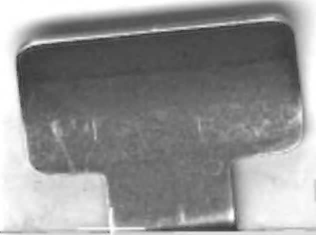
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1900.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

MF 2/8

AP 30
L53
1900

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
OCT 16 1978

Digitized by Google

I. Wissenschaftliche Beilage.*)

Freytag und Treitschke. Von Alfred Semerau 1.
Klinger-Literatur. Von J. V. 2.
Eine Studienfahrt zu den Alterthümern des Orients. Von Dr. Paul Pfitzner (Schluß) 3.
Ein rheinisches Volkstheater. Von Dr. Karl Mohrmann 4.
Menschenfresserpoesie. Von Woldemar Frhrn. v. Biedermann 5.
Im Kaiserdom zu Speyer. Von A. Neuberg 6.
Calderon und Goethe. Zum 17. Januar. Von Alfred Semerau 7.
J. V. v. Scheffel in der Karlsruher „Donnerstags-Gesellschaft". Von Gebhard Zernin 8.
Die Falknerei am Dresdner Hofe. Von Robert Berge, Zwickau 9.
Die Sprache und Literatur der Finnen. Von Theodor Hermann Lange 10.
Der Kampf um das Pleißenland. Von W. Laurin 11.
Die Vorstellungen der alten Israeliten vom Leben nach dem Tode. Von Dr. Rebel 12.
Drei Briefe Emil Devrient's an Karl Theodor von Küstner. Mitgetheilt von Dr. phil. Erich Michael 13.
Gottsched's Gattin. Zum 2. Februar. Von A. v. Winterfeld 14.
Werdaus älteste Geschichte bis zur Erwerbung des oberen Pleißengebietes durch die Wettiner. Von Dr. F. Tetzner 15.
Aus der Vergangenheit der Burg „Schellenberg" und der „Schellenberger Pflege". Von Friedrich Klinkhardt 16.
Im Gebiet der Blauracke. Von Robert Berge, Zwickau 17.
Rund um den Lebasee. Von Dr. Halbfaß-Neuhaldensleben 18.
Eine neue Theorie über den Ursprung der Poesie und Musik. Von Alfred Müller 19.
Deutschland am Ausgang des 12. Jahrhunderts. Von e— 20.
Giordano Bruno. Zum 17. Februar. Von A. v. d. Ilm 21.
Wie der „Bua" auf dem Tanzboden singt. (Faschings-G'stanz'ln aus dem Böhmerwald). Von Joh. Peter 22.
Zunahme einheimischer Vogelarten. Von C. Krezschmar 23.
Fastnachtssitten. Von G. Terburg-Arminius 24.
Das Denkmal der Neuberin. Von Robert Waldmüller 25.
Zeitschriften zur Pflege deutschen Volksthums. Von R. B. 25.
Eine mongolische Hochzeit. Reise-Erinnerungen von C. M. Köhler 26.
Quer durch Nordamerika auf der Canadischen Pacificbahn. Von Dr. Bernhard Schwarz 27, 30.
Einige Blicke in die Pennälersprache. Von M. P. Rühlmann in Leipzig 28.
Statistisches von der Festung Königstein. Von Carl v. Metzsch-Reichenbach 29.
Paul Heyse. Zum 15. März. Von Alfred Semerau 31.
Die Abnahme der Sterblichkeit im 19. Jahrhundert. Von T. 32.
Aus dem Leben Guiseppe Verdi's. Von J. Mähly 33.
Vom Thee. Culturgeschichtliche Skizze von Martin Beck 34.
Orts- und Volksleumund in der Oberlausitz. Von Dr. Curt Müller 35.
Vorfrühling in Corsica. Von Dr. Bach 36.
Die Pariser Weltausstellung. Von Walter Gensel 37, 40, 44, 46, 53, 58, 61, 65, 70, 75, 79, 82, 86, 94, 99, 104, 115, 119, 121, 125, 129, 133, 138 (Schluß).
Gefiederte Freunde der Land- und Forstwirthschaft. Von C. Krezschmar 38.
Der Kiebitz. Zum 1. April. Von Dr. Martin Bräß 39.
Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft. 39.
Ein Gefangenen-Transport auf der Kama. Nach den Erinnerungen eines russischen Beamten. Von Erwin Bauer 41.
Recht und Gericht im Spiegel der Sprache. Von Hpt. 42.
Ein Tendenzroman vor 200 Jahren. Von R. B. 42.
Sechste Versammlung deutscher Historiker zu Halle a. S. Von Dr. Armin Tille 43.
Die neue geologische Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen. Von Dr. K. Fricker 44.
Oster- und Frühlingscult bei den nord- und südslavischen Landleuten. Von Alfred Hofmann 45.
Franz Freiherr von Gaudy. Zum 19. April. Von —g. 46.
Johann Heinrich Wichern. Zum 21. April. Von F. A. P. 47.
Der Rautenkranz im sächsischen Wappen. Von Dr. E. S. Zürn 48.
Italische Frühlingsfahrt. Bilder in Versen von La Mara 49, 55, 63 (Schluß).
Eine Centralbibliothek für die deutschen Blinden. Von D. Georg Buchwald 50.
Upsala. Von Dr. Friedrich Meier 50.
Oeffentliche Sitzung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 23. April 51, am 14. November 138.
Tuat geographisch und geschichtlich beleuchtet. Von D. A. S. 52.
Albert Moeser. Zum 7. Mai. Von Lic. Wermuth 54.
Der Einfluß des Mondes auf die Witterung. Von Prof. Dr. Lindemann-Dresden 56.
Johannes Gutenberg. Zum 12. Mai. Von Alfred Hofmann 57.
Feldmarschall Suworow. Zum 18. Mai. Von W. Stavenhagen 59
Bopp-Stiftung. 59.
Max Heinze und Wilhelm Wundt. Zum 20. Mai. Von Dr. Grimm 60.
Literatur zum Zinzendorf-Jubiläum. Von P. Th. Jensen 60.
Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf. Zum 26. Mai. Von Paul Th. Jensen 62.
Probleme des Vogelzugs. Von Dr. Martin Bräß 64.
Eduard Mörike. Zum 4. Juni. Von Alfred Semerau 66.
Die Einführung des Christenthums unter den heidnischen Wenden der Niederlausitz. Von Ewald Müller 67.
Neues über Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller. Von J. R. 68.
Schiller's „Maria Stuart". Zum 100jährigen Geburtstage der Dichtung. Von Paul Pasig 69.
Die Münchener Jahresausstellungen. Von Wilhelm Mauke. I. Glaspalast 71, II. Die Secession 77.
Die Oberammergauer Passionsspiele. Von Alban v. Hahn 72, 107.
Geld- und Münzverhältnisse in China. Von Dr. A. Serbin 73.
Wie der Tabak befehdet wurde. Culturhistorische Skizze von Martin Beck 74.
Dornburg. Von Julius R. Haarhaus 76.
Die Landwirthschaft in China. Von Dr. A. S. 78.
Die Eulen im Volksglauben. Von Dr. Martin Bräß 80.
Julius Mosen als deutscher Patriot. Zum 8. Juli. Von Richard Merkel 81.
Eine Donaufahrt von Belgrad bis Orsowa. Von Horst Höfer 83.
San Marco in Florenz. Von Dr. B. 84.
Der Hoangho und seine Ueberschwemmungen. Von Dr. A. S. 85.
Deutsche Bauausstellung Dresden 1900. Von Willy Doenges 87.
Aus dem Schatze der chinesischen Lyrik. Von Paul Pasig 88.
Johann Sebastian Bach in Leipzig. Zum 28. Juli. Von A. v. Winterfeld 89.
St. Petersburg und Umgebung. Von Dr. Friedrich Meier 90.
Friedrich Hölderlin's Verhältniß zu Goethe und Schiller. Von A. v. Winterfeld 91.
Geschichte der russischen Fabrik. Von —a. 91.
Andersen. Zum 4. August. Von Alfred Semerau 92.
Raffael's Verklärung Christi. („Die Transfiguration".) Zum 6. August. Von V. 93.
Chinas Pflanzenschätze. Von Dr. A. S. 95.
Einheimische Schmarotzer-Pflanzen. Plauderei aus dem Naturleben. Von C. R. Schneider 96.
Dorf und Bauernhof in Deutschland in geschichtlicher Betrachtung. Von —e— 97.
Heinrich von Plauen. Ein Charakter- und Lebensbild. Von Dr. W. Bruchmüller 98.
Nicolaus Lenau und die Musik. Zum 22. August. Von A. v. Winterfeld 100
Der Yangtse-Kiang. Von Dr. A. S. 101.
Bei den Yaqui-Indianern Anno 1900. Von M. L. 102.
Der Sonnenschein in der Landwirthschaft. Von J. Berthold 103.
Ein Sonntag in Paris. Von G. A. Frost 105.
Aus Argentinien. Von M. E. 106.
Fünfzehn Jahre Gehe-Stiftung zu Dresden. Von —a. 106.

*) Die angeführten Zahlen bezeichnen die Nummern.

Von Nagasaki nach Wladiwostok. Von A. v. A. 108.
Albrecht der Beherzte. Zum 12. September. Von Johs. Pasig 109.
Herzog Georg der Bärtige von Sachsen. Eine Skizze seines Lebens von Dr. Bernhard Wolf 110.
Die französische Kriegslyrik des Jahres 1870/71. Von R. N. 111.
Zur Hauptversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Dresden. 24.—28. Sept. 1900. Von —m— 112.
Gottfried Silbermann's Lebensgang. Biographische Skizze von Anna Löhn-Siegel 113.
Zur Jubelfeier der K. S. Fürsten- und Landesschule Grimma. Von J. Köhler 114.
Juristische Schriften. Von D. A. L. 114.
Neue Romane und Novellen. Von R. B. 115.
Die Randsachsen. Ein Beitrag zur sächsischen Volkskunde. Von G. A. Frost 116.
Das Alte Testament im Lichte neuer Denkmäler. Von Dr. Johannes Jeremias 116.
Kunst und Handwerk im alten Germanenlande. Von Martin Beck 117.
Arthur Fitger. Von Alfred Semerau 118.
Die Höhle von Monsumano. Von P. P. 120.
Giebichenstein und Ludwig der Springer. Von Hans Zillich 122.
Volksmittel und Zauberkünste. Ein Streifzug in das Gebiet des Aberglaubens. Von G. Triepel 123.
Chinesische Rechtspflege. Von Martin Beck. 124.
Die Weiße Frau des Zollerischen Hauses. Von e— 126.
Wildenbruch als Erzähler. Von Alfred Semerau 127.
Moltke als Gutsbesitzer. Zum 26. Oct. Von A. v. Winterfeld 128.
Die Sammlung des Königl. Sächsischen Alterthumsvereins zu Dresden in ihren Hauptwerken. Von —m— 128.
Luther's Leipziger Predigten. Von —d. 130.
Benvenuto Cellini. Zum 1. November. Von Alfred Sermerau 131.
Länder- und Menschenhandel in Thüringen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Mitgetheilt von P. v. Ebart 132.
Eine Kunstgeschichte der europäischen Gesammtentwickelung. Von Ht. 133.
Die Wendenkönige in Geschichte und Sage. Von Ewald Müller 134.
Die neue Weltgeschichte in geographischer Anordnung. Von A. Baldamus 134.
D. Martin Luther's Sprichwörtersammlung. Zum ersten Male aus Luther's Handschrift veröffentlicht. Von —d. 135.
Jean Paul Fr. Richter. † 14. November 1825. Von Paul Pasig (Ilmenau) 136.
Das Leopoldifest in Niederösterreich. Zum 15. November. Von —r. 137.
In chinesischen Gefängnissen. Von Martin Beck 139.
Goethe und der Unsterblichkeitsglaube. Von Rt Waldmüller 140.
Am Todtentag auf den Friedhöfen von Aleppo. Von Professor D. Gustaf Dalman in Leipzig 141.
Das — neue — sächsische Einkommsteuergesetz vom 24. Juli 1900. Von M. Siegel, Landgerichtsdirector 142, 144, 146.
Festgabe des Großen Generalstabes zu Moltke's hundertjährigem Geburtstage. Von —r. 143.
Englische Spiele. Von Dr. F. M.-Bournemouth 145.
Reinhold Fuchs. Von Lic. Dr. Kurt Wermuth 147.
Gellert als Lehrer und Erzieher. Zum 13. December. Von Dr. phil. Erich Michael 148.
Wangerooge. Von Ht. 149.
Bleisoldaten. Von C. M. 150.
Die lyrische Poesie der Inder. Von H. C. Kellner 151.
Erlauchte Gelegenheitsdichter. Literarische Studie von Paul Pasig (Ilmenau) 152.
Das Weihnachtsfest bei den Nord- und Südslaven. Von Alfred Hofmann 153.
Das Christfest in Sibirien. Von Fr. Wilh. Groß 154.
Die Hochgebirgskur für Lungenkranke. Von Einem, der sie selbst erprobte 155.
Wie man in China kauft und verkauft, wiegt und mißt. Von Martin Beck 156.
Eine humoristische Stellwagenfahrt in Tyrol. Von Anna Löhn-Siegel 157.

II. Hierzu Verzeichniß der größeren Beiträge für das Hauptblatt.

Ein Ausflug nach Finland. Von Friedrich Meier 1, 19.
Die Pfadfinder im Urwald der ostafrikanischen Sprachen. Von P. C. Paul 2.
Bekleidung kranker und gesunder Füße. Von Director Albers 2.
Plaudereien über das neue Recht. Von Landgerichtsrath Dr. Lobe 4, 10, 16, 22, 28, 34, 40, 46, 52, 58, 63, 69, 75, 81, 86, 91, 97, 103, 109, 115, 118, 120, 126, 137, 143, 147, 149, 155, 158, 161.
Der Dreikönigstag. Von Dr. Karl Reuschel (Dresden) 4.
Die Lutchen in der Niederlausitz. Skizze von Ewald Müller 4.
Nochmals die Hypothekentilgungs-Versicherung. Von T. 4.
Von Moskau über Warschau zur deutschen Grenze. Von Friedrich Meier 5.
Die Stimmung in England. Von W. F. B. 7.
Zur Riviera-Saison. Von Wilhelm Laurin 7, 16, 18, 22.
Die Engländerei in der deutschen Sprache. Von R. B. 9.
Karl Gerok. Zum 14. Januar. Von P. P. 10.
Beiträge zur Ortsgeschichte von Leipzig. Von Dr. Richard Markgraf 10, 42, 51, 64, 70, 82, 133, 151.
Der Deutsche Buchgewerbeverein und das deutsche Buchgewerbehaus. Von —r. 10.
Aus dem alten Bremen. Von —tg— 11.
Wirthschaftliches aus Paraguay. Von Capitän Jerrmann 11. Von R. v. Fischer-Treuenfeld 17.
Zur Unfallversicherungs-Novelle. Von W—r. 12, 14, 15, 17.
Der Königlich Sächsische Alterthumsverein 1825—1900. Ein Gedenkblatt zum 19. Januar. Von Ermisch 13.
Zur Dienstboten-Krankenversicherung (Eingesandt.) Von H—e. 14.
William Remlein. Von Prof. Dr. H. Meurer-Weimar 15.
Lessing in Leipzig. Zum 22. Januar. Von Dr. Richard Markgraf 15.
Johannes Haselberger. Von W. B. 15.
Hermann Lingg. Zum 22. Januar. Von —a— 16.
Die Zirbeldrüse. Von Dr. A. 16.
Ein Capitel aus Leipzigs Handelsgeschichte zur Zeit der Franzosenherrschaft. Von S. M. 16.
Heinrich von Rustige. Von A. v. W. 17.
Die Sächsische Bauernkunst. Von S.-M. 17.
Die Flottenvorlage und die deutsche Hansa. Von Ht. 18.
Ueber die Jubelfeier der Trützschler auf Falkenstein. Von Ebt. 18.
Londoner Brief. Von Wilh. F. Brand 19, 96.
Deutsche Städtebilder. Alsfeld, das hessische Nürnberg. (Von Dr. H.) 19. **Zeit und Schloß Moritzburg** (von —aj.) 43; **Stralsund,** das deutsche Venedig (von Dr. H.) 72; **Breslau** (von —aj.) 78; **Nürnberg** 141; **Innsbruck** 150; **Bozen** 154; **München** (von Sch.) 158; **Freudenstadt** (von M. K.) 229.
Der Riesengebirgsverein. Von Kl. 19.
Habsburg und Wettin. Ein Rückblick. Von f. 20.
Ein trübes Bild aus Leipzigs Vergangenheit. Von Dr. Richard Markgraf 21.
Zur Geschichte der Kartoffel. Von Martin Beck 22. Von Dr. W. Bruchmüller 24.
Der Sternhimmel. Von Dr. B. P., im Monat Februar 23, März 49, April 75, Mai 98, Juni 124, Juli 148, August 175, September 202, October 226, November 253, December 278, Januar 301.
Johann Christoph Gottsched. Zum 2. Februar. Von —g. 25.
Auf deutschem Schlachtschiff in Südafrika. Von Dr. Bernhard Schwarz 27, 28.
Die deutsche Waarenausfuhr nach den Vereinigten Staaten. Von f. 27.
Die Stechmücken als Krankheitsträger. Von Dr. A. 28.
Die Schießvorschrift für die Infanterie. Von H. L. 29.
Die Hungersnoth in Indien 29.
Die höhere Landwirthschaftsschule in Döbeln. Von Dr. Krantz 29.
Das südafrikanische Problem. Von Gustav Meinecke 31, 32.
Sport oder Turnen? Von Lic. E. Bröse 31.
Zum Handel zwischen Chursachsen und England. Von S. M. 31.
Joseph Führich 32.
Sächsische Städtebilder. Groitzsch (von L. K. J.) 33; **Johanngeorgenstadt** (von —r.) 74; **Frohburg** 90; **Rötha** (von Dr Krebs) 104; **Penig** (von F.) 119; **Bischofswerda** (von R. N.) 136; **Freiberg** 157; **Dippoldiswalde** (von Sch.) 208; **Treuen** (von —aj.) 263.
Ueber den Aberglauben mancher Schauspielerinnen und Schauspieler. Von Dr. Richard Markgraf 33.
Im Februar in Tivoli. Von Dr. B. 34.
Arzt und Publicum. Von Dr. A. 34.
Bärenhäuter Nr. 2. Von C. Droste 35.
Südengland während des Krieges. Von Dr. F. M. 35.
Die neue Anordnung des deutschen Zolltarifs. Von f. 36.
Hallali. Von Fritz Frenzel 37.
Besuch einer wendischen Spinnstube. Von Ewald Müller 37.
Das Meißner Porzellan für die Pariser Weltausstellung. Von G. W. 38.
Luther und Leipzig. Zum 18. Februar. Von Richard Markgraf 39.
Zuckerproduction und Zuckerverbrauch. Von f. 39.
Die neue Felddienst-Ordnung. Von H. L. 40.
Luther als Naturfreund. Zum 18. Februar. Von —g. 40.
Die „Auguste Victoria" im Hafen von Villefranche. Von C. W. 41.
Karl V. Zum 24. Februar 1500. Von C—. 45.
Belohnter Glaube. Von Hermann Jerwitz 45.

Digitized by Google

Richard Müller. Zum 25. Februar. Von O. B. 46.
„Werther“ von Jules Massenet. Von C. Droste 47.
Max Halbe's tausendjähriges Reich. Von L—r. 47.
Fastnacht bei den Wenden. Von Ewald Müller 47.
Heinrich Krieg. 48.
Bindehautkatarrh der Augen. Von Dr. S. 48.
Der fehlende 29. Februar. Von Dr. E. Tiessen 49.
Geheimer Rath Prof. Dr. Adolf Wach. 50.
Ein Ritt in den „versteinerten Wald“ und zur „Mosesquelle“ in der arabischen Wüste. (Anfang März.) Von P. P. 52.
Zur Geschichte der Leipziger Messen. Von Dr. Richard Markgraf 53. 197.
Zum sächsischen Gesetz über die Handelskammern 55.
Vorbereitung zum Hoffest. Von Ernst Kiesling 55.
Ergebnisse der phänologischen Beobachtungen in Sachsen 1898 55.
Savoir vivre. Novelle von E. Heydemann-Möhring 57, 58.
Zur Frühjahrsdüngung mit stickstoffhaltigen Düngemitteln. Von G. H. 58.
Europäische Städtebilder. Moskau. Von Dr. Friedrich Meier 59.
Zum Bußtage. Von F. Neumeister 60, Zum zweiten Bußtag. Von D. Kaiser 270.
Zur Geschichte des Bußtages. Von —aj. 60.
Johann Strauß in Warschau. Von Hermann Röber 60.
Experimente am Menschen. Von Dr. A. 60.
Sächsische Schlösser. Kriebstein 62, Rochsburg 68, Gnandstein 76 (von v. M.), Blankenhain 82 (von F.), Rochlitz 159, Grimma und Wurzen 166, Leisnig 172, Colditz 184, Wermsdorf 252, Hubertusburg 260 (von v. M.).
Karl Zöllner. Zum 17. März. Von C. Droste 63.
Die Sammlung Schulz. Von S.-M. 63.
Eine alte Geschichte. Erzählung aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts von E. Heydemann-Möhring 63.
Die Zukunft der deutschen Landwirthschaft. Von Dr. W. Bruchmüller 64.
Zum Handel mit Cuba, Portorico, Hawai und den Philippinen. Von f. 66.
Der englische Adel. Von Serbin 69.
Geh. Kirchenrath D. Löbe †. Von J. V. 72.
Zum Arbeitermangel auf dem Lande. Von Dr. W. Bruchmüller 74.
Theodor Flathe 75.
Die neueste Erklärung über die Ursachen der Lagerfrucht. Von G. H. 76.
Vornehme Bettler. Von Z. 78.
Mailand und die Scala. Von Dr. Umlauf 80.
Palmsonntag auf Corfu. Von Theodor Hermann Lange 81.
Ewige-Regimenter. Von M. D. 81.
Realschulmediciner und weibliche Aerzte. (Von einem Arzte.) Von Dr. A. 83.
Ostern in der Wendei. Skizze von Ewald Müller 84.
Das Kreuz in Sprache und Leben. Von B. B. 85.
Rotationsdauer des Planeten Venus. Von P. 85.
Ostern! Von v. Seydewitz 86.
Leipziger Kunstverein 86.
Ostern in Athen. Von Paul Bastig 86.
Ostertage im Odenwalde. Von C. K. Schneider 86.
Die Osterfeier in den russischen Gefängnissen. Von L. 86.
Geld für die deutschen Colonien. Von M. 88.
Melanchthon in Leipzig. Zum 19. April. Von —aj. 88.
Zehnte Jahresversammlung des sächsischen Gymnasial-Lehrer-Vereins. Von R. B. 89.
Ausfuhr Sachsens nach Nordamerika. Von f. 89.
Zollbegünstigungen für deutsche Colonialproducte. Von f. 90.
Endergebniß der Productionsstatistik. Von W. B. 90.
Unsers Königs Geburtstag. Von Alfred Jeremias 91.
Die Geburt der Sonne. Cantate. Von A. J. 91.
Magdalena Sibylla, die Gemahlin Johann Georg's I. von Sachsen. Von —aj. 91, 94.
Zum Schutz der heimischen Flora. Von G. H. 91.
Der Verbrauch von Baumwolle. Von f. 91.
Leipziger Spaziergänge. Von Julius R. Haarhaus 97, 103, 109, 115, 126, 143, 149, 155, 164.
Zum Leipziger Künstlerhause. Von *. 99.
Eine Leipziger Deputation bei Napoleon I. Zum 2. Mai. (Nach dem Berichte eines Augenzeugen.) Von Dr. Richard Markgraf 99.
Aus Oberammergau. Von A. v. H. 100.
Eduard Wunder. Zum 4. Mai 101.
Vom Obersalzberge. Von R. W. 102.
Die Photographie in natürlichen Farben. Von Volkmar Müller 102.
Das Leipziger Kunstgewerbemuseum. Von S.-M. 104.
Aus dem Sprachenbabel in Oesterreich. Von Robert Waldmüller 106.
Aus dem Londoner Saison-Leben. Von Wilh. F. Brand 107.
Vom Deutschen Buchgewerbehause. Von Volkmar Müller 108.
Generalmusikdirector Hermann Levi †. Von W. M. 111.
Ernst v. Bandel, der Schöpfer des Hermannsdenkmals. Zum 17. Mai. Von —g. 112.
Wetterregeln vom Mai. Von R. B. 112.
Zu Karl Goldmark's siebzigstem Geburtstag. Von C. D. 114.
Zwerg-Menschen. Von Hermann Röber, Leipzig 114.
Von der Weltausstellung. Von W. G. 115, 127, 158.
Das Saalthal in der Gegend von Rothenstein und Altenberga. Von G. H. 116.
Oberhof und die hohe Möst. Von S. Mättig-Willkomm 117.
Frühling im Isarthal. Von R. H. Willkomm 118.
Die staatliche Schlachtviehversicherung in Sachsen. Von P. 119, 120, 121.
Neue Sculpturen von Max Klinger 120, 126.
Eine Wanderung durchs Schwarzwasserthal 121.
Von Gehlberg zum Haus der „Gemeinde Gabelbach“. Von S. Mättig-Willkomm 123.
Entartung. Von Dr. A. 120.
Jubiläums-Aufführung der „Meistersinger“ am Münchener Hoftheater. Von C. Droste 120.
Rothenburg ob der Tauber. Von D. O. 125.
Pfingsten. Von G. Schnedermann 126.
Politische Triebfedern in Frankreich. Von —tg— 126.
Pfingsten in der Lausitz. Von E. M. 126.
Die deutsche Präcisionsmechanik und Optik auf der Pariser Weltausstellung. Von A. W. 127.
Volksaberglauben in der Apotheke. Von M. G. 128.
Von Füssen nach Meran. Von Ernst Franke 131, 132.
Die Bierbrauerei in Sachsen. Von f. 133.
Die erneuerte Schloßkirche zu Wechselburg. Von A. L. 154.
Die staatliche Organisation Chinas. Von Dr. S. 135.
Die Sterblichkeit des Jahres 1899 in deutschen Orten mit 15 000 und mehr Einwohnern. Von T. 136.
Tabakbesteuerung in Deutschland. Von f. 136.
Im Ridnaunthale. Weiler Stangen und Gilfenklamm. Von Friedrich Fleischer-Leipzig 137.
Großsedlitz, ein vergessenes Paradies. Von Guido Mäder 139.
Das obere Etschthal. Von Sch. 140.
Der diesjährige Pfingstverkehr auf den sächsischen Staatseisenbahnen. Von —x. 140.
Das Postwesen Chinas. Von R. 141.
Madonna di Campiglio. Von Dr. Bruhns 142.
Auf chinesischen Festungswällen. Von Rudolf Zabel 143.
Das Leipziger Johannismännchen. Von V. 143.
Zur Wechselburger Affaire. (von n.) 144, (von H.) 145.
Das Eisackthal. Von Sch. 144.
Das Universitätsstudium der Frauen. Von H. 145.
Branntweinverbrauch im Deutschen Reiche. Von f. 145.
Der Olperer. Eine Bergfahrt im Zillerthal. Von B. 146.
Beim Friseur. Von Dr. K. 146.
Zur deutschen Zuckerausfuhr nach den Vereinigten Staaten. Von f. 147.
Statistik der sächsischen Universitätsstudenten. Von H. 148.
Auf classischer Spur im Herzen Thüringens (zugleich ein Wink für die Reisezeit). Von Paul Bastig (Ilmenau) 149.
Neue physiologische Forschungen. Von Dr. A. 149.
Vom Brenner zum Hochfeiler. Von Fritz Arned 152.
Zur Besteuerung des Tabaks. Von f. 152.
Auf der Alm. Novelle von Robert Waldmüller 156, 161, 167, 173, 179, 185 (Schluß).
Ueber russische Credit- und Rechtsverhältnisse. Zur Warnung und Belehrung unserer Ausfuhrhändler 156.
Zum Ursprung des Namens Rosenthal. Von Dr. W. Bruchmüller 160.
Die wendische Mittagsgöttin. Von Ewald Müller 162.
Presse und Heilkunde. Von Dr. V. 163.
Die Feldpost. Von R. 169.
Sport, Spiel und sonstiger Zeitvertreib der Chinesen. Von Dr. S. 170.
Zur Würdigung Johann Sebastian Bach's. Von R. B. 173.
Ein Ausflug ins Chamonix-Thal. Zugleich eine Anregung für Ferienreisende. Von R. 174.
Monza. Von Julius R. Haarhaus 175.
Der Entdecker des Aluminiums. Zum 100. Geburtstage Friedrich Wöhler's 175.
Im Siebengebirge. Von Dr. W. Bruchmüller 176.
Vom Sonnenstich 177.
Auf dem Hohentwiel 178.
Von Oberstdorf nach Trafoi. Von G. L. 180, 182.
Zähne und Körper. Von Dr. V. 182.
Generalfeldmarschall Graf Waldersee 183.
Das neue Verlagsrecht. Von Dr. H. 185.
Der oberste Kriegsrath in Frankreich. Von O. W. 190.
Ein Besuch der Schlachtfelder bei St. Privat. Von G. A. Frost 190.
Kindererinnerungen aus großer Zeit. Von J. R. 191.
Ueber Zahn- und Mundpflege. Von ** 191.
Das Kamenzer Forstfest (20.—23. August). Von Cl. Zöllner 192.
Die Beleuchtung einer sächsischen Bergeshöhe. Von Arthur Prüfer 194.
Im fränkischen Hügellande. Von R. B. 196.
Eine Wanderung im Lechthal. Von S. Mättig-Willkomm 197.
Zur hundertjährigen Erinnerung an den ersten Wegweiser durch die Sächsische Schweiz. Von Oberbürgermeister am Ende 197.
Saifenhäusl und der Prindlberg. Von B. 197.

Digitized by Google

Die Schlucht in den Vogesen. Von J. R. 198.
Lauterberg im Harz. Von Dr. S. in L. 202.
Ein Schlußwort über Nietzsche. Von J. R. 203.
Auf dem Ortler. Von P—z. 203.
Am französischen Strande. Von M. H. 206.
Die sächsischen Staatseisenbahnen im Jahre 1899. Von —x. 208.
Die Kreuzkirche in Dresden. Von y. 209.
Unter französischen Soldaten. Von G. A. Frost 209.
Ein Asiate über die europäische Cultur. Von C. K. 210.
Der Personenverkehr auf den sächsischen Staatseisenbahnen im Jahre 1899. Von —x. 210.
Die Verbreitung der Wetterberichte im Gebiete des landwirthschaftlichen Kreisvereins der Oberlausitz zu Bautzen. Von Prof. B. 211.
Ueber die Testamente der albertinischen Landesherren vor Kurfürst August. Ein Gedenkblatt zum Todestage des Herzogs Albrecht. Von Dr. jur. Theodor Distel-Blasewitz 212.
Marie v. Ebner-Eschenbach. Von Alfred Semerau 212.
Die wirthschaftliche und sociale Bedeutung der deutschen Landwirthschaft in ihrem Verhältniß zu Industrie und Handel. Von Dr. W. Bruchmüller 212.
Zum 70. Geburtstag von Marie v. Ebner-Eschenbach. Von J. R. 213.
Klausen in Südtirol. Von E. Th. Weidemüller 214.
Der Güterverkehr auf den sächsischen Staatseisenbahnen 1899. Von —x. 214.
Ein Besuch bei Frau Hütt. Von Fritz Kraner 215.
Aus der alten Schule. Zum 23. und 24. September. Von W. 221.
Im Nebelmeer auf den Lilienstein. Von H. St. 221.
Herbst. Von R. B. 222.
Feier des 50jährigen Bestehens der königl. sächs. Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden. Von Erwin Beck 223.
Das Radfahren in ärztlicher Betrachtung. Von Dr. A. 223.
Die Hauptversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Dresden. Von Ht. 224, 226, 227.
Im Kloster auf dem Kreuzberg der Rhön. Reise-Erinnerungen von Dr. Max Heber 224.
Leipziger Poudrette. Von Dr. O. Böttcher 226.
Zum Abschluß der neuen Handelsverträge. Von f. 227.
Die Neubauten im Leipziger Zoologischen Garten. Von A. 227.
Schwester Angela. Eine Klostergeschichte von Anna Bechler 227.
Einfuhr gefälschter Lebensmittel aus dem Auslande. Von W. B. 227.
Absolute Meistbegünstigung? Von H. S. 228.
Ein vergessener Winkel im Neckarthal. (Dilsberg.) Von Dr. H. 230.
Peter Rosegger über die evangelische Bewegung in Oesterreich. Von W. B. 233.
Die Rosen des Herrn Candidaten. Von S. Abelung 233.
Die Ankäufe der deutschen Kunstgewerbemuseen auf der Weltausstellung in Paris. Von S.-M. 234.
Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen bei Saalfeld. Zum 10. October 235.
Das Römercastell Saalburg. Von Dr. S. 237.
Zum Landarbeitermangel im Osten. Von W. B. 238.
Herbstfahrten durch Tirol. Von Wilhelm Manke-München 239.
Der Silber- und Goldschatz des preußischen Königshauses. Von —f. 239.
Zwei Herbsttage im Erzgebirge. Von H. V. 240.
Ein erinnerungsreiches Kirchlein. Von R. Waldmüller 241.
Greuelscenen um Leipzig vor und während der Völkerschlacht. Ein Gedenkblatt zur Denkmalsfeier. Von P. G. 242.
Die Zukunft Hollands und seiner Colonien. Von W. B. 244.
Mein erstes bestelltes Portrait. Novelle von S. v. Abelung. 245, 247.
Moltke und Leipzig. Von Dr. Richard Markgraf 248.
Französische Colonialpolitik. Von f. 248.
Moltke's Mutter. Ein Lebensbild zum 100jähr. Geburtstage des großen Strategen. Von Dr. Julius Pasig 249.
Das Leipziger Goethe-Denkmal. Von * 250.
Wider die Nörgler. Von —tg— 251.
Pietà. Skizze von E. Heydemann-Möhring 251.
Chinesische Seezölle. Von f. 252.
Die ärztlichen und zahnärztlichen Prüfungen auf den deutschen Universitäten im Prüfungsjahr 1898/99. Von T. 252.
Ein Schulbau, der 18 Jahre dauerte. Von L. Herrmann 253.
Großes Wörterbuch der lateinischen Sprache 253.
Einiges von der Fallsucht. Von Dr. A. 253.
Versuche einer Militärreform in Frankreich. Von —rr. 254.
Der Rektorwechsel an der Universität Leipzig. Von K. S. 254.
Die Walstatt von Breitenfeld. Von Julius R. Haarhaus 254.
Ein wendisches Kindtauffest. Von Ewald Müller 255.
St. Hubertus. Von —f. 255.
Mein Großvater. Aus dem Leben eines alten Künstlers. Von Anna Bechler 256.
Rationelle Düngung. Von W. B. 256.
Das zukünftige Eisenbahnnetz in Südafrika 259.
Zur Hygiene des Kehlkopfes. (Nach einem Vortrag von Professor Dr. A. Korner-Rostock.) 259.
Das chinesische Geldwesen. Von Professor Albert Braune, Handelsschuldirector a. D. 259.
Zur deutschen Einfuhr aus Italien. Von —f. 260.
Junker und Socialdemokratie. Von W. B. 261.
Eine Reise von Siam nach Hongkong. Von A. v. A. 261.
Der erste evangelische Bürger Leipzigs. Auf historischer Grundlage. Von Dr. Richard Markgraf 262.
Nach Frankreich zogen zwei Grenadiere. Von Hermann Höffer-Dresden 262.
Der Puppenspieler von München. Von W. M. 263.
Ein von Luther benutzter Taulerband. Von G. B. 264.
Statistische Betrachtungen über das sächsische Schulwesen im Allgemeinen. Von V. 265.
Das Lützner Schlachtfeld. Von Julius R. Haarhaus 265.
Ein Prinz als Armenpfleger. Von Oberbürgermeister am Ende 265.
Auf der Flucht. Von S. v. Abelung 268, 269.
Heinrich Porges †. Von W. M. 269.
Herbsttage in Lausanne. Von Ed. Müller vom Wald-Eck 270.
Zum deutschen Handel in Argentinien. Von f. 271.
Die Furcht vor dem Ausland. Auch ein Freihandelsargument. Von W. B. 272, **Noch ein Freihandelsargument.** Von W. B. 275.
Die Ergebnisse der Weltausstellung. Von C. 272.
Die elysäischen Felder von Arles. Von Georg Meyer-Wurzen 273.
Ein Künstlerloos. Aus dem Leben. Von Anna Bechler 273.
Die künstlerische Hebung der Damenkleidung. Von Willy Doenges-Dresden 273.
Die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers. Von W. B. 274.
Das Lichtheilverfahren des Prof. Finsen bei Hautkrankheiten. Von Dr. A. 274.
Wie man in Brüssel den Altmarkt schön erhält. Von Cornelius Gurlitt 275.
Eine Erinnerung an Jenny Lind. Von F. H. P. 276.
Die Betriebsunfälle beim sächsischen Steinkohlenbergbau. Von St. 278.
Das neue französische Schnellfeuergeschütz. Von O. W. 279.
Weihnachten in Schneeberg. Zum 1. Advent. Von Alfred Doß 279.
Zwei Kinderfreunde der Weihnachtszeit. Von Paul Pasig 282.
Die Rentabilität der einzelnen Linien der Sächsischen Staatseisenbahnen. Von —x. 283.
Ellen Crane und das Londoner Kind. Von Emy Gordon 285.
Jubelfeier des Conservativen Landesvereins 286.
Gothaischer Hofkalender 1901. Von Prof. Dr. K. Siegen 288.
Die deutschen Schutzgebiete. Von B. 289.
Reichstagsrede des sächsischen Bundesrathsbevollmächtigten Grafen v. Hohenthal anläßlich des Centrumsantrages betreffend die Freiheit der Religionsübung 289.
Die Einfuhr amerikanischer Fleischwaaren und das Fleischbeschaugesetz. Von f. 289.
Zur allgemeinen Wirthschaftslage des Deutschen Reiches im Jahre 1900 290, 295, 299, 300.
Der Marienbrunn. Von Paul Pasig 291.
Ein neues Werk von J. V. v. Scheffel. Von Gebhard Zernin 292.
Zum deutschen Handel mit Finnland. Von f. 293.
Der Handelsvertragsverein. Von W. B. 295.
Der Bauer und die Getreidepreise. Von W. B. 296.
Französisches über Deutschland. Von —tg— 297.
Der Weihnachtsmann. Eine Weihnachtsgeschichte von Anna Bechler 297.
Eine Winterwanderung im Erzgebirge. Von M. Br. 297.
Weihnachten. Von D. Kaiser 298.
Friede auf Erden. Von J. R. 298.
Noch eine Weihnachtsgeschichte. Von Sophie von Abelung 298.
Weihnachten im Krankenhause. Von Arthur W—m. 298.
Vom Essen und Trinken. Von Dr. A. 298.
Salz-Gewinnung und -Besteuerung im deutschen Zollgebiet im Jahre 1899. Von T. 299.
Nr. 3000. 300.
Ein Kreuz auf Elsaß-Lothringen, von einem Franzosen gesetzt. Von J. R. 301.
Die Frequenz der deutschen Universitäten, mit besonderer Berücksichtigung der sächsischen Studenten. Von H. 301.
Wollindustrie und Schafzucht in Deutschland. Von f. 301.
Volkskundliches aus dem alten Leipzig. Von G. W. 302.

Digitized by Google

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 1. Dienstag, den 2. Januar, Abends. 1900.

Freytag und Treitschke.

Anfang des Jahres 1862 lernten sich Freytag und Treitschke kennen, als dieser auf seinen Posten als Privatdocent der Geschichte in Leipzig von einem Studienaufenthalt in München zurückkehrte. Da der Dichter regelmäßig den Sommer auf seinem Landsitze Siebleben bei Gotha verbrachte, traten sie erst im kommenden Herbst in ein vertrauteres Verhältniß. Freytag war damals sechsundvierzig Jahre alt, Treitschke achtzehn Jahre jünger. Schon ein Jahr später verließ dieser Leipzig für immer und so war es der persönliche Umgang eines einzigen Winters — bei Kitzing, einer Bierstube in Leipzig, wo sich Freytag's politische Freunde, „Die Verschwörung“ nannte es Treitschke gern, in den fünfziger und sechziger Jahren dreimal in der Woche Abends zum Gespräch versammelten —, der eine für das ganze Leben dauernde Freundschaft begründet hat; nur um Jahresfrist ist der ältere Meister dem jüngeren im Tode vorangegangen. Wenn sich Freytag und Treitschke auch später nur verhältnißmäßig selten gesehen haben, so wurden doch stets Briefe gewechselt zwischen ihnen über Alles, was sie interessirte. Sie sprachen von ihren gegenseitigen Arbeiten, sandten sich ihre neuen Werke und baten um offene Kritik. Die Briefe, so weit sie sich erhalten haben, veröffentlicht und dadurch zu einer intimeren Kenntniß der beiden bedeutenden Schriftsteller beigetragen zu haben, ist das Verdienst des Hirzel'schen Verlags, in dem ja auch die andern Werke Freytag's und Treitschke's erschienen sind. Alfred Dove begleitete den Text mit kurzen Anmerkungen, die sehr nützlich und angenehm sind, und schrieb auch „ein paar unbefangene Worte“ als Einleitung, die mit einem ebenso treffenden als schönen Bilde anhebt: „In alexandrinischen Tagen, als man die Meister der griechischen Literatur historisch zu erfassen begann, stellte man ihre Bildnisse gern in Gestalt von Doppelhermen auf: Vorgänger und Nachfolger auf demselben Gebiete wurden paarweise auf's Engste mit einander verbunden. Wer kennt nicht als schönes Beispiel dafür Herodot und Thucydides, heut' im Museum zu Neapel? Gleich einer Zwillingsfrucht wachsen die Büsten aus einem einzigen starken Pfeiler hervor; er vergegenwärtigt den Stamm gemeinsamen Volksthums, der diese blutsverwandten Geister trug. Das eine Hinterhaupt ist mit dem andern verschmolzen, als hätten die Worte beider Männer ein und derselben leitenden Idee gehorcht. Das Antlitz aber schaut hüben und drüben in voller Eigenart nach seiner Seite aus und wird je für sich vom nämlichen Licht in verschiedener Weise getroffen; es sind eben doch, persönlich gesondert, zwei Abschnitte eines Zeitalters, die uns dies Gebild in geschichtlichem Zusammenhange vor Augen führt.“ So gehören Gustav Freytag und Heinrich v. Treitschke unter den bedeutenden Schriftstellern der deutschen Literatur nach 1840 eng zusammen; nicht etwa, als ob sich in ihren Werken der nationale Geist am vollkommensten für diese Zeit fände, sondern insofern, daß wir, fragten wir nach Schriftstellern, bei denen ein selbstbewußtes Deutschthum in der Einheit und Fülle seiner Idee den Kern ihres Wesens bildete und die deshalb den begleitenden Gefühlen der Freude wie des Stolzes den reinsten und kräftigsten Ausdruck verliehen haben, Niemanden unter ihren Zeitgenossen diesen beiden an die Seite zu setzen hätten. Unablässig vor allen Andern strebten sie danach, nationale Gedanken als solche entweder in poetischer oder historischer Fassung, in ruhiger Erörterung oder bewegter Ansprache, dem sittlichen und politischen Dasein ihres Volkes zuzuführen. Gerade hierauf beruhte ihre tiefe und weite Wirkung in einer Epoche, deren hauptsächliche Aufgabe weit über das ganze geistige Eigenleben der Literatur hinaus im durchdachten Zusammennehmen der Volkskräfte zur Gründung und Befestigung eines nationalen Staatswesens bestand. Und erst recht darauf beruhte das persönliche Verhältniß Freytag's und Treitschke's zu einander: Die Sache des Vaterlandes brachte sie zusammen. Treitschke hat, in der schönen Adresse zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum des Freundes, dessen Bedeutung als Dichter, Historiker, Publicist kurz mit treffenden Worten hervorgehoben. Zur Zeit jener ersten Begegnung hatte Freytag nach allen drei Richtungen die Höhe seiner Leistung bereits erreicht. Die Journalisten lebten auf jeder Bühne, Soll und Haben ging von Hand zu Hand; von den Bildern aus der deutschen Vergangenheit waren schon die drei Bände über die neueren Jahrhunderte veröffentlicht; die Grenzboten galten seit länger als einem Jahrzehnt mit Recht für die beste politische wie literarische Wochenschrift. Auf jedem seiner Gebiete war Freytag der gleiche Mann, gemäß seinem klaren ordnungsliebenden an Selbstbeherrschung gewöhnten Wesen schied er streng die Gattungen seiner Geistesarbeit von einander, Hand in Hand mit seiner Vielseitigkeit ging seine objective Stilgerechtigkeit. Unergründliche Gemüthstiefe und dämonische Macht der Leidenschaft verräth seine Dichtung nicht, die ja auch an Phantasie nicht überreich ist, aber nie hat Jemand durch strenge Zucht aus seinem Talente mehr gemacht als er; kein anderer war stets so seiner Mittel Herr, so seiner Ziele gewiß. Alle classischen und romantischen Einflüsse schied er schon früh von sich aus und gewöhnte sich, für seine Zeit durchaus modern zu empfinden. Er verstand indeß auch ebenso bestimmt seine eigene schlichte Offenheit von der tendenziösen Weise des mitstrebenden jungen Deutschlands abzusondern. Zur Lyrik hatte er wenig Anlage, das wußte er gut und übte sie nicht lange, um so ernster war seine Arbeit in der dramatischen Kunst, bis er ihr wenigstens im Lustspiel den Preis des Jahrhunderts abgewann. Seiner im letzten Grunde doch mehr behaglich epischen Natur ergab sich dann von selbst die leichtere Technik des Romans. Freytag war eine Erscheinung der rechten Mitte, ein Realist gegen die hohe Vorzeit gehalten, von uns aus angesehen voller Ideale, ein gesunder Mann von besonnen mäßigem Schwung, freier Heiterkeit, fröhlich mittheilsamer Laune, ein Wortführer alles Tüchtigen, Gediegenen und Echten, in Wahrheit ein Dichter nach dem Herzen jenes ehrlich schaffenden Bürgerthums, in dem er mit Recht die ausschlaggebende Kraft seines Volkes in seinen Tagen sah und das er bei Tugend und Glück, in eigenem und fremdem Ansehen mit warmem Eifer zu erhalten suchte. In den Journalisten und der verlorenen Handschrift werden Politik und Wissenschaft rein als menschliche Gegenstände für die Poesie behandelt und selbst in den Ahnen bleibt der Dichter als solcher bei der Sache. Nichts als ein freilich bedenkliches Stilprincip der Kunst war hier die Sucht nach Echtheit in der Sprache. Es reizte Freytag nicht, Culturbilder im Stil des Professorenromans zu entwerfen, da er diese Arbeit längst als Gelehrter mustergiltig gethan hatte. Daneben allerdings war er ein Mann der Wissenschaft, ein echter Gelehrter, hatten ihn doch einst nur äußere Umstände dazu vermocht, ungeduldig der akademischen Laufbahn zu entsagen. Mit einem guten Theil seines Wesens war er in der Periode unseres vorwaltenden Professorenthums zu Hause, weit entschiedener als Treitschke, der dieser Zeitschicht jugendlich entwuchs und dessen unvergleichliche Wirkung auf dem Katheder, seine Verführungskunst, wie Freytag scherzend schreibt, aus anderen persönlichen Eigenschaften entsprungen ist. Dagegen verrieth in der mündlichen Mittheilung, in Vortrag und Geberde Freytag leicht einen lehrhaften Zug, der denn auch öfters in den Briefen bisweilen in schalkhafter Selbstironie zu Tage trat. In der Sache selbst ist er unseren Historikern beizuzählen, ja er behauptet einen durchaus eigenthümlichen Platz unter ihnen. Auf dem Umweg durch die germanische Philologie war er zur Geschichte gelangt, in kritischer Methode durch Lachmann unterwiesen, von

Jacob Grimm sehr beeinflußt. Teutonische Empfindung hielt ihn, wie er selbst gesteht, von der universellen Höhe Ranke's fern, aber wie er mit dessen erster Schülerreihe in gleichem Lebensalter stand, so theilte er mit dieser Generation von Haus her die Gabe der Anpassung an die Vergangenheit, den historischen Takt, volle Gründlichkeit, weise Vorsicht, sicheres Gleichgewicht zwischen Einbildungskraft und prüfendem Verstande. Indem er nun hiermit die Freude des Germanisten am nationalen Leben in der ganzen Breite und Tiefe seiner Strömung verband, kam er schon als junger Docent auf den Plan einer deutschen Culturgeschichte, wie er ihn in reifen Jahren so meisterhaft im Cyklus seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit ausgeführt hat, der dann in der prächtigen Lebensgeschichte Karl Mathy's seinen Abschluß fand. Eine historisch ungegliederte Gesammtidee blieb die Einheit der Volksseele bei Grimm und den Seinen, erst Freytag brachte sie vor unsern Augen zur geschichtlichen Entfaltung; es ist eine innere Culturgeschichte, der die äußere dient, aber keineswegs fehlt, denn im Gemüth der Menschen wies Freytag uns zugleich das Spiegelbild der umgebenden Welt und der Schicksalsläufte. Einsichtig wurde dabei Typisches und Individuelles abgegrenzt; aus der Masse ragen einsam die Helden auf, auch sie vornehmlich als großes Erlebniß der Nation gefaßt, das ihr von höherer Hand aus ihren eigenen Säften geheimnißvoll zubereitet wird. Alles das aber bot als Product gewissenhafter Forschung uns die anmuthige Erzählung und Schilderung; nur Jemand, dem Geschmack unter allen Umständen für ein Zeichen des Unwissenschaftlichen gilt, könnte daran poetische Zuthaten finden. Ebenbürtig von Natur lagen in Freytag der Dichter und der Geschichtschreiber: Publicist ist er aus Pflichtgefühl Angesichts der deutschen Revolution geworden, sehr erklärlich, da er Politiker nicht in leidenschaftlichem Sinne, nur im beschaulichen war. Als Preuße genoß er von jeher die Wohlthat eines wirklich deutschen Staates, aber er hielt sein bürgerlich entwickeltes Volk für fähig und würdig und also auch für berechtigt, an dieser Wohlthat nicht nur passiv, sondern activ theilzunehmen. Auch solchem Liberalismus genügte er jedoch bis 1848 so gut wie dem nationalen Einheitsstreben durch bloße Sympathie, erst das Mißgeschick Preußens oder, wie er in einem Briefe an Treitschke 1872 humoristisch andeutet, das Unglück Friedrich Wilhelm's IV. drückte ihm die politische Feder des Journalisten in die Hand. Durch den Sieg der Revolution schienen die liberalen Wünsche erfüllt, aber das Ansehen Preußens in Deutschland lag tief darnieder; zu dessen Vertheidigung trat Freytag als Leipziger Grenzbote auf den Plan und so kläglich jener erste Versuch zur Herstellung preußisch-deutscher Hegemonie in die Brüche ging, mit desto beharrlicherem Muth ist er selber diesem politischen Programm, in der maßvollen Gestalt einer bundesstaatlichen Einigung, treugeblieben. Während der trüben fünfziger Jahre galt es dann freilich noch dringender eine andere Defensive, den Schutz des jungen Verfassungslebens gegen die Umtriebe und Gewaltsamkeit der eingetretenen Reaction. Die Wirksamkeit einer nur halbpolitischen Wochenschrift in Tagen wie jene war beschränkt auf Rath und Belehrung, auf stärkenden Zuspruch an die Gebildeten, um sie in der einen wie in der anderen Hinsicht bei unverzagter Gesinnung festzuhalten. Aber gerade dafür war Freytag in dauerhafter sittlicher Wärme der richtige Mann, er hat viel dazu beigetragen, daß die nationale Hoffnung auf Preußen nicht erlosch, daß die constitutionelle Rechtsidee sich aufrecht hielt. Daß er dabei die Bedeutung der liberalen Grundsätze, die Macht der öffentlichen Meinung überschätzte, wie man noch aus seinen Briefen an Treitschke in den Jahren 1865 und 1866 erkennt, ist nicht weiter verwunderlich. Nicht ohne Befremden empfand er dann mehr und mehr das Emporkommen anderer Werthe und Kräfte im öffentlichen Leben. Wie er auch sonst in seinem Schaffen immer zur rechten Zeit aufzuhören verstand, zog er sich im Beginn des Jahres 1873 nicht ungern aus der Journalistik zurück, aber politisches Interesse und patriotisches Gefühl blieben in ihm bis zu dem letzten Athemzug lebendig.

Als Treitschke Freytag's Freundschaft gewann, waren seine vaterländischen Gedichte und ein Bändchen lyrischer Studien schon seit geraumer Zeit erschienen; sehr ernstlich hatte er sich auch bis vor Kurzem mit dramatischen Entwürfen getragen, seine anhaltende Beschäftigung mit der Poesie bewies auch eine Reihe schöner Aufsätze über fremde und deutsche Dichter. Nicht minder glänzend und lebensvoll reihten sich ihnen einige Essays über historische Stoffe an. Als Docent trug er Geschichte einer für den Anfänger beispiellos großen Zahl begeisterter Zuhörer vor und schon begann er die Forschung für eine mit Salomon Hirzel verabredete deutsche Geschichte im Zeitalter des Bundestags. Seine Habilitationsschrift über die Gesellschaftswissenschaft, wie ein Aufsatz über die Freiheit und ein paar durch Gneist angeregte Studien über englische Institutionen dienten der theoretischen Politik, aber auch rein journalistisch hatte sich der junge Schriftsteller schon über bairische und sächsische Zustände in politischen Correspondenzen vernehmen lassen. Neben starken nationalen Tönen erklangen dabei auch helle liberale, in einem heftigen Absagebrief an die Preußischen Jahrbücher wegen ihrer schüchternen Haltung gegenüber der Bismarck'schen Preßverordnung, den Treitschke unmittelbar vor seiner Abreise von Leipzig für die Grenzboten schrieb, wurden Recht und Pflicht der nach links hin erweiterten liberalen Partei mit einer Entschiedenheit betont, die den Doctrinarismus Freytag's jugendlich zu überbieten schien. Wenn man dies Alles zusammennimmt: Dichtung, Historie und Publicistik, scheint es, als hätte sich die gleiche oder doch sehr ähnliche literarische Erscheinung abermals vor uns erheben wollen. Aber ganz anders stellt sich uns heute Treitschke dar, und ganz eigenthümlich erschien er schon dem älteren scharfblickenden Freunde. Treffende Worte hat Freytag gesprochen, als Treitschke aus dem Leipziger Freundeskreise schied. Von der Dichtung des jungen Docenten redete er nicht, wohl aber bezeichnete er ihn selber als ein Stück erhebender Poesie; auch als Historiker nannte er ihn nicht eigentlich, sondern nur im Allgemeinen als fertigen Gelehrten, dagegen sehr bestimmt rühmte er den politischen Gesinnungs- und Kampfgenossen, besonders indessen feierte er als Aeußeres die mächtige Wirkung edler Rednergabe, als Inneres die groß angelegte Natur des Menschen an sich in seiner Kraft und Lauterkeit, den fest und rücksichtslos entschlossenen Helden, der Ethos und Pathos bewundernswerth in sich vereint, und weissagte ihm ein öffentliches, an Schicksalen reiches Leben. Dieselbe Auffassung klang durch alle Briefe Freytag's deutlich hindurch, von vornherein erblickte er die künftige Stelle des nationalen Erziehers der Jugend mit ebenso treffender Ahnung in Berlin. Noch im letzten wehmüthigen Schreiben von 1894, in dem er das stille Dulderthum des vielgeprüften Freundes beklagte, erbaute er sich wieder an dessen feuriger, energischer Natur und zählte ihn zu den dramatischen Charakteren auf der Erdenbühne. Wenn man Freytag's Wesen und Wirken übersichtlich zerlegen muß, so ist man bei Treitschke stets auf den genialen Kern seiner Persönlichkeit, auf die Einheit eines großen Lebenszwecks hingewiesen. Früh ward durch schmerzliches Schicksal in Treitschke's Seele die große Gluth von leidenschaftlicher, aber immer kindlich reiner Empfindung in die Richtung heroischer Willenskraft gedrängt, ihm fiel das Loos unabwendbar zunehmender, endlich völliger Taubheit zu. Es hat ihn allmälig vereinsamt, verinnerlicht, in sich selbst bestärkt, schon aus dem ersten Kampf mit dem Kummer war er jedoch als Sieger mit dem muthigen Entschluß zu dennoch ungetrübter Daseinsfreude hervorgegangen. Wie nun sein Herz von angeborener Liebe zu seiner Nation erfüllt war, so wandte sich sein Geist mit ebenso ursprünglichem Triebe dem Kreise des Wollens und Handelns im Volksleben, also dem Staate zu; was bei Freytag sittliche Angewöhnung, war bei Treitschke Drang des Talents, der politische Beruf. Aber der deutsche Staat, der den jungen Schlesier umhegt hatte, lag dem Sachsen jenseits der Grenzpfähle fern wie ein gelobtes Land. Das politische Scheinwesen der Heimath erschien seiner brennenden Sehnsucht bald als verächtliche hassenswerthe Lüge, und der wachsende Zwiespalt, in den er so mit dem geliebten Vater gerieth, half den dramatischen Schwung in seinem Streben zu fast tragischer Höhe steigern. So verdichtete sich Treitschke's Sein und Denken in ein einziges stürmisches Werben für die nationalpolitische Idee. Die liberalen Impulse, die er von der vorausgehenden Epoche überkam, haben bei ihm in Wahrheit stets eine dienende Rolle gespielt; auch er theilte eine Zeit lang den allgemeinen Glauben, daß Preußen zum Werke der deutschen Einigung nur in liberaler Rüstung schreiten könne, daher jener scharfe Ausfall gegen die Bedrückung der preußischen Presse, der bei näherer Prüfung die flüchtige Farbe des Liebeszorns zeigt. Im Grunde war schon damals Treitschke im Freytag'schen Kreise das, was er bald danach vor Aller Augen ward, der Herold nicht sowohl Bismarck's selber, als seiner That, der Prophet unserer Einheitskriege, der nach Prophetenart im Eifer übers Ziel hinausschoß, denn die geschichtlich unbegründete

Forderung des Einheitsstaates hat der nüchterne Genius des leitenden Staatsmanns weislich nicht erfüllt. Ein Held also, der seine ganze Person zum Schutz und Trutz vor die einmal ergriffene Fahne stellte: es begreift sich leicht, daß wir als Leser Treitschke's immer den Mann vor uns sehen. Wie es jedoch der thatkräftig begeisterte Wille ist, der bei ihm den Flug der Phantasie, den Strom der Empfindung, den Gang der Gedanken lenkt, wie jenes Banner seines politischen Ideals ihm beständig über dem Haupte weht, so wird man ihn nicht als geborenen Dichter zu betrachten haben, auch als wahrer Historiker wird er sich selbst gegenüber einen schweren Stand haben. Die natürliche Form seiner Aeußerung, schriftlich oder mündlich, ist die des Redners; ungestört bei der Sache ist er als Politiker, als Publicist. Frühzeitig gab sich selber Treitschke als Dichter auf. Der Goethekenner Salomon Hirzel nahm seine poetischen Studien deshalb nicht ungern in Verlag, weil er diesen Gedichten ansah, daß ihr Verfasser in Zukunft ihm Werthvolleres bringen werde. In der That fehlte diesen Gedichten wie den älteren es weder an Bedeutung noch an Form, aber doch an der innern Freiheit schöner Kunst, an jener unbewußten Erfindung, die bei dem echten Dichter den Eindruck unerklärlicher Eingebung macht, die eben nur aus der völligen Hingabe des Subjects an den selbstgeschaffenen Gegenstand entspringt. Der dramatische Charakter, wie ihn Freytag so treffend Treitschke zuspricht, muß darum selbst noch kein Dramatiker sein. Zwischen beiden liegt ein Moment der ästhetischen Abkühlung gegen das eigene Selbst, den Treitschke weder bei seinem Heinrich von Plauen noch den andern dramatischen Plänen erreicht hat. Nicht nur seine Essays jedoch wie auch seine deutsche Geschichte beweisen das feinste Verständniß für die wirkliche Dichtung, jenes Stück Poesie, das ihm als Menschen selbst eigen war, kommt in seinen Werken überall zu vollem Ausdruck. Seine Erzählung, noch mehr seine Schilderung sind vom Wiederschein eines überaus reichen, stets erregten Gemüths mit poetischem Schimmer übergossen, der tiefe Athemzug seiner Rhetorik berührt uns nicht selten wie ein Ringen nach Gesang. Energisch fortschreitend als Historiker entwickelte sich Treitschke als Historiker. Von Anfang an besaß er die geniale Fähigkeit, vergangenes Leben noch in der einstigen Wärme seines Blutes nachfühlend zu erfassen und vorzuführen. In den akademischen Vorträgen wird er wohl von ihr gleich in stetigerem Zusammenhang Gebrauch gemacht haben, literarisch gelangte er dazu erst verhältnißmäßig spät. Ein rhetorisch gerichtetes Talent, dramatisch leidenschaftlicher Charakter, ein publicistisches Bedürfniß nach angewandter Geschichte, Alles führte ihn zur Wahl und Betonung einzelner Züge und Momente je nach Lust und Zweck, wofür ihm das Herz schlug, wie er gerade wollte. So griff er zur Kunstform des Essays, die er ebenso geistvoll und farbenreich handhabte als Macaulay, aber greller pointirt, noch weiter entfernt von episch anmuthender Ruhe. Es ist bewundernswerth, wie ihn später sein großes Geschichtswerk von Band zu Band mehr stilistisch erzog, was Freytag immer gehofft und voraus gesagt hatte. Treitschke selbst hat in einem Briefe an Sybel vom Jahre 1882 diese Wandlung an sich bemerkt, aber er nahm sie zugleich noch bedeutsamer, innerlicher: „Mein Blut ist leider zu heiß für einen Historiker, aber wie die Darstellung im zweiten Bande schon ruhiger ist als im ersten, so denke ich auch fernerhin an mir selbst zu arbeiten, fleißig im Thucydides zu lesen und allmälig mehr in den historischen Stil hineinzukommen.“ Wenn man hiermit vergleicht, was er achtzehn Jahre früher während der ersten Vorarbeit an Freytag schrieb: „einstweilen lese ich den Tacitus und studire den Ton, welcher dem Erzähler schmählicher Dinge geziemt“, so wird klar, daß er unter historischem Stil nun zugleich das Streben nach Objectivität verstehen gelernt, jene gelassene Stimmung, die ihm früher so fern gelegen hatte. Der Wandel der Zeiten hatte das Seine dazu gethan. In praktisch politischer Absicht allein hatte Treitschke dereinst die Geschichte des deutschen Bundes zu schreiben übernommen. Der Bund war zerstört und das ersehnte Reich bestand — also konnte aus der geplanten Anklageschrift eine lebendig anschauliche, ästhetisch genießbare Darstellung werden. Zu einem Thucydides freilich ward Treitschke nie, das schwerste historische Gebot, das der geistigen Feindesliebe, die jede geschichtliche Erscheinung gleich tief von innen heraus zu begreifen sucht, ging ihm gegen seine streitbare Heldennatur. An die höchste Leistung seiner Publicistik, den auf diesem Gebiet classischen Aufsatz „Bundesstaat und Einheitsstaat“, der das Jahrhundert einsam wie Freytag's Journalisten überragt, reicht die deutsche Geschichte an stilvoller Größe nicht heran, aber die künftigen Geschlechter werden in ihr andächtig und dankbar lesen. Den dauernden Gehalt seines Denkens über Staat und Politik zusammenzufassen, ward ihm nicht vergönnt, denn der Tod nahm ihn nicht wie Freytag erst am Ziel hinweg. Gute Kameraden, treue Genossen bei dem gemeinsamen Werke, das ja ihre Lebensaufgabe ausmachte, sind Freytag und Treitschke bis an das Ende ihrer Tage geblieben und unwillkürlich treten uns zwei tapfere Kämpfer vor die Seele, die man wohl mit jenen Beiden vergleichen kann, Sickingen und Hutten. Der tapfere Ritter war ja auch ein Ahn Treitschke's mütterlicherseits und ihm hat der Dichter einmal zugerufen zum Dank für seine „tugendhafte, unerschrockene Muthsamkeit“: „Und wünsch dir damit, nicht als wir oft unsern Freunden pflegen, eine fröhliche sanfte Ruh, sondern große ernstliche tapfere und arbeitsame Geschäft, darin du vielen Menschen zu Gut dein stolzes heldisch Gemüth brauchen und üben mögest.“ Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— Das Kreuz im Erlösungsplane Jesu. Von Prof. Dr. Friedrich Zange, Director des Realgymnasiums zu Erfurt. Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1899. 43 S. gr. 8°. — Ein frisch und warm und mit großer Freude an den kirchlichen Erlösungsglauben geschriebener Vortrag, der eine biblisch-geschichtliche Frage mit schließlicher Nutzanwendung auf die Unterweisung der Jugend behandelt. Hat Jesus seinen Tod am Kreuze vorher gewußt und gewollt? Diese von neueren Theologen vielfach verneinte Frage wird mit Nachdruck bejaht, und das Ja mit dem Nachweis begründet, daß es zu Jesu Erlösungsplan gehört habe: der Tod des Messias war von Jesus (wie nach ihm von der Christenheit) als das einzige Mittel erkannt und gewollt, die sündigen Menschenherzen umzugestalten und zu allem Guten zu befähigen. Es ist sehr anerkennenswerth, daß für die im Allgemeinen vernachlässigte geschichtliche Betrachtung des Kreuzestodes Jesu so die fragende Theilnahme weiterer Kreise erweckt wird. Die hier gebotene Antwort wird m. E. auch im Großen und Ganzen richtig sein. Zu bedauern ist nur, daß der sonst gut belesene Verfasser sich die ganze reiche Literatur der letzten zehn Jahre über Jesu Gedanken vom Reiche Gottes mitsammt den darin liegenden Beiträgen zur Vertiefung der Frage und schärferen Gestaltung der Antwort hat entgehen lassen, insbesondere die Auskunft, das Kreuz Jesu bedeute „die Ausscheidung der jüdischen Sondergelüste aus dem Gedanken eines Königreiches Gottes“ (vgl. 1. Cor. 1, 21 f.; Gal. 5, 11). Der Verfasser eines neueren Werkes über die Lehre Jesu heißt Wendt, nicht Wend (S. 37). G. Schnedermann.

— J. T. Beck (weil. Professor in Tübingen), Erklärung der Propheten Nahum und Zephanja, nebst einem Totalbild der Zukunft. Herausgegeben von H. Gutscher (in Basel) und J. Lindenmeyer (in Köndringen). Gütersloh, Bertelsmann, 1899. VI u. 168 S. kl. 8. — F. W. Stellhorn (Professor in Columbus, Ohio), Die Pastoralbriefe Pauli übersetzt und erklärt. II. 2. Timotheus- und Titus-Brief; im Anhang der an Philemon. Im gleichen Verlag und Jahr. 147 S. gr. 8. — Zwei Beiträge zur Schriftauslegung von warmen Bibelfreunden für solche, auf Grund des Urtextes. Der erstgenannte in weiterem Verfolge der Herausgabe der Werke Beck's durch Lindenmeyer, den eifrigen Verehrer dieses eigenartigen, von seinen Schülern oft wohl etwas einseitig herausgestrichenen theologischen Lehrers; der zweite in Anlehnung an deutsche gelehrte Auslegungswerke einfach und anspruchslos vom Standorte amerikanischer evangelisch-lutherischer theologischer Bildung aus in das Wortverständniß der genannten Briefe einführend. Beide zur Mehrung schlichter Freude an der heiligen Schrift bei Abwesenheit kritischer Bedenken brauchbar und in diesem Sinne zu empfehlen. G. Schnedermann.

— Kölling, D. W., Die Satisfactio vicaria, das ist: Die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung des Herrn Jesu. II. Bd.: Der Aufbau. Gütersloh, Bertelsmann, 1899. XVI, 428 S. gr. 8. 6 M, geb. 7 M. — Der erste Theil dieses Werkes, Vorfragen behandelnd, erschien 1897 und ist damals in der Wiss. Beil. (1897, Nr. 64) kurz besprochen und in seiner Eigenart beschrieben worden. Darauf muß nun hier der Kürze wegen zurückverwiesen werden, schon deswegen, weil

der Verfasser selbst im vorliegenden zweiten Bande (Vorwort S. XIII) jene Besprechung anzieht. Er thut dies in einer den damaligen Ausstellungen an der Form des Buches liebenswürdig die Spitze abbrechenden Weise, indem er den Schein kirchenfürstlicher Unnahbarkeit nicht nur zurückweist und erklärt, sondern durch Beweisung wahrhaft christlichen „Sichsagenlassens“ wirklich entkräftet. Dies sei vor Allem mit dankbarer Freude verzeichnet. Im Uebrigen hält der zweite Band durchaus, was der erste versprach, indem er die Lehre von der „stellvertretenden Genugthuung“ in einer sehr charaktervollen, originellen und bedeutenden Weise von dem Boden der lutherischen Orthodoxie aus und in ihrem Sinne, wie mit dem Rüstzeuge ihrer Gelehrsamkeit, gegen moderne Anfechtung und Abschwächung ausführt, begründet und vertheidigt. Kein Liebhaber der kirchlichen Lehrüberlieferung wird das Buch ohne herzlichen Dank für heilsame Anregung, Vertiefung und Gewissensschärfung lesen, und auch Andersdenkende werden dem ehrwürdigen Verfasser ihre Ehrerbietung angesichts seiner tief ernsten und warmen, ja begeisterten Darlegungen nicht versagen können. Daß der Theolog von Fach in mancher Beziehung hinsichtlich der Methode wie hinsichtlich der Ergebnisse Fragezeichen zur Hand haben wird, kann hier nur angedeutet werden. Der Unterzeichnete hält insbesondere (zu S. 386 ff.) die Lehre von der Trinität nicht für das Fundament, sondern für den Schlußstein der christlichen Lehre. G. Schnedermann.

— **Die neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Konferenz.** Exegetisch-homiletisches Handbuch in Verbindung mit anderen Geistlichen herausgegeben von D. Reyländer, Superintendent und Pfarrer in Bochow. 1. Lieferung. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1900. 80 Seiten. Preis 1 ℳ. — Die Epistelreihe der von der Eisenacher Kirchenconferenz 1896 aufgestellten neuen Predigttexte will dieses neue Handbuch behandeln, um den Predigern exegetisch und homiletisch zu Hilfe zu kommen. Die erste Lieferung läßt so viel erkennen, daß der Schwerpunkt nach der exegetischen Seite gelegt wird, was sein gutes Recht und in Hinsicht auf die viel zerstreute, sehr reichhaltige und deshalb nicht mehr leicht zu beherrschende exegetische Literatur unserer Zeit seinen Werth hat. Die homiletischen Rathschläge machen sich nicht breit, sondern ergeben sich als Resultat einer tüchtigen, auf dem griechischen Grundtext fußenden Exegese. Sie sind — bis auf etliche citirte „Dispositionen“ — weniger formell ausgearbeitet und auch weniger umfangreich als in anderen Handbüchern (ich denke besonders an die hier schon mehrfach besprochenen sehr brauchbaren Werke des Pastors Lic. v. Langsdorff). In der vorliegenden Lieferung hat der Herausgeber, wie es scheint, nur die treffliche Einleitung geschrieben, während die sechs Episteln, die sie umfaßt, von drei Mitarbeitern behandelt worden sind. Methodisch differiren diese drei ein wenig (der mit E. H. zeichnende verfolgt am meisten die brauchbare eklektische Methode des Lange'schen Bibelwerks). Inhaltlich aber sind sie des einen Lobes gleich würdig, daß sie grundsolide Arbeit liefern. Ein endgiltiges Urtheil läßt sich vor Abschluß des Werkes, das 10 bis 11 Lieferungen umfassen soll, nicht wohl abgeben.

Lic. Neuberg.

— **Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken.** Von Gottfried Kögel, Regierungsrath. I. Band: 1829—1854. Mit einem Bildniß in Lichtdruck. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1899. 6 ℳ, geb. 7,50 ℳ. 272 S. — Das Lebensbild eines Kögel darf auf Interesse in weiteren Kreisen rechnen. Der Sohn hat die Aufgabe übernommen, seines Vaters Geschichte zu schreiben. Eine Fülle von Material stand ihm zur Verfügung: der Briefwechsel seines Vaters, die von Kögel selbst dictirten Lebenserinnerungen, die bis 1855 reichen, und ein reicher Schatz von persönlichen und Familienerinnerungen. — Die Lebensbeschreibung ist auf 3 Bände berechnet. Der vorliegende erste umfaßt die Kindheit, die Lehr- und Wanderjahre und schließt ab mit Kögel's Ordination und Amtsantritt in Nakel. Der Verfasser hat sich in diesem Band die Aufgabe gestellt, „darzulegen, wie im Knaben und Jünglinge bereits die Keime vorhanden waren und sich entwickelten, die demnächst in dem Manne zu reichen und bedeutsamen Früchten ausreiften“. Der Verfasser ist seiner Aufgabe in geradezu glänzender Weise gerecht geworden. Die Lectüre des Buches ist ein hoher geistiger Genuß, sie fesselt von Anfang bis zu Ende. Der Stoff ist trefflich geordnet, das große Material von Briefen, Gedichten und Aufzeichnungen geschickt in die Darstellung eingeflochten, so daß sie mit wunderbarer Lebenswahrheit und Treue auf uns wirkt. Die Zeichnungen der Charaktere sind zum Theil Meisterstücke. — Daß der Verfasser seinen Vater so oft selbst zu Worte kommen läßt, müssen wir ihm ganz besonders danken. Wir thuen dadurch tiefe Blicke in eine durchaus wahrhaftige edle Natur, wir erleben mit ihr Ringen nach immer größerer Klarheit und innerer Freiheit, wir fühlen mit Freud und Leid, das aus ergreifenden Gedichten uns entgegen klingt. — Von allgemeinem Interesse sind die Partien, in denen des Studenten und Candidaten Kögel Verhältniß zu großen Zeitgenossen geschildert wird. Tholuck und Julius Müller, der Schwiegervater Kögel's, Neander und Nitzsch, aber auch Stahl, Gneist und der Landtagsabgeordnete v. Bismarck treten in charakteristischen Zügen uns vor Augen. Höchst anziehend ist auch die Dresdner Periode geschildert. Kögel wirkte dort etwas über ein Jahr als Religionslehrer am Blochmann'schen, später Vitzthum'schen Gymnasium und stand in intimem Verkehr mit dem Dresdener Künstlerkreis, aus dem ein Rietschel, ein Schnorr, ein Ludwig Richter besonders hervortreten. Ein ausführliches brauchbares Register ist dem Bande angehängt. — Alles in Allem: wir danken dem Verfasser für seine werthvolle Gabe und sprechen ihm die Bitte um baldige Fortsetzung des Werkes aus. J. N.

— **Dr. Georg Hartmann, Der Krieg in Süd-Afrika und seine Lehren für Deutsch-Südwest-Afrika.** (Mittler & Sohn, Berlin.) — Ein vortrefflich geschriebenes Büchlein bespricht ein zeitgemäßes Thema von allgemeinstem Interesse und verdiente die größte Verbreitung, zu welcher der billige Preis von 75 ₰ die Möglichkeit bietet. Dr. Georg Hartmann, lange Jahre activer deutscher Officier, hat in mehrjähriger persönlicher Anschauung Südafrika und im Zusammenleben mit dessen Bewohnern die verschiedenen, uns erst in den letzten Monaten und dabei in oft überraschender Weise bekannt werdenden Elemente der Boeren, der Engländer in Südafrika, der Eingeborenen dort in ihrem eigentlichen Wesen erkennen können. Alles, was er sagt über die Unvermeidbarkeit der kriegerischen Verwickelung zwischen den Boerenrepubliken und England, über die Möglichkeiten ihres Verlaufs und ihre schließliche Lösung, hat ungemein viel Ueberzeugendes. Scharfes Beobachten, ein klares, nüchternes Urtheilen ohne jede Voreingenommenheit gegen oder für eine der kämpfenden Parteien zeichnen das Schriftchen aus, welches in ebenso überzeugender Weise nachweist, daß durch diese acute Lösung die Frage, ob England soll die allein gebietende Macht sein auf der Südspitze von Afrika, durch die England völlig verblüffende Thatsache, daß schon die beiden kleinen Boerenrepubliken im Stande sind, der ständigen Machterweiterungsgier des mächtigen Albion ein Halt zu gebieten, sich ausgewachsen hat zu einer Bedrohung der Weltmachtstellung Englands überhaupt, daß nunmehr auch deutsche Interessen recht wesentlich mit ins Spiel gezogen werden und Deutschlands Weltmachtstellung in nächster Zukunft schon entschieden werden muß durch die Antwort des deutschen Volkes auf die Mahnung: Bitter noth ist uns eine starke deutsche Flotte! Bitter ist die Lehre, die England jetzt empfängt dafür, daß es aufstreben, wachsen will, ohne die Last der allgemeinen Wehrpflicht auf sich zu nehmen und seinem Landheere zu geben, was es haben muß an Uebung und Schulung zum Kampfe mit ebenbürtigen Gegnern; möge es Deutschland erspart bleiben, am Ende des 20. Jahrhunderts zu bereuen, daß es erstrebt hätte eine Weltmachtstellung mit Schaffung des Wohnraumes für seine stetig sich mehrende Bevölkerung in fremden Welttheilen, ohne bereit zu sein, alsdann auch willig zu tragen die Kosten einer starken Flotte! P.

— **„Wie heißt der Hund?“** Internationales Hundenamenbuch von **Dr. Rudolf Kleinpaul.** Leipzig, Verlag von H. Schmidt und C. Günther. 1899. — Gerade noch rechtzeitig kommt dieses Buch, welches in „originellem Krokodilpapierumschlag“, geheftet und beschnitten, 6 Bogen stark für 1 ℳ zu haben ist, um den vielen Interessenten auf den Geschenktisch gelegt zu werden. So wenigstens glaubt der Verfasser. Auf 88 Seiten werden uns gegen 500 Namen — Hundenamen — vorgeführt. Erschöpft ist damit aber das Thema noch nicht, wir wissen wenigstens noch einige andere. Im Gegensatz zu dem Hrn. Verfasser sind wir aber der Ansicht, daß der Büchermarkt dieses Buch entbehren konnte, und daß es für die Nachwelt ziemlich gleichgiltig ist, wie berühmte Menschen und Hundefreunde ihre Ammi's genannt haben, mit welchem Kosenamen alte Jungfern die ihrigen gerufen.

—o—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 2. Donnerstag, den 4. Januar, Abends. 1900.

Klinger-Literatur.

Max Klinger hat, wie einst der ihm am meisten geistesverwandte Arnold Böcklin, hart um die Anerkennung seines Künstlerthums kämpfen müssen. Unbekümmert um die Gunst oder Mißgunst Derer, die ihrer Kunst mit kritischem Scharfblick entgegentraten, sind Beide, nur sich selbst lebend, ihren Weg gewandelt; Beide sind bis zur Ungerechtigkeit verketzert worden. Beide haben es aber auch erlebt, daß ihnen, als in ihrer Art mit den Größten der Nation, gehuldigt worden ist. Nur das Alter unterscheidet in dieser Hinsicht Beide von einander: Böcklin ist weit später zu dieser allgemeinen Anerkennung gelangt als unser berühmter Landsmann in Leipzig. Vor etwa zehn Jahren dachte man wie gesagt auch über ihn anders als heute. Auf Ausstellungen, wo Werke von ihm zu sehen waren, erklärten ihn die Einen für ein originelles Talent, das ebenso bald wieder verschwinden würde, wie es gekommen sei, die Anderen für eine amüsante Erscheinung, die da zeige, zu welchen Perversitäten die moderne Kunst sich hinreißen lasse und was man von solch kühnen Neuerern dereinst erwarten müsse. Es fehlte auch nicht an solchen, die ihn für verrückt hielten, so daß sich für die, die in ihm das bahnbrechende Genie der Gegenwart sahen, ein Wort bestätigte, das einmal der bekannte Dresdner Bildhauer Ernst Hähnel ausgesprochen hat: „Jedes Genie tritt in den Augen der Mitwelt als Verrückter auf.“ Merkwürdig ist, daß ihn in seiner Bedeutung die Franzosen frühzeitig erkannt haben. Noch bevor eines seiner Werke in eine der deutschen Galerien gelangt war, schrieb Eugen Michel, der Biograph Raphael's und Rembrandt's, der vielseitigste und gelehrteste der französischen Kunstgelehrten der Gegenwart, von ihm: à peine dans la moitié de l'âge il a conquit à la côté du vieux Menzel la première place à la tête de l'art contemporain allemand. Die letztvergangenen Jahre haben uns die Erfahrung gebracht, daß in der allgemeinen Werthschätzung, die Klinger jetzt genießt, der französische Kritiker Recht gehabt hat. Diese Popularität, das Wort in seiner besten Bedeutung verstanden, äußert sich besonders auch in den zahlreichen literarischen Erscheinungen, die sich mit Max Klinger und seiner Kunst befassen. Wenn die Nachfrage und das Absatzgebiet solcher Schriften als Gradmesser für die Berühmtheit eines Menschen gelten könnten, so dürfte wohl Klinger in der geistigen Elite unseres Volkes sicher einen der obersten Plätze behaupten. Thatsache ist eins: Tausende befassen sich ernst und eingehend mit seiner Kunst; sie verfolgen den Entwickelungsgang des Künstlers, sie suchen in den Geist und Inhalt seiner Werke einzudringen, ganz abgesehen von Denen, die in Wort und Bild, in Poesie und Prosa aus seiner Kunst heraus Anregung zu eigenem Schaffen finden. Das nunmehr abgelaufene Jahr hat kurz hintereinander uns drei Biographien des Meisters gebracht und eine vierte, die schon seit längerer Zeit vorbereitet war, ist deshalb nur nicht erschienen, weil bei der großen Concurrenz die buchhändlerischen Aussichten auf Erfolg im Verkehr nicht groß genug zu sein schienen. Von den drei genannten Biographien ist uns die von dem Königsberger Professor der Kunstgeschichte Berthold Haendcke nicht zur Besprechung zugegangen. Es ist eine Studie, die wohl ursprünglich zu einem Vortrag bestimmt gewesen ist. Die beiden anderen verfolgen beide dieselbe Tendenz: sie lehren uns den Künstler kennen von seinem ersten Auftreten an, in Allem, was er geschaffen, was ihn bewegt hat, worin die Größe seiner vielseitigen Kunst liegt. Beide können für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, als Führer durch die Klinger'sche Kunst zu dienen. Franz Hermann Meißner hat Klinger einen Band seines bei Schuster & Löffler in Berlin und Leipzig erschienenen „Künstlerbuches“ gewidmet, nachdem er vor drei Jahren im Verlage von Franz Hanfstaengl in München ein großes Tafelwerk über Klinger veröffentlicht hatte. Das frühere Werk hat sich verhältnißmäßig wenig Freunde zu erwerben vermocht, weil die Auswahl der Abbildungen, für die allerdings Klinger selbst die Verantwortung trifft, nicht befriedigte, und weil der Text so übertrieben blumenreich und phrasenhaft geschrieben war, daß man nur mit Mühe sich durch ihn hindurch arbeiten konnte. Die zweite Bearbeitung, die Meißner von Klinger's Leben gegeben hat, bildet entschieden einen Fortschritt. Sie ist lesbar und theilweise recht fesselnd geschrieben; vor Allem aber gewinnt der Leser die wohlthuende Ueberzeugung, daß der Verfasser ein tüchtiger Kenner der zahlreichen Werke Klinger's ist. Auch die Geschichte seines Lebens, das glücklicher Weise nichts von Schicksalsschlägen weiß, sondern, so weit das überhaupt bei einem modernen Künstler der Fall sein kann, eher ruhig und harmonisch verlaufen ist, ist so ausführlich erzählt, wie man es nur wünschen kann. Klinger ist viel in der Welt herumgereist und er hat Dank der glücklichen Verhältnisse, unter denen er leben konnte, und Dank dem Scharfblick verständnißvoller Eltern sich lange im Auslande aufgehalten, ohne daß er auf Gelderwerb hätte zu sehen brauchen. Er war lange Zeit in Rom, in Brüssel, Paris; in Deutschland hat er in Karlsruhe, wo er Schüler von Gussow war, und in Berlin verschiedene Jahre gelebt. Solche biographische Daten, wie uns das Meißner'sche Buch mit aller Genauigkeit an die Hand giebt, muß man kennen, wegen der directen und indirecten Anregungen, die Klinger's Kunst durch Land und Leute empfangen hat. Verdient dieses Buch wegen seines sachlichen Inhalts und der warmen Begeisterung, mit der der Verfasser für den Künstler eintritt, unsere Beachtung, so werden wir auch die zweite Biographie mit Befriedigung aus der Hand legen. Sie ist von Max Schmid, Professor der Kunstgeschichte am Polytechnicum in Aachen, verfaßt und bildet einen Theil der bekannten von H. Knackfuß herausgegebenen, im Verlage von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig erschienenen Künstlermonographien. (Preis 4 M) Der nur spärlich illustrirten Schrift von Meißner gegenüber besitzt sie den großen Vorzug, daß wir den Künstler in seinen Werken kennen lernen. Nicht weniger als 104 Abbildungen schmücken die Schrift. Neben den bekannten Werken der Malerei und Bildhauerkunst, sowie der radirten Cyklen hat der Verfasser auf die Studienzeichnungen mit Recht einen großen Werth gelegt. In den Acten nach dem lebenden Modell, von denen das königl. Kupferstichcabinet in Dresden die kostbarsten besitzt, erscheint Klinger vielen Kennern als der größte deutsche Meister der Gegenwart. Es sei auch bemerkt, daß in dem Schmid'schen Buche eine große Anzahl der aus früher Zeit stammenden Federzeichnungen und Skizzen, die unser Leipziger Museum besitzt, nachgebildet ist. Der Druck der Abbildungen selbst läßt in einzelnen Fällen zu wünschen übrig, wohl eine Folge davon, daß der Druck entweder zu schnell erfolgt oder das Papier für Autotypien nicht recht geeignet ist. Textlich ist das Buch sehr brauchbar, es ist klar und anschaulich geschrieben und vermittelt somit eine klare Vorstellung von der Entwickelung unseres Meisters. — Zwei viel umstrittene und von der Kritik zum Theil hart mitgenommene Gemälde des Künstlers haben zwei kleine Studien veranlaßt, von denen die eine „Christus im Olymp“ erläutert von Paul Schumann (Dresden, Theodor Lichtenberg Nachfolger) als Führer bei der Betrachtung des bekannten großen Gemäldes auf der letzten Dresdner Ausstellung dienen sollte, während die andere, „Max Klinger's Kreuzigung in Hannover“ von Karl Schuchhardt (Hannover, Commissionsverlag von Schmorl und von Seefeld Nachf., Preis 50 ₰) ursprünglich als Vortrag bestimmt war, den der Verfasser im Hannoverschen Kunstverein [illegible]halten hat. Die Schrift ist eine Apologie.

Schuchardt's Bemühungen war es gelungen, das Klinger'sche Gemälde, das namentlich von Seiten der Theologen stark angefeindet worden ist, für das Kestnermuseum in Hannover zu erwerben, eine Thatsache, die, wie zu erwarten war, viel Aufsehen machte und die Kritik herausforderte, die ja nicht nur in Hannover sich mißliebig über eine derartige „Profanirung" eines öffentlichen Kunstinstituts geäußert haben würde. Wohlthuend ist in dem Schriftchen die warme, nicht übertriebene Begeisterung, mit der der Verfasser für Klinger eintritt. Vielleicht hat er mit dem Hinweis, daß das Klinger'sche Bild „ein so hohes Stück Menschenwürde in sich berge und ein solches Stück Kunst bilde, wie es selten von Menschenhand geschaffen wurde", nicht nur den engen Kreis Derer überzeugt, die für das Bild in Hannover eingetreten sind. Erwähnt sei als sachliche Berichtigung, daß man sich hier in Leipzig, wie der Verfasser angiebt, nicht mit dem Gedanken getragen hat, das Bild für das städtische Museum zu erwerben, da man durch seine Erwerbung nicht einen andern großen, dem Künstler zu ertheilenden Auftrag in Frage stellen wollte. (s. u.) Die Schumann'sche Erläuterung des „Christus im Olymp" ist eine feine Studie über den Inhalt und den künstlerischen Werth des Bildes. Zur Berichtigung der Angabe, daß das Gemälde vor zwei Jahren auf der hiesigen Ausstellung mangelhaft aufgestellt und deshalb nicht genügend zur Wirkung gelangt sei, sei bemerkt, daß diese Aufstellung nach der eigenen Angabe des Künstlers, in einem eigens für das Gemälde erbauten Raume erfolgt war, der in Größe und Beleuchtung genau Klinger's Atelier entsprach. Das Bild war also genau unter denselben Verhältnissen ausgestellt, unter denen es entstanden war. Mehr kann man wohl doch von einer Aufstellung nicht verlangen.

Bei aller Vielseitigkeit, die das Schaffen des Künstlers bisher bestimmt hat, mußte man sich doch sagen, daß er seit einigen Jahren sich mehr und mehr auf einem bestimmten Arbeitsfelde concentrirt hat. Seitdem er sein großes Gemälde „Christus im Olymp" vor etwa drei Jahren vollendet hat, ist abgesehen von einem Bildniß eines bekannten Bremer Kunstfreundes kein weiteres Gemälde aus seiner Werkstatt hervorgegangen. Und auch seine Thätigkeit als Radirer ist mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Der Cyklus vom Tode, namentlich dessen zweiter Theil, wohl das reifste, gedankenvollste und auch technisch vollkommenste Werk, das sein Griffel geschaffen, ist noch unvollendet, außer einigen kleinen Blättchen, die er selbst mehr unter dem Gesichtspunkt der Improvisation betrachtet, hat das abgelaufene Jahr uns nur den Ehrenbürgerbrief für Dr. Georgi gebracht. Diese Radirung wäre nicht entstanden, wenn nicht eine Gelegenheitsursache dem Künstler den Anlaß gegeben hätte. Dagegen hat Klinger sein ganzes Können mit aller Intensität und dem ungewöhnlichen Fleiße, der ihn auszeichnet, seit Jahr und Tag in den Dienst der Bildhauerei gestellt. Seine neuesten Werke, drei kleine tanzende Figürchen aus Bronze, die in den Besitz des Leipziger Museums übergegangene wunderbare Marmorstatue einer Badenden und die „Amphitrite" genannte Herme aus Marmor, die sich im Besitze des Banquiers Königs in Berlin befindet, alle diese Werke sind nicht nur durch die Ausstellungen in Leipzig und Dresden allgemein bekannt geworden, sondern sie haben Vielen die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Klinger's eigentliche künstlerische Stärke auf dem Gebiete der Plastik liege. Ein derartiges Urtheil hat manches Wahre an sich und man könnte für seine Berechtigung besonders anführen, daß augenscheinlich der Künstler selbst gerade diese Seite seines Schaffens absichtlich jetzt in den Vordergrund treten läßt. Der maßgebenden Stellung, die sich Klinger als Bildhauer errungen hat, verdankt eine Studie ihre Entstehung, die Georg Treu, den Director der Dresdner Skulpturensammlung, zum Verfasser hat. Sie wurde zuerst in der bekannten Kunstzeitschrift „Der Pan" veröffentlicht, und ist jetzt auch als Sonderdruck unter dem Titel „Max Klinger als Bildhauer" im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erschienen. Treu, der seit Jahren schon unerschrocken und mit Erfolg in den verschiedensten Kreisen Dresdens für unseren Künstler eingetreten ist und gleich Woermann und Lehrs seine Popularität in der sächsischen Hauptstadt fest begründet hat — Treu hat sich neuerdings auch dadurch wieder ein Verdienst erworben, daß er die in Gyps zum Theil nur improvisirte Gruppe eines Giganten oder Athleten, der sein am Boden liegendes Weib zu vertheidigen sucht, für das Albertinum vom Künstler in Marmor ausführen läßt. Die in mächtigen Dimensionen gedachte Gruppe, die den Namen „Drama" führt, war ebenfalls im vergangenen Sommer auf der Dresdner Ausstellung zu sehen. Wir müssen verzichten, auf Einzelheiten der geistvollen Ausführungen, die einen fein empfindenden Aesthetiker und geschulten Historiker verrathen, näher einzugehen, denn es ist schwer, aus einer solchen Studie einen Extract zu geben, weil man mit wenigen Worten dem Gedankengang nicht gerecht zu werden vermag. Treu faßt Klinger's sämmtliche plastische Schöpfungen als eine neue „Raumkunst" zusammen. Er analysirt uns diesen neuen Stil nicht nur an den bekannten Werken, den polylithen Halbfiguren der Salome und Kassandra, der Badenden, der Herme und Anderer, sondern auch an jenen Skulpturen, die scheinbar in den Augen Vieler eine untergeordnete Bedeutung gehabt haben, nämlich den Masken und Actfiguren, mit denen Klinger die Rahmentheile seiner beiden großen Gemälde, des „Parisurtheils" und des „Christus im Olymp" geschmückt hat. Der Verfasser zieht aber auch bereits das neueste Werk Klinger's, das die Oeffentlichkeit noch nicht gesehen hat, die gewaltige, sitzende Beethovenstatue in seine Betrachtungen hinein. Diese Statue, die im Modell seit vielen, vielleicht fünfzehn Jahren schon im Atelier des Künstlers steht, geht jetzt ihrer Vollendung entgegen. Beinahe alle in der Plastik verwendbaren Materialien, Marmor der verschiedensten Farbe, Onyx, Bronze, Elfenbein, antike Glasflüsse werden sich hier zu einer farbigen Wirkung vereinigen, die, ganz abgesehen von der plastischen Form, die Welt mit Erstaunen erfüllen wird. Es ist bezeichnend für Klinger's Werthschätzung des farbigen Steins, daß er schon vor vielen Jahren, als er lediglich Maler und Radirer war, und von einer seiner Originalskulpturen nur die Modelle vorhanden waren, bereits sein Streben auf diese packende Wirkung und die Echtheit des Materials gerichtet war. Bezeichnend ist aber auch für den jugendlichen Künstler der erwachende Zug nach monumentaler Größe, von der der Beethoven schon jetzt, wo die einzelnen Steinstücken noch nicht zu einem Ganzen zusammengefügt sind, Zeugniß ablegt. Interessant ist in der Treu'schen Schrift ferner die Nachbildung einer im vergangenen Jahre entstandenen Porträtbüste der Schriftstellerin Asenjeff. Viele, denen es z. B. unbekannt ist, daß die Salome des Leipziger Museums Porträtzüge trägt, die nur in Einzelheiten absichtlich vom Künstler etwas verflacht worden sind, werden Klinger hier zum ersten Mal als Porträtisten kennen lernen. Es ist ein charaktervoller, energischer Kopf mit einer üppigen Haarmasse, der einen wahren Triumph feiern dürfte, wenn das Gesicht in leuchtendem Marmor, das Haar in dunkelm Stein nachgebildet, die Augen vielleicht aus anderer Masse eingesetzt, vor uns dastehen wird. Manchen, die die Treu'sche Schrift lesen werden, wird auch die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke von Interesse sein. Bald ist es ein Natureindruck, die schönheitsvolle Gestalt eines Menschen — der Ausgang und Zielpunkt aller Kunst, wie Klinger sich selbst ausdrückt — die ihn reizt, den „schönen Leib in schönem Stein" zu bilden, bald ist es ein psychologisches Problem, eine seelische Stimmung ernster Art, die ihn zur Nachempfindung reizt, bald aber sind es auch rein äußerliche Momente, die sein Schaffen bestimmt haben. Ein schöner Marmorblock, der in der Politur eine farbige Leuchtkraft besitzt und wegen seiner Structur besondere Effecte verspricht, giebt ihm die Anregung zu einer Statue, zu einer Gruppe, die er, bevor er sie in flüchtigen Umrissen aufgezeichnet oder im Ton skizzirt hat, förmlich in den Block hineinsieht. So kommt es, daß bei ihm das Ausdrucksmittel der Form für diese Form selbst der bestimmende Factor geworden ist, und so erklären sich auch bei einzelnen seiner Werke gewisse Aeußerlichkeiten, an denen Manche sich nach der inneren Berechtigung gefragt haben: bei der Herme der Amphitrite z. B. der armlose Torso, bei der „Badenden" die verschränkte Stellung. Der Stein hat hier einfach wegen seiner geringen Dimensionen nicht mehr hergegeben. Berichtigend wollen wir nur bemerken, daß nicht die Salome des Leipziger Museums das Geschenk eines Leipziger Kunstfreundes ist, sondern die später erworbene Kassandra und daß nicht diese, sondern die Salome der Entstehung nach das frühere Werk ist. Sie ist in Stein erst im Februar oder März 1894 vollendet worden.

Wir können diese aphoristischen Bemerkungen über die neueste Klinger-Literatur nicht abschließen, ohne darauf hinzuweisen, daß von Max Klinger's eigener Schrift „Malerei und Zeichnung" (Leipzig, Verlag von Arthur Georgi, Preis 1,50 ℳ) vor Kurzem eine neue, dritte Auflage erschienen ist. Mehr als je ist es heutigen Tages Sitte, daß bedeutende Künstler ihre Gedanken über Kunst zu Papiere bringen. Am meisten ist Adolph Hildebrand's Schriftchen

über das „Problem der Form“ berufen gewesen, anregend zu wirken, wenn es auch nicht an Gegnern fehlt, die seine Ausführungen als principiell irrthümlich bekämpfen. Wilhelm Trübner in Frankfurt am Main, Paul Schultze-Naumburg und manch Andere — auch Arnold Böcklin's künstlerische Selbstbekenntnisse sind neuerdings im Pan veröffentlicht worden — haben als Schriftsteller eine sehr beachtenswerthe Stellung zur modernen Kunstbewegung eingenommen. Klinger's Schrift, für den Laien nicht ganz leicht verständlich, gehört zu den bekanntesten Erscheinungen dieser Gattung. Sie ist so oft schon citirt und in ihren Grundzügen so oft schon analysirt worden, daß der Hinweis auf eine neue Auflage hier genügen muß. Betont sei nur, daß die Kenntniß dieses Büchelchens schon um deswillen, weil Klinger darin sein ästhetisches und künstlerisches Glaubensbekenntniß abgelegt hat, für Jeden, der ihn als Künstler verstehen und schätzen lernen will, unerläßlich ist. Und damit sind wir auf die Persönlichkeit des Meisters, um den sich die vorstehenden Bemerkungen gruppiren, angelangt. In dem Augenblicke, wo wir diese Zeilen niederschreiben, ist er auf der Heimreise von Griechenland begriffen, wohin er sich, wie vor Jahren schon, einem Drange seines Herzens folgend, durchdrungen von der Schönheit der griechischen Inselwelt, in den vergangenen Octobertagen begeben hat. Aber nicht die landschaftliche Schönheit, nicht das tiefblaue Meer des griechischen Archipels, nicht der märchenhafte Zauber der Insel Corfu sind es allein, die ihn wiederum nach dem Süden geführt haben. In des Wortes eigentlichster Bedeutung: eine materielle Veranlassung hat seine Reise bestimmt. Auf der Insel Paros, wo jener leuchtende „Lychnites“ genannte Marmor gebrochen wird, den Phidias einst zu seinen Parthenonskulpturen verwendete, und der kleinen Insel Syra sind heutigen Tages noch die antiken Brüche, wenn auch in geringem Umfange, im Betriebe. Hier besorgt Klinger seine Einkäufe an Marmorblöcken, die unter seiner Hand Ausdruck und Form erhalten sollen. Und hat der Künstler für sie schon eine Bestimmung, schlummert in seiner Phantasie schon ein Werk, das nur der plastischen Ausführung noch harrt? Die Zukunft wird hierauf die Antwort geben. Auf dem Hofe des Grassi-Museums erhebt sich ein schlichter Bau, der nur ein provisorisches Dasein fristen soll. In seinen ganzen Größenverhältnissen entspricht er genau dem Treppenhause des städtischen Museums, dem eine künstlerische Ausschmückung zu verleihen eine Forderung ist, die nicht nur die Würde des Gebäudes sondern die ganze architektonische Gestaltung des Raumes stellt. Wenn es Klinger gelingt, für seine Entwürfe, von denen er einen in Originalgröße in dem bezeichneten Interimsgebäude auszuführen hat, den Beifall Derer zu finden, die die Ausführbarkeit des Planes zu beurtheilen und auch nach finanzieller Seite hin zu prüfen haben, so werden wir vielleicht das Glück haben, daß man dereinst sagen wird, das größte Meisterwerk, das seine Hand geschaffen, müsse man im Leipziger Museum aufsuchen. Vielleicht! Leider sind wir jetzt nicht in der Lage, selbst für den Fall, daß der Künstler von der Größe und Wirkung seiner Entwürfe alle Berufenen überzeugen wird, zur Zeit nur annähernd die Mittel zu überschlagen, die ein solcher, von der Stadt Leipzig bisher noch nicht vergebener großer, zugleich aber auch für sie wie für den schaffenden Meister gleich ehrenvoller, für die ganze deutsche Kunst eminent bedeutsamer Auftrag erfordern wird. Das neue Jahrhundert, von dem man die Lösung so vieler Probleme erwartet, mag auch hier das entscheidende Wort zu reden berufen sein. J. V.

Bücherbesprechungen.

— **Eine Antwort auf die Einwände gegen das Gelübde im Jugend-Bund für entschiedenes Christenthum.** Zu beziehen vom Verfasser, Hilfsprediger **Blecher** in Bielefeld. 25 ₰. — Wohlmeinende Christenleute, denen ein nicht ganz geringes Maß von Muße bei großer Liebe zum christlichen Volke eigen zu sein scheint, haben jüngst einmal einen Jugend-Bund für entschiedenes Christenthum gegründet. Ist aber im Allgemeinen die Jugend in der Zeit ihres Werdens und Unfertigseins zu solchem Bunde geeignet? Schwerlich. Ein besonderes Hauptkennzeichen dieses Bundes ist ein Gelübde, das im Wesentlichen eine Wiederholung des Confirmations-Gelübdes sein will, nur mit bestimmterer Hinweisung auf Einzelheiten und — auf den Jugend-Bund, dessen Versammlungen niemals anders als mit gutem Grund und Gewissen versäumt werden sollen. Dieses Gelübde wird nun hier warmherzig als etwas besonders Gutes und doch gar nichts Besonderes vertheidigt, und zwar mit kräftigen Streichen gegen „jenen alten Grobian, Herrn Vorurtheil“. Da ist es denn schwer, dagegen aufzukommen, sonderlich in einer politischen Zeitung. Doch sollte man die Meinung äußern dürfen, daß unsere Kirche wisse, was sie thue, wenn sie sonst die Jugend mit *einem* solchen genaueren Gelübde verschone: neben heilsamen Folgen stände zu besorgen, daß pharisäischer Hochmuth einerseits, schwere Gewissenswunden andererseits die Gemüther der jungen Christen bei *seiner* weiteren Einführung mehr belasteten als ihnen bei dem Ernst des Lebens dienlich wäre.

G. Schnedermann.

Tägliches Manna. Ein Andachtsbuch für Pilger nach der ewigen Heimat von **A. Gielen** und **E. Busse**. Lieferung 2—5. à 50 ₰. Berlin, Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission. (Vollst. in 8 Lieferungen brosch. 4 ℳ, eleg. geb. 5,50 ℳ) — Die 1. Lieferung dieses Werkes haben wir früher schon besprochen. Was sie versprochen hat, hält die vorliegende Fortsetzung des Werkes, die bis zum 10. Sonntag nach Trinitatis reicht. Das Andachtsbuch ist wirklich warm zu empfehlen. Inhaltsreiche Kürze, eine edle Sprache und vor Allem die praktische Paränese, die an das „Du“ sich wendet und ins Herz greift, sind die Hauptvorzüge des Werkes. Besonders wohlgelungen erscheinen mir die Andachten der Osterzeit. Bei der Textwahl ist mehr als bei der 1. Lieferung Rücksicht auf die Zeit des Kirchenjahres genommen worden. So bietet die Passionszeit vom Sonntag Judica an fast nur wirkliche Passionstexte. — Einzelne Andachten haben mich befremdet. So meine ich, daß die Schilderung des Zustandes unserer Gemeinden S. 231 f. zu düster ausgefallen ist, sie stimmt nicht zu der optimistischen Auffassung, die das Werk sonst vertritt. Doch sollen solche Ausstellungen das Gesammturtheil nicht beeinträchtigen. J. N.

— In der bekannten **Guttentag'schen** Sammlung deutscher Reichsgesetze (Berlin) ist vor kurzer Zeit das **Invalidenversicherungsgesetz** vom 13. Juli 1899 in der Fassung der Bekanntmachung vom 19. Juli 1899 mit Einleitung, Anmerkungen und sämmtlichen bisher erlassenen Ausführungsverordnungen, herausgegeben von Dr. **E. v. Woedtke**, Director im Reichsamte des Innern, erschienen und wird zum Preise von 2,25 ℳ abgegeben. Der Verfasser ist wohl der berufenste Interpret dieses Gesetzgebungsstoffes, seine Arbeiten empfehlen sich daher von selbst. Wir haben Dem Nichts weiter hinzuzufügen.

— Auch in Meyer's Volksbüchern — Leipzig und Berlin, Bibliographisches Institut — ist das **Invalidenversicherungsgesetz** von einem praktischen Juristen herausgegeben worden. Diese wesentlich billigere Ausgabe wird gewiß ebenfalls zahlreiche Freunde finden.

— **Das Standesamt**, Handbuch für Standesbeamte, nach den Ministerialacten bearbeitet und herausgegeben von Dr. **F. Kruse**, Geh. Ob.-Reg.-Rath und vortragendem Rathe im Kgl. Pr. Min. d. J., fünfte Auflage von Wohlers. — Das Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 ist ein alter Bekannter im neuen Kleide. Die im Verlage von Franz Vahlen in Berlin erschienene Neubearbeitung des auch im Königreiche Sachsen geschätzten Wohlers'schen Commentars zum Reichsgesetze über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung wurde durch die neue bürgerliche Gesetzgebung des Deutschen Reichs nothwendig gemacht und ist daher zur rechten Zeit gekommen. Der jetzige Verfasser hat das frühere bewährte System der Darstellung zwar beibehalten, jedoch alles Veraltete ausgemerzt und unter Berücksichtigung der Rechtslage vom 1. Januar 1900 den Inhalt vervollständigt und ergänzt. Wenn das Werk auch zunächst die preußischen Verhältnisse berücksichtigt, so wird es sicher auch den sächsischen Standesbeamten und sonst in Betracht kommenden hoch willkommen sein. Der Preis von 5 ℳ für das gebundene Exemplar ist bei seiner guten Ausstattung nur angemessen.

— Besonders unsere preußischen Nachbarn seien auf eine neue Erscheinung in Meinhold's juristischer Handbibliothek, redigirt von Max Hallbauer, königl. sächs. Oberlandesgerichtsrath, aufmerksam gemacht. Band 112. Das Königl. **Preußische** Gesetz, betr. die **Anstellung und Versorgung der Communalbeamten**, vom 30. Juli 1899, mit der Ausführungsanweisung vom 12. October 1899, sowie Anmerkungen und Erläuterungen für den praktischen Gebrauch, herausgegeben von

Dr. Franz Kremski, Magistratsassessor in Berlin. Leipzig, Verlag von Albert Berger (Serig'sche Buchhandlung), Preis gebunden 1,50 *M.* ✂

— Die deutsche Nationalliteratur. Ihr innerer Gang im Zusammenhange mit der Sittengeschichte dargestellt von Franz Schnedermann. Leipzig, Dörffling & Franke, 1899. Preis in geschmackvollem Einbande 2 *M.* — Der schlichte Titel dieses Buches läßt nicht ahnen, welch eine beglückende Wärme von ihm ausströmt. Was der Verfasser meint unter „Darstellung im Zusammenhange mit der Sittengeschichte", das ist nicht etwa blos das Streben, die Gestalten der einzelnen Dichter und die Bedeutung ihrer Werke stets auf dem Hintergrunde ihrer Zeit zu zeichnen. Er faßt den Begriff der Sittengeschichte tiefer. Sie ist ihm die Geschichte der ästhetisch-poetischen und der sittlich-religiösen Grundanschauungen des deutschen Volkes, und das Wichtigste an der Schilderung der gesammten Entwickelung ist ihm der Nachweis der göttlichen Führung, die sich durch die Jahrhunderte verfolgen läßt. „Ueber Allem ist das Walten Dessen, der auch eine trotzige, starke, tief innerlich in zarter Scheu gehaltene und doch im sittlichen Wollen so kühne und gewaltige Volksart sich unterthänig machte." So ist denn das Buch keineswegs ein Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte in der herkömmlichen Gestalt. Wer es auf Namen, Jahreszahlen, Lebensskizzen, Titel der Hauptwerke abgesehen hat, der wird sich arg getäuscht sehen. Wer jedoch das äußere Gerippe mitbringt und nun mit seinem Blicke tiefer vordringen will zu den verborgenen Fäden des inneren Gewebes, dem sei Schnedermann als Wegweiser empfohlen. Sein Buch will nicht mit dem Kopfe allein, sondern vor Allem mit offenem Herzen gelesen, und nicht blos gelesen, sondern nachempfunden sein. Jeder aber, der mit ehrlich vertrauendem Herzen ihm entgegenkommt, wird von dem Feuer seiner reinen Begeisterung mit durchglüht werden und eine Stärkung und Labung empfangen, die vorhält. Sollen wir sagen, welche Capitel uns am mächtigsten gepackt haben, so nennen wir zuerst das fünfte: „Eintritt einer neuen Zeit mit Martin Opitz; die Rettung des Zusammenhangs im Liede". Hier fühlten wir uns zurückversetzt in die Tage, da wir lauschend zu den Füßen Rudolf Hildebrand's saßen und uns von ihm einführen ließen in die innere Welt des Volksliedes, in die Keiner so tief eingedrungen ist wie er. Weiter heben wir hervor das Capitel über Klopstock. Wer selbst Unterricht in deutscher Literaturgeschichte zu ertheilen hat, der weiß, wie schwer es ist, der Jugend die Augen zu öffnen für Klopstock's Größe. Bei Schnedermann kann man sich für die Arbeit an dieser Aufgabe den Muth und die Zuversicht wieder holen, die Einem manchmal schier verloren zu gehen drohen. Das Schönste und Ergreifendste aber giebt er doch in den beiden letzten Capiteln: „Goethe als Lyriker"; „Innere Zusammenhänge in Schiller's Begriffswelt; Schlußbetrachtung." Hier erhebt sich die Darstellung zu einer Höhe, die etwas Fortreißendes hat. — Schnedermann's „Deutsche Nationalliteratur" ist kein Geschenkbuch in dem üblichen Sinne des Wortes. Aber in einem höheren Sinne. Wir hoffen, es soll in vielen deutschen Familien ein Hausbuch werden, ein Buch, an dem christlich-deutsches Fühlen und Empfinden sich kräftige und stähle, an dem das Verständniß deutscher Dichtung sich läutere und vertiefe. Daß der Verfasser den freudigen Dank aller Lehrer des Deutschen ernten wird für diese schöne, aus echt Hildebrand'schem Geiste geflossene Gabe, dessen glauben wir ihn im Voraus versichern zu dürfen. R. B.

— Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). Billige Geschenkausgabe. Zweite Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers und einem ausführlichen Vor- und Nachwort. 8°. XIV u. 522 S. Preis geh. 2 *M.*, Leinbd. 2,50 *M.*, Hlbfrz. 4,20 *M.* Verlag von Richard Wöpke, Leipzig-Rich. — Die rührige Wöpke'sche Verlagsbuchhandlung läßt die Geschenkausgabe der „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", geschmückt mit dem Bildniß des 1867 verstorbenen Verfassers Wilhelm v. Kügelgen und in prächtiger Ausstattung, jetzt als eine fin du siècle-Ausgabe erscheinen. Ein Buch, wie das gegenwärtige, das seit 30 Jahren in die besten Kreise der deutschen Lesewelt Eingang gefunden, bedarf zu seiner Legitimirung keines Reisepasses. Der edle, tief ethische und religiöse Gehalt, der prächtige, herzerlabende Humor und der gewaltige historische und culturhistorische Hintergrund dieser Denkwürdigkeiten hat den Namen Wilhelm v. Kügelgen's populär gemacht. Ein solches Volksbuch kann, wohin es auch dringen mag, allüberall noch auf lange Jahre hinaus eines freundlichen Empfanges und dankbarer Leser versichert sein. Dieser zweiten Auflage der Wöpke'schen Geschenkausgabe ist ein überaus charakteristisches Porträt beigegeben, das die feinen, vergeistigten Züge des Verfassers in warmer Lebenstreue wiedergiebt. Das Nachwort enthält eine Lebensbeschreibung des „alten Mannes" aus der Feder einer ihm ganz nahestehenden Persönlichkeit; das hier Gebotene darf als authentisch betrachtet werden und wird allen religiösen Empfindungen zugänglichen Herzen sympathisch sein. Das von Unterzeichnetem verfaßte Vorwort giebt auf Grund der jetzt vergriffenen Hasse'schen Biographie den Lebensgang Gerhard v. Kügelgen's bis zu dem Punkte, wo die „Jugenderinnerungen" einsetzen, und zwar etwas ausführlicher, als dies bis jetzt geschehen ist. Ergänzend beziehentlich berichtigend sei dabei bemerkt, daß das zweite Goetheporträt nach Hasse bereits 1810 vollendet worden ist — also gelegentlich der Anwesenheit Goethe's in Dresden in der zweiten Septemberhälfte dieses Jahres, wenngleich der auffallende Altersunterschied in den beiden Bildern auf eine spätere Zeit (1813?) schließen läßt. — Der Text ist einer Durchsicht unterzogen und von einigen Druckfehlern gereinigt worden. Hinsichtlich der Schreibung einer Anzahl von Eigennamen sind vorerst noch keine Aenderungen vorgenommen worden. Referent benutzt aber diese sich bietende Gelegenheit, um die vielen Besitzer des Buches auf einen besonders auffallenden Druckfehler hinzuweisen, der sich in sämmtlichen Ausgaben findet. Die erste von Gerhard v. Kügelgen innegehabte Wohnung befand sich im Hause des Finanzcommissars Döpmann auf der Halbegasse (der jetzigen Bankstraße). Statt dessen steht in sämmtlichen Drucken Leppmann und einmal sogar Toppmann. Hier und in einigen anderen Namen die richtige Schreibung herzustellen erlaubt nicht nur, sondern gebietet sogar die Pietät gegen den Verfasser, der einige Irrthümer in seinem Manuscripte, das erst nach seinem Tode gedruckt wurde, nicht mehr berichtigen konnte. — Möge das schöne und edle Volksbuch, das jetzt in so vornehmer Ausstattung geboten wird und für so beispiellos billigen Preis zu haben ist, fortfahren in seiner stillen Weise zu wirken,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Prof. Dr. H. E. Kellner.

— Werden und Wachsen. Erinnerungen eines Arztes. Von Dr. Scholz in Bremen. 2. Theil. Leipzig, Ed. Heinr. Mayer (Einhorn & Jäger), 1899. — Als der erste Theil dieses Buches 1895 anonym erschien, haben wir demselben eine eingehendere Besprechung gewidmet und dabei bemerkt, daß — da der Verfasser sich nicht genannt habe — das Buch nur durch Inhalt und Stil wirken könne. Letzterer sei vortrefflich und die Selbstbiographie enthalte so viele interessante Partien, insbesondere auch fein gezeichnete Naturschilderungen, daß sie sich den besten ihrer Art an die Seite stellen können. Jetzt, bei der Fortsetzung des Buches, hat sich der Verfasser als der bekannte ehemalige Leiter des Bremer städtischen Kranken- und Irrenhauses entpuppt. Wir erinnern uns, daß vor einigen Jahren in Betreff des letzteren eine Untersuchung stattgefunden hat, in welche auch Dr. Scholz verwickelt war und die zu seiner Amtsniederlegung führte. Die Einzelheiten sind unserem Gedächtnisse entfallen. Aber daß der Verfasser oder die Anstaltsbeamten unter seiner Zulassung hart und grausam gegen die Kranken, besonders gegen die Geisteskranken, gewesen sein sollten, läßt sich besonders nach dem gegenwärtig vorliegenden Buche kaum glauben. Denn wir finden hier nicht blos die humansten Grundsätze in Bezug auf die Behandlung dieser unglücklichsten aller Kranken ausgesprochen, sondern auch eine Reihe von Maßnahmen aufgeführt, welche der Herr Verfasser bei Uebernahme seines Amtes zum Schutze und zur besseren Behandlung der Kranken getroffen hat. Dahin gehört auch was Seite 66 und 87 über die geistigen Krankheiten und ihre Behandlung im Allgemeinen gesagt ist. An einzelnen interessanten Krankheitsschilderungen, z. B. S. 103 von einem Kranken, der ihm und ihm allein blindlings gehorchte, weil er ihn als Gott-Vater betrachtete, fehlt es natürlich auch nicht. Diese Dinge sind freilich nicht für Jeden! Einzelne Abschnitte des Buches, namentlich vortreffliche z. Th. humoristische Schilderungen aus dem ehemaligen Bremen, behalten wir uns vor, an anderer Stelle d. Bl. bald einmal mitzutheilen. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 3. Freitag, den 5. Januar, Abends. 1900.

Eine Studienfahrt zu den Alterthümern des Orients.

Von Dr. Paul Pfitzner.

(Schluß.)

4. Die Inselreise (Kykladen).

„Wenn Engel reisen, lacht der Himmel“, sagt man bei uns, und demnach müssen wir auf der Peloponnesreise sammt und sonders hervorragend engelhaft gewesen sein, da wir, wie schon bemerkt, nicht ein einziges Mal über das Wetter uns beschweren konnten. Um so mehr graute uns jetzt vor der Götter Neide, da wir bei der bevorstehenden Inselreise durch des Meeres Tücke recht übel hätten fahren können; denn neun volle Tage sollte uns unser Schifflein — derselbe „Poseidon“, der uns schon nach Ithaka und Delphi gebracht hatte — als Hotel dienen, und nicht weniger als 21 mal sollten wir an Land gehen, und Jedermann weiß, wie unangenehm sich bei stürmischem Wetter das Aus- und Einbooten gestalten kann; schlechtes Wetter hätte also unter Umständen Alles vereiteln können, und angesichts des abscheulichen Regenwetters, das uns während der Ruhewoche in Athen zumeist ärgerte, machten wir uns auf das Schlimmste gefaßt. Aber siehe da, als wir uns am Morgen des 3. Mai im Piräus einfanden, lachte der herrlichste Sonnenschein, und auch im weiteren Verlaufe konnte unser ziemlich umständlicher, auf umsichtigste Zeitausnutzung basirter Plan völlig programmgemäß ausgeführt werden; ein einziger Abend brachte ein paar leise Schaukelbewegungen und veranlaßte einige empfindsame Gemüther, sich in das geheime Kämmerlein ihrer Cabinen zurückzuziehen. Von den Theilnehmern der Peloponnesreise waren uns 13 untreu geworden, dafür waren aber eine Anzahl neue Herrschaften erschienen, darunter viele Damen. Auch „unser“ Prinz machte die ganze Reise mit und ging Allen mit gutem Beispiel voran, sowohl in der Lebhaftigkeit des Interesses wie im standhaften Ertragen der sengenden Sonnenstrahlen, die manchmal doch recht lästig wurden, zumal unser lieber Professor Dörpfeld die Eigenthümlichkeit hatte, meistens für die Mittagszeit die Besteigung irgend einer steilen Akropolis anzusetzen. Dabei ist die Nachtruhe in den engen Betten eines vollen heißen Schiffes oft etwas mangelhaft; außerdem wurden gewöhnlich um Mitternacht die Anker gelichtet und gegen Morgen wieder ausgeworfen — das Schiff benutzte meist die Nacht zur Weiterfahrt — und es ist leider nicht Jedem gegeben, bei dem ohrbetäubenden Kettenrasseln so süß und selig weiter zu schlummern. wie dies z. B. der junge Däne fertig brachte, der überhaupt nie eher zu erwecken war, als kurz vor dem Signal zum Aufbruch. Eine weitere Beeinträchtigung der Nachtruhe entstand durch zwei neue Theilnehmer, einen Griechen und einen langen Engländer, die es zwar nicht für nöthig hielten, sich ihren directen Bettnachbarn vorzustellen, dafür aber um so mehr Werth auf die Salonfähigkeit ihrer Toilette legten und sich darauf capricirten, dieselbe Abends nach 11 Uhr zu beginnen: ihr lautes Rufen nach dem verschlafenen Kellner, der ihnen Wasser dazu bringen sollte, war ein wenig erbauliches Schlummerlied für die 2. Classe, in welcher die unbeweibten bez. jüngeren Theilnehmer logirten. Wenn dann um 5 Uhr aufgestanden wurde, hatte natürlich Mancher nicht ausgeschlafen, und während Dörpfeld bei seinen Vorträgen, elastisch und unermüdlich wie immer, weder die Sonne vermied noch sich niedersetzte, wurde die Zahl der gleichfalls stehenden Zuhörer immer kleiner, Jeder suchte eine Sitzgelegenheit zu erhaschen und kroch unter den Sonnenschirm. Ob dann unter dem Sonnendach immer peinlichst aufgepaßt wurde, vermag ich nicht zu sagen, aber es fanden sich einmal böse Zungen, die einer unserer liebenswürdigsten Damen nachsagten, sie habe inmitten einer Dörpfeld'schen Tempelerklärung, wie immer eifrig nachschreibend, gerade noch die Worte notirt: „Dort, wo Herr N. steht, sehen Sie ein Loch im Boden“; dann sei eine kleine Pause in der Nachschrift eingetreten, und die Fortsetzung habe gelautet: „— und dies ist eins der größten Meisterwerke der archaischen Kunst“; Dörpfeld hatte nämlich unterdessen von den Giebelskulpturen gesprochen. — Man kann nicht wohl behaupten, daß die körperlichen Anstrengungen durch die Genüsse wieder aufgewogen wurden, mit denen uns der biedere griechische Schiffskoch regalirte. Dieser edle Menschenfreund pflegte nämlich, wie sich zufällig einmal herausstellte, mit der Zubereitung des Mittagessens früh um 9 Uhr fertig zu sein, man kann sich denken, wie das dann nach dreistündigem Stehen und Weiterbrodeln schmeckte. Daß wieder arnaki (Hammel) die pièce de résistance aller Mahlzeiten bildete und mit bösartigen Witzen der Tischgenossen begrüßt wurde, ist ja selbstverständlich, unter uns gesagt, ich konnte in das allgemeine Verdammungsurtheil nicht ganz einstimmen, bei vernünftiger Zubereitung ist es wirklich besser als sein Ruf, aber daß auch die Mehlspeisen mit Hammelfett gemacht wurden, daß ferner die Gemüse eine Zubereitung erfuhren, die Brillat-Savarin in Verzweiflung gestürzt hätte, und daß die Herren Kellner gerade solche — pardon! — Ferkel waren wie in Olympia, trug gerade nicht zu unserer Befriedigung bei. Und dennoch werden uns Allen diese Mahlzeiten unvergeßlich sein! Damit nämlich diejenigen von uns, die in der 2. Classe des Schiffes logirten, sich gegen die Inhaber der 1. Classe nicht zurückgesetzt fühlen sollten (der pecuniäre Beitrag war ja für Alle der gleiche), ordnete Dörpfeld nach einigen Tagen an, daß wenigstens die Mahlzeiten gemeinsam auf Deck abgehalten werden sollten; es wurden zu diesem Zweck am Stern des Schiffes große Tafeln hergestellt und mit Leinwandplanen gegen die Sonne geschützt, so daß der Ausblick auf das blaue Meer und seine oft zauberhafte Beleuchtung uns für die culinarischen Unthaten des unverständigen Küchengebieters entschädigen konnte.

Am ersten Tage fuhren wir zunächst bis an die südöstliche Spitze von Attika, um den bekannten Tempel von Sunion zu bewundern, welcher sich auf der schroffen Klippe des Cap Kolonnäs erhebt und weithin übers Meer sichtbar ist. Er galt bisher als Tempel der Athena; Dörpfeld wies nach, daß er wohl eher dem Poseidon gewidmet war und daß ein daneben neuerdings freigelegter Tempelrest viel besser zu der Notiz des Vitruv paßt, die sich auf einen Athenatempel bezieht.

Während wir dann, auf unser Schiff zurückgekehrt, unser Mittagsmahl einnahmen, steuerten wir weiter nach Südosten, um dann an der Ostseite der Insel Keos wieder nordwärts zu fahren. Dort liegen in menschenleerer Wildniß die Trümmer der alten Stadt Karthaia; Reste eines Apollotempels und eines Theaters sind sehr unbedeutend, gut erhalten aber ist die schöne Stadtmauer, die für cyclopisch gilt, dafür aber zu regelmäßig aussieht. Große Freude erregte bei unseren Philologen ein Stein mit zweifellos antiker Inschrift, welcher in einer Feldmauer steckte und im Triumph auf das Schiff geschleppt wurde, um dort entziffert zu werden. Gegen 6 Uhr setzten wir die Fahrt nach Norden fort und erfreuten uns eines prächtigen Rundblicks über einen großen Theil der kykladischen Inseln: zunächst im Südosten lag Kythnos, von der sinkenden Sonne intensiv roth beleuchtet, dahinter Seriphos und Siphnos, noch weiter südlich, schon ziemlich weit, Melos; auch Paros war nur in weiter Ferne sichtbar; viel näher und auch besser beleuchtet sahen wir Syros, Tenos, halb verdeckt durch das kleine Gyaros, und nordöstlich das große

Andros; später, als wir die Nordspitze von Keos erreichten, tauchten die scharfen Conturen von Euböa in tiefen, schönen Farben vor uns auf. Wir blieben den Abend bei der Stadt Keos liegen und fuhren in der Nacht weiter nordwärts, um gegen Morgen bei der einst von den Persern zerstörten Stadt Eretria auf Euböa zu landen. Hier gab es viel zu sehen und zu lernen, denn das Theater von Eretria ist die wichtigste Stütze für Dörpfeld's Theorie des griechischen Theaters; besonders originell ist hier der unterirdische Gang, der vom Skenengebäude nach der Mitte der Orchestra führt und dem Schauspieler also gestattete, aus der Unterwelt emporzusteigen, und da Dörpfeld als Beleg für ein derartiges Auftauchen aus der Tiefe eine Stelle des Sisyphusfragments citirte: „Seht, da kommt eine Erdmaus, das ist aber eine colossale Maus!", so mußte einer von uns bei der nachher aufgenommenen Photographie die Erdmaus vorstellen und, mit einem schönen Damensonnenschirm bewaffnet, aus dem Loch herausschauen, was unsere lebendige Anschauung vom antiken Theater wesentlich vertiefte. Auch der Dionysostempel und seine hier deutlich zu Tage tretende Beziehung zum Theater wurde eingehend erklärt; die Besteigung der Akropolis mit schönen antiken Mauern bildete den Beschluß. Nachmittags fuhren wir über die Meerenge hinüber nach Oropos, um das weiter landein liegende Heiligthum des Amphiaraos aufzusuchen. Es liegt tief versteckt in einer waldigen Schlucht und war im Alterthum eine vielbesuchte und reich geschmückte Heilstätte, denn Amphiaraos war ein Heilheros oder -gott, ähnlich dem Asklepios. Leider ist der Tempel durch den Wildbach zur Hälfte weggerissen worden, und die zahlreichen Basen von Weihgeschenken sind natürlich alle leer. Sehr hübsch ist aber das kleine Theater, und wenn nicht ein niederträchtiger Bauer kürzlich die Marmorsäulen des Proskenions umgestürzt und die 5 schönen Marmorsessel zerschlagen hätte, blos um dem Antikenwächter aus gemeiner Rachsucht einen Streich zu spielen, so wäre es noch viel hübscher. Dennoch ist es aus gewissen Spuren, die Dörpfeld nachwies, ersichtlich, daß hier über dem Proskenion eine thürartige Oeffnung war, welche dazu diente, die Götter in der Höhe erscheinen zu lassen, sie wurden mit einer Art Krahn emporgehoben und zu jener Oeffnung herausgedreht, um das Fliegen nachzuahmen. — Am 5. Mai erwachten wir an einer andern Stelle der attischen Küste, bei der alten Stadt Rhamnus. Wir erkletterten zunächst die Trümmerstätte der alten Polis, wo das sehr zerstörte Theater uns weniger fesselte als ein prachtvolles Stadtthor und ein epheuumranktes Mauerstück, dann ging es hinauf zu den hochgelegenen Tempeln, die der Themis und zugleich der Nemesis geweiht waren; als den älteren die Perser zerstört hatten, baute man den neueren und schöneren gleich daneben, der Bau ist aber nie vollendet worden, und man erkennt überall die Schutzleisten, die während des Baues an den scharfen Kanten stehen gelassen wurden und erst später entfernt werden sollten. — Ueber Mittag ging die Fahrt noch weiter südlich, an Marathon und seinem berühmten Soroshügel dicht vorbei, nach Thorikos. Hier befinden sich Kuppelgräber, ähnlich denen bei Mykenä, und ein ganz apartes antikes Theater, nämlich eines von elliptischer Gestalt; auch hier ist die enge Verknüpfung von Theater und Dionysostempel überaus lehrreich. Von hier wanderten Manche zu Fuß weiter südlich nach Laurion, der Stätte der berühmten Bergwerke der Athener, man hat neuerdings die Ausbeutung, die fast 2000 Jahre ruhte, wieder aufgenommen und unzählige qualmende Schlote errichtet, sodaß man lebhaft an Muldenhütten oder Zwickau erinnert wurde; die übrigen kehrten gleich zum Schiff zurück, welches dann ebenfalls nach Laurion fuhr, um später in der Nacht seinen Curs nordöstlich nach Andros zu wenden. Dort landeten wir beim Dörfchen Paläopolis in der kühlen Morgenfrühe, hatten jedoch nach einer Stunde mehr Schweiß vergossen als sonst während des ganzen Tages, wenigstens kann ich das von uns tapferen acht Gesellen behaupten, die nach der dicht unter der Kammhöhe liegenden kleinen Kirche emporkletterten. Das war ein Weg! Erst ging er durch wundervolle Vegetation, durch Lorbeergebüsch und blühende Granatsträucher, an einem Gießbach empor, dessen riesige Steinblöcke eine wundervoll romantische Scenerie bildeten, während lauter Nachtigallenschlag aus den Büschen tönte, dann verlor sich der Pfad ganz und wir mußten durch Weinberge und schmale Felder, aller zehn Schritte über eine Mauer, oft auch auf den wacklig geschichteten Mauern selbst entlang voltigiren, bis wir endlich, trotz der frühen Stunde mit einem capitalen Durst ausgestattet, vor dem schlichten weißen Kirchlein standen. Andros ist berühmt durch sein gutes Quellwasser, und da unsere thörichten Schiffsleute es vorgezogen hatten, ihren Wasservorrath im schmutzigen Laurion zu fassen, war es ein großes Labsal, als uns die freundlichen Dörfler mit kühlem Wasser und gutem Wein erquickten. Wir waren umsomehr über die reiche Vegetation von Andros, über die herrlichen Feigen- und Nußbäume erstaunt, als die Mehrzahl der bisher gesehenen Inseln kahl und vegetationslos war; auch die südliche Hälfte von Andros, die wir bei der Weiterfahrt passirten, war gänzlich öde und nackt, ebenso Tinos, bei welchem wir Mittags landeten. Hier leuchtet dem Ankommenden schon von Weitem die große, prächtige Wallfahrtskirche Evangelistria von halber Bergeshöhe entgegen, und da wir gerade in der glühendsten Mittagshitze hinaufgingen, war die Blendung des ganz von weißem Marmor aufgeführten Gebäudes mit seinen großen seitlichen Flügeln (mit Zimmern für kranke Pilger) eine fast unerträgliche. Im Innern der Kirche bekam man eine Vorstellung von den eigenthümlichen Gepflogenheiten der griechischen Wallfahrer. Tausende von Weihgeschenken hingen an den Wänden, den Pfeilern, von der Decke herab, meist in Silberblech ausgeschnittene Figuren aller Art, Arme, Beine, ganze Menschen in allen möglichen Trachten, Fische, Pferde, ja sogar Wagen. Das Kostbarste war aber das wunderthätige Madonnenbild, welches buchstäblich mit Diamanten bedeckt ist, so daß nur die Köpfchen der Figuren herausschauen; gleich daneben steht ein großer Geldschrank, in dem das Bild während der Nacht verwahrt wird. — Im Laufe des Nachmittags erreichten wir die benachbarte Insel Mykonos, welche zwar ebenso wenig antike Stätten trägt wie Andros und Tinos, wo sich aber das Museum befindet, in welchem die auf Delos gemachten Funde aufbewahrt werden. Als wir jedoch einlaßbegehrend vor das Museum kamen, in dichten Schaaren von neugierigem Volke umdrängt, stellte sich zu unserer nicht geringen Ueberraschung heraus, daß der Hüter der antiken Schätze, der Ephorus, zum Vergnügen nach Athen gereist sei; ob er den Schlüssel mitgenommen hatte, oder ob die tapfere Schwiegermutter, mit der Dörpfeld vergeblich verhandelte, ihn nur nicht herausgeben wollte, war nicht zu ergründen; auch die weitere Verhandlung mit den Behörden blieb ohne Erfolg, ebenso ein Telegramm nach Athen an den Minister, der selbst am nächsten Tage nicht antwortete. So mußten wir uns begnügen, an Stelle der Antiken die ungewöhnlich hübschen Insulanerinnen zu betrachten, die für die bewundernden Blicke unserer jüngeren unbeweibten Herren sehr empfänglich zu sein schienen. Schließlich benutzten wir die letzten Tagesstunden zu einem Spaziergang vor die Stadt; die nächste Anhöhe bot einen sehr schönen Blick auf das weißleuchtende Städtchen, dessen Saum durch ein Dutzend malerischer Windmühlen markirt wird. — Der nächste Tag war der wenigst erfreuliche der ganzen Tour. Es wehte Scirocco, alle Farbenpracht des Südens war in nüchternen grauen Schleiern erstorben, matt wie Blei erschien der Meeresspiegel, undeutlich verschwommen sah man die Conturen der benachbarten Inseln; und dieser Umstand trug wohl viel dazu bei, uns die heilige Insel Delos, die kaum eine Stunde von Mykonos entfernt liegt, in wenig günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Allerdings ist Delos ohnehin eine der kahlsten und ödesten Inseln der ganzen Gruppe, kein Strauch geschweige Baum erhebt sich über dem weiten Trümmerfeld, und dieses selbst giebt noch besonderen Anlaß zur Unzufriedenheit, nicht nur weil es sehr stark zerstört ist, sondern vor Allem, weil die Herren Franzosen, die hier gegraben haben, ziemlich planlos vorgingen, so daß Einer zuschüttete, was der Andere aufgedeckt hatte; und ausgegrabene römische Häuser, deren Wandmalereien ebenso schön wie in Pompeji waren, überließ man schutzlos dem Verderben. Nun will Homolle, der schon 1877 gegraben hat, die Arbeit wieder aufnehmen und etwas systematischer vorgehen, so daß ihm reiche Funde sicher sind. Einstweilen aber ist es schwer, von der Anlage des Ganzen und des heiligen Bezirkes im Besonderen sich eine klare Vorstellung zu bilden, wenn auch einzelne Gebäude, wie der Apollotempel, die sogenannte Stierhalle (ein Prunkstall für die zum Opfer bestimmten Ochsen?!) und das Theater hinreichend hervortreten. Ganz eigenartig aber ist in halber Bergeshöhe die Felsengrotte, deren Dach durch sehr große, wie Sparren schräg gegen einander gestemmte Steinplatten gebildet wird; hier war wohl eine uralte Cult- und Opferstätte. Endlich stiegen wir vollends auf den Gipfel des Kynthosberges hinauf und erfreuten uns trotz des trüben Himmels des Ausblicks auf die große Zahl von Inseln, die man von hier aus überschauen kann, besonders die zackigen Gipfel des stattlichen Naxos waren noch leidlich beleuchtet. — Unser Schiff war unterdessen nach Mykonos zurück-

gefahren, um die Antwort des Ministers auf Dörpfeld's Telegramm zu holen — vergebens; wir mußten also auf das Museum definitiv verzichten und fuhren gegen Abend weiter nach Hermupolis, der Hauptstadt von Syra. Da wir erst in der Dunkelheit landeten und in der Nacht wieder weiterfuhren, war von der berühmt schönen Lage der Stadt wenig zu sehen, dagegen konnten wir constatiren, daß die Frechheit der Bootsleute hier eine unglaubliche Höhe erreichte. Sonst wurden wir nämlich immer durch die Matrosen unseres „Poseidon“ aus- und eingebootet, hier sollte aber den Eingeborenen der Verdienst nicht geschmälert werden, und wie diese Burschen sich am Fuße der schwankenden Schiffstreppe um den Vorrang zankten, ihre Kähne gegenseitig weg- und vordrängten und uns arme Opferlämmer einfach an den Beinen packten, um uns ins Boot zu zerren — das war wirklich unverschämt, und wir schlugen schließlich die frechsten auf ihre Dickköpfe, um uns ihrer zu erwehren. Bei Eis und Lukumi, den berühmten Süßigkeiten, die eine Specialität von Syra bilden, saßen wir dann lange auf der Platia, wiesen hartnäckig die unverschämten Ueberforderungen der spitzbübischen Kellner zurück und dankten Gott, als wir Alle wieder glücklich unser Schiff erreicht hatten. — Strahlend schönes Wetter entschädigte uns am 8. Mai für die Farblosigkeit des vorigen Tages. Wir waren über Nacht nach Paros gedampft und landeten bei dem hübschen Städtchen Paroikia. Ein mächtiger fränkischer Festungsthurm grüßte uns schon von Weitem, und da er ganz aus den Stücken eines jonischen Baus, jedenfalls denen eines benachbarten Tempels, aufgeschichtet ist, dessen nackte Fundamente in der Nähe liegen, so hat der Baron Hiller v. Gärtringen den Thurm gekauft, um ihn niederzureißen und so die zahlreichen Inschriften frei zu bekommen; es ist sehr spaßhaft, wie überall die mächtigen marmornen Säulentrommeln und Architravstücken aus den Thurmwänden herausschauen, man wird also aus den Baugliedern jenen Tempel fast ganz reconstruiren können. Weiter oben hat Hr. Rubenson eine schöne Asklepioshalle ausgegraben, die um eine Quelle angelegt war und einen entzückenden Blick auf das Meer und die vorgelagerten Felseneilande gewährte; Hr. Rubenson erklärte uns in längerem Vortrag seine Arbeiten und sorgte zugleich durch Wein und auffallend trinkbares einheimisches Bier für unsere leibliche Erquickung. Dann suchten wir noch in der Stadt das unbedeutende Museum und eine ungleich interessantere byzantinische Kirche auf, deren uraltes Taufbecken, zum Hineinsteigen und Untertauchen eingerichtet, ebenso merkwürdig war wie der antike Sarkophagdeckel, der als Altar diente, und der große Skorpion, der mit hochemporgerichtetem Stachel in die Krypta retirirte. Schließlich traten wir noch aus Neugierde in eine Knabenschule, der Lehrer ließ uns ein volksthümliches Chorlied vorsingen und von seinen kleinen Burschen am Schluß ein kräftiges Hoch auf Deutschland ausbringen, was wir natürlich mit einem Hoch auf Griechenland im Allgemeinen und die Heimath des classischen parischen Marmors im Besonderen beantworteten. Als wir dann vor der Kirche das übliche Gruppenbild aufnehmen ließen, drängten sich auch die schönen Parierinnen herzu, und es war uns sehr schmerzlich, daß auch hier nach der Anciennität rangirt wurde und die „würdigsten“ die erste Reihe einnahmen. In fröhlichster Stimmung erreichten wir gegen 10 Uhr wieder unseren „Poseidon“ und fuhren nach der Insel Naxos. An der gleichnamigen Hauptstadt hielten wir nur kurze Zeit, ohne zu landen, dann dampften wir um die Insel nach Norden herum und erstiegen in der schönsten Mittagsgluth eine Anhöhe, deren „attraction“ in einem sehr alterthümlichen, fast 11 Meter langen Steinkoloß bestand, einer am Boden liegenden Dionysosstatue, die hier gearbeitet und aus unbekannten Gründen nicht fortgeschafft wurde. Wir hätten gern noch mehr von Naxos gesehen, da diese Insel die schönsten Bergformen und die reichste Vegetation besitzt sowie auch geschichtlich interessant ist, aber wir konnten nicht bleiben, weil wir gegen Abend in Amorgos sein mußten. Das war eine herrliche Fahrt! In allen erdenklichen Farben schimmerte das Meer, scharf hoben sich die zackigen Berglinien von Naxos gegen den Himmel ab, und vor und neben uns tauchten immer neue Inseln, darunter Karos und Denusa, aus der stahlblauen Fluth empor. Als wir endlich das Ende des langgestreckten Hafens von Amorgos erreicht hatten, war es leider schon zu spät, um noch etwas zu unternehmen, wir mußten uns mit dem Anblick der drei kleinen, zerfallenen Städtchen, die hier ihr beschauliches Dasein führen, begnügen. — Als wir am nächsten Morgen auf Deck kamen, lagen wir schon vor Santorin, dem alten Thera, der südlichsten der Cykladen. Ich glaube dieses wundersame Eiland unbedenklich als den Glanzpunkt unserer Tour bezeichnen zu können. Ein schwarzer, mit Bimssteingeröll und Lavabrocken bedeckter Vulcankegel, in dessen todter Asche kein Grashalm Nahrung findet, hebt sich schroff und drohend aus dem Meer; in weitem Bogen umgiebt ihn, durch einen sehr tiefen Canal getrennt, der Halbring der eigentlichen Insel Thera, deren hohe, fast senkrecht abstürzende Felswand nicht minder schwarz und unwirthlich aussieht als der Vulcan und deutlich zeigt, daß wir hier ebenfalls nur den Rand eines eingestürzten alten Kraters vor uns haben. Hoch oben aber leuchtet in hellglänzendem Weiß der Kranz freundlicher Ortschaften, die fast den ganzen Saum einnehmen und sich noch weit nach der anderen, flacher geneigten Seite hin erstrecken, wo sie sich in den großen Weinpflanzungen verlieren, die den berühmten feurigen Santorinwein hervorbringen. Wir landeten zunächst am Fuße des Vulcans, wo starke Kohlensäureausströmungen das Meer wie Champagner aufschäumen ließen; mein Taschenthermometer zeigte an dieser Stelle 34° Reaumur. Verfallene Mauern, doch wohl Badeanlagen, zeigten, daß man diese natürlichen Kohlensäurebäder früher wohl zu würdigen wußte. Ein schlechtes Stück Arbeit war sodann die Ersteigung des Aschenkegels, der dem Vesuv an Unbequemlichkeit wenig nachgab, auch brachten die von den Vorderen in Bewegung gesetzten Steine die Nachfolgenden oft in Gefahr; doch ein herrlicher Rundblick, der sich bis nach Kreta erstreckte, belohnte unsere Mühe. Dann brachte uns unser Schiff, die Südwestspitze der Insel umfahrend, in die Gegend der antiken Stadt Thera, welche wir von der Landungsstelle aus hoch über uns auf einem Felsplateau erblickten. Wir erreichten sie durch einen Maulthierritt, der uns vergnüglich an die schönsten Abenteuer von Arkadien erinnerte und durch die unsinnige Mittagshitze nicht gerade versüßt wurde. Baron Hiller v. Gärtringen, der hier ausgegraben hat, gab selbst einen Theil der Erklärungen; einige Tempelfundamente, Säulenhallen und Straßen sind leidlich erhalten. Amüsant waren zahllose leider sehr verwitterte Kritzeleien, in welchen die Zöglinge des antiken Gymnasiums ihre werthvollen Ideen verewigt hatten. Während nun ein Theil von uns zum Schiff zurückkehrte, ritten die Unternehmungslustigeren weiter und erklommen den fast 600 Meter hohen Gipfel des Messowuno, der von einem Kloster gekrönt wird. Eine Gruppe von uns wollte die Klosterbrüder besuchen, gerieth aber in die Wohnung des Demarchen, der hier zum Besuch weilte, und wir waren nicht wenig erstaunt, als wir hier von schöner Hand mit Kaffee, Wein, Cognac und allerlei Süßigkeiten bewirthet wurden, und wir wußten nicht, was wir mehr bewundern sollten, die herrliche Aussicht über Meer und Inseln, oder die liebenswürdigen Damen der Demarchenfamilie, die uns statt der graubärtigen Mönche hier so unerwartet gastlich empfingen. Ich weiß nicht, ob der feurige Santorinwein oder der schlechte Weg oder die schlechten Maulthiere schuld waren, daß beim Weiterritt binnen einer kurzen Stunde mehr Malheur passirte, als auf der ganzen arkadischen Tour, doch war auch diesmal nur einer von den mehrfachen „Abstürzen“ etwas schmerzhaft. Als wir gegen Abend die Hauptstadt der Insel erreicht und das kleine Museum gemustert hatten, natürlich wieder bestaunt von der flugs angesammelten Menge und begleitet von den niedlichen Insulanerinnen, die auf einmal lebhaftes Interesse für die geometrischen Vasen des Museums bezeigten, brachte einer von uns die Kunde, ein Theil der Gesellschaft sei den dringenden Einladungen des deutschen Consuls (eines Griechen) gefolgt, wir sollten doch auch hinkommen. Und richtig, als wir durch die engen Gassen dem Signal der flatternden deutschen Flagge folgten und das hübsche Haus des freundlichen alten Männchens betraten, das schon heute früh auf dem Schiff vergeblich versucht hatte, unserm Prinzen seine Aufwartung zu machen, da saß in einem großen Salon schon fast unsere ganze Gesellschaft, bestaubt und verschwitzt wie sie war, beisammen, der Prinz neben der würdigen, in Wonne schwimmenden Hausfrau auf dem Kanapee, Dörpfeld im Gespräch mit dem Hausherrn, welcher unermüdlich Erfrischungen aller Art präsentiren ließ; und da auch die Töchter des Hauses nicht müde wurden, uns zum Zulangen zu nöthigen und eine französische Unterhaltung in Gang zu bringen, so war es nicht zu verwundern, daß wir auch diese zweite uns heute erwiesene Gastfreundschaft dankbar annahmen und daß die Nichtdeutschen, besonders die zahlreichen Oesterreicher, nur schwer zu überzeugen waren, daß sie doch nun auch ihrem Consul einen Besuch schuldeten. Es war eigentlich schade, daß der Prinz so ungern sein Incognito lüftete und in

der Regel alle Deputationen abwies, denn hier konnten wir einmal sehen, wie glücklich er die braven Leute durch seinen Besuch und die Annahme ihrer Aufmerksamkeiten machte. Als die Sonne eben zum Untergange neigte, erstiegen wir das flache Dach des gastlichen Hauses und genossen einen so farbenprächtigen zauberhaften Blick, wie selbst wir verwöhnten Leutchen ihn noch nicht erlebt hatten. Wollte ich diese wundervollen Farben schildern, die der gluthroth sinkende Sonnenball über die schwarzen Felsen, die weißen Häusermassen und das chamäleonartig schillernde Meer ausgoß, so würden es doch nur die wenigen Glücklichen glauben, die selbst in besonders günstigen Stunden Aehnliches erlebt haben, nur sie würden bestätigen können, daß im südlichen Mittelmeer eine solche Abstufung von Stahlblau bis zu röthlichem Lila, ein solcher Goldglanz am Horizont und ein solches Roth, Hellgrün und Indigoblau am Himmel zugleich bestehen kann. Selten ist uns wohl je ein Dank so aus dem Herzen gekommen, wie der, den wir unsern freundlichen Wirthen abstatteten, deren Haus unserm Auge noch ungleich mehr geboten hatte als dem Gaumen. — Wenn unsere Fahrt einen Fehler hatte, so bestand er darin, daß die schönen Bilder sich allzusehr drängten, so daß die ermüdeten Sinne neue Eindrücke aufnehmen mußten, ehe sie die alten einigermaßen verarbeitet hatten. Während andere Reisende sehr viel Zeit brauchen, um von einer Insel zur nächsten zu kommen und eine Fahrgelegenheit zu finden, brachte uns der flinke „Poseidon", sobald wir uns zum Schlafe niederlegten, mit unheimlicher Promptheit vorwärts, und wenn wir schlaftrunken aus unserer Cajüte des Morgens herauskamen, lag eine neue Insel vor unseren Blicken, und gerade die letzten drei, Melos, Poros und Aegina, waren so reizvoll, daß man sie, ebenso wie auch Thera, gern mit Muße genossen hätte. Melos, das wir am 10. Mai an drei verschiedenen Stellen kennen lernten, ist gleichfalls ein alter Vulcan, dessen vorweltliche Auswürflinge schon in grauer Vorzeit, d. h. lange vor der mykenischen Periode, Gegenstand der Bearbeitung waren, denn die Spuren einer prähistorischen Messerfabrik, die in Tausenden von künstlich bearbeiteten schmalen Obsidianscherben bestehen (wir fanden auch viele fertige Messerchen!), liegen noch unter den Fundamenten einer mykenischen Burg, die Dümmler hier constatirte und die Mr. Mackenzie jetzt freilegt. Leider hat das Meer gerade diesen Felsen unterwühlt und schon die Hälfte jener Burg weggerissen, dafür bildeten aber die tiefen Einschnitte und Wölbungen seitlich unten einen idealen Badesaal, den wir mit Behagen benutzten. Früher soll hier ein beliebter Seeräuberschlupfwinkel gewesen sein. Die Akropolis von Melos, die beim heutigen Städtchen Plaka liegt und die wir im Schweiße unseres Angesichts nach dem Mittagessen erstiegen, hat nur noch schwache Spuren antiker Reste aufzuweisen; bedeutender ist das römische Theater, dessen auffallend starke Stützmauern aus schwarzbraunen Lavablöcken errichtet sind. Mit achtungsvollem Interesse betrachteten wir ein kleines Zwiebelfeld, in dessen Tiefe einst die herrliche Venus von Milo gefunden wurde, dann brachte uns ein heißer Marsch über die aussichtsreiche Bergeshöhe nach der kleinen Stadt Adamas, wo unser Schiff uns erwartete. — Als der letzte Reisetag anbrach, lagen wir vor der Insel Poros, dem alten Kalauria, die eine ganz schmaler Canal vom Peloponnes trennt. Wie groß war unsere Ueberraschung, als nach den vielen kahlen Felseilanden diesmal ein dichter, grüner Wald uns entgegengrüßte. Fast die ganze Insel ist mit Kieferwald bedeckt, und das Kloster Panagia, bei dem wir die Insel betraten, liegt sogar im schönsten Laubwald, eine mächtige Ahorngruppe beschattet seine Terrasse. Ein ziemlich beschwerlicher Marsch auf pfadlosem, glattem Waldboden brachte uns hinauf nach den spärlichen Resten des Poseidontempels, dem alten Heiligthum des kalaurischen Bundes, und man muß sagen, daß die Alten hier wieder einmal ein außerordentlich feines Verständniß in der Wahl des Tempelplatzes bewiesen haben. Ein wahrhaft königlicher Ausblick eröffnet sich auf das tief unten schäumende, im heißen Sonnenglanz dunkelblau flimmernde Meer, aus welchem Aegina, Methana und einige kleinere Inseln in schönen scharfen Linien sich abhoben, deutlich sah man darüber die Berge um Athen und weiter westlich den weißen Gipfel des Parnaß; Raubvögel stießen aufgeregt vorbei, da unweit ein griechisches Kriegsschiff nach einem öden Felseninselchen Schießübungen veranstaltete. Dann wanderten wir, immer durch Kiefernwald, hinab nach der hübschen Stadt Poros, um weiter nach Aegina zu fahren. Zuerst wurde bei der gleichnamigen Stadt auf der Westseite gelandet, wo noch eine einsame Säule des Aphroditetempels in die Lüfte ragt, dann umfuhren wir die Insel, um an der Nordostseite zu landen und nach dem bekannten und berühmten Athenatempel hinaufzugehen. Zum letzten Mal genossen wir Dörpfeld's wohldurchdachte Erklärung und schweren Herzens trennten wir uns von der lichtumflutheten Höhe, um im Abstieg immer und immer wieder zurückzuschauen, bis die letzte Säule unsern Blicken entschwunden war. Während uns das Schiff in rascher Fahrt hinüber nach Athen brachte, nahmen wir im Abendsonnenschein auf Deck die letzte Mahlzeit ein, und als sich der Prinz erhob, um in schlichten herzlichen Worten unserm verehrten Führer zu danken und ein Hoch auf ihn auszubringen, stimmten wir jubelnd und voll aufrichtigen Danks ein, und nicht minder herzlich klangen unsere Hochrufe, als Dörpfeld in gewandter Rede erwiderte und „unsern" Prinzen leben ließ, der an Unermüdlichkeit und wissenschaftlichem Eifer gar Manchen von uns übertroffen hatte. Da nur etwa ein Dutzend der Herren sich an dem folgenden viertägigen Ausflug nach Troja betheiligte, kam für alle übrigen nun das Abschiednehmen, das besonders denen nicht leicht wurde, die an den beiden größeren Ausflügen, der Peloponnes- und der Inselreise, sich betheiligt und in treuer Kameradschaft sich kennen und schätzen gelernt hatten, und wenn in späteren Zeiten unsere Gedanken zu jener herrlichen Frühlingsfahrt durch die griechischen Lande zurückkehren, werden sie immer auch jene umfassen, die in Lust und Leid, in wissenschaftlichem Ernst und künstlerischer Begeisterung sich zusammenfanden.

Bücherbesprechung.

Luther, 25 Psalmen, dem Veit Dietrich ausgelegt 1530 auf der Feste Coburg. Mit Anmerkungen versehen, revidirt und herausgegeben von Dr. E. Böhl, o. ö. Professor in Wien. Gütersloh 1899, Verlag von Bertelsmann. 2,40 M., geb. 3 M.; 196 S. — Während in Augsburg um die Entscheidung über Sein oder Nichtsein des Evangeliums gerungen wurde, saß Luther, ein halber Gefangener, auf der Feste Coburg. Er vertrieb sich die Zeit und die trüben Gedanken durch Beten und Arbeiten. Neben der Uebersetzung der äsopischen Fabeln und der Propheten beschäftigte er sich wieder eingehend mit seinem geliebten Psalter. Er dictirte eine zusammenhängende Psalmenauslegung dem jungen Gefährten und Famulus Veit Dietrich. Aus dem Manuscript des Vaters haben Dietrich's Söhne 1559 diese Auslegung drucken lassen. Dies Original ist zum größten Theil lateinisch. Unser Herausgeber hat sich an die Verdeutschung des Basilius Faber vom Jahre 1560 gehalten, der auch die Jenaer, Leipziger und Walch'sche, in neuerer Zeit die Erlanger Ausgabe gefolgt sind. Böhl verfolgt nicht ein wissenschaftliches Ziel bei seiner Neuherausgabe, „es soll keine correcte Ausgabe sein, sondern ein passend hergerichtetes Vademecum für trübe Tage". Er edirt das Büchlein in der Hoffnung, „daß das, was ihm in Noth und Leiden wohlgethan, auch seinen Mitpilgern wohlthun werde". — Er will diese Psalmenauslegung als Andachtsbuch gebraucht wissen. Ist's dazu geeignet? Gewiß ist diese Psalmenauslegung so individuell wie nur möglich; die ernsten Zeitverhältnisse, die Glaubenskämpfe, ja einzelne Intriguen der Gegner, eines Eck, Faber, Cochleus, eines Herzogs Georg, werden ebenso zum Psalmwort in Beziehung gesetzt, wie Luther's eigne Lebenserfahrungen und innern Kämpfe. Sogar „sein Hans Luther" dient ihm als Beispiel. Auch wendet Luther häufig das Mittel der „heimlichen", d. i. allegorischen Auslegung an, die uns vielfach fremdartig anmuthet. Dabei spricht aber doch der ganze Luther zu uns mit seiner kindlichen, warmen Frömmigkeit und seinem herrlichen Gottvertrauen, und seine Auslegung trifft so oft den Nagel auf den Kopf und uns ins Herz, daß allerdings diese Psalmenauslegung heute noch erbaulich wirkt, freilich meines Erachtens nur auf den, der Luther und seine Zeit kennt und versteht. Der Herausgeber hat zum bessern Verständniß einen kurzen historischen Vorbericht vorausgeschickt und giebt kurze Anmerkungen unter dem Text. Vielleicht hätten manche davon wegbleiben können, vornehmlich solche, in denen der Herausgeber die Worte Luther's auf unsere Zeit anwendet. Daß er andere Psalmenauslegungen Luther's heranzieht und einzelne Stücke aus ihnen in die Coburger Auslegung einschiebt, wird ihm bei dem mehr erbaulichen Zweck seiner Publication Niemand verargen.

J. N.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 4. Dienstag, den 9. Januar, Abends. 1900.

Ein rheinisches Volkstheater.

Von Dr. Karl Mehrmann.

Zwischen der Rheinebene und der südlichen Hälfte Großbritanniens besteht eine unleugbare Verwandtschaft. Ich meine zunächst nicht die augenfällige Aehnlichkeit des wirthschaftlichen Lebens, die besonders seit der Mitte unseres Jahrhunderts nicht mehr verkennbar ist und die starke Rivalität auf commerziellem und industriellem Gebiet zwischen dem neuen Deutschen Reich und der englischen Weltmacht in erster Linie mit hervorgerufen hat. Hier wie dort die anscheinend unerschöpflichen Mineralschätze, hier wie dort die gleiche technische Fertigkeit in der Verarbeitung des Bodenreichthums, hier wie dort dieselbe Gunst der nach dem Weltcentrum des Nordseebeckens eilenden Wasserstraßen. Dazu kommt die durchgehends außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes, die den rheinländischen und, solange sich der englische Boden noch in den Händen freier Landwirthe befand, auch den britischen Bauern die Früchte ohne große Anstrengung in den Schooß warf. Die Marschen an den Flußniederungen waren oder sind noch hier wie dort der Nährboden der rundlichsten, fettesten und ansehnlichsten Viehheerden. Und während bergwärts in den Thalniederungen des Rheinstroms das Klima an den europäischen Süden erinnert und die herrlichsten Obstsorten und edelsten Trauben zeitigt, ermöglicht die Wärme des die britische Insel umfluthenden Meeres in allen Theilen des Landes das ganze Jahr hindurch eine gleichmäßige Temperatur, die selbst im Winter südländischen Pflanzen den Aufenthalt im Freien gestattet. Nur in einer Beziehung weicht das Klima Englands himmelweit ab von dem der Rheinebene. Der englische Nebel ist sprichwörtlich; er hüllt die Gegend Grau in Grau. Ueber das Rheinthal aber gießt, wenn man von den Morgenstunden im Frühjahr und Herbst absieht, das ganze Jahr hindurch die Sonne ihren Strahlenglanz aus und taucht vom Ende Januar bis tief in den November hinein die Landschaft in das bunte Licht mannigfachsten Farbenwechsels. Aber abgesehen hiervon muß sich natürlich aus der großen Verwandtschaft klimatischer, geographischer und wirthschaftlicher Verhältnisse eine überaus starke Aehnlichkeit der Lebensauffassung ergeben. Hier wie dort schwelgen die Bewohner bis zu gewissem Grade wenn nicht im Ueberfluß, so doch in einem Reichthum leicht oder nicht übermäßig schwer erworbener Güter. Diese Behäbigkeit des wirthschaftlichen Wohlbefindens in Verbindung mit den günstigen Temperaturverhältnissen verschafft den Bewohnern der Rheinebene wie der britischen Insel eine Behaglichkeit und Wärme des Lebensgenusses, die ihnen ihre Nachbarn vergebens nachzumachen suchen. Man spricht vom „fröhlichen Rheinland“ wie man vom „old merry“ England spricht, und es ist doch wohl eine gewisse Sympathie, die die uns Deutschen im Allgemeinen gar nicht so sympathischen Engländer gerade mit Vorliebe nach dem Rheine zieht. Freilich ist der altbegründete Ruf des lustigen Englands im Schwinden begriffen. Der alteingesessene Bauer ist in Großbritannien seit Jahrzehnten ausgestorben. Leider aber geht im Rheinland die Entwickelung anscheinend denselben Gang. Der mittlere Grundbesitz verschwindet immer mehr und räumt der industriellen Geldaristokratie, die ihr Vermögen in sicheren Latifundien anzulegen sucht, seinen Platz. Die Bevölkerung wird mehr und mehr eine überwiegend industrielle, der die Zeit zu behaglichen Scherzen fehlt und die die Freiheit, die ihr die das ganze Jahr hindurch währende unermüdliche Jagd nach Gelderwerb übrig läßt, lieber in übermäßig schnellem, bis an das Ende gehendem betäubenden Genuß auszustoßen sucht. Der Bauer dagegen ist es, dessen Fröhlichkeit einen dauerndern Grundanstrich hat, weil sie sich langsamer entfaltet. Und damit kommen wir zu einer neuen Seite des Verwandtschaftsverhältnisses zwischen rheinischer und britischer Lustigkeit. An beiden Stellen, in England wie in den Rheinlanden, bildet den Stock der landbebauenden Bevölkerung das germanische Element. Dazu ist aber — in den Rheinlanden wiederholentlich — eine Beimischung welscher Bestandtheile gekommen. Dieser Zusatz französischen Blutes hat auch der britischen und rheinischen Lustigkeit eine bestimmte Färbung gegeben, die sie ganz genau von der mehr innerlichen Fröhlichkeit der übrigen germanischen Volksstämme scheidet. Man rühmt den Deutschen im Allgemeinen gegenüber den Welschen eine ganz besondere Gottesgabe nach: den Humor. Wie die Franzosen das „deutsche Gemüth“ nicht zu würdigen wissen, so fehlt ihnen, nach einem allbekannten Ausspruch, auch das Verständniß für Humor. Sie haben dafür Witz, gewiß. Was an sie herantritt, suchen die Romanen allein mit dem Kopf zu fassen, statt mit dem ganzen Menschen. Sie wollen den Gegenstand mit dem Verstand bewältigen und in eine allgemein bindende Formel schlagen. Und wenn dann auch noch die Formel durch ihre Form gefällt, so hat sich das romanische Genie voll entfaltet. Anders geht in der Regel der Deutsche an die Sache heran: er packt sie mit allen seinen seelischen Kräften; mit dem Verstand zwar auch, aber nicht minder mit dem Gefühl und dem Willen, und da er auf diese Weise schließlich ebenso sehr der Besiegte als der Sieger ist, so mischt sich in sein Hochgefühl, den Stoff erfaßt zu haben, gleichzeitig die Empfindung der Wehmuth über die menschliche Unzulänglichkeit und der Abhängigkeit von etwas Höherem. So stiehlt sich ihm zwar die Freude in sein Herz, aber auch die Thräne in das Auge. Und diese Mischung Ob- und Ohnmachtsgefühls gebiert den echten deutschen Humor. Die Wollust dieser Empfindung kostet aber im höchsten Grade nur der Einsame aus, der mit seiner Kraft auf sich allein gestellt ist, und sicherlich ist es kein Zufall, daß man das, was man mit Humor bezeichnet, zunächst in deutschen Landen, in denen das Selbständigkeits- und Absonderungsbestreben seine Excesse feiert, und dann vor Allem in den einsamen Küsten- und Alpengebieten findet. Die Zusammengedrängtheit der Bevölkerung läßt anderswo den Keim sich nicht zu solcher Blüthenpracht entwickeln. In der Stille und Einsamkeit vermag der Rheinländer nicht so recht vergnügt zu werden. Er muß Leute um sich haben, die die Aeußerungen seines Geistes bewundern und belachen. Erst in der Gemeinschaft fühlt er sich wohl. Von lärmender Lustigkeit, wie sie der Franzose so gerne hat, ist er trotz Allem weit entfernt, aber er liebt es, sich vor einer größern Versammlung hören zu lassen, und wenn er fröhlich ist — darin kommt der Tropfen welschen Blutes zu Wort —, ist er auch laut. Aber darin ist er wieder echt germanisch: seine Lustigkeit hat doch nichts Ausdringliches; sie giebt sich aus sich selbst, wenn sie dabei auch Andere hören sollen. Falsches Pathos und Posiren ist ihr fremd. Will man den ganzen Unterschied rein germanischen Humors und rheinischer Fröhlichkeit kennen lernen, so braucht man sich blos ein paar Gestalten Reuter'scher Muse vor Augen zu rufen und sich dann meinethalben ins echt rheinische Volksleben hineinzustürzen. Der Rheinländer liebt als Sohn der ihn umgebenden heiteren und sonnenwarmen Natur Licht und Luft, und daher vergeht im Sommer schwerlich ein Sonntag, an dem sich nicht ein farbenfreudiger Festzug durch die Straßen bewegt, und im Winter hat der Rheinländer seinen Carneval, dessen Glanzpunkt der farbenschillernde Faschingszug ist. Immer findet der Rheinländer sich irgendwo mit Gesinnungsgenossen zusammen, die mit ihm feiern und seine frohe Stimmung theilen. Am besten aber erkennt man das rheinische Volk in seiner un-

gebundenen Festfröhlichkeit, wenn man sich nach einem der beiden Punkte begiebt, wo sich rheinisches Leben am unverfälschtesten äußert, nach dem Niederwald oder dem Drachenfels. Zu Tausenden drängt sich hier an sonnenhellen Tagen das Volk zu Hauf, Krieger-, Turn- und Sängervereine. Auf den Berghalden liegt der glühende Sommersonnenschein und hüllt die blauschimmernde Landschaft unten in einen fast undurchsichtigen Dunstschleier. Oben aber auf der Höhe sitzen dichtgedrängt unzählige Durstige, und Lachen und jauchzendes Rufen dringt zum stahlblauen Himmel. Helle Damenkleider, schwarze Röcke, bunte Joppen, zechende oder wandernde Gesellen hemdsärmelig, das Ganze ein farbenprächtiges Bild in dieser eigenartigen Umgebung. Vergeblich sucht ein Redner nach dem andern die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, die sich den verschiedenen Sängergruppen zuwendet, die sich unermüdlich ablösen und immer wieder dem Rhein ein Lob- und Danklied singen.

Das ist rheinisches Leben, und aus diesem Geist heraus ist das sogen. „Kölner Hänneschen" geboren worden. Es ist nicht ganz leicht, den lustigen Bruder, der im Lauf der Zeit manche Veränderungen mit sich vorgenommen hat, einem Fremden mit wenig Worten in all' seinen Maskirungen vorzustellen. Sein Geburtsjahr liegt ziemlich weit zurück. Wenn man ihn aber so, wie er in seinen Flegeljahren war, einem Nord- und Ostdeutschen so recht lebhaft vor Augen stellen will, so braucht man nur an den „Kasperle" zu erinnern, den wohl so ziemlich Jeder vom Jahrmarkt her kennen dürfte. Der Kasperle ist ein Vetter oder doch ein richtiger Geistesverwandter des Hänneschen. Von Blutsverwandtschaft kann ja bei dem Stoff, aus dem beide geschnitzt sind, keine Rede sein. Im Uebrigen waren beide auf der scharfen Holzkante, die bei den fahrenden Puppentheatern noch heute die weltbedeutenden Bretter der vornehmern Schauspielbühnen ersetzt, ein paar Hauptkerle, die ihren Mann zu stellen wußten und sich an Schlagfertigkeit in keiner Beziehung überbieten ließen. Die Puppentheater wenden sich noch heute in erster Linie an das Wohlgefallen der Menge, die ihren Helden mit Vorliebe nach seiner Leistungsfähigkeit in Mund- und Handwerk werthet. Nun kam hinzu, daß der Text der Handlung, die sich in den Puppentheatern vollzog, nur in groben Umrissen feststand. Im Uebrigen war der Erfindungsgabe des jedesmaligen Leiters ein ganz bedeutender Spielraum gelassen, und so kam es denn nicht selten vor, daß die Handlung der Herrschaft des Puppenleiters schließlich entschlüpfte und zu Verwickelungen führte, deren glatte friedliche Lösung schier unmöglich schien. Da half denn nichts: der Knoten mußte einfach durchhauen werden, und dieses Schicksal blühte nicht nur der verwirrten Handlung, sondern auch den handelnden Personen selbst, deren Charakter zuweilen lebhafte Aehnlichkeit mit der Handlung vor ihrer gewaltsamen Lösung hatte. Das Repertoire war ziemlich eng begrenzt: die Zuschauer verlangten etwas Gruseliges, aber einen vergnügten Ausgang, und so waren beispielsweise im vorigen Jahrhundert beim Kölner Hänneschentheater die meisten Ritter- und Räuberkomödien beschaffen. Damals hatte in Köln ein gewisser Millowitsch großen Zulauf, und nicht nur aus den social niedriger stehenden Volksschichten. Schließlich wurde aber das Publicum in der rheinischen Metropole unter dem Einfluß der classischen Literaturbewegung ästhetischer und zartfühlender. Mag auch sein, daß die Späße des Hrn. Millowitsch mit der jahrelangen Uebung eine derbere Fassung erhielten: kurz und gut, der Sohn des vorgenannten Millowitsch sah sich genöthigt, sich einen anderen Wirkungskreis zu suchen. Er begab sich auf Reisen und schleppte seinen Thespiskarren in des Wortes wirklicher Bedeutung jahrelang durch ganz Rheinland. In diesem unsteten Wanderleben wuchs sein Sohn Wilhelm Millowitsch auf. Der Knabe war erst 5 Jahre alt, als er schon sämmtliche Stücke, die am meisten zogen, auswendig wußte. Er war eben ein aufgeweckter Junge, und der Vater hielt es daher für seine Pflicht, ihm eine gute Schulbildung zu verschaffen. Leider wurde die Entwickelung des Knaben durch den frühzeitigen Tod des Vaters unterbrochen, und so wurde Wilhelm Millowitsch mit 14 Jahren der Schule entrissen, da die Mutter seiner Unterstützung bei der Leitung des Geschäfts auf's Dringendste bedurfte. Er wandelte — wie die hübsche Phrase lautet — als Bühnenleiter zunächst in den Bahnen seiner Vorfahren weiter. Schließlich überzeugte ihn aber der schwindende Erfolg, daß der Zeitgeist eine durchgreifende Reform seines Unternehmens verlange. Der Erkenntniß folgte bald die That, und i. J. 1868 traten an Stelle der steifen Holzpuppen lebende Wesen. Wilhelm Millowitsch war der erste lebende Hänneschen. Ihm stand Frau Director Emma Millowitsch erfolgreich zur Seite, und da es ihm gelang, auch für die übrigen Hauptrollen angemessene Vertreter zu finden, so war das Spiel gewonnen. Heute hat das Theater Millowitsch in allen Städten Rheinlands selbst an den heißesten Sommerabenden stets volle Häuser. Die Figuren der plattkölnischen Volksbühne sind noch die des alten Puppentheaters. Da ist zunächst das Hänneschen; das Heldenhafte ist sein Fach; eine treue, ehrliche deutsche Haut mit einer gewissen komischen Verschmitztheit, wie es das Volk liebt und wie der natürliche aufgeweckte Mann aus dem Volke ist; dabei naiv: er trifft instinctiv das Rechte. Gewissermaßen sein älteres Abbild, das endliche Ziel seiner eigenen Entwickelung, ist der Bestevader, ein einfacher gemüthlicher Alter, den aber manchmal, wo sich sein Gerechtigkeitsgefühl — ob für sich oder Andere, das ist ganz gleich — verletzt fühlt, ein nicht gelinder Zorn packt, der zu gewissen Handbewegungen führt, denen Widerstand zu leisten nicht Jedermanns Sache ist. In dieser Hinsicht unterstützt ihn das Hänneschen auf's Lebhafteste, und beide halten darin die Traditionen der alten Puppenkomödie hoch. Nur ersetzt die Lebhaftigkeit des Hänneschen ein gewisses zorniges Phlegma beim Bestevader. Die Hauptrolle spielen aber auf der Bühne des heutigen Kölner Volkstheaters weder Hänneschen noch der Bestevader. Die meiste Sympathie besitzt eine Art verlotterten Genies, dem man den Namen „Tünnes" verliehen hat. Das kölnische Diminutivum für den landläufigen Anton ist äußerlich eher alles Andere als ein ansehnlicher Kerl, aber gutmüthig, harmlos und trotz aller körperlichen Scheußlichkeit liebenswürdig. Hänneschen ist schmuck und flott, Tünnes ruppig, struppig, hundsgemein. Und die Nase! Man kann sie mit der Elle messen; eine derbe Mannesfaust umspannt sie kaum, und dabei glänzt sie, wie der Mond, feuerroth, wenn er im Aufgehen ist. Denn Tünnes liebt den Schabau. Schabau? Sie wissen nicht, was Schabau ist? Da ziehen Sie sich ebenso wie der Franzose im „Kölner Leben" des Tünnes ganze Verachtung zu. Als der Nachbar von jenseit der Vogesen eine Definition des merkwürdigen Dinges wünscht, giebt sie ihm der Tünnes mit größter Freundlichkeit und Fixigkeit. „Schabau ist — Schabau." So, da wissen Sie es ganz genau, und wenn Sie dem Tünnes nun 10 Pfennige geben, so holt er sich dafür aus der nächsten Destillation eine ganze Flasche voll dieses Lieblingsgetränkes. Im Uebrigen findet sich Tünnes mit großer Seelenruhe in sein Mißgeschick, in allen Lagen des Lebens als Sündenbock dienen zu müssen. Er zieht sich dabei stets geschickt aus der Affaire, und wenn er auch mal Prügel bekommt, so hält er es doch mit dem Grundsatz, daß Geben seliger denn Nehmen ist. Und so waltet Tünnes denn gewissermaßen als Princip ausgleichender Gerechtigkeit. Im Grunde ist er doch ein spitzbübisch-gerissener Gesell trotz aller Taperigkeit, viel mehr als das gradaus gesinnte Hänneschen. Wenn ihn seine Partner sehr oft für das Gegentheil halten, weil sie hinter seinen steifen Bewegungen, die die Ungelenkigkeit der alten Gliederpuppen aufs Komischste nachahmen, nicht die lebende Seele sehen, so ist das meist ihr eigner Schade. Schließlich, der Mann, der Alles zum Guten wendet, „dat is dä Tünnes!" Ihm unterliegt am Ende gar das böse Princip des Hänneschentheaters, „dä Schäl". Das ist ein bitterböser Mensch, den das Schicksal schon durch sein schielendes Auge gezeichnet hat. Er bringt den Leuten nichts als Verdruß, aber man lacht doch über das Luder, der seinem Ahnherrn Mephisto darin gleicht, daß er zwar stets das Böse will und doch das Gute schafft. Schade wäre es, wenn in dieser Welt auseinanderplatzender Gegensätze das sänftigende Element des Ewig-Weiblichen fehlen würde. Da ist zunächst „et Drückche", die Braut des Hänneschen, drollig und redegewaltig; sie erweckt ganz und gar den Anschein, als ob sie in der Ehe schließlich das letzte Wort behalten werde, wie es zweifellos die „Mariezebell", das Ehegespons des Bestevaders, hat. Zum Glück lernt man diese Consequenz der Entwickelung niemals kennen; vor der Hochzeit macht der Dichter immer rechtzeitig Halt. Dieser Dichter nun, dem wir die Bekanntschaft aller dieser Herrschaften danken, ist der Bühnenleiter Hr. Millowitsch selbst, der sich leider in der letzten Zeit wegen Kränklichkeit mehr und mehr vom Geschäft zurückzieht. Am natürlichsten und fröhlichsten entwickeln sich alle diese Typen in dem Stücke, das den Titel führt: „Kölner Leben". Hier entfaltet sich auch die ganze Vorliebe des Rheinländers für farbenprächtige Darstellungen. Ein Carneval am Schluß des Stückes bietet dazu die beste Gelegenheit, wenn sich auch das operettenhafte Element balletartiger Aufzüge etwas aufdringlich

hineinmischt. Der Kölner Carneval kehrt auch in den übrigen Komödien der Volksbühne mit Vorliebe wieder. Da dem Dichter nicht immer ein Stoff aus dem Volksleben zu Gebote steht, so nimmt er auch Stücke berühmterer Collegen und travestirt sie in seiner Weise. So wird „Madame Sans gêne" zu einer „Madam Sangschön". Hier wird der Humor des „Kölner Lebens" fast ganz und gar durch Witze und Wortspiele verdrängt. Nur der Tünnes bleibt auch hier der liebe pusselige Kerl. Man muß ihn gesehen haben, wie er als Schusterjunge — ich glaube in der oben erwähnten Parodie — vergebens in der Wohnung seiner Auftraggeberin die von ihr bestellten Stiefel loszuwerden sucht und dann in seinem Kölner Platt mit überschlagender Stimme immer wieder die Worte hervorstößt: „Aber ich bring doch die — Stiewele!" Dabei die Haltung — das ist der Tünnes, wie er leibt und lebt. Millowitsch's Lorbeeren haben natürlich seine Concurrenten nicht schlafen lassen, und so schießt jetzt eine Volksbühne neben der anderen empor. Bisher hat ihn aber Niemand erreichen können, weil die meisten ihm gerade auf dem Gebiet beizukommen suchten, wo er selbst am schwächsten ist, auf dem der Parodie. Möge die rheinische Fröhlichkeit ihren Ausgangspunkt, das eigene Volksleben, immer wiederfinden. In der Darstellung des Volksthums liegt der Keim des Erfolges und die Berechtigung des Daseins auch solcher dramatischer Erscheinungen.

Bücherbesprechungen.

— **Die Kirchengesetzgebung unter Moritz von Sachsen 1544—1549 und Georg von Anhalt** von **Dr. jur. Emil Sehling**, ord. Professor der Rechte in Erlangen. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung 1899. Preis 3,60 ℳ — Georg von Anhalt, ein durch Klugheit, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit so hoch ausgezeichneter Fürst, daß ein Geschichtschreiber seiner Zeit ihn sui temporis eximium decus, sequentibus exemplum nennen durfte, verdient es wohl, daß seine Person und sein Wirken auch der Jetztzeit vor Augen gestellt wird. Im Jahre 1544 als Coadjutor **August's von Sachsen** auf den Merseburger Bischofstuhl berufen, hat er mit ebenso großer Thatkraft als Pflichttreue die Lösung der schwierigen Aufgabe unternommen, bischöfliches Kirchenregiment mit evangelischer Lehre zu vereinen. Mit welchem Erfolge dies geschehen, davon legt noch ein Bericht des Leipziger Consistoriums an Kurfürst **August von Sachsen** im Jahre 1578 rühmendes Zeugniß ab, in dem es ungefähr folgendermaßen heißt: „Seine fürstlichen Gnaden, der löbliche Mann Gottes, Fürst Georg zu Anhalt, habe, da er das bischöfliche Amt zu Merseburg getragen, nicht allein wegen seines fürstlichen Namens und Geblütes, sondern auch wegen seiner vortrefflichen von dem Allmächtigen sonderlich gezierten Tugenden und Gaben das Ansehen genossen, eine gottselig Kirchenregierung, Jurisdiction und Inspection zu führen, auch mit Werk und That bei Führung des bischöflichen Amtes in diesen Landen viel merklichen Nutzens und Frommens geschafft." Was Georg von Anhalt veranlaßte, schon im September 1548 sein bischöfliches Amt niederzulegen, das war die durch den Gang der politischen Verhältnisse verursachte Aufgabe des Stifts Merseburg Seiten der Albertiner insbesondere Seiten des Herzogs August. Georg von Anhalt, der zugleich Domprobst zu Magdeburg und Meißen war, hat dann zunächst auf Wunsch des Kurfürsten Moritz und seiner Stände der evangelischen Kirche in sachsen-albertinischen Landen noch weitere Dienste geleistet, bis er 1552 in sein Erbland Anhalt zurückkehrte, wo er schon 1553 verstorben ist. Ein beredtes Zeugniß seines bischöflichen Wirkens an der Spitze der Merseburger Diöcese aber hat er der Nachwelt in der sogenannten **Celle'schen Kirchenordnung** hinterlassen, wie sie in den im Jahre 1545 von einer in Celle zusammen berufenen geistlichen Conferenz unter seiner Leitung und unter seinem wesentlichen Einflusse gefaßten Beschlüssen — Anlage C der vorliegenden Druckschrift — enthalten ist. Ist diese Kirchenordnung auch nie wirkliches Gesetz geworden, so hat sie doch vielfach auf die spätere Kirchenpraxis in Sachsen bestimmend eingewirkt. Vor Allem aber ist es von hohem historischen Interesse, sich an ihrem Beispiele die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, mit denen diejenigen zu kämpfen hatten, die, wie Georg von Anhalt, sich die Aufgabe stellten, die bisherigen kirchlichen Einrichtungen den Forderungen der Reformation in einer Weise anzupassen, bei der weder die Reinheit der evangelischen Lehre noch die Autorität der Kirche eine Schädigung erfahren sollte. Schon aus diesem Gesichtspunkte ist die vorliegende Publication mit Dank zu begrüßen, und zwar um so mehr, je mehr sich gerade in unsern Tagen das öffentliche Interesse den Verfassungsfragen auf dem Gebiete der evangelischen Kirche wieder zugewendet hat.

.

— **Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reichs und des Preußischen Staates in gedrängter Darstellung** nebst einem Abdruck der Deutschen und der Preußischen Verfassungsurkunde und des Allerhöchsten Erlasses vom 4. Januar 1882 mit alphabetischem Sachregister, von Dr. P. **Schubart**, Geheimem Seehandlungsrath a. D. Vierzehnte neu durchgesehene Auflage. Breslau, 1899, Verlag von Wilh. Gottl. Korn Gebr. Preis 1,60 ℳ — Das kleine, hübsch ausgestattete Buch wendet sich mit seiner im besten Sinne des Wortes volksthümlichen Darstellung vornehmlich an die gebildeten Laien, wird daneben aber auch dem Fachmanne durch zwar kurze, aber sofortige und verläßliche Auskunftsertheilung manchen angenehmen Dienst leisten können. Daß das empfehlenswerthe Werkchen bereits in 14. Auflage vorliegt, scheint hiernach ebenso erklärlich wie erfreulich. H.

— **Gräfin Elise v. Bernstorff geborene Gräfin v. Dernath.** Ein Bild aus der Zeit von 1789—1835. Aus ihren Aufzeichnungen. Vierte Auflage. Erster Band. 1789 bis 1822. Mit zwei Bildnissen. Zweiter Band. 1823—1835. Mit einem Bildnisse. Berlin 1899, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 8°; VIII, 340 + V, 270 S. und 1 Stammbaum. Preis: 10 ℳ — Die Dame, die sich der nicht geringen Mühe des Herausgebens der Bernstorff'schen Aufzeichnungen unterzogen hat: Gräfin Elise v. d. Bussche-Ippenburg, genannt v. Kessell, ist die 60jährige Enkelin der geistreichen und gemüthvollen Verfasserin. Entstanden ist die Niederschrift im stillen Lederan, wohin die ihres Gemahls Beraubte um einer kranken Tochter und des diese behandelnden Arztes willen zu übersiedeln sich entschlossen hatte. Was nun in diesen Jahren der Ruhe und der Prüfung dort der fleißigen Feder entflossen ist, trägt so durchaus das Gepräge einer vornehmen, vorbildlichen Auffassung vom Leben und seinen Pflichten, daß ich das Buch mit gutem Gewissen unsern Frauen vor Allem, aber auch erwachsenen Mädchen von Herzen empfehlen darf; der Inhalt ist durch und durch gediegen. Uebrigens spricht schon die „vierte" Auflage für sich selbst. Ht.

— **Die culturhistorische Methode.** Von Dr. **Karl Lamprecht**, Professor an der Universität Leipzig. Berlin 1900 [statt 1899], R. Gaertner (Hermann Heyfelder). 46 S., 8°. — Vor einiger Zeit war Karl Lamprecht von der Wiener „Zeit" aufgefordert worden, in einem gemeinverständlichen Aufsatze das Wesen und die Stellung der culturgeschichtlichen Methode innerhalb der Entwickelung der Wissenschaften auseinanderzusetzen. Nichts konnte ihm willkommener sein, als diese Aufforderung; denn trotzdem daß seine zahlreichen Gegner sachlich nichts mehr gegen die grundsätzliche Richtigkeit und Wichtigkeit einer wirklichen „Culturgeschichte" einzuwenden vermögen (wie die wissenschaftliche Vernichtung der letzten schwachen Entgegnung Georg's von Below klar beweist), hält es bekanntlich ungeheuer schwer, einen eingewurzelten Glauben von seiner inneren Haltlosigkeit zu überzeugen: dazu ist es immer von Neuem nöthig, anzustürmen und Breschen zu legen. Deshalb also kam dem unermüdlichen Kämpfer jenes Ansuchen gerade zu Passe. Und im Ferienaufenthalte zu San Martino di Castrozza fand er auch die Muße, an die Arbeit heranzugehen. Unter der Hand aber wuchs der Aufsatz und wuchs sich zu einer Broschüre aus; die „Zeit" kam um ihre Abhandlung. Zu beklagen ist das wohl nicht: als Sonderheft haben diese neuesten Ausführungen Lamprecht's wahrscheinlich auf mehr, jedenfalls auf verständigere Leser zu hoffen, als wenn sie in jenem Wiener Blatte zu einem verhältnißmäßig verborgenen und sehr kurzen Dasein verurtheilt worden wären. Mit der Erscheinungsweise, die der Verfasser schließlich vorgezogen hat, habe ich selbst besonderen Grund zufrieden zu sein: so war es nämlich möglich, als Anhang die werthvolle Besprechung anzuschließen, die Karl Lamprecht im Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 24. September 1899 dem I. Band einer mir ziemlich nahe stehenden „Weltgeschichte" gewidmet hat. Hinsichtlich der Ansicht einer gesetzmäßigen Abfolge von typischen Culturzeitaltern bin ich zwar nicht in der Lage, Lamprecht's Standpunkt einzunehmen; doch darauf kommt es am Ende weniger an. Die Hauptsache ist und bleibt

vielmehr die: Lamprecht hat von Neuem bewiesen, daß er in der Methode, in der theoretischen Erfassung der Aufgaben der Geschichtschreibung ohne Zweifel an erster Stelle steht; und was die Praxis betrifft, so sind die bisher erschienenen 5 Bände seiner „Deutschen Geschichte" unbedingt ein Beleg dafür, daß auf dem beschränkten Gebiete der Entwickelung einer einzelnen Cultur eines nationalen Sonderwesens die Ausführungsmöglichkeit vorhanden ist. Mehr von einem einzigen Forscher verlangen zu wollen, wäre naiv und ungerecht. Ht.

— O. Eichler, Griechisches Uebungsbuch. I. u. II. Theil. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1898. 180 u. 176 S. 8°. Geb. je 2 ℳ. — Die beiden vorliegenden Hefte sind in der täglichen Schulübung allmälig entstanden und haben somit zum größten Theil bereits ihre Probe im Unterricht abgelegt, bevor sie dem Drucke übergeben worden sind. Entsprach das Wesener'sche Uebungsbuch seiner Zeit, als das Griechische in Quarta angefangen wurde, durchaus seinem Zwecke, so haftet ihm jetzt trotz mancher Aenderung doch der alte Standpunkt zu sehr an, als daß es den Anforderungen der beiden nächsten Classen voll genügen könnte. Andere Bücher, die diese Lücke ausfüllen sollten, stellen leider wieder zu hohe Anforderungen an den Schüler; so ist es mit Freuden zu begrüßen, daß dieses neue Hilfsbuch zwischen dem zu Einfachen und dem allzu Verwickelten die rechte Mitte wahrt, und zwar sowohl in Rücksicht auf die in reicher Fülle gebotenen Uebungssätze, als auch auf die verwendeten Wörter und Regeln. Ebensowenig dürfte sich an der gewählten Anordnung viel aussetzen lassen. Wenn man auf dem hier eingeschlagenen Wege der Beschränkung auf das Nothwendige, das aber durch immer und immer wiederholte Einübung zu sicherem Eigenthum der Schüler gemacht wird, ohne Schwanken und Zögern vorwärts schreitet, kommt man zweifellos zu erfreulichen Ergebnissen. Dann schwinden auf der obersten Stufe die Klagen über mangelhafte Leistungen und über Unsicherheit der Schüler in den einfachsten Dingen. Bei der gegenwärtig in den jugendlichen Köpfen meist herrschenden Unruhe und Zerfahrenheit ist es viel wichtiger, einiges Wenige, aber wirklich Werthvolle sicher und unauslöschlich einzuprägen, als mit den Hauptsachen auch alle Nebendinge darzubieten, was wohl angenehm zu hören ist, aber nur allzu schnell wieder vergessen wird.

Wurzen. H. Steuding.

— Eine Gesellschaft auf dem Lande. Unterhaltungen über Schönheit und Kunst mit besonderer Beziehung auf Kant. Von Dr. Heinrich Romundt. Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann 1897. — Der Verfasser ist ein begeisterter Verehrer Immanuel Kant's und hat schon in mehreren Schriften für die Neubelebung und Verbreitung der Kant'schen Philosophie gewirkt. So in seinem im Jahre 1886 herausgegebenen Buche: „Ein neuer Paulus. Immanuel Kant's Grundlegung zu einer sichern Lehre von der Religion" und in seiner im Jahre 1894 erschienenen Schrift: „Ein Band der Geister. Entwurf einer Philosophie in Briefen." Eine Ergänzung namentlich der letztgedachten Arbeit nach der Seite der Kant'schen Aesthetik hin zu geben, ist der Zweck des neuen oben angezeigten Werkes. Der Verfasser hat auch diesmal wieder die Briefform gewählt, aber nicht die Form des Briefwechsels, sondern die einer fortlaufenden Reihe von Briefen desselben Briefschreibers an denselben Adressaten. Auf die nach der Annahme des Verfassers zwischen die einzelnen mitgetheilten Briefe fallenden Antworten des Adressaten wird nur beiläufig Bezug genommen. Uebrigens sind es zum größeren Theil auch nicht die eigenen Gedanken und Meinungen des Briefschreibers, die dieser seinem Gegenpart vorträgt, sondern er giebt vielmehr dem letzteren nur Bericht über die von einem Kreise von Freunden, zu denen auch der Briefschreiber gehört, bei ihren regelmäßigen Zusammenkünften gepflogenen Unterhaltungen über ästhetische Fragen. Der Gegenstand dieser Unterhaltungen sind in der Hauptsache die Lehren Kant's über die Natur des Schönen. Doch findet deren Erörterung eine Ergänzung einestheils durch den Hinweis auf die Platonische Philosophie und anderntheils durch die Beschäftigung mit unsern großen Dichtern Lessing, Goethe und Schiller. Am Schluß wird auch das Verhältniß der Kunst zur Religion eingehender behandelt. Der Verfasser hat offenbar den Wunsch und die Absicht, durch die in seiner Darstellung gebotene doppelte Einkleidung des Vorgetragenen, einmal in die Form wechselnder Rede und Gegenrede und sodann in die Briefform, den schwierigen Stoff dem Empfinden und Verständniß seiner Leser näher zu bringen und einleuchtendes zu machen. Daß ihm dies allenthalben gelungen sei, möchten wir bezweifeln. Sein Buch liest sich nicht leicht. Eine gewisse Anpassung der Redeweise an den Stil Kant's, die dem Verfasser wohl unwillkürlich eigen geworden sein mag, giebt ihm dabei noch einen etwas fremdartigen, archaistischen Charakter. Nichtsdestoweniger dürfte gerade in der heute so vielfach auf ästhetischem Gebiete herrschenden Verwirrung die Erinnerung an die unsterblichen Größen unserer deutschen Denker und Dichter und deren Lehren und Beipiele auch in Bezug auf Schönheit und Kunst, wie sie der Verfasser anstrebt, höchst dankenswerth sein. * *

— Der deutsche Wald im deutschen Lied. Ein nationales Erbauungsbuch von einem deutschen Waldfreund. Berlin. 1899. Druck und Verlag von H. Walter, Oranienstr. 98. Postfrei 5 ℳ. — Hübsch gebunden in grünen Einband und mit schöner Titelprägung ausgestattet, fällt uns das Buch auch durch guten Druck angenehm auf. Als wir das Buch durchblätterten, stießen wir auf den Vers von Ludwig Uhland: „Ihr habt gehört die Kunde — Vom Fräulein, welches tief — In eines Waldes Grunde — Manch' Hundert Jahre schlief. — Den Namen der Wunderbaren — Vernahmt Ihr aber nie; — Ich hab' ihn jüngst erfahren: — Die deutsche Poesie!" Ja, Wald und Poesie, das gehört zusammen und wenn man die 836 Lieder von mehr als 300 Dichtern liest, welche dieses Buch uns in reizender Ordnung vorführt, so tritt die Wahrheit dieses Wortes so recht vor Augen. Unter den Dichtern sind Namen wie E. M. Arndt, Eichendorff, Dieffenbach, Geibel, Grotthuß, Goethe, Scheurlin, Sturm, Uhland und so viele Andere: berühmte und weniger bekannte. Eine ansprechende Auslese der vielen vielen Gedichte, die den Wald, die Jagd und Alles, was mit dem Wald zusammenhängt, besingen, hat uns dieser deutsche Waldfreund für den Geschenktisch geboten und wir wollen wünschen, daß das Buch viel von den unzähligen Freunden des Waldes gelesen und gekauft wird, wir können es wenigstens für das Haus und die heranwachsende Jugend, namentlich auch für die grüne Farbe warm empfehlen. —o—.

— Die moderne Chemie. Von Dr. W. Bersch. In 30 Lieferungen zu 50 ₰. Verlag von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig. — Die Hälfte der Lieferungen ist nunmehr erschienen. Nach Erledigung der künstlichen Düngemittel in der 10. Lieferung sind in den neuen fünf Lieferungen zunächst der Kalk, Mörtel, Cement, die alte und moderne, morgen- und abendländische Keramik an die Reihe gekommen. Bei der Porzellanfabrikation durfte natürlich die ausführliche Biographie des sogenannten Alchymisten Böttger nicht fehlen. Sie wird immer wieder gern gelesen, denn es ist und bleibt ein köstliches Bild, wie zwei Könige um einen armen Schlucker sich reißen und mit Gewalt das ihm wie ihnen fehlende Gold aus ihm herausquetschen wollen. Die Keramik wie die ihr folgende Glasfabrikation sind reichlich mit Abbildungen von berühmten Kunstgegenständen versehen. Die 15. Lieferung behandelt die Industrie der Gase und die Erzeugung niederer Temperaturen. Kl.

— Lexikon der Metalltechnik. Von Dr. Jos. Bersch. Im Wiener Verlag von A. Hartleben in 20 Lieferungen à 50 ₰ erscheinend. — Von diesem, die Eigenschaften und Verwerthungsweisen aller wichtigen Metalle, Legirungen und Metallverbindungen schildernden, also für die Techniker und Künstler der Metallurgie berechneten Handbuch sind nunmehr die Lieferungen 11 bis 15 hinausgegeben worden. Um das Fortschreiten des großen Sammelwerkes Schritt für Schritt zu verfolgen, sollen die Hauptartikel der letzten 5 Lieferungen namhaft gemacht werden. Sie betreffen das Nickel, Platin, Quecksilber, das Schmelzen und Schweißen der Metalle und endlich das Silber, das eine Lieferung für sich allein in Anspruch nimmt. Die Aufzählung läßt erkennen und bestätigt die von uns schon früher hervorgehobene Ausführlichkeit und Vollständigkeit des Inhalts dieser für unsere Metallurgie ungemein werthvollen Encyklopädie Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 5. Donnerstag, den 11. Januar, Abends. 1900.

Menschenfresserpoesie.

Von Woldemar Frh. v. Biedermann.

Die Volksthumforscher sind nicht einig über die Ursachen der Anthropophagie. Als solche werden besonders Aberglauben und Rachsucht angegeben. Wenn die Griechen Kronos seine Kinder verschlingen lassen, so leiteten sie das allerdings gewissermaßen aus einem Aberglauben her, indem dieses Gebahren durch den Schicksalsspruch veranlaßt war, daß eines seiner Kinder ihn der Herrschaft berauben werde; richtig gedeutet handelt es sich dabei nur scheinbar um eine, der Anthropophagie gleichzustellende That, die vielmehr eine Allegorie ausdrückt. Die Rachsucht sodann, die Atreus antrieb seines Bruders Thyestes Söhne zu tödten und sie diesem zum Mahle vorzusetzen, giebt auch keine Aufklärung über die Sitte des Menschenfleischgenusses, da dieser eben damals nicht Sitte und nur eine scheußliche Unthat des Atreus war, gleichwie das Beginnen des Ritters von Fayel, der seiner Gattin das Herz des Castellans von Coucy zu essen gab. Und wenn auch aus Rachsucht getödtete Feinde von Menschenfressern genossen wurden, so folgt daraus noch nicht, daß das Verspeisen aus Rachsucht stattfand, was zwar mitunter berichtet wird, aber als verbreitete Sitte nicht nachweisbar ist. Die Redensart „vor Liebe fressen" deutet vielmehr auf entgegengesetzte Gefühle. Die Menschenverspeisung steht in Verbindung mit den Menschenopfern, die in Urzuständen vielleicht bei den meisten Völkern der Gottheit dargebracht wurden. Anfänglich sind wahrscheinlich allenthalben die geopferten Menschen von den Opfernden verzehrt worden, wie noch späterhin die geopferten Thiere; die Form des Opferns gab nur der Mahlzeit die festliche Weihe; nachmals wurde der Ursprung vergessen und wenn auch die Geopferten nicht mehr verspeist wurden, blieb doch das Bewußtsein der Opferpflicht. Der Gottheit konnte aber das Verlangen nach Menschenfleisch nur zugeschrieben werden, wenn die Menschen, die ja immer die Götter nach ihrem Ebenbilde gestalteten, Menschenfleisch als den köstlichsten Genuß betrachteten.

Dichter singen, wovon das Herz voll ist, und so werden wir nicht fehlgehen, wenn wir aus den Liedern der Menschenfresserei über ihr Wesen Auskunft holen. Ein Mythus der Samoaner erzählt von der Freierei eines ihrer Götter, des Tana, und darein ist ein Lied der Kui, Tana's nachheriger Schwiegermutter, verflochten, worin ihre Gier nach Menschenfleisch sich so äußert:

> Hier stehe ich bereit zu fischen.
> Es ist das Angeln von Kui, der Blinden.
> Die alte Frau muß ihren Fisch haben
> Hier! Fahret hin zu diesem Zweck!

d. h. sie schleudert die Angeln, um einen Menschen zu fangen, den sie essen will. — Die Dakotah in Nordamerika legen einem ihrer Götter, Okterik, den Gesang in den Mund:

> Ich liege geheimnißvoll am See
> Und locke Seelen
> Laßt sie mich lebend essen

Eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen den Dichtungen so weit von einander entfernter Völker! Wie in diesen Liedern Götter, so spricht ein Lied der Tupinambas in Südamerika den Geschmack der Menschen an Menschenfleisch aus; es fügt sich ungezwungen in die deutschen Reime:

> Die Speise sehet da,
> Die ihr vor allen schätzet ja,
> Sie ist euch nah!

Besondere Feinschmeckerei offenbart sich in einem Liede der Manjuema, die westlich vom See Tanganjika in Afrika wohnen; in deutsche Verse gebracht lautet es:

> Trefflich schmeckt das Fleisch der Männer,
> Aber fad das Fleisch von Weibern,
> Nur aus Noth genießt der Kenner
> Menschenfleisch von Frauenleibern.
> Doch ist Mannsfleisch nicht zu haben,
> Mag man sich an Weibsfleisch laben.

Behagen an Menschenfleisch als Ursache der Anthropophagie ergiebt sich schon daraus, daß bei den Negern Guineas, z. B. bei den Dschaggas, die Kriegsgefangenen, die nicht sofort die Sieger verzehrten oder als Sklaven verkauften, in die Fleischbänke auf den Markt geliefert, sowie daß auch Gestorbene verzehrt wurden. Von den Karaiben berichtete der englische Capitän Meares, daß deren Häuptling etwa monatlich einen Sklaven schlachte, um seinem Bedürfniß nach Menschenfleischgenuß zu genügen. Und dieser Geschmack dürfte wohlbegründet sein. Im vorigen Jahrhundert versicherte eine Indianerin dem Gouverneur der brasilianischen Provinz Mattogrosso, Pinto, daß Menschenfleisch ein ausgezeichneter Genuß sei, vorzüglich das von jungen Leuten. Und das bestätigt ein Vorfall auch für europäischen Geschmack. Es war etwa um die Mitte dieses Jahrhunderts, daß ein Pastetenbäcker in Paris sich durch die unvergleichliche Güte seiner Waare berühmt machte bis endlich entdeckt wurde, daß er dazu besonders das Fleisch von ihm geraubter Kinder sowie von ausgegrabenen frischen Leichen verwendet hatte.

Es ist ein Irrthum, Feindseligkeit gegen die Opfer als Grund der Verspeisung anzunehmen; das ergiebt sich daraus, daß jene sogar beklagt werden. So wurden u. A. von Congonegern einige ihrer Landsleute verzehrt, die zum Tode verurtheilt worden waren, weil sie Europäer bestohlen hatten. Bei der Mahlzeit sangen erstere:

> Welch trauriger Tod!
> Welch jammervolles Ende!
> Armes Kind!
> Welcher böse Geist verleitete dich
> Den Weißen zu verletzen?
> Wir verspeisen dich.
> Welch schlimmes Loos für dich!

Die Unzweideutigkeit dieses Liedes läßt auch ausgesprochene Zweifel gegen den Sinn eines Liedes bei einem Menschenfleischmahle der Bewohner von Nukahiwa als unberechtigt erscheinen. Als die in der Schlacht gefallenen Krieger der Insel Tauata verspeist wurden, erklang der Gesang:

> Wo ist das Licht?
> Auf Tauata
> Das Licht wozu?
> Hier ist ein Mann.
> Wo ist Feuer?
> Hier Licht, hier ein Mann!
> Der Mann, der fliegende Fisch!
> Ist er todt?
> Weint er? Ist er zornig?
> Ist die Tochter todt?

(Im Morgenblatt 1817 S. 597 ist dieser Gesang in deutsche Verse gebracht zu lesen.) Der Franzose Cabri, der viele Jahre unter den Nukahiwaren lebte und sogar bis auf die Tätowirung sich ihnen eng angeschlossen hatte, erklärte, daß dadurch der Todte beklagt werde; der Forschungsreisende v. Langsdorff maßt sich an, dem zu widersprechen, weil es ihm unwahrscheinlich vorkam. Aehnliches ist es aber, wenn Kamtschadalen, Ostiaken u. a. Völker Sibiriens die Bären oder Seehunde, die sie zu verzehren in Begriff stehen, um Verzeihung bitten. Langsdorff's Wider-

spruch ist nur eins der zahlreichen Beispiele, daß Aeußerungen roher Völker falsch gedeutet werden, weil die Berichterstatter sie von ihren eigenen anerzogenen Vorstellungen aus verstehen. Die Anschauungen der Anthropophagen über die Rechtmäßigkeit des Menschenfleischgenusses gehen vielmehr so weit, daß diejenigen geradezu als tapfer gepriesen werden, die kühn dem Hingeschlachtetwerden zur Stätte, wo ihr Leib als Speise zugerichtet werden soll, entgegengingen, während die Anderen, die ihren Leib den Menschenfleischlüsternen nicht gönnten, der Verachtung preisgegeben werden. Ein Lied der Fidschi-Insulaner fragt demnach:

Wo ist der Herzhafte?
Gegangen zum Schleppen.
Wo ist der Feigling?
Gegangen Nachricht zu bringen.

Gegenwärtige Darstellung soll hauptsächlich über das Wesen der Menschenfresserei Aufklärung geben, kann aber auch als Beitrag zur Weltliteratur angesehen werden, wo die Menschenfresser-Lieder mit größerem Recht einen Platz verdienen, als unsere Trinklieder, da sie jedenfalls einer größeren Verbreitung sich erfreuen als Trinklieder. Der Naturmensch hält eben das Trinken nicht für wichtig genug, um darüber zu singen.

Bücherbesprechungen.

— Kirchenzucht und Polizei im alten Isenburger Lande. Von Dr. Eduard Otto. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei (A.-G.) vormals J. F. Richter, königl. Hofbuchhandlung, 1899. — Der Herr Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, zwei Ordnungen über Polizei und Kirchenzucht für die Grafschaft Isenburg, die eine aus dem Jahre 1598, die andere von 1715, ihrem wesentlichen Inhalte nach mitzutheilen. Der Herausgeber hat sich aber nicht hierauf beschränkt, sondern auch culturgeschichtlich interessante Einzelheiten mitgetheilt und verwandte Vorschriften aus anderen deutschen Gebieten mit herbeigezogen. Wir sind ihm dafür dankbar und behalten uns vor, auf den Inhalt des Schriftchens an anderer Stelle dieses Blattes nochmals zurückzukommen. —tg—

— Die Hohenzollern-Monarchie und das deutsche Parteiwesen. Von Dr. Wilfr. Thomas. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1899. — Das Buch ist anziehend geschrieben und enthält eine Menge politischer und historischer Einzelheiten, die von eifrigen und erfolgreichen Studien Zeugniß ablegen. Dies vorausgeschickt, hoffen wir, daß der Verf. es uns nicht übel nehmen wird, wenn wir offen gestehen, daß wir uns über das, was er eigentlich will, nicht völlig klar geworden sind. Er möchte für das Deutsche Reich ein parlamentarisches System, aber doch „kein eigentliches", also doch kein solches, wie man es gewöhnlich versteht (Seite 35). Aber was will er dann? Er nennt die Nation infolge ihrer politischen Organisation willenlos (Seite 2) und verlangt das Princip der Mehrheitsentscheidung und daß die Regierung sich derselben zu fügen habe. Das wäre also wohl eine Volksabstimmung nach schweizerischem oder französischem System (Seite 58 und 60). Nun ist aber doch zweifellos, daß wir gegenwärtig gleich weit von dem russischen Absolutismus, wie von der englischen Parlamentsherrschaft entfernt sind. Man möchte also glauben, daß wir gerade das hätten, was der Verfasser wünscht, sofern er das monarchische Princip aufrecht erhalten will. Im Uebrigen möchten wir Leser des Buchs auf einzelne treffliche Ausführungen hinweisen, so z. B. auf die Charakterzeichnung Kaiser Wilhelm's II., den er (vielleicht der Zukunft vorgreifend) einen der populärsten Herrscher in der Geschichte nennt, sodann auf die Charakterisirung der maßgebenden politischen Parteien, besonders des Centrums. Die conservative Partei wird von dem Seite 41 über sie gefällten Urtheile wenig befriedigt sein. Dafür wird ihr freilich in Bezug auf ihr Verhalten in der Canalfrage Lob gespendet und dieses Verhalten als eine „erfolgversprechende Annäherung der Parteien in ihrer Grundanschauung" bezeichnet (S. 58). Uns will es bedünken, daß hier dieser Partei ganz andere Motive als die wirklich maßgebenden untergelegt werden. Nicht unberechtigt ist das scharfe Urtheil über das heutige Parteiwesen überhaupt (Seite 33), denn darin liegt thatsächlich unsere ganze Misère. Wenn der Herr Verfasser freilich meint, durch Volksabstimmungen könne hieran etwas geändert werden, so beweist dies, daß er, wie viele Andere, zu den „weltfernen" Persönlichkeiten gehört. —tg—

— Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes Nr. 1309—1314. Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S. Preis 1 ℳ 50 ₰, geb. 1 ℳ 75 ₰, in Geschenkband 2 ℳ 25 ₰. — „Viel Büchermachens ist kein Ende," sagt der weise Salomo (Prediger 12, 12). Nicht immer sind die neuesten auch die besten. Mit desto größerer Freude begrüßt man ein treffliches altes Buch in neuem Gewande. Eines der liebenswürdigsten Werke der deutschen Memoirenliteratur sind Wilhelm v. Kügelgen's „Jugenderinnerungen eines alten Mannes". Tausende und Abertausende haben sich schon gelabt an dem feinen Humor dieser Schilderungen, an der warmen und herzerwärmenden Innigkeit der Empfindung, die sich der Verfasser bis in seine hohen Jahre bewahrt hat. Damit, daß Hendel's Bibliothek dieses köstliche Werk in einer billigen Ausgabe darbietet, erwirbt sie sich Anspruch auf den Dank aller Derer, denen der Genuß, das Buch kennen zu lernen, noch bevorsteht. Die Jugenderinnerungen sind weit bekannt, die Reihe der Auflagen wird nahe an die zwanzig heran sein. Möchten es derer, die das Buch noch nicht kennen, immer weniger werden! R. B.

— Ueber Lesen und Bildung. Umschau und Rathschläge von Anton E. Schönbach. Sechste, stark erweiterte Auflage. (Zehntes bis zwölftes Tausend.) Graz, Leuschner & Lubensky's Universitäts-Buchhandlung, 1900. Preis 4 ℳ — Wenn ein Buch in zwölf Jahren sechs Auflagen erlebt, von denen jede folgende erweitert und bereichert austritt, so muß Etwas an ihm sein. Und ist es vollends ein Buch dieser Art, dessen Inhalt aus ernsten Anweisungen für die Wahl der Lectüre besteht, so kann man sich solch eines Erfolges nur aufrichtig freuen. Die Leser der Leipziger Zeitung kennen die Einrichtung des Buches aus wiederholten eingehenden Besprechungen, Viele jedenfalls auch aus eigener Anschauung. Wir dürfen uns darum wohl bei der Anzeige dieser sechsten Auflage kurz fassen. Erwähnt sei nur, daß darin ein Abschnitt neu hinzugekommen ist, der die Ueberschrift trägt: „Die jüngsten Richtungen" (S. 237 bis 289). Daß der Bewunderer Ibsen's nicht mit grobem Ingrimm gegen das jüngste Deutschland losfahren würde, stand zu erwarten. Gleichwohl beneiden wir Schönbach und die Zuversicht, mit der er, nach wochenlangem Verkehr mit „einer so bedenklichen Gesellschaft von Büchern" (Vorwort S. XI), sich doch dahin ausspricht, er sei gutes Muthes und sehe in der Auflösung der alten geliebten Formen nicht bloßes Verkommen und Entarten, dem die Unvermögenden lächerliche Beinamen für sich abstehlen, sondern eine Mischung und einen Umsatz, aus dem ein unbelastetes Wachsthum heilvoll entsprießen mag (S. XIII). Mit dem Wunsche, es möge uns beschieden sein, von der Erfüllung dieser Hoffnung auf die Zukunft unseres deutschen Schriftthums noch Etwas zu erleben, empfehlen wir das Buch bei seiner neuen Ausfahrt allen Lesern ernsterer Richtung nochmals von ganzem Herzen. R. B.

— K. Brugmann, Griechische Grammatik. Dritte Auflage. Mit einem Anhang über Griechische Lexikographie von L. Cohn. XIX und 632 S. gr. 8. Fr. Stolz und J. H. Schmalz, Lateinische Grammatik. Dritte Auflage. Mit einem Anhang über Lateinische Lexikographie von F. Heerdegen. XIV und 574 S. gr. 8. In der Iwan von Müller'schen Sammlung von Handbüchern der klass. Altertumswissenschaft Bd. II, 1 und 2. München 1900. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. — Die beiden soeben zum dritten Mal wieder in stark vermehrtem Umfang erschienenen Werke sind längst in ihrer hohen wissenschaftlichen Bedeutung anerkannt. So genügt es hier die neue Ausgabe zu begrüßen und auf ihre große Brauchbarkeit hinzuweisen. Kein anderes Werk macht es dem philologisch gebildeten Lehrer so leicht, sich den Entwickelungsgang der beiden classischen Sprachen über den ihm geläufigen Inhalt der Schulgrammatik hinaus wieder einmal vor Augen zu führen und einen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der grammatischen Forschung zu gewinnen. Die Darstellung ist, dem Gesammtplane der J. v. Müller'schen Handbücher entsprechend, überall durchsichtig und leicht verständlich, ohne dabei irgend etwas an Gründlichkeit und Gedankentiefe einzubüßen. Die aufgestellten Behauptungen sind alle durch Belege aus den antiken Schriftstellern oder Inschriften nach Möglichkeit gestützt, und auch die moderne Literatur ist in reicher Fülle und guter Auswahl angeführt. Wer über irgend eine Einzelfrage weitere Forschungen anzustellen beabsichtigt, findet hier sofort den nöthigen Hinweis auf das zu benutzende wissenschaftliche

Material, so weit man dies nur immer von einem Handbuch verlangen kann. An zahlreichen Punkten ist die Erklärung der überlieferten Spracherscheinungen in der neuesten Zeit wieder vorwärts geschritten, so daß es auch für denjenigen, der sich dauernd mit den Schriften der Alten beschäftigt, gar viel Neues zu lernen giebt. Insbesondere wird in der vorliegenden Neubearbeitung die griechische wie die lateinische Syntax wesentlich ausführlicher als früher behandelt und dabei manche Einzelheit und Eigenthümlichkeit ihrem Ursprung und Wesen nach erläutert, welche der Philolog bisher als bloße Thatsache hinzunehmen gewohnt war. Zuverlässige Register erschließen auch dem gelegentlichen Benutzer die Reichthümer des Wissens, das in den starken Bänden aufgespeichert ist. In dieser Hinsicht übertrifft jedoch der lateinische Theil den sonst umfangreicheren griechischen, da dieser nur ein Wortregister, jener aber auch ein ausführliches Sachverzeichniß bietet. Bei einer gewiß in nicht zu langer Zeit zu erwartenden Neuauflage wird es sich empfehlen, ein solches auch der griechischen Grammatik beizugeben. Beide Theile enthalten als Anhänge von berufenen Sondervertretern stammende Darstellungen der Geschichte, Literatur und Theorie der Lexikographie der alten Sprachen, durch welche der Leser auch über diese für sprachliche Untersuchungen wichtigste Hilfswissenschaft eingehende Belehrung empfängt. So sind die beiden neubearbeiteten Bände der Jwan v. Müller'schen Sammlung als ganz besonders brauchbare und nützliche Bücher Jedem, der sich für die antiken Sprachen interessirt, auf das Angelegentlichste zu empfehlen, unbedingt aber müssen sie in den Lehrerzimmern jedes Gymnasiums zu steter Benutzung bereit stehen.

Wurzen. H. Steuding.

— Ich kann schon französisch! Ein Büchlein, um spielend französisch zu lernen, von Helene Schaupp-Horn. Jllustrirt von Lothar Meggendorfer. Eßlingen und München. Verlag von J. F. Schreiber. — Nach Art der deutschen Bilder-Fibeln sind hier französische Wörter und Sätzchen mit deutscher Uebersetzung in Reimen zusammengestellt, die manchmal recht drollig sind und den Kindern Spaß machen werden. Als Spielerei mag ein solches Französisch-lernen hingehen, auch ist ja dem Princip der Anschauung Rechnung getragen. Aber mit der richtigen Aussprache wird es wohl hapern. W—k.

— Die Pädagogik des Kindergartens. Von August Köhler, weil. Director des Lehrerinnen-Seminars zu Gotha. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Dritte Auflage. Herausgegeben von Dr. Adalbert Weber, königl. Kreisschulinspector zu Würzburg. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger, 1899. gr. 8. XII und 288 S. 4,60 ℳ. — 20 Jahre sind vergangen, seitdem August Köhler, der beredte Vertheidiger des Kindergartens, starb. Aber seine Bücher wirken noch fort. Vor Allem auch die Pädagogik des Kindergartens, deren 3. Auflage uns vorliegt. Der Verfasser hatte sie für sein bestes Werk erklärt und in der That nimmt sie noch jetzt wegen der darin niedergelegten werthvollen Erfahrungen und gebotenen Winke einen Ehrenplatz in der pädagogischen Literatur ein. Von Interesse ist, daß der Herausgeber, Dr. Weber in Würzburg, erklärt, daß durch die sachmännische Besprechung der 2. Auflage kein Anlaß zur Vornahme irgend welcher sachlichen Aenderung in der vorliegenden Ausgabe gegeben wurde. Von den 5 Abschnitten, in die das Buch zerfällt, ist noch heute besonders werthvoll der dritte über die Erziehungsmittel und deren Anwendung. Was hier über Ermahnung und Strafe, Lob und Tadel, Beispiel und Uebung, Erholung und Verleidung u. A. mehr gesagt wird, ist eine klare und praktische Verbindung alter Ueberlieferungen und selbständiger Beobachtung im Dienste des Kindergartens. Gerade dieses Capitel wird auch von Eltern mit Nutzen und Anregung gelesen werden, die sich über die Behandlung ihrer Lieblinge unterrichten wollen. Im 5. Capitel werden die Grenzbeziehungen des Kindergartens nach außen, zu Familie, Kleinkinderschule, Schule, Kirche und Staat behandelt, die vielfach zu Grenzstreitigkeiten Veranlassung gegeben haben. — Die bekannte Verlagshandlung hat auch diesem Buche eine schöne Ausstattung angedeihen lassen. r.

— Ahoi! Deutsche Meereslyrik. Für alle Freunde deutscher Seefahrt und der deutschen Flotte ausgewählt von Maximilian Bern. Mit zahlreichen Original-Jllustrationen des Marinemalers C. Schön. Verlag der Hofbuchhandlung von Karl Siegismund in Berlin. Preis in schönem Einbande mit farbiger Titelzeichnung 4 ℳ. — Die Sammlung ist nicht als Beitrag zu der heiß umstrittenen Flottenvorlage gemeint. Und doch kann sie als ein solcher wirken. Die stetig wachsende Betheiligung Deutschlands an dem Weltverkehr und der Stolz auf unsere junge Flotte muß ja die Herzen aller echten Deutschen bis weit in's Binnenland hinein warm machen für Alles, was mit dem Meere zusammenhängt. Wie viele Tausende deutscher Väter und Mütter wissen ihre Söhne draußen auf dem ruhelos wogenden, nimmer ersättigten Ungeheuer, auf der schmeichelnden und lockenden, drohenden und wüthenden See und bangen um ihr Leben. So kommt denn die Zusammenstellung von Dichterstimmen eben zu rechter Zeit und darf gewiß auf eine warme Aufnahme rechnen. Maximilian Bern, selbst als Dichter nicht unbekannt, hat sich schon durch mehrere geschmackvoll gewundene Blüthensträuße moderner Dichtung Verdienste erworben. Auch die Anordnung dieser Sammlung verräth die Hand des erfahrenen Mannes. Mit allgemeineren Stimmungsbildern, theils sinnig freundlichen, theils in markiger Sprache erbrausenden hebt sie an, Schilderungen des Lebens an Bord, zumal der Festtage in See folgen, ergreifende Klagen um die Todten im Meere, gespenstisch schreckhafte und lieblich märchenhafte Schiffersagen, Romanzen und Balladen schließen sich an, Heldenthaten muthiger Seeleute, Sturmesnöthe und wunderbare Rettungen bilden den Gegenstand anderer Lieder — in mannigfachem Wechsel ziehen Freud und Leid des Seemannsdaseins an unserem Auge vorüber. Dabei fällt der Blick hier auf das Bild eines gischtumsprühten Leuchtthurms, dort auf eine traulich einsame Dünenlandschaft, ein bescheidenes Fischerhäuschen am Strande, weiter auf einen vollaufgetakelten Segler oder ein eisenumstarrtes Panzerschiff. So kann trotz der Einheitlichkeit des Inhaltes von Eintönigkeit nicht die Rede sein: gleichwie das Meer selbst dem sinnigen Beobachter immer neu und wechselnd erscheint, so auch diese Sammlung des Besten, was deutsche Dichter über das Meer gesungen haben. Mag dem schön ausgestatteten, reichhaltigen und reizvollen Buche gelingen, die Freude am Meere, die Einsicht von der hohen Bedeutung der Schiffsahrt für die Cultur hier zu stärken, dort zu wecken, mag es so auch an seinem Theile mitwirken zur Verbreitung und Vertiefung des Verständnisses für eine der bedeutsamsten Aufgaben unserer Zeit! R. B.

— Etidorhpa oder das Ende der Erde. Von John Uri Lloyd. Mit vielen Jllustrationen von J. Augustus Knapp. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände, 303 und 296 Seiten. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. Preis 8 ℳ, geb. 10 ℳ. — Ein überaus merkwürdiges und geheimnißvolles Buch. Auch die ziemlich nahe liegende Lösung des räthselhaften Titels — Etidorhpa ist als Palindrom = Aphrodite zu lesen — giebt von der Art seines Inhaltes keine Ahnung. Das Buch in einer kurzen Anzeige ausreichend zu kennzeichnen, ist nicht möglich. Sein Ursprungsland ist Amerika. Daß die Neue Welt neben den Anhängern des brutalsten Materialismus auch die Gläubigen der occultistischen „Wissenschaften" in ziemlicher Anzahl herbergt, ist bekannt. So erklärt sich der große Erfolg, den das Buch jenseits des Atlantischen Oceans gehabt haben soll. Soll sagen wir deshalb, weil wir ebenso wenig in der Lage sind, die Behauptung dieses Erfolgs nachzuprüfen, wie zu bestreiten. Ob es dieser kunterbunten Mischung von tiefer Gelehrsamkeit, philosophischem Tiefsinn, schwärmerischer Phantasie und weltentrücktem Somnambulismus gelingen wird, in Deutschland ebenfalls sich einzuführen, wir wagen keine Voraussage. Die Vorliebe für die hingebende Versenkung in das Mystische, Unerklärliche, für die „Erforschung" der Vorgänge in dem Zwischenreiche zwischen dem Diesseits und dem Jenseits ist auf unserer Halbkugel, soviel wir wenigstens davon wissen, ziemlich schwach entwickelt. Hat doch auch der Spiritismus nur vorübergehend die allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich lenken können und wird gegenwärtig wohl größtentheils angesehen als eine Art harmloser Verrücktheit, bestehend in Wahnvorstellungen, die allerdings, wie sich gezeigt hat, durch Suggestion auf neurasthenische Naturen leicht übertragen werden können. „Ob ich unter magnetischer Beeinflussung oder im Trancezustande (= in der Verzückung) geschrieben habe, ob ich ein Opfer geistiger Störung war oder der Welt eine glaubwürdige Geschichte erzählt habe, ob dies Buch nur ein einfacher Roman ist oder einen prophetischen Sinn in sich birgt, ob es eine Menge toller Gedanken anregt oder sowohl zur Unterhaltung wie zur Belehrung geeignete, wichtige Sätze, wissenschaftliche Probleme und metaphysische Fragen enthält — dies zu entscheiden muß ich den Lesern überlassen." So heißt es in der Schlußbemerkung des Verfassers, der sich nur als den Herausgeber eines ihm auf mysteriöse Weise bekannt gewordenen Manuscriptes bezeichnet, das den Hauptinhalt des Buches ausmacht. Eine annähernde Verwandtschaft hat das Werk mit

den allbekannten Reisebeschreibungen von Jules Verne. Nur bleibt Jules Verne's doch schon reichlich kühne Phantasie noch himmelweit zurück hinter diesem Versuche, die gähnende Kluft zwischen Erforschtem und Unerforschtem zu überbrücken und den Schleier zu lüften von den tiefsten Geheimnissen des Weltalls. Wir können uns nicht entschließen, mit unserer Anzeige des Buches eine Empfehlung zu verbinden; dafür ist es unserem ganzen Wesen zu fremdartig. Wir tragen aber andererseits auch Bedenken, eine Warnung davor auszusprechen; denn der Adlerflug eines aller irdischen Schranken spottenden Dichtergeistes hat, auch wenn er uns unverständlich bleibt, etwas Staunenerregendes und Achtunggebietendes. Rückhaltlose Bewunderung wird das Buch indessen jedenfalls nur in den Kreisen der Occultisten finden.

R. B.

— **Deutsche Geschichtsblätter.** Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, herausgegeben von Dr. **Armin Tille.** I. Band. 1. und 2. Heft. Gotha, F. A. Perthes. 1899. S. 1—64. 8°. Preis des Jahrgangs 6 ℳ. — Die neue historische Zeitschrift, deren erste Hefte uns vorliegen, hat sich eine eigenartige Mittelstellung zwischen unseren wenigen allgemeinen historischen Zeitschriften und der erdrückend großen Menge der landes- und ortsgeschichtlichen Organe gewählt; sie will ein Bindeglied zwischen der allgemeinen und der Localforschung werden. Die Entwickelung der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten weist der letzteren ohne Frage eine bedeutungsvollere Stellung an, als sie bisher beanspruchen durfte; eine große Reihe von Fragen auf dem Gebiete der Culturgeschichte im weitesten Sinne des Worts, für die das Interesse so erheblich gestiegen ist, lassen sich schlechterdings nicht lösen ohne Mitwirkung der territorialen und localen Forschung; immer wichtiger wird es für jeden Historiker, sich auf dem Laufenden über die Ergebnisse dieser weitverzweigten Thätigkeit zu erhalten, immer wichtiger aber auch für Jeden, der auf einem jener zahllosen Gebiete arbeitet, in Fühlung mit der allgemeinen Forschung zu bleiben, damit er im Stande ist, Brauchbares zu liefern. Nun ist das Bedürfniß nach Organen, die nach beiden Seiten hin vermittelnd eintreten können, zwar keineswegs erst jetzt hervorgetreten; auch hat es keineswegs an Unternehmungen gefehlt, die diesem Bedürfniß gerecht zu werden versuchten. Wir erinnern nur an die jetzt von F. Hirsch herausgegebenen Mittheilungen aus der historischen Literatur, die schon seit 25 Jahren in diesem Sinne thätig sind; auch das demselben Zweck bestimmte Correspondenzblatt des Gesammtvereins der Deutschen Geschichtsvereine hat, nachdem es allerdings lange Zeit recht bescheidene Leistungen aufzuweisen gehabt hat, neuerdings einen erfreulichen Aufschwung genommen. Wir meinen indeß, daß die „Geschichtsblätter", wenn die Redaction ihre Aufgabe in geschickter Weise löst, sehr wohl neben allen diesen Blättern eine erfolgreiche Wirksamkeit werden entfalten können, zumal ihr billiger Preis Manchem die Beschaffung möglich macht, dem größere Zeitschriften zu theuer sind. Die lange Reihe von Mitarbeitern, die auf dem Titelblatte genannt werden, fast durchweg Namen von gutem Klange, giebt eine gewisse Bürgschaft für das Gelingen des Unternehmens. Die Zeitschrift soll einerseits kurze orientirende Aufsätze, andererseits kleine Mittheilungen bringen. Was die erstern anlangt, so eröffnet das erste Heft eine Abhandlung von **Kurt Breysig** „Territorialgeschichte", die man gewissermaßen als eine erweiterte Begründung des Programms der Zeitschrift ansehen kann. Ferner handeln **Georg Liebe** über das Kriegswesen mittelalterlicher Städte, **Victor Hantzsch** über die landeskundliche Literatur Deutschlands im Reformationszeitalter, **Karl Lamprecht** über die Organisation der Grundkartenforschung, **Karl Weller** über den gegenwärtigen Stand der landesgeschichtlichen Forschung in Württemberg. All diese Arbeiten zeigen das Bestreben, der localgeschichtlichen Thätigkeit die Richtung anzugeben und den Weg zu ebnen, und enthalten manchen beachtenswerthen Wink. Die „Mittheilungen" betreffen Versammlungen, Archive, historische Commissionen, Personalien (u. A. Nachrufe an H. v. Zeißberg und G. v. Mevissen); endlich sind sie bibliographischer Natur. Als eine der Hauptaufgaben stellt der Prospect die Buchbesprechung hin; gerade dafür giebt es freilich nachgerade soviel Organe in Deutschland, daß das Bedürfniß eines neuen kaum vorliegen dürfte.

—m—

— **Bilder aus dem Volksleben der Rochlitz-Mittweidaer Gegend zur Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts.** Vortrag, gehalten auf der 3. Hauptversammlung des Vereins für sächsische Volkskunde von Oberlehrer Dr. **C. Pfau**, Rochlitz. Sonderabdruck aus dem Rochlitzer Tageblatt Nr. 259 bis 269. Druck von M. Bode, Rochlitz. 1899. 39 SS. 8°. — Das neu erwachte Interesse für Volkskunde und Wirthschaftsgeschichte läßt große Quellengruppen, die bisher wenig beachtet worden sind, als vielseitig ergiebig erscheinen; sie bieten einen solchen Reichthum an Nachrichten zur Kenntniß des Volkslebens, daß ihre Verarbeitung zunächst nur in örtlich abgegrenzten Kreisen möglich ist. Der Localgeschichte, die nur zu oft recht sehr von oben herab angesehen wurde, werden dadurch neue, dankbare Aufgaben gestellt. Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens — dem durch Umbrechen des Satzes wohl eine etwas gefälligere äußere Form hätte gegeben werden können — hat sich schon seit Jahren als emsiger Sammler und Forscher in Rochlitz und Umgegend bewährt; aus der Fülle seiner Collectaneen bietet er hier in losem Zusammenhange eine Reihe von Culturbildchen, wie sie sich wohl ziemlich für jeden Theil Sachsens geben lassen, wenn auch die Vergleichung einst lehren wird, daß doch jede Gegend ihre besonderen Eigenthümlichkeiten aufzuweisen hat. Seine Quellen waren ältere Chroniken, die im Museum des Rochlitzer Vereins aufbewahrten Amtsbücher, zahlreiche Kirchen-, Guts- und andere Rechnungen, die Innungsladen u. dgl. m. Nach einleitenden Bemerkungen über den Einfluß der Zeitereignisse auf das Volksleben lernen wir die Landstraßen und das Verkehrsleben, die Unsicherheit, die es beeinträchtigte, die Roheit, die in allen Ständen und Berufsclassen hervortritt, kennen; daneben aber erscheinen auch erfreulichere Züge: kirchlicher Sinn, gemeinnützige Bestrebungen, die sich in zahlreichen Stiftungen äußern, die Ausbildung des Schulwesens, wissenschaftliche und künstlerische Interessen. Das Kunsthandwerk, das im 16. Jahrhundert auch in diesen Gegenden blühte, führt den Verfasser zu eingehender Betrachtung des Innungswesens. Die Mißstände, die in den Innungsordnungen bekämpft werden, treten auch sonst im Volksleben zu Tage; gegen sittliche Ausschweifungen, namentlich beim Tanz, Unmäßigkeit im Essen und Trinken, übertriebenen Luxus führt die Obrigkeit einen fortwährenden Kampf. Von Interesse sind die Mittheilungen über die Bräuche bei Begräbnissen, die Art der Todtenbestattung, die Trauerkleidung in alter Zeit; von dieser ausgehend kommt Pfau auf die Trachten überhaupt zu sprechen. Schließlich beschäftigt er sich mit der Geschichte des Bauwesens, insbesondere dem Bürger- und Bauernhause. Als Beilagen werden aus dem Gutsarchiv von Klostergeringswalde eine Schuster- und eine Schneiderrechnung von 1660 mitgetheilt. Wir dürfen nicht verkennen, daß alle derartigen Skizzen leicht die Schattenseiten schärfer hervortreten lassen als die Lichtseiten; unsere Quellen hatten eher Anlaß, Ausschreitungen zu bedrohen und Bestrafungen zu erwähnen, als daß sie zur Kenntniß der normalen Verhältnisse viel bieten könnten. Immerhin geben wir dem Verfasser völlig recht, wenn er meint, daß die „gute alte Zeit" keineswegs den Vorzug vor der Gegenwart verdiene.

—m—

— **Jedermann ein Zauberkünstler!** Von **H. F. C. Suhr.** Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Das Buch will Jedermann Anleitung geben, um sich mit den effectvollsten, aber immer noch für Dilettanten der Magie ausführbaren Zauber- und Kartenkünsten des berühmten Hexenmeisters und Hofkünstlers Thiersfeld, genannt Sankt Roman, produciren zu können. St. Roman lebt hochbetagt heute noch in Wien und giebt sogar von Zeit zu Zeit noch Vorstellungen. Sein Ruf gleicht dem seines italienischen Vorgängers, des im J. 1863 in Dresden verstorbenen Zauberkünstlers Barth. Bosco, weshalb der aus Galizien stammende Roman auch als der moderne Bosco bezeichnet wird. Verfasser selbst ist ausübender Prestidigitateur und ein persönlicher Bekannter Roman's, also in jeder Beziehung berufen, uns in die Geheimnisse der höheren und niederen, der weißen und schwarzen Magie einzuführen und mit ihren wichtigsten Kunstgriffen sowie Zauberapparaten vertraut zu machen. Wenn man auch nicht sagen kann, daß in dem Buch das utile cum dulci sich zusammenfindet, so vereinigt es in seinem Inhalt doch soviel des Angenehmen und Unterhaltenden, daß sein Erscheinen von den zahllosen Freunden geselliger Abende im Familien- und Vereinsleben als ein wichtiges, von der Langeweile erlösendes, Ereigniß betrachtet und behandelt werden wird.

Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 6. Sonnabend, den 13. Januar, Abends. 1900.

Im Kaiserdom zu Speier.

Eine Stadt wie Speier betritt man mit hohen Erwartungen. Die Nemeterstadt uralten Ruhmes, eine Station römischer Legionen am Rheine, der alte Bischofssitz Spyre, von dem wir im Nibelungenliede gelesen, die ruhmvolle Kaiserresidenz von den Karolingern bis zu den Habsburgern, des heiligen römischen Reiches „Todtenstadt“, an Ansehen ebenbürtig der Wahlstadt Frankfurt und der Krönungsstadt Aachen, der Schauplatz bedeutungsvoller Reichsversammlungen — müßten nicht die alten Erinnerungen uns sichtbar begrüßen, etwa wie in Nürnberg oder Hildesheim? Aber was uns entgegentritt, ist nur der Eindruck eines schlichten bayrischen Bürgerstädtchens, in Anlage und Aufbau der letzten beiden Jahrhunderte. Von dem vielthürmigen, zinnenreichen Merian'schen Bilde, das man auf einer — Ansichtspostkarte kaufen kann, ist fast nichts mehr zu sehen, außer dem Dome und dem „Altpörtel“, einem kernfesten gothischen Stadtthurme am Eingang der Hauptstraße. Die Karmeliter haben vor zweihundert Jahren flehend die Erhaltung des alten Thurmes von den Franzosen erwirkt. Sonst haben die rohen Horden des „allerchristlichsten Königs“ 1689 und ihre würdigen Nachfolger, das revolutionäre Franzosengesindel von 1794, es so weit gebracht, daß von Altspeyer und den Stätten seiner großen geschichtlichen Erinnerungen, vom Retscher und vom Rathshofe, wo die Reichstage stattfanden, fast Alles zerstört ist. Sogar den Dom, weil er „schlechten gothischen Geschmacks“ sei, wollten sie vor hundert Jahren dem Boden gleich machen; er sollte schon als Steinbruch versteigert werden, und nur die damalige Zopffassade, von deren schauderhaften dicken vier Eckpyramiden plumpsten ägyptischen Stiles noch ein altes Blatt ein Bild giebt, fand Gnade, man gedachte sie als Triumphbogen vor einem freien Platze stehen zu lassen, aber natürlich nicht mehr mit den Bildnissen der Heiligen, sondern mit denen Napoleon's, der Minerva, der Abundantia ꝛc. Hätte nicht Napoleon ein Einsehen gehabt, so wäre in der That eines der herrlichsten Denkmäler romanischer Baukunst in Deutschland, vielleicht das allerbedeutendste vernichtet worden. Nun aber zeugt es, besonders seit der glänzenden Erneuerung, mit ganzer Macht von altdeutscher Herrlichkeit. Als ich unter den Domlinden saß und mich still dem ersten großen Eindruck überließ, war mir's, als müßte vom hohen Thurme wieder die alte Kaiserglocke anheben zu tönen. Manchem deutschen Kaiser hat sie das Willkommen geläutet, auch manchem todten Kaiser, dessen Leib man nach der Kaisergruft trug. Der Franke Konrad II. kam hier vor 870 Jahren gezogen, um feierlich selbst den Grundstein zum künftigen Kaiserdome zu legen. Heinrich's IV. verfehmte Leiche brachte man 1106 daher, ohne Priesters Geleit, aber unter dem Weinen des treu kaiserlichen Stadtvolkes und, wie der Dichter singt

„die Kaiserglocke, die lange verstummt,
von selber dumpf und langsam summt,
und alle Glocken groß und klein
mit vollem Klange fallen ein.“

Zwei Jahrzehnte später wurde sein treuloser Sohn, Heinrich V., bestattet, mit großem Gepränge, aber

„die kleine Glocke, die lange verstummt,
die Armesünderglocke summt,
und keine Glocke stimmet ein,
sie summet fort und fort allein.“

Rudolph von Habsburg, der kaiserliche Greis, kam vor sechs Jahrhunderten herbei; seine letzte Reise sollte nach Speier sein, wo sein müder Leib in der Kaisergruft ruhen wird, und weinend wallt das Volk ihm entgegen. Kerner's Ballade von „Kaiser Rudolph's Ritt zum Grabe“, und Alles, was einst den Sinn des Knaben für die alte Reichsherrlichkeit begeisterte, tritt wieder in der Erinnerung hervor. Auch von anderen Schaaren wissen die ehrwürdigen Mauern zu erzählen. Das wunderliche Volk im Büßerkleide und mit scharfen Geißeln meine ich, das in der schrecklichen Zeit des „schwarzen Todes“ unter dem lauten Weinen des erschütterten Volkes zum Dome wallte, um das wunderthätige Muttergottesbild anzuflehen, und weithin hallte der düstere Gesang der Geißelbrüder:

„Nu hebent uf die euern hende,
Daz Got dis große sterben wende;
Nu hebent uf euere arme,
Daz sich Got über uns erbarme!“

Das rothe Mauerwerk redet eine gewaltige Sprache, dem späteren Geschlecht bezeugt es, was für Gedanken und Stimmungen durch die Sinne der Alten gegangen sind. Es ist selbst ein versteinerter mächtiger Gedanke. Welch ein Riesenbau! Hundertvierzig Meter Länge, vierzig Meter Breite (die starken Vorlagen des Querschiffes noch ungerechnet), darüber 4 bis über siebzig Meter hochstrebende Thürme und noch eine mächtige Kuppel auf der Vierung: welche Kühnheit der Maße für die vorgothische Zeit! Nur im Rheinland, wo man immer trachtete, über die technisch mildere Baukunst der sächsischen Lande hinauszukommen, wagte man sich an solche Constructionen schon im 11. Jahrhundert. Freilich fehlt auch der decorative Feinsinn, den man im Harze und in Hildesheim bewundern lernt, es fehlt die vornehme Abklärung der romanischen Formen, wie der Bamberger Dom sie zeigt, es herrscht unfraglich eine gewisse Steifheit. Aber es ist doch jener unsagbar wohlthuende Charakter der absoluten Ruhe und höchsten Würde da, den nur die romanische Kunst kennt. Und dennoch haben die alten Baumeister ihrem groß angelegten Werke Gefälligkeit zu geben gesucht, besonders durch jene feine Proportionalität der Linien und Maße, die den künstlerischen Sinn erweist, die man nicht beschreiben, sondern nur nachempfinden kann — das Auge gleitet mit Wohlgefallen hin an den behaglichen Linien der Seitenfront. Auch der Wechsel von rothem und weißem Gestein, der auch in der Krypta nachzuweisen ist, ist von Bedeutung; vor Allem aber nicht zu vergessen die prächtige Rundbogenarkade, die als eine freie, gangbare Galerie hoch oben um den ganzen Bau läuft und Ausblick gewährt über die Stadt, den Strom, über die Haardtberge und den fruchtbaren Pfalzgau bis in's Elsaß und an die fernen Vogesen. Daß die Westfassade, deren heitere Pracht der langen Hauptstraße einen so reizvollen Abschluß giebt, neu ist, sieht man auf den ersten Blick. So schlicht sie gehalten ist, so meisterhaft ist sie an das Ganze harmonisch angegliedert. Unter der einfachen, schönen Fensterrose sind über dem herrlichen Mittelportal, neben allerlei symbolischen und mystischen Skulpturen, die drei Patrone des Domes angebracht, die königliche Jungfrau Maria, Stephanus der Märtyrer und Sankt Bernhard. Die übliche Vorhalle hinter den Portalen, sonst Paradies genannt, heißt in Speier die Kaiserhalle, weil in acht goldenen Nischen die Standbilder der acht deutschen Kaiser, die im Dom ruhen, errichtet sind. Diese wundervollen Figuren kann man nicht genug betrachten, ihr weißer Sandstein schimmert, besonders wo er von Staub überzogen ist, wie zarteste Silberseide. Tritt man dann ins Innere der Kirche, so versagen die Worte unter dem Eindruck der Erhabenheit und Schönheit. Erhaben die alte Construction, schön die moderne Ausstattung; denn den alten Baukünstlern trat das Schöne zurück hinter dem Gewaltigen, das Decorative hinter dem Monumentalen. Ueber doppelt so hoch, als es breit ist, haben sie das Mittelschiff geführt — ein auch in der Gothik nicht überbotenes Verhältniß. Und leicht, fast elegant sind an den hoch strebenden Pfeilern die Kreuz-

gewölbe angesetzt; ob diese Wölbung ursprüngliche Anlage ist, ist sehr die Frage, wahrscheinlich trug der Dom zuerst eine flache Decke, wie die sächsisch-romanischen Kirchen. Aber auch dann ist die Anlage bewunderungswürdig. Ich will nicht leugnen, daß es einer gewissen historischen Betrachtung bedarf, um das zu sehen. Dem ersten Blick des Laien, der an die freien, ungezwungenen Hallen gothischer Dome gewöhnt ist, mag dieser gebundene Stil, mögen diese zaghaft eng gespannten Arkaden unvollkommen und die groben Pfeiler mit ihren wulstigen Capitälausladungen unschön erscheinen im Vergleich mit den zierlichen, eleganten Säulenhallen sächsischer Kirchen. Wer aber die Entwicklungsgeschichte der deutsch-romanischen Baukunst verfolgt hat, sieht bewundernd dieses mächtige Ringen und Treiben der genialen rheinischen Meister nach größeren, bedeutungsvolleren Anlagen, als die Ueberlieferung sie lehrte. Die reinste Freude aber wird Jedermann haben an der modernen Bemalung, die dem ganzen Dom-Inneren durch die Municifenz der bayrischen Könige Ludwig und Maximilian gegeben worden ist. Ich bin sonst nicht eben eingenommen für Freskenmalerei in alten Kirchen, wenn diese durch die Gewalt ihrer Construction allein besser wirken würden, aber dieser würdige Bilderschmuck, den Johannes Schraudolph vor etwa fünfzig Jahren dem Speierer Dom verliehen hat, ist doch über alle Maßen schön. So wie man hier in der großen Kuppel über dem Hochaltar und in der fernen Apsis die biblischen Gestalten auf Goldgrund leuchten sieht, so sahen gewiß die alten Christen in ihren Basiliken aus dem Elend des Lebens in die gemalte, strahlende Herrlichkeit des Jenseits hoffnungsfreudig hinein. Am Triumphbogen stehen, sofort ins Auge fallend, in goldnen Riesenbuchstaben die Worte: O clemens! o pia! o dulcis virgo Maria!*) Es ist der bekannte Ausruf des heiligen Bernhard, den er 1146 beim Einzug in den Dom in seiner Marienbegeisterung gethan hat, als das Salve regina verklungen war. Die eigenthümlich schönen, fast musikalischen Worte, echt romantisch-mittelalterlich, sind gleichsam die Devise des Speierer Domes geworden. Sie standen auch früher auf den vier Messingplatten im Hauptgange des Mittelschiffes, dort, wo jetzt nur vier Steinrosetten, die „Rosen St. Bernhard's", in den Fußboden eingelegt sind. Das witzige Volk hat früher die Schrittspuren des Heiligen daraus gemacht — in Entfernungen von zehn Metern! Ein Witzbold erfand gar noch die groteske Anekdote dazu: das Muttergottesbild im Chore habe dem heiligen Manne, der mit Riesenschritten daherkam, zugerufen: Sancte Bernharde, unde tam tarde? Worauf er: Mulier taceat in ecclesia!**) Man höre und staune! Etwas Wunderlicheres ist dem heiligen Bernhard wohl nicht angehängt worden. Aber auch diese Legende beweist, wie sein Andenken der ganze Dom athmet. Das Salve regina mit jenem Anhängsel wird wohl noch heute alltäglich darin gebetet. Am Christfest 1146 hielt der Heilige das Hochamt, unterbrach es aber plötzlich und begann mit dem ganzen Feuer seiner Beredtsamkeit zu reden von der elenden Lage des heiligen Landes, so überwältigend, daß König Konrad III. zu Thränen gerührt war und willig das Kreuz sich auf die Schulter heften ließ — es war die Geburtsstunde des zweiten Kreuzzuges. Im Bernhardschor, dem nördlichen Theile des Querschiffes, der der Verehrung des Heiligen besonders geweiht ist, hat Schraudolph ergreifend diese Scene gemalt — die verzückte Gestalt des gottinnigen Mönches und die von jugendlichem Glanze übergossene des Königs, der die Kreuzfahne empfängt, sind mir besonders in der Erinnerung geblieben, ebenso wie die Fresken am Stephansaltar gegenüber, wo der Maler die Erscheinung des Auferstandenen und holdselige Engel ergreifend schön gemalt hat. Es heißt, daß derartige Geschichtsmalerei sonst als überwunden zu gelten habe, und unter dem Eindruck unserer Kunstausstellungen (besonders auch unserer vorjährigen in Dresden) muß man dieses Urtheil als berechtigt anerkennen; aber am richtigen Orte und in würdiger Ausführung, wie im Dom von Speier, rührt sie doch am meisten das Herz, ist also Kunst im edelsten Sinne. — Und nun betritt mit mir, lieber Leser, ehrfurchtsvoll den Königschor, unter dem, tief im Gestein, acht deutsche Kaiser und fünf kaiserliche Frauen schlafen! Das müßte ein schlechter Deutscher sein, der kalten Herzens dort stände, wo Konrad II., der Franke, den die Chronisten den „Speyerer" nennen, und der ohnegleichen mächtige Heinrich III., wo Heinrich IV., der Büßer von Canossa, mit seinem untreuen Sohne, wo Philipp von Schwaben und Rudolph von Habsburg, Adolph von Nassau und Albrecht von Oesterreich begraben liegen, dazu noch Konrad's Gemahlin Gisela, Heinrich's IV. Gemahlin Bertha, Barbarossa's zweite Gemahlin Beatrix und deren Tochter Agnes (außerdem abseits in der Krypta Heinrich's IV. Tochter Adelheide). Sie ruhen an unzugänglichen Stellen, keine Hand hat sie wieder angerührt; nur die Leiche des an der Schädelwunde kenntlichen Albrecht und die der Beatrix haben die Mordbrenner von 1689 aufgewühlt; die übrigen sind unverletzt geblieben, wie sie in das Grab gesenkt worden sind. Die oberirdischen Prunksarkophage aber, zwischen denen früher die „Stuhlbrüder" tägliche Gebete für die abgeschiedenen Seelen verrichteten, sind beseitigt worden. Nur zwei schöne Denkmäler erinnern an Adolph von Nassau und an den großen Habsburger (letzteres eine herrliche Arbeit von Schwanthaler). Sonst geben blos die Kaiseradler in der Fußbodenmosaik davon Kenntniß, daß hier deutsche Kaiser schlafen. In der großen dreiflügeligen Krypta unter den Chören, einer der größten Krypten Deutschlands, ist noch als einziges Ueberbleibsel jener alten Steinsärge die Grabplatte Rudolph's von Habsburg zu sehen, ein Steinrelief von würdevoller Schönheit. Diese ganze Todtenstätte hat uns, gerade durch ihre weihevolle Unberührtheit, eigenthümlich ergriffen. Wirkungsvoll ist aber auch vom Königschor aus der Blick in die Apsis des wieder etwas erhöhten Stiftschores und der in die Kuppel, wo der Goldglanz um die riesengroßen Propheten und Evangelisten flimmert, und wunderbar schön auch der Rückblick durch die drei Schiffe in ihrem harmonischen Linienzuge und ihrer strahlenden Bilderpracht. Ganz einfach ist nur eine Kapelle gehalten, die Afrakapelle an der Nordseite des Domes. Heinrich IV. hat sie erbauen lassen, als er von den Augsburgern aus dem damals aufgefundenen Sarge der heiligen Afra eine Reliquie erlangt hatte, nämlich — ein Glied der großen Fußzehe. Er ahnte nicht, daß er sich selbst seine Grabkammer damit baute. In diesem Raume ruhte fünf Jahre lang unbestattet sein Leib, bis endlich im Jahre 1111 die Lossprechung vom Banne ihm die ehrenvolle Beisetzung in der Kaisergruft ermöglichte. Wir fanden hier, was eigenthümlich stimmte zu dem Raume und seinen Erinnerungen, eines jener großen hölzernen Missionskreuze mit der Inschrift: Rette Deine Seele! — Es zeugen am Dome noch etliche alte Monumente von früherer Bischofsherrlichkeit: mehrere Grabsteine an der äußeren Südseite des Domes, ferner der dürftige Rest des einst viel bewunderten Oelbergs, eines Steinbildwerks, des „Speierer Weltwunders", von dem auch Luther einmal in den Tischreden spricht; nahe dabei der wunderliche „Domnapf", ein großes steinernes Becken, das einst vor der Westfassade des Domes als Markstein zwischen städtischem Gebiete und der Domfreiheit stand. Zog ein neuer Bischof ein, so gab ihm die Bürgerschaft bis an dieses Gefäß das Ehrengeleit, dann sprach der Bürgermeister: „Gnädiger Herr, allhie gehet unser Geleit aus", worauf der Bischof den Napf mit purem Weine für das Volk füllen ließ. Jetzt steht die alte Schüssel unter den Linden des Domgartens, unter denen es so angenehm ist zu wandeln. Man bekommt erst einen Begriff von der Mächtigkeit des Bauwerks, wenn seine röthlichen Riesenmauern zwischen den grünen Büschen unversehens hier und da hereinschauen. In alten Zeiten floß, wo man jetzt lustwandelt, der Rhein: wenigstens bedrohten seine Fluthen oft die Fundamente des Domes, bis man ihn durch starke Substructionen, zu denen auch das fälschlich so genannte „Heidenthürmchen" gehört, zwang, seinen Weg seitab zu suchen. Jetzt fließt der grüne Strom wohl etliche hundert Meter weit östlich vorbei. Um so schöner aber präsentirt sich von seinen Ufern oder von der Schiffsbrücke aus das imposante alte Bauwerk, alle Bäume weit überragend und mit seiner weichen Rothfärbung prächtig zu ihrem Grün contrastirend. Dorthin muß man gehen, um zu sehen, wie ganz einzig schön auch die Lage des alten Kaiserdomes von Speier ist.

A. Neuberg.

*) O gnadenvolle, o fromme, o süße Jungfrau Maria!

**) Heiliger Bernhard, woher so zaudernd? — Das Weib schweige in der Kirche!

Bücherbesprechungen.

— Gedanken über Religion von George John Romanes. Die religiöse Entwickelung eines Naturforschers vom Atheismus zum Christenthum. Autorisirte Uebersetzung nach der 7. Auflage des englischen Originals von Dr. phil. E. Dennert. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1899. 162 S. 2,60 ℳ, geb. 3,20 ℳ — Ein derartiges Buch ist hochbedeutsam in unserer Zeit, wo die Unfehlbarkeit der „naturwissenschaftlichen Methode" auch in religiösen Dingen vielerwärts ausgemacht zu sein scheint. Die hier ineinander gefügten philosophischen Schriften des bedeutenden englischen Biologen Romanes, der mit rastlosem Wahrheitsstreben erst dem christlichen Glauben zugethan war, dann durch Darwin zum Unglauben kam, hier im Tone völliger Gewißheit von dem ausschließlichen Recht der naturwissenschaftlichen Methode redet, später noch eine andere Methode erkennt, den religiösen Bedürfnissen gerecht wird, den Glauben wiederfindet und als Christ stirbt: Dies als der innere Lebensgang eines Mannes ist ein Beweis, daß geistliche Wahrheiten nicht mit Secirmesser und Lupe beurtheilt werden dürfen. Naturwissenschaft und Christenthum liegen auf zwei verschiedenen Feldern, und darum kann ein Naturwissenschaftler zugleich Christ sein, wie andererseits das Christenthum die Naturwissenschaft, wenn sie in ihren Grenzen bleibt, nicht bestreitet. A. W.

— Georg Eberl, Dörferl und Hütterl. Gedichte in oberbayerischer Mundart. München, Braun & Schneider. 176 S. Preis brosch. 0,60 ℳ. — Wir haben in diesen Gedichten mit herzlicher Freude gelesen. Es ist des Dichters Heimathluft, frische Alpenluft, die um sein „Dörferl und Hütterl" weht, es sind die Kinder der Berge und Thäler, die er uns in ihrem Denken und Lieben, Thun und Treiben in anmuthigen kleinen Bildern schildert, wenn er uns z. B. mit wenig kurzen Strichen und doch so reizvoll und liebreich „'s Hütterl" hinmalt: Mei Häuserl, mei Hütterl, — Mei Güaterl, mei Sach, — Mei Gatterl, mei Gitterl, — Mei Kammerl, mei Dach; — Mei Rauchfang, mei Dachluck, — Mei Bankerl, mei Herd, — Mein Fensterl, mei Ausguck, — Mei Himmel, mei Erd'; — Mei Heck und mei Flieder, — Mei Wieserl, mei Feld, — Mei Auf und mei Nieder, — Mei Hütterl, mei Welt! — oder wenn er parodistisch voll köstlichen Humors dichtet: Wenn i a Vogerl war, — Wenn i zwoa Flügerl hätt', — Fliaget i davo — Weil i koa Vogerl bi, — Weil i koa Flügerl hab' — Bleib' i dei Mo! — Wir unterlassen nicht, Liebhaber der oberbayerischen Mundart auf diese poetische Gabe zu verweisen. D. K.

— Kriegführung in Süd-Afrika von C. v. François, Major a. D., früher Commandeur der Schutztruppe von Deutsch-Südwest-Afrika. (Berlin, Dietrich Reimer, Ernst Vohsen.) — Das kleine Schriftchen erzählt zwar nur, wie die deutsche Schutztruppe in Südwest-Afrika ihre Kämpfe gegen die Eingeborenen durchgeführt hat, aber in Vielem vom Besprochenen finden sich Analogien in der Kampfweise der Boeren gegen die Engländer, welche jetzt in so hohem Grade das Interesse in Anspruch nimmt. Durchaus einleuchtend legt der Verfasser dar, daß die Art der Kriegführung der Hottentotten, Buschleute und Kaffern entsprechend den Eigenthümlichkeiten der Bodengestaltung und Bewachsung sowie des Klimas von den Boeren adoptirt worden ist, und in ihren wesentlichen Grundzügen durch Ersetzung von Speer und Bogen durch moderne Feuergewehre eine Aenderung kaum erfahren hat. Vergleicht man die Ausführungen des Majors v. François über die Kampfweise der Eingeborenen und die ihnen gegenüber erprobte und erfolgreich gebliebene Taktik der deutschen Schutztruppe mit den Schilderungen der jüngst zwischen Boeren und Engländern ausgekämpften Gefechte, so gewinnt man ein recht deutliches Bild, weshalb den im Schießen, Geländebenutzung, Ausdauer im Marschiren und Ertragen von Strapazen durch ihr Leben in friedlichen Zuständen schon so trefflich vorgebildeten Boeren von vorn herein eine überwältigende Ueberlegenheit über die eigentlich nur zu Massenangriffen in großen Haufen einexercirten, wenn auch vortrefflich disciplinirten und gedrillten englischen Truppen innewohnen mußte. Recht interessant ist der vom Verfasser gelieferte Nachweis, daß mit Anwachsen der numerischen Stärke der einzelnen Colonnen die Schwierigkeit, sie zu bewegen und zu verpflegen, in Süd-Afrika in einem ganz anderen Verhältnisse wächst wie auf einem europäischen Kriegsschauplatze und hierin vielleicht eine Erklärung für die an sich völlig unverständliche Zersplitterung der englischen Streitkräfte gefunden werden kann; ebenso ist beachtenswerth, wie der Verfasser die Ansicht begründet, daß mit einer starken Vermehrung ihrer berittenen Truppen den Engländern eine günstige Chance des Erfolges schwerlich erwachsen würde. Zu bedauern ist, daß der Verfasser das zweifellos sehr wichtige Capitel über Märsche mit 5 Zeilen, lediglich einem Hinweis auf ein von seinem Bruder H. v. F. über Nama und Damara geschriebenes Buch enthaltend, erledigt. Indessen, das Büchlein ist sehr zeitgemäß erschienen, belehrt sehr hübsch über die Eigenthümlichkeiten eines Krieges in Süd-Afrika, und legt schließlich wieder die Frage nahe, wie es nur möglich gewesen ist, daß die Engländer, welche doch auch bereits Kriege in Süd-Afrika geführt hatten, sich der Erkenntniß dieser Eigenthümlichkeiten so gänzlich verschlossen und die von der deutschen Schutztruppe in kleinen Unternehmungen längst gemachten Erfahrungen nun so theuer zu erkaufen haben. P.

— Der Eintritt Japans in das europäische Völkerrecht. Von Alexander Freiherr[n] von Siebold. Berlin, Verlag von Kisak Tamai, Herausgeber der Monatsschrift Ost-Asien, 1900 [statt 1899]. III, 49 S.; 8°. — Alexander Freihr. v. Siebold, der Sohn des bekannten Naturforschers und Reisenden Philipp Frantz v. Siebold, der vor 45 Jahren die Bestrebungen Niederlands und Rußlands zur Eröffnung Japans urkundlich dargestellt hat, ist seit dem Jahre 1887 sechs Mal in Japan gewesen und hat die Vorgänge, die er in der vorliegenden Arbeit, einem erweiterten Abdrucke von Aufsätzen, die er bereits in der hochinteressanten Zeitschrift Ost-Asien veröffentlicht hatte, zum Theile selber mit beeinflußt oder aus nächster Nähe beobachten dürfen. Wo seine eigene Erfahrung versagte, hat er Rathgen's grundlegendes Werk über Japans Volkswirthschaft und Staatshaushalt zu Rathe gezogen; für die letzten Jahre gaben außerdem die englischen Blaubücher die beste Auskunft. Seitdem im Jahre 1868 das Shogunat, die japanische Staatsform von ehedem, und der übermächtig gewordene Buddhismus zurückgedrängt worden sind und an ihre Stelle die kaiserliche Erbmonarchie (Mikado) getreten ist, hat sich die japanische Regierung unausgesetzt bestrebt gezeigt, Reformen einzuführen, höhere Cultur zu verbreiten und eine Abänderung der frühern für Japans nationales Erwachen ungünstigen Verträge mit den Westmächten durchzusetzen. Die klugen Staatsmänner der Meiji-Aera haben dies Ziel in der That erreicht: Das aufgeklärte Japan ist durch die am 17. Juli und 4. August 1899 giltig gewordnen Verträge ebenbürtig in das europäische Völkerrecht eingetreten. Die japanischen Diplomaten (Vicomte Aoki u. A.) haben es verstanden, ihrem Vaterlande die volle Gleichberechtigung zu erringen; kein Wunder, daß beim Bekanntwerden dieser Erfolge die kaiserlich japanische Regierung die sie beseelenden Gefühle der „Freude und herzlichen Genugthuung" öffentlich kundzugeben nicht verfehlte. Ostasien wird fortan ein gewichtiges Wort in der „Weltgeschichte" mitzureden haben. Ht.

— Unter dem Titel „Frauen-Berufe" erscheinen in dem Verlage von C. Kempe, Leipzig eine Reihe von kleineren Schriften, welche den Zweck haben, Frauen in ihrer Erwerbsthätigkeit zu fördern, indem sie Rath ertheilen über die verschiedenen, für das weibliche Geschlecht geeigneten Berufsarten und Anleitung geben, wie die nöthige Ausbildung für letztere zu erreichen ist. Die bereits erschienenen Bändchen behandeln eine Reihe praktischer und wissenschaftlicher Fächer. Als neu erschienen gliedert sich diesen an: „Kunst und Kunstgewerbe" in seinen Forderungen, Leistungen, Aussichten, von L. Stohmann. — Die Verfasserin meint es ernst mit der Kunst. Sie betont in der Einleitung mit Recht, daß die Künstler-Laufbahn eine ebenso dornenvolle, wie unsichere sei, und räth sie nur zu erwählen, wenn gewisse Vorbedingungen vorhanden sind: Ausgesprochenes, eigenartiges Talent, feste Gesundheit, die nöthigen Geldmittel, um auch nach der Zeit des Studiums pecuniäre Erfolge erwarten zu können, und Charaktereigenschaften, welche befähigen, in ernster Arbeit und unablässigem Ringen auszuharren. — Gestützt auf eigene Erfahrung, sowie auf Grund statistischen Materials werden die einzelnen künstlerischen Erwerbszweige nach ihren Studiengängen und eventuellen Erfolgen besprochen, und somit Jedem, welcher sich über diese Berufsarten unterrichten will, ausreichende Unterlagen geboten. Die Ausführungen ergeben, daß für die Ausbildung zur rein malerischen, wie auch zur decorativen Kunst genügender Unterricht in Malerinnen- und Kunstgewerbeschulen geboten wird, die Bildhauerin jedoch auf Privatunterricht in einzelnen Ateliers beschränkt ist. Ein neuer Beweis, daß beim weiblichen Geschlecht durchschnittlich der Farbensinn mehr als der Formensinn entwickelt ist. Als selbständig

schaffende Künstlerinnen eine dauernd gesicherte Lebensstellung zu erringen, wird allerdings nur Wenigen gelingen. Finden doch nur wenige Männer, denen das Schicksal die Berufspfade mehr als den Frauen zu ebnen pflegt, als Künstler genügendes Auskommen! Mit Recht werden daher solche weibliche Existenzen, welche auf baldigen Verdienst rechnen müssen, auf die Thätigkeit einer Zeichen- und Mallehrerin in Schulanstellung oder in privater Ausübung hingewiesen. Dort ergiebt sich wohl manchmal mühsame, oft aber auch dankbare Arbeit, welche jedenfalls gewisse Garantie für regelmäßige Einnahmen bietet. Ein genaues Eingehen ist dem Capitel „Kunstgewerbe" gewidmet. Der weiblichen Erwerbsthätigkeit wird hier ein fruchtbares Arbeitsfeld in Aussicht gestellt. Allerdings können wir der Verfasserin nur beipflichten, wenn sie beklagt, daß die decorative Kunst, wie keine andere, zum Dilettantismus verleite. Die künstlerischen Leistungen unserer Frauenwelt gedeihen trauriger Weise so gern in der sinnbethörenden Atmosphäre bewundernder Tanten und Großmütter, welche in blinder Verwandtenliebe das künstlerische Niveau leicht um einige Grade nach unten verschieben. Die Frauen müssen sich klar machen, daß sie — auf diesem Felde so gut wie auf jedem andern — nur in aussichtsvolle Concurrenz mit männlichen Kräften treten können, wenn sie wie diese gründliche und zielbewußte Ausbildung genossen haben. Dann aber wird gerade die angewandte Kunst weiblichen Fähigkeiten: einem angeborenen Geschmackssinn, einem hingebenden Anpassungsvermögen und natürlicher Handgeschicklichkeit ein reiches Gebiet zur Entfaltung ihrer Kräfte eröffnen. Die kleine Schrift bespricht ausführlich diese einzelnen kunstgewerblichen Erwerbszweige. Sie wird jedem aufstrebenden weiblichen Talent, welches sich in dieser Richtung zu bethätigen wünscht, gewissenhaften Rath und fördernde Anregung geben. W. L.

— Shakespeare-Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Erster Band. Einleitung. Hamlet, Prinz von Dänemark. (Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von Robert Vischer. Zweite Reihe.) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 9 ℳ. — Lange nach Vischer's Tode werden dessen Shakespeare-Vorlesungen, von denen hier der erste Band vorliegt, dem Lesepublicum zugänglich gemacht. Sie kommen zu rechter Zeit! Sind sie auch im Einzelnen vielleicht, was übrigens der Herausgeber, Vischer's Sohn Robert, berichtigt hat, hie und da von der Forschung überholt, so kann man doch von ihnen als Ganzem das nicht sagen. Im Gegentheil! Sie muthen frisch und jugendlich an. Nicht ohne eine gewisse Wehmuth kann man sich beim Durchlesen dieses Bandes, der uns auch eine meisterhafte Uebersetzung des Hamlet giebt, die Schlegel's Uebertragung nicht überflüssig macht, aber sie doch ergänzt, einer Zeit erinnern, in der die Shakespeare-Kritik sich auf einer Höhe befand, von der sie jetzt, unter dem Eindruck der Verbildung der Zeit, vielfach herabgeglitten ist. Sicher, die Erforschung des Lebens und der Zeit Shakespeare's bis ins Einzelne hinein hat entschieden Fortschritte gemacht, die Betrachtung des Ganzen, des Dichterischen, der Persönlichkeit Shakespeare's nicht. Brandes' Buch z. B. hat unsere Kenntniß von Shakespeare's Umgebung in Vielem bereichert; zur Erkenntniß des großen Dichters hat es wenig beigetragen. Von Neuem hat die Baco-theorie, die Ed. Engel 1883 als einen Beitrag zur Verirrung des menschlichen Geistes bezeichnete, Anhänger zu werben gesucht, im Ganzen wohl ohne Erfolg, doch nicht ohne Lärm. Ist etwas geeignet, die Thorheit dieser Theorie zu beweisen, so ist es die Wahrnehmung, daß es psychologisch ganz unmöglich ist, daß eine Persönlichkeit zugleich ein großer Dichter und ein großer Philosoph sein kann. Der geistige Apparat eines Dichters ist so ganz verschieden von dem eines Weltweisen, daß es eine Ungeheuerlichkeit bedeutet, daß sich beide Apparate im Rahmen eines einzelnen Gehirns zusammenfinden könnten. Dichter, die nebenbei philosophisch veranlagt waren, hat es gegeben, ebenso poetisch inspirirte Philosophen. Aber der Januskopf eines Dichters und Philosophen, in dem beide Gesichter gleichwerthig sind, ist unmöglich und unnatürlich. Vielfach flache Auffassungen der Werke des englischen Dichters haben Platz gegriffen, die anzuführen hier zu weit führen würde, rohe, materielle, geistlose. Wie man Shakespeare's Dramen betrachten soll, zeigt zur Genüge die Analyse des Hamlet, die die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes in Anspruch nimmt; die erste füllt eine vorzügliche Einleitung in den ganzen Shakespeare. So und nicht anders will ein Dichter betrachtet und dem Verständniß näher gebracht sein, soll der Zuhörer oder Leser ein Kunstwerk als solches nehmen. Die weiteren Bände werden nach mühselig auf Grund von Schülerheften zusammengestellten Textforschungen die Erläuterungen der folgenden Stücke enthalten: Macbeth, Romeo und Julia, König Lear, Othello, die Königsdramen, Antonius und Kleopatra, Julius Cäsar und Coriolan. Hat Vischer's Auffassung des großen Briten sich im Einzelnen hie und da auch im Laufe der Zeit gewandelt, im Ganzen ist sie sich doch treu geblieben. Das Werk, das wir, was seinen ersten Band anbelangt, mit dem größten Genuß gelesen haben, wird seine Früchte tragen und kann nicht blos jedem der vielen Freunde des noch lange nicht veralteten Aesthetikers, sondern jedem Freunde Shakespeare's, ja der Poesie warm empfohlen werden. J. R.

— Lehmann, Gustav (Wirklicher Geheimer Kriegsrath), Forschungen und Urkunden zur Geschichte der Uniformirung der preußischen Armee. 1713—1807. Erster Theil. 4 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Die Sammlung von Urkunden wird für Forscher auf dem Gebiete der Trachten- und Uniformkunde, sowie für Maler und Zeichner Werth haben, auch culturgeschichtlich ist sie nicht uninteressant, doch würde sie für die Armeegeschichte noch werthvoller sein, wenn der Herausgeber besondere Erläuterungen hinzugefügt hätte, aus welchen ersichtlich wäre, für welche Truppentheile der preußischen Armee die in den Verzeichnissen genannten Regimenter die Stämme bildeten. Typographisch ist das Buch selbstverständlich tadellos. —r.

— Franz Liszt's Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Herausgegeben von La Mara. — Das Erscheinen eines umfangreichen und sich über das Alltägliche erhebenden Briefwechsels eines der Größten unseres Jahrhunderts ist an sich schon ein literarisches Ereigniß, das weit über das rein musikalische Interesse hinaus die ganze gebildete Leserwelt dauernd zu fesseln beansprucht. Wenn ich hierbei auf das bekannte Goethewort nochmals verweise: „deshalb sind Briefe so viel werth, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren", so geschieht es, um auf die von dem neuesten geistvollen Lisztbiographen Rudolf Louis abermals mit Recht gezogene Parallele Goethe's mit Franz Liszt mich zu berufen, da es noch immer nicht genug, leider in unserer berühmten „Musikstadt" Leipzig am wenigsten bekannt ist, daß Franz Liszt's Genius berufen war, 20 Jahre nach Goethe's Tode eine neue Glanzzeit der alten Kunststadt Weimar heraufzuführen, ebenbürtig jener der Dichterheroen um die Wende des Jahrhunderts, und daß in Liszt's Werken, insbesondere in seinen symphonischen Dichtungen, die Meisterwerke der Dichtkunst dieser und vieler anderer älterer und neuerer Epochen — ich erinnere nur an Goethe's Faust, Herder's Prometheus, Dante's Göttliche Komödie — ihre musikalische Wiedergeburt erlebt haben. In diese erneute Glanzzeit Weimars führt uns der Briefband, den die hochverdiente, auch für die Kunst Franz Liszt's unermüdlich wirkende Leipziger Musikschriftstellerin La Mara herausgegeben und mit einer Reihe vorzüglich orientirender Fußnoten versehen hat. Es ist die vierte in der Reihe der Correspondenzen des außerordentlichen Künstlers und edlen, wahrhaft vornehmen Menschen und umfaßt die ersten 13 Jahre des Briefwechsels, den Liszt von 1847 ab mit der Fürstin Carolyne geführt und den ihre Tochter, die Fürstin Marie Hohenlohe in hochherzigster Weise der Herausgeberin zur Verfügung gestellt hat. Das spätere Verhältniß Franz Liszt's zu jener seltenen Frau, die ihn zu Meisterwerken, wie dem Oratorium „Die Legende von der heiligen Elisabeth" und zu dem schönen Buche über Chopin und seine Muse inspirirte, aber auch auf den Matinéen und Soiréen auf der „Altenburg" in Weimar die dort verkehrende Künstlerwelt bezauberte, gestaltete sich ja tragisch durch die Nichtverwirklichung der von beiden Theilen heißersehnten ehelichen Verbindung, doch erscheint es in der uns vorliegenden Epoche noch durchaus ungetrübt und gerade die Briefe aus dieser Glanzzeit sind, mehr als irgend welche andere Zeugnisse, geeignet, die intimsten Einblicke in Liszt's große Seele zu gewähren. Sehr erwünscht wäre es, wenn die Herausgeberin sich entschlösse, den über 500 Seiten starken, durchweg französisch geschriebenen Band durch eine Uebersetzung einem noch größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Sie würde dann zur Erfüllung der Prophezeiung beitragen, die Liszt im 212. Briefe von dem Wirken seines größten Kunstgenossen, Richard Wagner, aussprach, die aber alle ernsten Kunstfreunde für ihn selber vorhersagen: „La queue de l'opposition qui ne peut manquer de faire apercevoir, se rétrécira petit à petit pour s'arrondir, — et former ainsi pour l'avenir le zéro du chiffre du succès! A. Pr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 7. Dienstag, den 16. Januar, Abends. 1900.

Calderon und Goethe.

Zum 17. Januar.

Aus drei Jahrzehnten mit nicht allzu langen Unterbrechungen liegen Aussprüche Goethe's über Calderon vor, und obwohl sie immer eine lebhafte Bewunderung und eine im Wesentlichen gleiche Auffassung bekunden, so ermangeln sie doch begreiflicherweise der vollständigen Einheitlichkeit. Goethe pflegte nicht auf eine Sache zurückzukommen, ohne ihr neue Seiten für die Betrachtung abzugewinnen; nach Stimmung und Anlaß trat bald Dies, bald Jenes ins Licht, auch war es nicht gleichgiltig, gegen wen er sich äußerte. Goethe's Kenntniß von Calderon wuchs durch die Uebersetzungen allmälig und zwar in den späteren Jahren rascher als in den früheren; der erste Eindruck aber, den die fremdartige Größe ausübte, blieb der stärkste und wohl auch trotz der Versicherung immer erneuerten Staunens der günstigste, nicht der allererste Eindruck, sondern der im Jahre 1804 durch den „Standhaften Prinzen“ empfangene. Als Goethe das Stück einst im März 1807 bei der Johanna Schopenhauer vorlas, ergriff ihn die Scene, in welcher der Prinz als Geist dem herannahenden Heere mit der Fackel voranleuchtet, so sehr, daß er das Buch auf den Tisch warf, so daß es zu Boden fiel. Bei der Aufführung im Jahre 1811 weinte Goethe. Und doch ist der „Standhafte Prinz“ nur eine mit manchen Mängeln behaftete Jugendarbeit Calderon's und überdies ein Werk von streng katholischem Charakter, wodurch hauptsächlich wohl der Unmuth Wieland's über die Rührung zu erklären ist, welche Charlotte v. Schiller während der Vorstellung empfand. Mehr der Drang nach eigner Rechtfertigung als nach Belehrung Anderer verleitete Goethe in einem Gespräch vom 31. Januar 1815 zu der Behauptung, der standhafte Prinz dulde nicht sowohl für den Glauben als für Portugals Ehre. Es war ihm wohl erst durch die Schrift von Johann Schulze zu seinem Mißbehagen klar geworden, was man Alles aus dem „Standhaften Prinzen“ herausfühlen kann. So trugen auch die Erfahrungen, welche Goethe an Anderen machte, zur Abdämpfung seines Urtheils bei, weniger über den Dichter selbst, als über dessen Gedeihlichkeit auf deutschem Boden. Anfangs nahm Goethe als möglich und wünschenswerth an, daß, wie seiner Zeit Shakespeare in der dramatischen Literatur Deutschlands eine heilsame Einwirkung ausgeübt habe — später dachte er auch in dieser Beziehung anders —, nun eben eine solche von Calderon ausgehe, den er ja, einem Briefe Schelling's an August Schlegel zufolge, nicht nur dem Briten gleich, sondern fast noch über ihn stellte. Gries entsinnt sich, „eine sehr geistreiche Vergleichung des spanischen Dichters mit dem Sophokles von ihm gehört zu haben, infolge welcher er offenherzig gestand, wenn er und Schiller den Calderon früher gekannt hätten, so würden sie in ihren Stücken manche Fehler vermieden haben“. Schiller war schon von Körner auf das spanische Theater hingewiesen worden, in dem er manchen Stoff zu tragischen Situationen finden würde. Er verhält sich ablehnend zu dem Vorschlag: „Für unsere deutsche Poesie glaube ich nicht soviel Ausbeute daran (an der spanischen Literatur) finden zu können, als du hoffst; weil wir einmal mehr philosophische Tiefe und mehr Wahrheit des Gefühls als Phantasiespiele lieben.“ Und er setzt hinzu: „Auch die Schlegels geben sich jetzt viel mit der spanischen Literatur ab, nach ihrer Art; aber durch ihre Einseitigkeit und Anmaßung verderben sie Einem gleich die Lust.“ Als der erste Band von August Schlegel's „Spanischem Theater“ herausgekommen war, äußerte sich Körner gegen Schiller wenig günstig über Calderon, er sagte u. A.: „Eine üppige und rege Phantasie ist in Calderon nicht zu verkennen, aber was man Gemüth nennt, scheint ihm zu fehlen.“ Er setzt Calderon weit unter Shakespeare: so sei dieser kühn, jener aber frech, „und in dieser Frechheit, für die es nichts Heiliges giebt, glaube Mancher das Genialische zu finden“. Nun ist es Schiller, der dem spanischen Dichter große Wärme entgegen bringt, die allerdings für den enttäuschten Freund weniger zum Vorschein kommt. Er giebt ihm sogar Recht, um mit einem „Uebrigens“ eine Brücke zu seiner eigenen Meinung herzustellen: „Es ist übrigens recht interessant, den südlichen Geist mit einem mehr nördlichen hier zu vergleichen. Sinnlichkeit und Leidenschaft bezeichnet jenen, diesen eine moralische Tiefe des Gemüths. Indessen ist in Calderon doch eine hohe Kunst und die ganze Besonnenheit des Meisters zu sehen; selbst was als regellos ins Auge fällt, wird von einer großen Einheit zusammengehalten.“ Rückhaltloser durfte er sich gegen Gries dahin aussprechen, „ihm sei durch die Bekanntschaft mit dem Calderon eine neue herrliche Welt aufgegangen“. In dieses entglimmende Feuer gießt Goethe Oel, indem er Schiller die erste Mittheilung von dem „Standhaften Prinzen“ macht, mit den Worten schließend: „Ja ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stücke wiederherstellen.“ Schiller zeigt sich begierig auf diese Neuigkeit; wie er sie aber aufgenommen hat, weiß man nicht. Goethe trug sich im Jahre 1807 mit dem Plane zu einem „Trauerspiel in der Christenheit“, von dem man mit etwas zu starkem Ausdruck gesagt hat, daß er ein Stück in der Weise Calderon's zu schreiben versuchte, das aber allerdings Spuren von der Beschäftigung mit dem spanischen Dramatiker an sich trägt. In einem Brief an Körner empfahl Goethe dem Sohne desselben, Theodor, sich des Calderon'schen Silbenmaßes für dramatische Dichtungen zu bedienen. In dem Abschnitt „Uebersetzungen“ zum „Westöstlichen Divan“ weist er darauf hin, „welche Versalität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhythmische, metrische Vortheile dem geistreich talentvollen Jüngling zur Hand sind, wie nun Ariost und Tasso, Shakespeare und Calderon als eingedeutschte Fremde uns doppelt und dreifach vorgeführt werden“. Als aber die deutschen Dramatiker wirklich begonnen hatten, sich den Calderon anzueignen, allerdings nicht mit der richtigen Diätetik, da gesteht Goethe zu, daß viele treffliche Deutsche an ihm zu Grunde gegangen seien, da sieht er nachträglich ein, daß Calderon Schiller gefährlich geworden wäre, daß er zum Glück erst nach dessen Tod in allgemeine Aufnahme gekommen sei, da betont er, daß Calderon auf ihn selbst gar keinen Einfluß gehabt habe, weder im Guten noch im Schlimmen. Des „Trauerspiels in der Christenheit“ als eines Versuches brauchte er sich dabei nicht zu erinnern. Am 30. Mai 1824 sprach Goethe mit Eckermann über einige neuere Schauspiele von Platen. „Man sieht,“ sagte er, „an diesen Stücken die Einwirkung Calderon's. Sie sind durchaus geistreich und in gewisser Hinsicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein specifisches Gewicht, eine gewisse Schwere des Gehaltes. Sie sind nicht derart, um im Gemüth des Lesers ein tiefes und nachwirkendes Interesse zu erregen, vielmehr berühren sie die Saiten unseres Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der auf dem Wasser schwimmend, keinen Eindruck macht, sondern von der Oberfläche sehr leicht getragen wird.“ Es ist fraglich, ob man die Einwirkung als eine günstige oder ungünstige betrachten d. h. nur das zuerst genannte oder alle Merkmale aus ihr ableiten soll. — Auch in Bezug auf die Bühnenwirksamkeit Calderon's im Allgemeinen bewährten sich Goethe's Erwartungen nicht. Zum Jahre 1811 berichten die Annalen: „Der standhafte Prinz“ ward mit all-

gemeinem Beifall aufgeführt, und so der Bühne eine ganz neue Provinz erobert"; zum Jahre 1814 heißt es von der „Großen Zenobia": „Nach diesem letzten Versuch verklang gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war." Obwohl schon 1811 die Holbein'sche Gesellschaft in Bamberg den „Standhaften Prinzen" auf die Bühne gebracht hatte — bald darauf geschah dies auch mit der „Andacht zum Kreuz" und der „Brücke von Mantible" —, so fanden doch diese Anfänge keine Fortsetzung; von Weimar aus wurde der Samen weiter und zunächst nach Berlin geweht. Zelter schreibt Anfang März 1811 an Goethe: „Von Ihrer Aufführung des »Standhaften Prinzen« tönt hier jeder Mund wieder" und am 14. April des folgenden Jahres: „Ob wir das Calderon'sche Stück hier gleichfalls sehen werden, möchte ich gern wissen." Erst am 15. October 1816 wurde der „Standhafte Prinz" in Berlin gegeben, nachdem Wolff, der in Weimar das Stück inscenirt hatte, am 1. April dorthin gekommen war. Es folgten in Berlin andere Stücke von oder nach Calderon, so „Die schwere Wahl", „Die Tochter der Luft", „Der Arzt seiner Ehre", „Das öffentliche Geheimniß", „Das Leben ein Traum". Vielleicht ist auch West durch Goethe mittelbar zu seinen beiden Bühnenbearbeitungen angeregt worden, wie unmittelbar, ja mit leisem Druck, Gries zu der stattlichen Reihe seiner Uebersetzungen, die dann wiederum Andere zum Nachahmen anspornten. Wer von dem Publicum der Lesenden und Hörenden Lauheit oder Widerstreben verrieth, den brachte Goethe's Stimme zum Schweigen, oder vielmehr zum Loben, wie ja die damalige Zeit nach Goethe's eigenem Wort eine enkomiastische war. Der biedere Knebel ließ sich auf seinen Lukrez zunächst den Calderon etwas sauer werden „wegen der Verse; sie kommen mir vor wie Filigranarbeit". Bei Zelter bricht auch späterhin noch etwas rebellischer Sinn hervor; so hatte sich Goethe über die „Locken Absalon's", die in der Gries'schen Uebersetzung 1829 herausgekommen waren, sehr lobend geäußert; aber das Lob Zelter's klingt wie Ironie: „Die Sicherheit, die Verwegenheit, die religiöse Politik eines frommen Dichters, im siebenzehnten Jahrhundert, im Lande, wo man die Bibel nicht lesen soll — die ekelste Katastrophe der heiligen Geschichte figuraliter vor aller Welt aufzustellen — das nenne ich Courage, das ist Genie!" Und später schrieb er Goethe: „Ich hatte eben vorher vier Stücke des Calderon gelesen und fühlte mich heute glücklich, daß ich ein Deutscher aus meiner Zeit bin" in einem Berichte über eine Aufführung von Goethe's „Tasso". Calderon kam ordentlich in die Mode. Wunderbarer Weise verglich man z. B. den deutschen Componisten Bach mit Calderon, Graun mit Tasso. Goethe selbst liebt es gelegentlich, sich auf Calderon zu beziehen, und nichts beweist besser als solche flüchtige Anspielungen, wie sehr ihm der Spanier im Kopf und am Herzen lag. In einem undatirten Briefe an Frau v. Stein sagt er: „Wie sehr ich als ein starrer Deutscher von der spanischen Anmuth entfernt bin, fühl' ich diesmal, da ich unserem Mißverständniß gern auf Calderonische Art nachgeholfen hätte. Es will aber nicht gehen, und ich muß also nur geradezu, insofern ich Recht habe, um Nachsicht, insofern ich Unrecht habe, um Verzeihung bitten." Unter den Stücken Calderon's, welche Goethe 1803 kannte, befindet sich nur ein Conversationsstück, nämlich „Die Schärpe und die Blume", aus dem ihm eine Scene oder eine Rede vorschweben konnte. Zu Anfang des zweiten Actes z. B. giebt Lisida dem Enrico aus verschiedenen Ursachen ihre Eifersucht zu erkennen; Enrico vertheidigt sich in beredter Weise. Bezog sich Goethe darauf, oder kam es mehr auf das Galante als das Rhetorische an? Da wäre an das, was Enrico in demselben Act zur Lisida sagt, zu erinnern: „Ich weiß nicht, welch einen Zauber — Deine Worte für mich haben, — Daß ich wider Wissen glaube." Daß die Calderon'sche Galanterie auf Goethe Eindruck machte, wissen wir aus Eckermann (26. Februar 1824). Es wird ein Bild beschrieben, auf dem mehrere Damen dargestellt sind. „In diesem Augenblick ist ein junger Herr hereingetreten, auf den die Blicke der Frauen sich richten; er scheint die musikalische Unterhaltung unterbrochen zu haben, und, indem er mit einer leichten Verbeugung vor ihnen steht, macht er den Eindruck, als sagte er entschuldigende Worte, die von den Frauen mit Wohlgefallen gehört werden." „Das dächte ich," sagte Goethe, „wäre so galant wie irgend ein Stück von Calderon." Des Graciosos gedenkt Goethe öfter; nach Art kräftig ausgeprägter Volks- und Einzelnaturen überträgt er den fremden Namen auf Erscheinungen innerhalb der eignen Sehweite. So sagt er von einer Person in Johanna Schopenhauer's Roman „Gabriele": „Dem wunderlichen Vetter verzeiht man Alles, seiner eigenthümlichen Seltsamkeit und Beschränktheit wegen; er spielt den Gracioso in dieser Tragödie und steht den Thätigsten des Calderon nicht nach." In den Annalen zu 1820 heißt es: „Auch hätte das Unvereinbare von Voßen's und Stolberg's Natur sich früher ausgesprochen und entschieden, hätte nicht Agnes als Engel das irdische Unwesen besänftigt und als Gracioso eine furchtbar drohende Tragödie mit anmuthiger Ironie durch die ersten Acte zu mildern gesucht." Dazu findet sich in den „Biographischen Einzelheiten" mit einer merkwürdigen Zusammenziehung der Vergleiche folgende Variante: „In allen Relationen als Vermittlerin zwischen Gemahl und Freund erkenn' ich sie vollkommen. Durchaus spielt sie die Rolle des Engels Gracioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, daß mir die Frage blieb, ob es nicht einen Calderon, den Meister dieses Faches, in Verwunderung gesetzt hätte." Als Goethe sich über Calderon zu äußern begann, lag die beste Zeit seiner poetischen Thätigkeit schon hinter ihm, und seitdem lebte er sich mehr und mehr in eine ruhige Beschaulichkeit ein. Um ihn, wie um einen Rigi, breitete sich die Weltliteratur aus, er maß die Höhe und Entfernung der sonnigen Gipfel, er faßte das Besondere in der Bildung der ihm zugewandten Seiten auf, während auf den Tiefen, wo die Berge wurzeln und mit einander zusammenhängen, großentheils Schatten und Nebel lagerten. Indessen gerade bei Calderon war sich Goethe der Beschränktheit seines Erkennens durchaus bewußt, und dies bewahrte ihn davor, ungerecht gegen ihn zu werden. Das streng Conventionelle, wie es ihm hier sofort in die Augen sprang, war ihm an sich gewiß nicht zuwider; nur bereitete es dem Verständniß und Genuß Hindernisse, insofern es sich auf eine ganz fremdartige Cultur gründete, die Goethe und den meisten seiner Zeitgenossen wirklich ganz fremd blieb. Denn wenn auch Goethe in den Annalen zu 1816 schreibt: „Gries machte uns in dem Spanien des siebenzehnten Jahrhunderts immer einheimischer", so konnten einige Werke eines einzigen Dramatikers von jener Cultur um so weniger einen genügenden Begriff geben, als ja nach Goethe's eigenen Worten sich bei demselben „menschliche Zustände, Gefühle, Ereignisse schon verarbeitet, zubereitet, sublimirt" finden. Und wenn er andererseits vom Orient aus über das Meer sich dem Calderon, „der seine arabische Bildung nicht verleugne", genähert zu haben glaubt, so befängt ihn ein sehr verbreiteter Irrthum über die Beeinflussung des spanischen durch arabisches Wesen. Wie dem auch sein mag, die Hauptsache ist, daß Goethe bei der Betrachtung von Dichtern und vornehmlich von Dramatikern auf die Verschiedenartigkeit der Lebensbedingungen volles Gewicht legt. Indem er Shakespeare und Calderon zusammenhielt, erkannte er es für einen großen Vortheil des Ersteren, als Protestant geboren zu sein, und wies darauf hin, daß, wenn Shakespeare für den Hof zu Madrid geschrieben hätte, er sich auch wahrscheinlich einer strengeren Theaterform gefügt haben würde. Die Lobsprüche, welche Goethe dem Spanier ertheilt, werden wir noch heute ohne wesentliche Abänderung unterschreiben; an ihnen hat übrigens ein warmes Gefühl eben so viel Antheil wie ein durchdringender Verstand. Indem Goethe Calderon'sche Dramen auf die Weimarsche Bühne brachte, kam er gewiß auch einem inneren Bedürfniß nach, und nicht blos dem Bedürfniß, das er allerdings im Auge hatte, Publicum und Schauspieler an der lehrreichen Materie zu schulen. Eine Nachwirkung Calderon's haben wir in einem Goethe'schen Bruchstück wahrgenommen, und Goethe selbst sagt ja, daß man nur von denen lerne, die man liebe. Auch nicht vorübergehend war sein Interesse an Calderon. Freilich stellt er das Chinesische, Serbische, Calderon, die Nibelungen neben einander, indem er verlangt, man solle bei der Schätzung des Ausländischen nicht an etwas Besonderem haften bleiben und dieses für musterhaft ansehen wollen. Allein wenn er sagt: „Es ist in der altdeutschen düsteren Zeit eben so wenig für uns zu holen als wir aus den serbischen Liedern und ähnlichen barbarischen Volkspoesien gewonnen haben. Man liest es und interessirt sich wohl eine Zeit lang dafür, aber blos um es abzuthun und sodann hinter sich liegen zu lassen" — so ist doch aufs Sicherste bezeugt, daß er in gleicher Weise über die Bedeutung Calderon's nicht dachte. Eine lebhafte und dauernde Sympathie Goethe's für Calderon ist nicht zu verkennen, sie kann durch den Reiz des Gegensatzes verstärkt worden sein, aber wurzeln kann sie nur in irgend einer Uebereinstimmung. Eine solche Calderon's mit Schiller ist leichter zu entdecken als mit Goethe, wie Letzterer selbst hervorgehoben hat. Die

Richtung auf das Theatralische war jenen Beiden gemein, wenn auch nach Goethe der Spanier dem Deutschen hier weit voran war. Insbesondere könnte man folgende Worte Goethe's über Schiller auch für Calderon gelten lassen: „Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von Außen an, eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine Sache." Vor Allem sind Schiller und Calderon Vertreter des Idealismus. Die bestimmteste Parallele zwischen Beiden hat Grillparzer gezogen: „Calderon: der Schiller der spanischen Literatur, Lope de Vega: ihr Goethe. Calderon: großartiger Manierist, Lope: Naturmaler. Schiller und Calderon scheinen philosophische Schriftsteller, Goethe und Lope de Vega sind es. Jene scheinen es vorzugsweise zu sein, weil sie die philosophische Discussion geben, diese haben nur die Resultate." Worin sind aber Goethe und Calderon sich verwandt? Goethe erkannte in der Natur und in der Geschichte, im Einzelnen und in der Gesammtheit ein „Dämonisches", was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen sei; er nennt es, wo er von der wissenschaftlichen Forschung spricht, das „Unzugängliche", „Problematische", dessen Schranken man nicht zu durchbrechen versuche. Das Dämonische unseres Innern drückt er in jenen schönen Versen aus: Was von Menschen nicht gewußt — Oder nicht bedacht — Durch das Labyrinth der Brust. — Wandelt in der Nacht! Sie erinnern an die alte bei Calderon oft wiederholte Letra: Zeuge meiner Herzensklage — Soll allein das Schweigen sein — Kaum faßt meine ganze Pein — Alles das was ich nicht sage! „In der Poesie", sagte Goethe zu Eckermann, „ist durchaus etwas Dämonisches und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt." Und einige Jahre früher hatte er seiner Meinung einen noch bestimmteren Ausdruck gegeben: „je incommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Production, desto besser." Wie kann nun der Schaffende das Dämonische, was auf ihn wirkt, auf Andere wirken lassen, wie kann er das Unsagbare doch sagen? Goethe deutet es im zwanzigsten Buche seiner Autobiographie an, da, wo er seine Dämonologie vorträgt: „Ich suchte mich vor diesem fürchterlichen Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete." Allgemeiner ausgedrückt: nur auf symbolischem Wege läßt sich das Erforderniß befriedigen. Die echte Lyrik ist vom Symbolischen innig durchwachsen: auf ihm beruht der Hauptreiz. Im Drama ist es entbehrlicher. Es kann hier zunächst, wie in der Lyrik, dazu dienen, Stimmungsreflexe darzustellen. — Davon ist Calderon weit entfernt, der vielmehr die inneren Zustände mit schärfster Dialektik auseinanderlegt. Wohl aber hat er oft das Dämonische der Begebenheiten zur Anschauung gebracht, von einzelnen flüchtigen Strahlen an bis zur ständigen Beleuchtung; z. B. jene zufälligen vorbedeutenden Antworten, welche er so oft anbringt, allgemein bekannt ist die Rolle, welche bei ihm sowohl die antike Schicksalsidee als das Jenseits des katholischen Glaubens spielen. Das Symbolische, welches demzufolge vereinzelter oder zusammenhängender, schwächer oder stärker auftritt, durchdringt e i n Stück in ganz einziger Weise: im „Leben ein Traum" wird das Verhältniß einer begreiflichen und einer übernatürlichen Sphäre zu einander, welches die Voraussetzung aller symbolischen Darstellung bildet, selbst einer solchen unterworfen. Goethe hat von jeher die hohe Bedeutung des Symbolischen für das Drama gefühlt und dieses ist die Seite, von der Calderon eine besondere Anziehung auf ihn ausgeübt haben wird. Wenn er betont, daß, was theatralisch sein wolle, symbolisch sein müsse, d. h. jede Handlung an sich bedeutend sein und auf eine noch wichtigere hinzielen müsse, und wenn er dafür als Beispiel aus Shakespeare jenen Augenblick anführt, „wo dem todtkranken schlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt und damit fortstolziert" (Heinrich IV. 2. Thl.), so hat er Recht, von Calderon's theatralischer Vollkommenheit zu sprechen. Sogar an jenem Orakelhaften bei Calderon zeigt Goethe Wohlgefallen. Er schreibt an Einsiedel gelegentlich der „Großen Zenobia": „Nur noch Eins zu sagen, so ist es ein ganz stupender Einfall, daß die in die Höhle gestürzte Halbprophetin und Trügerin zur wahren Prophetin dadurch wird, daß man sie mißversteht." Es ist befremdlich, daß, wo Goethe die allgemeinen Merkmale der Calderon'schen Dichtung aufzählt, er nie ausdrücklich das Symbolische erwähnt; aber wie er doch gerade an dieser Stelle die innigste Fühlung mit dem spanischen Dramatiker hat, das verräth er unwillkürlich. Diejenigen von den ihm zugänglichen Stücken, welch sich durchaus innerhalb der Grenzen des Wirklichen und Begreiflichen halten, haben ihn in geringerem Grade beschäftigt, obwohl sich Meisterwerke unter ihnen finden; all die Stücke, die er und zwar mit lobenden Worten kurz nennt oder etwas näher beleuchtet oder gar aufführen läßt, ragen in das Gebiet des Wunderbaren, Dämonischen, Ueberirdischen hinein, und doch sind unter ihnen Werke, welche aus einer frühen Zeit stammen und daher mit manchen Unvollkommenheiten behaftet sind, ja sogar eins, welches Alles in Allem genommen auf keiner sehr hohen Stufe steht, nämlich die „Große Zenobia". Goethe selbst hat vielfach das Symbolische in seine dramatischen Dichtungen eingeführt; glänzend und auffällig tritt es uns schon in einem Jugendwerk, im „Egmont", entgegen. Man darf nicht sagen, die Erscheinung am Schluß stelle nur Das dar, was in dem schlafenden Gemüthe des Helden vor sich gehe. Die Hoffnung, daß aus Egmont's Blut eine fruchtbare Saat emporwachse, erscheint, was bei Goethe's strengem Motiviren wohl zu beachten ist, äußerlich durch nichts gerechtfertigt; als Symptom von Egmont's sanguinischem Temperament wäre sie übel angebracht gewesen; sie konnte nur eine überirdische Erleuchtung der letzten Stunde sein, und eine solche heischte eine symbolische Veräußerlichung. Wenn man sich der verklärten Gestalt von Egmont's Geliebten erinnert, die ihm ruhmvolles Angedenken und seinem Volke Freiheit verheißt, dann erst begreift man nicht recht, warum die verklärte Gestalt des standhaften Prinzen, welche die Portugiesen noch im Stücke selbst zum Siege führt, auf Goethe einen so wunderbaren Eindruck machte. Und doch war hier nur ein katholisches Wunder, dessen Vorkommen oft bezeugt wird, in Scene gesetzt. Scheint hier nicht Goethe's Geschmack mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen? Wiederholt preist er Shakespeare glücklich, in einem protestantischen Lande geboren zu sein und bedauert den „hoch und freisinnigen" Calderon, daß er genöthigt sei, „düsterem Wahn zu fröhnen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weshalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt gerathen, da der Stoff beleidigt, indeß die Behandlung entzückt; wie dies der Fall mit der »Andacht zum Kreuze«, Aurora von Copacavana gar wohl sein möchte". Im Standhaften Prinzen findet er den Gegenstand wie die Behandlung „liebenswürdig"; aber er stellt wenigstens später in Abrede, daß dieser Gegenstand ein religiöser ist. Durfte Goethe die Abneigung, die er gegen den Katholicismus hegte, vom Leben auf die Kunst übertragen? Mußte er nicht das Katholische hinsichtlich seiner poetischen Verwendbarkeit seinem Dämonischen anreihen? Grillparzer ging von einer durchaus richtigen Betrachtung aus, wenn er bemerkte, „daß es zwar allerdings zulässig, ja — da es sich nicht um Porträtirung, sondern um Idealisirung der Natur handelt — unerläßlich sei, in das Sinnliche das Uebersinnliche hineinspielen zu lassen, daß es aber immer auf eine mit der allgemeinen Menschennatur, mit dem allgemeinen Menschengefühl übereinstimmende Art geschehen müsse, die subjectiv wahr bleibt, wenn auch die geträumte objective Wahrheit längst verloren gegangen wäre, sodaß also die Meinungen, die immer da waren, die vermöge eines nicht zu deducirenden Grundzuges der menschlichen Natur auch immer da sein werden, ungeachtet ihres Schwankenden, für die Poesie brauchbarer sind als sogenannte Wahrheiten, unangreifbar gelagert unter den Kanonen eines philosophischen oder Religionssystems. — Betrachtet den Calderon. Hundertmal hat er den katholischen Aberglauben gebraucht (der nichts ist als ein maskirter heidnischer oder kurzweg menschlicher), kaum einmal den Glauben. Und doch erschüttert dieser Aberglaube im Gedicht Menschen, die ihn verachten in der Religion. Erklärt mir das, ihr alten Neudeutschen." Wenn man bei den Goethe'schen Beispielen bleibt, so waltet in der „Andacht zum Kreuz" ein Gedanke, der mit gänzlicher Absehung vom Christenthum in einer Schicksalstragödie hätte entwickelt werden können; erscheint er aber hier nicht eingefügt in die Lehre von der göttlichen Gnade, deren Unermeßlichkeit mit fast gleichen Worten wie im „Wunderthätigen Magus" gepriesen wird, und die sich durch ein Wunder, die Wiederbelebung des Eusebius, offenbart, oder vielmehr in die Lehre von der göttlichen Gnadenwahl, welche gerade in protestantischen Secten die strengste Ausbildung erfahren hat? Erschüttert uns in der „Morgenröthe von Copacavana" der katholische Aberglaube, wie der rettende Kreuzesstamm, die Erscheinung der Muttergottes, die malenden Engel? Oder nicht vielmehr die Anschauung einer zur christlichen sich verklärenden heidnischen Sonne? Es bleibt dunkel, auf welche besonderen religiösen Elemente in Calderon's Poesie

Goethe hinzielt, indem er von düsterem Wahn und Unverstand, von absurden und beleidigenden Stoffen redet. Sollten sich Gefühl, Ansicht, Wort nicht vollständig bei ihm decken, sollte hie und da die Antipathie des Menschen auf das Gebiet des Kunstbeurtheilers hinübergreifen? Auf der Bühne stieß ihn wohl nicht das Dogma an sich ab, sondern nur so weit es einen unberechtigten Druck auf das Moralische ausübt, nicht das Wunder an sich, sondern nur so weit es der künstlerischen Zweckmäßigkeit widerspricht, der deus ex machina war ihm in der Gestalt einer heidnischen Gottheit nicht annehmbarer als mit den Zügen der heiligen Jungfrau. Goethe war nicht gegen das Katholische als solches; nein er schätzte vielmehr dessen poetischen Werth sehr hoch, wie u. A. seine Bemerkung gegen Eckermann zeigt, es sei dem Romandichter Manzoni „die katholische Religion vortheilhaft, aus der viele Verhältnisse poetischer Art hervorgehen, die er als Protestant nicht gehabt haben würde", wogegen man die früher angeführte Aeußerung über Shakespeare halte. Wenn Goethe es auch nicht geradezu aussprach, so empfand er doch die Gewalt des Religiösen bei Calderon und mißbilligte nur gewisse Auswüchse dieses Elements; wie wenig er im Grunde an dem Charakter des „Standhaften Prinzen" als einer comedia divina zweifelte, das würde das „Trauerspiel in der Christenheit", in dem auch das Märtyrerthum angedeutet wird, darthun, wenn man eine directe Beeinflussung durch das Calderon'sche Stück annähme, wie es Biedermann thut. Goethe konnte ja auch auf eigene Hand christlich, ja katholisch sein, und man muß dabei vor Allem des Schlusses gedenken, welchen er dem größten seiner eigenen Werke gab. Im „Faust" hatte Goethe einen denen ähnlichen Stoff ergriffen, wie sie Calderon in einer ganzen Reihe von Stücken bearbeitet hatte, besonders im „Wunderthätigen Magus". Aber was hier katholisch, ist dort dämonisch; hier dunkler Drang nach dem Christenthum zu, dort von ihm weg. Das Grübeln über die Eingangsworte des Evangeliums Johannis ist bei Faust die Abenddämmerung des alten, bei Chrysanthus die Morgendämmerung des neuen Glaubens. Der erste Theil des „Faust" zeigt uns demnach Goethe recht als Widerpart Calderon's, und der junge Westindier, der denselben noch bei Goethe's Lebzeiten voll Begeisterung ins Spanische übertrug, wird das sicherlich gefühlt, und vielleicht wird ihn das besonders gereizt haben. Das Ende des zweiten Theiles ist ganz katholisch, und nirgends streift die Bahn Goethe's so nahe an die Calderon's wie hier. Der Erlösungsact, welcher trotz seiner Nothwendigkeit uns überraschend berührt, nachdem sich Faust's Selbst seinem Wunsche gemäß zum Selbst der Menschheit erweitert hat, schloß sich im ersten Entwurf enger an den Prolog an und kennzeichnete sich durch die Gestalt des Reichsverwesers als im protestantischen Geschmack gehalten. Aber mit vollem Recht wurde er katholisirt, es wurde dadurch eine große poetische Mannigfaltigkeit und Energie gewonnen, die auch in ein günstiges Verhältniß zum Vorhergehenden tritt; Christus wurde ersetzt durch die Himmelskönigin, „das Ewig Weibliche, das uns hinanzieht", die Verkörperung der errettenden Liebe. Goethe sagte zu Eckermann: „Bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen hätte ich mich sehr leicht im Vagen verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte". Welche Conceptionen anderer Dichter mit einwirkten, läßt sich natürlich nicht angeben. Ohne Zweifel drücken die Verse des Chorus mysticus: „Alles Vergängliche — Ist nur ein Gleichniß" dasselbe aus wie Calderon's: „Nur ein Traum ist alles Leben." Diese Vision emporschwebender Geister drängt sich an die Stelle eines Gedankens, der die Betrachtung über Calderon und Goethe abschließen möge. An Knebel schrieb Goethe in Bezug auf Gries am 13. Juni 1821: „Ich bin dem Uebersetzer sehr verpflichtet, der Alles so treu und rein wiedergegeben, ich werde nicht ermangeln, es bei Calderon zu rühmen, wenn ich ihm drüben begegne."

Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— Gottes Licht über den dunklen Wolken. Worte des Trostes in zwei und zwanzig Betrachtungen von Dr. Th. L. Cuyler (Prediger in Brooklyn). Deutsche autorisirte Uebersetzung von Helene Sommerfeld. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins, 1899. 110 S. — Das Büchlein will ein neuer Tröster sein und kann sich neben den alten wohl blicken lassen. Manchem bekümmerten Herzen dürfte mit diesen Betrachtungen, die hier und da an Spurgeon's Art erinnern, sehr gedient sein. An der Uebersetzung fanden wir nichts auszusetzen. Wenn Oberkirchenrath D. Bard der Schrift ein Geleitswort mitgegeben hat, so wird dasselbe behilflich sein, ihr den Weg in manches Christenhaus zu bahnen. D. K.

— Tägliche Gedanken. Gesammelt aus den Schriften Fr. W. Robertson's von Elisabeth Reichhoff. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1899; 266 S., brosch. 3 ℳ, geb. 4 ℳ — Von Robertson, dem rastlosen, frühverklärten englischen Theologen, dem Mann mit selbstverleugnender Liebe und tiefdringender Schriftforschung, werden uns Gedanken aus seinem „Lebensbild", seinen „religiösen Reden" und denen „über die Korintherbriefe" zu täglicher Betrachtung geboten. Wer diesen eigenartigen Mann jeden Tag etwas weiter und durch ihn zugleich die hl. Schrift, deren Gedanken aus seinen Gedanken sprechen, etwas tiefer kennen lernen will, der nehme dies Buch, und er kann dabei auf der freigelassenen Seite zu jedem Tag seine eignen Gedanken oder Gedenktage bemerken, — es ist nicht ohne Frucht. A. W.

— Das Buren-Volk, seine Entstehung und seine Bedeutung für das Deutschthum. Eine historisch-politische Studie für deutsche Colonialfreunde von M. R. Gerstenhauer. Leipzig-Reudnitz, August Hoffmann, 1900. 43 S.; 8°. — Gerstenhauer hat die vorliegende historisch-politische Studie über Südafrika, deren Druck etwas sorgfältiger hätte ausgeführt werden sollen, im October 1899 vor mehreren Ortsgruppen der Colonialgesellschaft und des Alldeutschen Verbandes, dem er selbst anzugehören scheint (ich schließe das aus dem wiederholten Gebrauche des bezeichnenden Beiworts „völkisch"), gehalten, obwohl er, wie er selbst bekennt, nicht „drüben" gewesen ist. Zu seinen Ausführungen, die namentlich die Nationalitäten- und die Sprachenfrage Südafrikas in klarer und temperamentvoller Weise darlegen, während die wirthschaftliche Grundlage der dortigen Verhältnisse, ich meine vor Allem das kerntüchtige Bauernthum der braven Buren, noch zu wenig berücksichtigt worden ist, sind benutzt: Albrecht Wirth's „Geschichte Südafrikas" sowie Fritz Bley's und des Verfassers eigene Arbeiten in der Flugschrift „Südafrika niederdeutsch!" Selbstverständlich hat Gerstenhauer auch die neuesten Ereignisse, die uns Alle mächtig bewegen, zum Schlusse nicht unerwähnt gelassen. Endlich mal wieder eine alldeutsche Broschüre, die sich nicht blos in hochtönendem Wortschwalle bewegt, sondern für ihre Sache auf dem soliden Grunde genauen Unterrichtetseins und selbst eine schärfere Nachprüfung gut bestehenden Wissens mit großer, doch nicht übertriebener und darum wohlthuender Wärme eintritt. Ht.

— Was muß die gebildete Hausfrau wissen? Von Else v. Rauch. Berlin SW. Hugo Steinitz Verlag. 1900. Preis 1,50 ℳ — Die Hausfrau soll immer Leiterin ihres Hauswesens sein, und nur wo Ordnung herrscht, kann ein Hauswesen gedeihen, dessen Grundpfeiler Fleiß, Sparsamkeit, Besonnenheit und Pünktlichkeit sind. Auch in der äußeren Gestaltung des Hauswesens wird man das Schalten und Walten einer gebildeten Hausfrau erkennen. Hier wird der gute Geschmack dem Ganzen sein Gepräge aufdrücken. Er ist es, der über alle Prosa des Alltagslebens auch die Pflege des Idealen nicht vergessen wird, das dem Hause den edelsten Schmuck, die Weihe, verleiht. Else v. Rauch belehrt, rathet, muntert auf. Sie zeigt, wie eine Hausfrau in unseren besseren Ständen ihre Aufgabe als Leiterin ihres Hauses auffassen und lösen soll. Die sieben Capitel ihres verdienstvollen Buches handeln von der Führung des Hauswesens, vom geselligen Verkehr, von der häuslichen Gesundheitspflege, von der Behandlung und Schulung der Dienstboten, von Einkauf und der Waarenkunde, von den Fremdwörtern der Küchensprache und von der Rechtspflege. Dieses letzte Capitel enthält die wichtigsten Bestimmungen der Gesindeordnung, das Klebegesetz und als Auszug aus dem bürgerlichen Gesetzbuch das Erbschaftsgesetz. Das kurz und knapp verfaßte Buch wird jeder Hausfrau ein willkommener Rathgeber sein.

W. Sm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 8. Donnerstag, den 18. Januar, Abends. 1900.

J. V. v. Scheffel in der Karlsruher „Donnerstags-Gesellschaft".

Von Gebhard Zernin.

Es ist allgemein bekannt, daß zu Heidelberg in den Jahren 1842—1867 eine Gesellschaft, eine mehr oder weniger zahlreiche Tafelrunde bestand, die sich „der Enger" nannte, und deren belebendes Mitglied der Rechtspraktikant und spätere Dichter Scheffel war. Diese Gesellschaft hatte zuerst in dem jenseits der Neckarbrücke an der Landstraße gelegenen Wirthshause „Waldhorn" und im Wirthshause „Zum Adler", später im „Holländer Hof" (Zimmer Nr. 8) und im „Museum" zu Heidelberg ihren regelmäßigen Sitz am Mittwoch. Alljährlich am Aschermittwoch beging sie ihr Stiftungsfest. Scheffel hat den „Engern" in einem seiner verbreitetsten Bücher „Gaudeamus", das durch den „jugendtollen Schwung seiner Zeit", wie er sagt, manchen ernsthaften Leser etwas befremden könnte, in seiner Widmung durch folgenden Vers verewigt:

„Was er [des Ortes Genius] mich lehrte, bracht' ich in den Engern,
Wo eine treubewährte Freundesschaar
Den Mittwoch in den Donnerstag zu längern
Bei gold'nem Rheinwein oft beflissen war."*)

Weniger allgemein bekannt ist, daß Scheffel, nachdem er nach Karlsruhe übergesiedelt und in seiner Vaterstadt wieder seßhaft geworden war, auch hier die Gepflogenheiten seines Heidelberger Lebens fortzusetzen suchte und besonders auch eine neue Geselligkeits-Vereinigung zu gründen oder sich einer ihm passend erscheinenden anzuschließen bemüht war. Das gelang ihm sehr bald; so sehen wir den Dichter in der badischen Residenz wieder in einem neuen Kreise verwandter Geister, der sich allwöchentlich einmal zu einer zwanglosen Unterhaltung bei einem Glase Münchener Biers in der Gastwirthschaft „Zum grünen Hofe" zusammenfand, sich seines Lebens zu freuen. Und von dieser Gesellschaft, die man „den neuen oder Karlsruher Engern" nennen könnte, und welche gleichfalls eine „Mittwochs-" später „Donnerstags-Gesellschaft" war, und von Scheffel's Walten in derselben möchten wir an dieser Stelle manche Einzelheit berichten. Wir haben hierbei einen vortrefflichen Gewährsmann zur Seite, nämlich den zu Karlsruhe lebenden Herrn Dr. Th. Cathiau, einen geborenen Hessen, welcher in einem sehr anziehenden Aufsatze über den Titel: „Beiträge zur Kenntniß von Scheffel's Eigenart" im Jahrbuch des Scheffelbundes für 1898 „nicht rathen und nicht rosten", geleitet von Oskar Pach**), über jene Karlsruher Zeit nähere Aufschlüsse giebt, über die er als Augen- und Ohrenzeuge berichten konnte. Das Nachstehende ist daher wesentlich seinen jetzt zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit getretenen Aufzeichnungen entnommen.

Den bewährten Stamm der Karlsruher „Mittwochs-" später „Donnerstags-Gesellschaft" bildete mit Josef Victor v. Scheffel der Architekt und Bauhistoriker (jetzt Oberbaudirector) Professor Dr. Josef Durm, der Erbauer des Scheffel'schen Landhauses „Seehalde" in Radolfzell, und der Maler Wilhelm Klose, bekannt durch seine stimmungsvollen mittelitalienischen und griechischen Landschaften, ferner der Archäologe und Oberbibliothekar, Geh. Hofrath Dr. Wilhelm Brambach, der joviale Forstrath Professor Vonhausen, der jedoch schon im Jahre 1883 aus diesem Leben schied, und die nunmehr auch im Jahre 1898 heimgegangenen gemüthreichen Maler August Vischer, Rudolf Gleichauf und Bildhauer Adolf Heer, der Schöpfer des Scheffel-Denkmals auf der Heidelberger Schloßterrasse, endlich der Landschafter August Hörter und Dr. Cathiau. Eine weitere kleine Zahl von jüngeren geistesverwandten Bekennern von Kunst und Wissenschaft vervollständigte die noch heute bestehende frohe Tischrunde des „grünen Hofs". Ernst und Scherz, wie sie ihren Stoff aus dem Gebiete der Tagesereignisse oder aus dem schier unerschöpflichen Born geschichtlicher und künstlerischer Erfahrungen und Erinnerungen schöpften, werden jene gemüthlichen Bierabende des „Karlsruher Engern" allen Theilnehmern unvergeßlich gemacht haben. Oft auch brachten willkommene Gäste aus der Nähe oder Ferne unerwartete und angenehme Abwechselung, oder es gab ein Abschied, eine Heimkehr von der Reise — der Josefstag oder die Martinsgans — Anlaß zu einem besonderen Trunk, oder zu einem fröhlichen Ausmarsch nach Grünwinkel (nicht zu verwechseln mit dem deutsch-classischen „Krähwinkel"), wo Frau Kist eine graziöse Frau Wirthin machte, oder nach Berghausen, wo in einem engen Futtergang des uralten schnitzwerkreichen Miethhauses „zum Laub" zu köstlichem Ueberrheiner oder auch zu Capri bianco die wackere Wirthin, Frau Becker, einen mit allen Listen und Heimtücken der Küche bereiteten Abendimbiß herzurichten verstand. Hier bei solchen Gelegenheiten war es dann, wo Witz und Humor erst recht zur vollen Fluth entfesselt einher brausten. „Wie Raketen" — sagt Herr Dr. Cathiau — „flogen die guten und schlechten Einfälle hinüber und herüber, und ehe man sich dessen versah, weckte ein lustig Kneiplied im Chorus den unverwüstlichen Studentengeist, den Meister Josephus bis in seine letzten Lebenstage allzeit ungehindert auf sich einwirken ließ. Die prächtigen Liedersätze des alten Vincenz Lachner, der ab und zu auch einmal persönlich erschien — seit einigen Jahren aber ebenfalls zu den Vätern eingegangen —, die packenden Compositionen dieses Meisters zu Scheffel's »Gaudeamus-Liedern« waren es dann, welche mit Vorliebe gesungen wurden; die harmonische Unterlage vermittelte eine für diese besondern Zwecke in guter Stimmung gehaltene Guitarre." Die Beschreibung der letzten fröhlichen Mittwochs-Gesellschaft, an welcher der Dichter persönlich noch einmal recht vergnügt in der kleinen Tafelrunde theilnahm, fand nach Dr. Cathiau's Bericht im Anschluß an ein gemeinschaftliches Abendessen am 11. Januar 1882 im Nebenzimmer des Wirthshauses „Zum Palmgarten" in Karlsruhe statt. Scheffel hatte, damals eigentlich schon mit einigem Widerstreben, dem Andrängen der Freunde nachgegeben und sich dabei auch die Eventualität neuer Bekanntschaften gründlich verbeten. Drei lange Stunden behauptete er, zurückhaltend, fast wortkarg, seinen Ehrenplatz am Kopfende des Tisches; erst nach Mitternacht schien die alte feuchtfröhliche Stimmung wieder über ihn gekommen zu sein: mit gewichtigen Worten betheiligte er sich an der Unterhaltung, die nun lebhafter in Fluß gerieth. Der Dichter war von Haus aus ein äußerst anregender und gewandter Gesellschafter. Wie im Trinken mäßig, so war er auch nichts weniger als ausgelassen in der Unterhaltung, aber der Schalk, der ihm, wie man sagt, im Nacken saß, und der mit behaglichem Lächeln um seine Mundwinkel spielte, konnte sich gleichwohl nicht verbergen: wenn er so dasaß, die Hände behaglich über dem wohlgepflegten Leibe gefaltet und die Augenlider unter den starken Convergläsern seiner Brille halb geschlossen — eine Gewohnheit, welche ihn Fremden gegenüber oft vielleicht über das Maß müde erscheinen ließ —, so konnte man stundenlang seinen geistvollen

*) Näheres hierüber findet sich in meinen „Erinnerungen an J. V. von Scheffel, Erlebtes und Erfahrenes" rc. 2. verbesserte Auflage, Darmstadt, 1887" S. 21.

**) Leipzig, Georg Heinrich Meyer, 1899.

Ausführungen zuhören. Er beherrschte seinen Gegenstand und schilderte, wie er schrieb, in durchaus bestimmtem Ausdruck, mit satten Farben, wahr und warm, lebensvoll und fesselnd; im intimen Verkehr war er rasch dabei, durch jene launigen Wendungen, welche seine Schreibweise so überaus anziehend machen, auch seine Rede zu würzen. Schlag auf Schlag folgten sich die fröhlichen Ergüsse einer Stimmung, welche den durchaus guten, edeln und vornehmen Charakter des Dichters bis an sein Ende gekennzeichnet hat. Seine Laune war in solchen Stunden gleich weit entfernt von Dem, was man Galgenhumor im gewöhnlichen Leben zu nennen pflegt, wie von Abschweifungen auf das Gebiet des Trivialen. Scheffel war sogar — was hier, einer durchaus unwahren Anschauung gewisser Scheffel-Charakteristiker à tout prix gegenüber, mit vollem Nachdruck betont sein soll — ein geschworener Feind aller Roheit in Art und Sitte, und wehe Dem, der in seiner Gegenwart sich cynischer Reden vermessen hätte! Der Mensch im Dichter war unter dem tiefblauen Himmel in der Sonne Hesperiens aufgegangen und im reinen Genuß der unvergleichlichen Kunstschätze der Römer und Griechen und des italienischen Cinquecento gereift, so etwas sichert den Adel der Denkweise und behütet vor der Unlauterkeit des Gedankens und der Rede. Dagegen konnte sich der fröhliche Mann kindlich freuen, wenn Jemand in dem kleinen Kreise eine Anekdote lustig zu erzählen, einen guten oder schlechten Witz zu machen verstand — altbacken allerdings durfte der nicht sein —, wie er auch selbst sehr gern heitere Episoden aus jungen Jahren zum Besten gab.

Ein lebhaftes Interesse — so erzählt nun weiter Herr Dr. Cathiau — brachte unser Dichter an jenem Abend einem Geschichtchen entgegen, welches ich selbst im Frühjahr 1859 in Neapel erlebt hatte, und das er von da ab mit Vorliebe öfter wieder erzählt haben muß, wie die Scheffel-Biographen Pilz und Zernin bezeugen; es ist nicht lang, drum sei's hier eingefügt: Ich war mit meinem lieben alten Freunde Ernst Stückelberg aus Basel, dem Maler der Tellskapelle, im November des vorhergehenden Jahres, zu Fuß, wie das damals noch Brauch war, über die Alpen gewandert, dem Lande der Künstlersehnsucht entgegen und nach einigen Kreuz- und Querfahrten in Oberitalien, mit längerem Aufenthalt in den Städten Leonardo's und Palladio's gegen Weihnacht ab Genua auf dem französischen Schiffe „Hellespont" der messagérie impériale nach Neapel gekommen, wo ich gleich nach Neujahr bei dem Tunnelbau durch den Pizzifalcone in Stellung treten sollte. Außer einigem Handgepäck hatte ich einen großen Holzkoffer mit Kleidern, Büchern, Zeichenwerkzeugen und was sonst zu dem Handwerksgeräth des Architekten gehört. Nach einer zwölfstündigen Quarantäne angesichts der herrlichen Parthenope, welche im vollen Glanze eines Wintersonntags vor uns lag, ging's endlich des Abends gegen 4 Uhr unter dem betäubenden Geschrei der Barcajuoli, welche die Ausschiffung der Passagiere aus dem Dampfer zu besorgen pflegen, und der dienstbereiten Lazzaroni an Land, d. h. direct zur Gepäckvisitation in die dogana di mare. Nach einer weiteren Stunde vergeblichen Wartens wurde mir dort bedeutet, daß mein Handgepäck passiren könne, mein Koffer aber bis auf Weiteres zurückbehalten werden müsse. Auf meine neugierige Frage perche? hieß es: „Abbia patienza, ci son' libri! se ne darùgli avviso un altro giorno!" — Jede weitere Frage blieb unbeantwortet, und so lenkte ich meine Schritte, Trauer im Herzen, hinein ins Gewühl der Riesenstadt, in dichten Haufen von Lazzaroni umschwärmt, die sich wie Stechmücken an den hilflosen Zureisenden hängen. Ich glaubte mit der Münze bezahlen zu können, die ich im Zollhause eingewechselt, doch ich blieb auf das Bitten und Betteln ebenfalls so stumm wie möglich, bis endlich meine Geduld riß und ein kerndeutsches „Kreuzbomben-Element" in die unverschämte Rotte hineinfuhr. Nach wieder einer Stunde langte ich endlich in meinem Gasthaus auf der Santa Lucia an. Wiederholte Versuche, in den nächsten Tagen meinen Koffer zu erlangen, blieben ohne Erfolg; so mußte ich mir nun, um zur gegebenen Zeit meine Berufsthätigkeit beginnen zu können, um schweres Geld das nothwendigste Arbeitsgeräth neu anschaffen. Auf befreundeten Rath suchte ich Hilfe bei, glaube ich, allen Geschäftsträgern und sogenannten Consuln des damals noch in vollem Flor stehenden „Deutschen Bundes" traurigen Gedenkens; die vielen erfolglosen Schritte steigerten meine Kühnheit, und so drang ich eines Tages — es war bereits um die Fastnachtszeit — sogar vor bis zum Audienzzimmer des königlich preußischen Geschäftsträgers; es war dies der erst vor wenigen Jahren auf seinem Rittergut bei Görlitz verstorbene Geheimrath Excellenz Frhr. v. Canitz und Dallwitz.*) Daß dies allerdings ein sehr verwegenes Unterfangen war, empfand ich erst, als ich dem gestrengen Herrn gegenüberstand. „Sie sind Hesse?" hub er, nachdem ich ihm meine Angelegenheit unterthänigst vorgetragen, an; „Sie sollten als solcher wissen, daß die königlich preußische Staatsregierung mit der Regierung Ihres Vaterlandes keine Beziehungen unterhält. Ich habe keinen Auftrag, hessische Unthanen im Auslande zu schützen, — Adieu!" — Ich muß mit einem recht dummen Gesichte abgesegelt sein, denn ich glaubte auf dem glattrasirten Antlitz des protzigen Lakaien, der mir die Thür öffnete, ein schadenfrohes Lächeln beobachtet zu haben; ich hatte nämlich auch den conventionellen ducato vergessen. O armes, armes Vaterland! dachte ich, als ich unverrichteter Sache wieder unten im Straßengewühl stand. Der Carneval mit seinen Zerstreuungen war vorübergegangen; die rasch anrückende wärmere Jahreszeit forderte neue Ausgaben für Kleidung und Wäsche, für allerlei, was im Uebrigen wohlverwahrt mein Koffer einschloß. Da machte mich der Zufall im Café reale mit einem liebenswürdigen Schweizer Officier bekannt, der mit vielen seiner Landsleute und Angehörigen deutscher Bundesstaaten in des Königs Fernando Sold stand. — Re bomba nannte ihn der neapolitanische Volkswitz. Das sogenannte „Schweizer Regiment" war in jenen aufgeregten Tagen die zuverlässigste Stütze des neapolitanischen Thrones. Der Schweizer rieth mir dringend, in meiner mißlichen Lage die Hilfe des französischen Gesandten in Anspruch zu nehmen. Der Palazzo del' ambasciadore di Francia liegt still und vornehm am Fuße des oben erwähnten Pizzifalcone. War's Furcht vor einem abermaligen Meggergang oder Schamröthe, welche mir glühend heiß über das Gesicht flog, als ich durch den weiten Portone in den Warteraum trat, — ein schutzloser Deutscher im Auslande — Rechtshilfe suchend bei dem Franzosen. — Die Erwägung kam nicht zur vollen Wirkung, denn in der nächsten Minute schon stand ich vor einem sehr freundlichen älteren Herrn, der, den kaum ergrauten Bart à la Bonaparte (früher à la Henri quatre) kokett durch die Finger der Linken gleiten lassend, mich stehend anhörte, sich dann an einem nahen Tisch einige Notizen machte und mich alsbald wieder mit der verbindlichen Versicherung verließ, daß ich meine Angelegenheit in Bälde nach Wunsch erledigt sehen solle. Wieder vergingen drei Wochen, als mir eines Morgens im Tunnelbau-Bureau eine amtliche Zustellung behändigt wurde, mit welcher ich aufgefordert war, mich an einem bestimmten Nachmittage Punkt 4 Uhr demnächst in der Dogana di mare und zwar in der Camera dei libri proibiti einzufinden. „Verbotene Bücher?" Sollte sich hier eine neue Chikane vorbereiten? Wenigstens war ich mir nicht bewußt, geflissentlich auch nur ein einziges Buch mitgebracht zu haben, von welchem anzunehmen gewesen wäre, daß es auf dem päpstlichen Index stehe. Eine kleine „Faust-Ausgabe" war unbeachtet geblieben; sie konnte bei der flüchtigen Durchsuchung seiner Zeit flink in die Rocktasche escamotirt werden. Rechtzeitig stand ich nun am Tage der Vorladung in der Gluth der Nachmittagssonne vor dem Zollhause. Ich hatte Geld zu mir gesteckt, wohl informirt, daß in Neapel mit Silberlingen manch Hinderniß beseitigt, manche Unebenheit beglichen werden könne. Bald fand ich auch die bewußte Camera obscura: ein großes, schlecht beleuchtetes, kühles Gewölbe, in welchem es modrig roch; — eines gelinden Erschauerns konnte ich mich, schon in Anbetracht des Temperatur-Unterschieds gegen draußen, nicht erwehren, bald aber befreundete ich mich mit dem Raum, denn auf schwerem schmalem Eichentisch in der Mitte stand mit Anderem mein guter alter Holzkoffer, den ich nunmehr bald ein halbes Jahr nicht mehr gesehen hatte; es war ein freudiges Wiedersehen, das wir still mit einander feierten, so daß es schon einige Minuten dauerte, ehe ich des übrigen Inhalts der Halle ansichtig wurde. Da saßen hinter dem Tisch auf hohen Lehrstühlen :c. ein halbes Dutzend würdiger und mit wenigen Ausnahmen auch vergnügt dreinschauender Patres im schwarzen Mönchshabit, mit der kurzen Dalmatika und den weißpaßpolirten Kapützchen, — alle erfreuten sich guter leiblicher Conservirung. Die

*) Es war dies der Jugendfreund des Fürsten Bismarck, der in den fünfziger Jahren als königl. preußischer Geschäftsträger an dem großherzoglich hessischen Hofe in Darmstadt angestellt war. Hier gerieth er in starke Meinungsverschiedenheiten mit dem hessischen Ministerpräsidenten Frhrn. v. Dalwigk und wurde infolge dessen von seiner Regierung abberufen. Etwa zwei Jahre hindurch blieb sodann Preußen am Darmstädter Hof unvertreten. Wir bemerken dies zum besseren Verständniß des oben Mitgetheilten.

Herren, welche man mir als Bedienstete der Santa rota bezeichnet hatte, erwiderten meinen Gruß: Salvete in Christo domino! wie man ihn mir als üblich empfohlen hatte, mit einem monotonen „in aeternis, Amen!“ Den Koffer mit dem mitgebrachten Schlüssel zu öffnen, war nicht erforderlich: er war bereits — offenbar mit einem Stemmeisen — aufgebrochen. Ein Zollgardist schlug den Deckel zurück: ich wollte meine Sachen, so weit nöthig, selbst herausnehmen, das wurde mit dem barschen Lascia puro! verwehrt; auch meine Toilette-Schatulle und mein Reißzeug in verschlossenem Nußbaum-Kistchen waren bereits erbrochen. Die Kleidungsstücke wurden bei Seite gesetzt, und dann ging's an die Bücher. Stück um Stück wurden sie geöffnet, sachverständig angeschaut, in der Runde von Hand zu Hand weiter gegeben und dann auf dem Tisch in Schichten gesetzt; das ging rasch. Da kam als eins der letzten ein Buch, dessen Anblick lange Gesichter und bedenkliches Kopfschütteln verursachte. Was soll das sein? Es flog nicht auf den Haufen, sondern in den Koffer zurück; ich wußte bereits genug italienisch, d. h. neapolitanisch, welches auch die Sprache der Santa rota war —, um mit der begreiflichen Frage herauszufahren, ob ich nunmehr endlich Herr meines Eigenthums sei und dasselbe wegbringen lassen könne, und was sonst meine Pflicht und Schuldigkeit sei u. dgl. Ha, da kam ich gut an! — Im Nu stand ich, von dem Zollgardisten sicher geleitet, vor der Thür — einen Augenblick sprachlos ob des unerwarteten Ausgangs der Affaire. Und wenn ich auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte von dem, was man zu guter Letzt in meinem Koffer an verbotener Waare gefunden! — Der französische Gesandte, dem ich nach einigen Tagen glaubte Bericht erstatten zu sollen, war von der Sache bereits dienstlich unterrichtet. Man habe, theilte er mir mit, unter meinen Büchern ein Werk über den „Calvinismus“ gefunden. Das war mir doch noch gerade zu dumm, aber ich wußte doch wenigstens, woran ich war, denn ich entsann mich sofort, daß sich allerdings unter meinen Büchern ein damals neu erschienenes Buch des Professors Moritz Hermann v. Jacobi in St. Petersburg, der die Galvanoplastik endeckt, befand mit dem Titel „Traité sur le Galvanisme“. Ein geradezu homerisches Gelächter, dem alle Etikette zum Opfer fiel, folgte meiner Mittheilung . . . Drei Tage später hatte ich meinen Koffer. Geld übrigens hat der Spaß bis zu dessen völliger Freigabe noch genug gekostet . . .

So weit Herr Dr. Cathiau. Wir beenden unsere Wiedergabe seiner hübschen Erzählung, die auch unserm Meister Josephus, der so gern lachte und fröhlich war mit den Fröhlichen, köstlich gefallen hat, mit der Mittheilung, daß aus der Gesellschaft des Engern in Karlsruhe zuerst der Plan hervorgegangen ist, dem Dichter J. V. v. Scheffel in Karlsruhe, seiner Vaterstadt, ein Denkmal zu setzen. Heute hat es dort seinen Platz — den wohlverdienten.

Bücherbesprechungen.

— **Kunstgeschichte im Grundriß**, kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von M. v. **Bröcker**. 4. Aufl., mit 104 Abbildungen; Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1900, 244 S., geb. 3,50 M., in Geschenkband 4 M. — Mit schnellen Schritten thun wir beim Lesen dieses Grundrisses einen Gang durch die Geschichte der Baukunst, Bildhauerei und Malerei von den ältesten Zeiten, dem antik-classischen Ideal bis zu den Erzeugnissen des modernen Realismus. Kurz und doch lebensvoll, mit besonderer Auswahl des Charakteristischen und Hervorragenden, stets im Zusammenhang der Kunst mit der jeweiligen Zeit giebt das für Lehrer und Schüler, wie zum Selbststudium zu empfehlende Buch einfache Anleitung, wie man die Kunst im Ganzen und ein einzelnes Kunstwerk ansehen und beurtheilen soll. A. W.

— **Das Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17./20. Mai 1898.** Erläutert von R. Schulze-Görlitz, Kammergerichtsrath. Berlin, Karl Heymann's Verlag, 1900. 413 S. Preis 10 M. — Der Verfasser will in dem angezeigten Commentar für die Praxis arbeiten, die er aus seiner früheren Thätigkeit in der freiwilligen Gerichtsbarkeit kennt, und bei der Auslegung die leitenden Grundsätze des Gesetzes darlegen. Beides erscheint erreicht; der Verfasser hat in klaren Ausführungen das Gesetz in allen Richtungen erläutert, zumal da, wo infolge der Neuheit des Gesetzes dem Verständnisse noch Schwierigkeiten entgegenstehen, und so für weite Kreise ein schätzbares Werk geschaffen. Wo schon Meinungsverschiedenheiten über den Sinn und die Tragweite des Gesetzes bestehen — und solche bestanden ja schon vor dem Inkrafttreten —, hat der Verfasser die verschiedenen Ansichten mitgetheilt und seine eigene ausgesprochen, so z. B. S. 8 über die Anwendung der Vorschriften des ersten Abschnitts auf die gerichtlichen Beurkundungen. Wenn das vorgenannte Reichsgesetz dem Landesrecht eine weitgehende Wirksamkeit einräumt, so hat der Verfasser diesem Umstande in der Weise Rechnung getragen, daß er die meisten landesrechtlichen Ausführungsbestimmungen — alle waren noch nicht erschienen — anführt, zwar nicht wörtlich, doch genau genug, um ein weiteres Nachforschen zu erleichtern, aber auch um die Benutzung des Commentars außerhalb Preußens in vollem Maße zu gestatten. Die Ausstattung des Commentars ist gut; das Wichtigere ist überall hervorgehoben, um rasch die gewünschte Ausführung finden zu können. K—d.

— **Das neue Vormundschaftsrecht des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs.** Eine gemeinverständliche Darlegung des Vormundschaftsrechts, zugleich ein Hilfsbüchlein für Vormünder. Von M. **Hallbauer**, Oberlandesgerichtsrath, und R. **Thieme-Garmann**, Oberamtsr. Leipzig, Albert Berger (Serig'sche Buchhandlung) 1899. (152 S., Pr. geb. 2,50 M.) (Meinhold's Juristische Handbibliothek Nr. 101.) — Das neue Recht geht im Vormundschaftswesen von Grundsätzen aus, die von den bisherigen zum Theil weit abweichen; besonders tritt dies in der Stellung des Vormundes hervor. Der Vormund ist künftig in vielen Richtungen freier gestellt, unabhängiger vom Vormundschaftsgericht, dafür aber auch um so verantwortlicher, diese Verantwortung wird ihm nicht durch das neugeschaffene Amt des Gegenvormunds verringert, das nur ein Organ für die Aufsicht sowohl über das Vermögen, wie über die persönlichen Verhältnisse des Mündels ist. Das Vormundschaftsgericht ist lediglich Aufsichtsbehörde des Vormundes und des Gegenvormundes, die bei einzelnen Handlungen des Vormundes gehört werden muß, um ihnen rechtliche Wirksamkeit zu verleihen, nicht aber Vertreter des Minderjährigen und Bevormundeten und Verwalter seines Vermögens, wie es sich bisher mitunter gestaltete. Bei diesem vergrößerten Wirkungskreise, bei dieser gesteigerten Verantwortlichkeit bedarf der Vormund, zumal wenn er nicht ein Rechtsverständiger ist, einer Anleitung für seine Handlungen, eines Leitfadens, der ihm zeigt, wo und wie weit er allein und selbstständig handeln soll und muß und wo er Gegenvormund und Vormundschaftsgericht anzugehen hat. Ein solcher Leitfaden, ein Hilfsbüchlein will das angezeigte Werk sein, und es darf wohl für weite Kreise, wie für Vormünder als der geeignetste bezeichnet werden. Nicht in einer streng systematischen Form, aber in einer wohl begründeten Eintheilung wird eine Uebersicht über das ganze Vormundschaftsrecht gegeben und in zahlreichen Beispielen erläutert, die die Hauptfälle hervorheben und bei der Anleitung zum Handeln die Grundsätze, auf denen die Anordnungen beruhen, doch erkennen lassen. Damit ist den meisten Vormündern am besten gedient; ist ihnen an einigen aus dem Leben gegriffenen Fällen die Bestimmung der Gesetze klar gemacht worden, so wissen sie schon das Gefundene auf ähnliche Fälle wohl anzuwenden. Das Werk ist sonach ein Hilfsbüchlein für Vormünder im besten Sinne, aber es dient auch zugleich in seiner gemeinverständlichen Darstellung darüber hinaus Denen, die sich mit dem Vormundschaftswesen zu beschäftigen haben, ganz besonders den Vormundschaftsrichtern, Anwälten, Gemeindewaisenräthen; auch sie werden daraus reiche Belehrung schöpfen, wie dies von vielen Seiten bereits anerkannt ist. K—d.

— **Die Handelsbeziehungen Deutschlands zu seinen Schutzgebieten.** Von Dr. Rudolf **Hermann**. 95 Seiten. Berlin W., 10. Deutscher Colonialverlag (G. Meinecke) 1899. — Diese zusammenfassende Studie entwirft zum ersten Male ein genaues Bild der Handelsbeziehungen Deutschlands mit seinen Colonien und ist daher für den Colonialfreund wie jeden Gebildeten von besonderem Werthe. In dem ersten Theile der Arbeit wird die rechtliche Grundlage untersucht, im zweiten im Einzelnen die Ausgestaltung der Handelsbeziehungen zu jeder einzelnen Colonie. Ein Ueberblick über das Material führt nun zu folgendem Ergebniß: Die Handelsbeziehungen Deutschlands zu seinen Schutzgebieten zeigen, trotzdem sie im Allgemeinen über die Anfänge der Entwickelung noch nicht hinausgelangt sind, in sich schon große Unterschiede. Im Allgemeinen tritt hervor, daß das Mutterland bei dem Handel als

gebender Theil eine bedeutendere Rolle spielt denn als empfangender Theil. Die günstigsten Grundlagen sind bisher bei jenen Colonien gegeben, wo die Entwickelung der Handelsbeziehungen am langsamsten vor sich geht wie in Südwestafrika. Bei Togo und Camerun scheint die Entwickelung in den letzten Jahren ein verlangsamtes Tempo eingeschlagen zu haben; die gedeihliche Weiterentwickelung wird wesentlich von der seitens des Mutterlandes bei der Eröffnung und Sicherung des ausgedehnten Hinterlandes zu verfolgenden Politik abhängen. Der Handel mit Ostafrika zeigt, bei manchen unerfreulichen Detailerscheinungen, eine sehr langsame, noch durch ungünstige Elementarereignisse gehemmte Weiterbildung; hier sind auch die meisten Gefahren politischer und wirthschaftlicher Concurrenz zu überwinden. In der Südsee endlich, wo die Entwickelung der Handelsverhältnisse, wenn auch theilweise durch natürliche Verhältnisse erschwert, so doch von Außen am wenigsten gefährdet erscheint, haben die colonialpolitischen Ereignisse der neuesten Zeit derartig veränderte Verhältnisse gebracht, daß die bisherigen, wenn auch geringen, so doch nicht ungünstigen Anfänge der Handelsbeziehungen mit dem Mutterland vielleicht eine zeitlich nunmehr abgeschlossene Entwickelungsperiode in sich begreifen. Im Uebrigen sind einige Angaben der Broschüre wohl mit Vorsicht aufzunehmen, da jedenfalls die Aera der Versuche noch nicht vorüber ist. Es ist doch sehr zweifelhaft, ob z. B. Kaffee in Togo einen anscheinend recht günstigen Boden hat. Aber solche Ausstellungen beeinträchtigen den Werth der Broschüre als einer ersten gründlichen systematischen Bearbeitung des spröden Materials nicht im Geringsten. G. M.

— Rußland in Ost-Asien. Mit besonderer Berücksichtigung der Mandschurei. Von Krahmer, Kgl. Preuß. Generalmajor z. D. Leipzig, Verlag von Zuckschwerdt u. Cie., 1899. Preis 6 *M.* — Der Verfasser dieses Werkes, das den 4. Band einer Reihe von Publikationen unter dem Gesammttitel „Rußland in Asien" bildet, Generalmajor Krahmer, früher Major im Großen Generalstabe zu Berlin, hat mit demselben eine außerordentlich fleißige und tüchtige Arbeit und ein sehr zeitgemäßes Buch geliefert. Es schließt sich den früheren Arbeiten Krahmer's über „Rußland in Mittel-Asien" und „Sibirien" unmittelbar an, giebt eine ausführliche Geschichte und geographisch-ethnographische Beschreibung der Mandschurei und schildert die Bestrebungen Rußlands, sich im Norden und Süden der Mandschurei festzusetzen und durch die Eisenbahn, welche dieses chinesische Gebiet durchschneiden soll, sich den Weg zum Stillen Ocean offen zu halten und China dem russischen Handel zu erschließen. Der Verfasser, der ungemein interessant schreibt, beherrscht seinen Stoff vollkommen, er hat das sämmtliche Material, das ihm in Rußland, Berlin und England amtlich und nichtamtlich zur Verfügung stand, sorgfältig verarbeitet, und verfährt ungemein kritisch, ohne dabei die Objectivität zu verlieren. Nach einem geschichtlichen Ueberblicke auf Grund chinesischer Ueberlieferungen und Quellen und unter Zuhilfenahme der Vorarbeiten russischer Gelehrter und Forscher giebt Krahmer eine erschöpfende geographische Uebersicht der Mandschurei, beschreibt dann die Bevölkerung und die wichtigsten bewohnten Orte dieses Gebietes, entwirft ein ungemein instructives Bild von Ackerbau, Viehzucht, Waldreichthum, Jagd, Mineralreichthum, Klima, Industrie und Handel der Mandschurei und untersucht dann auf Grund mühsam gesammelten Materials und officieller Publikationen und unter genauer Prüfung derselben die Machtstellung Rußlands in Ost-Asien und die Zukunft, die Rußland sich hier im fernen Osten zu schaffen bemüht ist. Auch der Kenner der Verhältnisse, sowie der Historiker, der das Vordringen Rußlands in Sibirien, am Amur und Ussuri und dann in der Mandschurei, auf Liautung und in Korea studirt und verfolgt hat, und der Industrielle und Kaufmann, deren Geschäftsinteressen bis nach Ost-Asien reichen, werden in dem Werke Krahmer's viel Neues, Interessantes und Belehrendes finden. Und dem Politiker, in dessen Berechnungen Ost-Asien längst eine gewichtige Rolle spielt, ertheilt dieses Werk eine Reihe überraschender Aufschlüsse, die sehr wohl geeignet sind, das Urtheil besonders in Deutschland über die jüngsten Ereignisse im Nordosten Chinas in zahlreichen wichtigen Punkten zu corrigiren. Niemand, der sich für die brennende ost-asiatische Frage interessirt und sich über die Verhältnisse an Ort und Stelle, die von Krahmer bis in die allerjüngste Zeit (die Abberufung des russischen Gesandten Pawlow, seine Ersetzung durch Hrn. v. Giers und die russisch-chinesischen Verträge in der Frage der Niutschwang-Eisenbahn) dargestellt werden, unterrichten will, wird diese Arbeit übergehen können. Sie giebt in der That über alles Wissenswerthe kurz und bündig gediegene Auskunft und eine Skizze der Halbinsel Liautung in der Süd-Mandschurei mit Port Arthur, sowie eine genaue Aufstellung der militärischen und anderen Machtmittel Rußlands und die Wiedergabe der „Statuten der Gesellschaft der chinesischen Ost-Eisenbahn" tragen nur dazu bei, die Anschaulichkeit der Darstellung durch authentisches Material zu erhöhen. Diese neueste Arbeit Krahmer's, des unermüdlichen Erforschers der russischen Culturarbeit und Politik in Asien, kann deshalb allen Gebildeten, besonders aber denjenigen im Deutschen Reiche zu eingehendem Studium empfohlen werden, deren Beruf sie zwingt, sich mit Politik zu befassen oder die commercielle und industrielle Entwickelung überseeischer Länder zu verfolgen. Br.

— Lehrbuch der Experimentalphysik von Adolf Wüllner. Fünfte, vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage. Vierter Band. Die Lehre von der Strahlung. Mit 300 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren und vier lithographirten Tafeln. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. — Mit dem Erscheinen des vierten Bandes von Wüllner's Experimentalphysik hat ein Werk seinen Abschluß gefunden, dem sich gegenwärtig kein zweites ebenbürtig zur Seite stellen kann. Das uneingeschränkte Lob, das wir der Neubearbeitung der drei anderen Bände spenden konnten, verdient auch der vierte in reichstem Maße. Dieser Band, der jetzt den Titel „Lehre von der Strahlung" führt, ist gegenüber der „Lehre vom Licht" in der vorigen Auflage an Umfang ganz bedeutend gewachsen; denn während in der vorigen Auflage die Optik 44 Bogen umfaßte, ist diese Zahl jetzt auf 66 gestiegen. Diese Vergrößerung des Umfanges ist zum Theil durch die Aufnahme der elektromagnetischen Lichttheorie und die Uebernahme der durch die elektrischen und magnetischen Kräfte bedingten Lichterscheinungen, sowie der Untersuchungen über die dunklen ultrarothen Strahlen in diesen Band bewirkt worden. Den größten Zuwachs lieferten jedoch die seit dem Erscheinen der vierten Auflage ausgeführten Untersuchungen auf allen Gebieten der Strahlungserscheinungen. Hierher gehören: die Besprechung der krummen Strahlen, des Photometers von Lummer und Brodhun, der Lummer'schen Interferenzen bei gleicher Neigung, der Verwendung der Interferenzen bei großen Gangunterschieden zur Untersuchung homogenen Lichtes, der achromatischen Interferenzen, der stehenden Lichtwellen, der Drehung der Polarisationsebene bei der Reflexion an Magneten, der Messung der Verdet'schen Constanten, der Zeemann'schen Untersuchung über den Einfluß der magnetischen Kräfte auf die Emission des Lichtes u. m. A. Ferner sind auch einige ältere Untersuchungen, die mit jetzt vielfach behandelten Fragen in Verbindung stehen, in dieser neuen Auflage mehr berücksichtigt worden: wie die Untersuchungen von Fizeau über den Einfluß der Bewegung des Mediums auf die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes, der Einfluß der Bewegung des Mediums auf die mikroskopische Abbildung und die Grenze der Leistungsfähigkeit der Mikroskope nach den Untersuchungen von Abbe und die Untersuchungen über die Polarisation des gebeugten Lichtes. Keine Berücksichtigung hat die sog. angewandte Optik, d. h. der Zweig der technischen Physik finden können, der sich mit den neueren Forschungen über die Construction der Fernröhre und Mikroskope befaßt; denn durch Aufnahme solcher technischen Specialuntersuchungen wäre der Umfang dieses Bandes noch mehr angeschwollen. Denen, die sich ein ausführliches Werk der reinen Physik anschaffen wollen, kann kein besseres empfohlen werden als Wüllner's vierbändige Experimentalphysik, da es das einzige ist, das jetzt auf dem neuesten Stand der Wissenschaft steht. Der Verleger hat das Werk ganz vorzüglich ausgestattet. Tr.

— In der Anzeige der Siebold'schen Broschüre über den „Eintritt Japans in das europ. Völkerrecht" (Wiss. Beil. Nr. 6, S. 23) muß es heißen: statt „seit dem Jahre 1887": von 1859 bis 1887, und weiter statt „und die Vorgänge, die er . . .": hat die in der vorliegenden Arbeit . . . . . . beschriebnen Vorgänge . . . .

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 9. Sonnabend, den 20. Januar, Abends. 1900.

Die Falknerei am Dresdner Hofe.

Von Robert Berge, Zwickau.

Schon der Prophet Baruch fragt nach den Fürsten, die über das Wild auf Erden herrschen und mit den Vögeln des Himmels spielen, und es ist begreiflich, daß diese uralte Kunst, mit Falken und anderen Raubvögeln zu jagen, welche sich als ein auserlesenes und vornehmes Vergnügen gefeiert, aus dem grauen Alterthum durch das Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit fortgeerbt hat, auch bei dem ritterlichen und reichen Fürstengeschlechte der Wettiner Anklang und Aufnahme fand. Bereits Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen ließ sich daher, als er 1427 zu dem Concil in Kostnitz einzog, zum Zeichen seiner Würde als Erzjägermeister des heil. röm. Reichs Jagdfalken vorantragen. Aber es ist anzunehmen, daß dies nicht den Beginn der meißnischen Falknerei bezeichnet, sondern daß die ars venandi cum avibus, über welche der den Wettinern befreundete hohenstaufische Kaiser Friedrich II. sein berühmtes Werk geschrieben hatte, an dem markgräflichen Hofe schon länger ausgeübt worden war, ehe sie auf dem welthistorischen Hintergrunde des Kostnitzer Concils hervortrat, wiewohl ausreichende Nachrichten darüber anscheinend kaum vorhanden sind. In den folgenden Jahrhunderten dagegen fließen die Quellen reichlicher und malen uns ein ziemlich klares Bild vor Augen. So schickte z. B. 1432 der deutsche Hochmeister v. Rußdorff 6 Falken aus dem preußischen Ordenslande zum Geschenke. Herzog Albrecht der Beherzte von Sachsen ferner, der ebenfalls einen Falkner besaß, bekam im Jahre 1472 Falken aus Polen, wobei sein Rentmeister den überbringenden Falkonieren ein „Trankgeld" von 4 Schock und 36 Groschen verabfolgte, und empfing 1477 von dem Markgrafen Johann von Brandenburg Reiherfalken geschenkt. 1550 sendete König Christian von Dänemark dem Kurfürsten Moritz neue Falken, „wie die diesmal in unserm Reich gefangen, um Euer Lieb Federspiel zu stärken". Aus dem Jahre 1549 ist ein Schriftstück über die Anstellung eines Falkners im Dienste Herzog August's, des Bruders von Kurfürst Moritz, aufbewahrt, in welchem jener angewiesen wird, die Falken und andere Vögel, die ihm der Herzog zustellen werde, in guter Sorge zu haben und zurecht zu bringen, mit denselben Weidwerk zu treiben und Alles, was er fange, in die herzogliche Küche abzugeben. Zur Besoldung erhielt er jährlich 30 Gulden und zwei „lundische" Kleider, für seinen Knecht 6 Gulden nebst Bekleidung und dazu so viel, als auf der Vögel Unterhalt gehen werde. Als Herzog August zur kurfürstlichen Würde gelangte, erweiterte er die Falknerei, und in einer Bestallungsurkunde von 1515 wird dem obersten Falkner auferlegt, er solle mit drei Kleppern, 2 Knechten und Falknern und einem Buben dienstgewärtig sein und vornehmlich zu des Kurfürsten Weidwerk und Lust 14 Falken halten, auch dieselben abrichten, daß sie zum Entvogel und Reiher zu gebrauchen wären. Er bekam 50, ein Knecht 15 und der Bube 8 Gulden, die gewöhnliche Hofkleidung, freie Kost und Wohnung, Futter, Nägel und Eisen für die Pferde, Futter für 3 Reiherhunde, für die Falken die Herzen der Rinder, Kälber und Schöpse, welche zu Hofe geschlachtet wurden, und auf jeden Falken, „der lock ist", täglich einen Groschen. 1558 war die Zahl der Falken auf 10 vermindert, von 1560 ab sollten nicht mehr als 4 Blaufüße gehalten werden, Knechte und Bube fielen fort. 1561 wurde sodann dem Falkner eine neue Bestallung eingehändigt, laut welcher er die Hasengehege in Befehl und Aufsicht habe, die für den Bedarf der Küche nöthigen Hasen einliefere und 4 Falken halten solle. Diese Unbeständigkeit des Falknereietats spinnt sich unter dem sparsamen und wirthschaftlich-praktischen Kurfürsten, dem „Vater August" seines Landes, weiter hin, denn schon 1563, als den Räthen und Dienern des Hofhalts die bisher übliche Gewährung von Kleidung, Kost, Futter für die Pferde u. s. w. mit Geld abgelöst wurde, findet sich über das Falknereipersonal Folgendes bestimmt: Der „Windehetzer" hatte 3 Pferde, Winde und 8 Steuber (Stöberhunde) zu halten, wofür ihm 360 Gulden und für die Hunde täglich 5 Scheibenbrode ausgesetzt wurden. Er sollte „sich auch etlicher Blaufüße fleißigen und dieselben zur Mithilfe der Hunde gebrauchen". Ein „Weidmann" ferner, der 1 Pferd und 3 Hunde zu halten hatte, bekam 120 Gulden und täglich ein Brod für die Hunde. Der „Hühnerfänger" mußte 1 Pferd, 3 Hunde und 3 Blaufüße halten bei einer Besoldung von 120 Gulden für sich, 80 Gulden auf seinen Knecht und 23 Gulden 11 Groschen auf den Jungen, und der Falkner endlich, der 1 Pferd, 4 Falken, 3 Blaufüße und 2 Winde zu halten verpflichtet war, empfing ebenfalls 120 Gulden Gehalt, Brod für die Hunde und Herzen aus der Hofküche für die Beizvögel. Gegen das Ende der Regierung des Kurfürsten sank der Bestand auf 3 Falken nebst 2 Pferden und 3 Hunden, und die ausgeworfene Summe belief sich nur noch auf 266 Gulden. Unter seinen Nachfolgern Christian I. (1586—1591) und Christian II. (1591—1611) verschwand die Falknerei aus dem kurfürstlichen Hofhalte gänzlich. Jedoch brachte sie der Bruder und spätere Nachfolger des letzteren, Prinz Johann Georg, schon im Anfange des 17. Jahrhunderts an seinem Hofstaate von Neuem zum Aufleben, indem er neben einem Gänse- und Kranichfänger auch einen Falkner anstellte. Im Jahre 1611 zur Regierung gelangt, ernannte er wieder einen kurfürstlichen Falkenmeister, welchem „für sich, sein gesinde, uff die vogel, pfert und hunt" jährlich 1000 Gulden ausgezahlt werden sollten. Hierzu traten noch freie Wohnung in dem 1606 erworbenen Grundstücke des Falknerhofes zu Dresden, ein Deputat an Holz und das Recht, steuerfreies Bier zu brauen. Was gefangen wurde, hatte er gleichfalls in die kurfürstliche Küche abzugeben. In der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges scheinen die Mittheilungen über die Falknerei zu versiegen, und erst mit dem Jahre 1632 beginnen sie auf's Neue. Unter Anderem wird da berichtet, daß 1632 der „Prinz in Dänemark" 13 Geierfalken, 1 Hasenfalken und 1 Schlachtfalken als Geschenk schickte, für das den Ueberbringern eine „Recompens" aus der Oberkämmerei verabreicht ward, worauf 1636 eine weitere Falkensendung an den Kurfürsten folgte. 1652 wurde der Hofjunker v. Bongart mit einer Besoldung von 400 Gulden, 30 Gulden Hauszins und Futter und 3 reisigen Pferden zum Falkenmeister bestellt, welchem außerdem die kurfürstliche Kammer wöchentlich 10 Thaler 12 Groschen zum Unterhalt der brabantischen Falkoniere nebst 13 Falken zu gewähren hatte. Derselbe meldete am 6. December 1654 aus Moritzburg, der brabantische Falkonier sei angekommen und hätte 8 Schlachtfalken, 1 Gertest und 1 Gerfalken, ingleichen 7 weiße und 6 Fasanen mitgebracht. Unter Johann Georg II. geschah insofern eine Umgestaltung, als die oberste Verwaltung der Falknerei einem höheren Hofbeamten mit dem Titel Oberfalkenmeister anvertraut ward. Den Anfang machte 1661 der niederländische Graf G. von der Nath, welcher gleichzeitig zum Kammerherrn und in der Armee zum Generalwachtmeister der Cavallerie befördert wurde. Derselbe erhielt außer den der Falknerei zukommenden Gerechtigkeiten und Nutzungen an Gebäuden, Garten, Wiesen, Feldern Holz ꝛc. jährlich 1500 Thaler, wofür er den gesammten Aufwand beitreiten mußte. Die Beize scheint um

diese Zeit hauptsächlich Hasen, Hühner und Enten zum Gegenstand genommen zu haben, da einer Jagd auf Reiher und andere größere Vögel weder bei dem Kurfürsten noch dem Kurprinzen, welche mit dem Grafen von der Rath öfters in's Feld ritten, Erwähnung geschieht. Regelmäßig kamen frische Falken aus Island an, und bei der Bestallung des Grafen v. Beichling zum Oberfalkenmeister i. J. 1702 finden sich außer dem Gehalte von 2000 Thalern Discretionsgelder im Betrage von 100 Thalern angegeben, welche jedes Jahr die Ueberbringer der isländischen Falken „wie bisher gebräuchlich" empfangen sollten. Bei dem Einbruche Karl's XII. in Sachsen i. J. 1706 wurden die Falken außer Landes geschafft und einstweilen auf der Fürstenbergischen Herrschaft Weitra in Böhmen untergebracht. In Anbetracht, daß sich in der Gegend des Kammergutes Kalkreuth östlich von Großenhain Reihercolonien befanden, welche, von freiem Felde umgeben, für die Jagd mit Falken so ausgezeichnet lagen, wie nur in wenig Ländern, wurde der Vorschlag gemacht, die Falknerei in Dresden einzuziehen und hierher überzuführen. In Kalkreuth bot sich Gelegenheit, die Reviervögel auf Enten und Elstern einzubeizen. Man konnte ferner die Dienstpferde ins Gras gehen lassen, anstatt sie nach der Beizzeit, welche in den Mai und Juni fiel, wegzuthun und im nächsten Jahre neu anzukaufen, wodurch nicht allein viel Zeitverlust für die Falkner entstand, sondern auch mancher Falke verdorben ward, ehe er sich an die Pferde gewöhnte. Endlich vermochten durch die Möglichkeit einer bessern Aufsicht die häufigen Störungen der Reiher beim Horsten beseitigt zu werden. In Erwägung dieser Umstände wurde der Vorschlag angenommen und die Uebersiedlung 1727 bewerkstelligt. Es ward hierbei wegen der Entfernung von Dresden die Charge eines Falknereihauptmanns geschaffen, der in Kalkreuth seinen Wohnsitz zu nehmen und die Leitung und Wirthschaftsführung der Falknerei zu besorgen hatte, während dem Oberfalkenmeister, welchem meist noch ein Falknereipage zur Seite gegeben wurde, nur die Oberaufsicht und die Repräsentation verbleiben sollte. Denn schon 1724 hatte der Oberfalkenmeister Graf v. Friesen den König um einen Adjuncten gebeten, weil er es, wie in einem Briefe des sich um diesen Posten bewerbenden Kammerherrn v. Einsiedel bemerkt wird, nicht passend fand, daß im Falle seiner Abwesenheit das Vergnügen der Falkenjagd des Prinzen und der Prinzessin — der König scheint sich wenig betheiligt zu haben — in den Händen gewöhnlicher Falkoniere ruhe. Selbst der Falknereihauptmann Herr v. Preuß, vorher Capitän bei der Chevalier-Garde, durfte in Abwesenheit des Oberfalkenmeisters die Präsentation der Falken an die Majestäten und die prinzlichen Herrschaften nur durch den Kammerherrn vom Dienst versehen lassen und blos bei den übrigen Herrschaften eigenhändig verrichten. Die sächsische Falknerei erreichte nunmehr den Höhepunkt ihrer Entwickelung. 1727 waren vorhanden 4 bis 5 Flug (1 Flug = 3 Stück) Krähenvögel, 3 Flug Hasenvögel und 3 Flug Reihervögel, alle mit der erforderlichen Equipage an Pferden und sonstigem Zubehör, außerdem 3 Wind- und 2 Hühnerhunde. Das dem Hauptmann unterstellte Personal bezifferte sich auf einen Falkenverwalter, 2 Falkenmeister, sechs Falkoniere, 2 Jungen, 1 Reiherwärter und 2 reitende Knechte. Alle Gelasse des Kammergutes, welche von der Vorwerks-Oekonomie entbehrt werden konnten, Zimmer, Kammern, Böden, Stallungen, Gärten u. s. w., wurden der Falknerei eingeräumt. Bei den Jagden boten die für diesen Zweck eigens gebauten Pavillons Unterkommen. Die baaren Ausgaben waren außer den Deputaten zunächst auf rund 4200 Thaler veranschlagt, wovon auf die Besoldung des Falknereihauptmanns 600, auf die seiner Leute 1026 Thaler entfielen, während auf den Ankauf der Vögel, die Beschaffung von Handschuhen, Schellen, Hauben und Zubehör 820 Thaler, die Verstärkung der Falknerei durch 3 Flüge Reihervögel nebst Falkonieren und Hunden 600 Thaler, die Anschaffung der Pferde mit Sätteln und Zeug 170 Thaler, die Livréen 420 Thaler, das Kostgeld für die Vögel 562 Thaler gerechnet wurden. Der Kaufpreis war für einen „schlechten Falken" (zu Krähen oder Reihern) auf 18 Thaler, für einen Gerfalken (zu Reihern oder Hasen) auf 24 Thaler, für einen Habicht (zu Reihern) auf 20 Thaler vorgesehen; die Zahl der schlechten Falken sollte 28, der Gerfalken 7 und der Habichte 2 betragen. Doch vermehrten sich bei dem Bestreben, die Falkenjagden mit dem höchsten Glanze zu umkleiden, da der König und die Königin diesen Sport sehr liebten, die Unkosten stetig und wiesen 1754 die Höhe von 9226 Thalern auf, von welcher Summe u. A. der Oberfalkenmeister Graf Hrzan v. Harras 2597, der Falknereipage Kammerherr v. Seebach 700 Thaler bezog. All' dieser Herrlichkeit wurde durch den 7jährigen Krieg ein plötzliches Ende bereitet, der, nachdem am 2. Juni 1756 die letzte Falkenjagd stattgefunden hatte, die sächsische Falknerei dem Untergange weihte. Und was die Freunde derselben nach dem Friedensschlusse an maßgebender Stelle auch geltend machen mochten, sie wieder aufzurichten oder wenigstens den Reiherstand für eine etwaige spätere Erneuerung beizubehalten, die Zeiten hatten sich geändert, andere Männer standen an der Spitze, bei denen die ins Feld geführten Gründe nicht mehr verschlugen. Durch ein Decret vom 15. November 1763 ward die Auflösung der Falknerei verfügt, die Reiherpavillons wurden abgebrochen, und ein Stück mittelalterlicher Romantik versank damit auch auf sächsischem Boden im Strudel der realen Mächte einer neuen Zeit. Was die benutzten Beizvögel anbelangt, so kommt zunächst als der auserlesenste der Gerfalk in Betracht, welcher bekanntlich in einer kleineren skandinavischen und einer größeren isländischen Form auftritt. Die erstere wird schlechthin als Falco gyrfalco, die letztere als Falco gyrfalco islandus bezeichnet. Beide wurden in Sachsen verwendet und dienten zur Jagd auf Hasen, Reiher, Kraniche, Trappen, Milane und andere große Vögel. Aus dem Süden stammten der Lenier oder Lanier, auch Schwimmer geheißen, und der Alphanet, ebenfalls sehr kostbare Falken. Der Lanier, als dessen Vaterland Sicilien namhaft gemacht wird, wo er auf hohen Felsen und Bäumen niste, war allem Anschein nach der heutige Feldeggsfalke (Falco Feldeggi), der Faucon lanier der Franzosen, bei Friedrich II. Falco laynerii genannt, ein stattlicher, dem Wanderfalken ähnlicher, Vogel von großer Schönheit und stolzer Haltung, der vorzüglich zum Hasenbeizen gebraucht wurde. Der Alphanet, welcher aus der Berberei kam, galt unter allen Falken als „der lustigste und schönste", ward zur Hasen- und Rebhühnerjagd abgerichtet und scheint eine dem Feldeggsfalken verwandte Form gewesen zu sein. Diese vier Gattungen hielt man nach dem sächsischen Jagdschriftsteller v. Flemming für die vornehmsten. Ihnen folgte im Range der Blaufuß, auch Schlacht-, Schlecht- oder schlechter Falke genannt, wogegen unter der bloßen Bezeichnung Falke im Allgemeinen wohl der jetzige Wanderfalk (Falco peregrinus) vermuthet werden darf. Der Blaufuß ist ohne Zweifel identisch mit dem heutigen Falco sacer Gm., dem Saker- oder Würgfalken, der in der Jugend blaue Fänge besitzt, welche sich freilich im späteren Alter auch gelb färben. Er war außerordentlich geschätzt, sodaß die ihm zuweilen beigelegte Benennung „schlecht" nicht im modernen Sinne der Herabsetzung, sondern etwa in der Bedeutung von gewöhnlich, schlicht, aufzufassen sein wird, da er einerseits der häufigste Jagdfalk war, andererseits mit der Pracht des Ger- und Feldeggsfalken allerdings kaum zu wetteifern vermochte und niedriger bezahlt wurde. Man trug ihn zum Beizen von Hasen, Rebhühnern, Enten und Reihern ab. Nun findet sich betreffs dieses Blaufußes in den Nachrichten über die sächsische Falknerei übereinstimmend eine Mittheilung, die nicht übergangen werden soll. Denn während sich sein Heimathsgebiet in Europa gegenwärtig nur auf den Osten erstreckt und die westliche Grenze in Polen und Niederösterreich liegt, soll er früher in Sachsen gehorstet haben. Schon 1560 erhielten die Aufsichtsbeamten über die Wälder bei Hohnstein und Königstein Befehl, darauf zu achten, „daß niemand Falken, Blaufüße oder dergleichen Vögel absteige und verhandle", und in einem Patent von 1632 ward Anweisung ertheilt, von den jungen Blaufüßen, die etwa in Thüringen und der Grafschaft Henneberg gefangen würden, keine aus dem Lande folgen zu lassen, sondern sie in die kurfürstliche Falknerei zu verschaffen, auch demjenigen, der einen Blaufuß einliefere, wie vor dessen geschehen, einen Thaler aus dem Amte zu reichen und zuzustellen. Ferner führen v. Flemming (Der vollkommene deutsche Jäger, 1719 und 1724), sowie Döbel, durch seine 1746 erschienenen Jäger-Practica bekannt, wiederholt an, daß der Blaufuß in Sachsen brüte, doch würde er wenig gefunden. Letzterer zeigt auch, wie man gegenüber den theuren brabantischen Falken im Stande sei, mit „hiesigen Habichten, Blaufüßen, großen und kleinen Sperbern ebenso allerhand zu beizen, als mit den ausländischen Vögeln", und giebt Anleitung zur Aufzucht junger Nestlinge derselben. Nun läßt sich freilich einwerfen, daß angesichts der großen Aehnlichkeit des Sakerfalken mit dem Wanderfalken, welcher jetzt noch bei uns nistet und in jener Zeit jedenfalls verbreiteter vorhanden war, eine Verwechslung vorliegen könne, und Naumann, der in seiner Natur

geschichte der Vögel Mitteleuropas hierauf zu sprechen kommt, macht die beachtenswerthe Mittheilung: „Noch heutigen Tages heißt in hiesiger Gegend (Anhalt) beim Jäger, wenn Erfahrung ihm auch bereits das Unstatthafte des Namens kennen gelehrt (der Wanderfalk hat bekanntlich nie blaue Füße) wie bei aufmerksamen Landleuten unser Taubenfalke (Wanderfalk) allgemein der Blaufuß.“ Zudem dürfte in der Beschreibung Döbel's die Stelle, der Blaufuß oder Schlechtfalke sei „dem Baumfalken in der Couleur sehr gleich“, geeignet erscheinen, eher an den Wanderfalken zu erinnern, welcher nach Gestalt und Farbe als das vergrößerte Abbild des Baumfalken angesehen werden kann. Indessen stehen diesen Einwänden namentlich hinsichtlich der Nist- und Ernährungsweise des sächsischen Blaufußes Angaben gegenüber, die schwerlich mit der Annahme einer Namensvertauschung in Einklang zu bringen sind. Denn über die Nahrung sagt Döbel: „Er thut an Hasen, wilden Enten und Rebhühnern großen Schaden, welche meistens zu seinem Raube dienen müssen . . . Zur Winterszeit ziehet er weg; es bleiben aber auch viele in den Vor- und Feldhölzern, wo das Klima ihnen nicht allzu kalt ist und sie gute Gehege an Hasen, Fasanen und Rebhühnern finden.“ Dieses Stoßen auf Hasen, wegen dessen ihn die Falkoniere auch zum Beizen derselben abrichteten, ist nur dem Sakerfalken eigen und wird vom Wanderfalken, welcher ausschließlich fliegende Thiere ergreift, nie geübt. Wenn sodann von dem Blaufuß weiter mitgetheilt wird: „Er horstet in Wäldern auf Eichen, Buchen und hohen Bäumen, auch auf alten Thürmen und Gemäuern“, so trifft das ebenfalls für den Sakerfalken zu, während der Wanderfalk, wo er sich auf Bäumen ansiedelt, Nadelbäume und besonders Kiefern zur Nestanlage benutzt. Da der Sakerfalke bis vor mehreren Jahrzehnten noch in Böhmen heimisch war, wie v. Woborzil nachgewiesen hat, so stehen den Nachrichten über sein Brüten diesseits des Erzgebirges auch keine zoogeographischen Bedenken im Wege. Nach alledem dürfte das ehemalige Vorkommen des Sakerfalken als Brutvogel in geeigneten Gegenden Sachsens zum mindesten einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben. Von den kleineren Falkenarten verwandte man namentlich den Baum- oder Lerchenfalken (Falco subbuteo) und den Merlin (Falco aesalon), von Döbel Sprenzchen oder Schmerl genannt, zur Jagd, und zwar auf Lerchen, Wachteln und andere kleine Vögel. Asiatische Fürsten hielten den Merlin bekanntlich in großer Zahl und ließen ganze Schaaren desselben nach den zu beizenden Vögeln aufsteigen, sodaß diese von ihnen wie von einem Bienenschwarme überfallen wurden. Nach v. Flemming ward auch der „Rittelgeier“, d. i. der Thurmfalk (Falco tinnunculus), zum Beizen abgetragen. Er sei hierzu beherzt, und ob man ihn gleich mehr zu kleinen Vögeln, Lerchen und dergl. gebrauche, so dürfe er sich doch mit 2 oder 3 seinesgleichen an ein Feldhuhn machen und solches fangen. Was den „Hagardfalken“ betrifft, der in den Falknereinachrichten häufig vorkommt, so begegnet man noch mancher Unklarheit, daß es angezeigt erscheint, auf ihn einzugehen. Nach v. Flemming legte der Falkoniergebrauch einer jeden Art Falken im Jugendalter nach einander 5 verschiedene Namen bei, von denen jeder gleichsam eine neue Entwicklungsstufe markiren sollte. Der letzte war Hagard und wurde dem Vogel ertheilt, wenn er vermausert hatte. Somit würde das Wort Hagard nicht eine Species, sondern einen Lebensabschnitt bedeuten. Mit dem Habicht pflegte man Enten, Feldhühner, Wachteln und Eulen, auch, wenn es ein starker Vogel war, Hasen und Fischreiher zu beizen. Doch ließ er, heißt es, von dem, was er im ersten Fluge oder Stoße nicht fing, verdrießlich ab, setzte sich auf den nächsten Baum und that nichts weiter, sodaß manches umkam, was man nicht erlangte. Man durfte ihm an einem Tage nicht zu viel zumuthen, damit er es nicht überdrüssig wurde, und ihn namentlich solange noch Thau lag, bei windigem Wetter, Herbstnebel oder hartem Frost nicht gebrauchen wollen. Die aus dem Norden wären stärker und kräftiger als die einheimischen. Der Sperber dagegen greife Alles fröhlich an, was man ihm nur zeige, versage seinem Herrn nichts, sei im Flug schnell, im Fangen geschickt, im Wiederkehren willig und trage die Haube geduldig. Man jagte mit ihm besonders Lerchen und Wachteln, auch Rebhühner, die „noch nicht flügge“ waren. Es ist selbstverständlich, daß diese Vögel nicht alle zu jeder Zeit in den Falknereien anzutreffen waren, da der Falkenbestand immerwährende Veränderungen erlitt. Denn abgesehen davon, daß Falken entflogen oder Krankheiten erlagen, ist ein Falke höchstens 3 oder 4 Jahre brauchbar, wodurch sich beständige Erneuerungen nöthig machten. Aus dem flandrischen Dorfe Falkenwerth, aus Irland, Norwegen, Island, Corsika, der Berberei u. s. w. kamen besonders im Frühjahre Falkenhändler nach Deutschland und brachten Ersatz. Sie durften keine Vögel verkaufen oder aus dem Lande führen, wenn sie dieselben nicht vorher dem kurfürstlichen Falkenmeister angeboten hatten, was ohnehin schon ihr Geschäftsinteresse erheischte. Ueber die Schwierigkeiten des Anlernens laufen die Urtheile auseinander. Während man auf der einen Seite die aufzuwendende Mühe und Sorgfalt hoch anschlägt, äußert sich z. B. Genthe, welcher die Abrichtung in Bosnien beobachten konnte, wo er die letzten Spuren der von den mohamedanischen Begs noch jetzt betriebenen Falkenjagd kennen lernte, Resultate ließen sich eigentlich leichter erreichen, als man glaube, und die Dressur eines Hundes sei bedeutend schwieriger; er habe die verblüffendsten Resultate in kürzester Zeit erzielen sehen. Nach Döbel genügten zum Abtragen eines Habichts 14 Tage. Zu den Geräthschaften des Falkoniers gehörte eine lederne Haube zur Verkappung des Falken, welche genau nach dessen Kopf gearbeitet sein und an der Stelle der Augen Ausbiegungen haben mußte, eine Kurz- und eine Langfessel aus Riemen, die an dem Geschühe, d. i. der ledernen Umkleidung der Läufe, befestigt wurden, und starke hirschlederne Handschuhe zur Sicherung der Faust vor den Krallen. Ein Federspiel diente zum Zurückloden des Falken; es bestand aus zwei durch Leder verbundenen Vogelflügeln an einem langen, schmalen Riemen, was der Falk in der Ferne für einen gefangenen Vogel hielt. Zum Abführen benutzte man natürlich nur junge Vögel, und diese kamen zunächst in ein Zimmer, in welchem sie verkappt und angefesselt 24 Stunden ohne Nahrung sitzen blieben. Der Falkenhof zu Dresden hatte zu Flemming's Zeit eine große Kammer, in der auf dem Fußboden ein viereckiger Platz mit reinem Sand beschüttet war, um die Excremente leicht entfernen zu können. Darauf erhoben sich neun eichene, fußhohe Klötze, je 3 und 3 reihenweise wie die Kegel gestellt, doch so weit, daß die Vögel, welche auf einem übergelegten Rasenstück, mit Haube und Fessel versehen, während des Sommers auf ihnen fußten, nicht mit den Flügeln zusammenreichen konnten. An den Ecken befanden sich in Mannshöhe überzogene Sitzstangen für den Winter. Die Fenster waren groß, hell, wohl gebaut und gegen Süden gewendet. Flemming sah hier 7 Falken mit aschgrauem Rücken und gelben Fängen und 2 braune in der Größe der Habichte. Oben lagen finstere Kammern, in denen die Wildfänge oder neue Vögel verwahrt wurden. Es kam nun zunächst darauf an, den Scholaren zu bewegen, auf der Hand zu kröpfen. Zu diesem Zwecke nahm man ihn nach 24stündiger Hungerpause auf die Faust, ging zur Gewöhnung eine Zeit lang mit ihm umher, haubte ihn ab und reichte ihm einen Vogel. Verweigerte er die Annahme, so wurde er auf's Neue verkappt und nach 24 Stunden wieder vorgenommen. Hartnäckige Vögel hungerten zuweilen 4 bis 5 Tage, ehe sie sich getrauten, auf der Faust zu fressen. Weiter gewöhnte man den Falken daran, erst aus geringer, dann aus größerer Entfernung auf die Hand zu kommen, um Nahrung in Empfang zu nehmen. Später ließ man ihn, immer noch an der Fessel, nach emporgeworfenen Fleischstücken oder gestutzten Tauben fliegen, die er auf die Faust zurückbrachte, um sie zu verzehren. Das Alles übte man zuerst in einem geschlossenen Raume, später im Freien. Hasenvögel wurden in der Kammer durch den Fang grauer Kaninchen vorbereitet. Je öfter der Falke dabei ohne Haube herumgetragen ward, desto eher gelang die Zähmung. Vor dem ersten Freiflug ermüdete man ihn durch Beraubung des Schlafes, die bis zu mehreren Tagen andauerte, indem man ihn in einen an Bindfaden aufgehängten Reifen setzte, welcher bei der geringsten Bewegung ins Schaukeln gerieth und damit den Vogel wach erhielt. War derselbe soweit gut abgetragen, nebenher auch an Pferde und Hunde gewöhnt, so konnte die Ausbildung auf einzelne Wildarten erfolgen. Die Falkenjagd, welche nur in ebenen, waldlosen Gegenden möglich ist, geschah gewöhnlich zu Pferde und scheint die Theilnehmer mit einem außerordentlichen Zauber umgarnt zu haben. Dabei war sie, wenigstens auf Vögel, viel gefährlicher als eine Parforce-Jagd, weil die den gefiederten Kämpfern nachreitenden Jäger nicht auf den Weg achten konnten, sondern ihre ganze Aufmerksamkeit nach den Lüften richteten, so daß Roß und Mann oft stürzten und Unglück nahmen, „wobei nach greulichen Schmerzen die Balbierer und Roßärzte den besten Profit zogen“. Die Falken wurden auf der linken Hand getragen, die Kopfhaube mit einem bunten Federbusch geschmückt und an jedem

Fuß eine hellklingende Schelle, um sie leichter wiederfinden zu können. Kam ein Beutethier in Sicht, so ward die Haube abgenommen, der Fesselriemen aus dem Geschühe gezogen und der Fall abgeworfen. Nach gethaner Pflicht bekam er guten Fraß zum Lohne. Wenn der Fall den Reiher überhöht hat, schildert v. Flemming weiter, so fängt er an, von oben herab auf diesen mit seinen starken Waffen in unglaublicher Geschwindigkeit einen heftigen Anfall zu thun und giebt ihm einen Griff und Fang. Dann schwingt er sich wieder über, um und neben ihm herum, bis er seinen Vortheil ersieht, ihn anzupacken, weil er sich vor des Reihers spitzigem Schnabel wohl vorzusehen hat, indem hierdurch, wenn der Reiher den Hals auf den Rücken legt und den Schnabel über sich hält, mancher junge und unerfahrene Falke leicht und öfters gespießt wird. Zuweilen wendet sich der Reiher mit dem ganzen Körper und schwebt oder wiegt sich mit ausgespannten Flügeln wie mit einem Segel in freier Luft, seinen Feind desto verwahrter zu empfangen, was ihm freilich meistentheils mißräth. Da geht es an ein heftiges Piquiren, wer reitet, der reitet, wer liegt, der liegt. Ein Jeder will der Erste sein, seinem Herrn den gefällten Reiher, nachdem er ihn von dem Falken gelöst, ohne Schaden lebend zu überbringen, damit er Ehre, Gnade und Belohnung erlange. — Die Jagd auf Trappen, Milane und wilde Gänse gewährte weniger Belustigung, als die auf Reiher und war geschwinder beendet, wogegen die Hasen-, Enten- und Rebhühnerbeize für die mühevollste galt und mehr den praktischen Bedürfnissen der Küche, als dem Vergnügen gewidmet wurde.

Bücherbesprechungen.

— **Wie erziehen und belehren wir unsere Kinder während der Schuljahre?** Für Eltern und Erzieher von Karl Richard Löwe. Hannover und Berlin, Karl Meyer (G. Prior) 1899. XVI und 338 S. geb. ℳ 3. — Mehrfach bin ich von ernstgesinnten Eltern um Angabe eines Buches ersucht worden, das praktische Winke für die häusliche Erziehung der Kinder während der Schulzeit, sowie für die Unterstützung der Schule durch die Familie bieten könnte. Der vorliegende stattliche Band will diesem Bedürfnisse entgegenkommen. Er ist die Fortsetzung des im vorigen Jahre erschienenen Buches über die Erziehung und Belehrung des Kindes bis zum 6. Lebensjahre, das auch in dieser Zeitung warm empfohlen worden ist. Die damals gerühmten Eigenschaften treten auch hier hervor. Aus dem 1. Theile, der die Grundsätze für Erziehung und Unterricht entwickelt, seien die auf feiner Beobachtung beruhenden Abschnitte: Wie fördern wir die Entwickelung des kindlichen Willens? und: Wie wird das Kind mit Rücksicht auf seine Eigenart gebildet? und im Zusammenhange damit die Rechtfertigung der Ausnahmen in Erziehung und Unterricht herausgehoben. Wohl gelungen ist auch die Ausführung über die Erziehung des Mädchens und die Bildung des Gefühls. Besonders wichtig für das Elternhaus ist der 2. Theil über die häusliche Bearbeitung der Unterrichtsstoffe. Hier wird dem Laien ein klarer und anschaulicher Einblick in die einzelnen Lehrgegenstände und ihre Behandlung in der Schule gewährt, namentlich aber in trefflichen, schlichten und praktischen Ausführungen gezeigt, wie das Haus Unterricht und Erziehung in seiner Weise zu unterstützen habe. Auch hier wird die Pflege des Individuellen stark betont, z. B. in der Anweisung über die Vorbereitung des Kindes auf eine Reise, damit Vergnügen, Erholung und Bildung gleicherweise zu ihrem Rechte kommen. Das Wort, mit dem der Verfasser den Abschnitt schließt, sei noch allen Erziehern zugerufen: Wenn man nur immer die Gelegenheit zur geistigen Förderung des Kindes benutzen wollte!
r.

— **Die Fleischbeschau-Gesetze und Verordnungen** für das Königreich Sachsen. Zusammengestellt von Dr. Siedamgrotzky. Leipzig 1900, Roßberg'sche Buchhandlung. 8°. 122 S. 1 ℳ 60 ₰. — **Die gesetzlichen Grundlagen für die Fleischbeschau und staatliche Schlachtviehversicherung** im Königreich Sachsen. Zusammengestellt von Amtsthierarzt Dr. phil. M. Tempel. Dresden 1900, G. Schönfeld. 8°. 214 S. 2 ℳ. — Beide Büchlein haben den Zweck, dem Praktiker ein schnelles Orientiren in den zeitlich und örtlich vielfach zerstreuten Bestimmungen der in den Titeln angegebenen Materien zu ermöglichen. Doch ist die Tempel'sche Arbeit bedeutend reichhaltiger; sie bringt, rein zahlenmäßig betrachtet, 48 Verordnungen und Erlasse mehr, darunter insbesondere die nicht unwichtigen Vorschriften über die Revision der Pferdeschlächtereien, das Färben der Wurstwaaren, die Behandlung des Fleisches mit Conservesalzen, die Ueberwachung der vom Auslande eingeführten Schlachtthiere, die berufliche Stellung der Trichinenschauer, die Anstellung der Bezirksthierärzte als Trichinenschauer, die Vorschriften über das Abdeckereiwesen, endlich die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs über die Mängel-Gewährleistung beim Viehkaufe — Gebiete, die in der Zusammenstellung von Siedamgrotzky nur hie und da in zerstreuten Anmerkungen gestreift werden. Trotzdem ist der Preis beider Ausgaben annähernd gleich, sodaß wir der Tempel'schen, obwohl ihr leider ein alphabetisches Sachregister fehlt, auch die Ausstattung um ein weniges geringer ist, Alles in Allem den Vorzug geben möchten.
M. H.

— **Weihnachts-Nummer der Graphischen Monatsschrift Deutscher Buch- und Steindrucker.** Centralinsertionsorgan für die gesammte Graphik. Herausgeber: Ernst Morgenstern. Geschäftsstelle: Berlin W. 57. (Sechster Jahrgang, Heft II u. III.) S. 105—288; 4°. Preis: 3 ℳ (einschließlich 50 ₰ Porto; so schwer ist das Heft, daß es nicht mehr als Drucksache zu befördern ist!) — Immer wieder, ja diesmal eindringlicher als sonst, kann ich Jedem, der sich schnell die gegenwärtige Leistungsfähigkeit der Kunst, schwarz und farbig zu drucken, veranschaulichen, sich davon ein klares, umfassendes Bild machen möchte, den Ankauf des Weihnachtsheftes des Deutschen Buch- und Steindruckers mit seinen 60 Kunstdruckbeilagen und -Proben anempfehlen. Gefällt mir auch Manches im Texte nicht besonders, wie z. B. die Plauderei von X. Y. Z. über „Intimes aus Leipzig" — wer Indiscretionen begeht, sollte wenigstens den Muth haben, sie vor der Oeffentlichkeit mit seinem vollen Namen zu vertreten —, so muß man doch anerkennen, daß Ernst Morgenstern seines gewiß nicht leichten Herausgeberamtes nach wie vor mit großer Umsicht und einer nicht leicht ihm nachzumachenden Vielseitigkeit waltet. Auch diesmal wieder ist's ein frischer Ton, der das ganze Heft durchweht; und mögen auch hier und da Uebertreibungen unterlaufen, die den Verfasser mit dem Schöffengericht in unliebsame Bekanntschaft bringen können (vgl. S. 270!), so möge man sie dem Streben zu Gute halten, den an sich doch sehr trocknen und spröden Stoff anziehend zu gestalten. Durch die Theilung der Stoffmenge in 4 Viertel (I. Technischer Theil, II. Literarischer Theil, III. Graphische Rundschau, IV. Geschäftlicher Theil) hat das Ganze nur gewonnen. Der oben schon erwähnte X. Y. Z.-Mitarbeiter hat im „Literarischen Theil" eine Zahlenspielerei mit der 9 verbrochen, betitelt „An der Wende eines graphischen Jahrhunderts", die immerhin einiges Brauchbare und Merkwürdige dem Schoße der Vergessenheit von Neuem entrissen hat. Von Gutenberg's Geburtsjahr an (1397?) geht der Verfasser die Druckgeschichte durch und merkt dabei alle die wichtigen Erscheinungen an, die irgend etwas mit der 9 zu thun haben; das vorletzte Datum dieser Art ist 1839, wo Meyer's Conversationslexikon in Hildburghausen zu erscheinen anfing. Bedeutend gediegener ist Theodor Goebel's Aufsatz „Das graphische Jahrhundert". Aus der, wie schon oben erwähnt, reichen Zahl von Beilagen fesseln besonders die dem 1899er Hohenzollernjahrbuch entnommene von Giesecke & Devrient gedruckte Dreifarbenätzung „Die Schnellyacht des Großen Kurfürsten" (von Hans Bohrdt), eine von Römmler & Jonas gedruckte Dreifarbenkupferätzung „Feldblumenstrauß" (von Fr. C. Friedrich), die beiden außerordentlich scharfen Zweifarbendrucke von Dr. Trenkler & Co. „Interlaken und die Jungfrau" und „Luzern und Pilatus vom Schweizerhofe gesehen", der Lichtdruck von W. Neumann & Co.: „Sommerfrische Durbuy in den Ardennen" und endlich zwei von Carl Meyer's Graphischem Institute vorzüglich gedruckte Kupferhochätzungen von Meisenbach, Riffarth & Co. in Leipzig, deren Münchner Filiale eine gute Xylo-Autotypie beigesteuert hat. Von neuen Schriftarten scheint mir die Mediaeval „Romana artistica" aus der Schriftgießerei von A. Numrich & Co. erwähnenswerth zu sein, ohne daß ich deshalb die vortrefflichen Leistungen zahlreicher anderer Firmen in den Hintergrund rücken möchte.
Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 10. Dienstag, den 23. Januar, Abends. 1900.

Die Sprache und Literatur der Finnen.

Von Theodor Hermann Lange. (Nachdruck vom Verfasser untersagt.)

Wie die Naturschönheiten des „Landes der Tausend Seen“ von unsern Touristen noch bei Weitem nicht genügend gewürdigt werden, ja in weiteren Kreisen noch nicht einmal näher bekannt sind, so weiß man heute bei uns in Deutschland von der Sprache und Literatur der Finnen auch verhältnißmäßig nicht viel. Der Ursprung des Namens Finne ist in Dunkelheit gehüllt. Doch spricht schon Tacitus von den Fenni, die jenseits Germaniens wohnen, und ebenso erwähnt Ptolemäus „Φίννοι“. Die Finnen gehören dem finnisch-ugrischen Stamme an und das Sprachgebiet dieser Völkergruppe ist ein außerordentlich weit verzweigtes. Es erstreckt sich über Finland, den Norden Schwedens und Norwegens (Finmarken) längs der Küstenstriche des Weißen Meeres entlang — besonders in den russischen Gouvernements Archangel, dann aber auch in den Gouvernements Olonez, St. Petersburg, Nowgorod und Twer wird noch finnisch gesprochen — und greift dann über den nördlichen Ural nach Sibirien hinüber. In Europa finden wir die finnisch-ugrische Sprache als das Esthnische in Esthland, ferner in Livland (2100 finnisch sprechende Liven) und dann natürlich vor Allem in Ungarn, wo sie im Magyarischen sich zu einer vollendet modernen Sprache entwickelt hat. Das Magyarische und das Finnische stehen am höchsten von allen finnisch-ugrischen Sprachen da, obschon das Ungarische dem wogulischen und ostjakischen Dialekte näher verwandt als dem finnischen ist. Die Finnen sind allem Anscheine nach aus Sibirien und dem östlichsten Europa nach dem heutigen Finland gewandert, wobei sie allerdings, als sie die Wolga und deren Nebenflüsse im Oberlaufe nordwärts zogen, große Theile ihres Volksthums an die dort seßhafte Bevölkerung verloren haben. Noch heute enthält ja die russische Sprache eine Anzahl Worte aus dem Finnischen, wie andererseits das Finnische und Magyarische viel Worte aus slavischen und germanischen Sprachen, sowie dem Lateinischen aufgenommen haben. In Finland wird das eigentliche Finnisch von etwa zwei Millionen Menschen gesprochen, während das Schwedische an den Küsten und im Süden Finlands von über 300000 Personen als Muttersprache geredet, von den meisten Finnen aber auch verstanden wird. Das Eigenthümliche der finnischen Sprache ist der große Reichthum an Selbstlauten. Das Finnische wird in der Hauptsache so ausgesprochen wie es geschrieben wird, doch unterscheidet man sehr genau zwischen langen und kurzen Vocalen. Die ersten werden durch Verdoppelung bezeichnet, z. B. aa — ii — uu. Ferner findet sich eine große Anzahl Doppellaute: ai — ay — au vor. Dann besitzt die finnische Sprache tiefe: a — o — u — und hohe ä — ö — y Vocale. Aber nie giebt es ein Wort mit tiefen und hohen Vocalen zugleich, sondern jedes Wort hat entweder nur hohe, oder lauter tiefe Vocale (die sogen. Vocalharmonie). Von Consonanten hat man nur p — t — s — k — h — r — j — m — n — o — l, im Gegensatz zu dem verwandten Magyarischen, das 40 selbständige Laute hat, vor Allem auch die vielen Zischlaute cz, zs, cs, sz. Betonung hat gerade wie im Magyarischen eigentlich nur immer die erste Silbe, z. B. ka-le-va-la. „Kalevala“ ist bekanntlich das finnische Nationalepos betitelt und eine wörtliche Uebersetzung dieses Wortes heißt Land des Kaleva. Im Finnischen erfolgen alle Ableitungen und Biegungen durch das Anhängen von Nachsilben und nie wird eine Wortform durch Präfixe ausgedrückt. Geschlechtsbezeichnungen finden sich nicht. So z. B. bedeutet „han“ er, sie, es. Wird doch auch im Ungarischen der unbestimmte Artikel egy (ein, eine, ein) nicht gebraucht, Könyv heißt Buch oder ein Buch, haz Haus oder ein Haus. Auffallend groß ist im Finnischen die Zahl der Beugefälle, denn es giebt derer 15, im Polnischen ja auch sieben. Im Finnischen wird der Casus durch Präpositionen nicht gebindert. Man declinirt z. B. talo ein (der) Hof, talau des Hofes, talossa im Hofe, talolla auf dem Hofe, talole nach dem Hofe, talolta vom Hofe u. s. w. Der erste Fall in der Mehrheit endet immer auf „t“, somit also talot die Höfe. Sagt doch auch der Magyare engem = mich, minket = uns, tégedet = dich, titiket = euch. Fürwörter finden sich im Finnischen ebenfalls nicht. Z. B. taloje einige Höfe, talossani in meinem Hofe. Bei den Zeitwörtern werden Particip- und Infinitiv-Formen sehr häufig angewandt. Wo man in anderen Sprachen einen ganzen Satz nöthig hat, gebraucht der Finne oft nur ein einziges Wort, natürlich mit der entsprechenden Anhängung von Silben. So z. B. tultuani = nachdem ich gekommen war, tulessansa = indem er kommt. Im Slavischen ist es ähnlich. Und dabei kann sogar noch in diesem einen Worte gesagt werden, ob die betreffende Person oder die Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts sind. Den Satz: er (der Mann) war angekommen, drückt der Pole durch das einzige kurze Wort przybył aus. Sie (die Frau) war angekommen heißt im Polnischen kurz przybyła. Hat doch auch der Magyare, der Schwester mit nötestvér bezeichnet, für „die jüngere Schwester“ ein einziges Wort „hug“, für „die ältere Schwester“ ebenfalls ein Wort „nénne“. Der Bruder heißt im Ungarischen fetestvér, der jüngere Bruder kurz öcz, der ältere Bruder kurz bátya. Sagt man im Polnischen Oheim oder Tante, so hört man dem einen Worte gleich an, ob der Bruder bez. die Schwester des Vaters oder der Mutter gemeint sind. Stryj ist des Vaters Bruder, wuj der Mutter Bruder, ebenso wie die Tanten stryjenka, wujenka und ciocia heißen. Die Russen haben dagegen für Oheim nur das eine Wort Djadja. Bei Verneinung wird allerdings die finnische Sprache für den Fremden bisweilen etwas unklar. Wie das Wort han er, sie, es bedeuten kann, bedeutet ilek er, sie, es ist nicht. Das Finnische hat gleich den slavischen Sprachen, mit denen es sonst natürlich gar nicht verwandt ist, sehr viel Verkleinerungsworte, um Höflichkeit, Zärtlichkeit, Zuneigung und Liebe auszudrücken. Im eigentlichen Finland sind natürlich in alter Zeit auch viele nordische Worte bez. dänische und schwedische Ausdrücke in das Finnische aufgenommen worden z. B. sunnuntai Sonntag (dänisch Söndag). Das finnische leikki (Spiel) kommt vom dänischen leg. Die bekanntesten indoeuropäischen Worte gehen auch durch die finnische Sprache, z. B. sisar die Schwester.

Noch bis in das vorige Jahrhundert war das Finnische eigentlich nur eine Bauernsprache. Die Gebildeten in Finland bedienten sich des Schwedischen. Die schwedische Einwanderung in Finland hatte schon im neunten und zehnten Jahrhundert begonnen. Auch noch heute beherrscht jeder gebildete Finne das Schwedische vollständig. Zu Ausgang des 18. Jahrhunderts begann aber in Finland eine Bewegung zu Gunsten der finnischen Sprache. Seit längerer Zeit wird bereits an der Universität Helsingfors eine Anzahl Vorlesungen in finnischer Sprache gehalten und die finnische Literaturgesellschaft (Luomalaisen Kirjallisunden Seura), ferner Finska Vetenskapssocietelen und „Finska Konstföreningen“ sind außerordentlich eifrig für die Entwickelung der finnischen Sprache, Literatur und Kunst thätig. Die ältesten Sprachdenkmäler der finnischen Sprache reichen allerdings weit in das Mittelalter zurück. Aber erst im 16. Jahrhundert begann man Bücher und Schriften in finnischer Sprache zu schreiben bezw. aus dem Schwedischen, Dänischen, Deutschen u. s. w. Uebersetzungen in das Finnische zu bewerkstelligen (Theile des Alten und Neuen Testaments u. s. w.).

Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert bestand die Literatur der Finnen hauptsächlich aus religiösen Schriften, Gesang-, Erbauungsbüchern u. s. w. Im Volke allerdings lebten und leben heute noch die alten Runengesänge fort, die mündlich von Geschlecht zu Geschlecht verpflanzt wurden. Der Bauer sang sie unter Begleitung der finnischen Harfe (Kantele). Was für die Russen die Balaleika, das ist für die Finnen die Kantele, eine Harfe mit sieben bis zwölf Saiten. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begannen sich auch die gebildeten literarischen Kreise für die alten Volksgesänge zu interessiren. Ebenso fanden sich unter den Bauern Improvisatoren, welche die Volksdichtung fortsetzten. Der hervorragendste Improvisator aus dem Bauernstande war Paavo Korhoinen (1775—1840). Seine Gedichte wurden bald im ganzen Lande gesungen, pflanzten sich aber anfänglich nur mündlich fort und wurden erst später theilweise gesammelt. Professor H. G. Porthan (gestorben 1804) in Aabo war der Erste, welcher die gebildeten Kreise für die finnische Volkspoesie zu interessiren verstand. Er zeigte die großen Schönheiten dieser Gedichte, deren Grundtöne so überaus wehmüthige sind. Die ernste Natur des Landes, die großen dunklen Wälder, die breiten, stillen Seen, die langen, strengen Winter haben das geistige Leben der Finnen in ganz eigenthümlicher Weise beeinflußt. Liest man die finnischen Volkssagen und Märchen, die nach eigenthümlichen sehr melodischen aber melancholischen Melodien gesungen werden, so hört man darin gleichsam das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Fichten. Auch bewegen sich die finnischen Volkslieder in ganz eigenthümlichen Parallelismen. So klagt der finnische Jüngling:

„Wo ist jetzt meine Freundin,
Sie, die ich so liebe,
Sie, die meine ganze Freude,
Mein ganzer Reichthum war."

Der erste finnische Gelehrte, welcher systematisch und in großem Umfange die finnischen Volkslieder sammelte, war Elias Lönnrot. Er pilgerte jahrelang von Gau zu Gau, von Dorf zu Dorf und las thatsächlich von den Lippen des Volkes die alten Volkslieder ab. Groß war sein Erstaunen, als er die Entdeckung machte, daß all die verschiedenen Volkslieder und Heldengesänge, in denen u. A. die heidnisch-finnischen Götter, die blutigen Kämpfe zu Wasser und zu Lande in alter Zeit besungen wurden, Theile und Bruchstücke eines einzigen großen Heldenepos waren. Nach der mythischen Heimath des Haupthelden Kaleva wurde dann das Gedicht Kalevala (Land des Kaleva) genannt. Als Elias Lönnrot die erste Ausgabe der Kalevala herausgab (1835), bestand das Epos aus 32 Gesängen mit 12000 Versen. Das Interesse für die Kalevala-Forschung wurde bald allgemein, eine Reihe Gelehrter und Schriftsteller reisten und sammelten Kalevalaverse im Lande und jetzt sind insgesammt von diesem Nationalepos, das in vierfüßigen Reimen und freien Trochäen gedichtet ist, über 23000 Verse gesammelt. Kaleva, auch Wämämönen, der Hauptheld der Dichtung, ist ein großer Barde und Zauberer. Spielt er auf der von ihm selber gefertigten Harfe (Kantele), so entzückt und bezaubert er Alle. Selbst die Thiere lauschen seinen wunderbaren Weisen. Wer denkt dabei nicht an die Orpheus-Sage? Kaleva besitzt einen Bruder, den kunstfertigen Schmied Ilmarinen. Letzterer vermag durch Zauberei die merkwürdigsten Dinge zu vollbringen. Kaleva und Ilmarinen haben gemeinschaftlich einen Feind Namens Lemminkainen, einen großen Don Juan und eine geradezu dämonische Erscheinung. Zwischen dem Letzteren und den beiden Brüdern findet eine Reihe von Kämpfen statt und hieran nehmen auch die uralten finnischen Götter, gerade wie die Unsterblichen bei Homer, Theil. Außer dieser finnischen Iliade hat Lönnrot, der von Haus aus Sprachforscher war, eine große Anzahl finnischer Sprüchwörter, Räthsel und sogenannte Zauberlieder (Loitsuruoja) und vor Allem noch die Verse der „Kanteletar" zusammengetragen. Kanteletar, d. h. die Töchter der Kantele, sind eine Sammlung ergreifender finnischer Volkslieder von 24000 Versen. Durch das Beispiel Lönnrot's angespornt, sammelte man in Finland eifrig alte Volksweisen und gab sie heraus. Auf Veranlassung der im Jahre 1831 gestifteten finnischen Literaturgesellschaft (Luomalaisen Kirjallisunden Seura) wurde eine große Sammlung Volksmärchen unter dem Titel „Luomalaisia Kansansatuja" herausgegeben. Ebenso begründete diese Gesellschaft eine nationale finnische Zeitschrift Luomi. Eine finnische Presse gab es im ersten Drittel unseres Jahrhunderts noch nicht. Die russische Regierung und Censur wachten ängstlich darüber, daß nicht zu viel in finnischer Sprache gedruckt wurde. Erst in den sechziger Jahren trat in dieser Hinsicht eine Besserung ein. Kaiser Alexander II. gab den Finnen mehr Freiheit und Selbständigkeit und nunmehr entwickelte sich die finnische Literatur und Presse außerordentlich schnell. Während Anfang der sechziger Jahre nur etwa ein halbes Dutzend periodischer Zeitschriften in finnischer Sprache erschien, beträgt deren Zahl heute nahezu neunzig. Die Sturm- und Drangperiode der finnischen Literatur hatte schon in den fünfziger Jahren begonnen. Seit den sechziger Jahren ist die literarische Production in finnischer Sprache außerordentlich groß. August Engelbrecht Ahlquist (gestorben 1889) übersetzte eine Reihe der hervorragendsten Meisterwerke der Weltliteratur ins Finnische, gab selbst eine Sammlung tief empfundener Gedichte „Läkenia" (Funken) heraus, erwarb sich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten betreffs der finnischen Grammatik die Anerkennung aller Sprachforscher und machte sich einen Namen durch seine Reisen in den russischen Ostseeprovinzen, im russischen Gouvernement Archangel, in Ungarn und am Ob, wo er überall vergleichende Sprachkunde hinsichtlich der finnisch-ugrischen Sprachen trieb. Um dieselbe Zeit schrieb auch der 1888 verstorbene Suonia (Pseudonym für Julius Krohn) seine finnische Literaturgeschichte und Alexis Kivi (gestorben 1872) eine Reihe finnischer Dramen, von denen die „Nummisuntarit" und „Lea", ein biblisches Schauspiel, die bekanntesten sind. Auch J. H. Erkko und J. Bergbom haben sich als dramatische Schriftsteller sehr erfolgreich versucht. Letzterer verdient noch ganz besonderer Erwähnung, weil er der Begründer der ersten ständigen finnischen Schaubühne war. Denn früher wurde in Helsingfors nur in schwedischer Sprache und hin und wieder auch einmal in russischer Sprache auf höheren Befehl gespielt. Als die berühmteste finnische Schauspielerin muß Ida Aalberg genannt werden. Auch das weibliche Element hat sich an der Entwicklung der finnischen Literatur außerordentlich betheiligt. Die Stellung der Frau ist in Finland eine überaus selbständige, die Erziehung der Mädchen eine sehr sorgfältige und der Bildungstrieb unter den jungen Damen sehr stark. Schon seit dem Jahre 1870 werden an der Universität Helsingfors Damen zu den Vorlesungen zugelassen. Heute befinden sich unter den 1100 Studirenden der Universität Helsingfors etwa 150 Studentinnen. Eine äußerst vielseitige und fruchtbare finnische Schriftstellerin der Gegenwart ist Minna Canth, deren Erzählungen auch in das Schwedische und Russische übersetzt worden sind. Sehr beliebt bei dem finnischen Publicum ist Juhani Aho (Pseudonym für Brofeldt). Auch die Volksdichtung wird noch heute unter den Finnen fortgesetzt und ist der hauptsächlichste Vertreter in dieser Richtung der Bauer Paivärinta. Von finnischen Dichtern und Schriftstellern, die aber ausschließlich oder zum weitaus größten Theile in schwedischer Sprache schrieben, müssen Johann Ludwig Runeberg (gestorben 1877), Zacharias Topelius (gestorben 1888), Karl J. Tavastjerna, Jakob Arenberg, Bolin (der eine vorzügliche Shakespeare-Uebersetzung besorgt hat) und die Damen Frau Nordström und Frau Runeberg genannt werden. Johann Ludwig Runeberg, lange Zeit Professor an der Universität Helsingfors und mehrere Jahre Redacteur von Helsingfors Morgenbladet, hatte schon als Student die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise auf sich gelenkt und zwar durch sein Gedicht „Das Grab in Perreho", wofür ihm ein akademischer Preis zuerkannt wurde. Seine beiden berühmtesten Romancyklen sind „König Fjala" (Kung Fjala) und die „Sagen des Fahnenjunkers Staal" („Fändrik Staals Sägner"). Als treuer Schilderer des finnischen Landes, der finnischen Kriege und des finnischen Nationalcharakters hat sich Runeberg die Sympathien des finnischen Volkes für immer erworben. Auch durch die bekannte finnisch-schwedische Volkshymne „Vårt Land" („Unser Land"), durch das Drama „Kungarne på Salamis" („Die Könige auf Salamis") und dann vor Allem durch das Gedicht „Der Soldatenknabe" („Soldatgossen") hat sich Runeberg nicht nur bei den Finnen und Schweden, sondern auch bei den Norwegern und Dänen einen Namen gemacht. Zacharias Topelius schrieb zahlreiche historische Romane, wie die „Geschichte des Feldarztes", worin besonders der Antheil der schwedischen Heere am dreißigjährigen Kriege anschaulich geschildert wird. Auch durch seine übrige literarische Thätigkeit suchte Topelius besonders das Interesse für die Geschichte und die Naturschönheiten Finlands zu wecken.

Bücherbesprechungen.

— **Barth, Fritz**, o. P. der Theol. an der Universität Bonn: **Die Hauptprobleme des Lebens Jesu.** Gütersloh 1899, Verlag von Bertelsmann. 280 S. 4 ℳ. — Giebt's überhaupt Probleme im Leben Jesu? Nicht für den, „der seinem Denken die Betheiligung am Blick des Glaubens auf Jesus glaubt verwehren und nur auf die Autorität der Kirche hin das Bild des Herrn aufnehmen zu müssen". — „Wer aber über das Leben Jesu herzhaft und unablässig nachdenkt, der bringt durch Fragen und Forschen erst recht in die Tiefen des Lebensbildes ein, ... desto größer erhebt sich vor seinen Augen das Ziel seiner Mühen, Jesus Christus in seiner Herrlichkeit." — Kühn und freimüthig geht Verfasser an die Lösung der Probleme. Er rechnet sich unter die Theologen „die zu keiner dogmatischen Schule gehören, sondern nur mit einem schlichten Sinn für das geschichtlich Wahre und Haltbare an die Arbeit gehen". Wir finden diese Behauptung im Buche bewährt. — Knapp und klar wird in der Einleitung die Quellenfrage behandelt. Im 1. Capitel analysirt Verfasser die Predigt Jesu vom Reiche Gottes und betont gegenüber den Hypothesen neuerer Theologen, daß wir weder einen Bruch Jesu mit seinen früheren Anschauungen constatiren können, noch eine Entwickelung seiner Reichs-Gottespredigt aus nationaler Beschränktheit zum Universalismus, sondern „ein sieghaftes Festhalten der Reichsidee im Vertrauen auf Gott gegenüber Umständen, die mit Aussicht auf ihre Verwirklichung abzuschneiden scheinen". — Eine reiche Fülle von Material bietet der 2. Abschnitt „Jesus und das Alte Testament". So dankbar ich dem Verfasser für viele feinsinnige Erklärungen schwieriger Stellen bin, so sehr man seiner Behauptung zustimmen kann, daß Christus mit dem Alten Testament nicht als Theologe, sondern einfach als gottinniger Lehrer und Hörer umgegangen ist, ich habe mich doch manchmal eines Kopfschüttelns nicht erwehren können. Warum müssen wir z. B. Marc. 2, 26; 14, 27; Joh. 7, 38; Matth. 23, 35 „Gedächtnißirrthümer" des Herrn annehmen, und nicht der Evangelisten? Auch in der Behandlung der Wunderfragen (Cap. 3) wird der Verfasser bei allem gesunden Scharfsinn seiner Lösungsversuche nicht immer Zustimmung finden. Er hält an der Geschichtlichkeit aller Wunder im Großen und Ganzen fest; sie sind ihm aber nicht miracula sondern mirabilia. Die Beurtheilung der Besessenenheilungen erklärt Barth für eine naturwissenschaftliche Frage, über die Jesus also nach den allgemeinen Volksanschauungen geurtheilt hat. Trefflich hingegen ist, was Barth über den inneren Anlaß und über den Zweck der Wunder sagt. Den Zwiespalt zwischen Jesu Zukunftsweissagungen und dem thatsächlichen Lauf der Kirchengeschichte constatirt Verfasser in einem 4. Abschnitt. Er sucht ihn aber auszugleichen durch die Annahme, daß Gott das von Jesus als ganz nah in Aussicht gestellte Ende hinausgeschoben habe, da das Christenthum eine so wider Erwarten bußfertige Aufnahme in der Heidenwelt fand. — In den beiden letzten Capiteln handelt Verfasser über Tod und Auferstehung und über das Selbstbewußtsein Christi. In einem frischen Schlußwort vertheidigt er seinen Freimuth gegen etwaige Anklagen. Er fordert mit warmen Worten, daß der geschichtliche Jesus der Evangelien immer mehr zum Mittelpunkt der Predigt wird, und weist darauf hin, daß zu allen Zeiten eine Neubelebung des Christenthums aus der Betrachtung des Menschensohnes Jesu Christi hervorgegangen sei. Fassen wir unser Urtheil zusammen! Wer sich an die Lösung von Problemen macht, muß von vornherein auf Widerspruch gefaßt sein. Und wiederum der Widerspruch gegen einzelne Lösungen darf nicht zur Verwerfung des Ganzen führen. Ich gestehe, daß das vorliegende Buch mich gefesselt und angeregt hat, wie lange keines dieser Art. Es zwingt zum Nachdenken und Nachprüfen und selbst, wer ihm nicht zustimmt, wird's nicht ohne inneren Gewinn bei Seite legen. — Dem Theologen wird's zur praktischen Behandlung schwieriger Stellen werthvolle Dienste leisten, und auch dem denkenden und suchenden Laien wird's ein guter Wegweiser aus der Unklarheit heraus sein können. J. N.

— **Hilse's Formularbuch für freiwillige Gerichtsbarkeit.** Neunte Auflage. Neubearbeitet von **Adolf Weißler**, Rechtsanwalt und Notar. Berlin, Karl Heymann's Verlag. 1900. (294 S., Pr. geb. 8 ℳ.) — Das bereits bekannte Hilse'sche Formularbuch ist in dem angeführten Werke vollständig umgearbeitet worden nicht nur durch die Ausscheidung lehrhafter Erörterungen und einzelner Gesetze, sondern auch durch die Berücksichtigung des neuen Rechts. Sind einzelne Formulare nur für das preußische Rechtsgebiet berechnet, so bieten die dem neuen Rechte entsprechenden Formulare doch auch weiteren Kreisen Beachtliches, um so mehr, als der Verfasser durch Angabe der reichsgesetzlichen Bestimmungen in vielen Fällen die Benutzung erleichtert hat; doch ist es gerathen, in nichtpreußischen Rechtsgebieten bei der Benutzung die Vorschriften des Landesrechts sich gegenwärtig zu halten. Gegen die einzelnen Formulare ist wenig zu bemerken, so dürfte wohl in der Schuldurkunde über eine Briefhypothek S. 19 wegen der Unterwerfung unter die sofortige Zwangsvollstreckung §. 800, Abs. 1 CPO. zu berücksichtigen sein. Die Bestellung von Treuhändern gemäß BGB. §. 1189 auf S. 27 erscheint etwas bedenklich. Doch ist dies nicht von Bedeutung, ebenso wenig wie das, daß die Kosten- und Stempelangaben sich lediglich auf preußische Verhältnisse beziehen. Bei selbstverständlich verständiger Benutzung wird aber das Formularbuch vielfach gute Dienste leisten, vornehmlich für neue Formen. K—d.

— **Die Buren, der deutsche Bruderstamm in Südafrika.** Von Oberlehrer H. Elß. 2. Auflage mit 10 Illustrationen. Bielefeld, Ernst Siedhoff, 1899. — Das kleine Buch bietet alles Dasjenige, was in Bezug auf die Geschichte der Ansiedlung von Südafrika und die Kenntniß von Land und Leuten dem gebildeten Leser zu wissen nöthig ist. Es ist ein Volksbuch, dem man weite Verbreitung wünschen kann, auch in den Kreisen jugendlicher Leser, wenn man nicht befürchten müßte, daß dadurch die Neigung, ohne elterliche Genehmigung auf Kriegsabenteuer in Südafrika auszugehen, noch gesteigert werden könnte. Die beigefügten Bilder: Präsident Krüger (Öhm Paul), seine Gemahlin, eine Eilpost in Transvaal, General Joubert, wie bemerkt wird, der Sproß einer Hugenottenfamilie, Buren im Hinterhalte, Ansicht einer Goldmine, Heimstätte einer Kaffernfamilie, Burentypen u. s. f. sind recht hübsch ausgeführt. Auch an der Schilderung interessanter Kampfscenen aus früherer Zeit fehlt es nicht. Uns ist unbekannt, ob etwa die Farben von Transvaal roth, grün, blau sind. Dann würde sich der Umschlag des Buchs erklären. Sonst möchten wir bei dieser Gelegenheit einmal eine Verwahrung gegen die mehr und mehr aufkommende Mode einlegen, die Buchumschläge zu Reclamezeeken mit bunten und geschmacklosen Farben auszustatten. —tg—

— **Handelsstraßen und Wasserverbindungen von Hankau nach dem Innern von China.** Von G. Cordes. Mit einer Karte von China in Steindruck. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. — Die Entwicklung der deutschen Handelsbeziehungen in China, wo wir das größte Interesse daran haben, daß das Princip der offenen Thür gewahrt wird, steht noch lange nicht im Verhältniß zu der Höhe der deutschen Industrie. Es schreibt sich dies zum größten Theil aus der Unbekanntschaft mit dortigen Verhältnissen her, welche erst allmählich infolge des gesteigerten Interesses, welches das Reich der Mitte bei unseren Handeltreibenden erweckt, verschwinden wird. Es wird daher die vorstehend angeführte Schrift eine gewisse Bedeutung beanspruchen dürfen, zumal der Verfasser Cordes die beiden letzten Jahre amtlich an Ort und Stelle beschäftigt war. Seine Arbeit, die einen Theil seiner Berichterstattung über die allgemeine Handelslage in Hankau bildet, ist im Winter 1898/99 entstanden, also zu einer Zeit, als die ersten Pläne der Errichtung deutscher Gesellschaften für die Dampfschifffahrt auf dem Jangtsekiang verlautbar wurden; sie giebt den Interessenten im möglichst knappen Rahmen ein Bild sowohl von der Ausdehnungsfähigkeit der Schiffahrt von Hankau nach dem Binnenlande, als auch von der Bedeutung des im raschen Aufblühen begriffenen Centralmarktes des ganzen westlichen China. Die Broschüre ist speciell auch Denjenigen gewidmet, welche ein praktisches Interesse an der Kenntniß des Handelsbezirkes von Hankau haben, das sind unsere Geschäftsleute in China, denen es eine Anregung bieten wird zur weiteren Aufklärung dieser für unsere geschäftliche Entwicklung hochbedeutsamen Productions- und Absatzgebiete. In der Schreibung der chinesischen Ortsnamen hat der Verfasser sich im Allgemeinen an das in China am weitesten verbreitete Wada'sche System gehalten, welches auch auf den der beigefügten Kartenskizze zu Grunde gelegten Engelmann'schen Karten befolgt ist. Die übersichtliche Zusammenfassung der vorhandenen Nachrichten dürfte einem actuellen Bedürfnisse entsprechen und der deutschen Handelswelt sehr erwünscht sein. G. M.

— **Lehrbuch der deutschen Sprache für Russen** von **Wladimir Schtschawinskij.** Wien, Pest und Leipzig,

A. Hartleben's Verlag. Preis 2 M. — Dieses Taschenlehrbuch in kleinem handlichen Format, in gutem Drucke, hübsch ausgestattet und gebunden, ist als 63. Theil der Hartleben'schen „Bibliothek der Sprachenkunde“ erschienen und soll ohne sonderlichen wissenschaftlichen Apparat den praktischen Bedürfnissen des deutschlernenden Russen dienen. Das angewandte System, das den ganzen Stoff in 32 Lectionen eingetheilt hat, ist gut und brauchbar; besonders die zwanglose Art, in welcher dem Lernenden der deutsche Wortschatz beigebracht wird, ist sehr zu empfehlen, und die Auswahl der Gespräche und Uebungsstücke dürfte wohl das ganze Gebiet des in der Praxis erforderlichen deutschen Sprachschatzes ziemlich vollständig umfassen. Auch der ganze Aufbau des Grammatikalischen, die Behandlung der einzelnen Redetheile und die zum Schluß als Beilage gegebenen Hauptregeln für die Wortstellung im Deutschen und die Geschlechtsbestimmung der Hauptworte sind im Großen und Ganzen correct, erschöpfend und praktisch angelegt und durchgeführt. Dagegen leidet dieses Lehrbuch darunter, daß der Verfasser des Deutschen, soweit Aussprache und Betonung in Frage kommen, nicht in demselben Maße mächtig gewesen ist, wie des Russischen. Und doch sind gerade Aussprache und Betonung der einzelnen Worte, neben der Wortfolge, das Schwierigste für den Russen, welcher deutsch lernt. Gleich in der Aussprache der einzelnen deutschen Buchstaben (S. 10 u. 11) finden sich grobe Schnitzer, die zum Theil, wie beim Bustaben h, auf die Unmöglichkeit der Umschreibung durch russische Buchstaben, zum Theil aber wohl auf, in einem solchen Buche ganz ungehörige Druckfehler zurückzuführen sind, z. B. x durch russisch кс, statt кс, und y durch e, statt и—ю. Zum Theil ganz falsch ist die Aussprache der Buchstaben g und h auf S. 12 u. 13 angegeben; und die Accente, welche die Betonung verständlich machen sollen, sind in den meisten Fällen falsch gestellt (z. B. S. 15 Ver'lust, Spiele'rei, Biblio'thek, Er'eigniß u. s. w.) oder an zahlreichen Stellen, wo der Russe sie erwartet, überhaupt nicht angewandt. Bedenklich ist es auch, daß in dem ganzen Lehrbuche die in Oesterreich übliche Orthographie zur Verwendung gelangt ist. Die Arbeit Schtschawinskij's wird sich u. E. erst dann mit Fug und Recht empfehlen lassen, wenn sie von einem Deutschen, der das Russische beherrscht, nochmals sorgfältig revidirt worden ist. Br.

— Schriftsteller- und Journalisten-Kalender, herausgegeben von Emil Thomas. 1900. Leipzig, Verlag von Walther Fiedler. Elegant gebunden 2,70 M. — Vom ersten Jahrgang dieses Schriftsteller- und Journalisten-Kalenders sind, wie der Herausgeber befriedigt erklären kann, 2000 Exemplare abgesetzt worden, Beweis, daß dieser Kalender in der That einem Bedürfniß entsprochen hat. Der neue Jahrgang nun, der sich auch in einem neuen, schmucken Gewande, in einem dauerhaften Dermatoid-Einband giebt, enthält, gleich seinem Vorgänger, einen Quartalskalender, ein Verzeichniß der Fest- und Feiertage des Jahres 1900, eine Tabelle der beweglichen Feste 1900—1930, einen Wochen-Notizkalender, eine Correcturen-Versandt-Liste, eine Manuscript-Versendungsliste, je eine Rubrik für geliehene und verliehene Bücher, eine Merktafel für Bücher und Aufsätze, je eine Rubrik für vereinnahmte und für außenstehende Honorare, ein Verzeichniß der Gedenk- und Jubiläumstage des Jahres, das Formular eines Verlagsvertrages, die wichtigsten Bestimmungen des Urheberrechts und Preßgesetzes, Angaben über Verbreitung und Richtung der größeren politischen Zeitungen, ferner Angaben über Honorarsätze von Zeitungen und Zeitschriften, sowie über die schriftstellerischen Vereinigungen, zu denen diesmal aber noch ein Verzeichniß der literarischen Stiftungen hinzugekommen ist, außerdem eine Correcturtabelle, ein Verzeichniß der Buchverleger mit Angabe der Richtung ihres Verlags, ein Verzeichniß buchhändlerischer, literarischer und verwandter Zeitschriften, eine Portotaxe und den nöthigen Raum zur Eintragung des Privat-Cassa-Contos, einer Jahresübersicht, sowie von allerlei sonstigen Notizen. In Wegfall gekommen sind diesmal die Rubriken: Notizen für Bücher-Anschaffungen; Was der Schriftsteller vom Buchhandel wissen muß; Der Selbstverlag; Der Commissionsverlag; Der Verkehr mit Redactionen; Dauer des Urheberrechts in den verschiedenen Ländern; Die Berner Convention; Kritikerliste. Neu hinzugekommen sind dafür eine übersichtliche Termin-Merktabelle, Monats-Notizblätter, eine kleine Rubrik für Adressen, ein belehrender Aufsatz über die Organisation von Schriftstellerverbänden, eine nicht minder belehrende, dem Herausgeber zum Abdruck überlassene Enthüllung über den Zeitungsroman, aus der zum Staunen des großen Publicums erhellt, daß die meisten Blätter, vor allen die sogenannten Generalanzeiger, den Romanschriftstellern — selbst solchen von Ruf — wahre Hungerlöhne für ihre Arbeit zahlen; der neue Gesetzentwurf über das Urheberrecht; ein Verzeichniß der namhaften englischen und französischen Tagesblätter und Revue; ein Verzeichniß literarischer Agenturen; endlich eine zumeist treffende Charakteristik literarischer und verwandter Blätter, bei der verdientermaßen die verschiedenen Zeitschriften der sogenannten „Moderne und solche vom Schlage des Simplicissimus“ am schlechtesten wegkommen. Der Kalendermacher Emil Thomas erweist sich auch in diesem Beitrag als ein gewissenhafter Führer durch die Schriftstellerwelt und die Journalistik und Alles, was mit der einen oder der andern zusammenhängt. Dieser Kalender verdient es, Berufsgenossen und Solchen, die es werden wollen, warm empfohlen zu werden. Und wenn er Manchen davon abschreckt, den Journalisten- oder Schriftstellerberuf zu ergreifen, in welchem der Pfad mehr mit Dornen als mit Rosen bestreut ist, so ist das am Ende auch kein Schade. Prof. Siegen.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Acht Vorträge aus dem Gebiete der Experimentalchemie von Prof. Dr. A. Blochmann. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1899. Preis geb. 1,15 M. — Das vorliegende Büchlein bildet das fünfte Bändchen der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens: „Aus Natur und Geisteswelt“. Es ist aus Vorträgen hervorgegangen, die der Verfasser in den Jahren 1895 und 1897 im „Verein für fortbildende Vorträge zu Königsberg i. Pr.“ gehalten hat. Nachdem an der Hand sehr lehrreicher Versuche der Unterschied zwischen physikalischen und chemischen Erscheinungen auseinandergesetzt worden ist, werden dann die chemischen und physikalischen Eigenschaften der Luft, des Wassers und der Kohlensäure durch zahlreiche Versuche erläutert. Die vier letzten Abschnitte dieses Bändchens behandeln den Verbrennungsprozeß, die unvollständige und langsame Verbrennung, sowie den Zusammenhang von Arbeit, Wärme und Licht. Das anziehend geschriebene kleine Buch kann allen denen warm empfohlen werden, die ihre in der Schule erworbenen chemischen Kenntnisse wieder auffrischen wollen. Für diesen Zweck dürften namentlich die zahlreichen instructiven Figuren willkommen sein. Tr.

— Handbuch der Telephonie. Nach dem Manuscript des Dr. Victor Wietlisbach, weiland technischen Directors des schweizerischen Telephonwesens in Bern. Bearbeitet von Dr. Robert Weber, Professor der Physik an der Akademie in Neuchâtel. Mit 372 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig 1899. — Ein großer Theil des Inhaltes dieses Handbuches war schon in der Chicagoer Zeitschrift Elektrical Engineering erschienen. Da die ausgezeichnete Arbeit großen Beifall fand, entschloß sich der als vorzüglicher Kenner des Telephonwesens hoch angesehene Verfasser, sie in erweiterter Form als Handbuch herauszugeben. Das Manuscript desselben war eben vollendet, als der Tod den Verfasser im Alter von 43 Jahren ereilte. Das hinterlassene Manuscript wurde dann von dem Freunde des Verstorbenen, Professor Dr. Robert Weber herausgegeben. Wietlisbach's Handbuch muß als das vollständigste Werk bezeichnet werden, das wir jetzt über Telephonie besitzen. Es behandelt in drei Theilen die Fernsprechapparate, die Vermittelungsanstalten der Fernsprechnetze, die Leitungen, das Sprechen auf große Entfernungen und den Betrieb des Fernsprechwesens. Um Lesern, die mit den Lehren der höheren Mathematik nicht vertraut sind, die Lectüre des Buches zu erleichtern, sind einige mathematische Entwickelungen in einen Anhang verwiesen worden. In der Einleitung muß 1861 statt 1868 als das Jahr bezeichnet werden, in dem Philipp Reis sein Telephon erfand; und der Erfinder des Stromunterbrechers heißt nicht Neef (im Handbuch fälschlich Näf), sondern Wagner. Bei der Erläuterung der Schallschwingungen ist die Bedeutung des in der Formel (2) vorkommenden Buchstabens φ' nicht erklärt. Es sind dies die einzigen Versehen, die dem Referenten bei der Durchsicht des vortrefflichen Werkes, dem der Verleger zugleich eine sehr gute Ausstattung hat zu Theil werden lassen, aufgestoßen sind. Tr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 11. Donnerstag, den 25. Januar, Abends. 1900.

Der Kampf um das Pleißenland.

Von W. Laurin.

Das alte Pleißenland begriff die Städte Altenburg, Leisnig, Colditz, Lausigk, Crimmitschau und die um diese Städte (zu beiden Seiten der 60 Kilometer langen, bei dem Dorfe Möckern mündenden Pleiße) herumgelegenen Orte in sich. Zwickau und Chemnitz gehörten, wiewohl von den beiden Kaisern Adolf und Albrecht zu gleicher Zeit mit dem Pleißenlande verpfändet, nicht eigentlich dazu. Altenburg war des Landes Hauptstadt und damit der Sitz der kaiserlichen Generalrichter und Burggrafen. Der Kampf um das Pleißenland knüpft sich an den Namen des freudigen Kriegshelden, den die Geschichte Friedrich den Freidigen oder, anspinnend an die alte Mönchsfabel, die bei der Flucht seiner unglücklichen Mutter Margarethe auftaucht, Friedrich den Gebissenen nennt. Er, der junge Sohn Albrecht's des Entarteten und der Tochter des Staufenkaisers Friedrich II., der Enkel des erlauchten Heinrich von Meißen, schien schon frühzeitig vom Schicksal dazu auserkoren, ein kampfereiches Leben zu führen. Wie einst die Staufer, in weiblicher Linie Salier, den Kampf dieser gegen die päpstliche Partei fortsetzten, so war der junge Wettiner, mütterlicherseits Erbe des staufischen Blutes geworden, ein Gegenstand der Sorge für Rom; und hätte nicht sein Vater Albrecht weislich für ihn das Drängen der Waiblinger abgewiesen, so hätten ihn schon bald nach des unglücklichen Conradin's Tode die Ghibellinen in hoher Begeisterung nach Italien geführt und dem Knaben die Krone seines kaiserlichen Großvaters aufs Haupt gedrückt. Aber der Lenker der Geschicke machte ihn nicht zum Erben des blutgetränkten Staufenbanners, sondern zum tapferen Kämpfer in den Wirren seiner Erbstaaten, zum zweiten Stifter gleichsam des wettinischen Hauses. Friedrich Barbarossa hatte das Pleißenland aus der Wiprecht'schen Erbschaft eingetauscht und zum Reichsland gemacht. Als solches stand es bis gegen das Jahr 1245 unmittelbar unter dem Reiche und der speciellen Regierung kaiserlicher Generalrichter. Da es aber einen Keil zwischen Meißen und Thüringen bildete und an der Ausrundung der wettinischen Länder hinderte, suchte es Heinrich der Erlauchte an sein Haus zu bringen. Es gelang ihm über alles Erwarten. Er brachte ein Verlöbniß seines ältesten Sohnes Albrecht, den die Geschichte den Entarteten nennt, mit der Tochter des Staufenkaisers zustande und Friedrich II. gab ihm das Pleißenland an Stelle der verabredeten Mitgift von 10000 Mark Silbers. Von dieser Stunde an nannten sich Albrecht und seine Söhne nicht nur Herren des Pleißenlandes, sondern verwalteten dasselbe auch als eigenes Land mit eigenen Generalrichtern. Die Freude an dem verpfändeten Pleißenlande währte nicht lange. Das glorreiche Geschlecht der Staufer verblutete sich an der neapolitanischen Krone, die Wirren des Interregnums brachen herein und im wettinischen Hause bekriegte der entartete Albrecht den eigenen Vater, und als endlich der erste Habsburger zum Kaiser gekrönt ward, da war es sein erstes Streben, die angewachsene Hausmacht der Meißner zu schwächen. Wohl verbarg Kaiser Rudolf anfangs seine Absichten geschickt, aber allzulange hielt er mit seinen Ansprüchen auf das verpfändete Reichsland nicht hinter dem Berge. Schon 1282 taucht wieder ein kaiserlicher Generalrichter, Herr Heinrich von Plauen, im Pleißenlande auf. Dagegen fühlten sich Friedrich der Freidige und seine Brüder Dietrich und Heinrich — dem Letzteren war die Verwaltung des Pleißenlandes bisher übergeben — von Rechtswegen als die Herren des Landes, solange die Morgengabe ihrer Mutter nicht mit 10000 Mark ausgelöst war. Wurde — was Kaiser Rudolf aus seinem eigenen Vermögen nicht thun wollte — diese Summe entrichtet, so erklärte sich Friedrich, der thüringischen Chronik zufolge, erbötig, das Land abzutreten. Vor der Hand (1283) blieb Heinrich als Generalrichter zu Altenburg und auch noch in den folgenden Jahren nennt sich der jüngere Bruder Dietrich einen Herrn des Landes Pleißen. Inzwischen jedoch war Kaiser Rudolf der Schwiegervater des Kurfürsten zu Sachsen und des Königs Wenzel geworden und, unterstützt von ihrem Gelde und ihren Vorstellungen, war er imstande, nunmehr zu Erfurt (1290) „die Prinzen um Altenburg“ ernstlich zu „heischen“ d. h. zu mahnen, das Pfand zurückzugeben und, wie Rothe erzählt, ihnen „die Losung (das Pfand) auf eine benannte Zeit aufzukündigen“. Offenbar sollte Wenzel, der schon ein Jahr zuvor von seinem Schwiegervater zum Reichsvikar „durch Meißen, das Osterland und Pleißenland“ ernannt war, das Pleißenland als Verpfändung erhalten. Wenzel und der Kurfürst zu Sachsen wurden als Bürgen für die später zu entrichtende Summe eingesetzt und Friedrich und seine Brüder, die ihr Pfandrecht behaupteten, aus dem Besitz des Pleißenlandes getrieben. Der Tod des Kaisers war das Glück, daß Böhmen damals nicht wirklich, wie beabsichtigt, festen Fuß im Pleißenlande faßte. Gleichwohl sahen es die Kaiser seitdem, obwohl die sächsischen Fürsten keinen Pfennig erhalten hatten, als wieder erlangtes Reichsland an. Adolf von Nassau war kaum drei Tage Kaiser, als er das Pleißenland schon an Böhmen verpfändete*) — ohne Zweifel also eine Bedingung, unter der Wenzel dem Kaiser seine Stimme gab. Später freilich nahm Adolf das Pleißenland wieder zum Reiche zurück und betraute Heinrich von Nassau mit der Verwaltung, so daß Wenzel seitdem zu den gegnerischen Fürsten zählte, die des Kaisers Absetzung betrieben und nach dessen Schlachtentod am Hasenbühl bei Göllheim (1298) dem Habsburger Herzog Albrecht zum Throne verhalfen. Auch Kaiser Albrecht I. hatte sich dem letzten Nachkommen Libussa's verpflichten müssen, ihm sofort das Pleißenland für die damals ungeheuere Summe von 50000 Mark, nebst den Reichsgütern Eger, Floß und Parkstein zu verpfänden, und damit wäre das Pleißenland für denkbare Zeiten mit Böhmen vereinigt worden, da die Summe für die Wiedereinlösung kaum zu beschaffen war. Nicht mit Unrecht aber bangte es bald darauf dem Kaiser vor der wachsenden Macht Wenzel's, und, unter dem Vorwande, die böhmischen Bergwerke seien einen Reichszehnten von 80000 Mark schuldig,**) ergriff er von Eger und dem Pleißenlande wieder Besitz und setzte Heinrich von Schellenburg zum Richter darüber ein. Wenzel's Tod verhütete den Krieg, und des Kaisers Ministerialen, zuletzt Albrecht von Hohenlohe, tragen den Titel als Generalrichter des Pleißenlandes. Friedrich und sein Bruder Diezmann hatten inzwischen die Zeit benutzt, um sich der von ihrem entarteten Vater preisgegebenen Erbstaaten wieder zu bemächtigen. Allein dies erstreckte sich nicht auf das Pleißenland, dessen Besitzrecht Albrecht der Entartete wahrscheinlich mit seinen übrigen Landen verkauft hatte. Als die beiden Landgrafen auch hier wieder festen Fuß fassen wollten, entbot Kaiser Albrecht ein Heer aus Süddeutschland gegen sie. Bekanntlich aber nahm der Krieg für Friedrich den Freidigen eine derart glückliche Wendung, daß die kaiserlichen Völker (1307) bei Lucka vollständig aus dem Felde geschlagen wurden, und es seitdem im Volksmunde sprichwörtlich hieß:

„Es wird ihnen glücken
Wie den Schwaben bei Lücken.“

---

*) S. das Diplomatarium Bohemo-Siles., dipl. II in Ludewigii Reliquiis Mt. To. V. p. 435.

**) Vgl. Pelzel, Böhmische Geschichte Th. I S. 161 der dritten Ausgabe.

„Darnach zogk Landgraff Fryderich der frendige", so lesen wir bei Uriinus in Chron. Thur. To. III Menk. f. 1306, „mitt seyner Mannschafft yn Pleyssen, vnd gewann da Aldenburgk, Zwickau und Kemmenitz, die auf die Zeyt alle zu dem Reiche gehörtten, vnd nam die ynn seine Herschafft kegen vnd vor den Kosten, schaden vnd gefangene, die Ehr gegen dem Reiche thun mußte vmb sein veterlich Erb." Seit dieser Zeit legten die Wettiner den Titel eines Herrn des Landes zu Pleißen, bei aller Veränderung, die sich nachher mit diesem Lande vollzog, nicht wieder ab. Zwar versuchte auch Heinrich VII. von Luxemburg, der im nächsten Jahre den Thron bestieg, Ansprüche auf die wettinischen Lande zu machen, obwohl es urkundlich nicht sicher verweislich ist, allein, als sich Friedrich der Freidige nun auch als Staatsmann zeigte und sich mit des Kaisers Gegner Heinrich von Kärnthen verband, bot er ihm einen Vergleich an. Um ihn von des Kärnthners Partei abzubringen, erkannte er den Wettinern ihre Lande (Meißen und Thüringen) als rechtmäßiges Eigenthum an und auf die Bitte des Erzbischofs Peter von Mainz übertrug er Friedrich die Procuratur und Verwaltung des Pleißenlandes auf zehn Jahre. Zwickau und Chemnitz waren ihm dazugeschlagen worden. Aber auch diesmal blieb der Besitz nicht lange ungestört. 1312 hatte Friedrich das Unglück, im Kriege mit Waldemar von Brandenburg gefangen zu werden, und unter den harten Bedingungen, unter denen er die Freiheit wiedererlangen sollte, war auch die, daß er Albrecht von Köthen, einem Vetter des Brandenburgers, seine Tochter zur Gemahlin geben und ihr nebst anderen Gütern das Pleißenland als Mitgift aussetzen sollte. Aber die treuergebenen Beamten im Pleißenlande machten heimliche Anstalten, ihren Herrn zu befreien, und ihr Anschlag glückte.*) Ihr geliebter Markgraf konnte wieder in Altenburg einziehen. Aber noch einmal, schon im folgenden Jahre, als Kaiser Heinrich VII. in Pisa dem Fieber erlag und der Thronzwist zwischen Ludwig von Oberbayern und Friedrich dem Schönen entbrannte, richteten sich kaiserliche Ansprüche auf das Pleißenland. Ludwig folgte der Gewohnheit seiner Vorgänger, sowohl andere Reichsgüter, als auch insbesondere das Pleißenland dazu zu gebrauchen, um sich durch Verpfändung desselben unter den Fürsten einen Anhang zu schaffen. Böhmen konnte damals durch seine Macht ungemein viel zur Behauptung der Kaiserkrone beitragen, stellte es sich auf die Seite eines der streitenden Fürsten. Deshalb verpfändete ihm Ludwig das Pleißenland, nahm es ihm aber, als der unbeständige Johann von Böhmen zu seinen Feinden überging, wieder ab. Und nun zeigte Friedrich der Freidige, daß er in den langen Jahren des Kampfes von seinen Gegnern gelernt hatte. Der freudige Kriegsheld beschloß den Kampf um das Pleißenland mit diplomatischer Kunst und brachte es zu Wege, daß Kaiser Ludwig seine Tochter Mechthilde seinem einzigen Sohne Friedrich (dem Ernsthaften) im Jahre 1322 verlobte. Der künftige Schwiegersohn des Kaisers erhielt das Pleißenland als Morgengabe, das seit dieser Zeit unverrückt bei dem Hause Meißen verblieben ist. Und Karl IV., Ludwig's Nachfolger, hütete sich wohl, sich das wettinische Haus, das jetzt in der alten Macht dastand, zum Feinde zu machen, vielmehr belehnte er es ausdrücklich mit dem Pleißenlande und sicherte ihm dadurch den ruhigen Besitz desselben für alle künftigen Zeiten.

*) Vgl. Chron. Sampetrinum Erf. ad a. 1312. — Annal. Veterocell. § 28. Rhoto Chron. Th. ad a. 1311.

Bücherbesprechungen.

— Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Von Adolf Bartels. 290 S. 3. verbesserte Auflage. Verlag von Eduard Avenarius in Leipzig. Preis 4 ℳ. — Seit der 1. Auflage — die 2. kenne ich nicht — hat sich Bartels' Arbeit zu einem stattlichen Buche ausgewachsen. Die Vorzüge dieses Buches liegen in der scharfen Präcisirung der Ansichten des Verfassers, der knappen gedrungenen Darstellung und der übersichtlichen Gruppirung des überreichen Stoffes. Im Großen und Ganzen wird man sich mit dieser Gruppirung und Darstellung einverstanden erklären können und zugeben müssen, daß Bartels einen bisher unübertroffenen Führer durch unsere heutige Literatur abgiebt, wenn auch seine Ausführungen nicht überall als abschließende gelten können und manche Modificirungen erleiden werden — auf Einzelheiten wollen wir unten eingehen —. Sein Eintreten für die kräftigere Ausgestaltung einer deutschen „Heimathskunst", auf die auch in der Leipz. Ztg. bei Gelegenheit schon des Oefteren durch mich mit Nachdruck hingewiesen worden ist, begrüße ich mit besonderer Freude. Die Zusammenstellung der auf diesem Gebiete thätigen Dichter wird der Richtung gewiß weitere Freunde und eine regere Aufmerksamkeit zuführen. Die scharfe Schematisirung und durchgreifende Gruppirung des Stoffes sowie die Gedrängtheit der ganzen Darstellung, die einerseits schon oben als ein Hauptvorzug des Buches hervorgehoben ist, hat den Verfasser andererseits des Oefteren dazu verführt, Manches, was ihm nebensächlich erschienen sein mag, oder nicht recht in seine Construction des ganzen Aufbaues hineinpassen wollte, ganz wegzulassen oder doch nur kurz zu streifen. So vermisse ich unter den Vertretern der Heimathskunst z. B. ganz und gar Heinrich Hansjakob, auch Richard Bredenbrücker mit seinen naturfrischen Tiroler Bauergeschichten hätte hier einen Platz verdient. Adolf Pichler wird meines Erachtens von dem Verfasser doch nicht voll nach Verdienst bewerthet, wenn er mit einigen wenigen Zeilen unter den „kleineren poetischen Realisten der fünfziger und sechziger Jahre" abgethan wird. Ein Otto v. Leixner hätte ebenfalls in einer Darstellung unserer heutigen Literatur nicht ganz übersehen werden dürfen, als wenn er überhaupt nicht existire. Aber die von v. Leixner vertretene Richtung, deren Einfluß, wenn auch augenblicklich nicht stark hervortretend, doch vorhanden ist, läßt sich freilich schwer in Bartels' Schema unterbringen, deshalb wohl hat sie der Verfasser ganz eliminirt. Uebertrieben erscheint mir dagegen die an allen nur möglichen Stellen zum Ausdruck gebrachte Werthschätzung des doch recht oft pedantischen und schulmeisterlich kleinlichen Jeremias Gotthelf. Endlich muß ich mich zum Schluß ganz entschieden, auch auf die Gefahr hin von Bartels zu denen gerechnet zu werden, die Vers und Lied nicht unterscheiden können, gegen seine Einschätzung Geibel's wenden. Trotz aller Verbrämungen seines Urtheils, wobei stets die Linke das wieder nimmt, was die Rechte giebt, läuft dasselbe schließlich auf den Satz hinaus: „Im Grunde hat er (Geibel), könnte man etwas übertrieben (also doch!) sagen, der Poesie sein Leben lang wie ein Primaner gegenübergestanden." Wenn der Verfasser glaubt, daß Geibel's Einwirkung auf unser nationales Leben vorüber ist, so dürfte er sich mit diesem Glauben, Gott sei Dank, doch stark auf dem Holzwege befinden, ich glaube im Gegentheil, daß sich diese Einwirkung, wenn auch die unzweifelhaft früher vorhandene Ueberschätzung Geibel's sich modificirt hat, noch lange Geschlechter hindurch in alter Kraft und Frische erhalten wird.
W. Bruchmüller.

— Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Hugo Hoffmann, Gymnasialoberlehrer in Gütersloh. Neuntes Heft: Xenophon. Sein Leben, seine Geistesart und seine Werke. Von Dr. Edmund Lange. — Einunddreißigstes Heft: Marius und Sulla. Von Dr. R. Papprit. — Zweiunddreißigstes Heft: Pergamon, eine Pflanzstätte hellenischer Kunst. Von Prof. Dr. Karl Hachtmann, Director des herzogl. Karlsgymnasiums in Bernburg. Mit 30 Abbildungen. 8°. VII, 88; VI, 79; X, 111 S. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1900; 1899; 1900 [statt überall 1899]. Preis 1,20; 1; 1,80 ℳ. — Schon früher (z. B. im Hauptblatte der Nummer vom 23. Juli 1897, in der Ersten Beilage der Nummer vom 19. Februar 1898, in der Ersten Beilage der Nummer vom 5. October 1898) hatte ich Gelegenheit, Hefte der Hoffmann'schen Gymnasial-Bibliothek zu besprechen; ich freue mich, heute drei Hefte auf ein Mal kurz anzeigen zu können. Mit dem Erscheinen des Lange-schen „Xenophon" ist eine seit Langem klaffende Lücke endlich ausgefüllt; der Bearbeiter ist dem nüchternen Sohne des Gryllos im großen Ganzen gerecht geworden. Ob's freilich besonders pädagogisch gedacht war, unsern Herren Tertianern und Secundanern den guten Xenophon deshalb als Vorbild und Muster zu empfehlen, weil er nicht allzusehr über das menschliche Mittelmaß hinausrage, das möchte ich einigermaßen anzuzweifeln mir doch erlauben. Papprits „Marius und Sulla" ist nach meinem Dafürhalten etwas langweilig ausgefallen, ausgenommen vielleicht das Schlußurtheil; bezeichnend für seinen Stil ist der reichliche Gebrauch von derselbe, dieselbe, dasselbe. Mithridates ist eine Schreibweise, die man ruhig als veraltet bezeichnen darf; die bessere Form Mithradates ist längst eingebürgert und hätte gerade hier angewandt werden sollen. Während das Kärtchen auf S. 13 ganz richtig 2 Orte Namens Zama aufzeigt, geht aus

dem Texte die Thatsache eines doppelten Zama nicht hervor. Belehrend, theilweise sogar begeisternd ist Hachtmann's „Pergamon“ geschrieben; das ist wirklich humanistischer und — man verzeihe mir den eben in die Feder fließenden grausamen Scherz! humannistischer Unterricht, wie er in unsern Gymnasien geübt werden soll und muß. Nicht blos trocken und lehrhaft das Gewesene zu erzählen, sondern flüssig und lebhaft das Alte mit der Gegenwart zu verbinden (wie es z. B. Ziegler im 27. Hefte dieser Sammlung sehr hübsch gethan hat), das ist der wahre Beruf des Culturhistorikers. Es wird den fleißig die auf Pergamon bezügliche Literatur sammelnden, mit hellenistischer Kunst und ihrer Geschichte vortrefflich vertrauten Bearbeiter interessiren, zu hören, daß die genannte, von Dr. R. Bohn selbst noch kurz vor seinem viel zu früh (1898) erfolgten Tode durchgesehene und verbesserte Ansicht der reconstruirten Hochstadt von Pergamon den Ende 1899 erschienenen IV. Band meiner „Weltgeschichte“ schmückt.
Ht.

— Aus England und Schottland. Von Theodor Fontane. Mit einem Jugendbildniß. Berlin W, F. Fontane & Co., 1900. — Das Buch vereinigt in neuer Ausgabe zwei Jugendarbeiten des gefeierten Schriftstellers, in denen er seine Reiseeindrücke aus England und Schottland schildert und die, in den Jahren 1854 und 1860 erschienen, schon längst nicht mehr im Buchhandel zu haben waren: „Ein Sommer in London“ und „Jenseits des Tweed“. Es war ein glücklicher Gedanke des Verlages, der deutschen Leserwelt die beiden vergessenen Bücher in einem handlichen Bande wieder zugängig zu machen, zumal sie die schriftstellerischen Vorzüge, die Fontane später so glänzend entfaltete und wegen deren er so allseitige Anerkennung fand, bereits deutlich ausgeprägt aufweisen. Neben der Gabe warmer, lebensvoller, mit liebenswürdigem Humor gewürzter Schilderung ist hierher die Fähigkeit zu scharfer und rascher Beobachtung zu rechnen, die es versteht, durch die Außenseite hindurch den Kern der Sache zu erfassen. So bewahrt er sich bei aller Bewunderung für das englische Volk, die er umsomehr empfindet, je kleiner und enger damals die deutschen Verhältnisse waren, aus denen er unmittelbar kam, doch einen scharfen Blick auch für dessen Schwächen. Manches hat sich ja in den fast fünfzig Jahren, die seitdem vergangen sind, geändert, aber Vieles muthet uns so an, wie wenn es der unmittelbaren Gegenwart entnommen wäre wie z. B. die Stelle aus dem Capitel, wo er von den „thönernen Füßen“ Englands spricht: die größte Gefahr für Land und Volk sei „das gelbe Fieber des Goldes, das Verkaufstsein aller Seelen an den Mammonsteufel“; weiterhin vergleicht er die Macht des englischen Nationalgefühls mit einer Klinge, die eine Eisenstange durchhaut, aber umgekehrt wie Glas zerspringt, „und unter dem Schweiß dieses gelderjagenden Volkes rostet jene Klinge von Tag zu Tag und verliert ihren Zauber und ihre Kraft unbemerkt, aber sicher“; der Handel beherrsche England, er kaufe den Muth, habe ihn aber nicht selbst; er habe nie größere Zwecke als sich selbst, und seine erste Bedingniß sei — die Ruhe. — Am Schlusse des Capitels giebt Fontane seinem Nationalgefühl einen würdigen Ausdruck; „ich bin weit davon ab,“ sagt er, „unser Volk niedriger zu stellen als irgend eins, das englische nicht ausgenommen“. Der zweite Theil „Jenseits des Tweed“ trägt ein ganz anderes Gepräge. Herrscht im ersten verständige, kühle Prüfung und Abwägung vor, so kommt im zweiten die Liebe zur Natur und zur Vergangenheit des Volkes, wie sie sich in Geschichte und Sage ausspricht, zu ihrem vollen Rechte, und vielfach schon klingen die Töne an, die er später voller in seinen schottischen Balladen angeschlagen hat. Auf einer Fahrt auf dem Forth zwischen Edinburg und Stirling kam ihm die Erinnerung an die heimische Havel, die eine ähnliche Fülle historisch-romantischer Anknüpfungen biete wie die schottische Flußmündung: hier liege der gesunde Kern, daraus Preußen erwuchs, entlang den Ufern des Flusses haben die altmärkischen Geschlechter noch heute ihre Sitze, hier liegen die Städte und Schlösser der Hohenzollern, hier seien Winckelmann, Schinkel, Schadow, Zieten, Knesebeck und die Humboldt's geboren. Und nach seinem eigenen Geständniß erwuchs auf dieser Fahrt in Fontane der Plan zu seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, die zuerst seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt machten und in ihrer eigenartigen Verbindung von Landschaftsschilderung und geschichtlichen Rückblicken noch heute unerreicht dastehen. Paul Seliger.

— „Freygeister, Naturalisten, Atheisten —“, ein Aufsatz Lessing's im Wahrsager. Von Ernst Consentius. Leipzig, Verlag von Eduard Avenarius. 1899. 86 S. Preis 1,20 ℳ. — In der vorliegenden kleinen Schrift versucht Ernst Consentius den Beweis zu erbringen, daß ein in der von Mylius, dem Freunde Lessing's, herausgegebenen Berliner Wochenschrift Der Wahrsager vom 6. Februar 1749 erschienener Artikel „Freygeister, Naturalisten, Atheisten —“, der dieselben Ideen wie Lessing's Lustspiel „Der Freigeist“ zur Anschauung bringt, von Lessing selbst und nicht etwa von Mylius herrührt. Der Beweis kann als erbracht angesehen werden. Dankenswerth ist es, daß der Verfasser außer dem schon genannten Artikel noch zwei weitere, sonst schwer zu erlangende Artikel über den gleichen Stoff zum Abdruck bringt und sie, die auch heute noch lesenswerth und für die Erkenntniß der geistigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts werthvoll sind, dadurch zugänglicher macht. Der Verfasser zeigt durch die Gegenüberstellung des Lessing'schen Artikels im Wahrsager und der zwei letztgenannten, sicher von Mylius herrührenden Artikel aus ihrem Stil und der ganzen Art der Beweisführung, daß der Artikel im Wahrsager nicht von Mylius herrühren kann. Die beiden Artikel waren enthalten in der von Mylius in Leipzig herausgegebenen Zeitschrift Der Freygeist vom 11. und 18. Weinmonat 1745 und im 9. Stück der in Hamburg erscheinenden Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths vom Jahre 1748. Der erste dieser beiden Aufsätze fertigt in ironischer, persönlich durchaus nicht betheiligter Weise das landläufige, gedankenlose Freigeisterthum in einem „Lob der Freygeisterei“ ab; im zweiten giebt Mylius in derselben Art „einige Regeln, wie man andere von wichtigen Wahrheiten überzeugen kann“. Lessing's Aufsatz im Wahrsager dagegen trägt ein durchaus persönliches Gepräge, der ganze Autor ist mit Leib und Seele betheiligt und streitet mit Schärfe und Nachdruck für die sein Innerstes heftig in Anspruch nehmende Sache. So dürfen die in Lessing's „Freigeist“ enthaltenen Ideen, obwohl sie damals gleichsam in der Luft lagen, doch als eigenstes Eigenthum Lessing's in Anspruch genommen werden, weil sie durchaus das persönliche Gepräge seines Geistes und Wesens an der Stirn tragen.
W. B.

— Die Einwirkung des Waldes auf Klima und Witterung. Von Prof. Dr. Paul Schreiber, Director d. K. S. meteorologischen Instituts in Chemnitz. Mit 3 Zonenkarten. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung 1899. (Sonderabdruck aus dem 49. Bande des Tharander forstlichen Jahrbuchs.) — Der Verfasser hat folgende 3 Behauptungen aufgestellt: „1. Die Einwirkung des Waldes auf die Lufttemperatur ist so gering, daß sie praktisch vernachlässigt werden kann.“ „2. Die Feuchtigkeit der Luft ist im Walde so wenig verschieden von der über dem freien Felde, daß alle darauf gegründeten Lehren haltlos sind.“ „3. Daß der Wald auf Häufigkeit und Ergiebigkeit des Niederschlages im Allgemeinen nur einen untergeordneten Einfluß ausüben kann. Hiervon unabhängig ist natürlich die Frage über die Einwirkung des Waldes auf die Art der Aufnahme der Niederschläge durch die Erdoberfläche und, damit zusammenhängend, die Weiterbewegung des Wassers. Daß es einen bedeutenden Einfluß auf die Wasserwirthschaft haben muß, ob der Regen auf kahles oder bewachsenes Erdreich fällt, darüber kann kaum ein Zweifel existiren.“ Da bisher über den Waldeinfluß auf die Niederschläge ganz widersprechende Ansichten laut geworden sind, so empfiehlt der Verfasser alles bisherige Für und Wider auf sich beruhen zu lassen und der Frage mit den strengen Methoden der mathematisch-physikalischen Wissenschaften näher zu treten. Er glaubt auch, daß es besser gewesen wäre, die forstlichen Stationen möglichst in der Mitte großer Waldcomplexe — statt zu nahe am Waldrand — zu errichten. Nachdem der Verfasser einige Citate aus der Preisschrift des Prof. Dr. Heinrich in Rostock gebracht und eine Reihe von Factoren angegeben, die auf die Witterungsgestaltung einwirken, kommt er zu der Ansicht, daß alle diese Einwirkungen erst dann klar zu erkennen sein werden, wenn man die Grundgesetze in exacter Weise abgeleitet hat. Der Haupttheil der Abhandlung beschäftigt sich mit der Untersuchung der Abhängigkeit der Lufttemperatur und Dunstspannung, sowie der Jahressumme des Niederschlages von den örtlichen Verhältnissen. Im Schlußwort wird hervorgehoben, daß die Frage bezüglich des Einflusses des Waldes auf Klima und Witterung als voll und zuverlässig beantwortet nicht angesehen werden kann. Für Sachsen ist abzuleiten, daß bezüglich der Jahresresultate aus den Beobachtungen über Lufttemperatur, Feuchtigkeit und Niederschlag das Gesetz der Proportionalität für deren verticale Aenderung mit der Höhe selbst als vollberechtigt anzusehen ist. Alle anderen

Digitized by Google

Factoren, als geographische Länge und Breite, Wald, Exposition ꝛc., haben zusammen einen Einfluß von der Größe als etwa 100 bis 200 m Höhendifferenz. Für diejenigen Orte und Gebiete Sachsens, in denen keine directen Beobachtungen vorliegen, empfiehlt der Verfasser die Benutzung seiner Klimatafeln an Stelle der Combination der Resultate benachbarter Stationen. Der Verfasser verspricht sich von den Doppelstationen nichts in Bezug auf die Lösung der Frage über die Einwirkung des Waldes auf Klima und Witterung, empfiehlt die Einrichtung von Stationen möglichst im Centrum großer Waldbestände und den Forstverwaltungen die Bestimmung des Wasserabflusses aus dem Walde. Die Vorschläge des Verfassers sind gewiß beachtenswerth und seine Abhandlung verdient daher eine weite Verbreitung und eingehendes Studium. Nmstr.

— **Neues deutsch-italienisches Wörterbuch aus der lebenden Sprache** mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs, von Dr. O. **Hecker**, Theil I: **Italienisch-Deutsch.** Braunschweig, Georg Westermann 1900. — Dr. Hecker, Lector der italienischen Sprache an der Universität in Berlin, hat sich schon 1897 durch seine Phraseologie: „Die italienische Umgangssprache und sein: „Il piccolo Italiano", die besten bis jetzt in Deutschland erschienenen Bücher zur Erlernung der italienischen Umgangssprache und Einführung in italienische Verhältnisse, außerordentlich günstig eingeführt. Dr. Hecker hat längere Zeit in Italien gelebt, aufmerksam gehört und gewissenhaft aufgezeichnet und für die Anlage der genannten Werke die besten Vorbilder gewählt, die vorhanden waren, die französische Phraseologie von Schmitz und The little Londoner von Kron. In seinem neuen deutsch-italienischen Wörterbuche, von dem der erste Theil, Italienisch-Deutsch, vorliegt, hat er die Reihe der Hilfsbücher zur Erlernung der italienischen lebenden Sprache um ein weiteres vorzügliches Werk bereichert, das Beste, was wohl bis jetzt auf diesem Gebiete, in jeder Hinsicht, geleistet worden ist. Dr. Hecker steht auf radical-toscanischem Standpunkt, das ist wohl ein Vorzug, in einem gewissen Sinne aber auch ein Fehler. Neben dem uso civile fiorentino, welcher wohl die Grundlage der heutigen Schrift- und Umgangssprache bildet, giebt es einen uso generale italiano und einen uso letterario, die nicht außer Acht gelassen werden können — bedenklich scheint es aber den Wortschatz des uso plebeo oder volgare fiorentino, des ungeschriebenen florentiner Volksdialekts heranzuziehen. Gutes, modernes Italienisch bringen Morandi e Cappuccini in ihrer vortrefflichen Grammatica italiana, wohl das beste Werk dieser Art, in welchem alle drei usi zur entsprechenden und sachgemäßen Geltung kommen, dem uso generale italiano tragen besonders Fornaciari, Malagola u. A. in ihren Werken dell' uso moderno Rechnung, dem uso letterario Ballesio in seiner im Erscheinen begriffenen großangelegten Fraseologia italiana. Hat man nun in Italien das Bedürfniß empfunden, für die Italiener selbst solche Werke zu schreiben und zu verbreiten, so sollte nach unserer Ansicht ein Buch, das als Hilfsmittel für Nichtitaliener bestimmt ist, keinen so radicalen, sondern einen mäßig vermittelnden Standpunkt einnehmen. In der Anlage, Anordnung, Wahl der Vocabeln, Bezeichnung der Aussprache ist Hecker's Wörterbuch als vorzüglich zu bezeichnen, auch zumeist sehr treffend in der deutschen Wiedergabe der italienischen Worte — mit Ausnahme der Stellen, für welche die obigen Bemerkungen zutreffend sind. An geeigneterer Stelle, wo uns mehr Raum zur Verfügung stehen wird, wollen wir uns des Weiteren darüber auslassen. In der Hauptsache folgt Hecker dem in Italien sehr verbreiteten Dizionario universale della lingua italiana von Policarpo Petrocchi, dem auch das kleine Buch gewidmet ist. Nur einige wenige Bemerkungen sollen hier Platz finden: gioiale und gioviale bedeuten genau dasselbe, warum diese zwei Worte trennen und ihnen verschiedene Uebersetzungen geben? giubba heißt nur die Mähne des Löwen, statt „Mähne" muß es demnach heißen: „Löwenmähne". Grancassa ist nicht Pauke (timpano) sondern: große Trommel. Guasconata ist ein Gallicismus, ebenso deboscíato. Influsso für Epidemie ist sehr gewagt, ebenso lettera für Wort. Für rabattino ist es sehr schwer, eine betreffende Uebersetzung zu finden, „gewinnsüchtig" ist zu allgemein. Romeo ist Rompilger, camorra ist ein ganz specifischer Geheimbund und nicht allgemein Geheimbund. Capobanda heißt auch Militärkapellmeister; conterraneo ist besser und üblicher als conterrazzano. Danni e interessi heißt Schadenersatz an Capital und Zinsen, Schadenersatz heißt wohl sonst intennizzo. Fumetto entsteht wohl durch Einspritzen von Anisliqueur (anisetto) in Wasser, bezeichnet aber nicht Anisliqueur selbst. Jalousie heißt in Italien allgemein persiana und nicht gelosia. Ghiro ist Haselmaus oder Siebenschläfer; Murmelthier ist marmotta. Gemelli sind Doppelknöpfe an Kettchen oder anderswie. Wärwolf heißt lupomanaro, nicht gattomammone. Ghironda ist ein zwar ebenso unangenehmes Instrument wie der Leierkasten, aber von ganz verschiedener Beschaffenheit. Carrozzata heißt nicht nur: ein Wagen voll, sondern auch eine Wagenfahrt, eine Spazierfahrt zu Wagen. Imperialesco Verdeck . . . ist auch gewagt. Daddolo, daddolone, genga, giannetta (Spazierstock), casiere, casigliano, carrettonaio, mastaccone, suzzacchera, suasoria u. A. m. sind Worte, die wohl außerhalb der Stadt Florenz nur schwer verstanden werden. Melanzana, guardia marina fehlten. Der Druck ist sehr correct, wir vermochten bisher nur copellare für coppellare zu finden.

Dresden. Locella.

— Dr. **Otto Boerner's Neusprachliches Unterrichtswerk: Lehrbuch der italienischen Sprache** von Dr. **Otto Boerner** und Prof. **Romeo Lovera. Grammatik der italienischen Sprache** von Prof. **Romeo Lovera.** Leipzig, B. G. Teubner. **Teubner's kleine Sprachführer. A. Scanferlato: Lezioni italiane.** Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der italienischen Sprache. Für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Leipzig 1899. — Mit diesen drei Unterrichtswerken hat die Verlagshandlung die Lehrmittel zur Erlernung der italienischen Sprache um drei gute Bücher bereichert. Wir sind der Ansicht, daß trotz aller Vorzüge des Boerner'schen Unterrichtswerkes der kleine Sprachführer von Scanferlato eine größere Verbreitung finden wird, denn dieser eignet sich für das kurze, für eine Italienreise berechnete Vorbereitungsstudium der Sprache wohl besser. Würde man in Schulen Italienisch treiben wie Französisch, so wäre dem Boerner'schen Unterrichtswerk zweifellos der Vorzug zu geben, aber Italienisch wird nur an Handelsschulen gelehrt und zwar an den meisten nur als facultativer Gegenstand, da ist es die Hauptsache, den Unterricht so zu lenken, daß der Schüler in die Handelscorrespondenz eingeführt wird, das Sprechen kommt in zweiter Linie. An Conservatorien und Musikschulen handelt es sich in der Hauptsache um die Aussprache und das Verständniß zu singender italienischer Texte. In manchen privaten Mädchenschulen wird Italienisch nur ein Jahr lang getrieben und dafür werden sich Scanferlato's Lezioni italiane wohl besser eignen, als Boerner's Unterrichtswerk, ebenso zum Privatunterricht. Prof. Lovera hat seine Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit gelöst und für diejenigen, die Zeit und Muße haben, besonders für diejenigen, die schon Französisch oder Englisch nach derselben Methode studirt haben und mit dieser sich befreundet haben, ist das Werk in jeder Weise zu empfehlen. So praktisch nun die Anlage von A. Scanferlato's Lezioni italiane ist, so wird der Autor doch für spätere Auflagen Manches verbessern müssen, besonders wird der Autor dafür sorgen müssen, daß die italienischen Sätze in der Sprache durchaus modernes Italienisch bringen und die Form gefälliger, die Syntax correcter wird. So z. B. muß es Seite 50 heißen: chi è che apparecchia **oggi** la tavola und nicht chi è che **oggi** apparecchia la tavola; Seite 36 darf es nicht heißen: sono arrivato **da** una settimana da Parigi, sondern entweder: è una settimana che sono arrivato da Parigi oder arrivai otto giorni fa oder una settimana fa u. s. w. — Seite 23 findet man „2 **buoi e** un asino" es muß wohl heißen: ed un asino. Das d, welches an e, a, o angehängt wird, um des Wohllautes wegen den Zusammenstoß mehrerer Vocale zu vermeiden, wendet Scanferlato fast nie an. Veraltet ist es, zu sagen lo zucchero, lo zio, der moderne Sprachgebrauch wendet lo wie vor s impura an, nicht vor z. Einer genauen Durchsicht sind, nach Fornaciari, Rigutini oder Morandi e Cappuccini, die Formen der unregelmäßigen Zeitwörter, wie der mangelhaften Zeitwörter zu unterwerfen, da sich bei diesen einige grobe Fehler eingeschlichen haben; auch bei den Zahlwörtern steht an einer Stelle ventiotto, statt ventotto u. A. m. Schließlich findet sich Seite 147 ein Satz vor, der für ein politisches Bekenntniß des Autors angesehen werden könnte, was nicht in eine Grammatik gehört.

Dresden. Locella.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 12. Sonnabend, den 27. Januar, Abends. 1900.

Die Vorstellungen der alten Israeliten vom Leben nach dem Tode.

Wenn wir die Schriften des Alten Testaments nach den Vorstellungen des Volkes Israel über den Zustand nach dem Tode befragen, so bedarf es wohl nicht erst eines Nachweises im Einzelnen, daß wir eine ausdrückliche, klare und bestimmte oder vollends gar einheitliche Antwort darauf nicht erhalten, und es ist nur eine selbstverständliche Folge davon, daß in der That, je nach dem Grade der Sympathie, die man der Religion überhaupt oder dem jüdischen Volke insbesondere entgegenbrachte, die allerverschiedensten Antworten aus dem Alten Testamente herausgelesen worden sind. Das Schlagwort „Diesseitigkeitsreligion“ ist bekannt, und vor wenigen Monaten erst wieder war in einer neu gegründeten, für die Allgemeinheit bestimmten Zeitschrift[1]) eine Zusammenfassung dieses Standpunkts zu lesen in den Sätzen: „Es giebt kein Volk, das in freudigem Lebensdrang, in gesunder Diesseitigkeitslust dem Stamme der Juden gleichkäme. ›Daß du lange lebest und es dir wohlergehe auf Erden‹ dünkte sie so wichtig, daß sie diesen heißen Wunsch aufnahmen in die granitnen Lakonismen ihres Zweitafelgesetzes als die beste Verheißung für die Erfüllung ihres hohen Gebotes. Dieser drängende Wille zum Leben leuchtet aus jedem ihrer Gesetze, er kommt in ihrer Ethik zu so eminentem Ausdruck, daß in dem Gedankenkreise dieser Religion die Idee des Fortlebens nach dem Tode einfach keinen Platz fand. Wurde sie in späteren Zeiten in dieses Bekenntniß aufgenommen, so war das nur eine Concession an die neuen Bedürfnisse neuer Zeitläufte.“ Es ist dies der Standpunkt von Stellen wie Pred. 3, 19—22: „Denn das Geschick der Menschenkinder und dasjenige des Viehes — dasselbe Geschick haben sie: wie dieses stirbt, so stirbt jener, und einen Odem haben sie alle, und einen Vorzug des Menschen vor dem Vieh giebt es nicht; denn alles ist eitel. Alles geht dahin an einen Ort: alles ist aus dem Staube geworden, und alles wird wieder zu Staub. Wer weiß, ob der Geist der Menschenkinder aufwärts steigt, der Geist des Viehes aber zur Erde hinabfährt? So sah ich denn, daß es nichts Besseres giebt, als daß der Mensch sich freue an seinen Werken; denn das ist sein Theil; denn wer kann ihn dahin bringen, daß er sehe, was nach ihm sein wird?“ oder 5, 14 und 17: „Wie er aus seiner Mutter Leibe hervorgegangen ist, so wird er nackt wieder dahin gehen, wie er gekommen ist, und wird nichts davon tragen für seine Mühe, das er mitnehme in seiner Hand. — — Fürwahr, was ich als gut, als schön ersehen habe, ist dies, daß einer esse und trinke und Gutes genieße bei aller seiner Mühe, womit er sich müht unter der Sonne, alle seine Lebenstage hindurch, die ihm Gott gegeben hat; denn das ist sein Theil“ [2]) und die neutestamentlichen Andeutungen über die Sadducäer (Luc. 20, 27. Act. 23, 7. 8) zeigen, daß dieser „Diesseitigkeitsstandpunkt“ kein vereinzelter war. Aber, wenn es auch nicht schwer fällt, im Gegensatz dazu Stellen zu finden, die diese Gedankengänge als die allgemein alttestamentlichen zu betrachten als unhaltbar erweisen, so begnügen sich doch auch Diejenigen, denen es am Herzen liegt, im Alten Testamente eine mehr den christlichen Vorstellungen sich nähernde Anschauung zu finden, meist mit der Behauptung, daß diese hier noch lediglich in ihren Anfängen und Wurzeln vorhanden sei und mehr geahnt als ausdrücklich bezeugt werde. Und in Wirklichkeit müssen die Beweisstellen dafür im Verhältniß zum Umfang des Alten Testaments ziemlich mühsam zusammengesucht werden und finden sich noch dazu meist nur in späteren Schriften, wie es denn für die neutestamentliche Zeit aus der oben angeführten Stelle Act. 23, 8 klar hervorgeht, daß ein Theil des jüdischen Volkes thatsächlich an eine Auferstehung vom Tode glaubte. Bei dieser Sachlage ist wohl die Frage berechtigt: Ist das nicht zu verwundern bei einem so tiefreligiös angelegten Volke? Und ist es nicht ganz besonders verwunderlich, daß gerade die alten Propheten über diese Frage sich ganz ausschweigen? Die Untersuchungen der letzten Decennien, insbesondere auch der vergleichenden Religionsforschung, haben Resultate geliefert, die geeignet sind, die oben fixirten Schwierigkeiten zu lösen, sowie auch das alte Israel von dem Vorwurf des Diesseitigkeitsstandpunkts und daß es durch Jahrhunderte hindurch kein Bedürfniß nach einem Fortleben nach dem Tode gehabt habe, zu befreien. Es soll im Folgenden der Versuch gemacht werden, diesen Resultaten mit Beziehung auf unsere Frage nachzugehen, und zwar hauptsächlich unter Beschränkung auf das Alte Testament, nur hier und da sollen zur Illustration resp. zur Bestätigung andere Religionen berücksichtigt werden. Zugleich sei von vornherein darauf hingewiesen, daß wir uns hier natürlich nur mit den Hauptsachen auf diesem Gebiete und mit einem Entwickelungsgange in großen Zügen befassen können. Dasselbe gilt von den citirten Stellen. Auszugehen haben wir dabei von dem tiefgreifenden Gegensatz, der sich von den ältesten Zeiten an durch die gesammte prophetische Periode der israelitischen Religionsgeschichte hindurchzieht und der am kürzesten bezeichnet wird mit den Worten prophetische und Volksreligion.[3]) Nicht als ob es für beide Richtungen keine gemeinsame Grundlage gegeben hätte — diese war vielmehr in ausgedehntem Maße vorhanden in der Verehrung Jahwe's, die Differenz bestand nicht in dem „ob“ der Jahweverehrung, sondern in dem „wie“ und in der größeren oder geringeren Ausschließlichkeit. Die Forderung der Propheten ist es, daß Jahwe ganz allein und ausschließlich verehrt werde, sie finden aber im Gegensatz dazu in der Religion des Volkes, daß zwar auch Jahwe verehrt, daneben doch auch viel andere, fremde Bestandtheile theils uralten, theils neueren Datums, gegen die sie sich nun eben mit aller Energie wenden. Zusammengefaßt werden können diese fremden Bestandtheile vornehmlich in zwei Hauptgruppen, in solche, die das Volk aus dem alten gemeinsemitischen Heidenthum noch bewahrt, und in solche, die es infolge seiner Berührung mit anderen Völkern, z. B. den Aegyptern, oder später besonders mit den Kanaanitern, von diesen entlehnt hatte. Vgl. dazu z. B. Gen. 35, 2 ff.: „Da gebot Jakob seiner Familie und Allen, die mit ihm waren: Schafft die ausländischen Götter weg, die ihr bei euch habt, reinigt euch und wechselt eure Kleider. — — Da übergaben sie Jakob alle ausländischen Götter, die in ihrem Besitze waren, sowie die Ringe, die sie an ihren Ohren trugen, und Jakob verscharrte sie unter der Terebinthe, die bei Sichem steht.“ Jos. 24, 14: „So fürchtet nun Jahwe und dienet ihm mit Aufrichtigkeit und Treue und schafft die Götter weg, denen eure Vorfahren jenseits des Stromes und in Aegypten gedient haben, und dienet Jahwe.“ Vgl. Vers 23. Gen. 31, 19. Für unsere Frage kommt jedoch aus diesem ganzen großen Gebiete nur eine Erscheinung in Betracht, nämlich der aus dem altsemitischen Heidenthum mit herübergebrachte Todtencult. Daß der Todten- oder speciell der Ahnencult im alten Israel tiefe Wurzeln geschlagen hatte, geht aus zahlreichen Stellen des Alten Testaments hervor. Zum Ausgangspunkte nehmen wir Deut. 14, 1. 2, wo die Trauergebräuche der Hauteinritzungen und des Glatzescheerens mit der Begründung verboten werden, daß sich diese mit dem Jahwedienste nicht ver-

[1]) Das neue Jahrhundert. Berl. Wochenschrift. Herausgeber: Hans Land.

[2]) Die Citate sind nach Kautzsch's Uebersetzung wiedergegeben.

[3]) Vergl. darüber: Wildeboer, Jahvedienst und Volksreligion in ihrem gegenseitigen Verhältniß. 1899.

tragen: „Denn du bist ein Jahwe, deinem Gotte, geheiligtes Volk, und dich hat Jahwe von allen Völkern, die auf Erden sind, erwählt, daß du ihm als Eigenthumsvolk angehören sollst." Die Begründung hat offenbar nur dann einen Sinn, wenn jene Gebräuche Bestandtheile eines fremden Cults sind. Damit stimmt überein, daß dies Verbot den Priestern als den mit Jahwe in engster Beziehung Stehenden Lev. 19, 28 noch ganz besonders eingeschärft wird. Wir erinnern uns, daß 1. Reg. 18 die Baalspfaffen ebenfalls Einritzungen als cultische Handlungen vornehmen, um sich damit Baal günstig zu stimmen. Im vorliegenden Falle kann aber, da Jahwe ausdrücklich ausgeschlossen wird, allein der Todte das Object der cultischen Verehrung sein. Zur Zeit der Propheten sind diese Deut. 14, 1. 2. Lev. 19, 27. 28 bezeichneten Trauergebräuche allgemein üblich. Vgl. Jes. 15, 2. 22, 12. Jer. 16, 6. 41, 5. 47, 5. 48, 37. Hes. 7, 18. Mich. 1, 16 u. a. Auch beim Abscheeren des Haares liegt es nicht fern, an die bekannten derartigen Gelübde cultischen Charakters zu denken. Bertholet[4]) erinnert hierbei an die Beschreibung Homer's von den Ehren, die dem todten Patroklus erwiesen werden, „wie sein Leichnam ganz überstreut ist mit den geschorenen Locken seiner Genossen, wie Achill sein Haupthaar dem trauten Freunde in die starren Hände preßt (Il. 23, 135. 152 f.)", und zieht zum Vergleiche den Brauch der Neuseeländer an, Haarlocken an die Zweige der Bäume des Begräbnißortes zu hängen, der als Opferplatz allgemein anerkannt ist.

Ein Ueberblick über eine Reihe anderer Trauergebräuche bestätigt das Gesagte. Man zog die Sandalen aus, Hes. 24, 17. 23. 2. Sam. 15, 30 — wir gedenken an 2. Mos. 3, 5: „Ziehe deine Sandalen aus; denn die Stätte, auf die du trittst, ist heiliger Boden." Man verhüllte das Haupt oder den Bart 2. Sam. 15, 30. Hes. 24, 17 u. a. — wir gedenken der israelitischen Sitte, vor Jahwe aus ehrfurchtsvoller Scheu das Antlitz zu verhüllen, Gen. 3, 6. 1. Reg. 19, 13. Auch in den Todten verehrte man offenbar etwas Dämonisches, Uebermenschliches. Man legte den Saq an, Jes. 15, 3. 22, 12 und an vielen anderen Stellen, nach Jes. 20, 2 zugleich das Kleid der Asketen, nach 1. Reg. 20, 31 ff. das Zeichen der Unterwürfigkeit. Schwally[5]) hält den Saq für die Kleidung der Israeliten in vorhistorischer Zeit (vgl. Gen. 3, 7). Auch daß die Zeit der Trauer um einen Todten sieben Tage betrug, also genau die der Länge der hohen Feste entsprechende heilige Zahl, wird nicht zufällig sein. Vgl. 1. Sam. 31, 13. Jdt. 16, 24 (29). Sir. 22, 13. Auf das Küssen des Todten (vgl. Gen. 50, 1) möchte ich kein besonderes Gewicht legen, da dies auch lediglich als natürlicher Ausdruck liebevoller Pietät verständlich wäre, indessen sind ja auch Küsse mit cultischer Bedeutung bezeugt 1. Reg. 19, 18. Hos. 13, 2. Hiob 31, 27. Auch von der Erwähnung jetzt nicht mehr durchsichtiger Trauergebräuche, wie des Aschestreuens u. A., können wir hier füglich absehen. Vgl. darüber Schwally a. a. O. Um so wichtiger ist dagegen wiederum das Fasten um einen Todten (1. Sam. 31, 13. 2. Sam. 3, 35; vgl. die Anschauung der Diener David's in 2. Sam. 12, 21), für dessen religiösen Charakter Belege überflüssig sind. Der Zweck des religiösen Fastens ist bekanntlich, Gottes Mitleid zu erregen, indem man sich selbst kasteit, vgl. 2. Sam. 12, 16. Beim Trauerfasten tritt folgerichtig der Dämon des Todten, den man sich günstig stimmen will, an die Stelle Jahwes. Der stärkste Beweis für den altisraelitischen Ahnencult aber endlich sind die förmlichen Todtenopfer, am deutlichsten vorausgesetzt Deut. 26, 14, wo der Israelit von seinem abgelieferten Zehnten mit gutem Gewissen sagen können soll: „Ich habe nichts davon genossen, als ich in Trauer war, — — und nichts davon für einen Todten hergegeben." Vgl. auch Jer. 34, 5. 2. Chron. 16, 14. 21, 19.[6]) Später haben sie sich wenigstens in der Form von Todtenmahlzeiten erhalten, aber auch die Opfer sind ja ursprünglich nichts Anderes als Mahlzeiten, von denen nur die Gottheit, der zu Ehren man sie veranstaltet, den besten Theil erhält. (Vgl. die Ausdrücke: Tisch Jahwe's, essen und trinken vor Jahwe u. ä.) Die in der gegenwärtigen Textgestalt nicht mehr ganz durchsichtige Stelle Jer. 16, 7 läßt doch wenigstens soviel mit Bestimmtheit erkennen, daß das Aufhören dieser Spenden als ein großes Unglück beurtheilt wird.[7]) Es ist nur eine natürliche Folge dieser cultischen Verehrung der Todten, daß oft die Gräber zugleich Stätten für die Ausübung dieses Cultes waren. Daher ist es wohl kein Zufall, daß in dem altheiligen Hebron die Gräber der drei Patriarchen, in Sichem das Joseph's, in Kades Barnea das der Mirjam sich findet. Gen. 35, 20 wird ausdrücklich bezeugt, daß Jakob auf dem Grabe der Rahel bei Bethlehem eine Mazzebe, also einen cultischen Stein, aufgerichtet habe. Vergl. dazu die Palme der Debora Jud. 4, 5, sowie Gen. 35, 8. Auch daß Aaron auf einem Berge begraben wird, wo noch in späterer Zeit die den Propheten so verhaßten Opferstätten ihren Platz hatten, wird darin seinen Grund haben. Von hier aus ist es ferner verständlich, daß man mit Vorliebe die Grabstätten möglichst dauerhaft, also in Felsenkammern, anlegte, sowie daß man darauf Werth legte, daß sie sich auf eigenem Grund und Boden befanden. Vergl. den ausführlichen Bericht über die käufliche Erwerbung der zwiefachen Machpela-Höhle durch Abraham Gen. 23, außerdem 1. Sam. 25, 1. 1. Reg. 2, 34. Darin hat wohl auch das zähe Festhalten am von den Vätern ererbten Grund und Boden mit seinen Grund. Vergl. 1. Reg. 21, 3. Haben alle diese Gebräuche den Zweck, den Todten zu ehren, so ergiebt sich daraus als naturgemäße Kehrseite, daß man bereits bei Lebzeiten darauf bedacht ist, so viel in Jedes Kräften steht, dafür zu sorgen, daß man auch seinerseits nach dem Tode dieser Verehrung theilhaftig werde. Denn der ängstlichen Scheu, mit der man über alle jene Gebräuche wachte, correspondirt ja nur die Anschauung, daß der Todte es irgendwie als eine Beeinträchtigung empfinden muß, wenn ihm diese Ehrungen versagt werden. Vergl. Jer. 16, 4. In erster Linie gehört hierher die Werthschätzung eines ordentlichen Begräbnisses. „Und er wurde versammelt zu seinen Stammesgenossen" Gen. 25, 8. 35, 29. 49, 33 — das ist der harmonische Abschluß des Lebens der Patriarchen, und niemals unterläßt es der Erzähler, dabei ausdrücklich hinzuzufügen, daß sie in ihrem Erbbegräbnisse mit allen Ehren bestattet worden sind. Vergl. dazu besonders den Wunsch Jakob's und den ausführlichen Bericht über seine Ausführung Gen. 49. 50. Charakteristisch dafür ist auch das Verhalten des Propheten in 1. Reg. 13, der den vom Löwen getödteten Gottesmann in sein eigenes Grab legen läßt. Vergl. dazu 2. Reg. 23, 17. 18. Im Gegensatz dazu besteht die größte Scheu vor einer Schädigung des Todten oder überhaupt vor irgend einem Mangel an den üblichen Trauer- und Beerdigungsgebräuchen. „An qualvollen Todesarten werden sie sterben, man wird ihnen nicht die Todtenklage halten, noch sie begraben: als Mist auf dem Acker sollen sie dienen; durch Schwert und Hunger sollen sie aufgerieben werden, und ihre Leichname sollen den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zum Fraße dienen. Ja, so spricht Jahwe: Nicht sollst du in ein Haus des Jammers eintreten, noch hingehen, um die Todtenklage zu halten, noch ihnen Beileid bezeugen, denn ich habe meinen Frieden von diesem Volke genommen, ist der Spruch Jahwe's, die Gnade und das Erbarmen, und Groß und Klein sollen in diesem Lande sterben, ohne daß man sie begräbt, noch ihnen die Todtenklage hält, noch auch ihretwegen sich Einritzungen macht oder eine Glatze scheert. Auch wird man ihretwegen nicht [Trauer-] Brod brechen, um einen wegen eines Gestorbenen zu trösten, noch wird man sie den Trostbecher trinken lassen wegen ihres Vaters oder wegen ihrer Mutter".[8]) Das ist der Inbegriff der schrecklichsten Strafen, die das Volk überhaupt treffen kann. Vergl. 2. Reg. 9, 10. 34—37. Hes. 29, 5. Giebt es doch nach Hes. 32, 19—21 unter den Abgeschiedenen in der Unterwelt zwei streng geschiedene Kategorien: solche, die in Ehren bestattet worden sind, „die starken Helden mitten aus der Unterwelt", und solche, die mit Scharen hinuntergefahren sind, ungepflegt und unbeerdigt, wie „vom Schwert Erschlagene", die sich nun infolge dessen in den Ecken und Winkeln herumdrücken müssen. Vers 23. Vgl. Jes. 14, 15. Darum ist es auch eine grausame Verschärfung der Todesstrafe, wenn der Leichnam noch nachträglich verbrannt wird, so Jos. 7, 25 bei

[4]) Die israelitischen Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode. 1899. S. 5.

[5]) Das Leben nach dem Tode nach den Vorstellungen der alten Israeliten und des Judenthums ꝛc. S. 12 f.

[6]) Wellhausen, Arab. Heidenthum, S. 161 f., belegt es als altarabische Anschauung, daß die abgeschiedenen Seelen durstig sind, daß man deshalb Wasser auf ihr Grab schüttet, auf das Grab eines abgeschiedenen Zechers auch den Becher leert. Erman weist dasselbe für die Aegypter nach, Herodot 7, 43 für die Perser. (Holzinger, Genesis, S. 217.)

[7]) Vgl. ausführlicher darüber Schwally S. 22 f.

[8]) Vergl. zu diesem Verse, der hier nach Kautzsch's Uebersetzung wiedergegeben ist, die oben citirte Stelle bei Schwally S. 22 f.

Achan, vgl. ferner Gen. 38, 24. Lev. 20, 14. 21, 9 Jes. 33, 12. Daher auch die unvergebbare Sünde der Moabiter Am. 2, 1 f. Soll doch nach dem Gesetze Deut. 21, 22 f. sogar ein Gehängter noch am gleichen Tage begraben werden und sein Leichnam nicht über Nacht an dem Baume hängen bleiben. Vgl. endlich das rührende Verhalten der Rizpa 2. Sam. 21, 10: „Aber Rizpa, die Tochter Aja's, nahm ihr Trauergewand und machte sich daraus ein Lager auf dem Felsen zurecht vom Beginn der Ernte an, bis Regen vom Himmel auf sie [die Todten] niederfiel, und verhinderte so, daß die Vögel unter dem Himmel bei Tage und die wilden Thiere bei Nacht sich über sie hermachten." Einen Schritt weiter führt uns die Erwägung, daß der Ahnencult zunächst naturgemäß vom Sohne des Gestorbenen, also vom Familienvater, im Namen der Familie ausgeübt wurde. Frauen sind nach hebräischem Brauche überhaupt nicht fähig zur Ausübung des Cultus. Von hier aus versteht sich der sehnliche Wunsch der Israeliten nach einem Sohne als dem Fortsetzer des Hauscults und sozusagen dem Garanten cultischer Verehrung für die eigne Person. Die classische Stelle dafür ist 2. Sam. 18, 18: „Absalom hatte schon bei Lebzeiten den Malstein im Königsthale genommen und ihn für sich errichtet, weil er sich sagte: Ich habe keinen Sohn, um meinen Namen fortleben zu lassen! und hatte den Malstein mit seinem Namen benannt. Daher heißt er bis zum heutigen Tage das Denkmal Absalom's." Vgl. Gen. 30, 1. 24, 60. Bei Kinderlosigkeit ist es geradezu Pflicht, eine zweite Frau oder ein Kebsweib zu nehmen, ja die legitime Frau führt bisweilen ihrem Gemahl selbst ihre Leibmagd zu, so Sara Gen. 16, 3 f., so auch Lea und Rahel Gen. 30. Auch die eigenthümliche Sitte der Leviratsehe, um einem bereits Gestorbenen noch Nachkommenschaft zu verschaffen, und die verzweifelten Mittel, im Falle der Verweigerung sie zu erzwingen (Gen. 38), mögen hier ihren tiefsten Grund haben.*) Steht doch auch unter den Frauen nur die in Ehren, die einen Sohn aufzuweisen hat, während die Kinderlose den Spott selbst der Magd erdulden muß. Vgl. Gen. 16, 4. 30, 1. 1. Sam. 1, 5. 6. 1. Reg. 3, 16 ff. Jes. 47, 8 f. 49, 21. Wie sehr das alte Israel von diesen Anschauungen beherrscht worden ist, zeigt der tiefgehende Einfluß derselben auf die wichtigsten socialen Verhältnisse und schließlich auf die gesammte Entwickelung des Volkes. Ich denke hier vor Allem an den engen Zusammenschluß der Familie als der engsten Cultgenossenschaft unter der unbestrittenen Oberhoheit des Vaters, der zugleich der Priester ist. Ist es doch schon beim Begräbniß nicht gleichgiltig, wo einer beigesetzt wird, sondern eben nur das Familiengrab ist das Ziel der Wünsche jedes Israeliten. Vgl. wieder Gen. 50, 13 (die Beerdigung Jakob's in der Machpela-Höhle), ebenso Vers 25 (der Wunsch Joseph's, im Lande der Väter beerdigt zu werden). Jud. 16, 31. Besonders charakteristisch 2. Sam. 21, 11 ff.: „Er [David] brachte die Gebeine Saul's und die seines Sohnes Jonathan von dort hinweg; dann sammelte man die Gebeine der Ausgesetzten und begrub sie bei den Gebeinen Saul's und seines Sohnes Jonathan, im Gebiet von Benjamin in Zela, im Grabe seines Vaters Kis." Und als schwere Strafe gilt schon die Drohung 1. Reg. 13, 22: „so soll dein Leichnam nicht in deiner Väter Grab kommen". Ebenso 2. Chron. 21, 20. Vgl. Jer. 26, 23. Von hervorragendem Einfluß ist der Ahnencult auf das gesammte Erbrecht. Erbberechtigt sind, ähnlich wie aus demselben Grunde bei den Griechen und Römern, nur die Agnaten, weil nur sie zu der gleichen Cultgenossenschaft gehören und in dieser Eigenschaft allein den Cult des Verstorbenen fortsetzen können. Auch die herausgehobene Stellung des Erstgeborenen, der den doppelten Antheil seiner Brüder erhält (Deut. 21, 17) und auch sonst die erste Stelle unter den Brüdern einnimmt, Gen. 24, 50 ff. 37, 22, hat vielleicht wenigstens zum Theil in seiner späteren cultischen Aufgabe seinen Grund. Jedenfalls gilt als Erstgeborener folgerichtig wiederum der erste Sohn des Vaters, auch wenn mehrere Frauen vorhanden sind (die Hintansetzung eines Erstgeborenen zu Gunsten des Sohnes einer Lieblingsfrau — 1. Reg. 1 — wird deutlich als Unrecht empfunden), daher sind auch alle Kinder des Vaters ohne Weiteres erbberechtigt (einen Unterschied von legitim und illegitim in griechisch-römischem Sinne giebt es nicht) Gen. 21, 10, daher endlich gehören auch die Sklaven, als Theilnehmer am Familiencult (Gen. 24, 12), mit zur Familie, ja sie konnten gegebenen Falls sogar in das Erbe eintreten Gen. 15, 2. 3. Wie die Familie durch den Familiencult, so werden dann als größere Gemeinschaften die Geschlechter und endlich ganze Stämme zusammengehalten durch den Geschlechter- und Stammescult 1. Sam. 20, 6. 29. Jud. 18, 19. Sach. 12, 12—14. Daher verstoßen Heirathen außerhalb des Stammes gegen die Sitte und gegen das religiöse Gefühl Gen. 26, 34 f. 27, 46. 29, 19. Jud. 14, 3. Daraus erklärt sich wohl auch, daß die später durchs Gesetz verpönte Ehe zwischen Halbgeschwistern (Gen. 20, 12. 2. Sam. 13, 13) in alter Zeit nichts Außergewöhnliches war; gehören sie doch zu derselben cultischen Gemeinschaft. Das Gesagte wird wiederum nur bestätigt durch die Thatsache, daß der Zusammenschluß der Stämme durch die gemeinsame Jahweverehrung erfolgte und daß, je mehr diese sich auf Kosten der verschiedenen Stammesculte durchsetzte, um so mehr der Unterschied zwischen den einzelnen Stämmen an Bedeutung verlor, bis er zuletzt nur noch antiquarischem Interesse, etwa zur Aufstellung des Stammbaumes, diente. Das Einheitsband, das in alter Zeit Familien- und Stammescult für die Angehörigen dieser Gemeinschaften bildete, war folgerichtig später die gemeinsame Jahweverehrung für die gesammte Nation. Zu erwähnen sind hier endlich die Teraphim, über deren Bedeutung wir freilich zum guten Theil auf Vermuthungen angewiesen sind, da ihre Erwähnungen im Alten Testament ja aus einer Zeit stammen, wo die prophetische Jahwereligion sie als Bestandtheile eines verpönten Cults perhorrescirte. Immerhin geht mit einiger Sicherheit aus Gen. 31, 19. 30 vgl. 35, 2 hervor, daß das Wort das Bild einer Gottheit bedeutet, die nicht Jahwe ist, sowie daß es von Laban und Rahel, also von Angehörigen einer und derselben Familie, als etwas sehr Werthvolles betrachtet wird. Aus 1. Sam. 19, 13 ergiebt sich weiter, daß es einer menschlichen Gestalt glich und daß sein Vorhandensein im Hause als selbstverständlich angesehen wird (da nahm Michal den Teraphim), mithin wohl in den meisten Familien zu finden war, endlich aus Hes. 21, 26. Sach. 10, 2 vgl. Hos. 3, 4, daß es Orakel spendete wie der Ephod. Holzinger (Kurzer Handcommentar zum Alten Testament — Genesis S. 252) wirft vielleicht nicht mit Unrecht bei den Worten Gen. 47, 31: „Israel aber verneigte sich gegen das Kopfende des Bettes hin" die Frage auf: Ob zu Häupten des Bettes der Teraphim angebracht war? Es würde sich so am einfachsten erklären, wie Michal 1. Sam. 19, 13 darauf verfiel, mit dem Teraphim die bekannte Täuschung vorzunehmen. Das Resultat, das wir für unsere Untersuchung aus alledem ziehen, ist, daß die alten Israeliten, weit entfernt, an einem Fortleben nach dem Tode kein Interesse zu haben, vielmehr eine sehr reale Existenz der abgeschiedenen Seele voraussetzten. Eine Reihe von Fragen sind wir dabei heute freilich nicht mehr im Stande zu beantworten, da unsere Kenntniß ja hauptsächlich auf Schriften angewiesen ist, die gegen die ganze Anschauung polemisiren. So können wir uns über das Wie und Wo dieser Existenz keine klare Vorstellung mehr machen, wissen auch nicht einmal, ob eine solche für alle abgeschiedenen Seelen geglaubt wurde, resp. was aus denen wurde, die eine cultische Verehrung durch die Ueberlebenden nicht genossen. Immerhin läßt sich erkennen, daß für die alte Zeit von der späteren schattenhaften Halbexistenz in der Scheol keine Rede sein kann. Im Gegentheil, es ist eine Fortsetzung des Erdenlebens in potenzirtem Maße. Der König trägt sein Diadem weiter, der Prophet seinen Mantel, die alten Recken der Vorzeit sind in voller Kriegsrüstung in die Unterwelt hinabgestiegen, das Schwert unter dem Haupte, auf den Gebeinen den Schild Hes. 32, 27. In dieser Gestalt aber sind sie, verglichen mit den Menschen, höhere Wesen, zur Classe der Elohim gehörig (nur so ist auch 1. Sam. 28, 13 verständlich; Luther wörtlich: ich sehe Götter [Elohim] heraufsteigen aus der Erde), die über die Zukunft unterrichtet sind und die man deshalb gleich Dämonen in Beschwörungen anruft (Jes. 8, 19. 29, 4. 65, 4. 1. Sam. 28), die infolge dessen auch von dem Geschicke der Ueberlebenden sehr wohl Kenntniß besitzen Jer. 31, 15. Wir sehen, daß das Alte Testament immerhin eine ziemlich ergiebige Ausbeute auch für diese ältesten religiösen Vorstellungen gewährt, wenn es freilich wohl auch selbstverständlich ist, daß nicht in jedem Falle die ursprüngliche Bedeutung der erwähnten Bräuche auch damals noch in lebendigem Bewußtsein war; sonst könnte nicht z. B. der Prophet Jeremia selbst das Aufhören derselben als ein nationales Unglück betrachten Jer. 16, 1 f. Wenn wir sie trotzdem nicht als geschlossene Gedankenreihe darin finden, sondern mehr als disiecta membra von hier und da zusammensuchen müssen, so hat dies

*) Nach Stade, Gesch. Isr. I, 394 u. Anm. findet sich die Leviratsehe auch sonst gerade bei Völkern mit Ahnencult: bei den Indern, Persern, Afghanen, Tscherkessen, Gallas.

eben seinen leicht ersichtlichen Grund in der prophetischen Reaction gegen diesen altanimistischen Bestandtheil der Volksreligion. Denn es liegt auf der Hand, daß Ahnen- und Todtencult irgend welcher Art und das strenge Sch^ema' der reinen Jahweverehrung Deut. 6, 4 unversöhnliche Gegensätze sind. Daher sind denn auch Gesetz und Propheten mit aller Energie bemüht, die noch übrigen Reste des Todtencults mit Stumpf und Stil auszurotten. Zunächst werden wenigstens einige der allgemein üblichen Trauergebräuche cultischen Charakters unter strenges Verbot gestellt, so das Glatzescheeren, das Bartstutzen, die Selbstverstümmelung und die Todtenbeschwörung Deut. 14, 1. 2. 18, 12 u. a. Vgl. 1. Sam. 28. Besonders gegen die Todtenbeschwörungen polemisiren auch die Propheten, vgl. Jes. 8, 19. 65, 4. Im Zusammenhang damit verfallen die Teraphim dem Urtheil götzendienerischen Greuls 1. Sam. 15, 23. Vgl. Sach. 10, 2. Ob damit vielleicht das strenge Bilderverbot für den Jahwedienst zusammenhängt, da eben Alles, was auch nur von Ferne mit dem Todtencult Aehnlichkeit haben konnte, wie das Anfertigen cultischer Bilder, vom Jahwedienst ausgeschlossen sein sollte? Ein Analogon dazu würde nach der Auffassung von Budde[10]) das Nasiräat bieten: „Die Häufigkeit des Haaropfers beim Todtencult gewährt die Möglichkeit, nicht die Gewißheit, daß das Nasiräat einen Einspruch gegen den Todtencult in Israel in sich schließe (Stade, Gesch. Isr. I, 479).“ Vielleicht erklärt sich aus denselben Erwägungen heraus die an sich merkwürdige Thatsache, daß die sonst so beliebte Flöte in der Tempelmusik keinen Platz gefunden hat; war sie doch das specifische Klageinstrument, das bei der Todtenklage nicht fehlen durfte. Eine ungemein wirksame Reaction gegen irgendwelche Todtenverehrung ergab sich ferner gleichsam von selbst aus dem Axiom: Alles, was mit einem fremden Culte in Berührung steht, ist unrein. Daraus erklärt sich die bei der sonstigen Pietät der alten Israeliten auf den ersten Blick verwunderliche Anschauung von der Unreinheit der Leichen, der Gräber und überhaupt aller zu den Todten irgendwie in Beziehung stehender Dinge. Den Fortschritt der Zeit in dieser Richtung zeigt besonders deutlich ein Vergleich von Num. 31, 19 f. mit etwa 1. Sam. 14, 32 ff., wo das Heer unmittelbar nach der Schlacht rein genug ist, um ein Opfer darzubringen. Ebenso hatten die alten judäischen Könige im Anschluß an die oben erwähnte alte Sitte, die Familiengruft möglichst auf eignem Grund und Boden zu haben, das königliche Erbbegräbniß skrupellos direct neben dem Tempel angelegt, Hesekiel aber nimmt ihnen das in Consequenz der Anschauungen seiner Zeit als eine schändliche Profanirung und Verunreinigung des Heiligthums gewaltig übel, Hes. 43, 7—9. Dazu stimmt wieder trefflich, daß ja auch die fremdartigem Culte dienenden Höhen dem gleichen Geschicke der Verunreinigung verfallen 2. Reg. 23, 13. Vergl. Vers 14. 19. 20. Für die zu Jahwe in besonders enger Beziehung stehenden Personen, Priester, Nasiräer und vor Allem für den Hohenpriester werden, wie bereits oben angedeutet, ihrem cultischen Charakter entsprechend, die Vorschriften über Leichenverunreinigung noch bedeutend verschärft Lev. 21. Num. 6, 6. 7. Den Höhepunkt bezeichnet in dieser Richtung Num. 19, 14: „Folgende Bestimmung gilt, wenn Jemand in einem Zelte stirbt: Jeder, der das Zelt betritt, und Jeder, der sich in dem Zelte befindet, wird für sieben Tage unrein. Die Unreinerklärung des Leichnams ist der energische Protest der Jahwereligion gegen den Todtencult, die denkbar schärfste Verurtheilung desselben. Je ängstlicher und empfindlicher im Laufe der Zeit die Jahwereligion gegen alle Spuren dieses Cultus wurde, destomehr steigerte sich diese Forderung der Fernhaltung von Allem, was zu ihm gehörte.“[11]) Im Zusammenhang mit dieser Gesammtbeurtheilung mag es wohl auch stehen, daß man eine Ausschmückung der Gräber im Gegensatz zur Sitte anderer semitischer Völker, z. B. der Phönizier, im Allgemeinen nicht kannte. Waren die bisher erwähnten polemischen Maßregeln aber immerhin mehr oder weniger nur von außen her durch die Zwangsautorität gesetzlicher Bestimmungen an den einzelnen Israeliten herangebrachte, so geht die erfolgreichste Reaction von einem gerade auch für unsere Zwecke wichtigen Bestreben aus, wodurch in der That der gesammte Todtencult an der Wurzel getroffen wurde: von dem Bestreben, das Ansehen der Todten in den Augen der Ueberlebenden herabzusetzen, d. h. also eine Umgestaltung der Vorstellung von dem Leben nach dem Tode herbeizuführen. Jetzt entsteht die Anschauung von der jammervollen Halbexistenz der kaum zu rechtem Bewußtsein gelangenden Todtengeister in der Scheol, wo alle ohne Unterschied einander ganz gleich sind (Hiob 3, 17—19), wo man Jahwe nicht mehr preist (Ps. 6, 6. 115, 17 u. a.), also das höchste Glück, das der fromme Israelit der Psalmen kennt, entbehren muß, wo man sich überhaupt fern von Jahwe befindet an einem Orte, um den sich dieser nicht kümmert (Ps. 88, 11. Jes. 38, 18), wo man endlich von den Vorgängen auf Erden und dem Geschick der überlebenden Lieben keine Ahnung hat (Hiob 14, 22). Die Scheol ist das Land der Finsterniß und des Vergessens (Ps. 88, 13), der Abgrund, aus dem die Schatten nicht auferstehen (Ps. 88, 11 f.), Scheol und ewiges Schweigen sind identisch (Ps. 94, 17). Es liegt auf der Hand, daß nunmehr eine Zukunftsbefragung solcher Schattenexistenzen, wie sie früher in den Todtenbeschwörungen üblich war, sowie überhaupt eine cultische Verehrung, wie man sie doch nur Wesen, von denen man Hilfe erwartete oder, im Falle der Unterlassung, Unglück fürchtete, entgegenbrachte, sinnlos und von selbst hinfällig werden mußte. Vgl. besonders Pred. 9, 5 f.: „Denn die Lebenden wissen, daß sie sterben werden, die Todten aber wissen gar nichts und haben weiter keinen Lohn, denn vergessen wird ihr Gedächtniß. Sowohl ihr Lieben als ihr Hassen und ihr Eifern ist längst dahin, und sie haben nie mehr Theil an irgend etwas, was unter der Sonne geschieht.“ Sir. 30, 18 f.: „Reichlich dargebotene Leckerbissen vor verschlossenem Munde sind wie aufgestellte Speisen, die an ein Grab hingelegt sind. Was nützt Opferung einem Götzen? Denn er wird es weder essen noch auch riechen.“ Der letzte Schritt auf diesem Wege ist folgerichtig die gänzliche Leugnung der Fortexistenz nach dem Tode, ein Standpunkt, der annähernd im Pred. Sal. erreicht ist und zur neutestamentlichen Zeit auch im Volke eine gewisse Verbreitung erlangt hatte, wenn freilich auch ausdrücklich hervorgehoben sein möge, daß zu diesem Resultate neben den hier gezeichneten Entwickelungslinien noch ganz andere Einflüsse geführt haben, denen hier nicht weiter nachgegangen werden kann. War dann indessen einmal der Sieg der reinen Jahweverehrung über den Todtencult gesichert, so stand nichts im Wege, alte, im Volke unausrottbar tief eingewurzelte Trauergebräuche, die ursprünglich ein Ausdruck des Ahnencults waren, unter Umbiegung ihrer eigentlichen Bedeutung bestehen zu lassen, ja sie vielleicht gar durch gesetzliche Fixirung für alle Zeiten unschädlich zu machen. Wir deuteten schon oben an, daß die Propheten selbst zum Beispiel das Glatzescheeren als etwas Unverfängliches erwähnen, obgleich ja gerade dieser Brauch einem nachdrücklichen Verbote zum Opfer gefallen ist. Andere Gewohnheiten wie das Zerreißen des Kleides, die Umgürtung mit dem Saq, ja selbst das Leichenmahl mit dem Todtenopfer (Sir. 30, 18 f. Tob. 4, 18) sind von diesem Geschicke verschont geblieben und haben sich infolge dessen, natürlich mutatis mutandis, bis in die spätesten Zeiten erhalten. „Die Sitte blieb, ihre Bedeutung verschwand.“ Ein Prozeß, zu dem andere Gebiete der Religionsgeschichte mehr als ein Analogon bieten könnten, ich erinnere nur an die mannigfachen aus altheidnischem Brauche herübergenommenen Bestandtheile, etwa des Johannisfestes (Sonnenwende) oder unserer christlichen Weihnachtsfeier. In Summa: Der vermeintliche Diesseitigkeitsstandpunkt der alten Israeliten und deren angebliche Bedürfnißlosigkeit nach einer Fortexistenz nach dem Tode ist unhaltbar und weiter nichts als eine zu ihrer Zeit vollberechtigte Antithese gegen gerade eine Ueberspannung der betreffenden Vorstellungen. Daß sie gerade als Antithese auch ihrerseits über das Ziel hinausschießt, ist eine nach bekannten historischen Gesetzen nicht zu verwundernde Erscheinung. Zum Schlusse kann ich mir nicht versagen, wenigstens mit einem Worte auch auf das providentielle Moment dieser Entwickelung hinzuweisen, daß in der durch die Reaction des prophetischen Jahwismus geschaffenen tabula rasa eine Basis gegeben war, auf der dann, in einigen bekannten alttestamentlichen Stellen bereits leise sich ankündigend, zu seiner Zeit der geläuterte christliche Glaube aufbauen konnte, ohne in Gefahr zu sein, mit Bestandtheilen einer animistischen Naturreligion verquickt zu werden.

Dr. Nebel.

In der Besprechung von Heft 9, 31 und 32 der „Gymnasial-Bibliothek“ muß es auf S. 43 der Wiss. Beil. Nr. 23 vom 25. Januar, linke Spalte, Zeile 8 heißen: Ziegeler, und Zeile 13: die genaueste (statt genannte).

[10]) Das Buch der Richter. 1897. S. 95.
[11]) Benzinger, Hebr. Archäologie. S. 481

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 13. Dienstag, den 30. Januar, Abends. 1900.

Drei Briefe Emil Devrient's an Karl Theodor von Küstner.

Mitgetheilt von Dr. phil. Erich Michael.

Als K. Th. v. Küstner im Juni 1842 die Generalintendantur der königl. Schauspiele in Berlin übernahm, da fand er zwar tüchtige Kräfte vor, doch zeigte das Künstlerpersonal daneben auch mannigfache Lücken und Schwächen. So ruhte u. A. das Fach der ersten Liebhaber ganz in den Händen Wilhelm's v. Lavallade, der, wie Küstner selbst urtheilt, bei der königl. Berliner Bühne nicht der Träger dieses ersten Faches sein konnte. Es war deshalb das Bestreben des neuen Intendanten darauf gerichtet, einen geeigneten Vertreter dafür zu gewinnen. Nichts war natürlicher, als daß er sein Augenmerk sogleich auf Emil Devrient, den damals bedeutendsten Vertreter des genannten Faches, richtete, hatte dieser doch bereits in den Jahren 1823 bis 1828 unter ihm in Leipzig gewirkt und seine künstlerische Ausbildung erhalten, so daß er mit Recht als aus der Küstner'schen Schule hervorgegangen betrachtet werden kann, wenngleich er auch bei Klingemann in Braunschweig seine Künstlerlaufbahn begonnen hat. Fernerhin war er den Berlinern schon längst kein Fremder mehr, denn in den Jahren 1825, 1827, 1831, 1836 und 1839 hatte er in zahlreichen Gastspielen dem Publicum der preußischen Hauptstadt Proben seines außerordentlichen Talents gegeben. Oefters schon war ihm ein Engagement für Berlin angeboten worden. 1827 scheiterten die Unterhandlungen an der Mehrforderung von 200 Thalern seitens des Künstlers oder, wie Andere meinen, infolge eines ungünstigen Gutachtens des unseligen Regierungsraths v. Tschoppe; Devrient sollte nämlich, diesem nach, eine zu schwache Brust haben. Und die späteren Versuche, ihn für Berlin zu verpflichten, namentlich nach dem glänzenden Gastspiele im Jahre 1839, waren erfolglos, weil er sich schon 1831 lebenslänglich in Dresden gebunden hatte. Küstner, der es in seinem Leben bereits erfahren hatte, daß auch auf Lebensdauer abgeschlossene Verträge unter Umständen gelöst werden können, ließ sich nicht durch die bisherigen mißlungenen Versuche des Grafen Redern, seines Vorgängers in Berlin, abschrecken, sondern setzte sich bald nach Uebernahme der Generalintendantur der königl. Schauspiele mit Emil Devrient in Verbindung. Die Antwort auf die schriftlichen Anerbietungen Küstner's blieb nicht aus. Am 3. Februar 1843 schrieb Devrient nach Berlin: Hochgeschätzter Herr Gen. Intendant! Mit dem wärmsten Danke für Ihre so freundliche Zuschrift, bin ich bis jetzt leider noch nicht so weit, über meine Zukunft frei schalten zu können, — der König will mir die Entlassung fortdauernd[1]) verweigern und hat mich auf den gerichtlichen Weg verwiesen, auf welchem nun mein Recht dargethan werden soll, — auf mein Bestallungsdecret und alle übrigen Motive gestützt, — die Entlassung zu erzwingen. — So bin ich für die nächste Zeit noch nicht frei zu nennen und muß Geduld haben, bis meine Angelegenheit hier entschieden ist. Sobald dies geschehen ist, richte ich eine vertrauliche Frage an meinen Bruder Eduard[2]), dies bin ich ihm wohl schuldig, und es ist dann möglich, daß wir uns für eine Zukunft einigen, so sehe ich einem schönen künstlerischen Leben entgegen. — Was meine Gegner über Forderungen, die ich hier stellte, ausbringen möchten, ist so toll als lächerlich, — ich habe nur unter meinen Motiven zum Entlassungsgesuch auch das berührt, daß das Schauspiel hier täglich der Oper mehr nachgestellt würde und sich im völligen Verfall befinde. — Ich habe während meiner ganzen Anstellungszeit hier nie einen Anspruch auf eine Rolle gemacht, oder gar die Rollen vertheilen wollen! (da ich die Regie 3 mal abgelehnt) — sondern mir lediglich das Recht erworben unbedeutendere Rollen zurückweisen zu können, — was an allen ersten Bühnen überdieß für erste Künstler anerkannt ist; — alles Weitere haben die freundlichen Collegen in Deutschland erfunden und verbreitet. Ich kann diesen Brief nicht schließen ohne die lebhafte Hoffnung auszusprechen, daß die Zukunft mich Ihnen nahe bringen möchte, — ich bin überzeugt, daß Se. Majestät mein Landesvater gern bewilligt was Sie ihm als ersprießlich für das dortige Institut beantragen, — wenn daher Berlin in seiner Theuerung gegen Dresden — (in der Miethe vielleicht allein 3 à 400 ᴙ?) als aequivalent etwas Höheres gewähren kann, — so schiene mir ein solches Hinderniß durch Ihre Güte und ernstlichen Willen leicht hinwegzuräumen. Das sind Dinge an deren Realisirung ich nicht zweifeln möchte, — lassen Sie mich nur erst frei sein, — losgeschält von alle den fürchterlichen Verhältnissen[3]) in denen ich jetzt lebe, — dann will ich auch noch ein ganz andrer Mensch werden und zwar ein solcher der Ihnen noch conveniren würde! — Sobald in meiner Angelegenheit etwas entschieden wird, schreibe ich Ihnen und bleibe mit der Versicherung meiner lebenslänglichen Anhänglichkeit und persönlichster Hochschätzung Ihr ganz ergebenster Emil Devrient. Dresden, d. 3. Febr. 1843. — Dieser wie auch die beiden folgenden Briefe sind äußerst bezeichnend für Devrient sowohl als Mensch wie als Künstler. Sie sind ein getreues Spiegelbild seines leicht erregbaren, empfindsamen, für seine Künstlerschaft ganz eingenommenen, gegen fremdes Verdienst oft ungerechten, dabei mitunter anmaßenden Charakters. Er scheint sich und seinen Bruder zu gut gekannt zu haben, um nicht bei einem etwaigen Engagement in Berlin gelegentliche Unannehmlichkeiten mit demselben fürchten zu müssen. Deshalb wohl auch die vertrauliche Anfrage an ihn, bevor er sich ganz entschließen wollte. Wie richtig dieses Empfinden war, beweist zur Genüge der Umstand, daß später, als beide Brüder nebeneinander in Dresden wirkten, thatsächlich Mißhelligkeiten zwischen Beiden zu Tage traten. Auch schon früher, da noch ihr älterer Bruder Karl in Dresden thätig war, hatten Eifersüchteleien zwischen diesem und Emil Devrient stattgefunden. Was nun die bescheidenen Forderungen betrifft, von denen Devrient oben spricht, so ist zu bemerken, daß seine Darstellung des ganzen Sachverhaltes kaum die richtige sein dürfte. Es würde zu weit gehen, alle Einzelheiten hier anzuführen; ich verweise deshalb auf die Darstellung in Robert Prölß' „Geschichte des Hoftheaters zu Dresden" (Dresden 1878) S. 468—471. — Das nächste Schreiben Devrient's an Küstner datirt vom 24. Februar 1843. Es lautet: Hochgeschätzter Herr Gen. Intendant! Soeben vernichte ich einen Brief der an Sie abgehen sollte, um auf Ihre so freundliche Zuschrift eine Antwort hinzuzufügen; — ich meldete Ihnen darin, wie sich meine hiesigen Verhältnisse seit 2 Tagen in sofern geändert, als infolge meines gerichtlichen Verfahrens, — ein provisorischer Zustand zwischen mir und der Intendanz eingetreten ist, in welchem ich bis zu meiner Urlaubsreise in alle meine Functionen wieder eingetreten bin. Der König hat sich ungemein gütig gegen mich gezeigt und es ist jetzt die Aussicht da, daß meine geschiedene Frau Dresden verläßt. — Freilich ist bei der Gelegenheit so gut als anerkannt, daß ich meine Entlassung [vermöge meines Anstellungsdecretes] zu jeder Zeit nehmen kann. — Die nächste Zukunft wird zeigen, ob ich an ferneres Hierbleiben denken darf, — denn freilich sind die Vortheile

[1]) Dieses Wort deutet auf die bereits erwähnten früheren Engagementsanträge hin.

[2]) Seit 1819 in Berlin.

[3]) Siehe darüber den zweiten Brief.

meiner Stellung hier so, daß keine Intendanz mir eine genügende Entschädigung bieten würde, — auch wohl Wien nicht, — das mir jetzt zwar jegliche Versprechung entgegenbringt. — Wären nur für mich nicht die üblen Constellationen in den Berliner Verhältnissen, — von deren Hinwegräumen ich mich noch nicht überzeugen kann, — wahrlich Nichts hielte mich doch ab zu Ihnen zu eilen, — wohin mein Herz mich mächtig treibt, — was Sie mich von der Zukunft in Ihrem lieben Briefe träumen lassen, würde sich verwirklichen; — mein Gemüth hängt fest an meinen ersten theatralischen Erinnerungen — sie wachsen in mir, um so mehr als die harten Stürme des Lebens sie in ein helles Licht stellen. — Im Herzen waren wir uns wohl immer nahe, — kämpfte ich mit jugendlichem Uebermuth um eine Stellung, wollte der Ehrgeiz mich mit Blitzesschnelle zur Adlerhöhe schwingen, — nun so war es nur ein Kampf um Stellung — gegen Stellung; — Sie hatten Recht, den jugendlichen Vorwitz niederzuhalten, — ich hatte Recht in die Höhe zu ringen. Jetzt stehen wir Beyde, in unsrer Sphäre, — auf Stellen — von Wenigen erreicht, — jetzt wäre es wohl an der Zeit vereint die letzten Schritte zu durchwandern; — Sie würden mir jetzt ein gütiger Führer sein und vielleicht vermöchte auch ich Ihnen mehr zu werden, als der bloße Künstler dem Sie einen Grad von Anhänglichkeit gewähren. — Nun komme es wie es mag, — so viel habe ich hier erlangt, daß ich frei werden kann, wenn die Pflicht gegen meine Kinder es gestattet. — In jedem Fall sehen wir uns wohl bald, — ein Gastspiel könnte freilich am besten die dortigen Verhältnisse mir erklären, denn 4 Jahre war ich nicht dort, — doch habe ich vorerst mit Gastspielen in Oesterreich mich gebunden, — wie wärs wenn ich September — October — zu 10 à 12 Rollen käme [— freilich spiele ich in Breslau, Danzig, Königsberg &c. jetzt nicht unter 100 Thlr. Honorar — würde Ihnen das auch convenieren?] — Nach München komme ich diesen Sommer nicht, — doch gehe ich vielleicht wieder zur Birch Pfeiffer in die Schweiz, — mein Gemüth lechzt nach den herben Erfahrungen der letzten Zeit, im Eldorado meiner Natur-Erinnerungen mich wieder zu erfrischen; — Sie haben seitdem Italien gesehen, — welchen reichen Schatz von Erinnerungen haben Sie da gesammelt, denn ich kenne Ihre warmen Empfindungen für Naturschönheit, die Sie sich in dem Drange aller Lebensgeschäfte bewahrten. — Nun kurz, — ich wünsche herzlich daß wir uns, im Austausche so mancherlei, recht, recht bald wiedersehen mögen, wie weh that es mir Sie bei meiner letzten Durchreise durch Berlin nicht getroffen zu haben. — Mit der innigsten Anhänglichkeit und hochschätzender Freundschaft Ew. Hochwohlgeboren ewig ergebener Emil Devrient. Dresden, d. 24. Febr. 1843. — Welcher Umschwung in der Gesinnung Devrient's thut sich uns in diesem Schreiben kund. Zeigte der erste Brief den Künstler noch ganz erfüllt von der Möglichkeit, in Berlin Stellung zu finden, so beweist der zweite eine merkliche Abkühlung seiner Begeisterung, die sich hinter herzgewinnender Freundlichkeit zu verbergen sucht. Devrient hatte es so gut wie erreicht, daß er gehen durfte; und nun er's konnte, ging er nicht. Sollte das blos das gütige Benehmen des Königs bewirkt haben? Devrient war ehrgeizig, aber er war auch politisch, überlegend. Plötzlich vor die Entscheidung gestellt, erwog er erst, welche Vortheile ihm Dresden vor Berlin bot und kam zu der Erkenntniß, daß ersteres doch ein geeigneteres Feld für seinen Ehrgeiz war, als dieses. Nun, da alle Schwierigkeiten sich gehoben hatten, da alle seine Forderungen von der Intendanz, einer infolge der Einflüsse des Hofes zu nachsichtigen Intendanz, angenommen worden waren, da seine von ihm geschiedene Frau[4]) Dresden verließ, da erinnerte er sich erst seiner einflußreichen, in ihrer Art einzigen Stellung am Hoftheater zu Dresden, da begann er erst zu erwägen, daß unter dem festen, jeden Widerstand besiegenden Küstner wohl kaum alle seine Wünsche erfüllt werden dürften, so große Freundschaft auch sonst Beide mit einander verbinden möchte. Er hatte ja die Thatkraft des Berliner Intendanten schon früher in Leipzig kennen gelernt. Daran erinnert auch die Stelle vom „Kampf um Stellung gegen Stellung". Die Zukunft in Berlin erschien ihm mit einem Male nicht mehr so lockend, wie Anfangs, da wird die Pflicht gegen seine Kinder, für die ein Wechsel im Wohnort wohl kaum in Betracht kommen konnte, da werden die ihm üblen Constellationen in den Berliner Verhältnissen, über die er sich freilich nicht näher ausläßt,[5]) als Hindernisse vorgeschoben, da wird zuletzt nur noch von einem Gastspiel im September oder October gesprochen. — Eine kühle Zurückhaltung, die neben dem immerhin warmen Ton des vorigen Briefes befremdend wirkt, zeigt das letzte Schreiben Devrient's vom 27. März 1843. Es lautet: Hochgeschätzter Herr Gen. Intendant! In Beantwortung Ihres so lieben Schreiben v. 10. d. ist es bis zu September, October, — dem Zeitraum, wo Sie mir so freundlich ein Gastspiel gestatten wollen, — noch längere Zeit hin und ich will hoffen zu jener Zeit einen Urlaub zu bewerkstelligen oder dahin verlegen zu können. — Jetzt trete ich in 12 Tagen eine Reise an, gehe nach Pesth wohin mich ein 1¼jähriges Versprechen ruft, — da ich aber für meine Gesundheit einige Zeit des Sommers verwenden will, — welche Verpflichtung mir meine Gesundheit auferlegt, der ich nach der durchlebten harten Zeit eine Schonung schuldig bin, — so hoffe ich mich von den Gastspielen in Wien, Breslau und Posen losmachen zu können,[6]) die ich schon zugesagt hatte. — Ich kehre dann schon in 8 Wochen wieder hierher zurück und gehe auf einige Zeit vielleicht in ein schlesisches Bad — Warmbrunn o. dgl. — So habe ich meinen Sommer-Plan entworfen; — vielleicht komme ich dann auch auf einige Tage nach Berlin, wo ich Sie, hochgeschätzter Herr, dann nicht zu verfehlen hoffe. — Mad. Schröder Dt.[7]) sagte mir, daß sie Ihnen schon längere Zeit geantwortet habe und ihrer Entgegnung entgegensehe. — Dieselbe geht in einigen Tagen von hier ganz ab, da sich die neuen Engagements-Unterhandlungen für jetzt zerschlagen; — sie verlangte freilich auf 5 Jahre ihren alten Gehalt von 5000 Thlr. und die 1000 Thlr. Pension noch hinzu — auch nach den 5 Jahren eine erhöhte Pension auf 1500 Thlr. — das ist wohl zu viel, wenn man schon 20 Jahre als Sängerin an einer Bühne gewesen und doch bedeutend en retour: Vorläufig kommt sie aber doch zum Herbst auf Gastrollen hierher und geht dann also d. 1. Jan. 1843[8]) bis Ende März zu Ihnen. Der Tod Seydelmann's hat dem Credito Ihrer Bühne leider einen so empfindlichen Verlust gebracht, denn in jedem Fall war sein Namen größer als sein Wirken, wenn man auch seine Virtuosität und gewisse Meisterschaft anerkennen mußte. Döring wäre ganz das Talent für Berlin, — doch ist er nun lebenslänglich in Hannover; — auch entsteht wohl durch Rott's und meines Bruders[9]) Wirken in dem Fache keine eigentliche Lücke?! — Es wird mit jedem Tage schwerer ein gutes Schauspiel zusammenzustellen und ich fürchte, wir stehen in den letzten guten Tagen des deutschen Schauspiels! Indem ich Sie vor meiner Abreise nochmals auf das Herzlichste begrüße, hoffe ich mit Zuversicht, daß wir uns in diesem Jahre sehen und verbleibe in Hochschätzung und Anhänglichkeit Ihr ewig ergebener Emil Devrient. Dresden, d. 27. März 1843. — Das in Aussicht gestellte Gastspiel wird immer fraglicher. Es hat auch in der That nicht stattgefunden. Erst 1845 kam Devrient nach Berlin und spielte an 14 Abenden. Im großen Ganzen füllen den Brief recht nebensächliche Dinge, die für den Leser jetzt gewiß interessanter sind, als sie es damals für den Empfänger waren. Charakteristisch für Devrient ist das Urtheil über den am 17. März 1843 verstorbenen Seydelmann. Es beweist, wie wenig Verständniß er für die Bedeutung seines Berliner Collegen hatte[10]). Döring, den Devrient in seinem Schreiben für den geeigneten Nachfolger des Verschiedenen bezeichnet, ist wirklich an die Stelle Seydelmann's getreten.

---

[4]) Doris Böhler, eine vortreffliche Soubrette. Devrient hatte sie 1823 in Leipzig kennen gelernt und 1825 geheirathet. Sie war nicht ohne Einfluß auf die künstlerische Entwickelung ihres Mannes. Der Bruch, der 1839 eintrat und 1842 zur Scheidung führte, war nur von günstigen Folgen für den Künstler Devrient, machte er ihn doch frei von dem die höchste Entfaltung seines künstlerischen Talentes hindernden Einfluß seiner Frau. Erst nach 1842 erreichte Devrient den Höhepunkt seines Könnens.

[5]) Sollte damit vielleicht auf die Wirksamkeit Tieck's am Berliner Hoftheater angespielt werden? Beide standen in Dresden während ihres gemeinsamen Wirkens am Hoftheater nicht im freundschaftlichsten Verhältniß zueinander, wofür wohl Tieck die Schuld traf, der in abfälligen Urtheilen die Verdienste Devrient's zu schmälern suchte.

[6]) Das trat auch ein; 1843 hat Devrient nur an 25 Abenden in Pest gespielt.

[7]) Die geschiedene Frau Karl Devrient's. Sie verließ 1843 die Dresdener Bühne nur auf ein Jahr.

[8]) Schreibfehler, es soll 1844 heißen.

[9]) Rott (Rosenberg) gehörte 1832—1856 dem Berliner Hoftheater an. Ed. Devrient ging schon 1844 nach Dresden.

[10]) Wir verweisen betreffs einer gründlichen Werthschätzung Seydelmann's auf das Werk Roscher's „Seydelmann's Leben und Wirken" (Berlin 1845) und auf das Lebensbild dieses Künstlers im „Album des Königlichen Schauspiels und der Königlichen Oper zu Berlin" (Berlin 1858), S. 71—75.

Küstner stand nämlich — was freilich Devrient damals nicht wissen konnte — schon bei Lebzeiten Seydelmann's, da sich dessen Krankheit als unheilbar herausstellte, mit Döring in Unterhandlung. Trotzdem daß dieser lebenslänglich für Hannover verpflichtet war, gelang es Küstner 1845 seine Entlassung zu erwirken und ihn für Berlin zu gewinnen. Devrient blieb also in Dresden. Infolge dessen wurde im Jahre 1844 Hendrichs, ebenfalls ein Künstler aus Küstner's Schule, für Berlin verpflichtet. Neben ihm wirkte später noch Joseph Wagner und nach dessen Abgang Liedke, alles drei Schauspieler, die nächst Devrient damals die bedeutendsten Vertreter des jugendlichen Liebhaberfachs waren.

Bücherbesprechungen.

— **Geisteshelden.** Biographien. 33. Band: **Mozart** von **Oskar Fleischer**, Professor an der Universität Berlin. Mit zwei Bildnissen. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1900. Preis geh. 2,40 ℳ, geb. 3,20 ℳ. — Ein gutes, wenn auch etwas trocken geschriebenes Buch liegt in dieser neuen, in knapper Form gehaltenen Mozart-Biographie vor. Ihm fehlt die Wärme des Vortrags, die den Leser zu packen und für den behandelten Gegenstand zu begeistern weiß. Wesentlich Neues bringt es nicht und kann es kaum bringen. Die Mozartforschung scheint mit Otto Jahn's großem biographischen Werk ziemlich erschöpft. Aus dessen reichem Quell nährt sich Jeder, der nach Jahn über den Rafael der Tonwelt schreibt. So auch der Verfasser. Nur in einigen wenigen Punkten weicht er von den durch Jahn gewonnenen Resultaten oder dessen Urtheilen ab; wie beispielsweise in seiner geringen Schätzung Gluck's, oder in der Behauptung, daß „Mozart der letzte deutsche Kirchencomponist von Bedeutung", daß seine Meisterschaft „eine unerreichte und unübersteigliche" sei. Sind Beethoven und seine Missa solemnis für den Verfasser nicht vorhanden? Süßmayer, dem Vollender des Requiems, giebt er zu wenig, wenn er seine Arbeit an demselben als „eine Kleinigkeit", sein Verdienst daran als „das des Arrangeurs eines Tonwerkes" bezeichnet. Zu berichtigen ist die irrige Angabe, daß Mozart's Grabdenkmal auf den Währinger Friedhof übergeführt worden sei. Nicht auf diesen, der Ende der achtziger Jahre außer Brauch gesetzt wurde und in dem die irdischen Reste Beethoven's und Schubert's bis dahin geruht hatten, sondern auf den neuen Centralfriedhof wurde, gleich den Gebeinen Beethoven's, Schubert's und Gluck's, das Grabdenkmal Mozart's, das bisher auf dem St. Marxer Friedhof seine Stätte gehabt hatte, übertragen. Da steht es heute und wird wohl noch in Jahrhunderten da stehen. J.—

— **Politisches und sociales Elend in Italien** von **Ouida**. Aus dem Englischen. Zürich, Caesar Schmidt. 1900. — Das Schriftchen ist das Werk einer exaltirten Frau und wird unter gleichgestimmten Seelen Beifall finden.

—tg—

— **Hermann Masius, Naturstudien. Skizzen.** 2 Bände. 1. Band 10. Auflage, 2. Band 3. Auflage. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1900. 15 ℳ — Seit einer Reihe von Jahren haben die „Naturstudien" von Masius eine weite Verbreitung gefunden, und das Verlangen nach diesem vortrefflichen Buche mit seinen ansprechenden, oft ergreifenden Naturschilderungen war ein so vielseitiges und anhaltendes, daß es wiederholt in immer neuen Auflagen schnellen Absatz fand. Jetzt, nach dem Tode des hochbegabten, fast alle Gebiete des Wissens beherrschenden Verfassers hat der Verleger die Herausgabe der 10. Auflage dem Sohne des Autors übertragen und dieses vor Kurzem im Buchhandel erscheinen lassen. Es war dem Herausgeber, wie er im Vorwort erklärt, eine heilige Pflicht, das theure Vermächtniß in jeder Hinsicht unangetastet zu lassen, wenn auch die äußere Ausstattung eine andere, schönere und gediegenere geworden ist. Den ersten Band ziert das wohlgelungene Bildniß des Verfassers, und zwischen den Text sind 14 feine Holzschnitte nach Zeichnungen von W. Georgy eingefügt; den zweiten Band illustriren zwei Stahlstiche und zwei Holzschnitte von derselben Künstlerhand gefertigt. Abgesehen davon, daß der Text im Gewande der neuen Orthographie erscheint, bietet er insofern mehr, als er durch zwei vollständig druckreife Skizzen, die sich im literarischen Nachlaß des Verfassers vorfanden, bereichert worden ist. Diese Skizzen, betitelt: 1) Der Esel, 2) Acker- und Zaunwinde, bilden den Schluß des zweiten Bandes. — Die Art, wie Masius den von ihm gewählten Stoff behandelt, bekundet seine bewundernswerthe Gewandtheit und Meisterschaft im Ausdruck; er versteht es, naturhistorische Betrachtungen und Beobachtungen in ein feines, ästhetisches Gewand zu kleiden. Seine „Norddeutschen Vegetationsbilder", seine „Charakterbilder aus der Thierwelt", seine Schilderungen der „Norddeutschen Waldbäume" u. s. w. machen auf jedes für die Natur in ihrer reichen Mannigfaltigkeit und Schönheit empfängliche Gemüth einen fühlbaren und nachhaltigen Eindruck. Wer dann tiefer eindringen will in das Verständniß des behandelten Stoffes, der findet in den jedem Bande beigefügten Anhangsbemerkungen wissenschaftliche Aufklärung, Belehrung und Anregung zu weiteren Studien. Diese Anmerkungen legen das beredteste Zeugniß ab von der vielumfassenden Gelehrsamkeit des in weiten Kreisen beliebten und hochgeschätzten Autors. — Wir schließen uns dem Wunsche des Herausgebers aus vollem Herzen an: Möge das neue Jahrhundert dem Buche, das seiner Natur nach vom Alter unberührt bleibt, dieselbe warme Theilnahme entgegenbringen, wie das nunmehr geschiedene ihm stets entgegengebracht hat.

P—t.

— **Schriften über das Theater. Die Vorbilder der deutschen Schauspielkunst.** Schröder, Iffland und Ludwig Devrient. In biographischen Erzählungen von **Gustav Höcker**. Mit sechs Abbildungen. Glogau, Carl Flemming. — Es ist nöthig, daß das Gebiet der Jugend- und Volksliteratur ein wenig erweitert werde. Hier wird ein glücklicher Versuch in der Richtung unternommen, daß man eine breitere Masse auf unsere Theatergeschichte hinweist und sie für dieselbe zu interessiren sucht. In die neuere deutsche Theatergeschichte führt Höcker den Leser ein, indem er ihn mit Schröder, Iffland und Ludwig Devrient bekannt macht, also mit den Anfängen der neueren Schauspielkunst, die Lessing's Zeit begleiten, der Zeit Schiller's und dem Höhepunkte der neueren Theatergeschichte. Höcker hat es verstanden, in den Rahmen einer freieren Handlung alles Das ohne Zwang unterzubringen, was an Material über die geschilderten Epochen der deutschen Schauspielkunst zu haben ist, und es ist ihm trefflich gelungen, diese Zustände dem Leser in fesselnder Weise näher zu bringen. — Den Werken, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, das Theater, seine Wunder und Bedeutung auch breiteren Massen zu vermitteln, ist ferner ein empfehlenswerthes Buch beizuzählen: **Das Theater.** Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Von Dr. **Karl Borinski**. Mit 8 Bildnissen. Leipzig, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 11. Bändchen.) Das Werk ist aus Volkshochschulvorträgen hervorgegangen und charakterisirt sich dadurch schon von selbst. Ohne sich an die Richtung gelehrter Fachwerke zu halten, erzählt sein Verfasser seinen Lesern Alles, was ihm vom Theater wissenswerth erscheint und zwar in erschöpfender, anregender Weise. Das Theater ist ausersehen, das ist Borinski's Ansicht, sein Theil dazu beizutragen, daß das Volk durch wahre Bildung wieder frei gemacht werde von falschen Vorstellungen, innerlich geläutert und erhoben werde. Wenn der Verfasser in seinem Vorwort es ausspricht, daß er nicht auf den Beifall der Belletristen vom Fach zu rechnen beabsichtigt, so ist ihm dies nur unvollkommen gelungen. Zu seinem Lobe sei dies gesagt! Uns hat seine Art, die Zuhörer zu bilden, vollkommen überzeugt und unsern Beifall gefunden.

J. R.

— **Berühmte Musiker.** Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister herausgegeben von **Heinrich Reimann**. X. **Johann Strauß** von **Rudolf Frhrn. Procházka**. Berlin 1900. „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Preis geb. 4 ℳ — Ein hübsches, mit reichem Bilderschmuck versehenes Buch. Es ist in flottem Tempo, gleichsam im Dreivierteltact, dem Lieblingsrhythmus des Componisten, geschrieben, den es liebevoll schildert und der am 3. Juni verflossenen Jahres seiner geliebten Vaterstadt Wien — der ureigenen Heimath seiner Musik — und der Welt, die seine lockenden Weisen hell durchklangen, entrissen wurde. Wir folgen dem Walzerkönig durch sein thaten- und triumphreiches Leben von der Wiege bis zum Grabe. Auch seinen Vater, Johann Strauß den Aelteren. „den Apoll der Tanzmusik", wie ihn Ambros nannte, der die goldene Zeit des Walzers zuerst mit Lanner herbeiführte, lernen wir des Näheren

kennen. Ihn würdigte der Sohn in den Worten, mit denen er sich absichtslos selbst charakterisirte: „Er war wie jeder echte Künstler im höchsten Grade bescheiden, und nicht einen Augenblick hegte er die Anmaßung, sich auf dasselbe Piedestal mit den Heroen der großen Kunst stellen zu wollen. Aber seine Kunst hat manche Sorge verscheucht, manche Falte geglättet, Vielen den Lebensmuth gehoben, die Lebensfreude zurückgegeben; sie hat getröstet, erfreut und beglückt; und darum wird die Menschheit ihm ein Andenken bewahren." Ein dankbares Andenken bleibt auch dem in diesem Buch lebendig vor uns hintretenden Schöpfer des „Donauwalzers" und der „Fledermaus", dem jüngeren Repräsentanten des heiteren Wienerthums, gewiß, so lange genußfreudige Menschen sich an den leichtbeschwingten Gestalten einer frohsinnig lächelnden Kunst erfreuen werden. J—.

— F. Völker, Berühmte Schauspieler im griechischen Alterthum. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Virchow und v. Holtzendorff, Heft 327. Hamburg, Verlag und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1899. 33 S. 8. — Nach eingehenden wissenschaftlichen Untersuchungen, die Verfasser früher über seinen Gegenstand angestellt hat, schildert er hier in ansprechender und leicht verständlicher Darstellung die Entwickelung des Schauspielerwesens bei den Griechen, indem er alles Das, was über die bedeutendsten Einzelvertreter dieses Standes überliefert ist, verarbeitet. Leider fließen aber die Nachrichten nur recht spärlich und ganz selten berühren sie wichtigere Dinge, die man gern wissen möchte. So kommt es, daß kein einziges wirkliches Charakterbild entsteht und sich Alles in unbedeutende Kleinigkeiten auflöst. —g

— F. O. Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache. 2. Aufl. Leipzig, 1899. B. G. Teubner. V und 172 S. 8°. Geh. 2,40 ℳ — Mit Recht sagt Verfasser im Vorwort seines Buches: „Die Kenntniß einer Sprache bleibt oberflächlich, so lange sich der Lernende nicht auch die Gründe für die verschiedenartige Gestaltung ihres Baues klar gemacht hat." Um nun dem Lehrer für den Unterricht in dieser Hinsicht Anregung und Anhalt zu bieten, versucht er es, die Haupteigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache aus dem Volkscharakter der Römer herzuleiten. Im Gegensatz zu ihrer hohen praktischen Veranlagung fehlte es den Bewohnern von Latium stets an dem rechten Verständniß für Wort und Bedeutung von Wissenschaft und Kunst an sich, und auch ein tiefer empfindender Sinn für die Schönheit der Natur ging ihnen in ihrer großen Mehrzahl durchaus ab. Ihren Mangel an sprachschöpferischer Thätigkeit beweisen die Tausende von Lehnwörtern, die sie aus Griechenland fast unverändert aufgenommen haben, und die Unbeholfenheit in der Wortzusammensetzung. Sie gebrauchen selten aus scharfer Beobachtung hervorgegangene sogen. schmückende Beiwörter. Nur für diejenigen Dinge, mit denen sie sich selbst eifrig beschäftigt haben, besitzen sie einen reicheren Wortvorrath. Die metaphorischen Ausdrücke werden daher hauptsächlich dem Ackerbau und dem Heerwesen entlehnt. Die römische Klarheit des Denkens, Thatkraft und Mannszucht spiegelt sich in der durchsichtigen Schärfe und der Folgerichtigkeit des grammatischen Ausdrucks, sowie in der strengen Unterordnung beim Satzgefüge. Im zweiten Abschnitt wird die Wechselwirkung zwischen Cultur- und Sprachentwicklung im Verlauf des geschichtlichen Lebens der Römer zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Einfach, schlicht und bieder wie die alten Römer selbst, ist auch ihr sprachlicher Ausdruck; sie schreiben lediglich um der Sache willen, die Form kommt dabei kaum in Betracht. Im Gegensatz zu dem Homer der Griechen bilden die Zwölftafelgesetze das älteste Denkmal der römischen Literatur. In der classischen Zeit stehen dann Gedanke und Form gleichberechtigt nebeneinander, zur Zeit des Verfalls aber erhält das leere Wortgepränge ebenso das Uebergewicht über den Inhalt, wie der äußerlich blendende Glanz zur Verhüllung der staatlichen Ohnmacht benutzt wird. — Die folgenden Abschnitte stellen dann im Einzelnen die Sprache der Dichter derjenigen des Volks und der classischen Prosa Cäsar's und Cicero's gegenüber; überall aber ist Verf. mit gutem Erfolge bemüht, die Einzelerscheinungen allgemeinen Gesichtspunkten unterzuordnen und dadurch dem Leser interessant zu machen. So ist das ganze Buch allen Denen, die ein eingehenderes Verständniß des Lateinischen erstreben, angelegentlichst zu empfehlen.

Wurzen. H. Steuding.

— La Spedizione di S. A. R. il Principe Luigi Amedeo di Savoia Duca degli Abruzzi al Monte Sant' Elia (Alaska) descritta dal Dottor Filippo De Filippi e illustrata da Vittorio Sella. In elegante legatura, L. 25. Ulrico Hoepli, Editore, Milano 1900. — Die in diesem Werke geschilderte Expedition unterscheidet sich durch ihre Schwierigkeiten um ein Bedeutendes von den Hochgebirgstouren, die heute einen beliebten Sport bilden. Der Herzog der Abruzzen, Neffe des Königs von Italien, von dessen kühnem Forschungsgeist seine jetzige Expedition nach dem Nordpol zeugt, hat es mit einigen Gefährten unternommen, den Monte Elia (5514 m) an der Küste von Alaska zu besteigen, der durch seine isolirte Lage inmitten ausgedehnter Eisfelder in dieser nördlichen Region hervorragende Ansprüche an den Muth und die Ausdauer der Unternehmer stellt. Ist auch mancher Alpengipfel von noch beträchtlicherer Höhe erklommen worden, so sind diese doch sämmtlich leichter zugänglich als jener nordamerikanische Bergkoloß, den eine Eisregion umlagert, deren Ueberwindung allein einen Marsch von 200 Kilometern bedingt, ehe man sich dem eigentlichen Berge nähert. Ein erfahrener Bergsteiger, J. C. Russel, der vor dem Prinzen die gleiche Tour unternahm, hat die Meinung ausgesprochen, daß sich die Schwierigkeiten einer Hochgebirgstour u. A. nach der Grenze schätzen lassen, wo das Brennholz aufhört. Da diese um so niedriger fällt, je nördlicher man sich befindet, so folgt daraus, daß eine derartige Expedition im hohen Norden mit noch bedeutenderen Hemmnissen zu rechnen hat, als unter günstigeren Himmelsstrichen. Der Gebirgsstock, dem der Monte Elia angehört, befindet sich in dem Zustand wie die Alpen zur Eiszeit, seine Gletscher reichen bis an die Küste und ewiger Schnee beginnt schon bei 800 m über dem Meeresspiegel. Sieben Wochen verbrachte die kleine Colonne der Reisenden in Eis und Schnee, fast beständig mit widriger Witterung kämpfend — für alle Mühsal allein entschädigt durch die seltenen hellen Tage, an denen sich die Großartigkeit der sie umgebenden Natur offenbarte. Alles Ausrüstungsmaterial und Proviant mußte theils auf den Schultern, theils in kleinen Schlitten fortgeschafft werden. Die gewandte Feder des Dr. F. Filippi hat sowohl nach eigenen Eindrücken, wie nach Notizen seiner Gefährten eine höchst fesselnde Schilderung dieser Expedition entworfen, die außerdem durch eine große Zahl vorzüglicher photographischer Aufnahmen und Karten veranschaulicht wird. Sehr sympathisch tritt aus dem Buche die männlich kühne Gestalt des jugendlichen Fürsten hervor, der in schlichtester Weise alle Mühen und Gefahren seiner Genossen theilte. Ein Anhang behandelt ausführlich die Ausrüstung der Reisetruppe und bringt außerdem eine meteorologische Statistik, sowie interessante Notizen über zoologische und mineralogische Befunde. Auf Wunsch des Prinzen soll der Erlös des Buches den italienischen Alpenführern zu Statten kommen. Auch ohne diesen humanen Zweck verdient das interessante Werk, das die Firma U. Hoepli in glänzender Weise ausgestattet, vollste Anerkennung und weiteste Verbreitung, wozu hoffentlich eine baldige Uebersetzung beitragen wird, die es auch unserm deutschen Leserkreis näher bringt.

Dresden. Locella.

— Der Selbstinstallateur elektrischer Hausanlagen. Von A. Hecht. Mit 63 Abbildungen nebst Schaltungsskizzen und Voranschlägen. Verlag von Kobisch Buchhandlung (O. Röhrig) in Meißen a. E. Preis 60 ₰. — Wer mit eigener Batterie, also unabhängig von einer Centrale, in seinem Haus einen Telegraphen, ein Telephon, eine elektrische Glühlampenbeleuchtung sich einrichten, oder einen kleinen Elektromotor aufstellen, in Betrieb setzen und unterhalten will, findet in dem dünnen Heftchen alle nöthigen Anhaltspunkte für die richtige Auswahl der Elemente und Apparate, sowie für die zweckmäßige Anordnung der ganzen elektrischen Hausanlage. Ohne sich auf theoretische Speculationen einzulassen, hat Verfasser ausschließlich den praktischen Zweck seiner Arbeit im Auge behalten, der darin besteht, dem Laien auf kürzestem Weg zu Hilfe zu kommen und an die Hand zu gehen, wenn er, dem Zug der Zeit folgend, in seinem Haus auf eigenem, elektrischem Fuß leben will. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 14. Donnerstag, den 1. Februar, Abends. 1900.

Gottsched's Gattin.

Zum 2. Februar.

Von A. v. Winterfeld.

Von Gottsched zu sprechen, ohne seiner Frau zu gedenken, ist nicht gut möglich. Sie war in Wahrheit seine bessere Hälfte. Ihn, der unbeschadet seiner unleugbaren Verdienste doch im Grunde ein selbstgefälliger und anmaßender Pedant war, in vielen Stücken überragend, würde sie wahrscheinlich sein späteres Mißgeschick, wenn nicht ganz abgewendet, so doch jedenfalls sicher vermindert haben, hätte er sich ihrer besseren Einsicht nicht verschlossen und sich ihrer Leitung nicht entzogen. Doch davon später. Luise Adelgunde Victoria Kulmus war am 14. April 1713 zu Danzig geboren. Ihr Vater, ein wohlhabender Kaufmann, sorgte dafür, daß ihre angeborenen Geistesgaben durch eine sorgfältige Erziehung früh entwickelt wurden. So war sie sechzehn Jahre alt geworden, als sie die Bekanntschaft eines Mannes machte, der ihrem geistigen Leben eine bestimmte und zwar literarisch-wissenschaftliche Richtung geben sollte. Es war dies Johann Christoph Gottsched, der am 2. Februar 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg geborene Sohn eines Pfarrers, der, nachdem er in Königsberg Philosophie und alte und neuere Sprachen und Literatur studirt und die Magisterwürde erlangt hatte, 1724 vor den Werbern des Königs Friedrich Wilhelm I. nach Leipzig entflohen war, um hier bald festen Fuß zu fassen und für seine reformatorischen Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Sprache, Literatur und Schaubühne allgemeine Zustimmung und bedeutenden Anhang zu finden, so daß sein Ansehen schnell genug fest begründet erschien. Auf einer Reise in die Heimath im Jahre 1729 war es, wo er in Danzig die Bekanntschaft seiner künftigen Gattin machte. Dieselbe führte zunächst zu einem mehrjährigen, hauptsächlich auf das Geistige gerichteten, der Ausbildung ihrer Anlagen förderlichen Briefwechsel, der, mit der Zeit immer inniger und vertraulicher werdend, schließlich, nachdem Gottsched durch seine Ernennung zum Professor der Poesie, Logik und Metaphysik in Leipzig auch materiell eine gesicherte Stellung erlangt hatte, im Jahre 1735 einen Bund fürs Leben zwischen beiden zur Folge hatte. Die Ehe wurde eine außerordentlich glückliche. Die junge Gattin, übrigens ebenso wie ihr Mann eine schöne, stattliche Erscheinung, sah dankbar zu ihm empor als zu ihrem Lehrer und Führer. Unablässig bemüht, sich zu bilden, lauschte sie begierig seinen Vorträgen, die er in seiner Wohnung hielt, vom Nebenzimmer aus. Auch erwarb sie sich erst in ihrer Ehe eine vollkommene Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur, da sie als Mädchen nur die modernen Sprachen, Englisch und Französisch, erlernt hatte. Bald war sie soweit in ihrer Ausbildung gediehen, um ihrem Gatten eine werthvolle Gehilfin sein zu können, und freudig und eifrig stellte sie sich ihm mit ihrem Fleiß und mit ihrer Begabung zur Verfügung. Sie konnte dies um so mehr thun, als sie, da die Ehe kinderlos blieb, darüber ihre häuslichen Pflichten, mit denen sie es sehr genau nahm, nicht zu vernachlässigen brauchte. Obgleich ihr inneres Leben weit reicher entwickelt war, als das ihres Gatten, obgleich sie ihn an Feinheit und Anmuth des Geistes übertraf und sich in ihren Schriften des Scherzes und Witzes viel gewandter zu bedienen wußte, als er, so ordnete sie sich ihm doch willig unter, und war zufrieden, wenn er sie seine „geschickte und fleißige Gehilfin" nannte. Sie übersetzte nach seiner Vorschrift englische und französische, theils wissenschaftliche, theils poetische Werke, sie half ihm bei seiner „deutschen Sprachkunst" und bei seinem „Lexikon der schönen Wissenschaften", und sie schrieb Uebersetzungen und Originalstücke für die von ihm unter thatkräftiger, praktischer Beihilfe der Neuberin gereinigte und von dem „Hanswurst" befreite deutsche Schaubühne. Namentlich hierbei war ihr Beistand ihm von äußerster Wichtigkeit und geradezu unentbehrlich. Denn von allen Kräften, die ihr Mann für die Bearbeitung des Dramas nach französischem Vorbilde gewann, nahm sie unbedingt den ersten Platz ein. Weniger für das Trauerspiel, dem sich ihr Gatte mehr zuwendete, als vielmehr für das Lustspiel zeigte sie eine ganz hervorragende Begabung, da sie, wie bereits gesagt, an Witz ihm sehr überlegen war. Sie nahm sich hierin Destouches und Holberg als Vorbilder. Von ersterem lernte sie die dramatische Behandlung des Stoffes, während sie dem letzteren darin nachahmte, daß sie die Personen und die Handlung der Stücke dem gewöhnlichen Leben entnahm, während ihr Mann sich dem Volksthümlichen gänzlich entfremdete. Wie sie überhaupt die Gebrechen und Lächerlichkeiten der Zeit in ihren Stücken verspottete, so faßte sie dabei auch die literarischen Verhältnisse ins Auge und trat namentlich der Klopstock'schen Richtung mit ihrer weinerlichen Sentimentalität entschieden entgegen, indem sie die Unnatur derselben in einem satirischen Nachspiel „Der Witzling" lächerlich zu machen suchte. Die Schwächen Klopstock's und seiner Nachahmer sind darin sehr fein aufgefaßt und mit großer Wahrheit dargestellt, so daß das Stück noch heute als ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der damaligen Literatur gelten darf. Von ihren sonstigen Stücken, die freilich öfters von Uebertreibung und manchen anderen Mängeln nicht frei sind und die immer im Lichte jener Zeit angesehen und beurtheilt werden müssen, sind „Die Hausfranzösin", „Das Testament", „Die ungleiche Heirath", „Die Pietisterey im Fischbeinrock" hervorzuheben.

Von Lessing ist die Thätigkeit der Frau Gottsched zuerst sehr günstig beurtheilt worden, und wenn er später dieses günstige Urtheil zurückgenommen hat, so liegt dies wohl zumeist daran, daß inzwischen, vorzüglich durch ihn selbst, der literarische Geschmack sich außerordentlich verändert und gehoben hatte. Ganz besonders sind es die von ihrer Freundin, der Frau v. Runkel 1771 bis 1773 in drei Bänden herausgegebenen Briefe, welche uns den Geist, die Gesinnung und das ganze Wesen von Luise Gottsched verwirklichen. Auch läßt die Vergleichung der früheren mit den späteren Briefen deutlich erkennen, wie sehr ihr Stil im Laufe der Zeit sich verbessert hatte. Wir geben hier zwei Auszüge aus ihren Briefen, die besonders interessant und charakteristisch für sie sind, wieder. Die Veranlassung dazu gab der etwa vierwöchentliche Aufenthalt Voltaire's in Leipzig, im Jahre 1753, während dessen er vorzugsweise mit Gottsched verkehrte, wogegen seine Gattin, eine entschiedene Freundin der Religion, die den alten Religionsspötter nicht leiden mochte, ihm auf alle Weise auszuweichen suchte. Sie schrieb darüber am 7. April 1753: „..... Aber etwas ganz Neues. Voltaire ist hier, er selbst ist hier, ganz gewiß! Er stieg zuerst bei dem Herrn Breitkopf ab, in dessen Hause wir wohnen. Ich wußte es, wollte mich aber nicht sehen lassen, weil mein Mann ausgegangen war und ich seinen Entschluß erwarten wollte. Er kommt — Herr Breitkopf führt ihn zum Voltaire hinein; dieser fragt, ob es in Leipzig bequeme Zimmer gebe — „Oui Monsieur, je vous ménerai dans une auberge, où vous serez parfaitement bien." Man ging hierauf mit dem ganzen Gefolge fort; der blaue Engel hatte die Ehre, den berühmten Gast aufzunehmen. Voltaire hätte vielleicht lieber bei einem Dichter geherbergt, allein es war dabei allerlei zu bedenken, davon mein

Mann und ich schon lange vorher geredet hatten. — Er ist krank, und ob er vielleicht nicht so krank, als er sich stellt, so ist er doch eine zerbrechliche Maschine, un homme cassé, qui a le malheur d'avoir 60 ans. Ich habe ihn noch nie gesehen, weil er kränker thut, als er ist und ein Buch wider den Maupertuis und wider die ganze Welt will drucken lassen. Mein Mann besucht ihn täglich und findet mehr Tugend, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Billigkeit gegen die Deutschen bei ihm, als er gedacht hat. Wo ich ihn nicht eher sehe, so geschieht es künftigen Donnerstag, wo wir zusammen nach Meuselwitz fahren. Tout Voltaire qu'il est, weiß ich wohl, mit wem ich unendlich lieber dahin führe.*) Er ist mit Bewilligung des Königs von Preußen von Berlin abgereist, weil er fast dem Tode nahe gewesen und die Bäder zu Plombières nöthig zu haben glaubt." Und ferner am 18. April 1753: „Lesen Sie doch, ich bitte Sie darum, die neue Schrift des Herrn v. Voltaire, die in der Walther'schen Buchhandlung in Dresden zu haben ist. Sie heißt Supplément au siècle de Louis XIV. Sie ist voller Bitterkeit wider den Beaumelle und alle seine Feinde, aber stets in ihrer Art lesenswerth. Alles ist zu seiner Abreise von hier veranstaltet; ich habe ihn noch nicht gesehen, und das geht so zu: Er hat bisher noch immer den Kranken vorgestellt, und ich eine Person, die eigensinnig genug ist, diesen Kranken in seinem Quartier nicht zu besuchen. Sein Secretär vertrat also die Stelle eines Gesandten. Er bekam allemal so viel Klagen über den Unsern, daß ein Paar so außerordentliche Leute einander nicht kennen lernen sollten (dies war sein Ausdruck), mit zurück, als er mir überbracht hatte. Endlich bestimmte ich diesem eingebildeten Kranken den Tag, an dem ich wollte gesehen sein und ihn bei mir sehen. — Lachen Sie nicht über diesen verwegenen Ausdruck! Ich mußte bei dieser Gelegenheit die Ehre der Deutschen behaupten, denen die Franzosen alle Kraft zu denken absprechen, und ich wollte den Stolz eines Voltaire nicht vermehren. Eine ausgesuchte Gesellschaft sollte diesen Tag bei uns speisen, und Hr. v. Voltaire sollte die größte Zierde meines Tisches sein. Er hatte es auch versprochen, und ich, ich hatte mich gefaßt gemacht, ihn mit französischer Höflichkeit zu empfangen. Wer aber außen blieb, das war der Herr v. Voltaire, und wer über diesen Eigensinn böse ward, das war ich. Nunmehr setzte ich mir vor, mich nicht sehen zu lassen, er möchte kommen, wann er wollte. Dieses habe ich gehalten, und bei seinem Abschiede, den er in aller Form genommen, bin ich nicht zum Vorschein gekommen. So bin ich denn selbst Schuld an meinem Verlust, einen Voltaire nicht gesehen zu haben. Er ist gleichwohl noch hier. Seine Staatskrankheit überfällt ihn sehr oft und wenn diese morgen vorbei ist, so sehen wir uns am dritten Ort, wie die streitigen Gesandten, nämlich in Meuselwitz, beim Feldmarschall v. Seckendorf, wo wir acht Tage zubringen und übermorgen dahin abgehen werden." ..... Aus einem späteren Briefe geht hervor, daß der Besuch des Gottsched'schen Ehepaares in Meuselwitz wirklich stattgefunden hat. Da aber von Voltaire darin mit keiner Silbe die Rede ist, so muß man sein Ausbleiben annehmen. Sehr sympathisch berührt in diesen Briefen das deutsche Selbstgefühl von Luise Gottsched gegenüber dem gallischen Hochmuth.

Als treue Gattin litt sie unter dem nicht unverdienten Mißgeschick ihres Mannes, dessen Ruhm und Ansehen im Laufe der Zeit tief gesunken war. Nicht nur seine früheren Anhänger und Freunde, die Schweizer Bodmer und Breitinger mit ihrer gesammten Schule und die Neuberin mit ihrem nicht geringen Anhange waren von ihm abgefallen, sondern die ganze jüngere Generation wollte nichts von ihm wissen und überhäufte ihn mit Spott und Hohn ob der Hartnäckigkeit, mit der er die äußerliche, formale, den Franzosen nachgeahmte Correctheit als Hauptregel in der Dichtkunst aufstellte und festhielt. Man übersah dabei aber seine unzweifelhaften Verdienste um Erhebung der deutschen Sprache und Literatur aus tiefer Verwilderung, die anzuerkennen einer späteren Zeit vorbehalten blieb. In den beständigen Kämpfen, in denen er in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens sich aufrieb und die von beiden Seiten mit der äußersten Erbitterung und oft auf sehr persönliche Weise geführt wurden, war er meistens der unterliegende Theil. Zuweilen gelang es seiner Gattin durch einen witzigen Einfall den Pfeilen seiner Feinde die Spitze abzubrechen. So hatte Gottsched, der überhaupt ein Gegner der Oper war, den einmüthigen Beifall, mit welchem im Jahre 1752 die Koch'sche Theatergesellschaft in Leipzig Weise's Oper „Der Teufel ist los" auf die Bühne gebracht, als eine persönliche Kränkung empfunden und bekämpfte die weiteren Aufführungen derselben auf alle Weise. Ja, er ging dabei so weit, kraft seines kunstrichterlichen Amtes, in einem an den damaligen maître des plaisirs, Herrn von Dieskau, in Dresden gerichteten, in anmaßendem Tone abgefaßten französischen Schreiben wider die Aufführung der Oper auf dem Dresdener Hoftheater zu protestiren. Allein zu seinem Unglück war der Herr von Dieskau ein Gönner der Koch'schen Gesellschaft und ließ es zu, daß von diesem Briefe, der auch wegen der vielen französischen Schnitzer Gottsched bloßstellte, zahlreiche Abschriften genommen und verbreitet wurden. Gottsched, in dem Glauben, Koch hätte diese Abschriften verbreiten lassen, fing mit diesem einen Prozeß deswegen an. Diese Händel veranlaßten den Dichter Rost, der aus Gottsched's Schüler und Anhänger sein Gegner geworden war und ihn schon früher lächerlich gemacht hatte, ein Schreiben des Teufels an Herrn Gottsched, Kunstrichter der Leipziger Bühne, in Knittelversen drucken zu lassen, welches folgendermaßen anhob: „Herr Professor, hör' er doch an! Was hab' ich armer Teufel gethan, Da ich jüngst einmal los gewesen, Daß er mit seinem Kunstrichterbesen, Als ein großer baumstarker Knecht*), Nach mir geworfen? Das war nicht recht. Warum in Alles mengt er sich keck, Wie unter'm Pfeffer der Mäusedreck?" zc. Rost war so boshaft, diese Epistel überall zu verbreiten, so daß Gottsched, der gerade eine Reise machte, sie auf jeder Station vorfand. Gottsched, schäumend vor Wuth, beschwerte sich persönlich bei dem Minister Grafen Brühl, dessen Secretär Rost war. Doch brachte ihm dies nur die Demüthigung ein, daß er dem Minister in Gegenwart Rost's dessen witzige Epistel vorlesen mußte, um schließlich den Bescheid zu erhalten, es sei nicht des Ministers Sache, sich um solche Possen zu kümmern. Noch schlimmer wäre Gottsched's Niederlage gewesen, wenn nicht seine Gattin sie durch das witzige Epigramm auf den Minister und seinen Secretär: „Hört Christen eine neue Mär! Rost ist des Teufels Secretär, Und dazu schickt er sich auch recht, denn wie der Herr — so auch der Knecht!" erheblich abgeschwächt hätte. Nichtsdestoweniger mußte Luise Gottsched, die, weit scharfsinniger als ihr Gatte, den Fortschritten der Zeit, denen er sich hartnäckig verschloß, gefolgt und namentlich durch Lessing's klaren und umfassenden Geist angezogen und beeinflußt worden war, sich niedergedrückt fühlen, da sie sich der Erkenntniß nicht verschließen konnte, daß er die Bewunderung, die sie ihm so lange gezollt, nicht mehr unumschränkt verdiente. Auf diesen Mangel an Uebereinstimmung in literarischen Fragen ist es auch wohl zurückzuführen, wenn das Verhältniß zwischen den Ehegatten in den letzten Zeiten desselben nicht völlig ungetrübt blieb und wenn Gottsched in der Lebensbeschreibung seiner Frau darüber klagt, daß sie in den letzten Jahren ihres Lebens ihm einen Theil ihrer Liebe und ihres Vertrauens entzogen habe. Sie starb, erst achtundvierzig Jahre alt, am 20. Juni 1762 in Leipzig. Vier Jahre später, am 12. December 1766, folgte ihr ihr Gatte im Tode nach.

*) Der Adressatin, Frau v. Runkel in Dresden.

*) Gottsched war ungewöhnlich groß und stark.

Bücherbesprechungen.

— Kirchengeschichte. Von Karl v. Hase. Zwölfte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1900. 10 Lieferungen zu 50 Pf. — Es handelt sich um das Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen, das der greise Meister 1886 noch in 11. Auflage selbst hatte ausgehen lassen. Professor Krüger in Gießen, der mit der Herausgabe dieser neuen Auflage betraut worden ist, hat davon abgesehen, unter seiner Verantwortung eine neue Gestalt des alten Buches entstehen zu lassen, oder mit anderen Worten, die zwölfte Auflage so erscheinen zu lassen, wie es Hase selbst gethan haben würde, wenn er sie in leiblicher Kraft noch erlebt hätte. Es hätte sich dann allerdings darum gehandelt, den ganzen geschichtlichen Bericht noch 14 Jahre weiter zu führen und außerdem alle in die Zwischenzeit fallenden neuen Forschungen im Sinn und Geist des Verfassers für die einzelnen Abschnitte des Buches zu verwenden. Das würde eine große Mühsal bedeutet haben, deren Nutzen zu ihrer Größe in keinem Verhältniß gestanden

hätte. Hase's Stil ist unnachahmlich, und aus seinem Lehrbuch, das für seine Vorlesungen berechnet war, ein solches für alle möglichen Vorlesungen zu machen, ist von vornherein ein aussichtsloses Unternehmen. Einige seiner Schüler haben wohl als Docenten das Buch ihren Vorträgen zu Grunde gelegt und es ihren Hörern in die Hand gegeben; aber je weiter sie zu wissenschaftlicher Selbständigkeit vorgeschritten sind, desto mehr werden sie sich davon losgelöst haben. Konnte also von einer neuen Auflage in diesem Sinne keine Rede sein, so mußte der Charakter des Lehrbuchs fallen gelassen werden. Aber das, was man sonst wohl auch ein Handbuch nennt, ist Hase's Kirchengeschichte erst recht nie gewesen, so wenig wie ein Nachschlagebuch trotz des Registers. Er hat bekanntlich geliebt, oft mehr anzudeuten, als auszuführen, und zwar keineswegs blos im Interesse der Kürze, sondern hauptsächlich um die Zuhörer zum Aufsuchen der Quellen zu erziehen, die er ihnen während der Vorlesungen selbst aus seiner stolzen Bibliothek zur Verfügung stellte. Diese Räthsel des Buches hat der Herausgeber hin und wieder lösen zu helfen versucht, indem er vermittelst einer Fußnote dem unkundigen Leser verräth, wer oder was eigentlich gemeint sei. Doch hätte er unsers Erachtens in dieser Beziehung weit mehr thun können, ohne das Buch damit wesentlich zu vergrößern, und ein vereinzelter Hinweis auf eine sonst wenig bekannte, aber hier bedeutsam verwerthete Quelle hätte auch nicht geschadet. Daß die große Masse der Quellenangaben, wie sie das Lehrbuch bietet, einfach weggefallen ist, kann man im Uebrigen nur billigen. So ist das Buch nun geworden, was es einzig noch werden konnte, ein anziehendes und anregendes Lesebuch für Freunde der Kirchengeschichte. Der Herausgeber versäumt nicht, darauf hinzuweisen, daß den höchsten Genuß davon nur die Leser haben werden, die mit dem Stoffe schon vertraut sind; wir erweitern diesen Ausspruch ganz getrost dahin, daß für die andern Leser von einem Genuß überhaupt kaum die Rede sein kann. Der Anfänger und die vielen Leser, die auf manchem Gebiete auch Anfänger sind, wenn sie andere schon wohl kennen, können den betreffenden Abschnitten überhaupt nicht viel abgewinnen, wenn sie sich nicht zuvor von wo anders Rath geholt haben. Aber die Anzahl Derer ist ja nicht gering, die sich einen solchen Genuß auf solche Weise verschaffen können. Freilich müssen die Kenner der früheren Auflagen unter solchen Umständen jene Aenderungen mit in den Kauf nehmen, die der große Forscher selbst noch angebracht hat, nachdem er von den lauten Rufen der kritischen Schule sein eigenes richtiges Gefühl hatte übertäuben lassen. Wer einst Hase selbst gehört hat, wie er mit Wärme und Begeisterung den apostolischen Ursprung des Johannesevangeliums vertheidigte, der kann nur mit Bedauern lesen, was an der betreffenden Stelle wesentlich doch auf Grund fremder Autorität gesagt wird, und nimmt mit demselben Bedauern Kenntniß von allerlei andern kritischen Notizen, die er selbst jetzt hätte widerrufen müssen, wenn er die zwölfte Auflage seines berühmten Buches noch hätte veranstalten können. Aber der Herausgeber hat natürlich nichts ändern können, als Druckfehler oder förmliche Irrthümer. So sei das Buch, das mit dem bekannten Bilde des Neunzigjährigen geschmückt ist, allen Freunden der Kirchengeschichte empfohlen: man kann in sehr vielen Dingen ganz anders denken, als Hase gedacht hat, und doch mit Freude und großem Gewinn den Bahnen folgen, auf denen sein reicher, tiefer Geist sich bewegt hat. B. K.

— Napoleon I. Von Dr. G. Koloff, Privatdocent an der Universität Berlin. Berlin, G. Bondi, 1900. — Das Buch bildet einen Theil eines größeren von demselben Verf. herausgegebenen Werkes, welches den Titel Vorkämpfer des Jahrhunderts führt. Man sollte meinen, das Bedürfniß nach Lebensschilderungen des ersten Napoleon sei nunmehr erschöpft. Allein wir wollen gern zugeben, daß, wenn es auch verschiedene Biographien des Kaisers von ähnlichem Umfange giebt — um von den älteren nur die von Laurent zu erwähnen — doch eine derartige kurze, dessen ungeachtet aber nicht skizzenhafte, dabei unparteiische und gut geschriebene Lebensbeschreibung des großen Corsen immer Freunde und Leser finden wird. Um wenigstens auf ein paar Punkte einzugehen, verweisen wir auf Seite 20, 24 und 99, wo der Verf. an verschiedenen Vorgängen den Nachweis führt (der übrigens auch durch andere Zeugnisse unterstützt wird), daß Grausamkeit um ihrer selbst willen dem Charakter Napoleon's fern lag, und daß auch bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien der eigentliche Zweck nur der war, seinen Feinden, den Royalisten, das Conspiriren an den Grenzen zu verleiden. Dieser Zweck wurde denn auch thatsächlich erreicht. Denn mit den Verschwörungen hatte es seitdem ein Ende. Auch was S. 159 über die inneren Ursachen des russischen Krieges gesagt ist, die keineswegs blos auf Eroberungslust beruhten, ist sehr lesenswerth. —tg—

— Hamburgische Cultur-Aufgaben. Von Gustav Schiefler. Hamburg 1899. Alfred Janssen. — Dieses mit wohlthuender Wärme und Reife geschriebene Büchlein giebt im Wesentlichen die Anschauungen des jetzigen Leiters der Hamburger Kunsthalle wieder. Es weissagt eine „neue Epoche der deutschen Culturgeschichte", in welcher „das geistig-ästhetische Interesse die charakteristische Eigenart" bilden wird. Da soll nun Hamburg, weil bereits der wirthschaftliche Mittelpunkt eines guten Theils von Deutschland, auch die geistige Führung ergreifen in den seinem Wesen verwandten Ländern des nordwestlichen Deutschlands. Es soll ein Mittelpunkt moderner deutscher Bildung werden, und zwar durch die Pflege localer Cultur, durch Gründung einer Universität, durch Ausbau und Hebung der Künste, der Volksschule u. s. w. Der Verfasser verlangt, daß die Kaufleute in Hamburg ihre allbeherrschende Stellung theilen mit Führern auf geistigem Gebiete, daß sie den Reichthum nicht als Selbstzweck ansehen, sondern ihn zur Förderung geistiger Interessen verwenden. Im Großen und Ganzen sind wird mit dem Autor einverstanden, empfehlen ihm aber dringend, noch folgenden Gesichtspunkt zu beherzigen. Nur diejenigen begabten Hamburger, welche eine ganze Reihe von Jahren in hervorragenden Stellungen in anderen deutschen Ländern gelebt haben, wissen im tiefsten Schrein ihres Herzens, wie tief das Culturniveau in Hamburg gestanden hat resp. noch steht. Sie repräsentiren in ihren Leistungen den wirklichen Beitrag Hamburgs zur deutschen Cultur. Wir meinen Männer wie den † Physiker Heinrich Hertz in Bonn, den † Zoologen Theodor Eimer in Tübingen, die noch lebenden Karl Woermann (Kunsthistoriker) in Dresden, Otto Dreyer (Theolog) in Meiningen, Köster (Literarhistoriker) in Leipzig u. A. Solche Männer berufe man, nachdem sie auswärts ihre Lehr- und Wanderjahre durchgemacht haben, zurück nach Hamburg; dann werden sie als gereifte Männer zu Reformatoren ihrer Vaterstadt geeignet sein, nicht aber gewisse junge Männer, denen in Hamburg in einer Weise gehuldigt worden ist, daß ihnen oft bei ihrer Gottähnlichkeit bange werden mußte. —g.

— Aegyptische Studien und Verwandtes von Georg Ebers. Zu seinem Andenken gesammelt von Professor Dr. Georg Steindorff. Preis geh. 8 M., geb. 9 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Bekanntlich ist das beträchtliche Quantum menschlicher Geistesarbeit, das tagein tagaus in Zeitungen und Journalen niedergelegt wird, rettungslos baldigem Untergange geweiht; denn die meist schlechte Qualität des modernen Holzpapiers bedingt nach ein bis zwei Menschenaltern den gänzlichen Zerfall und damit die Vernichtung. Nun hat G. Ebers, außer seinen Romanen einerseits und seinen wissenschaftlichen Arbeiten andererseits, noch eine Unmenge von Aufsätzen, Studien und Essays für alle möglichen Zeitungen verfaßt, und da er wie Wenige es verstand, wissenschaftliche Gründlichkeit mit anregender, fesselnder Darstellung zu verbinden, so verdienen diese Arbeiten unbedingt, dem Untergang entrissen zu werden. Der Aegyptolog unserer Universität, Professor Steindorff, hat nun die dankenswerthe Aufgabe unternommen, alle diese Arbeiten, wenigstens soweit sie Alterthumswissenschaft und Culturgeschichte betreffen, zu sammeln und zu sichten, die weniger werthvollen auszuscheiden, sowie die durch die neuesten Forschungen bedingten Berichtigungen zu notiren; im Uebrigen blieb Ebers' Wortlaut unverändert. Auf diese Weise ist ein Buch entstanden, das jeder Gebildete mit Interesse und Vergnügen zur Hand nehmen wird; hat doch das wunderbare Pharaonenland erst in allerjüngster Zeit wieder durch das Auftauchen höchst wichtiger Funde die Aufmerksamkeit von Neuem gefesselt. Nächst den umfänglichen Aufsätzen über altägyptische Dinge aller Art (hervorzuheben ist Ebers' erster Bericht über seinen berühmten Papyros, welcher die Weisheit der altägyptischen Aerzte enthält) sind aber auch Erscheinungen des modernen Aegyptens behandelt, z. B. die arabische Kunst in Kairo, sowie die neuen Stauwerkbauten beim ersten Katarakt; andere Artikel behandeln die attischen und ägyptischen Frauen — deren Vergleich überaus geschickt und treffend durchgeführt ist — oder die Sklaverei im Orient, oder die Weinrebe als Culturpflanze und dergleichen mehr. Unter den biographischen Aufsätzen ist besonders derjenige über den Khedive Ismail hervorzuheben. In dem sonst sorgfältig revidirten Texte ist mir nur auf S. 369,

Zeile 16—21, eine kleine Constructionsentgleisung aufgefallen. Sehr dankenswerth ist die Beigabe eines vollständigen Verzeichnisses der Ebers'schen Schriften sowie einer ausgezeichneten Reproduction des Lenbach'schen Gemäldes, in welchem die sympathische Persönlichkeit Georg Ebers' zu hervorragender Geltung gelangt.

Dr. Paul Pfitzner.

— A. Boetzel, Methode einer neuen Geheimschrift, Geheimtelegraphie, Geheimtelephonie und Geheimdruck. Leipzig 1900. Verlag von F. A. Berger. 86 S. 8°. — Der Verfasser ist Franzose. Das merkt man trotz der im Ganzen guten Stilisirung häufig durch, auch wenn man in der französischen Stilistik nicht zu Hause ist. Die Klarheit des Gedankens aber leidet unter dieser Schwäche durchaus nicht. Der Verfasser unterscheidet zwischen Kryptographie und Geheimschrift. Jene ist eine geheime Schrift in Buchstaben oder Ziffern, denen man die Absicht des Verbergens anmerkt; diese besteht in alltäglichen, Jedem geläufigen Worten, hinter denen aber ein ganz anderer Sinn unauffällig verborgen ist. Diese Aufgabe nun ist vortrefflich gelöst, wenngleich der französische Generalstab das kinderleichte System als „zu complicirt" abgelehnt hat. Boetzel wählt irgend einen Satz, vielleicht Homer Iliade VII 246 oder einen Vers oder ein Wort, z. B. Klopstock, und bezeichnet die einmal darin vorkommenden Buchstaben der Reihe nach mit a, b, c u. s. w. Statt aber hieraus sinnlose und deshalb auffällige Reihen zusammenzustellen, benutzt er ein doppeltes System. Entweder werden in einen unauffälligen Text (Gedicht, Brief u. ä.) die betreffenden Geheimbuchstaben der Reihe nach in verschiedenem Abstande in der Art eingetragen, daß der erste Buchstabe der Chiffre, der ein unauffälliges Wort beginnt, auf einen beliebigen anderen daraufgeschrieben wird, als wenn man sich zuerst verschrieben hätte, oder es wird durch logische und grammatikalische Lücken, die in bestimmter Weise vereinbart sind, darauf hingewiesen: der vorhergehende oder folgende Buchstabe ist ein chiffrirter. Man läßt im Telegrammstil oder wenn man Stichwörter anstatt der Sätze niederschreibt, gewisse Wörter aus, z. B. haben, sein, werden; ich, du, er u. s. w.; die Artikel und gewisse Fürwörter, die Verhältnißwörter und das Bindewort „daß". Ferner kann man „es" zu 's vereinfachen, die alterthümliche Schreibung „Ida's" für „Idas" u. s. w. anwenden, sowie ausmachen, daß in zusammengesetzten Wörtern, Eigennamen, den Satz beginnenden Wörtern u. s. w. der und der nachfolgende oder vorhergehende Buchstabe eine Chiffre sein soll. Dann braucht man überhaupt nicht zu corrigiren. Beispiele der ersten Form lassen sich nicht drucken. Für die letzte Form ist bezeichnend etwa folgendes Telegramm: „Irene sorglos. Gehen Erfurt. Kannst auch kommen. Handpacket wird genügen. Nina gefallen, leidet nicht. Nimm Dorothee und einige Concertpiècen mit." Das bedeutet, wenn an den vereinbarten Stellen nach dem Schlüssel „Si duo faciunt idem, non est idem" die entsprechenden offenen Buchstaben für die Chiffern eingesetzt sind: „Bankrot in Sicht." Dieses System läßt sich unter geistreichen Modificationen auch zu einer Geheimsprache (Kryptophonie), Geheimtelephonie oder zu einem Geheimdrucke ausgestalten. Bei letzterem deutet ein Druckfehler die Stelle der Chiffre an. Da die Zahl der Permutationen unendlich ist wie die Wahl der Schlüssel und da man ferner z. B. stets den 4., 5., 6. Buchstaben vor oder nach der für andere nicht erkennbaren Stelle als Chiffrebuchstaben verabreden kann, besteht keine Möglichkeit, ein aufgefangenes chiffrirtes Telegramm oder Schriftstück zu entziffern, selbst wenn man dessen Wichtigkeit ahnen könnte. Dem Eingeweihten dagegen gelingt die Entzifferung augenblicklich spielend. Der Verfasser unterrichtet gegenwärtig im Auftrage der spanischen Regierung Madrider Officiere in seiner Geheimschrift. Daß unsere Interessentenkreise Kenntniß davon haben, muß als selbstverständlich angenommen werden. Ungeschickt gewählte Beispiele, die auf mangelnder Kenntniß der deutschen Diction, nicht Sprache beruhen, werden den Verständigen nicht täuschen; denn sie lassen sich leicht durch unauffällige Wendungen ersetzen.

R.

— Schulreform und Stenographie. Von Oskar Henke, Director des Gymnasiums in Bremen. Mit 4 stenographischen Beilagen. Berlin, Reuther und Reichard, 1899. 73 S. und 2 Blätter Schrifttafeln, geb. 1,50 ℳ. — Mit Vergnügen denke ich der Zeit, da wir als Quintaner, Quartaner und Tertianer uns unter Leitung eines älteren Mitschülers der edlen Kunst der Stenographie befleißigten, von der Höhe unseres Wissens aus über die verschiedenen Systeme debattirten und begeistert und streitbar für Gabelsberger eintraten, das wir allein kannten, dann im stenographischen Vereine allerlei Parteikämpfe durchfochten und uns wohl darüber ereiferten, daß die erhabene Kunst von der Schule gar nicht gelehrt wurde. So beschränkt diese Bestrebungen waren, der Segen der Selbstthätigkeit hat diesen Bemühungen nicht gefehlt und oft habe ich erlebt, daß ehemalige Mitschüler bei ihrem späteren Zusammentreffen gerade dieser Episoden des Schülerlebens mit besonderer Freude gedachten. Alle diese Erinnerungen wurden in mir wach, als ich vorliegendes Büchlein durchlas. Es erhebt mit großer Wärme die Forderung, daß die Schule der Stenographie geöffnet werden soll, weil die Stenographie eine Culturmission an der Menschheit zu erfüllen hat. Der Verfasser hat seit seinem ersten Auftreten auf dem Koblenzer Stenographentag 1886 sich viel mit der Frage der Reform der Kurzschrift beschäftigt; ursprünglich Anhänger Gabelsberger's ist er später zum Schrey'schen System übergegangen und hat auch an diesem in der 2. Auflage seines Lehrbuches unerbittliche Kritik geübt. Dann hat er an der Einigung der Systeme Stolze und Schrey gearbeitet. Auch jetzt hält er noch dieses Einigungssystem für das beste und giebt am Schlusse des Heftes einen praktischen Ueberblick über dasselbe durch Hervorhebung von 6 Hauptpunkten. Auch veranschaulichen fünf Tafeln die Schreibung nach Gabelsberger, Altstolze, Neustolze, Schrey und Stolze-Schrey. Um nun die Nothwendigkeit der Hebung des Stenographieunterrichts nachzuweisen, schildert er den heutigen Zustand beim Stenographieunterricht, nach des Berichterstatters Anschauung in zu dunklen Farben. Wenn er z. B. behauptet, daß nur ein kleiner Theil der Schüler unter verhältnißmäßig günstigen Verhältnissen unterrichtet wird und an einem durch einen geübten Lehrer geleiteten Cursus theilnimmt, so trifft dies wenigstens für das Königreich Sachsen nicht zu. Denn an allen höheren Schulen Sachsens wird in ausreichender Weise für den Stenographieunterricht gesorgt und tüchtige Lehrer ertheilen denselben. Besonders gut sind z. B. die Dresdener Schüler dran, wo die Mitglieder des königl. Stenographischen Instituts den Unterricht ertheilen. Aber auch sonst haben gut gebildete Lehrer den Unterricht in Privatcursen, Arbeiterbildungsvereinen, sowie in den Fortbildungsschulen übernommen — Auf die umfangreiche Einleitung des Heftes, die sich in scharf kritischer Weise mit der Schulreform, besonders in Preußen beschäftigt, können wir mit Rücksicht auf den uns zur Verfügung stehenden Raum heute nicht eingehen.

r.

— Die 12. Nummer der Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, die soeben ausgegeben worden ist, enthält abgesehen von den in der Beilage vereinigten Vereinsnachrichten und Bekanntmachungen einen ursprünglich für Wuttke's Sächsische Volkskunde bestimmten, aber wegen Raummangels zurückgestellten Aufsatz von O. Gruner über landwirthschaftliche Nebenbetriebe im Königreich Sachsen, insofern sie das ländliche Bauwesen beeinflussen (Obst-, Wein-, Flachs- und Hopfenbau, Steinbruchbetrieb, Ziegelbrennerei, Holzhandel, Käsebereitung, Bierbrauen; Gasthöfe, Schmieden). Alfred Müller theilt im Anschluß an die in früheren Nummern der Mittheilungen veröffentlichten Volkslieder mehrere Melodien solcher Lieder mit und regt musikalisch geschulte Kräfte zur Aufzeichnnng derartiger Melodien an. Zu der im 11. Heft gegebenen Sammlung von alten Steinkreuzen bringen W. v. Polenz auf Obercunewalde und Pastor Lindner in Breitenau einige Nachträge. Endlich theilt Wandel Hausinschriften, eine Notiz über die sog. „Tabakstanne" bei Stollberg, einige Volkslieder aus dem Erzgebirge und Vogtlande, sowie ein „Boomätscherlied" mit.

—m—

— Grammatica francese per lo studio autodidattico di Sigismondo Peroch. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. — Es ist dies der 62. Band einer Bibliothek, welche die Verlagshandlung „Die Kunst der Polyglottie" nennt, eine auf Erfahrung begründete Anleitung, jede Sprache in kürzester Zeit in Bezug auf Verständniß, Conversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. Das ist zwar etwas viel versprochen, aber da nach Ansicht der Verlagshandlung die „Polyglottie" eine Kunst ist, so verzichtet sie wohl planmäßig auf all' und jede Wissenschaftlichkeit. Das vorliegende Büchelchen ist, wie die italienische Grammatik für Deutsche derselben Bibliothek — Jahrmarktswaare.

Dresden. Locella.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 15. Sonnabend, den 3. Februar, Abends. 1900.

Werdaus älteste Geschichte bis zur Erwerbung des oberen Pleißengebietes durch die Wettiner.

Gerade 500 Jahre sind verflossen, seit ein Wettiner als Herr des oberen Pleißengebietes zum ersten Mal dem kurz vorher erworbenen Lande einen Besuch abstattete und damit eine Gegend betrat, die heute dem industriereichsten Theile des Königreichs Sachsen angehört, die aber damals kaum hundert Jahre auch nur dem Namen nach bekannt war. — Das obere Pleißengebiet liegt am Südrande jenes gewaltigen Moränenfeldes, das in der letzten Eiszeit von den skandinavischen Gletschern in Norddeutschland gebildet wurde. Die Stein-, Bronze- und Eisenzeiten, die uns so herrliche Denkmale menschlicher Kunst in Nord- und auch in Mitteldeutschland aufbewahrt, scheinen keine Spuren in unserer Gegend hinterlassen zu haben, und als Hellas und Rom eine Fülle von Geist und Glanz über Nord und Süd verbreiteten, starrte hier eine „vasta solitudo“. Ja selbst, als in der nahen Wartburg beim Klang von Walter's Harfe und Wolfram's Saitenspiel der deutsche Geist seine schönste Blüthe des Mittelalters entfaltete, war dies Waldgebiet noch wenig gelichtet. Es ist keine Kunde zu uns gelangt, auch nicht aus der Zeit, da Velleius Paterculus, Tacitus u. a. Römer sich mit Germanen so geflissentlich beschäftigten, welcher germanische Stamm im Pleißengebiet saß, bald räth man auf Hermunduren, bald auf Warnen, bald auf Sueben. 782 stehen wir vor der vollendeten Thatsache, daß Sorben die unterworfenen Länder zwischen Saale und Elbe beherrschen. Meitzen verlegt in unser oberes Pleißengebiet die Grenze zwischen deutschen Waldhufensiedelungen und slavischen Dorfanlagen. Die Namen beweisen jedenfalls, daß slavische Orte im oberen Pleißengebiet gegründet wurden, wie Crimmitschau, (Steinort) und Leubnitz. Werdau ist wohl auch eine sorbische Anlage; die im 14. Jahrhundert allein auftretende älteste Form lautet, wie noch heute der Volksmund spricht, Werde und bedeutet Hügel. Die verschiedenen Schreibarten späterer Zeit scheinen orthographische Verschnörkelungen und Angleichungen gewesen zu sein, bis im 18. Jahrhundert „Werda“ und im 19. „Werdau“ die Herrschaft erlangten. Die deutsche Deutung des Stadtnamens aus ahd. warid = Werder, Insel, Uferaue, mhd. wert, werde, ze Werde kann aber auch in Ehren bestehen. Aus der slavischen Zeit des oberen Pleißengebiets sind außer Namen wohl keine Anklänge geblieben. Ob etwa aus alten Flurkarten etwas über eigenthümliche Vertheilung des Grund und Bodens oder kennzeichnende Gehöftanlagen zu ersehen ist, soll späterer Forschung überlassen bleiben. Vorläufig muß man sich mit einigen Namen begnügen, wie Kretzschmar (Besitzer des Gasthauses), Weithas (eine Art Ritter), Supan (Herr), und mit Worten wie Kleinegarten oder Klenzegarten, pomäle (langsam), Bile (Ente), Hus (Gans), Patschok (ein Spiel), pietschen (trinken), latschen und hatschen, Platz (dünner Kuchen), Parogg (Piraggen); nicht zu deuten vermag ich den Feldnamen Pietz; dagegen ist Steinpöhl (Steinhügel) längst als deutsch nachgewiesen und hat nichts mit dem Bilebog gemein. Das Werdauer Gebiet gehörte zu dem Gau Plisni, der zu beiden Seiten der Pleiße von der Quelle bis etwa zum heutigen Wiedereintritt in Sachsen lag. Südöstlich grenzte jenseits der Mulde der Gau Zwicowe, südwestlich Dobna (Plauen), westlich Geraha, Puonzowa (Zeitz), Tuchurini (Teuchern), nördlich Chutizi (mit Leipzig). Der Gau Plisni wird im Jahre 974 zum ersten Male genannt und hat seinen schwer deutbaren Namen vom Fluß (pleso = Sumpfwasser?) Hier lag, wie Otto der Große 945 sagte, das Land der Heiden. Hauptsächlich die obengenannten Gaue, mit Ausnahme von Chutizi, standen um 968 unter der Herrschaft des Markgrafen Wiger. An Stelle einer großen Markgrafschaft finden wir im 12. Jahrhundert ein kaiserliches „Pleißenland“ und kleinere mehr oder weniger abhängige Grafschaften Gera, Weida, Plauen. Die Werdauer Pflege stand unter den Weidaer Grafen. In kirchlicher Hinsicht gehörte sie zum Pleißner (Altenburger) Archidiakonat, das mit dem Naumburger, Zeitzer und Transmuldaner die Diöcese Naumburg ausmachte. Diese Diöcese Naumburg führte früher, vor etwa 1030, den Namen nach dem damaligen bischöflichen Sitz Zeitz und bildete mit den Bisthümern Magdeburg, Merseburg und Meißen die vier vorgenannten „slavischen Bisthümer“, die Otto der Große, nach einem Anlauf 962, als Erzbisthum Magdeburg 968 gründete. Er trennte zunächst einige Theile vom Bisthum Halberstadt ab, das im Erzbisthum Mainz lag, und setzte den Erzbischof und Metropolitan Adalbert „über das ganze Volk der Slaven jenseits der Saale und Elbe, deren Bekehrung zu Gott schon vollbracht war oder zu erwarten stand“. Adalbert mußte sofort die anderen 3 Bischöfe ordiniren und erhielt die kaiserliche Zusicherung, daß die 3 Markgrafen ihm wie dem Kaiser unterthan sein sollten. Der erste Zeitzer Bischof Hugo I. hatte mit dem Markgrafen Wiger sehr unter den Einfällen der Slaven zu leiden. Die Gerichtsbarkeit lag in den Händen des Markgrafen, der Bischof hatte nur die kirchliche Verwaltung und bezog außer dem Ertrag eigner Ländereien den Zehnt. Die kirchliche Herrschaft dauerte in der angegebenen Weise bis zur Reformationszeit fort, die weltliche aber änderte sich wiederholt. Von der Werdauer Pflege erfahren wir im ganzen 10. und 11. Jahrhundert nichts. 976 wird Altenburg, 1021 Leipzig, 1030 Zwickau, 1066 Schmölln erwähnt, von unserer Gegend keine Spur. Das endende elfte Jahrhundert sah an den Ufern der Pleiße ein reges Leben. Siedler aus allen Gegenden Deutschlands, Baiern, Franken, Flamen, Sachsen, Hessen sehen wir mit Hacke und Pflug anziehen, herbeigerufen von Grafen und Herren, von Klöstern und Bischöfen. Kaiser Lothar, Konrad von Wettin, Wiprecht von Groitzsch sind redlich bemüht, das Land zu bevölkern und zu cultiviren. Der Pegauer Mönch entwirft ein lebhaftes Bild von den Rodungen und Siedelarbeiten zwischen Schnauder und Wyhra. Für unser Gebiet fehlt leider wieder jede geschichtliche Nachricht. Wir wissen nicht einmal, ob die Ansiedelungen von Seiten des Kaisers, der Bischöfe oder des Markgrafen eingeleitet wurden. Und doch reden Ortsnamen wie Langenhessen, Waldsachsen, Flemmingen, Beiersdorf, Frankenhausen, die zum Theil nahe bei einander liegen, lebhaft genug von den vielseitigen Colonisationsversuchen. Andere Namen wie Königswalde, Neumark fordern geradezu zur Deutung heraus, aber ein zweihundertjähriges Dunkel bleibt auf ihnen liegen, ehe ein Strahl der Ueberlieferung ihr Dasein erhellt. Wohl aber ist zu vermuthen, daß eben gerade in jenen Tagen die Werdauer Burg erbaut oder neu erbaut ward, daß ein Locator die deutsche Besiedelung und Landvertheilung leitete, den Wald als Gemeinwald beließ, Priesterfeld und Schloßwiese, Schloßteich und Schloßmühle, Schloßfeld und Vorwerkshufen des Stadtgutes abgrenzte. Die Einrichtungen scheinen jener Zeit zu entstammen, wie auch die Namen der nahen Dörfer Bernsdorf, Rußdorf, Chursdorf, Albertsdorf, die sicher im ersten Theil ihres Namens den ersten vom Locator eingesetzten Dorfschulzen verrathen. Unter der Regierung Kaiser Friedrich Barbarossa's tritt als urkundlicher Zeuge neben solchen aus Altenburg, Groitzsch, Pegau, Plauen, Weida, und fast immer neben Thimo de Colditz, ein Hugo de Warde (Warta, Wartha, Warda, Werda?) von 1168—1188 auf, in demselben Jahre auch ein Hugo junior de Warda, der in einer unechten Urkunde von 1108 als fidelis regni ministerialis und Schenker des Dorfes Zwitich erscheint, auf welches 1159 Schmöln und Meißen Anspruch erheben. Lautlich wie örtlich wäre es nicht ausgeschlossen, daß dieser Hugo de Warda Schloßherr zu Werdau war.

Von 1244—1303 herrschte im Pleißnerlande ein Nachkömmling der Weidaer Vögte: Heinrich der I., Vogt von Plauen, Ritter, kaiserlicher Richter im Altenburger oder Pleißner Territorium. Der hatte Königswalde und Hartmannsdorf als thüringisches Lehen und schenkte es 1270 (1273) dem Kloster Grünhain, während zu gleicher Zeit Heinrich von Weida der Crimmitschauer Martinskirche die Pfarrkirche zu Hessen und Königswalde schenkt und Güter in Lauenhain dem Grünhainer Kloster giebt. Das Hauskloster der Vögte zu Cronschwitz erhält 1302 das Recht, die Pfarrstellen in Bernsdorf, Ronneburg und Reinsdorf mit Weltgeistlichen zu besetzen und die Ueberschüsse der Einkünfte einzuziehen. Unser Heinrich I. stiftete nun 2 Linien; die ältere mit Plauen erhielt Heinrich II., der Böhme; die jüngere mit der Gegend von Greiz, Werdau und Ronneburg: Heinrich Reuß I. (1266—1292), dessen Sohn und Nachfolger Heinrich Reuß II. (1301—1350) war. Des ersten Reußen Mutter war eine russische Prinzessin, daher der Name. Heinrich führte ähnlich wie sein Großvater den Titel capitaneus generalis und iudex provincialis, Misniae, Orientalis et terrae Plisnensis. Er war Landpfleger in Thüringen. Im Jahre 1316 ernannte ihn König Ludwig der Baier zum Landrichter über die Städte Zwickau, Altenburg, Chemnitz und über das Pleißner Land. Friedrich des Gebissenen Wittwe berief ihn 1324 zum Vormund des 14jährigen Wettiners Friedrich's des Ernsthaften und zum Mitregenten, was der Kaiser in demselben Jahre auch gutbieß. Der thatkräftige Heinrich Reuß II. erwarb sich mancherlei Verdienst um die Aufrechterhaltung der Ordnung in dem von Raubrittern heimgesuchten Vaterlande und galt anfangs viel im Reiche, sein Land suchte er auf Kosten der Wettiner im Bund mit deren zahlreichen Feinden zu vergrößern. Mit Heinrich II. von Gera (1274—1306) und mit Heinrich III. dem Langen von Plauen (1302—1347) stellte er nun am 20. Mai 1304 eine noch jetzt erhaltene und in Weimar aufbewahrte mit anhängenden Siegeln versehene Pergamenturkunde aus, daß sie gemäß dem Vermächtniß der Ahnen, die 1193 das Mildenfurter Prämonstratenserkloster und 1238 das Cronschwitzer Nonnenkloster gestiftet und mit Einkünften versehen hatten, den Anforderungen des Testamentes nachkommen wollten. Ihre Tante Mechthildis von Plauen, insbesondere die Priorin zu Cronschwitz, solle vor Johanni jedes Jahres 5 Mark (etwa 200 Mark nach unserem Gelde) aus den Einkünften in Raneberc, in Werde oder anderen Städten der Allode erhalten. — Das ist die erste Urkunde, die der Stadt Werdau Erwähnung thut. — Derselbe Fürst schenkte auch das Patronatsrecht über die Werdauer Pfarrkirche dem Reglerkloster und der Marienkirche auf dem Berge zu Altenburg. Das bestätigt am 3. December 1318 Bischof Heinrich von Naumburg. Ob damals schon beide Kirchen, die Marien- und die Egidienkirche, bestanden, geht aus der Urkunde nicht hervor, Stichart erwähnt eine mir unbekannte Urkunde vom Jahre 1335 (ob 1355?), worin „die Egydien Kirche vor der Stadt zcu Werde“ aufgeführt wird, die jetzt nicht mehr besteht. Es ist eigenthümlich, daß die Hauptkirche, die Marienkirche, denselben Namen wie die Altenburger trägt, während die abseits liegende Egidienkirche der Stadt das Wappen und den Schutzheiligen gegeben hat. Die Kirmes findet am Egidientage (1. Sept.) statt. Das Werdauer Wappen, das sich scheinbar seit der ersten beglaubigten Form wenig geändert hat und als Wahrzeichen an der Stadtmauer angebracht war, bis es als Reliquie an die Südseite des Rathhauses eingemauert ward, stellt die Egidiensage dar. Einst jagte der Gothenkönig Wamba um 672 an der Rhonemündung einen Hirsch, der geängstet flüchtete und in die Höhle des Einsiedlers Egidius kam und sich zu seinen Füßen legte. Auf Wamba's Wunsch gründete an derselben Stelle Egidius ein Kloster (Saint Gilles); nach ihm sind zahlreiche Kirchen benannt. Wie unsere Egidienkirche zu ihrem Namen kam, ist unbekannt, dürfte aber doch noch auszumitteln sein. Daß man die Sage auf Werdau localisirt und gar mit dem Ausruf des Egidius: „Wer da?“ oder „Werd Au!“ in Verbindung gebracht hat, sei nur nebenbei erwähnt, ebenso, daß auf unserem Wappenstein aus dem 15. Jahrhundert Egidius mit der Bischofsmütze und dem Bischofsstab neben dem anspringenden Reh steht; und daß man noch heute in Werdau Jemanden mit den Worten zurückweist: „Gi Egiz!“ Ueber das Patronatsrecht der Werdauer Marienkirche erhob sich kurz nach dem Tode unseres zweiten Reußen ein Streit. Der Chorherr Johannes im Altenburger Kloster hatte auf seines Propstes Befehl 5 Jahre lang die Kirche mit ihren Kapellen verwaltet oder verwalten lassen und hatte sich schließlich von seinem Oberherrn, dem Archidiaconus des Pleißner Landes, Dietrich von Gatirsleben, unter Mitwissen des Reußen das Patronatsrecht persönlich übertragen lassen; dies geschah durch einen Dechanten Johannes. Dietrich hatte im guten Glauben gehandelt, Johannes aber wollte das Patronatsrecht dem Kloster entziehen. Am 31. August 1352 aber bekennt Dietrich, daß jene Bestätigung mit Unrecht geschehen sei und mit Zustimmung des Dechants aufgehoben werde. Derselbe beglaubigt am 15. Februar 1353 nochmals das Recht, nachdem dies am 13. Februar schon der Naumburger Bischof Rudolf gethan hatte. Unser Chorherr Johannes aber blieb weiter Pfarrer von Werdau und waltete als solcher noch unter Heinrich Reuß II. Sohn, Heinrich Reuß III. oder Strengen. Heinrich Reuß II. hatte der Pfarre zu Werdau zu seinem Seelgeräth gewisse Stiftungen vermacht, diese bestätigte sein Sohn und traf Bestimmungen über die Pfarrer überhaupt. Der Pfarrer sollte bis an sein Lebensende im Dienst bleiben. Nach seinem Tode sollte der Altenburger Propst einen Biedermann aus seinem Kloster einsetzen, der ihm in geistlichen, dem Vogt in weltlichen Dingen Gehorsam zu leisten hätte. Der Pfarrer sollte täglich eine Messe lesen und dafür freies Bau- und Brennholz nach des vogteilichen Försters Rath aus dem Vogtswalde bei Werdau erhalten. Die nachgelassenen Güter eines verstorbenen Pfarrers wollte der Vogt nicht einziehen und den Gottesdienst so lassen, wie er bisher gebräuchlich gewesen wäre. Wenn ein Werdauer Pfarrer nicht füglich oder behäglich wäre, so würden die Vögte den Propst beauftragen, einen andern Biedermann als Pfarrer einzusetzen. Dasselbe sollte eintreten, wenn der Pfarrer geistliche Gebrechen sehen ließe, die wider Gott oder den Orden wären; hier hatte der Propst das alleinige Klagerecht. Der Pfarrer soll „der dritte Herr des Ordens allda zu Werdau“ sein und diese Herren so „ehrlich halten“, als möglich wäre. Diese aber müßten dem Pfarrer unterthänig sein. Wenn aber der Vogt oder der Pfarrer Mißfälliges an den Herren merkte, so müßte der Propst Abänderung treffen. Dabei sollte der Egidienkirche nichts von ihren Rechten abgehen. Dies wurde am 4. März 1355 festgesetzt. Heinrich Reuß III. war inzwischen seinem Vater nachgefolgt und wird in Urkunden bis zum Jahre 1383 erwähnt. Unter ihm brach der merkwürdige vogtländische Krieg aus. Heinrich wollte mehrere, seinem Vater als Vormund der jungen Meißnischen Markgrafen verpfändete Güter nicht herausgeben und wurde von Kaiser Karl IV. und den Wettinern mit Krieg überzogen. Anfang Juli 1358 zog das Heer heran, nahm die Festen Ziegenrück, Triptis, Posterstein, Ronneburg und Werdau und zwang den Reußen zum Frieden. Wahrscheinlich versicherte man sich nur der Untervögte, denn die kurze Dauer des Kriegs widerspricht langen Belagerungen. Wir sehen aus dem kurzen Erfurter Bericht nicht einmal, ob überhaupt die Städte bedroht wurden und ob sie schon damals mit Mauern und Thoren, Thürmen und Basteien versehen waren. Noch jetzt erinnern ja die Bastei und der Meierhof in Werdau an die Zeiten, da Werdau eine Festung war. Heinrich Reuß III. ließ die Untervögte vor sich kommen, behandelte sie wie Verräther und verbrannte sie in einer Scheune. Kurz darauf, am 12. Juni 1359, fanden die Streitigkeiten des dritten Reußen mit seinen Brüdern ihren Abschluß, indem die Wettiner Markgrafen Friedrich und Balthasar, die sich nun, wie das urkundlich schon von den Vögten seit 1209 anerkannt ward, endgiltig als Lehnsherren betrachteten und die gesammten Güter theilten. Heinrich Reuß III. der Aeltere erhielt u. A. Greiz, Wiesenburg und Kirchberg, die beiden anderen, Heinrich Reuß IV. und V., gemeinsam die Festen Schönfels, Werdau, Ronneburg, Posterstein, Langenberg, Gleisberg, die Lehen über Liebschwitz, Nußdorf, Planitz, Lohma, Nöbdenitz, Selka, Löbichau, Vollmarshain, Nischwitz u. s. w. Da Heinrich Reuß IV. 1372 kinderlos in Oberitalien starb, hatte Heinrich V. allein die Herrschaft. Unter diesem wird Werdau wiederholt erwähnt. Er ist der letzte Reuße, der Werdau besessen, und scheint sich der Stadt sehr angenommen zu haben. So stiftete er einen Altar zu Ehren des Leibes und Blutes Christi in der Marienkirche, wozu er von seinen Gütern in Hessen und Albertsdorf 7 Mark breite Freiberger Groschen (à 50 ₰ nach heutigem Gelde) stiftete. Sodann ersehen wir aus dieser Urkunde vom 28. August 1381, daß an jedem Tage früh bei Sonnenaufgang am Altar des Leibes Christi eine Frühmesse, jeden Donnerstag Hochamt unter Mitwirkung der Chorsänger vom Meßpriester und Diaconus, außerdem Vigilien mit 9 langen Lectionen gehalten wurden. Jeden Freitag fand eine Todtenmesse mit Gesängen

statt. Auch wurden Freitags nach dem Feste Allerheiligen, also Anfang November, Vigilien gesungen, Sonnabends nach Allerheiligen wurde die Todtenmesse für das Seelenheil der reußischen Familie mit 9 Lectionen gehalten. Heinrich Reuß V. stiftete nun verschiedene Einkünfte in Beiersdorf, Hessen, Leubnitz 2c. für die Marienkirche zu Werdau, und Bischof Witich von Naumburg bestätigte diese Schenkungen. 1384 am Sonntage Circumdederunt bewilligte Heinrich für den Meßpriester einen von städtischem Geschoß freien Hof und gewährte ihm das Recht, Brenn- und Bauholz, außer buchenem, fahren lassen zu dürfen. Zeugen waren die Geschworenen der Stadt Werdau: Heinrich Stange, Heinrich Peier, Heinrich Wetzel und Matthes Peck. Das Werdauer und Reußische Siegel sind beigefügt. Zu gleicher Zeit erhält die Egidienkirche aus Heinrich's Gütern und von den Zinsleuten zu Beiersdorf, Hessen und Leubnitz 1¼ Mark breite Freiberger Groschen jährlichen Zins. Das Halsgericht behielt er sich über die Zinsleute bevor. Vorübergehend wird dann am 13. Mai 1365 einer Nonne, der Jungfrau Katharina von Werdau, und am 20. December 1387 der Stadt selbst Erwähnung gethan, weil die Wahl eines Vormundes in Frage kam. Am 24. März 1397 gönnt er auch einem Werdauer Bader Heinrich für sich und seine Nachkommen Leseholz aus dem Werdauer Walde zur Heizung der Badestube und zum Feuer unter der Pfanne. Dafür mußte der Bader jedes Jahr für die Armen zwei Seelbäder gewähren, eines am Dienstag der Charwoche, das andere Dienstag vor Michaeli. Der Bader füllte damals die Thätigkeit des Arztes aus. Seine Badestube ward gern in Anspruch genommen. Das Seelbad sollte etwas Aehnliches wie das Fegefeuer bedeuten und die Zeit des Fegefeuers, in der Jeder nach damaligem Glauben schmachten mußte, abkürzen. Einzelne und öffentliche Seelbäder für sich, die Angehörigen und die Armen wurden im Testament gestiftet, und der Rath hatte darüber zu wachen, daß das Testament erfüllt wurde. Am 25. März 1397 stellen die Reußen die letzte Werdauische Urkunde aus. Darin befreit Heinrich Reuß V. die Pfarrer Heinrich von Stodenicz zu Werdau, Martin von Ostewicz zu Beiersdorf, Konrad Nuwirt zu Bernsdorf, Johannes Werner zu Albersdorf, Meynhard zu Reinsdorf, Heinrich Vogt „zu den Hessen" und alle Nachkömmlinge von der Verpflichtung, jährlich einmal den Reußen oder ihren Vertretern Herberge zu gewähren, wie dies alte Sitte gewesen war. Auch sollten die reußischen „amptluthe" nicht mehr berechtigt sein, wie dies früher der Fall war, beim Ableben eines Pfarrers den Nachlaß aus dem „Wydemhoffe" sich anzueignen. Dafür mußten die Pfarrer vier mal im Jahre, Dienstag nach Quatember Abends mit langen Vigilien, Morgens mit Seelmessen, Seelbäder veranstalten. Wer nicht dazu erschien, mußte 3 Groschen für die Beleuchtung geben. Die Geschworenen der Stadt sollten mit ganzer Kraft und Macht darüber wachen. Sollten spätere Reußen das abschaffen wollen, so sollten sie von „unseren lieben getreuen Geschworenen der Stadt Werdau" dazu ermahnt werden. Die lieben Andächtigen mußten vier eigene Kerzen, je 3 Pfund schwer, haben. Nach Bedarf, in 1—1½ Jahr, sollten die Kerzen erneuert werden. Bei der Gedächtnißfeier mußte jeder Pfarrer abwechselnd den anderen ein großes Essen, bis zu 5 Gängen, geben. Giebt er mehr, so muß er 3 Groschen Strafe für Wachslichter entrichten. Unterläßt er die Bewirthung, so findet sie in einer „gemeinen Herberge" statt, und der Pfarrer muß für jeden Amtsgenossen einen Groschen bezahlen. Der Berns- und Albertsdorfer aber sollen das Essen miteinander geben, der Erstere muß dazu 2, der andere 1 Pfennig stiften, zum Wachs ebensoviel. Wer nicht mit „in der Wirthschaft" sein will, zahlt 3 Groschen zum Geleucht. Die Stiftung dieses kleinen Kalands bezeugen der Pfarrer Ludwig von Melbingen zu Schmölln und sein Prediger Johannes, Pezolt von Jrnse, Hans von Schönfels („dy des teydiger gewest sint"), Ritter Gunther von Planitz, Hans Rumpf, Nickel Gris, Claus Rauber. Aus dem Geschlecht der letzten beiden treffen wir eine Werkmeisterin und einen Hofmeister im Kloster Cronschwitz wieder, später begegnet uns einer als Schloßherr in Werdau. Die Herrschaft Plauen, die seit Vogt Heinrich I. völlig von den anderen Linien getrennt war, verwaltete um die Zeit der thatkräftige Günter von Schwarzburg, die Greizer Linie hatte seit der brüderlichen Theilung ihre Sonderentwickelung. Ueber allen vogteilichen Linien waltete 1383 Markgraf Wilhelm I. als Schiedsrichter, so daß beim Verkauf die anderen Linien das Vorkaufsrecht, bei Streitigkeiten ein vogteiliches gemeinsames Schiedsgericht, an letzter Stelle er selbst den Urtheilsspruch haben sollten. Unerwähnt bleibt in dieser Urkunde vom 13. Oct. 1383 nur die Werdau-Ronneburger Linie, deren Land der Markgraf wohl schon als das seine betrachtete. Als nämlich Ende 1397 Heinrich Reuß V. starb, nahmen die Wettiner ohne Widerspruch das Lehen an sich zurück. Am 10. Mai 1398 stellt Balthasar's und Friedrich's des Strengen Bruder, Wilhelm, von Gottes Gnaden Markgraf zu Meißen, in dem Osterlande und zu Landsberg, Landgraf in Thüringen und Pfalzgraf zu Sachsen, für sich und seine Erben und Nachkommen zu Zwickau den Begnadigungsbrief für das Weichbild Werdau aus, das nach dem Tode des Edlen Herrn Heinrich Reußen von Plauen an ihn gekommen und gefallen. Er bestätigt ihre Rechte und Gewohnheiten und nennt als ihre höhere Rechtsinstanz Zwickau. Dieser Begnadigungsbrief ist dann mit geringen Veränderungen von den neugekrönten Wettinern in den nächsten Jahrhunderten immer wiederholt worden. Als Wilhelm I. im Mai nächsten Jahres ins Vogtland zu Felde zog, weilte er am 13. Mai 1399 in der neuerworbenen Stadt Werdau selbst und stellte ein Privilegium für die Gemeinde Crossen zur Errichtung einer Schmiede aus. Das ist nachweislich das erste Mal, daß ein Wettiner in Werdaus Mauern weilte. Die Erbhuldigung der Bürger selbst aber geschah nach dem Tode Wilhelm's I. (1407). Die Erben der verstorbenen Brüder waren Friedrich der Streitbare und Wilhelm II., Friedrich's des Strengen Söhne, und Friedrich der Friedfertige, Balthasar's Sohn. Werdau bekamen Friedrich's des Strengen Söhne, die Stadt mußte aber auch im Falle des Ablebens der beiden dem Sohne Balthasar's den Huldigungseid leisten. Am 9. Sept. 1410 bekennen nun Burgermeister, Rathleute und ganze Gemeine zu Werde für sich und die Nachkommen, die rechte Erbhuldung mit aufgeregten Fingern zu den Heiligen vollzogen zu haben. Sie geloben und schwören, sich zu den genannten Herrschern und deren rechten Leibeserben halten zu wollen in allen Stücken und Artikeln. An der Urkunde wurde das Werdauer Stadtsiegel mit dem oben beschriebenen Egidiuswappen in grünem Wachs in Thalergröße befestigt, die Inschrift lautet: „Sigillum civium de Werde". Die neue Begnadigungsurkunde wurde Donnerstags vor Quasimodogeniti 1411 zu Altenburg von Friedrich und Wilhelm II. ausgestellt. Als die Wettiner am 31. August 1411 ihre Länder theilten, bekam Wilhelm das Osterland mit Werdau. An Stelle des alten reußischen Kalands bestätigt er am Dienstag zu Pauli Bekehrung 1421 den Fürstenkaland, indem er die Stiftungen erweitert. Bei der neuen Landestheilung hatte übrigens Friedrich das Osterland mit Werdau am 13. October 1415 gewählt, der 1423 die Kurwürde erhielt. So war Werdau im 14. Jahrhundert mit dem oberen Pleißengebiet aus den Händen der Reußen unter die Herrschaft der Wettiner gekommen. In jener Zeit entstand das Stück Grenze gegenüber Greizer Gebiet im Werdauer Walde. Auf jene Zeit führt auch ein Ausdruck zurück, der so manchmal vom Wanderer kopfschüttelnd in der Weidmannsruh an der Landesgrenze gelesen ward. Ein am Gasthaus eingefügtes Steinbild, das früher in einiger Entfernung gestanden haben soll und wahrscheinlich auf eine ältere Vorlage zurückgeht, stellt ein junges Mädchen dar. Ein blauer geblümter Rock, ein ärmelloses Mieder kennzeichnen sie; das Haar wallt frei herab; in der halb erhobenen Linken hält sie einen goldgestreiften grünen Kranz. Es ist ein nicht gewöhnliches altes Wirthshausschild. Rundum steht in großen lateinischen Buchstaben der Vers: „Das Zegels Bild bin ich genant. Die lobliche Jaegerei bin ich wol bekant. Sie komen her zu mir Und suchen auf dem Abschied der Wölfe ihr Quartbir, Drinken auch gerne gutes Bir. Anno 1695." In einer Grenzberichtigung zwischen Vogt Heinrich von Gera und Bischof Leopold von Bamberg heißt es nun am 18. November 1356, man habe an eine Grenze ein Kreuz gemacht, das stehe diesseit „der segeln stat". Das Zegelsbild, oder wohl besser Segelsbild = Siegelbild zu lesen, ist ein Grenzbild und kündet das Wirthshaus an der Grenze an. — Im Ganzen sind aus der reußischen Zeit außer mehreren, die bloße Namensbezeichnung de Werde oder de Warde enthaltenden Urkunden 14 Stück handschriftlich oder in alter Abschrift vorhanden, die theils im Werdauer Erbbuch stehen, theils in den Archiven zu Dresden, Altenburg, Weimar, Schleiz, Greiz aufbewahrt werden. Sie sind von Johannes Müller und von Berthold Schmidt in deren Urkundensammlungen gedruckt worden, einige auch von Göpfert und Stichart. Eine Gesammtausgabe der Werdauer Urkunden giebt es noch nicht. Die Zahl der markgräflichen Urkunden für Werdau beträgt etwa zehn, wenn die Angaben der beiden Werdauer Chronisten richtig sind; ein kritischer Druck ist überhaupt nicht vorhanden.

Die Geschichte Werdaus in der reußischen Zeit selbst schildern außer jenen beiden ein ungenannter Autor im Lobensteinischen gemeinnützigen Intelligenzblatt 1790, Seite 45 f., 49 f., 53 ff.; dies ist die kürzeste, aber hervorragendste Behandlung, die für die damalige Zeit auf der Höhe der Wissenschaft stand. Die hohen Verdienste Göpfert's und Stichart's um die Geschichte des oberen Pleißenlandes werden unvergessen bleiben; für die heutige Zeit aber sind beide veraltet. Hoffentlich ersteht jenem Theile unseres Vaterlandes ein ähnlicher fleißiger Chronist, der auf Grund der Urkunden mit der erforderlichen Bildung ausgerüstet, zum Guten der alten Chroniken neues Gute fügt. — Gegenüber der Stadt Werdau treten die Dorfschaften des oberen Pleißengebiets zurück, es wird wenig mehr als der Name genannt und zwar erscheinen Schönfels und Neumark 1225, Bernsdorf 1250, Königswalde und Hessen 1270, Culten 1291, Blankenhain 1316, Beiersdorf 1355, Brunn 1357, Nußdorf 1372, Chursdorf 1378, Leubnitz 1381, Albertsdorf, Gospersgrün und Lichtentanne 1400 (auf Grund des Schmidt'schen Urkundenbuchs), Steinpleiß (Stichart 1381) habe ich nicht gefunden. Auffällig ist die große Zahl der Kirchen, die für die einzelnen Orte schon oben angeführt wurden. Uebersehen wir das Ganze, so bietet sich im 14. Jahrhundert das reich bewaldete obere Pleißengebiet als reußische Besitzung der jüngeren plauenschen Linie dar, die sich 1359 in eine Greizer und Werdau-Ronneburger spaltete. Als Lehnsherren erscheinen bald die Kaiser, bald die Wettiner; die Lehnsherrschaft der Wettiner erstarkte unter schwachen Kaisern und günstigen Verhältnissen so, daß das kleinstaatlich zersplitterte Gebiet allmälig zum größten Theil den Wettinern zufiel. Der erste bedeutende Zuwachs ist vor Weida das Werdau-Ronneburger Reußenland. Werdau erscheint das erste Mal in der Geschichte gleich als Stadt; wahrscheinlich bestand es schon in der Sorbenzeit. Mit Mauer und Festung, mit 2 Kirchen, einer Badestube, mehreren Gasthäusern und zahlreichen Gebäuden auch außerhalb der Mauern, liegt es vor uns. Ein Kloster fehlt. Straßen führen nach Altenburg und Crimmitschau über Hessen, nach Reichenbach, nach Ronneburg. Die Oberherren haben Untervögte im Werdauer Schloß eingesetzt, diese üben im Namen der Reußen die Gerichtsbarkeit und bürgen mit ihrem Leben für Zurückweisung der Uebergabe; zu den vogteilichen Beamten gehört ein Förster im Werdauer Walde. Die städtische Verwaltung besorgen Bürgermeister, Rathherren, Geschworene. Sie müssen darüber wachen, daß der Reußen Anordnungen befolgt werden, so die Abhaltung der gestifteten Seelenmessen. Sie huldigen, wenigstens in markgräflicher Zeit, im Namen der Stadt und treten als Zeugen der geistlichen und weltlichen Herrschaft auf. Aus der Bewohnerschaft überhaupt ragen wohl einzelne benannte Personen hervor, aber keine individuell. Die geistliche Oberaufsicht führt das Naumburger Bisthum und zwar das Archidiaconat des Pleißnerlandes zu Altenburg. Innerhalb dieser Grenzen hat der weltliche Oberherr das Besetzungsrecht dem Altenburger Reglerkloster abgetreten, deren Propst die Stelle mit einem Biedermann seines Klosters besetzt. Dieser hat mehrere aushelfende Amtsgenossen, darf sich aber durchaus nicht das Besetzungsrecht der Stellen als Chorherr selbst anmaßen, sondern hat des Propstes Befehlen zu gehorchen, den ein Dechant schützt. Der Pfarrer verwaltet sein Amt lebenslänglich, die Gehilfen können auf Antrag desselben vom Probst entfernt werden. Die Pflichten des Pfarrers bestehen im Messelesen und in allen anderen Arbeiten der Geistlichkeit von damals. Seine Einkünfte bezieht er aus den Schenkungen des weltlichen Oberherrn und der Bürger, sie bestehen theils in Geld, theils in Arbeitsleistungen bestimmter Bewohner der Stadt und der umliegenden Dörfer. Auch bekommt er vom Vogt freies Holz und hat wohl auch Feld. Der letzte Reuße erläßt dem Pfarrer für immer das Bereithalten eines jährlichen Quartiers für den Vogt, er schenkt auch den Nachfolgern die Güter des Amtsvorgängers. Der Pfarrer wird in seiner Thätigkeit, Kaland betreffend, vom Rath beaufsichtigt. — Einkünfte empfangen aus Werdau sowohl der Vogt als auch das Altenburger Kloster. Die umliegenden Dörfer gehören in verschiedenen Leistungen zu Werdau. — Die Frage, ob während des 14. Jahrhunderts eine Entwickelung der Werdauer Verhältnisse zum Besseren stattgefunden hat, kann bejaht werden. Die ältesten Urkunden sehen nur das Zinsbringende in Werdau, mit seinen „landin und lutin, mit gerihte, mit lehin geistlich und werntlich, mit munzin, mit czollin, mit geleitin, mit strazin, mit dorfern, vorwerkin, mit ackirn, mit holzin, mit waldin, mit wisemad, mit weydin, mit phischerin, mit wazzern standin oder vlisindin, mit iaid, mit bergwerkin, mit allim gute vorsucht und unvorsucht und mit allim rechte". Heinrich Reuß II., der die verderbliche Politik seines Vaters fortführte, die trotz aller Vormundschaft und der Verbindung mit geistlichen Herren, trotz aller geachteten Stellung und anfänglichen kaiserlichen Freundschaft in der Feindschaft gegen Meißen wurzelte, hat auch Werdau in den verderblichen vogtländischen Krieg verwickelt. Aber er sorgte schon für Besserstellung der Kirche und beschenkte sie sogar. Sein Bruder aber, der dann in Werdau herrschte, hat nicht nur alle Fehde gegen seine Lehnsherren aufgegeben, sondern durch seine Treue zu Wettin dem oberen Pleißenlande den Frieden erhalten und die Entwickelung des bürgerlichen Lebens begünstigt. Nicht blos auf sein und seiner Vorfahren Seelenheil ist er bedacht, er verbessert die Lage der Beamten, besonders der Geistlichen, befreit sie von drückenden Lasten und zieht die Stadtoberhäupter zur gemeinsamen Thätigkeit im Dienste der Stadt heran. Die alten lateinischen Urkunden machen den deutschen Platz, und als dem Kinderlosen das Haus Wettin in der Herrschaft folgt, urkunden die Bürger zum ersten Mal selbständig und huldigen den neuen Herren, die mit der größeren und festeren Herrschaft auch bessere und größere Gewähr für den Frieden und eine gedeihliche Entwickelung des bürgerlichen Lebens brachten.

Dr. F. Tetzner.

Bücherbesprechung.

— **Laienbetrachtungen über die Kraft der Bibel im Wissen und Glauben.** Von E. v. Estorff. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. 1 M. 25 Pf. — Worauf sich diese Laienbetrachtungen erstrecken sollen, wird sich der Leser denken können, wenn er hinter dem etwas unglücklich formulirten Titel die leicht zu erkennende schriftstellerische Absicht sucht und findet. Der Verfasser will seine Auffassung kund thun in Bezug auf die Bibel als Religionsurkunde, auf das Verhältniß zwischen Wunder und Naturgesetz, auf die Möglichkeit und Nothwendigkeit der göttlichen Offenbarung, auf das Wesen der Unsterblichkeit und endlich in Bezug auf das Geheimniß des „Gottessohnes". Laienbetrachtungen über religiöse Gegenstände sind statthaft und können werthvoll sein, wenn sie schlicht und klar oder, wo es sein kann, auch mit poetischem Schwung von religiösen Erfahrungen reden und allerlei Erlebnisse in das Licht religiöser Erkenntniß stellen. Derartige Niederschriften haben gelegentlich in engeren oder weiteren Kreisen eine förmliche Bedeutung erlangt, so gut wie berühmte wissenschaftliche Werke. Aber der Laie soll nicht das Katheder besteigen, wofür er nicht vorgebildet ist. Wäre der Verfasser zufällig Cavallerieofficier, wie der vielgenannte Hr. v. Egidy es war, so würde er es einfach lächerlich finden, wenn ein Geistlicher, der nie ein Gewehr in der Hand gehabt hat, eine Schrift schreiben wollte über die beste Verwendung der Cavallerie im nächsten Kriege. Trotzdem könnte dieser Geistliche den Einwand sehr leicht entkräften, die Cavallerie gehe ihn gar nichts an, während doch die Religion Jedermann angehe: er könnte erwidern, wenn sein Wohnort mitten auf einem Schlachtfelde des nächsten Krieges liege, so sei es für ihn mindestens ebenso wichtig, ob die Cavallerie richtig verwendet werde, wie für die Reiter selber, und deshalb wolle er seine Gedanken darüber, die ihm zur festesten Ueberzeugung geworden seien, der Welt nicht vorenthalten. Aber gleichwohl ist es lächerlich, wenn er die Schrift schreibt. Aehnliche Erfahrungen können dem Verfasser dieser Schrift nicht erspart bleiben. Bei einiger Bekanntschaft mit der deutschen Philosophie und etlichen theologischen Werken hat er nicht eine wissenschaftliche Ueberzeugung gewonnen, deren Entstehung und Tragweite ihm bewußt wäre, sondern ist auf einer Stufe religiöser Erkenntniß angekommen, deren geschätzten Besitz er sich zu erhalten wünscht und daher mit allerlei sich ihm aufdrängenden Beweisgründen vertheidigt, ohne in der Lage zu sein, die wirkliche Beweiskraft dieser Gründe ermessen zu können. Dazu fehlt es an der erforderlichen Kenntniß der biblischen Sprachen sowohl wie der Geschichte des christlichen Dogmas. So macht er Angriffe bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin und kommt schließlich mit allen kirchlichen und theologischen Richtungen in Conflict. Wozu soll das nun helfen? Gegenüber diesem Hauptmangel der Schrift kann nicht in Betracht kommen, daß sie sehr gut gemeint ist und auch manches Gute enthält.

B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 16. Dienstag, den 6. Februar, Abends. 1900.

Aus der Vergangenheit der Burg „Schellenberg" und der „Schellenberger Pflege".

Von Friedrich Klinkhardt.

Pius est patriae facta referre labor.
Ovid Trist. II., 322

Als unlängst die Mittheilung durch sächsische Blätter ging, das königl. Ministerium des Innern habe auf Ansuchen der erzgebirgischen Stadt „Schellenberg" gestattet, fortan den Namen der über dem Orte auf hoher Warte (515 m) thronenden „Augustusburg" zu führen, wurde ich auf einen Band meiner Collectaneenhefte wieder aufmerksam, in den ich seit Jahren historische Aufzeichnungen über die „Leuchte des Erzgebirges" und ihre liebliche Umgebung gemacht habe. Ich würde nun trotz dieser passenden Gelegenheit noch immer mit der Veröffentlichung meiner „Findlinge" zurückgehalten haben, wäre ich *nicht von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht worden*, daß Lic. Buchwald eine Neuherausgabe von Sachsens „Kirchen-Galerie" plane und daß ich mit meinen Aufzeichnungen den Bearbeitern der in Frage kommenden Dorfschaften einigen Dienst erweisen könnte. Zunächst sei einiges über die alte Burg Schellenberg selbst vorausgeschickt, da man meist nur Sagenhaftes darüber findet. Viel Kopfzerbrechens hat die Ableitung des Namens der alten Feste und Herrschaft Schellenberg gemacht. Seine Ableitung aus dem Slavischen durfte natürlich auch nicht fehlen. „Schon die Sorben hatten die gewaltige Höhenmarke befestigt und nannten sie »Skólen«, d. h. Felsenburg. Später wurde die Befestigung durch die Deutschen erweitert und aus der »Skólenburg« wurde der Name »Schellenburg«, »Schellenberg«."[1]) Was man doch nicht Alles fertig bringt! Ob Etymologen wie Obermüller, Eckardt, der Verfasser der Glauchauer Chronik, vielleicht gar eine Ableitung des Namens aus dem Keltischen versucht haben, ist mir nicht bekannt, die kühne Phantasie des sonst verdienstvollen Forschers Heinrich Schurtz, der in erzgebirgischen Orts- und Flurnamen[2]) finnische, keltische und urgermanische Spuren wittert, hat den Namen Schellenberg mit ihren gewagten Combinationen verschont. Solchen gezwungenen Erklärungen gegenüber, wie wir sie bei den ebengenannten Forschern mehrfach finden, muthet uns die Art und Weise, wie sich die Sage in diesem Falle zu helfen sucht, recht natürlich an. Wir finden letztere bereits bei dem alten Schellenberger Chronisten Johann August Bergner, geben sie aber hier nach einem neueren Werkchen über Schellenberg.[3]) Dort heißt es: „Besonders heillos betrieben die auf dem alten Schlosse Schellenberg und die auf Lichtenwalde und Neusorge wohnenden Raubritter ihr Unwesen. Zeigten sich von Chemnitz her oder von der Gegend, wo jetzt Oederan steht, nach Freiberg zu Handelskarawanen, so zogen die auf dem Schellenberge eine Glocke und machten Lärm, daß es durch die dichten Wälder schallte. Sobald man in Lichtenwalde diesen Schall vernahm, zündete man ein auf einem hohen Orte befindliches Feuer an, zum Zeichen, daß man bereit sei, dem Rufe zu folgen, und durch dieses Licht im Walde sind die auf Neusorge ermahnt worden, es sei neue Sorge vorhanden. Sonach ist Schellenberg entstanden aus: man schellt auf dem Berge, Lichtenwalde aus: es ist Licht im Walde, und Neusorge aus: es ist neue Sorge vorhanden." Gewiß eine allerliebste Ortsnamensage, die man immer mit Vergnügen erzählen wird. So ganz ohne Bedenken bleibt der naive Chronist freilich bei seinen Mittheilungen nicht. Die Sache klingt ihm doch nicht so recht glaublich. Er bemerkt hierzu: „Da es nicht wahrscheinlich ist, daß man den Schall der Glocke in Lichtenwalde vernommen, hat man zwischen hier (d. i. Schellenberg), Erdmannsdorf, Lichtenwalde und Neusorge Aufpasser gehabt, die das Zeichen durch Rufen weiter gegeben haben." Darüber, daß die Ritter vom Schellenberg und von Lichtenwalde beute- und fehdelustige Gesellen waren, herrscht gewiß kein Zweifel, aber ebenso klar ist doch auch, daß die genannten Orte (mit Ausnahme von Neusorge) schon lange vor jener Zeit der Versumpfung des niederen Adels ihre Bezeichnungen trugen, und darum sind die obigen Namenserklärungen nichts Anderes als Umdeutungen in dem angegebenen Sinne. Lichtenwalde ist ohne Zweifel in einer Waldlichtung gegründet worden, oder hat seinen Namen von dem in seinen Besitz gelangenden Geschlecht erhalten. Neusorge — eine Bezeichnung, die im Königreiche Sachsen nicht weniger als sieben Mal vorkommt[4]) — ist abzuleiten vom mhd. zarge (ahd. zarga) = Seiteneinfassung, Einfriedigung, Begrenzung[5]). Als Nebenform erscheint nicht selten Sarge für Zarge. Somit ist Newsorge als „neue Begrenzung" zu erklären.[6]) Wie aber ist nun der Name „Schellenberg" zu deuten? Deutscher Abkunft ist er auf jeden Fall. Daß man dabei an einen schallenden, klingenden Berg zu denken habe, will mir nicht recht plausibel erscheinen. Dies wäre vielleicht möglich, wenn die ansehnliche Erhebung aus Phonolith (Klingstein) bestünde;[7]) aber das ist nicht der Fall, der Berg besteht vielmehr in seiner oberen Kuppe aus einem harten und dichten Quarzporphyr. Ich vermuthe, daß auch hier der Fall vorliegt, daß ein Vasallengeschlecht dem befestigten Orte seine Benennung gegeben habe, der namentlich in Süddeutschland vorkommende Name selbst aber mit Gustav Hey[8]) vom ahd. scelo, mhd. schêle = Hengst, Zuchthengst abzuleiten ist, ein Wort, das noch jetzt in den Formen Schälhengst, Beschäler, beschälen fortlebt und nicht blos die Namen Schellenberg in Sachsen, Schwaben, Waldeck bildete, sondern auch solche wie Schellenfeld, Schellenbrunnen, Schellbach, Scheleweg, Schilbach (= Roßbach). In dieser Auffassung werden wir vor Allem dadurch bestärkt, daß Schellenberg thatsächlich urkundlich in der

---

[1]) Friedemann, Das Königreich Sachsen, Dresden, 1889 S. 172.

[2]) H. Schurtz, Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen in „Forschungen z. deutsch. Landes- und Volkskunde" V. Vgl. hierzu Reichardt, Versuch einer Geschichte der Meißnischen Lande in den ältesten Zeiten, Progr. des Realgymnasiums zu Annaberg.

[3]) Harnisch, J. G., Die Schlösser Augustusburg und Lichtenwalde nebst ihren Umgebungen. Chemnitz, Focke, 1863.

[4]) Verzeichniß sämmtlicher Ortschaften des Königreichs Sachsen. Chemnitz, Troitzsch, 1898.

[5]) Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, Stuttgart 1880.

[6]) Gemeint ist das oberhalb Mittweida auf dem linken Zschopauufer gelegene Neusorge, das mit seinem Rittergute zur Parochie Ottendorf gehört. Caspar von Schönberg, der bei einer 1476 erfolgten Theilung die Sachsenburger Herrschaft erhielt, während dem älteren Bruder Heinrich die Stollberger Güter zufielen, erweiterte seinen Sachsenburger Grundbesitz nach allen Seiten. So kaufte er das Dorf Schönborn und Zschöppchen bei Mittweida mit einem Rittergute gleichen Namens. Zum Rittergute „Zschepich" gehörte der gesammte Wald an der Zschopau hinab bis nach Mittweida, ein reichliches Areal von Wiesen und Aeckern, und das Dorf Wendlingen (jetzt wüste Mark). Späterhin erhielt das Gut von Caspar's Söhnen den Namen Newsorge (Neusorge), den es heute noch führt. (Vgl. Schlegel, Schloß und Herrschaft Sachsenburg bis zum 17. Jahrhundert, Glückauf, 1887.)

[7]) Ich erinnere hier nebenbei an die rührende Scene in Scheffel's „Ekkehard" zwischen dem schwermüthigen Ziegenhirten Audifax und Hadumoth.

[8]) Augustusburger Wochenblatt, 1883, Nr. 52, Der Name Schellenberg. — Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, 1885, Nr. 21, Das Deutschthum der vogtl. Ortsnamen auf —bach.

Form Scellenberch vorkommt (1292). Nun zur alten Burg und zum gleichnamigen Geschlechte selbst.

Mit einer gewissen Vorliebe pflegten die Chronikenschreiber bis ins 19. Jahrhundert hinein den Ursprung sowohl von Geschlechtern, wie von Orten, um denselben eine besondere Ehre zu erweisen, in die graue Vorzeit zu versetzen. (Das Unglaublichste in dieser Beziehung hat bekanntlich der böhmische Lügenchronist Wenzel Hayek geleistet.) In Ermangelung festbeglaubigter Thatsachen war man gar nicht scrupulös, alte Sagen für unbestrittene Wahrheit auszugeben oder die lückenhaften Stellen der alten Geschichte mit der eigenen Phantasie auszufüllen. Auch bezüglich Schellenbergs ist dies der Fall. Da schreiben einige die Erbauung des alten Schlosses Karl dem Großen zu. Man erzählt, verlockt durch die folgenden Ortsnamen, er habe die Burg Schellenberg mit Frankenberg und Sachsenburg in der Zeit zwischen 789 und 791 wider die Sorben errichten lassen, Franken und Sachsen hätten während dieser Zeit in genannter Gegend gelagert (!). Andere verlegen die Befestigung der weithin sichtbaren Höhe in die Regierungszeit Heinrich's I. Dieser kampferprobte Liudolfinger ging bekanntlich von der Vertheidigung zum Angriff auf die Slaven über. Nachdem er die Heveller, einen Stamm der Wilzen, und hierauf die Redarier und Abodriten bekämpft hatte, richtete er seinen Zug südwärts gegen die Dalemincier,*) die linksseitig der Elbe wohnenden Sorben. Er eroberte ihre feste Burg Gana (Jahna bei Lommatzsch) und legte später auf einem in die Elbe vorspringenden bewaldeten Berg, an dessen nördlichem Fuß ein Bach mit Namen Misni vorüberfloß, eine Burg an, die er nach diesem Wasser Meißen nannte.[10]) Von hier aus sollten die Dalemincier und vielleicht auch andere Slaven in Ordnung gehalten werden. Zum Gau Dalaminza gehört nun auch das für uns hier in Frage kommende Gebiet: Schellenberg und seine Umgebung. Hier hat Heinrich sicherlich noch keine festen Plätze angelegt. Auch unter seinem Sohne Otto I., der unter blutigen Kämpfen die errungene Herrschaft befestigte und erweiterte, ist schwerlich die Burg Schellenberg schon entstanden. Er stiftete 959 das Bisthum Meißen. Am Weihnachtstage 968 vollzog der Erzbischof von Magdeburg die Ordination des Bischofs Burchardt von Meißen (zugleich mit der der Bischöfe Boso von Merseburg und Hugo von Zeitz). Der bereits erwähnte Chronist Bergner setzt nun die Erbauung der Burg Schellenberg noch vor das Jahr 968 und begründet sonderbarerweise diese Annahme damit, daß er hinzufügt, daß man „dieses nämliche Schellenberg" nach dem im Jahre 968 vollendeten Baue des Domes unter dem Sprengel des Bischofs und zwar „ad sedem Freibergk gehörig" aufgeführt finde. Welcher gewaltige Widerspruch in dieser Angabe! Wenn Freiberg erst um 1185 gegründet worden ist, dann kann doch unmöglich schon 968 Schellenberg kirchlich nach Freiberg gehört haben! Die Bisthums-Matrikel, die Schellenberg „ad sedem Freibergk gehörig" bezeichnet, ist vom Jahre 1346; da muß allerdings das alte Schellenberg existirt haben. So hat es denn den Anschein, als ob die Burg erst nach dem Aussterben der Liudolfinger erbaut worden sei, also frühestens im 11. Jahrhundert. Unter ihren Nachfolgern gaben neben der Elbe auch die Mulden und ihre Nebenflüsse zur Anlegung von festen Plätzen Gelegenheit. „Die Lage Schellenbergs, seine relativ bedeutende Erhebung, die freie Umsicht nach allen Richtungen, die Leichtigkeit, ihn vor Angriffen und Ueberfällen zu sichern, gaben ihm eine besondere Stärke."[11]) Die Schellenberger Pflege war altes Reichsgebiet.[12]) Ob Schiffner's[13]) Vermuthung sich bestätigt, daß dieselbe einmal eine böhmische Lehnsherrschaft gewesen ist, „die jedoch im Meißner Lande lag", ist noch fraglich, von der südlich davon gelegenen Burg Lauterstein (Luterstein) wissen wir solches bestimmt. In das Licht der Geschichte, immerhin zunächst nur in ein mattes Halbdunkel, tritt die alte Feste mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts. Es erscheint um diese Zeit in Meißen ein Vasallengeschlecht unter dem Namen der „Herren von Schellenbergk". Die ersten Herren von Schellenbergk werden den 31. März 1206 erwähnt.[14]) Einen Dietrich von Schellenberg lernen wir 1209 als infulirten Abt zu Postelberg kennen.[15]) Wolfram von Schellenberg begleitete 1220 den Markgrafen Dietrich den Bedrängten (1197—1221) nach Grimma, das schon seit 1200 als ein mit einem markgräflich meißnischen Schlosse versehener Ort erscheint.[16]) 1244 wird ein Thimo von Schellenberg zu Altenburg genannt. Man hat es, wie es scheint, mit verschiedenen Linien dieses Geschlechtes zu thun. Ein Heinrich von Schellenberg befand sich 1254 am Hofe Heinrich des Erlauchten (1221—1288). In einer Urkunde vom 11. Januar 1286[17]) geschieht einer obsidio castri Schellenberg, also einer Blokade der Burg, Erwähnung, und wiederum geschieht dies in einer solchen am 31. August 1292 in Kloster Buch und am Tage darauf (1. September) vor Schloß Schellenberg gegebenen, in welcher Dietrich und Heinrich, Söhne des verstorbenen Burggrafen Albert von Altenburg, dem Kloster Buch 7 Hufen Landes, die Dietrich von Leisnig von ihnen zu Lehen gehabt und dem Kloster verkauft hat, übertragen.[18]) Der in der citirten Urkunde genannte Markgraf Friedrich ist natürlich jener geist- und schwertgewaltige Hohenstaufenenkel, Friedrich I., der Freidige (1306—1324), der ruhmreiche Sieger über das königliche Heer bei Lucka unweit Altenburg (31. Mai 1307), der Wiederhersteller der wettinischen Macht, die von 1288 bis 1304 aufgelöst war.[19]) Was die Wettiner bewogen haben mag, gegen die Schellenberger Herren energisch einzuschreiten, war wohl der Umstand, daß diese fortwährend die Umgegend beunruhigten, namentlich das Kloster Alt-Zella befehdeten, dessen Schutzherr Heinrich der Erlauchte war und den die Cisterzienser ob seiner allzeit offenen Hand als den zweiten Gründer ihres Klosters priesen. Da mir augenblicklich die Annales Vetero-Cellenomaiores nicht zur Verfügung stehen, muß ich mich hier mit einer Mittheilung begnügen, die ich in Pastor Dr. Fritzsche's gediegenem Büchlein „Aus Gelenaus Vergangenheit" finde. Darnach soll Heinrich von Schellenberg namentlich im Jahre 1319 die Klostergüter durch Raub und Brand verwüstet haben. Das scheint mit den folgenden Angaben nicht im Widerspruch zu stehen. In einer auf der Wartburg am 5. October 1323 ausgestellten Urkunde beurkundet Markgraf Friedrich, daß er den Burggrafen Albrecht von Altenburg und Otto von Leisnig die Burg Lauterstein (Luterstein) mit „dem stetechen Zobelin (Zöblitz), wie der von Schellenberg es gehabt und mit dem Dorfe Sletyn,[20]) mit allen anderen wüsten Dorfstetten sammt Zubehör, wie solches bisher Henrich und Boyslav von der Wyra und darnach der von Schellenberg gehabt", gegen gewisse Einkünfte (Geleitszölle) aus Lypzk (Leipzig), Vryberg (Freiberg) und

*) Der Name der Dalemincier (Dalmatae) wird zum ersten Male 856 genannt, Annales Fuldenses von Rudolf (838—863).

[10]) Thietmar von Merseburg, Chronik I. Cap. 16. Hic montem unum iuxta Albim positum et arborum densitate tunc occupatum excoluit, ibi urbem faciens de rivo quodam, qui in septentrionali parte eiusdem fluit, nomen eidem Misni imposuit. (Manuscript in der Kgl. Bibl. zu Dresden.)

[11]) M. v. Süßmilch gen. Hörnig, Das Erzgebirge, S. 412.

[12]) Sturmhoefel, Illustr. Geschichte der Sächs. Lande und ihrer Herrscher 1. Bd. S. 548.

[13]) Schiffner, Alb., Beschreibung von Sachsen. Dresden, Grimm, 1844—46 Bd. 1 S. 70.

[14]) Herfurth, Rud., Geschichtl. Nachrichten von Zschopau. Zschopau, 1885 vgl. Kaemmel u. Leipoldt, Handkarte der wettinischen Lande.

[15]) Schiffner a. a. O. S. 71.

[16]) Cod. dipl. Sax. reg. 2. Hauptt. XV. Bd. Urkundenbuch der Stadt Grimma und des Klosters Nimbschen. 1895.

[17]) Leider ist mir das Blatt abhanden gekommen, worauf ich mir das betreffende Archiv notirt hatte. Ich glaube mich aber nicht zu irren, wenn ich das Dresdner Hauptstaats-Archiv als dieses bezeichne.

[18]) Handschr.: Landes-Archiv Altenburg. Urkd.-Abt. II. Nr. 131, Orig.-Perg. Druck: Menken, Script. rer. Germ. III. 1081 f., neuerdings: Berth. Schmidt, Urkundenbuch der Vögte von Weida, Gera, Plauen I, Nr. 272. Atque in die sancti Egidii cum sepedictis fratribus de Büch ad castrum Scellenberch, quod tunc ab illustri principe marchione Misnensi Frederico vallatum fuit, accedentes iterato ad maiorem firmitatem et cautelam coram nobili viro domino Heinrico advocato de Plawe iudice Romanorum regis in terra Plysnensi et aliis nobilibus, ministerialibus ac feodalibus imperii eo, quod in territorio Plysnensi predicti septem mansi in Lyddetow (Unterlödla) et in Seluwize siti sunt — in proprietatem perpetuam contulimus possidendos (d. 7 Hufen). — Wenn Schiffner a. a. O. S. 71 sagt, daß ein früherer Heinrich v. Schellenberg „auf eine uns räthselhafte Weise miles de Koldize titulirt würde", so klärt sich sein grober Irrthum dadurch auf, daß in dieser von Schellenberg aus datirten Urkunde unter den Zeugen Herr Heinrich von Colditz sich befindet (domini Heinrici de Koldico).

[19]) Im Jahre 1304 soll ein Herr von Schellenberg „als kaiserlicher Generalrichter des Pleißnerlandes" fungirt haben. Schiffner a. a. O. S. 71.

[20]) Das hier genannte Dorf Sletyn ist das Dorf Schletta, an dessen Stelle 1621 die Stadt Marienberg erbaut wurde. Noch heutigen Tages wird ein Ortstheil von Marienberg wüste Schletta genannt. Vgl. auch Pinder, Geschichte der Kirchfahrt Olbernhau, 1889.

czu dem hayne (Großenhain) im Tauschwege überlassen habe.[21]) Nach alledem war also Heinich von Schellenberg bereits 1323 eines Theiles seiner Lehen verlustig gegangen. Die Endkatastrophe für die Herren von Schellenberg kam im Jahre 1324. Tieferschüttert durch ein geistliches Spiel auf dem Markte zu Eisenach Ostern 1322 wurde Markgraf Friedrich vom Schlage getroffen und verschied nach langem Siechthum am 16. November 1324. In demselben Jahre, noch zu Lebzeiten Friedrich's, wurde Heinrich von Schellenberg auf dem Landdinge zu Altenburg vom deutschen Kaiser Ludwig dem Bayer (1313—47)[22]) geächtet und seiner Lehen für verlustig erklärt, das Schloß Schellenberg aber dem Markgrafen von Meißen (Friedrich II., dem Ernsthaften, dem Schwiegersohn des Kaisers) übereignet. Hiernach ist die bei den Chronisten sich findende Angabe zu berichtigen, wonach die Burg Schellenberg erst 1368 aufgehört hätte, ein „Raubschloß" zu sein.[23]) Nach Schiffner[24]) soll die Burg 1332 dem Ritter Friedrich von Honsberg verliehen, dann aber an die Landesherrschaft zurückgefallen sein, eine Behauptung, deren Richtigkeit einstweilen dahingestellt bleiben mag. Dagegen steht fest, daß Markgraf Friedrich 1336 die Burg nebst Rochlitz und den Städten Mittweida und Geithain auf die Summe von 900 Schock Groschen Heinrich dem Aelteren, Vogt von Gera verpfändete, mit dem er ein Kriegsbündniß gegen die Stadt Erfurt und ihre Helfer schloß.[25]) Lange kann dieses Verhältniß nicht bestanden haben. Unzweifelhaft ist der Schellenberg von da an in landesherrlichem Besitze geblieben, wenn er auch bei den vielfachen Theilungs- und Tauschverträgen wiederholt den Herrn gewechselt hat. Als in der Oerterung vom 3. Juli 1379 die Wettinischen Brüder (Friedrich III., Balthasar und Wilhelm I.) zunächst die Verwaltung ihrer Länder und nach dem Tode Friedrich's III. (26. Mai 1381) durch den Vertrag von Chemnitz (13. November 1382) die Länder selbst theilten, erhielten die Söhne Friedrich's das Osterland (Leipzig und Altenburg) und das meißnische Vogtland, Balthasar Thüringen, Wilhelm I. Meißen, und damit kam auch die Schellenberger Burg und Pflege in seinen Besitz. Er scheint sich öfters auf der Burg aufgehalten zu haben. In einer vom 31. August 1402 vom Schellenberg aus datirten Urkunde z. B. eignet er dem Altare Andreae den sogenannten Schultheißenhof zu Torgau.[26]) Nachdem der thatkräftige Wilhelm 1407 ohne Erben gestorben war, gelangte die alte Burg in den Besitz Friedrich's IV., des Streitbaren. Im Jahre 1437 tauschte sie Friedrich V. (der Sanftmüthige) gegen das an den zweiten Bruder Sigmund abgetretene Mittweida ein. Friedrich soll ebenfalls öfters auf dem Schellenberge Hof gehalten haben, auch hier vom Ritter Kunz v. Kauffungen vor dem Prinzenraub an Leib und Gut bedroht worden sein. 1485 trat Herzog Albrecht den Besitz der Meißnischen Lande, zu dem Schloß Schellenberg gehörte, an. Sein Nachfolger, Georg der Bärtige, fand auf dem Schlosse Schutz vor der Pest (1504—1506). Hierher richtete unter Anderem der Rath zu Freiberg ein Schreiben an den Herzog, um sich Rath zu holen, wie er gegen einen Clericus vorgehen solle, der zwei Schüler „erhauen". Seiner Gemahlin Barbara scheint der Aufenthalt auf dem Schellenberge aus irgend einem Grunde nicht behagt zu haben, denn sie kehrte bald nach Freiberg zurück.[27]) Herzog Georg scheint das Schloß auch als Landesgefängniß benutzt zu haben, denn in einem Befehle vom 26. Juli 1524 droht er den Annabergern, welche in das ihnen nahe Buchholz gingen, um evangelische Predigten zu hören, mit dem Schellenberger Schosse. Amtmann von Schellenberg und zugleich von Annaberg war unter dem Herzog Anton von Kospoth. Seinen Wohnsitz hatte er auf dem Schellenberger Schlosse. Während der obererzgebirgischen Bauernbewegung vom Jahre 1525 finden wir den Amtmann bald in Annaberg bald in Chemnitz, eifrig bemüht, die unruhigen Elemente zu beschwichtigen und niederzuhalten. Kospoth giebt dem Herzog Georg den Rath, er möchte die reichen Schätze der St. Annenkirche nach Schellenberg bringen lassen, weil sie dort besser verwahrt lägen.[28]) Unter Herzog Georg's Bruder Heinrich ward das Leib- und Jagdschloß mit dem dabei befindlichen „Märktlein" lutherisch, 1539. Seinem Sohne Moritz wurde drei Tage nach der Schlacht bei Mühlberg, die ihm die Kurwürde brachte, das Lieblingsschloß zerstört. Die Chronisten[29]) berichten übereinstimmend: Am 27. April 1547 gegen Abend zog sich über der Burg ein fürchterliches Gewitter zusammen, ein Blitz schlug im Schlosse ein, tödtete den Amtsschösser Franz Vorriegel (Porriegel), lähmte dessen Frau auf der einen Seite und verursachte den Brand der hinteren, größeren Hälfte der Gebäude.[30]) Zwanzig Jahre lag die Burg in Trümmern. Die religiös-politischen Wirren der damaligen Zeit, in die Kurfürst Moritz († 9. Juli 1553 in der Schlacht bei Sievershausen) und seine Erbe (Vater) August verwickelt waren, ließen vornächst den Gedanken an das Friedenswerk eines größeren Baues nicht aufkommen. Als indessen im Reiche vorläufig Ruhe geworden war, faßte Kurfürst August 1567 den Plan, „daß, weil Schellenberg eines der ältesten Schlösser des Hauses Sachsen gewesen, an deß Statt von Grund aus ein neues Schloß erbaut werde". Uebrigens sollte dieses zugleich ein ins Land hineinragendes Siegesdenkmal für ihn werden, denn er hatte im gedachten Jahre als Oberfeldherr Kaiser Maximilian's II. Schloß Grimmenstein und Stadt Gotha in Thüringen erobert, den geächteten, fehdelustigen Ritter Grumbach und dessen Helfershelfer gefangen genommen und hinrichten lassen, dadurch aber den Frieden im Reiche wiederhergestellt, wie auch seine eigene Herrschaft gesichert. Die Erbauung der Augustusburg erzählt auf Grund von Studien reichhaltiger archivalischer Quellen Gustav Wustmann in seiner werthvollen Schrift über den Baumeister Hieronymus Lotter, ein Buch, das wir hiermit aufs Angelegentlichste empfehlen.[31])

[21]) H.-St.-A. Dresden, No. 2280. Orig. Perg. Druck: E. v. Braun, Geschichte der Burggrafen von Altenburg S. 94 f. Regest bei Schmidt a. a. O. H.-St.-A. Dresden, No. 2281 (Druck b. E. v. Braun a. a. O. S. 93 f.) bestätigt Markgraf Friedrich von Meißen dem Burggrafen Albrecht von Altenburg und dessen Schwiegersohne Otto von Leisnig alle Güter, die sie von ihm zu Lehen hatten.

[22]) Nach Märcker, Burggrafenthum Meißen, befinden sich im königl. Hauptstaatsarchiv Dresden: Literae investiture Ludovici Romanorum Regis, quibus Friederico Marchioni Misnensi, genero suo, castrum Schellenberch cum suis reditibus, pertinentiis universis ac alia bona quaelibet, quae olim Heinrichus de Schellenberch ab imperio in feudum tenuit, collatione regali, ex proscriptionis contra eum, propter certos excessus, in indicio provinciali in Altenburg dudum lata sententia, in feudum concedit. — Datum Gelnhausen 1324 Non. April.

[23]) Nebenbei sei bemerkt, daß die Herren von Schellenberg sich mit denen zu Wolkenstein in die Lehnshoheit über das Dorf Gelenau theilten. Zu Lehen ging bei der erstgenannten Herrschaft fast die ganze südlich des Dorfbachs gelegene Dorfseite nebst Kirche und Pfarre und der Hälfte des Lehngerichts und bei der letztgenannten Herrschaft fast die ganze nördlich des Dorfbachs gelegene Dorfseite nebst dem jetzigen Rittergute und Vorwerke, sowie der anderen Hälfte des Lehngerichts. Mit der Uebereignung des Schellenbergs an die Markgrafen von Meißen kam natürlich auch die „Augustusburger Dorfseite" Gelenaus nebst dem halben Lehngerichte unter die Oberlehnsherrschaft der Markgrafen von Meißen.

[24]) Schiffner a. a. O. S. 71.

[25]) Hdschr.: H.-St.-A. Dresden, No. 2727 Orig. Perg. Druck: Berthold Schmidt, Urkundenbuch der Vögte von Weida, Gera und Plauen, I, Nr. 764. Der Markgraf urkundet von Eisenach aus 1336 10. März: „Ume daz selbe dinst und hulfe gibt er uns nunhundert schoch groschen, da vor her uns und der brobstey czu Caillein, mit Supan und Puteln, die er uns entberren sol und entlosen von undur genedigen frowen siner wirtin, der si czu gebote gestanden haben biz her, Schellenberch daz huz mit Öderin und Eppendorf, Gytin und Mitteheide die stete —.

[26]) Handschr.: Abschrift i. Amtserbbuche von 1510 f. 165 b. Druck: Urkunden der Stadt Torgau bis zur Reformation, hrsg. von Prof. Dr. Carl Knabe, II. Thl. No. 60. (Progr. des Gymn. zu Torgau.) Torgau 1897.

[27]) Freiberger Annalen S. 150. 151.

[28]) Wolf, Die erzgebirgische Bauernbewegung vom Jahre 1525, Glückauf, 1887, Nr. 7.

[29]) Renkewitz, Kurze Beschreibung des Schlosses Augustusburg und seiner Umgebung, Leipzig, Karl Tauchnitz. 1836.

[30]) Nach Richter, Beschr. d. Königr. Sachsen, Freiberg 1852, hat bereits 1528 ein größerer Brand im Schlosse stattgefunden.

[31]) G. Wustmann, Der Leipziger Baumeister Hieronymus Lotter (1497—1580).

Bücherbesprechungen.

— **Allgemeine Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung.** Leipzig, Dörffling u. Franke. Vierteljährlich 3 M. 25 ₰. — Neben den Berichten über die kirchlichen Versammlungen, die auch im verflossenen Jahre reichlich abgehalten worden sind, ist eine der Hauptaufgaben der Kirchenzeitung die regelmäßige Verfolgung der antirömischen Bewegung in Oesterreich gewesen. Es wird sich kaum eine Nummer finden, in der diese Angelegenheit nicht berührt wäre, und eine ganze Reihe besonderer

Aufsätze mußten ihr gewidmet werden, da es sich gelegentlich auch um grundsätzliche Untersuchungen über die echt evangelische Stellung dieser Sache gegenüber handelte. Wenn auch nicht so regelmäßig, aber doch häufig genug gaben die Zustände der lutherischen Kirche in Bayern Anlaß zu genauer Feststellung des Geschehenen und zu kräftiger Abwehr der Uebergriffe von römischer Seite her. Endlich konnte man sich auch angesichts des ausgebrochenen Boerenkrieges nicht auf blose Notizen über die Bedeutung dieses Ereignisses für Kirche und Mission beschränken; deshalb wurde in einer besonderen Abhandlung genau abgewogen, wie viel Nutzen und wie viel Schaden die Ausbreitung des Evangeliums von den Freiheitsbestrebungen des eigenthümlichen Volksstammes bisher gehabt habe und was etwa für die Zukunft davon zu erwarten sei. Die übrigen die Kirche berührenden Begebenheiten konnten ihre Erledigung zumeist in der Wochenschau und in den Kleinen Mittheilungen finden. Aber mit Recht wurden als geschichtliches Material für die Zukunft die Reiseeindrücke eines Theilnehmers an der Festfahrt in's heilige Land ihrem ganzen Umfange nach mitgetheilt, wie man nach altem Brauche den hervorragendsten unter den heimgegangenen Kirchenmännern besondere ausführliche Darstellungen ihres Lebens und Wirkens widmete (Buchrucker, Georg Müller, Ruperti). Dasselbe geschah zum Besten des großen Württembergischen Reformators, dessen Gedächtniß für Viele unter uns nicht sowohl aufgefrischt, als vielmehr erst wieder erweckt werden mußte; es geschah in einer umfänglichen, sorgfältigen Abhandlung, deren wohlbegründete Ergebnisse ein wünschenswerthes Gegengewicht bildeten zu dem wunderlichen Versuch von anderer Seite, aus dem alten Reformator gar einen Vorläufer der Ritschl'schen Schule zu machen. Ohne den Anlaß besonderer Säcularerinnerung hat seit Jahren schon ein vielbelesener Mitarbeiter allerlei kirchlich bedeutende Erscheinungen in ihrem Werden und Schaffen vor uns erstehen lassen. Diesmal waren es Glaubensmänner in glaubensloser Zeit, nämlich Lavater und Hamann. Stellen wir diese verdienstliche Arbeit einer andern an die Seite, die sich freilich auf ganz anderm Gebiet bewegt, aber doch auch im Wesentlichen das Streben hat, einzelne Persönlichkeiten in ihrem Einfluß auf das Denken und Fühlen des christlichen Volkes darzustellen! Hier sind es die Helden unserer Nationalliteratur, die uns in ihrer Aufeinanderfolge von den ersten namenlosen bis zum Beginn der classischen Periode schon im Vorjahr vorgeführt worden sind. Nun sind die Classiker selbst, Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller drangekommen. Die zu einem ganzen Buche herangewachsene Arbeit kann ihren Platz in einer Kirchenzeitung mit Recht behaupten, denn überall sind die Zusammenhänge nachgewiesen, die zwischen dieser Gestaltung der Volksliteratur und der religiösen und kirchlichen Entwickelung bestehen. Weil einmal von den Dichtern die Rede ist, so wollen wir, soweit das überhaupt nöthig ist, die Erwähnung Derer hier anschließen, die man heutzutage Dichter nennt. Es ist sehr dankenswerth, daß der Mitarbeiter, dessen Verdienst in dieser Beziehung wir schon früher anerkannt haben, sich nach wie vor der unangenehmen Aufgabe unterzieht, moderne viel besprochene Dichtungen in ihrem Ausbau uns vorzuführen und mit mildester Kritik auf ihren poetischen Werth abzuschätzen. So ist es diesmal geschehen mit den „Stützen der Gesellschaft" von Ibsen, dem „Neuen Gott" von Voß und dem „Fuhrmann Henschel" von Hauptmann. Wir, die wir keine Zeit haben, diese Literatur selbst zu genießen, sehen doch die Nothwendigkeit ein, uns darüber ein Urtheil zu bilden. Und der Verfasser dieser „Briefe über moderne Dichtungen" ermöglicht das auf das Einfachste, indem er uns ganz besonders bedeutsame Scenen wörtlich vorführt. Diese Beispiele genügen vollkommen, um die Thatsache zu bestätigen, daß im christlich deutschen Volke zahlungsfähige Leute in sogenannter gebildeter Gesellschaft auf dem weichen Sessel des Theaters den Fuseldunst der niedrigsten Classe mit Behagen athmen und, was das Maß der Verkehrtheit voll macht, nachher sich und Andere versichern, sie hätten einen Kunstgenuß gehabt. Auch solche trübselige Erkenntniß ist nothwendige Erkenntniß, und unser Wunsch, die Selbstüberwindung dieses Briefschreibers möchte künftig nicht mehr auf so harte Proben gestellt werden, wird sich leider wohl nicht erfüllen. So haben wir auf Allerlei hingewiesen, was uns die Kirchenzeitung gebracht hat, und haben dabei doch den eigentlichen Hauptinhalt, die bemerkenswerthen und zum Theil für immer werthvollen Abhandlungen auf dem Gebiete des christlichen Glaubenslebens, der christlichen Sitte und Sittlichkeit, noch gar nicht erwähnt. Aber es ist nicht unsere Aufgabe, alles Einzelne hier namhaft zu machen. Die alten Leser des Blattes kennen seinen nie bestrittenen Werth, und neu zu gewinnende lassen sich vielleicht am ersten bestimmen durch einen Einblick in den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seines Inhaltes. B. K.

— Berthold Molden, Das Opfer für Höheres. Stuttgart 1899. J. G. Cotta Nachf. 84 S. — Der Grundgedanke der Schrift ist durch den Titel angedeutet: ethisch handeln heißt: das Niedrige dem Höheren freiwillig opfern: die hierbei wirkenden Gefühle sind Mitleid und Ehrfurcht. Dieser Gedanke ist zwar einfach, aber wenig einleuchtend. Welches ist der Maßstab für das Niedrige und Höhere? Wo bleibt die masculine Seite des Ethischen, Hemmnisse überwinden, Brücken sprengen, kämpfen und laufen nach dem vorgesteckten Ziel? Opfern ist die weibliche Seite des Ethos. Trotz der Einseitigkeit empfiehlt sich die Schrift durch die Buntfarbigkeit und Anmuth der aus dem Leben gegriffenen Beispiele. J. J.

— Neujahr 1900. Rede zur Feier des Jahreswechsels, gehalten in der Aula der Universität Berlin am 13. Januar 1900. Von U. v. Wilamowitz-Möllendorff. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1900. — Einen Auszug aus dieser geistvollen und formgewandten Rede des bekannten Philologen zu geben, getrauen wir uns nicht. Man muß sie ganz lesen, um ihre Schönheit voll zu empfinden. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die eigentlichen Zeitabschnitte im Völkerleben nicht die wechselnden Jahrhunderte, sondern Jahre wie z. B. 1789 und 1870 sind. —tg—

— Die Abrechnung mit England. Von Dr. K. Eisenbart. München, J. F. Lehmann, 1900. — Die Abrechnung mit England, die wir Anderen noch von der Zukunft erwarten, hat der Hr. Verfasser bereits erlebt — nämlich im Traume. Wir glauben eigentlich nicht recht an Träume, in diesem Falle aber wollen wir einmal eine Ausnahme machen. Wenn man die Gebietsabtretungen liest, die uns nach Seite 69 dereinst zufallen werden, läuft Einem als Patrioten das Wasser freilich im Munde zusammen. Wenn es nur recht bald würde, damit wir und alle unsere Leser und Leserinnen es noch selbst erleben. Jedenfalls sind wir dem Verfasser für diesen schönen Ausblick in das 20. Jahrhundert dankbar. —tg—

— Das Wetter, meteorologische Zeitschrift für Gebildete aller Stände, herausgegeben von Prof. Dr. R. Aßmann in Berlin. Jährlich 12 Hefte 6 ℳ. Verlag von Otto Salle in Berlin W 30. — Das Wetter soll als Ergänzung der rein fachwissenschaftlich gehaltenen Meteorologischen Zeitschrift, des Organs der Oesterreichischen und Deutschen meteorologischen Gesellschaft, weitere Kreise in allgemein verständlichen Aufsätzen über die wichtigeren Vorgänge in der uns umgebenden Atmosphäre unterrichten, Lust und Liebe zu eigenen Beobachtungen wecken und das Heer der den verschiedensten Berufsclassen angehörenden Beobachter thunlichst zusammenhalten. Diesem Programm ist die Monatsschrift 16 Jahre hindurch treu geblieben, und auch der vorliegende Jahrgang legt hierfür beredtes Zeugniß ab. Von den längeren Aufsätzen über wichtige meteorologische Themen seien hervorgehoben: Die atmosphärische Elektricität und der Blitzableiter von Ign. Fajdiga, Die Circulation der Atmosphäre von Prof. Morris Davis, Der Regen von S. R. Plumandon, Wolkenbildung, Regen und Wald von Oberforstmeister Weise. Der praktischen Witterungskunde dienen die gediegenen Abhandlungen von Dr. Leß und Prof. Dr. van Bebber über die wissenschaftlichen Grundlagen von Prognosen für kurze und solche für längere Zeiträume, von Dr. Meinardus über die Nothwendigkeit hydrographischer Studien im nordatlantischen Ocean, von Prof. Dr. Börnstein über Witterungsdienst. Bemerkenswerthe meteorologische Ereignisse der jüngsten Vergangenheit werden angeführt und erläutert in den ständigen monatlichen Witterungsberichten von Berson, in dem Rückblick auf die Witterung des Jahres 1898 von Dr. Meinardus, in den Artikeln über das Hochwasser im Sommer 1897 von Dr. Fischer, über den Einzug des Winters 1899 u. a. Auch die Errungenschaften der in den Dienst der Meteorologie gestellten Aëronautik finden im Wetter eingehende Berücksichtigung; nicht weniger als 5 Aufsätze beschäftigen sich diesmal mit diesem Thema. Eine allmonatlich beigegebene colorirte Karte orientirt den Leser über die Vertheilung von Niederschlag, Luftdruck und Temperatur in Centraleuropa, während die jedes Heft abschließenden „Notizen und Correspondenzen" wünschenswerthes Material für die Wetterstatistik liefern. Mag Das Wetter auch in seinem 17. Jahrgange den alten Grundsätzen treu bleiben und sich immer mehr Leser und Freunde erwerben. J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 17. Donnerstag, den 8. Februar, Abends. 1900.

Im Gebiet der Blauracke.

Von Robert Berge, Zwickau.

Wenn wir unsere heimischen Vögel durchmustern, treffen wir auf einzelne Arten, welche vermöge ihrer ungewöhnlichen, lebhaft bunten Färbung uns anmuthen, als seien sie einer südlicheren Zone entflohen, als gehörten sie eigentlich dahin, wo inmitten des reichen Farbenprunkes der tropischen Pflanzenwelt prächtige Papageien, entzückend schimmernde Bienenfresser, gleich Edelsteinen funkelnde Kolibris und unzählige andere Prachtgebilde der befiederten Welt, deren Farbengeschmeide die kühnste Phantasie überflügelt, ihr Dasein führen. Es sind insbesondere drei, welche einen derartigen Eindruck hervorzurufen geeignet sind, das ist der Eisvogel in seiner herrlich blauen Oberseite, der Pirol mit seinem goldgelb erstrahlenden Gefieder und dem rothbraunen Schnabel und die Blaurake, von deren schönem Blaugrün sich an Flügeln, Bürzel und Schwanz ein verschieden schattirtes Blau, das Zimmtbraun des Rückens und das Schwarz der oberen Schwingenseite reizend abhebt. Man kann indessen nicht sagen, daß diese Vögel in der freien Natur vor anderen besonders auffielen, aus ihrer Umgebung durch ihre Farben gewissermaßen hervorleuchteten. Auch sie stehen trotz alledem unter dem allgemeinen Gesetze der Schutzfärbung, d. h. ihre Erscheinung befindet sich mit den Farbentönen ihrer Aufenthaltsorte in einer gewissen Uebereinstimmung, welche sie den Blicken entzieht. Mögen des Pirols flötende Frühlingsmelodien nebst den eingestreuten krätschenden Lauten noch so eifrig aus den Baumkronen erklingen und uns seinen Platz verrathen, wir können oft lange suchen, bevor wir seiner in dem Grün der Laubmassen ansichtig werden, wie auch der im Schattendunkel der Ufergebüsche sitzende Eisvogel wohlgeborgen ist und oft erst beim Davonfliegen, wobei er mit den ausgebreiteten Flügeln eine größere Wahrnehmungsfläche darbietet, bemerkt zu werden pflegt. Der Blaurake, welche gern frei auf dürren Zacken hoher Wipfel sitzt, um weite Umschau zu halten, kommt namentlich der Umstand zu gute, daß die Farbenwirkung unserer Vögel während der Ruhestellung nicht sehr weit in die Ferne reicht, keinesfalls so weit wie bei den Blumen, sondern sich bald abschwächt, so daß jene in einiger Entfernung fast ebenso unscheinbar aussieht wie jeder andere Vogel. Wie sich diese Vögel sonach mit der verhältnißmäßigen Farbenarmuth unserer Breiten abfinden, so scheint ihnen auch unser Klima vollkommen zuzusagen. Der Eisvogel, als der härteste von ihnen, hält jahraus jahrein heldenmüthig bei uns Stand, und selbst der stärkste Frost des Winters vermag ihm nichts anzuhaben, so lange seine Nahrungsquellen nicht gänzlich verstopft sind. Erst wenn er kein offenes Wässerchen, keinen Wassersturz mehr zu entdecken vermochte, aus denen er Fischchen oder Gewürm hätte erlangen können, findet man die kleine Leiche verendet im Schnee oder Eis. Pirol und Blauracke dagegen sind Sommervögel, die nur von Mai bis August, letztere wohl auch schon etwas früher eintreffend und später abziehend, bei uns verweilen, den übrigen Theil des Jahres aber tief im Süden bis nach Madagaskar und dem Caplande hinab zubringen. Die Blauracke (Coracias garrula), welche im südlichen Europa, in Nordafrika und Westasien häufig, theilweise sogar gemein vorkommt, in Deutschland aber zu den selteneren Brutvögeln gehört, tritt in Sachsen nur noch in der nördlichen Lausitz vereinzelt auf, sonst nirgends mehr, und dürfte daher, obschon sie zu unseren interessantesten Vogeltypen gezählt werden muß, unter unsern einheimischen Vögeln zu den am wenigsten bekannten zu rechnen sein. Von Körper schwächer als die allbekannte Dohle, gleicht sie dieser in der Größe doch beim Fliegen, wo sie ihre langen Flügel bedeutender erscheinen lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Ihr Flug zeichnet sich in jeder Hinsicht aus und offenbart eine solch souveräne Beherrschung und eine so große Bewegungsfähigkeit der Flugmuskeln, daß wir zur Bewunderung hingerissen werden. Ihre Flügelschläge sind hoch und groß und dabei rasch und leicht wie bei der Taube, nur zierlicher und schnellerer Wendungen fähig als bei letzterer. Dazwischen schießt sie streckenweise schwebend und ohne Hebung und Senkung der Flügel fort. Ergeht sie sich in Flugkünsten, so schleudert sie sich in der Luft wie spielend hin und her, schwenkt nach rechts und links, in horizontaler oder schiefer Linie, gaukelt auf und ab, überschlägt sich, steigt hoch empor und wirft sich dann, gleichsam einer plötzlichen Laune nachgebend, kopfüber in steilem Absturz hernieder. Grazie und Gewandtheit, zarte Anmuth und feurige Kraft, getragenes Behagen und überschäumende, wilde Lust bringt der kleine Künstler mit den einfachsten Mitteln in bunter Reihe meisterhaft zum Ausdruck, oft in so jähem, leidenschaftlichem Wechsel der Erscheinungen, daß es fast unmöglich ist, mit den Augen nachzukommen, ein herzerfrischendes Bild sprühender Daseinsfreude! Das Alles erfolgt keineswegs still und lautlos, sondern man könnte an diesem seltsamen Vogel beinahe die Lebensregel des fröhlichen Lords von Edenhall wiederfinden: „Wir läuten gern mit lautem Schall!“ da er all sein Beginnen mit Geräusch und Lärm begleitet. Die Stimme der Blauracke ist freilich nicht schön, ihr Repertoire von nur geringem Umfang. Wie sie in ihrem ganzen Wesen vielfach an die Familie des Raben gemahnt, weshalb sie der Volksmund Mandelkrähe, Blaukrähe, blauer Rabe 2c. tauft, so auch betreffs der Klänge, die sie von sich giebt. Ihr Ruf „Rack“, den sie einzeln oder mehrmals hintereinander vorträgt und von dem sie den Namen erhalten hat, wechselt mit einem gezogenen „Gahk“, einem hohen „Kräh“, einem schnarrenden „Reckgeck“ oder „Reckgeckgeck“, welches dem Schackern der Elster ähnlich ist und ihr in manchen Gegenden die Bezeichnung Heideelster eingebracht hat. Gleichwohl hört man diese wenig melodischen Klänge nicht ungern, weil sie uns, unermüdlich hervorgestoßen, das seltene Geschöpf überall alsbald entdecken lassen. Ihr Nest baut die Blaurake in Baumhöhlen, und die größeren Spechte, bei uns Schwarz- und Grünspecht, schaffen somit hauptsächlich die Grundbedingungen für ihr Brutgeschäft, indem sie die nöthigen Wohnstätten herrichten. Bis zu einem gewissen Grade schmiegt sie sich in Landstrichen, welche im Uebrigen günstige Verhältnisse gewähren, den Umständen an, denn in baumarmen südlichen Ländern bedient sie sich verlassener Elsternester, die infolge ihrer Ueberwölbung mit Niststoffen eine Art Höhlung darstellen, bezieht Felsspalten, Löcher in steilen Erdwänden und siedelt sich selbst unter den Dächern der Landhäuser an, die Genossenschaft der Dohlen theilend. In das Innere des Waldes geht sie niemals, sondern lediglich an Teich- und Flußufern, welche an Wiesen und Aecker grenzen, findet sie sich ein, besonders wo einzeln stehende Bäume hoch aufragen, welche ihr einen weiten Umblick gestatten. Ebenso meidet sie die Gebirge, und blos Niederungen oder Hügelland vermögen sie festzuhalten und zur Fortpflanzung zu bestimmen. In der Lausitz trifft man ihre Nester außer in Kiefern namentlich in den Eichen, welche die Ufer der Gewässer umsäumen. Dort stößt man, wie auch sonst in umfänglicheren Teichgebieten, zum Theil auf eine Vegetation, die, aus Wasser-, Sumpf- und Landpflanzen zusammengesetzt, sich urwüchsig durch die Auen erstreckt, als gehöre sie einer früheren, weit entlegenen Zeit an. Der grüne groteske Teppich zieht sich fast unübersehbar vom Wasser aufs Land und von diesem wieder in die Fluth der mächtigen Teiche hinein,

nicht geometrisch nach Besitzverhältnissen abgetheilt erscheinend, durch schwellende Baumgruppen reliefartig überhöht und von blitzenden Wasserspiegeln durchbrochen, welche sich anlassen, als begrüben sie unermeßliche Geheimnisse der Tiefe. Gleich Riesen der Vorzeit wurzeln hier gigantische Eichen, denen man ansieht, daß ihnen Jahrhunderte zur Entwickelung gegönnt worden sind, sich frei umherreckend und mit gewaltigen Aesten einen breiten Raum überschattend. Das ist uralter Boden, auf dem sich von Anbeginn das reichste Thierleben entfalten konnte. Wassergeflügel aller Art schaukelt sich auf den Wellen oder verliert sich im Labyrinth der üppigen Rohr- und Schilfwälder, erscheint und verschwindet, flattert auf und taucht unter, befehdet oder liebkost sich und giebt in hundertfältigen Stimmen Liebe und Haß, Schmerz und Zorn, Angst oder Triumphgefühl kund. Rohrsängerarten und Rohrammer schlüpfen umher und senden mehr oder weniger kunstvolle Lieder herüber. Die Rohrdommel läßt hier noch ihr brüllendes „Ueprumb“ erschallen und der Zwergreiher stimmt, tief verborgen, in gedämpftem Baß seinen verliebten Paarungsruf an. Darüber hin fliegen mit allerhand equilibristischen Wendungen und unter Ausstoßung schriller Laute blendend weiße Seeschwalben, kreischende Lachmöven, und vielleicht streicht auch mit trägem, schwankendem Fluge eine Rohrweihe vorbei. Dazu die Jubelmelodien der verschiedensten beschwingten Sänger, klagende Unkenrufe, das Gesumme ganzer Armeen von Insecten — kurz, die Natur dringt hier mit tausend Reizen auf unsere Sinne ein, als schaffe sie am sausenden Webstuhl der Zeit und wirke der Gottheit unendliches Kleid. Eine derartige Abgeschiedenheit sagt der Blaurake zu, die, scheuen und unsteten Naturells, in unseren Gegenden den Menschen flieht, so viel sie vermag, ihm gegenüber nie ihre Sicherheit aus den Augen verliert und oft genug nur mit Hilfe des Krimstechers aus der Ferne beobachtet werden kann. Hier, wie am Saume einsamer Kieferwaldungen, wo sie ebenfalls haust, darf sie hoffen, möglichst ungestört zu bleiben und ihre Brut groß zu ziehen. Im Juni liegen 4 bis 6 blanke Eier von weißer Farbe in dem Neste, die von beiden Alten abwechselnd und mit großer Hingabe bebrütet werden, wobei dieselben so fest sitzen, daß sie, ihre sonstige Wachsamkeit außer Acht setzend, bisweilen überrascht und gefangen werden können. Die Bruthöhle halten sie nichts weniger als sauber, da sie den Unrath nicht hinausbringen, sondern ihn gleich dem Wiedehopf sich anhäufen lassen, so daß die Jungen schließlich völlig im Schmutze hocken. Die Nistbäume, welche sie einmal erkoren haben, benutzen sie gern jedes Jahr wieder, und werden diese gefällt, so verschwinden die Racken nicht selten ganz aus der betreffenden Landschaft, ein Opfer der Cultur. Ihre Nahrung ist bei uns thierischer Beschaffenheit, während sie im Süden auch Feigen verzehren und dem Genuß dieser süßen Früchte dabei mit einem Eifer huldigen, daß die Federn am Schnabelgrunde oft vom Zuckerstoff ganz zusammengeklebt erscheinen. Insecten aller Art, Käfer, Heuschrecken, Grillen, ausgebildet oder als Larven und Puppen, dienen ihnen zur Sättigung, und der Nutzen, den sie hierdurch stiften, ist nicht gering anzuschlagen. Ferner räumen sie unter Würmern und Schnecken auf und verleiben auch kleinere Wirbelthiere, wie junge Frösche, Eidechsen und Mäuse, ihrem Speisezettel ein. Dabei besitzen sie die Eigenthümlichkeit, die größeren Thiere, welche sie nicht ohne Weiteres verschlingen können, erst wiederholt auf den Boden niederzustauchen, um sie zu tödten. Das Element der Racke ist die Luft. Sie schreitet nicht auf der Erde einher wie die Krähen, hüpft nicht auf den Aesten hin wie der Eichelhäher, sondern unternimmt fast alle Bewegungen fliegend. Die Flügel gebraucht sie, wenn sie durch das Gezweig schlüpft, wenn es gilt, einer Gefahr zu entrinnen, einen Nebenbuhler in grimmigem Kampfe aus dem Felde zu schlagen oder eine vortheilhafte Niststätte zu erobern, und auch, wenn sie ihren Hunger zu stillen trachtet. Denn sie weiß recht wohl, daß ihr die kurzen Füße, welche nur ein unbehilfliches Hüpfen gestatten, nicht zum Ziele verhelfen, und bildet eine jener Arten, die man unter dem Namen „Sitzfüßler“ zu einer Ordnung zusammengefaßt hat. Lauernd gewahrt man sie auf einem Zweige, einem Stein, Pfahl, Getreide- oder Heuhaufen, wo sie nach Beute ausspäht, um sich auf jedes in der Nähe sichtbar werdende Thierchen zu stürzen und es mit dem Schnabel zu ergreifen. Dabei beschränkt sie ihr Jagdrevier nicht auf die nächste Umgebung des Nistplatzes, sondern schweift oft weit in die Flur hinaus. Hierauf beruht die Möglichkeit eines Zusammenwohnens mehrerer Paare in einem kleinen Umkreis, sobald derselbe die nöthige Zahl von geeigneten Brutlöchern enthält. Sehr viele Vögel erheben Anspruch auf ein bestimmtes Gebiet um ihr Nest herum, in welches kein anderer ihrer Art eindringen darf, ohne durch heftige Angriffe verscheucht zu werden. Denn weil ein und dieselbe Art die gleiche Nahrung zu sich nimmt und zum Auffüttern der Nachkommenschaft darauf bedacht sein muß, den Bedarf zum Zwecke einer genügenden Versorgung aus möglichster Nähe zu decken, so ergiebt sich die Nothwendigkeit einer Trennung in abgegrenzte Brutbezirke von selbst. Ganz anders gestaltet sich dies bei den Gattungen, die ihr Futter unter Umständen in der Ferne aufsuchen, wie Staare, Wachholderdrosseln, Saatkrähen, Dohlen, Schwalben, Tauben, Möven u. s. w., und sich daher colonieweise zusammenthun können, eine Gruppe, zu welcher auch trotz ihrer mannigfachen Unverträglichkeit und Streitsucht die Blaurake gehört. Wenn wir sie indeß nur vereinzelt bei uns antreffen und in so mancher Gegend, wo im Allgemeinen die Grundbedingungen für ihr Vorkommen gegeben zu sein scheinen, gänzlich vermissen, so dürfte Mangel an Nistgelegenheit sicherlich mit in die Wagschale fallen. Man braucht sich keineswegs zu der pessimistischen Behauptung des Franzosen Parville zu bekennen, daß im Jahre 1950 die Vogelwelt ausgestorben sein werde, wenn keine Vorsichtsmaßregeln getroffen würden; aber für die Blaurake dürfte das Ende wenigstens in Sachsen unbedingt bevorstehen, wenn nichts zu ihrer Erhaltung geschieht, und es wäre jammerschade um diesen ebenso nützlichen, als farbenschönen „deutschen Papagei“, der es wie wenige Vögel versteht, eine Landschaft mit Leben zu erfüllen. Mit Bedauern hört man an verschiedenen Orten, z. B. der Lausitz sagen: „Hier gab es früher »Mandelkrähen«, aber seit die alten Eichen (oder Kiefern) geschlagen sind, sind sie fort.“ Wenn, wie nicht zu bezweifeln, die schlimmste Gefahr für den Bestand unserer Vogelwelt aus der Entziehung der Nistgelegenheit quillt, so liegt hierin ein Fingerzeig zur Abhilfe: Schaffung künstlicher Niststätten für die verloren gegangenen natürlichen, das bedeutet bei den Höhlenbrütern selbstverständlich Aufhängen von Brutkästen, und die Blaurake nimmt dieselben, wie Erfahrungen bestätigen, gern in Gebrauch. Die beste Lösung der Nistkästenfrage ist neuerdings Frhrn. H. v. Berlepsch gelungen*), der die Construction der Kästen auf die Spechthöhle begründete, damit die naturgemäßeste Einrichtung derselben schuf und den Zweck der Annahme seitens der Vögel in einer Weise sicherte, wie sie bisher nicht zu verzeichnen war. Es stehen also auch in diesem Punkte keine Hindernisse im Wege, die Blaurake für unsere Gegenden zu retten!

* Der gesammte Vogelschutz. Gera-Untermhaus, 1899.

Bücherbesprechungen.

— **Historisch-kritische Bedenken gegen die Graf-Wellhausen'sche Hypothese.** Von einem früheren Anhänger. Den Studirenden der Theologie gewidmet von **Wilhelm Möller**, cand. min. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. 2 ℳ. — Professor v. Orelli in Basel hat der Schrift ein sehr nachdrücklich empfehlendes Begleitwort beigegeben, in dem zwar nicht alles darin Behauptete gebilligt, aber desto mehr das ganze Vorhaben als berechtigt anerkannt und seine Berücksichtigung durch die in's Auge gefaßten Leser dringend angerathen wird. Der „frühere Anhänger“ ist zu einem völlig überzeugten Gegner geworden. Da der Gegner aber selbst erst Candidat ist, so muß der Anhänger wohl Student gewesen sein, also einer der Vielen, die sich von den Behauptungen des alttestamentlichen Kritikers, dem sie in die Hände fallen, ohne Weiteres gefangen nehmen lassen, wie das der Welt Lauf und sehr natürlich ist. Ebenso natürlich ist deshalb der oft geäußerte Wunsch vieler Freunde der Kirche, es möchte von Staats wegen wenigstens überall für das erforderliche Gegengewicht gesorgt werden, dessen Aufkommen von vielen Facultäten mit aller Macht verhindert wird. So lange das nicht der Fall ist, braucht sich Niemand zu wundern, wenn die große Mehrzahl der jungen Theologen gläubig nachsagt, was die betreffenden Professoren vorgesagt haben. Sehr bemerkenswerth erscheint uns deshalb eine Notiz in den Schlußbemerkungen des Verfassers: Die Liebe zum Alten Testament ist augenblicklich so gut als erloschen, denn die erste Begeisterung des jungen Studenten hält nicht lange Stand. Anhänger der kritischen

Schule versichern uns fortwährend, erst durch diese Forschungen sei das Interesse für das Alte Testament wieder neu erwacht; aber wir machen die Beobachtung, daß dieses Interesse in der kirchlichen Praxis zu nicht viel Anderem hilft, als zu etlichen wiederholten Versicherungen, was für bedeutende Volksmänner die Propheten gewesen seien u. Aehnl. Von einer Hebung der Schätze dagegen, die das Alte Testament für die christliche Predigt in sich birgt, ist in diesem Lager beinahe keine Rede mehr. Es war uns sehr werthvoll, von dem Verfasser, der der theologischen Jugend noch so nahe steht, diese Beobachtung bestätigt zu finden. Er selber hat sich dem Schicksal solch unfruchtbarer Einseitigkeit auf die einfachste Weise entzogen, indem er die Gegenschriften gelesen hat, welche Mühe sich die Mehrzahl der jungen Theologen heutzutage spart. Und die Aufgabe, die er sich in seiner Schrift gestellt hat, ist die, seinen Lesern den Weg in diese Gegenschriften zu zeigen und kurz zusammenfassend darzulegen, was sie dort finden werden. Im Interesse dieser Leser möchten wir wünschen, der Verfasser hätte noch kürzer geschrieben und sich auf den Nachweis beschränkt, daß die ganze Hypothese und jede auf ihr beruhende Folgerung wissenschaftlich unhaltbar ist. Denn er setzt bei seinen Beweisführungen immer noch eine ganze Reihe von Kenntnissen voraus, die jene Leser im Durchschnitt nicht besitzen, obwohl oder weil sie auf Kautzsch oder Cornill schwören. Aber wir verkennen auch nicht die große Schwierigkeit, die sich bei der Durcharbeitung und Bewältigung dieses ganzen kritischen Wirrsales ihm in den Weg gestellt hat. Für tüchtig vorgebildete und fleißige Studenten und junge Theologen ist seine Schrift ohne Zweifel ein trefflicher Wegweiser für selbständiges Vorwärtsschreiten in der alttestamentlichen Wissenschaft.

B. K.

— *Kirchliche Monatsschrift.* Organ für die Bestrebungen der positiven Union. Verantwortlicher Herausgeber: Georg Lasson, Pfarrer in Friedersdorf (Mark). Gr.-Lichterfelde und Berlin, Erwin Runge. Jährlich 8 ℳ. — Wie voriges Jahr, so geht uns auch jetzt wieder ein Probeheft dieser Zeitschrift zu und wir können, was unsere Stellung zu ihr anlangt, nur wiederholen, was wir damals gesagt haben: wir haben keinen Anlaß, die Bestrebungen der preußischen Union zu vertreten, aber da das Blatt selber sie auch fast nur auf dem Umschlag des Heftes vertritt, so können wir uns desto lieber an das halten, was es bietet, und das ist gut evangelisch im Sinne unserer deutschen Reformation. Wir finden einen kraftvollen Artikel über die Richtung und Strebung des modernen Geisteslebens an der Wende des Jahrhunderts gegenüber der Wahrheit des Evangeliums mit einem Ausblick auf die Aufgaben, die der Kirche infolge dessen gestellt sind. Die eigenthümlichen Erscheinungen innerhalb des französischen Klerus, die eine beginnende Loslösung von Rom bedeuten, werden in einem zweiten Aufsatz gekennzeichnet und gewürdigt. Einen recht brauchbaren Beitrag liefert ein Mitarbeiter als „Die Wahrheit über Nietzsche“, nämlich eine Zusammenstellung der bestgeprägten Aussprüche dieses sogenannten Philosophen, der nun einmal noch viele Geister beschäftigt, über Christenthum und Bibel. Da man von einem Theologen, der Ernsthaftes zu thun hat, in der That nicht verlangen kann, daß er die Geisteserzeugnisse des Mannes alle selber lese, so ist es möglich, ihm in einem solchen Auszuge den Stoff darzubieten, dessen er gelegentlich benöthigt. Auch die praktischen Bedürfnisse des kirchlichen und amtlichen Lebens sind in der Monatsschrift berücksichtigt.

B. K.

— *Die Bedeutung der deutschen Kriegsflotte für unsere Gegenwart und Zukunft* von Dr. Heinrich Weber, Oberlehrer am Königl. Victoria-Gymnasium zu Potsdam. Berlin und Potsdam, A. W. Hayn's Erben. 22 SS. 8°. 25 ₰. — Die kleine Schrift, wohl einer der vom Deutschen Flottenverein veranlaßten Vorträge, enthält zwar keine neuen Gesichtspunkte, tritt aber für die seit 1897 so oft dargelegte Nothwendigkeit einer erheblichen Verstärkung unserer Kriegsflotte mit ebenso ruhiger Besonnenheit wie Wärme und in einer auch den weitesten Kreisen verständlichen klaren und überzeugenden Form ein, so daß man ihre Verbreitung nur dringend wünschen kann. Der Verfasser geht von volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten aus. Das 19. Jahrhundert hat der Bevölkerung deutscher Zunge einen gewaltigen Zuwachs gebracht, der im Vergleich mit der Zunahme der russisch und der englisch redenden Menschenzahl freilich immer noch sehr mäßig erscheinen muß; dieser Zuwachs ist vorzugsweise der industriellen, nicht der landwirthschaftlichen Bevölkerung zu Gute gekommen. Während Deutschland bis 1870 noch Getreide exportirte, haben sich die Verhältnisse seitdem so verschoben, daß mindestens ein Viertel der für die Volksernährung unentbehrlichen Rohproducte aus dem Ausland bezogen werden muß. Den Seeweg offen zu halten, ist daher für Deutschland ein unabweisbares Bedürfniß; Frankreich, Rußland, Amerika können im Nothfalle noch heute ohne Einfuhr existiren, Deutschland vermag dies ebensowenig wie England, das für ungleich bessere Vorkehrungen gegen jede Störung des Imports gesorgt hat. So liegt nicht blos unsere Zukunft, sondern auch unsere Gegenwart auf dem Wasser. Die Ernährung des Bevölkerungszuwachses wird ermöglicht durch steigende Ausfuhrindustrie, durch landwirthschaftliche Production auf neu zu erwerbendem, politisch zu uns gehörendem Grund und Boden oder endlich durch eine Verbindung von beiden. Sowohl das eine wie das andere setzt eine hinreichend starke Kriegsflotte voraus. Eine solche haben wir zur Zeit nicht. Noch 1885 stand die deutsche Flotte an dritter Stelle; seitdem sank sie bis 1897 herab auf die siebente. Hätte Deutschland 1864 eine genügende Flotte besessen, so wäre der dänische Krieg wohl überhaupt nicht nöthig gewesen und der französische Krieg hätte jedenfalls nicht so lange gedauert. Viel nothwendiger aber wird die Flotte unzweifelhaft für einen künftigen Krieg sein, der aller Voraussicht nach einen vorwiegend wirthschaftlichen Charakter tragen wird. Eine Vernichtung des deutschen Handels, die, wie die Verhältnisse jetzt noch liegen, sich nur allzuleicht ausführen ließe, würde einer Vernichtung der deutschen Macht überhaupt sehr nahe kommen. So verlangt die kühlste Berechnung gebieterisch Verstärkung unserer Seemacht. Aber neben der „Magenfrage“ kommen doch auch andere Momente in Betracht. Bei der künftigen, vielleicht letzten Austheilung der Erde darf Deutschland neben England und Rußland keinesfalls leer ausgehen, wenn es nicht auf seinen Rang in der Reihe der Völker verzichten will. Der Verfasser geht schließlich auf die Frage ein, wie stark unsere Flotte sein soll. Mit England und selbst mit Frankreich können wir zur Zeit nicht wetteifern; aber unter den Flotten dritten Ranges muß unsere Flotte obenan stehen, sie muß den deutschen Gewässern, der Nord- und Ostsee, hinreichend Schutz bieten können. Daß die 1898 beschlossene Verstärkung nicht als ausreichend gelten konnte, sahen Kundige damals schon ein; seitdem ist durch den Erwerb neuer Colonialgebiete, die starke Vermehrung der Seemacht in allen Culturländern, die Aenderung in der Politik Amerikas, die rücksichtslosen Weltherrschaftsbestrebungen in England die Lage wesentlich geändert worden. Der Verfasser tritt daher mit voller Entschiedenheit für die neuen Flottenpläne ein, an denen er nur auszusetzen hat, daß das Jahr 1917 ein viel zu weit hinausgerückter Termin ist. Unter den benutzten Schriften, die am Schlusse angeführt werden, vermissen wir eine, die wir noch heute für die beste der zahlreichen Broschüren über die Flottenfrage halten: Dietrich Schäfer's „Deutschland zur See“.

—m—.

— *Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen.* Des 5. Bandes 2. Heft. Meißen, in Commission bei Louis Mosche. 1899. 8°. — Jedes Heft der gut geleiteten Zeitschrift des Meißner Geschichtsvereins beweist von Neuem, wie viel doch noch für unsere Stadtgeschichte geschehen muß und geschehen kann, bevor der reiche Stoff, den sie bietet, erschöpft ist. Auch das vorliegende Heft weiß unser Interesse durchweg zu fesseln. Der Aufsatz von Alfred Leicht „Siebeneichen und Ernst von Miltitz“ ist in erster Linie aus den Papieren des Miltitz'schen Familienarchivs in Siebeneichen geschöpft, zeugt aber daneben auch von fleißiger Benutzung des Dresdner Hauptstaatsarchivs und anderer Quellen sowie selbstverständlich der in umfassender Weise benutzten bisherigen Literatur. Siebeneichen erscheint urkundlich nicht vor 1394; das sogenannte Vorwerk befand sich im Besitz des Cisterzienser-Nonnenklosters zum h. Kreuz bei Meißen und ging bei der Säcularisation der Klostergüter 1543 käuflich an Ernst v. Miltitz über, der etwa zehn Jahre später hier ein Schloß erbaut hat, das jetzige „alte Schloß“. 200 Jahre später baute Heinr. Gottlob v. Miltitz dann das „neue Schloß“ an. Leicht giebt einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Familie v. Miltitz und behandelt ausführlich die Lebensgeschichte jenes Ernst, der als Berather von vier sächsischen Fürsten, Georg, Heinrich, Moritz und August, in einer bedeutungsvollen Zeit unserer Geschichte eine wichtige Rolle gespielt hat und im Jahre 1555 gestorben ist. Seine Nachkommen werden nur insoweit erwähnt, als sie mit der Geschichte des Schlosses in Verbindung stehen; eine Stammtafel erläutert das Verständniß; die Geschichte des Schlosses aber wird bis zur Gegenwart ver-

folgt. Als Anhang wird der bisher nur theilweise veröffentlichte Kaufbrief des Herzogs Moritz für Ernst v. Miltitz von 1543 mitgetheilt. — Den größten Raum des Heftes nimmt der Schluß der Abhandlung von Paul Markus „Meißen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges" ein. Der Verfasser nahm Anstand, seine verdienstliche Arbeit auch für die letzten Jahre des Krieges fortzusetzen, da W. Milberg bereits im Jahre 1868 einen ansprechenden Aufsatz über die Eroberung des Meißner Schlosses durch General v. Königsmark am 14. August 1645 veröffentlicht hat, in dem auch die vorhergehenden Kriegsjahre kurz behandelt werden. Doch wird man ihm für seine reichhaltigen Nachrichten nur Dank wissen; die Quellen des Rathsarchivs für diesen traurigen Abschnitt der Meißner Stadtgeschichte dürften nunmehr erschöpfend durchgearbeitet sein. Es ist ein erschütterndes Culturbild, das sich vor unsern Augen entrollt; von Feind und Freund arg mitgenommen, befand sich die Stadt am Ende des Krieges in einem Zustand nahezu vollständigen Ruins, und es gehörte die ganze Spannkraft dazu, die das sächsische Volk in seiner Geschichte so oft bewährt hat, um nicht zu erliegen. Auf Einzelheiten an dieser Stelle einzugehen, ist nicht möglich; nur möchten wir den Wunsch aussprechen, daß sich eine geeignete Kraft finden möchte, um auf Grund der zahlreichen Arbeiten über die Schicksale einzelner sächsischer Städte und Dörfer während des verhängnißvollen Krieges ein Gesammtbild unseres Landes in dieser Zeit zu entwerfen und die wirthschaftlichen Folgen der furchtbaren Zeit zusammenfassend darzustellen. Noch immer wird es schwer halten, das dafür nöthige statistische Material zusammenzubringen; doch sollten wir meinen, daß die bis jetzt vorliegenden Einzelarbeiten einen Versuch ermöglichten. — Ein in herzlichem Tone gehaltener Nachruf von Hermann Peter, der dem Afranischen Ecce von 1898 entnommen ist, gilt einem bedeutenden Sohne der Stadt Meißen, dem am 13. März 1897 als Kreishauptmann von Bautzen verstorbenen Geheimen Rath Hans Alexander v. Bosse; namentlich seiner fruchtbaren Thätigkeit als Amtshauptmann zu Meißen 1877 bis 1887 wird in Dankbarkeit gedacht. — Wilhelm Loose setzt seine Topographie der Stadt Meißen fort, eine überaus verdienstliche Arbeit, wie wir sie von allen Städten Sachsens haben möchten. Er behandelt jetzt, hauptsächlich auf Grund der Stadtbücher, die fünf Vorstadtgemeinden nach ihrer Entstehung und Entwickelung. Mit der eigenthümlichen Verfassung der Vorstadtgemeinden, die bis ins 15. Jahrhundert einen dorfschaftlichen Charakter trugen, bis sie 1423 bez. 1446 der Gerichtsbarkeit des Rathes unterstellt wurden, aber auch später manche Eigenthümlichkeiten hatten, beschäftigt sich ein weiterer Aufsatz desselben Verfassers; er theilt schließlich den Wortlaut des 1747 confirmirten Gemeinderechts der Gemeinde auf dem Neumarkt mit. Unter den kleinen Mittheilungen finden wir Nachrichten zur Geschichte der Stadtbeleuchtung um die Mitte des 18. Jahrhunderts, über die Taxe des Physicus beim Kreisamt Meißen 1776 und einige Nachträge zu den von Leicht und Granz im III. Bande veröffentlichten Meißner Inschriften. —m—

— Wir, das deutsche Volk! Von Walter v. Prittwitz und Gaffron, königl. preuß. Generalleutnant z. D. Berlin, 1900, herausgegeben vom Vaterlandsverein. Preis 30 ₰. — Der Vaterlandsverein, Berlin SW, Alte Jakobstr. 129, sucht der Erweckung wahrhaft christlicher und gut deutscher Gesinnung und damit der Bekämpfung der socialdemokratischen Irrlehren zu dienen durch Herausgabe von Flugschriften. Das vorliegende Heft ist das neunte in der Reihe. Sein Inhalt besteht in einem trefflichen kurzen Abriß der Geschichte des deutschen Volkes, der den Zweck verfolgt, die deutsche Nation als die Hauptträgerin der Idee eines christlichen Staatswesens nachdrücklich an ihren weltgeschichtlichen Beruf zu mahnen und alle sittlichen Kräfte des Volkes aufzubieten zum einmüthigen Kampfe gegen den socialistischen Irrwahn und zur Sicherung der christlichen Grundmauern des Staatsgebäudes. Wollte Gott, dieser warme und erweckliche Anruf fände allerorten in unserem Vaterlande offene Ohren und offene Herzen! Freilich liegt bei solcher Darstellung die Gefahr eitler Selbstbespiegelung nahe genug. Aber wer die Worte des Verfassers so verstehen wollte, der würde ihm grobes Unrecht thun. Der ganze Ton seiner Schrift zeigt, daß der Stolz darauf, daß erst den Germanen beschieden war, den christlichen Geist im Staats- und Volksleben zum vollen Ausdruck zu bringen, keineswegs zu nationalem Dünkel verführen muß, sondern wohl vereinbar ist mit demüthigem Danke gegen den Allmächtigen, dessen Gnade unserem Volke die vornehme Rolle des „obrigkeitlichen, des königlichen Volkes der Christenheit" (S. 10) zuwies, ja wie dieser Stolz dem einzelnen Deutschen die Pflicht ernster Selbstprüfung auferlegt, ob er seinerseits denn wohl werth sei, ein Glied dieses hochbevorzugten Volkes zu heißen. Gegen den Vorschlag, das christliche Gepräge des deutschen Staates sicher zu stellen durch ein Reichsgrundgesetz (S. 28), gehen uns gewichtige Bedenken bei. In der hier geplanten Weise dürfte er kaum auf Verwirklichung Aussicht haben. Aber der Werth der Schrift beruht auch nicht auf diesem Vorschlage, sondern auf ihrer sittlichen Wirkung. Die von heißer Vaterlandsliebe und dem felsenfesten Glauben an das ewige Königthum Jesu Christi durchglühten Worte eines deutschen Mannes, der erfüllt ist von echter Begeisterung für den gottgesetzten heiligen Beruf der deutschen Nation in der Reihe der Culturvölker, müssen an das Herz jedes guten Deutschen mit sieghafter Gewalt schlagen und Jeden aufrufen, an seinem Theile mit zu helfen, damit die Weissagung des Dichters einst zu voller weltgeschichtlicher Wahrheit werde:

Es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Wir bitten alle christlich gesinnten Volksgenossen, das patriotische Wirken des Vaterlandsvereins nach besten Kräften zu unterstützen und sich die Verbreitung seiner Veröffentlichungen — die neun bisher erschienenen Hefte kosten zusammen blos 2 ℳ 50 ₰ — dringend angelegen sein zu lassen! R. B.

— Georg Volk, Der Odenwald und seine Nachbargebiete. Eine Landes- und Volkskunde. Unter Mitwirkung vieler Landeskenner herausgegeben. Mit 100 Bildern und Skizzen auf Tafeln und im Texte, 2 statistischen Kärtchen, einer geologischen und einer topographischen Karte des Odenwaldgebietes. Verlag von Hobbing u. Büchle in Stuttgart 1900. 440 Seiten. Preis ungeb. 10 ℳ, geb. 12 ℳ. — Das in vorzüglichster Ausstattung erschienene Werk behandelt die natürliche Beschaffenheit des Odenwaldgebietes, seine Bewohner, die Geschichte des Landes und Volkes und die Erwerbsverhältnisse. Die Gliederung des Bodens und seine Geologie, Thier- und Pflanzenleben, die klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse werden der Reihe nach dargestellt, es folgen die Beschreibungen des Volkslebens, der Sagenwelt, der Mundart, die Schilderungen des geistigen Lebens, der Geschichte und Kunst, der Land- und Forstwirthschaft, des Gewerbes, Handels und der Steinindustrie. Die Bearbeitungen rühren meist von Fachleuten her, deren Darstellung man die Lust und Liebe zum Gegenstand anmerkt. Die Bilder und Karten sind fast durchgängig erst für diesen Band hergestellt worden und erhöhen die ebenso frische wie sachverständige und gründliche Darstellung. Sie bilden für den volkskundlichen Theil insbesondere eine werthvolle Ergänzung, so bei Beschreibung der Trachten, des Hausbaues, der Industrie, ferner bei der Geschichte und Landschaftskunde. — Ergänzt werden könnte dabei der eigenartige Culturbesitz an Geräthen. Dem Sprachschatz konnten Proben von Sprichwörtern und Liedern mit Melodien entnommen werden. S. V vorletzte Zeile v. unten ff. muß es Einhart heißen. Dem Verleger, wie dem Herausgeber ist es gelungen, das Interesse für den Odenwald zu nähren und diesem gewiß durch dies Buch neue Freunde zu gewinnen. Dr. F. T.

— Gutenberg-Büchlein. Zur fünfhundertjährigen Gedächtnißfeier des Geburtstages Johann Gutenberg's am 24. Juni 1900 herausgegeben von einem Mainzer Schulmanne. Mit Abbildungen. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1900. 32 S.; 8°. Preis: 25 ₰. — Da wir bekanntlich noch viel zu wenig Jubiläen feiern, hat auch der Erfinder der Buchdruckerkunst, dessen Geburtsjahr wahrscheinlich — das ist Alles! — in das erste Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts fällt, dran glauben müssen. 's ist wie bei der künstlich gemachten Jahrhundertwende; mit den Wölfen muß man heulen. Und so wird auch Mainz auf alle Fälle ein prächtiges Fest feiern können. Darauf vorbereitend, hat ein „Mainzer Schulmann" das vorliegende Büchelchen veröffentlicht. Seinen Zweck: die große Masse über den Kern der Sache aufzuklären, erfüllt es. Daß die Ergebnisse auch der neueren Forscher auf dem Gebiete der Druckgeschichte, z. B. Dziatzko's, verwerthet worden sind, ist ebenso anzuerkennen wie, daß die doch noch immer sehr unsichere Angelegenheit des Rosenthal'schen „Missale speciale" von 1457 gar nicht erwähnt worden ist. In Partien bezogen kostet das zum Vertheilen in Schulen geeignete Heftchen: 25 Stück je 23 ₰, 50 Stück je 22 ₰, 75 Stück je 21 u. s. w., 1000 Stück nur je 15 ₰. Vermißt habe ich als guter Dresdner ein Wort über die jetzt hier in Leipzig verwahrte Klemm'sche Sammlung (vgl. die letzte Abbildung). Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 6 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 18. Sonnabend, den 10. Februar, Abends. 1900.

Rund um den Lebasee.

Von Dr. Halbfaß-Neuhaldensleben.

In der äußersten Nordostecke der Provinz Pommern liegt der Lebasee, der mit seinen 76 Quadratkilometern zu den größten deutschen Landseen gehört und alle seine Genossen in der Provinz an Größe thurmhoch überragt. Weit ab von jeder Eisenbahn liegen seine Ufer und weltverloren leben in den Dörfern und Fischerhütten, die sich in dem weiten Wasserbecken spiegeln, die Bewohner zum Theil noch in hinterwäldlerischen Zuständen. Noch vor 100 Jahren war die Gegend um den Lebasee herum bis südlich weit über die Kreisstadt Lauenburg hinaus ausschließlich von Kaschuben, den letzten slavischen Resten der Pommern, bewohnt, die, im Gegensatz zu den katholischen Kaschuben im westpreußischen Pommerellen, sämmtlich evangelisch und von diesen durch eine Meilen breite Schicht Deutscher vollkommen getrennt waren; noch vor 15 Jahren war nach Tetzner, der sich eingehend mit den Lebakaschuben beschäftigt hat, wenigstens die unmittelbare Umgebung des Lebasees kaschubisches Sprachgebiet und im Jahre 1896 konnte ebenderselbe Gewährsmann noch 4 Orte aufzählen, in denen es noch Leute gab, die wenigstens gelegentlich kaschubisch sprachen. Um zu sehen, wie sich seitdem die Verhältnisse geändert haben, und zugleich, um die eigenartige Umgebung des Sees genauer kennen zu lernen, machte ich mich an einem schönen Septembermorgen auf, um von Leba aus, meinem damaligen Aufenthaltsorte, den See zu umwandern. Da er einen Umfang von rund 8 Meilen besitzt, wenn man alle Vorsprünge und Halbinseln mit einrechnet, so hatte ich beschlossen, die Wanderung auf 2 Tage zu vertheilen und mein Nachtquartier in Brenkenhofsthal, einem einsamen Weiler unweit der westlichsten Ecke des Sees, aufzuschlagen. Obwohl durch diese Eintheilung meiner Meinung nach jede Ueberanstrengung ausgeschlossen war, begegnete doch mein Plan bei den eingeborenen Lebanern und noch mehr bei den Lebanerinnen heftigem Kopfschütteln und lebhaft geäußertem Zweifel, daß die Wanderung in der angegebenen Zeit zu bewältigen sei. Auch wurde viel von der Unpassirbarkeit des Weges und der Gefahr in den Mooren des Südufers oder in den Triebsanden der Nordkante gesprochen. Wenngleich nicht zu leugnen ist, daß bei ungünstigen Witterungsverhältnissen einige Vorsicht bei der Umwanderung des Lebasees wohl am Platze ist, so zeigte doch die Erfahrung, daß die guten Einwohner von Leba die objectiven Schwierigkeiten überschätzt und die subjective Fähigkeit, sie zu überwinden, unterschätzt hatten, und schließlich kam es nachher zu Tage, daß noch Niemand eine solche zusammenhängende Rundreise überhaupt unternommen hatte, man also auch nicht über die Dauer und etwaige Schwierigkeit derselben orientirt sein konnte. Doch nun zur Sache und hinaus auf die Landstraße gen Süden, welcher die Post nach Lauenburg folgt, der nächsten 30 Kilometer entfernten Eisenbahnstation. Ein eigenthümlich feiner Nebel lagert auf dem Gefilde, wie er ja im Frühherbst so häufig ist, das Wetter weiß noch nicht, will es sich zum Besseren oder Schlechteren wenden, aber gerade diese unentschiedene Witterung hat ihre Reize und namentlich, wenn man sich auf der Wanderung durch unbekannte Gebiete befindet! Den schwerbepackten Stephansjünger — man kann ihn doch unmöglich nach unserem jetzigen Postgewaltigen benennen, das würde ja fürchterlich klingen — lassen wir einen näheren Weg durch die vom Morgenthau stark benäßten Wiesen ziehen und verlassen die Landstraße erst ein halbes Stündchen später, da, wo ein „Landweg" am Saume eines schmalen Kiefernwäldchens abbiegt, um in weitem Bogen dem nächstgelegenen Lebadorf, Czarnowske, zuzustreben. Aus mehligem Sand bestand der Weg, auf dem man nur schwer vorwärts kam, und unwillkürlich gingen mir Lenau's Verse durch den Kopf: Drei Zigeuner sah ich einmal liegen auf blühender Weide, als mein Fuhrwerk mit müder Qual zog durch sandige Haide. — Czarnowske macht mit seinen verhältnißmäßig stattlichen Häusern durchaus keinen verlotterten slavischen Eindruck, seine Bewohner bedienen sich jetzt ausschließlich der deutschen Sprache; wenngleich noch immer einige alte Leute kassubisch reden können, die jungen können es nicht mehr und wollen es auch nicht lernen, da sie nichts damit anfangen können. Dagegen besitzt Czarnowske eine andere Merkwürdigkeit, es haben sich nämlich hier eine ganze Anzahl Zigeuner seßhaft gemacht, denen man auf allen Landstraßen und Jahrmärkten weit und breit begegnet, Harfen zupfend und Bänkellieder singend. Diese Musikanten, oder wie sie sich selbst stolz nennen „Musiker und Künstler", sind übrigens vollständig germanisirt und fühlen sich durchaus nicht als Zigeuner, sondern als preußische Staatsunterthanen und seßhafte Bürger von Czarnowske, wo sie Haus und Feld besitzen. Gleich hinter dem Dorf überschreitet man die winzigen Reste des sog. Brenkenhofcanales, der am Ende des vorigen Jahrhunderts gebaut wurde, um eine directe Verbindung des Meeres mit dem Innern des östlichen Hinterpommerns zu besitzen. Das mit so stolzen Hoffnungen eröffnete Unternehmen scheiterte schon nach einigen Jahren auf die kläglichste Weise. Gewaltige Nordstürme versandeten in einer Nacht den Durchstich der Lebanehrung und der vom Lebasee südwärts ziehende Theil verfiel dann auch bald in den Kriegsnöthen der darauffolgenden Jahre. Eine den vielfach gekrümmten Lauf der unteren Leba abkürzende Wasserverbindung von etwa 10 Kilometer Länge ist das Einzige, was sich noch aus jener Zeit erhalten hat. Nadelholzbestände, in denen neben nützlichen Preißelbeeren, Blaubeeren und Brombeersträuchern auch das Farrenkraut üppig wuchert und beinahe mannshoch wird, nehmen uns auf und ein schmaler Fußsteig, der an sumpfigen Stellen durch Knüppelhölzer passirbar gemacht ist, giebt die Richtung an, der wir zu folgen haben. Schon wähnen wir „die einzig fühlende Brust" in dieser Waldeseinsamkeit zu sein, als ein junges Mädchen, einen Henkelkorb im Arm, uns barfüßig entgegen trippelt und scheu an uns vorbei huschen will. Ich rede sie an und frage sie, um doch einen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch zu gewinnen, nach dem Wege nach Friedrichshof, meinem nächsten Ziel. Sie zeigte die charakteristischen Merkmale, welche Tetzner den Lebakaschuben zuspricht, nämlich blendendweiße Zähne und flachsblondes Haar, sie bestätigte, was ich schon aus der Literatur wußte, daß in Babidoll und Speck keine kassubisch sprechende Familie mehr anzutreffen ist, und sprach selbst ein reines dialektfreies Deutsch, wie man es gerade in den ehemals polnischen Landestheilen Preußens häufig hört. Auch jenseits des kleinen Weilers Friedrichshof bleiben wir im Walde, dessen Schatten wir freilich vor der Hand ganz gut entbehren könnten, denn eben jetzt scheint sich der Frühnebel zu schwarzen Wolken zu verdichten, welche die siegreiche Sonne zu verhüllen drohen. In Babidoll stoßen wir auf die noch rauchenden Trümmer eines abgebrannten Wohnhauses; es war die Försterei, das einzige passable Gebäude in diesem Weiler, die vier noch stehen gebliebenen Kathen machten in ihrem Schmutz und ihrer Verfallenheit einen so ärmlichen und traurigen Eindruck, daß ich schnell den Blick von ihnen ab- und dem See zuwandte, der sich von einer Anhöhe unweit des Oertchens prächtig präsentirte. Auf der weiten Fläche, aus der viele Binseninseln, hier Kampen genannt, hervorragen, sieht man nur wenige braune Segel ziehen, am jenseitigen Ufer ragen aus dem Wasser einer Fata Mor-

ganz gleichend die von der Septembersonne rosa beleuchteten Wanderdünen hervor, ein magisches Bild, wie etwa die Pyramiden in der libyschen Wüste. Gleich hinter Babidoll liegt auf dem höchsten Punkt der Hügelkette mitten im Wald der diesem Ort und dem Weiler Speck gemeinsame Friedhof. Ein stimmungsvolles Bild, diese uralte Grabstätte der Todten unter Laub- und Nadelbäumen ohne Mauer und Einfriedigung; regellos lagen die breiten Grabstätten da, wo man für sie ein geeignetes Plätzchen gefunden hatte. Manche Gräber waren wie die Kinderbetten mit Holzleisten eingefaßt, andere waren nur durch ganz verwitterte schief geweht Holzkreuze mit ganz unleserlich gewordenen verwaschenen Grabschriften ausgezeichnet und andere endlich waren nur durch schwache Erhöhungen im Waldboden als solche kenntlich. Es war buchstäblich Gras über die Todten gewachsen, man hat ihrer vergessen, nichts erinnert die Nachkommen daran, wer hier den ewigen Schlaf schlief. Doch schien mir dieser so einfach gehaltene Friedhof im Walde unendlich weihevoller als die mit kostbaren Denkmälern geschmückten Prunkfriedhöfe der großen Städte, wo, nach Nummern genau geordnet, reihenweise die Gestorbenen bestattet werden und abgezirkelte Wege dem Ganzen einen kasernenartigen Eindruck verleihen. Hier in Babidoll strich der Wind frei durch die Wipfel der Bäume, welche die Todten beschatteten, und die Vögel des Waldes flogen lustig durch die Zweige und haschten sich einander. Neues Leben blüht aus den Ruinen, das war die Erkenntniß, zu der sich die Gedanken an jenem Septembermorgen verdichteten, als ich einsam an dem Gräberfeld der Kaschuben stand. Freundlich lachte die Sonne am Firmament, als ich aus dem Walde heraustretend, im knietiefen Sand die Dorfgassen von Speck durchschritt und ein zweiter Stephansjünger brachte mich schnell aus dem Todesschatten der Vergangenheit in das Leben der Gegenwart, das in der Gestalt jenes Briefträgers auch in dem abgelegenen Speck pulsirte. Hier ist das Kaschubenthum schon lange erloschen und die Häuser mit ihren Bewohnern bieten nichts irgendwie Bemerkenswerthes dar bis auf das stattliche Vorwerk, welches umgeben von üppigen Wiesen und großen Bäumen hart am Lebabach unweit seiner Einmündung in den Lebasee liegt. Die Quelle dieses an 120 Kilometer langen Küstenflusses ist der Radaunesee im kassubischen Westpreußen, schwach bevölkert sind seine Ufer, bis Lauenburg, auf eine Entfernung von über 50 Kilometer, bespülen sie nur ein einziges kleines Vorwerk, Chotzlow. Der nächste größere Ort, den wir passiren, ist Giesebitz, dessen Häuser hart am See liegen und daher bei hohem Wasserstand nicht selten überschwemmt sind; mehrere Weiler, von denen zwei die merkwürdigen Namen Amerika und Paris tragen, bilden sozusagen mit ihm einen einzigen Wohnplatz, den größten am See überhaupt. Hier hat sich die kassubische Sprache noch erhalten, Dank der Abgeschiedenheit der Lage, denn nach Süden zu wird das Dorf durch das ausgedehnte Giesebitzer Moor von der übrigen Welt abgeschnitten, durch welches nur ein einziger Weg, der von Friedrich dem Großen angelegte Zolldamm führt, so genannt von dem Zoll, der bis vor wenigen Jahren von jedem ihn Passirenden von der Gutsherrschaft in Giesebitz eingenommen wurde. Man würde aber sehr irre gehen, wenn man annehmen würde, daß man hier auf der Straße ein kassubisches Wort hört; die wenigen Alten, die ihr Kassubisch noch bewahrt haben, hocken zu Hause oder am Torfhaufen; die Predigt ist seit etwa 20 Jahren, die Schule noch länger deutsch, daher ist das völlige Aussterben des slavischen Idioms auch hier in Kürze zu erwarten. Ich erwähnte eben die Torfhaufen, hätte aber besser Torfberge sagen sollen, denn wahre Gebirge dieses Brennmaterials sind, ähnlich wie in holzreichen Gebirgen die Kloben Holz, neben den Wohnhäusern aufgeschichtet, um während des Winters, der gewöhnlich lang und kalt ist, Verwendung zu finden. Verkaufen thun die Kaschuben den Torf wenig, er eignet sich nicht gut zum Transport, dagegen gehen reichliche Fuhren von Kartoffeln von hier nach Lauenburg und Stolp auf die Märkte. Hinter Fuchsberg geht es nun nach Durchschreitung einiger großer Wiesen eine Strecke durch ein richtiges Moor hindurch, es ist der nördlichste Zipfel des Zemminer Moores, das westlich durch den Langen Damm begrenzt wird. Prachtvoll duftendes Haidekraut bedeckt neben Ginster und Wachholder den Boden, der unter unsern Tritten wie Kautschuk schwankt. Nach starken Regengüssen und im Winter bei Thauwetter ist diese Strecke nicht zu passiren und die Bewohner der Kluden sind dann von Osten wie von Süden aus vom Verkehr völlig abgeschnitten. Freilich sind sie selbst Schuld daran, denn die Regierung hatte ihnen vor geraumer Zeit angeboten, einen Weg von Fuchsberg und eine fahrbare Brücke über den Kluckenbach zu bauen, wenn sie dazu den Grund und Boden unentgeltlich abtreten wollten. Aber dazu waren die Kluckener nicht zu bewegen und so blieb Alles beim Alten und nur ein erbärmlicher Laufsteg, den ich nicht versuchen würde, wenn ich eine gewichtige Person wäre, vermittelt den Verkehr über den nicht sehr breiten aber ziemlich tiefen Kluckenbach. Diese Klucken, im Ganzen etwa 40 Hütten, bewahren am längsten kaschubisches Wesen; namentlich die am meisten vom Verkehr abgelegenen Zemminer Klucken. Am See, auf der Haide und am Kluckenbach ragen seine dürftigen Kathen aus dem Moore hervor. Um der luftigen Hütte feste Grundpfeiler zu geben, hat man in den 4 Ecken Kiefernwurzeln eingesetzt. Selbst in der trockensten Jahreszeit ist der ungedielte und biegsame Boden naß und feucht, im Winter aber steht oft das Wasser in der Stube und die Bewohner müssen sich auf den Dachboden flüchten, überhaupt müssen sie in der schlechten Jahreszeit ein kaum noch menschenwürdiges Dasein führen, so von aller Welt abgeschlossen und verlassen. Man glaube aber nicht, daß es ihnen besonders schlecht gehe, ein sicherer Beweis für das Gegentheil ist das überraschend stattliche Wirthshaus in den Schmolsiner Klucken, das gewiß Niemand in dieser Einöde gesucht hätte. Die Hauptbeschäftigung der Kluckener, wenn sie nicht Torf stechen oder Kartoffeln und Korn einfahren, ist die Fischerei auf dem Lebasee. Im Fischen sollen sie Meister sein und sich die Mittel zu einem einigermaßen sorgenfreien Leben erwerben, freilich geht dabei wohl nicht Alles mit rechten Dingen zu und ein Gendarm in Klucken hätte, wenn er auf dem Posten wäre, wenig Ursache auf der Bärenhaut zu liegen. Es ist aber keiner da und die hochwohllöbliche Polizei kommt zu selten in dies Revier, um irgendwelche erfolgreiche Wirksamkeit ausüben zu können. Es bindet auch Niemand gern mit den Kluckenern an, sie sind handfeste, tollkühne Männer, denen man gern aus dem Wege geht, wenn es sich machen läßt. — Mit Freude begrüßen wir den mit Fichten, Kiefern, Birken, Buchen und Eichen bestandenen Wald, der sich nach Westen zu unmittelbar an die letzten Häuser von Klucken anschließt; auch hier liegt gleich zur Rechten im Wald ein Friedhof, der der Kluckener Gemeinde, aber diesmal ist es der Schatten, welchen der Wald spendet, der es uns angethan hat. Am Rande des Friedhofs überlassen wir uns ein Stündchen und auch etwas mehr der süßen Ruhe, die uns nach der letzten anstrengenden Wanderung im Sonnenbrand recht wohl zu gönnen ist. Im Traume gerathe ich mit dem Kluckener Wirth, einer wahren Hünengestalt, in Streit, in welchem ich natürlich den Kürzeren ziehe, und erschrocken fahre ich aus dem Schlafe auf, nach dem schmerzenden Rücken greifend; es wird aber wohl der nicht seltene Muskelrheumatismus, den ich durch mein Schlafen auf dem feuchten Waldboden heraufbeschworen habe, die Ursache des Schmerzes gewesen sein, und nicht die vermeintliche Faust des Wirthes! Aus dem Walde herausgetreten, sehen wir gerade vor uns den schönbewaldeten Revekol, den heiligen Kaschubenberg, vor uns, an dessen Nordfuß traulich angeschmiegt das Kirchdorf Schmolsin liegt; im Norden erblicken wir den auf der höchsten Düne der Ostsee errichteten Scholpiner Leuchtthurm und im Süden waldige Bergrücken, die an Höhe dem Revekol nur wenig nachgeben, auf den weiten Wiesen aber ist Alles eifrig beschäftigt, den schönen Tag für die zweite Heuernte tüchtig auszunutzen, denn das schöne Wetter pflegt hier zu Lande selten von langer Dauer zu sein. Mitten in der weiten tellerartigen Ebene zwischen dem Lebasee und dem westlich davon gelegenen Garbersee liegen die weit zerstreuten Hütten und Häuschen der Gemeinde Holzkathen, in dem am meisten nach Osten vorgeschobenen Complex derselben, Brenkenhofsthal genannt, fand ich einfache Verpflegung und Unterkunft für die Nacht. Wenn auch die Bewohner von Holzkathen nicht in dem Maße von der Welt abgeschlossen sind, wie die von Klucken, so haben sie doch bis zur nächsten Chaussee 1½ Stunden lang sandige Landwege, die zu manchen Jahreszeiten schwierig zu passiren sind, dazu haben sie den Wind und den damit verbundenen Staub und Schnee, je nach der Jahreszeit, aus erster Hand, so daß in Brenkenhofsthal bei Schneeverwehungen der Schnee höher als die Hausthür liegt. Korn und Kartoffeln gedeihen nur unter den günstigsten Witterungsverhältnissen, die Wiesen ergeben meist auch nur magere Erträge und nur der Torf schlägt niemals fehl und bringt bei seiner vorzüglichen Beschaffenheit allein etwas Geld in's Haus. — Der Abend war prächtig, die Sonne ging rein und klar hinter der nördlichen Dünenreihe unter, auf der dann sogleich das Licht des

Scholpiner Leuchtthurms in nächster Nähe leuchtete, die Sterne funkelten im vollen Glanze und über dem Allen lag eine Stille, welche die Nerven des abgehetztesten Großstädters beruhigen könnte. Um die 6. Stunde des folgenden Tages brach ich auf, um auf der Nordseite des Lebasees nach Leba zurückzukehren. Das Nordufer trägt einen ganz anderen Charakter als das Südufer, es wird am Südrand der durchschnittlich 10—15 Minuten Weges breiten Nehrung zwischen dem See und der Ostsee gebildet, welche nach dem Zeugniß des bekannten Geographen Paul Lehmann an Oede in ganz Deutschland unübertroffen dasteht. Ich kann dieses Urtheil, so weit meine Kenntniß reicht, nur durchaus unterschreiben, denn selbst die unbewohnten Hochmoore der Rhön und die Steppen der schlimmsten Gegenden der Lüneburger Haide müssen dagegen wohnlich genannt werden. Auf der ganzen etwa 24 Kilometer langen Strecke zwischen Brenkenhofsthal und Leba liegen an menschlichen Wohnstätten nur die Einsiedelei Dambe, 10 Fischerhütten bei Pollenz, die aber nur zeitweilig bewohnt werden, und die wenigen Häuser von Rumbke, welche aber von Leba nur noch ¼ Stunde entfernt sind. Doch ich will dem Gang der Schilderung nicht vorgreifen. Eine halbe Stunde nördlich von Brenkenhofsthal überschreitet man den Wittstock, eine canalartige Verbindung des Lebasees mit dem Garbersee und dem Gr. Dolgensee, und geht dann eine Zeit lang ziemlich hart am See entlang, während man von der entgegengesetzten Seite einen gemischten Waldbestand unmittelbar neben sich hat. Kurz vor Dambe tritt die erste von den Eulenbergen herabziehende Wanderdüne bis an den See heran, doch besitzt sie eine sehr schwach entwickelte Neigung, und daher bietet sie weder dem Verkehr Schwierigkeiten noch bereitet sie dem Lebasee directen Schaden. Hinter dem in entsetzlicher Einöde gelegenen aus einem Hause bestehenden Weiler Dambe — ein wahrer Einödhof — drängt sich wieder ein schmaler Erlenwald an den See heran und schützt ihn vor der Zusandung durch die Wanderdünen, die sich nunmehr fast in unausgesetztem Zuge die ganze Nehrung hindurch bis kurz vor Rumbke hinziehen. Bald sind die wenigen Hütten von Pollenz erreicht. Diese werden von etwa 10—12 Fischern aus Gr. Garde bewohnt, welche die Woche über hier im Lebasee fischen, am Sonnabend damit nach Stolp zu Markt fahren, den Sonntag in Gr. Garde mit ihrer Familie verbringen und Montag früh dann wieder nach Pollenz zurückkehren. Frauen sind nur zu einer gewissen Jahreszeit, nämlich zur Heuernte, dort, sonst kochen die Leute sich selbst in einem mächtigen Kessel, der über Torffeuer an einer Kette in der Mitte des ungedielten Gemachs herabhängt. Rauch zieht nur durch die Thüre ab, man kann sich daher denken, welche Luft in diesen Hütten herrscht. Der Rauch wirkt aber sehr conservirend auf die an der Decke aufgehängten Netze und die Balken der Behausung, welche dadurch beinahe unverbrennlich geworden ist. Hat man Pollenz hinter sich gelassen, so führt wohl eine Stunde lang der Weg durch einen prachtvollen Wald, dem das reiche Unterholz einen geradezu urwaldähnlichen Charakter verleiht. Obwohl der Wald wohl kaum 5—6 Minuten breit ist, so ist er doch so dicht, daß man kaum etwas vom See zur Rechten oder den Wanderdünen zur Linken sieht. Man könnte sich, wenn nicht die Kiefern und Birken im Bestand überwiegten, in einem Winkel des bayerischen Waldes träumen. Um so gewaltiger wirkt der Gegensatz, wenn der Wald plötzlich aufhört und eine große gewaltige Wanderdüne in der Gegend der Lonsker Berge sich in den Weg schiebt und mit steilem Abfall sich in den Lebasee stürzt, diesen natürlicherweise allmälig mit Zusandung bedrohend. Als Fußgänger konnte ich ja leicht der Aussicht, ins Wasser zu rutschen, durch Emporklettern am Abhang ausweichen, wie aber ein Wagen diese Stelle passiren kann, wie es doch manchmal vorkommt, ist mir räthselhaft. Jedenfalls müssen der Kutscher mit seinen Pferden und diese mit dem Dünensand auf dem vertrautesten Fuße stehen, sonst sinken beide, sammt Fuhrwerk und Insassen, unweigerlich in's Wasser, was übrigens schon einmal vor Jahren vorgekommen sein soll. Mit wild zerrissenen Kuppen ragte wie ein Cap eine über 30 Meter hohe Dünenpartie empor, zu der ich trotz glühenden Sonnenbrandes langsam hinanstieg. Noch nie in meinem Leben sah ich etwas, was dieser Wüste da oben gleichkam. Aus den weiten Sandfeldern, die mit ihren windgefegten Abhängen den Firnfeldern absolut täuschend ähnlich sehen, ragten traurig und öde die Kronen unlängst begrabener Bäume hervor, sahen die verdorrten abgestorbenen Aeste einst blühender und grünender Geschöpfe der Pflanzenwelt heraus, die alle durch die verderbenbringenden Wanderdünen vernichtet sind. Ein wirklich unsäglich trauriges Bild der Starrheit und Oede, welches dadurch besonders eindrucksvoll sich gestaltete, daß die Gleichheit der Farbe alle Schätzungen der Entfernung aufhob und man sich inmitten eines unermeßlichen Sandmeeres wähnen konnte. Nichts als weißer Sand, tiefblauer Himmel und dazu eine wahrhaft afrikanische Hitze, was bedurfte es weiter, um zu glauben, man sei plötzlich von der deutschen Ostseeküste in die Sahara versetzt worden? Eine Weile lang kletterte ich noch auf den höchsten Kuppen der Dünen weiter und konnte wiederholt beobachten, wie der Wüstensand in breiten Streifen bis in den Lebasee hinein sich erstreckte, dann wandte ich theils aus Unmuth über diese unverantwortliche Wüstenei theils in Anwandlung beginnender Körperschwäche, denn die Kopfnerven und Augen waren durch den blendenden Glanz der Sandmassen überanstrengt, den Wanderdünen und dem Lebastrand den Rücken und strebte die Nehrung durchquerend dem Ostseestrand zu, wo ich doch wenigstens durch eine leichte Brise in unmittelbarster Nähe des Wassers aufgefrischt wurde. Beinahe 1½ Stunden wanderte ich weiter immer in östlicher Richtung, selbstredend Strümpfe und Stiefel im Rucksack bergend. Nur einige Netze und die Reste eines Wracks erinnerten an die Existenz von Menschen, doch halt, da sehen wir von äußerster Ferne aus die Arbeiten des Hafenbaues in Leba sich immer mehr nähern; dieses Zeichen menschlicher Thätigkeit dürfen wir doch nicht vernachlässigen, es erinnert uns zugleich daran, daß es Zeit ist, den Ostseestrand wieder zu verlassen und nach dem Lebaufer zurückzukehren. Unser Weg führt uns über jene Niederung hinweg, welche noch die Lage des Canals andeutet, durch den, wie wir schon oben erwähnt, der Lebasee im vorigen Jahrhundert eine neue schiffbare Verbindung mit dem Meere erhalten sollte; ob auch die in großer Zahl und von bedeutendem Umfang an dieser Stelle des Strandes wurzelnden Stubben, welche bei sehr niedrigem Wasserstand z. Th. Mannslänge erreichen sollen, mit dem verunglückten Canal in Verbindung zu bringen sind und vielleicht zu Buhnenköpfen gedient haben, bleibt zweifelhaft. Bei den wenigen Häusern von Rumbke haben wir wieder das Ufer des Lebasees erreicht, die Wanderdünen haben aufgehört, von grünen Wiesen und Weiden umgeben liegt unweit eines größeren Nadelwaldes das Rumbker Wirthshaus, freilich nur den Eingeweihten als solches kenntlich, wir müssen auch erst die draußen auf der Mahd beschäftigten Wirthsleute herbeiholen, um eine Stärkung nach dem langen Marsch zu erhalten. Lange dürfen wir uns bei den freundlichen Leuten nicht aufhalten, so sehr auch der schattige Garten zu bleiben lockt. Wir müssen uns wieder von Neuem von den unbarmherzigen Sonnenstrahlen beinahe versengen lassen, wenn wir noch zur Mittagsstunde unser Heim in Leba erreichen wollen. Doch wenn die Zeit auch drängt, einen Augenblick müssen wir doch bei dem im Wald fast ebenso idyllisch wie der Babidoller Friedhof gelegenen Rumbker Friedhof verweilen, um einen Blick auf die verfallenen Gräber zu thun. Da leuchtet mitten unter den Grabkreuzen mit Goldbuchstaben ein Grabstein, er verkündet, daß hier der Capitän des für den Rhein bestimmten Dampfers begraben liegt, der auf der Fahrt von Danzig nach Rotterdam an dieser Küste scheiterte. Der Capitän, der nach 99 Oceanfahrten mit dieser Fahrt seine Laufbahn als Seemann beschließen wollte, ertrank und wurde bei Rumbke an's Land geschwemmt. Er hat mit dieser Fahrt seine Laufbahn auf immer geschlossen. Ja, die hinterpommersche Ostseeküste ist überaus tückisch und an allen Orten hört man in dieser Gegend von Schiffbruch, Tod und Ertrinken. Auch der Lebasee fordert seine Opfer und hat erst im vorigen Frühjahr den Fischmeister mit zwei Gehilfen verschlungen. Doch mit diesen traurigen Gedanken will ich nicht schließen, vielmehr dem Leser zum Schluß noch erzählen, daß auf der Brücke, die über den nahe der Mündung in die Ostsee schon stattlich breiten Lebafluß führt, die Gattin des Schreibers dieser Zeilen stand und ihn im Triumph in die friedliche Klause führte, wo die auf dem Tisch stehende dampfende Suppe mich bald alle Mühen der Wanderung vergessen ließ.

Bücherbesprechungen.

— Im Reiche der Gnade. Erster Band. Drittes Heft. Beicht- und Abendmahlsreden. Fünftes Heft. Grabreden. Herausgegeben von Gustav Leonhardi, weil. Licentiaten der Theologie und Pfarrer zu Zschaitz. Dritte Auflage. Leipzig, Fr. Richter. 1899. Je 1 ℳ. — Die neue Auflage bringt in beiden Heften nur einen Abdruck der früheren. Unsere erste Anzeige derselben liegt allerdings so weit zurück, daß es sich nicht der Mühe lohnt, auf sie zu verweisen. Das ist auch in diesem Falle weit weniger nöthig, als bei anderen literarischen Erscheinungen. Der Herausgeber verfügte über solche Mengen ihm zugesandten Materials, daß er vollends bei diesen Sammelwerken nie in die Lage kam, etwas Minderwerthiges aufnehmen zu müssen. Ueber den Werth aber, den wir dieser Literatur beimessen bei vorausgesetzter Vortrefflichkeit des Einzelnen, über ihren gesegneten richtigen und ihren verhängnißvollen falschen Gebrauch haben wir uns bei solchen und bei ähnlichen Gelegenheiten zur Genüge ausgesprochen. So haben wir wohl unserer Pflicht genügt, wenn unsere Leser hiermit erfahren, daß die Hefte wieder zu haben sind. B. K.

— Johann Jakob Moser's Theologische Gedanken von der ehelichen Beiwohnung unbekehrter, erweckter und wiedergeborener Personen. Nach der einzigen Ausgabe vom Jahre 1743 aufs Neue herausgegeben. Leipzig, Arwed Strauch, 1900. 2 ℳ. — Es mag sich rechtfertigen lassen, diese alte Schrift neu erscheinen zu lassen als ein wirklich christlich gedachtes Gegenstück zu der bekannten, sehr anfechtbaren Schrift de Valenti's und zu der aus ihr geschöpften, noch viel anfechtbareren eines gewissen Weißbrodt, die sogar in theologischen Kreisen Beachtung gefunden hat. Für Theologen hat diese Art der casuellen Moral, wie sie Moser in dieser Abhandlung und Spener in dem hier beigedruckten Theil seiner theologischen Bedenken entwickelt haben, natürlich eine gewisse Bedeutung; nur hat freilich der ungenannte Herausgeber um seines Zweckes willen Manches geändert und so den literarischen Werth seiner Ausgabe bedenklich geschmälert. Und ob wir diesen seinen Zweck, das Buch als einen Rathgeber für verheirathete Leute möglichst weit zu verbreiten, ohne Weiteres gut heißen sollen, ist uns doch noch recht fraglich. Daß sie darin vieles Beherzigenswerthe finden und bei verständigem Gebrauch einen Segen davon haben können, läßt sich nicht in Abrede stellen. Sollte aber ein wirklich christliches Volksbuch für unsere Zeit daraus werden, so müßte doch vor allen Dingen die unbiblische pietistische Unterscheidung der dreierlei verschiedenen Personen beseitigt werden, wenn man nicht allerlei sectirerischen Meinungen, die jetzt wieder unter anderen Namen auftreten, Vorschub leisten wollte. Die nächste Folge könnte wohl die sein, daß Christen, die sich zu den „Wiedergeborenen" zählen, entweder sich aus des guten Moser's Bedenken einen unleidlichen Strick für ihr Gewissen drehen, oder aber in stolzer Erkenntniß ihres untadeligen Wandels noch hochmüthiger werden, als sie schon sind. Ueber die Sache selbst in ihren Einzelheiten läßt sich selbstverständlich hier nicht reden. B. K.

— „Was muß man von der Handelsmarine wissen?" Von K. v. Alvensleben. Verlag Hugo Steinitz, Berlin S. W. — Bei der hohen Bedeutung, welche die Flottenfrage gegenwärtig in allen Kreisen des Deutschen Reichs einnimmt, kann es nur zweckmäßig genannt werden, daß neben den vielen Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt, die sich mit der Kriegsmarine befassen, auch jüngst diese Broschüre erschienen ist, die sich lediglich mit der Handelsmarine beschäftigt. Steht unsere Kriegs- und Handelsmarine doch im engsten Zusammenhange! Ja, ohne das schnelle Emporblühen unserer Handelsmarine, dank des enormen industriellen Aufschwunges des Deutschen Reiches, wäre die Flottenfrage an der Schwelle des neuen Jahrhunderts überhaupt nicht zu einer derart brennenden geworden; denn nur mit der Vergrößerung der deutschen Seeinteressen durch unsere Handelsmarine ist auch der Schutz dieser Interessen durch unsere Kriegsflotte gewachsen — wenn Letzterer leider auch nicht gleichen Schritt mit der Ausbreitung des deutschen Welthandels genommen hat. Was muß man nun von dieser deutschen Handelsmarine, die sich heute schon zur zweitgrößten Weltflotte entwickelt hat, wissen? Doch zum mindesten die verschiedenen Arten ihrer Schiffe, das Hauptsächlichste vom Segelsport und der Hochseefischerei, von den großen Dampfschiffsfahrtsgesellschaften der Welt, die vom Staate subventionirten Dampferlinien, die Laufbahnen in der Handelsmarine und das Allgemeinste des Seehandelsrechts und des Flaggenrechts. Ueber alle diese Fragen giebt das Werkchen trefflichen Aufschluß. Für eine spätere Auflage würde es uns zweckmäßig erscheinen, wenn dem Bau unserer Handelsschiffe ein größerer Raum zuertheilt würde; stellt solch' ein ausgerüsteter moderner Handelsdampfer vom Norddeutschen Lloyd oder der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actiengesellschaft doch eine schwimmende deutsche Industrieausstellung dar, an der Tausende von deutschen ersten Handelshäusern betheiligt sind! Ob man dagegen vom Handels- und Flottenrecht thatsächlich alle die einzelnen Artikel wissen muß, die das Werkchen aufführt — darüber wollen wir nicht streiten. M. Bahr.

— Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland 1899 October bis December. Monatsschrift für Stadt und Land 1900 Januar. Herausgegeben von Prof. Martin v. Nathusius in Greifswald und Oberstleutnant a. D. Ulrich v. Hassell in Friedenau bei Berlin. Verlag von E. Ungleich. Leipzig. Preis viertelj. 3 ℳ. — Mit dem Schluß des vorigen Jahres hat die „Allgemeine Konservative Monatsschrift" ihren vor 21 Jahren angenommenen Namen wieder aufgegeben und mit dem neuen Namen „Monatsschrift für Stadt und Land" vertauscht, der an den ursprünglichen vor 56 Jahren gewählten Titel des Blattes: „Volksblatt für Stadt und Land" wieder anklingt. Wenn, wie das der ersten Nummer des neuen Jahrganges beigegebene Flugblatt mit Recht betont, vor zwei Jahrzehnten der damalige Namenwechsel um deswillen geboten erscheinen konnte, weil es galt, die in jener Zeit aufs Neue siegreich entfaltete conservative Fahne auch in dem Theile der periodischen Presse, der nicht blos für den Tagesbedarf, sondern für dauernde Interessen der Leserwelt arbeitet, zu vertreten, so glaubt die Schriftleitung jetzt auf den früheren Namen zurückgreifen zu sollen, um einem mitunter aufgetauchten Mißverständnisse zu begegnen, als sei die „Konservative Monatsschrift ein wesentlich politisches Organ oder stehe in einem officiellen Verhältniß zur Leitung der konservativen Partei". Nach wie vor aber soll das Blatt in dem bisherigen Sinne, in dem es seinen Weg über ein halbes Jahrhundert hindurch gegangen ist, geleitet werden, soll, wie bisher, „zur Vertretung der christlichen Weltanschauung in Staat und Kirche, Schule und Familie, Kunst, Wissenschaft und Literatur" dienen und überhaupt diejenigen Ansichten vertreten, die nach dem Urtheil der Schriftleitung den Inhalt wahrhaft conservativer Gesinnung ausmachen. Im Aeußeren bis auf die Farbe des Umschlages, in der Art und Weise der Vertheilung des Stoffes und der Form seiner Darbietung hat sich auch unter dem neuen Namen das Blatt kaum geändert. Die alten Hauptabschnitte sind beibehalten worden, die alten stehenden Mitarbeiter der Schriftleitung treu geblieben. Auch der alte Geist ist, soweit dies nach den vorliegenden Proben sich beurtheilen läßt, noch derselbe, so daß es unbedenklich erscheint, die vorliegenden vier Monatshefte im Zusammenhange zu besprechen. Brachten die letzten drei Hefte als novellistische Beigabe eine Erzählung aus der Gegenwart von H. Bredt, betitelt „Stille Einflüsse", eine in recht gewandt und hübsch geschriebene Briefe gefaßte Schilderung der Erlebnisse eines jungen Mädchens aus gutem Hause, die der Verhältnisse halber eine Gouvernantenstelle annehmen muß und durch den erziehenden Einfluß ihrer eigenen christlichen Frömmigkeit auch die erwachsenen Glieder ihrer Umgebung umzumodeln weiß, so beginnt der neue Jahrgang mit der Uebersetzung eines Romans von G. Raymond: „René Chevalier" von M. Dammermann. Unter den längeren Aufsätzen allgemeinen Charakters verdienen hervorgehoben zu werden: Zur Jahrhundertfeier von Schiller's: „Lied von der Glocke" von Hofprediger F. W. Schubart-Ballenstädt, Kant und die Grundlagen seiner Philosophie von Dr. P. Paulsen in Mölln, Der Reformkatholicismus von Dr. Rieks, Paläontologie und Descendenzlehre von Dr. E. Dennert, Zur Entstehung des Transvaalkrieges von Ulrich von Hassell, Ein Miniaturbild aus der russischen Kirche von A. Swonkoff, Zur Geschichte des deutschen Studententhums von Spanuth-Pöhlde und Evangelische Regungen in romanischen Ländern von Ulrich v. Hassell. Die Monatsschau über Politik erstattet wie früher F. Frhr. v. Ungern-Sternberg, über Colonialpolitik U. v. Hassell, über Socialpolitik C. v. Massow und über die Kirche Dr. M. v. Nathusius, während die neuesten Literaturerscheinungen je nach ihrer Natur von verschiedenen Mitarbeitern besprochen werden. Alles in Allem genommen, können wir der Monatsschrift auch in ihrem neuen Gewande zum Beginne ihres 57. Jahrganges nur aufs Neue ein herzliches Glückauf zurufen. *.*

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 19. Dienstag, den 13. Februar, Abends. 1900.

Eine neue Theorie über den Ursprung der Poesie und Musik.*)

Wer hätte noch nicht die Beobachtung gemacht, daß der Arbeiter, der Handwerker bei froher Laune seine Arbeit gern mit Gesang begleitet? Die Thätigkeit der Hand nimmt seinen Geist so wenig in Anspruch, daß er dabei sein Liedchen trällern kann, ohne sich irgendwie zu versäumen; ja, vielleicht sieht er sich durch die selbstgeschaffene Begleitung in dem Fortschreiten seines Werkes sogar gefördert. Besonders häufig finden wir gemeinsamen Gesang angewendet von Arbeitern und Arbeiterinnen, die in Werkstätten und Arbeitsstuben gruppenweise beschäftigt sind; durch den Gesang von Volksliedern spornen sie sich zu eifrigem Schaffen an. In drastischer Form, aber durchaus zutreffend und lebenswahr, kommt die Thatsache, daß Musik arbeitsfördernd wirken kann, zum Ausdruck in einer Anekdote der Fliegenden Blätter (Nr. 2463): Der Stadtbaumeister ist verwundert, daß „die letzte Section“ besonders rasch fertig gepflastert worden ist, und der „Pflastermeister“ giebt die Auskunft, daß alle Nachmittage eine ungarische Kapelle im Garten auf der Straße gespielt habe; dabei hätten die Leute nach dem Takte der Musik gepflastert, daß es eine wahre Lust gewesen sei. — Auch aus dem Alterthum haben wir Berichte, die sich auf diese Bedeutung der Musik beziehen. Als Lysander die Mauern Athens niederreißen ließ, mußten Flötenspielerinnen dazu blasen (Xenophon, Hell. II, 2, 23), offenbar zu dem Zweck, um das Werk schnell zu fördern. In sagenhaften Erzählungen finden wir dann, daß die Arbeit durch die Musik nicht nur gefördert, sondern direct von ihr geleistet wird. Unter Amphion's Saitenspiel wachsen die Mauern Thebens wie von selbst zusammen, und in einem estnischen Liedchen (vergl. Bücher S. 376) wird der „weichen Stimme“, dem „lieblichsten Liede“ die Kraft zugetraut, Klaftern aus den Bäumen zu bilden, die Scheiter zu schichten u. s. w. Man erinnert sich hierbei wohl auch der Mauern Jerichos, die unter dem Klange der Posaunen umfallen (Josua 5), und fühlt sich versucht, solchen Wunderberichten eine rationalistische Deutung zu geben. — Sehr klar hat den Gedanken von der arbeitsfördernden Bedeutung Schiller erfaßt, indem er im „Eleusischen Fest“ unter der Zahl der Götter, welche die aus dem Ackerbau sich entwickelnde menschliche Cultur heben helfen, Apollo und die Musen auftreten läßt:

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das goldne Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Camönen ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein

Dem für die culturgeschichtlichen Anfänge geschärften Blick des Dichters ist es nicht entgangen, daß die Menschheit auch materiell durch die musischen Künste vorwärts gebracht worden ist. Indessen ist nach Bücher's Ausführungen der Zusammenhang zwischen dem menschlichen Schaffen und der Musik ein noch tieferer, organischerer; vor allen Dingen reicht er, wenn wir den Verfasser recht verstehen, entschieden über die Culturstufe des Ackerbaues zurück. Die „Seele“ der Musik — und der Poesie in gewissem Sinne — ist der Rhythmus. So erhebend für uns der Gesang der „selig an ihren Liedern in die Luft kletternden“ Lerche ist, so sehr uns das Flöten und Zirpen der Drossel, der Grasmücke, der Nachtigall entzückt — Musik im menschlichen Verstande ist das nicht, was wir da hören; ein wesentliches Kennzeichen fehlt: der Rhythmus. Darum hat auch das Goethe'sche: „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet,“ nur in dem vom Dichter angezogenen Sinne seine Geltung, und man würde sich vergebens bemühen, die Musik auch nur theilweise aus dieser Quelle herleiten zu wollen. Woher aber kommt nun dieses Geregelte in der musikalischen Kunst des Menschen? Zweifellos muß es irgendwie in seiner Naturanlage begründet liegen; seinen Ausgangspunkt aber nimmt es nach Bücher von der menschlichen Arbeit. In einer interessanten Voruntersuchung des Werkes wird zunächst die Thatsache festgestellt, daß der Naturmensch die Art der Arbeit, die uns eigen ist, nicht kennt, die streng geordnete, regelmäßige Pflichterfüllung, wie sie unsere Tage und Jahre ausfüllt. Paresse et sauvagerie sont synonymes, sagt Lafargue darum mit einigem Recht. Auf der andern Seite aber finden wir Arbeitsleistungen bei wilden Völkern, kunstvoll bearbeitete und verzierte Waffen z. B., die unser größtes Erstaunen umsomehr erregen müssen, als wir wissen, wie überaus gering die technischen Hilfsmittel des Wilden sind. Brachte ein solches Werk seinem Verfertiger auch großen Ruhm ein, wie heutzutage etwa ein Werk der Kunst oder Wissenschaft, war es auch ein „Lebenswerk“ für ihn, bestimmt, ihn nie wieder zu verlassen, so müssen wir doch die auf die Arbeit verwendete Zeit und Ausdauer aufrichtig bewundern. Man stelle sich z. B. nur das Glätten eines Axtschaftes vermittelst eines scharfkantigen Steines vor! Daneben aber verlangt der Haushalt des Wilden Arbeiten von rein mechanischem Werthe, die ein für uns kaum vorstellbares Maß von Hingebung und Geduld zur Voraussetzung haben, wie etwa das Mahlen des Getreides für den täglichen Bedarf auf der primitiven, nur aus zwei Steinen bestehenden Handmühle. Hierbei nun tritt nach Bücher der Rhythmus in sein Recht; er ist dem Naturmenschen zu Hilfe gekommen, um ihn über die Neigung zum Ermüden hinwegzuhelfen. Bot er doch „auf der einen Seite möglichste Einschränkung dessen, was den Naturvölkern am schwersten wird, des Nachdenkens, und auf der andern die Herbeiführung dessen, was sie bei ihrer Indolenz und Energielosigkeit am meisten brauchen, einer gehobenen Stimmung, ohne die sie zu energischen Kraftleistungen nicht fähig sind“. Recht deutlich zeigt sich die Wirkung des Rhythmus bei ihrer bewunderswerthen Ausdauer im Tanzen, einer Beschäftigung, die ihrem geistigen Zustand, nachdem der Spiel- und der Thätigkeitstrieb noch kaum geschieden sind, hervorragend zusagt; ja in dieser Form können wir die antreibende Kraft des Rhythmus noch heute besonders an der weiblichen Jugend beobachten. Herausgebildet aber haben sich Rhythmus und Rhythmusgefühl — dies ist der Kern der Bücher'schen Beweisführung — bei der Arbeit. Mancherlei mechanische Arbeiten neigen von selbst dazu, einen gewissen Rhythmus in den Bewegungen, einen Wechsel zwischen Ausdehnung und Zusammenziehung des Muskelsystems, zwischen Stoß und Zug, zwischen Ausholen und Zuschlagen &c. zu erzeugen, wie wir ihn alltäglich beim Gebrauch der Kaffeehandmühle, in der Schmiedewerkstatt, auf dem Zimmerplatz u. s. f. beobachten können; ein solcher Rhythmus ist aber obenein in unserem physischen Leben, in der Herz- und

---

*) Die folgenden Ausführungen schließen sich an an das nunmehr in zweiter, bedeutend vermehrter Auflage vorliegende Buch von Prof. Dr. Karl Bücher „Arbeit und Rhythmus“. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1899. X u. 412 S. 8°. Preis: geh. 6 M, geb. 6,80 M. — Dem Stoffreichthum des bedeutungsvollen Werkes läßt sich in einem kurzen Aufsatz nicht gerecht werden. Darum sollen hier zunächst nur die Grundanschauungen des Verfassers zur Darstellung gebracht werden. Die eingehenden Untersuchungen über Arbeitsgesänge, die das Buch enthält, erfordern eine besondere Besprechung, die Referent bei anderer Gelegenheit geben zu können hofft.

Lungenthätigkeit vorgebildet. Wie von selbst mußte der Mensch darauf verfallen, diesen in seiner Natur angedeuteten und durch die Arbeit sich ausdrängenden Rhythmus zur Erleichterung seiner Thätigkeit zu benutzen: wie von selbst stieß er mit dem Ausholen eine aufathmende, der zusammengepreßten Lunge Luft machende Interjection aus, wie von selbst fügte sich wohl auch zwischen diese Gipfelpunkte ein anderer, schwächerer Laut ein — der rhythmische Wechsel zwischen Hebung und Senkung, das Wesentliche der Musik, war gegeben. Trat nun noch ein Wechsel der Tonhöhe hinzu, so war auch der zweite entscheidende Schritt auf der Bahn der Entwickelung gethan; und diese wechselnde Tonhöhe stellte sich um so leichter ein, als eine Reihe gerade primitiver Arbeiten (Schaben, Hämmern u. s. w.) mit einem eigenartigen Arbeitsgeräusch behaftet ist — kurz, zum Arbeitsrhythmus gesellte sich der Tonrhythmus: es entstand der erste Ansatz zu einem melodischen Gebilde. Indem der Mensch immer deutlicher wahrnahm, wie ihm die Beachtung des Rhythmischen seine Arbeit erleichterte und die Last oft zur Lust machte, entwickelte sich das Gefühl für den Rhythmus immer stärker in ihm, und er kam schließlich auf den Gedanken, einen solchen auch bei solchen Arbeiten künstlich herzustellen, die ihn an und für sich nicht hatten — läßt doch z. B. die melkende Magd die Milch, die sie mit der rechten und der linken Hand aus je einem Strich zieht, im Takt in den Eimer fallen. Am leichtesten aber ließ sich durch die menschliche Stimme ein fehlender Rhythmus schaffen, bez. ein schwach hervortretender verschärfen. Zu dem zunächst nur aus Interjectionen bestehenden „Gesang" — der übrigens heute noch bei wilden Völkern vorkommt (vergl. z. B. Nr. 171 bei Bücher) und von dem die vielen Interjectionen in unsern Volksliedern z. Th. rudimentäre Ueberbleibsel sind — traten gewiß schon auf der frühesten Culturstufe Worte, Worte zunächst einfachster Art, gewählt in engster Beziehung auf die Thätigkeit des Menschen; so gut es gehen wollte, wurden sie in den Arbeitsrhythmus eingefügt. Beides aber, Wahl und Einfügung dieser Worte, war im Gegensatz zu den uranfänglichen, reflexartigen Ausrufen, die die Arbeit begleiteten, ebenso gut künstlerische That wie die freigeschaffenen Tonrhythmen bei an und für sich rhythmuslosen Thätigkeiten; auch das wesentlichste Kennzeichen künstlerischen Schaffens, die gehobene Stimmung, eine gewisse seelische Erregung fehlte nicht. Damit aber waren Musik und Poesie ins Bewußtsein des Menschen getreten, um nie wieder daraus zu verschwinden. So sind nach der These des Verfassers „Arbeit, Musik und Dichtung auf der primitiven Stufe ihrer Entwickelung in Eins verschmolzen gewesen": das Grundelement hat dabei die Arbeit gebildet, während der Rhythmus als gemeinsames Merkmal die Dreieinheit verband (S. 305). Die große Tragweite dieser Aufstellung leuchtet ohne weiteres ein: mit ihrer Annahme würden wir nicht nur einen festen Anhalt für die Aufklärung des Urzustandes jener beiden Künste gewinnen, sondern wir würden auch ihre weitere Entwickelung bis hinein in vorgeschrittene Culturstufen vielfach neu beleuchtet sehen: ja selbst die ästhetische und culturgeschichtliche Betrachtungsweise müßten sich eine theilweise Verschiebung ihrer Gesichtspunkte gefallen lassen. Daß Poesie und Musik nicht unabhängig von einander entstanden sind, wird wohl allgemein zugegeben. Kannten doch auch die Griechen ursprünglich, wie es scheint, nur eine Muse! Und noch heute findet man bei genauerem Zusehen, daß das naive Volk für tonlose Dichtungen ebenso wenig tieferes Interesse zu fassen vermag wie für Musik ohne Worte. Daher die beliebten Texte zu verbreiteten Strauß'schen Walzern, zu Zapfenstreichen, zu Märschen, die wie die erzgebirgischen Bergmannsmärsche bei gewissen Anlässen regelmäßig wiederkehren! Wenn der Torgauer Marsch wahrhaft Volkseigenthum werden soll, wozu er thatsächlich auf dem Wege zu sein scheint, so wird er es gewiß mit einem der Gesänge, die man auf ihn verfaßt hat. Häufig aber nimmt man an, daß ursprünglich mit den beiden Schwesterkünsten Poesie und Musik zugleich der Tanz entstanden sei, und zwar der Tanz in gottesdienstlicher Bedeutung. Ich finde diese Ansicht ganz neuerdings vertreten bei Bruinier (Das deutsche Volkslied, S. 49), der sich hierin an Kögel anlehnt (Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters, Bd. I). Eine höhere, entwickeltere Kunst mag vielleicht von diesem Knotenpunkt ausgegangen sein; aber offenbar führt uns Bücher's Darstellung viel weiter zurück bis auf die denkbar ältesten Culturbedingungen „hart an der Grenze des Gebietes, wo pfadloses Dunkel die Urgeschichte der Menschheit deckt". Oder sollte die Arbeit nicht älter sein als selbst die einfachsten Göttervorstellungen und Cultusgebräuche? Das Somapressen nicht älter als der Glaube an einen somaspendenden und sich selbst mit Soma stärkenden Gott? Das Feueranmachen nach dem mühsamen Verfahren des Aneinanderreibens zweier Hölzer nicht älter als der Agnicult? Das Feldbestellen nicht älter als das Anrufen eines Gottes Varuna, oder wie er heißen mochte, um von ihm erquickenden Regen für die Saaten zu erflehen? Gewiß nehmen wir an, daß der Kern aller Gottesverehrung, das zunächst unklare, aber unabweisbare Gefühl der Abhängigkeit von etwas Höherem, das Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit, in der Natur des Menschen von Anfang an vorhanden, ihm eingeboren war. Aber zur weiteren Entwickelung dieses Keimes hat vermuthlich die Arbeit ebenso gut beigetragen als etwa die Beobachtung der Naturkräfte. Hatte der Arbeitsgesang einmal eine gewisse Ausbildung erlangt, so konnte sich besonders bei schwierigen, nicht unter allen Umständen und besonders nicht immer auf den ersten Anstoß gelingenden Arbeiten die Vorstellung ergeben, als ob das Gelingen mit dem Gesang in einem inneren Zusammenhang stehe. Man kann hier an das auch von B. angezogene Kinderleben anknüpfen. Beim Bastlösen (Pfeifenklopfen) pflegen die Knaben die Schläge auf das Weiden- oder Holunderholz nach dem Rhythmus einiger Verse auszuführen: es werden genau soviel Schläge gethan, als der Spruch Hebungen hat; dann versucht man die Rinde zu lösen. Ich glaube nun behaupten zu können, daß noch heute jeder Knabe diesem Verschen eine gewisse Zauberkraft zuschreibt: der Arbeitsrhythmus, den der Reim an und für sich bezeichnete, hat in der Vorstellung des Kindes die Bedeutung eines Zauberverses bekommen. Post hoc, ergo propter hoc. — Noch heute läßt sich das Kind, wenn es sich gestoßen oder gequetscht hat, den schmerzhaften Finger von der Mutter unter dem Hersagen eines kleinen Spruches streichen und ist überzeugt, daß die Heilung infolge der Anwendung der geheimnißvollen Strophen vor sich geht, in denen vielleicht das Kätzchen oder sonst ein ihm vertrautes Thier erwähnt wird. Auch diese Sprüche*) (vgl. Böhme, a. a. O. S. 58f.) sind als Ueberreste alten Götterglaubens hingestellt worden, und man hat hervorgehoben, daß die häufig darin vorkommende Katze ein der Holda heiliges Thier war. Ist hier die mythologische Erklärung auch besser begründet, weil thatsächlich Wundsegen von zweifelloser Echtheit überliefert sind, in denen Gottheiten in ähnlicher Weise angerufen werden, so ist doch auch die Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen, daß ein Theil jener Kinderreime die noch ganz unmythologische Urform für solche schon einer höheren Culturstufe angehörigen Zaubersprüche darstellt. Denn nach Bücher hat man „in dem Wortrhythmus selbst ein Moment des Gelingens, eine Art Zauber erblickt und ihn auch da dem Bewegungsrhythmus gesellt, wo man das mit natürlichen Mitteln Unvollbringbare vollbringen wollte" (S. 272). Das taktmäßige Streichen des leidenden Gliedes wäre demnach der ursprüngliche Kern dieses Heilverfahrens gewesen. Nach merkwürdigen von Bücher beigebrachten und erläuterten Beispielen scheint entsprechend auch die bloße mimische Nachbildung einer Thätigkeit in der Vorstellung wilder Völker eine gewisse das Gelingen derselben fördernde Zauberkraft zu besitzen; so tanzen z. B. die Frauen, wenn die Männer in den Krieg oder zur Jagd ausgezogen sind, Kriegs- oder Jagdtänze, um dadurch „ihren inneren Antheil am glücklichen Gelingen des Unternehmens zum Ausdruck zu bringen". (Vergl. S. 271 f. und 343 f.) Nach der Auffassung des vorliegenden Werkes stellt sich der Tanz in einem ganz anderen Lichte dar, als man ihn bisher gesehen; er ist in seiner ursprünglichen Form eine Parallelkunst zur Poesie. „Hat man die Poesie als die Plastik des Innenlebens bezeichnet, so wird der Tanz der Naturvölker zu einer Plastik des Außenlebens, nachdem das letztere das geistige Centrum des Menschen passirt hat" (S. 254). Giebt es doch Tänze, die im Stehen und im Sitzen ausgeführt werden; ja die Javanesinnen gebrauchen beim Tanz fast nur die Hände und die Finger. Die Tänze der Ostjaken bringen Alles zum Ausdruck, was ihr Leben an hervortretenden Erscheinungen aufweist: ihr Verfahren bei der Jagd verschiedener Vierfüßler und Vögel sowie beim Fischfang, das Gebahren, den Gang der ansehnlichsten Thiere ihrer Umgebung, satirische Nachahmungen ihrer Nachbarn u. s. w. Die Mincopie

*) Ein reiches Verzeichniß solcher Bastlösereime oder Huppenlieder findet sich bei **Böhme**, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, S. 185f. Nach **Grimm** sind sie Nachklänge altgermanischer Zaubersprüche, die man auf Bast und Rinden ritzte — offenbar eine sehr weit hergeholte Erklärung.

(Bewohner der Andamanen) schildern im Tanz, wie ein Boot gebaut, ein Bogen gefertigt wird, wie man ein Schwein jagt, Fische schießt, Schildkröten spießt u. s. f. Zu einer solchen Vorführung vereinigen sich die Mitglieder eines Stammes des Abends auf dem gemeinsamen Tanzplatz. Ein Einzelner trägt gesangsmäßig unter mimischem Tanze vor, was den Gegenstand der Darstellung bildet; darauf fällt der ganze Chor ein, Alles klatscht dazu in die Hände oder stampft mit den Füßen, man schlägt die Pukuta, ein eigenartiges Schallholz. Zusammengehalten aber wird das Ganze vom Rhythmus. Neue Gesänge werden von jedem beliebigen Angehörigen der Gruppe, Männern wie Frauen, gedichtet und componirt, und zwar, wie ausdrücklich bezeugt wird, bei der Arbeit.*) — So ist also ihre Thätigkeit nicht nur der wichtigste Inhalt der Tänze dieser Wilden, sondern sie ist auch der ausgesprochene Ausgangspunkt ihrer Kunstregung: bei dem Rhythmus der Arbeit vermag der von lebhafteren Gedanken Erregte am leichtesten dem, was er ausdrücken und darstellen will, die rhythmische Prägung aufzudrücken, die das Kennzeichen der Kunst bildet. Aber dieser Bericht über die Andamanesen ist noch von einer anderen Seite vom größten Interesse für uns. Haben wir in ihren Aufführungen nicht in einem gewissen Sinne und in primitivster Form das Gesammtkunstwerk vor uns, das als einen Gipfelpunkt unserer modernen Kunstentwickelung **Richard Wagner** angestrebt und zum Theil verwirklicht hat? Alle drei Künste der Bewegung: Musik, Dichtkunst, Orchestik greifen hier zu einem Gesammteindruck ineinander. Diese Einheit der drei Künste sieht denn auch Bücher als etwas Ursprüngliches an; erst die fortlaufende Entwickelung hat nach ihm zu einer Loslösung der einzelnen Künste von einander geführt, und Wagner könnte darnach, so sehr er als kühner Neuerer dasteht, mit einigem Rechte als Reactionär oder wenigstens Archaist bezeichnet werden. Es ergiebt sich bei genauerer Betrachtung, daß das älteste attische Drama seinen Hauptbestandtheilen nach von diesem Urkunstwerk gar nicht so weit entfernt liegt — erst der entschiedene Uebergang zum gesprochenen Wort und dann die Einführung eines zweiten Schauspielers stellten es auf wesentlich andere Füße. Bücher ist darum überzeugt, daß das Drama als ursprünglich mimetisches (nicht sprachlich-poetisches) Gebilde**) diejenige Dichtungsart ist, welche sich am leichtesten aus der uranfänglichen Kunstform entwickelt hat, und er betont mit Recht, daß alle bisherigen Untersuchungen über die Ausbildung der einzelnen Gattungen der Poesie in ihren ältesten Formen zu so wenig befriedigenden Resultaten geführt haben, weil sie vorwiegend von ästhetischen Kategorien ausgehend keinen festen Boden unter den Füßen hatten. Auch die Entwickelung der Lyrik und Epik hellt sich von diesem Standpunkt aus eigenartig auf. Selbstverständlich leitet Bücher die Metren der Dichtkunst aus den verschiedenen Arbeitsrhythmen ab, und gerade diese Aufstellungen wird man allgemein ansprechend finden. Die Untersuchung streift auch die Frage nach der Entstehung der einzelnen Musikinstrumente. Die primitivsten von ihnen scheinen wesentlich nur den Zweck der Rhythmusangabe gehabt zu haben. Als besonders alt sieht Bücher aus diesem Grunde und nach ihrer großen Verbreitung die Trommel an: sie weist nach ihm direct auf eine der ältesten menschlichen Thätigkeiten, den Ackerbau, hin: sie hat sich aus dem mit einem Fell überspannten Getreidemörser entwickelt. So drängen sich von dem neuen Ausgangspunkt, den das hochbedeutende Werk zeigt, eine große Reihe wichtiger Untersuchungen auf; die älteste Culturgeschichte kann auf diesem Wege die Lösung oder Förderung einer großen Anzahl ihrer Probleme erwarten. Zweifeln gegenüber muß betont werden, daß die Grundlage der Bücher'schen Arbeit die denkbar solideste ist: von der Erörterung einer nationalökonomischen Frage — Klarlegung der älteren Formen der Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft — ausgehend ist der Verfasser auf die wissenschaftliche Behandlung der überaus zahlreich vorliegenden Arbeitsgesänge geführt worden, und erst durch diese gelangte er zu seiner Aufstellung über die Bedeutung, die Entstehung, das Alter des Rhythmus. Selbstverständlich ist eine absolut zwingende exacte Beweisführung nicht möglich, wo es sich um die nur der Schlußfolgerung zugänglichen Uranfänge menschlicher Cultur handelt. Aber ich möchte jene Aufstellung vom Ursprung des Rhythmus fast auf gleiche Linie stellen mit den theoretischen Hypothesen, wie die Atomistik eine für die Chemie, die Aetherlehre eine für die Optik ist. Auf der gewiß unleugbaren Möglichkeit fußend, daß der Rhythmus und das Rhythmusgefühl ihren Ursprung in der Arbeit haben, wird man nach und nach alle einschlägigen Fragen neu durchforschen und beleuchten, das dazu gehörige Material unter dem veränderten Gesichtspunkte betrachten und erweitern: Die Hauptfrage wird dann sein, ob die neue Theorie unter diesen Voraussetzungen Stich hält. Thut sie dies, läßt sich von ihr aus eine zutreffende Erklärung für alle mit der Bedeutung und Entstehung der Bewegungskünste zusammenhängenden Erscheinungen geben, so wird dies der beste Beweis für ihre Richtigkeit sein — und wir zweifeln nicht, daß sie diese letzte, höchste Prüfung bestehen wird. Als eine Probe dieser Art kann schon die Untersuchung angesehen werden, welche der Verfasser in dem erst in der 2. Auflage hinzugekommenen Abschnitt über „Frauenarbeit und Frauendichtung" anstellt. Der Antheil des weiblichen Geschlechts an der älteren, urwüchsigen Poesie erscheint darnach sehr groß (für die Esten, Letten und Littauer wird er sogar nach Procenten zu berechnen gesucht), und diese Thatsache stellt sich als ein weiterer Hinweis darauf dar, daß die Poesie aus der Arbeit erwachsen ist: In das Arbeitsgebiet der Frau fielen von Anfang an viele langwierige und mühsame Arbeitsprozesse, die zu rhythmischer Gestalung drängten; auch arbeiteten die Frauen auf früher Entwickelungsstufe oft in geselligem Beisammensein — in dem Maße, wie dann später die materielle Production an die Männer übergeht, erlangt auch die Männerpoesie die Herrschaft. Sollte Jemandem die Bücher'sche Erklärung zu nüchtern, zu materiell erscheinen, so erinnern wir zuvörderst an das, was schon einer der Recensenten der 1. Auflage (Alexander Tille) hervorgehoben hat, daß wir nämlich „stolz sein können, die Dichtung künftig herleiten zu dürfen aus dem Besten, was der Mensch hat, aus der Arbeit ums tägliche Brod". Aber Bücher läßt ja auch dem Hauptagens für alles künstlerische Schaffen, dem Schwung der Begeisterung, volle Gerechtigkeit widerfahren — ist doch eine seiner Grundthesen, daß „die rhythmisch-automatische Gestaltung der Arbeit den Geist frei macht und der Phantasie freien Spielraum gewährt", und die Annahme, daß der Rhythmus immer wieder und bis in unsere Tage hinein anregend und befruchtend für den Geist gewesen sei, verliert gewiß nichts an ihrer Bedeutung, wenn zugleich der Nachweis erbracht wird, daß der Rhythmus auch ein hervorragendes ökonomisches Entwickelungsprincip ist und als solches die Arbeit des Menschen gefördert, das ganze Menschengeschlecht mit zur Arbeit erzogen hat. Dem Culturmenschen von heute ist nun allerdings „die Arbeit nicht mehr zugleich Musik und Poesie" — Kunst und Technik haben sich voneinander losgelöst, wie sich auch die einzelnen Künste zum großen Theil voneinander getrennt haben. Sehen wir auf diesem letzteren Gebiet das früher unmöglich Geglaubte heute geschehen, daß nämlich eine Wiedervereinigung der Künste mit großem Beifall und schönem Erfolg erstrebt wird, so möchten wir wohl auch mit dem Verfasser „die Hoffnung nicht aufgeben, daß es gelingen wird, Technik und Kunst dereinst in einer höheren rhythmischen Einheit zusammen zu fassen, die dem Geiste die glückliche Heiterkeit und dem Körper die harmonische Ausbildung wiedergiebt, durch welche sich die besten unter den Naturvölkern auszeichnen". Aber können wir uns auch diesem Ausblick nicht ohne großes Bedenken anschließen, so müssen wir dem Verfasser doch auf alle Fälle dankbar sein für den tiefen Einblick, den er uns in die älteste Culturgeschichte thun läßt, und in der Erwägung, daß auch die bildenden Künste, die Künste der Ruhe, sich deutlich an die Arbeit anlehnen, daß andererseits die Herleitung des reichsten, mannigfaltigsten Lebens aus ursprünglichen Reflexäußerungen an eine Hauptwurzel der Sprachbildung erinnert, staunen wir über die große Einheitlichkeit der Entwickelung, die sich hier vor uns aufthut. Unser Staunen, unsere Bewunderung gilt aber im letzten Grunde doch dem Schöpfer, der in den Menschen, die Krone seiner Schöpfung, diese schier unendliche Entwickelungsfähigkeit hineingelegt hat.

Alfred Müller.

*) Es sei eine einzige Probe eines solchen Gesangstextes gegeben! **Solo:** Maia Poro sah von meinem Boote aus eine fette Schildkröte im Wasser und schoß ihr in das Auge. Poro lachte, als er ihr in das Auge schoß. **Chor:** Poro lachte u. s. w. (Bücher, S. 293.) Man sieht leicht, wie ein auf die angegebene Weise vorbereiteter Gesang hart an den Begriff der Improvisation anstreift. Es fällt hier und an anderen Stellen des vorliegenden Werkes ein scharfes Licht auf die Entstehung von Volksdichtungen.

**) Als ein solches ist gewiß auch der noch sehr verbreitete Weihnachtsumzug (Bescheerungsspiel) anzusehen, der hier und da scheinbar als Anhängsel zu einem Weihnachtsspiel auftritt. Umgekehrt dürfte leichter das Spiel an den Umzug ankristallisirt worden sein.

Bücherbesprechungen.

— Sittlich-religiöse Berufs-Erziehung der Lernschwestern (Schülerinnen) vom Rothen Kreuz. Referat für den IV. Verbandstag der deutschen Frauenvereine in Heidelberg von Clementine v. Wallmenich, Oberin der bayerischen Schwestern vom Rothen Kreuz. Berlin, Karl Heymann. 1899. 30 S. — Der Vortrag stellt zunächst die Mängel der genannten Berufsgenossenschaft, an deren Nothwendigkeit wegen ungenügender Zahl der Ordensschwestern und der Diaconissen nicht zu zweifeln ist, mit dem freimüthigen Hinweis darauf fest, daß solche Schwestern immer noch in viel zu geringer Zahl vorhanden sind, daß sie zu wenig festen Halt in ihrer Gemeinschaft finden und daß sie unter der zu beklagenden Erscheinung der sogenannten „wilden Schwestern" zu leiden haben. Von den Mitteln zur Beseitigung dieser Mängel, von denen bessere Organisation, bessere Versorgung, bessere Ausbildung der leitenden Persönlichkeiten und endlich bessere Gesammtausbildung der Schülerinnen namhaft gemacht werden, wird hier nur das letztere ausführlich behandelt und zwar auch nur in Bezug auf die beruflich-allgemeine Ausbildung (die technische Ausbildung behandelte ein anderer Vortrag). In Sachen dieses Erfordernisses wird der Satz aufgestellt: es muß auf die sittlich-religiöse Erziehung unserer Schülerinnen mehr Gewicht gelegt werden. Der Vortrag giebt nun Kunde davon, wie in dem betreffenden Schwesternhause dieser Forderung genügt wird. Eigenthümlich genug ist es, daß die Schülerinnen zunächst zwar eine jede an ihre Kirche und ihren Pfarrer gewiesen werden, im Uebrigen aber noch gemeinsam von einer für diesen Fall interconfessionellen Vorsteherin sittlich-religiöse Erziehung genießen. Aber jedenfalls ist es beachtenswerth, wie das mit innern und äußern Mitteln erzielt wird, und bei der Beurtheilung des Ganzen darf nicht vergessen werden, daß die Genossenschaft auf solche Weise selber nur aus der Noth eine Tugend macht. Der Stundenplan und der Jahresbericht des bayerischen Vereins, die beigegeben sind, kann besonders den Familien zur Kenntnißnahme empfohlen werden, deren Töchter für die reine kirchliche Krankenpflege einmal nicht zu gewinnen sind. B. K.

— Christus der Mittelpunkt aller Eschatologie. Vortrag auf der lutherischen Conferenz zu Bielefeld, am 3. Mai 1899 von F. Keferstein, Pfarrer in Bergholzhausen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. 50 S. — Gegen den Gedanken, den das Thema ausspricht, hat wohl noch nie ein ernsthafter Theolog etwas einzuwenden gehabt, weil man sich eben von sehr vielen Standpunkten aus bei diesem Satze etwas denken kann. Nur fragt es sich, was man sich dabei denkt. Wir können von unserem Standpunkt aus fast Alles gut heißen, was der Vortrag in seinem ersten Theile behauptet, daß die gesammte alttestamentliche Weissagung, die messianische sowohl wie die eschatologische, in Christus ihre Erfüllung gefunden hat. Dem würde es nicht widersprechen, wenn man annähme, daß noch manches Stück alttestamentlicher Prophetie, obwohl thatsächlich in Christo erfüllt, doch in seiner vollen Bedeutung für die Glaubenserkenntniß noch nicht erfaßt und durchschaut ist; aber der Verfasser scheint dieser Annahme zu widersprechen. Was den zweiten Theil anlangt, der das Ausgehen aller neutestamentlichen Eschatologie von Christus als ihrem Mittelpunkt darstellt, so ist dem Verfasser ein vielfach glückliches Ringen mit den Räthselgeheimnissen dieses schwierigsten Theiles christlicher Lehre nicht abzusprechen. Mit Recht wird überall auf den Ewigkeitscharakter der sogenannten letzten Dinge hingewiesen, deren Einzelheiten für immer einen spröden Stoff für die menschliche Lehrform bilden werden, und mit Recht wird gefordert, in ihnen die wahre Realität zu suchen ohne falschen Realismus. Auch drückt sich der Verfasser vorsichtig genug aus, wenn er sagt, die Eschatologie der Apostel wolle die Auswirkung des christlichen Heils nicht ergänzen und stelle keine Geschichte in Aussicht, in der neue Momente des Heils zur Geltung kommen werden, was wiederum jede gesunde Theologie ohne Weiteres unterschreiben wird. Aber die neutestamentliche Prophetie kann doch trotzdem eine Entfaltung geistlicher Kräfte in Aussicht stellen, die ebenfalls in der Erscheinung Christi längst gegeben, aber in der prophetisch geschauten Weise doch noch nicht entfaltet sind. Und auch das scheint der Vortrag auszuschließen. Jedenfalls aber ist er eine sehr beachtenswerthe Leistung auf dem so schwierigen Gebiete. B. K.

— Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. Jahrg. 1899/1900 1.—6. Halbmonatsheft. October bis December 1899. Berlin, Gebrüder Paetel. Preis für das Heft: 1 ℳ. — Die Deutsche Rundschau sieht nach Vollendung ihres letzten Jahrgangs auf einen Zeitraum ihres Bestehens von einem Vierteljahrhundert zurück und je mehr sie dies mit Befriedigung thun kann, um so gerechtfertigter wird man es finden, wenn sie das erste Heft des neuen Jahres mit einem Rückblick auf ihre Begründung, auf alle Verhandlungen, Hin- und Herschreibereien, Warnungen, Ermunterungen und Belehrungen, die der Herausgabe ihres ersten Heftes vorausgegangen sind, anheben läßt. Der Herausgeber hat sich nicht versagt, die von ihm damals fast mit allen bedeutenderen Geistesgrößen Deutschlands geführte Correspondenz zum Theil wörtlich und im Facsimileabdruck seinen Lesern vorzuführen und den Eindruck wiederzugeben, den das erste Erscheinen der Deutschen Rundschau hervorrief. Gewiß werden die zahlreichen Freunde, die sein Unternehmen in dem verflossenen Vierteljahrhundert sich aller Orten in deutschen Landen und auch bei den im Auslande lebenden Deutschen erworben hat, mit dankbarem Interesse diesen Gründungsbericht lesen. Aber auch der Herausgeber darf auf die durchmessene Bahn mit berechtigtem Stolze blicken. Ist es ihm doch gelungen, nicht nur alle jene Gönner und Gehilfen, die ihm am Beginn zur Seite gestanden haben, insoweit nicht der unerbittliche Tod sie ihm und uns entrissen hat, sich bis heute zu erhalten, sondern auch die entstandenen Lücken mit frischen hervorragenden Kräften wieder auszufüllen, so daß wohl nicht zu viel behauptet wird, wenn man die besten Federn der Nation zu den Mitarbeitern der Deutschen Rundschau rechnet. Auch die jetzt vorliegenden sechs Hefte liefern hierfür den Beweis. Haben doch zu ihrem Inhalte Marie v. Ebner-Eschenbach eine Novelle „Die Reisegefährten", Rudolf Lindau eine Romanepisode: „Kalliope", J. v. Verdy du Vernois persönliche Erinnerungen aus dem Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee 1866 unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, Paul Heyse „Jugenderinnerungen", Emanuel Geibel Aphorismen aus seinem Nachlasse, Ossip Schubin eine Hundegeschichte: „Peterl" geliefert. Nimmt man hierzu noch die interessanten Beiträge des Herausgebers über einen Besuch bei Goethe im Jahre 1808 nach Reisebriefen von Frau Karoline Sartorius geb. v. Voigt, sowie über die als Berätherin des Kaisers Alexander I. von Rußland berühmte und berüchtigte Frau von Krüdener, nimmt man weiter dazu die Aufsätze von F. Zeller über: „Systeme und Systembildung", von H. Oldenberg über: „Die Poesie des Veda", von Paul Schultz über: „A. Schopenhauer in seinen Beziehungen zu den Naturwissenschaften" und endlich die „Veröffentlichung einer eigenhändigen Relation König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen über die Schlacht bei Auerstädt" von Paul Bailleu, welche neben verschiedenen bald umfänglicheren, bald kürzeren Anzeigen wichtiger neuer Literaturerscheinungen in diesen Heften enthalten sind, so darf man dem Herausgeber zu diesem glücklichen Anfang des neuen Jahrganges und Vierteljahrhunderts aufrichtig gratuliren. Möge die deutsche Leserwelt dem Unternehmen auch weiter treu bleiben. ⁂

— Rheinhard's Ingenieurkalender für Straßen- und Wasserbau- und Cultur-Ingenieure 1900. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann. Gebunden nebst drei Beilagen. Preis 4 ℳ. — Dieser in Fachkreisen allgemein bekannte und beliebte, für das Jahr 1900 von dem Königlichen Baurath R. Scheck in Stettin neu bearbeitete Kalender dürfte einer günstigen Aufnahme um so sicherer sein, als derselbe alles für gewöhnlich auf dem Gebiete des Straßen- und Wasserbaues und der Culturtechnik Wissenswerthe in knapper Form, dem Stande der Wissenschaft entsprechend enthält und ein besonders reges Interesse für die, den Wasserbau betreffenden Fragen vorhanden ist. Einige Aenderungen enthält das Capitel Wasserbau; insbesondere hat der Abschnitt, die Bewegung des Wassers in Flüssen und Canälen betreffend, durch Beifügung einer zeichnerischen Darstellung zur Bestimmung der mittleren Flußgeschwindigkeit aus der Oberflächengeschwindigkeit für verschiedene hydraulische Tiefen und Rauhigkeitsgrade eine zweckmäßige Ergänzung erfahren. Das Capitel Neben- und Kleinbahnen ist völlig neu bearbeitet worden. Der Kalender enthält alle jene Tabellen, Zahlen, Formeln und Preisangaben, welche der Ingenieur und Techniker am häufigsten benöthigt; seine Zweckmäßigkeit und Zuverlässigkeit ist so allgemein bekannt, daß er einer besonderen Empfehlung eigentlich nicht bedarf, trotzdem sei auf denselben auch an dieser Stelle wiederholt aufmerksam gemacht. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 20. Donnerstag, den 15. Februar, Abends. 1900.

Deutschland am Ausgang des 12. Jahrhunderts.

●—. Die Geschichte des Jahrzehnts, welches dem Tode des Kaisers Heinrich VI. folgte, ist für den Geschichtschreiber weder eine lockende noch eine dankbare Aufgabe. Die alten Erbfeinde Deutschlands, der Particularismus und das mit ihm verbündete Rom, welches seinen genialsten und thatkräftigsten Papst in die Schranken führte, scheinen zeitweise die Oberhand über das Recht des Reiches und den Bestand der Reichsgewalt zu erringen. Kurzsichtigkeit und böser Wille, berechtigte Reaction gegen zu weit gespannte Anforderungen und nackte Selbstsucht, welche sogar in gewöhnlicher Käuflichkeit keinen Makel mehr sieht, arbeiteten wetteifernd an dem Verfall der Nation. Diese traurige Gestaltung der Dinge fällt um so mehr in die Augen, als die unmittelbar vorhergehende Periode uns das Reich auf dem höchsten Gipfel äußerer Machtentfaltung zeigt. Seit der fast mühelos erfolgten Unterwerfung des normannischen Reiches in Süditalien, als der Papst Cölestin III. trotz der offenbaren Beeinträchtigung, die er durch Heinrich VI. erlitt, demselben möglichst entgegenkam; als die Mailänder ihm die Thore öffneten, als selbst in dem sonst doch ewig unruhigen Deutschland nach der Ausgleichung mit den Welfen Niemand sich gegen den Kaiser zu rühren wagte, da gedachte dieser die ideale Hoheit über die Welt, welche man dem Kaiserthum beilegte, mit Hilfe der in seiner Hand vereinigten Mittel Deutschlands und Italiens in eine wirkliche Oberherrschaft zu verwandeln. Die Hoheit über die polnischen Theilfürsten hatte er schon als König im Jahre 1184 geltend gemacht, über Dänemark war sie wenigstens noch nicht aufgegeben. Die Gefangenschaft Richard's von England hatte dieses Königreich in Lehnsabhängigkeit gebracht; nun wurde auch die Abhängigkeit Frankreichs, der spanischen Reiche, Ostroms, ja selbst der kleinasiatischen Staaten und der mohamedanischen Fürsten Nordafrikas ernstlich ins Auge gefaßt, an allen jenen Orten gleichzeitig betrieben. „Wie der Herr aller Herrscher," sagt der byzantinische Geschichtschreiber Niketas, wie der König aller Könige trat er mit seinen Forderungen auf. Mit dieser beabsichtigten Stiftung eines Weltreiches hing es zusammen, daß Heinrich bei den deutschen Reichsfürsten die Erblichkeit der Krone durchzusetzen suchte, da die Ausführung eines solchen Riesenwerkes, wenn überhaupt, nur von langdauernden, durch mehrere Geschlechter stetig fortgesetzten Bemühungen zu erwarten war. — Ein weiterer Plan Heinrich's ging dahin, sein erheirathetes Sicilien dem Reich einzuverleiben. Eine solche Vereinigung würde, wenn sie zu Stande gekommen wäre, den deutschen Reichsfürsten die Verpflichtung auferlegt haben, auch diese fern im Süden liegenden Gebiete zu vertheidigen — Gebiete, welche mit den nationalen Aufgaben Deutschlands nicht das Geringste zu thun hatten, welche aber für jene auf die Weltherrschaft über die Mittelmeerländer gerichteten Tendenzen geradezu unentbehrliche Grundlagen waren.

Inmitten dieser weitausschauenden Entwürfe war Heinrich zweiunddreißigjährig am 28. September 1197 mit Hinterlassung seiner Wittwe Constanze und des dreijährigen Friedrich gestorben. Wohl kein Todesfall hat jemals in der Geschichte einen höheren Umschlag der Verhältnisse herbeigeführt. Die mit allen Mitteln der List und Gewalt lange darnieder gehaltenen nationalen Leidenschaften brachen nunmehr, ihres Bändigers los, mit doppelter Gewalt hervor. Ganz Apulien gerieth in Gährung; auf Sicilien forderte die nationale Partei mit lautem Rufe die Entfernung der Fremden, so daß die Kaiserin, um das Erbe ihres Sohnes zu retten, sich gezwungen sah, alle Deutschen, an ihrer Spitze den tapfersten Mithelfer bei der Eroberung des Normannenreiches, Markward von Anweiler, aus dem Lande zu verbannen. Für die deutsche Sache wirkte dies um so ungünstiger, als Constanze, wenn man sie auch nicht einer directen Parteinahme gegen die Pläne ihres Gatten bezichtigen will, für die Fortführung seiner Politik jedenfalls nicht geeignet war. In dieser allgemeinen Bestürzung waren die Blicke Aller, der Freunde wie der Feinde Deutschlands, auf Heinrich's jüngsten Bruder Philipp von Schwaben gerichtet. Um den väterlichen Hausbesitz nicht zu sehr zu zersplittern, war er schon früh für den geistlichen Stand bestimmt worden. Noch Knabe, führte er schon den Titel eines Propstes von Aachen. Doch die unruhige Zeit war für ein ruhiges Studium wenig angethan. Im Jahre 1193 berief ihn Heinrich an seinen Hof, um ihn von da an dauernd dem geistlichen Stande zu entziehen. An der Seite seines kaiserlichen Bruders machte dann Philipp im Jahre 1194 den sicilischen Feldzug mit, welcher dieses Reich in die Gewalt des Staufers brachte. Für dabei bewiesene Anhänglichkeit, Umsicht und Tapferkeit stattete ihn Heinrich mit dem Reichslehen von Tuscien und mit den Mathildischen Gütern aus — also gerade mit solchen Gebieten, in welchen die Ansprüche der Kirche mit denen des Reiches vielfach im Streite lagen und, je nachdem das Verhältniß des Papstes zum Kaiser sich freundlicher oder feindlicher gestaltete, Uebergriffe von Seiten des Reiches bald in geringerem, bald in größerem Maße vorkamen. Ein Jahr vor Heinrich's Tode wurde er an Stelle seines ermordeten Bruders Konrad zum Herzog von Schwaben ernannt. Als im Frühjahr 1197 ein heftiger Krankheitsanfall den Kaiser auf das Lager warf, wurde Philipp der wichtige Auftrag, den Erben der sicilischen Krone nach Deutschland abzuholen und ihn dort zum König krönen zu lassen. Aber noch ehe er Rom erreichte, erhielt er die Kunde von dem Ableben des Bruders. Mit Gefahr seines eigenen Lebens eilte er nach Deutschland zurück, um wenigstens hier die Ehre seines Hauses zu retten.

Wenn Jemand im Stande war, die durch den Tod Heinrich's VI. wiederum aufs Tiefste erregten Parteileidenschaften durch glückliche persönliche Eigenschaften zu beschwichtigen, so war es Philipp. Einen „süßen jungen Mann" nennt ihn Walther von der Vogelweide, der sich wiederholt an seinem Hofe aufhielt. Nur von mittlerer Größe, von zartem, doch nicht unmännlichem Körperbau, war er an roher Körperkraft seinem Gegner Otto nicht gewachsen, kam ihm jedoch an Tapferkeit gleich. Blondes Gelock umrahmte ein schönes Gesicht, auf welchem jene von den Zeitgenossen gepriesene Milde und Freundlichkeit thronte. Seine wohlwollende Gesinnung und Leutseligkeit gewann ihm die Herzen Derer, mit denen er in Verkehr trat. Durch wohlangebrachte Scherze und schlagenden Witz, welchen er gelegentlich auch wohl gegen sich selbst kehrte, verstand er es auch in trüber Zeit, heitere Gemüthlichkeit in seiner Umgebung aufrecht zu erhalten. Obwohl er lange Zeit hindurch aus politischen Gründen mit dem Papste zerfallen und von ihm gebannt war, galt er doch allgemein als ein wahrhaft frommer und gottesfürchtiger Mann. Man sah ihn häufig in der Kirche, wo er ohne jeglichen Dünkel seinen Platz unter den Scholaren nahm und, selbst einst für die Kirche erzogen, mit ihnen die Lectionen und Responsorien sang. Auf seinem Wandel ruhte kein Flecken; seine Ehe mit der byzantinischen Kaisertochter Irene, der Wittwe Roger's III. von Sicilien, „der Taube ohne Galle", wie Walther von der Vogelweide sie nennt, scheint höchst glücklich gewesen zu sein, und das wollte etwas bedeuten in einer Zeit, da die Regierenden ganz nach Laune oder politischer Convenienz mit ihren Gemahlinnen zu wechseln pflegten. So wie Philipp mit seltener Uebereinstimmung von den zeitgenössischen Geschichtschreibern, namentlich auch von jenen stillthätigen Klosterannalisten geschildert wird, war er das treue Abbild des deutschen

Volkscharakters, nicht wie er sich in jener traurigen Zeit darstellt, sondern wie er sich erst Jahrhunderte später aus rohem Keime heraus entwickelt hat. Zu wiederholten Malen hat man der mittelalterlichen Geschichtschreibung den doppelten Vorwurf gemacht, einmal, daß dieselbe von den persönlichen Stimmungen der Handelnden so gut wie gänzlich schweigt und dem Forscher überläßt, an der Hand der an sich starren Thatsachen rückwärts den Ueberlegungen nachzuspüren, aus welchen allein das Handeln selbst geflossen sein kann; sodann daß sie in der Darstellung immer nur auf der Oberfläche des Geschehenen herumtreibt. Mit oft peinlicher Genauigkeit werden uns die großen Staatsactionen, die Kriegszüge, Eroberungen, Friedensschlüsse u. s. w. geschildert, aber nur sporadisch stoßen wir auf Notizen, die uns über Leben und Treiben des eigentlichen Volkes Aufschluß geben. Aber wenn auch die Quellen weniger verschlossen wären, das Ergebniß würde doch ein trauererweckendes sein. Die Hohenstaufenzeit ist reich und glänzend an Allem, was den äußeren Ruhm einer Nation ausmacht, aber dieser glänzende Schimmer deckte gleißnerisch das tiefste sociale Elend. Italien und ganz besonders die Kreuzzüge führten unserem Volke eine Masse des kostbarsten Bildungsstoffes, aber — wenn der Ausdruck gestattet ist — nur mechanisch zu; nur wenige privilegirte Classen der Gesellschaft waren im Stande, das Dargebotene in sich aufzunehmen und zu einer neuen Erscheinung zu verarbeiten; das Volk im eigentlichen Sinne des Wortes blieb unberührt. Ja, ich möchte behaupten, daß die Lage desselben sich durch die neue fremde Cultur vorerst noch wesentlich verschlimmerte, indem erst jetzt das Faust- und Fehderecht zu seiner eigentlichen Ausbildung gelangte, durch die ewigen Kreuzzüge und die Hand in Hand damit um sich greifende Unsicherheit aller Verhältnisse der Stand der Gemeinfreien mehr und mehr verschwand, der gesteigerte Luxus eine Steigerung der Dienste und Laster und sociale Kastenbildung im Gefolge hatte. Das Stadtbürgerthum, von dem sich seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Reform unseres socialen und bald auch unseres gesammten Culturlebens vollzog, lag damals noch in den Fesseln der Hörigkeit und unterschied sich von dem Volke des platten Landes erst nur rein äußerlich dadurch, daß seine Wohnstätten gegen feindliche Ueberfälle den Schutz fester Mauern darboten. Städte und Stadtbürger wie Köln und seine Bewohner, die schon damals so mächtig waren, daß sie fast ganz allein den Welfen Otto IV. gegen Philipp und das zu ihm stehende Reich halten konnten, stehen noch ganz vereinzelt da. Als ein Kennzeichen niederer Cultur wurde von jeher angesehen, daß natürliche Unfälle, wie Mißwachs, eine ich möchte fast sagen elementare Gewalt erlangen und auf Jahre hinaus die Volkskraft lähmen können. So war im Sommer 1195 durch anhaltenden Regen die Ernte in Frankreich und Deutschland verdorben und dadurch der Getreidepreis auf das Dreifache gesteigert worden. Das Elend war groß, Menschen und Vieh litten den bittersten Mangel. Das Fleisch der gefallenen Thiere und allerlei Wurzelwerk hatte schon im Herbste zur Nahrung herhalten müssen; im folgenden Winter bedeckten sich die Straßen mit hungernden Menschen und solchen, die da gestorben waren, weil sie sich nicht mehr zu den gastlichen Pforten der Klöster fortzuschleppen vermochten. Die Klöster hatten es freilich auch recht knapp; was aber im Bereich der Möglichkeit war, haben sie redlich gethan, ihr Vieh geschlachtet oder verkauft, ihre Bücher und Kelche verpfändet, um den Haufen der Hungernden Speise zu reichen. Tausenden sind sie Retter geworden, tausende mußten sie sterben lassen, als ihre Mittel versiegten. Zahlreiche Räuberbanden tauchten überall auf, aus den Wäldern brachen Schaaren von Wölfen in die Thäler herab, bis an das Meer war Deutschland ein großes Leichenfeld. Die noch Lebenden aber erfaßte dumpfe Verzweiflung und Sinneszerrüttung; man erzählte sich, einigen Wanderern sei an der Mosel eine übermenschlich große Gestalt auf schwarzem Roß erschienen, habe sich als König Dietrich von Bern zu erkennen gegeben und dem Deutschen Reich noch mehr Noth und Elend verkündet. Nehmen wir dazu die barbarische Art der damaligen Kriegführung, so können wir uns unschwer ein Bild von dem socialem Elend jener Jahrhunderte machen. So lesen wir beispielsweise, daß, als im Jahr 1203 die von Otto IV. herbeigerufenen Schaaren der Böhmen und Ungarn ganz Thüringen überschwemmten, 16 Klöster und 350 Pfarreien vernichtet wurden. Die Plünderer kleideten sich mit Priestergewändern, benutzten die Altartücher zu Decken für die Pferde, an deren Steigbügel die armen Wesen hingeschleift wurden, welche die übersättigte Wollust der Barbaren sich für die Zukunft aufsparte. Auf lange Zeit hinaus prägten sich diese Greuelscenen dem Gedächtniß ein; der Schrecken war so groß, daß sogar die Bürger des noch nicht bedrohten Magdeburg Weib und Kind, Hab und Gut über die Elbe flüchteten. Nichts hat aber die gesunde und naturgemäße Entwickelung unseres Volkes so schwer geschädigt, als die von Karl dem Großen in die Geschichte eingeführte, fast das ganze Mittelalter hindurch festgehaltene Idee eines allgemeinen christlichen Weltreiches. Diese Idee ist namentlich auch den staufischen Kaisern verhängnißvoll geworden. Heinrich ging an dem Ringen nach dem phantastischen Ziele zu Grunde, Philipp, der von Haus aus eine durch und durch tüchtige, sich bescheidende Natur war, sich aber doch nicht kurzweg der ihm von dem Bruder hinterlassenen Erbschaft entschlagen konnte, sah sich gleichfalls durch auswärtige Angelegenheiten während seiner ganzen Lebensdauer an der Entfaltung einer gesunden Thätigkeit gehemmt. Wir verkennen nicht das Kühne, Gewaltige und Weltbewegende jener Idee, wir geben auch gerne zu, daß der Durchgang durch die Karolingische Reichsgemeinschaft und die einheitliche römische Kirche den Völkern des Abendlandes in mancher Hinsicht zum Segen geworden ist, aber wir fragen auch: welch ganz anderer König würde z. B. Philipp geworden sein, wenn er, unbeirrt durch fremde Verbindungen, seine volle Kraft den nationalen Aufgaben hätte zuwenden können? Das Unmögliche jener Idee war, daß ein nach nationaler Freiheit ringendes, hochbegabtes Culturvolk dem deutschen Königthum unterworfen sein sollte, das Gefährliche, daß eben dieses Volk in unsere inneren Zwistigkeiten als Partei hereingezogen werden konnte und mußte. Dies mußte namentlich bei den durch den Mangel eines Erbkönigthums häufig hervorgerufenen Wahlstreitigkeiten der Fall sein. So lange so mächtige und gewaltige Persönlichkeiten wie Otto I. und Heinrich III. die Krone trugen, konnte man den klaffenden Spalt geschlossen wähnen; er war nichtsdestoweniger vorhanden und zeigte sich sofort wieder, wie jene energischen und gewaltigen Charaktere minder groß angelegten Platz machten. Das Tragische in der Geschichte der Staufer Kaiser besteht unter Anderm auch darin, daß ihnen in ihrem Ringen nach Weltherrschaft eine Reihe großer Päpste gegenüberstand, die gleich hochstrebend ihren Gegnern gegenüber dadurch im Vortheil waren, daß sie kraft der Organisation der lateinischen Kirche aller Orten eine unberechenbare geistige Gewalt ausüben konnten und daß hinter ihnen eine Nation stand, die, um nur das deutsche Joch abzuschütteln, sich völlig ihrer Oberherrschaft fügte.

Es ist für das Geschlecht der Staufer verhängnißvoll geworden, daß gerade in dem Zeitpunkt, als in Deutschland der Kampf zwischen Philipp und Otto am heftigsten tobte, Roms genialster Papst den Stuhl Petri bestieg. Innocenz III., dem alten Hause der Conti entstammend, hatte auf den Hochschulen von Paris und Bologna sich in den scholastischen Wissenschaften ausgebildet und war, erst neunundzwanzigjährig, von Clemens V. in das Cardinalcollegium aufgenommen worden. Unter Cölestin II. zurückgesetzt, hatte er mehrere Jahre in mönchischer Abgeschlossenheit verbracht und in einer Schrift: „Von der Verachtung der Welt“ seine düstere Lebensanschauung niedergelegt. Nachdem Cölestin erst einen Tag todt war, wurde der siebenunddreißigjährige Cardinal Conti als Innocenz III. einstimmig zum Oberhaupt der Kirche gewählt. Er hat als solcher die Erwartungen seiner Wähler nicht getäuscht. Er brachte zu seiner Aufgabe jene Eigenschaften mit, welche im persönlichen Verkehr selten der Wirkung auf Andere ermangeln: bei kleinem Wuchs ein schönes Aeußere, Untadelhaftigkeit seines Lebenswandels, gründliche Bildung, schnelles Auffassungs- und feines Unterscheidungsvermögen, ungemeine Herrschaft über den Ausdruck und zu der Macht eindringlicher Rede Wohlklang der Stimme, welche selbst dann, wenn sie zum Flüsterton herabsank, stets deutlich blieb. Mit den Vorzügen eines vortrefflichen Homileten, eines ausgezeichneten Gelehrten, vereinigte er nun aber auch die Gaben des geborenen Herrschers, den unermüdlichsten Thätigkeitstrieb, eine Geschäftskunde, die ihres Gleichen suchte, die Uebersicht über Kleines und Großes, unbeugsame Festigkeit in Rücksicht auf seine Ziele, aber im wirklichen Leben gemäßigt durch jene weise Beschränkung, welche auch mit dem Unvermeidlichen zu rechnen weiß. Das Bewußtsein der hohen Stelle, zu welcher er, der jüngste der Cardinäle, berufen worden, stärkte ihm das Gefühl der Verantwortlichkeit. Dieses und der jedem tüchtigen Manne innewohnende Drang, seinen Platz voll auszufüllen, trieb ihn, auf Mittel zu denken, durch welche alle der Kirche drohenden Gefahren ein für allemal beseitigt werden

können. Zu diesem Zwecke beabsichtigte er nichts weniger, als eine vollständige Aenderung des bisherigen Verhältnisses von Kirche und Staat, indem er die Freiheit des geistlichen Amtes erst dann sichergestellt glaubte, wenn es sich zugleich auch im Besitz der vollen weltlichen Gewalt befinde. Bald war es Innocenz gelungen, die päpstliche Hegemonie über ganz Italien herzustellen; ja auch Sicilien gerieth dadurch in Abhängigkeit von ihm, daß, nachdem Constanze zu ihren Lebzeiten die päpstliche Oberlehensherrlichkeit anzuerkennen sich gezwungen sah, dieselbe in ihrem Testament Innocenz zum Vormund des königlichen Kindes einsetzte. Nun konnte er auch aus seiner abwartenden Stellung, die er bisher im deutschen Thronstreit eingenommen hatte, hervortreten. Es war ihm keinen Augenblick zweifelhaft, auf welche Seite er das Gewicht seiner Stimme zu werfen habe. Entschlossen, die Erblichkeit der Kaiserwürde zu verhindern, das sicilische Königreich von Deutschland zu trennen, überhaupt die Deutschen aus ganz Italien hinauszudrängen, mußte er sich der welfischen Partei zuneigen, von der er am wenigsten Widerstand gegen seine Pläne zu befürchten hatte. Der Staufer erwies sich als der wirkliche deutsche König nicht blos dadurch, daß er die Kerngebiete des deutschen Landes auf seiner Seite hatte, sondern auch darin, daß er unverrückbar an der Aufrechterhaltung der deutschen Herrschaft in Italien festhielt. Auf Otto's Seite stand von rein deutschen Gebieten fast nur das einzige Köln; daß er trotzdem zu Ende des Jahres 1203 seinem Gegner weit überlegen gegenüber stand, verdankte er zum größten Theile der energischen Unterstützung des Papstes. „Seit dem Tode meines Oheims Richard (von England)" — schrieb Otto 1199 an den Papst — „seid Ihr mein einziger Trost und Beistand. Ich bin fest davon überzeugt, daß meine Angelegenheiten vorwärts gehen und mit Gottes Hilfe zu einem guten, glücklichen und erwünschten Ende gelangen, wenn wenigstens Ihr mir günstig seid." Und im Jahre 1203: „In Staub und Asche wäre unsere Sache zerfallen, hätte nicht Eure Hand und die Gewalt des heiligen Petrus sich ihrer angenommen. Dies werden wir Euch zeitlebens gedenken."

Wie tief durch die ewigen Parteikämpfe damals die sittliche Corruption der einzelnen Reichsstände war, können wir recht deutlich aus der allgemeinen Bestechlichkeit derselben erkennen, welche sie je nach der Höhe des angebotenen Preises bald in das eine, bald in das andere Lager trieb. Es war ein Glück für Philipp, daß er, namentlich den englischen Subsidiengeldern gegenüber, mit dem Schatze Heinrich's VI. tüchtig nachhelfen konnte. Ein recht artiges Beispiel solcher dem deutschen Charakter bisher fern gebliebener Doppelzüngigkeit liefert namentlich der von den Minnesängern so hoch gefeierte Landgraf Hermann von Thüringen. Zuerst auf Seiten des ihm nahe verwandten Staufers, trat er zur welfischen Partei hinüber, als ihm Otto eine hohe Geldsumme anbot. Als sich in den welfischen Geldspenden ein Nachlaß fühlbar machte, trat er 1199 zu Philipp zurück, um 1203 abermals die Fahne zu wechseln und dadurch die bereits oben geschilderte Verwüstung seines Landes durch die böhmischen und ungarischen Horden zu veranlassen; aber schon das Jahr darauf erreichte ihn die Nemesis, als er im Kloster Ichtershausen zu den Füßen Philipp's lag und nur gegen Verzicht auf das ihm überlassene Reichsgut Gnade fand. „In teuflischer Kunst wohl bewandert", so nennt Burkhard von Ursberg die Fürsten und Barone seiner Zeit, und er schilt sie, daß sie darin durchaus nichts Anstößiges finden, ihre Eide zu brechen und aller Gerechtigkeit Hohn zu sprechen, indem sie je nach den Umständen sich bald von Philipp zu Otto und bald von Otto zu Philipp wenden. Bei sehr wenigen Mithandelnden des großen Trauerspiels, dessen Schauplatz unser unglückliches Vaterland war, schimmert eine Spur von Ueberzeugung durch, und der Conflict der Principien hat außer dem edlen Hardolf von Halberstadt wohl weiter keinem Anderen das Herz gebrochen, weil überall eben jene Principienlosigkeit des „dahin, daher" am Ruder war, welche Walther von der Vogelweide mit den strafenden Worten geißelt: Da hin da her wart nie so wert in allen tiuschen landen Swer nu da hin da her niht kan, der 'st an dem spil betrogen. Künege waren ê, die niht da hin da her bekanden: Nust ři der list wol komen an, intwerher umben bogen. Und der Geschichtschreiber Caesarius v. Heisterbach schreibt in jenen Jahren: „In dieser Zeit des Thronstreites wurde jene grausame Bestie, die Habsucht, den Menschen so vertraut und lieb, daß um ihretwillen christliche Mächte der Gerechtigkeit und Treue absagten, ihrer Eide nicht achteten und Meineide für nichts hielten." Um so reiner hebt sich von diesem dunklen Hintergrund das freundliche und menschlich-schöne Bild des staufischen Philipp ab. In dem Gegensatz zwischen ihm und seiner Zeit, in dem fehlgeschlagenen Versuche, dazwischen eine haltbare Verbindung zu gewinnen, liegt das Tragische seines Lebens, aber auch der Schlüssel zum Verständniß seiner Geschichte. Inmitten einer dem rohesten Egoismus huldigenden Umgebung suchte er das Anrecht seines Neffen auf die deutsche Krone aufrecht zu halten. Erst als er sehen mußte, daß dieselbe dem Kinde nicht zu erhalten sei, suchte er sie wenigstens seinem Hause zu erhalten. Ein neidisches Geschick ließ ihn die Früchte seiner mühevollen Aussaat nicht mehr ernten. Als er eben im Begriff war, mit einer Heeresmacht, wie er sie nie zuvor zur Verfügung gehabt hatte, dem welfischen Gegner den letzten Stoß zu versetzen und damit auch den Papst zur Anerkennung seiner Wahl zu zwingen, ereilte ihn am 21. Juni 1208 im bischöflichen Palast zu Bamberg der Tod durch die Hand des meuchelmörderischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Das Motiv der Ermordung ist in dem beleidigten Ehrgefühl des Pfalzgrafen zu suchen. Philipp hatte im Jahre 1203 dem Papst eine Tochter zur Ehe für dessen Neffen angeboten. Als sich jedoch die Sache zerschlug, hatte er sich den Pfalzgrafen zum Schwiegersohn ersehen, der ihm dann im thüringischen Feldzuge des Jahres 1204 gute Dienste leistete. Nun wurde aber bei den während des Frühlings 1208 in Rom geführten Verhandlungen mit dem Papst jenes frühere Heirathsproject wieder hervorgeholt, und die Gesandten des Königs übernahmen in Betreff desselben bestimmte Verpflichtungen. Damals also wird Philipp die frühere Verlobung seiner Tochter mit dem Pfalzgrafen für aufgehoben erklärt und dieser sich dafür durch den Mord des Königs gerächt haben.

Dem Erschlagenen aber bewahrten Freunde und Feinde ein gutes Andenken, und das will viel sagen, da die Jahre seiner Regierung zu den unheilvollsten gehören, welche Deutschland gesehen hat. Die Geschichtschreiber seiner Zeit sind seines Lobes voll; sie wußten sehr wohl zwischen seinem Können, welches die Zeitumstände beschränkten, und seinem Wollen zu unterscheiden, an welchem der zaubervolle Eindruck dieser liebenswürdigen Persönlichkeit keinen Zweifel aufkommen ließ. Dem Deutschen Reich stand unter ihm allem Anschein nach eine glückliche Zukunft bevor, als der Mordstahl des bayerischen Pfalzgrafen das vielversprechende Leben in jungen Jahren abschnitt und das Schicksal des Reiches wieder ins Unsichere zurückwarf. Eben deshalb war die Trauer um den Todten eine so tiefe und allgemeine. Der Mönch Gallus von Dalmansweiler, einem Kloster, welches in Philipp's Zeit schwer zu leiden hatte, beklagt doch in wohlgemeinten Versen des Königs Tod: „Wie ein glänzender Stern vom Himmel sinkt, so bist Du, edler Sproß, Perle unter den Königen, gefallen. Untergegangen ist die Sonne, und die Nacht hat den Sieg behalten." Sogar aus dem Bereich der welfischen Partei heraus ließ Abt Arnold von Lübeck die Todtenklage ertönen mit den Worten des Propheten Jeremias: „Unsers Herzens Freude hat ein Ende, unser Reigen ist in Wehklagen verkehrt. Wehe, unser Fürst ist gefallen!" Unter dem Eindruck dieser wieder hereinbrechenden Finsterniß hat wohl Walther jene herrlichen Zeilen gedichtet:

Nu wachet! uns gêt zuo der tac,
gein dem wol angest haben mac
ein ieglich kristen, juden und heiden.
Wir hân der zeichen vil gesehen,
daran wir sine kunst wol spehen,
als uns die schrift mit wârheit hat bescheiden.
Diu sunne hat ir schîn verkeret,
untriuwe ir sâmen uz gelêret
allenthalben zuo den wegen.
Der vater bî dem kinde untriuwe vindet,
der bruoder sinem bruoder liuget,
geistlich leben in kappen triuget,
die uns ze himel solten stegen.
Gewalt gêt ûf, reht vor gerihte swindet.
Wol ûf! hie ist ze vil gelegen.

Bücherbesprechungen.

— Christus oder Mohammed, wer soll siegen? Von T. Remus, Pastor in Nikolaiken (Ostpreußen). Berlin-Westend, Akademische Buchhandlung (W. Faber). 1900. Geb. 2 ℳ. — Der Verfasser fragt nicht, wer siegen werde, weil ihm ein Zweifel an dem endlichen Siege Christi nicht beikommt, sondern wer siegen solle nach Meinung und Wunsch des Lesers, in dem er durch seine Darstellung neue Liebe zu seinem Heiland und neues oder auch erstmaliges Streben nach der Bekehrung der Mohammedaner erwecken will. Es wird zunächst Arabien als die Wiege des Islam beschrieben, dann über die Person des Stifters, über seine Lehre und über den sittlichen und socialen Zustand seiner Anhänger das Nöthige gesagt, immer im Hinblick auf christliche Lehre und christliches Volksthum. Der Verfasser beweist kräftig seine Ueberzeugung, daß ein dauerndes Bestehen des Islam unmöglich sei, unterläßt aber nicht, Alles zu betonen, was von der immer noch recht ansehnlichen Kraft dieser Religion und des von ihr getragenen Staatswesens Zeugniß giebt. Jene Ueberzeugung und diese Erkenntniß sollen gleicher Weise den Leser bestimmen, den Bekennern des Islam und vor Allem den von ihrem Fanatismus gequälten armen Völkern die Theilnahme christlicher Liebe zu schenken. Das Buch, das mit guten Abbildungen der Städte Mekka und Medina und einigen anderen den Islam betreffenden Darstellungen geschmückt ist, kann neben der übrigen ansehnlichen Literatur über den Gegenstand recht wohl Verwendung finden, um schlichten Lesern, denen mit gelehrten Werken nicht gedient ist, einen Begriff von Art und Bedeutung der Sache zu verschaffen. B. K.

— Dr. Abr. Eleutheropoulos, Privatdocent in Zürich, Die Sittlichkeit und der philosophische Sittlichkeitswahn. Berlin, Ernst Hofmann, 1899. VIII, 135 S. — Sittlichkeit ist nach Ansicht des Verfassers der entwicklungsgeschichtliche Niederschlag der Sitte; das Sittige (S. 117 „Sittiche“ geschrieben; mit dem kleinen grünen Papagei verwechselt) ist aus dem Nützlichen hervorgegangen. Verfasser hätte ehrlich zugeben sollen, daß er Nachbeter Nietzsche'scher Grundgedanken (Ges. Wke. IV, 96; XI, 185) ist. Seine Auseinandersetzung mit Gegnern, welche im Ethos das Unveränderliche, das an sich und in sich Vernunftgemäße, das Ewige und Göttliche anerkennen, von Plato bis Paulsen, ist schon durch den anmaßenden Titel gekennzeichnet. Ein junger Ausländer und Anfänger bezeichnet (S. 107) die Lebensarbeit der größten deutschen Denker als „Speculationen, welche frech genug waren, durch eine wahnwitzige Anmaßung als Sittlichkeit aufzutreten“. Wer in einen solchen Ton verfällt, ist von der Sitte, wie von der Wahrheit gleichweit entfernt. Was Verfasser über Religion und ihr Verhältniß zur Sittlichkeit sagt, streift an das Lächerliche. Als Zukunftstraum schwebt dem philosophischen Heißsporn eine Sociologie vor, welche die jeweiligen Lebensgesetze — unter ängstlicher Vermeidung des Bindenden — genügend klar legt und zusammenfaßt. J. J.

— Civilprozeßordnung nebst dem Einführungsgesetze in neuer Fassung. Handausgabe mit Erläuterungen auf Grund des vom 1. Januar 1900 ab geltenden Reichsrechts von Hugo Freudenthal, Landgerichtsrath in Metz. München 1900. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. XII und 801 Seiten. 8°. Preis geb. 5 ℳ. — Bei der fast erdrückenden Fülle neuen Rechtes, welches seit dem Inkrafttreten des B. G. B.s anzuwenden ist, thut es zur Zeit vor allen Dingen noth, dem praktischen Juristen bei der Handhabung der neuen Gesetze mit rasch orientirenden Nachschlagebüchern zu helfen. Diesem dringenden Augenblicksbedürfnisse trägt die vorliegende Handausgabe, die zwischen einem großen Commentar und einer kleinen Textausgabe mit Anmerkungen die Mitte hält, zu ihrem Theile in vorzüglicher Weise Rechnung. Das Buch enthält die neue C. P. O. nebst E. G. und anhangsweise das Abkommen zur Regelung von Fragen des internationalen Privatrechtes vom 14. XI. 1896, Gesetze und Verordnungen betr. die Begründung der Revision in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, das E. G. zum Ges. betr. Änderungen der C. P. O., die die Zuständigkeit der Gerichte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten betreffenden Bestimmungen des G. V. G.s sowie Inhaltsübersicht und alphabetisches Register. Der Text der neuen Bestimmungen ist durch besonderen Druck kenntlich gemacht. Einzelne Bücher der C. P. O. (VII—X), Abschnitte (VI. 3, VIII. 5) und Titel (I. Buch I. 2, II. 2, III. 1) haben kurze Vorbemerkungen erhalten. Im Uebrigen sind den einzelnen §§., die in Klammern die Ziffern der alten C. P. O. tragen, am Rande Inhaltsangaben und unter dem Texte Citate und Anmerkungen in kleinerem Drucke beigefügt. Auch ist in Fußnoten bez. in einem Nachtrage der Wortlaut der einschlagenden und bez. angezogenen §§. der alten C. P. O. und des B. G. B.s wiedergegeben. Die Anmerkungen enthalten die wichtigsten Auslegungsmittel (Gesetzesmaterialien, Präjudicien, Parallelstellen) und alle sonstigen Fingerzeige, die für den ersten Angriff nöthig sind, allenthalben in knappester Form. Die Annalen des K. S. Oberlandesgerichtes sind leider unberücksichtigt geblieben. Die Abkürzungen der Citate gehen der Raumersparniß halber für den ersten Anblick etwas weit, sind aber so gewählt, daß sich der Praktiker beim täglichen Gebrauche auch ohne deren Erläuterung (S. IX) bald zurecht finden wird. Ganz vereinzelte Druckfehler, die im Verzeichnisse S. XII übergangen sind (z. B. die Anmerkungsziffern in §. 50 C. P. O., der Druck von §. 16 E. G. und dergl.), werden der Brauchbarkeit dieser im Ganzen recht zuverlässigen Eselsbrücke keinen Abbruch thun. Die Arbeit macht keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Werth, ist aber eine recht fleißige Sammlung des reichhaltigen, vom Verfasser vollkommen beherrschten Stoffes, die vornehmlich in der Uebergangszeit um so willkommener sein wird, als es den Rechtsanwälten und Civilrichtern I. Instanz fürs Erste weniger auf gelehrte Studien als vielmehr auf eine schnelle Orientirung in dieser an sich überwiegend praktischen Materie ankommen muß. Seiner Bestimmung, dem geübten Juristen bei Handhabung der C. P. O. das Verständniß aller Neuerungen auf dem kürzesten Wege zu vermitteln, entspricht dieses Buch auf die dankbar zweckmäßigste Art und Weise. Dr. W.

— Opfer, Roman von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1900. — Der Roman trägt als Motto folgenden Vers Otto Erich Hartleben's:

> „Nicht was du willst, noch was du immer sinnst und denkst,
> Nein: was du bist, und daß du also worden bist,
> Das ist die Sünde, unter deren Fluch du stehst.
> Du bist das Opfer und mit dir ein ganz Geschlecht.“

Das klingt beinahe wie eine Bankerotterklärung jenes optimistischen, ziel- und siegesbewußten Liberalismus, als dessen typischer Vertreter auf dem Gebiet des Romans Spielhagen für alle Zeiten gelten wird. Auch ein Spielhagen konnte sich also nicht mehr der harten Sprache der Wirklichkeit verschließen, ebenso wie er auch hinsichtlich seiner künstlerischen Technik dem modernen Naturalismus eine Concession um die andere gemacht hat. Und doch ist er kein Moderner geworden, er hat nicht gelernt, die neue Zeit mit neuen Augen betrachten, immer wieder schimmert der verjährte liberale Parteistandpunkt durch, dessen Lobredner er Zeit seines Lebens gewesen. Er behandelt in seinem neuesten Roman wieder eine jener problematischen Naturen im Goethe'schen Sinne, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Graf Wilfried von Falkenburg, so nennt sich sein neuer Held, der außer einem uralten Adel ein außerordentlich weiches Herz und warmes Gefühl für die leidende Menschheit von der Natur mitbekommen hat, verfällt den Irrlehren der Socialdemokratie, um natürlich bei der ersten Berührung mit der rauhen Wirklichkeit ein jämmerliches Fiasko zu erleiden. Es entsteht in ihm jener von Goethe so klar beschriebene „ungeheure Widerstreit“, aus dem es keinen rettenden Ausweg mehr giebt. Dieses Schicksal seines Helden ist symbolisch für Spielhagen's ganze Weltanschauung, beide sind mit ihrer Gefühlsromantik den Anforderungen des heutigen Lebens nicht gewachsen und darin beruht ihre ergreifende Tragik. Und so fehlt auch im vorliegenden Roman die glatte Lösung und die elegante Schlußformel, womit der Dichter in seinen früheren Romanen aufwarten konnte, das alte Recept hat versagt, und ein poetisch schöner Tod und eine kräftige Dosis Sentimentalität müssen den Leser über die erwartete Lösung der großen socialen Probleme unserer Zeit hinwegtrösten. Sehen wir von diesem Cardinalpunkt ab, so zeigt sich Spielhagen auch in seinem neuesten Werk wieder als der gewandte Romankünstler, der er immer gewesen ist. Hat man einmal die ersten zwanzig Seiten überstanden, worin das öde Salonleben gewisser Berliner Gesellschaftskreise in etwas schablonenhafter Manier geschildert wird, kommt man aus der Spannung nicht mehr heraus, und wer auf Wahrscheinlichkeit und Lebenswahrheit in der Dichtung keinen besonderen Werth legt, der wird dem Autor schon dafür dankbar sein, daß er ihn zu fesseln und zu rühren verstanden hat. Dr. V. Schweizer.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 21. Sonnabend, den 17. Februar, Abends. 1900.

Giordano Bruno.

Zum 17. Februar.

300 Jahre sind verflossen, seitdem auf dem Campo dei Fiori in Rom Italiens größter Philosoph seine edle Seele in den Flammen des verzehrenden Scheiterhaufens aushauchte als Blutzeuge und Märtyrer seiner Ueberzeugung und wissenschaftlicher Wahrheit. 10 Jahre waren im Mai des zu Ende gegangenen Jahres vorüber, seitdem Italien seinem großen Sohne eine Dankesschuld abtrug durch Errichtung eines Standbildes und feierliche Enthüllung desselben auf eben demselben Campo dei Fiori, auf welchem einst wohl der Leib und die Gebeine des vermeintlichen „Ketzers“ zu Asche wurden, nicht aber sein Geist, der aus dieser Asche gleich einem Phönix entstieg und als befruchtender Blüthenregen auf den immergrünen Hain der Geistesfreiheit herniederträufelte. Man hatte mit feinem Sinne den Frühling für die Enthüllung des Standbildes gewählt, keine Jahreszeit konnte passender sein, um des Apostels der Renaissance, der freiheitlichen Wiedergeburt der Völker, zu gedenken, um an eine Epoche in der Welt- und Geistesgeschichte zu erinnern, in der es wie Frühlingswehen durch alle Lande ging und in welcher die Geister aus dem starren Todesschlafe zu neuem Leben erweckt wurden, gleich der Natur, welche aus Eisesfesseln befreit in verjüngter Schöne und grüner Frische prangt. Der Bann, in dem die Geisteswelt befangen lag, war gebrochen, die Schläfer wurden aufgerüttelt aus ihrer Lethargie, und statt eisigen Winterhauches strömte ihnen frische Maienluft entgegen, ein Wonnemond des fröhlichsten Schaffens und Ringens war angebrochen, eines Schaffens auf dem Felde der Wahrheit und eines Ringens nach Erkenntniß. Solches Thun aber zeugt Märtyrer, und — wahrlich — Klio's eherne Tafeln haben ihre unsterblichen Namen mit goldenen Lettern aufbewahrt. Unter diesen Namen prangt derjenige Giordano Bruno's an erster Stelle.

Giordano Bruno wurde im Jahre 1548 vor den Thoren der altberühmten neapolitanischen Stadt Nola, in einem kleinen Gehöfte am Fuße des Berges Cicala, geboren. Sein Vater, Giovanni Bruno, war Soldat, seine Mutter hieß Fraulissa Savolina. Vielleicht mischte sich deutsches Blut in seine Adern, wie Brunnhofer aus dem Vornamen seiner Mutter und dem Umstande schließt, daß in Nola eine Colonie deutscher Landsknechte sich befand.*) Seine Herkunft war somit keine vornehme, jedenfalls war seine Familie arm. Doch scheint sein Vater nicht ohne Bildung gewesen zu sein, da er den Dichter Tansillo, dessen persönlichem Einfluß Bruno seine frühzeitige Neigung zur Poesie zuschreibt und den er im Gespräch mit seinem Vater über philosophische Fragen einführt, zu seinen Freunden zählte. In der Taufe erhielt unser Philosoph den Vornamen Filippo. Mit 10 oder 11 Jahren kam Bruno nach Neapel, vermuthlich zu einem Oheim, der hier Sammetweber war, und erhielt die Anfangsgründe humaner Bildung, u. A. unterrichtete ihn ein Augustinerbruder, Namens Trofilo, in Logik und Dialektik. Weniger wohl aus religiösem Drang, wie Luther, als um sich trotz seiner Armuth den Wissenschaften widmen zu können, trat er mit dem 15. Lebensjahre in das Kloster des heil. Dominicus zu Neapel und erhielt hier als Novize den Namen Bruder Giordano. Im Kloster hat er, vielleicht mit kurzen Unterbrechungen durch Urlaub und Ordensaufträge, 13 Jahre zugebracht (1563—1576).

Wahrscheinlich entstand im Kloster sein ausgelassenes, später zu Paris gedrucktes Lustspiel „il candelajo“, der Lichtzieher. Jedenfalls schrieb er damals seine satirische Schrift „Die Arche Noäh“. Diese zählt leider zu den vielen verschollenen Schriften Bruno's. Schon als Novize war er mit der heil. Inquisition bedroht worden, weil er in ausdrücklicher Verachtung des Heiligencults alle Heiligenbilder weggab und nur ein Crucifix behielt, auch einem die Geschichte der 7 Freuden Mariä lesenden Klosterbruder rieth, doch lieber ein vernünftigeres Buch, etwa das Leben der heil. Väter, zur Hand zu nehmen. Doch hatte der Prior Ambrogio Pasqua die hierauf gegründete Anklageschrift zerrissen. Im Jahre 1575 aber reichte der Provinzial seines Ordens eine neue auf viele im Einzelnen nicht gekannte Artikel sich gründende schwere Anklage wegen Ketzerei gegen ihn ein, und diese erschien in Verbindung mit den persönlichen Feindseligkeiten übelwollender Ordensbrüder unserm Bruno, der inzwischen bereits die Priesterweihen erhalten und seine erste Messe in der neapolitanischen Stadt Campagna gelesen hatte, dermaßen gefährlich, daß er aus Furcht, eingekerkert zu werden, aus Neapel floh. Er begab sich zunächst nach Rom in der Absicht, hier sich bei dem Procurator des Ordens selber zu vertheidigen. Allein schlimme Nachrichten über das bereits gegen ihn angehäufte Belastungsmaterial, u. A. die Auffindung einer verbotenen Schrift des Erasmus, welche er vor seiner Flucht in den heimlichen Ort des Klosters geworfen hatte, trieben ihn auch aus Rom fort. — Jetzt beginnt sein unstätes Wanderleben durch Italien, Frankreich, England und Deutschland; nach Ablegung seines Ordensgewandes unter Verleugnung seines Standes und rechten Namens durchreist er in den ersten 3 Jahren (1576—1579) das nördliche Italien, hin und wieder wohl von freisinnigen Geistesfreunden unterstützt, meist mit privatem Knabenunterricht die Existenz fristend. In Venedig läßt er, um sich Geld zu verschaffen, ein kleines Buch drucken „Ueber die Zeichen der Zeit“, welches jedoch ebenfalls als verschollen zu betrachten ist. Ueberall in Italien von der Inquisition verfolgt, treibt es Giordano Bruno schließlich über die Grenze. Er wandert nach Genf, dem Zion des Calvinismus. Genf war damals Asyl zahlreicher italienischer Protestanten. Letztere, an deren Spitze Galeazzo Caraccioli, Marchese di Vicu, aus Neapel, veranlaßten ihn, zu bleiben, und besorgten ihm Lebensunterhalt durch Correcturarbeit in den Druckereien. Seines Bleibens daselbst war jedoch nur 3 Monate. Er pilgerte über Lyon nach Toulouse, zu jener Zeit wohl der besuchtesten Universität Frankreichs. Hier fand er den ersten längeren Aufenthalt in seinem Exil. Er erwarb sich den Doctorgrad der Universität, erlangte die Stelle eines ordentlichen Philosophie-Professors und hielt während zweier Jahre Vorlesungen über des Aristoteles Buch von der Seele und über Astronomie. Allein auch von hier wurde er wieder fortgetrieben; die Unruhen des französischen Bürgerkrieges und der Neid seiner Fachcollegen veranlaßten ihn, seinen Abschied zu nehmen. Er ging nach Paris. Hier verschaffte sich der ungewöhnlich begabte Mann Bewunderer weit über die akademischen Kreise hinaus; er hielt, außer Vorlesungen „Ueber Gott und seine Attribute“, vor Allem solche über die lullische Kunst, eine von dem spanischen Mystiker Raimundus Lullus begründete Gedächtnißkunst, welche Bruno zu einer Art „Selbstbewegung des Begriffs“ vervollkommnete. Der die Wissenschaften liebende König Heinrich III. von Frankreich entbot ihn zu sich und fragte ihn, ob die lullische Kunst auf magischen Kräften beruhe; Bruno verneinte dies und erwiderte die Gunst des Königs durch Widmung seines Werkes „über die Schatten der Ideen“ (de umbris idearum). Eine ihm in Paris angebotene ordentliche Professorstelle schlug er aus, weil damit die Verpflichtung verbunden war, die Messe zu be-

*) Brunnhofer, Giord. Bruno's Weltanschauung und Verhängniß. Leipzig 1882. Nachträge S. 322.

suchen. — Wegen der wachsenden bürgerlichen Unruhen unter dem politisch kraftlosen Könige entschloß sich Bruno, Frankreich zu verlassen, und reiste im Jahre 1582 mit Empfehlungen des Königs nach London. Hier bot ihm der französische Gesandte Michel de Castelnau, Hr. v. Mauvissière, der diplomatische Anwalt der Maria Stuart, ein freies Asyl in seinem Hotel. Bei ihm (1583—1585) hat Bruno nach seinem eignen Geständniß die glücklichste Zeit seines Lebens genossen, Freundschaft mit geistig verwandten Männern geschlossen, und selbst zarte Frauenhuld flocht hier eine duftige Rose in den schweren Lorbeerkranz des heimathlosen Dichters und Denkers. Er, der sonst einem Schopenhauer an Weiberverachtung wenig nachgiebt, wird jetzt nicht müde, die englischen Frauen und Jungfrauen als tugendsame Ausnahmen ihres Geschlechts zu feiern, vor Allem aber Maria v. Boßtel, „die ihn zweifeln läßt, ob sie von der Erde stamme oder nicht vielmehr vom Himmel herabgestiegen sei". Einzelne seiner Sonette aus dieser Zeit scheinen uns auch etwas mehr als eine blos philosophische Leidenschaft zu verrathen. Selbst die Gunst der Königin Elisabeth, dieser „Diana unter den Nymphen des Nordens", wie er sie nennt, erwarb er sich in dem Grade, daß er jeder Zeit unangemeldeten Zutritt zu ihr hatte. In dieser Zeit schrieb er seine unsterblichen italienischen Dialoge: „Della causa, principio et uno" („Von der Ursache, dem Anfang und dem Einen") und „De l'Infinito, Universo e Mondi" („Von der Unendlichkeit, dem All und der Mehrheit bewohnter Welten"), ferner „Spaccio de la bestia trionfante" („Vertreibung der triumphirenden Bestie"), „Cabala del Cavallo Pegaseo con l'aggiunta de l'asino Cillenico" („Kabbala des Pegaseischen Rosses mit Zugabe des Cyllenischen Esels") und schließlich „Degli Eroici Furori" („Entzückungen einer heroischen Leidenschaft", von Bruno selbst auch „das hohe Lied" seiner Philosophie genannt; ein Werk, an poetischer Gluth mindestens dem „neuen Leben" Dante's ebenbürtig, ihm wegen seiner gedanklichen Tiefe aber noch überlegen). — Um sich die Lehrfreiheit an der Universität Oxford zu verschaffen, überreichte er dem Kanzler derselben eine lullische Schrift „über die Erklärung der 30 Sigel" und erhielt die Erlaubniß zu lesen. Er hielt zu Oxford eine Reihe von Vorlesungen über die Unsterblichkeit der Seele und über Astronomie, rief aber durch diese, vor Allem durch eine öffentliche Disputation gegen das ptolemäische System und für die Lehre des Kopernikus alsbald eine solche Entrüstung der dortigen Theologen und Fachphilosophen gegen sich wach, daß man ihm die Lehrfreiheit wieder entzog. Er rächte sich durch die Herausgabe seines Dialogs „Aschermittwochsmahl", der eine über Kopernikus im Sinne unserer jetzigen wissenschaftlichen Kosmologie weit hinausgehende Anschauung vom Universum entwickelt, Oxford eine „Wittwe wahrer Wissenschaft" schilt und reich ist an Satire gegen bestimmte Persönlichkeiten. Mit der Abberufung Castelnau's von seinem Gesandtschaftsposten im Juli 1585 kehrte Bruno nach Paris zurück. Hier trieb ihn der Eifer für die Wahrheit, die inzwischen vollkommen in ihm gereifte neue Weltanschauung an der Sorbonne, dieser Hochburg des mittelalterlichen Scholasticismus, voll und ganz zu verkündigen und zu verfechten. Unter dem classischen Titel: „Excubitor" („Erwecker") reichte er in 150 Thesen dem Rector der Sorbonne, Jean Filesai, ein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß ein und erhielt die Erlaubniß einer öffentlichen Disputation. Dieselbe fand im Hörsaal der Pariser Universität mit allem akademischen Pompe statt und dauerte drei Tage. Der Sturm gehässiger Entrüstung, den Bruno dadurch gegen sich heraufbeschwor, zwang ihn, schon wenige Tage nach jener Pfingst-Disputation Paris zu verlassen. In dem Vertrauen, im Vaterlande eines Luther und Kopernikus eher Duldung und Empfänglichkeit für seine neue Lehre zu finden, wandte er sich nunmehr nach Deutschland. Ueber Mainz, wo er sich in den Druckereien etwa 12 Tage vergeblich um Unterhalt bemüht, reist er nach Marburg und läßt sich hier, in der Absicht, die akademische Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen, am 25. Juli 1586 als Doctor der römischen Theologie immatriculiren. Die Erlaubniß, öffentliche Vorlesungen über Philosophie zu halten, wurde ihm jedoch aus „hochwichtigen Gründen" verweigert, und hierdurch gerieth er so in Zorn, daß er den Rector der Universität, Nigidius, in dessen Hause beleidigte. Auf seinen Wunsch wurde er aus dem Album der Universität gestrichen und wanderte nach Wittenberg, damals der ersten Universität Deutschlands, und hier fand er in der That jene Geistesfreiheit, die er suchte. Zwei volle Jahre hat er hier gelehrt und Vorlesungen über das Organon des Aristoteles, über Rhetorik, Mathematik, Physik und Metaphysik, sowie die lullische Kunst gehalten. Bei seinem freiwilligen Abschiede preist er in glänzender Rede Deutschland als Wall und Bollwerk der Geistesfreiheit und Wittenberg als das Athen Deutschlands. Von Wittenberg begab er sich nach Prag, um den hier residirenden gelehrten Kaiser Rudolf II. 160 gedruckte Thesen zu überreichen „gegen die Mathematiker und Philosophen dieser Zeit". Ein Geschenk von 300 Thalern war der kaiserliche Dank für diese Huldigung. Nach einem Aufenthalte von etwa 6 Monaten in der böhmischen Hauptstadt wurde er von dem geistvollen Herzoge Julius von Braunschweig an dessen eben begründete Hochschule zu Helmstedt berufen. Leider starb sein neuer fürstlicher Gönner bereits drei Monate nach Bruno's Ankunft in Helmstedt. Letzterer hat diesem hochsinnigen Welfen in einer glänzenden Grabrede ein Denkmal gesetzt, das dauerhafter als Erz. Der Sohn des Verstorbenen, Herzog Heinrich Julius, der fürstliche Dramatiker, schenkte ihm gleiche Gunst, und der unerschrockene Nolaner erwiderte diese Gunst durch Zueignung seiner 3 großartigen lateinischen Lehrgedichte, nämlich: „De triplici minimo et mensura" („Vom 3fach Kleinsten und vom Maß"), „De immenso et innumerabilibus" („Vom Unendlichen und den unzähligen Welten") und „De monade numero et figura" („Von der Einheit, der Zahl und Gestalt"). Leider vermochte auch hier fürstliche Gönnerschaft unseren Philosophen vor Anfeindungen nicht zu schützen. Dieselben scheinen ihn, im Jahre 1590, veranlaßt zu haben, unter einstweiligem Verzicht auf akademische Thätigkeit nach Frankfurt a. M. zu ziehen, wo er sich bei dem Drucker Wechel mit der Drucklegung der zuletzt genannten Lateinschriften beschäftigte. Doch auch hier war seines Bleibens nicht; wie Moritz Carrière berichtet, findet sich im Frankfurter Bürgermeisterbuch aus jenem Jahre die Bemerkung, „man habe dem fremden Philosophen bedeutet, daß er seinen Heller anderswo verzehren könne". Er reiste nach Zürich, und hier veranlaßte ihn das Heimweh, nach seinem Vaterlande zurückzukehren und hierdurch den verhängnißvollsten Schritt seines Lebens zu unternehmen. Ein venetianischer Edelmann, Giovanni Mocenigo, wurde sein Judas Ischarioth. Dieser hatte ihn bereits in Frankfurt eingeladen, nach Venedig zu kommen, wo er ihm gegen Unterweisung in der „lullischen Kunst" in seinem Palaste ein sorgenloses Dasein gewähren wollte. Jetzt, im Sommer 1591, folgte Bruno dieser inzwischen wohl wiederholten Einladung; er wagte es, mit einem seine sämmtlichen Freunde erschreckenden Leichtsinn, den vaterländischen Boden wieder zu betreten. Anfänglich schien Bruno dem Mocenigo nicht völlig zu trauen, wenigstens finden wir ihn, nach kurzem Aufenthalt in Venedig, in Padua, wo er deutschen Studenten Unterricht ertheilte. Im Jahre 1592 aber siedelte er völlig zu Mocenigo über, der ihn jetzt, nach seiner eigenen Angabe, auf Betreiben seines Beichtvaters, dem „Heiligen Amte" denuncirte. In der Nacht zum 22. Mai 1592 wurde er in der Wohnung seines tückischen Gastfreundes, da er, den Verrath ahnend, schon sein Gepäck ordnete, um nach Deutschland zurückzureisen, mit Hilfe von Gondoliers gefesselt und, der Inquisition übergeben, in das Gefängniß unter den Bleidächern geworfen. Nach einigen diplomatischen Bedenken lieferte ihn aber die Republik auf Antrag des römischen Nuntius im Januar 1593 als einen „Fürsten der Ketzer" an den Papst aus, dessen Heiligkeit, wie der venetianische Gesandte meldet, solches sehr wohlgefällig aufgenommen. In Rom hat dann der genialste Dichter und Denker Italiens nicht blos zwei Jahre, wie man früher annahm, sondern 7 im Kerker der Inquisition verbracht, vergeblich gedrängt, seine wissenschaftliche Ueberzeugung abzuschwören. Die zunächst auf den 12. Februar anberaumte Hinrichtung wurde anscheinend in der Hoffnung, er werde sich noch zum Widerrufe verstehen, aufgeschoben. Allein Bruno blieb auch angesichts der grausamsten Todesart standhaft. Er erklärte, wie die im Jahre 1888 entdeckten „Avvisi di Roma"*) vom 19. Februar 1600 berichten, „er sterbe als Märtyrer und gehe gern in den Tod, und seine Seele werde mit dem Funkengesprüh des Scheiterhaufens zum Paradiese emporsteigen". Am Freitag, den 17. Februar 1600, bestieg er den auf dem Campo dei Fiori zu Rom errichteten Scheiterhaufen mit einem Muthe sondergleichen. Ueber seine Lippen kam kein Schrei, kein Seufzer, und als ihm, dem mit dem Tode Ringenden, ein Crucifix vor die Augen gehalten wurde, wandte er

*) Fortlaufende Aufzeichnungen der Tagesereignisse, Ansätze unseres jetzigen Zeitungswesens.

mit stummer Gebärde der Verachtung sein Haupt. Seinen Richtern aber rief er zu: „Ihr fället wohl mit größerer Furcht dies Urtheil, als ich es hinnehme.“ — „So ist er denn langsam gebraten,“ schreibt ein deutscher Augenzeuge, Namens Caspar Schoppe, ein Convertit, in seinem „berühmten“ Briefe an Rittershausen, „und mag nun in jenen andern Welten, die er sich einbildete, verkünden, auf welche Weise Gotteslästerer und Frevler in Rom behandelt werden,“ und die erwähnten avvisi di Roma schließen unter gleicher Blasphemie mit Anspielung auf Bruno's Unsterblichkeitsgedanken: „ma ora egli se ne avede, se diceva la verità“. („Aber jetzt wird er's ja erfahren haben, ob er die Wahrheit sprach.“) Er wird es!

Bruno's Wirksamkeit im engen Rahmen einer Skizze darstellen zu wollen, ist unmöglich. Nur kurz können wir daher sein philosophisches System charakterisiren. Bruno's Philosophie ist in ihrem logischen Theil eine Wiedererweckung der „großen Kunst“ des Lullus, die er als unfehlbare Methode sowohl zum Finden, als zum Behalten der Wahrheit pries; in ihrem metaphysischen Theil eine Verschmelzung der Theorie des Nikolaus von Cusa von der Entstehung des Endlichen durch Selbsteinschränkung des Unendlichen mit dem kopernikanischen Weltsystem, die er zu einer phantastisch-pantheistischen Naturphilosophie ausbildete. Bruno war der kühnste und begeistertste Verkündiger der pantheistischen Weltanschauung, die nachmals durch Spinoza ihre consequenteste Fortbildung und systematische Ausgestaltung fand. Als Vorgänger Spinoza's und Leibniz' hat er zudem einen bestimmenden Einfluß auf das gesammte deutsche Geistesleben der letzten 2 Jahrhunderte geübt, hat in Lessing, Herder und Goethe warme Anhänger der von ihm verkündeten Ideen gefunden und die Ausgestaltung unserer gesammten nachkantischen Philosophie, die Richtung, die Schelling's wie Hegel's Denken genommen hat, in hervorragender Weise mit bestimmt. So haben wir Deutsche ganz besondere Veranlassung, den Todestag des großen Mannes auch unsererseits in dankbarer Erinnerung zu begehen. Italien hat das Andenken seines großen Sohnes schon vor längerer Zeit durch ein Denkmal in Neapel geehrt, vor welchem Studenten am 7. Januar 1865 die päpstliche Encyklika vom 8. December 1864 verbrannten. Auch auf dem Monte Pincio in Rom, wo unter immergrünen Bäumen die Büsten der berühmtesten Italiener aller Zeiten stehen, blickt diejenige Giordano Bruno's ernst und feierlich auf das ewige Rom herab. Das Standbild, das dem kühnen Märtyrer im Jahre 1889 errichtet wurde, ist ein Meisterwerk Ettore Ferrari's, eines der hervorragendsten unter den lebenden Künstlern Italiens, welch' Letzterer die Ausführung der herrlichen Bildsäule in edler Uneigennützigkeit unentgeltlich übernahm. — Die Ausgaben der Schriften Bruno's sind nicht allzu zahlreich, die Originalausgaben überhaupt selten, viele davon — wie wir im Laufe unseres Aufsatzes bemerkt haben — verschollen. Die italienischen opera des geistreichen Philosophen sind von Wagner in den „Opere di Giordano Bruno“ (Leipzig 1830, 2 Bde.) mit Einleitung herausgegeben worden, die lateinischen von Fiorentino (Neapel 1833 ff.), zum Theil auch von Gfrörer in dem „Corpus philosophorum“ (Stuttgart 1834—1835) gesammelt. Die Schrift „De umbris idearum“ (Paris 1582), die nur noch in vier Exemplaren existirt, hat S. Tugini (Berlin 1868) herausgegeben. Die beste Lebensbeschreibung Bruno's in italienischer Sprache lieferte Berti: „Vita di Giordano Bruno“ (Florenz 1868), derselbe gab auch die „Documenti intorno a. G. B.“ heraus, eine reiche Fundgrube über Leben und Wirken des gewaltigen Mannes (Florenz 1880). Von deutschen Biographien Bruno's sind zu nennen: Sigwart, Die Lebensgeschichte G. Bruno's (Tübingen 1880), Brunnhofer, G. Bruno's Weltanschauung und Verhängniß (Leipzig 1883) und Kuhlenbeck, Giordano Bruno, sein Leben und seine Weltanschauung (München 1888). In englischer Sprache erschien: Plumptree, Life and works of Giordano Bruno (London 1884, 2 Bde.). Die philosophische Denkweise Bruno's ist unter den Neueren zuerst von Jakobi im Anhange zu dessen „Spinoza“ (Werke, IV, Abth. 1), dann von Schelling im „Bruno“ (Berlin 1802) und von Steffens („Nachgelassene Schriften“, das. 1816) der Vergessenheit entrissen worden. Clemens hat eine Parallele zwischen „Bruno und Nikolaus von Cusa“ gezogen (Bonn 1847), Bartholmeß ein Werk unter dem Titel „Jordano Bruno“ in Paris, 1846 (2 Bde.) erscheinen lassen. Vier formvollendete, gedankentiefe und ergreifende Sonette Bruno's hat Joh. Scherr im „Bildersaal der Weltliteratur“ (Stuttgart 1855) in der trefflichen Uebersetzung Moritz Carrière's, der den herrlichen Märtyrer der Wahrheit gerecht und treffend den „philosophischen Genius Italiens“ nennt, wiedergegeben, sein poetisches Glaubensbekenntniß Kuhlenbeck in der Uebertragung der meisterhaften Verse aus Bruno's „De monade“ (Cap. VIII, p. 99). Es ist uns leider versagt, des Raumes halber, auch nur Einiges aus diesen Dichtungen anzuführen, schließen aber wollen wir unseren Aufsatz mit den prophetischen Strophen Bruno's, welche Kuhlenbeck unter dessen in dem obenerwähnten biographischen Werkchen enthaltenes Brustbild setzt: „Auf denn! Empor zur erhabensten Zuflucht strebe Dein Wesen! Da, in göttlicher Näh', wirst Du zur flammenden Gluth!“ *)

A. v. d. Ilm.

*) Bruno (Al proprio spirito, Wagner I 213).

Bücherbesprechungen.

— Robert Schellwien, Wille und Erkenntniß. Philosophische Essays. Hamburg, Alfred Janssen, 1899. 122 S. — Wir haben uns ehrlich in die sonderbaren Gedankengänge des bekannten Voluntaristen vertieft: wir vermögen weder die Bedeutung noch die bahnbrechende Neuheit derselben anzuerkennen. Was soll im Anfang die ernsthafte Auseinandersetzung mit Stirner, der in seinem längst abgethanen Werke „Der Einzige und sein Eigenthum“ die Weltanschauung des rohesten Egoismus in den Satz verdichtet „mir geht nichts über mich“, der ungefähr mit dem Grundsatz eines Gassenjungen „Selberessen macht fett“ auf gleicher Stufe steht. Der Grundgedanke Schellwien's ist, daß die Durchdringung von Einzelwillen und Allwillen alles Dasein und alle Erkenntniß bestimmt. Der Mensch muß nach ihm sich selbst vorstellig und gegenwärtig werden als die in der Natur urschöpferisch voranstehende Lebensgrundmacht, die nur in ihm, dem Menschen, sich nachschöpferisch offenbart. Das sagte die alte Muhme, die alte Schlange, auch: ihr werdet sein wie Gott! Auf dieser Bahn mit stolzem Hochmuth wandelnd erklärt Verf. (S. 86) den Menschen für den Schöpfer und das Urbild der Gottesidee; „er weiß von Gott oder Göttern nichts, als was er selbst ist.“ In der Richtung dieser Verhimmelung des Geisteslebens hält sich die Selbsteinschätzung des Verf., die auf dem Urtheil eines gutmüthigen Beurtheilers beruht: ohne Kant kein Schellwien (S. 109). Ich dächte, Kant hätte den starken Geistern, welche Gott und Geist, Thon und Töpfer zusammenkitten, ein gründliches quos ego zugerufen. J. J.

— Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, herausgegeben von D. Schlatter und D. Cremer. III. Jahrgang 4. Heft, Gütersloh, C. Bertelsmann, 1899. 122 S. — Der Herausgeber Schlatter giebt im ersten Theil ein überaus werthvolles Lebensbild von Jochanan ben Zakkaj, dem Zeitgenossen der Apostel, auf Grund der rabbinischen Quellen. Wir bedauern fast, daß eine so hervorragende Arbeit nur in dem kleinen Leserkreise der Beiträge bekannt werden soll, und richten hiermit an die Verlagshandlung die Bitte um gesonderte Herausgabe. Wir werden in die geistige Atmosphäre versetzt, in welcher Jesus sich unter dem Widerspruch einer hochberühmten Schulgelehrsamkeit zum Lehrer der Menschheit erhob. Wir sehen das religiöse Leben der Schriftgelehrten, das zwischen den beiden Polen kühnster Gewissenhaftigkeit und knechtseligster Furcht einherschwankt, in seinem bedeutenden und geistesmächtigen Vertreter Jochanan. Wir erfahren auch hier, was wir aus der Schule des Hillel und Schammaj, der beiden Zeitgenossen Jesu, wissen, daß der Heiland es nicht verschmähte, die Formen und Gefäße seiner Lehrverkündigung dem Midrasch und Maschal der damaligen Schule anzupassen. Aber wie hoch erhebt sich die Kraft und Gewalt seines religiösen Urtheils über das gedrückte und scrupulöse Wesen der damaligen Synagoge. Jochanan hat Ansätze zum Reformator: in einer vom socialen Elend, von Steuerdruck, Mißwachs, Räuberei, arg heimgesuchten Zeit dringt er auf eine Religiosität, die den Buchstabendienst durch die Verinnerlichung der Gesetzesgerechtigkeit überwindet. — Im zweiten Theil dieses Heftes giebt Prof. Lütgert (Greifswalde) die Grundlinien einer von dem inwendigen und überweltlichen Gottesgedanken getragenen Geschichtsauffassung, unter sorgfältiger Auseinandersetzung mit der entwickelungsgeschichtlichen Betrachtungsweise eines Carlyle.

J. J.

— Graf Hertzberg als Minister Friedrich Wilhelm's II. Von R. Krauel, kaiserl. Gesandten z. D. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1899. IV, 103 S.; 8°. Pr. 2,75 M. — Den Kern von Krauel's Untersuchung, deren neue Ergebnisse fleißigen Durchforschungen von Acten des geheimen Staatsarchivs in Berlin zu verdanken sind, bildet eine ausführliche Darlegung der Vor- und Nachgeschichte von Hertzberg's Entlassung am 5. Juli 1791. Unwillkürlich wird man beim Durchlesen dieser mit großer Sorgfalt gearbeiteten Abhandlung Schritt für Schritt an eine andere Ministerentlassung erinnert; an die des Fürsten Bismarck durch Kaiser Wilhelm II. Hier wie dort bei dem Leiter der auswärtigen Angelegenheiten ein starkes und zwar berechtigtes Gefühl von seinem eigenen Werth, ein unerschütterliches Selbstbewußtsein, nur daß sich dies bei Hertzberg in schwächlichen Klagen über ungerechtfertigte Zurücksetzung, bei Bismarck in heftigem Groll über die erlittene Unbill, im furor teutonicus geäußert hat; hier wie dort die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines festen Einvernehmens mit Rußland, ein begründetes Mißtrauen gegen Oesterreich und gegen England; hier wie dort die immerhin bemerkenswerthe Erscheinung einer annähernden Gleichzeitigkeit — wenn auch in umgekehrter Reihenfolge — von Standeserhöhung und Sturz; hier wie dort beim regierenden Fürsten die gelegentlich sich scharf äußernde Abneigung gegen irgendwelche Kritik von Regierungsmaßnahmen durch den vom Vorgänger übernommenen, aber bald unbequem gewordenen Minister; hier wie dort beim Entlassenen die Unmöglichkeit, die Kritik einzustellen; hier wie dort die Maßregelung des nörgelnden Gestürzten. Und dennoch leuchtet gerade aus diesen zahlreichen Aehnlichkeiten beim aufmerksamen Vergleichen und Prüfen die Ueberlegenheit Bismarck'schen Geistes über Hertzberg'sches Verdienst heraus. Dadurch wird natürlich das Mitgefühl mit dem „Helden" der vorliegenden Arbeit etwas gemindert; übrigens will ich, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich bemerken, daß sich Krauel ausschließlich und allein mit Hertzberg beschäftigt und alle Seitenblicke geschickt vermeidet. Interessiren wird allgemein folgende Stelle aus einer Cabinetsorder von 1788, die für die Auffassung Friedrich Wilhelm's II. bezeichnend ist, aber auch auf gewisse Vorgänge der letzten Jahre ein hübsches Streiflicht wirft: „Ich fordere bei dem Civil-Dienst von Meinen Ministern eben die Folgsamkeit und den strengen Gehorsam, als ich von meinen Generals bei der Armee fordere." Leute, wie Bischoffwerder (so nach Krauel richtiger als Bischoffswerder) oder Caprivi, haben dieser Anschauung Rechnung getragen; Hertzberg, Stein, Bismarck sind daran gescheitert. Besonders zu loben ist an dem Krauel'schen Buche die über die Quellen und andere Hertzbergiana knapp, aber gut unterrichtende Einleitung; sie läßt zugleich erkennen, wie nöthig es war, auf Grund der gegenwärtigen Wissenschaft von dem Ausgange des staatsmännischen Wirkens eines vortrefflichen Preußen ein abgerundetes Bild zu liefern. Ht.

— Kuno Fischer, Hegel's Leben, Werke und Lehre. VIII. Band der Geschichte der neuern Philosophie. 4. Lieferung. Heidelberg 1899. Winter's Universitätsbuchhandlung. — Die vierte Lieferung des Hegelbandes hat die Wissenschaft der Logik zum Gegenstande; also jene Lehre, die Hegel in seiner ganzen Eigenart und Tiefe zeigt. Die Quellen zur Kenntniß der Hegel'schen Logik sind des Philosophen eigene Ausgaben des Hauptwerks, von denen leider nur die erste vollständig ist — der von ihm selbst in drei Auflagen besorgte Grundriß der Logik in der Encyklopädie — und jene Zusätze, die auf Grund von Vorlesungsnachschriften in der Gesammtausgabe von Hegel's Werken ihren Platz gefunden haben. Diese Vielgestaltigkeit der Ueberlieferung, die Schwierigkeit der Materie und die nicht seltene Dunkelheit des Ausdrucks haben zusammengewirkt, daß Viele von der Hegel'schen Logik keine wesentlich bessere Meinung haben, als sie der schwäbische Bauer in Scheffel's „Gaudeamus" ausspricht. Die Menschen lieben zu beknurren, was sie nicht verstehn; und selbst Männer wie Schelling und Schopenhauer haben sich nicht immer die Mühe genommen, dem Denker ernstlich nachzugehen, gegen den sie polemisirten. Und doch ist der architektonische Aufbau der Hegel'schen Logik, die dialektische Schärfe bei der Begriffsbestimmung, die Eröffnung erleuchteter und einleuchtender Ausblicke, wie sie die Lehre vom Sein, vom Wesen und vom Begriff bietet, von wunderbarer Art. Die dreifache dialektische Schale birgt eine Fülle kernhafter Geistesnahrung, die einer größeren Menge zu Gute kommen sollte, als den Wenigen, die sich heute an Hegel bilden und nähren. In schönster Weise bietet den an Hegel's Lehre Herantretenden Kuno Fischer seine bewährte Führung an. Da sind liegengebliebene Blöcke aus dem Wege geräumt (vgl. S. 567), mißverständliche Beurtheilungen entkräftet (z. B. S. 574), Zielpunkte in hellere Beleuchtung gerückt (S. 492, 503 u. ö.), erläuternde Beispiele herangezogen, wo sie Hegel im Eifer des Entwickelns beiseite ließ (537, 544). Der oft gepriesene geistige Reichthum Kuno Fischer's und die nicht minder preiswürdige methodische Geschicklichkeit des Heidelberger Gelehrten zeigen sich gerade in diesem schwierigen Theile der Hegelmonographie in ihrem vollsten Glanze. Dr. Grimm.

— Die Folter in der deutschen Rechtspflege sonst und jetzt. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Strafrechts von Rudolf Quanter. Mit zwölf Tafeln. Dresden 1900. Verlag von H. R. Dohrn. — Ein werthvolles, allgemein verständlich geschriebenes Buch, dessen Verfasser auf 268 Druckseiten seinen reichhaltigen Stoff mit feiner juristischer und physiologischer Kritik zergliedert und daraus ein schönes Ganze formt. Der Inhalt des für Juristen und Laien sehr lesenswerthen Werkes wird skizzirt durch die Ueberschriften seiner 14 Capitel: Natürliches Recht — Strafrecht; Germanisches Fehderecht; Mittelalterliches Fehderecht; Die Vehmgerichte; Der Beweis; Die Folterkammern; Richter, Schöffen und Gerichtsschreiber; Der Scharfrichter; Die Folter 1) Ihre Geschichte, 2) Ihre Vollstreckung; Die Folter nach der „Carolina"; Die Folter nach der „Theresiana"; Hexenprozesse; Die Seelenfolter im heutigen Strafprozeß. Ein ausführliches Sachregister erleichtert es dem Leser ungemein, sich schnell über einzelne Materien im Buche zurecht zu finden. Voraus steht ein Vorwort und eine Einleitung. Was der Verfasser darin verspricht, hat er musterhaft gehalten. Er macht zunächst den Leser kurz mit den Verhältnissen der deutschen Rechtspflege in altgermanischer Zeit, im Mittelalter u. s. w. vertraut, wenigstens soweit, wie dies für die gerechte Beurtheilung des Folterwesens erforderlich erscheint. Denn die Prüfung der Frage, ob denn wirklich die Folter Jahrhunderte lang als eine so unmenschliche Grausamkeit und bestialische Brutalität, wie sich das große Publicum sie schaudernd vorzustellen gewohnt ist, bestanden, ob sie wirklich bis zu ihrem Erlöschen die Handhabe brutaler Willkür gewesen ist, oder ob ihr nicht doch eine gewisse Berechtigung innegewohnt hat, ist die wahrlich nicht leichte Aufgabe des Werkes. Es kommt dem Verfasser vor Allem darauf an, das System zu analysiren. Zu diesem Zwecke scheidet er die Folter, dieses dunkelste Capitel der deutschen Rechtspflege, in zwei scharf getrennte Theile: Auf der einen Seite das Verfahren wegen gemeiner Verbrechen, auf der anderen Seite „das große Ungethüm, das Verfahren gegen Hexen und Zauberer, das, mag es auch dem Geiste der Zeit entsprochen haben, dennoch ein garstiger Fleck in unserer Rechtsgeschichte bleibt". Mit großer Ausführlichkeit behandelt der Verfasser die die Folter betreffenden Bestimmungen der Carolina und die bereits weit humaneren der Theresiana, indem er namentlich bei dem Begriff des corpus delicti eingehender verweilt. Dieser Begriff des corpus delicti, wie ihn die Theresiana verstand, war ein ganz erheblich weiterer als der heutige, und deshalb ist die Theresiana gerade in diesen Vorschriften auch für den heutigen Criminalisten zur Entdeckung des Verbrechens und des Thäters noch von hohem Werthe und größtem Interesse. Die Hexenprozesse werden sehr ausführlich behandelt, und der Verfasser hat Recht daran gethan, daß er bei der Schilderung der aus weltlichen und geistlichen Rücksichten erfolgten Hexenverfolgungen gewisse unvermeidliche Anstößigkeiten in seinem ernsten und auf wissenschaftlichem Studium basirten Buche nicht aus falscher Moral weggelassen hat. Die Vergewaltigung der Weiber durch den Teufel spielt nun einmal die Hauptrolle im Hexenglauben. Es mag hier noch erwähnt werden, daß die Folter zuerst in Preußen abgeschafft worden ist und zwar 1754 unter Friedrich dem Großen. In Sachsen hörte sie 1770 auf, in Bayern 1806, in Württemberg 1809 und in Coburg gar erst 1828. Im Schlußcapitel behandelt der Verfasser in sehr beachtlicher Weise die „Seelenfolter im heutigen Strafprozeß". Er versteht darunter die Untersuchungshaft und das Zeugnißzwangsverfahren. Die 12 dem Buche beigefügten Tafeln illustriren mit grauenhafter Lebenswahrheit die abscheulichen Torturen und die Anwendung der hauptsächlichsten Folterwerkzeuge. Dr. Feste.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 22. Dienstag, den 20. Februar, Abends. 1900.

Wie der „Bua“ auf dem Tanzboden singt.

(Faschings-G'stanz'ln aus dem Böhmerwald.)

Von Joh. Peter. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Wer den stolzen grünen Böhmerwald im Sommer gesehen, der wird entzückt gewesen sein über die oft unvergleichlichen Landschaftsbilder, die sich seinen staunenden Augen von den luftigen Berggipfeln erschlossen. Er wird mit heiligem Schauder im Herzen an den felsumsäumten und tannenbeschatteten Gestaden der braunen Hochwaldseen geweilt haben und die gewaltige Psalmensprache des alten deutschen Waldes wird ihm heilsame Mär von dem Leben seiner kerngesunden Ahnen erzählt haben. In den Charakter des biederen Waldvolkes aber einzudringen, wird ihm nicht möglich gewesen sein — denn des Waldvolkes Eigenart äußert sich am deutlichsten im Winter, wo der rauhe Frostreif die Menschen an den warmen Herd bannt und die Stubenpoesie ihre Blüthen treibt. Da ertönen in der Rockenstube und auf dem Tanzboden wie in der frostklaren Winternacht bei Schlittenfahrten des Volkes ursprüngliche und urwüchsige Lieder, da klingt der Mund des deutschen Märchens und flüstert die Sage ihre wunderbaren Erzählungen, da schäumt die ungetrübte Lebenslust aus dem ewigen Jungbrunnen deutschen Gemüthslebens, und die treue deutsche Volksseele öffnet sich dem Forscherblick des Volksfreundes und bereichert ihn mit werthvollen Schätzen. Beim Biere, beim Tanze, beim Diandl wird der Böhmerwaldler warm, da geht ihm das Herz über, und was sein Innerstes erfüllt, das findet seinen begeisterten Ausdruck im Liede, und thatsächlich ist das deutsche Böhmerwaldvolk ungemein reich an „G'sang'ln“, die uns durch ihre Gemüthstiefe, durch ihren schlagenden Witz und durch ihre üppige Sinnlichkeit oder träumerische Sentimentalität überraschen. Namentlich im Fasching, wenn auf dem Tanzboden die Bässe rumpeln, die Fiedeln klingen und die Trompeten schmettern, da wird gesungen ohne Aufhören und der ganze Volkscharakter offenbart sich da im Liede, das zumeist in der G'stanz'lform von „Vierzeiligen“ auftritt und ein angenehmes Licht auf den baumfrischen, granitfesten Waldsohn wirft. Den begeisterten Freund des Böhmerwaldes — und dieses einzig schöne deutsche Waldgebirge zählt der Freunde nach Tausenden — will ich im Geiste auf den Tanzboden einer Faschingsmusik versetzen — hier wird er den rauhen Sohn der Berge und der endlosen Moorwälder in seinem Liede kennen lernen, und wenn er im Sommer wieder kommt, so wird er den stämmigen Burschen, bei dem augenscheinlich Alles unbändige Wildheit und ungebundene Natürlichkeit ist, von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus betrachten und ihn werthschätzen. Also aufgespielt, Musikanten! Halt's euch z'samm, 's dauert eh nimmer lang! Fasching ist's, und da muß man lustig sein! Juchhu! — Und thatsächlich regt sich diese Faschingslust schon am zweiten Weihnachtsfeiertage, dem „Steffelstag“, wo die Burschen ihre „Menscher“ (allgemein für Mädchen) zum Bier „weisen“ und die Dienstboten den Dienst wechseln. Viel Kurzweil und drastischer Schabernack wird da getrieben und der Hafer fliegt da so dicht und unaufhörlich, daß der Wirth wohl einige „Maßeln“ zusammenkehren kann. Es soll die Sitte des Haferwerfens die Steinigung des heiligen Stephan veranschaulichen, aber sie äußert sich auch als Liebeswerbung, indem der Bursche, der noch kein Diandl besitzt, ein solches aber bereits im Kopfe hat, der still Erkorenen ein Handvoll Hafer in's Gesicht wirft. Findet seine Werbung Gnade, so wirft das Mädchen gleichfalls eine Handvoll Hafer zurück, und nun setzen sich die beiden Glücklichen zusammen, der siegestrunkene Bursche legt den Arm um des Mädchens Nacken, küßt und drückt es ab und macht sich mit ihm das — Heimgehen aus — und diese reschen Walddiandln können nicht nein sagen, eine jede Bitte findet Gewährung. Und nun jauchzt der Bursche, schwingt seinen Maßkrug hoch, stampft mit den Füßen und singt mit heller Stimme:

„Hot mi' nix a so g'freut,
Als ma' oanzige Freud',
Denn mei' oanzige Freud'
Hot mi goar a so g'freut!“

Diese scheinbar so wenig sagenden Worte sagen Alles, was in diesem Augenblicke sein Gemüth erfüllt, denn seine einzige Freud' war ja immer sein Diandl, das er sich nun fürs ganze Leben gesichert. Im Geiste sieht er schon den ganzen Liebeslauf, drum singt er gleich wieder:

„Im Auswärts wird g'fensterlt,
Im Summa wird g'liabt,
Im Hiagst, do wird g'heirat't,
Im Winta wird — g'wiagt!“

Und schallendes Beifallgelächter erhebt sich und alle Burschen stimmen übermüthig ein, indem sie ihren Diandln tief in die Augen gucken:

„Im Winta wird g'wiagt!“ —

Mit dem Dreikönigsfeste beginnt der eigentliche Fasching, der buchstäblich in Saus und Braus durchlebt wird. Kein Sonntag vergeht, daß auf dem Tanzboden nicht die Fiedeln klingen, ja selbst unter der Woche finden sich die jungen Leute in der Rockenstube zusammen, wenn der Mond so schön leuchtet und der gefrorene Schnee so hell funkelt, und da wird bei den Klängen einer Mundharmonika gesungen und gewalzt bis weit über Mitternacht, worauf dann das gemeinschaftliche Heimgehen zu zweien und das verschwiegene Liebesleben im dunkeln Kämmerlein erfolgt. Und vor dem lieben, trauten „Fensterl“ singt der Bursche:

„Heut' scheint da Mond so schön,
Muaß i zu man' Dianei geh'n,
Dianei, geh' ber za mir,
Is jo dei' Bua da dir!

Heut' leuchten hell die Stern',
Und i hon mei' Dianei gern!
Dianei, i sog da's frei,
Bleib' mir a treu!“

Am wildesten schäumt die Lust in den drei letzten Faschingstagen. Da werden auf dem Tanzboden wahre Orgien gefeiert, und der Tanz dauert mit wenigen, kurzen Unterbrechungen vom Sonntag nach dem Segen bis tief hinein in den Aschermittwoch. Hier verrichtet der abgehärtete Waldmusikant wahre Wunder seines Könnens und Ausdauerns, da werden selbst die alten Männer und Weiber närrisch und das ganze Dorfleben vereinigt sich auf dem Tanzboden, um den Kehraus in tollster Weise zu feiern. Bier fließt in Strömen, Liebschaften werden geschlossen und Mädchen ihren Burschen abwendig gemacht, alte Rache wird da gekühlt, Eifersucht ausgetragen im wilden, blutigen „G'raff“, bis der Aschentag dem wilden Bacchanal ein Ende macht.

Es wird sich lohnen, so einem Faschingstanz im Böhmerwalde beizuwohnen und das heißblütige Volk der Grenzer in seinem Liede zu belauschen. Dem Forscher der deutschen Volksseele bietet sich hier reichlicher Stoff zu seinen Studien. Sobald die Vesper vorüber ist, strömt Alles, was Geld und Leben hat, auf den mit Tannenreisig geschmückten Tanzboden zum Sonntagstanz, wo die Musikanten, gemeiniglich Spielleute genannt, bereits breitspurig auf dem „Orchester“ in der vordersten Ecke sitzen und ihre Instrumente stimmen. Gewöhnlich besteht die Kapelle aus acht bis zehn Mann. Meistentheils vernimmt man nur Blechmusik, denn für Streichmusik haben die polternden Burschen keinen Sinn; sie verabscheuen das „Gewinsel“ und wollen Trompetengeschmetter, Bombardongetöse und Flügelhorngesang. Dazu stampft und jauchzt es sich gut, und

wenn es zu einem G'raff kommt, so kann man so einen Bombardon oder so ein Baßflügelhorn, das man dem Spielmann entreißt, auch als wirksame Schlagwaffe gebrauchen, wobei man sich blutwenig um die zahllosen Wunden und „Büge" kümmert, die das so beehrte Instrument aus dem blutigen Burschenstreit davonträgt. Die massigen Buchentische sind bald besetzt von feuchtfröhlicher Burschenschaar. Im anstoßenden Extrazimmer lärmen und schnupfen die Alten, und an den Wandbänken rings um den Tanzboden sitzen die rothwangigen, vollbusigen Diandln in ihren nett gebügelten Battistgewändern und harren mit Sehnsucht des Burschen, der sie aus ihrer müßigen Ruhe aufweckt zum munteren Reigen des Herz und Glieder elektrisirenden Ländlers. Aber auch Altweibervolk und ein geschäftiges Heer von Klatschbasen hat sich auf dem dampfenden Tanzboden eingestellt, das den Hintergrund nahe bei der Thür ausfüllt und stehend und gaffend, bekrittelnd und bewundernd den Faschingstanz verfolgt. Wie manche vertrocknete Haut mag sich da denken: Bin auch einmal jung gewesen, hab' getanzt und gebusselt, hab das Fensterl geöffnet und .... doch weiter kommt sie nicht in ihren Reflexionen, denn ein baumfrischer Bursche nähert sich mit seinem um die Hüften gefaßten Schatz dem „Orchester", reicht den Spielleuten den Maßkrug und schreit mit schneidiger Stimme: „Trinkt's, Spielleut'l, daß's blosen kinnt's und daß enk der Othm net ausgeht! Heut' san ma do, Juchhu!" Der Maßkrug macht die Runde vom Kapellmeister bis zum dritten Trompeter, dann setzen die Spielleute ihre „Hörnd'ln und Pfeiferl'n" an den Mund und harren erwartungsvoll und dienstbereit der weiteren hochherrlichen Weisungen. Der Bursche aber singt:

„Meine Musikant'n,
Därft's enk goar net rant'n,
Spoit's an Stad'n af
Und mirkt's af's Zoihn (Zahlen) nit af!
Hon a Gold im Sock,
Konn zoihn, wonn i mog,
Konn mi lusti' mocha
Mit man Schotz!"

Im Nu schnalzt und schmettert das Blech und ein wildes Stampfen und Schleifen hebt auf dem Tanzboden an, daß er in seinen Grundfesten erzittert. Immer dichter werden die reigenden Paare, bis sie sich schließlich nur mehr gegenseitig fortschieben — da springt ein Bursche in die Mitte des Knäuels und ruft mit gellender Stimme: „Solo!" Diesem Commandoruf wird sofort pünktlich Folge geleistet, indem die Hälfte der Tanzpaare solange ruht, bis der Ruf „Solo!" von Neuem erschallt und das Ausruhen der anderen Hälfte zur Pflicht macht. Nur so kann ein regelrechter Tanz erzielt werden, und solange das Bier noch nicht seine Wirkungen geltend macht, läuft Alles in schönster Ruhe und Ordnung ab. Das G'raff bleibt ja doch nicht aus — es bildet den würdigen Abschluß des Sonntagstanzes. — So geht es fort bis gegen Mitternacht, wo man unbewußt und unabsichtlich die Raststunde hält, die man mit dem „G'sang'lsingen" vor dem „Orchester" ausfüllt und die die Taschen der Musikanten mit blankem Silber füllt. Meistens sind es Vierzeilige voll drastischer Schlager und schäumender Lebenslust. Vom schmachtenden Liebeslied zum klagenden Liebesschmerz, vom sinnlichen Begehren bis zum verwundenden und die bösen Leidenschaften entfachenden Trutzg'sang'l erstreckt sich die Stufenleiter des Volksgesanges, und viel Urwüchsiges, Eigenartiges kommt da zur Geltung. Jedes „G'sang'l" muß von der Musik nachgespielt werden und wird mit Bier und Geld reichlich vergütet. Meistens hält der Bursche dabei sein Diandl fest umschlungen und dreht sich mit ihm bei der Wiedergabe durch die Musik wie toll im Kreise, oft stimmen die Mädchen selbst ein G'sang'l an, zuweilen kommen auch die alten Männer und selbst die alten Weiber und geben die Lieder ihrer Zeit zum Besten, und mitunter singt die ganze Gesellschaft im Chore, wobei man das feine Gehör, den musikalischen Sinn und die angenehmen Stimmen der Sänger bewundern kann.

Als Sohn des Böhmerwaldes habe ich selbst diese Lieder gesungen, im Auftrage der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Kunst, Wissenschaft und Literatur in Böhmen" habe ich dieselben mit ihren Melodien gesammelt, und so will ich dem Leser aus meiner reichhaltigen Sammlung einige Proben zum Besten geben, die ihm das biedere Böhmerwaldvolk im günstigsten Lichte erscheinen lassen. Wenn mitunter Derbes geboten wird, so wolle der freundliche Leser solches mit dem Erwägen entschuldigen, daß diese Skizze nicht für die Jugend geschrieben ist, und daß der echte Volksschilderer das Volk so schildern muß, wie es wirklich ist, und nicht, wie es sein soll. Das schmachtende Liebessehnen äußert sich in folgender Strophe:

„Diandl, mi' muaßt liab'n,
I bin a Zimmermonn,
I werd' da a Häuserl bau'n
Und a Hütterl dron,
I werd' da a Wiagerl mocha,
Diandl, do wirst locha,
Und a Kinderl drei',
Dos wird di' g'freu'!"

Der schmucke Jäger äußert sich folgendermaßen:

„Was faiht denn an Jaga?
An Jaga faiht nix,
Als a schwoarzauget's Diandl,
A Hund und a Büx!"

Seinem Abschied vom Diandl giebt der vom Fensterln zurückkehrende Bursche folgenden sprechenden Ausdruck:

„Bsüad di God,
Du mei' liab's Täuberl,
Und loß dir's guat gehn!
Jo, für die Zeit,
Wo du mi' g'liabt host,
Bedonk' i mi' schön!"

Schelmisch singt er dem Diandl zu:

„Heut' af d' Nocht g'freu i mi',
Kimmt mei' Schotz, heirat' mi',
Heirat' ma z'somm,
Is ma d' Zeit nimma long."

Die Gütergemeinschaft auf dem Gebiete der Liebe findet folgenden Ausdruck:

„I und mei' Komerod
Hom nua oa Diandl g'hot,
Hom nua oa Diandl g'liabt,
Hom uns net z'kriagt."

Das gleichgiltige Diandl aber singt folgendermaßen:

„Mei' Herzerl is frisch,
So wia 's Brunnwossa is,
Weil ma um mei' Büawerl
Koa bißl load is."

Ganz anders klingt das Lied der Unzugänglichen:

„Mei' Herzerl is treu,
Is a Schlößerl dabei,
Und koa oanziga Bua
Hot a Schlüsserl dazua!"

Schalkhaften Humor athmet folgender Erguß:

„'s Diandl hot g'sogt za mir,
Und i hon g'sogt za ihr,
Und sie hot g'sogt za mir
Und i za ihr!"

Tiefe Melancholie drückt folgendes G'sang'l aus:

„I hon a Diandl g'liabt,
Hon's mit koan Wort betrüabt,
Hon ihr in d'Augerl guckt,
Hon 's an mei Herzerl druckt!
Hiazt hot's an ondern gern,
I möcht' ma d' Soi ausplärr'n,
Weil um ma Herzenslad
Koa Hohn am Mist mehr kraht!"

Eine große Rolle auf dem Tanzboden spielen die Trutzg'sang'ln, die immer den Anlaß zu einem G'raff geben, wenn man ein solches plant.. So singt der Schleifer den Glasmalern zu:

„D' Maler san Prahler,
Geb'n d' Läus um an Thaler
Und d' Flöh um an Guld'n,
Und san no' volla Schuld'n!"

Der Maler entgegnet schlagfertig:

„Wenn d' Schleifa ausgengan,
Dos is halt a Freud'!
Do hört ma s' scho' huast'n
Drei Viert'lstund' weit."

Aber auch die Glasbläser haben es scharf auf die Schleifer. Sie spotten:

„Wenn d' Glosmocha tonz'n,
Do glonz'n dö Schuah,
Do schau'n halt dö rotzigen
Schleiferbuam zua!"

Oder:

„D' Schleifa san lusti',
Voraus die Junga,
Do schreit holt da Geldbeut'l
Vor lauta Hunga!"

Dem Diandl wird folgendes Trutzgesang'l zugesungen:

„Diandl, wenn'st mi liabst,
Huast' di' aus, konnst mi kriag'n!
Wenn'st net lüagst, net betrüagst,
Konnst mi' hob'n, wann'st mi' kriagst!"

Und der Sorgenfreie jubelt:

„Da Dianei, koa Dianei,
Netta oa Ding!
Und a Herz wie a Vögei,
Drum leb' i so g'ring!"

Fensterlgeschichten werden folgendermaßen verrathen:

„Diadldodl im Kammerl drin
Diadldodl liegt 's Nannerl drin,
Diadldodl hon i einig'schaut,
Diadldodl woar 's laut!"

Die Tugendhüter trifft folgender Spott:

„Geh' i hint aus, geh' i ob'n aus,
Steh'n üb'rall d' Spion,
Owa i und mei' Dianei
Kemmen derentweg'n z'somm!"

Die wahre Burschenfreude preist folgendes Liedl:

„A Pfeiferl, a Diandl,
A Schneid und a Goid:
Dos is halt für d'Buama
Dos Best' af da Woit!"

Selbstspott liegt in folgendem G'stanz'l:

„Vom Wald bin i außa,
Vom Lond der Kultur!
Do frißt ma dö Erpf'l
Mitsommt da Muntur!"

Köstlich ist die Entschuldigung des Säumigen:

„Wia daß d' denn net kemma bist,
Und g'hoiß'n host ma's g'wiß,
Im Sinn host es g'hot
Owa gestern af d' Nacht!"

Im Mitticha bin i
Af d'Robot ausgfoahr'n,
Und im Pfingsta, do bin i
Scho' schlaferi word'n.

„Gestern, do hon i net
kemma kinna,
Owa i werd' da dö Zeit
Scho' no' einabringa!

Im Freita', do hot es sich
A net recht g'schickt,
Und im Somsta, do hon i ma
D' Hos'n erst g'flickt.

Wenn war' i denn kemma,
Wenn hätt' i denn Zeit?
Im Monta' hot's g'reg'nt
Und im Irta hot's g'schneit!

Im Sunta, do hon i's
Scho' onleg'n müaß'n,
Owa do hot mi mei' olta
Schotz loss'n grüaß'n!"

Unerschöpflich ist der „Bua" im Aussingen von „Vierzeiligen", die er in der Raststunde vor dem Musikantentisch zum Vortrag bringt und die fast jedesmal mit einem Schlager enden. So singt er folgende „G'stanzl'n":

Es gibt schöne Wossa,
Es gibt tiafe Brünn,
Es gibt schöne Mensch'a
Im Böhmerwald drin.

Gibt's denn wos Schöner's,
Als d' Schulmeisterei?
Bold kimmt a kloa's Kind af d'
Woit,
Bold stirbt a olt's Wei'l

I pfeif' af dö Wossa,
I pfeif' af dö Brünn,
I hon nur af d' Menscha
In Wold drin an Sinn!

Hot mi nix a so g'freut
Wia ma oazige Freud,
Denn ma oazige Freud
Hot mi goar a so g'freut!

Da Holb' Bier, zwoa Holb' Bier!
Sogt da Wirt glei' za mir:
Du kloana Häuslbua,
Du host scho' gnua!

D' Zimmer werd'n ausg'molt
Und austapeziert,
Nur d' Menscha, dö werd'n nur
A Bißl ong'schmiert.

Wia r i dos Ding ho g'hört,
Hon i glei' afbegehrt
Und hon in' Tisch einig'haut,
Do hob'n d' Leut g'schaut!

Z'weg'n wos bellt denn da Bauzl
Den Mond allweil on?
Weil da Mond af'n Bauzl
Net 'runterbell'n konn!

's Liadl is aus, 's Tanz'l is aus,
's Mensch fluigt vom Rau'fong
'naus,
Und der Bua schaut ihr zua,
Der locht cahm's gnua!

A Birn is koa Apfl,
A Apfl is koa Birn,
Wo 's Maul geht spozier'n,
Is im Kopf net viel Hirn.

I und mei' Bruada,
A Ox und Kuah,
Nochand moan i, do war'n uns
Verwondte g'rod g'nua.

Da Glaub'n, der mocht heili',
Da Haring mocht Durst',
Und da Pfoara mocht d' Predi'
Und da Metzga mocht d' Wurst.

Mei Schwesta spoit d' Zitha,
Mei Bruada 's Klarinett,
Mei Voda schlogt d' Muada,
Dos gibt a Quartett.

Buama, sad's lusti,
Heut bin i no' do!
Morg'n bin i ban Kaisa,
A frischa Soidot!

I woaß net, i hob
Mit der Orwat koa Freud',
Denn grod mit da Orwat
Versammt ma dö Zeit

A frischa Soidot,
Der a Ehr' im Leib hot,
Und an Herrn muaß ma 'n hoiß'n,
Wenn a glei koa Goid hot!

So geht es fort die ganze Nacht, bis sich der Bursche mit seinem Diandl auf den Heimweg macht und den Spielleuten noch folgendes G'sang'l vorsingt:

Und is da Knödl rund,
Rund wird mei Diandl boid,
Woarum, dos woaß der liabe Böhmawoid!

Bücherbesprechungen.

— **E. Gustav Steude, Der Beweis für die Wahrheit des Christenthums.** Gütersloh, C. Bertelsmann, 1899. VIII und 148 S. — Verfasser hat der alten apologetischen Beweisart, die aus dem nur dem Glauben einleuchtenden und für denselben gegenständlichen Inhalt, nämlich Offenbarung Gottes in der Natur, im Gewissen, in der Geschichte, in der Bibel, die Wahrheit des Christenthums ableiten will, gründlich und ehrlich den Abschied gegeben. Unser Wahrheitsbeweis steht und gründet sich auf Jesus Christus, den Auferstandenen, den kein Wissen in seiner welterlösenden und weltvollendenden Einzigartigkeit leugnen kann, der als der Stern noch immer dem Wissen leuchtet, wenn es sehen will. Im Uebrigen müssen wir uns damit begnügen, die Widerspruchslosigkeit des christlichen Glaubens gegenüber dem Denken und seine Vereinigungsmöglichkeit mit jenem zu erweisen. Es liegt über dem apagogischen Verfahren des Verfassers ein Anflug herber Strenge und vornehmer Zurückgezogenheit, der aber durch den Gewinn der gesicherten Wahrheit schließlich verschwinden muß. Der große Christuskenner Johannes behält Recht: unser Glaube der Sieg, der die Welt überwunden hat, ἡ νίκη νικήσασα τὸν κόσμον. J. J.

— **Graf Hellmuth v. Moltke**, der Schlachtendenker des deutschen Volkes in großer Zeit. Von Dr. **Heinrich Rocholl**, Consistorialrath und Militär-Oberpfarrer des 10. Armeecorps zu Hannover. Berlin und Hannover, 1900. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). Preis 30 ₰. — In von Herzen kommender und zu Herzen gehender Sprache zeichnet Rocholl in dieser kleinen Schrift ein Charakter- und Lebensbild des großen Feldmarschalls, der dem deutschen Volke wegen seiner gewaltigen Leistungen als Schlachtendenker unvergessen ist und ihm wegen der Schlichtheit und Bescheidenheit seines Wesens menschlich nahe steht. Das mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Heftchen soll ein Gedächtnißblatt sein zum 26. October 1900, dem hundertjährigen Geburtstage Moltke's, und ist für die weitesten Kreise bestimmt. Die Verbreitung, die es verdient, wird dadurch erleichtert, daß es in Partien zu ermäßigtem Preise (25 Exempl. zu je 28 ₰, 50 zu je 26 ₰, 100 zu je 25 ₰, 500 zu je 23 ₰, 1000 zu je 20 ₰) bezogen werden kann. — Für die Frage der deutschen „Weltpolitik" ist nicht uninteressant eine Bemerkung der Kaiserin Eugenie, an die Rocholl erinnert. Als Moltke als Begleiter des Kronprinzen im December 1856 in Paris war, schrieb die Kaiserin über ihn an eine Freundin: „Des Prinzen Begleiter, ein Herr Moltke (oder so ähnlich) ist ein wortkarger Herr, aber nichts weniger als ein Träumer, immer gespannt und schauend; er überrascht durch die treffendsten Bemerkungen. ... Es ist eine imponirende Rasse, die Deutschen! Louis sagt: Die Rasse der Zukunft. Bah, nous n'en sommes pas encore là (ach was, so weit sind wir noch nicht). — In Ergänzung unserer früheren Anzeige (Leipz. Zeitung 2. Dec. 1899 Nr. 280) weisen wir darauf hin, daß uns von der bei Mittler und Sohn in Berlin erschienenen billigen Volksausgabe der **Schriften des Generalfeldmarschalls Grafen Hellmuth v. Moltke** nun auch der dritte Band vorliegt. Enthielten die beiden ersten Bände eine Auswahl der Briefe Moltke's, so bringt der dritte Band seine Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71. Das in der Zeit vom Februar 1887 bis Januar 1888 verfaßte Werk ist zu volksthümlicher Belehrung bestimmt und stellt die großen Ereignisse in schlichter Weise dar, aber im Zusammenhange des großen Ganzen, so wie sie nur an der leitenden Befehlshaberstelle erkannt werden konnten. Zur Empfehlung des längst berühmten Werkes bedarf es keines Wortes mehr, es ist gut, daß es in billiger Ausgabe vorliegt. Das Verständniß wird erhöht durch eine Uebersichtskarte in Steindruck und zwölf Planskizzen, außerdem bietet das Buch

elf Bildnisse und die Schlußworte des Werkes in Moltke's Handschrift. A. Bs.

— Katechismus der Invaliden-Versicherung. Nach dem Gesetze vom 13. Juli 1899. Von Regierungsrath A. Wengler. Leipzig, J. J. Weber, 1900. — Zu den von demselben Verfasser bearbeiteten Katechismen über die Unfallversicherung und die Invaliditäts- und Altersversicherung, beide 1898 herausgegeben, gesellt sich nun diese neue Bearbeitung des Invalidenversicherungs-Rechtes. Dieselbe ist nothwendig geworden durch das oben angeführte, mit Beginn des neuen Jahrhunderts in Wirksamkeit tretende Gesetz und die damit im Zusammenhange stehenden Veränderungen, durch welche sowohl das Verfahren vor den Schiedsgerichten, wie beim Reichsversicherungs-Amte vielfach geändert worden ist. Auch diese neue Schrift zeigt die bekannten Vorzüge ihres Verfassers: eingehende Sachkenntniß, die sich ebensowohl auf das Studium der Gesetze, wie auf reiche praktische Erfahrung stützt, Geschick in der Gruppirung der einzelnen Materien, klare und gemeinverständliche Sprache. Je schwieriger das Studium derartiger Gesetze zumal für den Laien ist, desto unentbehrlicher sind die Katechismen, die gewissermaßen zugleich als Commentar betrachtet werden können. —tg—

— Textausgaben von Verwaltungsgesetzen. Die königl. sächsischen Gesetze und Verordnungen über Jagd und Fischerei in der bekannten Bearbeitung des Geh. Reg.-Raths M. Lotze in Dresden liegen bereits in der 2. Auflage als 72. Band der in der hiesigen Roßberg'schen Hofbuchhandlung erscheinenden Handausgabe königl. sächsischer Gesetze vor, ein Beweis, daß die Lotze'sche Ueberarbeitung der v. Einsiedel'schen Ausgabe der Jagd- und Fischereigesetze, welche vor etwa drei Jahren erschien, sich großer Werthschätzung zu erfreuen gehabt hat. Die neue Ausgabe ist wesentlich erweitert und ergänzt worden, insbesondere durch die eingehende Behandlung der sächsischen Fischereigesetzgebung, sowie des mit dem 1. Januar 1900 in Kraft getretenen Gesetzes, den Ersatz von Wildschaden 2c. betr., vom 28. Mai 1898. Die Einleitung zur Jagdgesetzgebung wurde durch eine kurze Darstellung der Jagd bei den alten Völkern überhaupt vervollständigt. Wenn die vorliegende Arbeit überhaupt einer Empfehlung bedarf, so kann sie nur die wärmste sein. Die Auslegung der Jagdgesetzgebung namentlich ist nicht ganz einfach und daher den Betheiligten ein guter Berather, wie das Lotze'sche Buch, gewiß nach wie vor sehr erwünscht. Der Preis von 3 ℳ ist angemessen. — Aus demselben Verlage ist uns eine von dem Regierungsassessor Michel in Plauen i. V. bearbeitete Textausgabe der sächsischen revidirten Landgemeindeordnung zugegangen, welche, mit kurzen Anmerkungen und sehr sorgfältigem Sachregister versehen, zumal sie nur 60 ₰ kostet, besonders geeignet ist, die Kenntniß und das Verständniß der Verfassungsgesetze der Gemeinden zu erleichtern. Dieser wohlfeilen Ausgabe der rev. Landgemeindeordnung soll in Kürze auch eine solche der revidirten Städteordnung folgen. — Derselbe Verlag hat endlich eine gleichfalls wohlfeile Ausgabe des sächsischen Gesetzes, das Mobiliar- und Privatfeuerversicherungswesen betr., in 6. Auflage erscheinen lassen. Preis 60 ₰. Wie ihre Vorgänger wird auch diese Ausgabe von den betheiligten Kreisen gewiß dankbar begrüßt werden. — Von dem Oberlandesgerichtsrathe Max Hallbauer in Dresden war das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz in Gesprächsform für Jedermann in Meinhold's juristischer Handbibliothek (Verlag von Albert Berger, Serig'sche Buchhandlung in Leipzig) herausgegeben worden und hatte zahlreiche Freunde gefunden. Das am 1. Januar 1900 in Kraft getretene Invalidenversicherungsgesetz machte eine sachgemäße Umarbeitung dieser früheren Ausgabe nöthig; dieselbe ist infolge Behinderung des ursprünglichen Verfassers unter Berücksichtigung der Verhältnisse im Königreich Sachsen von dem Verwaltungsdirector der Ortskrankencasse für Leipzig und Umgegend, Clemens Uhlmann, mit gutem Erfolge besorgt worden. Die anerkannt geschickte Form der Darstellung wird der Arbeit auch fernere Verbreitung sichern, zumal der niedrige Preis von 80 ₰ auch Minderbemittelten die Anschaffung des Buches gestattet. — Ebenfalls im Verlage von Albert Berger (Serig'sche Buchhandlung) in Leipzig hat der Oberlandesgerichtsrath Dr. Max Mittelstein eine Textausgabe der Reichsgesetze, betr. die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschifffahrt und der Flößerei, vom 15. Juni 1895 in der vom 1. Januar 1900 an geltenden Fassung mit Abdruck der ergänzenden Bestimmungen anderer Gesetze und einem Sachregister erscheinen lassen. Preis 1,50 ℳ. Diese neue Ausgabe ist wegen der zahlreichen sachlichen und redactionellen Aenderungen erforderlich gewesen, welche das Binnenschifffahrtsgesetz namentlich in Anlaß des neuen Handelsgesetzbuches erfahren hat. Der neue Text entspricht genau (auch in der Orthographie) dem des Reichsgesetzblattes. Da es sich hierbei um einen etwas verwickelten und dazu fernerliegenden Gegenstand handelt, kommt die neue Ausgabe zur rechten Zeit und kann den Betheiligten nur empfohlen werden. — Mit Spannung wurde das öffentlich angekündigte Erscheinen der ersten Abtheilung des großen Commentars des Invalidenversicherungsgesetzes vom 13. Juli 1899 erwartet, welchen die Geheimen Regierungsräthe und ständigen Mitarbeiter des Reichsversicherungsamts W. Isenbart und W. Spielhagen in Carl Heymann's Verlag in Berlin herausgeben. Jetzt ist dasselbe erfolgt, die erste von drei Abtheilungen liegt vor; sie umfaßt das Gesetz bis einschließlich §. 55. Die Verfasser sind langjährige Vorsitzende von Spruchsenaten des Reichsversicherungsamts und besonders seiner Abtheilung für Invaliden- und Altersversicherung, ferner die Referenten für alle Fragen der Gesetzesänderung. Infolgedessen vereinigen sie große Erfahrung auf dem Gebiete der Rechtsprechung mit der Kenntniß der Entstehungsgeschichte des Gesetzes. Das Buch will zunächst für die Praxis den Uebergang aus dem alten in den neugeschaffenen Rechtszustand vereinfachen. Es sind deshalb alle getroffenen Abänderungen sowohl im Gesetzestexte selbst ersichtlich gemacht, geeignetenfalls unter Beifügung der alten Fassung, als auch in den Anmerkungen eingehend begründet. Außerdem sind die gesammten Materialien des Gesetzes so ausgiebig verwerthet, daß sich die für die praktische Handhabung des Gesetzes zumeist recht unbequeme Nothwendigkeit eines Nachschlagens in denselben bei der Benutzung des Werkes erübrigt. Die Spruch- und Verwaltungspraxis des Reichsversicherungsamts hat sorgfältige Berücksichtigung gefunden. In einem Anhange sollen die auf Grund und zur Ausführung des Gesetzes erlassenen kaiserlichen Verordnungen und so weiter mitgetheilt werden; ein Sachregister wird den Gebrauch des Buchs erleichtern. Der Gesammtpreis des Werkes wird sich auf etwa 12 ℳ stellen. Dieser Commentar wird ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle diejenigen Stellen sein, die mit der Ausführung des Invalidenversicherungsgesetzes befaßt sind; einer besonderen Empfehlung desselben bedarf es nicht. — Das gleiche Thema behandelt eine Erscheinung des Leipziger Verlags von Albert Berger (Serig'sche Buchhandlung), herausgegeben unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Verhältnisse vom Landesrathe Alfred Illing, Mitglied des Vorstands der Versicherungsanstalt Sachsen-Anhalt. Hier wird die Invalidenversicherung in Gesprächsform für Jedermann nach der bekannten Darstellung des Oberlandesgerichtsraths M. Hallbauer besprochen. Preis: 0,80 ℳ. Wengler.

— Die Los von Rom-Bewegung in Frankreich. Von Eug. Reveilland. J. F. Lehmann, München. 1900. — Diese Schrift, in der Uebersetzung von P. Braeunlich, schließt sich den Berichten desselben über die österreichische Los von Rom-Bewegung an. Schon der Vergleich ist höchst interessant. Während die letztere in ihrer neuesten Form mit den politischen Ereignissen eng zusammenhängt, ist die französische Bewegung, wie es scheint, davon ziemlich unabhängig, wenn man von dem Dreyfus-Handel absieht, in welchem die Mehrheit des französischen Klerus für die Ankläger, der größere Theil der Protestanten aber dagegen für den Angeklagten Partei genommen haben. So stehen auch letztere mehr zur gegenwärtigen republicanischen Regierung, während sie in Oesterreich gegen die bisherigen Regierungen standen. Der Unterschied fällt in die Augen — fundamental möchten wir ihn nicht nennen, denn die Situation kann sich jeden Augenblick ändern. Jedenfalls lehrt die Schrift, daß der Protestantismus in Frankreich — nicht nur in Paris — langsam aber sicher vorwärts geht. Die Geistlichen leisten zum Theil Uebermenschliches, vgl. S. 34. Hübsch ist Folgendes: Ein klericaler Journalist, Renauld, hatte den Protestantismus „international“ genannt. Darauf wurde ihm erwidert: „Traurige Ausflucht eines Schriftstellers, der sonst nichts vorzubringen weiß. Auch Gott ist international. Der Papst auch, der Größte unter den Vaterlandslosen. Der Teufel auch und die Jesuiten, die ihm gehorchen. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 23. Donnerstag, den 22. Februar, Abends. 1900.

Zunahme einheimischer Vogelarten.

Vor längerer Zeit brachten wir eine kleine Abhandlung*) über die Einwanderung verschiedener Vögel, welcher sich heute eine solche über Zunahme bereits seßhafter Arten anschließen möge. Dem Charakter dieser Erscheinung Rechnung tragend, scheiden wir die nachstehend besprochenen einheimischen Vogelarten am besten in vier Gruppen und wenden uns zunächst derjenigen zu, deren Vertreter eine allgemeine Zunahme in dem bisher von ihnen bewohnten Gebiete aufzuweisen haben. Die stetig sich steigernde Gartencultur ist manchen Vogelarten zu Nutz und Frommen geworden; gleichgehend mit derselben ist die Waldwirthschaft eine andere, geregeltere geworden und bietet namentlich der Niederwald vielen Singvögeln mehr Gelegenheit zu geschützter Ansiedelung als ehedem. Beide Factoren gelten für einen lieblichen Sommersingvogel, den Sprachmeister oder gelben Spötter (*Hypolais philomela*), welcher sich im Laufe der jüngsten Zeit zur Freude aller Vogel- und speciell Vogelgesangskenner bedeutend vermehrt hat. Sobald im Mai der Laubwald in voller Belaubung prangt und die Gärten schon mit zahlreichen Zierblüthen geschmückt sind, erscheint der reizende Sänger wieder. Vorzugsweise sind es die immer mehr sich ausbreitenden Obstculturen, sowie die Buschwälder mit kurzjährigem Umtrieb, welche zu seiner Vermehrung beitragen. Weniger auffallend durch Gesang als Gebahren ist der graue Fliegenfänger (Muscicapa grisola L.), welcher an denselben Oertlichkeiten wohnt und zur gleichen Zeit erscheint, uns aber erst im September wieder verläßt. In vielen Fällen schreitet dieses Vögelchen zu zwei Bruten und schon darin dürfte seine schnellere Zunahme zu begründen sein. Mehr noch erklärt sich dieselbe durch sein nicht gerade auffälliges Treiben und seinen Aufenthalt an meist geschützten Stellen; überdies wird diesem Vogel infolge seiner für den Vogelliebhaber unpassenden Eigenschaften nirgend nachgestellt. Die zweite Gruppe stellt einige Arten, deren Zunahme erfolgt ist unter Beibehaltung ihres bisherigen Wohngebietes und Ausdehnung desselben auf früher nicht von ihnen bevölkerte Oertlichkeiten. In hervorragendem Grade auffallend ist die Vermehrung der Schwarzdrossel oder Amsel (Turdus merula L.), welche jetzt in Gärten und Parkanlagen häufiger zu finden ist als draußen im grünen Walde. Einen Grund für ihr allmäliges Verschwinden aus den Wäldern zu finden ist nicht leicht; denn wenn diese an sich wetterharten Vögel als leidenschaftliche Beerenfresser im Herbste und Winter von jeher den Wald verließen und überall da zu Strichvögeln wurden, wo der Tisch mit den Früchten des Schneeballs (Viburnum opulus L.) und der Eberesche (Sorbus aucuparia L.) oder denjenigen des Epheus (Hedera Helix L.) und wilden Weines (Ampelopsis hederacea Michx.) gedeckt war, so kann sie die sich steigernde Vermehrung der Gärten und der damit wachsenden Nahrungsstoffe doch nicht allein angezogen haben; bieten ihnen doch namentlich unsere Bergwälder noch genug derartige Kost, z. B. die Beeren des rothen Hollunders (Sambucus racemosa L.) und des Brombeerstrauches (Rubus fruticosus L.). Eher dürfte die Annahme gerechtfertigt sein, daß die äußerst intelligenten Vögel den für sie größeren Schutz der menschlichen Nähe rechtzeitig erkannten, während ihnen ehedem im freien Walde vierfüßige und geflügelte Räuber in Menge nachstellten. Heute erschallt das prächtige Lied der Amsel in allen Städten, namentlich an Promenaden und in Parkanlagen, wo die oben erwähnten Sträucher und Bäume gedeihen. Ferner sind es zwei Arten Laubvögel, Weiden- und Fitisfänger (Phylloscopus rufus und *trochilus*), deren einfache Lieder nicht allein mehr die Wälder, sondern auch unsere großen Parkanlagen und ausgedehnten Baumgärten gleichmäßig beleben. Die moderne Forstwirthschaft schafft durch Eintheilung des Waldes in Schläge viele größere Flächen, auf denen untermischt mit Birken acht- bis zwanzigjährige Fichten stehen, deren untere, theilweise auf dem Boden aufliegende Aeste reichlich mit Schmeelengras durchwachsen sind. Darin siedelt sich der Weidenlaubvogel am liebsten an. Dem Fitis behagen wieder mehr ähnliche Stellen im Nieder-, namentlich Eichenschälwalde, dessen Cultur neuerdings ebenfalls sich wesentlich gehoben hat. Die dritte Kategorie umfaßt mehrere Arten, deren Zunahme allgemein nachgewiesen ist, und zwar zu Ungunsten verwandter Arten, welche an ähnlichen Oertlichkeiten ehedem häufiger vorkamen. Hier sei zuerst der grauen oder Gartengrasmücke (Sylvia hortensis B.) Erwähnung gethan, eines weithin verbreiteten und charakteristischen Sängers. Neben Gärten und Parkanlagen bildete von jeher der Laubwald mit dichtem Unterholz den Lieblingsaufenthalt der Grasmücke; jetzt hat sie sich besonders auch in den Schlägen und Stangenhölzern unserer Nadelwaldungen angesiedelt und dominirt dort mit ihrem volltönenden Schlage neben Goldammern, Finken und Hänflingen. Im Gegensatze zu ihr ist die verwandte braune oder Dorngrasmücke (Sylvia cinerea Lth.) allmälig seltener geworden, eine Art, welche mehr dem freien Felde und den Alleen unserer Landstraßen angehört und sich nicht in der Weise wie die graue Grasmücke zu accommodiren verstand. Ganz außerordentlich vermehrt hat sich im Laufe der letzten 20 Jahre der Baumpieper (Anthus trivialis L.), in den meisten Gegenden unter dem Namen „Spitzlerche" bekannt, eine das Mittel zwischen Bachstelze und Lerche haltende Vogelart. Ungemein begünstigt hat das Wachsthum des Bestandes dieses reizenden Singvogels die auch den Laubvögeln zu Gute kommende Waldeintheilung in Schläge, da letztere schon früher von ihm in erster Linie bevorzugt wurden. Außerdem macht der Vogel zwei Bruten und legt das Nest stets an gesicherten Stellen an. So kommt es, daß trotz seines Massenfanges in südlichen Ländern sein Wohngebiet sich namentlich über die Waldgebiete unserer Mittelgebirge rasch ausgebreitet hat. Der Gesang der Spitzlerche erinnert in seinem Charakter an den eines Canarienvogels der Landrasse, nur mit dem Unterschiede, daß er weicher und flötender vorgetragen wird. In demselben Maße wie die Spitzlerche zugenommen hat, ging der Bestand eines an denselben Oertlichkeiten herbergenden Sängers, der Haidelerche (Galerita arborea), rückwärts. Fast möchte man eine Verdrängung dieser liebreizenden Lerchenart durch den Baumpieper annehmen; doch ist dieser Schluß bei dem friedfertigen Naturell dieser Art wenig gerechtfertigt. Eher wohl hat die an vielen Stellen durch neu entstandene Touristenwege bedingte Unruhe im Walde zur Verminderung unserer Haidelerche beigetragen; denn gerade sie liebt die ödeste Einsamkeit ausgesprochenermaßen. Eine von den älteren Systematikern der Ordnung der Rabenvögel zugezählte Gattung ist diejenige der Würger (Lanius L.); in der That nähern sich die Arten dieser Gruppe wie die eigentlichen Raben hinsichtlich ihrer Lebensweise mehr den Raub- als Sperlingsvögeln. Hingegen weist der ihnen eigene Singmuskelapparat sie unfehlbar den Sperlingsvögeln zu; unter den vier deutschen Arten nimmt der rothrückige Würger (L. collurio L.), unter dem Namen Dorndreher oder Neuntödter bekannt, bezüglich des Gesanges die höchste Stelle ein. Er ist ein vortrefflicher Meister in der Nachahmung sämmtlicher ihn umgebenden Vogelstimmen und der ausgesprochene Liebling solcher Vogelfreunde, deren Augenmerk auf schwerer in der

*) Leipziger Zeitung 1898, Nr. 141.

Gefangenschaft zu haltende Arten gerichtet ist. Der Neuntödter zählt fast allerwärts zu den gewöhnlichen Vögeln und hat sich im Laufe der letzten Zeit sehr stark vermehrt. Besonders die Lisièren unserer Nadelwälder ziehen den schönen Vogel neuerdings an und die mehr und mehr überhandnehmenden Schläge bieten auch ihm Unterschlupf in größter Auswahl. An ähnlichen Stellen konnte man früher dem größeren Grauwürger (L. minor Gm.) begegnen, dessen allmälige Abnahme für das mittlere Deutschland festgestellt ist; es scheint beinahe, als müßte das Naturgesetz in solchen Fällen seinen Einfluß üben zur Erhaltung des Gleichgewichts einer bestimmten Individuenmenge innerhalb derselben Gattung. Die vierte Kategorie umfaßt solche Arten, deren Wohngebiet sich im Allgemeinen ausgedehnt hat, wodurch ein Wachsthum ihres Bestandes herbeigeführt wurde. Wieder vertritt ein Singvogel diese Kategorie, der Sumpfrohrsänger (Acrocephalus palustris). Vormals war sein Name berechtigt; denn nur in Sumpf und Ried, in dichten Weidenhegern der Flüsse, dem Strauchwerk sumpfgrundiger Wiesenflächen oder auf dauernd feuchten Waldstellen, mit Schmeele (Aira L.) und Schachtelhalm (Equisetum L.) durchwachsen, hauste dieser ebenso talentirte wie interessante Sänger. Jetzt hat er sich in vielen Gegenden auch auf trockenen Bodenlagen ansässig gemacht. So fanden wir ihn z. B. 1896 in der näheren Umgebung von Dresden mitten in aufsprießenden Roggenfeldern; auch anderwärts ist sein Vorkommen an solchen Stellen nachgewiesen. Unter den 5 heimischen Rohrsängerarten gebührt dem Sumpfrohrsänger seinem Gesange nach der höchste Platz. Sein Lied gehört jenen abwechselnden, das Ohr nimmer ermüdenden Lenzgesängen an, mit denen die edelsten deutschen Vogelkehlen begabt sind. Es erinnert in seinem Zusammenhange am meisten an das des allbekannten Spötters (Hypolais philomela), doch klingt es leiser und schmelzender. Die einzelnen Sätze und Cadenzen werden von vielen Flötentönen gewürzt, während dazwischen die Laute und Gesänge umwohnender gefiederter Genossen, zum Theil recht deutlich nachgeahmt, Verwendung finden. Während des Singens wählt das Männchen seinen Standort am liebsten versteckt; doch wiegt es sich ab und zu, namentlich des Abends, auch auf den Halmen des Getreides und giebt dort seine Melodien zum Besten. Die Ankunft des Sumpfrohrsängers erfolgt gewöhnlich um die Mitte des Wonnemonats, sein Wegzug meist schon in der zweiten Hälfte des August. Das hübsche Nest baut er nie wie seine im Schilfrohr nistenden Verwandten, der Teich- und Drosselrohrsänger, über das Wasser, sondern stets in der Nähe desselben, zeitweilig — wie wir oben sahen — auch in Getreide- oder Rapsfeldern. Nach erfolgtem Flüggesein der Jungen (Anfang bis Mitte Juli) treten die Alten in die Mauser ein und lassen ihre Lieder alsbald nicht mehr hören. Auch im Verlaufe des vorigen Sommers fanden wir die Wahrnehmungen über das Wachsthum der Kopfzahl der heute behandelten Vogelarten im Allgemeinen bestätigt.

C. Krezschmar.

Bücherbesprechungen.

— Ernst v. Unruh (königl. preuß. Regierungsrath), Das Glück und, wie man dazu gelangt. Leipzig, Hermann Haacke, 1900. 78 S. 1 ℳ 50 ₰. — In klarer, einfacher und vernünftiger Beweisführung, die allerdings durchweg mehr den vornehmen, als den geschulten Denker verräth, weist der Verfasser die pessimistische Weltanschauung, der zufolge es in dieser unvollkommenen Welt überhaupt kein Glück geben kann, zurück. Nicht minder verächtlich ist ihm die Lebensrichtung der niedrig Gesinnten, welche Goethe im „Schatzgräber“ sagen läßt: Armuth ist die größte Plage, Reichthum ist das höchste Glück. Mit einer kräftigen und edeln Begeisterung wird vielmehr die Welt mit ihrer Unvollkommenheit und ihrer Armuth als die Palästra, der Kampfplatz des menschlichen Willens, auf welchem derselbe Vollkommenheit und Glück erlangen kann, in den verschiedensten Richtungen des öffentlichen und persönlichen Lebens betrachtet. „Derjenige ist glücklich, der den felsenfesten Glauben hat, daß ein wohlwollender Gott diese Welt geschaffen hat und für deren dereinstige Vervollkommnung Sorge tragen wird.“ Der Verfasser ist ein entschiedener Monotheist: wir vermissen die Grundlegung des Evangeliums, der frohen Botschaft, daß unser Glaube der Sieg ist, der die Welt bereits überwunden hat — ἡ νίκη νικήσασα, sagt der Apostel Johannes — daß ein christgläubiger Mensch nicht nur in der idealen Hoffnung der Zukunft, sondern im gegenwärtigen Besitz des Heils, das aus einer zur inneren Ruhe gekommenen Persönlichkeit lebensvoll sich erweist, wahrhaft glücklich, nach dem Wort des Meisters selig ist. J. J.

— Dr. Alfred Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1900. 32 S. 60 ₰. — Die Vorderasiatische Gesellschaft sucht die gesicherten Ergebnisse der Alterthumswissenschaft einem größeren gebildeten Publicum durch Vierteljahrshefte in gleicher Gestaltung, wie das vorliegende dritte, zugänglich zu machen. Wir halten das Unternehmen für äußerst glücklich; denn kein Gebiet der Geisteswissenschaften hat so gewaltige neue Errungenschaften aufzuweisen, als die altsemitische Alterthumskunde. Verfasser, einer der gründlichsten Kenner der babylonisch-assyrischen Religion, führt uns in die Vorstellungskreise der alten Babylonier über Tod und Begräbniß, Trauer und Grab, Unterwelt, Hölle und Todtenbeschwörung und Befreiung aus dem Hades. Aus diesem Dunkel, aus Furcht und Trauer dicht gewoben, werden wir in das dämmernde Licht der Anschauungen von Paradies, Lebensbrod und Lebenswasser geführt. Von äußerstem Interesse ist die Schilderung von der Erschaffung des ersten Menschen Adapa in Eridu. Auffallend sind die Berührungen mit den entsprechenden eschatologischen Anschauungen des Alten Testaments: die Behauptung des Verfassers, daß wir hier, wie auf anderen Gebieten — Reinigungsritual, Dämonenglaube — ein Stück gemeinsamen Erbtheils aus semitischer Urzeit haben, hat schon aus dem Grunde den entschiedenen Vorzug vor der landläufigen evolutionistischen Anschauung, weil sie die parallelen Gedankenkreise des Alten Testaments in die reine Sphäre geläuterter und lichtvoller Wahrheit erhebt. Wir würden demgemäß gar nicht vor der Consequenz, welche der Verfasser bescheiden vermeidet, zurückschrecken, in dem vom Gott Ea geschaffenen Adapa das Seitenbild zum biblischen Adam zu erblicken. — Die Uebersetzungen sind sorgfältig und zuverlässig; die Sprache ist anmuthig und fließend. Wir wünschen dem anspruchslos ausgestatteten, aber inhaltreichen Heft die weiteste Verbreitung.

— Ost-Asien 1860—1862 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg, königl. preußischen Gesandten, betraut mit außerordentlicher Mission nach China, Japan und Siam. Herausgegeben von Graf Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, kaiserl. deutschem Botschafter. Mit einem Bildnisse in Lichtdruck und einem Facsimile der Handschrift. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1900. XXV, 428 S.; 8°. Preis 10 ℳ. — Das vorliegende, vom kürzlich gefürsteten Grafen Philipp Eulenburg veröffentlichte Buch, das die vom Oheim des Herausgebers an den 1889 verstorbenen Grafen Philipp Eulenburg auf Liebenberg und an dessen Familie gerichteten Briefe aus der Zeit vom 23. Mai 1860 bis zum 28. April 1862 enthält, bildet eine sehr willkommene Ergänzung zu dem 1864 bei R. v. Decker in Berlin erschienenen officiellen Werk über „Die preußische Expedition nach Ostasien“. Fürst Philipp hat sich zur Preisgabe dieser intimen Briefe entschlossen, weil er — ganz mit Recht — annimmt, daß sich seit der Erwerbung von Kiaotschau die Augen so manches Deutschen, der sich vorher mit der Aussicht vom heimischen Kirchthurme herab begnügt hatte, nunmehr mit Interesse selbst nach dem fernen China richten, und daß dieser Deutsche dann den Drang in sich fühle, sich über die Entwickelung unserer Beziehungen zum Reiche der Mitte und zu seinem Nachbarstaaten genauer zu unterrichten. An jener wichtigen Expedition, die trotz wirklich unsäglicher Schwierigkeiten und nach Ueberwindung unglaublicher Hemmnisse — um nur an ein Ereigniß zu erinnern: das 3. Schiff des Expeditionsgeschwaders, der Schooner „Frauenlob“, ist am 3. September 1860 zwischen Singapore und Yeddo durch einen Orkan spurlos vernichtet worden — die ihr gestellte Aufgabe vollkommen erfüllt hat, haben außer dem Gesandten noch folgende bekanntere Herren theilgenommen: der Wirkl. Geh. Rath v. Brandt, damals Gesandtschaftsattaché, der königl. preuß. Oberhof- und Hausmarschall, damalige Gardeleutnant Graf August zu Eulenburg, die Geh. Reg.-Räthe Dr. v. Martens und Prof. Dr. Freih. v. Richthofen als Naturforscher und als Arzt der inactive Staatsminister Freih. Lucius v. Ballhausen, damals einfacher Dr. med. Lucius. Auch aus der Reihe der Marine-Officiere, die an Bord des Geschwaders befehligt waren, sind einige Namen erwähnenswerth: der Chef, Contreadmiral Sundewall, damals als Capitän zur See die Dampfcorvette „Arcona“ befehligend, der

Viceadmiral Graf v. Monts, damals Leutnant zur See II. Classe, in gleicher Eigenschaft der heute noch lebende Viceadmiral a. D. Freih. v. Schleinitz, der damalige Fähnrich zur See und heutige Admiral Knorr, der damalige Seecadett und gegenwärtige Wirkl. Geh. Rath v. Eisendecker, der damals als Corvettencapitän die Segelfregatte „Thetis" befehligende Viceadmiral Jachmann, der damalige Seecadett und nachherige Viceadmiral Deinhard, in derselben Stellung die späteren Staatssecretäre des Reichsmarineamts Hollmann und Heusner, endlich der vielgenannte Viceadmiral Werner, der damals als Leutnant zur See I. Classe das Transportschiff „Elbe" befehligte. Kurz: ganz abgesehen vom politischen Hintergrunde bietet die vorliegende Briefsammlung an persönlich Interessirendem — wen lockt es nicht, die Familie von Freund „Phili" etwas näher kennen zu lernen, als es gewöhnlichen Sterblichen sonst möglich wäre? — so viel, daß sich das Buch sicherlich rasch die Gunst zahlreicher Leser erobern dürfte. Die Schreibweise ist, wie es Privatbriefen eines weitblickenden Mannes von Rang zukommt, stets fesselnd und lebhaft; darum verdient der Herausgeber aufrichtigen Dank für seine gewiß nicht geringe Mühewaltung, diese über Ostasien vor 40 Jahren spielend unterrichtenden und dabei geschichtlichen Werth beanspruchenden Zeugnisse weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben. Ht.

— Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Nach Vorträgen, gehalten im Volkshochschulverein zu München von Dr. J. Unold. Leipzig, B. G. Teubner 1899. VIII und 150 S. 8. 90 ₰, geb. ℳ 1,15. (Auch u. d. T.: Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 12. Bändchen.) — Verfasser hat im Jahre 1896 ein größeres Werk „Grundlegung für eine moderne Lebensanschauung" veröffentlicht, das jenseits des Oceans in weltferner Abgeschiedenheit und still patriotischer Gedankenarbeit herangereift war. Die Aufnahme hat, wie er klagt, seinen Erwartungen nicht entsprochen. Doch hat er sich dadurch nicht entmuthigen lassen, sondern im Münchener Volkshochschulverein seine Ansichten durch Vorträge weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Er faßt sie jetzt, in mancher Richtung erweitert, im vorliegenden schmucken, von der Verlagshandlung trefflich ausgestatteten Büchlein zusammen. Er wendet sich mit seinen Ausführungen an die „Suchenden", die die Sittlichkeit ohne Religion aufbauen wollen, und an die modernen Culturvölker, die sich in einem bedeutungsvollen Uebergange befinden. Er will ihnen ihre Frage beantworten: Wie ordnen wir unser Leben, das persönliche wie das öffentliche? Zunächst giebt er eine Charakteristik des modernen Lebens, wobei er sich als scharfen Beobachter und ernsten Beurtheiler der Schattenseiten desselben zeigt. Namentlich redet er den gebildeten Classen in's Gewissen, die Erwerben und Genießen, Beruf und wirthschaftlicher Wettbewerb, Sport, Tagesliteratur und Kunstplauderei so in Anspruch nimmt, daß weder Muße noch Frische zum Nachdenken und zur Hingabe an fernere und höhere Probleme übrig bleibt. Aber er verzweifelt nicht, sondern hoffnungsfreudig weist er auf die wahren Ziele hin. Für die religiöse wie die wissenschaftliche Ethik sind dies die Bildung und Erziehung tüchtiger und edler Menschen für ein gerechtes und geordnetes Gemeinwesen. Zur Erreichung dieses Zieles empfiehlt er drei Mittel: die ethisch-religiöse, die politisch-nationale und die wirthschaftlich-sociale Reform, für die er eine Reihe werthvoller Winke giebt, z. B. in den Grundzügen einer künftigen nationalen Erziehung. Das Ganze ist in einer ernsten, warmen und bilderreichen (z. B. S. 23) Sprache geschrieben. Freilich läßt er sich bisweilen von seiner Begeisterung zu ungerechten Urtheilen hinreißen; so, wenn er bei der Mahnung, einer idealeren Zukunft die Bahn zu ebnen, bemerkt (S. 150): „Von den Staatsregierungen ist bei ihrer Abhängigkeit von den kirchlichen Parteien gegenwärtig leider keine Initiative in dieser Richtung zu erwarten in traurigem Gegensatz zum vorigen Jahrhundert, wo ein Friedrich der Große selbst zur Abfassung und Einführung einer derartigen »vernünftigen Moral« ermunterte und solchen Unterricht zunächst in den Militärbildungsanstalten einführte." Aehnlich im Vorwort S. V. Einseitig ist auch die Behauptung, daß die christliche Moral nur Pflichten gegen Gott und gegen den einzelnen Menschen kenne. Verwiesen sei nur auf die centrale Bedeutung, die das Reich für die Verkündigung Jesu hat, auf die Rolle, die die christliche Gemeinschaft bei den ersten Christen, z. B. in der Apostelgeschichte, spielt, auf die Wichtigkeit, die Luther der Gemeinde beilegt. Auch paßt auf die deutsche Schule unserer Zeit nicht mehr Carlyle's Wort, das vor 50 Jahren in England Geltung gehabt haben mag: „Feste Ziele und Ideale giebt die heutige Schule nicht mit; führer- und ziellos irrt die heutige Generation durch's Leben." r.

— Aus Fünfundzwanzig Amtsjahren. Ansprachen, Reden und Vorträge von S. Bang, Schuldirector in Schneeberg i. S. Gera, Th. Hofmann, 1900. III und 320 S. — Schulreden sind neuerdings mehrfach von sächsischen Schulmännern veröffentlicht worden. Erinnert sei an die Sammlung des früheren Leipziger Bezirksschulinspectors, Schulraths Dr. Hempel, die sich durch kernige Sprache, scharfe Fassung der behandelten Gedanken und stete Bezugnahme auf die Zeitströmungen auszeichnen. Der vorliegende stattliche Band bietet, in 9 Gruppen eingetheilt, 50 Ansprachen, Reden und Vorträge des durch seine Schriften auf dem pädagogischen Gebiete bekannten Verfassers. Einige sind an vaterländischen Gedenktagen in Vereinen gehalten, der weitaus größte Theil bei Schulfeierlichkeiten in Dahlen und Schneeberg. Als charakteristisch sei an ihnen hervorgehoben die gute Wahl der Themen, der Schwung der Darstellung, die Rücksichtnahme auf örtliche Verhältnisse, die Vielseitigkeit der Auffassung, die Begeisterung für den Lehrerberuf, die Bekanntschaft mit den pädagogischen Fragen der Gegenwart. Verschieden ist die Stimmung nach der Veranlassung der Reden. Frisch und hoffnungsfreudig sind die bei der Aufnahme der Kleinen, ernst und eindringlich bei der Entlassung der Confirmanden und der Fortbildungsschüler. Bisweilen werden auch Fragen der Schulordnung und der Beziehung zwischen Schule und Haus zum Gegenstande der Ansprache gemacht. Der Verfasser bemerkt (S. 119), daß diese Feierlichkeiten die Arbeit erleichtert und die Theilnahme des Elternhauses am Schulleben wesentlich erhöht haben. Die Reden beim eigenen Amtsantritt, wie bei Einweisung von Lehrkräften zeigen, welch' hohe Auffassung er vom Lehrerberufe, seinen Pflichten und seinen Erfolgen hat. In das Lehrervereinsleben führt eine besonders gelungene Ansprache zum 40jährigen Amtsjubiläum eines Amtsgenossen. Den Schluß bilden Reden bei Schulfeiern an vaterländischen Gedenktagen. Erwähnt sei noch, daß auch Gedichte des Lehrers Einenkel in Schneeberg aufgenommen sind, in denen der Dichter als Mitkämpfer und Augenzeuge Scenen aus dem letzten Kriege schildert. r.

— Sprüche von Lazarus. Herausgegeben von Nahida Ruth Lazarus. Leipzig, Commissionsverlag von Eduard Heinrich Mayer, 1899. Preis 3 ℳ. — Der greise Professor Dr. Moritz Lazarus ist eine hervorragende Erscheinung unter den Philosophen der Gegenwart. Nicht daß er die Welt mit einem neuen „System" der Weltweisheit beglückt hätte. Wer weiß, ob ihm das gerade so viel Anerkennung eingebracht haben würde! Aber es ist seinen Werken gelungen, einen weit größeren Leserkreis zu finden, als er gemeinhin den Büchern der strengen Wissenschaft beschieden zu sein pflegt. Sogar sein dreibändiges Hauptwerk „Das Leben der Seele" hat verschiedene Auflagen erlebt, die kleineren Schriften natürlich erst recht. Diesen ungewöhnlichen, aber wohlverdienten Erfolg verdanken sie an erster Stelle der vornehmen und milden Ruhe, mit der Lazarus das vielgestaltige und wildbewegte Leben der Gegenwart von hoher Warte überblickt; sie verdanken ihn jedoch nicht minder der durchsichtigen und schönen Form, in die er seine Gedanken zu kleiden weiß. Eine der fleißigsten und dankbarsten Leserinnen seiner Werke ist seine Gemahlin. Jahrzehntelang hat sie in liebevoller Emsigkeit gesammelt an den Gedankenperlen, die sie dann, sauber aufgereiht zu zwölf kostbaren Schnüren, dem Gatten an dem Tage seines 50jährigen Doctor-Jubiläums, am 30. November 1899, als eine Ehrengabe ganz besonderer Art überreichen durfte. Sie hat wohl daran gethan, den Schatz nun auch dem ganzen deutschen Volke zugänglich zu machen. Der Leute, die Zeit, Ruhe, Stetigkeit genug haben, sich zu versenken in ein philosophisches Buch, werden immer weniger. Eher darf solch eine Spruchsammlung darauf rechnen, daß auch ein vielbeschäftigter Mann heut oder morgen eine Seite darin liest. Und wenn dann das eine oder das andere Wort einen Keim in seine Seele wirft, der Wurzel schlägt und gedeiht, so wird auch er seinen Antheil haben an dem Schaffen eines Gelehrten, der es offen als die größte und stolzeste Aufgabe der Wissenschaft hinstellt, nicht blos für einen engen Kreis erlesener Geister zu arbeiten, sondern für das ganze Volk. Nicht leicht ist es, aus der überreichen Fülle bedeutsamer Aussprüche einige als Zeugnisse für die Eigenart der Welt- und Lebensanschauung des Verfassers auszuwählen. Wir führen zu

diesem Zwecke ein paar Sätze an, mit denen der Philosoph zu der Erörterung über die sociale Frage einen, wie uns dünkt, beachtenswerthen Beitrag liefert. „Wie sehr auch unser Augenmerk darauf gerichtet sein soll, daß die Mühseligen und Beladenen erquickt werden, daß sie an der inneren Erhebung des Gemüthes nicht gehemmt werden durch den Druck und die Wucht materieller Sorgen; dennoch handelt es sich vor Allem darum, die geistigen Kräfte und damit die geistigen Freuden und Befriedigungen im Volke mehr und mehr zu verbreiten" (S. 93). — „Man tritt den Menschen zu nahe, wenn man daran zweifelt, ob in den unteren Schichten des Volkes für geistige Erfüllung der Muße ein Interesse vorhanden ist" (S. 40). — „Soll das erhabene Beispiel, auch zu den Zöllnern und Sündern hinabzusteigen, um ihnen Erlösung des Geistes zu bringen, nicht auch von der Wissenschaft, von der Kunst, von der Bildung überhaupt nachgeahmt werden können?" (S. 41.) — „Die Erziehung für geistigen Genuß muß die allgemeine Sorge der Gesammtheit sein" (S. 96). — In zwölf Abschnitte zerfällt die Sammlung. Mit sorgsamer Hand ist die Anordnung so getroffen, daß wir vom Leichteren zum Schwereren, vom Praktischen und Nächstliegenden zum Erhabenen und Idealen aufsteigen. — Daran zweifeln wir nicht, daß manche Aeußerung von Lazarus, zumal aus dem Capitel „Moral und Religion", auf scharfen Widerspruch stoßen wird. Aber auch deß sind wir sicher: Den Vorwurf engherziger Befangenheit wird Niemand Lazarus machen. Und wer sich willig von dem Geiste milder Duldung durchdringen läßt, der aus diesen Sprüchen eines hochbetagten Weltweisen zu uns redet, der wird zugeben: Der Umgang mit einem geistig bedeutenden und sittlich hochstehenden Manne ist auch dann fesselnd und förderlich, wenn wir mit seinen Anschauungen nicht in allen Stücken übereinstimmen. R. B.

— Berlit, Prof. Georg, Oberlehrer am Nicolaigymnasium zu Leipzig, Martin Luther, Thomas Murner und das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen. Leipzig, G. J. Göschen. 1900. 160 S. 0,80 ℳ. — Ein vorzügliches Büchlein, das insbesondere den deutschen Classiker Luther in charakteristischen Stücken seiner Schriften vorführen will. Die Aufgabe, die sich Berlit gestellt hat, ist ihm trefflich gelungen. Das gilt ebenso von dem, was er über das Kirchenlied der Reformationszeit sagt und als Proben desselben mittheilt. G. B.

— Sammlung Göschen. Forstwissenschaft von Dr. Adam Schwappach. 1899. — Wenn es auch gewagt erscheint, das gesammte Gebiet der Forstwissenschaft in einem Bande einer Taschenbibliothek vorzuführen, so muß doch zugegeben werden, daß für Manchen das Bedürfniß nach einer gedrängten Darstellung eines so wichtigen Zweiges der Bodencultur vorhanden ist. Dem Verfasser ist es wohl gelungen, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen: in knapper Form bringt er das Wesentlichste aus dem Lehrgebäude der Forstwissenschaft und giebt damit auch eine für den Laien verständliche Uebersicht. Der Inhalt ist in die Capitel: Forstgeschichte, Forststatistik, Bedeutung des Waldes, Waldbau, Bestandeserziehung, Forstschutz, Forstbenutzung, Forstertragsregelung, Waldwerthrechnung und Forstpolitik gegliedert. Da die Bestandeserziehung zum Waldbau gehört, wie auch auf S. 38 richtig hervorgehoben worden ist, so wäre es zweckmäßiger gewesen, für dieselbe nicht ein besonderes Capitel zu bilden. Dieser ganze 106. Band der Göschen'schen Sammlung umfaßt 172 Seiten. Nmstr.

— Ornithologische Monatsschrift, herausgegeben vom Deutschen Vereine zum Schutze der Vogelwelt. XXV. Jahrgang. Januar und Februar 1900. Nr. 1 und 2. 140 S. 13 Tafeln. — Einer der rührigsten Vereine im deutschen Vaterlande, der sich eine hohe ästhetisch-erziehliche und praktisch wichtige Aufgabe gestellt hat, vollendet in diesem Monat das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens. Aus kleinen Anfängen emporgewachsen, umfaßt er jetzt weit über 1000 Mitglieder, darunter zahlreiche Behörden, Vereine und deutsche Fürsten; auch Kaiser Friedrich zählte zu seinen Ehrenmitgliedern. An äußerer Anerkennung hat es ihm somit nicht gefehlt. Und er hat sie in hohem Maße verdient! Freilich, es giebt ja keine andere Gruppe von Lebewesen, welche in gleichhohem Maße die Aufmerksamkeit des Laien und Forschers zu fesseln vermag, wie die Vögel mit ihrem Gesang, mit ihrem Farbenschmelz, mit ihrem wunderbaren Brutgeschäft, mit ihrer Lebhaftigkeit, welche die Natur für den oberflächlichen Beschauer erst eigentlich belebt macht, mit ihrer wirthschaftlichen Bedeutung, mit ihrem Reiz für den Waidmann. Allen Seiten hat der Verein gerecht zu werden versucht, und es ist ihm vielfach in mustergiltiger Weise gelungen. Unter drei tüchtigen Vorsitzenden, die jeder bis ans Lebensende ihre ganze Kraft in den Dienst der guten Sache stellten, und deren Bildnisse jetzt auf einem Blatte vereint uns vorliegen, v. Schlechtendal, Thienemann und dem unvergeßlichen Liebe, hat er aufklärend, anregend und forschend gewirkt und ist zu einem wichtigen Factor im deutschen Culturleben geworden. Durch Versammlungen, die zwischen verschiedenen Städten wechselten, durch Vorträge, durch die Zeitschrift, durch die Herausgabe zweier großer Wandtafeln, die unsere wichtigsten Vögel darstellen und kaum in einer deutschen Schule fehlen und in unzählige Kinderherzen die Liebe zur Natur und das Bestreben wahren Thierschutzes eingepflanzt haben, hat er rastlos sein Ziel verfolgt und sich stets auf der Höhe gehalten. Niemals hat er durch sentimentale Ueberschwänglichkeit verkehrte Empfindsamkeit großgezogen, vielmehr durch eine große Reihe wichtiger Untersuchungen den wahren Werth jeder Vogelart festzustellen gesucht; er ist dabei gewesen, wenn es galt, die Gesetzgebung in den Dienst der guten Sache zu stellen, und hat durch verständiges Maßhalten vorübergehenden Scheinerfolgen vorgebeugt. Er hat positive Leistungen aufzuweisen, namentlich durch die Anlage von Nistgelegenheiten, Anpflanzung von Gehölz und Gebüsch, von Hecken an den Bahndämmen, durch das Aufhängen immer naturgemäß hergerichteter Nistkästen und durch die Anleitung dazu. Die Zeitschrift, die nun schon eine stattliche Reihe von Bänden umfaßt, hat mit Vorliebe die Kenntniß der einheimischen Ornis gepflegt, ohne fremde Stubenvögel und Schilderungen aus fernen Erdtheilen auszuschließen. Ihre Ausstattung ist bei dem billigen Jahresbeitrag von 5 ℳ nur möglich geworden durch die hohe Mitgliederzahl; denn wir haben eine Menge von schwarzen und farbigen Charakterdarstellungen, unter denen aus älterer Zeit die Tafeln des begnadeten Mützel gar herrlich anmuthen. Die vorliegende Jubelnummer hat in Text und Bildern das Mögliche geleistet. Göring bringt eine Anzahl der asiatischen Prachthühner, aus der Heimath tritt uns einer der wahrhaft tropisch gefiederten Vögel, die Mandelkrähe, in einer eleganten Gruppe entgegen, dazu Landschaften mit schottischen Moorhühnern, Raubvogelfänge u. A. Der Text ist entsprechend reichhaltig und anregend. Möchten sich noch recht viele bewegen lassen, zum guten Werke durch Eintritt in den Verein das Ihrige beizutragen. Und damit rufen wir dem Verein für das nächste Vierteljahrhundert ein herzliches Glückauf und Vorwärts zu. Srth.

— Otto Speckter's Katzenbuch. Mit Gedichten von Gustav Falke. Hamburg, 1900, Alfred Janssen. Preis 50 ₰. — Die Katze ist ein ungemein dankbarer Gegenstand für künstlerische Darstellung. Hat doch seiner Zeit ein Maler — Gottfried Mind — sich in seinem ganzen Schaffen so völlig auf die Behandlung von Motiven aus dem Katzenleben beschränkt, daß er den Namen Katzenraphael davontrug. Wer kennt nicht die allerliebsten Kätzchen von Oscar Pletsch, Fedor Flinzer, Chr. Votteler und wie sonst die liebenswürdigen Maler heißen, die unsere Jugend mit schönen Bilderbüchern versorgen? Und wer möchte die Katzengestalten missen auf Ludwig Richter's Familienbildern? Kein Wunder, daß auch Otto Speckter für die Katzen ganz besonders geschwärmt hat. Die Sorgfalt seiner Katzenstudien ist ja durch seine Bilder zum „Gestiefelten Kater" schon genügend bezeugt. Das „Katzenbuch", das hier vor die Oeffentlichkeit tritt, hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Speckter plante ein Bilderbuch aus dem Leben der Hausthiere. Die Zeichnungen zu Katze, Storch, Huhn und Ente waren fertig. Aber es fagte ihm kein Text zu. So unterblieb die Herausgabe. Jetzt nun, bald dreißig Jahre nach Speckter's Tode, kamen die hinterlassenen Zeichnungen Gustav Falke zu Gesicht. Und siehe da! der Dichter, nach dem der Maler bei Lebzeiten vergeblich ausgespäht hatte, war gefunden. Wir glauben, die frischen und natürlichen Verschen Gustav Falke's hätten auch Otto Speckter's Beifall gehabt. Zum Lobe der Speckter'schen Katzenbilder ein Wort hinzuzufügen, ist kein Bedürfniß. Die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde verdient warmen Dank, daß sie das Büchlein in Papier und Druck so sauber ausgestattet hat. Hoffentlich folgen Storch, Huhn und Ente bald nach. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 24. Sonnabend, den 24. Februar, Abends. **1900.**

Fastnachtssitten.

Von G. Terburg-Arminius. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Von dem Ursprunge der Faschingsfreuden wissen wir, daß im ersten christlichen Zeitalter bis über Karl den Großen hinaus weder in Italien noch in anderen Ländern Carnevalsfeste gefeiert wurden. Wir sehen sie zunächst in Italien in den Klosterschulen und Klöstern erstehen. Anfangs war das Faschingsfest eine schauspielähnliche Belustigung für Chorknaben und für diejenigen Schüler, die sich zum geistlichen Stande vorbereiteten. Die Feier des Narrenfestes wurde in den Unterrichtssälen der Klöster und Chorstifte abgehalten. Da sich aber mit der Zeit diese „geistlichen“ Spiele verallgemeinerten und das Volk davon vernahm, wurden diese Fastnachtsschulfeierlichkeiten, wegen des Zudranges aus dem Volke, mit der Zeit in die Kirchen verlegt. Sodann änderte sich die Sache darin, daß, um in die Handlung mehr Neuheit und Reiz hineinzubringen, auch halberwachsene Buben aus dem Volke sowie selbst Chorherren diese Schulpossen mit aufführten, sodann als komische und burleske Personen „Judas der Verräther“ und der Erzfeind aller Menschen als „dummer“ Teufel in das Spiel hineingezogen wurden, derber Witz und beißender Spott sich in diesen originellen theils geistlichen, theils weltlichen Fastnachtsspielen über den Klerus und das Mönchsthum lustig machten. Mit der Zeit und bei der ungeheuren Leichtfertigkeit der mittelalterlichen Generation entstanden über kurz oder lang hin und her in den verschiedenen Ländern sogenannte „Narrengesellschaften“, welche die ursprünglichen Fastnachtsspiele weiter ausdehnten und in Umlauf setzten. Mit sarkastischer Anspielung auf die total verweltlichte Geistlichkeit und das Mönchsthum entstand am Ende des 12. Jahrhunderts in Italien die Narrengesellschaft „Servus Lervorum“, welche die Kirche als die „verkappte“ Narrenmutter darstellte, sowie im damaligen Leben allerlei Freisinn und Verachtung in Spott und Witz gegen die Kirche trieb. Von dieser berühmten Narrengesellschaft wird berichtet, daß, als der große Papst Innocenz III. im Jahre 1209 zu Fastnacht in der Stadt Viterbo anwesend war und dieser selbst die heilige Messe celebrirte, diese Gesellen in der Kirche einen großen „Baum der Fortuna“ erbaut hatten, aus dessen Gezweig während des Gottesdienstes Zuckerwerk, Blumen und andere niedliche Sachen auf die Köpfe der dichtgedrängten Menge herabfielen. Dieser Blumenregen aber war nur das Vorspiel von dem eigentlichen Fastnachtsscherz. Denn während Vieler Hände der Kirchenbesucher nach herabgefallenen Dingen griffen und sich niederbückten, schwebten plötzlich wie aus heiterem Himmel leichte und leichtbrennende angezündete Stoffe als Werg, loser Torfmull, Späne, Seidenlappen u. dgl. von allen Seiten nieder, sodaß darob in der Volksmenge große Unruhe, Gewirr und Schrecken entstand, Gekeife, Gekreisch und Gelächter den Dom erfüllte und der ganze Gottesdienst in Gegenwart des Papstes in ein ungeheuerliches Narrenspiel auslief. Dieselbe Gesellschaft erbaute später in der Stadt Padua zu Fastnacht eine vollständige Burg und besetzte diese mit Frauen, Jungfrauen und Dienerinnen, welchen die schwere Aufgabe gestellt war, diese Festung ohne Manneshilfe gegen den Angriff von Außen zu vertheidigen. Statt der Rüstung dienten ihnen faltige Gewänder und als Schild große Zeugstücke und Teppiche. Der Angriff aber geschah von draußen durch Männer und Jünglinge. Diese tapferen Ritter hatten als Wurfgeschosse Aepfel, Birnen, Datteln, Mandeln und Muskatnüsse, sowie Blumen und Blumensträuße. Weil das Kastell nur von schwachen Frauenhänden vertheidigt war, wurde die Festung nach heftiger Bestürmung natürlich eingenommen. Die edlen Frauen und Jungfräulein durften jedoch die Friedensbedingungen vorschreiben, und wie zu erwarten stand, fand das komische Kriegsspiel einen recht vergnüglichen Abschluß. Nach dem Vorbilde Italiens bildeten sich derartige Narrenfeste auch in Frankreich, welche allerlei neue Faschingsscherze erfanden und lebhaft cultivirten. So entstand 1381 in Paris die lustige Genossenschaft „der sorglosen Kinder“, Enfants sans souci, eine Gesellschaft junger Leute unter den höheren Ständen, welche vielfach auch in anderen Städten und an den Höfen ihre Narrenspiele oder Sotties mit großem Beifall aufführte. Sie wurde um so berühmter, weil sie in ihrer Mitte selbst einen namhaften Dichter von Fastnachtsspielen besaß. Sein Name war Pierre Gringoire, der sich durch seine „Chasse du Cerf des Cerfs“ einen bedeutenden Ruf erwarb. In Dijon machte die Gesellschaft der Mère de marotte, „der Narrenmutter“, weit und breit von sich reden. In England blühte um 1450 die Narrengesellschaft der Cornards, „Hörnerträger“, welche die Narrenkappe oben mit dem sogenannten „Hahnenkamm“, einem ausgezackten Streifen rothen Tuches, ausschmückte, der von der Stirn bis in den Nacken lief. Der Engländer nennt noch jetzt einen geckenhaften Menschen schlechtweg „Hahnenkamm“, Coxcomb; der Ausdruck „Hahnrei“ ist damit auf's Engste verwandt. Natürlich blieb auch Deutschland von diesen Fastnachtspossen nicht frei. Auch hier entstanden im flotten Guß allerlei Fastnachtsspiele, die derb und witzig, mit tendenziösen Anspielungen auf das Mönchsthum und die Geistlichkeit einen doppelten Zweck verfolgten. Die bedeutendsten Dichter von Fastnachtsspielen waren Hans Folz und Hans Rosenplüt, und später der bedeutendste Hans Sachs. Nürnberg war der Hauptplatz dieser volksthümlichen Spiele, aber auch im Elsaß sowie in anderen Gegenden Deutschlands gediehen diese lustigen Schwänke. Mummenschanz-Gesellschaften bildeten sich auch besonders in Nürnberg, so die berühmte „Schönbartgenossenschaft“, welche namentlich aus Mitgliedern der Geschlechter bestand. In Braunschweig entwickelte sich zu Fastnacht das Groel- oder Graelfest, das, mit großen Volkslustbarkeiten und ungeheuerm Lärm begangen, Adel, Bürger und Bauern in Massen herbeizog. Essen, Trinken, Tanzen, Toben und Würfelspielen, wobei alles Erdenkliche, wie Gänse, Hühner, Kälber, Eßwaaren u. dergl. eingesetzt wurde, bildeten das Hauptvergnügen. In der Lust und Leidenschaft erregte es kein Aufsehen, selbst wenn die Junkherren es sich beikommen ließen, um schöne Jungfrauen (Mädchen aus dem Volke) zu würfeln oder zu spielen. Da die Groelfestlichkeiten in dieser Weise sehr ausarteten, so erlosch dieses mittelalterliche Fastnachtsspiel bereits 1481, in welchem Jahre das letzte stattfand und das „Braunschweiger Königsschießen“ an seine Stelle trat.

In allen größeren Städten war in jenen wirren Zeiten das wilde Faschingstreiben die leidige Passion der Generation, wobei trotz „der Zeiten Druck und Leibeigenschaft für die geringen Classen“ Jeder den freien Herrn und König spielte. Ueberall ertönte Jubel und Gesang, überall Lust und Freude, lautes Gewirr unter vermummten und nicht vermummten Gestalten, überall sah man Possen und Hänseleien. Auf den öffentlichen Plätzen wurden im Scheinkampf ritterliche Uebungen veranstaltet. Gar mancher dieser fraglichen Fechter und Turnierer, der bereits des Guten genug gethan, sank schon eher vom Pferde, bevor noch die Lanze des Gegners ihn in den Sand legte. Oft fielen auch beide Kumpane schon bei der geringsten Berührung von ihren Gäulen, um, auf der Erde angekommen, zum großen Ergötzen der Zuschauer noch allerlei komische Purzelbäume zu schlagen. Aber schon die Ausstattung dieser Fastnachtsritter war ganz danach beschaffen, die Lachlust des Volkes zu erregen. Manche dieser Haudegen trugen statt der Helme hölzerne kübelartige Gefäße auf dem Kopfe, statt

der Rüstung Weiberröcke, wie die wirkliche Lanze eine lange Bohnenstange und „das Fähnlein daran das Brusttüchlein einer Frau“ ersetzte. Mitunter hatte der „lustige Speivogel“ (Cauz) gar einen Kuh- oder Eselsschwanz daran gebunden. Dazu waren die Renner gewöhnlich abgetriebene Gäule und hatten nicht Zaum noch Zügel. Auch saß dieser oder jener Ritter manchmal verkehrt auf seinem Thiere und hielt statt des Zaumes den Schweif des Pferdes in der Hand, wodurch dieses von dem tollen Gesellen nicht selten derartig gequält wurde, daß es mit seinem Don Quixote spornstreichs durchging, und der wunderliche Reitersmann in der Regel unter den komischten Geberden und Anstellungen herunterpurzelte. Gar drollig aber sah es aus, wenn es in der That zwischen diesen und jenen Fastnachtsstechern zum wirklichen Lanzenkampf kam. Meistens hielt es sehr schwer, die ungefügen und mit derartigen Anständen ganz unbekannten Klepper aneinander zu bringen, die wohl nicht selten in der bangen Vorahnung lebten, daß die Stöße der lustigen Ritter mehr sie als ihre Reiter treffen würden. Wegen all dieser ausgelassenen Volksfestlichkeiten zu Fastnacht nannten unsere Altvordern die Woche, in welche Fasching fiel, recht bezeichnend die taube und unsinnige Woche, weil man dann gleichsam für alle und jede vernünftige Gedanken kein Ohr hatte.

Steigen wir in das Faschingsleben und Treiben der Straßen und Gassen nieder, beschreiten wir die Wohnungen der Bürger und der Volksmenge, so wird uns klar werden, wie alles Leben sich zu Fastnacht mit besonderer Kraft rüstete. Wie zu anderen großen Festlichkeiten wurde jetzt in jeglichen Familien gesotten, gebacken und gebraten. Außerdem waren auf den freien Plätzen Buden mit Oefen und Garküchen errichtet, worin lustige Feuer prasselten, große und kleine Töpfe, Tiegel und Pfannen brodelten, um die erzlustige Menge nach Begehr mit Braten und allerlei Backwerk zu befriedigen. Da gab es nach dem Geschmacke der Zeit Fastnachtsbretzeln, lockere Schmalz- und Spießkuchen, fetttriefende „Hippen“ und „Plinzen“, sodann in der Hauptsache Rinder-, Hirsch- und Rehkeulen, sowie Schinken und Wildschweinskopf u. s. w., woran sich das kernige Geschlecht — als das Fleisch und der Wein so billig waren — vollauf zu stärken vermochte. Auch sah man mitten im Gewirr des Straßengedränges manche zierliche Wäglein daherfahren „so auf zwey Rädern ruhten und von Menschen gezogen wurden. Darinnen war ein Ofen angebracht, daß es aussah wie eine »wandelnde« Backstube“. Im Weiterfahren wurde gebacken und geschmort; frischweg wurden Pasteten und andere leckere Waaren feilgeboten und von dem lustigen „Janhagel“ gerne gekauft. Daß zum guten Braten ein „mundig“ Weinchen paßte, das wußten auch unsere Alten und sie hatten den „schlürfigen“ Tropfen weit billiger und echter als wir. In der damaligen billigen Zeit fehlte es nicht an kräftigen Speisen, und auch nicht an kräftigen Getränken. Dies bemerkte man vorall in der Faschingszeit. Man kannte und trank damals neben dem Wein auch schöne kräftige Biere. Nach den verschiedenen Gegenden und bedeutenden Städten waren von 1400—1500 als berühmte Biere bekannt „Nauener Zille“, „alter Claus“, „Hamburger Tappen“, „Goslarsche Gose“, „Breslauer Schöps“, „Wittenberger Kuckuck“, „Münstersche Cöite oder Küte“, weil insbesondere die westphälischen Klosterbrüder darin ihren Mann standen, sowie „Braunschweiger Mumme“ und „Halberstädter Breyhan“. Neben diesen kräftigen söffigen Gerstensäften wurden natürlich auch die herrlichen „ungefälschten“ Rheinweine von den Fastnachtsgästen nicht verschmäht. Unsere Alten waren, kurz gesagt, Meister im Essen und Trinken, sie vertrugen den größten Humpen und das schwerste Korn und Kaliber. Daher betont auch ein altes Fastnachtslied diese kernige Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Fastnachtsbachanten in folgenden Reimen:

„Dörch den Kragen in den Magen
Floit der Biere mennig Faß,
Un der Wien, der därf auch fließen
Dahinein, doch sollt nich gießen,
Kotzen nich, du Dummerjan-Gauchhans,
Ihn in'n Sand und Firlefanz;“

und ferner:

„Von Spießen*), Wurst und Tappenbier
Geht's manchem an den Kragen schier;
Wer folgen will dem Fastnachtsgauch,
Muß hab'n ein'n wundergroßen Bauch.“

Und nicht nur die großen Städte hatten damals ihre forcirten Fastnachtsorgien, sondern auch die kleinen Städte und Marktflecken nahmen Theil an der Faschingsfeier, wenn auch die Art und Weise der Feierlichkeit einfacher und nach ländlicher Sitte und Gewohnheit mehr oder weniger anders ausfiel. Ein besonderes charakteristisches Gepräge trugen die Umzüge der sogenannten Fastnachtssinger, welche gruppenweise die Ortschaften durchzogen und vor den Häusern ihre üblichen Fastnachtslieder anstimmten, um dafür die gewohnten Fastnachtsgeschenke in Empfang zu nehmen. Von den nur noch spärlich erhaltenen Ueberresten derartiger Volksreime sind wir so glücklich, dem Leser noch ein uraltes Fastnachtslied hier mittheilen zu können, das so lautet:

„O, Du heilige Fastnacht!
Hier ist der Spieß, wo ist der Haft? —*)
Dort oben in dem Wieme
Da hangen die fetten Schwiene.
Nun laßt das Wasser glieden,
Bis mitten in de Sieden,
Nun laßt das Messer sinken
Bis mitten in die Schinken;
Nun laßt uns nicht so lange stehen,
Wir müssen ein Thürchen weiter gehen,
Zu sammeln für Fastnachts-Siebensprüngen
Für Cumpanei und andern Dingen.“

Diese drolligen Faschingsweisen wurden dann durch Dorfmusikanten mit Schalmei, Geige und Brummbaß begleitet, selbst daß, um das wunderliche Quartett vollständig zu machen, der urkomische „Rummelpott“ oder „Waldteufel“ dabei tüchtig gezogen wurde und sein grunzendes Hupp, Hupp dazwischen hören ließ, wiederum andere Gruppen zu der Musik auf offener Straße einen Reigen tanzten und man die wunderlich zugestutzten Gestalten beiderlei Geschlechts im tollen Jubel und Wirbel herumwalzen sah, als ob die Seele aus dem Leibe getanzt werden sollte. Wie aber sahen die prozessionsmäßig daherwallenden und herwalzenden Fastnachtsgäste aus? Da waren allerlei schnurrige Masken und Fratzenbilder mit gewaltigen Nasen und langen Bärten, andere mit großen betroddelten Schlafmützen, andere mit großen Papierdüten auf dem Kopfe, wogegen Arme und Beine in alten Jacken und Röcken staken, die größtmöglichst aller Mode spotteten. Die Fastnacht zeigte die Kehrseite des taggewohnten Lebens, sie stellte Regel und Recht geradezu auf den Kopf. Dazu waren die Fastnachtssinger mit einem großen Wurfspieß bewaffnet, um sich damit im Gedränge den Weg freizuhalten und nöthigenfalls derbe Rippenstöße damit auszutheilen. Wo aber die singenden Bacchanten sich vor einer Hausthür aufpflanzten, wußten die Bewohner schon, wie viel die Uhr geschlagen, d. h. sie wußten, daß sie mit Würsten und sonstigen aparten Wiemstücken nicht geizen durften, um früher oder später für die Knauserei im Geheimen nicht allerhand Schabernack einzuernten. Die eingeheimsten Gaben wurden auf eine lange Holzgabel gehängt und die ganze Bescheerung ward so von Zweien auf der Schulter getragen. Am Ende des Umzuges ging es unter Halloh in den Krug, um dort die kräftigen Fastnachtsstücke bei Bier und Wein gemeinsam zu verzehren.

Wenden wir uns aber nochmals zu dem Fastnachtsleben in den Städten, so werden wir schließlich in der auffälligsten Weise in diesem Leben sehen, wie groß die Ausartung und der sittliche Zerfall im kirchlich-religiösen Leben der Geistlichkeit, des Mönchsthums und des Volkes war, ja, daß naturgemäß in allen diesen Verhältnissen eine gänzliche Erneuerung des „entnervten Alten“ eintreten mußte. Wir wollen den Leser noch einmal auf das mittelalterliche Fastnachtsfeld hinausführen, um zu sehen, daß selbst das „richtige humorische und satirische Narrenthum“ an schwerer sittlicher Krankheit litt, woran nichts mehr zu heilen war. Wir haben dem Leser allerlei Scenen vom Fastnachtstreiben auf den Straßen und Gassen vorgeführt. Wir wollen ihn jetzt auf die geweihten Stätten der Todten, auf die Kirchhöfe und in die Kirchen führen. Auch dort gab es zu Fasching dasselbe Getöse, dasselbe Zerrbild, wie man es auf den Straßen und Gassen fand. Die wilde Tollheit, zum Theil Wahnsinnskoller, hatte das Volk ergriffen, das innere Leben der Kirche und der Volksseele hatte keinen Grund und Boden mehr. Auch auf den Kirchhöfen und in den Kirchen erhob das Volk ein orgienhaftes Treiben und die Kirche hatte nicht die Macht, diesem Verderben zu wehren, weil sie oder das Pfaffen- und Mönchsthum das dumme und blinde Volk in seiner Leidenschaft selbst darauf hingeführt hatte. Die Hirten waren selbst um kein Haarbreit besser als die „grundlosen, uncultivirten“ Schafe. Ein episodenhaftes Beispiel

*) Spießkuchen.

*) Ein bestimmtes Stück vom Schweine. Der Verf.

davon giebt das mit Vorliebe gefeierte Eselsfest. Dieses sollte ursprünglich die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten darstellen. In der mittelalterlichen unerbittlich daherschreitenden sittlichen Versumpfung wurde diese bildliche Darstellung „zu Schimpf und Spott vor Gott und Menschen“ in den Staub der Straßen gezogen. Eine schöne Jungfrau mit dem Jesuskinde im Arm wurde auf einen mit allerlei Flitter ausgeputzten Esel gesetzt und so unter Begleitung unzähligen Volkes in die Kirche geführt. Hier ward der Esel neben den Altar gestellt und darauf eine besondere Messe unter dem Namen „Eselsmesse“ abgehalten, in welcher anstatt des Wortes „Hallelujah“ stets das lateinische Wort „Hinham“, der Laut des schreienden Esels gesungen, während am Schlusse beim „Ite missa est“ das „Hinham“ dreimal angestimmt und von einem besonderen Chore wiederholt wurde. Dann folgte das Tedeum, ein halb lateinisirter, halb französirter Lobgesang auf den Esel, dessen Strophen das Volk in der Muttersprache also erwiderte:

„He! Sire Ane, car chantez,
Belle bouche, rechignez!
Vous aurez du foin assez,
Et de l'avoine à planter.“

Es gab in der Kirche grobe Skandale, wozu der gewählte Narrenbischof den Segen sprach und das Volk darnach singend und tanzend das Gotteshaus verließ, um auf dem Friedhofe den Tumult und das Tanzen fortzusetzen. Vor dem Portal der Kirche aber stand ein absonderlich mit Tuchlappen ausgeschmückter großer offener Wagen, den der Narrenbischof und sein Gefolge besteigen mußte. Das Fuhrwerk war mit alten abgemagerten Kleppern bespannt. So ging es langsam durch die Straßen der Stadt. Im Wagen aber lag ein Haufen fauler Kartoffeln und Aepfel, selbst mehr oder weniger faule Eier fehlten nicht. Diese Waare sollte dem Bischof und seinen Begleitern zur Schutzwaffe gegen das den Wagen dicht umschwärmende Publicum dienen, sobald Jemand die „fahrende“ Geistlichkeit belästigte oder zu äffen suchte u. s. w. Aber wer vermöchte alle die Narrenspossen hier wiederzugeben, wie die leichtsinnige derbe Generation des Mittelalters sie unterhielt! Am letzten Tage vor Aschermittwoch wurde Nachmittags der Fastnachtskehraus inscenirt. Dann hatte König Fastnacht oder Prinz Carneval ausgelebt, um nun begraben zu werden. Dieser Schluß setzte dem unsinnigen Treiben der Fasching die Krone auf. Es wurde ein Strohkerl (Popanz) gemacht und dieser mit einem weißen Laken umhüllt, auf eine Bahre gelegt und dann eine Leichenprocession angeordnet, wobei einer der Fastnachtsbachanten den Priester vorstellte und das vermummte Faschingsvolk der Bahre als Leidtragende folgte. Während die Träger mit ihrer leichten Last dahinschritten, machten sie im Tact und Tempo allerlei absonderliche Tritte und Bewegungen, so daß man befürchten mußte, der Strohmann würde bei der nächsten Schwenkung herunterfliegen. Dies geschah freilich nicht, da die Träger zu der Art und Weise des Tragens vollständig eingeübt waren.*) Natürlich waren sowohl die Träger als die da hinter der Bahre folgten, allesammt in der lächerlichsten Weise ausgestattet. Einige trugen große alte und reich mit Buckeln eingedrückte Hüte mit langen schwarzen Flören, andere trugen große alte Umschlagetücher oder Säcke um Kopf und Schultern, wobei sie sich auf das Kläglichste anstellten. Der Zug ging von einem Wirthshause aus, bewegte sich unter den üblichen Formalitäten eines Leichenconductes durch die Straßen und Gassen, um schließlich vor dem Thore bei einem Dunghaufen Halt zu machen, wo eine leere Tonne bereit stand, welche als improvisirte Kanzel für den Leichenprediger dienen sollte. Der als Pfarrer verkleidete Faschingsgesell bestieg nun die Tonne und begann unter Zugrundelegung der herkömmlichen hebräischen Textworte: „Schora maschara bicassa zelorum“, d. h. „er aß und fraß, bis er kein Hemd mehr hatte“, nämlich Bruder Fastnacht oder Faschingskumpan. Der Priester auf der Tonne erzählte dann der lächerlichen Zuhörerschaft des Verblichenen Geburt und freudenreiche Ankunft in der Nacht vor Fastnacht, sodann, daß er ein Jüngling von guten hergebrachten Sitten gewesen, bis er schließlich unter böse Buben gerathen und ein Hans Liederlich geworden sei, der bis tief in die Nacht vor Aschermittwoch gesessen und geschlemmt hätte, der dann aber wegen seiner großen Unmäßigkeit jähen Todes verblichen, ja, gleichsam unter dem Zapfen dieses leeren Fasses, worauf er stehe, gestorben sei. Nicht wie andere Christenleute solle er nunmehr auf dem Kirchhofe, sondern im Dunghaufen verscharrt werden. Unter diesem möge er schlafen und ausruhen von allen seinen begangenen Sünden und Missethaten bis zum Abend Estomihi nächsten Jahres, wo er dann trotz alledem der alten Schuld entlastet, voraussichtlich eine fröhliche Urständ feiern werde. Schließlich aber lief der Leichensermon in eine Warnungs- und Strafepistel für die Leidtragenden, bezw. Begleiter aus, sich doch ja des „Fastnachtskönigs“ Ende zum Exempel dienen zu lassen und ruhig geduldig den nun folgenden Katzenjammer und den schlappen Geldbeutel zu tragen, sowie das Fastnachtsfest und seinen Rausch in geziemender Weise auf Stroh zu verschlafen, sodann auch die trübselige, klägliche Fastenzeit gutwillig mit in den Kauf zu nehmen, ergo auch insbesondere die Würste und die Flasche in guter alter Freundschaft in den Rauchfang zu hängen, auch der Schalmei und Fiedel, beneben dem Brummbaß die nöthige Ruhe zu gönnen, bis zu der Zeit der fröhlichen Ostern. Nach dieser Rede wurde der Popanz in den Dunghaufen verscharrt, worauf sich die Menge zerstreute, um noch den letzten Rest von Fastnacht bis zur Mitternachtstunde gehörig durchzukosten. Die Welt war einmal voller Narren und im Narrenthum und der Entsittlichung sollte die mittelalterliche Generation zu Grunde gehen. Sobald aber nach den ersten Tagen in der Fastenzeit die Entnüchterung des Volkes eingetreten war, lief man zu den Priestern, um sich von den vielen Sünden der Fasching entsühnen zu lassen, und dies geschah dadurch, daß der Geistliche dem leichtfertigen Büßer ein schwarzes Kreuz von dünnem Zeuge auf die Stirne klebte, durch welche Ceremonie denn Alles wieder in Ordnung gebracht war. So, bis ins Unglaubliche verlor sich das Leben jener übermüthigen, sinnlichen Generation und der gottentfremdeten Kirche in der Fastnachtszeit, so stürmte das Volk drauf los, so ertheilte die verflachte, wesenlose Kirche Dispens, und darum hieß die Losung am Ende nicht „Ite missa est“, sondern „Ite actum est“, das Spiel ist aus! Das war das große Bedürfniß und das sehnende Verlangen der Volksseele jener Zeit am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts, die dann in der Gotteskraft der Reformation zum Durchbruch gelangten.

*) Noch am Ende der fünfziger Jahre wurden in Emden die Leichen in dieser verrückten Weise zu Grabe getragen, so daß dem, der es zum ersten Male sah, angst und bange werden mußte.
D. Verf.

Bücherbesprechungen.

— Dr. Karl Benz, Die Stellung der Bischöfe im Investiturstreit. Dresden, Justus Naumann, 1899. 81 S. — In dem berühmten Investiturstreit, dessen Inhalt und Schwerkraft der Kampf zwischen Kaiser und Papst gewesen ist, haben unsere sächsischen Bischöfe eine meist antikaiserliche, wegen der zwischeneinfallenden Sachsenkriege oft höchst verwickelte und undurchsichtige Stellung eingenommen. Es sind streitbare Herren, eiserne Charaktere, diese Sachsen- und Wendenbischöfe von Meißen, Merseburg und Naumburg, die weniger als Lämmerhirten mit dem Krummstab, als vielmehr als Ritter mit dem Schwert das Reich Christi zu fördern trachten. In sehr geschickter und lebhafter Darstellung gewinnt der Verfasser aus den zerstreuten, nicht selten einander widersprechenden Berichten der Chroniken und Acten das feste Gefüge ihrer Stellungnahme zum Investiturstreit, das weniger geistliche, als politische Beweggründe zur Voraussetzung hat.
J. J.

— Sind wir im Rechte? Eine englische Stimme für die Buren. Von W. T. Stead. Aus dem Englischen. 1900. Deutschvölkischer Verlag „Odin“ zu München. — Auch diese Schrift, von welcher in England in wenigen Wochen 30 000 Exemplare abgesetzt worden sein sollen, bietet wenig Neues. Immerhin mag sie in ihren Kreisen wirken und bietet einen Beleg mehr dafür, daß es in England noch Kreise giebt, in denen die politische Moral nicht ganz erloschen ist. Wichtiger wäre es, daß Europa noch mehr als bisher zu der Ueberzeugung käme, daß England in Südafrika keine größeren Ansprüche hat, als andere seefahrende Nationen auch. Was würde England dazu sagen, wenn wir die Theorie aufstellten, Südafrika müsse unter allen Umständen deutsch werden? Was anderen Nationen gegenüber ein Kriegsfall sein würde, sieht England bei sich selbst als

ganz natürlich und selbstverständlich an. Möchte es doch dahin kommen, daß — wie wir neulich irgend wo lasen — die Boeren schließlich das Cap und die Engländer die gute Hoffnung behalten! —tg—

— Lessing. Von Karl Borinski. Mit 2 Bildnissen. 2 Bde. (Geisteshelden, Führende Geister. Eine Sammlung von Biographien. Bd. 34 u. 35.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. — Sich in Lessing's Leben stets auf's Neue zu versenken ist ein Genuß. Seine reine und selbstlose Natur, die — leider für ihn als Mensch! — den persönlichen Vortheil stets hinter die Wahrheit stellte, ist vorbildlich geworden für alle Zeiten nach ihm und macht ihn, abgesehen von seinen sonstigen Verdiensten, zu einem führenden Geiste im besten Sinne des Wortes. Indem Borinski diese Eigenheit aus Lessing's Wesen und Wirken herausgreift, gewinnt er ein ganz neues Bild, das von dem der schulmäßigen Beurtheiler weit abweicht. Lessing stand im Grunde genommen allein und einsam da in seiner Zeit und Welt und mußte sowohl gegen seine platte Umgebung, den Aufkläricht, wie gegen die Großen nach ihm Front machen, den Sturm und Drang. Es ist längst zur Genüge nachgewiesen, daß Lessing z. B. mit dem Berlinerthum und dem modernen Judenthum, das ihn jetzt als einen der Ihrigen in Anspruch zu nehmen meint, Nichts zu thun hatte, ja sein Feind war. Ueber Berlin, dem Lessing nicht viel verdankt, äußert er sich wegwerfend, etwa wie Goethe später auch (Berlin sei eine Galeere), ging gern von dort und der Anspruch Berlins an Lessing, der in dem Lessingdenkmal seinen Ausdruck gefunden hat, ist bestreitbar. Auch die Stellung Lessing's zu Goethe und Schiller, die doch auf seinen Schultern stehen, wird von dieser veränderten Auffassung berührt. Wenn Lessing als reifer Mann gegen die Flegeleien des jungen Goethe — Borinski's Ausdruck — tadelnd einschritt, ja von ihnen eine Gefährdung seines Lebenswerkes befürchtete, so hat Goethe ihm dadurch später Recht gegeben, daß er zehn Jahre nachher sich von dieser sog. Genieperiode mit Widerwillen abwandte. Goethe hat auch in Gesprächen und sonstwo stets Gelegenheit genommen, Lessing's lobend zu gedenken. Auch Schiller hat es gethan. Offen ist es auch von Borinski gesagt, wenn er von einem Literaturpöbel spricht, der Schiller's ersten Stücken zujauchzte. Wie hoch steht Lessing über diesen! Es gilt der Beifall, den Kabale und Liebe einheimst, doch hauptsächlich Emilia Galotti, deren mißrathenes Nachbild Schiller's Jugendstück ist. Auch in den Beziehungen, die die Nachwelt Lessing gegenüber einzunehmen Anlaß gefunden hat, liegt etwas Führendes, Vorbildliches. Borinski, der überhaupt kein Blatt vor den Mund nimmt, hebt das scharf hervor, wie Lessing's Poesie bleibend ist im Hinblick auf eine gewisse moderne Literatur, die sich so gern auf ihn beruft und doch nur für die Bedürfnisse des Unterrocks (Borinski's Ausdruck) zurechtgeschnitten ist, das Verhältniß von Ihr zu Ihm kennt. Dies sind nur einige Beispiele dafür, wie Borinski Lessing's Stellung in der Literatur auffaßt. Möchte man daraus lernen! Im zweiten Bande — der erste Band bringt die eben angegebene Entwickelung — zeigt Borinski Lessing auf dem Gebiete der etwas trocknen, aber darum nicht minder wichtigen Thätigkeit als Bahnbrecher der Kunst- und Religionsgeschichte, in die er gerieth, als er sich, verbittert durch die Weltläufe und seine eignen herben Schicksale, in die Manuscripte der Wolfenbütteler Bibliothek vergrub, die ihn davor bewahrte, elend am Wege zu verhungern, zudem noch vergrämt durch sein tragisches Geschick als Mensch und Ehegatte. Bekanntlich wurde Lessing seine Frau nach grausam kurzer Ehe entrissen. Diese Thätigkeit führt von selbst auf den Nathan hin, das Werk und die Krone seiner reifsten Jahre, der aus dem Wust der gelehrten Arbeit, die allerdings in ihrer Wirkung für uns keine Wüste war, wie eine Oase emporragt. Und es war gut, daß Lessing sich zu diesem Nathan aus der Sphäre von Verdrießlichkeiten erhob, die ihn umgaben und ihm sogar ein Verbot der Censur einbrachten und vor Ungerechtigkeiten nicht bewahrten. Denn auf dem Theater, seiner alten Kanzel, fühlte sich Lessing doch am Wohlsten und frei und konnte sich da aussprechen, wennschon der Anlaß der Aussprache auch zugleich die Mängel erklärt, an denen der Nathan in künstlerischer Beziehung leidet, über die mehr als genug zu Gericht gesessen ist. Das Werk bleibt doch, wie gesagt, die Krone von Lessing's Schaffen und durch seine erhabene Tendenz unsterblich. So leitet Borinski ein Werk logisch und überzeugend aus dem andern her, um dann immer wieder zu dem Schluß zu kommen, daß Lessing seiner Zeit weit voraus war, von Mit- und Nachwelt oft gröblich mißverstanden und zu unlauteren Zwecken ausgebeutet wurde, um erst jetzt in seiner ganzen einsamen Größe, die etwas Märtyrerhaftes an sich hat, verstanden zu werden, ein Mann, der für die Zukunft noch unendliche Bedeutung hat, ein, und das ist ein wunderschöner Ausdruck Borinski's, eiserner Sachse, trotz seiner vermuthlich nicht deutschen, d. h. wendischen Abstammung. J. R.

— Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Von L. Geiger. Zweiter Band. (Aus dem Nachlaß des Verfassers.) Zweite Auflage. Stuttgart, 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. G. m. b. H. Preis 10 M. — Die Frage nach dem Ursprung der menschlichen Sprache hat seit der Zeit des griechischen Philosophen Epikur bis in unsere Tage viele Geister beschäftigt. Die Namen Herder, Wilhelm v. Humboldt, Lazarus Geiger, Heymann Steinthal bezeichnen im neunzehnten Jahrhundert die verschiedenen Stufen der wissenschaftlichen Anschauung über das schwierige Problem. Lazarus Geiger's Standpunkt, den er mit außerordentlichem Scharfsinn begründet und durch zahlreiche Beispiele aus vielen und zum Theil weit entlegenen Sprachen stützt, ist der folgende. Aus dem thierischen Schrei, der zuerst als einfache Reflexbewegung auf einen sinnlichen Reiz erfolgte, entwickelten sich die ersten Sprachstämme. Der Urbesitz an Sprachgut war sehr beschränkt. Sprachleben und Geistesleben befruchteten sich wechselseitig, und so erwuchs aus der Sprache und erstarkte an und mit der Sprachbildung die menschliche Vernunft. Geiger ist bereits dreißig Jahre todt. Aber sein Hauptwerk, dessen zweiter Band uns in neuer Auflage zur Besprechung vorliegt, steht noch heute bei den Sprachphilosophen in hohem Ansehen. Er sucht hier die Geschichte einzelner Begriffe zu verfolgen bis zu den urältesten Zeugnissen menschlichen Lebens und Treibens. Er zeigt, daß die Sprache keineswegs Anlaß giebt, der Vermuthung zu widersprechen, daß das Menschengeschlecht in seiner Cultur dereinst weit unter dem heutigen Höhepunkte gestanden habe, sondern daß sie dieser Annahme eine Reihe höchst triftiger Beweise zur Verfügung stellt. Wie die zunehmende Kunstfertigkeit des Menschen, die Vermehrung seiner Wirkungskraft durch Werkzeuge, Geräthe, Waffen, ferner die vollkommnere Ausstattung seines äußeren Lebens durch Kleidung, Wohnung und Nahrung, schließlich auch sein Aufsteigen zu geläuterten Anschauungen in Beziehung auf die Sittlichkeit sich auspräge in den Sprachbenennungen der Dinge und Begriffe, das wird zum Gegenstand überaus geistvoller Darlegungen gemacht. Ja es gelingt dem Verfasser sogar, in der Sprache einzelne Spuren aufzufinden, die in eine Zeit hinaufzuweisen scheinen, da die äußere Gestalt des Menschen noch der thierischen näher stand. Die Uebereinstimmung der Begriffe Stirne und Braue in manchen Sprachen deute darauf, daß die Stirne sich noch nicht als bedeutsamer Theil des Gesichtes abgegrenzt hatte; die Benennung des Mundes als Schnauze verrathe eine Bildung, die über die geschichtlich erreichbaren Zeiträume weit zurückgehe (S. 209 ff.). Der ganze zweite Theil des Bandes (S. 246—389) ist der Besprechung der Entwickelung des Farbensinnes gewidmet. Ausgehend von der auffälligen Thatsache, daß der Himmel in alten Literaturen niemals als blau bezeichnet wird, schließt er, der Begriff der Bläue sei anfänglich nur eine Abstufung des Begriffes der Dunkelheit gewesen. So hat überhaupt die Farbenscala sich nur sehr langsam herausgebildet. Aehnliche Beobachtungen werden aus dem Bereiche des Geruchsinnes und des Tonsinnes mitgetheilt. — Man mag aus diesen kurzen Bemerkungen ersehen, auf wie schwierigem Gebiete sich die Forschungen Geiger's bewegen. Es versteht sich von selbst, daß seine Aufstellungen in vielen Punkten noch der weiteren Bestätigung harren. Der Laie wird leicht zu der Ansicht neigen, die greifbaren und sicheren Ergebnisse schienen nicht im Verhältniß zu stehen zu der aufgewandten Mühe und Gelehrsamkeit. Unter allen Umständen aber bietet das in diesem gelehrten Werke aufgespeicherte reiche Untersuchungsmaterial dem Sprachwissenschaftler willkommene Anregung zu vielfachen Untersuchungen von höchster Wichtigkeit, und das Erscheinen einer zweiten Auflage bezeugt zur Genüge, daß das Buch noch heute zu dem unentbehrlichen Rüstzeug der Sprachforschung gerechnet wird. Zu beklagen ist, daß nicht ein Register die Benutzung erleichtert. Näheres Eingehen auf den Inhalt muß den Fachblättern überlassen bleiben. Uebrigens ist die Klarheit der Sprache und der geheimnißvolle Reiz des Gegenstandes wohl im Stande, auch Nichtfachleute zu fesseln und ihnen einen Blick zu gestatten in die Werkstatt der Sprachwissenschaft. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 25. Dienstag, den 27. Februar, Abends. 1900.

Das Denkmal der Neuberin.

Als vor einigen Jahren der plötzlich unter Regengüssen begonnene Eisgang der Elbe die Ufer weithin verheerend überfluthete und unter lautem Getöse Bäume, Zäune und Menschenwohnungen mit sich fortriß, da versuchte der Eisgang, wie schon oft in früheren Jahren, auch an einem Denkmal seine Kraft, das oberhalb Dresdens im Dorfe Laubegast steht. Es hielt Stand, obgleich der Anprall der unaufhaltsam darauf losstürmenden Eisschollen diesmals Arges mit ihm im Sinne zu haben schien, und als die Fluth wieder in ihr altes Bett zurück getreten war, und die Sonne wieder fröhlich am blauen Himmel lachte, sagte sich wohl Mancher, der dies steinerne Wahrzeichen einer untergegangenen Berühmtheit auf seinem alten Posten stehen sah, daß es in seiner vielgefährdeten Lage und von Wind und Wetter jetzt umschmeichelt, jetzt umtost, an das wechselvolle Schicksal derjenigen, deren Andenken es im Jahre 1776 geweiht wurde, in beredter Weise gemahnt. Es war zu erwarten, daß den tüchtigen Männern, welche damals der inmitten der Schrecken des siebenjährigen Krieges trübselig zu Ende gegangenen Reformation der deutschen Bühne den Tribut der Dankbarkeit in der Gestalt eines öffentlichen Monuments darbrachten, andere folgen würden, denen es gelänge, die Erlebnisse und die guten wie die schlimmen Tage der seltenen Frau zu erkunden und aufzuzeichnen. Aber als ich im letzten Frühjahr einmal wieder das Denkmal betrachtet hatte und mich dann nach einer erschöpfenden Biographie der Neuberin umschaute, fand ich zu meiner Enttäuschung diese Arbeit noch ungethan. Nicht einmal die über Caroline Neuberin durch vereinzelte Forschungen zu Tage geförderten Notizen waren bis jetzt in übersichtlicher Weise zusammengestellt worden. Daß es deren eine beträchtliche Anzahl giebt, davon konnte ich mich bald überzeugen, als ich, um wenigstens nach dieser Seite hin mein Interesse für den Gegenstand einigermaßen zu befriedigen, das zerstreute Material, so weit eine kurze Abmüßigung von anderen Arbeiten dies gestattete, zusammen zu tragen und zu vergleichen suchte. „Aber eine Quelle (sagt David Strauß in verwandter Bezüglichkeit) muß rasch gefaßt werden, soll sie nicht im Sande verlaufen.“ Auf das Leben der Neuberin findet dies ohne Zweifel gerade so gut seine Anwendung, wie auf dasjenige mancher andern nicht durch Selbstbekenntnisse für die Nachlebenden deutlich abgeschilderten Persönlichkeit. Was ich auf den folgenden Blättern als einen bloßen Umriß ihrer eigenthümlichen Erscheinung biete, wird an Verständlichkeit gewinnen, wenn ich über das Jahrhundert, dem sie angehört, und dessen Ungeschmack sie zu reinigen versuchte, einiges Allgemeine vorausschicke. — Die Neuberin führte ein Wanderleben und hatte darum so im Norden wie im Süden des römischen Reiches deutscher Nation mit den Zuständen, welche sie vorfand, zu rechnen: die allgemeine Unsicherheit der Verhältnisse, die Rechtlosigkeit der großen Menge, die Straflosigkeit Derer, die in Gunst der Großen standen, der Mangel jeder Controle durch die Tagespresse, der Wirrwarr in Angelegenheiten der Kunst und des guten Geschmacks, alles das mußte nothwendig in den damaligen deutschen Bühnenzuständen seinen Widerschein finden, und diese Dinge sich lebhaft zu vergegenwärtigen, ist das beste Mittel, um auch eine einzelne Persönlichkeit aus der Zeit jener Bühnenzustände nicht nur in Bezug auf diese, sondern in Bezug auf ihre ganze Zeitumgebung sich anschaulich vor Augen zu stellen.

Vor Allem wird festzuhalten sein, daß die Geburt der Neuberin noch in das siebzehnte Jahrhundert fällt, das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges. Seit dem Westfälischen Frieden war noch nicht die Lebenszeit zweier Generationen verstrichen. Ueberall lebten noch die Erinnerungen jenes entsetzlichen Krieges. Die Bevölkerung war zum großen Theile bis zur Bettelhaftigkeit verarmt, und was sie beim Beginn des Krieges an Bürgerstolz, nationaler Sitte, kräftigem Selbstbewußtsein und muthigem Trotze ihr eigen genannt hatte, war unter der Kriegsgeißel in Abspannung, Stumpfheit, Unlust und Zagheit verkehrt worden; nicht minder in Roheit, ja in Verthiertheit. Mit wenigen Ausnahmen nahmen dann auch die deutschen Höfe in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts jene üppige und schwelgerische Physiognomie an, welche allemal in der Geschichte wieder erscheint, so oft ein Volk in seiner Verarmung und Versunkenheit sich mit dem nackten Leben begnügen muß und jeglicher Handhabe zum Geltendmachen seiner Rechte, zum Widerstand gegen seine Ausbeutung verlustig gegangen ist. Je verführerischer aber das nach Verwüstung der Schlösser an die Höfe verpflanzte Treiben des deutschen Adels den untern Ständen erschien, desto begieriger suchten diese für das mit ihrem ehemaligen Wohlstand dahingeschwundene bäurische oder bürgerliche Behagen einen wenigstens scheinbaren Ersatz im Nachäffen jener begünstigten Classen. Was der deutsche Bauer und Bürger vor dem dreißigjährigen Kriege in seiner vollblütigen Behäbigkeit sich an Luxus gestattet hatte, war in vielen Gegenden dem fürstlichen Luxus nahe verwandt gewesen. Jetzt jedoch prangte er in Pumphosen und geschlitzten Aermeln, ohne daheim was zu beißen zu haben. Selbst die Studenten mochten der altmodischen Kleidertracht nicht entbehren, und daß spanische und französische Narren ihnen dazu als Vorbilder dienten, störte sie nicht. Die Franzosen haben bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein den während des dreißigjährigen Krieges auf Deutschland gewonnenen Einfluß zu behaupten gewußt; vor Allem geltend machte er sich jedoch, als das Beispiel Ludwig des Vierzehnten die Unsittlichkeit von Versailles an die deutschen Höfe verpflanzte. Die ersten fürstlichen Geliebten wurden noch von dem Unwillen und dem Spotte des deutschen Volkes verfolgt. Aber bald wurde dieser altdeutsche Ehrbarkeits-Protest nicht mehr zeitgemäß gefunden. Bald bequemten sich in Württemberg die Beamtenfrauen, der allmächtigen und sogar im Staatsrath präsidirenden Grävenitz den Hof zu machen. In Bayern, in Sachsen drängten sich die Glücksjägerinnen mit oder ohne Stammbaum, und die Hallische Juristen-Facultät, in ihrer Mitte ein Christian Thomasius, freilich zum Theil aus Haß gegen die orthodoxen Theologen, lehrte: große Herren und Fürsten seien nur Gott verantwortlich, weshalb ein Haß gegen ihre Nebenfrauen unstatthaft sei, im Gegentheil: „Etwas von dem Splendeur ihres Amanten scheine die Geliebte zu überkommen.“

Unter solchen Zeitverhältnissen wuchs Karoline Neuber auf. Genaueres über ihre Jugend ist erst im Jahre 1870 zu Tage gekommen und zwar durch die verdienstvolle Forschung des Dr. E. Herzog in Zwickau. Danach bestätigt sich zunächst, daß Friederike Karoline Weißenbornin am 9. März 1697 in Reichenbach im sächsischen Vogtlande geboren und getauft worden ist. Ihre Mutter, Anna Rosina, ist die Tochter eines hochgräflichen Reuß-Plauenschen Hofverwalters; ihr Vater, Daniel Weißenborn, ist Reichenbacher Gerichtsinspector; ihre Taufzeugen sind zwei Juristenfrauen und der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Reichenbach und Friesen. Ein im Zwickauer Rathsarchiv aufbewahrtes Actenfascikel, aus welchem diese Einzelheiten hervorgehen, und das „die Entführung der Friderike Karoline durch Gottfried Zornen de Anno 1712“ betrifft, bringt auch über den Vater der Entführten Näheres. Er wird darin als jähzornig, atheistisch und als Haustyrann geschildert. Seine Gattin sei im Jahre 1705 den „Temperamentsfehlern“ des heftigen Mannes erlegen. Seitdem habe die Tochter zwar guten Schulunterricht genossen, um ihre Erziehung aber habe sich der

Vater indessen nicht weiter gekümmert, sondern in rohen Schimpfreden und körperlichen Mißhandlungen öfter sein Müthchen an ihr gekühlt. Diese Ausschreitungen werden zum Theil auf ein langjähriges gichtisches Leiden zurückgeführt, das ihn schon im Jahre 1702 zur Niederlegung seines Amtes und zur Uebersiedelung nach Zwickau veranlaßt hatte, wo er mit Hilfe seines Amanuensis, eben jenes Gottfried Zorn, der Advocatur oblag. Dieser junge Mensch, vierundzwanzig Jahre alt und der Sohn eines armen Zwickauer Schusters, hatte fünf Jahre in Jena die Rechte studirt, und schien dem alten Weißenborn ein nicht unerwünschter Nachfolger und Schwiegersohn. Karoline, obschon erst 15 Jahre alt, war kein Kind mehr; die Acten schildern sie als schlanke, hübsche Blondine; sie mochte einer baldigen Verheirathung um so geneigter sein, je mehr sie unter der väterlichen Zuchtruthe zu leiden hatte; und wenn die Acten den Amanuensis nicht gerade als Adonis erscheinen lassen — er sei pockennarbig, blaß und lang, und trage eine lichte Perrücke, heißt es in seinem Signalement —, so mag das junge Mädchen mit den Augen der Liebe ihn wohl in einem verschönernden Licht gesehen haben. Drei Vierteljahr hatten die jungen Leute sich solcher Art in mehr oder weniger von dem Alten gebilligter Weise mit ihren Zukunftsplänen beschäftigt, als eines Tages dem alten Advocaten bei Gelegenheit einer Zwiesprache mit der Mutter des Amanuensis die leicht erregbare Galle überlief, und er sich so energisch an ihr vergriff, daß ihr Sohn ihr beisprang, welche Insubordination zur Folge hatte, daß ihn sein Principal aus dem Hause jagte. Dies scheint im Frühjahr 1712 stattgefunden zu haben, und war natürlich für Karoline von dem Verbot begleitet, den Verwiesenen ferner zu sehen oder zu sprechen. Da der gichtische Vater aber nicht sonderlich zum Nachsehen taugte, so war die Versuchung, sein Verbot zu übertreten, groß, und die jungen Leute fanden denn auch bald Mittel und Wege, ihr trauriges Loos gemeinsam zu beklagen. Davon benachrichtigt, brauste der Alte in solcher Wildheit auf, daß er seine Tochter mit Erschießen bedrohte, weshalb sie am 12. April im abendlichen Dunkel davonlief. Ein solcher Schritt war ihr nicht mehr neu. Schon am Neujahrstage des nämlichen Jahres hatte Karoline sich den Mißhandlungen des Vaters durch die Flucht entzogen. Damals war sie zu einer Schwester ihres Vaters geeilt und, da sie diese nicht zu Hause fand, zu einer ehemaligen Magd des Hauses, die einen ehrbaren Beutler zum Manne hatte. Bei diesem Paare war sie geblieben, bis der Beichtvater Karolinens, Magister Thym, um das Osterfest sie bestimmte, sich mit ihrem Vater auszusöhnen und in dessen Haus zurückzukehren. Da jene zweite Flucht bereits im April stattfand, war die Aussöhnung jedenfalls nur eine oberflächliche gewesen, wohl hauptsächlich beeinflußt durch den Wunsch Karolinens, ihrem Zukünftigen wieder nahe zu sein. Seit dieser aber mit dem alten Weißenborn zerfallen war und nicht mehr in dessen Hause wohnte, hatten Beide keinen Grund, in Zwickau zu bleiben, vielmehr mußten sie den voraussichtlichen Verfolgungen des Alten auszuweichen suchen. Sie schlugen deshalb die Vetternstraße ein und verbrachten in Greiz, Reichenbach und Zwönitz bei Freunden und Verwandten einige Wochen, wohl in leidlich schicklicher Weise, da unter denen, die sich ihrer annahmen, auch ein Geistlicher war, der Bruder von Karolinens Mutter in Greiz; aber die Mittel waren von vornherein knapp gewesen. Im weiteren Verlauf dieser Irrfahrten mußten die entbehrlichsten Kleidungsstücke verkauft werden, und als nichts mehr zu verkaufen übrig blieb, ließ sich Karoline sogar ihr schönes blondes Haar abschneiden, und bestritt mit dem Erlös daraus eine kurze Weile den Lebensunterhalt. So ging es bis tief in den Mai hinein, da fielen die ziellos Umherschweifenden in dem kleinen Oertchen „Affalter“ einem Beamten des schönburgischen Justizamtes in die Hände, der sie auf Grund des väterlicherseits in Bewegung gesetzten Steckbriefs unter Bewachung in die Zwickauer Raths-Frohnveste ablieferte. Es begann nun auf Antrag Weißenborn's der Inquisitionsprozeß, über dessen Verlauf die Acten Näheres besagen. Sie lassen Karoline, nach Dr. Herzog's Ausdruck, als „ein frühreifes, listiges, energisches, der französischen und lateinischen Sprache mächtiges Mädchen“ erscheinen, dessen gute Schulbildung auch durch Briefe von ihrer Hand bewiesen wurde. Diese Briefe können als auch geistig von ihr ausgegangen gelten, da Karoline, von Zorn getrennt, in der Wohnstube des Gerichtsdieners saß und der Kanzleistil einem Advocatenkinde wohl geläufig sein mochte. Uebrigens hat ihr weiteres Leben genugsam bewiesen, daß sie auf eigenen Füßen stand. Einer dieser Briefe, nach bereits sechsmonatlicher Haft geschrieben, lautet wie folgt: „Wohledle, Veste, Hochachtbare und Rechtswohlgelahrte, Hoch- und Wohlweise, Hochgeehrteste Herrn! Es soll sich mein Herr Vater, dem sichern Verlauten nach, itzo meistens dahin bemühen, wie er mich wieder in seine Gewalt kriegen möge, hat mir auch allbereit zum Oesteren durch seine Magd hinterbringen lassen, daß, wofern ich nicht von Herren Zornen abstehen, das ist, nach dessen Belieben diesem meinem Gewissen und der Gerechtigkeit zuwider haben (würde), er die Sache so lange verzögern wollen, bis wir im Arrest darüber crepiren müssen. Nachdem aber verhoffentlich denen Wohllöblichen Herren Stadtgerichten aus der abgehörten Zeugen Aussage einigermaßen wissen, wie grausam mein obgedachter Herr Vater auch aus der allergeringsten Ursache mir in meiner zartesten Jugend mitgespielt, und mich gleichsam, als wäre ich keine von Gott erschaffene und erlöste Seele, verfluchet und verwünschet, mir die allerschändlichste Nativität gestellet und mit solchem unchristlichen Beginnen mich unverantwortlich geärgert, zudem auch das, durch seine an meiner seligen Frau Mutter verübte Tyranney dargestellte Exempel noch Männiglich vor Augen; und über dieses leichtlich zu erachten, daß ich in's künftige, gegenwärtiges meines Arrestes halber, worein mich die Tiranney und Affekten meines Herrn Vaters gestürzet, bei ihm noch weit heftigeren Sävitien als zuvor würde unterworfen, und in steter Lebensgefahr sein müssen, indem er ja sein hitziges Naturell nimmermehr ändern, vielmehr aber seinen einmal gegen mich gefaßten Zorn, auch wenn ich das Geringste nur versehe, stärken wird; als lebe ich in der gewissen Hoffnung, es werden die Wohllöblichen Herren Stadtgerichten, woferne mein Herr Vater, um mich wieder in seine Tirannen zu zwingen, sich bei Denenselben schriftlich oder durch seinen Gevollmächtigten bearbeiten möchte, dieses sein Bitten nicht stattfinden zu lassen, auch dessen Intentiren der Verzögerung der Sache Krafft ihrer obrigkeitlichen Macht und Gewalt unterbrechen. Die ich wie sonst — unausgesetzt verharre Deren Wohllöblichen Herren Stadtgerichten unterthänigst gehorsamste Friederike Karoline Weißenbornin.“ Dieser Brief ist vor Allem deshalb charakteristisch, weil die Schreiberin, nachdem sie schon sechs Monate lang „bei schlechtester Kost“ ihrer Freiheit beraubt ist, doch offenbar den Verlust der letzteren weniger drückend findet, als den Gedanken an die Rückkehr in die Gewalt ihres gewaltthätigen Vaters. Welch' beklagenswerthe Jugend! Wie wenig kommt man solchem Schicksal gegenüber mit dem herkömmlichen Sittlichkeitsmaße aus, um nach demselben ihre wiederholte Flucht aus dem Hause des Vaters, und was sich daran knüpft, abzuschätzen. Ueber den Ausgang des Prozesses hat bisher nichts Genaues ermittelt werden können. Nach sieben Monaten Haft scheinen sowohl Zorn wie Karoline wieder auf freien Fuß gesetzt worden zu sein, und wir hören, daß der Bruder von Karolinens Mutter, der Archidiaconus Wilhelm in Greiz, Karoline zuletzt doch noch bewogen habe, sich mit ihrem Vater auszusöhnen, und „in das alte Joch“ zurückzukehren. Diese Erlebnisse der noch nicht Sechszehnjährigen schließen eine, Dank jenen Zwickauer Acten, fast in völliger Deutlichkeit übersichtliche Lebensperiode des jungen Mädchens ab.

Bis zu ihrem zwanzigsten Jahre fehlt uns dann eine sichre Unterlage für die Beurtheilung ihrer weiteren Entwickelung. Ihr oben mitgetheilter Brief scheint anzudeuten, daß sie ihre Verbindung mit dem Leidensgenossen als eine sie wie ihn bindende Gewissensehe angesehen hat, damals etwas nicht so gar Seltnes und von Zeit zu Zeit Gegenstand juristisch-theologischer Fehden. So klagt zum Beispiel Rohr, der um jene Zeit schrieb, über das Ueberhandnehmen der Gewissensehen. Warum der verdienstvolle Auffinder und Ausleger der Zwickauer Acten die Ansicht ausspricht: Karoline möge sich über den Verlust ihres Geliebten wohl bald getröstet haben, ist mir hiernach nicht verständlich. Anhaltspunkte für eine solche Wankelmüthigkeit Karolinens werden nicht beigebracht; und wenn Herzog an einer anderen Stelle sagt: „In obiger Weise endigte sich also der erste Liebeshandel der nur erst fünfzehnjährigen Karoline, welche bald mit dem Zwickauer Primaner Johann Neuber, dessen Vater ein Werdauer Advocat war, eine neue Liebschaft anknüpfte“, so vermisse ich auch in Betreff dieses „bald“ jeden Nachweis. Denn die bekannte Katastrophe ihrer Flucht mit dem Primaner Neuber fällt in das Jahr 1718, also in das einundzwanzigste Lebensjahr Karolinens; zwischen jener Gewissensehe und diesem neuen Bunde liegen volle sechs Jahre. Vielleicht ist es richtiger und stimmt besser mit ihrem späteren, durch keine sinnliche Verirrung anstößigen Lebens-

wandel, wenn man annimmt, daß die bittre Lehre, welche die sieben Monate Haft in der Frohnveste ihr predigten, an der wieder in das Vaterhaus Zurückgekehrten nicht verloren waren. Da Gottfried Zorn ohne Mittel und Stellung war, mußte er wohl dem Gedanken entsagen, sich ihr für das Leben zu verbinden, und es scheint sogar, daß er, nach Entlassung aus seiner Haft, den damals für Schiffbrüchige üblichen Weg einschlug, um wieder einigermaßen aufs Trockene zu kommen, und den Soldatenrock anzog. In der That geht aus einem ihn betreffenden Actenstücke des Zwickauer Rathsarchivs hervor, daß er im Jahre 1717 in Dresden als Quartiermacher bei der königlichen Garde du Corps angestellt war. Dieses Actenstück bezieht sich auf eine gegen ihn beim Zwickauer Amtsgericht erhobene Anklage auf Bigamie. Was auf diese Anklage erfolgt ist, hat sich nicht ermitteln lassen, obschon beim Dresdner siebenten Kriegsgericht auf meine Anregungen dahingehende Nachforschungen angestellt worden sind. Erhoben war die Anklage von Seiten einer im Jahre 1709 mit dem damaligen Studenten Zorn kirchlich verbundenen Schustertochter aus Leutenberg und in dem Bericht, welchen der Zwickauer Stadtrath darüber an den Landesherrn gelangen läßt, wird der Verdacht der Bigamie damit begründet, daß H. Zorn „jetzt eine zweite Frau genommen habe“, auch sei an das Consistorium verwiesen, daß besagter Zorn sich mit der Karoline Weißenborn in ein Eheversprechen eingelassen habe.“ ... Wie erwähnt datirt diese Anklage von dem Jahre 1717, den 26. Juli; und ein Schreiben des Regiments-Schultheiß Müller aus Dresden, besagend, daß soeben das Urtheil über Zorn gesprochen, datirt vom 23. December 1717. Ob nur zufällig gerade um diese Zeit, im Jahre 1718, Karoline abermals dem väterlichen Hause entfloh? Prozesse, die nicht militärisch waren, pflegten in jener Zeit ein zähes Leben zu haben. Kein Wunder also, wenn fünf Jahre nach Karolinens Freilassung das Eheversprechen Zorn's noch den Zwickauer Stadtrath und das Consistorium beschäftigt; und noch weniger ein Wunder, daß Karoline lieber im väterlichen Hause alle Stürme und Unwetter über sich ergehen ließ, als daß sie sich abermals der Gefahr aussetzte, in den Mund der Leute zu kommen oder gar die Büttel der Frohnveste sich auf die Fersen zu ziehen. Denn so ungestraft auch die Großen ihren Neigungen Zügelfreiheit gönnen durften, für die Kleinen hatte damals Frau Justitia das Schwert immer bei der Hand. Was gerade im Sächsischen in Bezug auf Conflicte mit dem Consistorium in dieser Zeit zu gewärtigen war, dafür fehlt es nicht an Belegen. War doch herkömmlicher Weise ein junges Paar, dem nicht gar lange nach der Hochzeit ein Kind geboren wurde, der grausamen Strafe verfallen, an drei Sonntagen im Halseisen vor der Kirche ausgestellt zu werden, worauf dann noch die Kirchenbuße des Kniens vor dem Altar folgte; und als im Jahre 1719 im sächsischen Dorfe Barthelsdorf ein nachsichtigerer Pfarrer diese Strafen abschaffen wollte, hatte er große Mühe, seine Neuerung durchzusetzen. Und was die elterlichen Strafweisen betrifft, denen gemäß der alte Weißenborn nicht einmal als seltne Ausnahme gelten darf, so charakterisirt es jene Zeit, daß Gottsched in seiner Wochenschrift Die vernünftigen Tadlerinnen noch gegen die Unsitte eifern mußte, daß nämlich für Säumniß im Strumpf-Stricken einem Kinde — damals strickten auch die Knaben — die Hände mit Strickwolle umwickelt und diese dann angezündet wurde, eine Grausamkeit, die übrigens zu Anfang dieses Jahrhunderts auch in Hamburg noch vorgekommen ist. Von jener dritten Flucht Karolinens wissen wir nichts Näheres und Genaueres. Obschon der heftige Charakter des alten Advocaten zu dem Schlusse berechtigt, daß er Alles aufgeboten haben wird, um auch diesmal seiner Tochter wieder habhaft zu werden, scheinen die dahingehenden gerichtlichen Acten doch nicht aufzufinden zu sein. Dr. Herzog hat, wie er mir mittheilt, die Zwickauer Archive vergebens danach durchsuchen lassen. Eben so wenig findet sich bis jetzt in den über die Neuberin hier und da veröffentlichten kürzeren Mittheilungen und Daten etwas Zuverlässiges über ihre Verheirathung. Im Jahre 1718 war Karoline mündig, und so hat sie diesmal wohl nach so bitteren Erfahrungen keinen Schritt mehr gethan, aus dem sich ein Makel herleiten ließ.

Robert Waldmüller.

Zeitschriften zur Pflege deutschen Volksthums.

Es wächst neuerdings mehr und mehr die Einsicht, daß nicht von den Maul- und Federhelden der Großstädte die Blüthe nationaler Kunst zu erwarten ist. Man beginnt einzusehen, daß nur eine Kunst, deren Wurzeln ihre Nahrung suchen in dem Boden schlicht volksmäßigen Empfindens, unserem Volke die Gesundung bringen kann von mancherlei schweren und tiefen Schäden. An vielen Stellen regt es sich in diesem Sinne. Man gräbt verschüttete Brunnen wieder auf, die kaum noch beachtet wurden, und freut sich, wenn man entdeckt, daß ihre Quellkraft noch nicht erloschen ist. Es bahnt sich eine Rückkehr zur Natur an, ähnlich wie im achtzehnten Jahrhundert, aber nicht zu der Natur der Veristen, Materialisten, Naturalisten, Realisten und anderer —isten, die nachgerade abgewirthschaftet haben, sondern zu der Natur, die ihren vollendetsten Ausdruck bisher im deutschen Volksliede gefunden hat. In diese Richtung gehört eine Zeitschrift, deren erstes Heft am 1. Januar 1900 erschienen ist: Heimath. Neue Folge des Boten für deutsche Literatur. Blätter für Literatur und Volksthum. Berlin SW. 46, Bernburger Str. 3 bei Georg Heinrich Meyer. Monatlich 2 Hefte. Einzelpreis 40 ₰, das Vierteljahr 2 ℳ. An literarischen Zeitschriften ist in Deutschland kein Mangel, auch an guten nicht. Und doch möchten wir dem ersten Hefte dieser neuen Halbmonatsschrift, die den köstlichen Namen „Heimath“ im Titel führt, gern ein recht warmes Wort der Begrüßung widmen. Vor ein paar Wochen las ich in einem Romane, ich glaube von Hans v. Zobeltitz, den Satz: „Es wohnt Vielen unter uns, die die Welt für so recht modern hält und die sich selbst für echte Kinder des zur Neige gehenden Jahrhunderts halten, in tiefster Seele, ohne daß sie es sich selbst recht gestehen mögen, ein geheimer Drang inne, sich wieder wohl zu fühlen in derselben Art, wie es Vater und Mutter in ihrer Jugend thaten und wie wir es leider verlernt haben. Manch Einer möchte von Herzen gern wieder unmodern sein — er traut sich's nur nicht.“ Leute, die so denken und fühlen, mit der geistigen Nahrung zu versorgen, die solchem Empfinden entspricht, das ist der Wunsch des neuen Blattes. Und weiter möchte es in Anderen, die noch nicht so empfinden, die Sehnsucht wieder wecken nach den einfachen Genüssen, bei denen sich wahrhaftig auch der Modernste, wenn er vor sich selber ehrlich sein will, doch schließlich am wohlsten fühlt. Es will, um die Worte der Ankündigung zu wiederholen, „die ehrliche Wahrheit und Natürlichkeit jenes Menschenthums und Deutschthums vertreten, das erst von dem festen Boden der Heimath aus wahrhaft wachsen will und wachsen kann in den Weltverkehr und die Ewigkeit“. Der Plan ist gut, und wir wollten uns freuen, wenn es dem Blatte gelänge, bald eine starke Gemeinde um sein Heimath-Banner zu schaaren. Schon der alten griechischen Sage von dem Riesen Antaios, der immer aus der Berührung seiner Mutter Gaia (der Erde) neue Kraft schöpfte, mag ein ähnlicher Gedanke zu Grunde gelegen haben, wie denn überhaupt der Fall nicht selten ist, daß sich für etwas Gesundes und Richtiges allerneuester Herkunft Vorbilder schon in altersgrauer Zeit finden lassen. Mit dem Inhalte des ersten Heftes können wir uns vollständig einverstanden erklären. Warm ans Herz greifen die einleitenden Betrachtungen des Herausgebers Fritz Lienhard unter der Ueberschrift „Hochland“ und die Ausführungen von Adolf Bartels über „Heimathkunst“. Auch J. J. David (Zu Ludwig Anzengruber) und Karl Storck (Bildende Kunst in Elsaß) schlagen Töne an, denen man gerne lauscht. Ein paar treffliche Gedichte in plattdeutscher Mundart steuert Max Dreyer bei, und Rudolf Huch, der Verfasser des geistvollen Büchleins „Mehr Goethe“, beginnt eine Novelle „Teufelslist“ mit einer fesselnden Scene aus den Tagen der Blüthe deutschen Städtewesens. Eine dramatische und literarische Rundschau und ein Tagebuch des Herausgebers schließen das Heft reizvoll ab. Möge die edle Absicht des Herausgebers und Verlegers, mit diesem Blatte der heimischen Kunst im heimischen Lande die Heimath zurückzuerobern, überall in deutschen Landen Verständniß und wohlwollende Förderung finden! — Will die „Heimath“ in der städtischen Bevölkerung den Sinn für eine edle Heimathkunst wieder wecken und pflegen, so wendet sich unmittelbar an die Landleute ein Blatt, das in demselben Verlage erscheint: Kleine Dorfzeitung. Herausgeber: Heinrich Sohnrey. Deutscher Dorfschriften-Verlag, Berlin SW. 46. Erscheint jeden Sonntag. Preis vierteljährlich 50 ₰, Postzeitungspreisliste Nr. 4091. Das Blatt geht darauf aus, der bäuerlichen Bevölkerung zu zeigen, daß sie gar Manches hat, das wohl den Neid der Großstadt zu er-

regen geeignet wäre, sie stolz zu machen auf die Reste alten volksthümlichen Brauches, die bei ihr noch daheim sind, kurz die Liebe zur heimathlichen Scholle, die leider da und dort schon arg bedroht ist, zu kräftigen und widerstandsfähig zu machen gegen die verderblichen Einflüsse der Uebercultur. Heinrich Sohnrey, der Geschäftsführer des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande, ist der Mann dazu, für diese Aufgabe den rechten Ton zu treffen. Ein Beweis, daß die Kleine Dorfzeitung schon opferwillige Gönner hat, ist in dem eigenartigen Preisausschreiben in der ersten Nummer von 1900 enthalten: Tausend gute Bücher umsonst ins Landvolk! Ein Landfreund hat dem Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande (Berlin W, Köthener Str. 23) tausend auserlesene, gute Bücher von Anzengruber, Auerbach, Gotthelf, Rosegger, Pichler, Schaumberger, Sohnrey, Frommel, Hedenstjerna u. A. zur Verfügung gestellt, und zwar mit folgender Bestimmung: Um an den langen Winterabenden den Sinn, namentlich der reiferen Dorfjugend, auf edlere Dinge zu lenken und sie zu einer entsprechenden Unterhaltung anzuregen, soll der Bewerber um ein Buch irgend Etwas aus dem Leben und Volksthum des Dorfes zu Papier bringen, sei's eine Sitte, ein Brauch, ein sinniges altes Spinnstubenlied, eine lustige Anekdote oder sonst Etwas aus dem Dorfhumor. Die Aufzeichnungen sind bis zum 15. April 1900 postfrei zu senden an die Kleine Dorfzeitung in Berlin. Allwöchentlich kommen so viel Bücher zur Verloosung wie brauchbare Einsendungen vorhanden sind, und diese werden in der Kleinen Dorfzeitung mit dem Namen des Einsenders veröffentlicht. — An dritter Stelle sei hier mit warmer Empfehlung hingewiesen auf eine Zeitschrift, von der soeben das erste Doppelheft ausgegeben worden ist: Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Herausgegeben von Otto Heilig und Philipp Lenz. Jahrgang 1, Heft 1 und 2. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1900. Die Zeitschrift erscheint in zweimonatlichen Heften von 3—5 Bogen Umfang zum Preise von 12 ℳ für den Jahrgang. Einzelne Hefte werden nur zu erhöhtem Preise abgegeben. Die Zwecke, die mit dieser Zeitschrift verfolgt werden, sind allerdings mehr wissenschaftliche. Als das zu erstrebende Endziel schwebt etwa vor ein Wörterbuch der deutschen Mundarten nach dem Muster des großen English Dialect Dictionary ed. by J. Wright, dessen erster Band (A—C) 1898 erschienen ist. Gleichwohl wird bei dem Zusammentragen des Stoffes für dieses Werk der Zukunft auch die Pflege des Volksthums nicht zu kurz kommen. Das zeigt schon ein Blick auf den Inhalt des ersten Heftes: Verbalformen der Mundart von Großen-Buseck von E. Wagner und W. Horn. — Flexion des Verbums im Handschuhsheimer Dialekt von Ph. Lenz. — Einige Fälle von Dissimilation von W. Horn. — Die Zahlen im Thüringer Volksmunde von O. Weise. — Theekessel = Tölpel und Verwandtes von O. Weise. — Aus dem Wortschatz eines erzgebirgischen Chronisten von Dr. E. Göpfert. — Die Berechtigung der Stammesliteraturgeschichte, besonders auch der volksmundartlichen von A. Holder. — Mystischer Traktat aus dem Kloster Unterlinden von K. Rieder. — Sprachproben aus dem Markgräflerland von A. Haaß. — Texte in alemannischer Mundart von O. Heilig. — Schwäbische Sprichwörter und Redensarten von W. Unseld. — Bücherbesprechungen; Sprechsaal; eingesandte Werke. Da dieses Heft durch alle Buchhandlungen zur Einsicht zu haben ist, so erachten wir uns genaueren Eingehens auf die einzelnen Arbeiten überhoben. Nur auf den Aufsatz von Göpfert machen wir besonders aufmerksam, da er für unser Sachsenland von ungewöhnlichem Reize ist. Es handelt sich bei dem „erzgebirgischen Chronisten“ um den ehrwürdigen Pfarrer von Scheibenberg, M. Christian Lehmann, den Verfasser des 1699 in Leipzig erschienenen Werkes: „Historischer Schauplatz derer natürlichen Merkwürdigkeiten in dem Meißnischen Ober-Erzgebirge“. Auf diese in mehrfacher Beziehung merkwürdige älteste Heimathkunde des sächsischen Erzgebirges wurde seiner Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise gelenkt durch einen Aufsatz von Hugo Rösch, dem Herausgeber des erzgebirgischen Jahrbuches Glückauf, in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung (Jahrgang 1883, Nr. 26 und 27). In demselben Jahre (1883) bot eine eingehende Besprechung des „Schauplatzes“ Dr. Johannes Poeschel in seinem verdienstlichen Buche: Eine erzgebirgische Gelehrtenfamilie. Aber noch ist das fleißige Werk des Magister Lehmann bei Weitem nicht ausgeschöpft, und es ist nur dankenswerth, daß Dr. Göpfert hier einmal nachdrücklich darauf hinweist, wie bedeutsam es auch für die Kenntniß der erzgebirgischen Volkssprache ist. Auch die Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten verdient es in hohem Maße, bei allen Freunden deutschen Volksthums nachhaltige Förderung und Unterstützung zu finden. Denn nur durch Gewinnung zahlreicher Mitarbeiter in Stadt und Land, in gelehrten und ungelehrten Kreisen kann es ihr gelingen, die weitumfassende Aufgabe mit der Zeit zu lösen, die sie sich gestellt hat.

R. B.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Venezianische Skizzen zu Shakespeare. Von Theodor Elze. München, Theodor Ackermann. 2,80 ℳ. — Shakespeare und kein Ende, kann man auch hier ausrufen. Und doch hat die Sache ihre Richtigkeit. Wenn behauptet worden ist, daß Shakespeare von den Orten außer Englands, die er schildert, gar keine Kenntniß gehabt, so ist das in dieser Allgemeinheit zu viel gesagt. Wenn andrerseits dargelegt worden ist, daß Shakespeare auch hier der Meister über Allem gewesen sei, der Alles kannte, so ist das auch nicht zu unterschreiben. Shakespeare war kein betrunkener Wilder, wie Voltaire meint, aber auch kein Allwissender, wennschon er viel gelesen und gesehen hatte und auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stand, ohne die man sich keinen wirklich großen Dichter denken kann. Er war ein begabter Autodidakt. Man muß wohl da unterscheiden zwischen Gegenden, die Shakespeare naturgemäß böhmische Dörfer waren, wie etwa Böhmen selbst, das er im Wintermärchen an das Meer grenzen läßt, und solchen Gegenden, die ihm und dem reisenden Engländer seiner Zeit näher lagen, z. B. das gelobte Land der Kunst, Italien. Daß er daselbst thatsächlich gewesen ist, ist neuerdings von Brandes behauptet worden. Elze verneint dies. Doch besaß der Dichter — und hiermit kommen wir auf das Thema des vorliegenden Buches — eine umfassendere Kenntniß einiger italienischer Orte, als man gemeinhin angenommen hat, z. B. Venedigs, dessen Bild im Kaufmann von Venedig und Othello wohlgetroffen ist, so daß Irrthümer kaum aufkommen. Auch andere, namentlich norditalische Orte waren ihm dem Bilde nach nicht fremd, wie Padua, wohin Shakespeare bezeichnender Weise Die Bezähmte Widerspenstige verlegt, die ursprünglich in Athen spielt. Elze belegt dies mit Beweisen, wie richtig des Engländers Bild von der Mutter der Künste ist. Mit den Bildern anderer lombardischer Städte liegt Shakespeare wieder in Streit, so mit Verona, Genua, Mantua. Wir möchten aus diesen sehr dankenswerthen Mittheilungen folgern, daß Shakespeare möglicher Weise — zu beweisen ist es nicht — die genannten Orte sebst gesehen und sie demnach geschildert hat, andere wieder malte er nach Hörensagen, bald mehr, bald weniger treffend. Es ist auch drittens sehr wohl möglich, daß hier etwas wie dichterische Intuition mit im Spiel war, die häufig ebenso richtig zu führen pflegt, wie die Anschauung selbst, wie z. B. Schiller's Tell beweist, der eine so treffende und feine Schilderung der Schweizer Alpenwelt giebt, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, daß der Dichter, beschränkt wie er in seiner Reisefähigkeit war, den Ort der Handlung überhaupt nicht mit Augen geschaut hat. Die Schrift Elze's enthält oft überraschende Mittheilungen, auf die man nicht gefaßt war. Häufig jedoch auch muß man diesen den Werth von bloßen Vermuthungen zuerkennen. Shakespeare vermischt oft, wie im Sturm, der auf einer der ägadischen Insel spielen soll, geographische Kenntniß mit freier Phantasie, denn er war in erster Linie ein Dichter, der allerdings festen Boden unter seinen Füßen hatte.

J. R.

— Albrecht Romann, Nur Jesus. (Sonntägliche Betrachtungen.) Zweite Auflage. Stuttgart, Philadelphia. 418 S. — Die erste Auflage dieses werthvollen Andachtsbuches war nicht im Buchhandel erschienen, sondern nur für die Gemeinde des frühe vollendeten Liegnitzer Pastors bestimmt. Wir freuen uns dieser feinsinnigen und gehaltvollen Textbetrachtungen — für jeden Sonntag eine Morgen- und Abendandacht —, über denen ein Hauch Johanneischer Innigkeit und Andacht schwebt. Wie vortheilhaft unterscheidet sich die klare, geordnete und durchsichtige Textbehandlung von der aufdringlichen „Methode“, mit dem Namen Jesu die Seele aufdringlich zu bestürmen, ohne sie zu erobern. Verfasser befolgt die einzige Methode seines Meisters, die in Joh. 7, 17 so wundervoll geschildert ist: Willen thun — inne werden —, Lehre: Erfassung des Willens, Erwärmung des Gemüthes, Erleuchtung des Geistes. Es ist wirklich in diesem Buche „nur Jesus“ verherrlicht.

J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 26. Donnerstag, den 1. März, Abends. **1900.**

Eine mongolische Hochzeit.

Reise-Erinnerungen von E. M. Köhler.

Millöcker läßt in seiner bekannten Operette „Der Bettelstudent“ im Loblied der Polin seinen Helden auch die Worte singen: „Sie borgt sogar von der Mongolin etwas Pikanterie im Zug.“ Die Melodie dieses Lobliedes finde ich gewiß ganz reizend, aber die Richtigkeit dieser Textworte möchte ich doch bezweifeln. Offen gestanden, ich könnte nie ein begeisterter Sänger von der mongolischen Frauenschönheit werden. Ebenso wenig will ich aber abstreiten, daß man unter den Mongolinnen mehr junge Mädchen finden wird, die nach unseren Vorstellungen von Frauenschöne hübscher sind als Mandschurinnen oder Chinesinnen. Wohl mögen diese Ostasiaten anderer Meinung sein, man hört manchmal oft recht abweichende Urtheile über die Frauen der Ausländer, die wir unserseits als schön bezeichnen. Der Geschmack ist verschieden und über ihn läßt sich bekanntlich schwer streiten. Der Begriff des Schönen ist ein sehr wandelbarer und finden wir unsere Ideale von Schönheit der Form in der schönen Frau verkörpert, so thut dies der Mongole bei seinen Schönen. Als eine Schönheit der Steppe galt auch die Tochter eines mir bekannten Mongolen, die mit ihrem jungen Bräutigam die Hauptperson meiner Schilderung einer mongolischen Hochzeit, an deren Feier ich theilnehmen konnte, war.

Den Brautvater hatte ich gelegentlich eines Besuches bei einem Mongolenfürsten, mit dem ich durch geschäftliche Beziehungen wohl bekannt worden war, kennen gelernt. Er stand in Diensten der chinesischen Regierung und nahm eine ziemlich einflußreiche Stellung unter jenen Söhnen der Steppe ein. Er hatte nicht nur das Thun und Treiben der Häuptlinge oder Fürsten zu überwachen, sondern war auch eine Art Richter, Verwalter der Abgaben an die Regierung u. s. w. Obwohl er eine einflußreiche Stellung einnahm, so war er selbst nach Begriffen der Mongolen ein verhältnißmäßig armer Mann und dies mag ihn schließlich bewogen haben, sein Einverständniß zu einer Hochzeit zwischen seiner Tochter und dem Sohne eines reichen Heerdenbesitzers zu geben, als der Vater desselben die hierzu nöthigen Verhandlungen einleitete. Dem anderen reichen Mongolen war es bei dieser Verbindung lediglich darum zu thun, in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu dem einflußreichen Mann zu treten. Die junge Braut und der Bräutigam werden wenig um ihre Meinung gefragt. Eine Hochzeit schließen Chinesen und Mongolen eben von anderen Gründen geleitet, die gegenseitige Zuneigung oder Liebe der Gatten kommt fast nicht oder überhaupt nicht in Frage. Der Zufall wollte nun, daß ich wenige Tage vor der Hochzeitsfeier, von deren Bevorstehen ich nichts wußte, auf einer Reise zu dem bereits oben erwähnten Fürsten, die Zelte des Brautvaters passirte. Die Etiquette gebot mir, eine kurze Zeit Rast zu machen und demselben meinen Besuch abzustatten. Bei dieser Gelegenheit wurde ich eingeladen, an der Feier mit theilzunehmen, und als ich zögerte, die Einladung anzunehmen, wurde dieselbe dringender wiederholt. Der Hauptbeweggrund hierzu mag wohl gewesen sein, daß man auf ein größeres Geschenk, eine Art Beisteuer zu den Kosten, von meiner Seite hoffte. Ich wollte es mit dem immerhin auch für meine Zwecke einflußreichen Manne nicht durch ein Abschlagen der Einladung verderben, wußte ich auch, daß dieselbe mehr meinem Geldbeutel als der eignen Person galt, und entschloß mich, bis zur Beendigung der Feier zu bleiben. Durfte ich doch hoffen, Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen zu haben, mit denen ich einige Seiten meines Tagebuches würde füllen können. So erhielt ich denn ein Zelt zum Bewohnen angewiesen. Bald kamen die benachbarten Mongolen, um mir einen Besuch abzustatten, mehr von Neugierde getrieben, sich den Fremden genauer anzusehen, ein Besuch gab einen guten Vorwand dazu. Wohl schmeckte ihnen auch mein Thee und der Cognac, denn alle Mongolen sind dem Alkohol sehr zugethan. Meine Schnupftabaksdose mußte wiederholt gefüllt werden. Betritt nämlich ein Mongole das Zelt eines Stammesgenossen, so nimmt er unaufgefordert Platz, zieht seine Tabaksdose heraus und reicht sie unter Verbeugungen dem Herrn des Zeltes. Nachdem dieser eine Prise genommen, reicht er dem Gaste die seinige und erst nachdem dieser Bescheid gethan und die Dose zurückgegeben hat, wird das Gespräch mit den gewöhnlichen Phrasen, woher man komme, wie man heiße, ob die Heerden fett seien u. s. w. eingeleitet. Ein Mongole ist daher nie ohne Schnupftabaksdose. Von diesen Dosen sind einige sehr kostbar, meist sind sie sein werthvollster Besitz. Glaubt man doch nach dem Werth derselben auf die Verhältnisse, in denen der Besitzer lebt, selbst schließen zu können. Auch die meisten Mongolinnen sind im Besitz von derartigen Dosen, die in Format und Größe meist zierlicher sind und oft gar keinen Schupftabak enthalten, sodaß der Austausch derselben bei Besuchen von Frauen unter einander zur reinen Formensache wird. Auch die Braut besuchte mich einen Tag vor der Hochzeit. Die Mongolinnen sind nicht so zurückhaltend wie die Chinesinnen, die einen groben Verstoß gegen die Sittlichkeit zu begehen glauben, wenn sie sich dem Blicke anderer Männer als des Vaters und der Brüder zeigen. Das bringt schon das freie Zeltleben mit sich. Das Mädchen war mir auch von früher her schon bekannt. Ich wollte nun mein Bestes thun, als ich ihr im Laufe des Gespräches zu der bevorstehenden Hochzeit gratulirte und ihr viel Glück und Segen in den Ehestand für ihre Zukunft wünschte. Diese meine Worte, die sicherlich gut gemeint waren, hatten einen sonderbaren Erfolg. Bestürzt schaute mich die Braut an und verließ ohne ein weiteres Wort zu sagen und scheinbar verlegen und außer Fassung das Zelt. Als ich nun einem Mongolen mein Verwundern über dieses sonderbare Benehmen ausdrückte, belehrte mich dieser, wie ich mit jenen Worten aus Unkenntniß einen groben Verstoß gegen die gute Etiquette begangen habe. Der Mongole nimmt an, daß die Braut von der bevorstehenden Hochzeit selbst nichts weiß, bis der Bräutigam kommt, sie in sein Zelt zu holen. Alle Andeutungen ihr gegenüber sind daher nicht angebracht. Nun ich nahm mir vor, meinen Fehler durch ein um so größeres Geschenk wieder gutzumachen. Bei einem Rundgang um die Zelte konnte ich sehen, wie deren Bewohner alle emsig beschäftigt waren, die für die Feier nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Aus dem einen Zelte tönte ein leichtes Hämmern an meine Ohren, es war dies durch einen Silberschmied veranlaßt, der noch den Kopfputz, welchen die Mongolin als Zeichen ihrer Frauenwürde trägt, für die junge Frau fertig zu stellen hatte. Da traf auch ein Wagen ein, der nach der nächstgelegenen chinesischen Stadt gesandt worden war, um allerlei Proviant für die Feier zu holen. Die Hauptrolle schienen dabei die Körbe zu spielen, die in wasserdichten Häuten Branntwein enthielten. Als ich erstaunt war, daß man davon etwa 250 Pfund für nöthig erachtet hatte (Branntwein wird in China und in der Mongolei nach Gewicht verkauft), sagten herumstehende Mongolen, das dünke ihnen eher zu wenig und man würde ihn sehr eintheilen müssen. Auch als ein Ochse und mehrere Schafe geschlachtet wurden, hörte ich Stimmen unter den herumstehenden Nachbarn, daß es nur spärlich bei dieser Hochzeit hergehen würde. Gleichwohl entschuldigten sie die geringen Vorräthe damit, daß der Brautvater ein nicht reicher Mann sei und kaum mehr bieten könnte. Man würde sich dafür auf der „anderen Seite“,

in den „Zelten des Vaters des Bräutigams", entschädigen können, war ihr Trost. Was hier fehle, werde man dort bei dem reichen Heerdenbesitzer in Ueberfluß finden. Der Brautvater war unterdessen fleißig beschäftigt, an alle seine Freunde und Bekannten Briefe zu schreiben, in denen er um leihweise Ueberlassung von Teppichen, Zeltdecken, Wagen u. s. w. während der Dauer des Festes bat, angeschlossen war eine Einladung zur Theilnahme an der Hochzeitsfeier. Es trafen auch Wagen mit Frauen ein, die nächsten Verwandten der Familie, die herbeikamen, um bei den Vorbereitungen zu helfen, denn es gab noch Vieles zu nähen und zu backen. Als man endlich damit zu Ende gekommen zu sein schien, begannen die eigentlichen Festlichkeiten. Die Männer beschränkten sich lediglich darauf, zu schmausen und zu trinken, denn den Branntwein oder airak liebt der Mongole nur allzusehr und betrunkene Mongolen kann man auch sonst fast immer sehen. Unternehmen sie dann einen Ritt auf ihren Pferdchen, so sind Arm- und Beinbrüche nur zu oft eine Folge ihrer Trunkenheit. Die Doctoren, meist Lamapriester, haben infolge dessen eine große Uebung in der Heilung derselben und man kann manchem von ihnen auch nicht ein gewisses Geschick dabei absprechen. Interessanter als der Anblick dieser halb trunkenen, laut lärmenden Gesellen war mir, was ich in einem Zelt sah, in denen die Frauen getrennt von den Männern die Hochzeit nach ihrer Weise feierten. Man ist gewöhnt die Mongolin in schmutzigen Kleidern ihre Haus- richtiger Zeltarbeiten verrichten zu sehen. Bei der Feier aber hatten sie sämmtlich ihre Staatskleider angezogen. Die langen, den Körper von den Schultern bis zu den Füßen bedeckenden Oberkleider waren mit Stickereien, meist einen Drachen darstellend, geradezu überladen. Trotzdem es Sommer war, trugen alle die Damen große Pelzmützen, meist von Zobel- oder Fuchspelz hergestellt, ähnlich wie die der Männer, an den Mützen hingen Schmuckstücke von Gold, Silber und Seide herab. Auf dem Haare trugen sie einen Schmuck von grellleuchtenden Glasperlen (eine sogenannte Liu-li, eine glasartige Masse, die in China hergestellt wird). Lange Schnuren davon hingen rund um den Kopf herab, die beim Theetrinken den Damen etwas im Wege zu sein schienen, wenigstens Essen und Trinken sehr erschwerten. Lautes Geplauder herrschte im Zelte. Es gab so Manches zu erzählen. Alte Bekannte hatten sich getroffen und konnten sich ihr Herz gegenseitig erleichtern. Hierzu hat die verheirathete Mongolin nur bei solchen Festen Gelegenheit. Aus dem Schmuck und der Tracht der Frauen konnte man sehen, wie der Hausherr doch schließlich auch für seine Frau sorgt. Wie viel Ochsen mochte nicht mancher dieser Gegenstände gekostet haben. Die Preise, die die Mongolen hierfür den Chinesen zahlen müssen, sind verhältnißmäßig hohe, da der chinesische Kaufmann einen hohen Aufschlag machen muß. Er muß nicht nur gewöhnlich lange borgen, ein Mongole hat fast nie Baargeld, sondern auch noch Vermittlerspesen u. s. w. zahlen.

An einem Morgen hieß es nun, daß der Bräutigam kommen würde, um seine junge Frau heimzuholen. Ich begab mich aus meinem Zelte, um dessen Ankunft zu sehen, und da wurden mir bald darauf eine Anzahl Mongolen gezeigt, die bei Zelten, welche etwa eine Viertelstunde Wegs entfernt waren, Halt gemacht hatten und eben im Begriffe waren, ihre Pferde wieder zu besteigen. Alsbald sprengte der Trupp in directer Richtung auf unsere Zelte los. In die Nähe gekommen, machten diese Reiter, etwa zwanzig an Zahl, in ihren guten Gewändern und mit ihren stattlichen Pferden einen sehr guten Eindruck. Der Bräutigam, ein noch ganz junger Mensch, ritt an der Seite seines Vaters, er unterschied sich von den anderen Reitern hauptsächlich dadurch, daß er auf dem Rücken und um die Schulter Bogen und Köcher nebst Pfeilen trug. Bei den Pfosten, die sich vor jedem Mongolenzelte befinden und zum Anbinden der Pferde bestimmt sind, machten sie Halt und stiegen ab. Bald hatten sie sich nun in einer wohlgeordneten Reihe aufgestellt und marschirten in ceremonieller Weise auf das Zelt los. Jeder von ihnen trug etwas in den Händen. Diejenigen, die Branntwein mitbrachten, hatten ihn zuvor aus den Blasen in Töpfe gegossen. So standen sie schließlich vor dem Zelte, als der ältere Bruder der Braut, ein großer Mongole mit einem gutmüthigen Gesicht, kam und sich in herausfordernder Weise vor ihnen hinstellte und in scheinbar barschem Tone fragte, was sie begehrten. „Wir wollen Euer Zelt betreten," antworteten sie. „Dann müßt Ihr darum kämpfen," war die Antwort des Bruders der Braut. Es entspann sich nun ein Scheingefecht zwischen den Begleitern des Bräutigams und den Helfern des Brautvaters. Dabei gab man aber sorgfältig Acht, daß keines der Geschenke beschädigt oder gar ein Theil des Branntweins verschüttet wurde, es wäre zu Schade darum gewesen. Endlich schienen die Zeltbewohner besiegt und luden nun mit vielen Complimenten die scheinbaren Sieger ein, das Zelt zu betreten. Aber dabei entspann sich ein langes Nöthigen um den Vortritt, den Niemand aus Höflichkeit annehmen wollte, bis schließlich der Vater des Bräutigams von dem Brautvater scheinbar hineingeschoben wurde. Diesem folgte er selbst und der Bräutigam, dann die übrigen Theilnehmer des Scheingefechtes. Im Zelte selbst wurde nun zwischen den beiden betheiligten Vätern ein formeller Heirathscontract aufgesetzt. Der Bräutigam kam nur insofern in Frage, als er die Erklärung abgab, daß er seine Frau gut behandeln wolle und wie er im Falle seines Todes oder einer Scheidung dieselbe bedenken würde. Nach Beendigung der geschäftlichen Angelegenheiten wurde geschmaust und getrunken und letzteres in einem solchen Maße, daß zwar die Zeugen zur Heimkehr aufbrachen, aber nur bis zu den nächsten Zelten ritten, um dort ihren Rausch auszuschlafen und dann weiter zu reiten. — Am Nachmittag des eigentlichen Hochzeitstages hörte ich außerhalb der Zelte ein lautes Schreien und Stöhnen. Ich trat aus meinem Zelte, um zu sehen, was geschehen sei, und sah zu meinem Erstaunen, daß die Schreierin Niemand anders als die Braut war. Mehrere Frauen führten die mit dem Kopfschmuck der Frauen nunmehr geschmückte Braut zu dem Zelte ihres Vaters. Die mongolische Sitte nimmt an, daß erst jetzt die Braut merkt, daß alle die langen Vorbereitungen ihrer Hochzeit gelten und aus Schmerz, daß sie sich bald von ihren Eltern trennen muß, schreit sie nun aus Leibeskräften, nicht unähnlich einem Kalbe, das der Metzger von der Mutter fortgeführt hat. Aber je lauter sie schrie, desto mehr lobten die umstehenden Mongolen sie, denn die Sitte wollte es so. Schließlich brachte man die scheinbar Widerstrebende in das Zelt des Vaters, wo sie im vollen Schmuck auf einen Ehrenplatz geführt wurde, um dort bis zum Morgen zu bleiben und die Zielscheibe neugieriger Besucher, die über ihre weiblichen Vorzüge und Schönheit unverhohlen ihr Urtheil aussprechen, zu sein, was noch für sie selbst hörbar war. Schon beim Grauen des Tages herrschte überall reges Leben in den Zelten. Die Stunde, zu welcher die junge Frau nach dem Zelte des Mannes aufbrechen soll, hängt von dem Jahre ihrer Geburt, respective der Constellation der Sterne ab, die jenes Jahr regierten. Personen, die mit derartigen Dingen betraut waren, tadelten es, daß man den Aufbruch so lange verschoben hatte, wo diese Braut doch bereits Morgens zwei Uhr hätte aufbrechen müssen. Gewöhnlich wird, wenn der Aufbruch zu einer solchen unbequemen Stunde durch die Verhältnisse geboten ist, die Braut nur bis zu einen nahen Zelt gebracht, um dann dort zu warten, bis eine geeignetere Stunde gekommen ist, die Reise „fortzusetzen", wie die Mongolen sagen, in Wirklichkeit erst zu beginnen. Als hierzu schließlich Alles bereit war, lief der Vater in scheinbarer Unruhe im Zelte auf und ab und rief wiederholt aus: „Warum bracht ihr noch immer nicht auf?" Da fehlte nun aber noch eine Hauptsache. Alle Frauen, die am Feste theilgenommen, kamen nun vor dem Zelte zusammen und weinten und wehklagten auch ihrerseits über das junge Mädchen, das eben dem Schutz des elterlichen Zeltes entführt werden sollte. Am lautesten aber schrie dabei die Braut. Schließlich schien selbst der mongolischen Anschauung von guter Sitte mit Heulen und Schreien Genüge geschehen zu sein und ein junger Mann aus dem Gefolge des Bräutigams trat in das Zelt, brachte die Braut unter einen seiner kräftigen Arme und trug ihre scheinbar leblose Form durch die Zeltthür, Obacht gebend, daß er dabei nicht den Kopfschmuck der jungen Frau beschädige. Dort wurde sie von zwei weiteren Helfern in Empfang genommen und von diesen auf ein bereit gehaltenes, sehr frommes Pferd gesetzt. Der Bräutigam führte dasselbe einige Schritte nach einer ebenfalls durch das Geburtsjahr der Frau bestimmten Richtung. Sie selbst that auch jetzt weiter nichts, als daß sie aus vollen Leibeskräften schrie und ihre Hände vor das verschleierte Gesicht hielt. Sie wurde alsdann vom Pferde gehoben und in einen Wagen, richtiger Karre gesetzt, die mit zwei Pferden bespannt war. Der Kutscher leitete dieselben von einem Pferde, das er daneben ritt, aus. Als nun die Mutter noch eingestiegen war, setzte sich die Gesellschaft in Bewegung. Je mehr der Wagen sich entfernte, desto weniger laut wurde das Schreien der Braut, bis schließlich nichts mehr zu hören war. Ich glaube, nur eine Person hat an jenem Tage des Abschieds aus Herzensbedürfniß geweint. Es war die ältere Schwester der Braut. War es Trauer um

die Trennung von der Schwester, mit der sie Freud und Leid bisher getheilt und die vielleicht zugleich ihre einzige Freundin und Vertraute gewesen war, oder bewog sie hierzu der Gedanke, daß die jüngere Schwester bereits verheirathet sei, wo sie noch ledig im Elternhause weilen mußte? Das schlimmste Geschick in den Augen der Mongolen ist ja für ein Mädchen, unverheirathet zu bleiben. Erst spät Abends gelangte der Hochzeitszug zu den Zelten des Vaters des Bräutigams. Dieser hatte, um seinen Reichthum zu zeigen, alle seine Heerden Schafe, Rinder und Pferde in die Nähe treiben lassen. Als man nun nach dem Zelte, welches das junge Paar bewohnen sollte, kam, fand man dasselbe verbarrikadirt. Es kamen eine Anzahl Mongolen herbei, die in barschen Worten riefen: „Was für Räuber seid ihr, die ihr euch unseren Zelten in einer solchen gefährlichen Weise nähert?" „Was für eine Art Menschen seid ihr, die ihr in verbarrikadirten Zelten wohnt und keine Gastfreundschaft kennt?" war die Antwort der Ankömmlinge und als sie hinzufügten: „Wir bringen die Tochter des Mandarinen, damit sie die Frau des Sohnes des Herrn dieser Zelte sei", da änderte sich die Haltung der Männer. „In diesem Falle ist es etwas Anderes", riefen sie laut und unter Verbeugungen geleiteten sie die Braut in das Zelt. Auch hier, in den Zelten des reichen Heerdenbesitzers, begann nun ein Schmausen und Trinken, das mehrere Tage währte. Ich selbst konnte nicht theilnehmen, denn mein Beruf führte mich weiter. Später erfuhr ich, daß die junge Frau längere Zeit krank gewesen sei, kein Wunder, wenn sie es durch die Aufregung und das anstrengende, anhaltende Schreien nicht geworden wäre. Die Mongolen gaben die Schuld dafür dem verspäteten Ausbruch und riethen dem besorgten jungen Manne, einen Lama kommen zu lassen, der ein Gebetbuch mehrmals durchlesen sollte; dies hatte denn auch die Gesundheit wieder hergestellt! An die eigentliche Hochzeit schließen sich noch viele ceremonielle gegenseitige Besuche der nunmehr verschwägerten Familien an. Die Sitte schreibt sie vor und sie werden streng eingehalten, geben sie doch Gelegenheit zu neuen Schmausereien und Trinkgelagen.

Ich möchte nun noch einige allgemeine Bemerkungen über das Leben der Mongolinnen hinzufügen, und hoffe, daß auch diese das Interesse meiner Leserinnen finden werden. Die Tracht beider Geschlechter ist fast dieselbe, nur tragen die Frauen nie einen Gürtel um die Hüften und werden deshalb oft kurzhin die „Gürtellosen" genannt. Das lange Oberkleid hängt also lose von den Schultern auf den ganzen Körper herab. Die Aermel desselben sind weit genug, daß die Arme eingezogen werden können, ohne daß das Gewand selbst ausgezogen wird. Manche Mongolinnen können also ihre Unterkleider selbst auf dem Kameele reitend wechseln, wenn sie ihnen zu warm werden. Denn um sich vor Kälte zu schützen, zieht der Mongole und die Mongolin ein Unterkleid über das andere an, bis ihnen die Anzahl derselben genügend erscheint. In den Kleidern schläft man auch und da sie dieselben Kleider zur Verrichtung der Hausarbeit, Melken der Kühe, beim Kochen und so weiter anbehält, sie oft eine geraume Reihe von Tagen nicht wechselt, so sind dieselben gewöhnlich recht schmutzig und die Frauen machen in den weiten Gewändern einen recht saloppen Eindruck. Das Waschen des Gesichts und der Hände nimmt nur wenige Minuten in Anspruch, Seife ist unbekannt und ein kleiner Napf kalten Wassers genügt. Zum Abtrocknen dient ein in der Nähe gerade befindliches Kleidungsstück. Selten wird eine Mongolin in Besitz eines eigentlichen Handtuches sein. Findet sich gar nichts zum Abtrocknen, so fährt das Mädchen mit den Händen über das Gesicht und sucht die Feuchtigkeit nach ihrem Munde zu bringen, um sie mit demselben aufzusaugen. Baden des Körpers ist unbekannt und die Füße werden nur dann rein, wenn man, um ein Bächlein oder Flüßchen zu passiren, mit entblößten Füßen diese durchschreitet. Eine Pelzmütze gilt als unerläßlicher Schmuck eines Kleidungsstückes für die Mongolin. Ebenso zeigt selbst die ärmste verheirathete Mongolin einen Kopfschmuck von Silberarbeit, der von dem Kopfe herabhängt und im scheinbaren Widerspruche zu den ärmlichen oft von Schmutz starrenden Kleidern steht. Die Form und das Aussehen des Schmuckes richtet sich nach dem Stamme, welchem die Frau angehört, und Leute, die sich darauf verstehen, können nach ihm sagen, zu welchem Stamme diese Frau zu rechnen ist. Die Frisur der Haare ist oft kunstvoll und auch nach der Stammesangehörigkeit verschieden. Da ihre Herstellung oft lange Zeit in Anspruch nimmt, so soll sie möglichst lange anhalten und werden die frisirten Haare zu diesem Zwecke thatsächlich fest geleimt. Von Weitem sehen die Frisuren ganz nett aus, in der Nähe betrachtet schon weniger. Erst wenn die Frisur im Laufe der Zeit ziemlich derangirt ist, halten es diese Damen für nöthig, dieselbe zu erneuern. Ueber die Festkleidung der Frauen habe ich schon oben geschrieben. Die Mongolinnen und Mongolen sind erstaunt, daß ausländische Damen nicht auch diesen Schmuck von Perlen u. s. w. tragen, und versichern, daß diese gerade erst die Schönheit einer Frau ins richtige Licht bringen. Das Leben der Mongolin ist ein ziemlich einförmiges. Abwechselung tritt nur bei Hochzeiten und bei großen religiösen Festen ein, wo die Bewohner der Steppe ihre Zelte verlassen und mit ihren Frauen sich nach den Tempeln begeben, wo jene Feste gefeiert werden. In der Nähe der Tempel entwickelt sich dann ein Leben und Treiben, das dem unserer Jahrmärkte gleicht. Nur hierbei bietet sich den Frauen Gelegenheit, alte Freundinnen und Bekannte zu treffen und mit diesen einige Stunden zu verplaudern. Das Geistesleben der Mongolin ist ziemlich beschränkt, eine eigentliche Bildung besitzt sie nicht. Kein Wunder, wenn sie ihre Zeit auf den Schmuck des Kopfes verwenden, in dessen Schmücken sie ihre Hauptaufgabe zu finden scheint. Sie ist zwar in der Regel eine gute Hausfrau und sorgvolle Mutter für ihre Kinder, aber auch diesen die erste Lehrerin zu sein, ist sie nicht fähig.

Bücherbesprechungen.

— **Die Könige der Germanen.** Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt von **Felix Dahn**. Achter Band. Die Franken unter den Karolingen. Sechste Abtheilung. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1900. VI, 374 S.; 8°. Preis 10 Mark. — Das neunte und letzte Capitel des vierten und letzten Hauptabschnittes im 8. Band der Dahn'schen „Könige der Germanen" ist überschrieben: „Das Kaiserthum als Krönung des Theokratismus". Diesem Beispiele folgend, könnte man der vorliegenden 6. Abtheilung der Karolinger-Bandreihe die Ueberschrift geben: „Die Krönung des Werks". Schlechterdings kann ich mir nicht vorstellen, daß einer der etwa noch ausstehenden Bände des Gesammtunternehmens seinem inneren Gehalt und seiner Wichtigkeit nach die heute mir vorliegende Leistung übertreffen werde. Felix Dahn zieht hier nicht nur die Summe aus den eingehenden Untersuchungen, die er in den vorher veröffentlichten 5 Abtheilungen des 8. Bandes niedergelegt hat, sondern er giebt hier auch (S. 324 ff.) — und das ist das besonders Werthvolle an diesem Buche — die wissenschaftliche Begründung für seine Auffassung von dem (durch den von Augustin's Gedankenwelt angesteckten Karl und seinen Gottesstaat veränderten) Germanenthume, wie er sie dichterisch in den „Romanen aus der Völkerwanderung" zu lebensvollen Formen zu gestalten so trefflich verstanden hat; in den „Fränkischen Forschungen" wird Dahn von der eigenthümlichen „Sittlichkeit" des karolingischen Christenthums ein abschließendes Bild entwerfen. Vor Allem ist der oben erwähnte vierte Hauptabschnitt („Der Theokratismus") mit Herzblut geschrieben (vgl. namentlich S. 332 f.); das merkt man bei aller Kürze, ja Trockenheit der durch und durch wissenschaftlichen, auf die allernothwendigsten Nach- und Beweise sich beschränkenden Darstellung Zeile für Zeile heraus. Mag sich auch in Zukunft mancher einzelne Baustein als brüchig herausstellen — solche Mängel können meiner Ueberzeugung nach an dem solid gegründeten, fest gefügten Baue des ganzen Gebäudes keinen ernstlichen Schaden anrichten. Das vor Allem scheint mir unwiderleglich festzustehen, daß die arnulfingische Zeit (689—751), vor Allem das Wirken Karl Martell's, Ritzsch gegenüber ins rechte Licht gerückt, und daß dargelegt ist, wie Karl der Große recht eigentlich als der Vollender und der Schlußstein einer in ihren ersten Anfängen mit Chlodowech einsetzenden Entwicklung anzusehen ist, nicht aber als Beginner und als Anfang einer neuen Zeit. Trotzdem bleibt natürlich an Verdienst und eigner Thätigkeit für den „Serenissimus augustus, a Deo coronatus, magnus et pacificus imperator" noch genug bestehen, der schon seit 774 sein Königthum theokratisch erfaßt und ein Jahr vor seinem Tode die Kaiserwürde in seinem Haus erblich gemacht hat. Jedenfalls war es nicht die Schuld Karl's des Großen, wenn bereits der Urenkel (Ludwig II.) in dem Wahne, des Papstes Handauflegung und Salbung übertrügen erst die Kaiserschaft, den Keim zu der später immer gesteigerten und

überaus geschickt gehandhabten Ueberhebung der Kurie gelegt hat; Dahn's Auffassung von der durch Karl's Kaiserkrönung geschaffenen Rechtslage findet sich, in wenige Worte knapp zusammengefaßt, auf S. 244 f. des vorliegenden Buches. Was aus allem Undeutschen des theokratischen Grundgedankens gerade bei Karl dem Großen hervorleuchtet, das ist das tief in ihm wurzelnde Gefühl der Verantwortlichkeit, die ihm sein hoher Beruf auferlegt hat; hierin muthet er uns an wie eine moderne Herrscherfigur. Ihm ist es heiliger Ernst mit dem Vorsatze, dahin zu wirken, daß der Wille Gottes durch Zusammenwirken von Kaiser und Papst, durch Zusammenarbeiten von Bischof und Graf in dem die Kirche und das Reich umfassenden Gottesstaate von allen Unterthanen stets und unverletzt erfüllt werde. Kein Wunder, daß die Uebersetzung dieses Ideals in das Leben fast unmittelbar mit seinem Schöpfer ins Grab hat sinken müssen: Menschen bleiben Menschen. Ht.

— Das Wiener Burgtheater. Von Rudolph Lothar. 1899. Leipzig, Berlin und Wien, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie. (Gr. 8. 212 Seiten. Pr. eleg. carton. 3 ℳ) — Diese Schrift ist der 2. Band der von Lothar herausgegebenen „Dichter und Darsteller", deren erster in der 2. Beilage von Nr. 4 der Leipz. Ztg. angezeigt ist. Mit den äußeren thatsächlichen Verhältnissen der Geschichte des Burgtheaters genau bekannt, hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, sowohl die schauspielerischen Leistungen wie die Eigenthümlichkeiten der Bühnendichter, als auch die Ursachen des Wechsels in der Leitung des Burgtheaters klar darzulegen. Letzteres hat seinen volksthümlichen Ursprung, sein Herauswachsen aus der Stegreifposse, zunächst nicht verleugnet. Um dem Hof die Füglichkeit zu gewähren, Repräsentationsvorstellungen, namentlich Festopern, zu veranstalten, überließ Kaiserin Maria Theresia 1741 das leerstehende „Ballhaus" an der Burg einem „Entrepreneur der Hof-Opern, Serenaden, Komödien, Oratorien und heiligen Gräber", wonach das Gebäude den Namen „Königliches Theater nächst der Burg" führte. Seinem Wesen nach blieb es jedoch Volkstheater, und erst 1747 wurde ein regelmäßiges Schauspiel dort aufgeführt. Um den Gemeinheiten der Stegreifspiele ein Ziel zu setzen, wurde 1752 verfügt, im Burgtheater nur aus dem Italienischen, Französischen und Spanischen übersetzte Stücke darzustellen, während dem gleichfalls kaiserlichen Kärtnerthortheater freiere Hand gelassen wurde. Demungeachtet lösten die im Burgtheater aufgeführten Stücke sich noch nicht völlig von der Volksbühne ab, und classische Stücke, wie „Minna von Barnhelm", wurden einer Bearbeitung unterzogen, um dem geliebten Hanswurst das Feld für seine Possen frei zu machen. Mit gutem Willen, aber ohne zulängliche Befähigung suchte Sonnenfels als Berather der obersten Theaterbehörde für die Hebung der Bühnenkunst zu wirken und geeignete Kräfte heranzuziehen, wie namentlich Lessing gewonnen werden sollte, der aber auf den Antrag nicht einging. Es war eben ein Mißgeschick, daß Oesterreichs deutscher hoher Adel, der das Burgtheater halten sollte, gesinnungslos war, der Durchschnitt-Wiener aber sich noch keinen höheren Genuß gönnte als den durch den Hanswurst gewährten. So erkannte man fortwährend die Nothwendigkeit, durch norddeutsche Einflüsse der Bühnenkunst aufzuhelfen. Daher wurde Friedrich Ludwig Schröder nach Wien gerufen, fand auch Anerkennung, blieb aber nicht lange. Eine entschiedene Besserung der Zustände erreichte Schreyvogel, zwar geborener Wiener, aber durch Aufenthalt in Jena mit classischer Bildung vertraut. Zum Director des Burgtheaters ernannt, stellte er sorgsam durchdachte Grundsätze für dessen Verwaltung auf. Die ästhetischen Anschauungen, die ihn dabei leiteten, stellen Sittlichkeit in den Vordergrund, ein Umstand, der später der geistig beschränkten Censur zur Handhabe für die blödsinnigsten Eingriffe diente. Nach Schreyvogel war der Schlesier Laube Director, der durch tiefernste Auffassung seiner Stellung, feinstes Kunstverständniß und unermüdliche Thatkraft das Burgtheater zur ersten deutschen Bühne erhob. Durch diplomatische Gewandtheit und leichten Sinn erhielt sein Nachfolger, der Hesse Dingelstedt, diesen Glanz, nach dessen Tode die Bühnenleitung in frühere Schwankungen zurückfiel. Die Thätigkeit des gegenwärtigen Directors Schlenther verurtheilt Lothar durchweg nachdrücklichst. Die Einzelheiten der Geschichte, der Leiter, Dichter und Darsteller des Burgtheaters sind durch manche bisher ungedruckte Urkunden bereichert, allgemein culturgeschichtlich belehrend und in Lothar's gewandter Schilderung sehr fesselnd zu lesen. 245 Abbildungen, meistens Bildnisse, unterstützen das Lebendige der Darstellung. Bdrmn.

— Große, Constantin, Die Alten Tröster. Ein Wegweiser in die Erbauungsliteratur der evang.-luth. Kirche des 16. bis 18. Jahrhunderts. Hermannsburg, Missionshandlung. 1900. 700 S. 5 ℳ — Ein ungeheurer Fleiß steckt in diesem Buche, das uns ein sächsischer Geistlicher darbietet. Derselbe giebt darin außer einer eingehenden Beschreibung der im Titel gekennzeichneten Bücher die Grundzüge der Geschichte derselben und die Darstellung des Lebens ihrer Verfasser, sowie einige Züge aus der Entwickelung der christlich-kirchlichen Frömmigkeit, zumal des Gebetslebens in der lutherischen Kirche. Auch wichtige reformirte und mittelalterlich-katholische Erbauungsschriften hat der Verfasser sorgfältig berücksichtigt. Es wird schwer halten, dem Verfasser irgendwelche Lücken nachzuweisen. Vermißt haben wir allerdings die vorzügliche Schrift des wackeren Friedrich Mykonius „Wie man die Einfältigen und sonderlich die Kranken im Christenthum unterrichten soll". — Der Verfasser hat sich durch sein von geradezu bewundernswerthem Fleiße zeugendes Werk ein wahres Verdienst um unsere evangelische Kirche erworben. Wie reich der Schatz des Trostes, der im Laufe der Jahrhunderte aus dem Evangelium geschöpft ist! Möge das treffliche Werk helfen, Vergessenes von Neuem zu erschließen zum Segen unserer Gemeinden! G. B.

Allgemeine National-Bibliothek. (Verlag von C. Daberkow in Wien.) — Wenn Sorgfalt in der Beobachtung der Natur und der steten Wechselwirkung zwischen äußeren und inneren Vorgängen im Menschenleben ein wesentliches Merkmal des wahren Dichters ist, so verdient Adalbert Stifter den Namen mit gutem Rechte. Seine stilistische Meisterschaft bewährt sich nirgends mehr als in den „Bunten Steinen", diesen merkwürdigen novellistischen Gebilden auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Die knappe Abrundung der einzelnen Stücke, die den denkbar schroffsten Gegensatz bildet zu der in Nichts zerfließenden Manier der modernen Symbolisten, hat etwas ungemein Kraftvolles und Packendes. Wir machen mit Freuden aufmerksam auf die beiden Bändchen, mit denen Daberkow's Allgemeine Nationalbibliothek ihre Ausgabe der Werke Stifter's fortsetzt: Nr. 238—239 „Bergkrystall" (Preis 40 ₰) und Nr. 240 „Bergmilch" (Preis 20 ₰). — Unter Nr. 241—243 ist in derselben Sammlung erschienen: Jakob Bácsy. Ein ungarisch-bosnischer Roman von Deli. Aus dem Ungarischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Ludwig Hevesi. (Preis 60 ₰.) Deli ist der Schriftstellername des angesehenen ungarischen Geschichtsforschers Hofraths Dr. Ludwig v. Thallóczy. Er lebt in Wien als Director des Reichsfinanzarchivs, bekleidet also dieselbe Stelle wie seiner Zeit Franz Grillparzer, und hat sich bei seinen Landsleuten durch zahlreiche Veröffentlichungen bereits einen Namen gemacht. Auch wirkt er als Professor für ungarisches Staatsrecht und ungarische Geschichte am Theresianum. Seine umfassenden archivalischen Studien führten ihn auch auf den Stoff zu dem vorliegenden Romane. In der Vallicella-Bibliothek zu Rom stieß Thallóczy auf eine lateinische Handschrift, Aufzeichnungen eines aus Dalmatien stammenden Franciscanermönchs über sein Leben. Ein weiterer Fund, den er bei den Franciscanern in Ragusa machte, trat ergänzend in die Lücken des Lebensbildes Jakob Bácsy's ein. Unter den Händen des dichterisch unverkennbar hochbegabten Mannes gestaltete sich nun dieses Material aus zu einem fesselnden Zeitgemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert. Der Umstand, daß Ludwig Hevesi als Uebersetzer für das Werk eintritt, gereicht dem Romane zu einer bedeutsamen Empfehlung. Und die Ehre der Uebersetzung ins Deutsche ist ihm nicht unverdient widerfahren. Auch deutsche Herzen wird das Schicksal des Jakob Bácsy und der schönen Begstochter rühren und ergreifen. Eine kurze literarische Einleitung giebt Bericht über das Leben des Verfassers und seine bisher veröffentlichten Arbeiten. — Auf Bitten der Verlagshandlung fügen wir noch folgende Zeilen bei: Bei C. Daberkow in Wien sind bereits zwei Bändchen „Ungedruckte Briefe von Robert Hamerling" erschienen. Der Herausgeber Josef Böck-Gnadenau (Leiter der Redaction des Kronprinzenwerkes) arbeitet jetzt an dem dritten Bändchen dieser Briefsammlung. Er bittet auf diesem Wege Alle, die im Besitze von Briefen oder sonstigen Erinnerungen an den Dichter-Philosophen sind, ihm diese freundlichst zur Kenntniß bringen zu wollen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 27. Sonnabend, den 3. März, Abends. 1900.

Quer durch Nordamerika auf der Canadischen Pacificbahn.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

I.

Unsere Zeit ist eine schnelllebende — dieser Gemeinplatz kommt kaum irgendwo so zur Geltung wie auf dem Gebiet des Verkehrswesens. Eine Neuerung jagt hier die andere, ein staunenswerthes Unternehmen wird morgen schon von einem noch großartigeren überboten. In der „neuen Welt“, in Amerika, ist dies nicht anders, ja die beschleunigte Entwickelung nimmt dort eher noch ein rascheres Tempo an. Wer denkt nicht noch daran, welches Aufsehen einst der Gedanke einer Schienenverbindung zwischen Atlantischem und Stillem Ocean mitten durch das theilweise noch so wenig erschlossene Innere des Erdtheiles machte! Und heute laufen bereits nicht weniger als 5 Parallelstränge von einer Küste zur anderen. Und auch hier hat die letzte Schöpfung, die sogenannte Canadische Pacificbahn, alle früheren durch die Großartigkeit der Anlage weit in Schatten gestellt. Längst reizte es mich daher, dieses Weltwunder kennen zu lernen, bis es mir vor 2 Jahren wirklich möglich werden sollte. Ich befuhr die Linie indeß nicht, wie dies gewöhnlich bei Europäern der Fall sein wird, in der Richtung von Osten nach Westen, sondern umgekehrt, denn ich war von Japan über den Stillen Ocean gekommen. Es ist dies übrigens schon insofern kein Fehler, als die Annäherung an Amerika von dieser Seite aus, wenigstens was die hier in Frage kommende Küstengegend anlangt, ungleich eindrucksvoller ist als eine solche vom Atlantischen Ocean her. Es unterliegt ja allerdings keinem Zweifel, daß der Reisende, welcher über letztgedachtes Meer gekommen ist und nun nach der Durchfahrt durch die enge, kanonengespickte Wasserstraße zwischen Long Island (rechts) und States Island (links) in die seeartig weite, ruhige Bucht von Neuyork gelangt, ein interessantes Bild vor dem Auge hat, das eine ganze Woche lang Wasser, nichts als Wasser geschaut. Zur Linken blickt er hinein in den mächtigen, an dieser Stelle mündenden, von Schiffen größten und kleinsten Kalibers geradezu wimmelnden Hudson-Strom, den eigentlichen Hafen der amerikanischen Riesenstadt, auf der anderen Seite öffnet sich der kaum weniger von Fahrzeugen belebte East-River, über den sich die bekannte Hängebrücke von Brooklyn in staunenswerther Höhe hinwegschwingt, gerade im Vorblick aber, von diesen beiden Wasseradern wie eingerahmt, rollt sich das Häusermeer von Neuyork selbst auf, aus welchem über die dichtgedrängte Masse der kleineren, d. h. noch immer sechs- und achtstöckigen Häuser hinweg wie vereinzelt stehen gebliebene Säulenschafte in einem Steinbruch die vielbesprochenen „Himmelskratzer“, die Mammuth-Gebäude, mit ihren 20, ja 30 Stockwerken — weniger anmuthig als eigenartig — in die Lüfte ragen. Mit dem hier Angeführten ist indeß auch die Schönheit des Anblicks von Neuyork erschöpft. Keine Gebirge, keine dunklen Wälder bilden den Hintergrund, die umgebende Landschaft ist flach und reizlos. Wie ganz anders die Anfahrt von Westen her, wie sie mir bescheert war!

Volle 16 Tage war ich von Yokohama, dem Haupthafen des japanischen Inselreiches, unterwegs gewesen. In dieser ganzen Zeit hatte das gelangweilte Auge auf der unermeßlichen Wasserwüste des Stillen Oceans nichts Anderes zu entdecken vermocht als eine Schaar von etwa 15 Möven, die unermüdlich dicht hinter uns her schwebten. Am letzten Tage traten Anzeichen dafür auf, daß eine Bühnenverwandlung nahe bevorstand; die bisher grüngraue Wasserfläche färbte sich schmutzigbraun und ganze Heerden von Walfischen, kenntlich an den kleinen Springbrunnen, die sie wie neckisch in die Luft sandten, tummelten sich um den Dampfer her. Das feste Land konnte nicht mehr fern sein. Angestrengt spähte ich aus. Richtig, seitwärts links steht etwas wie eine hohe Wolkenwand am sonst hellen Horizonte. Bei längerem Hinschauen zerlegt sie sich in die Umrisse mächtiger Erhebungen, auf deren steilen Hängen sich auch bald große, bleiche Schneefelder unterscheiden lassen. Ich hatte die mehr als 9000 Fuß aufsteigenden Hochgebirge von Vancouver-Island vor mir, jener wilden, westamerikanischen Insel, die nebenbei bemerkt fast dreimal so groß ist, als das ganze Königreich Sachsen und in ihrem noch immer wenig bekannten, urwalderfüllten Inneren fast nur von wilden Thieren, namentlich Bären, bewohnt wird. Wenig später fuhren wir in die Straße von San Juan de Fuca ein, die, auf unseren Atlanten wie ein schmaler Wasserarm erscheinend, in Wahrheit doch so breit ist, daß ihre Ränder, die Gestade der eben genannten Insel gegen Norden und das weit vorspringende amerikanische Festland im Süden, immer noch nur in dämmernden Umrissen zu erkennen sind, obwohl auch in letztgedachter Richtung ein ansehnlicher Gebirgsstock, der über 8000 Fuß hohe Mount Olympus, emporragt. Allmälig hielt unser Schifflein jedoch directer auf die Küste von Vancouver-Island zu und lenkte schließlich unversehens in eine ganz versteckte, winzige Bucht hinein, an deren von wahrhaft gigantischen alten Kiefern und ungeschlachten Felsblöcken eingenommenen Ufern nichts als einige Holzbaracken standen. Das Räthsel sollte sich bald lösen. In Shanghai, von wo unser Schiff ausgegangen war, herrschte schon damals die Pest und so mußten denn die mehrere hundert Chinesen, die wir im Zwischendeck hatten, erst desinficirt werden, ehe wir amerikanischen Boden betreten durften. Wir befanden uns also in der Quarantäne-Station für die Provenienzen aus Ostasien. Das unvermeidliche Ausräucherungsgeschäft wurde sehr summarisch abgethan. Man fuhr die „Söhne des himmlischen Reiches“ auf einer kleinen Rollbahn in die erwähnten primitiven Gebäude, aus deren Schloten alsbald darnach der heilende Dampf geräuschvoll entwich. Ich als Europäer oder richtiger als Passagier der ersten Classe schien über jeden Verdacht einer Epidemie erhaben zu sein, denn man gestattete mir unbedenklich in der Zwischenzeit auf dem Eiland umherzuschweifen, wobei ich mich in der Wald- und Steinwüste sowie zwischen den zahlreichen einschneidenden kleinen Buchten, von denen eine der andern glich, derart verirrte, daß mir schließlich nur das wiederholte Pfeifen des zur Weiterfahrt bereiten Dampfers auf den rechten Weg zurückhalf. Die durchräucherten Chinesen füllten, als ich das Schiff keuchend wieder erreichte, bereits von Neuem dessen Verdeck, aber sie waren durch das unfreiwillige Schwitzbad nicht schöner geworden, im Gegentheil, ihre vorher so glänzenden und steifen Zöpfe, ihr Stolz, hingen jetzt schlapp und naß nieder wie Ballkleider nach einer verunglückten Landpartie. Wir hatten jetzt nicht mehr weit bis zum vorläufigen Ziele, der Stadt Victoria auf dem wiederholt genannten Eilande. Als wir um eine Art Vorgebirge herumgedampft waren, lag dieselbe vor uns, ein Ort von nur etwa 20000 Einwohnern, der indeß einen geradezu entzückenden Anblick bot. Am Rand einer schön geschweiften Bucht tauchten überall aus frischem, grünem Nadelwald niedliche Villen, die meisten zwar nur aus Holz, aber stets in den anmuthigsten und wechselvollsten Stilformen hergestellt, so daß man unwillkürlich an einen freundlichen Badeort dachte, zumal hier auch eine überaus frische, nach der Hitze in Japan sogar fast kühl zu nennende Luft wehte. Das Innere des Ortes, das ich wenig später kennen lernte, trug allerdings noch ziemlich deutlich den Stempel der Unfertigkeit und des Uebernachtgewordenseins der so vielen amerikanischen Städten aufgeprägt ist. Die Straßen,

obwohl von einer elektrischen Trambahn befahren, waren ungepflastert und vielfach von feinem Flugsand bedeckt, die Trottoirs an beiden Seiten von Holz und neben palastartigen Steinkolossen standen ungenirt kleine Blockhäuschen wie fern im Urwald oder in der Prärie. An diesem Punkte hätte ich eigentlich schon die Bahn besteigen sollen, denn es war ursprünglich geplant, vom Festlande aus eine großartige Brücke über den trennenden Meeresarm zu legen, wodurch sich u. A. auch der in den Blättern schon im Voraus ausposaunte Effect ergeben haben würde, daß man auf einer Reise um die Erde via Canada von Liverpool aus nur drei Mal im Ganzen umzusteigen brauchte, nämlich in Montreal vom atlantischen Dampfer in die Canadische Bahn, in Victoria von der letzteren in den Pacific-Dampfer und in Hongkong von diesem in das durch den Suezcanal nach England zurücklenkende Schiff. Doch der Bahnbau war zu schwierig, vielleicht auch die nach amerikanischer Art dabei vorgekommene Unterschlagung zu groß, als daß man für so eindrucksvollen Abschluß des Ganzen noch Geld übrig gehabt hätte. So muß denn zur Zeit noch ein allerdings wahrhaft großartiger, in mehreren Stockwerken aufgebauter Flußdampfer den Anschluß an den Schienenstrang vermitteln. In wenigen Stunden kreuzt dieser den die Insel und das Festland trennenden, breiten, mit größeren und kleineren Eilanden übersäten Georgia-Sund. Leider geschieht dies ausnahmslos zur Nachtzeit, so daß ich von der interessanten Scenerie nicht viel zu sehen bekam. Umsomehr überraschte mich der Anblick, der sich mir bot, als ich am andern Morgen in meiner Cabine erwachte. Wir ankerten dicht an einer lebhaften Stadt, die, obwohl schon auf dem canadischen Festland belegen, doch auch ihrerseits noch Vancouver heißt und gleich Victoria etwa 20000 Einwohner zählt. Ansehnliche Seeschiffe, darunter auch ein weißschimmernder englischer Kriegsdampfer, schaukelten sich neben uns auf dem Meeresarm, der durch seine verhältnißmäßig geringe Breite, die absolute Ruhe seiner stahlblauen Wassermassen sowie durch allseitige Umrandung mit dunklem Hochwald den Eindruck eines stillen Binnensees machte, zumal da und dort auch verblauende Hochgebirge in die überaus anmuthende Idylle hereinlugten.

Jetzt begann für mich endlich wirklich die Landreise, auf welche ich mich nach einer ununterbrochenen Wasserfahrt von nahezu drei Wochen von Herzen freute. Leider sollte ich wenigstens in einer Hinsicht zu früh triumphirt haben. Ich war, wie wohl Jedermann, nach Amerika gekommen mit der vorgefaßten Meinung, daß dort die vollendetsten Bahneinrichtungen der ganzen Welt zu treffen seien. In Wirklichkeit erwiesen sich mir diese jedoch fast in jeder Beziehung als recht mittelmäßig und ohne alle Frage den deutschen weit nachstehend. Schon der Erwerb der Fahrkarte vermag dem Fremdling häufig den Geschmack zu verderben. Die Bureaus der verschiedenen Concurrenzlinien überbieten sich im unlautersten Wettbewerb. Es ist schon vorgekommen, daß die Pacificlinie, um die anderen zu übertrumpfen, natürlich nur eine kurze Zeit hindurch, Billets für die ganze, rund 6000 Kilometer lange Strecke von Ocean zu Ocean, die tarifmäßig in erster Classe etwa je 300 ℳ kosten, für wenige Dollars, ja ganz umsonst ausgegeben hat. Fast immer aber ist es an der Tagesordnung, daß man mit dem betreffenden Agenten feilscht, wobei ein gewandter und rücksichtsloser Reisender dadurch, daß er zu dem Concurrenten zu gehen droht, eine oft ganz bedeutende Ersparniß erzielen kann. So beginnt die Enttäuschung, noch ehe man den Bahnkörper zu Gesicht bekommen hat, und steigert sich von da ab mit jedem Schritt. Als ich beispielsweise den Bahnhof in Vancouver, den Anfangspunkt einer solch ungeheuren Ueberlandroute, erreicht hatte, mußte ich gewahren, daß von einem entsprechenden Bahngebäude, von einem unbedeutenden Häuschen abgesehen, ja von auch nur einem überdachten Warteraum, nicht die Rede sein konnte, ganz zu geschweigen von einer Restauration, wo man eine letzte Erfrischung zu nehmen vermochte. Ebenso wenig war irgend eine Person vorhanden, welche Auskunft gab, ob die nach längerem geräuschvollen Rangiren endlich bereitstehende Wagenreihe wirklich die richtige sei, da die Waggons keinerlei Aufschriften trugen. Ziemlich pünktlich um 14 Uhr (d. h. 2 Uhr Nachmittags), wie es in dem mir auf der Agentur eingehändigten Reclamebüchlein der Bahn hieß, setzte sich dann allerdings zwar der „Atlanticexpreß", der täglich von Meer zu Meer durch den Erdtheil läuft, in Bewegung, indeß er entsprach seinem stolzen Namen in der Folge so wenig, daß er durchschnittlich nur etwa 42 Kilometer in der Stunde zurücklegte und ich bis Neuyork statt fünf Tage, wie mir auf dem Bureau angegeben worden war, deren gerade acht brauchte. Und wenn es nur noch blos das Schneckentempo gewesen wäre! Viel schlimmer als dieses erschien die ganze Fahrart. In der Regel zog die Locomotive nach jedem der zahlreichen Halte so unvermittelt und mit solchem Ungestüm drei- bis viermal an, daß man im Wagen drin wahrhaft knochengefährdende Püffe erhielt. Und die Belästigungen, die man erfuhr, wenn der Zug zum Stehen gebracht werden sollte, waren kaum geringer. Indeß auch wenn die lange Wagenreihe sich in ununterbrochenem Gange befand, pflegten die Waggons derartig herüber und hinüber zu schwanken, daß man sich noch auf dem Meere wähnen und seekrank werden konnte. Die Freiheit, durch den ganzen Zug zu gehen, wurde damit fast ganz illusorisch gemacht. Das einzige Lob, das ich dem Lenker des Dampfrosses zu spenden vermochte, war dies, daß er das Geläute, welches mangels fast sämmtlicher Wartehäuser auch auf dieser „Weltbahn" geradeso wie auf einer kleinen Klingelbahn unterhalten zu werden pflegt, nicht, wie es bei uns gehandhabt wird, mittelst einer gellenden Schelle ausübte, sondern mit einer wirklichen und wahrhaftigen Kirchenglocke, die hinter dem Schlot der Maschine hing. Die Folge war, daß ich auf dem ganzen langen Wege fast fortlaufend das Gefühl hatte, dem der Dichter Ausdruck verliehen, wenn er von der Kapelle spricht, die „still in's Thal läutet". In der That kamen die vollen, tiefen Töne, während wir durch die Wildniß dahin glitten, wie von fernen Bergen herab. — Der Fahrart entsprach leider auch das Fahrmaterial. Zwar rühmte das erwähnte Begleitbüchlein, nach der Gepflogenheit der Amerikaner, die nun einmal, ähnlich den alten Römern, unverbesserliche Superlativ-Menschen sind, die Waggons als „die besten der Welt". Aber wie viel fehlte daran! Dieselben bildeten, was die erste Classe anbetrifft, immer nur einen einzigen Raum mit schmalem Mittelgang und zweisitzigen, übrigens auch nur sehr niedrige Lehnen aufweisenden gepolsterten Bänken, welche Plätze für 50 Menschen, Damen und Herren bunt durch einander, enthielten. Ein einziges schreiendes Kind dabei — und an solchen fehlt es jenseits des Oceans trotz aller Vollkommenheit dort natürlich auch nicht — und die ganze Reisegesellschaft ist gestört, von der Unmöglichkeit, auf den engen Sitzen zu schlafen oder sich auch nur auszustrecken, gar nicht zu reden. Beabsichtigt man letzteres — und bei einer Fahrt von einwöchentlicher Dauer wird der Fall kaum ausbleiben — so muß man im Schlafwagen reisen, der jedoch zu dem hohen Preise von 300 ℳ noch eine Nachzahlung von etwa 100 ℳ für die ganze Tour erfordert. Primitiv, wie dergestalt die gesammte Einrichtung des Wagens, ist auch seine Beleuchtung und Erwärmung, letztere wegen der hohen Gebirgsübergänge selbst in der besseren Jahreszeit, namentlich in den Morgenstunden, wo meist Reif auf den Waggondächern liegt, unerläßlich. Sobald es dunkelt, bringt ein Individuum eine Treppenleiter und entzündet von ihr aus mit Streichhölzern die Petroleumdoppellampen, die im Mittelgang und zwar ohne alle Abblendung hängen. Derselbe Mensch oder auch der Conducteur besorgt die Heizung, indem er mittels eines kleinen eisernen Ofens in einem Nebenraume Dampf erzeugt, der sodann von da aus in die Rohre unter den Sitzen strömt, dabei die letzteren häufig dergestalt erwärmend, daß man nicht mehr auf ihnen zu verbleiben vermag. Ueberhaupt ist Rücksichtslosigkeit in diesen Wagen an der Tagesordnung. So fährt beispielsweise mit jedem Zuge ein Zeitungsverkäufer, der daneben zur Abwechselung auch noch Aepfel, Birnen, Weintrauben, Bananen, Cigarren und dergleichen feilbietet. Das wäre nun an sich ganz gut, aber der Mensch stürmt von früh bis Abends durch die ganze Wagenreihe und wirft dabei die an den Stirnseiten des Waggons angebrachten Thüren mit einem Ungestüm zu, daß man jedesmal ganz erschrocken im Sitz emporschnellt. Nicht besser treibt es das mitreisende Publicum. Ganz ungenirt reißt Jedermann die Fenster auf, singt, pfeift, spuckt aus und tritt ohne Entschuldigung den Nachbar auf die Füße, wobei nur das eine Gute ist, daß man ihm ebenso wieder auf seine Extremitäten treten kann, ohne daß er es übel nimmt. Wer denkt da nicht unwillkürlich an das Wort, welches ein Holländer bezüglich des Amerikaners ausgesprochen: „He hett keene Edukazie" (er hat keine Erziehung)! Und das nennt man Fahrt in „erster Classe!" Allerdings, um nicht unbillig zu sein, muß ich hinzufügen, daß die Schaffner eine Ausnahme machen. In feiner Uniform und mit Glacéhandschuhen ihres Dienstes wartend, zeigen sie ein höfliches und verbindliches Wesen, aber

eine merkwürdige Naivetät bekunden auch sie. Sie setzen sich mitten unter den Passagieren auf freigebliebene Plätze, um dort behaglich ihre Zeitung zu lesen, oder gesellen sich zu einzeln reisenden Damen, um diesen den Hof zu machen; und wenn man im Speisewagen zur Einnahme der Mahlzeit Platz genommen, erlebt man es oft genug, daß auch welche von ihnen mit an den gleichen Tisch kommen, um ihren leiblichen Bedürfnissen gerecht zu werden. Diese Speisewagen bilden übrigens einen Lichtpunkt im ganzen Bahnbetrieb. Dreimal am Tag, früh, Mittags und Abends, erhält man dort für den verhältnißmäßig geringen Preis von je 75 Cents (etwa 3 ℳ) eine meist vortreffliche Atzung, wobei dem Europäer nur die Gepflogenheit der Amerikaner auffallen wird, früh Morgens vor dem Thee oder Kaffee in den nüchternen Magen eine Menge noch dazu gewöhnlich eisgekühlten Obstes zu stopfen. Indeß auch diese opulenten „dining-cars“ sind nicht ganz nach unserem Geschmacke. Sie werden in der Regel alsbald nach der sehr hastig eingenommenen Mahlzeit wieder aus dem Zuge ausgeschaltet und auch da, wo sie eine größere Strecke mitlaufen, ist in ihnen nicht ein Fläschchen Bier, das übrigens überall eine Mark kostet, zu haben. — Wenn die „erste“ Classe schon so wenig befriedigt, so kann man sich schon denken, wie es in den übrigen aussieht. Es giebt im Grunde überhaupt nur noch eine Art dritter Classe, deren Wagen indeß nach der Sitte der Amerikaner, Allem ein hübsches Mäntelchen umzuhängen, die hochtrabende Bezeichnung: „Colonisten-Schlafwagen“ führen. Es sind dies Waggons mit hölzernen Bänken, die als einziges Besondere dies aufzuweisen haben, daß man an den Seiten harte Bretter niederlassen kann, um sich darauf für die Nacht zu lagern. In diesen Wagen reisen meist bei allen Zügen eine ganze Anzahl Chinesen oder Neger oder zum mindesten doch verwilderte Goldsucher und andere Urwaldsmenschen mit, so daß in den engen Räumen ein unglaublicher Schmutz und Dunst, von Prügelscenen und dergleichen nicht zu reden, zu Hause ist. Und doch dienen diese abscheulichen Räume zugleich als Rauchsalons für die erste Classe, da der Reisende nur hier sich den unter diesen Umständen freilich sehr fragwürdigen Genuß einer Cigarre gestatten darf. Neben den „Colonisten-Schlafwagen“ entdeckt man dann in der Wagenreihe häufig noch eine andere Classe von Waggons, welche die Inschrift „Touristen-Schlafwagen“ tragen. Diese sind einfach, jedoch ganz gut eingerichtet und in ihnen entwickelt sich während der langen Fahrt meist ein ganz patriarchalisches Leben. In einer Abtheilung spielen Kinder wie zu Hause, in einer anderen plaudern Eheleute, in einer dritten pflegen wieder Andere auf mitgeführten Betten in richtigen Bettstellen ganz ungenirt der Ruhe und an Kochherden hantiren junge Mädchen mit Topf und Tiegel. Indeß scheinen diese gemüthlichen Wagen nur auf besondere Bestellung und für geschlossene Gesellschaften eingestellt zu werden, denn streckenweise waren sie nicht vorhanden. — Nach allem Angeführten wird man wohl zu der Erkenntniß gekommen sein: ein Vergnügen eigner Art ist doch eine — canadische Eisenbahnfahrt. Nun zum Glück entschädigt für alle Unbilden im Innern des Waggons die Scenerie, die draußen vorbei zieht und die so abwechselungsreich ist, daß man während der einen Woche Fahrt so zu sagen alle Bodenformen der Erde vorüber geführt sieht.

Nachdem wir Vancouver verlassen, lief der Zug noch eine geraume Zeit an der freundlichen Bai hin, dann bog er in das Thal des hier in den Stillen Ozean mündenden Fraser-Flusses ein, um in demselben aufwärts zu laufen. Der Urwald, der uns in dieser Gegend umgab, hatte vielfach die ungeheuren Baumriesen aufzuweisen, welche noch immer weite Gebiete der amerikanischen Anden auszeichnen. Mehrere Meter im Umfange haltend, strebten die altehrwürdigen, malerisch mit Moosbärten behangenen Burschen rechts und links auch zu Thurmhöhe empor. Das Großartige der Scenerie noch zu erhöhen, wurden in Lücken im Forste jetzt auch bereits einzelne Schneegipfel des Hochgebirges, namentlich der gegen 14000 Fuß messende Mount Baker, der König dieses ganzen canadischen Abschnittes der „Felsengebirge“, sichtbar. Menschliche Ansiedelungen tauchten dagegen nur selten auf, doch machten sich recht stimmungsvoll da und dort kleine, verwitterte Holzkirchlein bemerklich. Als die Dämmerung niedersank, verengte sich die Thalmulde zur wilden Schlucht. Auf beiden Seiten thürmten sich furchtbar kahle, vielfach senkrechte Felswände empor, die sogenannte Canijons bildend, auf deren Grund der Bahnzug wie in einem schmalen Schachte vorwärts drang. Dicke Finsterniß umgab uns in dieser schauerlichen Tiefe, das helle Mondlicht, welches droben in der Höhe die scharfen Kanten der seltsamen Spalten säumte, gelangte nicht bis zu ihrer Sohle hinab, und das Grausen zu vermehren, gab das Echo die ungeschlachten, schon mehr dem Gebrüll eines vorsintfluthlichen Thieres ähnlichen Töne von den Felsmauern zurück, welche die amerikanischen Locomotiven statt des bei uns üblichen Pfeifens hören lassen. Trotz Alledem überwältigte mich schließlich doch die Müdigkeit. Als ich erwachte, war es Tag und die Scenerie vollständig verwandelt. Wir liefen nicht mehr im Grunde der Schluchten, sondern hoch oben auf den Rändern hin. An einer Stelle machte das Dampfroß Halt, alle Welt stieg aus und eilte auf ein hölzernes Gerüst zu, welches wie ein Balcon über den Abgrund hinausgebaut war. Von da schauten wir an 300 Fuß tief in einen keinem menschlichen Fuße zugänglichen Trichter, den sog. Albert Canijon hinunter, in welchem die eingeengten, zu Schaum aufgelösten Wassermassen wie in einem Hexenkessel siedeten und zischten. Indeß auch an anderen Beweisen, daß wir bereits stark angestiegen, fehlte es nicht. Mächtige Schneehäupter, von denen mehrfach auch schon breite Gletscher niederflossen, standen auf einmal ganz nahe da und tauchten immer zahlreicher und auf allen Seiten auf. Der großartigeren Bodengestaltung entsprach jetzt auch eine kühnere Bahnanlage. Der Schienenstrang beschrieb immer weitere Curven, die mitunter fast einen Kreis bildeten, nicht selten erblickte man auch die Gleise der nächsten Strecke ganz nahe, jedoch fast senkrecht über dem Haupte und schaute darauf ebenso wieder direct auf den soeben erst verlassenen Eisenweg hinab; auf thurmhohen, gleichfalls oft im Halbkreis angelegten Viaducten, die nach amerikanischer Bauart durchweg aus scheinbar ganz dünnen Balken zusammengestellt waren und sich deshalb von Weitem wie von gebrechlichem Gitterwerk errichtet ausnahmen, rollte der Zug donnernd über breite Abgründe oder er begrub sich in die Nacht von bergdurchbrechenden Tunnels oder aber, noch häufiger, in das Dämmerlicht von halboffenen, meilenlangen Galerien, die zum Schutz gegen Steinschlag und Schneelawinen angelegt wurden und gleich langgezogenen Taubenschlägen an himmelhohen, steilen Felswänden hingen. Man hätte sich auf der Brenner- oder Gotthard-Linie wähnen können, wenn nur auch das Waldkleid, welches die majestätische Bergwelt ringsum trug, jenem unserer schönen Alpen entsprochen hätte. Allerdings erfreuten in den Baumbeständen manche hübsche Einzelheiten das Auge. So entdeckte man eine Fichte mit prächtig silbergrauen Nadeln, desgleichen eine feingefiederte Thuja. Indeß im Ganzen machte doch die Bewachsung in diesen Höhen einen kümmerlichen, um nicht zu sagen abstoßenden Eindruck. Wo die ausgedehnten Hänge nicht durch Waldbrände derartig verwüstet erschienen, daß überhaupt nur die verkohlten Stämme stehen geblieben waren, wurden sie fast ausschließlich von einem merkwürdigen Haine hochaufgeschossener, spindeldürrer Stangen eingenommen, der für die ganze Gegend charakteristisch ist und der viel mehr ein Dickicht von Stecken und Spießen als ein stolzer Forst in unserem Sinne genannt werden muß. Ein stundenlang sich hinziehender See — eine Ausweitung des Columbia-Rivers, in dessen Gebiet wir vorübergehend gelangt waren — vermochte über dieses unerfreuliche Vegetationsbild ebenso wenig hinwegzutäuschen wie die mehrfach auftretenden kristallklaren Gebirgsbäche, welche von grellrothen, ziemlich großen Fischen förmlich wimmelten. — Ihren Höhepunkt erreichte die alpine Landschaft in der Mittagszeit dieses Tages. Wieder hatten wir eine endlose Schutzgalerie durchlaufen, da öffnete sich plötzlich der Blick auf ein ungeheures, im hellen Sonnenlichte grell schimmerndes Eismeer, das, von mehreren in der Höhe hier zusammenkommenden breiten Gletscherbändern gebildet, in unmittelbarer Nähe der Eisenbahn hinter einem ausnahmsweise üppigeren Walde wie eine gigantische Kristallwand emporgethürmt war. „Selkirk-Gletscher“ nennt sich das wunderbare Naturgebilde. Seine Erhabenheit wurde noch gesteigert durch eine außerordentlich steil aufgebaute und daher nahezu völlig schneefreie Felspyramide, den fast 10000 Fuß hohen Mount Donald, auch das canadische Matterhorn geheißen, welche wie ein colossaler Eckpfeiler dicht neben den weißen Eismassen in die Lüfte stieg. Noch war ich ganz versunken in die unvergeßliche Ausschau, die mich etwas an verwandte Bilder in Grindelwald oder Chamounix erinnerte, da hielt der Zug, aber nicht vor einem eigentlichen Stationsgebäude, sondern — gewiß originell genug — unmittelbar vor einem stattlichen Sommerfrisch-Hotel mit zierlicher Holzarchitektur, dem sogenannten Gletscherhaus („glacier house“), 4522 Fuß über dem Meer. Prächtige Gartenanlagen, deren bunter Blumenflor

seltsam mit der Eiswüste im Hintergrunde contrastirte, umgaben die freundliche Herberge. In dem glänzend ausstaffirten Speisesaal derselben war für uns hungrige Gäste bereits ein vortreffliches und nicht theures Mahl bereit gestellt. Indeß Jedermann beeilte sich, die Reihe der Gänge zu durchlaufen, um dann vor der Thür den Anblick der Eiswelt nochmals zu genießen, ehe das Dampfroß weiter rollte. Wie gern hätte ich den kurzen Weg von nur etwa 40 Minuten bis an den eigentlichen Fuß der gefrorenen Massen zurückgelegt! Leider konnte es nicht sein und so mußte ich mich damit begnügen, das vollendet schöne Gemälde möglichst fest in mein Inneres aufzunehmen. Dabei kann ich freilich nicht umhin zu betonen, daß es trotz Allem und Allem doch nur wieder eine der krassen amerikanischen Uebertreibungen ist, wenn es in dem erwähnten officiellen Begleitbüchlein der Bahnverwaltung heißt, daß diese Selkirk-Gletscher größer seien als alle Gletscher der Schweiz zusammen, wie es mir denn selbst an diesem Glanzpunkt der amerikanischen Anden nur von Neuem klar zum Bewußtsein kam, daß diese letzteren sich mit unseren heimischen Alpen nicht zu messen vermögen. Es fehlen außer den richtigen Alpenwäldern, von denen schon die Rede war, auch die Alpenmatten sowie das ganze Alpenleben überhaupt, die weidenden Heerden, die blechernen Töne der Kühglocken, die Sennhütten, die biderben Aelpler mit ihren Wadenstrümpfen und — die Schaaren wanderfroher Touristen. — Vom Gletscher aus stieg der Zug nur noch wenig an, dann war bei einem einsamen Stationshaus, hinter welchem in erschreckender Nähe der wilde Felszahn des schon erwähnten Mount Donald gerade in die Höhe stieg, der 4300 Fuß über See liegende „Rogers Paß" erreicht und damit das sogenannte Kaskaden-Gebirge, die westliche der beiden Parallelketten, welche bekanntlich zusammen die „Anden", das hochgehobene Rückgrat Amerikas, in dieser Gegend, bilden, überschritten. Rasch ging es auf der anderen Seite abwärts. Dabei passirten wir eine Stelle, welche ganz unverkennbar bewies, daß auch die Gletscher der Neuen Welt im starken Rückgang begriffen sind. Uns zur Linken hing ein solcher Eisstrom hoch über einer breiten, ausgeschliffenen Felsrinne, die bis nahe an den Bahnkörper herabreichte und sich ohne Weiteres als das ehemalige Gletscherbett zu erkennen gab. Bald darnach liefen wir über einen geradezu unheimlich hohen und kühnen Viaduct, von dem aus sich eine nach dem stundenlangen Verweilen zwischen eitel Fels und Firn doppelt erfreuliche Niederschau in ein breites Waldthal erschloß, das ein sehr ansehnlicher Strom, der Columbia-River, durchzog. Ihn hatten wir, wie angegeben, schon am Morgen einmal berührt, er beschrieb jedoch dann einen weiten Bogen um den Hochgebirgstheil herum, während wir über diesen letzteren direct hinweg kletterten. Wenige Stunden später waren wir bis auf 2500 Fuß Meereshöhe hinabgelangt und hatten damit die tiefste Einsenkung zwischen den beiden parallelen Gebirgszügen erreicht. Hier lag in einem weiten, von hübschem Kiefernwald ausgefüllten und rings von einem wahren Amphitheater mächtiger Schneehäupter umschlossenen Kessel der freundliche Ort Donald, eine vielbesuchte Sommerfrische, deren nette Holzhäuschen überall aus dem Baumgrün lugten. Auch jenseits dieser hübschen Stelle blieb das Thal des Columbia-Flusses, in welchem wir noch geraume Zeit aufwärts rollten, freundlich. Farmerhäuschen mit Getreide- und Krautfeldern füllten die tiefe, allseitig von Erhebungen geschützte Spalte. Erst gegen Abend verließen wir dieselbe und begannen von Neuem stark anzusteigen. Es wollte eben dunkeln, da hatten wir ein ähnlich schmuckes Quartier erreicht wie am Mittag, das sogenannte Stephen-Haus, welches bereits wieder 4050 Fuß hoch liegt. Dasselbe, ein ansehnliches Sommerfrisch-Hotel, vor dem der Zug wiederum wie vor einem Bahnhofe hielt, wurde nach dem mehr als 10000 Fuß hohen Mount Stephen getauft, welcher in Form einer ungeschlachten, mit dünnem Schnee wie mit Zucker überstäubten Felsmasse unmittelbar dahinter aufgebaut ist. Hier war für uns fürsorglicher Weise ein lucullisches Abendbrod hergerichtet, welches durch Tafelmusik auf einem vorhandenen Pianino noch eine besondere Würze erhielt. Während wir dasselbe verzehrten, wurde unser Zug für den zweiten und bedeutendsten Gebirgsübergang vorbereitet, indem er statt der bisherigen zwei Locomotiven, von denen die eine bei der Erklimmung des Cascadengebirges am Ende der Wagenreihe geschoben hatte, deren drei erhielt, welche merkwürdiger Weise dergestalt zur Verwendung kamen, daß eine in die Mitte des Zuges eingefügt wurde, während die beiden anderen vorn und hinten standen, so daß wir also im Grunde zwei Züge hatten. Ein ähnliches Verfahren beobachtete ich noch auf keiner unserer Alpenbahnen. Man kann sich denken, daß wir infolge dessen unter keinem geringen Getöse in die unterdeß niedergesunkene Nacht hinaus- und dem Bergrücken entgegen dampften, der wie eine von Titanen aufgerichtete Scheidewand ostwärts drohend vor uns stand. Schon vor Mitternacht jedoch hatten uns unsere drei schnaubenden Dampfrosse, trotzdem daß die Fahrt oft sehr langsam ging und wir im Waggon die schiebende und stoßende Vorwärtsbewegung deutlich empfanden, glücklich bis zu dem 5296 Fuß über dem Meere aufragenden Culminationspunkt, der Station Stephen, emporgebracht. Hier befanden wir uns auf dem Rücken der zweiten der erwähnten beiden Parallelketten der Anden, der sogenannten Rocky-Mountains (Felsengebirge) und damit zugleich auf der Wasserscheide zwischen Stillem Ocean und der Hudsons-Bai, d. h. genau betrachtet auf der Thürschwelle zweier weit geschiedener und so ganz anders gearteter Welten, der pacifischen und der atlantischen. Nach kurzem Verweilen auf dem merkwürdigen Punkte ging es zum zweiten Male scharf bergab, wobei ich das erhebende Gefühl hatte, daß es nun bis zur trauten Heimath keine trennenden Berge mehr gäbe, so fern sie mir auch noch immer lag. Mancherlei Interessantes wäre bei diesem Abstiege zu beobachten gewesen, z. B. die Umgegend der schon bald erreichten, noch 4500 Fuß hohen Station Banff, wo die canadische Regierung eine etwa 50 Kilometer lange und 20 Kilometer breite Strecke von großartigstem Hochgebirgscharakter analog dem Vorgehen der Vereinigten Staaten in den südlicheren Gebieten der „Felsengebirge" zum „Nationalpark" erklärt hat, in welchem es u. A. auch höchst sehenswerthe heiße Quellen giebt, dann das funkelnagelneue Städtchen Kalgary, ein sehr besuchtes Sommerquartier, von dem aus man einen entzückenden Rückblick auf die ganze (canadische) Kette des Hochgebirges genießen soll, u. s. w. Indeß es war stockfinster draußen und dazu wiegten mich die jetzt so sanften Bewegungen des abwärts gleitenden Zuges bald in einen tiefen Schlaf ein.

Bücherbesprechung.

— **Indianer und Anglo-Amerikaner.** Ein geschichtlicher Ueberblick von **Georg Friederici**, Oberleutnant im Infanterie-Regiment Graf Bose. 147 S. 2 ℳ. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1900. — Zur Klärung der Eingeborenenfrage Nordamerikas hat der Verfasser, welcher diesem dunklen Forschungsgegenstand während eines längeren Aufenthalts in der Union und auf ausgedehnten Reisen durch das weite Territorium des nordamerikanischen Continents seine ganze Aufmerksamkeit zuwendete, bereits namhafte Beiträge veröffentlicht. Dem gleichen Zweck dient auch die vorliegende Schrift, welche mit den darin enthaltenen überraschenden Thatsachen gerade in unserer im Zeichen des Verkehrs und der überseeischen Entwickelung stehenden Zeit das allgemeine Interesse der colonial-politischen Kreise wie des gebildeten Publicums überhaupt auf sich lenken wird. Der Verfasser weist ausführlich nach auf Grund eines sehr weitschichtigen Materials, welches aber noch beliebig vermehrt werden könnte — denn die Geschichte fast eines jeden Staates der Union hat eine besondere Indianergeschichte —, welch große Schuld die Vereinigten Staaten durch ihre Behandlung der Indianer auf sich geladen haben. Er zeigt im Einzelnen, wie die Indianer, selbst die friedlichen und harmlosen, von Jahr zu Jahr zurückgedrängt und betrogen wurden, und wie auf der andern Seite in Canada unter englischer Regierung die Indianer zufrieden und glücklich leben. Auf der einen Seite die brutale Rücksichtslosigkeit der „Anglosachsen", wie sich die Nordamerikaner heute vielfach nennen, ohne daß doch ethnologisch diese Angabe richtig ist, auf der anderen eine gewisse Fürsorge und sogar gute Behandlung. Die Behandlung der Indianer ist ein dunkles Blatt in der Geschichte der Vereinigten Staaten, deren Bewohner sich gerade wie die Engländer als Vertreter eines besonders hohen sittlichen Standpunktes zu brüsten pflegen.

G. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 28. Dienstag, den 6. März, Abends. **1900.**

Einige Blicke in die Pennälersprache.

Von M. P. Rühlmann in Leipzig.

In den letzten Jahrzehnten ist reiches Material für die Sprachforschung und vor Allem für die Culturgeschichte zu Tage gefördert worden, dadurch, daß man die sprachlichen Eigenheiten gewisser Stände wie der Gauner, der Jäger, der Studenten ꝛc. genauer untersuchte. Ein sprachlich ebenfalls scharf abgegrenztes Gebiet ist die Sprache der Schüler, besonders auf den Internaten. Wenn nun diese Schülersprache nicht den culturgeschichtlichen Reiz der Studentensprache hat, wenn sie — mit dem Auge des schulmeisternden Grammatikers angesehen — viele Auswüchse und Verdrehungen zeigt, so gewährt sie doch manchen interessanten Einblick in das geheimnißvolle Weben und Werden des sprachlichen Genius unserer Jugend. Zwei Thatsachen drücken der Schülersprache gebieterisch ihren Stempel auf: das Seelenleben des Jünglings und die Abgeschlossenheit des Schülers. Die Erscheinungen in der Schülersprache, die in der eignen Beschaffenheit der Jünglingspsyche wurzeln, sind mehr oder minder allgemeiner Natur, während die Abgeschlossenheit der Internate die eigentlichen „Fachausdrücke“ der Schüler entstehen läßt. Im Folgenden soll versucht werden, diese beiden sprachlichen Factoren durch Beispiele zu belegen. Diese sind meist dem Schülerverkehr der „Schulstadt im Thal“, Grimma, entlehnt. Einleitend sei bemerkt, daß die geschichtlichen Ausdrücke im Schul- und Schülerleben hier nicht mit behandelt sind, da sie in einer früheren Arbeit des Verfassers „Die geschichtliche Entwicklung der Schulsprache und ihre heutigen Reste“ (Nr. 22 des Jahrganges 1898) einer eingehenden Betrachtung unterzogen worden sind.

Ueberwuchernde Thätigkeit der Phantasie, verbunden mit voraussetzungsloser Kühnheit, dieses allgemeine Gepräge der Jünglimgspsyche äußert sich auch in der Sprache des Schülers. Souverän setzt er sich nicht nur über die Gesetze des Schönen, sondern auch des Richtigen hinweg. So hat er eine besondere Vorliebe für Mischformen. Den lustigen Freund nennt er Lusticus, den schwachen, mit spöttischer Anlehnung an die Mathematik, Schwachmaticus, den schlauen Pfiffìcus. Wer viel und oft übertreibend redet, der heißt, anspielend auf seine Lippen (lefzen) Leszicus. Daß diese Bildung auch heute noch vor sich geht, zeigt das Wort Schneidicus (schneidiger Mensch); denn schneidig in seiner gegenwärtigen Prägung ist ja eins von den Modewörtern der jüngsten Zeit. An die makaronische Poesie, die auch gegenwärtig noch nicht ganz ausgestorben ist in unseren Schülerkreisen, erinnern die bekannten Fügungen: in Schwulibus, schwuliter, schleunibus. Freigebig ist er auch im Gebrauch der lateinischen Endsilbe tas und anus, die er in ironischer Anspielung auf die philosophischen Technici, sowie kirchengeschichtliche Bezeichnungen gern deutschen Stämmen beigefügt: Schwulität, Schnellität, Lumprian, Grobian. Eine sprachliche Ungeheuerlichkeit ist die Bildung Wuppdicität für die im Jünglingsalter so häufige Keckheit, Kühnheit. Hier ist die Endsilbe angelehnt an den freudigen Ausruf beim Gelingen einer Kraftleistung, z. B. Wuppdich, da lag er. (Wuppdich = so schnell wie man wippt). Neben diesen lateinisch-deutschen Mischbildungen giebt es in der Schülersprache auch ganz bestimmte Worte, die eben lateinisch und nicht deutsch gebraucht werden, so aqua (Ein Glas aqua), loca (ad loca), rusticus (euphemistischer Ausdruck für „Bauer“), magister, praeceptor, pes (an die pedes oder Pedale gestoßen), luna, der vielbegehrte Bart wird meist barba genannt, celeriter, sine (sine Dunst d. h. unvorbereitet), ferner scribere, meist in der Mischbildung scribiren, ambulare, oft in der Fremdwortform ambuliren. Aus der Häufigkeit des lateinischen Sprachgutes erkennt der Psycholog, daß das Latein in diesen Kreisen ein Gegenstand lebhaften Interesses ist. Der Sprachforscher freut sich über die Naivetät, mit der der kecke Schüler die lateinische Endung zwingt, sich mit dem deutschen Stamme zu vermählen. Man wird entgegenhalten: Viele Bildungen wie Pfiffìcus, Grobian ꝛc. sind aber doch nicht der Schülersprache eigenthümlich! Richtig, doch die Schüler werden Männer und in Anwandlung burschikoser Stimmungen greift man auf seine Bildungen der Schülerzeit zurück. So werden diese Fügungen bald allgemein; ihr Ursprung liegt aber jedenfalls in diesen lateintreibenden Kreisen. Französisch-deutsche Mischbildungen sind weit jünger und auch weniger häufig. Während in der Studentensprache französische Ausdrücke, wie die Duellbezeichnungen: Contrahage, touchiere, Avantage etc. selbstständig erwuchsen, drangen sie in die Schülerkreise erst durch die allgemeine Gesellschaftssprache. Es herrscht also auf diesem Gebiete wenig Originalität in der Schülersprache. Hierher gehören die französischen Endungen ier, age, eus, z. B. in Kneipier, Wichsier, Kleidage, Saufage, Schenkage, Spendage, schauderös. Rein französischen Ursprungs sind die häufig gebrauchten Blamage, Poussade, poussiren und das gefürchtete schassen (chasser jagen), sowie der Ausdruck Schose für Ding, Sache (la chose), ebenso scheint unter Schülern das Wort „Bruder“ gar nicht vorhanden zu sein, man kennt da nur den Ausdruck frère. Oft verfällt der Schülerwitz auch darauf, deutsche Worte mit französischer Nasalirung auszusprechen. So wurde der doch echt deutsche Name eines Schülers Stein in G. fast von Allen steᵘⁿ ausgesprochen.

Die Freude am Auffallenden läßt die Schülersprache reiche Anleihen entnehmen bei all den einzelnen Kasten- und Classensprachen. Am reichlichsten ist dies geschehen bei der Studentensprache, als einer ihr wesensverwandten; die Grenze hier überhaupt scharf zu ziehen ist nicht leicht. Historisch ist jedenfalls die Schülersprache älter als die Studentensprache; aber die Tochter ist der Mutter über den Kopf gewachsen. Auf geschichtlichem Boden stehen wir ebenfalls, wenn wir die Entlehnungen aus der Gaunersprache, dem „Rothwelsch“ ins Auge fassen: Sie entstammen der Verkehrssprache der fahrenden Schüler des Mittelalters und der Humanistenzeit. Ergötzlich ist ja zu lesen in den Selbstaufzeichnungen solch lockerer Wandervögel, wie sie sich als Zauberer, kommend aus dem Venusberge, ausgaben, geheimnißvolle Worte und Sprüchlein unter sich austauschend. Man hörte von „des Albertus Magnus ägyptischen Geheimnissen, von Salomonis' Schlüssel, vom Morgenroth“. Durch solch verlaufene Studenten sind rothwelsche Worte in die Kneipen unserer Universitätsstädte gerathen.“[1]) Zu diesem mehr entfernteren tritt hier besonders der psychologische Grund in sein Recht. Der Reiz des Geheimnißvollen, das Bestrickende der dunklen Worte fesselt den Jüngling mehr als gewöhnlich, und er greift freudig zu, um seinen Sprachschatz zu bereichern. So gebraucht der Schüler gern Ast für Buckel, Höcker, z. B. sich einen Ast lachen, für Kleidung Kluft, für Gefängniß oder Karzer Kitt oder Kittchen, für ertappen abfassen, für Geschwätz Kohl.[2]) Aus der verwandten Judensprache stammt Kaffer (Tölpel), schmusen, Schmus (Gerede, Schmeichelei), schofel (schäbig),

---

[1]) Kluge, Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895. S. 61.

[2]) Kohl wird mit dem hebr. quol Gerücht in Verbindung gebracht, doch lehrt ein weiterer Blick in die Schülersprache, daß man es liebt, die menschliche Rede in unpassender Anwendung mit Speisen zu bezeichnen: Meerrettig, Senf ꝛc.

moschen (zu viel verbrauchen); auch uzen*) (zum Narren haben, necken) soll hier entstanden sein (hebr. uz drücken). In der Soldatensprache, einer ähnlichen, doch jüngeren sprachlichen Gruppe, finden sich folgende, von den Schülern ebenfalls gern gebrauchte Ausdrücke: Kahn (Bett), reinfallen und gealgt werden (ertappt werden), sich aalen (behaglich fühlen), Bude (Zimmer, Stube), Landser (Landsmann); während jedoch die letztere Bezeichnung beim Militär die gemüthliche Form für „Kamerad" ist, hält der Schüler streng an dem alten Begriffe „Landsmann" fest.

In bewußtem Gegensatz zur grammatischen Correctheit bildet der Pennäler aus reiner Freude am Auffälligen Formen, die ihm sonst harten Tadel von seiten seines Deutschlehrers eintragen würden. So hört man nicht selten für gewinkt gewunken, besonders in der Redensart: Ich habe ihm eine gewunken d. h. geohrfeigt, statt gehinkt gehunken, statt überzeugt überzogen, statt gespeist gespissen, statt umgebracht umgebrungen. Die Souveränität der Sprachbildung, verbunden mit dem Princip der Kürze, tritt uns in der Verwendung der Silbe „er" entgegen: Landsmann ist zu lang, es wird verkürzt zu Landser, Hilfslehrer zu Hilfser, Bezirksschulinspector zu Bezirkser, Polizeidiener und Polizist zu Polizeier oder Zifter, Eisenbahnbeamter zu Eisenbahner. Die entsprechende weibliche Ableitungssilbe kann man beobachten an Strapse, Stradse für Strafarbeit, und Scribse (scribere). Eine charakteristische Erscheinung ist ferner die Ableitung der meisten Verben von Substantiven mit auffälligem sinnlichem Hintergrund. In ihnen offenbart sich wieder die Freude der Jugend am Anschaulichen, Concreten, Sinnfälligen. Prüfen wir zunächst die lange Reihe von Verben für das im Schülerleben eine so große Rolle spielende „fleißig arbeiten": ochsen, büffeln, bosen (bos) sind dem gehörnten Thiere entnommen, schwarten stammt von Schwarte (Einfluß des Schweinsledereinbandes), schmökern von Schmöker oder Schmöcher = altes Buch, pauken von Pauker. Dies letztere hat eine ungewöhnliche Entwickelung: Schon frühe wurde der Lehrer wegen seiner bakelschwingenden Thätigkeit Pauker genannt, so heißt es bei Rachel 6, 396: „Was? ich ein Schulfuchs? ich? soll die Knaben lehren, ein Brillenpauker sein?" Wer nun so fleißig und anstrengend arbeitet wie ein Lehrer, der paukt. Ferner lassen den sinnlichen Hintergrund leicht erkennen: verhundsen (Hund) = verunzieren, stoppeln (Stoppel) und holzen (Holz) = Mangelhaftes leisten, besonders beim Uebersetzen, mausen (Maus) und krebsen (Krebs) = stehlen, verkohlen (Kohl) und verasten (Ast) = zum besten haben, verthranen (Thran), versieben (Sieb) und verbimmen (Glockenzeichen Bim!) = zu spät kommen, vergessen, verduften (Duft) = entkommen, klauen (Klaue) = erwischen, mucken (Mücke) = auflehnen, opponiren, quarken (Quark) = breites Gerede machen, belämmern (Lamm) = betrügen, schwänzen (Schwanz) = ungerechtfertigt fehlen, sohlen (Sohle) = ausschneiden, verdonnern (donnern) = bestrafen, zwirnen (Zwirn) = rechthaberisch und ohne Ueberzeugung reden, künsteln, seefen (Seife) = schmeicheln, schweeßen (Schweiß) = solche Angst haben, daß der Angstschweiß hervortritt, kälbern (Kalb) = sich übergeben beim übermäßigen Trinken. Diese Anspielungen auf die Thierwelt wie im letzten Ausdrucke sind bei dem Schüler beliebt, er hat überhaupt zu seinem Privatgebrauch sich eine eigene Zoologie zurecht gemacht. Die drei Thiere, die für gewöhnlich mit dem Prädicate „dumm" verbunden werden: Esel, Schaf, Hund, hört man seltener, dafür um so häufiger „dummes Schwein", „dummes Huhn" und „dummer Affe". Ebenso abweichend sind die Zusammensetzungen, nicht „Hundearbeit", sondern „Schweinearbeit", statt „hundemäßig" sagt der Schüler „schweinemäßig". Den Hahn verehrt auch er als Thier der Kraft, des Könnens; denn tüchtige Schüler heißen „Hähne". Sonstige zoologische Schülerausdrücke sind Kameel, Ferkel, Hengst (in der Zusammensetzung Pomadenhengst), Fink, Krokodil, Käfer ꝛc. Aus der Vorliebe für die Thierwelt geht ein anderes Merkmal der jugendlichen Seele hervor: Die Vorliebe für alles Große, Starke, Massige, die fast an Roheit streift. So setzt sich der Schüler nicht hin, nein, er haut oder schmeißt sich hin. Die Streichhölzer sind für ihn Streichbäume, er läßt sich nicht rasiren, sondern „den Urwald ausroden, den Bart absägen". Er sagt nicht etwas zehnmal, sondern tausendmal. Den Censuritungsactus nennt er mit derbem Humor „Schlachtfest", er arbeitet nicht an seinem Aufsatz, sondern er „haut Deutsche". Einfache Wörter sind seltener in seinem Sprachvorrath zu finden, fast überall setzt er eine Verstärkungssilbe davor wie „Erz(lump, -schurke, -luder), blut(wenig, -jung, -sauer), nagel(neu), ja oft stellt er zwei und mehrere Verstärkungen nebeneinander: stockpechfinster, blitznagelneu ꝛc. Diese Einseitigkeit hat die gute Seite, daß sich unsere Schüler von der specifisch sächsischen Sucht freigehalten haben, fast an alle einsilbigen Worte eine Verkleinerungssilbe zu hängen, einer Unsitte, die unsere Mundart mit in Verruf gebracht hat.

Ein zweites treibendes Moment bei der Entstehung der Schülersprache ist die Abgeschlossenheit von der großen Welt, das Sicheinsfühlen als eine zu respectirende Gesammtheit, kurz der „Corpsgeist". Das üppigste Feld für das Entstehen dieser Fachausdrücke sind die Alumnate und Internate, wie sie sich z. B. an den Fürstenschulen und den Seminarien finden. Die Schüler dieser Anstalten leben still dahin in ihrem „Staate", nur dürftig kommt Kunde von der großen in ihre kleine Welt, und der nivellirende, abschleifende Großstadtgeist vermag nur wenig einzubringen. Die Schüler sind aber auch aufeinander angewiesen und trotz scheinbar gewaltigen Abstandes zwischen einem Oberen und Unteren fühlen sich doch alle als Pennäler. Der Ausdruck Pennäler stammt zweifellos von der Federbüchse oder dem Schreibrohr der fahrenden Schüler, das diese am Gürtel trugen. Mit diesem Ausweis ihrer Thätigkeit — im Mittelalter wurde jeder Stand durch sein Symbol bezeichnet — traten sie auch in den mittelalterlichen Schwänken z. B. bei Hans Sachs auf. Dieses Wort ist zugleich ein deutlicher Beweis für die bereits erwähnte Thatsache, daß die Grenze zwischen fahrenden Schülern, Gauklern, Handwerksburschen, Bettlern und Gaunern schwer zu ziehen war; denn heute noch gebraucht der wandernde Handwerksbursche den Ausdruck „Penne" (Pennbruder, pennen) für eine Kneipe niedersten Ranges. Stolz darauf, einer ehrenvollen geschlossenen Gesammtheit anzugehören, sieht der Schüler auf andere Stände mit einer gewissen Geringschätzung, ja Verachtung herab. Der Bürger gilt ihm als trauriger Spießer oder Philister. Besonders sind mit Spottnamen die jungen Kaufleute ausgezeichnet: Ladenschwung, Schwung, Ladenschwengel, Schwengel, Ladenaffe, Tütchenkrämer, Tuchlappen, Pfeffersack, Pomadenhengst und Moschusochse, da sie meist sehr starke Parfüms lieben; oft wird spottweise die Stelle aus Hermann und Dorothea citirt: „Handelsbübchen, um die halbseiden das Läppchen herumhängt." Ihnen reihen sich an die Seite die jungen Schreiber: Federputzer, Tintenklecker, Bogenschreiber, Bogenkratzer, Sackschreiber, scribae (zum Unterschied von ihnen als scriptores), Scribser und in Angedenken Liscow's „elende Scribenten". Hier spielt zunächst die Bildungsüberlegenheit herein, sodann — und das ist wohl der Hauptgrund — läuft etwas Neid mit unter darüber, daß diese jungen Leute ein ungebundenes Leben führen können und auch demonstrativ, während der nach Freiheit dürstende, arme Alumne peinlich an Ort und Zeit gebunden ist. Natürlich hat der Schüler auch für die rein schulischen Dinge seine eignen Technici. Die Verschiedenheit der Ausdrücke ist ein Gradmesser für die Wichtigkeit und Bedeutung des betreffenden Vorganges im Schülerleben. So sind z. B. die Bezeichnungen für das Verlassen der Schule ohne Reifeprüfung ziemlich zahlreich: „schassen", „abpfeifen", „dampfen", „blitzen", „rutschen", „segeln", „fahren", „verduften"; spöttisch sagt man wohl auch: ist abgegangen worden, oft mit dem euphemistischen Zusatz „wegen Mangels an Ueberfluß von geistiger Begabung". Charakteristisch ist ferner, daß für das Benutzen unerlaubter Hilfsmittel eine schier endlose Reihe vorhanden ist: „abschwarten", „spicken", „hacken", „holzen", „rasiren", „kratzen", „spellen", „spolten", „schnorzen", „verglitschen" (vergleichen mit der Uebersetzung), allgemein bekannt sind ferner die Ausdrücke für Uebersetzungen: Schwarte, Schmöker, Klatsche, Spickzettel, Peschitto (peschitto d. h. die Wörtliche, ist die syrische Uebersetzung der hebräischen Bibel). Wie oft glaubt sich nicht der Schüler ungerecht vom Lehrer behandelt! Dieser habe ihn absichtlich eine mangelhafte Leistung vollbringen lassen. Dieses Thema wird auch durch die verschiedensten Formeln variirt. Der Lehrer hat den Schüler gestrietzt, getrietzt, reingesenkt, reingelegt, geteckt, plumpen, reinsegeln, reinreiten, reinäppeln lassen. Während die Studentensprache in Bezeichnungen für das Bier und Alles was damit zusammenhängt geradezu schwelgt (Kluge, a. a. O. 21—30), so begiebt sich der zartere Schüler auf das erotische Gebiet; dafür zeugt folgende Blüthenlese: sich verlieben, verschießen, vergucken, vergaffen, selig sein, ankratzen, eine Kleene, Flamme,

*) Ist nicht hänseln (Hans) eine Analogieform hierzu? denn Uz ist die süddeutsche Koseform für Ulrich.

Donna, Dulcinea, Cousine, Frau, Poussade, Galle, Vaccaohne[1]) haben. Das weibliche Geschlecht, gleichviel ob verheirathet oder nicht, nennt der Schüler, treu dem Worte Walther's von der Vogelweide: wip muoz iemer sin des wibes hohster name, einfach „die Weiber"; die Dienstmädchen werden zu Spritzen, Besen, Zullen, Dragonern, Kühen, die Frauen, die in den Internaten auf den Schlafsälen die Betten machen, heißen Bettheren. Die Treue der Schülerlieben wird charakterisirt durch den in Schulstädten allgemein bekannten Ausdruck „ewige Braut".

Da das Sprachgebiet der einzelnen Schule ziemlich scharf abgegrenzt ist, man also die sprachlichen Einflüsse genau controlliren kann, lassen sich interessante Beobachtungen machen über die Entstehung von geflügelten Worten, Phrasen, stehenden Bezeichnungen ꝛc. So betrachtet man meist die Ableitung von Personennamen wie Fläz von Prof. Flacius, Knittelvers von Abt Knüttel, deutscher Michel von General Michael Obentraut mit recht kritischem Auge. Daß aber solche Bildungen vorkommen, also auch möglich sind, dafür hat der Verfasser zwei Beispiele beobachtet. Am Seminare zu G. gab es einen Schüler namens Hübel, der das Unglück hatte, stets etwas zu vergessen. Infolgedessen mußte er seinen Namen hergeben für die Thatsache des Vergessens, die man mit „verhübeln" bezeichnete und wohl auch heute noch bezeichnet, wo man den Urheber dieses Ausdruckes längst nicht mehr kennt. Als ferner der Londoner Frauenmörder Jack „der Aufschlitzer" so viel von sich reden machte — denn möglichst grausame Geschichten sind den Schülern immer interessant —, da entstand für die bisher übliche Bezeichnung „aufschneiden" unter Bezugnahme auf Jack, den Aufschneider, das Wort jacken. Altes Leben hat die Sprache der Fürstenschüler in G. fortgeführt in dem Ausdruck pfeifen d. h. sich einen Platz suchen. Wenn nämlich an den bis in unser Jahrhundert herein mit allem Gepränge gefeierten Schulfesten (Gregoriusumgang) die „Stadtpfeifer" d. i. die Musikkapelle im Speisesale die vordere Tafel besetzten, so mußten die sonst hier sitzenden Alumnen sich auf die anderen Tafeln vertheilen. An sehr frühe, fast prähistorische Zeiten erinnert auch die eigene Währung, die sich in manchen Alumnaten herausgebildet hat. Wie einst das pecus die pecunia ausmachte und wie heute noch der Isländer mit Fischen bezahlt, so drückt der Alumne seine kleinen Summen als Unterer in Käsen oder Becher Kaffee aus, die als Privatleistungen zum officiellen Frühstück im Schülerleben eine Rolle spielen, z. B. 12 Pfennige sind ihm 4 Käse oder 6 Becher Kaffee; des Oberklassianers würdigere Währung bilden Bier und Cigarren, z. B. 25 Pfennige sind 1 Glas Bier und 2 Cigarren.

Eine besondere Eigenthümlichkeit in der Schülersprache ist die reiche Spitznamenbildung, der Lehrer und Schüler unterworfen sind. Diese Spitznamen haben Nichts gemein mit den in studentischen Kreisen üblichen Cerevis- oder Biernamen (Spund, Faß, Stiefel, Markoff), die den Meisten aus der Kellerscene in Faust bekannt sind; diese wurden einem jeden Fuchs zuertheilt, entstanden also nicht nach und nach aus dem gegenseitigen Verkehr wie die Spitznamen der Schüler. Es ist durchaus nicht die Absicht des Verfassers, in dieses üppig wuchernde, wild verwachsene Gebiet einzudringen, nur an einem besonders charakteristischen Beispiele soll gezeigt werden, wie man auch hier lernen kann. In der Schule zu G. wurden Alle, die den Familiennamen Richter führten, constant Jux genannt. Als Neueintretender leitete man dies natürlich ab von Jux, jocus d. i. Scherz, Spaß. Bald aber zeigte sich dem dann tiefer Eingeweihten, daß nicht immer der einfachste Weg in der Sprachdeutung der richtigste ist: Wie die Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts ihre Namen lateinisirten, so übersetzt der lateinlernende Schüler aus reiner Freude an der fremden Form die Namen seiner Classengenossen, die ihm als Vocabeln vorgekommen sind, ins Lateinische; so wird Richter zu iudex, Müller zu molitor, Schädlich zu noxius. Im täglichen Gebrauch verlangt nun das Princip der Kürze sein Recht, und so entsteht aus iudex Jux, aus molitor Moli, aus noxius Nox. — Diese Schülersprache hat eine schwer festzustellende gemüthliche Färbung für einen Jeden, der nicht selbst in ihrem Bannkreis gelebt hat. Dies bestätigen zahlreiche Aeußerungen in Autobiographien, Lebenserinnerungen u. s. w. Luther ist stolz darauf, ein Partekenhengst gewesen zu sein, wenn er sagt: „Verachtet mir nicht die Gesellen, die vor der Thüre panem propter Deum sagen und den Brodreigen singen. Ich bin auch ein solcher Partekenhengst (particula) gewesen und habe Brod vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach, meiner lieben Stadt." Raumer erzählt mit viel Vergnügen, daß die Alumnen des Gymnasiums zum grauen Kloster unter den Berliner Schülern wegen ihrer berüchtigten Kost den Namen „Kaldaunenschluder" führten, und Renatus (Freiherr v. Wagner) freut sich stets, wenn er aus dem Munde eines Afraners „die wundervollen Meißner Klänge" hört. Das Ganze überschauend, werden diese Erörterungen in das rechte Licht gestellt durch eine Bemerkung aus dem Tagebuche Carlyle's vom Jahre 1832: „Mir ist oft aufgefallen, daß unser Geschlecht die Fähigkeit verloren hat, Namen zu geben. Wir können nicht einmal mehr einen Spitznamen geben. Und Namen zu geben ist in der That eine Gabe, die zur Poesie gehört; die ganze Poesie ist, wenn wir so weit gehen wollen, die Kunst, Namen zu finden."

[1]) Vaccaohne ist eins von den beliebten Uebersetzungsungeheuern: Cousine, gedeutet zu Kuh-sine wird mit vertauschter Uebersetzung zu Vacca-ohne. Aehnlich der Fluch: Ei, verflucht, umgedeutet zu Eifer-Flucht, übersetzt studium fugae.

Bücherbesprechungen.

— **Geographische, wirthschaftliche und volksgeschichtliche Verhältnisse der Südafrikanischen Republik**, sowie deren Beziehungen zu England. Von Ober-Bergrath Schmeißer. 42 S. Berlin, 1900. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). — Der Ober-Bergrath Schmeißer ist im Jahre 1895 im Auftrage der deutschen Regierung nach Südafrika geschickt worden, um dort die Bergbauverhältnisse zu untersuchen, und hat vor mehreren Jahren als Frucht seiner Reisen ein grundlegendes Werk veröffentlicht. Die Ansicht eines solchen Mannes hat aber nicht nur in seinem besonderen Fache ein großes Interesse, sondern ist auch dort von Bedeutung, wo sie sich auf Gegenstände allgemeiner Natur bezieht. In dem Vortrage, welcher in der Abtheilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Colonialgesellschaft gehalten worden ist, stellte sich der Redner durchaus auf Seite der Boeren, ohne aber die Schattenseiten ihrer Verfassung und Verwaltung zu verkennen. Nach seiner Ansicht würde er in der Umgestaltung der südafrikanischen Verhältnisse im englischen Sinne die größere Gefahr für unsere Colonien erblicken, als wenn die Boeren siegreich bleiben würden, „denn immer wieder lehrt uns die Geschichte, daß England beharrlich, schonungslos und rücksichtslos über die berechtigten Interessen anderer Völker hinwegschreitet, wo es für die Ausdehnung seiner Macht und für seine Handelsinteressen Vortheile glaubt erhaschen zu können. Die Vorgänge der letzten Jahre haben dem Vertrauen der Völker zu England einen gewaltigen Stoß versetzt!" — Ganz gewiß, aber England hat ein großes Interesse daran, Deutschland als Continentalmacht zur respectiren, während die überall siegreichen Boeren uns allmälig durch Einwanderung aus Südafrika herausmanövriren könnten. Was nun die sachlichen Ausführungen des Redners anbetrifft, so konnte er mit Befriedigung hervorheben, daß seine früheren Schätzungen des Goldvorrathes des Witwatersrandes durchaus vorsichtig gewesen waren, obwohl die Bimetallisten sie als zu optimistisch verurtheilt hatten. Die Goldgewinnung des Jahres 1898 betrug nicht nur das Doppelte, sondern gar mehr als das Dreifache derjenigen des Jahres 1895; dazu stand der Bergbau des Witwatersrandes 1898 mit einer Goldförderung von rund 309½ Millionen Mark an erster Stelle unter allen golderzeugenden Ländern der Erde. Jedenfalls wird aber der Goldbergbau des Witwatersrandes die Kosten des Krieges zu zahlen haben, mag nun das Ergebniß des Kampfes sein wie er wolle. G. M.

— **Jahrbuch des Deutschen Adels**, herausgegeben von der Deutschen Adelsgenossenschaft. Zweiter Band. 1898. Berlin, Verlag von W. T. Bruer, SW., Hafenplatz 4; o. J. X, 960 S., 8°. Preis 10 ℳ. — Seitdem ich im Anfange des Jahres 1896 den ersten Band des Adels-Jahrbuchs habe anzeigen dürfen, sind einige Jährchen verflossen, und es könnte vielleicht überflüssig erscheinen, nunmehr, nach vollen drei Jahren, an dieser Stelle auch dem schon Ende 1897 ausgegebenen zweiten Band einige empfehlende Worte zu widmen. Dennoch halte ich das nicht für unangebracht, da Bücher, wie das vorliegende, ihrer ganzen Anlage nach nur sehr schwer veralten. Jedenfalls ist

dieser so verspätet eingetroffen zweite Band es wohl werth, daß auf seinen reichen Inhalt selbst heute noch kurz hingewiesen werde, zumal da begründete Aussicht auf das baldige Erscheinen eines dritten Bandes vorhanden ist. In der Hauptsache berücksichtigt der vorliegende Jahrgang altadelige Geschlechter mit Namen, deren Anfangsbuchstaben in der Mitte des Alphabets liegen; doch sind ein paar Vor- und Nachzügler deshalb nicht ausgeschlossen worden. Von sächsisch-thüringischen Familien finde ich berücksichtigt: von Holleben und v. Holleben gen. von Normann, von Köckritz und Friedland, von Krosigk, von Kutzleben, von Landwüst, von Leipziger, von Maltitz, von Mangoldt, von Mangoldt-Reiboldt und von Mangoldt-Gaudlitz, von Miltitz, von Oppen, von Oppen-Schilden und Oppen von Huldenberg, von Osterhausen, von Trützschler, Trützschler von Falkenstein (kürzlich in den Freiherrenstand erhoben) und von Zedlitz und Trützschler, von Uechtritz und Steinkirch und v. Uechtritz-Wiedebach, v. Zeschau. Interessiren werden bei uns auch die Nachrichten über die Familien von Issendorf, von Mandelsloh u. a., aus denen sich einzelne Glieder, besonders seit 1866 in Sachsen angesiedelt haben. Ht.

— Dichter und Frauen. Abhandlungen und Mittheilungen. Von Ludwig Geiger. Neue Sammlung. Berlin, Gebr. Paetel. 7 ℳ. — Ludwig Geiger ist ein fleißiger Arbeiter. Seiner Bienenthätigkeit verdanken wir viele Aufschlüsse, die sich neuerdings auch auf die neuere Literaturgeschichte, namentlich der classischen Zeit, ihre Vorgänger und Nachfolger erstrecken. Davon legt auch dieser Band wieder Zeugniß ab, der eine Art von Fortsetzung der früheren Sammlung bildet. Was Geiger's neue Arbeit anbelangt, so bemüht sie sich besonders in der Richtung, die Lücken auszufüllen, die durch die großen Literaturgeschichten gelassen wurden, die sich mehr mit den Höhepunkten der Entwicklung befassen. Hier giebt es viel zu thun. Ist die Mühe auch keine kleine, da es gilt, viel Papierstaub einzuathmen, so ist die Ausbeute doch keine geringe, da wir hier ein Bild der Cultur der Wende des 18. Jahrhunderts erhalten, das an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Die Heroen schreiten zwar nur im Hintergrunde über die Bühne, wir sehen sie meist im Hauskleid, dafür treten mindere Geister in den Vordergrund, hier z. B. Therese Huber, die Gattin eines Jugendfreundes Schiller's, Caroline und Dorothea Schlegel und andere weibliche Figuren, die zweifellos interessant zu nennen sind, wenn sie auch zahlreiche echt menschliche Eigenheiten und Schwächen an sich tragen, die zu tadeln sind. Im Ganzen ist das Bild, das Geiger entwirft, kein recht angenehmes, mehr ein trübes, in sittlicher Beziehung nämlich. Aber wenn wir sehen, wie diese Menschen, meistens die weiblichen Wesen fehlen, lernen wir zugleich das um so mehr verstehen, was auch die Großen, Goethe z. B., in dieser Hinsicht betrifft, legen wir auch an deren Schwächen einen anderen Maßstab. Die Zeit der Classiker war in sittlicher Beziehung, man denke an Goethe's zahlreiche Verhältnisse, etwas lax, was zum Theil wohl in der Zeit lag, aber auch vielleicht mit dem hellenistischen Zuge der Epoche zusammenhängt. Als Culturbild ist das immerhin fesselnd. Eine kleine Skizze Henriette v. Lüttwitz befaßt sich mit einer angeblichen neu entdeckten Liebe Goethe's. Geiger weist jedoch den Anspruch des Mädchens zurück, für eine ebenbürtige Nebenbuhlerin der Vulpius gelten zu wollen. Localforschungen, Familientraditionen bauschen solche harmlosen Zwischenfälle und Liebenswürdigkeiten der Großen oft ungebührlich auf und legen ihnen einen Sinn unter, den sie nicht haben. So arbeitet Geiger in dem ganzen neuen sehr empfehlenswerthen Buche aufklärend, berichtigend, beleuchtend, indem er noch in die Kreise der Romantik (Rosa Maria Assing, die Günderode) übergeht, namentlich in die, die vom Judenthum beeinflußt sind, was bei der romantischen Schule ja zumeist der Fall war, dem Judenthum, mit dem sich Geiger überhaupt gern befaßt. Ob die vollständige Wiedergabe der Gedichte der Günderode sich rechtfertigen läßt, sei dahin gestellt. Diese Gedichte sind eine Mischung von Genialität und Tiefsinn (Hölderlin) und Dilettantismus, die sich in jener Zeit nicht eben selten findet. Auch in der Form, oder besser gesagt Formlosigkeit zeigt sich das. In die Zeit der nüchternen Aufklärung führt das Bild der Ernestine Reiske, die Lessing nahestand, ja eine Zeit lang als dessen Braut galt, in die neuere Literaturgeschichte der Aufsatz über Roquette. Auch die auswärtige Literatur, die französische Romantik (Alfred de Musset und George Sand) wird berücksichtigt, überall in der geschilderten emsigen Weise, indem neues Material mit Sammeleifer zusammengetragen wird. J. R.

— Thomson Jay Hudson, Das Gesetz der psychischen Erscheinungen. Deutsch von Eduard Herrmann. Leipzig, Arwed Strauch. 6 ℳ. — Der Inhalt des Werkes wird als einewirksame Hypothese für das systematische Studium des Hypnotismus, Spiritismus und der geistigen Thenapeutik schon auf dem Titelblatte empfohlen. Waarenanpreisungen auf der Außenseite der Verpackung machen indessen mißtrauisch: für deutsche Leser wenigstens sollte man sie nicht anbringen. Doch der Verfasser liebt es offenbar, die gute Meinung, die er von sich hat, denen zu suggeriren, auf die er wirken möchte; der häufige Appell an den „intelligenten Leser“ (S. 183, 185, 212, 308, 323) gehört eben dahin. Wer ihm nicht zustimmt, ist vielleicht gar keine genügende Intelligenz. Wer möchte aber so an sich selber zweifeln? Unter Psychologie versteht der Verfasser ausschließlich jene Seelenforschung, die sich auf dem Grenzgebiete des Erkennbaren aufhält und, statt Sternenbahnen zu berechnen, auf die Entdeckung neuer Nebelflecke ausgeht. In jenem Gebiete aber bewegt er sich vorsichtig und i. A. folgerichtig; meist muß man ihm die Folgerungen zugeben, wo man sich seine Prämissen zu eigen gemacht hat. Dabei ist der Vortrag klar (einige Male ist es die Uebersetzung weniger), häufig zu rein logischen Schlüssen zugespitzt und trotz mehrfacher Wiederholungen niemals langweilig. Er geht davon aus, daß die verschiedenen Meinungen über den Hypnotismus sich auf ein Grundprincip vereinen lassen müssen (S. 71). Seine Hypothese soll dazu helfen. Er statuirt nämlich zwei Egos, von denen das eine (in der Regel unbewußte) der Kraft der Suggestion fortwährend unterworfen ist (S. 128). Dies subjective Ego ist es, das die Erscheinungen des Hellsehens und der Fernwirkung hervorbringt. Es kann nicht inductiv schließen, wohl aber mit außerordentlichem Scharfsinn deductiv folgen. Die subjectiven Egos verschiedener Menschen können in Beziehungen zu einander treten; das subjective Ego des Mediums z. B. erfährt so, was es zu wissen braucht über die Verhältnisse der von ihm Aufschluß begehrenden Personen. Nur weil es ihm suggerirt worden ist, glaubt das subjective Ego des Mediums, daß ihm jene Mittheilungen durch Geister Verstorbener gebracht werden. Wenn je eine Verbindung mit den Bewohnern des Jenseits erlangt werden kann, so wird das zweifellos nicht durch die spiritistischen Medien geschehen (S. 250). Seltsamer Weise begeht der Verfasser in den Schlußcapiteln die Geschmacklosigkeit, den Heiland als ein Beispiel für die Anwendbarkeit seiner Hypothese darzustellen. Es wird das „subjective Ego“ des Erlösers in seinen Wirkungen bei Krankenheilung und Todtenerweckung dargestellt, und sogar die plumpe Behauptung niedergeschrieben, „Jesu Ausdruck bezüglich der Kraft, Berge versetzen zu können, beziehe sich »zweifellos« auf die Thatsache, daß schwere Körper durch subjective Kraft bewegt werden können, wie in letzterer Zeit oft demonstrirt wurde“ (S. 309). Solche Plattheiten schaden dem Buche ungleich mehr als gelegentliche Widersprüche, wie sich einer auf Seite 164 zwischen den dort angeführten Sätzen 3 und 6 geltend macht. Dr. Grimm.

— Personal-Verzeichniß der königl. sächs. Staats-Forstverwaltung auf das Jahr 1900. Preis 75 ₰. Dresden, Verlag und Druck von C. Heinrich. — Wie im Vorjahre ist auch für 1900 durch die genannte Verlagsbuchhandlung das Personalverzeichniß der sächs. Staatsforstverwaltung in übersichtlicher Buchform zusammengestellt und herausgegeben worden. Als Veränderungen sind zu erwähnen, daß diesmal auch die Steuergehilfen Aufnahme gefunden haben und die Ordensdecorationen in abgekürzter Form angegeben worden sind. Die Uebersicht zeigt die bisherige Anordnung nach: Amtshauptmannschaft, Amtsgericht, Forstrevier, Größe, Derbholzetat, dienstliche Stellung, Name, Wohnort und Postanstalt, Landbauamt. Hierin sind erwähnt: die oberste Staatsforstbehörde im Finanzministerium, die 11 Forstbezirke, die Forsteinrichtungsanstalt in Dresden, die Forstakademie zu Tharandt, die Mitglieder der Prüfungscommission für den höheren und niederen Staatsforstdienst und der Commission für das forstliche Versuchswesen. Außerdem ist ein Verzeichniß der prädicirten Forstassessoren und der Forstreferendare angeschlossen. Es muß erwünscht sein, daß Jeder die Liste prüft und etwaige kleine Berichtigungen der Verlagsbuchhandlung zur Kenntniß bringt. Nmstr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 29. Donnerstag, den 8. März, Abends. 1900.

Statistisches von der Festung Königstein.

Wie aus den rohen und wilden Anfängen auf diesen einst so unwirthbaren Felsenhöhen im Laufe der Jahrhunderte erst durch die treue Sorge und hohe Weisheit der sächsischen väterlichen Regenten eine ebenso unüberwindliche Schutzmauer und sichere Schatzkammer Sachsens, als eine ebenso freundliche Höhe, ein so schönes Asyl und ein so wohlgeordneter kleiner Staat gebildet worden ist, erläutern wohl genügend die vorausgegangenen Abschnitte über die Geschichte und Pflege der Festung. Es erübrigt daher nur noch eine Darstellung ihrer gegenwärtigen Verfassung sowie eine übersichtliche Angabe theils mehrerer besonders um die Neugestaltung der Festung hochverdienter Männer, theils einiger anderer merkwürdiger Personen.

Beginnen wir mit der Verfassung. Ohne hier wieder der ältesten Zeiten zu gedenken, in denen die Festung theils unter Böhmen, theils mit den umliegenden Ortschaften als Pflege oder Amt angesehen, bald von Dohna, bald von Sonnenstein oder Pirna, bald selbstständig durch Privatpersonen und Amtshauptleute beaufsichtigt und verwaltet wurde, wird nur die Verfassung gemeint, welche die Festung seit ihrer Oberherrlichkeit der sächsischen Fürsten erhielt. Seit Einziehung des Klosters wurde die Festung wieder zu ihrem alten Range erhoben und zur Vertheidigung und Beschützung Sachsens eingerichtet. Kurfürst Johann Georg I. erhob die Amt- und Hauptleute zuerst zu Festungscommandanten, welche anfangs von den Commandanten der Festung Sonnenstein, später von Dresden abhingen und von da nach Königstein versetzt wurden. Von dieser Zeit an wurde die Verfassung eine rein militärische, wie sie eine Landesfestung erfordert und für welche die oberste Behörde und Instanz der jedesmalige von Sr. Majestät dem Könige ernannte, unmittelbar unter dem Kriegsministerium stehende Commandant der Festung ist, an welchen sowohl die Allerhöchsten Verordnungen, als auch die Anzeigen jeglicher Art auf der Festung gelangen, sowie von ihm auch alle Entscheidungen und Anordnungen ausgehen. Zur Unterstützung des Commandanten und zu der nöthigen Bemannung der Festung ist das Personal der Garnison sowie der Civilbeamten und Officianten zur Besorgung der übrigen Angelegenheiten der Festung und deren Bewohner da, doch ist es fast zu jeder Zeit der Zahl und dem Stande nach verschieden gewesen. So bestand zu Anfang dieses Jahrhunderts außer dem Festungscommandanten und Vicecommandanten die Garnison aus 188 Halbinvaliden, Artillerie und Ingenieuren, das Commando aus 41 Mann, welche alle 4 Monate abgelöst wurden, sodaß mit Officieren und Officianten überhaupt 330 Einwohner auf der Festung waren. Im Jahre 1814 bestand die Garnison außer den beiden Commandanten aus: 5 Officieren, 188 Mann, Unterofficieren und Gemeinen, 10 Officianten, überhaupt aus 400 Einwohnern. Das Jahr nachher wurden 546 Seelen gezählt. Im Jahre 1817 betrug die Personenzahl 550. Die eigentliche Besatzung bildeten der Commandant und Vicecommandant, 5 Officiere, 169 Unterofficiere und Gemeine, 39 Artilleristen unter einem Capitain. Im Jahre 1834 bestand die Garnison unter einem Commandanten und Vicecommandanten aus 159 Mann und 30 Mann Artillerie unter einem Hauptmann; bei der Commandantschaft unter dem Commandanten befanden sich 1 Platzadjutant, 1 Auditeur, 1 Garnisonarzt, 1 Wachtmeister, 1 Bauschreiber mit Assistent, 1 Profoß, 1 Brunnen- und Kranichmeister, 2 Schlagzieher, 1 Polizeibeamter, 11 Handwerker, zusammen 361 Bewohner. Bis 1841 bestand auf der Festung eine Garnisondivision; von dieser Zeit an wurden zur Besatzung der Festung Commandos von der Linie gegeben, welche alle 3 Monate abgelöst wurden. Jetzt besteht die Besatzung der Festung aus: dem Commandanten, Oberstleutnant Freiherrn v. Oër, 1 Platzmajor, 1 Garnisonauditeur sowie Garnisonarzt und dem 2. Bataillon des 12. Infanterieregiments Nr. 177; die Garnisondivision nebst Artillerie und Zeughauspersonal wird etwa die Zahl 180 erreichen und einige 30 kommen noch auf die Commandantschaft, das Civil und die Handwerker. Die Gesundheitspflege liegt dem Garnisonarzte ob; mit der Gerichtsbarkeit ist der Auditeur betraut. Civilbeamte sind: der evangelisch-lutherische Garnisonprediger, der Cantor, welcher das Organisten- und Schulamt mit verwaltet, und der Proviantverwalter, zugleich Bauschreiber, von einem Assistenten unterstützt, außerdem der Brunnenmeister. Zur bequemen Unterhaltung der Communication werden Briefe, Gepäck ꝛc. durch einen bestimmten Boten täglich zur Post in der Stadt Königstein und einmal nach Dresden besorgt. Die Dampfwagen und Dampfschiffe, welche am Fuße der Festung nahe an der Stadt ihre Anhaltepunkte und Telegraphen haben, unterhalten täglich und fast stündlich jede Art von Verbindung mit allen umliegenden nahen und fernen Ortschaften. Die Gesammtbewohner, unter denen als Professionisten 1 Fleischer-, 1 Bäcker-, 1 Böttcher-, 1 Tischler-, 1 Schuhmacher-, 1 Schneider-, 1 Zimmer-, 1 Maurer-, 1 Schieferdecker-, 1 Schmiede- und 1 Schornsteinfeger-Meister beschäftigt sind, werden wohl die Zahl 500 bis 600 jetzt erreichen. Sie wohnen in insgesammt 16 Häusern, unter denen die am Flusse liegende Schänke und Stellmacherwohnung mit inbegriffen ist.

Die Männer, unter deren treuer Verwaltung die Festung Das geworden, was sie jetzt ist, sind, nach der Zeit ihrer Wirksamkeit geordnet, folgende: 1) Wolff Helffart, Hauptmann auf'n Stayn, 1539, 2) George Wolff, Hauptmann auf'n Stayn, von 1541 an, 3) Peter Jäger, Hauptmann auf'n Stayn, von 1559 an, 4) Hans v. Eberstein, der auf eigne Kosten auf der Festung manchen Bau ausgeführt hat, von 1565 an, 5) Christian Stange, Hauptmann vom Jahre 1593 an, 6) Wolff Friedrich Beon, der im Jahre 1610 gehenkt wurde, 7) Hans Meßner oder Meißner von 1610 an, 8) George Stahl von 1622 an, 9) Jacob v. Löben von 1625 an, 10) Oberwachtmeister Martin Leschke, erster wirklicher Commandant, von 1649 an, 11) Oberstleutnant David v. Leschkau, von 1653 an, 12) Oberster Christian Melchior v. Neitschütz, 1673 bis 1684, 13) Generalwachtmeister Ulrich Graf v. Kinski und Tettow, von 1684 an, 14) Oberst Eustachius v. Flemming von 1687 bis 1702, 15) Generalmajor Friedrich v. Brause, von 1702 bis 1704, 16) Generalmajor Carl Gottlob v. Ziegler und Klipphausen 1704 bis 1715, 17) Generallt. Friedrich Wilhelm, Frhr. v. Kyaw, 1715 bis 1733, 18) Generalmajor Hermann Reichsfrhr. v. Riedesel, von 1733 ab, 19) Generallt. v. Fürstenhoff, 1747 bis 1753, 20) Generallt. v. Birck, 1753 bis 1761, 21) Generallt. v. Spörcken, 1761 bis 1766, 22) Generallt. v. Nitzschwitz, 1766 bis 1769, 23) Generalmajor v. Geyer, 1769 bis 1770, 24) Generalmajor v. Löser, 1770 bis 1775, 25) Generalmajor v. Pork, 1775 bis 1778, 26) Generalmajor v. Ponickau, 1778 bis 1779, 27) Generalmajor Graf v. Solms, 1779 bis 1792, 28) Generalmajor v. Boblick, 1792 bis 1810 und gleichzeitig mit diesem 29) Generallt. v. Burgsdorf, 30) Generallt. v. Zastrow, 1810 bis 1812, 31) Generallt. v. Zeschau, 1812 bis 1813, 32) Generalmajor Sahrer v. Sahr, 1813 bis 1823, 33) gleichzeitig mit dem Vorigen Generalmajor v. Warnsdorf, von 1813 bis 1815, 34) Generallt. Carl Friedrich Ernst v. Nostitz, 1823 bis 1838, 35) Generallt., Staatsminister Johann Adolf v. Zezschwitz, 1838 bis 1845, 36) interim. Oberst und Untercommandant Adolf Georg Wilhelm Leopold v. Göphardt, 1845 bis 1846, 37) Generalmajor der Artillerie Heinrich Moritz Birnbaum, 1846 bis 1852, 38) Generallt. d. Inf. Moritz Ferdinand Gustav v. Rockhausen, 1852 bis 1859, 39) Generallt.

d. Inf. Eduard Heinrich v. Treitschke, 1859 bis 1866, 40) Generallt. d. Cav. Carl Constantin Gustav v. Nostitz-Drzewiecki 11/4 bis 8/10 1866, 41) Königl. Preuß. Generallt. d. Inf. Reinhold v. Briesen, 24/10 bis 22/11 1866, 42) Königl. Preuß. Generalmajor d. Inf. Friedrich Carl Alexander v. Rohrscheidt, von 1866 bis 1870, 43) Königl. Preuß. Generallt. d. Inf. v. Beeren, 1870 bis 1873, 44) Königl. Sächs. Generalmajor d. Inf. Bernhard August Alban v. Leonhardi, 1873 bis 1884, 45) Königl. Sächs. Oberstlt. à la suite d. Schützenreg. Friedrich Wilhelm Ludwig v. Lossow, 1884 bis 1894, 46) Oberstlt. à la suite des Leibgrenadierreg. Alexander Salvator v. Pereira, 1894 bis 1898, 47) Oberstlt. à la suite d. 7. Inf.-Reg. Nr. 106 Theobald Emil Alfred Frhr. v. Oër, von 1898 ab. Die Untercommandanten treten als solche erst unter der Regierung des Kurfürsten Johann Georg I. auf; es wurden meistens die Vicecommandanten der Festung Sonnenstein zu gleicher Function auf den Königstein versetzt. Es waren dies, der Zeitfolge nach, bisher die nachstehenden: 1) Capitänleutnant Leschke, im Jahre 1632, 2) Major v. Krahe, i. J. 1692, 3) Oberstlt. v. Crux, i. J 1705, 4) Oberstlt. v. Radzky, i. J. 1729, 5) Oberstlt. v. Römer, i. J. 1735, 6) Oberst v. Collan, i. J. 1736, 7) Oberst v. Zanthier, i. J. 1757, 8) Oberst von der Pforte, i. J. 1759, 9) Oberst v. Preuß, i. J. 1776, 10) Oberstlt. von der Lochau, i. J. 1778, 11) Oberst v. Liebenroth, i. J. 1792, 12) Oberstlt. v. Haagen, i. J. 1802, 13) Generalmajor v. Larisch, i. J. 1811, 14) Oberst v. Bose, i. J. 1813, 15) Oberst v. Zeschau, i. J. 1813, 16) Oberstlt. v. Schmieden, i. J. 1833, 17) Oberst v. Becker, i. J. 1839, 18) Oberst v. Göphardt, i. J. 1841, 19) Oberst v. Gutbier, i. J. 1853.

Schon vor dem Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Königstein als Staatsgefängniß für Staatsverbrecher und andere verdächtige Personen von Rang gebraucht und wurde dazu besonders die Georgenburg auserseh̄en. Es soll hier nur der merkwürdigsten aus der Zahl der vom Jahre 1591 bis 1804 hier untergebracht gewesenen 155 Gefangenen gedacht werden. Der erste Gefangene war der sächsische Hofprediger Dr. Martin Mirus. Derselbe hatte, am 7. April 1573 als Professor der Theologie von Kurfürst August in sein Amt berufen, zunächst mit den Superintendenten zu Dresden, Meißen und Torgau auf Befehl des Kurfürsten scharfe Theses affirmativos und negativos, welche allen Theologis im Lande zur Prüfung und zur Unterschrift sollten vorgelegt werden, zu verfassen. Da dies noch nicht ausreichend war, so hielt Kurfürst August einen Landtag zu Torgau, auf welchem von Dr. Mirus in Verbindung mit 29 Theologen 30 Artikel gegen die Lehre der Reformirten über das Abendmahl aufgesetzt und unterschrieben wurden. Im folgenden Jahre, 1575, begleitete Dr. Mirus den Kurfürsten nach Regensburg zur Kaiserwahl Rudolf's II. und hielt hier im Hoflager die merkwürdigen 7 scharfen Predigten wider das Papstthum. Im darauffolgenden Jahre ließ der Kurfürst das Concordienwerk vorbereiten, hatte eine darauf bezügliche Besprechung mit Dr. Mirus, seinen Räthen und Theologen zu Augustusburg und berief einen Convent von 12 Theologen, unter denen auch Dr. Mirus sich befand, den 15. Februar nach Lichtenburg, um die Mittel zur Ausführung des Concordienwerkes zu erforschen. Nach vielseitigen Begutachtungen der Häupter der Augsburgischen Confession, der schwäbischen, henneberg'schen und niedersächsischen Theologen, kam endlich vom 27. Mai bis 7. Juni zu Torgau der Entwurf der „Formulae Concordiae“ oder der „Torgau'schen Dellarazion“ zu Stande, wurde von den bekannten 6 Theologen im Jahre 1577 am 1. März im Kloster Bergen revidirt ꝛc. und nach allseitigen Prüfungen und Berichtigungen von mehr als achttausend Theologen unterschrieben, 1580 publicirt. Die Zeit der Wirksamkeit des Dr. Mirus trübte sich vom 11. Februar 1586 ab, dem Todestage des Kurfürsten August, nach welchem Christian I. die Regierung übernahm. Es begannen damals nämlich die Calvinistischen Störungen immer mehr aufzutauchen. Dr. Mirus als Beichtvater des Kurfürsten fühlte sich bewogen, den Glauben seines Landesfürsten zu überwachen und vor Hinneigung zur Calvinischen Lehre zu schützen. Im Jahre 1587 richtete Dr. Mirus ein Schreiben an den Kurfürsten, in welchem er erklärte, daß unter dem Volke die allgemeine Klage über die Bestrebungen, Alles Calvinisch zu machen, sich verbreite, und ihn am Schlusse aufforderte, durch ein Edict zu erklären, daß in den kurfürstlichen Landen keine andere Lehre geduldet werden sollte. Der Kurfürst, darüber erstaunt, forderte den Dr. Mirus in die kurfürstliche Rathsstube zu einer Rechtfertigung in Gegenwart des Geheimrathes Dr. Krell. Hier suchte nun Dr. Mirus blos durch ausweichende Reden sich zu rechtfertigen; als aber der Kurfürst ihn aufforderte, seine Behauptung zu beweisen und diejenigen mit Namen zu nennen, die sich geheimer Umtriebe schuldig machten, so vermied er zwar auch jetzt noch, Jemand zu nennen, erklärte jedoch endlich, daß Dr. Krell ihm jene Versicherung gegeben, daß er sogar die Calvinisten ihm gegenüber vertheidigt hätte und daß verdächtige Leute bei ihm ein- und ausgingen. Es wurde nun dem Dr. Krell aufgegeben, sein Glaubensbekenntniß schriftlich einzureichen. Es geschah dies im October 1587. Das Glaubensbekenntniß wurde dem lutherischen Lehrbegriffe so entsprechend befunden, daß sowohl der Kurfürst als auch die Räthe den Dr. Krell völlig gerechtfertigt erklärten. Dr. Mirus aber fuhr in seinen Angriffen fort. Die Räthe erließen noch ein Verwaltungsschreiben an ihn, und zwar am 15. Juli 1588, in welchem sie den Hofprediger an das erinnerten, was er dem Kurfürst gelobte. Dr. Mirus aber, an demselben Tage in die vollkommene Rathsversammlung berufen, erklärte, daß er als Beichtvater des Kurfürsten an diesem Ort nicht zu reden brauche. Nun wurden der Stadthauptmann und Mag. David Ramler beauftragt, den Hofprediger nochmals zu vernehmen, wobei er wieder den Dr. Krell stark verdächtigte. Schließlich wurde ein Gutachten der beiden Geistlichen Johann Salmuth und Tobias Beuther eingeholt, welche Beide dem Kurfürsten unumwunden erklärten, daß Dr. Mirus zu heftig und leidenschaftlich aufgetreten sei. Am 19. Juli 1588 endlich wurde Dr. Mirus „in seinem Hause zu Dreßden arestiret und NB. mit Trabanten bewacht, seines Amts entsetzt und drauf des Nachts, den 29. Juli, auf'n Königstein geführet, in das Stüblein, so ihm Dr. Krell zuzurichten befohlen, gesetzt und nachgehends gar aus dem Lande gewiesen“. Der Gefangene richtete sofort ein Schreiben um Freilassung an den Kurfürsten. Am 11. September wurde er, nach Unterzeichnung eines Reverses, seiner Haft wieder entlassen; er begab sich zunächst nach Dresden und zog dann mit den Seinigen nach Jena. Am 21. September 1591 wurde er zum ersten evangelischen Domprediger in Halberstadt bestellt und am 25. November desselben Jahres auf Veranlassung der verw. Kurfürstin Sophia in sein voriges Hofpredigeramt wieder eingesetzt.

Als zweiter Gefangener auf dem Königstein ist Dr. Nicolaus Krell erwähnenswerth. Krell wurde nach dem Tode des Kurfürsten August am 20. Februar 1581 zum Erzieher des Prinzen Christian berufen und zum Hof- und Justitienrath ernannt. Nach dem am 12. Februar 1586 erfolgten Tode des Kurfürsten August wurde er von Kurfürst Christian I. am 26. Mai desselben Jahres zum Geheimrath befördert und, nachdem der Kurfürst unmittelbar nach seinem Regierungsantritte die Subscription der Concordienformel aufgehoben und verordnet hatte, daß die Ordination auf solch' Buch nicht nöthig sei und dadurch der damalige Kanzler Dr. David Pfeiffer, der Hauptförderer der Concordienformel, in seiner Stellung unhaltbar geworden war und dieser daher um seine Entlassung bat, rückte Dr. Krell in die Stelle des Kanzlers ein. Schon nach fünfjähriger Regierung ereilte, am 25. September 1591, den Kurfürst Christian I. der Tod, und Friedrich Wilhelm, Herzog von Sachsen-Weimar, sowie Johann Georg, Markgraf von Brandenburg, erhielten die Vormundschaft für den minderjährigen Sohn Christian. Da ging, bevor noch die Beerdigung des verstorbenen Kurfürsten erfolgt war, bei den Administratoren ein Gesuch des Ausschusses der Ritterschaft ein, das sich gegen den durch viele Uebergriffe im höchsten Grade unbeliebt gewordenen Kanzler Krell richtete. Der Ausschuß verlangte nämlich: 1) daß von dem Kanzler Dr. Krell das große Insiegel genommen und von einer anderen vornehmen Person der kurfürstlichen Leiche vorgetragen werde, 2) der Kanzler selbst, welchem als vornehmstem Beförderer der Religionsänderung alle geheimen und vornehmsten Sachen bewußt, handfest zu machen, alle schriftlichen Sachen in seinem Hause versiegeln und denselben nicht aus der Stadt wegkommen zu lassen, 3) die Prädikanten, denen das Predigtamt gelegt und die Kirche verboten, wieder ihres Amtes und Gottesdienstes Brauch und Vorsorge zu lassen, 4) sobald als möglich einen Landtag anstellen zu wollen. Der Administrator genehmigte das Gesuch. Am 21. October 1591 wurde der Kanzler festgenommen, in seiner Wohnung ein Inventar aller vorhandenen Schriften aufgenommen und Alles verschlossen und versiegelt. Die Verhaftung in seinem Hause dauerte bis 17. November, wo er auf den Königstein gebracht wurde. Indessen war nach kurzer Zeit durch die Bittschreiben der Doctorin Krell und

seiner Verwandten die Gefangenhaltung des Dr. Krell zu einem Ereigniß geworden, welches die Aufmerksamkeit aller deutschen Fürsten auf sich zog, welche sich sagten, daß, wenn ein solches Verfahren gegen einen verpflichteten Vertreter ihrer Rechte gebilligt werden dürfte, die Fürsten keinen treuen Rathgeber während ihrer Regierung würden finden können. In diesem Sinne richtete den 28. April 1592 der Landgraf Wilhelm von Hessen ein Schreiben an den Administrator, welcher es mit der Versicherung beantwortete, daß nur die betreffenden Papiere gesammelt und nach einer noch 2monatlichen Frist der Prozeß eingeleitet werden sollte. So wurde endlich, zugleich durch Vermittelung des Rudolf von Bünau, dem Kanzler gestattet, sich schriftlich zu vertheidigen aber unter Augen des Hauptmanns. Obwohl derselbe auch seine Vertheidigungsschrift eingereicht hatte und außerdem auch Zuschriften von den obengenannten Fürsten, den Verwandten des Kanzlers und besonders von Marsilius Bergher in Speyer im Namen der Frau Dr. Krell den Administrator zu ernstlichen Maßregeln trieben, so konnte derselbe sich doch zu keiner geregelten Prozeßführung entschließen, was auch die Landstände nicht vermochten. Sie fürchteten die Oeffentlichkeit. So wurde auf eine unbegreifliche Weise die Sache immer wieder planlos hingeschleppt. Nun erschien wieder ein Kaiserliches Mandat aus Speyer mit Poen von 10 Mark hältiges Silber und es wurde besonders durch Marsilius Bergner aus Speyer ein Termin auf dem Königstein zum 10. März 1595 festgesetzt. Er kam aber erst in den Tagen vom 25. bis 28. Juni zu Stande. Dabei entwickelten sich aber so verschiedenartige Ansichten, daß der Prozeß auf's Neue verzögert wurde. Den 21. September 1597 wurden auf Befehl des Administrators durch die Commission die Inquisitionalartikel 3 Tage hintereinander vervollständigt dem Kanzler vorgelesen und auf jeden eine bestimmte Antwort verlangt. Derselben waren an Zahl 70, 45 über geistliche und 25 über politische Angelegenheiten. Ein abermaliges Verhör am 22. August 1598 auf dem Königstein über neue Auslagen, welche der Kanzler für böswillige Erdichtungen aus falschen von ehrvergessenen Schelmen verfälschten Schreiben erklärte, übergehen wir, doch kann nicht unbemerkt bleiben, daß doch endlich der Prozeß die Aufmerksamkeit der Höfe, der Juristenfacultäten und ausgezeichneten Rechtsgelehrten sehr auf sich gezogen hatte, welche die Erklärung vernehmen ließen: man sei von Seiten des kurfürstlichen Hofes, des Adels, der Landschaft und der Landeskirche mit der offenbarsten Parteilichkeit zu Werke gegangen. Da nun noch dazu kam, daß die höchsten Behörden des Staates Kläger und Richter zugleich waren, so führte das Bedenken, das rechtliche Erkenntniß weder von den inländischen Facultäten noch von den Schöppenstühlen begehren zu dürfen, zu dem Entschlusse, sich nach Prag an das böhmische Appellations-Kammergericht zu wenden, um daselbst, wo der Kanzler verhaßt war, ein endgiltiges Urthel einzuholen. Am 8. September 1601 kam von dem Kaiser Rudolf II. das Rescript, in Prag unterzeichnet: „Angeklagter, Niclas Krell ꝛc., hat sein Leib und Leben verwirkt und soll mit dem Schwerdt Andern zum Abscheu gerechtfertigt werden von Rechts wegen." Der Administrator beeilte sich, dieses Urtheil dem Kanzler mitzutheilen. Am 5. October wurde der kranke Kanzler durch den Schösser in Dresden mit 50 wohlbewehrten Männern am frühesten Morgen beim Thoraufschließen nach Dresden in das „Gerichtsstüblein", das noch jetzt im 2. Stockwerk des Hauses Nr. 10 am Altmarkt vorhanden ist, gebracht; Am 9. October fiel das Haupt des Kanzlers auf dem Jüdenhof zu Dresden durch das Beil.

Weiter sei als 3. Gefangener auf dem Königstein erwähnt: Dr. Joachim Cratz, ein Rechtsgelehrter aus Prag. Derselbe hatte im 30jährigen Kriege sich als politischer Horcher ertappen lassen. Er hatte sich nämlich am 12. Februar 1631 bei der Zusammenkunft der evangelischen Stände in Leipzig in die auf dem Rathhause veranstaltete Versammlung heimlich eingeschlichen, um ihre Berathungen über die Maßregeln gegen das kaiserliche Restitutionsedict, nach welchem die seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter und Stiftungen wieder hergestellt und die Bisthümer in protestantischen Ländern mit katholischen Bischöfen besetzt werden sollten ꝛc., zu belauschen. Der Kurfürst Johann Georg I. ließ ihn sofort, am 12. Februar 1631, nach Hohnstein abführen, das Jahr darauf aber, am 27. October 1632, auf den Königstein bringen, und zwar „in das Oberstüblein auf der Johannis-Georgenburg über dem Gemach, da Dr. Krell gesessen". Der Festungscommandant, Jacob v. Löben, erhielt in dem kurfürstlichen Befehle die Weisung, ihm kein Schreibzeug zu lassen, sowie auch keinen Besuch zu gestatten. Dr. Cratz mußte hier schmachten, bis er, nach Abschluß des westfälischen Friedens durch kaiserliche Verordnung im Jahre 1650 wieder freigelassen, von dem Kaiser für das 18jährige Gefängniß in den Adelstand erhoben und zum Appellationsrath in Prag ernannt wurde. Weiter seien als Gefangene erwähnt: Wolf Dietrich Graf v. Beichlingen, Gottlob Adolf Graf v. Beichlingen von 1703 bis 1707, Louise Freifrau v. Rechenberg, geb. v. Schöning bis 1704, Geheimrath Curt Heinrich v. Einsiedel bis 1707 und Hofrath Georg Gottlob Ritter bis 1709. Wolf Dietrich Graf v. Beichlingen war Premierminister, Geheimrath und Großkanzler und Standesherr auf Hoyerswerda ꝛc., Gottlob Adolf, sein Bruder, war Oberfalkenmeister; sie wurden zusammen mit Einsiedel und der Freifrau v. Rechenberg am 10. April 1703 in Arrest genommen und auf den Königstein gebracht, während der Hof- und Justizrath Ritter zunächst auf den Sonnenstein kam. Ihre Vergehen findet man genau verzeichnet in dem königl. Manifeste vom 22. December 1703, welches öffentlich angeschlagen, in öffentliche Blätter gerückt, in öffentliche Häuser getragen, mit Satire versehen mehrmals aufgelegt und vom Publicum fast verschlungen wurde. Diesem Manifest zufolge hatte sich der Großkanzler nekromantischer Künste (schwarzer Künste, als: Todterufen, Geisterbannen u. s. w.) gegen seine Feinde, selbst gegen den König bedient, die Regierung des Kurfürstenthums ganz an sich zu reißen versucht, Papiere an den König unterschlagen, diesem falsche Vorträge gemacht, allen Collegien neue Instructionen ertheilt, nach welchen sie nur von ihm, nicht mehr von dem König abhängen sollten, die königlichen Cassen mit den seinigen vermengt, unter Befehle ꝛc. statt des Königs Namen den seinigen gesetzt, auf eine gewisse Münze seinen Danebrogorden gesetzt, seinen Wappen statt der Grafenkrone den Fürstenhut gegeben, seine Familie gleich dem Kurhause von Wittekind abstammen lassen, Provinzen und Rechte Sachsens zu veräußern beabsichtigt, das Ausmünzen rother Sechser wider den Willen des Königs bis zu 6 Tonnen Goldes gesteigert, seine meiste Zeit auf verbotene Künste, üppiges Leben und andere Zeitverderbe verwendet und die Geschäfte des Königs darüber versäumt: „ohne Geld wenig, vor Geld aber desto mehr expedieret" ꝛc. Sein Bruder Gottlob Adolf v. Einsiedel und Ritter, sowie die v. Rechenberg waren in des Großkanzlers Pläne mit verwickelt. Besondere Thätigkeit schreibt man Ritter zu, der sich ein Vermögen von 2 Tonnen Goldes erworben hatte. Zum Sturze des Ministers hatte übrigens besonders auch die berüchtigte Gräfin Kosel beigetragen, über deren Aufwand er zu frei gesprochen hatte. Durch seinen Fall stieg das Ansehen der Gräfin zu der außerordentlichen Höhe, die bekannt ist.

Fast gleichzeitig mit den Vorgenannten kam, am 27. August 1706, ein unbekannter Arrestant mit drei Bedienten auf der Festung an. Unter vorgenannter Bezeichnung wurde dem Festungscommandanten ein Mann übergeben, von dem er in den ersten 14 Tagen weder Namen noch Stand wußte, welchen man ihm aber desto nachdrücklicher zu sichrer Verwahrung und zu guter Behandlung empfahl. Das Aeußere sowohl als die Begleitung, mit welcher der Unbekannte erschien, mußten dem Gouverneur Ehrerbietung einflößen: er kam in einem königlichen Wagen, umgeben von einem Dragonercommando des Regiments Fürstenberg, und neben ihm saß der berühmte Walther Ehrenfried v. Tschirnhausen, welcher den Gefangenen mit größter Hochachtung behandelte. Dieser „unbekannte Arrestant" wie er gewöhnlich genannt wurde, war: Johann Friedrich Böttger, der berühmte Porzellanerfinder, der nicht zur Strafe, sondern nur zur Sicherheit vor den Schweden auf den Königstein kam. Er war von dem Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August dem Starken an den Hof gezogen worden; am 29. November 1701 ließ der Kurfürst ihn eine bequeme Wohnung in dem Goldhause des Schlosses beziehen und ein Laboratorium bauen und einrichten. Nach vielen alchymistischen Versuchen erfand Böttger 1703 die erste Masse des braunrothen Porzellans. Andere behaupten, daß er in Gemeinschaft mit Tschirnhausen die Erfindung gemacht habe. Diese Erfindung möglichst geheim zu halten und unbeachtet zu vervollkommnen war jetzt die Hauptsorge. Bei dem damaligen Eindringen der Schweden in Sachsen konnte Böttger leicht von ihnen in Beschlag genommen werden. Deshalb auf den Königstein gebracht, setzte er dort seine Arbeiten fort, kam aber den 22. September 1707 schon wieder nach Dresden und arbeitete daselbst auf der sogenannten „Jungfernbastei". Im Jahre 1710 gründete er die Porzellanfabrik in Meißen, wo sie am 7. März desselben Jahres in die Albrechtsburg verlegt wurde. Er ar-

beitete an ihrer Vervollkommnung bis zu seinem Tode, der am 13. März 1719 in Dresden erfolgte. — Weiter verdienen in der Reihe der auf der Festung Gefangenen Erwähnung die Prinzen Jacob und Constantin Sobiesky. Eigentlich war es nur der Erstgenannte, den König August festhalten wollte, weil er als ältester Sohn des großen Johann Sobiesky viel Anhang in Polen hatte, und von Karl XII. geschützt, dem König August gefährlich wurde, auch ihm, wie sein Schloßkanzler aussagte, nach dem Leben trachtete. Sein Bruder Constantin folgte ihm aus brüderlicher Liebe freiwillig in die Gefangenschaft. Sie blieben gefangen bis nach dem Altranstädter Frieden, in welchem Karl XII. ihre Befreiung ebenso zur Bedingung machte, wie die Auslieferung Patkul's, von dem im Folgenden noch die Rede sein wird. Johann Reginald Patkul war ein in der Geschichte durch seine politische Wirksamkeit, noch mehr aber durch sein tragisches Ende so berühmter Mann, daß derselbe namentlich in Hinsicht auf das Letzte zur Rechtfertigung des sächsischen Hofes einer gründlichen Erörterung werth scheint. Seiner Herkunft nach stammte er aus Livland, wo er bedeutende Güter besaß. Als Karl XII. von Schweden den Adel von Livland in seinen Rechten sehr beschränkt hatte und dieser dringende Vorstellungen dagegen machte, wurde vom König endlich eine Deputation der livländischen Ritterschaft 1689 nach Stockholm berufen, um die streitigen Punkte zu beseitigen. Bei dieser Deputation befand sich auch Patkul, der damals schwedischer Capitän und ein feuriger, kenntnißreicher Mann war. Da hier jedoch in der Hauptsache Nichts geändert wurde, so wagte er nun als livländischer Deputirter bei dem schwedischen Generalgouverneur in Riga 1692 die Beschwerden und Rechte seines Vaterlandes in einem freimüthigen Schreiben an den König so kräftig darzustellen, daß die Regierung ihn und alle Landräthe 1693 zum Verhör nach Stockholm forderte. Da man aber erfuhr, daß sie und namentlich Patkul als Rebellen bestraft werden sollten, flüchtete er sich nach Kurland. Ungeachtet eines demüthigen Schreibens an den König wurde er nun theils wegen seiner Flucht, theils wegen seiner Mitwirkung in der livländischen Angelegenheit durch ein Decret vom 2. December 1694 verurtheilt. Nun auch in Kurland nicht sicher begab er sich nach der Schweiz, wo er unter dem Namen Fischering ganz der Wissenschaft lebte. Nachdem er auch bei dem 15jährigen König Karl XII. vergeblich um Begnadigung nachgesucht hatte, ging er nach Italien und Frankreich und wurde endlich durch Vermittelung des sächsischen Generalleutnants v. Flemming im Jahre 1698 Geheimer Rath in sächsischen Diensten. Der polnische König August II. war damals mit dem Plane beschäftigt, in Verbindung mit Dänemark und Rußland Schweden zu bekriegen und Livland wieder mit Polen zu vereinigen. Patkul bot beide Hände zur Ausführung. Er ging nach St. Petersburg, wo das Bündniß zu Stande kam. Weniger glücklich war er in Livland, wo man zu furchtsam war. Auf sein Bitten erhielt Patkul das Commando über die für König August bestimmten russischen Hilfstruppen mit der Würde eines Generalleutnants, als welcher er nun Warschau durch Capitulation eroberte, von Posen aber sich zurückziehen mußte. Nun begannen Friedensunterhandlungen zwischen Karl XII. und August. Patkul's Bemühen, den Berliner Hof gegen Schweden zu gewinnen, scheiterte. Nachdem allerlei Verdächtigungen über ihn laut wurden, wurde er in der Nacht vom 19. zum 20. December 1705 auf Befehl des geheimen Consilii, ohne des Königs Wissen, in seinem Hause zu Dresden verhaftet und auf den Sonnenstein gebracht. Als man bemerkte, daß er den Commandanten des Sonnenstein gewonnen, Briefe und Widerlegungen seiner Anschuldigungen geschrieben und ausgesendet hatte, wurde er am 9. September 1706 auf den Königstein gebracht. Im Altranstädter Friedensschluß, d. 24. Sept. 1706, wurde die Auslieferung Patkul's schwedischerseits verlangt. Der schwedische Capitän, Graf v. Stackelberg, erscheint mit einem Commando von 60 Dragonern und nimmt Patkul in Beschlag. Bei ihrem Abzug aus Sachsen nahmen ihn die Schweden mit und sollen ihn während des Zuges auf eine Kanone gebunden haben. Noch auf dem Marsche, bei dem Kloster Casimir in Polen, wohin er durch das Regiment Meierfeld geführt wurde, ward er durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. — Ein weiterer interessanter Gefangener ist Johann Hektor Baron v. Klettenberg. Er war weder Baron, noch Oberst, wie er sich am Hofe ausgegeben hatte. Zu Frankfurt a. M. 1669 geboren, mußte er 1707 dort flüchten, weil er einen jungen Edelmann, Baron v. Stallburg, im Duell erstochen hatte und deshalb hingerichtet werden sollte. Unter falschem Namen und Rang durchstrich er als Goldmacher einen großen Theil von Deutschland und erwarb durch alchymistischen Lug und Trug soviel, daß er sich einen Secretär und mehrere Bediente halten konnte. So war er am weimarschen Hofe als Baron v. Wildeck aufgetreten, hatte die Entdeckung eines wichtigen metallurgischen Geheimnisses verheißen, wurde aber in der ersten Woche seines Auftretens schon als Betrüger entlarvt und wendete sich nun an den Dresdner Hof, wo er versprach, eine Tinctur zu liefern, die jedes damit bestrichene Metall in reines Gold verwandle. Nachdem er durch allerhand gelungene Betrügereien sich in ein gewisses Vertrauen zu setzen gewußt hatte, gab man ihm Titel und Mittel, erhob ihn zum Kammerherrn und Amtshauptmann in Senftenberg, befreite ihn von aller Jurisdiction, die unmittelbare des Königs ausgenommen, bewilligte ihm bei Dippoldiswalde ein Jagdrevier, zahlte ihm schon in den ersten 4 Wochen 3000 Thlr. zum Bau eines Laboratoriums und setzte ihm zu alchymistischen Versuchen monatlich 1500 Thlr. — jährlich 18000 Thlr. aus — aus und noch besondere Summen zu nothwendigen Ergötzlichkeiten bei seiner schweren Arbeit rc. — Die Erfolglosigkeit seiner vergeblichen Arbeit veranlaßte den König, eine Commission einzusetzen, welche den Goldmacher sehr bald als Betrüger entlarvte und auf Bestrafung antrug. Als man ihn daher in Dresden verhaftete, ließ er sogar die bedenkliche Erklärung fallen, daß der König diesen harten Schritt gewiß, aber zu spät bereuen solle. Allein man kehrte sich nicht daran, schaffte ihn sofort unter militärischer Bedeckung nach Hohnstein, wo er zwei Jahre in einem finsteren Loche, das noch jetzt der Klettenberg heißt, schmachtete. Am 18. März 1719 brachte man ihn nach dem Königstein. Hier empfing ihn der damalige Gouverneur, der humorvolle Frhr. v. Kyaw, mit offenen Armen, stellte ein Gastmahl an und während der Tafel publicirte er ihm den landesherrlichen Befehl, der ihn zu dem engsten Gewahrsam mit einem wöchentlichen Kostgelde von 16 Gr. verurtheilte. Hier machte Klettenberg zwei Fluchtversuche. Am 29. Februar 1720 wurde er öffentlich hingerichtet. — Besondere Erwähnung verdient weiter: Friedrich Wilhelm Menzel, Geheimsecretär des Königs und Kurfürsten Friedrich August II. Er war der Prunksucht und Geldverschwendung so ergeben, daß er in seiner dadurch veranlaßten Geldverlegenheit die königliche Casse angegriffen hatte. Um aus dieser Verlegenheit zu kommen, verrieth er gegen einen ihm ausgesetzten Lohn von 3000 Thlr. durch den Gesandten, Baron v. Maltzahn, an König Friedrich II. von Preußen die geheimsten, zwischen Sachsen, Oesterreich und Rußland gewechselten Depeschen und veranlaßte dadurch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges, indem Friedrich einen Einfall in Sachsen unternahm, der mit der bekannten Gefangennahme der bei Pirna zusammengezogenen sächsischen Armee abschloß. Die Furcht vor den Folgen sowohl, als auch die in einer fröhlichen Gesellschaft erhaltene Kunde, daß er verrathen sei, bewog Menzel zur eiligen Flucht. Seine Verrätherei wurde nämlich durch Generalleutnant v. Spörken, als er bereits mit dem König nach Warschau gereist war, entdeckt. Von Warschau entkam er zwar glücklich, wurde aber in Prag ergriffen, arretirt, erst nach Brünn und dann durch ein kaiserliches Commando den 2. August 1763 auf den Königstein gebracht, wo er 20 Jahre in der sogenannten Weise, d. h. an Ketten und zwischen den Füßen an einen Stab Eisen befestigt, so daß er nur schwer und langsam ausschreiten konnte, sein Verbrechen büßen mußte. In den letzten 13 Jahren wurde durch die Gnade des Königs und die Fürsprache des Generals v. Solms sein Geschick erleichtert, indem ihm das Sperreisen und die Ketten abgenommen, bessere Kost gereicht und die Erlaubniß ertheilt wurde, von Zeit zu Zeit sich im Freien zu ergehen. Während der 33jährigen Gefangenschaft hat er sich aber nicht rasiren dürfen. Am 22. Mai 1796 erlöste ihn in seinem 70. Jahre der Tod. — Hier mögen die Nachrichten über die auf dem Königstein untergebracht gewesenen Gefangenen, von welchen Viele, deren Vergehen entweder unbekannt oder nur in einem Duelle oder einer ähnlichen kleinen Verschuldung bestand, unerwähnt geblieben sind, und gleichzeitig die hier über den Königstein zusammengestellten statistischen Nachrichten ihren Abschluß finden, mit dem Wunsche, daß die bisher zur Unterbringung von Gefangenen bestimmt gewesenen Gemächer fortan auf immer geschlossen bleiben oder wenigstens für bessere Zwecke geöffnet werden mögen.

Carl v. Metzsch-Reichenbach.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 30. Sonnabend, den 10. März, Abends. 1900.

Quer durch Nordamerika auf der Canadischen Pacificbahn.

Von Dr. Bernhard Schwarz.

II. (Schluß.)

Als ich um 5 Uhr des nächsten Morgens — es war der dritte Tag der Fahrt — erwachte, hatte sich eine abermalige Scenenveränderung vollzogen und zwar eine viel umfassendere als jene 24 Stunden früher. Ich mußte mich erst besinnen, ob ich nicht noch immer träumte. Wo waren denn nur auf einmal die ungeheuren Bergriesen hin, mitten unter welchen ich noch vor wenig Stunden gewesen? Nicht einmal am fernsten westlichen Horizont eine Spur von ihnen zu entdecken. Nach allen Seiten vielmehr das Erdreich eben wie ein Tisch und dürr-graugelb wie eine Wüste. Nur da und dort, wo ein armseliges Wässerchen rann, einige niedrige Büsche, sonst überall nichts als eine dürftige Grasnarbe, wo nicht auch diese hellblinkenden Salzausblähungen hatte Platz machen müssen. Das Grausige der unermeßlichen Einöde, die das Auge vergebens durchirrte, nach irgend einem Anzeichen von menschlichem, ja auch nur thierischem Leben suchend, zu vermehren, stieg gerade, genau wie in der Sahara Afrikas, der große, blutrothe Sonnenball am wolkenlosen Firmament empor und eine rasch aufgesprungene kühle Brise, die uns selbst im geschlossenen Waggon erschauern machte, fegte sausend über das Erdreich. So trat mir die oftgenannte amerikanische Prairie entgegen. Stundenlang eilte unser Dampfroß durch sie hin, ohne auch nur ein einziges Mal anzuhalten. Was hätte letzteres auch für Sinn gehabt hier, wo es nicht einmal Bahnwärterhäuschen gab! Indeß allmälig, während ich so in die Steppe hinaus starrte, veränderte sich diese doch zu ihrem Vortheile. Der Boden wurde gewellter, der Rasen dichter und saftiger, an die Stelle des Gestrüpps traten kleine Birkenhaine und mehrfach erschienen größere oder kleinere Seeflächen, auf denen sich Stockenten in Menge tummelten, wie denn auch mitunter Rebhühner von der Fläche aus sich in die Lüfte erhoben. Jetzt endlich trat auch der Mensch auf. Vereinzelte Farmerhäuser, freilich zunächst noch primitiv aus Brettern erbaut, werden bemerklich und in ihrer Nähe gab es selbst schon weidende Pferde und Rinder. Wieder etwas später hatten sich diese zerstreuten Ansiedelungen auch bereits, obwohl wir noch immer über 2000 Fuß hoch waren, zu kleinen Ortschaften verdichtet. Bei einer dieser letzteren geschah es, daß ich zum ersten Male leibhaftig Vertreter jenes Menschenschlages zu sehen bekam, der zur Staffage der Prairie so zu sagen gehört und der in unseren Phantasien, da wir noch die Gymnasialbank drückten, eine große Rolle spielte — der Indianer. Allerdings sie zeigten sich hier nicht auf flinkem Pony, mit Kriegsschmuck und Streitaxt, sie hockten, was die Männer anbelangt, in das unvermeidliche schmutzige Plaid gewickelt, fröstelnd und stumpfsinnig vor sich hin stierend, neben dem Stationsgebäude, während die Weiber, darunter einige recht hübsche, in die Waggons kamen, um polirte Büffelhörner und — Weißnähereien zum Verkauf anzubieten. Ich hatte die armen Geschöpfe, Angehörige einer dem Untergang gewidmeten Rasse, im ersten Augenblick wegen ihrer langen, strähnigen schwarzen Haare, welche selbst manche Männer in Zöpfen trugen, sowie wegen der dunklen Hautfarbe für Zigeuner gehalten, bis ich mich eines Besseren besann. Man sieht, es fehlte selbst in dieser trostlosen Gegend nicht an interessantem Beobachtungsmaterial. Das Fesselndste blieb aber doch die schon erwähnte langsame, indeß stetige Umwandlung derselben in ein culturell belebtes Gebiet. Schon in der Mittagszeit desselben Tages waren die hölzernen Hütten der Colonisten zu stattlichen Steinhäusern geworden, in deren Mitte auch Kirchthürme paradirten, und nach den anfangs sehr schüchternen Versuchen von Ackerbau reichten die goldgelben Getreidefelder nunmehr bereits so weit, wie man sehen konnte, und auf nicht wenigen von ihnen entdeckte man Dampfmäh- und Dreschmaschinen in Thätigkeit, auf den jetzt immer zahlreicher werdenden Haltestellen aber konnte man des Oefteren richtige Equipagen mit Rassepferden erblicken. Selbst nachdem dann von Neuem die Nacht niedergesunken war, verrieth die am Morgen so todte Ebene noch Leben; freundlich, gleich Sternen am dunklen Himmel, schimmerten auf ihr bald näher, bald ferner die traulichen Lichtlein aus den Wohnungen der Ansiedler. Als der nächste Tag, der vierte ab Vancouver, heraufzog, hätte ich mich schon mitten in der vollentwickelten Heimath wähnen können. Die Landschaft mit ihren Dörfern, ihren Fruchtgefilden und Wiesen, ihren dichtbewaldeten Hügeln, die mich etwas an die Gegend bei München erinnerte, war geradezu hübsch zu nennen. Sie stellte das Hauptcolonisationsgebiet des centralen Canada dar. Hier trafen wir, etwa um die zehnte Stunde des Vormittags, auch auf den Vorort desselben, der zugleich etwa die Mitte des ganzen langen Weges von Ocean zu Ocean markirt, die Stadt Winnipeg, so genannt nach dem nur wenig weiter nordwärts gelegenen bekannten großen Winnipeg-See. Sie war noch 1870 ein elendes Dorf mit kaum 100 Einwohnern, heute zählt sie deren bereits mehr als 40 000, hat prächtige, breite, gepflasterte Straßen, großartige moderne Gebäude, elektrische Trambahnen, elektrische Beleuchtung u. A. m. Sie ist Sitz der bekannten großen Handels- und Colonisationsgesellschaft, der Hudsonsbay-Company, welche schon seit 200 Jahren im Lande arbeitet und der man dessen Aufschwung ganz besonders verdankt, sowie auch Mittelpunkt der canadischen Goldminen-Industrie, die ihre Arme von da aus bis weit nach dem hohen kalten Norden der Provinz hinauf ausstreckt. Befremdlicher Weise war an diesem Punkte Umsteigen in einen anderen Zug nöthig, obwohl jener, der uns bis hierher gebracht, auf der Abfahrtsstation in Vancouver großsprecherisch als „Transatlantic", als Bahnzug von Ocean zu Ocean bezeichnet worden war. Die Sache hatte indeß insofern ihr Gutes, als einige Stunden Aufenthalt dabei herauskamen, was, nachdem ich nahezu 72 Stunden fast ununterbrochen im engen Waggon gesessen, durchaus nicht zu verachten war. Allerdings auf dem im Uebrigen ganz ansehnlichen Bahnhof konnte die Mußezeit nicht wohl verlebt werden. Es gab daselbst nach der puritanischen Art, die im Lande herrscht, ausschließlich Thee und Limonade, doch entdeckte ich in der unmittelbar anstoßenden Stadt bald eine Restauration in unserm Sinne, die freilich auch ihrerseits nicht umhin konnte, den amerikanischen Superlativismus zur Schau zu tragen, denn man las auf ihrem Schilde in riesigen Lettern die Worte: „Kältestes Bier im ganzen Orte". In diesem gastlichen Hause zahlte ich für ein in der That vortreffliches Diner sammt zwei Glas gleichfalls ausgezeichneten Gerstensaftes nicht mehr als 40 Cents (= 1 ℳ 60 ₰), welches ich nur anführe, um zu beweisen, daß in der Riesencolonie — wie ja auch in den Vereinigten Staaten — wenigstens die Lebensmittelpreise noch sehr niedrige sind. Ziemlich genau zu Mittag konnte ich meine Fahrt fortsetzen. Dabei gelangte ich binnen Kurzem schon in eine abermals vollständig veränderte Landschaft hinein. Der Charakter derselben ist aus unseren Atlanten, die die Mitte und den Osten Canadas kaum anders denn als einen großen, leeren, weißen Fleck darstellen, nicht wohl zu ersehen. Ich möchte sie das amerikanische Finland nennen. Denn gerade so, wie die russische Provinz dieses Namens, stellte auch die gedachte Partie Canadas, die sich übrigens über einen großen Theil des weiteren Inneren erstreckt, ein malerisches Chaos von Nadelwald, massigen Granit-

brocken und Wasserflächen dar, die bald flußartig schmal, bald seeartig ausgeweitet oder labyrinthisch durch die dichte Bodenbewachsung verzweigt erschienen, bald unheimlich still dalagen, bald wieder an ihren Abflüssen donnernde Cascaden aufwiesen, hier einen ununterbrochenen Spiegel zeigten, während dort kleine Gras- oder Waldinseln wie Riesenbouquets auf ihren dunklen Fluthen schwammen. Die Wasserbecken waren zum Theil von verhältnißmäßig nur geringer Ausdehnung, mitunter erreichten sie indeß auch eine staunenswerthe Größe, so besonders mit dem sogenannten Waldsee (lake of woods), der in der Richtung nach Süden wenigstens dem Auge keine Grenze zeigte. Auch sein von der Bahnlinie passirter Abfluß, der Winnipeg-River, durch den die mächtige Wasserfläche mit dem bereits früher genannten riesigen See gleichen Namens in Verbindung gesetzt wird, mußte durch seine Breite sowie durch die prächtigen Cascaden, mit denen er seinen Austritt aus dem Becken bewerkstelligt, die Aufmerksamkeit erregen. Diese ansehnlichen Wasserfälle ließ übrigens selbstverständlich amerikanische Findigkeit nicht unausgenützt. Es bildete sich die „Keewatin-Gesellschaft", so genannt nach dem hübschen Städtchen Keewatin gleich beim See-Ende, die allerdings nicht umhin konnte, auf einer riesigen Placattafel die in ihrem Besitz befindlichen Wasserkräfte wieder als „die stärksten der Welt" auszuposaunen. Wie man sich denken kann, steht diese Spur menschlicher Thätigkeit in der ganzen wildromantischen Gegend sehr vereinzelt da. Stundenlang bewegte sich unser Zug vorwärts, ohne eine Ansiedlung zu passiren. Und namentlich als die Nacht niedergesunken war, muthete die endlose Wald-, Wasser- und Felswüste wahrhaft schaurig an. Es war nicht anders, als dränge das pustende und funkensprühende Dampfroß in eine noch unentdeckte Welt ein. Man kann sich denken, welch ungeheuren Schwierigkeiten der Bahnbau in solcher Landschaft begegnete, wo jegliches menschliche Leben fehlte, dagegen der Boden Schritt für Schritt förmlich erkämpft sein wollte. Obwohl in der Niederung fahrend, wurden wir fast in gleichem Maße, wie vorher in den Hochgebirgen, Zeugen der Wunderthaten moderner Ingenieur-Kunst. Durch Felslabyrinthe waren lange Pässe gesprengt, neben brodelnden Wasserstürzen hohe Dämme aufgeführt und über Klüfte Viaducte gespannt, die, entsprechend der betreffenden amerikanischen Bauart, in ihrer luftigen Construction abermals nur wie die Gerüste von zukünftigen Brücken erschienen.

Wie auf dieser Durchquerung Amerikas jeder Tag bisher, so sollte auch der nächste wieder eine Ueberraschung bringen, freilich weniger ergötzlicher Art. Ich lag im Waggon noch im besten Schlummer, als der Schaffner herein prallte und mich mit den Worten erweckte: „Station Fort William, aussteigen! Wir bleiben hier 24 Stunden liegen, morgen ist Sonntag." Die seltsame Logik nicht begreifend, erwiderte ich: „Ja, aber heute doch noch nicht." Der Beamte ließ sich jetzt zu einer Erklärung herbei. „Wissen Sie", sagte er, „am Sonntag läßt man in Montreal, dem Endpunkt der Bahn, wo man sehr streng ist, keinen Zug einlaufen. Darum fahren wir erst morgen weiter, um am Montag dort einzutreffen." Das war komisch, indeß es ließ sich nichts dagegen thun. Ich kletterte auf den Bahnsteig hinaus. Es dämmerte noch kaum, dazu pfiff ein eisiger Wind und die wenigen Mitreisenden hatten sich rasch verlaufen. So stand ich allein da, nicht in der rosigsten Stimmung, bis ich endlich einen verschlafenen Hausknecht entdeckte. Der Mann geleitete mich nach seinem unfern belegenen Hotel und hier wurde mir bald wieder wohl. Es herrschte daselbst jeglicher Comfort und namentlich eine angenehme Wärme, welche, wie ich auf Befragen erfuhr, durch eine Centralheizung erzeugt wurde, die ihren Dampf aus einer mehr als 500 Schritte entfernten Fabrik erhielt. Ich weilte noch nicht lange im gastlichen Hause, da wurde es in demselben lebendig. Elegant gekleidete Herren und Damen strömten in Menge in das hübsche Frühstückszimmer. Wie dies in einem so abgelegenen Platze möglich war, erfuhr ich von Einem, der in mir gleich den Deutschen gewittert und mich daraufhin angeredet hatte. Die Anwesenden litten sämmtlich an der nur in der Union, speciell in der Gegend von Chicago vorkommenden, wohl aus den Miasmen der dortigen weiten Niederungen sich erzeugenden „Hautkrankheit", einem mit Fieber und Husten verbundenen Stockschnupfen, der immer an einem bestimmten Tage, zur Zeit, wie man behauptete, dem 15. August jedes Jahres, ausbricht und durch Ausartung in Lungenentzündung häufig auch zum Tode führt. Es giebt nun Punkte, deren Luft heilsam gegen das tückische Leiden sein soll, und zu ihnen gehörte eben auch der von mir erreichte Ort. Die armen Kurgäste langweilten sich daselbst augenscheinlich nicht wenig und wurden darum nicht müde, mich über das Woher und Wohin meiner Reise auszuforschen. Manche bekundeten dabei großes Wohlwollen gegen Deutschland. Nur unsere Behandlung des weiblichen Geschlechts wollte ihnen nicht behagen. „Denken Sie sich", rief u. A. Einer aus, „besuche ich da voriges Jahr einen Bekannten drüben bei Euch und was mußte ich erleben? Das Dienstmädchen war beurlaubt und nun ließ der Mann früh die Frau aufstehen, um Feuer für den Kaffee anzuschüren, statt es selbst zu thun. Gräßlich!" Als ich die aufdringliche Clique endlich abgeschüttelt hatte, rückte ich aus, das Städtchen zu besehen. Fort William, das nur wenige Tausend Einwohner umschließt, liegt mit seinen sauberen wenn auch vielfach noch ganz hölzernen Häuschen und breiten, geradlinigen Straßen in einem von frischgrünen Hügeln umkränzten Becken, welches augenscheinlich vordem eine Bucht des „Oberen Sees" (lake superior) bildete. Nach unseren Karten liegt der Ort auch am Ufer dieses Sees, doch ist derselbe in Wahrheit eine volle Wegstunde entfernt und von Fort William aus noch nicht zu sehen. Indeß fließt an der Stadt ein in den See mündender, zwar nicht sehr breiter, wohl aber sehr tiefer Fluß, der den etwas zungenbrechenden Namen Kaministiquia führt, vorüber, welcher die größten Seedampfer zu tragen vermag. Dieser günstige Umstand hat auch an seinem Ufer dicht hinter der Stadt drei riesige, acht Stockwerk hohe Speicher mit Dampfelevatoren erstehen lassen, die nebenbei bemerkt wieder einmal Gelegenheit zur Bethätigung der amerikanischen Renommirsucht gegeben haben. Denn ich las hoch oben an ihren ungeschlachten Thürmen: „größte Aufzüge der Welt". Trotz dieser angeblichen unica bot die kleine Ansiedelung bald nichts mehr, was mir den langen Tag hätte kürzen helfen können. Ja als es zu dämmern anfing, wurde die Sache insofern noch recht schlimm, als in dem puritanisch strengen Städtchen schon jetzt, am Sonnabend Abend, die Sonntagsruhe begann und alle Läden, insbesondere auch alle Schankstätten geschlossen wurden. Mit der „Bar" in unserem Hotel hielt man es nicht anders, indeß die biederen „Heukranken" wußten Rath, durch die Küche hindurch fanden sie einen Weg in ein verstecktes Hinterzimmerchen, wo das lebhafte Treiben vom „officiellen" Trinkraum bis spät in die Nacht hinein fortgesponnen wurde.

In der ersten Frühe des nächsten Tages nahm unser Zug seine Thätigkeit wieder auf. Obwohl wir erst den 19. September schrieben, war es, entsprechend dem bekannten excessiven Klima von Canada, doch bitter kalt, weißschimmernder Reif bedeckte die Dächer der Waggons. Da fühlte man sich drinnen im geheizten Inneren um so behaglicher, zumal daselbst auch etwas wie Sabbathsruhe herrschte. Verschiedene Herren lasen in ihren Reisebibeln und ließen sich darin auch nicht beirren, als einige mitfahrende Juden über sie zu spötteln sich erdreisteten. Was mich betrifft, so wurde meine Aufmerksamkeit sehr bald wieder von der Landschaft draußen in Anspruch genommen, die von Neuem ganz außerordentlich interessant war. Bereits nach einem Viertelstündchen hatten wir Port Arthur erreicht, ein Städtchen, kaum größer als Fort William, das indeß endlich wirklich am Oberen See und zwar in einer so malerischen Weise, die waldigen Uferhänge hinanklimmend, liegt, daß man an italienische Küstenorte wie Nizza und dergl. erinnert wird. Von da ab liefen wir den ganzen Tag bis zum Abend an dem riesigen Binnengewässer, das beispielsweise das Königreich Sachsen um mehr als das Fünffache an Ausdehnung übertrifft, hin. Dasselbe imponirt infolgedessen selbst den Anwohnern in einem Grade, daß sie behaupten, es sei von unergründlicher Tiefe und gebe niemals Leichen wieder heraus. Das majestätische Wasserbecken zeichnet sich aber nicht nur durch ungeheure Dimensionen, sondern, was ein Blick auf die Karte kaum vermuthen läßt, auch durch die seltensten malerischen Reize aus. Ununterbrochen springen von seinem Nord- und Nordostufer wildfelsige Vorgebirge weit in die Wasserfläche vor, in dieser Weise zahlreiche größere und kleinere Buchten bildend. Diese Buchten, meist von dunklem Waldkranz umschlossen und nicht selten mit hochaufgebauten Waldinseln geziert, nehmen oft einen solchen Umfang an, daß sie selbst wieder wie gewaltige Seebecken erscheinen, zumal sie häufig durch Landzungen vom Hauptsee derartig abgeschnitten werden, daß man letzteren nicht mehr zu erblicken vermag. Anderwärts wieder zeigen diese umklammernden Arme eine mehr oder minder große Lücke und nun schaut man überrascht aus dem engeren Bassin auf das anschließende große hinaus, das sich unermeßlich, wie

der Ocean, ausbreitet. Wahrhaft entzückende Farbeneffecte ergeben sich dann noch außerdem. Während die Bucht tiefgrün erscheint, glänzt der Hauptsee im wunderbarsten Himmelblau und gleicht sogar mitunter einer unendlichen duftigen hellblauen Gazewolke. Ich wurde die ganzen langen Stunden nicht müde, das einzigartige, ewig wechselnde Schauspiel zu betrachten, bei dem man das Gefühl hatte, als würden alle die berühmten Seen Europas, zu einer langen Schnur zusammengereiht, auf einmal dem Auge vorgeführt. Unzählige Male wähnte ich: jetzt haben wir endgiltig vom See Abschied genommen, der Zug begrub sich in die Finsterniß eines Tunnels oder in die Wildniß rechts und links aufgethürmter, oft seltsam rother Porphyrmassen — und im nächsten Augenblick schimmerte mir doch die schöne Wasserfläche von Neuem in die Augen. Erst als die Sonne Miene machte, unter den Horizont zu sinken, sollten wir wirklich zum letzten Male den Riesensee zu Gesicht bekommen und zwar noch in recht eindrucksvoller Weise. Die Vorgebirge und Landzungen waren jetzt völlig verschwunden, die ungeheure Wassermasse lag uneingeschränkt vor uns, frei bis dahin zu überschauen, wo sie im fernen Süden mit dem Firmament in eins verschwamm. Den Eindruck des Oceans zu vervollkommnen, schwebte da und dort ein Segler mit geblähter Leinwand auf den stillen Fluthen und mehrfach stiegen auch schwarze Rauchsäulen in die Luft von Dampfern, die mit ihren Eisenleibern noch unter dem Horizont sich befanden. Unmittelbar darnach lenkten wir in wenig mehr anziehendes Buchtterrain ein, um in demselben fortan uns vorwärts zu bewegen. Am Abend dieses Tages gab es auch im Speisewagen eine Art Abschiedsfeier in Gestalt eines besonders auserlesenen Diners, der „Henkersmahlzeit", wie sich der Oberkellner ausdrückte, denn um die Mittagszeit des nächsten Tages sollte der Bahnzug mit Montreal die Endstation erreichen. Ich gestehe, ich war für meine Person ebenfalls nicht wenig froh, daß nun die letzte Nacht in der Eisenbahn — ich hatte deren bereits 4 daselbst zugebracht — erschien. Indeß sollte gerade jetzt mein Schlummer noch eine Störung erfahren, indem gegen Mitternacht der Schaffner ganz unverfroren an mich herantrat, um — mein Billet zu controliren. Am nächsten Morgen hatten wir den gleichfalls mächtigen, obwohl an landschaftlichen Reizen dem Superior nachstehenden Nipissing-See und die unweit desselben belegene Station North Bay erreicht. Dieselbe stellt einen wichtigen Knotenpunkt dar, denn während von da der Hauptstrang der Canadischen Bahn ostwärts weiter dem schon erwähnten Endpunkt Montreal entgegenläuft, zweigt ein Gleis südwärts ab in der Richtung auf Neuyork. Auf dieses ging ich jetzt über, da es mir darauf ankam, auch noch die südöstliche Ecke des britisch-nordamerikanischen Gebiets, den zur Zeit entwickeltsten Theil der ganzen Riesencolonie, kennen zu lernen. Auf der etwa zehnstündigen Fahrt durch diese Gegend fehlte es noch immer an anmuthigen Seen rechts und links von der Bahn nicht. Indeß ich war nachgerade etwas wassermüde geworden, wenn ich mich so ausdrücken darf. Um so mehr nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch, was Menschenhand hier geschaffen. Fruchtfelder dehnten sich nach allen Seiten aus, deren freilich erst geringes Alter verkohlte Baumstümpfe bewiesen, welche Anfangs wenigstens noch vielfach sich mitten zwischen den Saaten erhoben. Bald wurden auch Obstplantagen und Weingärten bemerklich, wie denn die Landschaft überhaupt rascher und rascher einen südlichen Anstrich, beispielsweise durch Anbau von Mais u. dergl., annahm. Mit Alledem stand der Charakter der Ansiedelungen in Einklang, die nunmehr in Menge erschienen. Da gab es förmliche Dörfer mit stattlichen Kirchthürmen, ragenden Fabrikschornsteinen und villaartigen Landhäuschen. Kurz, es machte dies schöne Stück von Canada einen durchaus heimathlich-deutschen Eindruck. Man hätte sich etwa in die gesegneten Rheingaue versetzt wähnen können, wenn man nur auch deutsche Laute gehört hatte. Allein damit stand es schlecht. Abgesehen von einigen alten Leuten, die, Nachzügler aus der Zeit, wo Canada noch französisch war, sich des letzteren Idioms bedienten, hörte man im Wagen nur Englisch. Ein Herr, mit dem ich ins Gespräch gekommen war, gestand zwar ein, daß er von deutschen Eltern stamme, ebenso aber auch, daß er alles Deutsch vergessen habe. „Wenn Sie indeß," setzte er, wie um mich zu trösten, hinzu, „gern Deutsch hören wollen, so müssen Sie nach Berlin gehen, dort spricht alle Welt deutsch." Der gute Mann hatte keineswegs einen schlechten Witz machen wollen, denn das Berlin, das er meinte, war die gleichnamige deutsche Colonie, die unweit von der Bahnstrecke, auf der ich fuhr, und etwa in der Mitte zwischen Huron-See und Ontario-See liegt. Sie stellt beiläufig eine der blühendsten Niederlassungen von ganz Britisch-Nordamerika dar. — Als auch dieser Tag sich seinem Ende zuneigte, liefen wir in Toronto, einer der blühendsten Städte von ganz Nordamerika, ein. Hier gab es völlig moderne Paläste, ein herrliches neues Rathhaus mit majestätischem Thurm, aber daneben freilich auch noch hölzerne Trottoirs u. A. Der nächste Tag brachte endlich den Abschluß meiner einwöchentlichen Fahrt quer durch den amerikanischen Continent. Der Zug sauste erst hoch über dem Westende des Ontario-Sees hin, auf dessen unermeßliche, duftigblaue Fläche man somit einen geradezu entzückenden Ausblick genoß. Wenig später passirten wir mittelst einer hohen Brücke ein noch ungleich berühmteres Natur-Schaustück, den Niagara-Fall, der mir jedenfalls noch viel mehr Bewunderung abgenöthigt hätte, wäre ich nicht, wie wohl Jeder, mit zu hoch gespannten Erwartungen gekommen. Dann wieder ein Blick auf ein meerartiges Riesengewässer, den schönen Erie-See, und wir waren in Buffalo, einer der schmutzigsten Städte, die mir vorgekommen sind. Von da brachte mich noch am selben Tage der gefeierte „State Empire-Luxuszug" nach Neuyork, indem er in 9 Stunden bei nur dreimaligem Anhalten die ungeheure Entfernung von rund 450 engl. Meilen durchlief. Nun dafür trug er auch, wie ein Preisstier auf einer landwirthschaftlichen Ausstellung, auf scheunthorgroßem Placat die Inschrift an seiner monströsen Locomotive: „Schnellster Zug der Welt." Seine Einrichtungen waren im Uebrigen kaum vornehmer, als jene der Canadischen Bahn, mit Ausnahme des am Ende angehängten sogenannten „Wagner's Palast-Waggon", der indeß in seiner goldstrotzenden, überladener Art mich wenigstens durch kaum etwas Anderes fesselte, als durch den balconähnlichen Ausbau, den er hinten trug und von dem aus man an den pfeilschnell unter den Füßen davongleitenden Schienen — nebenbei bemerkt, liegen auf dieser Strecke deren vier Paar neben einander — am Besten wahrzunehmen vermochte, wie rasend rasch wir davon flogen. Die viel gepriesenen Schönheiten des Hudson-Thales vermochte ich nicht mehr zu bewundern, da es inzwischen Nacht geworden war. Mit dem Schlag zehn liefen wir in den wenig ins Auge fallenden Bahnhof von Neuyork ein. Ich war ab Vancouver gerade 8 Tage, vom 14. September bis 21. September, unterwegs gewesen. Aber nicht blos das Bewußtsein, die lange Fahrt hinter mir zu haben, ließ mich dann im deutschen Hotel Belvedère so wohlig ruhen. Ich hörte dort auch das leise Rauschen des Atlantischen Oceans, der, so breit er auch sein mochte, doch das Letzte war, was mich nun noch von der heiß ersehnten Heimath schied. So wurden mir denn die Töne zum schönsten Wiegenlied, das ich seit der Kindheit Tagen vernommen.

Bücherbesprechungen.

— Theologisches Literaturblatt. Herausgegeben von Prof. D. Chr. E. Luthardt. Leipzig, Dörffling & Franke. Vierteljährlich 2 M 50 ₰. — Nach mehrjährigem Brauche wollen wir unsere Anzeige von dem Weiterbestehen und der fortgesetzten segensreichen Wirksamkeit dieses Blattes zu einer Zusammenstellung derjenigen theologischen Hauptwerke gestalten, die während des letztvergangenen Zeitraumes darin als solche lobend anerkannt oder wenigstens als werthvolle Beiträge zum Ausbau der Wissenschaft bezeichnet werden konnten. Wir schließen also diejenigen aus, die mehr oder minder bestimmte Zurückweisung erfahren haben, mit Bedauern aber auch alle kleineren Arbeiten, unter denen sich oft bedeutende, wichtige Leistungen finden, lediglich deshalb, weil unser Thun dann ohne Maß und Ziel wäre und eine Auswahl aus denselben uns zu einer wenig angebrachten Kritik der hier geübten Kritik führen müßte. Nach wie vor treten uns große Werke am Seltensten auf dem Gebiete der systematischen Wissenschaft entgegen. Es sind die christliche Lehre von der Sünde von Clemen, die erste Abtheilung von der Einleitung in die christliche Glaubenslehre von Schnedermann, die Christliche Ethik von Köstlin und, wenn wir das hierher rechnen sollten, das Württembergische Confirmationsbüchlein in der Ausgabe von Burk. Desto größerer Fleiß ist dem weitschichtigen Fache der Kirchengeschichte gewidmet worden. Die zweite Hälfte des Lehrbuchs der Dogmengeschichte von Seeberg, die Lasciana von Dalton, die Geschichte der Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im

16. Jahrhundert von Loserth, die Kritische Untersuchung der Historia Lausiaca des Palladius von Butler, die Christusbilder von Ernst v. Dobschütz, die Studien über die theologische Literatur der griechischen Kirche im 16. Jahrhundert von Meyer, die Sächsische Kirchengeschichte von Blanckmeister, die Ausgabe der Itinera Hierosolymitana des 4. bis 8. Jahrhunderts von Geyer, die Kleinen Schriften zur inneren Geschichte des Katholicismus von Nippold, die Studien zu Romanos von Krumbacher wurden der Reihe nach gewürdigt. Daneben fanden gebührende Erwähnung die Lebensbeschreibungen Luther's von Fauth, Döllinger's von Friedrich, Kögel's von Kögel und Beyschlag's Selbstbiographie. Im Anschluß daran mögen ihre Stelle finden die neuen Ausgaben von Schriften der Kirchenväter, nämlich die von der Wiener Akademie begonnene der Werke des Ambrosius, die der Briefe Augustin's und die von der Berliner Akademie begonnene der Werke des Origenes. Endlich haben die in ihrem Vorwärtsschreiten weiter verfolgten lexicalischen Werke, die Realencyklopädie in ihrer dritten Auflage und das Kirchliche Handlexicon zum überwiegenden Theile kirchengeschichtlichen Inhalt. Nächst dieser Wissenschaft beansprucht die biblische Forschung mit ihren vielen einzelnen Disciplinen den meisten Raum, und zwar überwiegt die alttestamentliche bei Weitem. Das große Bibel-Wörterbuch von Hastings ist in zwei Jahren zur Hälfte fertig geworden. Lidzbarski hat mit seinem stattlichen Handbuch der nordsemitischen Epigraphik vielen Forschern einen großen Dienst erwiesen. Die dritte Auflage der Geschichte des jüdischen Volkes von Schürer konnte als vollendet angezeigt werden, und ihr folgte die Geschichte des Volkes Israel von Cornill. Die hebräische Grammatik von Strack erschien in siebenter Auflage, über die socialen Verhältnisse der Israeliten hat Buhl geschrieben, über die israelitische Religion Valeton (in de la Saussaye's Religionsgeschichte), über Serubbabel Sellin. Von den Commentaren wurden der von Beck zu Micha und Joel und der von Smith zu den Büchern Samuelis hervorgehoben. Auf neutestamentlichem Gebiet wurde natürlich der Weiterführung der beiden „Einleitungen" von Godet und von Zahn gebührend Erwähnung gethan, während es sich bei den Commentaren hauptsächlich um Vollendung begonnener Arbeiten (Jülicher, Gleichnißreden Jesu) und um neue Auflagen älterer Werke (Jakobusbrief von Beyschlag, Galaterbrief von Sieffert, Kleine Briefe von v. Soden) handelte. Im Dienste der Exegese steht die Textkritik, der, was die Evangelien anlangt, das Werk von Weiß gewidmet ist. Desgleichen lassen sich zu diesem Gebiet rechnen die Seelsorgerlichen Kreuzfahrten von Haßhagen und das begonnene Werk über das persönliche Christenthum der paulinischen Gemeinden von Johannes Müller. Die praktische Theologie ist hauptsächlich in jenen kleinen Schriften und Einzeldrucken vertreten, die wir hier unberücksichtigt lassen; von größeren Werken sind zu nennen die zweite Auflage des Registrum sacrum anglicanum von Stubbs und die Vorlesungen über Pastoraltheologie aus Riggenbach's Nachlaß. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch die katholische Theologie, soweit sie ernster Wissenschaft dient, im Literaturblatt ihre Erwähnung findet, und mögen als Beispiele genannt sein die Ausgabe der Bußbücher von Schmitz, die Weiterführung des Nomenclator von Hurter und der aus Sasse's Nachlaß herausgegebene zweite Band der Sacramentslehre. B. K.

— **Politische Correspondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen**, herausgegeben von **Erich Brandenburg**. Erster Band (bis zum Ende des Jahres 1543). Leipzig, B. G. Teubner, 1900. XXIII, 761 S. gr.-8°. Preis: 24 Mark. — Als ich am 28. Mai 1898 den ersten, bis zum Jahre 1547 reichenden Band des Brandenburg'schen Geschichtswerks über Moritz von Sachsen (Leipzig, B. G. Teubner, 1898) anzeigen durfte, mußte ich darauf aufmerksam machen, daß man die zahlreichen Punkte, worin sich Brandenburg's neue Auffassung über Moritzens Entwickelungsgang von der bisherigen Ueberlieferung merklich unterschied, so lange auf Treu und Glauben hin- und annehmen müsse, wie die dazu gehörigen Belege: die Urkunden, Staatsschriften, Briefe u. s. w. nicht veröffentlicht seien. Diesem Bedürfniß hilft auch das vorliegende, umfang- und inhaltreiche Buch noch nicht ganz ab: es bringt ja nur die urkundlichen Belege bis zum Ende des Jahres 1543, so daß also die letzten 12 Seiten des 4. Abschnitts, die größere Hälfte des 5., sowie der ganze 6. und 7. Abschnitt der Darstellung, d. h. die kleinere Hälfte des 1. Bandes, vor der Hand noch uncontrolirbar dastehen. Insgesammt wird die „Politische Correspondenz des Kurfürsten Moritz", innerhalb der von der k. s. Commission für Geschichte geplanten Reihe von Veröffentlichungen die zehnte, in der Reihe der erschienenen Darbietungen die vierte, vier Bände umfassen. Die hier mitgetheilten Actenstücke sind chronologisch angeordnet (I.: Bis zum Regierungsantritt Moritzens als Herzogs, 18. August 1541; II.: 1541, 2. Hälfte; III.: 1542; IV.: 1543); mag das auch sehr mechanisch aussehen, für den praktischen Gebrauch war's so am Besten. Entgegen dem besonders bei den RTA. üblichen Verfahren, den einzelnen Urkunden-Gruppen längere Einleitungen vorauszuschicken, in denen die aus den Acten zu gewinnenden Ergebnisse bereits in abgerundeter Form dargeboten werden, hat sich Professor Brandenburg darauf beschränken können, ein für allemal auf sein Geschichtswerk hinzuweisen und im Uebrigen durch kurze Einleitungen, d. h. durch knappe Hinweise auf den wesentlichen Inhalt der Actenstücke und durch besondere Hervorhebung der wichtigsten, eine bequemere Benutzung dieses Quellenwerkes zu ermöglichen. Bei der Darbietung des Quellenstoffes hat sich Brandenburg dankenswerther Weise — das ist eine Frucht der Deutschen Historikertage — den Anregungen und Grundsätzen des frühzeitig abgerufenen Felix Stieve angeschlossen. Er hat also die directe Rede und die Anredeform der Vorlage überall beibehalten, so daß er ohne Schwierigkeit mitten in Auszügen zum Wortlaut übergehen, mitten in wörtlich mitgetheilten Urkunden alterthümliche Längen oder Wiederholungen auszugsweise kürzen konnte; etwaige Zweifel, ob wir dann einen Auszug oder den Wortlaut selbst vor uns haben, behebt sofort die Verschiedenheit des Druckes (Wortlaut = Antiqua; Auszug = Cursiv). Außer den im eigentlichen Texte wiedergegebenen 556 Nummern ist eine große Anzahl minderwichtiger, ebenfalls ungedruckter Actenstücke anmerkungsweise mitgetheilt worden; dadurch erhöht sich die Zahl der dargebotenen Urkunden um eine sehr beträchtliche Ziffer. Trotzdem hat die Hauptarbeit sicherlich mit darin gelegen, die rechte Auswahl zu treffen. Hier mit scharfem Blicke das Wichtige, d. h. das für den vorliegenden Zweck Maßgebende, von dem weniger Wichtigen (wenn auch oft genug Interessanten: z. B. den zahlreichen Urkunden, die sich auf den seit Jahrhunderten geführten Kampf des Fürstenthums mit seinen Bischöfen und Prälaten, Grafen und Herren um die Landeshoheit beziehen, oder den sämmtlichen Verwaltungssachen) und von dem mehr Zufälligen oder dem nur das Einzelwesen Berührenden (kleineren Fehden, Grenzstreitigkeiten) zu scheiden, in der Masse des urkundlich überlieferten Stoffs nicht unterzugehen, sondern stets das Allgemeine, die großen Zeitfragen im Auge zu behalten, dies mag keine leichte Aufgabe gewesen sein; und ihre Erfüllung hatte eine nicht geringe Entsagung zur Voraussetzung. Man darf die Geschichtscommission zu dieser ihrer vierten Publication aufrichtig beglückwünschen. Der schwierige Druck, ausgeführt in der Teubner'schen Officin, ist einfach musterhaft. Ht.

— **Klimalehre** von **Prof. Dr. W. Köppen**. 114. Band der Sammlung Göschen. 122 Seiten mit 7 Tafeln und 2 Figuren. 80 S. — Unter Klima verstehen wir den mittleren Zustand und gewöhnlichen Verlauf der Witterung an einem gegebenen Orte. Die Klimalehre ist der Theil der Witterungskunde, in dem das geographische Moment das physikalische überwiegt. Ihr Gegenstück ist die synoptische Meteorologie. Wie für diese die Einheit der Zeit maßgebend ist, ist es für die Klimalehre oder Klimatologie der Ort. Einen geeigneteren Autor für das in Rede stehende Thema hätte die Verlagshandlung schwerlich finden können. Alles von großen, Einiges von neuen Gesichtspunkten aus beurtheilend, bietet uns Prof. Köppen das Wichtigste aus dem Schatze seiner intensiven Studien, seinen langjährigen Erfahrungen als Meteorologe der Deutschen Seewarte. Das ganze Heft erscheint als der geläuterte Niederschlag eines umfassenden fachmännischen Wissens, verbunden mit der Gabe knapper, klarer Darstellung. Hier will jede Zeile gewürdigt und wohl verstanden sein. Nach zwei einleitenden Capiteln über klimatische Factoren und meteorologische Beobachtungen gliedert der Verf. den Stoff in 5 Abschnitte: Strahlung und Wärme, Wind, das Wasser in der Atmosphäre, klimatische Typen und klimatische Zonen. Den Fragen der Wärmeökonomie, dem Wärmetransport und Wärmeverlust, den Hauptsätzen über horizontale und verticale Temperaturvertheilung, dem Windsystem der Erde nach Davis' Schema wird besondere Beachtung geschenkt. Uns hat die Lectüre des Bändchens einen wirklichen Genuß bereitet. J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 31. Dienstag, den 13. März, Abends. 1900.

Paul Heyse.

Zum 15. März.

In seinen „Jugenderinnerungen“ erklärt Paul Heyse es für eine große Gunst des Schicksals, daß schon früh sein Leben aus dem heimathlichen Berlin nach München verpflanzt wurde. „Vor Allem wäre mir, wie so viel anderen poetischen Talenten, die dünne, austrocknende, kritische Luft der großen Stadt auf die Länge verhängnißvoll geworden, das Uebertwiegen des scharfen zersetzenden Verstandes über die sinnliche Dumpfheit, aus der jede künstlerische Schöpfung ihre beste Kunst, ihr eigentliches Lebensblut saugt.“ Als Vierundzwanzigjähriger kam er, dem ehrenvollen Rufe des Königs Max folgend, in die bayerische Hauptstadt und ist, man möchte es sagen, fast ein Süddeutscher geworden. Kein solcher hat mit gleicher Meisterschaft das leichte, leichtlebige, Genuß suchende und Genuß findende Treiben Münchens geschildert, wie Heyse in seinem Künstlerroman „Im Paradiese“. Es ist das gewissermaßen der Dank, den er seiner zweiten Heimath erstattet hat. Es ist allerdings auch fraglich, ob sich das Talent Heyse's anderswo so frei und glücklich hätte entfalten können. In seinem ersten Werke, der Märchensammlung „Jungbrunnen“, konnte man schon wesentliche Züge seiner dichterischen Begabung, die in den späteren reiferen Schöpfungen klarer hervortraten, erkennen: eine für einen jungen Menschen — Heyse war damals 19 Jahre — außergewöhnlich große Herrschaft über die Sprache, eine leicht dahinfließende Diction, frische, formschöne, wennschon noch den Romantikern nachgesungene Verse. Der junge Dichter ging von der Romantik aus, aber er machte sich bald frei von ihr und schlug seinen eigenen Weg ein. Er machte wohl Verse, aber doch eigentlich nur so nebenbei. Seine Sprachfertigkeit verlockte ihn wohl mehr dazu, als ein innerer Drang, seine Gefühle in Reimen und Rhythmen ausströmen zu lassen, seine Sprachgewandtheit, die man in seinen frühen Schaffensjahren wohl schon Virtuosität nennen konnte. Seine Begabung durfte man eine glückliche nennen, die vom Vater und der Mutter ererbten Eigenschaften glichen sich in seiner Natur harmonisch aus: Das Positive seines Wesens, die Schönheit und Fülle des Gemüths war ihm vom Vater überkommen, dem bekannten Philologen, dessen Sprachsinn sich bei dem Sohn zu einer erstaunlichen Sprachfertigkeit entwickelt hatte, das Negative, ein scharfes Unterscheidungsvermögen, eine starke kritische Ader von seiner Mutter, einer Jüdin. Diese glückliche Begabung durfte sich völlig frei entwickeln und die außerordentlich große Production Heyse's hat wohl hier ihre Quelle. Es giebt kein Gebiet poetischen Schaffens, auf dem seine Kunst sich nicht bethätigt und auch Erfolge errungen hätte. Er hat einmal gesagt: „Auf Schritt und Tritt sich aufzupassen — Was soll es frommen? — Wer nicht wagen darf, sich gehn zu lassen — Wird nicht weit kommen.“ Und so ist er denn behaglich schlendernd seines Wegs gegangen, ohne Unruh und Zweifel, sich da und dort umthuend, ohne Hast wie einer der weiß, daß er schon an's Ziel kommen wird. Mit der rechten Unbefangenheit der Jugend dachte er nicht viel nach über sich selbst, seine Natur und Fähigkeiten, sondern ließ frisch seine Augen nach allen Seiten gehen. Von Anbeginn war ihm der Mensch die Hauptsache, aber er interessirte ihn nicht etwa als ein intellectuelles oder willensbegabtes oder psychologisch merkwürdiges Wesen, sondern etwa wie den Maler oder Bildhauer eine Gestalt beschäftigt, das Plastische am Menschen interessirte ihn. Und charakteristisch genug, nicht nur der Dichter, sondern auch seine Personen schildern mit technischen Ausdrücken, wie es ein bildender Künstler vermag, die Schönheit der äußeren Formen und Bewegungen. Die Naturumgebungen haben Heyse nie ein selbständiges poetisches Interesse eingeflößt, sie dienen bei ihm nur als Hintergrund des Bildes, das er malt, sie ermangeln nicht einer sorgfältigen Ausführung, aber treten doch in die zweite Reihe.

Berühmt geworden ist Heyse vor Allem als Novellist, er hat sich eine eigene Form für die Novelle geschaffen. Man wird, wenn man seine Novellen liest, an Tieck, Hoffmann, Mérimée und Musset erinnert, aber sie sind doch ihm allein eigenthümlich. In der Einleitung zum „Novellenschatz des deutschen Volkes“ hat sich der Dichter über das von ihm in der Novellencomposition befolgte Princip ausgelassen: Die Erzählung als Erzählung bilde immer die nothwendige Grundlage der Novelle und verleihe ihr ihre eigenartige Schönheit. Er gebe der Novelle den Vorzug, die etwas Specifisches schon in der ersten Anlage verrathe, deren Grundmotiv sich am Deutlichsten abrunde. Eine starke Silhouette dürfte dem, was wir Novelle nennen, nicht fehlen, Silhouette d. i. ein Grundriß der Geschichte, wie eine knappe Inhaltsangabe ihn giebt. Durch ein schlagendes Beispiel und eine zutreffende Bezeichnung erläutert er seine Ansicht. Er führt die Inhaltsangabe einer Novelle Boccaccio's an: „Federigo degli Alberighi liebt, ohne Gegenliebe zu finden; in ritterlicher Werbung verschwendet er all seine Habe und behält nur noch einen einzigen Falken; diesen, da die von ihm geliebte Dame zufällig sein Haus besucht und er sonst Nichts hat, ihr ein Mahl zu bereiten, setzt er ihr bei Tisch vor. Sie erfährt, was er gethan, ändert plötzlich ihren Sinn und belohnt seine Liebe, indem sie ihn zum Herrn ihrer Hand und ihres Vermögens macht.“ In diesen wenigen Zeilen, sagt Heyse weiter, seien alle Elemente einer rührenden und erfreulichen Novelle gegeben, in der das Schicksal zweier Menschen durch eine äußere Zufallswendung, die aber den Charakter tiefer entwickele, sich aufs Liebenswürdigste vollende; auch der moderne Erzähler habe sich zuerst, selbst bei dem innerlichsten oder reichhaltigsten Stoffe, zu fragen, wo der „Falke“ sei, das Specifische, das diese Geschichte aus tausend anderen hervorhebt. Diese Aufgabe hat sich der Novellist Heyse gestellt und auch gewissenhaft erfüllt. Wenn der „Falke“ sich auch nicht so leicht fangen läßt wie z. B. in L'Arrabbiata und Vetter Gabriel, so wird man ihn doch sicher überall in den Prosaerzählungen finden. Heyse's Novelle hat immer nur sehr wenige und einfache Factoren; die Anzahl der auftretenden Personen ist nicht groß, in der Regel drei, vier; die Handlung ist gedrängt und übersichtlich. Die Fabel beansprucht ein selbständiges Interesse, sie entwickelt sich eigenthümlich und ist nicht etwa nur um der Personen willen da. Die alten italienischen und spanischen Novellisten haben ersichtlich einen Einfluß auf Heyse ausgeübt. Seine Erzählungen zeichnen zugleich Fülle und doch streng geschlossene Form aus, eine Form, die, so knapp sie auch ist, die verschiedenartigsten Stoffe aufzunehmen vermag, komische, phantastische, ja schaurige, am meisten aber anmuthig zarte, seelentiefe. Heyse besitzt eine für einen Nichtromanen erstaunliche Empfindsamkeit und eine an die besten italienischen Erzähler erinnernde graziöse Behendigkeit, die den Knoten der Ereignisse spielend zu schürzen und zu lösen weiß. Die Fähigkeit des Dichters, Abenteuer d. h. Begebenheiten ungewöhnlicher Art zu erleben und zu erdichten, ist so groß, wie die, andere Gestalten festzuhalten. Aus irgend einer äußern oder innern Beobachtung ergiebt sich ihm durch blitzschnelle Ideenassociation eine Geschichte, die er dann dem Leser wie ein von einem Rahmen umschlossenes Kunstwerk darzustellen versteht. Heyse betont, wie wichtig die Novelle in der Novelle ist, und es scheint, als mache er Front gegen die

Ueberschätzung des Stils und des ideellen Gehaltes. Und doch in zweien seiner schönsten Novellen macht er sich des von ihm Gerügten eigentlich schuldig. Denn der „Salamander" steht um des Vortrags willen, „Der letzte Centaur" um der Idee willen hoch. In der ersten Novelle kann man von einer Handlung nicht sprechen, auch eine Entwickelung der Charaktere giebt es nicht, man würde vergeblich nach dem „Falken" suchen und doch kann man sich dem wunderbaren Zauber dieser Terzinen nicht entziehen, die in drei Ritornellen sanft und ruhig ausklingen. Die zweite Novelle behandelt keine Begebenheit, keinen Conflict in einem bestimmten Lebenskreise, keinen besonderen psychologischen Fall, kein Stück vom Leben, sondern das Leben selbst. Ein feiner Humor wirft seinen milden Schein über das Einzelne, zarte Halbtöne und stimmungsvolles Helldunkel lösen sich ab, aus dem hellen Licht des Tages gleitet unmerklich die Handlung hinüber in einen Traum von lauter Todten und dies Zwielicht der Schattenwelt wird dann wieder von einem Sonnenstrahl des alten Hellas erhellt. In diesem Märchen wird die Freiheit besungen, wie Heyse sie immer verstanden hat, die Freiheit in Kunst und in Leben; auf religiösem Gebiet bedeutete ihm Freiheit die feierliche Verwahrung der Natur gegen das Dogma, auf socialem und moralischem der Protest der Natur gegen das Ueberlieferte, Herkömmliche.

Eine solche Kämpferstimmung spricht aus den beiden großen Romanen Heyse's, für die Gedankenfreiheit tritt der eine „Kinder der Welt" ein, für die Sittenfreiheit der andere „Im Paradiese". Jener, man könnte ihn in gewissem Sinne einen philosophischen Roman nennen, spielt in Berlin, der Stadt „des scharfen zersetzenden Verstandes", dieser, in dem Ernst und Scherz in einander geht, spielt in München, der wahren Künstlerheimath. Die „Kinder der Welt" leben klaren Bewußtseins in der Atmosphäre der freien Ideen, denn das ist die Lebensluft der neuen Zeit; sie kämpfen nicht mehr gegen die Dogmen, die für sie abgethan und todt sind. Die Freiheit der Liebe gegenüber den Gesetzen der Gesellschaft als Problem zu behandeln und als Recht zu vertheidigen unternimmt der Künstlerroman „Im Paradiese". Die gewöhnliche Gesellschaftsmoral wird hier angegriffen: Die Sittlichkeit und Würde der Liebe zwischen Mann und Weib ist unabhängig von der äußern Bestätigung des Ehebundes, auch innerhalb der Ehe kann die Liebe unwahr und unsittlich sein, allein auf den Adel des Herzens kommt Alles an. Wenn der erste Roman von manchen Mängeln nicht frei war — dem Helden gebrach es an activer Kraft, die Idee trat nicht deutlich genug hervor, die fast zerfließende Weichheit der von Balder handelnden Partien störte, das sonst Heyse's Novellen auszeichnende Beobachten von Maß und Grenze ward öfter hier vermißt —, ist der andere, was Composition und Handlung anlangt, ein Fortschritt. Jedoch hier wie dort ragen die Frauengestalten hervor, die sich den besten der Novellen ebenbürtig zur Seite stellen, in beiden Romanen sind die Nebenfiguren ausgezeichnet gelungen.

Auf dramatischem Gebiete hat sich der Dichter keiner Bühnentriumphe zu erfreuen gehabt. Die Schuld daran trägt wohl, daß ihm wie auch Goethe das active Moment fehlt. Die passiven Eigenschaften des Mannes, Unverzagtheit, Ruhe, Ernst, Würde weiß er zu schildern, hingegen nicht ein kräftig vordringendes Handeln, ein energisches Zielverfolgen. Am charakteristischsten für den Dichter ist unter den Dramengruppen, die man bei ihm zusammenstellen kann, jene, welche antike Stoffe behandelt; denn in Tragödien wie Meleager, Sabinerinnen, Hadrian spiegelt sich sein eignes Weisen, seine Lieblingsideen über Liebe und Loos der Frauen verkörpern sich hier.

Heyse als ein Dichter, dessen Geist den Adel und die Anmuth des unmittelbar Natürlichen, die sichtbare und seelische Schönheit sucht, hat die Frauen immer am besten zu schildern gewußt, sie bleiben uns deutlich in Erinnerung, obwohl sie nicht weitläufig oder sorgfältig, sondern nur in ein paar Zügen gezeichnet werden, nur in den Umrissen, im Profil. Sie werden über ihr Niveau gehoben und erhalten durch die streng idealistische Methode und Darstellungskunst ein höheres unwirkliches, aber doch unvergeßliches Leben. Der Frauencharakter steht bei Heyse stets im Vordergrund, die männlichen Figuren haben ihn hervorzuheben oder zu entwickeln. Die Frau und die Liebe, und beide im Kampf mit einander interessiren den Dichter am meisten. Der angeborene Mädchenstolz hat ihn oft beschäftigt, der Widerstand als Merkmal der adligen Natur; das Räthsel des Frauenherzens hat ihn immer zu neuen Lösungen gelockt. Die Frau weigert sich lange, ihr Ich aus der Hand zu geben, sie spart und bewahrt den Schatz ihrer Liebe für den Einzigen, den sie erwählt. Diese Selbstbehauptung, diese Widerstandskraft wird in den Schilderungen auf das Mannigfachste variirt als amazonenhafte Wildheit, als erste Scham, als instinctive Weigerung der Jungfräulichkeit, als melancholische Verschlossenheit im Gefühl ererbter Erniedrigung u. s. f. Doch endlich werden alle Bande gelöst und die Liebe siegt. Denn nicht im Widerstand, sondern in der Hingebung sieht Heyse des Weibes Wesen und wahre Natur. Den Trotz, sich der Liebe geweigert zu haben, muß das Weib ewig bereuen. Die legitime oder illegitime Liebe wird, wenn nicht durch Untergang und Tod, durch die Art der Hingebung, die immer bewußt ist, geadelt. Das Selbstbestimmungsrecht des Individuums wird überall gewahrt: Frei giebt sich das Weib hin, frei geht es der Vernichtung entgegen oder giebt sich selbst den Tod; wenn aber das Liebesglück nicht durch den Preis geadelt wird, den es kostet, wird es wenigstens durch den Stolz, womit es genossen und verschenkt wird, erhöht. Man soll der Natur folgen, ihrer Stimme gehorchen, die ärgste Sünde ist Sünde gegen die Natur. Die ganze menschliche Natur liegt aber in dem angebornen Instinct, wo dieser gestört oder unsicher wird, fühlt sich die Seele tief unglücklich. Das größte Glück ist für die vom Dichter mit Vorliebe geschilderten Charaktere die Harmonie der Naturen, der Genuß der Ganzheit. Nicht weltumfassend wie die Goethe's ist Heyse's Harmonie, sondern verhältnißmäßig beschränkt, Vieles schließt sie aus, Vieles versöhnt sie nicht, ja berührt sie nicht einmal. Das bunte Leben, das an ihm vorüberfluthet, betrachtet Heyse nicht als Naturforscher, sondern als einer, der für die Schönheit ein offenes Auge hat.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— Leipziger Sonntagsblatt. Schriftleitung: Pastor Große. Buchhandlung des Vereinshauses (Paul Eger), Leipzig. Vierteljährlich 75 ₰. — Die in unserem letzten Bericht erwähnte Schilderung der Orientreise zur Einweihung der evangelischen Kirche in Jerusalem hat nun ihren Abschluß gefunden. Sie bildet eine sehr anschauliche Darstellung der Erlebnisse einer deutschen Frau, die man gewiß in der heimathlichen Gemeinde mit der größten Theilnahme gelesen hat. Im Uebrigen war das Jahr nicht so reich, wie das vorhergehende, an Zeitereignissen, die in das Leben der Kirche eingegriffen hätten. So hat der Herausgeber seine Leser vornehmlich in die Vergangenheit zurückgeführt und hat ihnen mit oder ohne säculare Erinnerungen aus der Geschichte der Kirche Männer und Frauen gezeigt, die ihren Glauben in der Liebe bewährt haben. Falk, der Waisenvater, Frhr. v. Seld, der Freund der Gefangenen, Stephan Schulz, der Judenmissionar, und Drummond, der betende und predigende Naturforscher, erschienen so in den Spalten des Blattes neben der heiligen Elisabeth und Katharina von Bora. Aber auch des vaterländischen Dichters Uhland wurde gedacht bei gebotener Gelegenheit, und der Evangelisator Keller in seiner Bedeutung gewürdigt. Die evangelische Bewegung in Oesterreich ist selbstverständlich in ihrem Fortschreiten weiter berücksichtigt worden, wie ihr gutes Recht in einem bemerkenswerthen Artikel eines Juristen über St. Petrus und die römisch-katholische Kirche unwillkürlich seine Rechtfertigung fand. Einen Hauptnachdruck legt die Schriftleitung nach wie vor auf die kirchlichen Begebenheiten in der eigenen Stadt, die in kürzeren Mittheilungen, wie in größeren Aufsätzen dargestellt werden. Mit Recht wurde die Geschichte der wie neu erstandenen Paulinerkirche erzählt, wurden auch ganze gehaltene Reden, wie die zur Einsegnung von Leipziger Diaconissen, im Wortlaut geboten. Allgemeine Themata zur Belehrung der Gemeindeglieder sind in selbständigen Aufsätzen behandelt worden, so Anlage und Erziehung und ähnliche. Wie sich's gebührt, berücksichtigt der Herausgeber auch die für die Gesammtheit seiner Leser passende neue Literatur und zwar nicht blos mit den üblichen kurzen Anzeigen, sondern auch mit längeren Besprechungen, wie z. B. Blanckmeister's Sächsische Kirchengeschichte einer solchen gewürdigt worden ist. Auch übt er die schon öfter gerühmte unentbehrliche Kunst, neue Bücher oder wichtige Artikel aus Zeitschriften durch ausführliche Mittheilungen seinen Lesern zugänglich zu machen. So ist es geschehen mit Nachrichten über das christlich-tamulische Frauen-

leben, mit einem Auszuge aus dem Buche über Erinnerungen aus dem Diaconissenleben und mit einem solchen aus Smith's Biographie von Drummond. Zu alle dem kommen die lehrreich-erbaulichen Erzählungen, die einen beträchtlichen Theil des Raumes beanspruchen, aber, so viel wir sehen, gut ausgewählt, und namentlich in der Form ganz kurzer Einzelgeschichten gewiß ihre segensreiche Wirkung ausüben. B. K.

— Sächsisches Kirchen- und Schulblatt. Verantwortliche Redaction: Dr. phil. Schenkel, P. em. in Naunhof bei Leipzig. Leipzig, Dörffling & Franke. Vierteljährlich 1 ℳ 50 ₰. — Der Herausgeber genießt nun die wohlverdiente Ruhe von seinem schweren Hauptamte, und so wird er sich mit neuen Kräften dem seitherigen Nebenamte zuwenden. Daß sein Können und sein Fleiß in gediegener biblischer Forschung für dieses wichtige Nebenamt noch völlig zureichen, beweisen die werthvollen Artikel, die er zu allen kirchlichen Hauptfesten an die Spitze des Blattes gestellt hat. Das Neujahrsvorwort mußte allerdings ausfallen fürs vorige Jahr; aber an seine Stelle ist nicht nur ein kräftiger Aufruf zu treuem Ausharren im Kampfe getreten, sondern auch ein längerer Vortrag über „Unsere Gebildeten und die Kirche", dessen Inhalt mit seinen ernsten Mahnungen nach vielen Seiten hin wohl geeignet war, solch ein Vorwort zu ersetzen. Im Uebrigen hat der Herausgeber seines Amtes in altgewohnter Weise gewaltet. Die neu erschienene Literatur ist meist nur mit kurzer Kennzeichnung von Inhalt und Werth erwähnt worden; entsprechend ihrer Bedeutung gerade für die sächsische Kirche wurden aber eine Anzahl von Werken, wie Luthardt's „Glaubenslehre", Kunze's „Glaubensregel" und Schnedermann's „Einleitung in die christliche Glaubenslehre" ausführlicher besprochen. Mit Recht wurde der Schule fortlaufend besondere Beachtung geschenkt: es wurde sowohl alles sie Betreffende in übersichtlichen Artikeln zusammengestellt, als auch fortwährend jeder neuen Erscheinung in Sachen der Lehrer im Allgemeinen und ihrer Stellung zur Kirche im Besonderen gebührend Erwähnung gethan. Auch die alten Fragen wegen der Dienstleistungen der Kirchschullehrer für das geistliche Amt wurden neu besprochen und beantwortet. Weiter haben die praktischen Angelegenheiten des Amtes reichlichen Raum beansprucht. Man beurtheilte gewisse Concertunternehmungen, die sich in der Kirche breit machen, man verstattete dem Evangelischen Diaconieverein das Wort zur Rechtfertigung seiner Bestrebungen, man gab Anleitungen zu liturgischen Feiern in der Charwoche, wie in der Advents- und Weihnachtszeit, man unterwarf ein sogenanntes Pfarrerblatt einer sehr nothwendigen Beurtheilung, man gab Winke über die seelsorgerische Ausgestaltung der Aufgebotsverhandlungen, man schätzte gewisse einzelne Formen der Evangelisation auf ihren Werth ein, man besprach endlich auch die Alterszulagen der Geistlichen. Wenn außerdem nach wie vor die Berichte über die größeren und kleineren landeskirchlichen Versammlungen, über christliche Liebeswerke, über Kirchenbauten und über wichtige Vorkommnisse in anderen Ländern regelmäßig einen großen Theil des Blattes füllen, so bleibt für eigentlich wissenschaftliche Arbeiten nicht viel Raum übrig. Trotzdem hat auch der letzte Jahrgang des Blattes, wie alle seine Vorgänger, beachtenswerthe Beiträge dieser Art aufzuweisen. Für seine Hauptaufgabe hält der Herausgeber mit Recht, die „Zeichen der Zeit" zu beobachten und zu vermerken, und wir wünschen ihm zu fernerer Lösung dieser nicht immer dankbaren, aber nothwendigen Aufgabe neue frische Kraft. B. K.

— Verhandlungen des XXX. Congresses für Innere Mission zu Straßburg i. E. vom 2.—5. October 1899. Im Auftrage des Secretariates herausgegeben vom Berichterstatter Pfarrer Friedrich Federlein zu Straßburg-Ruprechtsau. Straßburg i. E., Verlag der Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft, 1899. — Der in den Octobertagen v. Js. versammelte Congreß, zu welchem der Centralausschuß für innere Mission nach Straßburg geladen hatte, empfing durch manchen Rückblick und Ausblick auf die große und mannigfaltige christliche Liebes- und Rettungsarbeit an der Jahrhundertwende besondere Bedeutung. Den nunmehr ausführlich im Druck erschienenen Verhandlungen entnehmen wir zunächst, daß die Betheiligung eine sehr erfreuliche war, und dem Rufe nach der „wunderschönen", aber für viele Theilnehmer doch recht entlegenen Stadt etwa sechshundert Congreßmitglieder, meist Geistliche und Berufsarbeiter der Inneren Mission, gefolgt waren. Das Laienelement war schwach vertreten. Die Zahl Derer, die an den öffentlichen Versammlungen und Gottesdiensten theilnahm, war dagegen oft eine doppelte. Der vorliegende stattliche Band von 273 Seiten giebt einen deutlichen Blick auf die in den Congreßtagen geleistete Arbeit. Nur den ausgedehnten Begrüßungen, welche zwei Stunden dauerten und in dem Bericht zwanzig Seiten in Anspruch nahmen, wünschte man einen knapperen Raum. Nach dem Eröffnungsgottesdienst, in dem Oberconsistorialrath D. Reichard aus Posen, ein Sohn Straßburgs, predigte, und den erwähnten Begrüßungen am ersten Tage behandelte am zweiten Congreßtage Generalsuperintendent Propst D. Faber aus Berlin sein Referat: „Die Forderung unserer Zeit an christliche Charaktere, eine Beichte und ein Gelübde an der Wende des Jahrhunderts." Neben manchem trefflichen und gewissenschärfenden Wort fällt in diesem Vortrage die etwas absonderliche Behandlung der Seligpreisungen der Bergpredigt auf, die gesuchte Vergleichung der christlichen Tugenden mit den deutschen Waldbäumen (Demuth oder geistliche Armuth die Föhre, das Leidtragen die Trauerweide, die Sanftmuth die Linde, andere Tugenden Erle, Birke u. s. w.). Besonders die Erwähnung der Verdienste Ritschl's rief in der nachfolgenden Discussion die Parteien wach und führte zu mancher Entgegnung. In der einstimmig gefaßten Resolution bekannte sodann der aus allen evangelischen Landeskirchen Deutschlands zusammengekommene Congreß, daß in unserem Volke trotz aller gnadenreichen Heimsuchungen die Mächte der Finsterniß noch weitgehenden Einfluß besitzen, und in hohen und niederen Ständen Tausende in offenem und geheimem Sündendienst gebunden sind. Er gelobte, in dem bald anbrechenden neuen Jahrhundert an seinem Theile mitzuwirken, daß das Evangelium unser Volksleben immer mehr durchdringe und heilige, und erließ damit einen Aufruf an die ganze deutsche evangelische Christenheit, sich mit ihm in Buße, Gelübde und Flehen zu diesem Zwecke zu vereinigen. Von der christlichen Persönlichkeit wandte sich auf der zweiten Hauptversammlung das Interesse einer Frage zu, die gegenwärtig die christlichen Kreise besonders beschäftigt und die ein lebhaftes Für und Wider unserer Zeit hervorgerufen hat, der Frage der Evangelisation. Es war ganz gewiß ein nicht unberechtigter Standpunkt, wenn diese Frage mit der Inneren Mission in Zusammenhang gebracht wurde. Stadtpfarrer Dr. Wurster aus Heilbronn referirte über „Evangelisation und Innere Mission". In diesem Referat wie in der nachfolgenden Verhandlung trat es dann als ein nothwendiges, dringendes Erforderniß hervor, die Evangelisation an die bestehende kirchliche Ordnung anzuschließen, und in der gefaßten Resolution überweist der Congreß die Frage der Evangelisation dem Centralausschuß und betont, daß hier besondere Klarheit, Nüchternheit und Entschiedenheit noth sei. Auch auf den geselligen Versammlungen und in den Specialconferenzen ist manche wichtige, brennende Zeit- und Tagesfrage behandelt worden. So sprach Professor D. Lucius aus Straßburg über die apologetische Bedeutung der christlichen Liebesthätigkeit für die Gegenwart, Pastor Isermeyer aus Hildesheim über sein Frauenheim und die mühevolle, aber gesegnete Arbeit auf diesem Gebiete, Pfarrer Mahling aus Hamburg über die Innere Mission in den großen Städten mit besonderer Berücksichtigung der Wohnungsnoth und Pfarrer Scriba aus Erbach über die Innere Mission auf dem Lande. Besonders reiches und werthvolles Material brachte Pfarrer Alberts aus Frankfurt a. M. bei über die Innere Mission und das Gast- und Schankwirthsgewerbe; seinen Angaben entnehmen wir, daß unter 18 genannten größeren Städten (Berlin, Frankfurt a. M. u. a. fehlen) Leipzig die meisten Schanklocale mit Kellnerinnen hat (nämlich 150), Dresden 47, Breslau 75, Hannover 40, Stettin 44 u. s. w. Die Innere Mission und die studirende Jugend, ebenfalls ein sehr zeitgemäßes Thema, besprach für den verhinderten Professor D. Hering in Halle Pfarrer Simsa daselbst, der die Hering'schen Leitsätze vortrug. Mehrere kürzere Ansprachen der Nachversammlungen und geselligen Vereinigungen werden, auch gelesen, ihres Eindrucks nicht verfehlen. Hat man in einer der Verhandlungen den Congreß „ein theologisches Concil unter Laienpräsidium" genannt und das Ausbleiben der nicht direct Betheiligten beklagt, so wünschen wir, daß von dem gedruckten Bericht weitere Kreise eingehende Notiz nehmen möchten. Es wird nicht ohne Nutzen und Segen geschehen. Mit den Verhandlungen sind in gleichem Verlage in besonderer Ausgabe erschienen: Vier Predigten, gehalten auf dem XXX. Congreß für Innere Mission vom 2.—5. October 1899 zu Straßburg i. E. von D. Max Reichard, Oberconsistorialrath in Posen, A. Cordes, ev.-luth. Pfarrer in Frankfurt a. M., Dr. v. Braun, Oberconsistorialrath und Stadtdekan in Stuttgart, A. Stöcker, Hofprediger a. D. in Berlin. Von diesen Festpredigten haben uns

die von Cordes und Stöcker am meisten angesprochen, jene über Marc. 11, 22, diese über 1. Joh. 5, 4. Sie haben beide eine frische, anfaßliche Art, die wir in den anderen vermissen.
D. K.

— England und das Deutsche Reich. Von Erwin Bauer. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1900. — Die neueste Schrift des literarisch vielfach thätigen Verfassers bietet nichts besonderes Neues. Sie ist vielmehr an sich nicht viel mehr als eine Zusammenstellung von Zeitungsberichten, soweit sie sich auf die vorliegende Frage beziehen. Für überflüssig möchten wir ein solches Unternehmen deshalb jedoch keineswegs erklären. Im Gegentheil, wir möchten wünschen, daß man für jede einigermaßen wichtige politische Frage einen solchen kleinen Baedeker hätte. Gegen die eigenen Bemerkungen des Herrn Verfassers läßt sich von unserem Standpunkte kaum etwas einwenden. Nicht neu, aber so beherzigenswerth, daß ihn jeder Deutsche auswendig wissen sollte, ist folgender Satz: „Seit England die erste Handelsmacht der Welt geworden ist, hat es auch seine auswärtige Politik stets nach kaufmännischen Grundsätzen eingerichtet." In Geschäftssachen (Geldsachen) hört aber — wie schon der selige Hansemann sagte — die Gemüthlichkeit auf. —tg—

— Bilder aus der sächsischen Geschichte, der reiferen Jugend dargeboten von Karl Mensing. I. Dresden, Verbandsbuchhandlung. (E. Zacharias.) 109 SS. kl. 8°. 60 ₰. — Die Klage, daß auf den sächsischen Schulen — namentlich auf den höheren — die Geschichte der engeren Heimath über Gebühr vernachlässigt wird, daß unsere Jugend wenig von den Schicksalen ihres Vaterlandes weiß und daß man infolge dessen auch bei Erwachsenen einer oft staunenswerthen Unkenntniß der bekanntesten Thatsachen der sächsischen Geschichte begegnet, ist trotz Kämmel's Grundzügen der sächs. Geschichte und trotz einzelner für weitere Kreise bekannten Schriften auf diesem Gebiete, wie Arras' Bilder aus der sächs. Geschichte oder Sturmhoefel's Geschichte Sachsens, noch immer nicht unberechtigt. Wir wünschten darum dem kleinen Schriftchen, das uns hier vorliegt, recht weite Verbreitung. Der Verfasser, der offenbar mit der neueren wissenschaftlichen Literatur auf diesem Gebiete wohl vertraut ist, versteht es, einfach, anschaulich und warm zu erzählen; verleitet ihn hier und da auch einmal das Bedürfniß nach lebhafter Darstellung zu Ausschmückungen, die sich aus den Quellen nicht ganz rechtfertigen lassen, so sind uns gröbere Verstöße doch nirgends aufgefallen. In recht taktvoller Weise wird namentlich die Sage, die in der älteren Geschichte unseres Landes eine so große Rolle spielt, in die Darstellung verwoben; man lese die verständigen Worte über das Verhältniß von Sage und Geschichte auf S. 102. Was ferner sehr angenehm berührt, ist, daß der Verfasser bei jeder Gelegenheit sich sowohl als sächsischen wie als deutschen Patrioten bekennt. Die zehn Abschnitte des vorliegenden ersten Theils geben ein knappes, aber im Wesentlichen zusammenhängendes Bild der mittelalterlichen Geschichte Sachsens von der Karolinger-Zeit bis zum Prinzenraube; vermuthlich wird in gleicher Weise die Geschichte des Landes seit dem 16. Jahrhundert — der schwierigere Theil der Aufgabe — behandelt werden. Ohne pedantisch sein zu wollen, würden wir doch die Beifügung einer Tabelle mit den wichtigsten Jahreszahlen — vielleicht unter synchronistischer Beifügung der wichtigsten Daten der deutschen Geschichte — empfehlen; dem ersteren, jugendlichen Leser wird ein solches Hilfsmittel zur Orientirung sehr willkommen sein. —m—

— Otto Piper, Abriß der Burgenkunde. Mit 29 Abbildungen. Leipzig 1900. 140 S. 8°. Sammlung Göschen. — Piper, welcher bereits vor mehreren Jahren die Früchte seiner zahlreichen, verdienstvollen Forschungen über Burgenwesen in einer bedeutenden Arbeit („Burgenkunde") niedergelegt hat, behandelt nunmehr dasselbe Gebiet in einem kurzen Abriß von 24 Capiteln, der zugleich manche Ergänzung und Berichtigung zum Hauptwerk bringen soll. Dieser Nebenzweck des Büchleins ist wohl mit die Ursache, daß manche Betrachtungen (z. B. über die Abortsanlagen) verhältnißmäßig sehr weit ausgesponnen werden, während andere Fragen kaum berührt sind (z. B. Untersuchung über die mitunter sehr beachtenswerthe Stallanlage). Dem Leser aus dem Königreich Sachsen dürfte es auffallen, daß die Burgen dieses Landes fast gar nicht herangezogen sind, um Beispiele und Belege für die ausgesprochenen Behauptungen anzugeben, während manche andere Länder deutschsprachlichen Gebiets sehr oft erwähnt werden. Nicht nur im „süddeutschen Volksmund" (S. 11) werden Umwallungen unbekannter Herkunft „Burstel" bezeichnet, sondern auch in Sachsen. Das Rochlitzer Schloß bildet das merkwürdige Beispiel einer Höhenburg, welche zwei Berchfrite auf der Schmalseite hat; diese Anlage ist aber sicher kein Zeichen einer realgetheilten Ganerbenburg (zu S. 48, 135). Für manche Ausführungen, die durch keine Abbildung unterstützt werden, hätte der Abriß wohl auch eine bildliche Darstellung geben können, z. B. einen „hohen Mantel", eine Schildmauer, eine Höhenburg, an welcher sich wenigstens die meisten der behandelten Burgtheile zu einem Gesammtbild zusammenfügen. Der Platz für diese Skizzen hätte vielleicht dadurch gewonnen werden können, daß gewisse Abhandlungen, die für eine „Burgenkunde" kaum erforderlich sind, wegblieben, z. B. die Betrachtung über Ziffern. Wenn das Werkchen Kenntniß der Baustile und der bautechnischen Ausdrücke voraussetzt, so ist nicht recht einzusehen, weshalb es eine Abhandlung über Steinmetzzeichen bringt, die übrigens manches Anfechtbare enthält. Wenn ferner gegen 50 Abbildungen von Schießscharten gegeben werden, so könnte man doch auch die Zeichnung eines bewehrten Thores, einer Zugbrücke u. dgl. erwarten. Bei Betrachtung der Wasserburg erwähnt der Abriß den prähistorischen Pfahlbau nicht, obschon die Erläuterung der Höhenburg auf die vorgeschichtlichen Wallburgen zurückgreift. Im letzten Capitel, das sich erfreulicher Weise mit der Stilwidrigkeit mancher „Burgrestaurationen" beschäftigt, wäre wohl ein Wink erwünscht, was bei Nachgrabungen in verfallenen Burgen besonders zu beachten ist. In dieser Hinsicht wird von Forschern auch recht viel gesündigt. Die Angabe (S. 25), daß Funde von Werkzeugen und aus Stein und Knochen die prähistorische Entstehungszeit der Wallburgen beweisen, kann leicht verleiten, die ungemein wichtigen Funde an Scherben unbeachtet zu lassen. Die Abbildungen des Abrisses sind zum guten Theil (vgl. z. B. Fig. 4, 8, die Schießscharten, Steinmetzzeichen, Ziffern u. A.) recht mäßig, auch fehlt der Ausdrucksweise mitunter etwas die Durchsichtigkeit (z. B. S. 30, 31, 33). E. Pfau.

— Ein schlechter Mensch. Roman von Bertha v. Suttner. Zweite Auflage, Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1900. — Daniela Dormes. Roman von Bertha v. Suttner. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1900. — Was sich in Frau v. Suttner's bekanntestem Roman zeigt, das Ueberwiegen der Reflexion über die Handlung und Charakterentwickelung sowie das Vorherrschen einer scharf zugespitzten Tendenz, das findet sich auch in den vorliegenden Erzählungen wieder, die bereits die zweite Auflage erlebt haben. In beiden wird die Erziehungsfrage behandelt, die Verfasserin polemisirt heftig gegen die religiöse Erziehung durch die Kirche und will nur die gelten lassen, die auf die allseitige Entwickelung des freien Denkens gerichtet ist. Aber in beiden Romanen sterben die Zöglinge noch im Knabenalter: im ersten der junge Graf Erich Stangen, der durch seinen aus Australien heimgekehrten Vetter, den Baron Frank Myltus — eben den „schlechten Menschen" — von dem Unterricht eines jungen Priesters erlöst wird; im zweiten Alfred Stern, der Sohn eines jüdischen Gelehrten, den sein Vater in durchaus freidenkerischem Sinne erzieht. Was ist also die Meinung der Verfasserin? Will sie sagen, daß beide Erziehungsmethoden gleich schlecht sind, da sie beide die Lebenskraft zu früh erschöpfen? Der Werth von Erziehungsprincipien hängt doch unbedingt davon ab, was sie für das Leben leisten; wenn also dieser Prüfstein nicht angelegt wird, so bleibt der Werth problematisch. Frau v. Suttner schließt also beide Erzählungen mit einem großen Fragezeichen ab. — Was aber noch schlimmer für den künstlerischen Aufbau der Handlung ist: diese selbst sowie die sonst auftretenden Personen haben nicht das mindeste mit dem die Erzählung beherrschenden Grundgedanken zu thun. Ganz besonders zeigt sich dies in „Ein schlechter Mensch", wo die Handlung sich im Grunde genommen nur um die recht hübsch und anmuthig erzählten, aber doch höchst harmlosen, zuweilen sogar geradezu kindischen Streiche der jüngern Mitglieder der Familie Stangen dreht; „Daniela Dormes" ist die herkömmliche Romanwittwe, jung, schön, reich, vorurtheilslos, die nach einem kurzen Brautstande mit einem französischen Attaché endlich Franz Stern die Hand reicht, als dieser nach dem Tode seines Knaben vollständig gebrochen ist. Von hohem künstlerischem Werthe ist daher keine der beiden Erzählungen.
Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 32. Donnerstag, den 15. März, Abends. 1900.

Die Abnahme der Sterblichkeit im 19. Jahrhundert.

Nicht selten kann man die Behauptung aussprechen hören, daß die Menschen heute nicht mehr so alt werden wie in früheren Zeiten, m. a. W. daß sie jetzt früher sterben, oder was dasselbe sagen will, daß die Sterblichkeit gegenwärtig eine größere sei als in der Vergangenheit. Aber gerade das Gegentheil ist richtig, wie sich statistisch nachweisen läßt und erst kürzlich wieder von dem Ulmer Statistiker Dr. med. Prinzing in der Zeitschrift für Socialwissenschaft (Jahrg. 1899, Heft 10) in interessanter Weise nachgewiesen ist. — Aus früheren Jahrhunderten liegen uns allerdings recht wenig Angaben vor, die Anspruch auf einige Glaubwürdigkeit machen können, die wenigen vorhandenen zwingen aber zu der Annahme, daß die Sterblichkeit damals eine viel größere gewesen sein muß als heute. So starben (einschließlich der Todtgeborenen) von 1000 Einwohnern des Großherzogthums Oldenburg in der Zeit von 1761—1800 durchschnittlich jährlich 28,8, in der Periode 1801—1850 nur noch 24,8 und von 1851—1890 23,3. In Schweden betrug die Sterbeziffer (ohne die Todtgeborenen) in den gleichen drei Perioden 27,7, 24,1, 19,3. In London starben von 1000 Einwohnern in der Zeit von 1620—1643 durchschnittlich jährlich 70,0, 1728—1757 52,0, 1800—1810 29,0, 1891—1895 dagegen nur noch 19,8; in Paris sind gestorben 1750—1759 34,5, 1799—1808 36,3, dagegen 1892—1895 nur 21,5. Ausführlichere Beobachtungen liegen aus dem laufenden Jahrhundert vor, und diese beweisen, daß die Gesammtsterblichkeit in allen europäischen Staaten mit Ausnahme von Irland gesunken und überall in der Periode 1891—1895 die niedrigste Ziffer erreicht hat mit Ausnahme von Frankreich, wo dies in der Periode 1881—1890 der Fall war. Die Sterbeziffer der Gesammtbevölkerung eines Landes wird allerdings sehr beeinflußt durch die Geburtsziffer, da bekanntlich die Säuglingssterblichkeit überall eine sehr große, aber je nach der Oertlichkeit stark wechselnde (im Durchschnitt etwa 29%, in manchen Gegenden aber bis 35% und mehr steigend) ist. Einen genaueren Einblick in den Verlauf der Sterblichkeit erhält man daher, wenn man jene beiden Factoren aus der Berechnung herausläßt und nur die Sterblichkeit der Uebereinjährigen betrachtet. Auch bei dieser Berechnungsweise ergiebt sich überall eine Abnahme der Sterblichkeit gegenüber früheren Jahrzehnten, die jedoch in einzelnen Ländern geringer, in anderen größer als die Abnahme der Gesammtsterblichkeit ist. Die folgenden Zahlen zeigen die Sterblichkeit in den europäischen Staaten während der Beobachtungsperiode 1891—1895 (für Dänemark, Finland und Rußland 1881—1890); danach betrug die Sterbeziffer in Deutschland bei der Gesammtbevölkerung 23,3, bei den Uebereinjährigen 15,6, in Oesterreich 27,8 (19,1), in Frankreich 22,3 (18,8), in der Schweiz 20,1 (16,2), in Dänemark 18,6 (14,7), in Schweden 17,0 (14,6), in Norwegen 17,0 (14,4), in Finland 20,9 (?), in Belgien 20,3 (15,9), in den Niederlanden 19,6 (14,8), in England 18,7 (14,5), in Schottland 18,8 (15,5), in Irland 18,5 (16,8), in Rußland 33,9 (21,5), in Italien 25,6 (19,4), in Ungarn 31,8 (?). Auffallend ist die hohe Gesammtsterblichkeit in Rußland, Ungarn, Oesterreich und Italien, die aber zum großen Theil durch die Säuglingssterblichkeit herbeigeführt ist, welch' letztere auch auf die Sterbeziffer der Uebereinjährigen noch einen gewissen Einfluß ausgeübt haben dürfte. Speciell in Deutschland ist die Sterbeziffer einerseits durch die verschiedenen Choleraepidemien (1831, 1852, 1866, 1873/74) und die Pockenepidemie 1871/72, die ganz besonders die östlichen Provinzen heimgesucht haben, andererseits aber durch die große Kindersterblichkeit ungünstig beeinflußt. Dazu kam der riesenhafte Aufschwung der Industrie etwa seit Mitte der fünfziger Jahre, der ein ganz unvorhergesehenes Zusammenströmen großer Arbeitermassen in den Städten zur Folge hatte. Die dadurch hervorgerufene Wohnungsnoth konnte natürlich nur langsam beseitigt werden, wie auch die bis dahin noch fast überall fehlenden sanitären Einrichtungen nur langsam beschafft werden konnten. Seit Anfang der siebziger Jahre sind diese Schwierigkeiten aber überwunden, so daß sich seitdem auch gerade in den Industriegebieten ein bedeutender Rückgang der Sterblichkeit bemerkbar macht. Nachdem aus diesen Gründen die Sterblichkeit in den einzelnen Staaten und Provinzen Deutschlands während der ersten 7 Jahrzehnte dieses Jahrhunderts mehrfach hin und her geschwankt hatte, ist sie seit Beginn des 8. Jahrzehnts überall und ununterbrochen zurückgegangen, und zwar sowohl für die Gesammtbevölkerung als auch für die Uebereinjährigen, wie dies aus der folgenden Tabelle ersichtlich ist, in der die Sterbeziffern beider Kategorien für die Perioden 1871/80 und 1891/95 nach den einzelnen Ländern und Provinzen aufgeführt sind. Es betrug die Sterblichkeit

in	bei der Gesammtbevölkerung		bei den Uebereinjährigen	
	1871/80	1891/95	1871/80	1891/95
Prov. Ostpreußen	28,4	25,3	20,2	17,2
„ Westpreußen	29,0	24,5	19,2	16,2
Stadtkr. Berlin	30,7	19,9	18,2	13,0
Prov. Brandenburg	25,8	23,5	17,2	14,8
„ Pommern	23,5	22,6	16,4	15,1
„ Posen	28,5	22,7	19,0	14,6
„ Schlesien	28,8	27,4	18,9	17,8
„ Sachsen	26,2	23,1	18,1	15,4
„ Westfalen	26,5	20,9	20,8	15,6
„ Rheinprovinz	25,9	21,8	19,1	15,5
„ Schleswig-Holstein	21,3	19,6	16,9	14,6
„ Hannover	23,4	20,1	18,7	16,6
„ Hessen-Nassau	24,7	20,0	18,6	15,5
Königreich Sachsen	29,1	25,1	17,9	15,6
„ Bayern	30,9	26,4	18,9	16,9
„ Württemberg	30,9	24,8	17,7	16,6
Großh. Baden	27,4	22,9	17,5	16,0
„ Hessen	24,4	20,9	?	?
Elsaß-Lothringen	26,5	22,5	?	?

Auch die vielfach gehegte Anschauung, daß die Sterblichkeit auf dem Lande eine geringere sei als in den Städten, findet in der Statistik keine Stütze. Allerdings hat das massenhafte Zuströmen der Bevölkerung in die Städte, besonders in die Industriestädte, vorübergehend eine Erhöhung der Sterbeziffer der Städte zur Folge gehabt, doch ist sie schon seit Jahrzehnten ganz bedeutend gesunken und gegenwärtig niedriger als die des Landes, trotzdem daß der ganze Bevölkerungszuwachs in Deutschland seit 1871 nnr den Städten zu gute gekommen ist (die Landbevölkerung betrug in Deutschland 1871 und 1895 26 Millionen, die Stadtbevölkerung stieg von 14,8 Millionen in 1871 auf 26 Millionen in 1895). In den Perioden 1862/1870 und 1871/1875 war in Preußen die Sterbeziffer der Städte allerdings noch um 3 resp. 3,1 höher als die des Landes, indem in diesen beiden Perioden von 1000 Lebenden in den Städten 30,8 resp. 31,4, auf dem Lande aber nur 27,8 resp. 28,3 starben; seitdem hat sich die Differenz aber constant vermindert, und seit 1891 ist sie sogar umgeschlagen zu Gunsten der Städte, in denen von 1000 Lebenden in der Periode 1891/1895 24,1

und in der Periode 1896/1897 22,0 starben, während die Sterbeziffer auf dem Lande zur selben Zeit 24,3 resp. 22,7 betrug. Noch deutlicher zeigt sich der Rückgang bei einzelnen Städten. Ueber London und Paris haben wir vorhin schon berichtet. In München ist die Sterbeziffer für die Gesammtbevölkerung von 40,4 in 1871/1875 auf 23,7 in 1896/1897, in Stuttgart von 24,6 auf 16,7, in Straßburg i/Elf. von 33,8 auf 20,9 gesunken, während sich die Sterblichkeit der Uebereinjährigen in denselben Städten und für die gleichen Perioden von 24,0 auf 14,3 resp. 15,0 auf 12,4 resp. 21,8 auf 14,5 vermindert hat, womit diese Städte für 1896/1897 überall günstiger als das ganze Land dastehen. Der Grund für diese Erscheinung liegt aber hauptsächlich darin, daß die Städte den Anforderungen der Hygiene in viel größerem Umfange und viel schneller nachgekommen sind, als dies auf dem Lande der Fall und möglich ist. Und daraus erklärt es sich auch, daß selbst in den Industriebezirken und Fabrikstädten, obgleich diese eine sehr hohe Geburtsziffer und Säuglingssterblichkeit haben, die Abnahme der Sterbeziffer fast durchweg eine höhere gewesen ist als auf dem Lande. In dem industriellen Regierungsbezirk Arnsberg in Westfalen ist die Sterblichkeit von 28,8 während 1865/1875 auf 22,0 während 1886/1895, also um 6,8 gesunken, wogegen sie in den anderen beiden Regierungsbezirken Westfalens, in denen die Landwirthschaft bedeutend überwiegt, und zwar in Münster von 25,2 auf 23,1 und in Minden von 26,6 auf 20,9, also nur um 2,1 resp. 5,7 zurückgegangen ist. Dieselbe Erscheinung weist Dr. Prinzing auch für die Fabrikstädte Essen, Elberfeld und das „sächsische Manchester“, Chemnitz, nach. Für Chemnitz hat Hr. Medicinalrath Dr. Flinzer ihm folgende Zusammenstellung mitgetheilt, die für sächsische Leser besonderes Interesse haben dürfte:

Jahr	Mittlere Zahl der Einwohner	Auf 1000 Einwohner Lebendgeborene	Auf 100 Lebendgeborene im 1. Jahr gestorben	Sterblichkeit	
				überhaupt	der Uebereinjährigen
1832—40	21 565	48,1	—	39,7	—
41—50	28 146	48,7	—	36,5	—
51—60	37 680	45,6	33,0	32,8	18,4
61—65	51 230	47,3	33,9	34,3	18,7
66—70	61 117	49,1	33,7	34,6	18,6
71—75	72 533	48,6	36,6	35,2	17,9
76—80	86 293	45,4	35,4	31,0	15,0
81—85	103 040	43,8	35,6	32,0	16,8
86—90	127 736	43,4	34,1	30,0	15,3
91—95	148 143	43,3	35,5	29,4	14,5
96—97	171 043	40,8	33,0	24,8	12,1

Wie hieraus ersichtlich, ist die Gesammtsterblichkeit in Chemnitz allerdings eine sehr hohe; es beruht dies aber allein auf der hohen Geburtsziffer und der ungemein großen Säuglingssterblichkeit. Dagegen ist die Sterblichkeit der Uebereinjährigen eine sehr günstige und seit den siebziger Jahren noch niedriger gewesen als die des ganzen Königreichs Sachsen. — Zum Schluß behandelt Dr. Prinzing auch noch die Frage, welche Krankheiten im Einzelnen entsprechend dem Rückgang der Sterblichkeit jetzt seltener als früher zum Tode führen, und kommt zu dem Schluß, daß dies nahezu bei allen der Fall ist mit Ausnahme, wie es scheint, der bösartigen Neubildungen (Krebs). Die Blattern sind Dank der Kuhpockenimpfung aus den Culturstaaten nahezu ganz verschwunden; in England starben von 10 000 Einwohnern 1771/80 noch 50,2, 1881/90 aber nur noch 0,4 an dieser Krankheit, und in Oesterreich in 1873/80 10,7, 1891/95 aber nur noch 1,9. Ebenso ist der Unterleibstyphus allgemein zurückgegangen; von 10 000 Einwohnern starben hieran in 1876/80 in Preußen durchschnittlich 5,8 und im Königreich Sachsen 3,0, 1891/95 aber nur noch 1,7 resp. 0,7. Die infectiösen Kinderkrankheiten Masern, Scharlach, Diphtherie und Croup verursachen im Allgemeinen nicht viel weniger Sterbefälle als früher; dagegen weist die Sterblichkeit an Lungenschwindsucht (Tuberkulose) einen wenn auch in manchen Gebieten nur geringen Rückgang auf, so in den deutschen Städten mit über 15 000 Einwohnern einen solchen von 35,7 auf 10 000 Einwohnern in 1877/1881 auf 25,5 in 1895/1897, in Preußen von 31,8 in 1876/1880 auf 24,7 in 1891/1895, und in derselben Zeit im Königreich Sachsen von 25,1 auf 21,1. Auch in den einzelnen größeren Städten ist dieser Rückgang der Tuberkulose-Sterblichkeit zu constatiren. Wenn wir nun die Bilanz des 19. Jahrhunderts ziehen, dann werden wir die Entwickelung der Sterblichkeit jedenfalls als eine seiner erfreulichsten Errungenschaften auf die Activseite stellen können. Trotz der bedeutenden Zunahme der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten ist die Sterblichkeit doch in allen Culturländern zurückgegangen, und die Sterbeziffer hat am Ende des Jahrhunderts fast überall einen Tiefstand erreicht, wie er bisher noch nirgends zu verzeichnen war. Und wenn wir auch noch weit davon entfernt sind, daß, wie kürzlich ein Mediciner prophezeite, jeder Geborene oder doch wenigstens Jeder, der das erste Lebensjahr überstand, die fast absolute Gewißheit haben wird, hundert Jahre alt zu werden, so können wir doch mit Sicherheit annehmen, daß die Sterblichkeit im kommenden Jahrhundert noch mehr zurückgehen wird, weil die medicinische Wissenschaft und besonders die Hygiene noch lange nicht am Ende ihres Könnens angekommen sind, und weil vor allen Dingen das Verständniß für die Hygiene in immer weitere Kreise eindringt und die Gemeinwesen sich immer mehr bereit finden, ihren fortschrittlichen Forderungen zu folgen.

T.

Bücherbesprechungen.

— Neue kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Prof. D. Zahn, Erlangen, und Oberconf. D. Burger, München, herausgegeben von Prof. Holzhauser. Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), Leipzig. Vierteljährlich 2 ℳ 50 ₰. — Die Zeitschrift hat ihren 10. Jahrgang vollendet und hat den Beweis erbracht, daß sie lebensfähig ist. Das will etwas sagen in unserer Zeit, wo gelehrte, halbgelehrte und ungelehrte Blätter auch das kirchliche Gebiet überschwemmen, und um so mehr, als hier niemals verhehlt wird, daß man im Gegensatz zum gesammten modernen Wesen schlechthin den alten Standpunkt lutherischer Theologie und lutherischer Kirchengemeinschaft vertreten wolle. Die Vertreter dieses Standpunktes befinden sich allen möglichen anderen Standpunkten gegenüber wenigstens in literarischer Hinsicht durchaus in der Minderzahl, und auch wer Wohlgefallen an ihnen hat und sich zu den Ihrigen zählt, sieht sich in der Zwangslage, von der gegnerischen Literatur in Büchern, Zeitungen und Broschüren fortlaufend Kenntniß zu nehmen, und läuft so Gefahr, über der Beobachtung und Kritik des Gegensätzlichen die fleißig schaffende Arbeit im eigenen Lager zu übersehen. Der Herausgeber hat zehn Jahre lang sein Möglichstes gethan, seine Zeitschrift vor diesem Schicksal zu bewahren und durch Heranziehung der besten Kräfte, die zu gewinnen sind, wie durch Berücksichtigung aller Bedürfnisse seiner Leser das Blatt auf der Höhe einer zugleich gelehrten und zugleich für die Kirche bedeutsamen Monatsschrift zu erhalten. Neben gediegenen und geradezu hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen sind lehrreiche kleine Beiträge aus fast allen theologischen Disciplinen herangezogen, und in den Gang der kirchlichen Ereignisse haben ruhig und sachlich erwägende Betrachtungen eingegriffen. So hat sich die Zeitschrift eine ehrenvolle Stellung errungen, die ihr nicht wird streitig zu machen sein, solange mit soviel Liebe und soviel Tact von allen Betheiligten wird weiter gearbeitet werden. Dank den hervorragenden Kirchenmännern, die von Anfang an für das Unternehmen eingetreten sind und deren Leben und Wirken sich demnach auf gewisse Weise auf den Blättern wiederspiegeln mußte, bietet die Zeitschrift ganz von selber ein Stück Geschichte der lutherischen Kirche dar. Wie Viele sind schon aus der streitenden Kirche abgerufen von den Mitarbeitern, deren Namen in diesen zehn Jahren der Umschlag der Zeitschrift getragen hat! Im vergangenen Jahre sind wieder zwei geschieden. Das zweite Heft mußte mit Trauerrand erscheinen und anheben mit dem Nachruf des Herausgebers für den dereinstigen Mitbegründer D. v. Buchrucker. Eine ausführliche Schilderung seines Lebens und Wirkens gab dann der Aufsatz von D. Burger, der sich damit zugleich als Nachfolger im Patronat der Zeitschrift einführte. Im Mai verschwand der Name des fleißigen und geisterfüllten Mitarbeiters D. v. Strauß und Torney, und zu seinem Gedächtniß schrieb dann D. Rocholl den Nekrolog, der in Kürze diesem in seiner Art seltenen Gelehrten- und Dichterleben Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die zuverlässigste Stütze der Zeitschrift bildet der nun an den ersten Platz gerückte D. Zahn, dem es nie an

Zeit mangelt, neben der Abfassung und Vervollkommnung seiner großen Bücher sich der Untersuchung einzelner kirchengeschichtlicher Fragen zu widmen und Vorträge für die Gesammtheit der gebildeten Gemeinde auszuarbeiten, welche Ergebnisse seines staunenswerthen Fleißes dann der Zeitschrift zu Gute kommen. Es ist, als ob er durch diese seine Mitarbeit dem Ganzen ein wesentliches Gepräge ausdrückte, doch sind natürlich auch andere Gründe vorhanden dafür, daß derartige Forschungen auf kirchengeschichtlichem Gebiet aus allen Zeitaltern einen großen Theil des Inhalts ausmachen. Außer den schon genannten biographischen Arbeiten liegen derartige Beiträge von Kolde, Kawerau, Haußleiter, Schultze, Schmidt, Kahl u. A. vor. Deshalb sind natürlich die andern theologischen und kirchlichen Wissensgebiete nicht vernachlässigt. Rein biblische Studien in größerem oder kleinerem Umfange haben Sellin, Bröse, Böhmer, König, Feine u. A. geliefert, dogmatische Fragen sind von Löber, Rabus, Walther und Haering behandelt worden. Was das Praktische anlangt, so wird es dem Leser hauptsächlich darauf ankommen, zu erfahren, was für Themata bearbeitet worden sind. Wir finden Aufsätze über die Arbeit und den Dienst der Frauen in der Mission, über die Predigt des Apostels Paulus als Vorbild aller Predigt, über das geistliche Amt und die socialen Probleme der Gegenwart und über die Schließung eines rechtlichen Verbandes der deutschen evangelischen Landeskirche, nicht ein dringendes Zeitbedürfniß, sondern eine drohende Zeitgefahr. Wir müssen der Versuchung widerstehen, einzelne dieser Leistungen besonders würdigen zu wollen, weil das nicht ohne Zurücksetzung der andern zu vollziehen wäre. Und es ist Alles gewogen und geprüft, was in dieser Zeitschrift steht, und hat also auch Alles seinen bestimmten Werth. Möchten sich viele neue Leser davon überzeugen! B. K.

— **Hin und zurück. Aus den Papieren eines Arztes.** Vom Verf. von „Schild und Pfeil“, „Blicke in Herz und Welt“. Bremen und Leipzig, C. Ed. Müller's Verlagsbuchh. 1900. — Als der Verfasser sein erstes Buch in die Welt sandte, brauchte er den Vorschub und Nachschub eines Vor- und Nachwortes aus der Feder Funcke's und E. Frommel's. Heute bedarf er solche führende Hände nicht, da seine beiden ersten Bücher auch um ihres eigenen Inhaltes willen anerkannt sind. Wie in seinen früheren Schriften ist der anonyme Autor auch hier Apologet, der nicht wissenschaftliche Abhandlungen wählt, um seinen Zweck zu erreichen, sondern in die Form einer Erzählung seine apologetischen Gedanken kleidet. Ein junger Mann, der aus christlichem Vaterhause hinausgeht, um Theologie zu studiren, bald aber eine atheistische Weltanschauung gewinnt, Mediciner und ein angesehener Arzt wird, kommt durch die ernsten Führungen seines Lebens und durch den Einfluß eines frommen Freundes wieder zurück in das Vaterhaus des Glaubens. Das Buch ist trotz der Ich-Erzählung im Ganzen frisch geschrieben, und man folgt nicht ungerne den Ausführungen allgemeinerer Art, die einen breiten Einsatz der Erzählung ausmachen; sei es daß man dem spottenden Professor zuhört, der seinem jungen Freunde zuruft: „Mein lieber Sohn, Sie sind nicht für einen Theologen construirt; Sie sind doch ein wenig zu geweckt in der oberen Etage, als daß das gegangen wäre. Hat doch der alte Celsus seiner Zeit schon treffend daran erinnert, daß Paulus selbst zugiebt: *Nicht viele Geistesedle, nicht viele Weise*, mit anderen Worten die Schafsköpfe! Ha, ha, ha!“ Oder daß man den christlichen Freund sprechen hört: „Gehen Sie, lesen Sie demüthig Ihre Bibel und suchen Sie in ihr Aufschluß über das, was Sie peinigt“ und zuletzt ihn heimkehren sieht in das Haus der frommen Eltern und mit ihnen reden hört, ein für verloren Gehaltener und Wiedergefundener. D. K.

— **Hilfe für Alle.** Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Noth. Von **Oskar Kresse.** 1900. John Schwerin's Verlag, Actiengesellschaft. Berlin. Preis 50 ₰. — Für 50 ₰ aus den Fesseln der Noth erlöst zu werden, ist eine schöne Sache. Wir gehen deshalb etwas näher, als es sonst der Fall sein würde, auf den Inhalt des Buches ein, zumal die Verlagshandlung in ihrem Begleitschreiben versichert, daß derselbe ungewöhnlich und ganz außerordentlich sei. Das ist er in der That. Das Erlösungswerk selbst besteht in Folgendem. Eine Gesellschaft mit großem Capital stellt sich die Aufgabe, ihre Mitglieder gegen Unterhaltslosigkeit (eigentlich kein Wort) zu schützen. Die Beiträge sind nach 3 Classen abgestuft (vorläufig 1 ℳ, 10 ℳ, 20 ℳ wöchentlich). Aus diesen Mitteln sind mittellose Mitglieder zu unterstützen. (1 ℳ, 2 ℳ, 3 ℳ täglich in baar, außerdem ein Viertel mehr für jedes Familienmitglied). Miethe, Steuern und Schulgeld bezahlt die Casse direct. Diese Beihilfe wird aber nur für 6 Monate gewährt. Falls die Unterstützungsbedürftigkeit länger dauert, so bietet die Gesellschaft dem Unterstützten ein Unterkommen auf ihren großen Ländereien an, die sie in Asien, Afrika oder Amerika zu erwerben hat. Die Ueberführung erfolgt natürlich gratis. Einzelnheiten befinden sich noch Seite 78 der Schrift, im Großen und Ganzen aber ist mit Vorstehendem, wie Jeder wünschen wird, das Problem gelöst. Daß die Vorbereitung, wie der Verfasser selbst annimmt, noch einige Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird, ist nicht von Bedeutung. Denn, hat man so lange gewartet, kann man auch noch etwas länger warten. Daß wir, Angesichts der hohen Anerkennung, die wir dem Gedanken zollen, nicht mit allen Einzelheiten einverstanden sind, wird uns der Herr Verfasser hoffentlich nicht verübeln. Er erörtert nämlich in der Einleitung — wie die Mehrzahl der Herren Redner im Reichstag — Dinge, die mit der Sache selbst in keinem eigentlichen Zusammenhange stehen. So will er z. B. Seite 19 die Kriege künftig durch Bakterien führen lassen. Bei einem Kriege zwischen Holland und England z. B. würden die Holländer Pest- und Cholerabacillen in den britischen Großstädten verbreiten lassen. Da England mehr volksreiche Städte hat als Holland, müßte es natürlich bei einem solchen Kriege unterliegen. Schrecklich ist, was Seite 44 über die Kindersterblichkeit gesagt wird, nämlich, daß ein großer Theil der in den ersten Lebensjahren gestorbenen Kinder absichtlich von den Eltern getödtet wird, um sie los zu werden, und zwar geschieht dies durch Nahrungsentziehung. So ist auch der Verfasser der Ansicht (Seite 48), daß meistens in **begüterten** Kreisen jede vorkommende Frühgeburt schlechthin als künstliche Abtreibung anzusehen sei. In anderen Kreisen geschehe es nur aus Noth und würde also aufhören, sobald das sociale Problem in der oben dargestellten Weise gelöst werde. Um dem Verbrechen gegen das keimende Leben vorzubeugen, wird jeder weiblichen Person vom 6. Monate der Schwangerschaft an, gleichviel, ob arm oder reich, Arzt und eventuell Hebamme und auch sonst alles Nöthige, natürlich „in einfachster Ausstattung“, gewährt. Zu diesem und Anderem müssen aber die Völker reicher und capitalkräftiger werden. Dieser bisher zum Theil verborgene Schatz liegt im Fischreichthum des Meeres. Letzteres soll deshalb überall mit Dampfflößen befahren werden, von denen aus die Oceanfischerei betrieben wird. Es würden aus diesen über 300 000 Fischereiinseln Nahrungsmittel in unermeßlicher Fülle und für unabsehbare Dauer gewonnen werden können. Die Geburt der Kinder, sowie deren Erziehung soll in öffentlichen Anstalten vor sich gehen, ebenso das Speisen anstatt in der Familie ausschließlich in Hotels, Restaurants u. s. f., wodurch der Hr. Verf. auf Lykurg's wohlbewährte Ideen im alten Sparta (bis auf die schwarze Suppe) zurückkommt. Zweifelhafter erscheint uns, daß er die römische Lex Julia de coelibus umkehren und anstatt der Junggesellen die ehelosen Mädchen besteuern will. Auf einzelne interessante Details hierbei einzugehen, müssen wir uns leider versagen und wollen nur zum Schluß noch erwähnen, daß zur Berathung allgemeiner Volksinteressen, insbesondere einer Verbesserung des Klimas, ein Weltparlament und zwar in der Freien Stadt Hamburg tagen soll. Soweit wäre also Alles in bester Ordnung und wir erwarten nun, daß der Hr. Verfasser ungesäumt an's Werk gehen und seinen großen Plan der Verwirklichung entgegenführen wird. —tg—

— **König Friedrich der Große.** Von **Reinhold Koser.** Zweiter Band, erste Hälfte: Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1900. 336 SS. 8°. — Vor nahezu sieben Jahren haben wir an dieser Stelle (Wissenschaftliche Beilage 1893 Nr. 147) den ersten Band von Koser's Werk über Friedrich den Großen eingehend besprochen; dem Verfasser, damals Professor in Bonn, ist seitdem die Oberleitung der preußischen Staatsarchive übertragen worden, eine Stelle, für die man wohl kaum eine geeignetere Kraft gewinnen konnte. Die allgemeine Charakteristik, die wir im ersten Bande gaben, paßt durchweg auch auf die uns jetzt vorliegende erste Hälfte des zweiten, und wir können uns daher, da es auf Einzelheiten an dieser Stelle nicht ankommen kann, kurz fassen. Es giebt in der preußischen und deutschen Geschichte wenig Zeitabschnitte, die sich an wahrhaft dramatischem Interesse mit den sieben Jahren 1756—1763 messen können; kein Wunder, daß gerade die Geschichte des siebenjährigen Krieges oft und eingehend behandelt

worden ist. Der Verfasser, der mit der ganzen bisherigen Literatur auf das Genaueste vertraut ist, hat selbstverständlich durchweg auf Grund der Quellen gearbeitet, von denen eine der wichtigsten, der politische Briefwechsel des großen Königs, hauptsächlich durch ihn erst der Forschung zugänglich gemacht worden ist; so gewinnt er überall neue und beachtenswerthe Gesichtspunkte. In engster Verbindung werden sowohl die diplomatische Geschichte der Zeit als die wechselvollen Vorgänge des Kriegstheaters behandelt. Würde die Beifügung einer Uebersichtskarte über den sächsisch-böhmisch-schlesischen Kriegsschauplatz auch vielen Lesern willkommen gewesen sein, so ist die Darstellung bei aller Knappheit doch von so plastischer Klarheit, daß sie auch ohne eine solche Zugabe — etwa unter Zuhilfenahme eines beliebigen Handatlas — vollkommen verständlich ist. Eine besondere Meisterschaft beweist Koser auch in diesem Bande für die psychologische Erfassung der handelnden Personen; man lese nur die prächtige Charakteristik des alternden Königs, die er im Eingange des Bandes auf wenigen Seiten giebt! Bei aller Bewunderung für den gewaltigen Mann, den schon die Mitwelt den Einzigen nannte, behält Koser doch Unbefangenheit genug, um auch die Schatten im Bilde, jene Härte und Kälte, jene Menschenverachtung, „das tragische Erbtheil der großen Staatsmänner", die schroffen Gegensätze, die selten in einer Menschenbrust so nahe beieinanderlagen, wie bei Friedrich, vollkommen zu würdigen und zu erklären. Dieses psychologische Interesse, das die Motive der Vorgänge nicht blos in äußeren Ereignissen und Verhältnissen, sondern vor Allem im Charakter, im Seelenleben des Helden sucht, das sorgfältig die Reflexe der Vorgänge auf die innere Welt der Handelnden beobachtet, begleitet uns durch das ganze Buch. Gerade bei der Darstellung einer Zeit, die wie kaum eine andere die Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte predigt, kann der Historiker nur auf diesem Wege zu befriedigenden Ergebnissen gelangen. — Ohne jede Frage darf man Koser's Werk als eine der bedeutendsten historiographischen Leistungen unserer Zeit, als eine Biographie, wie deren unsere Literatur nur wenige besitzt, bezeichnen. Sie ist dabei in einer so formvollendeten Sprache geschrieben, daß ihre Lectüre wahren Genuß bereitet. —m—

— Richter und Dichter. Ein Lebensausweis von Ernst Wichert. Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig, 1899. — Ernst Wichert ist einer unserer liebenswürdigsten Dichter. Die neuen Literaturgeschichten, die vom Standpunkte der Moderne geschrieben werden und sich gleichmäßig durch ihre Oberflächlichkeit und Dickleibigkeit auszeichnen, lassen ihm neben anderen Autoren nicht die gebührende Anerkennung zu Theil werden; sie haben ihre Lieblinge, die sich im Fahrwasser ihrer Richtung bewegen; über die Tonnen, durch die es abgesteckt wird, über die Leucht- und Glockentonnen reicht ihr Blick nicht hinaus. Zu diesen Lieblingen gehört Theodor Fontane, und mit Recht; es ist ein durchaus sympathischer Dichter und Schriftsteller; doch wenn in einigen dieser Literaturgeschichten ihm halbe Bogen gewidmet werden, während Wichert mit einigen Zeilen abgefertigt wird, so ist das eine ganz unverhältnißmäßige Vertheilung von Gunst und Ungunst. Man rühmt die Verdienste, die sich Fontane um die Mark Brandenburg erworben; mit dem gleichen Recht kann man Wichert's Verdienste um Ostpreußen rühmen; er ist in seinen historischen Romanen der Walter Scott Ostpreußens und in seinen „Litauischen Geschichten" ein meisterlicher Sittenschilderer von Land und Leuten. Doch jene Rhadamante besprechen nur, was sie kennen und gelesen haben; was ihnen nicht zugänglich war, existirt nicht für sie. Daß auch die neue Zeit ein Quellenstudium verlangt, sowohl was ihre Ereignisse als auch ihre Erzeugnisse betrifft, ist ihnen nicht einleuchtend und ihre Einseitigkeit geht oft nur aus ihrer Ignoranz hervor. Mögen sie aus der vorliegenden Selbstbiographie Wichert's erfahren, wie vielseitig und wie erfolgreich nach vielen Seiten hin die literarische Thätigkeit dieses Schriftstellers gewesen ist. Ernst Wichert ist ein Ostpreuße, geboren in dem Städtchen Insterburg am 11. März 1831, der Sohn eines juristischen Beamten, welcher 1839 nach der kleinen Seestadt Pillau versetzt wurde, später nach Heilsberg und dann als Oberlandesgerichtsrath nach Königsberg kam, wo auch der Sohn die Universität besuchte und 1853 sein Auscultatorexamen machte. Die Eindrücke der Kindheit und Jugendzeit sind lebendig geschildert; später erhalten wir einen offenherzigen und gewissenhaften Bericht über die beiden, im Titel bezeichneten Seiten seiner Thätigkeit, die juristische und die dichterische. Graf Platen sagt zwar:

> Niemand gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
> Morgens aufs Bureau mit Acten, Abends auf den Helikon.

Wichert citirt diesen Ausspruch, fügt aber gleich hinzu, daß er's umgekehrt gemacht, seinen schriftstellerischen Arbeiten die frischeste Zeit des Tages gewidmet habe, wenn er auch dafür bis tief in die Nacht hinein hinter den Acten gesessen. Was seine amtliche Carrière betrifft, so begann er den Vorbereitungsdienst in Königsberg, wurde dann nach der Hafenstadt Memel versetzt, wirkte als Amtsrichter in Prökuls in Litauen, wo er Land und Leute in nächster Nähe studiren konnte, ein Studium, das seinen „Littauischen Geschichten" Stoff und Kolorit gab, war dann Oberlandesgerichtsrath in Königsberg und zuletzt Kammergerichtsrath in Berlin. Das gesellschaftliche Milieu dieser verschiedenen Städte tritt uns aus seinen Aufzeichnungen in scharfen Umrissen entgegen; einzelne Persönlichkeiten sind markant geschildert, doch es ist Alles vermieden, was in den Bereich des Klatsches gehört. Am 1. April 1896 schied Ernst Wichert aus dem Staatsdienste; er war 65 Jahre alt geworden und konnte sich in diesem Alter pensioniren lassen, ohne den Nachweis seiner Invalidität zu führen. So konnte er noch in vollster Freiheit als Schriftsteller thätig sein. Der Richter Wichert interessirt aber mehr um des Dichters willen — und gerade über seine dichterische Thätigkeit giebt Wichert in seiner Selbstbiographie willkommene Aufschlüsse. Schon auf der Schule hatte er nicht nur Gedichte verfaßt, sondern sich auch mit dramatischen Plänen beschäftigt: als junger Student schrieb er einen „Johann Huß", dann einen „Kaiser Otto III.", den Woltersdorff viel später in Königsberg zur Aufführung brachte. In „Rüdiger von Bechelaren", den ja auch Felix Dahn, der später befreundete Königsberger Dichtergenosse, zum Helden eines Dramas gemacht, glaubte Wichert einen dramatischen Stoff gefunden zu haben. Doch ist seine Dichtung nirgends zur Aufführung gekommen. Sein erster Schritt auf die Bühne war die Aufführung seines Dramas: „Unser General York", welches als Buch im Verlag von Decker in Berlin erschienen war. Woltersdorff, sehr selbstständig in seinem Urtheil, unabhängig von anderen Directionen und Erfolgen, hatte es gelesen und aus freien Stücken eine Aufführung angeregt. Das Stück ist ebensowenig nach Verdienst gewürdigt, wie Wichert's geschichtliches Drama: „Moritz von Sachsen". Einen großen Bühnenerfolg errang er erst mit dem Brandenburger Geschichtsdrama: „Aus eigner Kraft". Habeant sua fata libelli. Das gilt besonders von diesem Drama, welches von dem Berliner Hoftheater abgelehnt und dann unter großer Theilnahme des Kaisers, welcher den Proben und der Aufführung beiwohnte, am Berliner Theater gegeben wurde und eine lange Reihe von Vorstellungen erlebte. Von Wichert's Lustspielen hat außer einigen gern gesehenen Einactern „Ein Schritt vom Wege" den nachhaltigsten Erfolg davongetragen. Auch darüber berichtet er Genaueres in der vorliegenden Selbstbiographie. In seinem Schauspiel „Die Fabrik zu Niederbronn" kann Wichert als ein Vorläufer der sogenannten modernen Dramatik angesehen werden und insoweit sich dieselbe mit Vorliebe symbolischen Dichtungen zuwendet, mag auch sein geistvolles Drama „Peter Munk" ihr zugerechnet werden. Auch als Romandichter ist Wichert sehr fruchtbar gewesen; er hat in seinen Romanen viele Lebenskreise eingehend geschildert, besonders auch die Theaterwelt. Seine „Littauischen Geschichten", die aus den Anregungen seines Aufenthalts in Prökuls herausgewachsen, stellen ihn in die erste Reihe der Erzähler, die aus dem deutschen Volksleben geschöpft haben. Wie hier, so bewährt er sich auch als echt ostpreußischer Dichter in seinen großen historischen Romanen: „Heinrich Reuß von Plauen" und „Der Große Kurfürst von Preußen", es sind überaus sorgfältige, doch nicht in der Detailmalerei aufgehende, sondern in großem Stil gehaltene Arbeiten. Mit Recht erwähnt auch Wichert seine rege Betheiligung an gemeinnützigen Bestrebungen: so ist er ein Mitgründer der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren in Leipzig und ein treuer Berather derselben bis zu ihrer Auflösung im verflossenen Jahre gewesen. Der letzte Abschnitt dieses Lebensausweises: „Rückschau", ist eine ebenso geistreiche wie unbefangene Säcularbetrachtung, welche die Fortentwickelung der deutschen Cultur nach allen Seiten hin von seinen Jugendjahren bis zum Schluß des Jahrhunderts in ihren Hauptzügen darstellt.

R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 33. Sonnabend, den 17. März, Abends. 1900.

Aus dem Leben Giuseppe Verdi's.

Verdi gehört zu den edlen Künstlerseelen; er ist nicht blos ein genialer Componist, dessen Leistungen Jedermann kennt und, wenn sie vielleicht seinem individuellen Geschmack nicht immer zusagen, dennoch als originelle, einer reichen Erfindungsgabe entsprossene Schöpfungen anerkennen muß, sondern er ist auch, was nicht Jedermann weiß, ein durch und durch nobler Charakter und ein Mann, der sein Herz sprechen läßt, ein Wohlthäter im großen Stil. In den letzten Jahren war er theils mit der Composition seiner komischen Oper „Falstaff“ und der hochtragischen des „Othello“, theils mit dem Bau eines großen Asyls in Mailand für alte Künstler beschäftigt, ein Werk, an das er einen beträchtlichen Theil seines ehrlich erworbenen Reichthums wendete. Bei diesen sehr verschiedenen „Unternehmungen“ hatte er sich der Mitarbeit eines Brüderpaares zu erfreuen, welchem er in treuer Freundschaft zugethan ist. Der eine der Brüder, Arrigo Boito, ist zugleich Musiker und Dichter, Verfasser und Componist eines „Mephistopheles“, derselbe der seinem Freund das Libretto zu „Othello“ und das zu „Falstaff“ geschrieben hat. Der andere, Camillo Boito, ein ausgezeichneter Architekt, hat den Plan zu dem oben erwähnten Asyl ausgearbeitet und den Bau geleitet. Verdi, welcher wünschte, daß noch zu seinen Lebzeiten das Gebäude hergestellt und seiner Bestimmung entsprechend benützt werde, drängte auf möglichste Beschleunigung des Werkes; sein Wunsch ist heute bereits in Erfüllung gegangen. Bei seiner hohen socialen Stellung ist es nicht zu verwundern, daß er förmlich belagert wurde mit Bitten und Bittschriften unglücklicher Künstler, die „oft dem Hunger und der bittersten Noth preisgegeben, sich an seinen längst erprobten Wohlthätigkeitssinn und sein gutes Herz wenden“. Es thut ihm in der Seele weh, so vieles und unverdientes Unglück um sich herum zu sehen und zu wissen, daß sogar berühmte Sänger, die noch vor Kurzem das Publicum durch den Glanz ihrer Stimme und ihres Spieles entzückt haben, im gewöhnlichen Spital ihre irdische Laufbahn beendigten. Aus diesem Gedanken heraus keimte der Plan zu dem Werke, dessen wir Erwähnung gethan und das jetzt als schönes Denkmal der Menschenliebe vollendet dasteht. Anfänglich war die Sache in's tiefste Geheimniß gehüllt, denn Verdi hat es nicht gern, daß man sich mit ihm beschäftigt und von seinen guten Werken spricht. Er hatte Mailand zum Schauplatz seiner neuen Thaten erwählt, Mailand, wo gerade Camillo Boito mit dem Bau eines großen für Privatschulen bestimmten Häusercomplexes beschäftigt war. Diesem Architekten gab er den Auftrag, einen Bauplatz von 3000 Quadratmetern für das zu gründende Asyl zu suchen und anzukaufen. Erst im letzten Augenblicke, als es sich um die Unterschrift unter die Verträge handelte und das Geheimniß nicht mehr gewahrt werden konnte, kam der Name des Wohlthäters unter das Publicum. Schon der Ankaufspreis für dieses Areal bedeutete eine respectable Summe, die Ausführung wurde auf rund eine halbe Million berechnet, der Maëstro aber bestimmte ferner eine Summe von zwei, sage zwei Millionen Lire als Dotation und Ausstattungsfonds der Anstalt, welche zur Aufnahme von hundert und dreißig Künstlern genügen soll; und zwar sollen diese Künstler daselbst nicht blos ein gutes Quartier und gute Nahrung, sondern auch allen Comfort finden, der unter solchen Umständen nur immer möglich ist. Ihr Wohlergehen lag dem guten Verdi so sehr am Herzen, daß er eine Zeit lang sich nur mit dem Gedanken beschäftigte, ob er jedem einzelnen ein besonderes Schlafzimmer sollte anweisen lassen — was bei alten Leuten, die oft erkranken, bedenklich sein konnte — oder ob er größere Schlafsäle von einem Dutzend Betten sollte herstellen lassen — was andererseits etwas Verletzendes haben konnte, weil es an ein gewöhnliches Spital erinnerte. Schließlich entschied er sich für Zimmer zu zwei Betten. Dies ist nun aber nicht das einzige Gebäude dieser Art, das Italien seinem edlen Maëstro zu verdanken hat. Nahe bei seinem prächtigen Wohnsitz von Sanct-Agata, wo er mit wahrer Leidenschaft Landwirthschaft treibt, liegt das Städtchen Villanuova, das vor einigen Jahren ihn, den Senator des Königreiches, zum einfachen Gemeinderath ernannte. Verdi lehnte die Annahme dieses „Ehrenamtes“ ab, indem er erklärte, daß er keine Zeit übrig habe, um sich mit Gemeindeangelegenheiten zu befassen. Aber er wurde nicht angehört, man beharrte auf der Wahl. Was that nun Verdi? Er ließ seinen Gemeinderathssessel leer, machte aber der Gemeinde ein Geschenk von einem Spitale, welches über 60000 Lire kostete, ohne die Betten, die er auch noch stiftete. Und dieser „Bürger“, der „keine Zeit übrig fand“ für die Obliegenheiten eines Gemeinderaths, brachte einen ganzen Winter damit zu, die Pläne für sein Spital ins Reine zu bringen, und einen ganzen Sommer damit, die Ausführung mit der größten Sorgfalt zu überwachen. Er war thatsächlich, obschon er seinen Freund Frignani als Beirath zuzog, sein eigener Ingenieur, der die Pläne selber entwarf und zeichnete, thatsächlich auch der Leiter des Baues. Jeden Morgen — berichtete damals ein vielgelesenes Journal — mit dem Frühesten ist der Maëstro bei seinem Spital, wo er sich als echter „Landmann“ einstellte, mit einem enormen Panamahut auf dem Kopf. Wenn er dann Alles angesehen und links und rechts Rechenschaft verlangt hat, so setzt er sich ab und zu in seinen Wagen und läßt sich nach Cremona fahren; dort steigt er unwandelbar im „Albergo Capello“ ab, und nimmt, gleichfalls unwandelbar, an dem kleinen Tisch, den die ganze Hausgenossenschaft „Tavolino Verdi“ getauft hat, sein Frühstück ein. — Aber auch damit giebt sich der großherzige Sinn dieses edlen Bürgers noch nicht zufrieden. In Fiorinzola (nicht weit von Piacenza) hat Verdi auf seine Kosten ebenfalls ein Spital bauen lassen — die Bausumme betrug 200 000 Lire — und obendrein mit einem jährlichen Zuschuß von 50 000 Lire ausgestattet. Wahrlich, eine edlere Verwendung eines durch Hilfe eigenen Genies erworbenen Vermögens ist nicht denkbar und der Sohn des schlichten Gastwirths von Busseto darf auf sich selber stolz sein.

Einige seiner alten Bekannten schildern nun den Maëstro als einen trotz seines hohen Alters — er ist jetzt in's 82. Lebensjahr getreten — noch ungewöhnlich rüstigen und beweglichen Greis. Auf sein Haupt und seinen Bart ist reichlicher Schnee gefallen, aber seine Züge sind fest geblieben und zeigen nichts Schlaffes; er trägt sein Haupt hoch und seine Haltung hat etwas Imponirendes, Majestätisches. Bei den letzten Proben seines „Othello“ hat er bis zu Ende ausgehalten und einige derselben dauerten nicht weniger als acht Stunden. Während einer Pause erzählte er einem Bekannten Folgendes: Das Volk — begann er — ist stets mein bester Freund gewesen und zwar von Anfang meiner Laufbahn an. Einer Schaar von Zimmerleuten verdanke ich eigentlich meinen ersten, wirklichen und sicheren Erfolg. Das ging auf folgende Weise zu: „Ich lebte lange Zeit in Busseto in recht armseligen Verhältnissen und niedergedrückt von meinen Mißerfolgen sowohl bei den Verlegern als bei den Theaterdirectoren. Nichts wollte verfangen, ich verzweifelte an meinem Talent und verlor allen Muth. Gleichwohl graute mir vor dem Gedanken, die einmal betretene Bahn zu verlassen, und endlich — aber erst nach ungeheurer Anstrengung — gelang es mir, den Director der Scala in Mailand zur Annahme meines »Nabucodonosore« (Nebukadnezar) zu bestimmen. Die Sänger machten ihre Sache so schlecht als möglich und das Orchester schien einzig darauf auszugehen, den Lärm, welchen die mit Reparatur

des Gebäudes beschäftigten Arbeiter machten, zu übertäuben. Der Chor war eben im Zug, das Lied „Va, pensiero“ mit möglichster Nachlässigkeit zu singen, als, nach den ersten zehn oder zwölf Tacten, plötzlich und wie durch Bezauberung eine Stille eintrat, daß man sich in einer Kirche glauben konnte: Nämlich: die Werkleute hatten alle einer nach dem anderen mit ihrer Arbeit aufgehört und standen entweder auf den Leitersprossen oder saßen auf dem Gerüst, um lautlos der Musik zu lauschen. Als das Lied zu Ende gesungen war, ertönte die lauteste Beifallssalve, die ich in meinem Leben gehört habe, wie aus einem Munde und der Ruf „Bravo! bravo! evviva il maëstro!“ wollte kein Ende nehmen; zu gleicher Zeit schlugen sie mit ihren Werkzeugen den Tact. Da, zum ersten Mal, kam mir die Ueberzeugung, daß mir eine Zukunft beschieden war.“ Interessant ist es auch, wie Verdi zu einem Verleger seines „Nabucodonosore“ gelangte. Die Oper war in Paris gegeben worden, aber die Meinungen waren getheilt. Die Herren Verleger, furchtsam wie immer und wie natürlich, wenn es sich um das Risico eines Capitals handelt, zögerten und hatten schöne Worte, aber das Resultat war überall: Abweisung — außer bei dem Director des „théâtre italien“ Escudier. Dieser hatte den wahren Blick in Verdi's Wesen und sagte sich: Mag „Nabuco“ Erfolg haben oder nicht — mit Verdi läßt sich jedenfalls etwas machen! Spricht's, nimmt Extrapost, zahlt an jeder Haltestelle ein Trinkgeld und kommt nach Mailand. — Der Maëstro ist auf dem Lande, heißt es hier. — Wo ist das? — In Busseto. — Und wo liegt Busseto? — Im Parmensischen, in der Nähe von Piacenza. — Gut, ich werde ihn dort aufsuchen. Zu jener Zeit war es mit den Straßen, besonders in Italien, noch schlecht bestellt. Der Pariser Verleger sprengt durch die Sümpfe, geräth in den Morast, klammert sich an das Gezweig der Maulbeerbäume, prallt an den einen und den anderen Grenzstein und klopft endlich an der Thüre des Componisten, der eben mit dem Abendessen beschäftigt ist. „Guten Abend, Signore, da bin ich.“ „Ich habe nicht die Ehre.“ „Thut nichts. Sie werden mich gleich kennen lernen.“ Und in der That, frischweg, am Eßtisch wird zwischen den Beiden ein Vertrag vereinbart, zu dem sich Beide Glück wünschen durften. Denn auch Escudier's Glück war damit gemacht. Tags darauf trafen die Anerbieten der Pariser Zunftgenossen in Masse ein. Verdi antwortete allen in zwei Worten: „Bereits vergeben!“

Und doch kamen wieder Tage der Zagniß für Verdi. Eines Tages — man zählte 1863 — machte er im Conservatorium dem berühmten Auber einen Besuch; dieser war bereits 81 Jahre alt, während der italienische Tondichter deren 50 zählte. Die beiden Männer — nicht eigentlich Rivalen — denn Auber's Genre war ja ein anderes! — unterhielten sich lange Zeit auf das Freundschaftlichste. Auber schrieb gerade an seiner Partitur des „ersten Glückstages“, einige Blätter derselben lagen auf dem Piano zerstreut. Verdi staunte und fragte: Wie? Sie arbeiten noch immer? — Ich muß wohl, antwortete Auber, die Arbeit ist das Einzige, wozu ich noch tauge. Und Sie? — Oh! Mit mir ist es aus! Ich weiß nichts mehr zu sagen und habe keine Töne mehr auf meiner Harfe. — Das glaube Ihnen wer will! rief Auber; ich wenigstens glaube es nicht, und Sie glauben es selbst nicht! — Mein Herr, Sie irren sich; ich werde keine Note mehr schreiben, ich kann es Ihnen schwören, daß ich mit der musikalischen Production abgeschlossen, ein für allemal und für immer abgeschlossen habe. — Der Zeuge, der als dritter bei dieser Unterredung zugegen war — ein nicht blos glaubwürdiger, sondern ehrwürdiger Zeuge — versichert, daß Verdi die angeführten Worte in einem so entschiedenen und ernsten Ton gesprochen habe, daß sein Entschluß sich als felsenfest und unwiderruflich zu erkennen gab. Gleichwohl hat Auber Recht behalten; Verdi's „Aïda“, sein „Requiem“, sein „Falstaff“ und „Othello“ sind seit jener Unterredung componirt worden. Was die letztgenannte Oper betrifft, die mit einem ungewöhnlichen Glanz zu Paris in Scene ging, so ist der Componist in seinen Forderungen gegenüber den Directoren und Verlegern von unerbittlicher Strenge gewesen: alle Welt hat Verpflichtungen gegen ihn, während er selber Niemandem verpflichtet ist. In seinem Vertrag lautet eine Bestimmung ausdrücklich dahin, daß, im Fall eine einzige der darin stipulirten Bedingungen nicht erfüllt würde, ihm eine Summe von 50000 Frcs. als „Indemnität“ zufallen und er das Recht haben soll, die Partitur zurückzuziehen! Was den künstlerischen Werth der Oper betrifft, so war die Aufnahme derselben in Paris eine enthusiastische, was immerhin, bei der gegenwärtigen Stimmung und Stellung der Franzosen zu Italien, etwas sagen will (denn nicht blos die Individuen, sondern auch die Völker haben es schwer, ihren persönlichen Neigungen und Abneigungen jeden Einfluß auf ihr Kunsturtheil zu versagen). Die französischen Kritiker, die es mit ihrer Aufgabe ernst nehmen und sich nicht durch den ersten Rausch der allgemeinen Begeisterung irre führen lassen, gestehen einmüthig, daß das neueste Werk des italienischen Tondichters auf der Höhe seiner früheren steht und keine Abnahme der Kraft verspüren läßt, wenn auch Verdi insoweit dem Zeitgeschmack Rechnung tragen mußte, daß er hier und da ein Stück von seiner Individualität preisgab, um auf den Spuren R. Wagner's zu wandeln. Abgesehen davon sprudle aber der Quell seiner Originalität frisch und unvermindert, besonders in dem Gebiete lyrischer Stimmung und Gestaltung. So sollen diejenigen Scenen, wo Othello und Desdemona in der Seligkeit ihres Liebesglückes schwelgen und nicht genug Worte und Töne finden, um diesem Wonnegefühl Ausdruck zu geben, von bestrickendem melodischen Reiz sein, wo dagegen der dramatische Nerv zu seiner intensivsten Spannung gelangen sollte — z. B. in der verhängnißvollen Scene, wo Jago zum ersten Mal sein Gift in das Herz des leichtgläubigen Mohren träufelt —, da fehle der Macht und Energie des Tones der erschütternde, mit dem Schauer des Schreckens und Mitleids uns durchrieselnde musikalische Ausdruck. Die Orchestration dagegen sei — wiederum R. Wagner'scher Einfluß — ebenso charakteristisch wie kraftvoll und lasse die frühere Einfachheit und blos melodiöse Anmuth weit hinter sich. Verdi zeige sich hier als wirklichen großen Symphoniker, welchem die französische Schule dermalen keinen ebenbürtigen an die Seite zu setzen habe. Auch mit „Falstaff“ hat Verdi in Paris einen triumphalen Erfolg errungen, allerdings womöglich einen noch größeren in Mailand. Kaum ist je einem anderen Componisten ein ähnlicher zu Theil geworden. Das Libretto hat dazu so wenig als das des „Othello“ etwas beigetragen, denn beide sind schwach, sogar über die Maßen schwach, besonders, wenn man bedenkt, welch reicher Schatz beidemal dem Librettisten (durch Shakespeare) zur Ausbeute gegeben war. Uebrigens war auch früher dem „Macbeth“ des Maëstro kein besseres Loos beschieden (was Text betrifft), kein besseres auch — wenn das ein Trost ist — ähnlichen Versuchen französischer Schriftsteller, dem „Hamlet“ und der „Mignon“ (von Ambroise Thomas) und dem „Werther“ (von Massenet); Gounod's „Faust“ dürfte, wenn auch nichts weniger als ein Meisterstück, doch in textlicher Beziehung verhältnißmäßig noch am besten ausgefallen sein. Dies beiläufig. Als in Mailand sich der Vorhang zu „Falstaff“ erhob, herrschte unter den Zuhörern ein andächtiges wahrhaft weihevolles Schweigen, und als er am Ende des Actes niederrauschte, erschallte ein Jubel, der — wie ein Berichterstatter sich ausdrückt — die Engel des jüngsten Gerichts aus ihrem tausendjährigen Schlaf hätte aufschrecken können. Die fünftausend Anwesenden geberdeten sich wahrhaft frenetisch; auf den Sitzbänken und in den Logen sah man sämmtliche Damen ihre Fächer, sämmtliche Herren ihre Hüte schwenken, tausende und abertausende von „evvivas!“ und „bravos“ durchtönten den Raum, Aller Augen leuchteten und waren auf die Scene gerichtet, wo der ganze Chorus der Sänger seiner Begeisterung gleichfalls den lautesten Ausdruck gab, der Componist war von zwei Schauspielerinnen flankirt, der Librettist von zwei Sängern, und hinter den genannten marschirte und gesticulirte der Director! Dieser Aufmarsch mußte dreißig Mal — sage dreißig Mal! — wiederholt werden; und gleichwohl haben einzelne italienische Tagesblätter am Morgen nach der Aufführung Verdi wegen seiner „Mäßigung“ beim Triumph beglückwünscht und den Darstellern volle Anerkennung gezollt, daß sie sich den stürmischen Ovationen des Publicums so „bescheiden entzogen“ hätten! Das soll — fährt der Berichterstatter fort — ohne die geringste Malice oder Ironie gegen den großen Componisten gesagt sein. In der That hatte Verdi, als er für den Beifallssturm dem Publicum dankte, nichts von der widerwärtigen Attitude eines ersten Matadoren, der soeben seinen mit bewimpelten Spießen gespickten Stier erlegt hat; eine dem Augenblick entsprechende Rührung verklärte sein ehrwürdig schönes Antlitz und ich begriff, daß vor diesem, man darf wohl sagen, europäischen Forum einer ersten Aufführung der alte Maëstro den Genius der edlen romanischen Rasse verkörperte, welche an jenem Abend ihre eigene Apotheose feierte. Der Enthusiasmus setzte sich noch außerhalb des Hauses fort; die Legende von den ausgespannten Pferden fand hier ihre Verwirklichung.

Ich wohnte zufällig in dem Gasthof, den auch der Maëstro mit seiner Gegenwart beehrte, und den ganzen Tag über bis zum Mittag des folgenden stand man gruppenweise in den Gängen, um womöglich den Triumphator von Angesicht zu Angesicht zu sehen, oder ging vor den Fenstern auf und nieder und ließ den Ruf „evviva!“ wie ein ununterbrochenes Rottenfeuer erschallen. Verdi war nicht mehr der große Musiker, sondern der Nationalheld, in welchem der Instinct des Volkes seine eigene Natur idealisirt erblickte.

J. Mähly.

Bücherbesprechungen.

— **Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!** Glaubensworte für Tage der Prüfung, ausgewählt von J. K. H. der Großherzogin **Luise von Baden**. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. 1900. 172 S. — Daß fürstliche Frauen Bücher aussenden, gehört zu den Seltenheiten. Das Buch entstand, so entnehmen wir dem Vorwort, „aus der mannigfach gemachten Erfahrung, daß in Prüfungstagen kurze Glaubensworte gebeugten Herzen wohl thun, daß aber das Aufsuchen derselben oft Mühe macht, wenn das Herz müde und das Auge trübe geworden“. Und doch hat hier ein trübes Auge für Andere, vielleicht noch trübere, das Suchen übernommen. Es ist anzunehmen, daß diese Glaubensworte und Trostgedanken, die aus der „Heiligen Schrift“ genommen, wie aus älterer und neuerer Erbauungsliteratur ausgewählt sind, um so geneigtere Aufnahme finden werden, als die fürstliche Sammlerin und Herausgeberin so vielen Herzen nicht blos in ihrem eigenen Lande, sondern in ganz Deutschland und über Deutschland hinaus nahe steht. Dazu kommt, daß sie in ihrem eigenen Leben so oft des Glaubenstrostes und der ewigen Lebenshoffnung besonders bedurft hat, und die offenbar von ihr selbst verfaßten Gedanken der Christentrauer und des Christentrostes an den Gräbern der Lieben, die sich in einem Anhang finden, in Sonderheit von persönlicher Erfahrung zeugen. Mit der äußeren Bearbeitung des Buches ist von J. K. Hoheit der Hofdiaconus C. Fischer beauftragt worden. D. K.

— **Der Hausvater.** Evangelisch-kirchliches Monatsblatt für Leipzig und Umgegend. Herausgegeben von Diakonus **Ebeling**, Leipzig. Jährlich 1 ℳ 20 ₰. — Seit unserer letzten Anzeige sind die Artikel fortgesetzt worden, die in volksthümlicher Darstellung die verschiedenen christlichen Kirchenbaustile behandeln. Es war der Reihe nach die Rede von dem gothischen Stil, von der Renaissance, von der Einwirkung der Reformation auf den Kirchenbau, und der Abschluß der ganzen verdienstlichen Arbeit, der die Kirchenbaukunst der Neuzeit zum Gegenstand hat, wird erst seiner Vollendung entgegengeführt werden. Auf diesem Gebiet, wo der Streit der Meinungen lebhaft geführt wird, bewegt sich der Verfasser vorsichtig zurückhaltend. Der ganze Gedanke, die Gemeinde in diese Fragen einzuführen und ihr Verständniß darin zu fördern, ist einer der vielen glücklichen Griffe, die wir dem Herausgeber schon nachrühmen konnten. In gewohnter Weise sind den Lesern in Bild und Wort bedeutende Erscheinungen aus alter und neuer Zeit vorgeführt worden: die Lebensgeschichte des Johann Hus wurde vollendet, zu ausführlicher Darstellung gelangte das Leben der Katharina von Bora, das von Adam Friedrich Oeser und Viktor v. Strauß, um säcularer Erinnerungen oder um der Zeitereignisse willen wurden mit mehr oder weniger Worten erwähnt und gewürdigt Tholuck, Klaus Groth, Cromwell, Brenz, Barth, Chiniquy, Goethe, Paul Krüger, Piet Joubert u. A. Auch die zuletzt genannten Hauptpersonen eines um seine Freiheit ringenden evangelischen Volkes sind mit Recht als beachtenswerthe Erscheinungen für die christliche Gemeinde angesehen worden, und so bot das Ereigniß dieses heranziehenden und ausbrechenden Krieges auch den berechtigten Anlaß zu allerlei Mittheilungen über jenes Volk und sein Verhältniß zur Mission. Ganz besondere Anerkennung verdient es, daß der Herausgeber auch die alttestamentliche Kritik in einer Reihe besonderer Artikel hat behandeln lassen. Den Anlaß zu diesem Vorgehen und somit zugleich seine Rechtfertigung bot die bekannte schmerzliche Thatsache, daß in allerlei für die Menge der Gebildeten bestimmten Werken die verneinenden Ergebnisse jener Kritik ohne Weiteres als feststehend betrachtet und den Lesern als selbstverständliche Wahrheiten hingestellt werden. Und das geschieht häufig genug von Hilfsarbeitern jugendlichen Alters, die ihre Dienste gegen bescheidenen Lohn solchen Unternehmungen widmen und nun über diese schwierigen, mit den heiligsten Dingen sich nahe berührenden Fragen ihre eiligen, unreifen Urtheile fällen. Die große Menge kümmert sich allerdings noch wenig darum, aber in den mittleren Schichten des Volkes gewinnt jene Anschauung bedenklich weiteren Boden. Deshalb ist es die Pflicht eines kirchlichen Gemeindeblattes, sich dieser Sache anzunehmen und jene Kritik einer fortlaufenden Kritik zu unterziehen. Dazu ist in diesen Artikeln ein schöner Anfang gemacht. Wir würden rathen, auch die gewöhnliche Tagespresse, in der unter ähnlichen Verhältnissen, wie oben geschildert, von biblischen Dingen gehandelt wird, fortwährend im Auge zu behalten und auf jeden einzelnen Angriff mit der erforderlichen Abwehr zu antworten. Wir könnten noch eine gute Weile fortfahren, wollten wir, auch abgesehen von den regelmäßig wiederkehrenden Mittheilungen und Berichten aus dem kirchlichen Leben, alle bemerkenswerthen Erscheinungen in den einzelnen Blättern hervorheben. B. K.

— Für die praktische Anwendung des **Invalidenversicherungsgesetzes** vom 13. Juli 1899 haben die Vorsitzenden der Landesversicherungsanstalten Oldenburg und der Hansestädte zu Lübeck Regierungsrath **A. Düttmann** und Director **Hermann Gebhardt** in Stephan Geibel's Verlagsbuchhandlung in Altenburg eine sehr brauchbare Handausgabe herausgegeben, die wir warm empfehlen können, da sie auch in Bezug auf die Hilfs- und Ausführungsmaterialien eine bemerkenswerthe Vollständigkeit aufweist, überdies aber auf der praktischen Erfahrung beruhende Erläuterungen zu den einzelnen gesetzlichen Bestimmungen bringt, ohne an den Leser zu hohe Anforderungen wegen des Verständnisses juristischer Auseinandersetzungen zu stellen. Die Erläuterungen bilden eine gedrängte Wiedergabe der Ergebnisse der Arbeiten der Verfasser für ihren im Erscheinen begriffenen ausführlichen Commentar; eine kurze Einführung in das Gesetz, vergleichende Uebersichten, Hilfstafeln für die Renten- und Beitragsberechnung, statistische Mittheilungen aus dem ganzen Gebiete der Arbeiterversicherung und ein ausführliches Sachregister dienen dazu, auch demjenigen eine Uebersicht zu erleichtern, der nur eine beschränkte Zeit für deren Erlangung erübrigen kann. Der Preis von 3,60 ℳ ist angemessen. ∞

— **Leo Tolstoi's gesammelte Werke.** Band 4. Uebersetzt von **Wilhelm Henkel**. Leipzig, Verlag von Arwed Strauch. — Der vorliegende Band der Strauch'schen Gesammtausgabe der Werke Tolstoi's enthält die Erzählungen „Der Tod des Iwan Iljitsch“, „Wandelt, dieweil ihr das Licht habt“ und die berühmte „Kreutzersonate“ nebst Nachwort. In allen drei Erzählungen tritt uns Tolstoi mehr als Sittenprediger denn als Dichter entgegen; er schildert das Leben von Männern, die ihre Umgebung wohl für glücklich hielt, deren ganzes Dasein in Wahrheit aber nichts als eine Reihe unerfüllter Hoffnungen, furchtbarer Qualen und Leiden war. Der Gerichtsrath Iwan Iljitsch Golowin erkennt in seiner Todesstunde, daß sein ganzes Leben nicht das rechte gewesen sei, daß sein Egoismus ihn stets dem Verkehrten habe nachstreben lassen, und er dafür wohl so bitter habe in der Seele und am Körper leiden müssen. Der syrische Kaufmann Julius sträubt sich sein ganzes Leben lang gegen die lauteren Lehren eines unverfälschten Christenthums, die Hingabe an Gott und eine selbstlose allumfassende Nächstenliebe, um dann am Abend seines Daseins in ihrer Erfüllung das lange entbehrte innere Glück zu finden. Und der unglückliche Posdnyscheff erzählt mit glühender Leidenschaft von den Qualen, die ihm das Leben bereitet hat durch die falschen sittlichen Anschauungen, in denen er erzogen wurde und die alle Kreise der Gesellschaft, mit denen er in Berührung kam, erfüllten, den Qualen, die ihn als Jüngling packten und die den Mann dazu trieben, der Mörder seiner Frau zu werden. Die drei Erzählungen gehören nicht zu den vollendetsten Schöpfungen Tolstoi's; aber seine gewaltige Größe als Denker wie als Dichter lassen auch sie in vielen Zügen erkennen. Die Uebersetzung — die der beiden ersten Erzählungen hat Wilh. Henkel besorgt, die der „Kreutzersonate“ Luise Flachs-Fokschamann — ist glatt und flüssig. E. H.

— **Mahnruf an der Wende des Jahrhunderts** von **Alfred Germanus**. 2. bis 4. Tausend. Gotha, Verlag von Friedrich Andreas Perthes. 1900. 61 Seiten. Preis 60 ₰. — Ein klar und warm geschriebenes Büchlein, das sich an alle

national und christlich gesinnten Kreise unseres Volkes mit eindringlichem Mahnwort wendet, sich zu vereinigen, um unser gesammtes nationales Leben wieder zu vertiefen. Gegenüber den in den flüchtigen Tagesinteressen aufgehenden Massen soll wieder stärker auf den tieferen Grund alles Seins und Wesens hingewiesen werden. Die Flüchtigkeit und Zerfahrenheit unserer Tage hat den Materialismus als Weltanschauung großgezogen, und dieser wirkt nun als der Hauptzersetzungsfactor unseres Volkslebens, ihm verdanken wir auch vor allen Dingen die Socialdemokratie. Gegenüber dieser Zeitkrankheit des Materialismus hilft nur eine energische Rückkehr zum positiven Christenthum — ohne confessionelle oder dogmatische Beschränkungen, an die hier nicht gedacht ist, weil mehr die ethische Seite des Christenthums ins Auge gefaßt ist —. Dieses muß wieder die Grundlage werden, auf der jeder Einzelne und das Volk als Ganzes steht und sein Thun und Handeln nach den aus dieser Basis entspringenden Principien richtet. „Ohne die Menschheit von innen heraus zu bessern ist eine radicale Cur nicht möglich. Man gebe ihr wieder zurück, was der Materialismus ihr geraubt hat, man befestige in den Wankenden und Schwankenden das sittlich-religiöse Bewußtsein und das Gefühl des Zusammenhanges mit einer geistigen Welt." Von dieser Basis aus wird auch der Materialismus und seine Folgeerscheinungen, die Socialdemokratie u. s. w. überwunden werden können. Vortrefflich ist der Passus über die sich stets mit Vorliebe als Verfechterin der wahren Humanität gebärdende Socialdemokratie: „Wie kann überhaupt noch von Humanität die Rede sein, wo man mit rücksichtsloser Gewalt zerstörend in die gesellschaftlichen Verhältnisse einzugreifen kein Bedenken trägt, und jeden Zusammenhang mit einer höheren Weltordnung leugnet? Die wahre Humanität wurzelt in den Ideen des Christenthums und kann von diesen nicht getrennt werden." Daß dieses Christenthum ein persönliches und selbständiges und nicht etwa ein angelerntes und gewohnheitsmäßig überkommenes sein muß, versteht sich von selbst, „sittlichreligiöse Selbständigkeit im Denken und Leben können wir als eine der Grundbedingungen des Christenthums betrachten, wodurch jede kirchliche Zwangsgewalt ausgeschlossen wird". Religion ist nicht Autoritätsglaube, sondern ihrem innersten Wesen nach Sache des Gewissens und des Herzens. Neben der Socialdemokratie, der Vertreterin der schrankenlosesten Willkür, sieht der Verfasser in dem Ultramontanismus, dem Verfechter des unbedingten blinden Autoritätsglaubens, den Hauptfeind unserer nationalen Zukunft. Mit ihm giebt es keinen Frieden. Als Idealzukunftsbild schwebt dem Verfasser nach Abstoßung alles ultramontanen Wesens die Schaffung einer evangelisch-katholischen Volkskirche vor. Näher auf alle Einzelheiten des Buches einzugehen, verbieten uns die Raumverhältnisse, es genüge der Hinweis, daß, wenn wir auch nicht in allen kleinen Einzelheiten ganz mit dem Verfasser übereinstimmen, wir seine Arbeit doch allen christlich und deutsch gesinnten Kreisen angelegentlichst empfehlen können. Das wenigste, was jeder Leser aus ihr gewinnen kann, ist die erneute Anregung, den hier aufgestellten Problemen selbständig weiter nachzudenken. Dr. W. Bruchmüller.

— **Mittheilungen des Alterthumsvereins für Zwickau und Umgegend.** Heft VI. Zwickau, Druck von R. Zückler. 1899. XVII, 128 SS. 8°. — Seit der letzten Veröffentlichung des Zwickauer Alterthumsvereins sind drei Jahre verflossen; doch beweist der dem vorliegenden Hefte vorausgesandte Bericht, daß der Verein fortdauernd in reger Thätigkeit geblieben ist. Bekanntlich haben wenig sächsische Städte in ihren Archiven und Bibliotheken so reiche Schätze wie Zwickau, das längst die Stellung eines sachkundigen städtischen Archivars und Bibliothekars hätte schaffen sollen; insbesondere für die Geschichte der Reformation sind diese Schätze bei Weitem noch nicht erschöpft. Gerade in dieser Richtung hat der Zwickauer Verein sich schon manche Verdienste erworben. Auch das neueste Heft bringt zwei sehr beachtenswerthe Aufsätze, zu denen die Rathsprotokolle und sonstigen Acten des Rathsarchivs und die reichen Sammlungen der Bibliothek, vor Allem der Briefwechsel Stephan Roth's und die von ihm hinterlassene Bücherei, das wichtigste Material geliefert haben. Otto Clemen giebt einen Lebensabriß des Johannes Sylvius Egranus, des aus Eger gebürtigen und 1517 bis 1520 als Prediger in Zwickau lebenden Johannes Weidenauer, der durch seine literarische Thätigkeit früh mit Luther in Beziehungen trat, dann aber durch die Umtriebe des wohl namentlich von ihm nach Zwickau berufenen Thomas Münzer veranlaßt wurde, die Stadt zu verlassen und nach Joachimsthal zu gehen, wo er vermuthlich bis 1524 wirkte. Nur so weit verfolgt Clemen seine Schicksale; für seine weiteren Lebensjahre bedarf es einer Durchforschung des Roth'schen Briefwechsels, dessen Herausgabe schon seit längerer Zeit beabsichtigt wird. Die Beilagen enthalten eine Reihe Quellennachrichten und Briefe zur Geschichte des Egranus und eine bibliographische Uebersicht über seine Schriften. Von großem Interesse ist der folgende Aufsatz von Ernst Fabian über die Einführung des Buchdrucks in Zwickau. Nächst Leipzig ist Zwickau die erste sächsische Stadt, die eine Druckerei aufzuweisen hat. Ein Augsburger Bürger, Hans Schönsberger, hat sie mit Unterstützung des Raths im Jahre 1523 angelegt. Sie spielt in der geistigen und kirchlichen Geschichte der Stadt eine bedeutende Rolle; namentlich steht sie mit der schwärmerischen Bewegung, die Thomas Münzer eingeleitet hatte und die dann durch Niclas Storch und seine Anhänger einen bedrohlichen Charakter erhielt, in nahem Zusammenhang; wir erfahren manches Neue über den merkwürdigen Hans Locher aus München, der damals eine Reihe kleiner Druckschriften über brennende kirchliche Fragen der Zeit, ohne Frage sämmtlich in der Schönsberger'schen Druckerei entstanden, veröffentlicht hat. Die geschäftlichen Schicksale der Druckerei, die 1524 auf kurze Zeit Georg Lurtz aus Leipzig, 1527—1529 Gabriel Kantz, seitdem bis 1550 Wolf Meyerpeck besaß, der später die erste Buchdruckerei in Freiberg begründete, können wir hier nicht weiter verfolgen. Die ebenfalls von Schönsberger angelegte Papiermühle ging 1532 in den Besitz des Raths über und bestand bis 1547. In den Beilagen werden archivalische Beiträge über Hans Schönsberger und seinen Geschäftsführer Jörg Gastel und eine dankenswerthe Zusammenstellung der ältesten Zwickauer Drucke aus den Jahren 1523—1526 veröffentlicht. —m—

— **Illustrirte Chronik von Grünberg und Umgegend.** Ein Beitrag zur Volkskunde Sachsens, von G. A. Frost, Pfarrer zu Grünberg. Druck und Verlag von Robert Raab, Crimmitschau. Elegant gebunden 3,50. — Chroniken, vom Kirchenregiment und von Behörden angeregt, von Geistlichen verfaßt, von den Gemeinden dankbar angenommen, vom Publicum gern gelesen, gehören zu den bekannten Erscheinungen unseres modernen kirchlichen und Gemeindelebens. In dem vorliegenden Buche aber handelt es sich um eine Chronik in größerem Stil, von umfassenderem Charakter. Nicht blos der oben genannte, hart an der altenburgischen Grenze gelegene Ort, sondern eine ganze Reihe sächsischer und altenburgischer Städte und Dörfer sind in die welt-, cultur-, orts- und sprachgeschichtlichen Untersuchungen und Darstellungen mit einbezirkt. Mit voller Berechtigung wird diese Chronik vom Verfasser als ein Beitrag zur Volkskunde bezeichnet. Gerade jener sachsen-altenburgische Grenzort war vor anderen geeignet, von hier aus die Sitten und Gebräuche, die Trachten und Lebensgewohnheiten des Theiles unsrer Land- und Landsleute zu untersuchen, der noch an der Väter Weise hängt und in sich selbst gewissermaßen die Verbindung der alten und neuen Zeit darstellt. Kein Wunder deshalb, daß der Abschnitt des Buches, der sich mit den Sitten und Gebräuchen beschäftigt, verhältnißmäßig groß und vor allen anderen reich an instructiven Illustrationen ist. Hat doch der Verfasser des Buches, der Pfarrer des Dorfes Grünberg, selbst unserem Könige am Tage seines Regierungsjubiläums einen Zug seiner Landleute in altenburgischer Tracht vorgeführt und durch ihr Bauernreiten, Singen und Musiciren eine originelle Ovation dargebracht. Den breitesten Raum im Buche aber nimmt das Geschichtliche ein; denn nicht die Ortsgeschichte für sich, sondern in eingehender Verbindung mit der Welt- und Landesgeschichte wird die Geschichte der ganzen Umgebung behandelt. Darum wird der Freund sächsischer Volkskunde wie der Specialist für Trachtenkunde und culturgeschichtliche Merkwürdigkeiten ebensowohl seine Rechnung finden, wie der Bewohner von Grünberg und Umgebung. Die Ausstattung des Buches ist vornehm, Papier und Druck sind gut, die Illustrationen zahlreich und schön. Die Verlagshandlung hat sich alle Mühe gegeben, ein gefälliges und dauerhaftes Buch erscheinen zu lassen. K—O.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 34. Dienstag, den 20. März, Abends. 1900.

Vom Thee.

Culturgeschichtliche Skizze von Martin Beck.

Ein buddhistischer Heiliger, erzählt die chinesische Legende, soll einst in frommem Eifer das Gelübde gethan haben, sich des Schlafes für immer zu enthalten. Der Schlaf war aber stärker als er und überwältigte ihn. Da schnitt der reuevolle Mann beim Erwachen zur Sühne seine Augenlider ab und warf sie zur Erde. Der gütige Himmel ließ daraus die schlafverscheuchende Theestaude erwachsen. Das soll im sechsten Jahrhundert geschehen sein. Zu dieser Zeit aber war das Theetrinken in China schon ganz allgemein Sitte. Etwas wahrscheinlicher klingt es deshalb, daß der Theebau bereits im vierten Jahrhundert von Korea aus in China eingeführt worden ist. Von dieser Zeit an finden wir den Thee in China thatsächlich als Medicin im Gebrauch. Und Ende des achten Jahrhunderts wurde hier der Thee schon besteuert. Das Nationalgetränk des ältesten aller Culturvölker ist als solches also nicht von so ehrwürdigem Alter, wie man wohl vermuthen könnte. Und die chinesischen Annalen, die, wie die keines anderen Volkes, bis zu einem Zeitraum von 4500 Jahren zurückreichen und von unanfechtbarer Wahrhaftigkeit sind — auf Befehl des Kaisers Kienlong wurden diese politischen und culturhistorischen Staatsniederschriften im Jahre 1767 controlirt — erwähnen des Thees auch erst vom vierten Jahrhundert an. Keine bildliche Darstellung auf den herrlichen, uralten, chinesischen Ehren-Bronzen, keine ihrer im Innern angebrachten rechteckigen Marken, nach der jedesmaligen Dynastie die Anfertigungszeit und den Grund der Auszeichnung des mit der Vase zu Beschenkenden angebend, nimmt vor dieser Zeit auf den Thee Bezug. Im neunten Jahrhundert verpflanzten chinesische Bonzen den Theestrauch nach Japan. Hier war er bald ebenso verbreitet wie in China. Der Thee wurde bald allgemein getrunken bei den Japanern, wenn auch ärmere sich mit Surrogaten behalfen, die wild auf dem Felde wuchsen. Der Mangel an gutem Trinkwasser scheint in China wie in Japan die Sitte des Theetrinkens wesentlich gefördert zu haben. Doch hat wohl auch der Thee als narkotisches Genußmittel sich zahlreiche Freunde erworben. Die Araber, die seit dem neunten Jahrhunderte mit China Handel trieben, beschrieben den Thee unter dem Namen Scha, entsprechend in der chinesischen Mandarinensprache dem Worte Cha oder Tscha. So wird dort der Thee genannt, der Strauch und das Getränk. In Fokien lautet die Bezeichnung in der Mundart des Volkes Tiä. Die mit den Chinesen in Berührung kommenden Völker machten daraus „Thee“! Im fünfzehnten Jahrhunderte war die Sitte des Theetrinkens bereits in ganz Asien verbreitet.

Nach Europa drang die erste Kunde vom Thee 1559 durch die Portugiesen und Holländer. Maffei erwähnt ihn 1588 in seiner Historia indica. 1610 brachten die Holländer in Bantam von chinesischen Kaufleuten erstandenen Thee zu Markte. 25 Jahre später soll der erste Thee schon nach Paris gekommen sein. Drei Jahre darnach erhielt ihn Rußland schon auf dem Landwege. Russische Gesandte brachten ihn aus China als Geschenk für den Czaren mit. Durch die Holländisch-Ostindische Compagnie wurde England 1650 zum ersten Male mit Thee erfreut und noch nach zehn Jahren erhielt man ihn nur als ein kostbares Getränk in den Londoner Kaffeehäusern. Die Holländer hatten, als sie auf Gesandtschaftsreisen in China zum ersten Male Thee vorgesetzt bekamen, ihn für Bohnensuppe gehalten. Er sah so aus und schmeckte auch so ähnlich. Und nach Landesgewohnheit erhielten sie ihn überall vorgesetzt, bei jedem Besuche, zu jeder Mahlzeit. Er war stark mit süßer Milch vermischt und gesalzen. Aus einem großen silbernen Kessel wurde er mit einer Kelle in braune Schalen von glänzendem Holze, die inwendig silberbeschlagen waren, geschöpft und jedem Gast eine Schale gereicht. So heiß man es ertragen konnte, schlürfte man nun den Trank hinein. „Diesen Trank“, meinten die Holländer, „halten die Sineser so hoch wie die Alchymisten ihren Lapidem Philosophorum oder Aurum Potabile, das ist Philosophischen Stein und zum trincken zerlassenes Gold.“ Sie bekamen aber auch häufig nur den reinen Theeaufguß ohne jede Zuthat in kleinen buntbemalten Porzellanschalen vorgesetzt. Bei den Japanern beobachteten sie, daß sie die zu Pulver gestoßenen Blätter zugleich mit dem Thee tranken. Sie rühmten auch, „daß der Thee den unmäßigen Schlaf vertreibet; insonderheit aber befinden sich gantz wol darnach diejenigen, welche den Magen mit Speise überladen und das Gehirn mit starkem Getränk beschwert haben: denn er trucknet und nimbt weg alle übrige Feuchtigkeit und vertreibet die aufsteigenden Dünste oder Nebel, so den Schlaf verursachen; er stärcket die Gedächtnuß, und schärffet den Verstandt: wo man aber zu viel davon trincket, vermehret er die Galle. Es erheben die Sineser die Kraft und die Tugend dieses Trancks biß an den Himmel, und schreiben es allein demselben zu, daß sie weder vom Podagra, noch vom Blasen- und Nierenstein wissen.“ Wenn der Thee in Europa nicht gleichen Effect thut, wird hinzugefügt, so liegt das nicht am Thee, sondern an der Zubereitung, am Gebrauch und der Leiber anderer Beschaffenheit. Das Wasser, mit dem der Thee aufgebrüht wird, soll von großem Einfluß auf seine Güte sein. Die Chinesen loben deswegen besonders den Brunnen Hoei, im Landstrich Chancheusu der Landschaft Kiangnan gelegen. Von ihm wurde das Wasser sogar nach Peking an den kaiserlichen Hof verführt, um dort den Thee damit zu bereiten. Die Holländer brachten fünf Sorten Thee in den Handel. Von der ersten mit den größten Blättern ließen sie sich das Pfund mit 5 Holländischen Schillingen oder 30 Steubern bezahlen, von der nächsten mit 50 Schillingen, der dritten mit 5 Holländischen Gulden und der vierten mit 15 Gulden. Für die fünfte Sorte, die aus den kleinsten und zartesten Blättern bestand, nahmen sie 50 Gulden, ja, wenn sie recht vorzüglich bereitet war, oft auch das Doppelte. In Deutschland war noch um 1700 ein Pfund der geringsten Sorte chinesischen Thees für 5 Reichsthaler nur mit Mühe zu erlangen. Hier bekam man ihn in kleinen Blechbüchsen von $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Pfund. Die Holländer versandten ihn aus Ostindien überallhin in großen Metallkisten aus Calin, einem Metall, das nicht so gut wie Zinn, aber viel besser als Blei ist. Um den Thee vor allen schädlichen Einwirkungen zu bewahren, wurden diese Kisten noch ringsum mit indischem Papier eingehüllt. Solche Kisten gab es zu $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ und einem ganzen Centner. 1665 wurde das Monopol der Holländer auf den Theehandel durchbrochen. Lord Arlington brachte in diesem Jahre den ersten Thee direct aus Ostindien nach London. Von da an bedienten sich die Engländer nicht mehr der holländischen Vermittelung beim Theehandel. So lange dieser aber das Monopol der englischen und holländischen ostindischen Handelscompagnien blieb, war des theueren Preises wegen der Theeverbrauch nur ein beschränkter. Dem Thee erstanden fast eben so viele Feinde wie dem Kaffee. Einer seiner heftigsten Gegner war der damals berühmte Leibarzt des Königs Friedrich III. von Dänemark, Dr. Simon Paulli. Der verfaßte eine Streitschrift de Abusu Tabaci et Herbae Theae (über den Mißbrauch des Tabaks und Thees), die er auch der Medicinischen Facultät zu Paris zur Begutachtung übersandte und in der in „schönen Abrissen und Figuren“ die Kessel und das Theegeschirr, das man in Asien und in den deutschen

„Coffi-Häusern“ gebraucht, zu sehen waren. Sein König aber trank den Thee mit Vorliebe und befand sich sehr wohl dabei. Natürlich rieth ihm Paulli davon ab. Credo, te non esse sanum, antwortete ihm der König. Was Paulli geschmeichelt, te für Thee nehmend, dahin verstand: der König halte den Thee für nicht gesund. Da dieser aber ruhig seinen Thee weiter schlürfte, verstanden Andere des Königs Worte richtiger: ich glaube, du bist nicht recht bei Verstand. Die Freunde des Thees, deren es eine ansehnliche Menge gab, rühmten ihn aber eben so lebhaft, wie die Feinde ihn schmähten. Unter diesen Freunden traten besonders mit der Feder für ihn ein Molinari 1672, Blankaart 1681, Albinus und Pechlin 1684, Blegna 1697 u. A. Wie beim Kaffee und Tabak pries man vor allem seine Heilkraft, die Martinus Martini, der Autor des Atlantis Sinici Novi „kürzlich und nervos“ in die drei Stücke zusammenfaßte, daß er 1. das Haupt erleichtere, 2. den Magen stärke und 3. die Nieren von Sand und Stein befreie. Man hielt den Thee für ein untrügliches Mittel, das menschliche Leben zu verlängern. Der Baum des Lebens im Paradiese sei ein Theebaum gewesen, bewiesen die Lobprediger des Thees. Der selige Methusalem und die Patriarchen hätten deshalb so lange gelebt, weil sie Thee tranken. Epimenides habe den Solon öfters zu Thee gebeten. Daher schelte, nach des Apostels Paulus Bericht, Epimenides die Kretenser faule Bäuche, weil sie nicht Thee getrunken, sondern sich in Wein toll und voll gesoffen hätten. Selbst in griechischen und lateinischen Gedichten besang man den Thee, die Pflanze und das Getränk. Dies thaten z. B. Franzius, Herrichen u. A. Einer der übereifrigsten Lobredner des Thees war des Großen Kurfürsten Leibarzt Cornelius Bontekoe, durch den der Thee in Deutschland am meisten bekannt wurde. Er hatte die Vorliebe dafür aus seiner Heimath Holland mitgebracht. Er stammte aus Alkmar und hieß eigentlich Decker. Sein Vater wurde aber schon nach dem bemalten Schilde an seinem Hause, das eine bunte Kuh darstellte, Bontekoe genannt. Seiner entschieden selbständigen Auffassung des medicinischen Berufes wegen angefeindet, verließ er sein Vaterland, wo man seine Kraft nicht zu schätzen wußte, und ließ sich mit mehr Glück in Hamburg nieder. Von hier aus wurde er nach Berlin vom Großen Kurfürsten zum Leibarzt berufen, starb aber bald darnach, 1685, erst 38 Jahre alt, durch einen unglücklichen Sturz von der Treppe. Er ließ verschiedene Lobreden auf den Thee voll der ärgsten Uebertreibungen drucken: Korte verhandeling van 't menschenleven, Amsterdam 1684, das 1692 in deutscher Sprache in Bautzen erschien; Tractat van hat excellenste Kruyd Thee etc., Gravenhage 1685 und Gebruik en Misbruik van de Thee etc., das nach seinem Tode erschien, 1686, in Oktav. So fabelhaft auch seine Loblieder auf den Thee klangen — mit dem Kaffee und der Chocolade trieb er's nicht so toll —, so ward doch das ganze gebildete Deutschland dadurch äußerst begierig nach dem weitbeschrieenen Getränk aus China. Diesem größten Lobredner des Thees stand ein Dr. Waldschmitt nur wenig nach, der seine Tiraden vom Thee durch den schönen Schlußaccord krönte: „Es wollen die Potentaten und grosse Herren, die da Millionen Zentner Sorgen über den verwirrten Zustand Europä auf sich liegen haben, gnädigst belieben, zu Erhaltung ihrer Gesundheit, heiß Thee-Wasser zu trincken, und dieses schlechte Opfer von ihrem allerunterthänigsten und geringsten Knechte in solchen Gnaden annehmen, wie der grosse Artaxerxes eine Hand voll Wasser annahme. — — Trincket Thee, ihr Damen, daß ihr nicht zu frühe alt werdet. — Trincket Thee, ihr Herren Politici, die ihr pro patria rathet. Discite justitiam moniti et non temnere Thee. — Trincket Thee, ihr Herren Geistlichen, die ihr euren Leib mit Predigen abmattet, trincket ein wenig Wein mit Thimotheo und mit mir viel warmes Thee-Wasser. Trincket Thee, ihr Herren Offiziers, denn ihr wisset nicht, in welcher Stunde der Feind kommen wird. Trincket Thee, ihr Herren Medizi, daß an Euch nicht wahr werde: aliis inserviendo inficimur. Trincket Thee, ihr Herren Philosophen, daß Euch die Notiones secundae und subtilen Distinctiones keine Winde und Blähungen verursachen. Trincket Thee, ihr Herren Studenten, more palatino. Trincket Thee alle, die ihr dürstet, ein jeder, der Lust hat, trincke nur Thee, damit er in seinem Stande und seiner Profeßion sein Amt wohl verrichten könne.“

Der Thee war den Leuten nur noch zu theuer. Im blasirten Paris allerdings galt das Theetrinken in den Jahren 1717 und 1718 schon als überwundener Standpunkt. Um diese Zeit nahm dort der mississippische Actienhandel bereits seinen Anfang und alle Vornehmen sahen deshalb das Thee- und Kaffeetrinken als etwas Gewöhnliches an. Alles, was für fein gelten wollte, trank Apalachine, nach den dem Mandelbaum ähnlichen Apalaches in Florida und Louisiana genannt. Doch das war, wie Alles in Frankreich, nur vorübergehende Mode. Den wirthschaftlichen Deutschen war der Thee noch viel zu kostspielig. Sie suchten deshalb eifrig nach heimischem Ersatz für das fremde Getränk mit dem fremden Namen. Allerlei, das sie bisher nur als den „Saft“ der und der Pflanze bezeichnet hatten, nannten sie nun auch Thee, z. B. den ausgekochten Saft von Betonien, Ehrenpreis, Rosmarin, Salbei u. A. Aber sie merkten wohl, daß diese Arzneithees zwar ihre guten Dienste bei verschiedenen Beschwerden thun, die eigenthümlich beruhigende und das Denken mild anregende Kraft des chinesischen Thees ihnen allen aber abgeht. Dessen Verbrauch konnte jedoch nur ein sehr beschränkter bleiben, so lange er hoch besteuert war und sein Handel das Monopol einzelner Compagnien bildete. 1669 kamen nur 143 Pfund, 1700 schon 91083 und 1799 ziemlich 25 Millionen Pfund nach England. Und noch 1820 erhielten Europa und Nordamerika nur 32 Millionen Pfund. Davon entfielen allein auf England 24 Millionen, eine Zahl, die sich nach 36 Jahren verdoppelte. Seitdem aber haben die Verminderung der Zölle und Aufhebung des Monopols der ostindischen Compagnie den Gebrauch des Thees immer mehr zunehmen lassen, hauptsächlich in den Ländern mit feuchtkaltem Klima, wie Holland und England, dann noch in Rußland, Skandinavien und den Küstengegenden des mittleren Europas. In den übrigen Ländern, in Norddeutschland z. B., hat die Sitte des Abendthees nur in den Städten und in den gebildeten Schichten der Bevölkerung Eingang gefunden. Bei den Holländern und Engländern aber wurde das Theetrinken zur wirklichen Volkssitte, die auch in ihren Colonien heimisch geworden ist. — Der Kaffee ist in allen Klimaten beliebt, der Thee nur bei den in außertropischen Zonen lebenden Völkern. Und von Bedeutung ist er nur innerhalb des Küstengebietes dieser Zonen. In England entfallen z. B. jährlich 6 Pfund auf jeden Einwohner, in den Vereinigten Staaten $1\frac{1}{2}$, in Deutschland $\frac{1}{13}$ Pfund und in Italien gar nur $\frac{1}{10}$ Gramm. Von 62 Theeschiffen, die im Jahre 1877 den Suezcanal passirten, gehörten allein 54 England an. Außerhalb Chinas werden ungefähr 250 Millionen Pfund Thee im Jahre verbraucht. Den Theeconsum Chinas selbst vermag man auch nicht annähernd zu schätzen. Man glaubt, daß er mehr als das Doppelte des Exports beträgt. Die Chinesen trinken den Thee ohne jeden Zusatz, während man in Europa sein feines Aroma häufig noch durch Milch, Rum, Rothwein, Vanille u. dergl. ganz unterdrückt. Manche asiatischen Völker vermischen den Thee auch mit Salz, Milch, Butter, Mehl, Gewürzen, Betel, Soda 2c. Sogar die erschöpften Blätter ißt man hier und da. Für die Stammpflanze des Thees gilt der breitblättrige Theestrauch, der in dem gebirgigen Ober-Assam wild wächst und dort oft hohe Bäume bildet. In China, das zur zweiten Heimath des Thees wurde, sind im Laufe einer mehr als tausendjährigen Cultur zahlreiche Spielarten davon entstanden, die man dort ebenso unterscheidet, wie bei uns die Weinsorten. Mit Weinbergen haben auch die Theeanlagen, die sich gewöhnlich auf den südlichen Abhängen von Hügeln befinden, große Aehnlichkeit. Reihenweise, in metergroßen Zwischenräumen, stehen da die hübschen, immergrünen Theesträucher mit den glänzenden, denen des Kirschbaums ähnlichen Blättern und den schneeweißen, zuweilen auch rosenrothen Blüthen, die ebenfalls großen Kirschblüthen ähnlich sehen. Manchmal hat man sie auch auf den mehr oder weniger hohen Dämmen zwischen den Reisfeldern angebaut, in Japan zwischen Maulbeerbäumen. In den südlichen Provinzen Chinas, Kwangtung, Fokien, Kiangsi, Tschikiang und Nganhwun, ist die Theecultur am meisten ausgebreitet. Die dreijährigen Sträucher stutzt man auf 60 cm im Januar oder Februar und erntet dann die neu entwickelten Blätter im April zum ersten, im Mai oder Juni zum zweiten und im August zum dritten Male. Bei der zweiten Ernte spannt man Segeltücher über die Sträucher, damit die Sonne nicht die gepflückten Blätter austrocknet. An den Ernten nimmt, wie in Europa an der Getreideernte, stets das ganze Dorf Antheil. Denn das Einernten muß so rasch als möglich geschehen. Nach sieben Jahren schneidet man den Strauch ab, damit statt der spärlichen und harten Blätter neue Schößlinge kommen. Nach 30—40 Jahren ist er abgestorben. Jeder liefert durchschnittlich 2 Pfund Thee im Jahre. Die abgepflückten

Blätter läßt man an der Luft welken, erhitzt sie dann, unter beständigem Mischen auf seichtem Bambusgeflecht, über Kohlenfeuer, rollt sie, indem man die flachen Hände im Kreise auf ihnen herumführt, und trocknet sie an der Luft. Von den Agenten der Theehändler werden sie nun bei den Theebauern gekauft und in den großen Handelsplätzen, wie in Canton, weiter bearbeitet. Sie werden da unter fortwährendem Mischen in meterhohen Trockenöfen auf eisernen Platten über Aschengluth erhitzt, viermal abwechselnd mit Auslegen des erhitzten Thees an die Sonne oder in einem luftigen Raum. Dabei rollt man die Blätter, jedes einzelne mit der Hand, auf den Rolltischen noch besser ein, röstet sie, bis alles Wasser und Oel herausgeschwitzt ist, und parfürmirt sie für den europäischen Geschmack noch mit Blättern von Camellien, Aglaia, Jasmin, Orangen, Olea u. A. Durch Sieben und Sortiren auf Maschinen und mit Händen werden sie endlich marktfertig. Man unterscheidet über 40 Sorten. Dem Aussehen nach giebt es bekanntlich im Handel zwei Hauptsorten, den grünen und schwarzen Thee, die von ein und derselben Pflanze herrühren und sich wie roher und gebrannter Kaffee von einander unterscheiden. Den grünen Farbstoff behält der Thee, wenn er schwach geröstet wird. Schwarz wird er beim Erhitzen über freiem Feuer, so daß der Blattsaft einer Gährung unterliegt. Die edelste Sorte des grünen Thees und des Thees überhaupt ist der Kaiserthee. Er heißt auch Imperial-, Blumen- oder Blüthenthee und bei den Japanern Ojadonnassame Tsche. Im 17. Jahrhundert wurde dort ein Katje oder Pfund mit 100 Thaler bezahlt, und die Holländer schätzten ihn dem Golde gleich. Trotzdem er nicht zur Ausfuhr gelangte, konnte man damals in Amsterdam und Rotterdam, die tausend gemüthliche Theewinkel besaßen, in zehn Läden zehnerlei Kaiserthee bekommen. Der echte wird bei der ersten Lese aus den eben erst sich entfaltenden Blattknospen, also den zartesten, jüngsten, weißbehaarten Blättchen gewonnen und seiner Güte wegen Kaiserthee genannt, nicht aber, weil ihn der chinesische Kaiser allein trinkt, wie Manche glauben. Eine andere Sorte grünen Thees ist der Hyson oder Hayson, nach einem Kaufmann so genannt. Die unzähligen, im Handel vorkommenden Theenamen beziehen sich ja meistens auf den Ort des Wachsthums, wie unsere Weinnamen, oder auf den Eigenthümer der Theepflanzungen. Der beste grüne Thee kommt aus Hevantho und Santotschu. Je weiter nördlich von Canton er zu Markte gebracht wird, desto schlechter ist er. Vom schwarzen Thee, der nicht so scharf gewürzhaft schmeckt, wie grüner und daher zuträglicher ist, sind der Pecco, d. h. Milchhaar, Kongo d. h. Thee, auf den Arbeit verwendet ist, und Souchong, d. h. kleine Art, am bekanntesten. Den ebenfalls hierher gehörigen, ehemals viel gerühmten Karawanenthee giebt es nicht mehr, obwohl ihn immer noch nichtchinesische Theehandlungen in Deutschland als ihre kostbarste Waare zu 8 bis 12 ℳ das Pfund verkaufen. Zu diesem Thee konnten nur die besten Blätter genommen werden, da schlechte den ungeheueren Landtransport von Kiachta nach St. Petersburg, 6500 Werst, nicht zu ertragen vermochten. Da der Landweg aber jetzt bedeutend kostspieliger ist, als der Weg der Dampfer, giebt es schon seit Jahren keine Theekarawanen mehr. Was von Nischny-Nowgorod aus noch unter der Marke „Karawanenthee" versandt wird, hat meist vorher erst den Weg über London und Königsberg dorthin genommen und ist nur neu verpackt worden. Der beste schwarze Thee, der Vierfünftel des Gesammttransports nach England bildet, rührt aus dem District Kienningfu in der Provinz Folien von den berühmten Boheahügeln her, der Boheathee oder Thee Bone, wie man ihn einst nannte, als er anfänglich fast die einzige Art war, die nach Deutschland gelangte. Der geringste schwarze Thee, seiner Aehnlichkeit mit Kapern wegen Kapernthee genannt, macht einen sehr bedeutenden Theil der europäischen Einfuhr aus. Der Ziegel- oder Backsteinthee, brick tea von den Engländern und Kirpitschnoi-Tschai von den Russen genannt, ist ein aus schlechten Theeblättern und -stengeln mit Schaf- und Ochsenblut in ziegelförmige Tafeln zusammengepreßtes Gemisch. In China nur bereitet, dient er den niederen russischen und mongolischen Nomadenvölkern der Kalmücken, Kirgisen, Baschkiren, Buräten u. A. als gewöhnliches und sehr beliebtes Nahrungsmittel, das mit Milch und Hammelfett gekocht wird. In Nordasien, der Mongolei und Taurien gebraucht man diese Theeziegel auch als Handelsmünze. Japanischer Thee geht meistens nach Nordamerika, das jährlich über 50 Millionen Pfund einführt. ⅓ dieser Einfuhr bildet Oulong, ein sehr aromatischer und wohlschmeckender Thee, der in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt ist. Verfälschungen des Thees geschehen nur in Europa. Junge Erdbeerblätter, Blätter von Ulmen, Schlehen, Eichen, Kirschbäumen, Weißdorn, Weidenröschen, die selbstverständlich alle kein Theein und demnach auch die eigentliche Wirkung des Thees nicht enthalten, mischt man darunter. Oder man frischt ausgekochte und getrocknete Blätter mit Katechu oder Japanischer Erde, einem aus dem Holze der ostindischen Akazie oder den Früchten der Arekapalme ausgekochten Färbemittel, wieder auf. In China geht man auf das Gewissenhafteste mit dem Thee um. Die großen Handlungshäuser dort lassen die Waare durch besonders geübte Theekoster stets sehr sorgfältig prüfen. Und erst nach befriedigendem Befunde versenden sie den Thee in möglichst luftdicht verschlossenen Kisten und Büchsen, meist von Thon gebrannt, mit Beiblättchen, Bimblatt, Papier ꝛc. sauber ausgelegt, verschnürt und mit Bleisiegeln verschlossen. Weil kein Volk den Chinesen an Sorgsamkeit in der Behandlung des Thees gleichkommt und weil nirgends billigere Arbeitskräfte als in China zu haben sind, hat man die Theecultur anderwärts auch nur mit geringen Erfolgen einführen können. Alle fremden Thees lassen uns das köstliche Aroma des chinesischen vermissen, das durch die in China eintretende niedrige Wintertemperatur bedingt sein soll. In Assam, das noch den namhaftesten Erfolg zu verzeichnen hat, entdeckte Bruce 1825 die Theepflanze. Nach zehn Jahren wurden die ersten Regierungspflanzungen gegründet und diese 1839 an die Assam Tea Compagny abgetreten. Von diesem indischen Thee geht der meiste nach England. Seiner Stärke und des durchdringenden Aromas wegen wird er gewöhnlich mit schwächerem chinesischen vermischt. 1851 betrug der indische Export 262839 Pfund. Seit 1861 stieg er aber so rapid, daß er jetzt über 20 Millionen Pfund beträgt. Seit 1825 baut auch Java Thee. Elf Jahre darnach sah man den ersten Javathee in Amsterdam. Seine Ausfuhr ergiebt 2 Millionen Pfund. Brasilien begann 1812 den Theebau, ohne bis jetzt besonders gute Resultate erzielt zu haben. In Nordamerika begann man 1848 Versuche in Südkarolina und Tennessee. Auch in Frankreich, Portugal, Kleinasien, auf St. Helena, Bourton, am Cap und auf Ceylon, neuerdings auch auf dem Atlas, hat man den Theebau ohne bis jetzt nennenswerthen Erfolg versucht. In Europa wurde der erste Theestrauch 1658 von Jonguet in Paris gepflanzt. In Südeuropa hält er auch im Freien aus. In Hohenheim bei Stuttgart überstand er sogar den harten Winter von 1784.

Bücherbesprechungen.

— **Pfarrhaus.** Herausgegeben von **Franz Blanckmeister.** Leipzig, Fr. Richter. Jährlich 3 ℳ — Am Anfang und am Schluß des Jahrganges wirbt der Herausgeber um neue Freunde und um kräftigere Bethätigung der alten Freundschaft. Wir wollen dazu helfen, daß der Ruf weiter klinge. Bei aller Treue gegen das besondere Bekenntniß, dem man von Herzen ergeben ist, kann und muß man doch zugeben, daß das deutsch-evangelische Pfarrhaus, wo es als solches besteht, gegenüber dem Katholicismus und gegenüber den auflösenden Bestrebungen unserer Zeit eine anerkannte und von seinen Feinden gebührend gefürchtete Macht darstellt. Folglich giebt es für alle einzelnen Pfarrhäuser eine gemeinsame Aufgabe und einen gemeinsamen Kreis der gegenseitigen Berührung, innerhalb dessen sich alle Vertreter und Bewohner derselben eins fühlen können. Daraus ergiebt sich, daß auch ein gemeinsamer literarischer Treffpunkt für alle sehr wünschenswerth ist und daß die Aufrichtung eines solchen einen Fortschritt bedeutet gegen die Zustände früherer Zeiten, wo das rheinische und das ostpreußische, das behäbige mitteldeutsche und das dürftige Diaspora-Pfarrhaus sich einander nicht kannten und nichts von einander lernten. Dieses berechtigte und nothwendige Bedürfniß zu erwecken und dann nach Möglichkeit zu befriedigen, hat das Monatsblatt seit 15 Jahren sich zur Aufgabe gemacht. Ohne irgend welche ziffermäßig begründete Kenntniß von seiner Ausbreitung haben wir doch den Eindruck, daß es vollkommen lebensfähig ist, und ein von Jahr zu Jahr fortschreitender Aufschwung ist nicht zu verkennen. Mit großem Tact hat der Herausgeber jeder Zeit diese Berührungspunkte aller Pfarrhäuser herausgefunden und Alles von sich gewiesen, was den Gegensatz der Bekenntnisse zuspitzen und den Streit der Theologen erwecken könnte. Wollte und könnte das Blatt den Anspruch erheben, mit seinem Inhalt die einzige und wesentliche Lectüre dieser Art

für die Geistlichen zu sein, so würden wir uns auch dagegen erklären. Aber es will ja nur eine freundliche Zugabe bilden zu allem Anderen, was man im Pfarrhause liest, wie das schon die Termine seines Kommens und der billige Bezugspreis bekunden, und es wendet sich ebenso wohl an die Pfarrfrau, wie an den Pfarrherrn, ja bis zu einem gewissen Grade auch an die Pfarrkinder, ohne natürlich irgendwie Kinderblatt zu sein. Und doch läßt es sich auch wieder nicht mit den Familienblättern vergleichen: auch von den besten dieser Art unterscheidet es sich durch die regelmäßige Berücksichtigung der Standesinteressen, die jene nicht beachten wollen und können. So behandeln z. B. vier längere Artikel den Pfarrgarten mit seinen verschiedenen Abtheilungen. Am besten kennzeichnen wir den Inhalt, wie schon früher geschehen, durch eine Zusammenstellung der Abbildungen, die der Jahrgang bietet. Es erscheinen der Reihe nach vor dem Leser Katharina von Bora, das Honterus-Denkmal, Döllinger, Karl Krummacher, Warneck, Beyschlag, Viktor v. Strauß, Luthardt, Brückner, Pank und das Denkmal von Teutsch. Die zu diesen Bildern gehörigen Artikel sind nicht Zusammenfügungen von Notizen aus Nachschlagebüchern, sondern meist selbständige, aus Studium und Erinnerung hervorgegangene Abhandlungen. Außer diesen Porträts sind eine Anzahl guter alter oder neuer Abbildungen von Oertlichkeiten aller Art vorgeführt worden, die für das Pfarrhaus ihre besondere Bedeutung haben, so ein Jünglingsvereinshaus im Rheinlande, Bilder zu den Arbeiten im Pfarrgarten, die Schillerglocke zu Schaffhausen, Betsäle aus der Diaspora, die erneute Paulinerkirche in Leipzig u. s. w. Und zu den Artikeln, die sich um diese Bilder gruppiren, kommen die zahlreichen anderen, die ohne solche erschienen sind, allgemein kirchengeschichtlichen, ortsgeschichtlichen, persönlichen, erbaulichen, bisweilen auch erheiternden Inhalts. Möchte solch aufrichtig und dankbar gespendetes Lob ein Wenig helfen, die Wünsche zu erfüllen, die Verleger und Herausgeber auf dem Herzen tragen! B. K.

— **Pastoralblätter für Homiletik, Katechetik und Seelsorge**, herausgegeben von Lic. theol. Wilhelm v. **Langsdorff**, Pastor in Rittmitz bei Kiebitz, Sa. Leipzig, Fr. Richter. Halbjährlich 4 ℳ. — Fortgesetzt ist das erfolgreiche Bestreben des Herausgebers dahin gegangen, mit seinen Beispielen für alle nur möglichen Arten geistlicher Redethätigkeit nicht nur Vorbilder zu schaffen, die nachzuahmen wären, sondern auch Gedanken anzuregen, die ihre Wirkung auf die Auffassung und Verwaltung des Amtes der Rede ausüben sollen. Wie er früher mit den Evangelien gethan, so will Pfarrer Dr. Samtleben nun auch die altkirchlichen Episteln, jede für sich und jede in ihrem ganzen Umfange, als Texte zu Taufansprachen verwenden und hat im vorigen Jahrgang mit dieser ansehnlichen Leistung einen schönen Anfang gemacht. Ueber die Nothwendigkeit solcher Darbietungen haben wir uns bei jener Gelegenheit ausgesprochen. Eine zwar mechanische, aber recht werthvolle Arbeit hat Pastor Schoener geliefert mit einer Zusammenstellung von ungefähr 50 Texten und Dispositionen zu Predigten bei Festen der inneren Mission. Wie wichtig ist es, zu wissen, welche Stellen hier oder da schon als Texte gedient haben und wie sie behandelt worden sind! Und wenn man dabei mancher Künstelei begegnet, so wird eben der verständige Leser leicht erkennen, daß Eines sich nicht für Alle schickt, wird aber gerade beim Studium eines Textes, den er so nie verwenden würde, leicht die richtige Fährte für sein Vorgehen finden. Was die immer neu gebotenen Meditationen über Perikopen anlangt, so hat man nach mehrjähriger Gewohnheit die Texte behandelt, die in Sachsen gerade für die Predigt vorgeschrieben waren, hat aber dabei die anderen Landeskirchen insoweit berücksichtigt, als auf die Eisenacher Perikopen und auf die entsprechenden bayrischen und rheinischen Textreihen Bezug genommen wurde. Wir finden mit großer Befriedigung, daß diese Meditationen fast durchweg so gearbeitet sind, daß sie das gründliche exegetische Studium nicht ersparen, sondern voraussetzen und fordern. Aus der Zahl der längeren wissenschaftlichen Beiträge, die sämmtlich ihren Werth haben, heben wir die hervor, die über seltener behandelte Gegenstände sich verbreiten oder uns besondere Bedeutung für unsere Zeit zu beanspruchen scheinen. Pastor Naumann hat seinen Vortrag über die seelsorgliche Behandlung der Geisteskranken zum Abdruck gegeben, Marinepfarrer Rogge schreibt über die gottesdienstlichen Feiern in der deutschen Kriegsmarine, Pastor em. Schöpff schildert Luther's acht Sermonen wider Carlstadt, Lic. Neuberg bringt in einem kurzen, aber kraftvollen Aufsatz „Zur Schulbibelfrage“ gegenüber allerlei Meinungen über die Sache den Standpunkt des verständigen Beharrens bei dem geschichtlich Gegebenen und Gewordenen zur Geltung, Diaconus Krüger beantwortet die Frage, was der Geistliche thun kann, um die häusliche Andacht in seiner Gemeinde zu fördern, Pastor Hiller giebt eine übersichtliche Zusammenstellung der neuerdings aufgetauchten Ansichten in der Abendmahlsfrage, Pfarrer Schneider handelt von dem Unterschiede der fides, quae creditur, und der fides, qua creditur für die evangelische Katechetik. Und das sind noch längst nicht alle Beiträge dieser Art, ein Beweis, was die Monatsschrift außer der Fülle der Predigten und Reden aller Art ihren Lesern zu bieten hat. B. K.

— **Weltwirthschaft und Flotte.** Ein Vortrag zur Flottenverstärkung von K. **Paschen**, Vice-Admiral z. D. München, C. H. Beck (Oskar Beck), 1900. 29 S.; 8°. Preis: 50 ₰. — Den Lesern der Leipziger Zeitung braucht die Nothwendigkeit der Verstärkung unserer Flotte im größtmöglichen Maßstabe nicht erst bewiesen zu werden; sie sind davon längst überzeugt. Aber auf eine Broschüre wie die vorliegende mit einigen empfehlenden Worten hinzuweisen, hat trotzdem seinen Werth; wer Gelegenheit hat, mit halsstarrigen Flottengegnern gesellschaftlich oder geschäftlich zusammen zu kommen, versäume nicht, sich mit dem in dieser Arbeit niedergelegten Stoffe von volkswirthschaftlichen Ergebnissen und Schlußfolgerungen zwingendster Art auszurüsten, und er wird in der Lage sein, aus einem eifernden Saulus einen eifrigen Paulus zu machen. Nur mit dem Schlußsatze, der auf die alte „Macht und Größe der Hansa“ anspielt, bin ich nicht ganz einverstanden; vgl. L. Z. vom 23. Januar, S. 302 f. Ht.

— **Der Boerenkrieg.** Politische und kriegsrechtliche Betrachtungen. Eine akademische Vorlesung von Prof. Dr. Carl **Hilty** (in Bern). Berlin-Leipzig, W. Vobach & Co., 1900. 69 S.; 8°. Preis: 1,20 ℳ. — Die Lorbeeren, die sich der Münchner Staatsrechtslehrer Max v. Seydel in den letzten Nummern der Jugend gepflückt hat, haben den Berner Völkerrechtslehrer und Ethiker Hilty, der kürzlich seinen 67. Geburtstag gefeiert hat, nicht schlafen lassen: auch er hat die sittlichen Folgerungen und Forderungen, die sich bisher aus dem weltbewegenden Boerenkriege ziehen ließen, in handliche Formen gebracht und bietet sie nun einem weitern Kreise zur Nachprüfung dar. Eine vortreffliche Schrift! Die Welt würde ein ganz anderes Gesicht bekommen, wenn es praktische Politiker gäbe, die es verständen, die christliche Moral des Privatmanns mit dem (zwar unchristlichen, aber meiner unmaßgeblichen Meinung nach doch oft auch recht gesunden) Egoismus der internationalen Staatenpolitik zu verquicken! Jedenfalls ist der Theoretiker Hilty davon überzeugt, daß England als Weltreich nur dann weiter bestehen werde, wenn die „Verhältnißzahl zum Wahren und Rechten entschlossener Männer und Frauen, mit einem unerschütterlichen Glauben an den Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden“ so groß wie möglich sei. Charakteristisch für Schweizerisches Soldatenthum der Gegenwart ist des Verfassers Wunsch, die Truppen im Kriege dürften nicht anders ausgehen als im Frieden. Khaki ist ihm also ein Greuel; vielmehr solle es sich jeder Officier zur Ehre anrechnen, sich den Kriegsgefahren „in gleicher tenue wie im Ballsaal“ auszusetzen. Etwas rückständige Ansichten, nicht wahr? Ne sutor supra crepidam! Abgesehen von diesen geringen Abweichungen bin ich natürlich weit entfernt, den hohen Werth dieser Broschüre (die etwas boerenmäßiger, d. h. fester hätte geleimt werden sollen) irgendwie herabsetzen zu wollen; im Gegentheile wird sich mit mir jeder Boerenfreund darüber freuen, daß sich gerade Carl Hilty der gefährdeten Sache der Freiheit so warm und wirkungsvoll angenommen hat. Ht.

— Der im October vor. Jahres erschienenen Ausgabe von **Stechert's Armee-Eintheilung und Quartier-Liste des Deutschen Reichsheeres und der Kaiserlichen Marine** ist jetzt die 332. Ausgabe gefolgt, abgeschlossen unter'm 27. Januar 1900. Das Heft, bis auf die neuesten Veränderungen nachgetragen, bedarf bei seiner großen Zahl von Ausgaben, welche innerhalb 40 Jahren erschienen und jetzt in den 41. Jahrgang eingetreten sind, keiner besonderen Anpreisung. Das kleine Werk ist verlegt bei Carl Siegismund, Berlin, und brochirt für 0,75 ℳ zu beziehen. H. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 35. Donnerstag, den 22. März, Abends. 1900.

Orts- und Volksleumund in der Oberlausitz.

Von Dr. Curt Müller.

Es ist charakteristisch für die Volksseele, daß kritisirende poetische Aeußerungen zu den ältesten und am weitesten verbreiteten Formen der Volkspoesie gehören. Für unser deutsches Volk bezeugt dies schon Ausonius in seiner „Mosella“, in der erzählt wird, wie die Landleute an den Moselufern, mit der Bestellung des Feldes beschäftigt, von Wanderern und vorüberfahrenden Schiffern durch Liedchen verspottet wurden. Welche Lust am anreizenden Spott über die lieben Mitmenschen gerade bei den Germanen herrscht, beweisen die mittelalterlichen gesetzlichen Bestimmungen gegen das „Schelten“ im germanischen Norden, das Eifern der Geistlichkeit gegen die Spottlieder in Deutschland, die unzähligen Schnadahüpfln, G'stanzln, Trutzg'sangl'n, Rundas, Tschumperliedln, sowie die Freude an Spitz- und Uebernamen und Spottworten. Vor Allem hänseln sich gern die verschiedenen Stände und Siedelungen, und wir begegnen schon auf einem so engen, aber selbständigen Gebiete, wie es die Oberlausitz ist, einer ziemlichen Anzahl von Aeußerungen des Orts- und Personenleumunds, die uns mit ihrem gesunden Humor mitten in das behagliche Sonderleben der Kleinstädte und Dörfer dieses schönen Landestheiles hineinversetzen. Auf die Oberlausitz ist im Laufe der Zeit so Manches übertragen worden, was ursprünglich der eigentlichen Lausitz, der Niederlausitz, der Gegend, die ihren Kern im Spreewald hat, gilt, selbst der Name „Lausitz“ (von luža = Sumpf), den heute auch der alte Wendengau der Milzener oder das Land Budissin und Görlitz, sowie selbst der ehemalige böhmische Gau Zagost (Gegend von Zittau und Reichenberg) trägt, war ja einst nur dem sumpfigen und sandigen Kieferngebiete im und am heutigen Spreewalde eigen. Dieses Sumpf- und Heidegebiet war bei den Bewohnern bessergestellter westlicher Nachbargebiete ebenso verrufen, wie des „heiligen römischen Reiches Streusandbüchse“, die nördlich angrenzende Mark. Dazu kam, daß für die früher cultivirten Germanenlandschaften westlich der Elbe alles Land hinter, östlich der Elbe lange trotz der im 12. und 13. Jahrhundert weit vordringenden colonisirenden deutschen Ansiedler für die damaligen Verkehrsverhältnisse etwas weit entfernt lag, und daher herrscht noch heute in den „sächsischen Erblanden“ eine bemerkenswerthe Unkenntniß der Lausitz und der Spottname „wendische“ oder gar „Hundetürkei“ haftet an der sächsischen Oberlausitz heute ebenso wie an der eigentlich darunter gemeinten Niederlausitz, vielfach aber wird der Ausdruck auch nur auf die Heidegegend östlich der Elbe bei Torgau angewandt. Der lebhafte Verkehr auf der uralten Völkerstraße, der via regia von Leipzig über Großenhain, Kamenz, Bautzen, Löbau, Görlitz ins Schlesier- und Polenland, war vorwiegend Durchgangsverkehr und dem flüchtigen Beobachter blieb nur die Fremdartigkeit des Wendenvolkes, deren Ackerbaugebiet mit den kleinen Dörfchen er durchquerte, im Gedächtniß, in das schönere und interessantere südlichere Lausitzer Gebiet, südlich vom Czernebohzug und von Löbau verirrte sich so leicht Niemand, und so kam es, daß vor 100 Jahren noch einige Reisende mit offenbarer freudiger Ueberraschung in ihren Schilderungen der Lausitz mit voller Entschiedenheit die landläufige Meinung bekämpfen müssen, daß die Lausitz sich vorsintfluthlicher socialer Verhältnisse erfreue. Man glaubte vielfach allen Ernstes an die Leibeigenschaft der dortigen Bauern, mindestens an volle Besitzlosigkeit; die deutschen Lausitzer wurden für halbe, die Wenden aber für ganze Barbaren gehalten. Auch begegnen wir heute noch westlich der Elbe häufig bedauerlicher Unkenntniß der herrlichen Landesnatur der südlichen Oberlausitz und des angrenzender Böhmens. Eine interessante Thatsache ist es z. B., daß der normale Reisende das, was zwischen Sächsischer Schweiz und Riesengebirge liegt, nicht kennt und daher nicht aufsucht, höchstens besucht er in der Lausitz das stille, aber so weltberühmte Herrnhut, dessen Ruf ja unbestreitbar den der prächtigen Zittauer Berge weit überragt. Der Volksmund weist diese Nichtachtung der Lausitzer Heimath nachdrücklich, aber mit Recht zurück in dem Reim:

Sieh dr ock de Barge,
Sieh dr ock de Falsen o,
Sein keene kleene Zwarge,
Hänge gruße Klumpen dra.

Die geschichtliche Sonderentwickelung und die peripherische Lage dieses sächsischen Landestheiles hat ja diese Stellung der Lausitz im sächsischen Volksbewußtsein stark befördert, die „Ueberelbschen“, wie die Erbländer scherzweise wohl in der Lausitz genannt werden, werden schließlich auch zu der Ueberzeugung kommen, daß hinter den schönen Lausitzer Bergen auch Leute — und zwar recht tüchtige Volksgenossen — wohnen. Die Lausitz scheint aber noch heute Manchem zu entlegen, wird doch im Volksmund Bautzen zu den Orten gerechnet, die an der Grenze des geographischen Gesichtskreises liegen, wenn man sagt, „ein Messer sei so stumpf, daß man damit nach Bautzen reiten könne“ (anderwärts Rom oder gar der Himmel in diesem Ausdrucke genannt). In welchem Rufe die Lausitzer stehen, zeigt das Wort: „Die Lausitzer fahren ein bissel nach Garne (d. h. sie spinnen), essen Landeskinder (= Kartoffeln) und verzehren manchmal einen Blinden (Hering).“ Da hat der Lausitzer von seinen westlichen und südlichen Nachbarn eine bessere Meinung, wenn er von einem recht behaglich Dasitzenden sagt: „Der sitzt da wie ein Kursachse“, vielleicht liegt manchmal in diesem Worte die Nebenbedeutung des Selbstbewußten, etwas Protzigen, wie in dem ähnlichen Ausdruck, den man auf eine Aufgedonnerte anwendet, die dasitzt „wie eine böhmische Braut“. Auch in anderer Weise kommt der Gegensatz zwischen Böhmen und der nahen sächsischen Lausitz in Volksworten zum Ausdruck. Um etwas Ungewöhnliches, Neues, zu bezeichnen, sagt der böhmische Nachbar: „Das wär Sachsen“, der Lausitzer in ähnlichem Sinne: „Schadet nichts, wenn auch's Eis aus Böhmen kommt“, d. h. wenn's auch anders zugeht wie herkömmlich. Schärfer spricht sich die alte particularistische sächsische Abneigung gegen das Preußenthum aus, dem man leider sehr oft in seiner Gesammtheit die Schwächen des Berlinerthums zuschreibt. — „Der ist aber heute preußisch“, d. h. er ist unausstehlich, „eine Z'widerwurzn“, wie der Süddeutsche sagt. Aehnlich heißt es von einem Rabiaten: „Der is aber katholisch.“ Der uralte Kampf zwischen Slaven und Deutschen, der auf dem ostelbischen deutschen Colonialgebiet zum Siege deutscher Sprache und Sitte bis auf wenige absterbende Reste des Wendenthums in der sächsischen und preußischen Oberlausitz führte, ist dem friedlichen Zusammenleben von Wenden und Deutschen in der Lausitz gewichen. Den großen Eroberungs- und Unterjochungsprozeß lassen uns zwei Worte in seiner ganzen Bitterkeit nachfühlen. Der Nationalname der Unterjochten, „Slave“ (lat. sclavus), wurde die Bezeichnung für Kriegsgefangene überhaupt (mhd. slaven unde geste = Gefangene und Fremde) und bedeutete endlich „unfreier Knecht“ schlechthin, „Sklave“ wurde so ein in alle west- und südeuropäischen Sprachen eindringendes Lehnwort. Die Verachtung, welche die Wenden während des Mittelalters genossen, spricht sich ja in jenen Innungsbestimmungen aus, welche den Nachweis „ehrlicher Geburt und echter deutscher Zunge und Art“ von den Mitgliedern forderten. So kam es daß man das von den Wenden für „Heide-

bewohner“ gebrauchte Wort holan, holansk auf sie selbst anwendete, da sich das unverfälschteste Wendenthum im Spreewalde und in der Heide erhalten hat. Schließlich bekam das Wort eine verächtliche Nebenbedeutung, die über die ursprüngliche siegte, der Halunk oder Holunk wurde, nachdem dies Wort übergangsweise einen „untergeordneten Knecht“ bezeichnet hatte, der Name für einen niedrig gesinnten Menschen; das Wort nahm also eine ähnliche Entwickelung wie „der Heide“. Daß der Deutsche lange den „wendischen Dickopf“ als minderwerthig ansah, findet seinen Nachklang in einem Wiegenliede, das mir von einem Orte hart an der alten Wendengrenze berichtet wurde (Ebersdorf bei Löbau):

Schlof, mei Kindl, schlof,
An Gorten gieht a Schof,
De Milch die giebts süsse,
De Milch die giebts sauer
Fer dn windschen Bauer.

Weil die Wenden früher rechtlos waren, war auch lange in Sachsen die Redensart gang und gäbe: „Hau zu, es ist ein Wende!“ Ebenso hat der Deutsche ein scherzhaftes Wortspiel: „Aus vier Wänden (= Wenden gespr.) baut man einen Stall;“ aber die Wenden antworten schlagfertig: „in den man einen Deutschen einsperrt.“ Auch in andern wendischen Worten klingt dieser alte Gegensatz an: „Gott verläßt keinen Deutschen, er schickt ihn ins Wendische betteln;“ oder: „Da möchte man doch gleich deutsch singen“, d. h. aus der Haut fahren. „Dem schlägt der Deutsche auf den Mund“, sagt der Wende von einem Deutschen, der das Wendische erlernt und im Accent seine Abkunft verräth. (Andree, Wend. Wanderstudien S. 61.) Auch in der Bezeichnung der Bautzner Soldaten als „Wojacker“ liegt eine Hindeutung auf das Lausitzer Wendenland (wend. woiak = Soldat), die Zittauer nennt man dagegen „Sieacker“ nach der in der Oberlausitzer Mundart so häufigen Redewendung: „Sieh ack“ oder „Sieh ock“. Auch das Schimpfwort „Hannake“, ursprünglich nur der Name für die herumziehenden mährischen Topfflicker, ist bezeichnend für die Verachtung der Slaven durch den Lausitzer Deutschen. Solche Beziehungen auf die eigenthümliche Mundart der Oberlausitz finden wir mehrfach in Spottworten, das Volk drückt hierin oft ganz treffend sprachliche Beobachtungen aus. Häufig wird der Lausitzer in den Erblanden schlechthin wie ursprünglich nur die Soldaten von Zittau „Sieacker“ genannt, geflügeltes Wort seiner Mundart ist die bekannte Frage: „Aßt r o no mie?“ (Eßt ihr auch noch mehr?), ähnlich wie ja der Vogtländer Dialekt auch durch eine Frage: „Sei die Sei aa sei?“ (Sind die Säue auch fein?) charakterisirt wird. Wie in Palästina seiner Zeit die Israeliten und Ephraimiten an der Aussprache des hebr. Wortes „Schiböleth“ (= Strom) erkannt wurden, indem letztere „Siböleth“ sagten, so legt man auch den verschiedenen Dörfern der Oberlausitz verschiedene Worte in den Mund, die für ihre Sprechweise charakteristisch sind. Von den „Oberdörfern“, d. h. den südlich des Kottmarzuges gelegenen Ortschaften, besonders Eibau, Ebersbach u. s. w. gilt, daß sie „quirlen“ und „welgern“, ihre r und l werden vorwiegend durch rollenden Anschlag der Zunge an das Gaumensegel gebildet, wie das englische r in wrong, right, dadurch erhält die Mundart einen etwas rauhen Klang, besonders „die Cunewäler“ sind ihrer gutturalen Sprechweise wegen bekannt. Dagegen verschleifen die Seifhennersdorfer das r häufig, weshalb man ihnen zuruft: „Sieh ock, wie da Seega be'mbat un da Vata schna'cht.“ (= Sieh doch, wie die Uhr bimbert und der Vater schnarcht). In „Wäsdorf (= Weigsdorf b. Friedland) dun se gägn, pfäfn, Baß strächn, allö ze glächer Zêt un drummeln dun se â“ (= geigen, pfeifen, Baßstreichen, alles zu gleicher Zeit und trommeln thun sie auch). In „Södndorf (= Seitendorf) gieht's hingum bei dr Kopal vorbâ“ (= geht's hintenum bei der Kapelle vorbei). In Türchau „rädn de Leut' so schnell, doâß' enn bal goâr z'g'schwind gieht, wie dort enn d' Wach' ôagsoât (= wie man gescholten wird), 's Läsbichl b'zoâhlt, a de Ke'rch' gang' wird“. Die benachbarten Böhmen foppt man mit dem Ausruf der meist slavischen Schaffner auf der böhmischen Nordbahn: „Hinten fertik, vurne fertik, Alles fertik, furt!“ In der Niederlausitz heißt der Oberlausitzer Wende wegen der ihm eigenen Partikel ha = ja Hajack, der Stockwende, der gar kein Deutsch versteht, Pinack von pjenk = Klotz. Unter den Siedelungen der Oberlausitz haben seit altersher die Städte eine hervorragende Rolle gespielt, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit nach ihrer Gründung durch deutsche Siedler auf ehemals wendischer Flur oder durch Germanisation eines wendischen Mittelpunktes wie Bautzen sich zu Stätten reichen wirthschaftlichen und geistigen Lebens entwickelten. Das städtische Sonderthum mit seinem reichen Besitz trat ja hier früher in einen sich kräftig geltend machenden Gegensatz zu den Besitzern des platten Landes, der Ritterschaft. Die Weichbilder dieser Städte umfaßten große Dorfschaften, kein Wunder, daß die Oberlausitz nach dem Bunde der „Sechsstädte“, Kamenz, Bautzen, Löbau, Zittau, Görlitz, Lauban, in vergangener Zeit oft geradezu „Sechsland“ genannt wurde. Diese große Bedeutung der Sechsstädte klingt in vielen Volksworten nach. Wegen ihres Reichthums rühmt die Oberlausitz noch 1828 die Zeitung für die elegante Welt, selbst heirathslustige Dresdener gingen damals nach Bautzen und Zittau auf die Brautschau nach reichen Mädchen. Wie der Italiener seinen Städten schmückende Beiwörter beilegt (Genua — la superba, Mailand — la grande 2c.), so kennzeichnet man die Sechsstädte mit folgenden Superlativen: „Bautzen — die schönste, Görlitz — die größte, Zittau — die reichste, Löbau — die älteste, Lauban — die kleinste, Kamenz — die ärmste.“ Daß besonders die führenden Städte des Bundes mit unerbittlicher Strenge ihre Maßnahmen gegen die Räuberplage des ausgehenden Mittelalters ausführten, beweist uns ein Spottlied von 1407:

Wer von Bautzen kommt ungefangen,
Von Görlitz ungehangen,
Von der Zittau ohne Weib,
Der mag wohl sagen von guter Zeit.

Durch ihr scharfes Vorgehen gegen den räuberischen Adel, durch Gegensätze zu den Dörfern und auch durch Streitigkeiten unter sich regten die Bürger der Sechsstädte häufig die Spottlust des Volkes an, so daß wir frühzeitig Spitznamen für sie erwähnt finden, die allerdings heute längst vergessen sind. Die Entstehung einiger dieser Namen mag der heftige Bierstreit zwischen Görlitz und Zittau (1491) mit veranlaßt haben, den die Zittauer durch Einschmuggeln ihres Bieres in Görlitzer Gebiet hervorriefen. Die Bautzner hießen Träbersäcke, weil sie ein berühmtes Bier, die sogenannte „Klotzmilch“, brauten, auch Luchsstecher, weil sie 1621 in einem Gewölbe der großen Mühle einen Luchs (oder nur eine große Katze?) gefangen haben sollen. Die Görlitzer nannte man doppelsinnig „Wendehüte“, weil sie einmal als Dickköpfe wie die Wenden, zum andern als politisch wetterwendisch angesehen wurden. Weil sie in der erwähnten Bierfehde den Görlitzern die Kühe aus den Rathsdörfern wegtrieben, bezeichnete man die Zittauer als Kuhtreiber, wegen ihres Gemüse-, besonders Zwiebelbaues die Laubaner als Zwiebelfresser. (Aehnlich Borna bei Leipzig = Zwiebelborne.) Aus dem 30jährigen Kriege trugen die Löbauer den Spottnamen „Krautmaler“ mit hinweg, weil sie damals so heruntergekommen waren, daß sie den Kraut verlangenden Soldaten zurufen mußten: „Malt euch Kraut!“ Bei einer schlimmen Affaire im Anfang des 17. Jahrhunderts hatten sich die Kamenzer sehr pfiffig verhalten, indem sie Johann Georg I. sehr zeitig um Gnade baten, weshalb dieser sagte: „Aha, die haben's gerochen.“ So blieb an ihnen der Spitzname „Schnüffler“ oder „Riecher“ hängen, und wer etwas leicht merkt, hat noch heute „eine Kamenzer Nase“. Wie schlimm oft der Volksspott gegen die Sechsstädte gewesen sein mag, ersehen wir aus der geschichtlichen Nachricht, daß einst ein Spottsänger gestäupt wurde, weil er ein Schimpflied auf die Sechsstädte frevelhaft gesungen hatte.

Besonders Bautzen, der alte wendische und später auch deutsche Culturmittelpunkt, spielt eine Rolle im Volksmund, wie ja schon einige oben erwähnte Ausdrücke beweisen. Lange Zeit hieß die Oberlausitz geradezu das „Bautzener Land“ (terra Budissin), für den Oberlausitzer Wenden ist sie schlechthin noch „die Stadt“ (město). Wenn die Sonne hinter den Bergen hervorbricht, sagt man in der Niederlausitz: „Die Bautzner lachen.“ Eine historische Erinnerung birgt die Redensart „Hunde führen bis Bautzen“. Damit will man etwas Mühseliges und Entehrendes zugleich bezeichnen, denn im Mittelalter mußten Verbrecher aus höheren Ständen zur Strafe häufig Hunde bis zur Grenze des betreffenden Gaues tragen. Ein solcher äußerster Grenzort war Bautzen, vielleicht haben auch meißnische Edle in so entehrender Weise dorthin gehen müssen. Das Wort: „In Bautzen hängt man die Diebe zweimal“ bezieht sich auf einen derben Studentenstreich des 16. Jahrhunderts. Der tolle Bartholomäus, ein etwas wahnwitziger Student aus Polen, rächte sich für Verspottung an einem Schuster und einem Drahtzieher dadurch,

daß er ihnen Leichname vom Galgen vor die Thüre setzte, sodaß der Scharfrichter diese dann in aller Form Rechtens noch einmal henken mußte. Literarischen Ursprungs ist der bezeichnende Ausdruck von Renatus „allentchen e Bautzner“. Auch die im Mittelpunkt des „Sechslandes“ liegende alte Stadt Löbau erfreut sich der Theilnahme des Volksmundes in reichem Maße. Der Volksname „die Liebe“ für Löbau (v. ostwend. luby = lieblich, lieb, in der Nähe Liebsdörfel nach dem Personennamen „Liebe“) gab Veranlassung dazu, ebenso wie heute gern in sämmtlichen Localtrinksprüchen davon ausgegangen wird. So war zu Zeiten des Sechsstädtebundes das doppelsinnige Volkswort: Das schadet der Liebe nichts, wenn's in Lauban brennt“, ohne weiteres verständlich, das man auf Gleichgiltigkeit anwendet: Löbau konnte der ziemlich weitentfernten, ihm verbündeten Stadt Lauban bei Feuersgefahr meist keine Hilfe senden und mag sehr häufig die Entfernung als billigen Entschuldigungsgrund angegeben haben. Lobend sagte man dagegen auch: „Die Stadt ist klein, aber desto größer ihre Liebe“. Eigenthümlich sind auch die einander ähnlichen Ausdrücke auf die Frage, wohin man gehe: 1) „A de Liebsche Lebe. 2) Ei de Eibsche Eibe (Eibau am Kottmar). 3) Nach Budissin bei Bautzen. Interessant ist dann eine andere Uebereinstimmung des Volksmundes in Verdrehungen des Ausdruckes „Ach du lieber Gott!“ In der Leipziger Gegend ruft man aus: „Ach du lieber Gott von Danzig (— Gottv —), was wird'n der von Leipzig sagen!“. (Leipziger Gott = lieber Gott.) Ein ebenso derbes Stück volksthümlichen Verhüllungshumors bietet die Lausitz mit dem Ausruf: »Ach du mei Liebscher (= Löbauer), Gott, was wird der Bautz'sche machen, der Sitt'sche (= Zittauer) spinnt Fecken“ (= treibt Unnützes, macht viel unnützen Abgang beim Spinnen).

Am schlimmsten ergeht es im Volksmund den kleinen ruhigen Landstädtchen der Lausitz, die wie Dornröschen noch im Schlummer liegen, abseits von der großen Heerstraße, doch so idyllisch, daß wir sie im Bilde der Landschaft nicht missen möchten. Bei bloßen Spitznamen bleibt es noch bei Bischofswerda, dessen Namen man in „Schiebockswerda“ verdreht. Elstra, dessen Bewohner man durch den Namen „Schumla“ mächtig erbosen kann, und bei Neusalza, das häufig „Schusterstadtl“ genannt wird. Gar arg wird dagegen Weißenberg und Bernstadt mitgespielt, jenes gilt geradezu als Abdera oder Schilda der Lausitz. Dem kleinen deutschen Städtchen mitten in der Wendei wird zunächst schnöderweise nachgesagt, „ihm hätten die Gänse das Pflaster weggefressen“, and wenn eine Kirchenuhr nachgeht, behauptet man: „Sie geht mit dem Weißenberger Boten.“ Sogar volkspoetisch ist das Städtchen verherrlicht worden, leider sind nur folgende Strophen bekannt:

O Weißenberg, O Weißenberg,
Wie schön sind deine Fluren!
Am Marktplatz wachsen Gräselein,
Und darauf weiden Gänselein.
O Weißenberg, o Weißenberg,
Wie schön sind deine Fluren.
Vom Rathhausthurm, vom Rathhausthurm
Legt man ein Bret hernieder,
Da hat der Küster keine Qual,
Gar schnell fährt er hernieder.

Jedenfalls bezieht sich das letztere darauf, daß man ursprünglich den Eingang am Rathhaus vergessen hatte und nun eine Treppe außen am Thurm anbrachte, wo man sie heute noch sehen kann. Auch mit ihrer Sonnenuhr am Rathhaus sollen die Weißenberger sehr klug verfahren sein, indem sie diese, weil sie zu schön war, um den Unbilden der Witterung ausgesetzt zu werden, erst an die Nordseite, dann gar im Sitzungssaale des Rathhauses anbrachten. Daß in jedem Hause statt des Feuereimers ein Blasebalg steht, um das Feuer ausblasen zu können, und daß der Bürgermeister einen großen Spahn in der Verlängerung seines Rückgrates hat, weil die Bürgermeisterwahl durch Herunterrutschen von einem Dache entschieden wird, daß ist ebenso allenthalben bekannt. Höchst scherzhaft ist auch die Geschichte von der Weißenberger „Butterbemme“, ein Wort, das die Weißenberger heute noch nicht gerne hören. Als der Kurfürst August der Starke einst nach Polen reiste, wollten ihm die Weißenberger eine Bittschrift überreichen. Aus Versehen warf aber der Bürgermeister seine in Papier eingewickelte Butterschnitte in den kurfürstlichen Wagen. Nach vier Wochen kriegten sie aus Warschau die Schnitte zurück in einem Briefe, wofür sie schweres Postgeld zahlen mußten und eine dicke Nase extra bekamen, daher der Ausdruck: „Er hat eine Butterschnitte bekommen!“ ähnlichen Sinn hat, wie „er hat eine Nase bekommen“, oder auch: „Er hat nichts bekommen und vergeblich gehofft“. Bernstadt a. d. E. (= auf dem Eigen) nahm als Mittelpunkt des Eigenschen Kreises, d. h. des Gebietes, das dem Kloster Marienthal „eigen“ war, früher eine eigene Stellung in der Lausitz ein. Die Sonderart der Bewohner dieses Gebietes wird auch durch die Spottworte „der eigensinnige Kreis“ und „die eigensinnigen Bauern“ bezeichnet. Dies und die Abgeschlossenheit des Bezirkes hat Bernstadt den zweifelhaften Ruhm eingetragen, in der Lausitz „Mittelpunkt der Welt“ genannt zu werden, weil dort die Erdachse auf dem Marktplatze herausstehe (ein Candelaberarm daselbst) und von den Bernstädtern geschmiert werde. Auch als „das gelobte Land“ wird es gehänselt und sein Name in „Sternbrell“ verdreht. Der blühende Zustand der Tuchmacherei in Bernstadt wird durch das alte Sprichwort beleuchtet: „Ohne Bernstädter Tuch kann weder Hochzeit, noch Communion, noch Begräbniß vollbracht werden“, weil man sich stets aus diesem sein „Braten-“ oder „Gottestischrödel“ in der Oberlausitz herstellen ließ. Dabei scheinen aber die Tuchmacher oft, wie die Müller das Metzen, das Falschmessen zu ihren Gunsten verstanden zu haben, sonst würde es nicht heißen, wenn ein Kind zu zeitig geboren wird: „Es ist mit Bernstädtler Maß gemessen worden.“

Auch die Lausitzer Dörfer gehen im Volksspott nicht leer aus, ihre Eigenthümlichkeiten schildert oft in scherzhafter Weise der volksthümliche Kinderreim. Im Kinderleben gilt wie in den homerischen Zeiten der weitgehendste Particularismus, die Kinder des Nachbardorfes werden bereits als die nächste Zielscheibe des Spottes angesehen. In Schimpfereien reizen sie sich genau wie die Naturvölker zum Kampfe gegenseitig an. In Neugersdorf dicht an der böhmischen Grenze ruft man denen von Philippsdorf oder „Butterdörfel“, wie es im Volksmunde wegen vieler Butterhändler heißt, als Kriegsruf zu:

„Böhm'sche, böhm'sche Gauke,
Gab mr 'n Leffels Mauke (= Mehltrank),
Gab mr'sch ne zu dicke,
Doß'ch ne dra d'rsticke.“

Foppt man hier mit der Lieblingsspeise, so ärgert man andere mit ihrer Thorheit oder andern schlimmen Eigenschaften.

„Feuer, Feuer, de Bache brennt,
De Schimcher (= Schönbacher) kumm mit Struh gerennt,
De Laulschen (= Lawalder wohl) die sin och ne dumm,
Die leschen mit Petroleum“

singt man in der Löbauer Gegend; in der Zittauer:

„In Burkersdorf und Schlegel,
Da sin de größten Flegel,
In Burkersdorf im obern Zippel,
Da sin erst die großen Knüppel.“

Sehr derb sind auch die Reime:

„Hennersdorfer, dicken, dacken, ha'n Teifel hintern Nacken“

und

„Friedensthal das Dörfel der Liebe hat 11 Häuser und 12 Diebe.“

Harmloser sind die Spottverse über Hainewalde b. Zittau, Ebersdorf und Ebersbach b. Löbau:

„Br-um, bum, bum, br-um, bum, bum,
De Henewälder Schützen kumm,
Der eene der is bucklich,
Der andre der is krumm.“

und:

„Murne kumm de Aberschbächer
Mit de grußen Nasenlächer,
Uebermurne de Aberschdurfer
Mit de grußen Bratenschlurfer.“

Einen sehr bezeichnenden Einblick in das Leben der Lausitzer Weberdörfer gewährt uns ein überall verbreiteter und auf verschiedene Dörfer angewandter Reim:

A Aberschdurf, a Supperschdurf,
Da wab'n se Kattun,
Un wenn dr Voter Suppe kucht,
Do wabt doweil der Suhn.
Un wenn ich 1000 Thaler hätt',
Do kuft ich mir e Haus
Un baute mir e Türmel druf
Un guckte uben raus.

Letzterer sehr begreifliche Wunsch geht leider dem armen Weber meist nicht in Erfüllung, im Gegentheil ist der Armuth gerade im Weberhause sehr häufig eine Stätte bereitet. Unser Volk

empfindet aber Gott sei Dank nicht pessimistisch und macht sich womöglich selbst über sein kümmerliches Dasein lustig. Aehnlich wie arme Dörfer der Torgauer Haide sich selbst verspottend singen:

„In Kaisa, Lausa, Buch,
Da schrein wir selten juch!
Doch will uns unser Herrgott all ernähren
Mit Pilzen und mit Heidelbeeren,
Und wenn wir dann auch die nicht finden,
So könn'n wir ja noch Besen binden",

ähnlich scherzt man auch über die Armuth mancher wendischen Dörfer. Von Weisa bei Bautzen erzählt man sich, daß man dort einen Hering zwischen die Doppelfenster hänge und die Kinder an den Scheiben lecken lasse. In Döbschütz müssen die Kinder das ortsübliche Leibgericht aus Buttermilch, „Pimpus", mit der Stecknadelspitze essen, diese aber, damit sie nicht zu viel bekommen, erst ein paar Mal abschütteln. Dann werden sie auf eine hohe Stange gesteckt, damit sie über den Berg weg nach Bautzen sehen können, das man ihnen mit den Worten zeigt: „Seht euch das an, dort werdet ihr euch satt essen können, wenn ihr groß seid!" Von so Manchem, dem die Armuth im Gesicht geschrieben steht, der aussieht „wie's bittere Leiden", behauptet der Volksmund: „Der wohnt in Dünndorf auf der Wassersuppengasse." Dem, der milde Gaben heischen muß, schreibt er die Herkunft „aus Bettelsdorf" zu. Weniger bitter sind die Worte, die sich auf die Bewohner von Rochten und Mortko in der Wendei beziehen. Den ersteren legt man den muthigen Satz in den Mund: „Wir sind Rochtener; was wir trinken bezahlen wir, vor dem Teufel fürchten wir uns nicht, aber wenn der Schornsteinfeger kommt, da erschrecken wir." Daß die Motkoer „aus dem Leeren trinken", wie der Volksmund berichtet, hat seine Ursache in einem lustigen Streich ihrer Nachbarn, der Lohsaer, die während der Ernte ihnen ein verstecktes Bierfaß austranken. Geschichtlichen Hintergrund hat die Redensart: „Die Bischdorfer machen nicht mit." Bischdorf b. Löbau war lange Zeit eine erbländische Insel im Lausitzer Markgrafenthum, mußte daher nicht nach Bautzen, sondern an den Bischof von Meißen zinsen. An den Namen schließt sich etymologisirend der Spitzname Läuseputtel (Lauska b. Löbau) an, ebenso der Witz: „Wie kommt man durch Mitteloderwitz?" „Durch Mittel oder Witz." Aehnlich knüpft der Volksmund an den Namen Budissin die kleine Sage an, der mit der Gründung der Stadt beschäftigte Wendenfürst habe die Nachricht von der Niederkunft seiner Frau erhalten und nun gefragt: Bude syn? („Ist's ein Sohn?")

So zeigen uns die angeführten sprichwörtlichen Redensarten und Volksreime, die ich zum Theil dem vorzüglichen Schriftchen von Freytag (Sachsens geschichtlich-geographische Sprichwörter. Leipzig 1898), zum größten Theil aber eigenen Sammlungen verdanke, wie reich sich unser Volksmund auf so kleinem Gebiete schon erweist, wie vielseitig und interessant das Volksurtheil ist. Auf alle diese charakteristischen Aeußerungen des Volkshumors möchte ich das treffende Wort Riehl's (Land und Leute S. 186) anwenden: „Ein Volk, welches sich solchergestalt noch über sich selber lustig machen kann, muß noch ein kräftiges Volk sein, und solange sich kleinstädtisches Sonderthum wesentlich in Versen Luft macht, hat es mit demselben auch keine Noth."

Bücherbesprechungen.

— Schlatter, D. A., und Cremer, D. H., Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. 4. Jahrg. 1. Heft. Schlatter, Die Furcht vor dem Denken. Kropatschek, Occam und Luther. Gütersloh, Bertelsmann. 1900. 1 ℳ. — Den ersteren der in diesem Aufsatze enthaltenen Aufsätze möchten wir in die Hand aller Derer legen, die Hilty's „Glück", insbesondere den 3. Theil, gelesen haben. Schlatter hat sich durch das weitverbreitete Buch veranlaßt gefühlt, die „Furcht vor dem Denken" zu behandeln. Der tiefe und treffliche Aufsatz ist außerordentlich anregend für Theologen wie für Laien. Eine feine geschichtliche Studie bietet Kropatschek mit seiner Antrittsvorlesung, ein werthvolles Capitel zu „Reformatoren vor der Reformation".
G. B.

— Carl Stangen's Verkehrszeitung. Herausgegeben von Carl Stangen's Reisebureau. 6. Jahrgang, Nr. 14—24; Berlin 1899. — Von Carl Stangen's Verkehrszeitung, die ihren 7. Jahrgang angetreten hat, haben wir noch der zweiten Hälfte des 6. Jahrgangs in Kürze zu gedenken. Das Bestreben, die Leser mit allen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Reisen und Verkehrsverhältnisse bekannt zu machen, tritt auch hier wieder deutlich zu Tage. Auch werden, wie sonst, diejenigen Gegenden, die gerade die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken, in längeren oder kürzeren Artikeln behandelt und durch gute Abbildungen veranschaulicht. Wer in diesem Jahre die Pariser Weltausstellung zu besuchen gedenkt, wird in der Stangenschen Verkehrszeitung vielerlei gefunden haben, was als nützliche Vorbereitung zu diesem Besuche dienen kann. Ein Uebersichtsplan der Ausstellung findet sich bereits in Nr. 14; die folgenden Nummern bringen noch manchen schätzenswerthen Beitrag über Einzelheiten des gewaltigen Unternehmens. Von sonstigen Artikeln aus Nr. 14—24 seien folgende erwähnt: Das Jordanthal. — Das Pfitschthal. — Die Hohe Tatra. — Ein Ausflug in die Dauphiné. — Honolulu. — Bethlehem. — In den Ruinen von Emerita Augusta. — Eine interessante Bergbahn (die combinirte Drahtseil- und Zahnradbahn nach dem Schlosse und der Molkenkur in Heidelberg). — Klimatische Wüstenkuren mit besonderer Berücksichtigung Aegyptens sowie des Einflusses der Wüste auf Tuberculose. — Zur Frage der Eisenbahnunfälle. — Die Entwickelung des Wagens. — Erzherzog Ludwig Salvator als Forscher des Mittelmeers. — Einen ziemlich breiten Raum nehmen naturgemäß die Mittheilungen über die von Stangen's Reisebureau veranstalteten Gesellschaftsreisen ein, deren Programm mit den wichtigsten Angaben über Dauer, Preise ꝛc. in jeder Nummer der Zeitung enthalten sind. Die Rückseite des Umschlages enthält die Segelliste der vom europäischen Continent und England nach Amerika, Asien, Afrika und Australien abfahrenden Passagierdampfer.
C. R.

— Der Gebirgsfreund. Illustrirte Zeitschrift für Topographie, Geschichte und Touristik des Riesen- und Isergebirges, des Jeschken- und Lausitzer Gebirges, des Eulen- und Glatzer Gebirges, Nordböhmens und des Spreewaldes. Organ des Gebirgsvereinsverbandes Lusatia. Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Preis vierteljährlich 1 ℳ. Verlag von Arthur Graun in Zittau. Herausgeber R. Kramer in Zittau. XI. Jahrgang, Nr. 14—24. — Die zweite Hälfte des 11. Jahrgangs dieser beliebten Zeitschrift, die uns erst vor Kurzem zugegangen ist, bringt wie die erste eine lange Reihe belehrender und unterhaltender Aufsätze aus der Ortsgeschichte und Sage, der Volkskunde, Heimathkunde, Touristik, Naturgeschichte, Gesundheitslehre ꝛc. Wie reich an Naturschönheiten die vaterländische Bergwelt ist, ersieht man daraus, daß, obgleich in den Gebirgszeitschriften im Laufe der Jahre eine große Menge herrlicher Punkte beschrieben worden ist, doch immer neue zum Vorschein kommen, die als lohnende Wanderziele gelten dürfen. Auf solche Punkte aufmerksam zu machen und dadurch das Interesse an der Heimath zu erhalten und zu steigern, ist eine Hauptaufgabe des „Gebirgsfreundes", die nach dem im September 1899 erfolgten Tode des Gründers und langjährigen Verlegers der Zeitschrift, des Herrn Gustav Schirach, seine Nachfolger hoffentlich ebenfalls getreulich erfüllen werden. Aus dem Inhalte der vorliegenden Nummern seien folgende Artikel namhaft gemacht: Ein Ausflug auf den Glatzer Schneeberg. — Die Schneekoppe (eine interessante Geschichte dieses berühmten Berges). — Wanderbilder aus Nordböhmen (mit 2 Abbildungen: Schloß Hauska und An den Hohlener Teichen). — Die neuen Kuranlagen in Flinsberg. — Mondnacht im Spreewald. — Der Reitstein im Isergebirge (mit 2 Abbildungen). — Rosengarten und Burg Nimmersatt im Bober-Katzbach-Gebirge (mit 2 Abbildungen). — Eine Perle des Jauer'schen Weichbildes (Konitzer Berge und Schloß Konitz). — Die wichtigsten Urkunden zur Geschichte der Stadt und des Weichbildes Zittau bis zur Erwerbung der Oybinischen Güter 1574. — Aus der Geschichte der Stadt Grottau. — Oppach und einer seiner edlen Herren. — Das alte Schloß auf dem Hahn bei Ostritz und die vormalige Burg Ostroz. — Die gegenwärtigen Vertreter der schlesischen Dialekt-Dichtung. — Sagen von Schönlinde und seiner Umgebung. — Zur Hygiene im Winter. — Aufs Neue empfehlen wir den Gebirgsfreund allen denen, die an Land und Leuten der vaterländischen Bergwelt Antheil nehmen.
C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 36. Sonnabend, den 24. März, Abends. **1900.**

Vorfrühling in Corsica.

Es fährt sich nicht so einfach nach Corsica. Als ich nach Livorno kam, war das Schiff fort, den Tag zuvor. Ich stellte meine Sachen ein, frühstückte und kehrte mit dem nächsten Zug nach Florenz zurück. Den Versuch, den Fahrplan zu berichtigen und gondelnder Weise hinüberzukommen, ließ ich doch lieber sein. Drei Tage später begab ich mich wieder auf die Reise nach Corsica, und diesmal mit Erfolg. Die See war ruhig und die Luft warm. Als ich vom Essen wieder auf Deck kam, lag gerade Capreja, ein nacktes, kahles, hohes Felseneiland, zur rechten und das große Massiv der Insel Elba zur linken Seite. Sonst nichts als Wasser und der Dampfer. Die Fahrt ging rastlos weiter, entgegen der langhin gestreckten Küste von Corsica. Aber ich hatte wenig von dem Blick auf die hohe Linie der Berge und auf Bastia, unser Ziel. Der Wind, der sich erhoben hatte, ging kalt und das Verdeck war höchst schmutzig. Es war schade um den aufgehenden Mond, ich hatte nichts von seinem zauberhaften Licht und trug nach der Einfahrt nur Sorge um mein Gepäck. Ein Mann vom Hotel l'Ingénieur nahm meine Sachen und ich ratterte ins Hotel, vorbei am städtischen Zollhaus, wo ich gegen Zahlung von 50 Centimes um eine übrigens gefahrlose Durchsuchung meiner Sachen kam. Diese Alternative, ein Trinkgeld oder langandauernde Schererei, scheint hier und nur hier Sitte zu sein. Mich hat sie nicht gestört, aber ich erwähne es, weil ich später Jemanden traf, der sich vier Wochen lang in den Aerger über diese Alternative hineinfraß. Die Zimmer im Hotel l'Ingénieur sind sauber, aber spartanisch einfach, Manöverquartier, ohne Comfort. Nur das Speisezimmer erhebt sich weit über den Charakter einer Dorfstube. Die Leute waren sehr freundlich und gefällig und das Essen war gut. Auf den Straßen war nichts mehr los: es war dunkel und einsam, wie ausgestorben, als wenn die Pest geherrscht hätte, nirgends ein Ausblick, und ich fühlte mich so fremd, daß ich bald in's Hotel zurückkehrte. Das Schlafen ist ja international. Bastia ist eine große fleißige Handelsstadt, der Hauptort der Insel. In Bastia also war ich. Aber ich war noch lange nicht in Ajaccio. Ich war rechts oben und wollte nach links unten. Nach meiner Kenntniß von der Größe Corsicas, die aus einem Schulatlas stammte, war das etwa ein Zoll Entfernung. In Wirklichkeit ist es die 600 000fache Strecke, die eine bis 1100 Meter hinaufkletternde Gebirgsbahn in acht Stunden zurücklegt. Für die Gestalt der Insel giebt es keinen besseren Vergleich als den mit einer rechten Hand, von innen aus gesehen, bei der nur der Zeigefinger ausgestreckt, die andern Finger eingeknickt sind und der Daumen anliegt. Der lange Zeigefinger ist das Cap Corso. Da, wo er beginnt, an der Außenseite, befand ich mich. Die übrigen Finger veranschaulichen ungefähr die Höhenzüge, die von Nord nach Süd die Insel durchziehen. Ueber diese mußte ich hinweg. In der Gegend des Nagels des kleinen Fingers liegt Ajaccio. Der Vergleich hinkt natürlich auf beiden Beinen. Denn das Südende von Corsica bildet eine Spitze, und Ajaccio liegt am innern Ende einer tiefen Bucht. Und Bucht und Spitze fehlen, wenigstens bei meiner Hand. — Kurz vor sieben Uhr früh, als es noch dunkel war, stieg ich in den Zug. Ich hatte mir erste Classe genommen, denn es geht die Rede, in Italien müsse man erster Classe fahren, und ich hatte noch nicht gelernt, zu unterscheiden, daß ich mich auf französischem Gebiet befand. Es stieg noch ein Mann im Schlapphut ein, den ich auf einen Hausknecht taxirte, der aber mit Anstand eine Cigarette nahm und mit Geduld und Liebenswürdigkeit sich mit mir unterhielt. Eine schweigsame Traurigkeit lag auf seinem Gesicht. Als ich ihn später in einem Laden in Ajaccio wiedertraf, habe ich ihn schwer gekränkt. Ich war in Photographien vertieft und erkannte ihn nicht gleich wieder, und dann lähmte mir die Erinnerung an unser mühsames Kauderwelsch die Zunge, so daß ich nur grüßte und nichts mit ihm sprach. Das hat ihn, wie gesagt, schwer gekränkt. Ich konnte bald weithin die Landschaft überblicken. Keine lachenden Auen sah ich, keine bunten Farben, kein verschiedenes Grün, kein abwechselndes Laub. Alles war todt und still und schmutzig grau und so düster und ach! so unendlich einsam, so trostlos einsam, daß es mir schwer auf die Seele fiel. Ortschaften waren hie und da, aber sie suchten sich zu verbergen, als wäre alle Lustbarkeit zu Ende und hätte die Wildniß sie überwuchert. Wenn die Bahn sie nicht gerade berührte, lagen sie in weiter Ferne und ohne Verbindung weit auseinander. Nur selten hob sich ein Stück eines Weges ab. Ich sehnte mich ordentlich nach einer Pappelbaumchaussee. Es gab auch Menschen und Thiere, aber Alles hat sich der düsteren Natur angepaßt. Die Männer gehen in dunkelbraunen Anzügen, haben Haare und Bart und Augen von schwarzer Farbe, die Frauen tragen schwarzes Gewand und auf dem Kopf ein schwarzes Tuch, und selbst die Schafe sind schwarz wie die Nacht. In der Nähe von Corte, der alten Hauptstadt der Insel, die auf einem nach allen Seiten ganz schroff abfallenden Felsen erbaut ist, änderte sich ein wenig die Gegend. Auf der einen Seite ein hoher, mit Wald bedeckter Gebirgszug, der Monte Rotondo, auf der anderen Seite eine weite, flache, allmälig ansteigende Landschaft, auf der Feld an Feld grenzte und die erst in weiter Ferne in unbebauten Boden überging. Einsam aber und düster blieb die Gegend. Der Gegensatz von Gebirge und Ebene währte noch geraume Zeit. Links, nach Osten zu, ging der Boden, in den sich die Bäche und Flüsse nur in geringer Tiefe eingewühlt haben, in breiten Wellen zu einem langen, sanften, gleichmäßig verlaufenden Kamm hinan. Niedriges Gebüsch kroch wie Wollflocken über den Boden, auf große Strecken mit kahlem Granit abwechselnd. Rechts wuchsen Zäckchen und Zacken steil empor zu einem wildzerklüfteten und schneebedeckten Gebirgskamm und immer tiefer wurde das Thal, das die Bahnlinie von diesen Felsen trennte. Endlich hörten die Windungen und Klettereien der Bahn auf. Die Locomotive verschnaufte sich noch ein wenig, in Vezzano, und dann ging's in einem langen Tunnel quer durch den Gebirgsstock ins Jenseits. Drüben öffnete sich ein prächtiges Gebirgsthal, zu beiden Seiten flankirt von himmelhohen, tief herabbeschneiten Gebirgszügen, unten in schäumenden Wellen dahinbrausend der Gravonefluß, und an den Hängen mächtige Blöcke und Bäume, wirr durcheinander geworfen. Ja, das war Corsica, wie ich es mir vorgestellt hatte, nicht mehr das schwermüthige Corsica, sondern das gewaltige, urkräftige. Bis Corte hatte ich wie in einem Bann gelegen, allmälig war ich dann aufgewacht und jetzt war ich munter. Jetzt sah ich erst und jeder Blick ist mir unauslöschlich im Gedächtniß geblieben. Vor Allem das große, dreieckige Bergmassiv des Monte d'Oro, dessen Schneegipfel bis Ajaccio hinüberleuchtet und den ich dann tagtäglich geschaut habe. Heute lag sein Gipfel im geheimnißvollen Schatten der Wolken, die die Sonne aus dem Schnee aufgesogen hatte, während der Grundstock und das Thal hell beleuchtet waren. War das eine Pracht! Für mich ist der Monte d'Oro das Centrum, das Herz, das Wahrzeichen von Corsica. Nicht der Monte Rotondo, sein Nachbar, obwohl er 300 Meter höher bald in die 3000 hinaufreicht, nicht Corte und sein Felsen, der Zoll für Zoll mit Feindesblut und Bürgerblut besprengt ist, nicht die anderen hohen Berggenossen, der Monte Cinto im Norden und der Incudine im Süden. Ihrer aller Schönheit zusammengenommen reicht nicht hinan an die Schönheit des wilden, des stolzen, des mächtigen Monte d'Oro.

Der Gravone eilt in scharfen Krümmungen, aber immer wieder die alte Richtung aufnehmend, dem Meere zu und mündet an der innersten Stelle der Bucht, an der, eine Strecke weiter, am Nordrande Ajaccio liegt. Die Bahn bleibt am Südhange des Thales. Die Stationen folgten sich rasch, da es stark abwärts ging. Bald war ich in der Niederung, dem Campo de l'or, dem Anschwemmungsgebiet des Gravone, und schon sah ich drüben über dem Wasserspiegel die Häusermenge von Ajaccio. Kurz nach 2 Uhr lag ich in den Armen eines Hausknechtes aus Schweizerland. Eine lange Straße, ein großer Platz unmittelbar am Meere, rechts um die Häuserecke herum ein wenig bergan — und ich stand vor einem großen Kasten, dem Hotel Schweizerhof. Da Lungenkranke nicht die Treppen lieben, stieg ich hinauf in den zweiten Stock und bezog da ein einfaches, sauberes Zimmer nach dem Meere hinaus, nach Süden zu. Es war eine köstliche milde reine Luft. Ende Januar und so warm! Mein Fenster ist, glaube ich, niemals geschlossen worden, so lange ich hier war. Ich aß sehr gut, wie ausnahmslos auch alle späteren Tage, und unterhielt mich unter Kauen und Schlucken mit dem Wirth, einem unverfälschten, biederen Schweizer. Es war zu schön, wieder einmal deutsch reden zu können, und ich kam mir unendlich geistreich vor, weil ich Worte für das hatte, was ich sagen wollte, und zusammenhängende Gedanken ausdrücken und dem Anderen verständlich machen konnte. Nach Tisch erkundete ich die Gegend. In der breiten Hausflur und vor dem Hotel standen verschiedene Krankenstühle einfachster Art. Haben es hier die Kranken bequem! Sie treten vor's Hotel, kehren der kahlen Wand den Rücken zu, strecken sich im Stuhle lang und das ist die ganze Kur, um das fliehende Leben zu verlängern. In dem etwas verwilderten schmalen Vorgarten hängen die Apfelsinen verlockend an den Zweigen. Und mit ein paar Schritten, und dazu noch bergab, ist man am Meere. Gott bewahre mich vor dieser Enthaltsamkeit! Etwas von ihr war schon in mich übergegangen, denn in richtigem Krankenschritt trottete ich die Uferstraße hin. Ich ging bis zur Place Diamant, über die ich schon gekommen war, dann am Meere weiter, bis die Mauern der Citadelle den Weg versperrten, hielt mich dann links und kam durch die Rue des Palmiers wieder zur Place Diamant. Der Mond goß sein Licht über den Golf. Er stand gerade hinter der Citadelle, die in dem Schein zu einem silbergrauen Gespensterschloß verschwamm. War das schön, war das farbig und warm! Das Ufer und die Berge drüben auf der andern Seite des Golfes verlaufen in so zahlreichen Linien. Ajaccio liegt nicht weit vom inneren Ende des Golfes um den Fuß des Monte Salario herum, des östlichen Ausläufers einer ununterbrochenen, von West nach Ost in ziemlich gerader Richtung verlaufenden Hügelkette, die da beginnt, wo der Golf keilförmig in das Land einschneidet. Als abgesprengte Vorposten, zuletzt von der untergehenden Sonne beleuchtet, stehen draußen im offenen Meere die îles sanguinaires. Zwischen Meer und Hügelkette ist längs der ganzen Nordseite des Golfes nur für einen schmalen Streifen Landes Raum, und auch da, wo Ajaccio erbaut ist, an der Süd- und Ostseite des Monte Salario, ist der ebene Uferstreifen nicht breiter, denn das Meer biegt mit dem Ende des Hügelzuges nordwärts ins Land hinein, so daß auch hier nur gerade Raum bleibt für einen Strandweg und eine Hauptstraße und dazwischen und zwischen Straße und Berg für wenige Häuserreihen oder Gärten. Hier, nach dem Innern der Insel zugewendet, gen Morgen, liegt die alte Corsenstadt mit den Hafenanlagen, der eine Flügel. Den andern Flügel bildet das Fremdenviertel, durch den Höhenzug vor den rauhen Nord- und Nordwestwinden geschützt, Morgen, Mittag und Abend der Sonne zugewendet und während des Mittags über die breite Fläche des Golfes herüber eine kühlende Brise empfangend. Sonnenstadt, wunderbar kühle Sonnenstadt! Wo sich die beiden Flügel der Stadt im Winkel treffen, an der Place Diamant, schiebt sich ein Keil ins Meer hinaus. Auf diesem Keil, bis an den äußersten Rand bebaut, liegt das Fort und das Citadellenviertel, von demselben Charakter, wie der corsische Flügel. An seiner felsigen Küste brechen sich die von West- und Südwest landeinwärts gepeitschten Wogen des offenen Meeres. Ich bin manches liebe Mal und zu den verschiedensten Stunden in die Stadt gekommen, der Eindruck ist immer derselbe geblieben wie am ersten Tag. Wo mögen nur die vielen Menschen stecken? Die 20000 Einwohner? Darunter doch auch viele Franzosen, besonders Beamte mit ihren Familien. Es war ein unverhältnißmäßig geringes Straßenleben. Und ebenso sah ich unverhältnißmäßig wenige Vergnügungslocale, Cafés oder andere öffentliche Orte, wo Gesellschaften zusammenkommen oder entstehen. Ein Theater ist ja da, aber wer zeigt mir eine Fensterscheibe, die nicht zerbrochen war? Während die Hotelkästen des Fremdenviertels sämmtlich in großen Gärten stehen, ist im Citadellenviertel und in der Corsenstadt der beschränkte Raum zu vielen Häusern und engen Straßen ausgenutzt. Die Häuser sind sehr einfach gebaut, mit flachen Dächern und durchgängig groß und hoch, haben glattgetünchte, schmucklose Mauern und viele kleine Fenster mit grünen Läden, um die sich eine schwachgefärbte Kante zieht. Das ist so ziemlich der ganze Außenschmuck und oft fehlt, wie selbst an der Kirche, der Bewurf. Hier muß die Höhe der Häuser Schatten geben. Nur die beiden Hauptverkehrsadern unterscheiden sich, der Cours Napoléon und die Rue des Palmiers, die beide von derselben Ecke der Place Diamant im rechten Winkel zu einander fortlaufen. Der Cours Napoléon führt als breite Allee langhin zum Bahnhof, und die Palmenstraße ist ein kurzer Straßenstummel und ein ebensolanger Platz, und dann ist schon der breite Hafenquai da. Die Rue des Palmiers ist der Stolz von Ajaccio. Auf mich machten aber anfangs die schönen großen Palmen, die im Freien überwintern und im schlimmsten Sommersonnenschein Schatten geben, nicht mehr Eindruck als irgendwelche Gewächshauspflanzen. Bei der Place Diamant ist das Streben nach Schatten überhaupt aufgegeben. Das ist einfach ein großer kahler Platz ohne Anlagen, im Winter der lieben, im Sommer der bösen Sonne ausgesetzt, ein wirklicher Platz, d. h. ein Raum, auf dem Alles, was in der Stadt Beine besitzt, Platz hat. Das Denkmal Napoleon's steht am Rande, nicht zu des Platzes und zu seinem Schaden, denn das weite Meer als Hintergrund macht es schön, was es sonst nicht wäre. Als ich am ersten Abend meines Aufenthaltes meine Wanderungen überdachte und dann mir vom Wirth die Wunder dieses Himmelsstriches preisen ließ, während trotz der Holzböden in den Gesellschaftsräumen und trotz des Ofens auf dem inneren Corridor eine ungewohnte Zimmertemperatur von 12 Grad herrschte, da kam mir recht zum Bewußtsein, daß ich viel zu früh gekommen war. Wohl blühten in den Gärten die Rosen und die Veilchen während des ganzen Winters fort. Aber wenn Alles ringsum blüht und frisch ergrünt, was schon Anfang Februar beginnen soll; wenn die Bäume sich mit Laub gefüllt haben; wenn lärmender Verkehr sich auf den Straßen breit macht und weiße Kleider in der Sonne glänzen; wenn gemeinsame Fahrten nach den Blutinseln oder ein Broggioessen beim Ziegenhirten unternommen wird; oder später, wenn die Fischer halbnackt am Strande die Netze ziehen und auf der Mauer, die die Uferstraße vom Meer trennt, der Länge nach aneinander gereiht, ihre kärgliche Nachtruhe halten, dann ist es schön hier, dann sind nicht mehr so lange Abende, wo man nichts mit sich anzufangen weiß, es zum Lesen zu kühl und zum Schlafen zu früh ist, dann entfaltet sich die Pracht und der Zauber des warmen Südens, der so Unzähliges, Fremdartiges in unerschöpflicher Fülle hervorbringt. Die rechte Zeit für Corsica ist März, April und Mai. Ich habe oft an den guten Rath denken müssen, den mir ein Kundiger auf den Weg mitgegeben hatte: Du wirst im Süden frieren, und sei höflich, denn die Leute sind höflich. Und ich habe gefroren und habe tagtäglich Veranlassung gehabt, höflich zu sein.

Das erste Ziel bei meinen Ausflügen in die Umgebung von Ajaccio war die Punta di Pozzo di Borgo, ein spitzer Kegel landeinwärts. Ich war zweimal oben, was ja auch nicht schwierig war. Denn hoch oben auf dem Rücken, da wo der Kegel ansetzt, haben sich die Grafen Pozzo di Borgo ein weitschauendes und weitgeschautes Schloß erbaut, bis dahin führt eine Fahrstraße und eine Fahrstraße auszulaufen ist selbst in der Wildniß kein Kunststück. Unter Umständen ist aber auch die Erreichung einfacher Ziele schwierig. Nicht Jeder ist im Genießen der Wunder und Schönheiten der Natur ein genügsamer Esel, dem eine einzige Mahlzeit für lange den Hunger stillt. Andere knabbern sich wie die Ziegen bedächtig von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baum weiter, wie gerade die Hecke läuft oder das Grün lockt. Dagegen hilft auch nicht die Wiederholung des Weges, die Wiederkehr derselben Bilder. Je öfter geschaut, desto schöner, desto reicher. Und dann und vor Allem frägt sich's noch sehr, ob die Wege dazu da sind, daß man sie geht, oder dazu, daß man sie vermeidet. Das frägt sich gerade hier in Corsica und seinen Dickichten, die die Phantasie mit in der Heimath heimathlosen

Bluträchern anfüllt. Ich kenne die Macchia, Dank meiner Zigeunernatur, aber ich kenne sie nur wenig: Ballbekanntschaft! Sie kennt nur Der, der Tag und Nacht, im heißen Sommer und kühlen Winter ihrer Sprache gelauscht hat. Und schwere Schuld muß er dabei mit sich herumtragen, ein Kainszeichen auf seiner Stirn, das ihm den Kopf unter das Gestrüpp niederzwingt, wenn ferne Schritte laut werden. Ja, die Macchia! Sie ist gesagt: ein Wort, aber gefühlt, erlebt, durchirrt, durchbebt ist sie die Welt: Lager und Dach, Schutz und Rettung, Erinnerung, Hoffnung und schließlich das Grab. Wie das Meer, wie die Wüste. Was die Macchia ist, das ist schwer zu erklären. Selber essen macht dick und selber lieben macht glücklich und selber schauen macht froh. Sie ist ein meilenweites Durcheinander von Gebüschen, vor Allem silbergrauer Wermuth und dunkelgrauer Cistus, aber auch mannshohe Haide, Erdbeerbäume und alles Mögliche, ein sinnverwirrendes Gemisch, in das sich das Auge erst allmälig hineinfindet, bis es Formen und Farben unterscheiden lernt. Als ich kam, tauchten die ersten Blüthen auf, verlorene Sterne, gelbe und blaue Blüthen und weiße, die in der Hand sofort verwelkten. Der Frühling begann, noch zaghaft und scheu, den Kampf gegen das Gleichmaß. Und der Frühling wird siegen und die grünen Wellen des Cistus und die Büschel des Wermuth werden sich bedecken mit Blumen und Blüthen, bis ein Stärkerer auch über ihn kommt. Aus der Ferne scheint das Gebüsch niedriges Moos zu sein, das nur eben den Boden bedeckt. In Wirklichkeit ist es mannshoch und höher. Ganze Regimenter können darin verschwinden. Dicht in der Nähe tönen Stimmen, aber Niemand ist zu sehen, bis urplötzlich sich die nächsten Büsche theilen. Wer sehen will und sich streckt oder auf einen Stein, einen Ast steigt, sieht weithin. Doch wenn er Menschen zu erblicken geglaubt hat, so ist es ein Steingebilde oder ein täuschender Ast gewesen. Links und rechts raschelt es in dem verschlungenen Gezweige, ein Vogel fährt auf. Ist es denn ein Vogel? Was da sich bewegt, kommt nicht hervor. Der Ton erstirbt, man weiß nicht wo. Als ich das erste Mal zur Punta ging, natürlich nicht auf der Fahrstraße, sondern auf einem verschwiegenen Fußweg über Millesi, wenige einsame Häuser, die unter über und über mit Früchten behangenen Orangenbäumen verschwinden, als ich so in halber Bergeshöhe langsam hinschlenderte, mehr als eine Stunde von der Stadt entfernt, und an nichts Anderes dachte, als wie ich am besten zwei dicke Fruchtbüschel von einem Erdbeerbaum nach Hause brächte, da rief mich unter Schießbewegungen von einem Stein hoch oben ein Hirte an und verschwand, als ich stehen blieb. Der Mann hatte Geschmack. Der Blick auf das braune Vorland, auf den Golf und auf die lange beschneite Kette des Hochgebirges war entzückend. Er hatte sich zum Rundblick einen Stein gewählt, ich wählte mir nicht weit unterhalb einen mächtigen Ilex, der fest und trotzig auf einem Felsen stand, und nahm mir vor, dort mal einen Nachmittag zu verlesen. Es war die ausgewählte Stelle und es mag derselbe Hirt gewesen sein, als ich drei Tage später bei Vogelsang und schönstem Sonnenschein dort ein Stündchen gelesen hatte und nach oben sah, da hob sich ein Mann und ein Schießgewehr gewaltig groß von dem Stein gegen den blauen Himmel ab und Mann und Schießgewehr machten Zielübungen nach mir. Wie lang der Kerl bereits sein Vergnügen getrieben hatte, weiß ich nicht, aber jedenfalls ließ er es sich nicht nehmen, mir mit der Mündung zu folgen, als ich abwärts ging. Um den Monte Salario herum führt eine Fahrstraße bis zu einer Quelle. Dort endet die Straße und damit hören die weitesten Spaziergänge der Kranken auf. Ich ging weiter und verlief mich baldigst gründlich. Wegweiser giebt's nicht. Wege sind da, aber nicht einer, sondern fünf, zehn, weil die Menschen und vor Allem die Schafe sich jedes seinen Steig tritt, wie ihm gerade beliebt. Die Gebüsche wurden höher und schlugen über mir zusammen. Ich hielt mich aufwärts und wand mich durch, stolperte und federte weiter und kam so auf den Rücken der Fimosa und auf einen Weg. Der Boden war nichts weniger als gangbar und der Weg war alles Andere als gerade gewesen. Mir war von einem biederen Ziegenhirten auf der Fimosa vorgeschwärmt worden, zu dem hoffte ich zu kommen. Richtig, ich sah ein Haus und sah auch einen Menschen, der sich wieder einmal von Neuem seine mehrere Meter lange blaue Leibbinde umwickelte. Es ist nun nichts Merkwürdiges, wenn in einer so verlassenen Gegend sich Jemand in der Nähe seiner Hütte im Freien umzieht, aber wenn der Betreffende verschwindet, sobald er einen ansichtig wird, wenn die Hütte kein Dach hat und völlig zerfallen ist, wenn einem seit zwei Stunden kein Mensch begegnet ist und wenn dann jener Jemand verlegend lächelnd, die unvermeidliche Flinte umgehangen, auf einmal seitwärts hinter einem Stein auftaucht, wohinter er aller Berechnung nach nicht stecken konnte, da ist es doch merkwürdig. Uebrigens war es ein freundlicher junger Bursche, der mich willig ein Stück Weges begleitete, bis ich mein Ziel, die weltferne Chapelle St. Antoine, zu Gesicht bekam. Ich habe den Burschen herzlichst um sein Leben beneidet. Das Ab- und Umwickeln der ceinture ist so seine Hauptbeschäftigung am Tage, im Uebrigen denkt er nicht, fühlt er nur. Eine Ruhe herrschte hier oben, ein Sonntagsfrieden ohne Vergleich. Wie muß ein Leben in dieser Stille und bei diesem Umblick, wo Nichts geschieht, Nichts sich verändert, als das, was die Stundenfolge und der Jahreswechsel mit sich bringen, auf die Empfindung und Denkungsweise einwirken. Da ist das Gemüth wahrhaftig eine glatte Wachstafel, die jeden Eindruck unverlöschbar aufnimmt. Der Monte Salario und die macchiabestandene Fimosa meerwärts, die Punta di Pozzo di Borgo und ihre Nachbarin, die Punta di Lisa, eine zerklüftete, lange Wand, landeinwärts umrahmen die große fruchtbare Niederung von Casteluccio, in der ich die Kreuz und Quer herumgekommen bin, so gut das bei den vielen Steinwällen möglich war. Die Niederung ist ein großer Fruchtgarten, der bis an die Stadt reicht, Weinfelder und Weinberge, Gebüsche von silbergrauen Weiden, Orangenhaine, Olivenwaldungen und was sonst hier noch Alles in überschwenglicher Fülle durcheinanderwuchert. Um das entwirren zu können, muß man Botaniker sein. Ich verstehe mich nur auf Bäume, an denen Beeren hängen, die ich kenne, und das waren in dieser Jahreszeit eigentlich nur Orangen und Oliven. Denn der Wein, der hier zumeist nicht an Stöcken gezogen wird, sondern einfach auf dem Felde wächst und kriecht, trug noch kein Laub. Die Orangen verlocken zum Stehlen, und sie hätten, wäre nicht der Apfel gewesen, unsere Stammmutter Eva verlockt. Die dicken, prahlerischen, goldgelben Früchte leuchten geradezu aufdringlich aus dem Laub hervor, das sie nicht verbirgt, sondern darbietet: nimm mich, nimm mich, ich will genommen sein. Bescheidene Olive! wie achtlos zertritt der Fuß dagegen deine kleinen blauen Beeren, die nicht warten können, bis sie gepflückt werden. Aber es ist etwas Wunderschönes um eine Olivenwaldung! Gleich Schlangen winden sich die Stämme empor, in geringer Höhe sich ausbreitend zu einem dünnen Gewirr von silbernen Blättern, durch das ein ewiges, leises, sanftes Zittern zieht, als wenn zu Häupten eine Quelle murmelte. Mir hat es immer und immer wieder gefallen, unter ihrem lichten Dach zu sitzen, das den Himmel nicht verbirgt und doch der Sonne wehrt und darum habe ich mich auch am ersten Sonntagnachmittag in ein Olivenwäldchen ganz nahe am Hotel verzogen, um dort gleich Napoleon, dessen Namen eine ebenda gelegene Grotte trägt, mir die Königreiche zu überdenken, die ich einst zertrümmern werde. Beinahe wäre mir die Siesta schlecht bekommen. Denn ich hatte den schönen Ort noch nicht durch mehr als eine Ansichtspostkarte entweiht, da sah ich mich doppelt umkreist, Auge gegen Auge von nichtsnutzigen Bengeln, die mir in die Karte guckten und Alle durcheinander woher? wohin? Nation und Lebensstellung abfragen, und außerdem auf Wurfweite rundum von den dazu gehörigen Eltern. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich Unvorsichtiger, der ich Angesichts einer französischen Citadelle zu schreiben wagte, zum Spion gestempelt worden. Der Recognoscirungsvormarsch der Kinder lief aber gut ab, nach einer Viertelstunde verschwand das Pack sammt den elterlichen Posten und nur ein großer zutraulicher Junge blieb zurück, mit dem ich in knapp einer halben Stunde alle Gebiete des Wissens, einschließlich einen Krieg zwischen Frankreich und England, erörterte und dem ich schließlich aus Gregorovius übersetzen mußte, was darin über des Jungen Heimathstadt Sartene stand. Das war nun freilich nichts Gutes: eine arme Stadt! eine schmutzige Stadt! eine Stadt bewohnt von Dämonen! Ich übersetzte möglichst frei und betonte besonders die vorkommenden Namen, und erst zum Schluß, als die Gastlichkeit der Bewohner gerühmt wird, übersetzte ich getreuer.

Von Anfang an war mein Ziel die Blutinseln am Eingang des Golfes gewesen. Ich hatte ihnen erst vom Innern aus beikommen wollen, aber da die klare Luft über die Entfernung täuschte, hatte ich zu weit ausgeholt oder ich war in dem Wirrwarr der Macchia stecken geblieben und so ging ich schließlich bescheiden auf der Fahrstraße hinaus, die unmittelbar am Meere hinführt, dann aber gleich zweimal hintereinander-

Die erste Insel steht mit dem Lande noch in Verbindung durch ein so schmales und niedriges Stück festen Boden, daß bei Sturm sich der Gischt der Wellen hüben und drüben vereinigt und aus der Klippe eine wirkliche meerumspülte Insel wird. Von der Insel hat ein Genueserthurm beinahe vollständig Besitz ergriffen, ein wetterfester ingrimmiger alter Herr, den Wogendrang und feindliches Stürmen nicht hat erschüttern können. Sein einziger Genosse ist der Leuchtthurm auf der größeren Schwesterinsel. Und noch weiter draußen ist eine dritte Insel, aber die weiß selbst nicht, warum die Sonne sie bescheint. Bis zur Hälfte des Weges nach den Inseln begleiten einen Gärten, kleine Ansiedlungen und Ruhestätten für die Lebendigen wie für die Todten. Hier steht eine kleine Kapelle, der Erinnerung an griechische Ansiedler gewidmet, hier liegt der Friedhof und als äußerster vorgeschobener Posten der städtischen Cultur das Café Ariadne, ein kleines zierliches Gebäude, in dem Schweizerinnen bedienen. Es sitzt sich köstlich auf seiner Terrasse, im Angesicht der weiten Wasserfläche und der fernen Höhen auf der andern Seite des Golfes, die von einer körperlich wohlthuenden Weichheit der Formen sind. Da weitet sich die engste Brust und trinkt begierig den Balsam der Lüfte. Auch Mancher, der lieber noch nicht ausruhen möchte, ruht auf dieser Strecke aus: in einer der vielen weißgetünchten Kapellen hinter einer langen weißgetünchten Mauer. Ein blumenarmes Stück Land, gerade der Friedhof, in diesem Land der Blumen, aber eben deshalb von einem todeswürdigen Ernst. Die so viel Blumen im Leben gesehen, wollen endlich einmal ausruhen von der vergänglichen Pracht. In ihrem Sinne ist es, wenn die Grüfte, die sie decken, und die Mauern, die sie umschließen, kahl und bleich aussehen wie das Todtengebein. Nur eines entspricht nicht diesem Ernst: das Begräbniß selber. Das findet statt mit Hüh und Hott und Peitschenknall, in eiligem Galopp, wobei der Kutscher oft gleich auf dem Sarge sitzt. Seltsames Volk, das seine Todten bis ins zehnte Glied betrauert und doch so eilig begräbt. Ich bin einmal bei großem Meer zu den Inseln gegangen. Wie war da das Wasser gierig und gefräßig und schluckte immer wieder zurück, was es erst ausgeworfen hatte, der sanfte ruhige Spiegel zuvor, der Kinder hätte wiegen können. Welle auf Welle zog zum Angriff heran, in der Nähe des Strandes noch einmal Athem holend und dann vorwärts in zitternder Hast, hoch aufgerichtet, während der Schaum, vom Winde zerweht, voranstiebte, bis sich die lange Linie auf einmal zugleich mit lang hinhallendem Donnern oder stückweise unter Zischen und Knattern überbrach, auf das zurückquellende Wasser der vorderen Wogen stürzte und nun, ein Schaum und ein Gischt, auf den Strand hinauflief oder zum Himmel stiebte. Mit dem schwarzen Himmel vermengte sich drüben der Boden, Himmel und Erde und Wasser eins, eine einzige schwarze Wand, die nach dem Gebirge zu immer noch schwärzer wurde. Der Leuchtthurm zeichnete sich auf fahlem Gelbe ab. Von dort kam das einzige Licht. Das Heulen des Sturmes fehlte unten am Strand, aber gerade diese Ruhe der Luft vermehrte das Unheimliche der riesigen unhemmbaren Bewegung, in der Himmel und Wasser fluthrten.

Dr. Bach.

Bücherbesprechungen.

— Die Erziehung der confirmirten Jugend zur Kirchengemeinschaft, eine Pflicht der deutsch-evangelischen Kirche. Beitrag zu den Verhandlungen über einen deutsch-evangelischen Kirchenbund von Prälat D. K. Lechler, Generalsuperintendent a. D. 63 S. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. 80 ₰. — Die vorliegende Schrift berührt eine allseitig tief und schmerzlich empfundene Lücke der kirchlichen Erziehung, einen immer deutlicher hervortretenden Hauptschaden, für dessen Heilung noch immer keine rechten Mittel gefunden sind. Die Conferenz der Kirchenregierungen zu Eisenach hat sich im Jahre 1896 damit beschäftigt, aber eine erneute Inangriffnahme der dort gepflogenen Ueberlegungen ist dringend zu wünschen. Weder Staat noch Schule, noch auch das christliche Vereinswesen ist der hier gestellten Aufgabe gewachsen. Dieser Beruf, eine Erzieherin des Volkes zu sein, kommt vielmehr der evangelischen Kirche Deutschlands zu, aber sie ist bisher diesem Beruf nicht hinreichend gerecht geworden, hat auch unter den obwaltenden Zuständen und ungenügenden Einrichtungen nicht die Macht, die Jugend unter den Augen zu behalten und erziehlich anzuleiten. Sie ertheilt derselben bei der Confirmation ein kirchliches Reifezeugniß, das ihr nicht zukommt. Es sind sehr richtige und beachtenswerthe Beobachtungen und Vorschläge, die der Verfasser macht. Wer die Verhältnisse einigermaßen überblickt, weiß, daß die Jugend weniger hinein- als hinausconfirmirt wird aus der Kirchengemeinschaft. Gewiß werden die gemachten Besserungsvorschläge auf Schwierigkeiten stoßen, so die Einrichtung einer kirchlichen, von der Oberkirchenbehörde angeordneten und geleiteten Bildungsanstalt, eines Katechumenatsinstituts für confirmirte Söhne und Töchter, die Abhaltung besonderer Jugendversammlungen und Jugendgottesdienste, die Hereinziehung der Jugend in das thätige Leben der Kirche, die Anwendung von Zuchtmitteln, von der Aberkennung oder Nichtertheilung des Taufpathenrechtes bis zur Versagung des kirchlichen Begräbnisses, aber wir unterlassen nicht, zur genaueren Kenntnißnahme der Schrift besonders alle kirchlichen Kreise und Organe aufzufordern. Die zu Tage tretende erschreckende Unkirchlichkeit und Verrohung der confirmirten Jugend fordert dringend ein Videant consules! Der Verfasser meint, daß die zu einem deutsch-evangelischen Kirchenbunde vereinigten Kirchenregierungen berufen seien, auf diesem Wege thatkräftig vorzugehen.

D. K.

— Germann, Oskar, Lic. theol., Pfarrer in Hohenheida b. Leipzig, Sebastian Fröschel, sein Leben und seine Schriften. Sonderabdruck aus den Beiträgen zur sächsischen Kirchengeschichte. 14 Heft. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1899. 126 Seiten. — Das ist eine Gabe, für die jeder Freund vaterländischer Kirchengeschichtsforschung dem gelehrten Verfasser von ganzem Herzen dankbar sein wird! Auch dem Verein für sächsische Kirchengeschichte kann man zu dem neuen Mitarbeiter nur Glück wünschen. Der alte brave Sebastian Fröschel, der treue Freund der Reformatoren, hat es verdient, durch solch treffliche Arbeit gewürdigt zu werden. Nicht nur für die Wittenberger, sondern auch für die Leipziger Geschichte hat Fröschel — nach dem übrigens vor zwei Jahren in Leipzig eine Straße benannt wurde — seine Bedeutung insonderheit um der Berichte willen, die er uns von der Leipziger Disputation gegeben hat. Mit sorgfältigster Verwerthung des gegebenen Materials — der Verfasser benutzt viel neue Quellen, er hat Manuscripte der Nürnberger Stadtbibliothek, des Wittenberger Stadtarchivs, des Hauptstaatsarchivs zu Dresden und der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel verarbeitet — bietet uns Germann eine außerordentlich anziehende, von Anfang bis zu Ende spannend geschriebene Schilderung Fröschel's, seiner Jugend und Ausbildung, seiner Kämpfe in Leipzig, seiner Wittenberger Amtsthätigkeit und seiner Schriften. Uebrigens stammt aus derselben Feder der trefflich orientirende Artikel über Fröschel in der Theologischen Realencyklopädie. Der Verein für sächsische Kirchengeschichte that recht daran, diese Biographie in einer Sonderausgabe auch Nichtmitgliedern des Vereins zugänglich zu machen.

G. B.

— Eugène Morel, Die Buren. Autorisirte Uebersetzung von Hermann Höffer. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1900. — Das Buch ist kein Geschichtsbuch, sondern ein Roman oder mehr noch ein Epos in Prosa. Es würde daher auch, wie wir glauben, mehr Eindruck machen, wenn es in Versen geschrieben wäre. Der dichterischen Phantasie ist ja ein weiter Spielraum gestattet, immerhin durfte auch der Dichter nicht vergessen, daß die Boeren nie und zu keiner Zeit ein Volk von naiven Kindern gewesen sind.

—tg—

— Der Untergrund des Sprachenhaders in Oesterreich. Von einem Reichsraths-Invaliden. Leipzig, Otto Wigand 1900. — Die Schrift bietet wenig Neues. Vielleicht wäre es Angesichts der gegenwärtig noch im Gange befindlichen Verständigungsconferenzen, mit welchen das Ministerium eine neue Aera eröffnet oder zu eröffnen versucht hat, besser gewesen, die Vergangenheit ruhen zu lassen und einzig zu fragen, wie sich der gänzlich verfahrene Staatswagen wieder zurecht schieben läßt. Allgemeine Betrachtungen — nämlich wie das Unglück gekommen ist — nützen in solchen Fällen bekanntlich nichts.

—tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Rissert in Leipzig.

Nr. 37. Dienstag, den 27. März, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

I. Ein Rückblick

Die Ausstellung wird unter allen Umständen an dem einmal festgesetzten Tage, dem 15. April, eröffnet werden, heißt es in dem Rundschreiben, das der Generalcommissar, der aus Straßburg stammende Ingenieur Alfred Picard, vor ein paar Tagen ausgegeben hat. Danach müssen alle Zweifler verstummen. Fertig oder nicht fertig — und welche Ausstellung wäre wohl bei ihrer Eröffnung fertig gewesen? — wird die glänzende Wunderstadt von Thürmen und Palästen, die, abgesehen von ein paar dauernden Bauten, in der Frist von kaum einem Jahre mitten in Paris entstanden ist, um nach sechs Monaten rascher wieder zu verschwinden, in drei Wochen den aus allen Erdtheilen herbeiströmenden Völkerschaaren ihre Thore aufthun. Das ungemein lebhafte Interesse, das dieser World's Fair, diesem Weltjahrmarkte, wie die Engländer sagen, auch gerade in Deutschland entgegengebracht wird, ist vollauf erklärlich und gerechtfertigt. Die Ausstellung wird, wenn nicht an Größe so doch an Glanz, alle ihre Vorgängerinnen weit übertreffen und wird vielleicht deshalb für lange, wenn nicht für immer die letzte ihrer Art sein. Vor Allem aber wird zum ersten Male seit dem Kriege Deutschland sich im Herzen Frankreichs mit diesem in einem friedlichen Wettkampfe messen. Und wir haben nicht nur unsere Maschinen, unsere Gewebe, unsere Schiffsmodelle, kurz Proben unserer Thätigkeit auf den Gebieten gesandt, auf denen wir dem alten Nebenbuhler seit Langem überlegen oder mindestens ebenbürtig sind, sondern wir wollen auch in der Kunst und insbesondere dem Kunstgewerbe zeigen, daß wir auf eigenen Wegen Gleichwerthiges zu leisten im Stande sind. Man könnte unser Jahrhundert, denn im Sinne der Franzosen wenigstens bildet die Ausstellung nicht die Morgenröthe des neuen, sondern die Apotheose des alten Jahrhunderts, das Jahrhundert der Ausstellungen nennen. Ganz am Ende des vorigen, im Herbste des Jahres 1798, fand die erste aller französischen Industrieausstellungen in hölzernen von dem Architekten Chalgrin erbauten Hallen auf dem Marsfelde zu Paris statt. Sie dauerte fünf Tage und muß einen gewissen Erfolg gehabt haben, denn bereits 1801 und 1802 folgten ihr andere. Die vierte vom Jahre 1806, die auf der Invaliden-Esplanade abgehalten wurde und bereits vierundzwanzig Tage geöffnet blieb, erhielt durch den Antheil, den der Kaiser an ihr nahm, einen ganz besonderen Glanz. Napoleon theilte höchsteigenhändig die Belohnungen, goldene und silberne Medaillen, aus. Bis 1844 folgten dann, an Umfang und Dauer beständig zunehmend, noch sechs weitere Ausstellungen. Aber alle diese Ausstellungen waren rein nationale Unternehmungen. Eine Wendung trat erst nach der Mitte des Jahrhunderts ein, und zwar ging sie nicht von Frankreich, sondern von England aus. Die erste Weltausstellung, die im Jahre 1851 in London unter einer Betheiligung von 14000 Ausstellern stattfand, ist für die Entwickelung der modernen Industrie und des Kunstgewerbes von unermeßlicher Bedeutung geworden. Wie groß der Eindruck war, den sie allenthalben hervorbrachte, beweist, daß bereits 1853 Neuyork, 1854 München folgten. Der in seinen Darlegungen und Folgerungen gleich meisterhafte Bericht des Grafen de Laborde über die Londoner Ausstellung diente als Richtschnur für die Pariser vom Jahre 1855. Seitdem hat Paris die Führung behalten. Seine Ausstellungen von 1855, 1867, 1878, 1889 und nun von 1900 — man sieht, es liegen fast immer 11 Jahre dazwischen — bilden die großen Etappen, hinter denen nicht nur die gleichartigen Veranstaltungen von Philadelphia, Sidney, Melbourne, Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, sondern auch diejenigen von London (1862), Wien (1873), ja selbst Chicago (1893) zurücktreten. Es ist nun höchst amüsant und lehrreich zugleich, die Entwickelung der fünf großen Pariser Ausstellungen im Einzelnen zu verfolgen. Leider muß ich mich hier auf ein paar Andeutungen beschränken. Im Jahre 1855 reichte der soeben abgerissene Palast der Champs-Elysées für die gesammte Industrie völlig aus, daneben erhob sich ein ziemlich primitiver Bau für die schönen Künste. Der Raum der ganzen Ausstellung betrug nur 168000 Geviertmeter, von denen 117000 mit Gebäuden bedeckt waren, die Kosten beliefen sich auf 11½ Millionen Francs, von denen durch die 5 Millionen Besucher nur 3200000 Frcs. gedeckt wurden. Man sieht, das finanzielle Ergebniß war nicht glänzend; doch ist zu bedenken, daß der prächtige Industriepalast, in dem von da ab über vierzig Jahre lang die jährlichen Kunstausstellungen stattfanden, dem Staate verblieb. Bereits 1867 erschienen die Champs-Elysées zu eng, und man siedelte nach dem Marsfelde über, das schon unter der Revolution den Schauplatz glänzender Festlichkeiten abgegeben hatte. Während der bebaute Raum um noch nicht fünfzig vom Hundert, nämlich nur auf 166000 Geviertmeter anwuchs, stieg der unbebaute auf mehr als das Vierfache, nämlich 687800. Neben dem unterrichtenden Theile nahm der belustigende zum ersten Male einen großen Raum ein, sehr zu Gunsten der Casse. Denn die elf Millionen Besucher zahlten das hübsche Sümmchen von 26257000 Frcs. und brachten dem Unternehmen einen Reingewinn von rund 3 Millionen Frcs. Man weiß, daß die Anwesenheit fast sämmtlicher Monarchen dieser Ausstellung den Anstrich eines großen Völkerverbrüderungsfestes gab; wie bald sollten die schönen Träume, die sich daran knüpften, zunichte werden! Im Innern wurde in Bezug auf Uebersichtlichkeit und Folgerichtigkeit eine Vollkommenheit erzielt, die bei der immer größer werdenden Ausdehnung der folgenden Ausstellungen nicht wieder erreicht werden konnte. Der etwa eiförmige große Industriepalast war in concentrische Ellipsen und zugleich in Sectoren eingetheilt, und zwar so, daß man von innen nach außen schreitend die gesammte Ausstellung eines Volkes, dagegen parallel zum Mittelpunkt gehend die Erzeugnisse sämmtlicher Völker auf einem Gebiete überschauen konnte. Im schneidendsten Gegensatze zu dem günstigen Ergebniß von 1867 steht der ungeheure Fehlbetrag des Jahres 1878: über 31 Millionen bei 16 Millionen Besuchern. Der Zweck dieser dritten Ausstellung war aber auch ganz anderer Art. Frankreich wollte der staunenden Welt zeigen, daß es ihr sieben Jahre nach seiner tiefsten Erniedrigung ein Fest zu bieten vermochte, wie es nicht einmal sein siegreicher Gegner zu veranstalten im Stande war, und hatte deshalb ganz unverhältnißmäßige Opfer gebracht. Diesmal erschien auch das Marsfeld nicht mehr groß genug, und man nahm die gegenüber auf dem rechten Ufer der Seine liegende Anhöhe zu Hilfe, auf der der prächtige jetzt noch bestehende Trocadéropalast erbaut wurde. Die Gesammtausdehnung stieg so auf 750000 Geviertmeter oder 75 Hektar. Beide Theile, das Marsfeld und der Trocadéro, wurden 1889 beibehalten und durch die Hinzuziehung der den Champs-Elysées gegenüberliegenden Invaliden-Esplanade und des zwischen ihr und dem Marsfelde gelegenen Seine-Ufers der verfügbare Raum wieder um 21 Hektar, d. h. auf 96, vermehrt. 32 Millionen Besucher brachten die Summe von 50 Millionen Francs oder 10 Millionen Reingewinn. Wir blicken zurück. Von den Champs-Elysées, also vom rechten Ufer, war man ausgegangen, war dann aufs linke

Ufer nach dem Marsfeld übergesiedelt, hatte von dort aus den rechtsufrigen Trocadéro zu Hilfe genommen und war mit den Invaliden wieder gegenüber dem Ausgangspunkte angelangt. Was lag näher, als nun auch diesen wieder einzubeziehen und so den Kreis zu schließen? Dieser Plan trat denn auch sehr bald auf. Trotzdem fehlt weitaus den meisten Gesammtprojecten für die jetzige Ausstellung das, was ihr das eigentliche Gepräge aufdrückt. Fast alle hatten den alten Industriepalast beibehalten. Nur ein halbes Dutzend enthielten den kühnen Gedanken, die Mittelallee der Champs-Elysées über die Seine hinweg mit dem Invalidenpalast durch eine große Feststraße zu verbinden und an ihr statt des alten zwei neue Paläste anzulegen. Diese Feststraße mit dem herrlichen Blick auf die vergoldete Kuppel des Invalidendomes, die zur Erinnerung an den Czarenbesuch des Jahres 1896 den Namen Avenue Nicolas II erhielt, wie denn die Brücke durch den Czaren selbst bei der Grundsteinlegung auf den Namen seines Vaters Pont Alexandre III getauft worden war, bildet den eigentlichen „Clou" der Weltausstellung. Der ganze Platz zerfällt somit in sechs Theile: Die Champs-Elysées, die Invaliden-Esplanade, das Marsfeld, den Trocadéro und die beiden diese vier Eckpunkte verbindenden Seine-Ufer. Ueber die Eintheilung im Einzelnen wird mein nächster Brief berichten. Die Ausstellung umfaßt 108 Hektar oder etwas mehr als einen Quadratkilometer. Das ist eine hübsch einfache Zahl, und trotzdem werden sich die meisten Leser keinen rechten Begriff davon machen können. Sagen wir also, daß sie ungefähr doppelt so groß ist wie die innere Stadt von Leipzig. Aber sie wirkt noch unendlich viel größer, weil die durch schmale Streifen verbundenen Hauptplätze mehrere Kilometer weit auseinanderliegen. Man stelle sich vor, daß sie am alten Johanneskirchhof begänne, die ganze Promenade mit ihren Plätzen bedeckte und dann noch auf der einen Seite den ganzen Johannapark, auf der anderen die große Wiese des Rosenthals umfaßte. Und in der That liegt sie auch fast so mitten in der Stadt. Das allein bedeutet einen ungeheuren Vorzug vor den anderen Städten. Während die Londoner nach Sydenham, die Berliner nach Treptow wandern mußten, braucht der Pariser nur von seinen Boulevards auf die Place de la Concorde oder, um mich ganz volksthümlich auszudrücken, von seiner Grimmaischen auf den Augustusplatz zu gehen, um den monumentalen Eingang zu erreichen. Und nun vergesse man nicht, daß der Hauptreiz erst durch die mitten hindurchfließende Seine entsteht. Was unterscheidet nun die jetzige Ausstellung von ihrer Vorgängerin? Hauptsächlich sind es zwei Punkte, ein moralischer und ein materieller. Die 89er war eine Jubelfeier für die große Revolution. Nicht nur die meisten Ausländer, sondern auch ein großer Theil der Franzosen waren damit eigentlich so gut wie ausgeschlossen. 1900 ist ein Datum, das der ganzen civilisirten Menschheit angehört, die Vollendung eines Jahrhunderts. Die Ausstellung soll zeigen, was die Menschheit in diesem Jahrhundert geleistet hat. Deshalb wird jede Abtheilung auch eine historische Ausstellung enthalten. Und der andere Unterschied? 1889 war das Fest des Gottes Eisen. Die ganze Ausstellung gipfelte in dem Eiffelthurm und der riesigen Maschinenhalle. 1900 ist das Fest der Fee Elektricität. Ihren ganzen Zauber wird die Ausstellung erst Nachts entfalten. Wenn wir sagen, daß das Hauptportal allein 38 Bogen- und 3190 Glühlampen enthält, so wird man sich ungefähr einen Begriff machen können. Aber dieses Feuermeer ist doch mehr nur für die Menge berechnet. Der Gebildete wird mehr noch das geheimnißvolle Walten dieser Fee bewundern, wie sie an allen Ecken und Enden der Ausstellung Maschinen in Bewegung setzt. Nirgends vielleicht hat die Technik in der letzten Zeit so ungeheure Fortschritte gemacht wie auf dem Gebiete der elektrischen Kraftübertragung.

Bücherbesprechungen.

— Saat auf Hoffnung. Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel. Begründet von Franz Delitzsch, im Auftrage des ev.-luth. Centralvereins für Mission unter Israel unter Mitwirkung von Prof. D. Rudolf Kittel vierteljährlich herausgegeben von P. Ludwig Anacker, Missions-Secretär (Leipzig, Markt 2, III). Im Selbstverlag des Vereins. 36. Jahrgang, 1899. 2 ℳ. — Um einige Wochen verspätet kommt die diesjährige Anzeige dieser Zeitschrift, aus äußeren Gründen, nicht weil sie etwa einer solchen minder bedürftig oder minder werth geworden wäre. Was die Bedürftigkeit anlangt, so muß sie auch diesen Jahrgang wieder mit der Bitte um alte und neue Treue schließen, wie sie ihn damit bei Einführung des namhaften neuen Mitherausgebers, Prof. Kittel's (statt des nach Dänemark zurückgekehrten Prof. Buhl), eröffnet hat. Sie möchte wenigstens nicht gern weiter über Abfall von Lesern klagen müssen und verspricht, in vermehrtem Maße von allem Wichtigen auf dem Gebiete der Judenmission Kunde zu bringen. Sie hat das auch im vergangenen Jahrgang treulich gethan. Berichtet wird da in anregender Weise von dem Leben und neulichen Hinscheiden mehrerer Männer von Verdienst und Namen, besonders des schon lange leidend gewesenen ehemaligen Missionars Eisenberg, eines geborenen Hessen, und des als Urhebers einer judenchristlichen Bewegung weiteren Kreisen bekannt gewordenen Joseph Rabbinowitsch in Kischinew. Des Weiteren wird dem Leser die Freude Israels an seinem Gesetze sehr anschaulich vergegenwärtigt durch eine ausführliche Wiedergabe von jüdischen Pfingstgebeten. Wie unruhig und von dem Christenthum im tiefsten Innern angefaßt dieses eigenartigen Volkes Seele dennoch gegenwärtig ist, zeigt nicht nur ein Weihnachtsgruß des christgläubigen, aber noch ungetauften Rabbi Lichtenstein, sondern auch mancher Bericht von Judenmissionaren, deren Einer, ein Schwede, zwanzig hebräische Neue Testamente einen wahren Sturm hat entfachen sehen, während Missionssecretär Anacker auf einer Reise in Galizien die dortige behutsame Arbeit des Centralvereins von dem Boden evangelischer Gemeinden aus von Neuem hat besichtigen, mehren und klären können. Dabei stellte sich in steigendem Maße der Eindruck ein, den Hilferufe aus dem judenchristlichen Lager des Ostens selbst beträchtlich verstärken, daß die jungen judenchristlichen Kreise vor Allem eines Zusammenschlusses, wenigstens in Gestalt einer regelmäßigen Conferenz, bedürfen, damit sie nicht etwa, von ihrem Volke ausgestoßen, unter den alten Christen aber fremd, jeglichen äußeren Haltes entbehren müssen. Auf volklichen Zusammenschluß sind auch weite nichtchristliche Kreise unter den Juden jetzt mit Eifer gerichtet: zu der darauf gerichteten Bewegung (des sogenannten Zionismus) bringt die Zeitschrift einen gediegenen Aufsatz von Wiegand und einen guten Bericht über den dritten Zionisten-Congreß in Basel. Einige minderwerthige Kleinigkeiten hätten wegbleiben können. Anregend wirkt folgende beiläufige Zurechtstellung einer Aussage über Jesus (S. 96): „Anstatt zu sagen: er ist kein Jude, möchten wir sagen: er ist der vollkommenste Jude; sein Beruf als Weltheiland erleidet dadurch keine Einbuße." — So sei auch dieses Mal wieder die ernsthafte Zeitschrift weit und tief blickenden Kirchen- und Volksfreunden zur Beachtung und Förderung nachdrücklich empfohlen, — umsomehr, als eine tiefere Auseinandersetzung der christlichen Kirche ihrerseits mit ihrer israelitischen Herkunft in unsren Tagen unzweifelhaft im Zuge ist. G. Schnedermann.

— Dr. phil. Johannes A. Ditterle, P., Burkhardswalde (Ephorie Pirna). Geschichte der Kirchfahrt und der vier zu ihr gehörenden Dörfer. Dresden, 1900, Selbstverlag des Verfassers. Gewidmet Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Georg, Herzog zu Sachsen. IX u. 244 S. — Im Jahre 1700 hat der Ortspfarrer von Burkhardswalde, Mag. Manitius, eine bis 1714 reichende Chronik seiner Kirchfahrt angelegt. Im Jahre 1900 hat der gegenwärtige Pfarrer das zu früh abgebrochene Unternehmen rüstig wieder aufgenommen, und die fertig vorliegende Chronik, ein wirklich prächtiges Büchlein, seiner Kirchgemeinde als Säculargeschenk übergeben. Verfasser hat auf Grund von sehr dürftigem Material und weithin verstreuten Quellen mit bewundernswerthem treuen Fleiße gearbeitet; die Selbständigkeit und der Scharfsinn in der Benutzung und Zusammensetzung des spröden Materials verdienen völlige Anerkennung. Wir stehen nicht an, die Arbeit als einen wichtigen und schätzenswerthen wissenschaftlichen Beitrag zur sächsischen Kirchengeschichte zu bezeichnen. Aus dem Inhalt des reichhaltigen, mit hübschen Bildern versehenen Büchleins sei das Wichtigste hervorgehoben. — Burkhardswalde nebst den dazugehörigen Dörfern Großröhrsdorf (d. i. Rüdigers Dorf), Biensdorf (d. i. böhmisches Dorf) und Nenntmannsdorf (d. i. Nantwins Dorf) ist im 13. Jahrhundert von Stammesgenossen des bayerischen Frankenlandes besiedelt worden: der Anklang fränkischer Ortsnamen stellt dieses wichtige und dankenswerthe Ergebniß des Verfassers über allen Zweifel fest. Nach dem Fall der Burgveste Dohna (Donin 1040 zuerst erwähnt) kam der Ort unter die Herrschaft von Weesenstein:

nachweislich seit 1455 sind die Grafen von Bünau Erbbesitzer gewesen. Die Einwohnerverzeichnisse weisen für Bünau ein schleichendes Wachsthum auf: von 1624 auf 1711 hat sich der Ort nur um drei Häuser vermehrt. Zahlreiche Kriege haben hier, wie in dem Pirnaischen Kreise überhaupt, ihre Spuren hinterlassen; Hussiten, Schweden, Preußen, Franzosen haben hier schrecklich gehaust. Der alte Fritz, der Sapperloter, hat einmal gesagt: „Sachsen ist ein Mehlsack, der stiebt, sobald man daran klopft.“ Die hochgelegene Kirche, wahrscheinlich ursprünglich eine dem heiligen Burkhard geweihte Wallfahrtskapelle, stammt in ihrem neuesten Zustand von 1746: der Altarplatz ist über der alten Kapelle gelegen. Die alte Kirche, von der ein Bild vom Jahr 1523 vorhanden ist, besaß drei Thürme. — In zwei Anhängen wird ein geschichtlicher Abriß der Schule, sowie ein Auszug aus der vorhandenen Ortschronik gegeben. Als Curiosum sei mitgetheilt, daß im 16. Jahrhundert von den Visitatoren angeordnet war, daß die Früh- und Nachmittagspredigten am Sonntag von den Einwohnern persönlich zu besuchen seien: wer ohne Erlaubniß des Pfarrherrn und Richters hinter die Kirche geht, zahlt 5 Groschen. Damals kam also wirklich die Glocke gewackelt. Im Uebrigen zeigt dieser Auszug, in welchem Aberglauben das Volk sammt seinem Hirten bis in das vorige Jahrhundert hinein gesteckt hat: Sonnen-, Mondfinsternisse und Kometen sind immer mirabilia, greuliche Zeichen kommender großer Heimsuchungen. Wie verständlich wird uns da das aufklärende und erlösende Wort Jesu Luk. 12, 56! — Wir danken dem Verfasser für die vornehme und reiche Gabe, die sonderlich für die beschenkten Gemeinden noch in kommenden Geschlechtern ihre Frucht tragen und neue Liebe zur sächsischen Heimath wecken wird. Das Kirchensiegel von Burkhardswalde zeigt weiter nichts als eine Fichte: grün ist die Fichte, weiß der Schnee, der noch jüngst die Lande deckte; sei mir tausendmal gegrüßt, du liebes sächsisches Vaterland J. J.

— **Neue Sächsische Kirchengalerie** nennt sich ein im Verlag von Arwed Strauch in Leipzig erscheinendes Werk, von dessen erstem Band uns „Die Ephorie Leisnig“ vorliegt. Doppellieferung 1/2, Subscriptionspreis 80 Pfennige. Die Redaction des Ganzen hat Hr. Pfarrer D. Buchwald in Leipzig übernommen. Das erste Heft enthält zwei Aufsätze aus der Feder der Herren Sup. D. Nobbe und Diaconus Rudolph (71 Folioseiten). Beide Artikel sind offenbar mit großem Fleiß gearbeitet und enthalten das Ergebniß sorgfältiger Quellenstudien. Beigegebene Abbildungen erleichtern die Anschauung der gründlich geschilderten Stätten, so daß den interessirten Gliedern der betreffenden Gemeinden eine wirklich empfehlenswerthe historische Urkunde dargeboten wird. Wir müssen den Herren Verfassern die Vertretung für die Richtigkeit aller ihrer zahlreichen Angaben überlassen, verzichten daher auf Citate wie auf Einzelkritik. Eine von ihnen angeführte Thatsache aber ist in der Geschichte des Protestantismus hoffentlich so einzigartig, daß wir uns nicht versagen können, sie der Allgemeinheit zum Besten zu geben. 1673—78 war ein D. J. Fr. Mayer Superintendent in Leisnig. 1684 wurde er Professor der Theologie in Wittenberg, 1687 Hauptpastor zu St. Jacobi in Hamburg bekleidete dort also dasselbe Amt, welches Gustav Baur und nach diesem der Sachse Calinich inne gehabt haben. Besagter D. Mayer nahm 1710 einen Ruf als Generalsuperintendent über Pommern, Präsident des Consistoriums, Procancellar der Universität und Hauptpastor zu St. Nikolai in Greifswald an. Der sonderbare Schwärmer wollte aber daneben noch sein Pastorat in Hamburg beibehalten, weshalb er sich in mehrjährige Streitigkeiten verwickelte. Dabei war dieser geistliche Herr ein Hauptvorkämpfer der lutherischen Orthodoxie! —g.

— **Tausend-Bilder-Bibel.** Die heilige Schrift alten und neuen Testaments, verdeutscht von D. Martin Luther. 40 Lieferungen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. — Von diesem Werke liegen uns die umfänglichen Lieferungen 6—10 vor, welche den gewohnten vorzüglichen Druck auf feinem weißen Papier mit einer erstaunlichen Fülle von Abbildungen verbinden. Wer Vieles für einen möglichst billigen Preis in einer Bibel sucht, der wird hier seine Rechnung finden. Gegen die Auswahl der Bilder haben wir diesmal nichts einzuwenden. —g.

— **Die Militärstrafgerichtsordnung** nebst dem Einführungsgesetz, den Nebengesetzen und sämmtlichen Ausführungsbestimmungen. Erläutert von Dr. jur. **Seidenspinner**, Wirklichem Geheimen Kriegsrath, vortragendem Rath im Kriegsministerium. 2. Auflage. Berlin, Heymann. Preis 3 ℳ — Das Werk ist eine für den Gebrauch der Praxis empfehlenswerthe Handausgabe. Es enthält in den Anmerkungen zahlreiche Verweisungen auf das Gesetz selbst, auf andere Gesetze, insbesondere die Strafprozeßordnung, auf die Allerhöchsten Ausführungsverordnungen und die Ausführungbestimmungen des preußischen Kriegsministeriums — wegen der im Wesentlichen übereinstimmenden sächsischen Verordnungen und Bestimmungen z. vergl. Militärverordnungsblatt 1900 Nr. 14 — und berücksichtigt ausreichend die Rechtsprechung des Reichsgerichts. Wird es so insbesondere dem richterlichen Militärjustizbeamten schätzenswerthe Dienste zu einer raschen Orientirung leisten, so dürfte sich für weitere Auflagen mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des militärischen Laienrichters als Einleitung eine kurzgefaßte Darstellung des Verfahrens empfehlen und es weiter angezeigt sein, die den einzelnen Abschnitten vorausgeschickten, an die Begründung des Entwurfs sich anschließenden, Vorbemerkungen mehr, als dies geschehen, durch Beispiele zu erläutern. Nach Meinung des Beurtheilers würden sich zu den Anmerkungen noch folgende Hinweise empfohlen haben: zu §. 156 Abs. 3 auf §. 247, zu §. 173 auf §. 244, zu §. 196 auf §. 299 Abs. 4, zu §. 255 Abs. 2 darauf, daß von der Vertretung der Anklage der Untersuchungsführer nicht ausgeschlossen ist, zu §. 265 auf §. 269, zu §. 378 darauf, daß in der Zulässigkeit der Berufung gegen die Urtheile der Kriegsgerichte eine bedeutsame Erweiterung gegenüber dem bürgerlichen Verfahren liegt, ebenso zu §. 412 Abs. 2 ein ausdrücklicher Hinweis auf die Abweichung von §. 394 Abs. 2 S. 60. Das Format ist handlich, Druck und Ausstattung gut. Hh.

— Dionys **Rosenfeld-Buchenau, Kreuz und Halbmond.** Leipzig 1900, Verlag von Robert Baum. — Von dem in fünf Abtheilungen geplanten Werke, das Skizzen aus Türkei, Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Rumänien, Serbien und den österreichischen Reichslanden (Bosnien und Herzegowina) bringen soll, ist die erste erschienen, die folgende Skizzen enthält: Die österreichischen Reichslande, Der bosnische Kirchenstreit, Sultan Abdul Hamid II., Im Yildiz, Die türkische Armee, Die Jungtürken, Das gesellschaftliche Leben am Bosporus, Die Metzeleien in Konstantinopel. Wir freuen uns in dem Verfasser einen wirklich vorzüglichen Kenner und objectiven Beurtheiler der dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, der auch freimüthig genug ist, die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, auch wenn sie oben unangenehm berühren sollte. Glaubt der Verfasser wirklich, daß das Recept, das er als Oesterreicher der Verwaltung in Bosnien giebt, nämlich den Bosniern Furcht beizubringen, den Erfolg haben werde, die von ihm constatirte Unzufriedenheit zu vertreiben? Ein Volk, das zu nationalem Bewußtsein gelangt ist, wie das bei den Orthodoxen der Fall ist, wird unzufrieden sein, so lange es nicht selbst Herr seines Geschickes ist. Fesseln bleiben Fesseln, ob sie von Gold oder Eisen sind. Bezüglich seiner Beurtheilung der türkischen Verhältnisse schließe ich mich dem Verfasser ganz an und wünsche nur, daß das Buch namentlich in Deutschland, wo man so gänzlich verkehrte Urtheile über türkische Verhältnisse verbreitet findet, recht viel gelesen werden möge, um so mehr als es durchweg interessant geschrieben ist. Den folgenden Abtheilungen wünsche ich eine größere Sorgfalt in Bezug auf Druckfehler und Stil. G. **Weigand.**

— **Richard Leander's Sämmtliche Werke.** Leipzig, Breitkopf & Härtel. Vollständig in 10 Lieferungen à 50 ₰. — Richard Volkmann-Leander ist eine Erscheinung, die in der Literaturgeschichte ihren Platz behalten dürfte. Ist es schon an sich selten, einen berühmten Chirurgen auch als Dichter zu sehen, was sich wohl daraus erklären läßt, daß die angespannte Thätigkeit des Arztes ein ästhetisches Gegengewicht erforderte, so ist es noch seltener, daß diese dichterische Persönlichkeit eine eigenartige, ja bedeutende ist. Eigenartig insofern, als Leander die zartesten Märchen (Träumereien an französischen Kaminen, in Frankreich 1870/71 geschrieben) und sinnigen kleinen Geschichten (Die beiden Weier u. A. m.) schrieb, die Hand also, die das Messer des ärztlichen Wohlthäters führte, gleichzeitig befähigt war, den feinen Dichterstift zu halten. Wüßte man nicht, daß ein Mann des Operationssaales, einer Klinik, diese phantasievollen Skizzen verfaßt habe, man würde es nicht errathen. Dies Bedürfniß Leander's, sich zu seiner blutigen Arbeit eine unblutige Gegenbeschäftigung, den holden Dienst der Musen zu schaffen, deutet auf ein feinbesaitetes Inneres hin, das der Roheit widerstrebte und zu dieser sinnigen Thätigkeit noch um so mehr befähigt war, als der Mann, der da schrieb, ein in jedem Sinne

hochgebildeter war; das sieht man schon aus dem Umfang seines dichterischen Gebietes, das sich mit den Märchen in ungebundener Sprache nicht erschöpfte, sondern auch auf die gebundene Form, die Lyrik übergriff, sowohl die allgemein empfindende, als die Lyrik der schäumenden Jugend, die bei Becherklang das Leben feiert, die Lyrik der Betrachtung, die den Mann die Zeiterscheinungen von einer hohen Warte aus überschauen läßt, die nachbildende Lyrik des Uebertragenden, die sich in den provençalischen Gesängen kundthut, die der alten Sangeskunst des französischen Südens, in dem sich stark gothisches und fränkisches Blut befindet, während im Norden das Keltenthum überwiegt, jene Töne nachzubilden weiß, die doch echt deutsch sind. Einzelnes wie das reizende Kreuzfahrerlied des Marcobrun, hat Leander fast übersetzt, bei Anderem empfängt er die Anregung zu selbständigen Schöpfungen vom Original. So setzt sich das Bild der dichterischen Persönlichkeit zusammen, deren poetische Schöpfungen hier zum ersten Mal gesammelt sind. Der Liebhaber der einzelnen Sammlungen hat hier Gelegenheit, seine Kenntniß des Dichters zu ergänzen und durch Lectüre der übrigen Schöpfungen zu einem Gesammtbild zu erweitern. Der Band, der sich so zusammengefunden hat, ist nicht übermäßig stark. Er gehört aber zu den Gesammtwerken in unserer Literatur, die an Umfang zwar nicht groß, an Gewicht aber stark sind und in Wenig Viel bieten. Bemerkt sei noch, daß die bisherigen Einzelausgaben der Werke Leander's, meist zierliche Liebhaberbändchen, für sich fortbestehen. J. R.

— Biographische Volksbücher (R. Voigtländer's Verlag, Leipzig) Nr. 74—77: Heinrich Schliemann und seine homerische Welt. Von Dr. Julius Nelson. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ. — Es giebt kaum eine dankbarere Aufgabe als die, Leben und Wirken eines Schliemann darzustellen, denn jeder Leser wird mit Interesse den Werdegang eines Mannes verfolgen, der ein echter self-made man, ein kaufmännisches Genie ersten Ranges und zugleich ein Sprachtalent sonder Gleichen und der erfolgreichste Archäolog der Neuzeit war. Eine Schwierigkeit entsteht jedoch, wenn der Biograph populär bleiben soll, wie dies schon der Begriff des Volksbuches erfordert; denn eine volle Würdigung Schliemann's ist undenkbar ohne eine ziemlich eingehende Belehrung über die Ziele und Gegenstände der griechischen Archäologie im Allgemeinen und über die Bedeutung der mykenischen Periode im Besonderen. Diese Aufgabe ist vom Verfasser im Ganzen befriedigend gelöst worden; einige schwierige Partien, so die über Tiryns und Mykenä, sind klar und gewandt behandelt. Bei andern Partien hatte ich jedoch das Gefühl, daß für den Leser, dem diese Gebiete völlig fremd sind, Manches noch klarer und übersichtlicher hätte dargestellt werden können; außerdem hätten manche Ausdrücke (Perseiden, Atriden, sidonische Werkstätten) mindestens erklärt werden müssen, während die griechischen Vokabeln für gewisse Gefäßnamen (πίθοι, δέπας) in einem „Volksbuch“ überhaupt keinen Zweck haben. Andererseits wird die erstrebte Volksthümlichkeit wahrlich nicht erreicht durch breite Excurse, die nur schwach mit dem Thema zusammenhängen (die Raubrittergeschichte S. 8, die Kritik der Homerforschung S. 77) oder schon Gesagtes ermüdend wiederholen (Schlußpartie). Sachlich habe ich nur einige Kleinigkeiten auszusetzen; so weiß ich nicht, wie der Verfasser S. 102 die allzu enge und genaue Zeitbestimmung der mykenischen Periode (er meint hier wohl nur die Zeit der Schachtgräber der mykenischen Burg) ableitet — Ende des 12., Anfang des 11. Jahrhunderts —, während ich entschieden bestreite, daß Dörpfeld zu reichlich gerechnet habe, wenn er die zweite Schicht von Troja bis in das dritte Jahrtausend hinaufführt (S. 75); über 2000 kommt man ganz sicher, selbst bei Minimalannahmen. Ein Druckfehler ist es wohl nur, wenn die S. 92 abgebildete Stirnbinde nur ¼ der wahren Größe sein soll; ein Mißverständniß ist es wohl, daß das homerische Inselchen Asteris bei Ithaka nicht existire; ich sah es selbst und es ist nur kleiner, als es Homer beschreibt, vielleicht infolge einer Zerstörung durch Erdbeben. Unrichtig ist aber die Angabe S. 80, daß die Wände des Dromos am Kuppelgrab zu Mykenä schief seien, sie sind absolut senkrecht; und daß die Nägelspuren in der Innenwölbung nicht auf Metallplattenbelag, sondern nur auf Bronzeornamente deuten, die die Sterne des Himmelsgewölbes nachahmen sollen, scheint mir Dörpfeld bewiesen zu haben. — Trotz dieser kleinen Ausstellungen erkenne ich gern an, daß das mit Schliemann's Bild und 20 anderen Abbildungen geschmückte Büchlein in allen Hauptpunkten völlig seinen Zweck erfüllt und wohl geeignet ist, dem genialen „Autodidakten“ — so nannte man ihn noch vor 10 Jahren in mißächtlichem Sinne! — zu wohlverdienter Würdigung zu verhelfen. Dr. Paul Pfitzner.

— Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Plauen i. V. 13. Jahresschrift auf die Jahre 1897/99. Herausgegeben von Professor Dr. Chr. A. Scholtze. Plauen i. V. 1900, Druckerei Neupert. IV, 54 S. 8°. — Seit der Ausgabe des 12. Jahresberichts des Alterthumsvereins zu Plauen i. V. sind vier Jahre verflossen. Indeß bereits im Jahre 1898 erschien als Beilage zu dem eben veröffentlichten Hefte der zweite Band der Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes, gesammelt und herausgegeben von C. v. Raab (VII, 424 S.), den wir nachträglich wenigstens in Kürze erwähnen wollen, da er uns seiner Zeit zur Besprechung nicht vorgelegen hat. Im Anschluß an den im Jahre 1893 veröffentlichten ersten Band enthält er sorgfältig bearbeitete Auszüge von 1086 Urkunden aus den Jahren 1486—1563, die sich zumeist in den Archiven zu Dresden, Weimar, Schleiz, Bamberg und Eger befinden: ein überaus reiches und bisher zum größten Theil völlig unbekanntes Material zur Geschichte des Vogtlandes. An sie schließen sich 96 Regesten als Nachträge zum ersten Bande und ein mit großer Sorgfalt bearbeitetes Namenregister an. Auch zu dem vorliegenden Hefte hat C. v. Raab weitaus die meisten Beiträge geliefert. Unter dem Titel „Zur Fehdezeit im Vogtlande“ veröffentlicht und erläutert er eine bisher unbeachtet gebliebene, undatirte Niederschrift, deren Entstehung er mit großer Wahrscheinlichkeit in die Jahre 1383—1386 setzt; sie wirft bezeichnende Schlaglichter auf die Dank der Fehdelust des vogtländischen und fränkischen Adels recht unerfreulichen Zustände der Gegend von Adorf, Oelsnitz und Mühltroff in jener Zeit. Ein ebenso wenig erquickliches Bild aus dem 16. Jahrhundert enthält das Aufsätzchen „Nochmals die Mordthat bei Plauen 1544“, das actenmäßige Nachträge zu dem vom Verfasser bereits früher an derselben Stelle behandelten und neuerdings auch von Frhrn. v. Mansberg in der Wissenschaftl. Beilage der Leipz. Zeitung eingehend dargestellten Tettau'schen Landfriedensbruche bringt. Kleinere Mittheilungen v. Raab's betreffen den Bier- und Weinconsum zu Plauen und Oelsnitz im 16. Jahrh., die Vererbung der Grundstücke des Deutschen Hauses zu Plauen an eine Anzahl dortiger Bürger 1544, einen Bericht über den trostlosen Zustand des Schlosses und Vorwerks zu Voigtsberg 1563, eine Todtschlagsühne von 1466. Endlich hat die Vereinigung des Gutsbezirkes Chrieschwitz mit der Stadt Plauen (1. Januar 1900) demselben Verfasser Anlaß gegeben, die Geschichte dieses Dorfes bis ins 12. Jahrhundert zurück zu verfolgen. Alle diese Arbeiten zeichnen sich durch fleißige, streng quellenmäßige Forschung und durch verständige Kritik aus. Wir erwähnen schließlich noch zwei kleine Beiträge von Georg Buchwald: einen ungedruckten Brief von Paul Rebhun aus dem Jahre 1542 und eine kleine Arbeit, die Georg Spalatin dem Joseph Levin Metzsch auf Mylau gewidmet hat, eine Zusammenstellung von Belegen für den Satz der Rechtfertigung durch den Glauben, die sich neuerdings abschriftlich in der Zwickauer Rathsschulbibliothek gefunden hat. —m—

— Aus der Vergangenheit von Gohlis. Zusammengestellt und als Anhang für die Oberstufe des Lesebuches bearbeitet von Emil Geißler, Lehrer in Leipzig-Gohlis. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig. 8°. 16 S. 15 ₰. — Wenige Vorstadtdörfer Sachsens dürften an Interesse sich mit Gohlis messen können. Hier lebte Schiller; in der Leipziger Schlacht spielte es eine große Rolle; wegen seiner Nähe des Rosenthales wurde es von Naturfreunden viel aufgesucht. Aber auch die culturgeschichtliche Entwickelung bietet manchen fesselnden Zug. Deshalb ist es für die Schule lohnend, auf die Geschichte des Ortes im heimathlichen Unterrichte näher einzugehen. Zu diesem Zwecke hat Emil Geißler, Lehrer in Leipzig-Gohlis, das vorliegende Schriftchen geschrieben, das in lebensvollen, übersichtlichen Bildern behandelt: 1) Wie sich Gohlis entwickelt hat; 2) Dorf- und Bauernleben in Gohlis, auf Grund einer Dorfordnung, die der Leipziger Universitätsprofessor Lüder-Menke 1720 der Gemeinde gegeben hat; 3) Ein Wohlthäter von Gohlis: der aus Dichtung und Wahrheit bekannte Hofrath und Professor Johann Gottlob Böhme; 4) Schiller in Gohlis; 5) Gohlis und die Völkerschlacht. r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 38. Donnerstag, den 29. März, Abends. **1900.**

Gefiederte Freunde der Land- und Forstwirthschaft.

1) Kohl-, Tannen- und Spechtmeise. Zu den unserem Vaterlande in guter und böser Jahreszeit treu bleibenden Vögeln gehören die Meisen. Von den heimischen sechs Arten ist die Kohlmeise (Parus major L.) überall häufig vertreten, da sie sich in Bezug auf ihren Aufenthalt nicht wählerisch zeigt. Wir treffen sie im Nadel- und Laubwalde, in großen Obstgärten und allen anderen Baumpflanzungen das ganze Jahr hindurch an. Im Herbste werden die einheimischen Flüge noch durch nordische vermehrt, so daß man diese Vögel alsdann in großen Schaaren erblicken kann. An einem sonnigen Wintermorgen haben wir den Saum eines alten Hochwaldes erreicht. „Pink pink ziträrärär“ klingt es uns von allen Zweigen der alten Fichten, welche die Ufer eines muntern Baches einsäumen, entgegen. Eine Schaar streichender Kohlmeisen belebt mit unermüdlichem Locken eine geraume Strecke der langen Baumreihe. Neugierig und keck mustern sie den Beobachter; mit großer Behendigkeit schwingen sich die schönen Vögelchen bald in eine Asthöhlung, bald empor auf die zapfenreiche Krone, um mit nie rastender Geschäftigkeit und Fröhlichkeit ihrer Nahrung nachzugehen. Nicht minder belebend wirken die hellen Töne auf den im traulichen Heim mit der Winterarbeit beschäftigten Landmann, wenn ein Flug Kohlmeisen über die Obstbäume seines Gartens zieht. Der Volksmund sucht ihre Strophe: „Pink pink“ in folgende Worte zu kleiden: „Spinn' dicke, spinn' dicke“, oder „Spinn' dünne, spinn' dünne“, während er die anderen Töne ihres Gesanges „sitzidah, sitzidah, sitzidah; sitzidih, sitzidih, sitzidih“, welche oft an zwanzigmal wiederholt werden und gar lieblich klingen, mit: „Sitz' ich doch“ oder „Sitz' ich da“ übersetzt. Die Kohlmeise ist ein schmucker Vogel von der Größe des bekannten Buchfinken. Der Kopf ist glänzend schwarz, die gleiche Farbe zeigen die Kehle und ein breiter Streifen, der sich von der Brust bis zum Unterbauch hinzieht. Die Oberseite des Vogels ist schön olivengrün, die Unterseite gelblich-grün, die Wangen sind rein weiß, Schwung- und Schwanzfedern der Mehrzahl nach schwärzlich. — Ihre Verbreitung erstreckt sich über ganz Europa, Nord- und Mittelasien, sowie verschiedene Theile des nördlichen Afrika. In der Gefangenschaft dauert sie bei guter Pflege jahrelang aus und erfreut durch Gesang und ewige Rührigkeit. Ein übler Charakterzug der Kohlmeise ist ihr streitsüchtiges Wesen, welches nur zu oft in Bösartigkeit ausartet. Im Zimmer darf sie mit anderen kleinen Vögeln nicht zusammen gehalten werden, da sie dieselben tödtet und ihr Gehirn mit Behagen verzehrt. Im Freien fröhnt sie solchen Gelüsten wohl kaum; einerseits würden ihr hier die kleinen Verfolgten in den meisten Fällen entgehen, andererseits ist sie mit dem Suchen ihrer Nahrung vollauf beschäftigt. — Wenn in den Tiefen des Waldes und in seinen lichteren Vorgehölzen der Südwind milder weht und in Gärten und Alleen die ersten Spitzen zarten Grüns mit Macht hervorbringen, dann schickt sich unsere Meise zum Bau ihres Nestes an. Sie verlangt eine bequem zu durchschlüpfende Baumhöhlung, in welche sie acht bis zehn weiße, mit zahlreichen rothen Punkten gezierte Eier legt. Die niedlichen Jungen zeigen noch nicht die lebhafte Färbung der Alten und kreisen nach erfolgtem Ausfliegen mit ihnen vereint im Brutbezirke herum. In neuerer Zeit versucht man, meist erfolgreich, die nützlichen Kohlmeisen durch Aushängen von künstlichen Brutkästen immer näher in den Bereich menschlicher Wohnstätten zu ziehen: ein Verfahren, welches allen Gartenbesitzern und Landwirthen zur regsten Nachahmung empfohlen sei. Durch ihre Nahrung wirkt die Kohlmeise höchst nutzbringend für Gartenbau und Landwirthschaft; sie vertilgt vor Allem Insecten und deren Bruten und rettet manchen Obst- und Alleebaum vor zeitigem Absterben. Daneben frißt sie allerhand Sämereien, zum Beispiel den Samen aller einheimischen Nadelhölzer, sowie den der Birke, Erle und anderer Laubhölzer, im Herbste namentlich die Kerne der Sonnenblume (Holianthus annuus L.). In Ermangelung derartiger Kost nimmt sie zuweilen auch Beeren an, besonders die des Hollunders und der Eberesche. Im Walde macht sich diese Meisenart nach Befinden auch an Bucheckern*), deren Kapsel bei nur einigermaßen vorhandener, durch Ueberreife oder unausgesetzte Sonnenwärme entstandener Oeffnung ihren unablässigen Schnabelhieben endlich nachgiebt und die dreikantigen Früchte bloßlegt.

In der Nadelwaldregion des nördlichen Europas und Asiens finden wir eine kleine, der Kohlmeise ähnliche Meisenart verbreitet, die Tannenmeise (Parus ater L.). Ob Sommer, ob Winter das Regiment führt: ihr ist es einerlei. Sie hängt an ihrem Nadelwalde wie die Möve an der Meereswelle, wie der Flühevogel am Hochgebirge. Im Aussehen ähnelt sie der Kohlmeise, ist aber etwas kleiner, und die bei jener gelbgrünen Theile der Vorderseite sind bei ihr blaß-bräunlichgelb und nur an den Flanken durch stark braungelben Anflug ausgezeichnet. Die Oberseite zeigt eine aschblaue Hauptfarbe; besonders hübsch nehmen sich die weißen Halsseiten aus, indem sie von dem schwarzen Scheitel scharf abstechen und nicht durch einen so breiten Längsstreifen — wie bei der Kohlmeise — getrennt werden. Zu jeder Jahreszeit vernehmen wir im Nadelwalde den hastig ausgestoßenen Lockruf „Sitüiti“ der Tannenmeise. Sie belebt auch in den für die Natur so freudlosen, kurzen Tagen des Winters ihre Heimstätte. Die Schaaren, welche das mittlere Deutschland im Herbste und Winter durchstreifen, sind nordische und östliche Durchzügler oder Wintergäste, die einheimischen verharren in ihren Standörtern. Auch bei den streichenden Tannenmeisen offenbart sich die Anhänglichkeit an das Nadelholz, und einen in Garten oder Park eingestreuten Nadelbaum werden sie sicherlich nicht unbesucht lassen. Die Tannenmeise macht sich ebenso nützlich wie die Kohlmeise; namentlich stellt sie manchen dem Nadelholz verderblichen Larven und Insecten nach. Ihre natürlichen Nisthöhlungen im Walde schwinden gleich denen der Spechtmeise; sie weiß sich aber den Verhältnissen besser als jene anzuschmiegen und andere Gelegenheiten ausfindig zu machen. So sagt Professor Liebe in seiner Abhandlung: „Die Brutvögel Ostthüringens“: „Jetzt begnügen sich die armen schwarzkehligen Burschen mit Mauslöchern —. Steht eine alte Kopfweide in der Nähe des Nadelwaldes, so wird diese sicher benutzt, wenn auch die Nisthöhle einen Eingang haben sollte, durch welchen man die Hand einführen kann.“ Im Allgemeinen hat die Zahl der Tannenmeisen in den meisten Gauen Mitteldeutschlands gegen früher doch abgenommen, und zwar in erster Linie infolge der eben erwähnten Wohnungsnoth. Die Tannenmeise ist unserer besonderen Vorliebe werth; sie begrüßt und begleitet den wandernden Waldfreund und Beobachter auf allen seinen Ausflügen. In den weiten niederschlesischen Kiefernhainen, wie in den Fichtenbeständen des ziemlich vogelarmen Riesengebirges, im waldreichen Iser- und Lausitzer Gebirge, auf Höhen und in Thälern zeigt sich der niedliche Vogel. Und steht der Winter vor der Thür, so freuen wir uns ganz besonders über unsere Tannenmeise, welche so treulich ausharrt:

---

*) Dies sind die Früchte der Rothbuche (Fagus silvatica L.), welche einen öligen Geschmack haben und von einer geschlossenen, außen weichstacheligen Hülle umgeben sind.

beweist uns doch dies kleine Vögelchen deutlich, daß Harren und Hoffen auf bessere Zeit zum sicheren Ziele führt. Nicht minder fesselt die Beobachtung eines Vogels, welchen wir im winterlich prangenden Parke täglich die Kohlmeisenflüge begleiten sehen, der Spechtmeise (Sitta caesia W.). Dieser Name drückt sich im ganzen Charakter der überaus lieblichen Erscheinung aus. Hurtigkeit und Gewandtheit hat sie mit den Meisen gemein, denen sie auf ihren Streifzügen gern Gesellschaft leistet; ihre Kletterfüße mit paarweise vertheilten Zehen stellen sie auf gleiche Stufe mit den Spechten, deren Handwerk im Kleinen zu betreiben sie bestimmt ist. Ungemein anmuthig erklingen zur Winterszeit ihre hellen, lauten Locktöne: „Twit, twit, twit“ und „Tüh, tüh, tüh“. Der Vogel läßt sich leicht beobachten; eben fliegt einer auf eine alte Linde zu, deren Stamm er nun tüchtig bearbeitet. Wir erkennen seine gedrungene Gestalt, den spitzen Schnabel und die paarzehigen Füße, mittels deren er an den Stämmen gleichsam auf- und abwärts „rudert“. Der Vogel ist 14 cm lang, seine Färbung ist auf der Oberseite sanft bläulich, unten rostgelblich. Seine Verbreitung ist eine beschränkte; dieselbe erstreckt sich im Ganzen über die nördlichen Länder Europas. Im Süden ist die Spechtmeise seltener; im nördlichen Asien wird sie durch eine kleinere, der europäischen sehr ähnliche Art (Sitta uralensis Licht.) vertreten. Zur Brutzeit beansprucht sie Wald; unbedingt müssen morsche Laubbäume, wie Buchen, Linden oder Ahorn, in den Beständen vorkommen. Am liebsten ist ihr der reine Laubwald oder weitläufige Parkanlagen und Baumpartien. Dieser an ihren Aufenthalt geknüpften Bedingung zufolge treffen wir die Spechtmeise in vielen Landstrichen gar nicht, in anderen höchst selten an. Für unsere Leipziger Gegend kann sie als gewöhnlicher Brutvogel bezeichnet werden. In manchen Gegenden wird sie in der Neuzeit auffallend selten, da die moderne Forstwirthschaft kernfaule Bäume nicht duldet und manchem Höhlenbrüter durch stricte Durchführung dieser Maßnahme sein Existenzrecht geraubt wird. Die Vögel sehen sich infolge dessen vielfach genöthigt, ihr Domicil nahe dem menschlichen Treiben zu gründen, da in größeren Parks und alten Alleen hohle Baumstämme zuweilen ihren Platz aus Pietät gegen die Natur noch behaupten dürfen. In solchen Höhlungen legt die Spechtmeise ihr Nest an und mauert es bis auf eine enge, kreisrunde Oeffnung — zum Durchschlüpfen gerade groß genug — zu; daher rührt auch der andere Name des Vogels „Kleiber“. Das Gelege besteht aus 6 bis 8 weißen, rostroth punktirten Eiern. Die allerliebsten Jungen tragen ein noch nicht so lebhaft gefärbtes Gewand wie ihre Eltern und wetteifern sehr bald mit jenen in der Behendigkeit des Kletterns. Wenn man an einem schönen Frühlingsmorgen einen von Spechtmeisen bewohnten Park durchwandert, so gelingt es bei einiger Aufmerksamkeit bald, das Familienleben derselben zu belauschen. Bald sieht man sie auf dem Erdboden umherhüpfen, bald klimmen sie am Stamme einer morschen Akazie empor und ebenso schnell herab, indem sie dabei fröhlich ihren Lockruf erschallen lassen. Im Sommer nähren sie sich von Insecten, deren Larven und Eiern, welche sie theils von der Baumrinde ablesen, theils durch Abspalten schwacher Borkenstücke aus derselben hervorziehen. Wenn die ersten Blätter fallen und das „Laub der Bäume zu unseren Füßen zu rauschen“ anfängt, rüsten sich die einzelnen Familien der Spechtmeisen zur Wanderschaft durch alle größeren Gärten und Baumpflanzungen. Mit ihrem harten Schnabel fällt es ihnen leicht, Haselnüsse und Bucheckern zu zerspalten; ihre Hauptmahlzeit besteht in dieser Zeit aus den genannten Früchten, sowie den Samen von Nadelbäumen. Die Spechtmeise gehört zu unseren schönsten und interessantesten Vögeln. Möchten alle Freunde der gefiederten Welt diese Spechte im Kleinen in ihr Register obenan setzen und durch emsige Beobachtung ihres Treibens wahre Befriedigung finden.

2) Sumpf- und Blaumeise. Frühling ist's! Wir folgen dem Laufe eines schäumenden Baches, welcher durch welliges Hügelland dahineilt, seit einigen Tagen verstärkt durch die vielen Wässerlein und Schneeüberreste, die das nahe Gebirge ihm zuführte. Ringsum breitet sich Wiesenland aus, hier und da unterbrochen von kleinen Buschhölzern, die mit Birken, Eichen und einzelnen Nadelbäumen bestanden sind und einen noch trostlosen Anblick gewähren. Auch der Lauf des Baches ist abwechselnd mit Erlen und Gesträuch bewachsen und kennzeichnet sich dadurch schon von Weitem. In den Buschhölzern ist das Wasser stellenweise ausgetreten und hat breite Lachen gebildet. So kommt es, daß dieses Terrain das ganze Jahr hindurch nicht austrocknet und der nasse Grund das Wachsthum der Eichen und Birken, sowie des dicht verwachsenen Strauchwerkes wesentlich fördert. Die Vegetation ist noch in ihren ersten Anfängen begriffen. Wohl schimmern allerseits durch die sich zarter grün färbenden Grashalme der Blüthenschnee der Anemonen und die hellgelben Büschel des Himmelsschlüssels (Primula veris L.), aber das Geäst der Birken und Eichen starrt noch kahl empor zum lichtblauen Aether. Ebenso deuten die Lücken in den Reihen der hier hausenden Singvögel an, daß der Frühling erst unlängst seine Herrschaft angetreten hat. Umsomehr achtet jetzt das vogelkundige Auge und Ohr auf die wenigen Vögel, welche hier ihr Wesen treiben. Da sehen wir zuerst einen herrlichen Grünspecht nahe dem Erdboden hinter einem alten Eichenstamme hervorlugen, mit seinem stechenden, grauen Auge uns neugierig betrachtend. In wenigen Secunden sucht er unter gellendem Rufe das Weite. Im Wipfel einer stämmigen Birke läßt die Elster ihren schnarrenden Schrei hören; harmonischer und ansprechender bringt die liebliche Strophe des Goldammers vom nahen Gesträuch zu uns herüber, bürgt sie uns doch dafür, da sie erst seit wenigen Tagen erschallt, daß der Lenz an Uebermacht gewinnt. Am meisten fesselt uns jedoch der Anblick und die längere Beobachtung der Meisen, jener niedlichen Vögelchen, welche noch in kleinen Trupps vereinigt umherstreifen. Während wir am Bache weiter gehen, tönt es plötzlich von einem nahen Erlenbaume: „Sitädädädä“; das ist der Lockton der Sumpfmeise, die nun im Gezweige herumkletternd erscheint. Von den heimischen Arten trägt die Sumpfmeise das bescheidenste Gewand, welches sie aber in Anbetracht der von ihr bewohnten Plätze am besten kleidet und ihr munteres Wesen noch mehr hervortreten läßt. Des Vogels obere Seite trägt eine röthlich braungraue Färbung, die Unterseite ist weißlich, zum Theil gelblich überlaufen, der Oberkopf bis zum Nacken schwarz. Die Jungen sind weniger lebhaft gezeichnet, die Länge beträgt 11 Centimeter. Solche Oertlichkeiten wie die eben beschriebenen wählt sich diese Meise mit Vorliebe zum Nistplatz; sie ist daher in feuchten Niederungen am verbreitetsten und hat nach ihrem Aufenthalt den Namen Parus palustris erhalten. In sandigen Gegenden fehlt sie gänzlich. Am zahlreichsten bewohnt sie die skandinavische Halbinsel; ihr Verbreitungsbezirk erstreckt sich namentlich über die nördlichen Länder Europas, Asiens und Nordamerikas, doch ist sie auch im Süden unseres Erdtheiles noch vertreten. Ihre Strichzeit beginnt bereits gegen Ende August und währt bis Ende März oder in den April hinein. Die dann noch streichenden Individuen sind jedenfalls nordische Durchzügler, welche infolge strenger Kälte weit südwärts ziehen. Sie tritt stets in geringerer Anzahl als die anderen Arten auf, ist sonst ebenso rege und behende wie jene und durchsucht altes und junges Holz mit unermüdlichem Eifer. Auf dem Striche, wo sie in kleinen Flügen vereinigt ist, besucht sie auch trockene Laubhölzer, Gärten, Parkanlagen und sogar Nadelwald, und wird dann von Ungeübten oft mit der Tannenmeise verwechselt. Eine Schaar dieser niedlichen Meisen beobachtete ich einst im Februar in einem kleinen Laubgehölz, welches von einem Bache durchrieselt war. Die munteren Thiere hüpften unter stetigem Locken auf den schneebedeckten Zweigen der Birken und Erlen rastlos hin und her und häkelten sich nach Art der Zeisige an die schwankendsten Aestenden, um die Samen aus den Zäpfchen herauszuklauben. Es liegt in allen Bewegungen der Sumpfmeise dieselbe Energie, welche den übrigen Arten der Gattung eigen ist, nur kommt bei ihr noch mehr als bei letzteren ein Zug der Anmuth und Graziosität zur Geltung. Weniger auffällig macht sich der Vogel im Spätsommer und Herbste; am ehesten sieht man dann einen auf den Blüthenköpfen der Sonnenblume (Holianthus annuus L.) postirt, deren Samen zu ihren besonderen Leckerbissen zählt. In erster Linie besteht ihre Nahrung aus Sämereien, deren Zerkleinern und Verzehren ihr keine sonderlichen Schwierigkeiten bereitet, da sie gewöhnlich die Frucht geschickt zwischen die Füße klemmt und nun nach Kräften darauf loshackt. Sie nährt sich im Freien namentlich von dem Samen des Hanfes, zahlreicher Unkräuter und verschiedener Bäume und frißt ebenso die Kerne der Vogelbeeren gern. Im Sommer verzehrt sie daneben Insecten und deren Larven, liebt aber im Allgemeinen animalische Kost weniger als die anderen Arten. Bezüglich ihrer Stellung als Singvogel wäre wenig zu bemerken. Der eigentliche Gesang der Sumpfmeise ist leise, aber melodisch, mitunter unterbrochen von ihren verschiedenen Locktönen, welche meist auf ein zweimal wiederholtes „Däh“ ausgehen. Es klingt recht gemüthlich, wenn ihn das Männchen zur Zeit des Lenzes der erwählten Gattin

zuzwitschert. Begeben wir uns einmal an einem heitern Frühlingsmorgen an den Ort ihres Heimwesens. Ueber einen weiten Wiesenplan, auf welchem einzelne Baumgruppen sich ausdehnen, führe uns diesmal der Weg. Bald stehen wir wieder an einem Bächlein, welches in seinem Laufe bald näher, bald weiter an jenen Baumpflanzungen dahineilt. Jetzt sind wir an einer Curve des Ufers angelangt, wo ein kleines Gehölz freundlich herüberwinkt. Verkrüppelte Weiden hängen hier in langer Reihe ihr Geäst über das Wässerchen; Baumrothschwanz und Zaungrasmücke haben hier schon mehrfach Heimstätten gefunden, auch an Grünfinken fehlt es nicht. Da sehen wir zu unserer Freude auch eine Sumpfmeise in einen alten Weidenkopf schlüpfen und bald wieder aus diesem herauslugen, uns mit lautem „Spitt dä dä" begrüßend. Dann schwingt sie sich auf einen schwanken Ast und stimmt nun obiges Liedchen an, welches die schon brütende Gattin auf kurze Augenblicke aus der Klause hervorlockt. Nun tänzelt das Männchen um seine schönere Hälfte und beiden verfliegen die schönen Stunden der ehelichen Liebe gar schnell. Denn bald giebt es zahlreiche Junge zu atzen und der Gesang kann dann nicht mehr so fleißig geübt werden. Die Sumpfmeise baut in der Regel niedrig, mit Vorliebe in alte morsche Weiden. Als Höhlenbrüter findet sie bei diesen Bäumen ihre an den Nistort gestellten Bedingungen zum größten Theil schon erfüllt. Sie legt 6 bis 12 weißliche, rostroth punktirte Eier. In den Händen von Vogelliebhabern sieht man Sumpfmeisen selten. Sie sind weichlicher als Kohl- und Blaumeisen und dauern auch bei sorgsamer Pflege nicht allzu lange aus. Zudem werden sie infolge ihres mehr vereinzelten Vorkommens seltener eine Beute der Vogelsteller. Lassen wir sie daher lieber der freien Natur, wo sich Jedermann an ihrem fröhlichen Gebahren ergötzen kann. — Weit bekannter und häufiger ist in unserem Vaterlande die Blaumeise (Parus caeruleus L.), von den heimischen Meisen die reizendste Art. Schönes Tiefblau und helles Gelb, die Hauptfarben des Vögelchens, lassen es namentlich im Hochzeitsgewande prächtig erscheinen. Es ist ebenso groß wie die Sumpfmeise. Sobald des Lenzes Odem über die Erde wallt, fangen die bis dahin in kleinen Flügen vereint gewesenen Blaumeisen an sich zu paaren. Als Standort behagt auch diesem niedlichen Vogel besonders der Laubwald, doch nisten viele schon in Obstgärten, nahe dem menschlichen Heim. Im Drange großer Liebeslust schwingt sich das Männchen um seine Auserkorene und zwitschert dazu ein unbedeutendes, klirrendes Liedchen. Der Lockton, welchen die Blaumeise sehr oft hören läßt, klingt wie: „Zitätä". Ihr Nest steht meist hoch in den Höhlungen von alten Aesten. Allerliebst ist die ohnehin hübsche Erscheinung der Alten in der Nähe des Nestes, wenn sie nach erfolgtem Ausschlüpfen der Brut abwechselnd grüne Räupchen im Schnabel herbeibringen und tänzelnd in der Stammhöhlung verschwinden. Die jungen Blaumeisen, deren Färbung bleicher ist, hüpfen nach wenigen Wochen mit den alten um die Wette im Geäst herum. Von nun an entfalten die Thierchen in Garten und Hag eine höchst nutzbringende Thätigkeit durch Vertilgen zahlreicher Insecten und deren Bruten. Ihre eigentliche Strichzeit währt vom Spätsommer an bis zum Frühling. Die Blaumeise ist über ganz Europa und einen großen Theil Asiens verbreitet. Ihrem Aufenthalte entsprechend ist ihr im Ganzen ein in localer Hinsicht häufigeres Vorkommen als der Sumpfmeise gesichert; denn Obst- und Laubbäume finden sich überall. So kommt es, daß sie auch in den kleinsten Laubholzdistricten meilenweiter Nadelwaldungen vertreten ist. Ehedem wurden die Blaumeisen in der Meisenhütte und auf dem Herde in großer Anzahl, nächst den Kohlmeisen als zahlreichste Art, gefangen und für den menschlichen Magen zubereitet. Die Hütte ähnelt einem Würfel von ungefähr 6 Fuß im Durchmesser und wird von Pfählen und Stangen errichtet, mit passenden leichten Stoffen, namentlich mit Schilf, Rohr, Tannenreisern 2c. dicht zugebaut und mit einer ganz niedrigen Thür versehen, durch welche man kriechend aus- und eingeht. Mit Vorliebe bedient man sich beim Meisenfange des Klobens, welcher trotz des Verbotes des Vogelfanges noch vor Kurzem u. A. im Thüringer Walde gebräuchlich war. Das ist in der jüngsten Zeit bei uns doch besser geworden, dagegen werden ihrer in Italien jährlich noch viele durch den Massenfang vernichtet. Von Raubvögeln holt sich höchstens der Sperber einmal ein solches Vögelchen zum Schmause, ein in Anbetracht des vereinzelten Vorkommens dieser Raubvögel ganz unwesentlicher Umstand. Nächst der im ersten Abschnitt geschilderten Kohlmeise stellt die Blaumeise das größte Contingent bei dem Besuche der neuerdings durch die Bemühungen unserer Vogelschutzvereine auch in größerem Maßstabe und rationell angelegten Futterplätze. So giebt z. B. eine von der fürstlichen Forstverwaltung in Detmold aufgestellte Statistik für den Winter 1892/93 auch die Zahl der Meisen auf sämmtlichen Futterplätzen an: Kohlmeisen waren in 306, Blaumeisen in 85, Sumpfmeisen in 45 Köpfen vertreten. Die nächste Statistik 1894/95 ergab das Verhältniß: Kohlmeisen 1090, Blaumeisen 211, Sumpfmeisen 137, Tannenmeisen 10 Stück. In der Gefangenschaft dauert die Blaumeise besser aus als die Sumpfmeise und man kann sie oft im Besitze von Liebhabern sehen. Außer ihrem schönen Gefieder ergötzt sie durch ihr drolliges, ewig bewegliches Temperament. Immerhin aber bleibt auch sie am schönsten und muntersten in der freien Natur, wo ihr die Bestimmung zufiel, segensreich für ihre Heimstätten zu wirken, sei es dort wo „der Eichwald brauset" oder beim röthlich blühenden „Wirthe wundermild".

C. Krezschmar.

Bücherbesprechungen.

— Hajnalpir, Klärung der Begriffe. Budapest, 1900. In Commission bei Otto Nagel jun. 61 S. 2 ℳ. — Klärung — bringen wir Beispiele aus dem Buche! „Was ist Gerechtigkeit? Alles, was kein Unrecht ist. — Was ist Vernunft? Ableitung eines Gedankens von einem andern. — Was ist Tugendlehre? Die Beibringung von Tugenden. — Welches sind die Abarten der Eitelkeit? Die Affection, die Ruhmredigkeit und die Krakehlsucht." Die Verfasserin (sic! S. 31) konnte hier die *Schreibseligkeit* als vierte Abart anfügen; jedenfalls hat sie die *Logik nicht* mit Löffeln gegessen; sie erinnerte mich lebhaft an *eine Lehrerin*, welche ich examiniren hörte: Gott ist allmächtig, d. h., ihr Kinder, er besitzt die Allmacht! Ueber die orthographischen Fehler wollen wir den Mantel der Liebe breiten. Wahrscheinlich würde die Verfasserin mit Klärung der Wäsche größeren Nutzen in der Menschheit stiften, als mit Klärung der Begriffe. J. J.

— Die blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jacobowski. Mit Einleitungen der Herausgeber. Leipzig, Eugen Diederichs. 5 ℳ. — Eine Anthologie der Romantik zusammenzustellen ist eine dankenswerthe Aufgabe, freilich auch nicht so ganz leicht. Will man mehr bieten, als eine gewöhnliche Blumenlese, die sich damit begnügt, das zu bringen, was an Gedichten der Romantik gemeinhin bekannt und beliebt geworden ist, so ist das allerdings bald gethan. Geht man aber der Aufgabe tiefer auf den Grund, will Wurzeln, Stengel, Blätter und Blüthen aus der Erde herausheben, so ist der Auftrag schon schwieriger auszuführen. Einen solchen haben die beiden Herausgeber übernommen, von denen der Erstgenannte der Inspirator, der Zweite der mehr ausführende Theil war. Die Anfänge der Romantik liegen schon tief im vorigen Jahrhundert verborgen, da wo man sie kaum vermuthet. Sie finden ihren Förderer in Goethe, dem jungen und reiferen, dessen hierher gehörende Schöpfungen allerdings zu den schönsten und edelsten dieser Richtung gehören und durchweg die gesunden Elemente der Romantik enthalten. Von ihnen hat eine reiche Auswahl Aufnahme gefunden, wie von den Zerrbildern der romantischen Production auch, denn auch diese zu bieten war nothwendig. Dahin gehören zum Theil Maler Müller's und Bürger's erste Sachen, wie des Pfarrers Tochter zu Taubenhain, die wahrhaftigen Schauerballaden. Ueber die eigentliche romantische Schule (Hölderlin, Hardenberg sind die bedeutendsten hierher gehörigen Vertreter) geht der Weg sodann zur Nachblüthe der Romantik und zur neuesten Zeit, die eine Neuromantik zu Stande gebracht hat, von der wir uns immer noch nicht los gemacht haben. Die einzelnen Stadien und Stufen der Entwickelung werden in sehr feiner Weise gezeichnet durch nachstehende Gruppen und Namen wie Klopstock und die Classicität, die eigentlichen Romantiker, Körner und die Patrioten, Fouqué und die Spätromantiker, Chamisso, Hoffmann und die Nebenläufer, die Schwaben, die rheinisch-westfälische Schule (Simrock, die Droste), die Oesterreicher (Grün und Lenau), die Zeitgenossen (Wilh. Müller, Heine), die Gegner (Platen) und moderne Ausklänge (Wagner). Der Leser sieht schon daraus, was das Buch ist und sein will, ein Ueberblick über den Gang der romantischen Bewegung in der deutschen Literatur, ihre Ziele und Berechtigung, ihre Abarten und Ausartungen, den Nutzen aber auch den großen

Schaden, den sie angerichtet hat. Darauf hingedeutet ist schon worden, daß die vielen Zerrbilder der Romantik, die dieselbe beim großen Publicum so in Mißcredit gebracht haben, nicht fehlen und fehlen durften, sollte das gegebene Bild ein vollständiges sein, nicht nur Licht, auch Schatten enthalten. In dieser Hinsicht wirkt der Ueberblick höchst lehrreich. Möchte man auch die rechte Lehre daraus ziehen in unserer Zeit der krankhaften Neuromantik! Ueber die Aufnahme einiger Gedichte, sowie über das Fehlen anderer Gedichte, auch ganzer Dichter kann man mit dem Verf. rechten, ebenso über Einzelheiten in der sonst tüchtigen Einleitung, die den nachfolgenden dichterischen Text erläutert. Manche Bemerkungen stoßen als zu keck und subjectiv auf Widerspruch. Schiller's Gang nach dem Eisenhammer ein Bänkelsängerlied und Schulze's Bezauberte Rose eine geschminkte Leiche, das ist doch ein bischen zu viel gesagt. J. R.

— Moritz Lazarus. Von Professor Dr. Th. Achelis in Bremen. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow, Neue Folge, 14. Serie, Heft 333.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), Königliche Hofbuchhandlung, 1900. Preis 75 ₰. — Wir durften unlängst (Wissenschaftl. Beilage zur Lpz. Ztg. vom 22. Febr. ds. J.) mit warmer Empfehlung hinweisen auf eine Sammlung von Sprüchen voll tiefer Lebensweisheit, die des greisen Philosophen Lazarus geistreiche Frau aus den Werken ihres Gatten ausgewählt und ihm bei der Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums als ein sinniges Festgeschenk dargebracht hat. Eine willkommene Ergänzung dazu bildet das vorliegende Heft. Es macht uns zunächst mit dem äußeren Lebensgange von Moritz Lazarus bekannt. Weiterhin werden seine Hauptwerke gewürdigt und namentlich seine Verdienste um die wissenschaftliche Vertiefung und Ausgestaltung der Völkerpsychologie, sowie seine Bedeutung für die Sittenlehre (Ethik) und Aesthetik gebührend hervorgehoben. Lazarus ist einer jener seltenen Lehrer der Philosophie, die sich nicht daran genügen lassen, für den engen Kreis ihrer nächsten Fachgenossen zu arbeiten. Er hat sich vielmehr die Hebung der sittlichen Erkenntniß und Anschauung des ganzen Volkes zum Ziele gesetzt. Das beweist schon der Ton seiner Schriften, die bei aller Tiefe doch auf jede gelehrte Vornehmthuerei verzichten und sich durch Klarheit und Schönheit der Sprache rühmlich auszeichnen unter der Fachliteratur. Der Vortrag von Achelis ist wohlgeeignet, bei der Einführung in das Studium der Werke von Lazarus gute Dienste zu leisten. — Eine Bemerkung gestatten wir uns zum Schlusse. Es ist nicht blos irreführend, sondern auch thatsächlich falsch — darüber ist gar kein Zweifel möglich —, die Zeit um 1850 „die Mitte des vorigen Jahrhunderts" zu nennen (S. 3, 34). K. B.

— Schreibschule für Erwachsene. Anleitung zum Selbstunterricht und Unterricht durch den Lehrer. Von Carl Krüger, langjährigem Schreiblehrer in militärischen Unterrichtscursen. I. Die deutsche Schrift. II. Die lateinische Schrift. Preis 1,60 ℳ. In Partien billiger. Berlin W. 57. Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. Dazu: Uebungsheft I. Die deutsche Currentschrift. Uebungsheft II. Die lateinische Schrift. 40 und 30 Blt. Quart. à 30 ₰. (In Partien billiger.) Nachdruck verboten. — In sächsischen Lehrerkreisen ist in letzter Zeit das Interesse für den Schreibunterricht wieder lebhaft hervorgetreten, namentlich veranlaßt durch die auf Veranlassung des Geh. Schulrathes Grüllich von Prof. Thieme herausgegebenen „Musterblätter für den Schreibunterricht an den Königlich sächsischen Seminaren". Vorliegende Hefte zeigen, daß auch sonst die Frage der Ausbildung der Schrift für das praktische Leben erwogen wird. Der Herausgeber hat an Unterofficiere und Mannschaften verschiedener, auch sächsischer Regimenter Unterricht ertheilt und gute Zeugnisse aufzuweisen. Er legt darauf besonderen Werth, daß die Schrift einfach und gleichmäßig, deutlich, flott schreib- und lesbar sei. Kalligraphen zu bilden ist nicht der Zweck seines Buches. Die methodischen Winke sind namentlich für den Selbstunterricht brauchbar. Die Schriftformen werden freilich manchen Widerspruch hervorrufen, namentlich beim kleinen r und großen A. r.

— Historische Zeitschrift, begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge. 48. (der ganzen Reihe 84.) Band. Erstes und zweites Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1900. 8. — In den beiden uns vorliegenden Heften hat diesmal die alte Geschichte durch einen Aufsatz von Julius Beloch über den Verfall der antiken Literatur besonders gute Vertretung gefunden; wir möchten deswegen auf diesen geistreichen Essay in erster Linie hinweisen, weil er ganz im Sinne des Begründers der Zeitschrift nicht allein dem Fachmann, sondern auch dem gebildeten Laien reiche Anregung bietet, während alle übrigen Beiträge diesmal sich mehr mit der Lösung von Einzelfragen befassen. Nicht im Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum, auch nicht in einer physischen Degeneration der Bevölkerung sucht Beloch die Gründe für den überaus schnellen Zusammenbruch des in seiner Blüthezeit ein so glänzendes Bild bietenden römischen Reiches, sondern vor Allem darin, daß das griechische Volk, dem die Welt neben seinen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst das Ideal politischer Freiheit und die Begründung der Wissenschaft verdankt, sittlich und intellectuell von seiner Höhe herabsank, ohne daß seine Ueberwinder, die Römer, im Stande gewesen wären, Ersatz zu bieten; sie kamen über Nachahmung nicht hinaus, waren und blieben Barbaren. Auch die wirthschaftlichen Folgen der römischen Eroberung — Anhäufung von vielen Schätzen in den Händen Weniger, Proletarisirung der Massen — waren verhängnißvoll. Schon im Anfang der Kaiserzeit fühlte man den Verfall, ohne doch etwas dagegen thun zu können; die wirthschaftliche Blüthe, die durch die treffliche Verwaltung der ersten Kaiser gezeitigt wurde, ließ sich nicht lange erhalten, die Cultur sank schnell und schneller von ihrer Höhe herab, und das Christenthum, das nur das Jenseits im Auge hatte und dem Diesseits mit Verachtung entgegentrat, that nichts, um sie zu halten. Eine neue Cultur konnte nur entstehen, wenn die ganze bisherige Gesellschaftsordnung in Trümmer ging. — Abgesehen von dem polemischen Aufsatze Siegm. Riezler's „Paul Laymann und die Hexenprozesse", in dem Riezler gegenüber den Angriffen des Jesuiten Bernh. Duhr auf seine Geschichte der Hexenprozesse in Bayern der Antheil der Jesuiten an der Ausbildung des Hexenwahns und der Hexenverfolgung nachweist, betreffen alle übrigen Arbeiten die Geschichte des 19. Jahrhunderts. Gottfried Koch behandelt die bisher mehr oder weniger fehlerhaft dargestellten Vorgänge, die die Errichtung der italienischen Republik 1802 und die Wahl Napoleon's zu ihrem Präsidenten zur Folge hatten. Carl Scherer theilt eine kurz nach den Ereignissen niedergeschriebene, eigenhändige Relation des Obersten v. Dörnberg über den hessischen Aufstand des Jahres 1809 mit und erläutert sie. Ein längerer Aufsatz von Th. Schiemann „Zur Würdigung der Convention von Tauroggen" bringt mehrere neue Actenstücke aus dem York'schen Archiv zu Klein-Oels, dem Wittgenstein'schen (jetzt fürstlichen Hohenlohe'schen) Archiv zu Werki, dem St. Petersburger Staatsarchiv und dem Berliner Generalstabsarchiv, durch welche entgegen dem neuerdings von verschiedenen Seiten erhobenen Widerspruche die Auffassung als die allein berechtigte nachgewiesen wird, die bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert G. Droysen über die Stellung York's und des Königs Friedrich Wilhelm III. zu dieser Convention vertreten hat; York hat die Convention ohne Zustimmung des Königs abgeschlossen, ja der König mißbilligte sein späteres Verhalten. „York wird uns nach wie vor der Held sein, dem der Ruhm bleibt, in entscheidender Stunde die Fackel der Freiheitskriege entzündet zu haben, auf die Gefahr hin, ein Opfer seines Patriotismus zu werden." Von großem Interesse ist der Aufsatz von Max Lenz: „Ein Apologet der Bismarck-Memoiren"; er wendet sich mit Schärfe gegen einen im letzten Hefte der Zeitschrift erschienenen Artikel von Schiemann, in dem dieser auf Grund eines Briefes des russischen Gesandten am Bundestage v. Glinka an Nesselrode vom 5. Oct. 1854 gegen einen Punkt der in der Deutschen Rundschau veröffentlichten kritischen Bemerkungen von Lenz über die „Gedanken und Erinnerungen" polemisirt; die gesammten politischen Anschauungen Bismarck's in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, seine damalige Stellung gegenüber Oesterreich, Rußland und Frankreich kommt zur Erörterung, doch würde es uns zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Auf den herzlichen Nachruf, den C. Höhlbaum dem am 13. Aug. 1899 verstorbenen Gustav v. Mevissen widmet und in dem er besonders seine Verdienste um die Neuorganisation des Kölner Stadtarchivs und um die Begründung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde hervorhebt, und auf die reichhaltigen Besprechungen, Nachrichten und Notizen mag nur in Kürze hingewiesen werden. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 39. Sonnabend, den 31. März, Abends. **1900.**

Der Kiebitz.

Zum 1. April.

Schneeglöckchen und Krokus, Märzveilchen und Himmelsschlüssel sind die Frühlingskinder unter den Blumen, Lerche und Staar, Storch und Kiebitz die Lenzesboten unter den Vögeln. Im Triumph bringen die Kinder ihren Eltern das erste Schneeglöckchen, welches sein Haupt eben über die leichte weiße Decke erhoben hat, die noch auf der Wiesenfläche ruht, und mit verklärtem Blick begrüßt der Greis den ersten Staar, der vor der alten Wohnstätte sich von Neuem niedergelassen hat und nun mit zitternden Flügeln dem Frühlicht entgegenjauchzt, welches das Gefieder des Heimgekehrten erglänzen läßt im herrlichsten Farbenschmelz. Wo der Storch ein regelmäßiger Hausfreund, da wird der Tag seiner Ankunft zum Festtag der ganzen Gemeinde, und wo der Kiebitz die feuchten Wiesen, Brüche, Sumpf- und Moorgegenden belebt, da wartet man in den ersten Tagen des März sehnsüchtig auf sein Kommen, und Einer erzählt es dem Andern, wenn er die ersten Vögel hat gaukeln sehen in der Luft und ihren eigenthümlich klagenden Ruf vernommen. Freilich der Storch ist Allen bekannt, und selbst den Kindern, deren Heimath er meidet, die ihn also nie gesehen, ist er ein lieber Freund geworden — fast jedes Bilderbuch zeigt sein Conterfei und was weiß die Mutter Alles vom Storch zu erzählen — aber den Kiebitz kennen dort, wo er selten, Wenige, obgleich er nur einzelnen Gegenden Deutschlands völlig fehlt; denn während die andern Frühlingsboten, Storch, Staar und Schwalbe, mit Vorliebe die Wohnstätten der Menschen aufsuchen, meidet er deren Nähe, und so mag es kommen, daß es heute vielleicht mehr Menschen giebt, welche die olivenbraunen, dunkelgefleckten Eier unseres Vogels aus den Schaufenstern der Delicatessenläden kennen, als solche, welche den Vogel selbst gesehen haben. Gerade in den letzten Jahrzehnten stellt man den Eiern des Kiebitzes, die sich durch einen Wohlgeschmack auszeichnen, wie er kaum einem andern Ei zukommen dürfte, leider in einer Weise nach, daß der Vogel in gar vielen Gegenden unseres Vaterlandes an Zahl stark zurückgegangen ist. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn die Landesgesetze oder landespolizeilichen Anordnungen sich endlich auch der Kiebitzeier annehmen und das Einsammeln, Feilbieten und den Verkauf derselben überall verbieten würden.*) Unserm Altreichskanzler haben wir seine Geburtstagsgabe, die ihm „die Getreuen von Jever“ in Gestalt von 101 Kiebitzeiern als Tribut ihrer Ergebenheit und Verehrung seit 1871 alljährlich zu Füßen legten, von Herzen gegönnt und haben uns erfreut an dem sinnigen Spruch in plattdeutscher Mundart, der das Präsent zu begleiten pflegte. Es scheint aber, daß gerade diese Sitte, welche beim Herannahen des 1. April den Namen des Städtchens Jever durch alle Zeitungen trug, die Nachfrage nach Kiebitzeiern wesentlich vermehren half, sodaß sie gegenwärtig das Angebot weit überschreitet und der Preis für diese moderne Delicatesse eine Höhe erreicht hat, von der man sich früher nichts hätte träumen lassen. Eine große Anzahl von Aufträgen auf Kiebitzeier läuft jedes Frühjahr seitens der Händler und Gourmands namentlich im Oldenburgischen, in Ostfriesland und allen holländischen Provinzen ein, was zur Folge hat, daß die Niststätten der Kiebitze eifrigst nach Eiern abgesucht werden, sodaß sich die Vögel von Jahr zu Jahr verringern. Dieselbe Klage hört man auch in Mitteldeutschland, wo der Kiebitz die wiesenreichen Flußufer, z. B. an der Elbe und Saale, früher in weit größeren Mengen belebte als gegenwärtig. Nur bis zum 1. Mai, so lauten die meisten Polizeivorschriften, dürfen die Kiebitzeier gesammelt werden. Aber so viel ist damit eben nicht geholfen. Der Kiebitz beginnt sein Fortpflanzungsgeschäft ja sehr frühzeitig; namentlich wenn die Witterung günstig, kann man schon in der letzten Hälfte des März sein Gelege finden, und nur ein paar Mal hat er die Zeit ein wenig versäumt, so daß der Glückwunsch der „Getreuen von Jever“ sich um einige Tage verspäten mußte. Die lustigen Zeilen, welche diese Sendungen begleiteten, die also post festum einliefen, lauteten: „De Kiewit kunn vör Koll nich leggen — Dat wullen wi to uns' Entschüld'gung seggen!“ 9. April 1875. „De Kiewit leevt de Winkeltög jüst as de Diplomaten; Drum hett he trotz de Vörjahrsjünn uns doch wäär luren laten.“ 7. April 1876. „Wenn Kiewit de Slüngel nich leggen will, Könt wi ook nich kamen to'n ersten April.“ 7. April 1881. Wird nun dem Kiebitz das erste Gelege, welches fast regelmäßig aus 4 Eiern besteht, von den Sammlern geraubt, so beginnt er recht bald eine zweite Brut, die oft, nur aus 3 Eiern bestehend, gleichfalls leicht ein Opfer der Feinschmecker wird. Nun legt das Weibchen nochmals 2 oder 3 Eier; werden ihm auch diese geraubt, so bleibt es in dem Jahre ohne Nachkommenschaft; die Legekraft hört eben auf, und die Fälle, wo ein Weibchen zum vierten Male zur Fortpflanzung schreitet, mögen wohl nur zu den Ausnahmen zählen. Das Suchen von Kiebitzeiern will aber gelernt sein; es ist keine so einfache Sache. Denn obgleich die Niststelle sich unmittelbar auf dem Boden befindet, so hebt sie sich doch nicht durch das geringste Merkmal von der Umgebung ab. Sie stellt eine ganz seichte Vertiefung dar, die das Weibchen mit den Füßen ausgekratzt und durch Drehen und Wenden des Körpers schön gerundet und geglättet hat. Dürre Grashälmchen und Würzelchen bilden eine dürftige Unterlage für die Eier, oder es liegen dieselben auch unmittelbar auf der bloßen Erde. Dazu kommt, daß die Eier durch ihre Färbung vortrefflich geschützt sind; das Olivengrün oder -braun mit den unregelmäßigen dunkleren Flecken sticht von dem kurzen Rasen, den Binsen und Seggen oder dem morastigen Untergrund so wenig ab, daß nicht die Farbe, sondern die eigenthümliche Lage der Eier dem Suchenden die Beute verräth. Die vier Eier liegen nämlich stets so auf der Niststelle, daß sie sich im Mittelpunkte derselben mit ihrem spitzen Pole berühren. Der passionirte Eiersammler zieht aber nicht auf's Geratewohl aus; besonders in den Gegenden, wo Jung und Alt gewerbsmäßig den Kiebitzeiern nachstellt, wie im Kreise Wittmund oder in der Kolberger Haide ꝛc., pflegt man das Treiben und Gebahren der Vögel, sobald sie im Frühjahr von ihrer Reise zurückgekehrt sind, aufmerksam zu beobachten, um reiche Beute heimzubringen. Den Platz, den sich das Pärchen zum Brüten erwählt hat, verräth nämlich das Weibchen durch sein anhaltendes Schreien — „krait“, „krait“ klingen die kreischenden Silben, die es ängstlich warnend ausstößt — und nirgends als in unmittelbarer Nähe des Nestes übt das Männchen so häufig seinen wunderbaren Gaukelflug, wobei es sein helles „Kibit“ vernehmen läßt, dem ja der Vogel den Namen verdankt. Deshalb suchen die Leute, die sich mit dem Sammeln der Eier beschäftigen, nicht dort, wo die meisten Kiebitze auf den feuchten Wiesen, nach Insecten, Regenwürmern oder Nacktschnecken spähend, umhertrippeln, sondern an jenen Stellen, die ihnen die singenden Männchen schon lange verriethen. Die Schäfer allerdings, so sagt man, sollen die Eier ohne jede Mühe finden, da das Kiebitzweibchen, gewöhnt

*) Derselbe Wunsch gilt den Eiern der Strandvögel, Seeschwalben und Möven.

an die friedliche Heerde, erst dann vom Neste auffliegt, wenn die grasenden Schafe es erreicht haben. Mit ausgebreiteten Flügeln und gesträubtem Gefieder sucht es die erschreckten Vierfüßler von seinem Besitzthum zu verjagen. In der That, Muth ist in hohem Grade unserm Vogel eigen. Wie oft haben uns die Kiebitze laut kreischend umschwärmt, so nahe, daß wir versuchten, sie mit den Händen zu greifen; taumelnden Fluges kommen sie herbei, als wollten sie sich auf den vermeintlichen Feind stürzen, aber einen Haken schlagend entfernen sie sich wieder, um das Spiel von Neuem zu beginnen. Der Furchtsame ist entschieden froh, wenn er endlich das Bereich der ihn mit klagendem Geschrei umflatternden Vögel verlassen hat. — Ebenso suchen sie Hunde aus ihrer Nähe zu vertreiben, indem sie dieselben beunruhigen und irreleiten, selbst an thätlichen Angriffen lassen sie es dann bisweilen nicht fehlen. „Im Frühling des Jahres 1894“, schreibt ein Beobachter,*) „ging ich mit unserm Hunde, einem Bastard der Ulmer Dogge, über einen Weizenfleck hinweg, auf dem ein Kiebitz seine Jungen ausgebracht hatte. In Gedanken versunken achtete ich weder auf das Gebahren des großen Hundes noch auf die mich kläglich umschreienden Vögel, bis ich den ersteren laut winseln hörte. Schnell drehte ich mich um und sah, wie die beiden alten Kiebitze mit ausgebreiteten Flügeln laufend den Hund attaquirten, ihm hüpfend Schnabelhiebe in die Augenpartie versetzten und ihn dadurch zur Flucht zwangen. Der Hund blutete aus 6 schwachen Wunden auf der Nase.“ Ebenso suchen die Kiebitze ihren ärgsten Feind, den Fuchs, zu verjagen, wenn er sich am Tage in ihr Gebiet schleicht; schreiend umschwärmen sie den Räuber und stoßen, Raubvögeln gleich, auf ihn. Manchmal mögen sie ihren Zweck erreichen, oft aber kümmert sich der schlaue Reinecke scheinbar nicht um die Angriffe; die Vögel werden dann um so dreister, und mit raschem Sprung und Biß hat der Verschlagene einen der Tollkühnen am Fittich und trägt ihn seinem Versteck zu, während die übrigen laut kreischend auseinanderstieben. Auch in der Vogelwelt haben die Kiebitze manchen Feind, den sie mit vereinten Kräften oft erfolgreich in die Flucht schlagen. Zwar gegen den starken Habicht oder Edelfalken vermögen sie nur selten etwas auszurichten, aber Saat- und Nebelkrähen, die den Eiern eifrig nachstellen, haben wir schon wiederholt flüchten sehen vor den muthigen Vertheidigern, und selbst den Rohr- und Kornweihen gelingt der Versuch, den achtsamen Kiebitzeltern ein Junges zu stehlen, höchstens dort, wo vereinzelte Paare sich aufhalten. Die Liebe des Kiebitzes zu seinen Jungen ist rührend. Sobald diese nach 16tägiger Brütezeit den Eiern entschlüpft sind, werden sie von der Mutter mit der Umgebung des Brüteplatzes bekannt gemacht, hierhin und dorthin geführt, durch das Binsen- und Seggengewirr am Wasser oder durch das halbhohe Gras der Wiese; jede kleine Erhöhung des Bodens, jede Staude lernen sie bald schätzen als Deckung, und nach wenig Tagen schon verstehen sie unter Leitung der Alten, die ihnen wie die Henne ihren Küchlein anfangs jeden Bissen vor den Schnabel legte, das Futter selbständig zu finden. Sehr bald kommen zwischen den Dunen die ersten Stoppeln der eigentlichen Konturfedern zum Vorschein und beginnen allmälig das schöne Kleid zu bilden, welches auch die jungen Kiebitze auszeichnet. Es ist dem des alten Vogels bereits sehr ähnlich; so setzt sich das sammetschwarze Schild am Kropf sehr effectvoll ab von dem Reinweiß der Kehle und Brust, und auf dem dunklen Rücken liegt schon derselbe grüne Metallglanz, auf den Schulterfedern derselbe prachtvolle purpurne Schiller, der das Frühjahrskleid des Männchens so überaus schön erscheinen läßt. Nur der Hauptschmuck fehlt dem jungen Thiere noch; das ist der auffallende Federbusch, der den Hinterkopf des erwachsenen Vogels ziert und durch seine Haltung jeden Affect seines Besitzers zum Ausdruck bringt. Im Fluge wird er meist wagerecht getragen, beim Angriff aber sträuben sich die zarten Federn aufwärts, sodaß sie dem Vogel, der kaum größer als eine Haustaube, ein gar martialisches Aussehen geben. Uebrigens angedeutet ist dieser Schopf auch bereits im ersten Federkleide; denn die Hinterhauptsfedern sind ein wenig verlängert, sodaß sie den Kopf nach rückwärts zugespitzt erscheinen lassen, wie den eines kleinen Mädchens, dem die Mutter vorzeitig die kurzen Härchen zu dem Ansatz eines Zöpfchens zusammengebunden hat. Dieser possirliche Anblick der Kiebitzjungen wird aber noch gesteigert durch die unförmlich dicken Fersengelenke der Beine; die Gliedmaßen sehen dadurch so ungeschickt aus wie die der jungen Ziegen, als seien sie aus Holz zugeschnitzt von ungeübter Hand. Aber auch bei den erwachsenen Vögeln verliert sich das steife Aussehen der Füße nicht ganz. Das Fersengelenk wird nämlich nie merklich gebogen, selbst nicht, wenn der Vogel Etwas vom Boden aufnehmen will. Trotzdem trippelt er mit seinen Ständern ganz zierlich einher, wie er sich auch auf sehr schnelles Laufen trefflich versteht. Eine merkwürdige Bewegung der Füße nahmen wir an gefangenen Kiebitzen wahr, wenn wir ihnen Mehlwürmer u. dergl. vorlegten; dann trommelten sie rasend schnell mit ihren Füßen den Boden, gewiß in der Meinung durch solche Erschütterung neue Würmer aus der Erde hervorzulocken, wie ja auch wir durch Rütteln eines Blumentopfes die Würmer aus dem Erdreich heraustreiben. Das Geräusch hierbei war besonders stark, wenn wir die Kiebitze veranlaßten, auf einem Bogen Zeitungspapier ihre Trommlerkunst auszuüben. Bekannter ist jedoch jene auffallende Gewohnheit unseres Vogels, von Zeit zu Zeit ein paar Mal hintereinander bei sonst ganz ruhiger Haltung den Kopf emporzuschnellen; es ist das eine sichernde Bewegung, wie wir sie in solch' ausgesprochener Weise bei keinem Vogel wieder gefunden haben. Sie leistet ihm gute Dienste auf unebenem oder mit Stauden bestandenem Boden; denn das Emporschnellen des Kopfes auch nur um wenige Centimeter genügt dann dem allezeit vorsichtigen Thiere, Umschau zu halten. Diese Bewegung ist zur Gewohnheit geworden; denn sie wird auch geübt, wenn der Vogel auf ganz ebenem Acker oder kurzgrasiger Wiese einherschreitet, und daß sie sich sogar vererbt, zeigen jungaufgezogene Kiebitze in der Gefangenschaft, die gleichfalls den Kopf gewohnheitsmäßig von Zeit zu Zeit in die Höhe schnellen. — Die eigenthümlichste Bewegung unseres Vogels ist aber sein Flug, an welchem er stets auf den ersten Blick zu erkennen ist. Der Flug erinnert ein wenig an den der Fledermäuse; denn taumelnd und unsicher erscheint er, dabei ist er aber doch gewandt, leicht und elegant. Die breiten, abgerundeten Flügel werden gewölbt getragen, nur wenig nach der Seite ausgestreckt und ganz unvermittelt, bald sehr schnell, bald zögernd auf- und abbewegt. Dabei macht der Vogel die kühnsten Wendungen, bald wirft er sich auf die linke, bald auf die rechte Seite, sodaß uns jetzt das Weiß des Unterleibs entgegenleuchtet und gleich darauf das metallische Grün des dunklen Rückens, bald schwingt er sich aufwärts, bald schwebt er stufenweise dem Boden zu. Seine Ausdauer setzt uns geradezu in Erstaunen; nach langem Gaukelspiel in der Luft läßt sich der Segler wohl einmal nieder auf den Boden, aber kaum sind ein paar Minuten verflossen, so beginnt er sein tolles Spiel von Neuem. Besonderes Vergnügen bereitet es, einer ganzen Schaar von Kiebitzen bei ihren Flugübungen zuzusehen: das ist ein Wirbeln und Kreuzen, ein Wenden und Hakenschlagen, ein hastiges Ueberstürzen und ruhiges Schweben, und überall ruft es: „küw, chäh, kiwitkiwitkiwitkijuit“. Dazu vernimmt man wohl auch ein eigenthümliches Sausen, welches die kräftigen Flügelschläge bei den raschen Wendungen des Körpers erzeugen. Im August betheiligen sich bereits die jungen Vögel an dieser Luftgymnastik; sie suchen es den alten gleichzuthun und sich so vorzubereiten auf die weite Herbstreise, die Ende September oder Anfang October angetreten wird. Aber bis hinein in den November kann man im nördlichen und mittleren Deutschland noch genug Kiebitze beobachten; das sind Vögel, die den Sommer im höheren Norden verlebten, in Skandinavien oder Finland, im nördlichen Rußland oder an den Flüssen und Sümpfen Sibiriens und nun auf der Durchreise begriffen sind, die sich bei mildem Wetter oft stark verzögert; ja es kommt bisweilen vor, daß einzelne Kiebitze muthig unserm deutschen Winter Trotz bieten. Freilich haben sie dann meist schwer zu leiden unter Schnee und Frost, und ihr bejammernswerther Zustand treibt sie sogar herein in die Städte, wo sie in Gärten, auf Holzplätzen und Gassen nach Nahrung suchen. Viele Kiebitze überwintern bereits im südlichen England, in ganz Frankreich, in Oberitalien, sodaß wir annehmen dürfen, daß die in Deutschland brütenden ihr Winterquartier nicht außerhalb Europas nehmen, sondern in Sardinien, Unteritalien, Griechenland, auf den griechischen Inseln u. s. w., während die bis Afrika reisenden Kiebitze ihre Heimath, d. h. ihren Geburtsort, südlich von unserer Gegend haben mögen. Viele Kiebitze fallen den Vogelstellern Südeuropas während der Zugzeit zum Opfer. Früher ward auch in Deutschland die Jagd und der Fang des Vogels eifrig betrieben; man legte besondere „Kiebitzherde“ an, auf welchen man ausgestopfte Bälge von Kiebitzen oder einen lebenden Lockvogel anbrachte — namentlich

*) Ornithologische Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt 1894, S. 239.

fing man in der Gegend von Halle auf diese Weise früher viele Vögel — oder man stellte Laufschlingen an ihren Lieblingsplätzen auf, auch jagte man sie auf dem Anstande, aus einem Erdloche vorsichtig auf ihr Kommen in der Dämmerung lauernd. Das geringste Versehen des Jägers aber vereitelt jeden Erfolg. Denn der Kiebitz gehört zu den mißtrauischsten, argwöhnischsten Vögeln; eine böse Erfahrung vergißt er nie, und der Ort, an welchem einen Genossen ein Unglück getroffen hat, bleibt der ganzen Schaar in Erinnerung. Das Schießgewehr des Jägers kennen die älteren Thiere genau; durch ihren lauten, wiederholt ausgestoßenen Warnungsruf „Chräit" und ihre eilige Flucht machen sie die Genossen aufmerksam auf die Gefahr und nützen so auch anderen Vögeln durch ihre Wachsamkeit; denn die Bedeutung des Alarmgeschreies verstehen alle meisterlich, wie die Waldthiere das durchdringende „Krätsch" des schlauen Markolfs, des Eichelhähers. Für den Jäger, der irgend welchem Federwild auflauert, ist solch' ein Warnungsruf natürlich eine sehr ärgerliche Sache; so leicht wird ihm nichts mehr vor den Lauf seiner Büchse kommen, er mag nun ruhig, wenn auch verdrießlich, den Pirschgang beschließen. Diese Wachsamkeit unserer Vögel ist sogar sprichwörtlich geworden; allgemein nennt man ja die unbequemen Zuschauer beim Kartenspiel „Kiebitze" und „kiebitzen" ihre verpönte Thätigkeit, das warnende Winken, Flüstern, Augenverdrehen, wodurch sie dem Freunde die Karte und Absichten seines Gegners zu verrathen suchen. Solch' Kartenkiebitz versteht es manchmal auch trefflich, den letzteren irrezuführen, und auch die wirklichen Kiebitze stehen ihren menschlichen Namensvettern an Verschlagenheit nicht nach. Den Eier suchenden Neuling nämlich täuschen sie schlau, indem sie ihn auf das Aengstlichste umfliegen und umschreien, wenn er noch weit entfernt ist von der Niststelle; je mehr er sich ihr aber nähert, desto ruhiger werden die Vögel, so daß der Unerfahrene glauben muß, die eingeschlagene Richtung habe ihn von dem Ziel seiner Wünsche entfernt. Oft haben wir mit Vergnügen dies geradezu verblüffende Gebahren der Kiebitze beobachtet. Schon Albertus Magnus macht darauf aufmerksam, wenn er sagt: „Dieser Vogel / so bald er den menschen ersicht auch von ferrem / so fleugt er jm auß seinem nest entgegen / schreit jhn an / vnnd verwaret also selber sein nest." — Zum Glück dürfte der Kiebitzbraten nicht eben viele Liebhaber bei uns finden: das Fleisch der alten Vögel wenigstens ist zäh und mager, besonders im Frühjahr, während allerdings die Jungen im Herbst einen guten, wohlschmeckenden Braten liefern. Der Kiebitz „ist gut zu essen, er eröffnet und ist gut, das Haupt zu stärken", heißt es in Nicolai Lemery's zu Leipzig 1721 erschienenem „Vollständigen Materialien-Lexikon"; im Uebrigen haben wir aber vergeblich nach Andeutungen gesucht, die dafür sprächen, daß der Kiebitz in der alten materia medica irgend welche Rolle gespielt hätte. — Auch der Volksaberglaube hat sich mit unserm Vogel kaum befaßt. Daß es im Oldenburgischen heißt: wer Geld in der Tasche hat, wenn er im Frühjahr den ersten Kiebitz sieht oder schreien hört, der wird das ganze Jahr über nicht Mangel leiden, darf uns nicht befremden; denn das Nämliche behauptet man anderwärts beim ersten Kuckucksruf — der Kiebitz ist eben auch ein Herold des Frühlings, der Herz und Taschen füllt — und wenn er hie und da als Unglücksbote gefürchtet wird, z. B. in der Schweiz, so erklärt sich dies aus seinem klagenden Geschrei. Auch in Schottland scheint unser Vogel als unheilverkündendes Vorzeichen zu gelten. Wenigstens spricht eine Stelle in Grahame, Birds of Scotland (I, v. 291 ff.) dafür. Sie bezieht sich auf die Verfolgung politisch und religiös Verdächtiger unter Karl II. und Jakob VII. und lautet in möglichst genauer Uebersetzung folgendermaßen:

„Unglücksvogel! Ach, wie oft,
Wenn Fürsten, zwar nicht schwert-, doch scepterlos,
Dort in der Haide irrten, die sich weit
Vom Avendale- zum Loudon-Hügel streckt,
Hast über dem Verfolgten du geschwebt
In wüstem Sumpf und Moor, und durch dein Schrei'n
Den Feind herbeigeführt! Oft hingest du
Gleich einer Todtenflagge ob der Schaar,
Die mit der Hand am Schwerte Hymnen sang,
Die, kämpfend für den Glauben, Freiheit, Recht,
Mit kühnem Aug' dem schreckensvollsten Tod
Entgegensah. O, Schmerzensvogel du!
Noch trug man hin die Opfer deines Flugs
Zur Gruft, da tönte ob der Bahre schrill
Dein Schrei, und wilde Mörder stürzten vor,
Entheiligten die Gegenwart des Tods
Und füllten jäh das Grab mit Blut."

Dr. Martin Bräß.

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

Leipzig, im März 1900. An Stelle des am 17. Februar 1899 verstorbenen Herrn Geheimen Raths Prof. Dr. Wilhelm Hankel wurde in der Sitzung vom 5. März 1900 der Professor der Physik, Herr Dr. Otto Wiener zum Mitglied der Gesellschaft erwählt. Für das Jahr 1899 hatte die historisch-nationalökonomische Section der Gesellschaft „eine Darstellung der wirthschaftlichen und socialen Entstehungsursachen, der Lebensbethätigung und der Einflüsse der Genossenschaften in der späteren griechischen Geschichte" gewünscht. Darauf ist eine mit dem Motto Dies diem docet bezeichnete Bewerbungsschrift eingegangen. Wie diese zur Zeit vorliegt, bietet sie zwar ein an sich willkommenes Gegenstück zu der früher gekrönten Arbeit von Ziebarth, aber sie ist nicht vollendet und enthält daher in Betreff der Fragen, auf deren Beantwortung es der Gesellschaft hauptsächlich ankam, nur Andeutungen über die Art, wie sich der Verfasser ihre Behandlung denkt. Die Gesellschaft hat daher der Schrift in ihrer vorliegenden Gestalt den Preis nicht zusprechen können. Sie hält es aber andrerseits, sowohl in Anerkennung der in der Schrift bekundeten Gründlichkeit und Sorgfalt der Arbeitsweise, wie im Interesse der Verwerthung der gemachten umfassenden Vorarbeiten, für wünschenswerth, daß der Verfasser seine Darstellung zu vollem Abschluß bringe, und hat daher beschlossen, ihm persönlich zu diesem Zwecke eine weitere Frist bis zum 31. December 1900 zu gewähren. Auf die von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section gestellte Preisfrage ist eine Bewerbungsschrift nicht eingegangen. — Für die Jahre 1900—1903 sind von der Gesellschaft die folgenden Preisaufgaben gestellt worden:

I. Historisch-nationalökonomische Section. 1) Für das Jahr 1900. In den von der Gesellschaft früher gekrönten Preisschriften von Blümner und Büchsenschütz ist die gewerbliche Thätigkeit des classischen Alterthums nach ihrer Verbreitung über die einzelnen Theile der alten Welt behandelt und in einem späteren Werke des erstgenannten Gelehrten die Technik der antiken Gewerbe und Künste dargestellt worden. Dagegen fehlt es noch an einer umfassenden Darlegung der wirthschaftlichen, socialen und rechtlichen Stellung des Handwerks zunächst im griechischen Alterthum, da die verdienstliche Arbeit von Riedenauer nicht über die homerische Zeit hinausgekommen ist und eine Ergänzung nur für Athen in einer älteren Abhandlung von Frohberger vorliegt. Die Gesellschaft wünscht daher eine die inschriftlichen ebenso wie die literarischen Quellen verwerthende Darstellung der socialen und rechtlichen Stellung der Handwerker und der wirthschaftlichen Organisation des Gewerbebetriebs im griechischen Alterthum. In letzterer Beziehung wäre auf die in der modernen national-ökonomischen Literatur (z. B. im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Art. „Gewerbe") zur Geltung gekommenen Gesichtspunkte Rücksicht zu nehmen. Preis 1000 ℳ. — 2) Für das Jahr 1901. Die Gesellschaft wünscht ein westnordisches Namenbuch, welches in knappster Form das in der Literatur wie in den Urkunden bis zum Jahre 1300 vorkommende Material von norwegischen und isländischen Personennamen verzeichnet und kritisch sichtet. Auf thunlichst genaue Scheidung gleichnamiger Persönlichkeiten ist dabei besonderes Gewicht zu legen. Die Orthographie der Namen ist insoweit zu normalisiren, als sie die Aussprache der Namen selbst nicht berührt. Preis 1000 ℳ. — 3) Für das Jahr 1902. Die Gesellschaft wünscht eine Darstellung der Entwicklung der deutschen Culturgeschichtschreibung von Herder bis auf Freytag, Riehl und Burckhardt einschließlich. Es wird dabei gewünscht, daß vor Allem der innere Gang der Entwicklung dargestellt werde. Dazu sind die jeweils in den Vordergrund tretenden Ziele klar zu beleuchten und besondere Sorgfalt auf die Darlegung der für die Erreichung dieser Ziele in Dienst gestellten Methoden zu verwenden. Ferner ist es die Aufgabe, den Zusammenhang der Ziele und Methoden mit der allgemeinen geistigen Entwicklung, insbesondere der Entwicklung der Psychologie, der Ethik und der Sociologie, nachzuweisen. Preis 1000 ℳ. — 4) Für das Jahr 1903. Die Gesellschaft wünscht eine Ausgabe der polabischen Sprachdenkmäler mit Grammatik und alphabetisch geordnetem Wörterbuch. Die Denkmäler sind z. Th. herausgegeben

von Pfuhl im Časobis Macicy serbskeje XVI (1863), XVII (1864), bedürfen aber einer genaueren und vollständigeren Bearbeitung. Die neue Ausgabe soll zunächst die Handschriften der einzelnen Glossare und sonstigen Quellen, oder wo von Anfang an nur Drucke vorhanden sind, diese in getreuem Abdruck wiedergeben. Die Orthographie jeder einzelnen Quelle ist sorgfältig zu untersuchen, damit der Lautwerth des Geschriebenen festgestellt und eine normalisirte Schreibung, die im Wörterbuch anzuwenden ist, gewonnen werde. Dabei ist die Frage zu behandeln, ob und wie weit in den Quellen localdialektische Unterschiede hervortreten. Die Grammatik ist seit Schleicher's „Laut- und Formenlehre der polab. Sprache" (1871) nicht wieder zusammenfassend bearbeitet worden. Schleicher's Werk beruht auch nicht auf den Originalhandschriften, sondern auf dem handschriftlichen von Jugler 1809 daraus zusammengestellten „Vollständigen Lüneburgisch-wendischen Wörterbuch" (auf der Göttinger Universitätsbibliothek). Die Grammatik, für die im Allgemeinen die normalisirte Schreibung anzuwenden ist, soll vor Allem die thatsächlichen Verhältnisse der Sprache feststellen, ohne etwas hineinzutragen, was die Ueberlieferung nicht ergiebt. Da aber bei der Beschaffenheit der Ueberlieferung die Beurtheilung des Polabischen ohne Berücksichtigung der nächstverwandten slavischen Dialekte nicht wohl möglich ist, hat der Bearbeiter in erster Linie das Kassubische und das Polnische heranzuziehen, wo eine Vergleichung erforderlich oder erwünscht ist. Bei den einzelnen in normalisirter Schreibung gegebenen Wörtern des Wörterbuches ist auf alle Stellen der Texte zu verweisen, an denen das betreffende Wort vorkommt. Wünschenswerth wäre als Anhang eine Sammlung und sprachliche Bearbeitung der Orts- und Flurnamen des Gebietes, aus dem die polabischen Aufzeichnungen stammen. Dabei müßte auch die ältere urkundliche Form der Namen, falls sie zu finden ist, berücksichtigt werden. Doch stellt die Gesellschaft in Bezug auf diesen Anhang keine bestimmte Forderung. Preis 1000 ℳ.

II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section. 1) Für das Jahr 1900. Trotz zahlreicher Untersuchungen ist noch keineswegs die Gesammtheit der äußeren und inneren Ursachen klargelegt, durch deren Zusammenwirken die Richtung der Seitenachsen der Gewächse bestimmt und regulirt wird. Dieses ist selbst, wie Controversen aus jüngster Zeit zeigen, in Bezug auf die radiär gebauten Seitensprossen und Seitenwurzeln nicht der Fall. Für alle ferneren Studien ist es aber sehr wichtig, daß gerade diese einfacheren Fälle völlig aufgeklärt sind, deshalb stellt die Gesellschaft folgende Preisaufgabe: Es wird eine eingehende Studie über die Ursachen gewünscht, welche die Richtung der Seitenachsen des Sproß- und Wurzelsystems bedingen und herbeiführen. Preis 1000 ℳ. — 2) Für das Jahr 1901 schlägt die Gesellschaft als Preisaufgabe vor: die Theorie der quadratischen Differentialformen in einem wesentlichen Punkte zu vervollkommnen. Die Theorie der quadratischen Differentialformen, welche von Riemann angebahnt und namentlich von Christoffel und Lipschitz weitergeführt worden ist, hat durch neuere Untersuchungen in der Geometrie, der Dynamik und der Theorie der Transformationsgruppen eine erhebliche Bedeutung gewonnen, und jeder Fortschritt in jener Theorie würde auch hier einen Gewinn bedeuten. Indem die Gesellschaft wünscht, daß die Theorie der quadratischen Differentialformen in einem wesentlichen Punkte vervollständigt werde, lenkt sie die Aufmerksamkeit der Bewerber besonders auf die durch Lie's Forschungen angeregte Frage nach der Natur und den Eigenschaften der Formen, welche continuirliche Gruppen von Transformationen gestatten. Für den Specialfall $n = 3$ hat neuerdings Bianchi*) werthvolle Beiträge geliefert; es ist zu hoffen, daß die Darstellung der Kriterien für die Zugehörigkeit einer gegebenen Form zu einem bestimmten Typus in invarianter Form gelingen, und daß das Studium der in den betreffenden Räumen herrschenden Geometrien sich als lohnend erweisen werde. Preis 1000 ℳ. — 3) Für das Jahr 1902. Daß die von C. Neumann seit 1870 angewandte Methode des arithmetischen Mittels einen sehr hohen Grad von Allgemeinheit besitze, dafür sprechen sowohl die mannigfaltigen Arbeiten Neumann's (Abh. der K. S. Ges. der Wiss. XIII, S. 707), wie auch die tiefgehenden Betrachtungen Poincaré's (Acta math. XX p. 59). Gleichzeitig aber geht aus der Gesammtheit dieser Untersuchungen hervor, daß noch manche schwierige Punkte der weiteren Aufklärung bedürftig sind. Es erscheint daher wichtig, wenigstens die erforderlichen Vorarbeiten zu unternehmen, um von den eigentlichen Grundzügen dieses Gebietes eine völlig klare Vorstellung zu gewinnen, und namentlich die genannte Poincaré'sche Abhandlung in ihrer ganzen Tragweite zu verwerthen, vielleicht deren Resultate weiter zu verallgemeinern. Vor Allem aber entsteht die Aufgabe, den Poincaré'schen Darlegungen eine größere Einfachheit und Durchsichtigkeit, und womöglich auch einen höheren Grad von Strenge zu verleihen. Ohne unter den hier angedeuteten Richtungen eine vor der andern besonders bevorzugen zu wollen, spricht die Gesellschaft den Wunsch aus, daß die in der Abhandlung von Poincaré „La méthode de Neumann et le problème de Dirichlet", 1896, enthaltenen Untersuchungen nach irgend welcher Seite hin wesentlich vervollkommnet werden möchten. Preis 1000 ℳ. — 4) Für das Jahr 1903. Die wichtige Entdeckung der lichtelektrischen Ströme durch Edmond Becquerel ist durch neuere Untersuchungen unserem Verständniß zwar näher gerückt, aber die experimentellen Ergebnisse widersprechen sich zum Theil derart, daß selbst über die Abhängigkeit der elektromotorischen Kräfte von der Lichtstärke nichts genügend Sicheres feststeht. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die verschiedenen Farben bisweilen entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen und daß bei den von Becquerel benutzten dünnen Schichten zugleich an verschiedenen Stellen elektromotorische Kräfte auftreten können. Die Abhängigkeit dieser elektromotorischen Kräfte von der Farbe und die Bedingungen, unter denen die lichtelektrischen Ströme überhaupt möglich sind, ihr Zusammenhang mit der Photographie und mit den neuerdings von Hertz und Hallwachs gefundenen lichtelektrischen Wirkungen bieten für experimentelle Untersuchungen ein weites Feld. Die Gesellschaft stellt daher die Aufgabe: Es sollen eingehende und einwandfreie experimentelle Untersuchungen angestellt werden, die einen wesentlichen Beitrag zur Feststellung der Gesetze der lichtelektrischen Ströme liefern. Preis 1000 ℳ.

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer anderen Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen einseitig geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Umschlage begleitet sein, welcher auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Jede Bewerbungsschrift muß auf dem Titelblatte die Angabe einer Adresse enthalten, an welche die Arbeit für den Fall, daß sie nicht preiswürdig befunden wird, zurückzusenden ist. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den derz. Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1900 Professor Dr. Karl Lamprecht, Leipzig, Schillerstraße 7) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitung im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

Bücherbesprechung.

— Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte, herausgegeben im Auftrage der „Gesellschaft für sächsische Kirchengeschichte" von Dr. theol. et phil. F. Dibelius, Oberconsistorialr. u. Superint. in Dresden, und Dr. theol. et phil. Th. Brieger, Geh. Kirchenr. u. o. Prof. d. Theol. in Leipzig. 14. Heft (1899). Leipzig. — Das vorliegende Heft bringt folgende größere Aufsätze: „Sebastian Fröschel, sein Leben und seine Schriften", von Lic. theol. Pfarrer O. Germann-Hohenheida, „Wie Borna mit seiner Kirche und deren Zubehör nebst zwei Gütern nach Sachsen gekommen ist", nach Urkunden des Altenburger Regierungsarchivs und des K. S. Hauptstaatsarchivs Dresden von Pf. F. E. Kröber in Bocka, „Die Reußische oder Reußisch-Schönburgische Confession von 1567" von Gymnasialoberl. Lic. theol. O. Meusel in Schleiz, „Die Absetzung des Pfarrers Valentinus Heydt zu Obercrinitz in den Jahren 1556 bis 1558", ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenvisitationen des 16. Jahrh. von Pf. Planitz in Obercrinitz. Außerdem enthält das Heft noch nachstehende Miscellen: „Georg Amandus" von Lic. theol. Dr. O. Clemen in Zwickau, und „Dominikus Beyer" von demselben, „Denkmalshalle in Döhlen bei Dresden" aus der Einweihungsrede des Oberpfarrers Lic. theol. Wolf. ***.

---

*) Memorie della Società Italiana delle Scienze, Ser. IIIa T. XI, 1897.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 40. Dienstag, den 3. April, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

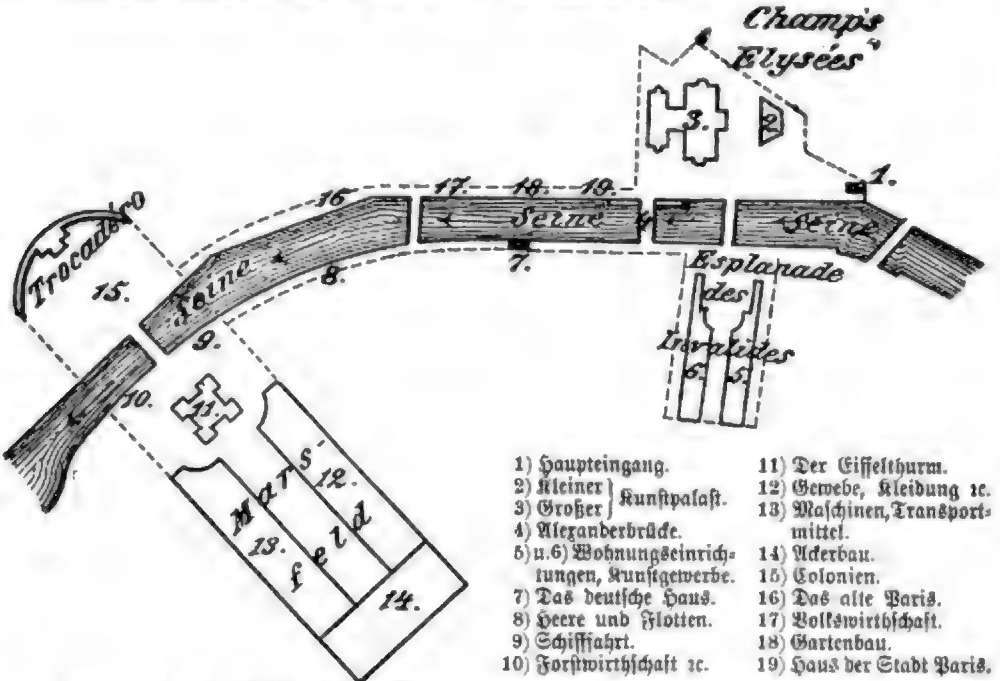
II. Ein Ueberblick.

Das Decret, daß im Jahre 1900 die fünfte Pariser Weltausstellung stattfinden solle, wurde am 13. Juli 1892 nach einem Rapport des damaligen Handelsministers Jules Roche vom Präsidenten Carnot unterzeichnet. Alle Vorbereitungen eingerechnet, erstrecken sich also die Arbeiten für das gewaltige Unternehmen auf nahezu acht Jahre. Präsident Loubet, der es in wenigen Tagen eröffnen wird, ist bereits das vierte Staatsoberhaupt, das sich mit ihm zu beschäftigen hat; wie viele Handelsminister Frankreich in dieser Zeit gesehen hat, entzieht sich augenblicklich meiner Berechnung. In der eigentlichen Ausstellungsleitung ist dagegen kein Wechsel eingetreten. Der bereits genannte Generalcommissar Alfred Picard, der dieses verantwortliche Amt weniger seiner einflußreichen Stellung als Abtheilungspräsident im Staatsrath als seinem zehnbändigen Rapport über die Ausstellung von 1889 verdankt, hat von vornherein an der Spitze gestanden. Ihm zur Seite stehen als großer Generalstab der Ehrenvorsitzende der Pariser Handelskammer Delaunay-Belleville als General-Betriebsdirector und der ehemalige Handelsgerichtspräsident Stéphane-Derville als dessen Stellvertreter, der Stadtbaumeister Bouvard als Director der Bauten und Parkanlagen, der Stadtingenieur Defrance als Wegedirector, der Finanzdirector Grison und der Generalsecretär Chardon, während die einzelnen Abtheilungen natürlich wieder ihre Chefs und Unterchefs haben. Als höchste Instanz giebt es dann noch die Ausstellungscommission, die sich aus 125 hohen Beamten, Industriellen und Kaufleuten zusammensetzt. Der ganze gewaltige Betrieb ist in achtzehn Gruppen eingetheilt, die wieder 121 Classen umfassen. An erster Stelle stehen Erziehung und Unterricht, dann kommen die Kunstwerke, weiterhin Industrie, Ackerbau etc., den Beschluß machen die Colonien und die Heere und Flotten. Jede Gruppe stellt eine in sich abgeschlossene internationale Ausstellung dar, bei der Frankreich natürlich den Löwenantheil, etwa die Hälfte, in Anspruch nimmt und die anderen Staaten sich in das Uebrige theilen. Erklärlicherweise sind nicht alle Staaten in allen Abtheilungen vertreten, so z. B. Deutschland nicht bei den Colonien, andererseits haben einige, denen der zur Verfügung gestellte Raum zu eng war, wie Deutschland bei den Maschinen, sogenannte Annexe, d. h. kleine Sonderausstellungen eingerichtet. Eine weitere Ausnahme erleidet die allgemeine Anordnung endlich dadurch, daß mehrere Staaten gewisse für sie besonders charakteristische Gebiete in ihren eigenen Palästen untergebracht haben. So muß man sich z. B., wenn man durch die Gruppe „Instrumente und allgemeine Verfahren auf dem Gebiete der Wissenschaften und schönen Künste“ (Nr. 3) schreitet, bei Classe 11, 12 und 13 erinnern, daß die deutsche Ausstellung des Buchgewerbes und der Photographie sich in dem Deutschen Hause befindet. Es wäre nun für den Ausstellungsbesucher und noch mehr für den Leser dieser Zeilen, der vielleicht gar nicht einmal nach Paris kommen wird, ebenso mühsam wie unnütz, sich alle Gruppen und Classen einzuprägen. Er möge sich nur in Erinnerung an die Sechstheilung der Ausstellung in meinem ersten Briefe Folgendes merken: Die Champs-Elysées umschließen die Ausstellung der Schönen Künste, die Invaliden-Esplanade diejenige des Kunstgewerbes; Ackerbau und Industrie sind auf dem riesigen Marsfelde, die Colonialausstellungen im Parke des Trocadéro untergebracht. Von den beiden schmalen Streifen längs der Seine enthält der des linken Ufers, bei den Invaliden beginnend, die Paläste der fremden Staaten, den Palast der Heere und Flotten, die Handelsschifffahrts- und die Forstwirthschaftsausstellung, der des rechten entsprechend den Palast der Stadt Paris, die Treibhäuser der Gartenbauausstellung, den Palast der Congresse, die „Pariser Straße“ und das „Alte Paris“.

Der in den Champs-Elysées liegende Theil der Ausstellung ist in jeder Hinsicht der vornehmste. Nicht nur enthält er den monumentalen Eingang und die Ehrenpforte, sondern es stehen auf ihm auch die beiden dauernden Paläste, die die schönste Blüthe der menschlichen Thätigkeit, die bildenden Künste, in sich schließen. Alles, was in der Ausstellung an einen Jahrmarkt erinnert — und es giebt dessen genug —, ist hier ängstlich ferngehalten, nur ein einziger Musikpavillon zugelassen worden. Ferner wird auf die Gartenanlagen hier eine ganz besondere Sorgfalt verwendet. Nicht weniger als 600000 Frcs. sind im Haushaltplan der Ausstellung für die gesammten Anlagen ausgeworfen, und diese Summe erscheint nicht zu hoch gegriffen, wenn man bedenkt, daß allein an die 100000 Schmuckpflanzen im Frühling in 50, im Sommer in 120 Arten auf den Beeten zur Verwendung kommen. Daß die seit Jahrhunderten berühmte französische Gartenkunst sich überhaupt in keinem schlechten Lichte zeigen wird, ist selbstverständlich, hier auf den Champs-Elysées aber wird sie, wie gesagt, ganz besondere Ehre einzulegen suchen. Das monumentale Thor des Architekten René Binet, über das ziemlich voreiliger Weise schon abgeurtheilt worden ist, ehe es auch nur zur Hälfte fertig war, hat mindestens den Vorzug der Eigenartigkeit für sich. Es erinnert in nichts, aber auch in nichts an die üblichen Triumphbögen. Auf einem sich nach drei Seiten in mächtigen 20 Meter breiten Arkaden öffnenden Rundbau ruht eine von Hunderten und Aberhunderten bunter geschliffener Gläser durchbrochene Kuppel. Die vorderste Arkade erweitert sich zu einem hallenartigen Vorbau, dessen Krönung eine völlig modern gehaltene Statue der Stadt Paris und ein Schiffsschnabel, das Wahrzeichen der Stadt, mit dem gallischen Hahn schmücken. Vor diesem Vorbau ziehen sich wieder links und rechts zwei mit Friesen der Arbeit von Guillot gezierte Mauern hin, an deren Enden sich zwei leuchtthurmartige Masten erheben. Ueber 40000, nach anderen Angaben sogar gegen 60000 Personen können stündlich durch dieses Thor Einlaß finden, 2000 unter seinem Dome vor Regen Schutz finden. Am eigenthümlichsten wird seine Wirkung Abends sein, wenn es im Glanze von über 3000 Glühlampen erstrahlt. Ueber die architektonische Bedeutung der beiden Kunstpaläste wird später im Zusammenhang mit den Ausstellungen, die sie einschließen, ausführlich die Rede sein. Für heute nur so viel, daß der kleine Palast die retrospective Ausstellung der französischen Kunst von den Uranfängen bis zum Jahre 1800, der große die moderne internationale Kunstausstellung und die Jahrhundertausstellung der französischen Kunst enthält.

Ueber die Alexanderbrücke als technisches Werk kann ich kein eigenes Urtheil abgeben, sondern nur sagen, daß sie in den Augen der Fachleute für eine meisterhafte Lösung des Problems gilt, die Seine in einem einzigen zugleich möglichst hohen und möglichst flachen Bogen zu überspannen. Vier mächtige steinerne von vergoldeten Flügelpferden gekrönte und mit allegorischen Statuen Frankreichs geschmückte Pylone fassen sie ein. Ob diese etwas plumpen Steinmassen eine dauernde Verschönerung des sonst so ruhigen Flußbildes darstellen, wird die Zukunft lehren; augenblicklich machen sie sich nicht übel. Die Beschreibung der Bauten der Invaliden-Esplanade überlasse ich wie die der Kunstpaläste einem späteren Briefe. Die vordersten Theile der beiden langgestreckten Paläste sind den Manufactures nationales, also

vor Allem der Gobelinmanufactur und der Porzellanmanufactur von Sèvres eingeräumt, im Uebrigen enthalten sie Alles, was sich auf die Einrichtung und den Schmuck der Wohnungen bezieht, und zwar enthält der Palast links nur französische Erzeugnisse. Sie mußten ziemlich schmal gebaut werden, da die zu beiden Seiten der Esplanade befindlichen Baumpflanzungen geschont werden sollten und der neue, zum größten Theil allerdings unterirdisch angelegte Invaliden-Bahnhof überdies den Raum beschränkte. Natürlich ist der andere Raum nicht völlig unausgenutzt geblieben. In den Anpflanzungen links befinden sich Pavillons der großen Pariser Waarenhäuser, der Vereinigung der „Arts décoratifs“, des Geschäftes „Art nouveau“ und dann eine Reihe Häuser aus der französischen Provinz, u. A. ein Lothringisches Haus, ein „Mas“ aus der Provence, ein Haus aus der Heimath des Aufschneiders Tartarin, vor Allem ein bretonisches Haus mit einer höchst sehenswerthen kunst- und culturgeschichtlichen Ausstellung. Nachbildungen der berühmtesten Dolmen und Menhirs, jener merkwürdigen Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit, zeigen uns schon von Weitem seinen Platz an. Nicht minder anziehend sind die kleinen Bauten jenseits des Palastes des Auslandes, vor Allem die Kapellen Deutschlands, Rußlands und der Vereinigten Staaten. Sie bilden einen trefflichen Uebergang zu dem Theil der Ausstellung, der für den gebildeten, aber weder in der Kunst noch in der Industrie specielle Studien verfolgenden Besucher vielleicht die allergrößte Anziehungskraft ausüben wird, die Rue des Nations. Jede der fremden Nationen hat hier in der architektonischen Gestaltung ihres Palastes wie in seiner inneren Ausschmückung ihr Bestes zu geben versucht. Doch ist die Bestimmung der einzelnen Bauten und demgemäß ihre Anlage äußerst verschieden. Einige kleinere Staaten haben in ihnen fast ihre gesammte Ausstellung vereinigt, andere nur die für ihr Land allercharakteristischsten Zweige ausgestellt, für die dritten haben sie hauptsächlich den Zweck, große Empfangsräume in sich zu bergen. Im Aeußeren haben verschiedene Baumeister einfach einen bestimmten Bau ihres Landes in verkleinertem Maßstabe wiedergegeben, so der belgische das Rathhaus von Oudenaarde, andere aus mehreren Bauten einen neuen combinirt, wieder andere einen Phantasiebau geschaffen, der die eigenthümlichsten Motive ihrer heimischen Architektur zusammenfassen soll. Die wichtigsten sind, von der Invaliden-Esplanade her der Reihe nach: der imposante italienische Palast, eine Vereinigung von Motiven der Markuskirche, des Dogenpalastes und anderer venezianischer „Palazzi“; der amerikanische, ein hoher Kuppelbau mit einem riesigen Empfangsraume; der österreichische, ein Wiener Barockbau in der Art Fischer's von Erlach, und der ungarische, dessen Faßaden die denkbar verschiedensten Bauten des Landes wiedergeben; das von England in treuer Nachbildung hierher versetzte Kingston-House zu Bradford-on-Avon, das einen Theil der wundervollen Kunstsammlungen des Prinzen von Wales enthalten wird; das bereits erwähnte belgische Rathhaus, der rothangestrichene Holzbau Norwegens, das deutsche Haus, auf das ich in meinem nächsten Briefe zurückkommen werde, endlich der spanische Renaissancepalast mit seinen Motiven aus Salamanca, Alcala und Toledo. Rußland ist in dieser „Völkerstraße“ nur durch ein finländisches Haus vertreten. Liebhabern fremdländischer Kochkunst sei verrathen, daß sich in jedem dieser Paläste demnächst ein treffliches Speisehaus des betreffenden Volkes aufthun wird. Jenseits des nun folgenden Pont de l'Alma gelangen wir zwischen dem mexicanischen Hause und dem Pavillon der Presse hindurch zu dem gewaltigen Palaste der Heere und Flotten und sodann zur Handelsschifffahrt, bei der die deutsche Abtheilung mit ihrer Nachbildung des Bremer Rothesand-Leuchtthurmes sicherlich einen großen Erfolg davontragen wird.



1) Haupteingang.
2) Kleiner } Kunstpalast.
3) Großer }
4) Alexanderbrücke.
5) u. 6) Wohnungseinrichtungen, Kunstgewerbe.
7) Das deutsche Haus.
8) Heere und Flotten.
9) Schifffahrt.
10) Forstwirthschaft 2c.
11) Der Eiffelthurm.
12) Gewebe, Kleidung 2c.
13) Maschinen, Transportmittel.
14) Ackerbau.
15) Colonien.
16) Das alte Paris.
17) Volkswirthschaft.
18) Gartenbau.
19) Haus der Stadt Paris.

Das Marsfeld bildet in der diesjährigen Ausstellung insofern eine Ausnahme, als der Eiffelthurm und die große Maschinenhalle von 1889 her auf ihm geblieben sind. Aber die letztere ist im Innern so umgestaltet und von außen so völlig verdeckt worden, daß man kaum mehr an ihr einstiges Aussehen erinnert wird. Sie enthält jetzt einen über 2000 Geviertmeter großen und 25 000 Personen fassenden Festsaal und rechts und links davon die Ausstellung des Ackerbaus und der Nahrungsmittel. Vor ihr befindet sich der ganz aus Eisen und Glas erbaute, Abends von 5000 Glühlampen erhellte Elektricitätspalast und vor diesem wieder das Wasserschloß mit seiner mächtigen Cascade, die einen glänzenden Ersatz für die Leuchtfontainen von 1889 bilden soll. Beide sind noch so weit zurück, daß es sich schlechterdings nicht beurtheilen läßt, ob sie die an sie geknüpften Erwartungen völlig rechtfertigen werden. Rechts und links vor der Maschinenhalle befinden sich auch die 80 Meter hohen von oben bis unten mit bunten glasirten Ziegeln bedeckten Essen für die über 20 000 Pferdekräfte producirenden Dampfmaschinen. Von den großen Seitenpalästen des Marsfeldes enthält der links den Bergbau, die Gewebe, Kleidungen u. s. w. und die Elektricität und Mechanik, der rechts die Ausstellung der Erziehung und des Unterrichts sowie der schon vorhin genannten Gruppe 3 (Druckerei, Photographie, Buchhandel, Musik, Theater, Heilkunde u. s. w.), dann die Transportmittel und endlich die Chemie. Auf dem Eiffelthurm und rund um ihn herum wimmelt es von „Attractionen“, theils mehr wissenschaftlicher, theils rein unterhaltender Art, meist das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend. Mehr die erstere Seite betonen der Palast der Optik mit seinen Riesenprojectionen des Mondes und der Sterne, die große Himmelskugel, das Marcorama, das große Panorama der Reise um die Welt, in der Mitte stehen der Leuchtpalast, in dem Alles, selbst die Teppiche und Vorhänge, aus Glas ist, der Kostümpalast, der Palast der Frau, das Tyroler Haus, auf der andern Seite die zahlreichen exotischen Cafés und Schänken. Auch hinter den großen Palästen befinden sich noch

einige solche Veranstaltungen, so vor Allem das Schweizer Dorf. Die Colonialausstellung des Trocadéro zerfällt in drei Haupttheile: in der Mitte Algier, links die übrigen französischen Colonien mit Ausnahme von Madagascar, das für sich allein jenseits des Trocadéro seinen Platz erhalten hat, rechts die Colonien der fremden Mächte und die exotischen Reiche. Transvaal mit seiner Boerenfarm, Japan und China, die höchst geschickt aufgebaute javanische Ausstellung der Niederlande, vor Allem aber der große Palast, Rußland, das hier reichlich wieder einholt, was es in der Rue des Nations versäumt hatte, ziehen hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit auf sich. Daß es auch hier nicht an Vergnügungen aller Art bis herab zu dem berühmten Danse du Ventre fehlen wird, läßt sich denken. Diese werden natürlich auch eine sehr große, ja fast die einzige Rolle in dem von dem Maler Robida entworfenen „Alten Paris“ und in der „Pariser Straße“ bilden. Durch die letztere gelangen wir hinter der Gartenbauausstellung und dem Pavillon der Stadt Paris vorbei wieder in die Nähe des großen Kunstpalastes zurück.

Damit wäre unser Rundgang beendet. Hoffentlich ist der freundliche Leser, statt einen Ueberblick zu gewinnen, von der Fülle dessen, was zu sehen ist, nicht schwindlig geworden. Jedenfalls wird er die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ihm die Gelegenheit zur Belehrung und Unterhaltung selbst bei einem mehrere Wochen, ja Monate dauernden Aufenthalte nicht fehlen wird. Nur noch ein Wort über die Verbindungen innerhalb des gewaltigen Raumes. Die Seine-Ufer sind außer den in die Ausstellung einbezogenen Pont Alexandre III und de Jéna (die anderen dienen dem gewöhnlichen Verkehr) durch drei breite Brückenstege verbunden, während der Verkehr zwischen den Endpunkten der Ausstellung durch eine elektrische Hochbahn und ein rollendes Trottoir vermittelt wird. Da die erstere 17, das letztere in zwei nebeneinander herlaufenden Streifen 4 bezw. 8 Kilometer in der Stunde zurücklegt, und die Preise dementsprechend abgestuft sind, ist für den Geschmack und die Bedürfnisse eines Jeden gesorgt.

Bücherbesprechungen.

— **Vom Gesandtschaftsattaché.** Briefe über Japan und seine erste Gesellschaft von **Moritz v. Kaisenberg.** Hannover 1899 bei M. u. H. Schaper. 5 ℳ. — Ein junger flotter Ulanenoffizier, der einige Zeit als Gesandtschaftsattaché in Japan gelebt hat, berichtet in 15 Briefen an seinen Onkel über seine Reiseerlebnisse und Reiseeindrücke; dabei kommt eine leichte Unterhaltungslectüre zu Stande, in der landschaftliche Schilderungen mit Plaudereien über alle möglichen japanischen Verhältnisse, besonders über die politischen und militärischen, abwechseln. Um diese etwas hausbackene Kost schmackhaft und pikant zu machen, erzählt uns der Schwerenöther zwischendurch seinen Roman mit einer japanischen Gräfin, der ihm die Gelegenheit bietet, uns über Japans Frauen und ihre Lebensverhältnisse ebenso eingehende wie reizvolle Mittheilungen zu machen. Wir müssen wohl annehmen, daß ein preußischer Ulanenleutnant auch in Japan einen ganz anderen Eindruck auf die Frauen macht, als ein gewöhnlicher Sterblicher, sonst würden einige Situationen, in denen wir den Attaché treffen, ein bedenkliches Licht auf das sittliche Niveau der japanischen Frau im Allgemeinen werfen. An Reiz hat das Buch durch das romanhafte Beiwerk gewiß gewonnen, weniger an Werth, da das Interesse durch die fast in jedem Briefe wiederkehrenden Excursionen auf das weibliche Gebiet von den belehrenden Schilderungen abgelenkt und zuletzt sogar ganz absorbirt wird. Immerhin möchte ich das flottgeschriebene Buch als unterhaltende Reiselectüre, besonders Weltreisenden, angelegentlichst empfehlen. Dr. F.

— **Weltwirthschaft und Nationalerziehung** von Prof. Dr. **Alexander Wernicke.** Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik, 1900. Verlag von B. G. Teubner, 1900. 31 Seiten. Preis 80 ₰. — Die kleine Arbeit, ursprünglich ein Vortrag, gehalten auf der Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner in Bremen 1899, kann angelegentlichst empfohlen werden, wenn ich den Ausführungen des Verfassers auch nicht in allen Einzelheiten beitreten kann. Jedenfalls enthält das Büchlein eine Fülle anregender Gedanken. Des Raummangels wegen wollen wir hier nur ganz kurz einen der hauptsächlichsten Gedankengänge skizziren. „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde, unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun“, hat einstmals Goethe zu Eckermann gesagt. Er hat Recht behalten, wirthschaftlicher Natur waren die ersten Schritte, die die Einheit unserer Nation anbahnten; aber nicht an und für sich hat der deutsche Zollverein Deutschlands Einigung bewirkt, sondern dadurch, daß er einen festen Reifen um die deutschen Lande legte, denen die Kant-Goethe-Schiller'sche Epoche die geistige Einheit gebracht hatte. Aus dem Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts sind wir zu einem festen nationalen Fühlen und Leben gelangt. Jetzt stehen wir an der Schwelle einer beginnenden Weltwirthschaft. Wird sie nun uns auch den Kosmopolitismus, das Weltbürgerthum bringen, wie die Nationalwirthschaft das Nationalbewußtsein? Nein, jedenfalls kein Weltbürgerthum, das das Volksthum aufhebt. Bisher hat sich überall mit der Weiterentwickelung der Weltwirthschaft nur das nationale Empfinden verstärkt, der Weltwirthschaft fehlt eben als zweites menschheiteinigendes Element das geistig Gemeinsame, das für uns am Anfang des 19. Jahrhunderts in den Namen Kant, Goethe, Schiller enthalten liegt. Im Kampfe um den Antheil an der Weltwirthschaft werden wir also doppelt nationale Kraft und Nationalbewußtsein gebrauchen. Um dieses zu erhalten und zu stärken, braucht's einer wirklichen Nationalerziehung, eines neuen nationalen Humanismus. Wie sich diesen der Verfasser denkt, lese Jeder selbst in der Broschüre nach. Der Verfasser wird da schwerlich überall allgemeine Beistimmung finden, anregend wird er trotzdem überall wirken. W. B.

— **Pädagogische Umschau am Ausgang des 19. Jahrhunderts.** Von **Otto Leisner.** Leipzig, Julius Klinkhardt 1900. Gr. 8. 62 S. 80 ₰. — Wenn der Verfasser des vorliegenden fesselnd geschriebenen Büchleins die Befürchtung ausspricht, daß seinen Ausführungen entgegengehalten werden wird: „Das ward schon oft gesprochen!“ so gehören wir zu Denen, die mit ihm sprechen: „Doch sprach man's nie zu oft!“ Mit seiner scharfen und ernsten Betonung der Nothwendigkeit einer kräftigen Erziehung in der Schule und im Leben ist er durchaus im Recht. Seine Ausführungen beruhen auf vielseitiger Beobachtung gewisser moderner Strömungen, die, einseitig entwickelt, leicht verhängnißvoll werden können. Was er von dem Mißverhältniß zwischen theoretischer Lebensauffassung und schulmäßiger Unterweisung einerseits und der Lebenspraxis andererseits, von der „vergeblichen Unruhe“ unserer Zeit im Gegensatze zu rechtem consequentem Handeln, von den Gefahren des Specialistenthums im Gegensatze zur harmonischen Durchbildung, von dem Cultus der Brutalität, gemeinhin Rücksichtslosigkeit genannt, im Gegensatze zu dem Gemeinsinn, von dem vielen Gerede über die Bekämpfung der Zeitschäden unter Vernachlässigung der viel wirkungsvolleren Vorbeugung und des stillens Thuns u. A. m. ausführt, enthält viel Wahres, das zu hören bekanntlich nicht immer angenehm ist. Aber er bietet nicht nur Kritik. Zahlreiche schöne, positive Züge werden in frischer, warmer und spannender Darstellung geboten. Hervorgehoben seien die Ausführuneen über den Elementarunterricht, über die künstlerische Seite der Lehrerthätigkeit, über die Nothwendigkeit ganz besonderen Ernstes und doppelter Gewissenhaftigkeit in der Volksschule, über die Verpflichtung, das Kind zum Mittelpunkte des Unterrichts zu machen, über die wahre Hoheit der Erziehungs- und Unterrichtspraxis, über die Weiterbildung des sachkundigen aufmerksamen und feinfühligen Fachmannes durch den Unterricht u. s. w. In seiner Vorliebe für wirkungsvolle Antithesen geht der Verfasser nicht selten in seinen Behauptungen zu weit. So möchten wir für die allzuschroff abgeurtheilte „Commissionsarbeit“ ein gutes Wort einlegen. Auch gegen die prächtige Hyperbel von der reinen Wissenschaft als einem edlen Spielzeug muß Einspruch erhoben werden. Wie fruchtbar hat sich gerade in den letzten Jahrzehnten die reine Wissenschaft in ihrer Anwendung auf das praktische Leben erwiesen! Deutschlands Aufschwung hängt nicht zum Geringsten damit zusammen. Auch auf dem Gebiete der praktischen Pädagogik weckt die Wissenschaft neues Leben. Natorp's neuerliches Eintreten für das Recht der Studirstube ist durchaus berechtigt. Jedenfalls liest man in dem Büchlein mit Interesse auch die Ausführungen, in denen man mit dem Verfasser nicht übereinstimmt. r.

— **Und die Schule verlangt auch das Wort!** Eine Entgegnung auf „Haeckel's Welträthsel“ von Dr. A. Bliedner, Schulinspector in Eisenach. Dresden 1900. Bleyl & Kaemmerer. Inh.: O. Schambach. Auch u. d. T.: Zur Pädagogik der Gegenwart. Sammlung von Abhandlungen und Vorträgen. Heft 1.

46 S. 8°. Preis 1 ℳ — Bekanntlich hat „der allgemeinen Suggestion durch die Zahl 1900 auch Ernst Haeckel seinen Zoll entrichtet" in den „Welträtseln", die die Bilanz des abgelaufenen Jahrhunderts ziehen und das Programm für das kommende, bestehend in der Reform der verschiedensten Gebiete, aufstellen. Das Buch hat scharfen Widerspruch seitens der Theologen gefunden. Erinnert sei an den Anti-Haeckel des Halleschen Professors Loofs, der eine Reihe kirchengeschichtlicher Schnitzer zum Gegenstand der Erörterung macht, und an die Artikel von Professor Tröltsch in der Christlichen Welt, der namentlich die philosophische Seite einer scharfen Kritik unterzieht. Mit den Anschauungen Haeckel's über Unterricht und Erziehung beschäftigt sich das vorliegende Büchlein, das als 1. Heft einer neuen Sammlung von Abhandlungen und Vorträgen zur Pädagogik der Gegenwart erschienen ist. Verfasser, der sich u. A. durch sein Schiller-Lesebuch auf pädagogischem Gebiete bekannt gemacht hat, erörtert 1. die Frage: Wie stellt sich Haeckel's Buch zur Schule? Hier werden zunächst die Vorwürfe behandelt, die Haeckel unsern Schulen überhaupt, namentlich aber den höheren macht, sowie die Stellung, die Haeckel zu den beiden grundlegenden Wissenschaften der Pädagogik, der Psychologie und Ethik, einnimmt. Bezüglich der ersteren erkennt er an, daß sich die Pädagogen bisher fast ausschließlich mit einem Theile der „Keimesgeschichte der Menschenseele" beschäftigt hätten. Doch herrsche eine „colossale Confusion der Begriffe"; die Pädagogen hätten im Banne der dualistischen Philosophie gestanden, besäßen wenig Kenntniß der vergleichenden Psychologie sowie der Organisation und Function des Gehirns ꝛc. Bezüglich der Ethik tadelt Haeckel die sechsfache Verachtung, der sich angeblich die Schule, wie die christliche Ethik selbst, schuldig gemacht hat. Schließlich werden von Bliedner noch in 12 Punkten die besonderen Forderungen zusammengefaßt, die Haeckel auf Grund seiner Weltanschauung an die Schule des 20. Jahrhunderts stellt. — Im 2. Theile beantwortet der Verfasser die Frage: Wie wird sich die Schule zu dem Buche zu stellen haben? Mit Recht betont er, daß man sich den Gegensatz zwischen der Haeckel'schen Zukunftsschule und der bestehenden deutschen Schule nicht groß genug denken kann; denn jene wird nicht nur ohne Kirche, sondern auch ohne Christenthum und Gott gedacht. Von Interesse sind die folgenden Ausführungen über Haeckel und seine Gegner auf naturwissenschaftlichem Gebiete, über die Zuverlässigkeit seiner Aufstellungen, über seine Stellung zu den Vertretern der psychologischen Literatur, zu den großen Dichtern, besonders aber über die Ethik und die Haeckel'sche Behandlung der Worte: Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst, wie über die Stellung zur Socialdemokratie. Verfasser schließt mit dem Ausdrucke der Ueberzeugung, daß Haeckel's Lästerungen, weit entfernt davon, die Welt gottleer zu machen, vielmehr alle ernsten Naturen anspornen werden, immer aufs neue wieder hinter dem wunderbaren Kunstwerke der Welt nach dem wunderbaren Künstler, hinter den ewigen Gesetzen nach dem ewigen Gesetzgeber zu suchen. r.

— Die von uns mehrfach besprochene Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen, herausgegeben von J. Wychgram, steht jetzt im 5. Jahrgange, von dem die ersten beiden umfangreichen schön ausgestatteten Hefte (S. 1 bis 192) erschienen sind. Als Neuerung enthält sie eine besondere Abtheilung für deutsche Schulen im Auslande. Diese Rundschau wird im ersten Hefte mit einem Aufsatze eröffnet, in dem ein Artikel des besten französischen Kenners unserer deutschen Auslandschulen, J. Roux, besprochen, in seiner Bedeutung gewürdigt und durch zahlreiche statistische Angaben ergänzt wird. Der Franzose hebt mit Recht den Einfluß des deutschen Unterrichts auf das Ausland hervor und sieht in ihm eine Gefahr für den Einfluß Frankreichs. Er zeigt, wie die deutschen Ansiedler nicht erst auf die Hilfe der Reichsregierung gewartet, sondern sich selbst geholfen haben und dabei von den Reichsdeutschen kräftig unterstützt worden sind. So bekam von ihnen die 1888 begründete, neuerdings aber wesentlich erweiterte deutsche Schule zu Johannesburg bis zum Juni 1899 nicht weniger als 80000 Mark, von Hamburg allein 27000 Mark. In beiden Heften werden gerade über diese Schule, ihre äußere Entwickelung und innere Ausgestaltung genauere Angaben gemacht. Größere Aufsätze beschäftigen sich mit dem Volksschulwesen verschiedener Länder. Braun schildert die Einrichtungen Italiens, Otto W. Beyer die Finlands, Kobel die Reorganisationen Schwedens und Norwegens. In dem ersten Theile seines Aufsatzes über den gewerblichen und kaufmännischen Unterricht in England giebt Becker zunächst eine geschichtliche Uebersicht und behandelt dann die vielgestaltige Verzweigung der in Frage kommenden Behörden. r.

— Unsere Kinder. Winke zur Erziehung von Arthur Foltin. 57 S. Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer. — Der Zweck dieses Schriftchens ist, Regeln der Erziehung auch den breiteren Schichten des Volkes zur Beherzigung vorzulegen. Der Pädagoge findet eine reiche Literatur, aber im Volke mangelt es noch erschrecklich an pädagogischer Einsicht. Die hier gegebenen „Winke" dürften Eltern und Erzieher auf Manches aufmerksam machen, was sie bisher zum Nachtheil der ihr anvertrauten Jugend unbeachtet ließen. Das Büchlein, das auf humanistischer Grundlage steht, spricht von geistiger wie leiblicher Behandlung und Nahrung, in letzterer Beziehung bis zu den Milchspeisen und dem Naschwerk, bis zum Auswachsen und Schiefwerden. D. K.

— Schönburgische Geschichtsblätter. Vierteljahrsschrift zur Erforschung und Pflege der Geschichte im Gebiete der Schönburgischen Receß- und Lehnsherrschaften. Bd. VI (1900). Heft 1/2. Waldenburg, E. Kästner. 112 SS. 8°. — Das vorliegende Heft eröffnet ein fleißiger, auf archivalischen Quellen beruhender Aufsatz von Theodor Schön über die Herrschaft Graslitz in Böhmen im Besitz des Hauses Schönburg. Im Jahre 1575 erwarb sie Georg I. Herr von Schönburg käuflich vom Kaiser Maximilian II., nachdem sie die vorher damit beliehenen Grafen v. Schlick wegen ihrer Theilnahme am Schmalkaldischen Kriege verloren hatten. Sie war besonders wegen des dort betriebenen Bergbaues von Wichtigkeit; die Schönburge haben viel für dessen Hebung gethan, auch der Herrschaft im Jahr 1601 eine (vollständig mitgetheilte) interessante Bergordnung verliehen. Schwere Leiden brachte über den durchaus protestantischen Ort das Restitutionsedict; trotz aller Bemühungen der Herren von Schönburg und des Kurfürsten von Sachsen wurde der evangelische Gottesdienst in Graslitz vollständig beseitigt. Die confessionellen Verhältnisse waren es hauptsächlich, die die Herren von Schönburg bestimmten, die Herrschaft im Jahre 1666 an Joh. Hartwig v. Nostitz zu verkaufen. Fritz Resch macht auf Grund eines Rügenbuchs des Dorfes Oberwiera bei Waldenburg aus den Jahren 1598—1628 Mittheilungen zur Geschichte des dortigen Gerichtswesens, die nicht ohne allgemeines Interesse sind. Mit einem wackeren Manne, der sich um Hohenstein manche Verdienste erworben hat, dem 1843 verstorbenen Besitzer eines Web- und Wirkgeschäfts daselbst, Karl Rahlenbeck, macht uns ein kleiner Aufsatz von R. Rother bekannt; er benutzt namentlich eine um 1818 entstandene handschriftliche Aufzeichnung Rahlenbeck's über seine Jugendjahre, die auch als ein Beitrag zur Sittengeschichte Glauchaus gegen Ende des 18. Jahrhunderts Beachtung verdient. Desselben Rahlenbeck Aufzeichnungen über eine achtwöchentliche Reise von Hohenstein bis Antwerpen im Jahre 1818, die Rother im Anschlusse an diesen Aufsatz mittheilt, bieten ein ansprechendes Culturbild, das freilich zur Geschichte der Schönburgischen Lande in nur sehr loser Beziehung steht. Dasselbe Heft enthält ferner Aufsätze von H. Colditz „Zur Geschichte der Weihnachtsmette in Lichtenstein" — insbesondere über ihre Aufhebung im Jahre 1772 und die erst 1786 von Erfolg gekrönten Bemühungen um ihre Wiedereinführung — und über die „Entwickelung des Schulwesens in Lichtenstein" (seit dem Ende des 16. Jahrhunderts) und von N. Oertel über einen „Reformator des Sprachunterrichts in Glauchau", nämlich Erhard Ludwig Henne, der 1759—1790 Rector der Glauchauer Stadtschule war; sein „Entwurf einer Lehrart für die Anfangsgründe der lateinischen Sprache" hat eine gewisse Bedeutung für die Geschichte der Gymnasialpädagogik; auch sonst liest man die frisch geschriebene Arbeit mit Interesse. Den Beschluß des Heftes bildet eine Blüthenlese, in der wir u. A. biographische Nachrichten über hervorragende Schönburger (den belletristischen und Kunstschriftsteller Wilhelm Gottlieb Becker und seinen Sohn, den bekannten Archäologen Wilhelm Adolf Becker, ferner den Historiker C. H. L. Pölitz), Mittheilungen über die 1839 zusammengebrochene alte Schloßeiche in Waldenburg, über die Anfänge des Waisenhauses in Glauchau (von Th. Schön), über den mittelbar auf Arnold von Westfalen zurückzuführenden Wendelstein im Schlosse Gauernitz (von Th. Distel) finden, und unter der Aufschrift „Aus unserer Zeit" Notizen über die Weihe der neuen Bürgerschule in Lichtenstein, sowie ein von Distel mitgetheiltes formgewandtes Gedicht des kürzlich verstorbenen Richard Türschmann (des Sohnes eines Schönburgischen Geistlichen). —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 41. Donnerstag, den 5. April, Abends. **1900.**

Ein Gefangenen-Transport auf der Kama.

Nach den Erinnerungen eines russischen Beamten.

Von Erwin Bauer.

Es war Sommer. Ich stand im Städtchen B. an der Wolga am Landungsplatze und wartete auf den Dampfer, der mich die Kama entlang nach Perm und weiter dem Ural zu in geheimem Auftrage der Regierung bringen sollte. Der gewaltige Strom wälzte seine schmutzig-gelblichen Wasser so breit und tief dahin, daß die Dampfer fast bis ans Ufer heranfahren konnten. Hier, dicht am Landungsplatze, waren unförmliche, eilig zusammengezimmerte Baracken aufgeschlagen, in welchen die Verkäufer von Kringeln, Stiefeln, Kalatschen*), Bastschuhen und anderen Gegenständen für den ersten dringenden Bedarf der Reisenden ihre Waaren mit unausgesetztem Schreien und Lärmen feilboten. Zwischen den Tischchen und Mulden der Semmelbäcker und Beerenverkäufer drängten und stießen sich die Hökerweiber mit eingeweichten Aepfeln und Beeren oder mit Kwas in Fässern, die sie oben auf ihren über Schultern und Rücken gehängten Kiepen angebunden hatten, und schrieen ihre einfache Waare mit kreischenden Stimmen aus. Das Volk, das sich am Landungsplatze und auf dem Abhange des steilen Berges, sowie auf dem Wege, der über diesen zum Städtchen führte, in wirren Massen drängte, bestand zum weitaus größten Theile aus unwissenden und armen einfachen Leuten in groben, schmutzigen Lumpen, mit von der Hitze gebräunten Gesichtern und schwieligen Händen, meist Arbeiter und Bauern, dazwischen Weiber mit Säuglingen auf den Armen. Einige von ihnen hatten sich aus entfernten Gegenden hierhergeschleppt; sie trugen große Leinwandsäcke auf dem Rücken und Knotenstöcke in den Händen. In ihren Bärten und an ihren Anzügen haftete der Staub und der Schmutz der Dorfwege und großen Straßen, auf denen sie gewandert waren, sowie die Heusträhnen und Streukörner aus allen Ställen und Scheunen, in denen sie geschlafen hatten. Die vom Gestanke fauler Fische, frischer Felle und neuer Hanfseile, sowie vom Theergeruch gesättigte Luft war von dem Getöse des unaufhörlichen Stimmengewirrs erfüllt, das wie eine Wolke über der Menge lagerte und nur von Zeit zu Zeit durch das laute Schimpfen oder durch drohende Zurufe der bis an die Zähne bewaffneten und die Menge durchstreifenden Polizeisoldaten unterbrochen wurde. Myriaden von kleinen Fliegen und Mücken, deren man sich auf keine Weise erwehren konnte, krochen frech in Augen und Ohren und senkten ihren Stachel überall hinein, wo sie nur ein Stück menschlicher Haut erspähten. Mit jeder Minute wuchs die Menge durch neue Ankömmlinge an und der Lärm wurde stärker und intensiver. Die Sonne stieg immer höher und höher, und es wurde schier unerträglich, den Berg hinaufzublicken, weil der hellblinkende und von den brennenden Sonnenstrahlen erhitzte weiche Sand die Augen blendete. Aber dennoch waren zahlreiche Blicke unablässig auf diesen Berg gerichtet, in beklommener Erwartung eines Arrestantenzuges, der sich unmittelbar nach Ankunft des Dampfers von dorther zum Landungplatze herabbewegen mußte. Andere wiederum, und unter diesen auch ich, blickten auf den Fluß und spähten nach dem dunklen Punkte aus, der vor einigen Minuten am Horizonte aufgetaucht war. Nach und nach vergrößerte sich dieser Punkt und begann bestimmte Formen anzunehmen; es war der längst erwartete Dampfer. Bald tauchten aus dem Rauche, der in zusammengeballten dunklen Wolken zum klaren, blauen Himmel des Sommertags emporstieg, schwarze Schornsteine, Masten und die kleine Cajüte des Capitäns auf der Commandobrücke hervor und waren nach kurzer Zeit in deutlichen Umrissen erkennbar. Noch einige Minuten, und man konnte mit bloßen Augen die Leute unterscheiden, die auf dem Verdecke umherwimmelten; und dann noch ein kurzer Augenblick und man sah, wie in der hellen, sonnenlichtdurchflutheten Ferne hinter dem Dampfer ein langes Lastschiff schwamm, das von ihm gezogen wurde. Das Lastschiff, der Bauart nach eine Barke, hatte ein sonderbares Aussehen; man konnte nicht sofort begreifen, welchen Zwecken es diente. Ein eisernes Gitter, das vom Schutzdache bis zum Bord lief, gab ihm das Aussehen eines ungeheueren Käfigs; die Luken, die zur Hälfte aus dem Wasser hervorsahen, waren gleichfalls mit Gittern versehen. Die Bajonette einer zahlreichen Wache, welche die Passagiere dieses schwimmenden Gefängnisses beaufsichtigte, glänzten hell in der Sonne. An den Gittern drängten sich todesbleiche Gesichter; man erblickte Gestalten mit langen ungekämmten Bärten, in langen Röcken und Mützen von eigenartigem Schnitte; dazwischen waren auch Weibergesichter zu sehen, mit weißen Tüchern auf den Köpfen. „Eine Regierungsladung!" witzelte irgend Jemand dicht neben mir. Ich war ziemlich früh hierher zum Landungsplatze gefahren, um die Gegend und die Menschen zu beobachten, und einer der Wächter der öffentlichen Ordnung, der in mir den höheren Beamten erkannte, hatte sich beeilt, mir einen Platz in unmittelbarer Nähe der Landungsbrücke freizuhalten, über welche die Reisenden des heranschwimmenden Dampfbootes schreiten mußten, um an's Ufer zu gelangen. Als sie Alle bis auf den Letzten ausgeschifft waren und, nachdem sie sich nicht ohne Schwierigkeit durch das Gedränge auf dem Landungsplatze hindurchgewunden hatten, sich anschickten, den Berg zu ersteigen, theils zu Fuß, theils in Miethsdroschken oder in eigenen Equipagen, die aus der Stadt hingesandt waren, um sie abzuholen, begann die Neugier der Zuschauer sich mit dem Lastschiffe zu beschäftigen. Es war inzwischen durch Seile an das Dampfschiff herangezogen worden und lag nun Bord an Bord mit demselben. Ohne sich an die Schimpfereien und die Püffe der Polizeibeamten zu kehren, strömte das Volk in einer unwiderstehlichen Welle vorwärts; aber es gab auch solche Leute, die auf den früheren Plätzen stehen blieben, um aus der Ferne dem Streite und dem Handgemenge des dummen Pöbels mit der Polizei zu folgen. „Man sagt, daß sie in diesem Arrestantenzuge viele Verbrecher jeglicher Sorte fortbringen," meinte Jemand in einer Gruppe, die etwa zwei Schritte von mir entfernt stand. „Da sind gewiß auch politische Verbrecher dabei," erklärte irgend ein Zuschauer von den „Gebildeten"; „man hat jetzt viele derselben festgenommen; in jedem Zuge schleppen sie neuerdings 5 bis 6 und manchmal auch mehr von ihnen fort." „Aus der Stadt werden sie auch noch sieben »Politische« herbringen. Im Ganzen sind 300 Mann aus dem Bezirksgefängnisse herausgeführt worden, ich hab's aus dem Fenster gesehen, eine ganze lange Procession, es ist schrecklich! Das Klirren der Ketten kann man eine Werst weit hören!" erzählte ein redseliger Kaufmann. „Seht, da, man macht bereits Alles für ihre Aufnahme bereit!" rief eine kreischende Stimme. In diesem Augenblicke wurden die Gitterthüren des Lastschiffes geöffnet, und man richtete quer über dem ganzen Verdecke des Dampfers Stangen auf, die unter einander mit Ketten verbunden waren. Ein junger Officier, der vor Diensteifer und Beweglichkeit hochroth im Gesichte war und fast athemlos erschien, vertheilte längs diesen Ketten die Bedeckungsmannschaft, welche die Säbel entblößt hatte. „Wo wird man sie denn alle unterbringen?" fragte eine alte Frau neugierig, deren Kopf ein dunkles Seidentuch verhüllte.

*) eine Art russischen Gebäcks.

Sie war, wie sie weitschweifig erzählte, zum Dampfer gekommen, um eine Verwandte zu empfangen, aber diese hatte sich unter den ausgeschifften Passagieren nicht befunden, und die alte Frau war, durch die lärmende Menge, die geheimnißvolle Barke mit der menschlichen Ladung und das Gerede, das durch diese Ladung angeregt worden war, neugierig gemacht, auf dem Landungsplatze verblieben. „Hab' keine Angst, Mütterchen, es ist Platz genug für Alle da", erwiderte ihr der Kaufmann; „die Barke ist für 800 Mann eingerichtet." „Ach du lieber Gott! Heilige Mutter Gottes! Man hält sie ganz wie die wilden Thiere im Käfig!" seufzte die alte Frau. „Weshalb sind denn da so viele Soldaten aufgestellt?" „Sie halten Wache, damit nicht irgend einer von den Verbrechern entfliehe." „Wie kann man denn da entfliehen! Die Gitter sind doch gewiß aus Eisen?" „Natürlich aus Eisen! Aus Pfefferkuchen macht man keine!" „Aber wohin sollen sie denn fliehen, ringsum ist doch überall Wasser!" „Nun ja, aber Einige können sicherlich schwimmen." „In Ketten?! Bist Du ein Schlaukopf! Versuch's doch mal — schwimme!" Die alte Frau war ordentlich erregt. Dann fragte sie neugierig weiter: „Wo schlafen sie denn?" „Da sind solche Pritschen angebracht, wie die Bretter im Schranke, eine über der anderen, die niedrigsten natürlich unter dem Wasserspiegel. Im vergangenen Jahre traf es sich, daß ein mir bekannter Officier den Convoi befehligte. »Wollen Sie nicht mal unsere Cajüten besehen?« sagte er; »Viele interessirt es.« Ich ging mit ihm, aber wollen Sie mir glauben, daß ich nicht mehr als zwei Abtheilungen ansehen konnte, eine solche Stickluft war da, ein solcher Gestank, daß man sich einfach nicht mehr auf den Füßen halten konnte! Und die Enge! Weder stehen kann man, noch sitzen —." „Hört, sie kommen!" unterbrach irgend Jemand den Erzähler. „Sie kommen! Sie kommen!" schrie man im Haufen.

Vom Gipfel des Berges stieg langsam eine dichte graue Masse herab, umgeben von den blitzenden Bajonetten der Bedeckungsmannschaft. Ein sonderbares Getön, das an das Kreischen der Säge erinnerte, ward hörbar und wurde von Minute zu Minute stärker, es war das Klirren der Ketten und Fesseln, das man deutlicher und immer deutlicher vernahm. „Wollen Ew. Excellenz nicht Ihre Aufmerksamkeit auf jenen Winkel richten," wandte sich einer der Polizisten an mich, da er sah, daß ich die Barke mit meinem Krimstecher aufmerksam betrachtete, „dorthin, wo die Abtheilung der zu Zwangsarbeit Verschickten sich befindet. Das Frauenzimmer am Gitter da —" er wies mit der Hand auf eine Abtheilung des Käfigs — „das ist die bekannte —". Er nannte einen Namen, der damals in traurigster Weise in ganz Rußland berühmt geworden war. Das Weib, das diesen Namen trug, war für eine wirklich bestialische That, die Mißhandlung und Verstümmelung eines wehrlosen Kindes, das daran gestorben war, zu Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt worden. Dieses Urtheil war vom Publicum mit Begeisterung aufgenommen worden. Während der Gerichtsverhandlungen gegen dieses Weib hatte man nur eins gefürchtet, die Nachsicht der Geschworenen gegenüber der Verbrecherin. Ich richtete mein Glas auf die Stelle am Gitter, auf die der Polizeibeamte hinwies, und erblickte ein grobes Gesicht mit niedriger Stirn und kleinen listigen Augen. Die verwilderten Haare hingen in unordentlichen Strähnen unter dem schief gebundenen Kopftuche hervor. Ihre schmutzigen Finger mit abgenagten Nägeln drehten irgend etwas in der Art einer Cigarette aus Umschlagpapier. Während ich sie beobachtete, mußte ich unwillkürlich an die empörenden Einzelheiten des von dieser Frauensperson verübten Verbrechens und an ihre cynischen Antworten vor Gericht denken; das ganze schimpfliche Leben dieses Unholds, das von niedriger Tücke und viehischer Verkommenheit erfüllt war, rollte sich vor meinem geistigen Auge in allen seinen abschreckenden Einzelheiten auf, und es erwachte in mir ein tiefes Mitleid mit jenen Ausgestoßenen, die zu einem gemeinsamen Leben mit diesem menschlichen Auswurfe in der Verbannung verurtheilt waren. Solcher Unglücklichen gab es viele, denn es drängten sich gegen 30 Frauenspersonen in dem engen Raume, der in der Barke für die sogenannten „wichtigen" Gefangenen abgetheilt war; und sicherlich ebenso viele befanden sich noch unten in den Schlafcajüten, denen es nicht erlaubt war, während des Aufenthaltes des Dampfers in den Städten nach oben zu kommen. „Da sind die Allerwichtigsten," flüsterte mir derselbe diensteifrige Polizist in's Ohr und wies mit einer Bewegung des Kinns auf eine Luke hin, die zur Hälfte aus dem Wasser hervorragte. Ich richtete das Binocle auf diese Luke. Hinter dem eisernen Gitter waren zwei Frauenköpfe zu sehen. Der eine, mit todesbleichem Gesichte und großen gebrochenen Augen, drückte sich an die eisernen Stangen, um die feuchten Dünste, die aus dem Schmutzwasser aufstiegen, gierig einzuathmen; die trockenen bläulich-weißen Lippen waren halb geöffnet, der Busen hob und senkte sich fieberhaft schnell unter dem groben grauen Tuche des Sträflingskittels, und die kleinen mageren Kinderhände mit den hervortretenden blauen Adern am Pulsgelenke klammerten sich mit Verzweiflung an das Gitter. Diese Arrestantin war offenbar so schwach, daß sie sich nicht mehr auf den Füßen halten konnte. Sie wurde von der anderen Frauensperson, die hinter ihr stand, gestützt. Und diese Andere erkannte ich sofort, und eine ganze Welt von Erinnerungen überfluthete mein Gedächtniß. Wie war dieses Mädchen hierher gerathen? Wera Iwanowna in der Verbrecherbarke auf dem Wege nach Sibirien! Es waren fünf Jahre her, als ich sie zum letzten Male auf einem Tanzabende bei gemeinsamen Bekannten in Moskau gesehen hatte. Sie hatte damals ein rosafarbenes Kleid angehabt, die langen schwarzen Zöpfe waren mit Bändern und Blumen geschmückt gewesen und die Blicke der Tänzer hatten mit Bewunderung an ihrer schlanken, graziösen Gestalt gehangen. Damals war sie soeben erst aus dem Institute gekommen und man hatte sich über ihre Naivetät und Weltunkenntniß lustig gemacht. Wie war sie hierher gerathen? Ich vermochte lange Zeit nicht, die Augen von diesem Gesichte loszureißen. Es war nur zu verwundern, daß ich es sogleich erkannt hatte, so sehr hatte es gelitten, so mager und bleich war es geworden! Ihre Augen waren fast ebenso groß und weit, wie diejenigen ihrer sterbenden Genossin, und glänzten fieberhaft; die einst so rosigen Lippen waren verwelkt und brüchig geworden. Die Menge, die am Ufer auf und ab wogte, schien sie ganz und gar nicht zu beschäftigen, ihre Blicke, aus denen Qualen und Aufregung sprachen, rissen sich nicht einen Augenblick von dem kranken Mädchen los, das sie umfaßt hielt, damit es am Gitter stehen konnte. Wieviel zärtliche Sorge und Liebe war in diesen Blicken zu lesen!

Das immer lauter werdende Stimmengewirr und Geschrei am Ufer, der Tumult und das Geklirr der Ketten veranlaßten mich, Kehrt zu machen und nach dem Berge hinzusehen. Jetzt war ein Theil seiner Neigung vom Gipfel bis zum Fuße mit einem langen Zuge bedeckt, der sich wie eine graue Schlange herabwandte; auf beiden Seiten der sich langsam vorwärtsbewegenden Masse zogen sich zwei Reihen Bajonette hin. Eine große Volksmenge begleitete die Arrestanten aus der Stadt. Das Ufer war gleichfalls von Zuschauern besetzt, und auch auf dem Verdecke des Dampfers drängte man sich jetzt vor; nur der durch Ketten abgesperrte Durchgang von den Landungsbrücken über den Dampfer zur Barke, längs dem die Wache Spalier bildete, war frei geblieben. Der Zug näherte sich. Als er am Ufer angelangt war, umzingelten die Soldaten die Gefangenen schnell, der Convoi nahm Aufstellung, die Riegel der eisernen Thüren im Gitter und in den einzelnen Abtheilungen klirrten, die Thüren öffneten sich eine nach der anderen, der Officier, der den Convoi befehligte, und der Major, der den Zug geführt hatte, betraten die Barke und es begann die Ablieferung. An der äußeren Gitterthür stand ein Unterofficier mit einem Notizbuche, in welches er die Anzahl der neuen Gefangenen, Mann für Mann, sowie sie die Barke betraten, eintrug. Der Weg aus dem städtischen Gefängnisse bis zum Hafen war lang, außerdem waren die Leute in der Haft so ausgehungert, so kraftlos und so muthlos geworden, daß viele von ihnen vor Müdigkeit kaum mehr vorwärts konnten. Ihre Rücken beugten sich unter der Last der Säcke, in denen sie ihre Habe trugen, und die geschwollenen Füße vermochten kaum die schweren Fußfesseln fortzuschleppen. An der Spitze des Zuges schritten die zu schwerer Zwangsarbeit Verschickten. Beim Betreten der Barke wurde ihnen befohlen, die Mütze abzunehmen, und man sah, daß ihnen der halbe Kopf abgeschoren war. Während ich die Ankömmlinge musterte, hatte die Ablieferung und Einschiffung ihren Fortgang genommen. Nach den ersten zehn Arrestanten folgten weitere zehn und dann wieder zehn und so fort, immer zehn zu zehn, bis die Zahl der Verbrecher zu Ende war. Die zur schweren Zwangsarbeit Verschickten zählten insgesammt 200 Köpfe. Auf der Barke wurden die neuen Reisegefährten von den bisherigen Insassen mit lauten Schimpfworten und Verwünschungen begrüßt; und das war verständlich, denn in den engen, dumpfen Cajüten hatte die Luft auch ohne sie schon nicht zugereicht und waren auch ohne sie der Gestank und der Raummangel schon unerträglich gewesen. Als

letzter für die Zwangsarbeit bestimmter Sträfling betrat die Barke ein schlanker, hochgewachsener, dunkelhaariger Jüngling mit magerem, eingefallenem Gesichte, in dem zwei große helle Augen voll Leben und Energie brannten. Gekleidet war er, genau so wie alle übrigen Arrestanten, in den vom Staate gelieferten Verbrecherkittel und seine Füße steckten in ebenso schweren Fesseln; auch ihn, wie alle übrigen Arrestanten, redete der simpelste Soldat mit „Du" an, es gab nichts, absolut nichts, was er von den anderen Gefangenen voraus hatte. Alles, was seine Vorfahren im Laufe mehrerer Jahrhunderte und mit Anpassung an die fortschreitende Civilisation erworben und ganz besonders sorgfältig auf ihn als den letzten Sprößling eines der ältesten russischen Geschlechter übertragen hatten, Alles das hatte man ihm genommen. Nur Eins hatte man ihm nicht rauben können: seine aristokratische Erscheinung! Weder die Zartheit der Haut, den nachdenklichen Blick der durchdringenden Augen und das bitter-hochmüthige Spottlächeln, noch die feinen langen Finger mit den schönen Nägeln hatte man ihm nehmen können. Und man hatte es nicht verhindern können, daß seine Füße auch in den unförmlichen Arrestantenstiefeln klein und elegant erschienen und daß in allen seinen Bewegungen, selbst darin, wie er die Schultern unter der schweren Last des groben Tragsackes beugte, etwas lag, was die Genossen veranlaßte, sich achtungsvoll von ihm fern zu halten, und den jungen Convoi-Officier zwang, verlegen zur Seite zu blicken, als er ihm die Befehle ertheilte, die ihm als „politischem" Gefangenen eine verschärfte Behandlung ankündigten. Uebrigens, der Bürger von vorhin hatte wahr gesprochen: solche Erscheinungen waren in den Verbrechertransporten nach Sibirien heute keine Seltenheit mehr! Man sah sie vielmehr so oft, daß der gemeine Mann bereits aufgehört hatte, sich darüber zu verwundern. Man zuckte, wenn man sie erblickte, in der Volksmenge höchstens noch mit den Schultern oder schüttelte bedenklich den Kopf und murmelte halb ärgerlich, halb mitleidig durch die Zähne: „Ach, Herr, Herr! Bist wohl des angenehmen Bojarenlebens überdrüssig geworden und willst nun erproben, was wir Bauern und Knechte zu tragen haben?!" Auf die Sträflinge, die in die sibirischen Bergwerke sollten, folgten die zur Ansiedlung Verschickten mit Weibern und Kindern. Als Erster betrat das Verdeck des Dampfers ein hochgewachsener, magerer Kleinrusse, der kaum dreißig Jahre zählen mochte, aber im Gefängnisse so gealtert war, daß man ihn für einen Greis hätte halten können. Bleich und mit dem verinnerlichten kummervollen Ausdrucke im Gesichte, der seinen engeren Landsleuten eigenthümlich ist, schritt er mit großen, eiligen Schritten über das Verdeck, die Augen fest auf den Boden gerichtet. Ihm folgte seine Frau. Sie war durch das Gefängniß noch nicht so gealtert und so hart mitgenommen worden, wie ihr Mann, und hatte sich ein gutes Theil ihrer Jugend und Schönheit bewahrt. Auf ihren Armen trug sie ein Kind, einen zweijährigen kraushaarigen Knaben, der mit seinen klaren, unschuldigen Aeuglein lustig nach allen Seiten blickte und den Soldaten, an denen ihn seine Mutter vorbeitrug, der buntscheckigen Menge, die ihn mit leidvollen Blicken begleitete, und der hellen Sonne, wie der finsteren Barke sorglos zulächelte, welche letztere ihn in das ferne, rauhe Land führen sollte. Hinter der Frau trippelte noch ein zweites Kind, ein kleines Mädchen von vier Jahren, das sich mit seinen winzigen Händchen fest an die Jacke der Mutter anklammerte. Sein Gesichtchen sah sorgenvoll aus und statt munter umherzuschauen, wie sein Brüderchen, blickte es ängstlich vor sich hin. Es war, als ob dieses Kind bereits begriffe, was es heißt, der heimathlichen Erde entrissen zu werden, und als ob es sich fürchtete, Vater und Mutter zu verlieren. Die äußere Gitterthür schlug geräuschvoll zu, der Schlüssel kreischte im Schlosse, und die Bedeckungsmannschaft nahm ihre Plätze auf dem offenen Vorderdecke der Barke ein. Die Dampfpfeife ertönte zum dritten Male, die Stricke lösten sich ächzend und klatschten ins Wasser, die Räder setzten sich geräuschvoll in Bewegung und der Dampfer entfernte sich langsam vom Ufer. Ich hatte mich als letzter Passagier aufs Schiff begeben und fuhr fort, vom Verdecke aus die Barke zu beobachten. Einige Zeit schwamm sie noch Bord an Bord mit dem Schiffe, so daß ich Alles sehen konnte, was auf ihr vorging. Aber unter den Frauenspersonen in den weißen Kopftüchern, die noch immer am Gitter standen und durch die Eisenstangen blickten, war weder das Mädchen, das ich gekannt hatte, noch die kranke Genossin desselben zu erspähen. Der Zustand der letzteren hatte sich offenbar verschlimmert und man hatte sie in die Lazarethcajüte getragen. Aber je mehr der Dampfer sich vom Landungsplatze entfernte, desto rascher gab das Bugsirseil nach, und die Barke begann zurückzubleiben. Als sie einen Abstand von etwa 50 Faden erreicht hatte, fiel das Bugsirseil klatschend ins Wasser; es gab immer mehr nach und bald verwandelte sich die menschliche Ladung, die den schwimmenden Käfig füllte, vor meinen Augen aufs Neue in eine undeutliche graue Masse, in der es unmöglich war, ein Wesen von dem andern zu unterscheiden.

Es war Nacht. Der Dampfer hielt plötzlich an, und auch die Barke mit den Gefangenen, die anfangs langsam näher geschwommen war, blieb unbeweglich stehen. Ich war auf dem Verdeck sitzen geblieben und fuhr aus dem Halbschlafe empor, in den ich versunken war. Die kühle Nachtluft wehte vom Ufer her den Duft von frischem Grase und von blühenden Flieder- und Faulbeerbäumen. Die Kama, in die das Dampfboot längst aus der Wolga hineingefahren war, wälzte ihre breiten Wogen, in denen sich der Vollmond deutlich spiegelte, glatt und träge dahin. Die weite Wasserfläche leuchtete in dem weichen, silbernen Glanze des Mondlichtes. Dieser Glanz verlieh auch dem Städtchen, das sich am Ufer dahinzog, etwas Phantastisches. In den winzigen Häuschen mit den dicht verschlossenen Fensterläden und in den schweigsamen Gärtchen, die als dunkele Flecken hinter ihnen lagen, war es still und unbeweglich wie in einem Grabe. Irgendwo in der Ferne, wahrscheinlich auf dem Hinterhofe einer in die Erde hineingewachsenen Hütte schlug ein Hund an, aber sein Gebell klang heiser und verschlafen, gleichsam greisenhaft-hilflos und ging in ein langgezogenes klägliches Heulen über. Die andern Hunde stimmten nicht mit ein; sie zogen es vor, zu schlafen. Nur den Nachtwächter schien dieses Geheul erweckt und an seine Obliegenheiten erinnert zu haben; er begann auf einmal, wie ich deutlich hören konnte, von Zeit zu Zeit faul mit dem Holzhammer auf das Klopfbrett zu schlagen und, wie sich aus dem bald näher kommenden, bald sich entfernenden Klopfen entnehmen ließ, langsam durch die öden Straßen zu wandern. Aber weder der dumpfe Schall des Klopfbrettes noch das Heulen des Hundes vermochte die Illusion zu zerstören, und das Städtchen fuhr fort, den Eindruck eines weiten Friedhofes zu machen. In der Entfernung, in der die Barke jetzt vom Dampfboote hielt, erschien auch sie wie ein großer Sarg und ich mußte lange und aufmerksam hinblicken, bevor ich wahrnahm, daß auf ihr etwas Ungewöhnliches vorging. Soldaten liefen wie die Schatten auf dem Verdecke hin und her, eine Anzahl Matrosen war emsig bemüht, ein Boot loszumachen und ins Wasser hinabzulassen, dabei war aber kein menschlicher Laut zu vernehmen; man hörte nur das Rasseln der Ketten und das Klirren der Gewehre und es schien, als ob alle Befehle nur in geheimnißvollem Flüsterton ertheilt würden, und als ob die Mannschaften, die sich zwischen den eisernen Barrièren drängten, sich nur durch stumme Blicke verständigten. Es war auch nicht nothwendig, daß Einer zum Anderen sprach, denn Alle wußten, um was es sich handelte. Schon seit einer Stunde war, wie man mir später mittheilte, die ganze Barke, von einem Ende bis zum anderen, durch die Kunde erregt worden, daß in der Abtheilung für die Frauen eine Verbrecherin gestorben war. Ich setzte meine Beobachtungen durch den Krimstecher fort: Nach einigen Minuten war das Boot klar; zwei Matrosen nahmen in ihm Platz und griffen nach den Rudern; ihnen folgte der junge Officier und diesem wieder ein Paar Soldaten, die einen langen, in Bast gewickelten Gegenstand trugen und ihn vorsichtig im Boote niederlegten. Die Ruder tauchten plätschernd ins Wasser, das Boot stieß ab und schoß schnell dahin, dem Ufer zu; auf der Barke aber wurde es nach und nach wieder still, die Laternen verlöschten eine nach der anderen, die Mannschaften gingen auseinander nach ihren Plätzen, und jede Bewegung hörte auf. Doch nein — unten, an einer der Luken schlug ein Frauenkopf verzweifelt an das Gitter und ein Schluchzen, das die Seele zerschnitt, stieg klagend in die Luft empor und durchbrach auf einen Augenblick die Stille und die Ordnung in dem Verbrecherkäfige. Inzwischen glitt das Boot pfeilschnell durch die Wogen hin und meine Gedanken folgten ihm, indem ich mir im Geiste ausmalte, was nun geschehen werde. Bald wird das leichte Fahrzeug am Ufer landen, der Officier wird die Ortspolizei holen lassen und ihr gegen eine Bescheinigung den Leichnam aushändigen, mit der Weisung, ihn so schnell als möglich zu beerdigen. Und diese Weisung wird buchstäblich erfüllt werden. Noch ehe das Frühroth den Himmel im Osten vergoldet, wird die Arbeit auf dem Friedhofe beginnen; der Geistliche wird in seinem alten verschlissenen Priesterhausrocke auf den Flur seines schmucken Häuschens treten und sich nach allen Seiten umschauen, auf den Fluß,

auf dem die Wellen, vom leichten Morgenwinde erregt, kräuselnd dahintänzeln, auf die Wäldchen, die bald hier, bald da auf beiden Seiten der großen Straße ihr frisches Grün zeigen, und auf die von Hecken umgebenen Gemüsegärten und die mit Hafer und Weizen bestellten Felder; der Geistliche wird die Augen auch zum Himmel emporheben, um nach der Farbe der Wölkchen, die auf ihm dahinschweben, zu errathen, wie das Wetter heute wohl werden und ob der Herr nicht einen kleinen Regen schicken würde; dann wird der Diener Gottes gemächlich zur Kirche wandeln, wo der schmucklose Fichtensarg mit der Leiche des unbekannten Frauenzimmers bereits seiner harrt; und mit einem flüchtigen, gleichgiltigen Blicke auf den von Leiden verzehrten jungen Körper und das eingefallene Gesicht mit den tiefen, dunkelen Ringen um die Augen und den blaugefärbten Lippen wird er rasch das Gebet murmeln, das die hohe Obrigkeit von ihm verlangt. Man wird den Sarg zunageln und auf den Friedhof hinaustragen, wo man ihn ohne alle Ceremonie ins Grab versenken und mit Erde zuschütten wird. Dann wird Alles vorüber sein — Alles. Eine Stunde etwa mochte der nächtliche Aufenthalt gewährt haben, das Boot mit dem Officier und den Soldaten war wieder zur Barke zurückgekehrt, und der Dampfer setzte sich wieder in Bewegung. Es verging noch ein Tag, und ihm folgte ein dritter und ein vierter. Erst am fünften gab es wieder einen Aufenthalt an einem Landungsplatze, der von einer lärmenden Volksmenge angefüllt war. Es wiederholte sich dieselbe Procedur, wie in jenem Wolgahafen, in dem ich mich eingeschifft hatte. Wieder legte die Barke am Dampfboote an, wieder wurden die Ketten in zwei Reihen über das Verdeck des letzteren gezogen, wieder bildeten die Bedeckungsmannschaften mit gezogenem Säbel Spalier. Aber diesmal geschah dies Alles nicht, um eine neue „Regierungs-Ladung“ aufzunehmen, sondern um die unfreiwilligen Passagiere der Barke in das Etappengefängniß der nächsten Stadt überzuführen, aus dem sie ihren Weg nunmehr auf dem Lande fortsetzen sollten. Aufs Neue klirrten die Gewehre und rasselten die Ketten und Fußfesseln, aufs Neue öffneten sich kreischend die eisernen Gitterthüren, und es begann der lange Zug der Gefangenen über die Landungsbrückenstege und durch die dicht zusammen gedrängten Reihen der bewaffneten Wachsoldaten. Nach den Gesunden führte man die Kranken, ihre Arme stützend, hinaus oder trug sie ans Land. Zugleich mit den Uebrigen wurde an mir auch das Weib vorübergeführt, das wegen Mißhandlung ihres Kindes verurtheilt worden war, sowie der traurig-finster blickende Kleinrusse mit seiner Familie. Der blauäugige kleine Junge blickte ebenso munter und freundlich in die Welt hinaus, wie bei der Einschiffung, aber das kleine Mädchen war in dem engen Käfig krank geworden, sein Gesichtchen war eingefallen und blaß, und das Gehen that ihm augenscheinlich weh; es hinkte stark, und in den großen, erschrockenen Augen standen dicke Thränen. Nun kamen einige Tragbahren, eine nach der andern, auf ihnen lagen stille Leute, regungslos, bis über die Köpfe mit den langen grauen Arrestantenkitteln bedeckt. Auf einer dieser Tragbahren lag auch das Mädchen, das vor fünf Tagen seine sterbende Freundin am Gitter der Luke aufrecht erhalten hatte. Jetzt war die Freundin todt und begraben, Wera Iwanowna aber lag besinnungslos auf der Tragbahre. Ihr Gesicht war noch bleicher, als in dem Momente, in dem ich sie erblickt und wiedererkannt hatte, und auf den schwarz gewordenen Lippen waren Blutstropfen zu sehen. Als die Soldaten mit der Tragbahre den steilen Uferberg hinanklimmten, fiel der Kopf der Kranken mit den dichten kurzgeschnittenen schwarzen Haaren zur Seite herab und schlug kraftlos bei jedem Schritte der Träger an den harten Holzrand der Bahre. „Nun, die werden sie nicht bis an Ort und Stelle schaffen,“ meinte Jemand laut aus der Menge, die den Soldaten nachblickte. „Sie hat wahrscheinlich zu lange im Etappen-Gefängniß gesessen. Die, welche gleich nach dem Urtheile verschickt werden, sind fixer und halten mehr aus.“ Ich konnte diesen Anblick nicht ertragen und ging in den Salon des Dampfers. Bald darauf verließ ich das Schiff an meinem Bestimmungsorte, dieser Gefangenen-Transport auf der Staatsbarke aber ist mir, als eine der unangenehmsten Erinnerungen meines Beamtenlebens, für immer lebendig im Gedächtniß geblieben.

Bücherbesprechungen.

— F. L. Steinmeyer (weiland Professor und Dr. der Theologie zu Berlin), Für die Passions- und Osterzeit. Erbauliche Vorträge für Laien. Zu seinem Gedächtniß herausgegeben. Berlin, Verlag von Martin Warneck. 1,80 ℳ, gebd. 2,20 ℳ. — Der am 5. Februar d. Js. im Alter von 88 Jahren heimgegangene praktische Berliner Theologe hat nach Niederlegung seines Universitätspredigeramtes je und je in seinem Zimmer einem kleineren Kreise früherer Zuhörer biblische Vorträge gehalten, von denen hier acht veröffentlicht werden. Hat er die Herausgabe auch nicht selbst veranstaltet, so gab er doch die Erlaubniß dazu. Diese predigtartigen Vorträge werden vielen seiner Schüler als neue „Beiträge zum Schriftverständniß“ willkommen und ein werthvolles Vermächtniß sein. Sie sind nach treu gefertigten Niederschriften gedruckt und behandeln Jesu Taufe, Versuchung und Verklärung, seinen Schmerzensweg und die ersten beiden Sterbeworte, den großen Sabbath und den Frieden des Osterfürsten. D. K.

— Zur Pflege des kirchlichen Gesanges. Von Hermann Gelderblom, Lic. theol., Dr. phil., Pastor in Berlin. 33 S. Berlin, 1900, Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 0,50 ℳ. — Ein Referat, mit welchem der Verfasser für die Verhandlungen der Kreissynode Berlin II betraut worden ist, weiteren Kreisen auf Wunsch zugänglich gemacht, ohne daß ihm die locale Färbung abgestreift wurde, was kein Fehler ist. Man sieht dann um so besser, wie es anderswo steht und wie weit man selber ist. Der Verfasser behandelt zunächst die Frage, was bisher in den Gemeinden zur Pflege des kirchlichen Gesanges geschehe, und verbreitet sich über Liturgie und liturgische Andachten, den Choralgesang und die bei den Gottesdiensten mitwirkenden Kirchenchöre, um dann die weitere Frage zu erörtern, was zur Hebung des kirchlichen Gesanges noch geschehen solle. Er will besonders, daß ein Gesangbuch hergestellt werde, welches neben den Worten die Noten bietet, daß das Spiel des Organisten sinngemäß sei und nie den kirchlichen Charakter verleugne, daß auf die Einrichtung von kirchlichen Musikcommissionen Bedacht genommen werde und daß in den Etat der Kirchencassen Summen für Musikalien und die Beschaffung eines geschulten Kirchenchores eingestellt werden. Auch giebt er treffliche Winke über die Pflege des Gesanges in Versammlungen der confirmirten Jugend, der Jünglings- und Jungfrauenvereine wie in der Hausgemeinde nach Luther's Exempel: Kein Abend ohne Sang. D. K.

— Wie erwerbe, verwalte und vermehre ich ein kleines Vermögen? Dresden-N., Verlag und Druck von C. Heinrich. 1900. 51 Seiten 8°. Preis 60 ₰. — Der Leser lasse sich durch die Gemeinplätze der Einleitung („Zeit ist Geld“, „Gieb weniger aus, als du verdienst“, „Mache nie Schulden“ u. s. w.) nicht abschrecken, diesen kleinen Rathgeber durchzustudiren. Der ältere Jurist und der erfahrene Geschäftsmann werden allerdings nichts Neues darin finden, denn die Broschüre ist von einem Laien für Laien geschrieben. Aber jeder junge Mann, der die Vermögensverwaltung nicht berufsmäßig betreibt, sondern nebenbei für seine Privatwirthschaft ein Capital erwerben und verwalten will, wird gut thun, diese praktischen Rathschläge eines erfahrenen Capitalisten thunlichst gewissenhaft zu befolgen. Denn er erfährt hier in einer schlichten und gemeinverständlichen Sprache auf dem kürzesten Wege Alles, was er über Spar- und Depositencassen, Versicherungen, Werthpapiere, Zins- und Dividendenscheine, Zinsleisten, richtige Buch- und Rechnungsführung und sicherste Aufbewahrung als angehender Familienvater zu wissen braucht. Daß die Hypotheken stiefmütterlich behandelt werden, ist nicht zu tadeln, da sich das Buch nur an den sogenannten kleinen Mann wendet. Dagegen hätten einige andere einschlagende Fragen von Bedeutung (z. B. Vorzüge der geschlossenen Depots vor den offenen, Weitläufigkeiten beim Staatsschuldenbuch im Todesfall u. dergl. m.) nicht übergangen werden sollen. Auch geht der unbekannte Verfasser im Zulassen des Risicos (Vertrauen auf die Rathschläge der Bankiers, eigene Controle, Industriepapiere, exotische Werthe ꝛc.) für seinen Leserkreis, der doch annehmbar zum Speculiren weder Zeit noch Verständniß besitzt, trotz aller Vorsicht vielleicht schon ein Wenig zu weit. Allein zuzugeben ist, daß, wer nicht nur an gute Verwaltung, sondern nebenbei auch an stete Vermehrung eines kleinen Capitals denkt, immerhin hier die zweckmäßigsten Grundsätze einer soliden Geldwirthschaft klar vorgezeichnet findet. Dr. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 42. Sonnabend, den 7. April, Abends. 1900.

Recht und Gericht im Spiegel der Sprache.

Der verehrte Leser hat in den letzten Wochen viel gehört und gelesen von dem neuen Gesetz. So ist es vielleicht nicht unangebracht, auch einmal zurückzublicken in die Vergangenheit, da es noch keine gedruckten Gesetze gab, und Recht und Gericht alter Zeiten zu betrachten im Lichte unserer Sprache. Zunächst ein Stück Erbrecht. Der väterliche Besitz ging wie noch jetzt in manchen Gegenden früher auf den ältesten Sohn allein über. Jüngere Söhne wurden meist mit einem kleinen Nebengute abgefunden, das man Hag nannte, von hegen d. i. umzäunen; daher hießen sie Hagestolze d. h. Hagebesitzer. Ihr Besitzthum war wenig einträglich und darum zur Gründung eines eigenen Hausstandes nicht geeignet. So läßt es sich leicht erklären, wie das Wort zu seiner jetzigen Bedeutung „unverheirathet" kommen konnte. — Kauf und Verkauf galt erst nach Jahr und Tag für rechtskräftig. Diese Frist galt aber nicht blos so viel wie ein Jahr und ein Tag, sondern ein Jahr sechs Wochen drei Tage d. i. ein Jahr und dreimalige Wiederholung der vierzehntägigen Frist mit drei Tagen Zugabe. Auf solche Weise sollte dafür gesorgt werden, daß man die Frist nicht verfehle. So sagen wir auch acht Tage statt sieben Tage. Aus demselben Grunde werden nicht hundert, sondern hundert und ein Freudenschuß abgefeuert. In ganz ähnlicher Weise galt als Hagestolz erst der, welcher fünfzig Jahre drei Monate und zwei Tage gelebt hatte, ohne gefreit zu haben; ein Wort, das von der Beschützerin der Ehe, der alten Götterkönigin Freia abzuleiten ist. — Sinnbildlich für Besitz nehmen und Besitz ergreifen ist die Hand als das einfachste und natürlichste Zeichen der Gewalt. Daher die Redensarten: seine Hände auf etwas legen, etwas in der Hand haben, etwas aus der Hand geben, von der Hand weisen, aus freier Hand verkaufen. — Der Handschlag war seit alten Zeiten die allgemeine Bekräftigung aller Gelübde und Verträge. Der Eid aber wurde abgelegt, indem der Schwörende mit der rechten Hand im Heidenthum den Schwertgriff, im Christenthum die Reliquien berührte. Daher kommt die Redensart: Stein und Bein schwören. Die Finger wurden nämlich auf die Steinplatte des Altars gelegt, unter welchem sich die Gebeine von Heiligen befanden. Hierher gehört auch das Sprichwort: Morgenstunde hat Gold im Munde; ein altes Wort, das noch in mündig, Mündel und Vormund fortlebt und Hand, Schutz, Gewalt bedeutet. Die Morgenstunde hat also das Gold in der Hand. — Ein altes Sinnbild zur Bezeichnung des rechtlichen Eigenthums ist der Stuhl, wie sofort aus „Besitz" klar wird. Bei dem Erwerbe eines Hauses mußte sich der neue Besitzer auf einen Stuhl setzen. Daher die Redensart: sich in Besitz setzen. Doch genügte es auch, daß man in feierlicher Weise das Grundstück betrat; davon kommt die Redensart: in Besitz treten oder den Besitz antreten. Der vorige Besitzer dagegen wurde entsetzt oder abgesetzt und mußte auf einem Stuhl vor dem Hause Platz nehmen. Daher: Jemandem den Stuhl vor die Thüre setzen. Aus dieser Zeit stammt auch die Redensart: Jemandem etwas anheimstellen oder anheimgeben; eigentlich Jemandem etwas ins Haus stellen, ihm überlassen, ihm abtreten. — Von großer Wichtigkeit ist ferner der Hammer, die alte Waffe unserer Vorfahren und ihres Wettergottes, der das Land segnete und bewahrte und zugleich der Schützer der Rechtsgeschäfte war. Der Wurf mit dem Hammer bestimmte häufig das Recht auf Grund und Boden: wo der geworfene Hammer niederfiel, war der Grenzpunkt. Um anzudeuten, daß Alles rechtmäßig zugegangen ist, erklingt noch heute feierlicher Hammerschlag bei der Grundsteinlegung öffentlicher Gebäude und erfolgt noch heute bei gerichtlichen Versteigerungen dreimaliger Zuschlag. Davon stammt auch die Redensart: unter den Hammer kommen, zuschlagen; ferner aufschlagen und vorschlagen in der Bedeutung: den Preis erhöhen. Seiner Zeit wurde auch ein Hammer in der Gemeinde herumgeschickt, wenn eine Versammlung berufen werden sollte. Waren die Theilnehmer alle versammelt, so wurde ein Roß mit dem Kopfe an einen Pfahl in der Mitte des Platzes gebunden; um diesen herumgeführt, schlug es mit den Hufen den Kreis, welchen die Mitglieder bilden sollten. Daher sagen wir noch heute: einen Kreis schlagen. Die umstehende Versammlung, die Umstände, wie sie hießen, gaben ihre Ansicht durch Zuruf kund; der Vorstand aber mußte sich nach den Umständen richten. Daher unsere Redensart. Wenn nun der Vorstand die Umstände oft berief, vielleicht gar um ganz geringfügiger Dinge willen, so konnte man in der That behaupten: er macht viele Umstände. Daher diese Redensart und der Begriff: umständlich. Die Verhandlung selbst hieß Ding, ein Wort, das jetzt zur Bedeutung von Gegenstand herabgesunken ist. In ähnlicher Weise verstand man unter Sache ursprünglich einen Rechtshandel. Daran erinnert noch deutlich Sachwalter und Widersacher; andererseits Bedingung und vertheidigen, das von Tageding kommt, d. i. Gerichtstag. Hierher gehört auch ein alter Ausdruck für verhaften, nämlich: dingfest machen. In der Gerichtssitzung sitzt der Richter auf dem Richterstuhle. Denn das Sitzen ist nicht nur ein Sinnbild des Eigenthums, sondern auch ein Zeichen der Macht. Ebenso der Stab, den der Richter in der Hand hält; ich erinnere an den Herrscherstab, den Feldherrnstab, den Hirtenstab, den Krummstab. Die Schöffen — sie sollen Recht schaffen: daher ihr Name — saßen im Halbkreis auf Bänken. Unmittelbar neben ihnen lag, was sofort erledigt werden mußte; alles Andere schoben sie buchstäblich auf die lange Bank, und so sagen wir noch heute: etwas aufschieben und: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Wurde nun der Schuldige verurtheilt, so brach der Richter über ihn den Stab und warf ihn dem armen Sünder zu Füßen. Daher stammen die Redensarten: über Jemanden den Stab brechen, Jemandem etwas vor die Füße werfen, wegwerfend urtheilen; auch: verworfen, das also so viel als verurtheilt bedeutet. — An die älteste Art ehrenrühriger Strafe, das Abschneiden des lang herabwallenden Haares und die dadurch herbeigeführte Ausstoßung aus dem Stande der Freien, erinnert noch heute die Redensart: Jemandem die Ehre abschneiden. Eine andere Strafe lebt fort in der Redensart: Jemanden an den Pranger stellen. So hieß der steinerne Pfeiler oder hölzerne Pfahl, an dem Verbrecher, durch ein Halseisen festgehalten, vor aller Welt zur Schande ausgestellt wurden. Der Grund zu dieser entehrenden Strafe stand auf einem Zettel, der dem Missethäter angehängt wurde. Daher stammt die Redensart: Jemandem etwas anhängen. Hierher gehört auch der Ausdruck: Jemanden brandmarken d. h. ihn als schlechten Menschen kennzeichnen. Man pflegte nämlich manchen Verbrecher Buchstaben, Wörter oder Figuren z. B. einen Galgen auf Arm, Stirn oder Rücken einzubrennen. An die Folterqualen erinnern die Redensarten: wie auf glühenden Kohlen sitzen und: wie gerädert sein oder sich wie gerädert fühlen; ferner: eine Sprache radbrechen, also verstümmeln, mißhandeln. — Mit den Gottesurtheilen zusammen hängt der Ausdruck: das Abendmahl oder Gift auf etwas nehmen. Man glaubte nämlich die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten dadurch erweisen zu können, daß man ihm eine geweihte Hostie oder eine Schnitte Brod in den Mund steckte. Konnte er den Bissen leicht hinunterschlucken, so war damit seine Unschuld erwiesen; blieb ihm jedoch der Bissen im Halse stecken, so galt er für schuldig. Ebenso erklärt sich die Redensart: für Jemanden durchs Feuer gehen am wahrscheinlichsten aus der Feuerprobe. Der Angeklagte konnte sich nämlich von der ihm zur Last gelegten Schuld dadurch reinigen, daß er durch einen

in Flammen stehenden Holzstoß ging. Doch war dieses Gottesgericht eingeschränkt auf die Unfreien und die Frauen; für die Letzteren durfte auch ein Anderer durchs Feuer gehen. Hierher gehört auch die allerdings viel harmlosere Redensart: den Kürzeren ziehen. Denn nicht selten wurden Streitigkeiten über den rechtmäßigen Besitz eines Gegenstandes durch das Loos entschieden. Man nahm dazu gewöhnlich Halme, die man sich aus der Hand ziehen ließ. Wer den kürzeren zog, hatte verloren. Dagegen hat mit den Gottesurtheilen nichts zu thun die Redensart: Die Feuerprobe bestehen; sie ist vielmehr von der Läuterung des Goldes hergenommen. Ferner: sich weiß brennen. Dieser Ausdruck verdankt seine Entstehung der Thatsache, daß das ins Feuer geworfene Metall von seinen Schlacken gereinigt am Ende weißglühend erscheint. Nicht immer ließen die Richter die volle Strafe des Gesetzes walten, sie urtheilten oft mild, drückten ein Auge zu und ließen Gnade vor Recht ergehen. Hier werden also Gnade und Recht als zwei Personen gedacht, und die Gnade soll einmal ausnahmsweise den Vortritt vor dem Rechte haben. Das Urtheil der Richter konnte auch angefochten, und wie man sagte, zu Recht gewiesen werden; daher der tadelnde Sinn dieser Redensart. Begnadigt werden konnte der Verurtheilte von hochgestellten Persönlichkeiten. Zum Zeichen ihres Schutzes bedeckten sie den Schuldigen mit ihrem Mantel. Daher sagen wir noch heute: etwas bemänteln und einer Sache einen Mantel umhängen. Aus späterer Zeit erst stammt der Mantel der christlichen Liebe. Der Mantel des heiligen Martin aber, den er zur Hälfte einem Bettler schenkte, der ihm dann als Christus selbst im Traume erschien, geht zurück auf den Wolkenmantel Wodan's, des germanischen Himmelsgottes. Der Mantel des heiligen Martin oder, wie man damals sagte, Kappe — ich erinnere an die unsichtbar machende Tarnkappe und an Rothkäppchen — wurde in einem Bethause aufbewahrt, das davon den Namen Kapelle erhielt; daher auch der Name Kaplan. Da nun die Geistlichen auch die Träger des kirchlichen Gesanges waren, gewann Kapelle die weitere Bedeutung: Kirchenchor und schließlich Musikcorps. Endlich gehört hierher auch der Ausdruck: zu guter Letzt, eigentlich zu guter Letze; denn letzen ist erquicken, und Letze bedeutet Abschiedsmahl. Es war immer Sitte, einem zum Tode Verurtheilten seine letzten Wünsche in Bezug auf Speise und Trank möglichst zu erfüllen. Ursprünglich hatte das der Henker selbst zu thun. Und so nennen wir noch heute das letzte gemeinsame Essen vor einer längeren Trennung Henkersmahlzeit. *Hpt.*

Ein Tendenzroman vor 200 Jahren.

Das musikalische Pfuscherthum macht sich in unseren Tagen reichlich breit. Auch in den sogenannten Metropolen der Tonkunst. Die höchsten Leistungen staunenswerther Virtuosität und die kläglichsten Stümpereien künstlerischer Halb- und Viertelsbildung stehen oft dicht, wenn auch nicht gerade friedlich neben einander. Man ist leicht geneigt, das als eine Besonderheit der Gegenwart anzusehen, in der allerdings die Pflege der „zudringlichsten aller Künste", wie ein Aesthetiker die Musik genannt hat, alle anderen Künste weit hinter sich läßt. Daß das eine Täuschung ist, daß es auch in der „guten alten Zeit" musikalische Windbeutel gegeben hat, die an anspruchsvollem Hochmuth den heutigen Nichts nachgaben — dies ist die Lehre eines Romans, der im Jahre 1700 zum ersten Male erschienen ist und von dem jetzt in den Sauer'schen „Deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts" durch Dr. Kurt Benndorf, den Custos der musikalischen Abtheilung der Königlichen Bibliothek in Dresden, ein Neudruck veranstaltet worden ist: Der musikalische Quacksalber von Johann Kuhnau. Berlin, 1900, B. Behr's Verlag (E. Bock). Preis 3 ℳ 60 ₰. — Johann Kuhnau war Cantor an der Thomasschule in Leipzig von 1701—1722, also Joh. Sebastian Bach's Vorgänger im Amte. Thomascantor, das ist ein Titel, der in der musikalischen Welt einen stolzen Klang hat. Und das nicht erst seit den Tagen Bach's, der freilich unter der stattlichen Reihe der Großen unbestritten der Größte ist. Schon im 16. Jahrhundert hat ein Georg Rhau mit seinen zwölfstimmigen Tonsätzen das Erstaunen seiner Zeit erregt. Eine eingehende Geschichte des Thomascantorats, die allerdings trotz mancher und bedeutender Vorarbeiten noch immer eine schwere und umfängliche Aufgabe sein würde, gäbe einen höchst werthvollen Ausschnitt aus der Geschichte der deutschen Musik überhaupt. Nicht wenige von den Cantoren sind aber nicht blos als Musiker und Componisten berühmt gewesen, sondern haben auch noch auf anderen Gebieten Hervorragendes geleistet. Sethus Calvisius z. B. (Cantor von 1594—1615), um dessen Biographie sich, nebenbei bemerkt, Dr. Benndorf auch Verdienste erworben hat, genießt auch in der Wissenschaft eines wohlverdienten Rufes. Ebenso war Kuhnau nicht allein durch musikalische Gaben, sondern auch als Gelehrter hervorragend. Seine Vielseitigkeit beweist schon die Thatsache, daß er 13 Jahre lang (1688 bis 1701) als Rechtsanwalt eine erfolgreiche Praxis betrieb und zu gleicher Zeit das Organistenamt an der Thomaskirche bekleidete. Johannes Mattheson, der bedeutendste Musikschriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, rühmt ihm nach, er sei in der Gottesgelahrtheit, in der Rechten, in der Beredtsamkeit, Dichtkunst, Mathematik und in fremden Sprachen sehr erfahren gewesen, und Jakob Adlung (1699—1762) urtheilt: Ich weiß nicht, ob Kuhnau dem Orden der Tonkünstler oder dem der Gelehrten mehr Ehre gemacht hat. Daß Kuhnau in der Musik besondere Bahnen einschlug, beweist ein Werk, das ihn als einen Vorläufer der heutigen Programm-Musik erscheinen läßt: Sechs Claviersonaten mit dem Titel „Musikalische Vorstellung einiger biblischer Historien". Jede dieser Sonaten trägt eine besondere Ueberschrift. Diese lauten: 1) Der Streit zwischen David und Goliath, 2) Der von David vermittelst der Musik curirte Saul, 3) Jakob's Heirath, 4) Der todtkranke und wieder gesunde Hiskias, 5) Der Heiland Israelis, Gideon, 6) Jakob's Tod und Begräbniß. (Man vergleiche Spitta's Aufsatz über Johann Kuhnau im 17. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie.) Unter den Früchten der schriftstellerischen Thätigkeit Kuhnau's gebührt dem satirischen Romane „Der musikalische Quacksalber" der erste Platz. Er ist gerade jetzt 200 Jahre alt. Von der alten Ausgabe giebt es, soweit bekannt ist, nur noch zwei Exemplare, eines auf der königl. Bibliothek zu Berlin und eines auf unserer Leipziger Stadtbibliothek. Der Neudruck ist daher überaus dankenswerth und verdient die Aufmerksamkeit namentlich der musikalischen Kreise in hohem Maße. Wie wenig bekannt zur Zeit das Buch ist, selbst in den Kreisen gründlicher Kenner der Musikgeschichte, beweist, daß es in dem sonst sehr zuverlässigen Musiklexikon von Dr. Hugo Riemann als eine „Satire auf die italienische Musik" bezeichnet wird. Es ist aber vielmehr eine Satire auf die musikalische Unfähigkeit überhaupt, die durch allerlei Mätzchen und lächerliche Aeußerlichkeiten den Schein tiefer musikalischer Bildung zu erwecken beflissen ist. Der Held des Romans ist ein schwäbischer Musiker, der sich mit italianisirtem Namen Caraffa nennt. Seine mannigfaltigen Abenteuer bilden den Inhalt der 53 Capitel des Romans. Ob dem Verfasser zu dieser Gestalt eine bestimmte Persönlichkeit Modell gestanden hat, ist nicht nachweisbar. Aber es fehlt ja, wie gesagt, heute so wenig wie damals an Leuten, an denen derlei Beobachtungen zu machen sind und die sich durch den Spott Kuhnau's getroffen fühlen müßten, hätte nicht die gütige Natur ihnen eine dichte Binde um die Augen gelegt, ihre maßlose Eitelkeit. Jedenfalls ist dieses Muster eines aufgeblasenen Musikers, der keinen Menschen mit den Erzählungen seiner künstlerischen Triumphe und seiner galanten Abenteuer verschont und dabei im Aufschneiden das denkbar Mögliche leistet, eine äußerst ergötzliche Figur, und wir erhalten von dem Zustande der Musikpflege um die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in diesem Romane ein so farbenreiches und unverkennbar in allem Wesentlichen zutreffendes Bild, daß der hohe musikgeschichtliche Werth des Buches außer allem Zweifel steht. Aber auch dem Literarhistoriker und dem Sprachforscher gewährt das Buch, das Benndorf mit Recht als ein Seitenstück zu Christian Reuter's Roman „Schelmuffsky" bezeichnet, werthvolle Ausbeute. Für unser Sachsenland ist der Roman überdies von besonderem Reize, weil Kuhnau seine Erfahrungen in sächsischen Städten — Dresden, Zittau, Leipzig — gesammelt hat und der Schauplatz der einzelnen Abenteuer sich mit ziemlich leichter Mühe feststellen läßt. Der Verfasser war ja auch ein geborener Sachse; Geising im Erzgebirge ist sein Geburtsort. Ueber das Leben Kuhnau's ebenso wie über die musikalische, literargeschichtliche und sittengeschichtliche Bedeutung des Romans giebt die vortreffliche Einleitung Benndorf's (XXV Seiten) kurzen, aber ausreichenden Aufschluß. Auch für die Beifügung einer Inhaltsübersicht (S. 260—266) und einer Scene aus Christian Weise's „Politischem Quacksalber"

verdient der Herausgeber Dank. Der politische Quacksalber hat nämlich höchst wahrscheinlich Kuhnau erst den Anstoß zu seinem Werke gegeben. Daß die Liebesabenteuer des landstreichenden Virtuosen Caraffa den Charakter der Zeit tragen — man denke an den ebenso schwülstigen wie lüsternen Neapolitaner Marino und seine abgeschmackten deutschen Nachahmer Lohenstein und Hofmannswaldau —, ist natürlich; Niemand wird daran Anstoß nehmen. Uebrigens ist noch die Frage, ob unsere hochgerühmte Gegenwart Anlaß hat, sich gerade in diesem Betracht über die Tage des „Marinismus“ allzu erhaben zu fühlen, wenigstens soweit es die Lüsternheit angeht.

Dr. Benndorf wiederholt am Schlusse seiner Einleitung den Wunsch, mit dem auch Kuhnau seine Vorrede an den freundlichen Leser schließt, es möge ihm „das Stündgen, darinne er dem Musicalischen Quacksalber zuhöret, nicht verdrießlich vorkommen“. Wir dürfen allen solchen Lesern, die für ein treues, wenn auch mit breitem Pinsel und in den kräftigen Farben des Spottes gemaltes Sittenbild aus deutscher Vergangenheit einen empfänglichen Sinn mitbringen, mit Sicherheit versprechen, daß ihr Gemüthe daran eine sonderbare Vergnügung empfinden wird, Caraffen auf seinen Fahrten zu begleiten, bis endlich die ihm zugestossenen Verdrießligkeiten so viel bey ihm würckten, daß er sein Leben hinfort gantz anders anstellete. Er unterließ nunmehr das Prahlen, erkennete seine Ignoranz in vielen Stücken, excolirte seine Diorbe und Chitarre mit Hindansetzung der anderen Instrumente, worauff er nicht einen sonderlichen Anfang hatte, und erwiese nun seine Virtù mehr in der That, als in Worten. Schließlich liesse er sich an einem Fürstlichen Hofe mit solcher Vergnügung sehen und hören, daß er gleich in Bestallung kam und mit einem anständigen Salario versorget wurde. Auch wiese ihm Gott eine gute und ziemlich reiche Mariage, daß er alsdann einen wahren und glückseeligen Virtuosen bedeuten konte.

Wir sind nicht in Zweifel, daß das spaßhafte und zugleich lehrreiche Buch namentlich in unserem musikalischen Leipzig viele verständnißvolle und dankbare Leser finden wird. R. B.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht herausgegeben von Dr. E. Friedberg, Geh. Rath und ord. Prof. d. R. in Leipzig, und Dr. E. Sehling, ord. Prof. d. R. in Erlangen. Bd. IX. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (P. Siebeck). Ladenpreis für den Band 12 ℳ. — An der Spitze des Bandes steht diesmal ein Nekrolog für den heimgegangenen Franz Karl Paul Hinschius aus der Feder von E. Friedberg, der dem großen deutschen Kirchenrechtslehrer den wohlverdienten Lorbeer spendet. An Abhandlungen ist der vorliegende Band besonders reich. Denn er bringt deren nicht weniger als neun, die wir wenigstens ihren Titeln nach aufführen wollen: S. Keller, Untersuchungen über die Indices Sacri Palatii Lateranensis; W. Diehl, Die alten hessischen Definitorialordnungen und das Definitorium der Obergrafschaft; E. Ritze, Zwei Streitfragen (aus dem neueren preußischen Kirchenstaatsrecht); E. Seckel, Die Westminstersynode 1175, eine Quelle falscher und verfälschter Canones in den nachgratianischen Sammlungen (Canonistische Quellenstudien I); Pastor v. Bötticher (Echte), Ergänzungsquellen der sog. Kalenberger Kirchenordnung von 1569; J. Merkel, Ueber das Recht der Anordnung außerordentlicher kirchlicher Feiertage; E. Foerster, Die Kirchengemeinde- und Synodalordnung für die evangelischen Kirchengemeinschaften des Consistorialbezirks Frankfurt a/M.; H. Ortloff, Kirchliche und staatliche (sociale) Bedenken gegen die Leichenverbrennung und Aschebeisetzung (sog. Feuerbestattung); A. Heucke, Die Bedeutung der kirchlichen Trauung nach dem deutschen B. G.-B. Allgemeines Interesse namentlich auch vom Standpunkte der heutigen Praxis dürften die Aufsätze von Merkel und Heucke, ganz besonders aber derjenige von Ortloff verdienen. Der Letztere sucht in strengwissenschaftlicher und objectiver Weise die Einwendungen zu zerstreuen, die gegen die facultative Feuerbestattung und eine gewisse Betheiligung der Geistlichkeit bei den Beisetzungsfeierlichkeiten in den Fällen, wo auf Wunsch der Heimgegangenen die Einäscherung der Leiche stattfinden soll, von kirchlich-conservativer und kirchlich-orthodoxer Seite noch immer erhoben zu werden pflegen. Unter der Rubrik Miscellen findet sich ein Artikel von Cons.-Ass. Dr. Riedner in Berlin, Zur Frage nach dem Schicksal des Patronats bei Grundstückstheilungen, ferner eine kurze Entgegnung aus der Feder des Reichsgerichtsraths Dr. Agricola gegen Professor Kahl's Besprechung seines Aufsatzes von Bekenntnißgebundenheit und Lehrfreiheit in Bd. VIII dieser Zeitschrift S. 347 flg., die uns indessen nicht von der Unrichtigkeit der Kahl'schen Ansichten, soweit sie von derjenigen Agricola's abweichen, überzeugt hat. Es wird eben immer ein gewisser, schwer zu vermeidender Widerspruch bleiben, wenn man auf der einen Seite zugiebt, daß zwangsweise Durchsetzung der Lehre dem Wesen der evangelischen Kirche unbedingt widerstrebt, auf der anderen Seite ein disciplinarisches Strafverfahren wegen bekenntnißwidriger Lehre eines Geistlichen zuzulassen, das ohne moralischen Zwang undenkbar erscheint. Was aber die Einflußnahme der Kirche auf die Besetzung der theologischen Facultäten anlangt, so handelt es sich auch hier um außerordentlich schwierige Fragen theils wegen der Rücksicht auf die katholische Kirche, theils wegen des Ansehens der theologischen Facultäten im Kreise ihrer weltlichen Schwestern. Zu den Miscellen gehört endlich auch eine gegen Pastor v. Bötticher gerichtete kurze Entgegnung von B. Krusch und eine sehr anerkennende Besprechung des K. Rieker'schen Buches: „Grundsätze der reformirten Kirchenverfassung. Leipzig 1899“ von R. Sohm. Die Literatur-Uebersicht wird von dem Mitherausgeber E. Friedberg in der bekannten sorgfältigen und eingehenden Weise erstattet. Derselbe liefert endlich auch in der Rubrik Actenstücke in den nachstehenden vier Unterabtheilungen: 1) Päpstliche Actenstücke und Sprüche römischer Behörden, 2) Gerichtssprüche, 3) Staatliche Gesetze und Actenstücke, betreffend die katholische Kirche, sowie die katholische und evangelische Kirche gemeinsam und 4) Evangelische Kirchengesetze, ein höchst schätzbares Material für alle Diejenigen, die sich für kirchengeschichtliche Fragen theoretisch oder praktisch interessiren. ***

— Essais und Studien zur Literaturgeschichte. Von Dr. Otto Harnack. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 6 ℳ. — Die hier gesammelten ästhetischen und literarhistorischen Aufsätze bieten manches Neue und bereichern und erweitern unsere Kenntniß. Das gilt gleich von dem einleitenden Artikel: Ueber classische Dichtung, in dem die Bezeichnung Classicität, die häufig ganz falsch und nach rein äußerlichen Merkmalen definirt wird, mit einer neuen Deutung versehen wird. Classisch ist dasjenige, was eine in sich abgeschlossene Culturepoche zum harmonischen Ausdruck bringt. Insofern ist z. B. Fritz Reuter's Ut mine Stromtid ein genau so classisches Werk, wie etwa Faust und Wallenstein. Die bisher üblichen Erklärungen von Classicität fallen danach in sich selbst zusammen, erfahren zum Mindesten einer Correctur. Im Gegensatz zu diesem Begriff des Classischen steht der der Romantik und des Naturalismus. Beide Richtungen genügen den eben gestellten Forderungen nicht, die Romantik, weil sie in sich zerrissen ist und zu keiner Harmonie gelangt, der Naturalismus, weil er kurzsichtig ist, nur die Flecken an den Dingen sieht und diese selbst gar nicht ganz überschauen kann, in der Materie stecken bleibt, also auch zu keiner Harmonie kommt. Hieraus ergiebt sich zugleich eine ganz neue Definition der Romantik und des Naturalismus und die Kennzeichnung der beiden Richtungen als krankhaft und minderwerthig. Die weiteren Aufsätze beschäftigen sich vielfach mit Goethe und endigen in dem Sinne, der dem in der vielgenannten Schrift Mehr Goethe! entspricht. Man gewinnt hier überall den Eindruck einer Persönlichkeit, die vielleicht hie und da in ihren Anschauungen schwankend, doch aus den Wirrnissen der modernen Aesthetik heraus sich auf ein festes Gebiet gerettet hat, das das Richtige enthält. Einige weitere Aufsätze bringen gleichfalls Neues, so der über Goethe und Shakespeare, in dem die Goethe'schen Bühnenbearbeitungen Shakespeare'scher Werke (Romeo und Julia) vertheidigt werden, Goethe und die russische Literatur u. s. w. Kann man den hier niedergelegten Anschauungen auch nicht in allen Punkten beipflichten, so erwecken sie doch Interesse. Einige Essays über moderne Literaturerscheinungen beschließen das Buch. Dieselben bestätigen das oben über Harnack's Stellung als Aesthetiker Gesagte. J. R.

— Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor v. Zobeltitz. Dritter Jahrgang. 1899/1900. Zweiter Band. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. VII, IV, 472 S.; 4°. [Dazu:] Beiblatt zu Heft 7/12. Preis des ganzen Jahrgangs 24 ℳ; einzelne Hefte zu erhöhten Preisen. — Entgegen meiner sonstigen Gepflogenheit will ich heute mit dem Inhalte des letzten Doppelhefts (11/12 — Februar/März

1900) die Anzeige der 2. Hälfte des 3. Jahrgangs der blaugoldenen Zeitschrift beginnen; enthält es doch in der Hauptsache einen Aufsatz, an dem Keiner, der es mit seinem zu schreibenden Gutenberg-Feier-Festartikel auch nur einigermaßen ernst meint, vorübergehen darf: „die Anfänge der Buchdruckerkunst" von den beiden Berliner Bibliothekaren DDr. Heinrich Meisner und Johannes Luther. Ein sinniges Zusammentreffen, daß der Biograph Ernst Moritz Arndt's und ein Forscher mit dem trauten deutschen Namen Luther sich zusammengethan haben, um einen anderen großen Deutschen und seine Ruhmesthat wissenschaftlich zu verherrlichen! Sie heben aus der Menge des nicht Jedem zugänglichen oder nicht leicht lesbaren Stoffs — man zählt 700 Werke und Aufsätze über Gutenberg — das heraus, was werth ist, einem größeren Leserkreise von Gebildeten erhalten zu bleiben. Dieser Jubelartikel ist mit 49 Textabbildungen und 4 kostbaren farbigen Tafeln geschmückt und verdiente wahrhaftig, als Sonderabhandlung ausgegeben zu werden (das Doppelheft 11/12 kostet einzeln 6 ℳ). Nun zum üblichen Schema. A. Geschichtliches. Eugen Schwetschke: Novae epistolae obscurorum virorum (aus dem Jahre 1849), Heft 7/8. B. Literargeschichtliches. Rudolf Genée: Schiller's „Räuber" in den ersten Drucken, Heft 8. Anton Schlossar: Taschenbücher und Almanache zu Anfang unsers Jahrhunderts (II: Oesterreich und die Schweiz), Heft 8. Gustav Karpeles: Der Ackermann aus Böhmen, Heft 10. C. Culturgeschichtliches. Willibald Franke: Deutsche Stammbücher des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts; Toni Kellen: Ueber welche Frauen ist am meisten geschrieben worden? [Marie-Antoinette, Johanna Darc*), Maria Stuart.], Heft 9. Robert Forrer: Alte und moderne Neujahrswünsche und ihre künstlerische Wiedergeburt, Heft 10. D. Geschichte des Buchdrucks. F. A. Borovský: Die 3. Ausgabe des Psalteriums v. J. 1457; J. Norden: Die Anfänge des Buchdrucks in Rußland, Heft 9. Außerdem der Eingangs erwähnte große Aufsatz. E. Bücherliebhaberei (Buchausstattung u. s. w.). Walter v. Zur Westen: Der künstlerische Buchumschlag (III: Oesterreich, Schweiz, Italien, Holland, Belgien, Skandinavien, Rußland und England), Heft 7. J. G. Stephens: Gladstone als Bibliophile, Heft 9. Otto v. Schleinitz: Bernard Quaritch, Heft 11/12. Außerdem einige andere Artikel, die hauptsächlich das Sammel- und Ausstellungswesen berücksichtigen. Behandlungen rein künstlerischer Fragen treffen wir dies Mal, wenn wir die Arbeiten von Forrer und v. Zur Westen, sowie eine von Fedor v. Zobeltitz („Zur Reform der Buchausstattung", Heft 11/12) ausnehmen, nicht an; die Zeitschrift ist sich demnach im vergangenen Halbjahre hinsichtlich der Betonung des Buchmäßigen außerordentlich treu geblieben. Glückauf zum IV. Jahrgange; strömt herbei, ihr Abonnenten! Ht.

— Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde gesammelt und herausgegeben von R. Wossidlo. 2. Band: Die Thiere im Munde des Volkes. 1. Theil. XIII u. 504 S. 8°. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 6,60 ℳ — Wohl kein Culturvolk der Erde nimmt an dem Leben und dem Thun und Treiben der Thiere solchen Antheil, wie das germanische. Die Thiere sind verwebt in den Glauben unserer Vorfahren, die Thiere genossen im Mittelalter des rechtlichen Schutzes und noch heute pflegt man ihnen vielfach Antheil zuzuschreiben an den Freuden und Leiden der Menschen. Wenn der Bienenvater gestorben ist, hat man in verschiedenen Gegenden nichts Schleunigeres zu thun, als dies den Bienen mitzutheilen, und anderenorts thut man Gleiches den Kühen und Pferden im Stalle, wenn der Herr des Hauses das Zeitliche gesegnet hat. Welche treue Anhänglichkeit der Menschen zeigt sich ferner den Wandervögeln gegenüber, besonders dem Rothkehlchen, der Schwalbe, dem Storch. Wenn die Schwalben kommen, öffnet der westfälische Hausvater das Thor der Scheune und ladet den alten Hausfreund feierlich zur Einkehr ein. Weh Dem, der einem dieser Thierchen ein Leid zufügt. Aus all diesen Handlungen spricht eine Gemüthstiefe unseres Volkes, und in unserer Märchendichtung, in unserem Volksliede hat diese den edelsten Ausdruck erhalten. Wenn es daher gilt, die Volksseele unseres Stammes in ihrer Gemüthstiefe darzustellen, giebt sein Verhältniß zur Thierwelt den schönsten und reichsten Stoff. Daher hat Wossidlo recht gethan, daß er im zweiten Bande der mecklenburgischen Volksüberlieferungen die Thiere im Munde des Volkes behandelt und eine Fülle von Material zusammengetragen hat, die uns hoffen läßt, daß an ein Versiegen der Volksüberlieferung wenigstens in einigen Gegenden Deutschlands noch nicht zu denken ist. Allerdings liegen in Mecklenburg, der Hochburg des Landbaus, die Verhältnisse für die Volkskunde besonders günstig, vor Allem im Vergleich mit denen in unserem Sachsen, wo fast allerorten Industrie herrscht, die Feindin des alten Volksthums. Allein eine solche Fülle, wie sie wiederum in diesem Bande vorliegt, hätte auch der größte Optimist schwerlich vermuthet. Hat doch gleich vom ersten Thiergespräche, dem des Laubfrosches mit der Kröte, Wossidlo nicht weniger als 225 Fassungen aufgezeichnet, von denen er verständigerweise nur die Abweichungen giebt, die die Arbeit der Volksseele am Trefflichsten zeigen, so vor Allem die verschiedenen Anreden und Bezeichnungen der einzelnen Thiere. In diesen Varianten steckt ein großartiges Stück Volkswitz und Volksphilologie. Nicht weniger als 2622 Nummern und 1831 Varianten, also 4453 Ueberlieferungen von Thiergesprächen, Thiersprüchen, Deutungen der Thierstimmen, Anrufen der Thiere, Thierreimen und Thierliedern enthält dieser stattliche Band, und dazu ist es kaum der dritte Theil von Dem, was Wossidlo über das Thierleben und das Verhältniß des Menschen zum Thiere gesammelt hat; ein weiterer soll die Thiersagen und die weitschichtige Masse des Thieraberglaubens bringen. Wer selbst jemals auf dem Gebiete der Volkskunde gesammelt hat, weiß, mit welchen Schwierigkeiten hier zu kämpfen ist. Um so bewunderungswürdiger ist die Energie, mit der Wossidlo seine Arbeit durchgeführt, und der Fleiß, mit dem er am Schlusse des Werkes (S. 326—454) die Parallelüberlieferungen aus andern deutschen Gauen und außerdeutschen Ländern zusammengetragen hat. Daß er bei jedem neuen Bande die Arbeit des Werbens und Sammelns gleichsam von Neuem beginnen muß, glauben wir gern. Schon dadurch ist es aber einer einzelnen Kraft unmöglich, in der kurzen Spanne des Lebens alle Volksüberlieferung, wenn auch eines nicht allzugroßen Landes, zu sammeln und zu schichten. Wir wünschen daher Wossidlo eine Anzahl tüchtig ausgerüsteter Mitarbeiter, die nach seinem Vorbilde ihm zur Seite stehen, damit in Mecklenburg das so ergiebige Feld der Volksüberlieferungen in seinem vollen Umfange bearbeitet werden könne. Aus Malchin kommt die erfreuliche Nachricht, daß man beabsichtige, einen Verein für Mecklenburgische Volkskunde ins Leben zu rufen. Durch ihn kann die Arbeit am besten vollbracht werden. Möchte das Unternehmen gelingen und Wossidlo seine Seele sein! E. M.

— Zur Wirthschaftsgeschichte eines rheinischen Klosters im 15. Jahrhundert. Nach einem Rechnungsbuche des Klosters Walberberg aus dem Jahre 1415. Von Dr. W. Bruchmüller[, früher] in Köln[, jetzt in Leipzig]. (= Sonder-Abdruck aus der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Herausgegeben von Prof. F. Hettner und Prof. J. Hansen. Trier, Jacob Lintz, o. J. S. 266—308.) 8°. — Auf Grund des von der Aebtissin des Cisterziensernonnenklosters Walberberg bei Köln erstatteten Rechenschaftsberichts über die Einnahmen und Ausgaben des Klosters für das Jahr 1414 und weiterhin für die Zeit bis zum 12. März 1415 betrachtet der den Lesern unserer Zeitung wohlbekannte fleißige Wirthschaftshistoriker Wilhelm Bruchmüller den Grundbesitz des Klosters Walberberg und die von ihm auf ihm betriebene Eigenwirthschaft und giebt dann ein übersichtliches Bild von den Einnahmen und Ausgaben des Klosters, von der Höhe und dem Wachsthume seiner Verschuldung (die um 1600 so groß war, daß sich selbst die Jesuiten genirten, das ihnen zum Geschenk angebotene Kloster zu übernehmen). Daran knüpft er eine kurze Uebersicht über Löhne und Preise*) im angehenden 15. Jahrhundert und schließt mit einer Beleuchtung der Haus- und der Lebens-Haltung jener Nonnen, so weit sich aus den immerhin dürftigen Mittheilungen des Rechnungsbuchs und sonstigen gleichzeitigen Quellen etwas Greifbares gewinnen läßt. Ht.

*) Das Zuverlässigste darüber bei Ulysse Chevalier in seiner Bio-Bibliographie „Jeanne d'Arc", Auszug aus dem 3. Hefte des „Répertoire des sources historiques du moyen-âge" (Montbéliard, 1878).

*) Einen Ochsen z. B. konnte man damals für 20 ℳ kaufen (notabene: nach dem Marksysteme vor einem halben Jahrtausend)!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 43. Dienstag, den 10. April, Abends. 1900.

Sechste Versammlung deutscher Historiker zu Halle a. S.

Donnerstag, den 5. April, wurde durch die üblichen Begrüßungsreden die Versammlung vom derzeitigen Vorsitzenden Prof. Kaufmann (Breslau) eröffnet. Eine kurze Gedächtnißrede auf den kurz nach der letzten Tagung in Nürnberg, wo er noch den Vorsitz geführt hatte, verstorbenen Felix Stieve, einen Mitgründer der Versammlungen, stellte die Verbindung mit den früheren Zusammenkünften her. Wenn auch die Lage der Schulferien in Sachsen und Thüringen eine beträchtliche Anzahl von Lehrern höherer Lehranstalten fernhielt, so wies die Liste der Theilnehmer doch schon am Abend des 4. April beim gemüthlichen Zusammensein über 100 Namen auf, und im Laufe des Vormittags des 6. April wurde die Zahl 186 erreicht.

Die wissenschaftliche Thätigkeit eröffnete ein öffentlicher Vortrag von Prof. Dietrich Schäfer (Heidelberg) über das Eintreten der nordischen Mächte in den dreißigjährigen Krieg. Die außerordentlich klaren Ausführungen des Redners erläuterten das Verhältniß von Schweden und Dänemark zu einander, je näher die fragliche Zeit rückt, um so ausführlicher, um schließlich die viel umstrittene Frage zu beantworten: waren es religiöse oder politische Motive, welche speciell Gustav Adolf zum Eingreifen in Deutschland veranlaßten? Die Antwort des Redners lautet: In jener ganzen Periode sind da, wo politische und religiöse Interessen bei einem der Fürsten mit einander in Widerstreit stehen, die Bekenntnisse nicht im Stande, Bündnisse zu begründen, während andererseits dort, wo politische Interessengemeinschaft besteht, die confessionellen Gegensätze nicht zu Kriegen führen. Die politischen Rücksichten erscheinen dem Redner als ausschlaggebend für alle größeren Unternehmungen. — An zweiter Stelle wurde über den Antrag von Paul Kalkoff (Breslau) betreffend die Veröffentlichung der politischen Correspondenz Karl's V. berathen. Da der Antragsteller selbst nicht anwesend ist und deshalb seinen Plan nicht näher begründen kann, beschränkt sich die Versammlung darauf, ohne auf Einzelheiten einzugehen, die Wichtigkeit des Antrages anzuerkennen und die Einsetzung einer Commission zu beschließen, die einen speciellen Arbeitsplan aufstellen soll. — Ein glänzender Vortrag von Prof. Mitteis (Leipzig) über die neueren Ergebnisse der Papyrusforschung führte die Berathungen weiter, und zwar wurde hier für jeden Zuhörer eine Fülle von interessanten Bemerkungen geboten, so daß dieser Vortrag wohl als der Glanzpunkt der ganzen Tagung gelten kann. Leider gestattete es die Zeit nicht, in einer Discussion auf Einzelnes einzugehen, was in hohem Grade zu bedauern ist. Mitteis ist als Forscher auf dem Gebiete der römischen Rechtsgeschichte zu den neuerdings in Masse aufgefundenen Papyri der Ptolomäerzeit gekommen und hat für die Kenntniß des römischen Rechtes Wesentliches daraus gewonnen. Aber auch für die Geschichte im weitesten Sinne sind die wichtigsten Einzelheiten erst mit Hilfe dieses Materials festgestellt worden, welches Niederschriften für den Tag, wie Rechnungen, Gerichtsprotokolle, Tagebücher u. s. w. darstellt, darüber hinaus aber auch wichtige bisher unbekannte Stücke antiker Schriftsteller enthält. So berichtete Mitteis von heidnischen Märtyreracten, die den entsprechenden christlichen Märtyrerlegenden entsprechen und für deren inhaltliche Beurtheilung wichtige Fingerzeige geben. Es ergeben sich aber auch ferner die grundlegendsten früher unbekannten Thatsachen für die Entwickelung der Zustände, so vor Allem eine Erklärung für die für die Zeitrechnung des Mittelalters so wichtige Indiction (Römerzinszahl), die zuerst in Aegypten nachweisbar ist. Dort gab es eine aller 14 Jahre stattfindende Volkszählung und daneben einen fünfjährigen Steuerveranlagungsact; um nun eine Menge bei beiden Anlässen nothwendige Thätigkeiten theilweise zu ersparen, wurde die Volkszählung um ein Jahr verschoben und damit dasjenige Steuerveranlagungsjahr, wo auch Volkszählung stattfand, scharf von den anderen geschieden sowohl für die Verwaltung als auch für das Publicum. Wichtige Belehrung über die Verkehrsverhältnisse im Römerreiche geben die jetzt festzustellenden Thatsachen, daß es oft mehrere Monate dauert, bis die Nachricht vom Tode des Kaisers sich im Inneren Aegyptens verbreitet. Das antike Alltagsleben mit den verschiedensten Einrichtungen wird auf Grund der Papyri lebendig, so erweist es sich als ein Irrthum, daß die Grundbücher eine Erfindung des deutschen Mittelalters seien, denn Aegypten besaß schon eben solche Bücher; in der vielumstrittenen Frage der Wirthschaft des Alterthums ferner geben die Papyri wenigstens für Aegypten, und dies war eine der fortgeschrittensten Provinzen, den sichersten Beweis, daß im Grunde genommen noch naturalwirthschaftliche Zustände herrschen, wenn auch eine große Zahl einzelner verkehrswirthschaftlicher Einrichtungen bestehen. — Der Vortrag von Prof. Ulmann (Greifswald) „Zur Würdigung der napoleonischen Frage“ brachte eine Menge Einzelheiten über Napoleon's Politik, namentlich über seine Beziehungen zu England und das Verhältniß zu Land- und Seekrieg. Aber die endgiltige Antwort auf die Frage: wie kam Napoleon zu seinen anhaltenden Eroberungskriegen, trieb ihn dazu ein groß angelegter politischer Plan oder beseelte ihn ein unbewußter Drang, der ihn fortgesetzt zu neuen Thaten anstachelte? Diese Antwort blieb der Redner doch schuldig, obwohl ihn gerade die Probleme wesentlich beschäftigten. — Prof. Gelzer (Jena) sprach über „Das Verhältniß von Staat und Kirche in Byzanz“ und verstand es in außerordentlich lebendiger und humoristischer Schilderung ein Bild vom kirchlichen Leben im Byzantinischen Reiche zu geben. Bei den alten Concilien liegt die Entscheidung in den wichtigsten Fragen bei der weltlichen Macht, beim Kaiser, er weiß seine Wünsche durchzudrücken und greift in die Verfassung der Kirche gerade so ein wie in ihre Lehre. Der Kaiser beansprucht als Christ für sich dieselbe Obrigkeit in religiösen Dingen wie er sie als Heide mit der Würde des pontifex maximus besessen hatte. Unter Justinian fordert zuerst ein Bischof die Trennung von Kirche und Staat, man nähert sich zu diesem Zwecke der Kirche in Rom und es beginnt nun ein wechselvoller Kampf zwischen den Vertretern der Reichskirche und der freien Kirche. Das Ergebniß war eine Trennung in nationale Kirchen, deren zwei wichtigsten die griechische und die lateinische geworden sind. Für ihre immer wachsende Entfremdung ist aber das Verhältniß zum Staat bedeutungsvoll geworden, denn während sich die römische Kirche frei machte und den Staat zu beherrschen begann, mußte sich die griechische dem Kaiserthum völlig unterwerfen, der nationale und culturelle Gegensatz kam dabei in der Verschiedenheit der Glaubenssätze und der Kirchenverfassung zum Ausdruck. — Der durch sein Buch über den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland (1896) bekannt gewordene Wiener Schriftsteller Friedjung behandelte in einem öffentlichen Vortrage „das Angebot der deutschen Kaiserkrone an Oesterreich im Jahre 1814“, schenkte dabei aber wohl den Einzelheiten eine zu große Aufmerksamkeit, wodurch natürlich die Hauptereignisse etwas zu wenig heraustraten. Trotzdem wurde der entscheidende politische Einfluß betont, den der Freiherr vom Stein lediglich durch seine Persönlichkeit damals ausübte. Von großer Bedeutung ist ferner die Thatsache, daß in weiten Kreisen die Ansicht herrschte, die Niederlegung der Kaiserkrone 1806 sei eine erzwungene gewesen und mithin bedürfe es einer weiteren Action gar nicht, sondern der Kaiser Franz sei nach der Besiegung des Corsen berechtigt, ohne Weiteres sich wieder als Deutscher Kaiser zu be-

trachten. Daß der Inhalt dieses Titels ein anderer sein müsse als früher, sahen Alle ein, aber welcher, das war die Frage. Metternich war Anfangs dagegen, er versprach sich für Oesterreich nichts von der deutschen Kaiserwürde, aber als sie ihm erwünscht gewesen wäre, dann war es zu spät. Die an sich unbedeutenden Vorgänge gewinnen naturgemäß an Wichtigkeit im Verhältniß zu den Ereignissen von 1849, 1866 und 1871 und verdienen deshalb allgemeine Beachtung. — Prof. Heck (Halle) behandelte das Thema „Stadtbürger und Stadtgericht im Sachsenspiegel" und suchte in überzeugender Darstellung die neuerdings mehrfach angezweifelte Glaubwürdigkeit des Rechtsbuchs zu stützen, indem er verschiedene Widersprüche namentlich in der ständischen Gliederung dadurch zu beseitigen hoffte, daß er nachwies, auch die städtische Bevölkerung ist in den Rechtssätzen berücksichtigt. Eine kurze Debatte zeigte hier, daß allerdings eine volle Anerkennung der Thesen des Redners, die den Zuhörern nebst den einschlägigen Quellenstellen schon vorher gedruckt zugänglich gemacht waren, noch nicht zu gewinnen war, andererseits wurde aber doch deutlich, daß die Anwesenden in wichtigen Punkten die neue Erklärung des Textes zu würdigen wußten. — „Die Entwickelung der historischen Professur in Königsberg" behandelte Prof. Prutz (Königsberg) und zeigte an der Entwickelung dieses Lehramts, welches im Wesentlichen wohl typisch für die deutschen Universitätsprofessuren auf dem Gebiete der Geschichte sein mag, wie überall im Reformationszeitalter die geschichtliche Wissenschaft wesentlich in den Händen der Theologen lag, um im 17. und 18. Jahrhundert enger mit der Jurisprudenz verbunden zu werden. In Königsberg hat sogar lange ein Mediziner Geschichte im Nebenamte gelesen, und dann war der Professor der Eloquenz damit beauftragt. Als Königsberg durch Kant seinen Weltruf erlangte, wurden auch die übrigen Disciplinen besser gepflegt, die Geschichte kam aber erst 1808 in diese Lage, als Hüllmann, der dann erster Rector in Bonn wurde, als Lehrer der Geschichte nach Königsberg kam. Die Hilfswissenschaften lehrte zuerst der 1817 gestorbene Schütz, nach Hüllmann wurden Druhmann und Johannes Voigt berufen, von denen ersterer alte Geschichte und letzterer Mittelalter und Neuzeit sowie Hilfswissenschaften las. Seit 1822 richtete F. W. Schubert als erster in Deutschland ein historisches Seminar ein, noch vor Ranke, der erst 1825 nach Berlin kam, und führte damit den Studenten in die wissenschaftliche Arbeit der Geschichtsforschung ein. Damit waren alle Zweige des modernen akademischen Geschichtsunterrichts entwickelt, nämlich Vermittelung historischer Bildung für die Studenten aller Fächer, die Erziehung von Geschichtslehrern und Geschichtsforschern. Mit einem Appell an die akademischen Lehrer der Gegenwart, vielleicht mit einer gewissen Selbstverleugnung gerade die erste Art von Vorlesungen reichlicher zu pflegen, da die Geschichte in vieler Beziehung die zusammenfassende Wissenschaft geworden sei, die einst die Philosophie war, schließt der Redner seine Ausführungen. In der kurzen Debatte wurden die in mancher Beziehung schlimmen Erfahrungen, die mit der Neuregelung des Gymnasialunterrichts und der neuen Prüfungsordnung in Preußen gemacht worden seien, berührt, namentlich insoweit sich eine mangelhafte Kenntniß des Lateins fühlbar mache. Für Württemberg konnte zugleich festgestellt werden, daß sich irgend welche Mängel nicht gezeigt hätten. — Den Schluß der wissenschaftlichen Erörterungen bildete der Vortrag von Prof. Rachfahl (Halle) über die „Trennung der Niederlande vom Deutschen Reich". Ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, schilderte Redner mit klaren Worten die Hauptzüge der Entwickelung, welche die Niederlande dem Reiche entfremdet haben, von der Entstehung des Burgundischen Reiches bis zur endgiltigen Selbständigkeit, die im westfälischen Frieden selbst Spanien anerkennen mußte.

Eine gewaltige Fülle wissenschaftlichen Stoffes ist in den drei Tagen dargeboten worden, ja man möchte sagen, entschieden zu viel, jedenfalls für den, der sich bemühte, an allen Verhandlungen theilzunehmen. Aber zu viel vor Allem auch deshalb, weil immer und immer wieder die vorgerückte Stunde den Grund abgab, weshalb eine Aussprache nicht stattfinden konnte. Das Programm wich in wesentlichen Punkten von den früheren Tagungen ab, insofern grundsätzliche Fragen von der Behandlung durch Referat und Gegenreferat ausgeschlossen waren. Dies mag manchem Theilnehmer gefehlt haben, es mußte aber nicht nothwendiger Weise fehlen, wenn die Vorträge in erhöhtem Maße darauf zugeschnitten gewesen wären, gewisse allgemeinere Fragen — womöglich durch vorher bekannt gegebene Thesen — zu berühren. Auch dort, wo eine kurze Debatte einsetzte, beschränkte sie sich auf Einzelheiten und konnte deshalb nicht recht fruchtbar werden. Neben den wissenschaftlichen Zusammenkünften fehlten die geselligen nicht und zeigten zu jeder Zeit ein recht lebendiges Bild, war ja doch auch abgesehen von der Leipziger Versammlung (1894) die Theilnehmerzahl wesentlich höher als bei einer der anderen Versammlungen. Als Ort für die siebente Versammlung deutscher Historiker im Jahre 1902 ist Heidelberg in Aussicht genommen.

Dr. Armin Tille.

Bücherbesprechungen.

— Die Mission in unsern Colonien von P. Karl Paul, Schriftführer der Sächsischen Missionsconferenz. Zweites Heft: Deutsch-Ostafrika. (Missionsstunden von R. W. Dietel. Neue Folge, Heft II. Leipzig, Fr. Richter. Preis 2 ℳ.) — Schon bei früherer Gelegenheit wurde darauf hingewiesen, wie P. Paul gerade für diese ebenso wichtigen, wie dem Tagesinteresse entgegenkommenden Schilderungen aus der Mission in unseren Colonien der geeignete Verfasser ist. Er weiß auch hier nicht blos auf Grund eingehender Studien uns die Geschichte der Mission in Deutsch-Ostafrika in lebhaften Bildern vorzuführen, sondern hat sich auch in ihre neueste Entwickelung, die Zeit des Aufschwungs, den sie unter der Herrschaft der deutschen Flagge genommen hat, so eingelebt, daß wir die Berichte eines Augenzeugen zu lesen meinen. Von besonderem Interesse ist uns der Excurs über Mission und Politik; diese Klarlegung möchte bei der Verwirrung, die auf diesem Gebiete selbst bei Missionsfreunden herrscht, weitere Beachtung finden. Wir empfehlen auch dieses Buch auf's Angelegentlichste, das nicht blos dem Geistlichen reiche Anregung und Handreichung für Missionsstunden u. s. w. bietet, sondern auch jedem evangelischen Gemeindegliede eine sehr willkommene Gabe sein wird.

v. L.

— Beiträge zur Colonialpolitik und Colonialwirthschaft. Herausgegeben von der Deutschen Colonialgesellschaft. Heft XI. Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin. — Die wichtigste Arbeit in diesem Hefte betrifft die Frage der Genußscheine, über welche von verschiedenen Professoren und praktischen Colonialpolitikern Meinungsäußerungen eingeholt worden sind. Die übereinstimmende Ansicht ging dahin, daß gegen die Ausgabe von Genußscheinen in deutschen Colonialgesellschaften rechtlich Nichts einzuwenden ist. Es wäre auch wunderbar, wenn dies anders gewesen wäre, da die Satzungen der Gesellschaften „Süd-Camerun" und „Nordwest-Camerun" vorher sowohl von den Juristen des Auswärtigen Amtes, wie von dem Bundesrath geprüft worden sind. Im Interesse des colonialen Gesellschaftswesens wird man hoffen dürfen, daß die Regierung auch fernerhin der Schaffung von Genußscheinen bei der Gründung von Gesellschaften nicht hemmend entgegengetreten werde.

G. M.

— Goethe als Genealog. Vortrag gehalten in Goethe's Jubeljahr, zum dreißigjährigen Stiftungsfest der Vereins „Herold" am 3. November 1899 von Stephan Kekule von Stradonitz, Dr. jur. utr. et phil. Berlin 1900, J. A. Stargardt. (8. 20 Seiten und 2 Stammtafeln.) — Der Verfasser hat diesen Vortrag nicht als Goetheforscher gehalten, sondern als Genealog, indem er Goethe auch für diese Wissenschaft als Mitarbeiter in Anspruch nimmt und dies durch Wiederabdruck und Erläuterung zweier Abstammungs- und Verwandtschaftstafeln, die Goethe seinen Werken einverleibt hat, belegt. Deren eine, der Stammbaum des Balsamo-Cagliostro, hat Goethe allerdings einfach nach den, gegen diesen Hochstapler ergangenen Untersuchungsacten wiedergegeben, die andere, die Stammtafel des Regentenhauses der Medici, hat er dagegen selbst zusammengestellt und zwar für seine Uebersetzung der Lebensgeschichte Benvenuto Cellini's, um dessen Beziehungen zu mehreren Gliedern des Fürstenhauses zu verdeutlichen. Die Goethekunde entnimmt daraus Bestätigung der Thatsache, daß Goethe das, was er erfaßt, nicht blos betastet, sondern es in seiner Bedeutung nach den verschiedensten Richtungen ergründet und ausnutzt, wie das ja in zahlreichen Abhandlungen über Goethe's Verhältniß zu einzelnen Wissenschaften, Künsten, Lebensverhältnissen ꝛc. dargethan worden ist. Daß Goethe's Beschäftigung mit Genealogie mit den in vorliegender Schrift abgedruckten Tafeln nicht erschöpft ist, erhellt aus dessen Brief an

Rath Grüner vom 25. September 1821, worin er diesen ersucht, in „allen genealogischen Fällen“ seiner zu gedenken. — Kekule v. Stradonitz hat das Verdienst, die Aufmerksamkeit auf ein bisher fast unbeachtetes Thätigkeitsgebiet Goethe's gelenkt und dessen Auffassung durch Zusammenstellung des bezüglichen Stoffes klargelegt zu haben. Bdrmn.

— Auf Deutschlands hohen Schulen. Eine illustrirte culturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. R. Fick unter Mitwirkung von Hanns Freiherrn von Gumppenberg, Dr. A. Langguth, Dr. Hofmeister, Dr. Paul Grabein, Jul. Kirchhoff, Dr. Joh. Noelting, Dr. Fritz Hoffmann, Dr. Römpler, Dr. W. Fick, H. Langla, Fritz Hupfer, Otto Wendt, Dr. Doege, Dr. G. Conrad. Mit 400 Abbildungen und Zierstücken. Berlin und Leipzig, Hans Ludwig Thilo, 1900. XV, 488 S.; groß 8°. Preis: broschirt oder in zehn Lieferungen 10 ℳ; gebunden 12 ℳ; auf Kunstdruckpapier gedruckt und in Ganzleder gebunden (Vorrath: 200 Exemplare) 20 ℳ — Als Leser des vorliegenten Sammelwerks, dem der Berliner Bibliothekar Dr. R. Fick mit viel Geschick eine durchaus einheitliche Prägung zu geben verstanden hat, denke ich mir in erster Linie die Glücklichen, die sich soeben anschicken, nach beendigtem Schülerthume die Universität zu beziehen; sie können keinen besseren Führer finden als dies gediegene Buch. Aber auch der „actu studens“ und ebenso das Alte Haus — oder, wie sich dieser Begriff gegenwärtig „empor“gebildet hat: der Alte Herr —, auch sie werden sich an dieser in jeder Hinsicht prächtigen Gabe erquicken. Es ist nicht das schlechteste Stück aus der deutschen Cultur- (und Geistes-) geschichte, was hier geboten wird; thatsächlich ist „Auf Deutschlands hohen Schulen“ trotz des Vorhandenseins zahlreicher Einzelschriften meines Wissens das erste Werk, das endlich einmal den Versuch gemacht hat, das studentische Leben der Gegenwart, das heutige deutsche Burschenleben auf Grund der entwickelnden Methode aus dem ältern Studententhume Deutschlands genetisch zu erklären und darzustellen. Gerade dieser Vorzug der Methode reiht die vielen mitgetheilten Curiositäten richtig in den allgemeinen Entwickelungsgang ein und ordnet sie dem höheren Gedanken unter; aus Geschichtchen und Geschichtseln ermöglicht er eine bei aller Frische und Ursprünglichkeit doch durchaus wissenschaftliche Culturgeschichte. Auch die Anlage des Ganzen, wie sie sich in der durchsichtigen Anordnung des fast erdrückend reichhaltig zu nennenden Stoffs bezeugt, läßt dem culturgeschichtlichen Grundgedanken alle Ehre widerfahren: erst das Allgemeine, dann das Besondere. Der 1. Theil, der die Ueberschrift „Hochschulwesen und Studententhum im Allgemeinen“ trägt, bringt zuerst eine nach 6 Zeitaltern gut gegliederte Geschichte des Universitätswesens und Studententhums, schildert dann die Universität und ihre Einrichtungen, die studentischen Sitten und Gebräuche und endlich das Fechten und die Mensur: ein Abschnitt, glaub' ich, den ganz besonders der Abiturient oder Mulus vor allen andern „verschlingen“, den aber auch das auf seine alten Schmisse stolze bemooste Haupt mit schmunzelndem Behagen zu sich nehmen wird. Dieser ganze erste Theil bietet selbst dem, der auf dem Gebiete der Universitätsgeschichte gearbeitet und geforscht hat, manches Neue; und die eingestreuten Abbildungen, wie auch der von Hans Baluschek geschmackvoll entworfene Buchschmuck tragen nur dazu bei, die Belehrung zu vervollständigen und dabei die anheimelnde Grundstimmung zu erhöhen. Den einzelnen Hochschulen, die in der zeitlichen Abfolge ihres Gründungsjahres (Heidelberg 1386, Leipzig 1409, Rostock 1419 u. s. w.) aufmarschiren, ist der 2. Haupttheil gewidmet, der durch das Schlußcapitel über die technischen Hochschulen (einschl. des Dr.-Ing.) eine sehr zeitgemäße Ergänzung und Bereicherung erfahren hat; am gelungensten sind wohl die Abschnitte über Rostock (vom Bibliothekar Dr. Hofmeister) und Königsberg (vom Oberlehrer Dr. Fritz Hoffmann) ausgefallen. Ueber Allem schwebt — auf dem Felde der Studentengeschichte eine nicht genug anzuerkennende Leistung — der versöhnliche Hauch einer überall wenigstens erstrebten und, soweit ich das beurtheilen kann, auch fast überall erreichten Unparteilichkeit. — Zu S. 134 ein Nachtrag. Es wird den Herausgeber interessiren, zu hören, daß die dort treffend geschilderte „studentische Entwicklung des U.-S.-V.'s zu St. Pauli in Leipzig soeben erst (Ende Februar) einen weiteren Schritt gethan hat, indem dieser altberühmte akademische Sänger-Verein Trikolore (hellblau-weiß-dunkelblau) angelegt hat. Auf S. 199 muß die Jahreszahl in der Unterschrift zu dem Bilde 1779 (statt 1797) lauten. Zu der Goethe-Anekdote auf S. 267 („Ach geht mir doch mit Euerm Goethe, der war ein Mosjö Lustikus“ — so der Wortlaut!) sei bemerkt, daß dieser classische Ausspruch von der Leipziger Rathsbeamtenfrau Eleonore Klötzer, geb. Walburg (aus dem „Goldnen Apfel“ auf dem Brühl) herstammt; vgl. dazu das schöne Werk „Unsere Hauschronik“ von K. A. v. Hase (Leipzig, 1898; S. 203), das auch sonst für die deutsche Universitätsgeschichte, namentlich für die von Helmstedt, Jena und Heidelberg, mit Nutzen heranzuziehen ist. In der Literatur-Uebersicht sind die Hinweise auf die wuchtigen Wälzer der Universitätsmatrikel-Editionen nicht vollständig. Ht.

— Der Abtstein bei Lorsch. Erzählung aus der Zeit des Humanismus von Konrad Fron. Leipzig, Verlag von E. Ungleich, 1899. 281 Seiten, Preis brosch. 3 ℳ, geb. 4 ℳ — Ein äußerst anregendes und unterhaltendes Buch, in dem Zeit- und Landschaftscolorit wunderbar getroffen sind. Aus wissenschaftlichen archivalischen Forschungen ist dem Dichter die Idee seiner Erzählung emporgewachsen. Da die Lückenhaftigkeit des gefundenen Materials keine geschlossene wissenschaftliche Geschichtsdarstellung zulassen wollte, erwachte in dem Geiste des Verfassers die dichterisch gestaltende Phantasie, um die Lücken auszufüllen und das Gewebe der ineinanderlaufenden Fäden zu einem kunstvollen Abschluß zu bringen. Eine solche gediegene wissenschaftlich historische Grundlage ist für den historischen Roman keineswegs ein Nachtheil, so lange der Dichter dem Gelehrten in dem Verfasser gewachsen bleibt — als classisches Beispiel darf dafür Scheffel's Eckehart angezogen werden. Und Konrad Fron ist ein echter Dichter, der sich mit liebevollem Verständniß in die geschilderten Zeitverhältnisse zu versenken und sie in lebensvoller Darstellung auch für den Leser wieder lebendig zu machen weiß. An der Hand einer anmuthigen Liebesgeschichte führt er uns zwanglos mitten hinein in das deutsche Leben jener Tage, das verfallende Kirchenthum, das rege Geistesleben des jungen deutschen Humanismus lernen wir ebenso kennen wie das Leben und Treiben des gedrückten Bauernthumes, in dessen dumpfer Atmosphäre schon die ersten Blitze des drohend heraufziehenden deutschen Bauernkrieges unheilverkündend aufzucken. Die neue Zeit und der neue Geist versteht den Bauer nicht mehr und hat kein Herz mehr für seine Leiden und seine Klagen. Sein altes Volksrecht wird ihm genommen, und ein neues, das er nicht kennt, tritt an dessen Stelle. Das alte Volksgericht, in dem die Gerichtsgemeinde oder deren Vertreter das Recht nach alten Weisthümern fanden und wiesen, wird durch das Gericht des Landesherrn mit seinen studirten Richtern verdrängt, das alte Recht wird durch das neue erdrosselt; daß ersteres allerdings schon lange abgestorben und versteinert, nichts als ein bloßer Schemen war, ersehen wir so recht wieder aus diesem prächtig lebendigen Buche, das wirkliches Leben schildert, statt nach abstracten vorgefaßten Schablonen zu arbeiten. Wir empfinden das Entsetzen des humanistisch gebildeten Landesherrn mit, als er von der fürchterlichen Strafe und Urtheilsfindung hört, der ein Waldbrenner nach dem alten Markweisthum unterzogen werden und die hier bei einem sichtlich Unschuldigen zur Anwendung gebracht werden soll. Die neue Zeit mit ihrem mächtigen geistigen und materiellen Aufschwung mußte eben ein neues Recht haben, das ihrem Fortschritt Rechnung trug. Daß die alten deutschen Volksrechte hinter der Entwickelung zurückgeblieben und verknöchert waren, ist gewiß zu bedauern, aber ihre Ueberwindung durch das römische Recht war zur Naturnothwendigkeit geworden, und die Einführung des letzteren kann den damaligen deutschen Fürsten nicht zum Vorwurf gemacht werden. So entrollt das Buch ein überaus reiches und packendes Culturbild vor unserem geistigen Auge, ohne irgendwo lehrhaft und trocken zu werden, überall fügt sich Alles zwanglos in den Rahmen der fesselnden Erzählung. Wir können das Buch nur warm empfehlen, namentlich auch zur Lectüre am deutschen Familientisch. W. B.

— Das Kräuterweible von Wimpfen. Eine Geschichte aus dem Ende des dreißigjährigen Krieges von Konrad Fron. Vierte Auflage. Leipzig, Verlag von E. Ungleich. 1899. 197 Seiten, Preis broschirt 1,75 ℳ, gebunden 2,50 ℳ — Auch das vorliegende Buch giebt ein lebensvolles und anschauliches Bild deutschen Lebens aus der schrecklichen Zeit des verhängnißvollsten aller Kriege. Daß das Buch schon in vierter Auflage vorliegt, beweist, daß das deutsche Publicum für seine Vorzüge nicht unempfindlich geblieben ist. Ich möchte aber, was die Kunst der Darstellung anbetrifft, dem vorherbesprochenen „Abtstein bei Lorsch“ desselben Verfassers den Vorzug vor dem „Kräuterweible“ geben. Die ja gewiß sehr schwierige Form der

Ichzählung läßt den Verfasser des Oesteren nicht unbedenklich aus dem archaisirenden Stil der Erzählung in eine für den Menschen des 17. Jahrhunderts allzu modern gefärbte Redeweise verfallen. Die Erzählung ist die Verherrlichung der aufopfernbsten selbstlosesten Mutterliebe, trotzdem ist der Titel insofern nicht richtig gewählt, als das Kräuterweible doch im Ganzen mehr im Hintergrunde steht, während der Held der Erzählung ihr Sohn, der Fähnrich, ist. Die Wahl des Titels ist wohl mehr aus den äußerlichen Rücksichten der Prägnanz, und des außergewöhnlichen geheimnißvollen Klanges wegen gewählt worden. Trotzdem wird auch diese Arbeit dem Leser reichen Genuß und Befriedigung gewähren. Möge auch sie dem Verfasser zu den alten Freunden zahlreiche neue hinzuerwerben. W. B.

— **Aus deutscher Seele.** Ein Buch Volkslieder zusammengestellt von **Ludwig Jacobowski.** Mit Einleitung, Merkworten, Quellennachweisen und alphabetischem Register. Minden in Westfalen, Verlag von J. C. C. Bruns. Preis 2 ℳ 50 ₰, gebunden 3 ℳ. — Wir haben verschiedene außerordentlich reichhaltige Sammlungen von deutschen Volksliedern, auch mit Angabe der Melodien, wie z. B. das große Werk von Ludwig Erk, neu bearbeitet von Franz Magnus Böhme. Aber es ist leider wahr, daß sie für die Pflege des Volksliedes in weiteren Kreisen sich ziemlich unwirksam erweisen. Ja ihr Vorzug, die reiche Fülle des Inhalts, schreckt viele Leute eher ab. Und die kleinen Handbüchlein wie das ältere von Vilmar und das neuere von A. Matthias (in der Velhagen & Klasing'schen Sammlung von Schulausgaben) sind wieder zu sehr auf den Gebrauch im Unterrichte zugeschritten, als daß sie sich im Haus, in der Familie hätten einbürgern können. Nun finden sich ja freilich ein gut Theil schöner alter Volkslieder auch in Fink's Hausschatz, in den Commersbüchern, den Liederbüchern für Turner und ähnlichen. Daß aber in den Letzteren gerade die zartesten und duftigsten fehlen, ist nach Zweck und Art dieser Sammlungen ja nicht zu verwundern. So verdient denn die Absicht, die den Herausgeber der vorliegenden Sammlung geleitet hat, unzweifelhaft Billigung. Man wird auch mit der Anordnung und Auswahl im Ganzen einverstanden sein, wenn auch der Eine dies, der Andre jenes vermissen wird. So habe ich z. B. unter den Balladen vergeblich nach dem Hildebrandsliede aus dem 16. Jahrhundert („Ich will zu Land ausreiten") gesucht, und unter den Liebesklagen fehlt mir das rührende Liedchen:

Es steht ein Lind in jenem Thal,
Ach Gott, was thut sie da?
Sie will mir helfen trauern,
Daß ich mein Lieb verloren han.

Doch wir wollen nicht über Einzelheiten mit dem Herausgeber rechten, sondern vielmehr von Herzen wünschen, es möge seiner mit liebevollem Fleiße und gutem Verständniß getroffenen Auswahl gelingen, das Hausbuch zu werden, das schon Arnim's und Brentano's berühmte Sammlung „Des Knaben Wunderhorn" nach dem Wunsche der Herausgeber und Goethe's werden sollte. Indessen wir hoffen nicht mit allzu großer Sicherheit auf Erfüllung dieses Wunsches. Denn wie heute nun einmal die Verhältnisse liegen, haben wir zwei völlig getrennte Bevölkerungsschichten. Für die eine, in der das alte schlichte Volkslied ein- oder zweistimmig noch erklingt, kommt selbstverständlich ein Buch wie dieses gar nicht in Betracht. Denn es hat keine Melodien. Und die andere Schicht, in der dem Volksliede neben der Menge der anspruchsvolleren Kunstlieder von Mendelssohn bis auf Hugo Wolf nur ein bescheidenes Plätzchen gegönnt ist, muß nicht blos Melodien haben, sondern sogar Clavierbegleitung. Ihr ist also mit Bearbeitungen wie es die von O. H. Lange (Braunschweig, bei Litolff) oder Wilh. Tappert (Berlin, bei Challier) oder Heinr. Reimann (Das deutsche Lied, Berlin, bei Simrock) oder Brahms sind, weit mehr gedient, und die bisweilen übermoderne Harmonisation, in Wahrheit nicht selten beinahe eine Vergewaltigung der volksmäßigen Weisen, gilt noch als ein besonderer Reiz. So wird denn Jacobowski's Buch vielleicht der literarisch-poetischen Würdigung des Volksliedes gute Dienste leisten. Das hoffen wir wenigstens. Aber gegenüber der wichtigeren und schwereren Aufgabe, die alten halbvergessenen Klänge wirklich zu neuem, frischem Leben zu erwecken, wird es auch versagen. Recht gut hat uns der kraftvoll derbe, frohe und selbstsichere Ton gefallen, den das Vorwort anschlägt. Und so wollen wir schließen mit den eigenen Worten des Herausgebers (S. XI): „Der Geistesprotz, der es geringschätzig ablehnt, die Brücken zu beschreiten, die zu seiner Nation führen, ist ebenso wenig werth wie der Geldprotz, dessen Lebensbehagen nur die eigene Weste umspannt. So überreiche ich das Buch dem deutschen Volke als eine Gabe, die zwischen zwei Jahrhunderten ausgetheilt wird, ein Erbtheil des scheidenden, ein Geschenk dem kommenden. Es ist ein Buch von so unsäglicher Schönheit, daß kein lyrisches Erzeugniß der Kunstpoesie einen Vergleich damit aushalten kann. Ich darf dieses Werk meiner Liebe in Fröhlichkeit loben; denn es gehört nicht mir, sondern der geheimnißvollen Dichterkraft der deutschen Volksseele." R. B.

— **Stand und Beruf im Volksmund.** Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, herausgegeben von **Rudolf Eckart.** Göttingen, Verlag von Franz Wunder. 252 Seiten Octav. Preis broschirt 2 ℳ. — Wir verdanken dem Sammelfleiße Rudolf Eckart's schon mehrere bedeutsame Gaben, so die reichhaltige Sammlung niederdeutscher Räthsel, von der kürzlich eine zweite Auflage erschienen ist (ebenfalls bei Wunder in Göttingen), ferner die Bibliographie niedersächsischer Sprachdenkmäler (Oldenburg, 1895) u. a. m. Auch für das vorliegende Buch verdient er Dank. Es ist sicherlich wahr: Unter den Dichtern und Denkern nimmt das Volk einen der ersten Plätze ein, und die Sprichwörter und sprichwörtlichen Wendungen der Volksrede enthalten einen reichen Schatz von tiefer Weisheit und schlagendem Witz, grobkörnigem Spott und übermüthigem Humor, an dem uns zu erfreuen und aus dem zu schöpfen wir alle Ursache haben. Das Buch enthält nicht weniger als 3560 Sprichwörter, in folgende sieben Gruppen geordnet: Fürsten und Adel; Staatsbeamten (das n ist falsch) und Geschäftsmänner; Medicin und Justiz; Künstler, Gelehrte, Geistliche und Lehrer; Militärstand; Nährstand; Hausstand. Die Vorzüge und Tugenden, mehr aber noch die Gebrechen und Thorheiten unseres Volkes an's Licht zu stellen ist solch eine Sammlung trefflich geeignet. Es bedarf kaum der Hervorhebung, wie ungemein werthvoll sie in sittengeschichtlicher Beziehung und für volkskundliche Forschung ist. Wir geben ihr zur Empfehlung ein paar Verse aus dem „alten Epilog" mit (S. 242):

Wohlan, ihr habt gehöret an
Die guten Lehren, die euch han
Die weisen Leut getheilet mit;
Die wollet ja verachten nit!
Doch ist nit gnug, daß man viel hort,
Muß thun auch nach gehortem Wort;
Man richt das Leben ganz und gar
Nach solchen weisen, guten Lahr!

R. B.

— **Thierbeobachtungen und Jagdgeschichten aus Ostafrika.** Von **Fritz Bronsart v. Schellendorff.** 154 S. Preis 3 ℳ. Aus dem Lande Suaheli II. Berlin W. 10. Deutscher Colonial-Verlag (G. Meinecke) 1900. — Dieses Buch bietet der Jagdgeschichte einen breiten Spielraum und steht deshalb in der deutschen Afrika-Literatur einzig da. Während die englische Literatur viele solcher Bücher aufzuweisen hat, von denen wir nur die von den berühmten Jägern Selous und Kirby nennen wollen, fehlt es an deutschen Werken dieser Art vollständig. Der Verfasser theilt sein Buch in 3 Theile ein: 1. Thierbeobachtungen, 2. Jagdgeschichten und 3. Wildschutz und Thierzucht und zeigt uns, daß er nicht allein ein vortrefflicher Erzähler von Jagdgeschichten, sondern vor Allem auch ein scharfer Beobachter des Wildes, seines Lebens und Treibens ist, wie uns der erste Theil, seine Abhandlung über das Doppelnashorn, beweist. Seine Vorschläge für Wildschutz und Thierzucht sind beherzigenswerth und verdienen allgemeine Beachtung, beweisen auch, daß Br. v. Sch. nicht ein Schießer sondern ein Waidmann ist und daß er selbst in der afrikanischen Wildniß nicht die Liebe zum Wild verloren, ob dasselbe ihm nun in der Figur einer schlanken Gazelle oder eines colossalen Dickhäuters entgegentritt. Das Buch ist nicht nur für den Jäger geschrieben, nein auch der Zoologe und die reifere Jugend werden sich desselben erfreuen, denn in hervorragender Weise versteht Br. v. Sch. das Charakteristische der afrikanischen Landschaft und des dortigen Lebens darzustellen. —o—.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M.* 25 ₰, für auswärts mit 1 *M.* 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 44. Donnerstag, den 12. April, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

III. Die Betheiligung Deutschlands.

Als ich vor drei Jahren an dieser Stelle über die Brüsseler Ausstellung berichtete, mußte ich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, gestehen, daß die deutsche Abtheilung nicht nur ungenügend sondern geradezu beschämend dürftig war. Allerdings wurde mir damals entgegengehalten, daß das Reich als solches sich nicht betheiligt habe, aber dann hätte auch jeder Anschein einer officiellen Vertretung vermieden werden müssen. Denn wenn Deutschland auch in Chicago gezeigt hatte, was es zu leisten vermag, in Europa war es meines Wissens seit der Wiener Ausstellung von 1873 nirgends officiell aufgetreten. Diesmal ist es nun eine wahre Freude, über die deutsche Abtheilung oder vielmehr die deutschen *Abtheilungen* zu schreiben. Ich lebe seit zu langer Zeit im Auslande, um die Vorzüge anderer Völker zu verkennen und Alles zu Hause unübertrefflich zu finden, aber ich muß gestehen: Deutschland wird, wenigstens soweit es sich bis jetzt beurtheilen läßt, nicht nur gut, sondern einfach glänzend vertreten sein. Das Unglaubliche hat sich ereignet: Während bei früheren Ausstellungen die Gegenstände wohl ausgezeichnet waren, die Art ihrer Aufstellung aber hinter Frankreich und England, ja auch hinter anderen Völkern zurückstand, hat Deutschland jetzt in einer ganzen Anzahl Gruppen die geschmackvollste, eigenartigste und zugleich übersichtlichste Anordnung. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß es nicht nur auf den technischen Gebieten, sondern auch im Kunstgewerbe einen nachhaltigen Triumph davontragen wird.

Dieses schöne Gelingen ist in erster Linie dem deutschen Reichscommissariat zu danken, das mit Umsicht, Geschicklichkeit, Hingebung und Unermüdlichkeit seine schwere Aufgabe erfüllt hat. Ich kann hier nicht die großen Verdienste würdigen, die sich der Reichscommissar, Geheimer Ober-Regierungsrath Dr. *Richter*, wie schon in Chicago so erst recht hier erworben hat. Nur das sei hervorgehoben, daß er die Unterhandlungen mit den französischen Herren mit einer Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit und doch einer Bestimmtheit geführt hat, die ihm die wärmsten Sympathien eingetragen haben und ihn auch dort noch Vortheile haben erringen lassen, wo eigentlich nichts mehr zu erhoffen war. Neben ihm stehen die Herren Geheimrath *Lewald* und Regierungsrath *Berg*, die beide bereits mit in Chicago gewesen waren. Daß der Hr. Reichscommissar sie sofort wieder zu seinen Mitarbeitern erwählt hat, beweist am besten, wie hoch er ihre Erfahrung und Sachkenntniß schätzt. Von den übrigen Herren aus dem Hause Nr. 88 der Avenue des Champs-Elysées, das jetzt besonders in den Morgenstunden einem wahren Bienenstocke gleicht, werden uns die beiden Architekten, Herren Bauinspector *Radke* und Professor *Hoffacker*, noch des Oefteren begegnen.

Für die deutsche Ausstellung sind, das sei hier gleich vorweggenommen, vom Staate fünf Millionen Mark ausgeworfen worden. Sie vereinigt ungefähr tausend Aussteller und bedeckt einen Flächenraum von etwa 30000 Geviertmetern. Deutschland ist bei allen Gruppen mit Ausnahme der ersten (Erziehung) und der vorletzten (Colonisation) vertreten. Bei der Erziehung hätte man nach der glänzenden und erschöpfenden Ausstellung in Chicago nur eine Wiederholung geben können, bei der Colonisation ist es leicht erklärlich, daß das Deutsche Reich mit seinen jungen Colonien noch nicht in Wettbewerb mit England, Frankreich und den Niederlanden treten wollte. Ferner ist bei einigen Gruppen, wie der neunten (Forstwirthschaft, Jagd und Fischerei), die Betheiligung nur sehr schwach. Aber was will das besagen? In der Hälfte der Gruppen steht Deutschland hinter keinem anderen fremden Staate zurück, in einigen wird es die anderen in einer geradezu beispiellosen Weise schlagen. Es kann nicht meine Absicht sein, heute, wo die meisten Gegenstände noch nicht aufgestellt sind, ja wo die Ausschmückung der Räume zum Theil noch nicht einmal beendet ist, auf Einzelheiten einzugehen. Aber da ich künftighin die deutschen Abtheilungen immer nur im Zusammenhang mit den fremdländischen derselben Gruppe behandeln werde, ist es vielleicht angezeigt, dem Besucher der Ausstellung wenigstens einen allgemeinen Ueberblick zu geben.

Den eigentlichen Mittelpunkt der deutschen Ausstellung bildet natürlich das vom Postbauinspector Johannes Radke erbaute *Deutsche Haus*. Geht man die Seine entlang, so liegt es ein wenig versteckt, da der rechte Nachbar Spanien seine Eingangshalle und der linke Nachbar Norwegen gar seine ganze Fassade ein nicht unbeträchtliches Stück weiter an den Fluß herangerückt hat. Dafür überragt es alle mit seinem schlanken Thurm, dessen glänzende grün und goldene Spitze weithin sichtbar ist. Es ist nicht das größte und prächtigste, aber wohl das anmuthigste unter den Gebäuden der rue des Nations, kein Palast wie das italienische und das amerikanische, sondern eben ein Haus. Die Motive stammen zum Theil von berühmten Bauwerken, so z. B. von dem Augsburger Rathhaus des Elias Holl, sind aber ganz frei verwendet und gegliedert. So erinnert die Fassade nach der Seine zu mit ihrem Uhrthurm an einen Rathhausbau, die anstoßende Westfassade dagegen an ein gemüthliches deutsches Bürgerhaus an den Ufern des Rheins oder der Mosel. Auf die Durchbildung der einzelnen Theile ist ein bei der Vergänglichkeit des Ganzen außerordentlich hoher Werth gelegt worden, so erregen zum Beispiel die hölzernen Fensterrahmen allgemeine Bewunderung. Die Wandflächen sind zum Theil weiß getüncht, zum Theil mit fröhlichen, jetzt noch etwas grellen Darstellungen aus deutschen Sagen und Märchen bemalt worden. Im Innern besteht das Haus aus einem großen durchgehenden Mittelraum mit Marmortreppen, um den sich in zwei Stockwerken je sieben oder acht Zimmer von sehr verschiedener Größe gruppiren. Die Ausstellung zerfällt in drei Theile. Der größte Raum, weit über die Hälfte des Ganzen, ist dem Buche eingeräumt worden, dem Buche, das trotz Clavier und Zweirad doch immer noch der beste Freund des echten deutschen Hauses geblieben ist. Alte und neue, illustrirte und nichtillustrirte Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, wissenschaftliche und schöne Literatur, dazu Photographien, Holzschnitte, Einbände u. s. w. sind hier vereinigt. Die Reichsdruckerei besitzt ihren eigenen Raum. Auch an einem kleinen Lesezimmer fehlt es nicht. Der zweite Theil ist den geistigen Bestrebungen gewidmet, die dem Kaiser von jeher am meisten am Herzen gelegen haben, der socialen Wohlfahrtspflege. Den dritten und prächtigsten Theil stellen endlich die vier Zimmer dar, die dem Theezimmer und anderen historischen Räumen der Potsdamer Schlösser frei nachgebildet sind und die kostbarsten, aus der Zeit Friedrich's des Großen stammenden, französischen Möbel und Gemälde aus dem Privatbesitz des Kaisers aufnehmen werden. Welch ungeheuren Werth sie darstellen, geht daraus hervor, daß ein einziger Schrank mit Aufsatz auf 100000 *M.* geschätzt worden ist. Uebrigens sei bemerkt, daß die Franzosen den schönen Gedanken, ihre retrospective Ausstellung durch die besten Stücke, die ins Ausland gewandert sind, zu ergänzen, vollauf verstehen und würdigen.

Nicht minder fesselnd als das Deutsche Haus ist die *kunstgewerbliche Ausstellung* der Invaliden-Esplanade, wie man die Gruppen XII (Decoration und Ausstattung von öffentlichen

Gebäuden und Wohnräumen) und XV (Verschiedene Industrien) zusammenfassend bezeichnen kann. Deutschland hat hier von allen Nationen, Frankreich natürlich immer ausgenommen, den meisten Platz, wohl zwanzig Räume zu ebener Erde und zwanzig auf den Galerien. Sein größter Vorzug aber ist, daß es sich nicht damit begnügt hat, seine Gegenstände in Schränken aufzustellen, sondern daß wirkliche Zimmer geschaffen worden sind, daß das Ganze den Eindruck eines vornehmen Hauses macht. An die Eingangshalle mit einer prächtigen schmiedeeisernen Gruppe (der deutsche Adler, der den Drachen der Zwietracht besiegt hat, wenn ich nicht irre), den Maison'schen Reitergestalten vom Reichstagsgebäude und einem großen Mosaikbilde nach Max Koch schließt sich ein Prunkraum des Münchner Professors Emanuel Seidl mit Mosaiken und Friesen im neupompejanischen Stil und rechts und links mehrere von anderen Münchner Künstlern geschaffene Räume an. Dahinter befindet sich die Porzellanabtheilung mit drei Räumen, von denen der große mittlere zur Hälfte von der Berliner, der kleinere links aber ausschließlich von der Meißener Manufactur eingenommen wird. Weiter kommen Zimmer mit Fayencen und Möbeln, u. A. das für den deutschen Kaiser angefertigte Schlafzimmer. In den Ecken der Eingangshalle führen Durchgänge zu den Treppenhäusern, von denen das eine mehr monumental gehalten ist, das andere an eine echte altdeutsche Diele erinnert. Im ersten Stock werden hauptsächlich die Gesammtausstellungen der Nürnberger und Sonneberger Spielwaarenfabriken, die zugleich eine sinnige Ausstellung des deutschen Märchens darstellen, ferner diejenigen der Pforzheimer Bijouterie, der Edelmetallindustrie in Schwäbisch-Gmünd, der Darmstädter Künstlercolonie, der badischen Uhrenindustrie die allgemeine Aufmerksamkeit erregen und fesseln. Von den Einzelausstellern seien Eckmann mit seinen Teppichen und Musikmöbeln, Hulbe mit seinen Lederwaaren, Henckels mit seinen Stahlwaaren, Koepping mit seinen Kunstgläsern, Frau Mankiewicz mit ihren Stickereien herausgegriffen. Der Trauraum aus dem Rathhaus in Karlsruhe, das Voltz'sche Badezimmer und vor Allem das nach Lechter'schen Entwürfen gearbeitete, von dem Fabrikanten Palmberg dem Kunstgewerbemuseum in Köln geschenkte Zimmer ergänzen die Reihe aufs Glücklichste. Diese kurze Aufzählung mag genügen, um einen Begriff von der Fülle und Güte des Gebotenen zu geben. Das Gesammtarrangement gereicht dem Architekten Professor Hoffacker zu hoher Ehre.

Bei der eigentlichen Kunstausstellung war der Raum etwas beschränkter: ein runder Ehrensaal, ein Durchgangsraum mit zwei Cojen und zwei längliche Säle im oberen Stockwerke und die entsprechenden Säle unten standen zur Verfügung. Sie sind von dem schon genannten Professor Emanuel Seidl mit vornehmstem Geschmacke ausgestattet worden. Etwas geringer ist die Betheiligung Deutschlands bei Gruppe VIII (Gartenbau) und XVI (Hygiene und Volkswirthschaft). Ein großer Theil der letzteren ist übrigens, wie wir sehen, im Deutschen Hause untergebracht. Ganz prächtig ist dagegen der von dem Hamburger Architekten Thielen mit Benutzung des Bremer Rothesand-Leuchtthurmes errichtete Bau für die Handelsschifffahrt. Er wird mit seinem fröhlichen, mit Fresken geschmückten Aeußeren und seinem eigenartigen und lustigen, hellgrün getönten Innern einen würdigen Rahmen für die Collectivausstellung der Hamburger Rhederei und Werften bilden, die ja jetzt die schönsten, größten, bequemsten und geschwindesten Dampfer der Welt besitzen und z. B. die französische Compagnie Transatlantique fast gänzlich aus dem Felde geschlagen haben. Die übrigen Classen dieser Gruppe VI (Ingenieurwesen und Transportmittel) werden hauptsächlich auf dem außerhalb der Stadt gelegenen Annex von Vincennes zur Geltung kommen. Auch hier ist die Betheiligung Deutschlands außerordentlich stark.

Den Haupttrumpf aber spielt Deutschland auf dem Marsfeld aus, in der Maschinenabtheilung. Die Maschinenabtheilung weicht diesmal insofern von denen der früheren Ausstellungen ab, als die einzelnen Maschinen grundsätzlich in den anderen Abtheilungen bei ihren Erzeugnissen aufgestellt sein sollen. Eigentlich dürften sich also hier bei Gruppe IV nur die Maschinen befinden, die die anderen Maschinen in Bewegung setzen. Nun jedenfalls hatten wir hier soviel zu zeigen, daß der uns angewiesene Platz durchaus nicht genügte und wir uns eine eigene Maschinenhalle bauen mußten. Von der Gesammtzahl der Pferdekräfte (35400, meine frühere Angabe war nicht richtig) wird fast ein Viertel von den vier großen Maschinen von Borsig-Berlin und der Augsburg-Nürnberger Actiengesellschaft erzeugt. Diese mächtigen Ungethüme sind schon jetzt, ehe die Ausstellung allgemein zugänglich ist, in Aller Munde. Noch größeres Staunen erregt der Riesendynamo von 4000 Pferdekräften der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft. Das Prachtstück aber ist der elektrische Riesenlaufkrahn von Carl Flohr in Berlin, der mit einer Sicherheit ohnegleichen die Kleinigkeit von 30 Tonnen oder 30000 Kilogramm wie eine Feder aufhebt und auf den Millimeter genau an eine andere Stelle wieder hinsetzt. „Diese Maschine fascinirt den Beschauer einfach," schrieb kürzlich ein Franzose, „sie giebt ihm den heiligen Schauder, den das Meisterwerk hervorbringt." Die Techniker aus aller Herren Ländern werden hier in Schaaren zusammenströmen. Aber die Sehenswürdigkeiten auf dem Marsfelde sind damit keineswegs erschöpft. Da ist zunächst die deutsche Landwirthschafts- und Nahrungsmittel-Ausstellung mit ihrer Collectivausstellung in einem hübschen, mit gemalten Guirlanden von Trauben, Aepfeln, Birnen &c. gezierten Spalierbau. Nur den Wein sucht man hier vergebens, seine Ausstellung befindet sich im Erdgeschoß des Deutschen Hauses in einem Nebenraum des Cons'schen Restaurants, das mit dem Münchner Spatenbräu hinter der Maschinenhalle zusammen die Hauptsammelpunkte der deutschen Ausstellungsbesucher bilden wird. Vom einfachen Mosel bis zu den erlesensten Gewächsen der fürstlich v. Metternich'schen Domäne auf Schloß Johannisberg ist Alles hier vertreten. Ob die Einfuhr des edlen Saftes in Frankreich sich nach der Ausstellung wohl steigern wird? Ferner befindet sich auf dem Marsfelde die Elektricitäts-Ausstellung (Gruppe V) mit dem Laboratorium des Göttinger Professors Nernst als „Clou", dann in Gruppe XI (Bergbau und Metallurgie) die hübsch arrangirten Gesammtausstellungen der Bernsteinindustrie, der Drahtstiftfabrikation und der Blattgoldindustrie. Sehr große und rühmenswerthe Anstrengungen sind auch bei der Gruppe XIII (Garne, Gewebe, Kleidungsstücke) gemacht worden. Ganz fertig ist hier schon die Ausstellung der Krefelder Seidenindustrie in einem braunen, mit Gold und farbigem Glas geschmückten Schrankbau, dessen Wirkung durch die abscheulichen Schränke der Nachbarsection Portugal leider etwas beeinträchtigt wird. Die Plauener Spitzenindustrie, die Elberfeld-Barmener Baumwollenfabriken und die Aachener Tuchindustrie sind gleichfalls trefflich vertreten. Ganz besondere Aufmerksamkeit aber verdienen zwei Ausstellungen in Gruppe III und XIV. In der ersteren (Geräthschaften, Instrumente und Hilfsmittel für Wissenschaft und Kunst) ist die deutsche Ausstellung dadurch gespalten, daß das Buchgewerbe (Classe 11—14) ins Deutsche Haus verlegt worden ist. Auf dem Marsfelde befinden sich nur die Classen 15—17 (Präcisionsinstrumente, chirurgische Instrumente und Musikinstrumente). Gruppe XIV andererseits umfaßt Classe 87 (Chemie), 88 (Papierfabrikation) und einige kleinere Classen. Was auch bei den meisten anderen Gesammtausstellungen erstrebt worden ist, ist nun hier in den Classen 15 und 87 in der idealsten Weise erreicht. Durch die Verzichtleistung der großen Fabrikanten auf Vereinigung ihrer Erzeugnisse ist es nämlich möglich geworden, die Gegenstände nach rein wissenschaftlichen Grundsätzen zu ordnen. So sind sie im eigentlichsten Sinne Ausstellungen Deutschlands. Auch das äußere Arrangement, bei den Präcisionsinstrumenten ein das Gewölbe der Halle nachahmender dunkelvioletter Holzbau von Professor Otto Rieth, bei der Chemie prächtige dunkelbraune leicht mit Gold gehöhte Schränke vom Architekten Griesebach, ist in jeder Beziehung musterhaft.

Ich möchte nun keineswegs, daß der deutsche Ausstellungsbesucher seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die deutschen Abtheilungen lenkte. Internationale Ausstellungen sind in erster Linie zum Vergleichen da. Aber ich möchte auch, daß er an keiner der deutschen Gruppen achtlos vorüberginge. Es ist viel Mühe und viel Liebe auf sie verwendet worden. Möge der Erfolg dem entsprechen!

Die neue geologische Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen.

Wohl Mancher, der sonst unsere Landtagsverhandlungen aufmerksam verfolgt, mag neben den großen Forderungen des heurigen Etats einen verhältnißmäßig unscheinbaren Posten übersehen oder wenig beachtet haben, der in keiner Weise direct in das öffentliche Leben eingreift, dafür aber von allen Freunden sächsischer und überhaupt deutscher wissenschaftlicher Landeskunde

mit größter Freude begrüßt wird, nämlich die Herstellung einer geologischen Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen.

Bereits seit einigen Jahren ist die von Geheimrath Hermann Credner geleitete musterhafte geologische Landesuntersuchung abgeschlossen, ihre Ergebnisse sind auf dem Untergrund der topographischen Specialkarte in 1:25000 veröffentlicht (davon eine ganze Reihe von Sectionen bereits in zweiter durchgesehener Auflage), und Sachsen kann mit Stolz als das geologisch bestbekannte deutsche Land bezeichnet werden. Was aber das Prachtwerk der ca. 150 Sectionsblätter nicht ermöglicht, ist der Blick auf das große Ganze, auf den inneren Zusammenhang auch räumlich weiter von einander entfernter Erscheinungen, wodurch das Verständniß der geologischen Geschichte des Landes ganz wesentlich erleichtert wird. Dies ist erst durch die Uebersichtskarte möglich, und eine solche fehlte bisher für Sachsen vollkommen, denn was vorhanden ist, war entweder seit Langem ganz veraltet oder überhaupt schon in der technischen Ausführung, geschweige denn im Inhalt, durchaus ungenügend. In den letzten Jahren boten wenigstens einen recht guten Nothbehelf die Sachsen umfassenden Blätter, besonders „Dresden" und „Görlitz", der geologischen Karte des Deutschen Reiches von Lepsius (1:500000), aber für ein so verwickelt gebautes Gebiet, wie zum Beispiel das Vogtland, ist deren Maßstab doch nicht ausreichend, und zudem wirkt gerade auf den genannten beiden Blättern, besonders dem ersten, der große Reichthum an Schrift und Situation (Namen und Orts- sowie Straßenzeichen) etwas störend. Hier tritt nun die neue Karte ein, die, von der Meisterhand Hermann Credner's entworfen, ein allen Anforderungen gerechtes geologisches Gesammtbild des Landes geben soll. Der Maßstab ist auf 1:250000 festgesetzt, sodaß selbst kleinere Erscheinungen noch klare Darstellung finden können (1 km der Natur = 4 mm der Karte), während es zugleich möglich ist, ein einziges Kartenblatt zu geben, etwa 90:60 cm groß, ein nicht zu unterschätzender Vortheil, da hierdurch eine störende Zerreißung des Bildes vermieden wird. In inhaltlicher Beziehung soll die Karte eine vorzügliche Neuerung erhalten, sofern sie mit rothgedruckten Höhencurven im Abstand von 25 m versehen wird, also gleichzeitig ein Bild der Oberflächengestalt des Landes giebt, was unseres Wissens bisher wenigstens deutsche geologische Uebersichtskarten nicht aufweisen. Ueber den hohen Werth dieser Darstellungsweise braucht kaum noch etwas gesagt zu werden, für den Kenner versteht es sich von selbst, aber auch dem der Geologie ferner Stehenden wird später ein Blick auf die Karte sofort den inneren Zusammenhang, die ursächliche Bedingtheit von Bodenform und geologischem bezw. heliographischem Bau erkennen lassen. Von dem bunten geologischen Colorit und den rothen Höhencurven werden sich die blauen Gewässer und die schwarze Schrift mit erwünschter Deutlichkeit abheben. Selbstverständlich soll das geologische Colorit nicht an der Landesgrenze Halt machen, sondern sich über das gesammte Kartenblatt ausdehnen, wie man das auf einer modernen Karte auch kaum anders erwarten darf; hoffentlich wird dies auch in vollem Umfang für die Südostecke des Blattes gelten, die, vollkommen auf böhmisches Gebiet entfallend, bei früheren Uebersichtskarten wesentlich durch die Erklärung der Farben und Signaturen eingenommen wurde, die man lieber an den Rand des Blattes verwiesen sehen möchte. Vielleicht — wenn es nicht unbescheiden ist, eine völlig unmaßgebliche Meinung zu äußern — vielleicht könnte indessen auch dieser sehr ausgedehnte Raum im Südosten für Nebenkarten größeren Maßstabes verwandt werden, etwa Darstellungen aus dem stark gestörten Devon der Umgebung von Plauen, oder der Contacthöfe um die Granitstöcke des westlichen Erzgebirges oder von einem der Kohlenfelder nebst Profilen. Ob endlich in die Karte auch wenigstens die wichtigsten tektonischen Störungslinien aufgenommen werden sollen, wie sie z. B. Regelmann's geologische Uebersichtskarte von Württemberg und vor Allem, für sich allein, die prächtige tektonische Karte von Südwestdeutschland (4 Bl. 1:500000) enthalten, ist aus den bisherigen Mittheilungen nicht zu ersehen. Da indessen diese Störungslinien im engsten Zusammenhang mit den häufigen Erdbeben des Vogtlandes und Erzgebirges stehen, deren Beobachtungen bekanntlich von Geheimrath Credner eifrigst gesammelt und discutirt werden, und da der Eintrag der tektonischen Linien die Registrirung der Erdbeben wesentlich erleichtert, so dürfte wohl auch dieser überaus wichtige Bestandtheil einer modernen geologischen Karte bestimmt zu erhoffen sein. Nun würde nur noch ein hochbedeutsames, graphisches Hilfsmittel zum bequemen Studium der geologischen Verhältnisse unseres Landes fehlen, eine Sammlung von Profilen. Von einer solchen als Beigabe unserer Karte verlautet nichts, und das Kartenblatt selbst dürfte auch kaum genügenden Raum dafür enthalten. Aber — der Appetit kommt beim Essen, und da wir einmal beim Wünschen sind, so wollen wir es gleich recht thun und die Hoffnung aussprechen, daß nicht allzulange nach der Karte ein Textband mit reichlicher Beigabe von Profilen erscheinen möge. Wer je das Glück gehabt hat, der überaus fesselnden und klaren Darstellung zu folgen, die Hermann Credner in seiner Vorlesung über den geologischen Bau des Königreichs Sachsen schon seit längeren Jahren giebt, der muß dringend wünschen, daß der Inhalt dieser Vorlesung als unentbehrlicher Commentar der Karte womöglich gleichzeitig mit dieser publicirt wird. — Das Erscheinen der geologischen Uebersichtskarte bedeutet für das Königreich Sachsen, wie uns dünken will, einen Markstein in der wissenschaftlichen Erforschung des Landes. Im ersten Drittel des zu Ende gehenden Jahrhunderts und noch etwas später stand Sachsen in dieser Beziehung an der Spitze der deutschen Staaten; nicht nur besaß es eine für jene Zeit vorzügliche kartographische Darstellung, sondern in Schumann und Schiffner's großem 18bändigen Lexikon von Sachsen ein überaus eingehendes Handbuch der Landeskunde. Später aber wurde es darin, ebenso wie das übrige Deutschland, weit überholt von den süddeutschen Staaten, deren amtliche landeskundlichen Darstellungen mustergiltig zu nennen sind (Bavaria; die württembergischen Oberamtsbeschreibungen in 64 Bänden; seit 1893 in zweiter Auflage erschienen; das Großherzogthum Baden), und welche namentlich auch schon längst für die Herstellung guter amtlicher Uebersichtskarten besorgt waren, aus denen sich theilweise Ansätze zu geographisch-statistischen Landesatlanten entwickelt haben. Sachsen dagegen hat sich seit langer Zeit im Wesentlichen auf die Publication der allerdings vorzüglichen topographischen und geologischen Specialkarte in 1:25000 beschränkt, während die Herstellung von Uebersichtskarten der privaten Thätigkeit überlassen blieb, ebenso wie die Herausgabe landeskundlicher Gesammtdarstellungen. Von diesen ragt Gebauer's treffliche „Volkswirthschaft des Königreichs Sachsen" hervor, ist aber keine eigentliche Landeskunde, und von jenen, den Uebersichtskarten, weist die beste, die von Herrich in 1:300000, eine völlig ungenügende Geländedarstellung in Schummerungsmanier mit viel zu wenig Höhenzahlen auf, ist also für das Studium der Oberflächengestalt des Landes unbrauchbar. In der neuen geologischen Uebersichtskarte wird nun zum ersten Mal, und zwar amtlich, eine vorzügliche Darstellung der ebengenannten Verhältnisse geboten, und es ist anzunehmen, daß Höhenlinien, Gewässer, Situation und Schrift die Grundlage bilden, auf welche das geologische Colorit aufgetragen wird. Sollte es daher nicht möglich sein, neben der geologischen Uebersichtskarte, deren topische Grundlage als rein orographische auszugeben? Eine Einlegung von Farbentönen etwa für je 100 m würde das Blatt in eine vorzügliche Höhenschichtenkarte verwandeln, die erst ein wirklich klares und übersichtliches Bild der Oberflächengestalt des Landes ergeben würde und damit eine unentbehrliche Grundlage für landeskundliche Untersuchungen aller Art, praktischer und theoretischer, vor Allem orometrischer, hydrographischer und siedlungskundlicher Natur. Man wende dagegen nicht ein, daß eine reine Höhenkurvenkarte, noch dazu in größerem Maßstab (1:200000), für das gesammte Deutsche Reich zu erscheinen beginnt, somit kein Bedürfniß nach einer besonderen Höhenschichtenkarte für Sachsen bestände. Jene Reichskarte wird das Gebiet Sachsens auf etwa 10 Blättern enthalten, und nicht nur wird wohl geraume Zeit vergehen, bis diese alle vorliegen, sondern die Zusammensetzung so vieler Sectionen wäre höchst unbequem, ganz abgesehen davon, daß eine Höhenkurvenkarte noch keine Höhenschichtenkarte ist.

Für heute wollen wir uns mit diesen Wünschen begnügen; haben wir erst einmal die geologische Uebersichtskarte und vielleicht sogar wirklich die besondere Höhenschichten- oder wenigstens Höhenkurvenkarte erhalten, so läßt sich der Traum noch weiter ausspinnen; wir denken dann an eine petrographische oder Bodenkarte, die für die Landwirthschaft wie die Industrie der Mineralien, nicht zum wenigsten für die Statistik dieser Erwerbszweige und endlich für die reine wissenschaftliche Landeskunde von bedeutendem Werth wäre (die Bodenformen werden nämlich viel mehr von der Gesteinsbeschaffenheit als von dessen geologischem Alter bestimmt), eine Niederschlagskarte, Temperaturkarte u. s. w., bis wir endlich bei einem vollständigen physikalisch-statistischen Atlas des Königreichs Sachsen angelangt sind, wie ihn, vollends in so großem Maßstab, kein anderer deutscher Bundesstaat aufzuweisen

hätte, wie ihn Sachsen aber schon einmal, freilich in viel kleinerem Maßstab und sehr unvollendeter Technik, in Gestalt von Henry Lange's Atlas von Sachsen (1860 u. 61, 12 Bl.) besessen hat.
Dr. K. Fricker.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Die Iserlohner Revolution und die Unruhen in der Grafschaft Mark Mai 1849. Nach amtlichen Acten und Berichten von Zeitgenossen dargestellt von Dr. Jul. Köster, Professor am Realgymnasium zu Iserlohn. Berlin, Reuther & Reichard 1899. VII, 249 S.; 8°. Preis 3 ℳ. — Schon rein äußerlich macht Köster's Schrift insofern einen angenehmen Eindruck, als die Verleger den mehrfach von mir auch für wissenschaftliche Bücher geforderten Einheitssatz von 20 ₰ für den Druckbogen, bei einer sehr netten Ausstattung, eingehalten haben. Dies Beispiel sollte mehr Nachahmung finden! Denn so allein wird sich mancher Käufer einstellen, der sonst vor einem allzuhohen Preise Reißaus genommen hätte; mancher Käufer für ein Werkchen, das trotz sauerländischen Inhalts durchaus nicht sauer zu lesen ist. Köster hat es ganz ausgezeichnet verstanden, die Vorgänge am blutigen Himmelfahrtstage (17. Mai) 1849, seine Ursachen und die Folgen davon zu berichten; seine Erzählung liest sich überall glatt, an vielen Stellen sogar spannend. Und dabei hat man das anheimelnde Gefühl, sich in allen Dingen auf den Geschichtschreiber dieser merkwürdigen Empörung, die gar nicht als Aufruhr gemeint war und trotzdem durch eine unselige Verkettung an sich harmloser oder sonst gleichgiltiger Umstände so traurig endete, verlassen zu dürfen. Hat man dies interessante Schauspiel in der Bearbeitung Köster's an sich vorüberziehen lassen, so versteht man das Goethe'sche Wort „Es irrt der Mensch, so lang er strebt."
Ht.

— Allerhand Heiteres aus Californien. Von Theodor Kirchhoff in San Francisco. Leipzig 1899. Verlag von Eduard Avenarius. — Theodor Kirchhoff ist ein vorzüglicher Kenner des Lebens sowohl in der großen Weltstadt am Goldenen Thor wie im Staate selbst und die Bilder, welche er uns von dem dortigen Leben und Treiben entwirft, haben den Vorzug einer großen Anschaulichkeit. Hier giebt er Erfahrungen in Washoe zum Besten, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit Mark Twain's „Roughing it" haben, dort schildert er eine Badereise oder einen Ausflug in den Süden, wo seiner Zeit eine ungeheure Speculation sich überstürzte, oder er behandelt in scherzhafter Weise die Typen, welche der wilde Westen hervorgebracht hat. Immer ist es lesbar, wenn auch sein Deutsch, welches mancherlei amerikanische Züge angenommen hat, bisweilen etwas fremd anmuthet.
G. M.

— Die Saupen vom alten Rochlitzer Landgericht. Erweiterung eines Vortrags, gehalten am 5. Februar 1900 im Königl. Sächs. Alterthums-Verein [zu] Dresden. [Von] Dr. W. C. Pfau. Sonderabdruck aus dem Rochlitzer Tageblatt 1900, Nr. 36 ff. Rochlitz, Druck von M. Bode; o. J. 47 S.; 8°. — Bei der Colonisirung und Germanisirung der slavischen Gebiete zwischen Saale und Elbe beobachteten die germanischen Sieger sehr politisch den vernünftigen Grundsatz, die einflußreichsten Slaven, namentlich die Supane, durch gute Behandlung zu gewinnen und an sich zu fesseln. Diese „Saupen" standen dann als Aelteste einer wendischen Ortschaft oder einer größeren Anzahl solcher Dörfer oder Dorftheile vor; sie waren öffentliche Beamte mit vorwiegend richterlichen Befugnissen über die wendischen Dörfler, die mit Gerichten und Abgaben noch dem Markgrafen, Grafen oder dem Reiche zustanden. Später ging mit der Veräußerung der Gerichte und öffentlichen Leistungen der Supan seiner Stellung als eines landesherrlichen Beamten verloren: er wurde grundherrschaftlicher und gutsherrlicher Beamter oder ein von persönlichen Diensten befreiter Lehnsbauer mit geringen Lasten; ausnahmsweise verblieb ihm jedoch selbst dann noch seine Eigenschaft als eines Schöffen. Mitunter ist die Bezeichnung „Saupe" als Amtstitel auch auf den deutschen Beamten übergegangen, so daß aus dem Auftauchen einer Saupenschaft in jüngeren Urkunden durchaus nicht in jedem Falle gleich auf ein ursprüngliches Supanenthum geschlossen werden darf. All' diese verwickelten Vorgänge für das Amt Rochlitz gründlichst untersucht und klargestellt zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden, von ebenso großem Fleiße wie Scharfsinne zeugenden, gediegenen Abhandlung. Bei dem Namen „Pfau" kommt einem übrigens auch wieder mal recht deutlich zum Bewußtsein, wie rege manche Abtheilung des Vereins für sächsische Volkskunde arbeitet, während die Verhältnisse in Leipzig andauernd in kläglichster Versumpfung verharren.
Ht.

— „Wie macht man Geschäfte an der Börse?" Gemeinverständlich dargestellt von Dr. J. Minoprio. Berlin SW. Hugo Steinitz Verlag. 1900. — Die zutreffende Antwort auf die vom Verfasser gestellte Frage muß dahin lauten, daß man das nicht aus Büchern, sondern lediglich durch die Praxis erlernen kann. Trotz der vielseitigen, in neuerer Zeit sich häufenden, der vorliegenden Darstellung ähnlichen Literatur kann immer wieder nicht eindringlich genug davor gewarnt werden, daß Fernerstehende mit geringerem Capital sich in Börsengeschäfte einlassen. Der Boden ist heiß und wankend. Nichtsdestoweniger giebt die Schrift, wenngleich sie eigentlich nicht viel Neues bringt, manch beherzigenswerthen Wink und kann Uneingeweihten insbesondere wegen ihrer gemeinverständlichen Fassung zum Studium wohl empfohlen werden. Wer sich eingehender unterrichten will, mag Saling's Börsenpapiere zur Hand nehmen.
—d—

— Praktisches Börsen-Taschenbuch für 1900. Mit dem Commentar zum amtlichen Courszettel über alle an der Berliner Börse gehandelten und im Laufe des Jahres neu eingeführten Werthpapiere. Herausgegeben von Franz Krupke. Berlin, Verlag Der Bankier für Alle. Preis 1,50 ℳ, mit monatlichen Nachträgen 2,50 ℳ. — Das kleine Taschenbüchlein ist eine recht hübsche Auskunftei, die der Bankier und sonstige Börsenbesucher immer mit sich herumführen kann, um stets in der Lage zu sein, sofort sich zu unterrichten. Somit führt es seinen Namen „praktisches" Börsen-Taschenbuch auch mit Recht, hat auch wirklich einen Mangel durch sein Erscheinen bei Seite geschafft. Freilich wird das Büchlein wohl seinen Hauptwerth fast ausschließlich für die Berliner selbst haben und nur Wenigen, die nicht Berliner Ansässige sind, seine Dienste leihen. Die kleinen beigegebenen Tabellen über Stichtage der Ultimo-Liquidation, Postverkehr, Maße und Gewichte ꝛc. ergänzen das Ganze vorzüglich und erhöhen seinen Werth als Taschen-Nachschlagebuch. Jedem, der mit der Berliner Börse zu thun hat, kann das Büchlein aufs Beste empfohlen werden.
—sm—

— Handbuch der deutschen Actien-Gesellschaften. Jahrbuch der deutschen Börsen. Ausgabe 1899—1900. II. Band. Nebst einem Anhang: Die deutschen und ausländischen Staatspapiere sowie die übrigen an deutschen Börsenplätzen notirten Fonds ꝛc. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Bankiers, Industrielle ꝛc. 4. vollst. umgearb. u. bedeut. verm. Aufl. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur A.-G. 1900. Preis geb. 15,00 ℳ. (CXIX u. 1438 S.) — Wenige Tage später als in den vorangegangenen Jahren ist dieser Band erschienen. Die zahlreichen Nachfragen nach ihm in öffentlichen Bibliotheken und wohl sicher auch bei dem Verlag selbst in diesen wenigen Tagen haben den besten Beweis geliefert, wie ungeduldig sein Erscheinen erwartet worden ist. Und somit bedarf es kaum noch einer besonderen Empfehlung. Ein Buch, das sich neben andern gleichartigen Bewerbern um die Gunst des Publicums unentbehrlich gemacht hat, empfiehlt sich schon durch seine Ankündigung. Daß es später erscheint, entschuldigt schon sein äußerer Anblick, wenn man die neue Auflage mit den früheren vergleicht; es hat sein Text um fast 15½ Bogen zugenommen. Kein Wunder, bringt der Band doch 297 Neugründungen aus der zweiten Hälfte des Jahres 1899! Dieselben repräsentiren ein Gesammt-Actiencapital von 399 661 300 ℳ, wogegen in der ersten Hälfte des vorigen Jahres 167 Gesellschaften mit 244 961 000 ℳ errichtet wurden. Im Ganzen sind also im Jahre 1899 464 neue Gesellschaften mit zusammen 644 622 300 ℳ Actiencapital gegründet worden. Auch in diesem Bande hat die Redaction Werth darauf gelegt, die durch das neue Handelsgesetzbuch bedingten Statuten-Aenderungen, soweit sie bereits vorgenommen und zur allgemeinen Kenntniß übergeben worden sind, zu berücksichtigen. Die Einrichtung ist die alte bewährte, die ja das Handbuch seit dem Erscheinen seiner ersten Auflage zu einem trefflichen Zeitersparer gemacht hat.
—sm—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 45. Sonnabend, den 14. April, Abends. 1900.

Oster- und Frühlingscult bei den nord- und südslavischen Landleuten.

Von Alfred Hofmann.

Es ist ein eigenthümlicher Zug im Volksleben der Slaven, daß diese dem Osterfeste die höchste Bedeutung unter allen Festen des Kirchenjahres beilegen, und ferner, daß für sie der Frühling die wichtigste der Jahreszeiten bildet. Hierfür sind mehrere Gründe maßgebend: 1) Das Osterfest ist in der griechisch-katholischen Kirche, zu welcher sich die Nord- und Südslaven bekennen, von jeher das großartigste der Kirchenfeste gewesen. Beendet es doch die lange Zeit der Fasten, welche in der griechischen Kirche viel strenger beobachtet werden, als in der römischen, und wird doch an ihm der Christ griechischen Bekenntnisses wieder Mensch, athmet er doch auf nach einer Periode der Entbehrung und Entsagung. 2) Bei den Nordslaven, den Russen, gilt dieses Aufathmen nicht nur in Bezug auf das Ende der Fasten, sondern auch in Betreff des zur Rüste gehenden Winters, der in den nördlichen Regionen bekanntlich von furchtbarer Heftigkeit ist. Der Russe hofft auf den wiederkehrenden Lenz. 3) Es wohnen diesem Oster- und Frühlingscult auch Anschauungen und Gebräuche heidnischer Vorzeit inne. — Nach den Schilderungen der alten Schriftsteller waren die Slaven ein friedliebendes, fleißiges, gutmüthiges Volk, ohne Bosheit und Hinterlist, fest an allem Althergebrachten hängend und mit Leidenschaft dem Ackerbau ergeben. Zum Ackerbau, zu welchem der Uebergang vom Jagd- und Nomadenleben auch bei den Slaven die erste Stufe der Cultur bezeichnete, mußten sie schon durch die Natur ihrer hierzu wie eigens geschaffenen ursprünglichen Wohnsitze gelenkt werden, zumal diese Beschäftigung ihrem mild gestimmten Naturell am besten entsprach. Alle Völker, welche vorwiegend Ackerbau treiben, sind in innigem Zusammenhange mit der Natur. Hiervon machten auch die alten Slaven keine Ausnahme. Ihre Götterlehre giebt dafür ein Beispiel. Ihr höchster Gott war Svarog, der Urheber des Himmels und der Erde, des Lichtes und der Gewitter. Außerdem hatten sie noch einen eigenen Donnergott, Perun geheißen. Als Söhne Svarog's werden die Sonne und das Feuer angeführt, wobei eine südslavische Auffassung an diese als dritten Bruder den Mond und als Schwester den Morgenstern anreiht. Die Gottheit der reinen, heitern Luft war Svetovit, der Gott der Heerden Veles, ursprünglich ebenfalls ein Sonnengott. Außerdem gab es einen Gott der Winde, des Sturmes und der Ungewitter, Stribog, und mehrere Göttinnen. Vesna oder Lada war die Repräsentantin der heitern Jahreszeit, Devana oder Deva die Göttin des Frühlings und der Fruchtbarkeit. Unter den bösen Göttern steht, nebst Stribog, obenan Morana, die Repräsentantin des Winters und des Todes. Als mythische Wesen niedern Grades wurden u. A. verehrt die Vilen und Russalken, die Herrscherinnen über Flüsse, Wälder und Berge. Gunst und Schutz der Gottheiten suchten die Slaven durch Gebet und Opfer zu erlangen, letztere in Verbrennung von Thieren oder Darbringung von Feldfrüchten bestehend. Von den hervorragenden Festen im Jahre wurzelten die meisten im Wechsel regelmäßig eintretender Naturerscheinungen, vor Allem im Kampfe des Dunkels mit dem Lichte, des Winters mit dem die Natur wieder belebenden Frühling und Sommer. Manche der eigenthümlichen Gebräuche, welche sich an diese Frühlingsfeier knüpften, haben sich bei den Slaven erhalten, ohne daß jedoch das Volk den Sinn derselben versteht. Es feiert die Feste und Tage eben, weil die traditionelle Ueberlieferung es so lehrt. — Beginnen wir bei unserer Betrachtung zunächst mit den Nordslaven und Russen, und hier wieder mit den am nördlichsten wohnenden Russen, den sogenannten Großrussen. In den Dörfern um St. Petersburg bringt der Sonntag vor Ostern, der Palmensonntag, den Kindern Geschenke; man schmückt Haus und Gottesbild mit sogen. Palmen (oder eigentlich Weidenruthen mit den daran hängenden Blüthenkätzchen). Statt der natürlichen werden oft künstliche geschaffen, und der Palmen-Markt in Gostinnoidwor ist gedrängt voll von kaufenden Landleuten. Jeder kauft an diesem Tage Sträußchen und Blumen. Die Hausgenossen wecken einander durch sanfte Ruthenschläge mit den frischen Weiden; die Mutter schleicht sich vor das Bett des Kindes und weckt es unter Scherzen und Singen des Verses: „Die Ruthe schlägt, schlägt zu Thränen. Nicht ich schlag', die Ruthe schlägt!" Die Palmenruthen sollen eigentlich die bestrafen, welche die Frühmesse verschlafen. Der Verbrauch an bunten und rothen Ostereiern ist enorm. — Am Ostersonntage oder in der Osternacht nach der Messe küßt man sich 3mal und spricht dazu: „Christoss woskress!" („Christ ist erstanden"), worauf man die Antwort erhält: „Wo istinno woskress!" (Er ist in Wahrheit auferstanden). Alles macht am Ostersonntage Bekannten und Verwandten, gleichwie am Neujahrstage, Besuche, um seine Glückwünsche darzubringen. Jeder russische Landbewohner trachtet danach, wie jeder Russe überhaupt, in der Osternacht die Kirche zu besuchen und dem feierlichen Mitternachtsgottesdienste beizuwohnen, um, eine brennende Wachskerze in der Hand, vom Geistlichen das „Christoss woskress" verkünden zu hören. — Etwas abweichend hiervon in einzelnen Punkten sind die Bräuche in den Dörfern um Moskau. Wenn dort die Familie am frühen Morgen nach dem Gottesdienste der Osternacht nach Hause zurückkehrt, so wird das vorher in der Kirche geweihte Ostergebäck, der Kulitsch, angeschnitten, der selbst auf dem Tische des Aermsten nicht fehlen darf. Das Osterfrühmahl wird gehalten: für den Einen ist es ein üppiges, für den Anderen ein bescheidenes — in jedem Hause aber ohne Unterschied ist der Tisch gedeckt, um „die Fasten zu beschließen", d. h. auf russisch: „rasgowätsä". Mit dem Ostergruß ist das gegenseitige Geschenk des rothen Ostereies verbunden — eine Sitte, welche so alt ist, wie die christliche Kirche*). Das Glockengeläute wird mit kurzen Unterbrechungen während des ganzen Osterfestes, d. h. eine Woche lang, fortgesetzt, die öffentlichen Volksvergnügungen beginnen erst am 3. Tage. In manchem Dorfe herrscht die Sitte, daß der Bauer am Gründonnerstag in einer Wuhne auf dem Eise badet, um im Laufe des Jahres gesund zu bleiben. Auch der Kohl muß an diesem Tage gepflanzt werden, wenn er gut gedeihen soll. Um keinen Preis jedoch würde ein Bauer in der Osterwoche irgend eine Feldarbeit verrichten, denn das Getreide, das in der Osterwoche ausgesät wird, geht nicht auf. In der Osternacht bleibt Jedermann wach; wer nicht zur Kirche geht, bringt die Nacht im Gebet vor den Heiligenbildern zu. An einem der ersten Tage in der Osterwoche hält der Pope nebst Gefolge und Heiligenbildern einen Umzug durch das Dorf und verrichtet in jeder Isba ein Dankgebet; nach üblicher Bewirthung empfängt der Geistliche für das Gebet 50 ₰ nebst etlichen Naturalgeschenken und zieht mit seinem Gefolge von Küster, Sängern und Bilderträgern weiter.

Bei den Bewohnern des südlichen Rußlands, den Kleinrussen, ist der Gebrauch des Osterwasserschöpfens sehr im Schwunge. In den Dörfern der Ukraine würde es eine Bauerndirne für unverzeihlich halten, wenn sie kein Osterwasser von der Quelle oder vom Bache geholt hätte. Das Osterwasser

*) Nach einer alten Legende soll dies zuerst Maria Magdalena in Rom dem Kaiser Tiberius gegenüber gethan haben.

ist heilkräftig, Jeder, der sich damit wäscht, bleibt das ganze Jahr über gesund und munter. Aber auch schön erhält und macht es, und hierin liegt sein Hauptreiz für die Dorfmädchen, denn welche Evastochter wollte nicht schön sein? Das Schöpfen des Osterwassers ist jedoch oft mit Gefahr verbunden, nicht etwa, weil die Dorfbäche und Dorfteiche tief wären; im Gegentheil, viele sind sehr seicht, allein die Wassernymphen, die Russalken, lauern meist im Gebüsch und dann wehe der unvorsichtigen Dorfdirne, welche in ihre Nähe kommt! Die Wassernymphen erscheinen Nachts im Mondscheine an den Ufern der Teiche, Seen, Flüsse und Bäche. Bekränzt mit Schilf und Laub, entsteigen die nackten, bestrickenden Gestalten dem Wasser, lassen sich im Grase nieder und kämmen ihr langes Haar. Wenn bei Tagesanbruch die Dorfmädchen nach Osterwasser kommen, verbergen sie sich in den Gebüschen. Hat sich das Mädchen bei diesem Gange mit Wermuth versehen, so ist es gut, wenn aber nicht, so droht ihr entsetzliches Unheil. Die Russalka ergreift das Mädchen und fragt: „Wermuth oder Petersilie?" Antwortet dasselbe: „Wermuth", so flieht die Russalka; erwidert aber das Mädchen: „Petersilie", so kitzelt die Russalka es zu Tode und trägt es hinunter in die Tiefen. Die Russalken wohnen in Krystallpalästen, in welchen Alles von Gold und Perlen glänzt; smaragdgrüne Quellen sprudeln aus Muschelgrotten hervor, und das Sonnenlicht dringt durch die Wellen in den Zauberpalast. Zu Pfingsten besuchen sie den Wald, schaukeln sich auf den Baumzweigen und singen und spielen. Wenn man oberhalb einer Mühle badet, so sieht man sie oft auf dem sich drehenden Mühlrade sitzen und ihr Haar kämmen. Das Osterwasser muß am frühen Morgen, vor Sonnenaufgang, und schweigend geschöpft werden. Das Gesicht muß man dabei nach Osten kehren. Auch muß die Dirne bei diesem „Geschäft" barfuß sein, was dem russischen Landmädchen nichts ausmacht, weil es von den ersten Anfängen des Frühlings an der Strümpfe und Schuhe entbehrt, und weil es in Kleinrußland zumal zur Osterzeit schon so warm ist, wie bei uns zu Pfingsten. In den Monaten März und April scheint in der kleinrussischen Steppe die Sonne bereits heiß vom Himmel herab. — Das Schöpfen des Osterwassers pflegen auch die polnischen Dorfschönen. Fast ist es, als habe dem polnischen Bildhauer Wladislaus Marcinkowski zu seiner anmuthsvollen Darstellung eines „Mädchens am Brunnen" dieser Gebrauch vor Augen geschwebt. Es ist die Statue eines Landmädchens von echt polnischem Typus, von dem Künstler in lebensgroßem Maßstabe aus dem Marmorblock gemeißelt. Die schmucke, blühende Dirne mit dem gescheidt und lustig blickenden hübschen Gesicht, das Haar unter dem Kopftuche verborgen, die jugendkräftige Gestalt mit dem leichten Mieder und kurzen Röckchen bekleidet, lehnt an einem niedrigen Plankenzaun. Ihr Krug liegt leer am Boden zu ihren Füßen, die kein Schuh und Strumpf einzwängt und dem Licht entzieht.*) Mit dem Wasserholen scheint es die Maruschka nicht so eilig zu haben. — Für die Sitten der polnischen Landbewohner ist die Feier der Osterzeit charakteristisch; überall im ganzen Lande ruft sie eine freudige Aufregung hervor und an den Ostertagen wird in Polen so viel gegessen und getrunken, wie kaum irgendwo in Rußland. Vom grünen Donnerstage an, oft schon früher, bis zum Ostersonntage wird ohne Unterbrechung in jeder Familie gewirthschaftet, gebacken und gekocht. Die Hausfrau bereitet das „Swenzone", d. h. den Ostertisch, und Diener, Herrschaft und Kinder, Alle haben dabei zu thun. Vornehm und Gering, Adel und Bauernschaft rüstet für das Fest. Wenn man auf der Dorfstraße geht, hört man überall in den Häusern das Zuckerklopfen und das Klingen der Mörser, in welchen Mandeln, Muskatnuß, Nüsse und Gewürz zu dem weit und breit berühmten Gebäck „Baba" zerstampft werden. Auf vier Tage muß Alles bereitet werden, denn so lange wird nichts gekocht; Alles wird kalt gegessen. Während dieser vier Tage besucht man sich gegenseitig. Jeder Gast muß unbedingt Etwas genießen, und wäre es auch nur das Geringste, das ihm von der Hausfrau entgegengebrachte zerbröckelte, hartgekochte Ei, von dem sie selbst zuerst ein Stücklein nimmt und das sie dann dem Gast darreicht. Diesem folgt ein Gläschen Branntwein oder Wein. Alles wird stehend genossen; selten setzt sich Jemand an den Tisch, denn in allen Häusern sind die Tische gedeckt, und will man die Hausfrau nicht beleidigen, so muß überall Etwas gegessen und getrunken werden. Der geringste Bauer sammelt schon lange vorher Geld und Vorräthe zu diesem heißersehnten Swenzone, an dem er es sich während 3—4 Tagen mit seiner Familie gut schmecken läßt und die Sorgen des Lebens vergißt.

Haben wir in dem Vorhergehenden ein Bild der Osterfeier in Rußland gezeichnet, so dürfen wir nicht vergessen, der andern Frühlingsfeste und Frühlingsgebräuche zu gedenken. Da ist zunächst der Semik, ein am meisten verbreitetes und besonders bei Mädchen und Burschen beliebtes Dorffest, welches am siebenten Donnerstag nach Ostern gefeiert wird und daher seinen Namen trägt („Semik", d. i. 7). Auch dieses Fest, wenngleich der Tag der Feier nach den Ostertagen bestimmt wird, stammt aus der heidnischen Vorzeit. Die alten heidnischen Slaven brachten an diesem Tage dem Gott des Frühlings ihr Opfer. Die jungen Mädchen und Burschen ziehen in ihrem Sonntagsstaat, einen mit Tüchern und Bändern aufgeputzten jungen Birkenbaum vor sich hertragend, mit Gesang in das nächste Gehölz. Hier zerstreuen sie sich, winden grüne Kränze und schmücken ihr Haupt damit. Einige winden einen Kranz, nehmen ihr Kreuz vom Halse und befestigen es in der Mitte des Kranzes. Wenn dann zwei Mädchen das Kreuz in ihrem Kranze von beiden Seiten küssen und die Kränze gegenseitig tauschen, so hat das die Bedeutung eines Freundschaftsbundes für's ganze Leben. Dann läßt sich die fröhliche Schaar um die Festbirke herum nieder, und es werden Eierkuchen gebacken. Später beginnt unter den Klängen der Balalaika der Reigen. Während die Sonne untergeht, kehrt der ganze Zug mit dem Birkenbäumchen unter fröhlichem Gesang ins Dorf zurück. Diejenigen, welche Kränze gewunden, ziehen zum Fluß oder zum Teiche; ein jedes Mädchen legt ihren Kranz in das Wasser, schöpft Wasser durch denselben, wäscht sich damit und schleudert ihn dann weit ins Wasser. Wenn der Kranz untergeht, so bedeutet das ihren Tod im Laufe des Jahres, wenn er dagegen fortschwimmt, so wird sie leben. In einigen Gegendbn Rußlands wirft man die Kränze nicht ins Wasser, sondern hängt sie im Walde an den Baumzweigen auf, und die Mädchen kommen dann häufig, nachzusehen, ob ihr Kranz noch da sei. Fehlt er, so ist dies ein schlimmes Zeichen: das Mädchen wird im nächsten Jahre nicht heirathen, oder — nach anderer Auslegung — es wird bald sterben. Der Semik wird zu einer Zeit gefeiert, in der sich die Bäume mit dem ersten Laub bedecken, und jene feiern ihn, die das ganze Jahr über am meisten im Walde weilen: die Mädchen. Während Männer und Frauen auf dem Felde arbeiten, bringen die Mädchen fast den ganzen Tag im Walde zu, dort Beeren und Schwämme sammelnd oder Kränze windend. Der Wald und sein Gebieter, der Waldgeist, haben daher für die Mädchen eine ganz andere Bedeutung, als für die übrigen Dorfbewohner, und die Kränze, welche die Dirnen an den Bäumen aufhängen, sind die Opfergaben, die einst ihre heidnischen Schwestern dem Gott des Waldes darbrachten. Der Semik wird in ganz Rußland, bis in den hohen Norden hinauf, gefeiert, aber die Kenntniß der Bedeutung des Festes ist dem Volke völlig entschwunden.

Das bedeutendste Fest der russischen Landleute ist nächst dem Osterfeste der St. Georgstag (Jurjew Den), am 23. April. An diesem Tage betet alles Volk zu dem hl. Georg, dem Schutzpatron der Heerden und des Ackerbaues. Das Vieh wird nach vorhergegangener Besprengung mit Weihwasser zum ersten Male auf die Weide getrieben. In einigen Gegenden des Gouvernements Kostromá pflegt dies unter Absingung folgenden Liedes zu geschehen:

Wir sind um die Felder gegangen,
Haben den Georg angerufen,
Den Makarius gepriesen.
O Du unser tapf'rer Georg!
O heiliger Makarius!
Beschützet uns're Heerden
Auf dem Felde und hinter dem Felde,
Im Walde und hinter dem Walde,
Unter dem hellen Mondenschein,
Unter dem goldnen Sonnenschein,
Vor dem räuberischen Wolf,
Vor dem grimmen Bären,
Vor den listigen Raubthieren.

Der hl. Georg, der am Ende des 3. Jahrhunderts lebte, gilt fast bei allen christlichen Völkern als Schutzpatron der Heerden und des Ackerbaues, in Rußland aber ist der ihm geweihte Tag ganz besonders ein ländlicher Festtag und namentlich ein Festtag der Hirten. Ohne den Willen des hl. Georg kann kein Wolf

*) Diese charakteristische Genrestatue hatte der in Berlin lebende Künstler zur vorjährigen Großen Berliner Kunstausstellung gegeben.

ein Schaf aus der Heerde rauben, und wenn er eins entführte, dann hatte gewiß der Hirt durch irgend eine tadelnswerthe Handlung den Zorn des Heiligen erregt, weshalb die russischen Landsleute zu sagen pflegen: „Was der Wolf in den Zähnen hat, das hat ihm der hl. Georg gegeben.“ Die Gebräuche am Georgstage sind in ihren Einzelheiten sehr verschieden. Der Hirt erhält an diesem Tage Eier und Milch und bereitet sich inmitten der Heerde auf dem Felde einen Eierkuchen. In einigen Gegenden ist es gebräuchlich, nach dem Austrieb der Heerden mit den Heiligenbildern einen Umzug um die Felder zu halten. Im Gouvernement Olonetz, wo am 23. April der Schnee gewöhnlich noch sehr hoch liegt, treibt man an diesem Tage das Vieh nicht auf die Weide, aber die Jugend zieht mit Glocken von Haus zu Haus, läutet vor allen Fenstern und sammelt Gaben ein. In Kleinrußland zieht die Gemeinde mit dem Popen an der Spitze auf das Feld hinaus, wo dieser ein Gebet verrichtet und das hervorsprossende Korn mit Weihwasser besprengt. Die Jugend beiderlei Geschlechts pflegt sich darauf im Felde herumzuwälzen, denn der Georgsthau macht kräftig und erhält gesund. In andern Gegenden wird alles Vieh, das sich im Dorfe befindet, zusammengetrieben, der Pope spricht ein Gebet über dasselbe und besprengt es mit Weihwasser; auch der Stall wird mit Weihwasser besprengt und in ihm Weihrauch angezündet, um die bösen Geister fern zu halten, welche den Geruch desselben nicht vertragen können. Die bösen Geister sind nämlich am Georgstage, an dem die Menschen Schutzmaßregeln gegen sie ergreifen, auch nicht müßig; in der Ukraine, dem Eldorado der russischen Hexen, wo sie so zahlreich sind, wie in keiner anderen Gegend, sammeln die Hexen den Morgenthau in Tüchern, welch' letztere sie dem Hornvieh an die Hörner hängen; dies magert dann ab und giebt keine Milch. Bei den Moldawanen in Bessarabien werden am St. Georgsfeste Nachts die Kühe geschoren, weil sie sonst von Hexen gemolken werden und das ganze Jahr keine Milch geben. — Die Zeit des ersten Frühlingsgewitters ist auch die Zeit der Aussaat. An diesem Tage fängt Alles an zu baden; wer zu baden fürchtet, wäscht sich, indem er das Wasser durch einen Trauring gießt: Frauen gießen es in einen Milcheimer, in welchen sie ein Ei legen, damit die Kühe mehr Milch, die Hühner mehr Eier geben. Wenn der Hafer gesät wird, so trägt man Kinder, die noch nicht gehen können, ins Feld, stellt sie auf den Acker und streut den Hafer um sie her; dies Mittel soll die Kleinen sicher schnell auf die Beine bringen.

Wir kommen nun zu den Südslaven. Unter diesen sind es vor Allen die Bulgaren, welche einen ausgebreiteten Oster- und Frühlingscult betreiben. Das Fest „Blagoveštenije“ (Mariä Verkündigung) ist für den Ackerbau treibenden, viel in Feld und Wald beschäftigten Bulgaren von hoher Bedeutung. An diesem Tage (25. März) ruht nach seinem Wahne die ganze Natur, selbst die Schwalben und Bienen; denn es gilt dem Feste des neugeborenen Frühlings. Nur die Schlangen verlassen ihre Verstecke und feiern ihren Sabbath. Noch bevor die Sonne am Horizonte sichtbar, nehmen deshalb die Frauen an den Südhängen des mittleren Balkan metallene Becken, und während sie durch den Hof ziehend diese mit hölzernen Löffeln schlagen, singen sie: O, fliehet, ihr Schlangen und Eidechsen! rc. Wehe dem jedoch, der an diesem Tage eines dieser gefürchteten Thiere zu tödten versuchte. Er würde unfehlbar im Laufe des Jahres gebissen werden. Am Abend pflegt man in den bulgarischen Dörfern, besonders bei Varna, drei große Feuer anzuzünden. An dem einen versammeln sich die verheiratheten Männer und lassen die Cutura (Wein- und Rakieflasche) kreisen, am zweiten die verheiratheten Frauen, spinnend und schwätzend, das dritte aber umtanzen beim Tone der „Gaida“ die jungen Burschen und Mädchen. So still es am Tage, so laut wird er beschlossen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß wir es in diesen Gebräuchen mit den Resten der heidnischen Tag- und Nachtgleichenfeier des Frühlings zu thun haben. — Am Tage vor dem „Lazaror den“ (Samstag des hl. Lazar) ziehen Zigeunerfrauen die „Lazarica“ tanzend und singend durch's Dorf. Am Tage selbst gehen die kleinen Mädchen des Ortes festlich geschmückt von Haus zu Haus und singen, je nachdem viele oder wenige Knaben, heirathslustige Mädchen u. s. w. in denselben wohnen, passende ernste und heitere Segenssprüche, worauf man sie beschenkt. Bei Lovec geschieht dies schon 14 Tage früher. Die Mädchen heften dabei an die Schulter der Vorüberziehenden ein buntes Tuch und erhalten in diesem eine kleine Gabe zurück. Man singt dabei: „Ela, ola Lazare! jaicata smazane!“ u. s. w. („O komme, komme, Lazar! Die Eier sind zerdrückt!“ u. s. w.). Am Palmsonntage (crabnica) besucht man die Gräber der Angehörigen und feiert auf denselben ein Leichenmahl. Die Reste von Speise und Trank werden für den Todten zurückgelassen, und mancher Bulgare ist der festen Ueberzeugung, daß dieser des Nachts sich mit denselben erquickt. Die an diesem Tage geweihten Zweige legt man auf den Leib, was namentlich vor Rückenschmerz behütet, und am nächsten Tage werden sie, zu Kränzen gewunden, auf die Heiligenbilder gehängt. In einigen Gegenden versammeln sich die Mädchen am Bache und schleudern mit dem Waschholze Stücke Brod ins Wasser. Der Tag wird überall mit Sang und Schmaus gefeiert. Am Gründonnerstage werden die Eier roth gefärbt, und die Mutter streicht die Backen der Kinder mit dem Segensspruche: „Mögen sie das ganze Jahr so roth, wie dieses Ei sein!“ In den Gegenden an der Donau werden ausschließlich an diesem Tage die Kusonaci (Osterkuchen) bereitet. Am Ostertage (voskresenije) beeilt man sich, noch vor Tagesanbruch in die Kirche mit einer Wachskerze zu eilen, um den Moment nicht zu versäumen, in dem der Geistliche mit dem brennenden Trikir durch die carska vrata (Kaiserpforte, Kaiserthor) heraustritt und segnend einladet: „primite duchsvet“ („Empfanget den heiligen Geist“). Alles eilt und drängt, die bereit gehaltenen Kerzen an den geweihten Flammen zu entzünden und sie unter Anwendung allerlei kleiner Künste brennend nach Hause zu bringen, wo man mit denselben in alle Winkel leuchtet, um Ungeziefer und böse Geister zu verscheuchen. Allen Begegnenden ruft man zu: Hristos voskresi! (Christus ist auferstanden!) und erhält zur Antwort: Istina voskresi! (Wahrlich, er ist auferstanden!) An die Armen in der Nachbarschaft vertheilt man Eier und Kuchen, und am Ostermontage trägt man bunte Eier auf die Gräber der Verstorbenen. Von Ostern bis „Gergjurtag“, dann vom „Petkortag“ bis „Dimitrortag“ heirathet man nicht. Hingegen bringen die jungen Leute am Ostertage gerne ihre Werbungen und Liebeserklärungen an. Auch tanzt man am Nachmittag und Abend bei der Musik des Dudelsacks und der Pfeife und ist sonst in jeder Weise lustig. Der St. Georgstag (Gergjur den) steht bei den Bulgaren als Tag des hl. Drachentödters in hohem Ansehen. Er wird, wie in Serbien, mit Lammopfern allgemein begangen, und vor diesem Tage wird kein Jungvieh verspeist. Die Häute der geschlachteten Lämmlein, in Ermangelung solcher werden auch Jungkälber geschlachtet, fallen dem Popen zu. An diesem Tage werden die Miethcontracte zwischen Heerdenbesitzern und ihren Schäfern, zwischen Landwirthen und Dienstboten u. s. w. für ein Jahr geschlossen. — Mangelt es im Frühjahre an ergiebigem Regenfall, so werden, wie bei den Serben, Regenprocessionen veranstaltet. Sie heißen hier jedoch nicht wie dort „dodola“, sondern „peperudo“ (Schmetterling). Nackte Zigeunermädchen umhüllen sich mit grünen Zweigen und ziehen vor die einzelnen Höfe mit an die Regengöttin gerichteten Gesängen. Letztere lauten gewöhnlich: „O peperudo rudole! laß Thau fallen, o rudole! laß es regnen, daß Weizen, Mais und Hirse reich gedeihen, o rudole! laß die Bienen sich vermehren! O rudole, rudole!“ u. s. w. Man begießt hierauf die Mädchen und beschenkt sie. Früher wurde der „peperudo“-Umzug durch die Mädchen der Dorfinsassen ausgeführt. Seit einiger Zeit eifert auch in Bulgarien die Geistlichkeit gegen diese und andere heidnische Bräuche in trockener Zeit. Bei Sumla pflegt man z. B. eine mit Laub bekleidete Puppe, „germančo“ genannt, unter Beistand aller Dorfbewohner in den Bach zu werfen u. s. w. — Bei den Serben feiert man am Palmsonntage (cvetc) zunächst die Erinnerung an den festlichen Einzug Christi in Jerusalem, in weiterem Sinne aber die Auferstehung der Natur, den Anbruch des Frühlings. Die serbischen Dorfmädchen pflegen sich am Tage zuvor im Freien zu versammeln und Lieder von der Erweckung des Lazarus zu singen, am Sonntage vor Sonnenaufgang im Flusse zu baden und hierauf unter allerlei Gesängen den Koloreigen zu tanzen. Auch die munteren Wilen (Berg- oder Waldnymphen) verlassen ihre Verstecke und beleben die weißen Blüthenhaine wieder mit ihren Tänzen. Am 23. April, am St. Georgstage (Djurdjov den), werden auch in Serbien allerlei abergläubische Gebräuche getrieben. Die Mädchen bringen am Vorabende Wasser, welches vom Mühlrade abläuft, nach Hause, werfen frisch gepflückte Kräuter in dasselbe und baden früh am Morgen, denn ein solches Bad macht den Körper schön und gesund. Eine ganz besondere Kraft wird dem Liebesstöckel (Selen)

zugeschrieben; man darf es jedoch erst am St. Georgstage pflücken. Die Männer stecken davon ein Zweiglein in den Gürtel, die Frauen an die Brust. Gut ist es auch, an diesem Tage sich im Rasen zu wälzen; man bleibt auf diese Weise gesund. In der Timock-Landschaft scheint der heil. Georg mehr als anderwärts in Serbien als Schützer der Heerden zu gelten und jedes Haus sucht am Georgstage sein Böcklein zur Kirche zu treiben. Dort wird auf jedes Horn eine Wachskerze aufgesteckt. Nach der Liturgie tritt der Pope vor das Kirchenportal, zündet die Lichter an, segnet die Thiere und in ihnen zugleich den ganzen Viehstand der Besitzer. Die geweihten Böcklein zieren den Ostertisch. Am nächsten Tage besucht der Priester mit einem djak (Schüler) die einzelnen Gehöfte und sammelt die Häute als Gegengabe für den gespendeten Segen. Im übrigen Serbien ist es nur Sitte, am Georgstage ein Lamm zu Ehren des Heiligen zu schlachten, ein Gebrauch, der wohl mit den Thieropfern vergangener Zeiten in Zusammenhang stehen mag. So spukt in den Vorstellungen der Slaven noch vielfach die Heidenzeit. In den Gebräuchen finden wir oftmals Anklänge an den Naturcultus der unchristlichen Vorfahren.

Bücherbesprechungen.

— Buchholz, Charakterbilder aus Afrika. Leipzig 1900. Hinrichs'sche Buchhandlung. Preis 1,20 ℳ. Dritte Auflage, durchgesehen und verbessert von Prof. Dr. R. Schoener. — Innerhalb 104 Seiten reiht sich ein Charakterbild an das andere. Zuerst ist Afrika im Allgemeinen bedacht, dann die Länder am Nil. Hieran reihen sich die Syrten- und Atlasländer, die Wüste Sahara, der Sudan, das südafrikanische Dreieck und die afrikanischen Inseln. Das Ganze schließt mit Deutschlands Colonien in Afrika, zu deren Neubearbeitung Prof. Schoener H. Partsch's vortreffliche Schrift „Die Schutzgebiete des Deutschen Reiches" zu Grunde gelegt hat. Diese Sammlung von Charakterbildern ist fast nach jeder Richtung mustergiltig und ganz besonders geeignet, den geographischen Unterricht zu beleben, indem sie einen Einblick gewähren in die innige Durchdringung von Bodenlagen, Gewässern, Luft, Licht, Wärme, Pflanze, Thier und Mensch, sodaß diese Glieder als im Innersten an einander gebunden und sich gegenseitig bedingend auftreten. In dem Entdeckungsabschnitt vermissen wir die deutschen Forscher W. Junker und Emin Pascha (Ed. Schnitzer). Ferner vermissen wir ein Charakterbild des Victoria-Nyanza, was für deutsche Schulen gerade geeignet wäre. Auf Seite 61 lesen wir: „Das Camerungebirge erreicht in der Victoria- und Albertspitze eine Höhe gleich der des Ortler (3960 m)." Soll sich nun diese Zahlenangabe 3960 m auf den Ortler oder auf das Camerungebirge beziehen? Der Ortler ist bekanntlich 3902 m hoch, und als neueste Messung des Camerungebirges liegt seit vorigem Jahr die Höhe von 4075 m vor. Vom Congo heißt es, daß er seinen Süßwassergeschmack bis auf 15 km ins Meer hinein behalte. Das ist auch ein Versehen; bis 23 km bleibt das Congowasser süß, reicht ja die Zone des brackischen Wassers noch 40—50 km weiter. In einer Neuauflage mag auch die geographische Lage Algeriens zu Frankreich berücksichtigt werden. Ee.

— Gefühlsklippen. Novellen von Emil Roland, Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W., 1900. 241 Seiten. — Verfeinerte moderne Genußmenschen sind es, die uns Roland in diesen seinen drei wirklich vorzüglichen Novellen: „Die Geschichte einer Beziehung", „Die Erzieherin" und „Verschlossene Heimkehr", vorführt; Leute, die das Leben als Kunst betreiben, die es ästhetisch in reifer Ruhe zu genießen gedenken und die wohl alle über Gefühle erhaben zu sein glauben. Und doch giebt es auch für sie Gefühle, Leidenschaften, die stärker sich erweisen als ihre Lebenskunst, die wenigstens für Augenblicke auch sie aus dem künstlerisch erworbenen Gleichmaß der durch nichts mehr zu beirrenden Gemüthsruhe zu bringen vermögen. Die Charaktere sind mit unübertrefflicher Feinheit gezeichnet, nirgends Schablone. Und doch sind sie Alle, die uns hier begegnen, eigentlich nur Nüancirungen einer einzigen Species des modernen Menschen, eben des über den Dingen zu stehen glaubenden Lebenskünstlers, dem aber doch auch, wenigstens einmal im Leben, etwas „Menschliches" passirt ist, wo einem übermächtigen menschlich warmen Gefühl seine kühle Ueberlegenheit oder vornehme Blasirtheit hat weichen müssen. Aber es sind eben Lebenskünstler, die ihr Schifflein schließlich doch von den gefährlichen Gefühlsklippen wieder abbringen, um dann von wieder erlangter stolzer Höhe mit einem leisen und wehmüthigen Lächeln und leichter Resignation auf die schöne Zeit zurückzuschauen, da es für sie noch Gefühlsklippen zu vermeiden und zu fürchten gab. W. B.

— Hundert Lieder. Eine Sammlung weltlicher und geistlicher Lieder für christliche Vereins- und Familienabende, für patriotische Feste u. s. w. Dritte Auflage. Wurzen, herausgegeben vom evangelischen Männer- und Jünglingsvereine, 1900. Preis eines Heftes 20 ₰, von 10 Stück an 15 ₰ das Heft. — Die Mischung von Weltlichem und Kirchlichem, Volks- und Kunstlied, jugendlich harmloser Fröhlichkeit und männlich würdigem Ernste, die der Sammlung das Gepräge giebt, hat fast durchweg unsern Beifall. Das brauchbare und überaus wohlfeile Büchlein kann Vereinen verwandter Richtung empfohlen werden. Für eine künftige vierte Auflage geben wir den Rath, das witzlose „Eisenbahnlied" Nr. 51 zu tilgen, auch sonst dem Dichter B. Lösche den Raum etwas zu beschneiden, dafür lieber Geibel's Wanderlied „Der Mai ist gekommen" (Nr. 53) und manches andere ohne Kürzung zu geben, und ferner ein wenig größere Sorgfalt auf die Namen der Dichter zu verwenden. Justinus Kerner heißt S. 13 Julius, S. 35 Justinius, S. 38 steht Usterie für Usteri, S. 44 Herlaßsohn für Herloßsohn u. s. w. R. B.

— Denkschrift zum fünfzigjährigen Jubelfeste der Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble in Jena. 20. März 1900. I, 51 S.; 8°. — Ich habe eine besondere Vorliebe für Festschriften aus den Kreisen des deutschen Verlagsbuchhandels; spricht doch aus ihnen in den meisten Fällen noch ein idealer Zug, ein idealer Sinn, wie er eben gerade dem deutschen Verleger (trotz aller Verlästerungen von gekränkten Autoren) eigen ist. Die vorliegende Denkschrift des Hauses Costenoble — die „van Costenoble" führen ihren Ursprung auf Bailleul zurück, von wo aus sie, das Schicksal vieler Hugenotten theilend, nach den Niederlanden (S. 2, Zeile 6 soll es wohl Steenbergen oder Steenkerke heißen?), der Kurpfalz und später nach Magdeburg ausgewandert sind — ist ein sprechender Beweis für ein dauernd schönes Einvernehmen zwischen Verleger und Verfasser; die 12 beigegebenen Bildnisse und Ansichten verleihen dem Ganzen einen familiären Anstrich. Zu den Autoren der Firma gehören Schriftsteller und Schriftstellerinnen wie A. E. Brachvogel, Friedr. Ahlfeld, Julie Burow, Friedr. Gerstäcker, Karl Gutzkow, Balduin Möllhausen, Adolf Bastian, Luise Mühlbach, Johanna Herbert (Egon Fels), Leopold v. Sacher-Masoch, A. v. Winterfeld, Rob. v. Bayer (Rob. Byr), E. A. König, Fr. Bodenstedt, Edm. Hoefer, Sophie Schuhmann (Sophie Junghans), Max Ring, Herm. Osthoff, Paolo Mantegazza (und andere Ausländer in deutschen Uebersetzungen, namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Reisebeschreibung), B. Schultze, O. Schrader, Lola Kirschner (Ossip Schubin), Nataly v. Knobelsdorff-Brenkenhoff (Nataly v. Eschstruth), F. v. Zobeltitz, K. E. Franzos, K. Bleibtreu, Friedr. Nippold, Carl Du Prel und viele, viele Andere. Eine bunte Gesellschaft! Ht.

— Repetitorium der Chemie für Techniker. Von Dr. W. Herm, Docent der Chemie am Technicum Altenburg. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig. Preis 3 ℳ. — Der Titel des Buches könnte so ausgelegt werden, als ob es vornehmlich den technologischen Theil der Chemie behandeln würde. Unter den Technikern sind vielmehr Studirende der Ingenieurwissenschaften, der Elektrotechnik und des Baufaches gemeint, die nicht viel Zeit für das Studium der Chemie übrig haben. Hier finden sie Schwarz auf Weiß, was sie in den, für ihr Bedürfniß zeitlich kurz bemessenen Vorlesungen über Chemie gehört haben, können ihr Gedächtniß auffrischen, das Gehörte im Zusammenhang sich wiederholen, im Kopfe ordnen und verarbeiten, das Vergessene und Ueberhörte vor gänzlichem Abhandenkommen bewahren. Aber auch dem angehenden Chemiker kann das Buch als Wegweiser in der ihm noch wenig bekannten Gedankenwelt, die er soeben ängstlich betreten hat, gute Dienste leisten, wie es zugleich für junge Kaufleute, die mit Aufwand von wenig Zeit die Grundlage der allgemeinen Chemie kennen lernen möchten und sollten, als Cicerone in der ihnen fremden Wissenschaft empfohlen werden kann. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 46. Dienstag, den 17. April, Abends. 1900.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Genfel.

IV. Die Eröffnung.

Am Vorabend. Wir werden bereit sein, verkündete vor vierzehn Tagen der Generalcommissar Picard. Wir werden bereit sein, wiederholte in der Kammer der Handelsminister Millerand und nahm die vom Abgeordneten Berry angebotene Wette an. Bereit sein ist Alles, heißt es im Hamlet. Nun, wenn bereit „fertig“ oder auch nur „annähernd fertig“ heißt, dann hat Hr. Millerand seine Wette so gründlich verloren, wie nur je eine verloren worden ist. Nichts ist fertig, nichts, nichts, nichts. Nicht die Bauten, nicht die Brücken, nicht die Gartenanlagen. Und nun gar im Innern! Ich verstehe mich auf Ausstellungsangelegenheiten, sagte mir gestern einer der größten deutschen Aussteller, aber so etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Es ist ja kaum ein Viertel fertig. Vor Allem sind ja gar keine Wege da, weder im Innern der Gebäude, noch außen. Es wird Hrn. Picard sehr schwer fallen, morgen den Präsidenten der Republik so zu führen, daß er über kein Hinderniß stolpert. Vor ein paar Tagen brachte ein hiesiges Blatt ein hübsche Zeichnung, die Ausstellung von vorn und von hinten. Vorn Fahnen und Guirlanden, Herren im Frack, hinten Brettergerüste, Steinhaufen, Kisten, Papierfetzen, keuchende Arbeiter u. s. w. In einer anderen Zeitung hieß es: Preisfrage! Was ist am Sonnabend fertig? Antwort: Das Großkreuz der Ehrenlegion für Hrn. Picard. Wir werden fertig sein, konnte also im Munde dieser Herren nur bedeuten: Wir werden die Stirn haben, die Ausstellung am festgesetzten Termin zu eröffnen, selbst wenn sie sich noch in einem völlig chaotischen Zustande befindet. Nur ein Zugeständniß hat man noch in allerletzter Stunde gemacht, die Kunstausstellungen in den großen Palästen der Champs-Elysées werden erst am 1. Mai ihre Thore öffnen. Den Besuchern einen Bau mit noch nicht fertigem Glasdach, ohne vernünftige Treppen, ohne Geländer an den Balkonen, mit hie und da einigen Bildern an den Wänden als Jubelausstellung der bildenden Künste zu zeigen, das überstieg selbst die Grenzen des in einer Republik Erlaubten. Aber welche Rücksichtslosigkeit lag andererseits darin, das erst jetzt einzugestehen, wo bereits eine ganze Anzahl fremder Kunstgelehrter eingetroffen sind! Nun es ist das nicht die einzige Rücksichtslosigkeit gegen die Fremden. Wir Vertreter der ausländischen Presse wissen ein Liedchen davon zu singen, wie die Franzosen den wahrhaft fürstlichen Empfang entgelten, den ihre Journalisten in Kiel, in Amsterdam, in Stockholm gefunden haben. Da ist es denn kein Wunder, daß man überall nur Klagen hört. Und zwar klagen nicht die am meisten, deren Ausstellungsgüter unterwegs irgendwo liegen geblieben sind, sondern gerade die, die fertig geworden sind. Komm nie zu früh zu einem Rendezvous, heißt eine französische Umgangsregel, der Andere ist ja doch nicht pünktlich. Hier sehen Sie, sagte mir gestern der Hr. Commerzienrath Gsell von der Meißner Porzellan-Manufactur, Alles ist bereits ausgepackt. Aber wie kann ich es wagen, die kostbaren Stücke aufzustellen, so lange Kisten und dergleichen fortwährend hier durchgetragen werden?

Augenblicklich herrscht großes Reinemachen. Seit gestern früh dürfen keine Eisenbahnwagen mehr in die Ausstellung hereinkommen, heute Abend sollen alle Kisten geleert und entfernt sein. Ueberall stehen Abtheilungen von Soldaten in Drillichanzügen und werden bald dahin und dorthin zum Gerüstabreißen, zum Fegen, zum Wegräumen geschickt. Wenn die Malereien auch eben erst angefangen, die Fußböden erst halb gedielt, die Schränke noch leer sind, reinlich soll die Ausstellung doch während der Ostertage aussehen. Ich komme eben von einem Rundgang durch die deutschen Abtheilungen zurück. Wenn wir jetzt an manchen Stellen von den anderen Ländern überholt worden sind, so kommt es daher, daß bei uns viel mehr zu thun war. Die deutsche kunstgewerbliche Abtheilung hat mindestens zehnmal soviel Arbeit gekostet wie die amerikanische nebenan. Sie wird infolgedessen auch vor zwei oder drei Wochen nicht völlig fertig sein. Die große Halle, der Prunkraum, die keramischen Abtheilungen sind am weitesten vorgeschritten. In den Treppenhäusern werden die Gerüste entfernt, aber die Maler stehen noch auf ihren Leitern und arbeiten mit fiebriger Hast. Oben sind einige Zimmer noch kaum angefangen worden. Am freundlichsten sieht's bei den Nürnberger und Sonneberger Spielwaaren aus. Ein paar große Hirsche stehen noch in dicker Leinwandverpackung da, einige Kisten sind noch nicht geöffnet, aber das Meiste ist doch schon an Ort und Stelle. Im Deutschen Hause sind innen und außen die Gerüste entfernt, die Schränke sind aufgestellt, aber die Bücher sind noch nicht ausgepackt, und die herrlichen Bilder und Kunstgegenstände des Kaisers überhaupt noch nicht angekommen. Dagegen hofft unten im Weinrestaurant Herr Cons bereits morgen Abend ein warmes Essen serviren zu können. Drüben über der Seine sind Professor Lenbach und die übrigen Mitglieder der Hauptcommission eifrig bei der Arbeit. Gestern soll der Meister selbst den Pinsel zur Hand genommen und den neuen gelben Damast selbst „patinirt“ haben. Er sieht jetzt wirklich aus, als käme er aus einem alten Schlosse. Recht wüst ist's noch auf dem Marsfelde, so wüst, daß das Halbfertige einen wohlthuenden Eindruck zu machen imstande ist. Ist es nicht höchst anerkennenswerth, daß in der deutschen optischen Abtheilung schon mehr als ein Viertel der Apparate aufgestellt ist und in der chemischen Abtheilung schon die leeren Gläser in den Schränken stehen, während nebenan die Schränke noch ganz leer sind, oben überhaupt noch nichts von den Schränken zu sehen ist?

Nun, wenn auch Alles unfertig ist, Eines ist fertig: das Münchener Spatenbräu. Es schaut gar munter drein mit seinem grüngestrichenen Gebälk und dem rothen Ziegeldache, den grünen Tischen und Stühlen und den rothen Dachbalken in der weißgetünchten Halle, den frischen Schenkmädeln in ihren sauberen oberbayerischen Miedern. I hoa g'heert, daß hier so viel Deutsche san, da wer mer scho gnug B'such kriegn, sagt mir die eine. Glaub's gern. Denn wenn das Bier auch nicht billig ist, vom Faß und in Maßkrügeln kriegt man's sonst nicht in Paris. Mein Compliment dem Architekten Gabriel Seidl und dem Unternehmer, dem andern Gabriel!

Nach der Eröffnung. Und nun war es doch noch recht schön. Bis 1 Uhr wußte ich überhaupt noch nicht, ob ich eine Eintrittskarte bekommen würde, und um 2 mußte ich schon im Frack auf dem Marsfelde sein. Hinterher erfuhr ich, daß dem Reichscommissariat gerade 30 Karten für die Aussteller und 18 für die Presse bewilligt worden waren, während es 300 bezw. 60 gebraucht hätte. Dabei muß man bedenken, daß jeder Abgeordnete außer seiner persönlichen Karte noch 4 zum Verschenken an Freunde und Verwandte bekommen hat. So waren denn Hinz und Kunz beisammen, und Leute, die sich um die Ausstellung verdient gemacht haben, mußten draußen bleiben. Das ist auch so ein Vortheil der Republik. Die Franzosen machten sich früher über unsere Kleinstaaten lustig, wie könnten wir über ihre acht- oder neunhundert „Souveräne“ spotten! Aber wie gesagt, schön war die Feier doch. Nicht so prächtig, wie sie vielleicht ausgefallen wäre, wenn der Präsident Faure noch lebte, aber durchaus würdig. Der riesige Festsaal war mit fast übermenschlichen Anstrengungen noch zur rechten Zeit fertig gestellt worden. Er ist amphitheatralisch gebaut und von einer in zarten Farben bemalten Glaskuppel überdacht. Unterhalb befinden sich allegorische

Gruppen, Gemälde und Inschriften. Die Logen sind mit werthvollen Gobelins geschmückt. 15000 Personen wohnten der Feier bei, die meisten in festlicher Kleidung, obwohl der Frack nicht vorgeschrieben war, die Damen fast alle auf den Tribünen, die Herren in der mächtigen Arena. Aber das Bild war unten kaum weniger farbig als oben. Ueberall befanden sich zwischen den schwarzen Herrenkleidern bunte Trachten, die Uniformen der französischen und ausländischen Officiere, die reichgestickten Röcke der Gesandten und Commissare, die grünen Fräcke der Institutsmitglieder, die Talare und Barette der Universitätsprofessoren und Richter, die mächtigen blau-weiß-rothen Schärpen der Senatoren und Deputirten. Am schönsten nahm sich die große Freitreppe gegenüber der Loge des Präsidenten aus, auf der die schönsten Leute der Garde Républicaine in Paradeuniform Spalier bildeten. Auch die Akustik des Raumes erwies sich als recht gut, die kurzen Ansprachen des Präsidenten und des Ministers Millerand, die allerdings Beide ganz prachtvoll laut und deutlich sprachen, wurden fast überall deutlich verstanden und fast nach jedem Satze von Beifall unterbrochen. Den Inhalt dieser beiden Reden wird der Telegraph längst nach Deutschland übermittelt haben. Der Rundgang durch die Ausstellung ist besser abgelaufen als ich gedacht hatte, einfach deshalb, weil man dem Präsidenten so gut wie nichts gezeigt hat. Zwei Schritte von seinem Wege lagen Haufen von Schutt und Papier, aber auf dem Wege selbst war Alles so hübsch arrangirt, daß man den Betrug nicht merkte. Nur der Besuch des Wasserschlosses verunglückte etwas. Statt der Wogen, die später über seine Becken rauschen sollen, ergossen sich nur einige dünne Wasserstrahlen, es sah aus, als ob es weinte. Aber dieser Eindruck war bald vergessen. Denn die Sonne hatte die Wolken durchbrochen, und in ihrem Scheine sah Alles noch einmal so weiß und glänzend und fröhlich aus. Von den Tuilerien her rollten die Donner der Freudenschüsse, die Fahnen flatterten im Winde und die Volksmenge schwenkte die Hüte und rief „Vive Loubet!“

Ich komme eben aus dem Deutschen Hause, wo in dem größten Zimmer des oberen Stockwerks Einzugsfeier gehalten wurde. Mit den weißgedeckten Tischen und den Lederstühlen, den Blumensträußen und dem Credenztisch, auf dem Berncastler Doctor und deutscher Sect angeboten wurden, machte das sonst noch völlig kahle Zimmer fast einen wohnlichen Eindruck. Die Stimmung war jedenfalls die allerbeste, voller Freude darüber, daß nun der schlimmste Theil der Arbeit überstanden ist, und voll Siegeszuversicht. Jetzt ist es dunkel geworden, und man beginnt schon zu illuminiren. Bald wird an den Straßenkreuzungen der Ball losgehen, mit dem das Volk den festlichen Tag würdig beschließen will. Und nun hat sich auch der Vollmond eingestellt und freut sich über das bunte Treiben. Es ist der erste wirklich milde Abend in diesem Frühjahr.

Franz Freiherr von Gaudy.

Zum 19. April. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Dichter adeliger Herkunft hat die deutsche Literatur eine ganze Anzahl aufzuweisen, aber vielleicht keinen, der eine so eigenartige, ausgeprägte Physiognomie besäße wie Franz Bernhard Heinrich Wilhelm v. Gaudy, der ursprünglich einer schottischen Familie angehörte. Geboren vor gerade 100 Jahren in Frankfurt a. O., wurde er zunächst im Collège français in Berlin, später in Schulpforta vorgebildet, um sich der Officierslaufbahn zu widmen, in der wir ihn, den einstigen Spielkameraden Friedrich Wilhelm's IV., vom Jahre 1818 bis zum Jahre 1833 sehen. In diesem Jahre nahm er als preußischer Officier seinen Abschied, um frei und unbehindert seinen literarischen Neigungen nachgehen zu können. Nach verschiedenen Reisen durch Deutschland und Italien (1835 und 1838) übernahm Gaudy die Leitung des von Gustav Schwab und Adelbert v. Chamisso 1833 bis 1838 herausgegebenen Deutschen Musenalmanachs, um das Unternehmen als Neuen Musenalmanach in Verbindung mit letzterem weiterzuführen. Er starb, kaum vierzigjährig, am 6. Februar 1840 in Berlin nach einem äußerst fruchtbaren literarischen Leben: weist doch die von Arthur Müller im Jahre 1844 besorgte Gesammtausgabe der Werke Gaudy's nicht weniger als 24 Bände auf! Freilich befindet sich darunter Vieles, was, wir wollen nicht gerade sagen, besser ungedruckt geblieben wäre, aber gleichwohl nicht mit dem Maßstabe der Classicität gemessen werden darf, weil es viel zu subjectiv und einseitig ist und höchstens als Zeitgemälde noch einigen literarischen Werth besitzt. Gaudy schrieb u. A. „Venetianische Novellen“, „Novellen und Skizzen“ u. a., in denen er sich als anmuthigen Erzähler erweist, der es versteht, durch eine gefällige, etwas pikante, überaus lebendige Darstellungsweise vor Allem die Phantasie anzuregen. Seine Reisen spiegeln sich wider in dem Werke: „Mein Römerzug“, in welchem der französische Esprit vielfach auf Kosten der Natürlichkeit zur Herrschaft gelangt ist. Dies gilt auch von dem noch heute gern gelesenen und mehrfach aufgelegten Buche: „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen“, nur mit dem Unterschiede, daß hier der gute deutsche Humor, der mit der Thräne im Auge zu lächeln versteht, die Oberhand gewinnt. Mit diesen Hinweisen haben wir zugleich angedeutet, worin die charakteristische Eigenart unseres Dichters besteht: in jener pointirten, witzigen, nicht selten überaus humorvollen Darstellungsweise, als deren unübertroffener Meister Heine gilt, sofern wir dessen ätzenden, zersetzenden Spott als krankhafte Zugabe zu jener Göttergabe in Abrechnung bringen. Und als vielleicht begabtester und vornehmster Schüler des „ungezogenen Lieblings der Musen“ hat Gaudy zweifellos zu gelten. Indem er dessen ästhetische Verirrungen glücklich vermeidet und an die Stelle des beißenden Spottes eine mehr chevalereske, vornehme Satire setzt, die gewissermaßen den schneidigen militärischen Edelmann verräth, liebt auch er es, Thorheiten der Zeit und der Gesellschaft zu geißeln, stets aber liebenswürdig, voll Courtoisie und ohne Bitterkeit. Hier liegt Gaudy's Hauptstärke, und die einschlägigen Dichtungen beanspruchen vor den übrigen Werken des Dichters zweifellos den Vorrang. Dahin rechnen wir u. A.: „Erato“, eine lyrische Sammlung ganz in Heine'scher Manier, auf die Gottschall's Bemerkung paßt: „Ein auf Heine'schen Stoppelfeldern gepflückter Blüthenstrauß von Herbstzeitlosen, mit vieler giftiger Persiflage der Gesellschaft und des Modewesens.“ Es sind meistens kleine lyrische Bienen, Bilderchen aus dem unmittelbaren Lebenskreise des Autors, unter denen sich die „Liebesfatalitäten“ durch schalkhafte Erfindung und Ausführung auszeichnen; es sind kleine, niedliche Reliefs. Allerliebste poetische Curiositäten sind die „Niederländischen Bilder“ und die „Bilder in altfranzösischer Manier“. Ist es nicht, als befänden wir uns in einem nach französischem Geschmacke regelrecht zugestutzten Garten, in dem Herren mit gewaltigen gepuderten Allongeperrücken auf- und abspazieren, am Arme die gezierte Frau in ihrem steifen Reifrocke, hinter dem Fächer schmachtend erröthend, wenn wir folgende Verse lesen:

„Es stehn verschnitt'ne Hecken
Im regelrechten Kreis,
Die Zweige dehnen und strecken
Sich nach des Gärtners Geheiß.

Und farbige Glaskorallen
Und buntgefärbter Sand
Mit Schnuren von hellen Krystallen
Umziehen der Beete Rand.

Auf bauchigen Muschelschalen
Ruhn Oceaniden von Stein,
Und silberne Wasserstrahlen
Sieht man Tritone spein.

Mit großen Allongeperrücken
Spazieren die Cavalier',
Mit spitzigen Fingern pflücken
Sie seltener Blumen Zier

Und reichen sie sittig den Frauen,
Die steif im Reifrock stehn
Und spröde zur Erde schauen
Und mit dem Fächer wehn.

Die Herren reden so zierlich
Und beugen den Leib so devot,
Die Damen erwidern manierlich
Und thun, als würden sie roth.“

Das ist echte Heine'sche Malerei, eine prächtige Satire auf die Gesellschaft der Zopf- und Rococozeit. In diesen Miniaturgemälden ist Gaudy zweifellos Meister, die ganze Epoche der süßlich-sentimentalen „Schäferspiele“ läßt er vor unserem geistigen Auge auferstehen, nicht ohne mit einigen pointirten Wendungen sich über dieselbe lustig zu machen. Derartige Bilder erhalten so

neben ihrem culturhistorischen auch einen gewissen moralischen Werth. Wir erinnern u. A. an „Bild in altfranzösischer Manier":

„Der Schäfer sitzt zu Füßen
Der blonden Schäferin;
Er spielt den zärtlich Süßen,
Sie blickt nicht auf ihn hin.

Sie rümpft das stumpfe Näschen
Und thut sehr preciös;
Ein kaum erblühtes Röschen
Entblättert sie graziös.

Der blonden Locken Zöpfchen,
Der schiefgesetzte Hut,
Der kaum bedeckt das Köpfchen,
Es steht ihr Alles gut" u. s. w.

Auch Heine's „Nordseebilder" suchte Gaudy in ähnlicher Weise nachzuahmen, freilich nur, um in der äußeren reimfreien Form und in pathetischem Hymnenschwunge nicht viel mehr als Parodien zu schaffen, denen Heine's erhabene Gedankenwelt vollständig abgeht. In gleichem Tone sind die „Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen", ferner „Schildsagen" und „Desengaño" gehalten, frisch und burschikos, mit einem Anhauche jenes leichten französischen Esprits, der den Mann von Welt, welcher seine Zeit versteht, charakterisirt. Als reifste Gabe des Dichters möchten wir die „Kaiserlieder" (1835) bezeichnen, die auch insofern auf des Dichters Vorbild Heine zurückweisen, als sie der Verherrlichung des großen Corsen gewidmet sind. Denn dieser und kein Anderer ist es, dem die „Kaiserlieder" erklingen. In ihnen pulsirt frisches, fröhliches Leben, und wir werden unwillkürlich beim Lesen einiger derselben an Béranger's „Chansons" erinnert: dieselbe großartige, man möchte sagen, gigantische Lebensanschauung, ganz dem Gesichtskreise des Welteroberers angemessen, einherschreitend in ernsten, feierlichen Rhythmen, in denen man den schweren Schritt sieggewohnter Bataillone zu vernehmen glaubt. Als Beispiel für das Gesagte möge der Schluß von „Moskaus Brand" (14.—16. September 1812) folgen:

„Von der Flammen Netz umwoben, glüht des Schlosses Mauer schon —
In den Feuerkessel starret unbewegt Napoleon;
Aschenwolken fluthen nieder; Scheiben klirren gluthzersprengt —
Aber nur des Traums Vernichtung ist es, der er trauernd denkt.

Doch des Heeres Feldherrn stürzen vor dem Kaiser auf die Knie.
Bittend; stürmischer als alle fleht Eugen*): Mein Vater, flieh'!
Flieh', der Adler Frankreichs horstet auf dem kreisenden Vulkan!
Tod auf gluthgewob'nem Fittich wagt's, dem heil'gen Haupt zu nah'n.

Ernst und langsam spricht der Kaiser: Nein, noch ist es nicht vollbracht!
Ueber meinen Scheitel, hört es, hat die Flamme keine Macht.
Nicht so herrlich soll ich enden. Weder in des Meeres Schooß
Noch auf Moskaus Scheiterhaufen wird mir das ersehnte Loos.

Langsam wie durch Siegespforten, von der Heldenschaar umdrängt,
Zieht er jetzt durch Feuerbogen, von der Lohe nicht versengt.
Unverletzt tritt er in's Freie, wendet sich noch einmal um
Nach der Asche seiner Lorbeern und erreicht Petrowskoi stumm."

Solche Gemälde haben dauernden Werth, denn sie verrathen den echten Dichtergenius, den die weitaus größere Mehrzahl der Gaudy'schen Dichtungen vermissen läßt. Im Allgemeinen dürfte daher Gottschall's Urtheil über unseren Dichter das Richtige treffen, wenn er bemerkt: „Gaudy's Dichtungen sind Heine'sche Lyrik mit einem Schnurrbarte, cavaliermäßiger zugestutzt, noch modeduftiger, fashionable Wachtstubenpoesie, reicher an Salonglossen, an lyrischen Modekupfern; doch wo sie mit dem Degen salutirt, wie vor dem großen Kaiser, da salutirt sie mit Anstand, und ein Hauch kriegerischer Bravour umfliegt ihr Antlitz." So bildet mit dem mittelalterlich-minniglichen Fouqué und dem gedankenvollen, charakterfesten Sallet der französirende, leichtfertig-frivole Gaudy ein interessantes Dichterkleeblatt preußischer Officiere in unserer Literatur. Gaudy's Physiognomie ist zweifellos die charakteristischste und ausgeprägteste: als genialster Heineaner übertrifft er an schalkhafter Laune und formeller Gewandtheit alle Miniaturpoeten und Toilettendichter seiner Zeit, deren leere Eleganz und süßliche Nüchternheit er durch kühne Situationsmalerei von unnachahmlichem Reiz ersetzt. Gaudy's Muse gleicht einer leichtgeschürzten Hebe, die am liebsten unter graziöser Verbeugung und schalkhaft lächelnd prickelnden französischen Champagner darbietet. —g.

*) Eugen Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, Vicekönig von Italien, Sohn des Kaisers.

Bücherbesprechungen.

— A. Arndt, Unser Leben. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 150 S. Preis 2,50 ℳ — Der Titel des Buches und seine beiden Theile: Das Ziel — Der Weg, lassen den Inhalt nicht ahnen. Um so besser belehrt uns das kurze Vorwort darüber, wes Geistes Kind der Verfasser ist: „Meine Person hat keinen Antheil an meinen Werken. Denk nicht an mich, wenn Du sie liest, denk, es ist die große himmlische Kraft der Natur, die überall ist, die immer ist und nicht mir ist." — Bezeichnend ist auch das Motto: „mein Geburtsort ist der Aufgang und der Untergang der Sonne." In diesem Tone geht's durch alle 150 Seiten hindurch. Das Buch besteht aus lose aneinandergereihten Phantasien eines sich selbst vergötternden Ich, bei denen es einem oft wüst und wirr im Kopf werden möchte. Unwillkürlich fühlt man sich an moderne symbolistisch-mystische Gemälde erinnert, von denen man sich kopfschüttelnd abwendet. — Man kann freilich dem Verfasser die Anerkennung nicht vorenthalten, daß er die Sprache souverän beherrscht. An einzelnen Stellen erhebt sie sich zu wahrhaft dichterischer Schönheit und Kraft. Auf die weitaus meisten Abschnitte aber läßt sich meines Erachtens das Wort anwenden, mit dem der Verfasser sein Buch beginnt: „Wandelnde Labyrinthe, weiter nichts." Und mir fehlt der Ariadnefaden, um mich in ihnen zurechtzufinden. Anderen wird's ebenso gehen. — Eine Parallele drängt sich mir auf: die Schrift eines „Modernen" von 1800, Schleiermacher's Monologe und diese Selbstgespräche eines modernen Uebermenschen von 1900. Zu wessen Gunsten der Vergleich ausfallen wird, brauche ich nicht zu sagen. — Ich kann mir nicht helfen, ich muß ein großes Fragezeichen unter das vorliegende Buch setzen. J. N.

— Classicität und Germanismus. Von W. v. Heidenlam. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen. Wien, A. Hartleben. 1900. — Der Verfasser ist ein jüngerer schwedischer Gelehrter und diese Schrift ist nicht seine erste. In früher Jugend mit den Originalen griechischer Kunstwerke bekannt geworden und so schwärmerisch für sie begeistert, wie es nur lyrisch veranlagten Naturen eigen ist, hat er doch den Sinn für die germanische Eigenart seiner Heimath keineswegs verloren. Im neuen Jahrhundert will er das Classische mit dem Modernen versöhnt wissen. Er meint, man werde diese Epoche die musikalische oder die Blüthe des Germanismus oder „Okeanos", das formlose Weltenmeer nennen können, bis schließlich aus den Gegensätzen eine Alles umfassende Einheit, eine neue Art reicherer Classicität entspringt. —tg—

— Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800 von Heinrich v. Sybel. Wohlfeile Ausgabe. Zehnter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H., 1900. VI, 350 S.; 8°. — Mit dem vorliegenden 10. Band ist die „wohlfeile" Ausgabe der Sybel'schen Revolutionsgeschichte (in 60 Lieferungen zu je 40 ₰; zusammen 24 ℳ) zum Abschlusse gediehen; vgl. die Anzeige des 8. und 9. Bandes in der Wiss. Beilage Nr. 137 vom 23. Nov. 1899, S. 571. In erster Auflage zu Marburg 1853—1858 in 3 Bänden, die bis zum Jahre 1795 reichten, veröffentlicht, hatte sie in den Jahren 1872 und 1874 die bis 1800 reichende Fortsetzung in 2 Bänden gefunden. Nun haben wir für die erste (größere) Hälfte gewissermaßen die 5., für die zweite (kleinere) die 3. Auflage abgeschlossen vor uns. Die Zeiten des Streits mit Hüffer, Hermann und Vivenot sind vorüber; die Heftigkeit hat sich gelegt und die Verbitterung ist gewichen — geblieben aber ist der wohlthuende Eindruck, den die in ihrer Art vollendete Darstellung eines der größten der politischen Historiker aus der älteren deutschen Schule auf jeden vorurtheilslos an ihr Studium Herangehenden ausüben muß. Der 10. Band umfaßt die westeuropäische Geschichte von der Rückkehr Bonaparte's bis zur Beendigung der Revolutionszeit durch den Frieden vom 1. October 1801; in sich birgt er also die Schilderung so einschneidender Ereignisse, wie des 18. Brumaire und Marengos. Beigegeben sind sieben archivalische Stücke, die sich auf den Inhalt des 17. und 18. Buchs, d. h. auf die 1. Hälfte des Jahres 1798 beziehen, und für alle 10 Bände ein Register von großer Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit. Ht.

— Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs. 6. Band. Leipzig, Selbstverlag des Vereins, 1900.

III, 264 S., 8°. Preis 3 ℳ. — Innerhalb des letzten Jahrzehnts hat sich im Vereine für die Geschichte Leipzigs ein lebhafterer Zug bemerkbar gemacht; während die ersten 3 Bände der Vereinsschriften rund 20 Jahre der Vereinsthätigkeit bedeuten, füllen die letzten 3 nur die Hälfte davon aus. Zu dem vorliegenden Bande haben 8 Mitglieder Beiträge zugesteuert. Ernst Kroker handelt über Nativitäten und Constellationen aus der Reformationszeit; Otto Clemen theilt ein Actenstück, D. Andreas Freyhub betreffend, aus der Zwickauer Rathsschulbibliothek mit; ein zweiter Zwickauer, Richard Beck, berichtet aus derselben reichen Quelle über Einzelheiten aus dem Leben des Leipziger Rathsherrn Friedrich Benedikt Carpzov; Oskar Reime in Delitzsch handelt über den Adelstanz in Delitzsch; aus culturgeschichtlichen Gründen beschäftigt sich Eduard Mangner mit einem Leipziger Kochbuch aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Dann folgt die bedeutendste Arbeit des Bandes: die von Eduard Bachmann über die Erstürmung des äußeren Grimmaischen Thores durch Major Friccius oder durch Major v. Mirbach; Schlußergebniß der sorgfältigen Untersuchung: die Ehre gebührt dem Major Otto Frhrn. v. Mirbach mit den Füsilieren des 2. Reserve-Infanterie-Regiments (jetzigen Infanterie-Regiments Nr. 14 in Graudenz). Aber das Denkmal steht nun einmal da; und so wird der Name des Majors und Commandeurs des Königsberger Landwehr-Bataillons Carl Friccius unverdientermaßen weiterleben, wie die braven 400 Pforzheimer, die 1622 bei Wimpfen angeblich den Heldentod gestorben sein sollen. Schließlich tragen Oswald Rabestock eine Abhandlung über den Lexikographen Gustav Eduard Mühlmann, Richard Pahner eine über die Liebesthätigkeit Leipzigs an den Waisen- und Findelkindern im Zeitalter der Reformation bei. Ht.

— W. Liebenow's Specialkarte von Mitteleuropa. 1:300000 in 164 Blättern. Topographisch-politische Ausgabe. Liebenow-Ravenstein's Special-Radfahrkarte von Mitteleuropa. 1:300000 in 164 Blättern. Stichgröße jedes Blattes 28×37 cm. Ermäßigter Abonnementspreis für jede der beiden Ausgaben unaufgezogen je 100 ℳ, aufgezogen in Octav je 180 ℳ. Erscheinungsweise: 20 Lieferungen von je 8—9 Blätter unaufgezogen à 5 ℳ, aufgezogen in Octav à 9 ℳ. Späterer Ladenpreis unaufgezogen 164 ℳ, aufgezogen in Octav 246 ℳ. Einzelblätter beider Ausgaben werden abgegeben, Preis pro Blatt unaufgezogen 1 ℳ, aufgezogen 1,50 ℳ. Verlag von Louis Ravenstein, Frankfurt a. M. 2. Lieferung. — In Nr. 125 (1899) der Wissenschaftlichen Beilage unserer Zeitung hatten wir bereits Gelegenheit genommen, auf dies kartographische Nationalwerk aufmerksam zu machen. Das früher von der ersten Lieferung Gesagte gilt auch von der heute vorliegenden. Sie enthält Küstengebiete, Flachland, Hügel- und Gebirgsgegenden. Trotz der weitgehenden Generalisation der Terrainbehandlung kommt der Aufbau und die Gliederung der Gebirgszüge noch ganz gut zum Ausdruck, so des Thüringer- und des Frankenwaldes, sowie des Erzgebirges. Die zahlreichen Schriftzeichen sind gut angebracht und die Karten verlieren durch Namen und Zahlen nicht an Klarheit. Hinsichtlich des Straßen- und Bahnnetzes ist der allerneueste Stand berücksichtigt worden. Während für die topographische Ausgabe das von den Generalstäben gelieferte Material gründlich verarbeitet wurde und soweit wie angängig die Eisenbahn-Directionen ganz neue Linien mitgetheilt haben, sind die Radfahrkarten in Bezug auf Wegnetz- und Entfernungsangaben mit den officiellen Tourenbüchern des Deutschen Radfahrer-Bundes in Uebereinstimmung gebracht, sodaß diese Bücher und die Karten sich ergänzen. Von kleinen Versehen seien erwähnt die Schreibung Freiwaldau, Horka, nicht Freywaldau, Hordа. Die höchste Erhebung zwischen Löbau und Görlitz heißt Rothstein 453 m, nicht Hengstberg 453 m; der Hengstberg ist nur eine Kuppe des Rothsteins. Bei Oberwiesenthal müßte unbedingt die Höhenangabe 914 m stehen. Seit einem Jahre bereits unterscheidet man amtlich wie privatim nicht mehr Alt- und Neugersdorf; es heißt blos „Neugersdorf". Vielleicht könnte auch in der Abrundung von Höhenzahlen etwas einheitlicher verfahren werden. Platten auf dem Südabhang des Erzgebirges ist mit der Höhenangabe 890 m versehen; genau liegt's 887 m hoch. Bei Kohlfurt ist 189 m angegeben; warum nicht 190 m? wie auch die Neuangabe der Karte des Deutschen Reiches durch das königl. preuß. Topographische Bureau angiebt. Trotz dieser kleinen Fehler wird der Werth des ganzen Kartenwerkes nicht beeinträchtigt, das sich mit Recht immer größerer Beliebtheit des deutschen Publicums erfreuen wird; besonders zu der herannahenden Reise- und Sportsaison können die Einzelblätter warm empfohlen werden, denn der billige Preis von 1 ℳ unaufgezogen und 1,50 ℳ aufgezogen macht jedem Kartenliebhaber die Anschaffung möglich. Auch der Bezug des Gesammt-Werkes zu reducirtem Preise von 8 Blatt à nur 5 ℳ in Lieferungs-Ausgabe dürfte für alle Interessenten eine gute Gelegenheit sein, das Werk nach und nach zu erwerben, dessen Herausgabe zeitgemäß und gut ist. Die zweite Lieferung enthält folgende Blätter: 24 Colberg; 30 Terschelling; 61 Frankfurt a. d. Oder; 75 Cottbus; 87 Erfurt; 89 Dresden; 101 Bamberg; 102 Eger. Eo.

— Englisch-deutsches Patenttechnisches Wörterbuch. Von Dr. Hugo Düring. Carl Heymann's Verlag in Berlin. Preis 4 ℳ. — Das Wörterbuch stellt eine Sammlung vor von englischen Ausdrücken und Wendungen nebst deren Verdeutschung zum Gebrauche beim Uebersetzen von Patent-, Marken- und Musterschutzgesetzen, Verordnungen, Entscheidungen u. s. w. aus dem Englischen, beim Entwerfen englischer Geschäftsbriefe und bei der Vorbereitung auf mündliche Verhandlungen in englischer Sprache. Es zerfällt in einen englisch-deutschen und einen deutsch-englischen Theil, darf jedoch, wie wir ausdrücklich hervorheben wollen, nicht mit einem eigentlichen technischen Wörterbuche verwechselt werden, das man etwa zur Uebersetzung von rein technischen Abhandlungen, Verfahren und Maschinenbeschreibungen verwenden könnte. Sein Inhalt beschränkt sich auf die termini technici des formalen Patentwesens, auf die juristische und kaufmännische Seite des Verkehrs mit den Patentämtern, der natürlich auch allgemein technische Ausdrücke nicht fremd sind, dann auf weniger bekannte Wörter und Phrasen, die beim Einreichen von Gesuchen, Beschwerden u. s. w. zu gebrauchen sind. Darnach bemißt sich der Kreis der Interessenten, die dieses Wörterbuch mit Nutzen zu Rathe ziehen werden. Kl.

— Hundertfünfzig Jahre einer deutschen Drogenhandlung 1750—1900. Ein Beitrag zur Geschichte der Firma Brückner, Lampe & Co. in Leipzig, Berlin und Hamburg. — Die von Alb. Dufour Feronce, einem der jetzigen Theilhaber der Firma, verfaßte Jubiläumsschrift ist ein werthvoller Beitrag zur Leipziger und zur deutschen Handelsgeschichte. Sechs Jahre waren seit Gründung des Brückner'schen Drogereygeschäfts in der Katharinenstraße vergangen, als (1756) der 7jährige Krieg begann, unendliche Drangsal über Leipzig brachte und bald darauf (1786) zum Verlust des Stapelrechts der alten Meß- und Handelsstadt führte. Nach hierauf folgender 20jähriger Schonzeit wurde das Land in aller Freundschaft von Napoleon und seinen habgierigen Generalen heimgesucht und namentlich der Handel Leipzigs durch die Continentalsperre schwer getroffen. Schmuggeln ist ja gesetzlich verboten, aber ausnahmsweise erfreut es das Herz jedes Fühlenden, wenn er an der Hand der Jubelschrift die weiten Wege verfolgt, die um die wahnwitzige Continentalsperre herumführten, und hochinteressant ist die Correspondenz des Hauses mit seinen Agenten in Helgoland, Oldenburg und St. Petersburg aus den Jahren 1809 und 1810. Sie ruft unwillkürlich die Goethe'schen Worte ins Gedächtniß: Ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte, als der eines echten Geschäftsmannes. Nach der Schlacht bei Lützen im Mai 1813 übernahm J. C. Lampe, in Firma Brückner, Lampe & Co., die Oberleitung und Finanzirung des Vereins für Verpflegung der Verwundeten, Besorgung der Lazarethbedürfnisse, dessen Thätigkeit mit der Schlacht bei Leipzig, wie man sich denken kann, in jeder Richtung unendliche Dimensionen annahm. Die darauffolgenden Friedensjahre brachten das Geschäft in das alte Gleise zurück und erlaubten der Firma, sich mit der Destillation ätherischer Oele und der Herstellung pharmaceutischer Präparate eingehender als bisher zu befassen. Im Jahre 1836 betheiligte sie sich in der Person ihres Theilhabers Dr. C. Lampe an der Gründung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, die einen großen Aufschwung alles Geschäfts und eine Erweiterung der Firma nach der anderen zur Folge hatte. Ihre Entwickelung in den 70er und folgenden Jahren, die Gründung von Filialen, die Verbindung mit Schwesterfirmen mögen die Interessenten selbst in der schön ausgestatteten Broschüre verfolgen, die zwar nicht im Buchhandel erschienen, aber gewiß leicht von der Jubilarin zu erhalten ist. Unsere Andeutungen genügen, um den Leser darauf vorzubereiten, daß er sich auf eine interessante, flott geschriebene Lectüre gefaßt halten darf. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 47. Donnerstag, den 19. April, Abends. **1900.**

Johann Heinrich Wichern.

Zum 21. April.

Auf dem Gebiete der Inneren Mission ist Niemand von größerer Bedeutung gewesen als Johann Heinrich Wichern, geboren am 21. April 1808 zu Hamburg. Seine Person und sein Wirken wollen wir uns heute einmal wieder vor Augen stellen. Der Vater Wichern's war Notar und vereidigter Uebersetzer zu Hamburg. Er verstand sieben Sprachen und war ein Mann von reger Thätigkeit, erkrankte aber schwer. Als er 1823 verstarb, brach über seine hinterlassene Wittwe und ihre sieben Kinder eine schwere Zeit der Noth und Bedrängniß herein. Der älteste Sohn, Heinrich oder Hinrich, war seit seinem zehnten Jahre ein fleißiger Schüler des Johanneums, eines berühmten Gymnasiums seiner Vaterstadt. Im Alter von 15 Jahren schon suchte er die Bürde seiner arbeitsamen Mutter zu erleichtern dadurch, daß er Privatstunden gab in Clavierspiel, Latein, Griechisch und Mathematik. Dabei war er bemüht, eifrig sich selbst fortzubilden, um dereinst die Universität zu beziehen. Auf Grund seiner vortrefflichen Zeugnisse erhielt der strebsame Jüngling auch durch edle Freunde und Gönner ausreichende Stipendien, sodaß er 1828 die Universität Göttingen, 1830 die Universität Berlin beziehen konnte. Nachdem Wichern die theologische Prüfung rühmlich bestanden hatte, wandte sich sein menschenfreundliches Herz einer praktischen Wirksamkeit zu. Er suchte in den engen Straßen und Höfen seiner Vaterstadt die Wohnungen der Armuth und des Elends auf und übernahm die Leitung einer vom Pastor Rautenberg gegründeten Sonntagsschule für arme Kinder in der Vorstadt St. Georg. Bald sah er sich umgeben von 400—500 Zöglingen, die unter seiner Oberleitung von etwa 40 freiwilligen Lehrern und Lehrerinnen im Lesen, Schreiben und in Gottes Wort unterrichtet wurden, da sie sonst leider aller Schulbildung entbehrten. An den menschenfreundlichen jungen Mann ergingen mehrfach Einladungen zur Uebernahme eines geistlichen Amtes außerhalb Hamburgs, die er jedoch ablehnte. Inzwischen reifte in ihm der Gedanke, eine Erziehungsanstalt für sittlich gefährdete Kinder zu begründen. Ein wohlwollender Freund, der Senator Sieveking zu Hamburg, erleichterte ihm die Ausführung dieses Planes, indem er ihm in Horn, einem östlichen Vororte Hamburgs, ein Gärtnerhaus mit dem dazu gehörigen Grundstücke für diesen Zweck überließ. Nach seinem Erbauer und früheren Bewohner hieß jene unansehnliche Wohnstätte „Ruge's Haus", woraus dann später im Hochdeutschen der Name „Rauhes Haus" gebildet worden ist. Am Reformationsfeste, dem 31. October des Jahres 1833, eröffnete Wichern diese Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, von der reicher Segen ausgegangen ist. Bis zu Ende des genannten Jahres hatte er zwölf zum Theil arg verwahrloste Knaben gesammelt. Gemeinschaftlich mit seiner Mutter und Schwester suchte Wichern diese Taugenichtse zu rechtlichen brauchbaren Menschen zu erziehen. Bald mehrte sich die Zahl seiner Pfleglinge, so daß er auf Erweiterung der Anstalt bedacht sein mußte. Aus den Lehrern der Sonntagsschule erwählte er sich zu diesem Zwecke geeignete Gehilfen. Eine Lehrerin, Amanda Böhme, wurde bald seine eifrigste Helferin und später seine treue Lebensgefährtin. Er konnte nun 1835 auch daran denken, ein Rettungshaus für sittlich gefährdete Mädchen zu errichten.

Da die von Wichern zu Horn begründete Erziehungsanstalt mustergebend für viele andere ähnliche Rettungshäuser geworden ist, so sei dieselbe hier etwas näher beschrieben. Umgeben war die ganze Anlage, die sich im Laufe der Zeit immer mehr erweiterte, mit einer grünen Hecke. In der Mitte des Grundstücks erhob sich das 1835 erbaute „Mutterhaus", in dem der Leiter der Anstalt wohnte. Daran schloß sich eine kleine Kapelle mit Thurm, Uhr und Glocke. Hier sammelten sich die Anstaltsgenossen zur Morgen- und Abendandacht, die Wichern als Hausvater und Seelsorger in herzlicher Weise leitete. Die Glocke regelte alle Thätigkeit der Anstaltsbewohner, sie rief nicht nur zur Andacht, sondern auch zur Arbeit. Um das Mutterhaus herum entstanden nach und nach eine Anzahl kleiner Gebäude, in denen je etwa zwölf solcher verwahrloster Kinder unter Leitung und Obhut eines Aufsehers untergebracht wurden. Sie bildeten zusammen eine sogenannte „Familie", die Aufseher aber wurden mit dem Namen „Brüder" bezeichnet. Diese Brüder waren zum Theil junge Lehrer oder Candidaten der Theologie, meist aber christlich gesinnte Handwerker, die außer den Unterrichtsstunden die Kinder zu nützlicher Thätigkeit anleiteten. Da galt es, Garten und Feld mit Hacke und Spaten zu bearbeiten, auch wurden die Knaben in Anfertigung und Ausbessern ihrer Kleider unterwiesen. Die Mädchen halfen mit in der Küche, bei Behandlung der Wäsche und wurden zum Stricken, Nähen und Ausbessern angeleitet. Jedem Kinde war in dem ausgedehnten Garten ein kleines Beet überlassen, das es nach seinem Geschmack mit Blumen verschiedener Art bepflanzen konnte. So lernten diese vernachlässigten Kinder an Fleiß und Ordnung sich gewöhnen und wurden zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen. Und damit wurde ihnen eine viel größere Wohlthat erzeigt, als wenn man heutzutage in vermeinter Menschenfreundlichkeit die Kinder von der Arbeit möglichst fernhalten will. Denn es steht wohl zu befürchten, daß dadurch mit der Zeit eine träge, arbeitsscheue Bevölkerung herangezogen werde, nicht aber ein frisch, fromm, fröhliches und freies Volk. Charakteristisch waren die Namen der einzelnen Familienhäuser in Wichern's Anstalt gewählt. Zu dem ursprünglichen „Alten Haus" kamen nach und nach hinzu: „der Bienenkorb", von den Brüdern und Zöglingen selbst erbaut, „die Fischerhütte" am Weiher, der „goldene Boden", in dem die Knaben zu allerlei Handfertigkeiten angeleitet wurden ꝛc. Jetzt zählt das „Rauhe Haus" wohl über 30 solcher Familienhäuser. Das „Bruderhaus" ist eine Vereinigungsstätte der verschiedenen Familienaufseher, wo sie Abends nach vollendetem Tagewerke im Gesange und in Musik sich übten oder pädagogische Anweisungen empfingen, während die Kinder noch unter Aufsicht turnten und spielten. Im Jahre 1842 wurde ein wichtiger Fortschritt gemacht. Im „Schweizerhause" wurde eine kleine Buchdruckerei eröffnet. Wichern gab nun die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause" nebst „Beiblättern" heraus, durch welche er für seine Ideen auch in weiteren Kreisen Freunde werben wollte. Durch eine im Jahr 1844 hinzukommende Buchhandlung, die „Agentur des Rauhen Hauses", wurden noch weitere Mittel zur Vergrößerung der Anstalt gewonnen, damit dieselbe nicht nur auf fremde Mildthätigkeit angewiesen war. Die Aufsätze der „Fliegenden Blätter", sowie die erbaulichen Erzählungen der „Beiblätter" sollten zeigen, was dem Volke zur sittlich-religiösen Erneuerung noth thue. Gleichgesinnte Seelen wurden zur Mitarbeit aufgefordert. Zu den Freunden des Rauhen Hauses gehörte Amalie Sieveking, eine Verwandte des bereits erwähnten Senators Sieveking, die als Schriftstellerin und Vorsteherin einer weiblichen Erziehungsanstalt, sowie eines wohlthätigen Frauenvereins zu Hamburg, gleichfalls in recht segensreicher Weise waltete. Ferner der Maler, Zeichner und Holzschneider Otto Speckter, ein Jugendfreund Wichern's, dessen religiöse Bilder besonders durch die Agentur des Rauhen Hauses weite Verbreitung fanden.

Allgemeines Aufsehen erregte nach den politischen Stürmen von 1848 eine von Wichern im Jahre 1849 herausgegebene Denkschrift, die den Titel führte: „Die Innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche". Bereits am Reformationsfeste 1848 hatte Wichern auf dem ersten deutsch-evangelischen Kirchentage zu Wittenberg in einem begeisternden Vortrage dargelegt, daß es eine heilige Pflicht der deutsch-evangelischen Kirche sei, zur Rettung der Gefährdeten und Verirrten sich aufzuraffen und einen Centralverband für die verschiedenen Arbeiten der „Inneren Mission" zu begründen. Die Revolutionsjahre 1848—1849 hatten viele Schäden des Volkslebens bloßgelegt. Wichern zeigte in seiner Denkschrift, daß er ein offenes Auge hatte für die Schäden des Volks und der Zeit, daß er aber auch Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatte und eine geschickte Hand zur Heilung dieser Schäden. Die heilsamen Rathschläge, welche Wichern in seinem Werke gegeben, um bessere Zustände auf sittlich-religiösem und staatlichem Gebiete herbeizuführen, lenkten die Blicke des preußischen Ministeriums, ja selbst des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf seine Person. In Schlesien waren infolge der vorausgegangenen Theuerungs- und Typhusjahre Tausende von Waisenkindern unterzubringen, wozu Wichern mit Rath und That Beistand leistete. Darauf wurde Wichern nach Berlin berufen und später beauftragt, auf Reisen durch die preußischen Provinzen in Wort und That mitzuwirken, daß den mannigfachen sittlichen Nothständen abgeholfen werde. Mancherlei Anstalten für Erziehung, Kinderbewahr- und Rettungsanstalten wurden errichtet, ferner Anstalten zur Ausbildung von Diakonen und Diakonissinnen für Kranken- und Armenpflege. Auch Kindergottesdienste, Jünglings- und Jungfrauenvereine wurden angeregt. Segensreich wirkte weiter die Einrichtung von Herbergen zur Heimath, in denen die Wanderer ohne Verführung zu Trunk, Spiel und andern Lastern ihr Haupt zur Ruhe niederlegen können und wo ihnen ein Wort der Mahnung und des Trostes als Zehrung auf den Lebensweg mitgegeben wird. Von hoher Bedeutung sind auch die Verbesserungen im Gefängnißwesen u. s. w.

Der von Wichern vor einem halben Jahrhundert ausgestreute Same hat reiche Frucht getragen. Alle die ins Leben gerufenen Veranstaltungen christlicher Barmherzigkeit werden unter dem Namen „Innere Mission" zusammengefaßt. Setzt sich die „Aeußere Mission" die Bekehrung der Heidenwelt zum Ziel, so will die „Innere Mission" alles heidnische, unsittliche Wesen im Schoße der Christenheit austrotten. König Friedrich Wilhelm IV. äußerte sich einst gleichsam prophetisch darüber: „Wenn wir einmal Alle nicht mehr sind, wird man erst sehen, was für ein Werk das ist. Gott würdigt uns Gärtner zu sein; die Schatten der Bäume werden einst über unsere Gräber fallen." Wichern setzte gewissermaßen durch das mit ihm ins Leben getretene Werk der „Inneren Mission" in noch tiefer eingreifender Weise die Thätigkeit fort, zu der August Hermann Francke, Heinrich Pestalozzi und Andere den Grund gelegt. Obwohl auch Wichern Anfangs auf Widersacher stieß, wurde doch seine segensreiche Wirksamkeit bald mehr und mehr anerkannt. Von der Universität Halle erhielt er die Doctorwürde. Um seiner gemeinnützigen Thätigkeit willen wurde er zum Oberconsistorialrath und vortragenden Rath im Cultusministerium zu Berlin ernannt. Auch in anderen deutschen Staaten, ja selbst vom Auslande wurde Wichern als Rathgeber gesucht. Anstalten nach dem Vorbilde des Rauhen Hauses wurden allenthalben errichtet, mit deren Leitung gern zu Hamburg ausgebildete Brüder betraut wurden. Die Zahl derselben wuchs auf Hunderte an. Zu der ursprünglichen Besserungsanstalt für arme Kinder kam im Jahr 1852 noch ein Pensionat für Kinder bemittelterer Stände, die einer strengeren Aufsicht und Pflege bedurften. Zu ihrer Aufnahme wurde der „Weinberg" erbaut, dem noch andere Familienhäuser dieser Art folgten. In diesem Pensionat wurde das Ziel eines Gymnasiums erstrebt. Bei der öfteren Abwesenheit Wichern's von Hamburg war Inspector Rhiem sein Stellvertreter. Den Winter verlebte Wichern vorzugsweise in Berlin, den Sommer in Horn. Während der Kriege von 1864, 1866, 1870—71 wurde von Wichern noch die Felddiakonie zu Liebesdiensten aller Art eingerichtet. Zwei seiner Söhne waren im Kriege mit Frankreich thätig. Der eine wurde verwundet und starb zu des Vaters tiefem Schmerze auf französischem Boden. Dieser Verlust beugte Wichern tiefer als Viele ahnten. 1873 schied darum der so unermüdlich thätige Mann aus dem preußischen Staatsdienste aus und kehrte ganz nach Hamburg zurück. — Haben wir wenigstens in den Hauptzügen die vielseitige segensreiche Wirksamkeit Wichern's kennen gelernt, so dürfte es auch nicht ohne Interesse sein, über seine persönliche Erscheinung noch einige Worte hinzuzufügen. Wichern war von hoher stattlicher Gestalt, hatte dunkelblondes Haar, leuchtende blaue Augen, ein freundliches, leutseliges sanftes Wesen, das jedoch nicht der festen christlichen Entschiedenheit ermangelte. Er besaß eine hervorragende begeisternde Beredtsamkeit. So lernte ich schon in dem für die Sache der Inneren Mission bedeutungsvollen Jahre 1849 persönlich ihn kennen. Als ich im Jahre 1872, also fast ein Vierteljahrhundert später, zum letzten Male ihn wiedersah, war sein Haupt schneeweiß gebleicht, der milde, väterlich-freundliche Ausdruck seines Antlitzes aber noch mehr vorherrschend. Das Rauhe Haus wurde oft von hohen Herrschaften, wiederholt selbst von gekrönten Häuptern, z. B. dem Könige Friedrich Wilhelm IV., dem Großherzog von Mecklenburg und anderen fürstlichen Personen besucht, und es war Wichern eine hohe Freude, selbst als Führer zu dienen. Zu Pfingsten 1872 bei Gelegenheit der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Hamburg waren Deutschlands Lehrer und Erzieher zum Besuche des Rauhen Hauses freundlich eingeladen. Mehrere Hunderte nahmen Gelegenheit, die segenstiftende Anstalt persönlich kennen zu lernen, und nahmen von ihr und ihrem menschenfreundlichen Schöpfer den günstigsten Eindruck mit hinweg. Die letzten Jahre seines Lebens waren für Wichern und die Seinigen noch schwere Jahre. Mehrere Schlaganfälle trafen den lebenslang unermüdlich Thätigen und lähmten seine Glieder wie seine geistige Kraft. Wichern's Sohn Johannes wurde sein Nachfolger in der Leitung des Rauhen Hauses, wie in der Herausgabe der Fliegenden Blätter und anderer Schriften. Unzählig Viele aber wirken jetzt in Wichern's Sinn und Geist für das Werk der „Innern Mission" in Deutschland wie in anderen Ländern. Am 7. April 1881 rief der Herr den treuen Diener heim in einem Alter von fast 73 Jahren. Kaiser Wilhelm schrieb den Hinterlassenen nach Wichern's Tode: „Durch die Werke christlicher Liebe und Barmherzigkeit, für welche er als das unverrückbare Ziel seines unablässigen Strebens seine ganze Kraft einsetzte, hat sich der Dahingeschiedene ein unvergeßliches Denkmal selbst geschaffen." Auf dem Friedhofe zu Horn ruhen seine irdischen Ueberreste, in der Nähe der Gräber des Senators Sieveking und der Amalie Sieveking. Auf seinem Denkstein steht sein Wahlspruch: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." Ein überaus reicher Segensstrom ist von Heinrich Wichern ausgegangen. Man hat ihn mit Recht den Herold der Inneren Mission genannt. Wie August Hermann Francke einst zu Halle, so war auch er ein Mann voll festen Glaubens und starker Zuversicht auf die Hilfe des Herrn. Nach wohlvollbrachtem, reichgesegnetem Tagewerke ist er vor nunmehr fast zwei Jahrzehnten heimgegangen, die Nachwelt aber wird den Begründer der Inneren Mission noch preisen als einen Wohlthäter der Menschheit.

F. A. P.

Bücherbesprechungen.

— Joh. Friedr. Stark's tägliches Hausbuch. Buchhandlung der Berliner Stadtmission. Gebd. 1,80 M. 572 S. mit einem Anhang von 78 S. — Eine Beurtheilung bedarf dieses „tägliche Handbuch in guten und bösen Tagen", welches Aufmunterung, Gebete und Gesänge für Gesunde, Betrübte, Kranke und Sterbende, Sprüche, Seufzer und Gebete nebst Festandachten enthält, nicht mehr. — Seit ein und einem halben Jahrhundert ist dieses Buch des Erbauungsschriftstellers Johann Friedrich Stark neben seinen Predigten über die Evangelien unter den alten Tröstern immer wieder aufgelegt worden. Die Buchhandlung der Berliner Stadtmission that recht, wenn sie die neue Ausgabe in ihrem alten Druck und Gewande ließ, sie that aber nicht recht, dem alten Text und Druck biblische Bilder neuerer Meister „auf feinem Kunstdruckpapier" beizugeben, die neben dem alten Bilde des Verfassers und in ihrer ganzen Umgebung einen fremdartigen Eindruck machen.

D. K.

— Rom und die Lüge. Die Affaire Dreyfus und der Klericalismus. Von A. Michaud, Universitätsprofessor in Bern. Autorisirte Uebersetzung. Stämpfli & Cie., Bern. — Es ist wohl begreiflich, daß die Dreyfusgeschichte noch nicht völlig zur Ruhe kommen kann. Auch im Leben des einzelnen Menschen wird ja eine große Katastrophe nicht auf einmal spurlos vorüber-

gehen, sondern zittert im Gemüthe noch lange Zeit nach. Die schweizerischen Publicationen sind fast alle antikatholisch, anticonservativ, auch häufig etwas phrasenhaft nach französischen Mustern. Zwischen den politischen Auffassungen in den deutschschweizerischen Cantonen und in Deutschland gähnt eine tiefe Kluft. Man versteht sich hüben und drüben so wenig, wie etwa der deutsche und der norwegische Politiker. Für das demokratische Element im Volksleben beider Staaten (die Professoren mit einbegriffen) hat der Deutsche z. B. noch wenig Verständniß. Dies vorausgeschickt, können wir die Lectüre der vorliegenden Schrift empfehlen. Daß der Klericalismus allein die Dreyfus-Affaire verbrochen haben soll, ist uns daraus freilich noch nicht klar geworden. Auch die Royalisten und Alles, was sonst nach Herrschaft strebt, hat dazu zweifellos mitgewirkt. —tg—

— Orientreise Sr. Majestät des Kaisers von Rußland Nikolaus II. als Großfürst-Thronfolger 1890 bis 1891. Im Auftrag Sr. Majestät verfaßt von Fürst E. Uchtomskij, aus dem Russischen übersetzt von Dr. Hermann Brunnhofer. II. Band. Mit 4 Heliogravüren, 362 Abbildungen in Holzschnitt und einer Uebersichtskarte. Leipzig, F. A. Brodhaus. 1899. — Seit dem Erscheinen des ersten Bandes im Jahre 1893 ist der Großfürst-Thronfolger inzwischen Kaiser von Rußland geworden, worin mit der Hauptgrund für die etwas verzögerte Ausgabe des zweiten Bandes zu suchen ist; denn dem mit Regierungsgeschäften überladenen Kaiser Nikolaus wurde es nicht mehr so leicht, an der Niederschrift des Reiseberichtes Antheil zu nehmen, wie er es bei seinem Interesse an dem Werke für nöthig hielt. Der vorliegende Band schildert die Fortsetzung der Reise von Benares quer durch Indien nach Ceylon, Singapur, Java, Bangkok, Hongkong, China und Japan, wo der Großfürst-Thronfolger beinahe dem Fanatismus des japanischen Schutzmanns Tsudo Sanzo zum Opfer gefallen wäre. Infolge des Attentates wurde der Aufenthalt in Japan sofort abgebrochen und die Weiterreise nach Wladiwostok angetreten, wo der Großfürst den ersten Spatenstich zu einem Trockendock und zum Bau der großen sibirischen Eisenbahn that, die gegenwärtig ihrer Vollendung entgegengeht. Die Rückreise erfolgte zu Wagen quer durch Sibirien bis nach Orenburg, wo die Eisenbahn bestiegen wurde. Dem Charakter der Reise als einer Informationsreise für den zukünftigen Czaren entsprechend tritt in dem Prachtwerke die Naturschilderung zurück hinter den culturhistorischen und colonialpolitischen Betrachtungen, die dem Werke einen unvergänglichen Werth verleihen, nicht vielleicht, weil unser Wissenskreis durch sie in einem ungewöhnlichen Maße erweitert würde, sondern weil in ihnen die Anschauungen des nationalen Russenthums und seines Oberhauptes über die Vormachtstellung Rußlands in Asien und über die Colonialbestrebungen der übrigen europäischen Mächte in Asien niedergelegt sind. Ueber den Grundton dieser Anschauungen mögen den Leser folgende zwei Sätze belehren: „Europäische (d. h. nichtrussische) Colonien sind eben nur zufällige, krankhafte Auswüchse am Riesenleibe des ältesten und größten Continents“ (S. 18) und „Jede Scholle Asiens, die von Abendländern gewaltsam annectirt und ausgesaugt wird, ist gewissermaßen Rußland entrissen und entfremdet“ (S. 168). Von diesem Standpunkte aus werden nun die Einrichtungen der besuchten europäischen Colonien beurtheilt, wobei die Engländer entschieden am schlechtesten wegkommen; sie besitzen kein Verständniß für die Eigenart der indischen Bevölkerung und haben durch ihr Verwaltungssystem die Verarmung Indiens verschuldet, und „Singapur bildet einen der glänzendsten Beweise für das erstaunliche Geschick und Glück, womit Großbritannien versteht, sich fremden Eigenthums zu bemächtigen“. Günstiger lauten die Urtheile über die französischen und holländischen Colonien und ihre Verwaltungen; aber aus Allem klingt immer wieder hervor, daß Rußland die berufene Vormacht Asiens ist, die allein nur berechtigt und befähigt ist, „den Orient durch eine Neuerziehung umzubilden“, d. h. seine Macht in Asien auszubreiten und zu behaupten. Besonders wird dies China und Japan gegenüber betont, denen man gar nicht eindringlich genug predigen kann, daß nur im Anschluß an Rußland Rettung vor den „überseeischen Teufeln“ zu finden sei. Neben diesen politischen Darlegungen nehmen culturhistorische Schilderungen den größten Theil des Werkes in Anspruch; überall war man bemüht, dem Großfürsten einen möglichst tiefen und vortheilhaften Einblick in die Culturverhältnisse des Landes zu gewähren, und auf diesem Selbstgeschauten und Selbsterlebten beruhen jene anziehenden Schilderungen, die auch einen bleibenden Werth haben. Am interessantesten sind jedenfalls die Capitel, in denen uns die Reise durch das zukunftsreiche Sibirien mit geschichtlichen Rück- und Ausblicken geschildert wird. Dr. F.

— Taschen-Kalender für Officiere, Sanitätsofficiere und obere Militärbeamte des Beurlaubtenstandes des deutschen Heeres für das Jahr 1900. Leipzig, Moritz Ruhl 1900. 1 ℳ. — Eingeleitet durch einen Kalender mit kriegsgeschichtlichen Daten und einer Genealogie der deutschen und europäischen Regenten, folgen die vom Oberstleutnant z. D. Mehlig, Commandeur des Landwehr-Bezirks Glauchau i/S., zusammengestellten Bestimmungen für die obengenannten Dienstgrade des Beurlaubtenstandes. Dieselben erstrecken sich auf Rechtsgiltigkeit, allgemeine Dienstpflichten, besondere Dienstverhältnisse in der Reserve und Landwehr, auf Befreiungen, Beförderungen, Mobilmachung, Unabkömmlichkeit, Auslandsurlaub rc., Verabschiedung und Pensionirung, auf Beschwerdeführung, Landwehr-Dienstauszeichnung und Anlegen der Uniform. Am Schlusse sind eine größere Anzahl freier Blätter für Notizen angeheftet. Der Taschenkalender von handlichem Format enthält in gedrängter Kürze die für die Persönlichkeiten im Officiersrange u. s. w. des Beurlaubtenstandes maßgebenden dienstlichen Vorschriften und empfiehlt sich durch seinen mäßigen Preis. H. L.

— Die Russische Schießvorschrift vom Jahre 1899. Bearbeitet von Küster, Hauptmann à l. s. des Anh. Inf.-Regts. Nr. 93, Lehrer an der Kriegsschule Glogau. — Die ziemlich umfangreiche und in ihren Ausführungsbestimmungen die Selbständigkeit der verantwortlichen Leiter genau begrenzende russische Schießvorschrift zeigt durchweg eine große Aehnlichkeit mit der deutschen und läßt zunächst deutlich erkennen, daß diese Selbständigkeit des russischen Unterpersonals eine ungleich geringere ist, als die des deutschen. Während die deutsche Schießvorschrift ununterbrochen auf die individuelle Anleitung und Ausbildung des Mannes hinweist, deren Endzweck ein selbständiges Handeln ist, betont die russische Schießvorschrift gerade diesen Hinweis nur sehr vereinzelt und mit gewisser Reserve. Alle natürlichen, sich fast von selbst verstehenden äußeren Einflüsse und Einwirkungen auf das Schießen werden sehr eingehend behandelt, ebenso aber auch die Geschoßwirkung unter Anführung einer reichen Fülle von Beispielen. — Die Feuerarten im Gefecht sind Einzelfeuer und die Salve. Diese erfährt eine genaue Erprobung bei den Schießübungen, und wird auf das Erschießen von Entfernungen durch dieselbe großer Werth gelegt. Sehr viel Gewicht legt man ferner auf das Entfernungsschätzen selbst, und ist die Besprechung über den Werth, die Vor- und Ausbildung in demselben in ihrer Ausführlichkeit entschieden beachtenswerth. Dem praktischen Denken der Führer bleibt allerdings kaum noch etwas zu thun übrig. Die Anschlagsarten sind in der russischen Armee dieselben, wie in der deutschen, die Anweisungen in denselben jedoch in einzelnen Punkten nicht unwesentlich verschieden von den in letzterer eingeführten. Sehr eingehend und sachgemäß ist das Anschießen von Gewehren behandelt. Preis-Schießen und Entfernungsschätzen sind nach deutschem Muster auf russische Verhältnisse und Anschauungsweise übertragen. Jedenfalls ist das Studium dieser, durch zahlreiche Zeichnungen erläuterten, Schießvorschrift ein dem Fachmanne außerordentlich viel des Interessanten und Wissenswerthen bietendes. —ff.

— Alois Riehl, Giordano Bruno. Zweite neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1900. — G. Louis, Giordano Bruno, seine Weltanschauung und Lebensauffassung. Berlin, Verlag von Emil Felber 1900. — Die Wiederkehr des Todestages des Dichterphilosophen, der am 17. Februar 1600 den Flammentod starb, hat außer den üblichen Gedenkblättern nnd Gedächtnißartikeln auch größere Darstellungen seines Lebens und seines Werkes hervorgerufen, von denen mir die von Riehl und Louis vorliegen. Bruno ist einer der Bahnbrecher der Menschheit. Er ist der Erste, dessen Denken und Empfinden von dem Kopernikanischen Weltsystem beherrscht wird, aber er hat dies System verallgemeinert. Wenn für den Astronomen der Himmel noch eine feste Decke blieb, eine Krystallsphäre, die den Gestirnen als Halt diente, so war der kühnen Phantasie des Philosophen die Erde kein Kerker mehr, von Sphären wie von Mauern umschlossen, sondern sie schwebte ihm frei im unermeßlichen Raum mit unzähligen andern Welten. Aus diesem Empfinden erwuchs ihm nothwendigerweise die Vorstellung von der Einheit alles Seienden; der Himmel, die alte Götterwelt wird in die reale Welt eingefügt, die Erde in den

Himmel hinaufgehoben. Was der Philosoph von der Unendlichkeit und Einheit des Alls geahnt und geträumt, hat die Forschung der folgenden Jahrhunderte im Wesentlichen bestätigt. Der große Philosoph war aber auch ein großer Mensch, groß in Fehler und Tugend; erfüllt von nimmermüdem Streben, ein rastloser Arbeiter und ein muthiger Kämpfer. Ihm war sein Denken eine Herzenssache und er starb, wofür er gelebt. Das Büchlein Riehl's ist sehr fesselnd geschrieben, in engem Rahmen zeigt es ein klares Bild Bruno's, seines Lebens und seiner Werke; besonders hervorheben möchte ich die außerordentlich gelungene Darstellung des philosophischen Systems (S. 16 ff.), die auch einem Laien in solchen Dingen einen deutlichen Begriff von der Lebensarbeit Bruno's zu geben vermag. Louis führt breiter aus, was der Dichterphilosoph wollte, wie er lebte und starb. Das reiche Geistesleben Bruno's erschöpfend darzustellen, lag nicht in seiner Absicht. Er legt die leitenden Ideenzüge seiner Philosophie dar und zeigt den Zusammenhang, in dem sie mit der Persönlichkeit des Autors gestanden haben, und bringt uns so den Denker menschlich näher. Während Riehl in der Schilderung des Lebens Bruno's nach dessen Aufenthalt in England eine Pause eintreten läßt, um eine Darstellung der Philosophie Bruno's zu geben, und dann das fernere Leben und den Tod des Denkers erzählt, stellt Louis die Behandlung der Weltanschauung Bruno's dem Bericht über dessen Leben voran, weil die dürftigen über sein äußeres Schicksal uns bekannten Daten nicht ausreichen, um ein Bild von seiner Persönlichkeit zu entwerfen, und die Lebensauffassung, die in seinen Schriften durchklingt, erst ins rechte Licht tritt, wenn sie sich von seinen philosophischen Grundanschauungen als ihrem Hintergrund abhebt. Beiden Büchern wäre eine weitere Verbreitung zu wünschen, denn sie sind geeignet, in das Studium der Werke eines Menschen einzuführen, der neue Wege wies und die Erkenntniß förderte. r—s.

— Der gesetzliche Schutz der Baugläubiger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Dr. Georg Salomonsohn. Berlin, Karl Heymann 1900. 8°. 493 S., 8 ℳ. — Das amerikanische Recht dürfte bei uns nur sehr wenig Kenner zu zählen haben und hat noch weniger Bearbeiter gefunden; ist doch die Aufgabe um so schwieriger, als es sich nicht in abgeschlossenen Codificationen, sondern in den Entscheidungen der Gerichte von 49 verschiedenen Rechtsgebieten bezw. in den der Judicatur inhaltlich wie nach ihrem Bestande durchaus unterworfenen Statuten verstreut findet. Um so verdienstlicher ist die vorliegende Arbeit, welche mit ganz außerordentlichem Fleiße wenigstens für eine einzelne große Materie den ungesichteten Stoff zu sammeln, methodisch zu gliedern und für die deutschen Verhältnisse anschaulich und nutzbar zu machen unternimmt. Wieweit der Verfasser hierbei erschöpfend oder auch nur gründlich zu Werke geht — das zu beurtheilen, dürfte nur dem intimen Kenner der Vereinigten Staaten, ihres gewerblichen wie ihres Rechtslebens, möglich sein. Den Kernpunkt des Werkes bilden die Ausführungen über das sog. „Lien“, eine besondere Art des Pfandrechts, das, ursprünglich an den Besitz des Gegenstandes gebunden, allmählig die Formen der römischen hypotheca annahm und in Gestalt des „Mechanics' Lien“ (Handwerker-Lien) „das gesetzliche dingliche Recht des Baugläubigers an einer unbeweglichen Sache darstellt, dazu bestimmt, dessen persönlichen Anspruch für die vertragsmäßige Ausführung der den Werth der Sache erhöhenden Lieferungen und Leistungen zu sichern“. Diese Werthserhöhung, die der Baugläubiger dem Grundstücke zugeführt hat, ist der innere Grund des Lien; es entsteht durch Erfüllung — nicht schon durch Abschluß — des Bauvertrags und die Anzeige der es begründenden Forderung, und wird vollstreckt durch zwangsweisen Verkauf der unbeweglichen Sache. Es entspricht also völlig unserer Hypothek, deren Vortheil der Baugläubiger bei uns heute, da die von ihm gelieferten Gegenstände mit ihrer Einführung in das Gebäude ohne Weiteres der bereits bestehenden Hypothek unterfallen, nicht zu genießen vermag. Grundgedanke des Schutzrechtes ist: „Die zur Bezahlung des Baues erforderlichen Mittel bilden ein begriffliches Ganze, den Baufonds, der das Entgelt für den als einheitliche Leistung aller Baugläubiger gedachten Bau darstellt.“ Der Baufonds, seine Verwendung, die Unterverträge, alles ist breitester Publicität unterworfen; die Baubetheiligten haben sich vor Beginn des Baues über die Höhe der Baukosten und die Art ihrer Deckung zu unterrichten und fortgesetzt die Bilance des Unternehmens zu verfolgen. Der Verfasser sieht gerade hierin den großen Nutzen des amerikanischen Rechtszustandes, daß er dem Baugewerbe eine „Waffe lediglich in die Hand giebt, ihre Führung aber dem Einzelnen selbst überläßt“; so nur habe der amerikanische Bürger gelernt und müsse der Deutsche lernen, daß Niemand ihm hilft, wenn er sich nicht selbst hilft; wie der Verfasser denn auch seinem Werke das Motto voransetzt: „most can be done by self-help and self-mastery.“ Ob nun freilich unsere deutschen Verhältnisse hierzu reif sind, und ob es dem geriebenen und böswilligen Unternehmer nicht immer noch leicht sein würde, die Baubetheiligten über die finanziellen Unterlagen seiner Speculation zu täuschen, steht dahin. — Das Werk wird schätzbar sein als das, was es sein will, ein Beitrag zu den Entwürfen eines Reichsgesetzes betreffend die Sicherung der Bauforderungen; schätzbar wenigstens für den Gesetzgeber; weitere Kreise, insbesondere die Baugewerken selbst, zu interessiren, wird die Schwierigkeit des fremden Rechtsstoffs und die große Umfänglichkeit seiner Behandlung verhindern M. H.

— Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauft. XXII. Jahrgang. 1899/1900. A. Hartleben's Verlag in Wien; jährlich 12 Hefte à 85 ₰. Pränumeration incl. Franco-Zusendung = 10 ℳ. — Die Zahl der geographischen Zeitschriften, die sich nicht vorzugsweise mit wissenschaftlicher Geographie beschäftigen, sondern sich an das gebildete Laienpublicum wenden, ist trotz des regen Interesses, das man gegenwärtig in allen Kreisen der Geographie entgegenbringt, nicht allzu groß; an Vielseitigkeit kann sich unter ihnen wohl keine mit der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik messen, von der uns die erste Hälfte des XXII. Jahrgangs gegenwärtig vorliegt. Die größeren Aufsätze, von denen sich in jedem Hefte meistens vier vorfinden, behandeln Themata aus den verschiedensten Zweigen der Erdkunde: aus Länder- und Völkerkunde, aus Handels- und Verkehrsgeographie, aus der physikalischen und historischen Geographie u. s. w.; die Namen der Autoren, zu denen die hervorragendsten Lehrer und Vertreter der geographischen Wissenschaft zählen, bürgen für die Gediegenheit ihres Inhaltes. Außerdem enthält noch jedes Heft kürzere Mittheilungen über Fortschritte und Entdeckungen aus dem Gebiete der astronomischen und physikalischen Geographie, über neue Ergebnisse der Statistik, über Veränderungen in der politischen Geographie, Biographien und Nekrologe berühmter Geographen und Reisender, kleinere Mittheilungen aus allen Erdtheilen und Sitzungsberichte von geographischen Vereinen, sodaß fast in jedem Hefte aus allen Gebieten der Geographie etwas zu finden ist. Von den größeren Aufsätzen in den vorliegenden Heften mögen nur folgende erwähnt sein: Deutsch-Südwestafrika von Curt Dinter; Indische Zigeuner von Paula Karsten; Eine Fahrt nach St. Kilda von A. v. Griesheim; Das Delta der Elbe von W. Henz; Die Handelsflotten der Welt im J. 1899 von Emil Jung; Im Transvaal von Leo Strauß; Die Diamantenproduction in Brasilien von Russer-Asport; Betrachtungen über die Zukunft des Landes der Sonne von E. Schröder; Die Tabakpflanzungen auf Sumatra von T. Kamstrup; Die Wasserfälle der Sudeten von P. Herden; Durch Pontus nach Amassia von Adolf Struck und Die Kalmitgruppe von C. Mehlis. Leider sind die Kartenbeilagen von jetzt ab in Wegfall gekommen, wofür allerdings gute Illustrationen bisweilen einigen Ersatz bieten. Dr. F.

— Lexikon der Metalltechnik, redigirt von Dr. Josef Bersch. Im Verlag von A. Hartleben in Wien, vollständig erschienen in 20 Lieferungen zu 50 ₰. — Mit dem Stahl, Zinn und Zink als Hauptartikeln der 16. bis 20. Lieferung, hat das für alle Gewerbtreibenden und Künstler auf metallurgischem Gebiet bestimmte Lexikon seinen Abschluß gefunden. Sie finden hier Alles, was ihnen zu wissen noth thut, hübsch geordnet und beschrieben beisammen, ohne daß sie sich für ihre Belehrung von Fall zu Fall durch dicke Folianten durchzuarbeiten brauchen. Das ist der Zweck und das Verdienst der umfangreichen Arbeit, der wir während ihres Erscheinens wiederholt unseren Beifall gezollt haben. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 48. Sonnabend, den 21. April, Abends. 1900.

Der Rautenkranz im sächsischen Wappen.

Von Dr. E. S. Zürn.

Eine Anzahl von Pflanzengebilden spielt bekanntlich in der Geschichte und Wappenkunde vieler Länder und Herrschergeschlechter eine hervorragende Rolle. Meist sind das Pflanzen, welche durch besondere Schönheit ihrer Blüthen, durch eminenten Nutzwerth, der für ganze Völkerschaften segenbringend wurde, sich auszeichnen, oder aber Gewächse, die äußerlich gar nichts Bestechendes aufweisen, denen auch weder zu vergangener, noch zu gegenwärtiger Zeit größere culturgeschichtliche Bedeutung eigen gewesen ist und welche dennoch zur Geschichte, zur Heraldik und Symbolik in engste Beziehungen gelangten. Zu letzterer Kategorie wappenzierender Kräuter, welche einem großen und glücklichen Volke besonders lieb und werth geworden sind, gehört Sachsens Wappenpflanze, die Raute (Weinraute, Ruta graveolens). Wer diese bescheidene, überaus schmucklose Pflanze nur jemals gesehen hat, dem wird es gewiß schwer verständlich vorgekommen sein, daß gerade sie bereits zu einer der Gegenwart so fern liegenden Periode deutscher Geschichte allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken vermocht hat, als Gartenzier- und Nutzgewächs so außerordentlich beliebt werden konnte. Bekanntlich sind die Blätter der Raute von dieser Pflanze das Einzige, was, heraldisch stilisirt, in die Wappen der sächsischen Länder, Anhalts und einiger hervorragender Adelsgeschlechter, unter der, eigentlich nicht ganz correct als „Rautenkranz" bezeichneten Vereinigung Aufnahme fand. Betrachten wir einmal die Blätter, wie auch die übrigen Theile der Rautenpflanze näher, so präsentiren die ersteren sich uns als keineswegs imposante und schöne, vielmehr als höchst unscheinbare Laubgebilde, welche nur durch eine zierliche, zwei- bis mehrfache Fiedertheilung ein einigermaßen schmuckes Aussehen erhalten. Die spatel- oder verkehrt eiförmigen langgestreckten Endabschnitte dieser Blätter, wie auch die obersten, kleinsten ungetheilten Rautenblätter erlangten von dem Laubschmucke dieser historischen Pflanze, wie weiter unten nachgewiesen werden wird, allein heraldische Bedeutung. Die stielrunden, astarmen Stengel der Ruta graveolens, der Wein-, Berg-, Garten- oder wilden Raute zeigen sich reich beblättert und diese Blätter von Oeldrüsen stark durchsetzt. Dem Besitze so reicher Vorräthe an ätherischem Oele verdankt Ruta graveolens ihren eigenartigen, auffallend starken Geruch. Die ganze dunkelgrüne, fein weißlich bereifte Staude, deren die Kräuterbücher des Mittelalters bereits sehr häufig als Ruta sativa oder Ruta montana Erwähnung thun, wird gewöhnlich etwa einen Meter hoch, kann aber auf einigermaßen fruchtbarem Boden bis zu Mannshöhe emporwachsen und erhält eine gleichmäßig abgerundete Form dadurch, daß ihre unteren Blätter in der Regel in mehr horizontal-schräger Richtung sich ausbreiten, während ihre höher sitzenden Laubtheile mehr oder weniger nach oben sich strecken. Die kleinen, grünlich- bis hochgelbfarbigen, ölreichen, deshalb ebenfalls den charakteristischen Rautenduft stark ausdünstenden Blüthen bilden, vom Juni bis in den Herbst hinein in Trugdoldenständen sich entwickelnd, einen ziemlich fragwürdigen Schmuck der Raute und produciren später breit-eiförmige, 2- bis 5fächerige und lappige, einwärts fachspaltig aufspringende Kapselfrüchte. Interessant zu beobachten ist der in den Rautenblüthen sich je einen Tag über vollziehende Stellungswechsel der zehn Staubgefäße. — Der obenerwähnte Rautenkranz ist stets ein grüner Wappen-Schrägbalken, der auf seinem oberen Rande entweder blattartige oder auch nur schief-viereckige Erhabenheiten zeigt. Das Wort „Raute" ist ja bekanntlich der deutsche Ausdruck für Rhombus, d. h. verschobenes Viereck. Rautenförmig nennt der Kupferstecher eine Schraffirung, bei welcher die Linien in schräger Richtung sich kreuzen und so verschobene Vierecke bilden. Rautenförmige Schuppen besitzen gewisse fossile, wie noch jetzt lebende Fisch-Ordnungen, resp. Familien, z. B. Störe, welche daher auch als Rauten-, Eck- oder Schmelzschupper (Ganoidei) bezeichnet werden. Zwei Klapperschlangenarten, die Rauten-Klapperschlange (Crotalus rhombifer) und der Rauten-Buschmeister (Lachesis rhombata) tragen auf dem Rücken verschobenen Vierecken gleichende, also rautenförmige Flecken. Wird der Rautenkranz im Wappen dagegen gleichfalls als einfache Rhombenstilisirung dargestellt, so faßt man die heraldische Bedeutung desselben zweifelsohne falsch auf, denn richtiger Weise müssen Rautenkranz oder Rautenkrone als am oberen Rande mit Blättern besetzter Schrägbalken, der aber keine eigentliche symbolische Bedeutung besitzt, angesehen werden. In seiner hochinteressanten Schrift: „Der sächsische Rautenkranz" spricht Fürst von Hohenlohe-Waldenburg die Ansicht — der sich die Heraldiker in neuerer Zeit übrigens mehr und mehr angeschlossen haben — aus, es sei der Rautenkranz des Wappens allein als ein heraldisch stilisirter Laubkranz aufzufassen, der aber ursprünglich, in den ältesten Wappen wohl ausschließlich, aus Rautenblättern zusammengesetzt und dargestellt worden sein mag.

Das Wappen der späteren Herzöge von Sachsen aus askanischem Geschlecht wurde bekanntlich anfangs aus dem Brandenburger und dem Ballenstedter*) Wappen gebildet, d. h. es trug der sächsische Herzogsschild ursprünglich auf rother, linker Hälfte den halben goldenen brandenburgischen Adler, die rechte halbe Schildfläche (Ballenstedter Wappen) war gold mit fünf schwarzen Querbalken, das „Rutenkränzelin"**) legte man später schräg über letztere. Solches soll — der Sage nach — zuerst geschehen sein, als im Jahre 1181 Heinrich der Löwe von Friedrich Barbarossa geächtet worden war und Graf Bernhard von Askanien vom Kaiser die sächsischen Länder um Wittenberg und Lauenburg nebst der sächsischen Herzogswürde verliehen erhielt. Kaiser Friedrich soll dem Grafen Bernhard als Symbol der Herzogthumsverleihung den vom Grafen bisher auf dem Haupte getragenen Rautenkranz über dessen Schild gehängt haben. Im sächsischen Wappenschild blieb später nur noch das Ballenstedter Wappen — gold mit fünf schwarzen Querbalken, darüber von oben nach unten schräg (früher nicht selten von rechts oben nach links unten, jetzt in umgekehrter Richtung) der Rautenkranz gelegt. Der Adler mit dem Brandenburger Wappen wurde also weggelassen. Grün war stets die Farbe dieses Wappenschrägkranzes auch in den ältesten Wappen gehalten, was (zumal da nach v. Hohenlohe's Ermittelungen die grüne Farbe in Wappen nur selten sich zeigt) mindestens sicher für eine Herleitung desselben vom Blätter- oder grünen Kranze spricht. Ein solcher dürfte ja überhaupt in den ältesten Zeiten den fürstlichen Hauptschmuck vorzugsweise gebildet haben. Deshalb ist die Darstellung des heraldischen Rautenkranzes als einfachen, mit Rhomben besetzten grünen Querbalken entschieden am wenigsten symbolisch zu rechtfertigen. Giebt man diesem Wappen-Schrägbalken aber eine Blattverzierung auf dem oberen Rande, so darf dieselbe ferner ebenso wenig aus sauerkleeblattähnlichen Formen gebildet sein, denn Sauer- wie gewöhnlicher Klee und Raute haben nicht die geringsten heraldischen wie symbolischen Beziehungen zu einander.

*) Nach jetziger Schreibweise heißt diese Stadt, früher eine Residenz der Herzöge von Anhalt-Bernburg, „Ballenstädt". (D. V.)

**) Dieses Wort, sowie der lateinische Name Ruta für Raute haben ihren Ursprung in dem Worte „ruta" für Zweig oder Ruthe oder in dem Namen „rusta" für Weinraute. (D. V.)

Der Sauerklee (Oxalis acetosella) war früher die Lieblings- und heraldische Pflanze der Irländer, hatte in Irland die Namen „Shamrog“, Shamrok“, „Shamrock“ oder „Skamrock“ und wurde am St. Patrikstage (17. März) als Nationalemblem am Hute getragen, da der genannte Schutzheilige Irland durch das Symbol des dreitheiligen Sauerkleeblattes das Wesen der heiligen Dreieinigkeit versinnbildlicht haben soll. Der meist nur in Wäldern vorkommende Oxalis verschwand aus Irland nach Ausrottung der Waldungen aus diesem Lande. An seine Stelle wurde als Culturpflanze der für Irland ja so werthvoll und charakteristisch gewordene Futterklee (Trifolium) eingeführt und zugleich als Shamrock- oder St. Patriks-Pflanze zu Irlands National- und Wappenpflanze gemacht. Als solche führen sie außer Irland mit das großbritannische Gesammtwappen, desgleichen zuweilen das Wappen und eine Marke (Couvertmarke 1858) des ehemaligen Königreichs Hannover, die Wappen von Canada und Neufoundland. Daß der Klee auch das Wappen Bismarck's ziert, möge nicht unerwähnt bleiben, desgleichen, daß der schwarze Adler des preußischen Königswappens auf seinen Flügeln goldene Kleestengel zeigt. Die blattähnlichen Bildungen des Rautenkranzes*) müssen, sollen sie ihre Herkunft vom wirklichen Rautenblatte erkennen lassen, die Form der Endabschnitte, bezügl. der Theilblättchen desselben wenigstens haben und diese ist eine sehr langgestreckt spatelartige bei jedem solchen Theilblättchen, von denen je ein mittleres längeres und neben diesem je ein rechts wie links stehendes kleineres eine dreitheilige Gruppe bilden. Derartige Theilblattgruppen helfen wieder — zu fünf und mehr in unpaariger Fiederstellung unter-, bezügl. seitwärts nebeneinander sitzend — ein ganzes Rautenblatt zusammensetzen. Der ganze Habitus solchen Rautenblattes ist ein ungemein zierlicher und würde dasselbe mit seiner feinen Fiedertheilung, heraldisch im Rautenkranze stilisirt, ganz besonders wirkungsvoll sich ausnehmen. Für Bildhauer, Maler und Gärtner dürfte die Raute auch noch anderweitig ein willkommenes Material abgeben, beabsichtigen sie, Porträts, Büsten, Statuen und dergleichen, welche unseren allverehrten König darstellen; außer mit dem ihm, dem ruhmreichen Heerführer, gebührenden Lorbeer durch ein zweites, im Verlaufe der Geschichte des Hauses Wettin so bedeutungsvoll gewordenes Pflanzensymbol zu schmücken.

Die Weinraute (Ruta graveolens) bevorzugt wild wachsend trockene, sonnige Hügel, sogar ein felsiges Terrain, findet sich im wilden Zustande nur noch selten in Deutschland und kommt auch in Bauergärten bei uns nur noch spärlich vor. Im Mittelalter wurde sie als beliebtes Zier- und Nutzgewächs dagegen in fast allen deutschen Gärten angepflanzt — die Namen Rute oder ῥυτή werden deshalb auch von dem Worte ῥύομαι, d. h. „retten, heilen“, oder ῥέω, d. h. „fließen machen, Absonderungen fördern“, hergeleitet — und von ihren Heil- und Wunderkräften in allen Kräuter- und Zauberbüchern viel berichtet. Die Kräuterkundigen des Mittelalters lobten alle dieses Wunderkraut ohne Ende und bereiteten aus ihm Rauten-Balsam, -Essig, -Honig, -Oel, -Saft, -Thee, sowie -Tränklein aller Art, welche gegen mehr als achtzig äußere und innere körperliche Leiden helfen sollten. Der aus der Raute und aus anderen aromatischen Kräutern hergestellte „Vierräuberessig“ erhielt seinen Namen auf Grund einer sagenhaften Erzählung, nach welcher mit seiner Hilfe vier Räuber ohne Ansteckung Pestkranke und an Pest Gestorbene in Marseille ausgeplündert haben sollen. Als eines der ältesten Desinficirmittel wurde dieser Vierräuberessig lange Zeit hindurch in den Apotheken geführt. Als Arzneimittel ist die Raute in Wirklichkeit jedoch (nach Carus Sterne: „Herbst- und Winterblumen“, Leipzig 1886, G. Freytag) von bedenklich scharfer Wirkung, deshalb nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen, da Personen, welche für den Arzneischatz größere Mengen Raute sammelten, wochenlang dauernde Entzündungen der Hände bekamen. So erzählt der Botaniker Cludius, daß er vor einem Einsammeln der besonders scharfen Bergraute (Ruta montana) in Spanien durch dreifach über seine Hände gezogene Handschuhe diese vor Rothlauf schützen mußte. Das starkriechende Kraut von Ruta graveolens findet gegenwärtig nur noch zur Herstellung von Mund- und Gurgelwässern Verwendung, sowie in Wein und Essig als Hausmittel gegen Erkältungskrankheiten. Die frisch auf Salat oder Butterbrod geschnittenen Rautenblätter schätzt man hier und da als magenstärkendes, Verdauung förderndes Mittel. In alter Zeit hielt man nicht nur viel von der Heilkräftigkeit der Raute, sondern auch von ihrer Wirksamkeit gegen Gifte und speciell gegen Schlangenbiß. Obgleich nach Plinius' Ausspruche selbst giftig, besiege die Raute alle pflanzlichen und thierischen Gifte (vgl. Carus Sterne's oben genanntes Werk auf S. 362). Deshalb bildete sie einen Hauptbestandtheil jener alten Allerwelts-Gegengifte, des Mithridat und Theriak. Man wollte im Alterthume beobachtet haben, daß mit Schlangen kämpfende oder von solchen gebissene Wiesel Raute fräßen. Die salernitanische Schule tröstete in jenen Zeiten, zu welchen Giftmorde noch als erlaubte politische Hilfsmittel galten, mit dem Ausspruche: „Salvia cum Ruta faciunt pocula tuta“, d. h. „Salbei und Raute schützen vor dem Giftbecher“! Es wurde deshalb als ein für alle Fälle gut brauchbares, Schlangen, Ungeziefer u. dergl. zudem noch fern haltendes Gegengift in allen Gärten die Raute gezogen. Zur Förderung ihrer Wirksamkeit mußte man nach Tabernamontanus Senker und Samen der Raute unter Flüchen und Verwünschungen in die Erde bringen, sie womöglich unter einem Feigenbaume, dessen Schatten sie liebe, anpflanzen und nie mit einem anderen als einem silbernen Messer losschneiden. Zur Abwehr des Teufels, von Hexen und bösen Geistern, namentlich zum Teufelbannen hielt man die Raute für besonders erfolgreich zu brauchen. Sie wurde hierzu — oft zusammen mit dem nicht für weniger zauberkräftig gehaltenen Benediktenkraut (Geum urbanum) — um Mitternacht in der Kirche mit dünnen Wachskerzen umwickelt, mit Salz bestreut und vom Priester geweiht. Als Symbol der Reue und Gnade galt die Raute schließlich noch, wurde als Kopfschmuck (— wohl auch wegen des Mehligbereiftseins ihrer Stengel —) am Aschermittwoch und von armen Waisenmädchen als Brautschmuck in alter Zeit getragen. Die seitens der jungen Burschen in Tirol und Oberbayern so geschätzte „Joch-Raute“ ist keine Rauten- (Ruta-)Art, sondern wird repräsentirt durch zwei Beifuß- (Artemisia-)Arten, und zwar durch Artemisia glacialis und A. mutellina und soll die seitens der tiroler oder oberbayerischen „Buab'n“ auserwählten „Dearnd'ln“, wenn sie diesen seitens jener unbemerkt in die Taschen prakticirt worden ist, minder spröde machen helfen. Auch dient in genannten Gebirgsländern die Jochraute beiden Geschlechtern als Hutschmuck.

*) Das Gleiche gilt auch von den Blattstilisirungen des 1807 von Friedrich August I. gestifteten Ordens der Rautenkrone. (D. V.)

Bücherbesprechungen.

— Zacharias Topelius, Evangelium für Kinder. Kurze Erklärungen zu den Evangelien des Kirchenjahres. Aus dem Schwedischen von L. und H. Krüger. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1900. 272 S. 3 ℳ; geb. 3,60 ℳ. — Es ist etwa sechs Jahre her, daß Recensent bei einem Besuch in Stockholm in den Schaufenstern der Buchhandlungen ein neues Buch von Zacharias Topelius ausgelegt fand und es darauf kaufte. Der jüngst heimgegangene, gefeierte finnische Geschichtsprofessor stand ihm nahe genug, so daß sein neues Buch das besondere Interesse des Reisenden wachrief. Recensent war nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß der greise Wissenschaftsmann Kinderpredigten herausgegeben hatte. Von den alten Doctoren ist gesagt, daß sie die besten Kinderärzte seien. Wir pflichten Topelius bei, wenn er in seinem Vorwort sagt: „Es ist nicht gut, wenn Kinder den Sonntag nur als Ruhetag oder Spieltag betrachten. Aber es ist auch nicht gut, wenn sie gezwungen werden, in der Kirche oder zu Hause eine Predigt anzuhören, die über ihr Verständniß hinausgeht und bei der sie vor Langeweile gähnen. Man darf das unerfahrene Kind nicht in den Gedankengang des erwachsenen Menschen mit seinen Kämpfen und Sorgen hineinzwingen. Eine andere Sprache ziemt sich für die lebensfrohen Kinder. Von der Gottseligkeit, welche ermüdet, wendet sich das Kinderherz ab; das gedankenlos nachgeplapperte Wort zieht Heuchler groß.“ Nun liegen diese Betrachtungen für Kinder in recht guter Uebersetzung vor. Wird sich die Mühe der Verdeutschung lohnen? Die Schriften Zacharias Topelius' haben seltsamer Weise nicht in Deutschland die Beachtung gefunden, welche sie unzweifelhaft verdienen. Die vorliegenden Kinderpredigten sind Umschreibungen und Erklärungen des Bibeltextes, Ausführungen, in denen nicht gerade die besondere Stärke des in Schweden und Finnland so rühmlich bekannten Volksschriftstellers und Märchenerzählers hervortritt. Man hätte gewünscht, der Verfasser hätte aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse und

Lebenserfahrung noch Manches zur Illustrirung seiner kleinen Predigten hinzugefügt, was ein Kinderherz zur Aufmerksamkeit reizt und ihm die biblische Wahrheit noch anschaulicher macht. So kam es, daß Recensent doch nicht ganz den Schatz fand, welchen er hinter dem Glase des Schaufensters vermuthete. Dazu kommt, daß die Kinderpredigt in Deutschland leider noch nicht zu dem ihr gebührenden Rechte gelangt ist und man den Kindergottesdienst meist schulmäßig gestaltet. Diese Erklärungen des Evangeliums für die Kinder sind besonders als erbaulicher Lesestoff für häusliche Sonntagsfeier gedacht. D. K.

— V. Hugo Wickström, Arnliot Gällina. Die Geschichte eines Friedlosen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von L. Passarge. In Otto Hendel's Bibliothek der Gesammtliteratur Nr. 1315—1317. Geh. 75 ₰, geb. 1 ℳ 191 S. — Der in Schweden zuerst unter dem Pseudonym „Christen Swan" an die Oeffentlichkeit getretene Schriftsteller ist auch in Deutschland nicht ganz unbekannt geblieben. Der vorliegende Roman versetzt uns in die Zeit, in welcher das Christenthum im Norden mit dem Heidenthum um die Herrschaft kämpfte. Er beruht auf historischer Kenntniß altnordischen Lebens. Wir sehen, wie die Blutrache herrscht und manches tapfere Menschenleben zu Grunde geht. Der Verfasser weiß die finsteren Gewalten, welche hier noch regieren, spannend zu schildern. Wir sehen König Olaf Haraldsson, der später Olaf, der Heilige genannt wurde. Die Uebersetzung ist eine gute. D. K.

— König David, sein Leben und seine Psalmen von Pastor J. Storjohann. Autorisirte aus dem Norwegischen übertragene deutsche Ausgabe von O. Gleiß, Pastor zu Jevenstedt in Holstein. I. Band. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1900. 260 S. 3 ℳ. — Der fleißige und gewandte Uebersetzer skandinavischer Literatur übermittelt hier der kirchlichen und theologischen Welt den ersten Band eines mit großem Eifer und gläubig-ernster Hingebung verfaßten Werkes des über Christiania und Norwegen hinaus bekannten Pastors Storjohann. Derselbe hat sich die Doppelausgabe gestellt, David's Leben zu schildern und — was ihm dabei besonders wichtig erscheint — eine Geschichte der Psalmen und ihres Ursprungs zu geben oder die dem David zugeschriebenen Psalmen mit seinem Leben in engste Beziehung zu setzen und dadurch als Davidisch zu erweisen — ein schwieriges Unternehmen zumal für einen Bibelforscher, der, mehr dem praktischen kirchlichen Berufe angehörig, nicht in voller wissenschaftlicher Rüstung alttestamentlicher Fachtheologie einherschreitet. Hat Delitzsch in seinem Commentar 44 Davidische Psalmen angenommen, es aber doch für unkritisch erklärt, alle Psalmen, welche David's Ueberschrift tragen, für Davidische zu nehmen, so hat die neuere kritische Richtung wenig oder nichts für David noch übrig gelassen. Der vermittelnde F. W. Schultz nimmt noch 24 Psalmen für ihn in Anspruch; dazu zählt er 12, die möglicherweise ihm zugeschrieben werden könnten. Storjohann aber kann auch Delitzsch's conservativen Standpunkt nicht billigen, geht über ihn weit hinaus und findet in den von der Kritik zerpflückten Psalmpoesien Perlen und Rosen voller Einheit und Schönheit, die man ganz betrachten müsse. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir in Einzelheiten und Erwägungen für und wider eingehen. Uns tritt der Ursprung des Psalms hinter seinen Gehalt zurück; besonders werden wir da den Combinationen Vorsicht gebieten müssen, wo die Bibel selber sich in Anonymität verhüllt. Sie hat die Autorschaft für weniger wichtig und werthvoll erachtet, als mancher Bibelforscher gethan hat. Schon die Uebersetzer (die Septuaginta) dichteten in einem über den Bibeltext hinausgehenden Eifer der Vermuthung zu einer Reihe von Psalmen den Namen David's hinzu. Wenn Storjohann einen Tadel gegen Delitzsch äußert, weil er den anonymen Psalm 2 nicht nach der Aeußerung der Apostel (Apostelgesch. 4, 25) dem David zuerkannt habe, so haben doch wohl die Apostel kaum eine Frage wie die hier vorliegende in ihrem Gebet entscheiden wollen; sie folgten der damaligen Meinung, daß dieser Psalm von David herrühre. Andererseits sind wir dem Verfasser für manche Beobachtung und Anregung dankbar und können wünschen, daß sein Buch Beachtung und Prüfung erfahre. D. K.

— Das sächsische Königshaus in selbstschöpferischer musikalischer Bethätigung. Von Otto Schmid-Dresden. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1900. Preis broch. 1,50 ℳ. — Vorliegendes Schriftchen bildet im Wesentlichen einen historischen Commentar zum 3. Band der vom Verfasser herausgegebenen Sammlung „Musik am sächsischen Hofe", welcher Compositionen von Mitgliedern des sächsischen Königshauses im Clavier-Arrangement enthält. Aber auch unabhängig von diesem Clavieralbum hat es als Beitrag zu einer inneren Geschichte der Musik am sächsischen Hofe seine Daseinsberechtigung und wird in seinen trefflichen Ausführungen und einer knappen Zusammenfassung des Stoffes Manchem willkommene Aufklärung geben. Als Ahnherr der Componisten des musikfreundlichen Wettiner Fürstengeschlechts wird uns Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen vorgeführt, der Enkel Landgraf Hermann's von Thüringen, der auch zu den Vertretern deutschen Minnesangs zählte. Er gab, wie eine päpstliche Bulle vom Jahre 1254 besagt, zu Ehren der heiligen Jungfrau einen „neuen Gesang über das Kyrie eleison und das Gloria in excelsis Deo" heraus. Aber erst von Kurfürst Johann Georg II., dem muthmaßlichen Schüler des berühmten sächsischen Hofkapellmeisters Heinrich Schütz und Erbauer des ersten Opernhauses in Dresden, ist uns ein Document selbstschöpferischer musikalischer Bethätigung in einer Psalmcomposition überkommen. Unter dessen Sohn, Johann Georg III., vollzog sich die Gründung der ersten italienischen Oper am sächsischen Hofe. Zu höchster Blüthe gelangte dieselbe unter Kurfürst Friedrich August II., der mit seiner Gemahlin Maria Josepha, der Tochter Kaiser Joseph's I., der Oper, für die er Hasse und seine Gattin Faustina gewonnen hatte, das eingehendste Interesse widmete. In der Schwiegertochter Beider, der bayerischen Prinzessin Maria Antonia Walburgis, die als Gemahlin des Kurprinzen Friedrich Christian 1747 ihren feierlichen Einzug in Dresden hielt, wurde dem sächsischen Hofe eine als Componistin, Dichterin und Malerin hervorragende Frau zugeführt. Friedrich der Große wie Maria Theresia zollten ihr Bewunderung und die gelehrte Gesellschaft der Arcadier in Rom ernannte sie zu ihrem Mitglied, als welches sie den Namen Ermelinda Talea, Pastorella Arcada trug. Von ihr, Hasse's und Porpora's Schülerin, stammen die musikalischen Bühnenwerke „Il trionfo della fedeltà" und „Talestri, regina delle Amazzoni", bei deren Erstlingsaufführung die Dichtercomponistin selbst die Hauptrolle sang. Auch eine Cantate und mehrere selbstgedichtete Arien empfingen von ihr musikalische Gestalt, sowie auch verschiedene ihrer Dichtungen durch ihre Hofkapellmeister Hasse und Naumann und ihren Sohn Prinz Anton in Musik gesetzt wurden. Die tonkünstlerische Begabung Maria Antonia's vererbte sie auf ihre Söhne. Sowohl Friedrich August, der erste König von Sachsen, dem die Geschichte den Beinamen des Gerechten gab, als die Prinzen Anton (der nachmalige König) und Maximilian haben sich compositorisch bethätigt. Blieb Friedrich August's Gunst aber ziemlich ausschließlich der italienischen Musik und ihren Vertretern am Dresdner Hofe, Joseph Schuster und Morlachi, zugewandt, so neigten seine Brüder und zwar vorzugsweise der jüngere dem deutschen Singspiel zu. Mehr als fünfzig Bände eigener Compositionen — darunter Opern, Cantaten, Lieder, Tänze 2c. — bezeugen, wie eifrig sich insbesondere Prinz Anton mit Musik beschäftigte, während Prinz Max sich mit Vorliebe der Dichtkunst hingab und seinem Bruder zur Mehrzahl seiner Compositionen die textliche Grundlage schuf. Seine musikalisch-dichterische Begabung übertrug letzterer wiederum auf seine Tochter Prinzessin Amalie, von der unter Anderem eine Reihe großentheils auch selbst gedichteter Opern erhalten blieb. Zu einem Melodram: „Die vier Stufen des weiblichen Lebens", und einer Posse ihrer Composition: „Der Kanonenschuß" lieferte ihr Bruder, Prinz Johann, der große Dante-Uebersetzer und spätere König, den Text. Eine ihrer Opern: „Elisa ed Ernesto", entlockte Carl Maria v. Weber, ihrem Lehrer, die Anerkennung „schönen Talentes und bewunderungswürdigen Fleißes". Eine andere: „Die Siegesfahne", kam 1834 im königl. Hoftheater zur öffentlichen Aufführung. Später wandte sich die Prinzessin bekanntlich ganz dem recitirenden Drama zu. Aber bis in die Gegenwart hinein blieb der traditionelle Musiksinn im sächsischen Herrscherhause lebendig. Nicht nur daß König Albert und Prinz Georg als vortreffliche Clavierspieler gelten, in Prinzessin Luisa, der Gemahlin des dereinstigen Thronerben, Prinzen Friedrich August, besitzt die sächsische Königsfamilie ihre jüngste Componistin. J.—

— Friedrich Wieck und sein Verhältniß zu Robert Schumann. Dargestellt von Victor Joß. Mit vier Porträts. Dresden-A., Verlag von Oscar Damm. 1900. Preis broch. 2 ℳ 50. — Der Inhalt dieses Buchs entspricht nicht seinem Titel; denn das Verhältniß Wieck's zu Robert Schumann kommt nur in einem minimalen Theil desselben,

nämlich auf Seite 41—46 von 148 Seiten, die das Ganze enthält, zur Besprechung. Allerdings unterscheidet es sich insbesondere durch eben diesen Theil von den zwei früheren Veröffentlichungen in Buchform (von A. v. Meichsner, 1875, und Adolf Kohut, 1888), welche Friedrich Wieck zum Gegenstand haben. Uns will sogar bedünken, als sei es der wesentliche Zweck der gegenwärtigen Publication, auf einen Aufsatz Gustav Wustmann's: „Aus Clara Schumann's Brautzeit", der in den Grenzboten (1896, Nr. 50) erschien, zur Rechtfertigung Wieck's Antwort zu geben. Widerlegt wird freilich Schumann's Verdacht, daß sein Schwiegervater Wieck der Verfasser einer ihn und seine Gattin Clara kränkenden boshaften Notiz in den Signalen (1847) gewesen sei, durch das Seite 45 Gesagte nicht, wenn ihm auch widersprochen wird. Wir empfangen hier keinen Beweis vom Gegentheil: Behauptung steht nur Behauptung gegenüber. Neues für den Leser bringt ferner das Büchlein von Joß in dem Capitel „Friedrich Wieck als Kritiker" durch Wiederabdruck eines seit sechzig Jahren begrabenen journalistischen Angriffs Wieck's auf Hermann Cohen, den Schüler und Secretär Liszt's vom Jahre 1840. Ob aber heut zu Tage auch nur ein Leser dem gehässigen Ton Wieck's — den er anschlug, weil Cohen die Preise des von seinem Meister in Leipzig veranstalteten Concerts um einige Groschen über die damals üblichen sechzehn Groschen erhöht hatte — zustimmen wird? Daß Liszt, der großmüthigste aller Künstler, sich keiner „unwürdigen Gewinnsucht", deren Wieck ihn anklagt, schuldig zu machen, überhaupt mit seiner Kunst keine Speculation zu treiben pflegte, weiß die Welt von heute ebensowohl, als daß es ihm nie eingefallen ist, „die technische Ausbildung als das oberste Princip hinzustellen". Nicht minder jedenfalls als Wieck betrachtete Liszt „die Virtuosität nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel". Soll übrigens die Aufmerksamkeit der sich für Wieck interessirenden Kreise neuerdings auf seinen längst vergessenen Artikel gelenkt werden, der ein Prozeßverfahren und die Verurtheilung Wieck's durch zwei Instanzen zur Folge hatte, so erscheint auch ein Hinweis auf Liszt's Auffassung dieses Artikels am Platze. In einem von Weimar, 9. Januar 1857 datirten Schreiben an Wasielewski (siehe La Mara, Franz Liszt's Briefe I, S. 256) lesen wir: „Schumann hatte die freundschaftliche Aufmerksamkeit, sogleich nach meiner Ankunft in Dresden (März 1840) mich dort zuerst zu bewillkommnen, und wir reisten dann zusammen nach Leipzig. Sein nachheriger Schwiegervater Wieck prozessirte damals gegen ihn, um die Vermählung mit Clara zu verunmöglichen. Ich kannte Wieck und seine Tochter von Wien her und stand mit Beiden in freundlicher Beziehung. Nichtsdestoweniger weigerte ich mich, Wieck in Dresden wiederzusehen, da er sich Schumann gegenüber so feindselig gestellt hatte, und allen weiteren Verkehr mit ihm abbrechend, nahm ich, wie es mir natürlich und geziemend erschien, gänzlich Partei für Schumann, was mir auch Wieck ohne Verzögerung reichlich vergolten hat nach meinem ersten Auftreten in Leipzig, wo er seiner Erbitterung gegen mich in mehreren Blättern Luft und Wind machte. Einer meiner früheren Schüler, Namens Hermann Cohen — aus Hamburg gebürtig, der in den letzten Jahren viel Aufsehen in Frankreich erregte und als Mönch (Carme déchaussé) den Namen Frère Augustin angenommen hat — ward in Leipzig der Sündenbock des von Wieck öffentlich angefachten Skandals, sodaß derselbe einen Injurien-Prozeß gegen Wieck anhängig machen mußte, welchen Prozeß Hermann auch durch den Beistand des Rechtsanwalts Herrn Dr. Friederici gewonnen hat." — Außer dem erwähnten und einigen bisher ungedruckten Briefen Wieck's — darunter als interessantester einer an Robert Schumann's Mutter —, sowie einem Nekrolog Wieck's von Louis Köhler und dem Capitel „Clara Schumann nach dem Tode ihres Gatten" beschränkt sich dies dritte Wieck-Buch im Wesentlichen auf Mittheilungen, die schon durch Kohut's Schrift bekannt geworden sind. J.—

— Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Kritische Betrachtungen von Dr. Bernhard Maydorn. Leipzig 1900. Verlag von Eduard Avenarius. 115 S. Preis 1,50 ℳ. — Wenn man alle die verallgemeinernden Uebertreibungen dieses Buches widerlegen wollte, würde sich diese Widerlegung selbst wieder zur Broschüre auswachsen müssen, es sei daher hier nur kurz betont, daß in diesen Verallgemeinerungen ein Hauptfehler der Maydorn'schen Arbeit liegt. Wenn er z. B. behauptet, daß der absolute Werth des Realismus gleich Null sei, so ist das eine entschiedene Uebertreibung, die Das, was be einzelnen Vertretern des extremsten Naturalismus richtig sein mag, verallgemeinernd auf den Realismus in seiner Gesammtheit überträgt. Vieles von Dem, was Maydorn hier vorbringt, würden wir unterschreiben können, wenn er seine Anklagen nur an die richtige Adresse gerichtet hätte. Aber, und hier liegt der zweite Hauptfehler des Buches, der Verfasser weiß zwischen Realismus und krassestem Naturalismus nicht zu unterscheiden. Alle seine Vorwürfe und Anklagen begründet er zum großen Theil durch Hinweise auf die Werke eines Ibsen, Zola, Sudermann &c., die doch wohl Niemand als die Väter und Hauptvertreter des Realismus wird bezeichnen wollen, sondern doch nur als die Vertreter eines durchaus krassen und einseitigen Naturalismus. Es ist ja gewiß schwierig, in jedem einzelnen Falle die Grenzlinie zwischen Realismus und Naturalismus zu ziehen, bei so scharf umrissenen Gestalten aber, wie die eben genannten, ist ein Irrthum, wie er hier von Maydorn begangen wird, nicht zu entschuldigen. Für den „consequenten" Naturalismus nun, wie ihn Maydorn bekämpft, wollen wir hier gewiß keine Lanze brechen, aber war zu dieser Bekämpfung ein solcher Apparat, wie ihn der Verfasser hier aufwendet, wirklich nöthig? Wir glauben, daß die Tage der Vorherrschaft des Naturalismus längst gezählt sind. Wozu also einen todten Feind nochmals mit so gewaltiger Kraftanstrengung todtschlagen? Und ist dieser Naturalismus — bei Maydorn, wie nicht zu vergessen, immer in Realismus verallgemeinert — wirklich an all den Schäden unserer Zeit schuld, wie es ihm hier zur Last gelegt wird? Oder ist das Verhältniß nicht vielleicht oft ein umgekehrtes, und sind die Fehler unserer Zeit mitschuldig an den Ausschreitungen unserer modernen Literatur? Auch wolle man nicht vergessen, daß, so einseitig und eng das Programm des Naturalismus unzweifelhaft ist, auch aus ihm unsere Dichtkunst und Literatur so manche Anregung und eine ganz bedeutende Erweiterung ihres Stoffkreises gewonnen hat. In viel höherem Maße noch gilt dies vom Realismus. Wir möchten ihn und seine Anregungen um nichts in der Welt aus unserer Literatur verloren gehen sehen. Wir glauben vielmehr, daß wir seiner schon in allernächster Zeit im Kampf gegen den sich emporringenden Symbolismus, Mysticismus, und wie sich die übrigen -ismen einer neuerwachenden hyperverschrobenen Neuromantik sonst noch nennen mögen, zur Gesundhaltung unserer Literatur bitter noth haben werden. Wie denkt sich der Verfasser denn z. B. ohne Realismus unsere neuerwachende deutsche Heimathskunst, von der man jetzt allerorten ja wieder glücklicherweise vielversprechende Keime emporsprießen sieht? Eine Ahnung solchen Zusammenhanges muß dem Verfasser beim Abschluß seiner Arbeit denn doch auch aufgedämmert sein, denn in den letzten Zeilen seines Buches sagt er von dem Realismus, dessen absoluten Werth er doch vorher gleich Null taxirt hat, ganz unconsequenter Weise, daß er „in seinen Auswüchsen" (sehr richtig!) überwunden werden müsse. „Was an fruchtbaren Keimen für die Zukunft der Kunst in ihm liegt, insbesondere der klare Blick für die Erscheinungen des realen Lebens und die richtigere Erkenntniß der natürlichen Bedingungen einer gesetzmäßigen Entwickelung, das wird sich auch als lebenskräftig erweisen, alles Verstiegene und Uebertriebene aber wird sich von selber abstoßen wie ein ungesundes Gewächs vom lebenskräftigen Körper." Wozu da der ganze Lärm? Wozu das ganze Buch? Dieses Resultat ist eine alte Weisheit, die wir freilich nicht am Schluß dieses Buches suchen zu dürfen glaubten. Bezeichnend für den engherzigen Kunstgeschmack des Verfassers ist übrigens auch sein Urtheil über die „Reimereien von Struwelpeter und von Max und Moritz, die eine freilich in sehr zweifelhafter Gestalt auftretende moralisirende Absicht" hätten. Da rathe ich doch dem Verfasser, über den Werth des Struwelpeter z. B. das Urtheil Carl Weitbrecht's, den er gewiß als einen schneidigen Gegner des modernen Naturalismus gelten lassen wird, in dessen kostbarem Buch „Phaläna, oder die Leiden eines Buches" nachzulesen, aus dem er übrigens auch ersehen kann, wie sich strenger Realismus mit durchaus idealer Weltanschauung verbinden läßt, ja wie der erstere der letzteren überhaupt erst die zuverlässige, feste Grundlage bietet. W. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 49. Dienstag, den 24. April, Abends. 1900.

Italische Frühlingsfahrt.

Bilder in Versen von La Mara.

(Nachdruck v. Verf. verboten.)

Gen Süden.

Riviera.

Holder Frühling, über Nacht
Bist du wonnevoll erwacht!
Winter war's, da wir geschieden —
Strahlend grüßt uns heut' der Süden
Und des nord'schen Himmels Grau
Wandelt sich in klares Blau.
Laue linde Lüfte fächeln,
Meer und Lande sonnig lächeln,
Rosen, Veilchen, Nelken blühn
Und die Goldorangen glühn.
Palmen und Cypressen ragen,
Amseln singen, Drosseln schlagen;
Zärtlich singen sie und leise
Eine süße Lenzesweise.
Mir bedeutet ihr Getön:
„Ach, wie ist die Welt so schön!"
Meine Seele stimmet ein
In die Jubelmelodein.
Weitaus breite ich die Flügel,
Ziehe über Berg und Hügel,
Frei, von keinem Wunsch gebannt,
Durch der Sehnsucht goldnes Land.

Rom.

Gründonnerstag in Sanct Peter.

In Sanct Peter herrschet Grabesnacht,
Dunkel ist es, undurchdringlich dunkel,
Nur in ferner Weite flimmert sacht
Aus dem hohen Chor ein bleich Gefunkel.

Dreizehn Kerzen brennen am Altar,
Jeremiä Lamentationen,
Intonirt von unsichtbarer Schaar,
Tönen aus der Kuppel Regionen.

Nur wie düstre Schatten um das Kreuz
Sieht man die Gestalten sich bewegen,
Sieht im Trauerprunk des schwarzen Kleids
Priester flehen um des Höchsten Segen.

Und so oft ein Klagelied verklingt,
Sind alsbald erloschen zwei der Kerzen,
Bis zuletzt ein einzig Licht nur blinkt:
Das ist Jesus in der Nacht der Schmerzen,

Da ihm keiner von den Zwölfen treu.
Dann ist auch dies letzte Licht geschwunden,
Zu geheimnißvollem Einerlei
Haben Nacht und Schweigen sich verbunden.

Athemlose Stille. Plötzlich schallt
Aus der Höhe zaubergleiches Klingen:
Stimmen, die mit heil'ger Allgewalt
Des Allegri Miserere singen.

Von dem Trauerspiel auf Golgatha
Singen sie in mystischen Accorden;
Ob sich ihrem Gnadenflehen da
Oeffnen die verschloss'nen Himmelspforten?

„Miserere nobis!" schallt's empor,
Widerhallt's in abertausend Herzen,
Und aus tiefer Kirchennacht hervor
Treten wir ans Licht der Himmelskerzen.

Charfreitag.

Charfreitag ist's; der Tag der tiefsten Trauer
Der Christenheit, da Gottes Sohn am Kreuz
Den bittern Leidenstod für uns gestorben.
Doch sieh! die ew'ge Stadt weiß nichts von Trauer,
In ihren Straßen treibt das Alltagsleben
Sein lautes Wesen, Alles lärmt und drängt,
Als sei's ein Tag, wie alle anderen,
Und nichts verräth der heil'gen Stunden Weihe,
Ob auch der Glocken eh'rne Stimme schweigt
Und Tausende im Dom Sanct Peter's knien.
Steht man in Rom denn nicht dem Himmel näher?

Da flücht' ich mich in der Campagna Frieden,
In ihre weite hehre Einsamkeit
Und athme dürstend Gottes Odem ein.
Ich fühle ihn im Blüthenhauch der Lüfte,
Im Vogelsang, im holden Farbenwunder
Der neuerstandnen Welt. Die jauchzt und jubelt
Im Hochgefühle ihres jungen Daseins.
Auch sie ahnt nichts von Trauer, nichts vom Tode —
Das Leben hat ihn siegreich überwunden.
Charfreitagszauber geht durch die Natur,
Und der Erlösung froh, auf Lenzesschwingen
Schwingt betend sich die Seele himmelan.

Im Colosseum.

Bengalata am Ostersonnabend.

Nacht liegt auf Rom. Am Frühlingshimmel grollt
Der Wolken Heer, ein ferner Donner rollt.
Ich sitz' auf einem Stein im Trümmerfeld
Des kühnsten Riesenbaus der alten Welt
Und seh' mit Tausenden dem Schauspiel zu,
Wie er in magisch Licht getaucht, im Nu
Bald weiß, bald grün, bald feuerfarb erstrahlt,
Ein blendend Bild, von Zauberhand gemalt.

Der Gluthschein stört mir meine Seelenruh;
Er führt mir graus'ge Phantasien zu:
Des Blutes denk' ich, das einst hier geflossen,
Das Thier' und Menschen kämpfend hier vergossen —
Ein scheußlich Spiel entmenschter Grausamkeit,
Wie es barbar'sche Sinne nur erfreut —,
Vor meinen Augen wird's zum breiten Strom,
Mir schaudert's plötzlich vor dem stolzen Rom,
Vor seinen blutgetränkten finstern Gassen
Und die Arena treibt mich's zu verlassen.

Da wird's mit einem Mal am Himmel licht:
Des vollen Mondes strahlend Angesicht
Gießt seine Silberfluthen in die Trümmer;
Die leuchten auf in geisterhaftem Schimmer,
Und vor dem sanften Himmelslicht entfliehn
Die Nachtgespenster grauser Phantasien.

Ostern in der Campagna.

Es war am goldensten Ostertag —
Ich weiß keinen schönern seit Jahren —
Da sind wir durch den grünen Hag
Gen Sant' Agnese gefahren.

Zum Monte sacro pilgerten wir,
Viel muntres Volk zur Seiten.
Welch eine Lust, im Frühlingsrevier
Durch's duft'ge Land zu schreiten!

Und vor uns blaute so wunderschön
Der classischen Berge Kette,
Albaner- und Sabinerhöhn
Sie strahlten um die Wette.

Der Teverone, sonder Ruh,
Wogte zu unsern Füßen,
So eilig rauscht er dem Tiber zu,
Wir hatten kaum Zeit ihn zu grüßen.

Beim Albanesen kehrten wir ein:
Da gab eine heitere Menge
Bei Tanz und Musik sich ein Stelldichein —
Das bunteste Bildergedränge.

Wir tranken goldnes Rebenblut
Und schmausten geweihte Eier;
Wann schmeckte es uns je so gut
Bei einer Osterfeier?

Am Ende kaufte Einer sich
Noch einen niedlichen Affen —
Ja, hat der Himmel Schön'res, sprich,
Als Rom und Campagna erschaffen?

Villa Doria-Pamfili.

Auf smaragdnem Wiesengrün
Veilchen, Anemonen blühn —
Lenzes holdes Angebind;
Ueber'n See weht Frühlingswind,
Und der Lerche Triller schallt
Festlich durch den Pinienwald.

Weihvoll blickt Sanct Peter her,
In der Ferne blitzt das Meer,
Weithin bis zum Horizont,
Ganz von Duft und Glanz umsonnt,
Hält die Arme ausgespannt
Der Campagna stilles Land.

Auf der Berge Linien ruht
Späte Abendsonnengluth,
Und ein gold'ner Heil'genschein
Hüllet Näh' und Ferne ein.
Ist's nicht Ostermontag heut?
Durch die Luft klingt Festgeläut:
Ave Maria!

In der Sixtinischen Kapelle.

Die hehre Stätte, da der Genius
Sein Meisterwerk in Farben einst gedichtet,
Begeistert durch der Schönheit Weihekuß
Ein ewig Denkmal Gott und sich errichtet,
Heut füllt sie sich mit einer Beterschaar:
Der heil'ge Vater kniet an dem Altar,
Mit frommen hocherhobnen Händen
Des Himmels Segen uns zu spenden.

O schöner, gottgeweihter Augenblick!
Wenn sich die Kunst des Glaubens Dienst verbindet,
Der Liebe sel'ge Botschaft uns verkündet,
Strahlt sie des Himmels Abglanz uns zurück.
So auf der Farben und der Töne Wogen
Fühlt sich die Seele hoch emporgezogen
Und fühlt in innerstem Bewegen
Erfüllen sich des heil'gen Vaters Segen.

Auf dem Palatin.

Als hätten Riesenhände sie errichtet,
Für Ewigkeiten Stein auf Stein geschichtet,
Gemahnt uns der Cäsarenbauten Pracht;
Und doch — in Trümmer sanken die Paläste
Und was uns blieb, sind öde, stumme Reste,
Die todten Zeugen ausgelebter Macht.

Fluch den Tiber, Caligula, Neronen,
Sie alle, deren Schatten hier noch wohnen,
Die sich aus Sklavenschweiß und Christenblut
Zu schnöder Lust die goldnen Häuser bauten,
Die spöttisch auf der Armen Elend schauten
Und frech verpraßten ihrer Bürger Gut!

Was an der Menschheit frevelnd sie gesündigt,
Im Buche der Geschichte steht's verkündigt —
Ein Palatin'scher Prachtbau sühnt das nicht,
Und wenn er hoch bis in den Himmel reichte
Und alle Wunder dieser Erde zeigte,
Verfallen bleiben sie dem Weltgericht.

Via Appia.

Die Morgensonne lockte mich vor's Haus,
Mir war's, als säh ich die Campagna winken,
Ich wollte einen Hauch des Frühlings trinken
Und schritt zur Via Appia hinaus.

Und mich umfing der ernste Gräbersaum
Der tausendjähr'gen Königin der Straßen.
In allen Formen ragt er, allen Maßen,
Ein Trauerzug im unermeßnen Raum.

Hier ist's ein Rundbau, dort ein Säulenpaar,
Da Bank, Altar — die Lieb' ist vielgestaltig,
Sie spricht bald zart, bald stolz und allgewaltig
Von dem, was ihr im Leben theuer war.

Und ob in Trümmer sank manch köstlich Mal,
Noch in Ruinen läßt die Inschrift lesen,
Wie Nam' und Art des Schläfers einst gewesen,
Da ihm noch leuchtete der Sonne Strahl ...

Aus der Antike lichter Schönheitswelt
Stieg ich hinab dann in der Erde Tiefen,
In Höhlen, wo Millionen Christen schliefen
Den letzten Schlaf, sich eng und treu gesellt.

Wo in der Katakomben ew'ger Nacht
Zu heimlichem Gebete sich vereinte
Der ersten Christen gläubige Gemeinde
Und Gott sich selbst zum Opfer dargebracht.

Gehöhnt, verfolgt, verachtet und bedroht,
Und doch nicht Schmach, Martyrium nicht scheuend,
In Lieb' und Glauben ihre Kraft erneuend,
Ging freudig Christi Schaar in Noth und Tod.

Was galt ihr Erdengut, was Erdenglück?
Sich über diese Welt emporzuheben,
Mit Gott im Himmel selig einst zu leben,
Das war ihr Ziel, aufwärts gewandt ihr Blick.

Welch Bild der Demuth! Schlicht und namenlos —
Ob reich, ob arm sie einst gelebt hienieden —
Ohn' Schmuck und Inschrift ruhen sie in Frieden,
Tief eingebettet in der Erde Schooß.

Da dachte ich der Pracht und Herrlichkeit
Der Heidentempel und Cäsarenbauten,
Die stolz einst auf dies Grabgefilde schauten,
Und welch ein Siegesweg der Christenheit

Von jenen Gräbern führt zum Petersdom!
Mit Glanz und Purpur sehn wir sie sich rüsten —
Doch, o wie weit vom Geist der ersten Christen
Entfernte Petri Kirche sich in Rom!

Auf der Kuppel der Peterskirche.

Heut' soll mir Rom sein Höchstes zeigen,
Zur Kuppel will hinan ich steigen,
Zur Kuppel Michel Angelo's,
Des kühnsten Werkes kühnste Krönung,
Wahrzeichen Roms, ihm zur Verschönung,
Erhaben, ohne Gleichen groß.

Und nun hinan und immer weiter,
Als stieg auf einer Himmelsleiter
Ich zum Unendlichen empor.
Von Höhen schau ich, wie Gebirge,
Hinab in's Innere der Kirche,
Den ungeheuern hohen Chor,

Der Petrus-Inschrift Riesenlettern.
Doch höher, höher gilt's zu klettern,
Denn weilen, rasten darf ich nicht;
So klimm' und klimm' ich ohne Ende,
Bis plötzlich ich entzückt mich wende:
Hinaus tret' ich an's Tageslicht.

Da liegen unermeßne Weiten,
Ein classisch Land seh ich sich breiten
Von Ost nach West, von Nord nach Süd;
Die Siebenhügelstadt zu Füßen,
Gebirg' und Meer von fernher grüßen,
Wo die Campagna grünt und blüht.

Ein Bild ist's groß und unermeßlich,
Der Seele ewig unvergeßlich,
Das bleibt, das tilgt kein Zeitenstrom.
So auf der Kirche Felsengrunde
Schau ich die Welt in weiter Runde
Und blick' in's Herz vom heil'gen Rom.

Im Pantheon.

Im Pantheon fand mich die Morgenhelle.
Giebt's einen Tempelbau der Welt ihm gleich,
An Schönheit und an Harmonie so reich?
Es fluthete des Lichtes goldne Welle

Durch's offne Auge in der Kuppel Mitte,
Warf schimmernde Reflexe auf die Wand,
Als vor dem Grabe Rafael's ich stand.
Im Pantheon zu ruhn heischt' seine Bitte;

Wie edles Gleichmaß war sein Sein und Wesen,
Hat er sich diese Ruhestatt erlesen.
Am Altar, der Madonnas Standbild trägt,

Hat ihren Maler man in's Grab gelegt;
Im Tempel weihevoller Poesie
Schläft nun der Genius der Harmonie.

Tasso-Eiche.

Zur Tasso-Eiche stieg ich heut' hinan.
Von je hat mir's die Stätte angethan,
Wo müd' der große kranke Dichter träumte,
Wenn Abendgluth den Himmel purpurn säumte,
Wo durstig er den letzten Lichtstrahl trank,
Wenn hinter'm Mario die Sonne sank.

Ich spürte seines Geistes einen Hauch
Da drüben in der Klosterzelle auch,
Wo Abschied er vom Lebenskampf genommen,
Wo sanften Schritts der Tod zu ihm gekommen,
Ihn küßte auf das edle Angesicht,
Empor ihn leitete zum Sternenlicht.

Den Weg schritt ich hinab, den man ihn trug
Beim großen feierlichen Leichenzug,
Der zum Triumph dem todten Dichter worden.
Daß man geöffnet ihm des Ruhmes Pforten,
Die bleiche Stirn im Capitol gekrönt,
Hat mit der Welt den Genius versöhnt.

San Pietro in Vincoli.

Vor Michel Angelo's Moses.

Er zürnt und fürchterliche Donner grollen
Auf seiner Stirn, im Auge blitzt's und dräut's;
Die das Gesetz von ihm empfingen, sollen
Dem ein'gen Gotte dienen, er gebeut's,
Dem Gotte, der durch seine starke Hand
Sein Volk geleitet aus Aegypterland.

Ließ nicht geschehen Zeichen er und Wunder?
Mit trocknem Fuß durchschritt dies Volk das Meer;
Fiel in der Wüste Manna nicht herunter
Vom Himmel? Gab der Fels nicht Wasser her,
Da ihm sein Stab gebot: „Werde zum Quell,
Den Dürstenden gieb Labung klar und hell!"

Und bracht' er nicht vom Sinai hernieder
Die Tafel, die in seiner Hand er hält?
Vergaß das erste der Gebote wieder
Dies Volk, das nun zum goldnen Kalb sich stellt
Und das dem Gotte, der im Himmel thront,
Mit Undank seiner Gnaden Fülle lohnt?

Aufspringen möcht' er, möchte donnern, wettern,
Und nur die Riesenkraft des Willens bannt
Ihn still zu sitzen, statt sie zu zerschmettern,
Die Thoren, die vom Herrn sich abgewandt.
Der heil'ge Zorn, der in der Brust ihm loht,
Er kündet Gnade nicht, er kündet Tod.

Auf dem Capitol.

Ich hab' ein Herz für Menschen und für Thiere,
Das leidet in Italien bittre Qual.
Mißachtet und mißhandelt seh ich da
Die armen Mitgeschöpfe unser Aller,
Als hätten keine Seele sie empfangen,
Die Lust und Leid empfindet so wie wir;
Als wäre ihrer jedes, groß und klein,
Nicht unserm Schutz anheimgestellt von Gott.

Drum jammert auch die arme Wölfin mich —
Roms Stadtsymbol —, die an der Marmorstiege,
Der prächt'gen, die zum Capitol hinanführt,
Genüber Marc Aurel, Castor und Pollux,
Den edlen Bauten Michel Angelo's,
Im Herzen Roms ein traurig Dasein fristet:
Gefangen, einsam in dem grünen Kerker,
Ob auch der classischste der Welt es sei.

Ist ihr's, der Freigeborenen, ein Trost,
Daß Myrth' und Lorbeer ihren Bau umgrünen?
Daß Blüthenbäume, Blumen sie umduften?
Daß täglich man ihr reichlich Nahrung giebt?
Das Heimweh zehrt sie doch nach ihrer Wildniß,
Nach ihres Gleichen. Armes Sinnbild Roms!
Mitleidig hab' ich oftmals dich besucht,
Als könnt' ein fruchtlos Mitgefühl dir wohlthun!

Und doch der Wölfin Schicksal ist noch glücklich,
Wenn ich's an dem der andern Thiere messe,
Die ich auf Schritt und Tritt hier leiden sehe
Und die in tiefster Seele mich erbarmen.
Italien, gelobtes Land der Kunst,
Um wie viel herrlicher noch wärest du,
Entwöhntest du dein Volk der Grausamkeit
Und lehrtest ihm, für Thiere menschlich fühlen!

In den Caracalla-Thermen.

Zu Caracalla's Thermen trieb mich's wieder.
Des Riesenbaues ungeheure Trümmer
Erleuchtete nur müder Sonnenschimmer,
Derweil der Abend schon sich senkte nieder.

Zu wachsen schienen die Cyclopenmauern
Im ungewissen Schein ins Ungemeßne,
Und Stunden waren's, hehre, unvergeßne,
Die in der Abendstille heil'gen Schauern

Ich hier geathmet. Nennt die Weltgeschichte
Ein zweites Volk, das seinem Thun den Stempel
Des Ew'gen also aufgeprägt, ob Tempel,
Theater, Aquäducte es errichte,

Ob Gräber, ob gigantische Paläste
Es sich erbaut, ob Obelisken, Thore?
Eh' Rom geblüht, stand manch ein Volk im Flore,
Doch keines überdauern solche Reste.

Auf dem Monte Mario.

Madonna del Rosario
Sah oft herab ich grüßen;
Nun steh ich auf dem Mario
Der Kirche selbst zu Füßen.

Ein überwält'gend Bild von Rom
Tief unter mir sich breitet:
Das Silberband vom Tiberstrom,
Das durch die Prati gleitet,

Von Ponte Molle drüben her,
Der class'schen Brücke Bogen,
Wo Constantin des Großen Heer
Unter'm Kreuze eingezogen.

Genüber Monte Pincio
Mit breiter Felsterrasse,
Da brunten Piazza Popolo
Und die Flamin'sche Straße.

Und Peterskirche, Vatican
Mit Händen fast zu greifen,
Die Engelsburg des Hadrian —
O wie die Blicke schweifen

Bis wo der ew'gen Berge Ring
Den Horizont umfriedet
Und der Campagna grün Geschling
Beherrschet und behütet!

Und nun hinab vom Mario
Eh' glühn die Himmelskerzen!
Madonna del Rosario,
Dein Bild trag' ich im Herzen!

Villa Medici.

Im Schatten sitz' ich immergrüner Eichen
Und ruhe aus. Zu viel des Großen beut,
Des Schönen Rom; drum halt ich Rasttag heut'
Und suche grüne Einsamkeit und Schweigen.

Enthüllt uns jeder Stein hier nicht Gesichte?
Jahrtausende stehn aus dem Grabe auf
Und künden uns vergangner Dinge Lauf:
Wir stehn im Mittelpunkt der Weltgeschichte.

Sagt's nicht die Luft, der blutgetränkte Boden,
Nicht der Cäsarenbauten Trümmerfeld,
Hier spielten sich Tragödien ab der Welt,
Die Erde bebte, Völkerbrände lohten.

Doch aus uralter Zeiten Grabruinen
Wuchs riesengroß der röm'schen Kirche Macht;
Das heil'ge Feuer, das sie fromm entfacht,
Im Kunstwerk ist's als schöne That erschienen.

Was Göttlichstes der Genius offenbarte
Und was in ew'ger Schöne weiterlebt,
Wie seines Schöpfers Seele es entschwebt,
Weil dem Genie die Meisterschaft sich paarte,

Was kühn der Geist der Renaissance gezeitigt,
Im Schutz der Päpste wuchs es frei und groß:
Ein neues Rom stieg aus der Trümmer Schooß,
Vom Schönheitssinne mildrer Zeit geschmeidigt.

Zwei ungeheure Zeitenalter stehen
Vor andern ausgeprägt im Bild von Rom:
Im Colosseum wie im Petersdom
Fühl'n wir der Weltgeschichte Odem wehen.

Farnesina.

Vor Rafael's Deckengemälden „Amor und Psyche".

Das alte Spiel, doch ewig neu der Welt,
Wie Amor sich der Psyche zart gesellt,
Wie um die Seele er der Seele wirbt,
Und sie genießen, unnennbar entzückt,
Das Höchste, was die Götter selbst beglückt:
Dies Spiel ein Wunderpinsel hat's gemalt,
Daß hell es die Jahrhunderte durchstrahlt.

Doch den Triumph nur, Psyche's Seligkeit
Läßt er uns sehn, er schweigt von ihrem Leid.
Daß sie das Loos der Sterblichen getheilt,
Das Schöne, weil vergänglich, ihr enteilt,
Die Liebe flieht, eh noch die Seele stirbt:
Das sagt er nicht, der nur das Glück gekannt
Gewährter Liebe; drum versagt die Hand,
Die überschwänglich reiche, uns in Bildern
Der Psyche leidensvolles Glück zu schildern.

In den vaticanischen Gärten.

Unnahbar, wie ein hold Geheimniß
Sah stets das Gitterthor mich an,
Das in die grüne Blüthenwildniß
Der Gärten führt vom Vatican.

Heut' hat sich's endlich mir erschlossen,
Der strenge Pförtner ließ mich ein.
Wie wundersam mich da umflossen
Die Dämmernacht im Eichenhain!

Den vatican'schen Hügel schweift' ich
Zur Mauer Aurelian's hinab,
Terrassen, Grotten, Vignen streift' ich,
Sanct Peter sah auf mich herab.

Wie dumpfe Schwüle vor dem Sturme
Lag's brütend auf der Tiberstadt,
Auf Galilei's altem Thurme
Schlug stolz ein weißer Pfau sein Rad.

Die bunten Papageien kreischten,
Ausländ'sche Hühner schritten stumm,
Als ob sie eine Gabe heischten,
Die sie gewohnt, um mich herum.

Und hinter blüh'nden Lorbeerhecken
Pflückt' ich Cyclamen mir zum Strauß
Und trug sie, glücklich zu entdecken
Den heil'gen Garten, mit nach Haus.

Im Forum Romanum.

Im Forum grub der Vestalinnen Haus
Aus tausendjährigem Schutt man aus;
Ihre Statuen kamen an's Tageslicht,
Man sah sie alle von Angesicht
Und konnt' in lateinischer Inschrift lesen,
Wie, da sie lebten, ihr Name gewesen.

Bei Einer — sie war vor Allen schön —
Nur blieb kein Name mehr zu sehn,
Getilgt war sorglich er aus dem Stein —
Sie soll eine Sünd'rin gewesen sein:
Der Hüt'rin des Feuers schlugen die Flammen
Ueber dem eigenen Herzen zusammen.

Sie hatte von irdischem Glück geträumt,
Darüber die himmlische Pflicht versäumt,
Und weil das Feuer, im Herzen gehegt,
Mit dem heiligen Feuer sich nicht verträgt,
So mußte sie namenlos leiden und sterben,
Ihr namenlos Bild der Nachwelt vererben.

Campagna.

Sanft gewellte grüne Hügel,
Blüthenüberdeckt-es Land,
Ginsterbüsche, Rosenhecken,
Gräber, epheuüberspannt,

Ziegenheerden, Pferde weidend
Mit der Büffel schwarzem Troß,
In ein zottig Fell gekleidet
Braune Hirten, hoch zu Roß,

Binsenhütten, Steingetrümmer,
Drin sie baun ihr ärmlich Nest,
Mittelalterliche Thürme,
Stolzer Burgen karger Rest,

Hohe Aquäducte, wo sich
Bogen kühn an Bogen reiht,
Ahnungstiefes heil'ges Schweigen,
Schweigen der Vergangenheit,

Berge blauend in der Ferne,
Majestätisch, ernst und mild:
Also steht vor meiner Seele
Der Campagna hehres Bild.

Auf dem Aventin.

Im Castel di Costantino
Sitzen auf dem Aventino
Froh wir beim Orvietowein.
Zu der heimlichen Terrasse
Dringt kein Lärm herauf der Gasse,
Stille ist's, wir sind allein.

Feierlich liegt ausgebreitet,
Von des Himmels Glanz umkleidet,
Vor uns das antike Rom;
Eine Welt ist's von Ruinen,
Roth vom Abendgold umschienen
Bis herab zum Tiberstrom.

Keine andre Stätte wüßt' ich,
Wo so zaubervoll erschließt sich
Uns das Rom der Heidenzeit,
So in seiner Ganzheit Fülle,
Wie in dieses Hügels Stille,
Weihevoller Einsamkeit.

Lockend lächelt rings die Ferne,
Doch der Sonne folgen Sterne,
Leisen Wandels kommt der Mond;
Vom Castel di Costantino
Auf dem Monte Aventino
Kehren heim wir reich belohnt.

Im Vatican.

Der Papst ertheilt Audienz im Vatican.
Den hohen Prunksaal weiht ein Hausaltar,
Die Wände ziert der Bilder edle Pracht,
Palast- und Nobelgarden halten Wacht.
Da tritt er ein, in weißem Tuchtalar,
Dem rothen Käppchen und dem goldnen Kreuz.
Er segnet uns, die Knienden, so gebeut's
Die Sitte; huldreich spricht er dann uns an,
Fragt nach der Heimath uns, nach Sachsenland,
Dem Königshaus und seiner Residenz,
Dem schönen kunstgeweihten Elbflorenz.

Nach dem, was in Italien wir genossen,
Wie lang die Zeit, die uns daselbst verflossen,
Und endlich, wie es uns in Rom gefällt?
„O heil'ger Vater, wen auf dieser Welt
Hält Rom mit Sinn und Seele nicht gebannt?"
Ruf' ich. Da reicht er mir die weiße Hand:
„Nun denn, so wollet weilen doch statt eilen!"
Und wieder fragt er: „Ihr seid Katholiken?"
„Nein, Protestanten sind wir, Heiligkeit."
Ich seh' das wundersame Aug' noch heut',
Als woll' es in das Innerste mir blicken.
„Nichtsdestoweniger nehmt meinen Segen,
Den väterlichen Segen meiner Hände,
Den ich für euch und für die Euern spende,
Und Gott geleite euch auf euren Wegen!"
Und da wir knieten, legte er die Hand
Auf's Haupt uns, Thränen netzten mir die Wangen;
Da hielt er gütig meine Hand umfangen
Mit seiner Hand und blieb mir zugewandt
Und streichelte die feuchte Wange mir
Und segnete mich noch zum andern Mal;
Dann schritt er hohen Ganges durch den Saal,
Und unter seinem Segen schieden wir. . . . .
Ein Kammerherr des Papsts, ein Convertit,
Bemühte sich alsbald uns zu bekehren, —
Doch nahmen wir, trotz vatican'scher Lehren,
Den alten Lutherglauben wieder mit.

Auf dem Monte Pincio.

Das ist des Tages schönste Stunde,
Wenn müd' die Sonne niedersinkt,
Die ew'ge Stadt in stiller Größe
In einem Meer von Lichte blinkt,
Der Peterskuppel Riesenbogen
Ein rother Glorienschein umfluthet
Und hinterm Monte Mario leise
Der letzte Sonnenstrahl verblutet.

Das ist ein Glühen, Blühen, Leuchten
In hehrer Farbenharmonie!
Wem's einmal in die Seele strahlte,
Vergißt dies holde Wunder nie.
In seinem Innern leuchtet's weiter,
Ein Licht, das selbst die Nacht erhellt
Und ihn in dunkeln Stunden grüßet
Als Gruß aus einer schönern Welt.

Fontana di Trevi.

Am Felsenbrunnen im Mondenschein
Steht Einer still und blickt hinein
So lang' in die schäumende Tiefe unten,
Als lausch' er dem Locken der Nixe brunten,
Als gält es, die ragenden Marmorgestalten
Im Scheiden auf ewig festzuhalten.

Hernieder steigt er, langsam die Stufen,
Als woll' er die Quellengeister rufen,
Die ihn mit sanfter Macht gebannt;
Er schöpft das Wasser mit der Hand,
Schlürft's hastig ein mit durst'gen Lippen,
Sehnsüchtig das köstliche Naß zu nippen.

Dann wendet er sich zu letztem Gruß
Und wirft hinab den Obolus,
Der ihm verbürgt die Wiederkehr.
„Wie scheidet sich's von Rom so schwer!"
Spricht leise seufzend er zu sich.
Der also schied, der Eine — war ich.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **E. T. A. Hoffmann's sämmtliche Werke in fünfzehn Bänden.** Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von **Eduard Grisebach**. In 4 Leinenbänden 8 ℳ. Leipzig, Max Hesse. — Eine neue Ausgabe der Werke Hoffmann's ist nicht von Uebel, ganz abgesehen davon, daß eine wirklich gute Gesammtausgabe der Werke des ostpreußischen Schriftstellers noch fehlt. Denn die Schriften dieses Dichters enthalten so viel Phantasie und Humor, daß in einer Zeit, in der diese beiden so nothwendigen Factoren der Kunst ganz abhanden gekommen zu sein scheinen, diese wieder ins Gedächtniß zurückgerufen werden müssen. Zum Theil ist dieses Abhandenkommen in das Schuldbuch der neuerdings in Aufnahme gekommenen und allmächtig gewordenen Scherer'schen Schule zu setzen, gegen die, als nüchtern und unfruchtbar, Grisebach denn auch seine schärfsten Pfeile in der Vorrede schießt. Diese Einleitung selbst giebt ein treffliches, anschauliches Bild des sonderbaren Menschen und Dichters, der, ein Original in unserer Literatur, zugleich Musiker und Maler war, auch so auf seinem Grabstein auf dem Friedhof vor dem Halle'schen Thore in Berlin verewigt ist, die seltsamsten Lebensschicksale durchzumachen hatte, bald Kapellmeister, bald Gerichtsbeamter war, als welcher, als Kammergerichtsrath, er auch starb, als fleißiger Beamter doch noch Zeit fand, seine umfangreichen Werke zu schreiben, Platen's Wort vom Lorbeer und Actenschreiben also Lügen strafte, in ganz Deutschland herumgeworfen wurde, dabei früh starb, ein geistvoller Gesellschafter genialer Männer wie Devrient beim Wein war und auch als Mann sich tapfer bethätigte, indem er z. B. gegen die Demagogenriecherei der Reactionszeit in Preußen kräftig Front machte. Die neue Ausgabe bietet einen Gesammtüberblick über Hoffmann's eigenartiges, reiches Schaffen, bringt zum ersten Male Hoffmann's Erzählungen in durchaus correcter Fassung nach den ersten Drucken in streng chronologischer Folge, theilt mehrere theils völlig unbekannte, theils unbeachtete Arbeiten des Dichters zum ersten Male mit, hat ein zuverlässiges Register und ist, was nicht zu vergessen ist, nicht theuer, was die früheren Gesammtausgaben der Werke Hoffmann's alle waren. Zu bedauern ist, daß die musikalischen Schriften Hoffmann's fast ganz fehlen. Das ist ein Fehler! Sie gehören aber zu den poetischen, wie die naturwissenschaftlichen Schriften zu Goethe, die philosophischen und historischen zu Schiller. Eins ergänzt da das Andere und man weiß nicht immer, auf welcher Seite der geistigen Thätigkeit man die Wurzel des Schaffens zu suchen hat. Man erstaunt, wenn man diese Fülle der Erzählungen noch einmal als Gesammtheit liest, und möchte wünschen, daß die erneute Lectüre insofern von Nutzen wäre, als der Phantasie und dem Humor wieder mehr Recht in unserer Literatur eingeräumt würde, die bei ihr zu Gunsten des Nüchternen, Platten und Prosaischen ganz ins Hintertreffen gerathen zu sein scheinen. Abseits vom Wege, und so steht Hoffmann in unserer Literatur da, ist so manche Größe zu finden, deren Stimme zu verhallen schien, derweil die Modegötzen, die die breite Heerstraße trotteten, mit ihrem Geschrei die Ohren der Masse erfüllten und betäubten. J. R.

— **Wilhelm Bölsche, Ernst Häckel, ein Lebensbild.** (Männer der Zeit, Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, herausgegeben von Dr. G. Diercks.) Dresden und Leipzig. 1900. Carl Reißner. 259 S. 3 ℳ. — Häckel's ragendes Bildniß seinen vielen Verehrern in der rechten Beleuchtung vorzuführen, konnte kaum ein Geeigneterer auserſehen werden, als W. Bölsche. Wenn Häckel der Herold der modernen Richtung in der Zoologie wurde, der gerade durch seine popularisirende Richtung der Naturwissenschaft zahllose begeisterte Jünger zugeführt hat, der aber — von dieser philosophirenden Thätigkeit ganz abgesehen — durch seine positiven Leistungen sich dauernde, eherne Denkmäler errichtet hat, so lebt Bölsche ganz und gar der Aufgabe, mit Phantasie und poetischer Intuition das Werden der neuen Weltanschauung bis zu allen Consequenzen zu verfolgen und in modernster Darstellung dem Laienpublicum zu übermitteln, an betonten Stellen in gehobener Form; ein Punkt trennt den engsten Zusammenhang, wo der gewöhnliche Sterbliche ein Komma setzt und verlangt, eine Apposition im Accusativ bildet Satz und Zeile für sich. Diese Liebhaberei mag Geschmacksache sein. Auf jeden Fall ist Bölsche's Stil ungewöhnlich packend und lebendig, und es ist ihm auf's Prächtigste gelungen, den ganzen Häckel zu erfassen, nach allen Richtungen zu zergliedern und die gegenseitige, harmonische Abhängigkeit der Theile zum Bewußtsein zu bringen. Der liebenswürdige, kerngesunde Kraftmensch, der leidenschaftliche Künstler, der unverwüstliche Arbeiter, der flotte Reisende, der ungewöhnlich viel gesehen und glühend geschildert, der Zoolog, der in rastloser Energie so dicke als schöne Folianten geschrieben, der Organisator, der einer Reihe zoologischer Disciplinen Namen und Grenzen gegeben, endlich der Philosoph, der den Darwinismus folgerecht ausgebaut und zu seiner Popularität das meiste beigetragen, der muß in B.'s Darstellung auch den fesseln, der nicht gerade mit der extensiven Richtung einverstanden ist, sondern von Beschränkung und Vertiefung der Aufgabe weiteres Heil erwartet, ja auch den Gegner, der einer anderen Weltanschauung huldigt. Möchte doch die Biographie zur Klärung des Urtheils über eine Persönlichkeit beitragen, die mit elementarer Gewalt und Ueberzeugung und mit allen Mitteln für die einmal erkannte Wahrheit eingetreten ist, auch wenn sie in der Kritik nicht immer mit wünschenswerther Peinlichkeit die üblichen Schranken respectirt hat! Dem Buch ist ein Liebhaberphotogramm Häckel's beigegeben, die beste Aufnahme, die Referent von ihm je gesehen hat. Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 50. Donnerstag, den 26. April, Abends. 1900.

Eine Centralbibliothek für die deutschen Blinden!

Es ist ein Laie, der hier zu Gunsten der Blinden das Wort ergreift. Die Herren Fachmänner wollen das nicht als einen Eingriff in ihr Gebiet und ihre Rechte ansehen! Ein etwa durch fünfzehn Jahre währender vielfacher Verkehr mit zahlreichen Blinden schärft auch ein Laienauge und ein Laiengewissen für das, was unsere Blinden brauchen, und für das, was die Liebe der Sehenden ihnen schuldet. Und zu einem großen und wichtigen Dienste zu Gunsten unserer Blinden möchte der Verfasser hiermit nicht die Directoren der Blindenanstalten und die Blindenlehrer, die ihre ganze Kraft bereits den Blinden geweiht haben, sondern die Laien aufrufen, die zu ungezählten Tausenden verständnißlos und liebeleer an den Blinden vorüberzugehen pflegen.

Auch in der Fürsorge für die Blinden spiegelt sich die Humanität der Menschheit und die Liebesthätigkeit der christlichen Kirche wieder. Die vorchristliche Zeit stieß den Blinden als ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft unter das Heer der Bettler. Die christliche Kirche hat achtzehn Jahrhunderte hindurch den Blinden als einen Kranken angesehen und ihm liebevolle Pflege gewidmet. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts erkannte man die Aufgabe der Blindenbildung und zog auch die Blinden in den Bereich des zu unterrichtenden und zu bildenden Volkes. Eine Blindenanstalt nach der andern wurde gegründet (Paris 1785, Berlin 1806, St. Petersburg und Prag 1807, Amsterdam 1808, Dresden 1809, Zürich 1810, Kopenhagen 1811, Breslau 1818 u. s. w.). Aber der Blindenunterricht wollte erst gelernt sein. Hatte man in den ersten Jahrzehnten vornehmlich das Ohr als die Pforte zur Seele des Blinden angesehen, so macht sich später mehr und mehr der Grundsatz geltend: Die Hand ist des Blinden Auge. Hatte man zuerst den Blinden hauptsächlich eine formale Bildung gegeben, so erkannte man immer mehr, daß das praktische Leben hervorragend zu berücksichtigen sei. Man will den Blinden erwerbsfähig machen. Man will ihm die Freude und die Befriedigung erschließen: Ich arbeite wie Andere, ich falle Niemand zur Last, ich verdiene mir selbst mein Brod! Wahrlich, es ist eine schöne Aufgabe, solches einem Menschen zu schenken. Nur gehört dazu, daß die Sehenden Vertrauen haben zu den Arbeiten, die Blinde fertigten, und sich frei machen von dem Vorurtheil, dieselben seien schlechter als die Arbeiten Sehender, und daß man es nicht als Almosen ansieht, wenn man Blindenwaare kauft. In den Städten, in denen eine größere Anzahl arbeitender Blinder wohnen, sollte auch eine öffentliche Verkaufsstelle für deren Arbeiten sein. Sollten sich nicht einige Blindenfreunde finden, die jenen bei der Einrichtung und Unterhaltung eines kleinen Ladens gerne hilfreiche Hand leisten? Haben die Sehenden allmälig die Bildungsfähigkeit der Blinden erkannt, so erheben jetzt die Blinden den Anspruch auf Bildung. Treibt der Blinde mit Freuden sein Handwerk, so hat er, dem so viele Freuden verschlossen sind, der viel mehr nach Innen lebt als der Sehende, dem viel weniger Zerstreuung droht, auch das Verlangen, geistig sich zu bilden. Bloße Unterhaltungslectüre, Vorlesen von Geschichten u. dergl. befriedigt ihn nicht. Er will selbst zum Buche greifen. Er will nicht nur unterhalten, sondern gefördert und gehoben sein. Er macht den Anspruch, auch den Boden der Wissenschaft zu betreten und zu bearbeiten. Diesen Anspruch zurückweisen, hieße den Blinden geistig unter den Sehenden zurücksetzen. Es ist unsere Pflicht, auch hier dem Blinden zu helfen! Wie kann es geschehen? Mögen verschiedene Wege aufgezeigt werden, eines muß jedenfalls geschehen: die Errichtung einer großen Bibliothek für unsere Blinden! Ein Blick ins Ausland zeigt, daß dort in ganz anderer Weise für Blindenbibliotheken gesorgt ist als bei uns. Es liegt uns der Bericht der British and Foreign Blind Association for promoting the education and employment of the Blind für 1897/98 vor. Das Patronat der Gesellschaft hat die Königin von England, die Präsidentschaft der Erzbischof von Canterbury übernommen. Ueber 500 Personen (vornehmlich Damen) haben sich zu einer Auxiliary Union zusammengeschlossen, die den Zweck verfolgt, Bücher in Blindenschrift abzuschreiben oder gedruckte Werke zu corrigiren (hierzu helfen 107 Personen, fast ausschließlich Damen), für die Beschäftigung der Blinden und den Absatz ihrer Arbeiten Sorge zu tragen, sowie endlich das Interesse an der Blindenfürsorge zu wecken. Der Verein brachte im Jahre 1898 über 60000 ℳ auf und verausgabte für Abschreiben von Büchern 12000 ℳ, für den Druck bez. Ankauf von gedruckten Büchern 40000 ℳ. Die Bibliothek besteht hauptsächlich aus englischen Werken, wenigen griechischen, lateinischen, französischen u. s. w. — ein deutsches ist im Katalog nicht zu finden. Sehr stattlich ist die Musik vertreten. „Die Bibliothek verleiht ihre Bücher über das ganze vereinigte Königreich, jedoch meist nur an Institute und Vereine und nur in einzelnen Fällen an einzelne Blinde. Die Gesellschaften leihen sodann die Bücher an die Blinden aus und senden die Sammlungen nach einiger Zeit weiter, bis diese ihre Rundreise vollendet haben und wieder nach London zurückgelangen.“ — Eine zweite Blindenbibliothek zu London wird verwaltet und unterhalten von der Lending Library for the Blind. „Sie sorgt gleichfalls für die Blinden im ganzen Lande, leiht aber besonders an einzelne Personen aus, obwohl sie auch einen größeren Leseverein, vier Schulen, sechs Vereine und sieben Umtauschstellen für blinde Kinder in London regelmäßig mit Lesestoff versieht. Die Zahl ihrer Leser beträgt jetzt über 400, die ihrer Bände über 4000 nebst einer Sammlung von Noten.“ — Ueber Frankreich und Holland orientirt uns der Blindenfreund (Düren. 19. Jahrgang Nr. 5 S. 81 f.). — Die Blinden Frankreichs, schreibt derselbe, werden hauptsächlich von der mit der Association Valentin Haüy in Verbindung stehenden „Bibliothèque“ mit Lesestoff versorgt. Dieselbe besitzt jetzt ungefähr 4000, zum größten Theil handschriftlich von sehenden und blinden Freunden hergestellte Bände und gegen 1600 Bände oder Hefte Noten. Die Bibliothek versendet sowohl umfangreichere Büchersammlungen nach solchen Orten, wo Blinde in größerer Zahl leben, und betraut dort einen Blinden mit der Ausgabe der Bücher, als auch einzelne Bände über das ganze Land. Die Bibliothek hat sich der Unterstützung von etwa 200 Personen zu erfreuen, welche unentgeltlich Abschriften aller Art liefern. — Auch Holland besitzt seit dem Jahre 1891 eine Leihbibliothek, welche ungefähr 3000 Bände in holländischer, deutscher, französischer Sprache umfaßt. Hierzu kommen noch verschiedene Noten. Die Versendung der Bücher erfolgt durch das ganze Land. Es besteht ein besonderer Verein für das Abschreiben von Büchern in Punktschrift. Eine stattliche Bibliothek besitzt auch das k. k. Blindenerziehungsinstitut in Wien. Dieselbe zählt 3400 Bände in Hochdruck, von denen 1400 handschriftlich hergestellt sind. „Sie enthält u. A. sämmtliche in Oesterreich und Deutschland in Hochdruck erschienenen Druckwerke, alle in Deutschland und Frankreich erschienenen Zeitschriften, sowie etwa 400 Musikalien. Französische und englische Werke sind, wiewohl nur in geringer Zahl, vorhanden.“ Die Verleihung erfolgt unter den coulantesten Bedingungen an die Blinden Oesterreichs. „Die Handschriften der Wiener Bibliothek mehren sich von Jahr zu Jahr, da eine Gesellschaft von Menschen-

freunden, Damen und Herren, bemüht ist, die besten Werke der älteren, neueren und selbst neuesten Autoren in Punktschrift zu übertragen."

Vergleicht man mit dem Allen die deutschen Verhältnisse, so wird man sicher zu dem Ergebniß kommen, daß uns das Ausland in dieser Beziehung vielfach voraus ist. Gewiß besitzt auch Deutschland große Blindenbibliotheken. Dresden giebt z. B. seinen Bestand mit 2241, Steglitz mit etwa 2000 Bänden an. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Steglitzer Bibliothek aus handschriftlich hergestellten, also sonst nur selten vorhandenen Büchern besteht. Es soll hier keine Statistik der Blindenbibliotheken gegeben werden. Rechnet man die in deutschen Blindenbibliotheken vorhandenen Bände zusammen, so ergiebt sich allerdings eine bedeutende Zahl. Dieselbe würde sich jedoch sehr reduciren, wenn man die mehrfach vorhandenen Exemplare desselben Werkes nur einmal zählte. Die Benutzung der deutschen Blindenbibliotheken ist zumeist auf die derzeitigen oder früheren Angehörigen der Anstalt beschränkt. So müßte z. B. ein Blinder, der mit der königl. sächs. Blindenanstalt zu Dresden nicht in dieser Verbindung steht, behufs Benutzung der Bibliothek erst die Genehmigung des königlichen Ministeriums des Innern einholen. Steglitz entscheidet derartige Gesuche von Fall zu Fall. Gewiß ist von vornherein anzunehmen, daß einem in einer preußischen Blindenanstalt ausgebildeten Blinden bereitwilligst auch Bücher der Dresdner Blindenanstalt geliehen werden und umgekehrt — aber wie umständlich mag das Verfahren sein! Eine Bibliothek, die noch in den Anfängen sich befindet, besitzt der Verein zur Beschaffung von Hochdruckschriften für Blinde zu Leipzig. Dieselbe wird in ausgedehntester Weise von den Blinden in Leipzig und Umgebung benutzt, ohne daß gefragt wird, auf welcher Blindenanstalt die Entleiher gebildet worden sind. Aber auch durch ganz Sachsen und Deutschland gehen die Bücher der genannten Bibliothek.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß der Wunsch vieler Blinden Deutschlands als durchaus gerechtfertigt anerkannt werden muß: es möchte eine große allen deutschen Blinden ohne Weiteres zugängliche Centralbibliothek in Hochdruckschriften gegründet werden. Wie ist dieser Wunsch zu erfüllen? Deutsche Blindenfreunde müßten zunächst eine größere Summe aufbringen, damit alle in Hochdruckschrift erschienenen Bücher in mehreren Exemplaren und event. angebotene handschriftlich hergestellte Werke angekauft werden. Dieser Ankauf hat sich nicht nur auf deutsche, sondern auch auf sämmtliche in anderen Sprachen erschienene Werke zu erstrecken. Durch jährliche Beiträge von Gönnern und Freunden, sowie durch die Zinsen eines event. gesammelten Vermehrungsfonds müßte weiterhin alles im Druck Erscheinende für die Bibliothek erworben werden. Aber insbesondere gälte es, wie das bereits in beschränkter Weise in Deutschland, in größerem Umfange in England geschieht, Freunde zu gewinnen, die für die Bibliothek Bücher in Blindenschrift übertragen. Die Bestimmung, welche Bücher abzuschreiben sind, muß, um Wiederholungen zu vermeiden, beim Bibliotheksvorstand liegen. Die bereits bestehenden Bibliotheken sollen durch die Centralbibliothek nicht im Mindesten berührt werden. Auch dadurch, daß der Centralbibliothek Kräfte behufs Uebertragung von Büchern in Blindenschrift sich zur Verfügung stellen, ist eine Einbuße an Hilfskräften für die vorhandenen Bibliotheken nicht zu befürchten. Das in weiteren Kreisen zu weckende Interesse wird der Sache voraussichtlich zahlreiche neue Kräfte zuführen. Der Betrieb der Bibliothek ist ein sehr einfacher. Es würde zunächst genügen, einen Expeditionstag für die Woche zu bestimmen, an dem Ein- und Ausgänge zu erledigen sind. Fragen wie die, ob Leihgebühren zu erheben sind, an welchem Orte die Bibliothek ihren Sitz haben solle u. a., bedürfen vorerst keiner Erledigung. Von vornherein aber muß das Eine erstrebt werden, daß die Deutsche Reichspost der Beförderung von Büchern in Blindenschrift eine Ermäßigung gewährt. Die Höhe des Portos steht besonders bei größeren Entfernungen in keinem Verhältniß zum Werthe des Buches. Es dürfte wohl Aussicht vorhanden sein, daß in Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse dieser „Drucksachen" eine Bitte im Interesse der Blinden Deutschlands geneigtes Gehör finde. Das Vorstehende soll eine Anregung sein. Vielleicht findet sie den Weg in die große Tagespresse und in die Herzen der Blindenfreunde, damit recht bald unsere deutschen Blinden mit der Nachricht erfreut werden können: Die Centralbibliothek für die deutschen Blinden ist gegründet!

Leipzig. D. Georg Buchwald.

Upsala.

Upsala (deutsch etwa „Hochsäle", und wie dieses auf der ersten und der zweiten Silbe zu betonen) ist eine der ältesten schwedischen Städte; lange Zeit wurden hier die Könige gekrönt. Jetzt liegt seine Berühmtheit vor Allem in der Universität; es ist mit seinen 1800 Studenten die erste Hochschule des Landes. In dem schönen Treppenhaus der imponirend gelegenen Universität steht gegenüber dem Eingang: Tänka fritt är stort, Men tänka rätt är större, und es scheint, als befolge die Studentenschaft diesen Spruch, der über jeder Hochschule stehen könnte. Die Auswüchse des deutschen Studentenlebens, Mensurwesen und unsinniges Trinken, sind dem schwedischen Studenten fremd. Das Duell sieht man in Schweden ebenso an wie in England; es gilt als Verbrechen, auf dem Zuchthaus steht. Und daß die schwedischen Studenten die Gefahren des Alkohols sehr wohl erkannt haben, zeigt sich schon darin rein äußerlich, daß sie Strömparterren, das erste Vergnügungslocal Upsalas, „das große Verderben" (stora förderfvet) nennen. Trotzdem sind sie nicht Kopfhänger, die den ganzen Tag hinter ihren Büchern sitzen; sie haben auch ihre Feste und fröhlichen Versammlungen. Vor Allem lieben sie den Gesang, und sie setzen ihren Stolz darein, möglichst schön und rein a capella zu singen. Auch das Verbindungswesen der deutschen Hochschulen kennt man in Schweden nicht; hier hat sich vielmehr eine mittelalterliche Einrichtung erhalten, die früher an allen Hochschulen herrschte: die Eintheilung in Nationen. Jeder Student tritt nach seiner Herkunft in eine der 13 Nationen (svenska, ostgöta, westgöta etc. nationen; in Lund giebt es deren nur 8), die eine feste Verfassung haben, sich selbst aus den Professoren einen Inspector wählen u. s. w. Wie eng der Zusammenhalt dieser „Landsmannschaften" (im eigentlichen Sinne des Worts) ist, das zeigen die großen Gedenksteine auf dem Friedhof in Upsala, auf denen die Namen der verstorbenen Inspectoren und Studenten nationenweise aufgezählt sind. — Nicht weit von der Universität erhebt sich der in rothem Stein ausgeführte Bau der mächtigen Domkirche. Sie beherrscht mit ihren beiden 110 Meter hohen gothischen Thürmen das Stadtbild. Außen ist die Kirche mit schönen Skulpturen geschmückt; das Innere mit seiner hohen Wölbung, die auf 24 Pfeilern ruht, macht einen erhebenden Eindruck. An den Seiten befinden sich die Grabkapellen der älteren schwedischen Könige und der ersten Familien des Landes. Auf den Sarkophagen sind die Todten dargestellt, die gefalteten Hände halb nach oben erhoben; betend erwarten sie die Ewigkeit. Hier ruht auch der berühmteste Professor Upsalas, Linné; die Grabschrift faßt seine Bedeutung in den schlichten Worten zusammen: Carolo a Linné, botanicorum principi. In andächtiger Stimmung verlassen wir den weihevollen Raum und gehen hinauf zu dem alten Schloß, einem einfachen massigen Bau mit großen runden Eckthürmen; kommt man mit der Bahn an, so sieht man schon von Weitem die rothe Farbe dieses Gebäudes leuchten. Von hier hat man wohl den schönsten Blick auf den Dom. Unter uns liegen die geraden, regelmäßigen Straßen der Stadt mit ihren kleinen, meist einstöckigen Häuschen und weithin schweift der Blick über die ziemlich flache einförmige Gegend. — Nicht weit vom Schloß liegt das Gebäude, das für den Fremden meist den eigentlichen Anziehungspunkt Upsalas bildet: die Universitätsbibliothek in der Carolina rediviva. Sie enthält vieles Werthvolle, unter dem der Codex argenteus das Hervorragendste ist. Ueber die Geschichte dieser berühmten Handschrift Etwas zu sagen, ist überflüssig; jede Literaturgeschichte bringt darüber ausführliche Angaben. Mit dem Stolze des Aufsehers, der sich halb als Besitzer der ihm anvertrauten Schätze fühlt, holt der führende Aufwärter aus einem feuerfesten Schranke das durch einen Glaskasten geschützte Buch und sagt: Det är codex argenteus. Der silberne Deckel, der der Handschrift ihren Namen gegeben hat, zeigt mit leicht zu deutender Symbolik eine nackte Frauengestalt, die mit einem Buche aus einem Grabe steigt; Chronos mit der Sanduhr hebt den Deckel des Grabes. Ein Schildchen trägt die Inschrift: Ulphila redivivus et patriae restitutus. M. de la Gardie, cancellary 1669 (Der Reichskanzler de la Gardie kaufte die in holländischen Besitz gekommene Handschrift zurück und schenkte sie 1669 der Universität Upsala). Darüber schwebt

ein Blatt: verbum Dei manet in aeternum. Rechts sieht man Ulfilas, den man leicht an seiner Bischofsmütze erkennt, eifrig an seiner Uebersetzung schreiben. Die Rückseite des silbernen Einbands ist in regelmäßige Quadrate eingetheilt und zeigt die verschiedensten Embleme, unter denen auch, wohl mit Beziehung auf die erste Erwerbung des Codex im dreißigjährigen Kriege, Kanonen nicht fehlen. Aufgeschlagen ist das bei uns durch die Nachbildung in der König'schen Literaturgeschichte bekannte Blatt; deutlich heben sich von dem schönen purpurrothen Grunde die silbernen Buchstaben ab. — Werthvoll sind ferner das heilige Buch der Drusen, viele alte schwedische Drucke u. A. Interessant ist eine Bibel mit einer Reihe Bemerkungen von Luther und Melanchthon, die sehr sauber geschriebene Handschrift von Tegnér's Frithjofsage, Autographen von Linné, Goethe und vielen Anderen. Den Deutschen werden noch besonders eine von Mozart eigenhändig geschriebene Composition und ein Blatt von Schiller interessiren, das von seinen Plänen für Carlos und die „hohe Tragödie" überhaupt spricht. Befriedigt verläßt Jeder die altehrwürdige Stadt, und noch lange kann man von der Eisenbahn aus die majestätische Schönheit des Domes und den kraftvoll gedrungenen Bau des Schlosses bewundern.

Dr. Friedrich Meier.

Bücherbesprechungen.

— Bollert, Lic. Wilh., Kaiser Julian's religiöse und philosophische Ueberzeugung. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, herausgegeben von Schlatter und Cremer, 3. Jahrg. 1899, Heft 6.) Gütersloh, C. Bertelsmann. 111 S. gr. 8. Preis 1,40 ℳ. — Eine fleißige kleine Schrift, die beabsichtigt, ein besseres Verständniß der Denkweise des eifrigen Wiederherstellers des alten Heidenthums nach dem vorläufigen und vor dem engiltigen Siege des Christenthums im griechisch-römischen Reiche zu ermöglichen, und zwar auf dem Wege einer eingehenden Würdigung der Einflüsse, denen er von Jugend an ausgesetzt wurde. Ob und inwieweit es solchen Nachweises bedurfte, muß hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls werden sich Freunde geschichtlicher Studien gern und mit Nutzen von dem belesenen und seine Aufgabe mit Eifer und Unparteilichkeit und Geschick — wenn auch nicht ohne Breite und mit störender Häufigkeit gelehrter Belege inmitten des Textes — verfolgenden Verfasser das Bild des edlen, auch in seiner Verirrung warme Theilnahme erweckenden und verdienenden „Romantikers auf dem Throne der Cäsaren" neu vergegenwärtigen lassen. Die Interpunction könnte zum Nutzen des Lesers etwas straffer gehalten sein. G. S.

— Beckhaus, Sup. K., Suche Jesum und sein Licht! Ein Jahrgang Predigten. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Pfarrer W. Burgbacher. Gütersloh, C. Bertelsmann 1900. 551 und VIII S. gr. 8. 3,60 ℳ, geb. 4,50 ℳ. — Der Herausgeber fragt: „Ein neuer Predigtband! Wird es des Guten nicht allmälig zu viel?" Er antwortet mit der Verlagshandlung Nein, und letztere beruft sich auf den Referenten der Kreuzzeitung, dem „kein Predigtbuch der Neuzeit bekannt sei, das diesem an die Seite zu stellen wäre an Gedankenreichthum, Frische, Originalität und das Gewissen treffender Macht". Das ist nun etwas viel gesagt. Aber man begreift doch, daß der Verstorbene, der hier noch nach dem Scheiden redet, ein gewaltiger Prediger gewesen ist und eine willige Hörer-Gemeinde gehabt haben wird, und daß man sein Wort hat festhalten und weiteren Kreisen zugänglich machen wollen. Man wird daher gern die obige Frage für den vorliegenden Fall verneinen, auch wenn man sie sonst zu bejahen nicht abgeneigt wäre. Uebrigens lassen auch diese Predigten wie die meisten der Gegenwart — wohl nicht einer absehbaren Zukunft — eine gründliche geschichtliche und auslegende Vorarbeit vermissen: ihre Stärke liegt in kraftvoll freudigem Leben und Weben im gegenwärtigen Gemeindebewußtsein und in geistvollem Zeugen davon. Auf S. 147 steht etwas Mißverständliches von Professoren und Gelehrten. G. S.

— Margarethe Thoresen, Norwegische Novellen. Uebersetzt von Friedrich v. Känel. In Otto Hendel's Bibliothek der Gesammtliteratur Nr. 1318–1320. Geh. 75 ₰, geb. 1 ℳ. 201 S. — Die Verfasserin, die Frau eines norwegischen Pfarrers, ist eine talentvolle Schriftstellerin; mehrere ihrer Werke sind bereits ins Deutsche übersetzt. In den hier übertragenen Novellen tritt das norwegische Sprachidiom noch zu stark und störend hervor; die Uebersetzung ist hier und da keine rechte Verdeutschung. Die Verfasserin selber hat eine phantasiereiche, schöne und schwungvolle Art der Schilderung. Hat auch die erste der sechs Novellen „Die Liebeswahl" manches psychologisch nicht ganz Durchsichtige, so haben uns andere, wie die dritte Novelle „Sie wurde gezähmt", mit ihrer plastischen Darstellung und ihrem versteckten Humor sehr angesprochen. D. K.

— Sociale Rundschau. Herausgegeben vom Arbeitsstatistischen Amte im k. k. Handelsministerium. I. Jahrg. Januar-Februarheft 1900. Wien, Alfred Hölder. — Mit der Vollendung unserer ausgedehnten und wirkungsvollen Arbeiterversicherung hat man einstweilen die Lust zu weiteren socialen Reformen verloren und hält sie zunächst nicht für erforderlich. An dieser großartigen Schöpfung, um die das Ausland uns beneidet und die unserer Arbeiterwelt entschiedene Wohlthaten gebracht hat, ist man wohl geneigt Verbesserungen vorzunehmen und Veränderungen einzuführen, die den gesammten Apparat leichter handhaben lassen. Sonst aber herrscht auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfahrt und Arbeiterschutzgesetzgebung beinahe Stillstand. Dies zeigt sich namentlich bezüglich der Pflege der Arbeiterstatistik. Während nach dem Vorgange der Vereinigten Staaten die Schweiz, England, Frankreich, Belgien zur Eröffnung arbeitsstatistischer Aemter sich entschlossen haben und höchst beachtenswerthe Arbeiten auf diesem Felde hervorbringen, will man bei uns, wie es scheint, an der Reichscommission für Arbeitsstatistik festhalten. Diese hat sich zwar um die Lösung einzelner wichtiger Fragen verdient gemacht (Bäckergesellen, Kellner, Confection), aber sie tritt selten zusammen, entfaltet keine regelmäßige fortdauernde Thätigkeit, bietet so viel, daß man nicht gerade über Vernachlässigung des ganzen Capitels klagen darf, jedoch zu wenig, um zufrieden zu stellen. Nun ist auch Oesterreich zu der gesetzlichen Regelung der Arbeitsstatistik und der Errichtung eines arbeitsstatistischen Amts im Handelsministerium durch Allerhöchste Entschließung vom 21. Juli 1898 geschritten. Für die Zwecke der wirthschaftlichen und socialen Gesetzgebung und Verwaltung werden arbeitsstatistische Daten von einer besondern Abtheilung im Ressort des Handelsministeriums, die die Bezeichnung „k. k. arbeitsstatistisches Amt" führt, systematisch erhoben, verarbeitet und periodisch veröffentlicht. Das Amt ist nur hinsichtlich der Oberleitung ein dem Handelsministerium unterstehendes. In der Anordnung von Erhebungen und Zwischenverfügungen erscheint es nach außenhin als ein ganz selbständiges. Zu seiner Unterstützung dient ein Arbeitsbeirath, der aus dem Vorstande des arbeitsstatistischen Amts und dessen Stellvertreter, sowie Delegirten der verschiedenen Ministerien, der statistischen Centralcommission und 30 sonstigen vom Handelsminister ernannten Mitgliedern besteht. Dieses Arbeitsamt giebt nun in Durchführung der ihm zugedachten Aufgabe die obengenannte neue Zeitschrift heraus. Für den beispiellos wohlfeilen Preis von 2 ℳ im Jahr will sie ebenso wie die Labour Gazette in London und das Bulletin de l'office de statistique du travail zu Paris allen Interessenten, insbesondere den Arbeiterkreisen Gelegenheit geben, sich über die zu ihren Gunsten angeordneten und ausgeführten Maßnahmen zu unterrichten. Die Lage des Arbeitsmarkts wird geschildert, die Arbeitsvermittelung, die Strikebewegung im Jahre 1899, die Verhältnisse bezüglich Lohnhöhe und Arbeitszeit dargestellt. Nicht minder wird den schwebenden Fragen der Socialpolitik, z. B. dem Stande der registrirten Hilfscassen oder Mittheilungen aus Unternehmervereinen und Gehilfenversammlungen Aufmerksamkeit geschenkt sowie die Entwickelung der socialen Gesetzgebung und Verwaltung verfolgt. Alles, in erster Linie natürlich österreichische Zustände, wird ruhig, sachlich, wahrheitsgemäß den Befragungen gemäß behandelt, ohne weitere Schlußfolgerungen daran zu knüpfen. Es sollen darin nur Thatsachen mitgetheilt werden, deren Kenntniß zur Bearbeitung der gesammten Lage des Arbeiterstandes unentbehrlich ist. Selbst eine Bücherschau, die ganz kurz zunächst auf die Publicationen des Arbeitsstatistischen Amts selbst, dann aber auch auf andere Schriften über die Arbeiterfrage hinweist, giebt es. Als Beilage sind „Gewerbegerichtliche Entscheidungen" angereiht. Sicher entspricht eine derartige Veranstaltung, wenn sie ganz regelmäßig allmonatlich die Arbeiter belehrt, einem in weitesten Kreisen gefühlten Bedürfniß. Die Betheiligten werden nicht mehr sagen können, daß die besitzenden Classen theilnahmlos und gleichgiltig an ihnen vorübergehen. Man beweist ihnen,

daß man sich bemüht, sie kennen zu lernen und ihren Wünschen und Forderungen, soweit es möglich und angängig, gerecht zu werden. Zugleich aber leistet sich die österreichische Regierung selbst den größten Dienst, indem sie nun nicht mehr über die Lage einer zahlreichen Classe ihrer Staatsangehörigen im Dunkeln tappt und, wenn es gilt, Maßregeln für ihre Hebung zu ergreifen, sofort weiß, wie wohlgemeinte Ideen sich am Besten verwirklichen lassen. Es ist zu wünschen, daß dies Organ des Arbeitsstatistischen Amts recht viel gerade in Arbeiterkreisen Eingang fände. a.—

— Das Komische. Eine Studie zur Philosophie des Schönen von Dr. Johannes Ziegler. Leipzig 1900. Verlag von Eduard Avenarius. 39 Seiten, Preis 80 ₰. — Ausgehend von einer Kritik der bisherigen Definitionen des Komischen, die sämmtlich als unzureichend oder nicht erschöpfend nachgewiesen werden, stellt Ziegler, nachdem er an einzelnen Beispielen das Komische der Vorgänge erläutert hat, folgende Definition des Komischen auf: „Das Komische ist ein zweckloser Vorgang, der durch Zweckverkehrung Zweckvorstellung hervorruft", oder in etwas anderer Fassung: „Das Komische ist das Unbewußte, das sich durch Zweckverkehrung als Bewußtes setzt." Machen wir uns diese Definition an einem der einfachen von Ziegler gewählten Beispiele etwas deutlicher: Es geht Jemand auf der Straße und wird von einem vorbeifahrenden Wagen mit Koth bespritzt, daß er wie marmorirt aussieht. Hier ist also die Abschleuderung der Koththeilchen durch den Wagen der zwecklose, mechanische Vorgang. Das Aufprallen der Theilchen auf den Rock des Vorübergehenden ist die Zweckverkehrung, denn offenbar ist der Anzug nicht die Ablagerungsstätte für solche Dinge. Zugleich aber zeigt sich diese Zweckverkehrung als Zwecksetzung, da wir für einen Augenblick den Eindruck bekommen, daß die Dingerchen mit Absicht so gehandelt haben. Was den Grad der Komik anbelangt, so bietet die von Ziegler aufgestellte Formel auch für ihn einen festen Maßstab. Je stärker nämlich die Zweckverkehrung, desto größer die komische Wirkung. Ist in unserem Beispiel der Bespritzte etwa ein Gigerl, angethan mit dem höchsten irdischen Glanze, den die Schneiderkunst zu verleihen vermag, so wird die komische Wirkung des Bespritztwerdens stärker sein, als wenn etwa ein Maurer im kalkbefleckten Arbeitskleide davon betroffen wird. Und zwar ist die komische Wirkung größer, abgesehen von der vielleicht vorhandenen Schadenfreude, die für das Komische nicht in Betracht kommt, weil im ersteren Falle die unbewußte Zweckverkehrung und damit der Schein des bewußten Zweckes bedeutend stärker ist als in dem zweiten angenommenen Fall. W. B.

— Shakespeare-Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Zweiter Band. Macbeth. Romeo und Julia. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 6 ℳ. — Größere Gegensätze giebt es wohl kaum, als den Macbeth, diese vielleicht bedeutendste Tragödie Shakespeare's, und das Jugendstück Romeo und Julia, deren Erläuterungen in diesem Bande vereinigt sind, wieder versehen mit einer Uebersetzung der Stücke, d. h. einer Verbesserung des Schlegel-Tieck'schen Textes. So inhaltsvoll wie der Macbeth, diese nicht blos sprachlich und in der Handlung vollgedrängte Tragödie, ist Romeo und Julia nicht und das letztgenannte Stück vermag vermöge seines jugendlich feurigen Inhalts wohl junge gleichgestimmte Gemüther zu fesseln, während Macbeth sich mehr an das reifere Geschlecht wendet. Macbeth hat auch den Vorzug, daß er eine ehrliche Schuld darstellt und ihre Sühne, die sich an zwei Personen vollzieht, Macbeth selbst und der Lady. Wie fein Shakespeare stets das Menschliche zu wahren weiß, zeigt Vischer in seinen Bemerkungen über Macbeth, die den weitaus größten Theil des vorliegenden Bandes füllen. Während die Zeitgenossen, man denke an Marlow, meist über die Grenzen des Menschenmöglichen hinausgreifen und insofern kalt lassen, bewegt sich Shakespeare stets innerhalb dieser Schranken. Eine sonstige Fülle von feinen und feinsten Bemerkungen stößt uns weiter in den Worten Vischer's auf, die uns anziehen und das besprochene Kunstwerk nur noch lieber machen. Man sieht daraus, mit welchem Bedacht Shakespeare arbeitete, wie er das Richtige traf, vielleicht mit Absicht, vielleicht aber auch mit dichterischem Instinct. Regisseure und Schauspieler könnten auch viel aus diesen Vorlesungen lernen, wenn sie es einmal, was selten genug vorkommt, über sich gewinnen sollten, sich aus dem engen Kreise ihrer Bühneninteressen herauszuwagen und an besseren Quellen zu schöpfen und zu studiren. Vischer ist Einer der nicht Vielen, die Shakespeare wirklich verstehen, und wenn er sich gegen Schiller's Versuche, den englischen Dichter in seiner Weise für die Weimarer Bühne zu gewinnen, etwas wohlwollend verhält, so verkennt er doch nicht, daß der deutsche Dichter den englischen nicht immer verstanden hat und Elemente in seine Werke hineinmengte, die nicht hineingehören. Ihm sind wie auch uns Shakespeare's anscheinende Roheiten, z. B. die Bemerkungen des betrunkenen Pförtners im Macbeth, die Raufscene im Anfang von Romeo und Julia lieber, als Schiller's frommes Pförtnerlied, das gar nicht in die Burg und Umgebung Macbeth's hineingehört, und Goethe's opernhafter Beginn von Romeo und Julia, der matt ist und beweist, daß auch Goethe, in seinen späteren Jahren wenigstens, Shakespeare nicht immer von seiner richtigen Seite anzuschauen vermochte, so sehr er auch in jüngeren Jahren dem Briten in Bewunderung und Nachahmung nahetrat. J. R.

— Das strategische und taktische Zusammenwirken von Heer und Flotte von v. Janson, Generalleutnant z. D. (Berlin, Mittler & Sohn.) — Das zweite (Schluß-)Heft des gediegenen Werkes erfüllt alle auf dasselbe gesetzten Erwartungen und erörtert in gemeinverständlicher Weise alle Gesichtspunkte, welche die politische Entwickelung unseres deutschen Vaterlandes und die dementsprechend für deren Erhaltung und Gedeihen erforderlich werdende Gestaltung unserer Wehrkraft eröffnen. Die Mehrzahl der Leser werden in den Ausführungen des Verfassers Neues, selbst Ueberraschendes finden, sich aber gewiß nach Lesen des Buches überzeugt fühlen von dem, was v. Janson schreibt, um nachzuweisen, daß eine starke Flotte die nicht nur wünschenswerthe, sondern absolut nothwendige Ergänzung unserer Rüstung sein muß, wenn Deutschland seiner in der Vergangenheit begründeten Mission treu bleiben will, machtgebietend theils als begehrter Bundesgenosse, theils als gefürchteter Gegner den Frieden in Europa zu wahren. An historischen Beispielen wird klar nachgewiesen, wie schon früher eine starke Flotte Deutschland eine wirksame Hilfe hätte gewähren können, wo das Fehlen einer solchen nur durch ausnahmsweis günstige Umstände, die gewiß in Zukunft nicht wieder erwartet werden dürfen, ohne schwere Folgen geblieben ist. Von ganz besonderem Interesse ist das letzte Capitel, in welchem besprochen wird, wie nur gründliche und genügende Vorbereitung im Frieden eine Flotte schaffen kann, welche die Aufgabe zu erfüllen im Stande ist, im verständnißvollen Zusammenwirken mit dem Heere die höchste militärische Kraftentwickelung des Staates gegen dessen Feinde wirkungsvoll zur Geltung zu bringen. P.

— Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Neunte, durchaus neu gestaltete Auflage, 10 Bände. Verlag von O. Spamer in Leipzig. Preis eines Bandes (zu 16 Lieferungen) 8 ℳ, eine Lieferung 50 ₰. — Der nunmehr erschienene sechste Band, dem in Wirklichkeit sieben andere vorausgegangen sind, umfaßt die Bearbeitung der Metalle und enthält 1617 Textabbildungen, sowie 6 Beilagen, welche dem fließend geschriebenen Text zur Veranschaulichung, Ergänzung und Unterstützung dienen. Das Schmieden und Walzen, die Eisengießerei und der Maschinenbau sonst und jetzt, die Nähnadeln, Schienen, Träger, Panzerplatten, Messer, Gabeln, Blechwaaren, Ketten, Kugeln und Drähte, Waffen, Schlosserarbeiten, Geldschränke, Uhren, Gold- und Silberwaaren, nicht zu vergessen das Fahrrad, kurz Alles, das Größte und Kleinste der Metallwaarenindustrie wird hier gründlich durchgesprochen und so vorgeführt, daß das Buch dem Interesse und Verständniß des Fachmannes und Laien in gleicher Weise zu genügen versteht. Nun fehlen zur Vervollständigung des ganzen, groß angelegten Werkes nur noch 2 Bände, die sicher nicht mehr lange auf sich warten lassen werden. Kl.

— Die moderne Chemie. Von Dr. W. Bersch. In 30 Lieferungen zu 50 ₰. Verlag von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig. — Bersch's Führer durch die chemische Großindustrie, wie man seine umfangreiche Arbeit auch betiteln könnte, ist nunmehr bis zur 25. Lieferung gediehen und schildert, wenn wir nur die Hauptartikel berücksichtigen wollen, in den Lieferungen 16 bis 25 der Reihe nach die Gewinnung der Metalle (auch auf elektrolytischem Wege), die Zucker- und Stärkefabrikation, die Gährungsgewerbe, die Holzdestillation, die Seifen- und Kerzenfabrikation. Immer weiß der Verfasser das Interesse des Lesers zu fesseln und auch, was ja die ausgesprochene Absicht des Werkes ist, den Laien für die allgemeine Pflege des chemischen Wissens zu gewinnen. Nicht wenig tragen zu diesem Erfolg die gut ausgewählten und schön ausgeführten Illustrationen bei, die theils als Voll-, theils als Textbilder in reicher Zahl der leichtfaßlichen Schilderung des Ganzen zur Seite stehen. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 51. Sonnabend, den 28. April, Abends. 1900.

Oeffentliche Sitzung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 23. April.

Der vorsitzende Secretär, Hr. Geh. Hofrath Professor Dr. Wislicenus hielt folgende Ansprache: Hochansehnliche Versammlung! Der höchste Festtag des sächsischen Volkes findet — alter Uebung gemäß — auch die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften wiederum in feierlicher öffentlicher Sitzung vereinigt. Unser allgeliebter Herr und König vollendet heute in erfreulichster Frische des Körpers und Geistes das zweiundsiebzigste Lebensjahr, geschmückt mit allen Tugenden des Herrschers, gekrönt von unvergänglichem Ruhme des großen Heerführers und weisesten, für die Bewegungen der Zeit und für die Bedürfnisse seines Volkes verständnißvollen Friedensfürsten. Von den Segnungen der Regierung Sr. Majestät hat auch unsere Gesellschaft im abgelaufenen Jahre wieder ihren voll bemessenen Antheil erhalten. Fest gegründet in den Institutionen des Landes, wissen wir uns getragen von dem Interesse und dem besonderen Vertrauen unseres erhabenen königl. Protectors, des starken Hüters der Ordnung und Freiheit, welche die Grundbedingungen auch für das Gedeihen unserer Aufgabe: der unabhängigen stillen Arbeit im Dienste wissenschaftlicher Erkenntniß, sind. In vollem freudigem Verständnisse dieser kostbaren Güter erheben wir unsere Herzen und Stimmen, um Zeugniß abzulegen von dem tiefen, unauslöschlichen Danke, den wir unserem Könige zollen, von den heißen Wünschen für allerhöchst Sein Wohlergehen und von der frohen Hoffnung, mit der wir in eine noch vieljährige glückliche Zukunft unter dem Scepter des ehrwürdigen und gütigen, ehrfurchtsvoll geliebten Herrn blicken. Heil unserem Könige!

Hr. Professor Dr. Lamprecht überreichte hierauf im Auftrage der Königl. Sächsischen Commission für Geschichte die bisher von Seiten dieser Commission publicirten Schriften und knüpfte daran einige Ausführungen über das Programm der Commission, soweit es bisher in diesen Schriften verwirklicht ist. Die Königl. Sächsische Commission für Geschichte ist bekanntlich vor etwa fünf Jahren entstanden, zunächst als ein durch die Stände des Landes mit einem Budget von 10 000 ℳ ausgestattetes Institut, dessen Mitglieder sich der Hauptsache nach aus Professoren der Universität, aus Beamten des Hauptstaatsarchivs in Dresden und verdienten Landeshistorikern zusammensetzen. An der Spitze steht als Vorsitzender der Cultusminister. Diese wissenschaftlich sehr freie, dem Lande gegenüber aber einigermaßen isolirte Stellung der Commission ist im Laufe der ersten Jahre ihres Bestehens dadurch etwas modificirt worden, daß zur regeren Verbindung der Interessen der Commission mit den führenden Schichten des Landes der Versuch gemacht worden ist, für die Schriften der Commission ständige Subscribenten zu gewinnen. Es war dabei die Ansicht, daß die ständigen Subscribenten sehr bald ein gewisses landesgeschichtliches Interesse gewinnen würden und daß es damit möglich sein müsse, nicht blos die Bedeutung der landesgeschichtlichen Studien stärker als bisher in das allgemeine Bewußtsein zu bringen, sondern zugleich auch die in Sachsen vielfach so intensiv vorhandene Heimathsliebe durch eingehende und unparteiische Kenntniß der Vergangenheit noch mehr als bisher zu heben und zu adeln. Das Vertrauen zu den Gefühlen des Landes, das in einer solchen Auffassung lag, ist nun im Verlaufe der bisherigen Geschäftszeit der Commission glänzend gerechtfertigt worden. Die Commission erfreut sich jetzt für ihre Schriften der nicht unbedeutenden Zahl von 230 Subscribenten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß dieser Erfolg auch die Freudigkeit der Arbeit und die Ausdehnung des Programms der Commission wesentlich beeinflußt hat. Die Zahl der bisher erschienenen Schriften ist keine geringe, wenn man in Anschlag bringt, daß wissenschaftliche Werke von größerer Bedeutung der Regel nach vieler Jahre bedürfen, um auszureifen und zu einem Abschluß zu gelangen, der die Veröffentlichung zuläßt.

Es sind bisher erschienen zwei Publicationen kunstgeschichtlichen Inhalts, nämlich ein Tafelwerk über den Bildnißmaler A. Graff aus dem vorigen Jahrhundert und ein weiteres sehr umfassendes Werk über Lucas Cranach. Es sind weiterhin zur Geschichte der Reformation veröffentlicht worden die Berichte des kursächsischen Raths Hans v. d. Planitz an Friedrich den Weisen aus dem Reichsregiment während der Jahre 1521—1523 und ein erster Band der politischen Correspondenz des Kurfürsten Moritz, der bis zum Jahre 1543 einschließlich reicht. Endlich sind mehrere Sectionen der Grundkarte für Deutschland bearbeitet worden, welche ihrerseits die Grundlage bieten soll für die räumliche Fixirung jeder Art von historischen Daten, von Grenzverhältnissen, von Zuständen, soweit sie sich statistisch fassen lassen, von administrativen Zusammenhängen u. s. w. Dabei stehen alle diese bisher erschienenen Publicationen nicht vereinzelt und nur auf sich bezogen da, sondern sie gehören größeren Arbeitszusammenhängen an, in denen sich — abgesehen von anderen, von ihnen unabhängigen Aufgaben — die Thätigkeit der Commission auch fernerhin weiter bewegen wird. Für die Kunstgeschichte kommt dabei zunächst in Betracht, daß sogleich nach Einsetzung der Commission Fürsorge getroffen worden ist, alle wichtigeren Tafelmalereien der sächsisch-thüringischen Schulen des ausgehenden Mittelalters zunächst einmal photographisch aufzunehmen und aus diesen Aufnahmen ein sogen. Plattenarchiv zu bilden. Liegen diese sehr umfassenden Untersuchungen und Sammlungen erst einmal abgeschlossen vor, so wird es möglich sein, aus ihnen heraus die bis jetzt noch recht verworren erscheinende und theilweise unbekannte Geschichte dieser Malerschulen festzustellen und die nöthigen Forschungen nebst dem Material der Bilder selbst zu veröffentlichen. Die Cranach-Publication bietet für diese weiteren Studien eine gewisse Unterlage und eine wesentliche Erleichterung. Was die reformationsgeschichtlichen Arbeiten betrifft, so muß es Aufgabe der Commission sein, gerade die Reformationszeit, jene Zeit, in der unser Land den weitesten Einfluß geübt hat, besonders eingehend zu erforschen. Hier vor Allem treten an sie Aufgaben großen politischen und kirchlich politischen Charakters heran. Sie ist ihnen zunächst durch die zwei genannten wichtigen Publicationen gerecht geworden. Neben sie wird sich binnen Kurzem eine dritte ebenso wichtige Publication stellen, nämlich die der Urkunden und Acten Herzogs Georg von Sachsen. Was endlich die Grundkarten anbetrifft, so ist es in den letzten Jahren gelungen, die Bewegung für ihre Herstellung beinahe über ganz Deutschland mit Ausnahme des Ostens, sowie über Belgien und Holland auszubehnen, und wenn es auch noch lange dauern wird, ehe die sämmtlichen über 500 Sectionen des Grundkartenunternehmens durchaus fertig vorliegen, so kann doch ihr künftiges Erscheinen und eine daraufhin einsetzende, eingehende Arbeit als gesichert angesehen werden. Für Sachsen ist dies ganze Unternehmen noch von besonderem Interesse dadurch, daß das historisch-geographische Institut unserer Universität durch Beschlüsse der zuständigen Körperschaften, des Gesammtvereins deutscher Geschichtsvereine und der Conferenz deutscher Publicationsinstitute als Centralstelle für die Grundkarten erwählt worden ist. Es liegt damit in der Natur der Dinge, daß sich die weitere Entwickelung der Kritik und der Methode der Grundkartenforschung unter wesentlicher Betheiligung gerade unserer Universität vollziehen wird und daß die sächsische Grundkarten-

forschung berufen sein wird, eine wichtige Rolle in der Entwickelung der allgemeinen Grundkartenuntersuchungen zu spielen.

Zum Schluß hielt Hr. Professor Dr. O. Fischer einen Vortrag über eine neue Abhandlung, welche er der Königl. Gesellschaft vorlegte. Dieselbe bildet ein weiteres Glied in der vor mehreren Jahren begonnenen Reihe von Untersuchungen über den Gang des Menschen. Durch die in der ersten Abhandlung ausführlich beschriebenen Versuche war es möglich geworden, mit Hilfe des elektrischen Funkens und der Momentphotographie den Bewegungsvorgang auf ein rechtwinkliges räumliches Coordinatensystem zu beziehen. Die dabei erreichte Genauigkeit ist so groß, daß die Coordinatenbestimmung nicht nur eine bis ins Einzelnste gehende Darstellung der von den verschiedenen Punkten des menschlichen Körpers beschriebenen Bahncurven mit den zugehörigen Geschwindigkeiten und Beschleunigungen ermöglichte, sondern auch die Grundlage für die Lösung vieler beim Gehen in Betracht kommender Fragen bilden kann. So sind in der ersten Arbeit bereits die Bahnen der Gelenkmittelpunkte und die Bewegungen und Deformationen des Rumpfes abgeleitet worden. Eine zweite Veröffentlichung handelt von der für die Erforschung des ganzen Bewegungsvorganges wichtigen Bewegung des Gesammtschwerpunktes und den damit im engsten Zusammenhang stehenden äußeren Kräften, welche auf den menschlichen Körper beim Gehen einwirken.

Die neue Abhandlung giebt nun zunächst einen Ausblick auf die weiter anzustellenden Untersuchungen. Dieselben steuern schließlich alle dem gleichen Endziele zu, nämlich die Rolle aufzudecken, welche den einzelnen Muskeln bei der Hervorbringung der Bewegungen des Gehens, Laufens und anderer Bewegungen des menschlichen Körpers zugetheilt ist. Um diesem Endziel näher zu kommen, muß erst eine eingehende Kenntniß des wechselnden Bewegungszustandes des menschlichen Körpers für den ganzen Verlauf eines Doppelschrittes erworben werden. Dann erst kann man hoffen, mit Hilfe der Differentialgleichungen der Bewegung das Ziel zu erreichen. In diesem Sinne liefert auch die neue Arbeit einen weiteren Beitrag, indem sie sich mit der Bewegung der unteren Extremitäten beschäftigt.

Ein Vergleich der durch die Momentphotographie aufgedeckten Thatsachen mit der Darstellung der successiven Bewegungsphasen der unteren Extremitäten, welche die Brüder Weber in ihrer berühmten „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge“ gegeben haben, zeigt, daß die Ansichten dieser beiden Forscher, welche die Grundlage ihrer Theorie des Gehens gebildet haben, sich angesichts der neuen Resultate nicht mehr halten lassen. Die Grundpfeiler, auf denen die Brüder Weber ihre Theorie aufgebaut haben, waren nicht genügend fundirt, um auf ihnen ein Gebäude von ewiger Dauer errichten zu können. Dadurch kann aber die Bedeutung des Weber'schen Werkes nicht herabgemindert werden. Dasselbe wird nach der Ansicht des Redners immer als der erste klassische Versuch einer exacten Forschung auf dem Gebiete der Bewegungsphysiologie anzusehen sein, der jeder weiter gehenden Theorie zum Vorbild dienen kann.

Bücherbesprechungen.

— „Ich sehe den Himmel offen“, Apostel-Gesch. Cap. 7, V. 55. Biblische Betrachtungen über das Leben der Gläubigen im Himmel. Von Dr. Wilhelm Ziemssen, evangel. Pastor in Glewitz, Kreis Grimmen, Pommern. 2. Was lehrt das neue Testament vom Himmel? Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme), 1900. 3 ℳ 40 ₰. — Der Verfasser hat seit dem ersten Theil des Werkes, der in Form von Andachten einen Blick in den offenen Himmel gewähren wollte (Wiss. Beil. Nr. 126 von 1897), einen großen Schritt vorwärts gethan. In Aussicht stellte er damals einen zweiten Theil, der das Leben der Vollendeten im Himmel behandeln sollte. Dazu ist es aber zunächst noch nicht gekommen, das Versprechen wird vielmehr wiederholt mit Hilfe eines zu erwartenden dritten Theiles und unter näherer Bestimmung dessen, was man zu erwarten habe, nämlich einer Beschreibung des seligen Daheimseins, des Wiedersehens und Zusammenlebens und des seligen Wachsens und Herrlichwerdens. Zwischen jenes Vorhandene und dieses Verheißene schiebt sich nun dieser zweite Theil, dessen Titel genau sagt, was er bringt. Es ist leicht gethan, einem Schriftsteller hinterher zu sagen, welchen Weg er lieber hätte beschreiten sollen, und wir hätten das lieber vermieden. Aber hier sieht Jedermann ein, daß es einfach ein nothwendiges Stück der Beurtheilung ist, wenn wir aussprechen, was wir für eine Thatsache halten, daß dieser zweite Theil in Erwartung jenes dritten ein überflüssiges Werk ist. Was soll denn nun überhaupt noch zu sagen sein von dem Leben der Vollendeten im Himmel, wenn doch die Lehre des neuen Testaments vom Himmel hier schon ihre Darstellung gefunden hat, was noch außer mystischen Speculationen oder dunklen Ahnungen in Art des Spiritismus, dem doch der Verfasser so abhold ist? Woher wollen wir überhaupt etwas wissen von jenen Dingen, wenn nicht aus dem neuen Testament, und was wollen wir mehr davon wissen, als was es uns lehrt? Aber die Sache liegt allerdings sehr einfach: der Verfasser giebt uns zunächst seine biblischen Studien für jenen noch ausstehenden Theil und zwar ganz unverkürzt mit aller der behaglichen Breite und allen den vielen Wiederholungen, die bei solchen Niederschriften von Meditationen nicht ausbleiben können. Es ist beispielsweise kaum zu zählen, wie oft uns eingeschärft wird, daß die Seele nicht ein nacktes, wesenloses Etwas sei, sondern in der Leiblichkeit erst ihren Bestand finde. Auch fällt der Verfasser ganz unwillkürlich fortwährend in den Predigtton, der in den „Andachten“ des ersten Theiles ganz am Platze war, hier aber, wo es sich um biblische Lehrbegründung handelt, Verständniß und Uebersicht mehr erschwert, als erleichtert. Soviel über die Frage nach der Nothwendigkeit dieses Theiles, die wir einfach dahin beantworten, daß sein ganzer Inhalt, wohl gesichtet und geordnet, eben den Stoff zu bieten hatte für den dritten Theil, der nun bei seiner systematischen Gestalt uns auch gehäufte Wiederholungen bringen wird. Wir sehen mit berechtigter Spannung dieser „Lehre“ von dem Leben der Vollendeten im Himmel entgegen. Inzwischen haben wir nun diesen zweiten Theil, und es ist nicht zu leugnen, daß er, wie schon der erste, eine Fülle geistreicher Gedanken und außerdem viele sehr bemerkenswerthe Ergebnisse der Schriftforschung bietet. Nur steht die gesammte Schriftauslegung, die hier in Betracht kommt, unter dem oft schon gehörten und auf gewisse Weise berechtigten Satze, daß es kein anderes Leben giebt, als leibliches, wobei es sich natürlich fragt, was man unter Leiblichkeit versteht. Mit dieser Frage hat sich der Verfasser nach unserer Meinung noch nicht genügend auseinander gesetzt, und wir bezweifeln sehr, daß sie sich ohne Weiteres biblisch-theologisch beantworten läßt. Aber er bewegt sich in seinen Forschungen mit der vollkommenen Sicherheit eines Mannes, dem Alles schon bewiesen ist, was doch erst bewiesen werden soll. Daher die ganz unzulängliche Behandlung des alten Testamentes, die beispielsweise bei der Beurtheilung des sogenannten Prediger Salomo lediglich auf dem landesüblichen, ganz einseitigen Standpunkt stehen bleibt. Daher die Kühnheit, mit der er, wie wir schon beim ersten Theil bemerkt haben, Vieles für Wirklichkeit nimmt, was den meisten Anderen nur Gleichniß ist, wobei gelegentlich gar von Anfangszuständen des himmlischen Lebens geredet werden kann, in denen die Seligen noch Schwachheiten der Selbstsucht zeigen (S. 27). Ebenso kaltblütig trifft er seine Entscheidung, daß es uneigentlich geredet sein müsse, wenn im Himmel von Tag und Nacht die Rede ist, weil es den Unterschied im Himmel nicht mehr geben könne (S. 285). Woher weiß er denn das? Nach seiner Meinung muß es doch im Himmel sehr Vieles geben, was von Haus aus genau ebenso irdischer Natur ist, wie Tag und Nacht. Wir wissen nicht, ob die fernere Arbeit des fleißigen und geistvollen Verfassers durch solche Bemerkungen, deren ihm wohl von anderer Seite genug zukommen werden, noch beeinflußt werden kann. Jedenfalls erwarten wir sie, wie gesagt, mit gespannter Theilnahme. B. K.

— Seehandel und Seemacht. Eine handelsgeschichtliche Skizze von Prof. E. Speck. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1900. 82 S.; 8°. Preis: 1,20 ℳ. — Das gegenseitige Verhältniß zwischen Seehandel und Seemacht durch geschichtliche Thatsachen auch einem weiteren Leserkreise recht klar vor Augen zu stellen, ist der Zweck der vorliegenden Schrift und zugleich ihr Verdienst. Denn ganz ausgezeichnet ist der Inhalt des in bescheidenem Gewand auftretenden kleinen Buchs. Ich habe selten auf knappstem Raume so viel universalhistorisches Wissen — diesen Begriff durchaus ernst gemeint — in so abgerundeter Form verarbeitet gefunden, wie in Prof. Speck's handelsgeschichtlicher Skizze. Ohne jeden Phrasenschwall weist der Verfasser mit geradezu zwingender

Kraft überzeugend nach, daß Deutschland, wenn es nicht gänzlich auf die glänzend eingeleitete Theilnahme am Welthandel verzichten will, die bisher zum größten Theile versäumte Herstellung einer allen Möglichkeiten gegenüber gerüsteten Schutzflotte schleunigst nachholen muß, da, wie eben die Geschichte auf tausend Blättern lehrt, auf dem Gebiete des durch und durch egoistischen Handels keinerlei Schonung bei andern Welthandelsmächten zu erwarten ist. — Diese kerngesunde tüchtige Leistung verdient wahrhaftig die weiteste Verbreitung; sie kann und muß Vielen die Augen öffnen. Ht.

— Friedrich Schiller, Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen von Richard Weltrich, königl. Professor a. D. der Kriegsakademie und des Cadettencorps zu München. Erster Band. Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. — Dieser erste gegen 900 Seiten umfassende Band von Richard Weltrich's Schillerbiographie ist eine überaus fleißige Arbeit. Die erste Lieferung der Lieferungsausgabe mit der Vorrede, welche in diesen ersten Band mit aufgenommen worden ist, erschien schon 1885, die zweite wurde 1889 herausgegeben. Von den drei wissenschaftlichen Schillerbiographien ist diejenige Weltrich's zuerst veröffentlicht worden, allerdings nur die erste Lieferung; doch vollendet ist ja keine derselben worden, weder die von Otto Brahm, noch die von Minor, vorläufig sind sie alle große biographische Torso. Der Verfasser beklagt sich in mancher Hinsicht über die bei uns aufblühende skrupellose Fabrikation leichtgeschürzter Schillerbiographien, welche die schwerumpanzerten Bahnbrecher, deren diese Industrie doch selbst nicht entbehren kann, ums Leben zu bringen droht; doch uns scheint, als ob diesen an sich höchst verdienstlichen und rühmenswerthen Arbeiten, welche große Fortschritte der literaturgeschichtlichen Forschung bezeichnen, doch bisweilen das rechte Augenmaß fehle für das, was der Leserwelt im Allgemeinen näher gerückt werden muß, und daß einzelne an sich ganz interessante Excurse dazu dienen, den Umfang des Ganzen allzusehr anschwellen zu lassen — und das ist eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Auch in diesem ersten Bande des Weltrich'schen Werkes finden sich, sowohl im eigentlichen Text wie in den Nachweisen und Nachträgen des sehr interessanten Anhangs, Auseinandersetzungen, Studien, polemische Mensuren, die theils zu weit abseits von dem Hauptgang der Darstellung führen, theils zu tief hinein in das Atelier literaturgeschichtlicher Forschung; wir rechnen dazu die Abschnitte über die Herkunft der Schwaben, über die Ethnographie der süddeutschen Stämme, die Gruppen deutscher Bevölkerung, die schwäbische Volksart, die bogenlange Darstellung der Karlsschule und ihrer Einrichtungen — an sich sehr lesenswerth, doch für eine Schillerbiographie zu breit ausgeführt; auch rechnen wir dazu die seitenlangen Untersuchungen über Schiller's Lehrer an der Lateinschule in Ludwigsburg, über seine Schulzeugnisse, die allerdings in den Anhang verwiesen sind, aber auch dort einen zu großen Raum einnehmen, die Mittheilungen über die ganze kleinstädtische Verwandtschaft der Schiller und Kodweis, da doch nur die engere Familie des Dichters unser Interesse in Anspruch nimmt, und wenn uns die Vermögenssorgen des Vaters bis auf den Heller und Pfennig vorgerechnet werden, so ist das auch ein Zuviel, da uns das Facit aus diesen Angaben vollauf genügt. Die Untersuchungen über Schiller's Laura, die Frau Vischerin, nehmen schon ein größeres Interesse in Anspruch, obschon die gute Dame es sich gewiß nicht hatte träumen lassen, daß sie einmal zu so viel Gelehrsamkeit in Text und Noten Anlaß geben und daß sich so viele scharfsinnige Forscher über sie den Kopf zerbrechen würden. Weltrich hat ihr einige Seiten im Text seines Werks gewidmet und noch mehr enggedruckte Seiten in dem Anhang und in der That Alles zusammengetragen bis auf die verlorensten Notizen, welche Schiller's muthmaßliche, aber noch bezweifelte Laura betreffen. Da fehlt es nun nicht an Widersprüchen; die einen finden die Frau Hauptmann Vischer hübsch und pikant, die andern häßlich, und diese berufen sich darauf, daß der Dichter einen schlechten Geschmack gehabt in Bezug auf Frauen, Tabak, Wein u. dgl. m. Die einen sehen in der Vischerin das Urbild der Schiller'schen Laura; die andern wollen ein Fräulein Andreä zu diesem Urbild machen, das wiederum einzelnen Biographen als die angesungene Minna erscheint. Darüber mögen nun die gelehrten Herren streiten; wir anderen Sterblichen legen uns die Sache zurecht mit dem schlichten Menschenverstand auf Grundlage von Lebenserfahrungen, die dem vulgus profanum mit dem großen Genie gemeinsam sind. Wenn der junge Verfasser der wüsten Gedichte, welche die Anthologie brachte, in der gefährlichen Nähe einer leidlichen jungen Dame wohnte, die durch einen späteren Sündenfall bewiesen hat, daß die Freigeisterei und Leidenschaft ihr mehr galt, als die Gebote der bürgerlichen Moral, so war das Verhältniß ganz gewiß kein platonisches; der Forschungseifer der Gelehrten sucht aber vergebens dahinter zu kommen, denn über das Liebesleben werden keine Protokolle aufgenommen. Als Titelkupfer für die Lauragedichte mag sich Frau Vischerin nicht sonderlich geeignet haben; doch darauf kommt es auch nicht an. Wer im Atelier der Dichter heimisch ist, der weiß, was sie oft für Modelle verwenden und wie sie dieselben verwenden. Wie viele Farben er vom Porträt seiner Geliebten angenommen hat, um sie auf seine Phantasieschöpfung zu übertragen, das wird kein Forscher ergründen, er hat der Frau Vischerin gegenüber gewiß Manches empfunden, was er in seinen Lauragedichten poetisch verklärt hat; deshalb darf man doch Frau Vischerin nicht seine Laura nennen. Große Dichter haben keine Modelle oder vielmehr was sie vom Eigenen hinzuthun, erdrückt diese. Ebenso eingehend werden die Graubündener Händel behandelt, welche zum Theil die Flucht Schiller's aus Stuttgart mitverschuldet haben. Doch diese sind trockner; die Quellen, aus denen der Forscher schöpft, sind zum Theil die Schweizer Archive. In Bezug auf gründliche Quellenstudien und Bohrversuche auf jedem Terrain, das irgend geeignet scheint, steht das Buch von Weltrich in erster Linie und Brahm und Minor müssen dagegen zurückstehen. Doch man würde unrecht thun, wenn man Weltrich's Verdienste auf diese peinlich genauen Untersuchungen beschränken wollte. Ausgezeichnet ist seine Kritik der „Räuber“ und der Anthologie, begeistert und schwunghaft in der Anerkennung der glänzenden Vorzüge dieser Jugenddichtungen; scharf in dem Hervorkehren des Schwülstigen und Verfehlten, ohne in pedantischer Weise krittelig zu werden. Das Werk hat alles Recht darauf, als ein standard work unserer Schillerliteratur angesehen zu werden; nur die eine Befürchtung können wir der ins Breite gehenden umfassenden Anlage gegenüber nicht unterdrücken, daß es ein Torso bleiben könnte, wie die Werke von Brahm und Minor, deren Vollendung leider in absehbarer Zeit kaum zu erwarten ist. Der erste Band der Schrift von Weltrich reicht nur bis zur Flucht Schiller's aus Stuttgart; die Werke Brahm's und Minor's umfassen auch noch den Dresdner Aufenthalt und die Schöpfung des „Don Carlos“; aber bis zu Schiller's Tod haben sie auch noch einen sehr weiten Weg zurückzulegen. R. v. G.

— Das deutsche Lied. Acht Vorträge von Wilhelm Uhl. Leipzig 1900, Verlag von Eduard Avenarius. 314 Seiten. Preis 3 ℳ. — Der Verfasser giebt uns in seinen acht, ursprünglich in Königsberg i. Pr. gehaltenen und nun hier gedruckt vorliegenden Vorträgen einen übersichtlichen und gediegenen Ueberblick über die Geschichte und den Werdegang des deutschen sangbaren Liedes. Vielleicht hätte dem älteren deutschen Volksliede und auch dem geistlichen Liede des Reformationszeitalters eine stärkere Berücksichtigung zu Theil werden können, als sie sie hier erfahren haben. Ganz übersehen ist jedoch nichts, und die Zeit- und Raumökonomie zwang vielleicht den Verfasser, sich auf diesem Gebiete einige Beschränkung aufzuerlegen. Um den Inhalt nur kurz anzudeuten, wollen wir hier jeden der Vorträge nur durch einige der hervorragendsten Stichwörter und Namen skizziren: I. Der „Straßburger Kreis“. Gellert, Lichtwer, Bertuch, Pfeffel, Hiller, Weiße. Die Königsberger, Eccard, Albert, Dach, Robertin, Rousseau, Kant, Haman. Die Engländer, Macpherson und Percy. Ossian, Homer, Pindar, Salomo. Goethe und Herder. II. Der „Halberstädter Kreis“. Ramler, Hagedorn, Gleim, Jacobi, Gerstenberg, Uz, Kleist. Percy und Herder. Das historische Soldatenlied. Romanzen. Der Bänkelsängerton, Schiebeler, Löwen, Geißler. Gongora. Cid. Die Travestien. III. Der „Göttinger Kreis“. Ballade und Romanze. Die Balladen der Engländer und Deutschen. Klopstock. Der „Hain“. Bürger, „Leonore“. Der Musenalmanach, Gotter, Boie, Voß, Hölty. Die Gebrüder Stolberg. IV. Der „Berliner Kreis“. Ursinus und Eschenburg. Nicolai und Mendelssohn. V. Der „Heidelberger Kreis“. Das Pöbellied. Das Bauernlied. Hans Liederhold. Görres, Arnim, Brentano, des Knaben Wunderhorn. VI. „Die Gesellschaftspoesie der Befreiungskriege.“ Die Freimaurer und Philanthropen. Mozart und Claudius. R. Z. Becker, das „Mildheimische Liederbuch“, die Handwerkerlieder. Das patriotische Lied, das „Vaterlandslied“. Die „Lieder der Freude und Tugend“. Arndt, Körner, Schenkendorf.

VII. Die „gelehrte Periode“. Das Wanderlied. Das Studentenlied. Das deutsche Commersbuch. Schützen- und Turnerlieder, Maßmann und Jahn. Die deutsche Liedertafel. Uhland und Simrock, Sammlungen. (Hier sind die älteren deutschen Lieder behandelt.) Liliencron. VIII. Die „Periode der Praxis“. Uhland und Hoffmann von Fallersleben. Das Kinderlied. Das Jäger- und Reiterlied. Das Sportslied. Die Parteilieder des Revolutionsjahres. Erwachen des Nationalbewußtseins. Das preußisch-deutsche Soldatenvolkslied. Die provinziellen Sammlungen. Die Lieder der großen Städte. Das Arbeiterlied. Die Pflege des deutschen Liedes in Volksschule und Familie. — Das in Kürze ein flüchtiger Ueberblick über den Inhalt des schönen Buches; erschöpfend ist diese Angabe aber durchaus nicht, es hätte dann bedeutend weiter ausgeholt werden müssen, sie wird aber dem Leser einen ungefähren Begriff von Inhalt und Anlage der Arbeit geben können. Der Verfasser schließt mit einem scharfen aber nur zu berechtigten Ausfall auf Tingeltangel und modernen Großstadtgassenhauer als die Todfeinde des deutschen Volksliedes. Wen hätte nicht schon mitten in scheinbar weltentrückter Landeinsamkeit „Fischerin, du Kleine“, die „Holzauction“ oder der berühmte „Mann mit dem Coks“ zur Wuth und Verzweifelung gebracht. Aber überall leben noch, besonders auf dem Lande, starke Reste des alten deutschen Volksliedes. Ja unter besonders günstigen Umständen blüht noch heute an manchen Stellen eine lebenskräftige Volkspoesie. Ich erinnere hier nur an das Volkstheater des Kölnischen „Hänneschen“ und ebenso an die Carnevalspoesie Kölns, die noch heute unter vielem Schund und Schmutz manches echt poetische und volksthümlich gehaltene Lied hervorbringt. Eine von dem Unterzeichneten im vorigen Jahre für das historische Museum der Stadt Köln geordnete Sammlung von Carnevalsliedern seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts würde dem Volksliedersammler reiche Ausbeute gewähren. Auch das norddeutsche Kasperletheater mit seinen immer den Localereignissen angepaßten Späßen zeugt in vielen Fällen von dem Vorhandensein dichterischen Volksgeistes. Das auf Seite 215 erwähnte Kotzebue'sche Gesellschaftslied: „Es kann ja nicht Alles so bleiben“ erinnert den Referenten weiter z. B. an ein noch heute in der Neumark in den Sommernächten von jungen Mädchen und Burschen auf der Dorfstraße zweistimmig gesungenes Volkslied, das in der Melodie von: „Es kann ja nicht immer so bleiben“ Napoleon I. verspottet und sich also bis jetzt aus der Zeit der Befreiungskriege in mündlicher Vererbung erhalten hat. Die erste Zeile der ersten Strophe: „Napoleon, du Schustergeselle“ ist zugleich ein Beleg für die sonderbare, seiner Zeit weit im Volk verbreitete Ansicht, Napoleon sei ursprünglich seines Zeichens ein Schuster gewesen. Eine Strophe des Liedes sei hier mitgetheilt:

„Ach, hättest Du nicht an Rußland gedacht,
Und hättest mit uns Preußen den Frieden gemacht,
So wärest Du Kaiser geblieben
Und hättest den allerhöchsten Thron.“

Die vorhandenen Reste des alten Volksliedes zu pflegen und zu sammeln, oder da, wo sie nicht mehr zu halten, sie durch gute neuere volksthümliche Kunstlieder zu ersetzen, ist die Pflicht jedes Volksfreundes, die sich sicherlich tausendfach belohnt machen wird. Mit dem Verfasser schließen wir mit den schönen Versen Heinrich Weißmann's:

„Das deutsche Lied aus deutschem Herzen quillt stark und frei,
Beschwingt die Freude, heilt die Schmerzen, schafft Jugend neu.
Was nur die deutsche Brust mag drängen, es wird zum Lied:
Drum töne fort in ew'gen Klängen, du deutsches Lied.“

Dr. W. Bruchmüller.

— Deutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie der wichtigsten Fremdwörter. Von Dr. J. H. Kaltschmidt. Neu bearbeitet und vielfach ergänzt von Dr. Georg Lehnert. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. Preis in Originalband 7 ℳ 50 ₰. — Die Sammlung der Illustrirten Katechismen des Weber'schen Verlages, in der das vorliegende „Deutsche Wörterbuch“ Nr. 184 bildet, stellt eine höchst ansehnliche Bibliothek dar aus allen Gebieten menschlichen Schaffens. Das darf als allgemein bekannt gelten. Die Bearbeiter der einzelnen Bände sind durchweg bewährte Fachleute, und so pflegt der Inhalt zuverlässig zu sein und dem neuesten Stande der betreffenden Wissenschaft oder Kunst zu entsprechen. Eine besondere Stellung innerhalb der Sammlung nehmen einige Bände ein, die sich nicht mit einem einzelnen Zweige wissenschaftlicher oder gewerblicher Thätigkeit beschäftigen, sondern deren Inhalt von allgemeinerer Bedeutung ist. Unter diese gehört z. B. das im vorigen Jahre erschienene Citatenlexikon von Sanders. Hierher ist auch das vorliegende „Deutsche Wörterbuch“ zu rechnen. Man kann in einem deutschen Wörterbuche sehr Verschiedenes suchen. Die Einen wollen über die Geschichte der Wörter, die Umgestaltung ihrer Form im Laufe der Zeiten und ihre Begriffswandelung belehrt sein. Andere suchen grammatische Unterweisung, sie wollen die richtigen Ableitungsformen, die Fügung, den Sprachgebrauch u. s. w. dargestellt sehen. Wieder Andere wünschen Aufschluß über die Anwendung der Wörter in Prosa und Dichtung, sie legen deshalb Werth auf eine möglichst reiche Sammlung von Belegstellen aus den Schriftstellern. In allen diesen drei Beziehungen läßt das vorliegende Werk völlig im Stich. Es begnügt sich damit, die Wörter einfach aufzuzählen und ihre Bedeutung mit einem anderen Worte wiederzugeben. Also z. B. Friedensrichter, der Schiedsrichter; Friedensstörer, der Unruhestifter; Plankenzaun, der Bretterzaun; Zwangsmittel, ein Gewaltmittel; zuwarten, abwarten; zuwehen, verwehen. Wir sehen nicht recht ein, für wen eine derartige Belehrung von Werth sein kann. Wir lassen es uns noch gefallen, seltene und wenig gebräuchliche Wörter in dieser Weise erklärt zu sehen, wie etwa: die Tartsche, ein halbrunder, langer Schild. Auch bei besonderen Fachausdrücken wie Back und Bug, Luv und Lee und ähnlichen hat solch eine Umschreibung einen Sinn. Ebenso kann sie bei Fremdwörtern dankenswerth sein, wiewohl es wunderlich anmuthet, z. B. unter Despot zu lesen „der Zwingherr, Gewaltherrscher“, unter Gewaltherrscher „der Tyrann, Despot“, unter Tyrann natürlich noch einmal „der Gewaltherrscher, Zwingherr, Wütherich“, und unter Zwingherr abermals „der Despot, Tyrann“. Daß sich auf diese Art mit geringer Mühe ein dickes Buch herstellen läßt, ist klar. Nur fragt sich, wem damit ein Gefalle geschieht. Wer wird denn in aller Welt ein deutsches Wörterbuch zu Rathe ziehen, um die allerdings unbestreitbaren Thatsachen zu erfahren, daß „zwei = eins und eins“ oder „zwölf = zehn und zwei“ ist oder daß ein Zwölfeck „eine zwölf Ecken habende Figur“ ist? Und wenn zween mit „zwei“ und zwo als „alte Form von zwei“ erläutert wird, so war denn doch zum Mindesten zu erwarten, daß mit einem Wörtchen angedeutet wurde, daß zween die alte männliche, zwo die weibliche und zwei die sächliche Form des Zahlwortes ist. Anfechtbar ist übrigens auch, daß die Grundzahlwörter glatthin als Eigenschaftswörter angesprochen werden. Wir fürchten, die Verlagshandlung wird für ihr deutsches Wörterbuch wenig Dank ernten. Und wir wüßten auch wirklich beim besten Willen nicht, wem wir das Buch empfehlen sollten. Denn unseres Erachtens ist es seinem weit überwiegenden Inhalte nach reinweg überflüssig. So sind wir also nicht in der Lage, das oben ausgesprochene allgemeine Urtheil über die Sammlung Weber'scher Katechismen auch auf diesen Band auszudehnen. Wir müssen vielmehr sagen: Es ist schade um die saubere Ausstattung in Druck, Papier und Einband, die an ein nahezu werthloses Buch gewendet worden ist.

R. B.

— Chic Parisien. In Paris (Rue Lafayette) und Wien I (Marc-Aurelstraße) erscheinend. Mit jährlich 400, zum Theil colorirten, Modellzeichnungen. Lieferungen 15 bis 19 des III. Jahrgangs. Jede Lieferung zum Preis von 2½ ℳ. — Wir haben schon einmal von diesem, man kann sagen, internationalen Modenjournal gesprochen und erwähnt, daß es mit deutschem, französischem, englischem und russischem Text erscheint. Die uns neuerdings zugegangenen Nummern bringen wieder reizende und originelle Modelle für Soirée-, Ball-, Besuchs- und Promenadetoiletten, für Tag- und Abendblousen. Die jüngste Nummer bereitet die Frühjahrssaison vor und zeigt uns den Plissée- und Faltenrock als glücklichen Nachfolger des Futteralrocks. Die jeder Nummer beigegebenen colorirten Salontableaux sind großartig und mit den beigefügten Schnittmustern in natürlicher Größe sicher, von unseren Modedamen willkommen geheißen zu werden.

Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 52. Dienstag, den 1. Mai, Abends. 1900.

Tuat
geographisch und geschichtlich beleuchtet.

Da sich das Schicksal der Gruppe der Tuat-Oasen binnen Kurzem entscheiden und dieselbe voraussichtlich den französischen Besitzungen in Algier einverleibt werden wird, so dürfte ein Ueberblick über die Oasen am Platze sein. Die Tuat-Oasen, die südlich der algerischen Provinz Oran und zwar auf dem halben Wege zwischen Tombartu und Oran liegen, können als das wahre Hinterland von Algerien betrachtet werden. Getrennt von diesem durch den Erg (Sanddüne) liegt diese große Oasengruppe zwischen dem 30. und 26. Grad nördlicher Breite und zwischen dem 0. und 3. Grad östlicher Länge von Greenwich, hat also eine ungefähre Länge von 400 Kilometer, während die Breite sehr verschieden ist und von 1 Kilometer bis 60 Kilometer wechselt. Ueberhaupt muß man sich Tuat nicht als ein Zusammenhängendes vorstellen, sondern es ist eine Oase, die oft durch große Zwischenräume von Wüsteneien, wie überhaupt alle großen Oasen, durcheinander gerissen erscheint. Wir können wohl mit Sicherheit annehmen, daß den Römern Tuat bekannt gewesen ist (vergl. Plin. V, 1). Der römische Feldherr Suetonius Paulinus drang mit einer Armee in die Berge des Atlas ein, überschritt ihn und berichtet, daß er dort Wüsteneien fand, und nennt einen Fluß Ger. Dieser noch heute so benannte Fluß ist einer der Hauptflüsse des Ned Saura, der gerade die Oase Tuat bewässert; auch finden wir bei den übrigen römischen Schriftstellern erwähnt, daß die südlichen römischen Besitzungen sich zum Flusse Sala und längs demselben durch die gätulischen Autolaber gegen Südosten erstreckten. In diesem Salaflusse dürfte die jetzt zu Togera (unterirdische Gräben) herabgesunkene Wassermenge von Aien Salah zu verstehen sein. Soviel von den Römern, deren Anwesenheit in Tuat als gewiß angenommen werden kann. Im Jahre 1352 finden wir sodann Tuat wieder erwähnt. Der arabische Geograph und Geschichtschreiber Iba Batuta, der eine Reise nach Tombartu unternommen hatte und nach Fez zurückgekehrt war, erzählt, daß er mit einer Karawane von 600 jungen Salerinnen heimgekehrt sei, daß die Karawane das Gebiet von Haccar — wir verstehen darunter Hogor oder Ahagar — durchquert habe, daß dort Barbaren gehaust hätten, die ihr Gesicht verschleierten — was die Tuareg noch heute allgemein thun —, und wie er durch Bödr nach Sidgalmissa gereist sei. Im Uebrigen begegnen wir der merkwürdigen Thatsache, daß sich über 500 Jahre lang die Mauern der Ortschaften vollständig erhalten haben, und sie mögen so zu Iba Batuta's Zeit schon 1000 Jahre bestanden haben. Ferner giebt Leo Africanus vor 400 Jahren eine Beschreibung von Iccobit, worin wir die heute noch in Tuat bestehende Oase Iccobit wieder erkennen. Obschon noch manche arabische Schriftsteller Tuat erwähnen, so findet sich doch zu späterer Zeit Tuat so ganz aus dem Gedächtnisse der Geographen geschwunden, daß z. B. Karl Ritter in seinem 1822 erschienenen Buche „Die Erdkunde“, erstes Buch Afrika, Tuat gar nicht erwähnt. Sogar Heinrich Barth, der 1857 seine denkwürdige Reise durch die Sahara machte, erwähnte Tuat nur insofern, als er außerhalb mit den Bewohnern der Oase in Berührung kam. Natürlich änderte die Eroberung von Algerien im Jahre 1830 durch die Franzosen gründlich die Sachlage, obschon sie in den ersten Tagen der Eroberung nicht daran denken konnten, ihren Einfluß bis nach Tuat auszudehnen. Aber die Unternehmungen von Colomb, der im Jahre 1857 nach Tuat vordringen wollte, die von Colomien und Burin, die 1860 bis Timimau in Gurara kamen, aber vor den Thoren der Ksors unverrichteter Sache wieder umkehren mußten, brachten uns nur Aufklärung über den nördlich von Tuat sich hinziehenden Erg. Henry Duveyrier giebt uns von Tuat eine gute, aber nicht auf eigener Anschauung beruhende Schilderung, und von späteren Reisenden haben wir nur noch die vergeblichen Versuche von Palat und Douls, die dafür Beide mit dem Leben büßen mußten, und die Reise von Paul Soleillet zu erwähnen. Letzterem war es gelungen, bis Fidikilt vorzudringen, aber der Eintritt in einen Ksor dieser Oase wurde ihm verwehrt, er mußte wieder umkehren. Von den übrigen Europäern ist nur der englische Major Laing zu nennen, dem es 1826 gelang nach Fidikilt zu kommen, woselbst er Insalah astronomisch festlegte und diesen Ksor somit zum Ausgangspunkte aller späteren Vermessungen machte. Dann gelang es Gerhard Rohlfs, als erstem Europäer, allerdings unter der Maske des Islam, mit Hilfe des Großscherifs von Uesam, die ganze Oase Tuat von Norden nach dem Süden im Jahre 1864 zu durchziehen und über Insalah in Fidikilt im Jahre 1865 nach Tripolis heimzukehren. Bis vor wenigen Jahren beruhten alle französischen Bücher, die über Tuat erschienen, auf dieser Reise. Geographisch gehört die Oase Tuat zum eigentlichen Hinterland von Algerien nicht nur der Lage nach, sondern es geht auch die Bewässerung von Tuat und Fidikilt der Hauptsache nach von den dem algerischen Atlas entspringenden Gewässern aus. Im Allgemeinen faßt man Gurara und das eigentliche Tuat unter dem Namen Tuat zusammen und erwähnt außerdem Fidikilt als besondere Oase. Getrennt betrachtet liegt im Norden Gurara, südlich davon das eigentliche Tuat und nordöstlich von Letzterem Fidikilt. Die Oasen liegen theils eingebettet im Sande in einem Salzsee wie Gurara, theils in einem Flußbette oder längs desselben wie die des Ned Laura und des Msaud. Diese beiden Flußläufe haben aber kein an der Oberfläche fließendes Wasser, sondern es rieselt unter dem Boden, so zwar, daß man beim Scharren gleich auf ein bis zwei Fuß Tiefe Wasser erhält. Der Drang des Wassers ist von Norden nach Süden, wie denn die ganze Abdachung des Flusses auch dahin gerichtet ist. In Fidikilt dagegen wird die Oase künstlich bewässert d. h. man hat Fegäger d. h. Galeriebrunnen gegraben, derart, daß man von Zeit zu Zeit Stollen, wohl um Luft hinzutreten zu lassen, in diesen langen unterirdischen Gräben herstellt. Als wichtigste Orte von ganz Tuat bezeichnet Rohlfs Timinan, Stabit und Tamentit. Erstere beide sollen namentlich ihres Handels wegen berühmt sein. Tamentit speciell ist eine der merkwürdigsten Städte Tuats. Der Ort bildet mit den ihn umgebenden Palmen eine in politischer Beziehung unabhängige Oase, regiert von der Djemma und deren Scheich. Einer der ältesten Centralpunkte Tuats, war der Ort früher gleich mehreren anderen in Tuat von Juden bewohnt, die jedoch nach dem Hereinbrechen der Mohammedaner und ihrer Religion mit Gewalt bekehrt oder ausgerottet wurden, so daß heut zu Tage hier wie in ganz Tuat kein einziger Jude mehr vorhanden ist. Auch wenn man die jetzigen Bewohner betrachtet, die sich selbst Abkömmlinge der Juden nennen, läßt nichts auf ihre Abkunft schließen; denn durch die starke Vermischung mit den Negern des Sudans sind sie eben so dunkelfarbig geworden wie die übrigen Bewohner Tuats. Indeß hat sich unter ihnen die bekannte Rührigkeit und Betriebsamkeit ihrer Voreltern erhalten, Handel und Wandel und allerlei Handwerke, wie die der Tuch- und Kleidermacher, Waffenschmiede und Schlosser sind noch jetzt stark im Gange. Tamentit mag gegen 6000 Einwohner haben, eine Kasbah, fünf Moscheen, alle jedoch ohne jede architektonische Bedeutung und ohne Minarets, dann mehrere lange Gassen, an beiden Seiten mit kleinen Verkaufsläden, bilden das Anziehendste für den

Fremden. Was die Eingeborenen jedoch als das Merkwürdigste rühmen, ist ein nach ihrer Aussage vom Himmel gefallener Stein, der im Hofe der Kasbah liegt. Erst soll er Silber gewesen sein und sich dann in Eisen verwandelt haben. Obgleich Rohlfs ihn sah, war es ihm nicht vergönnt, ihn näher untersuchen zu können, denn sogar das Anfassen wurde ihm verboten. Sein Durchmesser beträgt einen halben Meter, von Außen schwarz ist er mit zahlreichen Fingereindrücken versehen, sodaß wohl kein Zweifel darüber bestehen kann, daß man es hier mit einem Meteoriten zu thun hat. Was die Producte Tuats betrifft, so haben wir natürlich in erster Linie die Dattel zu nennen. Obgleich die Dattel in Tuat weder so gewürzreich wie die in Tafilet, noch so billig wie in Ued Draa ist, würde sich ihr Export nach Rohlfs' Meinung doch lohnen. Die Palmen von Tuat erreichen nur eine geringe Höhe, liefern aber besseres Bauholz als in den westlichen Oasen. Von Getreide baut man Gerste, Weizen und Bischna (Sorghum). Letztere, die im August gesäet und im October geerntet wird, erlaubt eine zweimalige Ernte im Jahre, jedoch reicht das Getreide bei Weitem nicht hin, um die Bewohner zu ernähren. Dieselben müssen deshalb das Fehlende vom französischen Tell, d. h. dem Hochlande nördlich von der Sahara, beziehen. An Fruchtarten gedeihen nur Granaten und Weintrauben, aber beide schlecht, da das Klima zu heiß ist. An Gemüsen fehlt es nicht. Im Winter baut man rothe und weiße Rüben, Kohl, Kürbisse, Gurken, Zwiebeln und Knoblauch; im Frühjahr gewinnt man eine eigene Bohne, die sehr wohlschmeckend ist, und zieht außerdem Melonen und Pastinaten. Baumwolle gedeiht sehr gut in den Gärten und wird fleißig gezogen. Sema und Hema wachsen überall wild, und aus der Kranka bereitet man durch Verbrennen vorzügliche Kohle, die zur Pulverbereitung benutzt wird. Thiere eigener Art sind in ganz Tuat nicht nachzuweisen, wenn man sie nicht unter den Insecten finden will. Die von Norden eingeführten Thiere erleiden eine auffallende Veränderung; die Schafe z. B. verlieren schon im zweiten Jahre ihre Wolle und bekommen Haare. Die Hühner sind in Tuat nicht größer als die Küken bei uns; Rinder giebt es gar nicht, Pferde in nur sehr geringer Zahl; sie werden wie die Esel und alle übrigen Hausthiere nur mit Datteln von geringer Beschaffenheit gefüttert. Die kleine graue Wildtaube fehlt, dagegen giebt es Sperlinge. Der Handel könnte bei der Größe Tuats sehr lebhaft werden; aber leider standen dem bisher politische Hindernisse entgegen. Nach Marokko hin versorgt Tafilet und Draa das Land vollauf mit Datteln, nach Algier ist aber der Handel geschlossen, denn die Araber sind zu fanatisch, um mit den Franzosen in Verkehr zu treten; so bleiben dann nur die Tuareg, die Schaamba, Uled Sidi Schich, die Doemenei und einige andere Völker übrig, die Datteln gegen Getreide, getrocknetes Fleisch und Butter eintauschen. Woll- und Kattunzeuge kommen aus dem Auslande, erstere von Norden, letztere von Süden. Tafilet liefert den Thee, den die Barchen trinken; außerdem kommen Elfenbein und Goldstaub durch, Sklaven werden gleichfalls gehandelt und bleiben wohl nur zum geringen Theile in der Oase selbst. Die Eingeborenen behaupten auch, daß man im Süden viele Edelsteine, besonders auch Diamanten finde, doch muß das erst bewiesen werden. Wichtiger wäre es, wenn sich die bezüglich reichhaltiger Salpeterlager gehegten Erwartungen erfüllten. In der That werden schon jetzt große Mengen davon auf den Markt von Insalah gebracht; doch wäre es voreilig, anzunehmen, daß man nun wie in Chile in kürzester Zeit für viele Millionen Salpeter ausführen und dadurch mit einem Schlage die so sehr begehrte Transsaharabahn bauen und rentabel machen könnte. — Was nun die Bevölkerung von Tuat betrifft, so ist die Urbevölkerung unzweifelhaft libyschen Ursprungs, und man nennt sie Barber. Sie sind in der Mehrheit und gehören der Kabylenrasse an, die man in den Bergen des Atlas findet. Zum Theil findet man ja auch in den südlichsten Ortschaften des eigentlichen Tuat Tuareg angesiedelt. Sodann finden sich in zweiter Linie Araber, die meist unter dem Titel Schürfa einzelne Ortschaften in Besitz haben. Als drittes Element kommen die sogenannten Harratin in Betracht, Abkömmlinge von Arabern und Negern, die aber frei sind. Endlich sind auch die Neger zu nennen, die meist aus Sklaven bestehen, die aus aus den Sudanländern, darunter namentlich aus Bornu und den Haussaländern, importirten Schwarzen bestehen. Die ganze Bevölkerung von Tuat ist stark von sudanischem Blut durchsetzt, so daß die Hautfarbe mehr dunkel als hell ist. Das Naturell der Eingeborenen ist bedeutend friedlicher als das der sie umgebenden Völker. Den Tuatern werden mit Recht Gastfreundschaft, Rechtlichkeit und Treue nachgerühmt. Auffallend sind in Tuat die fetten Frauen. Viele nehmen schon im Alter von 20 Jahren eine solche Körperfülle an, daß sie sich kaum mehr fortbewegen können. Natürlich findet man dies nur bei den vornehmsten und reichsten Ständen. Man mästet die jungen Mädchen mit Kameelmilch und Kameelbutter, hält sie eingeschlossen in einem engen Raum, bis sie den gewünschten Grad von Fettigkeit erlangt haben. Die Nahrung der Bewohner ist sehr bescheiden, Morgens eine dünne Gerstenschleimsuppe und Datteln, Mittags Datteln mit Milch oder frischer Butter, Abends für die Reichen Kuskussu (geperltes Gerstenmehl), für die Armen nur Datteln. Getrocknetes Fleisch, das die Tuareg verkaufen, ist ein Ausnahmegericht. Frisches Fleisch kommt sogar bei den Reichen nur einmal im Jahre, beim Aid el Kebir, dem großen Feste, auf die Tafel. Krankheiten sind, wie in allen übervölkerten Oasen — und Tuat gehört zu den übervölkertsten — natürlich zahlreich. Brustleiden und Schwindsucht sind häufige Erscheinungen, da die Bewohner sich leicht kleiden wegen der ungeheuren Hitze, die im Sommer im Schatten der Häuser niemals unter 40 Grad beträgt, während die Nächte verhältnißmäßig kalt sind.

Für Niemanden, der die Frage der Tuat-Oasen verfolgt hat, war es zweifelhaft, daß Frankreich seit Jahrzehnten auf den geeigneten Zeitpunkt wartete, um dieselben als ein ihm gehöriges Hinterland auch thatsächlich in Besitz zu nehmen. Die verschiedenen, aufeinander folgenden Generalgouverneure seit Cambon hatten die Pläne zu dieser Besetzung vorbereitet. Mit der Besetzung der Tuat-Oasen wird es nunmehr möglich sein, dem Gedanken der Ausführung der Transsaharabahn ernstlich näher zu treten. Bereits in der nächsten Sitzungsperiode wird sich die Deputirtenkammer mit dem Projecte zu beschäftigen haben, wie es auch in Aussicht steht, daß man einen Credit für Errichtung besonderer befestigter Saharaplätze und einer eigenen Saharatruppe fordern wird.

Dr. A. S.

Bücherbesprechungen.

— Dr. Fischer's Zeitschrift für Praxis und Gesetzgebung der Verwaltung zunächst für das Königreich Sachsen. Herausgegeben von Dr. Walter Schelcher, Geh. Regierungsrath im königl. Ministerium des Innern. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung 1900. Preis f. d. Jahrgang 8 ℳ. — Mit dem vorliegenden 1. Hefte des 25. Bandes hat die in der sächsischen Juristenwelt rühmlich bekannte Fischer'sche Zeitschrift sowohl ihren Verlag als auch ihren Herausgeber gewechselt. Doch bürgen die Namen der Verlagshandlung wie des Herausgebers dafür, daß sich das Blatt auch unter den neuen Verhältnissen seinen alten Ruhm wahren wird. In dem vorliegenden 1. Hefte der neuen Folge findet diese Annahme vollste Bestätigung. Gewisse Aenderungen in der äußeren Einrichtung können nur mit Beifall begrüßt werden. Dies gilt vor Allem davon, daß die mitgetheilten Verordnungen und Entscheidungen oberster Verwaltungsbehörden in kleineren Gruppen unter besondere Ueberschriften zusammengefaßt sind, wodurch der Ueberblick erleichtert und rasche Auffindung gesuchter Präjudize ermöglicht wird. Zweckmäßig erscheint auch die Einführung einer besondern Rubrik: Urtheile in Verwaltungsstrafsachen. Ebenso werden die am Schlusse angefügten Sonderabschnitte: „Bücherbesprechungen" und „Literatur-Uebersicht" den Lesern der Zeitschrift gewiß willkommen sein. Während in der ersteren einzelne neuerschienene Werke kurz recensirt werden, giebt die letztere einen Ueberblick über die Gesammtheit der wichtigeren Erscheinungen der rechtswissenschaftlichen Literatur im Gebiete des deutschen Staats- und Verwaltungsrechtes zunächst aus dem Jahre 1899, einschließlich der in Zeitschriften enthaltenen, speciell aufgeführten Abhandlungen. Die Rubrik „Vermischtes" ist in der bisherigen Form beibehalten und enthält neben kürzeren Mittheilungen aus der Praxis namentlich auch Obergerichtsentscheidungen, die verwaltungsrechtliches Interesse haben. Dem Hefte ist eine willkommene Aufklärung bietende Abhandlung des Landrichters Dr. Gallenkamp in Bautzen über „Das neue Liegenschaftsrecht (des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches) in seinen Beziehungen zu dem öffentlichen Rechte in Sachsen" vorausgeschickt. Wir begrüßen die Fortsetzung des Fischer'schen Unternehmens in den neuen bewährten Händen mit

aufrichtiger Freude und wünschen dem Herausgeber und Verleger von Herzen die wohlverdiente Anerkennung, deren sich ihre Vorgänger zu erfreuen gehabt haben.

* * *

— Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständniß. Von Kurt Laßwitz. Berlin, Emil Felber. 1900. — Kein gewöhnliches Buch! Der Verfasser, soviel wir wissen, Gymnasialprofessor in Gotha, hat sich schon durch eine Reihe philosophischer Arbeiten rühmlichst bekannt gemacht. Es sind zum größeren Theile nicht streng philosophische Schriften, sondern — nach Fechner'scher Art — solche, die sich zugleich an ein größeres Publicum wenden. Leider ist ja heut zu Tage die Zahl der Menschen, welche sich für philosophische Probleme interessiren, gering im Vergleich mit den Zeiten unserer Väter und Großväter, wo alle Gebildeten, auch die Frauen, sich gern mit philosophischen Fragen beschäftigten. Wir werden Alle von einer gewissen Denkfaulheit beherrscht, die wohl zumeist in der Gewohnheit flüchtigster Lectüre, namentlich der Zeitungen, ihren Grund haben mag. Auf letztere schwört man, ohne weiter viel darüber nachzudenken. — Wirklichkeiten im Sinne des Verf. sind nicht diejenigen, in denen wir leben, sondern Wirklichkeiten in uns: der Kampf des Menschengeistes mit den ihm gesetzten Existenzbedingungen. Es giebt in den sechsundzwanzig Abhandlungen kaum eine Seite unseres geistigen Lebens, welche unberührt geblieben ist. Die Ausdrucksweise ist gewählt, aber durchaus gemeinverständlich. —tg—

— Was ist Bildung? im Anschluß an die Petition um Zulassung der Realgymnasialabiturienten zum juristischen Studium von Dr. Wilhelm Schuppe, Professor der Philosophie an der Universität Greifswald. Berlin, 1900, R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung. 27 S. — Der Verfasser, der sich gegen die Beachtung der im Titel erwähnten Petition erklärt, geht hierbei davon aus, daß die Bildung im letzten Grunde nichts Anderes sei als Erkenntniß der Welt und ihrer Erscheinungen als Mittel, die Klarheit des Selbstbewußtseins zu heben. Selbst wenn man diese Begriffsfeststellung gelten lassen wollte, muß es immerhin fraglich erscheinen, warum diese Welterkenntniß durch die Erziehung auf einem Gymnasium in einem höheren Maße dargeboten werden soll als durch die auf einem Realgymnasium. Es ist dem Verfasser u. E. nicht gelungen, diese Frage zur vollständigen Klarheit zu bringen. Denn auch wenn man zugiebt, daß die Kenntniß des classischen Alterthums und namentlich des griechischen und römischen Volkslebens für das volle Verständniß der heutigen Cultur nicht zu entbehren ist, scheint doch hierzu die Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache nicht unbedingt nöthig. Ebenso wenig ist dies nothwendig für die grammatisch-logische Schulung des Geistes. Ein Goethe verstand kein Griechisch und neuere Forscher ersten Ranges wie Vant' Hoff, Liebig und Andere ebenso wenig. Damit soll der bildende Charakter lateinischer und griechischer Sprachstudien keineswegs geleugnet, sondern nur ihre Unentbehrlichkeit für den Erwerb wahrer Bildung soll bestritten werden. Wer diese behaupten will, wird leicht zu viel und deshalb gar nichts beweisen. Unseres Erachtens sollten gerade die Freunde der classischen Bildung des sogenannten humanistischen Gymnasiums sich nicht zu sehr auf die Wahrung seiner Vorrechte als Vorbereitung für gewisse akademische Studien versteifen, weil sie damit den Gegnern eine gefährliche Waffe liefern. Denn diese werden nun ihrerseits, gestützt auf diese ausschließliche Bevorrechtung des humanistischen Gymnasiums, dessen Reformirung im modernen Sinne durch stärkere Betonung der naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Fächer fordern, weil sie ihrerseits diese letzteren für die wahre Bildung, wie sie dieselbe verstehen, als unentbehrlich erklären. Richtiger scheint es uns hier, den modernen Bestrebungen durch Zulassung der Realgymnasiasten zu den Facultätsstudien die Bahn freizumachen. Mögen dann die alte und die neue Schulbildung bei gleicher Vertheilung von Licht und Schatten um den Vorrang kämpfen, welche von ihnen der Hochschule die tüchtigsten Rekruten zuführt.

* * *

— Heinrich Krieg, Katechismus der Stenographie. Ein Leitfaden für Lehrer und Lernende der Stenographie im Allgemeinen und des Systems von Gabelsberger im Besonderen von Professor Heinrich Krieg, Oberregierungsrat und Vorstand des Königlichen Stenographischen Instituts zu Dresden. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig 1900. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. Nr. 37 von Weber's Illustrirten Katechismen. 271 S. — Die mit dem Bilde des Gabelsbergerdenkmals in München geschmückte 3. Auflage des Katechismus war von langer Hand geplant, jedoch verzögerte sich die Herausgabe durch das schwere Leiden des Verfassers. Er hat deshalb in dem Wunsche, den derzeitigen Stand der stenographischen Bewegung zu kennzeichnen, im Vorworte einige thatsächliche, statistische Nachträge zusammenstellen müssen. Sie beziehen sich auf den Widerspruch des ältesten und bedeutendsten Stolze'schen Stenographenvereins und der stenographischen Prüfungscommission in Berlin gegenüber der Bezeichnung des „Einigungssystems" als „System Stolze-Schrey", auf die Merkes'sche Schule, die Nationalstenographie, die Anhänger von Dr. Brauns und Scheithauer, endlich auf die Statistik der großen Gabelsberger'schen Schule. Was die Darstellung selbst anlangt, so sind die in Frageform gefaßten Ueberschriften der Paragraphen weggefallen. Daß die Erfindung von 1100 „notae vulgares" durch den bekannten Dichter Qu. Ennius nicht erwiesen bezw. erweisbar ist, weil die Ueberlieferung versagt, ist zutreffend. Jedoch spricht doch wenigstens die Wahrscheinlichkeit mehr dafür als dagegen, wenn man die Trümmer der Ennianischen Thätigkeit im Ganzen überschaut. Daß es aus der gewöhnlichen Schrift genommen, nur unwesentlich veränderte Buchstaben gewesen seien ohne die Künsteleien der Tironischen Noten, ist ebenfalls wahrscheinlich. Im Uebrigen ist eigentlich nicht viel zu sagen. Es sind dieselben Beispiele beibehalten und die Darstellung bewegt sich im Wesentlichen in denselben Worten wie bei der 2. Auflage. Auf Uebersichtlichkeit und leichte Faßbarkeit ist, wie das bei einem zum Examen vielfach benutzten Buch begreiflich ist, der größte Werth gelegt. Aus der Uebersicht nach Ländern ist das „Volapükland" mit Recht gestrichen worden, und dafür sind die Hawaischen Inseln und Indien eingefügt. Die Mittheilungen über Personalien, z. B. beim Königlichen Stenographischen Institute, bei Württemberg (Diätensatz und etatsmäßige Anstellung) u. s. w. sind zum Theil durch die Ereignisse überholt. Neu ist der Abschnitt Internationaler Stenographenverband (System Gabelsberger). Hinzugekommen sind von bekannteren Namen: Steinmeyer (1893), Feldmann (1893), Scheithauer (1894), Baumann (1894), Walleser (1895), Busch (1896), Ziemer (1897), Stolze-Schrey (1897), Schrey (1898, Debattenschrift), Dieckmann (1898, Debattenschrift), Adelberg (1898, Debattenschrift), Matschenz (1890), Gaul (1896), Wendtland (1896), A. und F. v. Kunowski (1893), Ueberholtz (1895), Hans Rotter (1896). Neu ist der interessante Abschnitt „Förderung der Stenographie seitens einzelner Staatsregierungen" (S. 206 ff.) mit Aufführung der einzelnen Verordnungen und Erlässe. Die Darstellung des Gabelsberger'schen Lehrgebäudes (S. 233 ff.) ist selbstverständlich durch die Beschlüsse der letzten beiden Stenographentage beeinflußt. Daran schließt sich eine längere Leseübung über den Tod des Sokrates (S. 254 ff.) Den Beschluß macht, wie bei der 2. Auflage, eine längere Probe in Satzkürzung. Da sich das Buch von selbst empfiehlt, ist ein weiteres Eingehen auf seinen reichen Inhalt wohl überflüssig. △.

— Allgemeines Fremdwörterbuch, enthaltend die Verdeutschung und Erklärung der in der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie in den einzelnen Künsten und Wissenschaften vorkommenden fremden oder nicht allgemein bekannten deutschen Wörter und Ausdrücke mit Bezeichnung der Abstammung, Aussprache und Betonung von Friedrich Wilhelm Looff, weil. Herzogl. Sächs. Schulrath und Gymnasialdirector a. D. Vierte, vielfach vermehrte Auflage, besorgt von Dr. Fr. Ballauff. Zweite und dritte Lieferung. Langensalza, Verlag von Hermann Beyer und Söhne, Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler, 1899. Preis jeder Lieferung 50 ₰. — Auch der erbittertste Feind der Fremdwörter gesteht soviel zu: Ihre Kenntniß ist ein unentbehrlicher Bestandtheil höherer Sprachbildung, ja höherer Bildung überhaupt. Sogar wer, sobald er selbst die Feder zur Hand nimmt und sich an einen größeren Kreis wendet, seinen Stolz darein setzt, seinen Gedanken möglichst ein rein deutsches Gewand zu geben, bekennt, wenn anders er ehrlich sein will, daß in bestimmten Fällen das Fremdwort sich fast aufdrängt und daß es nicht selten eines festen Willens und reiflicher Erwägung bedarf, es abzuweisen und einen vollwerthigen Ersatz dafür zu finden. So wird denn ein zuverlässiges Fremdwörterbuch noch lange zu dem eisernen Bestande der Handbücherei jedes Gebildeten gehören. Und wer will hindern, daß der mächtig fluthende Weltverkehr immer wieder neues Sprachgut aus der Fremde uns zuträgt und bei uns absetzt, zumal da es doch auch an Solchen nicht fehlt, die jeden neu auftauchenden Sprachfremdling mit wahrhaft rührender Gastfreundschaft aufnehmen und hegen? Deshalb ist es wohl begreiflich, daß die

Fremdwörterbücher in immer neuen Auflagen und Bearbeitungen erscheinen und Käufer finden. Unter die reichhaltigsten gehört, wie schon der ausführliche Titel verräth, das Looff-Ballauff'sche, von dem die zweite und dritte Lieferung (Astranthus bis Dimanche) uns zur Anzeige vorliegen. Auch zu den billigeren ist es zu rechnen; die Lieferung (80 Seiten Großoctav) kostet 50 ₰, zwölf Lieferungen wird es umfassen. Man darf mit Sicherheit erwarten, daß der Kreis seiner Freunde mit der neuen, vierten Auflage noch eine erhebliche Erweiterung erfahren wird; denn auch die Ausstattung in Papier und Druck verdient uneingeschränkte Anerkennung. R. B.

— Das Associationsprincip in der Aesthetik. Eine Studie zur Philosophie des Schönen von Johannes Ziegler. Verlag von Eduard Avenarius. Leipzig 1900, 84 Seiten. Preis 1,20. — Der Verfasser widerlegt in einer eingehenden Untersuchung die Irrthümer des Associationsprincips, das den Schönheitseindruck aus einem mit dem Object verbundenen Gedanken an ein irgendwie menschlich Werthvolles ableitet, indem er nach einander die hierher gehörigen Beweisführungen der einzelnen Vertreter des Associationsprincipes in England (Locke, Home, Beattie, Alison, Jeffray) und in Deutschland (Herbart, Fechner, Herman, Lipps bis zu dem neuesten Vertreter Stern) hernimmt, um ihre Schwächen und ihre Unzulänglichkeit nachzuweisen. Ziegler formulirt am Schluß seine eigene Auffassung in folgenden Sätzen: „Neu und eigenartig wie der Eindruck einer schönen Melodie ist auch in jedem einzelnen Falle die Wirkung der menschlichen Schönheit; und doch müßte, wenn die Associationstheorie Recht hätte, z. B. jedes schöne menschliche Antlitz mit irgend einem anderen, dem wir dasselbe Prädicat zuerkennen, völlig gleichwerthig sein, da die Elemente der ästhetischen Wahrnehmung in den einzelnen Fällen doch nicht von so abweichender Beschaffenheit sind, daß sich qualitativ verschiedene »Aehnlichkeitsassociationen« an dieselben anknüpfen könnten. Weit entfernt also, daß die Associationstheorie das Problem des Schönen zu lösen vermöchte, scheint vielmehr der ästhetische Eindruck von der Zurückdrängung der Association durch die sinnliche Wahrnehmung bedingt zu sein, und der ästhetische Genuß negativ in einer Befreiung des Gefühls von den Vorstellungsassociationen zu bestehen." W. B.

— Von der Wasser- bis zur Feuertaufe. Werde- und Lehrjahre eines österreichischen Officiers. Von Carl Baron Torresani. 2 Bände. Mit 16 Illustrationen. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1900. — Der Verfasser, der ein liebenswürdiger und außerordentlich geschickter Plauderer ist, schildert in diesem Memoirenwerke mit gutem Humor und vorzüglichem Gedächtniß für seine und seiner Kameraden Jugendstreiche nicht nur seine eigenen Werde- und Lehrjahre, sondern auch das Leben und Treiben in den vornehmen österreichischen militärischen Erziehungsanstalten, im Theresianum zu Wien und besonders in der Neustädter Militär-Akademie. Da Torresani ursprünglich nicht für das Militär bestimmt war, genoß er einen Theil seiner Erziehung, und zwar zwischen Theresianum und Neustädter Akademie, in dem Jesuitenconvict zu Feldkirch und auch von dieser Anstalt entwirft er ein ungemein anziehendes, lebensvolles Bild. Diese Schilderungen des österreichischen adeligen und militärischen Erziehungswesens sind, da sie den Stempel des Selbsterlebten tragen und die Frische unmittelbarer Eindrücke athmen, culturgeschichtlich ungemein werthvoll. Darüber hinaus giebt Torresani, dessen Großvater in den ehemaligen österreichischen Besitzungen in der Lombardei als General-Polizeidirector eine bedeutende Rolle gespielt hat und dessen Stiefvater der bekannte österreichische General Graf Molinari war, höchst interessante und anschauliche Beiträge zur Geschichte der Jahre 1848—49, 1859 und 1866. Stellt Torresani die aufständische Bewegung von 1848 in Norditalien und die Niederwerfung derselben durch den Feldmarschall Radetzky, welche in seine zartesten Kinderjahre fielen, nach Familienüberlieferungen und Quellen dar, die ihm allein zugänglich waren, so berichtet er über die Jahre 1859 und 1866 nach eigenen Erlebnissen. Da er in dem letztgenannten Jahre den Krieg gegen das mit Preußen verbündete Italien als junger Officier in Tirol mitmachte, so gewinnt der Leser auch über die Vorgänge auf diesem in den kriegsgeschichtlichen Darstellungen meist stark vernachlässigten Theile des Kriegsschauplatzes ein übersichtliches und treues Bild. Die Schilderungen Torresani's brechen im Jahre 1866 plötzlich ab und das ist sehr zu bedauern; hoffentlich folgt noch ein dritter Band. Die Lectüre der beiden vorliegenden Bände aber, die eine Anzahl von Porträts, Schlachtenbildern rc. zur Illustration des Textes bringen, sei besonders unserer reiferen Jugend empfohlen. Br.

— Die Geschichte eines Ausdrucks. Kunstgeschichtliche Abhandlung von Professor Julius Lange. Aus dem Dänischen übersetzt von Ella Lesser. Leipzig, Verlag von Carl Jacobsen, 1900. Preis gebunden 2 ℳ. — Gleichwie die genaue Verfolgung der Begriffsgeschichte eines einzelnen Wortes bisweilen zu ganz überraschenden Ergebnissen auf sittengeschichtlichem Gebiete führt, so kann auch in der Kunstgeschichte die sorgfältige Beobachtung der mannigfachen Versuche verschiedener Zeiten, eine bestimmte, eng umgrenzte Aufgabe zu lösen, außerordentlich fruchtbar sein. Dafür bietet die vorliegende Abhandlung einen merkwürdigen und bedeutsamen Beleg. Professor Julius Lange hat sich nämlich darin das Ziel gesteckt, eingehend zu untersuchen, in welcher Weise die Kunst, und zwar vorzugsweise die Malerei, in zweiter Linie die Plastik, bemüht ist, die fromme Verzückung durch eine aufwärts gerichtete Bewegung von Blick, Gesicht und Händen darzustellen. Er hat für seine Untersuchung ein ungemein reichhaltiges Material herangezogen und versteht es, mit seiner Besprechung der für dieses Problem in Betracht kommenden Werke einen fesselnden Durchblick zu geben durch die Geschichte der Kunst vom Alterthume bis in das siebzehnte Jahrhundert — der neuesten Zeit fehlt der Drang, sich in selbständiger Weise an der Lösung der Aufgabe zu versuchen (S. 56—57). Den Höhepunkt der Entwickelung sieht Lange, gewiß mit Recht, in dem berühmten großen Altarbilde der Assunta von Tizian (Venedig, Akademie); diesem Gemälde nahe kommen Raphael's heilige Cäcilie, Rubens' und van Dyck's mater dolorosa. Wer irgend für kunstgeschichtliche Forschung Theilnahme und Verständniß hat, dem sei das geistreiche Schriftchen warm empfohlen; er wird mit lebhafter Spannung den Darlegungen des Gelehrten folgen. Zu beklagen ist, daß die Sprache an verschiedenen Stellen nicht so vornehm und gewählt ist, wie man um des Gegenstandes willen wünschen möchte (S. 11, 14, 53, 56). Es macht auch nicht den Eindruck, als komme das nur auf Rechnung der Uebersetzerin. Auch die Sorgfalt des Druckes läßt viel zu wünschen, an sinnentstellenden Druckfehlern ist kein Mangel (S. 6 dergestalt für dargestellt, S. 15 Diobachen für Diadochen, S. 20 Anm. decorum für deorum, S. 32 porto für porta u. s. w.). R. B.

— Themata, Inventionen und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen von Dr. Karl Goebel, Gymnasialdirector in Soest. Zweite Auflage. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1900. Preis 1 ℳ 20 ₰. — Es wird kaum ein anderes Stoffgebiet des Schulbetriebes geben, das es an Zahl der veröffentlichten Hilfsmittel aufnehmen kann mit dem deutschen Unterrichte. Zumal mit Dispositionssammlungen ist der pädagogische Büchermarkt so reichlich beschickt, daß betriebsame Schulschriftsteller schon anfangen, sie durch Gruppirung nach bestimmten Gesichtspunkten wieder für neue Bücher nutzbar zu machen. So giebt es Zusammenstellungen nach den am häufigsten gelesenen Dramen und Epen, z. B. 593 Themen zu Schiller's Tell u. s. w. Man hat also ein Recht, jede neue Erscheinung auf diesem Felde mit besonders kritischem Auge zu prüfen. Das vorliegende Heft ist schon vor 25 Jahren entstanden. Man merkt das leicht an der Art der Aufgaben. Dem Unterrichtsbetriebe, wie er heute ist, erscheinen manche von ihnen zu weit gefaßt und deshalb weniger empfehlenswerth. Hierher rechne ich folgende: Was verdankt die Cultur Europas dem deutschen Volke? Welches sind die Veränderungen, die die Menschen mit der Natur vorgenommen haben? Bedeutung Lessing's für die deutsche Literatur. Bedeutung der bildenden Künste für das Leben eines Volkes. Im Uebrigen aber sind alle Aufgaben, auch die genannten, so streng schulmäßig behandelt, daß die Sammlung jedem Lehrer des Deutschen, namentlich für Dispositionsübungen gute Dienste leisten kann. Die in den Aufgaben behandelten Fragen gehören größtentheils dem Gedankenkreise der Secunda und Prima des Gymnasiums an. Doch darf das Buch allen Lehrern des Deutschen empfohlen werden. Insbesondere sind die kurzen einleitenden Bemerkungen über Sammlung, Sichtung und Anordnung des Stoffes sehr lesenswerth. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 53. Donnerstag, den 3. Mai, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

V. Ein Spaziergang im Zickzack.

In meinem Berichte über die Eröffnung der Ausstellung habe ich geschildert, in welchem beispiellos unfertigen Zustande sie sich damals befand. Daß ich nicht übertrieben habe, beweist der jetzige Stand der Arbeiten. Am heutigen Tage, dem 28. April, also vierzehn Tage nach der Eröffnung, ist auf der Invaliden-Esplanade und dem Marsfelde noch nichts völlig fertig, ist auf dem Trocadéro erst die kleinere Hälfte der Bauten zugänglich, haben auf der rue des Nations erst drei oder vier von den mehr als zwanzig Pavillons dem Publicum ihre Thore geöffnet, sind die beiden Kunstpaläste noch gänzlich verschlossen. Im Innern der Paläste bahnt man sich noch immer zwischen den Kisten mühsam seinen Weg, auf den Außenwegen schwebt man fortwährend in Gefahr, über Bretter und Steine zu stürzen oder an Haken hängen zu bleiben, und watet man in einem fast unerträglichen Staube. Das Merkwürdigste aber ist, daß selbst die Restaurants und Vergnügungs-Etablissements erst zum kleinsten Theil fertig sind. Man sollte meinen, bei den ungeheuerlichen Miethspreisen müßte ihnen an jedem einzelnen Tage liegen. Wenn man näher zusieht, sind die Gründe nicht schwer zu finden. Erstens werden sie hauptsächlich am Abend ihr Geschäft machen. Vorläufig aber werden die Pforten des Ausstellungs-Paradieses allabendlich um 7 Uhr geschlossen, weil an eine Beleuchtung noch gar nicht zu denken ist. Dann aber werden sie an den Parisern wenig oder fast gar nichts verdienen und erhoffen Alles von den Fremden, und der große Fremdenstrom wird schwerlich vor Anfang Juni kommen. Die wenigen Provinzler und Ausländer, die bei der Eröffnung zugegen waren, sind wieder verschwunden und werden ihre Landsleute gehörig gewarnt haben. Ich kenne Restaurants in der Ausstellung, wo auf einen Gast drei Kellner kommen.

Am meisten Spaß macht den Parisern bis jetzt das rollende Trottoir, trotz des hohen Preises von fünfzig Centimes. Wohlgemerkt natürlich nur den Parisern, die auf ihm lustwandeln, und nicht den bejammernswerthen Leuten, die in seiner Nähe wohnen und von früh bis Abend das entsetzliche Gerassel anhören müssen. Wer das sechs Monate lang aushält ohne verrückt zu werden, dessen Nerven verdienen eine goldene Medaille. Die Anderen benutzen das Trottoir nicht als Beförderungsmittel, sondern als Aussichtspunkt oder als Turnapparat. Ein sehr beliebter Scherz ist z. B., im umgekehrten Sinne zu laufen und so trotz aller Anstrengung immer auf demselben Flecke zu bleiben. Wie es übrigens möglich ist, beim Besteigen oder Verlassen dieser Rutschbahn zu fallen, ist ein Problem, das ich bisher noch nicht ergründen konnte, und doch stoße ich tagtäglich auf solche Opfer. Ich muß nämlich hinzufügen, daß wir Berichterstatter freien Zutritt zu dem Trottoir haben, und deshalb die Einzigen sind, denen es wirkliche Dienste leistet. Wir würden also der schnödesten Undankbarkeit geziehen werden müssen, wenn wir dem Unternehmen trotz seiner Mängel nicht einen vollen Erfolg wünschten.

So unangenehm uns die Unfertigkeit der Ausstellung anfänglich berührt hat, so haben wir doch bald auch die gute Seite herausgefunden. Statt einer einzigen Eröffnungsfeier blühen uns so eine ganze Reihe. Alle zwei oder drei Tage erhalten wir Einladungen zu irgend einer „Inauguration". Von den fremden Pavillons wurde uns zuerst der von Bosnien und der Herzegowina in völlig fertigem Zustande gezeigt. Er stellt einen ländlichen Herrensitz dar in einer einfachen aber anmuthenden, aus westeuropäischen und ottomanischen Elementen gemischten Bauweise. Ist doch das Land auch heute noch zu einem Drittel von Muhammedanern bewohnt. Der Hauptraum des Innern ist mit einem reizenden Friese von Mucha geziert: eine junge Bosniadin zeigt den Fremden die Erzeugnisse ihres Landes. Gegenüber vom Eingang erblicken wir ein treffliches Panorama der Hauptstadt Sarajewo. Die Ausstellung verfolgt drei Zwecke: Sie will einen Ueberblick über die culturellen Fortschritte des unter der türkischen Herrschaft völlig vernachlässigten Landes seit der Annexion durch Oesterreich-Ungarn geben. Sie will ferner die Erzeugnisse der Landwirthschaft und des Kunstgewerbes zeigen und neue Absatzgebiete für sie schaffen. Und endlich will sie uns einen Begriff von den landschaftlichen Reizen, den Baudenkmälern, den Trachten und Gebräuchen verschaffen und dadurch Reisende nach dieser osteuropäischen Schweiz locken. Ich muß gestehen, daß die Ausstellungs-Commissare, der durch seine Forschungsreisen und sein in Leipzig und Paris zugleich herausgegebenes Buch „Durch Centralasien" rühmlichst bekannte Ritter Moser von Charlottenfels und sein College von Horowitz, diese Zwecke erreicht haben, soweit es auf einem so beschränkten Raume möglich war. Für den Ersten blieb ja nicht viel anderes übrig als Photographien von Schulen, Krankenhäusern, Bahnhöfen u. s. w. und statistische Tabellen zu bringen. Doch reden diese eine deutliche Sprache. So hat sich z. B. in 14 Jahren die Zahl der Rinder um 86, der Ziegen um 177 und der Schafe sogar um 285 vom Hundert vermehrt. Bergwerke, Chemische Fabriken, Papierfabriken, Dampfsägewerke sind gegründet worden. Die Beurtheilung der Weine, Biere, Feldfrüchte u. s. w. muß den zuständigen Juroren überlassen bleiben, vom Tabaksbau geben uns die angebotenen Cigarretten keine üble Vorstellung. Die Stärke des Kunstgewerbes liegt hauptsächlich auf zwei Gebieten, der Incrustation, Damaszirung und Ciselirung und der Stickerei. Was auf dem ersteren geleistet wird, davon legen die nach Zeichnungen des Bildhauers Kautsch in den bosnischen Kunstgewerbeschulen angefertigten, in orientalischen Formen gehaltenen Vasen und Schalen ein glänzendes Zeugniß ab. Beim großen Publicum aber wird der dritte Zweck am vollkommensten erreicht werden, nicht nur durch die hübschen Bosniadinnen in ihren reichen orientalischen Trachten, die wir bei der Arbeit beobachten, und die bosnische Kapelle, sondern auch durch die zahlreichen ausgezeichneten Photographien von Landschaften, Städten und Baudenkmälern. Man bekommt wirklich Lust, dieses schöne und merkwürdige Land kennen zu lernen. Daß die Reise uns nicht zu anstrengend und unbequem erscheint, dafür sorgen die Ansichten von den unter Staatsaufsicht stehenden Gasthöfen und die Ausstellung eines Eisenbahnabtheils.

Gestern haben wir nun auch den ungarischen Pavillon mit eingeweiht. Birgt das bosnische Haus die gesammte Ausstellung des Landes in sich, so will uns Ungarn, das seine heutigen Erzeugnisse an anderen Stellen zeigt, hier seine geschichtliche Entwickelung vorführen. Im Aeußern ist der Bau eine Zusammenstellung der berühmtesten Architekturwerke des Landes, und zwar ist je eine Fassade dem romanischen, gothischen, Renaissance- und Barockstil eingeräumt. Nach dem Quai d'Orsay zu finden wir das Portal der romanischen Abteikirche von Jaák, nach der Seine zu den mächtigen Thurm des Schlosses von Körmöcz, die Fassade des Schlosses von Vajda-Hunyad und die Kapelle von Csütörtökhely, zwischen ihnen östlich Motive von den Rathhäusern von Löcse und Bartfa, westlich das Thürmchen der Pester serbischen Kirche und die Fassade eines Hauses von Eperjes. Betrachtet man das Ganze, so sieht es allerdings ein wenig

nach Goulasch aus, wie mein Freund sagte, aber es will ja kein einheitliches Bauwerk, sondern eine historische Architekturausstellung sein. Auch die Räume des Innern, die sich in zwei Stockwerken um einen romanischen Hof gruppiren, geben in ihrer Decoration Räume aus berühmten Schlössern, Kirchen und Privatpalästen wieder. Die historischen Sammlungen beginnen mit dem Grabe eines heidnischen Häuptlings aus dem 9. Jahrhundert und gehen bis ins 18. Jahrhundert. Sie zeigen uns den Gang der Civilisation des magyarischen Volkes, das, zwischen die westeuropäischen Länder und den Muhammedanismus eingekeilt, bald von abendländischen, bald von einheimischen Königen, bald von den Türken beherrscht, doch seine Eigenthümlichkeiten bewahrt hat. Bei dem werthvollsten Theil der Sammlungen, den aus Kirchen, Museen und Schlössern entliehenen Kunstgegenständen, tritt diese Eigenart allerdings nur sehr wenig hervor, sie stehen völlig unter deutschem, italienischem und orientalischem Einflusse. Mehr kommt sie bei den Waffen zum Ausdruck, am meisten in dem Husarensaale. Der Husar ist eigentlich das Wichtigste, was die Magyaren dem Abendlande als Entgelt für seine Cultur geschenkt haben. Und dabei möchte ich auf Eins hinweisen, das jeden Deutschen schmerzlichst berühren muß. Mit die werthvollsten kirchlichen Geräthe sind von den lutherischen Gemeinden der deutschen siebenbürgischen Städte geliehen worden. Auf den Schränken steht nun wohl Eglises luthériennes de Transsylvanie, aber kein einziger deutscher Name. Haben die Gemeinden von Hermannstadt und Kronstadt nicht geahnt, daß sie als Nagy-Szeben und Brassó hier einfach unter magyarischer Flagge segeln würden? Oder sind sie zur Herausgabe ihrer Schätze gezwungen worden? Hoffen wir, daß das ungarische Commissariat, dessen Geschmack und Kunstverständniß wir das vollste Lob spenden, diese Sünde wieder gut macht.

Von den bis jetzt eröffneten „Attractionen“ ist das „Schweizer Dorf“ weitaus die sehenswertheste. Mitten in Paris, mit der Ausstellung durch eine Brücke verbunden, ist hier durch die Kunst des Architekten und des Gärtners wie durch Zauberhand ein wahrhaftiges Stück Alpenwelt aufgebaut worden. Zehn Schritte von der staubigen Avenue de Suffren, die jetzt durch die unzähligen Arbeiterkneipen ein ziemlich wüstes Aussehen erhalten hat, dicht neben dem „Großen Rade“, dem scheußlichsten Erzeugniß der modernen Technik, finden wir uns mit einem Male in die reine Natur versetzt, ist uns, als seien wir hundert Meilen fort von Paris, als athmeten wir eine ganz andere Luft. Wir schlendern durch die Straße eines echten Schweizerdorfes an verwitterten Holzhäusern vorüber über den Marktplatz mit einem St. Georgs-Brunnen. Rechts und links grüßen uns Läden und Kneipen, eine Milchwirthschaft, ein eidgenössisches Postamt. Stämmige Männer und hübsche Mädchen aus allen Cantonen, Deutsche aus Uri, Franzosen aus Wallis, Italiener aus dem Tessin begegnen uns. Am Ausgang lockt uns das Glockenspiel des Kirchleins von Würzbrunnen. Wenige Schritte weiter gelangen wir an einen Theil des Vierwaldstätter Sees. Drüben steht die Tellskapelle und über ihr ziehen sich grüne Matten mit Sennhütten an trotzigen Felsen hinauf. Vom anderen Ufer her schallen muntere Weisen aus dem Wirthshaus am Treib. Wie sie einen Augenblick schweigen, erklingen Kuhglocken, eine Stallthür thut sich auf und bedächtigen Schrittes kommt eine Heerde von wahren Staatskühen auf uns zu. Dort hinten hören wir ein Kuhhorn blasen, da geht ein Mühlenrad und hier vor uns, seitlich von einem Thalgrunde, der sich weit hinauf ins Gebirge zieht, rauscht sogar ein wirklicher Wasserfall hernieder. Die Illusion ist vollkommen. Welches Stück Arbeit und Geld die Erbauung gekostet hat, mögen ein paar Zahlen erläutern. An dem Gebirge allein haben dreihundert Zimmerleute und hundert Maurer ein bis zwei Jahre gearbeitet. Es besteht aus einem ungemein soliden Holzgerüst, für das 5000 Raummeter Holz nöthig waren. Unten ist dieses Gerüst mit wirklichen Felsblöcken, oben dagegen zum Theil mit einer dicken Erdschicht, zum Theil mit aus Staff täuschend nachgemachten Felsen umgeben. Für die Vegetation mußten 10 000 Bäume und Sträucher dem heimischen Boden entrissen werden. Die Häuser und Sennhütten sind entweder vollständig von der Schweiz nach Paris transportirt worden oder sind bis ins Einzelnste genaue Nachbildungen. Die meisten von ihnen bieten ein historisches oder architektonisches Interesse. Da finden wir das Geburtshaus J.-J. Rousseau's in Genf, das Haus des Grafen v. Romont aus dem Canton Freiburg, dann das Geburtshaus der großen Tragödin Rachel in Mumpf, das bescheidene Häuschen, in dem Bonaparte vorm Uebergang über den St. Bernhard Quartier nahm, das Wirthshaus zum Wolfenschießen und viele andere. Den Eingang bilden auf der einen Seite die von Berthold von Zähringen erbauten Thürme der Stadt Bern, auf der anderen die Thürme des Schlosses Estavayer. In dem ganzen Schweizer Dorfe befindet sich nichts, das nicht eine treue Wiedergabe von etwas in der Wirklichkeit Vorhandenem wäre. Die Aufgabe der Architekten bestand nun darin, diese Elemente so zu gruppiren, daß überall harmonische und fesselnde Bilder erstanden, sie ist von ihnen in glänzender Weise gelöst worden. Das Erstaunlichste aber ist ihre perspectivische Kunst. Wie sie es erreicht haben, mit einem Raume von ein paar Metern Tiefe den Eindruck eines stundenlangen Thales und mit Pappwänden von 40 Meter Höhe den einer Bergkette des Berner Oberlandes zu erzielen, grenzt ans Märchenhafte. Jedenfalls ist die Schöpfung der Herren Henneberg und Allemand meiner Meinung nach eine der hervorragendsten Leistungen der modernen Gartenkunst, eine reizende Oase in dem Staub und Gedränge der Weltausstellung. Uebrigens sei erwähnt, daß sich in einem der „Berge“ ein treffliches vom Männlichen aus aufgenommenes Panorama des Berner Oberlandes befindet.

Als das Netteste an den großen Ausstellungen habe ich immer empfunden, daß sie die Völker und die Berufe einander näherbringen. So weiß ich nichts Amüsanteres auf meinen Schlenderwegen, als allerlei Leute anzusprechen, bald eine italienische Verkäuferin, bald einen englischen Monteur, bald ein spanisches Schänkmädchen. Ueberall habe ich meine Freunde, überall gibt's ein How d'yo do, Grueß Gott oder giau (wie die Italiener neuerdings für buon giorno sagen) auszutheilen. Vor Allem versäume ich nie, wenn ich in die Gegend des Trocadéro komme, die japanische Theestube aufzusuchen. Der Wirth ist ein ganz waschechter kleiner Japaner mit einem unendlich sanftmüthigen Gesicht und einer eben solchen kleinen Frau. Das erste Mal bestellte ich mir aus Neugierde grünen Thee, wozu ich eine japanische Serviette und mehrere kleine „Kuchen“, d. h. Zuckerzeug in Form von Bambusstöckchen und dergleichen erhielt. Ich muß wohl in meinem Gesicht irgendwie verrathen haben, daß der Geschmack nicht ganz meinen Erwartungen entsprach, denn mein Japanerchen fragte mich ganz schüchtern und ängstlich, ob ich nicht zufrieden sei, und als ich ihm freimüthig erklärte, daß ich den schwarzen Thee denn doch vorzöge, war es ganz zerknirscht und ließ sich durch Nichts abhalten, meine schon fast geleerte Kanne umzutauschen. Ich aber kam mir vor wie ein Verbrecher und mußte an den guten Seume und „Europens übertünchte Höflichkeit“ denken. Du kannst gewiß kein Deutsch, mein kleiner Hayashi oder wie Du sonst heißt, und wirst diese Zeilen nie lesen, es sollte mich freuen, wenn sie Dir einen oder den andern Stammgast verschafften, der Deinen Thee und Deine Kuchen lobt. Als ich neulich von Dir ging, traf ich auf die nahe englische Theestube im Pavillon von Ceylon. Da stand in großen Buchstaben zu lesen: Um die Berührung mit den Händen zu vermeiden, wird Alles mit der Maschine gemacht. O diese Barbaren! Hätte mir Dein Thee nicht gerade so gut geschmeckt, weil ich mir vorstellte, daß Dein Frauchen mit seinen braunen Fingerchen die Blätter selbst ausgesucht? Stört es mich denn beim Chiantitrinken, daß ich immer an die blaurothen Beine der Italiener denken muß, die die Trauben zerstampfen? Wie sich die Gegensätze hier berühren! Auf der rue des Nations lag das türkische Haus neben dem Palast Italiens, hier finden wir dicht neben den englischen Colonien eine Boerenfarm und die Häuser von Niederländisch-Indien. In dem einen von ihnen befindet sich ein Ausschank von Erven Lucas Bols'schen Likören. Das ist auch so ein Lieblingsplätzchen von mir. Rechts blickt man auf den Trocadéro, links durch die mächtigen Eisenbogen des Eiffelthurmes hindurch auf das Marsfeld, geradeaus über prächtige Beete mit Harlemer Tulpen, die auch zur niederländischen Ausstellung gehören, auf die phantastischen Bauten der französischen Colonien Cochinchina, Kambodscha, Annam und Tongking. Mit der drallen kleinen Seeländerin, die mir den Half-om-half hinsetzt, komme ich nie sehr weit über das „as t'u believt“ hinaus, denn bei ihr hapert's mit dem Französischen und bei mir mit dem Holländischen. Aber ihre malerische Tracht mit dem weißen Häubchen ruft so reizende Erinnerungen an die Insel Walcheren und den Marktplatz von Middelburg in mir wach. Ueberall Erinnerungen an Reisen und Anklänge an die Heimath. Wie freute sich mein Stammkellner aus dem Spatenbräu, der „früher“ bei Hauffe gedient hat, als er wahrnahm, daß ich Leipziger bin. Bei dieser Gelegenheit will ich übrigens ein Versehen gutmachen. Der Vor-

gesetzte jenes besagten Landsmannes hatte mir gesagt, daß das Deutsche Bierhaus vom Architekten Gabriel Seidl erbaut sei. Es ist aber nicht Gabriel, sondern Emanuel. Solche Fehler sind fast unvermeidlich, so lange die officiellen Unterlagen fehlen. Der freundliche Leser möge also verzeihen, wenn ich auch künftighin noch manchmal Kleinigkeiten zu berichtigen habe.

Bücherbesprechungen.

— Thieme, Karl, a. o. Professor der Theologie an der Universität Leipzig, Luther's Testament wider Rom in seinen Schmalkaldischen Artikeln. Leipzig, A. Deichert Nachf. (Georg Böhme), 1900. 98 S. 1,50 ℳ. — Der gelehrte Verfasser, der uns bereits mit den Schriften: „Die sittliche Triebkraft des Glaubens. Eine Untersuchung zu Luther's Theologie" (1895) und „Eine katholische Beleuchtung der Augsburgischen Confession" (1898) erfreut hat, bietet uns hier eine neue Frucht seiner sorgsamen Lutherstudien. Er weist darauf hin, daß Luther am Ende des ersten Theiles seines „Testaments wider Rom", die vier „hohen Artikel der göttlichen Majestät" belangend, ursprünglich geschrieben hat: „Diese sind in keinem Zank noch Streit, weil wir zu beiden Theilen dieselbigen glauben und bekennen." Das „glauben und" hat aber der Reformator dann kräftig ausgestrichen, „weil er sich darauf besann, daß der eine Theil, der Papst und seine Kirche, den dreieinigen Gott und die Werke des Sohnes von Menschwerdung bis Wiederkunft zwar mit dem Munde bekennen, aber nicht von Herzen daran glauben". Indem der Verfasser das ausführlich aus Luther's Werken begründet, deckt er den weitgehenden Unterschied zwischen dem römischen und Luther'schen oder evangelischen Glaubensbegriff auf. Eine werthvolle, frisch und klar geschriebene Studie, für die wir dem Verfasser herzlich dankbar sind. G. B.

— Die innere Mission muß noch mehr Sache der Kirchenvorstände und Gemeinden werden. Vortrag auf der Diöcesanversammlung der Ephorie Marienberg am 1. Juni 1899 gehalten von K. J. Reimer, Pfarrer in Lengefeld, Erzgebirge. — Neues läßt sich über diesen Gegenstand kaum mehr sagen, da er auf vielen Versammlungen schon besprochen worden ist und Vorträge aller Art darüber gedruckt vorliegen. Es kommt nur darauf an, wie Jemand das schon oft Gesagte neu ordnet und den Verhältnissen seines Zuhörerkreises entsprechend darstellt. Der Verfasser hat diese Aufgabe sehr geschickt gelöst. Schlicht und klar werden die Bedürfnisse des christlichen Volkes bezeichnet, eindringlich und herzlich wird zu ihrer Befriedigung aufgerufen und mit Verständniß für das Mögliche werden Vorschläge gemacht für die Förderung des Werkes. Der Vortrag ist jedenfalls sehr lesenswerth. B. K.

— Eines livländischen Pastors Leben und Streben, Kämpfen und Leiden. In seinem 75. Jahre niedergeschrieben von Carl Maurach, Pastor emeritus. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme), 1900. Preis 4 ℳ 20 ₰. — Der Verfasser, zuerst Pfarrer zu Paistel und dann langjähriger Seelsorger der großen Gemeinde Oberpahlen in Livland, hat im religiösen und geistigen Leben seiner Heimath eine bemerkenswerthe Rolle gespielt. Seine amtliche Wirksamkeit begann in der Zeit, als Herrnhuter und Nationalisten die evangelisch-lutherische Kirche in Livland bedrohten, und setzte sich bis in die Tage fort, in denen die nationalistische Bewegung im Ehstenvolke und vor Allem russische Popen und griechisch-rechtgläubige Sendlinge gegen Luther's Kirche Sturm liefen und sie zu vernichten suchten. Es war eine kampfesreiche und sorgenvolle Zeit für den evangelischen Geistlichen in Livland, eine Zeit, die furchtlose und streitbare Männer brauchte, und als ein solcher Mann, als eine kampfesfrohe, für die evangelisch-orthodoxe Kirche begeisterte und überaus arbeitstüchtige Natur tritt uns der Pastor Maurach aus jeder Seite seiner Lebenserinnerungen entgegen. Vornehmlich seinen rastlosen Bemühungen verdankt die livländische Kirche ihre neue Agende und ihre jetzige Liturgie sowie die seit Jahrzehnten im Gebrauche befindlichen ehstnischen und deutschen Gesangbücher; und seinen Anregungen ist es mit zuzuschreiben, daß das Volksschulwesen, die Armenpflege und die Lebensverhältnisse der ehstnischen Bauern auf das Niveau emporgehoben worden sind, auf dem sie heute dastehen. Wer sich für die innere Entwickelungsgeschichte des Deutschthums in den russischen Ostseeprovinzen in einer ereigniß- und wandelungsreichen Zeit interessirt und das Lebensbild eines tüchtigen, wahrhaft kerndeutschen Mannes und Gottesstreiters kennen lernen will, der wird die Maurach'schen Lebenserinnerungen mit großem Nutzen und nicht ohne Befriedigung lesen. Br.

— Meine Lebensreise. Autobiographie von Hermann v. Lingg. Berlin und Leipzig, Verlag von Schuster u. Löffler. — Zu seinem 80. Geburtstage (am 22. Januar 1900) hat der Dichter Hermann Lingg, gewissermaßen als Abschluß seiner literarischen Wirksamkeit, seine Selbstbiographie erscheinen lassen, aber damit den zahlreichen Verehrern seiner Muse schwerlich eine besondere Freude bereitet. Lingg ist ein Lyriker, dessen Stellung in der deutschen Literatur längst feststeht. Er ist nicht der Meister einer, aber er hat es doch verstanden, eine durchaus eigenartige Gedankenwelt in vollendet glatte Formen zu gießen und sich dadurch aus der Masse der Goldschnitt-Lyriker weit erkennbar emporzuheben. Und als Epiker hat er in seiner, im Allgemeinen weitschweifigen und verworrenen „Völkerwanderung" auch einzelne Bruchstücke geschaffen, die wegen der Schönheit ihrer Sprache mit Recht als eine Bereicherung unserer Nationalliteratur angesehen werden. Damit hätte Lingg sich bescheiden sollen; er hatte Alles, was er der Welt zu sagen gehabt hat, offenbar schon in seinen Gedichten gesagt; denn seine Selbstbiographie beweist nur, daß er sich völlig ausgesprochen und seinen Dichterwerken nichts mehr hinzuzufügen gehabt hat. Das Buch „Meine Lebensreise" ist mit unverzeihlicher Flüchtigkeit gearbeitet; nur im Anfange giebt es eine zusammenhängende Erzählung, dann folgen zusammenhanglos aneinander gereihte Tagebuchnotizen, die zum größten Theile gerade aus der Zeit stammen, als Lingg wegen Nervenüberreizung seiner Stellung als Militärarzt enthoben und zur Disposition gestellt worden war und die deshalb die damalige krankhafte Stimmung des Dichters in nicht sehr erquicklicher Weise wiederspiegeln; endlich wechseln in der Darstellung Gedanken und Urtheile mit anekdotenhaften Aufzeichnungen derart ab, daß bei der Lectüre nicht nur kein rechter Genuß aufkommen will, sondern oft genug auch der Mangel an Klarheit in der Diction das Verständniß direct unmöglich macht. Lingg, sonst ein Meister des Stils, hat sich in seiner Selbstbiographie vom Stoffe vollständig meistern lassen; das Unwesentliche und Uninteressante beherrscht fast das ganze Buch, so daß man glauben müßte, der Dichter habe in seinem langen Leben eigentlich nichts Bemerkenswerthes erlebt, wenn man's nicht besser wüßte! Vielleicht entschließt Lingg sich zu einer Umarbeitung seiner Autobiographie, so, wie sie jetzt vorliegt, ist sie völlig werthlos. Br.

— Harnisch, Der Schulrath an der Oder. Ueberarbeitet und neu herausgegeben von Dr. Julius Plath, königl. Regierungs- und Schulrath in Lüneburg. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1900. VII und 322 S. gr. 8. — Von 1814 bis 1820 bildete den geistigen Sammelpunkt der Schule Pestalozzi's nicht nur in Schlesien, sondern in ganz Ostdeutschland, namentlich an den Lehrerbildungsanstalten, die Zeitschrift Der Schulrath an der Oder, deren Seele, deren treibende und zusammenhaltende Kraft Wilhelm Harnisch war. In 24 Vierteljahrsheften wurde eine Reihe werthvoller Arbeiten über die verschiedensten Seiten des Schul- und Erziehungswesens geboten. Das Blatt wollte den Volksschullehrern ein Rathgeber, den Volksschulvorstehern ein herzlicher Freund, den Freunden des Volksschulwesens ein Trost und den Beförderern desselben eine Ermunterung sein. Bereits beim 2. Jahrgange konnte der Herausgeber berichten, daß mancher Rath in die That umgewandelt worden sei, daß namentlich viele Lehrer beim Rechenunterrichte die gegebenen Winke befolgt hätten. Das Blatt ging 1820 nicht zum Wenigsten deshalb ein, weil der Herausgeber erklärte, die Leser gewöhnten sich mehr daran, zu lesen als zu thun; weil Manches nicht gethan werden könnte, so unterließen sie wohl auch Das, was gethan werden konnte; er wolle keine Zeitschrift mehr fortsetzen, die gleich manchen anderen im Buchhandel noch gut gehe, aber nicht mehr ein frisches Leben in sich trage und in Anderen bewirken könne. Bei der Bedeutung, die Harnisch für die Entwickelung des preußischen und deutschen Schulwesens hat, ist die Zeitschrift viel genannt, leider aber wenig bekannt. Letzteres hängt zum Theil damit zusammen, daß nur wenige Bibliotheken ein vollständiges Exemplar besitzen. Und doch sind noch heute die Aufsätze beachtenswerth. Die vorliegende Ausgabe ist daher dankbar zu begrüßen. Sie bietet die Arbeiten, je nach ihrer Bedeutung, entweder wörtlich oder im Auszuge oder in kurzer Inhaltsangabe oder nur in der Ueberschrift. Die jedem Hefte beigefügten

musikalischen Anlagen sind weggelassen. Der Stoff ist sachlich geordnet und in 19 Abschnitte eingetheilt. Geschichte der Erziehung, Schulverfassung, Standesfragen, Methodik und Didaktik sind vielseitig vertreten. So ist der vorliegende Band ein werthvolles Lehrbuch für die Kenntniß der pädagogischen Bewegung im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. r.

— Umriß pädagogischer Vorlesungen. Von Johann Friedrich Herbart. Kritisch durchgesehene Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Hans Zimmer. Mit dem Bilde des Verfassers. (Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 1353—1355.) Halle a. d. S., Otto Hendel. 187 S. 8°. Geh. 75 ₰. Geb. 1 ℳ — Zwei Menschenalter sind vergangen, seit Herbart im Jahre 1835 seinen „Umriß" veröffentlichte, der in erster Linie für die Studenten zum Gebrauche bei den Vorlesungen bestimmt war. 6 Jahre später erschien er in wesentlich erweiterter Auflage. Diese Schrift wurde als „wahres Lehrerbrevier" wegen der seltensten Vereinigung von Scharfsinn und Kenntniß der Wirklichkeit, sowie wegen der durchsichtigen und klaren Darstellung gerühmt. Sie ist auch heute noch als knappe Darstellung der Herbart'schen Gedanken wichtig und deshalb die neue Ausgabe mit Freuden zu begrüßen. Der Herausgeber schickt eine Einleitung voraus, aus der namentlich der 4. Abschnitt hervorgehoben sei. Er führt die Ueberschrift: Herbart im 20. Jahrhundert und geht von der herrschenden Stellung aus, die die Herbart'sche Pädagogik zur Zeit einnimmt, behandelt ihre Bekämpfung durch die Vulgärpädagogen, die im Unterrichte nur die Praxis und die Routine betonen, und andererseits durch die modernsten Pädagogen, die behaupten, daß mit dem Falle der Herbart'schen Ethik und Psychologie auch seine Pädagogik haltlos geworden sei. Der Verfasser führt aus, wie auch die Spaltungen innerhalb der Herbart'schen Schule die Sachlage schwieriger gestalten. Deshalb fordert er die Verbindung der Herbart'schen Pädagogik mit der modernen Ethik und Psychologie und spricht die sichere Erwartung aus, daß wir im 20. Jahrhundert eine einheitliche, auf moderner Philosophie begründete, weiter gebildete Pädagogik auf Herbart'scher Grundlage erhalten. Den Schluß bilden Anmerkungen, in denen werthvolle Winke über Literatur und pädagogische Fragen geboten werden. Mit Recht macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß an der Leipziger Universität mehr als an den meisten anderen deutschen Hochschulen die Herbart'sche Philosophie seit einer langen Reihe von Jahren Pflege und nachhaltige Theilnahme gefunden hat. r.

— Abhandlungen, Vorträge und Reden von Felix Stieve. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Duncker & Humblot, 1900. XII, 420 S. 8°. — „Vom nationalen Standpunkte erscheint es geboten, Anschauungen zu bekämpfen, welche den unseligsten aller Parteizwiste in unserer Nation, den confessionellen, immer und immer wieder verschärfen": so lautet das wissenschaftliche und kirchliche Glaubensbekenntniß eines Mannes, der, als Jüngling für ein Idealbild der katholischen Kirche von überwältigender Größe und Herrlichkeit begeistert und erst durch die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas über die eigentliche Natur des Ultramontanismusses aufgeklärt, Jahre lang ein anerkannter Führer der Altkatholiken war, eines Mannes, der seine Lorbeeren auf dem steinigen Felde der Forschungen über die mit dem dreißigjährigen Kriege zusammenhangenden Vorgänge und Strömungen gepflückt hat, eines Mannes, dem die Erkenntniß der Wahrheit über Alles ging. Felix Stieve ist vorzeitig vom Schaffen und Arbeiten abgerufen worden; vorzeitig im ernstesten Sinne des Wortes. Er hätte sich so gern, nach dem mit Eifer betriebenen Abschlusse seiner Editionsthätigkeit, noch größeren Fragen zugewandt, umfassenderen Zeiträumen gewidmet: im „Wallenstein" und in „Culturgeschichte" gipfelte seine wissenschaftliche Sehnsucht. Es hat nicht sein sollen, daß ihm und den Seinen dies Sehnen erfüllt ward: am 10. Juni 1898, kurz nach dem V. deutschen Historikertage, dem er in Nürnberg präsidirt hatte, hat ihm der Tod die fleißige Feder aus der Hand genommen. Nun hat sich einer seiner nächsten Freunde, Prof. Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst in Graz, daran gemacht, die unbekannter gebliebenen Abhandlungen und Vorträge, sowie die von hohem nationalen Schwunge zeugenden Reden des Verewigten gesammelt herauszugeben; er erfreute sich dabei der liebevollen Unterstützung der Wittwe, Felix Stieve's treuer Gefährtin und Mitarbeiterin. So sind im Ganzen 25 Stücke zusammengekommen: 10 Vorträge, 10 Abhandlungen, 4 Festreden und 1 Bericht; das Wichtigste darunter ist ohne Zweifel die zuerst im 1898er Jahrgange der Sitzungsberichte der Münchner Akademie der Wissenschaften posthum erschienene Arbeit „Zur Geschichte Wallenstein's". Sie war sein Schwanensang. Als wir beide nach dem Nürnberger Tage zusammen in Bamberg weilten, ging aus seinen Gesprächen deutlich hervor, wie sehr ihn die Aufgabe beschäftigte, Ranke's „Wallenstein" zu verbessern, zu übertreffen; und noch in den Fieberträumen der letzten Krankheit hat seinen Geist die Gestalt des Friedländers nicht freigegeben. Ht.

— Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von den Professoren Dr. W. Förster, Dr. A. Kenngott, Dr. A. Ladenburg, Schenk, Geh. Rath Dr. Schlömilch, Valentiner, Winkelmann, Wittstein und Kustos Matschie. Breslau, Eduard Trewendt. — Nachdem vor Kurzem das Handwörterbuch der Physik, herausgegeben von Dr. Winkelmann, zum Abschlusse gebracht worden ist, gehen nunmehr das Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie, das durch die vorliegende Lieferung 76 der ersten Abtheilung bis zum Artikel „Pedina" gefördert worden ist, sowie das Handwörterbuch der Astronomie, dem die jüngst erschienenen Lieferungen 49 und 50 der dritten Abtheilung angehören, ihrer Vollendung entgegen. Die bezeichneten beiden Lieferungen enthalten unter dem Stichworte „Sternbilder" ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher bisher bekannter Sternbilder, u. A. auch eine Zusammenstellung der Doppelsterne, Nebelflecken rc., das noch zwei weitere Lieferungen in Anspruch nehmen und den Astronomen besonders willkommen sein wird. Unseres Wissens existirt eine derartige Zusammenstellung bisher überhaupt noch nicht. Verfasser dieses Artikels ist der Herausgeber dieses Theiles der Encyklopädie, Professor Dr. W. Valentiner in Heidelberg. △

— Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom XVI. Jahrhundert an bis um die Mitte des XIX. Jahrhunderts. [II. Band:] Volkstrachten aus West- und Nordwest-Deutschland. Von Friedrich Hottenroth. Frankfurt am Main, Heinrich Keller, 1900. VIII, 220 S. [und 48 Tafeln in Buntdruck]; 8°. Preis 24 ℳ — Es ist mit großer Freude zu begrüßen, daß die Bemühungen von Verfasser, Drucker und Verleger, ein tadelloses deutsches Volkstrachtenwerk zu schaffen, schon beim 1. Bande, der Süd- und Südwestdeutschland berücksichtigte (besprochen Wiss. Beil. Nr. 134 vom 22. Nov. 1898), eine derartige Anerkennung weiter Kreise gefunden hat, daß an die Fortführung des überaus kostspieligen Werks gedacht werden durfte. So ist denn die Beschäftigung mit einem Theile dessen, was zum intimsten Leben unserer Eltern und Voreltern gehört hat, noch nicht erloschen; die überall aufsprießenden und — mit Ausnahme von Leipzig — rührigen Vereine für Volkskunde dürfen sich sicherlich mit das Verdienst zuschreiben, das Verständniß für den Werth solcher Studien geweckt und genährt zu haben. Die Volkstrachten — notabene: nicht die Modetrachten! — sind in der That ein Stück, und nicht das schlechteste, unserer deutschen Vergangenheit; sie geben für die Lebensgewohnheiten unserer Vorfahren einen brauchbaren Werthmesser ab. Damals waren die Träger eins mit ihrer Hülle; wie man dachte, so kleidete man sich. Hottenroth hat sich nun nicht darauf beschränkt, aus Museen alte Kleider abzuconterfeien und dadurch zugänglicher zu machen, sondern er hat auch nach der Natur gezeichnet und dadurch ein Stück deutschen Lebens im wahrsten Sinne gerettet: die Kostüme z. B., die auf den Tafeln 11 und 13—16 zu sehen sind, finden sich heute nur noch in den Schränken und Truhen von Bauern und Bäuerinnen im östlichen Westerwald und im Taunus; und die merkwürdigen Trachten aus Johannisberg am Rheine (Tafel 17 und 18) sind jetzt überhaupt verschwunden. Der die Abbildungen begleitende Text ist die Gewissenhaftigkeit und Anschaulichkeit selbst. Berücksichtigt sind außer den bereits berührten folgende Gegenden Deutschlands: Braunschweig, Nordhausen, Göttingen, Osnabrück, Dülmen, Marburg, Hessa, Niederklee, Ahrthal, Hunsrück, Köln, Münster, Aachen, Coblenz, West- und Ostfriesland, Niederrhein, Groningen, Bremen, Föhr, Sylt, Amrum, Wyk, Geest, Bardowieck, Vierlande, Ochsenwärder, Elbmarsch, Lüneburg und Ostenfeld. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 Pf., für auswärts mit 1 M. 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 54. Sonnabend, den 5. Mai, Abends. 1900.

Albert Moeser.

Zum 7. Mai.

Am 27. Februar starb in Dresden ein echter Dichter: Albert Moeser. Geboren am 7. Mai 1835 in Göttingen, studirte er classische Philologie und wurde Lehrer der alten Sprachen an dem früheren Krause'schen Institut zu Dresden. Später wurde er Oberlehrer und Professor am Wettiner Gymnasium. Moeser hat die deutsche Literatur mit 5 stattlichen Sammlungen Lyrik beschenkt: „Gedichte" 1864, 3. Aufl. 1890; „Nacht und Sterne" 1872; „Schauen und Schaffen" 1881; „Singen und Sagen" 1889; „Aus der Mansarde" 1893. Albert Moeser ist eine schönheitsfrohe Natur. Das Gedicht „Schönheit"[1]) enthält gleichsam des Dichters Glaubensbekenntniß zur Schönheit. Es beginnt mit den Worten:

„Laßt Schönheit um mich sein! Nach Schönheit dürstet
Die Seele mir schon seit der Jugend Tagen,
Die Schönheit schien mir ewig hochgefürstet,
Ihr Anblick stillt der Seele schlimmste Klagen;
Wer sie erschaut, wird aus dem Weltgetriebe
In lichtres Reich beschwingt emporgetragen."

Allerdings drohen der Schönheit im Leben Krankheit, Gram und Tod. Wer giebt ihr dauernden Bestand? Die Kunst. Und so schließt der Dichter:

„Laßt Schönheit um mich sein! Und weil im Leben
Sie allzu rasch und flüchtig muß vergehen,
So sei der Kunst mein ganzes Herz ergeben!
Was Bildnern je gelang und Malerhänden,
Mit Tröstung soll's und Frohsinn mich begnaden
Und süßes Licht in meine Seele senden.
Mein Leitstern sei's auf wirren Lebenspfaden,
Ganz will ich voll mich seines Reizes trinken,
Die Brust in seinem Glanz gesund mir baden
Und tief in seinem Zaubermeer versinken!"

Besonders ist es die Schönheit der Antike, die seinen Geist fesselt. Den Homer, den er schon als Knabe eifrig gelesen, feiert er als sein Vademecum. In vielen Gedichten lodert seine Begeisterung für die Geistesheroen Griechenlands in hellen Flammen auf. Man vergleiche die Gedichte: „Einem jungen Neugriechen" und „Wein von Santorin".[2]) Hierin ist er ein Geistesverwandter Hölderlin's, von dem er singt:

„Ach, der Erhabne war immer vor andern mir lieb;
Ob ihn die Menge nicht kennt, er lehrte mich rhythmischen Wohllaut."[3])

Schönheit in Kunst und Natur, Liebe und Tod sind die großen Themata seiner Dichtung. Es ist die Begeisterung für der Menschheit große Gegenstände, welche die Saiten seiner Harfe bewegt. Den Tod hat er in einer gedankentiefen, bilderreichen „in ihrer erhabenen Heiterkeit einzig dastehenden" Canzone besungen. Eine sanfte Melancholie klagt aus seinen Weisen; es ist die Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen; und daneben zittert durch seine Dichtungen eine tiefe, glühende Sehnsucht nach Glück.[4]) Moeser hat ein ernstes, beschauliches Wesen. Man merkt ihm an, welchen tiefen Eindruck die Philosophie, besonders die Schopenhauer's, und die moderne Naturwissenschaft auf ihn gemacht hat.

„Ich habe mit Denkern geforscht und gedacht,
Doch glücklich hat mich nur das Schöne gemacht."

Er behandelt gern moderne Stoffe; das zeigen die Gedichte: Steinkohle, Tag und Nacht, Auf der Höhe des Grimselpasses[5]), Der Komet, Im zoologischen Garten, Gesang des Weltmeers.[6]) Eine umfassende Bildung steht ihm zu Gebote. So sind seine Dichtungen überwiegend reflectirend und als solche zu werthen. Jedes seiner Gedichte regt zum Denken an. Er ist begeistert für alles Wahre, Gute und Schöne; alles Niedrige und Gemeine liegt ihm fern. Von ihm gilt Goethe's Wort über Schiller:

„Und unter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Wir thun einen Blick in seine reine, erhabene Seele, wenn wir ihn bitten hören:

„Gebt Menschen mir, groß, edel und hellen Geist's,
Die nicht der Traum des Irdischen ganz befängt,
Aus deren Aug' mich rührend anspricht
Götterverwandtschaft und Erdenfremdheit!
An ihrer Brust laßt ruhen mich still und gut,
Dem Irdischen fern laßt denken und lieben mich,
Des Geistes voll und heil'ger Liebe
Reif' ich vollendetem Sein entgegen."

Einsam geht er seine Pfade, abgewandt dem lärmenden Treiben der Gegenwart:[7])

„Ich weiß, nicht paff' ich für das Treiben,
Fremd stand ich stets im Carneval des Lebens
Und werde gern ihm ewig ferne bleiben.
Mich lockt nur eines: in bescheidner Muße
Mir selbst zu leben, selbst mich zu vollenden,
Zu lauschen hoher Genien Geistesgruße.
In Farb und Stein der Schönheit Reiz zu bannen,
Dünkt wicht'ger mich, als daß rings Eisenschienen
Bis fern zum Pol den Erdenball umspannen.
Und Lust ist mir's: wo tief sich Zweige senken,
Im grünen Hain am Sommertag zu schweifen
Und letzten Räthseln forschend nachzudenken.
Und spür' ich selbst des Musengeistes Wehen,
Und gönnt mir das Geschick ein wenig Liebe,
Hab' ich vom Himmel nichts mehr zu erflehen."

In diesen Worten zeichnet er sein Lebensideal. Scharf kritisirt er unsere materialistisch gesinnte, in Mammonismus und Genußsucht versunkene Zeit:[8])

„Die Zeit ist feind und abgewandt dem Schönen,
Was ideal, steht niedrig heut' im Preise;
Vom Lärm der Glücksjagd, der gedankenleeren,
Wird übertönt der Musen stille Weise.
Mehr sollt, wer Reichthum klug versteht zu mehren,
Der Menschen Sinn mit Ehrfurcht heut' und Neide,
Als wer sie lehrt erhabner Weisheit Lehren.
Nur was der Spürsinn messen kann und wägen,
Steht hoch im Werth; die Zahl, die kahle, nackte,
Ist Herrscherin der Welt heut' allerwegen.
Die Zeit schwärmt fürs Reale und Exacte,
Für Hohes ist der Sinn ihr längst entschwunden,
Die Poesie gilt als das Abgeschmackte.
Und einsam wie noch nie geht heut' der Dichter."

Uebrigens hegte er eine tiefe Sehnsucht nach dem Süden.[9]) Oftmals, ja noch im Herbste vorigen Jahres trug er sich mit dem Gedanken, in Italien den Winter zu verleben und zwar in Florenz. Er hatte sich schon Alles bis ins Kleinste ausgemalt; der sonst so stille, verschlossene Mann wurde warm und beredt, wenn er darauf zu sprechen kam. Leider kam der Plan nie

---

[1]) Aus der Mansarde.
[2]) Aus der Mansarde S. 8 und 11.
[3]) Aus der Mansarde S. 7.
[4]) Aus der Mansarde S. 40 und 141.
[5]) In Schauen und Schaffen.
[6]) In Singen und Sagen.
[7]) Aus der Mansarde S. 62.
[8]) Aus der Mansarde S. 64.
[9]) Aus der Mansarde S. 133.

zur Ausführung, theils aus Mangel an Entschlossenheit theils aus Furcht, er möchte die mit einer solchen Reise verbundenen Unbequemlichkeiten seines körperlichen Leidens wegen nicht ertragen. Nicht ohne Wehmuth lese ich nun seine Worte an den Grafen Schack, der ihm einst vom Aetna eine Asphodelosblüthe sandte, von der er singt: sie

„soll mahnen mich an Herrlichkeiten,
Die heitrer Himmel stets umblaut,
Die ich seit ferner Jugend Zeiten,
Gar heiß ersehnt, doch nie geschaut."

Sein tiefes Gemüth spricht aus den Trochäen, welche er „An mein Töchterchen" betitelt hat, und die ich mit zu dem Schönsten, was er geschaffen, rechnen möchte. Wie liebevoll versenkt er sich da in des Kindes Thun und Worte! Wie geistvoll deutet er den tiefen Sinn in dem kindlichen Spiel. Aus dem Strauße von Mohn und Kornblumen entfernt das Kind unwillig die Aehren, die der Vater mit eingebunden. In dieser Neigung des Kindes tritt dem Vater seine eigene entgegen:

„Stets dem Schönen hat mein Sinn gehuldigt,
Auf ging mir das Herz in seiner Nähe,
Und sein Glanz war Leitstern meines Lebens;
Aber das, was nützt und nährt, nicht achtend
Ging ich ihm vorbei mit stolzer Miene.
Aber ach, verderblich ist solch Trachten;
Denn, indeß die andern Gut errafften,
Geh ich aller Schätze leer durch's Leben.
In dir sprießen gleichen Sinnes Keime,
Und mir ist, als sollt' ich heiß dich mahnen:
Nicht der Blumen nur, die uns entzücken,
Auch der Aehre, die den Leib nährt, achte! [10])

Und ist es nicht rührend, wenn der Vater über seinem Kinde bittet:

„Werde schön, mein Kind!" also im Stillen
Fleh ich oft, wenn ich Dein Bild erschaue,
Schönheit dünkt mich Götterglück, und mächtig
Bannt ihr Glanz die Menschenseelen alle.
Doch sie blüht nur selten hie im Norden;
Anders auf Italiens heitren Fluren,
Wo rings Marmorbilder strahlend ragen,
Und die Seele, stets genährt vom Anblick
Edler Schönheit, schön die Leiber bildet.
Drum, ein hohes Muster Dir zu bieten,
Das erschauend Deine Kindesseele
Schönheit lern' und schön den Leib gestalte,
Hab' auf hohem Sockel ich errichtet
Jener Venus Haupt, das stolz-erhabne,
Die auf Melos' Fluren ward gefunden.
Thronend blickt die Göttin auf Dich nieder,
Oftmals schaut empor zu ihr Dein Auge,
Längst ist sie vertraut Dir, manchen Bissen
Bietest Du ihr kindlich wie zum Opfer,
»Tante Mile« nennst Du sie, und immer
Sagst Du ihr Gutnacht, eh Du entschlummerst.
Sei verwandt Dir immerdar, was göttlich,
Fremd das Niedre, das im Staub sich windet,
Und der Erde flücht'gem Drang entsagend,
Ring dich auf zu himmlischer Vollendung!" [11])

Neben Gemüthstiefe und Gedankenreichthum ist die vollendete Formenschönheit das Merkmal Moeser'scher Gedichte. Meisterhaft behandelt er die schwierigsten Formen der Lyrik: Sonett, Terzine und Canzone, Distichon, sapphische und alcäische Strophe. Seine Vorliebe für classische Odenmaße erklärt sich aus seiner Begeisterung für hellenische Plastik. Seine Idyllen, Episteln und Elegien sind von großer Anmuth und Lieblichkeit, seine Romanzen und Balladen vollendet, z. B. Pygmalion, Der Mönch von Athos, Orestes, Kaiser Augustus, Die Sibylle von Tibur, Karl I. und der Henker, Anna Boleyn, Persepolis, Das Gastmahl des Skopas, Die Venus des Apelles, Oenone ꝛc. Moeser geistverwandt sind Robert Hamerling, Pol de Mont und Graf Schack; er war mit diesen Dichtern durch innige Freundschaft verbunden. Seine Beziehungen zu Robert Hamerling hat er in einem feinsinnigen Schriftchen [12]) dargestellt. Es wäre zu wünschen, daß die Briefe Moeser's an Hamerling zur Vervollständigung des interessanten Briefwechsels nun auch bald der Oeffentlichkeit übergeben würden.

[10]) Aus der Mansarde S. 48.
[11]) Aus der Mansarde S. 47.
[12]) „Meine Beziehungen zu R. Hamerling und dessen Briefe an mich" 1890.

Einen Theil von Pol de Mont's Idyllen hat Moeser meisterhaft ins Deutsche übertragen und uns so mit diesem ausgezeichneten vlämischen Dichter bekannt gemacht. Erst kürzlich ist in Reclam's Universal-Bibliothek ein Bändchen dieser vorzüglichen Uebertragungen erschienen. Graf Schack reiste nie durch Dresden ohne ihn zu besuchen; ja, es gelang ihm sogar, den sonst so zurückgezogen lebenden Poeten fast täglich in seine Gesellschaft zu ziehen. Schack hatte auch alle Ursache, Moeser dankbar zu sein, denn dieser war es, welcher ihm die als Dichter und Uebersetzer gebührende und ersehnte Geltung verschaffte, als alle Welt Schack nur als Kunstmäcen kannte. Moeser ist von der Kritik längst anerkannt: Rudolf v. Gottschall, Feodor Wehl, Adolf Stern haben ihm das beste Zeugniß ausgestellt. Pol de Mont hat von ihm gesagt: „Moeser ist ein außerordentlich aristokratischer Dichter, aristokratisch vermöge des hohen Adels seiner Gefühle und Gedanken, sowie vermöge der künstlerischen Behandlung der Form." Wir unterschreiben dies Urtheil,

Soviel über den Dichter Moeser. Nun noch ein Wort von ihm als Menschen! Was er von seinem Vater sagt, gilt auch von ihm: er war ein Mann,

„Der Neigung und Beruf stets sah im Streit
Und ungeschickt des Lebens Wege wandelt." [13])

Die „Schulmeisterei", wie er sagte, war ihm — wie seinem Freunde Hamerling — in innerster Seele zuwider, und oft habe ich ihn seufzen gehört nach Befreiung aus den Ketten des Amtes. Und wahrlich, seine Vorgesetzten und Collegen haben ihm dieselben leicht zu machen gesucht. Es muß anerkannt werden, daß ihm Vieles erlaubt und verziehen wurde, was einem anderen übel vermerkt worden wäre. Seine Collegen, ja der Herr Rector selbst, übernahmen opferbereit Pflichten, welchen der Leidende nicht mehr gewachsen war. Leider sollte er sich nur kurze Zeit des wohlverdienten Ruhestandes erfreuen. Aller Reclame feind, zurückschreckend vor der Berührung mit der kalten Außenwelt, fühlte er sich in seinem Studirzimmer, umgeben von seinen Büchern und Büsten, am wohlsten. Eine rührende Liebe hatte er für seine Vögel. Wie erfreut war er, als einst sein Zeisig, der ihm entflogen, nach langer Zeit zurückkehrte. Allerdings war Moeser nicht frei von allerlei Launen und Eigenheiten, welche mit den Jahren einen immer krankhafteren Charakter annahmen; seine Frau und Kinder haben das Alles in unendlicher Geduld und Hingebung getragen. Am meisten aber schadete er dadurch sich selbst. Seine häufige Mißstimmung erklärt sich aus einem chronischen Darm- und Nierenleiden, das in ihm nur selten das Wohlgefühl der Gesundheit aufkommen ließ. Auch hatte sich eine allen persönlichen Verkehr störende Schwerhörigkeit eingestellt. Gleichwohl wären ihm manche Leiden erspart geblieben oder wenigstens erleichtert worden, hätte er sich nicht fast bis zuletzt schroff ablehnend gegen die von der Familie herbeigerufenen Aerzte bezeigt und sich nicht energisch geweigert, in einer Heilanstalt Hilfe zu suchen. Als er sich dazu bereit zeigte, war es leider zu spät. Ich persönlich verdanke ihm viel; er war mein Lehrer am Wettiner Gymnasium und hat in mir früh die Begeisterung für alles Große und Ideale geweckt. Eine neue Welt ging mir auf, als ich in der griechischen Stunde ihn von Sokrates, Plato und Sophokles erzählen hörte. Ich besuchte ihn ab und zu; und immer ging ich innerlich bereichert von ihm. Mit mancher Perle deutscher und ausländischer Literatur hat er mich bekannt gemacht. Noch kurz vor seinem Tode schrieb er mir eine Karte, er fühle, daß es mit ihm zu Ende gehe. Und als der Tod nun kam in den Morgenstunden des 27. Februars, der Tod, von dem er so viel gesprochen und geschrieben, erschien er ihm wirklich als der willkommene Freund, als den er ihn besungen? Wer vermag es zu sagen? Auf Moeser's Schreibtisch lagen Manuscripte aller Art, die er sonst stets Abends zu verschließen pflegte, in den letzten Wochen von ihm unberührt. „Ich habe noch so viel zu thun!" rief er oft voll Unruhe. Das Dictiren verschob er von Tag zu Tag, bis der Geist sich ihm trübte. Ein Gehirnschlag beschleunigte das Ende, das für den Leidenden sowohl wie für seine Umgebung eine Erlösung von unsagbaren Qualen ward. In seinem Nachlaß befinden sich noch einige Sammlungen eigner Dichtungen, von denen „Tiefe Schatten" die bedeutendsten zu sein scheinen, sowie interessante Anthologien.

Lic. Warmuth.

[13]) Aus der Mansarde S. 87.

Bücherbesprechungen.

— Nach Oberammergau. Wanderung zum Passionsspiel. Von Alban v. Hahn. Zweite Auflage. Mit 10 Textabbildungen. Leipzig, Otto Spamer. 1900. Preis 1 ℳ. — Ein ansprechendes Büchlein, vor zehn Jahren zum ersten Male erschienen und nun, da die Passionsspiele wieder vor der Thür stehen, neu aufgelegt. Es will kein Reisehandbuch sein, trifft auch in manchen Bemerkungen, die eigentlich recht leicht hätten berichtigt werden können, nicht mehr auf die Verhältnisse dieses Jahres zu. Es will mehr anregen, und dazu sind die anmuthigen landschaftlichen Schilderungen des auch in der Leipziger Zeitung nicht unbekannten Verfassers wohl geeignet. Er führt lebendige Bilder vom Starnberger See, Ammersee, Reißenberg, Ettal, Ammergau und von den Königsschlössern vor. Neuberg.

— Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts von Oskar Jäger, Director des Kgl. Friedrich-Wilhelmsgymnasiums zu Köln. Mit 367 authentischen Abbildungen im Text und 17 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck. Dritte Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. IX, 756 S.; groß 8°. Preis: 10 ℳ. — Wie schon die Druckbogen-Norm auch äußerlich anzeigt, ist das vorliegende Buch weiter nichts als eine mit neuem Vorwort und neuer Inhaltsübersicht ausgestattete Sonderausgabe des 4. Bandes der Jäger'schen „Weltgeschichte". Da dies Werk hinsichtlich seiner Vorzüge und Schwächen genügend bekannt ist, erscheint es mir überflüssig, über den Schlußband mehr als das Allernothwendigste zu sagen; daß sich mehr als 10 Bogen (von 46 im Ganzen) nicht mit dem im Titel ausgedrückten Thema, sondern noch mit Dingen des 18. Jahrhunderts beschäftigen, liegt einfach daran, daß man von der Veranstaltung eines *Neudrucks der Seiten 167 ff.* der Kosten wegen Abstand nehmen mußte. *Die Menschheit* faßt Jäger, der seine Aufgabe wesentlich erzieherisch auffaßt, als „ein sittliches Ganzes mit ethischen Zielen und Aufgaben"; deshalb bleibt er stofflich in der alten Beschränkung auf die sogenannten geschichtlichen Völker stecken, obwohl er selber fühlt, daß die fast vollständige Aufhebung der Raum- und Zeitschranken den Begriff der Menschheit erheblich erweitert und vertieft hat, obwohl er selber den Spießbürger von einst, dessen Behagen nicht gestört ward, wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker auf einander schlugen, als Philister bloßstellt. „Was irgendwo in der Welt, in Japan, China, Amerika oder Südafrika geschieht, wirkt mehr oder weniger auf die Beziehungen der europäischen Völker zu einander zurück." Also doch! Warum aber scheut man sich andauernd, die Consequenzen aus dieser Erkenntniß zu ziehen? Einen geistreichelnden Ausblick in's 20. Jahrhundert zu thun, lehnt der Verfasser — vernünftigerweise — gänzlich ab, obwohl sich das mit der von ihm sonst durchgeführten Fortschrittstheorie recht gut vertragen hätte. Ht.

— Freybe, D. Dr. A., Prof. am Friedrich Franz-Gymnas. zu Parchim, Die heilige Taufe und der Taufschatz in deutschem Glauben und Recht, in der Sitte des Volkes und der Kirche, in deutscher Sage und Dichtung. Gütersloh, Bertelsmann, 1900. 4 ℳ, geb. 4,80 ℳ. 302 S. — Der Verfasser hat sich in einer ganzen Reihe von Schriften als ein genauer Kenner altdeutscher Sage, Sitte und Dichtung erwiesen. Auch im vorliegenden Werk trägt er eine geradezu erstaunliche Fülle von Material, besonders aus der altgermanischen Mythologie, aus dem altdeutschen Recht, aus der mitteralterlichen Literatur, aus Volkssitte und Aberglauben zusammen. Darin liegt der unzweifelhafte Werth des Buches. Interessant ist's, dem Verfasser bei der Erklärung der einzelnen Taufsitten durch die Jahrhunderte zu folgen bis hinein in entlegene Winkel deutschen Volksthums, in denen sich alter Brauch bis heute zäh erhalten hat. Indeß kann ich nicht verhehlen, daß mir in manchen Partien, zumal in den praktisch-theologischen, der Mangel an rechter Präcision auffiel. Gewisse Gedanken und Citate werden unermüdlich wiederholt. Einzelne Abschnitte hätten an Klarheit und Wirkung nur gewonnen, wenn Verfasser sich knapper gefaßt und Abschweifungen vermieden hätte. Mich hat's oft gestört, wenn eine rein historische Entwickelung durch Polemik gegen neuzeitliche Bräuche, durch nicht immer einwandsfreie erbauliche Anwendungen und praktische Forderungen unterbrochen wurde. So sehr wir die Absicht des Verfassers anerkennen, die Herrlichkeit der Taufe unserem Geschlechte wieder vor Augen zu führen, so beherzigenswerth manche seiner Vorschläge zur würdigeren Gestaltung der Tauffeier sind, so wenig können wir unseren Widerspruch gegen einzelne Forderungen zurückhalten. Vielfach im Anschluß an Höfling dringt der Verfasser auf die Erneuerung alter Taufsitten, die meist in der Reformationszeit gefallen sind. Dem gegenüber möchte ich ein Wort E. Mogk's anführen, der in der jüngst erschienenen Sächsischen Volkskunde in dem Aufsatz über Sitten und Gebräuche im Kreislaufe des Jahres sehr richtig sagt: „Todte Sitten, aus denen nur die Geschichte, nicht aber die Volksseele spricht, soll man ruhen lassen, und man soll nicht versuchen, ihnen künstliches Leben einzuhauchen." In weiten Kreisen unseres Volks würde die Wiedereinführung z. B. der Taufkerze auf wenig Verständniß, ja auf Widerstand stoßen. Sein Standpunkt ist: mehr Handlung, mehr feste liturgische Formeln, als freie Rede bei der Taufe; darum eifert er gegen die Haustaufen und will die Taufe zu einem wirklichen Gemeindeact gestalten, der möglichst in den Gottesdienst eingefügt werde — eine zumal in den Großstädten ganz unausführbare Forderung. Des Verfassers sinnige Art und Vorliebe für altdeutsche Sitte läßt ihn hie und da auch für alten Taufaberglauben eine Lanze brechen und ihm einen tieferen Sinn unterlegen, als er wohl wirklich gehabt. Ich habe mich oft des Eindrucks nicht erwehren können, als ob Verfasser einer mehr magischen Auffassung von der Taufe huldige. Wenigstens läßt sich dann und wann nicht klar unterscheiden, ob die massive mittelalterliche Anschauung nicht auch die des Verfassers ist. Trotz dieser Ausstellungen bekenne ich, daß ich das Buch mit großem Interesse gelesen habe; es ist eine Fundgrube für Jeden, der Aufschluß wünscht über Taufsitten, Taufsagen und Taufpoesie. J. N.

— Lehrbuch der Liturgik von D. G. Rietschel, ord. Professor, erstem Universitätsprediger und Director des Predigercollegiums zu St. Pauli in Leipzig. I. Band. Die Lehre vom Gemeindegottesdienst. 2. Hälfte. (Berlin, Reuther und Reichard 1900. Preis des ersten Bandes vollständig: 11 ℳ) — Wir haben schon bei Besprechung der ersten Hälfte dieses ersten Bandes auf die hervorragende Bedeutung dieses Werkes, das in gewisser Beziehung ein Novum bedeutet, hingewiesen. Nachdem jener erste Theil des Bandes die Lehre vom Gemeindegottesdienst principiell behandelt hatte (1. Abschnitt), bringt diese der zweite Theil geschichtlich zur Darstellung (2. Abschnitt), um dann auf Grund dieses zweifachen Ertrages sowohl kritisch als ordnend die Aufgabe der Gegenwart klarzulegen (3. Abschnitt). Der geschichtliche Theil ist auf Grund sorgfältigster Quellenstudien mit wissenschaftlicher Akribie und zugleich klarer Uebersichtlichkeit und Leichtflüssigkeit behandelt. Wir möchten hiervon namentlich auf den Abschnitt G: Die Künste im Gottesdienst, aufmerksam machen. Besonders bedeutsam erscheint uns der 3. Abschnitt: Kritischer und ordnender Theil. Daraus heben wir besonders hervor die §§. 57. Allgemeine Grundsätze, 58. Die Fragen der Vereinigung oder Scheidung des Predigt- und Abendmahlsgottesdienstes, 64. Die Ordnung des Hauptgottesdienstes an Bußtagen, 65. Die Gestaltung des Abendmahlsgottesdienstes, 66. Die Vereinigung des Predigt- und Abendmahlsgottesdienstes, 69. Das Kirchenjahr und die gottesdienstlichen Lectionen, 70. Die Musik im Gottesdienste, 71. Die äußere Haltung des Liturgen. Hier giebt der Verfasser eine Fülle von kritischen Urtheilen, die für so manche ungelöste Fragen zur Richtschnur werden dürften. Von großem Interesse sind des Verfassers Bemerkungen zum heil. Abendmahl, die sich zum Theil mit dem berühren, wofür der bekannte Pastor Muethel in St. Petersburg kämpft; Vieles, was wir in Gruppirung der Liturgie, in einzelnen Bestandtheilen derselben, insbesondere auch in äußeren Handlungen haben (Kreuzeszeichen über den Elementen), hat zwar etwas Tradition für sich, ist aber nicht lutherisch, Manches auch, was als lutherisch nachgewiesen werden kann, ist kirchlich nicht zu rechtfertigen. Was der Verfasser über Vereinigung oder Trennung des Predigt- und Abendmahlsgottesdienstes, über Selbstcommunion, Ordnung des Bußtagsgottesdienstes u. A. sagt, ist durchaus beachtenswerth und sollte auch von unseren lutherischen Kirchenregimentern bei etwaiger Durchsicht der Agenden berücksichtigt werden. Wenn wir auch in einigen nebensächlichen Punkten mit dem Verf. nicht übereinstimmen, in der Hauptsache müssen wir ihm doch in diesen kritischen Darlegungen zustimmen. Wir sehen, daß auch z. B. in der neuen Agende der sächsischen Landeskirche manches Unkirchliche und manches Unlutherische zu finden ist. Doch würden wir den zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten, wollten wir nur einiges besonders ausführen von dem Allen, was hierfür allein von großem Interesse ist, — wir sprechen nur wiederholt den Wunsch aus, daß kein Studirender der Theologie die gründliche Vorbildung,

kein Geistlicher die instructive Anregung, die dieses Buch für das Amt bietet, sich entgehen lasse. v. L.

— Reisebriefe aus der lutherischen Diaspora von Pastor J. Hieronymus. 46 S. Bischofswerda, 1899, Verlag von G. Schneider. 20 ₰. — Briefe, besonders aus Böhmen, Mähren und Ungarn, ursprünglich als Zeitungsaufsätze von der Reise in die Heimath gesandt und nun zusammengefaßt in ein besonderes Heft, wollen weitere Kreise über die gegenwärtigen, confessionellen Verhältnisse und Bewegungen orientiren. Sie enthalten fast durchweg eigene Beobachtungen und sind interessant und anschaulich geschrieben. D. K.

— Tägliches Manna. Ein Andachtsbuch für Pilger nach der ewigen Heimath. Von Sup. A. Gielen und P. Emil Busse. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Originalband 5,50 ℳ. — Jesus Christus ist das A und das O in diesem trefflichen Andachtsbuche, das aus den Einleitungsartikeln des Sonntagsfreundes von 1885—1898 entstanden ist. Die Auswahl kurzer Schriftstellen aus dem alten und neuen Testament ist der Zeit des Kirchenjahrs entsprechend und treffend, die Behandlung kurz (meist 1 Druckseite oder etwas darüber), textgemäß, innig, jedesmal mit einem Liedervers als Gebet schließend. Wenn die Herausgeber bemerken: „wir wissen sehr wohl, daß es nur noch wenige Familien giebt, in welchen täglich gemeinsame Andachten gehalten werden. Nun, so genügt es uns, daß wir diesen wenigen Dienste leisten", so verweisen wir dem gegenüber auf die zahlreichen Auflagen, die auch neuere Bücher für die häusliche Andacht (z. B. Spengler's Pilgerstab) erlebt haben, und wünschen von Herzen, daß auch das treffliche „Tägliche Manna" nicht blos „wenigen Dienste leiste", sondern recht viel gekauft und — benutzt werde. Es ist überdies im Verhältniß zur Ausstattung — gutes, starkes Papier, Bilderschmuck, prächtiger Originaleinband — bei seinen 500 Seiten Großformat äußerst billig. Wenn wir für etwaige spätere Auflagen einen Wunsch aussprechen dürfen, so wäre es der, daß diejenigen großen Initialen der einzelnen Betrachtungen, welche mit biblischen Bildern verziert sind, einer sorgfältigeren Auswahl unterworfen würden. Jetzt sind sie oft als recht sinnloser Schmuck verwendet, — z. B. bei der Betrachtung über den Tod des reichen Mannes (1. n. Tr.) ein großes E mit Bild: Jesus bei Maria und Martha, — und Aehnliches in vielen Fällen. Hier wäre es doch wohl besser, nur einen schlichten Buchstaben einzusetzen. v. L.

— Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1900, herausgeg. von J. Schneider, Pfarrer in Elberfeld. 27. Jahrgang. Gütersloh, C. Bertelsmann. 480 S. 3,50 ℳ, geb. 4 ℳ. — Dieser 2. Theil des „Amtskalenders für ev. Geistliche" ist bisher unter dem Titel Theologisches Jahrbuch erschienen. Der neue Titel entspricht besser dem reichen Inhalt, der einen Ueberblick über das gesammte Gebiet kirchlichen Lebens bietet. Cap. I bringt den Personalstatus der evangelischen Kirche Deutschlands. Dann giebt der Herausgeber einen Auszug aus der neueren kirchlichen Gesetzgebung und wichtige gerichtliche Entscheidungen. Eine ausführliche kirchliche Statistik finden wir in Cap. III — viel trockene Zahlen aber übersichtlich geordnet, mit treffenden Erklärungen; sie lassen uns tiefe Einblicke thun in das kirchliche Leben unseres Volks und reden oft eine erschütternde ernste Sprache. Das Capitel Heidenmission (Gareis, Buch bei Berlin) führt uns zunächst durch alle Erdtheile und macht uns mit dem Stand der evangelischen Heidenmission vertraut, dann läßt es speciell noch alle deutschen Missionsgesellschaften Revue passiren. Pfarrer de le Roi-Schweidnitz berichtet eingehend über Judenmission, der hessische Pfarrer Neumann über Evangelisation und evangelische Diaspora. Neu hinzugetreten ist ein Capitel über innerkirchliche Evangelisation, das viel des Interessanten bietet. Das Liebeswerk der innern Mission behandelt Capitel VIII, alle andern Vereine Capitel IX. Die beiden Schlußcapitel bringen eine kirchliche Chronik, ein Conferenzenverzeichniß und einen Nekrolog. In dem Buch steckt eine Riesenarbeit. Wer wollte da die kleinen Lücken rügen, die sich hier und da finden? Ich habe speciell oft ein Eingehen auf unsere sächsischen Verhältnisse vermißt (z. B. Capitel Höhere Schulen), während die preußischen oft bis in kleine Einzelheiten hinein berücksichtigt sind. Eine Nachprüfung der Zahlen war mir nur bei den sächsischen Angaben möglich. Sie stimmten alle bis auf die Zahl der Confirmanden (73757 statt 72757, S. 156). Ein solcher Druckfehler kann bei dem gewaltigen Zahlenmaterial vorkommen. Im Uebrigen darf man bei den Zahlenangaben auf die Gewissenhaftigkeit des Verfassers vertrauen. Ein Wort über den Werth eines solchen Buches zu verlieren, wäre überflüssig. Eine Umschau auf kirchlichem Gebiet gerade an der Jahrhundertwende an der Hand dieses Buches ist einem Jeden dringend zu rathen. J. N.

Anatolische Landwirthschaft auf Grund sechsjähriger Erfahrung dargestellt von Richard Herrmann, Generalinspector der Landwirthschaft im Ministerium für Landwirthschaft, Minen und Forsten und im Ministerium der kaiserlichen Civilliste in Konstantinopel. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow 1900, 144 Seiten, Preis 2,50 ℳ. — Schon seit einer Reihe von Jahren sind die Augen unseres Volkes mit Interesse auf die wirthschaftliche Entwickelung Kleinasiens gerichtet und oft ist der Gedanke ausgesprochen worden, daß sich in ihm ein Gebiet eröffne, nach dem hin der Strom der deutschen Auswanderung zu leiten sei, um hier ein neues Deutschland auf asiatischem Boden mit einer geschlossenen deutschen ackerbautreibenden Bevölkerung zu schaffen. Ja, unsere raschlebigen Schnellpolitiker sahen aller Nasen lang den Augenblick gekommen, in dem Deutschland endgiltig seine Hand auf dieses Gebiet legen müsse, wolle es sich anders seinen Antheil bei der Vertheilung der Welt sichern. Nun so weit ist es jedenfalls heute noch lange nicht, und wir möchten überhaupt bezweifeln, ob es je so weit kommen wird. Thatsache ist bisher nur, daß sich in Kleinasien deutschem Fleiß, deutscher Unternehmungslust und deutschem Capital ein außerordentlich günstiger und lohnender Boden zur Bethätigung in immer steigendem Maße bietet. Deutsches Geld und deutsche Ingenieure haben das Land durch den Bau der anatolischen Eisenbahn weithin erschlossen und in jüngster Zeit hat die türkische Regierung die Concession zur Weiterführung dieser Bahn ertheilt. In diesem Augenblick kommt ein Buch, das, wie das vorliegende, in so gediegener und sachkundiger Weise Aufschluß über die Lage und die Zukunftsaussichten der anatolischen Landwirthschaft ertheilt, gerade zu rechter Zeit. Das Buch ist ausgezeichnet geschrieben und wird nicht nur den Fachmann, also den Landwirth und Volkswirthschaftler, sondern auch den erfreuen, der es einfach als einen Beitrag zur Landes- und Volkskunde Kleinasiens liest. Näher auf den reichen Inhalt einzugehen, müssen wir uns hier leider versagen, unsere Anzeige würde sich sonst zum umfangreichen Artikel auswachsen müssen, nur sei soviel hervorgehoben: Wenn auch heute noch die Landwirthschaft Anatoliens in vielen Punkten, hauptsächlich infolge einer oft mehr als primitiven Technik sehr darniederliegt — in manchen Zweigen, wie z. B. in der Seidenraupenzucht und im Gemüsebau steht sie dagegen wieder auf höchster Stufe und könnte z. B. in dem letztgenannten Fache unsere Gärtnerei sehr viel von der anatolischen lernen — so verheißen ihr doch nach den von dem Verfasser vielfach erprobten Erfahrungen der natürliche Reichthum des Bodens, die Gunst der Natur und die Gelehrigkeit und der Lerneifer, sowie der Fleiß der Bevölkerung für die Zukunft einen glänzenden Aufschwung. Der Gedanke, hierher den Strom deutscher Auswanderung aus dem Mutterlande zu leiten, muß nach allebem also als ein richtiger und gesunder betrachtet werden. Herrmann bezeichnet Anatolien geradezu als ein Colonisationsgebiet erster Ordnung, trotzdem muß er aber von einer deutschen Ansiedelung auf dem trockenen und fieberreichen anatolischen Hochland entschieden abrathen. „Nur in solchen Theilen des Landes wird der deutsche Auswanderer Aussicht auf Erfolg haben, wo es Wald und Wasser giebt, wo das Fieber seltener auftritt, und wo endlich durch Eisenbahnen, Meer oder schiffbare Flüsse ein Verkauf der Producte begünstigt wird." Als solche Gebiete macht der Verfasser unter anderen namhaft das Bosporusgebiet und die Gegenden von Ismid, Brussa und Smyrna. Nach seiner Ansicht müssen solche Siedelungen jedoch, falls sie Aussicht auf Erfolg haben sollen, von einer größeren Anzahl von Ansiedlern gemacht werden, dem einzelnen räth Herrmann dringend von einem Ansiedelungsversuch ab. Für das anatolische Hochland räth der Verfasser, Gesellschaften zu bilden, die große Flächen ankaufen oder pachten und möglichst extensiv unter weitgehender Heranziehung menschliche Arbeitskraft sparender landwirthschaftlicher Maschinen oder Benutzung muhamedanischer Einwanderer bewirthschaften, denen man das Land etwa auf Halbpacht weiter verpachtet. Jedenfalls haben wir in Anatolien ein Land vor uns, das für uns wirthschaftlich vom höchsten Werthe werden kann. Herrmann's Buch ist zur Aufklärung und Belehrung ausgezeichnet geeignet und kann nur aufs Wärmste empfohlen werden. W. Bruchmüller.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 55. Dienstag, den 8. Mai, Abends. **1900.**

Italische Frühlingsfahrt.

Bilder in Versen von La Mara.

(Nachdruck v. Verf. verboten.)

(Fortsetzung.)

Neapel.

Am Wege.

Ein Weib ohn' Obdach, ohne Habe
Liegt dort im Staube hingestreckt,
Die mag're Hand emporgereckt,
Fleht es um eine milde Gabe.

Kaum decken Lumpen seine Blöße,
Und neben ihrer Mutter hier,
Verhungert, bleich, der Kinder vier —
Was gleicht wohl solchen Jammers Größe?

So reich Natur dies Land auch schmückte,
Der Arme ruft umsonst nach Brod,
Laut schreit gen Himmel seine Noth —
Wo ist die Hand, die helfend hier beglückte?

Tartarus und Elysäische Felder.

Durch lachende Gelände ging die Fahrt
Neapels Golf entlang,
Mein flottes Rößlein sprang,
Trug mich zu einem Ziele eigner Art.

Da lag geheimnißvoll ein See vor mir
In eines Kraters Grund,
Ein düstrer Wasserschlund —
Die Alten sah'n in ihm die finstre Thür

Zum Tartarus; der Hain der Hekate,
Dort, wo die Weiden stehn,
Hinab zum Wasser sehn,
Zog sich hinunter zum Avernosee.

Ein Stündlein Wegs trennt dieses Schattenreich
Von dem Elysium;
Entzückt schau ich mich um:
Welch' irdisch Bild kommt diesem einen gleich?

O tiefer Sinn der alten Sagenwelt!
Nah der Glückseligkeit
Setzt Trauer sie und Leid,
Dem Tode hat den Himmel sie gesellt.

Auf dem Vesuv.

Trunknen Blickes in die Weite
Schaut' ich von des Berges Spitze,
Wo der Krater mir zur Seite
Flammen hauchte aus und Blitze.

Paradiesische Gefilde
Sah ich lockend mir zu Füßen,
Meer und Inseln sah ich milde
Lächelnd, sonnverklärt mich grüßen.

Sah Neapels weiße Arme
Eng den blauen Golf umschlingen,
Und der Möven flücht'gem Schwarme
Folgt' ich auf der Sehnsucht Schwingen.

Neben mir dem Feuerschlunde
Sah ich Dämpfe schwarz entsteigen,
Aus dem offnen Felsenmunde
Glomm ein gelber Flammenreigen.

Wie aus Höllenrachen sprühten
Rothe Funken im Gewimmel,
Feuergarben lohten, glühten
Und erbleichten rasch am Himmel.

Und wie dumpfes Donnerrollen
Dröhnt' es in des Kraters Tiefen,
's war ein Brausen und ein Grollen,
Wie wenn drin Dämonen riefen.

Da erfaßte mich ein Grauen
Vor des Feuers wilden Geistern:
Galt's ein Eden selbst zu schauen,
Länger konnt' ich's nicht bemeistern.

Und als ob mich Flügel trügen,
Floh vom Berge ich hernieder,
Athmete mit vollen Zügen
Drunten erst Befreiung wieder.

Pompeji.

So still ist's heute in der Gräberstadt!
Als sie zum letzten Mal mein Auge sah,
Da wogte buntes Treiben in den Straßen:
Vom Tode war Pompeji auferstanden
Und freute sich drei Tage lang des Lebens.
So wie es einst gewesen, ward's noch einmal,
Mit Menschen füllten sich die öden Gassen,
Bewohner bargen ihre Häuser wieder,
Man kaufte in den Läden Brod und Wein
Und Oel und Mehl und was das Leben braucht.
In der Arena ward wie sonst gekämpft
Zu Fuß, zu Roß und Wagen, und der Kranz
Des Kaisers krönte den beglückten Sieger.
Auf's Neue sah man Ring- und Waffenspiele —
Zweitausend Jahre waren nicht gewesen.
Ein froher Hochzeitszug durchzog die Straßen,
Man liebt' und freite in Pompeji wieder,
Man starb auch so wie einst und ward begraben.

Ich seh den Trauerzug noch heute schreiten:
Der Klageweiber Stimme hör' ich noch,
Ich höre Tibien, Hörner, Flöten klingen,
Ich seh die Tanzenden, die Maskenträger,
Die Statuen, Bilder des Verstorbenen
Und seines Leichnams wächsern Abbild tragen.
Gemess'nen Schritts durchschreitet man das Forum,
Dann geht's empor die alte Gräberstraße,
Wo hügelan der Scheiterhaufen lodert
Und das, was sterblich war, in Asche wandelt.
Der Flammenberg dahinter hauchte Gluth,
Im Meer versank der rothe Sonnenball
Und golden stieg der volle Mond herauf. —
So schaut' ich's einst und schau es heute noch,
Ob auch Pompejis Feste längst verrauschten
Und Grabesruh herrscht in der Gräberstadt.

Sorrent.

Orangenduft
Erfüllt die Luft,
Rings Blüthenpfade
Am Felsgestade,
Ein blaues Leuchten
Der Fluth, der feuchten,
Und Gluth der Rosen
Bei Meerestosen.
Von ferne blinken
Die Inseln und winken
Im Glanz der Sonne;
's ist eitel Wonne
Am Firmament:
Das ist Sorrent!

Sireneninsel.

„Hörst du die Sirenen singen?
Lausche nicht dem Lockgesang,
Laß dir nicht das Herz bezwingen
Ihrer Stimme süßen Klang!

Dort auf winz'gem Felseneiland,
Von azurner Fluth umspült,
Hausen sie; Odysseus weiland
Hat schon ihren Reiz gefühlt."

Doch der Schiffer treibt vom Lande
Keck der Insel zu sein Boot;
Zauber locken ihn zum Strande,
Wunderfrauen — Gnad' ihm Gott!

Amalfi.

Vollmondzauber überhaucht
Hell Amalfis Strand,
Ganz in Silberfluth getaucht
Schwimmen Meer und Land;
Ueber mir in Himmelsferne
Funkeln Millionen Sterne.

Um die Felsenriffe webt
Träumerischer Schein,
Wie vom mag'schen Glanz belebt
Schimmert das Gestein,
Wo die Maurenthürme ragen,
Die von alten Zeiten sagen.

Einsam steure ich dahin
Durch die lichte Pracht,
Schau mit andachtvollem Sinn
Alle Wunder der Nacht.
Wer will ihre Schönheit künden,
Ihr Geheimniß je ergründen?

Ravello.

Hoch in grüner Felsenwildniß
Liegt die Saracenenstadt,
Die Dornröschens Märchenschlummer
Tausend Jahr geträumet hat.

Zwischen Bäumen rings und Bergen
Nicht vom Lärm der Welt erschreckt,
Durfte sie in Frieden träumen,
Bis die Neugier sie entdeckt.

Aber ihre Zauberpforten
Sind nicht leicht uns aufgethan:
Hunderte von Felsenstufen,
Steil durch Klippen geht's hinan.

In der Scheherazade Zeiten
Glaubt man droben sich versetzt;
Sind es der Alhambra Wunder,
Dran das Auge sich ergötzt?

Säulenhöfe, Bogengänge,
Säle im moresken Stil,
Kuppeln, Kioske und Fontänen,
Welch' ein bunt phantastisch Spiel!

Mosaik, arab'sche Zeichen,
Kühner Schwung des Ornaments
Zier'n verfall'ne schwarze Mauern,
Nach der Art des Orients

Grüne Dämm'rung herrscht im Garten,
Wo der Blick auf Rosen schweift
Und in schwelgendem Entzücken
Himmel, Golf und Küste streift.

Still ist Alles und verödet,
Der Romantik leiser Duft
Athmet in den todten Gassen,
Zittert in dem Hauch der Luft.

Still hat selbst die Zeit gestanden,
Wie auch mir sie stille stand,
Als mich der Gesichte Fülle
Trug im Geist in's Morgenland.

Pästum.

Einsam an des Meeres Strande
Stehn die Tempel der Hellenen,
Letzter Rest von Poseidonia,
Das zerstört die Saracenen.

Büffel weiden in der Oede,
Wo einst goldne Auen blühten,
Sümpfe hauchen Pesteslüfte,
Wo die Rosenfelder glühten.

Königlich, in stiller Größe
Nur die heil'gen Tempel ragen,
Von der Kunst des Griechenvolkes
Noch in Ewigkeit zu sagen.

Capri.

In der blauen Grotte.

Willst du im Märchenbanne sein?
Fahr' in die blaue Grotte ein!

Das Thor ist niedrig, hoch der Saal,
Der sich im Felsen wölbt; vom Strahl

Des wundersamsten Blaus geblendet,
Das seine Lichtfluth rings verschwendet,

Siehst in azurnen Flammen leuchten
Du Felsgewänd, den Grund, den feuchten,

Den schwanken Nachen, der dich trägt,
Das Ruder, das die Woge schlägt.

Du selber wirst zum blauen Wunder,
Tauchst in die flüss'ge Gluth du unter.

So blau sind Himmel nicht und Meer,
Sein's Gleichen siehst du nimmermehr.

Es ist ein zauberhaft Geflimmer,
Ein überird'scher Glanz und Schimmer,

Drin hinzugleiten Seligkeit.
Du weißt nichts mehr von Raum und Zeit;

Die Stunde flieht, du spürst es kaum,
Und ist's vorbei, dünkt dich's ein Traum.

Tarantella.

Horch, man schlägt das Tambourin!
Hoch hebt sich die Brust,
Athemlos im Kreise dreht
Sich bacchant'sche Lust.
Bald sich fassend, bald sich lassend,
Bald sich schwingend, bald umschlingend,
Ist's ein Werben oder Fliehn,
Ein Gewähren und Versagen,
Daß die Blicke Funken sprühn
Und die Pulse fiebernd schlagen,
Bis die Tanzenden, berauscht,
Holdem Taumel hingegeben,
Endlich letzten Gruß getauscht.
Wie der Tanz, so hier das Leben.

Palermo.

Sicilischer Zauber.

Schmeichelnde Lüfte
Lind mich umfah'n,
Berauschende Düfte
Hauchen mich an.

Farben und Linien
Wonnig und mild,
Palmen und Pinien:
Des Südens Bild.

Blumen und Blüthen
Wundergleich —
Ist das Armidens
Zauberreich?

Tiefdunkles Blau
Am Himmel und Meer,
Wohin ich schau,
Ist's herrlich und hehr,

Sehe ich Bauten
Phantastischer Pracht;
Märchen aus Tausend
Und einer Nacht

Wähn' ich zu leben, mit
Nixen und Fein
Träum' ich ein Märchenkind
Selber zu sein.

In den Kapuziner-Katakomben.

Im Paradies von Blüthendüften
Verlangt dich nach der Todten Grüften?
So tritt zur Klosterpforte ein
Und steige bei der Fackel Schein,
Vom Kapuziner stumm geleitet,
Zur Halle nieder, da bereitet
Den Großen, Reichen dieser Stadt
Die wundersamste Ruhestatt!

Ein schaurig Bild: im Mönchsgewand
Lehnt Leich' an Leiche an der Wand,
Den Schädel tief zur Brust geneigt,
So starrt dich jede an und zeigt
Dir dieser Welt Vergänglichkeit.
Ein Täflein, wenig Zoll nur breit,
Nennt Namen dir und Sterbejahr,
Und ringsum nimmt das Auge wahr
Viel Hunderte von offnen Särgen,
Die sich in Mauernischen bergen,
Darin Entseelte wächsern, bleich —
Welch' ungeheures Todtenreich!

„O kurze, karge Lebenszeit!
Ist das der Rest von Glück und Leid,
Von Geist, Genie und Wissenschaft,
Von Schönheit, Jugend, Reichthum, Kraft?"
Ich frag's und wende mich mit Schauern
Zum Licht empor aus düstern Mauern.
Die Todten laßt begraben sein,
Leiht ihnen nicht des Lebens Schein,
Stellt nicht Lebend'ger Blick sie aus,
Gönnt ihnen Ruh im letzten Haus,
Gebt sie der Flamme oder Erde,
Daß Asche wieder Asche werde!

La Marina.

Das ist das Meer des Morgenlands,
Das ich hier leuchten sehe,
Des Orientes Duft und Glanz,
Ich fühle seine Nähe.

So purpurn geht im Festland nicht
Die Sonne je zur Rüste,
So goldne Strahlen spinnt ihr Licht
Nur an Siciliens Küste.

Im Aether schwimmt ein sel'ger Duft,
Verklärend Näh' wie Ferne,
Wie Harmonie liegt's in der Luft,
Dem Klingen lausch' ich gerne.

Die Phantasie geschäftig webt
Da ihre zarten Fäden,
Der Vorzeit Bilder, neu belebt,
Sie heben an zu reden:

Emire seh' ich bunter Tracht,
Arab'sche schöne Frauen,
In oriental'scher Farbenpracht
Berückend anzuschauen.

Und Fürsten aus Normannenland,
Friedrich den Zweiten von Schwaben,
Den Staufen, im Saracengewand,
In dem man ihn begraben.

Franzosen, Spanier ritterlich,
Und aus der Vorwelt Zeiten
Der Mythe Helden lasse ich
An mir vorübergleiten.

Blick' ich vom Strande dann auf's Meer,
Des bunten Zaubers trunken,
Ist meiner Träume lustig Heer
Verflogen und versunken.

Sicilien, schönstes Erdenland,
Du Land der Dichtung und Sagen,
Oft wird, im Norden festgebannt,
Zu dir mein Traum mich tragen!

Auf der Straße.

's ist nichts sicilischer
In Sicilien —
Nicht Feigencactus,
Nicht Rosen und Lilien,

Nicht der schlanken Palme
Wogender Wipfel,
Nicht des Aetna rauchender,
Schneeiger Gipfel,

Nicht der Aloe riesige
Blüthenstauden,
Nicht Maurenschlösser,
Noch Normannenbauten,

Nicht der Griechen und Römer
Classische Reste,
Nicht Orangenwälder
Und Marmorpaläste —

Als der bunte Carretto
Mit Weib, Kindern, Mann,
Mit dem Pracht-Asinetto
Und dem Glockenspiel d'ran.

In strahlendem Goldgelb
Prangen Wand, Rad und Speichen,
Und drauf bunte Bilder
In Farben ohn' Gleichen:

Figuren der Landes-
Und Heil'gen-Geschichte,
Aus Tasso's, Ariosto's
Heldengedichte.

Ja, sahst du ein Volk je
So voll Poesie,
So durstig nach Schönheit?
Ich sah es noch nie.

Drum auf nach Sicilien
Und zög're nicht!
Dort wächst auf der Straße
Das schönste Gedicht.

Die Grabmäler der Hohenstaufen.

Im Dome zu Palermo ruhn
In Porphyrsarkophagen
Zwei Hohenstaufen edler Art,
Die die Kaiserkrone getragen.

Da schlafen der Sohn und der Enkelsohn
Vom Rothbart, dem großen Kaiser,
Der auf dem Kreuzzug zu sterben ging
Und fort doch lebt im Kyffhäuser.

Sie glichen einander wie Tag und Nacht:
Der sechste Heinrich war finster,
War grausam, doch Jung-Friedrich's Herz
Goldhell, wie im Hage der Ginster.

Es trieb der Hohenstaufenstamm
In ihm seine herrlichste Blüthe,
Dem sonnigen Helden von kühnem Geist
Und zartem Dichtergemüthe.

Und hing er an seiner Mutter Land
Sicilien mit heißem Herzen,
So hat er für's heil'ge röm'sche Reich
Gekämpft und gestritten mit Schmerzen.

Der Kronen sieben auf seinem Haupt
Sie wollten zu leicht ihm scheinen,
Zu einem Weltreich dachte er
Italien und Deutschland zu einen.

Er wollte Morgen- und Abendland
Mit starkem Arm umspannen
Und trotzte Papst und Kirchenbann
Mit Saracenenmannen.

Doch im Kampf zwischen Kaiser- und Papstgewalt,
Der herrlichsten von allen,
Ist ihm der Allbezwinger Tod
Jäh in die Arme gefallen.

Als Todter kehrt' er wieder heim
In seiner Jugend Eden,
Wo nach sechshundert Jahren noch
Von ihm die Steine reden.

Des hehren Doms phantastische Pracht
Schaut stolz auf den Schläfer nieder —
Doch nimmer erstand dem deutschen Reich
Ein zweiter Friedrich wieder.

Villa Tasca.

Vom Paradies hab' ich als Kind geträumt
Und meine Phantasie hat nicht gesäumt
Ein wonnig Bild von ihm mir auszumalen.
Als heute Villa Tasca ich gesehn,
Sah jenes Traumbild ich vor Augen stehn,
Als holde Wahrheit mir entgegenstrahlen.

Da war der Palmenhain, der mich umfing,
Die goldne Frucht vom dunkeln Laube hing,
Es beugte bunter Blüthen Last die Zweige,
Auf stillem Weiher ruderte ein Schwan,
Und fremde Vögel sah'n mich traulich an,
Sie nisten ungestört im Blumenreiche.

Rings hüllt der Bäume üpp'ge Kronenpracht
Die Pfade in geheimnißvolle Nacht,
Nur wo die Rosen duften, glüht die Sonne,
Spielt über weiße Marmorbilder hin;
Ich suche mir zu deuten ihren Sinn
Und jauchze auf vor Seligkeit und Wonne.

Zum nahen Hügel steig' ich dann empor;
Ein Tempel lugt aus Myrthengrün hervor
Und schlanke Säulen laden mich zu weilen.
Entzückt schwelgt hier der Blick in weite Runde —
Ich lebe eine Paradiesesstunde
Und nur zu flüchtig seh' ich sie enteilen.

Monte Pellegrino.

Der Monte Pellegrino birgt
Eine wunderschöne Frau:
Palermos Schutzpatronin liegt
Im Kirchlein droben zur Schau.

In kühler Felsengrotte ruht,
In Goldgewand gehüllt,
Der heiligen Rosalia
Schneeweißes Marmorbild.

Zu schlummern scheint's, ein Engelein
Hält fromm daneben Wacht.
Die güldnen Ringe an der Hand,
Wer schildert ihre Pracht?

Der Orden auf der Marmorbrust
Hat Italiens Kön'gin geschmückt,
Zu Ehren der Heil'gen hat sie ihn
Sich selbst von der Schulter gepflückt.

Und Hände und Herzen und allerlei Tand
Hat brünstiger Glaube geweiht
Der wunderthätigen seligen Frau,
Die die Stadt von der Pest befreit.

Steig' nur den gesegneten Berg hinan
Und folge der Heiligen Spur,
Und glaubst du ihren Wundern nicht,
Glaub' denen in Gottes Natur!

Monreale.

Auf dem Platz von Monreale,
Wo die Marmorbrunnen rauschen,
Vor der stolzen Kathedrale
Alter Zeiten Schatten lauschen,
Hat ein seltsam Bild
Mir sich enthüllt.

Unter Feierklang der Glocken
Hör' Gebete dumpf ich lallen,
Kinder seh' mit schwarzen Locken,
Männer ich vorüber wallen —
Doch ihr Angesicht
Sehe ich nicht.

Weißer Mäntel weite Falten
Hüllen Antlitz ein und Glieder,
Kerzen sie in Händen halten,
Fromm senkt sich das Haupt hernieder,
Nur aus Maskenschlitz
Flammet ein Blitz.

Aus des Zuges Mitte ragen
Seh' ich ein Madonnenbildniß,
Das die weißen Männer tragen.
In des Klosterfriedhofs Wildniß
Schwand die Prozession. —
War's nur Vision?

Girgenti.

In königlicher Ruhe thront die Stadt
Auf Bergeshöh und drunter, ihr zu Füßen,
Dehnt weit sich aus ein reichgesegnet Land,
Bis wo des Meeres Silberfläche funkelt.
Granaten glühn, die dunkle Traube reift,
Des Feigencactus stachliches Geflecht
Umspinnt die Hügel, rothe Frucht verheißend.
Dazwischen wölben Oel- und Mandelbaum
Ihr Schattendach und laden uns zu rasten.

Dorische Tempel ragen ringsum auf
In stiller Majestät; denn wo wir stehen,
Stand Agrigent, der schönsten Städte eine
Der alten Welt, und ward bewundert.
Hellenen herrschten auf der goldnen Insel
Und prägten ihres Geistes Spur ihr auf,
Du findest sie, so weit das Auge reicht.
Des Tempels Stufen steig mit mir hinan!
Noch stehen Giebel, Säulen und Metopen,
Ein Bild der alten Götterherrlichkeit —
Concordientempel nannte man dies Haus.
Und sieh hinaus: dort stand die Akropole
Und da die Mauer, die die Stadt umgürtet,
Die weit herab sich breitete zum Meer,
Bis hin zum Hafen des Empedokles,
Von wo herüber jetzt die Schiffe grüßen.

Und schwelgt dein trunkner Blick in Licht und Linien,
Komm, laß uns weiter schreiten, weiter schaun!
In Trümmern liegt der Griechen Götterwelt:
Selbst Zeus Olympios urgewalt'ger Bau,
Deß Dach Atlantenriesen trugen, fiel;
Die Tempel Juno's, Hercules', Vulcan's,
Castor's und Pollux' sieh, sie sind Ruinen!
Girgenti ist ein großes Göttergrab
Und in ihm schläft die Blüthe Griechenlands.

Catania.

Wo ich sitze oder stehe,
Wo ich fahre oder gehe,
In den Kirchen, in den Gassen,
Vor Bellini's Monument,
Seinem Grab, das Jeder kennt,
Vor den Thüren, hinter'm Fenster,
Keinen Augenblick verlassen
Mich die bleichen Schreckgespenster:
Schmutzige, zerlumpte Weiber,
Kinder, Greise, Alle strecken —
Hungrige, verfall'ne Leiber,
Die mit Mitleid Ekel wecken —
Ihre Hände nach mir aus.
Ueberall auf Schritt und Tritt
Zieht ein Schwarm von Bettlern mit;
Ja sie halten mich, o Graus!
Hier in dem verwünschten Nest
Gierig selbst am Kleide fest.
Gerne geb' ich, was ich habe,
Aber auch die reichste Gabe
Keinem gnügt sie, bis zuletzt,
Von dem Schwarm halb todt gehetzt,
Ich ermüdet heim mich wende . . . .
Mit Catania war's zu Ende.

Syrakus.

Meerumschlungnes Syrakus.

Meerumschlungnes Syrakus,
Kühn der blauen Fluth entsteigend,
Dem entzückten Blick sich zeigend,
Beutst du ihm willkommnen Gruß!

Märchengleich erscheinest du,
Schön wie eines Dichters Träume,
Den sein Flug in höh're Räume
Trägt, verklärt in stiller Ruh'.

Einstens Weltbeherrscherin,
Bleibst du, fern dem Weltgetöse,
Selbst noch als gefallne Größe
Eine Meereskönigin.

Im Ohr des Dionys.*)

In der Felsenhöhle sitzt und lauschet
Dionys, wenn's in der Tiefe rauschet,
Wenn dem nächt'gen Schlund unheimlich düster
Räthselhaft entsteigt ein leis' Geflüster.

*) Diesen Namen trägt eine in Form eines Riesenohrs gebildete Felsenhöhle unweit Syrakus. Ihr wohnt eine eigenthümliche Akustik inne, derzufolge der in ihrem oberen Theil Verborgene die unten in der Latomie heimlich geflüsterten Worte laut vernimmt. Dionys soll hier die Gefangenen, die im Steinbruch schwere Dienste verrichten mußten, belauscht haben.

Ob Athens gefangne Söhne ahnen,
Daß sein Ohr vernimmt, was still sie planen,
Wenn, an schwerer Ketten Last gebunden,
Sklavendienst sie thun im Steinbruch drunten?

Hört er nicht ihr Seufzen, Murren, Klagen,
Daß sie Unerträgliches ertragen?
Hört er, wie sie fluchen dem Tyrannen,
Ihn verwünschend, auf Befreiung sannen?

Sieht er nicht, wie Herz und Hände bluten,
Wie ein Weltbrand keimt aus rothen Gluthen?
Wie von fern schon naht die Schicksalswende,
Seiner Herrschaft Untergang und Ende?

In den Latomien.

Von Semiramis' schwebenden Gärten
Wußten die Alten Wunder zu künden;
Unterirdische Gärten weiß ich,
Wundergleiche, noch heute zu finden.

Latomien sind sie geheißen;
Dort in der Tiefe der Felsenkammern
Brachen Steine vor tausend Jahren
Arme Gefangne mit Meißeln und Hammern.

Heute liegen in Trümmern die Decken
Jener gigantischen Säle und Klüfte,
Und die syrakusische Sonne
Wandelt zum Paradiese die Grüfte.

Ueber thurmhohe Felsenmauern
Flicht der Epheu sein loses Gehänge,
Das der Lufthauch hebt und senket.
Rosen, Myrthen, Granaten in Menge

Blühen, es reifen Banane und Dattel
Mit der Orange in üppiger Fülle
Zwischen cyklopischen Pfeilern und Gängen
Hier in einsamer Todtenstille.

Und in blumenverhangener Grotte,
Venusbad heißt sie, kühlend und helle,
Ladet in Morgenschwüle zum Bade
Die krystallene Fluth der Welle.

Haben auch nüchterne Menschenkinder
Längst von der Erde die Feen vertrieben,
Sind uns doch ihres Daseins Spuren
In diesem Eden zurückgeblieben.

Villa Landolina.

An Platen's Grabe.

Hier hat ein deutsches Dichterherz
Durchkämpft den letzten Kampf und Schmerz
Und ist in heißem Ruhmverlangen
Zur ew'gen Ruhe eingegangen.

Nun weihen über seinem Grabe
Ihm Palme und Lorbeer die letzte Gabe,
Die Nachtigall rastet auf ihrem Flug —
Ist das nicht ird'schen Lohns genug?

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Die Bach-Gesellschaft in Leipzig. Bericht bei Beendigung der Gesammtausgabe von Joh. Seb. Bach's Werken im Auftrage des Directoriums verfaßt von Hermann Kretzschmar. Leipzig, 1899. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. Preis broch. 5 ℳ. — Die große Gesammtausgabe der Werke Sebastian Bach's, die 1850 zum hundertsten Sterbetag des großen Thomascantors von der Leipziger Bachgesellschaft in Angriff genommen wurde, ist nun nach einem halben Jahrhundert zum Abschluß gelangt und liegt in 46 Jahrgängen vollendet vor. Nun erstattet der ausgezeichnete Leipziger Musikgelehrte Prof. Dr. Hermann Kretzschmar im Auftrage des Directoriums in interessanter Weise Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft. Dieselbe hat, laut seinem Vorwort, „nicht blos in das Schicksal der Werke Bach's entscheidend eingegriffen, sie hat eine wichtige Wendung im Verhältniß der neuen Zeit zur alten Tonkunst überhaupt herbeigeführt. Soweit die musikalischen Völker eine Vergangenheit haben, suchen sie ihre großen Meister durch Neuausgaben wieder zu erwecken, die dem Muster der Bachausgabe genau oder freier folgen". Der Verfasser führt uns nun den Gang vor, den die Erkenntniß der Kunst Bach's von seiner Zeit bis auf die unsere, der sich ihre wahre Größe erst erschließen sollte, genommen hat. Das größte Verdienst um Gründung der Bachgesellschaft, welche dem Vorausgang der 1843 entstandenen Londoner Händelgesellschaft folgte, erwarb sich allem Anschein nach Otto Jahn, der Mozartbiograph. Er im Verein mit C. F. Becker, Breitkopf u. Härtel, Moritz Hauptmann und Robert Schumann erließ im Juli 1850 ein Rundschreiben, das eine Anzahl namhafter Bachfreunde mit dem Plan einer Gesammtausgabe bekannt machte. Dieser erste engere Kreis erweiterte sich bald durch Namen wie Bunsen, David, Dehn, Fischhof, Hauser, Hilgenfeldt, Liszt, Marx, Moscheles, Mosevius, Rietz, Spohr, v. Tucher, v. Winterfeld, und am 15. December constituirte sich die Gesellschaft mit Hauptmann als Vorsitzendem des Directoriums. Um die Redaction machten sich im Laufe der Jahre Hauptmann, Becker, Rietz, Paul Graf Waldersee, F. Böhme, Franz Wüllner, Ernst Naumann, in hervorragendster Weise aber Wilhelm Rust, der Bach-Forscher und -Kenner ersten Ranges, verdient, der nahezu die Hälfte der gesammten Jahrgänge im Wesentlichen allein redigirte und in dieser seiner Thätigkeit für alle Zeiten vorbildlich bleiben wird. Eine Bachwissenschaft hat er eigentlich erst begründet, und Spitta, der Bachbiograph, und Andere sind hier bei ihm erst in die Schule gegangen. Die Bachausgabe war ihrer Natur nach ein ideales Unternehmen, bei dem ein geschäftlicher Gewinn von vornherein nicht zu erwarten stand. Nur an Mitglieder und nur im Ganzen wurden die Werke Bach's abgegeben, und man erwarb die Mitgliedschaft für einen Jahresbeitrag von 15 Mark. Von 350 Subscribenten im ersten Jahre stieg ihre Zahl bald auf 550; aber sie verminderte sich wieder und sank endlich auf 313 herab, trotz emsiger Bemühungen eifriger Bachfreunde, wie namentlich Franz Liszt's und Gustav Freytag's, welche die Interessen der Gesellschaft besonders erfolgreich an deutschen Höfen unterstützten. Als vom 31. Jahrgang an der Absatz nicht mehr die Kosten deckte, blieb die Fortführung des großen Werkes vornehmlich den Vertretern des Hauses Breitkopf u. Härtel zu danken. Verhielten sich aber die deutschen Chorvereine, zumal die protestantischen Kirchenchöre, der Bachausgabe gegenüber wider Erwarten zurückhaltend, so war die Wirkung, die diese auf die Musik ausübte, eine erfreulichere, insofern sie insbesondere zu einer Reform des mehrstimmigen Stils führte, wie sie sich von Richard Wagner bis zu Richard Strauß auf der Bühne und in der Orchestermusik bekundet. Das letzte Ziel der Bachausgabe war: die Ideen dieses Meisters künstlerisches Gemeingut der musikalischen Welt werden zu lassen; gleichwohl konnte dieselbe nur als Vorarbeit und Grundlage für die vollständige praktische Einbürgerung seiner Werke dienen. Die letztere zu erstreben hat sich bei Auflösung der alten Bachgesellschaft am 27. Januar dieses Jahres in Leipzig eine neue Bachgesellschaft unter Vorsitz Prof. H. Kretzschmar's gebildet. Sie will „den Werken des großen deutschen Tonmeisters eine belebende Macht im deutschen Volke und in den ernster deutscher Musik zugängigen Ländern schaffen". Dieser Zweck soll erreicht werden durch Veranstaltung von regelmäßig wandernden Bachfesten, durch Veröffentlichungen, die Bach's Werke in weite Kreise des Volkes einführen sollen, sowie durch Begründung von Zweigvereinen. Erworben wird die Mitgliedschaft durch einen jährlichen Beitrag von 10 Mark. Möge sich die edle Sache zahlreicher Betheiligung erfreuen. J.—

— Die Zukunft des mechanischen Zugs auf Landstraßen und im Kriege. Von Oberstleutnant z. D. Ottfried Layriz. Mit 20 Abbildungen. Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin S.W. Preis 1,75 ℳ. — Es ist noch nicht lange her, daß uns ein großes Werk über die verschiedenen Automobilesysteme durch die Hand gegangen ist, ein Beweis, daß der den Schienenweg verschmähende, mechanische Zug ein Bedürfniß unserer Zeit geworden ist. Während in jenem Buch fast nur die elektrisch betriebenen, die Gas-, Petroleum- und Benzinautomobilen besprochen werden, nimmt Layriz alle diese Systeme ebenfalls der Reihe nach durch, kommt aber zu dem Schluß, daß die Straßenlocomotive als Selbstfahrmaschine oder als Vorspann für den Transport schwerer Lasten im Kriege und im Frieden allen anderen Locomobilen vorzuziehen ist. Die Engländer haben jetzt im südafrikanischen Kriege mit 15 Maschinen zum ersten Mal einen größeren Straßenlocomotivendienst eingerichtet; auch im Kriege 1870/71 und im russisch-türkischen Kriege 1877/78 leistete die Straßenlocomotive in vereinzelten Fällen gute Dienste bei schweren Transporten. Damit aber die Straßenlocomotive im Falle eines Krieges in großem Maßstabe Verwendung findet und namentlich im Rücken der Armee sich nützlich machen kann, genügt es nicht, daß einzelne Armeecorps in Manövern sie ausprobiren, sondern sie muß sich in das Verkehrsleben und in die Industrie einführen und im Frieden so stark vertreten sein, daß man sie jeder Zeit gleich den Pferden in großer Anzahl für den Kriegsbedarf der Armee requiriren kann. Dies der Grundgedanke des lehrreichen und für Jedermann interessanten Buches. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 56. Donnerstag, den 10. Mai, Abends. **1900.**

Der Einfluß des Mondes auf die Witterung.

Von Prof. Dr. Lindemann-Dresden.

Wenn van Bebber in seinem Handbuch der ausübenden Witterungskunde sagt: „Fassen wir die Resultate aller Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die Bewölkungsverhältnisse unserer Atmosphäre kurz zusammen, so erscheint das Endergebniß zweifelhaft", so können wir ihm nur insofern beipflichten, als bestimmte, feststehende Gesetze bis jetzt noch nicht gefunden sind, stimmen aber andererseits mit Schübler überein, welcher nach seinen Untersuchungen einer sechzigjährigen Beobachtungsreihe sagt: „Es ergiebt sich, daß sich zwar bei diesen vieljährigen Perioden der Durchschnitte aus mehreren Jahren gewisse mittlere Einflüsse des Mondes nachweisen lassen, daß sich jedoch für einzelne Jahre nie mit Gewißheit Witterung und Fruchtbarkeit vorherbestimmen lassen, so wenig wie wir dieses für einzelne Monate und Tage aus den obigen Mittelverhältnissen zu thun im Stande sind, obgleich die Gesetze selbst, *nach welchen diese mittleren Einflüsse erfolgen, festzustehen scheinen.*" van Bebber sagt dann selbst: „Trotz des verschwindend kleinen Einflusses des Mondes auf die Witterung erscheint es im Interesse der Wissenschaft wichtig, die Größe dieses Einflusses durch weitere räumlich und zeitlich ausgedehnte Untersuchungen zu bestimmen." Besonders räumlich müssen die Beobachtungen noch bedeutend vermehrt werden, da ja selbst an nahe an einander gelegenen Orten oft ein großer Unterschied in der Witterung sich zeigt. Lamarck ist gewiß in vollem Recht, wenn er die durch den Mond erzeugte Ebbe und Fluth des Meeres als einen offenbaren Beweis für die Existenz einer ähnlichen atmosphärischen Ebbe und Fluth ansieht, die ja, weil die Atmosphärenoberfläche weiter von dem Mittelpunkt der Erde entfernt ist als die des Meeres, noch stärker sein muß. Ebenso ist klar, daß auch die Sonne nicht nur durch die Erwärmung der unter ihr gelegenen Luftmassen, sondern auch durch ihre Anziehungskraft eine der Ebbe und Fluth ähnliche Bewegung der Luft erzeugen muß. Die beiden Fluthen, der Sonne und des Mondes, werden sich verstärken, wenn beide Körper an derselben Stelle des Himmels stehen, also beim Neumond. Aehnlich, wenn auch schwächer, muß die Wirkung des der Sonne gegenüberstehenden Vollmondes sein. Wollen wir die Einwirkung der einzelnen Mondphasen auf das Wetter näher untersuchen, so müssen wir nachsehen, ob und wie weit die während derselben beobachteten Erscheinungen im Luftmeer von den mittleren regelmäßig täglich notirten abweichen. Vor Allem fragen wir beim Wind, ob und in welcher Richtung derselbe beim Eintritt des Neu- oder Vollmonds, Ersten oder Letzten Viertels von dem allgemeinen Monatsmittel abweicht. Während der 10 Jahre 1875/84 war zu Annaberg im

	Winter	Frühjahr	Sommer	Herbst	Jahr
die mittlere Windrichtung	221°	259°	261°	218°	240°
d. h. zwischen	SSW u. SW	WSW u. W	WSW u. W	SSW u. SW	SW u. WSW
Zahl der Tage mit Niederschlag von je 10	6.27	5.60	5.99	6.12	5.99
Mitteltemperatur	— 1°.49	4°.90	14°.53	6°.57	6°.14

Während der 25 Jahre 1864/88 war die mittlere Windrichtung 230° = SW/WSW. Der Wind geht also im Allgemeinen während des Jahres in seiner Richtung mit der Sonne von Süd nach Nord und zurück, und zwar zwischen SSW und W, nur daß er seine südlichste Richtung schon im Herbst hat. Die nördlichste tritt bei beiden im Sommer (Windrichtung im Juni = 286°) ein. Wenn demnach der Mond die Sonnenfluth verstärkt, so muß durch denselben die Richtung des Windes eine rechtsdrehende sein und im Westen liegen. In der folgenden Tabelle geben wir bei den einzelnen Mondvierteln an wie viele von je 10 der während des Eintritts derselben beobachteten Winde von dem entsprechenden allgemeinen Monatsmittel nach Rechts gedreht waren und wie viele von je 10 der Eintrittstage (folgenden 24 Stunden) Regen brachten. Während der Jahre 1875/84 hatten von je 10 Tagen beim Eintritt des

		Winter	Frühjahr	Sommer	Herbst	Jahr
Neumonds	rechtsdrehende Winde	6.8	5.7	3.8	6.5	5.6
	Niederschlag	7.73	7.00	5.00	7.77	6.85
	die Mitteltemperatur	—1°.75	5°.11	16°.47	7°.08	6°.73
Ersten Viertels	rechtsdrehende Winde	4.6	3.6	3.7	5.5	4.4
	Niederschlag	6.10	5.47	4.67	4.50	5.16
	die Mitteltemperatur	—2°.54	5°.81	15°.58	5°.79	6°.15
Vollmonds	rechtsdrehende Winde	5.3	3.7	4.8	6.0	4.3
	Niederschlag	7.73	3.67	6.93	7.83	6.42
	die Mitteltemperatur	—2°.04	5°.51	15°.22	6°.78	6°.36
Letzten Viertels	rechtsdrehende Winde	5.6	4.4	4.8	5.3	5.0
	Niederschlag	6.97	7.53	6.50	7.00	7.00
	die Mitteltemperatur	—1.19	4.81	15.04	6.65	6.34

Wie Lamarck ganz richtig sagt, ist die Ursache der regelmäßig veränderten Wirkungen des Mondes auf unsere Atmosphäre in seiner Abweichung vom Aequator zu suchen. Die Rechtsdrehung des Windes durch den Neumond, welcher die Fluth der Sonne verstärkt, ist am größten im Winter, wo die südliche Abweichung desselben am größten ist, nimmt dann im Frühjahr, wo der Neumond über den Aequator heraufsteigt, ab und geht im Sommer, wo der Neumond seine nördlichste Stellung hat, in die umgekehrte, vorwiegend nach Links (S) drehende Bewegung über, um im Herbst beim Rückgang des Neumondes nach dem südlichen Wendekreis wieder ihre vorwiegend nach Norden drehende Richtung anzunehmen. Der Vollmond hat, da er der Sonne gegenüber, also auch in der entgegengesetzten Declination, steht, im Jahresmittel die umgekehrte Wirkung von derjenigen des Neumondes. Die mittlere Drehung des Windes durch denselben ist mehr eine südliche. Vom Frühjahr, wo die Linksdrehung am häufigsten ist, nimmt diese im Sommer ab, um dann im Herbst und Winter in die umgekehrte, nach W und N, überzugehen. Das Erste Viertel bildet, auch in seinem Einfluß auf den Wind, den Uebergang vom Neu- zum Vollmond, insofern bei demselben ebenfalls die Linksdrehung überwiegt. Die vorwiegende Häufigkeit der letzteren beginnt bereits im Winter, ist dann, hier wie dort, im Frühjahr am stärksten und nimmt im Sommer ab, um im Herbst in das Gegentheil, die überwiegende Drehung nach Rechts, überzugehen. Das Letzte Viertel bildet im Jahresmittel nun wieder den Uebergang vom Voll- zum Neumond, indem bei ihm wie bei diesem die Rechtsdrehung überwiegt. Auch im Verlauf der Jahreszeiten Winter, Sommer und Herbst stimmen die beiden Mondphasen überein. Im Frühjahr ist beim Letzten Viertel die umgekehrte Drehung, nach S, noch wie beim Vollmond die überwiegende. Die Resultate der Annaberger Beobachtungen stimmen in Beziehung auf die Häufigkeit der Windrichtungen aus Westen und

Norden bei den einzelnen Mondphasen mit den von A. H. Emsmann, welcher den Einfluß des Mondes auf die Windverhältnisse unzweifelhaft findet, in Berlin gemachten überein. Nach seiner Angabe war in 5 Jahren die Zahl der Winde zwischen W und NO beim Neumond = 53,6%, Ersten Viertel = 48,7%, Vollmond 49,9%, Letzten Viertel = 57,7%, wo also ebenfalls beim Neumond und Letzten Viertel die von WSW rechtsdrehenden, beim Ersten Viertel und Vollmond die linksdrehenden Winde die Mehrzahl bilden.

Die Zahl der Niederschläge hängt hauptsächlich von den vorherrschenden Winden ab. Zur Vergleichung lassen wir die in dieser Hinsicht durch die regelmäßig täglich gemachten Beobachtungen gefundenen Resultate folgen: Während der obengenannten 10 Jahre brachten von je 10 Winden aus

	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW
Niederschlag	3.63	2.68	1.57	1.66	2.23	4.11	4.62	4.13

Im Allgemeinen wächst also die Niederschlagszahl bei der Drehung des Windes von Ost über Süd nach West, um von West über Nord nach Ost wieder abzunehmen. So ist es eine ganz natürliche Folge, daß beim Neumond und Letzten Viertel die Niederschlagszahl größer, beim Ersten Viertel kleiner ist als im Allgemeinen. Eine Ausnahme macht hier nur der Vollmond, was nicht zu verwundern ist, da bei demselben außer dem rechtsdrehenden West (21) der regenreichste linksdrehende Südwest (31) am häufigsten wehte. Was die Vierteljahre betrifft, so stimmen dieselben beim Neumond alle vier. Ebenso beim Ersten Viertel, denn hier kommt im Herbst außer dem SW der W am häufigsten vor (beide viermal), bei welchem die Abnahme der Niederschlagszahl bereits beginnt. (Das eigentliche Maximum ist bei WSW = 4.78.) Beim Vollmond und Letzten Viertel stimmen der Winter, das Frühjahr und der Herbst; denn im Frühjahr war beim Letzten Viertel der Wind aus Westen neben dem aus Süd am stärksten vertreten, beide viermal. Die Niederschlagszahl des W ist aber doppelt so groß als die des S. Aehnlich ist es bei den ebengenannten beiden Mondphasen im Sommer: Hier bringt von den 8 Himmelsgegenden SW, dessen Niederschlagszahl zu den drei stärksten gehört, die meisten Winde; beim Vollmond 8, beim Letzten Viertel 5. In Beziehung auf die Regenhäufigkeit stimmen die Annaberger Beobachtungen mit den von Daniel Wierzbicki in Krakau gemachten 45jährigen „sorgfältigen", wie sie van Bebber nennt, Untersuchungen überein. Da ist die Zahl der Niederschläge nach dem Neumond = 1833, Ersten Viertel = 1734, Vollmond = 1815, Letzten Viertel = 1864. An beiden Orten ist also die Zahl der Niederschlagstage nach dem Ersten Viertel am schwächsten, wächst mit dem Vollmond, ist noch stärker nach dem Neumond und am stärksten nach dem Letzten Viertel.

Auch die Temperatur hängt vorwiegend von der Windrichtung ab. Diese war im Jahresdurchschnitt bei

N	NO	O	SO	S	SW	W	NW
4°.6	4°.6	6°.6	6°.9	7°.1	7°.3	6°.5	5°.3

Die niedrigste Temperatur bringen also der Nord- und Nordostwind: von da wächst sie bis zum Südwest, worauf sie wieder bis zum Nord abnimmt. Im Allgemeinen muß man nun annehmen, daß infolge der höheren Hebung der unter der Sonne aufsteigenden Luftsäule durch den Neumond die bei diesem aus West kommenden Luftströmungen aus südlicheren Gegenden stammen, d. h. eine Drehung von S nach W erlitten haben, beispielsweise also die beim Neumond rechts vom Südwest wehenden Winde ursprünglich aus Süd oder Südwest kamen und dadurch eine Erhöhung der Temperatur brachten. Bei der Temperatur bestätigt sich ebenfalls Lamarck's oben angeführte Behauptung. In den drei Vierteljahren, während welcher der Neumond über den Aequator oder nach dem nördlichen Wendekreis herauf geht oder in nördlicher Breite gestanden hat, d. h. im Frühjahr, Sommer und Herbst, bringt er uns eine höhere Temperatur, im Winter, wo er den südlichen Wendekreis erreicht und die in der heißen Zone aufsteigende Luft mehr nach Süden treibt, eine niedere. Der Vollmond stimmt mit dem Neumond überein, wenn er auch, da er der Sonne gegenüber steht, im Sommer und Herbst, wo er von dem südlichen Wendekreis heraufsteigt, einen geringeren, im Winter und Frühling, wo er den nördlichen Wendekreis erreicht hat, einen stärkeren Einfluß auf die Veränderung der Temperatur übt. Die beim Ersten Viertel auftretende mittlere Temperatur stimmt im Winter, Frühjahr und Sommer mit der beim Vollmond überein: im Herbst ist, wahrscheinlich wegen der vorherrschenden rechtsdrehenden Winde, die Temperatur niedriger als das allgemeine Monatsmittel. Das Letzte Viertel stimmt in Beziehung auf die Temperatur im Sommer und Herbst mit dem Neumond überein. Im Winter, wo der wärmere Südwest allein 6 mal vertreten ist, ist die Temperatur höher. Der Frühling, in welchem die vorherrschenden Winde linksdrehende waren und folglich eine niedere Temperatur hatten als die des allgemeinen Monatsmittels (SW), zeigte eine geringere Luftwärme. — Die Annaberger Beobachtungen der bei den Mondphasen eintretenden Temperaturen stimmen mit den von Cotte gefundenen Gesetzen überein, wenn dieser sagt: „Die Landleute wissen ebenso gut wie wir, daß die Winterfröste intensiver sind in der ersten Hälfte des Mondmonats als in der zweiten. Die Summe aller Temperaturen unter Null ist in der ersten Epoche größer" — in Annaberg nach dem Neumond und Ersten Viertel −4°.80 — „als in der zweiten" — in Annaberg nach Vollmond und Letztem Viertel −3°.23. Uebrigens ist zu bedenken, daß die Einwirkung der Mondphasen auf die Witterung nicht nur von dem Datum, sondern auch von der Tageszeit, in der sie eintreten, abhängt. Bei seiner Ausführung der klimatischen Constanten sagt van Bebber: „Nicht allein im Gebirge, sondern auch auf dem flachen Lande giebt es eine tägliche Periode des Windes, welche sich mit großer Entschiedenheit überall ausspricht und zwar in Bezug auf Stärke und Richtung des Windes. In der täglichen Periode erreicht die Windstärke in Hamburg und Dresden ein Maximum um 1^h p. m.", also nachdem die Sonne durch den Meridian gegangen ist. Laplace fand den Betrag der atmosphärischen Mondfluth zur Zeit der Syzygien um $3\frac{1}{2}^h$ p. m., also ebenfalls nachdem die Sonne mit dem Mond durch den Meridian des Beobachters, oder die Sonne durch diesen und der Mond durch den der Antipoden gegangen war, am stärksten. Die durch die Vereinigung von Sonne und Mond erzeugte Hochfluth im Luftmeer und beispielsweise die Zahl der dadurch erzeugten Niederschläge wird am größten sein, wenn die Sonne mit oder nach dem Mond durch unsern Meridian oder den unserer Antipoden geht oder sich ihm nähert, geringer, wenn der Mond beim Durchgang durch die beiden genannten Mittagskreise der Sonne folgt oder beide gemeinschaftlich sich von unserm Meridian entfernen. Das erstere wird also stattfinden, wenn der Neumond, Vollmond oder das Letzte Viertel am Abend (zwischen 6 Uhr Abends und 12 Uhr Nachts), früh (zwischen 12 Uhr Nachts und 6 Uhr Vormittags) oder Vormittags (zwischen 6 Uhr Vormittags und 12 Uhr Mittags) eintritt. Das zweite, eine Schwächung, muß sich zeigen, wenn die genannten Mondphasen am Nachmittag (zwischen 12 Uhr Mittags und 6 Uhr Abends) sich einstellen. Beim Ersten Viertel wird es umgekehrt sein. Von je 10 der den einzelnen Mondphasen folgenden Tage hatten Niederschläge bei Eintritt des

	Neumonds				Ersten Viertels				Vollmonds				Letzten Viertels			
am	Abend	Früh	Vorm.	Nachm.	Abend	Früh	Vorm.	Nachm.	Abend	Früh	Vorm.	Nachm.	Abend	Früh	Vorm.	Nachm.
	7.3	7.9	7.1	5.9	4.8	4.6	4.9	6.3	7.4	7.2	5.6	5.8	7.8	7.9	6.5	6.4

Im allgemeinen Monatsmittel brachten von je 10 Tagen 6.0 Niederschlag. Es weichen also unter 16 Fällen nur 2 von der Regel ab; der Vollmond bei seinem Eintritt am Vormittag und das Letzte Viertel beim Eintritt am Nachmittag. Die erste Abweichung erklärt sich einfach dadurch, daß zu der genannten Tageszeit, während die Sonne sich unserm Meridian nähert, der Vollmond am westlichen Himmel steht und sich von diesem Mittagskreis entfernt. Beim Eintritt des Letzten Viertels am Nachmittag entfernt sich zwar die Sonne von unserm Meridian, nähert sich aber hinter dem Mond dem unserer Antipoden und erhöht dadurch die Zahl der Niederschläge.

Ziehen wir aus den Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die Witterung, welche wir im Vorstehenden behandelt haben, das Facit, so kommen wir auf das oben zu Anfang Gesagte zurück, daß bestimmte Gesetze sich zwar noch nicht aufstellen lassen, aber, wie Clos sagt, obgleich die Wirkung des Mondes auf unsere Witterung nicht so groß ist, als man früher anzunehmen geneigt war, dieselbe doch unbestreitbar ist.

Bücherbesprechungen.

— **Sei stille dem Herrn.** 100 kurze Andachten für Kranke. Zum Gebrauch in Familien und Kranken-Anstalten von Paul Karig, Pastor in Magdeburg. Berlin 1900. Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 1 M. — Der Verfasser besitzt reiche Erfahrung auf dem Gebiet der Anstalts-Seelsorge, für die es an einem solchen Andachtsbuch noch völlig fehlte. So hat er beispielsweise hundert Andachten zu solchem Zwecke entworfen, bestehend aus etlichen Liederversen, einem meist ganz kurzen Schriftwort und einer Auslegung dazu; das Ganze nimmt immer nur einige Minuten in Anspruch. Gedacht ist die Sache so, daß das Buch dem Kranken selbst in die Hand gegeben, oder wo das nicht möglich ist, von einer pflegenden Person der betreffende Abschnitt vorgelesen werden soll. Denn zu Andachten, bei denen sich die Kranken alle versammeln, würden die einzelnen Abschnitte doch zu kurz sein, da für diesen Fall nur die weniger schwer Leidenden in Betracht kommen. Der Gang, den der Verf. inne hält, ist der des Kirchenjahres, nur daß eben nicht jeder Tag hat bedacht werden können; benutzt sind zumeist Stellen aus den alten Sonntagsevangelien und -episteln. Der Inhalt nimmt, wo immer angängig, Rücksicht auf den Zustand der gedachten Zuhörer und ist durchaus der biblisch-evangelischen Lehre entsprechend. Nur die Aufforderung, sich zu bekreuzigen (S. 36), möchten wir nicht billigen, trotzdem daß Luther sie hat auch ergehen lassen; die Versuchung ist zu groß, daß es ein gedankenloses Thun werde und ein falsches Vertrauen auf das todte Werk entstehe. B. K.

— **Die Auferstehung und Himmelfahrt Christi.** Kritische Beleuchtung der biblischen Auferstehungsberichte. Ein freies Wort an das deutsche Volk von Ferdinand Harro. Leipzig, Blumberg & Co. 50 ₰. — Es ist lange her, daß solche Broschüren erschienen sind. Man hat dieses Gebiet zu ähnlicher Behandlung fast ganz den Vertretern des Satzes überlassen, daß Religion Privatsache sei, und diese haben in ihren Kreisen in gewohnter Unwissenheit und giftiger Bosheit sich darüber geäußert. Diesmal aber ist's ein Katholik, der von dem Lichte der Aufklärung getroffen, besonders durch die Vermittelung von Johannes Scherr die starke Ueberzeugung gewonnen hat, daß wir unsern Kindern in der Schule die alten Sagen, die wir als unwahr erkannt haben, nicht mehr eintrichtern und einprügeln lassen dürfen, weil jede Lüge, auch die fromme, gemein sei. Der Verfasser muß einen wunderbaren Religionsunterricht empfangen haben mit gleich verhängnißvoller Wirkung auf Verstand und Herz; leider haben wir alle Ursache, die Möglichkeit eines solchen namentlich auf katholischer Seite nicht zu bezweifeln. Seine Leistung besteht nur darin, daß er die Auferstehungsberichte nach der Uebersetzung der Vulgata von Allioli hat abdrucken lassen und die bekannten Hinweise auf ihre „Widersprüche“ und den noch bekannteren „Beweis“ ihrer Unglaubhaftigkeit hinzufügt. B. K.

— Von dem unsererseits bereits erwähnten großen Commentare zum **Invalidenversicherungsgesetze** vom 13. Juli 1899, welchen die Geh. Regierungsräthe W. Isenbart und W. Spielhagen, ständige Mitglieder des Reichsversicherungsamts, in Carl Heymann's Verlag in Berlin herausgeben, liegt jetzt die 2. Abtheilung vor (Preis 4 M). Dieselbe umfaßt die §§. 56—98 des Gesetzes und bringt im Anhange, welcher am Schlusse des ganzen Werkes hinter dem Sachregister, das der 3. Abtheilung beigegeben wird, anzufügen ist, die Hilfsmaterialien zum Gesetze. Wie die 1. Abtheilung enthält auch der nun vorliegende Theil Alles, was für die Anwendung des Gesetzes werthvoll ist, berücksichtigt namentlich die Motive des Gesetzes und die bisherige oberste Rechtsprechung, so daß die Erwartungen, die an das Erscheinen dieses aus sachverständigsten Federn fließenden Werkes geknüpft wurden, völlig gerechtfertigt werden. Nach Vollendung wird dieser Commentar mit die beste Interpretation des recht schwierigen Gesetzesstoffs genannt werden dürfen; er bedarf daher weiterer Empfehlung nicht. — Ein nicht minder schätzenswerther Commentar zum **Invalidenversicherungsgesetze** ist derjenige des königl. bayerischen Staatsministers des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Dr. Robert v. Landmann und des königl. bayerischen Regierungsdirectors und Directors der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank Karl v. Rasp, welcher in 2. Auflage von Dr. Joseph Graßmann, Legationssecretär im königl. bayerischen Staatsministerium des königl. Hauses und des Aeußern, sowie ständigem Mitgliede des bayerischen Landesversicherungsamts, unter Zugrundelegung des Commentars zum Gesetze vom 22. Juni 1889 neubearbeitet worden ist und in München bei C. H. Beck (Oskar Beck) erscheint. Die uns kürzlich übersendete 1. Abtheilung des Werks führt bis zu §. 29 des Gesetzes, es sollen ihr voraussichtlich noch 2 Abtheilungen folgen. Das Werk wird vollständig etwa 11 M kosten, der Preis des vorliegenden Theils ist 4 M. In der Anlage und Ausstattung entspricht das Werk dem in 3. Auflage bereits erschienenen v. Landmann'schen Commentar zur Reichsgewerbeordnung, über dessen Bedeutung kein Zweifel besteht. Die neue Auflage zieht zur Erläuterung vor Allem die Spruchpraxis des Reichsversicherungsamts, sowie der Landesversicherungsämter in erschöpfender Weise heran; sie berechtigt dazu, als ein würdiges Seitenstück zu dem vorerwähnten, hochangesehenen v. Landmann'schen Commentar befunden zu werden. ∞

— **Hebbel's Werke.** Herausgegeben von Dr. Karl Zeiß. 4 Bde. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 8 M. — Diese Ausgabe enthält nur eine Auswahl, da sie von dem Grundsatze ausgeht, daß sie lediglich das bringen will, was für Hebbel von Bedeutung ist, also nicht die verfehlten Sachen. Die Einleitung fußt, ohne wesentlich Neues zu bieten, auf den bekannten Quellen und giebt in der Hauptsache ein Lebensbild des Dichters, wobei die Werke kritisch berührt aber doch ein wenig zu sehr belobt werden. Das Leben Hebbel's lehrt wieder, wie sehr der Charakter eines Dichters von seinen Schicksalen beeinflußt wird und wie widerliche Jugendjahre einen Mann hart und herbe machen können. Es zeigt aber auch von Neuem, wie es durchaus nicht nöthig zu sein braucht, daß ein Dichter, dem das Leben sich nur von der düsteren Seite wies, nothwendig der Dichter der Verbitterung zu werden braucht. Wird er das doch, wie es bei Hebbel theilweise der Fall ist, so liegt der Fehler im Innern des betr. Individuums, das sich nicht befähigt zeigt, sich aus der Tiefe von Abgründen, in die es das Leben geworfen, zu erheben. Ging es Schiller, um nur ein Beispiel zu erwähnen, nicht auch schlecht in seinen Jugendjahren und spürt man etwas davon in seinen Werken? Nein. Das beweist, mit welchem Flügelschlag der große Dichter sich über die Misere zu erheben wußte. Von neueren Dichtern hat mancher, z. B. Keller, in jüngeren Jahren hart mit der Noth ringen müssen. Ward er deshalb der Prediger des Pessimismus? Im Gegentheil, der des Optimismus. So wird ein starker Geist durch schwere Schicksale gestählt, daß er noch stärker und widerstandsfähiger wird in seinem Charakter und Wesen, während ein Schwacher abfällt. Es wäre zu wünschen, daß solche Erwägungen auch stattfinden, wenn die neue Hebbelausgabe in die Welt geht und dem Dichter Freunde erwirbt, wie es ja zweifellos auch die Aufgabe eines Schriftstellers ist, durch seine Werke eine derartige Erkenntniß zu fördern, wie es auch Aufgabe der Kritik ist, bei neuen Ausgaben auf diese Seiten und Wirkungen hinzuweisen, was hiermit geschehen ist und geschehen sollte, da sich Neues sonst über Hebbel's Werke kaum noch beibringen läßt. J. R.

— **Allgemeine National-Bibliothek**, Verlag von C. Daberkow in Wien. Preis jeder Nummer 10 Kreuzer = 20 ₰. — Die letzterschienenen Hefte von Daberkow's Nationalbibliothek setzen die Neuausgabe von Adalbert Stifter's Erzählungen fort. Unter Nr. 244—245 ist veröffentlicht: Katzensilber (Preis 40 ₰), unter Nr. 246—247: Das alte Siegel (Preis 40 ₰), unter Nr. 248—249: Brigitta (Preis 40 ₰). Damit sind die „Bunten Steine“ vollständig geworden, und von den „Studien“ fehlen nur noch wenige Erzählungen. Das Freiwerden der Werke Stifter's hat der sinnigen Erzählerkunst des trefflichen Naturschilderers erfreulicher Weise eine große Menge neuer Freunde zugeführt. Die Daberkow'schen Ausgaben werden längst gebührend gewürdigt wegen ihrer vorzüglichen Ausstattung bei wohlfeilem Preise. Es genügt also, auf das Erscheinen der neuen Hefte hierdurch aufmerksam zu machen. — Die Verlagshandlung von C. Daberkow plant für das laufende Jahr eine Gesammtausgabe der Werke des wackeren Steiermärkers Carl Gottfried Ritter von Leitner, der am 18. November 1800 geboren ist. Man darf wohl erwarten, daß nicht blos in Graz und in der Steiermark, sondern auch diesseits der schwarzgelben Grenzpfähle der hundertste Geburtstag des „österreichischen Uhland“ die Theilnahme für diesen Balladensänger neu beleben wird. Die Ausgabe soll 5 Bände umfassen, Dr. Anton Schlossar wird sie mit einer Biographie Leitner's einleiten. Der Preis ist auf 6 M festgesetzt, gewiß sehr billig für ein Werk von etwa 100 Druckbogen. Wir erfüllen mit Freuden den Wunsch der

Verlagshandlung, auch die Deutschen im Reiche zu lebhafter Betheiligung an der Subscription auf diese Ausgabe aufzufordern. R. B.

— Buch der Treue. Von Prof. Dr. Gustav Weck, Director des Königlichen Realgymnasiums in Reichenbach (Schlesien). Der vaterländischen Schriften und Dichtungen dritter Theil. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1900. — Mag Weck an vaterländischen Gedenktagen den Gefühlen deutscher Männer und Frauen in feierlicher Rede Ausdruck geben, oder mag er in Vers und Reim deutsche Arbeit und deutschen Fleiß, deutsche Treue und deutschen Muth preisen, immer spricht sein Wort zu unserem Herzen mit packender Gewalt. Das macht, man spürt an dem, was er singt und sagt, daß Nichts gesucht oder gemacht, sondern Alles echt und wahr, aufrichtig und ehrlich empfunden ist. Die Zeiten sind schwer. Es mag oft dem scharfblickenden Vaterlandsfreunde bang zu Sinne werden, wenn er hineinblickt in das wüste Tagesgezänk der Parteien. Da thut es wohl, einen Mann reden zu hören, der auch in trüben Tagen fest hält an dem Stolze auf den deutschen Namen und an dem Glauben an Deutschlands Zukunft. Mögen seine flammenden Worte an recht Vielen ihre sieghafte Kraft bewähren! R. B.

— Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache mit zahlreichen kurzen Wort- und Sacherklärungen und Verdeutschungen der Fremdwörter von Dr. Konrad Duden, Gymnasialdirector. Nach den neuen amtlichen Regeln. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900. Preis gebunden 1 ℳ 60 ₰. — Einer neuen Auflage von Duden's orthographischem Wörterbuch eine Empfehlung mitzugeben kann man sich füglich sparen. Ich möchte wohl wissen, auf wie viel tausend Schreibtischen in deutschen Landen „der Duden" in unmittelbarster Griffnähe steht. Und er steht nicht blos da, sondern er wird auch oft hervorgelangt und zu Rathe gezogen. Nicht etwa in Fragen der Rechtschreibung allein. Auch seine knappen sachlichen Erläuterungen und seine Verdeutschungen von Fremdwörtern sind unbedingt zuverlässig. Nur mit ein paar kurzen Worten wollen wir darauf hinweisen, mit welchem besonderen Rechte sich die vorliegende sechste Auflage als verbessert und vermehrt bezeichnen darf. Es sind darin aufgenommen erstens die Fachausdrücke der Rechtssprache, die durch das Bürgerliche Gesetzbuch zum Theil neu in Gebrauch gekommen, zum Theil nur zu eigener Bedeutung umgeprägt worden sind. Weiter ist der neuen Felddienstordnung die Aufmerksamkeit zugewandt und aus ihr entnommen worden, was sie sprachlich Neues enthält. Ja selbst der Einfluß der neuesten geschichtlichen Ereignisse läßt sich verfolgen in der Aufnahme verschiedener Wörter in niederländischer Form, die uns durch die Zeitungsberichte von dem südafrikanischen Kriege in letzter Zeit geläufig geworden sind. Zu den vielen anerkannten inneren Vorzügen des Buches gesellt sich nun überdies noch der äußere Vorzug seiner Wohlfeilheit. XX und 384 Seiten schönen sauberen Druckes auf gutem glattem Papier in biegsamem braunen Leinwandbande, sogenanntem Baedekerbande, für 1 ℳ 60 ₰ — dieser billige Preis darf wohl in gewisser Weise als ein Beweis mehr gelten für die Brauchbarkeit, um nicht zu sagen Unentbehrlichkeit des Buches. Erklärt er sich doch offenbar nur daraus, daß die Verlagshandlung für Duden's orthographisches Wörterbuch auf einen Massenabsatz rechnen kann, wie er nicht vielen Büchern beschieden ist. R. B.

— Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde. Bd. II. 1900. Heft 1. Im Auftrage des Vereins herausgegeben von Prof. Dr. E. Mogk und Prof. Dr. H. Stumme. 32 S. 8°. — Als ein erfreuliches Zeichen der gedeihlichen Entwickelung des jungen Vereins für sächsische Volkskunde begrüßen wir die Erweiterung und Umgestaltung der Mittheilungen, die im Januar d. J. vom Vorstande beschlossen wurde. Die kleinen Heftchen, die bisher vierteljährlich erschienen, fanden nicht immer die gebührende Beachtung. Ihr Umfang ist nunmehr auf durchschnittlich 2 Bogen vermehrt; dadurch ist auch für den Abdruck größerer Arbeiten, die entsprechend honorirt werden, Raum geschaffen. Die Hefte werden ferner mit durchlaufenden Seitenzahlen versehen; je 3 Jahrgänge oder 12 Hefte werden einen Band bilden. Titel und Register zu dem die bisherigen Hefte der Mittheilungen vereinigenden ersten Band wird das nächste Heft bringen; das vorliegende eröffnet in glücklicher Weise den zweiten. Den Anfang machen Vereinsnachrichten und Bekanntmachungen, Mittheilungen aus der Verwaltung der Bibliothek und des Museums, die den Lesern theilweise aus unsern Berichten über die Vorstandssitzungen bereits bekannt sind. Dann folgt der Anfang eines längeren Aufsatzes von E. John: „Von Sachsens Bauern an der altenburgischen Grenze"; er behandelt die Tracht, Haus und Hof, die mannigfachen Gebräuche und Sitten, die namentlich bei Taufe, Hochzeit und Begräbniß sich mit großer Zähigkeit bis heute erhalten haben, eine Reihe farbenfrischer Skizzen, die freilich theilweise an Anschaulichkeit gewinnen würden, wenn Abbildungen beigefügt wären. An kleineren Beiträgen haben geliefert: Baurath Wiechel „Hufeisen als Schutzzeichen, Grenzmarken und Gebotseisen", E. Junghanns eine Dorfordnung des erzgebirgischen Dorfes Oelsnitz vom Jahre 1540, Pfau eine (bereits früher gedruckte) Verordnung des Abtes zu Klosterbuch wegen eines in Belgern gesungenen „Schandliedes" vom Jahre 1519, Philipp-Zwickau mehrere Hausinschriften, Mirus-Leisnig ein Volkslied „Gänseliesel". Aus den Antwortschreiben auf die seitens des Vereins an alle Pfarrer des Landes gerichtete Anfrage wegen des Bestehens volksthümlicher Feste, die leider bis jetzt nicht die genügende Beachtung gefunden hat, ist das des Pastors F. über das Ringreiten in Groß-Dölzig bei Markranstädt abgedruckt. Endlich machen noch O. Seyffert Mittheilungen über das dänische Culturmuseum, das neuerdings zwei alte Bauerhöfe mit allem Zubehör angekauft hat, und über die im Erzgebirge noch vielfach erhaltenen Christspiele, und F. Tetzner über das „Zebelsbild" des Waidmannsruher Wirthshausschildes von 1695. — Gleichzeitig mit dem Hefte ist der Jahresbericht des Vereins auf 1899 erschienen, aus dem wir ebenfalls bereits Einiges mitgetheilt haben. Auch er bietet das erfreuliche Bild reger Vereinsthätigkeit; die beigefügte Kartenskizze der bestehenden Ortsgruppen zeigt, wie schon der größte Theil Sachsens zur Mitarbeit herangezogen ist. —m—

— Historische Zeitschrift (begründet von Heinrich v. Sybel), herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge. 48. (der ganzen Reihe 84.) Band. 3. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1900. — Das vorliegende Heft, mit dem wiederum ein Band der altbewährten Zeitschrift zum Abschluß gekommen ist, bringt an erster Stelle unter der Aufschrift „Kirchenstaat und Karolinger" einen gedankenreichen Aufsatz von W. Sickel über die Entstehung des Kirchenstaats und sein Verhältniß zum römischen Reiche, zum Patriciat der Frankenkönige und zum Imperium der Karolinger; auf die verwickelten staatsrechtlichen Fragen, um die es sich dabei handelt, kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Heinrich Ulmann, „Kaiser Friedrich III. gegenüber der Frage der Königswahl in den Jahren 1481—1486", vertheidigt in Anknüpfung an die fleißige Publication der Politischen Correspondenz des Kurfürsten Albrecht Achilles von F. Priebatsch die von ihm früher vertretene Ansicht über die Stellung des Kaisers zur Wahl seines Sohnes Maximilian gegenüber den Angriffen A. Bachmann's in seiner Deutschen Reichsgeschichte. Auch die Ausführungen von H. Simonsfeld „Zur Geschichte Venedigs", die sich auf die älteste Verfassungsgeschichte der Stadt und auf die Glaubwürdigkeit des Andrea Dandolo beziehen, sind im Wesentlichen eine erweiterte Kritik des Werkes von Walter Lenel über die Entstehung der Vorherrschaft Venedigs an der Adria. Paul Bailleu veröffentlicht einige werthvolle Quellenbeiträge zur Geschichte des Jahres 1809, insbesondere zur Erklärung der Wendung der preußischen Politik zu Oesterreich Mitte Mai 1809; die Briefe der Königin Luise an die russischen Kaiserinnen Elisabeth Alexejewna und Maria Feodorowna, der Bericht über die englische Mission des Frhrn. v. Hardt, auch die für das Verhalten Napoleon's gegen Preußen charakteristischen Bemerkungen Champagny's an den französischen Gesandten in Berlin St. Marsan sind sehr beachtenswerth. Endlich macht Richard Fester Bemerkungen zu Bismarck's Gespräch mit Napoleon III. im April 1857, das vor Kurzem M. Lenz an derselben Stelle anläßlich seiner kritischen Erörterung über die „Gedanken und Erinnerungen" besprochen hat; Fester weist die von Lenz geltend gemachten Zweifel mit bemerkenswerthen Gründen zurück. Der übliche, reichhaltige Literaturbericht und Notizen und Nachrichten schließen das Heft. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 57. Sonnabend, den 12. Mai, Abends. 1900.

Johannes Gutenberg.

Zum 12. Mai.

Von Alfred Hofmann.

Unter allen deutschen Erfindungen des Mittelalters behauptet unstreitig die Buchdruckerkunst den ersten Rang. Den Chinesen war sie zwar schon 1000 Jahre vor Christi Geburt bekannt, in Deutschland jedoch hatte man sich bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts mit geschriebenen Büchern begnügen müssen. Erst von diesem Zeitpunkte an nimmt die geistige Cultur des deutschen Volkes und im weiteren Verlaufe diejenige der ganzen Welt ihren großartigen Aufschwung, erst von da an wird die Literatur nach und nach Allgemeingut des Volkes. Buchdruck und Literatur sind zwei auf ewig untrennbare Begriffe. Heil und Segen daher dem genialen Manne, welcher „der schwarzen Kunst", wie sie genannt wird, Urheber war, ewig gepriesen sei sein Name! Ein müßiger Streit hatte sich lange Zeit um die Frage entsponnen: „Wer war der Erfinder der Buchdruckerkunst?" Die Antwort auf diese Frage ist längst erfolgt. Gutenberg's Name kann durch keinen andern verdunkelt oder verdrängt werden, wiewohl solche Versuche vielfach geschahen. Nachahmer hatte der bedeutende Meister zahlreiche, aber den Ruhm der Erfindung können sie ihm nie und nimmer streitig machen. Sind, wie ich oben sagte, Buchdruck und Literatur zwei auf ewig untrennbare Begriffe, so sind es nicht minder die Erfindung der Buchdruckerkunst und Gutenberg.

Johann Gutenberg, oder vollständig: Johann (Johannes, Hans, Henne, im älteren Ausdrucke) Gensfleisch zu Gudenberg (zum Gutenberg), stammte aus einer ritterschaftlichen Patrizierfamilie der Stadt Mainz, welche den Familiennamen Gensfleisch von einer Besitzung erlangte, den Beinamen aber von einer anderen und zwar von weiblicher Seite, dem Hofe zum guten Berge in Mainz, entlehnt hatte; der Gutenberg oft fälschlich beigelegte Beiname Sorgen- oder Selgenloch gehörte einer anderen Familie der Gensfleisch an. Das Jahr der Geburt Gutenberg's steht nicht fest; doch dürfen wir annehmen, daß es um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts fiel, sein Alter also mit dem Jahrhundert lief.¹) Außer ihm wissen wir nur noch von einem älteren Bruder, der Friele hieß, wie sein Vater und 1434 jedenfalls zu Eltville bei Maiz wohnte. Von dem Vater, der 1430 sicher bereits todt war, fehlen aus Mainz durch lange Zeit vorher, etwa seit 1414, urkundliche Erwähnungen, wie sie sich von anderen Gliedern dieser Familie zahlreich finden. Doch weiß man aus dem „Mainzer Einnahmen- und Ausgaben-Buch vom Jahre 1410", daß er das Ehrenamt eines „städtischen Rechenmeisters" bekleidete und vor 1430 starb. Die Mutter Gutenberg's hieß Elsa und war eine Tochter des Werner Wyrich zum Gutenberg in Mainz. Aus der oben erwähnten Thatsache hat man bei Gutenberg's Vater mit Recht zunächst auf einen Ortswechsel geschlossen, und man vermuthet, daß es Kämpfe zwischen den niederen Bürgern und dem Adel waren, in die er verwickelt wurde und die seine Verbannung zur Folge hatten. Gewöhnlich hält man ihn für das Opfer einer Bürgerfehde von 1420, welche die Auswanderung hervorragender Patrizierfamilien zur Folge hatte und um deren Beilegung man mehr als ein Jahrzehnt immer wieder bemüht war. Den Sohn Johann nahm er mit in die Fremde, während der ältere Sohn Friele anscheinend bei der Mutter in Mainz zurückblieb oder in dem benachbarten Städtchen Eltville, wo die Familie Verwandte hatte.²) Im Jahre 1425 verkaufte die Mutter ein Haus und Garten in Mainz, ohne daß sie als verwittwet bezeichnet, aber auch ohne daß ihres Mannes gedacht wird. Er befand sich also damals wohl noch in der Verbannung. Im Jahre 1430 kam die sogen. „Rachtung" des Erzbischofs Konrad III. von Mainz zwischen Adel und Bürgern zu Stande, in welcher auch die freie Rückkehr mehrerer vertriebener Patrizier ausbedungen wurde. Ein Georg Gensfleisch wird ausdrücklich ausgenommen von der Versöhnung, dagegen befindet sich unter den mit Namen Zurückgerufenen der zur Zeit „nit inlendige" „Henchin zu Gudenberg", das ist unser Johann. Der Name seines Vaters fehlt. Vermuthlich war er kurz vorher gestorben, was durch einige Rentenumschreibungen der Wittwe und der Söhne aus den Jahren 1430—34 wahrscheinlich gemacht wird; diese Rentenumschreibungen hingen wohl mit der Erbschaftstheilung zusammen. Aus der ganzen früheren Zeit vor 1430 fehlt jede Nachricht von Johann Gutenberg. Nur daß er einen großen Theil dieser Zeit nicht in Mainz verlebt hat, dürfen wir mit Sicherheit annehmen. Ein unruhiges, stürmisches Blut rollte, nach der Art seiner Ahnen zu schließen, in seinen Adern. Daß wir aber von seiner Kindheit und Jugend, von den Einflüssen, unter denen er aufgewachsen, von dem Bildungsgange, den er durchgemacht, kurz von der für seine Entwickelung wichtigsten Zeit so gar nichts erfahren, ist um so mehr zu bedauern, weil es höchst interessant wäre zu wissen, wie der Patriziersohn voll Standesbewußtsein zum Betriebe technischer Gewerbe gekommen, denen er mit allen Kräften unter Aufopferung seines Vermögens und der Ruhe seines Lebens oblag. Erst vom Jahre 1430 an, etwa dem 30. seines Lebens, wird Gutenberg's Lebensgeschichte klarer. Wenn Gutenberg damals sicher nicht in Mainz war, so befand er sich 1434 ebenso sicher in Straßburg und es wird vermuthet, daß er ebenda schon sehr lange — bis 1429 mit seinem Vater — gelebt habe. Bestimmtheit über seinen Aufenthalt daselbst erhalten wir erst durch die von ihm 1434 veranlaßte Inhaftnahme des zufällig in Straßburg weilenden Mainzer Stadtschreibers; sie erfolgte einer ansehnlichen Zinsschuld halber, welche der Magistrat von Mainz an Gutenberg zu zahlen sich weigerte; als die Mainzer Behörde indeß Zahlung versprach, ließ Gutenberg sofort den Stadtschreiber in Freiheit setzen. „Zu ehren und zu liebe den Meistern und dem Rathe der Stadt Straßburg", deren Gastfreundschaft er genoß, verzichtete Gutenberg in der Folge gänzlich auf die — immerhin unsichere — Zurückzahlung der betr. Geldsumme. Da die Schuld 310 rhein. Gulden betrug, eine für damalige Verhältnisse ansehnliche Summe, so läßt die Verzichtleistung Gutenberg's auf leidlich gute Verhältnisse schließen. Lange hielten sie jedoch keinesfalls vor; denn nicht wenige der Urkunden, die uns von da an gelegentlich einige Kunde von ihm erhalten haben, betreffen Geldangelegenheiten und in der Regel handelt es sich darum, ihn durch Bürgschaft und Verpfändung oder auf anderem Wege in den Besitz von baarem Gelde zu bringen. 1439 wurde ein größerer Prozeß verhandelt, gegen Gutenberg angestrengt von den Erben eines Andreas Drizehn, mit welchem er, wahrscheinlich um das Jahr 1435, einen Contract abgeschlossen hatte, um ihm und Andreas Heilmann das Steineschleifen zu lehren, und da Gutenberg 1437

¹) „Gutenberg's Geburt, die zeitlich nicht bekannt ist, fällt nach der Ansicht neuerer Forscher in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts. (Börckel.)

²) Nach Ansicht anderer Gutenbergbiographen — doch sind dies nur Vermuthungen — verließ die ganze Familie Anfang der 20er Jahre des 15. Jahrhunderts Mainz.

auch mit einem Hans Riffe zum Betrieb des Spiegelmachens für die Heilthumsfahrt nach Aachen in Geschäftsverbindung getreten war, so folgt hieraus, daß er besondere Neigung und Geschick für kunstindustrielle Berufszweige besessen, für diese auch bereits wohlbegründeten Ruf erworben haben muß. Daß er sich damals schon mit der Idee seiner Erfindung der Buchdruckerkunst beschäftigt haben mag, scheint aus mehrfachen Aussagen der Zeugen in dem Prozeß hervorzugehen, wiewohl dieselben auch nur als auf das Spiegelmachen sich beziehend gedeutet worden sind; die Erfindung der Drucklettern in derjenigen Form und Beschaffenheit, welche allein ihre Zusammensetzung für den Druck ermöglichen, ferner die Erfindung einer entsprechenden Farbe für solchen Abdruck waren aber sicherlich kein Werk kurzer Hand, da ja nicht allein die Typen und die Farbe, sondern auch alles Werkzeug zu deren Herstellung erfunden und geschaffen werden mußte. Es steht somit fast außer Zweifel, daß jene unklaren, wohl absichtlich verschleierten Aussagen in dem Dritzehn'schen Prozeß sich auf die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst beziehen; ob dieselbe wirklich von Gutenberg dort geübt worden, das ist, selbst angesichts eines als Straßburger Preßerzeugniß Gutenberg's erachteten, in der National-Bibliothek zu Paris befindlichen Donatusrestes, durchaus nicht erwiesen. Doch wissen wir seit dem Jahre 1890, daß wenige Jahre nach dem Ausgange des oben angeführten Prozesses (1444) in Avignon ein Mann auftauchte, Namens Prokop Waldvogel, von Prag gebürtig, welcher gegen Geld und das schriftliche Versprechen der Geheimhaltung bewegliche Lettern an Andere verkaufte und sie in der Kunst des „künstlichen Schreibens“ unterwies. Wahrscheinlich hatte er, zumal bei ihm einige Beziehung zum Elsaß vorhanden ist, in Straßburg oder durch Straßburger etwas von dem Geheimniß des Typendrucks erlauscht und versuchte dies — übrigens in demselben Jahre, in welchem Gutenberg Straßburg verließ — in der Fremde zu verwerthen. Dieser Umstand giebt allerdings zu denken. Ferner wird das Jahr 1440 sehr fest und zwar hauptsächlich in Straßburger Quellen als Erfindungsjahr der Buchdruckerkunst bezeichnet und als solches wird es auch seit dem 17. Jahrhundert in Säcularfesten gefeiert, und so könnte man auch hieraus schließen, daß die Ausübung der Typographie in Straßburg seitens Gutenberg's erfolgte, als der Dritzehn'sche Prozeß verhandelt wurde. Zudem kamen im Jahre 1440 die ersten Erzeugnisse der neuen Kunst in Straßburg auf den Markt. Gutenberg lebte in Straßburg anscheinend völlig einsam und abgeschlossen in St. Arbogast, einem Kloster nahe bei der Stadt. In dieser Zurückgezogenheit haben wir sicher auch einen Grund dafür zu suchen, daß außer geschichtlichen Urkunden und ähnlichen Notizen so äußerst wenig von ihm und über ihn erhalten ist. Nur ein Friedel v. Sickingen, also ein Adliger, stand unter Allen, zu denen er nach den Acten des Prozesses Beziehungen hatte, ihm persönlich näher, vielleicht auch der schon erwähnte Hans Riffe, Richter von Lichtenau. Aus anderen Quellen wissen wir, daß er in der Stadt sich nicht zu einer der bürgerlichen Zünfte, sondern zu der patrizischen Genossenschaft der „Constofeler“ hielt. Erst im Anfang des Jahres 1444 ist er daneben urkundlich zugleich als „Zudiener“ der Goldschmiede nachweisbar, vielleicht infolge seiner gewerblichen Beschäftigung. Bis zum 12. März 1444 können wir seine Anwesenheit in Straßburg verfolgen. Wahrscheinlich verließ er noch in diesem Jahre die Stadt. Das Elsaß war damals durch die Einfälle der Armagnaken schwer bedroht, ja bereits heimgesucht. Im September jenes Jahres wurde das Kloster St. Arbogast selbst, wo Gutenberg wohnte, von ihnen geplündert. Eingeschätzt wurde er schon im Januar des genannten Jahres zu den Leistungen des Kampfes gegen jene Banden; daß er an ihm theilgenommen, ist nach dem Befund der Urkunden unwahrscheinlich. Seine Thätigkeit und die Verfolgung seiner Pläne verlangten friedliche Zustände. Wohin er zunächst sich begab, ist unbekannt; 1448 war er jedenfalls in seiner Vaterstadt Mainz. Anscheinend arbeitete er dort bei beschränkten eigenen Mitteln mit fremdem Gelde weiter, das er immer wieder aufzubringen vermochte. Von 1444—1448 fehlen alle Nachrichten über Gutenberg, und die erste, die wir wieder erhalten, betrifft ein Darlehen, das er in Mainz von einem Mainzer Verwandten, Namens Arnold Gelthuß, empfangen hatte. Sein Mühen in Straßburg war augenscheinlich ein vergebliches gewesen, und mit dem Verluste des Vertrauens, das seine Freunde daselbst in ihn gesetzt, war auch Vermögen und Credit verloren gegangen, so daß seine Rückkehr nach Mainz eher eine gezwungene als freiwillige gewesen sein mag. Hier hat er seine auf die Buchdruckerkunst bezüglichen Versuche unstreitig sofort wieder aufgenommen und daß sie schon weit gediehen sein mußten, beweist, daß es ihm sehr bald gelang, an dem reichen Mainzer Bürger Johann Fust*) eine Stütze zu finden. Er schloß mit diesem unter dem 22. August 1450 einen Vertrag, wonach Fust dem Gutenberg 800 Gulden in Gold zu 6% Zinsen darleihen, dieser aber damit „das Werk vollbringen solle“, während all' sein Werkzeug dem Fust als Unterpfand dienen würde. Blieben sie nicht einig, so habe Gutenberg dem Fust die 800 Gulden wiederzugeben, sein Werkzeug aber sei dann hypothekenfrei. Außerdem sollte Fust jährlich 300 Gulden „für Kosten, Gesindelohn, Hauszins, Pergament, Papier, Tinte &c.“ zahlen, eine Bedingung, welche von diesem niemals erfüllt worden ist. Gutenberg, der mit Eifer an die „Vollbringung des Werkes“ gegangen sein mag, sah indeß seine Mittel noch vor Erreichung seines Ziels wieder schwinden und mußte am 6. December 1452 abermals 800 Gulden von Fust aufnehmen, die dieser ihm gewiß nicht gegeben hätte, ohne Aussicht auf sicheren Erfolg. Was Gutenberg inzwischen geschaffen, ist nicht genau festzustellen; vermuthlich beschäftigte er sich mit Herstellung der Typen zu der 36zeiligen Bibel; dieselben sind benutzt bei dem Drucke eines Donats, dessen erhaltener Rest die handschriftliche Jahreszahl 1451 trägt, sowie sie auch neben einer andern kleineren Type zum Drucke von Ablaßbriefen, deren noch eine ansehnliche Anzahl Exemplare erhalten sind, gedient haben. Daß Letztere nicht von Holztafeln gedruckt worden sein können, wird durch das Vorkommen eines umgekehrten Buchstabens in einem derselben unwiderleglich bewiesen.

Die Annahme, Gutenberg habe sich zuerst beweglicher Buchstaben aus Holz bedient, ist längst zurückgewiesen, weil deren Anwendung, ganz abgesehen von der ungeheuern und zeitraubenden Mühe des Schneidens jeder einzelnen der Tausende von Typen, eine technisch unmögliche gewesen sein würde. Wahrscheinlicher ist, daß er zuerst die Typenstempel aus Holz schnitt, sie in Sand abformend und danach gießend; bald aber wird er auch von diesem unzulänglichen und langsamen Verfahren abgegangen sein und seine Stempel in thunlichst hartes Metall geschnitten haben, welche er dann durch Einschlagen in ein weicheres, in Formen oder Matrizen umwandelte, für den Guß der Typen. Die Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit der Lettern der 36zeiligen Bibel spricht hierfür. Der Schriftguß ist somit nicht minder eine Erfindung Gutenberg's, als die der Druckpresse, denn vor ihm hatten sich die Formschneider und Briefdrucker zur Herstellung ihrer einseitigen Drucke wahrscheinlich ausnahmslos des Reibers bedient; die 36zeilige Bibel jedoch nicht minder als die 42zeilige und der Psalter von 1457 sind so vollendete Druckleistungen und zeigen ein so genaues Passen der Seiten auf einander (Register), daß ihre Herstellung nur auf einer Druckpresse erfolgt sein kann. Auch die Druckfarbe, die bei den Holztafeldrucken vor Gutenberg meist in mattem Erdbraun erscheint, ist von ihm seinen Zwecken angepaßt und vervollkommnet worden, so daß man behaupten darf, das Verdienst der Erfindung der Buchdruckerkunst gebühre in ihrem vollen Umfange ganz allein Gutenberg; was seine Gegner und Nachfolger dem entgegengesetzt, ist durch die Thatsachen widerlegt. Sein Erfolg aber beschleunigte sein Verderben. Bald nach der Vollendung der 36zeiligen Bibel, von welcher vermuthlich nur eine geringe Auflage gedruckt worden war, wurde der Druck einer anderen, ebenfalls in lateinischer Sprache, aber mit kleineren Typen, der heute als 42zeiligen bezeichneten, begonnen. Sie war indeß noch nicht vollendet, als Fust mit der Forderung, Gutenberg solle ihm alle dargeliehenen Capitalien nebst Zinsen zurückzahlen, an diesen herantrat. Der Umstand, daß Fust recht wohl wissen mußte, solche Rückzahlung sei Gutenberg gerade jetzt am wenigsten möglich, sowie die ganze Fassung des Contracts und die zaudernde Erfüllung desselben durch Fust hat diesen in den nur zu begründeten Verdacht gebracht, er habe es von An-

*) Fust war eigentlich Rechtsgelehrter, nicht Goldschmied, wie Manche erzählen, wohl aber dessen Bruder, zugleich erster Bürgermeister der Stadt Mainz, welcher wegen seiner Kunstfertigkeit vielleicht dabei zu Rathe gezogen wurde, jedoch nirgends als ein Theilnehmer am Geschäft erwähnt wird. Fust erlangte Reichthum und Ansehen, aber auch die Ehre, als ein Teufelsbanner von den Mönchen verketzert zu werden, welche jene Erfindung so gern dem Teufel zuschrieben, weil sie ihnen den Verdienst durch gefertigte Bücherabschriften raubte. Da Fust auch oft Faust genannt wird, so verschmolzen die Erzählungen von Dr. Johann Faust, dem Schwarzkünstler, und die Berichte von den Thaten Fust's in die volksthümliche Faust-Sage.

fang an darauf angelegt, den für seine Erfindung begeisterten, in Geldsachen jedoch etwas unpraktischen Gutenberg und mit ihm auch dessen Erfindung selbst ganz in seine Hand zu bekommen, was ihm denn auch vollkommen gelang, nachdem er sich nach der anderen Seite vorsichtig gedeckt und sich in Peter Schöffer einen Ersatz für die technische Weiterführung an Stelle Gutenberg's verschafft hatte. Schöffer, ein aus Gernsheim gebürtiger Schönschreiber, mag in Gutenberg's Druckerei vielleicht nur als Illuminator und Rubricator der fertig gedruckten Bogen, in welchen die großen Anfangsbuchstaben an den freigelassenen Stellen nachzutragen waren, beschäftigt worden sein, vielleicht war er auch als Typenzeichner oder Setzer thätig; als es Fust gelungen war, Gutenberg die Druckerei und alle fertigen Drucke aberkennen zu lassen, tritt er (Schöffer) an dessen Stelle und wird schließlich Fust's Schwiegersohn. Im October 1455 reichte Fust seine Klage auf Rückzahlung von 2020 fl. einschließlich Zins und Zinseszins lautend (er gab vor, selbst einen Theil des Geldes bei Christen und Juden aufgenommen zu haben) ein; am 6. November erfolgte im großen „Refender" der Franziskaner der Rechtsspruch, der Gutenberg zur Rechnungslegung und Zahlung verurtheilte oder, wenn ihm Letzteres nicht möglich, Fust in seine contractlichen Rechte einsetzte. Der unglückliche Erfinder mochte jetzt wohl zu spät die Perfidie seines Theilhabers durchschaut und diesem Manne gegenüber seine Rechte verloren gegeben haben, denn er war nicht selbst im Gerichtssaal erschienen, sondern hatte nur einen ihm befreundeten Pfarrer und zwei seiner „Gesellen" gesandt: „den Verlauf der Sache zu hören und zu sehen". Im Begriffe, endlich die Frucht seiner jahrelangen Mühen einzuheimsen, wurde ihm dieselbe auf eine zwar gesetzmäßige, nicht minder aber sehr perfide und schmerzliche Weise entrissen.

Gutenberg, obwohl nahe an 60 Jahre alt, blieb ungebrochenen Muthes, war ihm doch seine Erfindung gelungen. Dieser letztere Umstand verschaffte ihm sehr bald anderweitige materielle Hilfe; ein Konrad Humery (nach Anderen: Homery), der, wie Einige behaupten, ein Arzt, wie die größere Mehrheit berichtet, ein „Pfaff und Jurist" gewesen sei, wurde sein Geldbarleiher. Die Typen der 36zeiligen Bibel, wahrscheinlich als nicht mit Fust's Geld geschaffen, scheinen in die neue Druckerei, welche er jetzt gründete, hinübergenommen worden zu sein und mit diesen oder gleichartigen druckte er zunächst kleinere undatirte Schriften, während er gleichzeitig an den Schnitt der kleineren Type ging, die zur Herstellung seines großen Werkes, des „Katholikon", einer grammatisch-lexikalischen Compilation, diente, die 748 Folioseiten zu 2 Spalten mit 66 Zeilen auf jeder derselben umfaßt und die Jahreszahl der Vollendung, 1460, aber nicht den Namen Gutenberg's trägt, wie denn dieser überhaupt auf keinem seiner Drucke angetroffen wird, ein Umstand, der sich nur durch die Annahme erklären läßt, daß entweder der Meister sich selbst genug war in seinem Schaffen und sein Erfolg ihm mehr galt, als aller Beifall der Welt, oder, daß er sich als Drucker nicht öffentlich nennen durfte, wollte er nicht unbefriedigte Gläubiger aus früheren Perioden sich auf den Hals locken und seine Thätigkeit abermals ernstlich gefährden. Ob Gutenberg nach der Erstürmung von Mainz (28. October 1462) durch Adolf von Nassau, den Gegenbischof Diether's von Isenburg, zu welch' Letzterem die Mainzer standen, noch fortgefahren hat, daselbst zu drucken, oder ob er schon vorher seine Druckerei nach Eltville im Rheingau verlegt hat, wo der Nassauer Hof hielt und wo die Druckerei dann seine Verwandten mütterlicherseits, Nicolaus und Heinrich Bechtermünze, übernahmen, ist nicht historisch nachweisbar, ebensowenig, was noch unter seiner eigenen Leitung gedruckt worden ist, obwohl ihm noch eine Anzahl kleiner Bücher und wahrscheinlich mit voller Berechtigung zugeschrieben wird. Am 18. Januar 1465 trat er in einen wohlverdienten Ruhestand; Kurfürst und Bischof Adolf von Nassau nahm ihn durch Decret lebenslänglich als Hofdienstmann auf für den „angenehmen und willigen Dienst, den sein lieber, getreuer Johannes Gutenberg ihm und seinem Stift geleistet". Gutenberg wurde hierdurch allerdings aller materiellen Sorgen für die Zukunft enthoben, genoß die ihm gewährte Ruhe indeß nicht lange: in den letzten Tagen des Januar 1468 hat ihn der Tod abgerufen, wie aus dem erst im Jahre 1876 wieder aufgefundenen Todtenbuch des Dominikanerklosters zu Mainz, in dessen Kirche sich die Grabstätte des Geschlechts der Gensfleisch befand, hervorgeht. Das Grabmal selbst ist unentdeckt geblieben, da die Kirche 1793 bei der Beschießung von Mainz durch die Franzosen zerstört worden ist. Das Druckgeräth, welches in Gutenberg's Nachlaß sich vorfand und dem Dr. Homery als Eigenthum gehörte, wurde von dem Erzbischofe, in dessen Hofbezirke Gutenberg zuletzt gelebt hatte, an Homery nur unter der Bedingung herausgegeben, daß er es in der Stadt Mainz und nirgends anderswo gebrauchen, bei einem Verkauf aber einem eingesessenen Bürger das Vorkaufsrecht vor allen Fremden gewähren wolle.

Von Gutenberg's äußerer Erscheinung ist kein Bild aus seiner Lebenszeit bekannt, es soll aber ein solches gegeben haben und nach ihm das älteste bekannte Porträt des Meisters gemalt worden sein, welches 1870 mit der Straßburger Bibliothek verbrannte. Dieses Porträt — die Mainzer Stadtbibliothek besitzt seit 1832 eine gute Copie desselben — diente vielen späteren Gutenberg-Köpfen zum Vorbild und auch Thorwaldsen benutzte es, als er die Gutenberg-Statue für Mainz modellirte. Die erste Anregung hierzu erfolgte am 6. April 1804. An diesem Tage beschloß eine Gesellschaft in Mainz unter französischer Herrschaft und auf Anregung des Präfecten Jeanbon St. André zu Gutenberg's Andenken ein Monument in Mainz aus Beiträgen zu errichten, welche ganz Europa liefern sollte. Dieses Project kam jedoch in seiner ursprünglichen Form nicht zur Ausführung. Im Jahre 1814 regte der Neapolitaner G. B. Micheletti die Aufstellung eines Monumentes für Gutenberg neuerdings an, aber erst die Haarlemer Jubelfeier im Jahre 1823 brachte die Angelegenheit in Schwung. Im Februar 1832 erging von Mainz „an die gebildete Welt" in deutscher, französischer und englischer Sprache ein „Aufruf, um das herannahende Säcularfest der Buchdruckerkunst durch Errichtung eines Monumentes zu Ehren ihres Erfinders Johann Gensfleisch zum Gutenberg würdig zu feiern". Infolge dieses Aufrufs gingen 18621 Gulden ein, darunter aus Mainz allein 10382 Gulden, und Thorwaldsen in Rom übernahm umsonst die Modellirung des Standbildes, welches hierauf von Crozatier zu Paris in Erz gegossen wurde. Nachdem am 8. Juli 1837 der Grundstein zu dem Denkmal in Mainz gelegt worden war, fand dessen feierliche Enthüllung auf dem Gutenbergplatze daselbst am 14. August 1837 unter großartigen Festlichkeiten statt. Das Erzbild zeigt den Erfinder in aufrechter Stellung, in der Linken die Bibel, in der herabhängenden Rechten eine Anzahl Typen haltend. Eine Statuette Gutenberg's nach Thorwaldsen hat Beyerhaus in Berlin und eine andere, unter Rauch's Leitung, G. Bläser zu Braunschweig modellirt. Außerdem erschien 1837 eine Gutenberg-Denkmünze, unter Thorwaldsen's Aufsicht zu Rom von Lorenz geprägt, in Gold, Silber, Neugold und Bronce, und eine zweite, von J. J. Neuß in Augsburg, in Silber und Bronce. Ein Jahr nach der Denkmals-Enthüllung fand in Mainz die erste Erinnerungsfeier an diesen Weihe-Act statt und bei dieser denkwürdigen Gelegenheit, am 15. August 1838, wurde auch die Taufe eines neuen Rheindampfers auf den Namen „Gutenberg" durch den Bischof von Mainz vollzogen. Auch Straßburg besitzt einen Gutenberg-Platz und auf demselben seit dem 24. Juni 1840 ein von David d'Angers modellirtes, von Soyez und Ingé zu Paris gegossenes Erzbild des Erfinders. Als dritte Stadt, welche ein monumentanes Gutenberg-Denkmal aufweist, ist Frankfurt a/Main zu nennen. Dasselbe wurde nach dem Entwurf von Thorwaldsen's Schüler, Eduard Schmidt von der Launitz, im Jahre 1857 auf dem Roßmarkt als Brunnengruppe errichtet. Von in neuerer Zeit entstandenen Statuen des Erfinders verdient die hervorragend schöne Gutenberg-Statue, 1883—1884 von dem Bildhauer Ernst Paul in Dresden modellirt, eine besondere Erwähnung. Außerdem verkünden eine ganze Reihe kleinerer Statuen und Gedenktafeln, zumeist in Mainz und Eltville bei Mainz, des unsterblichen Erfinders Lob und Ruhm. Außer dem oben genanten Gutenbergporträt existiren Gutenbergbilder in ziemlicher Anzahl. Zwei davon, Holzschnitte des 16. und 17. Jahrhunderts, befinden sich in der Pariser Nationalbibliothek. Ein Kolossalgemälde „Gutenberg" von Eduard v. Heuß († zu Mainz 1880) besitzt seit 1896 die Frankfurter Stadtbibliothek. In Dichtung und Musik ward Gutenberg vielfach verherrlicht. Die ihn feiernden lyrischen Gedichte würden, zusammengestellt, wohl mehrere Bände füllen, im Roman hat ihn Paul Stein, in der Novelle Franz v. Dingelstedt, im Epos Adolf Stern, im Drama Charlotte Birch-Pfeiffer, Alfred Börckel (Stadtbibliothekar in Mainz, der Verfasser einer höchst interessanten Gutenbergschrift) und Rudolf v. Gottschall, ferner der Franzose Ed. Fournier und der Weimaraner Dichter Alexander Rost (letzterer mit dem Erfinder des Schießpulvers, Berthold Schwarz, zusammen), in der Oper

J. C. Fuchs vereinigt. Außerdem seien genannt: Ein Tedeum des Componisten Neukomm auf Gutenberg, das große Löwe'sche Oratorium „Gutenberg" und der „Gutenberg-Hymnus" von Paul Schumacher. Der Fachschriften und biographischen Werke über Gutenberg und seine Erfindung sind so viele, daß wir sie unmöglich alle nennen können. Bei festlichen Veranlassungen und ohne solche erschienen fortdauernd auf dem Gebiete der Wissenschaft den Erfinder und seine Kunst preisende Huldigungen. Die älteste derselben war das lateinische Lobgedicht des Mainzer Correctors Johannes Arnoldi Bergellanus (= aus Bürgel im Großherzogthum Sachsen-Weimar), die zu Mainz 1541 erschien und zugleich als die älteste Säcularschrift betrachtet werden kann. Ihr reihte sich im Jahre 1741 die zu Leipzig herausgekommene „Hochverdiente Ehren-Rettung Johann Gutenberg's" von Johann David Köhler an, die neueste ist außer von der Linde's „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst" (3 Bände, Berlin 1846) die oben genannte Festschrift von Alfred Börckel: „Gutenberg. Sein Leben, sein Werk, sein Ruhm" (Gießen 1897). Die Stadt Mainz giebt in diesem Jahre zur Erinnerung an die großartige daselbst stattfindende Gutenberg-Feier ein Gutenberg-Werk unter Mitwirkung deutscher und ausländischer Geschichtsforscher heraus. Von sonstigen Literaturerscheinungen in Bezug auf Gutenberg müssen wir noch die von den vereinigten Mainzer Buchdruckern und Buchhändlern herausgegebenen „Gedenkblätter an die Gutenberg-Feier zu Mainz im Jahre 1887" (bei Gelegenheit des 50. Jahrestages der Errichtung des Mainzer Gutenberg-Denkmals) und das im Jahre 1840 erschienene „Gutenberg-Album", herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer in Braunschweig, hervorheben. Dieses ebenso originelle wie werthvolle Album enthält unter Anderem Gedichte, Lobsprüche und sonstige Beiträge zur Verherrlichung Gutenberg's in 46 verschiedenen Sprachen und 26 Schriftproben fast aller Zeiten und Völker der Erde. Schließlich müssen wir noch als Originalität das Büchlein des königl. sächsischen Rentamtmanns Karl Preusker erwähnen, der aus Anlaß des vierten Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1840 eine Parallele zwischen „Gutenberg und Franklin" (erschienen Leipzig 1840) zieht und derselben eine Aufforderung zur Gründung von Stadt- und Dorfbibliotheken beifügt. Ein Exemplar dieser Schrift wurde vom Verfasser und Verleger unentgeltlich für jede deutsche Stadt, wo sich eine öffentliche Bibliothek befand oder wo deren Gründung zu erhoffen stand, bestimmt. Außer diesen gedruckten Verherrlichungen Gutenberg's besitzt manche Sammlung noch handschriftliche und darunter recht kostbare und seltene, so vor Allem Professor Adam Wernher's aus Themar an der Werra, datirt Heidelberg, 29. November 1494 „Lobgedicht auf Johannes Gensfleisch, den ersten Buchdrucker", welches im Eingange mit seinem poetischen Humor „Gänsfleisch" (Gensfleisch) über die wachsamen Gänse des Capitols im alten Rom stellt („Jene beschützten die Burg, du aber bist Consul dem Erdkreis") und in einer vor 100 Jahren (1800) veröffentlichten Handschrift der Abtei Seligenstadt a. Main (Großherz. Hessen) aufgefunden wurde. In derselben Handschrift befindet sich noch ein zweites Poëm, ebenfalls von einem Heidelberger Professor verfaßt, der ein College Adam Wernher's gewesen zu sein scheint, Johann Herbst hieß und aus Lauterburg gebürtig war. Es ist jedoch weniger umfangreich, als das erstere, und trägt den Vermerk: 3. December 1494, ist mithin nur einige Tage später entstanden. Endlich ist noch der Abt Johann Trithemius nicht zu übersehen, der in der „handschriftlichen Chronik von Spanheim zum Jahre 1450" die einzige handschriftliche Lobäußerung über Gutenberg in Prosa gethan hat. Auch sonst hatten die Festlichkeiten zu Ehren Gutenberg's und seines Werkes die Entstehung der verschiedenartigsten Erinnerungszeichen zur Folge. So erhielt 1840 eine von dem Frankfurter Naturforscher Rüppel im Jahre 1832 in Abessinien gefundene vielästige Pflanze den Namen Gutenbergia, und so entstanden, im gleichen Jahre, auch Acte der Wohlthätigkeit zum Besten alter und schwacher Buchdrucker. Schon im Jahre 1798 hatte eine Versammlung von Astronomen beschlossen, der Erfindung der Typographie zu Ehren ein neues Emblem der Himmelskarte einzuverleiben. Denkmünzen auf Gutenberg giebt es unzählige. Außer den schon genannten, im Jahre 1837 geprägten wurden ungemein viele in den Jahren 1740, 1840 und 1890 ausgegeben, meist in den Großstädten, vor Allem in Leipzig; von mittleren Städten werden in dieser Beziehung nur Göttingen, Gotha, Bamberg und Wolfenbüttel genannt.

Internationale Bedeutung besitzt heute Gutenberg und sein Werk, international ist die großartige Feier, welche die Stadt Mainz ihrem großen Sohne zu Ehren veranstaltet, weltbewegend ist das heurige Säcularfest. Dem gegenüber sei daran erinnert, in welcher bescheidenen und doch schon für den genialen Meister und seine Erfindung höchst anerkennenden Weise das erste Jubiläum im Jahre 1540 gefeiert wurde. Niemand anders, als Luther's Bibeldrucker Hans Lufft beging es in Wittenberg am Johannistage mit seinen Genossen und Freunden, einfach, prunklos und doch hochbedeutsam! War es doch der Drucker des Mannes, der die Pforten des Geistes geöffnet und die Fesseln desselben durch seine Bibelübersetzung gesprengt, und folgte diese Sprengung doch dem allerersten Schritte auf der Bahn des Lichtes, welche Gutenberg als wackerer Pionier zuerst betreten. Charakteristisch sind die Worte am Gutenberg-Denkmal zu Straßburg: „Es ward Licht!" Nicht nur Europa erkannte dies an, das ferne Asien sogar pries diese Thatsache in den überschwänglichen Worten der bilderreichen orientalischen Sprache. Der Perser Mirza Muharem in Susa giebt ihm (Gutenberg) „Gewinde seines Lobes" und schreibt seinen Namen mit „Goldbuchstaben an in dem Palaste von Tschapur". „So stellt Gutenberg in seinem Wesen und Wirken sich dar, nicht als idealer Schwärmer, wie ihn so oft die Dichtung gefeiert, sondern als Mann der praktischen That, energievoll und zielbewußt am Werke, bis er es vollbracht." Diese Worte Alfred Börckel's kennzeichnen die Persönlichkeit Gutenberg's am besten, seine Erfindung aber, die — wie K. Dziatzko [1]) sagt — „an wissenschaftlichem Werth hinter anderen, die sich an die Entdeckung neuer Kräfte oder Gesetze der Natur anschließen, wohl zurücksteht", gegen welche indessen keine andere aufkam, die tiefgreifendere Folgen besessen, ist — um mit unserem großen Reformator Luther zu reden — „das höchste und letzte Geschenk" an die Menschheit.

[1]) „Was wissen wir von dem Leben und der Person Joh. Gutenberg's?" Ein Vortrag von K. Dziatzko in Göttingen.

Bücherbesprechung.

— Christi und der Apostel Stellung zum Alten Testament. Ein Conferenzvortrag von Prof. D. Wilhelm Volck. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. (Georg Böhme), 1900. 60 S. — Der Gegenstand ist in unsern Tagen sehr häufig behandelt worden. Trotz aller Verschiedenheit in den Ansichten der Einzelnen sind es nach Lage der Sache immer nur zwei Hauptmeinungen, die abwechselnd dabei zum Vorschein kommen. Die eine bekennt sich zu einem Christus, der sich über die Entstehung und den Werth des Alten Testaments völlig im Irrthum befunden oder eine Ansicht darüber überhaupt nicht gehabt oder um seiner Zeitgenossen willen einer richtigeren Erkenntniß sich entschlagen hat, und ihre Vertreter winden und drehen sich mühselig, um diesen Christus irgendwie für Den ausgeben zu können, den die Christenheit ihren Christus nennt. Bei vielen von ihnen hat man den Eindruck, daß sie sich diese Mühsal gern sparen würden, wenn sie nicht just Professoren der christlichen Theologie wären, die den Zusammenhang mit der christlichen Kirche doch nicht aufgeben können. Ihnen gegenüber stehen die Vertreter der Tradition mit ihrem nicht minder mühseligen Kampf gegen die Sätze der Kritik, von denen doch der eine oder der andere ihnen zu mächtig wird und sie zu mehr oder minder starken Zugeständnissen nöthigt. Der Verfasser dieses Vortrags steht auf dieser Seite so weit rechts, als es einem Professor nur möglich ist: er will sogar den Propheten Daniel retten, den doch fast alle Welt als solchen gestrichen hat, und wenigstens drei Capitel des nach ihm genannten Buches als seine Weissagung irgendwie in Anspruch nehmen. Er erkennt im Alten Testament das glaubwürdige Zeugniß der Geschichte, die Christum weissagt, weil dieser selbst es als solches erkannt hat. Wie er das mit kurzen, aber deutlich bestimmten Sätzen durchführt und welche Zugeständnisse auch er dabei macht, das ist interessant zu lesen. Vor Allem freuen wir uns, daß der bekannte Gelehrte in deutschen Landen eine ordentliche Professur erlangt hat, und wünschen von Herzen, daß es ihm gelinge, Schule zu machen für seinen Standpunkt.

B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 58. Dienstag, den 15. Mai, Abends. 1900.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

VI. Auf beiden Ufern der Seine.

Als ich meinen letzten Brief eben abgesandt hatte, ereignete sich das schreckliche Unglück auf dem Marsfelde. Unter dem ersten Eindruck fragte sich wohl Jeder, ob es nicht das Gelingen der Ausstellung überhaupt gefährden würde. Jetzt sind kaum acht Tage verflossen, und schon denkt Niemand mehr daran. Es ist eben gegangen, wie es fast stets in Frankreich geht. Zuerst erhebt man ein fürchterliches Geschrei und dann folgt sehr bald eine völlige Gleichgiltigkeit. Welche Thorheit lag darin, von „Schlächterei" zu reden, den Handelsminister und den Generalcommissar gewissermaßen als Mörder hinzustellen? Gehörte doch die eingestürzte Brücke gar nicht zur eigentlichen Ausstellung. Es möge sich also Niemand durch den ja allerdings tief bedauerlichen Fall vom Besuche der Ausstellung abhalten lassen.

Es ist mit der Ausstellung wie mit den Wissenschaften. Je mehr man weiß, desto mehr erkennt man, was man nicht weiß. Je weiter hier die Arbeiten vorwärts gehen, desto deutlicher wird es, wie unendlich viel noch zu thun ist. Als der deutsche Reichscommissar vor drei Wochen seine Mitarbeiter und eine große Anzahl der Aussteller zu einem fröhlichen Bierabend im Spatenbräu versammelt hatte, sprach er die Hoffnung aus, daß in wenigen Tagen Alles vollendet sein würde. Jetzt harren immer noch eine Menge Kisten der Auspackung. Dabei fällt mir übrigens eine Anekdote ein, deren Wahrheit mir verbürgt worden ist. Das Spatenbräu geht in Paris meist unter dem Namen seines französischen Generalvertreters als Bière Pousset. Als nun das Commissariat die erste Liste der Aussteller eingesandt hatte, erhielt es die höfliche Anfrage, woher es komme, daß ein so bekannter französischer Artikel in die deutsche Abtheilung aufgenommen werde solle. Also an Fertigsein ist vorläufig noch nicht zu denken. Immerhin sind wir in der letzten Woche wieder ein erhebliches Stück weitergekommen. Zunächst ist die elektrische Bahn dem Verkehr übergeben worden. Sie hat vorläufig noch nicht soviel Anklang beim Publicum gefunden wie das rollende Trottoir, ist aber als eigentliches Beförderungsmittel entschieden vorzuziehen. Die aus je drei gefälligen offenen Wagen bestehenden Züge folgen sich in den Stunden des stärksten Verkehrs in Zwischenräumen von 1½, sonst von zwei bis drei Minuten und fahren so geschwind, daß sie die Gesammtstrecke von 4½ Kilometern in kaum einer Viertelstunde zurücklegen, halten allerdings nur an fünf Stationen. Sehr praktisch ist es, daß sie im umgekehrten Sinne wie die Rollbahn laufen. Ferner sind in der Rue des Nations wieder einige neue Pavillons eröffnet worden. An erster Stelle ist hier der große Palast Italiens zu nennen, der größte und imposanteste der ganzen Reihe. Er ist im Stile der italienischen Renaissance des XV. Jahrhunderts erbaut. Die Motive sind venezianischen Palästen, insbesondere dem Dogenpalaste, entlehnt. Dagegen gemahnen uns die große Mittelkuppel und die vier Eckkuppeln an die Markuskirche, wie denn das Ganze als eine Mischung kirchlicher und weltlicher Baukunst erscheint. Ungemein festlich ist der Eindruck des Innern. Das Goldmosaik der Gewölbe ist durch grüne Eichen- und Lorbeerkränze belebt, die Wände sind mit abwechselnd hellgrünen und gelblichen Marmorstreifen bekleidet, jede Säule ist aus anderem Marmor. Selbstverständlich ist dies Alles nur Imitation. Daß die kunstgewerbliche Ausstellung nicht glänzend ausfallen würde, war vorauszusehen. Wer öfters nach Italien kommt, weiß, daß die Italiener seit Langem eigentlich immer dasselbe machen. Sie verstehen es ausgezeichnet, antike Bronzen und Fayencen von Gubbio und Urbino, Reliefs der della Robbia nachzuahmen, ihre selbständigen Erzeugnisse sind fast immer süßlich oder überladen. Das Beste sind immer noch die venezianischen Gläser. Daß aber der bekannte Salviati für seine Ausstellung in den hellen gothischen Palast dunkle schwere Renaissanceschränke hineinbauen konnte, beweist am besten den Tiefstand des Geschmacks. Es soll mich freuen, wenn ich später noch einiges Gute herausfinde, der erste Eindruck ist ziemlich trostlos. — Nicht weit von hier, auf der anderen Seite der Rue des Nations, befindet sich das reizende Häuschen Dänemarks. Wäre es nicht meine Pflicht, den Leser auf alles Hübsche in der Ausstellung aufmerksam zu machen, ich würde mich hüten, darüber zu schreiben; denn wenn es erst bekannt und vom Fremdenstrom überfluthet ist, wird es viel von seinem Zauber einbüßen. Dänemark hatte ursprünglich beabsichtigt, sich nur an den Ausstellungen der einzelnen Gruppen zu betheiligen und von einem eigenen Pavillon Abstand zu nehmen. Als nun aber die Zeitungen berichteten, daß alle europäischen Staaten bis herab zu Monaco und der Republik von San Marino ihr Haus hätten, und nur der Danebrog nirgends flattere, da kam die Reue. Glücklicherweise nicht zu spät. Im Handumdrehen war von Privatleuten die nöthige Summe aufgebracht, und kaum zwei Monate später stand das Haus fix und fertig am Quai d'Orsay. Es stellt ein dänisches Wohnhaus aus dem XVII. Jahrhundert dar, einen braun und grünen Fachwerkbau mit in lauter kleine Felder getheilten Fenstern und mächtigem Dache. Aus dem einfachen, ganz mit Holz verkleideten Vorraum gelangen wir rechts in ein Rauchzimmer mit bequemen modernen Möbeln mit blau und gelben Bezügen, rechts in den Hauptraum, an den sich wieder ein reizendes Damenzimmer mit Empiremöbeln und zwei Toilettenräume anschließen. Um den Hauptraum läuft oben eine Galerie in sehr einfacher Holzarbeit herum, die zu den von dem liebenswürdigen Verwalter und einem Diener bewohnten Schlafzimmern und einem Balcon mit hübscher Aussicht führt, an den Fenstern befinden sich Estraden mit Tischen und Stühlen, darunter ein Tisch mit Sopha und Lehnstühlen ꝛc. Die Einrichtung ist einfach aber sehr gefällig. Das Grün der Bezüge stimmt vortrefflich zu dem dunkel gebeizten Holz und den hellen Cretonnevorhängen. An den Wänden befinden sich einige Bilder und Photographien, Fayencen und Porzellanteller. Dänische Zeitungen und ein eifrig benutztes Fremdenbuch vervollständigen das Inventar des Hauses, das wohl das behaglichste „home" der ganzen Ausstellung ist. Wir werden auf Dänemark, das in vielen Abtheilungen sehr gut vertreten ist, noch manchmal zurückkommen. Die Ausstellungen der nordischen Völker sind überhaupt ganz besonders fesselnd, wie das ja nach der glänzenden Generalprobe in Stockholm auch nicht anders zu erwarten war. Nicht am Wenigsten zieht uns Deutsche das unglückliche Finnland an, dessen eigenartige Cultur ja jetzt in Gefahr schwebt, dem Slaventhum zum Opfer zu fallen. Das finnische Haus giebt eine jener alten hölzernen Kirchen wieder, wie man sie häufig in dem Lande trifft. Das Dach hängt weit über die niedrigen Wände mit den kleinen Fenstern herab, merkwürdige rundbogige Thüren führen in den Mittelraum zwischen Langschiff und Apsis, über dem sich der sechseckige, spitz zulaufende Thurm erhebt. Rennthier- und Wolfsköpfe, Eichhörnchen und sonstiges Gethier schmücken die Felder zwischen den Fenstern oder ziehen sich als Guirlande um die Thüren, während an den Ecken des Thurmes vier Bären Wache halten. Im Innern bilden Darstellungen aus dem wundersamen Volksepos Kalevala den hauptsächlichsten Schmuck der Wände. In der Mitte finden wir in einem besonderen Glasschranke zwei große Meteorsteine. Links

zieht vor Allem ein reizendes Zimmerchen aus Holz mit originellem Kamin und schönen Teppichen und Vorhängen unsere Aufmerksamkeit auf sich, dahinter ist eine kleine Ausstellung des Fischereigewerbes. Im Schiff sehen wir zunächst ausgestopfte Thiere, Schiffsmodelle, Karten, statistische Tafeln, photographische Ansichten, weiterhin Erzeugnisse der Industrie, darunter vor Allem wieder handgewebte Teppiche und Decken mit schönen kräftigen Farben und Mustern, dann Arbeiten der kunstgewerblichen Schulen in Leder, Holz, Eisen und Stickereien der Schule für Erzieherinnen. Gegen den Ausgang hin befindet sich ein kleiner Raum für die Presse. Heute ist nun auch der Pavillon Schwedens eröffnet worden. Er ist der eigenartigste und phantastischste von allen, ein von oben bis unten mit braunen Schindeln wie mit Fischschuppen bedeckter Holzbau, der sich von Weitem wie irgend ein merkwürdiges gestrandetes Schiff ausnimmt. In der Hauptsache besteht er aus einem hohen Aussichtsthurm mit Galerie und einem Kuppelbau mit Laterne, die kreuz und quer durch Schiffsbrücken mit Geländern verbunden sind. Aus dem Thurm ragt dann wieder in der Höhe des ersten Stockes eine Laube mit Vorplatz heraus, die durch Pfeiler gestützt ist. Das Innere ist hauptsächlich der kunstgewerblichen Hausindustrie eingeräumt, und zwar sehen wir, wie in Bosnien, die Arbeiter selbst in ihrer kleidsamen Nationaltracht bei ihrer Thätigkeit. Vorn links blicken wir in ein Zimmer, in dem ein Lappländer und eine Lappländerin zierliche Filigranschmucksachen herstellen, im Nebenraum arbeiten Spitzenklöpplerinnen und Teppichstickerinnen aus den Provinzen Malmöhus und Oestergotland, gegenüber sitzen schmucke Mädchen aus den Provinzen Koppenberg und Blekinge an Handwebstühlen. An den Wänden dazwischen sind allerhand fertige und verkäufliche Erzeugnisse ausgestellt. In der Mitte steht ein Glasschrank mit den kostbaren Gold- und Silberschmiedearbeiten, die dem Könige anläßlich seines Regierungs-Jubiläums dargebracht worden sind. Hinten schließt sich an den Mittelraum ein Empfangszimmer mit höchst geschmackvoller moderner Einrichtung an. Vielleicht das Sehenswertheste aber sind die beiden Dioramen des Malers Tiren. Das eine stellt eine Winternacht in Kirunavara, hundert Kilometer nördlich vom Polarkreis, dar, eine jener Nächte, auf die nur eine Dämmerung, aber kein Tag folgt. Ein junger Lappländer weidet im Vordergrunde eine Heerde von Hausrennthieren. Das andere Bild bringt das Gegenstück dazu, die Mitternacht des 24. Juni in Stockholm, bei der sich Abenddämmerung und Morgendämmerung ablösen und die Nacht um ihr Recht betrügen. Das Hafenbassin der nordischen Hauptstadt ist hier durch wirkliches Wasser wiedergegeben. Beide Dioramen vermögen ein anschauliches Bild von diesen wundersam ergreifenden Naturschauspielen zu geben. Endlich finden wir rechts vom Eingange ein Lesezimmer, in dem Photographien hängen und Prachtwerke über Schweden aufliegen. Eine Treppe führt hinauf zu der bereits erwähnten Terrasse, von der aus man eine herrliche Aussicht stromauf- und stromabwärts genießt, und von hier aus kann man, aber wohl nur mit besonderer Erlaubniß, zu den Galerien des Thurmes gelangen.

Gestern hat nun in Anwesenheit des Fürsten Münster auch die erste officielle Einweihung einer deutschen Abtheilung stattgefunden, und zwar der vom preußischen Kriegsministerium veranstalteten historischen Uniformenausstellung. Sie befindet sich im westlichsten Theile des riesigen Palastes der Heere und Flotten und umfaßt fünf große Schränke. Der erste enthält die Uniformen vom Ende der Regierungszeit des Großen Kurfürsten bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen, die des zweiten gehen bis zum Frieden von Tilsit, die des dritten bis 1842, die des vierten bis 1863, im fünften sind einige Galauniformen der Schloßgarde, der Leibgendarmerie u. s. w. untergebracht. Die Uniformen der neuesten Zeit seit dem Dänenkriege sind aus begreiflichen Gründen weggelassen worden. Es verstand sich fast von selbst, ist aber doch freudig zu begrüßen, daß man außer den preußischen auch einige sächsische, bayerische und württembergische gebracht hat. So finden wir in Schrank I einen sächsischen Grand Mousquetaire von 1730, in Schrank II einen Officier der sächsischen Leibgrenadiergarde von 1805, in Schrank III drei sächsische Cavallerieofficiere, in Schrank IV einen Kanonier der Reitenden Artillerie (jetzt Artillerieregiment Nr. 12), einen Corporal der 1. Infanteriebrigade Prinz Albert (jetzige Regimenter Nr. 102 und 103) u. s. w. Die lebensgroßen Wachsfiguren sind nach den Modellen des Bildhauers Werner vortrefflich ausgeführt worden, die Gruppirung — meist zwei Reiter und ein Dutzend Fußsoldaten in einem Schranke — ist sehr geschmackvoll. Die ganze Ausstellung ist eine äußerst lebendige Illustration zur Kriegsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte. Zur Erklärung sind die Gruppen in Aquarellwiederholungen mit Legenden an den Wänden aufgehängt worden. Außer diesem im Obergeschoß befindlichen Saale umfaßt die deutsche Armee-Abtheilung einen Raum zu ebener Erde mit einem Modell des Armee-Lazareths zu Spandau, Modellen von Kriegsschiffen und Schuckert'schen Scheinwerfern. Beide Räume sind, ebenso wie das sie verbindende Treppenhaus, mit geschmackvollen Malereien geziert und machen einen würdigen und festlichen Eindruck.

Nachdem gestern wieder eine Beleuchtungsprobe stattgefunden hat, steht zu hoffen, daß die Ausstellung bald allgemein Abends geöffnet sein wird. Vorläufig fühlt man sich nur in der Rue de Paris Abends recht wohl. Ganz fertig ist freilich auch hier noch nicht Alles. Aber die Hunderte von bunten Glühlämpchen, die von den dichtbelaubten Bäumen herabhängen, bieten ein zauberhaftes Bild, und die munteren Weisen, die überall erklingen, versetzen uns bald in eine fröhliche Stimmung. Besonders lustig pflegt es in dem einen Restaurant herzugehen, den Namen habe ich vergessen, aber es ist nicht schwer zu finden, in dem eine italienische Musikbande spielt. Der Maëstro geigt, sein schwarzäugiges Weib schlägt das Tambourin, Andere begleiten mit Guitarre und Harfe, ein halbwüchsiges Dirnchen und ein munteres Bürschchen führen wilde Tänze auf, Alle zusammen aber singen „Funiculi, funicula“ und die „Bella Napoli“ und wie die Lieder alle heißen, die meist so dumm sind und einem doch immer wieder in den Ohren klingen, wenn man sie auf dem Canale Grande oder in Bellagio oder sonstwo gehört hat. Natürlich ist das Restaurant bald zum Stammlocal der Italiener und aller derer geworden, die aus Italien unvergeßliche Eindrücke mit nach Hause genommen. Kommt ein besonders beliebtes Lied, so singt wohl Alles mit, und die Silberstücke regnen dann nur so in das Tambourin oder den grauen Cylinder der glücklichen Musikanten. Paris muß doch ein langweiliges Nest sein, daß man sich erst nach Italien versetzen muß, um ein Mal so ganz harmlos lustig zu sein.

Bücherbesprechungen.

— **Taufe, Wiedergeburt und Kindertaufe in Kraft des heiligen Geistes.** Von Hermann Cremer, Doctor der Theol. und der Rechte, ord. Prof. d. Theologie in Greifswald. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1900. 1 ℳ. — In treuer Befolgung des Herrenwortes, daß die Jünger allezeit Salz bei sich und Frieden unter einander haben sollen, widmet der Verfasser diese Schrift „seinem lieben Freunde und Gegner“, Pastor Lepsius, der sich gegen den vorjährigen Vortrag über denselben Gegenstand (Wiss. Beil. Nr. 53) sehr energisch ausgesprochen hatte. Der Gegner hat geschwiegen, als ihm jener Vortrag gedruckt übersandt wurde, und er wird wohl auch jetzt schweigen. Wir wüßten wenigstens nicht, was er vorbringen sollte gegenüber diesen mit unerbittlicher Logik aus der heiligen Schrift entwickelten Sätzen, daß die Wiedergeburt schlechterdings nichts Anderes ist, als die Begnadigung in der Vergebung der Sünden durch den Glauben, und daß unsere Kindertaufe diese Wirkung vollbringen muß, wenn sie überhaupt eine Taufe sein soll. Bringt und giebt sie dem getauften Kinde nicht dieses neue Leben im Glauben, dann ist sie vielleicht irgend Etwas, aber als Taufe im Sinne der apostolischen Lehre ist sie — Nichts. Man kann sich über diese Sätze ärgern vom calvinistischen Standpunkte aus, man kann und muß sie wegwünschen, wenn man sein kirchliches Streben und Wirken auf methodistische Grundlagen gestellt hat, und man kann auch versuchen, durch Deutung und Pressung einzelner Schriftstellen eine entgegengesetzte Meinung biblisch zu begründen, aber man kann diese Sätze angesichts der ganzen apostolischen Lehre nicht widerlegen. Der Beweisführung des Verfassers zu folgen, ist ein theologischer Genuß; aber nicht um des Genusses willen empfehlen wir diese Schrift, sondern als ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Träger des Amtes, über die Bedeutung der Taufe zu biblisch begründetem klarem Verständniß zu gelangen. Welchen Werth man der Taufe und ihrem kirchlichen Vollzug

beimißt, davon hängt in einem viel höheren Maße die Zukunft unserer Kirche ab, als man in weiten Kreisen anzunehmen pflegt.
B. K.

— Kinder, es ist die letzte Stunde! Sylvesterpredigt am 31. December 1899 in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten von Geh. Kirchenrath D. Pank. Leipzig, Fr. Richter. — Der kurze biblische Satz, der hier im rein zeitlichen Sinne verwendet wird, ist Text und Thema, an das sich die Frage anknüpft: Die letzte Stunde im Jahrhundert — wie wollt ihr es beschließen? Bei der Beantwortung legt der Prediger in gewohnter Weise das Hauptgewicht auf die Kraft und Volksthümlichkeit der Sprache und macht das Erschallen der vier Glocken am Thomasthurm zum Gleichniß für den Gesammtklang des Dank- und Bußgebetes für das alte Jahrhundert und des Friedensgelübdes und des Bittgebetes für das neue Jahrhundert. B. K.

— Politische Geschichte der Gegenwart. Begründet von Wilhelm Müller und fortgeführt von Dr. Karl Wippermann. XXXIII. Das Jahr 1899. Berlin, Julius Springer. 1900. X, 368 SS. ℳ 4. — Der neue Band des unentbehrlichen Handbuchs ist wiederum kaum zwei Monate nach Abschluß des Berichtsjahres erschienen und zeigt alle von uns wiederholt nach Verdienst gewürdigten Vorzüge seiner Vorgänger. Wer sich mit leichter Mühe einen klaren Ueberblick über die politischen Ereignisse des verflossenen Jahres verschaffen will, kann sich kaum ein besseres Hilfsmittel wünschen; die am Schlusse beigefügte chronologische Uebersicht über alle wichtigeren Vorgänge und das alphabetische Register machen das Buch auch zu einem sehr brauchbaren Nachschlagewerke. Die knappe ruhige und dabei in durchaus nationalem Sinne gehaltene Darlegung der Geschichte Deutschlands, der die größere Hälfte des Bandes gewidmet ist, bietet freilich ein im Ganzen nicht recht erfreuliches Bild. Die Zerfahrenheit der Parteiverhältnisse, die leider immer weitere Fortschritte macht, droht mehr und mehr den Reichstag und die Landtage zur Unfruchtbarkeit zu verurtheilen. Wenn es auch gelang, die Vorlage wegen allmäliger Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres durchzusetzen, so scheiterten andere wichtige Gesetzentwürfe; so im Reichstage das Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen gegen socialdemokratische Beeinflussung, im preußischen Landtage die Canalvorlage: beides Fragen, für die der Kaiser persönlich lebhaft eingetreten war. Ein erfreuliches Bild bieten die auswärtigen Verhältnisse: die für Deutschland nicht ungünstige Ordnung der Samoaangelegenheit, die Erwerbung der Carolinen-Inseln fanden allgemeinen Beifall. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer erheblichen Verstärkung unserer Seemacht hat sich in immer weiteren Kreisen Bahn gebrochen. In kurzen Umrissen sind die außerdeutschen Staaten behandelt worden, deren Geschichte diesmal besonders viel interessante Erscheinungen bot; die ebenso knappen und klaren Ausführungen über den Nationalitätenstreit und die Los-von-Rom-Bewegung in Oesterreich, den Ausgang der Dreyfusangelegenheit in Frankreich, die Haager Friedensconferenz, die Entwickelung des Transvaalkrieges u. A. können als mustergiltig bezeichnet werden. —m—

— Deutsche Revue. Eine Monatsschrift herausgegeben von Richard Fleischer. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Preis viertelj. 6 ℳ. — Das letzte Heft (December) des verflossenen Jahrgangs brachte den Lesern der Deutschen Revue neben einer mit ergreifender Naturwahrheit geschriebenen novellistischen Charakterstudie aus dem niedern Volksleben von Clara Viebig (Berlin): „Die Mutter“ Aufsätze von Viceadmiral Reinhold Werner: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“, von Ed. Heyck: „Die Summe des 19. Jahrhunderts in öffentlich-geistiger Beziehung“, von Josef Lewinsky: „Ludwig Anzengruber, der Lehrer seines Volkes“, von Dr. Max Nordau: „Völkersympathien“, von Oberschulrath Prof. Dr. H. Schiller in Leipzig: „Die alte und die neue höhere Schule“, von C. Pelman: „Die Irrenfürsorge am Ausgange des 19. Jahrhunderts“, von Poultney Bigelow: „Ein Abend in Madrid“, von Sir W. H. Rattigan: „Die Zukunft Transvaals“ und von M. v. Brandt: „Die Transvaalfrage vom deutschen Standpunkte“, außerdem den Schluß der Mittheilungen von Louise Lüdemann: „Aus dem ungedruckten Tagebuche einer Großfürstin von Rußland nach den Aufzeichnungen eines verstorbenen Verwandten“ und die Fortsetzung der Erinnerungen eines alten Diplomaten von dem italienischen Botschafter Grafen von Greppi: (Wien, September 1842 bis Juni 1843), eine „Literarische Revue“ über neuere Romanerscheinungen aus der Feder M. zur Megede's und mehrere kürzere Recensionen von verschiedenen Mitarbeitern. Auch in den drei Heften des letzten Vierteljahres, Januar bis März, fehlt es nicht an interessantem Inhalt. Erwähnt seien zunächst die novellistischen Beiträge von Georg Frhrn. v. Ompteda: „Das Moralische“, von Gertrud Franke-Schievelbein: „Froi-lein“ und von Otto v. Leitgeb: „Ein Dichter“. Alle drei, mehr Skizzen als Novellen, zeigen übereinstimmend den scharfen Blick für die Schwächen des heutigen gesellschaftlichen Lebens und die Geschicklichkeit, ihren psychologischen Kern aufzufinden und darzulegen, welche die Moderne auszeichnen. Von Aufsätzen mögen hervorgehoben werden: Staatsminister Dr. Robert Bosse: „Ueber Savigny's Schrift »Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft« im Hinblick auf die Herstellung eines Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs“; Horst Kohl: „Aus der Correspondenz des Grafen Friedrich zu Eulenburg mit dem Fürsten Bismarck“; G. Kaibel: „Die neue Bildung“; Ludwig Barnay: „Bühnenvirtuosen“; Heinrich Rickert: „Eine Episode aus Karl Twesten's Leben“; Professor Dr. Heger in Freiburg i. B.: „Die beste Vorbeugung gegen Krankheiten und Gebrechen“; Oskar Blumenthal: „Verbotene Stücke“; P. Zweifel, Geheimrath und Professor an der Universität Leipzig: „Pläne und Hoffnungen für das neue Jahrhundert“; Dr. J. Hericourt: „Erinnerungen an Pasteur“; Max Nordau: „Die Glücksbilanz der Gesittung“, „Neues über Leopold v. Gerlach und ungedruckte Briefe desselben“; Sir Edw. J. Reed: „Zur Charakteristik Kaiser Wilhelm's II.“; Dr. Wilhelm Kienzl: „Richard Wagner's persönlicher Charakter, eine Studie“; Prof. Dr. A. Weichselbaum: „Ueber die Pest“; Albrecht Weber: „England und der Krieg“; Frédéric Loliée: „Ein Besuch bei Paul Deschanel“; Staatssecretär a. D. Hollmann über „Schiffstypen“; v. Helldorf-Bedra: „Der Fall des Socialistengesetzes“, „Der erste falsche Demetrius“; General Stefan Türr: „Fürst Bismarck und die Ungarn“; Dr. Hans Buchner, o. ö. Universitätsprof. u. Dir. des hygienischen Instituts in München: „Ueber die richtige Vorbildung der Mediciner“; M. v. Brandt: „Weltpolitik und Friedenspolitik“; Fritz Lemmermayer: „Gustav zu Putlitz und Friedrich Hebbel“. Die vorstehende Zusammenstellung lehrt, wie die Revue nicht nur zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten aller Kreise in ihren Dienst zu ziehen weiß, sondern auch mit deren Beihilfe zu allen wichtigeren Tagesfragen Stellung zu nehmen bemüht ist. Schließlich treten dann noch hinzu kleinere Mittheilungen von Dr. Alfred Leicht in Jena: „Michael Bernays über Goethe-Forschung“, von Prof. Oswald Koller: „Weltuntergang“, von Dr. G. K. Anton in Jena: „Der Rhein-Elbe-Canal und die deutsche Landwirthschaft“, von Prof. Dr. Paul Czermack: „Das Hagelschießen“ und von P. v. Ebert: „Gothaer Fürstenbilder aus früherer Zeit“ sowie endlich literarische Berichte über neue Erscheinungen des Büchermarktes. ⁂

— Die Reunionskammer zu Metz. Von Dr. Hermann Kaufmann, Oberst a. D. Metz, Verlag von G. Scriba 1900. V, 313 S. 8°. — Die vorliegende zunächst im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde veröffentlichte Arbeit beschäftigt sich mit jenen durch den Schein rechtlichen Vorgehens nur nothdürftig verhüllten Gewaltthaten Ludwig's XIV., die unter dem Namen der Reunionen bekannt und schon oft, aber bisher noch nie so eingehend behandelt worden sind. Als erschöpfend wird freilich auch Kaufmann's Werk nicht gelten können; der Verfasser arbeitet lediglich auf Grund der in den Metzer Archiven vorhandenen Quellen, namentlich der Acten der dortigen Reunionskammer; aber diese Quellen sind so reichhaltig, daß eine Benutzung der in Paris und wohl auch in Nancy und Bar-le-Duc liegenden Materialien schwerlich wesentlich neue Gesichtspunkte ergeben dürfte. Der Verfasser gliedert seinen Stoff in drei Theile; der erste behandelt die Reunions-Unternehmungen vor Errichtung der Kammer zu Metz, der zweite die Thätigkeit dieser 1679 errichteten Kammer, der dritte die Folgen bis zum Ryswicker Frieden. Das besondere Verdienst Kaufmann's ist der Nachweis, daß die Reunionstheorie nicht als ein Werk Ludwig's XIV. anzusehen ist, sondern ihre Anfänge in eine viel frühere Zeit zurückreichen. Die Gewinnung des linken Rheinufers als Grenze Frankreichs, das eigentliche Ziel, auf dessen Erreichung die Reunionen gerichtet waren, erscheint schon in den Zeiten der Kapetinger als ein Streben des französischen Königthums; schon im 15. Jahrhundert führte es zu einer vorübergehenden Festsetzung der französischen Macht in Lothringen. Die Uneinigkeit der deutschen Fürsten ermöglichte dann im 16. Jahrhundert die Erwerbung der Städte und Bisthümer Cambrai, Metz, Toul und Verdun unter der zweideutigen Form einer Schutzherrschaft,

eines Reichsvicariats; mit dem Erstarken des französischen Königthums mehrten sich die Bestrebungen, diese Schutzherrschaft in vollen Besitz zu verwandeln, und zugleich das Herzogthum Lothringen, das zum Deutschen Reiche besonders seit dem Vertrage von 1542 in einem sehr losen Verhältniß stand, zu annectiren. Namentlich verfolgte dieses Ziel Frankreichs größter Staatsmann, der Cardinal Richelieu; die von ihm 1624 ernannte Commission, deren Aufgabe die Vereinigung der ursprünglich zu Frankreich gehörigen Lande mit dem Königreiche war, bezeichnet der Verfasser mit Recht als Vorreunionskammer. Ihre Seele war der geschichtskundige Pierre Dupuy; als Organ benutzte er das Parlament in Metz, einen Gerichtshof, der unter dem Scheine rechtlichen Verfahrens die Einverleibung der fraglichen Gebiete bewirken sollte. Das Ergebniß war die volle Einverleibung der Bisthümer Metz, Toul und Verdun nebst ihren Gebieten (eorum episcopatuum districtus) im Westfälischen Frieden; die unbestimmte Fassung dieser Clausel war es vor Allem, was den späteren Reunionen Thür und Thor öffnete. Auch das Herzogthum Lothringen blieb damals zunächst im Besitz Frankreichs; der pyrenäische Friede (1659) bewirkte zwar die Wiedereinsetzung des Herzogs, jedoch wurde ihm nur ein kleiner Theil seines Gebietes zurückgegeben. Unmittelbar an diese Vorgänge schlossen sich neue Bestrebungen, Rechtsgrundlagen für weitere Uebergriffe Frankreichs gegenüber seinen östlichen Nachbarn zu schaffen; neben Charles Colbert tritt schon jetzt jener Parlamentsrath Roland Ravaulx hervor, der in der Folge die Seele der Reunionsthätigkeit war. Weder das Regensburger Schiedsgericht (1667—1671) noch der Friede zu Nymwegen (1679) vermochten dem Vorgehen Frankreichs wirksame Schranken zu setzen. Die Errichtung der Reunionskammer zu Metz durch königl. Erlaß vom 23. October 1679 wurde vielmehr das Signal zu den massenhaften Angliederungen deutscher Gebietstheile an das französische Reich, die vorzugsweise in der Geschichte als Reunionen bezeichnet werden. Der Verfasser behandelt eingehend die Organisation und Geschäftsordnung der Kammer und verfolgt dann nach den Acten die einzelnen Reunionen bis zum Schlusse der Kammer im September 1683; man weiß nicht, soll man sich mehr über die skrupellose Benutzung rechtlicher Formen zur Ausübung von schnödester Gewaltthat oder über die Schwäche des Reiches wundern, das dieser Gewaltthat nichts als leere Proteste und fruchtlose Vergleichsverhandlungen entgegensetzen konnte. Der zwanzigjährige Waffenstillstand vom 15. August 1684 gewährte Frankreich die Möglichkeit, seine Beute festzuhalten und nach weiterer zu streben. In den folgenden Jahren trat freilich ein Umschwung in der allgemeinen Politik ein, der bewirkte, daß der Ryswicker Frieden die Reunionen der Metzer Kammer aufhob und die Wiedereinsetzung des Herzogs von Lothringen bewirkte; Elsaß und vor Allem Straßburg aber blieben dem Reiche verloren. — Der Verfasser hebt schließlich hervor, daß zur Erklärung der Reunionen vor Allem die Fehler der deutschen Diplomatie insbesondere bei den Verhandlungen um den Westfälischen Frieden herangezogen werden müssen: „man wird . . . der Anerkennung sich nicht verschließen können, daß die deutschen Unterhändler nicht nur die Unbestimmtheiten geduldet, sondern . . . durch diese Duldung der französischen Auffassung ein Zugeständniß gemacht oder zum Wenigsten den Bevollmächtigten ein gewisses Recht gegeben haben, ihre Auffassung für die zutreffende zu halten". Danach ist er geneigt, für die Reunionen dem Reiche und Lothringen gegenüber eine gewisse Rechtsgrundlage zuzugestehen, ohne freilich „die an das Burleske streifenden Ausschreitungen, welche auch diesen Ländern gegenüber durch die Art der Beweisführung der Kammer und fast in noch höherem Grade durch die Thätigkeit der Reunions-Commissare begangen worden", in Abrede zu stellen. Vom politischen Gesichtspunkte aus betrachtet, hängt es innig zusammen „mit den Jahrhunderte lang genährten, von Richelieu besonders energisch befolgten Ideen von der historischen Mission Frankreichs zur Wiederherstellung des alten Frankenreiches und seiner Ausdehnung bis zum Rheine": den Nachweis dieses Zusammenhangs zu führen, ist das Hauptstreben des Verfassers. —m—

— Freie Worte, Akademische Gelegenheitsreden aus dem Heidelberger Prorectorat 1899—1900 von Hermann Osthoff. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. Preis: 1 ℳ 20 ₰. — Es liegt in der Natur der Sache, daß der durch die Wahl der Collegen an die Spitze der akademischen Verwaltung gestellte Professor in seinem Amtsleben vielfache Gelegenheit findet zu Ansprachen vor größerem Zuhörerkreis, der sich nicht blos aus den Studenten der Hochschule zusammensetzt. Der Heidelberger Prorector des letzten Verwaltungsjahres hat außer den regelmäßig wiederkehrenden Anlässen zu dergleichen öffentlichen Aeußerungen, als Fackelzug beim Prorectoratswechsel, Immatriculation, Festmahl bei der Jahresfeier der Universität und am Geburtstag des Kaisers, noch besondere Veranlassung gehabt, öffentlich zu sprechen, weil in seine Amtszeit das Einweihungsfest der Neubauten der Technischen Hochschule zu Karlsruhe, die Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule zu Berlin, die Eröffnung des Heidelberger Landgerichts, der Verbandstag der deutschen Frauenvereine vom Rothen Kreuz, der Congreß der Association littéraire et artistique internationale in Heidelberg und die Eröffnung der Mannheimer Volkshochschulcurse gefallen und er bei allen diesen Gelegenheiten berufen gewesen ist, seine Hochschule und insbesondere in Berlin zugleich auch die Freiburger Schwesteruniversität zu vertreten. Für den durch sein Fach, Sanskrit und classische Philologie, dem öffentlichen Leben des Tages ferne stehenden Gelehrten mag dieses Heraustreten seiner Person in den Kampf der Interessen und Meinungen eine besondere Wichtigkeit gehabt haben und der Eindruck seiner Worte auf die Zuhörer groß genug erschienen sein, um annehmen zu können, daß ihre Veröffentlichung in Buchform einen weiteren Leserkreis interessiren werde. Bei aller Anerkennung für den hohen idealen Sinn, die edle Auffassung des akademischen Lehrberufes und die vorurtheilsfreie Beurtheilung anderer Bestrebungen, insbesondere auch derjenigen der Technischen Hochschulen, die sich in den vorliegenden Reden offenbaren, können wir jedoch nicht finden, daß sich dieselben durch neue bahnbrechende Ideen oder tiefere Einsichten in die Zusammenhänge des Lebens und der Wissenschaften auszeichnen. ***

— A. Langhans, Ingenieur, Die Privat-Feuerassekuranz und das Reichsversicherungs-Gesetz. Eine Betrachtung zu Nutz und Frommen der Versicherten. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1900. 47 Seiten. 8°. — Der Verfasser bezweckt mit der Veröffentlichung dieser Broschüre, das Publicum für die bevorstehende Berathung des Entwurfes zu einem Reichsgesetze über das private Versicherungswesen auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen darüber aufzuklären, wie den berechtigten Beschwerden der Versicherungsnehmer über die Anwendung der Versicherungsbedingungen im Schadensfalle und die Auslegung und Erfüllung des Versicherungsvertrages seitens der Privatfeuerversicherungsgesellschaften abgeholfen werden könne. Zu dem Ende bespricht er eingehend: die Schadenabschätzung (S. 6 bis 10), die Selbstversicherung und unberechtigte Abzüge (S. 10—14), die Abhilfe durch Reichsgesetz (S. 14—18), die Versicherungsnahme (S. 18—24), die Entwerthung von Gegenständen durch Alter und Gebrauch (S. 24—36) und die Prämienreserve (Rücklage) in der Feuerassekuranz (S. 36—45), und kommt zu dem Schlusse, daß die polizeiliche Ueberwachung des Abschlusses von Feuerversicherungsverträgen zwecklos und unter Umständen bedenklich, dagegen einheitliche Regelung der Stempelsteuer, Einrichtung von Versicherungsschiedsmännern, richtige Bemessung der Schadenreserve und der Prämienreserve und die Aufführung der Verwaltungskosten in den Bilanzen vorzuschreiben sei. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in der trotz vieler mathematischer Formeln und graphischer Darstellungen jedem Laien verständlichen Berechnung der Entwerthung abzuschätzender Gegenstände und der Prämienüberträge. In ersterer Beziehung empfiehlt der Verfasser als Regel, den Werth im einfachen geraden Verhältnisse mit der Zeitdauer des Gebrauchs gleichmäßig abnehmen zu lassen, und in letzterer schlägt er, um die allzu vorsichtige Leipziger Methode zu vermeiden, eine zwischen der exacten Gothaer und der empirisch-approximativen Berechnungsart der meisten Compagnien die Mitte haltende neue rationell-approximative Methode vor, die ein recht brauchbares in ziemlich engen Fehlergrenzen eingeschlossenes Resultat ergiebt. Mag auch manche Einseitigkeit unterlaufen und die Darstellung sich bisweilen in Einzelheiten verlieren, die für ein Reichsgesetz zu detaillirt sein würden, so verdienen doch diese reiflich erwogenen und wohlgemeinten Vorschläge eines in dieser Praxis erfahrenen Versicherungstechnikers, die ihre Entstehung langjährigen Beobachtungen und einem ernsten Suchen nach Abstellung unleugbarer Uebelstände verdanken, recht eingehende Erwägung. Dr. W

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 59. | Donnerstag, den 17. Mai, Abends. | 1900.

Feldmarschall Suwórow.

Zum 18. Mai.

Knjas Italinski, Graf Alexander Wasiljewitsch Suwórow-Rimnikski, Generalfeldmarschall der russischen und österreichischen Armee, Generalissimus der russischen Land- und Seestreitkräfte, Großmarschall und oberster Führer der königlich piemontesischen Armee, Erbprinz der königlichen Familie von Sardinien, Cousin du Roi et Grand de la couronne des États de terre ferme du Royaume de Sardaigne[1]), wurde am 24. November 1729 als Sohn des 1796 gestorbenen Pathenkindes Peter's des Großen, des Generalleutnants und Uebersetzers der Werke Vauban's Wasili Suwórow in Finland geboren. Von seiner Jugend ist nicht viel bekannt, auch kein Bildniß aus dieser Zeit vorhanden. Er war schon früh ein aufstrebender Geist, der nur für den kriegerischen Beruf glühte, obwohl sein Vater ihn zum Staatsmann erziehen lassen wollte. Alexander, Caesar und Hannibal wurden zeitig die Lieblinge seiner Seele. Ihre Geschichte machte sein unausgesetztes Studium aus, sein heißes Verlangen war, ihnen nachzueifern. Von Neueren liebte er besonders den kühnen und unerschrockenen Schwedenkönig Karl XII., dessen Willen, fest wie Eisen, ihm ebenso wie seine angeborene Herrschergabe über fremde Gemüther imponirte. Aber auch den weisen und bedächtigen Montecuccoli achtete er und schöpfte aus Leibniz' und Wolff's Schriften die Grundlehren der Philosophie. Bücher zu lesen, Karten und Zeichnungen zu betrachten, war seine Hauptbeschäftigung; er war dagegen ein „Scheuvogel", sobald er seine Dachkammer verlassen und vor Menschen in Gesellschaft erscheinen mußte. Mit 13 Jahren wurde er in das Semenoff'sche Garderegiment als Gemeiner eingereiht (1742) und lernte den Dienst von unten auf. Nach 12jährigem Aufenthalte in der Garde stieg er bis zum Feldwebel, 1754 wurde er jedoch schon Leutnant und in ein Feldregiment versetzt. Dann avancirte er schnell und war bei Ausbruch des letzten Feldzuges im 7jährigen Kriege gegen Preußen als Oberstleutnant Commandant von Memel. Auf seine Bitte wurde er zur activen Armee versetzt. In dieser zeichnete er sich bei verschiedenen Reitergefechten und als Führer eines Streifcorps, das den Preußen manchen Abbruch that, unter dem General Berg aus, nahm auch an dem gewaltigen Entscheidungskampf bei Kunersdorf Theil. Die zweite, noch lehrreichere Schule als der 7jährige Krieg wurde für den inzwischen (1762) auf Befehl Katharina's II. zum Oberst des Astrachan'schen Grenadierregiments beförderten jungen Officier der polnische Conföderationskrieg, weil er da mehr nach eigenem Antrieb handeln durfte und die eigenthümliche Beschaffenheit der Verhältnisse seine militärischen Anlagen besonders zu entwickeln geeignet war. Durch die Conföderation von Bar von 1768 hatte sich bekanntlich eine Anzahl Adeliger gegen ihren unter russischem Einfluß stehenden König Stanislaus Poniatowski erhoben und eine Dictatur über König und Volk, Senat und Reichstag angemaßt. Die Flamme des Aufstandes dehnte sich schließlich über das ganze Land aus. Doch die russischen Waffen erhielten schnell die Oberhand. Der zum Brigadier ernannte Suwórow zerstreute die Heere der beiden Pulawski mit seinen von ihm durch Gewaltmärsche und Uebungen mit dem Bajonett gedrillten Leuten. „пуля дура, штыкъ молодецъ", „die Kugel ist eine Thörin, das Bajonett ein schneidiger Kerl" war sein Kernspruch. Im Ueberblick, der Schnelligkeit, dem Nachdruck — dem Cäsarischen veni, vidi, vici entsprechend — bestand seine Taktik. Am 15./26. April 1772 ergab sich ihm Krakau, das Hauptbollwerk der Insurrection, nachdem das Stürmen erfolglos gewesen war. Im Herbst rückte sein Corps dann in langsamen Märschen nach St. Petersburg, wo der nunmehrige Generalmajor den Auftrag erhielt, die finländische Grenze zu besichtigen. Bald aber kämpfte er wieder und zwar gegen andere Feinde, unter anderen Verhältnissen, während er selbst der gleiche Tapfere, Unermüdliche, Schnelle und Entschlossene blieb, unter Feldmarschall Rumjanzow gegen die Türken (1773—74). Letztere, einst so furchtbar, waren tief von ihrer ehemaligen Größe herabgesunken. Suwórow erzwingt mit seiner Truppe den Donauübergang bei Turtúkai und meldet diesen Sieg an den Feldmarschall mit den bekannten Worten: „Сла́ва Бо́гу, сла́ва Вамъ, Туртука́й взя́тъ и я тамъ", „Preis sei Gott und Preis sei Ihnen, ich nahm Turtúkai und bin drinnen." Da der Zug ohne Befehl unternommen, ließ ihn Rumjanzow vor ein Kriegsgericht stellen, doch die Gnade Katharina's, die seine künftige Größe ahnte, rettete ihn. „Den Sieger soll man nicht richten." Bei einem späteren siegreichen Unternehmen, ebenfalls bei Turtúkai, erhielt er den Georgs-Orden 2. Classe wegen seines Heldenmuths. Dann behauptete er siegreich den wichtigen Posten von Hirsowa und erfocht als Generalleutnant mit Auszeichnung unter General Kamenskij einen entscheidenden Sieg über den Reis Effendi und den Janitscharen-Aga bei Koslúdshi. Hierauf war er im Innern Rußlands gegen den Empörer Pugátschew thätig, dessen Aufruhr durch die Unzufriedenheit der Jaitzkischen Kosaken unterstützt, aber bald unterdrückt wurde. Sodann kämpfte der General in der Krim (1775—80) erfolgreich gegen den Chan Dewlet-Gherái. Die Kaiserin verlieh ihm den Alexander Newskij-Orden in Brillanten und zwar denselben, welchen sie bisher getragen hatte. Er unterwirft darauf die aufständischen Bergvölker des Kaukasus, die Lesghier und Nogaischen Tataren und wird General der Infanterie und Gouverneur jener Provinzen. Im zweiten, dem österreichisch-russischen Türkenkriege (1787—92), den der Friede von Jassy beendete, siegte er am 1. October 1787 bei Kinburn (gegenüber Oczakow) an der Dnjeprmündung und wird von einer Flintenkugel im Arm verwundet. Die Kaiserin schickt ihm mit einem schmeichelhaften Handschreiben den Andreasorden, und Potemkin wußte nicht Worte genug der Zufriedenheit zu finden. Später nahm er an der bekannten Belagerung von Oczakow theil, wo nach gelungenem Sturm die Festung einer furchtbaren Plünderung anheimfällt. Dann siegt er zugleich mit den Oesterreichern unter dem Prinzen Josias von Sachsen-Coburg am 1. August 1789 bei Fokşani und am 15. September über den türkischen Großvezier Mehemed am Rimnik. „Vorwärts, Kinder," rief er seinen Soldaten mit begeisterndem Blick zu, „die Brust jener Ungläubigen erwartet Eure Bajonette!" Suwórow veranstaltete einen Dankgottesdienst auf dem Schlachtfelde, bei welchem jeder Soldat einen Lorbeerzweig in der Hand halten mußte. Kaiser Josef II. ernannte ihn zum Grafen des Deutschen, Katharina zum Grafen des Russischen Reichs und zwar mit dem ehrenden Beinamen „Рымни́кскій" (vom Rymnik). Außerdem erhielt er von seiner Monarchin einen reich mit Brillanten geschmückten und auf 60 000 Rubel geschätzten Degen, auf dem geschrieben stand: „Dem Besieger des Großveziers" und endlich, was ihm am meisten gefiel, den nur für gewonnene Schlachten verliehenen Georgs-Orden 1. Classe. Suwórow war außer sich vor Freuden und schrieb begeistert an die von ihm heißgeliebte Tochter Natalie „über die großmüthige Mutter, die Kaiserin, welche an ihn ein Rescript geschickt hätte, als wenn es an

[1]) Diese Würden hatte ihm der König von Sardinien verliehen zum Dank für die Vertreibung der Franzosen aus Italien.

Alexander den Macedonier wäre". 1790 erhielt er von Potemkin ein Schreiben, ganz kurz: „Sie werden Jsmail[*]) nehmen, es koste, was es wolle." Es war ein schwieriges Unternehmen, eine starke Festung, die seit Langem allen russischen Angriffen widerstanden, und ein Heer dahinter, über dessen Leichen nur der Weg ging. Aber je größer die Schwierigkeiten, desto größer der Ruhm. Nur unedle Gemüther scheuen, was schwer ist. „Seht Ihr wohl jene Festung, ihre Mauern sind hoch, ihre Gräben tief, und dennoch müssen wir sie nehmen, denn Matuschka Zaritza hat's befohlen und ihr müssen wir gehorchen!" ruft er seinen Soldaten zu. „Mit Dir nehmen wir sie gewiß!" ist die jubelnde Antwort. Und Suwórow schloß mit 60000 Mann die Festung ein, ließ Leitern und Faschinen zur Ueberbrückung der Gräben fertigen, dann die Festung zum Schein aus 40 Feldgeschützen zwei Tage lang bombardiren und schritt darauf zum Sturm, zum brutalen Massenangriff in 12 Colonnen ohne jede Rücksicht auf Menschenverluste. „Mit uns Gott und Katharina! Gefährten, Russenbrüder — mir nach!" ruft er und stürzt allen Truppen voran. Nach 3 Stunden gelangte er in den Besitz der Werke, noch 10 Stunden dauerte der Kampf in der Stadt, die einer schonungslosen Plünderung und Verwüstung anheimfiel. 245 Kanonen, 345 gewöhnliche Kriegsfahnen, alle mit Blut getränkt — sie hängen noch in der St. Petersburger Festungskirche —, 10000 Pferde und bedeutende Kriegsvorräthe im Werthe von 2 Millionen Rubel fielen neben 11000 Gefangenen in Suwórow's Hände. Er verschmäht jeden Antheil an der Beute. 1791 wurde er General-Gouverneur von Jekaterinoslaw und den eroberten Provinzen am Dnjestr. Den polnischen Aufstand von 1794 beendete er rasch durch die am 3. November mit 22000 Mann in 7 Colonnen unternommene 4 Stunden währende Erstürmung von Praga, bei der seine Truppen furchtbare Rache an den Polen nahmen. Am 6. November ergiebt sich Warschau und Suwórow zieht feierlich ein. „Hurrah, Warschau ist unser", so lautete seine lakonische Meldung an die Kaiserin. „Hurrah, Feldmarschall! Katharina" war die Antwort seiner geliebten Monarchin. Bald darauf schrieb sie ihm: „Sie wissen, daß ich Niemand außer der Reihe avancire und den im Range Aelteren keine Beleidigung zufüge: Durch die Eroberung von Polen haben Sie Sich selbst zum Feldmarschall erhoben." Die letzte Theilung Polens war die Folge dieses Sieges. Nun zog sich Suwórow ruhebedürftig auf sein ihm von Katharina geschenktes Landgut Kantschanskij im Gouvernement Warschau zurück. Aber bereits 1799 übertrug ihm Kaiser Paul I. den Oberbefehl über die Truppen in Italien, um im sogenannten Kriege der 2. Coalition als Generalissimus beider Armeen mit den Oesterreichern gegen die Franzosen zu kämpfen. Diese Erfolge Suwórow's bezeichnen den Höhepunkt seines Ruhms. Am 14. März übernahm er bei Valeggio am Mincio das Commando, schlug am 27. Moreau bei Cassano und zog am 29. als Sieger in Mailand ein. Alle Eingänge in das Veltlin und die Gotthardstraße lagen nun offen vor ihm. Nach Einnahme von Turin drang er über Alessandria, Tortona vor, siegte in der 3tägigen Schlacht an der Trebbia über Macdonald, eroberte die Citadellen von Turin und Alessandria, schlug Joubert mit eigenen furchtbaren Verlusten bei Novi und nahm am 11. September die Citadelle von Tortona. So hatte er in kaum 6 Monaten die Franzosen aus Oberitalien vertrieben, wofür er den Beinamen Italinski erhielt. Er operirte fortan mit den russischen Truppen selbständig in der Schweiz. Um sich dort mit Korsakow zu vereinigen, machte er seinen berühmten, aber unheilvollen Zug über den St. Gotthard. Nach blutigen Gefechten und großen Verlusten öffnete er den durch Lecourbe vertheidigten Paß und die Teufelsbrücke, überstieg dann am 27. September das beinahe ungangbare Gebirge und erreichte nach den unsäglichsten Beschwerden und unter mehrfachen Kämpfen mit den erschöpften Resten seines Heeres am 8. October Ilanz im vorderen Rheinthale. Sein sämmtliches Geschütz, alle Lastthiere mit dem Gepäck, den größten Theil der Pferde und über ein Drittel der Mannschaften hatte er verloren, als er sich mit Korsakow hinter dem Bodensee vereinigte. Die Verbündeten waren inzwischen von Masséna bei Zürich, von Soult an der Linth, von Molitor bei Wallis geschlagen worden, und so erhielt auch Suwórow den Befehl zum Rückmarsch nach Rußland. Unterwegs in Krakau erkrankte er und fiel durch den Einfluß seiner Feinde wegen angeblicher Nichtbeachtung kaiserlicher Befehle in Ungnade. Noch krank am 2. Mai 1800 in St. Petersburg ankommend, ertrug er diesen Wechsel des Geschicks nicht lange; schon am 18. Mai starb der große Feldherr im Hause seiner Nichte, der Comtesse Swostow, geborenen Fürstin Gortschakow. Ganz Rußland war in Trauer und Kaiser Alexander I. ließ ihm auf dem Marsfelde von St. Petersburg 1801 ein Kolossal-Denkmal setzen. Mit ihm schwand wohl der größte Feldherr, den Rußland hervorgebracht hat, von allen ausgezeichneten Männern wie Panin, Rumjanzow, Potemkin, Repnin, Woronzow, Besborodko u. A., die den Thron der großen Katharina umgaben, wohl der bedeutendste, jedenfalls aber der eigenartigste. Rußland feiert daher mit Recht in diesen Tagen die 100. Wiederkehr seines Todestages. Suwórow ist ein Beispiel, was ein Mann, der einzig einem Gedanken, einer Leidenschaft lebt, nämlich nur einem edlen Ehrgeiz und der Liebe zum Vaterlande, die bei ihm in Eins verschmolzen waren, erreichen kann. Je nach den Umständen war er seinem Lande bald der eherne Schild, bald das flammende Schwert, das den Feinden entgegengehalten wurde, und Alles, was ihn von dem Ziel, das er schon in der Jugend sich erstrebt: „Ich will Feldmarschall werden und meinem Vaterlande die größten Dienste leisten" ablenken konnte, blieb ihm fremd, Frauenliebe[*]) wie die Freuden der Gesellschaft und die Genüsse des Reichthums und der Bequemlichkeit. Er ist ein leuchtendes Beispiel dessen, was der Mensch kann, wenn er ernstlich will. Bildnisse ergänzen Charakterschilderungen. Leider giebt es wenig gute Porträts von Suwórow. Eines der besten, die vorhanden, ist nach dem Gemälde des österreichischen Malers Josef Kreuzinger gefertigt, das dieser 1799 während eines Aufenthalts des Feldmarschalls in Wien von dem 70jährigen gemalt hat. Die Russen tadeln an dem Porträt den zu stark germanischen Typus, besonders sprechen sich Denis Demidoff und der bekannte Sammler Suwórow'scher Bilder, der Oberst Sergius Kozlew dahin aus. Diese bevorzugen, ebenso auch die Familie, ein gleich nach der Schlacht von Novi von einem Russen ausgeführtes Brustbild. In Dresden giebt es übrigens eine Reihe von in Kreide gezeichneten Porträts Suwórow's, die der Maler Schmidt gefertigt hat. Aus den jüngeren Jahren ist leider nichts von Bildern Suwórow's erhalten, vielleicht auch nie vorhanden gewesen, zumal derselbe eine große Abneigung gegen alles Konterfeien seines nicht gerade schönen Körpers hatte. Bekannt ist, daß er es nie liebte, an das Alter erinnert zu werden, das er als eine Krankheit des Soldaten bezeichnete und durch ein Regime von Entbehrungen zu heilen suchte, und daß er es vermied, je in einen Spiegel zu sehen. Man mußte daher auch stets, wo er weilte, die Spiegel entfernen oder verhängen und konnte nur mit List, gegen seinen Willen, ohne daß er es ahnte, Bilder seiner Person ausführen.

W. Stavenhagen.

*) In Bessarabien in der Nähe der Donaumündung.

*) Die Ehe mit der Prinzessin Proscourowskij, einer Nichte Rumjanzow's, wurde bald getrennt. Außer der Tochter Natalie war ein Sohn aus ihr hervorgegangen, der 1811 im Rymnik, an der Siegesstätte seines Vaters, ertrank.

Bopp-Stiftung.

Für den 16. Mai als den Jahrestag der Bopp-Stiftung (gegründet im Jahre 1866) hat die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin von dem zur Disposition stehenden Jahresertrage von 1899 die erste Rate 900 M dem Dr. Walter Friedländer in Berlin als Beihilfe zu einer Reise nach England behufs Untersuchung dortiger vedischer Handschriften speciell des **Sânkhâyana Âranyaka**, mit dessen Herausgabe derselbe sich beschäftigt, zuerkannt. Die zweite Rate 450 M ist dem Privat-Docenten Dr. v. Nägelein in Königsberg Ostpr. zum Druck seiner Arbeit über das „Roß-Opfer" zugetheilt worden. Die vorberathende Commission der Bopp-Stiftung besteht zur Zeit aus den Professoren Weber, Johannes Schmidt, Weinhold, Geldner und Brückner in Berlin. Bewerbungen um Beihilfen aus den Mitteln der Stiftung sind bis zum 31. Januar an die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, welche die Stiftung verwaltet, einzusenden. Die Stiftung ist bestimmt entweder zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, wes Landes immer, der seine Studien auf der Universität bereits vollendet hat, behufs Fortsetzung derselben, wo es auch sei, oder zweitens zu Preisen für wissenschaftliche Leistungen bezw. Unterstützung zu wissen-

schaftlichen Unternehmungen, — beides unter Beschränkung auf das von Franz Bopp erschlossene Gebiet der Sanskrit-Philologie sowie der vergleichenden Sprachforschung namentlich innerhalb des indogermanischen Völkerkreises.

Bücherbesprechungen.

— Ewigkeitsgedanken von Dr. Johann Albrecht Bengel. Dritte Auflage. Schriftgedanken von demselben nebst seinen geistlichen Liedern und einem kurzen Lebensabriß. Zweite Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1900. Je 1 ℳ 60 ₰. — Der Herausgeber ist Dr. Oscar Wächter in Stuttgart, der kurz nach dem Erscheinen seines Lebensabrisses des großen Theologen zunächst die Ewigkeitsgedanken zusammenstellte. Das waren allerlei Aussprüche oder Briefstücke, die sich mit dem christlichen Glauben und dem christlichen Leben beschäftigten, in der Mehrzahl nur kurze Sätze, die dann in der zweiten Auflage um weitere Auszüge aus seinen Schriften vermehrt wurden. Später folgten die Schriftgedanken, andere kurze Aussprüche ganz ähnlichen Inhaltes. Ihnen wurden die 7 Lieder beigefügt, die wir von Bengel besitzen, und vorangestellt eine kurze Darstellung seines Lebens, in der hauptsächlich Bedacht darauf genommen war, den berühmten Schriftforscher auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung, wenn auch nur in kurzen Andeutungen, selbst zum Worte kommen zu lassen. Die wiederholten Auflagen beweisen, daß man diese Gaben zu schätzen gewußt hat. Wenn auch in diesen Ausschnitten aus seinen Schriften und namentlich in den gelegentlichen Aeußerungen, die in seiner Familie handschriftlich aufbewahrt wurden, viel Selbstverständliches vorkommt, was anderswärts ebenso gut und noch besser gesagt worden ist, so weiß doch jeder Kenner Bengel'scher Auslegungskunst, mit welcher ganz eigenartigen Kraft und Schärfe er an vielen Stellen oft mit einem einzigen Worte das Richtige getroffen hat. Zu diesen exegetischen Notizen des Gnomon, die heute noch jeder Commentar enthält, liefern nun diese hier gebotenen Gedanken für viele Abschnitte der heiligen Schrift etwas längere Ausführungen. Und so haben sie auch für den Theologen ihren Werth als Hilfsmittel des Studiums. In der Hauptsache sind die zwei Sammlungen für Christen jedes Standes berechnet, die nach Bereicherung ihrer Schrift- und Glaubenserkenntniß streben und solches ohne mühsames Eingehen auf lange Gedankenentwickelungen finden wollen. B. K.

— Sturmi. Ansgar. Liudger. Kirchengeschichtliche Skizzen von Emil Knodt, Prof. am theologischen Seminar in Herborn. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1900. 1 ℳ. — Das ist der zweite Band eines Werkes, das den Lebensgang christlicher Lebenszeugen aus und in Westphalen beschreibt. Es ist ein sehr verdienstliches Unternehmen des Verfassers, das christliche Volk bekannt zu machen mit diesen kirchlichen Vorkämpfern der alten Zeit. Sie haben auf die ganze Entwickelung des deutschen Volkslebens mindestens so viel Einfluß ausgeübt, als andere geschichtliche Persönlichkeiten, von denen der Schulunterricht handelt, sind aber bis jetzt dem Volk so gut wie fremd geblieben. Seit nun Hauck in seiner Kirchengeschichte Deutschlands die betreffenden Quellen auf das Gewissenhafteste untersucht und das geschichtlich Feststehende in einer zuvor kaum je versuchten Weise herausgefunden hat, ist für ein Vorhaben wie das des Verfassers die wichtigste Vorarbeit gethan. Es handelt sich nur noch darum, den vorhandenen Stoff in ansprechender Weise zu gestalten und, wie es der Verfasser reichlich gethan hat, auch solche Bestandtheile der Quellen vorsichtig zu verwerthen, die als geschichtliche Wahrheit nicht wohl angesehen werden können, aber doch zur Kennzeichnung der Zeit, ihrer Sitten und Anschauungen dienen. Diese Prediger des Evangeliums sollten vor den geistigen Augen des Volkes lebendig werden, und deshalb sind auch mancherlei Vergleichungen zwischen ihren religiösen Vorstellungen und denen der Jetztzeit gezogen und sind erbaulich lehrreiche Andeutungen eingestreut. Das Alles ist aber von einem so wohl gegründeten evangelischen Standpunkt aus bewirkt worden, daß wir die Skizzen zu mittelbarer oder unmittelbarer Verwendung bei der Unterweisung der Jugend und der für solche Dinge empfänglichen Gemeinde dringend empfehlen können. Warum der erste Abt von Fulda, den alle Welt bis zu der neuesten Zeit Sturm oder Sturmius nennt, in dem Buche Sturmi heißt, wissen wir nicht; es müssen hier Forschungen vorliegen, die uns unbekannt sind. B. K.

— Das Wesen der christlichen Gemeinschaft. Festrede des Herrn Professor D. Dr. Cremer aus Greifswald. Gehalten zum 6. Stiftungsfeste des Christl. Vereins junger Männer am 19. November 1899 in Dresden. Dresden, Justus Naumann's Buchhandlung, B. Ungelenk. 20 ₰. — Die Rede ist nach stenographischer Niederschrift herausgegeben und will nicht als Festrede im höheren Stile angesehen sein, wo eine strenge Gedankenentwickelung als Hauptaufgabe zu gelten hätte, sondern als eine herzlich eindringliche Ansprache an einen Verein, der eben christliche Gemeinschaft pflegen soll. Es ist sehr bezeichnend, und es war auch von diesem Festredner nicht anders zu erwarten, daß die sonst überall gehörten Aeußerungen über die Pflichten und Rechte des Verhältnisses der Gegenseitigkeit ganz zurücktreten, desto kräftiger aber die Pflicht jedes Einzelnen betont wird, im Glauben Gemeinschaft mit Christus und mit seinen Bekennern in der Kirche zu halten, womit die christliche Gemeinschaft von selbst gegeben sei. B. K.

— Die Wahrheit über die Jesuiten. Von —se—. Berlin SW. 1900. Karl Habel. — Es ist immer nützlich, etwas Richtiges und Urkundliches über die Jesuiten zu erfahren. Um diesen Zweck zu erreichen, kann man sich auch der Auszüge aus größeren Werken bedienen, wenn sie sorgfältig hergestellt sind. So wäre es nur löblich, einen solchen Auszug aus einem anerkannt tüchtigen Buche zu veranstalten für solche Leser, denen dieses Buch zu lang und zu schwer ist. Das Buch ist in diesem Falle gut, nämlich Huber's bekanntes Werk über den Jesuiten-Orden, das vor Jahrzehnten in demselben Verlag erschienen ist. Aber dieser Auszug ist so sonderbar, daß Einem beim Nachsinnen über seine Entstehung kein anderer Gedanke kommt, als der, daß die Verlagshandlung, um an jenes Werk einmal wieder zu erinnern, irgend Jemand gewonnen hat, der einen Auszug daraus fertigen sollte, sich aber in der Wahl dieser Person stark vergriffen hat. Man muß davon auch selbst eine Ahnung gehabt haben, wenn man doch von dem Namen des Betreffenden blos das Mittelstück, aber nicht auch Kopf und Fuß offenbart. Seine Thätigkeit hat nur darin bestanden, allerlei Abschnitte aus Huber's Buch, die ihm besonders beweiskräftig vorkamen, wörtlich herüberzunehmen oder auch zurecht zu schneiden und auf eine kümmerliche Art mit einem verbindenden Texte zu versehen. Wie aber diese Abschnitte geordnet sind, ersehe man aus folgender Auslese aus der Inhaltsangabe: Der Gehorsam. Der General. Noviziat. Ablaßgewinn im Orden. Verwendung des Vermögens im Noviziat u. s. f. Wenn auch das, was Huber geschrieben hat, im Allgemeinen als Wahrheit über die Jesuiten gelten kann, so ist es doch ein starkes Stück, einem solchen Sammelsurium diesen Titel zu geben. Darüber werden die Jesuiten nur lachen, und mit Recht. B. K.

— Meine Religion. Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden von J. W. v. Goethe. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 95 S. Geh. 1 ℳ, geb. 1,75 ℳ. — Man darf es als einen sehr glücklichen Gedanken bezeichnen, Goethe's Grundanschauungen über das Verhältniß des Menschen zu Gott und zur Gesellschaft in der Form zweier fingirten Reden darzulegen, die er in den letzten Lebensjahren gehalten haben könnte. Die vielen gelegentlichen Aeußerungen Goethe's über diesen Gegenstand, wie sie sich namentlich in dem umfänglichen Sammelwerke Woldemar v. Biedermann's zerstreut vorfinden und wie wir ihnen außerdem auch in den Briefsammlungen begegnen, sind mit großer Kunst und meisterhaftem Geschick zum Ganzen verarbeitet. Bode verfährt dabei in der Weise, daß er die streng logisch gruppirten Einzelstellen durch kurze verbindende und überleitende Sätze wie Perlen an der Schnur aufreiht. Die beiden auf diese Weise gewonnenen Reden machen durchaus den Eindruck des Einheitlichen und künstlerisch Geschlossenen. Vielleicht hätte nach Anleitung des bekannten Buches von Theodor Vogel noch mancher tiefere Griff in die Werke des Altmeisters gethan werden können, wodurch die erste Rede noch glänzender ausgestattet worden wäre. Störend wirkt bei einer nicht unterbrochenen Lectüre der beiden Reden der Umstand, daß sich in ihnen wörtlich gleichlautende Stellen finden. Sollte einmal die Fiction aufrecht erhalten werden, daß wir es mit wirklich gehaltenen Reden zu thun haben, so mußten solche Wiederholungen vermieden werden, die zum mindesten einen befremdlichen Eindruck machen. Was bei der ersten Veröffentlichung der Reden in den Preußischen Jahrbüchern dem Leser nicht auffällig war, muß sich in der geschlossenen Buchform sofort bemerklich machen. Abgesehen hiervon wird aber die in so origineller Form dargebotene Frucht Goethe'scher Lebensweisheit allen ge-

schmackvollen Lesern trefflich munden und das Büchlein dem Altmeister neue Schüler zuführen. Mit Interesse darf man der von dem weimarischen Kunstschriftsteller in Aussicht gestellten dritten Rede entgegensehen, in der er Goethe über Poesie und Kunst sprechen lassen wird.

Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Ueber Walther von der Vogelweide. Eine Jugendarbeit Rudolf Hildebrand's (aus dem Jahre 1848). Herausgegeben von Professor Georg Berlit, Oberlehrer am Nikolaigymnasium zu Leipzig. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 13. Jahrgang. S. 777. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1900. — Unter dem 26. März 1848, einem Sonntage, schrieb der vierundzwanzigjährige Rudolf Hildebrand in sein Tagebuch: „Eben bin ich mit meiner deutschen Examenarbeit fertig geworden, mitten unter den Stürmen der Revolution — sie ist über Walther von der Vogelweide, meinen Leibdichter nach Shakespeare, meinen deutschen Liebling." Von dieser Arbeit hat sich in dem Nachlasse des Gelehrten eine saubere Abschrift vorgefunden. Mit ihrer Veröffentlichung hat Georg Berlit allen dankbaren Schülern des Verewigten eine wahre Herzensfreude bereitet. Freilich wußten wir ja aus Hildebrand's Vorlesungen, wie innig vertraut er mit Walther war, wie warm und feurig er werden konnte über den köstlichen Liedern, wie seine Stimme bebte und sein Auge flammte bei der Erläuterung der gewaltigen Sprüche. Aber es gewährt doch einen Genuß von ganz besonderer Art, hier zu sehen, wie tief bereits der Jüngling zu schöpfen wußte aus dem Brunnen der altdeutschen Dichtung. Und wir sollten meinen, die kurze Arbeit — etwa zwei Druckbogen — könne sogar den Studirenden, wenn auch nur den reiferen, gute Dienste leisten als ein Wegweiser oder Schlüssel zu den Tiefen von Walther's Dichtung. Dabei mag allerdings Manchem bange um's Herz werden im Gedanken an das eigne Examen. Aber er wird sich zum Troste sagen dürfen: Prüflinge wie Rudolf Hildebrand werden stets seltene Ausnahmen bleiben. Denn gleichwie Klopstock's Abschiedsrede, die er als Abiturus in Schulpforta hielt, schon den Dichter des Messias ahnen ließ, so kündet auch diese abgeklärte, reife, in sich geschlossene Prüfungsarbeit Hildebrand's bereits den künftigen Lehrer, der vor Vielen berufen war, der studirenden Jugend die Bahn zu weisen zu der Dichtung des Mittelalters und zum Verständniß poetischen Schaffens überhaupt. Für die Herausgabe des Sonderabdruckes ist man dem Verleger zu wärmstem Danke verpflichtet. R. B.

— Volkskunde und Gymnasialunterricht. Von Friedrich Beyschlag in Neustadt a. H. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 14. Jahrgang 1900, 1. Heft. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1900. Preis 80 ₰. — Die junge Wissenschaft der Volkskunde entfaltet eine außerordentliche Rührigkeit. Allüberall zumal in deutschen Gauen sind emsige Sammler an der Arbeit, um zu retten, was sich in der Unrast der Alles verflachenden Gegenwart noch erhalten hat von alten Sitten und Bräuchen, Volkstrachten, Volksliedern, Kinderreimen, Inschriften an Haus und Geräth u. dgl. m. Dieses Eifers darf man sich gewiß von Herzen freuen. Nicht minder wichtig ist aber auch, daß die Ergebnisse dieses Sammelfleißes für die Schule nutzbringende Verwerthung finden. Wie dies geschehen kann, wie die Volkskunde berufen ist, dem erziehenden Unterrichte ganz hervorragende Dienste zu leisten, darüber belehrt die vorliegende treffliche Arbeit. Beyschlag legt dar, in welcher Weise vornehmlich der Unterricht im Deutschen, demnächst in der deutschen Geschichte und Geographie, ferner auch der naturkundliche und der Gesangsunterricht, ja selbst der Unterricht in den alten und in den modernen Sprachen sich die Erträgnisse der deutschen Volkskunde dienstbar machen kann und soll. Die Wärme, mit der der Verfasser für seinen Gegenstand eintritt, wirkt überaus wohlthuend nicht nur, sondern überzeugend und fortreißend. Wir empfehlen das Büchlein, das mit gutem Grunde „dem Andenken Rudolf Hildebrand's" gewidmet ist, der freundlichen Aufmerksamkeit aller deutschen Lehrer, und zwar nicht an den höheren Schulen allein. Denn was Beyschlag ausführt, gilt in gewisser Weise auch für die Volksschule. Ja in mancher Beziehung ist für die Lehrer an dieser die Forderung vielleicht noch wichtiger, den rechten Blick zu gewinnen für den unschätzbaren Werth dessen, was die nächste Nähe, die unmittelbare Umgebung dem Schüler darbietet, und daran anknüpfend ihn anzuleiten zu verständnißvoller Hochachtung vor deutscher Art und Sitte, deutschem Geist und Gemüth. Mit vollem Rechte sagt Otto Lyon in seinem bekannten Buche über die Lectüre als Grundlage nationaler Bildung: „Ein klares und in sich gefestetes Deutschthum kann nur aus einer innigen Versenkung in Brauch und Sitte unserer Heimath hervorgehen." R. B.

— Dr. Paul Schreiber: 1) Jahrbuch des Kgl. sächs. meteorol. Institutes. III. Abtheilung d. Jahrgangs XV (1897). 2) Decaden-Monatsberichte für 1898. — Die 3. Abtheilung des sächs. meteorol. Jahrbuches enthält regelmäßig den Bericht der Direction über die Thätigkeit des Institutes in dem betreffenden Jahre, die Hauptresultate aus allen Beobachtungsgruppen und eine Anzahl von Karten und graphischen Darstellungen der wichtigsten dieser Resultate. Für diesmal fehlt der Bericht; er soll „aus verschiedenen Gründen" mit dem von 1898 gemeinsam abgefaßt werden. Die die Hauptresultate enthaltenden 6 Anhänge entsprechen denen früherer Jahrgänge. Bei der Durchsicht der Tabellen ist uns besonders zweierlei aufgefallen: die hohen Temperatur- und Niederschlagsmittel des Berichtsjahres. 1897 gab es in Sachsen mehrere Stationen (Dresden, Oschatz, Reudnitz, Colditz, Döbeln, Freiberg), deren absolutes Minimum nicht unter — 10° herunter gegangen ist, und selbst die rauhesten Gegenden erreichten kaum — 20°. Das Jahresmittel des Fichtelberges erhielt sich über 3°, das von Jöhstadt, Altenberg über 5°. Während unter normalen Verhältnissen Sachsen etwa 6—10 Stationen aufweist, deren Niederschlagshöhe über 1000 l pr. qm beträgt, waren es 1897 26; nur 2 blieben unter 600 l zurück. In der Zeit von 1864—1890 hat es keine der alten 15 Stationen in irgend einem Monate über 265 l gebracht. Die bekannten Juliniederschläge 1897 dagegen betragen bei 94 Stationen über 200, bei 11 Stationen über 300, bei 1 Station sogar über 400 l pr. qm. 15 Stationen haben als 24 stündigen Niederschlag über 100 l eingetragen. Hieraus mag man die Größe und Seltenheit der Erscheinung beurtheilen. Eine erst seit 1895 eingeführte Neuerung ist die Zusammenstellung der Niederschläge nach Flußgebieten im Anschluß an die „Hauptresultate aus den Wasserstandsbeobachtungen". Das ganze Land ist unter Berücksichtigung der natürlichen Wasserscheiden in 50 annähernd gleichgroße Gebiete eingetheilt worden. Alle zeigen 1897 positive Abweichungen, die sich im Landesmittel auf 116 l stellen. Am stärksten waren sie im Gebiete der Müglitz (+ 242 l), des Oberlaufes der Zwickauer Mulde (+ 232), der Pockau (+ 231), des Löbauer Wassers (+ 231), am schwächsten bei der Pulsnitz (+ 57), Pleiße (+ 57), Röder (+ 48), Lomnitz (+ 36), Schnauder (+ 23), Weißen Elster (+ 11). Die Müglitz hatte im Juli 1897 235 %, die Elbzuflüsse 130 % Niederschlagsüberschuß. Wasserstandsmessungen wurden 1897 in der Chemnitz, Zschopau, Neiße und Lachsbach vorgenommen und als „Abflußhöhen" gebucht. Die in mm ausgedrückten Abflußhöhen geben denjenigen Theil des Niederschlags an, der im Flusse abfließt oder anders ausgedrückt die Regenmenge, welche zum Ersatz des Wasserstandes im Einzugsgebiete fallen müßte. Man erhält dieselben, wenn man die pr. sec. abfließende Wassermenge (Q in cbm) mit der Fläche des Einzugsgebietes (F in qkm) dividirt, den Quotienten mit der Zahl der täglichen Secunden (86400) multiplicirt und das Ganze auf mm reducirt $\left(s = 86{,}4\frac{Q}{F}\right)$. Diese jährlichen Abflußhöhen waren 1897 höher als in den 6 vorhergehenden Jahren. Sie betrugen bei der Zschopau 118, bei der Chemnitz 648, bei der Lachsbach 525 und bei der Elbe 258 mm, die mittleren täglichen dementsprechend 0,3, 1,7, 1,4 und 0,7 mm. Die Tabelle der täglichen Abflußhöhen lehrt übrigens, daß uns ca. 24 Stunden Zeit für eine Hochwasserprognose zur Verfügung stehen, daß große Niederschläge bei niederem Wasserstande verderblicher sind, als bei hohem und daß ein Herbsthochwasser den doppelten Procentsatz des Niederschlags gegenüber einem Sommerhochwasser enthält. Die neue Publicationsreihe der „Decaden-Monatsberichte" wurde dadurch bedingt, daß die eingehende Verarbeitung und Prüfung des Beobachtungsmaterials längere Zeit in Anspruch nimmt und die Herausgabe der Resultate dadurch zu stark verzögert wird. Der Laie findet in diesen „vorläufigen Publicationen" Alles mit genügender Genauigkeit, was er bedarf. Es sind wahre Monographien der einzelnen Monate mit ziemlich ausführlichen Erläuterungen. Bei thunlichst beschleunigter Veröffentlichung werden sie vielen Interessenten willkommen sein. J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 60. Sonnabend, den 19. Mai, Abends. **1900.**

Max Heinze und Wilhelm Wundt.

Zum 20. Mai.

Der 20. Mai bringt der Leipziger Universität einen bedeutungsvollen Gedächtnißtag. Fünfundzwanzig Jahre haben sich an demselben vollendet, seitdem zwei hervorragende, in seltener Weise einander ergänzende Männer als ordentliche Professoren eintraten in den Lehrkörper der alma mater Lipsiensis, Koryphäen, die als leuchtendes und wegweisendes Doppelgestirn noch heute den unsere Hochschule besuchenden Studirenden vor Augen stehen: Max Heinze und Wilhelm Wundt. Und da Beide nicht blos im engeren Kreise der Fachgenossen oder der philosophischen Facultät ihre Bahnen gewandelt, weil sie Licht und Wärme in weitere Zonen ausgestrahlt haben, darf heute wohl auch die größere Allgemeinheit ein Recht darauf geltend machen, mit zu feiern den Jubel- und Ehrentag beider unter uns wirkender Männer, und Einiges zu erfahren dabei von ihrem Lebensgange und ihrem Lebenswerke. Verschieden nach Stammesangehörigkeit und Bildungsgang haben doch beide Gelehrte im Forschen über die höchsten Probleme des Daseins, im Betrachten des Menschengeistes und seiner Entwickelung — beim Einzelnen wie im Gange der Menschheitsgeschichte — ein und dasselbe Arbeitsfeld gefunden. Verschieden sind die Methoden, welche sie bei ihren Untersuchungen anwandten, aber gemeinsam ist Beiden der Erfolg tiefgehender Einwirkung auf ihren Gebieten. Eigenartig erscheint jeder als Persönlichkeit und als Lehrer, aber eine reiche Zahl dankbarer und begeisterter Schüler hat der eine wie der andere gefunden. Besonderen akademischen Seminarien und Commissionen steht jeder vor, aber die gleichen ehrenden Zeichen königlicher Huld und Werthschätzung sind Beiden zu Theil geworden. Wer möchte sich da auf den Standpunkt zankender Schüler stellen, und fragen, welcher der Größere sei im Reiche des Geistes und der Kraft?

Wilhelm Wundt ist der ältere der beiden Philosophen. Im Schwabenlande ist er am 16. August 1832 zu Neckarau geboren, und in der Heimath hat er die erste Vorbildung genossen. Heidelberg und Tübingen sah ihn als Studirenden der Medicin, bis ihn Berlin anzog, wo er insbesondere durch Helmholtz vielfache Anregung empfing. So gehört er keinesfalls jenen Seelenforschern an, denen der Vorwurf verfrühter Speculation gemacht werden kann: Der Leib mit seinen Nervengängen und Muskelleitungen, die Physik und Chemie des Animalischen war Gegenstand des Studiums, von dem aus er emporstieg zur Lehre vom Geist und den Grenzen unserer Erkenntniß. Das spricht sich deutlich auch in der Reihe der von ihm herausgegebenen Werke aus. Fünfunddreißigjährig schrieb er eine „Lehre von der Muskelbewegung“, 1862 gab er „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung“ heraus, worauf 1863 die „Vorlesungen über Menschen- und Thierseele“ zum ersten Male exacte Psychologie im Wundt'schen Sinne auf ein umfassendes Gebiet anwandten. Ein „Lehrbuch der Physiologie des Menschen“ und das „Handbuch der medicinischen Physik“ vom Jahre 1867 zeigen ihn ebenso wie die „Untersuchungen zur Mechanik der Nerven und Nervencentren“ (1871—1876) von Neuem auf somatologischem Boden: die entscheidende Hinneigung zur philosophischen Theorie scheint mit der Berufung nach Leipzig in Zusammenhang zu stehen. Als Physiolog hatte sich Wundt 1857 zu Heidelberg habilitirt, 1865 war er an der Ruprecht-Karls-Hochschule außerordentlicher Professor geworden und 1874 einem Rufe als ordentlicher Professor an die Zürcher Universität gefolgt. Dort aber erreichte ihn schon im folgenden Jahre die Ernennung zum Ordinarius der Leipziger philosophischen Facultät. Er trat als Physiologe die Nachfolge Gustav Theodor Fechner's, des wissenschaftlichen Begründers der Psychophysik, an. Kein Anderer konnte dazu geeigneter sein als der Herausgeber des Werkes über „Die physikalischen Axiome und ihre Beziehung zum Causalprincip“, der immer berühmter werdende Verfasser der festen Grund psychophysischer Forschungen zeichnenden „Grundzüge der physiologischen Psychologie“. Völlig absehend von der gern poetisirenden Theosophie Fechner's baute er an dessen Werke weiter, sofern es auf exacter Grundlage errichtet war; Arbeiten wie die „Ueber die Messung psychischer Vorgänge“ zeigen, welche Fülle von zarter Beobachtung und scharfer Berechnung zu solchem Werke gehören. In dem psychophysischen Institute der Universität, dem Wundt als Director vorsteht, arbeitet ein engerer Schülerkreis unter Zuhilfenahme überaus empfindlicher, zum Theil eigens construirter Apparate im Sinne des Meisters, und die Wissenschaft, die keine Landesgrenze als Schranke ihrer Bethätigung anerkennt, läßt in weitester Ferne nach dem Muster des Leipziger Instituts neue Heimstätten der Psychophysik entstehen, deren Einrichtung fast immer in den Händen einstiger Wundt'scher Mitarbeiter ruht. Neben dem Forschen im Gebiete experimenteller Psychologie geht bei Wundt das Lehren allgemeiner Philosophie her. Im auditorium maximum versammeln sich um den schlicht und allzeit ruhig auftretenden Philosophen Studenten aller Facultäten und Männer aus allen Culturstaaten, Leute mit weißen Haaren und lernfreudige Jünglinge, um Logik und Geschichte der Philosophie, Ethik und systematische Philosophie von ihm zu hören. Eigenartig und selbständig zeigt sich Wundt in allen jenen Gebieten. Als Methodenlehre faßt er die Logik, als eine Geschichte sich ausgleichender Gegensätze die zeitliche Entwickelung der philosophischen Probleme, evolutionistisch die Morallehre. Seine ganze Philosophie läuft hinaus auf die Statuirung und Aufzeichnung eines Gesammtwillens, der sich in den Einzelgliedern der menschlichen Gesellschaft auswirkt, und dem jeder Mensch dient, ohne es zunächst zu wissen, wenn er seine individuellen Zwecke verfolgt. Das höhere Reich der Zwecke wird gefördert durch die immer weitere Kreise ziehenden, immer reichere Folgen schaffenden Zwecke der Individuen. So gelangt Wundt's Voluntarismus zu dem Willen, der allein gut genannt werden kann, auch bei Betrachtung der sittlichen Güter. — All diese Pfeiler seiner Philosophie sind auch durch bedeutende Werke für spätere Geschlechter festgegründet. 1880 erschien zuerst seine Logik; 1886 gab er zum ersten Mal die Ethik heraus als „eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens“; das Jahr 1889 brachte sein „System der Philosophie“. Wissenschaftslehre soll die alte Weltweisheit werden, auf den Ergebnissen der Einzelwissenschaften hat sie sich zur Krönung des ganzen geistigen Baues zu erheben. Nur in diesem Sinne läßt sich Metaphysik treiben, die der Aufrichtung einer widerspruchslosen Weltanschauung dienen kann. Für die breiten Schichten der Gebildeten hat Wundt diese Lehren in einer Reihe von Essays und akademischen Reden anschaulich dargelegt. Ein Leuchten und Funkeln von Geist und Wissen fluthet durch jene Blätter, ein Sonnenschein durch den rauschenden, sprossenden Wald. Kein Wunder, daß immer neue Blüthen zu den Blüthen kommen, während volle Früchte in gesegneter Stille reifen.

Rüstig neben dem Erbauer eines neuen philosophischen Systems steht aber an unserer Universität auch ein weithin gefeierter Geschichtschreiber der Philosophie. Während Wundt ohne besondere dahingehende Absicht viele seiner Hörer zu Vertretern **seiner** Philosophie heranbildet, will Heinze die Seinen zum Philosophiren schlechthin erziehen. Systeme wandeln sich, die königliche Wissenschaft bleibt. Aber den Wandlungen ihrer

einzelnen Richtungen nachzugehen, sie kritisch zu sichten, ihre Ergebnisse aufzuzeichnen und zu vergleichen, ist eine Arbeit, welcher der Dank der Besten sicher ist. Denn durch solches geschichtliche Forschen wird erleuchtet und geklärt, was sich bekämpft und drängt im Geistesringen der Gegenwart, der Blick wird geschärft, um das Wesentliche zu fixiren in der Erscheinungen Flucht, das Wollen und Wünschen stürmender Geister wird auf die Begrenzung alles Irdischen hingewiesen. Neben dem Thürmen neuer Begriffe und neben der exacten Forschung verlangt auch die liebende Betrachtung des Gewordenen Raum und Werthschätzung: in unermüdlicher Arbeit hat Heinze sich nach dieser Richtung hin bethätigt.

Max Heinze ist Thüringer von Geburt und wie sein Bruder, der bekannte, nun schon verewigte Heidelberger Strafrechtslehrer, dem Meininger Lande entstammt. Am 13. December 1835 ist er zu Prießnitz geboren, unter den Einflüssen des evangelischen Pfarrhauses emporgewachsen und frühe zu bedeutenden philologischen Kenntnissen gelangt. Theologie und Philologie sind lange die Leitsterne seiner Studien geblieben, bis ihn die machtvolle wissenschaftliche Persönlichkeit Trendelenburg's der Philosophie gewann. So kommt er gleich Wundt von einem Nachbargebiete in sein späteres Berufsfeld herüber, und noch immer pflegt er in seinen Rathschlägen, mit denen er schon vielen Tausenden von Studirenden gütig und getreulich gedient hat, hervorzuheben, daß die Philosophenlaufbahn keine geradlinige Landstraße sein dürfe, die von Anfang an einem frühe bestimmten Zielpunkt zustrebe, sondern daß der künftige Philosoph sich weithin in Leben und Kunst, auch in irgend einem festumgrenzten Berufsstudium umthun müsse, wolle er reiche Gaben mitbringen ans Gestade, dem er schließlich zusteuert. Nach gesegneter Lehrthätigkeit an der Fürstenschule zu Pforta ging Heinze als Prinzenerzieher nach Oldenburg. Nach seiner im Jahre 1872 erfolgten Habilitation zu Leipzig waren kaum zwei Jahre vergangen, als er schon einen Ruf als ordentlicher Professor an die Basler Universität erhielt: schon 1875 kehrte er als Ordinarius nach Leipzig zurück. Die Leipziger Universität hatte schon vor der Mitte des Jahrhunderts als Hochsitz Herbartischer Philosophie gegolten. Männer wie Drobisch, Strümpell, Ziller ragen noch in die beiden letzten Jahrzehnte herein; und im sächsischen und deutschen Schulwesen besonders leben sie auch heute als in ihrem Werke fort und sind so wirksam wie sie lebten. Aber die fast ausschließliche Herrschaft eines bestimmten Systems hatte ihre Gefahren für das Herbartische Leipzig so gut wie einst für das Hegel'sche Berlin. Hans v. Bülow, dessen Künstlernatur sich von Herbart's Vorstellungsmechanik abgestoßen fühlte, schreibt als Student ganz verzweifelt, daß man in Leipzig nur Herbartianer statt Philosophen finde; auch die Anhänger des großen Pädagogen unter den Philosophen mochten die Anwesenheit eines nicht voreingenommenen Geschichtschreibers der Philosophie als Bedürfniß für Leipzig fühlen. So kam der neue Philosophieprofessor, der übrigens jederzeit ein freundliches Verhältniß zur Herbartischen Schule und deren Leipziger Vertretern gehalten hat, recht als ein Mann der Zeit an unsere Hochschule. Mit Vorliebe hatte er sich immer jenen Partien der Philosophie zugewandt, auf welche die Strahlen allgemeineren Interesses nicht fielen. Den in weite Ferne zurückweichenden Fäden liebevoll nachgehend, hat er über die „Ethik der Stoiker“ Untersuchungen angestellt, „Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie“ aus dem Gewirr der Lehrstreitigkeiten herausgehoben, der Sittenlehre Descartes' und dem Verhältniß Leibniz' zu Spinoza seine Aufmerksamkeit gewidmet. Ein groß angelegtes Werk über den „Eudämonismus in der griechischen Philosophie“ ist eine Frucht der Leipziger Zeit, daneben her aber geht seine Mitarbeiterschaft an der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“ — deren Redactoren Heinze und Wundt sind — und die beständige Weiterbildung von Friedrich Ueberweg's „Geschichte der Philosophie“. Seit der 5. Auflage (vom Jahre 1875) ist der „Grundriß“ Ueberweg's durch Heinze in immer neuen Ausgaben besorgt worden. Kein Stein ist dabei auf dem anderen geblieben: so wie es heute vorliegt, ist das Werk eine Schöpfung des Leipziger Historiographen der Philosophie. Alle seine vielseitigen Vorzüge treten in diesen Bänden ans Licht: die übersichtliche Klarheit und die anspruchslose, knappe Diction; Heinze's wundersames Talent, sich in fremde Gedankengänge liebend zu versenken, und das bei aller Scharfsichtigkeit milde Urtheil; die philologische Genauigkeit und jene staunenswürdige Belesenheit, die auf eine ans Wunderbare grenzende Arbeitskraft zurückdeutet. Es ist heute kaum eine philosophische Arbeit denkbar, die sich nicht an Heinze's „Geschichte der Philosophie“ wenden muß bei Beginn und Abschluß. Ein beinahe lückenloses Bollwerk der Summe alles philosophisch Gedachten ist es, das da geschichtet worden für Gegenwart und Nachwelt. Auch bei der Redaction der neuen großen Kant-Ausgabe ist unserem Philosophen eine hervorragende Stelle übertragen; bei Kant verweilt er auch sonst gern, und gleich dem Weisen von Königsberg hält auch er entschieden fest am Primat der praktischen Vernunft. Das tritt nicht blos in seinen lichtvollen Einführungscollegien hervor, in denen er immer neue Geschlechter von Studirenden gehoben hat zu höheren Sphären, das zeigt sich namentlich auch in dem philosophischen Seminar, dessen Director er ist. Dort, wo sich Männer versammeln, die tiefer einzudringen streben in die philosophischen Probleme und ihre Erklärungsarten, führt er leise und doch stetig zu jenem Idealismus empor, der auch von dem auf fester Erfahrungsgrundlage schreitenden Denker erreicht werden kann, wenn er unfruchtbare Negation verschmähend, in aller Entwickelung einen Zweck, in aller Geschichte eine Entwickelung zu sehen weiß. In diesem Sinne ist auch mancher Theologe und Jurist zu Heinze's Schülern zu rechnen: nicht Ausschließlichkeit der Kaste, weithin strömende Fülle finden die Theilnehmer beim Leiter des philosophischen Seminars. Dieser ins Allgemeine wirkende Zug des Philosophen kommt auch in den mannigfachen Beziehungen zur Geltung, die er als Ephorus der königlichen Stipendien und als Inspector des Convicts angesponnen hat. Wie weit und tief da „Vater Heinze“ gewirkt hat, weiß wohl Niemand recht außer ihm selber; er liebt es, in einem fast barschen Tone Wohlthaten zu verkündigen oder gar ganz im Stillen zu thun, was ihm ein Herz voller Liebe eingegeben. Man kann, wenn er es auch nicht hören dürfte, auf ihn das schöne Wort Jung-Stilling's anwenden, daß sein Herz, das Wenige kennen, so groß ist wie sein Geist, den Alle ehren. Wer selber in Leipzig studirt hat, kann bei ihm schwerlich den Gelehrten ganz trennen vom gütigen Berather und freundlichen Helfer der akademischen Jugend.

Als Geheime Hofräthe stehen die Professoren DDr. Heinze und Wundt nahe dem Throne des erlauchten königlichen Herrn, der für alles Gute und Bedeutende in seinem Reiche ein freundliches Auge und einen huldvollen Sinn von jeher bewiesen. Aber herzlich nahe stehen Beide auch der Jugend, die sie bilden, der Stadt, in der sie wirken, dem Volke, zu dessen kostbarsten Zierden sie gehören; mögen sie wirkend und gesegnet immer aufs Neue Samen der Weisheit ausstreuen, Verehrung und Liebe wecken, sich und uns Allen zu frohem Gedeihen; denn — stolz dürfen wir's aussprechen am Tage, da sich ein Vierteljahrhundert ihres Leipziger Wirkens erfüllt — sie sind unser!

Dr. Grimm.

Literatur zum Zinzendorf-Jubiläum.

Zinzendorf's Jugendjahre. Ein Versuch zum Verständniß seiner Frömmigkeit. Von W. Götz, Pastor in Bremen. Leipzig, Jansa 1900. Preis broschirt 0,75 ℳ. — Die Broschüre ist entstanden aus einer Reihe von Artikeln, die der Verfasser zuerst im Bremer Kirchenblatt veröffentlicht hat und die er nun hier in erweiterter und veränderter Form einem größeren Publicum zugänglich macht. „Die freundliche Aufnahme, die ihnen zutheil wurde, ermuthigte zum Sonderabdruck.“ Wer das Schriftchen gelesen hat, wird diese freundliche Aufnahme verstehen. Es war ein glücklicher Gedanke, uns durch eine genetische Darstellung der Jugendentwickelung Zinzendorf's in die Eigenart seiner Frömmigkeit einzuführen. Der Verfasser hat die Aufgabe, die er sich dabei stellte, mit feinem Verständniß gelöst. Dazu kommt, daß seine Ausführungen sich sehr angenehm lesen. Auch wer mit Zinzendorf und seinem Leben schon näher bekannt ist, wird seine Freude an der kleinen Schrift haben. Vor Allem aber sei sie denen empfohlen, denen es um eine leichte, allgemein verständliche Einführung in die Eigenart der Zinzendorf'schen Frömmigkeit zu thun ist.

Zinzendorf als Erneuerer der alten Brüderkirche von Jos. Th. Müller. Festschrift des theologischen Seminariums der Brüdergemeine in Gnadenfeld zum Gedächtniß

der Geburt Zinzendorf's am 26. Mai 1700. Leipzig, Jansa. 1900. Preis broschirt 1,50 ℳ. — Wir haben in der angezeigten Schrift die officielle Festgabe des theologischen Seminariums der Brüdergemeine zu dem diesjährigen Zinzendorf-Jubiläum vor uns. Sie tritt an die Stelle des sonst seit einer Reihe von Jahren regelmäßig erscheinenden Jahresberichts des theologischen Seminariums mit seinen wissenschaftlichen Beigaben. Wie es bei diesen Jahresberichten zu sein pflegt, zeichnet sich auch diese Schrift schon äußerlich durch ihr gutes Papier und ihren schönen Druck aus. Das Problem, das der Verfasser ins Auge faßt, birgt eine Fülle interessanter Fragen in sich. Es konnte nur behandelt werden auf Grund einer allgemeineren Untersuchung darüber, wie sich die universalen Ideen Zinzendorf's zu dem durch seine Wirksamkeit veranlaßten thatsächlichen Entstehen einer neuen Partikularkirche verhält. Ferner mußte klar gestellt werden, ob und inwiefern wir es hier wirklich mit einer Erneuerung der alten Brüderkirche zu thun haben und nicht viel mehr mit einer von ihr wesentlich unabhängigen Neuschöpfung. Nur Hand in Hand mit der Beantwortung konnte das Problem gelöst werden: „In welchem Sinn und auf welchem Wege ist Zinzendorf der Erneuerer der Brüderkirche geworden?" Die Aufgabe, die der Verfasser sich stellte, ist also eine recht verwickelte. Umsomehr ist die Sicherheit zu bewundern, mit der er uns durch dieses scheinbare Wirrsal hindurchführt, indem er uns an der Hand der Quellen Schritt vor Schritt der geschichtlichen Entwickelung folgen läßt. Er setzt sich dabei fortlaufend mit Ritschl und seiner Darstellung im III. Band der „Geschichte des Pietismus" auseinander. Ueberzeugend wird nachgewiesen, wie die Construction Ritschl's in wesentlichen Punkten falsch ist. Wer zu einem wissenschaftlich begründeten Urtheil über Zinzendorf kommen will, wird fortan an dieser Schrift nicht vorübergehen können. Aus dem Gesagten darf man aber nicht schließen, daß wir es hier mit einer langweiligen und trockenen Quellenstudie zu thun haben. Vielmehr ist es geradezu ergreifend, in dem uns hier klar und anschaulich vorgeführten Geschichtsverlauf zu beobachten, wie Idee und Wirklichkeit mit einander ringen. Und es liegt eine tiefe Tragik darin, wie Zinzendorf, der pietätvolle Sohn der lutherischen Kirche, durch die Machenschaften des Hallischen Pietismus, seiner Verwandten und des Grafen Stolberg zu einer neuen Kirchengründung förmlich gezwungen wird. Vor Allem die Darstellung des Verhältnisses zwischen Zinzendorf und Halle ist dabei von allgemeiner zeitgeschichtlicher Bedeutung. Eine werthvolle Beilage für Jeden, der sich mit der Geschichte der erneuerten Brüderkirche beschäftigt, sind die im Anhang nach dem Manuscript des Unitätsarchivs in Herrnhut mitgetheilten „Herrschaftlichen Gebote und Verbote" und die sogenannten „Statuten der Gemeine Herrnhut". Alles in Allem ist es eine schöne Festgabe, die uns hier geboten wird.

Die Gaben und Aufgaben der Brüdergemeine im Licht des 16. September und 13. November 1741. Rede gehalten in Königsfeld am 13. November 1899 von Ernst Reichel, Prediger. Leipzig, Jansa 1900. Preis broschirt 0,15 ℳ. — Der 16. September und 13. November sind für die Brüdergemeine die Erinnerungstage daran, daß einst, statt einen neuen menschlichen Generalältesten zu wählen, Christus als Generalältester der Gemeine proclamirt wurde. Der Verfasser zeigt, wie damals die Brüdergemeine den alten biblischen Gedanken „Christus das Haupt seines Leibes, nämlich der Gemeine" neu erfaßt hat und wie ihr dadurch die Aufgabe zugewiesen wurde, diesen Gedanken der Christusherrschaft in der Christenheit lebendig zu erhalten. Die Rede, ursprünglich für Mitglieder der Brüdergemeine bestimmt, kann vielleicht bei dem oder jenem, der diese Gemeine nur flüchtig kennt, dazu dienen, allerhand Vorurtheile zu verscheuchen. Ihr Hauptwerth dürfte aber in der schönen und praktischen Ausführung des Gedankens der Christusherrschaft liegen.

Zinzendorf's Bildungsreise. An der Hand des Reisetagebuches Zinzendorf's dargestellt von O. Steinecke, Pastor. Halle a. S., Mühlmann. 1900. Preis broschirt 1,60 ℳ. — An der Hand von Zinzendorf's Tagebuch wird die Reise dargestellt, die der junge Cavalier nach Beendigung seiner Studienzeit vom Frühjahr 1719 bis dahin 1720 unternahm, besonders sein Aufenthalt in Holland und Paris. Der Verfasser hat offenbar eingehende Studien über diesen für Zinzendorf's weitere Entwickelung so wichtigen Ausschnitt aus seiner Jugendzeit gemacht. Er ergänzt das Tagebuch vor Allem durch die Briefe des Grafen an seine Tante Henriette. Ein Hauptwerth des Buches liegt überhaupt darin, daß er Zinzendorf selbst in ausgiebigem Maße zu Worte kommen läßt und eine Fülle von interessanten, für diesen Mann charakteristischen Einzelzügen bietet. Doch haben wir es nicht blos mit einer etwa durch Briefe oder andere Nachrichten ergänzten Emendation von Zinzendorf's Tagebuch zu thun, sondern der Verfasser giebt uns zugleich ein sehr reiches und anschauliches Bild der damaligen Gesellschafts- und Zeitverhältnisse als wirkungsvollen Hintergrund für das, was er von Zinzendorf selbst berichtet. Auch bringt er die Bedeutung dieser Reise für die Gesammtentwickelung seines Helden glücklich zur Geltung. Das lebendig geschriebene Büchlein liest sich gut und kann warm empfohlen werden besonders auch als Ergänzung zu der oben erwähnten Broschüre von W. Götz. Für Erzählungen aus dem Leben Zinzendorf's bietet es eine reiche Fundgrube. Eine werthvolle Zugabe ist ein in guter Reproduction wiedergegebenes Bild des jungen Zinzendorf, das sonst wenig bekannt sein dürfte.

Zinzendorf's Bedeutung für die evangelische Kirche. Von O. Steinecke, Pastor. Halle a. S., Mühlmann Preis broschirt 60 ₰. — In gedrängter Kürze führt uns der Verfasser die allgemeine Bedeutung Zinzendorf's, den Einfluß, den er durch seine Persönlichkeit und den er durch sein Werk, die Brüdergemeine, auf die evangelische Christenheit ausübte, vor. Der allgemeinen zeit- und kirchengeschichtlichen Bedeutung Zinzendorf's wird das Schriftchen kaum ganz gerecht. Es ist auch von einzelnen, kleinen Ungenauigkeiten nicht ganz frei. Doch dürfte der Einfluß, den Zinzendorf durch sein persönliches Wirken, und vor Allem, den er durch seine Gründung, die Brüdergemeine, ausgeübt hat und noch ausübt, verständnißvoll und treffend geschildert sein. Trotz seiner Kürze ist auch dieses Buch ebenso wie das vorhin erwähnte desselben Verfassers durch die Fülle interessanter Einzelzüge, die es bietet, werthvoll. Zur allgemeinen Orientirung ist es trotz der erwähnten Mängel recht geeignet.

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Gedenkbüchlein zu seinem 200jährigen Geburtstag am 26. Mai 1900 von Senior D. Behrmann. Hamburg 1900. Agentur des Rauhen Hauses. Preis 15 ₰, 12 Expl. 1,50 ℳ, 25 Expl. 2,50 ℳ, 100 Expl. 8 ℳ. — Die Broschüre ist als ein Volksbuch gemeint zur Vertheilung in Sonntagsschulen, Fortbildungsschulen u. s. w. Dazu ist sie sehr geeignet. Sie ist warm und lebendig geschrieben, und eine ganze Anzahl recht guter Bilder sind in den Text eingestreut. So viel wir wissen, giebt es gegenwärtig keine andere derartige populäre Darstellung Zinzendorf's.

P. Th. Jensen.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— „Alle Augen auf Jesum!" Eröffnungspredigt bei dem XI. deutschen evangelischen Schulcongreß am 4. October 1899 in der Gemarker Kirche zu Barmen gehalten von J. Keßler, königl. Hofprediger und Garnisonpfarrer zu Potsdam. 2. Auflage. Berlin 1900. Friedrich Zillessen. 30 ₰. — Der gewählte kurze Text, Luk. 4, 20, ist weniger ein solcher, als vielmehr eine biblische Anknüpfung für die Predigtgedanken, die schon da waren, daß nämlich Jesus das Ziel, das Mittel und der segnende Herr bei der Erziehung sein müsse. Diese Gedanken werden in eindringlichen beredten Worten begründet und durchgeführt. Aber es ist recht bezeichnend, daß die Taufe in der ganzen Predigt nicht mit einem Wort erwähnt wird, und sie ist doch nach klarer biblischer Lehre der Grund und das Bindeglied des Verhältnisses zwischen Jesus und jedem ihm Angehörenden. B. K.

— Protestantismus und deutsches Volksthum. Vortrag auf der Hauptversammlung des evangelischen Bundes in der Provinz Sachsen am 3. Mai 1899 in Torgau gehalten von A. Müller, Pastor zu Barby. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1900. 60 ₰. — Professor Witte in Pforta hat das Vorwort zu dieser Veröffentlichung geschrieben mit starker Empfehlung der geistvollen und treffenden Ausführungen. Zum Theil können wir uns derselben anschließen. Der Verfasser hat die Beziehungen zwischen Protestantismus und deutschem Volksthum mit seiner religionsphilosophischer und völkerpsychologischer Entwickelung nachgewiesen. Aber zunächst arbeitet er sich durch eine grundlegende Darstellung des Verhältnisses zwischen Protestantismus und Individualität und Volksthum mit einem solchen Aufwand von Fremdwörtern und gelehrten Fachausdrücken durch, daß wir die Theilnehmer jener Versammlung noch nachträglich beglückwünschen, wenn sie wirklich allenthalben verstanden haben, was er gesagt

hat. In dem dritten Haupttheil liegt der besondere Werth, wie das Vorwort richtig anerkennt. Doch hat sich der Verfasser vor Uebertreibungen und falschen Verallgemeinerungen nicht so glücklich gehütet, wie das beispielsweise D. Hartung in seinem Vortrag auf der Meißner Conferenz (Wiss. Beil. Nr. 134 v. 1899) gethan hat. B. K.

— Jahrbuch der Sächsischen Missionsconferenz für das Jahr 1900. XIII. Jahrgang. Leipzig, H. G. Wallmann. 1 ℳ 50 ₰. — Der Vorsitzende der Conferenz, Pfarrer Dr. Kleinpaul, hat, wie im vorigen Jahre die Briefe des Apostels Paulus, so diesmal die Offenbarung Johannis auf die in ihr ruhenden Missionsgedanken untersucht und will in der nur zur Hälfte beendigten Abhandlung das Ziel der Mission auf dieser biblischen Grundlage nachweisen; so werden wir den eigentlichen Abschluß dieser Gedankenreihe erst im nächsten Jahre empfangen. Für diesmal wird zunächst auf die Bedeutung des Buches mit seiner Sehnsuchtshoffnung auf das Kommen des Herrn für die missionirende Kirche hingewiesen und eine Uebersicht über den Inhalt der ersten sieben Capitel unter jenem Gesichtspunkte gegeben. Der Vortrag, in dem Consistorialrath D. Kühn für die Conferenz die Frage nach den Aufgaben der Mission am Ende des Missionsjahrhunderts beantwortet hatte, gelangt im Jahrbuch zum Abdruck. Die Antwort geht dahin, daß die Mission Schritt halten muß mit der neuen Zeit, sich aber dabei ihr Ziel nicht verrücken lassen darf und also mehr und mehr zu einer Arbeit der Kirche, d. h. der Gesammtgemeinde werden muß. Die Chronik des vergangenen Jahres hat in gewohnter Meisterschaft der Schriftführer der Conferenz, Pfarrer Paul, geschrieben; über die Judenmission berichtet der Secretär des Centralvereins, Pfarrer Anacker, in Gestalt einer Beschreibung seiner Conferenzreise nach Galizien. Theilweise sehr werthvolle Einzelbeiträge haben geliefert Missionar Kabis über die Bewegung unter den Pariahs, Missionar Bleicken über den Stand der Leipziger Mission am Kilimandscharo, Pfarrer Lippert über Zinzendorf und die Ausdehnung der Herrnhuter Mission, Pfarrer Streit über die Mission der Brüdergemeinde in Australien, Pfarrer Jäckel über die ersten Angriffe der Mission auf Tibet. Der Statistiker der Conferenz, Pfarrer Döhler, giebt in gewohnter Weise seine Uebersichten über die Missionsconferenzen und den Stand der evangelischen Missionen. Eine neue sehr dankenswerthe Leistung ist sein Verzeichniß aller jetzt in Dienst stehenden Missionare, die aus Sachsen gebürtig sind; erst hierdurch erfahren die meisten Leser, daß es fast ebenso viel sächsische Missionare in der Herrnhuter Mission giebt, wie in der Leipziger, und zwar nur zum kleinen Theile solche, die aus der Brüdergemeinde selbst hervorgegangen sind. Die jährlich sich wiederholenden Angaben und Nachrichten sind sorgfältig, wie immer, zusammengestellt. B. K.

— Neue Sächsische Kirchengalerie. Verlag von Arwed Strauch in Leipzig. — Vom 1. Bande dieses neuen Unternehmens, welcher die Ephorie Leisnig behandelt, liegt uns in Folioformat die Doppellieferung 3/4 vor; ihr Subscriptionspreis beträgt 80 Pfennige. Auch dieses Heft wird durch eingefügte Abbildungen der im Text besprochenen Bauwerke ꝛc. unterstützt; der Werth dieser Bilder erhebt sich über den Durchschnitt der heutzutage so sehr beliebten „Schleuderarbeit" (Anton v. Werner). Der Text umfaßt die Parochien Altenhof (verfaßt vom dortigen Pfarrer Paulus), Alt-Leisnig zu Polditz (verfaßt vom Pastor Roth), Beerwalde mit Tanneberg (vom Pfarrer Donath), Bockelwitz (mit ausstehendem Abschluß). Die Herren alle haben offenbar mit großem Fleiß die Quellenwerke durchforscht und ein so genaues Gesammtbild der genannten Parochien gegeben, daß dasselbe schwerlich noch überboten werden kann. Den Einwohnern der hier geschilderten Orte müssen die Arbeiten ihrer Geistlichen sehr lieb sein; wir erklären es ausdrücklich für eine Pflicht aller Zugehörigen dieser Parochien, dieses ungemein billige Werk in möglichst zahlreichen Exemplaren anzukaufen. —g.

— Reichling, Die Reform der Domschule zu Münster im Jahre 1500. Festschrift. A. u. d. T.: Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. II. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger 1900. 86 S. gr. 8°. 1,50 ℳ. — In der vorliegenden Schrift, deren Drucklegung von dem königlich preußischen Cultusministerium unterstützt worden ist, bietet der bekannte Forscher auf dem Gebiete des westdeutschen Humanismus einen werthvollen Beitrag zur Schulgeschichte Westfalens. Die äußere Veranlassung ist ein Jubiläum. 400 Jahre sind vergangen, seitdem die Domschule zu Münster durch Umgestaltung des lateinischen Unterrichts auf humanistischer Grundlage, wie durch die bald darauf erfolgte Einführung der griechischen Sprache, ihren wesentlichen Charakter als Gymnasium erhielt. Wie sie neben der Fuldaer Klosterschule zu den ältesten Lehranstalten Deutschlands zählt, so ist sie eine der ersten höheren Schulen, in denen die Reformation im Sinne des Humanismus zur Durchführung gelangte. Was der Schrift aber einen bleibenden Werth verleiht, ist, daß sie eine mehr systematische Zusammenstellung, nähere Ausführung und theilweise Berichtigung der in den letzten Jahrzehnten veröffentlichten Schriften über die Anfänge des humanistischen Schulwesens in Münster bietet. Von Wichtigkeit sind namentlich die Ausführungen über den Lehrbetrieb und die benutzten Lehrbücher. Gerade in diesem Abschnitte sind eine Menge Kölnischer und Münsterischer handschriftlicher, wie gedruckter abliegender Einzelnachrichten zum ersten Male herangezogen und verwerthet worden. Daneben kommt die Quellenkritik in der Besprechung des Hamelmann'schen Reformberichtes ausgiebig zu ihrem Rechte. Für die Gelehrtengeschichte sind noch die als Anhang beigegebenen Lebensbeschreibungen von den 5 ersten humanistischen Lehrern der Domschule zu Münster von Wichtigkeit. Auch zu diesem Abschnitte sind die handschriftlichen Schätze des Staatsarchivs zu Münster benutzt worden. r.

— Dr. Augusto Pierantoni, Senatore del Regno, Prof. des Völkerrechts an der königl. Universität in Rom: Die Fortschritte des Völkerrechts im XIX. Jahrhundert. Uebersetzt von Dr. Franz Scholz, Kammergerichtsreferendar. Berlin, Vahlen. 1899. 132 S. 3 ℳ. — Die Schrift ist die Grundlage einer akademischen Festrede, mit der der Verfasser das Studienjahr 1898/99 in der römischen „Sapienza" eingeleitet hat; die Form der Rede ist beibehalten, obwohl nur ein Auszug aus der vorliegenden Schrift vorgetragen worden ist. Der Uebersetzer versichert, möglichst wörtlich übersetzt zu haben. Wenn er es für keinen Nachtheil hält, auch im Satzbau vielfach italienisches Gepräge gewahrt zu haben, so ist das nach unserem Empfinden ein Irrthum. In großen Zügen giebt der Verfasser wesentlich auf Grund der politischen Geschichte die Entwickelung des positiven Völkerrechts im 19. Jahrhundert; italienische Verhältnisse und Tendenzen stehen natürlich in schärferer Beleuchtung. Vielleicht könnte vom historischen Detail bei einer Schrift, die auf Zusammenfassung ausgehen mußte, ganz gut Manches fehlen. Die Entwickelung der Völkerrechtswissenschaft, zu deren Größen der Verfasser, ein Schüler Mancini's, gehört, ist sehr ungleich und skizzenhaft gegeben. Sehr klar und schön wird nur der Standpunkt Mancini's aufgezeigt (S. 78 ff.). Hier liegt ein starker Einfluß der positiv idealistischen deutschen Rechtsphilosophie vor. Die Entwickelung des stufenweisen Fortschritts, den das Nationalitätsprincip in der Diplomatie durchgemacht hat, nimmt den bei weitem größen Theil der Schrift, gewiß mit Recht, ein (bis S. 106). Daran schließt sich die kurze Schilderung der Vorgänge, die sich um die Genfer Convention gruppiren, der weiteren Entwickelung des Kriegsrechtes, des internationalen Strafrechts, des Rechts der Handelsverträge, der Colonisation, endlich der Ansätze zur Codification des bestehenden Rechts. Den Schluß bildet eine kurze Zurückweisung des Haupteinwurfs, der gegen den Rechtscharakter des Völkerrechts als einer einfachen „internationalen Moral" von Seiten materialistischer Rechtsphilosophen erhoben zu werden pflegt, und eine knappe Zusammenfassung der Resultate. Die kleine Schrift ist ausgezeichnet durch ein klare, eindringliche Darstellung und große Wärme in der Betonung der ethischen Motive der Entwickelung. Philosophische Erörterungen über Principienfragen des Völkerrechts bringt die Schrift so gut wie keine; aber eine zweifellos philosophisch fundirte Auffassung vom Wesen des Rechts, die sich mit der unseres Chr. Fr. Krause nahe berührt, hält die Ausführungen des Verf. zusammen. Bttgr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 61. Dienstag, den 22. Mai, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

VII. Am Quai d'Orsay.

Die „Wacht am Rhein" in Paris! Der Augenblick wird mir unvergeßlich sein. Es war am Dienstag Nachmittag um fünf Uhr. Ich kam aus dem Deutschen Hause, wo sich ein tausendköpfiges geladenes Publicum drängte, um die herrlichen Kunstschätze des deutschen Kaisers zu bewundern — zum Theil auch wohl um die Erdbeerbowle und den Champagner zu kosten, und trat hinaus unter die noch viel größere Menschenmenge am Quai. Da erschien von der Invalidenbrücke her ein mit amerikanischen Fahnentüchern ausgeschlagenes Dampfboot mit einer riesigen schwarz-weiß-rothen Fahne am Hintertheil, stoppte und hielt genau vor der Mitte des Hauses; und das Orchester an Bord spielte drei Strophen des Liedes, das unsere Väter einst in den Schlachten gegen die Franzosen angefeuert hatte. Der Leser kann sich denken, daß mir bei den ersten Tacten ganz merkwürdig zu Muthe war. Hätte eine deutsche Kapelle das Lied gespielt, so wäre das eine grobe Tactlosigkeit, ja geradezu eine Herausforderung gewesen. Die Volkshymne war geboten, „Deutschland über Alles" am Platze, aber nicht der Gesang, der als ein Schutz- und Trutzlied direct gegen Frankreich gedichtet ist. Was würde im nächsten Augenblicke geschehen? Würde nicht ein Toben, Schreien und Pfeifen, wenn nicht noch Schlimmeres anheben? Nichts von alledem geschah. Wohl hörte ich neben mir einen alten ehrwürdigen Mann sagen: Komm Frau, hier ist unser Platz nicht, wohl sah ich auch einige sich stillschweigend entfernen. Die Anderen begnügten sich damit, als zweites Stück die Marseillaise zu verlangen und diese dann zu beklatschen. Viele mögen allerdings die Melodie gar nicht gekannt haben. Jedenfalls hat das französische Volk wieder einmal gezeigt, daß es nicht so schlimm ist, wie die Meisten denken. Auch die Zeitungen erwähnen den Zwischenfall kaum oder reden nur von der Volkshymne. Dagegen sind sie voll des Lobes über den herzlichen Empfang, der den Franzosen im Innern des Deutschen Hauses zu Theil geworden ist, und über das Haus selbst, das in seiner inneren Ausschmückung bei Weitem das prächtigste und vornehmste sei. In der That machte das große Treppenhaus mit seinem wundervollen das Licht aufs Angenehmste dämpfenden Glasgemälde und seinen stilvollen Wandmalereien im Schmucke zahlreicher Blumen- und Blattpflanzen einen bedeutenden Eindruck, und daß die Zimmer des Kaisers allgemeines Entzücken und Bewunderung hervorriefen, braucht kaum erst gesagt zu werden. Noch herrlicher wirkten sie allerdings bei der festlichen Beleuchtung am darauffolgenden Abend, an dem eine erlesene allerdings immer noch fast zu zahlreiche Gesellschaft in ihnen versammelt war, um das Ereigniß in intimerer Weise zu feiern.

Ich hätte nun gern heute etwas Näheres über das Deutsche Haus berichtet, muß aber mein Vorhaben leider aufschieben. Gewiß hat es nicht im Sinne des Hrn. Reichscommissars gelegen, den Vertretern der Zeitungen ihre Aufgabe zu erschweren, und seine Anordnung ist nur mißverstanden worden, jedenfalls aber ist es mir heute unmöglich gemacht worden, meine Notizen zu vervollständigen. Also ein andermal! Glücklicherweise giebt es ja von den anderen Palästen des Quai d'Orsay noch genug des Interessanten zu berichten. Deutschlands rechter Nachbar, von der Seine aus gerechnet, ist Spanien. Sein großer Palast ist im Renaissancestil erbaut. Vor der linken Seite der Vorderfassade erhebt sich ein hoher Thurm, während drei niedere Thürme die übrigen Ecken des Gebäudes krönen. Jede der 4 Fassaden ist eine mehr oder minder genaue Wiedergabe eines berühmten Baudenkmals der Halbinsel, und zwar finden wir die Universität von Salamanca, die Casa de Zaporta zu Saragossa, den Alcazar von Toledo und die Universität von Alcala. Das Innere entspricht ganz den Vorstellungen, die wir uns von der Seelenverfassung der Granden des heutigen Spaniens zu machen geneigt sind. Stolz auf die glorreiche Vergangenheit ihres Landes und ihrer Familien leben sie nur in ihr. Man glaubt in ein verlassenes Königsschloß zu treten. Hohe, weite Räume schließen sich in zwei Stockwerken um einen prächtigen Oberlichtsaal mit einer Statue des Velasquez. Wundervolle flandrische Teppiche hängen von den Wänden herab, in der Mitte stehen Glasschränke mit kostbaren Waffen. An das lebendige Spanien erinnert nichts, ausgenommen ein Marmormedaillon der königl. Familie. Und dieses ist an dem Baldachin angebracht, unter dem Karl V. — abdankte. Eine melancholische Stimmung überkommt einen, wenn man diese stummen Zeugen einer großen Vergangenheit sieht und an den heutigen wirthschaftlichen und politischen Verfall des stolzesten aller Völker denkt. — Solche Gedanken kommen uns bei Monaco nicht. Allerdings erinnert uns der gewaltige zinnengekrönte Thurm an längst vergangene Zeiten, aber der Hauptbau, der allerdings mit seiner Rustikafassade und der mit den Thaten des Herkules ausgemalten Loggia einzelne Theile des fürstlichen Schlosses ziemlich treu wiedergiebt, macht ganz den Eindruck einer modernen von reichen Leuten bewohnten Villa. Und wenn nun im Innern das Erste, was wir sehen, ein mit allem Raffinement ausgestattetes Badezimmer ist, so fühlen wir uns gleich im heutigen Monte Carlo. Das, woran wir zu allererst bei diesem Namen denken, suchen wir allerdings vergeblich. Wenn nicht ein paar Abbildungen des neuen Casinosaales da wären — und selbst auf diesen sieht man nichts von der Roulette — würde uns nichts darauf aufmerksam machen, daß wir uns nicht in einem harmlosen südländischen Kurort, sondern an einem Orte befinden, an dem so viele Menschen ihr Geld und oft noch mehr verlieren. Die Ausstellung zerfällt in zwei Abtheilungen, die des Fürstenthums — wundervolle Palmen und Blumen in dem Mittelhofe, köstliche Früchte, Weine u. s. w. — und die des Fürsten, nämlich einen großen Theil seiner höchst werthvollen wissenschaftlichen Sammlungen. Im Untergeschoß befindet sich außerdem ein Diorama des Ländchens und ein ausgezeichneter Kinematograph, der die Aufnahmen vorführt, welche bei dem 1899 in Monaco veranstalteten Wettbewerb preisgekrönt worden sind. — Auf der anderen Seite von Deutschland liegt Norwegen. Hier haben wir keinen Palast, sondern ein echtes nordisches Bauernhaus vor uns, einen mächtigen, dunkelroth gestrichenen Lattenbau mit derben, aber trefflich passenden grünen Ornamenten, offenen Galerien, weit herabhängenden Dächern und spitzen Thürmchen. Nur könnte man einwenden, daß 570 Geviertmeter eine doch gar zu ansehnliche Grundfläche für ein Bauernhaus bilden und daß sich dieses deshalb zwischen den Nachbarn ein wenig unverschämt ausnimmt. Im Innern ist die große Halle, die ganz durchgeht und um die nur eine Galerie herumläuft, grün und weiß gestrichen und macht mit den Segeltüchern, Fischnetzen und Tauen am Plafond einen ungemein fröhlichen Eindruck. Norwegen ist vor Allem ein Land der Schiffer und Fischer, deshalb ist der größte Theil des Pavillons diesen Gewerben eingeräumt. Oben finden wir die Ansicht eines Fjords von dem Maler Holemboe, Modelle von Booten, Schiffen und alten Häusern, ein Fischmuseum ꝛc., unten auf einem Felsen ausgestopfte Vögel, dann ausgestopfte Robben, Walrosse und Rennthiere, allerlei Gegenstände, die zum Fischfang gebraucht werden, und in der Mitte einen Glasschrank mit Ausrüstungsstücken, die Nansen auf seiner Reise benutzt hat. Das neben dem norwegischen liegende belgische Haus ist eine

ebenso treue wie kunstvolle Nachbildung des prächtigen spätgothischen Rathhauses von Oudenaarde. Es enthält unten Ansichten der belgischen Städte, Albums, Zeitungen, einen Raum für die Presse u. s. w. Oben ist die Ausstellung noch nicht ganz fertig. Einige der bekanntesten belgischen Sammler haben versprochen, ihre köstlichsten Schätze zu senden. Als ich vor ein paar Tagen da war, hatte man die Bilder und Wandteppiche aus dem Besitze des Herrn v. Somzei bereits aufgehängt; wenn die ganze Ausstellung das hält, was diese versprechen, wird sie zu den allergrößten Sehenswürdigkeiten gehören.

Das belgische Haus eröffnet die westliche Hälfte der Rue des Nations. Oestlich des freien Platzes, dem seine Fassade zugekehrt ist, stoßen wir zunächst auf das englische Haus, das einzige, das noch nicht vollendet ist, und dann auf die Bauten Oesterreichs, von denen wir bereits zwei besprochen haben. Der eigentliche österreichische Palast ist im Verhältniß zu seinen Nachbarn ein wenig klein gerathen, aber einer der anziehendsten von allen. Er ist im Stile des berühmten Barockbaumeisters Fischer von Erlach erbaut, und zwar erinnert er hauptsächlich an einige Theile der Hofburg. Ueberraschend prächtig ist der Mittelraum des Innern mit seiner monumentalen, von Riesen gestützten und mit Genien geschmückten Treppe. Rechts blicken wir zunächst in ein in ganz lichten Tönen gehaltenes Empfangszimmer. Daran schließt sich die Ausstellung der Presse, bei der mehr als zwölfhundert Zeitungen mit je einer Nummer vertreten sind. Mineralwasserflaschen künden uns schon von Weitem die österreichischen Bäder an, die außerdem hauptsächlich Bilder, Albums und Prachtwerke ausgestellt haben. Die linke Seite des Untergeschosses ist der Stadt Wien eingeräumt. Das vornehme vordere Zimmer ist im Empirestil gehalten. In die Mahagonivertäfelung sind aber Oelskizzen von Makart für den historischen Festzug des Jahres 1879, wohl zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares, eingelassen, darunter hängen zwei große Gemälde, ein Schubert-Abend in einem Wiener Bürgerhause um 1820 (unter den Freunden des Componisten, der am Clavier sitzt, sind Grillparzer, Bauernfeld, Raimund und Moriz v. Schwind zu erkennen) von Julius Schmid und eine Sitzung des Makartdenkmals-Comités im Makartzimmer des Geheimraths Dumba von Hans Temple. In der anstoßenden Flur stehen die Reiterstatuetten Rudolf's von Habsburg und Leopold's I. und die Bronzestatuetten der acht Tondichter: Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Brückner, Brahms, Johann Strauß und Hugo Wolf, die in Wien geboren sind oder deren Namen wenigstens mit der Stadt aufs Innigste verknüpft sind. Das hintere Zimmer endlich enthält Bilder aus dem heutigen Wien, darunter „Ein Abendconcert vor dem neuen Rathhause" und „Der Stefansplatz in der Firmwoche" von Geller, „Ringstraßen-Corso", „Praterfahrt" von Maximilian Lenz, zwei Aquarelle von Rudolf Alt und die Bronzebüste des Erbauers des Wiener Rathhauses v. Schmidt von Viktor Tilgner. Oben finden wir die Ausstellungen der Städte Prag und Krakau und des Kronlandes Dalmatien und eine Ausstellung der österreichischen Postverwaltung. Auch hier stoßen die Gegensätze hart aufeinander. Neben dem vornehm zurückhaltenden Bau Oesterreichs steht der Riesenpalast der Vereinigten Staaten, ein 52 Meter hoher Kuppelbau mit einem gewaltigen von einer Quadriga mit der Statue der Freiheit gekrönten Portikus, unter dessen Bogen ein Reiterstandbild Washington's steht. Das Innere kündet sofort den praktischen Yankee an. Haben die Belgier ein Rathhaus, die Ungarn ein Ritterschloß, die Oesterreicher einen Privatpalast aufgebaut, so erinnert sein Bau an eine — Börse, oder meinetwegen auch einen Circus. Gleich beim Eingang finden wir ein Postbureau und ein Auskunftszimmer. Im Uebrigen besteht das Gebäude aus weiter nichts als einer riesigen Halle mit in vier Stockwerken herumlaufenden Galerien, die sich nach allen Seiten nach Empfangszimmern öffnen. Einen großen Festsaal und eine Anzahl Räume zu schaffen, in denen die zur Ausstellung in Paris weilenden Landsleute sich ausruhen, plaudern, Zeitungen lesen, Briefe schreiben und rauchen können, war das einzige Ziel des amerikanischen Architekten, nach außen imposant, nach innen „comfortable" seine Losung. Auch die Möbel machen nicht auf Schönheit, sondern nur auf Bequemlichkeit Anspruch. Jedenfalls ist Alles echt amerikanisch. — Bei dem Palaste der Türkei nebenan liegen die Verhältnisse wesentlich anders als bei den übrigen Staaten. Meines Wissens ist hier vom Staate gar kein Credit gewährt worden, sondern der Sultan hat nur die Einwilligung zur Betheiligung gegeben und seinen Pariser Botschafter mit der Ueberwachung betraut. Der eigentliche Leiter der Ausstellung ist ein Franzose, der Architekt ist ein Franzose und unter den Ausstellern stehen die Grands Magasins de la Place Clichy und die Firma Dalsème fils obenan. So ist das rein Geschäftliche sehr in den Vordergrund gerückt, das Ganze muthet uns mehr wie ein großer Bazar als wie eine Ausstellung an. Von außen macht das Gebäude übrigens einen zugleich imponirenden und gefälligen Eindruck. Im Allgemeinen ist es eine Zusammenstellung von Motiven der berühmtesten ottomanischen Baudenkmäler von Konstantinopel, unter Anderm der Moscheen von Kait-Bey und Suleimanije. Im Erdgeschoß befinden sich eine große Anzahl Verkaufsbuden, ein syrisches Kaffeehaus, in dem Schwerttänze aufgeführt werden, und ein kleines ethnographisches Museum. In den beiden oberen Stockwerken ist die Industrieausstellung untergebracht. An erster Stelle stehen natürlich die Teppiche, unter denen sich auch mehrere aus der kaiserl. Manufactur von Hareke, vor Allem ein zweites Exemplar des vom Sultan dem deutschen Kaiser geschenkten, befinden. Außerdem sehen wir ein türkisches Theater, einen Empfangssalon und ein großes Diorama von Jerusalem.

Damit wären wir bei Italien und also am Ende der Rue des Nations angelangt. Es bleiben uns für einen letzten Besuch nun nur noch England, die kleineren Balkanstaaten, Luxemburg, Persien und Peru. Die Anziehungskraft dieser Völkerstraße wächst mit jedem Tage, schon jetzt können die Besucher in manche Paläste nur truppweise eingelassen werden. Wie soll das werden, wenn die Besucherzahl sich im Sommer verdreifacht hat!

Bücherbesprechungen.

— **Christus. Episches Gedicht in 28 Gesängen** von **Ferdinand Blanc**. Verlag von Fr. Junge in Erlangen. Gr. 8. 163 S. Preis geb. 3,75 ℳ. — Was die Evangelisten geschrieben haben, die Geschichte Jesu Christi, wird uns hier in poetischem Gewande und zwar in Hexametern angeboten, die, mögen sie noch so wohl gebaut sein, der deutschen Sprache wie dem biblischen Stoff nur Gewalt anthun können. Den markgräfler Bauern behagten die in Hexameter gefaßten Idyllen J. P. Hebel's nicht; sie meinten, das seien gar keine Gedichte. Neuere Dichter gehen dem daktylischen Sechstakter sehr aus dem Wege. Zwar kann sich der Verfasser auf Klopstock's Messias berufen, der ihm offenbar bei seiner Arbeit auch vorgeschwebt hat. Aber heute ist Klopstock's Messias ein ungelesenes Buch; Heine sagt, daß er ihn nicht zu lesen vermöge; besonders die Form zog ihn nicht an. Wir glauben nicht, daß sich das von dem Verfasser beigegebene Geleitwort erfüllen wird: „Nachfolgende poetische Erzählung wird eine Führerin sein auf der Pilgerschaft mit dem Erlöser durch das um Jesu Zeit noch in unverwüsteter Schönheit prangende heilige Land, zu all den Schauplätzen seines ereignißreichen und segensvollen Wirkens in Israels Gauen u. s. w. Mit pietätvoller Liebe wurde das Gedicht geschrieben. So möge denn, was des Autors Herzen warm entströmt, den Weg finden zum Herzen des sinnigen Lesers!" Wenn der Dichter, wie die Verlagsbuchhandlung in einer beigefügten Besprechung sagt, ein Menschenleben daran rastlos gearbeitet, geglättet und gefeilt hat, so würden wir freilich noch eine ganz andere Feilung erwarten; u. A. sollten Verse wie (um nur einen von vielen zu nennen) „Aber der heidnischen Blutesverwandtschaft wegen dem Tod gleich Sind sie gefaßt" nicht in einer so lange durchgearbeiteten und geglätteten Dichtung vorkommen. Auch sonst haben wir in Sprache und Gedanken bei dem besten Willen nicht gerade hohe poetische Vorzüge entdecken können. D. K.

— **M. Pache** (jetzt Superintendent in Großenhain), **Abschieds-Predigt** (über Joh. 8, 21—24) am 1. Bußtage 1900 in der Kirche zu Leipzig-Neustadt. In Commission bei J. C. Hinrichs. 30 ₰ (Reinertrag für die kirchliche Gemeindepflege bestimmt). — Die vorliegende Predigt hat Bedeutung nicht nur für Stadt und Gemeinde, als Abschiedswort eines treuen, warmherzigen und begabten Predigers und Seelsorgers, der an jener von ihm selbst erst organisirten Gemeinde und in einer von ihm erbauten Kirche einer Vorstadt sieben Jahre lang mit großer

Wirkung gearbeitet und gelehrt hat, sondern auch als leuchtendes Beispiel einer Predigtweise, die in der Gegenwart noch wenig geläufig, aber voraussichtlich diejenige einer nahen Zukunft ist, eines solchen Predigens nämlich, welches das religiöse Empfinden der Gegenwart nicht nur mehr oder weniger lose an das zur Auslegung vorgelegte Bibelwort anknüpft, sondern ausdrücklich und mit männlichem Ernste und wissenschaftlicher Gründlichkeit bei aller Treue gegen die Grundsätze der lutherischen Kirche, ja in rechter Befolgung derselben, jedesmal aus der heiligen Schrift neu zu gewinnen und zu vertiefen und an der heiligen Geschichte zu messen bemüht ist, selbstverständlich immer in dem Maße, als es die Rücksicht auf die Erbauung der jeweiligen Gemeinde zuläßt oder fordert. Daß bei einer Abschiedspredigt die Beleuchtung der Arbeit des Predigers und seiner Beziehungen zu seiner Gemeinde in erster Linie angezeigt und berechtigt ist (wie solche auch ein Paulus im 2. Corintherbriefe behandelt), versteht sich von selbst, und man findet sie hier in einer herzbewegenden Weise. Wenn aber bei der vorliegenden Predigt immerhin von 14 Seiten noch mehr als vier dazu bestimmt sind, die geschichtliche Gestalt Jesu im Rahmen seines Volkes der Gemeinde vor die Augen zu stellen und dabei deutlich ein nicht unbeträchtliches Wissen der Hörer von der „neutestamentlichen Zeitgeschichte" vorausgesetzt werden kann, wie groß, wird jeder Leser urtheilen, und wie erfolgreich muß dann die Bemühung des Predigers um eine gesunde biblisch-geschichtliche Unterweisung seiner Gemeinde gewesen sein! Daß dieser Schluß der Wirklichkeit entspricht, ist von seinen dankbaren Pflegebefohlenen bei seiner Verabschiedung laut bekannt worden, und es gereicht dem Unterzeichneten zu besonderer Freude, sich diesem Zeugniß, wie damals, so auch jetzt durch diesen schlichten Hinweis mit warmem Dank für manche empfangene Anregung und mit dem Ausblick auf weitere Handreichungen anzuschließen, welche dem Verfasser ohne Zweifel in seinem neuen Amte mit neuer Freudigkeit von Statten gehen werden.

G. Schnedermann.

— Deutschlands Verjüngung. Zur Theorie und Geschichte der Reform des Boden- und Creditrechtes von Ottomar Beta. In 10 Heften à 1 ℳ Berlin 1900. Verlag von J. Harrwitz Nachfolger. Heft 1 und 2. — Beta richtet in diesen Heften heftige Angriffe gegen unser bestehendes Bodenbesitz- und Creditrecht. Er fordert Reform beider, besonders völlige Beseitigung des Realcredits und Ersetzung desselben durch den Personalcredit. Als Ideal schweben dem Verfasser dabei die großbritannischen Bodenbesitzverhältnisse vor Augen. Eine völlige Beseitigung des Realcredits, die nur bei einer durchgehenden Verstaatlichung alles Grund und Bodens durchgeführt werden könnte, müßte uns aber nothgedrungen zum Socialismus und Communalismus führen, was gleichbedeutend mit einer tiefen Herabsetzung unseres ganzen Culturzustandes sein würde. Die besseren Creditverhältnisse Englands beruhen nicht auf den doch vielfach sehr traurigen Bodenbesitzverhältnissen (vergl. die irischen Pächter und die großen Landlords), sondern vorzugsweise auf der reichen Geldzufuhr, die England aus seinem ausgedehnten Colonialbesitz, besonders Indien, an sich zieht. Seltsam berührt das fortwährende Heranziehen des alttestamentlichen jüdischen Bodenrechtes als einer mustergiltigen göttlichen Norm auch für unsere heutigen Verhältnisse. Durchaus falsch und geradezu ungehörig ist auch die öfters wiederholte Gegenüberstellung von Christus und Paulus als Antipoden, wobei Christus als der Vertreter des mosaischen Bodenrechts, der Apostel Paulus als der Verfechter römischer Rechtsauffassung ersterem gegenüber hingestellt werden. Ueber die Reception des römischen Rechts sowie über dessen Wirkung auf unsere Rechtsanschauungen und heutige Rechtslage zeigt der Verfasser durchaus unklare und schiefe Anschauungen. Ein weiteres Referat behalten wir uns gegebenen Falls über die folgenden Hefte vor.

W. B.

— Prof. Dr. Th. Achelis: Sociologie. Sammlung Göschen Nr. 101. Leipzig. 1899. 148 S. In Leinwandband: 0,80 ℳ — Es ist sehr anzuerkennen, daß in der Sammlung Göschen auch die Sociologie vertreten ist. Freilich: mehr als eine Anregung kann das auf so kleinem Raume Gebotene nicht sein. Der Verfasser versucht, für seinen Zweck mit Recht, weniger eine abschließende Klärung der Grundfragen, als eine Uebersicht über Geschichte, Methoden und Umfang der Sociologie zu geben. Der geschichtliche Theil (S. 9—29) ist freilich sehr summarisch und unvollständig gehalten: es fehlen, um nur unser Jahrhundert zu nehmen, ganz hervorragende Namen, z. B. L. v. Stein, Riehl, Morgan, Schmoller, Bücher, Lippert. Diese „Geschichte" bliebe besser entweder ganz weg oder müßte gänzlich umgearbeitet werden. Es ist doch unzulässig, die Zeit von der Renaissance bis zur französischen Revolution (S. 15—17) blos mit Dante, Platon, Machiavelli und Adam Smith zu charakterisiren. Irreführend ist, wenn Plato als Collectivist, Aristoteles als — Individualist bezeichnet (S. 10), wenn Thomas v. Aquino „der originellste Denker des Mittelalters" genannt wird (S. 15), oder wenn von Adam Smith behauptet wird (S. 17), daß durch seine Lehre „der Arbeiter, der Vertreter des vierten Standes, in den Mittelpunkt der sociologischen Betrachtung gerückt" würde. Hobbes verdient wohl auch mehr als die Notiz, daß von ihm der Ausdruck socialphilosophie (sic!) stamme (S. 22[1]). Im Ganzen macht sich in den übrigen Abschnitten doch zu sehr ein Eklekticismus geltend, der Gegensätze „versöhnen" will, die gar nicht scharf genug herausgearbeitet sind; namentlich wird Socialismus und Sociologie zu wenig auseinander gehalten. Am besten gelungen scheint uns der letzte Abschnitt, in dem der sociologische (socialpsychische) Gesichtspunkt in der Behandlung von Sprache, von Religion und Mythologie, von Recht und Sitte, von Moral und von Kunst in anregender Darstellung durchgeführt wird, wenn auch hier es stört, daß öfters der Gesichtspunkt der Causalerklärung mit dem der ethischen Werthung verwechselt wird.

Bttgr.

— Camerun oder Kiautschou? Eine Entscheidung über die Zukunft der deutschen Colonialpolitik. Von Adolf Damaschke, Vorsitzendem des „Bundes der deutschen Bodenreformer". 32 S. Berlin, Verlag von J. Harrwitz Nachfolger. — Die kleine Broschüre ist eine Tendenzschrift, welche wohl nicht einmal die Bodenreformer davon überzeugen wird, daß die Colonialabtheilung bei ihrer Concessionspolitik auf dem falschen Pfade ist. Denn es ist ein Unsinn, Camerun oder Kiautschou neben einander zu nennen. Dort handelt es sich um eine gewaltige tropische, zum Theil unbekannte, gänzlich unentwickelte Colonie mit zum Theil wilder Bevölkerung, gefährlichem Klima, dort um einen kleinen Fleck alten Culturbodens, dicht bevölkert, auf dem wesentlich nur eine Stadt und Hafenanlagen geschaffen werden. Es ist ja vollkommen richtig, daß man in Kiautschou seitens der Marineverwaltung Fürsorge getroffen hat, das Gouvernement bei dem Steigen der Bodenwerthe zu interessiren, denn hier handelt es sich um den Bau einer Stadt, aber deshalb ist es noch lange nicht unrichtig, daß die Colonialabtheilung im Hinterland von Camerun Landconcessionen gegeben hat, bei denen sie sich übrigens auch einen gewissen Gewinn für den Fall, daß der Grund und Boden im Werthe steigen sollte, ausmachte. Solche schwerwiegende colonialpolitische Fragen unter einem einseitigen Gesichtspunkte zu behandeln, hat immer etwas sehr Mißliches, besonders wenn hier noch in kräftigen Trompetentönen gegen Hrn. v. Buchka und Dr. Scharlach losgezogen wird. Die Entwickelung unserer Colonien ist eine unendlich schwierigere Sache als Hr. Damaschke und seine Anhänger es ahnen, welche es sehr leicht haben, Verhältnisse zu kritisiren, deren innere Bedeutung ihnen ein Buch mit sieben Siegeln ist. Die Angriffe gegen einen Mann wie Dr. Scharlach, der persönlich ganz gewaltige Summen in die Colonien gesteckt hat, mehr als diese „Colonialpolitiker" meinen, berühren geradezu widerlich.

G. M.

— Bilder aus Südafrika. Von James Bryce. Autorisirte deutsche Ausgabe nach der dritten englischen Ausgabe von Max Kleinschmidt. Mit einem Vorwort von Theodor Barth und einer Karte von Südafrika. 464 Seiten, Hannover, Verlag von Gebrüder Jänecke. 1900. — Im Jahre 1897 erschien die englische Ausgabe des Werkes, welches sogleich bei seinem Erscheinen als eine werthvolle Bereicherung der Literatur über Südafrika von der englischen Kritik — wenn auch etwas widerwillig — bezeichnet wurde. Denn James Bryce, ehemaliges Mitglied des englischen Cabinets, der mit seiner Frau im Jahre 1895 eine ausgedehnte Reise durch Südafrika gemacht hatte, hatte sich bei der Beurtheilung der Verhältnisse einer wohlthuenden Objectivität befleißigt, welche bald nach dem Jameson-Einfall in Transvaal in England als etwas Unangenehmes empfunden wurde. Wer die damals erschienene Literatur einigermaßen kennt, der weiß, daß ein gewisser moralischer Muth dazu gehörte, um die Beschwerden der Uitlanders in Johannesburg als sehr übertrieben zu finden. Das Buch zerfällt in vier Theile, deren jeder in seiner Art Vortreffliches bietet, obwohl das Eine oder Andere vielleicht noch etwas schärfer hätte hervorgehoben oder besprochen werden können, wie z. B. die Thätigkeit der Missionen, bei der der Verfasser die von Berlin I vollkommen übersehen hat. Der Abschnitt

über die Natur des Landes ist geradezu vorzüglich und giebt ein so klares und anschauliches Bild über die Natur des trockenen und öden Hochplateaus, seines Klimas und seiner Pflanzen- und Thierwelt, wie man es selten findet. Diese Anschaulichkeit tritt auch in dem zweiten Theil, der von der Geschichte des Landes handelt, hervor, obwohl er Neues keineswegs beibringt, und in der eigentlichen Reisebeschreibung, welche reich ist an allerlei feinen und tiefsinnigen Bemerkungen, die den geschulten und hochgebildeten Beobachter verrathen. In dem vierten Theil behandelt der Verf. einige südafrikanische Probleme, wie das Verhältniß der Neger und Weißen, das politische Leben in den beiden britischen Colonien, die wirthschaftliche Zukunft Südafrikas, und schließt mit: Gedanken und Ausblicke in die Zukunft. Der Verf. hat sich bemüht, dem Leser zu einer billigen Beurtheilung der in Südafrika herrschenden Verhältnisse zu helfen in der Ueberzeugung, daß es für Südafrika das Nothwendigste wäre, daß die Controversen erlöschten, daß man versuchte, die Ursachen der jetzigen Erbitterung zu vergessen und sich mit den Thatsachen in lediglich praktischem Sinne abzufinden. Er konnte nicht denken, daß eine falsche Politik Englands sowohl wie der Südafrikanischen Republik so bald einen Conflict zeitigen würde, welcher heute in vollster Höhe steht. In der Vorrede, welche vom 21. October 1899 datirt ist, empfiehlt er daher nach einer Betrachtung der Vorgänge der letzten Jahre England eine Politik der Versöhnung zu betreiben: „Eine weise Politik wird die Gelegenheit, die die Beendigung des gegenwärtigen Krieges mit Bezug auf die Neugestaltung der politischen Formen des Landes darbietet, mit Mäßigung benutzen, in Erwägung des Umstandes, daß Holländer und Engländer dort zusammenleben müssen, und in der Voraussicht, daß in einer wahrscheinlich weniger als ein Jahrhundert entfernten Zeit, wenn der Mineralreichthum des Landes erschöpft sein wird, Südafrika wieder ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Land geworden sein wird, wodurch der Einfluß des holländischen Elementes, das seine Wurzeln so tief in den Boden geschlagen hat, im Verhältniß zu dem der englischen Landbevölkerung wieder wachsen wird. Die Versöhnung beider Rassen durch Anwendung aller der natürlichen menschlichen Kräfte, die zum Frieden beitragen und den Vortheil der einen zu dem beider machen, wodurch für die dauernde Verschmelzung der Holländer und Engländer der Weg geebnet und das Heranwachsen eines gemeinschaftlichen Patriotismus für das englische Reich wie für die afrikanische Heimath ermöglicht werden würde — das sollte das Ziel einer jeden Regierung sein, die die weltbeherrschende Größe Englands auf den tiefsten und dauerndsten Fundamenten zu begründen versucht." Bis jetzt hat es noch nicht den Anschein, als ob man in England nach solchen Rathschlägen zu handeln gewillt ist. Das Buch ist durchaus zu empfehlen; die Karten des Originals hätten aber der deutschen Ausgabe beigegeben werden sollen, da das kleine Uebersichtskärtchen durchaus nicht genügt. Auch das Register könnte schmerzlich vermißt werden. Die Ausstattung des Werkes sonst ist ganz vorzüglich. G. M.

— **Durch ganz Italien.** Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze. Verlag für Deutschland: Werner, Verlag, G. m. b. H., Berlin. — Auf die ersten Lieferungen des reichhaltigen Werkes haben wir bereits vor Weihnachten hingewiesen. Die uns vorliegenden Lieferungen 3—8 lassen die Anlage des auf 30 Hefte berechneten Werkes jetzt klar erkennen; man freut sich in der That über den Schatz und die Fülle vortrefflicher Abbildungen, die in übersichtlicher Weise, topographisch geordnet, hier vereinigt werden. Grundlage bilden die heutigen Tages zu Tausenden hergestellten Naturaufnahmen hervorragender italienischer Photographen. Die autotypische Nachbildung ist ausgezeichnet, was wohl u. A. auch dem stark kreidigen Papier zu verdanken ist. In den neuesten Werken werden folgende Orte behandelt: Venedig (Schluß), das venezianische Festland, Treviso, Castelfranco &c., Padua, Vicenza, Verona, Gardasee, Brescia, Bergamo, die italienischen Seen, Mailand, Pavia, Aosta, Turin, San Remo u. A. Aufgefallen ist uns, daß unter Padua die bekannte Capella dell' Arena mit Proben von Giotto's weltberühmtem Freskencyklus fehlt. Der Preis ist sehr niedrig, wenn man erwägt, daß die Originalphotographien für eine einzige Lieferung, die 1 ℳ kostet, allein eine Summe von mindestens 60 ℳ repräsentiren. Als Reiseerinnerung wird das Bilderwerk den zahlreichen Italienfahrern gewiß sehr willkommen sein. j.—

— **Simple Lieder von Hermann Anders Krüger.** Zweite vermehrte Auflage. Verlag von Georg Maske. Oppeln 1900. 107 Seiten. — Vor 3 Jahren haben wir an dieser Stelle die erste Auflage von Krüger's „Simplen Liedern" angezeigt, heute liegen sie in zweiter, stark vermehrter Auflage vor uns. Wir sagten damals, daß diese Jugendlieder Krüger's uns in dem Dichter ein eigne Wege wandelndes, kraftvolles und schönes dichterisches Talent zeigen. Die zweite Auflage bestätigt dieses Urtheil in vollem Maße. Das allzu Burschikose, das in der ersten Auflage noch hie und da zu Tage trat, ist abgestreift, — nur die scherzhaften und satirischen Lieder zeigen davon noch an manchen Stellen eine Spur, sie wollen uns deshalb auch am wenigsten behagen — der Dichter hat sich ausgereift und ist gewachsen, aber die kräftige Jugendfrische, die mannhafte Eigenart und Selbständigkeit, die uns wie stärkender Seewind entgegenströmt, ist seinen Liedern geblieben. Krüger ist kein Nachtreter und Nachempfinder des Alten, aber auch keins von jenen modernen Heerdenthieren, die ihren Dichterberuf erwiesen glauben, wenn sie sich glücklich in eine der heute geltenden Kunstschablonen hineingefunden haben, oder durch größere Abstrusitäten und allerneuste „Neutöne" den bisher gelieferten Blödsinn ihrer Mitheerdengenossen überboten haben. Nein Krüger schafft aus sich selbst heraus unbekümmert um Modegeschmack und Zunftwirthschaft, was der innere Drang seines warm empfindenden Herzens und starken Gestaltungsvermögens ihm zu schaffen befiehlt. Die lyrischen Gedichte zeigen einen Reichthum tiefen Empfindens und lyrischen Könnens, wie ihn wenige der heute lebenden Lyriker aufzuweisen haben, ich nenne hier besonders die Gedichte „An meinen Vater", „Es war einmal", „Auf heißem Strande" und das duftig zarte, melancholische „Erika". An Glätte der Form ist z. B. Carl Busse Krüger vielleicht überlegen, an Kraft und Eigenart verdient Krüger entschieden den Vorrang. Das plastische Gestaltungsvermögen zeigt sich besonders noch in den epischen Stücken, von denen wir als die bedeutendsten die beiden wuchtigen und markigen „Zwei Propheten" (Amos und Jesaja) hervorheben. Wunderbar scharf sind hier diese Prophetengestalten des Alten Bundes in ihrer schwerverhaltenen Gluth und Strenge erfaßt und uns so anders gearteten modernen Menschen doch so allverständlich vors Auge gestellt. W. Bruchmüller.

— Dr. Ernst G. Zürn, **Der Esel und seine Bastarde.** Ihre Naturgeschichte, Rassen, Haltung, Pflege, Zucht und volkswirthschaftliche Bedeutung. Verlag von Eugen Ulmer. Stuttgart 1900. 49 S. 0,50 ℳ. 50 Exemplare à 0,40 ℳ &c. — Angesichts der erfolgreichen Anstrengungen unserer Thierschutzvereine, dem Esel bei uns wieder zu Ansehen zu verhelfen und ihn an Stelle des Zughundes einzubürgern und populär zu machen, kommt die gut geschriebene Broschüre recht zeitgemäß. Die Tagespresse hat schon im Laufe der beiden letzten Jahre in einzelnen Arikeln das Thema vielfach erörtert. Hier ist nun eine zusammenfassende, klare Uebersicht, die von den Interessenten gern entgegengenommen werden wird: Der Esel in allen seinen Beziehungen, seine Geschichte, seine anatomischen Unterschiede gegenüber dem Pferde, seine Abstammung von wilden Arten, seine ziemlich schwierige Zucht, namentlich die nicht allzu leichte Erzeugung der Maulthiere und Maulesel, seine Anspruchslosigkeit, das Ideal, das bei vernünftiger Pflege aus dem Thiere zu erzielen ist, seine Leistungsfähigkeit, die Bedeutung der Eselsmilch als bester Ersatz für Muttermilch, ein stimmungsvolles und objectives Loblied, zu welchem nur noch das hohe Lebensalter und die langwierige Zähigkeit hinzugefügt werden könnte. Wer auf Eselsrücken schwierige Bergtouren gemacht hat, wo das ermüdete Thier sich ruhig zu Boden legt, um nach einigen Minuten den Reiter, der mit gespreizten Beinen über ihm stand, wieder in den Sattel zu heben, — oder wo er bei gar zu schlüpfrigem Boden unter ihm wegrutschte, um nach tollem Ueberschlagen am nächsten Abhang geduldig wieder bereit zu stehen, der schätzt seine Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit, von den Familienscenen, die sich in den Mittelmeerländern auf dem Grauchen abspielen, ganz abgesehen. Wer's aber erlebt hat, mit welcher Inbrunst zwei Esel, die in entgegengesetzter Richtung des Weges kommen, sich aus der Ferne begrüßen und dann ohne Rücksicht auf die Reiter auf einander zu- und wiederum voller Rücksicht an einander vorbeieilen, der söhnt sich auch mit ihrer Charakterstimme aus. Möge sie wieder von möglichst munteren und frischen Thieren auch bei uns mehr und mehr erschallen! Für uns wird ja die Frage auch insofern actuell, als Kiautschou die größten Esel besitzen soll, als empfehlenswerthestes Zuchtmaterial, so daß unsere Colonie demnächst selbst Kairo schlagen dürfte, das nach Brehm's Ausspruch „die hohe Schule für alte Esel" ist. Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 62. Mittwoch, den 23. Mai, Abends. 1900.

Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf.

Zum 26. Mai.

Am 26. Mai 1700 wurde in Dresden im Hause seiner Eltern Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf geboren. Es ist selbstverständlich, daß die evangelische Brüderkirche, die diesem Mann ihre Erneuerung verdankt, die zweihundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages festlich begeht. Aber auch außerhalb ihres Kreises wird er die Theilnahme aller derer wachrufen, die überhaupt für kirchliches Leben Sinn und Verständniß haben. Denn der Graf v. Zinzendorf ist nicht nur die eigenartigste und charakteristischste religiöse Erscheinung des 18. Jahrhunderts, sein Auftreten und seine Wirksamkeit hat auch die kirchliche Gegenwart weit über die engen Grenzen der von ihm erneuerten Brüderunität hinaus nicht unwesentlich beeinflußt. Die Zeit, in der Zinzendorf heranwuchs und wirkte, gehört zu den kritischen Zeiten der neueren Kirchengeschichte. Es ist die Periode des Deismus und Rationalismus einerseits, des Pietismus und Separatismus andererseits. Beide Erscheinungen bilden einen Rückschlag gegen die starre Rechtgläubigkeit des 17. Jahrhunderts. Diese hatte sich gegenüber der furchtbaren Verwilderung des Volkes in dem dreißigjährigen Kriege als mehr oder weniger ohnmächtig erwiesen. Statt zu helfen und zu retten, verzehrte sie sich in spitzfindigen theologischen und confessionellen Streitigkeiten. Kein Wunder, daß man zu den alten Bekenntnißbüchern das Vertrauen verlor! Während aber die Einen mit dem Bekenntniß auch das Christenthum verwarfen und in der natürlichen Religion Heil und Befriedigung suchten, drangen Andere auf kirchliche Reform oder auf eine außerkirchliche Erneuerung des christlichen Lebens. Männer wie Spener und Francke fordern eine persönliche, erfahrungsmäßige Aneignung der religiösen Heilswahrheiten und eine thätige Bewährung der so gewonnenen Ueberzeugung. Daß wir es hier trotz des etwas gesetzlichen Zuges des Pietismus und trotz der stark methodistischen Bekehrungstheorie der Hallenser mit echt evangelischen Gedanken zu thun haben, braucht nicht gesagt zu werden. Ebensowenig ist es nöthig, darauf hinzuweisen, von wie unermeßlichem Segen diese Bewegung für unsere Kirche und unser Volk gewesen ist. Während aber der Pietismus im großen Ganzen der Kirche treu blieb, nahmen die außerkirchlichen Reformbestrebungen theilweise die absonderlichsten Formen an. Ueberall entstanden neue Lehren und separirte Gemeinschaften, in deren Mitte vielfach ein außerordentlich intensives religiöses Leben herrschte, das aber oft, wie es in solchen kritischen Zeiten leicht geschieht, ins Pathologische ausartete.

Aber nicht nur in Deutschland machen sich solche Strömungen geltend, auch in außerdeutschen Ländern beobachten wir ganz dasselbe. Es sei nur kurz erwähnt der Labadismus auf reformirtem Boden in Holland, der Jansenismus in dem katholischen Frankreich, Baptisten, Quäker, Methodisten in England. Auch nach Amerika greift diese Bewegung hinüber.

Inmitten dieser mannigfaltigen religiösen und kirchlichen Erscheinungen tritt uns nun auch der Graf v. Zinzendorf mit seiner Christenthumsauffassung und seiner Wirksamkeit entgegen. Aber so sehr er ein Kind seiner Zeit ist und nur von da aus verstanden werden kann, will er doch nicht neben all diese Formen des christlichen Lebens eine neue Sonderform stellen, sondern er will unter den Mitgliedern der verschiedenen Kirchen, Confessionen, Secten Gemeinschaft stiften unter ausschließlicher Betonung des elementaren Grundverhältnisses der christlichen Religion, nämlich der persönlichen Beziehung des Einzelnen zu Christus. Sein Plan ist, die Universalreligion des Heilands aufzurichten.

Es ist interessant, zu beobachten, wie sich die gesammte Jugendentwickelung Zinzendorf's auf die Erfassung dieser seiner Lebensaufgabe zuspitzt.*) Dies ist um so auffallender, da sich der bedauerliche Mangel an planmäßiger Einheitlichkeit und verständnißvollem Eingehen auf seine Eigenart sonst in seiner Erziehung recht empfindlich geltend macht. Wenn trotz dessen und trotz des bewußten Versuches seines Vormunds und Oheims, ihn in mehr weltliche Bahnen zu lenken, seine religiöse Entwickelung im Wesentlichen harmonisch abschließt, so zeigt sich eben schon bei dem Knaben und Jüngling die religiöse Genialität dieses Mannes, die ihn, fast möchte man sagen mit einer Art von Naturnothwendigkeit, aus seiner Umgebung immer nur die Bildungsmittel aufnehmen läßt, die er seiner religiösen Eigenart assimiliren kann. Das geistige Erbe des früh verstorbenen Vaters, das ihm seine Mutter in pietätvoller Liebe zu ihrem Gatten treulich übermittelte, war das echt lutherische, gläubig feste Vertrauen auf den blutigen Erlösertod Christi. Seine Kinderzeit verbringt der Knabe in dem Hause seiner Großmutter in Hennersdorf, wo ein besonders von Spener, dem Taufpathen Zinzendorf's, beeinflußter mildpietistischer Geist herrscht. Der Heiland, den der Vater so sehr geliebt hat, ersetzt ihm, der hier unter lauter Damen heranwächst, den Bruder und Spielkameraden. Auf ihn concentrirt sich sein ganzes Interesse. Der Umgang mit Christus ist denn auch sein ganzes Leben hindurch die specifische Form seines Christenthums geblieben. Zugleich erklärt sich wohl auch aus diesem eigenthümlichen Verkehr mit dem Heiland das starke Bedürfniß nach religiöser Freundschaft, das für seine spätere Wirksamkeit von so großer Bedeutung geworden ist. Die erste derartige Freundschaft schließt er schon als Kind mit seiner Tante Henriette, die nur 14 Jahre älter war als er. Der Zweck dieser Verbindung war „lediglich dem Manne zu leben, der sein Leben für mich gelassen hatte". In Halle, wo er seine Schulzeit verbringt, gründet er dann bekanntlich eine ganze Reihe solcher Freundschaftsbünde. Zugleich läutert und vertieft sich hier sein Verhältniß zu Christus. Schon in Hennersdorf wurde, wie das oben citirte Wort zeigt, die Vorstellung, daß Jesus sein Bruder und Spielkamerad sei, immer mehr verdrängt von der anderen, daß er „der Mann" sei, „der sein Leben für ihn gelassen habe" und dem nun auch er seinerseits leben und ihm wie ein Ritter seinem Lehnsherrn dienen müßte. Als dann in Halle neben dem Druck der dortigen Verhältnisse, die ihn in schwere innere Nöthe hineintrieben, das Bewußtsein seiner Sünde, seines Gegensatzes zu Christus erwachte, da erfaßt er ihn als seinen Erlöser, als seinen Heiland im Vollsinn des Wortes. Was er von seinem Vater ererbt hatte, das hatte er nun auch selbst erworben, um es als den Besitz seines Lebens zu behalten. Von dem streng pietistischen Halle siedelt dann der Sechszehnjährige nach Wittenberg über, der damaligen Hochburg der lutherischen Orthodoxie. Auf seiner Bildungsreise lernt er ferner in Holland das reformirte Bekenntniß, in Paris einen Kreis frommer Katholiken kennen. Ueberall, unter Pietisten und Orthodoxen,

*) Vergl.: W. Götz, Zinzendorf's Jugendjahre. Ein Versuch zum Verständniß seiner Frömmigkeit. Leipzig 1900. Ferner: G. v. Natzmer, Die Jugend Zinzendorf's im Lichte ganz neuer Quellen. Eisenach 1894. O. Steinecke, Zinzendorf's Bildungsreise, an der Hand des Reisetagebuches Zinzendorf's dargestellt. Halle 1900. Von Gesammtdarstellungen seines Lebens kommt außer den älteren Werken von Spangenberg und Schrautenbach vor Allem in Betracht: H. Römer, Nicolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf. Gnadau 1900.

Lutheranern, Reformirten und Katholiken, findet er Solche, mit denen er eins ist in seiner Liebe zum Heiland. So kommt er zu der Erkenntniß, daß solches Heilandschristenthum bei den verschiedensten theologischen Richtungen und Sondermeinungen, innerhalb der verschiedensten Secten, Confessionen und Kirchengemeinschaften möglich ist. Er erfaßt es darum als seine Aufgabe, überall diese Universalreligion des Heilands zu verkündigen und auf dieser Grundlage eine Gemeinschaft zu stiften, die über die engeren Grenzen des Sonderkirchenthums hinausreicht. Das Mittel dazu ist die religiöse Freundschaft, der religiöse Verein und kleine organisirte Gemeinen, deren Mitglieder es sich zur Pflicht machen, das christliche Leben zu pflegen und gemeinsam an der Lösung ihrer christlichen Aufgaben zu arbeiten. Alle diese Gemeinschaften aber bedeuten keine neuen Secten- oder Kirchengründungen, sondern es sind, wie Zinzendorf mit bewußter Anlehnung an Spener und unter Berufung auf Luther immer wieder betont, freiwillige Vereinigungen innerhalb der verschiedenen Bekenntnißkirchen.

Für die Verwirklichung dieses seines Ideals hat Zinzendorf in aller Welt gewirkt und gearbeitet. So mannigfaltig damals die Aeußerungen des religiösen Lebens waren, so hat er doch fast mit all diesen verschiedenen Secten und Bekenntnissen Fühlung gehabt. Er nimmt sich der Schwenkfelder an und verschafft ihnen neue Wohnsitze in Georgien beziehungsweise Pennsylvanien. Die Inspirirten in Berleburg in Westphalen rufen ihn in ihre Mitte und er wirkt einige Zeit unter ihnen, leider ohne dauernden Erfolg. Dagegen gelang es ihm im Herrnhag in der Wetterau eine Gemeine zu gründen, die zum großen Theil aus allerhand Separatisten und Sectirern bestand. Sie ist für viele dieser „verlaufenen Schäflein" eine Rettung geworden, wie überhaupt das Zinzendorf'sche Heilandschristenthum hier wohl zu seiner großartigsten Darstellung gekommen ist. Andererseits zeigt aber auch gerade die Geschichte dieser Wetterauischen Gründung mit erschreckender Deutlichkeit die große Gefahr, die diese einseitige Betonung des inneren religiösen Lebens in sich schloß. Weiter ist bekannt, wie sich in dem pietistisch beeinflußten Jena um Zinzendorf eine Schaar Gleichgesinnter aus den Kreisen der Bürgerschaft sowohl als auch der Universität sammelte. Eine ganze Anzahl Jenenser Theologen haben sich im Laufe der Zeit der Brüdergemeine angeschlossen und zur Verfügung gestellt. Wenn man von Halle, wo vorübergehend eine ähnliche Vereinigung bestand, nicht dasselbe sagen kann, so liegt das daran, daß der dortige Pietismus bald in einen sehr scharfen Gegensatz zu Zinzendorf gerieth. Dagegen hatte der Graf in Tübingen und überhaupt in Württemberg, in Frankfurt a. M., Nürnberg, in der Schweiz, aber auch in Schlesien und Berlin sowie unter dem deutschen Adel der Ostseeprovinzen vielfache Beziehungen und weitreichenden Einfluß. Er, der sich der armen mährischen Exulanten annahm, steht zugleich dem Prinzen von Saalfeld in seinen inneren Nöthen bei und ist eine Art Gewissensrath des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's I. Doch seine Thätigkeit bleibt nicht nur auf Deutschland beschränkt. Er hat intime Beziehungen zu dem pietistisch gerichteten Kronprinzen von Dänemark, späteren König Christian VI. In Holland und England knüpft er Verbindungen an, die dann zur Gemeingründung führen. Sogar bis nach Amerika erstreckt sich seine Thätigkeit. Er hat selbst unter den verschiedenen Confessionen und Secten in Pennsylvanien längere Zeit bedeutsam gewirkt. Bezeichnend für ihn ist es, daß er sogar bestrebt ist, die Fühlung mit den oben erwähnten Pariser Freunden fort und fort aufrecht zu erhalten, wenn sie natürlich auch von keiner weitreichenden Bedeutung sein kann. Es ist in der That ein weltumspannendes Werk, das wir hier vor uns sehen. Und überall ist es das Eine, worauf er hinarbeitet, die persönliche Beziehung des Einzelnen zu Christus, in der die Mitglieder der verschiedensten Kirchen- und Religionsgemeinschaften eins sein können. Sein genialstes Werk in dieser Beziehung, die That seines Lebens, in der seine ganze religiöse Eigenart zur Entfaltung kommt, ist aber die Gründung der Gemeine Herrnhut. Die Bewohner Herrnhuts, die Mähren, denen sich eine Anzahl Sectirer und Separatisten angeschlossen hatten, waren alles Leute, die sich aus religiösen Gründen hier zusammenfanden. Aber es fehlte die innerliche Einheit. Vielmehr machten sich die verschiedensten Meinungen und Anschauungen geltend, so daß die neue Colonie bald ein Bild trauriger Zerfahrenheit bot. Da griff Zinzendorf ein. Als er diesen Leuten gestattet hatte, sich auf seinem Gute anzusiedeln, war das aus allgemeinen Gründen christlicher Nächstenliebe geschehen. Er hatte nicht entfernt daran gedacht, sein Lebenswerk an diese Niederlassung zu knüpfen. Die innere Noth dieser Leute aber, für deren Wohl er, da er sie einmal aufgenommen hatte, sich verantwortlich fühlte, zwang ihn, sich ihrer anzunehmen. Und es gelang ihm, aus diesen auseinanderstrebenden, unklaren und verworrenen Elementen eine einheitliche, lebensfähige, thatkräftige, christliche Gemeine zu schaffen, die alle Sondermeinungen und Bestrebungen zurückstellte gegenüber der ausschließlichen Betonung des persönlichen Verhältnisses des Einzelnen zu Christus. Von da an waren Zinzendorf und Herrnhut unauflöslich mit einander verbunden. Sie gehören nothwendig zusammen und nur durch ihre Vereinigung konnten Beide werden, was sie geworden sind. Und doch ist es scheinbar nichts als eine Reihe von Zufälligkeiten, die Beide zusammengeführt hat. Wir dürfen darum wohl sagen, daß wir hier an einem der Punkte in der Entwickelung der christlichen Kirche stehen, wo die Fäden der Geschichte so eigenartig zusammenlaufen, daß der fromme Glaube darin stets die unmittelbare Führung Gottes erkennen wird.

Es wäre verlockend, der Frage im Einzelnen weiter nachzugehen, inwieweit es Zinzendorf gelang, in und durch die Brüdergemeine seine Idee von der Universalreligion des Heilands durchzuführen. Innerhalb der uns gesteckten Grenzen ist aber eine solche Untersuchung nicht möglich. Wenn es jedoch durch diese Gründung theils durch Bestrebungen innerhalb der Herrnhuter selbst, noch mehr unter dem äußeren Druck der Verhältnisse, jedenfalls aber gegen Zinzendorf's ursprüngliche Absicht zu der Constituirung einer neuen Sonderkirche gekommen ist, so hat eben auch Zinzendorf „die Erfahrung aller großen Männer machen müssen, daß die Welt, in der sie ihre Gedanken verwirklichen müssen, nicht einen gefügigen und formlosen Stoff darstellt, den sie nach Belieben formen können, sondern daß sie mit ihren Gedanken nur einen Gährstoff in die vorhandene Entwickelung werfen können, der hier, durch die mannigfachsten Wirkungen und Gegenwirkungen beeinflußt, langsam mitwirkt und zunächst Gebilde hervorbringt, die dem Ideal, das ihnen vorschwebte, sehr wenig entsprechen. Aber Zinzendorf hat doch in dieser Entwickelung die göttliche Leitung erkannt und gefunden, daß in dieser von ihm nicht beabsichtigten Form sein Ideal vielleicht besser und widerstandsfähiger verwirklicht werden könne, als in der Form, die ihm vorgeschwebt hatte."*) Jedenfalls aber ist es nur durch die Verbindung Zinzendorf's mit den Mähren möglich geworden, daß seine Thätigkeit einen so weltumspannenden Charakter annahm. Aus den Exulanten machte er Heilandsboten, die er in alle Welt aussandte, überall suchen sie Gemeinschaft zu stiften neben den zerstreuten Kirchen Gottes. Wo sie sich niederlassen, bilden sie Gemeinschaftsherde, an denen andere Gleichgesinnte Schutz und Aufnahme finden. Vor Allem aber konnte Zinzendorf jetzt daran gehen, den Gedanken seiner Jugend zu verwirklichen und auch die Heidenwelt für den Heiland zu erobern. So „wandelt er das Schicksal der Emigration in die That der Heidenmission um". Damals ist der Grund gelegt worden zu dem heutigen weit verzweigten Missionswerke der evangelischen Brüdergemeine. Aber weit über das hinaus, was man dauernd festhalten und fortführen konnte, sind in jener Zeit an den verschiedensten Punkten der Erde Missionsversuche unternommen worden. Auch die Muhamedaner und Juden, sowie die Ueberreste der alten persischen und koptischen Kirche vergaß man nicht. Mag aber diese ausgedehnte Arbeit unter Christen und Heiden auch damals schon immer mehr die Arbeit einer kirchlichen Genossenschaft geworden sein, so wurde sie doch nie zur Propaganda und Proselytenmacherei. Diesen Leuten kommt es, wo sie arbeiten, nur auf das Christenthum, nirgends auf die Kirche, nur auf das Brüderthum, nicht auf das Herrnhuterthum an. In diesem Sinne sind sie alle Vertreter der Zinzendorf'schen Idee, Verkündiger der Universalreligion des Heilands. — So hat Zinzendorf versucht, seinen Gedanken der Heilandsreligion in die That umzusetzen. Er hat ihn aber auch als Theolog, Redner und Dichter in eigenartiger Weise vertreten. Wenn auch Zinzendorf kein ausgeführtes theologisches System aufgestellt hat, so finden sich bei ihm recht werthvolle Ansätze zu einem Neuausbau der christlichen Glaubenslehre. Charakteristisch ist für seine Theologie zunächst das nachdrückliche Geltendmachen der specifischen Eigenart der religiösen Erkenntnisse. Ein christliches Glaubenserkenntniß ist

*) Vergl.: Jos. Th. Müller, Zinzendorf als Erneuerer der alten Brüderkirche. Leipzig. Jansa. S. 96.!

nur möglich auf Grund der praktischen Beziehung des Einzelnen zu Christus. Alle auf anderem Wege gewonnene Einsicht in das Wesen und die Eigenschaft Gottes ist religiös völlig werthlos und gleichgiltig. Zinzendorf weist von hier aus alle Metaphysik und alle philosophische Gotteserkenntniß entschieden ab. Sie ist es, die ihn bei den orthodoxen Systemen damaliger Zeit abstößt. Er nennt daher seine Theologie im Unterschied von der mit Philosophie vermischten Schultheologie die „reine Theologie“ oder auch, weil sie auf die praktische Erfahrung der Lebensgemeinschaft mit Christus gegründet ist, die „Herztheologie“. Mit dem Herzen bezeichnet er dabei das specifische Organ des religiösen Verhaltens im Unterschied von dem rein theoretischen Vermögen einerseits und von dem Willensvermögen andererseits. Einer sentimentalen Frömmelei, die es blos auf Gefühlseindrücke abgesehen hat, will er dabei nicht das Wort reden. Vielmehr ist er überzeugt, daß man seines religiösen Besitzes nur durch eine ernste Willensentscheidung gewiß werden kann, und er hat wenigstens im Princip stets gefordert, daß ein vernunftgemäßes Denken auch das religiöse Verhalten reguliren muß. Nur gilt es eben dabei sich doch stets der besonderen Eigenart dieses Verhaltens bewußt zu bleiben. Zinzendorf ist zu diesen Aufstellungen durch die Beobachtung seines eigenen religiösen und theoretischen Verhaltens gekommen. Darum beobachten wir auch hier wieder sein Drängen auf das Entscheidende, das Grundlegende in der Religion, dem gegenüber etwaige Lehrdifferenzen und Privatmeinungen zurücktreten können. Alles kommt auf die persönliche Beziehung des Einzelnen zu Christus an. — Fragen wir aber nun weiter, worin diese persönliche Beziehung zu Christus besteht, so muß zunächst festgestellt werden, daß es der geschichtliche Mensch Jesus ist, auf den Zinzendorf dabei immer wieder hinweist. In dem historischen Christus erfaßt der Gläubige Gott als eine thatsächliche, im Leben wirksame Macht, die ihn beseligt und heiligt. In diese grundlegende persönliche Beziehung zu Christus tritt aber der Mensch, indem er durch ihn seiner Sündenvergebung gewiß wird, ihn als seinen Erlöser erkennt. So steht in dem entscheidenden Mittelpunkte der Zinzendorf'schen Theologie die Heilslehre. Dadurch erweist sie ihren echt evangelischen Charakter. In der Heilslehre concentrirt sich wiederum Alles in dem Kreuzestod des Heilands. Dieser stellt den Höhepunkt der Jesus von Gott zugewiesenen Berufsaufgabe dar. Durch sein Leiden und Sterben befreit Christus die Menschen, die der Sünde verfallen sind, von dieser Knechtschaft und vereinigt sie unter sich als ihrem Haupte zu einer Gemeine Gottes. Der Tod Christi ist darum für Zinzendorf wohl auch ein Strafleiden, vor Allem aber ein Befreiungskampf. Daß es sich dabei um einen wirklichen Kampf handelt, erkennt man daraus, daß Blut geflossen ist und daß Wunden geschlagen wurden. In diesem Kreuzestod Christi wird also der Gläubige des göttlichen Heilsrathschlusses gewiß, er erfaßt Gott als seinen Vater, dem er vertrauen kann. Das ist die eigenartige christliche Gotteserkenntniß, die mit Metaphysik und Philosophie nichts zu thun hat. Darum kann Zinzendorf seine „reine Theologie“ oder „Herztheologie“, die ja eben diese christliche Gotteserkenntniß zum Gegenstand hat, auch als „Kreuztheologie“ oder, was zunächst dasselbe ist, als „Blut- und Wundentheologie“ bezeichnen. Das Thema dieser Theologie ist aber „Lamm, Blut und Gemeine“, Erlöser, Erlösung und Erlöste. Einen andern Gegenstand kennt sie im Grunde nicht. Zinzendorf hat in einer späteren Periode seines Lebens den interessanten Versuch gemacht, von seinem Grundsatz aus, daß eine christliche Gotteserkenntniß nur durch Christus den Gekreuzigten vermittelt werden kann, auch die speculativen Dogmen der Kirchenlehre zu bearbeiten, um sie so der praktisch religiösen Erkenntniß der Gemeine zugänglich zu machen. Er ist aber bei diesem Versuch selbst wieder in mystische Speculationen hineingerathen. So kommt es, daß gerade in diesen Ausführungen mit manchen werthvollen Sätzen viel Falsches und Werthloses verbunden ist. Verhängnißvoll aber wurde dieser Versuch, weil er im Zusammenhang mit demselben, speciell mit der Behandlung des christologischen Dogmas seine Blut- und Wundenlehre in gefährlicher Weise umgestaltete. Unter dem Einflusse der realistischen lutherischen Abendmahlslehre wird ihm dabei das Blut Christi zu einer übernatürlichen Substanz, das magische Wirkungen ausübt. Die Folge dieser Auffassung ist dann weiter, daß er die Heilsvorgänge in physische Prozesse verwandelt. Mit dieser Umgestaltung seiner Blut- und Wundenlehre trifft seine Neigung, sich die Leiden und den Tod Christi möglichst lebendig zu vergegenwärtigen, in unheilvoller Weise zusammen. Ursprünglich ging diese Neigung hervor aus der Absicht, die geschichtliche Wirklichkeit des Erlösungswerkes Christi möglichst anschaulich zu machen. Jetzt aber führt sie zu einer widerwärtigen gefährlichen Spielerei mit dem Blut und den Wunden des Herrn. — Zinzendorf hat das Falsche und Verkehrte dieser Ausführungen später selbst eingesehen und ist mit Bewußtsein zu seinen früheren gesunden und evangelischen Anschauungen zurückgekehrt. Er konnte das thun, da es sich bei jenen Speculationen nur um Auswüchse handelte und nicht um Consequenzen, die mit seiner Grundanschauung nothwendig verbunden waren. Trotz dieser nachträglichen Selbstcorrectur hat er aber sich und seiner Gemeine durch diese schwärmerischen und mystischen Verirrungen empfindlich geschadet.

Diese Verirrungen Zinzendorf's machen sich natürlich auch in den Reden und Dichtungen der betreffenden Epoche seines Lebens geltend. Sie haben beide in weiten Kreisen in einen Verruf gebracht, den sie sicherlich nicht verdient haben. Mag in den Reden des Grafen auch manches Wunderliche und Abstruse vorkommen, so enthalten sie doch andererseits sicherlich das Großartigste und Geistreichste, was im vorigen Jahrhundert über Religion und religiöse Dinge gesagt und geschrieben worden ist. Sie haben auch zu ihrer Zeit vielfach geradezu wunderbare Wirkungen erzielt. Für uns sind sie leider durch die Menge der Fremdwörter und fremdsprachlichen Ausdrücke, die Zinzendorf benutzt, zum Theil recht ungenießbar. Sie werden wohl auch gegenwärtig außerhalb der Kreise der Brüdergemeine kaum mehr gelesen werden. Anders steht es mit seinen Liedern. Von diesen sind mehrere allgemeines Eigenthum der evangelischen Christenheit geworden. Die Zahl der Lieder, die von Zinzendorf erhalten sind, ist ungeheuer groß, da er mit erstaunlicher Leichtigkeit dichtete, vielfach aus dem Stegreif. Auf die Form hat er dabei allerdings im Ganzen wenig Nachdruck gelegt. So giebt es, wie auch die neuesten Herausgeber der geistlichen Gedichte des Grafen betonen, vielleicht kein einziges Lied, das tadellos vollendet wäre. Viele seiner Lieder sind sogar unglaublich geschmacklos und gerade in ihnen kommt jene falsche Auffassung von Blut und Wunden zu ihrer häßlichsten Ausgestaltung. Dennoch aber findet sich unter der großen Menge des Unbrauchbaren, Bizarren und Geschmacklosen auch eine reiche Fülle edelster Perlen. Denn unzweifelhaft fehlte es Zinzendorf weder an dichterischem Talent noch an poetischer Kraft. Vor Allem aber erfüllte ihn ein großer Gegenstand, der ihn ganz ergriff und hinriß, „eine glühende Jesusliebe, die bald in den zartesten, bald in majestätischen Tönen ausbricht, die ihn verzehrt wie eine Leidenschaft — er hatte ja »nur eine Passion« — und ihn zugleich durchdringt mit Heldenkraft. Und wenn die machtvollen oder zarten oder glühenden Aeußerungen dieser »einen Passion« nicht Poesie sind, was ist dann Poesie!“ Neben seine Jesuslieder treten als für ihn besonders charakteristisch seine Gemeinschafts- und Streiterlieder. Aus dieser Gruppe ist ja das Lied: „Herz und Herz vereint zusammen“ auch heute noch das specifische Gemeinschaftslied. Es ist nach Allem mit Dank zu begrüßen, daß uns der Geburtstag des Grafen als schöne Festgabe gerade auch eine auserlesene Sammlung seiner geistlichen Gedichte gebracht hat, die wohl geeignet sein dürfte, manches Vorurtheil zu zerstreuen.*)

Dieser kurze Ueberblick über die Thätigkeit Zinzendorf's als Theologe, Redner und Dichter wird uns gezeigt haben, wie es auch nur überall der Gedanke der Heilandsreligion ist, der ihn beherrscht und den er vertritt. Er hat in der That sein ganzes Leben und seine ganze reiche Begabung in den Dienst der einen großen Aufgabe gestellt, der Welt den Heiland zu verkündigen. Die Liebe zum Heiland ist es, die ihn überall Verbindung suchen läßt mit gleichgestimmten Seelen; sie treibt ihn dazu, sich der armen Exulanten anzunehmen. Im Dienst dieses Heilands reist er von Ort zu Ort; um für ihn Seelen zu werben, geht er sogar persönlich zu den Negersklaven nach St. Thomas und zu den Indianern nach Nordamerika. Für diesen Heiland kann er alle Entbehrungen ertragen. Auf der Rückreise von St. Thomas tritt er selbst krank einem mitreisenden Juden seine Cajüte ab, um für sich mit einem dürftigen Nachtlager vorlieb zu nehmen. Auf der Ronneburg beginnt er sofort unter dem Gesindel, das sich dort niedergelassen hatte, eine aufopfernde Thätig-

*) Geistliche Gedichte des Grafen v. Zinzendorf. Herausgegeben von H. Bauer und G. Burkhardt. Leipzig. 1900.

keit christlicher Barmherzigkeit. Durch diese Heilandsliebe wurden auch seine Mängel und Fehler zwar nicht aufgehoben, aber doch gemildert und veredelt. Fehlt ihm bei seinen Unternehmungen gelegentlich die nöt.ige Besonnenheit und Umsicht, so hat er dafür Vermögen und Ehre für seinen Heiland auf's Spiel gesetzt. Ist er vor Allem seinen theologischen Widersachern gegenüber zuweilen hochfahrend und ungerecht, so ist er doch wieder unnachahmlich groß in der demüthigen Hingabe an seinen Heiland. So ist denn auch die Liebe zum Heiland der Blutstrom, der seine Theologie belebt, das Feuer, das seine Reden und Lieder durchglüht. Es ist das religiöse Gefühl, das nach langem Schlummer nun wieder einmal mit elementarer Gewalt zum Durchbruch kommt. Das ist es auch, was er seinen Gemeinen einzuhauchen weiß, sodaß jedes Glied derselben im Stande ist, im Dienst seines Heilands Alles zu opfern und daranzugeben. Diese wahre, echte, starke, religiöse Begeisterung erinnert unwillkürlich an die Zeit der ersten apostolischen Gemeine; sie findet auf katholischem Gebiet ihre Analogie vielleicht in der Bewegung, die einst der umbrische Heilige Franz von Assisi in Italien wach rief. Das war es auch, was die Zeitgenossen an Zinzendorf und der Brüdergemeine anzog. Darum strömen Arme und Reiche, Vornehme und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte ihm zu. Sie spüren hier den kräftigen Pulsschlag einer wahren, lebendigen Religion. Deshalb haben auch die Verirrungen und Sonderbarkeiten sie nicht abschrecken können. Gerade in der Zeit, da diese Wunderlichkeiten und Geschmacklosigkeiten, die vielfach weichliche und sentimentale Gefühlständelei ihren Höhepunkt erreicht hatte, verfaßt Lessing eine Schrift über die Herrnhuter (1750), die leider nur Fragment blieb. Er tritt hier als Anwalt Zinzendorf's und der Brüder auf, die die Religion nicht benutzen, um zu vernünfteln, sondern um zu handeln. Dasselbe Christenthum war es, das auch auf eine Katharina v. Klettenberg und durch sie auf Goethe einen so tiefen Eindruck machte. Kann letzterer doch sogar von sich sagen: „Es wäre nur auf sie (die Brüder) angekommen, mich zu einem der ihrigen zu machen." (Dichtung und Wahrheit. XV. Buch.) Vor Allem aber hat Herder in umfassender Weise die Eigenart Zinzendorf's und der Brüder gewürdigt. Trotz dieser Anerkennung einiger hervorragender Männer hat sich aber das Brüderthum schon zu Zinzendorf's Zeiten immer mehr auf einzelne Ortsgemeinen und auf eine im Wesentlichen ländliche Diasporathätigkeit zurückgezogen. Er hat zwar auch auf diese Weise der evangelischen Kirche manchen werthvollen Dienst geleistet*), aber bei dem gebildeten Bürgerthum unserer Städte hat es doch verhältnißmäßig wenig Eingang gefunden. Vor Allem jedoch ist die reiche theologische Gedankenwelt Zinzendorf's eigentlich spurlos verschwunden. Nur mittelbar hat sie einen Schleiermacher und durch ihn die Theologie des 19. Jahrhunderts beinflussen können. Der Grund für diese auffallende Erscheinung liegt wohl darin, daß sich die Männer der Kirche und der theologischen Wissenschaft immer mehr von Zinzendorf und den Brüdern abwandten, ja sie sogar auf's heftigste bekämpften. Die Zeit, wo es so scheinen konnte, als würde das Brüderthum auf die deutschen Universitäten Einfluß gewinnen, war nur zu bald vorüber. Es lag das einmal daran, daß das Zinzendorf'sche Brüderthum damals eine viel zu moderne Erscheinung war, als daß die alternde Orthodoxie es verstehen und ihre eigenen Mängel durch dasselbe ergänzen und ausgleichen konnte. Die neue Bildung aber, mochten auch einzelne ihrer Heroen das Brüderthum anstaunen und würdigen, wandte ihr Interesse zunächst anderen Gebieten als dem religiösen Leben zu. Dann aber muß man wohl hierin auch die schwerste Folge der Verirrungen sehen, in die Zinzendorf und seine Gemeine eine Zeit lang gerathen waren. Dadurch ging das Vertrauen der kirchlichen und theologischen Kreise verloren. Eine allgemeinere Beeinflussung des Volkslebens und der Volksbildung durch die Gedanken des Brüderthums wurde damit unmöglich. Hätte diese Entwickelung keine andere Wirkung gehabt, als daß die Kirche, deren Stifter Zinzendorf genannt werden darf, klein und unscheinbar blieb, so wäre es sehr gegen den Geist ihres Gründers, darüber zu klagen. Auch das abfällige und geringschätzige Urtheil über seine Person und seine Motive, das lange Zeit in weiten Kreisen verbreitet gewesen ist, hätte er ertragen können und vielleicht als gerechte Strafe für seine Verirrungen angesehen. Schmerzlich aber wäre es ihm gewesen, daß die Sache, die er vertrat, die Universalreligion des Heilands, dadurch geschädigt worden ist. Es wäre darum ein schöner und würdiger Erfolg der Feier seines Geburtstags, wenn sie dazu beitragen würde, diesen Schaden für die kirchliche Gegenwart in etwas wieder gut zu machen. Gerade unsere Zeit mit ihren vielen theologischen Streitigkeiten hat alle Ursache, an Zinzendorf und seiner Verkündigung der Universalreligion des Heilands nicht achtlos vorüberzugehen.

Paul Th. Jensen.

*) Vergl. O. Steinecke: Zinzendorf's Bedeutung für die evangelische Kirche. Halle 1900.

Bücherbesprechungen.

— **Die Bergpredigt des Herrn ausgelegt in Predigten von D. Paul Kaiser**, Pfarrer an St. Matthäi, Leipzig. II. Gebote. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. Nachf. (Georg Böhme). 1900. ℳ 1,50. — Den Seligpreisungen läßt der Verfasser „Gebote" folgen. Es sind 9 Predigten über Matth. 5, 13. 14—16. 17—20. 21—26. 27—32. 33—37. 38—42 nebst Luc. 6, 29—30. Matth. 5, 43—48. 6, 1—4. Auch diese Predigten zeigen alle Vorzüge der homiletischen Kunst Kaiser's. Aber mehr als die ersten dringen sie in das tägliche Leben ein und zwar in das moderntägliche Leben und stellen Alles unter Gottes Wort: das Schlimme richtend, das Gute anerkennend, zu Besserem emporziehend. Im besten Sinne modern kann man sie nennen. Vortrefflich eignen sie sich zur Mitgabe an junge Ehepaare. Sie sind wie für diesen Zweck geschrieben. Wohl in keinem jungen Haushalt in gebildeten Kreisen fehlt eine Gedichtsammlung, ein medicinisches Buch, ein Roman, aber ein gutes, kurzes, modernes Predigtbuch fehlt zumeist. Es ist an solchen kein Ueberfluß, denn hier heißt es am allerersten: Nur das Beste ist gut genug. Das vorliegende Büchlein kann man getrost in jede Ehe mitgeben, es wird sicher viel Gutes wirken. Der Verfasser verdient herzlichen Dank für diese Gabe. O. S.

— **Das deutsche Handwerk** in seiner culturgeschichtlichen Entwickelung mit 27 Abbildungen auf 8 Tafeln von **Dr. Eduard Otto**. 14. Bändchen von „Aus Natur und Geisteswelt", Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1900. 154 Seiten. Preis 90 ₰ pro Band, geb. 1,15 ℳ — Das Werkchen wird seiner Aufgabe in der besten Weise gerecht, es giebt ohne jedes gelehrte Beiwerk eine durchaus zuverlässige, gut und gemeinverständlich geschriebene Darstellung der Entwickelung des deutschen Handwerkes von den ersten Anfängen bis in die neueste Zeit hinein, sodaß es Jedermann, der sich für das deutsche Handwerk und seine Geschichte interessirt, warm empfohlen werden kann. Um auf ein paar Kleinigkeiten einzugehen, so ist S. 63 die Erklärung des Begriffes „Bauhütte" nicht ganz richtig, es war das kein Haus, in dem die am Bau Betheiligten verkehrten, also etwa ein Casino, eher könnte man die alte Bauhütte unserem heutigen Baubureau vergleichen, wo die Pläne für den Bau ausgearbeitet werden und eingesehen werden können, weiter war die Bauhütte oft auch eine Art Atelier, in dem die Steinmetzen Figuren und andere künstlerische Zierrate, mit denen der Bau z. B. ein Dom geschmückt werden sollte, entwarfen und bildeten. Die Gründe für den Verfall des Zunftwesens scheint mir der Verfasser auf S. 77 ebenfalls nicht ganz richtig angegeben zu haben. Nicht der Uebergang von der Stadt- zur Territorialwirthschaft hat ihn verschuldet, denn Spuren des Verfalls zeigen sich schon viel früher, ehe man an solchen Uebergang dachte. Die Blüthe des alten deutschen Handwerkes und damit des Zunftwesens begann zu verfallen mit dem allgemeinen wirthschaftlichen Niedergang, der sich in Deutschland bereits im 15. Jahrhundert anbahnte. Der allgemeine Verfall mußte nothwendiger Weise auch das Handwerk in starke Mitleidenschaft ziehen. Daß man sich gegen ihn durch ein immer ängstlicheres Anklammern an hohlgewordene Gebräuche und durch immer starrere Satzungen und Schranken zu schützen suchte, hat natürlich nichts geholfen, sondern höchstens verhindert, daß man sich in verständiger Weise mit den veränderten Verhältnissen auseinanderzusetzen vermochte. W. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 63. Sonnabend, den 26. Mai, Abends. 1900.

Italische Frühlingsfahrt.

Bilder in Versen von La Mara.

(Nachdruck v. Verf. verboten.)

(Schluß.)

Taormina.

Weltentrückt.

Mir ist, als ginge ich im Traum
Umher,
Als wandl' ich nicht im Erdenraum
Hier mehr;
Als schaue ich, auf andern Stern
Entrückt,
Was mich als Wunder nah und fern
Entzückt.
Wer nennet mir ein Zauberland,
Dem gleich,
Das Seele mir und Sinne bannt,
Ein irdisch Himmelreich?

Im griechischen Theater.

Im griechischen Theater
Geh' einsam ich auf und ab,
Im ungeheuern Raume
Ist's stille wie im Grab.

Durch die verfall'nen Säulen
Im Abendsonnenschein,
Wo Sophokles' Verse erklangen,
Blickt König Aetna herein.

Licht athmet rings die Landschaft,
Mein Auge trinkt sich satt;
Ob wohl ein schöner Schauspiel
Die Erde zu spenden hat?

Da vor mir Taormina,
Ein einzig Blüthenland,
Das seines Segens Füllhorn
Herabsenkt bis zum Strand.

Zu meinen Füßen breitet
Sich hoheitsvoll und hehr,
Die weißen Segel tragend,
Das afrikanische Meer,

Deß leise zitternde Bläue
Am Horizont verrinnt;
Kaum seh' ich, wo sie endet
Und wo der Himmel beginnt.

Die fernen calabrischen Berge
Entzündet ein sanftes Roth,
Bis über Erd' und Himmel
Eine Feuergarbe loht.

Die Wasser spiegeln wieder
Ihr flammend Angesicht —
O Feuerzauber des Südens,
Mahnst du an's ew'ge Licht?

Monte Cassino.

War einst ein fromm Geschwisterpaar:
Scholastika und Benedict,
Kein frömmres wohl auf Erden war;
Sie lebten beide weltentrückt

Der Ewigkeit und nicht der Zeit.
Er gründete auf Bergeshöh'
Sich tiefe Klostereinsamkeit,
Scholastika in seiner Näh'

Erbaute sich ein Kloster auch.
Nur einmal sahn sie sich im Jahr,
Weil hingegeben frommem Brauch
Und strenger Regel Jedes war.

Doch im Gespräch mit Benedict,
Dem Hort der Gotteswissenschaft,
Schöpft' stets der Schwester Herz beglückt
Zum Liebeswerke neue Kraft.

Als nun ihr letztes Stündlein naht,
Rief sie den Bruder rasch herbei.
Schon brach die Nacht herein, da bat
Sie ihn zu weilen, vielerlei

Noch liege auf dem Herzen ihr.
Drauf er in edlem Eifer spricht:
„Scholastika, ich kam zu dir —
Doch kennst du unsre Regel nicht?

Nicht unsers Klosters heil'gen Zwang,
Daß unser keiner über Nacht
Verweilet je auf frommem Gang,
Den Brüdern fern schläft oder wacht?“

Da faltet sie die Hände stumm
In brünstigem Gebet zu Gott,
Und sieh — erstaunt schaun sie sich um —
Am Himmel zucken Blitze roth,

Ein fürchterlich Gewitter grollt
Urplötzlich über ihrem Haupt,
Der Regen strömt, der Donner rollt:
„Heil, mir geschieht, wie ich geglaubt!

Gott hört mich, da du nicht gehört,
Er hält dich fest mit starker Hand,
Hat gnädig, was ich bat, gewährt
Und Himmels Hilfe mir gesandt!“

So ruft Scholastika verzückt,
Und bei der Schwester über Nacht
Gefangen saß Sanct Benedict;
Durchbetet wurden und durchwacht

Die Stunden, bis der Morgen kam,
Zu seiner Zelle Jedes ging
Und von dem Andern Abschied nahm,
An dem sein Herz in Treuen hing.

Am dritten Tag darnach erlebt
Ein fromm Gesicht der heil'ge Mann:
Die Seele seiner Schwester schwebt
Auf Taubenfitt'gen himmelan.

„Bringt ihren Leib zum Kloster mir,
Senkt ihn am Hochaltar hinab,
Sie, die mir theuer war, soll hier
Begraben sein in meinem Grab!“

Der Abt gebot's und es geschah —
Monte Cassinos Hochaltar
Birgt Benedict, Scholastika,
Das heilige Geschwisterpaar....

Ein Rabe, den der Abt gepflegt,
Und seiner Schwester Taubenheer,
Die heute noch das Kloster hegt,
Erzählten mir die holde Mär.

Ninfa.

Ein Grab von Blumen überdeckt
Die alte todte Stadt,
Die schämig sich im Grün versteckt,
Seit die Welt sie vergessen hat.

Es weht ein kalter Fieberhauch
Ueber dem öden Ort,
Der schreckte, die drin wohnten, auch
Und trieb aus der Heimath sie fort.

Nun stehen Häuser und Kirchen leer,
Des schützenden Dachs beraubt;
Die Fresken drin erkennt man kaum mehr,
Vom dichten Epheu umlaubt.

Verfallen ist das stolze Castell,
Einst Ninfa's Trutz und Wehr;
Im Burghof rinnt ein träger Quell
Zum trüben Weiher her.

Und wo die Fahne einst geweht,
Da droben auf hohem Thurm,
Ein Fliederbaum neben dem andern steht
Und fragt nicht nach Wind und Sturm.

In den alten Straßen wächst das Gras,
Da ist nicht Weg noch Steg,
Verborgen schleicht ein sumpfig Naß
Unter dem Grün hinweg.

Und allerlei duftig Blumengewind,
Narcisse und Rose im Flor,
Und goldner Ginster die Mauern umspinnt
Und drängt sich zum Licht empor.

So schlummert Ninfa, die Blumenstadt,
Schon viele hundert Jahr,
Und da sie nicht Leben noch Zukunft hat,
Schläft fort sie wohl immerdar.

Albano.

Im Colonna-Park.

Wie in deutschem Waldesschweigen,
Sonntagsstill, wandr' ich umher;
Durch die immergrünen Eichen
Blinkt und blitzt das blaue Meer.

Mir zu Häupten Vögel singen
In der linden Lenzesluft,
Ferne Glockenstimmen klingen,
Veilchen hauchen süßen Duft.

Dunkle Büsche, hohe Bäume
Hüllen mich in Schatten ein,
Daß ich unversehens träume
In der Heimath schon zu sein.

Frascati.

Villa Falconieri.

Von hohen Cypressen umfriedet,
Liegt droben auf Bergeshöh,
Von Eichenriesen gehütet,
Ein kleiner versteckter See.

Aus seiner dunkeln Tiefe
Blickt er so ernst mich an,
Als ob ein Geheimniß schliefe
In seinem feuchten Bann.

Und rings auf heimlichem Pfade
Wandeln die Musen sacht
Und freun sich am Seegestade,
Wie's schöner kein Dichter erdacht.

Tivoli.

Villa d'Este.

Hier unter blüh'nden Lorbeerbäumen,
Bei den Cypressen laß mich träumen
Und bei der Wasserspiele Rauschen
Der Stimme der Erinn'rung lauschen.

So schattig ist's in den Gängen hier,
Balsamisch duftet's vom Rosenspalier,
Die Nachtigall singt leise, still,
Kein Lüftchen rings sich regen will.

Wohin ich schaue, weit und breit
Verfall'ne Größe und Herrlichkeit,
Verstümmelt die weißen Marmorbilder,
Verwittert die stolzen Wappenschilder.

Auf den Terrassen sprießt das Moos,
Ein Stein löst sich vom andern los,
Und um die Grotten und Balustraden
Schlingt sich der Epheu ungeladen.

In den Gemächern droben ist's leer,
Kein Genius belebt sie mehr,
Der Zauberhände Wundersang,
Dem man hier lauschte, längst verklang.

Doch ist's, als gehe ernst und stumm
Der Geist Franz Liszt's noch heut hier um,
Ob Allem schwebt, ich weiß nicht wie,
Der heil'ge Schatten der Poesie.

In Büschen und Hecken scheint's zu klingen,
In den Cypressen hör' ich's singen,
Allüberall hört meine Seele tönen
Hymnen zum Preise des Ewig-Schönen.

Pisa.

Vorbei sind längst die Tage
Der stolzen Republik,
Doch blieben steinerne Zeugen
Vom alten Glanz zurück.

Wo fern dem Lärm der Straßen,
Jenseits vom Arnostrom,
Sich sonnt auf grünem Plane
Der weiße Marmordom,

Des Baptisteriums Kuppel
Kühn in die Wolken strebt,
In luft'ger Bogen Reihe
Der schiefe Thurm sich erhebt,

Der alte Camposanto
Erschließt sein Todtenfeld,
Erzählen steinerne Wunder
Von einer gewesenen Welt.

Wir schauen Pisas Größe
In längstvergang'ner Zeit,
Derweil wir im Friedhof wandeln
Seiner todten Herrlichkeit.

Florenz.

Piazzale Michel Angelo.

Wo Michel Angelo's David ragt
Auf weißer Marmorterrasse,
Hat mir mein Auge entzückt gesagt,
Welch blühende Schönheit umfasse

Zu meinen Füßen die Stadt mit dem Dom,
Mit Kuppeln, Thürmen und Brücken,
Durchflossen vom rauschenden Arnostrom,
Umkränzt von der Berge Rücken.

Ein Bild voll Anmuth und Ernst zugleich,
Voll lächelnder Reize und Größe;
Umranken Natur und Kunst nicht reich
Der grauen Mauern Blöße?

Klingt's in der Luft nicht wie Musik,
Wo die erste Oper erklungen?
Sucht Michel Angelo nicht der Blick
Und Dante, der hier gesungen?

Und Giotto, da Vinci, Fiesole,
Del Sarto und Cellini,
Die hier geschaffen in Lust und Weh,
Alfieri, Cherubini?

Wer grüßt nicht mit beglücktem Sinn
Die Stadt der Blumen und Kränze,
Der Kunst und Schönheit Königin,
Wie ich dich grüße, Firenze!

Vor Rafael's Madonna della Sedia.

Der Gottesmutter selig Glück,
Da auf dem Arm den Sohn sie hält
Und ihr aus dem verklärten Blick
Entgegenstrahlt das Licht der Welt —
Menschlich und göttlich ist's zugleich,
Auf Erden schon ein Himmelreich.

Ravenna.

Todt ist die alte Gothenstadt,
Längst hat die Freude sie verlassen,
So müde liegt und lebenssatt
Die Zeit selbst auf den öden Gassen.

Doch nicht das Leben such' ich hier,
Nach Gräbern suche ich und Todten,
Verblichne Schatten hab' ich mir
Zur Auferstehung heut' entboten.

„Wohlan, ihr Schläfer, auf, erwacht!
Laßt eure Geister mich beschwören,
An's Licht steigt nun aus Grabesnacht,
Will euch nicht lang den Schlummer stören.

Galla Placidia, tritt hervor
Aus deines Mausoleums Tiefe,
Du Schicksalsreiche, steig' empor,
Wie wenn dich Schicksalsstimme riefe!

Du, Gothenheld, Theodorich,
Laß mich dich sehn im Purpur schreiten
Und Deine Recken feierlich
Im Waffenprunk vorüber leiten!

Blieb vom Palast, drin du gethront,
Auch nur ein dürftig Häuflein Trümmer,
Die Königsgruft, die du bewohnt,
Wahrt noch den alten Glanz und Schimmer.

Des Rechts Begründer, Justinian,
Tritt aus der Kirche San Vitale,
Die du erbautest, jetzt heran
Mit Theodora, dem Gemahle!

Aus deinem Tempelgrabe komm
Im Franziskanerkleide, Dante!
Hier durftest du in Frieden ruhn,
Du Großer, den Florenz verbannte,

Die Vaterstadt, der ew'gen Ruhm
Du und dein göttlich Werk gegeben,
Die dich im Tod zum Eigenthum
Begehrt, ob auch verschmäht im Leben!"

Und Alle kommen sie herbei.
„Ein Wort nur sag' mir, hoher Meister:
Was Höchstes hier auf Erden sei?
O, gebt mir Antwort, edle Geister!" —

„Das Höchste ist die Frömmigkeit",
Galla Placidia flüstert's leise.
„Nein, Höchstes ist, was Sieg verleiht,
Die Macht", sagt drauf nach Reckenweise

Theodorich, und Justinian:
„Im Recht erkenne ich das Höchste!"
Doch sinnend blickt ihn Dante an,
Der in der Reihe ihm der Nächste.

„Das Höchste ist im Erdenthal
Der Gottesfunke, der Gedanke,
Der frei durchfliegt das Weltenall,
Der Zeit und Raum nicht kennt, noch Schranke." —

„Habt Dank, daß ihr euch mir gezeigt,
Erhabne Schatten! Erdenlüfte
Sind rauh und kalt — darum entweicht
Und kehret heim in eure Grüfte!"

Sie schwanden, und ich steh' allein,
Von Leichensteinen rings umgeben;
Ravenna ist ein Todtenhain,
Nur noch in Gräbern wohnt sein Leben.

Bologna.

Vor Rafael's heiliger Cäcilie.

Da steht sie mit emporgehobnem Blick,
Die wunderholde Heil'ge der Musik;
Zu Füßen ihr zerbrochne Instrumente —
Was hat sie mit den weltlichen zu thun? —
Die Orgel selbst entsinkt der Haft der Hände,
Die lässig niederhängend jetzo ruhn.
Das edle Haupt hält lauschend sie nach oben;
Denn Schön'res als der Instrumente Spiel
Vernimmt sie nun: wie wenn vom Himmel fiel
Dem durst'gen Ohr die heißersehnte Nahrung,
Der Seele wonnevolle Offenbarung,
Hört Engelchöre Gott den Herrn sie loben.
Wie Sphärenklänge tönt's aus Wolken nieder
Und selig klingt's in ihrer Seele wieder.

Venedig.

In der schwarzen Gondel.

In der schwarzen Gondel liegend
Bei des Mondes bleichem Schein,
Lass' ich von der Fluth mich wiegen
In das Labyrinth hinein

Vielverschlungner Wasserwege,
Still verschwiegener Canäle,
Bis durch schmale Brückenstege
Ich mich in die Weite stehle.

Von der Piazzetta dringen
Holde Weisen an mein Ohr,
Serenaden hör' ich bringen,
Deren Klang sich fern verlor.

Bunterleuchtet, Barken streichen
Lautlos durch die nächt'ge Fluth,
Doch ich such' Alleinsein, Schweigen,
Weil so wohl die Stille thut.

Fern, von der Lagune Höhe
Wend' ich nach der Stadt den Blick,
Die in ihre Zaubernähe
Immerdar mich zieht zurück.
Auf der hohen Fluth des Lebens
Sehn' ich mich nach ihrer Ruh'
Und ich schlöss' am Ziel des Strebens
Gern bei ihr die Augen zu.

Palazzo Vendramin.
Richard Wagner's Sterbehaus.

Warum blickt Palazzo Vendramin
Auf die grünen Fluthen so düster?
Warum tönt es wie Klagemelodien
Durch der Wellen heimlich Geflüster?

Warum ragen sie so dunkel empor,
Die edeln stolzen Mauern,
Als hülle sie ein ein finstrer Flor,
Als schienen sie ewig zu trauern?

Warum hängt die Thränenweide herab
So tief ihr Gezweig im Garten,
Als schütze sie ein theures Grab
Und wolle seiner warten?

Weil im Palazzo ein König starb,
Ein größter der deutschen Meister,
Der des Genius Dornenkrone erwarb —
Drum trauern des Hauses Geister.

* * *

Heimwärts.
Am Lido.

Nun hat das Meer sein Abschiedslied
Am Lido mir gesungen,
Nun hat der Lenz hier abgeblüht,
Vom jungen Sommer bezwungen.

Leb wohl, der Schönheit Vaterland,
Hab Dank für deinen Segen!
Ich zieh', der Heimath zugewandt,
Dem deutschen Lenz entgegen.

Von fern winkt schon die Maie mir,
Vergißmeinnicht, das blaue —
Gott grüß' dich, deutsches Waldrevier,
Gott grüß' dich, deutsche Aue!

Bücherbesprechungen.

— D. Otto Funcke (Pastor an der Friedenskirche zu Bremen), Fußspuren des lebendigen Gottes in meinem Lebenswege. Zweiter Band. Verlag von Stephan Geibel in Altenburg. 334 S. — Den zahlreichen Liebhabern der Funcke-schen Schriften wird die Fortsetzung dieser Autobiographie sehr willkommen sein. Eigentlich wollte der Verfasser sie nicht bei seinen Lebzeiten erscheinen lassen und hat nur einzelne Abschnitte daraus in der Christoterpe (1899 und 1900) veröffentlicht. Indessen hat er doch den an ihn gelangten Bitten um vollständige Herausgabe nachgegeben. Wir können verstehen, daß z. B. die Schilderung und Beurtheilung der Verhältnisse in Elberfeld und Bremen, die Namennennung besonders noch lebender Persönlichkeiten bedenklich machen mußte, bereits jetzt an die Herausgabe zu gehen, aber die Unbetheiligten werden viel Anregendes und Lehrreiches finden. Funcke beschreibt in diesem zweiten Bande seinen Lebensweg von dem Antritt seines ersten Amtes bis zur Gegenwart. Wir sehen den Landpastor und den Stadtgeistlichen in seinen mannigfaltigen seelsorgerlichen und persönlichen Beziehungen, wir thun manchen Blick in sein Familienleben, in seine Gottesdienste, Predigten und Bibelstunden. Seinen unionistischen Standpunkt läßt er oft hervortreten. Funcke hat sich trotz seiner vierundsechzig Jahre frische, humorvolle Art bewahrt und sich ungeachtet seiner zahlreichen Bücher nicht ausgeschrieben. Läuft auch hier und da etwas Gesuchtes und Gemachtes mit unter, so bietet er auf der anderen Seite viel Erfreuliches und Nützliches, so daß wir auch seine neue Gabe empfehlend anzeigen können. D. K.

— Worte des Herzens von J. C. Lavater. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. Mit einer biographischen Einleitung von P. C. Werkshagen. Nr. 1356, 1357 Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Verlag von Otto Hendel, Halle a/S. 96 S. Geh. 50 ₰, geb. 75 ₰. — Worte des Herzens, von einem Freunde Lavater's aus Schriften und Aussprüchen dieses edeln Züricher Geistlichen zusammengetragen und in den Besitz einer frommen Fürstin gelangt, dann mit deren Erlaubniß von dem bekannten Arzt und Schriftsteller Chr. W. Hufeland herausgegeben und weit verbreitet, werden hier wieder abgedruckt. Johann Caspar Lavater, dieser liebeglühende Johannes, der vielen Tausenden seiner Zeit ein Seelsorger durch Wort und Schrift geworden ist, der populäre Mann, dem kein Wissen Werth hatte, wenn es nicht fruchtbar für Herz und Leben zu machen wäre, der mit hohem Freimuth in den Kämpfen seines Volkes Stellung nahm, der Kanzelredner, Liederdichter und Menschenfreund, dem Goethe einst nahe stand und den er auszeichnete mit dem Wort: „Er gehört zu den wenigen glücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit dem inneren vollkommen übereinstimmt“ — wird dem Leser zugleich in dieser Ausgabe in kurzer, aber guter Biographie näher gerückt. D. K.

— Geleitworte für's Leben, Zurufe geistlicher und weltlicher Dichter. Zur christlichen Erbauung und sittlichen Veredelung ausgewählt von Maximilian Bern. Nr. 1358 bis 1360 Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Verlag von Otto Hendel, Halle a/S. 206 S. Geh. 75 ₰, geb. 1 ℳ. — Gute Anthologien aus früheren und neueren Gedichten giebt es viele. Die hier vorliegende, die sich mehr aus den Poesien geistlicher Dichter zusammensetzt, ist zwar ohne Illustrationen und besondere Ausstattung, aber auch billig zu erwerben und vielleicht darum Manchem willkommen. Sie bringt eine Sammlung aus Goethe, Fr. Hebbel, K. Gerok, A. Krummacher, Jul. Sturm und vielen Anderen. D. K.

— Handels- und Machtpolitik. Reden und Aufsätze, im Auftrage der „Freien Vereinigung für Flottenvorträge“ herausgegeben von Gustav Schmoller, Max Sering, Adolph Wagner, ord. Professoren der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. Erster Band. Stuttgart 1900. J. G. Cotta Nachf. VII, 208 S.; 8°. Preis: 1 ℳ. — Die aus Anlaß der Einbringung des 1899er Gesetzentwurfs zur Verstärkung unserer Kriegsflotte von zahlreichen Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern begründete „Freie Vereinigung für Flottenvorträge“ will in Wort und Schrift für die Ueberzeugung eintreten, daß eine bedeutende Vermehrung unserer Streitkräfte zur See erforderlich ist, um dem deutschen Volke die mühsam genug errungene politische und wirthschaftliche Machtstellung für eine weitere Zukunft zu sichern. Im Wort ist dies Bestreben, dem die Leser der L. Z. wohl ausnahmslos sympathisch gegenüberstehen, bereits oft und laut bezeugt worden; nun soll, nachdem die Woche und andere Zeitschriften darin schon einige gute Anläufe gebracht haben, auch die Schrift das Ihre thun; zwei Bände im Ganzen soll die Sammlung „Handels- und Machtpolitik“ umfassen, deren Reinertrag die Cotta'sche Verlagshandlung dem Deutschen Flottenvereine zuführen wird. Der heute vorliegende erste Band umfaßt 5 Abhandlungen. Die erste davon ist Gustav Schmoller's Vortrag über „Die wirthschaftliche Zukunft Deutschlands und die Flottenvorlage“; wie er hier gedruckt vorliegt, ist er in der Hauptsache zu Straßburg (28. Januar) und zu Hannover (30. Januar) gehalten worden, nachdem er bereits in etwas anderer Form am 28. November 1899 in der Berliner Philharmonie dargeboten worden war. Karl Lamprecht's geistvolle „Geschichtliche Betrachtungen über die Entwickelung des wirthschaftlichen und geistigen Horizonts unserer Nation“ haben zuerst in Berlin, dann in Leipzig und Dresden zahlreiche Zuhörer begeistert. Des Rostocker Professors Richard Ehrenberg Darbietung über „Die Seefahrt im Leben der Völker“ ist ihrem Gerippe nach schon Ende 1899 entstanden, dann durch Friedrich Ratzel's Schrift „Das Meer als Quelle der Völkergröße“ vielfach gefördert und beeinflußt worden, um dann, mehrfach modificirt, am 24. Februar in Rostock als Vortrag zu enden. „Weltpolitik und Socialreform“ ist der Beitrag benannt, den Ernst Francke als Vierter im Bunde beigesteuert hat. Den Schluß des ersten Bandes bildet Paul Voigt's Abhandlung „Deutschland und der Weltmarkt“, eine tüchtige Leistung. Bereits vor mehr als zwei Jahren für die 1897er Flottenvorlage gearbeitet und im Februarhefte des 1898er Jahrganges der Preußischen Jahrbücher, sowie in einer Sonderausgabe veröffentlicht, hat sie in dreien ihrer Abschnitte sehr starke Aenderungen erfahren müssen, um namentlich auf dem Felde der Statistik noch ihren Mann stellen zu können; einige Stücke sind neu hinzugekommen, während der Schlußabschnitt, der sich fast ganz mit Schmoller's und Sering's Vorträgen deckte, gekürzt werden konnte. — Mit überwältigender Wucht spricht aus allen diesen Arbeiten, denen selbst der verbissenste Neinsager Sachlichkeit und Gediegenheit nicht absprechen kann, der Beweis für die Wahrheit des alten Hansenworts: Navigare necesse est, vivere non necesse. Kathederpolitik ist doch zu Zeiten recht brauchbar. Ht.

— M. Helle, Uebermenschenthum und Zuchtstaat. Ein Anarchistenideal. Mainz, Commissionsverlag der Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1899. 63 S. — Nietzsche zu widerlegen ist die Absicht der gutgemeinten Schrift, die den

Forderungen des „individualistischen Anarchismus“ gegenüber, dessen Vater Nietzsche sei (S. 47), die viel zeitgemäßeren und dem Begriff Entwickelung entsprechenderen (S. 57) Ideen eines „gemäßigten Socialismus“ (S. 58) entgegenstellt. Eine „Renaissance des Christenthums“ „statt der beabsichtigten Wiederherstellung antiker Werthe“ (S. 61) sei die Rettung. In der irrthümlichen Annahme, daß „heut zu Tage immerhin ein gewisser Muth“ dazu gehöre, „sich gegen den Abgott der gesammte Moderne, Friedrich Nietzsche, auszusprechen“ (S. 4), will der Verfasser den Versuch machen, den Uebermenschen, das moderne Ideal, „in plein-air Beleuchtung darzustellen“. Das geschieht denn auch in der entschiedenen Absicht, vor ihm eindringlich zu warnen; ergreift doch selbst den muthigen Verfasser „ein Grausen“ beim Anblick des Uebermenschen (S. 34). „Man möchte die entsetzte Frage stellen: wo bleibt sein Glück? Das Glück, die wiedererlangte Lebensheiterkeit und sonnige Zufriedenheit, die Nietzsche so verlockend pries?“ (S. 35.) Daß das Problem „Nietzsche“ mit einer verständigen Schilderung einiger Züge nicht gelöst ist, hätte der besorgte Verfasser schon daran sehen müssen, daß dieser „Vater des individualistischen Anarchismus“ ihm sich darstellt als der Utopist eines Kastenzuchtstaates (s. S. 6, 7 2c.). Ohne diesen Zwiespalt in seiner Auffassung zu merken, verfolgt er — man könnte sagen mit Behagen, wenn er uns nicht verriethe, daß es „mit Grausen“ geschehen sei — die Idee, daß Nietzsche seinen „Zuchtstaat“ auf Darwin gründe (S. 9), wobei ihm die tiefe ethische Wendung völlig entgeht, die Nietzsche dem „Uebermenschen“ giebt: „Ich lehre Euch den Uebermenschen. Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß. Was habt Ihr gethan, ihn zu überwinden?“ (Zarathustra I. Vorrede.) — „Seine Lehren wirklich kennen“, behauptet zuversichtlich der Verfasser, „würde für die Mehrzahl der Menschen gleichbedeutend sein damit, sie zu verabscheuen“. (S. 4). Aber diese Lehren mehr als „kennen“: sie verstehen, d. h. sie aus der Gesammtheit ihrer vielgestaltigen Motive erfassen, zu begreifen, daß sie neben vielen Irrthümern und Verdrehungen eine kraftvolle Reaction gegen den Absolutismus der kahlen Verständigkeit, der weichlichen Gefühlsduselei, der materialistischen Glücksarroganz, gegen allerlei „Niedergang“ aufbieten, an dem breite Partien in unserer Normalcultur — es sei das schlimme Wort gegen die Gesundheitsmonopolisten gesagt — kranken, dies Alles erfordert etwas mehr, als eine fleißige Lectüre, die zu voreingenommener Verwendung eine Reihe von Citaten abwirft. Die Wurzeln einer Erscheinung wie Nietzsche liegen eben leider nicht im „plein-air“. Wir möchten dem „geistig-gesunden“ (s. S. 63) Verfasser den Rath geben, daß er sich erst einmal, um indirect diesem „Entarteten“ etwas beizukommen, deutlich die Größe dessen vor die Seele führt, wogegen dieser, als Ganzer genommen, ankämpft. Dann wird er vielleicht sehen, daß da, wo er jetzt nur einen gefährlichen, übrigens leicht widerlegbaren Utopismus zu finden vermag, wenn man von allem Unwesentlichen und ruhig Preiszugebenden absieht, Gewissensschärfung gewollt ist. Und gerade für diesen Zug in Nietzsche's Wirken sollte, auch bei weitgehender Differenz in Ziel und Begründung, Jeder ein unmittelbares Verständniß haben, der wirklich auf dem Boden des ursprünglichen Christenthums steht, desselben Christenthums, welches Nietzsche selbst nur in einem Zerrbilde bekämpft. Aber freilich: wir bezweifeln, daß das Christenthum, welches uns der Verfasser als Rettung zeigt, das Christenthum ist, welches wir eben gemeint haben. Dr. R. Böttger.

— Thalia in der Sommerfrische. Eine Novelle von G. v. Berlepsch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. Zweite Auflage. 232 Seiten. Preis 3 ℳ, geb. 4 ℳ. — Eine fein angelegte und sicher durchgeführte Geschichte mit guter, treffender Charakteristik der Personen und einer vorzüglichen Wiedergabe des Milieus, in welches die Handlung hineingestellt ist. Ein junger talentvoller aber unausgebildeter Künstler spielt mit einer Schauspielertruppe in einem von Sommerfrischlern besuchten Alpendorfe. Er lebt mit einem jungen Weibe, die ihm ein Kind geschenkt, glücklich und leichtsinnig in den Tag hinein, ohne an die Zukunft weiter zu denken, während seine Geliebte, Bertha, die sich für ihn und das Kind aufopfert, sich oft Sorgen und Vorwürfe macht, daß ihr Vorhandensein ihn an dem Vorwärtskommen und Bekanntwerden hindere. In dem Alpendorf nun wird er entdeckt. Gräfin Yella, welche ihn porträtirt, weckt in ihm den schlummernden Ehrgeiz und verhilft ihm schließlich dazu, daß er nach Wien gehen und sich dort von einer Bühnengröße prüfen lassen kann. Bertha weiß, daß sie ihn damit verloren; nach seinem Weggange stirbt das Kind, das ihn und sie noch mit starken Banden an einander geknüpft gehalten hat, und sie wandert allein und verzweifelnd in die Welt hinaus. Als der Künstler zurückkehrt, weniger von Liebe als vom Pflichtgefühl getrieben, findet er nur noch den frischen Hügel über dem Grabe seines Kindes. Bertha vermag es über sich, die Leiden eines langen einsamen Lebens nach kurzem Liebesglück zu ertragen, sie will aber nicht wieder mit ihm zusammentreffen, lieber ihn meiden, als sein Erbarmen erwecken, und lebt einsam in Wien als schlichte Nähterin. Ihr einziger Luxus besteht darin, oftmals, wenn er seine Hauptrollen spielt, von einem der höchsten Ränge des Theaters herab dem Spiele des gefeierten Künstlers zuzuschauen, der ihr jetzt so fern, und dem sie doch einst so nahe gestanden hat. Die gemüthvolle, schlichte Darstellung dieses ergreifenden Schicksals, und die feine Zeichnung der Charaktere unseres Schauspielerpaares und der gräflichen Personen sowohl, wie auch der gröberen Gestalten der biederen Bauern und der fragwürdigen übrigen Erscheinungen des Thespiskarrens werden dem Buche gewiß viele Freunde besonders in unserer Frauenwelt erwerben. Daß das Ganze mit Takt und Feingefühl behandelt ist, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. W. B.

— Dr. Rudolf Steiner, Haeckel und seine Gegner. In: Freie Warte. Sammlung moderner Flugschriften, herausgegeben von Dr. L. Jacobowski. J. C. C. Brun's Verlag. Minden 1900. 53 S. 1 ℳ. — Haeckel's Einfluß in naturwissenschaftlicher und philosophischer Beziehung ist bekanntlich so bedeutend, daß ein großer Theil der lebenden Naturforscher lediglich durch ihn sich zu ihrer Lebensaufgabe bekehren ließ, und man mag sich im Einzelnen pro oder contra stellen, man wird unter allen Umständen dem Meister für die Anregung zu Dank verpflichtet sein. Er selbst hat ja die Consequenzen des Darwinismus in verschiedenen allgemein verständlichen Werken, zuletzt noch in den Welträthseln, gezogen und niedergelegt. Die echtesten Schüler sind die, welche bei dem Fortschreiten der naturwissenschaftlichen Technik und Methode von der Prüfung der einzelnen Factoren des Darwinismus, der Vererbung und Anpassung vollauf absorbirt sind. Es versteht sich von selbst, daß sie nicht als blinde Nachtreter mit den gleichen Schlagworten operiren, sondern sich, in mancherlei Abweichung, ihren eigenen Weg suchen. Die Früchte ihrer intensiven Bemühungen werden im Laufe der Zeit dem philosophischen Lehrgebäude immer mehr zu Gute kommen. Andere dagegen beschränken sich darauf, einfach aus Haeckel's Werken zu schöpfen und von des Meisters Tische zu leben. Zu derartigen Producten gehört die vorliegende Broschüre. Da sie im Großen und Ganzen nichts Eignes bietet, giebt sie auch kaum Anlaß, zu ihr besonders Stellung zu nehmen. Wohl aber verräth sie an mehr als einer Stelle Mangel an Vertrautheit mit dem Gegenstand. So ist es ein starker Anachronismus, wenn Wolff nachgesagt wird, er habe um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen, das menschliche Ei entwickele sich durch Epigenese. Gegenbaur heißt durchweg Gegenbauer. Weismann, der fast durchweg Weißmann geschrieben wird, figurirt unter Haeckel's Gegnern, wiewohl er doch geradezu die Allmacht der Naturzüchtung proclamirt; mit seiner Vererbungstheorie dürfte Steiner kaum genügend vertraut sein, so wenig als mit Goette's gründlichen Arbeiten. Wer sich über Haeckel's Gegner lediglich aus dieser Broschüre orientiren wollte, wie es Mancher aus Mangel an Zeit wohl thun wird, dürfte manches verzerrte Bild in sich aufnehmen. Srth.

— Tausend-Bilder-Bibel. Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments verdeutscht von D. Martin Luther. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Von diesem Werke liegen uns die 11.—15. Lieferung (à 40 ₰) vor, welche von 2. Moses 23 bis Josua 22 reichen. Sie sind wieder reich mit Bildern ausgestattet, darunter viele, welche für diese Ausgabe erfunden zu sein scheinen. Der Druck des Textes und das Papier sind vorzüglich, der Preis enorm billig; was aber den Druck der Bilder anlangt, so wäre weniger oft mehr. Auch in billigen Büchern darf doch die Qualität von bildnerischen Beigaben nur bis zu einem gewissen Grade mangelhaft sein; darüber hinaus wirkt sie beleidigend. —g.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 64. Dienstag, den 29. Mai, Abends. 1900.

Probleme des Vogelzugs.

Von Dr. Martin Bräß.

Seit Jahrtausenden hat die räthselhafte Erscheinung der großartigen Vogelwanderungen, wie sie sich bei uns im Frühling und Herbst Jahr für Jahr wiederholt, dem Beobachter staunende Bewunderung entlockt, und immer von Neuem richten Klein und Groß, der schlichte Naturfreund wie der ernste Forscher die verschiedensten Fragen an die beschwingten Segler der Lüfte: Wohin zieht ihr? woher kommt ihr? was treibt euch von dannen? was lockt euch wieder zurück? wer zeigt euch den Weg auf der weiten Fahrt? u. s. w.

Durch die unermüdliche Thätigkeit rastloser und gewissenhafter Beobachter sind wir der Beantwortung wenigstens einiger dieser Fragen näher gekommen, während andere freilich noch der Lösung harren, obgleich man gerade über sie schon vor längerer Zeit im Klaren zu sein meinte. Es ist das Verdienst Heinrich Gätke's, des nimmermüden „Vogelwärters von Helgoland“, die Frage des Vogelzugs von Neuem in Fluß gebracht und, ausgehend von unumstößlich bewiesenen Thatsachen, ältere Theorien gestürzt zu haben. Gätke ist einer der hervorragendsten Beobachter der Vogelwelt, die je gelebt haben, und so können wir nicht umhin, seinen Namen an die Spitze auch dieser kleinen Abhandlung zu stellen. Als 1891 sein Werk „Die Vogelwarte Helgoland“ erschien, da erregte es infolge der ebenso neuen als überraschenden Beobachtungen überall die größte Aufmerksamkeit. Fast neun Jahre sind seitdem vergangen; der 82jährige Greis, welcher 60 Jahre lang auf der kleinen Insel der Nordsee forschte und sammelte, ist verschieden; aber sein epochemachendes Werk überlebt ihn auf lange, lange Zeiten; die 2. Auflage der „Vogelwarte“*) wird nunmehr in den Händen aller Ornithologen sein, und jeder von ihnen wird, wenn er das sturmumwehte Felseneiland betritt, an Heinrich Gätke denken, den Vogelwärter Helgolands. Am interessantesten ist wohl die Auskunft, welche die neuere Forschung auf die Fragen giebt: Wie schnell reist der Vogel und in welcher Höhe zieht er dahin? Noch vor Kurzem herrschte die Ansicht, daß die meisten Vögel während eines Reisetages nur wenige Meilen weit vorrückten, daß sie alsdann die Reise unterbrächen und rasteten, um am folgenden Tage wieder eine Strecke von einigen geographischen Meilen, etwa 4 bis 12, zurückzulegen. Die Schnelligkeit der Ortsbewegung, glaubte man also, sei keine bedeutende, und wenn z. B. von einer Taube nachgewiesen ward, daß sie durchschnittlich in 3 Minuten eine Meile zurückgelegt habe, so galt dies schon als eine hervorragende Leistung. Wie anders urtheilen wir heute! Gätke stellte unumstößlich fest, daß unsere Nebelkrähe (Corvus cornix), ein schwerfälliger Vogel, der sich nie mit der Taube in ein Preisfliegen einlassen dürfte, in 3 Stunden die Nordsee überfliegt; denn die ersten um 8 Uhr früh über Helgoland hinziehenden Flüge treffen regelmäßig um 11 Uhr Vormittags an der englischen Ostküste ein, und die letzten Nachmittags 2 Uhr abgehenden Schaaren langen drüben um 5 Uhr an. Die Entfernung beträgt einige 80 deutsche Meilen, sodaß sich für die Fluggeschwindigkeit jener Vögel etwa 27 Meilen oder 200 km in der Stunde ergiebt, während die schnellsten Eisenbahnzüge in Europa nur selten 70 km in der Stunde überschreiten. Die Leistung von Falken, Schwalben, Tauben u. A. ist jedoch ungleich größer*) und fast unglaublich dürfte es erscheinen, daß das nordische Blaukehlchen (Sylvia suecica) in einer einzigen Frühlingsnacht — die meisten Vögel, namentlich die Insectenfresser, wandern des Nachts — von den Nilländern und dem mittleren Afrika zwischen 10 und 27° n. Br. bis zum 54° n. Br., vielleicht auch noch bedeutend weiter fliegt; das sind aber wenigstens 400 geogr. Meilen in etwa 9 Stunden, oder ca. 45 Meil. (= 340 km) in einer Stunde. Die erste Oertlichkeit nämlich, wo dies Vögelchen alljährlich regelmäßig Ende April oder Anfang Mai als gewöhnliche Erscheinung, ja meist in großer Menge angetroffen wird, ist Helgoland; in allen zwischenliegenden Ländern aber, in Griechenland, Italien, Süddeutschland, auch in Norddeutschland gehört selbst sein nur vereinzeltes Vorkommen um diese Zeit zu den größten Seltenheiten. Einen ferneren Beweis dafür, daß die Wanderung der Vögel viel schneller erfolgen muß, als man bisher geahnt, liefert eine Pieperart (Anthus Richardi), die in Daurien brütet. Auf ihrem westlich gerichteten Herbstzuge kommen die ersten jungen Vögel in Helgoland schon Anfang September an, nachdem sie das Nest ihrer Eltern im fernen Ostsibirien kaum einen Monat vorher verlassen haben können. Gesetzt, die Vögel würden keinen Tag zögern und sich sofort auf die Wanderung begeben, sobald sie flügge, so würden sie doch erst im December hier eintreffen, wenn sie täglich nur 8 bis 10 Meilen zurücklegten; denn der Weg beträgt ca. 1000 Meilen. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die ostsibirischen Vögel diese riesige Wegstrecke in wenig Tagen durcheilen. — Das beweiskräftigste Beispiel aber für die ungeahnte Schnelligkeit, mit der die Vögel ihre Wanderung ausführen, bietet sich uns in dem Virginischen Regenpfeifer (Charadrius virginicus), welcher auf seinem Herbstzug die ungeheure Wegstrecke von Labrador, wo er gebrütet, nach dem nördlichen Brasilien, seinem Winteraufenthalt, in einem ununterbrochenen Fluge zurücklegt. Als Ruhepunkte würden sich den Wanderern nach 300 Meilen nur die Bermuda-Inseln und nach weiteren 200 Meilen die kleinen Antillen darbieten. Aber so wenig ruhebedürftig sind die ausgezeichneten Flieger, daß die südwärts stürmenden Schaaren sich nicht kümmern um die kleinen Eilande in der weiten Wasserwüste, sondern ihre Reise fortsetzen bis zum fernen Ziel, es müßte denn sein, daß einbrechender Sturm sie zu kurzer Unterbrechung veranlaßte. Nimmt man mit Gätke einen Zeitraum von 15 Stunden als äußerste Grenze an, während welcher ein Vogel weder der Ruhe noch der Nahrung bedarf, so ergiebt sich in unserem Beispiel eine Fluggeschwindigkeit von 53 geographischen Meilen in der Stunde. Im Allgemeinen wird der Frühjahrszug in noch hastigerem Tempo zurückgelegt, als die Herbstreise, handelt es sich doch im ersteren Falle darum, ein bestimmtes Ziel in möglichst kurzer Zeit zu erreichen, damit die vielfachen Aufgaben, welche mit der Fortpflanzung verbunden sind, unnöthiger Weise

*) Herausgegeben von Prof. Dr. R. Blasius, Braunschweig 1899. Verlag von Joh. Heinr. Meyer. Vollständig in 16 Lieferungen.

*) Durch folgenden Versuch ward die Schnelligkeit des Schwalbenflugs festgestellt: Zugleich mit Brieftauben ließ man in Compiegne eine durch künstliche Färbung kenntlich gemachte Schwalbe aufsteigen, die in Antwerpen heimisch war. Sie erreichte nach einer Stunde und 8 Minuten ihr 255 km entferntes Nest, während die Tauben erst 3 Stunden später ankamen. Es ergiebt sich hiernach für die Schwalbe eine Geschwindigkeit von 62 m in der Secunde. (Vergl. „Himmel und Erde“ 1897.)

auch nicht einen Tag aufgeschoben werden. Bei dem Herbstzug aber ist zumeist nur die anfängliche Fluggeschwindigkeit von derselben Größe; hat der Vogel südlichere Breiten oder westlichere Längen und damit mildere Witterung bereits erreicht, so rastet er oft längere oder kürzere Zeit. Schon im mittleren Deutschland ist solches Verhalten an nördlicheren Brutvögeln vielfach nachweisbar. Wer die Anatomie des Vogels kennt, weiß es, wie die Natur in dem Vogelleibe eine Flugmaschine von allerhöchster Vollkommenheit geschaffen; dennoch fällt es uns schwer, lediglich aus den mechanischen Bewegungswerkzeugen und den mannigfachen secundären Anpassungen des Organismus an die Flugbewegung die Möglichkeit eines so rasend schnellen und andauernden Flugs zu erklären. Wir gestehen es offen, würden die Thatsachen uns nicht zwingen, die alte Meinung aufzugeben, daß die Wanderung der Zugvögel ein langsames, in kurze Tagereisen getheiltes Weiterrücken sei, das Secirmesser allein würde uns kaum von der an's Wunderbare grenzenden Leistungsfähigkeit des Vogels überzeugen. Bei Beurtheilung der letzteren verdient jedenfalls der Umstand besondere Beachtung, daß die Mehrzahl aller Zugvögel ihren Wanderflug in ganz erstaunlicher Höhe vollzieht. Durch seinen eigenthümlichen Respirationsmechanismus ist ja der Vogel befähigt, in Höhen auf die Dauer zu verweilen, die sonst kein einziges Lebewesen erreicht; hier aber fallen sehr viele Störungen weg, die gerade im Frühling und Herbst den erdnahen Schichten der Atmosphäre eigen sind, und dann wird der viel geringere Widerstand, den die dünne Luft dem dahinschießenden Vogelköper entgegensetzt, dem Wanderer von wesentlichem Vortheil sein. Dazu kommt, daß die rasend schnelle Bewegung dem Sinken in der dünnen Atmosphäre entgegenwirkt; ein ganz geringes Heben des Vorderrandes der Flugfläche wird genügen, dem Vogel die erforderliche Höhe zu sichern. In welcher Höhe zieht nun der wandernde Vogel dahin? Die Antwort lautet: wir wissen es nicht; jedenfalls aber erreicht er Höhen, welche weit außerhalb unserer Sinneswahrnehmung liegen. Von den Myriaden Zugvögeln, die jedes Frühjahr und jeden Herbst die Länder überfliegen, wird nur ein verschwindender Bruchtheil beobachtet, und das sind kleinere oder größere Gesellschaften, die namentlich im Herbst zeitweilig rasten vom wirklichen Zug und nun tagsüber von Feld zu Feld, von Wald zu Wald fliegen, um Nahrung zu suchen, und mit dem schwindenden Tageslicht die Reise fortsetzen. Oder es sind Vögel, die durch Witterungseinflüsse aufgehalten werden, aber dem innern Drange weiter zu wandern sich nicht ganz widersetzen mögen, oder endlich es sind nur die untersten halbversprengten Vogelschaaren, über welchen die Millionen von Artgenossen dahinziehen, unerreichbar dem menschlichen Auge, unvernehmbar dem menschlichen Ohr. Beobachtungen über bedeutende Flughöhen der Vögel stehen uns naturgemäß nur in geringer Zahl zu Gebote; denn ist es schon schwer, die Entfernung eines Gegenstandes in der Horizontalebene richtig zu beurtheilen, so fehlt unserem Auge fast jedes Maß, wenn es sich darum handelt, den verticalen Abstand zu schätzen. Wir müssen die Frage so stellen: in welcher Entfernung verschwindet bei klarer Atmosphäre und günstiger Beleuchtung für ein normal gebautes Auge ein Gegenstand von der Größe des betreffenden Vogels? Bekannt ist Humboldt's Angabe, daß er am Cotopaxi, 13578 Fuß über dem Meere, einen Condor in einer Höhe schwebend gesehen, wo er ihm nur noch wie ein schwaches Pünktchen erschienen sei; diese Höhe muß mehr als 30000 Fuß betragen haben, wenigstens ist ein 11 Fuß Durchmesser haltender Gegenstand — ein solcher würde der Klafterweite des Condors an Größe ungefähr gleichkommen — in der entsprechenden Entfernung noch recht wohl sichtbar, wobei die so klare Luft in Bergeshöhe noch gar nicht mit in Rechnung gezogen wird. Oestlich von Helgoland liegt in 22000 Fuß Entfernung eine Austernbank; wenn auf derselben bei klarem Wetter ein Fahrzeug eine Flagge von der Flugbreite des Condors zeigt, so kann man dieselbe von der Insel aus erblicken. Hiernach würde man die Flughöhe jenes Condors zweifellos immer noch unterschätzen, wenn man für dieselbe 40000 Fuß über der Meeresfläche annimmt. Der viel kleinere Bussard entschwindet dem Blick bei 12000 Fuß Höhe; Finkenhabichte, die sich kleinen Stäubchen gleich im Zenith zeigen, müssen ungefähr 10000 Fuß hoch schweben, zu welch' unermeßlicher Höhe aber ein Geier von zehn Fuß Flugbreite sich mußte erhoben haben, als er dem mit gutem Doppelglas bewaffneten Auge des Beschauers verschwand, läßt sich nach dem bisher Gesagten nicht einmal ahnen. — Werthvoller aber als diese Berechnungen sind die Beobachtungen unseres Gewährsmannes über die Art und Weise, wie verschiedene Zugvögel von solch erstaunlichen Höhen sich herablassen in die Tiefe, und wie sie sich andererseits emporschwingen hoch über die Wolkenregion. Während der Habicht kreisend herabsteigt, stürzen sich Wildtauben und Waldschnepfen in größter Geschwindigkeit fast senkrecht oder in einer ein- bis zweimal gebrochenen Linie in die Tiefe. „Man sieht keinen Vogel, richtet aber, durch fernes Sausen aufmerksam geworden, den Blick dem Geräusche zu und erblickt einen unkenntlichen kleinen Punkt, der aber auch fast im gleichen Moment schon als Vogel vorüber schießt.“ Singdrosseln sausen in sehr schräger Richtung herunter, während sich die Buchfinken schaarenweise in vielen Wendungen herablassen. Wieder andere, besonders die kleinen Sänger, wie Rothschwänzchen u. a., sind plötzlich da, ohne daß man ihr Ankommen in der sonnigen Morgenstunde wahrgenommen hätte. Ebenso verschieden gestaltet sich die Abreise. Kraniche, Habichte, Falken steigen in Schraubenlinien auf, bis sie dem Blicke entschwinden, während kleinere Vögel, z. B. Singdrosseln, Rothkehlchen und Goldhähnchen, durch kräftige Flügelschläge fast senkrecht sich emporschwingen und nur hin und wieder einen Bogen beschreiben. Außerhalb unseres Sehbereichs eilen sie dahin, auch ihre Stimmen sind nicht zu vernehmen. Andere Vögel, z. B. Brachvögel, Uferschnepfen, Regenpfeifer, ziehen wohl auch in großen Höhen dahin, aber nicht selten werden an schönen Frühlingsnachmittagen dem spähenden Auge die Schaaren sichtbar — Gruppen von Stäubchen, die am blauen Firmament vorüberziehen — oder es vernimmt wenigstens das Ohr die hellen Lockrufe aus der Höhe. Ein paar Arten wandern auch niedrig, nur einige hundert Fuß hoch über der Meeresfläche oder noch tiefer; doch zählt Gätke zu diesen Ausnahmen nur die Krähen, Staare und Lerchen, von denen sich allerdings die letzteren an hellen Frühlingstagen auch oft zu bedeutenden Höhen erheben. — Der Wanderflug unserer Zugvögel ist das gewaltigste Ereigniß in dem Leben der kleinen Geschöpfe. Alle Lebensgewohnheiten werden durch ihn beherrscht, vollständig unterdrückt und umgestaltet, daß man das Vögelchen kaum wieder erkennen möchte. Man denke z. B. an unsere Erdsänger: die Nachtigall und den Sprosser, das Roth- und Blaukehlchen. In Wald und Busch sind die liebenswürdigen Vögel seßhaft, wo sie von Zweig zu Zweig im dichten Unterholz umherhüpfen oder auf dem Boden nach Kerfen suchen. Das Nest steht auf oder dicht über dem Boden, ja selbst in Erdhöhlungen, die es halb verdecken; es bildet für das kleine Vogeldasein den Mittelpunkt, in dessen Nähe sich die Gatten monatelang aufhalten; tagsüber unternehmen sie nur kleine Ausflüge, kaum ein paar Kilometer weit, und die Nacht verträumen sie in oder am Nest, das Köpfchen versteckt unter dem Flügel: kleine hilflose Geschöpfe. Und nun kommt der Tag der Abreise, ein Tag wie die andern alle; ein warmer Hochsommerabend senkt sich über die Flur, oder graue Nebelschleier steigen am Waldesrand auf in die klare Herbstluft. Wer sagt es unserm Freunde, daß er jetzt wandern muß? Doch unbesorgt und scheinbar zielbewußt lüftet das Vöglein die Schwingen, mit aufgerichteter Brust fliegt es fast senkrecht aufwärts; die Heimath, die bekannte, mit Baum und Strauch, mit Fels und Wasser verschwindet im Abenddunkel, und bald umgiebt auch unsern Freund in der kalten Höhe vollständige Nacht; „aber unbeirrt geht sein Flug dahin durch den stillen pfadlosen Raum, tausende, vielleicht viele tausend Fuß tief liegt die Welt unter ihm, unerkennbar, und vermöchte er auch in dunklen Umrissen die Form von Land und Meer zu unterscheiden, was hülfe es ihm!“ Im Osten verkündet die aufgehende Sonne den neuen Morgen; vielleicht am Gestade des Mittelmeeres treffen ihre Strahlen den rastenden Wanderer, der sein Gefieder ordnet oder eifrig nach Nahrung sucht. Erst die „Abenddämmerung mahnt zu erneutem Fluge. Er weiß nicht, wie weit die Wasserfläche sich dehne, wie fern das Ufer sei, welches neue Rast ihm gewähren würde; kein Merkzeichen ist ihm gesteckt, kein Leuchtfeuer, nach dem er den Pfad zu lenken vermöchte, dennoch aber breitet er wiederum unverdrossen seine Flügel — und erst in den niegesehenen Palmen des glühenden Afrika erkennt er das endliche Asyl der Ruhe.“

Keine Frage liegt näher als die: Was leitet den Vogel auf seiner Reise? Die Antwort lautet: wir wissen es nicht. Wir stehen hier einer großartigen Naturerscheinung völlig rathlos gegenüber und nehmen auch heute noch ungefähr denselben Standpunkt ein, den die älteren Naturforscher vertraten, wenn

sie sagten, der Instinct läßt den Vogel auf sicherem Wege zum Ziele gelangen, nur daß wir uns bewußt sind, mit der Anwendung des unklaren Begriffes „Instinct" die Schwierigkeit der Frage nicht gelöst, sondern nur umgangen, also thatsächlich keine Antwort gegeben zu haben. Was ist der Instinct? Ein von Generation zu Generation vererbtes, unbewußtes Wissen? Giebt es ein solches?*) Kann überhaupt eine Erfahrung, ein Wissen etwas Unbewußtes sein? — Wir wollen uns auf derartige mehr philosophische Betrachtungen nicht einlassen; jeder unbefangen Urtheilende wird einsehen, daß die Wissenschaft den Begriff Instinct als einen unbrauchbaren zurückweisen muß. — Sehr ausführlich sucht J. A. Palmén**) die interessante Frage zu beantworten. „Ebenso wenig," sagt er, „wie die jungen Vögel ohne Weiteres ihre Nahrung finden und unterscheiden oder singen und fliegen können, sondern dieses Alles erst lernen müssen und zwar meistens von ihren Eltern, ebensowenig haben sie Anfangs Kenntniß von ihren Standorten und Zugstraßen." Durch das tägliche Leben lernen sie die Umgebung des Nestes kennen und merken sich allmälig die Oertlichkeit, die ihnen Speise und Trank bietet. So wird durch diese Localkenntniß das Ortsgedächtniß ausgebildet. Begeben sich nun die Vögel in großen geordneten Gesellschaften auf die Reise, so führen die Alten den Zug an, und die Jungen brauchen nur zu folgen. „Es geht also die Kenntniß der Zugstraßen von einer Generation zur anderen über; sie wird traditionell bei der Art", und es werden dann auch die jüngeren Vögel den Weg zurück wiederfinden können, weil sie ihn gelernt haben; sie erkennen die Umgebung ihres Brutplatzes wieder und die Stelle, an der ihr Nest gestanden. Wälder und Seen, namentlich aber Flußthäler und die Meeresküste weisen den Wanderern den Weg von einem Rastplatz zum anderen auf der weiten Reise. Wie aber hat sich die Gewohnheit zum Wandern bei den Vorfahren unserer Vogelwelt entwickelt? Darauf hat Palmén folgende Antwort: Zuerst waren die Wanderungen nicht periodisch, sondern unregelmäßig, nur gelegentlich und wenig ausgesprochen, ungefähr wie die der jetzigen Strichvögel. Die Individuen nun, welche eine solche Gewohnheit angenommen hatten, fanden darin ihren Artgenossen gegenüber einen großen Vortheil, wenn in einzelnen Jahren ein ungewöhnlicher Wechsel des Klimas sich einstellte. Sie entgingen der Unbill der Witterung und vererbten die Gewohnheit zu wandern auf ihre Nachkommen. Diese zogen anfangs nur kurze Wege; später erst wurden die Wanderungen ausgedehnter, bis sich schließlich die durch fortgesetzte Tradition immer mehr befestigte Gewohnheit zu dem Grade steigerte, den wir heute bei unseren Zugvögeln bewundern. Soweit die Ansicht Palmén's, die bis vor Kurzem die allgemeinste Anerkennung fand. Treten wir nur dem ersten Theil seiner Antwort näher, indem wir auch hier die rein theoretische Frage nach der Entstehung des Wandertriebes außer Acht lassen. Den jungen Vögeln sollen also nach Palmén, Weißmann u. A. die Alten den Weg zeigen; die junge unerfahrene Generation soll von den älteren Geschlechtsgenossen die einzuschlagende Reiseroute erlernen. Dieser Annahme widersprechen die neueren Beobachtungen aufs Nachdrücklichste. Gätke weist an der Hand eines überreichen Materials nach, daß unter normalen Verhältnissen von den auf Helgoland vorkommenden 396 Arten mit einer einzigen leicht zu erklärenden Ausnahme, nämlich der des Kuckucks, die jungen Vögel den Herbstzug eröffnen, nachdem sie nur etwa 6—8 Wochen das Nest verlassen haben, und daß die Eltern erst ein bis zwei Monate später folgen. Nur ein paar Beispiele mögen hier angeführt werden. Von unsern allbekannten Staaren, die sich einmal wegen ihres niedrigen Zuges und dann wegen der auffallend verschiedenen Färbung der jungen und alten Vögel für die Beobachtung besonders eignen, ziehen von der letzten Juni-Woche an bis zum Schluß des Juli Schaaren von nur jungen grauen Vögeln über das Eiland dahin und zu beiden Seiten desselben in breiter Front; nun tritt eine Pause von 6—8 Wochen ein, bis Ende September sich die ersten alten schwarzen Vögel zeigen, deren Anzahl im October ins Unermeßliche steigt, um im November sich zu vermindern; am Ende des Jahres lassen sich nur noch einige kleine Flüge sehen. Auch bei den Schwarzdrosseln oder Amseln eröffnen die jungen rothbraunen Vögel den Herbstzug; sie treffen meist von Mitte October an ein; im November folgen die alten schwarzen Männchen und den Schluß der letzteren bilden regelmäßig die schönsten, glänzend schwarzen Exemplare mit orangegelbem Schnabel. Ebenso ziehen die jungen Goldregenpfeifer (Charadrius auratus) einige Monate vor den alten; im Juli und August sind sie bereits da, während letztere einzeln im October eintreffen und in Schaaren erst im December die Insel überfliegen; sehr viele der jungen Thiere fallen der Schießwaffe zum Opfer, sodaß jeder Zweifel über das Alter ausgeschlossen ist. Aber selbst wenn man annehmen wollte, die Züge der jungen Vögel würden begleitet von einer kleinen Anzahl älterer Thiere, welche bereits wiederholt die Reise zurückgelegt hätten und nun als Führer dienen könnten, so bliebe doch immer noch die Frage unbeantwortet: welches sind die Merkzeichen, an denen der Vogel den Weg, den er einschlagen muß, wiedererkennt? Die meisten Vögel wandern ja in stockfinsterer Nacht, dazu, wie wir oben gezeigt, in solchen Höhen, daß auch für das scharfe Vogelauge die Höhenzüge und Flußthäler, die Wälder oder Meeresküsten ohne jeden Zweifel selbst nicht in undeutlichen Umrissen werden zu erkennen sein. Die Frage, was den Vogel auf seiner Wanderung leite, ist ungelöst. Weder die Theorie der Vererbung, noch die Annahme einer traditionellen Uebertragung von Geschlecht zu Geschlecht vermag uns die räthselhafte Erscheinung zu erklären. Der Forschung am zugänglichsten erscheint uns die Frage nach der Richtung der Vogelwanderung im Frühjahr und Herbst; durch fortgesetzte Beobachtung hunderter in den Ländern zerstreuter Forscher wird ohne Zweifel mit der Zeit ein Material zusammengebracht werden, welches die Beantwortung dieser Frage immer sicherer wird erscheinen lassen. Bisher galt die sog. Zugstraßen-Theorie, wie wir sie ebenfalls bei Palmén am vollkommensten ausgebildet finden. Er hat seinem Werke eine Karte von Europa und Asien beigefügt, in welcher diese Zugstraßen eingetragen sind, genau wie auf einer Eisenbahnkarte die Bahnlinien. Unschwer erkennt man, daß es in erster Reihe die Küsten sind, welche den Vögeln als Wegweiser dienen sollen, dann aber auch die Flußthäler. Allen Buchten der Meere, allen Windungen der Ströme sollen die fliegenden Wanderer auf's Gewissenhafteste folgen, und es sollen die Arten im Frühling derselben Zuglinie entlang zurückkehren, welche sie im Herbst zuvor gezogen. Die neueren Beobachtungen zwingen uns nun, diese Zugstraßentheorie aufzugeben. Schon die erstaunliche Höhe, in welcher der Zug vor sich geht, spricht gegen die Annahme, daß der Vogel in der Oberflächengestaltung der Continente Anhaltspunkte für die Flugrichtung findet. Dann aber ist der eingeschlagene Weg keineswegs bei allen Vögeln im Frühjahr und Herbst der gleiche. In möglichst gerader Richtung führt der Frühjahrszug die Vögel aus ihrem Winterquartier schnell nach den Brutplätzen: die innerhalb derselben Längengrade überwinternden und brütenden Vögel fliegen direct von Süd nach Nord und ebenso die im Süd-Westen überwinternden Schaaren in gerader Richtung nach Nord-Osten; im Herbst aber wandern, wie schon Naumann erkannt hatte, die letzteren Vögel nicht etwa von Nord-Ost nach Süd-West, sondern anfangs von Ost nach West, um dann rechtwinklig nach Süden abzubiegen. So fliegt der schon erwähnte Richard-Pieper im Frühjahr von Nordwest-Afrika in gerader Linie nach seinen fernen Brutplätzen am Baykal-See, während er im Herbst seinen Weg von dort durch das ganze asiatische und europäische Rußland nimmt, die Ost- und Nordsee überfliegt und sich erst von England aus südwärts wendet durch Frankreich und Spanien nach Afrika. Schon ein flüchtiger Blick auf die Karte belehrt uns, wie viele große Ströme der Vogel überfliegt, ohne sich durch sie von seinem westwärts gerichteten Flug ablenken zu lassen. Einen schlagenden Beweis für die verschiedene Wanderrichtung im Frühjahr und Herbst liefert ferner die Nebelkrähe, deren Brutgebiet ostwärts bis an den Großen Ocean reicht. Im Herbst überfliegen unermeßliche, nach vielen Millionen zählende Schaaren Pommern, Helgoland, die Nordsee; ein Theil von ihnen über-

*) Ein außerordentlich interessantes Beispiel dafür, daß sich nicht nur Gewohnheiten, sondern geradezu Kenntnisse zu vererben scheinen, konnten die Mitglieder der 1899 zurückgekehrten deutschen Tiefsee-Expedition der „Valdivia" auf den einsamen Kerguelen-Inseln beobachten. Die dort heimische Thierwelt kannte keine Scheu vor dem Menschen. Die Pinguine und Seeschwalben ließen sich mit den Händen greifen, die See-Elephanten gingen den fremden Ankömmlingen nicht aus dem Wege, nur die zahlreichen Kaninchen zeigten sich außerordentlich furchtsam. Sie sind die Nachkommen von Kaninchen, welche vor 25 Jahren von der Tiefsee-Expedition der „Gazelle" hier ausgesetzt wurden. Es lehrt diese merkwürdige Thatsache, daß die Vererbungstheorie in ihrer Anwendung nicht nur auf leibliche Verhältnisse beschränkt zu werden braucht.

**) „Ueber die Zugstraßen der Vögel", Leipzig 1876.

wintert im östlichen und mittlern England, andere fliegen über den Canal nach Frankreich. Im Frühjahr aber fliegt nur eine kleinere Menge von Krähen diese Straße zurück — wahrscheinlich diejenigen, die in England überwinterten —, während die übrigen jedenfalls ihren Flug direct nach Nord-Osten nehmen, sagen wir also z. B. von Bordeaux nach St. Petersburg. Wir könnten diese wenigen Beispiele noch bedeutend vermehren; immer und immer wieder ergiebt es sich, daß unsere Zugvögel im Frühjahr in der Hypotenusenrichtung S.W. — N.O. fliegen, im Herbst dagegen den Weg der beiden Katheten einschlagen: O. — W. und dann N. — S. Man darf nun aber den Zug der Vögel nicht auffassen als einen langgestreckten Heereszug, wie er dem einzelnen Beobachter erscheinen mag; die Wanderer ziehen vielmehr, namentlich bei ihren herbstlichen Westzügen, in breiter Front, indem sie, ungefähr unter dem Breitengrade ihrer Niststätte westwärts wandernd, ihren Weg bis ans Ziel verfolgen oder erst kurz vor Abschluß der Reise südwärts ablenken. Auch hierfür einige Daten. Das gelbköpfige Goldhähnchen ward an mehreren Tagen des Octobers 1882 gleichzeitig auf allen Leuchtthürmen, Leuchtschiffen, sowie an Landstationen der ganzen englischen und schottischen Ostküste von der Insel Guernsey bis zur Mitte der Shetlandsgruppe beobachtet, wie es in zahllosen Massen westwärts wanderte; das ergiebt aber eine Zugfront von nahezu 11 Breitengraden oder ca. 1225 km. Die endlosen Züge von Krähen, die jeden Herbst Helgoland überfliegen, haben eine Zugfront gleichfalls von vielen Meilen Breite; denn sie werden zu derselben Zeit an der deutschen Küste in der Nähe der Wesermündung ebenso beobachtet, wie ein paar Meilen nördlich der Insel. Die Frage nach den leitenden Kräften auf dem Zuge erscheint, wie wir oben ausführten, nicht gelöst, und wenn ein unermüdlicher Forscher wie Gätke, der 50 Jahre auf Helgoland, einem so unvergleichlich bevorzugten Punkte, ununterbrochen seine Aufmerksamkeit den Wanderungen der Vögel geschenkt hat, uns antwortet: ignoramus, so werden wir wohl vorläufig auf einen Erklärungsversuch verzichten und uns ihm anschließen müssen. Spuren eines ganz räthselhaften Richtsinnes begegnen uns ja auch sonst in der Thierwelt; wir erinnern nur an den Hund, der nach meilenferner Eisenbahnfahrt doch wieder an den Ausgangsort zurückkehrt; ja selbst dem Menschen wohnt nicht selten eine Art unerklärten Ortssinnes inne. Middendorf berichtet, daß er auf seinen sibirischen Reisen nicht genug habe staunen können über die Sicherheit, mit der sich einzelne Samojeden in den weiten Tundren des Nordens zurechtfinden. Der Compaß führte wegen der Nähe des magnetischen Pols den Reisenden nicht selten irre, aber der Samojedenführer wanderte, man muß sagen unbewußt, den rechten Weg und gab auf die Frage, wie er dies anstelle, dem Reisenden die naive Gegenfrage zur Antwort: „Nun, wie findet sich denn der kleine Eisfuchs in der großen Tundre zurecht und verirrt sich nie?" Leichter scheint, wenigstens auf den ersten Blick, die Frage zu beantworten zu sein: Welche Beweggründe veranlassen den Vogel zur Reise? Der Hunger und die Liebe, hat man gesagt, sind die beiden gewaltigen Factoren, welche auch die Zugbewegungen der Vögel beherrschen, der Hunger läßt sie, sobald strengere Witterung eintritt, nach wärmeren Gegenden ziehen, die ihnen Nahrung in reicher Fülle bieten; die Liebe aber treibt sie zurück in die Heimath, wo sie nun sofort nach der Ankunft bei fröhlichem Liebesgesang das Nest bauen. In der That, welche Ansicht dürfte näher liegen als diese? Und doch reicht sie keineswegs aus, alle Erscheinungen des Zuges zu erklären. Wie kann z. B. der Fortpflanzungstrieb den Ausbruch der jungen Vögel bei denjenigen Arten veranlassen, die erst im 2. oder 3. Lebensjahre zur Brut schreiten? Ihren älteren Genossen folgen sie auch in die nördliche Heimath, aber sie wandern unabhängig von diesen etwa 3 bis 4 Wochen später. Man denke auch an die Thatsache, daß manche im mittleren Deutschland brütende, im tieferen Afrika überwinternde Arten dieses ihr Winterquartier ungefähr 4 Wochen früher verlassen, als die im Norden Europas heimischen Genossen, die sich nur ins Mittelmeergebiet Afrikas zurückgezogen hatten. Ruhig und unbehelligt lassen die letzteren den Zug ihrer Freunde über sich dahingehen, als ob sie wüßten, daß jetzt für sie die Zeit zur Heimreise noch nicht gekommen; denn ihre nördlichere Heimath hat die Winterhülle noch nicht abgestreift. Das nordische Blaukehlchen (*Sylvia suecica*) z. B., welches innerhalb des Polarkreises der alten Welt brütet, überwintert gleich unserem deutschen Blaukehlchen (*S. leucocynea*) im mittleren und nördlichen Afrika, trifft aber im polaren Skandinavien erst im Monat Mai ein, während die südliche Art ihre deutschen Brutplätze bereits Ende März bis Mitte April bezieht. Und ebenso vergeblich fragt man nach den unmittelbaren Ursachen, welche den Vogel zu seiner Herbstwanderung veranlassen. Gewiß entgeht so manches Vogelgeschlecht durch diesen Zug in wärmere Länder dem Untergange, welchen Kälte und Nahrungsmangel ihm bereiten würden, und hierin liegt, wenn man sich so ausdrücken will, der höhere Zweck dieser Handlung. Aber der einzelne Vogel ist sich desselben doch nicht bewußt; er kennt ja gar nicht die Unbill der Witterung, welche während seiner Abwesenheit in der verlassenen Gegend herrscht. Die eigentlichen Zugvögel ziehen fort, lange bevor Nahrungsmangel und empfindliche Temperaturerniedrigung eingetreten sind und sie zum Ausbruch mahnen könnten. Besonders aber denke man an die schon oben erwähnte, von Gätke bewiesene Thatsache, daß die jungen Vögel oft ein bis zwei Monate früher ihre Heimath verlassen als ihre Eltern, zu einer Zeit also, wo von Nahrungsmangel noch nicht das Geringste zu spüren sein kann.

Wir sehen, der Vogelzug bietet hochinteressante Probleme in reicher Fülle; es zeigt sich auch hier, wie in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft überhaupt, daß, je weiter die Forschung in die Geheimnisse eindringt, die Menge der Räthsel wächst, deren Lösung einer späteren Zeit vorbehalten bleibt, wenn durch Entdeckung neuer Thatsachen die Lücken ausgefüllt sein werden, die unser heutiges Wissen noch aufweist.

Bücherbesprechung.

— Neu-Deutschland. Fünf Essays von S. Lublinski. Minden i. W., Brun's Verlag. — Nach dem Vorwort will der Herr Verfasser in seinem Buch nicht Politik treiben, sondern nur „Erklärung und ästhetische Psychologie" geben, mit anderen Worten: er will den Personen und Ereignissen objectiv gegenübertreten — oder es versuchen. Denn wer wäre zeitgenössischen Ereignissen gegenüber nicht doch etwas Politiker? Immerhin müssen wir sagen, daß das Bestreben, möglichst objectiv zu bleiben, unverkennbar ist. Zwar werden die Herren Lasker und Bamberger öfters genannt, als es, wie uns scheint, nöthig wäre. Doch geschieht dies ohne Voreingenommenheit, hat vielleicht auch persönliche Gründe. Von den fünf Aufsätzen (wann werden wir endlich das fremdländische „Essay" ausmerzen?), nämlich: Neu-Deutschland, Heinrich v. Treitschke als Politiker, Wilhelm I., Wilhelm II. und Bismarck, Eine Psychologie, hat uns Wilhelm II. bei Weitem am besten gefallen. Wir geben aus dieser Schilderung nachstehend eine Probe ... „Der Kaiser glaubt an die Mission seines Hauses wie an ein Evangelium und so hat er den überlieferten Begriff des Gottesgnadenthums ganz und gar mit diesem Missions- und Entwickelungsgedanken erfüllt. Und mit diesen Augen betrachtet er nun auch die Geschichte seines Hauses. Nunmehr scheint ihm sicher, daß alle seine Ahnen große Versöhner, Vermittler und Beschützer des Schwachen im socialen Classenkampfe gewesen sind. Etwas ist ja auch daran, wiewohl es bedenklich erscheint, moderne Gesichtspunkte auf das fernliegende siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zu übertragen. Dagegen dürfte die zweite Consequenz dieser Geschichtsauffassung, wonach schon die älteren Hohenzollern Vorbereiter und Vorahner des neuen Deutschen Reiches gewesen sein sollen, kaum bei einem Historiker Anklang finden ... Die Apotheose Wilhelm's des »Großen« erscheint gleichfalls als ein nothwendiges Ergebniß dieser Weltanschauung. Unter dem greisen Wilhelm wurde ja das Reich geeinigt und der erste Versuch einer socialpolitischen Gesetzgebung gewagt. Es ging nicht an, diese Thatsachen einfach als das Product aus den Zeitverhältnissen und dem Genius eines leitenden Ministers hinzustellen — der hohenzollerische Missionsgedanke hätte dann keinen Sinn mehr gehabt. Wer einmal von diesem Gedanken erfüllt war, dem wurde ganz von selbst Wilhelm I. zum Alles beherrschenden Mittelpunkt." Der Herr Verfasser sucht überall nach den inneren Gründen der Erscheinungen und schon deshalb können wir die Schrift empfehlen.

—tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 65. Donnerstag, den 31. Mai, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

VIII. Das Deutsche Haus.

Der Baumeister des Deutschen Hauses, Hr. Postbauinspector Radke, hat schon sehr viel schmeichelhafte Lobsprüche, aber auch schon manches tadelnde Wort über sein Werk gehört. Wie widersprechend die Urtheile sind, wird dadurch bewiesen, daß die Einen behaupten, es thue jetzt, nach der Vollendung der Malereien, erst seine volle Wirkung, während die Anderen diese Malereien am liebsten wieder verschwinden sehen möchten. Ich persönlich neige mich eher der letzteren Ansicht zu, mir wollen die deutschen Sagen und Märchen entnommenen Darstellungen des Berliner Malers Böhland ein wenig gar derb und grell erscheinen, so vor Allem die spreizbeinige Gestalt Jung-Siegfried's an der Eingangsfaçade, die uns, wenn wir mit dem rollenden Trottoir ankommen, über das finländische Haus weg entgegenleuchtet. Ist man drüben jenseits der Seine, so ist der Eindruck etwas günstiger. Zu berücksichtigen ist ferner, daß dem Architekten in mancher Hinsicht die Hände gebunden waren und daß der helle Renaissancebau Spaniens und das tiefrothe Bauernhaus Norwegens recht unbequeme Nachbarn sind. Durch die illustrirten Zeitungen und die Ansichtspostkarten ist das Bild des Gebäudes so verbreitet, daß ich wohl auf eine Beschreibung verzichten kann. Die zahlreichen Sinnsprüche Heinrich Vierordt's haben einen größeren Erfolg als der Dichter vielleicht selbst geahnt. Die Franzosen stürzen sich mit einer wahren Leidenschaft auf die Entzifferung. Daß der Sinn, den sie nach vieler Mühe herausbringen, wenn sie überhaupt einen herausbringen, oftmals recht erheblich von dem vom Dichter hineingelegten abweicht, ist bei ihrer ungemein tiefen und umfassenden Unkenntniß der Sprache freilich nicht zu verwundern. Mag man nun aber auch im Ganzen oder im Einzelnen gegen das Aeußere des Hauses Manches einwenden, dem Innern kann man seine Bewunderung nicht versagen. Insbesondere macht die 18 Meter hohe Haupthalle einen wirklich bedeutenden Eindruck. Fast Alles ist hier aus echtem Material und scheint für Jahrhunderte und nicht für sechs Monate hierhergesetzt zu sein. Der Fußboden ist aus Kieferselder Marmor ebenso wie die beiden mit prächtigem Bronzegeländer versehenen Treppenflügel, die an den Seitenwänden zu einem Balkon emporführen. Ueber der Mittelthür, die von diesem aus zu den Festräumen führt, erblicken wir ein Bronzemedaillon Friedrich's des Großen. Links und rechts gelangt man zur Wohlfahrtsausstellung und zur Ausstellung des Buchgewerbes. Das große Fenster gegenüber ist mit einem wundervoll gestimmten Glasgemälde von Lüthi in Frankfurt a. M. geschmückt. Unter ihm, also über dem Eingangsthore befindet sich ein zweiter Balkon. Den Hauptschmuck der Seitenwände bilden zwei große allegorische Gemälde von Prof. Gußmann-Dresden, die das Schicksal des Menschen schildern, den Jüngling, der hoffnungsfreudig ins Leben hineinstürmt, und den Greis, der müde und lebenssatt dem Tode in die Arme sinkt. Sie werden ergänzt durch vornehme in braunen und grauen Tönen gehaltene decorative Malereien des Berliner Malers Wittig, die die Freuden und Leiden des Lebens darstellen und in einer strahlenden Sonne am Plafond ihren Abschluß finden. In der Mitte dieser Halle steht auf einem Postament die Büste des Kaisers. Links und rechts von ihr gelangt man zu einem gewölbten Raum, den zwei Städtebilder von Grete Waldau, die alte Druckerstadt Mainz an einem Sommerabend und der Marktplatz unseres Leipzig, der großen Buchhändlerstadt, im Winterschnee, schmücken. Auch dieser Raum und die anstoßenden Zimmer dienen der Ausstellung des Buchgewerbes und der Photographie.

Nach dem, was ich bisher über die deutschen Abtheilungen berichtet habe, wird der Leser sich vorstellen können, mit welcher Freude ich gerade in einer Leipziger Zeitung diese Ausstellung des deutschen Buchgewerbes gerühmt hätte. Leider ist dies unmöglich, die Ausstellung steht nicht nur empfindlich hinter den anderen deutschen Gruppen zurück, sondern ist überhaupt verfehlt. Es konnte sich hier nicht darum handeln, eine Uebersicht über die deutsche Literatur oder über den Umfang des deutschen Buchhandels zu geben, sondern es mußte gezeigt werden, welche Fortschritte bei uns in den letzten Jahren in der äußeren und inneren Ausstattung des Buches gemacht worden sind. Was hatten also hier Jahrgänge von Zeitschriften zu suchen, die weder im Druck noch im Einband irgendwie Hervorragendes leisten? Dadurch, daß man das Buchgewerbe in das vornehm ausgestattete Deutsche Haus übernahm, zeigte man doch, daß man die Bücher als Kunstwerke betrachte. Eine strenge Auswahl des Vorzüglichsten wäre hier also ebenso nöthig gewesen, wie bei den chemischen Producten oder den optischen Instrumenten. Statt dessen scheint man einfach den einmal zugelassenen Firmen ihre Plätze überwiesen und ihnen im Uebrigen völlig freie Hand gelassen zu haben. Und die Verlagshandlungen haben ihre Auswahl vielfach nur nach dem Umfang und der Bedeutung der Werke und der Berühmtheit der Verfasser getroffen. Das Bild, das die meisten Räume bieten, geht nicht über die Auslage einer guten Sortimentsbuchhandlung hinaus. Auf Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen. Ohne Fachmann zu sein, weiß ich, daß unser Buchgewerbe sich in den meisten technischen Dingen vor keinem ausländischen zu schämen braucht und in vielen alle anderen übertrifft, und ich bin überzeugt, daß z. B. unsere neuesten Dreifarbendruckapparate, bei denen die Leipziger Firma Falz und Werner wohl jetzt obenan steht, die größte Anerkennung finden werden. Aber der Gesammteindruck ist unbefriedigend. Deutschland hat an vielen Orten der Ausstellung gezeigt, daß es Leute von wirklichem Geschmack besitzt, hier, wo es mit am allermeisten darauf ankam, hat es leider versagt. Eine glänzende Ausnahme macht nur das kleine Zimmer der Reichsdruckerei.

Auch der Raum der Sammelausstellung für sociale Wohlfahrtspflege ist nicht ganz so geschmackvoll ausgestattet, wie man es wohl wünschen möchte. Es ist ja erklärlich, daß man an leitender Stelle die großen Leistungen des Reiches und der deutschen Arbeitgeber und Vereine auf diesem Gebiete hier an der am meisten auffallenden Stelle zeigen wollte, und die Ausstellung ist mit großer Sorgfalt vorbereitet worden und bietet eine Fülle des Beachtenswerthen. Aber ich kann mir nicht helfen, diese Tabellen, Abbildungen und Modelle von Arbeiterwohnungen, Invalidenheimen, Volksherbergen, Volksküchen u. s. w. wirken hier in der prächtigen Umgebung etwas nüchtern. Man ist, wenn man von den köstlichen Kunstwerken der Prunkräume kommt, nicht in der rechten Verfassung, um sie zu studiren. Es ist ziemlich müßig, Wünsche auszusprechen, die nicht mehr erfüllt werden können. Aber mir scheint die ganze Disposition des Hauses nicht völlig richtig. Wir möchten kein bloßes Clubhaus als deutschen Repräsentationspalast haben, aber ein paar Räume, in denen sich der Deutsche im Trubel der Ausstellung heimisch fühlt, hätten sicherlich allgemeinsten Beifall gefunden. Das sogenannte Lesezimmer ist denn doch gar zu winzig ausgefallen. Wenn man nun außer den friedericianischen Zimmern nur ein oder zwei Gesellschaftszimmer, einen geräumigen Lesesaal und — man verzeihe den Gedanken an das liebe Ich — vielleicht einen Raum für die Presse geschaffen hätte? Oder noch

besser, wenn man außer den französischen Kunstwerken auch etwas von älterer deutscher Kunst gezeigt hätte, etwa ein Dürerzimmer und ein Goethezimmer? Wir können doch auf unsere Vergangenheit ebenso stolz sein wie die Engländer, die ihre Gainsborough, Lawrence und Hoppner, oder wie die Belgier, die ihre Memling und van der Weyden in ihren Festräumen aufgehängt haben. Und welchem Interesse würden bei den Franzosen Erinnerungen an Richard Wagner begegnet sein! So reiche und unvergängliche Genüsse uns die französischen Bilder verschaffen werden und so unendlichen Dank wir dem Kaiser dafür wissen müssen, daß er diese unersetzbaren Kostbarkeiten den Gefahren des Transports anvertraut hat, noch schöner wäre es gewesen, wenn als Ergänzung dazu einige Räume der deutschen Kunst zugewiesen worden wären.

Diese fridericianischen Zimmer bilden natürlich den Glanzpunkt des Deutschen Hauses, ja für manchen kunstliebenden Franzosen den Glanzpunkt der ganzen Ausstellung. Mit welcher Ungeduld fragten mich schon vor mehreren Monaten einige Herren des Louvre: „Wann kommt denn nun Monsieur le docteur Seidel? Wann wird man die Werke sehen können? Bringt er die Einschiffung nach Kythera mit? Wie steht es mit dem Pajou?“ Und wie amusant ist es jetzt, das französische Publicum zu belauschen. C'est joli fährt fast jeder Dame gleich beim Eintritt über die Lippen. Und dann folgt ein ravissant, exquis, merveilleux dem andern, bis als letzter Trumpf c'est idéal ausgespielt wird. Natürlich kann die Sammlung nicht ganz öffentlich sein, die vier mäßig großen Räume können nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Besucher aufnehmen, um so mehr, als bei der unendlichen Kostbarkeit der Möbel, Standuhren und Spiegel jedes Gedränge ängstlich vermieden werden muß. Es ist also nöthig, sich vorher im deutschen Commissariat schriftlich Karten zu besorgen. Trotzdem ist der Andrang so groß, daß statt der ursprünglich in Aussicht genommenen zwei Nachmittagsstunden die Säle schon jetzt fünf Stunden, nämlich von 10—12 und von 2—5 geöffnet werden müssen. Nachmittags werden die Besucher nur in kleinen Trupps eingelassen und müssen oft lange warten. Der Kunstgenuß, der einem hier geboten wird, ist aber auch ganz unvergleichlich. Wir begreifen unsere Großeltern einfach nicht mehr, die auf die Rococokunst verächtlich herabsahen, und müssen uns erinnern, daß auch Rembrandt einst verkannt wurde und daß es Zeiten gegeben hat, in denen der Sinn für das specifisch Malerische ganz verloren gegangen war. Denn natürlich mit transcendentalen Ideen vom Wahren, Guten und Schönen darf man an diese Bilder nicht herantreten, sondern mit Sinn für Grazie und mit Augen, die Malerei als Malerei zu genießen im Stande sind, die Farben in sich saugen können, wie der Gaumen köstliche Weine schlürft.

Peins-nous d'Amaryllis les danses ingénues
Les nymphes des forêts, les Grâces demi-nues
Et souviens-toi toujours que c'est au seul amour
Que ton art si charmant doit son être et le jour.

So rief Friedrich als Kronprinz dem Hofmaler Antoine Pesne zu. „Unschuldige Schäfertänze, Waldnymphen, halbentblößte Grazien“, das war es, was er, was seine ganze Zeit von der bildenden Kunst verlangte, und dies Verlangen konnte von den damals lebenden deutschen Künstlern nicht befriedigt werden. Aber was für ausgezeichnete Agenten muß der König in Paris besessen haben! Die Sammlung enthält nicht nur Werke der berühmtesten Maler, sondern zum Theil die allerschönsten Werke dieser Maler. Leider konnten nicht alle nach Paris geschickt werden. So fehlen von Watteau gerade die beiden Hauptwerke, die „Einschiffung nach der Insel Kythera“ und das „Enseigne“. Von den vier ausgestellten Bildern werden der „Liebesunterricht“ und der „Tanz“ den Beschauer am längsten fesseln. Um so glänzender sind Pater und Lancret vertreten. Wer Pater nur aus den wenig bedeutenden Bildern des Louvre kennt, erlebt hier eine Offenbarung. Der Maler, der das „Fest im Freien“, das „Bad“ und die Illustrationen zu Scarron's Roman comique geschaffen hat, war wahrhaftig nicht nur der geschickte Nachahmer Watteau's, als den man ihn gemeinhin zu bezeichnen pflegt. Von den zehn Bildern Lancret's seien der „Ländliche Tanz“, die „Gesellschaft im Gartenpavillon“, das „Moulinet“ und das „Blindekuhspiel“ genannt. Ueber den amüsanten und liebenswürdigen, manchmal allerdings die Grenzen des Erlaubten nicht strenge innehaltenden Schilderungen dieser Maler vergesse man nicht die drei kleinen Bilder Chardin's, des größten Interieurmalers Frankreichs, den „jungen Zeichner“, die „Lieferantin“ und vor Allem die famose „Rübenputzerin“, dann das Porträt Friedrich's des Großen von Pesne und die Bilder von Coypel, van Loo und de Troy. Bei den Skulpturen waren die Schwierigkeiten und Gefahren des Transportes noch größer als bei den Gemälden. Der Katalog weist deshalb nur sieben Nummern auf, vier Porträtbüsten, die Büste des Neptun von L.-S. Adam und zwei Gruppen von Pfaff und Tassaert. Unter den Büsten erregt Houdon's Voltaire, der hier natürlich ebenso wenig fehlen durfte wie der große König selbst, die größte Aufmerksamkeit. Er ist dem Haupteingang gegenüber aufgestellt und lächelt seinen Landsleuten zu, die in Schaaren herbeiströmen, um die für kurze Zeit der Heimath zurückgegebenen Werke ihrer großen Meister zu bewundern. Von den in den vier Zimmern aufgestellten Möbeln und kunstgewerblichen Gegenständen sind nur eine schöne Standuhr und der berühmte Documentenschrank aus Cedernholz mit Uhraufsatz, dann zwei Kronleuchter und mehrere Vasen französischen Ursprungs. Die übrigen Möbel sind auf Friedrich's des Großen Befehl von deutschen und schweizer Künstlern hergestellt worden und zeigen den von dem französischen abweichenden etwas massiveren Potsdamer Rococostil. Der Schreibtisch, die beiden Kommoden und der Eckschrank aus dem Schlafzimmer Friedrich's gelten für die hervorragendsten Stücke. Cedernholz, Schildpatt und Silber waren die Lieblingsmaterialien des großen Königs. Bei den Sitzmöbeln, die zum größten Theile aus dem Potsdamer Stadtschlosse stammen, sind die längst verbrauchten alten Bezüge durch einfarbige zu den Tapeten stimmende Seidenbezüge ersetzt worden. Die sonstige Ausstattung der Zimmer gereicht dem Architekten zu hoher Ehre. Auch hier sind Motive aus den Potsdamer Schlössern, aber in freier Weise zur Verwendung gekommen. Der Plafond des Salons ist eine in angetragenem Stuck ausgeführte ziemlich treue Nachbildung desjenigen des berühmten Theezimmers, nur daß hier der Farbenstimmung der Möbel entsprechend statt des Goldes Silber gewählt worden ist, die Paneele des anstoßenden Boudoirs schließen sich an das Musikzimmer an, aus dem auch das Notenpult des Königs hierher übertragen worden ist. Jedenfalls verdienen diese Räume auch bei einem nur kurzen Aufenthalte ein liebevolles Studium, sie bilden die schönste Ergänzung der köstlichen Schätze des kleinen Kunstpalastes, denen einer meiner nächsten Briefe gewidmet sein wird.

Da wir einmal bei der bildenden Kunst sind, möchte ich hier noch eine Bemerkung anschließen. Es versteht sich von selbst, daß der kunstliebende Besucher der Weltausstellung auch den in der Stadt befindlichen Sammlungen und insbesondere dem Louvre mehrere Besuche schenken wird. Früher wurde vielfach und nicht mit Unrecht über die Vernachlässigung und schlechte Anordnung der Gemäldegalerie dieses gewaltigsten aller Museen geklagt. Die Gewinnung von zwei neuen Sälen und vierzehn neuen Cabineten hat nun zu einer durchgreifenden Neuordnung geführt, die in ihren wichtigsten Theilen soeben beendet worden ist. Das Ergebniß ist einfach überraschend. Erst jetzt wird man recht gewahr, daß das Louvre nicht nur die schönste Sammlung venezianischer Gemälde, sondern auch eine berauschend prächtige Rubensgalerie und eine der schönsten Rembrandt-Sammlungen besitzt und einen herrlichen Ueberblick über die holländischen Landschafter und Kleinmeister gewährt.

Bücherbesprechungen.

— Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen. Von Dr. Paul Hassel. Zweiter Theil: König Albert von Sachsen als Kronprinz. Mit einem Bildniß. Berlin, E. S. Mittler & Sohn; Leipzig, J. C. Hinrichs; 1900. XXI, 550 S.; 8°. Preis 8 ℳ. — Der zweite Band dieses für jeden Sachsen, jeden Deutschen eine unerschöpfliche Quelle von Genuß und Belehrung bildenden Werks, dessen ersten Band ich vor reichlich 2 Jahren (in der ersten Beilage der Nummer vom 15. März 1898, S. 1001) habe anzeigen dürfen, umfaßt die Kronprinzen- und Feldherrenjahre des Helden, unseres geliebten Königs Albert. Die Gliederung des Buches ist wieder, wie es ja das Natürlichste war, nach zeitlichen Gesichtspunkten erfolgt. Die Capitel umfassen folgende Zeitabschnitte: 1) vom Tode Friedrich August's II. bis zum Ende des italienisch-franzö-

fischen Krieges (August 1854 bis Juli 1859), 2) vergebliche Versuche einer Bundesreform bis zum Eintritt der schleswig-holsteinischen Frage (Herbst 1859 bis October 1863), 3) den deutsch-dänischen Krieg und die Bundesexecution (November 1863 bis December 1864), 4) die Krisis des Deutschen Bundes (December 1864 bis Juni 1866), 5) den Feldzug des Kronprinzen in Böhmen (Juni und Juli 1866), 6) den Friedensschluß und das Verhältniß Sachsens zum Norddeutschen Bunde (Juli 1866 bis Juli 1870), 7) den Kronprinzen Albert im Kriege gegen Frankreich (Juli 1870 bis März 1871) und endlich 8) noch einmal vor Paris und die letzten Regierungsjahre des Königs Johann (März 1871 bis October 1873). Die Hauptverdienste des Verfassers beruhen erstens in der gewissenhaften Verwerthung der einwandfreien Forschungsergebnisse aus den letzten Jahren und Jahrzehnten (Friedjung, Lettow-Vorbeck, Beust, Ernst II. von Coburg, Falkenstein, Flathe, Friesen, Gerlach, Marcks, Schimpff, Schubert, Sybel, Vitzthum v. Eckstädt und vieler anderen Arbeiten namentlich kriegsgeschichtlichen Inhalts), zweitens — und das verleiht dem Buche den seltenen Charakter eines grundlegenden Quellenwerks — in der Heranziehung bisher noch nicht edirten Urkundenstoffs. Paul Hassel genoß des Vorzugs, politische Schreiben allerersten Ranges (im Archive des Ministeriums des königl. Hauses, im Hauptstaatsarchive, im Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, im Nachlasse Falkenstein's auf Schloß Frohburg, im Kriegsarchive) benutzen und auszugsweise veröffentlichen zu dürfen; von hervorragender Wichtigkeit sind darunter die auf Grund einer sorgfältig durchdachten Disposition eingeschalteten zahlreichen Briefe Wilhelm's I. an König Johann und Johann's an König Wilhelm. Nach diesen authentischen Mittheilungen wird man nicht umhin können, die bisher fast allgemein übliche Verurtheilung der sächsischen Politik vor 1866 wesentlich zu modificiren; es geht nicht mehr an, Treitschke's Einseitigkeiten auch auf die Jahre nach 1848 einfach zu übertragen. Nur unter diesen von Hassel größtentheils zum ersten Mal aufgestellten Gesichtspunkten wird einem z. B. der 1866/67 erfolgte Frontwechsel rasch verständlich. Die meisterhafte Darstellung jener an Bitternissen aller Art überreichen Zeit unmittelbar nach Königgrätz und Nikolsburg halte ich für den schönsten Abschnitt des vorliegenden Bandes; die bei größter Objectivität fast dramatisch wirkende Berichterstattung über die Verhandlungen bis zum endgiltigen Frieden mit Preußen muß jeden, selbst den verbissensten Preußen und Bismarckverherrlicher, fesseln. Bewundern muß man auch das Geschick, womit Hassel das einem Civilhistoriker immerhin fernliegende Gebiet der Kriegsgeschichte beherrscht; so läßt sich aus seiner lebendigen Erzählung der schneidigen preußischen Verfolgung, die noch am 3. Juli 1866 einsetzte, manche gute Erklärung für die Mißerfolge der Boeren gewinnen. Und selbst die Erzählung der Jedem vertrauten Vorgänge des 70er Krieges, soweit unser Herrscher und seine Sachsen daran activen Antheil genommen haben, interessiren in der ausgeglichenen Form, wie sie Hassel darzubieten verstanden hat. Ilt.

— Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmord-Frage. Gesammelte Aufsätze von Frhrn. von Helfert. Stuttgart und Wien, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1900. VII, 158 SS. 8°. — Zu denjenigen geschichtlichen Fragen, die seit einer Reihe von Jahrzehnten immer von Neuem die Forscher beschäftigen und doch schwerlich je eine völlig klare Lösung finden werden, gehört bekanntlich der Rastatter Gesandtenmord. In der Nacht vom 28. zum 29. April 1799 wurden die drei Gesandten Bonnier, Roberjot und Debry, die die französische Republik auf dem Rastatter Friedenscongreß vertraten, unmittelbar nachdem sie sich auf die Heimreise begeben, überfallen und die beiden ersten getödtet, Debry verwundet. Wo die Urheber dieses grauenvollen, allem Völkerrechte hohnsprechenden Mordes zu suchen seien, darüber bestanden schon damals verschiedene Ansichten: die Einen wollten für die That, die anscheinend von österreichischen Husaren verübt worden war, die österreichische Politik oder Heeresleitung verantwortlich machen, Andere aber hielten die Thäter für Franzosen. Die sofort österreichischerseits eingeleitete Untersuchung führte zu keiner völligen Klarstellung; da die Protokolle dieser Untersuchung abhanden gekommen waren, ließ sich ihr Gang bisher nicht verfolgen. So waren für Vermuthungen aller Art Thür und Thor geöffnet; namentlich seit im Jahre 1869 Karl Mendelssohn-Bartholdy durch ein Schriftchen, das französischen Emigranten die Schuld beimaß, die Frage von Neuem in Fluß gebracht hatte, sind zahlreiche namhafte Historiker bald für diese, bald für jene Auffassung eingetreten, darunter auch der Verfasser der vorliegenden Arbeit, der bereits 1874 eine Studie über den Rastatter Gesandtenmord veröffentlicht hat; er weist darin mit vollster Entschiedenheit jeden gegen Oesterreich gerichteten Verdacht zurück. Nachdem sich nun neuerdings Abschriften jener Villinger Untersuchungsprotokolle aufgefunden haben und durch die Direction des k. u. k. Kriegsarchivs eine auf Grund dieser Quelle bearbeitete Schrift des Hauptmanns Oscar Criste (1899) veröffentlicht worden ist, kommt Helfert nochmals auf den Gegenstand zurück, um festzustellen, daß diese neue Untersuchung, die er als „Schlußpunkt" der wissenschaftlichen Behandlung der Gesandtenmord-Frage bezeichnet, seine frühere Auffassung durchaus bestätigt. Nach der negativen Seite ist die Frage danach völlig gelöst: die Urheber und Thäter des Gesandtenmordes sind nicht im österreichischen Lager zu suchen. Dagegen ist die Frage, von wem der Plan der Mordthat denn nun wirklich ausgegangen ist und wer sie vollbracht hat, nicht mit Sicherheit zu beantworten; daß die Thäter Franzosen waren, scheint dem Verfasser außer Zweifel zu sein; wird das zugegeben, so kann man nur an das Pariser Directorium, das uns in seiner ganzen Erbärmlichkeit in den neuerdings veröffentlichten und auch an dieser Stelle gewürdigten Memoiren von Barras entgegentritt, oder an Emigranten denken. — Die Uebersicht über dieses „Schlußergebniß" enthalten die letzten Abschnitte des Schriftchens; ihr gehen eine Anzahl Aufsätze voraus, die sämmtlich schon vor Jahren geschrieben und theilweise auch veröffentlicht worden sind. Den Anfang macht eine recht lesenswerthe Abhandlung „Physiognomie und Charakter des Rastatter Congresses", die sich namentlich auf Hüffer's Werk über den Congreß und auf den Metternich'schen Nachlaß stützt. Dann folgen eine Reihe von ausführlichen und vielfach selbständige Forschung enthaltenden Auszügen von Schriften zur Geschichte des Gesandtenmordes aus dem Jahre 1869 fgg.; wir heben darunter den bereits 1885/86 geschriebenen Aufsatz „Lehrbach und Hoppe im Hause des Stürzer" hervor. Auch die beiden ersten Abschnitte des dritten Theiles sind in der Hauptsache schon vor längeren Jahren entstanden; das dankenswerthe Verzeichniß der im Drucke veröffentlichten wichtigen Schriftstücke, das die „Analyse des urkundlichen Materials" einleitet, ist nach den neuesten Schriften vervollständigt worden. — So bietet die Schrift, die der hochbetagte Verfasser als sein „letztes Wort in dieser Angelegenheit" bezeichnet, zwar nicht viel Neues, aber immerhin einen willkommenen Ueberblick über die wissenschaftliche Entwickelung der Frage. —m—

— Die Kataloge des Egerer Stadtarchivs. Angelegt von Dr. Karl Siegl. Eger, im Verlage der Stadtgemeinde. 1900. XI, 388 S. 8°. — Bei dem fortwährend wachsenden Interesse an der vaterländischen Geschichte erscheint es uns als eine Pflicht, auf ein ebenso verdienstliches wie anspruchsloses Werk hinzuweisen, das leicht der allgemeinen Aufmerksamkeit entgehen kann und ihrer doch in hohem Grade würdig ist. Man mag über den Werth der Drucklegung von Archivinventarien, wie sie in Frankreich allgemein üblich ist, streiten, zumal wenn es sich um große Staatsarchive handelt; die Veröffentlichung der Kataloge eines bedeutenden Stadtarchivs erscheint uns dagegen, zumal wenn die Stadt nicht an der großen Heerstraße liegt, in jedem Falle dankenswerth. Die Stadt Eger ist so glücklich, ein außergewöhnlich reichhaltiges Archiv, das seit vielen Jahrhunderten nur unwesentliche Verluste erlitten hat, zu besitzen. Seit den 30er Jahren schon hat man sich mit seiner Ordnung beschäftigt; allein die Aufgabe erwies sich als zu umfangreich, als daß sie in einigen Mußestunden zu bewältigen gewesen wäre. Wohl wurde im Jahre 1877 der als Verfasser einer Reihe verdienstlicher historischer Arbeiten bekannte Heinrich Gradl als Archivar angestellt; allein als er 1895 starb, war die Ordnung doch bei Weitem noch nicht vollendet. Es ist das Verdienst seines Nachfolgers, des Verfassers vorliegenden Werkes, in wenigen Jahren mit unleugbarem Geschick und unendlichem Fleiß die Katalogisirung im Wesentlichen vollendet zu haben. Durch die Veröffentlichung eines Auszuges aus den Repertorien macht er es einem jeden Forscher leicht, sich auch ohne eine Reise nach Eger darüber zu unterrichten, ob er hier Material für seine Studien erwarten darf. Das gesammte Archiv ist in drei Hauptabtheilungen (A. Urkunden, B. Acten, C. Archivsbücher) eingetheilt, deren beide erste wieder in drei Unterabtheilungen (I. Eger und Egerland im Allgemeinen, II. Eger und Egerland im Besonderen, III. Die Beziehungen der Stadt Eger und der Egerländer nach auswärts) zerfallen. In

Abtheilung A. sind sämmtliche Urkunden nach Datum und Inhalt angeführt; eine chronologische Uebersicht ist am Schlusse beigefügt. Summarischer mußten die sehr reichhaltigen und bis ins 14. Jahrhundert zurückreichenden Acten (und Briefe) registrirt werden. Die „Archivsbücher“ endlich sind in alphabetischer Anordnung — natürlich mit Angabe der Anfangs- und Schlußjahre — aufgeführt. Ein sehr brauchbarer Index schließt das Ganze. Den sächsischen Forscher möchten wir namentlich auf die Gruppen A III 9 und B III 11 (Beziehungen Egers zu Sachsen) aufmerksam machen. Wenn auch noch manche Einzelarbeit zu leisten ist, so darf das Egerer Stadtarchiv doch schon jetzt als eines der bestgeordneten Stadtarchive gelten. Möchten sich doch unsere sächsischen Städte, in denen während der letzten Jahrzehnte Manches, aber noch lange nicht genug für die Archive geschehen ist, ein Muster daran nehmen! Der Erfolg ist freilich davon abhängig, daß die städtischen Behörden ihren Archiven, die nicht blos von wissenschaftlichem, sondern auch von hohem geschäftlichen Werthe sind, ebenso viel Verständniß und Opferwilligkeit entgegenbringen, wie der Magistrat der Stadt Eger, dessen Freigebigkeit den Druck des stattlichen Werkes ermöglicht hat.
—m—

— Forschungen zur Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn. Zweiter Theil: Aus den Stadtbüchern und Urkunden von San Gimignano (13. und 14. Jahrhundert). Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1900. 352 SS. 8°. 9 ℳ. — Man hat neuerdings den „Stadtbüchern“ deutscher Städte größere Aufmerksamkeit gewidmet und sie als unschätzbare Quellen für die Geschichte unseres älteren Städtewesens erkannt. Daß auch für die Geschichte Italiens noch reiche ungehobene Schätze dieser Art vorhanden sind, beweist das vorliegende Werk, dessen ersten Theil wir im Jahre 1896 an dieser Stelle angezeigt haben. Das kleine Städtchen San Gimignano im Elsathale südwestlich von Florenz, das in seiner Entlegenheit noch heute den Charakter einer mittelalterlichen Stadt trägt, besitzt ein bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurückreichendes Archiv, zu dessen werthvollsten Bestandtheilen die Stadtbücher gehören. Allein aus den Jahren 1221—1332 haben sich nicht weniger als 409 Hefte von verschiedenem Umfange erhalten, die zum größeren Theil allerdings im 17. Jahrhundert der Stadt entfremdet wurden und jetzt im Staatsarchiv zu Florenz liegen. Sie enthalten Rathsprotokolle, Stadtrechnungen, gerichtliche Aufzeichnungen verschiedener Art, amtliche Verkündigungen, Briefe u. dgl. m.; das ganze innere Leben der Stadt spiegelt sich in ihnen wieder, aber auch über politische Vorgänge — namentlich aus der Zeit der Staufer Friedrich's II., Manfred's, Konradin's — finden wir Aufzeichnungen, die um so wichtiger sind, als die florentinischen Chroniken des 13. Jahrhunderts lückenhaft und dürftig sind. Davidsohn giebt aus diesen Büchern sowie aus den Urkunden der Stadt und anderen Quellen zu ihrer Geschichte eine Sammlung von nicht weniger als 2468 Regesten, und zwar zunächst „allgemeine Regesten“ (1217—1341), die er, soweit sie erheblichere geschichtliche Bedeutung haben, im 2. Bande seiner Geschichte von Florenz verwerthen wird, dann anhangsweise eine reiche Fülle von Notizen zur Geschichte des Handels und der Industrie, des Unterrichts, des Gerichtswesens und Strafrechts, der Sitten, der Juden u. s. w. So gewährt das Archiv der kleinen Stadt auch für die Culturgeschichte des 13. Jahrhunderts so reiche Belehrung, daß sich ihm nur wenige deutsche Stadtarchive an die Seite stellen können.
—m—

— Die neuesten Veröffentlichungen der Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes (Halle a/S., Verlag von Otto Hendel) bilden eine sehr bunte Reihe. Frankreich, Deutschland, Holland, Ungarn und Polen treten auf der Arena der Geister in die Schranken und werben um die Gunst der Lesewelt. Folgende Werke sind uns zur Anzeige zugegangen: Nr. 1325—1326. Das Schloß der Herzen. Zauberspiel in fünf Bildern. Neugestaltet auf Grund einer Dichtung Flaubert's von Hans v. Wolzogen. Die zur Handlung gehörige Musik von Hans Sommer. Preis 50 ₰, gebunden 75 ₰. Der durch seine thematischen Leitfäden zu Richard Wagner's Musikdramen bekannte Redacteur der „Bayreuther Blätter“ H. v. Wolzogen hat es unternommen, Gustav Flaubert's „Château des Coeurs“, eine Feerie von mysteriös-tiefsinnigem, märchenhaftem Charakter, bühnenmäßig zuzurichten und womöglich in Deutschland auf die Bretter zu bringen. Eine Voraussage über den muthmaßlichen Erfolg dieses Planes wagen wir nicht, zumal ein wesentlicher Theil der Entscheidung von der Musik abhängt, die natürlich nicht beigegeben werden konnte. Wolzogen wird schon wissen, was er zu thun hat, um den Stücken den Weg zu bahnen. Hoffentlich hören wir bald Näheres darüber. — Nr. 1327. Hans Sachs' Komödien. In freier Bearbeitung und mit scenischen Angaben versehen von Gustav Burchard. Mit einem Bildniß von Hans Sachs. Preis 25 ₰, geb. 50 ₰. Gustav Burchard hat schon mit einigen Fastnachtsspielen von Hans Sachs, die er einer Bearbeitung unterzogen hat — er sucht sie namentlich metrisch und bühnentechnisch den Forderungen der Gegenwart anzupassen — Glück gehabt. Diese veröffentlicht er hier und fügt noch einige hinzu. Das Heft enthält folgende fünf Stück: Frau Wahrheit will Niemand herbergen; der fahrende Schüler im Paradies; das Wildbad; der Krämerskorb; der Spielteufel. Die Theilnahme weiterer Kreise für den Nürnberger Meistersinger, die durch die Feier des 400jährigen Geburtstags des Dichters (5. November 1894) neu erweckt worden ist, wird gewiß auch diesen Erstlingen deutscher dramatischer Dichtung zu Gute kommen. An innerem Werthe stehen sie jedenfalls bedeutend höher, als manche von den modernen Schwänken und Possen, die monatelang volle Häuser machen. — Nr. 1347—1348. Junge Liebe von Henri Borel. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen nebst einem Vorworte von Ernst Keller (Soden). Mit einem Bilde des Verfassers. Preis 50 ₰, geb. 75 ₰, in feinem Geschenkbande 1 ℳ 50 ₰. Henri Borel hat in mehreren größeren Werken Bericht gegeben von den Eindrücken, die er in fernen Landen empfing. Er hat als Consulatsbeamter in Ostasien und auf den Sunda-Inseln gelebt. Eines dieser Werke hat auch in Hendel's Bibliothek Aufnahme gefunden: „Weisheit und Schönheit aus China“ (Nr. 1200—1203). Von seinen novellistischen Arbeiten ist „Het Jongetje“ die erste, ein gar zartes und liebliches Geschichtchen, doch durchbebt von tiefem und heißem Empfinden. Es war der Uebertragung in's Deutsche werth und wird dem jungen Dichter auch bei uns Freunde machen. — Nr. 1349—1352. Die Narren der Liebe. Roman von Maurus Jókai. Mit dem Bilde des Dichters und einer Vorbemerkung von Dr. Franz Kwest. Preis 1 ℳ, geb. 1 ℳ 25 ₰. Die Eigenart des Jókai'schen Schaffens ist bekannt, das Unstete, Sprunghafte seiner Sprache, der unerschöpfliche Reichthum seiner Phantasie, das Kurzweilige seiner Erfindung. Die „Narren der Liebe“ schuf er, als er im Genuß seines Lebens stand; 1873 erschien der Roman in ungarischer Sprache. Die Uebersetzung ist vortrefflich. — Nr. 1361—1367. „Quo vadis?“ Erzählung aus der Zeit Nero's von Henryk Sienkiewicz. Uebersetzt von E. Pathory. Mit dem Bilde des Verfassers und einem Vorworte von Dr. Franz Kwest. Preis 1 ℳ 75 ₰, geb. 2 ℳ. Es war kein geringes Wagniß, die oft behandelte Zeit der ersten römischen Kaiser, insonderheit den Eintritt des Christenthums in die Welt, noch einmal zum Hintergrunde eines historischen Romans zu machen. Aber der geistvolle Pole hat dem Bilde so viele neue, fesselnde Züge zu verleihen gewußt, daß man den gewaltigen Erfolg wohl verstehen kann, den das Buch nicht blos in der Heimath des Dichters, sondern namentlich auch in England und Amerika gehabt hat. Man hat Sienkiewicz verdächtigt, er benutze seine Romane, um polnisch-katholische Politik zu machen. Wie unberechtigt der Vorwurf ist, beweist wohl zur Genüge die Thatsache, daß der Roman „Quo vadis“ unlängst vom Papste auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden ist. Die deutschen Protestanten werden an der Rolle, die in dem Romane die Apostel Petrus und Paulus spielen, kaum Anstoß nehmen. Als Heilige sind sie freilich nicht behandelt; aber der Dichter ist sichtlich bemüht, ihrer Größe durch seine Darstellung gerecht zu werden. Das äußerst packende Werk mit seiner glühenden, farbenreichen Sprache wird zweifellos auch in der deutschen Lesewelt Aufsehen erwecken, obschon der geschichtliche Roman zur Zeit bei uns nicht so hoch im Preise steht wie jenseit des Atlantischen Oceans.
R. B.

— Deutscher Sport-Kalender. Verlag des „Deutschen Sport“. Dieser bekannte und bei Sportleuten beliebte Kalender ist auch in diesem Jahre wieder erschienen und wird in Fachkreisen freudig begrüßt werden.
—o—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 66. Sonnabend, den 2. Juni, Abends. 1900.

Eduard Mörike.

Zum 4. Juni.

Wohl selten ist das Leben eines Dichters so einfach, so still, so ohne jeden Reiz überraschender Verwickelung verlaufen wie das Mörike's. Ohne alle Hindernisse hat er Schritt vor Schritt die Bahn zurückgelegt, die ihm nicht sowohl eigener Drang und Wille als vielmehr die Verhältnisse vorschrieben. In dem steifen schnurgerechten Ludwigsburg, der wunderlichen Schöpfung der Barockzeit, wurde Mörike am 8. September 1804 geboren. Merkwürdig genug, daß diese Stadt, die doch kaum einen romantischen Zauber ausüben dürfte, sich mannigfacher Beziehungen zu den bedeutendsten Schwaben rühmen darf. Um nur einige dieser Großen zu nennen, Schubart, Schiller, Kerner, Vischer, Strauß nannten Ludwigsburg ihre Heimath oder sind doch hier in den Jahren jugendlicher Empfänglichkeit aufgewachsen und sie alle haben dem Orte ihrer Kindheitserinnerungen ein treues Andenken bewahrt. Oft hat Mörike, der immer den Vorwurf, daß die Stadt aller Reize entbehre, zurückwies, ihre offene Lage, den ungehinderten Blick in die Ferne, die prächtigen Baumgänge, welche das Auge hinaus in die freie Landschaft leiten, gerühmt und gern zum Beispiel, daß es auch nicht aller Romantik gebräche, sprach er von dem finstern Hexengäßchen, von dem man allerlei erzählte, und von der Fürstengruft im Schloßgarten, die dunkle Rüstern umschatteten und um die noch etwas von Schubart's Zorngeist wehte. Mörike's Vater war ein tüchtiger Arzt, der philosophischen Speculationen nicht abgeneigt war. Die Mutter, eine schöne und geistig bewegliche Frau, welcher der Knabe auch die angenehme Bildung seines Aeußern verdankte, soll von schalkhaftem Humor gewesen sein, ein Erbe, das auch auf den Knaben kam. Von seiner frühen Kindheit wissen wir nichts. Mörike hat nicht gleich Kerner über seine Jugend uns irgendwelche Aufzeichnungen hinterlassen, wohl aber hat er in seinen Roman „Maler Nolten" so manchen wohl direct aus dem eigenen Leben genommenen Zug verflochten. Nach des Vaters Tod kam der Zwölfjährige auf das Stuttgarter Gymnasium, er wohnte bei einem Verwandten, dem nachmaligen Consistorialpräsidenten v. Georgii, einer ebenso würdevollen als hochgeachteten Persönlichkeit, einer der interessantesten Figuren des damaligen Stuttgart. Wie der alte Herr, der durch die Schule der Griechen und Römer gegangen und dessen Lieblingsschriftsteller Tacitus war, der sich aber trotzdem ein volles Verständniß für die geistige Bewegung der Gegenwart bewahrt hatte, ein Zöpfchen noch trug, so erinnerte Haus und Garten an den Geschmack und den behaglichen Luxus des Rococo. Da Mörike über keine materiellen Mittel verfügte, war für ihn wie für jedes unbemittelte Talent zu Anfang dieses Jahrhunderts die theologische Laufbahn die gegebene. Nach den zwei in Stuttgart verlebten Jahren kam er auf das theologische Seminar zu Urach. Hier schloß er eine das Leben dauernde Freundschaft mit Bruckmann, Hartlaub und Mährlen, zu denen im Tübinger Stift noch sein Herzensbund mit dem ihm geistesverwandten und ihn auf das Glücklichste ergänzenden Ludwig Bauer und die flüchtige Neigung zu dem früh reifen und früh verblichenen Waiblinger kam. Mörike's Briefe an diesen zeigen uns schon die charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die dann bei dem künftigen Dichter überraschen: eine innige Neigung zur Natur, eine wunderbare Gabe, in die Geheimnisse derselben zu dringen, ihren Heimlichkeiten nachzuspüren, ein tiefes Verständniß für Musik, einen geheimen Zug zur Mystik, ein Belauschen der Geheimnisse des Lebens der Welt und der eigenen Seele, eine fast krankhafte Vertiefung in das eigene Ich. Nach Beendigung der Universitätsstudien war Mörike landauf, landab, bald da, bald dort beschäftigt als Vicar bei irgend einem alten Geistlichen oder als Pfarrverweser, einmal wohl auch zur Herstellung seiner schwankenden Gesundheit ganz ohne Amt dem freien Lebensgenuß nach echter Poetenart sorglos hingegeben. Mit dreißig Jahren wurde er Pfarrer zu Cleversulzbach im Unterland. Schon im zweiten Jahre seines Amtes nöthigte ihn seine Kränklichkeit, einem Gehilfen die meisten Geschäfte zu überlassen; und 1843 legte Mörike gänzlich sein Amt nieder. Nach mannigfachem Wechsel des Wohnorts ließ er sich dann dauernd in Stuttgart nieder, wo er noch fünfzehn Jahre lang Lehrer der Literatur — eine bequeme Sinecure, die ihn nur wöchentlich zu einer Stunde verpflichtete — am Katharinenstift war und nach vierundzwanzigjähriger glücklicher Ehe starb.

Die poetische Frucht dieses langen und so einförmigen Lebens, das ohne Kampf und Sturm ruhig dahinging, bergen die vier nicht sehr umfangreichen Bände, welche die gesammelten Werke des Dichters bilden. Zu diesen ist noch manches Gedicht hinzugekommen, das später seinen Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat, das aber die Züge des Dichterbildes, wie man es nach dem schon vorhandenen Stoff zu zeichnen und festzustellen in der Lage war, zu verändern nicht nöthigt. Was uns dieses an Jahren so reiche Dichterleben als ein geistiges Gut und Erbe hinterlassen, ist wenig für Den, der auf die Masse sieht. Und daran — das darf man sich doch nicht verhehlen — ist Mörike's Hang zur Bequemlichkeit, zur müßigen Beschaulichkeit Schuld. Es ist leicht, einem Dichter am Ende seines Lebens oder nach seinem Tode Censuren zu geben über seinen Fleiß und sein Betragen, leicht und frech. In Mörike steckte nun einmal ein Hang zum geschäftigen Nichtsthun und zum Verzetteln seiner reichen Gaben in Kleinigkeiten, aber schließlich hat er doch sein Leben gelebt unbesorgt darum, was wohl die Leute sagten, unbekümmert ob's ihnen gefiel, was er that und wie er's that. Wir, die wir nach ihm kamen, sollen uns freuen dessen, was er uns freiwillig, ohne daß einer darum zu betteln brauchte, gab. Ein Roman, fünf Novellen und Märchen und ein Band Gedichte — das schenkte er uns. Der Roman ist ein Jugendwerk und trägt alle Zeichen eines solchen an sich. Mörike hat selbst nie rechte Freude an ihm gehabt und wir begreifen das auch wohl, wenn wir das Werk in seiner jetzigen Gestalt, an der die müde Hand des alternden Dichters noch gemodelt hat, betrachten. Viele Schönheiten und die wunderbaren Lieder, von denen manche zu dem Herrlichsten gehören, was Mörike überhaupt schuf, können uns die Mängel und den am Ende doch unerquicklichen Eindruck, den das Werk im Ganzen macht, nicht vergessen lassen. Mörike hat sicher nicht Goethe's Meister nachahmen wollen, aber doch nicht mit Unrecht hat man „Maler Nolten" mit dem Goethe'schen Roman verglichen. Schon der Stoff weist eine Aehnlichkeit in der Gestalt des Helden auf. Nolten ist seinem edlen Streben, seiner großen Kunstbegabung, seinem leidenschaftlich erregbaren und bestimmbaren Wesen nach ein Verwandter Meister's. Von einem eigenthümlich mystischen Hintergrunde hebt sich hier wie dort die in den Kreisen moderner und höfischer Bildung spielende Erzählung ab. Im „Maler Nolten" spukt die räthselhafte Zigeunerin, die ihr Gegenbild bei Goethe in Mignon und dem alten Harfner findet. An den alten immer unsinnlicher werdenden Dichter des Meister erinnern fatal auch die nichtssagenden Epitheta in Mörike's Roman („ein Mann von angenehmem Aeußern" ꝛc.) und manche Eigenheit im Stil. Im „Maler Nolten" sind aber die Menschen und ihre Schicksale individuell, nicht typisch wie bei Goethe; wenn der Meister ein socialer Roman ist, so schrieb Mörike einen psychologischen, in dem das rein

und unmittelbar Poetische und das bei Goethe gar nicht vertretene Idyllische durchaus zur Geltung kommt. Das bei weitem Störendste im „Maler Nolten" hat die geistreiche Kritik Vischer's auseinandergesetzt. „Echt romantisch ist die Entwickelung des Ganzen im Voraus bedingt und bestimmt durch die Einmischung geheimnißvoller dem Willen des Menschen unerreichbarer Gewalten, welche in der Figur der Zigeunerin auf den Schauplatz treten. Andererseits aber verläuft die Entwickelung wiederum ganz unabhängig von diesen übermenschlichen Mächten nach den inneren Gesetzen des Menschenherzens. Dadurch entsteht ein Zwiespalt in dem Werke; die Untreue Nolten's und damit die ganze Katastrophe ist auf zweierlei Arten motivirt, von denen die eine die andere eigentlich ausschließt. Auch die ganze Haltung des Romans ist davon beeinflußt. Wir befinden uns, zumal im ersten Theil, in der ganzen Sonnenhelle des modernen Zeitbewußtseins und es muß fremdartig berühren, hier auf einmal die düsteren Gestalten einer durchaus romantischen Weltanschauung vor uns aufsteigen zu sehen; um so fremdartiger, als ihre Verbindung mit der Erzählung selbst nicht blos ziemlich äußerlich, sondern auch fast überflüssig erscheinen muß: denn die ganze traurige Katastrophe könnte nach allen Voraussetzungen des Romans füglich aus den gegebenen reinmenschlichen Verwickelungen hervorgehen." Welch Lyriker der Mann war, der den „Maler Nolten" geschrieben, konnte man schon aus den im Roman eingestreuten Liedern erkennen, und die Gedichte, die erst 1838, dann in gewissen Abständen immer vermehrt hinausgingen, bewiesen es auch dem, der vielleicht nur an ein rasches Emporflackern eines unstäten Lichtes, nicht an die ruhige wärmende Flamme geglaubt hatte. Mörike ist ein Lyriker von Gottes Gnaden. Wenig im Vergleich zu manchem Anderen gab er uns, aber in diesem Wenigen welch ein Reichthum — keine Kästen voll ungeprägten Goldes, voll ungefaßter Steine. Bei ihm ist jedes Geschmeide, jedes Kleinod auf die ihm und nur ihm gebührende Art getrieben, mit feinstem Kunstverständniß gearbeitet. In der Lyrik liegt Mörike's Stärke und Meisterschaft. Ihn hat es nie getrieben, gleich Schiller, hinaus in das brausende Leben, von dem gewaltigen Drang der mächtigen Persönlichkeit, die Schiller trieb, zu großen weltbewegenden Stoffen zu greifen, den höheren Triumph der Schönheit im zerstörenden Zusammenstoß der Gegensätze zu zeigen, was er nie erfüllt. Und auch jenes entschiedene Mannesbewußtsein, dessen fast ungeduldiges Pochen wir so oft aus den Klängen der Uhland'schen Dichtung vernehmen, tritt nie in Mörike's Liedern hervor. Er hat nie ein politisches Lied gedichtet, aber thöricht hat man ihm vorgeworfen, daß er unberührt von den großen Geschehnissen seiner Tage theilnahmlos seine stille Straße zog. Und er, der die Einigung des deutschen Vaterlandes erleben durfte, hat nichts weiter als das für ihn so bezeichnende Verschen, das doch seinen tiefen Antheil bekundet, geschrieben:

„Beschämt hat mein Gedicht geschwiegen
Bei deinen Thaten, bei deinen Siegen,
Und Andre, die darob mich schalten,
Hätten besser auch den Mund gehalten."

Die Griechen sind Mörike's Lehrmeister gewesen. Von ihnen hat er gelernt die Schönheit des Maßes, von ihnen und von jenem, den er als den Priester preist, der „mit reiner Opferschale den echten Thau der alten Poesie geschöpft", von dem Dichter der Iphigenie. Die Schönheit des Maßes hat er von den Griechen gelernt, die Schönheit der Form, die Schönheit der Sprache. Er hat aber nicht etwa nur lauter Bilder idyllischen Friedens gemalt, manch' Grausen auch und manch' stürmische Leidenschaft wirft ihren dunkeln Schatten auf den Spiegel seines Innern, aber er vermag ihm doch nicht die friedensselige Gleichheit des Gemüths zu trüben, die „all das wirre Bilderwesen" ordnet und glättet „ruhig wie die Geliebte ihre braunen Lockenhaare schlichtet". Seine Welt ist die ruhige Welt des Innern, sein Element die milde Schönheit, die holde Befriedigung, die Heimath seiner Dichtung ist die klare Gleichheit des Gemüths, die auch bei bewegter Fläche die stille Tiefe ahnen läßt. Und in dieser seiner Welt ist der Dichter der königliche Herr, dem Alles unterthan. Hier schafft er und stellt vor uns die wunderbaren Gebilde seines Genius. Und diese Gebilde haben ihr eigenes kräftiges Leben, ihr ewiges Leben. Von der Fülle des unermeßlichen Reichthums, der uns empfängt, wenn wir in dies Dichterreich treten, eine Vorstellung zu geben ist in knappem Raum unmöglich. An Goethe erinnert die Fähigkeit jedes großen Dichters, mit einem Zug im Vorbeigehen gewissermaßen ganze Gestalten zu umreißen, die Gegenstände voll und klar in den Raum zu stellen, die Kraft unmittelbarer Anschaubarkeit und Fühlbarkeit im Ausdruck, die packende Gewalt des Reims. Nicht eigentlich mit dem äußeren Auge nimmt Mörike die Gegenstände in sich auf und giebt sie wieder, sondern mit den inneren Organen der Phantasie. Er sieht nicht blos die Dinge, er spürt ihr Wesen mit den zarten Fühlfäden der Seele, die jedes leiseste Schwellen und Verschwimmen der Formen empfindet. Darum auch ist ihm ein so feines Gefühl für die Natur eigen, ohne jede Empfindsamkeit. Auch aus dieser Tiefe des erfüllten Herzen kommt jenes andere, das wir über der plastischen Vollkommenheit von Mörike's Lyrik nicht vergessen dürfen: der herrliche Fluß des Rhythmus, der süße Klang der Töne und Laute, die Musik der Sprache. Wunderbar ist die geniale Sicherheit, mit der der Dichter für jeden Stoff, für jede Stimmung das entsprechende Versmaß trifft; bald sind es getragene Töne, gleich dem ruhigen Anschlagen der Fluth in stiller Mondnacht, bald wieder schreitet die Rede in munterem Tanzschritt dahin, mit taktmäßigem Heben und Senken der Füße; oft ist es ein majestätisches Wogen und Fluthen der Klänge, wie „ein Glockentonmeer durch die Lüfte wallet", und oft wieder ein lindes Säuseln, als wären sie unterwegs „über Frühlingsblüthen" gestreift; immer aber zeigt sich darin der echte Meister, daß diese Musik nicht für sich und nicht auf Kosten des Andern den Sinn befängt, sondern nur in melodischen Wellen den Gedanken umspielt und mit Wort und Bild und Stimmung zu zauberischem Einklang zusammengeht. Mörike ist aber nicht Lyriker im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Seine Lieder sind immer individuell gedacht und empfunden, in eine bestimmte Situation, eine eigenthümliche Umgebung hineingestellt; jedem einzelnen von ihnen liegt ein Motiv zu Grunde. Der alte Goethe beklagt einmal, daß Niemand die Wichtigkeit der Motive begreifen wolle; namentlich die Frauenzimmer, meint er, haben oft sehr mangelhafte Begriffe von dem wahren Werth der Poesie. Dies Gedicht ist schön, sagen sie, und denken dabei blos an die Empfindungen, die Worte, die Verse. Daß aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichtes in der Situation, in den Motiven bestehe, daran denke Niemand, und aus diesem Grunde werden denn auch Tausende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null sei und die blos durch Empfindungen und klingende Verse eine Art von Existenz vorspiegeln. Daß es bei Mörike anders ist, erklärt sich aus jenem innern Schauen: jede Empfindung, die sein Blut rascher wallen macht, setzt sich ihm alsbald in ein Bild um und indem er dies Bild aus der unmittelbaren Sphäre der Empfindung in den reinen Duft der Dichtung hinaufhebt, löst sich sein Gemüth in milder Schwingung von dem lastenden Druck der Empfindung. So entstehen jene Bilder voll von Stimmung und lieblichstem Hauch des Gefühls „Das verlassene Mägdlein", „Der Gärtner", das wunderbare Lied von Schön-Rohtraut, diese dramatisch bewegte Geschichte sehnender und selig befriedigter Liebe. Trefflich wie nur die wenigen ganz Großen hat Mörike dem Volkslied seine Eigenheit, seinen Empfindungston, das scheinbar Abgerissene und Unvermittelte seines Gesanges abgelauscht und wiederzugeben gewußt. Jenem dunkeln Dämmern und Weben der Bilder im Innern entspricht nun auch in Mörike's Balladen die Neigung für das Düstere und Schaurige, für Nixen und Elfen, für Kobolde und andern Geisterspuk. Auch hier zeigt er eine ungemeine Fähigkeit, von Anfang an die Stimmung im Herzen wach zu rufen. Aus jenem Versinken in die Welt des Innern erklärt sich aber auch endlich die eigenthümliche Art von Mörike's Humor: auch hier ist er am liebsten mit sich allein. Er spielt mit sich selbst Versteck. Sein Humor weiß alle Gestalten anzunehmen, bald tänzelt er graziös im altfränkischen Menuettschritt dahin, indeß „ein zierliches Zöpflein schalkhaft im Rücken ihm tanzt"; bald ist es, als sähen wir ihn mit schelmischem Behagen sich in sein Schneckenhaus verstecken und von da die Welt begucken; bald schreitet er wieder in Urweltsstiefeln über die Berge zum Himmel empor, und streicht mit breiter Hand der Sterne Heer zusammen in einen Habersack und trägt den mit großem Schnaufen bis zum Rand der Schöpfung, den Plunder auszuleeren vor das Weltenthor. Wesentlich ist nun diesem Humor der kecke Wurf, das lustige Drunter und Drüber, das Hineinragen des Mythischen und Märchenhaften mitten in die Alltäglichkeit der gewohnten Verhältnisse: die Phantasie schlägt kühn ihre luftigen Fäden über die fernsten Weiten und führt unbedenklich das Undenkbare zusammen. Der Strom von Mörike's Lyrik ist nie versiegt, wie bei so manchem anderen

Dichter, wenn die Jugend ging. Noch im Sommer und Herbst seines Lebens durfte er Blüthen und Blumen voller Duft und Farbe pflücken, die Musen blieben ihm treu bis ans Grab. Selten wohl kommt nun der Drang des poetischen Schaffens aus dem eigenen Innern, so daß das Wallen und Wogen im Herzen jene silbernen Wasserperlen an die Oberfläche steigen läßt, obschon noch immer jedes Lied im Innern empfangen und mit dem Herzblut getränkt scheint. Der Anlaß kommt nun von außen, durch irgend ein freundliches Erlebniß im eigenen Hause oder im Freundeskreise. Jetzt bietet uns der Dichter mehr heitere Stimmungsbilder, liebenswürdige Gelegenheitsgedichte oder auch leichte Epigramme. Die Liebe zur Natur lebt noch so innig in ihm wie zuvor und läßt ihn noch immer die lieblichsten Gebilde schaffen. Aber vorwiegend beschäftigt und erregt nun seinen Geist doch der Mensch, die bunten Verhältnisse des menschlichen Lebens, der mannigfaltige Wechsel individuellen Wesens. Milde Heiterkeit und sonniges Behagen leuchten uns aus diesen Bildchen entgegen. Daneben finden sich aber Schöpfungen im hohen Stil der classischen Schönheit, so jener Brief der Erinna an Sappho: Die Todesahnung, die aus dieser Dichtung spricht, ist in die klare Heiterkeit des griechischen Himmels gestellt, Alles ist hier bestimmt und scharf umrissen und doch schwebt darüber etwas unsäglich Banges, wie Duft von tausend Mohnblüthen. Wie groß mußte der Dichter sein, der noch in der Neige der Jahre solch eine Gestalt wie diese Erinna schaffen konnte! Nächst den Gedichten, die immer die Krone seines Lebens bleiben werden, das Schönste, was uns Mörike gab, sind seine beiden letzten Prosaschöpfungen, das Märchen vom „Stuttgarter Hutzelmännlein“ und „Mozart auf der Reise nach Prag“. Wunderbar fein und zart ist die Märchenstimmung in der ersten Schöpfung zum Ausdruck gekommen. Der ehrliche Pechschwitzer und gar erst die schöne Lau muthen uns an wie alte liebe Freunde, die man nicht mehr, hat man sie einmal nur kennen gelernt, vergessen kann. Wie ein echtes rechtes altes Volksmärchen lesen wir diese Geschichte von dem braven Seppe und der hübschen Vrone, welch' köstlicher Humor, welch' warmes Gemüth nimmt uns hier so widerstandslos gefangen! Und welche Lebensfreudigkeit, welche Lebensschönheit hat der Dichter auf die Mozartnovelle auszugießen verstanden. Auf der Höhe des Ruhms und nicht mehr weit von dem frühen Ende tritt uns hier der unvergängliche Musiker entgegen, den ein lustiger Zufall in einen Kreis geistvoller Landedelleute führt. Alles ist in dieser Novelle im schönsten Gleichgewicht, sie gehört zu unseren besten. Meisterhaft in Darstellung, in plastischer Kraft des Ausdrucks, ohne jede Spur einer Phantastik, die uns im „Maler Nolten“ so empfindlich stört, von einer Feinheit des Dialogs, von einer Fülle von feinen Bemerkungen fesselt diese Mozartnovelle uns immer von Neuem. Und über dem frohen Lichtglanz dieser Geschichte liegt es wie ein dünner feiner Schleier ahnungsvollen Schmerzes, der in dem tiefen Liede „Denk es o Seele“ seinen zarten Ausdruck fand. Als man am 6. Juni 1875 den Dichter in das Grab senkte, rief sein alter Freund Friedrich Vischer dem Geschiedenen die schönen Worte nach: „Nicht so weit hin wirfst du schweben und strahlen, wie jene größten Meister der Dichtung, die mit dem Vollmaße der schauenden Kräfte begabt, die Welt bezwangen, auch nicht so weit wirst du glänzen, wie jene dürftigeren Talente, die es der Menge recht machen, weil sie ihre gewöhnlichen Vorstellungen von Welt und Menschheit ihr belassen und nur mit farbenreichen und duftlosen Blumen ausschmücken.“ Bei der großen Masse wird Mörike nie populär werden, so wenig als sein Lehrer Goethe, aber bei jenen Anderen, die ungeblendet von Flitter und unbestochen von eitlem Schimmer nach dem echten Gold suchen, bei jenen Anderen, die da wissen, wie groß und gewaltig die Wunder der Musen, bei jenen Anderen, denen wohl die Zunge gebunden ist, aber das Ohr offen dem Wohlklange, das Auge empfänglich für Schönheit, bei jenen Anderen wird er seine Stätte haben, eine ewige Wohnung in ihrem Herzen.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— Reformationsgeschichte der Stadt Leipzig von D. Georg Buchwald, Pfarrer an der Nordkirche zu Leipzig. Illustrirt, 212 S., Geschenkband: 4 ℳ — Ein französischer Jesuit, Namens Maimbourg, hat im Jahre 1681 über die Einführung der Reformation in Leipzig geurtheilt: „Luther wurde von Herzog Heinrich nach Leipzig gerufen; dort änderte er an einem Tage und durch eine einzige Predigt am Pfingstfest den Stand der Religion und machte diese stets katholisch gewesene Stadt ganz lutherisch.“ Es giebt wohl kaum eine oberflächlichere, leichtfertigere und mit der sonstigen wissenschaftlichen Gründlichkeit des Jesuitenordens mehr in Widerspruch stehende Ansicht über dieses wichtigste kirchliche Ereigniß unserer Stadt als diese. Gerade die obige treffliche Schrift des als gründlichen Kenners der Reformation bekannten Schriftstellers D. Buchwald beweist das Gegentheil, nämlich, daß Luther durch jene Pfingstpredigt nur den Schlußstein zu der schon längst im Herzen der meisten Leipziger Bürger und Studenten geschehenen Aenderung der religiösen Ueberzeugung hinzugefügt hat. Diese Schrift giebt aber noch mehr als einen Bericht über das herrliche Reformationspfingsten Leipzigs (Cap. III), sie schickt in Cap. I. einen orientirenden, interessanten Ueberblick über die dasigen kirchlichen Verhältnisse im Mittelalter und in Cap. II. einen solchen über den Kampf der Geister und die Drangsale der evangelisch Gesinnten Leipzigs voraus. Der Inhalt des Buches giebt also noch mehr, als der Titel besagt. Was nun die Ausführung anlangt, so bemerkt der Hr. Verf. selbst in seiner Vorrede bescheiden, daß er nichts Neues bringen, sondern nur das von bewährten Forschern Gesammelte in übersichtlicher Form und volksthümlicher Sprache der Gemeinde und der Schule bieten wolle. Daß diese Absicht in dem vorliegenden Buche völlig erreicht ist, bezeugen wir dem Hrn. Verf. gern. Es ist ihm gelungen, in edler volksthümlicher, Sprache mit warmer Begeisterung für die hohen Güter unseres evangelischen Volks, mit tiefem Ernst und doch auch wieder mit köstlichem Humor zum Herzen eines jeden zu reden. Wenn nun der Text noch durch gute Abbildungen aus der Reformationszeit und trefflich gewählte Beispiele aus Luther's Predigten, wie S. 92 ff. durch den Trostbrief Luther's an die vertriebenen Leipziger oder seine letzte Leipziger Predigt, S. 194 ff., illustrirt wird, so können wir nach alledem dieses Buch Gemeinden und Schulen nur warm empfehlen und auch über Leipzigs Mauern hinaus Verbreitung ihm wünschen.

R. W.

— Bur und Lord, Tagebuch eines englischen Officiers aus dem Transvaalkriege. Verlag von Eugen Salzer, Heidelberg. Preis 1,50 ℳ — Es ist nicht auffallend, daß der Krieg zwischen England und Transvaal bereits eine eigene Literatur gezeitigt hat, deren Tendenz freilich je nach den Anschauungen der Autoren eine sehr verschiedene ist. Ist nun das vorliegende Buch eine Kriegschronik im landläufigen Sinne auch eigentlich nicht, so schildert der anonyme Verfasser doch in geistreicher Weise die ethischen und socialen Triebkräfte, deren Werk dieser Krieg ist, ohne jedoch den Gang der Ereignisse unbeachtet zu lassen. Im Gegentheil. Es finden sich in dem Werke Schilderungen von Kampf und Ringen auf dem Schlachtfelde, wie sie plastischer und ergreifender kaum gedacht werden können. Ueberall berichtet und urtheilt der Autor mit größter Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit und, obgleich englischer Lord, läßt er doch auch den Buren volle Gerechtigkeit widerfahren. Es ist zu erwarten, daß dies hochinteressante Tagebuch eines Lords aus dem Burenlande seinen Weg machen wird, denn es ist ein ehrliches Buch und dieses Lob wird ihm sicher auch der zuerkennen müssen, der nicht in allen Dingen einer Ansicht ist mit dem anonymen Autor. ff.

— Unter dem Gesammttitel „Jungbrunnen“ sind in dem Verlage von Fischer und Franke in Berlin eine Reihe von Bändchen erschienen, von denen uns folgende drei zur Besprechung zugegangen sind: Königskinder. Fünf Märlein von Prinzen und Prinzessinnen und was ihnen Wunderbares begegnet, in Bildern von Bernhard Wenig. — Deutsche Wanderlieder in Bildern von Hans von Volkmann. — Deutsche Soldatenlieder in Bildern von Hermann Bek-Gran. Jeder Band kostet einzeln 1 ℳ 50 ₰, wenn 12 aufeinander folgende Bände zusammen bezogen werden, 1 ℳ — An der kecken und kraftstrotzenden Art, wie moderne Kunst hier altes poetisches Gut unseres Volkes neu zu beleben bemüht ist, wird auch der seine Freude haben, der sich nicht völlig zu der Gluth der Bewunderung aufzuschwingen vermag, mit der diese Hefte von anderer Seite begrüßt worden sind. Am reizvollsten erscheinen uns die deutschen Wanderlieder mit den Volkmann'schen Bildern, wiewohl auch hier einigen Blättern gegenüber unser Kunstverständniß versagt. Etwas steif muthen uns die Bilder von Bernhard Wenig zu den alten Märchen an, sie erinnern an die Holzschnitte

auf alten Kartenspielen. Ungemein lebendig und markig wirken dagegen wieder die Bek-Gran'schen Illustrationen zu den Soldatenliedern. Das ist unverkennbar echt kriegerischer Geist, der hier den Griffel führt, obgleich für unsern Geschmack die Gestalten zum Theil zu grob realistisch gehalten, auch für die kleinen Flächen zu groß sind. Doch wollen wir gern bekennen, wir sind in Fragen der Kunst von der alten Schule und bringen deshalb vielleicht nicht das wünschenswerthe Maß von Begeisterungsfreudigkeit für solche Werke mit. Einen besonderen Reiz üben die „Jungbrunnen"-Hefte mit ihrer gewählten Ausstattung auch in Papier und Druck — Büttenpapier, Schwabacher Lettern — jedenfalls aus, und wir machen Freunde deutscher Kunst gern auf sie aufmerksam. R. B.

— Wann endet das Zeitalter der Verbrennung? Vortrag gehalten beim Allgemeinen Bergmannstage in Teplitz am 5. September 1899 von Dr. Clemens Winkler, Professor der Chemie an der Königlich Sächsischen Bergakademie Freiberg. (Freiberg, Craz und Gerlach. Preis 60 ₰.) — Der allgemeine Bergmannstag in Teplitz im September v. J., welcher Bergleute aus aller Herren Ländern in großer Zahl zu ernster Arbeit und fröhlicher Geselligkeit versammelt hat, hat u. A. auch dem weit über Deutschland und Europa hinaus berühmten Professor Winkler aus Freiberg Anlaß zu einem Vortrage gegeben, der jetzt in Druck erschienen ist. Wie das bei einem hervorragenden Gelehrten und geistreichen Redner wie Winkler nicht anders zu erwarten, hat er es verstanden, die an sich interessante Frage: „Wann endet das Zeitalter der Verbrennung" durch Beleuchtung der Frage vom technischen, sowie vom geschichtlichen und culturhistorischen Standpunkte aus noch besonders interessant zu gestalten. Und so sind wir überzeugt, daß durch die Herausgabe der Rede im Sonderdruck nicht nur den zahlreichen Verehrern Winkler's eine besondere Freude, sondern auch Jedem, der eine viertel Stunde einer in fließendem Erzählerton gehaltenen Belehrung widmen will, eine willkommene Gabe bereitet worden ist. Ob freilich der Ausblick, in welchem die Rede Winkler's gipfelt: „Die Cultur wird der Kohle nachziehen", Zustimmung bei den Culturhistorikern finden wird, erscheint uns doch zweifelhaft. Die Cultur eines Volkes hängt doch noch von einer ganzen Reihe anderer Momente ab, als dem des zufälligen Vorhandenseins oder Fehlens der Kohle, und wenn es, wie der letzte böhmische und sächsische Bergarbeiterausstand gezeigt hat, schon heute möglich war, den dadurch bewirkten Kohlenausfall theilweise durch englische Kohle zu ersetzen, so darf man wohl ziemlich sicher darauf rechnen, daß es in späteren Jahrhunderten, bei den bis dahin zu erwartenden Verbesserungen auf allen verkehrstechnischen Gebieten, ein Leichtes sein wird, die deutsche, französische, englische und überhaupt europäische Cultur durch amerikanische, chinesische, afrikanische oder sonstige Kohle aufrecht zu erhalten. Man wird daher wohl mit ebensoviel oder mehr Recht behaupten können, die Kohle wird der Cultur nachziehen als umgekehrt, wenn überhaupt zu ihrer Aufrechterhaltung die Kohle wirklich gänzlich unentbehrlich und es unmöglich sein sollte, sie durch eine der vielen anderen Energiequellen zu ersetzen. St.

— Lerne gesundheitsgemäß sprechen. Uebungen zur Pflege der Sprechorgane nebst kurzer Einführung in das Wesen der Sprechkunst. Gemeinfaßlich dargestellt für Berufsredner und Sänger von Professor C. R. Hennig, königlicher (!) Musikdirector, Lehrer der Stimmbildung für Sprache und Gesang in Posen. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann, 1899. Preis 1 ℳ. — Hygiene der Stimme, Technik des Sprechens, Sprechstimme und Singstimme und ihre rationelle Ausbildung und Pflege, Gesundheitliche Bedeutung des Singens, Physiologie der Sprachorgane, Erkrankung der Singstimme und ihre Behandlung — unter solchen und ähnlichen Titeln erscheinen in jüngster Zeit Bücher über Bücher. Wer ihrer etliche kennt, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß auf diesem Gebiete selbstsicherer Dilettantismus, kecke Marktschreierei und gewissenlose Reclame überaus üppig sich breit machen und daß es an sicherer wissenschaftlicher Grundlage vielfach bedenklich fehlt. Das bestimmteste und untrüglichste Kennzeichen dafür ist die häufig mit sehr starken Worten arbeitende Polemik, durch die der Verfasser oder die Verfasserin — auch Damen sind darunter — fremde Methoden herunterzumachen und das eigene Verfahren herauszustreichen bemüht sind. Das vorliegende Buch ist maßvoll im Tone. Schon insofern macht es einen vertrauenerweckenden Eindruck. Auch hat sein Verfasser offenbar die Literatur des Gegenstandes, auch die streng wissenschaftliche, mit Fleiß studirt. Er erkennt auch an anderen Fachgenossen das Gute an und geberdet sich nicht, als sei er im Alleinbesitz geheimnißvoller Mittel, bei deren Anwendung jeder Mensch sich zum großen Sänger und Redner ausbilden könne. Ob Jemand, der durch Ueberanstrengung der Stimme halsleidend geworden ist, an der Hand der hier ertheilten Rathschläge wirklich „sich gesund sprechen" kann, darüber maßen wir uns kein Urtheil an, überlassen vielmehr eine eingehendere sachliche Würdigung der Hennig'schen Methode den Fachblättern. Reichlich viel scheint uns aber allerdings damit versprochen, es könne durch die in dem Buche vorgeschriebenen Uebungen bei täglich halbstündiger Arbeit Jedermann gute Athemtechnik, Lautreinheit, Deutlichkeit, Bindung und meistens auch Wohlklang der Sprache erzielen. Wir möchten dem gegenüber an der Meinung festhalten: Auch das geistreichste Buch vermag es nicht, zumal bei solchem Gegenstande, den persönlichen und mündlichen Unterricht eines besonnenen und verständnißvollen Lehrers zu ersetzen. Daß der Verfasser des Buches ein solcher sei, das in Zweifel zu ziehen haben wir keinen Grund. R. B.

— Rathgeber für das Vereinsleben und für festliche Veranstaltungen von Hermann Schönrock. Von demselben Verfasser: Vortrags- und Aufführungssachen für Herrenabende. (Hausschatz für das gesellige Leben, Band 2 und 3.) Verlag von Hugo Steinitz, Berlin S. W., Charlottenstraße 2. Preis jedes Bandes 1 ℳ. — „Im Allgemeinen muß als Richtschnur dienen, sich in einem geselligen Verein nicht herumzuzanken und herumzuärgern, wo es sich darum handelt, Vergnügen zu genießen und zu bereiten, Amüsement in allen möglichen Formen und Arten" (S. 7). „Vor allen Dingen verlangen wir, daß jeder junge Mann tanzen lernt, nicht nur flüchtig, sondern gründlich, damit er nicht umherhüpft wie ein Wiedehopf und nicht aussieht wie ein Violinbogen oder wie einer, der einen Ladestock verschluckt hat" (S. 21). Diese Stellen aus dem „Rathgeber für das Vereinsleben" mögen zur Kennzeichnung dienen für die geistige Höhe, auf der diese Werke stehen. Uns erscheinen, das bekennen wir offen, die hier vorgetragenen Belehrungen über die verschiedenen Formen der Vereinsmeierei unglaublich öde, und wir beneiden die Kreise, die Wohlgefallen haben an der geistigen Nahrung, wie sie in den „Herrenabenden" gereicht wird, um ihre Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit. Nur die eine Anerkennung wollen wir dem Verfasser der Bücher nicht vorenthalten: er verzichtet auf das, was an „Herrenabenden" bisweilen die Hauptwürze ausmachen soll, auf die Zote. Uebrigens entsprechen vielleicht derlei Bücher wirklich einem Bedürfniß; denn eine unbestreitbare Wahrheit spricht Hermann Schönrock aus mit dem Satze („Rathgeber" S. 19): „Wie der Geschmack verschieden, so ist auch das, was den Menschen amüsirt, sehr verschieden." R. B.

— Ueber die Neueinrichtungen für Elektrotechnik und allgemeine technische Physik an der Universität Göttingen. Von Prof. Dr. F. Klein. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. — Der Verfasser dieser kleinen Streitschrift vertritt mit Wärme den Gedanken, daß der mathematische und physikalische Unterricht an unseren Universitäten in lebendige Beziehung zu den technischen Anwendungen zu setzen sei, und demselben Gedanken verdankt die Göttinger Vereinigung zur Förderung der angewandten Physik ihre in den Anfang des Jahres 1898 fallende Entstehung, der bald die Einrichtung und der regelmäßige Betrieb eines elektrotechnischen Laboratoriums gleichwie eines Laboratoriums für allgemeine technische Physik an der Göttinger Universität folgte. Gegen diese Erweiterung des Universitätsprogramms nach der modernen Seite hin und speciell gegen Prof. Klein war eine Rede Prof. Slaby's in der Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 30. März 1900 gerichtet, und gegen diese Rede, die der neuen Richtung und Bewegung an den Universitäten die Absicht unterschiebt, der wissenschaftlichen Entwickelung der technischen Hochschulen Abbruch thun zu wollen, vertheidigt Verfasser sich selbst und die Göttinger Vereinigung. Es handelt sich also, wenn man will, um eine Competenzstreitigkeit zwischen Universität und technischer Hochschule, aber nicht blos um eine formale Competenz, sondern um eine principielle Frage, die für die Ausgestaltung beider Institute von großer Wichtigkeit ist und deren endgiltiger Lösung in wissenschaftlichen und technischen Kreisen mit demselben Interesse entgegengesehen wird, mit dem sie die im Ganzen genommen ruhig gehaltene Polemik des Verfassers in dieser Broschüre verfolgen werden. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 67. Dienstag, den 5. Juni, Abends. **1900.**

Die Einführung des Christenthums unter den heidnischen Wenden der Niederlausitz.*)

Von Ewald Müller.

Seit dem neunten Jahrhundert nach Christi Geburt trug einer der langwierigsten und erbittertsten Kämpfe, den je die Menschheit erlebt, seine lodernden Flammenzeichen und blutigen Male weithin durch die deutschen Lande. Der Kampf währte, einige längere oder kürzere Pausen abgerechnet, volle dreihundert Jahre, und es erscheint diese ganze Zeitperiode als ein fortwährendes gewaltiges Ringen des Christenthums mit dem Heidenthume, deutscher und slavischer Nationalität. Auch die Niederlausitz blieb von der anstürmenden Welle dieser machtvollen Kriegsbewegungen nicht verschont, obschon hierüber aus den ältesten Zeiten nur spärliche und historisch wenig beglaubigte Nachrichten auf uns überkommen sind. Immerhin aber ist das, was uns vom Kampfe des Kreuzes gegen die heidnischen Götterbilder berichtet wird, von nicht zu unterschätzendem Werthe und sicherlich von hohem Interesse für Jeden, der in unserer schnelllebigen Zeit den Sinn für die Geschichte der engeren Heimath nicht ganz verloren hat. Schon unter Karl's des Großen Regierung ist der erste Wellenschlag der allmälig anwachsenden Bewegung im Völkermeere bemerkbar. Der mächtige Frankenkönig, welcher dem Christenthume weiteren Eingang zu verschaffen und durch Gesittung und Einheit des Glaubens die Herrschaft in den weiten Grenzen seines Reiches zu befestigen bestrebt war, soll im Jahre 775 den Grafen Roland von Blaye nach der Lausitz gesandt haben, damit dieser die Wenden für ihre den Sachsen geleistete Bundeshilfe züchtigen solle. Roland habe sein Lager in der Nähe der schwarzen Elster aufgeschlagen und ein Fischerdorf nach seinem Namen benannt, aus welchem Orte die heutige Stadt Ruhland erwachsen sein soll. Doch alle Versuche, das Christenthum den Wenden aufzudrängen, wiesen diese hartnäckig zurück. Wohl demüthigten sie sich vor den Siegern und wahrten den fremden Glauben, so lange ein kraftvoller Fürst die Zügel des Reiches in Händen hielt. Lähmten aber innere Unruhen oder Kriege in fernen Gebieten die Macht der deutschen Herren, so streifte man das aufgebürdete Joch der Knechtschaft ab. Die Priester wurden verjagt, der Bau der Kirchen wurde verhindert. Man betete nach wie vor öffentlich und geheim zu den alten Göttern. Erst unter Markgraf Gero gewann das Christenthum über das Heidenthum allmählich wieder die Oberhand. List, unerbittliche Strenge, ja Grausamkeit waren Gero recht, um sein Ziel zu erreichen, nämlich die Wenden für die Herrschaft, Religion und Sitte der Deutschen zu gewinnen. Wenngleich die Wenden sich verbittert und störrisch zeigten, wie ein Ausspruch Dietmar's von Merseburg aus jener Zeit bezeugt, der da sagt: „Wenn der Slave gehorchen soll, muß man ihn Heu fressen lassen wie einen Ochsen und prügeln wie einen Esel", so spricht doch aller Anschein dafür, daß Gero selbst durch sonderbare Bestimmungen den Wenden das Christenthum verleidet habe. So ließ er beispielsweise an Jedermann die strenge Weisung ergehen, beim Nennen des Namens Jesu den Hut abzunehmen; wer diesem Befehl nicht nachkam, der sollte um ein Pfund Wachs gestraft werden. Kein Wunder, wenn die Unterdrückten darauf sannen, sich des unliebsamen Herrn zu entledigen. Dreißig wendische Fürsten beschlossen, den Markgrafen mit vereinten Kräften zu überfallen und ihn niederzuhauen. Gero jedoch hatte zur rechten Zeit von ihrem Anschlage gegen sein Leben Kunde erhalten. Bei einem Gastmahle, welches die Wendenfürsten abhielten, überraschte er sie zur Nachtzeit in ihrer Burg und ließ die vom Weine Berauschten sämmtlich tödten. Als Ort dieser grausamen That wird der Schloßberg bei Burg, Byhleguhre im Spreewalde, Niemitzsch bei Guben, auch Jarina oder Gehren bei Luckau genannt. Ueber diese Niederlage der Heidenfürsten ist die Inschrift bekannt geworden: „Zu Lausnitz erster Fürst war ich, — Dreißig wendische Herren tödtet' ich, — Stiftet' Gernrode von eigner Hab', — Daselbst sieht man noch heut mein Grab." Die Folge dieser That Gero's war, daß sich alle wendischen Stämme in wilder Wuth und heißer Rachgier erhoben. Doch war dies nur ein kurzes Aufflackern des heidnisch-slavischen Nationalgefühls, ein Verzweifelungskampf gegen die Uebermacht der Deutschen. Nach dem Tode Gero's hatte Kaiser Otto erkannt, daß mit Waffengewalt allein und mit weltlichen Einrichtungen der starre Widerstand der wendischen Völker nicht zu brechen sei; sie mußten den Deutschen unversöhnliche Feinde bleiben, wenn es nicht gelang, sie nach und nach zum Glauben derselben zu bekehren. Nur wenn sie mit dem Christenthum auch christliche Sitten und Gewohnheiten annahmen, konnte man hoffen, daß sie sich williger den Deutschen anschließen würden. Daher errichtete der Kaiser mehrere Bisthümer. Die Lausitz, die bisher dem Bisthum Brandenburg einverleibt war, wurde im Jahre 965 dem Bisthum Meißen unterstellt. Es wird ausdrücklich Erwähnung gethan, daß die Gaue Dalemincia', Nisani, Milzene und Lusize demselben zugewiesen waren. Auch jetzt noch nahm die Ausbreitung des Christenthums unter den Wenden einen nur langsamen Fortschritt. Zwar soll bereits im Jahre 920 in der Gegend von Forst die christliche Lehre verkündet worden sein, und das Dorf Zerkwitz bei Lübbenau wird bereits im Jahre 964 als Kirchdorf, wohin die Einwohner der umliegenden Ortschaften pilgern mußten, erwähnt. Doch war die Zahl der Kirchen noch eine sehr geringe, da man sie nur an befestigten Orten zu erbauen wagen durfte. Die ersten derselben führten den Namen Taufkirchen (ecclesiae baptismales). In der Lausitz machten sich um die Ausbreitung der christlichen Lehre besonders die Bischöfe Eido von Meißen († 1015) und Benno († 1107), ein Wende von Geburt, verdient. Von letzterem erzählt die Legende, er habe sich einst über die vom Christenthum abgefallenen Wenden derartig erzürnt, daß er die Kirchenschlüssel voll Verdruß in die Elbe warf. Die Schlüssel seien aber darauf im Magen eines großen Fisches, den man gefangen, wieder aufgefunden worden. — Die Befestigung und der weitere Ausbau des Christenthums war namentlich den Klöstern vorbehalten. So wurde der Sage nach das Jungfrauenkloster bei Guben 1158, die Klöster zu Dobrilugk 1184, zu Neuzelle und Luckau 1290 begründet. Die erste christliche Kapelle zu Forst wurde auf dem „Kreuzbergchen" um das Jahr 1200 erbaut und diente bis zur Zeit der Reformation als Wallfahrtsstätte für die neubekehrten Christen. Bei der Zunahme der Bevölkerung errichtete man auf dem Gottesacker zu Altforst eine neue Kirche, die der Jungfrau Maria geweiht war. Die Wallfahrten nach dieser Kirche hießen im Volksmunde: „Zur wendischen Marie". Auch befaßte man sich ernstlich mit der Erlernung der slavischen Sprache, die im Kloster zu Magdeburg öffentlich gelehrt wurde. Wigbert, der dritte Bischof zu Merseburg, hielt bereits Predigten in wendischer Sprache ab. Obgleich schon Albrecht der Bär mit besonderem Nachdruck die abtrünnig gewordenen Wenden dem Kreuze Christi unterworfen und die heidnischen Tempel gestürzt hatte, wurden doch später noch immer Versuche gemacht,

*) Ueber die Einführung des Christenthums unter den meißnischen Wenden unterrichten vortrefflich die ersten 4 Abschnitte der jüngst erschienenen „Bilder aus der sächsischen Geschichte" von Karl Mensing. (Die Red.)

die alte Slavenherrlichkeit zu erneuern und die Heidengötzen aufzurichten. Hierzu trugen theils die noch vielfach versteckten und im Verborgenen eifrig rührigen heidnischen Priester und Priesterinnen bei, theils wurden durch Abgabe des Zehnten, welche mit der Taufe unzertrennlich gedacht wurde, den Wenden Kirche und Priester verhaßt. So erhielten die Bischöfe von Meißen den Natural- und Getreidezehnten in der Lausitz, das Erzstift Magdeburg den Honigzehnten in den Gauen Niciti, Spreewä und Lusizi.

Das erste Christenthum der Wenden gründete sich mehr auf eine äußerliche Beobachtung der Gebräuche und Gebetsformeln, als auf innerliche Ueberzeugung. Mußte es ihnen doch befremdend erscheinen, daß sie ihren fröhlichen Opferdienst mit Schmausen, Gesang und Tanz gegen Fasten, strenge Bußübungen und ernste Gebete vertauschen sollten. Ein Verzeichniß der Pflichten, die man von den neuen slavischen Christen forderte, findet sich in der Chronik des Auerspergischen Abtes: „Am Feiertage sollten sie nicht Fleisch und Milch essen, am Sonntage nicht arbeiten, sondern die Messe und die Predigt hören, die heiligen Tage feiern, die vierzigtägige Zeit mit Fasten, Almosen und Besuch der Kirchen halten, Ostern und Pfingsten die Kinder mit Lichtern und in weißen Kleidern in Begleitung der Pathen zur Taufe bringen. Die Getauften sollten sie eine Woche lang tagtäglich in dem Unschuldskleide zur Kirche bringen und sie der Messe beiwohnen lassen. Sie sollten auch keines ihrer Kinder umbringen, sie nicht selbst zur Taufe halten, sondern sich Pathen dazu suchen. Den Pathen sollten sie Treue und Freundschaft, wie den leiblichen Eltern, beweisen. Sie sollten bis ins sechste und siebente Glied in der Freundschaft nicht heirathen und mit einer Frau zufrieden sein. Die verstorbenen Christen sollten sie nicht unter die Heiden, in Felder und Wälder, sondern auf Kirchhöfen begraben, und keine Holzhaufen auf ihren Gräbern errichten oder Pfähle bei diesen stecken. Sie sollten keine Götzentempel bauen, zu keiner Wahrsagerin gehen, nicht das Orakelloos gebrauchen, nichts Unreines, von selbst Gestorbenes, Erstictes den Göttern opfern und kein Thierblut essen, mit Heiden keinen Umgang haben und nicht mit ihnen essen und trinken. Die Gesunden sollten in der Kirche ihre Sünden beichten, die Kranken den Geistlichen dazu rufen lassen. Für Meineid, Ehebruch und Todtschlag und andere Criminalverbrechen sollten sie kanonische Kirchenbuße thun. Die Weiber sollten nach der Geburt zur Kirche kommen und sich einsegnen lassen." Obgleich dieser Unterricht mancherlei Nützliches enthielt, so waren wirkliche Erfolge der Gesittung und eines überzeugten Christenthums erst in späterer Zeit zu verzeichnen. Vorläufig stand es mit dem Gehorsam gegen die Kirche noch schlecht. Daher suchte man die Abtrünnigen durch Geschenke und Wohlthaten zu gewinnen. Als der Bischof Otto von Bamberg zu Anfang des 12. Jahrhunderts nach Pommern reiste, um die Heiden zu bekehren, soll er auch durch die Niederlausitz gekommen sein und die Wenden durch seine Predigten und Gaben für das Christenthum gewonnen haben. Er führte stets mehrere Wagen mit sich, die mit Victualien, Tuch und dergleichen beladen waren. Nach diesem Beispiele suchten auch andere Bekehrer die Wenden geneigter zu machen. Oftmals sah man sich aber auch genöthigt, Strenge anzuwenden, um die Wenden zu wahren Christen zu machen. So wurde, wie Urkunden berichten, den Wenden um Diesdorf in der Mark noch im Jahre 1246 ernstlich angedroht, sie fortzujagen, wenn sie dem heidnischen Glauben nicht entsagten. Sobald man sie des alten Cultus überführen konnte, wurden sie von allen Ehren und Würden ausgeschlossen, ja selbst in die Zünfte der Handwerker wurden sie nicht aufgenommen. Gleichwohl war es ihnen nicht verwehrt, ihr Handwerk auszuüben; so gab es in den Vorstädten von Luckau beispielsweise noch später viele Töpfer, Schuhmacher und Schneider slavischer Abkunft. Noch lange fand sich in den Geburts- und Lehrbriefen der Deutschen die Formel, „daß ein solcher Lehrling gutes teutsches Geblüts und nicht wendischer Nation sei". Erst um das Jahr 1500 gab Joachim I. den Wenden gleiche Rechte mit den Deutschen. Trotzdem hielten die Wenden lange an ihren heidnischen Gebräuchen fest. Samuel Grosser theilt in seinen „Lausitzer Merkwürdigkeiten" hierüber Folgendes mit: „Solcher Gestalt blieben sie in ihrem Herzen dem alten heidnischen Aberglauben treu, obgleich sie den Christenglauben im Munde führten und sich äußerlich als Christen bezeigten. Sie knieten verstohlen vor ihren heiligen Bäumen, namentlich den Weiden, nieder; sie weihten im Frühling ihre Brunnen; sie errichteten ihren Verstorbenen zu Ehren auf den Scheidewegen Hütten; sie hielten die neugeborenen Kinder gegen ein Feuer und beteten allerlei Formeln; sie beräucherten unter Heulen und Wehklagen ein junges Ehepaar gegen Krankheiten wandten sie Zauberpossen an, schnitten dem Patienten Büschlein Haare und Kleiderzipfel ab und trieben damit allerlei Gaukeleien. Bei Beerdigungen legten sie ein halbes Brod unter die Bahre. Auf dem Rückwege von der Leichenbestattung warfen sie Holz, Steine, Laub, Gras u. s. w. über ihre Köpfe und sahen sich dabei nicht um. Hatten sie aber einen, ihrer Meinung nach, gar zu alten, abgelebten Menschen unter sich, der nichts mehr verrichten und sein Brod verdienen konnte, so schafften sie denselben bei Seite und brachten ihn ums Leben, damit er, ihrem Vorgeben nach, desto eher zu Gott kommen sollte." So erzählt Mühlwolff in seiner handschriftlichen Chronik von Budissin (Bautzen), eine reisende Gräfin Mansfeld habe im Jahre 1297 einen Wenden unterwegs angetroffen, der im Begriff war, seinen alten, abgelebten Vater hinzurichten. Und Samuel Grosser berichtet: „Ja, es hat auch Hr. Levin v. Schulenburg, damaliger Verweser der Alten-Mark noch A. 1520 die Reliquien von diesem unter den Wenden ehemals gebräuchlichen Mordgeiste wahrgenommen. Denn als er einstmals gleichfalls über Land reisete und eines Wenden inne ward, der nebst seinen Gefährten einen eisgrauen und jämmerlich weinenden Mann mit Gewalt nach einem naheliegenden Gebüsche schleppte, fragte er: wohin sie mit dem Alten wollten? und bekam die Antwort: zu Gott! zu Gott! Darum erstaunte er über diesem mörderischen Unterfangen, ließ den Alten durch seinen Bedienten retten und setzte ihn zu seinem Thorwächter, da er denn bey diesem geruhigen Dienste noch 20 Jahre gesund zubrachte." An denselben Stätten, wo einst die heidnischen Opferaltäre und Tempel gestanden hatten, legten christliche Priester vielfach den Grund zu Kirchen und Kapellen. So benutzten die Deutschen oftmals die Heiligkeit eines Ortes oder einen alten Brauch zur Förderung der christlichen Religion; fanden sie dadurch doch leichteren Eingang ins Volksgemüth. Der Prediger Lademann erzählt in seiner Kirchengeschichte der Stadt und Herrschaft Cottbus, daß die Kirche zu Madlow beispielsweise an der Stelle erbaut wurde, wo sich zur Heidenzeit ein Flinsbild erhoben hatte. Auch wurden von den christlichen Bekehrern die alten Götter, und zwar die großen männlichen auf das Schreckbild des Teufels übertragen, die weiblichen schienen vielleicht als heilige Maria den Katholiken unentbehrlich. Beispielsweise befand sich an Stelle des Siwabildes bei Zschiepkau in katholischen Zeiten ein Marienbild. Ueberreste des weiblichen Priesterthums der Wenden bieten noch heute das Hexenwesen, die Thätigkeit der „klugen Frauen" und mancherlei Bräuche in den Spinnstuben, die gewissermaßen „der Tempel und der Parnaß des alten Heidenthums" sind.

Bücherbesprechungen.

— **Zinzendorf.** Zur zweihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 26. Mai 1900 von **Georg Lasson.** Runge, Gr.-Lichterfelde-Berlin. Preis broschirt 0,50 ℳ. — Der Zweck der vorliegenden Broschüre ist, die „bleibende Bedeutung" Zinzendorf's verständlich zu machen. Es geschieht das vom Standpunkt einer umfassenden religions- und geistesgeschichtlichen Betrachtung aus. Zinzendorf bringt darnach die Periode des Pietismus zum Abschluß und zur Vollendung, indem er das, was im Pietismus von dauerndem Werth ist, vor Allem durch die Gründung der Brüdergemeine der dankbaren Nachwelt übermittelt. Man kann sich mit dieser Formulirung wohl einverstanden erklären, wenn man unter Pietismus nicht blos das Christenthum Spener's und Francke's, sondern die gesammte religiöse Reaction gegen die todte Orthodoxie des 17. Jahrhunderts versteht, die für das anbrechende 18. Jahrhundert so bezeichnend ist. Dieses allgemeine Urtheil über den Grafen und seine Bedeutung sucht nun der Verfasser durch die Darstellung seiner Frömmigkeit und Wirksamkeit eingehend zu begründen. Schön und überzeugend sind die tiefe religiöse Innerlichkeit und die großartige Freiheit seiner Christenthum-Auffassung hervorgehoben und an verschiedenen Punkten nachgewiesen. Es war nicht anders möglich, als daß dabei mancherlei wiederholt werden mußte, was auch schon anderwärts gesagt worden ist. Doch geschieht es in anregender und selbständiger Weise. Wenn aber

dann „die sieghafte Klarheit" gepriesen wird, mit der Zinzendorf „die Anschauung von der Natürlichkeit und Kindlichkeit als dem Ziele für die innere Reife des Gotteskindes vertreten hat", so wird damit auf etwas aufmerksam gemacht, was bisher sicherlich zu wenig beachtet worden ist. So sonderbar es Manchem klingen mag, dennoch hat der Verfasser unzweifelhaft Recht, wenn er behauptet: „Darin ist er (Zinzendorf) ein moderner Mensch, ein Vorbote der Lebensanschauung, die durch unsere classischen Dichter und Philosophen in das Gesammtbewußtsein der Nation hineingepflanzt worden ist." Dasselbe feine Verständniß für den Grafen und seine religiöse Eigenart, das uns hier entgegentritt, zeigt sich weiter auch in der Behandlung seiner Blut- und Wundentheologie. Ebenso sind die Ausführungen über die Wirksamkeit, Persönlichkeit und Poesie Zinzendorf's durchweg interessant und bezeichnend. Natürlich kann man bei einer Darstellungg, die so sehr Beurtheilung ist, wie die vorliegende, zuweilen im Zweifel sein, ob nicht die eine oder andere Behauptung zu weit geht oder zu einseitig hervortritt. Zum Beispiel würde wohl nicht Jeder den Werth der geistlichen Gedichte Zinzendorf's so hoch einschätzen, wie es hier geschieht. Jedenfalls aber versteht es der Verfasser, das Charakteristische hervorzuheben und uns die Eigenart des Grafen nahezubringen. Doch gerade weil wir in dieser Beziehung diese Broschüre recht hoch stellen, möchten wir nicht verschweigen, daß uns doch bei der Darstellung der Christenthumsauffassung Zinzendorf's etwas zu fehlen scheint, nämlich der Grundsatz der Gotteserkenntniß aus Christus allein und das nachdrückliche Geltendmachen der Selbständigkeit des religiösen Lebens vor Allem gegenüber dem rein theoretischen Verhalten. Dadurch kam Zinzendorf nicht nur dazu, alle Philosophie und Metaphysik aus der Theologie zu verweisen, sondern er konnte mit seinen religiösen Bestrebungen auch ein feines Verständniß für die Absichten der damaligen Aufklärung verbinden. Beides ist für ihn und sein Christenthum außerordentlich charakteristisch. Daß es dem Verfasser nicht so entgegengetreten ist, liegt übrigens vielleicht einfach daran, daß ihm nicht die nöthigen Quellen zu Gebote standen. Jedenfalls hebt aber dieser Mangel die Vorzüge seiner Arbeit in keiner Weise auf. P. Th. J.

— Verspätet — nämlich erst an dem Tage, wo die lex Heinze officiell begraben wurde — ist uns eine Münchner Publication zugegangen: Das Buch von der lex Heinze, herausgegeben von Otto Falckenberg. Mit Buch- (soll wohl heißen: Bilder-)schmuck von A. Oppenheim. Commissionsverlag von L. Staackmann. Leipzig 1900. — Das Buch macht, äußerlich betrachtet, den Eindruck einer Festschrift. Das ist es nun freilich trotz seiner schönen Außenseite und den übrigens sehr mäßigen Illustrationen nicht. Vielmehr tritt das Widerwärtige des ganzen Streites — auf beiden Seiten — gerade in dieser Schrift so recht zu Tage. Auch wir haben das Gesetz für verfehlt erklärt, schon wegen seiner unklaren Fassung. Hier aber werden ihm meist ganz mißverständliche Motive untergelegt. Es ist ein Kampf gegen Windmühlen. Ernst v. Wildenbruch bestreitet dies nicht, sucht es aber so gut es geht zu rechtfertigen. Wer die Sache nicht kennt, möchte glauben, daß unsere sämmtlichen Bibliotheken und Galerien in Gefahr ständen, unterdrückt zu werden. Die einzelnen Aufsätze (Einiges über das Nackte in der Kirchenkunst der alten Meister von Privatdocent Boll — Die lex Heinze und die Kirchenschriftsteller von Curt Aram — Die lex Heinze vom juristischen Standpunkte von Max Bernstein und Anderen — Die lex Heinze vom Standpunkte des bildenden Künstlers von den Professoren Eberlein und Pötzelberger — Die lex Heinze und das öffentliche Leben von C. H. Döscher — Die lex Heinze und die moderne Weltanschauung von Dr. M. G. Conrad — lex Heinze und Kunstentwickelung von E. v. Wildenbruch — Censur-Striche und -Streiche von Joh. Proelß — Erziehung und Sittlichkeit von Gräfin Reventlow — Die ästhetische Bedeutung des Nackten von Privatdocent Weihe — Der Goethebund von Dr. G. Hirth) sind von sehr verschiedenem Werthe. Manche, wie z. B. der einer Gräfin Reventlow, welche man doch wohl als Schriftstellerin bezeichnen kann, da sie eine Humoreske, gemeinsam mit einem andern Schriftsteller, herausgegeben hat, sind ganz unbedeutend. Das jüdische, fortschrittliche und socialdemokratische Element ist erklärlicherweise stark vertreten. Ein Herr Curt Aram (?) ereifert sich über die Worte aus dem alten Rinkart'schen Gesangbuchlied (Nun danket Alle Gott) „der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an u. s. f.", welches sein Töchterchen „aus der Schule mitgebracht habe". Als ob es einen einzigen evangelischen Christen in Deutschland gäbe, der das Lied nicht kennte! Die Fremdencolonie in München, die bekanntlich im bayerischen Volke weder Wurzeln noch Boden hat, entfaltet hier ihre schönsten Blüthen, ebenso der Künstlerdünkel gegenüber anderen Ständen. Besonders der Richterstand kommt dabei natürlich schlecht weg. Da wird u. A. empfohlen, die unbesoldeten Assessoren u. s. f. zum mechanischen Beseitigen unpassender Stellen zu verwenden. Ist das natürlich auch nur scherzhaft gemeint, so werden sich doch die Juristen für das Compliment zu bedanken wissen. —tg—

— Von Carl Heymann's Verlag in Berlin ist uns ein Sonderabdruck aus dem Preußischen Verwaltungsblatte enthaltend einen Aufsatz des Reg.-Raths Dr. Hoffmann in Berlin über „Die Abänderung des Krankenversicherungsgesetzes" zugegangen, in welchem der Verfasser alle wichtigen Fragen, die bei der zu erwartenden Revision des genannten Gesetzes zur Erörterung gelangen werden, behandelt. Die von großer Sachkenntniß zeugenden Ausführungen dürften für alle Betheiligten von hervorragendem Interesse sein. ∞

— Einen ganz anderen Gegenstand behandelt die von Dr. R. Flinzer, königl. Bezirksarzt in Plauen i. V., in der Roßberg'schen Hofbuchhandlung in Leipzig besorgte Herausgabe des Impfgesetzes für das Deutsche Reich mit der Sächsischen Ausführungsverordnung u. s. w. Der Herausgeber hat sich schon wiederholt auf dem Gebiete der öffentlich-medicinischen Literatur verdient gemacht, er gilt für einen sachverständigen Kenner der öffentlichen Gesundheitspflege und hat demzufolge Anspruch auf Beachtung seiner Arbeiten. Auch die vorliegende reiht sich ihren Vorgängerinnen würdig an und darf zur Benutzung empfohlen werden. Der Preis beträgt 1,60 ℳ gebunden. ∞

— Historische Vierteljahrschrift, herausgegeben von Gerhard Seeliger. III. Jahrg. 1900. Neue Folge der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Der ganzen Folge 11. Jahrg. 1. und 2. Heft. Leipzig, B. G. Teubner. 1900. 8°. — Auch die neuesten Hefte der ausgezeichnet geleiteten Zeitschrift enthalten eine Reihe gediegener Abhandlungen und kleinerer Mittheilungen zur Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Robert Davidsohn, der sich bereits als Kenner der älteren Geschichte Oberitaliens einen guten Namen gemacht hat, handelt über die Entstehung des Consulats in Toscana; er weist an einer Anzahl kleinerer und größerer Gemeinwesen die Entwickelung des Consulats aus dem Institut der boni homines, der städtischen Selbständigkeit bei sonst unbestrittener Abhängigkeit aus einem ziemlich engen Complex von Verwaltungsbefugnissen nach; der Zusammenschluß der Ortsgenossen, der Zusammenwohnenden bildete den Ursprung der Commune, indem die Einwohner eines Orts oder verschiedener Ortstheile sich zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen zu einer Gemeinschaft zusammenschaarten, nicht aber die Verwaltung des Gemeindelandes oder die Aneignung der streitigen Gerichtsbarkeit, die wir vielmehr als Folgen des Fortschreitens der bereits längst vorhandenen Communen zu größerer Macht und Selbstständigkeit ansehen müssen. Ueber einen streitigen Punkt der älteren deutschen Stadtrechtsgeschichte, über die Ueberlieferung des ältesten Straßburger Stadtrechts, dessen Entstehung im 12. Jahrhundert neuerdings G. Caro angezweifelt hat, verbreitet sich F. Keutgen; doch vermögen wir an dieser Stelle auf seine kritischen Ausführungen nicht näher einzugehen. Sehr verdienstlich sind Benno Hilliger's „Studien zu mittelalterlichen Maßen und Gewichten", deren erster Abschnitt die Kölner Mark und das Karolingerpfund betrifft; die Münzgeschichte des Mittelalters, die noch unzählige ungelöste Fragen bietet und aufs Innigste mit der Geschichte des Gewichts verknüpft ist, bedarf dringend so eingehender Erörterungen, wie sie uns hier geboten werden, wenngleich es unmöglich ist, ihre Ergebnisse in kurzen Worten wiederzugeben. Von speciell diplomatischem Interesse sind Mittheilungen von Tangl über den Jahresanfang in den Papsturkunden des 13. Jahrhunderts und von v. Pflugk-Harttung über eine Bulle Calixt's II., die ein merkwürdiges Beispiel für die unmittelbare Benutzung eines Concepts zur Herstellung eines Originals im 11. Jahrhundert bietet. Der Aufsatz von K. Th. v. Heigel über die Beziehungen der Herzöge Karl August und Max Joseph von Zweibrücken zu Preußen beweist von Neuem, wie eine unbefangene Würdigung der Zeitverhältnisse der Landesgeschichte bessere Dienste leistet als das Nachschreiben von Schlagwörtern. Die Politik der beiden genannten Fürsten, von denen dem letzteren bekanntlich als Erben des schwächlichen und charakterlosen Karl Theodor 1799 die Regierung Bayerns zufiel, war vor Allem gegen die Annexionsgelüste Oesterreichs gerichtet und

suchte daher seit den Tagen Friedrich's des Großen engen Anschluß an die preußische Politik; sie ist auf diese Weise für Bayerns Selbständigkeit und damit für die spätere Neugestaltung Deutschlands von großem Nutzen gewesen. Dies Verdienst kann ihm auch durch den von Arndt und Pertz, Häusser und Treitschke einstimmig verurtheilten Anschluß Bayerns an Frankreich nicht geschmälert werden; im Licht der Zeitverhältnisse betrachtet, erscheint diese vor Allem von Montgelas vertretene Politik vielmehr in milderem Lichte, ja als eine kaum zu umgehende Nothwendigkeit. Von Interesse für die Geschichte der Befreiungskriege ist ein Aufsatz von Christian Waas „Napoleon I. und die Feldzugspläne der Verbündeten von 1813", in welchem der Nachweis geführt wird, daß Napoleon sich sowohl über den Trachenberger Plan der Verbündeten vom Juli 1813 als über ihre im November zu Frankfurt gefaßten Pläne völlig getäuscht habe und daß darauf zum guten Theile sein Unterliegen zurückzuführen ist. August Fournier tritt auf Grund einer genauen kritischen Untersuchung für die Echtheit des wiederholt für eine Fälschung erklärten merkwürdigen Briefes Maret's an Caulaincourt vom 19. März 1814 ein. Endlich handelt Alfred Stern über „den großen Plan des Herzogs von Polignac vom Jahre 1829", der darauf hinauslief, mit Hilfe Rußlands gelegentlich des erwarteten Zusammenbruchs der Türkei bedeutende Erwerbungen für Frankreich, namentlich an der Westgrenze (Rheinlande, Belgien), zu machen; der Verfasser verfolgt diesen Plan, der sich dann als ein Hirngespinnst erwies, bis zurück ins Jahr 1821. Von besonderem Interesse ist die als Anhang mitgetheilte Denkschrift aus der Feder des Grafen Bois-le-Comte, die Polignac im September 1829 im Conseil des Königs vorlegte und die hier Billigung fand. — Auf die Kritiken, Nachrichten und Notizen (darunter eine Ausführung Seeliger's über die historischen Grundkarten, in welcher die kürzlich von ihm in der Allgemeinen Zeitung erhobenen Bedenken gegen deren Nutzen und insbesondere gegen das Alter der Gemarkungsgrenzen wiederholt werden) gehen wir nicht näher ein. Beigegeben ist den Heften die nach dem bisher gebrauchten Plane der Dahlmann-Waitz'schen Quellenkunde angelegte Bibliographie zur deutschen Geschichte (abgeschlossen im November 1899), die wiederum mit größter Sorgfalt bearbeitet worden ist.

—m—

— Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch von Professor Albert Heintze. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt und Wilisch) 1900. Preis 12 ℳ. — Der hochverdiente Begründer der deutschen Alterthumswissenschaft, Jacob Grimm, war bekanntlich ein geradezu leidenschaftlicher Gegner jedes grammatischen Unterrichts in der Muttersprache. Er nennt diesen Unterricht nicht blos überflüssig, sondern sogar verderblich, weil er von ihm eine empfindliche Schädigung des Sprachgefühls, ja selbst eine Störung des Sprachvermögens befürchtet. Grimm hat mit dieser Ansicht scharfen Widerspruch erfahren, hat aber doch wenigstens insoweit Recht behalten, als heute wohl allgemein für den deutschen Unterricht das Grundgesetz angenommen ist: Die Schule soll Nichts lehren wollen, worin dem Schüler sein angeborenes Sprachgefühl selbst das Richtige sagt. Nun aber ist die große Frage: Sagt denn nicht das Sprachgefühl auch manchmal das Falsche, und versagt es nicht in vielen Fällen ganz? Auch wer die in letzter Zeit oft erhobenen beweglichen Klagen über die mehr und mehr zunehmende Verwilderung des Sprachgebrauchs und Abstumpfung des Sprachgefühls für übertrieben ansieht, wird schwerlich den Muth haben zu bestreiten, daß ganz ohne grammatische Belehrung nicht auszukommen ist, nicht in der Schule und auch nach der Schulzeit nicht. Wie hätten denn auch die gerade neuerdings in üppiger Fülle erschienenen Bücher dieser Gattung — von Andresen, Keller, Sanders, Wustmann, Matthias — so zahlreiche Käufer gefunden, wenn nicht ein Bedürfniß, ein dringendes Bedürfniß zu grammatischer Unterweisung vorhanden wäre? Es sind in der That der Schwankungen und Unsicherheiten im Sprachgebrauch der Gegenwart gar nicht wenige, und es ist für Jeden, der nicht die allgemeine Willkür für den einzig wünschenswerthen Zustand hält, für Jeden, dem daran liegt, seine Muttersprache sicher zu beherrschen, empfehlenswerth, einen zuverlässigen Rathgeber zur Seite zu haben, den er in bedenklichen Fällen befragen kann. Ein ganz ausgezeichnetes Hilfsmittel dieser Art ist der „Deutsche Sprachhort". Albert Heintze hat schon mit seinem kleineren Hilfsbuche für den deutschen Stil, das 1894 unter dem Titel „Gut Deutsch" bei Regenhardt in Berlin erschien, viel Beifall gefunden, das bezeugen die gleich im ersten Jahre nothwendig gewordenen drei Auflagen. Auch seinem „Deutschen Sprachhort" wird es an zahlreichen und dankbaren Benutzern nicht fehlen, wir sind darüber außer aller Sorge. Denn seine Vorzüge springen in die Augen. Wir nennen als die wichtigsten folgende vier: Erstens beschränkt er sich auf die Fälle, in denen eine Belehrung wirklich von Nöthen ist. In dieser Beziehung ist Heintze's „Sprachhort" einigermaßen vergleichbar mit dem deutschen Wörterbuche von Hermann Paul, der auch auf die Ausscheidung alles Entbehrlichen einen Hauptwerth legt. Zweitens hat er den Muth, auch da, wo er die geschichtliche Berechtigung des Schwankens einräumt, doch eine Entscheidung zu fällen, was er für besser hält. Er wird es damit natürlich nicht Jedem recht machen, zumal den Schriftstellern von Ruf nicht, denen er ihre Unsicherheit in grammatischen Dingen vorrückt; das erwartet er wohl selbst kaum. Aber sein Verfahren ist durchaus zu billigen. Unseren Erfahrungen nach liegt den meisten von Denen, die in solch einem Buche Rath suchen, viel mehr an einem glatten Ja und Nein, als an einer weitschichtigen und vielleicht geistvollen Erörterung über das Wieso und Woher. Drittens heben wir die übersichtliche Anordnung hervor, die auch durch den Druck bestens unterstützt wird. Wer das „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" von Sanders kennt, der weiß, welche Hauptschwierigkeit es macht, sich darin zurechtzufinden. Und selbst in Matthias' „Sprachleben und Sprachschäden", so fleißig und inhaltreich das Buch ist, muß man erst gut Bescheid wissen, bis man in allen Fällen gleich die richtige Stelle aufschlägt. Viertens — Manche würden das an erster Stelle genannt haben — kommt in dem „Sprachhort" neben dem gesetzgebenden Grammatiker auch der beobachtende Sprachforscher zu seinem Rechte in einer großen Anzahl ausführlicherer Aufsätze, von denen nur ein paar Ueberschriften genannt seien: Berliner Deutsch S. 76—78, Bildlicher Ausdruck S. 85—87, Byzantinismus in der Sprache S. 104, Deutsch-Verderber und -Verderberinnen S. 124—125, Gaunersprache S. 229—232, Kanzleistil S. 329—330, Kaufmannsdeutsch S. 333—335. Wenn wir nun schließlich noch betonen, daß Heintze neben gründlichen Kenntnissen in der Geschichte unserer Sprache und einer umfassenden Belesenheit auch über eine Gabe verfügt, die für einen Vertreter der ob ihrer Trockenheit berüchtigten Grammatik ganz besonders schätzenswerth ist, nämlich einen wirksamen Humor — man vergleiche dafür die kostbare Zusammenstellung von Proben unter dem Stichworte „Stilarten" S. 571—577 —, so glauben wir zur Empfehlung seines „Deutschen Sprachhortes" genug gesagt zu haben. Daß wir nicht zu viel gesagt haben, davon werden sich die Käufer des Buches überzeugen. Es wird sich bald genug unentbehrlich machen bei Allen, die es nicht für ihrer unwürdig erachten, in stilistischen Fragen Lehre anzunehmen. Wir hoffen, es soll Mancher an ihm lernen mit dem Dichter zu sprechen:

Laßt deutsche Denkart allerwärts
Und deutschen Brauch uns pflegen
Und unsrer Sprache Gold und Erz
Als höchsten Hort uns hegen!

R. B.

— Polyglott Kuntze, Die einfachste Methode in kurzer Zeit Rumänisch zu erlernen, mit oder ohne Hilfe eines Lehrers. Leipzig 1900, Sprachwissenschaftlicher Verlag (W. Kuntze). Preis 1 ℳ. — S. 1—37 enthält das Heftchen Gespräche mit phonetischer Umschrift, die so mangelhaft ist, daß ein Rumäne Mühe haben dürfte, einen darnach sprechenden Deutschen, der keine Ahnung von rumänischen Lauten hat, zu verstehen, zumal nicht einmal Accente gesetzt sind, z. B. S. 31: tahemi perul oder undeh sse afla o farmatschiheh în apropiereh? sic! Auf S. 38—62 wird eine Beschreibung des Landes und der Städte gegeben, die überaus komisch wirkt. Es wimmelt von Druckfehlern, Unrichtigkeiten, eine Anzahl Seiten sind gänzlich versetzt, obgleich die Numerirung richtig ist, der Text ist mangelhaft aus dem Französischen übersetzt, wobei oft auch die französische Orthographie in der Umschrift beibehalten wurde, auch ein „Etienne" der Große kommt öfters vor, kurz das Heftchen ist so unvollkommen in seinem Inhalt und so liederlich ausgeführt, daß vor seinem Ankaufe gewarnt werden muß. G. Wgd.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 68. Donnerstag, den 7. Juni, Abends. **1900.**

Neues über Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller.

Die Schweizerfirma Keller und Meyer war es bekanntlich, über die sich Gottfried Keller, der C. F. Meyer wohl schätzte, aber nur bis zu einem gewissen Grade leiden konnte, weil es ihm im Leben anscheinend besser gegangen war, als dem dürftigen Tischlerssohne aus Glattfelden, oft in boshafter und mißgünstiger Weise ausließ. Indeß werden die Namen der beiden großen Schweizer Dichter, dem nunmehr Todten zum Trotz, doch in einem gewissen Zusammenhang bleiben, gemeinsamer Schicksale, Entwickelung und Ziele wegen, wenn sie auch nicht eng aneinander gehören, wie etwa beispielsweise die beiden Dioskuren in Weimar. Nunmehr liegt die Biographie C. F. Meyer's*) vor und gestattet uns endlich Einblick in das Leben und Wesen dieses seltenen Dichters, die Fülle aber auch Grenzen seiner Begabung, die Stärken und Schwächen seiner Person. Bisher war über seinen Geschicken eine Art von Geheimniß gebreitet, das uns die volle Kenntniß des Dichters, das Eindringen in den Kern seiner Kunst erschwerte. Diese Kenntniß wäre uns möglicher Weise ganz entgangen, wenn nicht Meyer's Schwester Betsy, die in des Dichters Leben eine so hervorragende Rolle spielt, sie uns dem Wunsche des Dichters gemäß erhalten hätte. Frey verdankt ihr sehr viel von seinem Material. Das Buch Frey's zerfällt in drei Abschnitte, die bezeichnender Weise folgende drei Citate als Motto tragen: Ich war von einem schweren Bann gebunden. Ich lebte nicht. Ich war im Traum erstarrt. Dann aus Hutten's letzte Tage: Süßres giebt es auf der Erde nicht, Als ersten Ruhmes zartes Morgenlicht. Endlich aus der Eingangsnummer zu den Gedichten: Genug ist nicht genug! Gepriesen werde Der Herbst! Kein Ast, der seiner Frucht entbehrte! Aus den Capitelüberschriften heben wir noch folgende hervor: Jugendjahre, Schatten der Einsamkeit, Erlöst, Verschlossene Thüren, Der eigene Heerd, Das Bild des Dichters, Die große Ernte, Dunkle Vorboten, Dämmerung und Ende. Der einsichtige Leser wird schon Einiges aus diesen Citaten und Capitelüberschriften herausgemerkt haben, was für das Leben Meyer's charakteristisch ist, das keinen Frühling, kaum einen Sommer, aber einen ganzen vollen Herbst und nur einen kurzen Winter besaß: eine verlorene, verfehlte Jugend, die ihn im Alter von 30 Jahren schon einmal in die Räume einer Heilanstalt führte, ein spätes Erwachen des Talents, wie es für Meyer bezeichnend war, daß er erst mit 40 Jahren einen richtigen Schnurrbart, einen „Schnauz" bekam, ein Talent, von dem der früh verstorbene Vater gar keine Kenntniß hatte, die auf tragische Weise im Wasser geendete zarte Mutter nur einen Schimmer erhaschen konnte, ein paar Jahre Schaffens, das an Energie und Ausdehnungsfähigkeit seines Gleichen suchte und das Verlorene reichlich wieder einholte, ein plötzliches Absterben, das schnell wie das Erwachen kam, hervorgerufen durch Ueberanstrengung und die Natur des Dichters, der von feinorganisirten aber schwächlichen und neurasthenischen Eltern abstammte, ein zweiter Aufenthalt in der Heilanstalt, der die ganze Vergangenheit wie in einem Nebelschleier erscheinen ließ, dann ein schnelles, schmerzloses Ende, das Meyer wie seinen Liebling Hutten rasch allen irdischen Qualen entriß. Das ist des Dichters Leben! Selbstmordgedanken verfolgten den Dichter öfter, ohne ihn jedoch zu überwältigen. In dem schweren Emporringen, dem späten Durchbruch des Talents weist Meyer's Leben Aehnlichkeit mit dem verwandter Geister wie Kleist, Otto Ludwig, auch Keller auf. Wie Keller der kurzsichtigen Umgebung ein bereits Verfehmter war, als er endlich sich selbst fand, so galt Meyer schon als Aufgegebener, als er sich schließlich doch zur Höhe brachte. Parallel den Erscheinungen der genannten Dichter leistete Meyer in jungen Jahren Mäßiges, ja Ungenügendes, während mittelmäßige Geister im gleichen Lebensalter oft Besonderes hervorbringen, dabei aber taube Blüthen bleiben, so daß Gustav Pfizer in Stuttgart, der Berather der Jugend, der von Zürich aus um Rath gefragt wurde, dem zwanzigjährigen Meyer das Talent schlechthin absprach, dem dreißigjährigen nur ein solches zweiten Ranges, allerdings erster Art, zuerkannte. Alte Freunde und Bekannte erstaunten am Ende, daß Conrad Meyer — so hieß er ursprünglich, den Zunamen Ferdinand nahm Meyer erst später an, zum Unterschied von einem anderen Schweizer Dichter Conrad Meyer —, als er den Hutten und Engelberg und die zwanzig Balladen von einem Schweizer, mit denen Meyer zuerst auf dem Plan erschien, schuf, so etwas habe heraus bringen können. In den Briefen von Mutter und Schwester ist häufig von dem armen Conrad die Rede, der kein Mann, wenigstens kein mannhafter Mann sei und von dem nichts zu erwarten stehe im Leben. Wie die Liebe der Schwester sich aber trotzdem gleich blieb, so entstand auch, als Meyer endlich durchbrach, die Anerkennung und Mithilfe bei Betsy, die zeitlebens, auch als Meyer schon vermählt war, des Bruders treueste Gehilfe in der Kunst und sein Secretär ward und blieb. In Meyer hatte sich, wie ein großes Glücksgut, so auch von den Ahnen her, die lauter tüchtige Leute waren, ein großes geistiges Capital aufgespeichert, das in dem letzten Sprößling der Meyer's und Ulrich's (Namen der Mutter) endlich zu ausgiebigster Ausnutzung gelangte. Mit den Vorfahren setzt daher Frey's Buch berechtigter Weise ein, die gewissermaßen das Postament abgeben, auf dem der Dichter sich erhob. Es war Meyer auch ferner als Glück beschieden, sich der Umgebung wackerer, zum Theil bedeutender Leute zu erfreuen, die nur fördernd auf seine Arbeiten einwirken konnten. Und einer Förderung bedurfte Meyer um so mehr, je weniger sie ihm von seiner eigenen langsamen Natur zu Theil ward, die leicht erlahmte. Vor Allem ist da François Wille und Gattin Eliza zu nennen, deren gastfreies Haus eine Menge von Personen von Namen an sich zog, zu denen auch Meyer und Schwester gehörten. Wille war eine dichterisch unproductive Erscheinung. Er hatte jedoch das mit so Manchem von solchen gemein, daß er einen wirklichen Dichter durch Anspornung und Aufmunterung fördern konnte, wie einst Merck mit dem jungen Goethe that. Ihm hat Hutten's letzte Tage viel zu danken, das Werk, mit dem Meyer endlich sich Luft machte. Vorangegangen waren die schon genannten zwanzig Balladen von einem Schweizer, die 1864 bei Metzler in Stuttgart erschienen und, eine Anzahl der besten Gedichte Meyer's enthaltend, trotz einiger einsichtiger Kritiken, deren erste merkwürdiger Weise eine französisch geschriebene war, doch unbekannt blieben. Meyer schob das auf seine Eigenschaft als Schweizer, der von den Reichsdeutschen nicht als voll angesehen wurde; es lag wohl auch daran, abgesehen davon, daß er nicht zum Bau, zur Zunft gehörte, daß bedeutende Sachen ohne Namen sich überhaupt bei dieser wie beim großen Publicum schwer Weg ebnen. Durch einen Zufall wurde Meyer mit dem Buchhändler Hässel in Leipzig bekannt, der für seine Schriften als Verleger von Wichtigkeit werden sollte. Hierauf folgte Engelberg, ein Werk, das nur bedingt als ein Rückschritt gegen Hutten bezeichnet werden konnte, wenn es auch etwas Amaranthenes an sich hat und an die Romantik vergangener Zeit gemahnt, die Meyer, der große künstlerische Realist, so siegreich überwand. Ein Hauch von Heimathsgefühl, das Meyer mit Keller verband und die Schweizer so sehr schmückt, verklärt auch dieses Werk. Der Durchbruch Meyer's in der Kunst durch die Wand einer schweren Entwickelung zum Licht fällt

*) Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Von Adolf Frey. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 6 ℳ

mit der Zeit des nationalen Aufschwungs in Deutschland zusammen, der gleichfalls einem Durchschlagen durch die Hindernisse glich. Es liegt nahe, anzunehmen, und Meyer hat das in einer autobiographischen Skizze wohl selbst bestätigt, daß der Dichter durch diesen nationalen Aufschwung angeregt wurde und daß sich hier einmal die Wahrheit bestätigt, daß bedeutende geschichtliche Ereignisse auf die Entwickelung des Künstlerischen nicht ohne Einfluß sind, ja es fördern. Es kann aber auch sein und Frey neigt der Ansicht zu, daß dieses Zusammentreffen etwas Zufälliges hatte und daß Meyer's erwachtes Kraftgefühl, das physischen Ursprungs war, den endlichen Sieg über die Hemmnisse beschleunigte. Wille's Kreis war vor Allem dazu berufen, zu veranlassen, daß Meyer, der bisher noch schwankte, ob er deutsch, ob französisch schreiben sollte, wie er ja unzweifelhaft vom Franzosenthume sehr beeinflußt worden ist, sich endlich dem Deutschen zuneigte, dem er innerlich auch ganz angehört, wennschon sich Spuren des Gallicismus genug bei ihm finden, nicht blos in der Sprache, auch im Stil und der Schreibweise, was Gegenstand polemischer Untersuchungen gewesen ist, die nicht immer frei von Gehässigkeit waren. Es folgen dann diejenigen erzählenden Werke, die man als den Höhepunkt von Meyer's Schaffen bezeichnen kann, der Jürg Jenatsch, die Novellen (die Richterin, die Hochzeit des Mönchs, Gustav Adolf's Page u. s. w.) Vom Jenatsch sind auch dramatische Fragmente vorhanden, ein Zeichen, wohin Meyer's Streben eigentlich ging. Wie es ganz falsch ist, Meyer nur nach dem zu beurtheilen, was er geschaffen d. h. veröffentlicht hat, da die Pläne, die nicht ausgeführt worden, für die nähere Betrachtung des Wesens und Wirkens des Dichters ebenso wichtig sind, es ergänzen, ja erst ein volles Bild des Dichters ergeben, so ist es auch ganz angebracht, das im Auge zu behalten, was Meyer's Ziel im Grunde genommen war, das darin bestand, ein großer Dramatiker seiner Nation zu werden. Dramatische Stoffe bewegten ihn zeitlebens, ihn, den Shakespeare's Werke stets begleiteten und den sogar in jungen Jahren wenigstens das wirklich Große bei Grabbe, diesem deutschen Abbild des Briten, das auch zur Caricatur wurde, gefesselt und beeinflußt hat. Noch 1890, als Meyer's Kraft schon im Sinken war und sein Abend sich neigte, bemühte er sich um eine seiner Lieblingsgestalten, Friedrich II., den Hohenstaufen, dessen Conflict mit Peter von Vinea er behandeln wollte. Ganz wie Keller ja auch einmal ein großer Dramatiker werden wollte, sich vielfach mit dramatischen Stoffen trug, die im Nachlaß stehen und im Plan wenigstens, z. B. was das moderne Trauerspiel Therese anbelangt — s. weiter unten Köster's Vorlesungen — groß sind. Was von den Friedrich-Dichtungen in Meyer's Gedichten enthalten ist, sind also lediglich Bruchstücke, ja Trümmer gewaltiger Entwürfe. In dem genannten Zeitpunkte hoch auf dem Rigi Kulm sagte er zu einem gleichfalls dahin gepilgerten Bekannten im Hinblick auf den geplanten Friedrich: das Drama ist der Himmel auf Erden, es ist aber verflucht schwer, hineinzukommen. Zwar mit den Dramatikern, die um 1890 herum die deutsche Bühne bevölkerten — er hat schwerlich viel von ihnen gehalten —, glaubte er schon fertig werden zu können, aber die Technik war in dieser Hinsicht bei ihm nicht geübt und er beschied sich dahin, den Rest seiner Tage, deren Ende er nahen fühlte, lieber dazu zu verwenden, sich auf dem Gebiete zu bethätigen, wo er auch in technischer Hinsicht voll Herrscher war, auf dem epischen. Aber so versteht man es erst, wenn Meyer immer klagt, daß seinen Sachen der große Zug fehle, was wir als Leser und Beurtheiler nicht unterschreiben können, und wenn er in seiner zweiten Umnachtung von seinen Dichtungen, seinen Meisterwerken als von dilettantischen Bemühungen eines träumerischen Menschen sprach, den z. B. Gottfr. Keller nie ernsthaft genommen habe. Keller, der manchmal zweierlei Urtheil besaß, ein öffentliches, das lobte, und ein geheimes, das tadelte, ja tobte und schimpfte, hielt doch etwas von Meyer, der ihm doch bedenklich auf den Leib gerückt war, dessen Gedichte er über die eignen stellte, wenn ihm auch Meyer's Helden, die Feldherren und Kirchenfürsten, im Uebrigen zuwider sein mochten. Auch Keller war bekanntlich durchaus unzufrieden mit dem, was er geschaffen hatte, und schalt auf verfehlte Perioden seines Lebens, wozu er gar keine Ursache hatte, da Irrthümer nur segensreich wirken können, wenn aus ihnen die Erkenntniß des Besseren keimt! Es ist die Eigenheit bedeutender und edler Naturen, mit sich selbst unzufrieden zu sein, während Gewöhnliche selbstzufrieden sind. Wer von Beiden der Größere war, ob Meyer, ob Keller, diese Frage zu beantworten ist schwer und vielleicht auch unnütz, wie es denn vielleicht am Orte ist, an das Wort Goethe's zu erinnern, daß man froh sein solle, zwei solche Kerle zu haben. Der Olympier meinte sich und Schiller damit. Jedenfalls läßt sich die Frage hier noch nicht entscheiden, wie es bei der Abwägung Goethe's und Schiller's zum Vortheil des Ersteren doch schon geschehen ist, wenn sie, die Beantwortung, später vielleicht auch zu Gunsten Meyer's erfolgen sollte. Dem Höhepunkt im Schaffen Meyer's folgte ein jäher Absturz, vergleichbar den oft überstürzten Katastrophen in seinen erzählenden Werken. Einen Beweis für das Nachlassen der Kraft erbringt z. B. die Versuchung des Pescara, ein bei allem Anfechtbaren doch großes Werk. Jedenfalls der Beweis eines ungewöhnlichen Könnens, das in dem künstlerischen Vermögen der Zeitgenossen kein Gegenstück findet! Emil Mauerhof hat in seinen ästhetischen Schriften, in denen er Meyer von den Neueren gleichfalls die Palme zuerkennt, genug gethan, um das darzulegen, und wir können Denjenigen, der sich über das menschliche Schicksal des Verfalls großer Geister aus inneren und äußeren Ursachen des Weiteren unterrichten will, getrost darauf verweisen. Wir möchten aber auch noch einmal des Besonderen betonen, daß der große Dichter, dessen erste Biographie nunmehr endlich vorliegt, seinen zahlreichen Verehrern zur Genugthuung sei es gesagt, auch im Falle noch groß war und Bewunderung erregt und unsere Theilnahme, die sich fragt, ob uns so bald wieder ein derartiger Geist, der so häufig nicht im Leben zu finden ist, bescheert werden wird. So viel über Meyer!

Wir haben uns bisher immer nur über diesen selbst unterhalten, ohne Dessen zu gedenken, der uns den Genuß verschafft hat, uns mit dem verstorbenen Schweizer zum ersten Male eingehend beschäftigen zu können. Es ist wenig über ein Jahr verflossen, seit Conrad Ferdinand Meyer den Lebenden entrissen worden ist, und schon liegt uns das Buch Frey's mit seinen fast 400 Seiten gedruckt vor. Frey, Professor, Literarhistoriker und Dichter in Zürich, ist von Meyer selbst als Derjenige bezeichnet worden, der sein Leben schildern sollte mit Unterstützung des getreuen Amanuensis des Dichters, der Schwester Betsy. Er hat seine Aufgabe glänzend gelöst, sowohl was die rasche Arbeit als die Durchdringung des Lebens Meyer's anbelangt und die Liebe für den Gegenstand, die nöthig war, um das Werk zu fördern und zu Ende zu bringen, eine Liebe, die, wie die Ausführungen Frey's beweisen, die Kritik gar nicht ausschloß. Der Kritik ist auch Conrad Ferdinand Meyer unterworfen, wie jeder andere Sterbliche gleichfalls. Auch Meyer hatte Grenzen um sich, die er nach Natur und Anlage nicht zu überschreiten vermochte, wie die Größten der Menschheit überhaupt. Diese Grenzen ein und zum ersten Male scharf umrissen zu haben, ist Frey's Verdienst, sodaß es nunmehr klar wird, in welcher Richtung hin noch über Meyer hinaus, in dessen Bahnen weiter gearbeitet werden kann, um zu dem Ziele zu gelangen, das darin besteht, den Deutschen den Weg zu einer großen literarischen Zukunft wenigstens offen zu halten. Dafür sei Frey Dank gesagt, dessen mühevolle Arbeit, die gegen den Schluß hin nur etwas kurz wird, hier nur in wenigen Strichen gewürdigt werden konnte.

Nun zu Keller! Eigentlich Neues, dem Titel dieser Zeilen entsprechend, kann zu Keller's Leben und Schaffen in dem Maße nicht beigesteuert werden, wie es in Betreff Meyer's geschehen ist. Dazu ist des großen Züricher Staatsschreibers Leben und Wirken schon zu bekannt, während sein einziger jüngerer Nebenbuhler in der Kunst und Gunst des Publicums bisher leer ausgegangen war, da sein Lebenslauf umschattet war. Doch kann das Werk, das uns Anlaß zu diesen Zeilen giebt*), doch auch Manches beibringen, das das oben Gesagte ergänzt. Größere Gegensätze im Charakter und Wesen und Leben und Dichten hat es wohl kaum je gegeben, als bei Keller und Meyer. Meyer, der geborene Aristokrat, in der ersten Zeit seines Lebens zwar von materiellen Sorgen nicht ganz frei, aber bald darauf doch denselben enthoben, ein wohlhabender, reichbegüterter Mann, der sich sogar Wohlthätigkeit gestatten konnte und dieser Glücksgüter auch bedurfte, da er, der Sorge anheimgegeben, nichts Großes hätte schaffen können, ja derselben sicher erlegen wäre, da er durch sein feines Nervensystem, seine Kränklichkeit und Schwächlichkeit alsdann dem Leben nicht gewachsen gewesen wäre. Es giebt wie in der Natur, so auch im Menschenleben besonders angelegte Wesen, die nicht wie Andere sind. Wie es in der Natur wohl vorkommt, daß ein Huhn ein Ei legt, das ohne harte, widerstandsfähige Schale geboren wird, so daß es nicht fähig ist,

*) Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen von Albert Köster. Leipzig, B. G. Teubner. 3 M.

starken Druck zu ertragen, so auch giebt es Menschen, die zu weich zur Welt gekommen, nicht recht beanlagt dazu sind, die Rippenstöße des Geschicks zu ertragen. So angelegt war Meyer, wie Kleist ja auch, der, der Norddeutsche, auch hier wieder an den Süddeutschen, als welchen wir Meyer auffassen, erinnert, auch an den Thüringer Ludwig, einen Schicksalsgenossen des Schweizers. Auch Keller war der Art angelegt, aber doch von der Mutter Natur mit anderen Gaben ausgerüstet, der Welt zu trotzen. Keller, diese ungemein fein empfindende Natur, war aus härterem Holz geschnitzt, als Meyer, dessen Wiege nicht weit von der seinen stand. Der Drechslerssohn aus Glattfelden bei Zürich hatte bittere Jahre durchzumachen, in München als angehender und mißrathener Maler, in Berlin als Stipendiat und Schriftsteller ohne Halt, der oft hungerte, ehe er in den Hafen sicherer Verhältnisse einlief, in das Haus des Staatsschreibers in Zürich. Aber er war auch starkknochiger als Meyer und wußte sich besser zu wehren gegen Ungebührlichkeiten und Angriffe, so oft er auch die Zwischenstadien des taedium vitae reichlich an sich erfahren mußte. Der Gegensatz beider Männer, Keller und Meyer, prägt sich auch darin aus, daß Keller, der Junggeselle, ohne den Gasthausbesuch nicht bestehen konnte, während Meyer, der Familienmensch und Hausliebhaber, eine öffentliche Wirthschaft nur dann besuchte, wenn es nicht zu umgehen war. Von Keller werden in dieser Hinsicht drastische Anekdoten erzählt, die wohl nicht alle frei erfunden sind. So suchte sich Keller auch äußerlich der Welt gegenüber zu stärken, weshalb wir auf diese Abschweifung eingegangen sind, während der gleich zart angelegte aber ungleich weichere Meyer sich sorgsam vor der Berührung mit den Menschen hütete, ja in den letzten leidensvollen Jahren seines Lebens jede Annäherung schroff von sich wies. Durch die 14jährige Staatsschreiberperiode, die charakteristischer Weise mit einer argen Unpünktlichkeit seitens Keller's begann und mit einer solennen Kneiperei schloß, von der Keller drei Tage Kopfweh hatte, kam dieser aus der verhängnißvollen Ziel- und Planlosigkeit seines Lebens heraus, die er mit Meyer theilte, während andererseits diese etwas graue Epoche seines Lebens zu rechter Zeit endete, damit er, der allmählig in die Fünfziger gestiegen, den man dichterisch schon aufgegeben hatte, überhaupt noch etwas leisten konnte. Und was leisten! Auch er, Keller, gab in den reifsten Jahren seines Lebens gleich dem Schicksalsgenossen Meyer das Beste, was er hatte. Es auszuführen, würde hier zu weit ableiten, liegt auch nicht im Zweck dieser Zeilen. Das vorliegende Buch legt Zeugniß davon ab. Wie gesagt, wesentlich Neues bringt dies zur Kenntniß des Dichters, des urwüchsigen, ja groben Menschen Keller, der erst ein junger, dann ein alter Bär war, nicht bei, aber es führt in Vortragsform doch in das Wesen der gleichfalls seltenen und ungewöhnlichen Menschen ein und entwickelt das Werden Keller's von den unklaren und aussichtslosen Anfängen an logisch, überzeugend und liebevoll. Wir sehen alle Werke Keller's vor unserem geistigen Auge vorüberziehen, zuerst den grünen Heinrich, des Dichters Ebenbild, das in Berlin in öder Abgeschlossenheit entstand, die nur durch den originellen Briefwechsel mit dem Verleger Vieweg unterbrochen wurde, bei dem Keller, der Bittende, grob, Vieweg, der Gebende, sanft und sanfter wurde, dann die Leute von Seldwyla, die gleichfalls noch in Berlin, in dem Stübchen im ersten Stockwerk der neuerdings abgerissenen akademischen Bierhalle hinter der Universität entstanden. Berlin spielt wie München eine große Rolle in Keller's Leben, insofern es ihn aus den engen Schweizer Verhältnissen herausriß, in denen er vielleicht versimpelt wäre, und wenn man sich verwundern muß, daß Romeo und Julia auf dem Dorfe, diese echte Schweizer Idylle und Dorfgeschichte, in der Mark, der Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, entstand, der Goethe die Musen und Grazien absprach, so findet man es doch folgerecht, daß der Mann, der später in der preußisch-deutschen Geschichte eine so große Rolle spielte, der alte Schlachtendenker Moltke, als Keller's 70. Geburtstag herankam, sich an die Spitze der Liste setzte, die das Ehrengeschenk des äußersten Nordens Deutschlands an den fernen Süden, der politisch gar nicht mehr zum Reich gehört, begleitete. Eine Gegengabe, die der Norden spendet, wäre es auch, wenn man endlich begriffe, daß der Realismus nicht nur darin besteht, daß man eine Geschichte auf bestimmtem Berliner Boden spielen läßt, sondern daß sie ungleich wahrer und allgemein giltiger sein kann, wenn sie auf Orte hinweist, die nie gewesen sind, wie etwa Seldwyla oder die Dörfer in Reuter's Ut mine Stromtid. Dann sehen wir den Lyriker Keller werden, der Meyer zwar den Kranz weihte, aber ihm doch fast ebenbürtig ist, z. B. in den Gedichten eines lebendig Begrabenen, dem Größten, das sich der Humor geschaffen, der sich sogar über Tod und Abgrund noch erhebt. Die Aufforderung eines Züricher Sonderlings, der sich davor fürchtete, lebendig begraben zu werden, doch vor solchem grausamen Schicksal zu warnen, führte diese tiefsinnige und hochherzige dichterische Verherrlichung des Lebens, dieses Hohelied des Optimismus herbei. Dann kamen die Sieben Legenden, die Züricher Novellen, das Sinngedicht und die Altersschöpfung Martin Salander, die ein sehr kritisches Werk ist, insofern der durch sein Staatsschreiberthum reif gewordene Patriot, allmälig mäßiger und weniger radical geworden, hier der jungen Schweiz ihr Spiegelbild vorhält, das nicht zu schmeichelhaft ist, sondern sie als eitel Streberthum ohne Charakter brandmarkt. Ein bitterer Zug ist diesem Werk eigen, das das Behagen nicht recht aufkommen läßt. Ein zweiter Band, Arnold Salander, sollte dem Werk die Krone und den Schluß, der noch fehlte, auf- und ansetzen und versöhnend wirken. Zu diesem zweiten Theile ist Keller aber infolge Krankheit und Schicksals- und Lebensschluß nicht mehr gekommen und wir müssen das bedauern, wenn wir uns auch sagen dürfen, daß ein so herber Abschluß der poetischen Thätigkeit Gottfried Keller's seinem ganzen schroffen und abweisenden Wesen eigentlich so recht von Herzen entspricht. J. R.

Bücherbesprechungen.

— **Die großen Mächte.** Ein Rückblick auf unser Jahrhundert. Von **Max Lenz.** Berlin, Gebrüder Paetel, 1900. 158 S., 8°. Preis 3 ℳ. — Den 2. Band seiner „Historisch-politischen Zeitschrift“ (Berlin, Duncker & Humblot; 1833 ff.) hat Leopold Ranke mit einem geistreichen Rückblick auf die damals vor ihm liegenden letzten anderthalb Jahrhunderte eröffnet, dessen Schlußergebniß sich in den folgenden Sätzen wiederspiegelt: „Nicht ein zufälliges Durcheinanderstürmen, Uebereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker bietet die Weltgeschichte dar. Auch ist die oft so zweifelhafte Förderung der Cultur nicht der einzige Inhalt. Es sind Kräfte, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind moralische Energien, die wir in ihrer Entwickelung erblicken. Zu definiren, unter Abstractionen zu bringen sind sie nicht; aber anschauen, wahrnehmen kann man sie [echt rankisch!]. Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfaltigsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander; in ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben und Vergehen, ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimniß der Weltgeschichte.“ Ganz im Sinne und Geiste dieses „Die großen Mächte“ betitelten Fragments historischer Ansichten seines angebeteten Meisters hat sich Max Lenz daran gemacht, gewissermaßen eine die letzten 67 Jahre mitumfassende Ergänzung zu liefern. Die Deutsche Rundschau hatte die Ehre des ersten Abdrucks; nun liegt die Abhandlung einem weiteren Leserkreise vor. Ich weiß nicht recht, ob den Meisten unter diesen Vielen damit sonderlich gedient sein wird; denn es gehört schon eine tüchtige Portion historischen Wissens dazu, die jedenfalls interessanten und auch den zum Widerspruche Geneigten anregenden Anführungen nach Gebühr zu verdauen. Auch Ranke entschuldigt sich ob seines Versuches, seine Ansicht von der Einheit mannigfaltiger Wahrnehmungen auf wenigen Blättern mitzutheilen, und zweifelt, ob es ihm gelungen sei, sie gehörig zu rechtfertigen und überall Beistimmung zu erfahren. Es bleibt eine Hauptschwäche derartiger „Rückblicke“, daß sie zu viel Verallgemeinerungen enthalten, die sich bei näherm Zusehen nicht als stichhaltig erweisen. Solange sie in England weilten, hätten z. B. William Penn und die Seinen in Toleranz speculirt, in ihrer neuen Heimath dann den Staat zwar freigelassen, die Societät aber um so tyrannischer zu fesseln gewußt (S. 45). Dem gegenüber muß daran erinnert werden, daß Penn trotz der demokratischen Grundsätze seines auch in Amerika toleranten Quäkerthums auf seine Feudalrechte niemals verzichtet hat; die Colonie Pennsylvania bildete einen eigenen Staat auch unter Jakob II. Oder: Unter allen Religionen (mit Ausnahme der christlichen) habe die jüdische die universalsten Vorstellungen angestrebt (S. 155). Das ist ebenfalls eine Verkennung des eigentlichen Kerngedankens.

Es giebt an sich nichts Abgeschlosseneres, Starreres, als das Judenthum; seine Verbreitung ist daraus zu erklären, daß ihm Babylon und dann der Hellenismus den Boden vorbereitet hatten, aber schlechterdings nicht aus universalen Neigungen. Und so fort; doch der geneigte Leser möge sich selbst überzeugen, daß die Grundlagen von Lenzens blendenden Schlußfolgerungen nicht überall Stand halten. Dazu kommt noch eine gewisse, theilweise wohl sogar beabsichtigte Schwerfälligkeit in der Ausdrucksweise (vgl. z. B. den 21 Zeilen langen Satz auf S. 49!). Die heimliche Polemik gegen Lamprecht (S. 8) war mindestens überflüssig. Ht.

— Das Bourbonenthum in Spanien. Von Prof. Dr. Hanncke in Cöslin (Pommern). (= Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge, Vierzehnte Serie, Heft 335.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), 1900. 27 S., 8°. Preis: 60 ₰. — Muß denn durchaus Alles gedruckt werden, was besser im weltfernen Cöslin für immer verborgen geblieben wäre? Oft kommt einem die von Virchow sonst so geschickt geleitete Sammlung wahrhaftig wie ein Asyl für Obdachlose vor! Herr Hanncke mag lieber pommersche Geschichte tractiren, worin er zu Hause ist, als sich mit Dingen abgeben, die vor einem größeren Leserkreise durchaus anders geboten werden müssen. Vor Allem leidet sein „Bourbonenthum in Spanien“ an einem Grundübel: an dem Fehlen jeglicher Oekonomie des Raumes. Die für die neuere Geschichte Spaniens überaus wichtigen Cortes von 1812 zu erörtern, das „würde zu weit führen“; daneben aber bringt es der Verfasser fertig, Anekdoten, wie daß Graf Portland das Wachslicht im Schlafzimmer Ludwig's XIV. hat halten dürfen, oder das Geschichtchen von der Probe-Aufhissung einer falschen rothen Fahne vor der Geburt Isabella's ausführlichst zu erzählen. Ein Drittel des Ganzen nimmt die Darstellung der Verhandlungen vor dem spanischen Erbfolgekriege, besonders die der Stellung Ludwig's XIV. zu dieser Frage, ein u. s. f. So nett wie die Beigabe einer Stammtafel ist, die den Zusammenhang zwischen den Carlistenprätendenten und dem regierenden Hause veranschaulicht, so nützlich wäre auch die Einschaltung einer das Aufkommen der Bourbonen in Spanien erklärenden Stammtafel gewesen. S. 15 muß es Aranjuez, S. 24 Zumala-Carregui heißen. Ht.

— In der bei Franz Vahlen in Berlin erschienenen Textausgabe des Invalidenversicherungsgesetzes vom 13. bis 19. Juli 1899, welche Dr. Konrad Weymann, kaiserl. Regierungsrath und ständiges Mitglied des Reichsversicherungsamtes, veranstaltet hat, lernen wir eine ausnehmend praktische Handausgabe dieses wichtigen Gesetzes kennen. Dieselbe leitet mit ausführlichen Anmerkungen in den juristischen und wirthschaftlichen Zusammenhang der einzelnen Bestimmungen des Gesetzes ein, der für deren Verständniß oft ganz unentbehrlich ist. In kurzen Hinweisen sind alle wichtigeren Entscheidungen des Reichsversicherungsamts verwerthet, im Uebrigen auch alle Ausführungsverordnungen, vor Allem die hochbedeutsame Anleitung über den Kreis der Versicherten in Betracht gezogen worden. Der Preis von 2,40 ℳ für das gut ausgestattete gebundene Exemplar ist angemessen. ∞

— Der König von Rom. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Otto von der Pfordten. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 2 ℳ. — Der neu erwachte Napoleoncultus in der Literatur hat sich auch auf den Sohn des Imperators, den König von Rom und späteren Herzog von Reichstadt, erstreckt. Rostand's Aiglon ist ein Beweis dafür und gewissermaßen der Bahnbrecher dieser Richtung geworden. Otto von der Pfordten, ein im Berliner Schauspielhause heimischer Dramatiker, ist dem Franzosen gefolgt und hat auf seine Art das Tragische im Stoff herauszufinden gesucht. Worin besteht das Tragische im Charakter und in den Schicksalen des jungen Napoleoniden? Darin, daß es das Schicksal eines Astyanax ist, das uns hier vorgeführt wird, der seinen Vater Hektor verloren hat und nun sein Brod an fremden Tischen essen muß? Man denke an die wundervolle Schilderung im 22. Buche der Ilias. Aber dies Schicksal ist mehr traurig und erregt lediglich unser Bedauern und Mitleid. Oder ist es darin zu suchen, daß der junge Herzog von Reichstadt infolge von Krankheit und sonstiger Unfähigkeit, auch infolge der Verhältnisse nicht in der Lage ist, die an ihn gestellten Anforderungen, die Erbschaft seines Vaters anzutreten und Prätendent von Frankreich zu werden, zu erfüllen? Auch dies wäre mehr traurig und bedauerlich, ja niederdrückend und nicht eigentlich tragisch. Wie man sieht, läßt sich die Frage nach der tragischen Verwerthung des Stoffes nicht ohne Weiteres mit Ja beantworten. Es findet ein Vergleich mit Konradin statt, der ja auch schließlich seiner Aufgabe erliegen mußte und als Epigone kläglich zu Grunde ging, weil er ihr nicht gewachsen war, was nur natürlich ist. Auch an Hamlet wird man gemahnt, wozu der Irre im Park von Schönbrunn Anlaß giebt, der als Uhrmacher Naundorf sein Recht als Prätendent energisch verficht und gleich Fortinbras zur That mahnt. Doch besteht hier der Unterschied, daß Hamlet — wie Otto Ludwig feststellt, hat Shakespeare nie einen Schwächling geschildert — kein Schwächling ist, als welcher der Herzog von Reichstadt bei Otto von der Pfordten doch im Grunde erscheint, weshalb des Dänenprinzen Schicksal uns doch anders berührt. Um auf das Stück selbst überzugehen, so sei bemerkt, daß es sich im Gegensatz zu dem Rostand'schen Modestück etwas im Hintertreffen befindet, als es, einzelne lebendigere Momente abgerechnet, sich ein wenig im trockenen Historienstil bewegt. Zweifellos hat Rostand's Adlerjüngling Mängel, zu denen wir vor Allem die vielen Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten des Werkes, das theatralisch Unwahre, Gespreizte rechnen und worüber das Pariser Ausstellungspublicum allzu leicht hinwegsieht. Aber es besitzt dafür eine nicht glanzlose romantische Färbung, die, wenn sie auch nicht neu ist, doch besticht, wenigstens für den Augenblick besticht, und in die Wagschale für ein französisches Publicum fällt zweifellos der Boulevardpatriotismus, der das Stück beherrscht und auch ohne die Sarah Bernhard das Werk zum Siege führen würde. Mag dieser Patriotismus noch so unklarer Natur sein, bei dem Mangel der französischen Masse für ruhiges selbständiges Denken wird die Speculation doch nie mißglücken, die solche Erregungen in ihren Dienst stellt, eine Speculation, die auch ganz sicher beabsichtigt worden ist. Für die deutsche Bühne wird daher, wenn der Stoff bei uns überhaupt in Frage kommen sollte, doch Rostand's Stück wohl den Vorsprung behalten gegenüber dem König von Rom von der Pfordten's, der zu sehr Jambendrama alten Stiles ist und auch in Betreff der Sprache und Verse Vieles zu wünschen übrig läßt. Man kommt nicht über das Gefühl hinaus, daß hier ein großer Apparat in Scene gesetzt wird, lediglich, um zu zeigen, daß Unfähigkeit eben Unfähigkeit ist, was uns niederdrückt, und daß ein Zwerg sich nicht dazu verstehen sollte, die Keule des Riesen heben zu wollen. J. R.

— Lust und Leid. Novellen von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin W. Verlag von F. Fontane & Co. 1900. 307 Seiten. — In „Lust und Leid“ bietet uns Ompteda eine Sammlung kleiner fein gearbeiteter und gediegener Novellen dar, die beim Lesen einen wirklichen Genuß bereiten, wenn auch nicht alle der gebotenen Novellen unter einander gleichwerthig sind. Die Stoffe sind aus den verschiedensten Gebieten entnommen, und auch die Vergangenheit, die Zeit der „frommen“ deutschen Landsknechte kommt zu ihrem Rechte. Auf allen Gebieten aber erweist sich der Verfasser wieder als der scharfe Beobachter, der feinsinnige Künstler, der auch den alltäglichsten Vorgängen ihren verborgenen poetischen Gehalt zu entlocken weiß, und als ein Darsteller von plastischer Gestaltungskraft. Ernste Themata wechseln mit humoristischen ab, und manche der Novellen zeigen auch einen kräftigen satirischen Zug. Als die besten der Novellen möchte ich hervorheben: „Der Blinde“, „Polnisches Eddelmann“, eine Cadettengeschichte, die mich bedeutend mehr angesprochen hat als Ernst v. Wildenbruch's „Das edle Blut“, das sich unwillkürlich zur Vergleichung dem Leser aufdrängt, weiter „Herr Naumann“, in dem der stark burleskenhafte Stoff doch mit dem nöthigen Feingefühl behandelt ist, sodaß trotz der starken Drastik nirgends die Grenze des Erlaubten überschritten ist; schließlich sind noch hervorzuheben das frisch humoristische, kleinstädtisches Spießbürgerthum gutmüthig verspottende „Schützenfest“ und der etwas mystisch phantastische, aber gerade deshalb ungemein fesselnde „Feldhauptmann“. Das ganze Buch ist jedenfalls eine Leistung, zu der man den Dichter nur beglückwünschen kann. W. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 69. Sonnabend, den 9. Juni, Abends. **1900.**

Schiller's „Maria Stuart".

Zum 100jährigen Geburtstage der Dichtung.

Schiller's „Maria Stuart" kann in diesem Jahre ihr 100jähriges Jubiläum feiern. Die ersten Andeutungen des Dichters, sich mit dem Stoffe dramatisch zu beschäftigen, reichen bis zu seinem Bauerbacher Aufenthalt (December 1782) zurück. Damals schrieb er an den Bibliothekar Reinwald in Meiningen: „Zu meiner Maria Stuart schicken Sie mir doch auch jetzt Geschichten. Cambden*) ist herrlich, doch ist es gut, wenn ich mehrere habe." Ende Februar des nächsten Jahres (1783) versprach er sogar dem Leipziger Buchhändler Weygand eine „Maria Stuart". Aber aus der Ausführung dieses Planes wurde damals nichts, ja, es scheint sogar, als habe Schiller zu jener Zeit sich nicht einmal Niederschriften zu „Maria Stuart" gemacht. Andere Arbeiten drängten, vor Allem „Don Carlos", den ihm Dalberg schon in Mannheim (1783) empfohlen hatte und der 1787 vollendet wurde. Nun folgten während des Jenenser Aufenthaltes geschichtliche und philosophische Studien, dann der Xenienkampf in Verbindung mit Goethe (1796), die Balladen (1797) und endlich die Wallenstein-Trilogie, die 1799 vollendet wurde. Sofort nach Vollendung derselben beschäftigte sich Schiller mit der Aufsuchung eines neuen tragischen Stoffes. Aber es sollte diesmal kein historischer sein, da dessen Vorarbeiten, wie er beim „Wallenstein" zur Genüge erfahren hatte, zu viel zeitraubende Mühe verursachten, sondern ein Gegenstand freier Erfindung. Das bemerkte Schiller in einem Briefe vom 19. März 1799 an den Freund, wo es heißt: „Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen und zu einem blos leidenschaftlichen und rein menschlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für (vor) jetzt herzlich satt." Zwar war das Gespräch zwischen den Freunden u. A. auch auf Maria Stuart gekommen; aber bei einer weiteren Unterredung hatte Goethe doch den Eindruck gewonnen, daß Schiller einer andern Materie sich zuneigte, von der er meinte, sie sei „tragisch genug, die Anlage gut". Dieser Stoff war die Grundlage der spätern „Braut von Messina" oder „Die feindlichen Brüder". In der That scheint es, als habe Schiller eine Zeit lang sich mit dem Gedanken getragen, zunächst diesen Stoff zu bearbeiten; aber trotzdem in Gesprächen mit Goethe wiederholt von demselben die Rede war, ging er schließlich von demselben ab, weil ihm die Erfindung nicht nach Wunsch gelingen wollte. Goethe bemerkt noch in seinen „Annalen": „1799. Den 30. Januar Aufführung von den Piccolomini, den 20. April Wallenstein. Indessen war Schiller immer thätig. Maria Stuart und die feindlichen Brüder kommen zur Sprache." In Weimar muß es auch gewesen sein, wo Schiller sich endgiltig für „Maria Stuart" entschied, nachdem er (20. April) mit Goethe jener glänzenden Erstaufführung von „Wallenstein's Tod" im dortigen Theater beigewohnt hatte. Die Aufnahme, die das Stück fand, mochte den Dichter in der Ueberzeugung bestärkt haben, daß historische Stoffe in entsprechender dramatischer Bearbeitung noch immer ihres Eindruckes auf Leser und Hörer nicht verfehlen. Ungemein gewissenhaft verfuhr Schiller bei Benutzung der zahlreichen Hilfsmittel, die er sich für die Geschichte der Maria Stuart zu verschaffen suchte. Zunächst mag er bei seinen Vorarbeiten auf die „Biographischen Nachrichten der erlauchten Damen Frankreichs" von Pierre de Bourdeilles de Brantôme geführt worden sein, deren zweites Stück die Geschichte Maria's in überaus günstiger Auffassung behandelt. Dann entlieh er am 24. April 1799 von der Weimarischen Bibliothek die ihm bereits bekannten, oben erwähnten Annales von Cambden, und bereits zwei Tage später begann er, wie er im Kalender anmerkte, „Maria Stuart's Geschichte zu studiren". Außerdem scheint es daneben ein Aufsatz von Archenholz „Geschichte der Königin Elisabeth von England" im Historischen Kalender für Damen für das Jahr 1790 gewesen zu sein, den er fleißig benutzte. Schiller nahm den Stoff ganz von der tragischen Seite wie Archenholz, welcher über Maria bemerkt: „Die Menschenliebe macht uns geneigt, einen Schleier über ihre Vergangenheit zu werfen und ihre Handlungen mehr ihrer Lage als ihrer Gemüthsneigung zuzuschreiben. Ihre Leiden überstiegen sowohl nach deren Grad als deren Dauer jene tragischen Unglücksfälle, die die Phantasie dichtet, um auf Theatern Mitleiden zu erregen. Wenn wir diese Leiden mit allen Umständen erwägen, so werden wir gestimmt, die Fehler der unglücklichen Königin zu vergessen und unsern Thränen freien Lauf zu lassen." Diese Archenholz'sche Auffassung behielt Schiller in allen Hauptpunkten bei. Ferner entlieh er am 26. April 1799 den zweiten Theil von David Hume's „History of England" (1754—1761) in deutscher Uebersetzung und am folgenden Tage Buchanan's „Rerum Scoticarum historia" und du Chesne's „Histoire d'Ecosse avec l'histoire d'Angleterre". Zugleich bat er Goethe um Vieweg's „Taschenbuch für 1799", in dem sich ein Aufsatz von Genz über Maria Stuart befand. Außerdem wandte sich der unermüdliche Dichter durch seine Gattin an den in Weimar wohnenden befreundeten Engländer Charles Gore um Ueberlassung von auf Maria Stuart bezüglichem Material. Gore's Tochter übersandte alles Aeltere und Neuere, was in der gewünschten „Archaeologia or miscellaneous tracts relating to antiquity, published by the Society of Antiquaries of London" sich über Maria vorfand, und fügte hinzu: „Hr. Schiller wird ohne Zweifel Cambden und Robertson benutzt haben. Dennoch trägt mir mein Vater auf, sie ihm zu überschicken, ebenso Brantôme und einen Band eines biographical dictionary, worin viele Anekdoten standen." Nachdem der Dichter alle diese Werke so fleißig durchgearbeitet hatte, daß er sie für den Entwurf des Dramas entbehren konnte, schickte er sie wieder an ihre Besitzer zurück (Ende Juni 1799), begann aber nach einem kurzen Aufenthalte in Weimar (30. Juni bis 3. Juli) mit dem Studium der dreizehnbändigen „Histoire d'Angleterre par Mr. de Rapin Thoyras" (1724), deren sechster Band die Zeit Elisabeth's schildert. Bei den vier ersten Aufzügen hat er dieses Werk besonders benutzt. Freilich war bis dahin die eigentliche Arbeit des Dichters nur sehr langsam vorgeschritten. „Wüßten es nur die allezeit fertigen Urtheiler und die leichten, fertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!" klagt er am 31. Mai unmuthvoll, und mit großer Befriedigung vertiefte er sich in Lessing's Dramaturgie, wobei ihn namentlich die Ausführungen über die Freiheit des Dichters in der Darstellung geschichtlicher Personen und Thaten mit Bezug auf Elisabeth interessirten. Am 4. Juni endlich meldete er an Goethe, er habe, da das „Schema" zu den ersten Acten bis auf einen Punkt — vielleicht Spendung des Abendmahls an Maria? — in dem letzten in Ordnung sei, „dieses Opus mit Lust und Freude" begonnen und hoffe, in diesem Monate einen „ziemlichen Theil der Exposition zurückzulegen". Aber mancherlei Abhaltungen und Störungen sowie innere Schwierigkeiten verzögerten die Vollendung dieses ersten Actes bis zum 23. Juli 1799. Am 26. August war

---

*) William Cambden verfaßte im Jahre 1615 den ersten bis 1589 reichenden Theil seiner „Annales rerum Anglicarum et Hibernicarum regnante Elizabetha".

der zweite Act beendet und nunmehr trat, da inzwischen der neue Musen-Almanach fertig gestellt werden mußte, ein vorübergehender Stillstand in der dramatischen Arbeit ein. Gleichwohl war es möglich, daß Schiller am 16. September dem in Jena anwesenden Goethe die beiden ersten Acte vorlesen und an die Bearbeitung des dritten gehen konnte. Ende dieses Monats nahm ihn jedoch das „Lied von der Glocke", das im neuen „Musen-Almanach" (1800) veröffentlicht werden sollte, zu sehr in Anspruch; dazu wurde ihm am 11. October seine erste Tochter Caroline geboren. Er hoffte gleichwohl noch immer, das Drama für den 30. Januar 1800, den Geburtstag der Herzogin, an dem es erstmalig nach Goethe's Wunsche aufgeführt werden sollte, fertigstellen zu können. Alle Hoffnung hierfür setzte er auf seine Uebersiedlung nach Weimar, wozu ihm der Herzog eine Zulage von 200 Thalern gegeben hatte. Am 3. December endlich konnte dieselbe stattfinden. Am 23. d. M. war der dritte Act in der Hauptsache vollendet. Aber einerseits Unterhandlungen mit einem englischen Uebersetzer und Verleger, andererseits die Bearbeitung des „Macbeth" sowie die Drucklegung des „Wallenstein", endlich eine ernstliche Krankheit, von der der Dichter noch am 24. März nicht völlig genesen war, waren seiner dramatischen Arbeit auf's Neue hinderlich. Endlich am 5. Mai war auch der vierte Act vollendet, sodaß Schiller am 11. d. M. den Schauspielern, die er zu sich geladen, alle vier Acte vorlesen konnte. Es wird erzählt, Schiller habe, da der eine Schauspieler erst kurz vor dem Nachtessen erschien, von 11 Uhr an theils stehend, theils auf einem Stuhle knieend, die Vorlesung gehalten und durch seinen feurigen Vortrag Alle zur Bewunderung hingerissen. Einige von einem Buchhändler geschenkte Fläschchen Constanziawein trugen zur Erheiterung der Gesellschaft bei. Am 15. Mai begab sich der Dichter, nur von seinem Diener Rudolf begleitet, nach dem herzoglichen Schlosse Ettersburg, um in stiller Ruhe den fünften Act zu vollenden. Um die katholischen Beicht- und Abendmahlsceremonien genau kennen zu lernen, entlieh er am 17. das römische Missale und Breviarium, sowie zwei Werke über Kirchengebräuche (Rituum ecclesiasticorum libri III und Thesaurus sacrorum rituum) von der Bibliothek, weil im fünften Act Maria's Communion eingeflochten werden sollte. Endlich am 9. Juni 1800 war nach wiederholten Aussprachen mit Goethe auch dieser vollendet und der Dichter meldete dies dem Freunde am folgenden Tage. Aber nun trat wiederum ein neues, gänzlich unvorhergesehenes Hinderniß dazwischen. Wahrscheinlich durch die Schauspielerin Jagemann war dem Herzoge zu Ohren gekommen, daß im letzten Acte sich eine vollständige Abendmahlsscene abspielen solle. Denn Maria war als Königin befugt, gleich den Priestern das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt zu genießen. Schon am folgenden Morgen, am 12., ließ der Fürst Goethe zu sich kommen und ermahnte ihn, darauf zu achten, in dieser Hinsicht alles Anstößige zu vermeiden. Goethe äußerte sogleich darauf zu dem Dichter: „Der kühne Gedanke, eine Communion auf's Theater zu bringen, ist schon ruchbar geworden, und ich werde veranlaßt, Sie zu ersuchen, die Function zu umgehen. Ich darf jetzt bekennen, daß es mir selbst dabei nicht wohl zu Muthe war; nun, da man schon im voraus dagegen protestirt, ist es in doppelter Betrachtung nicht räthlich. Mögen Sie mir vielleicht den fünften Act mittheilen und mich diesen Morgen nach 10 Uhr besuchen, damit wir die Sache besprechen könnten?" Resultat der Besprechung war, daß Beichte und Communion für die Aufführung unterblieben: statt „Beichte" ward „Bekenntniß", statt „gebeichtet und gebüßt" „bekannt und abgebüßt", statt „gebeichtet" „erlassen" u. s. w. gesetzt und alle Beziehungen auf die heilige Handlung (z. B. Ergreifen des Kelches und Vorzeigen der Hostie durch Melvil) wurden geändert, ja, Melvil selbst erschien nicht als Priester, sondern als einer, der erst die Weihen empfangen soll. Und doch hatte Schiller ein besonderes Gewicht gerade auf diese Scene gelegt, da er mit Recht der Meinung war, daß eine gute Katholikin wie Maria unmöglich ohne diese letzte Wegzehrung ihrer Religion ihren Todesgang gehen konnte. Schauspieler Haide, der Darsteller des Melvil, berichtet hierüber am 22. Juni 1812 an Böttiger: „Mit warmer Vorliebe legte mir Schiller bei den Vorbereitungen zur ersten Aufführung die Scene im fünften Aufzuge ans Herz. Als Katholik mußte ich ihm den ganzen kirchlichen Ritus der Ohrenbeichte und des Abendmahls mittheilen; er gab mir auf, soweit es mit den Worten übereinstimme, die übliche Priestermanier bei der Administration beider Sacramente genau darzustellen, die Absolution mit dem ein dreifaches Kreuz bildenden Gest deutlich zu bezeichnen und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, indem zu dem Kelche, dem Vorzuge des katholischen Klerus, auch die Könige berechtigt seien." So für die theatralische Darstellung verändert, womit u. A. Schiller's Freunde Körner, Schauspieler Beck (Mannheim) nicht einverstanden waren, ging das Stück am 14. Juni 1800 zum ersten Male in Scene und entfesselte, trotzdem die Aufführung an dem schwülen Abende erst nach 10 Uhr endete, einen begeisterten Beifallssturm des dichtgedrängten Hauses. Zwei Tage später wurde es mit einigen Kürzungen wiederholt. Goethe äußerte sich auf eine Anfrage Schiller's über die Darstellung: „Man hatte alle Ursache, mit der Aufführung zufrieden zu sein, sowie das Stück mich außerordentlich erfreut hat", und an Körner berichtete Schiller, der „Succeß sei gewesen, wie er ihn nur habe wünschen gekonnt". Außer seinen sonstigen allbekannten glänzenden Vorzügen, neben denen die Mängel verschwinden, steht sonach unser Drama als ein herrliches Denkmal unermüdlichen dichterischen Fleißes da, der, gepaart mit dem hohen Genius, allein im Stande war, so Herrliches hervorzubringen.

Paul Pasig.

Bücherbesprechungen.

— Ch. A. Bugge, D. theol. (Pfarrer in Kongsberg, Norwegen), Das Christenthum als Religion des Fortschritts. Aus dem Norwegischen übersetzt von O. v. Harling. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. IV u. 67 S. gr. 8. Preis 1,40 M. — Die vorliegende anregende und geistvolle Schrift eines norwegischen Freundes der verhältnißmäßig neuen und doch uralten Lehre vom „israelitischen Hintergrund der christlichen Verkündigung" ist gleichsam eine Fanfare eines freudigen Trompeters bei dem klingenden Spiele, mit dem diese Lehre gegenwärtig durch die christlichen Länder zieht, — auch und besonders durch Deutschland, das einerseits nach dem Urtheile eines holländischen Gelehrten in gewohnheitsliebenden und zünftigen Kreisen sich bis vor Kurzem sonderlich „wenig Mühe" um die betreffende Einsicht gab, das aber andererseits neuerdings die gewichtige Erkenntniß gewonnen hat, daß es „keinen Entschuldigungsgrund für eine Unterlassungssünde" in dieser Richtung mehr gebe. Handelt es sich doch um eine von rechter Treue gegen den Geist des Christenthums gezeitigte heilsame Frucht und sozusagen neue Auflage des „Schriftprincips" der Reformationskirche, das ergiebig ist ebenso für wissenschaftlich geschichtliche Betrachtung wie für die Gewinnung einer rechten Stellung zu den brennenden Fragen der Gegenwart in Kirche und Staat. „Das Christenthum die Religion des Fortschritts", „das Allerveränderlichste, ob auch das Allerconstanteste" (S. 54 f.). Der Würzburger Theolog Schell hatte dergleichen vom Katholicismus behauptet und — widerrief es; Bugge sagt nun Entsprechendes vom Christenthum aus, ohne an Widerruf denken zu müssen. Ernste Studien, über die ein umfassenderes Werk des Verfassers in norwegischer Sprache vorliegt und in deutscher Uebersetzung in Aussicht steht, bilden die Grundlage solcher Ausführungen. Zwei Aufsätze enthält das lesenswerthe Büchlein. Der erste behandelt „das sociale Programm des Apostels Paulus" und entwickelt den Gedanken, Jesu Lehre schon sei bei aller positiven Beziehung zum Judenthum radicale Opposition (gegen das Judenthum jener Tage) gewesen und habe demgemäß einen gewaltigen Fortschritt bedeutet, den Fortschritt von der Gesetzesreligion zur Freiheitsreligion, mit unbedingter Verwerfung des Pharisäismus, der das jüdische Bewußtsein jener Zeit zu göttlicher Höhe erhob und damit „sterilisirte", und des Rabbinismus, der um einer „Standesherrlichkeit" willen das Leben der jüdischen Volksseele unterdrückte. Dieses wesentliche Merkmal der Lehre Jesu eben, getreue Opposition zu sein und wahren Fortschritt zu bringen, habe nun durch Paulus seine verständnißvollste Vertretung und seine rückhaltlose Geltendmachung unter den Umständen jener Zeit gefunden. Seitdem wehe die Fahne der Selbstleitung, der „Freiheit und Gleichheit" (Gal. 3, 28) über allen Gebieten des christlichen Völkerlebens (und nur über diesen), zwar mit viel Umwegen und Rückschritten im Einzelnen, aber doch in unaufhaltsamem Siegeslaufe über das ganze Gebiet der Menschheit, so zwar, daß auch scheinbar unkirchliche oder widerkirchliche Fortschrittsbewegungen im Grunde christlichen Ur-

sprungs seien, aber nur bei Anerkennung und geistiger Leitung durch die Christenheit wohl gerathen können. Wird man hiernach vermuthen, daß der Verfasser in diesem Aufsatze ungemein anregende Gedanken, wie über die alte Religions- und Culturgeschichte, so auch über moderne Bewegungen — nicht zuletzt die Arbeiterfrage — mit guter Begründung vortrage, und daß dabei die eigenartige Verbindung von positiv-kirchlicher Treue und norwegisch-christlicher Freude am Fortschritte als solchem den deutschen Volks- und Kirchenfreund im Sinne der Geschichte zuweilen zum Widerspruche reizen, immer aber zu echt conservativer Freude am guten Alten und kräftigen Neuen heilsam anregen werde, so wird man schwerlich irren. Auch vom zweiten Aufsatze, der die kirchliche Ueberlieferung von der „Inspiration der heiligen Schrift“ in ihrer Veraltung neu beleuchtet und zu geschichtlicher Neugestaltung empfiehlt, gilt Aehnliches. Vielleicht darf man bedauern, daß der Verfasser in dieser Schrift nicht deutlich den Zusammenhang seiner Ausführungen mit den Ergebnissen der neueren, nicht zuletzt der deutschen Theologie aufweist. Doch wird derselbe ohne Zweifel aus seinem in Aussicht gestellten größeren Werke hervorgehen. Jedenfalls eignet sich die vorliegende Schrift zur Handreichung für Jeden, der einen Eindruck von der Tragweite der im Eingang berührten Bewegung der christlichen Lehre gewinnen und gern seine Freude an der unverwüstlichen Kraft des Christenthums für Volk und Menschheit durch religionsgeschichtliche Einsicht klären und vertiefen will. G. Schnedermann.

— Der Kaiser und der südafrikanische Krieg. Von Fürchtegott Peinlich, Registrator im Dienste der historischen Wahrheit. Berlin und Leipzig, Friedr. Luckhardt. 1900. — Der Titel ist etwas sonderbar, denn „Registratoren im Dienste der historischen Wahrheit“ sind wir ja Alle, wollen es wenigstens sein. Im Uebrigen bietet die Schrift eine reichhaltige Zusammenstellung von Zeitungsstimmen und sonstigen zeitgeschichtlichem Material. Der Annahme (S. 72), als ob es in Deutschlands Hand gelegen hätte, im Verein mit Rußland und Frankreich England in Südafrika Halt zu gebieten und dasselbe eventuell „aufzutheilen“, können wir das Prädicat der „historischen Wahrheit“ nicht zugestehen. —tg—

— Emile Zola: „Der Zusammenbruch“. (Der Krieg von 1870/71.) Mit Abbildungen von Adolf Wald, Fritz Bergen und Chr. Speyer. Vollständig in 25 Lieferungen zu je 40 ₰. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig. — Dieses Werk des bekannten französischen Schriftstellers, der auch bei der Dreyfus-Affaire eine große Rolle durch seine Stellungnahme gegen die allgemeine Stimme gespielt hat, hat s. Z. viel Aufsehen erregt. Zola, der Künstler in der Beschreibung des modernen Naturalismus, hat in seinem Débacle eine eindringliche und naturwahre Schilderung des Krieges gegeben, er hat mit seltenem Muth seinen Landsleuten eine ernste Mahnung gegen ihre Revanchegelüste zugerufen, welche eine großartige Predigt gegen jeden Krieg, das dadurch heraufbeschworene Elend und die eng mit diesem verbundene Entfesselung der Leidenschaften, Rohheit und Entsittlichung des Volkes enthält. Die Deutsche Verlags-Anstalt hat es unternommen, eine volksthümliche Ausgabe dieses Romans in deutscher Uebersetzung erscheinen zu lassen und zwar, um dasselbe auch weniger Bemittelten zugängig zu machen, in Lieferungen. Soviel wir bis jetzt nach den zwei ersten Lieferungen sehen können, ist die Unternehmung eine glückliche zu nennen; die Uebersetzung ist vortrefflich und die Zeichnungen der oben bereits angeführten Künstler sind naturgetreu und packend. Wir glauben jetzt schon die Subscription wohl empfehlen zu können, wenn wir auch unser endgiltiges Urtheil auf später verschieben müssen, wenn wir im Besitz der ferneren Lieferungen sind, denen wir mit Interesse entgegensehen. —o—.

— Heimath. (Neue Folge des Boten für deutsche Literatur.) Blätter für Literatur und Volksthum. Monatlich erscheinen zwei Hefte. Berlin S.W. 46 bei Georg Heinrich Meyer. Preis für das Einzelheft 40 ₰, für das Vierteljahr 2 ℳ. — Wir haben die ersten Hefte dieser Halbmonatsschrift, die unlängst in ihren zweiten Band eingetreten ist, freudig willkommen geheißen. Was ihre Herausgeber wollen, ist gut und verdient Förderung. Ihr Absehen ist darauf gerichtet, Alles, was gesunde deutsche Heimathkunst heißen darf, um sich zu schaaren und dadurch der lüstern ungesunden modernen Literatur, die ihrem Ursprung nach französisch und ihrer ganzen Art nach dem echten deutschen Empfinden zuwider ist, das Wasser abzugraben. Schon haben sich eine Reihe wackerer Streiter unter diesem Banner zusammengefunden. Fritz Lienhard geht in kampfesfreudigen Aufsätzen dem aufgeblasenen Berolinismus in der Kunst zu Leibe. Heinrich Sohnrey, der Erzähler trefflicher Dorfgeschichten, der Geschäftsführer des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande, steuert werthvolle Beiträge in Vers und Prosa bei. Max Dreyer, der Verfasser des arg angefochtenen „Probecandidaten“, bezeugt mit seinen plattdeutschen Gedichten, daß in Fritz Reuter's Heimath auch heute noch Poeten wachsen. Rudolf Huch, der sich durch das vielgenannte Buch „Mehr Goethe“ rasch bekannt gemacht hat, berichtet aus vergilbten Papieren die bewegliche Liebesgeschichte von einem Maler, der mit „Teufelslist“ des hochmögenden Hrn. Bürgermeisters holdes Töchterlein berückte und allem Widerstande zum Trotz zur Braut gewann. Adolf Bartels zerpflückt die auch von anderer Seite stark mitgenommene Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Richard Moses Meyer und weist ihre Berlinische und jüdische Einseitigkeit nach. Der greise Adolf Pichler schildert in fesselndem Plaudertone, aus dem ein jugendlich frohgemuthes, warm empfindendes Herz spricht, eine Ferienreise in Tirol. Doch unsere Anzeige soll keine Inhaltsangabe sein. Im Allgemeinen darf man wohl sagen, die „Heimath“ habe in dem nun vollendeten Vierteljahre das Ziel, das sie sich gesteckt hat, fest im Auge behalten und Vieles gebracht, woran sich ein deutsches Herz innig erfreuen durfte. Wir wünschen von Herzen, daß das Blatt von Heft zu Heft mehr Freunde gewinne in allen deutschen Gauen, schreibende und lesende, und daß sein Inhalt dem guten alten deutschen Geist, für den es eintritt, zu nachhaltiger Stärkung und Kräftigung gereiche. Nur vor einer Gefahr glauben wir warnen zu müssen. Nicht alles Dörflich-Echte ist schon darum auch erfreulich. Eine so gewöhnliche Saufgeschichte wie „Die Liste“ in Heft 5, die uns zudem auch zu einer Einschränkung unserer bisherigen günstigen Meinung von Clara Viebig's Kunstschaffen nöthigt, scheint uns denn doch recht wenig geeignet, gegen das verderbte Großstadtthum ausgespielt zu werden. Diese Sorte von fuseldunstendem Realismus steht unseres Erachtens kaum viel höher als die unsauberen Geschichten der deutschen Nachtreter Zola's, der Arno Holz, Johannes Schlaf, Richard Dehmel und Genossen. Die Schnapsflasche als die Vertreterin gesunder deutscher Heimathfreude und berechtigten Heimathstolzes lehnen wir ab. Gerade weil wir mit der Gesammttendenz der neuen Halbmonatsschrift von Herzen einverstanden sind und uns ihrer freuen, durften wir mit diesem Tadel nicht zurückhalten. R. B.

— Dr. Rudolf Steiner, Lyrik der Gegenwart. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. Preis 1 ℳ. — Das kleine, nur 44 Seiten starke Heftchen stellt sich die Aufgabe, den Leser über die Lyrik unserer Zeit zu orientiren, und wir müssen gestehen, daß es diese sicher nicht leichte Aufgabe in glücklicher Weise löst. Ueber die kritische Beleuchtung, die der Verfasser den neueren Lyrikern zu Theil werden läßt, wird sich keiner derselben beklagen können, denn bei aller Objectivität hat Steiner für jeden einzelnen doch ein freundliches Wort der Anerkennung und Ermunterung. An der Milde seines Urtheils den Strebenden und Irrenden gegenüber erkennt man unschwer den nachhaltigen Einfluß, den die langjährige Beschäftigung mit Goethe auf den Literarhistoriker auszuüben pflegt. Der werthvollste Abschnitt des Büchleins scheint uns die Würdigung Friedrich Nietzsche's als Lyriker zu sein. Steiner erklärt uns den scheinbaren Widerspruch, in dem Nietzsche's Lyrik zu seiner Philosophie steht, durch den Hinweis auf das drückende Bewußtsein des kranken Dichters und Denkers, selbst keine „Pflanzstätte“ für den von ihm zum Ideal erhobenen physisch und geistig gesunden Uebermenschen zu sein. Ob Richard Dehmel die eingehende Würdigung verdient, mit der ihn der Verfasser beehrt, möchten wir nicht entscheiden. Wir persönlich haben uns noch nicht zu der Erkenntniß durchzuringen vermocht, daß in Dehmel's Lyrik etwas Anderes zu finden sei, als der allerdings köstliche unfreiwillige Humor, der so viele seiner Gedichte charakterisirt. Wie Alles, was Rudolf Steiner schreibt, zeichnet sich auch die vorliegende kleine Schrift durch prägnante Diction und stilistische Formenschönheit aus. H.

— Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Dritte völlig umgearbeitete und mit den neuen wissenschaftlichen Forschungen in Einklang gebrachte Auflage von Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 1900. — Das Handbuch, das in 20 Lieferungen à 1 ℳ erscheint, verfolgt den Zweck, Entstehung und Fortbildung, Wesen und Aufgabe, Einrichtung und Stand der Freimaurerei, namentlich in Deutschland, aus glaubwürdigen Quellen zur genauen und sachgemäßen Kenntniß zu bringen. Je mehr in neuerer Zeit wieder einige Kreise bemüht sind, aus unlauteren

Quellen durchaus irrige und falsche Nachrichten über das Freimaurerthum zu verbreiten und seine Anhänger zu verdächtigen, um so gerechtfertigter muß auf der anderen Seite das Bemühen erscheinen, unverdiente und unberechtigte Angriffe jener theils von Vorurtheilen, theils von Abneigung, auch wohl von Haß erfüllten Kreise abzuwehren und darzuthun, daß der Freimaurerbund weder dem Staat, noch der Kirche feindlich gegenübertritt, beide vielmehr fördert und unterstützt. Seit dem letzten, dem zweiten Erscheinen der Encyklopädie sind 30 Jahre verflossen. Während dieses Zeitraumes hat sich mancherlei verändert, die geschichtliche Forschung ist weiter fortgeschritten und läßt auch Manches unter neuer Beleuchtung erscheinen. All' diesem ist in der jetzigen Bearbeitung gewissenhaft Rechnung getragen. Das Handbuch ist nicht nur für Mitglieder des Bundes geschrieben, sondern auch dem Verständniß des nichtmaurerischen gebildeten Publicums nahegerückt. Die Hauptleitung liegt in der Hand eines durch sein Wirken und seine freimaurerischen Schriften sehr angesehenen Mannes, des Geh. Regierungsrathes Robert Fischer in Gera, der einen Kreis bewährter Mitarbeiter für die Herausgabe des „Handbuches" gewonnen hat. Wir empfehlen dasselbe zur Anschaffung Allen, denen daran gelegen ist, sich über Organisation, Geschichte und Zweck des Freimaurerbundes zu unterrichten. W. Sm.

— Die Pflanzenwelt im Glauben und Leben unserer Vorfahren. Von P. Spelter, Oberlehrer in Solingen. Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. XIV. Serie. Heft 336. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg. 1900. 40 S. Preis 75 ₰. — In volksthümlicher und verständnißvoller Weise schildert Verfasser an der Hand der besten Werke deutscher Volkskunde, darunter auch Söhns, Unsere Pflanzen &c., die tiefen, gemüthvollen Beziehungen der Germanen zur Pflanzenwelt, die Entstehung der Pflanzenwelt nach dem Mythos der Edda, den Baumcult mit den mannigfachen Wald- und Feldgeistern, den sympathetischen Kuren, der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Bäume, dem Schicksal- oder Lebensbaum, ferner den Wald an sich als Gegenstand der Mythe und Verehrung, die deutsche Liebe zum Waldleben und endlich eingehend die besondere Verehrung bedeutungsvoller Bäume und Pflanzen, der Eiche, Esche, Linde, Birke, Buche, Hasel, des Hollunders, der Tanne und der beiden Lieblingsblumen unsres Volkes, der Rose und Lilie. Die Darstellung ist nicht ohne Poesie, reich mit Beziehungen zum Volksleben, mit Mythen und Sagen durchflochten, und wird ihren Zweck, unterhaltend und belehrend im Familienkreise zu wirken und das Verständniß für deutsche Volkskunde pflegen zu helfen, sicher erfüllen. Der Auffassung des Verfassers von den wilden Männern, den Holzweibchen, der Ableitung des Weihnachtsbaumes vom Feste der Tanfana u. A. m. kann man freilich nicht zustimmen. Bei der letzterwähnten Stelle ist auch ein leider fast modern gewordener Verstoß gegen das Wortstellungsgesetz zu rügen („und wird von diesem Feste unser Weihnachtsbaum abgeleitet"!). Martin Beck.

— Maurerthum und Menschheitsbau. Freimaurerische Gedanken zur socialen Frage von Dietrich Bischoff. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 1900. — Der Jesuitenpater Gruber hat einmal gemeint, die Freimaurerei stelle sich dar als „ein widerwärtiges Gemisch von Comödiantenthum und Gaunerthum, von Schwärmerei und Banditenthum, von Windbeutelei und Wühlhuberei, von Prahlhanserei und Heuchelei". Andere Leute halten die Freimaurer für zwar durchaus harmlos, aber für eine überlebte Institution ohne fruchtbaren Kern und ohne praktischen Werth, für „unschuldige Geheimnißkrämerei" und „etwas Gethue mit Schurzfell und mit Kelle". Der Culturhistoriker Friedrich v. Hellwald ist der Ansicht, $^9/_{10}$ der Logenthätigkeit sei dem Formencult gewidmet. Kaiser Wilhelm I. richtete dagegen einmal an eine Logendeputation bezüglich der freimaurerischen Lehren die Mahnung: „Seien Sie bemüht, diese Lehren auch in außermaurerischen Kreisen zu verbreiten und zu bethätigen." Dieser Mahnung ist Dietrich Bischoff gefolgt. Und in der That, mehr als je ist heute eine solche Verbreitung der Freimaureridee nothwendig. Sein Buch, aus gründlichen philosophischen und socialen Studien hervorgegangen, wendet sich an jene gebildeten Kreise, die dem Freimaurerthum skeptisch gegenüberstehen, das sie nicht kennen, während doch gerade in diesen Kreisen diejenigen geistigen Kräfte zu finden sind, deren die Loge zur Erfüllung ihrer Mission in erster Linie bedarf. Solche Kreise, denen gegenüber die Pflege eines gewissen Mysticismus oder einer pathetischen, das Gefühl bestechenden Redeweise ohne jede überzeugende Wirkung bleiben muß, sollen erfahren, was an furchtbaren geistigen Kräften und zeitgemäßen Ideen im Freimaurerthum enthalten ist. Diese dankenswerthe, aber keineswegs leichte Aufgabe hat der Verfasser zu lösen sich bemüht, indem er den geistigen Kern der Freimaurerei klarlegt, das historische und organisatorische Beiwerk und manches Aeußerliche der Freimaurersache erst in zweiter und dritter Linie oder auch gar nicht in Betracht zieht. In seiner Beweisführung für die Nützlichkeit und den inneren Werth des Freimaurerthums knüpft er allerwegen an die Betrachtung der Natur des Menschen und die bürgerliche Gesellschaft an. Individuum und Gesellschaft sollen den Beweis für die Richtigkeit des freimaurerischen Gedankens liefern. Insbesondere richtet aber der sehr unterrichtete Verfasser seinen Blick auf das Leben, wie es heute sich gestaltet und als Ausdruck der Natur des einzelnen Menschen wie der ganzen Gesellschaft in Betracht kommt. Denn „Ziel und Zweck, Wesen und Werth der Freimaurerei will an dem Leben ermessen sein, in dessen Mitte wir und die Zeitgenossen stehen". Das gehaltvolle Buch, reich auch an Citatenschätzen, ist in hohem Grade geeignet, Vorurtheile zu beseitigen und klärend zu wirken. Es enthält folgende Capitel: Der Freimaurerberuf des Menschen, Wesen und Bedeutung des Menschheitsbaues, Der Mensch als Arbeiter am Menschheitsbaue, Die sociale Bauarbeit, ihr verschiedener Charakter und ihr Geist, Inhalt und Werth des freimaurerischen Gedankens. 279 Seiten. Großoctav. Brosch. 3 ℳ. W. Sm.

— Sanct Georg. Illustr. Zeitschrift für Sport und Gesellschaft. Officielles Organ des Deutschen Sport-Vereins. Verlag Sanct Georg in Berlin. Wöchentlich 1 Nummer. Preis viertelj. 6 ℳ. — Diese neue Zeitschrift erscheint seit dem 1. April. In ihrer äußeren Ausstattung vornehm gehalten, will sie besonders hippischem Sport huldigen, aber auch Interessantes aus Hof- und Gesellschaftskreisen besprechen. Der Inhalt der ersten uns vorliegenden Nummern zeigt, daß die Redaction in guten Händen ist, die Artikel sind gut gewählt und hübsch geschrieben, auch fehlt ein gutes Feuilleton nicht. Hervorragend sind die Bilder, sowohl was Aehnlichkeit der Personen als auch besonders die Zeichnung der Pferde betrifft. —o—

— Die moderne Chemie. Eine Schilderung der chemischen Großindustrie. Von Dr. Wilhelm Bersch. Mit 730 Abbildungen, darunter zahlreichen Vollbildern. A. Hartleben's Verlag in Wien. Preis des ganzen Werkes 15 ℳ. — Das Werk, dessen lieferungsweises Erscheinen wir wegen seiner Tendenz mit besonderem Interesse verfolgt haben, hat nun mit der chemischen Verwerthung der Fette und Oele, desgleichen des Steinkohlentheeröls, mit der Theerfarbenfabrikation, Färberei, dem Zeugdruck, der chemischen Technologie der Nahrungsmittel und mit den Hilfsmitteln des Chemikers im Laboratorium seinen Abschluß gefunden. Die uns besonders sympathische Tendenz des Buches haben wir kurz schon bei seinem ersten Erscheinen gestreift. Um sie näher zu kennzeichnen, sei es ausnahmsweise erlaubt, einige Sätze aus dem der Schlußlieferung (30. Lief.) angehängten Vorwort hervorzuheben. Wohl jeder Chemiker, sagt Bersch, hat im Laufe seiner Thätigkeit mehr als einmal Gelegenheit gehabt, die Wahrnehmung zu machen, daß seinem Wirken und Schaffen von den außerhalb seines Kreises Stehenden nur sehr geringes Interesse entgegengebracht wird und daß ihnen überhaupt das weite Gebiet der Chemie ganz fern liegt, worunter auch der Stand des Chemikers leidet. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß der Chemie in den Lehrplänen unserer Schulen ein für ihre wirkliche Bedeutung viel zu geringer (zum Theil auch gar kein) Raum verstattet ist. Dem Wunsche, das chemische Wissen seiner Bedeutung gemäß zu verallgemeinern und in weiten Kreisen mit Interesse und Verständniß betrachtet zu sehen, verdankt das vorliegende Werk seine Entstehung. Diesem Wunsche des Verfassers wird jeder Standesgenosse gerne sich anschließen und wünschen, daß er kein frommer Wunsch bleibe. So viel an der Ausführung des umfangreichen Werkes gelegen ist, sollte er in Erfüllung gehen. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 70. Dienstag, den 12. Juni, Abends. 1900.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

IX. Von der Illumination und Anderem.

Jetzt endlich kann ich meinen lieben Landsleuten und geneigten Lesern mit gutem Gewissen zurufen: Kommt herbei und schaut! Noch ist nicht Alles völlig fertig, noch ertönen vereinzelte Hammerschläge, wird hier noch eine Etikette befestigt, da wohl sogar noch eine ganze Kiste ausgepackt, aber etwas Wesentliches versäumt man nicht mehr. Der „colossalste Unternehmer der Weltgeschichte“ vermag nun endlich seine Gäste würdig zu empfangen. Niemand lasse sich durch mißgünstige Berichte vom Kommen abhalten. Wer da sagt, die Ausstellung lohne die Mühe und Kosten nicht, ist entweder ein blasirter Snob oder ein bedauernswerther Thor. Zu der ersteren Classe rechne ich auch die vielen Künstler, die sie im höchsten Grade geschmacklos finden. Als ob ein solches für Millionen und aber Millionen Besucher bestimmtes Fest nur für diese ästhetischen Feinschmecker da wäre! Mögen sie doch zu Hause bleiben, aber den Andern nicht ihre Freude verderben! Einem solchen Herrn zeigte ich neulich unsern famosen deutschen Schiffsfahrtspavillon. „Ganz leidlich,“ meinte er, „aber wie viel vornehmer ist der englische nebenan.“ Ja aber kommt es denn hier auf die Vornehmheit an? Was wollen denn die Leute, die den Pavillon hier aufgebaut haben? Doch vor Allem das Publicum anlocken und festhalten. Und nun sehen Sie, welche Freude den Leuten der Leuchtthurm, die kräftigen bunten Malereien und die beiden großen Lotsengestalten an der Thür machen, wie sie sich drin drängen, um die prächtigen Schiffsmodelle eins nach dem anderen zu bewundern. Und was helfen der Peninsular-Linie der Engländer ihr schöner kleiner Kuppelbau und die feinen Reliefs und stilvollen Malereien im Innern? Kommt auf zehn Besucher drüben auch nur einer hier? Auf welcher Seite liegt der geschäftliche Erfolg? Ich glaube, den Einen hatte ich überzeugt. Gewiß könnte sehr Vieles in der Ausstellung besser und geschmackvoller sein. Vor Allem ist die Außenarchitektur, die fast überall prächtige Gesammtbilder bietet, im Einzelnen meist unerträglich. Aber wie bald gewöhnt man sich daran nicht mehr zu sehen, was man nicht sehen will. Dagegen bedenke man Folgendes: Man kann in der Weltausstellung für ein oder zwei Dutzend blauer Fetzchen, die 60 Centimes das Stück kosten, viele hundert Dinge sehen, für deren jedes man sonst gern einen Franken bezahlen würde, und eine ganze Anzahl, deren Genuß mit drei, fünf, ja zehn Franken nicht zu theuer erkauft wäre. Und wie leicht kann man dies Alles sehen, wie bequem Alles vergleichen! Mit welcher Bereitwilligkeit wird Einem über Einrichtung, Verwendung und Preis jedes Gegenstandes Auskunft ertheilt! In vier Wochen kann man hier mehr lernen als sonst in einem Jahre. Und da sollte sich die Reise nicht lohnen?

Noch eine Bemerkung sei mir gestattet. Es ist ein schönes Ding um den Patriotismus, und mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich in den deutschen Abtheilungen Franzosen, Engländer und Amerikaner ihre Bewunderung aussprechen höre. Aber es ist nicht gut, daß die Deutschen sich so viel hier herumtreiben und Alles herrlich finden. Die Ausstellung ist zum Vergleichen da. Wir sollen erkennen, was uns fehlt und wo wir lernen können. Nun können wir ja mit Stolz sagen, daß wir zu den frischen und vorwärtsstrebenden Völkern gehören. Aber neben uns machen Amerika, Japan und fast sämmtliche nordeuropäischen Völker auch Riesenschritte. Und in wieviel Zweigen sind uns auch die älteren Culturvölker noch weit voraus! Man sehe sich einmal genau die modernen keramischen Erzeugnisse, die Bronzen und Schmucksachen bei uns an und gehe nach der französischen Abtheilung hinüber. Ein bekannter deutscher Juwelier — ich verschweige Namen und Stadt — hatte im Winter seine Schmucksachen in der Heimath ausgestellt und war mit Lob überschüttet worden. Als er sie nun hier in Paris ausgestellt hatte und dann die Werke der französischen Juweliere sah, da hätte er am liebsten Alles wieder eingepackt. Den Mann bewundere ich, er wird es noch einmal zu etwas bringen — vorausgesetzt, daß er den Muth nicht überhaupt verloren hat. Wie kläglich nimmt sich dagegen der hochgebildete Herr aus, der mir am Abend der Eröffnung sagte: „Hören Sie mal, wenn man das Deutsche Haus und die deutsche kunstgewerbliche Abtheilung gesehen hat, dann hat man doch wohl Alles gesehen und kann getrost wieder abreisen? Jawohl, mein Herr, wäre die richtige Antwort gewesen, wenn man ein Jingoe oder Chauvinist ist oder wie man die Leute alle heißt, die in eitler Selbstbespiegelung es nicht der Mühe werth halten, zu sehen, was andere Leute machen.

Also nochmals: die Ausstellung ist jetzt fast fertig. Und der Erfolg hat auch nicht auf sich warten lassen, er wächst von Tag zu Tag. Schon jetzt, wo die eigentliche Besuchszeit eben erst begonnen hat, ist die Gesammtbesuchsziffer der Wiener Weltausstellung von 1873 fast erreicht. Wurde in den ersten Tagen die Zahl 40 000 kaum überstiegen, so zählt man jetzt täglich bei gutem wie bei schlechtem Wetter über 100 000 zahlende Personen. Am besten aber kann man die Zunahme an den Sonntagen verfolgen. Am ersten Sonntag betrug die Zahl der Besucher nicht viel über 100 000, am fünften stieg sie schon auf 300 000, am siebenten auf 400 000. Und am letzten achten Sonntag, dem ersten Pfingstfeiertage, erreichte und überschritt sie bereits die halbe Million (genau 505 946). Und dabei war noch Blumenfest im Bois de Boulogne und großes Rennen in Auteuil. Welches Gewimmel und Gekrabbel! Wie ein einziger riesiger Ameisenhaufen wirkte die Ausstellung vom Eiffelthurm aus. Was einsichtige Leute seit Langem vorausgesagt hatten, ist jetzt Allen deutlich geworden: die Ausstellung ist für solche Menschenmengen viel zu klein. Nur auf den Champs-Elysées und dem Marsfelde konnte man sich einigermaßen frei bewegen, an den Ufern der Seine wurde man einfach mitgeschoben und über die Brückenübergänge ging es Schritt für Schritt wie an der Theatercasse. Weit am schlimmsten war es unterm Eiffelthurm. Hier wäre ein Vorwärtskommen schließlich überhaupt unmöglich gewesen, wenn das Publicum nicht einfach die Rasenplätze als Wege benutzt hätte. Am Abend fand die erste einigermaßen vollständige Illumination statt. Es läßt sich gegen solche Illuminationen gar Manches einwenden. Das Auge ist von all' dem Strahlenden, das es am Tage gesehen, übersättigt und freut sich auf den sanften Schleier, den die Nacht darüber legen soll, und nun macht man die Nacht zum Tage. Welches phantastisch-poetische Bild boten die Paläste der fremden Staaten, wenn der Mond hinter ihnen aufging und der Strom unten geheimnißvoll vorbeirauschte, und wie reizend nahm sich die Völkerstraße mit ihren rothen Papierballons aus, die wie riesige Früchte in den dunklen Bäumen hingen, oder die Rue de Paris mit ihren in allen Farben leuchtenden elektrischen Birnen. Hier haben die aufdringlichen Gasflammen den Zauber entschieden zerstört. Ganz anders verhält es sich mit dem Marsfelde. Hier erscheint von vornherein Alles auf die Illumination berechnet zu sein, die Paläste bekommen etwas Imponirendes, das man am Tage nicht bemerkt hat, und das häßliche Wasserschloß erscheint plötzlich fast als ein Meisterwerk. Der Haupteffect, der große leuchtende Wasserfall, konnte am Sonntag noch nicht gezeigt werden, aber die Springbrunnen rauschten alle schon. Ihre Beleuchtung ist äußerst geschmackvoll, besonders giebt es einige Zusammenstellungen

von Roth und Blau, Roth und Gold, Gold und Silber, die märchenhaft schön wirken. Die Zinnen des Elektricitätspalastes dahinter nehmen sich am schönsten aus, wenn die Farben unaufhörlich wechseln, so daß es aussieht, als rausche ein Sturmwind hindurch. Einfacher aber kaum minder schön ist die Beleuchtung des Trocadéro gegenüber. Und welch majestätischen Anblick gewährt der Eiffelthurm, bei dem man in weiser Berechnung nur die großen Linien der Architektur durch einfache Reihen von Glühlampen markirt hat. Alles zusammen bietet ein Bild, wie man es wohl noch nicht gesehen hat und nicht so bald wieder sehen wird. Wieder ein Grund für die Reise nach Paris. . . . .

Wir hatten auf unseren Spaziergängen am Quai d'Orsay bis jetzt das englische Haus noch nicht besuchen können. Es ist äußerlich das allereinfachste, innerlich aber eins der vornehmsten. Es soll ein altes Herrenhaus eines Rittergutes vorstellen. Die Fassade ist derjenigen des Kingston-House in Bradford-on-Avon nachgebildet, eines der feinsten noch vorhandenen Beispiele der jakobianischen Architektur von Anfang des 17. Jahrhunderts, wie der Katalog sagt. Im Innern ist es von den besten englischen Firmen wie ein behagliches und vornehmes Landhaus ausgestattet worden. Seinen köstlichsten Schmuck aber bilden die von englischen Sammlern geliehenen 51 Gemälde der allerbesten heimischen Meister, unter denen sich allein elf Bilder von Gainsborough, neun Bildnisse von Reynolds, vier von Hoppner und vier von Raeburn und vier Landschaften von Turner befinden. Nur in den Zimmern Friedrich's des Großen findet diese Sammlung ihr Gegenstück. Leider wird der Genuß dadurch etwas beeinträchtigt, daß die Bilder sich mit wenigen Ausnahmen unter Glas befinden und die hellen Stuckplafonds sich in ihnen spiegeln. Rechts von der Eingangsthür gelangt man in einen kleinen Raum mit historischen Bildnissen und einer Reliefnachbildung der römischen Thermen von Bath, geradeaus in den Vorsaal, der einige alte Möbel und Rüstungen, vor Allem aber die berühmten nach Zeichnungen von Burne-Jones von Morris und Cie. ausgeführten Wandteppiche mit Darstellungen aus der Gralssage enthält. Von hier aus führt uns ein schmaler überwölbter Corridor mit Kupferstichen nach dem mit sechs Bildern von Burne-Jones geschmückten Salon. Rechts von diesem liegt das Speisezimmer, links das Wohn- oder Musikzimmer. Im ersteren hängen ausschließlich Porträts, darunter mehrere prächtige Kinderbildnisse von Reynolds und ein schönes Doppelbildniß und eine Dame in Weiß von Raeburn, in letzterem ziehen vor Allem die Turner unsere Aufmerksamkeit auf sich, zumal die prächtige Seelandschaft aus seiner mittleren Zeit und die phantastische, wie ein Feuerwerk sprühende heroische Landschaft „Merkur und Argus" aus seinem Alter. Die Bildergalerie setzt sich im Treppenhaus fort und findet im ersten Stock in dem langen, der Cartongalerie in Knole-House zu Sevenoaks nachgebildeten Saale ihren Abschluß. Hier hängen die beiden schönsten Porträts, die Sängerin Lebrun und Mrs. Russell von Gainsborough, ferner Porträts von Reynolds, Lawrence, Romney und Hoppner, ein moralisches Bild von Hogarth, zwei Genrescenen (Soldatenspiel und Obstdiebe) von Morland und eine Hasenlandschaft von Bonington. Selten wird man wieder eine so günstige Gelegenheit finden, die englische Malerei mit der französischen zu vergleichen und ihre Wechselwirkungen festzustellen. Es ist ungemein interessant, zu sehen, wie die Engländer die Erinnerungen an van Dyck, dessen schönste Werke sich ja in ihrem Lande befinden, mit den besten Eigenschaften der Watteau, La Tour und anderer großer Franzosen zu einer neuen und echt englischen Kunst verschmolzen, wie diese Kunst dann zu einer Zeit den Gipfelpunkt erreichte, wo auf dem Festlande alles eigentlich malerische Empfinden für immer entschwunden zu sein schien und wie sie dann in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts der französischen Schwester das entliehene Gut mit reichen Zinsen zurückzahlte. In dem langen Saale sind außerdem einige Bleifiguren und Statuen und Reproductionen der silbernen Geräthschaften aus Knole-House aufgestellt. In einem anstoßenden Cabinet befindet sich eine Sammlung englischen Porzellans und Steinguts. Die übrigen Räume des ersten Stockwerks sind als Schlafzimmer, Ankleidezimmer und Badezimmer eingerichtet und zwar so vornehm und praktisch, daß der Prince of Wales, falls er nach Paris kommt, in ihnen wohnen kann und die französische Gastfreundschaft nicht in Anspruch zu nehmen braucht. Jedenfalls gehört das englische Haus, wie das deutsche, das belgische, das spanische und das ungarische, zu den Sehenswürdigkeiten, die der Kunstfreund auch bei einem nur kurzen Besuche der Weltausstellung auf jeden Fall sehen muß.

In eigenthümlichem Gegensatze zu diesem fast gesucht einfachen Bau des mächtigen Inselreichs stehen die auf der andern Seite der von der Rue des Nations erbauten Pavillons der Balkanländer Rumänien und Bulgarien. Der verhältnißmäßig große Aufwand, den sie getrieben haben, erklärt sich daher, daß sie nicht nur Repräsentationsbauten sind, sondern die gesammte Ausstellung der Länder enthalten, bei Bulgarien auch daher, daß es zum ersten Male selbständig bei einer Weltausstellung auftritt und diesem ersten Auftreten daher möglichst viel Glanz zu verleihen gesucht hat. Zu den wichtigsten Ausstellungsgegenständen Rumäniens gehören die natürlichen Bodenproducte, das Steinsalz und das Petroleum. Der schönste Kunstschatz des Königreichs, der Schatz von Petroassa, der angeblich dem Gotenkönig Alarich gehört hat, ist nicht hier, sondern im Louvre ausgestellt. Bulgarien glänzt vor Allem durch sein weltberühmtes Rosenöl, durch seine Weinausstellung und seine Teppiche. An architektonischer Schönheit werden die beiden Paläste weit übertroffen durch die graziösen Kuppelbauten Griechenlands und Serbiens, die in der vorderen Reihe, also nach der Seine zu, liegen. Auch sie enthalten die ganze Ausstellung der Völker. Bei dem ersteren spielen der Tabak und der Wein, bei dem letzteren die Mineralien (Blei und Kupfer), die Filigranarbeiten und Teppiche und ebenfalls der Tabak die Hauptrollen. Der serbische Pavillon enthält außerdem ein ethnographisches Museum.

Bücherbesprechungen.

— **Die wirthschaftliche Thätigkeit der Kirche in Deutschland von Dr. Theo Sommerlad.** Erster Band: Die naturalwirthschaftliche Zeit bis auf Karl den Großen. In Pergamentband 20 ℳ. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — In der typographischen und sonstigen Ausstattung des Werkes hat die Verlagshandlung Hervorragendes geleistet. In großer gothischer Schrift auf Büttenpapier theilweise unter Anwendung rothen Druckes hergestellt, in weißes Pergamentpapier mit goldenem Titel gebunden, erinnert das vorliegende Werk an die besten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst aus vergangenen Jahrhunderten. Unstreitig soll diese kostbare Ausstattung eine den Manen Gutenberg's, dessen Kunst soeben in Leipzig eine so glänzende Huldigung erfahren hat, dargebrachte Ehrung bedeuten. Ob sie dem in so glanzvoller Weise in die Erscheinung getretenen Werke zum Vortheil gereicht, ist uns nicht ganz zweifellos. Denn es werden dadurch auch in Bezug auf den Inhalt des Buches sehr hohe Anforderungen wachgerufen. Dem Verfasser freilich scheinen dergleichen Bedenken fremd auf dem erhabenen Standpunkte, auf den er sich gegenüber den Forschungsergebnissen älterer, z. Th. in hohem Ansehen stehender Fachgenossen, wie Waitz, Hildebrand, Lamprecht, Hauck u. A., gestellt hat. Seine oft recht absprechenden Urtheile über diese Vor- und Mitarbeiter auf dem Gebiete der deutschen Wirthschafts- und Kirchengeschichte — auf Seite 238 in der Anmerkung wird z. B. Hauck, dem durch den Verdun-Preis ausgezeichneten Verfasser der Kirchengeschichte Deutschlands, eine „unhistorische Betrachtungsweise" nachgesagt — scheinen freilich z. Th. auf mangelndem Verständniß ihrer Aeußerungen zu beruhen. Wenigstens scheint uns der auf Seite 197 mitgetheilte Satz Hauck's über die Triebfeder der Reise des Iren Columba nach dem Festlande: „Missionsgedanken scheinen nicht in's Spiel gekommen zu sein, eher die Absicht, unter den christlichen Völkern des Festlandes als Prediger mönchischer Frömmigkeit zu wirken" keineswegs so unverständlich wie dem Verfasser. Man braucht eben nur den eigentlichen Begriff des Wortes Mission, Sendbotendienst des Evangeliums unter den Heiden, im Auge zu behalten. Ueberhaupt hätte der z. Z. als Privatdocent der Wirthschaftsgeschichte und der Geschichte des Mittelalters in Halle wirkende Verfasser, dessen umfassende Quellen- und Literaturkenntnisse uneingeschränktes Lob verdienen, nach unserer Meinung besser gethan, wenn er, statt sich fortgesetzt mit der Beurtheilung und Widerlegung der Ansichten anderer Forscher zu beschäftigen, seine eigene Auffassung der Sache klar und bestimmt formulirt hätte. Seine Darstellung ist zu sehr mit Kritik und Polemik durchsetzt, um angenehm lesbar zu sein. Ja sie wird z. Th. geradezu unverständlich für Denjenigen, der nicht auch die besprochenen Werke der Gegner des Verfassers zur

Hand oder gelesen und im Kopfe hat. Auch an stilistischen Eigenthümlichkeiten, die das Verständniß erschweren und nicht immer ganz unanfechtbar sind, fehlt es nicht. Trotz alledem aber wird sein Werk denjenigen, die sich für die mittelalterliche Wirthschaftsgeschichte interessiren und einen Einblick in den gewaltigen Einfluß der christlichen Kirche auf die wirthschaftliche Entwickelung unseres Vaterlandes sich verschaffen wollen, von großem Interesse sein. Der vorliegende erste Band zerfällt in vier Capitel und behandelt im ersten den Zustand der germanischen Wirthschaft und Gesellschaft vor der Berührung mit dem Christenthum, im zweiten die theoretische Begründung des mittelalterlich-kirchlichen Socialismus durch Augustin und den ersten Versuch seiner Einführung in Deutschland durch Severin, im dritten die Einflußnahme der irischen Klostergemeinschaften und ihrer hauptsächlichsten Führer Columba und Gallus auf die germanischen Zustände, im vierten die missionirende Colonisation und Organisation der deutschen Kirche durch den Angelsachsen Bonifacius. ***

— Victor Hugo, Historische Notizen aus der Zeit, in der ich lebte. Uebersetzt von Marschall v. Biberstein. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1900. — Als Deutscher nimmt man eine Schrift von Victor Hugo, zumal wenn sie sich als eine „historische" ankündigt, nur mit erheblichen Zweifeln in die Hand. Die vorliegende enthält denn auch in einzelnen Theilen, besonders den Schilderungen aus den Kriegsjahren 1870/71 viel Phrasenhaftes und Ueberschwängliches, andererseits zeigt sich aber auch darin eine praktische Beobachtungsgabe, wie wir sie dem Verfasser nicht zugetraut hatten. Wenn unser deutschen Dichter einmal excentrisch sind, dann sehen sie gar nichts, er aber beobachtet trotzdem ganz scharf. Das Buch enthält in der Hauptsache eine Menge persönlicher Erinnerungen: aus dem Theater, der Akademie, den Tuilerien (1844—48), Skizzen aus den Jahren 1848 und 49, aus der Nationalversammlung, über Ludwig Bonaparte (Napoleon III.), die Belagerung von Paris u. s. f. Am meisten haben uns die Mittheilungen aus den Revolutionstagen von 1848 und über Ludwig Bonaparte, als Präsident, zugesagt. Vom Kaiserreich ist keine Rede, weil Victor Hugo bekanntlich erst nach dem Sturze des Kaiserreichs nach Paris zurückkehrte. Die persönliche Eitelkeit des Verfassers zeigt sich überall, besonders tritt sie am Schlusse des Buches hervor. Wir geben in Nachstehendem eine Probe aus der ersten intimen Gesellschaft bei L. Bonaparte, unmittelbar nachdem derselbe im Elysée als Präsident eingerichtet war. Als Victor Hugo eintrat, war die kleine Gesellschaft, zu der Changarnier, Lucian Murat u. A. gehörten, schon bei Tische. Bonaparte saß zwischen der Marquise v. Hallays und Frau Conti. „Er erhob sich, als ich eintrat, sagte zu mir, er habe nur einige Freunde bei Tisch und hoffe, daß ich mich denselben zugesellen würde." Folgt eine genaue Beschreibung der Sessel, die wir übergehen. Dann heißt es weiter: „Als man aufstand, erkundigte sich der Prinz nach dem Befinden meiner Frau und machte viele Entschuldigungen wegen des Aeußeren seiner Häuslichkeit. »Ich bin noch nicht eingerichtet«, bemerkte er. »Vorgestern als ich eintraf, hatte ich nichts als eine Matratze, um mich niederzulegen.« Das Diner war allerdings sehr mittelmäßig und der Prinz hatte allen Grund, sich zu entschuldigen. Das Geschirr war von ganz gewöhnlichem weißem Porzellan, das Silbergeschirr plump und abgenutzt. In einem Nebensaal ließ sich Musik vernehmen. »Es ist eine Ueberraschung«, sagte der Prinz, »die Musiker der Oper haben sich eingefunden.« Wir traten in den großen Salon. Ein steifer häßlicher Raum mit pompejanischer Wandmalerei, das Mobiliar natürlich im Empirestil. Nur die Fauteuils waren in gutem Rocaillegeschmack; der Saal hatte drei Fenster, mit ihnen correspondirten an der gegenüberliegenden Wand drei große Spiegel, der mittlere verdeckte eine Thür. Die Vorhänge waren von schöner weißer Seide in reicher persischer Stickerei. Während wir uns unterhielten, trat Louis Bonaparte herzu und nahm mich bei Seite ... Wir sprachen von der Presse, ich rieth ihm, ja achtsam auf dieselbe zu sein und eine officielle Presse einzuführen. Dann sprach der Prinz von Malmaison und seiner Jugenderinnerung. Louis Bonaparte hatte, obwohl in seinem eigenen Salon, ein unstetes Wesen, als wäre er ein Fremder; dabei ist seine Unterhaltung angemessen und verräth nicht selten Geist ... Gegen 10 Uhr verließ ich das Elysée; als ich mich verabschiedete, sagte Louis Bonaparte: »Warten Sie einen Augenblick«, trat eilig in ein Nebenzimmer und kehrte sogleich mit einigen Blättern Papier zurück. »Für Madame Hugo« sagte er, indem er sie mir überreichte. Es waren Billets, um die Revue mit anzusehen." Dies gute Verhältniß mit Bonaparte war übrigens, wie bekannt, nur von kurzer Dauer und schlug bald in die bitterste Feindschaft um. —tg—

— Oesterreichische Geschichte[, Band II:] von 1526 bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Franz von Krones. (= Sammlung Göschen[, Nr. 105].) Leipzig, G. J. Göschen; 1900. 211 S.; Klein-8°. Preis: gebunden 80 ₰. — Bietet die österreichische Geschichte bis zum Jahre 1526 deshalb der Schwierigkeiten so viele, weil ihr Bearbeiter vor der Verschiedenartigkeit des centrifugalen Stoffes kaum ein noch aus weiß (vgl. meine Anzeige des 1. Bändchens: Wiss. Beil. Nr. 112 vom 26. September 1899, S. 471 f.), so nimmt darum die Mühe mit dem Zeitpunkte der Verschmelzung Böhmens und Ungarns mit Habsburg-Oesterreich durchaus nicht ab; ja, angesichts der wenig lockenden Aufgabe, die letzten Jahrzehnte mit zu schildern, darf man wohl fragen: wen gelüstet's, den historiographum austriacum zu spielen? Um so anerkennenswerther ist das Unternehmen, einem größeren Leserkreise — die enorm billigen Bände der Sammlung Göschen sind glaub' ich sehr verbreitet — die Hauptthatsachen aus der nicht gerade an vielen Punkten erquicklichen „Entwickelung" Oesterreichs zu vermitteln. Und es ist nicht Nörgelsucht, wenn ich ein paar Kleinigkeiten monire, sondern einfaches Pflichtgefühl aus Rücksicht auf eine 2. Auflage. Der Uebergang von S. 63 zu S. 64 ist nach Stieve zu verbessern. S. 94, letzte Zeile des Textes, muß es Tököly heißen; S. 116, Zeile 14 v. u.: Inhabers; ebendort, Zeile 10 v. u.: blieb diese Länderfrage nicht „eine offene", sondern offen. Auch könnte gerade dort, bei der Abwägung der Ansprüche Friedrich's II. auf Schlesien gegenüber denen Maria Theresiens, deutlicher der hier durchaus berechtigte österreichische Standpunkt (etwa à la Helfert) betont werden. Nur nicht zu ängstlich! Aehnliches möchte man mutatis mutandis beim Lesen der allzu knapp gehaltenen Erzählung von 1866 (S. 203) dem Verfasser zurufen: er hat es fertig gebracht, den Namen Königgrätz durch den wundervollen Ersatzausdruck „im Norden der Alpen" glatt zu umgehen. Dagegen läßt sich gegen die vorsichtige Behandlung der jüngsten Wirren nichts Wesentliches einwenden; gerade dem Historiker steht Klugheit wohl an. Die Gliederung des Buches übrigens geht aus folgenden Einschnitten hervor: 1620 (Schlacht am Weißen Berge), 1740 (Erlöschen des Hauses Habsburg im Mannesstamme), 1792 (Tod Leopold's II.) und 1848 (Märzrevolution); auf diese Weise ist der Stoff in ungefähr gleichartige Stücke getheilt, vielleicht mit Ausnahme des letzten Stückes, das in der Bearbeitung — wie ich schon oben bei 1866 gestreift habe — im Verhältniß zu seiner Wichtigkeit zu schlecht weggekommen ist. Ht.

— Dr. Karl Weiß: Hohentwiel und Ekkehard (in Geschichte, Sage und Dichtung). 1. Lieferung. Wiser & Frey, Verlagsanstalt Merkur, Leipzig und St. Gallen, 1900. 32 S., 8°. Preis der Lieferung: 1 ℳ — Blos auf Grund von zwei Bogen und von einem Waschzettel ein „Prachtwerk ersten Ranges" zu beurtheilen ist eine mißliche Sache; das hebe ich mir besser bis zur Schlußlieferung auf. Nur so viel will ich heute schon verrathen, daß Freunde Scheffel'scher Muse an den von Karl Jauslin und Otto Hertel illustrirten Ausführungen des Verfassers, die Drucker und Verleger auch im Uebrigen recht gut ausgestattet haben — 50 ₰ für den Bogen ist freilich auch nicht „billig" zu nennen — ihre Freude haben werden. Ht.

— Die Philippinen. Eine übersichtliche Darstellung der ethnographischen und historisch-politischen Verhältnisse des Archipels. Von Ferdinand Blumentritt, Professor in Leitmeritz (Böhmen). Mit einem Anhang: Die wichtigsten Paragraphen der Verfassung der philippinischen Republik. 77 S. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1900. — Prof. Blumentritt ist ohne Zweifel einer der besten Kenner der Philippinen und hat sich auch dadurch hervorgethan, daß er seiner Zeit warm für die Sache der philippinischen Freiheit gegen die Spanier eintrat und sie jetzt wieder gegen die amerikanische Usurpation vertheidigt. Nach seiner auf eingehender Kenntniß der Verhältnisse beruhenden Ueberzeugung ist keine Aussicht vorhanden, daß das philippinische Volk sich freiwillig dem Sternenbanner unterwürfe, bis es die Zeit lehren würde, ob es den Amerikanern gelingen werde, die Philippinen mit Waffengewalt zu unterwerfen. Das eine aber ist ihm sicher, daß im Falle des amerikanischen Sieges die Philippinen ein unsicherer Besitz bleiben, denn von einer Versöhnung oder Verbrüderung der Amerikaner und Filipinos könne nicht die Rede sein, weil die Angelsachsen

ihre brutale Herrenmoral den „Natives" gegenüber nicht ablegen können, da sie ein Bestandtheil ihres Nationalcharakters sei. Die Aussichten sind in der That für die Amerikaner recht trübe, und man scheint in den Regierungskreisen Washingtons weniger als je zu wissen, wie man aus dem Dilemma herauskommen soll.
—e.

— Richard Gämlich, Urkundenstempel im Königreiche Sachsen nebst den wesentlichsten Bestimmungen über den Reichs- und den Wechselstempel nach den neuesten gesetzlichen Vorschriften. Alphabetisch geordnetes Handbuch mit Tabellen. Dresden 1900. Hellmuth Henkler's Verlag (Johannes Henkler). 78 Seiten. 8°. Preis 1 ℳ, cart. 1,25 ℳ — In dieser handlichen Broschüre sind die zur Zeit geltenden Bestimmungen über den landesrechtlichen Urkundenstempel und über die reichsrechtlichen Stempelabgaben unter alphabetisch geordneten Stichworten nach Art eines ausführlichen Sachregisters für die Praxis zweckmäßig zusammengestellt. Die etwas willkürliche Eintheilung des Büchleins ist folgende: I. (S. 5—44) Bestimmungen der Stempelgesetze, insbesondere des sächsischen Urkundenstempelgesetzes nebst den Ausführungsbestimmungen, II. (S. 45—52) Allgemeines aus dem Tarife zum Urkundenstempelgesetze, III. (S. 53—55) Steuersätze, IV. (S. 56—57) Reichsstempel, V. (S. 58) Wechselstempel, VI. (S. 58—78) Tabelle über nach Procenten des Werthes zu bemessenden Urkundenstempel und den Wechselstempel. Die zahlreichen, zum Theil vom allgemeinen Brauche abweichenden Abkürzungen und Verweisungen werden dem Anfänger den Gebrauch etwas erschweren. Wer aber — wie viele Beamte und Kaufleute — oft mit Stempelabgaben zu thun hat, einigermaßen mit den einschlagenden Gesetzen vertraut ist und solche alltäglich handhaben muß, dem wird diese kleine Eselsbrücke bald gute Dienste leisten. Die Neuerungen der in Aussicht stehenden reichsgesetzlichen Novelle wird man sich ebenso wie einige fehlende Stichworte an den betreffenden Stellen leicht selbst nachtragen können.
Dr. W.

— Acten und Urkunden der Universität Frankfurt a. O. Herausgegeben von Georg Kaufmann und Gustav Bauch unter Mitwirkung von Paul Reh. Drittes Heft: Die Facultätsstatuten und Ergänzungen zu den allgemeinen Statuten der Universität Frankfurt a. O. Herausgegeben von Paul Reh. Breslau, Verlag von M. und H. Marcus. 1900. 100 Seiten, Preis 3 ℳ. — Das vorliegende dritte Heft der Acten und Urkunden giebt den Text der Statuten der philosophischen Facultät (zwischen 1640 und 1648), der medicinischen Facultät (zwischen 1524 und 1550), der juristischen Facultät (1606) und der theologischen Facultät (1599). In der Einleitung erfahren wir das Nöthige über die Beschaffenheit der Handschriften, Abfassungszeit, spätere Zusätze ꝛc. Beigegeben sind den einzelnen Facultätsstatuten andere auf die betreffenden Facultäten bezügliche Erlasse, Promotionsordnungen, Eidesformeln ꝛc.; den Statuten der philosophischen Facultät sind die Statuten des großen Collegs (zwischen 1506 und 1534) beigegeben. Daß sich in diesen Statuten mannigfache, oft wörtliche Parallelen zu den betreffenden Facultätsstatuten der Universität Leipzig ergeben, darf nicht Wunder nehmen, da Leipzig als die nächste bedeutende Universität der neueren Schöpfung naturgemäß in Vielem als Vorbild gedient hat, und der erste Rector der Universität Frankfurt a. O. Conrad Wimpina noch dazu ein Leipziger Universitätslehrer war. Die Ergänzungen zu den allgemeinen Statuten geben nebst einer erläuternden Anmerkung den Wortlaut der Reformationen der Universität von 1572 und 1611 wieder, durch welche die brandenburgischen Kurfürsten wie schon 1540 und 1564 die bei ihrer Landesuniversität eingerissenen Mißstände zu beseitigen versuchten. Den Beschluß des Heftes machen Gesuche der Universität wegen Bestätigung der revidirten Statuten durch den Kurfürsten (1606 Sept. 7., und 1606 Sept. 27.) sowie Neuregelungen der Nachfolge im Rectorat (1667 April 14., 1671 Aug. 18., 1674 April 14.) und der Wortlaut des Eides des Universitätssyndicus (nach 1610).
W. B.

— Der Philosoph Schramm. Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's „Ut mine Festungstid". Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Burschenschaft. Unter Benutzung von Acten des Königlichen Geheimen Staatsarchivs zu Berlin über die Theilnahme Reuter's, Schramm's und Anderer an burschenschaftlichen Verbindungen, sowie sonstiger Urkunden. Von Amtsrichter Dr. A. Petzold (Arminia a. d. Burgkeller). Berlin, Carl Heymann's Verlag, 1900. Preis 1 ℳ. — Ueber den Charakter des einen der Genossen von Fritz Reuter's Festungshaft, des sogenannten „Philosophen" Schramm hat sich eine Fehde entsponnen. Reuter stellt ihn in wenig günstigem Lichte dar, Andere nehmen ihn in Schutz. Man hat den Eindruck, daß bei dieser verschiedenen Beurtheilung der Gegensatz zwischen den Arminen, den Vertretern der gemäßigteren Richtung in der Burschenschaft, und den für entschiedenes politisches Vorgehen eintretenden Germanen eine gewisse Rolle spielt. Schramm war Germane. Der Verf. der vorliegenden Schrift trägt darin Alles zusammen, was aus den Acten über die Untersuchung gegen die Burschenschaft zu entnehmen ist für die Frage der Beurtheilung Schramm's. Er kommt zu dem Schlusse, Reuter berichte in seiner „Festungstid" in allem Wesentlichen die volle Wahrheit über Schramm und lasse sich höchstens in Kleinigkeiten eine gewisse poetische Uebertreibung zu Schulden kommen. Ob heute ein Anlaß vorlag zu den recht breiten und ausführlichen Darlegungen Petzold's, möchten wir bezweifeln. Er wird für sein Buch allenfalls in den Kreisen der Burschenschaft dankbare Leser finden, darüber hinaus kaum. Die Empfindung, mit der man das Buch aus der Hand legt, ist die: Gott sei Dank, daß jene Tage der jämmerlichen Demagogenriecherei nunmehr weit hinter uns liegen! Freuen wir uns, daß die geschichtliche Entwickelung sich so glücklich gestaltet hat, daß das Bild jener jugendlichen Brausektöpfe durch den goldigen Schimmer der Erinnerung verklärt erscheint!
R. B.

— Polyglott Kuntze's Kosmos. Die einfachste Methode in kurzer Zeit französisch zu erlernen und Landesführer von Frankreich. Enthält Beschreibung von Paris, von Frankreich und seinen Städten, Lebensgewohnheiten der Franzosen, Vergnügungen, Sehenswürdigkeiten, Verkehr und Localkunde. Verlag von Polyglott Kuntze, Brüssel. 2) Die einfachste Methode Französisch zu erlernen und Reiseführer von Belgien, Beschreibung von Brüssel, von Belgien und seinen Städten ꝛc. 3) Die einfachste Methode Französisch zu erlernen und Reiseführer der Schweiz, Beschreibung der Städte und Naturschönheiten des Landes ꝛc. 4) Per Rad zur Weltausstellung. Französisch für Radfahrer. 5) Die einfachste Methode in kurzer Zeit Englisch zu erlernen und Landesführer von England, Beschreibung von London ꝛc. 6) L'Angleterre et la langue anglaise. Manuel pour l'étude des langues et guides en pays étrangers. 7) France ot the french language. For Travellers etc. Verlag von Polyglott Kuntze, Brüssel. — Auf jedem der Hefte steht die Bemerkung: Alles kurz und praktisch! Der Verf. will ganz dem Nützlichkeitsprincip dienen und für eine gewisse Sphäre von Lernenden ist diesen Sprachheften einiger Werth nicht abzusprechen. Namentlich wer sich das Französische und Englische zu einer Reise aneignen will, hat hier ein brauchbares Hilfsmittel, das die erforderliche Phraseologie an die Hand giebt. Doch ist die Wiedergabe der französischen und englischen Laute durch deutsche oft ungenügend.
W—k.

— Die Freude am Weidwerk. Eine psychologische Studie von K. Gräser. Berlin, Paul Parey. Preis 1,60 ℳ. — Wohl mancher hat schon über die Jagdleidenschaft nachgedacht, ohne zu einer klaren Erklärung über den Ursprung derselben zu kommen. Der Verfasser versucht nun in dem vorliegenden Buche diese Erklärung zu geben, doch wird er wohl viel auf Widerstand stoßen. Der Verfasser ist Darwinianer und erklärt infolge dessen das Verlangen zur Ausübung der Jagd als von unseren Voreltern, den Affen, ererbte Beutelust. Wir sind hiermit nicht einverstanden. Hätte der Verfasser Recht, so würde diese Leidenschaft viel häufiger vorkommen, als es thatsächlich der Fall ist. Scheidet man aus den die Jagd ausübenden Menschen alle diejenigen aus, welche aus allen möglichen Gründen jagen, nur nicht aus wirklicher Jagdpassion, so bleiben im Verhältniß zu der Summe der Menschen, wenig über. Auch in der Hinsicht können wir uns nicht mit dem Verfasser einverstanden erklären, daß er den Wilderern ebenfalls die Leidenschaft zur Jagd zuerkennt. Die Zeiten sind längst vorüber, wo der Wildschütz unter dem Bann der Leidenschaft stand, wenigstens bei uns. Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel. Das Buch ist aber hübsch geschrieben und wird auch von denen gern gelesen werden, die nicht einer Ansicht mit dem Verfasser sind.
—o—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 71. Donnerstag, den 14. Juni, Abends. 1900.

Die Münchener Jahresausstellungen.

I. Im Glaspalast.

Die Pariser Weltausstellung, auf der die Münchener Künstlergenossenschaft eine Filiale zu errichten hatte, und die Nähe der zur Feier des Prinzregenten-Jubiläums besonders großartig inaugurirten „Internationalen Ausstellung 1901“ bewirkten eine gewisse Zurückhaltung der einheimischen Kräfte und ein starkes Hervortreten auswärtiger Künstler. Man könnte der heurigen Ausstellung im Glaspalast die Signatur „Fremdenvorstellung“ geben und würde damit ihren Charakter, dem durchaus das Außerordentliche einer internationalen Concurrenz fehlt, richtig bezeichnen. Gute, fein hergerichtete Waare exotischer Firmen, tüchtige Arbeiten einzelner Gruppen aus dem stark und stärker zersplitterten Münchener Lager, hier und da sogar der Eindruck der Massenproduction, des „Bilderspeichers“, ein Fehlen erstrangiger imponirender Offenbarungen und genialischer Werke mit Ausnahme vielleicht Exter's und Gasteiger's: das ergiebt die Gesammtcensur: mittelgut, doch interessant. Die Ausstellung hat diesmal in der Gemäldeabtheilung keinen Clou, der wie 1898 Klinger's „Christus im Olymp“ und 1899 Nicolaus Gysi's Kolossalcarton: „Bavaria“ das Interesse der Besucher durch augenfällige Qualitäten auf sich zu concentriren vermöchte. Sie ist in diesem Sinne „schwerpunktslos“. Es sei denn, man ließe eine Curiosität als Schwerpunkt gelten. Das wäre dann ohne Zweifel Rafael Schuster-Woldau's Gemälde „Odi profanum vulgus“. So viele Beschauer vor dem Bilde stehen, so viele lebendige Fragezeichen. So viele Documente der „berufenen“ und „unberufenen“ Kunstkritiker, so viele Commentare und Exegesen über diese dunkle Allegorie. Wir kommen später noch kurz auf das curiose Bild zurück. Den Mittelpunkt der plastischen Abtheilung bildet die Collection Mathias Gasteiger.

Folgende Gruppen von deutschen und ausländischen Künstlern haben die Wände der 64 Säle und Cabinete mit ca. 2000 „Nummern“ bemalter Leinwand, Aquarellen, Kunstschabeblättern und Werken der verschiedenen graphischen Techniken, mit gemeißeltem Marmor, gegossener Bronce und geformtem Gyps bedeckt: die „Münchener Künstlergenossenschaft“ mit der „Decoration“ Lenbach an der Spitze als die eigentlichen Veranstalter der Ausstellung, die ausgezeichnete sogenannte „Luitpold-Gruppe“, mit der „Gruppe G“ (die „Jugend“-Zeichner), das fortschrittlichste und das reifste Können verrathende Element im rechten Flügel der Münchener Schule, die „deutsche Gesellschaft für christliche Kunst“, der „Verein für Originalradirung“, die „Gesellschaft römischer Aquarellisten“, „la corporazione di pittori e scultori italiani“, eine Gruppe Glasgower Künstler, die hervorragend vertretene „Stuttgarter Kunstgenossenschaft“, die „Genossenschaft“ und der „Künstlerbund“ Karlsruhe, die „Freie Vereinigung Düsseldorfer Künstler“, der „Frankfurter Künstlerbund“, endlich der „Verein Berliner Künstler“. Man sieht, eine stattliche Schaar von Gästen. Die verschiedenen Jurys, die bei der Aufnahme oft ein recht weites Gewissen zeigten, haben erfreulicher Weise bei ihren Arrangements diesmal mehr als sonst die Uebersichtlichkeit der Anordnung im Auge gehabt. Man verirrt sich zum Glück nicht mehr in der Flucht der Säle und kann den gläsernen Entoutcas verlassen, ohne körperlich und psychisch abgehetzt zu sein.

Die Hängecommission könnte in ästhetischer und formaler Hinsicht allerdings noch Manches lernen. Sie hat auch heuer wieder bewiesen, daß sie sich auf entstellendes Uebereinanderschichten, vielleicht auch auf groteske Contrastwirkungen mehr versteht als auf den sublimen Sinn für seelische Verwandtschaften der Bilder, für den intimen Reiz seiner Beziehungen im Arrangement und in der Gruppirung der ihrem Geschmack und ihrem Feingefühl anvertrauten Kunstwerke. Wie überraschend feinsinnig sind dagegen die Wirkungen, die einzelne von der Hängecommission emancipirte Künstler wie Lenbach, Gasteiger erzielen durch eine ideale Verbindung von decorativer Kunst, Kunstgewerbe, abstracter Staffeleikunst und gärtnerischem Schmuck.

Die Anordnung der Gruppen in den einzelnen Sälen ist folgende. Die Künstlergenossenschaft hat ihren Hauptsitz wieder im westlichen Flügel, in der sogenannten „Kegelbahn“ und den rechts sich anschließenden Sälen aufgeschlagen. Die Kegelbahn wurde durch schwere rothe Gardinen in drei Theile zerlegt und ihr so der Charakter der Bilder-Chaussée genommen. Sie mündet in den officiellen „Ehrensaal“. Er zeigt einen zeltartigen Baldachin in seiner Mitte. Hier haust Friedrich August v. Kaulbach als unbestrittener Vertreter der Majorität des mondänen Geschmacks. Im anstoßenden Lenbachsaal finden wir einige neue Arbeiten des Meisters. In den prächtigen Räumen, die voriges Jahr die Entwicklung des modernen Kunstgewerbes zeigten, domiciliren heuer die graphischen Künste. Die „angewandte Kunst“ ist nur mit einem einzigen Saal, der Stickereien, Keramik, Porzellan und Broncen zeigt, vertreten. An diesen schließt sich der sehr interessante Saal der „Gruppe G“. Die ganze linke Seite der Kegelbahn enthält in gewohnter Weise die Säle der Luitpold-Gruppe, der Seele und des Gehirns der ganzen Ausstellung. Hier sind Namen von gutem Klang, wie Julius Exter, Walter Firle, A. Lundby, Hamacher, Marr, Gräßel, vor Allem Urban zu nennen. Zwischen dem Ehrensaal und dem letzten Saale der Luitpold-Gruppe finden wir das wundervoll ausgestattete Cabinet, wo inmitten kühler Brunnen und duftender Blumen Gasteiger uns seine große Kunst erschauen läßt. Hier empfängt man die stärksten seelischen Eindrücke. Der ganze östliche Flügel enthält Gäste aus Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schottland, Holland, Belgien und Italien. Die Italiener haben merkwürdig schlecht abgeschnitten. Ihr großer Todter Segantini weilt mit einigen Werken drüben in der Secession. Besonders die römischen Aquarellisten sind von einer wirklich faden Glätte des Pinsels. Manier und Convention herrschen; bestellte Waare für den Markt; Kunsthandwerk, aber keine eigenschöpferische Kraft, die sich im Moment der „fruchtbaren Intuition“ mit starkem Willen Bahn bricht, farbentrunken, gesättigt mit harmonischer Schönheit und mit der erbarmungslosen Aufrichtigkeit dessen, der die Seele der Natur und ihre verborgenen Zusammenhänge erschaut hat.

Wir beginnen jetzt einen kritischen Rundgang durch die Säle, der wegen der quantitativen Ueberfülle auf Vollständigkeit allerdings keinen Anspruch macht. Bei derartigen flüchtigen Revuen wird ja leider das normale Mittelgut stets in den Hintergrund gedrängt. Den Sinnen prägt sich nur das Bedeutende, das nach dieser oder jener Seite Interessante, das Excentrische und das auffällig Unterwerthige auf. Im Verborgenen hängt, was jenseits von Gut und Böse ist. Die „Kegelbahn“, deren lange Flucht des Galeriemärtyrers Schritt zuerst zu betreten pflegt, bietet der Genossenschaft und einem Theil ihrer holländischen und italienischen Gäste Raum. Man wird sie ohne große seelische Emotionen durchschreiten. Da hängt z. B. eine Allegorie von Bredt, die in gewagter Antithese Eva neben Maria stellt. Sonst übernahm diese Rolle mit mehr Berechtigung Frau Venus. Die Eva Bredt's hat ein richtiges Münchener Modellmädelgesicht. Erfreulicher wirkt Emil Bolken's „Landschaft“. Hier ist ehrliches Empfinden, ungeschminkt, ohne jede stilisirende Manier, dabei solid und tüchtig im malerischen Ausdruck. Das Herz wird einem warm, wenn man die von Linden beschattete dämmerige Dorfgasse hinunterschaut zum waldumsäumten Flüßchen, darin sich der

deutsche Kirchthurm spiegelt. Fink's „Spätherbstabend an der Isar", ein wundervoll in Ton, Licht und Stimmung getroffenes Stück Natur, da sie am rauhesten sich zeigt, halte ich für eine der besten Landschaften der Ausstellung. Der Dresdener Johannes Mogk bringt ein eigenartiges Genre, das wohl nur wegen des feinen Zuges von Selbstironie, die darin zum Ausdruck kommt, Beachtung findet. Johann Herterich geberdet sich in seinem „Bacchantenzug" bewußt kühn und furioso, ohne den Blick in der Richtung auf Stuck zu verlieren. Greis, Mann, Weib und Kind in rasendster Umschlingung, ein glühendes Fleischmeer, stampfen in orgiastischer Lust dahin. Die Acte sind wohl mit souveräner Technik gemalt, doch macht die Composition als solche einen absichtlich theatralisch effectvollen, deshalb unfreien Eindruck. Richard Scholz scheint ein Neulandssucher zu sein. Er findet auch Zukunftsscholle. Er stellt seine Porträtstudie, das lebensgroße Bildniß eines schönen Jünglings, in das erhabene Milieu des Hochgebirges. Doppelt sympathisch berührt so das Bild frischer Jugendkraft, die im Schneecouloir, gelehnt an eine blauschwarze Felsenwand, die kühnste Auslösung ihres Thatendrangs, ihrer Sehnsucht nach Ungewöhnlichem finden wird.

Wir wenden uns links zur „Luitpold-Gruppe". Der Saal III könnte als eigentlicher „Ehrensaal" bezeichnet werden. Hier pulst überall ein starker Geist. Vor Allem Exter! Julius Exter muß als Mittelpunkt der Luitpold-Gruppe angesehen werden. Er bringt sieben Oelbilder, darunter das sehr auffallende „Selbstbildniß" des Malers und seiner Frau. Es ist mit den stärksten Accenten, geradezu provocirend gemalt und bedeutet wohl den Triumph der immer radicaler sich entwickelnden Coloristik Exter's. Die Palette dieses geistvollen Künstlers kennt keine Nuancen, keine Uebergänge, keine verschwimmenden Farbenmodulationen. Sie brüskirt durch Contrastwirkungen, sie knallt ein Brennroth neben ein Grasgrün, wohlverstanden als Lichter auf das Gesicht des Porträts. Und das Geheimnißvolle ist: die Wirkung ist eine eminent glückliche und harmonische. Exter braucht, wie kein zweiter Secessionist, das Pathos der Distanz für seine temperamentvollen Bilder. Dann aber gewinnen die scheinbar abscheulichsten Farbenpatzen und mißtönigen Flächen ein lebendiges Leben, das wiedergeborene Natur zu sein scheint. Von einem unglaublichen Naturalismus der Haltung, Physiognomie und Geberdensprache sind seine „Bauern von Uebersee". Die „Lichtmeß" benutzt mit Glück den Vorwand einer katholischen Curiosität zum Zweck einer an subjectiven Einfällen reichen Beleuchtungsstudie. Das Triptychon „Weihnacht" ist eine keusche, gemüthstiefe Verkörperung des lieben deutschen tannenduftenden Christfestes im tiefverschneiten Walddörfchen. Es liegt etwas von der herben Ehrlichkeit Dürer's in dieser Schöpfung und von der frommen Gläubigkeit eines weltunerfahrenen Kindes. Ein großer Könner und warmblütiger Künstler ist auch Hermann Urban. Er bringt in satter Harz-Temperatechnik fünf große italienische Landschaften und beweist von Neuem seine Vollendung in der sehr schweren Kunst, weite, dem Auge fast zerfließende Fernblicke zu einheitlicher Bildwirkung zusammenzufassen. Sein „Nemi-See" ist mit seinen gespenstischen Blauschatten, die die üppige Landschaft in magisches Licht hüllen, eine erstrangige Arbeit. Ubbelohde giebt mit seiner stimmungsvollen „Hessischen Landschaft" ein Stück intime Heimathskunst. Franz Eisenhut schwelgt wieder in einem erotischen Stoff. Sein recht lebendiges Figurenbild „Gefängniß in Bochara" erinnert im Chaos der Farbenharmonien etwas an Slevogt's „Scheherezade", ohne freilich dessen Glanz und Eindringlichkeit des Vortrags erreichen zu können. Von Porträts in moderner Manier seien in dieser Gruppe noch erwähnt: Adolf Levier, der einen müden Nervenknaben in Oel verewigt, und Hermann Knirr's diabolisches „Herrenbildniß", eine Art Mephisto in Fechterpositur. Zu den vornehmsten Landschaften der Luitpold-Gruppe gehört des tüchtigen Andersen-Lundby's „Winterabend an der Isar", mit nordischer Wucht und Schwere vorgetragen, und drei Landschaften Franz Hoch's, unter denen besonders die mit elementarer Kraft in der Baum- und Wolkenscenerie gemalte Landstraße auffällt. Vor den Landschaften Hoch's, Urban's, Fink's und Lundby's gewinnt die Seele des Beschauers Glück und stille Andacht, denn sie fühlt, daß hier der Inbegriff aller Eindrücke in einem einzigen Geist vereinigt ist, daß das Kunstwerk die verborgenen Zusammenhänge, die sie miteinander verschmelzen, wiedergiebt, um uns die Seele der Natur zu zeigen, daß endlich hier in Wahrheit das Leben der Dinge dargelegt ist, daß sie die erste Quelle aller Schönheit, aller Harmonie ist. Als originelles Werk fällt das „Doppelbildniß" Albert Welti's auf. Es erinnert im ganzen Stil der eminenten Detailarbeit und in der täuschenden Lebendigkeit der Gesichtszüge stark an des großen Brüsseler Leempoel's Manier.

Wir stehen vor Rafael Schuster-Woldau's Curiosum: „Odi profanum vulgus". Ein sonderbares Trifolium: eine nackte harfenzupfende Dame, ein Kürassierleutnant und eine Modedame heben sich in anmuthiger Gruppirung von dem Hintergrunde einer brennenden Stadt ab. Wer löst das Sphinx-Räthsel des symbolistischen Rafael? Soll das ein Hinweis auf gewisse Liebhabereien des Militärs und ihres weiblichen Anhangs sein, soll es die Aufforderung sein, sich von den profanen Dingen abzuwenden und der Muse in die Arme zu eilen? Der Galerie-Janhagel hat hier Gelegenheit, die unmanierlichsten Witze zu reißen.

Wir athmen auf. Kühle umfängt uns, stahlblaue Wasser plätschern und Palmen nicken: wir stehen im Ehrensaal der Plastik, vor der „Collection Gasteiger". An den Wänden kleinere Arbeiten: Vasen, Statuetten, eine Allegorie des Sieges, Porträtbüsten, eine Judith, eine Aglaia. Alle Werke von überraschender Durchgeistigung der Form und zwingender Charakteristik des Ausdrucks. Nächst Hildebrand und Hubert Netzer ist Gasteiger als „Brunnenbildhauer" der erste in Deutschland. Wir sehen diesmal wieder einen köstlichen Faunbrunnen von ihm. Ein alter Faun wird von vier am Rande des Brunnenbeckens sitzenden Latonafröschen mit Wasser bespritzt und drückt in grotesker Pose mit komischer Fratze sein Behagen über die ihn am ganzen Leibe kitzelnden Strahlen aus. Kühn ist ein zweites Brunnenmotiv (Broncestatuette aus dem Besitz Krupp's): eine zierliche Nymphe drückt das lebendige Naß aus ihren Brüsten. In der Mitte des Saales steht die gewaltige Gruppe: „Verhöhnung Christi", kolossal in den Dimensionen, schier erdrückend mit dem furchtbaren Naturalismus der Darstellung. Der fletschende Henker drückt mit satanischer Freude dem blassen Nazarener die Dornenkrone in die blutende Stirn. Die Gruppe löst im Beschauer mehr Grauen als Mitleid aus. Gasteiger beherrscht hier den menschlichen Körper in den kühnsten Verschlingungen der Gliedmaßen mit verblüffender Sicherheit der Technik. Im Nebencabinet liegt ein überlebensgroßer „Prometheus", der mit furchtbarer Kraftanstrengung seine Ketten sprengen will. Trotzdem die Statue von antiker Größe der Auffassung ist, will einem der Eindruck des Muskelpräparats nicht aus dem Sinn. Der Künstler hat in der Anhäufung von Sehnen, Adern und Muskelbändern auf den Körperflächen des Giganten zu viel gethan. Gasteiger hat das Zeug, ein deutscher Meunier zu werden.

Nächst der Luitpold-Gruppe ist der Saal der „Münchener Gruppe G" wohl am sehenswerthesten. Die junge Gilde der „Jugend"zeichner Jank, Erler, Münzer 2c. leistet auch in „Oel" Bedeutendes, wenngleich nicht verkannt werden darf, daß die fortwährende Beschäftigung mit dem Stift ihren Bildern einen stark illustrativen und decorativen Beigeschmack gegeben hat. Ins sociale Gebiet haben sich mit warmem Gemüth und sympathischer Tendenz Fritz Erler und A. Münzer gewagt. Erler zeigt neben einem modernen Porträt ein Triptychon „die Pest", deren symbolische Hauptfigur, eine rasende, geißelschwingende Furie, wohl etwas von Stuck beeinflußt ist. Die Wirkungen der Pest sehen wir auf den Seitenbildern. Links suchen die Cyniker den Gedanken an die furchtbare Seuche in Lustorgien zu betäuben, rechts kasteien Flagellanten den Leib in asketischer Buße. Ein bedeutendes Bild. Münzer ist in seinem Diptychon „Arbeit und Lust" noch gegenständlicher und deutlicher. Auf der einen Hälfte des Bildes ergeht sich die seidene Plebs im satten Behagen in einem lichtglänzenden Park, als Gegenstück ein Zug abgehärmter Arbeiter auf dem Heimweg von der Fabrik. Münzer weist hier mit hohem sittlichen Ernst und ohne jede billige Effecthascherei durch tendenziöse Armeleutmalerei in der Sprache seiner Kunst auf die schneidenden socialen Gegensätze der arbeitslos Genießenden und der genußlos Arbeitenden hin.

Von der ethischen, Manchem unbequemen Kunst Münzer's zur eleganten Salonkunst eines F. A. Kaulbach, die das meiste ästhetische Behagen wohl den raffinirten Kunstschlemmern der crême internationale bereitet, ist ein großer Schritt. Kaulbach, der gerade in diesen Tagen seinen 50. Geburtstag feiert, entlockt seiner mondänen Palette nur liebenswürdige, vornehm discrete Farbentöne. Von Makart hat er das Decorative, von Lenbach das Espritvolle. Als Damenmaler ist er heute völlig im Manierismus erstarrt. Ein und dasselbe Modell in hundert Variationen. Der Kaulbach'sche Frauentypus ist ja allbekannt;

seine scharfe Profillinie, die römische Nase mit feinen Nüstern, die schwarzen elegisch drapirten Locken, der weiche Mund mit den schmalen Lippen. Gewiß sehr chic und vornehm, doch fehlt diesen flirtenden, guitarrirenden, kokettirenden Damen für unsern Geschmack zu sehr die Blutwärme. Den Mittelpunkt des Kaulbachsaales bildet das lebensgroße Bildniß der deutschen Kaiserin. Es wirkt mit der Folie des schweren Sammtteppichs, dem Ausblick in die ideale Landschaft und der decorativen Haltung der hohen Frau stark akademisch. Außerdem sehen wir noch einen idealisirten „Possart", das Bildniß des Münchener Chirurgen Angerer und den „Prinzregenten" in Ordensrittertracht. Lenbach hat einige neue Arbeiten in dem schönen Renaissanceprachtsaal ausgestellt. Ein süperber „Joachim", „Frl. Fritzi Scheff" in weniger carikirter Auffassung, wie sie Stuck gemalt hat, eine diamantenbehängte Häßlichkeit mit gelben Lippen und grünen Augen, ein im Stil der Renaissance gehaltenes Gruppenbild der Familie Lenbach.

Von den Ausländern sind die Holländer mit Wysmüller, Van der Haar, Van Hove und Legner ausgezeichnet vertreten. Die Belgier Vanaise (Dame in Gelb), Gilsoul (Canalbilder) geben sich ausgesprochen secessionistisch. Von den Italienern ist Bertolotti (Herbstmorgen) stark von Segantini beeinflußt. Süßlich und conventionell erscheint Barison. Perlmutter's-Budapest „Vater unser" ist ein Uhde in magyarischer Lesart. Die Stuttgarter haben in dem tiefsinnigen Realisten Kalckreuth ihren künstlerischen Schwerpunkt. Von den Berlinern sind wohl die Arbeiten Conrad Lessing's und Karl Ludwig's am bedeutendsten. Auch Meister Hans Thoma als Führer der Karlsruher ist mit einem köstlichen Selbstbildniß und holzgeschnitzten Phantasiebildern auf dem Plan erschienen. Neben ihm ragen Schönleber, Propheter und Volkmann hervor.

Von der Plastik kann ich nicht viel Gutes sagen. Die Unmenge Bagatellen, Faune, Nymphen, Brunnenfigürchen, Thierstücke und andere spielerische Kleinarbeiten, die der große Plastiksaal in bunter Menge beherbergt, schrumpfen neben den monumentalen Schöpfungen Gasteiger's bedenklich zusammen. Auf diesen Großen sei nochmals nachdrücklich hingewiesen.

Wilhelm Mauke.

Bücherbesprechungen.

— Bibelkunde für höhere Schulen von Heinrich Kahnis, Oberlehrer und erstem Religionslehrer am Nikolaigymnasium zu Leipzig. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1900. 102 S. geb. 1,40 ℳ. — Bei der großen Menge ähnlicher Lehrbücher ist es gewiß ein anerkennendes Zeugniß, daß vorliegender Leitfaden für den Religionsunterricht in höheren Lehranstalten in zweiter Auflage erscheint. Er hat sich als brauchbar erwiesen. Der Verfasser geht auf positiv-biblischem Grunde der Heilsgeschichte nach, nicht ohne historische und exegetische Bemerkungen hier und da hinzuzufügen. Besondere Vorzüge des Lehrbuches sind gedrängte Kürze bei einer ziemlichen Fülle des Stoffes, übersichtliche Anordnung des letzteren und präcise, klare Ausdrucksweise. Da die Bibelcitate der revidirten Ausgabe der Lutherbibel von 1892 entnommen sind, wurden auch Formen wie „vergeußt" und „fleußt" beibehalten, obschon sie sonst im Schulgebrauch sich nicht finden dürften. In einer weiteren Ausgabe würde statt des fehlerhaften „Methusalem" Methusala oder Metusalach zu setzen sein. Der neuen Ausgabe ist ein Ueberblick über das christliche Kirchenjahr beigegeben, der das Wichtigste über den kirchlichen Kalender enthält; bei den beiden Sonntagen Quasimodogeniti und Rogate wäre wie bei den anderen wohl auch die betreffende Bibelstelle anzugeben, die ihnen den Namen gab. Im Ganzen dürften wir das Lehrbuch und seine Einführung, wo eine solche in Frage kommt, nur empfehlen.
D. K.

— Der Katholicismus und die moderne Dichtung von Ernst Gystrow. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag. 94 S. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Der Katholicismus hat mehrfach selber von seiner literarischen Inferiorität geredet und kann, so stolz er über seine politischen Erfolge in Deutschland ist, hier ein Deficit nicht in Abrede stellen. Die vorliegende Schrift, welche den Katholicismus und seine ausgeprägteste Form den Jesuitismus scharfen Blickes mustert bis zu den neuesten Erscheinungen, dem im Diana Vaughan-Schwindel nur zu schändlich geglückten Versuche Leo Taxil's und der Los von Rom-Bewegung, bringt eine Erklärung dieser literarischen Pauperität. Wir haben Gystrow's Schrift mit großem Interesse gelesen, nicht weil wir ihrer Grundrichtung und ihren oft scharf genug geprägten Urtheilen zuzustimmen vermöchten, aber weil sie uns mitten hineinführt in den tosenden Kampf diametral entgegengesetzter Weltanschauungen. Der Verfasser ist protestantisch nicht blos bis auf die Knochen, sondern bis ins Herzblut hinein, aber evangelisch ist er nicht und eine gegründete Position vermissen wir. An manchen Stellen seiner Schrift könnte man statt des Katholicismus, den er bekämpft, auch Christenthum setzen. Es wundert einen fast, daß er in Jesus aus Nazareth einen echten Uebermenschen (das Wort wird nachgerade abgegriffen) zu erkennen vermag (S. 84), nachdem er uns jede Hoffnung benommen hat, „den neutestamentlichen Legendenknäuel" zu entwirren (S. 22), auf den wir doch zur Beurtheilung dieses Jesus angewiesen wären, und nachdem er den Jesus „der biblischen Legende" als eine der uninteressantesten Gestalten der Geschichte bezeichnet hat. Daneben acceptiren wir das treffliche Geständniß, daß weder Renan's noch Nietzsche's „interessanter" Jesus der echte sein kann. Wir schätzen an der Schrift die große Belesenheit, die scharfe Gegenüberstellung tiefgehender unversöhnlicher Gegensätze, die registrirende Genauigkeit, mit welcher Vorgänge der Gegenwart wie Schell's und Veremundus' (Karl Muth's) mißglückte oder vergebliche Mahnrufe in der katholischen Welt beobachtet sind, aber wie soll aus der modernen Dichtung und der Neuromantik und gegenüber einer geistigen Verelendung Kraft und Nahrung kommen? Alle die Ibsen, Strindberg, Zola, Sudermann und Hauptmann bedeuten für uns keinen Fortschritt, sondern erst recht einen Sumpf, in dem wir umkommen müssen.
D. K.

— Die Krisis in Südafrika. Von Dr. Abr. Kuyper. Ins Deutsche übertragen. Berlin 1900. Martin Warneck. Preis 60 ₰. — Die Vorgeschichte des südafrikanischen Krieges ist in diesem kleinen Buche eingehend und unparteiisch geschildert. Werthvoll ist dasselbe besonders durch die genaue Behandlung der Streitfragen, welche, von den Engländern gewaltig aufgebauscht, die nöthigen Handhaben zu ihrem Vorgehen gegen die beiden Republiken geliefert haben. Alles dies kommt aber jetzt zu spät. Wer hätte auch noch Lust, sich mit der Vorgeschichte dieses traurigen Krieges zu befassen, in welchem Gewalt vor Recht gegangen ist? Wir wollen deshalb dem Buche dauernden Werth keineswegs absprechen. Es kann eine Zeit kommen, wo es nützlich sein wird, auf diese alten Händel zurückzugreifen. Es wird nichts schaden, wenn auch wir bis dahin unser Pulver trocken halten. Besonders wollen wir noch auf Seite 49 fg. aufmerksam machen, wo der Verf. prophetisch die Lage schildert, wie sie jetzt eingetreten ist, d. h. die Engländer vor Pretoria und in ihrem Rücken die zum Guerillakrieg entschlossenen Boeren. Daß Südafrika das Moskau Englands sein werde, bezweifeln wir freilich.
—tg—

— Handels- und Machtpolitik. Reden und Aufsätze, im Auftrage der „Freien Vereinigung für Flottenvorträge" herausgegeben von Gustav Schmoller, Max Sering, Adolph Wagner, ordentlichen Professoren der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cottas Nachfolger, 1900. V, 246 S.; 8°. Preis: 1 ℳ. — Noch ist — wenigstens in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe — meine Anzeige des 1. Bands der „Flottenreden" nicht erschienen, da liegt schon der 2. (und Schluß-)Band der geschickt in Scene gesetzten Sammlung vor. Er enthält den von Max Sering am 14. Februar 1900 in der Berliner Philharmonie gehaltenen und seitdem ergänzten Vortrag über „die Handelspolitik der Großstaaten und die Kriegsflotte", den am 31. Januar 1900 im Rahmen der „freien" Flottenvorträge in Berlin von Adolph Wagner gehaltenen und seitdem ebenfalls erweiterten Vortrag über „die Flottenverstärkung und unsere Finanzen" (sehr lesenswerth gerade jetzt, wo über die Deckungsfrage verhandelt wird!), ferner von dem überaus brauchbaren und anscheinend gern gelittenen außerordentlichen Professor Dr. Ernst [Levy] von Halle (demselben, der für den officiellen deutschen Reichskatalog zur Pariser Weltausstellung den einleitenden Abschnitt über „das Deutsche Reich und seine Bewohner am Ende des 19. Jahrhunderts" und den über das „Seewesen" hat verfassen dürfen) eine Abhandlung über „die Entwickelung und Bedeutung der deutschen Rhederei", endlich „Deutschlands Interessen in China" von dem Kieler Professor Hermann Schumacher. Eine überaus günstige,

seltene Gelegenheit, für lächerlich wenig Geld Abhandlungen der gediegensten Art erwerben zu können! Eine solche Flottenagitation darf man sich schon gefallen lassen. Ht.

— Handbuch der Culturgeschichte in zusammenhängender und gemeinfaßlicher Darstellung von Dr. Otto Henne-am Rhyn. Leipzig, Otto Wigand, 1900. Lieferung 1—4 (= S. 1—416; 8°.) Preis der Lieferung: 2 ℳ — Außer vielen, vielen anderen Schriften hat der anscheinend mit einer eisernen Feder ausgerüstete Staatsarchivar Henne-am Rhyn eine siebenbändige „Allgemeine Culturgeschichte" bei Wigand erscheinen lassen; daraus bietet er jetzt einen knappen Auszug, der mit 6 Lieferungen vollständig vorliegen soll. Das Hauptgewicht legt er dabei auf die Herausarbeitung der übersichtlichen Verknüpfung der sogenannten culturgeschichtlichen Zusammenhänge. Henne ist ein eingefleischter „Fortschritts"-Theoretiker; und er ist auch so glücklich gewesen, „nach langjährigem Nachdenken" die den Fortschritt der Menschheit erklärenden „Gesetze der Cultur" ausfindig gemacht zu haben (1. Das Ziel: Vollkommenheit; 2) trotz der thatsächlichen Unerreichbarkeit dieses Ziels eine stete Verminderung der Macht der Uncultur; 3. Masse, Ungegliedertheit, Meeresferne, Temperaturextreme sind dem Fortschritt ungünstig; reiche Gliederung, Meeresnähe, gemäßigtes Klima culturfördernd; 4. Klima, Flora und Fauna unterscheiden die Natur wie die Bevölkerung; 5. Anschluß der Völker, übereinstimmende Culturerscheinungen sind Anzeichen fortgeschrittener Cultur); der tiefer Blickende wird darin nur richtige Beobachtungen (theilweise auch Columbus-Eier) erkennen, zu denen Hr. Henne die Gesetze gefälligst erst suchen möchte. Widerspruch in mir ruft auch ein auffallender Passus im Prospect hervor: der Verfasser habe es, so glaubt der Verleger, zum ersten Male gewagt, mit den bisher allgemein üblichen und für „unfehlbar" (so!) gehaltenen Abtheilungen der Geschichte, mit ihrer Eintheilung in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit zu brechen — nein, so was! Der Gang, den Henne geht, läßt sich kurz so beschreiben: 1) Vorgeschichte (Naturvölker und altamerikanische Cultur [die übrigens schwach genug dargestellt wird]), 2) Morgenland (Basis: Hommel für Babylonien, Justi für Iran; die grundstürzenden Resultate der Ausgrabungen ꝛc. seit 1879 und 1885 scheinen für den Verfasser noch nicht zu existiren), 3) Mittelmer, 4) Abendland, 5) Oekumene — nicht übel! Leider ist, wie ich schon andeutete, der neueste Stand der Wissenschaft nur selten wiedergegeben, am ehesten noch bei den Germanen, was auf die Güte der beiden Schlußlieferungen ein günstiges Licht zu werfen geeignet ist; sonst haben wir im großen Ganzen eine hie und da auch eigene Gedanken verwerthende Popularisirung der Sammelwerke von Oncken und Hellwald vor uns: auch das hat ja schließlich sein Verdienst. Im griechischen Capitel muß ich Wortbildungen, wie Aeschylos, Epiros, Piraeeus (gegenüber der folgerichtigen Bildung Oresteia) zu den Zwitterbildungen rechnen — entweder ganz griechisch oder ganz lateinisch, aber keine willkürliche Mischung aus Beidem! S. 256 muß es Trachinierinnen heißen; weitere Setzfehler: S. 273 Manethos, 312 Mariamme! Die Marotte, anstatt der zwar falschen, aber doch schon viel zu lange durchaus eingebürgerten Form China „Tsina" zu schreiben, wird kaum Nachahmung finden. Auf S. 380 werden die unglückseligen „4500" Sachsen immer wieder abgeschlachtet; laßt sie doch endlich mal in Frieden ruhen! Für den einleitenden Abschnitt über Familie, Ehe, Verwandtschaft hätte unbedingt Jos. Kohler's grundlegendes Buch herangezogen werden sollen; und kann man sich heutzutage eine Würdigung byzantinischer Verhältnisse ohne vorheriges eingehendes Studium der Arbeiten Krumbacher's und seiner Schüler vorstellen? Kurz: ein lesbarer, gewandter Auszug aus größeren Werken, leider fast durchgehends ohne Berücksichtigung der jüngsten Forschungsergebnisse. Ht.

— Geheime Gesellschaften, Geheimbünde und Geheimlehren. Von Charles William Heckethorn. Autorisirte deutsche Ausgabe, bearbeitet von Leopold Katscher. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch), 1900. VIII, 542 S., gr. 8°. Preis 16 ℳ — Vor einem Vierteljahrhundert sind Charles W. Heckethorn's „Secret societies" zum 1. Mal erschienen; seit Langem waren sie vergriffen, bis sie der Londoner Verleger Redway 1897/98 in 2 Bänden von Neuem auflegte. (Der vollständige Titel des Originals lautet: „The secret societies of all ages and counties. A comprehensive account of upwards of one hundred and sixty [das ist etwas reichlich gezählt] secret organisations — religious, political, and social — from the most remote ages down to the present time." In two volumes. New edition; 32 ℳ) Diese 2. Auflage liegt der Katscher'schen Uebersetzung zu Grunde; der Uebersetzer hat sich durch Besserungen, Zusätze u. s. w. noch extra verdient gemacht. Trotzdem gehört das vorliegende Werk zu den Büchern, die man nicht gern in Jedermanns Händen sehen möchte (glücklicherweise hindert es daran schon der hohe Preis); denn abgesehen von dem vielerlei Aufregenden oder gar Ansteckenden enthält es bei allem Bienenfleiße, der auf seine Zusammenstellung einst verwendet worden sein muß, so viel Bedenkliches, kritiklos Gesammeltes, daß man zahlreiche Seiten nur mit starkem Schütteln des Hauptes zu sich nehmen kann. Gewiß ist an diesem Makel schon der Stoff — geheime Dinge pflegen eben nicht gerade offen überliefert zu werden — mit Schuld; und insofern haben Verfasser und Bearbeiter sicherlich ein begründetes Recht auf die erbetene Nachsicht. Immerhin hätte man den vielen „Quellen", die von vornherein wenig einwandfrei erscheinen mußten, ja einem gar nicht als Quellen im strengen Sinne vorkommen durften, nicht ohne Weiteres trauen sollen; aber von Kritik findet man in dem Werke nur sehr geringe Spuren. Dennoch steckt in ihm ein nicht zu unterschätzender Werth: ich kenne keine Sammlung über dasselbe Gebiet, die so vollständig wäre, wie die Heckethorn's. Und man mag sich beim Lesen noch so viele Frage- und Ausrufezeichen anmerken — man staunt doch immer wieder über das dargebotene Material, das durch seine Lückenlosigkeit wirklich einen culturgeschichtlichen Schatz ersten Ranges repräsentirt. In diesem Sinne seien einige Reformanden mitgetheilt. Seite 28 besser Sakyamuni; ebendort: das in der Anmerkung Angeführte wird von Kennern stark bezweifelt. Die Formen Brahman, Brahmane, Brahmanismus sind besser als die mit i. Auf dem Felde der Etymologie wachsen dem Verfasser — das möge er sich zu Gemüthe führen! — keine Lorbeeren. Zu Seite 55 und Seite 517 ist Konrad Haebler heranzuziehen; die 1000 Fuß langen Schlangen-Mounds gehören in das Reich der Phantasie, nicht in das der Wissenschaft. Zu Seite 56 hat entschieden der Lügenschmied Garcilaso de la Vega Pathe gestanden; auch Seite 58 birgt arge Schnitzer. Wie Katscher den Unsinn auf Seite 266 hat stehen lassen können, ist mir unerklärlich: den deutschen Studenten von heute hatte er doch nahe genug zum Studiren! Die Schilderung von gewissen Mysterien (wie dem der Asiatischen Brüder und anderer Geheimbünde) hat mich manchmal in meine Studentenzeit versetzt, in jene fidelen Abende, wo unser Quodlibet-Club seinen „Reichstag" abhielt; der Unterschied ist blos der, daß wir uns damals bewußt waren, Ulk zu treiben, und heftig darüber lachten, während die bethörten Tröpfe, die Heckethorn im Auge hat, allen Ernstes an die ihnen weisgemachte Sache geglaubt haben und noch glauben. Die Freimaurerei wird — was zu hören Manchen interessiren wird — scharf angegriffen; ich wage nicht zu entscheiden, ob mit Unrecht. Auf Seite 377 ist der Ausdruck „im vorigen Jahre" zu ungenau: wahrscheinlich hat er schon im Originale so gelautet; dann wäre — die 2. Auflage vorausgesetzt — wohl 1896 gemeint? Der Schluß der Einleitung (Seite 13) spottet treffend unserer Tage mit der schönen lex Heinze; diese Tendenz hat meinen Beifall, ohne daß ich deshalb die Bildung geheimer Antibünde für ersprießlich hielte. Ht.

— Die Kunst, die englische Sprache in kürzester Zeit und in Bezug auf Verständniß, Conversation und Schriftsprache durch Selbstunterricht sich anzueignen. Mit zahlreichen Uebungsaufgaben, Wörtersammlung, Gesprächen und einer kleinen Chrestomathie nebst einem vollständigen Wörterbuche zu den in der Chrestomathie enthaltenen Lesestücken. Von R. Clairbrook. 6. Auflage. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. — Der lange und ausführliche Titel des Buches macht jede weitere Angabe des Inhalts überflüssig. Uebrigens stimmt die vorliegende sechste Auflage mit der fünften, vierten ꝛc. ganz genau überein, so daß wir nur wiederholen können, was wir schon früher bei Besprechung des Buches in diesen Blättern gesagt haben, daß die Durcharbeitung des gegebenen Materials unter Leitung eines tüchtigen Lehrers allerdings die Kenntniß des Englischen vermitteln kann, daß aber vom bloßen Selbstunterricht nicht viel zu erwarten ist; namentlich im Englischen macht schon die Schwierigkeit der Aussprache den Lehrer nicht entbehrlich. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 72. Sonnabend, den 16. Juni, Abends. 1900.

Die Oberammergauer Passionsspiele.

Am Himmelfahrtstage haben in Oberammergau nach zehnjähriger Pause wieder die Passionsaufführungen begonnen, die den ganzen Sommer über allsonntäglich stattfinden und das Ziel eines großen Theiles des reisenden Publicums in diesem Jahre bilden werden. Zu der Hauptprobe, am Sonntag vorher, hatte das Passionscomité durch Vermittelung des Münchener Journalisten- und Schriftstellervereins an die gesammte deutsche Presse Einladungen ergehen lassen, und es fanden sich am Sonnabend Mittag über 600 der Feder Beflissene auf dem Bahnhofe ein, um in zwei großen Sonderzügen nach Oberammergau befördert zu werden. Die Hinfahrt geschah von Murnau aus mit der neuerbauten Bahn Murnau—Oberammergau, die eigentlich für elektrischen Betrieb eingerichtet ist, während dieses Sommers aber mit Locomotiven betrieben wird. Sie geht in großem Bogen nach Westen um die, Oberammergau nördlich vorgelagerten Berge herum und erreicht das Dorf von Unterammergau her. Da sie für elektrischen Betrieb, und zwar nur immer mit einzelnen Wagen, bestimmt ist, hat sie derartig scharfe Curven und solche Steigungen, daß schon in der kurzen Zeit ihres Bestehens der Unglücksfälle mehrere geschehen sind. Nach Angabe der Münchener Neuesten Nachrichten haben bereits fünf Entgleisungen stattgefunden und unseren beiden Zügen geschah es auch, daß sie mitten auf der Strecke stecken blieben und nicht weiter konnten, ja, theilweise wieder zurückrollten, bis sie endlich getheilt wurden und mit Ach und Krach und stundenlanger Verspätung in Oberammergau ankamen. Und das begegnete uns noch, ehe der eigentliche Fahrplan eingeführt war und als noch ganz wenige Züge verkehrten; wie wird es da erst werden, wenn an den Vortagen zehn und mehr Züge die eingleisige Strecke befahren sollen. Uns wurde übrigens in unserem Wagen die Fahrt durchaus nicht lang, da Karl Neufeld mit uns fuhr und uns in der liebenswürdigsten Weise von seinen Erlebnissen erzählte. Daß mich vorher eine Dresdner Dame auf den „Gefangenen des Maggi" aufmerksam machte, war wohl nur eine Verwechslung, wenn sie auch diese Ausdrucksweise den ganzen anderen Tag beibehielt. Was nun die Bahn anlangt, so wird man es sich wohl überlegen müssen, sie überhaupt zu benutzen, wenn auch hoffentlich die Meinung Vieler, daß bei dem leichten Ober- und Unterbau, der theilweise auf Moorboden gegründet ist, ein Unglück unausbleiblich sein wird, irrig ist. Jedenfalls wird es vortheilhaft sein, seine Ankunft in Oberammergau so einzurichten, daß es einem auf einige Stunden Verspätung nicht ankommt. Wohl sind Züge im Fahrplan aufgenommen, die am Tage der Vorstellung selbst, erst kurz vor Beginn eintreffen, ob mit denen aber die Reisenden auch sicher zu jener Zeit ankommen werden, dürfte wohl sehr zweifelhaft sein. Kennzeichnend war es, daß bereits längst vor Eröffnung der Bahn eine Notiz durch die dortigen Blätter ging, daß dieselbe überhaupt nicht im Stande sein werde, den voraussichtlichen Verkehr zu bewältigen, und es fragt sich nur, zu welchem Zweck dann der ganze Bau überhaupt unternommen wurde, da ja der Verkehr außer der Passionsspielzeit kaum der Rede werth sein wird. Daß man sich vielfacher Beschwerden und Anfragen versieht, geht schon daraus hervor, daß neben dem Fahrkartenschalter ein eigener „Reclamationsschalter" eingerichtet ist, an dem in allen möglichen Sprachen Auskunft ertheilt wird. Eben, während ich dies schreibe, kommt mir die Murnauer Zeitung, der Staffelsee-Bote, in die Hand, in der man sich schwer über die „Hetze" gegen obgenannte Bahn beschwert, und der Artikel enthält den tröstlichen Satz: „Noch ist, Gott Lob, Niemandem etwas zu Leide geschehen." Das „noch" klingt immerhin nicht sehr zuversichtlich. — Wenn ich einen guten Rath geben dürfte, so wäre es der, zur Weiterfahrt von Murnau aus die bereits seit 11 Jahren bestehende Linie nach Partenkirchen zu benutzen und in Oberau am Inn zu verlassen, um mit den sehr bequemen Stellwagen der Localbahn, A.-G., für geringen Preis nach Oberammergau zu fahren, falls man sich nicht einer der vielen Ein- und Zweispänner bedienen will, die, ebenfalls zu billigen, festgesetzten Preisen, zur Verfügung am Bahnhof stehen. Den größten Genuß aber wird man haben, wenn man die kleinen zwei Stunden nach Oberammergau zu Fuß zurücklegt, denn der Weg ist einer der reizvollsten und führt den Wanderer gleich in die Natur des bayerischen Gebirges ein. Ueber saftige Matten, durch herrlichen Hochwald, mit Ausblicken auf all' die gewaltigen Riesen der bayerischen Alpen, vorbei an schroffen Felswänden geht es. Bald hat man das ehrwürdige Kloster Ettal erreicht, das nun, nach fast hundertjähriger Pause, durch die Hochherzigkeit des Frhrn. v. Kramer-Klett in Nürnberg, seiner Bestimmung wieder gegeben ist und seit Anfang dieses Jahres von Benedictinern bewohnt wird. Sie werden voraussichtlich in kurzer Zeit wieder, wie ehedem, eine Schule in's Leben rufen. Möchte es ihnen gelingen, wieder eine so erlesene und stattliche Schülerzahl wie im 18. Jahrhundert vor ihren Lehrstühlen zu versammeln. Reichte doch damals der Ruhm der Ettaler Schule weit über die Grenzen Bayerns und Oesterreichs und enthalten doch die noch vorhandenen Verzeichnisse Namen, deren Vertreter später die höchsten Stellen im Staate und im Heere einnahmen. Am Fuß des Ettaler Berges erinnerte ich mich meiner Ankunft in Oberau vor 10 Jahren, als ich damals zur Eröffnung der Spiele dorthingefahren war; da fiel mein Blick auf die Straße, auf die Umhüllung eines Chocolade-Bonbons aus einem „Automaten", und ich sah mit Betrübniß, daß diese Art der Cultur auch schon in jene idyllischen Gegenden eingedrungen war. Diesmal las ich über einer Hausthür, auf einem Spaziergang, den ich von Ettal aus, wo ich mich einige Tage nach der Passionsaufführung aufhielt, machte, den schlichten Spruch: „Magst du dich zum Alten halten, Oder Altes neu gestalten, Mein's nur treu und laß Gott walten!" Es paßt wohl in die Gegend, die gerade heuer in dem Zeichen der frommen Ueberlieferung des Ammergauer Spieles steht, wenn sie aber nur selbst es „treu gemeint" hätten, die Ammergauer, und nicht, wie ich und mit mir viele Andere es gefürchtet hatten, fortgefahren hätten, durch Neuerungen und Veränderungen in ihrem Spiel dasselbe immer mehr Zwecken dienstbar zu machen, die nichts mit der ursprünglichen Absicht gemein haben. Ich habe schon an dieser Stelle von den Aenderungen berichtet, die dieses Jahr in Oberammergau die Besucher überraschen werden, von den pfeifenden Locomotiven, der gewaltigen Halle über dem Zuschauerraum, von den vielen Hotels, Pensionen und Boarding-Houses, von der Bestimmung, nur für solche, die auch zugleich Wohnung bestellen, Billets zu reserviren; eine Bestimmung, von der mir versichert wurde, daß sie rigoros durchgeführt werden sollte. Aber auch die Aufführung selbst machte mir den Eindruck, daß wieder viel mehr Neues und mißverstanden Künstlerisches in ihr zu Tage tritt, als früher. Und das ist eben sehr schade und durchaus nicht „treu". Als im Jahre 1634 die Ammergauer zur Abwendung der Pest, die in jenen Gebirgsthälern wüthete, das fromme Spiel gelobten — übrigens eine Gewohnheit, die damals durchaus nichts Besonderes war —, verbanden sie damit doch den Zweck der Erbauung ihrer selbst und ihrer Zuschauer. Eine Art Gottesdienst sollte es ihnen sein und das ist es sicher, trotz aller weltlichen Einfügungen, die manchmal recht drastischer Natur waren, auch gewesen. Niemand wird Anstoß an der einfachen, schlichten Art genommen haben, in der das Ganze dargestellt wurde; es wird den Ammergauern

aber auch nicht eingefallen sein, mehr verdienen zu wollen, als sie vielleicht Kosten gehabt haben. Jetzt aber heißt es, man muß den Tausenden von Fremden, die von weit und breit herbeiströmen, etwas bieten; um das aber zu können, muß man hohe Eintrittspreise fordern, muß sie zwingen, durch Uebernachten und Essen und Trinken weiteres Geld am Ort zu lassen. Und was bietet man ihnen denn so Besonderes? Die Verpflegung ist sehr mäßig und die Leute sind durchaus nicht eingerichtet, irgendwie den Ansprüchen, die in der, allerdings nur kurzen, Mittagspause an sie gestellt werden, zu genügen; die Bedienung ist nicht geschult, die Uebernachtungsgelegenheiten lassen an manchen Stellen recht sehr zu wünschen übrig und beim geringsten schlechten Wetter sind die Wege im Dorf und nach dem Spielhaus hin so bodenlos, daß kein Reisender ohne Gummischuhe dahin gehen sollte. Gewiß, die Einwohner haben ein Krankenhaus von den Erträgnissen der letzten Spielzeit gebaut, sie haben andere wohlthätige industrielle Anstalten gegründet, sie haben die Amper, die den Ort durchfließt, regulirt, aber soll zu alledem das Spiel beitragen und der Reisende, der es besucht? Und könnte er nicht dann für das, was er zahlen muß, ganz andere Ansprüche machen? Ich bin der Letzte, der solche Ansprüche in einem oberbayerischen Gebirgsdorf billigen würde, aber immer wird einem dort entgegengehalten, was Alles für die vielen Besucher gethan worden sei und wie sich viele Einwohner in Kosten gestürzt hätten, um Fremde bei sich aufnehmen zu können, und wie sie nicht wüßten, wie sie ihre Auslagen wieder einbekommen würden u. s. w. Es verlangt aber gar Niemand alles dieses Entgegenkommen; würde man nicht gezwungen sein, dort zu wohnen, um eine Eintrittskarte zu bekommen, so würde man gar nicht die theuer zu bezahlende Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen genöthigt sein, da die Umgebung so viele Orte aufweist, wo man ebenso gut Unterkommen finden könnte; man könnte bequem mit der Bahn von weiterher kommen und Abends wieder zurückfahren, kurz, die Leute brauchten sich all den Gefahren, in die sie sich durch Anschaffungen u. s. w. stürzen, nicht auszusetzen und, und das ist meines Erachtens die Hauptsache, das Spiel selbst würde nicht immer mehr zur melkenden Kuh herabgewürdigt. Wie es jetzt ist, ist es ein circulus vitiosus, bei dem, außer einigen Gastwirthen und Andenkenverkäufern, die einzelnen Bewohner Ammergaus zum Schluß doch nur den Kürzeren ziehen werden.

Im Laufe der Zeiten wurde der ursprünglich gespielte Text zweimal verbessert und gereinigt; das erste Mal geschah es durch den Benedictinerpater Ottmar Weiß aus Ettal, das andere Mal, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, durch den damaligen Pfarrer in Oberammergau, den geistlichen Rath Daisenberger. Es kann nicht geleugnet werden, daß es mit vielem Geschick geschehen ist, und doch, trotz der ursprünglichen Einfachheit und Volksthümlichkeit, auch nicht ein einziges Wort vorkommt, das uns im mindesten störte. Aber die Darstellung ist nicht dieselbe einfache geblieben, wie alle Berichte und älteren Aufsätze — die erstgenannte Nachricht stammt vom Hofrath v. Oken im Münchener Volksfreund aus dem Jahre 1830; später, 1850, hat Eduard Devrient eine, allerdings manchmal etwas überschwängliche Beschreibung geliefert — rühmen. Ich erinnere mich, welchen Eindruck uns das Spiel vor 20 Jahren gemacht hat und wie ich schon im Jahre 1890 enttäuscht war; und wie ich es auch diesmal gewesen, und doch kam ich immer wieder ohne jede Voreingenommenheit dahin. Es mag ja auch sein, daß auch die äußere Umgebung, vor Allem der fast ganz geschlossene Zuschauerraum, der nur noch ein blendendes Stück Himmel über der Bühne frei läßt, dazu beigetragen hat, daß man nie den Eindruck des Theaters verlor. Und in ein solches gehört eben nicht die Leidensgeschichte Christi! — Die meisten Darsteller sind an und für sich nicht schlecht und werden ohne Zweifel noch mehr in ihre Rollen hineinwachsen im Laufe der Spielzeit; haben doch diesmal, infolge des schlechten und kalten Wetters, nur wenige Proben auf der offenen Bühne stattfinden können. Der Christus wird von Anton Lang, einem Töpfer, dargestellt, während sein Vorgänger, der bekannte Christus-Maier, Chorführer ist. Die Gestalt des jetzigen Darstellers erscheint mir fast noch passender, als die Maier's. Sie ist größer und schlanker und macht einen vornehmen und achtunggebietenden Eindruck; besonders bei der Kreuzigung hat man einen wirklich künstlerischen Anblick. Außerdem ist der Darsteller noch ziemlich jung. Christus erscheint wirklich 33 Jahre alt. Viel zu jung dagegen ist die Darstellerin der Maria, Anna Flunger, die noch nicht 20 Jahre alt ist. Da kann man auch noch nicht viel von Vertiefung verlangen, doch giebt sie sich alle Mühe und ihr günstiges Aussehen hilft ihr in hohem Grade bei der Darstellung ihrer Rolle. Es ist ja merkwürdig, daß man sich die Mutter Gottes in den allermeisten Fällen als die Mutter des Christus*kindes* vorstellt und selbst bei den meisten Bildern der Kreuzigung und der Kreuzabnahme trifft man immer wieder auf das verhältnißmäßig junge Gesicht der Maria; ja, andere Darstellungen, ich erinnere z. B. an die Klinger'sche Kreuzigung, wirken fast befremdend und man muß sich erst ins Gedächtniß zurückrufen, daß ja die Mutter des Heilandes wirklich zu jener Zeit 50 Jahre alt gewesen ist. Natürlich soll so etwas nicht in Oberammergau zur Darstellung gebracht werden, doch wünschte ich mir die Maria wenigstens etwas älter und, wie ich wohl sagen möchte, erfahrener, als sie jetzt ist. Bei der diesjährigen Aufführung kann man, bei nur einiger Aufmerksamkeit, zwei Schulen unterscheiden: die ältere, natürliche, und die neuere, künstlerische. Und wie es naturgemäß ist, wird die ältere von den Darstellern vertreten, die schon mehrmals mitgewirkt haben und sich ihre Art zu spielen gebildet hatten, ehe von fachmännischer Seite, zum ersten Mal im Jahre 1890, bei der Einstudirung geholfen wurde. So ist z. B. der Darsteller des Petrus, Thomas Rendl, ganz ausgezeichnet in seiner großen und urwüchsigen Natürlichkeit; auch der Annas des Martin Oppenrieder ist nicht schlecht, nur ist er, wegen seines hohen Alters und besonders, wenn er weiter zurück auf der Bühne steht, etwas unverständlich. Beide zeigen aber, wie früher von allen Darstellern gespielt wurde. Beim Christus, bei der Maria, beim Kaiphas schien mir kaum eine Bewegung natürlich, und kaum ein Wort aus dem Empfinden herausgesprochen zu sein. Einen wenig angenehmen Eindruck macht die Maria Magdalena der Bertha Wolf. Es muß ja zugegeben werden, daß es sehr schwer ist, das vielfach Epische der Rollen, ohne eintönig zu werden, zum Ausdruck zu bringen, und auch für den Zuschauer wirkt es ermüdend, doch glaube ich sicher, daß mehr Abwechselung in den Vortrag kommen würde, wenn die Darsteller mehr so sprächen, wie sie es empfinden, und weniger, wie es ihnen eingelernt wird. Von dem Augenblick an, daß sie nicht mehr sie selbst sein dürfen, werden sie eben Schauspieler, von denen man Talent verlangt und die Kunst, das, was ihnen gezeigt wird, nachahmen zu können. Man sollte doch nie vergessen, daß in Oberammergau nicht gespielt wird, weil viele talentirte Personen vorhanden sind, sondern daß die einzelnen Rollen denen zugetheilt werden, die, relativ, das größte Talent haben, neben allen möglichen anderen Eigenschaften, die sie würdig machen, die Rolle zu spielen. Und trotz des großen Eifers und Ernstes, mit dem bei der Besetzung von der ganzen Gemeinde zu Wege gegangen wird, soll es doch an Intriguen nicht fehlen, wie mir erzählt wurde. Durch die oben erwähnte Eintönigkeit des Vortrages wirken Scenen, die schon an sich nicht viel Handlung enthalten, ermüdend, so daß eine Abtheilung, wie die Gefangennahme Christi in Gethsemane mit ihrem lebhaften Ton und ihrer belebten Handlung ordentlich aufmunternd wirkt. Es ist eine der besten Darstellungen des ganzen Spieles. Allerdings folgen darauf die schier unendlichen Verhandlungen bald vor Kaiphas, bald vor dem Synedrium, dann vor Pilatus, dann wieder bei Herodes u. s. w., sodaß wirklich einige Langeweile im Zuschauerraum Platz greift. Solche, die der Vorstellung schon öfters beigewohnt haben, nehmen daher ihre Plätze erst etwa zwei Stunden nach der Mittagspause wieder ein, was ganz gut geht, wenn man nicht zu weit in der Mitte einer Bank sitzt. Einen guten Eindruck macht der Pilatus des Sebastian Bauer. Freilich ist er auch nicht im Stande, etwas mehr in die Worte hineinzulegen, und das tiefe „Was ist Wahrheit?" geht ziemlich eindruckslos vorüber. Ueberhaupt muß man sich vor dem Besuch der Aufführung mit dem Gedanken vertraut machen, daß man nicht erwarten darf und kann, auch nur einen geringen Theil alles Dessen nun vorgeführt zu bekommen, was im ewigen Geheimniß unsichtbar, sichtbar in jedes Einzelnen Innern webt. Wie wäre es auch möglich, daß man selbst, geschweige denn ein Anderer, dem mit Worten Ausdruck gäbe, was man selbst als das Höchste nur fühlen, nur empfinden kann, was einen Jeden begleitet, vom Gebet der Mutter an durch alle Stürme des Lebens jetzt und alltäglich. Es bedarf daher, trotzdem, oder vielmehr weil jedem Einzelnen der Stoff von erster Jugendzeit an vertraut ist, einer großen Objectivität, um nicht von dem einen oder anderen in der Aufführung ent-

täuscht oder gar verletzt zu werden, und das um so mehr, je vergeistigter bei dem Einzelnen das religiöse Empfinden ist. Der katholische Zuschauer freilich wird ganz anders fühlen, als der evangelische, denn sein Verhältniß zur ganzen Handlung ist, ich möchte sagen viel intimer, sie greift täglich in sein Leben ein, und die heiligen Gestalten nehmen bei ihm in ganz anderer Weise Fleisch und Blut an. In der herrlichen Naivetät seines Bekenntnisses wird ihm das menschliche Handeln seiner dargestellten Personen viel verständlicher sein.

Eine schwere Geduldsprobe bilden bei der Aufführung die oft nicht enden wollenden Auftritte der Genien oder Schutzgeister, die jedes Vorbild und jede Handlung durch Chor und Einzelgesang einleiten. 17 Männer und 17 Frauen stellen sich zu Beginn des Ganzen und vor jedem lebenden Bild in langer Reihe auf der breiten Vorbühne auf und entwickeln die oft schwierigen Beziehungen zwischen diesem und der nun folgenden Handlung im Leben Christi; das geht aber niemals ohne längere Reflexionen ab, und wenn man bedenkt, daß jeder Gesang zum mindesten zehn Minuten, oft aber auch viel länger dauert, und daß die Aufführung in 17 Vorstellungen zerfällt, so kann man ermessen, wie lange man eine langweilige, banale und larmoyante Musik mit anhören muß, der jede Originalität abgeht. Ich wurde an den französischen Vers „Dieu me comprend" erinnert, mit dem ich Jemand tröstete, wenn seine Handlungen, die er zu irgend einem höheren Zwecke unternimmt, von seinen Mitmenschen nicht verstanden werden; ein wenig allzugroß ist aber die Zumuthung, wenn man alle möglichen Anklänge an Tanzmelodien, studentische Lieder und Militärmärsche als den Ausfluß frommer Gesinnung ansehen und auf sich wirken lassen soll.

Sehr schön sind auch diesmal wieder die lebenden Bilder und man merkt eben immer, daß die Ammergauer künstlerisch gebildete Leute sind. Bilder, wie das Manna in der Wüste und Joseph's Triumph, in denen große Massen mitwirken, machen einen geradezu großartigen Eindruck. Dazu kommt die vollkommene Ruhe und Bewegungslosigkeit, in der Alle, selbst das kleinste Kind verharren, so daß diese Bilder schon allein einen großen Genuß gewähren. Und wie es die Ammergauer verstehen, Alles in gewisser Weise künstlerisch zu gestalten, so haben sie auch gewußt, die Kreuzigungsscene so geschickt einzurichten, daß die auf dem Gipfel des Realismus stehende Handlung durchaus nicht unästhetisch wirkt. Mit Ausnahme des Brechens der Beine und Arme der gekreuzigten Schächer, was unangenehm und abstoßend wirkt, wird Niemand eine peinliche Empfindung haben und selbst das Mitleid mit dem, wirklich nicht in bequemer Stellung fast zwanzig Minuten hängen müssenden Darsteller des Christus tritt zurück vor der Hoheit des Ganzen; ein Schauer lastet über den Zuschauern, und wenn eine Scene geeignet ist, tiefere Empfindung hervorzurufen, so ist es diese. Da dadurch aber auch das höchste Maß erreicht ist, so fällt, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, die nachfolgende Darstellung der Auferstehung und der Himmelfahrt, bei der sich die Schutzgeister in ihrem Halleluja geradezu nicht genug thun zu können scheinen, bedeutend ab. Es macht sich aber auch beim Zuschauer eine große Abspannung geltend, man ist nicht mehr aufnahmefähig, und so ist der Aufbruch aus dem Spielhaus oft geradezu fluchtartig, sobald die letzten Töne verklungen sind; ja, leider können selbst hier Viele von der üblen Gewohnheit, eher wegzugehen, nicht lassen, so daß der Schluß keinen sehr würdigen Eindruck macht. — Wenn man aber dann hinaustritt aus der verlassenen Halle in die herrliche Gottesnatur, da geht einem das Herz doppelt auf — man findet bald wieder das seelische Gleichgewicht in der großartigen Umgebung.

Alban v. Hahn.

Bücherbesprechungen.

— Aus dem Tagebuche des D. H. Hoffmann, Pastors zu St. Laurenti in Halle, nach Miterlebtem fortgeführt von M. Hart. Halle a. S., Richard Mühlmann's Verlagsbuchhandlung (Max Grosse) 1900. 251 S. 2,80 ℳ. — Ueber den im vorigen Jahre heimgegangenen Pastor D. Heinrich Hoffmann, sein Leben, sein Wirken und seine Predigt haben bereits die beiden ihm nahestehenden und befreundeten Universitätsprofessoren Kähler und Hering eine gemeinsame getreue Biographie veröffentlicht, die sich vielfach auf die Aufzeichnungen bezieht, welche Hoffmann selbst über seinen Lebensgang gemacht hat. Dieselben waren für seinen vor ihm verstorbenen Sohn und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, weshalb hier Manches aus ihnen weggeblieben ist. Man findet beim Durchlesen dieses biographischen Nachlasses voll und ganz bestätigt, was Kähler im Vorwort seiner Schrift darüber sagt, daß die Aufzeichnungen Hoffmann's seine unvergleichliche Kunst im Erzählen zeigen und unwiderstehlich zu vollständigem Abdruck locken. Hier werden sie uns ebenfalls von einer dem Verewigten nahestehenden Seite geboten, von einer Freundin des Verstorbenen, auf die Hoffmann, als er um seine Lebensbeschreibung gebeten wurde, hinwies mit dem Wort: „Laßt doch den alten Mann in Ruhe; das kann die da machen." Mit großer Liebe und Treue ist daneben manches Andere hinzugesammelt. Das Manuscript Hoffmann's reicht nur bis zum Jahre 1878, bis zu seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum. Was er geschrieben hat, ist immer schlicht, und doch gedankenvoll und interessant; was er über sich selbst, sein Außen- und Innenleben, seine Zeit und ihre Strömungen und Richtungen und die eigene Stellung dazu erzählt, wird sonderlich Denen, die sein Wort im Leben mit Dank und Hingebung hörten, erwünscht und theuer sein, gewiß aber auch weitere Kreise, in die seine Predigten gedrungen sind, interessiren. Die Fortführung der Lebensbeschreibung von 1878 bis 1899 enthält Ergänzungen einiger von ihm gemachter Notizen aus den letzten 16 Amtsjahren, welche nur noch 25 Seiten des Buches füllen; dazu kommen einige Zeitungsstimmen, Ansprachen und die Leichenrede am Sarge des Sohnes. D. K.

— Das Deutsche Reichsrecht im Verhältnisse zum Landesrechte. Von Paul Posener. Breslau, Verlag von M. & H. Markus, 1900. 8°, 165 S., geh. 5 ℳ. — Das Werk zerfällt in drei Theile; während der erste, historisch betrachtend, die rechtliche Natur einiger wichtiger Staatenverbindungen charakterisirt — er beginnt bei den arkadischen, ätolischen und achäischen Bündnissen und geht über die Utrechter Union, das römische Reich deutscher Nation, den Rheinbund und den Deutschen Bund bis zu den modernen Bundesstaaten (Vereinigte Staaten, Schweiz, Norddeutscher Bund, Deutsches Reich) —, entwickelt der zweite den Grundsatz, daß „die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen", und der dritte endlich befaßt sich speciell mit der Einführung des B.G.Bs. Der principiell wichtigste, wenn auch nicht längste, ist der zweite. In dem dort gegebenen Grundsatze sieht der Verfasser keineswegs einen Ausdruck der sogenannten Derogationstheorie, wonach „die vom Reiche ausgehenden Normen ohne Ausnahme den Vorrang vor den Erzeugnissen der einzelstaatlichen Gesetzgebung" hätten. Er bezeichnet diese Theorie als falsch und unvereinbar mit der Praxis der Reichsgesetzgebung, welche so und so oft ausdrücklich das sog. Codificationsprincip auszusprechen für nöthig finde, und setzt hierfür die „historische Willenstheorie", deren staatsrechtliches Element der Satz ist, daß „der höchste Wille im Reiche derjenige ist, den das Reich durch seine Organe ausspricht", daß es aber bei dem Reiche steht, ob es hiervon Gebrauch machen will. Historisch besehen liege dieser Willenstheorie das Wiederaufleben der deutschen Anschauung zu Grunde, wie sie noch bestand, als das Reich stärker war als der einzelne Staat, als es noch vermochte „nationale Interessen zu vertreten", der Anschauung, daß „in der Gesetzgebung der Wille des Ganzen herrschen soll". — Nur die beiden letzten Theile der Arbeit halten sich genau in dem durch den Titel gegebenen Rahmen, der erste fällt, wenn auch die historische Betrachtung nicht absolut und streng an den Reichsgrenzpfählen Halt machen darf und vielleicht gerade als eine vergleichende besonders fruchtbar ist, doch theilweise aus dem Thema recht heraus. — Das Werk ist erschienen als 3. Heft der von Brin herausgegebenen Abhandlungen aus dem Staats- und Verwaltungsrecht. M. H.

— Elpenor, Trauerspiel, Fragment von Goethe. Fortsetzung. Dritter bis fünfter Aufzug, von Woldemar Frhrn. v. Biedermann. Leipzig 1900. Verlag F. W. v. Biedermann. Preis geh. 1,60 ℳ, gebdn. 2,50 ℳ. — Freiherr v. Biedermann ist der Erste gewesen, der in gründlicher Weise das zweiactige Dramenfragment „Elpenor" zum Gegenstand literarischer Untersuchung gemacht hat, namentlich verdanken wir ihm die Entdeckung, daß Goethe das Rohmaterial für diesen dramatischen Entwurf einem chinesischen Schauspiele entnommen hat. Die eingehende Beschäftigung mit diesem köstlichen Erzeugnisse Goethe'scher Kunst regte in ihm den Gedanken an, die

Rolle des Forschers mit der des Dichters zu vertauschen und ähnlich, wie dies mit dem Schiller'schen „Demetrius" geschehen ist, das Fragment zu ergänzen. Seine Absicht war dabei nicht, etwas Gleichwerthiges zu schaffen — von diesem „frevelen Wahne" weiß er sich frei —, sondern durch eine der Absicht Goethe's möglicherweise entsprechende Weiterführung des Plans die Aufführung des Bruchstücks zu ermöglichen. Es ist also lediglich eine dramaturgische Arbeit, die der Verfasser geben wollte. Von diesem Gesichtspunkte aus muß denn auch die nunmehr vollendet vorliegende Arbeit, der fünfactige „Elpenor", betrachtet werden, wenn man dem Verfasser nicht schweres Unrecht thun will. — Zum weiteren Fortspinnen des dramatischen Fadens eröffneten sich zwei Wege, entweder konnte das Stück in eine Tragödie im modernen Sinne, in ein eigentliches Trauerspiel auslaufen, oder es konnte zu einer Tragödie im antiken Sinne nach dem Recepte des Aristoteles, zu einer „ernstwürdigen, in sich abgeschlossenen Handlung" gestaltet werden, die an und für sich nicht nothwendig mit dem Untergange des Helden zu enden braucht. Goethe selbst giebt hierüber keinerlei Andeutung; in den Werken wird der „Elpenor" als Trauerspielfragment bezeichnet; in einer später entdeckten Handschrift (vgl. den 11. Bd. der Sophienausgabe) wird es „Schauspiel" genannt. Der Fortsetzer war sonach vollständig berechtigt, den zweiten Weg einzuschlagen und den dramatischen Faden einem erfreulichen Ausgange zuzuführen, wie er dies denn auch gethan hat; denn der Held, vor die Wahl gestellt, entweder seinen Schwur zu brechen oder seinen vermeintlichen Vater Lykus zu tödten, und in diesem Dilemma zum Selbstmorde gedrängt, erfährt noch rechtzeitig, daß Lykus sein Oheim ist, während der geleistete Racheschwur durch die Enthüllungen der Wärterin hinfällig wird. Das Ganze schließt im Geiste edelster Humanität mit einer Versöhnung Antiope's mit dem durch den Tod Damastor's, seines Sohnes, schwer gestraften Lykus. Es ist auch so noch eine Tragödie, nur im antiken Sinne, wie es auch die aus denselben Kunstanschauungen herausgewachsene „Iphigenie" ist, aber kein „Trauerspiel". Dies Wort wäre daher auf dem Titel besser vermieden worden. Auch sonst ist der Fortsetzer ganz in antikem Geiste verfahren. Der Aufbau ist schlicht, einfach und würdig; die Handlung schreitet fort in einer dem antiken „Botenberichte" entsprechenden Form, vollzieht sich in einer Katastrophe im Tageslaufe und erregt im Hörer die dramatischen Affecte Furcht und Mitleid in stetig sich steigernder Spannung. Die vom Fortsetzer selbst geschaffenen Personen sind mit classischer Maßhaltung charakterisirt, und die jugendlich-liebliche Xanthe, die als Haupthebel für die Entwickelung erscheint, ist in ihrer reinen Natürlichkeit geradezu eine prächtige Theaterfigur. Freilich muß man, um diese Vorzüge zu würdigen, etwas in den Geist des althellenischen Dramas eingedrungen sein. Auch muß man sich dabei immer vorhalten, daß Goethe einen freigewählten Stoff in antikem Geiste zu behandeln beabsichtigte. Der Fortsetzer mußte dieser Intention Rechnung tragen und er hat sich mit feinem Takte und in bescheidenster Zurückhaltung dieser Aufgabe entledigt. Auch in der sprachlichen Darstellung erkennen wir den Griffel des trefflichen Goethe-Kenners, und nur an wenigen Stellen fallen sprachliche Härten ins Ohr. Im Versbaue wäre wohl nach dem Muster der beiden Goethe-Acte etwas mehr Wechsel am Platze gewesen; der gar zu regelmäßige Fluß des Blankverses harmonirt doch nicht so recht mit dem ersten Theile des Dramas. Zum Schlusse dieser Besprechung nun noch die Frage: Hat der Verfasser mit seiner so feinsinnig durchgeführten Ergänzung seinen Hauptzweck erreicht, das Goethe'sche Dramenfragment für die Bühne zu gewinnen? Soweit es sich dabei um die bloße Möglichkeit der Aufführung handelt, kann die Frage unbedenklich bejaht werden. Allein von der Möglichkeit zur Wirklichkeit giebt's einen langen Weg, und ob der Goethe-Biedermann'sche „Elpenor" diesen Weg glücklich zurücklegen wird bei dem jetzt herrschenden Zeitgeschmack, der Allem eher als der Wiederbelebung der Antike hold ist, das möchten wir billig bezweifeln, selbst, wenn wie hier, der Versuch auspice Goethio unternommen wird. Am ehesten ließe sich der Gedanke einer Aufführung vor einer aus Goetheverehrern bestehenden Festversammlung verwirklichen, wie eine solche jährlich einmal in Weimar zur Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft zusammentritt. Wir würden dem greisen Forscher und Dichter die Genugthuung gönnen, auf der Weimarer Hofbühne vor einem solchen Parterre „mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele" seine mit so liebevoller Hingabe beendete dramaturgische Arbeit über die Bühne schreiten und dadurch diese Arbeit reich belohnt zu sehen. Vielleicht fällt der Same dieser Anregung auf guten Boden! Dr. H. C. K.

— Das Telegraphenwege-Gesetz vom 18. December 1899. Erläutert von v. Rohr. Berlin 1900. Siemenroth & Troschel. 165 S. 8°, geh. 3 ℳ. — Das Gesetz regelt das sehr strittige Gebiet der Competenzen der Reichstelegraphenverwaltung einer-, der Straßenbauverwaltungen andererseits und steht, um nur einen Grundgedanken herauszugreifen, im Allgemeinen auf dem Standpunkte, daß die spätere Anlage die bereits vorhandene zu respectiren hat bezw., wenn sich für letztere besondere Unzuträglichkeiten ergeben, der Abänderung oder gar Beseitigung unterliegt. Jedenfalls wird die Abgrenzung der beiderseitigen Rechte und Pflichten in Zukunft noch zu mannigfachen Differenzen Anlaß geben und der Praxis wird deshalb ein wissenschaftlich gearbeiteter Commentar äußerst willkommen sein, wenn er auch vorläufig noch ohne das Rüstzeug einer speciellen Judicatur einherschreitet. Er geht für ihre Bedürfnisse stellenweise vielleicht sogar etwas zu tief auf das Historische, auf die Begründung, die Commissionsberichte und andere Materialien ein. Praktisch werthvoll ist die Wiedergabe der Ausführungsbestimmungen der bundesstaatlichen Centralbehörden. Am Schlusse ist das Telegraphengesetz vom 6. April 1892 beigefügt. Ein ausführliches Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des Werkes, das übrigens in Anbetracht des kurzen zur Verfügung gewesenen Zeitraums doppelt die Anerkennung außerordentlichen Fleißes verdient, um ein Bedeutendes. M. H.

— Statistik und volkswirthschaftliche Bedeutung des Lombardgeschäftes von Prof. Dr. Otto Warschauer. Stuttgart, Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft. — Die kleine Abhandlung charakterisirt sich als eine interessante, knapp und auch für Fernerstehende verständlich gehaltene Darstellung des wirthschaftlich so wichtigen, für Güterproduction und -absatz heute fast unentbehrlichen Lombardgeschäftes. Sie erläutert die geschichtliche Entstehung, das Wesen, die Bedeutung und Ausdehnung, die Vortheile und Nachtheile desselben und giebt werthvolles statistisches Material. Vergleichsweise sind die Verhältnisse des Lombardgeschäftes in Oesterreich-Ungarn, England und Frankreich besprochen. Das Lesen der Abhandlung kann Denen, die für Fragen dieser Art Interesse haben, empfohlen werden. —d—

— Das kaufmännische Conto-Corrent und dessen verschiedene Methoden im Waaren- und Bankgeschäft nebst Wechsellehre für Handels- und Gewerbeschulen, sowie zum Selbstunterricht für alle Gewerbetreibende, welche mit dem Bankier verkehren. Von Ferd. Kriegenmeyer. Druck und Verlag von Jul. Bagel, Mülheim-Ruhr. Preis 1,25 ℳ. — Es ist sehr anzuerkennen, wenn ein Praktiker, als welchen sich der Verfasser bezeichnet, sich bemüht, durch theoretische Studien die Lücken, welche die geschäftliche Erfahrung läßt, auszufüllen, und auch Nichts dagegen einzuwenden, wenn er die Ergebnisse seiner jahrelangen Bemühungen Andern, vorzugsweise den Standesgenossen zugänglich zu machen sucht, obwohl ihm diese für seine Bemerkung, daß viele Kaufleute am Alten und Hergebrachten ohne Ueberlegung festhalten, wenig dankbar sein werden. Von diesem Standpunkte aus ist die Behandlung des Contocorrents und der verschiedenen Zinsberechnung nach der Staffelform als eine zweckentsprechende zu bezeichnen. Wer aber für Handelsschulen schreiben will, muß die einschlägige Literatur gründlicher studiren, als der Verfasser, den zwar die ihm bekannte ganze Menge Bücher über diesen Gegenstand nicht befriedigt, der aber auch die Titel dieser Bücher nicht genau angesehen zu haben scheint. Bei der Erklärung der Zinsrechnung verräth er, daß ihm das Wesen des Kettensatzes nicht bekannt ist. Noch weniger genügt das, was über Wechsel und Anweisungen gesagt ist. Wir möchten dem Verfasser daher ein gründliches Studium der Werke von Dr. Wächter u. A. empfehlen und noch daran erinnern, daß an Stelle des Allgem. Deutschen Handelsgesetzbuchs seit 1. Januar 1900 das Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich in Kraft getreten ist, dessen Paragraphen nicht mit den Nummern der Artikel des früheren Gesetzbuchs übereinstimmen. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht Raum genug. F. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 73. Dienstag, den 19. Juni, Abends. **1900.**

Geld- und Münzverhältnisse in China.

Zwei Dinge giebt es, deren Besitz das Reisen im Orient wesentlich erleichtert: Sprache und Scheidemünze. Der Reisende vernimmt daher, wenn er in China ankommt, mit Vergnügen, daß zwar die erstere schwierig, die zweite aber um so einfacher ist. In allen 18 Provinzen giebt es nämlich nur eine Scheidemünze, das Käsch (englisch cash) oder die Sapeke. Es ist das eigentliche Courantgeld im Inneren des Reiches der Mitte und besteht weder aus Gold, noch aus Silber, vielmehr ausschließlich aus Kupfer oder richtiger Bronce in Form kleiner durchlöcherter Scheiben, die von den Chinesen tong-tsien, von den Engländern cash und von den Franzosen sapèques genannt werden. 1000 Käsch oder ein Tiau bildet die Recheneinheit für die höchsten Beträge. Dies ruft in einem Neuling die angenehmste Empfindung hervor, welche sich noch steigert, wenn er hört, daß die Chinesen aus Mangel an Scheidemünzen Silber in kleinen Stücken verwenden, die gleichfalls in der Art des Decimalsystems berechnet werden, daß 10 Käsch ein Kandorin, 10 Kandorin 1 Was, 10 Was 1 Taël zu $1\frac{1}{3}$ Unzen oder $\frac{1}{10}$ Kätti regulirtes Gewicht geben, so daß das Taël, obgleich keine Reichsmünze, doch eine bestimmte, leicht zu berechnende, geschickte, überall gangbare Geldsumme vorstellt. Diese Freude des Neulings dauert jedoch nicht lange. Sobald er die erste Schnur Käsch, die ein Tiau vorstellt, in die Hand bekommt, erfährt er, daß die Zahl der Käsch eines solchen Tiau ein höchst ungewisses Ding ist. Die theoretische Zahl ist allerdings tausend, allein sie erleidet so viele Aenderungen, für welche es kein Princip, keine Erklärung giebt, daß hierdurch das ganze System über den Haufen geworfen wird. Ein Ort rechnet 99, ein anderer 98, 97, 96 und noch weniger Stück statt eines Hunderts. In Tientsin folgt man gar einer alten Rechnungsmethode, wonach das Tiau nicht 1000, sondern nur 500 Käsch hat. Man hat daher bei allen Preisen nur die Hälfte des Betrages an Käsch zu verstehen. Bei Preisen von 10 Käsch und darunter gilt jedoch das wirkliche große Käsch. Bei solchen zwischen 10 und 20 aber herrscht die reine Willkür, und man muß hier immer eine nähere Bezeichnung hinzufügen, um zu wissen, welche Rechnungsart gemeint ist. Obschon das Tientsiner Tiau theoretisch 500 Käsch gilt, berechnet man es in der Praxis nur zu 488. Bei kleinen Zahlungen werden dann die fehlenden 12 Käsch in unregelmäßgen Zwischenräumen abgezogen, etwa 1 Käsch nach 60. Peking zeichnet sich durch besondere Extravaganzen aus. Hier hat das Käsch einen so großen Durchmesser, daß es für 20 Käsch regelmäßiger Art gilt. 50 solcher großen Käsch bilden ein theoretisches Pekinger Tiau, das jedoch beim Zahlen nur 49 Stück hat. Wenn daher von Peking Jemand in eine Provinz reist, muß er gewöhnliches Käsch mit Verlust einkaufen oder Silber mitnehmen. Das Pekinger Käsch wird in einer Mischung geprägt, die auf 1000 Theile aus 545 Theilen Kupfer, 363 Zink, zum Rest aus Eisen, Blei, Kiesel 2c. besteht. Da die gegenwärtig in China ausgebeuteten Kupferminen nur noch wenig ertragfähig und ihre Ausbeutung kaiserliches Monopol ist, so ist der Mangel an Kupfer für industrielle Zwecke in China natürlich so groß, daß es ein gutes Geschäft wäre, die Käsch einzuschmelzen, was aber gesetzlich verboten ist. Ein Käsch hat einen Werth von etwa $\frac{1}{3}$ Pfennig. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß ein größeres Vermögen, in diesen Münzen zusammengebracht, ein ganz hübsches Gewicht ausmachen muß. Ein Loch in der Mitte des Käsch dient zum Auffädeln der Geldstücke an einem Bindfaden oder Strohseil, oft genug kommt es vor, daß der Bindfaden reißt, an dem die Käsch aufgezogen sind. Das Aufsammeln und Wiederaufreihen der Münzen nimmt wohl geraume Zeit in Anspruch. Doch dies ficht einen Chinesen wenig an, für welchen Zeit durchaus nicht Geld bedeutet. Die Zahl der im Umlauf befindlichen Käsch ist eine ganz ungeheuere, und doch herrscht Mangel daran, da der Handelswerth der Münze ein so geringer ist. Kein Ausländer, der es nicht nöthig hat, giebt sich gern mit diesem Gelde ab, welchem nur die eine gute Seite nachgerühmt werden kann, daß es sich schwer in nennenswerther Weise stehlen läßt; denn was ein Dieb selbst beim besten Willen in einer Nacht davon wegzutragen vermag, ist dem Werthe nach unbedeutend, weshalb sich ein Einbruch um deswillen nicht recht lohnt. In dieser unbequemen Münze geht aber weit und breit in dem ungeheueren Reiche der ganze Marktverkehr und ein guter Theil des Ladenverkehrs vor sich. Die Bauern wollen sogar vielfach nichts Anderes nehmen, weil sie ein entschiedenes Mißtrauen gegen Silber hegen. Banknoten tragen überall in China die Werthbezeichnung in Silber. Man kann daher mit gutem Rechte behaupten, daß die Chinesen eine Kupferwährung haben. Die einzige Münze, die überall im weiten himmlischen Reiche angenommen wird, ist das durchlöcherte Kupferstück. Versuche, in China selbst geprägte Silbermünzen in weiterem Umfange einzubürgern, sind bisher nicht geglückt. So ließ der Vicekönig von Kanton Anfang der 90er Jahre Dollars und kleinere Silbermünzen schlagen. Aber die Chinesen im Innern seiner Provinzen zeigten ebensowenig Verlangen nach diesen sehr schön aussehenden neuen Geldstücken mit chinesischer Inschrift wie nach den bisher an der Küste hauptsächlich gangbaren mexicanischen Piastern. Noch im Jahre 1896 hat der Vicekönig Tschangtschitung in Watschang am mittleren Yantsekiang einen ähnlichen Versuch gemacht. Die in seiner Münze geprägten Dollars mit der Aufschrift „Hupeh Province“ und der Werthbezeichnung in englischer Sprache waren gleichfalls recht gut gerathen; dennoch erzielte Tschang ebensowenig Erfolge damit wie sein College in Kanton. Da, wie schon oben erwähnt, der Handelswerth des Käsch ein sehr geringer ist, so ist er überaus geeignet für den Kleinverkehr. Er macht es möglich, daß auch mit dem winzigsten Gegenstand Handel getrieben werden kann. Der Chinese kauft ein Schnittchen von einer Birne, einer Nuß, ein Dutzend gerösteter Bohnen, einen Becher Melonenkerne, eine Tasse Thee oder er raucht einige Pfeifen Tabak, Alles für einen Käsch. Wer nicht Geld genug hat, eine Orange zu bezahlen, kauft eine halbe. So sind in China eine Menge kleiner Industrien entstanden, von denen Millionen Menschen leben. Mit 200 Käsch Capital macht der Chinese schon eine Handelsspeculation. Für die Almosenempfänger ist der Käsch von hohem Werth; denn wer einem Bettler einen Käsch verweigert, muß selber schon sehr arm sein. Ein chinesischer Kaiser verdoppelte einmal den ganzen Werth an Käsch einfach durch die Bestimmung, daß jeder Käsch fortan den doppelten Werth haben sollte. In manchen Provinzen findet man Stücke mit diesem Vermerk. Einem anderen Kaiser fiel es ein, Käsch aus Eisen herzustellen, um seine Truppen damit zu besolden. Da die Soldaten für das Geld keine Abnehmer fanden, wurde es massenhaft an der Großen Mauer vergraben. Spuren aber haben diese eisernen Käsch hinterlassen. Als nämlich das Volk sich hartnäckig sträubte, sie zu nehmen, traf man die Bestimmung, daß 80 bezw. 70 Kupferkäsch den Werth von 100 haben sollten, wenn dafür 15 eiserne dazugenommen würden.

Eine große Wohlthat für den Verkehr sind die Bankbillets, welche man bei den Geldwechslern bekommt, und ohne die man fast kein irgendwie nennenswerthes Geschäft machen könnte. Am verbreitetsten sind die Noten in den nördlichen Provinzen. In Shengking sind Käschnoten im Werthe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark im Umlauf. Der Werth der einzelnen Scheine bewegt sich zwischen 100 und 100000 Käsch. Am gebräuchlichsten sind diejenigen,

die auf Beträge von 500 bis 5000 Käsch lauten. Höhere Noten kommen nur in geringerer Anzahl vor und dienen weniger zum Umlauf als zum Ausgleich einzelner, bestimmter Zahlungen. Freilich haben diese Banknoten auch ihre Mängel. Manche sind Discontos ausgesetzt, manche wieder nur in einem gewissen Umkreise, etwa dem Raume einer halben Quadratmeile, anzubringen. Dazu kommt die Möglichkeit des Bankerotts der Banken. Der Nennwerth der Banknote ist ferner nicht gestempelt, sondern in einer so kritzlichen Handschrift geschrieben, daß man ihn nicht ohne Uebung entziffern kann. Selbst Chinesen nehmen oft eine Zwanzig-Tiau-Note für eine Zwei-Tiau-Note. Die Käsch- und Banknotenübelstände sind übrigens noch ein wahres Ideal der Einfachheit und Ordnung gegen die Silbergeldverhältnisse. Diese zeigen fast beinahe eine ebensolche Verwirrung, wie der chinesische Kalender. Man muß unterscheiden zwischen Silbermetall, Silberrechnungsmünzen (fingirte Einheiten) und wirklich gemünztem Silber. Zunächst ist das Silber in Form kleiner Barren oder Stangen in Umlauf, die die chinesische Bezeichnung sai zee (sycee) führen, was eigentlich soviel bedeutet wie reine Seide, also ein Metall, das sich so fein wie Seide ausziehen läßt. Es ist in der That reines, feines Silber, aber sehr verschieden in Form und Gewicht. Die Provinz Yünnan hat z. B. viereckige Silberbarren mit einem Vorsprung am Ende und einem Gewicht von 200 g. Die reiche Provinz Szetschwan hat Silberbarren von 400 g Gewicht in der Form eines halben Eies und eine andere Provinz am linken Ufer des Blauen Flusses führt gar Silberklumpen im Gewicht von 2 kg, welche die Form von kleinen Schuhen haben. Die Prüfung der Silberbarren wird vorgenommen von den Prüfungsämtern, die in den Hauptstädten ihren Sitz haben, und basirt auf Beobachtungen, die sich aus längerer Praxis ergeben. Sie erstrecken sich auf Farbe und mehr oder weniger glattes Aussehen des Metalles. Je weißer dieses ist, je kleinere Kreise und Vertiefungen es aufweist, desto reiner ist das Silber. Nachdem das Stück gewogen ist, wird das Gewicht vermittelst chinesischer Tusche darauf vermerkt und, wenn der Feingehalt größer ist als der in Shanghai übliche, dies durch einen Stempel bezeugt; minderwerthige Stücke werden umgeschmolzen. Trotz des Stempels giebt der Verkehr mit diesen Silberbarren zu den großartigsten Betrügereien Anlaß; denn das Gewicht stimmt immer nur annähernd. Deshalb ist es rathsam, eine Summe, die in solchen Barren ausgezahlt wird, immer sofort nachzuwiegen. Jeder richtige chinesische Handelsmann, erzählt Seulfort, trägt beständig in den weiten Aermeln seines Kleides eine Waage mit sich, und wenn er noch gewitzter ist, dann zwei, die eine zum Einkauf und die andere zum Verkauf. Die zum Einkauf wiegt natürlich immer zu reichlich, die andere immer zu wenig.

Das Gewicht und demgemäß der Werth der Silberbarren wird in Taëls ausgedrückt, und ein Taël ist für China die Rechnungsmünze etwa wie in England das Pfund. Schon bei der Frage nach dem Gewicht eines Taëls stoßen wir aber auf Schwierigkeiten. Im Verkehr mit dem Auslande gilt der Taël von Kanton, der 37,783 g wiegen soll, aber gewöhnlich nur 37,58 g wiegt. Der Champing- oder Shanghai-Taël wiegt 36,6 g. Hierzu kommt der Hai-koan- oder Zoll-Taël, der bei Ein- und Ausfuhrregulirungen in Anwendung kommt. 100 Kanton-Taël sind gleich 102½ Shanghai-Taël, 100 Hai-koan-Taël gleich 111,40 Shanghai-Taël und 100 Kanton-Taël gleich 98 Hai-koan-Taël. Außerdem hat jede Stadt mehrere besondere Taël. Tientsin hält in dieser Beziehung den Record. Der dort bei den Geschäften übliche Taël ist der Hang-ping-Taël, der 4½ bis 5 und sogar 6½ % mehr werth ist als der Shanghai-Taël. Außerdem giebt es: den Taël des Finanzministeriums = 103,96 Hang-ping-Taëls, den Kanton-Taël = 104,38, den des Kaiserlichen Zollamtes = 103,40, den des städtischen Zollamtes = 102,80, den officiellen städtischen Taël = 103,34, den Salzsteuer-Taël = 103,20, den Taël für das nördliche Grenzdepartement = 103,22, den Taël von Shantung = 103,44 Hang-ping-Taëls. Damit nicht genug herrscht ein stillschweigendes Uebereinkommen, daß die ausländischen Händler bei Entrichtung der Zollgebühren statt 104,38 volle 105 Taël zahlen müssen; aber für die Chinesen hat man den Gegenwerth von 100 Taël Hai-koan unter nichtigen Vorwänden auf 106,15 erhöht. Es ist unmöglich, alle im Reiche der Mitte üblichen Sorten von Taël aufzuzählen. Der Merkwürdigkeit wegen sei nur noch erwähnt, daß es z. B. in Kion-kiang Barren von 24 und 52 Taël giebt, welche man gleichmäßig bei Ein- und Verkäufen verwendet. Die in Taël berechneten Handelsoperationen werden entweder in Dollars oder in Silberbarren regulirt. In der Provinz Tschili circuliren kleine auf einer Seite abgeplattete, runde Taëlstücke, wahrscheinlich das Ergebniß vielfacher, vorhergegangener Theilungen. Die Banken nehmen davon nur 992 haltige. So muß man denn in China stets orientirt sein, welche Sorte Taël für bestimmte zu leistende oder zu empfangende Zahlungen gilt. Wird doch z. B. in Peking die Miethe in der leichtesten Sorte, der von Kanton, bezahlt, während im Geschäftswesen der schwerere Hang-ping-Taël gilt u. s. w. Der Hang der Chinesen, Unterhandlungen endlos in die Länge zu ziehen, verschlimmert die Sache noch mehr, sodaß ein mit solchen Gebräuchen unbekannter Europäer wohl darüber den Verstand verlieren könnte. Das den Europäern am besten bekannte Zoll-Taël wurde durch den Vertrag von 1858 festgelegt und hat 37,8 g; es war früher etwa 7 ℳ werth, heute nur noch 3,20 ℳ. Das Taël wird wieder eingetheilt in 10 tsien, dieses in fen (Kandorin), dieses wieder in 10 li. Ein li wird gewöhnlich als gleichwerthig mit dem Käsch betrachtet, obgleich zwischen Silber- und Kupfergeld kein bestimmter Zusammenhang besteht. Da das Silber viel mehr im Preise gesunken ist als das Kupfer, erhielt man für ein Taël im Jahre 1896 nur noch 1200 Käsch gegen 1500 im Jahre 1886 und gegen 1600 im Jahre 1876. Das ganze Gewicht- und Maßsystem in China ist ein fehlerhaftes. Trotz aller Hilfsmittel der Wissenschaft hat man es auch in Europa nicht leicht gefunden, einen Mustermaßstab festzustellen. Jedes Maß, es mag gefertigt sein aus welchem Material es will, ändert sich mit der Zeit und unter den verschiedenen klimatischen Verhältnissen. Die chinesischen Maße ändern sich aber nicht infolge des Einflusses der Witterung, sondern nach dem Gutdünken des Fabrikanten und Kaufmannes, der die Straßen mit seinen platten, langen und kurzen Stäben auf der Schulter durchwandert und mit einem Hammer und einer Anzahl kleiner, kupferner Nägel ausgerüstet ist. Kommt nun ein Käufer, so fragt jener zuerst, welche Taël- oder Kättigröße gewünscht werde, und schlägt dann je nach der Bestellung die Stifte ein. Braucht der Käufer eine Waage, um zu kaufende Waaren damit zu prüfen, so bestellt er natürlich ein Kätti von 16 Unzen; braucht er aber eine Waage, um zu verkaufende Waaren darauf vorzuwägen, so wird eine solche je nach der Habgier und Verschlagenheit des Betreffenden von zwei bis drei Unzen zu wenig bestellt. Man kann sich die Wirkung dieses commerziellen Chaos denken. Niemand schenkt der Waage des Anderen ein unbedingtes Vertrauen; er weiß ja, wie sie gemacht werden! Ebenso braucht man nur ein Silberstück von einer Wechslerstube zur anderen zu tragen und sich Gewicht und Marktpreis in jeder bestimmen zu lassen, und man wird sofort finden, daß eine Differenz von mehreren Procenten im Gewichte wie im Preise vorhanden ist, weil die verschiedenen Wechslerstuben verschiedene Silberwaagen haben und ein eigentlicher Marktpreis nicht besteht. Man muß daher hin und her rathen, und einen Durchschnittspreis suchen. Diese Willkürlichkeiten in der Berechnung des Käsch, im Gewicht und im Marktpreise des Silbers machen es für Jeden, der in diese Dinge nicht eingeweiht ist, außerordentlich schwer, Geschäfte zu machen, ohne Verluste zu erleiden. Es ist daher sehr gewöhnlich, daß, wer in einen anderen als seinen Geburtsdistrict zieht, dort einen hier Geborenen in sein Geschäft aufnimmt. — Was nun geprägtes Geld betrifft, so scheinen früher in China Gold- und Silbermünzen existirt zu haben; man hat sie aber schon seit Jahrhunderten aufgegeben, wahrscheinlich wegen zu arger Fälschungen. In den Jahren 1838 bis 1844 versuchte man von Amoy aus einer Art silbernen Piaster oder Dollar in Umlauf zu bringen; aber diese Münze hatte keinen Erfolg, weil sich reines Silber zu schnell abnutzt. Auch spätere Versuche sind, wie wir schon erwähnt haben, fehlgeschlagen. Das einzige gemünzte Geld, mit dem der chinesische Handel sich hat befreunden können, waren ausländische Geldstücke, namentlich spanische und mexicanische Piaster, die indische Rupie, der Handelsdollar der Vereinigten Staaten und das japanische Yen. 1866 richteten die Engländer in Hongkong eine Münzwerkstatt ein und prägten dort für China einen neuen Dollar mit Untereinheiten in 50, 20, 10 und 5 Cents-Stücken. Im Ganzen wurden noch nicht 3 Millionen Dollars ausgegeben; denn die Chinesen wiesen den Hongkong-Dollar zurück, die Münze wurde ohne Sang und Klang geschlossen und die Werkzeuge nach Jahren verkauft. Ein ähnliches Schicksal wird wohl der britische Dollar erleiden, der seit dem 2. Februar 1895 in Bombay geprägt wird und 1895/96 in über 3 Millionen und 1896/97

in über 6 Millionen Stück ausgegeben wurde. Der französische indo-chinesische Piaster vom Jahre 1884 kommt oft nach China hinein, aber meist ist es die erste Sorge Derer, die ihn erhalten, ihn einzuschmelzen, wenn sein Metallwerth den des japanischen Yen übersteigt. Seit 1895 wird er infolge dessen in einem geringeren Gewichte geprägt. Daß die Schöpfung einer nationalen Münze in China eine wirkliche Nothwendigkeit ist, wird nach diesen Ausführungen wohl Niemand mehr bestreiten. Man hat auch schon Versuche dazu gemacht. Seit 1890 besteht eine Münze in Kanton, und später folgten solche in Tientsin, Nanking rc., aber der dort geprägte Dollar oder Drachen ist noch immer den Münzsammlern besser bekannt als den Kaufleuten, obgleich jährlich wohl für einige Millionen Taëls Münzen geprägt werden. Die Bankiers in Südchina pflegen jeden bei ihnen vorkommenden Dollar oder Piaster mit einem Zeichen zu versehen, dessen Vorhandensein sie verpflichtet, die Münze zu dem bestimmten Werthe wieder anzunehmen. Mit der Zeit werden die Geldstücke dadurch fast unkenntlich und so ausgehöhlt, daß man sie nicht mehr in Rollen verpacken kann. Sie werden dann nur nach Gewicht genommen und schließlich eingeschmolzen. In Shanghai geschieht die Markirung in Form eines Stempels mittelst chinesischer Tusche. Die Parität zwischen Taël und Piaster wird jeden Tag je nach Angebot und Nachfrage festgestellt. In Shanghai geschieht dies sogar vier Mal am Tage an einer bestimmten Börse. Desgleichen treten die maßgebenden Bankiers in Peking jeden Vormittag zusammen und vereinigen sich über den Cours des Käsch, welcher dann durch Taubenpost sofort den entfernter wohnenden Geldwechslern mitgetheilt wird. Während der großen Seiden- oder Theeernten, oder wenn die Piaster infolge irgend eines Umstandes knapp sind, pflegt der Cours zu steigen, sodaß statt der 72,6 im Jahre 1897 für 100 Piaster z. B. 78 Taël gezahlt wurden. Für den Verkehr der Europäer hat sich vorzugsweise der Piaster als Zahlungsmittel eingebürgert. Derselbe hat einen Feingehalt von 0,902. Die Bemühungen der Amerikaner, einen 0,900 haltenden, an Gewicht dem mexicanischen Piaster etwas überlegenen Dollar in Umlauf zu setzen, sind gescheitert, ebenso wenig haben das japanische Yen und der Drachendollar von Kanton den mexicanischen Piaster verdrängen können. Die Unbequemlichkeit ihres schweren Geldes im Handel und Verkehr brachte die Chinesen schon frühzeitig auf die Idee der Anwendung von Papiergeld. Und zwar bedienten sich viele Jahrhunderte vor der Ausgabe der ersten Banknoten in Europa die Chinesen bereits in ausgedehnter Weise des Papiergeldes als Zahlungsmittel. In Zeiten der Noth ist im Mittelalter wohl in Europa der Versuch gemacht worden, an Stelle des Metallgeldes gestempelte Leder- oder Pergamentstücke auszugeben. So mußte der Hohenstaufe Friedrich II. bei der Belagerung von Faënza zu diesem äußersten Mittel greifen, um seinen Soldaten Löhnung zu verschaffen. Das blieben indessen Nothbehelfe, die nicht zu dauernden Einrichtungen wurden. Die ersten Banknoten in Europa hat im Jahre 1661 die Stockholmer Bank in Umlauf gebracht, sogen. Transportzettel, die noch keine erhebliche Verbreitung erlangten. Mit der Gründung der Bank von England im Jahre 1694 erst begann der Banknotenverkehr sich in regelmäßiger Weise zu entwickeln. In China dagegen befand sich nach der geschichtlichen Ueberlieferung schon im 9. Jahrhundert nach Christo, während der Regierung des Kaisers Hsien-Tung Papiergeld im Umlauf. Wer der Erfinder dieser Finanzmaßregel war, und wann dieselbe zuerst in die Geschichte des chinesischen Staates eingreift, läßt sich heute genau nicht feststellen. Im Jahre 806 n. Chr. erließ die chinesische Regierung an die Kaufleute die Aufforderung, nach der Landeshauptstadt (damals Kaifenghu) zu kommen, um gegen baares Geld Noten in Empfang zu nehmen. Die Ausgabe der letzteren war zur Erleichterung des Handelsverkehrs erfolgt; den Kaufleuten sollte ermöglicht werden, größere Summen mit sich zu führen, ohne eine Metalllast, wie das Kupfergeld sie darstellte, befördern zu müssen. Das Papiergeld konnte in jeder Provinzial-Hauptstadt beim Schatzmeister gegen baare Münze umgetauscht werden. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts wurde ein Versuch mit der Ausgabe von Privatbanknoten gemacht. Es war in der Provinz Szetschuen infolge Kupfermangels eisernes Geld eingeführt worden. Da dieses seiner Schwere wegen im Handel sehr lästig war, wandte sich eine Anzahl reicher Kaufleute mit der Bitte an die Regierung, ihnen die Ausgabe von Papiergeld zu gestatten. Diesem Ersuchen wurde entsprochen. Die Noten sollten auf eine größere Anzahl Schnüre Kupfergeld lauten und binnen 3 Jahre eingelöst werden. Nachdem indessen einige der Notenausgeber Bankbruch erlitten hatten, ging das Vertrauen zu den Privatbanknoten verloren. Die Ausgabe der letzteren wurde verboten, an ihre Stelle trat wieder Staatspapiergeld. Das Regierungsbüreau in Jitschau (Provinz Szetschuen) wurde ermächtigt, Noten bis zum Betrage von 1¼ Millionen Schnüren Käsch zu verausgaben. Im Jahre 1126 ging Nordchina an die Tataren verloren. Die Sung-Dynastie, welche ihr verkleinertes Reich von Hongtschau aus weiter regierte, gab dem Papiergeld große Verbreitung, da infolge der ungünstigen politischen Lage Mangel an Metall eintrat. In allen Provinzen wurden Bureaus zur Notenausgabe errichtet und alle Zahlungen an Beamte und Soldaten wurden in Papier geleistet. Unter dem Kaiser Tschin-Shi (1154) unterschied man große und kleine Noten. Die ersteren (ta = tschao) lauteten auf 1 bis 10 Kuan (1 Kuan = 1000 Käsch), die kleinen (haiao = tschao) auf 100 bis 500 Käsch. Die Banknoten hatten einen mit Blumen verzierten Rand. Außer der Werthangabe befanden sich auf denselben die Worte „Auf kaiserlichen Befehl gedruckt" und „bescheinigt von dem Schatzamte" nebst der Namensunterschrift des Vorstehers oder Secretärs dieser Behörde. Oberhalb der Zahl stand die Strafandrohung, wonach Fälscher von Noten die Todesstrafe erleiden sollten, und die Verheißung einer Belohnung von 300 Käsch an Jeden, der einen Fälscher der Regierung überlieferte. Ferner waren die Bureaus bezeichnet, bei welchen die Note ausgegeben war bezw. gegen baar umgetauscht werden konnte. Für das Umwechseln mußten einige Käsch bezahlt werden. Die eingelöste Note wurde von dem Vorsteher des Finanzbureaus mit einem Vermerk über die erfolgte Auszahlung des Betrages versehen. Die Maschinen, mittelst deren die Noten gedruckt wurden, waren anfänglich aus Holz gefertigt. Seit 1276 kamen jedoch kupferne Maschinen zur Anwendung. Die ausgegebenen Noten erwiesen sich indessen nur als praktisch in dem Handelsverkehr großen Maßstabes. Da das gewöhnliche Volk in China bei seiner beispiellosen Bedürfnißlosigkeit im Stande ist, tagüber von wenigen Käsch d. h. von wenigen Pfennigen zu leben, so hatten die ausgegebenen Banknoten in den oben angegebenen Werthen für das Gros des Volks keine Bedeutung, weil für dieses jede von ihnen schon ein eigentliches Vermögen darstellte. Um daher auch das Volk der neuen Einrichtung theilhaftig werden zu lassen, gab man Noten von noch geringerem Werthe heraus, nämlich im Werthe von etwa 0,72, zweimal 0,72, dreimal 0,72, fünfmal 0,72, siebenmal 0,72 ℳ rc. Die Noten besaßen sämmtlich Zwangscours. Oeffentliche Cassen wurden vom Staate in sämmtlichen größeren Gemeinden eingeführt. Alle sieben Jahre wurden die Papiere eingezogen und durch neue ersetzt. Die Agiotage auf Staatspapiere wurde verboten und dieselbe dadurch der Speculation entzogen. Nach Vertreibung der „goldenen Tataren-Dynastie" durch die Mongolen wurde der Papiergeldumlauf noch gefördert; indeß gelang es nicht mehr, die Noten auf dem angegebenen Werth zu halten. Sie fanden nur noch zu einem niedrigen Course Abnehmer. Unter der Ming-Dynastie (1368 bis 1644) kam der Notenumlauf wieder in geregelte Bahnen. So finden wir unter den Kaisern dieser Dynastie den Cours der Banknoten bereits officiell in den Decreten der kaiserl. Schatzverwaltung aufgezeichnet und erfahren z. B. an einer Stelle derselben, daß eine der größeren Banknoten zu dem Wechselcours gleich einem Bündel von 2000 (aufgefädelten Käsch), eine geringere Note gleich einem solchen von ½ 1000 notirt wird. Als zu Anfang des 17. Jahrhunderts durch den Außenhandel mexicanisches und peruanisches Silber in bedeutenden Mengen in Kanton eingeführt wurde, trat das Bedürfniß nach einem Münzersatz durch Papier vorübergehend zurück. Das Papiergeld wurde daher 1620 abgeschafft. Doch schon der erste Kaiser der folgenden Dynastie, des noch heute herrschenden Tsing-Hauses, führte im Jahre 1651 das Papiergeld wieder ein. Zwar wurde dasselbe wenige Jahre später schon zurückgezogen; es bildete sich jedoch an seiner Stelle das Privatbanknotenwesen mehr und mehr aus, welches fortan bis in die Gegenwart den Geldmarkt beherrscht hat. Während der Regierung des Kaisers Hsien-feng wurden im Jahre 1853 von Neuem Staatsbanknoten ausgegeben. Ihre Einführung in den Verkehr wurde dadurch befördert, daß man den Beamten einen Theil ihres Gehaltes in Papier zahlte, und daß man die Banken und großen Leihhäuser zwang, die Noten an Stelle von klingender Münze anzunehmen. Man gab vier Sorten von Noten aus, im Werthe von 400, 1000, 1500

und 2000 Käsch. Zur Herstellung derselben wurde dickes, weißes Papier benutzt, die Aufschrift war mit blauer Tinte gedruckt. Der Werth dieser Noten fiel indessen sehr bald; sie wurden schließlich zu einem geringfügigen Preise verschleudert und schwanden Anfang der sechsziger Jahre vollständig aus dem Verkehr. 1877 ersuchten die europäischen Mächte in einer Collectivnote die chinesische Regierung um eine Reform des herrschenden Münzsystems. Der betreffende Minister erkannte die Richtigkeit der angeführten Argumente an, geruhte auch seine eigene Zustimmung auszudrücken, bemerkte aber, daß vor Ausführung einer solchen Aenderung nach alten Gesetzen erst die Provinzialmandarinen zu Rathe gezogen werden müßten. Diese Herren sprachen sich natürlich einmüthig gegen eine Reform aus, und so unterblieb dieselbe, wohl nur, weil die Banken und die Mandarinen bei dem alten System besser im Trüben fischen können. Einer Vereinfachung würden gerade sie jedenfalls deshalb den zähesten Widerstand entgegensetzen. Wirklich durchgreifende Reform liegt auf diesem wie auf jedem anderen Gebiete noch in nebelhafter Ferne und ist abhängig von manchem „Wenn".

Dr. A. Serbin.

Bücherbesprechungen.

— Den in Leipzig und in Sachsen sicher zahlreich vorhandenen Freunden der durchaus originalen Forscherpersönlichkeit Houston Stewart Chamberlain's wird die Mittheilung willkommen sein, daß sich seine „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" soeben anschicken, in einer zweiten Auflage (München, F. Bruckmann A.-G., 1900) in die weite Welt zu gehen. Und zwar thun sie das in doppelter Gestalt: a) in einer ihre Anschaffung erleichternden Lieferungsausgabe (zwölf Lieferungen zu je 1,50 *M.* in Zwischenräumen von je 14 Tagen) und b) in einer dauerhafteren Bandausgabe (in Halbfranz 22 *M.*, in Ganzleder 30 *M.*). Inhaltlich stimmt diese 2. Auflage, die der ersten (vergl. Wiss. Beilage Nr. 39 vom 1. April 1899, S. 155 f.; Nr. 80 vom 13. Juli 1899, S. 342 f.; Nr. 144 vom 9. December 1899, S. 600) fast auf dem Fuße folgt, beinahe wörtlich mit ihr überein, nur einige thatsächliche Irrthümer und stilistische Ungleichheiten hat der Verfasser verbessern können. Ohne daß er für die in werthvollen Kritiken der 1. Auflage niedergelegten Anregungen etwa undenkbar wäre, hielt er doch — und das mit Recht — die Zeit noch nicht für gekommen, wesentliche Aenderungen anzubringen. Wer wie Chamberlain aus dem Ganzen arbeitet, kann nicht leicht am Einzelnen ändern. Oder die „Grundlagen" hätten ihren künstlerischen Charakter sofort verloren. Ht.

— Zur Kritik des modernen Dramas. Vergleichende Studien von Rudolf v. Gottschall. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 5 *M.* — Diese hier zusammengestellten Aufsätze, die schon einzeln in Zeitschriften erschienen waren, beschäftigen sich meist mit dem jüngsten Deutschland. Es liegt auf der Hand, daß man da oft mit dem Verfasser im Schlamme waten muß und daß man sich häufig mit Persönlichkeiten befaßt, von denen es zweifelhaft erscheint, ob sie überhaupt der ernsthaften Betrachtung werth sind. Jedenfalls muß Gottschall das nachgesagt werden, daß er sich bis ins Einzelne hinein mit dieser Bewegung, die er selbst als abgeschlossen bezeichnet, beschäftigt hat, eine Arbeit, der sich mancher Andere nicht hätte unterziehen mögen. Gottschall selbst bekennt in seinen Erinnerungen, daß er in seiner Jugend einmal jüngstdeutsch gewesen ist. Später galt er als Gegner dieser Richtung, ja wurde von den Anhängern derselben angefeindet. Ob man nach diesen Studien die Behauptung, er sei ein Feind der Moderne, aufrecht erhalten wird, bleibe dahingestellt. Eher wird man sein Urtheil corrigiren müssen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Jemand, der sich so eingehend mit einer Schule beschäftigt, die ihn oft selbst anekeln muß, dieselbe wohl als zu wichtig ansieht, sie vielleicht auch überschätzt. Sicher ist, wenn Gottschall davon schreibt, daß es eine Epoche war, in der antiquarischer Kram und öde Bänkelsängerei die Vorherrschaft hatte, gegen die sich das jüngste Deutschland richtete, daß dies nur cum grano salis zu verstehen ist. Nur dem oberflächlichen Zuschauer im Publicum konnte die Epoche so erscheinen; tiefer Blickende sahen mehr. Entstanden und erschienen nicht in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Hauptwerke von C. F. Meyer, lebte, wenn Keller auch todt ist und nur noch sein kritisches Alterswerk Martin Salander in dieses Jahrzehnt hineinragt, nicht Widmann noch, der Verfasser der Maikäferkomödie? Das Bild, das Gottschall da von der neuesten deutschen Literatur entwirft, stellt sich in Wahrheit doch etwas anders, besser heraus und entbehrt der hellen Farben nicht. Doch nun zum Inhalt, der vielfach sehr dankenswerth ist. Wir werden da unterhalten von der Aesthetik des Häßlichen, ein Thema, das schon der Philosoph Rosenkranz erörterte, heutzutage aber sehr zeitgemäß ist. Dann vom Dialekt im Drama, über dessen Berechtigung in richtigem Umfange sich vielleicht doch noch mehr ins Treffen führen läßt, als Gottschall es gestattet, der der Mundart auf der Bühne nicht günstig gesinnt ist. Endlich vom Monolog im Drama, der ja neuerdings von gewissen Aesthetikern in Bann gethan worden ist, sehr zu Unrecht, da der echte Monolog, so weit er wirklich Ausfluß leidenschaftlicher Erregung ist, sehr wohl seine Berechtigung hat, so daß sich zu seinen Gunsten noch viel mehr beibringen läßt, als es von Gottschall geschehen ist. Bekanntlich giebt es aber auch einen falschen, unberechtigten Monolog, der nur erzählt und Nothbehelf zur Ergänzung der Handlung ist, und diesen geben wir gern preis. Die Vergleiche (Jung- und jüngstdeutsch im 18. und 19. Jahrhundert, ja in der weiter abliegenden Vergangenheit, z. B. bei den altbritischen Stürmern und Drängern, den Zeitgenossen Shakespeare's, die so sehr hinter diesem zurückstehen) zeigen, daß es eben nichts Neues unter der Sonne giebt und daß Ben Akiba doch Recht behält. Daraus zu lernen ist allerdings nicht Jedermanns Sache. Dazu gehört Selbsterkenntniß und guter Wille und die hat nicht ein Jeder. Alles das beweist nicht nur Gottschall's großen Fleiß, sondern auch seine seltene Belesenheit und philosophische Durchbildung. In diesem Punkte steht er den zeitgenössischen Schriftstellern, die darauf zu ihrem Schaden keinen großen Werth mehr zu legen pflegen, voran. Das Buch kann, wenn man es recht zu lesen weiß und sich sein eigenes Urtheil wahrt, viel Gutes stiften. J. R.

— Die Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit von Carl Barthel. Zehnte Auflage, neu bearbeitet und fortgesetzt von Max Seeberg. Vierte und fünfte Lieferung. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1899. — Die zehnte Auflage des Barthel'schen Werkes schreitet rüstig vorwärts; sie wird ihren Platz neben den Literaturgeschichten des neunzehnten Jahrhunderts behaupten, die von den Privatdocenten norddeutscher Universitäten ausgehen, aus dem Schoß der Scherer'schen Jüngerschaft, die allerdings unermüdlich ist in derartigen Veröffentlichungen, die aber alle nach derselben Schablone verfaßt sind und das Loblied der großen Realisten und der jüngstdeutschen Genies bis zu ihren unreifsten Nachbetern singen. Daß Barthel nicht auf dem Standpunkt der Clique steht, giebt seinem Werke ein gewisses Gegengewicht gegen jene Literaturgeschichten, und das wird Jeder anerkennen, mag er auch den theologischen Standpunkt des Verfassers, der sich aber nie unduldsam zeigt, nicht theilen. Der Abschnitt über geistliche Liederdichtung, welchen die vierte Lieferung enthält, ist natürlich sehr eingehend und vollständig. Unter den Dichtern religiöser und vaterländischer Gesinnung sind allerdings Poeten von sehr verschiedener Dichtart zusammengefaßt; neben Geibel und Redwitz Hebbel und Ludwig, Wilibald Alexis, Gustav Freytag, Theodor Fontane, welcher letztere hier, von den Modernen, die ihn für sich in Anspruch nehmen, losgelöst, dem Dichter der „Ahnen" die Hand reicht. Hebbel und Ludwig hätten vielleicht besser ihren Platz in dem folgenden Abschnitt gefunden, der das deutsche Drama behandelt und von Grillparzer und Halm den Faden bis zur Schaubühne der Gegenwart fortführt. Die Dramen von Wilbrandt, Gutzkow, Putlitz, Brachvogel, Lindner werden, wenn auch in sehr willkürlicher chronologischer Reihenfolge, treffend charakterisirt: etwa zwölf Seiten sind den Dramen und Dichtungen von Rudolf v. Gottschall gewidmet, deren Bedeutung hoch gestellt wird; noch etwas eingehender wird Ernst v. Wildenbruch gewürdigt. Auf das Drama folgt der Roman und auch hier sind die Charakterköpfe der hervorragenden Romanschriftsteller scharf silhouettirt. In den noch nicht erschienenen beiden letzten Lieferungen werden die Werke der „Modernen" besprochen werden, wie man annehmen darf, ohne einseitige Ueberschätzung und ohne übelwollende Verkleinerung. **

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 74. Donnerstag, den 21. Juni, Abends. 1900.

Wie der Tabak befehdet wurde.

Culturhistorische Skizze von Martin Beck.

Der Tabak ist in culturhistorischer Hinsicht ein sehr ausgiebiges und merkwürdiges Object und hat deswegen schon oft und unzählige Federn in Bewegung gesetzt. Im Folgenden hoffen wir indessen manche weniger allgemein bekannte Historien vom Tabak und seinen Freunden und Feinden vorzuführen.

1496 erhielt man in Europa die erste Nachricht vom Tabak. Columbus hatte bei seiner zweiten Rückfahrt aus Amerika auf der Insel St. Domingo, jetzt Hayti, einen spanischen Mönch Romana Pano zurückgelassen. Der meldete in einem Berichte aus dem genannten Jahre, daß die Eingeborenen jener Insel die sonderbare Gewohnheit hätten, ein Kraut, Namens Kohoba aus Pfeifen zu rauchen, die sie Tabakos nannten. Sie wickelten auch ein trockenes Blatt dieses Krautes in ein Maisblatt, zündeten das eine Ende der Rolle an und sogen Rauch aus dem anderen Ende. Diese Rollen nannten sie ebenfalls Tabako. Die Pfeifen, die die Indianer gebrauchten, bildeten ein gabelförmiges Rohr, dessen Gabelenden sie in die Nasenlöcher steckten, während sie das andere, trichterförmige Ende über ein Becken hielten, auf dem dürre Kohobablätter dampften. So zogen sie den Rauch ein. Auch auf dem Festlande von Amerika trafen die Spanier dieselbe Sitte an. Die Tabakspflanze nannte man dort aber Petum nach einem brasilianischen Worte. Frische Kohobablätter benutzten die Indianer als Wundkraut. War Jemand krank, so erfüllten sie seine Hütte mit Tabaksrauch, um ihn zu heilen oder wenigstens die Schmerzen zu lindern. Wie sie zuerst auf den Gebrauch des Tabaks gekommen sind, blieb unaufgeklärt. Ihnen war das Kraut heilig. Es sei ein Geschenk Gitche Manitu's, der, wie alle guten Geister, ein eifriger Tabaksraucher sei und den Menschen das Rauchen gelehrt habe. Der Bruch der rothen Pfeifensteine ist noch heute das Nationalheiligthum der Indianer. Die Farbe des Steines soll auf ihre Hautfarbe hindeuten. Jeder Krieger sucht diesen Bruch auf, um sich hier sein Calumet, die mit Adlerfedern verzierte Friedenspfeife, zu holen. Ein Feuer, in das die besten Tabaksblätter gestreut werden, soll dem Großen Geiste ein Dank- oder Versöhnungsopfer sein. Beim Rauchen der Friedenspfeife wurde zuerst Rauch gegen die Sonne und dann nach allen vier Himmelsgegenden geblasen, um die friedliche Gesinnung gegen die ganze Welt zu bekunden. In Mexiko fanden die Spanier 1519 das Tabaksrauchen allgemein verbreitet. Die Mexikaner mischten dem Tabak noch Rosenblätter und wohlriechende Harze bei. Ihre Schilfrohrpfeifen waren mit Blumen und Thieren bemalt und kunstvoll mit Gold verziert. Mit Vorliebe rauchten sie nach dem Mahle. König Montezuma und sein Hof griffen stets nach der Tafel zum duftenden Rohre. Der König ließ es sich von den schönsten Mädchen reichen und anzünden. Auch gekaut und geschnupft wurde der Tabak in Mexiko. Die Spanier durften die angebotenen Friedenspfeifen der Indianer nicht abweisen. Und bald fanden sie selbst Gefallen am Rauchen. Sie nannten die Pflanze Tabak, nicht nur die Pfeifen, und bezeichneten eine kleine Antilleninsel, wo diese Pflanze in auffälligen Mengen wuchs, Tabago. Die Annahme, auf dieser Insel hätten sie zuerst Tabak gefunden und ihn nach der Insel benannt, ist also falsch. Nach Europa brachte man anfänglich nur Tabaksamen und zwar erst 1558. In einigen Gärten zu Lissabon zog man die ersten Pflanzen aus diesem Samen. Hier sah sie Jean Nicot, der französische Gesandte am portugiesischen Hofe. Die stattlichen Pflanzen mit den schönen, blaßrothen Blüthen gefielen ihm. Als er 1560 nach Paris zurückkehrte, nahm er Ableger davon und Samen mit und schenkte sie als botanische Merkwürdigkeit der damaligen Regentin von Frankreich, Katharina von Medicis. Das Geschenk wurde beifällig aufgenommen und dem botanischen Garten zu Paris überwiesen. Der Hof gab der neuen Zierpflanze den Namen herbe à la reine, Pflanze der Königin, oder auch herbe d'ambassade, Gesandtschaftspflanze. Die Gelehrten nannten sie dagegen nach dem Ueberbringer herbe Nicotiane oder lateinisch herba Nicotiana. Diesen Namen hat der Tabak in der botanischen Nomenclatur auch behalten (Nicotiana tabacum nach Linné). Ebenso lebt Nicot's Name im Nikotin fort, der Bezeichnung für das scharf narkotische Alkaloid, in dem die ganze nervenberuhigende und nervenbelebende Wirkung des Tabaks beruht. Die Nicot'sche Tabaksgeschichte ist in dem ziemlich gleichzeitigen Werke von Charles Estienne und Jean Liebault, de la maison rustique, 2. Buch, S. 123 zuerst ausführlich erzählt. Nicot war aus Nimes in Languedoc gebürtig und bekleidete am französischen Hofe das Amt eines maître de requêtes, d. h. er hatte die einlaufenden Gesuche zu begutachten. Er hatte auch den ersten Schnupftabak mit nach Paris gebracht. In Portugal und Spanien war das Schnupfen ungefähr seit 1520 Sitte geworden. Schnupftabak führte daher lange Zeit den Namen Espagnol. Seit 1560 ward er auch als Arznei in Frankreich heimisch. Der Regentin zu Ehren hieß dort der Schnupftabak poudre à la reine. Die Königin empfahl ihn ihrem Sohne, Karl IX., als Heilmittel gegen seine heftigen Kopfschmerzen. Die Gewissensbisse, die ihn vierzehn Jahre später wegen der berüchtigten Pariser Bluthochzeit zu Tode folterten, vermochte dieses Mittel freilich nicht zu besänftigen. Vom Hof aus verbreitete sich das Tabaksschnupfen allmälig über das ganze Land und zu benachbarten Völkern. Selbst die französischen Damen schnupften oder trugen wenigstens ein kostbares Döschen voll mit Ambra oder Bisam parfümirten Schnupftabaks bei sich. Die Geistlichen schnupften besonders, weil sie den Tabak als ein Schutzmittel gegen unlautere Begierden ansahen. „Ich brauch Tobac und befindts gut — Trücknet die flüß reinigt das blut," heißt es auf einem Spottbilde des siebzehnten Jahrhunderts. In Deutschland war das Schnupfen erst auch nur in höheren Gesellschaftskreisen üblich. Diese nahmen es an, als der französische Hof begann, goldene und silberne Tabatièren ehrenhalber an Vornehme zu verschenken. Mit der Herstellung dieses Luxusartikels wurde der Kleinkunst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte und später der Industrie ein neues und ausgedehntes Arbeitsfeld eröffnet, dem erst unser Jahrhundert wieder engere Grenzen zog. Man fertigte kunstvolle Tabaksdosen aus edlem Metall, aus Porzellan mit schöner Malerei, Schildkrot und gepreßtem Leder, billigere aus Birkenrinde, Papierspähnen, Kartoffelschalen u. s. w. Mancher besaß eine ganze Sammlung werthvoller oder historisch merkwürdiger Dosen. Schottland lieferte die besten Lederdosen von eigenthümlicher Härte und durchscheinend wie Horn. Die Fabrikation war ein Geschäftsgeheimniß. Vielleicht war sie den Kalmücken abgelauscht, welche aus sorgfältig getrockneten und anhaltend geräucherten Pferdehäuten hornartige Gefäße und Theekannen fertigen, die kochendes Wasser aufnehmen, ohne zu erweichen oder einen unangenehmen Beigeschmack zu geben. Thomas Clark und Sohn zu Edinburgh galten als Erfinder der schottischen Lederdosen. Sie erhielten 1756 ein vierzehnjähriges königl. Privilegium darauf. — Die Tabaksblätter selbst fanden in Europa zunächst nur medicinische Anwendung. Alle fremden Pflanzen wurden ja damals erst den Aerzten zur Prüfung übergeben, die bei der Untersuchung nur auf therapeutische Zwecke Bedacht nahmen. Die frischen Tabaksblätter und

das durch heißen Dampf aus ihnen herausgetriebene Oel wurde wie eine Art Opium benutzt gegen Kopfschmerz, Magenbeschwerden, Husten, Gicht und Zahnschmerz. Die Engländer wendeten Tabaksrauch sogar als Klystier gegen Unterleibsbeschwerden an und erfanden ein eigenes Instrument zu diesem Zweck. Ein Großherzog von Florenz besaß einen Extract aus Tabakssaft von so starker Wirkung, daß ein damit getränkter Faden eine Taube sofort tödtete, wenn man ihn durch einen ihrer Flügel zog. Der Stadtphysikus von Augsburg Adolf Okko erhielt 1565 von einem Freunde in Frankreich getrocknete Tabaksblätter als neues Heilmittel geschickt. Er schickte die ihm fremden Blätter an einen Collegen in Memmingen. Auch dem waren sie neu. Deswegen legte er sie dem berühmten Botaniker Konrad Geßner in Zürich vor. Der vermuthete, es sei Tabak. Durch den gelehrten Benedikt Aretius in Genf, der die Pflanze bereits in seinem Garten gezogen hatte, wurde die Vermuthung zur Gewißheit. Durch den Bischof Tornaboni, den päpstlichen Gesandten am französischen Hofe, kam der erste Tabakssamen nach Florenz und durch den päpstlichen Nuntius zu Lissabon, den Cardinal de Santa Croce, nach Rom. Hier nannte man die Pflanze deswegen Erba Santa Croce, Kraut des heiligen Kreuzes. Die italienischen Geistlichen, Mönche und Nonnen wurden leidenschaftliche Schnupfer. Sie führten die Schnupftabaksdose stets in den Aermelaufschlägen ihrer Kutten mit sich und schnupften selbst während des Gottesdienstes. Es ist culturhistorisch von Interesse und beachtenswerth für die Psychologie der Rassen, daß die Romanen sich mit dem Schnupfen befreundeten und die Germanen hauptsächlich mit dem Rauchen, ebenso, daß man im Süden Europas den Tabak zuerst als Heilmittel anwendete und im Norden als Genußmittel. Als die Engländer Ende des sechzehnten Jahrhunderts den Tabak kennen lernten, verlegten sie sich sofort auf das Rauchen oder „Trinken“ desselben, wie man damals sagte. Sie brachten die Gewohnheit aus Virginien mit in ihre Heimath, wo sie die Thonpfeifen der Indianer nachahmten und damit wie mit einer neuen Mode prunkten. Die ersten Raucher, die in den nördlichen Hafenstädten Europas vereinzelt auftraten, erregten solch ungeheures Aufsehen, wie etwa heutzutage Feuerländer oder Zwergneger in einer Großstadt. Man lief ihnen nach, wie vor einigen Jahren den ersten Chinesen in Deutschland. Vor den Schenken, in denen Raucher saßen, sammelten sich Menschenhaufen an, um das Wunder mit eigenen Augen anstaunen zu können. In Flugblättern und wissenschaftlichen Zeitschriften verbreitete man Abbildungen von den ersten Tabaksrauchern. Die neue, fremdartige Sitte fand aber, weil sie etwas Neues war, auch sofort Anfeindung. In feineren Kreisen hielt man das Rauchen für unanständig, schrieb dem Tabak böse Wirkungen zu und fürchtete, wie auch erst bei der allmäligen Einbürgerung des Steinkohlenfeuers, eine allgemeine Verunreinigung der Luft. König Jakob I. von England erließ 1604 ein scharfes Verbot des Tabaksrauchens. Er erreichte aber nur, daß man in gebildeteren Kreisen sich des Rauchens noch enthielt. Militär und Marine pflegten es dafür um so mehr und bewirkten dadurch regelmäßige Tabakseinfuhr von Amerika nach England. Von den englischen Soldaten und Matrosen lernten die holländischen das Rauchen. Durch zweitausend Mann englischer Hilfstruppen unter dem Comte de Gray, einen gefürchteten Haufen rohen Kriegsgesindels, das dem Winterkönige Böhmens, Friedrich von der Pfalz, zugeführt wurde, machten auch die Deutschen im Sommer 1620 zum ersten Male nähere Bekanntschaft mit der neuen „englischen Mode“ des Rauchens. Ein Chronist der Stadt Zittau giebt die älteste Nachricht über die ersten deutschen Tabaksraucher aus diesem Jahre. Und schon 22 Jahre später klagt der redliche Satiriker Hans Michael Moscherosch in seinen „Gesichten Philanders von Sittewaldt, daß kein Stand mehr in Deutschland sei, bei dem der höllische Rauch nicht bereits Eingang gefunden habe. Unterdessen war aber in England der Kampf gegen den Tabak immer schärfer geworden und auch anderwärts griff man ihn an. Die Universität Oxford veranstaltete 1605 eine öffentliche Disputation gegen das Tabaksrauchen, in der dieses als Erfindung des Teufels dargestellt wurde. Ueberall eiferten die Geistlichen gegen das Rauchen, das sie ein Vorspiel des höllischen Feuers nannten. In der Mark Brandenburg wurde der Tabak erst unter dem Großen Kurfürsten bekannt. Ein Mohr, der den Kurfürsten einstmals als Diener auf der Jagd begleitete, bot unterwegs einem biederen märkischen Bauer eine Pfeife Tabak an. „Ne, gnäd'ger Herr Düvel,“ wehrte dieser angstvoll und in demüthiger Scheu ab, „ick frete keen Füer.“ Jakob I. von England verfaßte ein 1619 erschienenes, ziemlich umfangreiches und in lateinischer Sprache geschriebenes Buch: Misocapnos, d. h. der Rauchfeind, worin er alle möglichen Invectiven gegen den Tabak auf sehr gelehrte Manier zusammenhäufte. Auf Seite 207 sagt er z. B.: „Wenn endlich, o Bürger, noch Scham in euch ist, so gebt jenen heillosen Gebrauch auf, der in Schande entsprungen, aus Irrthum aufgenommen, durch Thorheit in Schwang gebracht worden ist; durch den Gottes Zorn gereizt, des Körpers Gesundheit zerstört, das Hauswesen zerrüttet, das Volk im Vaterlande herabgewürdigt und auswärts verächtlich gemacht wird; einen Gebrauch, der schädlich den Augen, unangenehm der Nase, nachtheilig dem Gehirn und gefährlich für die Lunge ist, und der, wenn ich es offen sagen soll, durch die schwarzen Rauchwolken, die er verbreitet, dem Höllendampfe vollkommen gleicht.“ Raucher und Schnupfer ließ dieser König vom Gassenpöbel durchprügeln. Waren sie Edelleute, so wurden sie mit geschorenem Haupte und barfuß aus London verbannt. Derselbe König pflegte auch oft zu sagen, er würde, wenn er den Teufel einmal zu Gaste habe, ihm dreierlei vorsetzen: ein Ferkel, Senf und Stockfisch, zur Verdauung aber eine Pfeife Tabak. Papst Urban VIII., der mit Entsetzen beobachtet hatte, wie Geistliche und Laien während des Gottesdienstes das Tabaksgläschen gebrauchten, belegte 1624 die Schnupfer mit dem Kirchenbann. In Spanien, zu San Jago de Compostella wurden 1692 fünf Mönche lebendig eingemauert, weil sie zur Nachtzeit auf dem Kirchenchore Cigarros geraucht hatten. Den spanischen Kirchendienern war befohlen worden, den in den Kirchen schnupfenden Geistlichen die Dosen wegzunehmen und sie zu behalten. Meistens waren diese von Silber oder Gold. Wie der Teufel auf eine Seele spähten die Küster deswegen auf priesterliche Tabaksdosen und entdeckten sie eine, stürzten sie wie Habichte darüber her. Papst Benedikt XIII., selbst ein leidenschaftlicher Schnupfer, gab 1724 den armen Tabak wieder frei. Zur Zeit Gustav Adolf's mußten die Raucher in Schweden öffentliche Kirchenbuße thun. In Rußland schob man die häufigen Feuersbrünste den Rauchern zu und Czar Michael Fedorowitsch ließ jeden Raucher unbarmherzig knuten und mit aufgeschlitzter Nase nach Sibirien schicken. Allah's Prophet Muhamed hatte im Koran noch nichts vom Tabak geschrieben. Spätere Khalifen stellten das Rauchen dem Weintrinken gleich. Auf Betreiben der muhamedanischen Gottesgelahrten, der Muftis, erfolgten darum schon im Beginne des 17. Jahrhunderts strenge Verbote des Rauchens. Rauchern durchbohrte man die Nase, steckte ein Rohr durch die Wunde und führte sie als abschreckendes Beispiel rittlings durch die Straßen. 1633 war eine furchtbare Feuersbrunst in Konstantinopel. Bei der orientalischen Heizart, mit Teppichen überdeckte und verschlossene Feuergruben inmitten des Fußbodens, sind dort Brände an der Tagesordnung. Sultan Murad IV. schrieb die Schuld an jener Feuersbrunst aber den Rauchern zu und setzte nun die Todesstrafe auf das Rauchen. Er selbst machte allnächtlich mit seinen Henkern die Runde durch die Hauptstadt. Wer beim Rauchen ertappt wurde, dessen Leiche lag am anderen Morgen vor seinem Hause auf der Straße. In Persien warf man Soldaten, die man bei der Pfeife fand, mit zerschmetterten Händen und Füßen vor die Zelte.

In Deutschland nahm der Tabakskrieg von geistlicher sowohl wie von weltlicher Seite seinen Anfang 1648 mit dem Westfälischen Frieden. Jetzt erst, wo man wieder Herr im eigenen Lande war und der jammervolle Rest bürgerlichen Lebens, den der dreißigjährige Krieg übrig gelassen hatte, sich langsam zu erholen und von Neuem zu ordnen begann, fand man die Zeit zu solchen Maßnahmen. Charakteristisch für den Tabakskrieg ist, daß überall, in Deutschland und in den anderen Ländern, Leidenschaft der Leidenschaft gegenüberstand, daß der fanatischen Bekämpfung ein allgemeiner unerschütterlicher Trotz entgegentrat, der sich stets zeigt, wenn Genußmittel oder Vergnügen bedroht werden, und daß schließlich die Gewinnsucht die Versöhnung herbeiführte und dem Tabak den Sieg ließ. In culturhistorischer Beziehung ist es sehr bemerkenswerth, daß kein anderes Genußmittel seiner Zeit so viel böses Blut gemacht hat, aber auch, und das ist für die damaligen Zustände bezeichnend, daß das Streitobject im Streite selbst eine Nebenfrage vor. Der Streit über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Tabaks wurde damals keineswegs abgeschlossen und konnte darum auch keine Einigung herbeiführen. Noch heute sind ja über diese Fragen die Stimmen getheilt. Eine nachhaltige Wirkung übte der Tabak (im Grunde freilich die Entdeckung Amerikas und des indischen Seeweges) im Verein mit dem seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts sich gleichfalls ein-

bürgernden Kaffee und Thee auf die allmälige Umformung der socialen Cultur aus. Diese drei neuen Genußmittel haben hervorragenden Antheil an dem langsamen, aber sicheren Verdrängen der rohen, mittelalterlichen Gesellschaftssitten und -formen und halfen den modernen, den Fortschritt und die Hebung der Menschheit begünstigenden, den Weg ebnen. Durch sie geschah der wüsten Gewohnheit des maßlosen Essens und Trinkens und den daraus entspringenden unvermeidlichen Folgen starker Abbruch. Sie halfen, die Menschen friedlich geselliger und für feinere Lebensart und aufgeklärtes Denken empfänglich zu machen. „Wenn ich gleich hab' Bier und Wein, Muß Tobac doch getrunken sein", spottete man u. A. zur Zeit der Bekämpfung des Tabaks freilich noch über die Raucher in derben Spottbildern, welche in recht drastischer Weise und mit Ausdrücken und Bildern, die hier nicht wiederzugeben sind, die verschiedenen Wirkungen des Tabaks veranschaulichen. Diese Antitabakliteratur half der Bekämpfung von anderer Seite getreulich, aber Verbote reizen nur um so mehr zur Uebertretung. Die Raucher bekamen täglich neue Kameraden. So viele deutsche Vaterländchen es in jener „guten alten Zeit" gab, so viele verschiedenartige Verordnungen bezüglich des „Stinkkrautes", wie der Tabak amtlich oft genannt ward, bestanden auch, je nach der Meinung, die der fürsorgliche Landesvater hatte. Es kam sogar vor, daß strenge Väter ihre Söhne enterbten, weil sie rauchten. Auf den Verkauf des Tabaks waren überall hohe Steuern gesetzt, und trotzdem wuchs die Zahl der Rauchfreunde. In Baden mußten bei den Kirchenvisitationen diejenigen Gemeindeglieder namhaft gemacht werden, die „Tabac getrunken" hatten. Der Rath zu Bern bestimmte 1661 für das Rauchen dieselbe Strafe wie für den Ehebruch. In der ganzen Schweiz kamen die Raucher an den Pranger oder in den Kerker. Viele Gelehrte und Aerzte traten jedoch für den Tabak ein, vorzüglich in Holland und Deutschland. Einer that sogar einen Ausspruch, der in jener Zeit zu einem geflügelten Worte wurde: „Wer studirt, muß durchaus viel Tabak rauchen, damit die Geister nicht verloren gehen. Zwanzig Pfeifen an einem Tage ist nicht zu viel." Derselbe Arzt empfahl sogar den „Frauenzimmern" das Rauchen. Die Republik Venedig wußte aus Allem Geld zu schlagen. Sie war auch der erste Staat, der den Tabak monopolisirte, also dem Staat allein das Recht des Tabakhandels zusprach. Das war 1657, als Venedig die Fabrikation und den Handel des Tabaks in Pacht gab. Nach fünf Jahren schon strich es einen Reinertrag von 46000 Ducaten ein, damals eine ungeheure Summe. Eilig folgte die päpstliche Regierung diesem verlockenden Beispiele und auch alle übrigen italienischen Staaten führten binnen Kurzem das Tabaksmonopol ein. In Frankreich durften nur die Apotheker den Tabak als Heilmittel führen und ihn nur auf ärztliche Anweisung verabreichen. Ludwig XIV. erlaubte seinen Truppen aber das Rauchen und ließ Tabak unter sie vertheilen, um sie bei guter Laune zu erhalten. 1674 führte Minister Colbert die Tabakregie ein. Im ersten Jahre warf sie ½ Million Livres (à 80 bis 100 Pfennige) ab und 1787 schon 29 Millionen. Daher beseitigte die große Revolution unter anderen verhaßten Einrichtungen auch das Tabaksregal. Aus finanziellen Gründen führte es Napoleon I. 1811 aber wieder ein. In England, wo der Tabaksconsum gewaltig anwuchs, führte man 1625 zur allgemeinen Unzufriedenheit auch das Monopol ein. Nach einer Dauer von noch nicht zwanzig Jahren wurde es während des Bürgerkrieges vom Parlament wieder aufgehoben. Während der kurzen Dauer der englischen Republik war der Tabakszoll sehr gering. Unter dem Königthum wurde er sofort bedeutend erhöht und stieg fortwährend, durchschnittlich in je 75 Jahren um 100 Procent. Der brandenburgische Hof bewies unter den deutschen Höfen dem Tabak zuerst besondere Gunst. Kurfürst Friedrich III. (als König Friedrich I.) gab bereits eigene Tabaksgesellschaften mit feierlichem Ceremoniel, wobei die Kurfürstin, die hochgebildete, für damals sehr aufgeklärte Sophie Charlotte von Hannover, ihrem Gemahl, dem die steife Etikette heilig war, die Pfeife mit dem Fidibus anzünden mußte. Ungezwungener ging es im weltbekannten Tabakscollegium König Friedrich Wilhelm's I. her, das wöchentlich mehrere Male Abends von 5 bis 9 Uhr die Günstlinge des Königs versammelte, meist Minister, Generäle, fremde Gesandte und andere Eingeladene. Man rauchte aus Thonpfeifen holländischen Tabak, der in kleinen, geflochtenen Körbchen auf der unbedeckten Tischplatte lag. In kupfernen Pfännchen glimmte Torf, und vor jedem Gast stand ein weißer Krug mit Bier und einem Glase, das er selbst füllen mußte. Auf einem Nebentische befand sich zum beliebigen, eigenhändigen Gebrauche ein Topf mit Butter und daneben Brod, kalter Braten oder Schinken. Wer nicht rauchen konnte, mußte sich wenigstens so anstellen, als rauche er. Zwanglos sprach man über Alles, lachte, scherzte und neckte einander. Hier war dem König am wohlsten. Der Kronprinz, als König Friedrich der Große, spöttelte über das Tabakscollegium und nahm nie daran Theil. Er war aber dafür später ein eifriger Schnupfer, der ohne seine Dosen nicht leben konnte. Auch er führte 1765 das Tabaksmonopol in Preußen ein. Sein Nachfolger hob es jedoch schon wieder auf. Damals war Rauchen und Schnupfen in Deutschland allgemein verbreitet. Schnupfen wurde gegen Augenübel, Kopfschmerzen und Anderes angewendet, und selbst zarte Damenfinger griffen gern nach den reizend bemalten Porzellandöschen. Schnupfen gehörte förmlich zum guten Ton. Es war Mode, wie der Zopf der Männer. Man brauchte ja auch nur zu thun, als schnupfe man. Eine schöne Dose trug aber fast Jeder. Wer reich war, konnte dies durch die prächtige goldene oder silberne Tabatière zeigen, mit der seine Hand spielte. Die Dosen, wie so manches Spielzeug der Erwachsenen, halfen mit bedächtig entnommener Prise zuweilen über eine Verlegenheit hinweg, füllten eine Pause, begünstigten ein Ablenken vom Gesprächsthema und waren denen willkommen, die nicht wußten, was sie sonst bei Visiten mit ihren Händen anfangen sollten. Einen besonderen Ehrgeiz zeigte Jean Paul's Schulmeister beim Schnupfen. Dem war das Schnupfen völlig Nebensache. In seiner Schulstube nahm er aber ab und zu gern ein Prischen, um niesen zu können. Doch das war nicht der ersehnte Genuß. Sein Sinn stand nach Höherem. Es erfüllte ihn jedesmal mit unsäglichem Behagen, wenn die Schüler nach seinem Niesen ehrerbietig im Chore riefen: „Helf' Gott, Herr Schulmeister!" Napoleon war, wie der alte Fritz, ein leidenschaftlicher Schnupfer, aber ebenso ein Feind des Rauchens. Goethe, das Weltkind, verachtete Beides. Auch Lessing, wie er selbst gesteht, und Kant rauchten nicht. Schiller dagegen, der Idealist, schnupfte und rauchte sehr gern. Auf einem Bilde aus der Zeit seines Aufenthaltes in Karlsbad sieht man ihn gemüthlich auf einem Esel sitzen wie auf einer Bank, so daß die langen Beine mit den Stulpenstiefeln fast die Erde berühren, und aus einer schmächtigen Thonpfeife schmauchen. Sobald der Tabak zu einem festen Lebensbedürfnisse geworden war, blühte auch der Tabakshandel auf. Er füllte die Staatscassen bedeutend. Englische und vor Allem holländische Handelshäuser erwarben durch den Tabak rasch große Reichthümer, und Bremen und Hamburg blieben auch nicht zurück. Den ersten Versuch, Tabak auf europäischem Boden zu bauen, machte man 1615 zu Amersfort in Holland. Sein Gelingen ließ schnell eine Tabakscultur im Gelderlande, in der Utrechter und anderen Gegenden Hollands erblühen, die in Amsterdam und Rotterdam ansehnliche Tabaksfabriken hervorrief. Die deutschen Behörden wollten erst den inländischen Tabaksanbau nicht dulden, weil sie Schaden für den Getreidebau befürchteten. 1626 bestellte ein Straßburger Kaufmann weite Landflächen mit Tabaksamen. Der Rath der Stadt verbot dies aber ihm und Anderen lange Zeit. 1659 jedoch gab es schon Tabaksfelder in Thüringen und 1660 im Elsaß, im Bisthum Speier, in der Markgrafschaft Baden und im Breisgau. Zu Nicot's Zeit hatte man schon von Frankreich aus den Tabak vereinzelt als Arzneipflanze am Rhein und Main angepflanzt. Durch die Réfugiés, die flüchtigen französischen Protestanten, die 1685, nach der durch Ludwig XIV. verbrochenen Aufhebung des Edictes von Nantes, das ihnen freie Religionsübung und politische Gleichstellung gewährt hatte, u. A. auch in Kurbrandenburg Aufnahme fanden, wurde hier die Tabakscultur gepflegt, besonders in der Cottbuser Gegend. Der Tabak gedeiht ja in Europa bis zum 55. Grad nördl. Breite und ist selbst mit ziemlich schlechtem Boden zufrieden. In Süddeutschland freilich bestanden schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts ausgedehnte Tabaksanpflanzungen. Nach der barbarischen Verwüstung der Pfalz durch die Kreaturen des vorhin schon unrühmlich erwähnten Ludwig XIV. 1688 kamen viele brodlose Pfälzer nach Norddeutschland und bauten ebenfalls in Brandenburg, bei Halle, in Schlesien und Thüringen Tabak an. Rege Unterstützung wendete der Große Kurfürst dieser Cultur zu. Von der Hanauer Gegend aus wurde damals der meiste Tabak nach Holland geschickt, von wo er als bester holländischer Tabak für theures Geld wieder nach Deutschland ging. Für den Centner Rohtabak bezahlte man in Hanau im Jahre 1700 je nach der Güte 3 bis 10 Thaler. Die beste Sorte hieß Spinngut, die schlechteste Geiz. Rollentabak färbte man mit Eisenwasser oder

mit Syrup. Den Abfall nannte man Briefstabak. Auch in Deutschland folgte der Tabakscultur bald die Anlage von Fabriken oder Tabaksstuben, wie man früher sagte. In Spanien war schon 1677 zu Sevilla eine große königliche Schnupftabakfabrik entstanden, die den feingepulverten Spaniol herstellte. Die Italiener hatten den Rappée erfunden. Ein italienischer Schnupftabakfabrikant, Namens Bolongaro, reiste nach Deutschland und legte in Höchst die erste deutsche Schnupftabakfabrik an. 1718 gründete der Markgraf von Baden-Durlach eine zu Pforzheim, 1738 Samuel Schook aus Basel zu Berlin. Nun entstanden überall Tabakfabriken in Deutschland, da die Geschäfte vortrefflich gingen. Ein neuer und umfassender Industriezweig breitete sich durch den Tabak aus. Das aufkommende Beizen und Brühen der getrockneten Blätter auf chemischem Wege zum Zwecke der kunstmäßigen Erhöhung der Güte der verschiedenen Tabakssorten entwickelte das kaufmännische Raffinement der Fabrikanten. Man verhinderte dadurch das Verbrennen des Tabaks mit Flamme und sein schnelles Verzehren in der Pfeife und ertheilte ihm gleichzeitig einen angenehmen Geruch. In dieser Zeit der ersten Anwendung der Tabakstaufen war es, als Friedrich der Große einem Tabaksfabrikanten, der sich den Titel eines Kriegsraths durch seinen Reichthum verschaffen wollte, eigenhändig unter das eingereichte Gesuch schrieb: „Kriegsrath kann er nicht werden, aber ›brauner Saucenrath‹ kann er werden.“ Da die Kunstbereitung die Erfindung von Schneide-, Stampf- und Preßmaschinen zur Folge hatte, fanden durch die neue Industrie tausende fleißiger Hände lohnende Beschäftigung. In Berlin bildeten die Tabaksspinner, die den Tabak in feste Rollen brachten, sehr bald ein eigenes, zunftähnliches Gewerk mit besonderem, behördlich festgesetztem Statut. Die Fabriken für Schnupftabaksgläschen und -dosen und für Pfeifen beanspruchten auch viele Arbeitskräfte. Es entwickelte sich darin ein bedeutender Luxus. In einem Zeitraum von fünfzig Jahren waren Tabak und Tabaksgeräth Handels- und Industrieartikel ersten Ranges geworden und weckten frisches Leben auf dem europäischen Arbeitsmarkte. Mit jedem Jahrzehnt wuchs ihre Bedeutung. Napoleon's Continentalsperre fügte der Tabaksindustrie zwar schweren Schaden zu. Nach seinem Sturze entfaltete sie sich aber um so lebhafter. Bis 1808 rauchte man in Deutschland nur aus Pfeifen, gewöhnlich aus kurzen Thonpfeifen mit geradem Rohre und offenem Kopf in Form eines kleinen Täßchens. Die Kinder benutzen jetzt noch solche Pfeifen zur Fabrikation von Seifenblasen. In jedem Wirthshause hingen damals solche Pfeifen an der Wand durch einen angenagelten Lederstreifen gesteckt zum beliebigen Gebrauche für die Gäste. Die Holländer hatten diese gebrannten Thonpfeifen zuerst angefertigt nach dem Muster der Indianerpfeifen. Am beliebtesten waren die glatten, englischen Pfeifen, die aber nicht aus England, sondern großweise, ein Groß zu zwölf Dutzend, aus Gouda in Holland bezogen wurden, wo noch jetzt ansehnliche Pfeifenfabriken bestehen. Auch in Köln und zu Almerode in Hessen waren Fabriken für Thonpfeifen.

Erst 1808 tauchten in Deutschland die Cigarren auf, die heute überall die Oberherrschaft über die Pfeifen erlangt haben. Cigarros hieß eine in Röllchen gewickelte Tabakssorte auf Cuba. In Spanien waren diese Tabaksröllchen schon längst Sitte. Die Spanier hatten sie bei den Indianern kennen gelernt. Die umwickelten eng zusammengerollte Tabaksblätter mit einem Palmblatt und rauchten dann. Das ahmten die Spanier nach, besonders die Seeleute, die fanden, daß diese Art zu rauchen Hunger und Durst erträglich mache und die Gemüthsruhe bewahre. Später benutzte man Tabak auch als Deckblatt und hatte so die heutigen Cigarren. Die Papiercigaretten erinnern noch an die Palmblattumwickelung der Wilden. Noch 1701 erzählte ein Arzt in einem Buche mit Verwunderung, daß die Indianer den Tabak zu einer „Tute“ drehen und rauchen. Ende des achtzehnten Jahrhunderts sah man denn auch in Deutschland französische Soldaten Cigarros rauchen, ahmte es aber noch nicht nach. Das geschah erst nach 1808, als die spanischen Truppen des Marquis Romana Deutschland durchzogen und Vorräthe von heimischen Cigarros zum täglichen Bedürfniß mitführten. Da lernten auch die Deutschen an dieser Form des Rauchens Geschmack finden, und sie bürgerten den neuen Gebrauch bei sich ein. Statistisch ist es erwiesen, daß Deutschland jetzt jährlich gegen sechs Millionen Mille Cigarren fabricirt, wozu ungefähr vierzig Millionen Kilo Tabaksblätter verbraucht werden. Deutschland selbst producirt jährlich über fünfzig Millionen Kilo Blätter und importirt nur fünfunddreißig, wovon ein sehr großer Theil zu Pfeifen-, Schnupf- und Kautabak verarbeitet wird. Die meisten in Deutschland gerauchten Cigarren sind also aus deutschem Tabak fabricirt. Jährlich werden aber doch gegen 100000 Mille fertiger Cigarren aus Amerika importirt. In den Großstädten wird bedeutend mehr Geld für Tabak als für Brod ausgegeben. Das Vergnügen des Rauchens kostet die Deutschen jährlich über 400 Millionen Mark. Die Summen, die am deutschen Tabakshandel verdient werden, legten daher nahe, auch das Tabaksmonopol einzuführen, das aber schon 1882 vom Reichstage abgelehnt wurde. In Frankreich wirft das Monopol jährlich 200 Millionen Mark ab, in Oesterreich und Italien die Hälfte. Am meisten wird in Amerika geraucht. Dort rechnet man jährlich durchschnittlich 7 Pfund auf den Kopf, in Deutschland und Oesterreich 4 Pfund, in den Niederlanden 5 und in Frankreich und Italien nur 1 Pfund. England consumirt den wenigsten Tabak, ½ Pfund pro Kopf. Dort bringt die hohe Tabakssteuer jährlich das Meiste ein, 190 Millionen Mark. In den Vereinigten Staaten beträgt die Summe ziemlich das Gleiche, in Rußland und Deutschland aber nur gegen 50 Millionen Mark. In Preußen wurden schon 1847 jährlich 230000 Centner Tabak gebaut und heute verzeichnet man noch dieselbe Zahl. Deutschland producirt jährlich über 1 Million Centner, wovon Baden den meisten baut, 242000 Centner. Dann kommt Preußen, dann Elsaß-Lothringen mit 160000, dann Bayern mit 156000 und endlich Hessen mit 31000. Deutscher Tabak hat zu viel Nicotin, 11%, das ihm erst durch Einlegen in eine Lösung von Weinstein und Salpeter genommen werden muß. Durch besondere Brühen giebt man ihm hierauf seinen speciellen Geschmack. Diese Brühen sind Fabrikgeheimnisse. Wachholderbeeren, Rosinen, Storax, selbst Wein, Cognac und Bierwürze müssen ihre ehrliche Abkunft bei diesen stillen Taufen verleugnen. Sogar importirte Blätter mißhandelt man in Deutschland so schändlich. In Amerika, wo die Tabakscultur am höchsten steht und jährlich gegen vier Millionen Centner producirt werden, geschieht dies niemals. Die feinsten Havannablätter haben ja auch nur 2% Nicotin. Von Bedeutung für den Welthandel ist nur die Tabaksproduction des südlichen Theiles der Vereinigten Staaten, der Antillen, wo Cuba das Dorado und das himmlische, in Träumen ersehnte Jenseits jeder fernen, vom blauen Duft fragwürdiger Marken gehobenen Raucherphantasie bildet, ferner Venezuelas, Javas, der Philippinen und der Türkei. Die Nachfrage für die besseren Sorten steigt gegenwärtig so rasch, daß z. B. Cuba dieselbe nicht regelmäßig befriedigen kann. Dort raucht Jeder vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Jährlich verbraucht die ganze Insel für sich allein über 2 Millionen Cigarren und schon anfangs der siebziger Jahre wurden ebenso viele ausgeführt und noch außerdem 80000 Centner Rohtabak. Die beste Sorte der Welt wächst auf Cuba einige Meilen westlich von der Stadt Havanna, auf dem wenige Quadratmeilen großen Gebiete der Vuelta Abajo. Hier werden die getrockneten, abgerippten und ungefähr neun Monate in Fässern aufbewahrten Tabaksblätter an heißen Tagen von den Negern mit weiter nichts als Messer und Cigarrenform in offenen Schuppen verarbeitet. Ein Mille der ersten Sorte kostet in Havanna 1500 ℳ, der fünften und schlechtesten, die „Zwischenaktsform“ hat, 140 ℳ und nun erst in Deutschland?! Kaum hundert Firmen sind es in Deutschland, die echte Cubas importiren; die größten sind Bremer und Hamburger. Auch Venezuela liefert beliebte Tabakssorten, vorzüglich die Stadt Barinas. Der Barinas wird in dicken Tabakswürsten in Körben, spanisch canasta, Korb, versendet. Daher nannte man ihn Knaster. In Europa baut Holland den erträglichsten Tabak.

Ein buntes culturhistorisches Panorama würde sich entrollen, wenn man die Form des Tabakrauchens bei den verschiedenen Völkern der Erde schildern wollte, von der losen Rolle der Wilden an, die schon dem Säugling in den Mund gesteckt wird, bis zum gemeinschaftlichen großen und durchlöcherten Tabaksbehälter der Armenier und Perser, in den jeder Theilnehmer das mitgebrachte Pfeifenrohr schiebt. Das würde eben so weit abführen, wie die Schilderung abergläubischer und religiöser Tabaksgebräuche, von denen nur erwähnt sei, daß die indischen Priester sich mit Tabak berauschen, wenn sie weissagen wollen. Die Weißen haben das Rauchen von den Indianern gelernt und die Neger von den Weißen. Merkwürdig ist es aber, daß die Indianer den Tabak für ein Göttergeschenk erklärten, und auch die Neger ihn als ein solches ansahen, das ihnen ihr Fetisch durch die weißen Männer schickte, während man in Europa den Tabak anfänglich als eine teuflische Erfindung verfolgte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 75. Sonnabend, den 23. Juni, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

X. Am Trocadéro.

Frankreich die eine Hälfte, allen übrigen Völkern zusammen die andere. Dieser Grundsatz war ursprünglich für die Raumvertheilung bei den einzelnen Gruppen aufgestellt worden. In Wirklichkeit aber kommt die gastgebende Nation noch viel besser weg. Bei den bildenden Künsten hat sie für ihre retrospectiven Abtheilungen zunächst ein gutes Drittel weggenommen und auch den Rest nicht einmal ganz brüderlich getheilt, beim Kunstgewerbe hat sie ihre ganze keramische Ausstellung in den Palast der Gäste verlegt. Am allerschärfsten aber kommt dies Mißverhältniß bei der Colonialausstellung des Trocadéro zum Ausdruck. Hier hat Frankreich nicht nur einen großen Annex für seine jüngste und größte Erwerbung Madagascar gebaut, sondern streckt mit dem umfangreichen algerischen Palaste einen Arm von der ihm zukommenden westlichen Hälfte des Parkes nach der östlichen hinüber, und in das Uebrige haben sich die Colonien der anderen Völker mit China, Japan, Transvaal, Aegypten theilen müssen. Auch der russische Palast ist nicht ausschließlich Sibirien gewidmet. Aber dieser Egoismus hat sich gerächt. Während der Fremde auf dieser Seite überall reiche Belehrung und Anregung empfängt und darum gern verweilt, wird er bei den französischen Colonien bald ermüdet.

Jedes Ding hat seine zwei Seiten. Die fürchterliche Hitze der letzten Tage, die viele Leute von der Ausstellung ganz zurückhielt und die anderen ächzen und stöhnen ließ, war den Aegyptern und Tunesiern, den Annamiten und Dahomeyweibern höchst willkommen. Während sie sonst fröstelnd in ihren Häusern kauerten und den Fremden mit mürrischen Blicken musterten, waren sie jetzt guter Dinge, lachten und zeigten ihre blanken Zähne. Und die Häuser selbst erhielten in dem grellen Sonnenschein unter dem tiefblauen Himmel erst ihr rechtes Aussehen. So habe ich denn diese Tage benutzt, um mir dieses exotische Reich, das mit seinem Gewirr wunderlicher Thürme, Kuppeln und Pyramiden, mit seinen schneeweißen oder kräftig bunten Fassaden so malerisch wirkt, etwas näher anzusehen. Kommen wir von der Seine her, so stoßen wir östlich zunächst auf das interessanteste aller exotischen Länder, Japan, das jetzt seine Thore den Fremden weit geöffnet hat und, nachdem es eine Zeit lang die abendländische Kunst mit seinen Erzeugnissen befruchtet hat, unsere Cultur und Industrie mit einer geradezu Schrecken erregenden Geschwindigkeit annimmt, sodaß es bald ein ungemein gefährlicher Concurrent auf dem Weltmarkte werden wird. Wie fabelhaft assimilationsfähig das Volk ist, davon legt z. B. die japanische Section im großen Kunstpalaste Zeugniß ab, in der ein ganzer Saal mit völlig in europäischer Weise gemalten und nicht unbedeutenden Oelbildern gefüllt ist. Ein Bambuszaun umschließt einen echt japanischen Garten, in den allerdings die schönsten und eigenartigsten Bäume und Blumen des Landes nur zum Theil übertragen werden konnten. Drei Bauten erheben sich in ihm, eine Nachbildung des berühmten aus dem Ende des 6. Jahrhunderts stammenden Hondotempels der einstigen Hauptstadt Nara, ein Theehaus und ein Bazar. Von dem Theehaus habe ich früher schon einmal gesprochen, der Bazar enthält meist billige und werthlose Marktwaare, dagegen verdient das Innere der Pagoden die eingehendste Betrachtung. Die ausgestellten Kunstgegenstände, Rüstungen, Säbel, Stichblätter, keramische Erzeugnisse, Bronzen, vor Allem märchenhaft schöne Lackarbeiten, sind nicht zahlreich, aber durchweg allerersten Ranges. Da sie meist aus dem Privatbesitz des Kaisers oder fürstlicher Personen stammen, sind sie sonst selbst für den gut eingeführten Japanreisenden unsichtbar. Im ersten Stock finden wir eine historisch geordnete Sammlung der werthvollsten Kakemonos (Malereien auf Seide) vom 7.—18. Jahrhundert. Freilich werden wir armen Europäer die allergeheimsten Schönheiten dieser Kunstwerke nie auszukosten vermögen. Jede ornamentale Linie, sagte mir neulich ein Japaner, erweckt in uns gewisse Vorstellungen, die Niemand verstehen kann, der nicht unsere Sprache, unsere Schrift und unsere Cultur von Kindesbeinen an kennt. Wir stehen also, im Grunde genommen, in den Augen dieser Leute etwa auf dem Standpunkte eines Dorfjungen, der zum ersten Male in ein Museum kommt. — Hinter der japanischen Ausstellung steht der ungeheure ägyptische Tempel, dessen Fassaden eine Zusammenstellung der berühmtesten Bauten des alten Reiches bilden. Er besteht aus drei Theilen. In der Mitte befindet sich um einen großen offenen Hof herum ein Bazar, östlich in einer Nachbildung des berühmten Tempels von Dantur die Ausstellung des Ackerbaues und der Industrie (darunter im Erdgeschoß eine Anzahl Königsgräber), westlich ein prächtiges und geräumiges Theater. Den Hauptbestandtheil der Vorstellungen, die mit großem Aufwand ins Werk gesetzt sind, bilden Tänze, die von einer seltsamen monotonen, zugleich einschläfernden und nervenreizenden Musik begleitet werden. Etwas unheimlich Schwüles, grauenhaft Sinnliches liegt in diesen echt orientalischen Aufführungen, die dem Verstehenden einen tiefen Einblick in das Leben dieser Völker gewähren. — Nebenan in den Pavillons der englischen Colonien ist davon nichts zu spüren, da ist Alles praktisch, kühl und correct. Es sind zwei durch eine Straße getrennte Bauten, in dem einen befindet sich die Ausstellung Ostindiens und Ceylons, in dem anderen diejenige Canadas, Westaustraliens und verschiedener Inseln. Der erstere, ein zweistöckiger reich mit Sculpturen geschmückter Palast im Hindustile, ist bei Weitem der sehenswerthere. Gleich beim Eintritt fesselt uns eine in prachtvollster Holzschnitzerei ausgeführte Treppe. Das Hauptstück aber ist ein in dem Raume zur Linken aufgestellter 11 Meter langer und 8 Meter hoher Trophäenschrank, an dem die vorzüglichsten Künstler Indiens gearbeitet haben, und der so weit über eine halbe Million Mark gekostet hat. Er enthält Edelsteine, Schmucksachen Fayencen, Waffen und aller Art Gegenstände in Sandelholz, Elfenbein und Silberfiligran. Dieser „kaiserliche Hof“ ist einer der Glanzpunkte der gesammten englischen Ausstellung. In einem ähnlichen Raume rechts befinden sich weitere von indischen Radschas und Privatleuten geliehene Kostbarkeiten, unter Anderen prächtiges goldenes und silbernes Tafelgeräth. Von der Ausstellung Ceylons werden die Edelsteine und Perlen und die Darstellung einer Dschungel mit prächtigen ausgestopften Säugethieren, Schlangen und Vögeln vor Allem die Aufmerksamkeit erregen. Außerdem enthält der Palast eine große Anzahl Boden- und Industrieproducte und eine vielbesuchte Theestube. Bei Canada seien die wundervollen Pelzwaaren, bei Westaustralien der Mineraliensaal mit reichen Proben goldhaltiger Gesteine und im Flußsande gefundenen Goldes hervorgehoben. Eine besondere Merkwürdigkeit ist das aus neun Perlen bestehende Kreuz, das genau in dieser Form gefunden worden ist.

Gehen wir von hier aus nördlich über die Querallee hinüber, so gelangen wir zu einem der reizendsten Gebäudecomplexe der ganzen Ausstellung, zu Niederländisch-Indien. Von einem gepflasterten Hofe aus führt eine doppelte Freitreppe zu einem freien Platze, hinter dem sich die blendendweiße Reconstruction des Tempels von Tschandi-Sari auf Java erhebt; rechts und links von dem Hofe stehen Holzbauten aus der Provinz

Digitized by Google

Padang auf Sumatra mit blau, gelb und rothen Fassaden mit reichem Ornament und hohen mit Palmbaumfasern bedeckten Dächern. Diese Zusammenstellung der alten und der modernen Architektur der Sunda-Inseln wirkt ungemein reizvoll. Das Innere des Tempels, dessen Wände Fassaden anderer religiösen Bauten darstellen, macht uns mit der feinfühligen hochentwickelten Bildhauerkunst vertraut, die von aus Indien stammenden Künstlern in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends in Java geübt wurde. Ganz überraschend schön ist auch der Eindruck des Innern des rechten Pavillons. Gebälk aus röthlichem Holz mit reichem Goldornament trägt das Dach, unter dem ein Velum ausgespannt ist; der ganze Raum ist von einem weichen röthlichgoldenen Lichte durchflossen. Unter den ausgestellten Gegenständen steht hier das Pantheon der Insel Bali obenan, der einzigen, auf der der Hinduismus noch als Religion herrscht, eine Vereinigung von über 20 seltsamen Götterbildern. Außerdem enthält der Pavillon hauptsächlich eine ethnographische Ausstellung, darunter ein höchst interessantes Marionettentheater und die Wachsfiguren einiger Tänzerinnen, jener entzückend graziösen Gestalten, die 1889 allgemeinstes Entzücken hervorriefen und diesmal schmerzlichst vermißt werden. Im anderen Pavillon findet man schöne Karten und Photographien und allerhand Gegenstände, die die heutige Cultur und Verwaltung der Inseln darstellen. — Noch größerem Interesse als Niederländisch-Indien wird augenblicklich Transvaal begegnen. Die Ausstellung der unglückseligen kleinen Republik, die bald vielleicht nur noch eine Provinz des britischen Reiches sein wird, ist, wie man sich denken kann, unter großen Schwierigkeiten zu Stande gekommen und konnte erst jetzt eröffnet werden. Sie giebt uns ein anschauliches Bild von dem Lande und seinen Bewohnern und läßt uns auch ahnen, warum es zu dem tragischen Conflicte früher oder später kommen mußte. Patriarchalisches Bauernthum und Goldminen, das paßt nicht zusammen. Zuerst treffen wir auf das Repräsentationshaus, einen freundlichen weißen Bau mit Oberlichthalle, um die Galerien herumlaufen. Eine Eisenbahnkarte in Relief, Ansichten der Dynamitfabrik in Modderfontein, ausgestopfte Thiere und Vögel, allerlei Landesproducte füllen das Erdgeschoß. Auf der einen Seite befindet sich ein kleiner Salon mit dem Porträt Ohm Krüger's und den umflorten Photographien des Generals Joubert und des im jetzigen Kriege gefallenen französischen Obersten Villebois-Mareuil. Am Eröffnungstage stand auf dem Tische ein großer Blumenstrauß in den Farben der Republik mit einer blau-weiß-rothen Schleife, die die Inschrift trug: Vive les Boërs, eine Huldigung französischer Arbeiter. Im Oberstock befindet sich eine Kaffernausstellung, eine Steinsammlung, ein Herbarium, Geweihe, Thierschädel u. s. w. Merkwürdige Empfindungen durchströmen uns beim Betrachten aller dieser Dinge; sie verstärken sich noch, wenn wir die strohgedeckte Boerenfarm, den zweiten Theil der Transvaal-Ausstellung, betreten. Dieser mit Lohe bedeckte Fußboden, diese primitiven Möbel, dies armselige schlecht gezimmerte Harmonium, auf dem die Choräle zum Morgengebet begleitet werden, die große messingbeschlagene Bibel, wie athmet hier Alles Frieden und Genügsamkeit und wie fremdartig klingt das Geräusch der großen Maschine herüber, die das goldhaltige Gestein zerstampft. Boerenfarm und Goldminen!.. Alles ist aufs Treueste hergestellt. Auf dem Heerde ist eben das Feuer ausgegangen, in der Flasche befindet sich noch ein Restchen Bier, das Brod ist erst angeschnitten. Sind die Bewohner zur Jagd gegangen oder zur Feldarbeit? Wohl zur Letzteren, denn da hängt noch die Flinte an der Wand neben dem mächtigen Hute und der Wassertrommel und da stehen auch noch die großen Jagdstiefel unterm Bett. Gehen wir wieder, damit der Hausherr sich nicht über den Eindringling verwundert, wenn er nach Hause kommt.... Folgen wir dem stampfenden Geräusch, so gelangen wir bald an ein drittes Gebäude, in dem uns die Gewinnung des Goldes aus dem Gestein anschaulich gemacht wird. Vor ihm erhebt sich ein großer mit Goldfarbe angestrichener Obelisk, dessen Rauminhalt genau der Menge des in den Transvaalminen gewonnenen Feingoldes entspricht. Aus den Inschriften ersehen wir, daß der Ertrag 1898 gegen 330 Millionen Mark, 1899 aber in den ersten neun Monaten allein schon fast 300 Millionen war.

Die nahe gelegene Ausstellung Chinas ist sehr umfangreich und imposant. Sie umfaßt nicht weniger als fünf Bauten, ein monumentales Thor, drei Pavillons und einen vier Etagen hohen Hauptbau, der auf einem mächtigen von Thoren durchbrochenen steinernen Unterbau ruht. Wir haben in ihm eine treue Wiedergabe eines der berühmten neun Festungsthore von Peking vor uns. Grün, Roth und Goldgelb sind die vorherrschenden Farben. Zwischen den Bauten ist ein chinesischer Garten angelegt. Die Ausstellung im Innern bietet eine gelinde Enttäuschung. Sie giebt zwar ein ziemlich vollständiges Bild von der chinesischen Industrie, enthält aber im Allgemeinen nur billige, zum Theil ganz erstaunlich billige Trödelwaaren. Glücklicherweise ist diese bei uns jetzt ziemlich aus der Mode gekommen, und die jüngsten Ereignisse in Peking sind nicht gerade dazu angethan, uns für die bezopften Söhne des Himmels wieder zu erwärmen. Doch sei zu ihrer Ehre gesagt, daß sie nicht nur fleißig, genügsam und nüchtern, sondern auch peinlich gewissenhaft im Handel sind und sich nicht, wie gewisse Völker des europäischen Ostens, ein Vergnügen daraus machen, den Fremden übers Ohr zu hauen. Es war eine hübsche Idee, die chinesische Ausstellung mit der sibirischen durch eine Brücke zu verbinden, deren architektonisches Motiv der berühmten chinesischen Mauer entnommen ist. Wird doch die transsibirische Eisenbahn in wenigen Jahren die beiden geographisch aneinanderstoßenden Reiche wirklich verbinden und somit die Mauer illusorisch machen. Diese neue Bahn, die in dem Verkehr Europas mit den Völkern des äußersten Ostens unabsehbare Umwälzungen hervorbringen kann, bildet natürlich den Hauptanziehungspunkt des großen sibirischen Palastes, der einem Theile des Moskauer Kreml nachgebildet ist. Drei ganze Säle sind den Karten, Ansichten, Brückenmodellen u. s. w. dieses riesigen Unternehmens eingeräumt. Außerdem aber können wir in einem der künftig auf der Strecke verkehrenden Luxuszüge für wenige Franken die ganze Reise von Moskau bis Peking machen. Wie, will ich jetzt noch nicht verrathen. Die ersten Tage nach der Eröffnung herrschte ein ungeheurer Andrang, und ich habe Angst vor überfüllten Coupés. Zuverlässige Leute aber versichern, daß die Reise sich sehr lohne und insbesondere die Aussicht und das Essen in den schönen Speisewagen vortrefflich seien. Im Uebrigen enthält der Palast einen nordsibirischen Saal mit prächtigem Pelzwerk, ausgestopften Thieren, Modellen von Häusern und Erzeugnissen der Hausindustrie, einen centralsibirischen Saal und einen Saal mit den Erzeugnissen der Provinz Turkestan, endlich einem Saal der kaiserlichen Domänen. Sehenswerth sind auch die an den Palast angebauten hölzernen Kirchenräume und Wohnzimmer, die man als „russisches Dorf" zu bezeichnen pflegt. Dagegen kann man sich mit gutem Gewissen den Besuch des Gemäldes der Kaiserkrönung von Gervex schenken. Es ist eine unleidliche Mischung von Diorama und Wandmalerei und zeigt, daß auch die Dioramenmalerei ihre eigene Technik erheischt und selbst ein begabter Maler nicht ungestraft in ein fremdes Gebiet hineinpfuschen darf.

Bücherbesprechungen.

— Das Leben in der Kirche. Vierzehn Predigten über die Führung unseres Lebens durch die Kirche. Von D. G. Chr. Dieffenbach, Geh. Kirchenrath und Oberpfarrer zu Schlitz. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1899. 1 ℳ. 20 ₰. — Diese Predigten des überaus fleißigen und fruchtbaren Schriftstellers lassen sich auf gewisse Weise vergleichen mit den bekannten Predigten Pank's über das zeitliche Leben im Lichte des Wortes Gottes. Hier wie dort ist der Text zu dem vorher bestimmten Gegenstand gesucht, nur daß Dieffenbach sich niemals mit einem Schriftwort begnügt, sondern alles zur Sache Gehörige zusammenstellt bis zu fünf verschiedenen Stellen aus verschiedenen biblischen Büchern. Und der Stoff ist bei ihm mehr beschränkt, da er ja nur von den Lebensverhältnissen und Vorfällen reden will, auf die die Kirche unmittelbar Einfluß ausübt. Aber die sind ja bei Pank alle auch berücksichtigt und so finden sich der Berührungspunkte sehr viele. Andererseits bilden die hier zu besprechenden eine wesentliche Ergänzung zu jenen. Pank's Hauptzweck ist die Erbauung, die begeisterte Erhebung des Christen, der sich in dieser oder jener Lage befindet, zu dem höheren Standpunkt des göttlichen Wortes; für Dieffenbach steht die Unterweisung in der Lehre der Schrift im Vordergrunde, der Lehre, deren einzelne Sätze oft nur im Tone der unterrichtlichen Mittheilung neben einander gestellt sind wie das Gerippe zu einer Katechese. Wer auf einem der hier in Betracht kommenden Gebiete Anregung und Bereicherung sucht, würde gut thun, die betreffenden Predigten aus beiden Sammlungen hinter einander zu studiren. Welches

die einzelnen Gegenstände sind, die Dieffenbach behandelt, brauchen wir nicht aufzuzählen. Es sei nur erwähnt, was sich nicht von selbst ergiebt, daß zuerst über das Wesen, dann über Beruf und Aufgabe der Kirche und später noch einmal über das kirchliche Amt geredet wird, daß der Kindertaufe wegen ihres besonderen Trostes und der aus ihr sich ergebenden Verpflichtungen eine besondere Predigt gewidmet ist und daß auch das christliche Kirchenjahr als eine Ordnung zur Erhaltung und Pflege des Christenlebens dargestellt wird. Alles aber, was der Prediger sagt, beruht auf gründlicher Schriftforschung und ist klar ausgesprochen. B. K.

— Chorordnung für die Sonn- und Festtage des evangelischen Kirchenjahres. Entworfen und erläutert von R. Freiherrn v. Liliencron. 2 Theile in einem Bande. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1900. 264 S. 3,60 ℳ, geb. 4,50 ℳ Chorordnung 1. Theil allein 1 ℳ 20 Exempl. 16 ℳ Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. gewidmet. — Die Arbeit der evangelischen Kirchen ist in letzter Zeit vielfach auf Durchsicht der Liturgien gerichtet gewesen und ist es noch. Besonders gilt es, dabei die Gemeinden zum Verständniß derselben zu erziehen und sie zur Selbstthätigkeit heranzubilden. Ist Manches in dieser Richtung gethan und versucht worden, so fehlt doch noch vielfach die rechte Einsicht und das Interesse für den liturgischen Theil unserer Gottesdienste. Die hier gebotene Arbeit will auch hierzu eine Handhabe bieten, wenn sie auch zunächst nur auf Beachtung in theologischen Kreisen wird zu rechnen haben. Wir stehen im Allgemeinen nicht an, ihr einen praktischen wie wissenschaftlichen Werth zuzuerkennen. Jenen schreiben wir der eigentlichen Chorordnung zu, dem ersten Theil, der in gegebenen Schemas den Altarsprüchen, Intonationen, Responsorien, Lectionen und Gesängen für jeden Sonn- und Feiertag ein Muster giebt und dabei dem Charakter jedes Tages gerecht zu werden sucht. Eine Abweichung von unserer Perikopenordnung findet sich vom 4. bis zum 21. Sonntag n. Trin., indem die Evangelien um einen Sonntag verfrüht erscheinen, das des 5. Sonntags n. Trin. am 4. gelesen wird ꝛc. und das des 4. Luc. 6, 36—42 verschwindet. Warum und wozu diese Verschiebung vorgenommen wird, ist nicht recht ersichtlich; wir können auch, wie Palmer sich einmal in seiner Homiletik äußert, z. B. den 16. Sonntag n. Trin. kaum vorstellen ohne den Jüngling zu Nain, der hier auf den 15. gelegt ist. Einen wissenschaftlichen neben dem praktischen Werth können „die Erläuterungen und Nachweisungen" des zweiten Theiles beanspruchen; besonders in ihren Einzelheiten geben sie manchen Wink und Aufschluß. D. K.

— Franz Wilhelm Kockel. Aus dem Leben eines sächsischen Schulmannes. Nebst Festgabe früherer Schüler. Dresden, Verlag von Alwin Huhle (Karl Adler's Buchhandlung) 1900. gr. 8°. 89 und 243 S. 2 ℳ — Ein vom Verleger trefflich ausgestatteter Band wird in vorliegender Festschrift dargeboten: eine Gabe der Dankbarkeit, dem Decernenten für das Volksschulwesen im königl. Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichts zu seinem 70. Geburtstage von Schülern, Freunden und Verehrern gewidmet, mit seinem für die Kockelstiftung bestimmten Reinertrage einem edlen Zwecke dienend, seinem Inhalte nach von vielseitigem Interesse. Drei Seiten seien besonders hervorgehoben, zunächst die Biographie. Wenn die Lebensbeschreibung eine der fesselndsten Literaturgattungen bildet, so ist die hier dargebotene knappe Skizze ein neuer Beleg dafür. Sie gehört zu denen, die einen steten Fortschritt darstellen und von denen Goethe sagt, daß es nur wenige giebt. Der Jubilar berichtet nicht selbst, aber der Ton ist ihm abgelauscht in den knappen, treffenden, drastischen, von scharfer Beobachtung zeugenden Zügen, die Personen und Verhältnisse anschaulich schildern. Dies tritt gleich in dem ersten der 7 Abschnitte hervor. Der Knabe wächst in einer kleinstädtischen Idylle zu Löbau in einem Hause, dem bürgerliche Tüchtigkeit und Anspruchslosigkeit eigenthümlich sind, auf. Die Geschichte von dem Confirmationsfrack ist eine hübsche Parallele zu Ernst Rietschel's Erzählung (S. 12). Die Schilderung der Bautzner Präparanden- und Seminarzeit, die des Hinterstübchens auf der Schloßgasse und an der Mönchskirche werden nicht nur die greisen Cursgenossen, sondern auch sonstige ehemalige Bautzner Schüler mit Vergnügen lesen, weil die Verhältnisse jener Zeit noch 1 bis 2 Jahrzehnte später mehr oder weniger typisch waren und weil die Erzählung eine Reihe prächtiger Erinnerungen aufsteigen läßt, die längst man vergessen geglaubt. Verwiesen sei z. B. auf die kurze Notiz auf S. 15, wo der seiner Zeit jedem Bautzner lesebegierigen Schüler wohlbekannte „Herr Lehmann" im parkumrauschten Schlosse von Teichnitz erwähnt wird, die hagere, würdige Gestalt mit der weißen Halsbinde; jeden Sonntag konnte man ihn auf seinem Ehrenplatze auf dem Chore des Betsaales zu Kleinwelka sitzen und dann beflügelten Schrittes davon eilen sehen. Bei ihm holten sich die jüngeren Zöglinge der verschiedensten Schulen Bautzens, als es dort noch wenig Schülerbibliotheken gab, Bücher und mit väterlichem Wohlwollen wurde der Knabe hier aufgenommen, der, zum ersten Male wohl klopfenden Herzens, eingetreten war. Wir müssen uns versagen, Kockel's Lebensgang im Einzelnen zu verfolgen, und verweisen unsere Leser auf den Bericht über die Lehrerzeit zu Hamburg im Rauhen Hause, dann an der Präparande in Bautzen, am Seminar zu Nossen und Dresden, wo er Director wurde, schließlich über seinen Eintritt in das Cultusministerium in einer für das sächsische Schulwesen wichtigen Zeit. In diesen Erzählungen giebt das Buch mancherlei Beiträge für die sächsische Schulgeschichte. Die zahlreichen kleinen Züge werfen charakteristische Schlaglichter auf die Geschichte des sächsischen Seminarwesens und des Unterrichtsbetriebes. Neben so hervorragenden Lehrern wie Dreßler, Hering und Ruffany, auch Rade, treten dunkle Schatten hervor, die namentlich mit den dürftigen Finanzverhältnissen der Seminare zusammenhingen. Auch über den damals herrschenden Geist findet sich manche scharfe Notiz, z. B. das seinen Zweck verfehlende Frühstück S. 37. Wichtiger sind außer einzelnen bisher unbekannten Actenstücken die Angaben über die Wandlungen, die sich auf diesem Gebiete vollzogen haben, und den Einfluß, den Kockel als Lehrer, Erzieher, Director und Organisator auf die Umbildung ausgeübt, sowie die Bedeutung, die er auf die Neugestaltung des Volksschulwesens gehabt hat. Der Stoff wird hier in 7 Abschnitten übersichtlich zusammengestellt. Als Beispiel sei der zweite hervorgehoben, der das Verhältniß zu den Bezirksschulinspectoren behandelt. Hier finden sich eingehende Angaben über die Persönlichkeiten und ihre Wirksamkeit, namentlich über die Conferenzen, die alljährlich im Cultusministerium zu Dresden gehalten werden und auf denen wichtige Fragen zur Verhandlung kommen. Ins Gebiet der sächsischen Schulgeschichte gehören noch drei wissenschaftliche Arbeiten. P. Tätzner behandelt „Die Entstehung des Gedankens, besondere Schulen für schwachsinnige Schüler zu errichten, und die Art, wie dieser Gedanke in der Nachhilfeschule zu Dresden-Altstadt Verwirklichung gefunden hat". In den Anfang des vorigen Jahrhunderts führt P. Schulze mit zwei Studien, „Eine Gehaltszulage vor 200 Jahren", die die Bemühungen des Plauenschen Schulmeisters um Erhöhung seines Einkommens behandelt, während in der anderen „Zur Neubegründung der Dresdner Volksschulen im Beginne des 18. Jahrhunderts" auf Grund Dresdner Rathsacten eingehende Mittheilungen über Armenschulen, Besoldung und Lehrbücher dargeboten werden. Drei Arbeiten beschäftigen sich mit Fragen aus dem Gebiete der Methodik und zwar mit drei wichtigen Gegenständen des erziehenden Unterrichts: H. Störl „Ueber das Wesen und die Bedeutung der Methode im Unterrichte"; E. Hahn „Die Erziehung der Jugend zum selbständigen Denken und Handeln" und P. Schneider „Religion und Religionsunterricht". Daran reihen sich zwei Ansprachen von E. A. Stötzer. Wenn die Würdigung dieser Arbeiten mit Rücksicht auf den uns zur Verfügung stehenden Raum den pädagogischen Fachblättern überlassen werden muß, so dürfen einige Mittheilungen über Kockel's Methodik nicht fehlen, weil sie von allgemeinem Interesse sind. Bekannt ist, daß seine ausgezeichneten Leistungen als Seminarlehrer von der Commission besonders anerkannt wurden, die auf Veranlassung des Dittes'schen Vortrages im Jahre 1865 sämmtliche sächsische Seminare einer eingehenden Revision unterwarf. Die Leben athmende Frische und die hingebende, auf den Schüler nicht weniger als auf die Sache eingehende Unterrichtsweise machte Kockel's Religions- und deutsche Stunden zu den erfreulichsten, die überhaupt besucht worden waren. Eingehende Angaben werden auch sonst an verschiedenen Stellen über seine methodischen Anschauungen dargeboten, so S. 55, wo der Vorzug einer gesunden, geistbildenden Heuristik gegenüber der gedächtnißmäßig formalistischen, in ihren Erfolgen wohl blendenden, aber nicht befriedigenden Methode hervorgehoben, Anregung und Antrieb zu selbständiger Fortentwickelung als Hauptgesichtspunkte der Kockel'schen Unterrichtsmaßnahmen bezeichnet werden. Diese Anschauungen liegen dem Lehrplane für die Volksschule und dem für die Fortbildungsschule zu Grunde, deren Vorschriften auf die Gestaltung des sächsischen Volksschulunterrichts bestimmend ein-

gewirkt haben. Wie ihr Verfasser bei Gelegenheit von Conferenzen und Revisionen persönlich für sie eingetreten ist, wird gelegentlich berichtet. Wir schließen mit dem treffenden Worte (S. 69): „Wer will die geheimnißvolle Kraft einer tüchtigen Persönlichkeit zerlegen!" r.

— Goethe's Lebensweisheit in ihrem Verhältniß zum Christenthum. Ein Vortrag von D. Otto Kirn, ord. Prof. d. Theologie in Leipzig. Leipzig, Dörffling & Franke, 1900. 8°. 23 S. 40 ₰. — Ein werthvoller Beitrag zur Literatur über dieses vielbehandelte Thema vom positiv-lutherischen Standpunkte aus. Mit eben so viel Umsicht als Wärme nimmt der Verfasser den Dichter und Menschen Goethe gegen D. F. Strauß und Genossen in Schutz, die ihn als Bahnbrecher und Vorkämpfer der materialistischen Welt- und Lebensanschauung in Anspruch nehmen, indem sie manche stark ausgeprägte Züge seines religiösen Denkens und Empfindens als noch nicht überwundene Reste christlicher Anschauungen in Abzug bringen. Ueberzeugend weist er nach, daß der Dichter in seinem langen Leben zwar zahlreiche Aeußerungen gethan hat, die jene Auffassung zu stützen geeignet sind, bei unbefangenem Ueberblick über seinen an Wandelungen reichen religiösen Entwickelungsgang sich aber ein wesentlich anderes Bild ergiebt. So sehr Goethe auch dazu neigte, die Gottheit als Gott-Natur zu verehren und alles Leben, auch das der Menschen, unter dem Gesichtspunkt der Naturnothwendigkeit anzusehen, so hat er doch nie verkannt, daß der Mensch, die Ausgeburt zweier Welten, mit einem Theile seines Wesens in eine über der Natur stehende Welt des Geistes ragt und daher bei aller Gebundenheit nach der Seite seiner Natürlichkeit „das Unmögliche vermag", nach sittlichen Antrieben und Normen zu unterscheiden, wählen und richten. Mit Recht wird betont, daß Goethe, wie er es ausdrücklich selbst versichert, zu keiner Zeit seines Lebens für seine verschiedenartigen inneren Bedürfnisse als Dichter, Naturforscher und Mensch in irgendwelchem Systeme und in diesem allein volle Befriedigung gefunden habe. Nicht zu verkennen ist, daß seine Weltanschauung frühzeitig von Spinoza beherrscht wurde und von Spinozistisch-Schelling'schen Auffassungen dauernd beeinflußt blieb. Daneben hat aber sein reicher, aller trockenen Systematik abholder Geist sich jederzeit auch für andere Gedankenrichtungen — den Neuplatonismus, die Mystik, Kant, Leibniz ꝛc. — empfänglich gezeigt, wie er denn auch die von 1788 ab eine längere Zeit abgerissen gewesenen Fäden, die ihn in jungen Jahren, zeitweilig ziemlich eng, mit dem Christenthum, sogar mit dem Gemeindeleben verbunden gehalten hatten, später wieder aufgenommen und als Greis mit ersichtlicher Herzensantheilnahme weiter gesponnen hat. Liebevoll-bedächtig den vielverschlungenen Pfaden der Denkweise Goethe's nachgehend, spricht der Verfasser (S. 22) es unumwunden aus, daß „dessen Lebensweisheit zwar nicht auf dem Boden des Christenthums erbaut ist, aber sich als eine humane Ethik edelster Art darstellt, die in mehr als einem Punkt mit christlichen Gedanken sich nahe berührt", sieht daher in scharfem Gegensatze zu Strauß in Goethe „den Herold eines ethischen Idealismus, der dem Christenthum um so näher kommt, je mehr er sich abklärt und befestigt". Er gelangt zu diesen Sätzen, indem er ein entscheidendes Gewicht auf die ausdauernde Treue legt, mit der der Mensch Goethe ein langes Leben hindurch uneigennütziger gemeinnütziger Thätigkeit sich beflissen, in den verschiedensten Lebenslagen „rein aus des Guten Liebe" sich edel, hilfreich und gut erwiesen, in Heimsuchungen Zuversicht und Ergebung gezeigt, endlich an seiner inneren Läuterung unablässig gearbeitet hat. Eine weitergehende Anerkennung von positiv-kirchlicher Seite würde Goethe selbst sicher niemals erwartet, nicht einmal gewünscht haben. Zur Kirche seiner „Religionsverwandten" (Unterh. mit Falk S. 84) hat Goethe seit seinem Eintritte in das Mannesalter sich nicht mehr gehalten und gewisse Hauptdogmen derselben andauernd abgelehnt. Dabei hat er aber die innere Fühlung wie mit den Grundanschauungen des Christenthums, so mit der heiligen Schrift nie völlig verloren und bis zu seinem Ende sich redlich bemüht, mit religiösen Herzens- und Gewissensfragen sich in seiner Art abzufinden. Mit dem religiösen Liberalismus vulgaris, dem der reiche Geschichts- und Lebensinhalt der geoffenbarten Religion sich zu ein paar Allerweltsschlagwörtern verflüchtigt, hat Goethe nie etwas gemein gehabt, so freisinnig er sich oft auch über religiöse Dinge geäußert hat. Für diesen Nachweis zumal gebührt dem Vortragenden ein ganz besonderer Dank, da nur zu häufig Geistesrichtungen sich mit Goethe's gefeiertem Namen zu decken suchen, die wohl in dessen reicher innerer Entwickelung als Momente gewirkt, nie aber diese ganz beherrscht haben.

Dr. Th. Vg.

— Drei Spaziergänge eines Laien ins classische Alterthum. Von Carl Jentsch. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1900. — Jentsch ist als vielseitiger Schriftsteller bekannt, dessen gesundes und freimüthiges Urtheil auf politischem Gebiet — er schreibt viel für die Zukunft — den scharfen Beobachter und selbständigen Denker zeigt. Die gleichen Eigenschaften weist auch sein neuestes Werk auf, welches schon stückweise in den Grenzboten veröffentlicht war und nun als Buch erscheint. Jentsch hat als älterer Mann sich die Aufgabe gestellt, eine größere Zahl der wichtigsten antiken Classiker noch einmal im Zusammenhang durchzulesen und vom objectiven Standpunkte des Nichtfachmanns aus daraufhin zu prüfen, wie groß ihr sittlicher Gehalt und ihr actueller Bildungswerth sei. In beiden Beziehungen ist das Resultat ein entschieden bejahendes, und obwohl er das an das humanistische Gymnasium geknüpfte Berechtigungswesen bekämpft und dem Reformgymnasium den besten Erfolg wünscht, erklärt er, daß der Bildungswerth der Classiker ein großer und durch nichts zu ersetzender sei; der Schatz, den wir an den Alten haben, müsse der Nachwelt unbedingt erhalten bleiben, und dazu sei vor Allem nöthig, daß die Unterrichtsmethode die Schüler mit Liebe und nicht mit Abneigung gegen sie erfülle. Von den drei Abschnitten des Buchs ist es besonders der erste, die athenische Volksmoral im Drama, welcher diese Ideen behandelt und zu einigen Bemerkungen herausfordert; die Abschnitte über die Sclaverei bei den antiken Dichtern und über den Römerstaat (1. Religion, 2. Sociale Kämpfe, 3. Vom Stadtstaat zum Weltreich) sind geschickt und anregend geschrieben und beweisen die außerordentliche Vertrautheit des Verfassers mit den socialen und politischen Zuständen des antiken Römerreichs, stehen aber mit der vorerwähnten, in der Vorrede betonten Tendenz nur hie und da in Zusammenhang. Was alle drei Aufsätze besonders fesselnd macht, ist die temperamentvolle Art des Verfassers, bei jeder Gelegenheit auf die Gegenwart zu exemplificiren und auf diese Weise Manches von einer neuen Seite zu beleuchten. Freilich läßt er sich dabei bisweilen verleiten, die Parallelen etwas weit herzuholen und wohl auch scharfe und gewagte Urtheile abzugeben, die weder an sich berechtigt, noch im Zusammenhang nöthig waren. So scheint mir der Ausfall auf den Darwinismus (S. 114) ebenso unmotivirt wie der auf die weltliche Wissenschaft (S. 116), welche „darauf ausgehe, die sittlichen Ideen und Grundsätze wegzudisputiren". Erstens thut dies doch die Wissenschaft im Allgemeinen nicht, sondern vielleicht nur der oder jener ihrer Jünger, und zweitens geht die Wissenschaft überhaupt auf nichts Anderes aus, als die Wahrheit zu ergründen, und wenn diese Wahrheit mit den jeweilig herrschenden, nach Zeit und Volk oft erheblich schwankenden sittlichen Ideen in Collision geräth, so kommt es doch zu sehr auf Tendenz und Art dieser Collision an, als daß man darüber von vornherein in dieser Allgemeinheit aburtheilen dürfte. Daß der Verfasser bei der Besprechung des Obscönen im Alterthum auch den in Fr. Vischer's famosem Roman „Auch Einer" vertretenen Standpunkt anführt, ist berechtigt; nicht begründet ist aber das weitere Abschweifen auf den Werth dieses Werks. Für gänzlich verfehlt und übertrieben halte ich das scharfe Urtheil über Halbe's „Jugend", daher sind auch die Schlußfolgerungen auf den sittlichen Takt unseres Volkes oder seiner literarischen Vertreter hinfällig. Jentsch hat überhaupt die Neigung, die Jetztzeit zu scharf und die griechische Blüthezeit zu mild zu beurtheilen; ich dächte doch, daß auch die Griechen es bisweilen an Blutgier und Grausamkeit nicht hätten fehlen lassen, ich denke nur eben an die Parteikämpfe in Korkyra. Im Uebrigen scheint mir die Polemik gegen Döllinger („Heidenthum und Judenthum"), der die Sittlichkeit der alten Hellenen offenbar zu gering einschätzt, berechtigt zu sein, und wenn auch die durch zahlreiche Citate aus den griechischen Dichtern begründeten Ansichten über die Feinheit und Höhe der antiken Moral den Freunden und Kennern des Alterthums nicht neu sein werden, so ist doch die frische und geschickte Darstellung Grund genug, sich darein zu vertiefen, Anregung werden Fachmann und Laie in gleicher Weise finden. Dr. Paul Pfitzner.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 76. Dienstag, den 26. Juni, Abends. 1900.

Dornburg.

Von Julius R. Haarhaus.

„Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder!
Ziehst Du als Wandrer vorbei, segne die Pfade Dir Gott!“
(Latein. Thürinschrift zu Dornburg in Goethe's Uebersetzung.)

Zum ersten Male seit ihrem 15jährigen Bestehen hatte die alljährlich zur Pfingstzeit tagende Goethe-Gesellschaft diesmal einen gemeinsamen Ausflug in das Programm ihrer Festfeier aufgenommen. Das Ziel desselben war Jena und Dornburg, Stätten, deren Namen mit unauslöschlichen Lettern in der Geschichte unserer classischen Literatur verzeichnet sind. Die freundliche Musenstadt an der Saale ist jedem Deutschen bekannt genug, dagegen dürfte es manchem Literaturfreunde nicht unerwünscht sein, den Schreiber dieser Zeilen im Geiste nach dem so unvergleichlich schön gelegenen Sommersitz des Weimarischen Fürstenhauses zu begleiten, der im Leben des Altmeisters eine so eigenartige Rolle gespielt hat. Dornburg war für Goethe nicht wie die Schlösser in der Nähe Weimars ein Schauplatz heiterer Geselligkeit, sondern ein Buen Retiro, wohin er sich gern zur inneren Einkehr aus dem geräuschvollen Treiben des Hofes zurückzog und wo er in den Sommertagen des Jahres 1828 den herbsten Schmerz seines Lebens, die Trauer um den Tod seines großen Beschützers und Freundes, des Großherzogs Karl August, im stillen Verkehre mit der Natur überwand. Wer Dornburg besucht hat, der wird den beruhigenden Einfluß der lieblichen Landschaft mit dem echt thüringischen Charakter an sich selbst erfahren haben, der wird auch verstehen, weshalb der regierende Landesherr, der greise Großherzog Karl Alexander, an dieser Stätte des Friedens und der Stille seit langen Jahren seinen Geburtstag, den 24. Juni, zu verbringen pflegt.

Der Tourist, der Dornburg, eine der Perlen des Saalethales, kennen lernen will, verläßt auf der Strecke Jena—Großheringen bei der Station Naschhausen den Zug und steigt auf einem durch den Wald führenden, an Aussichtspunkten reichen Treppenwege zur Höhe des steil abfallenden Bergrückens empor. Dort oben liegt, hinter Bäumen versteckt, das Städtchen Dornburg, eine der ältesten Ansiedlungen im Thüringer Lande. Schon im Jahre 937 besaß der Ort Stadtrechte. Wo sich jetzt das sogenannte „Alte Schloß“ erhebt, hat wahrscheinlich schon im 10. Jahrhundert eine kaiserliche Pfalz gestanden, in der Otto II., Otto III. und Heinrich II. häufig residirt haben sollen. Der letztere berief hierher im Jahre 1005 einen Reichstag. Neuere Historiker haben diese Annahmen freilich in Zweifel gezogen und auf eine Verwechselung mit dem gleichnamigen Schlosse bei Barby an der Elbe hingewiesen, ob mit Recht, ist zur Zeit noch nicht endgiltig festgestellt. Jedenfalls gelangte aber Dornburg im Jahre 1081 durch Schenkung in den Besitz des Grafen Albrecht von Groitzsch, später in den der Schenken von Dornburg, der Grafen von Orlamünde und von Schwarzburg, des Landgrafen Friedrich des Ernsthaften von Thüringen und der Vitzthum von Eckstädt, aus deren Hand es 1486 an den Kurfürsten Ernst von Sachsen überging. Im Jahre 1691 kam Dornburg an Sachsen-Weimar, nachdem es seit 1603 zu Altenburg und seit 1672 zu Sachsen-Jena gehört hatte. Von der Bedeutung der Stadt, die 1584 einen Jahrmarkt erhielt, kann man sich heute, da der Ort nur etwa 700 Einwohner zählt, kaum noch eine richtige Vorstellung machen. Stadtmauerreste, die sich im weiten Umkreise um das jetzige Dornburg vorfinden, weisen darauf hin, welche Ausdehnung der Ort besaß, ehe der Vandalismus der Kroaten im dreißigjährigen Kriege und die Feuersbrunst von 1717 die Stadt zerstörten. Von größerem Interesse als diese selbst sind für uns die drei Schlösser, die oben, hart am Rande des Abhanges gelegen, das breite Saalethal beherrschen. Das älteste und größte, zum Theil wohl schon im 12. oder 13. Jahrhundert entstandene, zeigt in seiner unregelmäßigen Anlage, dem nüchternen vielfenstrigen Hauptbau und dem durch die Oertlichkeit bedingten Vorspringen und Zurücktreten der Nebengebäude durchaus den Charakter einfacher mitteldeutscher Burganlagen. Von den eigentlichen Befestigungswerken sind nur noch spärliche Reste vorhanden. Allem Anscheine nach dient das Schloß schon lange als Oekonomiegebäude. Das zweitälteste Schloß, das „Stohmann'sche Haus“ genannt, ist ein einfacher Renaissancebau, dessen steiles Dach von drei Giebeln durchbrochen wird. Dem Stile nach stammt er aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die Inschrift über der Thüre mit der Jahreszahl 1608 ist ohne Frage nachträglich angebracht worden. Das dritte und kleinste Schlößchen, ein überaus zierlicher Bau aus der Uebergangsepoche vom Barock zum Rococo, wurde von Herzog Ernst August in den dreißiger und vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts auf einer vorspringenden Klippe des Höhenzuges in der Mitte zwischen den beiden älteren Bauten aufgeführt. In diesem durch köstliche Lage begünstigten und behaglich eingerichteten Schlößchen wohnt heute der Großherzog, wenn er nach Dornburg kommt. Hier hat auch Karl August manchen schönen Sommertag verlebt, hier hat in seiner Weimarer Frühzeit Goethe geweilt und in den ersten Märztagen des Jahres 1779, als er als Aushebungscommissar das Land durchreiste und Rekruten maß, an der Prosa-Fassung seiner „Iphigenie“ geschrieben. „Auf meinem Schlößchen ist mir's sehr wohl,“ heißt es in einem Briefe vom 4. März an Frau v. Stein, „ich habe recht dem alten Ernst August gedankt, daß durch seine Veranstaltung an dem schönsten Platze, auf dem bösten Felsen eine warme, gute Stätte zubereitet ist.“ So zierlich und dabei wohnlich wie von außen präsentirt sich das „Neue Schlößchen“ auch von innen. Bei der Aussicht, die man aus jedem Fenster genießt, vergißt man die Kleinheit der Zimmer, die ja auch nur die Aufgabe haben, die Bewohner dieser Villegiatur während der Nacht zu beherbergen oder ihnen bei einem Regengusse als Unterschlupf zu dienen. Hervorzuheben ist die feine Abstimmung der Räume und ihres Möblements hinsichtlich der Farbe. Unsere neuesten Reformatoren des Kunstgewerbes würden dort zu der Einsicht gelangen, daß die alten Herren ein ebenso ausgebildetes Organ für die „Stimmung“ der Innenräume besaßen, wie ihre in dieser Beziehung so anspruchsvollen Nachkommen. Der künstlerische Schmuck des Schlößchens ist bescheiden, aber dem Charakter der Localität angepaßt. Porträts von Mitgliedern der herzoglichen Familie und italienische Veduten zieren die Wände, während im Hauptsaale eine sehr beachtenswerthe Sammlung alten chinesischen Porzellans eine ebenso eigenartige wie zweckmäßige Aufstellung gefunden hat. Die einzelnen Stücke, Teller, Schälchen, Näpfchen und Tassen, sind nämlich in entsprechend geformte Vertiefungen im Holzwerke der Möbel so eingelassen, daß sie geschützt liegen und jederzeit herausgenommen werden können.

Das Stohmann'sche Haus, erst im Jahre 1824 von Karl August erworben, ist geräumiger als das Neue Schlößchen, aber in seiner Einrichtung und Ausstattung mehr bürgerlich einfach. Aus dem großen Vorsaale führt eine breite Treppe zum oberen Stocke empor. Gleich linker Hand liegen die Zimmer, die Goethe in späteren Lebensjahren und so auch im Sommer 1828 bewohnte. Die Wände sind hier mit Bildern bedeckt; außer Silhouetten, italienischen Veduten und Entwürfen phantastischer

Ehrendenkmäler für berühmte Abgeschiedene wie Kant, Herder und Wieland finden wir hier das Beste, was jene Zeit an Erzeugnissen der graphischen Kunst besaß: schöne Porträtstiche von Wille und eine große Reihe von gestochenen Blättern nach Nicolas und Gaspar Poussin. Mehr seltsam als schön ist ein gewaltiger Ofen in Form einer zerbrochenen Säule, um die sich eine Schlange ringelt, ein Motiv, das als Symbol des genius loci vielfach in Gartenanlagen jener Zeit, so z. B. auch im Weimarer Parke, anzutreffen ist.

Es dürfte kaum eine Oertlichkeit geben, die Goethe so oft und mit so unverkennbarer Liebe beschrieben hat, wie Dornburg. Wenn wir heute den lang hingestreckten Garten mit den wohlgepflegten Laubgängen und den altmodischen Blumen, der die drei Schlösser verbindet, durchwandern und den Blick über eine Predella von blauen Irisblüthen hinweg in die weite Landschaft schweifen lassen, dann lernen wir verstehen, weshalb sich der Altmeister im Preisen dieses Erdenfleckchens nie genug thun konnte. Hier fühlte er sich recht eigentlich am Busen der Natur, hier offenbarte ihm die üppigste Vegetation manches Geheimniß, hier redeten Wolken und Gestirne eine vernehmliche Sprache. So oft Goethe über Dornburg spricht und schreibt: nie vergißt er die Anregung hervorzuheben, die er diesem Orte für seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen verdankte. Seine aus Dornburg an die Freunde gerichteten Briefe werden in der Regel zu meteorologischen Berichten; Himmelserscheinungen regen ihn zu Gedichten an, die zu den herrlichsten Blüthen seiner gesammten Lyrik gehören.

Als er sich nach dem am 14. Juni 1828 erfolgten Tode Karl August's in die Dornburger Stille zurückzog, wollte er, wie er an Zelter schreibt, „jenen düstern Functionen entgehen, wodurch man, wie billig und schicklich, der Menge symbolisch darstellt, was sie im Augenblick verloren hat". Der Zauber des Ortes wirkte schnell. Eine Notiz des getreuen Eckermann schildert prägnanter als wir es heute vermöchten, welches Leben der Dichter hier führte: „Ich besuchte ihn dort einige Mal in Begleitung seiner Schwiegertochter und Enkel. Er schien sehr glücklich zu sein und konnte nicht unterlassen, seinen Zustand und die herrliche Lage des Schlosses und der Gärten wiederholt zu preisen. Und in der That, man hatte aus den Fenstern von solcher Höhe hinab einen reizenden Anblick. Unten das mannigfaltig belebte Thal mit der durch Wiesen sich hinschlängelnden Saale. Gegenüber nach Osten waldige Hügel, über welche der Blick ins Weite schweifte, sodaß man fühlte, es sei dieser Stand am Tage der Beobachtung vorbeiziehender und sich im Weiten verlierender Regenschauer, sowie bei Nacht der Betrachtung des östlichen Sternenheers und der aufgehenden Sonne besonders günstig. »Ich verlebe hier,« sagte Goethe, »so gute Tage und Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenster, um mich an der Pracht der jetzt zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröthe zu erquicken. Fast den ganzen Tag bin ich sodann im Freien und halte geistige Zwiesprache mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken sagen und wovon ich euch wunderliche Dinge mittheilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht schlecht sind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in diesem Zustande so fortzuleben.«"

Und wie anschaulich beschreibt er selbst in seinem Briefe vom 11. Juli an Zelter die Stätte: „Ich weiß nicht, ob Dornburg Dir bekannt ist; es ist ein Städtchen auf der Höhe im Saalthale unter Jena, vor welchem eine Reihe von Schlössern und Schlößchen, gerade am Absturz des Kalkflötzgebirges, zu den verschiedensten Zeiten erbaut ist; anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern her; ich bewohne das neuaufgeputzte Schlößchen am südlichsten Ende. Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen und unter meinem Fenster seh ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhang noch vor drei Jahren anlegen ließ und an dessen Ergrünung Er sich noch die letzten Pfingsttage zu erfreuen die Lust hatte. Von der andern Seite sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt, und mir erscheint das alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde. Seit fünfzig Jahren hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit Ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo Seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt. Das Aeltere erhalten und aufgeschmückt, das Neuerworbene mäßig und schicklich eingerichtet, durch anmuthige Berggänge und Terrassen mit den früheren Schloßgärten verbunden, für eine zahlreiche Hofhaltung, wenn sie keine übertriebenen Forderungen macht, geräumig und genügend, und was der Gärtner ohne Pedanterie und Aengstlichkeit zu leisten verpflichtet ist, alles vollkommen, Anlage wie Flor. Und wie es ist, wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen dieser Zustände gleichfalls in sich trägt und es mehrere Jahre bei längerem und kürzerem Aufenthalte bewährt hat. Dies ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand giebt, woran ferner fortzuschreiten wäre."

Gerade dieser letzte Ausspruch ist für Goethe's Denkart überaus charakteristisch. Das Geringfügige wie das Große wurde ihm zum Symbol, das eine bestimmte Idee aussprach, und dem er einen dauernden Bestand wünschte, weil er im Fortwirken der Idee das Band sah, das scheidende und kommende Generationen verknüpft und so den Tod überwindet. Und so mußte ihm damals, als er unter dem Eindrucke eines unersetzlichen Verlustes stand, Alles um ihn her zum Symbole werden. Eckermann berichtet über einen Brief, den der Dichter während seines Dornburger Aufenthaltes an den Obersten v. Beulwitz schrieb und der, eben wegen jener darin besonders deutlich ausgesprochenen Tendenz, allgemeines Aufsehen erregte. „Ich hatte daran zu bewundern," schreibt Eckermann, „wie er die Localität des Dornburger Schlosses sowohl als das untere Terrain im Thale benutzt, um daran die größten Ansichten zu knüpfen, und zwar Ansichten solcher Art, um den Menschen nach einem erlittenen großen Verlust durchaus wieder aufzurichten und auf die frischesten Füße zu stellen."

Die köstlichsten Zeugnisse dafür, daß eine solche Weltanschauung dem Dichter ihren Trost nicht versagt hat, daß er, der diesen Trost so häufig Anderen spendete, sich auch selbst an dem Gedanken aufzurichten vermochte, daß jedes Menschendasein nur ein Glied sei in der ununterbrochen fortlaufenden Kette des Lebens, sind die kleinen, in Dornburg entstandenen Lieder. Das erste, vom 25. August datirte, ist an Marianne v. Willemer, die Suleika des West-östlichen Diwans, gerichtet, mit der er einst verabredet hatte, daß sie bei jedem Vollmonde einander gedenken wollten. Es lautet:

„Willst Du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist Du gar nicht da.

Doch Du fühlst, wie ich betrübt bin,
Blickt Dein Rand herauf als Stern,
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern.

So hinan denn, hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die Nacht."

Wenn in diesem Liede das rein Persönliche noch überwiegt, so scheint es, als habe sich in dem Gegenstücke dazu, das man wohl einen Hymnus an die Sonne nennen könnte, der Dichter von allem Irdischen frei gemacht:

„Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Aether, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Dankst Du dann, am Glück Dich weidend,
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, röthlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden."

Auch dieses Gedicht hat eine symbolische Bedeutung erhalten. Wie Goethe hier mit wenigen rhythmisch außerordentlich reizvollen Zeilen den ganzen Tageslauf der Sonne umfaßt, die dem ihre Wohlthaten dankbar Genießenden als schönsten Lohn den Abend spendet, und sich kurz vor dem Scheiden gleichsam zu ihrer höchsten Leistung aufrafft, so faßte der Greis, in der Dornburger Stille sein eigenes Lebenstagewerk überschauend, den großen Entschluß, den Freunden und Verehrern noch eine letzte überreiche Gabe seiner Kunst zu bieten: den zweiten Theil des

Faust und Wilhelm Meisters Wanderjahre in ihrer endgiltigen Fassung.

Nicht uninteressant ist es, zu erfahren, wie der stets Beschäftigte, unermüdlich Thätige bei seinem Aufenthalt in Dornburg den Tag eintheilte. Der Hofgärtner Sckell, dem in jener Zeit die Pflege des Schloßgartens oblag und der den Dichter beköstigte, hat uns hierüber mancherlei Notizen hinterlassen. „In der Regel," heißt es da, „verließ Goethe um 6 Uhr das Bett und genoß sofort Kaffee. Schon um 7 Uhr beschied er seinen Secretär zu sich und dictirte diesem bis um 8, auch ½9 Uhr. Darauf ging er auf den Terrassen spazieren, nahm nun das Frühstück ein und dictirte darauf von Neuem oder begab sich wieder in den Garten, wenn er nicht schon zeitig durch Fremdenbesuch behindert wurde. Um 11 Uhr stellte sich dann in der Regel jeden Tag Besuch ein, welcher bei ihm speiste. Die Tafel begann gewöhnlich um ½2 Uhr und dauerte bis 4 Uhr. Dann reisten die Fremden sofort ab und Goethe begab sich wieder in den Garten, blieb dort bis ½6 Uhr, aß darauf stets eine Franzsemmel und trank, die acht Tage ausgenommen, an welchen er Dorndorfer Rothwein genoß, ein Viertel Moselwein. Von da blieb er auf seinem Zimmer oder ging bei schöner Witterung wiederholt einige Male im Garten auf und ab. Abends beschäftigte er sich mit dem Lesen eingegangener oder mit dem Unterschreiben von ihm dictirter Briefe. Um 9 oder ½10 Uhr ging er zu Bett. . . . . Wissenschaftlich beschäftigte sich Goethe in Dornburg vorzugsweise mit Botanik." Wir dürfen hinzufügen: Er fand hier die Anregung zu seiner letzten Arbeit, dem Schriftchen über die Spiraltendenz der Vegetation. Die dieser Arbeit zu Grunde liegenden Gedanken, deren Richtigkeit eine etwa gleichzeitige Entdeckung des Botanikers Martius bestätigte, waren es, die ihm die Ranken der Weinrebe anvertraut hatten. So ist Dornburgs Name enger als der der übrigen classischen Stätten des sachsen-weimarischen Landes mit Goethe's innerstem Wesen und Denken verknüpft, und deshalb sollte der Ort eine Wallfahrtsstätte für Jeden sein, der in des Altmeisters Weltanschauung und Dichtung mitten im Kampfe des Tages Halt und Trost sucht. Dem hohen Schloßherrn von Dornburg aber gebührt der Dank aller Gebildeten, daß er voll Pietät gegen seine Ahnen und ihre großen Dichter auch diese gesegnete Stätte genau so erhält, wie Goethe's Auge sie geschaut hat!

Bücherbesprechungen.

— **An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts.** Rückblicke auf das letzte Jahrhundert deutscher Kirchengeschichte. Von **Reinhold Seeberg.** Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (G. Böhme). 1900. 1 ℳ 80 ₰. — Der Aufsatz ist zunächst für die Neue kirchliche Zeitschrift geschrieben, verdient es aber zweifellos, auch solchen Lesern zu Gesicht zu kommen, die dieses Blatt nicht lesen. Der Verfasser giebt einen Ueberblick über das, was Kirche und Theologie in Deutschland während des abgelaufenen Jahrhunderts geleistet haben, und thut das mit dem Bewußtsein, als Historiker unparteiisch zu verfahren. Nur hat er außer Acht gelassen, daß er dabei den noch im Fluß befindlichen Erscheinungen gegenüber ein unmögliches Bewußtsein in sich trägt. Wo es sich um den Theil des Jahrhunderts handelt, dessen Geschichte man wirklich schon schreiben kann, also um die erste Hälfte, da kann er mit Fug und Recht jene Kennzeichnung für seine Darstellung in Anspruch nehmen: wer mit ihm auf demselben Standpunkte oder ihm doch nahe steht, wird in den meisten Fällen seinem Urtheile zustimmen und wird ihm außerdem für den Nachweis mancher Zusammenhänge und die Hervorhebung manches häufig verkannten Verdienstes sehr dankbar sein. Anders steht es mit den „Blicken auf die neueste Zeit". Hier kann von Unparteilichkeit gar keine Rede sein, und es ist auch thatsächlich keine vorhanden, sondern nur eine überaus milde und vorsichtige Beurtheilung aller in Betracht kommenden Bestrebungen und Richtungen. Aber gerade das ist's, was wir dem Verfasser zum Vorwurf machen wollen. Man kann nicht die Geschichte eines Krieges schreiben, so lange er noch andauert, und schreibt man trotzdem über ihn, so thut man's als Partei, soll aber dann nicht behaupten, man urtheile unparteiisch, wenn man jeden Vorzug des Gegners geflissentlich hervorsucht und rühmend anerkennt. Wir würden das aus Anlaß dieser Schrift nicht in dieser Weise hervorheben, wenn nicht die Art dieser „Geschichtschreibung" typisch wäre für das ganze Vorgehen vieler Theologen in dem großen wissenschaftlichen Streit unserer Zeit. Da wird fortwährend das Körnchen Wahrheit gesucht, das auch in des Gegners Meinung zu finden ist. Daß das darin steckt, wissen wir im Voraus; aber wenn seine Meinung nicht die unsere ist, haben wir nicht die Pflicht, das suchen zu helfen, sondern vielmehr loszuschlagen, damit der Kampf zum Ende komme. Bei dieser Gelegenheit wird sich jenes Körnchen ganz von selber finden, das dann der Geschichtschreiber seiner Zeit entdecken und verzeichnen wird. Wie der Verfasser zu Baur's neutestamentlicher Kritik als Historiker eine klar bestimmte Stellung genommen hat, so mußte er, was er als Historiker hier nicht konnte, als Theolog und Kirchenmann eine ebensolche einnehmen gegenüber der alttestamentlichen Kritik, deren ganzes Gebahren einen viel schwerer wiegenden Einfluß auf die Kirche in den letzten Jahrzehnten geübt hat, als jene in der Mitte des Jahrhunderts. Wer hier nichts weiter zu sagen hat, als daß man nicht werde entrathen können der Vertiefung in das Bild von dieser Geschichte, wie es in der Fülle der Zeiten sich dem Herrn und seinen Aposteln darstellte (S. 109), ein Satz, dessen über alle Begriffe vorsichtige Fassung selbst Wellhausen schmunzelnd unterschreiben könnte, der sagt, im Grunde genommen, nichts. Aehnliche Nachweise könnten wir führen in Bezug auf die Blicke in die moderne Kunst und die Predigt der Gegenwart. Nur Nietzsche bekommt in wenig Sätzen sein rechtschaffenes Theil: wir lesen hier zum ersten Mal, daß die weibische Art, die sich in seinem Hang zum Paradoxen und Unvermittelten und in der eigenthümlichen Wollust grausamer Empfindungen zu erkennen giebt, auf seine Erziehung durch Frauen zurückgeführt wird. Daß wir trotz dieser grundsätzlichen Ausstellung an des Verfassers „Geschichtschreibung" im zweiten Theil die Schrift in vielen ihrer Abschnitte mit lebhafter Theilnahme und Befriedigung gelesen haben, bedarf keiner weiteren Versicherung. B. K.

— D. **Heinrich Hoffmann,** Pastor zu St. Laurentii in Halle a. S. Sein Leben, sein Wirken und seine Predigt. Von D. **Martin Kähler** und D. **Hermann Hering.** Halle a. S., Richard Mühlmann's Verlagsbuchhandlung (Max Grosse). 1900. — Es mag selten vorgekommen sein, daß ein Professor der Theologie sich herbeiläßt, das Leben eines Mannes zu beschreiben, der nichts weiter gewesen ist, als ein schlichter Vorstadt-Pfarrer; daß ihrer aber zwei sich zusammenthun, um dem Verdienst des Mannes in liebevoller Schilderung gerecht zu werden, dafür dürfte schwerlich ein weiteres Beispiel in der Literatur zu finden sein, wenn wir von den hergebrachten Nekrologen und Nachrufen absehen. Das Wunder erklärt sich daraus, daß die beiden Professoren oft unter der Kanzel der kleinen Kirche in der Vorstadt Neumarkt als dankbare Zuhörer eines Predigers gesessen haben, der mit seinem eigenartigen, mächtigen Glaubenszeugniß ihnen etwas bot, was sie mit solcher Wirkung auf Geist und Herz weder in der Universitätsbibliothek, noch selbst jedes Mal in Tholuk's Predigt gefunden haben. Ein Mann, der das gekonnt, der aber gleichzeitig auch in Wort und Werk den Armen gedient und zu Zuhörern aus allen Ständen in Kirche und Versammlungssaal erwecklich und erbaulich zu reden verstanden und nebenbei noch eine mächtig sich ausdehnende Gemeinde von großstädtischer Art mit einer neuen Kirche und allem zu ihrem Weiterbestand Nöthigen hat versorgen helfen, der verdient es auch, daß Professoren der Theologie ihm ein Denkmal setzen, oder richtiger gesagt, die Kirchengeschichte kann Anspruch darauf machen, daß es geschehe. D. Kähler hat das Leben und Wirken des Mannes beschrieben, indem er aus eigener Erfahrung und aus Briefen, die ihm zur Verfügung standen, den Stoff hervorholte, und hat seine Darstellung durch Wiedergabe einer Anzahl von Photographien anschaulich gemacht, die die beiden Kirchen von außen und im Innern und den Pfarrer als jungen und als älteren und als ganz alten Mann dem Leser vorstellen. Kähler schreibt schwerfällig im echten Gelehrtenstil: es kann Einem geschehen, daß man auch bei bedächtigem Lesen den Satz nochmals von vorn anfangen muß, um ihn zu verstehen. Dafür ist aber auch Alles gewichtig und voll der feinsten Beobachtung jedes äußeren und inneren Umstandes, der zum Werden dieses Mannes auf diese Art beigetragen hat. Desto flüssiger und doch auch vornehm und edel ist die Sprache D. Hering's, der „den Prediger des Kreuzes" nach den Schemas der Homiletik in knapper und doch eingehender Behandlung meisterhaft schildert, die beste Leistung dieser Art, die uns seit Langem zu Gesicht gekommen ist. B. K.

— Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1495 bis 1536. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet von Joseph Gény. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung 1900. 3 ℳ. — Die Schrift gehört zu dem ersten Bande der Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssen's Geschichte des deutschen Volkes von Ludwig Pastor. Ihr Zweck ist, nachzuweisen, wie es der Stadt gelungen sei, „die wirthschaftliche und religiöse Krise zu Gunsten des Gemeinwesens und der Kirche zu überwinden", mit anderen Worten, urkundlich darzuthun, auf welche Art sich die merkwürdige Thatsache entwickelt hat, daß Schlettstadt in solcher Nähe von Straßburg und Basel und bei so viel Beziehungen zu allerlei Häuptern der neuen Bewegung doch fast unberührt geblieben ist von dem siegreichen Vordringen der Reformation, wie es ja bis zum heutigen Tage eine wesentlich katholische Stadt ist. Man kann sich denken, welche reizvolle Aufgabe das für einen katholischen Geschichtschreiber ist. Thatsache ist, daß Phrygio und Sapidus, die beiden angesehensten Anhänger Luther's in der Stadt, nicht die lauteren Persönlichkeiten waren, ohne die eine Einführung der neuen Lehre in Herz und Gemüth des Volkes nicht möglich war, und daß das Lutherthum in Schlettstadt in eine verhängnißvolle Verquickung mit Aufruhr und Hochverrath gekommen ist. Was der ehrsame Bürger davon zu sehen bekam, war nur geeignet, ihn abzustoßen. Aber es genügt dem Verfasser nicht, diese Thatsache tiefer zu begründen und festzustellen. Vielmehr macht er reichlich Gebrauch von jenem Freimuth, den man neuerdings an den Vertretern der Janssen'schen Schule öfter hat anerkennen müssen und mit dem sie die Reformbedürftigkeit der damaligen päpstlichen Kirche in vollem Maße zugestehen. So werden die üblen Erfahrungen, die der Rath der Stadt bei seinem Bestreben, ärgerliche Mißstände ihres Kirchenwesens zu beseitigen, mit dem römischen Kirchenregiment gemacht hat, in ihrer ganzen urkundlichen Schärfe dargestellt, und es wird beispielsweise als eine Ueberzeugung aller Betheiligten nachgewiesen, daß „man zu Rom ohne das Geld nichts schaffe". Die nicht ausgesprochene, aber sehr deutlich bekundete Meinung des Verfassers ist nun die, daß die römische Kirche jener Zeit voller Mißbräuche und Mißstände war, daß aber diese Schäden, so gut wie in Schlettstadt, sich auch anderwärts hätten beseitigen lassen, ohne daß man der Ketzerei zu verfallen brauchte. Die Begründung dieser Meinung würde erfreulicher zu lesen sein, wenn der Verfasser nicht, um ja nichts zu versäumen, bei der Beschreibung der städtischen Zustände sich in Einzelheiten verloren hätte, die kaum für einen Schlettstädter, geschweige für sonstige Leser irgendwelche Bedeutung haben. Und diese Einzelheiten, die hauptsächlich dem Stadtarchiv entnommen sind, entziehen sich sammt den aus ihnen gezogenen Folgerungen der Beurtheilung jedes Lesers, der nicht auch an der Quelle sitzen darf. Wir können also nicht wissen, in wie weit die berüchtigte Citirkunst Janssen's auch in diesem Werke geübt worden ist, Alles so herauszuheben und zusammenzustellen, daß es für die römische Kirche und gegen den Protestantismus sprechen muß. B. K.

— Die Andreasgemeinde in Leipzig im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens 1890—1900. Erinnerungsblätter, zugleich als Beitrag zur Geschichte des kirchlichen Lebens in Leipzig von Dr. Alexis Schumann, Pfarrer an St. Andreas. Mit mehreren Abbildungen und Plänen. Leipzig, Druck von Metzger & Wittig. 35 S. 1 ℳ. — Zwar nicht eine Säcularfeier hat Veranlassung zu dieser Denkschrift gegeben, aber das erste wichtige Jahrzehnt des Werdens und Wachsens einer Leipziger Kirchengemeinde, die schnell wie kaum eine andere emporgeblüht ist. Diese mit trefflichen Illustrationen ausgestattete Erinnerungsschrift aus der flüssigen Feder des ersten Pfarrers wird nicht allein der gegenwärtigen Gemeinde und Localkirche Leipzigs eine werthvolle Gabe, sondern auch späteren Geschlechtern eine Urkunde voller Authenticität sein. Sie behandelt zunächst die Vorgeschichte der Gemeindegründung und bietet, insofern sie die Größenverhältnisse der Leipziger Gemeinden und die Nothwendigkeit der Abzweigung eines besonderen Kirchspieles von der übergroß gewordenen Petersgemeinde betrifft, Interesse auch für weitere Kreise, die wir darauf aufmerksam zu machen nicht unterlassen wollen. Sie berichtet über den Anfang und die erste Einrichtung, besonders auch über den schlichten Interimsbau, die Hilfskirche, der mit Bild und Beschreibung hier ein Denkmal gesetzt wird, welches das auf steten Abbruch gebaute und durch mehrfache Verpflanzung wohl bald verbrauchte Holz- und Fachwerk überdauern dürfte. Besondere Beachtung verdient auch, was über das äußere Wachsthum der jungen Gemeinde und den inneren Ausbau des kirchlichen Lebens mitgetheilt wird, über Einrichtung und Ordnung des Kindergottesdienstes, über die Bezirkstheilung und die Hausväterverbände, die Gemeindepflege und die nothwendig gewordene Vermehrung der geistlichen Kräfte, deren jetzt bereits vier an der Andreaskirche thätig sind. Unter den Abbildungen ruht der Blick mit Wohlgefallen auf dem inneren Titelbild: Andreaskirche und Pfarrhaus. Steht auch das letztere darauf naturgemäß sehr im Hintergrund, so tritt die Kirche desto herrlicher hervor; eine Kunstschöpfung des rühmlichst bekannten Architekten Weidenbach, bildet sie den Hauptschmuck des Leipziger Südens und ist ebenso würdig schön wie praktisch und akustisch ausgeführt. Den Schluß der dankeswerthen Zehnjahrsschrift bilden „Pia desideria" fromme Wünsche, denen wir eine rechte Beherzigung wünschen wollen. D. K.

— Transvaal, die Südafrikanische Republik. Historisch, geographisch, politisch, wirthschaftlich dargestellt von A. Seidel, Schriftleiter der Deutschen Colonialzeitung und der „Beiträge zur Colonialpolitik und Colonialwirthschaft". Mit 17 Vollbildern, 49 Textillustrationen und 6 Karten. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur, 1900. XV, 541 S.; 8°. Preis: 7,50 ℳ. — Joubert's Cunctatorthum, Cronje's Vertrauensseligkeit und die Undisciplinirtheit der Boerenmiliz überhaupt haben die Bewunderung, die wir Deutschen anfänglich den braven Freiheitskämpfern da unten in Südafrika entgegenbrachten, allmählich in bloßes Mitgefühl verwandelt — wenn nicht gar bei dem Einen oder dem Andern unter uns schon Gleichgiltigkeit gegen das zukünftige Schicksal der Unterlegenen eingekehrt sein sollte. Doch Alles verstehen bedeutet Alles verzeihen. Wollen sich unsere Leser davor bewahren, die Boeren ob ihres nach so schönen Erfolgen unerwarteten Zusammenbruchs ungerecht zu beurtheilen, so mögen sie zu Seidel's Encyklopädie über Transvaal greifen. Wenn ich auch nicht in der Lage bin, die Ansichten Seidel's über gewisse Punkte, worin sich Passarge als Autorität aufgespielt hat, ohne Weiteres zu theilen, so steckt doch in seinem Buche so viel authentischsten Stoffs, daß sich jeder urtheilsfähige Benutzer ohne große Mühe eine eigene Meinung bilden kann. Und hat er den Trieb zum eingehenderen Studium der mit der Transvaalkrise zusammenhängenden Verhältnisse, so bietet ihm Seidel durch ein vorzügliche, 26 Seiten umfassende Bibliographie die Möglichkeit, alle denkbaren Lücken auf Grund der besten Quellen auszufüllen. — Hinsichtlich der Ausstattung mit Bildern sei den Herren Paetel ans Herz gelegt, bei der nächsten Auflage einige der mitgenommensten Aetzungen durch neue Bilder zu ersetzen. Sonst würde man ihnen den Vorwurf nicht ersparen dürfen, daß man an dieser Art von Illustrirung studiren kann, wie stark bereits durch den schädigenden Einfluß des Daheims, der Woche und anderer vergänglicher Zeitschriften, die nur für den Augenblick arbeiten, der Durchschnittsgeschmack verdorben sein muß, wenn man sich nicht scheut, dem gebildeten Leser eines dauernd werthvollen Buchs Bilder anzubieten, worauf schlechterdings nichts oder fast nichts zu erkennen ist. Durch Billigkeit und Schnelligkeit der Ausführung in Aetzung lasse man sich doch ja nicht von der noch vor 10 Jahren allgemein geübten Illustrirung durch den ein künstlerisches Auge ganz entschieden mehr befriedigenden Holzschnitt abwendig machen! Ht.

— Dr. Kowalk, Oberstabsarzt, Militärärztlicher Dienstunterricht für einjährig-freiwillige Aerzte und Unterärzte sowie Sanitätsofficiere des Beurlaubtenstandes. Berlin, Mittler u. Sohn. 6 ℳ. — In fünfter, vermehrter Auflage ist Kowalk's militärärztlicher Dienstunterricht erschienen, der sich in der kurzen Zeit seit seinem 1892 erfolgten erstmaligen Erscheinen bestens eingeführt hat. Eine nicht unwesentliche Vermehrung hat das vortreffliche Buch erfahren durch die Beigabe verschiedener weiterer Anlagen über die Anfertigung von Gesuchslisten, Personal- und Qualificationsberichten, sowie einer sehr instructiven Uebersicht über die Gliederung des Sanitätsdienstes im Kriege. Wo Aenderungen in den bisherigen Vorschriften eingetreten sind, wurden die betreffenden Abschnitte umgearbeitet, besondere Berücksichtigung fanden die Vorschriften für die Kgl. Sächsische und Württembergische Armee. — So bietet Kowalk's Buch einen bewährten Führer durch alle Zweige des militärärztlichen Dienstes im Frieden und im Kriege, der aufs Wärmste empfohlen werden kann. ....t.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 77. Donnerstag, den 28. Juni, Abends. 1900.

Die Münchener Jahresausstellungen.

II. Die Secession.

In keinem Vorjahre war die Münchener Secession secessionistischer. Man empfindet diesen Eindruck sehr deutlich, wenn man erschöpft und marode an Körper und Geist den großen Bildermarkt im Glaspalast verläßt, um die kleine Eliteausstellung im korinthischen Tempelbau am Königsplatz zu besuchen. Hier wird man den zwölften Saal mit derselben geistigen Frische verlassen, mit der man den ersten betrat. Zwar kann der „gläserne Entoutcas“ auch heuer mit Recht auf seine Eingangspforte schreiben: „Introite, et hic dii sunt“. Aber neben den Göttern hängen bedenklich viele „Nummern“. Im Glaspalast gewissermaßen eine Volksversammlung von 2000 Köpfen, in der einige große namenberühmte Helden das Wort führen. In der Secession eine feingeistige Elite von 350 Aristokraten, von denen jeder das Zeug hat, einmal Herold und Feldherr zu werden. Das Exclusive ist außerdem Trumpf. Der Besucher wird lauter bekannte Namen treffen, die er in den Vorjahren lieb gewann oder wenigstens achten lernte, er wird als Stammgäste wieder die Schotten, Belgier und einige französische Impressionisten finden, er wird den Ausschluß der homines novi constatiren müssen. Der talentvolle Anfänger ohne Namen wird weit eher in dem großen Schooß des Glaspalastes irgendwo ein offenes Winkelchen zum Unterschlüpfen finden als eine Lücke in dem geschlossenen Ring des „Vereins bildender Künstler“. Freilich ist auch die Talentlosigkeit mit protegirtem Namen gänzlich ausgeschlossen Auffällig ist, daß mit der steigenden Exclusivität ein Abbröckelungsprozeß parallel geht. Julius Exter, der mit Slevogt und dem socialen Satiriker Fritz Haß einst einer der radicalsten Heißsporne der Secession war, ist schon seit zwei Jahren im Glaspalast und fühlt sich wohl dort. Mit ihnen wanderten der geniale Graf Kalckreuth und die Stuttgarter und Karlsruher Secessionisten aus. Das Fehlen solcher führender Geister, wie Thoma, Trübner, Pötzelberger, Kalckreuth, fällt schmerzlich auf, gerade weil so viel künstlerischer „Eigenbau“ vorhanden ist. Es giebt heute zahlreiche Unterströmungen auch im linken Flügel der Münchener Schule. Innerhalb dieser aber sind die aufrührerischen und negirenden Triebe wohl noch stärker, als man gewöhnlich annimmt. Die Leute, die mit fester Hand und positivem Programm am abgeklärten Zukunftsbau der neuen Malerei schaffen, haben vorläufig noch wenig Oberwasser. Trotzdem ist ja nicht zu leugnen, daß derer, die mit Vorliebe das Stoffgebiet concreter Häßlichkeiten cultiviren, weniger geworden sind, daß die kranken Netzhäute der hypersubjectiven Impressionisten zu gesunden beginnen, daß die brutalen Farbenpatzereien nur noch als Documente einer krampfhaften Originalitätshascherei gelten. Man hat nicht vor vielen Bildern den Eindruck, als ob es aus diesen frechen Farbendisharmonien selbstbewußt herausklänge: „Ecce qualis artifex!“ Das Pleinair als Selbstzweck ist geschwunden und bleibt nur ein neues herrliches technisches Ausdrucksmittel; die rein malerische Bildwirkung tritt wieder deutlich in den Vordergrund. Der Sansculottismus in Motiv, Behandlung, Farbe ist einer Gesundung des Geschmacks gewichen. Viel, unendlich viel hat man bei dieser Revolutionirung der Palette und des ästhetischen Schönheitsbegriffes gelernt. Deshalb sagen wir mit Recht: die Secession hat niemals weniger aufgehört Secession zu sein, als heute bei dem Uebergang von den Lehrjahren zu den Meisterjahren, als heute, da dem Sturm die Ruhe folgt und die Reife, als heute am Vorabend ihrer äußerlichen Wiedervereinigung mit der Künstlergenossenschaft. (Wie soeben mitgetheilt wird, hat die Secession beschlossen, das bisher so heilsame Princip des getrennt Marschirens und vereint Schlagens aufzugeben und im nächsten Jahre gemeinsam mit der Genossenschaft die VIII. internationale Ausstellung im Glaspalast zu veranstalten.)

Das moderne Kunstgewerbe ist gar nicht vertreten. Das hat seinen Grund darin, daß die angewandte Kunst 1901 im Jubiläumsjahre des Münchener Kunstgewerbevereins ihre herrliche Entwicklung in besonderer Ausstellung zeigen wird. So muß der Besucher hier sich begnügen mit zahlreichen entzückenden Sesselchen, Hockern und Tabourets, die modernen Werkstätten für „Kunst im Handwerk“ entstammen. Ausgezeichnet vertreten ist die Plastik, corporativ im üblichen Saal V, mit Werken decorativer Kleinkunst zerstreut in den übrigen IX Sälen.

Ein kurzer Rundgang giebt uns zu folgenden Notizen Anlaß. Im ersten Saal einige wundervolle „Zorn“: ein die Treppe herabsteigendes Mädel mit rothem Rock und grüner Blouse und eine heumachende Magd. Mit welcher Freiheit der Darstellung, mit welch' schöner Klarheit der Farbe nöthigt dieser eminente Pariser Meister für ein ganz gleichgiltiges Was durch das Wie der malerischen Behandlung uns spannendes Interesse ab. Neben Zorn hängt eine impressionistische Thierstudie „Truthühner“ in blauem Reflexlicht des talentvollen Schramm-Zittau, bekanntlich des besten Zügel-Schülers. Eine rein künstlerische Wirkung stellt sich bei Paul Höcker's süßlich und conventionell gemaltem „Heiligenbild“ nicht ein. Da ist uns der Profanmaler Höcker doch weit lieber. Der beliebte Marineroutinier Hans v. Bartels zeigt ein Hochseebild, das wieder alle Vorzüge seiner brillanten „Wassertechnik“ vereinigt, aber auch nicht mehr. Im Mittelpunkt des zweiten Saales steht Franz Stuck mit vier Porträtstudien, die zugleich die Entwickelung moderner Rahmenarchitektur kennzeichnen, und einer „dritten Auflage“ seines „verfolgten Mörders“ von 1894 und 1898. Das Motiv des von drei bis vier Furien in Gewändern à la Serpentine verfolgten Kaintypus wird jedesmal mit größerer technischer Sicherheit in den Bewegungen der Luftmänaden, aber auch jedesmal mit größerer innerer Kälte und Empfindungsarmuth behandelt. Sehr kühn zweifellos ist die vor dem recht behaglich dahintrottenden Mörder rückwärts schwebende Furie in schwefelgelbem Gewand. Bei Stuck's mystisch-phantastischen Figurenbildern steigert sich der Eindruck des theatralisch Decorativen von Jahr zu Jahr. Der Weibtypus auf diesen mit großem Kraftaufwand gemalten Bildern ist stets eine Variante der Sphinx mit ihrer dreifachen Mischung des Dämonisch-Wollüstig-Grausamen. Und das Weib aller Stuck'schen Porträts wiederum trägt viel vom Blute der Eva-Lilith in sich. Mit starken Tönen ist in ihr die „Geschlechtsüppigkeit“, um nicht zu sagen die unter der gesellschaftlichen Maske hervorlugende Geschlechtsgier hervorgehoben. Man erinnere sich vom Vorjahre seiner „Frl. Fritzi Scheff“ und sehe dieses Jahr seine „Frau von Poschinger“ darauf an. Der Sinnenmensch Stuck vermag eben nur die Sinne zu charakterisiren, das pantheistische Empfinden der Boecklin und Klinger, die ihrem Weibthum Seele und Geist einzuhauchen vermochten, ist ihm fremd. Stuck ist der vollblütige Sohn der Mutter Erde, die er mit genußkräftigen Sinnen brünstig umfaßt. Das „Unterschwellenbewußtsein“ fehlt ihm durchaus und der Flug in die abstracten Gefilde eines leichten Aethers, der über der dicken Erdatmosphäre schwebt, bekommt ihm schlecht. Wo er solche Gebiete berührte, nahm er eine theatralische Pose ein oder „boecklinisirte“. Sehr lieb und sympathisch ist das Bildniß der „Frau Mary Stuck“. Der Maler hat hier sein beliebtestes Modell zum ersten Male ohne jede stilisirende Manier schlicht und lebenswahr conterfeit.

Neben Stuck fällt der durch ihn und Lenbach gleich stark beeinflußte Samberger auf. Samberger macht sich zum Glück von dem Manierismus, der in den letzten zwei Jahren sich seiner bemächtigte, immer freier. Seine vier männlichen Porträts sind treffliche Zeugen moderner Bildnißkunst. Der Ueberfluß an Schwarz in allen Nüancen vermag den Feingehalt an seelischer Charakteristik nicht mehr zu stören. Stutzig gemacht hat mich Samberger's weibliche Studie, denn hier nähert er sich bedenklich dem mageren Vegetarier-Ideal Habermann's. Hugo v. Habermann's Damenporträts, die jedesmal denselben eckigen, fleckigen, schieläugigen, schiefnasigen Frauenkopf in stark impressionistischer Auffassung und Coloristik zeigen, sind ja zweifellos sehr chic und mondän. Für mich sind sie der Triumph der Häßlichkeit. Sie machen mich seekrank. Wird einmal die Geschichte des Grotesk-Komischen in der Malerei geschrieben, darf die „flache Dame" Habermann's nicht vergessen werden. Derselbe Maler erfreut durch das schlichte innige „Bildniß einer alten Dame", das das stricte Gegentheil zu jenen Meisterstücken der Häßlichkeit ist und uns mit mancher fleckigen Dame versöhnt. Des „Hühnerrafaels" Hubert v. Heyden „Kampf zwischen Hahn und Truthahn" ist wohl das Vortrefflichste, was das moderne Thierstück an Intimität momentaner Beobachtung und „psychologischer" Vertiefung gezeitigt hat.

Trotzdem das Ueberwiegen des Figurenbildes vor den Landschaften unverkennbar ist, sehen wir doch eine Reihe bedeutender deutscher Landschaften. Dahin gehören in erster Linie Meister Dill's großzügige, im Detail wundervoll abgetönte Stimmungslandschaften und des Berliner Walter Leistikow „Im Grunewald". Eine keusche, duftige Abendelegie, Motiv aus dem bayrischen Vorgebirge, zeigt der so spät zur Anerkennung gelangte Haider-Schliersee. Die perspectivische Kunst dieses hochbegabten Malers ist von höchstem Reiz. Wie fein ist die Tiefe des Raumes zwischen den Tannenspitzen des Mittelgrundes und der blauen Bergwand des Hintergrundes wiedergegeben. Wie warm klar steht Alles im freien Lichte! Classische Größe und geadelte Einfachheit spricht aus seiner religiösen Composition „Heilige Familie". Richard Pietzsch's Naturscenen sind stark impressionistisch empfundene „Tonmalereien", aus „ultravioletter" Palette geflossen, doch als Versuche einer frei stilisirenden Landschaft bemerkenswerth. Mit Recht lockt Kaiser's „Steinbruch bei Kufstein" viel Beschauer an. Es liegt viel Kraft und Stimmung im Wurf der wühlenden Baumkronen, im Zuge der blauschwarzen Wolken. Ein „Landschafter" vom extremen linken Flügel ist Niemeyer, er malt seine Aecker und Landstraßen in der „grobkörnigen Patzenweis", man meint, die Lehmschollen bleiben am Finger kleben, wenn man der Leinwand zu nahe kommt. Ein Ausdruck der dreidimensionalen Sehnsucht jener Maler, die keine glatten Flächen mehr sehen können, aus Furcht, „flach" zu wirken. Auch die „Jugend"-Zeichner sind in der Secession vertreten. Ihre kleine Gruppe, deren geistiger Führer unbestritten Angelo Jank ist, hat sich den culinarischen Namen „Scholle" beigelegt. Jank stellt eine Reihe farbiger Zeichnungen „Studien aus einer alten Stadt" aus, ferner eine verblüffende Gruppe „Bauern", eine Stilmischung von Hügel im Figuralen und Keller-Reutlingen im Landschaftlichen, und ein sehr flottes Jagdbild „Haidi", das Pendant zu seiner vorjährigen „Hetzjagd". Das reiche Talent Jank's wendet sich erfreulicher Weise immer mehr vom Decorativen mit illustrativem Beigeschmack zur schlichten Einfachheit und zur reinen Wirkung durch die im Bild objectivirte „beseelte Natur" ab. Aber das Geheimniß von der Ruhe in der Bewegung blieb ihm noch unentdeckt. Er redet noch in Superlativen und schwelgt in berechtigter Abneigung gegen alles Kalkige, Breiige, Graue und Verschwommene stets in den sattesten leuchtendsten Farben. Ein brennendes Roth, ein tiefes Blau, ein leuchtendes Grün: das sind wohl die Farben der Jugend und des blühenden Lebens, das nichts von altersgrauen Phantastereien, von den müden Seelentönen der Décadence kennt, aber doch bedeuten sie in ihrer ewigen Wiederkehr einen bedenklichen Mangel an Nüance und Differenzirung, der mit der feinen und unendlich vielfältigen Farbenmischung und Farbenverbindung der Natur in Widerspruch steht.

Die Schwarzweiß-Kunst ist in zwei schmalen Durchgangscabineten untergebracht. Wenige, aber erlesene Stücke. Wir notiren L. v. Hofmann's Studienblätter, Klinger's Radirung „Ehrenbürgerbrief für Dr. Georgi", drei Radirungen des Worpsweder Overbeck, einen brillanten Steindruck „Krankes Mädchen" von Eduard Munch, sehr vornehme Radirungen des Engländers William Strang, gewischte Lithographien von Carrière-Paris.

Saal V beherbergt die Plastik. Neben Medaillen von Hahn, einer Anzahl wundervoller Kleinplastiken des genialen Brüsselers van der Stappen fallen besonders die zwei italienischen Studienköpfe und ein Porträtrelief Meister Hildebrand's auf. Erwin Kurz-Leipzig entwickelt sich immer mehr zum „Lenbach des Meißels". Von herrlicher Durchgeistigung der Form ist sein Porträt Karl Weinhold's. Der Hildebrand-Schüler Hermann Lang capricirt sich noch immer darauf, „direct nach der Natur in Stein zu hauen". Trotz der Einfachheit des Motivs ist sein diesjähriger Versuch nicht geglückt. Des Belgiers Alexander Oppler Bronzebüsten sind wohl technisch sehr reif, erscheinen mir aber seelisch ausdruckslos.

Im Saal VI haben Leo Putz und Klein einige auffallende hochbusige Damen aufgehängt. Die Extreme berühren sich. Neben dem Ueberfluß die Dürftigkeit: Paul Schröter's Damenfigur, deren körperliche Askese mir aber — rein malerisch betrachtet — doch lieber ist als der vorigen strotzende Fleischlichkeit. Auch mit einem Symbolisten kann die Secession aufwarten. Rara avis! Es ist Brandenburg mit seinen „gemalten Träumen" „Das Herz" und „Der schwarze Ritter". Wir erkennen wohl die ansehnlichen malerischen Qualitäten an, aber vor diesen Motiven hat man doch das Recht kopfschüttelnd zu fragen: Ist's noch Romantik, ist's schon krankhafte Exaltation? Die kabbalistische Hieroglyphenkunst der bewußten Symbolisten ist ja zum Glück eine überwundene Verirrung. Unser Geschmack ist zu gesund und „irdisch" geworden, als daß wir noch an Torrop'schen Lilienbamen, an Khnopff'schen Schnörkeln und ähnlichen mystischen Hirngespinnsten malender Décadenten Gefallen finden könnten. Sollte die neuromantische Periode, die in der Literatur jetzt zu blühen beginnt, in der Malerei je ernsthaften Boden gewinnen, so müßten die Maeterlinck und Stephan George der Palette ganz andere technische und geistige Ausdrucksmittel suchen, als die Symbolisten von gestern fanden, als sie ihre „Seelenstände" stilisirten. Ein als Farbenstudie sehr effectvolles Dreikönigsbild hat Götz ausgestellt. Anetsberger's Tüchtigkeit als Pferdemaler ist nicht zu bezweifeln, doch die Temperamentlosigkeit der Darstellung bewirkt eine fast photographische Nüchternheit. Der interessante Saal der Schotten (und Italiener) zeigt den absoluten Hochstand der schottischen Landschaftsschule in Bildern von Muhrman, John Henry, Grosvenor Thomas. Von Segantini † sehen wir ein Triptychon: „Musikalische Allegorie", ein wunderschönes Hochgebirgsbild „Heuernte im Engadin", eine wasserschöpfende „Graubündnerin" und ein Thierstück. Wie unersetzlich viel hat die Kunst mit dem Tode dieses Großen verloren, der mit leuchtenden Harmonien ein starkes Lied von der Lust des Lebens sang und dabei milden Herzens des arbeitvollen Elends der Enterbten des Glücks gedacht, der die geheimnißvolle Seele der Natur belauschte, wo sie am ungangbarsten sich zeigte, und dabei in unvergänglichen Lettern die Geschichte eines armen tapferen halbvergessenen Bergvolkes niederschrieb.

Wir stehen im „Meistersaal". Hier dominirt Uhde mit seinem großen Atelierbild. Dämmerung sinkt herab auf die Werkstätte des Malers. Die Modelle sind von ihrer steifen Position befreit. „Madonna" mit dem Säugling betrachtet neugierig ihr Conterfei auf dem halbfertigen Gemälde. Daneben steht der stämmige „Joseph" mit dem Stabe und im Hintergrunde rekeln sich die „Englein" faul und bequem auf dem Divan herum. Das große Bild gehört zu Uhde's besten Arbeiten. Außerdem zeigt der Ehrensaal Liebermann's bekannte „Versammlung alter Männer", Arbeiten von Landsberger, Zumbusch, Herterich und Samberger. Der künstlerisch hocherfreuliche Gesammteindruck unseres flüchtigen Rundganges wird verstärkt durch den letzten Saal, der die interessante Antithese des eleganten französischen Impressionismus (Sisley, Monet, Cottet) und des erdgeborenen schlichten Realismus der deutschen Worpsweder Landschaft (Vinnen, Overbeck) in eindringlicher Weise aufstellt.

Wilhelm Mauke.

Bücherbesprechungen.

— Der Weg zu Gott für unser Geschlecht. Ein Stück Erfahrungstheologie von Dr. Adolf Bolliger, Professor der Theologie in Basel. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Mit einer Beilage: Der Führer auf dem Weg zu Gott. Frauenfeld, J. Huber. 1900. 3 M. — Das Buch ist hervorgegangen aus einem Vortrage, der seiner Zeit großes Aufsehen gemacht und vielfach lebhafte Zustimmung gefunden haben soll, wie wir gern glauben wollen. Denn der Vortrag ging frisch und fröhlich auf ein Ziel los, das zwar den herrschenden Richtungen der modernen Theologie durchaus nicht erwünscht ist, aber doch wieder vielen Einzelnen als sehr werthvoll erscheinen mußte, nämlich allen denen, die unter dem unabweisbaren Eindruck stehen, daß der bei den meisten Systematikern unserer Zeit giltige Glaubensbegriff unhaltbar ist. Im denkbar schroffsten Gegensatz dazu kehrt der Verfasser zu einer rein metaphysischen Begründung des Glaubens zurück: wenn der Glaube eine Gewißheit sein soll, dann muß er auf einer Erkenntniß ruhen, die lediglich aus der Erfahrung geschöpft wird. Zu diesem Zwecke gestaltet nun der Verfasser eine ganz neue Form des kosmologischen Gottesbeweises, dessen Durchführung Schritt für Schritt von der Evolutionstheorie beherrscht ist, wie denn der Verfasser ein überzeugter Anhänger und Bewunderer der Darwin'schen Lehre ist und zahlreiche Anklänge an Drummond'sche Gedanken bietet. Wir bedauern aufrichtig, daß hier nicht der Ort ist, auf die Würdigung und etwa nothwendige Widerlegung der Einzelheiten dieser Beweisführung einzugehen. Sie kommt thatsächlich bei der durch logische Begründung erzielten Erkenntniß eines Gottes an, der im vollsten christlichen Sinne der liebe himmlische Vater ist für unerschütterlich vertrauende Kinder. Diese Entwickelung verdient es ohne Zweifel, ihr eine gründliche fachmännische Besprechung zu Theil werden zu lassen, wie die erste Ausgabe eine solche in einigen Fachblättern der Schweiz meist im zustimmenden Sinne gefunden hat. Die wuchtigen Fechterhiebe, die der Verfasser der landläufigen modernen Naturphilosophie mit ihrem Aberglauben an die todte Materie und der Ritschl'schen Theologie mit ihrer eingebildeten Glaubensgewißheit reichlich versetzt, haben für Jeden, der an diesen Erscheinungen keine Freude hat, etwas überaus Erquickliches. Eine ganz andere Frage ist nun aber die, was denn für die christliche Theologie und für die christliche Kirche mit dieser Religionsphilosophie gewonnen wird. Sie stellt sich geradezu die Aufgabe, unserem Geschlecht den Weg zu Gott zu bahnen. Daß dieser Weg durch das Christenthum hindurch führen und an der Hand des Heilandes zurückgelegt werden soll, das lehrt die erwähnte Beilage, die der Verfasser seinem Vortrage hinzugefügt hat. Jene gewonnene Gewißheit des Glaubens an Gott soll nun „unserem Geschlecht“ die völlige Beruhigung auch gegenüber der kühnsten Kritik verschaffen. Alles, was diese auf geschichtlichem Gebiet dem Altgläubigen genommen hat, die ganze Offenbarung durch die Schrift und durch Christus, das kann der so entstandene und so gefestigte Glaube getrost fahren lassen. Was übrig bleibt, das sind die gesicherten Ergebnisse der Forschung, als deren Hauptvertreter auch in Sachen des geschichtlichen Christus — Wellhausen gepriesen wird. Dieser Christus ist Führer und Helfer in den Kämpfen und Nöthen des Glaubens. Es gereicht dem Verfasser zur Ehre, daß er nicht klug genug war, diese Beilage nebst den ihr entsprechenden Bemerkungen in dem Haupttheil des Buches zu unterdrücken. Die Mehrzahl der Freunde, die er sich mit seiner Religionsphilosophie etwa gewonnen hat, muß er sofort wieder verlieren mit diesem Bekenntniß zu dem ödesten Rationalismus, dessen Sätze trotz Darwin und Wellhausen sich kaum viel von den Darlegungen des längst abgethanen Wegscheider und seiner Freunde unterscheiden. B. K.

— Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch. Traureden, gesammelt und herausgegeben von B. Weichelt, Archidiaconus an der Marienkirche in Zwickau. Leipzig, Georg Wigand. 3 M. — 42 Traureden liegen hier vor uns von sächsischen Geistlichen, unter ihnen 4 über die bekannte Stelle aus dem Buche Ruth, 2 über Gesangbuchsverse als Text, die meisten in der herkömmlichen Ausdehnung, einige auffallend kurz, einige von beängstigender Länge. Inwieweit sie blos allgemeinen Inhalts sind, oder aber besondere Verhältnisse berücksichtigen, hat der Herausgeber in einer vorausgeschickten Notiz für jede angegeben, z. B.: Sehr reiches Brautpaar; die Mütter von Bräutigam und Braut sind todt; sonst allgemein. — In eine Beurtheilung der einzelnen Beiträge einzutreten, ist selbstverständlich unmöglich. So wollen wir dem Eindruck, unter den wir uns bei vielen von ihnen gestellt sehen, nur insoweit Rechnung tragen, als wir einige Grundsätze ausführen, die als allgemein anerkannt gelten dürfen, aber wie es scheint, wiederholt ausgesprochen werden müssen. Die Trauung ist eine gottesdienstliche Handlung von festlichem Charakter und hat es also, wie jede dergleichen, mit einer versammelten Gemeinde zu thun, wie groß oder klein sie sei. Die Verkündigung des Evangeliums muß demnach ihr Hauptzweck sein, dergestalt, daß jeder Anwesende sich von ihr irgendwie mit betroffen fühlt. Keiner darf die Empfindung haben, er sei blos Zuschauer und Zuhörer gewesen bei einem Vorgang, der sich nur auf zwei bestimmte Leute bezogen habe. Selbstverständlich haben diese zwei Brautleute als die Gemeindeglieder, die den Anlaß zu dieser Handlung gaben, im Vordergrunde derselben zu stehen, aber doch nicht so, daß die Traurede mit ihnen verhandelt, als ob sie allein da wären, um ihnen Allerlei zu erzählen, was sie schon wissen, oder gar ihnen noch einmal die Moral zu lesen, als ob der Geistliche vorher den Muth dazu nicht gefunden hätte. Daraus ergiebt sich von selbst, daß die einzelne Person in der Traurede nicht angeredet werden darf, am allerwenigsten mit „Sie“, weil dadurch das Gepräge der gottesdienstlichen Handlung verloren geht und die Form der huldigenden Ansprache oder des seelsorgerlichen Einzelgespräches zum Vorschein kommt. Je mehr das in gewissen Bevölkerungsclassen gewünscht wird, desto weniger darf der Geistliche hierin nachgeben; denn er hat die Würde und Weihe des Ortes und der Handlung zu vertreten und muß auch bei dieser Gelegenheit eine erziehende Wirkung auf den geistlichen Geschmack ausüben. Auf Beispiele, die freilich das Gesagte am besten ins Licht stellen würden, wollen wir aus naheliegenden Gründen verzichten. Die Sammlung enthält im Uebrigen eine ganze Anzahl trefflicher Traureden, die durchaus jenen Grundsätzen entsprechend gehalten sind. B. K.

— Tausend-Bilder-Bibel. Die heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes verdeutscht von D. Martin Luther. 40 Lieferungen, à 40 ₰. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. — Von diesem Werke liegen uns die Lieferungen 11—14 vor, und bezeugen wir nunmehr gern, daß uns keine Bibel mit einer solchen Fülle von bilderreichen Zugaben bekannt ist. Allerdings geht zuweilen die erfindende Phantasie der Künstler zu weit und der Werth der technischen Ausführung kann bei der Billigkeit des Preises nur ein geringer sein. Indeß kommen zuweilen Bilder vor, die uns geradezu überrascht haben; vielleicht wäre es angezeigt, das Alte und das Neue Testament getrennt zu verkaufen, sobald die ganze Bibel vollendet vorliegen wird. —g.

— Das Flottengesetz. Ein Rückblick von einem Vaterlandsfreunde. Berlin 1900. E. S. Mittler & Sohn. — Das hübsch ausgestattete Schriftchen bietet, soviel es die Materialien zur Flottenvorlage betrifft, nichts oder nichts wesentlich Neues. Dagegen ist die Zusammenstellung Seite 29 fg., welche sich mit den finanziellen Gesichtspunkten befaßt, verdienstlich zu nennen. Daß Rußland weniger Interesse an einer mächtigen Flotte und keine Blokade zu fürchten habe, bestreiten wir: man braucht nur an den Krimkrieg zu denken. —tg—

— Sociale Rundschau. März-Heft 1900. Auch der Inhalt dieses Heftes der neuen im österreichischen Handelsministerium vom Arbeitsstatistischen Amte herausgegebenen Zeitschrift, auf die wir jüngst unsere Leser aufmerksam machten (Wiss. Beil. Nr. 50), ist so anziehend als belehrend. Die socialen Zustände des Inlandes wie des Auslandes werden berücksichtigt. Der Arbeitsmarkt, die Arbeitsvermittelung, die sociale Bewegung, das Genossenschaftswesen, der Arbeiterschutz u. s. w. werden in einzelnen Darlegungen, die sich theilweise auf die letzten Monate des laufenden Jahres, theilweise auf längere Zeiträume, wie die hinter uns liegenden Jahre 1898 und 1899 beziehen, behandelt. Für den Socialpolitiker, sei er ein im Wesentlichen auf seine Stube beschränkter Gelehrter oder ein mitten im praktischen Leben stehender Mann, wird eine jede der gebotenen Mittheilungen von Bedeutung sein. Mag sie kurz die im Januar d. J. in Leipzig abgehaltene Conferenz der deutschen Gewerbegerichtsbeisitzer aus dem Stande der Arbeitnehmer betreffen oder länger auf die aus Anlaß des Kohlenarbeiterstrikes im österreichischen Abgeordnetenhause vorgekommenen Verhandlungen eingehen — immer wird man dankbar sein müssen, daß systematisch Notizen und Thatsachen zusammengetragen worden sind, die, an vielen Orten verstreut, kaum irgendwo je in ähnlicher Vollständigkeit geboten werden. Schon der Umstand, daß man auf diese Weise von

modernen Erscheinungen erfährt, die, ohne von Anderen als den Eingeweihten beobachtet worden zu sein, doch zu einflußreichen Factoren des Gesellschaftslebens werden, erhöht den Werth der Unternehmung. Wen sollte nicht die Ausbreitung ländlicher Bäckereigenossenschaften in Frankreich interessiren, die, ca. 500 an Zahl, darnach streben, das Brod zu möglichst billigen Preisen abzugeben? Und es ist anzunehmen, daß Viele über die hauptsächlich von Gewerkschaften, indeß hier und da auch von Stadtverwaltungen ins Leben gerufenen Arbeitersecretariate in Deutschland noch wenig gehört haben. Sie bestehen, soweit darüber Nachrichten vorliegen, in Nürnberg, München, Stuttgart, Hannover, Frankfurt a. M., Mülhausen und Ulm und sind in wenigstens 15 anderen Städten bereits im Entstehen begriffen. Ihre Aufgabe ist in erster Reihe, unbemittelten Personen in den verschiedensten Lebenslagen Rath und Auskunft zu ertheilen, namentlich in gewerblichen Streitigkeiten, in Sachen der Arbeiterversicherung, des Arbeiterschutzes und der Fabrikinspection. Fährt die Sociale Rundschau auf diesem Wege der Belehrung und Anregung fort, so wird sie bei dem außerordentlich wohlfeilen Preise von 20 Hellern pro Heft von mehr als 500 Seiten gewiß bald allgemeine Anerkennung gefunden haben. —a.

— Dr. D. Feitelberg. Die Einkommenbesteuerung nichtphysischer (juristischer) Personen. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1900. 8°. 191 S. Preis 4 ℳ. — In dem vorliegenden 7. Hefte des VI. Bandes der von Prof. Elster herausgegebenen „Staatswissenschaftlichen Studien" unternimmt der Verfasser den Versuch, in der bekannten Streitfrage der Einkommenbesteuerung juristischer Personen an der Hand der einschlagenden Literatur und Gesetzgebung vom Standpunkte der nationalökonomischen Theorie aus zu wissenschaftlichen Principien zu gelangen und damit einen Beitrag zu der Lösung dieses Problems zu liefern. Zu diesem Zwecke untersucht er die ökonomischen Functionen der unter der Form juristischer Persönlichkeit auftretenden Organisationen des modernen Erwerbs- und Wirthschaftslebens in ihren Beziehungen zu den Grundsätzen der Einkommensteuer in folgenden Abschnitten: A. Einkommensteuer und juristische Person (S. 4—40), B. Hauptarten nichtphysischer Personen 1. Zwangsgemeinwirthschaften: a) Reichsfiscus (S. 41—47), b) Staatsfiscus (S. 47— 69), c) Communalfiscus (S. 69—75), 2. Associative Privatwirthschaften: a) Actiengesellschaften und Commanditgesellschaften auf Actien (S. 75—131), b) Berggewerkschaften (S. 131—148), 3. Freie Gemeinwirthschaften: a) Genossenschaften (S. 148—173), b) auf Gegenseitigkeit gegründete Versicherungsgesellschaften (S. 173—184), 4. Caritative Wirthschaftsbetriebe (Anstalten, Stiftungen und Vereine: S. 184—189). Die etwas willkürliche und auch für den vorliegenden Zweck (vergl. z. B. B² und B³) nicht allenthalben scharf begründete Eintheilung führt zu mannigfachen Wiederholungen, ohne daß die leitenden Gesichtspunkte einheitlich, kurz und concret zusammengefaßt wären. Der Hauptwerth der Arbeit liegt in der übersichtlichen Zusammenstellung, welche in jedem einzelnen Abschnitte über die einschlagenden steuerrechtlichen Vorschriften Englands, Italiens, Oesterreichs, der Schweiz, der Vereinigten Staaten von Nordamerika und aller deutschen Bundesstaaten enthalten ist. Mögen hierbei auch ganz vereinzelt unwesentliche Ungenauigkeiten und veraltete Anschauungen (z. B. über Bergbaufreiheit und Kure S. 132—139) unterlaufen, so hat doch dieses fleißige und verständnißvolle Zusammentragen den großen Nutzen, ein anschauliches Bild der bunten Praxis zu geben, deren Reform unter Berücksichtigung des historisch Gewordenen der Verfasser trotz seines idealen Strebens nach einer Bereicherung der abstracten Wissenschaft doch als sein letztes Ziel durchblicken läßt. Es wird gewiß jedem Steuerpflichtigen, der sich für die Grundsätze der Einkommensteuer interessirt, — und welcher Gebildete thäte das schließlich nicht? — willkommen sein, in dieser wenn auch ganz speciellen, so doch ebenso praktisch wichtigen wie theoretisch schwierigen Controverse einen vergleichenden Ueberblick über das zu gewinnen, was hierunter am Ende des 19. Jahrhunderts gilt bez. gegolten hat. Fraglicher erscheint der Werth des Buches in Bezug auf seine Ergebnisse für die Praxis. Es kann dahin gestellt bleiben, ob es zweckdienlich ist und das Verständniß der Sache fördert, wenn zwischen der formal-juristischen und der wirthschaftlichen Auffassung der juristischen Person ein scharfer Gegensatz construirt und nur die letztere für die Einkommenbesteuerung als die allein berechtigte anerkannt wird. Denn so selbstverständlich ein Steuergesetzgeber der Zukunft die maßgebenden Gesichtspunkte der Volks- und Privatwirthschaft im Auge behalten muß und wird, ebensowenig wird er kaum je aufhören, dabei gleichzeitig „mit juristischen Begriffen zu operiren". Jedenfalls aber werden dem Verfasser darin, daß er jede rechtsfähige Erwerbsgesellschaft blos als ein „Conglomerat" von Menschen betrachtet und das Vereinseinkommen mit der Summe der diesbezüglichen Einnahmen der Mitglieder identificirt, auch diejenigen nicht beitreten, die in der gleichzeitigen Besteuerung des Gesellschaftseinkommens und der entsprechenden Theilnehmergewinne die Möglichkeit einer mißlichen und thunlichst zu beseitigenden Doppelbesteuerung erblicken. Auch findet der Widerspruch zwischen der Definition vom Einkommen, die nur auf physische Personen paßt, und dem Vorschlage des Verfassers, unter entsprechender Befreiung der einzelnen Menschen blos die juristischen Personen zu besteuern, in dem ganzen Buche keine recht befriedigende Lösung. Wenn trotz dieser und mancher anderer Bedenken, welche der einseitige Standpunkt des Verfassers gegen sich hat, das Buch doch jedem Interessenten zum eingehenden Studium empfohlen werden kann, so beruht dies darauf, daß jede wissenschaftliche Beleuchtung dieser im fortwährenden Flusse befindlichen Gesetzgebungsmaterie dankenswerth sein muß, die — wie die vorliegende — ernstlich bestrebt ist, die Bahn zu dem idealen Ziele einer allseitig befriedigenden Besteuerung mit zu ebnen. Zweifellos erscheint das im Schlußworte hervorgehobene Endergebniß der Arbeit, daß dieses Ziel — soweit es sich um die Einkommenbesteuerung der juristischen Personen des Privatrechtes handelt — in Deutschland nunmehr durch eine einheitliche Regelung auf dem Wege der Reichsgesetzgebung angestrebt werden möge, durch diese interessante Studie wohl begründet. Die Verwirklichung dieses gutgemeinten Vorschlages wird aber wohl leider in absehbarer Zukunft nur ein frommer Wunsch bleiben. Denn „leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen". Dr. W.

— Theodor Fontane. Ein literarisches Porträt von Franz Servaes. Sonderabdruck aus der Kunstzeitschrift Pan 5. Jahrgang, 3. Heft. Verlag von Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig, 1900. — Es war keinesfalls eine undankbare Aufgabe, die sich Franz Servaes stellte mit der Zeichnung des literarischen Porträts des liebenswürdigen märkischen Poeten Theodor Fontane. Und die fesselnde Art, wie er sie löst, hat etwas von der „gallischen Grazie" an sich, die mit vollem Rechte hervorgehoben wird als ein Hauptvorzug der Fontane'schen Erzählerkunst, insbesondere seiner Gesprächführung (S. 48). Vielleicht ist etwas gar zu geflissentlich betont der Wandertrieb und die Wanderkunst Fontane's. Aber richtig ist es zweifellos, daß es die immer wiederholte Berührung mit der märkischen Heimathscholle war, der er seine literarische Gestaltungskraft in erster Linie verdankte, und daß das Wandern bei ihm beinahe planmäßig ausgebildet erscheint zu einer Art von „hoher Schule des Lebens" (S. 17). Wie das unablässige Wandern kreuz und quer durch die Mark Fontane, der fast zwei Menschenalter in Berlin lebte, vor der Verberlinerung bewahrt hat, so hat es ihm auch jene jünglingshafte Frische des Wesens und Empfindens erhalten, die ihn befähigte, noch als Achtundsiebzigjähriger der Welt ein so prächtiges Buch zu spenden, wie den „Stechlin". Wer Fontane kennt und liebt — und wer ihn kennt, glaube ich, liebt ihn auch —, der wird Franz Servaes dankbar sein für die geistreiche und doch zugleich auch warmherzige und gemüthvolle Art, in der er uns von Fontane's literarischem Gesicht ein so wohlgetroffenes Bildniß entwirft. Wir wollen ihm auch ohne Neid das mächtig geschwellte Hochgefühl des echten Berliner Literaten gönnen, das von den neunziger Jahren spricht als „dem geschichtlichen Moment, wo die Dämme durchbrochen wurden und die gestaute Kraft der Jugend sich mit jauchzendem Anprall in die deutschen Literaturlande ergoß" (S. 11). Nur darüber empfinden wir ein leises Bedauern, daß Servaes sich in diesem Betracht so wenig vortheilhaft unterscheidet von Fontane, an dem er selber rühmt (S. 12): „Er blieb zeitlebens der biedere Neuruppiner, der in die märkische Hauptstadt eingewandert war und in dieser staunend miterlebte, wie sich das Ding mit starken Adlerschlägen zur Weltstadt auswuchs. Und vielleicht hat Keiner so fein und sicher empfunden wie er, daß unter der blendenden Hülle der neugebackenen Weltstadt als wahrer Wesenskern doch immer noch das Weltdorf steckte, das kurfürstliche Nest, über das die Civilisationsbarbaren in bunten Hunnenschwärmen von allen Himmelsrichtungen hereingebrochen waren." R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 78. | Sonnabend, den 30. Juni, Abends. | 1900.

Die Landwirthschaft in China.

Nirgends tritt die Thatsache, daß die Landwirthschaft die ursprünglichste und grundlegendste aller erwerbenden Thätigkeiten der menschlichen Gesellschaft ist, deutlicher zu Tage, als in China. So weit Geschichte und Sage reichen, finden wir die Chinesen als ackerbautreibendes Volk, und die ältesten Chronisten bereits preisen den Ackerbau als den wichtigsten Factor individueller Wohlfahrt und nationalen Reichthums. Er allein bringe die Volkskräfte zu einer gedeihlichen Entwickelung und sei die Ursache jeder staatlichen Ordnung; daher auch die Verehrung, welche zu jeder Zeit der „gelben“ Erde bei den Chinesen zu Theil wurde, daher auch das Ansehen, dessen die Landleute sich zu jeder Zeit erfreuten, welches bewirkte, daß sie nach den Gelehrten und Beamten die vornehmste Classe der Bevölkerung bildeten. Die größten Moralisten, wie Confucius und Mengtse, haben den Ackerbau verherrlicht. Die Behörden ermahnen das Volk in ihren Erlassen beständig zu fleißiger Bestellung der Aecker, und der Kaiser selbst erweist dem Ackerbau seine Huldigung, indem er in jedem Frühling in bäuerlicher Tracht die Feldarbeiten mit großer Feierlichkeit, deren Ursprung wenigstens 2000 Jahre über unsere christliche Zeitrechnung hinausreicht, eröffnet, um das zum Staatsopfer für den Himmel nöthige Getreide zu gewinnen. Die Chinesen führen die Erfindung des Ackerbaues bis auf den zweiten der drei großen Herrscher Chinas zurück, die nach den drei mythischen Perioden der himmlischen, irdischen und menschlichen Mächte das Reich beherrschten. Tuki, der erste große Herrscher, lehrte sein Volk den Fischfang und die Jagd. Da aber Jagd und Fischfang für die steigenden Lebensbedürfnisse des Volkes auf die Dauer nicht ausreichten, so führte Schen-vong („der göttliche Ackerbauer“) den Ackerbau ein, indem er selbst alle Pflanzen auf ihren Werth probte. Der spätere Kaiser Hoang-ti vollendete sein Werk durch den Bau fester Wohnsitze, durch die Gründung von Städten und Dörfern und durch die Eintheilung des Landes in bestimmte Districte. Seine Gemahlin aber erwarb sich große Verdienste um das Aufblühen der Seidenzucht. Schon in den ältesten Zeiten haben die chinesischen Staatsmänner für eine würdige Existenz der kleinen Bauern gesorgt, und zwar in einer für die chinesische Auffassung der Staatsidee höchst bezeichnenden Weise. In China galt nämlich von jeher nicht die Arbeit, sondern der Grund und Boden als Capital. Nur der Grundbesitz erfreute sich des staatlichen Schutzes, zahlte als Aequivalent dafür Steuern. Diese Auffassung erhielt sich bis in die Zeit, als bereits der Gewerbe- und der Handelsstand zu einem mächtigen Factor im wirthschaftlichen Leben geworden war, und sogar heute noch hält man den Mercantilismus mit einem wohlgeordneten Staatswesen in China für unvereinbar. Nach den heutigen agrarischen Verhältnissen gehört das Eigenthum in China dem Staat als Repräsentanten der Gesammtheit des Volkes, während nur das Nutznießungsrecht frei veräußert und erworben werden kann. Auf diese Verhältnisse lassen sich auch die Controlmaßregeln der chinesischen Regierung zurückführen, die dieser sogar einen Eingriff in das Eigenthumsrecht gestatten. Jeder Familie gehört ein unveräußerliches Erbgut, das in früheren Zeiten 30 ha, heute aber nur ¾ ha beträgt, immerhin aber dadurch, daß es von den 335 Millionen ha des Reiches etwa 70 bis 75 Millionen in den Händen Dessen, der es einmal erworben, unbeweglich macht, die Anhäufung von Grundstücken zu einem großen Complex verhindert. Trotz des hohen Alters der agrarischen Einrichtungen in China und trotz der bedeutenden Volksdichte ist aber bei Weitem noch nicht alles cultivirbare Land der Cultur erschlossen. Das seit alter Zeit in China angewandte Wirthschaftssystem ist die Fruchtwechselwirthschaft. Doch haben dort andere Gründe zu ihr geführt als in Europa. Bei uns war der Anlaß besonders die Sorge des Landmanns, den Boden durch einseitige Entziehung chemischer Stoffe nicht ganz auszubeuten, den Chinesen dagegen war es bei dem Mangel an Märkten und Verkehrsmitteln namentlich darum zu thun, ihren Bedarf jederzeit durch eigene Producte zu decken. Denselben Zweck, den der Europäer durch Fruchtwechselwirthschaft verfolgt, erreicht der Chinese durch eine intensive Bearbeitung des Bodens, besonders aber durch eine unerreichte Düngungs- und Bewässerungsmethode. Fast das ganze Jahr hindurch, besonders aber vom März bis November, wo die Hauptfrucht, der Reis, gebaut wird, sieht man auf den Feldern ganze Familien arbeiten und nicht selten geschieht es, daß die Frau mit einem Kinde auf dem Rücken den Pflug zieht, während der Mann ihn lenkt. Gewöhnlich beginnt die Feldarbeit damit, daß man die Stoppeln und verschiedene Kräuter, die man auch wohl zu diesem Zweck anpflanzt, auf dem Felde verbrennt und die Asche mit anderen groben Düngerarten über das Feld streut. Alsdann wird der Boden mit dem Pfluge bearbeitet. Wird dann der Boden noch mit der Walze geebnet, so ist er im Frühjahr vorbereitet, die jungen Reispflanzen aufzunehmen. Mit einem Instrument, das als Gartenmesser, Sichel und Sense dient, wird das Getreide zur Ernte geschnitten, auf Tennen, theils durch Thiere, theils durch cannelirte Steincylinder, theils durch Dreschflegel ausgedroschen und das Korn meist auf Handmühlen gemahlen. Nur in größeren Städten giebt es von Ochsen bewegte Mühlen, dagegen sind Windmühlen unbekannt. Liebig, der die Theorie aufstellte, daß eine gesunde Landwirthschaft dem Boden alles das wieder ersetzen müsse, was ihm der Acker genommen habe, müßte sich sicher für die chinesische Landwirthschaft begeistert haben, wenn er gehört, mit welcher Sorgfalt im Reiche der Mitte die Düngung betrieben wird. Die Regierung, welche die weitgehendste Aufsicht über den Ackerbau führt und die Zeit des Pflügens, der Aussaat, des Umpflanzens, der Ernte u. s. w. gesetzlich bestimmt, wendet auch der Düngungsweise ihre besondere Aufmerksamkeit zu, und das Buch der Riten enthält Vorschriften über die Anwendung des Düngers bei jeder Art von Pflanzen. Da in China sehr wenig Großvieh gehalten wird, so ist der chinesische Landwirth hauptsächlich auf die menschlichen Excremente als Dungmittel angewiesen, und jeder Besucher Chinas wird oft in wenig angemessener Weise an die große Sorgfalt erinnert, mit welcher dieselben gesammelt werden. Wer nicht weiß, wie ungemein hohen Werth die Bewohner des himmlischen Reiches auf diese Art Dünger legen, würde es unmöglich finden, die chinesische Selbstsucht zusammen zu reimen mit der unzähligen Menge kleiner Cabinette, welche aller Orten von den Bauern zur Bequemlichkeit der Reisenden errichtet worden sind. Die Bauern machen einander in diesem Artikel geradezu Concurrenz. Selbst an abgelegenen Pfaden findet man dergleichen Häuschen aus Stroh, Lehm oder wohl gar von Mauerwerk. Die französischen Missionare Huc und Gabet hatten in den nördlichen Provinzen häufig Gelegenheit, zu beobachten, daß reiche Landleute in seidenen Röcken einen Korb am Arme trugen, sich auf eine dreizackige Gabel stützten und abwarteten, ob Wagen vorbeifuhren. Sie lauerten auf Dünger und Niemand hatte darin etwas Anstößiges gefunden. Selbst der Ausdruck, welcher die Sache bezeichnet, ist elegant, denn für das Abpflücken von Blumen und das Einsammeln von Dünger haben die Chinesen dasselbe Wort. Jeder Getreidesamen wird vor der Aussaat in mit Wasser verdünnter Jauche gequellt, bis er zu keimen anfängt. Andere Düngemittel sind der Schweine-, Büffel- und Ochsendünger, ferner Oelkuchen von Erdnuß, Rübsamen, Baumwolle, Hanf u. s. w., die in den zahllosen Canälen schwimmenden Wasserpflanzen, sowie der

Schlamm der Moräste und Teiche, Massen von kleinen in Fäulniß übergegangenen Fischen, die Asche von verbranntem Holz, Stoppeln oder Kräutern, gebrannter Kalk, der eigens hierzu aus Kalkstein gewonnen wird, ein Compost, das bereitet wird, indem man in einer Grube vegetabilische Substanzen in dünnen Schichten abwechselnd mit bloser Erde oder mit Zusatz von Schlamm oder Wasser zerstampft, durchmischt und länger als einen Monat gähren läßt, ja sogar die Barbiere verkaufen abgeschorenes Barthaar und abgeschnittene Nägel als Dünger. Das dritte Moment, das im Verein mit der kleinen Güterherrschaft und einer ausgezeichneten Düngungsmethode das agrarische System Chinas beherrscht, ist eine vorzüglich organisirte Bewässerung. Namentlich hängt die Cultur des für die Ernährung des Volkes so eminent wichtigen Reises von der gehörigen Vertheilung des Wassers durch die Canäle ab. Die Erbauung jedes neuen Canales wird in den Annalen verzeichnet und bringt Ruhm bei der Nachkommenschaft. In der Reichsgeographie nimmt das Capitel über die Canäle einen sehr wichtigen Platz ein. Kein Mandarin kann Anspruch auf die Würde eines Gelehrten machen ohne die genaueste Kenntniß der Canäle seiner Provinz, und die Gouverneure müssen Alles wissen, was zur Geschichte, Ausmessung, Berechnung der Dämme, Schleusen, Brücken u. s. w. gehört. Die Mitglieder des kaiserlichen Staatsrathes sind in den minutiösesten Details dieses Systems so bewandert, wie vielleicht mancher Naturforscher bei uns in denen der Entomologie. Diejenige Eigenthümlichkeit, welche dem europäischen Reisenden zuerst in die Augen fiel und die übertriebensten Schilderungen des chinesischen Ackerbaues veranlaßte, war die Terrassirung, die sich in besonders bevölkerten Gegenden findet. Es werden nämlich die Abhänge von Hügeln und nicht allzu steilen Bergen in Landstreifen abgetheilt, und diese sodann in Terrassen geebnet, die durch Mauerwerk gestützt und durch Fußpfade und Ableitungsrinnen untereinander verbunden sind. Vor der Mühe, die Terrassen fruchtbar zu machen, sie regelmäßig zu düngen und zu wässern, scheut der Riesenfleiß der Chinesen nicht zurück. Da, wo der feste Boden nicht ausreichte, die ungeheure Bevölkerung zu ernähren, flüchtete ein Theil derselben auf das Wasser und schuf in den schwimmenden Gärten und Feldern ein ebenso wunderbares als sinnreiches Erzeugniß chinesischer Betriebsamkeit, dergleichen kein anderes Volk aufzuweisen hat. Besonders in den Zeiten der Dürre und Ueberschwemmungen bewähren sich diese schwimmenden Felder, da sie weder durch Ueberfluthungen noch durch Wassermangel leiden können. Sie bestehen aus Bambusflößen, auf welche man eine dicke Lage fruchtbarer Dammerde gebracht hat, und werden von einer oder mehreren Familien bewohnt, die sich inmitten eines wohlbestellten Gartens oder eines Reisfeldes zierliche Häuser errichtet haben. Tauben und Sperlinge pflegen sich in Menge auf solchen künstlichen Inseln, die man auf allen großen Strömen und Seen Chinas erblicken kann, anzusiedeln. Was die Bauernhöfe betrifft, so sieht man auf ihnen, da die Chinesen weder Milch noch Butter oder Käse genießen, keine anderen Vierfüßler als den Wasserbüffel oder Zebu, der vor den Pflug oder die Egge gespannt wird. Viele Bauern züchten Enten und nehmen diese mit ins Feld, um die Schnecken, Krabben, jungen Frösche von ihnen verzehren zu lassen; zur Erntezeit nimmt man wohl auch Hühner mit ins Feld, um auch die letzten zwischen den Stoppeln etwa liegen gebliebenen Getreidekörner von ihnen aufpicken zu lassen. Nur in wenigen Familien fehlt das schwarze Schwein, dessen Wohnstätte fast immer die Haustreppe ist. Sein gewöhnliches Futter ist die Kleie des im Hause geschälten und verzehrten Reises. Sein Kopf ist das gewöhnliche Opfer, das man den Laren und Penaten vorsetzt, und sein Fleisch der Hauptbestandtheil der festlichen Mahlzeiten. Es wird mit geringen Kosten gezüchtet und liefert das Fett zur Bereitung einer nährenden Kost. Die wichtigste der vegetabilischen Culturen in China ist die des Reises. Man schätzt die Oberfläche der Reisfelder auf ein Achtel der bebauten Fläche. Von den vielen Varietäten ist die wichtigste der Sumpfreis, von welchem man zwei Ernten gewinnt, die eine Anfangs Juli, die zur Nahrung dient, und die andere im October, die zur Destillation des chinesischen Weines (Sona tehl) Verwendung findet. Trotz der kolossalen Reisproduction wird aber kein Reis ausgeführt, im Gegentheil, es besteht sogar ein lebhafter Import aus Siam, Cochinchina und selbst aus Nordamerika. Dem Chinesen ist der Reis das, was uns etwa das Brod oder die Kartoffel ist, und es wird in China kaum eine Speise ohne Zuthat von Reis bereitet. Wie wir Mittag- und Abendbrod sagen, so spricht der Chinese von Mittag- oder Abendreis. Alle Abgaben an den Kaiser werden in Reis entrichtet, der auf vielen Tausend Dschonken herangeführt wird. Reishandel ist daher die Basis alles Handels in China, und das Delta und die oceanischen Küstenstriche, in denen das Steigen und das Fallen der Canäle die außerordentlichste Reisproduction bewirkt, sind daher auch der Sitz der dichtesten Bevölkerung und der Mittelpunkt großer, volkreicher Städte. Es ist gleichsam der Magen des ungeheuren Reiches, die „Blume der Mitte“, wie die Chinesen es zierlich nennen. Der Preis für Grund und Boden ist hier zu einer Höhe gestiegen, und der Mensch zu einem Sklaven der Scholle geworden, wie sonst nirgends auf der Erde. Den wichtigsten Antheil an der nationalen Production hat neben dem Reis der Theestrauch, der auch einen bedeutenden Handelsartikel nach auswärts abgiebt. Die Pflanzungen werden an den Bergabhängen angelegt, damit das Regenwasser abläuft. Muß man aber die Staude auf ebenem Boden anpflanzen, dann werden für das Ablaufen des Wassers tiefe Rinnen gezogen; denn bei übermäßiger Feuchtigkeit verdirbt die Pflanze. Die Abhänge, an denen die Pflanzungen angelegt werden, müssen nach Süden gerichtet sein. Die Nordabhänge sind weit ungünstiger, und darum erntet man auch auf einem und demselben Berge Thee von verschiedener Güte. Zwischen die Bäumchen pflanzt man nicht selten Buschwerk, um die Pflanzen im Herbst vor dem Reif, im Sommer vor der Sonne zu schützen. Außer Thee, Reis, sowie Weizen, welches die Hauptproducte der Bodencultur sind, werden Hirse und Mais, Roggen, Gerste, in höheren Lagen auch Hafer und Kartoffeln angebaut. Manche Nutzpflanzen werden zu besonderen Zwecken cultivirt, so der Bambus zum Haus- und Brückenbau, Weiden und Eschen zur Ernährung der Wachsinsecten, der südchinesische Firnißbaum zur Oelgewinnung. In Südchina wird das Zuckerrohr mit Vorliebe und in solcher Menge gebaut, daß das Land nicht nur seinen Bedarf decken, sondern auch noch jährlich für bedeutende Summen ausgeführt werden kann, endlich ist die Baumwolle, die Seidenzucht und der Opiumbau zu erwähnen. Der Opiumgenuß hat sich allmälig über ganz China ausgebreitet, und alle früheren Berauschungsmittel, wie Hirsebier und Reissaft, sind gegen das Opium zurückgetreten. Bewunderungswürdiges leisten die Chinesen in der Gartenkunst. Nirgends in der Welt zieht man zahlreichere und bessere Gemüse, als in China. Was der Ackerbau zu wenig leistet, das ersetzt die Gartenkunst. In Erzielung zwerghafter Gestalten des Pflanzenwuchses sind die Chinesen unübertroffen. Gerade wie sie den Wuchs ihrer Frauen dadurch hemmen, daß sie die Füße im jugendlichen Alter einschnüren, läßt man Miniatureichen, Kastanienbäume, Fichten und Cedern in Blumentöpfen wachsen. Die Bäume sind mitunter fünfzig Jahre alt und doch mitunter kaum einen Fuß hoch. So gehorcht ihnen die Vegetation fast gegen die natürlichen Bedingungen. Wie ein unabsehbarer Garten breitet sich in den fruchtbaren Niederungen zwischen dem Gelben und dem Blauen Flusse vor dem Beschauer das Land aus. Alle möglichen Arten von Korn, Hirse, Gemüse, Hanf u. s. w. werden hier mit einer Sorgfalt gebaut, von der man sich keinen Begriff macht. Jede Feldparzelle ist ein Beet, von einer Blumenhecke umschlossen und von den verschiedensten Obstbäumen beschattet, die alle im Schmuck ihrer Früchte prangen. Sämmtliche Felder sind mit Furchen und Rinnen durchzogen, und an ihren Endpunkten erheben sich auf kleinen Terrassen Tausende von Brunnen, um das befruchtende Naß durch jene Furchen den Wurzeln der Pflanzen zuzuführen. Diese Brunnen sind regelmäßig von einer Laube überdacht, an der Kürbisranken emporklettern, deren mächtige Früchte das dünne Bambusgestell zu zerdrücken drohen. Hier und da wird das Grün der Aecker durch die Grabhügel und weißen Denksteine eines Friedhofes unterbrochen, oder durch das Laub einer dichten Obstpflanzung schimmern die Häuser von Dörfern, die fast nie ohne diese Zierde angetroffen werden. Auf den Feldern selbst herrscht reges Leben. Hier wird geerntet, und wenn man die heimischen Erntewagen vermißt, bewegen sich dagegen lange Reihen von Maulthieren mit hochaufgethürmten Bürden der verschiedenen Fruchtarten auf ihrem Rücken den einzelnen Dörfern und Gehöften zu. Hier sind einige halbnackte Gestalten, deren Haut die Sommersonne fast dunkelbraun gefärbt hat, beschäftigt, um unter unmelodischem, eintönigem Gesange Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen, dort wird mit einer leicht zu handhabenden Tiefhacke der Boden aufgebrochen und für die neue Saat zubereitet, während unbeholfene Frauen mit verkrüppelten Füßen wie auf Stelzen durch die

Felder schreiten und mit Hilfe der Kinder das Unkraut ausjäten. Die große Hochachtung, welche die Chinesen für den Ackerbau haben, kommt auch bei gewissen Festen, welche ihm zu Ehren gefeiert werden, zum Ausdruck. So begiebt sich der Gouverneur jeder Hauptstadt nach dem östlichen Thore, um den „Frühling zu empfangen", den ein Zug mit einer großen Thonfigur darstellt, die einem Büffel ähnlich sieht, welchen die Chinesen wegen seiner Neigung für schlammige Gewässer „Wasserochs" nennen. Den Zug begleiten Tragbahren, auf denen sich phantastisch gekleidete, mit Blumen geschmückte Kinder befinden, die mythologische Figuren darstellen, und das Ganze wird von einer Musikbande begleitet. Sobald der Zug das Haus des Gouverneurs erreicht hat, hält derselbe in seiner Eigenschaft als Priester des Frühlings eine Rede, worin er die Sorge für den Ackerbau empfiehlt. Darauf wenn er den thönernen Büffel dreimal mit der Peitsche geschlagen hat, fällt das Volk darüber her und bricht das Bild entzwei, das in seinem Innern eine Menge kleiner Thonfiguren birgt, um die nun die Menge sich reißt. Diese Ceremonie hat einige Aehnlichkeit mit der Prozession des Apisochsen der alten Aegypter, die auf gleiche Weise mit den Arbeiten des Feldbaues und den Hoffnungen auf ein fruchtbares Jahr verknüpft war. Von den sechszehn an das Volk gerichteten „heiligen Gesetzen" bezieht sich das vierte ausschließlich auf den Ackerbau. „Besorgt", heißt es daselbst, „Eure Landgüter, damit Ihr genügende Nahrung habet." Ein Kaiser der vorigen Dynastie ließ ausdrücklich ein großes Werk über den Ackerbau verfassen, das viele Holzschnitte enthält, welche die verschiedenen Prozesse bei der Erzeugung von Reis darstellen. Die großen Vorzüge, welche die chinesischen Herrscher dem Ackerbau vor dem Handel, besonders dem ausländischen, gaben, scheinen von dem Gefühl dictirt zu sein, daß die Herrschaft des Handels der Vergänglichkeit unterworfen ist, während Staaten, die auf den Ackerbau gegründet sind und so nur von sich selbst abhängen, der Zeit trotzen können.

Dr. A. S.

Bücherbesprechungen.

— **Aus dem Leben König Karl's von Rumänien.** Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Vierter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1900. 474 SS. 8°. 8 ℳ. — Mit dem vorliegenden Bande hat ein hochinteressantes Werk seinen Abschluß gefunden, auf das wir an dieser Stelle bereits wiederholt eingegangen sind. In der schlichten Form eines Tagebuches bietet es uns die Geburts- und Jugendgeschichte eines der jüngsten unter den europäischen Staaten; mit vollem Recht im engsten Anschlusse an die Lebensgeschichte des trefflichen Fürsten aus dem Hohenzollernstamme, dem das Land seine schnelle und glückliche Entwickelung fast ausschließlich verdankt. Der dritte Band zeigte uns, wie die Unabhängigkeit Rumäniens auf den Schlachtfeldern des russisch-türkischen Krieges wacker erkämpft wurde. Es kostete jedoch noch sorgenvolle Jahre schwerer politischer Arbeit, bevor es dem jungen Fürsten gelang, sich und seinem Lande diesen Siegespreis zu sichern. Vor Allem bereitete Rußland, um das sich Fürst Karl die größten Verdienste erworben hatte, allerhand Schwierigkeiten; es bedurfte des ganzen politischen Taktes und der ruhigen Besonnenheit, die zu den trefflichsten Charaktereigenschaften des Fürsten gehört, um sie zu überwinden, zumal auch Deutschland sich den Standpunkt Rußlands in der Hauptsache zu eigen machte und von allen Mächten eigentlich nur Oesterreich dauernd freundlich dem jungen Staate gegenüber stand. Mußte es schon peinlich berühren, daß die Bedingungen des Friedens von San Stefano erst aus russischen Zeitungen der rumänischen Regierung bekannt wurden, so war es sehr demüthigend, daß ihre Abgeordneten beim Berliner Congreß, der bekanntlich den Frieden von San Stefano wesentlich abänderte, lediglich zur Berichterstattung zugelassen wurden, daß man schwerwiegende Beschlüsse über die Zukunft des Landes ohne ihre Mitwirkung faßte. Die Anerkennung der Unabhängigkeit Rumäniens wurde an die Erfüllung von Bedingungen geknüpft, die das Land tief verletzen mußten: die Rückgabe des im Pariser Frieden von 1856 abgetretenen Bessarabien an Rußland und die Gleichstellung der Religionsbekenntnisse im Lande, d. h. die Ertheilung der Staatsbürgerrechte an die äußerst verhaßten Juden, die eine Aenderung der rumänischen Verfassung voraussetzte. Es blieb dem Lande indeß keine Wahl; wollte es sich nicht der Gefahr aussetzen, die Erfolge eines blutigen Krieges ganz zu verlieren, so mußte es sich dem Urtheil der europäischen Großmächte unterwerfen. So leistete der Fürst auf Bessarabien Verzicht; die Erwerbung der Dobrudscha gab einen keineswegs gleichwerthigen Ersatz. Auch auf die Feststellung der Grenzen gegenüber dem neugeschaffenen Fürstenthum Bulgarien wirkte der russische Einfluß ungünstig ein. Den größten Schwierigkeiten aber begegnete jene die Juden betreffende Verfassungsänderung; die Kämpfe darüber zogen sich bis in den Anfang des Jahres 1880 hin. In engem Zusammenhange damit standen die gleichzeitig in Berlin geführten Verhandlungen über den Ankauf der rumänischen Eisenbahnen durch den Staat. Wenn schließlich doch ein im Ganzen dem Lande nicht ungünstiges Ergebniß erzielt wurde, so ist dies vor Allem dem Takt, dem Pflichtbewußtsein und der unermüdlichen Arbeitskraft des Fürsten zu verdanken, dem allerdings in J. Bratianu ein hochbegabter Minister zur Seite stand. Nach Beseitigung aller Schwierigkeiten erfolgte im Februar 1880 endlich die Anerkennung der Unabhängigkeit des jungen Staates durch die Großmächte, und ein Jahr später konnte sich Fürst Karl auf einstimmigen Beschluß der Volksvertretung unter dem unermeßlichen Jubel der Bevölkerung die Königskrone aufs Haupt setzen. Mit der feierlichen Krönung am 10./22. Mai 1881 schließt das Werk; neben den oben angedeuteten Vorgängen der politischen Geschichte Rumäniens enthält es noch zahlreiche Mittheilungen aus der Zeitgeschichte, die theilweise von allgemeinerem Interesse sind. Was ihm besondere Wichtigkeit giebt, sind eine Reihe von Briefen, die theils vollinhaltlich, theils im Auszug mitgetheilt werden; unter ihnen ist namentlich die Correspondenz des Fürsten mit seinem Vater Karl Anton von Bedeutung. Daß wir den Fürsten nicht blos als Staatsmann kennen lernen, sondern auch in sein inniges häusliches Leben Einblicke thun, giebt dem Bilde Wärme und Farbe; wie rührend klingt die Sehnsucht der alten Eltern nach dem Sohne aus des Vaters Briefen hervor und wie vermögen wir diesem die Freude nachzuempfinden, als er — nach sechsjähriger Trennung vom Elternhause — im Hochsommer 1880 endlich wieder einmal daran denken kann, sein Land zu verlassen und Krauchenwies und die Weinburg aufzusuchen. Eine der wichtigsten Folgen dieses Aufenthaltes wurde die Regelung der Nachfolgefrage, an der das Land das größte Interesse hatte, weil dem Fürstenpaar ein unmittelbarer Erbe versagt geblieben war, die Dynastie aber schon so feste Wurzeln geschlagen hatte, daß man in jedem Falle dem Hause Hohenzollern die Succession gewahrt wünschte. Ein Nachwort am Schlusse giebt einen kurzen Ueberblick über die Verdienste, die sich König Karl auch in den folgenden Jahrzehnten um die politische, wirthschaftliche und culturelle Entwickelung Rumäniens erworben hat, und eine treffende Charakteristik seiner Persönlichkeit und seines Wirkens, das, so streng es sich in constitutionellen Schranken hält, doch stets den Stempel eben jener Persönlichkeit trägt. „Ein zäher Wille, meist negativ geäußert, eine nie ermüdende Kraft, die immer zu neuen Formen der Bethätigung treibt, eine Menschenkenntniß, die nie schematisirt, sondern überall das echt Individuelle zu packen weiß, eine geistige Frische, die jede Frage zum hundertsten Male genau so geduldig ventilirt, als wäre sie neu und überraschend, eine Güte und Großmuth, die Alles versteht und verzeiht — so stellt sich diese Fürstennatur dar, so hat sie das Land aus allen Krisen des Parteilebens zu retten gewußt. . . Die Persönlichkeit des Königs ist der Schlüssel zu all' den Errungenschaften, die sich während dieser 25 Jahre bis zu seinem Regierungsjubiläum (1891) fast wie ein Märchen an einanderreihen." —m—

— **Bei uns dahoam.** Gedichte in steirischer Mundart von **Hans Frauengruber.** Stuttgart 1900, Verlag von Adolf Bonz & Co. Preis 2 ℳ. — Pflege des Volksthums — unter den mancherlei Schlagworten der Gegenwart ist das sicherlich eines der erfreulichsten. Alles, was besonnene Volksfreunde in dieser Richtung unternehmen, verdient Anerkennung und Förderung. Unter den Mitteln zu wirksamer Kräftigung des Volksthums steht mit obenan die mundartliche Dichtung. Es ist auch unverkennbar, daß man den Dichtern und Erzählern, die sich der Volksmundart bedienen, heute erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet, den plattdeutschen so gut wie den oberdeutschen, den Bayern, Schwaben und Steiermärkern. Wem man aber gern zuhört, der singt desto eifriger und fröhlicher, das ist ganz natürlich und selbstverständlich. Hans Frauengruber hat schon mit

mehreren Heften steirischer Gsangln wohlverdienten Beifall gefunden. Auch seine neueste Gabe wird sinnigen Gemüthern viel Freude bereiten. Sein stets frohgemuther Sinn schimmert selbst durch flüchtige Anwandlungen von weltschmerzlicher Verstimmung (S. 38: „Mir thuat die Welt so weh!") siegreich hindurch. Und die herzige, oft schalkhafte Sprache, die doch zugleich ein warmes und tiefes Empfinden verräth (man sehe z. B. die allerliebsten „Kinderliadeln" S. 87—90), muß sich Freunde machen überall, wo man ehrliche deutsche Art zu schätzen weiß. Wer lauschte nicht gern, wenn die feschen „Steirabuam" singen (S. 67):

Mir san von Steiralandl her
Und tragn a steirisch Gwand:
A Lederhosn, greane Strümpf,
'n Hut mit 'n greana Band.
Und wia der Hoamatwald so frisch,
So is der Steiraschlag,
Mir habn an Vogel in der Brust,
Der singt 'n ganzen Tag.

Es gibt koa Landl auf der Welt
So wia mein Hoamat is,
Ih wett, es war daselm amol
Das echte Paradies.
Drum packt mich ah glei's Hoamweh an,
Muaß ih amol in d'Weit —
Gott segn dich, mein liabs Steiraland,
Dein ghör ih allezeit!

Wie trefflich der Dichter es versteht, den neckischen Liederchen eine wirksame Zuspitzung zu geben und die uralte Poetenkunst zu üben, die sich mit einer zarten Andeutung begnügt und dem Hörer und Leser die Freude der genaueren Ausmalung überläßt, das lehre folgendes Pröbchen (S. 45):

Auf der Schnecknalm
Da san zwoa rundte Kalm,
An etla saubre Küah
Und ast a Stier.

Auf die Schnecknalm
Geh ih net zwegn die Kalm
Und ah net zwegn die Küah
Und zwegn 'n Stier.

Na, auf der Schnecknalm
Thuat mr was bsunders gfalln — —
Da schlafn schon die Küah
Und ah der Stier.

Vor den Schwierigkeiten der Mundart braucht es Niemand bange zu sein, das merkt man wohl schon. Auch wer die grüne Steiermark noch nicht selber gesehen hat, wird sich bald genug heimisch fühlen in diesen natürlichen und frischen Klängen. Wer freilich die kecken Jodler schon von den Matten hat in's Thal niederhallen hören, dem werden die Lieder ein Echo wecken in der Brust, daß ihm keine Wahl bleibt: er schnürt sein Bündel und fährt südwärts, bis ihm wieder das treuherzige „Grüaß dih God!" entgegenklingt und er von Neuem in staunende Bewunderung all der landschaftlichen Herrlichkeit versinkt und einstimmt in des Dichters Entzücken:

Wia der Herrgod die Welt hat
So wundaschön gemacht.

R. B.

— Dr. M. Apt, Die Errichtung einer Handelshochschule in Berlin. 56 S. Berlin, Carl Heymann. 1900. ℳ 1. — Es ist eine Freude, zu bemerken, wie sich immer weitere Kreise für die Handelsschulbewegung, die jetzt lebhafter denn je die Gemüther beschäftigt, interessiren. Ganz besonders treten in neuerer Zeit Juristen der Frage näher, und wo man auch immer ihren Auslassungen begegnet, da kann man sicher auf ein tieferes Verständniß rechnen, als bei den meisten Lehrern an höheren Schulen, die in Preußen in die Handelsschulbewegung hereingezogen worden sind und dieselbe mit der angestrebten Handelsrealschule in falsche Bahnen zu bringen drohen. Es ist auch ganz natürlich, daß der Jurist infolge seiner Studien und infolge seiner Erfahrungen im praktischen Leben einen weiteren Blick und ein sachgemäßeres Urtheil in dieser Frage besitzen muß als der höhere Schulmann. Und ich würde es geradezu für ein Unglück ansehen, wenn letzterer bei der wichtigen Frage, die in Preußen ihrer Lösung entgegengeht, das letzte Wort zu sagen hätte. Auch die vorliegende Schrift ist von einem Juristen geschrieben, der infolge seiner Stellung als Syndicus der Corporation der Kaufmannschaft von Berlin mitten im praktischen Leben steht und deshalb wohl genau weiß, wo uns der Schuh drückt. Apt will wie Wi minghaus in seinem Werkchen „Die nationalökonomische Wissenschaft und der deutsche Kaufmannsstand" eine selbständige Handelshochschule errichtet sehen, wenn er auch keineswegs wie dieser gegen die Leipziger Einrichtung, die diesem Ideale nicht entspricht, polemisirt. Sehr schön stellt er die veränderte wirthschaftliche und sociale Stellung unseres Kaufmannsstandes dar und beweist in eindringlichen Worten die Nothwendigkeit der neuen Hochschule. Mahnend ruft er aus: „Wenn die Forderung von fast 1800 Millionen Mark für die Verstärkung der Flotte damit begründet wird, daß der überseeische Handel geschützt werden müsse, so liegt es sehr nahe, einige Millionen für die Errichtung und Unterhaltung derjenigen Stätte auszuwerfen, welche die Pioniere unseres Außenhandels großziehen soll." Dabei ist er verständigerweise keineswegs der Meinung, daß die Hochschule die praktische Lehre überflüssig mache, auch ist er nicht engherzig genug, von den Handelsstudenten unbedingt die Maturität einer höheren Schule zu verlangen. Die Handelshochschule, die ihm vorschwebt, hat in ihren Aufgaben, ihrem Charakter und ihrer Methode viel Aehnlichkeit mit derjenigen, die der Geh. Commerzienrath Dr. v. Mevissen so schön gekennzeichnet hat. Sehr richtig betont Apt auch den Gedanken, wie seiner Zeit unser Ministerium des Innern, daß man mit der Gründung zahlreicher Handelshochschulen der ganzen Bewegung keinen Dienst erweise. Deshalb wünscht er, man möge sich vorläufig mit der Errichtung weniger derartiger Anstalten begnügen, sie aber so ausstatten, wie es ihr Zweck und ihre Bedeutung erfordern. Eine neue Perspective eröffnet uns Apt, wenn er eine Reichshandelshochschule fordert und seinen Vorschlag in beherzigenswerther Weise begründet. Daß er dieselbe nach Berlin verlegt wissen will, ist uns einleuchtend und verständlich, wenn man an die geplante Errichtung der Reichshandelsstelle, des Reichshandelsmuseums u. A. denkt. Es wäre in der That wünschenswerth, wenn der Reichstag einmal Stellung zu der Frage nehmen würde, ob die Handelshochschule nicht ihrem innersten Wesen nach Reichssache sei. An der Zersplitterung der Kräfte, Interessen und Bestrebungen, die gegenwärtig in dieser Beziehung bemerkbar ist, droht die gedeihliche Weiterentwickelung der Handelshochschulbewegung zu scheitern. Auch hier ist ein kräftiger Schritt zur Concentration dringend von Nöthen. Oesterreich, Ungarn und Japan haben aus diesem Gesichtspunkte heraus sich derartige Anstalten geschaffen, und es scheint uns fraglos, daß wir wichtige nationale Interessen gefährden, wenn wir in dieser Beziehung hinter diesen Ländern zurückbleiben. Unser Außenhandel bedarf unter seinen Förderungsanstalten einer solchen nationalen Handelshochschule, die ihr Ziel scharf im Auge behält, weniger Gelehrte, wohl aber allseitig gebildete, patriotisch denkende Kaufleute erzieht. Die Zeiten sind eben andere geworden, und darum muß man es auch anders treiben. Es wäre darum wünschenswerth, wenn Apt's eindringliche Worte an den Stellen gehört würden, an die sie gerichtet sind.

Zg.

— C. F. Findeisen, Kaufmännische Correspondenz in deutscher Sprache. 5. vermehrte Aufl., bearbeitet von Franz Hahn, Oberlehrer an der Oeffentlichen Handelslehranstalt zu Dresden. Leipzig, J. J. Weber. 1898. 2,50 ℳ (Weber's Illustrirte Katechismen Nr. 115.) — In der Menge der in letzter Zeit erschienenen Handelscorrespondenzen behauptet das vorliegende Werk noch immer seinen Platz, und für den Selbstunterricht dürfte man anderwärts wohl schwerlich einen besseren Wegweiser und Rathgeber finden. Der Vorzug dieses Werkchens liegt eben darin, daß jeder Art von Briefen ein einleitender Abschnitt vorangeht, der in Frage und Antwort ihre Eigenart kurz skizzirt und das Verständniß vorbereitet. Auf diese Weise führt der Katechismus in den eigentlichen Handelsbetrieb ein und ist eine schätzenswerthe Ergänzung für jede Handelsbetriebslehre. Mit großer Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit hat Hahn Lücken, die frühere Auflagen aufwiesen, ausgefüllt und in den erläuternden Bemerkungen die neueste Gesetzgebung berücksichtigt. Für eine neue Auflage würden wir empfehlen, eine Anzahl kaufmännischer Briefe, die zum ausfüllbaren Formular geworden sind, noch einzufügen, für die kaufmännischen Depeschen einen besonderen Abschnitt zu verwenden und die Waaren- und Marktberichte mit erläuternden Anmerkungen zu versehen. Zg.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 79. Dienstag, den 3. Juli, Abends. 1900.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Genſel.

XI. Die franzöſiſchen Colonien.

Die Franzoſen ſind leidenſchaftliche Colonialſchwärmer. Es iſt daher ſehr begreiflich, daß ſie den Ausſtellungen ihrer überſeeiſchen Beſitzungen einen ſehr großen Raum gegönnt haben. Aber ſie ſcheinen des Guten doch ein wenig zuviel gethan zu haben. Selbſt der Franzoſe wird müde und abgeſtumpft, ehe er die unzähligen Bauten, die die weſtliche Hälfte des Trocadéro-Parkes füllen, alle beſucht hat. So war es ſicher unnöthig, für jede der Colonien Neucaledonien, Guyana, Guadeloupe, Martinique und Réunion einen beſonderen Bau zu errichten, da ſie doch faſt ausſchließlich Landesproducte und eigentlich immer wieder dieſelben ausgeſtellt haben. Ueberall finden wir Reis und Mais, Kaffee und Cacao, Bananen und Ananas, Baumwolle und allerlei Nutzhölzer und daneben einen Bar, in dem uns Kaffee, Rum und Syrup zum Koſten und zum Kaufen angeboten werden. Trotzdem iſt es ſehr lohnend und empfehlenswerth, dieſer Ausſtellung einen halben Tag zu widmen, wenn man verſteht, das Wichtigſte herauszufinden und ſich bei nebenſächlichen Dingen nicht aufzuhalten. Einige Abtheilungen ſind ſo geſchickt aufgebaut, daß man nicht nur einen vollſtändigen Ueberblick über die Erzeugniſſe des Bodens und der Induſtrie, ſondern auch ein treues Bild von der ganzen Cultur des Landes und dem Leben ſeiner Bewohner erhält.

Die Franzoſen ſtrömen natürlich vor Allem nach der Ausſtellung von Madagascar, die einen rieſigen Rundbau hinter dem Trocadéro einnimmt. Sie haben gewiß ein Recht, auf die Gewinnung dieſes ungeheuren Reiches ſtolz zu ſein, ob es aber geſchickt war, den ſehr ſchlecht vorbereiteten und an unnützen Menſchenopfern überreichen, an geſchichtlich bemerkenswerthen Kriegsthaten aber ziemlich armen Eroberungsfeldzug ſo zu feiern, wie dies in den Dioramen und dem großen Panorama der Einnahme von Tananarivo geſchehen iſt, bleibt mindeſtens zweifelhaft. Sicher war es höchſt geſchmacklos, im Vordergrunde dieſes Panoramas, das übrigens künſtleriſche Anſprüche durchaus nicht befriedigt, eine Anzahl gefallener Hovas mit verzerrten Geſichtern anzubringen, in demſelben Hauſe, in dem unten Eingeborene vor den neugierigen Augen der Fremden ihre Kunſtſtücke aufführen. Wenn man ein erobertes Land in Frieden regieren will, dann verſucht man doch alle Greuel der Eroberung zu verwiſchen und ſich ſo liebenswerth wie möglich zu machen. Aber der nach Schlachtenruhm dürſtende Patriotismus der Franzoſen will ſeine Rechnung haben, ſelbſt bei einer Gelegenheit, zu der man die im innerſten Herzen als Todfeinde betrachteten Nachbarn mit zuckerſüßer Miene eingeladen hat. Ein eigenthümliches Licht auf die Segnungen der europäiſchen Civiliſation wirft übrigens die im Kataloge angeführte Thatſache, daß bei der Steigerung der Einfuhr von 1896 bis 1898, die im Ganzen über ſieben Millionen betrug, die Weine mit einer Million und die alkoholiſchen Getränke ſogar mit mehr als einer Million betheiligt ſind. Wenn alſo bei mehreren anderen franzöſiſchen Colonien hervorgehoben wird, daß ihre Bewohner ſehr nüchtern ſind, ſo iſt dieſes Verdienſt ganz außerordentlich hoch anzuſchlagen, da ihm vom Mutterlande ſo eifrig entgegengearbeitet wird. Faſt noch mehr auf die leicht entzündbare Begeiſterung des Volkes iſt das Panorama der Expedition Marchand berechnet, das ſich wenige Schritte von der Madagascar-Ausſtellung befindet. Wir ſtehen der Begeiſterung für einen Mann ziemlich verſtändnißlos gegenüber, der durch ſein tollkühnes und auf eigene Fauſt ausgeführtes Unternehmen ſein Vaterland beinahe in einen furchtbaren und ziemlich ausſichtsloſen Krieg geſtürzt hätte. Aber perſönliche Tapferkeit hat für die Franzoſen einen höheren Werth gehabt als Disciplin. Jedenfalls ſind die beiden Panoramen für den Ausländer und beſonders für uns Deutſche ziemlich ungenießbar. Ganz anders ſteht es mit der Ausſtellung von Indochina, wie man Kotſchinchina, Kambodſcha, Annam, Tongking und die kleineren franzöſiſchen Beſitzungen Frankreichs in Hinterindien zuſammenfaſſend zu bezeichnen pflegt. Der Beſucher empfängt hier nicht nur eine werthvolle Bereicherung ſeiner geographiſchen und ethnographiſchen Kenntniſſe, ſondern auch einen eigenartigen Einblick in die Kunſt eines uralten Culturvolkes. Die etwa zwei Hektar umfaſſende Ausſtellung iſt mit großer Sorgfalt und großem Verſtändniß vorbereitet worden. Sie enthält fünf größere Bauten, den Palaſt der Landesproducte und den Palaſt der Künſte, den Pavillon der Forſten, den Pnom und das Theater. Dazu kommen eine ganze Anzahl kleinerer Häuſer und Hütten. Alle dieſe bunten und mit phantaſtiſchen Schnitzereien und Malereien überreich geſchmückten Häuſer ſind berühmten Bauwerken des Landes aufs treueſte nachgebildet. Kommt man von der Seine her, ſo ſtößt man zunächſt auf den Kunſtpalaſt, eine Reproduction des Palaſtes von Co-loa in Tongking. Er beſteht aus einem monumentalen Thor, einem Hauptgebäude und zwei Flügelbauten und enthält Gemälde und Zeichnungen, Stickereien und Fächer, Bronzen und Elfenbeinarten, Möbel und Waffen u. ſ. w. Beſonders bemerkenswerth iſt das reichgeſchnitzte Mobiliar des ehemaligen Hofbildhauers des Kaiſers von Hué in dem linken Flügelbau. Gegenüber dem Ausgang führt eine ſteile und hohe von Drachen und keulenbewaffneten Tempelhütern aus Stein bewachte Treppe hinauf zu dem Pnom oder der Anhöhe von Pnom-Penh in Kambodſcha. Oben ſteht die Pagode der Buddahs, die die Ausſtellung der Götterbilder und Cultgegenſtände enthält, und ein mächtiger glockenförmiger Thurm, die Nachbildung eines Mauſoleums, das vor neunhundert Jahren von einer reichen Wittwe errichtet wurde. Weitaus das Sehenswertheſte iſt das Innere dieſer vom Architekten Marcel aus Beton errichteten Anhöhe. Von dem Thurm aus führen zwei breite Wendeltreppen hinab zu einem gewaltigen Tempelraum, deſſen Wände und Pfeiler über und über mit Abgüſſen der berühmteſten khmeriſchen Skulpturen geſchmückt ſind. Die Khmers waren im fünften Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung in Indochina eingewandert und hatten hier eine Anzahl großartiger Bauten hinterlaſſen, die mit denen der Indier, ja ſelbſt denen der Aegypter verglichen werden können, ehe ſie von den heutigen Bewohnern vertrieben wurden. Außerdem enthält der Raum eine Anzahl guter Dioramen, die uns das Leben in Saigon, Hanoi, Hué u. ſ. w. veranſchaulichen. Um den Hügel herum reihen ſich etwa ein Dutzend auf Pfählen errichtete Hütten, in denen die Eingeborenen vor unſeren Augen ihr Handwerk ausüben, Strohmatten flechten, Seidenſtoffe weben, ſticken, malen, oder Bonbons aus Mais und Honig verkaufen. Dazwiſchen befindet ſich auch ein militäriſches Wachtlocal. Es ſind hübſche, gut gewachſene, wenn auch kleine, und intelligente Kerle, dieſe tongkingeſiſchen und annamitiſchen Soldaten und Handwerker. Auf der anderen Seite des Pnom befindet ſich die Hütte eines kleinen weißen Elephanten, den der Generalgouverneur von Indochina dem Zoologiſchen Garten unter der Bedingung geſchenkt hat, daß er während der Ausſtellung hier gewiſſermaßen in ſeiner Heimath untergebracht werde. Weiß iſt nun freilich ein ſo gewagter Ausdruck für das ſchmutziggelbe Thierchen, daß die meiſten ihn für einen ſchlechten Witz halten werden. Alles in dieſer Welt iſt eben relativ. Steigen wir den Hügel wieder hinunter, ſo bleiben uns noch der Palaſt der Bodenerzeugniſſe,

eine Nachbildung der phantastisch reichen Pagode von Cholon, der kleine Pavillon der Forsten mit seinen prachtvollen Proben von Bambus, Tealholz 2c. und vor Allem das Theater zu besichtigen. In dem letzteren, das erst in diesen Tagen eröffnet werden wird, werden Aufführungen von Schauspielen stattfinden und vor Allem sich die reizenden kleinen Tänzerinnen Sr. Majestät des Königs Norodom produciren. Von den Schauspielen wird schwerlich Jemand etwas verstehen, denn das Annamitische ist eine der allerschwierigsten Sprachen der Welt, die Tänzerinnen aber werden vermuthlich wieder ebenso viel Beifall finden wie ihre Vorgängerinnen im Jahre 1889.

Ein ziemlich geräumiger Bau unweit von da ist den kleineren Colonien eingeräumt. Vor Allem zieht uns hier natürlich Tahiti an, Pierre Loti's Tahiti, die neue Insel Kythera, jenes Märchenland, dessen Bewohner nicht zu arbeiten brauchen, sondern nur träumen, tanzen und musiciren und sich die süßduftende „Tiare" ins Haar flechten, die sich von den Früchten des Brodbaumes, Bananen, Bataten und Fischen nähren, Cocosmilch trinken oder sich an Orangenwein berauschen. Ein Diorama zeigt uns einige jener entzückenden Geschöpfe, bei denen nur der etwas breite Mund unserem europäischem Schönheitsgefühl nicht ganz behagen will. Ein berühmter Mann — ich glaube, es war Edgar Quinet — hat einmal geschrieben: Ist es nicht geradezu unsinnig, sterben zu müssen, ehe man nicht wenigstens einmal um die kleine Kugel herumgekommen ist, die wir Erde nennen? Und wie Viele kommen nicht einmal über Paris, London und Rom oder gar über München und Hamburg hinaus! Ich bekomme stets eine unbändige Lust zum Reisen, wenn ich eine solche Ausstellung sehe. Der hübsch ausgestattete Führer wirkt allerdings sehr ernüchternd auf diese Gelüste: fünfunddreißig Tage auf dem Segelschiffe noch von San Francisco aus, ohne telegraphische Verbindung mit Europa, das ist denn doch zweimal zu überlegen. Nicht Jeder ist eben französischer Seeofficier wie Hr. Vicaud alias Pierre Loti. An seine Romane erinnert uns auch die kleine Ausstellung von Saint-Pierre und Miquelon, den französischen Inseln im Süden von Neufundland, von denen die erstere nur etwa eine Stunde breit und eine Stunde lang ist. Es sind die Collegen seiner „Isländfischer", diese „Terre-Neuvas" aus der Bretagne und der Normandie, die sich jedes Frühjahr 7- oder 8000 Mann stark einschiffen, um während des Sommers drüben in Amerika den Kabljau zu fischen. Nur ein Drittel benutzt die Dampfer, die anderen vertrauen sich Segelschiffen an, die in dieser Jahreszeit mit manchem Sturmwind zu kämpfen haben. Achthundert Frank — soviel beträgt der durchschnittliche Gewinn — und freie Verpflegung, das ist trotz des sauren Handwerks kein schlechter Verdienst für einen armen Fischer, aber wie manches Goldstück wird schon im Voraus in Empfang genommen und wie manches wird drüben vertrunken! So bringen sie oft nicht viel heim. Ein Diorama zeigt uns den Hafen von Saint-Pierre; im Vordergrund trocknen Männer und Frauen die Fische. Auch die ganze sonstige Ausstellung besteht ausschließlich aus Gegenständen, die sich auf den Fischfang beziehen. Außer Tahiti und Saint-Pierre finden wir in diesem Pavillon die Comoren und die Somaliküste.

Von den Ausstellungen in der südlichen Hälfte des Parkes verdient vor Allem diejenige von Dahomey einen Besuch. Sie umfaßt ein ganzes, von einem Bambuszaune umschlossenes Thor mit aus röthlichem Lehm erbauten und strohgedeckten Häusern, einem Tempel, kleinen Pfahlbauten, einem See mit Pirogen und merkwürdigen Götzenbildern. Statt der freundlichen kleinen Annamiten empfangen uns hier große stämmige Neger. Von den Frauen ist meist nicht viel zu sehen; wenn es nicht sehr heiß ist, kauern sie in ihren Hütten. Das Merkwürdigste ist die Opferhalle des letzten Königs Behanzin mit den authentischen gabelförmigen Richtblöcken und den riesigen Richtschwertern, glücklicher Weise aber ohne die Schädel der Hingeschlachteten, mit denen er die Dächer seiner Paläste zu schmücken pflegte. Im Uebrigen ist das Museum des Fetischismus besonders bemerkenswerth. Recht hübsch versprach das nahe gelegene indische Dorf zu werden — die Franzosen besitzen je auch in Ostindien eine Colonie. Das Unternehmen ist aber verkracht, noch ehe es fertig war. Die unvollendeten zum Theil sehr hübschen Bauten liegen jetzt ganz verwaist da und machen inmitten des lebhaften Treibens einen höchst melancholischen Eindruck. Leider geht es einer ganzen Menge ähnlicher Veranstaltungen nicht erheblich viel besser. Bei einigen werden nicht einmal die täglichen Unterhaltungskosten gedeckt, so daß sie über kurz oder lang wohl geschlossen werden. Zum Theil liegt es an den völlig übertriebenen Forderungen der Ausstellungsleitung, vor Allem aber haben die meisten Leute sich in einer ganz unglaublichen Weise verrechnet. Sie haben auf 300000 zahlende Besucher täglich gerechnet, und die Durchschnittsziffer beträgt jetzt noch nicht einmal die Hälfte. Außerdem aber giebt es in der eigentlichen Ausstellung soviel zu sehen, daß die meisten Leute gar keine besondere Sehnsucht nach den sonstigen „Attractionen" haben. Ein oder zwei machen wirklich glänzende Geschäfte, einige halten sich gerade über Wasser, bei den meisten gehen die Actien von Tag zu Tag mehr herunter. Ich kenne ein Etablissement, bei dem sie seit dem Beginn der Ausstellung von achtzig auf vierzehn gesunken sind. Viele sind allerdings so jahrmarktmäßig und nur auf die Dummheit und Sensationslust des Publicums berechnet, daß man sich über ihr Mißlingen nur freuen kann. Leider entziehen sie den guten Vorstellungen trotzdem immer noch viel zu viel Publicum. Wie wenige Provinzialen, die nach Paris kommen, wissen aber auch, daß z. B. das Schweizer Dorf ein mit großen Kosten und größter Liebe hergestelltes Stück Alpenwelt und Venedig in Paris, für das man ebenso viel zahlt, eine ungemein dürftige Reproduction der Piazetta ist?

Doch zurück zu den Colonien! Es bleiben uns noch die beiden wichtigsten französischen Besitzungen, Algier und Tunis. Die tunesische Ausstellung, zu der wir von Dahomey aus zuerst gelangen, ist die amüsantere; sie ist ebenso reichhaltig wie die algerische, aber noch malerischer und belebter. Außer der Straße von Tunis mit ihren verschmitzten Händlern, die unheimlich im Preise aufschlagen, um dann ebenso unheimlich herabzugehen, finden wir eine ganze Menge kleiner Läden, in denen wie in Indochina die Handwerker vor unseren Augen arbeiten, Schuster, Weber, Töpfer, Kesselschmiede, Holzschnitzer, Ciseleure und Maler, daneben auch einen Zuckerbäcker, der von früh bis Abends unermüdlich vor seinem Kessel kauernd wurstähnliche Teigstücke in das dampfende Fett versenkt, aus dem ein anderer sie als Spritzkuchen wieder herauszieht. Aus allen Ecken und Enden ertönt ohrenbetäubende Musik, überall wird gesungen und getanzt. Es ist eine echte arabische Stadt im Kleinen, an einem heißen sonnigen Tage kann man sich wirklich nach Afrika versetzt glauben. Dabei versäume man nicht die große Moschee zu besuchen, in der außer den Landesproducten auch eine reiche kunsthistorische Sammlung ausgestellt ist. Zu beachten sind hauptsächlich die Abgüsse punischer Grabdenkmäler, dann die prachtvollen Fayencen und damascirten Gefäße und die Miniaturen. Die algerische Abtheilung zerfällt in zwei große durch die Mittelallee des Trocadéro geschiedene Gebäudecomplexe, den officiellen Palast der Regierung, der der Moschee des Sultans Bacha in Oran nachgebildet ist und die gesammte Ausstellung der Provinz vom Unterricht und den schönen Künsten bis zu den Getreideproben, Früchten und Weinen enthält, und die Straße von Algier, die dem Bazar von Tunis sehr ähnlich ist. Wer dafür empfänglich ist, wird hier wie dort an den prächtigen braunen Männergestalten sein Vergnügen haben. An besonderen Attractionen fehlt es auch hier keineswegs. Die sehenswertheste ist das Stéréorama mouvant, in dem wir eine Reise von der Hafenstadt Bone an Algier vorüber nach Oran machen. Während bei den anderen Panoramen nur der Vordergrund plastisch ist, ist hier die ganze Landschaft mit Ausnahme des Himmels reliefartig dargestellt, und zwar ziehen die Theile in verschiedenen Geschwindigkeiten an uns vorüber, der vorderste am schnellsten, der Himmel am langsamsten. Es wird dadurch eine hochgradige Sinnestäuschung erreicht.

Bücherbesprechungen.

— **Kant's Begründung der Religion.** Ein kritischer Versuch. Mit einem Vorwort über die Beziehungen der neueren Dogmatik zu Kant von Dr. phil. Wilhelm Mengel. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1900. 1 ℳ 20 ₰. — Von welcher Seite her der Verfasser hauptsächlich beeinflußt ist, ergiebt sich aus der Widmung seines Buches an D. Fricke. In dessen Sinne soll der Nachweis gegeben werden, daß die Dogmatik der Ritschl'schen Schule, auf die übrigens nur das kurze Vorwort eingeht und auch ohne nähere Bezeichnung Einzelner, sich im Irrthum befindet, wenn sie sich mit ihrer Erkenntnißtheorie auf Kant stützt.

Denn die Ethik und die Religionsphilosophie Kant's beruhen nicht auf seiner Erkenntnißtheorie, sondern sie enthalten, wenn wir es einmal stärker ausdrücken dürfen, als es der Verfasser thut, ein neben sie hingestelltes Zugeständniß des Mindesten, was ein Philosoph innerhalb der Christenheit noch gelten lassen mußte, wenn er nicht ausgesprochener Atheist und Nichtchrist sein wollte. Und das wollte und konnte Kant als sittliche und religiöse Persönlichkeit nicht sein. Man könnte sagen, er war in dieser Beziehung besser, als seine Philosophie, wenn gleich diese persönlichen „Postulate" über den Inhalt des schalsten Rationalismus nicht hinausgingen. Also wollen wir aussprechen, was der Verfasser nicht mit ausdrücklichen Worten thut, daß es einer jener oft erlebten Rückschritte eines nachgeborenen Geschlechtes ist, wenn es die ganze Geistesarbeit einer dazwischenliegenden Periode rückwärts überspringt und sein Forschen auf eine Erkenntnißtheorie gründet, mit der und von der aus man eigentlich nur eine verschlossene Thür findet beim Suchen nach den idealen Gütern. Der Verfasser deutet, wie gesagt, diese Folgerung mehr an, als daß er sie zieht. Er begnügt sich, die Erkenntnißtheorie und die Ethik Kant's im Hinblick auf seine Begründung der Religion und dann diese selbst in ihren Hauptzügen zu entwickeln. Das geschieht mit fleißiger Benutzung der vorhandenen Literatur in klarer, wohlgeordneter Darstellung, aber allerdings mit einer solchen Häufung philosophischer Fachausdrücke, daß wir im Interesse vieler Leser den Wunsch nicht unterdrücken können, der Verfasser möchte sein Buch nachträglich — in's Deutsche übersetzen. Das wäre eine sehr schwierige, aber sehr dankbare Aufgabe, denn soweit wir Kenntniß haben von den betreffenden Kreisen, liest und versteht eine solche Schrift von zehn jungen Theologen noch nicht einer. Und solche sind doch wesentlich als Leser gedacht. B. K.

— **Predigten** von Lic. **Otto Albrecht**, Pastor in Naumburg a. S. Gotha, Friedrich Perthes. 1899. 1,60 ℳ — Der Verfasser hat wohl aus seinen Manuscripten das herausgesucht, was ihm das Beste und Reifste zu sein schien, um mit der Druckausgabe der theologischen Facultät in Halle den üblichen Dank abzustatten für die Verleihung der Licentiatenwürde. Und er hat gut gewählt. Es sind je eine Festpredigt für Weihnachten, Sylvester, Ostern und Pfingsten, eine Predigt aus der Epiphaniaszeit und drei aus der Trinitatiszeit. Als Texte scheint er allerdings kurze Sprüche und Abschnitte aus der heiligen Schrift zu bevorzugen, wo die Auslegung viel leichter ist, als bei längeren Perikopen. Aber sie werden in ihrer ganzen Tiefe erfaßt und trefflich angewendet. Die ganze Predigtweise des Verfassers scheint uns mustergiltig zu sein für einen Stadtprediger, der, ohne nach fernliegenden Reizmitteln zu haschen, sich durchaus auf dem Grunde der Schriftwahrheit bewegt und doch anregend und fesselnd zu reden weiß. Jenen Predigten sind hinzugefügt eine Ansprache beim Pflanzen einer Kirchhofslinde zu Luther's Geburtstag, eine Taufrede, eine Ansprache bei Entlassung der Confirmanden aus dem Kindergottesdienst und jene Grabrede für die Mutter Nietzsche's, die schon in den Pastoralblättern erschienen ist. Auch hier ist Manches zu lernen, z. B. die sinnreiche Verwendung der drei Wörter, die in dem Worte Kindergottesdienst vereinigt sind, zur Vermahnung für die scheidenden Kinder. B. K.

— P. **Pieper, Kirchliche Statistik Deutschlands** (in Grundriß der theol. Wissenschaften 2. Reihe, Band 5). Freiburg i. B. bei Mohr. 1899. — Die Statistik ist eine bedeutsame und sehr werthvolle Wissenschaft, wenn sie durch die Macht der Thatsachen, die zahlenmäßig festgelegt worden sind, alle Gebiete des öffentlichen, auch des geistigen und sittlichen Lebens zur Darstellung bringt, und wenn ein Berufener mit klarem Blick die mannigfaltigen verschlungenen Fäden, die sich im Volksleben kreuzen und mit einander verbinden, erkennt und sodann nicht nur aus einzelnen Erscheinungen, sondern aus dem Zusammenwirken der verschiedenen Factoren nüchterne, klare Schlußfolgerungen zieht. Uebersieht er nur einen einzelnen mitwirkenden Factor in seinem Einschlag innerhalb des Gewebes, so können Schlußfolgerungen entstehen, die völlig irreführend sind. Darum ist die Statistik auch eine sehr gefährliche Wissenschaft, die als Irrlicht wirkt, zumal wenn sie tendenziöse Schlußfolgerungen aus einzelnen Zahlenreihen zieht. — Die vorliegende kirchliche Statistik zeigt, daß ihr Verfasser in hohem Maße die Vorbedingungen für eine solche Arbeit besitzt. Gewissenhafte Sorgfalt in den statistischen Uebersichten, Beherrschung des gesammten Materials, nüchternes Urtheil und vollständige Unbefangenheit zeichnen die Arbeit aus. Dabei ist das Buch nichts weniger als eine trockene Erläuterung der Tabellen. Es ist eine als Grundriß zwar gedrängte aber doch lebendige und anschauliche Darstellung der Verhältnisse, die man mit Genuß liest. Das Buch giebt in seinem grundlegenden Theile die Uebersicht über die confessionellen Verhältnisse innerhalb des Deutschen Reiches und die dabei mitwirkenden Ursachen (Aus- und Einwanderung, Mischehen 2c.). In dem zweiten darstellenden Theile werden die Verhältnisse der evangelischen Kirche und der katholischen Kirche, soweit überhaupt die letzteren bekannt sind, geschieden. Die Untersuchungen über die geistlichen Stellen und ihre Versorgung, sowie über die Aeußerungen kirchlicher Sitte und kirchlichen Lebens (Taufe, Confirmation, Trauungen, Uebertritte, Abendmahlsbetheiligung 2c.) bieten viel interessantes Material. Daß besonders bei der erstmaligen Bearbeitung auch Irrthümer sich einschleichen können, ist natürlich. Den Verfasser trifft aber keine Schuld, wenn auf S. 74f. die Mischehe-Verhältnisse in Sachsen eine falsche Darstellung gefunden haben, da er sich auf den Bericht des sächsischen statistischen Amts vom Jahre 1895 gestützt hat. Aus Versehen sind aber in diesem Berichte die beiden Zahlen (Z. 22 und 23 des Lehrbuches) vertauscht worden, so daß „1461 Ehen, in welchen ein katholischer Mann eine protestantische Frau nahm, gegen 1049, wo das umgekehrte Verhältniß eintrat" zu lesen ist. Daher muß auch Z. 25, 26, 27, 31 und 32 stets für protestantisch „katholisch", und für katholisch „protestantisch" gesetzt werden. Es sind auch die auf S. 75 gezogenen Schlußfolgerungen hinfällig. Jedenfalls ist die Gewissenhaftigkeit des Verfassers dadurch nicht beeinträchtigt. Wir können dem Buche nur viele fleißige Leser wünschen. G. R.

— **Adolf Müller, Das Wirkliche in der Welt.** Gotha, Perthes, 1899. 282 S. 3 ℳ 60 ₰. — Das Buch könnte auch den Titel „Gott, Welt, Ich" führen; es ist eine Dogmengeschichte des menschlichen Geisteslebens unter dem Gesichtspunkt, daß die Persönlichkeit, ihre freie Entfaltung in der Welt, und ihre unbedingte Gebundenheit in Gott, das Wirkliche in der Welt ist. Verfasser wandelt in den Spuren Teichmüller's, doch in markiger Selbständigkeit; der rothe Faden des Werkes ist der umgekehrte Cartesianische Satz: sum, ergo cogito, ich bin, darum denke ich! Nicht einwandfrei ist die Ableitung der Religion aus der Gebundenheit der Gesinnung an eine heilige und mächtige Wesenheit; das Schleiermacher'sche Abhängigkeitsgefühl als die Wurzel unseres Gottesbewußtseins ist gerade durch die psychologische Vertiefung unserer christlichen Glaubensvorstellungen, die den Fortschritt der gegenwärtigen Dogmatik bezeichnet, in seiner Einseitigkeit erwiesen und widerlegt worden. Auffällig oft gebraucht Verfasser den Begriff des absoluten Seins, wie er in Gott erscheint; wir wollen doch endlich mit diesem scholastischen Sauerteig aufräumen; absolut heißt losgelöst, von der Welt und ihren Bedingungen, nun aber giebt es keinen Gott, der von Welt und Ich losgelöst ist. Der eigentlich und specifisch christliche Gottesbegriff hat diese kalte und weltferne Transcendenz überwunden. — Das Buch ist in einer edlen und durchsichtigen Sprache gehalten; es hält sich nach Form und Inhalt frei vom Eigensinn der Zunft und wird sich in einem größeren Kreise Freunde erwerben. Freilich ist für ein Buch wie dieses kein glänzender Erfolg vorauszusagen, denn das Häuflein Derer wird immer kleiner, die in unserer äußerlichen Zeit mit dem frommen Gellert sagen: jetzt schaut mein Geist mit Preis und Dank die Dinge im Zusammenhang. J. J.

— **Der Denkfehler in der deutschen Gesetzgebung.** Von **Ernst v. Unruh**, königl. preuß. Regierungsrath. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1900. — Die Schrift enthält zwei Theile: der erste betrifft den Denkfehler in dem Gesetz über den Unterstützungswohnsitz, der zweite den Denkfehler in den Vorschriften über die Ausbildung unserer Juristen und Verwaltungsbeamten. Um mit diesem letzteren Punkte zu beginnen, so würde es der Hr. Verf. für geeignet halten, wenn unsere jungen Juristen ein Jahr lang, unmittelbar nach dem Gymnasium und also noch vor der Universität, in einer Zeit, wo sie noch an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt sind, in dem Bureau eines Landgerichts wie Gerichtsschreiber beschäftigt würden, um dort in den verschiedenen Abtheilungen (Civil- und Criminalkammern, Staatsanwaltschaft) das Leben kennen zu lernen, bevor sie sich mit den darauf bezüglichen Rechtslehren befassen müssen. Ein sonderbarer Gedanke. Denn der Vergleich mit der militärischen Ausbildung (dem „von der Pike auf dienen") trifft unseres Erachtens für civile Verhältnisse nicht zu. — In Bezug auf den Unterstützungswohnsitz sind wir mit einzelnen Ansichten einverstanden, zumal was den §. 56 anlangt, welcher übrigens in Sachsen

weiter ausgelegt zu werden pflegt, als in Preußen und beim Bundesamt für das Heimathwesen. Von einem Privatrecht der Hilfsbedürftigen (Seite 7) ist aber doch hierbei keine Rede. Denn, daß die betreffende Privatperson auch ihrestheils sehr wesentlich daran betheiligt ist, kommt ja auf allen Gebieten des öffentlichen Rechts vor und verleiht der Angelegenheit keinen privatrechtlichen Charakter, ja nicht einmal den Anschein davon. In dieser Beziehung sind uns die Unterscheidungen des Herrn Verfassers nicht scharf genug. Auch ist von „Denkfehlern“ hierbei doch allenthalben nicht die Rede. Die Grundzüge des Unterstützungswohnsitz-Gesetzes sind bekanntlich aus dem früheren preußischen Rechte entnommen, man hat sich der großen Schwierigkeiten halber einfach an das in Preußen bestehende System anschließen wollen: es erben sich eben Gesetze und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Das ganze Gesetz sollte beseitigt und durch eine andere Einrichtung ersetzt werden, welche vor Allem die unnöthigen, zeitraubenden und kostspieligen Streitigkeiten zwischen den Orts- und Armenverbänden beseitigte. Wie das zu machen wäre, haben wir bereits wiederholt auch in dieser Zeitung ausgeführt. Das Buch würde sich übrigens leichter lesen, wenn der Verfasser bei einer etwaigen neuen Auflage hinsichtlich der Vertheilung des Textes und der Anmerkungen eine einfachere Methode anwenden wollte. —tg—

— Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens von Dr. Hugo Winckler, Privatdocent an der Universität Berlin. (= Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. 2. Jahrgang, Heft 1.) Leipzig, J. C. Hinrichs, 1900. 32 S.; 8°. Preis des einzelnen Hefts: 60 ₰ (des Jahrgangs von 4 Heften: 2 ℳ, geb. 3 ℳ) — Hugo Winckler ist — ich darf das behaupten, trotzdem daß er im Rahmen meiner „Weltgeschichte“ das alte Westasien (Band III, 1. Hälfte) behandelt hat — unstreitig einer der geistvollsten Kenner der alten Geschichte Vorderasiens. Was er in einem dünnen Heftchen zu liefern in der Lage ist, reicht weit über das gewöhnliche Maß ähnlicher Darbietungen hinaus; zusammengenommen mit dem 1. Hefte des 1. Jahrgangs des „Alten Orients“ bietet das vorliegende eine Einführung in das vorderasiatische Alterthum, wie sie kaum besser gedacht werden kann. Wie Winckler über die den allgemeinen Werdegang bestimmenden Kräfte denkt, geht aus folgender Bemerkung, die am Schluß einer sehr interessanten allgemeinen Erörterung steht, hervor: „Die Verhältnisse (des Verkehrs, des Culturenaustausches), nicht Eigenarten der Begabung der Völker haben die Verschiedenheit der Culturhöhe und ihres Einflusses bestimmt. Wenn die Euphratländer vorwiegend semitische Bevölkerung gehabt haben, so vermöchte man gerade in deren Eigenheiten nicht viel zu erkennen, was ihnen eine führende Stellung im Culturleben zuwiese. Zum Ueberflusse hat Aegypten durch die kanaanäische Eroberung der Hyksos eine starke Semitisirung der Bevölkerung erfahren, wie es dann noch einmal durch die islamische geschehen ist — es ist aber immer Aegypten geblieben.“ — Die Darstellung reicht von den ältesten erkennbaren Anfängen Babyloniens bis auf Dareios. Ht.

— Die Erziehung der deutschen Jugend im Auslande. Ein pädagogisches Hand- und Lesebuch für Eltern, Schulvorsteher, Lehrer, Gouvernanten und sonstige Erzieher. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Erdmann A. Schaefer. Leipzig, Verlag von Raimund Gerhard (vormals Wolfgang Gerhard) Buchhandlung für Sprachwissenschaft und Pädagogik. 1900. XII und 219 S. 8°. — „Mag der Auslandsdeutsche noch so indolent geworden sein, auf den Wunsch, seinen Kindern einen guten Unterricht zu verschaffen, wird er doch nur äußerst selten verzichten. Er drischt dabei in seiner eigenen Scheune und weiß, daß die Zukunft seiner Kinder und seine ganze Tradition davon abhängen.“ Mit diesen Worten hat der Präsident des deutschen Schulvereins in Buenos-Aires das Interesse der außerhalb des Vaterlandes lebenden Deutschen an einer tüchtigen Bildung der Kinder hervorgehoben. Diesem Bedürfnisse will der Verfasser durch praktische Winke und Hinweise auf die Literatur entgegenkommen, der vielfach zu Tage tretenden Entdeutschung der nachwachsenden Jugend wegen Mangels einer tüchtigen vaterländischen Erziehung entgegentreten und die Eltern und Erzieher vor dem Probiren mit den „pädagogischen Versuchsthierchen“ bewahren. Er geht von der Methode aus, mit der der deutsche Kaufmann den Weltmarkt erobert hat. Er kam dem modernen Bedürfniß nach, ein Muster zu sehen und es am liebsten ins Haus gebracht zu haben. „Der Verfasser hält sich für hinreichend branchenkundig und in den Kreisen seiner lieben Landsleute über Land und Meer wohleingeführt, um den pädagogisch-literarischen Handelsreisenden zu spielen. Sein Musterkoffer enthält vom Besten, was deutsches Denken und Forschen in der Erziehungskunde ausgesponnen und zusammengewebt hat.“ Er bietet daher wesentlich Berichte über wichtige neuere pädagogische Bücher, die mit besonderer Vorliebe aus der reformfeindlichen Literatur gewählt werden. Der 1. Theil behandelt die Pflege des Kindes und seine häusliche Erziehung im vorschulpflichtigen Alter, der 2. Theil hat Unterricht und Schule zum Gegenstande. Der Abschnitt „Schule und Elternhaus“ ist ein Capitel aus dem bekannten Buche von A. Matthias: Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Der 3. Theil mit der Ueberschrift „Eine pädagogische Hausbibliothek“ bietet Besprechungen und Excerpte von Schriften von Spencer, Güßfeldt, Fürst u. A. Manche interessante Notiz ist in dem Buche enthalten, so (S. 18) die Beurtheilung, die die modernen Deutschen in einem von dem französischen Schulbruder Damian verfaßten und in den argentinischen Schulen gebrauchten geographischen Lehrbuche erfahren, so die Liste der Förderer der Auslandschulen ꝛc. Daneben finden sich allgemeine pädagogische Erörterungen mit zum Theil recht einseitigen Urtheilen, z. B. tritt eine Geringschätzung der classischen Bildung bisweilen stark hervor. Es zeigt sich, wie nöthig es ist, auf die Wichtigkeit und Bedeutung derselben aufmerksam zu machen. Vgl. unsere Zeitung vom 12. Mai 1900, S. 1896 und vom 19. Mai, S. 2092. Ebenso ist er oft einseitig in der Beurtheilung der confessionellen Erziehung. Auch den Niedergang des pädagogischen Interesses und der erzieherischen Leistungsfähigkeit seitens des großen deutschen Publicums ziehen wir stark in Zweifel. r.

— Lüdemann's Post- und Telegraphen-Taschenlexikon für Comptoir und Haus. Alphabetische Post- und Telegraphenordnung und vollständiges Tarif-Lexikon für das In- und Ausland. Ein Nachschlagebuch für Jedermann, insbesondere für Verkehrsbeamte, Behörden, Kaufleute, Fabrikanten, Rechtsanwälte, Gewerbetreibende ꝛc. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Nach amtlichen Unterlagen aus den neuesten Postdienst-Vorschriften bearbeitet von M. Weigel, Postcassirer. Preis 1 ℳ. Verlag von Friedrich Luckhardt in Leipzig. 152 Seiten. — Einem vielfach empfundenen Bedürfniß Rechnung tragend, hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, alle wichtigen Vorschriften der Post- und Telegraphenordnung, des Weltpostvertrages u. s. w., die hauptsächlichsten Bestimmungen der Post- und Telegraphengesetzgebung, die Portosätze, Taxvorschriften, kurz Alles, was beim Postversendungs-, Telegraphen- und Postreiseverkehr zu beobachten ist, in alphabetischer Reihenfolge, nach Stichworten geordnet, in knapper, aber erschöpfender Form darzustellen und damit ein Hilfsmittel zu bieten, das Jedermann in den Stand setzen soll, die einzelnen Vorschriften ohne besondere Mühe und Zeitverlust aufzufinden und sich über alles Wissenswerthe diesem Gebiete leicht zu informiren. Daß dem Verfasser diese Aufgabe gelungen ist, hat uns eine Durchsicht des Buches bewiesen, das wir zur Anschaffung für Comptoir und Haus empfehlen können. Wie leicht ein Zurechtfinden in dem Buche ist, ergiebt sich schon aus einer Blüthenlese der Stichworte, die z. B. unter „B“ lauten: Bahnhofsbriefe, Bäume, Bedingt zur Postbeförderung zugelassene Gegenstände, Gedruckte Papierbogen, Beförderungsweg, Begleitadressen, Begleitschein, Behändigungsschein, Behörden, Beilagen (Zeitungs-), Berichtigung der Adresse, Beschlagnahme von Postsendungen, Beschwerdegebühr, Bestellung u. s. w. Die Ausstattung des Buches ist ansprechend und praktisch, der Druck klar und gut leserlich, der Preis mäßig. Bemerkt sei noch: zu Seite 25, Dienststunden — sind nach der neuen Postordnung nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse festzusetzen, bestimmte Eröffnungs- und Schlußstunden giebt die neue Postordnung nicht an; — zu Seite 42, gestempelte Postkarten — giebt es seit 1. April auch zu 2 ₰ und Antwortkarten zu 4 ₰ für den Orts- und Nachbarortsverkehr; — zu Seite 48, Manuscripte — können für sich allein gegen die ermäßigte Taxe für Geschäftspapiere versandt werden, wie Seite 41 unter dem Stichworte „Geschäftspapiere“ zutreffend angegeben ist. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 80. Donnerstag, den 5. Juli, Abends. 1900.

Die Eulen im Volksglauben.

Von Dr. Martin Bräß.

Ob die Eulen viele Freunde unter den Menschen haben? Ich glaube kaum; nur wer den Nutzen erkannt hat, den sie durch das Wegfangen von Mäusen und Kerbthieren der Landwirthschaft leisten, oder wen der Zufall in den Besitz einer lebenden Eule, etwa eines Waldkauzes oder eines niedlichen Steinkäuzchens, gebracht hat, wird den Werth und die Liebenswürdigkeit auch dieser Vertreter der Vogelwelt zu schätzen wissen. Wenn ich mich jener Zeit entsinne, da ich meinen ersten Vogel, verborgen vor den Blicken der Lehrer und Mitschüler, im dunkeln Kleiderschranke aufbewahrte, so will mir scheinen, als hätte ich nie wieder ein ebenso anziehendes, liebenswürdiges und unterhaltendes Thier mein eigen genannt. Und dieser erste Vogel war ein — Waldkauz. Täglich brachte ich ihm Mäuse in genügender Menge, und stundenlang konnte ich dem sonderbaren Freunde zuschauen, wie er sein Gesicht in immer neue Falten legte, so wunderlich, daß er kaum wiederzuerkennen war, wie er mit dem Schnabel knackte und nach Katzenart fauchte oder mit leisem Piepen die Liebkosungen erwiderte. Und noch heute gestehe ich, daß mir unter all den zwei- und vierbeinigen Insassen unserer zoologischen Gärten die Gesichter schneidenden Bewohner des Eulenhauses am Interessantesten sind, von dem mächtigen Uhu an bis herab zur zierlichen Zwergeule. Von einzelnen Liebhabern abgesehen, die man wohl selbst als „närrische Käuze“ zu bezeichnen pflegt, habe ich ein rechtes Verständniß für diese meine Eulen-Sympathie nur bei den Italienern gefunden. Ihnen sind die zahmen Steinkäuzchen wirkliche Hausfreunde geworden. Der italienische Vogelsteller hegt und pflegt seine Käuzchen, als wenn er ganz verliebt in sie wäre; frei gehen die Vögel in Haus, Hof und Garten umher oder leisten, auf einem Stäbchen angefesselt, dem Handwerker Gesellschaft, der auch während der Arbeit so oft wie möglich seinen Lieblingen die zärtlichsten Blicke sendet. Und „um keinen Mangel an Käuzchen zu haben,“ so berichtet Lenz [1]), „sorgen die Italiener sogar für gute dunkle Brutplätze unter den Dächern und für bequeme Eingänge dazu. Aus den Nestern werden nur soviele Junge genommen, als man braucht; die übrigen läßt man in ungestörter Ruhe.“ Allerdings ist diese Vorliebe für das Käuzchen nicht ganz frei von Egoismus. Man bedient sich nämlich in Südeuropa dieser kleinen Eule beim Vogelfang, indem man sie ausstellt und ringsum Leimruthen befestigt, an denen sich die Kleinvögel massenhaft fangen. So war es schon in alter Zeit, wie uns beispielsweise Aelian [2]) berichtet; er sagt: „Ist die Eule vom Vogelsteller gefangen, so bezaubert sie ihn so, daß er sie herumträgt, als wenn sie sein Schätzchen wäre. Des Nachts wacht sie für ihn, und zieht durch ihre bezaubernde Stimme Vögel an sich; bei Tage treibt sie Albernheiten, und schneidet solche Fratzen, daß die Vögel ganz verblüfft vor ihr Halt machen und nicht vom Flecke können.“ Solche Vorliebe für Eulen ist jedoch, wie gesagt, eine fast einzig dastehende Ausnahme; denn wie unter den Reptilien die Schlangen, so werden unter den Vögeln die Eulen von allen Völkern in allen Erdtheilen und Zonen, von der Polarregion an bis zum Gleicher, als schauerliche, gespensterhafte Wesen betrachtet, an deren Fersen gräßliches Unheil sich heftet. In der That, man muß die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Stämme, Sage und Aberglauben der Vergangenheit und Gegenwart sehr eingehend studiren, um nur ein paar Beispiele aufzufinden, wo das Erscheinen einer Eule auch einmal als günstiges Vorzeichen galt. Aus der griechischen Geschichte ist uns nur ein einziges Beispiel bekannt. Plutarch erzählt nämlich, daß dem Themistokles, als er vor der Schlacht bei Salamis auf dem Verdeck seines Schiffes stand, als glückbringender Bote ein Käuzchen erschienen sei. Interessanter aber ist das glückliche Uhu-Auspicium, von dem der jüdische Geschichtsschreiber Flav. Josephus [3]) zu berichten weiß. Als nämlich unter Tiberius der Judenkönig Agrippa an einen Baum gefesselt stand, in dessen Zweigen ein Uhu zu sehen war, soll ein deutscher Augur, der gleich Agrippa gebunden war, diesem prophezeit haben, daß er seiner Bande ledig, König von Judäa werden und den Thron seinen künftigen Kindern hinterlassen werde. Daß diese Geschichte mit dem deutschen Augur richtig sei, müssen wir allerdings bezweifeln, denn wo immer bei germanischen Völkern die Eulen als Orakelvögel eine Rolle spielten, da verkündeten sie Unheil, in grauer Vorzeit ebenso wie in der Gegenwart. Nur in Ostpreußen deutet man einen gewissen lachenden Ton der Eule auf eine Kindtaufe [4]), und bei den Wenden der Lausitz hofft man beim Erscheinen des Steinkauzes an der Wohnung einer Schwangeren auf glückliche Niederkunft [5]), während die Albanesin in diesem Fall die Geburt eines Mädchens erwartet [6]), ein Ereigniß, dem sie aber jedenfalls nur mit geringer Freude entgegensieht. Wenn wir noch hinzufügen, daß der Deutschböhme durch den mitternächtlichen Ruf des Käuzchens vom „Fieber“ befreit zu werden hofft [7]), so haben wir sämmtliche glückverheißende Prophezeiungen des Eulengeschlechts erwähnt, die uns bekannt sind. — Um so mannigfaltiger sind die Schreckensbotschaften, die man dem Ruf oder dem Erscheinen der nächtlichen Vögel von jeher zuschrieb. Die alten Schriftsteller und Dichter finden nicht Worte genug, das Entsetzen zu schildern, welches der Uhu einflößte, und noch heute führt unser Steinkäuzchen in den verschiedenen deutschen Gauen nicht nur einen häßlichen Namen, wie Leichen- oder Todteneule, Leichenhühnchen, Wehklage- oder Klagemutter, sondern das Volk hört in seinem hellen Ruf „kuwitt“ und dem gedämpften „boh, boh“ nichts Anderes als die gruseligen Worte: „Komm mit, komm mit auf den Kirchhof, hof, hof“ oder: „Komm mit, komm mit, bring' Schipp' und Spaten mit!“ und — glaubt dem Unheil weissagenden Vogel, trotz aller aufklärenden Bildung. — Natürlich hat in erster Reihe das nächtliche Treiben die Eulen in Verruf gebracht. Gleich den Fledermäusen beginnen sie ja ihre Streifzüge erst dann, wenn die Dämmerung eintritt. Dank ihrem seidenweichen Gefieder schweben oder gleiten sie völlig geräuschlos und deshalb geisterhaft an dem nächtlichen Wanderer vorrüber; unheimlich klagend heult ihre Stimme aus dem dunkeln Walde; es funkeln die riesigen Augen gleich glühenden Kohlen im nächtlichen Schatten — wieviel Spukgeschichten mögen ihnen ihr Dasein verdanken! Dazu weckt der dunkle Wald oder das einsame Gemäuer, vor dem wir stehen, die Einbildungskraft, so daß auch der nüchternste Mensch sich nur schwer eines gewissen Grauens erwehren kann und auch das Märchen, um die Situation recht gruselig zu machen, mit Vorliebe die funkelnden Eulenaugen verwendet. Gewiß kennt Jedermann das heulende „Huhuhu“ unseres Waldkauzes, wie man es an Frühlingsabenden aus jedem größeren Wald schallen

[1]) Zoologie der Griechen und Römer, Gotha 1856.
[2]) Aelian 1, 29.
[3]) Liber VIII, c. 8.
[4]) A. Wuttke, Deutscher Volksaberglaube der Gegenwart, Berlin 1869, S. 188.
[5]) Haupt's Volkslieder der Wenden II, 258.
[6]) v. Hahn, Alban. Studien.
[7]) Wuttke, a. a. O., S. 333.

hört; oft wiederholt, klingt es wie heulendes Hohngelächter; was ist es aber gegen das schauerlich widerhallende und weithin vernehmbare „Buhu, buhu“ des mächtigen Uhu, welches der Vogel zur Paarungszeit besonders in mondhellen Nächten fast ununterbrochen hören läßt. Wer in uhureicher Gegend, z. B. in den Waldgebirgen Bosniens, nur einmal eine solche Nacht durchwacht hat, wird es gern glauben, daß abergläubischen Leuten bei dem schaurigen Geschrei die Haare zu Berge stehen, und daß der Uhuruf seinen Antheil hat an der Sage vom wilden Jäger; er ist das Rüdengebell, welches den tobenden Sturm übertönt, wenn Frigg, die „Windsbraut“, von Wodan gejagt wird oder selbst die wilde Jagd führt; deshalb weihten auch unsere Altvordern der Sturmes- und Woengöttin die Eule als ihr Thier. Es ist bekannt, daß nach Einführung des Christenthums die altheidnischen Götter und Göttinnen nicht aus dem Volksbewußtsein schwanden, sondern nur die Rolle von Teufeln und Hexen übernahmen, wobei ihnen die vom Heidenthum beigelegten Attribute verblieben. So ward die Eule recht eigentlich zum Hexenthier, zum Träger von Geister- und Zauberspuk. Der Kobold erscheint dem Ostpreußen als Eule,[8]) auch nimmt der feurige Drache, von dem das Volk fabelt, beim Fliegen die Gestalt einer Eule an mit nachziehendem Feuerschweif.[9]) In Böhmen fliegen die Seelen nach dem Tode bisweilen als Eulen umher,[10]) und in Mähren sind es besonders die untreuen Weiber, die sich in den nächtlichen Vogel verwandeln.[11]) Gar unheimlich erscheint den Bewohnern Tirols, Steiermarks und Kärntens eine gespenstige Eule; sie besitzt meist drei Beine und zeigt durch ihr Geschrei einen Todesfall an. Wehe wer die Stimme der „Habergeis“ nachahmt, er wird von ihr mißhandelt und zerrissen.[12]) Dem Namen „Klagemuhme“, den die Eulen vielerorts führen, liegt jedenfalls auch die Anschauung zu Grunde, daß sie verwünschte Menschen sind; holzrûna oder holzmuoja nannten sie unsere Vorfahren, das sind Vögel, die im Walde runend und muhend vernommen werden.[13]) Gewiß hängt mit diesem Glauben auch der ganz allgemein geübte Brauch zusammen, eine Eule mit ausgebreiteten Flügeln an das Scheunenthor zu nageln, um das Gehöft vor Behexung zu schützen; wahrscheinlich soll das gekreuzigte Hexenthier die Gespenster abschrecken. In Böhmen und Siebenbürgen nagelt man übrigens zu gleichem Zweck eine Fledermaus an die Stallthüre. — Bei den alten Griechen war die Eule bekanntlich der Athene heilig; auf den Münzen der Stadt ist neben dem Kopf der Schutzgöttin eine Eule abgebildet, und man nannte deshalb diese Geldstücke auch schlechtweg „Eulen“ (γλαῦκες). Als Vogel der eulenäugigen[14]) Pallas aber ward die Eule auch zum Symbol der Weisheit, des tiefen, unermüdlichen Studiums, wozu gewiß ihr Aufenthalt an einsamen Orten und das geheimnißvolle nächtliche Umherschweifen beigetragen haben. In der christlichen Kunst ward dann die Eule zum Sinnbild der falschen Weisheit, der irdischen Thorheit, und ein Kreuz auf ihrem Kopfe bedeutete den Sieg des Kreuzes über die Feinde Christi. In Athen war das Wappenthier der Stadt ein außerordentlich häufiger Vogel; deshalb fragt Euelpides, als in des Aristophanes (um 444 bis 380 v. Chr.) Vögeln unter dem Schwarm auch eine Eule herbeifliegt: Wer hat die Eule nach Athen gebracht, wo schon so viele sind? „Eulen nach Athen tragen“ war nämlich schon bei den alten Griechen eine sprichwörtliche Redensart; der deutsche Sprachschatz hat sie aufgenommen und bewahrt bis zum heutigen Tage.[15]) Ursprünglich gebrauchte man sie von Kaufleuten, die ihre Waaren dahin sandten, wo Ueberfluß daran war, z. B. Getreide nach Aegypten; dann aber hieß „Eulen nach Athen tragen“ überhaupt etwas Ueberflüssiges, Zweckloses thun, wie wir auch noch sagen: „Ablaß nach Rom“ oder „Wasser ins Meer tragen“, wie der Engländer „Kohlen nach Newcastle“ und der Russe „Schnee nach Lappland“ bringt.[16]) Im deutschen Sprichwort spielt die Eule zwar keine hervorragende, aber doch auch keine ganz untergeordnete Rolle. Namentlich wird sie dem Falken, dem edleren Beizvogel, entgegengestellt; so heißt es: „Aus Eulen werden keine Falken“, „ein Eul' hecket kein' Blaufuß“, „Eulen und Falken sitzen nicht auf einem Balken“, „Jeder hält seine Eule für einen Falken“, „so eins Falken nit hat, muß er mit Eulen beißen“[17]) (Vögel fangen) d. i. wer das Rechte nicht hat, muß mit dem Geringen vorlieb nehmen. Merkwürdig ist übrigens, daß Plinius[18]) den Falken als „guten Vetter und Freund“ der Eule bezeichnet, der ihr beistehe bei ihren Balgereien mit andern Vögeln, während thatsächlich die Tagraubvögel die schlimmsten Feinde der Eulen sind, die sie wohl selbst packen und auffressen.[19]) Mit Unrecht gelten die Eulen beim Volke als sehr häßliche Geschöpfe — „häßlich wie eine Nachteul'“ ist eine gebräuchliche Redensart. Eulenspiegel hält der Zeit ihr Bild in seinem Spiegel vor; als sie hineinschaut, erblickt sie statt eines prächtigen Pfaus, für den sie sich hält, eine häßliche Eule. Namentlich aber ist das Nestjunge ein Ausbund von Häßlichkeit, an dem nur die Eulenmutter Wohlgefallen haben kann, denn, sagt man: „Der Nachteul' gefällt auch ihr Junges“ und „es ist kein' Eul, sie schwur ein' Eid, sie hätt' die schönsten Jungen“. Besonders erscheint der „Kauz“, wie das Volk die kleineren Eulenarten nennt, in einer Unmenge Redensarten von feststehender Form. So ist das drollig-possenhafte Wesen des Fratzen schneidenden Vogels die Ursache geworden, von einem „wunderlichen oder komischen Kauz“ zu sprechen; ein „mürrischer Kauz“ ist ein finstrer, leutescheuer Mensch, der die Einsamkeit sucht gleich der Eule; auch „furchtsame und böse Käuze“ giebt es u. v. a. Warum man aber einen Geizhals einen „reichen Kauz“ nennt, ist nicht klar, obwohl der berühmte Straßburger Prediger Geiler v. Keysersberg[20]) hierzu eine geistreiche Auslegung weiß. Die reichen Leute, sagt er, haben Zulauf von Schmeichlern wie die „Kautzen“ von den Krähen. So nennt Luther die Heiligen „Geldkauzen“, wenn er sagt: „man muß... die lieben Heiligen zu „geltkutzen“ auffsetzen, daß sie wie der Kauz die Vögel so das Geld der Gläubigen anziehen.“[21]) Ueber die Naturgeschichte der Eule wußte man von jeher allerlei Fabelhaftes zu berichten. So behauptet Plinius[22]), daß Eule und Uhu[23]) mit dem Schwanze zuerst aus dem Ei kriechen, weil dieses durch die Schwere des allzu großen Kopfes so gewendet wird, daß der Theil, welcher die Schwanzgegend des Jungen birgt, dem wärmenden Mutterleibe anliegt. Der alte Geßner fügt diesem hinzu, daß der Kauz unter allen Vögeln der einzige sei, der sehend dem Ei entschlüpfe wegen der „feurigen Krafft so in seinen auge verborge liegt | welche auch die finsternuß durchtringt | darumb sieht er on allen Monschenn.“[24]) Die Liebe des alten Kauzes zu den Jungen ist über die Maßen groß, „also | das er jhnen allein vor allen Thieren | so gefiddert findt milch eingiesse,“ heißt es in Alberti Magni „Thierbuch“, während es Plinius[25]) aus der Luft gegriffen erscheint, daß es Eulen giebt, die ein Euter haben. Um die Ameisen von ihren Jungen abzuhalten, sollen die Eulen das Herz einer Fledermaus in's Nest legen. Sehr allgemein ist noch heute der Glaube, die Eulen seien eine Art Vampyre, die kleinen Kindern das Blut aussaugen oder sie aus den Wiegen rauben und ersticken; deshalb leitet Plinius ihren Namen strix von stringere ab, während Ovid[26]) ihn mit stridere = zischen in Zusammenhang bringt.[27]) Andere wieder

---

[8]) Wuttke, a. a. O., S. 43.
[9]) W., S. 44.
[10]) ebenda, S. 54.
[11]) ebenda, S. 443.
[12]) dsgl. S. 51.
[13]) L. Hopf, Thierorakel und Orakelthiere in alter und neuer Zeit, Stuttgart 1888, S. 105. Unser Wort „Eule“ ist ahd. iuwilâ, mhd. iule, später ûle. Es sind dies Diminutivformen, wie sie sich für das kleine Weibchen schicken im Gegensatz zum Männchen, dem ûwo oder Uhu. Statt ûwo erscheint auch hûwo, huiwilâ statt iuwilâ, statt „Uhu“ noch heute „Schuhu“. So läßt sich folgern, daß auch „Eule“ ursprünglich houlo hieß, und es ergiebt sich der Zusammenhang mit ahd. hiuwilôn, mhd. hiulen, nhd. „heulen“; auch stimmt ululare zu ulula, und die einfachste Deutung des Wortes „Eule“ ist also die, daß es den klagenden Wehruf des Vogels wiedergiebt. — Ob „Kauz“ mit „Katze“ zusammenhängt, ist nicht ganz sicher, obgleich die Katze auch kutz heißt und die Kätzchen an den Haseln kauzen. Im Französ. ist der „Kauz“ chat huaut d. i. „höhnende Katze“. (Vergl. Grimm's Deutsches Wörterbuch.)
[14]) γλαυκῶπις, wegen des funkelnden Eulenauges.
[15]) Büchmann, Geflügelte Worte, Berlin 1898, S. 349.
[16]) Wander, Dtsch. Sprichwörter-Lexikon, Leipzig 1867.
[17]) Ebenda.
[18]) Plin. 10, 17, 19.
[19]) Lenz, a. a. O. S. 292.
[20]) Narrenschiff 309.
[21]) An den adel teutscher Nation J 2a.
[22]) Plin. 10, 16, 18.
[23]) Im Lateinischen heißt noctua und bei den Griechen γλαύξ wohl jede Eule, die kleiner ist als der Uhu; dieser heißt bubo, bez. βύας.
[24]) Geßner, Vogelbuch, Zürich 1582.
[25]) Plin. 11, 39, 95.
[26]) Fast. VI, v. 131 ff.
[27]) star ist Schallwurzel einiger Vogelnamen, davon strix Eule, gr. στρίγξ, turdus Drossel, sturnus Staar; strix ist verwandt mit strido zischen, während die Ableitung von striga Hexe jedenfalls falsch ist.

sehen in Eulen Kirchenschänder; sie saufen das Oel aus den geweihten Lampen. Und Abraham a Santa Clara wendet dieses Märchen auf solche Geistliche an, die, anstatt den Menschen eine Leuchte zu sein und Licht zu geben, ihnen das Licht entziehen. Auch Ziegen und Kühen sollen die Eulen des Nachts die Milch aus dem Euter saugen. Die Thatsache, daß viele Vögel bei Tage die Eule mit großer Wuth necken, schien ganz besonders für die dämonische Natur des nächtlichen Thieres zu sprechen. Gleich manchen Weibern, die mit der schwarzen Kunst und mit Zauberei umgehen, behext die Eule die kleinen Vögel, so daß sie ganz verblüfft vor ihr Halt machen und nicht vom Flecke können. „Da sitzt der Kautz zu Rom mit seinem Gaukelsack und locket alle Welt zu sich," sagt Luther in seiner derben Weise.[28]) Und wie eine rechte Hexe versteht sie es, jeden Augenblick eine andere Gestalt anzunehmen; denn sie verändert allzeit ihr Angesicht, daß darob die thörichten Vögel erstaunen und bei ihr sitzen bleiben. Nur das „Atzelgeschlecht", das sind die Elstern und Krähen, greift den „Kutzen" wirklich an und säuft ihm seine Eier aus. Ist es da ein Wunder, daß Eulen allerorts als die schlimmsten Orakelvögel gelten! Man kann es sich heute kaum vorstellen, welchen Schrecken das Erscheinen eines Uhus dem abergläubischen Römer einjagte; Hunger, Krieg, Tod und Verderben verkündigte er ihm. Einst flog ein Uhu bis ins Allerheiligste des Capitols; infolge dessen mußte, um Unheil abzuwenden, die ganze Stadt mit Schwefel und Wasser, mit Ceremonien und Opfern gereinigt werden, wie Plinius, Diodorus u. A. berichten, und wenn die Römer einmal eine Niederlage erlitten hatten, da war sicher Jemand, der einen „bubo" gesehen oder seinen Ruf vernommen hatte. Was konnten die Römer dafür, daß sie bei Cannä solch' fürchterliche Schlappe erlitten: ein Uhu war daran schuld, der sich oft am Rande des Lagers gezeigt hatte. Auch den Tod des Königs Pyrrhus von Epirus soll, wie Aelian schreibt, eine Eule angezeigt haben, die sich auf seinen Speer setzte (!), als er zur Nachtzeit gegen Argos ausrückte.[29]) Die Schmeichelnamen, die römische Schriftsteller der Eule, namentlich dem Uhu geben, sind daher zahllos; luctifer bubo, trepidus, profanus, infestus, ater, feralis, sinister[30]) ꝛc. nennen sie ihn, und Plinius[31]) scheint für seinen Abscheu kaum genug Worte zu finden; er sagt: „Der Uhu ist ein wahrer Unglücksvogel, namentlich für ganze Staaten von abscheulicher Vorbedeutung, ein nächtliches Scheusal, das schauerliche, unzugängliche Einöden bewohnt ... Sieht man ihn einmal in Städten, oder überhaupt am Tage, so deutet seine Erscheinung auf ein fürchterliches Unglück. Nie fliegt er, wohin er will; denn das Schicksal lenkt seinen Flug." — Und wie den Alten so verkündigten die Eulen auch unsern Voreltern schreckliches Unglück, und wenn auch heute in deutschen Gauen, namentlich bei der Landbevölkerung, derselbe Aberglaube noch allgemein angetroffen wird, so beweist dies die Zähigkeit, mit der alte, dem Volke geläufige Vorstellungen festgehalten werden und sich vererben von Jahrhundert zu Jahrhundert, einem Flusse zu vergleichen, der in dem einmal errungenen Bette fortfließt. So schreibt Aldrovandus[32]) dem Steinkauz eine Vorahnung von Unfruchtbarkeit und Hungersnoth zu, die er dadurch zum Ausdruck bringe, daß er seinen gewohnten(!) Waldaufenthalt verlasse. In den 1646 zu Zürich erschienenen Reimen zu „Gewerbs Leuth und Vych besegnen" heißt es: „Wann durch den dünnen Luft ein schwarzer Rabe fleugt — Und kraket sein Geschrei und wann des Eulen frave — Ihr Wiggen-gwige heult: sind Losungen sehr rauhe." — und ein Volksreim aus dem Aargau lautet: „Wenn dir d'Wiggli (d. i. der Steinkauz) schreit, — Wirsch bald außi trait." Lady Macbeth wird der Kauz zum Unglückskünder; sie spricht: „Es war der Kauz, der schrie, der Schicksalsglöckner, der eine gar gräßlich Ave singt."[33]) „Tod, Tod, Tod!" ruft dem abergläubischen Schweizer die Zwergohreule zu, und daß der Ruf des Steinkäuzchens „Kiwitt" überall in Deutschland „komm mit!" bedeutet, haben wir schon erwähnt. Erscheint das „Leichenhuhn" Abends nach 10 Uhr wiederholt vor oder auf einem Hause, in dem sich ein Kranker befindet, so ist dessen Genesung ausgeschlossen; sind aber keine Kranken im Hause, so kündigt der Ruf des Vogels einem der Bewohner Bräune an, auch sagt man in Böhmen: wenn die Eulen am Tage schreien, so bricht bald eine Seuche oder wenigstens ein großes Feuer aus.

Aber der Glaube an den Unglücksruf der Eule ist nicht nur einem seit Jahrtausenden im gewohnten Bett dahinfließenden Gewässer zu vergleichen, sondern ebenso einem Weltmeer, dessen Wellen an alle Continente, an alle bewohnte Inseln in allen Zonen der Erde anschlagen. Die Eulen sind Weltbürger, und der Glaube an ihr unheilverkündendes Orakel ist bei allen Völkern zu finden. L. Hopf[34]) giebt eine interessante Uebersicht über die Verbreitung dieses Aberglaubens. Dem Westaustralier verkündigt der Ruf der Noctua boobook Vig. den baldigen Tod eines Angehörigen[35]), den Nuforesen von Doreh (Neuguinea) der Schrei von Noct. humeratis Homb. und Noct. theomacha Bonap. während einer Berathung drohendes Unheil.[36]) Auf den Sundainseln herrscht der Glaube, daß, wenn eine Eule sich auf den Dachfirst setzt, Feuer ausbrechen wird; setzt sie sich aber auf einen Baum, so werde in dem Hause, dem sie während des Schreiens den Kopf zuwendet, ein Bewohner erkranken.[37]) Hören die Dajaks auf Borneo den Schrei einer Eule, so kehren sie von ihren nächtlichen Streifereien um.[38]) Die Ilocanen von Luzon (Philippinen) gerathen in die größte Angst, wenn vor ihrer Hütte sich eine Eule hören läßt; denn ihr Gekrächze kündigt ihnen Krankheit an[39]), und derselbe Glaube findet sich auf dem asiatischen Festland, so in Siam und China, ja in Indien wird jede Hütte niedergerissen, auf welche sich eine Eule gesetzt hat.[40]) Schon die altindischen Schriften vergleichen den Gott des Bösen und den des Todes mit der Eule und weisen den Frommen an, diese Dämonen durch Beschwörungsformeln zu vertreiben, wenn die Eule ihren klagenden Ruf ausstößt. Eine Ohreule auf dem Zelte jagt dem Kalmücken das größte Entsetzen ein. Auch in Afrika sind unsere Vögel ein Gegenstand des Schreckens; so betrachtet es der Nuba-Neger als sicheres Zeichen von dem nahen Tode eines Angehörigen, wenn sich eine Eule Nachts auf den First seines Hauses setzt und ihr Wehegeschrei hören läßt. Auch auf der westlichen Erdhälfte ist der Glaube an unsere Unglücksbotin allgemein verbreitet. Einer Eule am Tage zu begegnen und ihr Geschrei zu hören, gilt allen Indianern als unheilbringend; den Pima-Indianern in Arizona z. B. ist jede Eule ein Diener des Todes, der die Seelen der Verstorbenen ins Jenseits zu tragen hat; sie sehen deshalb den Eulenruf als Todesprophezeiung an.[41]) Und es erstreckt sich derselbe Glaube auch auf die mexicanischen Indianer und auf südamerikanische Stämme. Ganz verkehrt würde es natürlich sein, aus dieser Thatsache, daß die Unglücksbedeutung des Eulengeschlechts bei allen Völkern Geltung hat und so Gemeingut der ganzen Menschheit ist, irgend welche Beziehung der einzelnen Völker und Stämme ableiten zu wollen. Das nächtliche Treiben, der schauerliche Ruf der Eulen ist es, welcher allen Naturvölkern unheimlichen Schrecken einjagt und sie kommendes Unheil, besonders Krankheit und Tod, ahnen läßt.

Als Wetterpropheten spielen die Eulen nur eine bescheidene Rolle. Namentlich Regen sollen sie durch ihr Geschrei verkünden, wie schon Plinius[42]) und Aelian[43]) zu melden wissen, während umgekehrt Aldrovandus[44]) auf heiteres Wetter rechnet, wenn der Uhu während der ganzen Nacht schreit. Eine vermittelnde Ansicht vertritt Geßner; er sagt: wenn der Kutz im Regenwetter schreit, verkündet er schöne Tage; schreit er aber im schönen Wetter, so wird's bald regnen. — Um so größer ist die Bedeutung, die man dem Eulengeschlecht vormals in der Heilkunde zuerkannte. Ein Eulenbraten sollte die Melancholie vertreiben: eine Art Homöopathie, denn die Eule, selbst von melancholischem Charakter, sollte beim kranken Menschen den Gegensatz ihres eigenen Temperaments erzeugen. Warum aber derselbe Braten auch „zur Lähmung der Glieder und zur Bräune"[45]) gut sei, ist schwer einzusehen. Gebrannte Uhusbeine wurden erfolgreich

[28]) Luther's Werke VIII, 339.
[29]) Aelian 10, 37.
[30]) Trauriges verkündend, ängstlich, unheilig, feindselig, Unheil drohend, Tod bringend, durch den Flug Mißgeschick anzeigend.
[31]) Plin. 10, 12, 16.
[32]) Ornithologia, Francof. 1610—13, S. 278.
[33]) Macbeth, 2. Aufz., 2. Scene.
[34]) Hopf, a. a. O. S. 106ff.
[35]) Globus, Bd. 32, 383.
[36]) Zeitschr. f. Ethnologie VIII, 187.
[37]) Globus, Bd. 44, S. 22.
[38]) Spencer, St. John, Life in the Forest of the far East 192.
[39]) Globus, Bd. 48 Nr. 12.
[40]) Journ. Anthrop. Instit. IV, 28.
[41]) Globus Bd. 32, S. 295.
[42]) Plin. 18, c. 35.
[43]) Aelian. 7, c. 7.
[44]) a. a. O., S. 263.
[45]) Nach Geßner, a. a. O.

gegen Schlangenbiß angewandt. Man hatte ja beobachtet, wie die Eulen beim Mangel warmblütiger Nahrung sich auch mit Reptilien und Amphibien begnügen, wie sie mit Leichtigkeit einer unschädlichen Blindschleiche, wohl auch einer giftigen Kreuzotter den Garaus machen; lag es da nicht nahe anzunehmen, daß der Genuß irgend welcher Theile des Eulenleibes auch den Menschen schütze vor der schädlichen Wirkung des Schlangenbisses! Das Volk ist ja immer von der Meinung ausgegangen, daß den bei Krankheiten mit Erfolg anzuwendenden Naturkörpern, seien es Thiere, Pflanzen oder Steine, gewisse hervorstechende Eigenschaften mitgegeben seien, die dem denkenden Menschen als Fingerzeige zu dienen hätten, eine Anschauung, welche auch die Heilkunde vergangener Zeiten acceptirt hat, indem sie sich nach den sogenannten „Signaturen" richtete. Dieselben werden nicht selten ganz unglaublich weit hergeholt. So strich man das Eulengehirn ins Gesicht, um Falten und Runzeln zu vertreiben. Wie war man wohl auf dieses Mittel gekommen? Der Zootom Vogler Coiter ist der Erste gewesen, der Vogelgehirne, namentlich auch die der Eulen untersucht und abgebildet hat (1573); er wies darauf hin, daß die Oberfläche des Gehirns bei den Vögeln glatt sei, während sie beim Säugethier Windungen und Furchen zeigt. Beim Studium der Coiter'schen Schrift hat vielleicht ein Arzt in dem glatten Eulengehirn eine Signatur zu erkennen geglaubt und nun der Welt verkündigt: Glättet die Haut mit Eulenhirn! Marshall[6]), der diese ungereimte Abstammung des Heilmittels vermuthet, spottet: lucus a non lucendo! Um so weniger wird es uns befremden, daß die Galle dieser auch bei Nacht sehenden Thiere „zu den fläcken vnd röte der augen" gelobt wird und daß Eulenfett geeignet ist, das Gesicht zu stärken.[7]) Aber auch das Gehör der Eulen ist von ganz besonderer Schärfe; kein Laut entgeht ihnen, weder das Rascheln einer Maus, noch die leise Bewegung eines träumenden Vögelchens. Deshalb ist ihr „hirn oder läber mit öl eyngegossen gut für den orenmückel". Uhublut soll krause Haare machen — vielleicht gaben die Federbüschel, welche der Uhu und einige andere Ohreulen auf dem Kopfe tragen, die Signatur hierzu — namentlich aber sollen Uhu-Eier den Haarwuchs befördern. Die erste Nachricht darüber verdanken wir Plinius; allerdings glaubt er selbst nicht an diese Kraft, sondern redet von „unvernünftiger Windbeutelei lügnerischer Magier", „denn," spricht er, „wie kann man wohl ein Uhu-Ei sehen, da es doch schon groß' Unglück, wenn man den Uhu selbst sieht — und nun gar angreifen und das eigene Haar einschmieren!" Aber auch denen, welche die Furcht des alten Naturforschers nicht theilen, dürfte immerhin bei Anwendung des Mittels zur Vermeidung böser Verdrießlichkeit größte Vorsicht zu empfehlen sein; denn wenn man das Dotter eines erstgelegten Eis aufstreicht, so wird das Haar vertrieben auf Nimmerwiedersehn, und nur das zweite Ei eines Geleges vermag verlornes Haar wieder hervorzubringen. Aber noch eine andere Kraft wohnt den „Kutzeneiern" inne. Gewohnheitssäufer werden geheilt, wenn man ihnen drei Tage hintereinander von dem Dotter in ihren Wein mischt, ja es empfiehlt sich sogar, Kindern gesottene Euleneier zu essen zu geben; denn so ein Kind „von disen geässen ee dann es weyn getruncken | wirt es de weyn hassen | vnd also züchtiger läben | dieweyl durch diß die natürlich hitz gemilteret wird".[8]) Wir glauben kaum fehlzugehen, wenn wir annehmen, daß die alten medici in dem ganz geringen Bedürfniß der Eulen zu trinken die entsprechende „Signatur" erkannten. Diese Fähigkeit, tage- ja wochenlang ohne einen Tropfen Wasser zu leben, verdanken die Eulen, wie überhaupt alle Raubvögel, ihrer blutigen Nahrung, die ja reichlich Flüssigkeit enthält. Natürlich glaubte das Volk auch, mit Hilfe von Eulen oder Theilen derselben wirkliche Zauberei treiben zu können: Dem Landsknecht nähte man heimlich ein Uhuherz in sein Wams, damit es ihn tapfer mache im Streit; einem schlafenden Weibe legte man ein solches auf die linke Brust, dann verräth es alle Geheimnisse u. dergl. Eine Hexenküche ohne solch' Zaubervögel ist nicht denkbar, namentlich mit Eulenbälgen, -Federn und -Flügeln trieb man allerlei Hokuspokus; so lautet der Zauberspruch der zweiten Hexe in Macbeth:[9])

„Schlangenfleisch aus sumpf'gem Ried
In dem Kessel koch' und sied'!
Molch-Aug', Zeh vom Fröschlein jung,
Fledermaushaar, Hundezung',
Viperstachel, Natterschnauz',
Eidechsbein, die Schwing' vom Kauz —
Zauber wird's, verhängnißvoller,
Darum höllisch brodeln soll er."

[6]) Neu eröffnetes wundersames Arzenei-Kästlein, Leipzig 1894, S. 89 flg.
[7]) Geßner, a. a. O.
[8]) Ebenda.
[9]) Macbeth, 4. Aufz. 1. Scene.

Bücherbesprechungen.

— G. Finke (Pastor), Wer hat die fünf Bücher Moses verfaßt? Eine historisch-kritische Studie. Leipzig, Deichert, 154 und VI S. 1,80 ℳ — Lic. F. Wobersin (Direktor des Predigerseminars für Amerika in Kropp), Die Echtheit der Bil'amsprüche Num. 22—24. Gütersloh, Bertelsmann. 80 S. gr. 8. Mit einer Karte. 1,20 ℳ — Lic. O. Meusel (Gymnasialoberlehrer), Die Stellung der Sprüche Salomos in der israelitischen Literatur- und Religionsgeschichte. Beilage zum Jahresbericht des Fürstl. Gymnasiums in Schleiz (Progr. Nr. 768). Leipzig, Druck von Pöschel & Trepte. 75 S. gr. 8. — Drei Beiträge zur biblischen Kritik und Geschichte, jeder in seiner Art wohlgemeint und mit gelehrtem Rüstzeug ausgestattet, wie es nach Lage der Sache nöthig ist. — Die erstgenannte Schrift wird Bibelfreunden erwünscht sein, denen wie ihrem Verfasser die im Titel genannte Frage im Grunde mehr eine Frage des Glaubens als der Geschichte ist, und die dabei meinen, Mose müsse (bis auf den Bericht von seinem Tode) der Verfasser des ganzen Gesetz-Fünfbuches sein. Für solche Leser dürfte das Büchlein ein nützlicher Leitfaden sein. Daß freilich die Träger des Christenglaubens, vor Allem in der wittenbergischen Reformationskirche, bei der Entscheidung dieser Echtheitsfrage anders als lernend betheiligt seien, und daß (von Paulus ganz abgesehen) Jesus Christus mit seinem Ansehen entscheidend für die Echtheit des ganzen Buches eintrete (vgl. vielmehr Röm. 10, 4): diese Annahme ist weder hier noch sonstwo erwiesen und wird thatsächlich unerweisbar sein, weil auf Mißverständnissen beruhend. — Auch den Verfasser der zweiten kleinen Schrift beseelt große Liebe zur Bibel, und zwar im Sinne des berechtigten Wunsches, daß dem Sturme kritischer Zerpflückung der heiligen Schrift Alten Testaments, der viele Weinstöcke entwurzelt habe, stille Arbeit und neuer geschichtlich bibelgläubiger Anbau folgen möge. Er hat sich für ein bezügliches Bemühen seinerseits einen für modernes Denken besonders heiklen Gegenstand ausgewählt und weiß demselben mit Geschick und Belesenheit in liebevoller Versenkung anregende und gute Gesichtspunkte abzugewinnen. — Wesentlich freundlicher verhält sich zu der neueren Bibelbetrachtung, wie schon der Titel zeigt, die dritte Schrift, welche die sogen. Proverbien literarisch und religionsgeschichtlich beleuchtet und so an einem einzelnen Buche des Alten Testaments zeigt, wie sehr eine solche Beleuchtung unter Umständen durch die heilige Schrift selbst gefordert wird, und wie dabei, was etwa an einfacher Handlichkeit der gläubigen Gedanken für den doch nicht maßgeblichen Laienverstand (Laie im Sinne des Nichtsachverständigen genommen) verloren geht, durch Bereicherung an tieferen Einblicken in die Religions- und Heilsgeschichte gewonnen werden kann, wenn nur der Sinn eines solchen Bibelforschers wie hier kein profaner und seine Meinung nicht eine darwinistisch-evolutionistische ist, was keineswegs ein wesentliches Merkmal historisch-kritischer Arbeit an der heiligen Schrift ist. G. Schnedermann.

— Die schon recht reichhaltige Literatur über das neue Invalidenversicherungsrecht ist um eine kleine Beigabe des Dr. Arndt v. List vermehrt worden, welcher den erwähnten Stoff in gedrängter Kürze systematisch dargestellt und seine Arbeit in dem bekannten Berliner Verlage von Carl Heymann herausgegeben hat (Preis: 1 ℳ). Die Durchsicht der Letzteren läßt eingehende Kenntniß der Gesetzgebung beim Verfasser bemerken, der sich seiner Aufgabe, den spröden Stoff in einen engen Rahmen zu zwingen, dabei aber dem Verständnisse keinen Eintrag zu thun, mit Erfolg entledigt hat. ∞

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 81. Sonnabend, den 7. Juli, Abends. 1900.

Julius Mosen als deutscher Patriot.

Zum 8. Juli.

Ueberall in deutschen Gauen, bis weithinüber in die österreichischen Lande kennt man als eins der volksthümlichsten, oft und gern gesungenen Lieder das vom treuen Hofer. „Zu Mantua in Banden der treue Hofer war.“ Einer ebenfalls großen Volksthümlichkeit nach Inhalt und Melodie erfreut sich das andere bekannte Lied desselben Dichters „Die letzten Zehn vom vierten Regiment.“ Wer aber kennt den Dichter, wer weiß ihn sogleich mit Namen zu nennen, und wer weiß, daß Julius Mosen unser sächsischer Landsmann ist? Selbst im Königreich Sachsen giebt es Viele, die sich wohl entsinnen, diesen Namen einst in ihrem Lesebuch gefunden zu haben, aber etwas Näheres wissen auch sie nicht über Mosen. Anders ist es im Vogtland. Dort bringt man dem berühmten Landsmann und seinen Werken ein leicht verständliches, großes Interesse entgegen, besonders, nachdem durch die Errichtung des Mosendenkmals zu Plauen i. V., wo der Dichter einst das Gymnasium besuchte, in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt ward. Aber über die Grenzen seiner vogtländischen Heimath, vollends über die Grenzen Sachsens hinaus ist der in den dreißiger Jahren so gefeierte Name des Dichters so ziemlich vergessen. Darum ist es eine sehr verdienstvolle Aufgabe, welche der bekannte Mosenforscher, Dr. Max Zschommler in Plauen i. V., sich gestellt hat, die Werke Julius Mosen's in einer neuen billigen Ausgabe einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Diese neue Mosenausgabe erscheint bei Arwed Strauch, Leipzig.

Was Mosen allen denen, die ihn kennen, als Dichter theuer werden läßt, das ist seine „in der uralten Naturseligkeit und dem wehmuthvollen Naturgefühl der deutschen Dichtung wurzelnde, durch die innige Hingabe an volksthümliches Leben genährte lyrische Begabung“. Damit hebt Adolf Stern (Deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethe's bis zur Gegenwart S. 40) den ausgeprägten Sinn des in Bergluft und Waldesrauschen aufgewachsenen Dichters für das Natur- und Volksleben hervor; und wer selbst ein offenes Auge, ein offenes Herz dafür hat, auf den wirkt Mosen mächtig ein. Zumal den Vogtländer oder Erzgebirger muthet in seinen Dichtungen so Vieles an wie Heimathsklänge. Es war natürlich, daß ein Dichter, der so tief hineingeschaut in die Volksseele, dessen Herz so warm schlug für die heimathlichen Naturschönheiten, nun auch mit heißer, leidenschaftlicher Liebe an diesem seinem Volke, an diesem seinem Vaterlande hängen mußte! Die vaterländische Gesinnung ist es, die Julius Mosen auch einem jeden Deutschen theuer machen muß. Mosen ist deutscher Patriot und als solcher — in Jena einst als Student der Burschenschaftsbewegung nahestehend — erfüllt von edlem Schmerz, von heiligem Zorn über die trübe Lage des Vaterlandes, aber zugleich auch durchglüht von hohen Idealen, begeistert zu freudigem Hoffen für das neue deutsche Reich! In wechselnder Stimmung, bald in froher Zuversicht, bald in schmerzlicher Klage tritt uns des Dichters Liebe zum deutschen Vaterlande, die Sehnsucht nach einem einigen Deutschland besonders in seiner Novelle „Georg Venlot“ entgegen. In der nordischen Felsenhöhle erhebt der ungestüme, reckenhafte Nordmann auf des Vaterlandes Wohl den dampfenden Becher und ruft: „Das herrliche Kleinod Europas, der Brunnen, aus welchem sich die Zeit verjüngt hat, das Heldenland, das Land der Deutschen, das immer hochherzig und tapfer, immer unglücklich durch innere Zerspaltung, mit Ruhm und Blut bedeckt, nun dort liegt, hingeworfen, wie ein edles, aber zerbrochenes Gefäß, dieses Land eines Volkes, mit dem ich in so manche Schlacht gezogen bin, mit dem ich einst die Welt erstürmt habe, soll von Neuem leben!“ — „Wunderbar bewegt war der Nordmann bei diesen Worten, Thränen fielen in seinen Becher, er leerte ihn hastig, stand auf und schritt einige Male heftig auf und ab; dann nahm er sein mächtiges Waldhorn, öffnete das Thor und blies hinaus mit seinen Donnertönen die Melodie des Liedes: Ein' feste Burg ist unser Gott! — Die alte Halle erbebte; die Wände krachten von den erschütternden Tönen.“ Das alte Lutherlied als Ausdruck deutschen Empfindens und Sehnens berührt uns fast wie ein Zeugniß aus unseren Tagen, in denen das deutsch-evangelische Bewußtsein sich immer mehr und mehr zu regen beginnt. Endlich schaut der Nordmann Georg mit einem langen, fragenden Blicke an und spricht nach einer Weile: „Glaubst du nicht auch, daß der deutsche Adler wieder verjüngt von seinem Horste emporsteigen wird?“ Georg's Herz blutete. Ein altes Weh — die Vaterlandsliebe überfiel ihn. Der Nordmann aber hob das trübgewordene Gesicht wieder empor und erzählte in scheinbar gleichgiltigem Tone: „In den kaukasischen Gebirgen sah ich vor Kurzem zwei mordschnaubende Wölfe und ein lebendes Schaf in ihrer Mitte. Die Todesangst ließ das duldende Thier ruhig zwischen den Würgern einhertrotten. Es getraute sich nicht einmal zu blöken. In heimlicher Felsenschlucht hielten die Wölfe mit Rennen und Treiben ein. Du wirst das Ende von der Fabel wissen? — Ach mein Deutschland! mein Deutschland!“ Dann bittet der Nordmann seinen Gast: „Bruder, schildere mir einmal, was die Leute, welche von der Nordsee bis zum Rheine wohnen, dazu sagen, daß ihre Herrlichkeit so ganz dahin ist, aber gleichnißweise, wie die Väter zu sagen gewohnt waren.“ Georg antwortet mit der Schilderung, wie ein lebensmüder Greis seine Söhne segnet. Da heißt es:

„Treue Söhne, liebe Kinder!
Herzlich sehn' ich mich, zu scheiden.
Habe mich in diesen Tagen
Bitterlich und hart betrübt.
Ihr schweigt stille?
Es hat mich zu Tod gefressen
Hier in meiner alten Brust,
Daß das alte deutsche Reich
Ist zerschnitten wie ein Band,
Ist zerbrochen, wie ein Stab!“

In diesen Worten gedenkt der Dichter seines eigenen Vaters, des wackren Marieneyer Kirchschullehrers mit dem edlen Gemüth und dem feingebildeten Geist. Das war ein leidenschaftlicher Patriot, wie Mosen in seiner Novelle „Ismael“ andeutet. Dort sagt er im Gegensatz zu dem bibelfesten, ahnenstolzen Bauer Abraham, der sich seiner palästinensischen Herkunft rühmt, von seinem Vater, daß er „ein ähnliches Steckenpferd ritt und viel Rühmens davon machte, ein Mitglied des heiligen, deutschen, römischen Reiches zu sein“. Diese glühende Vaterlandsliebe mag vom Vater auf den Sohn übergegangen sein. Des Dichters Klage um die verlorene Herrlichkeit des deutschen Reiches ist übrigens bisweilen von einer gewissen Bitterkeit nicht frei. So spricht Georg auf der abenteuerlichen Orientreise zu Dr. Boland, der einen lästig schreienden Derwisch beschwichtigt hat: „Man sollte einen solchen Derwisch nach Deutschland schicken und sein lebelang durch alle Städte, Dörfer und Weiler: »Einheit! Einheit!« schreien lassen; vielleicht brächte die Unvernunft die Leute zur Vernunft!“ Und welchen ergreifenden Ausdruck gewinnt selbst des Dichters Bitterkeit in seinem Liede „Der Gefangene“, wo es in einem Verse heißt:

„Wer hat an deine Kerkerwand geklebet
Die Karte von dem eh'mals deutschen Reich?
Barmherzig ist die Spinne, die dort schwebet
Und dieses Bild mit ihrem Netz verwebet!"

Nicht minder ergreifend wirkt des Dichters bittere Klage in dem Gedicht „Gott und Vaterland". Da verabschiedet der Vater den in die Welt ziehenden Sohn mit den Worten:

„Wer abtrünnig seinem Gotte
Und dem alten Vaterland,
Dem verdorrt das Herz im Leibe,
Aus dem Grab wächst ihm die Hand.

Dies war meines frommen Vaters
Letztes, allerletztes Wort,
Und ich zog mit allem Segen
Aus dem Wald der Heimath fort.

Aber was findet nun der Sohn? Allenthalben sieht er sich schmerzlich enttäuscht:

„Doch wie ich nach beiden fragte
Gab die Welt mir Spott und Noth;
Denn der Heiland war gekreuzigt
Und das Vaterland war todt!

Und es lag schon längst im Grabe
Und ein Stein darauf gerückt,
Auf den schweren Felsblock aber
Waren Siegel viel gedrückt.

Denn es geht ein seltsam Märchen,
Als ob doch an einem Tag
Das Begrab'ne auferstände
Wie mit einem Wetterschlag!

Bei dem Grabe aber halten
Kriegsleut' gar bedenklich Wacht,
Und die Jünger stehn von ferne
Zweifelnd in der Mitternacht."

Das tiefe Weh um das unter fremden Einflüssen, unter dem Druck der Reaction seufzende Vaterland klingt uns auch aus Mosen's bekanntem Gedicht „Der Kreuzschnabel" entgegen, welches auch in englischen Lehrbüchern Eingang gefunden hat. Es behandelt die Volkssage, die überall da bekannt ist, wo der Kreuzschnabel sich findet. Nach dieser Sage habe dieser Vogel Namen, Gestalt und Färbung davon erhalten, daß er einst den am Kreuze leidenden Herrn durch Herausziehen der Nägel habe befreien wollen.

„Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befrein.

Und der Heiland spricht in Milde:
Sei gesegnet für und für!
Trag' das Zeichen dieser Stunde
Ewig: Blut und Kreuzeszier!"

Diese an sich so liebliche Erzählung ist nur ein rührendes Sinnbild, dem der Dichter in dem weniger bekannten letzten Theile folgende Deutung giebt:

„Wie das Vöglein — wohl vergebens! —
Möcht' ich ziehen aus der Hand
Einen mörderlichen Nagel
Dem gequälten Vaterland.

Doch, benetzt von seinen Thränen,
Doch, beträuft von seinem Blut,
Sing' ich nun betrübt im Walde
Hoffnungslos und ohne Muth!"

Aber Julius Mosen ist eine viel zu männlich-kraftvolle Natur, beseelt von glühendem Freiheitsdrange, daß er mit schwermüthiger Klage, mit wehmüthiger Stimmung sich begnügen könnte. Darum tragen viele seiner Lieder auch das Zeichen froher Kampflust; es gilt zu kämpfen wider die Feinde der deutschen Einheit und Freiheit, bis sich das freie, einige Deutschland siegreich über ihnen emporhebt, wie einst über dem abgeworfenen und zertretenen Joch der napoleonischen Gewaltherrschaft. Da heißt es im „Zuruf":

„Mit deinem Herzen laß nicht spielen,
Reiß los das Kind vom Weiberland,
Lehr' frei zu dieser Zeit es fühlen
Und schlagen für das Vaterland!
Es schreit zu dir — und hörst du nicht sein Jammern?
Es will sich ganz um deine Seele klammern; —
Treu bis zum Tod!

Stehst du zum deutschen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Das Vaterland ist Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?
Es heischt ein Schwert, und todestiefe Wunden,
Die sind ja bald in seinem Dienst gefunden; —
Nur kühn voran!

Wenn Adolf Stern (a. a. O.) sagt: „Die vaterländische Gesinnung des Dichters spricht sich in stolzer, männlicher Einfachheit aus", so tritt uns dies besonders an diesen von Kampflust getragenen Liedern Mosen's entgegen. Oft erinnert er in Sprache und Ton, an Kraft und Kühnheit, an feuriger Frische, an männlichem Stolz an unsere großen Freiheitssänger, an Arndt und Schenkendorf, an Körner, Uhland und Rückert, wenn er z. B. singt:

„Frisch, mein Lied, wie Wetterschein,
In die Männerschlacht hinein!
Wo die jungen Helden streiten
Für das heil'ge Vaterland,
Sollst du an der Spitze schreiten,
Wo die schärfsten Zungen fragen,
Die Kanonen Antwort sagen!"

Kampfes- und Todesfreudigkeit athmet besonders Mosen's Lied: „Der Säbelschleifer".

„Will dich schwenken, will dich schwingen,
Schwingen mit der treuen Hand,
Das Verlor'ne zu erringen,
Das verlor'ne Vaterland!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel sein!

Um das freie Deutsche Reich
Ach, um die zertret'ne Ehre
Nur noch einen letzten Streich,
Meine Waffe, meine Wehre!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel sein!

Brüder, rettet das Panier!
Heldentod ist zu erwerben!
Brüder, rettet das Panier,
Und dann laßt mich freudig sterben:
Knabe — u. s. w."

Wie aber des Dichters Klage nie in ödem Pessimismus sich verliert, so sind auch seine Kampflieder getragen von dem unerschütterlichen Glauben an Deutschlands Wiedergeburt, von froher Zuversicht auf eines neuen deutschen Reiches Herrlichkeit und Größe. Im „Turnerlied", welches Mosen für das berühmte Deutsche Turnfest in Leipzig im Jahre 1863 dichtete, zur 50jährigen Wiederkehr des Jahres der Völkerschlacht, spricht sich diese Zuversicht des Dichters aus in feierlichem Gelübde, wie in freudigem Jubelruf:

„Was klagt ihr Geister in den dunklen Lüften,
Daß ihr für uns umsonst gefallen seid?
Wir knien hier an euren Todesgrüften
Und schwören einen dreimal heil'gen Eid.
Es schwöre mit uns jeder deutsche Sohn:
Treu bis zum Tod der deutschen Nation!

Wir wollen hoch die deutsche Fahne tragen
Und fest sie halten mit der Eisenhand;
Es sollen in uns heiß die Herzen schlagen
Für's Vaterland, für's theure Vaterland!
Der Jubelruf schwell' an zum Donnerton:
Es lebe hoch die deutsche Nation!"

Hier, wie allenthalben in Mosen's Dichtungen, ist es die geeinte deutsche Nation, „Alldeutschland", was ihm als Ideal vorschwebt. Und dies Ideal scheint verwirklicht in dem Schlußvers seines „Liedes der Deutschen" in dem Drama „Heinrich der Finkler". Da muthen des Dichters Worte heute uns an wie eine erfüllte Prophetie, wie ein vollendetes Zukunftsbild, wie eine wahr gewordene Vision:

„Deutschland allhier!
Gott hält uns seinen Schild
Hoch mit dem Adlerbild
Ueber das Reich.
Deutsche Schwerter, die flammen,
Leuchten herrlich zusammen
Alle zugleich!"

Aber bei dieser vollen Hingabe an den Gedanken der nothwendigen, naturgemäßen Einigung Deutschlands, über der glühen-

den Liebe zum großen deutschen Vaterlande hat unser Landsmann Julius Mosen doch sein Sachsenland nicht vergessen! Mit kindlicher Liebe hängt er an der alten Heimath. Das Sehnen nach der Heimath zittert hindurch durch seine herzerfrischend geschriebenen „Erinnerungen“ und tönt voll heraus aus dem Lied mit dem bekannten Schlußreim „Nach der Heimath in der Ferne zög' ich heute noch so gerne!“ Zschommler führt in seinem Aufsatz: „Julius Mosen's Leipziger Universitätszeit“ („Unser Vogtland“, Bd. IV, S. 421) aus, daß so Vieles in Mosen's Dichtungen seine Liebe zu dem Vogtland erkennen läßt, daß z. B. „Vogtlands Gewerbefleiß rühmliche Erwähnung findet“, wenn jener Nordmann (s. oben) Georg Venlot gegenüber den Markneukirchener Ursprung seines unvergleichlichen Waldhorns rühmt. Wie an seiner vogtländischen Heimath, so hängt Julius Mosen bei allem Freiheitsdrang und allem Mannesstolz doch auch mit treuer Liebe und Ergebenheit an Sachsens Herrscherhause. Als Benedict, eine der Hauptpersonen in dem Novellenkranz „Bilder im Moose“, eine mitternächtliche Wanderung durch Dresden unternimmt, führt sein einsamer Weg ihn auch an der katholischen Kirche und am königlichen Schlosse vorüber. „Er that einen Blick an ein erleuchtetes Fenster im Schlosse über dem Georgenthor und sprach bei sich, indem er vorüberschritt: dürfte ich ihm doch sagen, was ihm fehlt, — ein Freund, der die werdende Zeit und den er selbst versteht!“ In diesen Worten drückt sich die rechte Verbindung männlichen Freimuths mit aufrichtiger Unterthanentreue aus, die es versteht, mit ihrem Herrscherhause mitzufühlen, mitzuleiden. Und diese zeigt Mosen in jenem einen Verse der „Völkerschlacht bei Leipzig“, der in seiner Schlichtheit, in seiner Tiefe und Wahrheit der Empfindung zu dem Herrlichsten gehört, was der Dichter je geschrieben. In die Jubeltöne über das mit dem Leipziger Siege für Deutschland anbrechende Morgenroth mischt sich die bange Sorge um das Sachsenvolk, um das Sachsenland, um das Heil des Königshauses:

„Ein alter König am Fenster stand,
Er mochte wohl schmerzlich beten:
„Herr Jesus Christus, mein Sachsenland,
Nicht gänzlich laß es zertreten!

So wollen wir denn unsern theuren Julius Mosen festhalten in der Erinnerung: als wahren deutschen Patrioten, als einen treuen Sachsen, als guten Vogtländer! Richard Merkel.

Bücherbesprechungen.

— **Können Rechte der Agnaten auf die Thronfolge nur durch Staatsgesetz geändert werden?** Von Dr. Ad. Arndt, Professor der Rechte in Halle a/S. Berlin, O. Häning, 1800. — Eine der bestrittensten Fragen im deutschen Staatsrecht. Es handelt sich dabei im Wesentlichen um die Frage: Ob durch Staatsgesetz allein das bestehende Thronfolgerecht geändert werden kann, oder ob dazu noch die Zustimmung der Agnaten gehört? Autorität steht hier gegen Autorität. Für die erstere Ansicht haben sich ausgesprochen u. A. Rob. v. Mohl, Th. Held, v. Seydel (in München), Hänel, Bornhak, Pagenstecher, Georg Meyer, für die zweite u. A. v. Gerber (unser früherer Minister), O. Mejer, Beseler, auch der Verf. der vorliegenden Schrift. Die Lippe'sche Angelegenheit wird nur gestreift, man sieht daher nicht, ob sie der eigentliche Anlaß der Schrift ist. Ihre Consequenzen würden aber sowohl in Meiningen wie in Lippe-Detmold gegen die Zulässigkeit einer Verfassungsänderung zu Ungunsten der Schaumburgischen Linie sprechen. Ein weiteres Eingehen auf die höchst interessante Frage ist an diesem Ort nicht möglich. Jedenfalls bietet die vorliegende Schrift eine werthvolle Zusammenstellung der geschichtlichen Entwickelung, sowie besonders auch der verschiedenen Meinungen in Theorie und Praxis. Von letzterer kann selbstverständlich erst, seitdem es überhaupt Verfassungen im modernen Sinne giebt, also seit verhältnißmäßig kurzer Zeit geredet werden. Daß ein Unterschied besteht, ob in der Verfassung selbst (Volkssouveränität) oder in einem gewöhnlichen Gesetze über die Frage entschieden wird (Seite 9), müssen wir bestreiten. —tg—

— Dr. **Heinrich Spitta, Mein Recht auf Leben.** Tübingen-Freiburg, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1900. X u. 465 S. 6 ℳ. — Das Werk verdient ein großes Publicum und einen Erfolg im edelsten Sinn des Wortes. In kräftigen Zügen, mit tiefeindringender Beziehung auf unsere Zeit stellt es sozusagen eine innere Biographie des denkenden modernen Menschen dar, der vermöge des durch den Reichthum der Formen der Gegenwart natürlich gesteigerten Selbstbewußtseins sich das Ziel stellt, die Welt zu beherrschen und sein Recht auf Leben zur inneren und äußeren Geltung zu bringen, trotz aller Hindernisse, welche die Natur aus erster und zweiter Hand, die Welt um uns, der Mensch neben uns, dem einen Ziel, sich auszuleben, fortgesetzt entgegenstellt. Wir meinen, daß eine Ausprägung dieses Gedankens vom Recht auf Leben gerade in einem Geschlecht, das auf den stolzen aber kalten Gedanken vom Kampf um das Dasein die Dinge stellen will, etwas ungemein Anmuthendes und wahrhaft Befreiendes hat; es wird in diesem Buch ein Stück blauer Himmel wieder leuchtend klar, jenes unverwüstliche deutsche Gemüth, das um keinen Preis verzweifelt über dem Leid oder an der Lust mit Leib und Seele zu Grunde geht. Der Verfasser verfährt apagogisch, er zwingt uns zu dem Zugeständniß, daß wir aus eignem Vermögen weder als denkende, noch als handelnde Wesen ein vollkommenes Leben, wie es dem Daseinszwecke entspricht, auswirken können. Wissenschaft und Kunst vermehrt nach Goethe's bekanntem Wort die Unruhe, sie zeigen uns nicht das letzte Ziel, sondern die große Schranke der Glückseligkeit. Durch unsere Willensbethätigung werden wir in das Reich der Pflicht und der Liebe geführt; aber hier sind die Bethätigungskreise viel zu klein und zu eng, als daß sie uns vollkommen befriedigen könnten. Entscheidend ist vielmehr die Erkenntniß, daß unser Leben dem höchsten Leben entstammt und zustrebt. Wir meinen, Augustin's tiefes Wort spricht dies in guter Weise aus: du, o Herr, hast uns geschaffen zu dir, und unser Herz ist unruhig, bis daß es ruhe in dir. Es ist in dem Pflichtmenschen ein Ergänzungsbedürfniß; er stillt es im Anblicke der ewigen Liebe. Nun weiß er, daß er mangels eigner Kraft eine unerschöpfliche Kraftquelle hat, daß die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen kann. Wenn wir nun auch dem Philosophen in seiner religiösen Weltanschauung, die in der Einigung des Sittlichen und Religiösen, in der Vermenschlichung Jesu ihre Wurzel hat, durchaus nicht folgen können, so geben wir doch der bewundernden Freude Ausdruck, daß die gründliche und große Weltbetrachtung in einem Bedürfnißchristenthum inniger Art ihren Anker, in dem Heiland ihr Eiland findet. Es finden sich in den durchaus originalen Gedankengängen des aufbauenden zweiten Theiles oft Lücken, anstatt Brücken. Wie soll man es verstehen, daß an die Stelle der Immanenz die Transcendenz Gottes treten soll? Ist das nicht vielmehr die tröstliche und erbauliche Seite unsres Gottesbewußtseins, daß Gott uns nahe ist, daß wir in ihm leben, weben und sind? Sind wir wirklich ohne den Christus, der unter Menschen wandelt, aber in einziger Weise von Gott geboren ist, noch Christen, die mit dem heiligen Gott versöhnt sind? Liegt der oft berührte Nothstand des Glaubens im Angesicht der biblischen Wunder und der kirchlichen Dogmen wirklich dem Christenthum zur Last, oder nicht vielmehr dem Hochmuth und der suffisance des modernen Menschen? Ist es nicht unbegreiflich, in unsern Gesangbuchliedern und ihrer unverfälschten Glaubenskraft einen „geistigen Rückstand“ zu erblicken? Sind wir nicht vielmehr im „Rückstand“ mit unsern hohlen Phrasen, mit unserer weltseligen Gottinnigkeit, die im Wandel nicht Ernst macht? Und was der Verfasser über seine Lieblingsidee sagt, die Wiederkehr aller Dinge, derzufolge jeder persönliche Geist in immer neuer Verkörperung leben muß, bis er die ihm gestellte Lebensaufgabe, die ihm in jedem Körper gestellt wird, vollkommen erfüllt hat, so scheint uns das mehr eine Schraube ohne Ende, als ein Lebensinhalt zu sein, den man mit dem Namen Ewigkeit bezeichnen könnte. Wir stellen alle diese Bedenken im Einzelnen jedoch zurück gegen den wahrhaft erhabenen Eindruck, den wir von dieser geist- und gemüthvollen Vertheidigung einer Lebensanschauung und Lebensführung gewonnen haben, die Hutten zur Zeit der Wittenberger Nachtigall in dem schönen und tiefen Wort ausließ: iuvat vivere, es ist eine Lust, zu leben! J. J.

— **Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes.** Halle, Otto Hendel. Nr. 1381/82. **Ausgewählte Schriften von Dr. Richard Rothe.** — 1383. **Drei Erzählungen von Grigorowitsch.** — Die Auswahl bringt an erster Stelle das Beste, was Rothe je geschrieben hat: die Abhandlung über Offenbarung, Wunder und Weissagung, welche in glänzender Darstellung den Gegensatz von Menschlichem und Uebernatürlichem zu höherer Einheit verbindet. Wir haben

gerade in diesen Gedankengängen den unsterblichen Rothe. Einige Proben aus seinen stillen Stunden eröffnen uns Blicke in das reiche und tiefe Gemüthsleben des Mannes, der sich nicht nach Ruhe aber nach Stille sehnte. Inopportun scheint uns dagegen ein dritter Ausschnitt aus seinem Werke über „die gegenwärtige Lage und Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche". Denn daß Rothe's sonderbarer Gedanke von der Kirche als einer Auch-erscheinung des Gottesreiches neben andern Erscheinungen, und ihrer schließlichen Absorption durch den Staat, jemals in Gedanke oder That ein Ostern feiern könnte, scheint uns ganz ausgeschlossen zu sein. — Die drei russischen Erzählungen sind Meisterwerke, die mit der scharfen Beobachtungsgabe der naturalistischen Schule die tiefe, weiche, lyrische Weltauffassung verbinden, wie sie dem im vorigen Jahre verstorbenen Nestor der russischen Dichter eigen war. J. J.

— H. Wießner, Die Fahrt durch die Wüste. Berlin, 1900, Berliner Stadtmission. 135 S., geb. 1 ℳ 50 ₰. — Die Fahrt des Kämmerers aus dem Morgenland wird als Vorbild einer glücklichen Lebensreise geschildert: also eine orientalische Reisebeschreibung, nicht auf Grund des rothen Baedeker, sondern des zuverlässigsten Führers, der Bibel. Trotz der Hochfluth der Erbauungsliteratur im Allgemeinen können wird dieses reizend ausgestattete Büchlein im Besonderen empfehlen. J. J.

— Dr. Kurt Geißler, Eine mögliche Wesenserklärung für Raum, Zeit, das Unendliche und die Kausalität. Berlin, Gutenberg, 1900. V und 107 S. 2 ℳ — Räumliche Einzelanschauungen haben keine Wirklichkeit, sondern bestehen nur innerhalb der ungünstigen Verhältnisse, welche wir uns vorstellen durch die thatsächlichen Beziehungen zu den anderen Körpern. Diese Beziehungen mit allen ihren Möglichkeiten bilden das Objective am Raum. Aehnlich ist bei der Zeit nicht die Einzelanschauung eines Zeitpunktes oder Augenblickes das Wirkliche, sondern das Verhältniß zu anderen beliebig groß oder klein vorgestellten Zeitstrecken. Das Objective an der Zeit ist das mittels des fortlaufenden Augenblicks der Gegenwart sich abspielende Verhältniß. Diese Sätze, die eine Klärung der Kantischen Zeitbegriffe zweifelsohne enthalten, werden mit überzeugendem Calcul entwickelt und auf ihre Richtigkeit geprüft. Verfasser sucht nun aber auch weiter für die Grundbegriffe der Metaphysik diese Verhältnißbestimmungen in Anwendung zu bringen: für Subject Object, Ursache Wirkung, Leib Seele, auch für die schwierige Frage der Willensfreiheit. Je nachdem ich in den Parallelismus der inneren und äußeren, der physischen und psychischen Weltvorgänge den Zirkel der Betrachtung einsetze, werden die Verhältnisse der nur begrifflich gesonderten Welten des Natürlichen und des Geistigen durch eine höhere Art der Wirklichkeit in der Weise von einander geschieden, daß die eine der anderen untergeordnet werden kann. Es ergiebt sich bei dieser Betrachtungsweise, die als Relativismus bezeichnet werden kann, daß es für die Philosophie nur eine verhältnißmäßig zu bestimmende Wahrheit, ein System der Möglichkeiten giebt. Die Abhandlung ist trotz ihres agnostischen Inhalts äußerst klar geschrieben und bringt endlich einmal neue Gedanken. J. J.

— Psychische Studien, begründet von Aksakow, herausgegeben von Dr. Friedrich Maier. 26. Jahrgang. Leipzig 1899. Oswald Mutze. — Die Zeitschrift, die ein Vierteljahrhundert durch Alexander Aksakow und dessen Secretär Dr. Wittig ihr Gepräge erhalten hat, ist einem neuen Herausgeber zugefallen. Professor Dr. Maier führt sich im letzten Jahresbande noch nicht durch umfangreiche selbständige Abhandlungen ein; er giebt nur Berichte und Uebersetzungen, aber er zeigt doch deutlich, in welcher Weise er die älteste deutsche Monatsschrift des Spiritismus leiten wird. Er wird bei Beachtung verschiedenster Strömungen doch dem „Thatsachenmaterial" gegenüber eine tüchtige Dosis Skepticismus mitbringen, das beste Rüstzeug für einen Spiritisten unserer Zeit. „Wenn es irgendwo heißt: prüfen, revidiren, sichten, verbessern! so gilt dies für eine so schwierige, dunkle und fast unerforschliche Frage, wie für die des Spiritismus" meint er selber (S. 516). Die bedeutenderen Verfechter animistischer und spiritistischer Theorien sind nicht fanatisch gewesen. Es mag bei ihnen allen das metaphysische Bedürfniß die alte Liebe gewesen sein, der sie zustrebten durch das mystische Dunkel der Seancen, und der sie doch als reife Männer nicht mehr blind oder von unklarer Raserei ergriffen gegenüber treten mochten. In der geistigen Selbstzucht der besten unter den modernen Mystikern liegt etwas Beruhigendes, ja Wohlthuendes. — Von einer anderen Klippe hat Professor Maier sich weniger weit ferngehalten als von derjenigen dunkler Phantasterei: er hat politische und sonstige actuelle Fragen härter gestreift als dem Schifflein seiner Zeitschrift gut ist. Da findet sich ein entsetzlich langes Akrostichon auf den Friedensengel Nicolaus II. (der leider mit seinem Palmenzweige Finland niederschmettert); da wird Bouvéry's offener Brief an Richet abgedruckt an hervorragender Stelle, obwohl darin Zola in recht geschmackloser Weise als das „verkörperte Gewissen" Frankreichs bezeichnet, die gewiß schlimme Dreyfusgeschichte über Gebühr aufgebauscht wird. Es ist gewiß berechtigt, ernste Symptome scharf zu beobachten, aber es mag das am rechten Orte geschehen und nicht mit einer an sich schon complicirten Sache ohne Noth verquickt werden. Was sich Historisches in dem Bande findet, ist weit höher anzuschlagen als jene allermodernsten Betrachtungen. Ein Hinweis, wie indessen auch hier manchmal unnöthig harte Polemik sich eingeschlichen hat, mag gestattet sein. In einer Abhandlung Dankmar's über „Kuriosa aus der Teufelsperiode des Mittelalters" findet sich ein hartes Wort über den alten Superintendenten E. D. Hauber, der sich einmal mit einem Citat tüchtig versehen hat (S. 265). Zwei Seiten weiter passirt es Dankmar, daß ihm selber ein Fehler im Citiren unterläuft. Soll man ihn nun mit eigenem Maße messen? Die acht Geisterphotographien gereichen dem Bande nicht zum Schmucke, so gut sie wiedergegeben sind. Dr. Grimm.

— B. E. Crole's illustrirte Geschichte der deutschen Post von ihren Anfängen bis zum Ableben Kaiser Wilhelm's I. für Jedermann, insbesondere für Verkehrsbeamte, Philatelisten, Freunde der Geschichte u. s. w. von Bruno Emil König. Mit 2 Tafeln und Abbildungen. Dritte bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin und Leipzig, Verlag von Friedrich Luckhardt. In etwa 10 monatlichen Lieferungen zu je 1 ℳ — Bei der hervorragenden Stellung, welche die deutsche Post einnimmt, dürfte eine Geschichte ihrer Entwickelung nicht allein für den Verkehrsbeamten und Geschichtsforscher, sondern auch für weite Kreise des Publicums von besonderem Interesse sein. Das Unternehmen des Luckhardt'schen Verlages, die s. Zt. auf der internationalen Postausstellung in Mailand mit der bronzenen Medaille des italienischen Postministeriums ausgezeichnete Geschichte der deutschen Post von Crole-König in neuer (3.) Bearbeitung herauszugeben, hat daher wohl auf vielseitigen Beifall zu rechnen. Von dem Werke liegen die ersten vier Lieferungen vor, enthaltend den Haupttheil der 1. Abtheilung, die Geschichte der brandenburgisch-preußischen Post und die ersten Entwickelungsphasen der deutschen Reichspost. Von den besonderen Briefbeförderungsanstalten des deutschen Ritterordens und den Botenanstalten des Mittelalters ausgehend, schildert der Verfasser in anziehender volksthümlicher Weise die Entstehung und Entwickelung des brandenburgischen und preußischen Postwesens bis zum Uebergang in die Verwaltung des Norddeutschen Bundes. Mit Geschick weiß er in diese geschichtlichen Darstellungen ernste und heitere Episoden aus dem Postleben der verschiedenen Zeitperioden, Schilderungen über Einrichtungen einzelner Geschäftszweige, wie Postfuhrdienst, Bestelldienst, Postwagen, Briefkasten 2c., über die Entstehung der Briefmarke und Herstellung der Postwerthzeichen, über die Einrichtung und Wirksamkeit der Feldpost in den verschiedenen Kriegen, über Ballon- und Taubenposten u. A. m. zu verweben. Das Werk ist mit einer großen Zahl in den Text gedruckter Abbildungen (Holzschnitten, meist Porträts) ausgestattet, außerdem bringt jede Lieferung mehrere meist in Buntdruck ausgeführte Bildertafeln, wie Flaggen- und Wappentafeln, Uniformen von Beamten und Postillonen der früheren selbständigen Postverwaltungen (Preußen, Sachsen, Thurn und Taxis u. A.), eine Zusammenstellung von Noten zu den verschiedenen Posthornsignalen und Posthornliedern, Darstellungen von Erinnerungspostkarten 2c. Im Anfange des interessanten Werkes sind einige störende Druckfehler vorhanden, z. B. Seite 9, vorletzte Zeile: einem 3¼ Ellen langem (statt langen) Fahnentuche; Seite 10, Zeile 8 von unten: bis auf den letzten, dem (statt den) Markgrafen von Brandenburg; Seite 14, Zeile 24: betrugen (statt beitrügen); Seite 47, Zeile 9: Siegesvekünder (statt Siegesverkünder); Seite 58, Zeile 17: die Officiere salutirten (statt salutirten). R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 82. Dienstag, den 10. Juli, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

XII. Das Kunstgewerbe.

Wenn ich seiner Zeit in einem der einleitenden Artikel über die Ausstellung geschrieben habe, die beiden langen und schmalen Paläste auf der Invaliden-Esplanade seien dem Kunstgewerbe eingeräumt, so war dies nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Die Ausstellungsleitung kennt nämlich den Begriff Kunstgewerbe überhaupt nicht, sondern nur eine Gruppe XII, „Decoration und Ausstattung von öffentlichen Gebäuden und von Wohnräumen“, zu der sie die Fenster, Tapeten, Möbel, Teppiche, Porzellan- und Glaswaren, Heizungs- und Beleuchtungsapparate rechnet, und eine Gruppe XV, „Verschiedene Industrien“, in die sie Alles, was sonst nicht unterzubringen war, hineingepackt hat, als Schreibwaaren, Messerschmiedewaaren, Gold- und Silberarbeiten, Schmucksachen, Uhren, Bronzen, Bürsten, Koffer und Spielwaaren. Natürlich fand diese sonderbare Eintheilung den lebhaftesten Protest von Seiten der fremden Ausstellungscommissare. Man kann wohl Schmucksachen und Porzellanvasen, aber nicht Schmucksachen und Besen geschmackvoll vereinigen. Vor Allem aber war die Ausstellung völliger Zimmereinrichtungen von vornherein unmöglich gemacht, wenn man die Bronzen, Uhren, Tafelaufsätze u. s. w. ausschloß. Alles, was erreicht wurde, war eine Zusammenfassung der beiden Gruppen zu einer einzigen; jeder Staat mochte nun die Eintheilung nach seinem Gutdünken vornehmen. Deutschland hat die Aufgabe in sehr geschickter Weise so gelöst, daß es alle rein industriellen Erzeugnisse in den Annexbau verlegt hat. So hat es die Nachbarschaft von Kunstgläsern und Stahlfedern vermieden, die bei den Amerikanern den Besucher so befremdet. Die Raumvertheilung ist wieder dieselbe wie fast überall, Frankreich nimmt nicht nur — von der Seine aus gerechnet — den linken Palast sondern auch noch den vordersten Theil des rechten ein, die anderen Staaten theilen sich in den Rest und zwar, wenn wir von der französischen keramischen Abtheilung anfangen, in folgender Weise: die Schweiz, Japan (unten), Holland (oben), Oesterreich (unten und oben), Ungarn, Dänemark (unten), Norwegen, Spanien, Schweden (oben), Italien, England (unten und oben), Amerika (unten), Deutschland, Rußland (unten und oben), Belgien (unten). Auf die äußere Ausstattung haben Deutschland und Oesterreich den größten, Italien und England den geringsten Werth gelegt. Bezüglich der Güte der Ausstellungen gewinnt man im Großen und Ganzen den Eindruck, der sich in den anderen Abtheilungen bestärkt: Je weiter nach Norden und Westen, desto besser, je weiter nach Süden und Osten, desto schlechter. Am reichhaltigsten und recht gut ist, abgesehen von Frankreich, Deutschland, nächst ihm Oesterreich, vertreten. Gut sind auch die kleineren Abtheilungen Hollands, Schwedens und Norwegens, ganz vorzüglich diejenige Dänemarks. England und wohl auch die Vereinigten Staaten, vor Allem aber Belgien, haben sich nicht genügend angestrengt, vieles Einzelne ist vorzüglich. Ungarn eifert den anderen Staaten nach, zeigt aber oftmals einen orientalischen Hang fürs Bunte und Ueberladene. Rußland hat nur auf wenigen Gebieten Nennenswerthes, Japan fast nur Marktwaare, die Schweiz hauptsächlich Uhren ausgestellt. Sehr schwach ist es mit Spanien, am trostlosesten aber mit Italien bestellt. Hier herrscht eine solche Verwilderung des Geschmacks, eine solche Vorliebe fürs Schwülstige und zugleich fürs Süßliche, daß für lange Zeit alle Hoffnung verloren scheint, um so mehr, als die Leute beim großen Publicum die besten Geschäfte machen. Im Folgenden werde ich nun nicht die einzelnen Staaten der Reihe nach durchnehmen, sondern mich an die verschiedenen Gebiete des Kunstgewerbes halten und zu zeigen versuchen, was auf ihnen Gutes oder Interessantes geleistet wird. Dabei kann es sich, da ich beim Kunstgewerbe das Künstlerische in den Vordergrund rücke, weniger um Fragen der technischen Vollkommenheit handeln als darum, nachzuweisen, zu welchen Ergebnissen die von England ausgegangene und seit einem Jahrzehnt fast in der ganzen Welt aufgenommene neue Bewegung bis jetzt geführt hat, welche Früchte die unter den Namen „Kunst im Handwerk“, „Kunst im Hause“, „Kunst in Allem“ gegründeten Vereine, Gesellschaften und Zeitschriften gezeitigt haben. Daß diese Bewegung gesund ist, daß wir berechtigt sind, für unsere veränderten Bedürfnisse neue Formen zu suchen, und nicht immer nur Renaissance- oder Rococoformen sklavisch nachbilden können, setze ich dabei voraus.

I. Von den Möbeln und Zimmereinrichtungen. Jede französische Abtheilung enthält ein Musée Centennal, d. h. eine übersichtliche Zusammenstellung von Gegenständen, an denen wir die Wandlungen des Geschmacks und die Vervollkommnungen der Technik im letzten Jahrhundert studiren können. Ein aufmerksamer Besucher der Ausstellung sollte vor und nach der Besichtigung einer jeden Classe ihrem Museum ein paar Minuten schenken. Hier und da hat man den Begriff Jahrhundert etwas weiter gefaßt, hier bei den Möbeln ist man bis auf den Stil Ludwig's XVI. zurückgegangen, also bis auf jene Zeit, in der ein erneutes Zurückgreifen auf die Antike, eine zweite Renaissance, die französische Kunstentwickelung unterbrach. Im hinteren Theile sind einige vollständige Zimmer aufgebaut worden, zunächst ein Zimmer unter Ludwig XVI., dann eine sehr merkwürdige „tricolore“ Schlafstube aus der Revolutionszeit, bei der die Möbel blaugestrichen sind und die Wandbekleidung, die Ueberzüge u. s. w. aus weißer Leinwand mit aufgedruckten rothen Figuren bestehen, ein Zimmer aus der Directorialzeit mit Schwänen und Drachen als Armlehnen an den Stühlen und Sofas, endlich ein sehr schöner Empire-Salon aus dem Besitze des Hrn. v. Cambacérès. Die übrigen Zimmer sind noch nicht fertig. Vorn sind zur Ergänzung besonders werthvolle einzelne Gegenstände, Möbel, Uhren, Leuchter, Bronzen, Jardinièren u. s. w. aufgestellt, so der Thronsessel Napoleon's und sein Schreibsessel, die Wiege seines Söhnchens, das Schreibpult des Generals Lafayette, ein Fauteuil des Herzogs von Angoulème, des Sohnes Karl's X., der Schreibtisch Louis Philipp's und sein für unsere Bedürfnisse höchst unzureichender Waschtisch und der Betstuhl Napoleon's III. So nüchtern der Revolutionsstil und so ärmlich und ideenarm der Biedermeierstil heute auf uns wirkt, man kann doch eine Entwickelung verfolgen. Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts wird das auf einmal ganz anders. Der Faden ist wie abgeschnitten und man knüpft ihn an Stellen wieder an, die längst entschwunden schienen. Es beginnt die große Rundreise durch alle Stile, die bis vor Kurzem in allen Ländern angehalten hat. Und die Franzosen sind darin am zähesten, das Speisezimmer Henri II. — etwa unserem „Altdeutsch“ entsprechend —, der Salon in einem der drei nach den drei Königen Namens Ludwig benannten Stile des 18. Jahrhunderts, das ist für sie eine Art Glaubensformel. Während die Reichen Hunderttausende für ein authentisches, aus der Zeit stammendes Mobiliar ausgeben, halten die Möbelfabrikanten des Faubourg Saint Antoine die entsprechenden Einrichtungen für Minderbegüterte in allen Preislagen bereit. Demgemäß treffen wir in der großen französischen Möbelabtheilung fast ausschließlich auf mehr oder minder treue und mehr oder minder vollendete Nachbildungen der alten Stile. Eine glänzende Ausnahme macht

das Haus Art nouveau von Bing. Ich erinnere mich noch des mit Entsetzen gemischten Erstaunens, das mich bei der Eröffnung dieses Kunsthauses vor fünf Jahren ergriff; es war wirklich eine „neue Kunst“ für mich. Auch heute noch kann ich mich nicht mit Allem, was Bing in seinem eigenartigen besonderen Pavillon auf der Invaliden-Esplanade ausstellt, bedingungslos einverstanden erklären. Noch zu oft tritt bei den Möbeln an die Stelle eines wirklichen Schmuckgliedes irgend eine unförmliche Geschwulst, noch zu oft gehen seinen Künstlern bei der Durchbildung eines Stuhlbeins oder einer Lehne die Gedanken aus, noch zu oft täuschen sie sich auch in der Natur des Materials. Die vergoldeten Holztheile der Möbel des einen Salons machen beispielsweise durchaus den Eindruck von Metall. Aber in der farbigen Gesammtstimmung und der Linienführung ist hier statt des Eindrucks des Tastens nach Neuem wirklich der Eindruck eines neuen Stils erzeugt. Das bezieht sich vor Allem auf das Toilettenzimmer des jungen Künstlers de Feure mit seiner entzückenden grünen Seidentapete. Von de Feure rührt auch der schon erwähnte eine Salon her, während der andere von Colonna, das Speisezimmer und das Schlafzimmer von Gaillard entworfen sind. Nur von einer Wohnungseinrichtung wird die Bing'sche meiner Meinung nach noch übertroffen, nämlich von der, die die Londoner Firma Waring and Gillow ausgestellt hat. Die Zimmer sind allerdings nur zum Theil völlig modern, die meisten lehnen sich an ältere englische Stile an. Selten wird man Vornehmheit und Behaglichkeit, Gediegenheit des Materials und der Ausführung mit Einfachheit und freundlicher Helle so vereinigt sehen. Das Schlafzimmer im Sheraton-Stile, in das wir zuerst eintreten, ist vielleicht das vollkommenste. An den Wänden laufen Schränke aus Atlasholz herum, deren einziger Schmuck in einer sehr feinen und ganz discreten Intarsiaarbeit besteht. Ueber ihnen sind die Wände mit einer erdbeerfarbigen Seidentapete bekleidet. Außer dem großen und ziemlich niedrigen Doppelbett enthält das Zimmer nur einen reizenden Toilettentisch und ein paar Stühle. Der Waschtisch, der ja nicht groß zu sein braucht, da das Badezimmer nebenan ist, befindet sich in einem convexen Eckschrank. Alles ist so einfach wie nur möglich aber zugleich im allerkostbarsten Material ausgeführt. Die Verhältnisse sind aufs glücklichste abgewogen, wie denn auch die Dimensionen des Zimmers ausgezeichnet sind. Unsere deutschen Baumeister, insbesondere die Berliner, scheinen den Unterschied zwischen Palastzimmern und Wohnraum überhaupt nicht zu kennen, die Franzosen empfanden ihn deutlich, als sie in ihren Palästen die mittlere Etage mit den Prunkzimmern fast doppelt so hoch machten als die anderen, eine Sitte, die sich bis jetzt erhalten hat. Einen ganz reizenden Eindruck macht das Badezimmer mit seiner hellblau und weißen waschbaren Tapete. Nicht ganz einwandsfrei erscheint mir die anstoßende Kinderstube. So harmonisch und lieblich sie sich mit ihrem Friese sitzender Babies und ihren weißen Täfelungen und Nischen ausnimmt, die vielen scharfen Ecken und Kanten und der offene Kamin dürften sich für Kinder kaum eignen. Ganz prächtig ist dagegen wieder das Speisezimmer aus Eichenholz im englischen Renaissancestil. Ueberraschend günstig wirkt hier die Zusammenstellung der dunklen Holzpaneele und Schränke mit dem blendendweißen Stuckplafond. All das Düstere und Schwere, das unseren altdeutschen Zimmern anhaftet, ist so vermieden. Den Beschluß machen eine höchst praktische und comfortable Yachtcabine und ein echt englischer Drawing-room. Die englische Abtheilung enthält ferner zwei hübsche Schlafzimmer von Heal and Son und gute Möbel von Henry und Howard.

Kommt man von Waring her zu den deutschen Zimmereinrichtungen, so fühlt man sich zunächst sehr enttäuscht. Hat man dort den Eindruck der Ueberlieferung, der Sicherheit und des bewußten Strebens, so steht man hier einem Tasten im Ungewissen gegenüber. Möchte man dort am liebsten gleich seine Cigarre anzünden und es sich gemüthlich machen, so fühlt man sich hier vor etwas Kühlem und Fremdem, nicht in einem Wohnzimmer sondern in einem Ausstellungsraume. Was die Hauptsache in jedem Zimmer sein muß, die Behaglichkeit, sucht man hier vergebens. Ich rede hier nicht von dem vielbewunderten Prunkraum Emanuel Seidl's, der ja nur als ein Corridor dient und als Zimmer einfach unmöglich sein würde, sondern von den rechts und links an ihn anstoßenden Münchner Räumen von Riemerschmied, Pankok, Bruno Paul, Pfann und Gabriel Seidl, die doch als Wohnräume wirken sollen. Am wohnlichsten ist noch das Jagdzimmer Paul's mit seiner hübschen Täfelung in Rüsternholz und dem lustigen Intarsienfriese. Aber wie eisig kühl wirkt der sonst so treffliche Raum Pfann's gegenüber! Bei Pankok und Riemerschmied feiern die gewundenen und verschlungenen Linien wahre Orgien. Ich will ja gar nicht leugnen, daß diese ovalen Thüren und Sofanischen sehr eigenartig sind — nebenbei bemerkt, ist glaube ich noch nie ein Volk auf die Idee gekommen, eine Thüre nach unten zu verengen — aber wie bald wird man dieser Eigenartigkeit müde sein! Vor Allem aber werden dadurch die Möbel in einer geradezu unheimlichen Weise vertheuert. Eine Zeit lang begnügte man sich nur mit der Linie, jetzt ist das Bedürfniß nach Schmuck wieder erwacht, äußert sich aber zunächst in so merkwürdigen knorpligen und pilzartigen Auswüchsen, wie sie nur in den schlimmsten Zeiten des Barocks üblich gewesen sind. Du lieber Himmel, vielleicht entwickelt sich aus alledem doch noch einmal ein wirklich brauchbarer Stil, und an ernstem, ehrlichem Streben fehlt es sicher nicht, vorläufig haben diese Künstler die meisten Fehler Derer, die für Bing arbeiten, und nur wenige ihrer Vorzüge. Vor Allem scheint ihnen oft die genügende Kenntniß des Handwerks zu fehlen; sie phantasiren noch zu sehr. Im Uebrigen muß in Deutschland augenblicklich eine ungeheure Vorliebe für die Marketerie herrschen. Die deutsche Abtheilung enthält nicht weniger als drei Musikzimmer, von Wölfel-Stuttgart, Macco-Heidelberg und Spindler-St. Leonhardt im Unterelsaß, die fast ganz in Marketerie ausgeführt sind. Wölfel geht so weit, nicht nur Menschen darzustellen, sondern sogar in völliger Verkennung des Charakters seines Materials auf ihnen rein malerische Lichteffecte anzubringen. Dagegen wirkt sogar das Rococozimmer von Schneider und Hanau erfreulich, das doch unserem heutigen Geschmacke recht wenig entgegenkommt. Wirklich gute Ausnahmen bilden nur zwei Zimmer, der Raum von Buyten und Söhne in Darmstadt und das Zimmer der Darmstädter Künstlercolonie. Der erstere besteht aus einer höchst anheimelnden Kaminecke, über der ein Balkon hinläuft, einer Wand mit Holzverkleidung und einem Glasfenster, einem Tisch und Stühlen, Alles ist nach Entwürfen des Professors v. Berlepsch-Valendas in München ausgeführt. Bei den Wandverkleidungen ist das neue Xylectopom-Verfahren, für das die Firma Buyten das Monopol besitzt, in geschmackvoller Weise zur Verwendung gekommen. Durch ein Sandstrahlgebläse wird von den weichen Theilen einer sorgfältig geglätteten Holzplatte soviel hinweggenommen, daß eine Art natürlichen Reliefs entsteht, dessen hervorstehende Partien dann polirt werden. In der Illustrirten Zeitung ist vor nicht langer Zeit (25. Januar 1900) eine ausführliche Darstellung der interessanten und zukunftsreichen Erfindung erschienen. Der Darmstädter Raum ist ein sehr gemüthliches Herrenzimmer mit graugrünen Möbeln und grauen Bezügen. Die Linien sind schlicht und angenehm für's Auge, die Ornamente sparsam und geschmackvoll, zum Theil geschnitzt, zum Theil eingelegt. Hie und da finden sich schöne Bronzebeschläge. Daneben sei noch die sehr anspruchslose aber nette Kaminecke von Prof. Läuger-Karlsruhe hervorgehoben, die an dem Absatz der einen Treppe angebracht ist. Das nach Entwürfen Melchior Lechter's von dem Fabrikanten Pallenberg hergestellte Prunkzimmer ist immer noch nicht fertig, entzieht sich also meiner Beurtheilung. Die meisten übrigen Zimmer halten sich in überkommenen Formen.

Bei den übrigen Staaten muß ich mich sehr kurz fassen. Am meisten tritt noch Oesterreich hervor. Das Beste ist hier der in grünen Tönen gehaltene Ehrensaal mit seinen mit goldenen Eichenblättern geschmückten canellirten Säulen und den wundervollen gestickten Seidentapeten. Gut sind auch die an die Düsseldorfer erinnernden Möbel von Niedermoser-Wien. Mit den trapezförmigen, äußerst schwerfälligen Schränken von Pospischil-Wien kann ich mich dagegen ebenso wenig befreunden wie mit dem bandwurmartigen Wandschmuck des Raumes der Wiener Kunstgewerbeschule. Die czechischen und ungarischen Zimmer zeigen fast überall gute Anläufe, die dann aber regelmäßig durch barbarische Zuthaten zu nichte gemacht werden. Holland hat einen sehr hübschen und einfachen Speisesaal und eines der berühmten Hindeloopener Zimmer ausgestellt, Norwegen gute Copien trefflicher alter Bauernmöbel. Ueber die reizenden Zimmereinrichtungen im dänischen Hause habe ich früher schon berichtet. Ueber Italien und Spanien schweigt man am besten.

Bücherbesprechungen.

— Galley, Alfred, Lic. theol., Die Bußlehre Luther's und ihre Darstellung in neuester Zeit. Gütersloh, Bertelsmann. 1900. 2,40 ℳ. — Nach der Meinung einiger neuerer Dogmatiker ist es nöthig, „den Ansatz, in welchem Luther stecken geblieben ist, selbst weiter zu entwickeln zu suchen". Man meint, daß seit dem Jahre 1525 eine „Reconstruction" stattgefunden habe. Demnach dürfe man, um Luther's ungebrochenen Genius zu erforschen, nicht über jene Zeit hinausgehen. Der gelehrte Verfasser erörtert diese wichtige Frage in Bezug auf Luther's Bußlehre, in der zumeist stark von einander abweichende Ausführungen zu Tage treten. G. B.

— Bachmann, Philipp, Lic. theol., Gymnasialprofessor in Nürnberg, Die Augsburgische Confession. Für den Gebrauch an Mittelschulen erläutert und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen. Erlangen und Leipzig, A. Deichert (G. Böhme). 1900. 1,25 ℳ. — Es ist erfreulich, daß sich das Interesse unseren Bekenntnißschriften erneut zuwendet und daß sich die Erkenntniß Bahn bricht: unsere Jugend muß insbesondere mit dem Großen Katechismus und der Augsburgischen Confession vertraut werden. An mehreren Seminarien ist Luther's Großer Katechismus bereits zur Einführung gelangt. Nach Köstlin, Kolde, v. Criegern, die uns sämmtlich das Verständniß der Augsburgischen Confession näher gebracht haben, bietet uns ein bekannter Nürnberger Gelehrter diese treffliche Ausgabe für die Schule. Möge sie ausgedehnte Benutzung finden! G. B.

— Dr. Max Freiherr v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf. II. Band. Mit vier Originalkarten von Dr. Richard Kiepert, einer Uebersichtskarte und zahlreichen Abbildungen. Berlin 1900, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). XIII und 434 Seiten. Bd. I und II gebunden 20 ℳ. — Der zweite Band dieses besonders von den Assyriologen mit Spannung erwarteten, hochbedeutsamen Reisewerkes führt uns durch den Haurân, die syrische Wüste und Mesopotamien. Durch die Ausgrabungen Hilprecht's in Nippur und die Unternehmung der Vorderasiatischen Gesellschaft zu Berlin ist das Euphratland gegenwärtig für uns wieder in den Vordergrund des Tagesinteresses getreten. Ich wüßte keinen kundigeren und zuverlässigeren Führer in das Märchenland einer uns neu erschlossenen viertausendjährigen Cultur, als den Verfasser des Werkes, der mit nüchterner und klarer Sachlichkeit die Gabe in hohem Maße besitzt, das morgenländische Milieu mit satten Farben zu schildern. An die ganz neue und werthvolle Geschichte der Drusen schließt sich im zweiten Band eine für die Cultur des Islams und für die Kenntniß der religiösen Secte der Wahhabiten neue Wege bahnende Geschichte von Omân. Nicht minder neue Aufschlüsse erhalten wir über Leben, Sitten und Gebräuche der syrischen Beduinen. Gekrönt wird die lebhafte Anschaulichkeit des Werkes durch den vorzüglichen Bilderschmuck; der Vohsen'sche Verlag leistet in dieser Hinsicht auf geographischem und ethnographischem Gebiete das Allerbeste. In einem gelehrten Anhang wird eine Uebersicht über die Sommerflora der bereisten Länder gegeben. Eine Karte der Euphrat- und Tigrisländer, wie sie in dieser Genauigkeit noch nirgends geboten worden ist, erhöht die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Werkes. Wer über ein Land, das als die Heimath Abraham's von Kindheit an uns vertraut ist, durch welches die Paradiesesströme der Bibel, Phrat und Tigris, fließen, ein naturgetreues Bild sich verschaffen will, der schaffe sich dieses Buch auch wirklich an, dem vor zehntausend andern das Lessing'sche Wort gilt: wir wollen weniger erhoben, doch fleißiger gelesen sein. J. J.

— Friedrich Paulsen, Kant's Verhältniß zur Metaphysik. 37 S. 60 ₰. — Karl Vorländer, Kant und der Socialismus. 69 S. 1,20 ℳ. Berlin, 1900, Reuther u. Reichard. — Es heißt das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man behauptet, daß Kant alle Metaphysik, d. h. diejenige Weltanschauung, welche hinter der sinnlichen Wirklichkeit noch etwas Höheres vermuthet und begriffsmäßig gestaltet, einfach über Bord geworfen habe. Vielmehr zieht sich durch seine grundlegenden Werke, Kritik der reinen und praktischen Vernunft, die Idee einer höheren Welt hindurch, die wir zwar nicht begriffsmäßig erkennen, aber unter dem Gesichtspunkt der Freiheit, der Selbstbestimmung nach Vernunftgesetzen, in die Wirklichkeit gleichsam projiciren können. In der geistreichen und lichten Darstellung, die Paulsen zum Führer der Gebildeten befähigt, wird dieser Gedanke aus dem ganzen persönlichen Kant heraus entwickelt. Seine Wissenschaft ist wie sein Vorname ein wirklicher Antihäckel, ein lebendiger Widerspruch gegen jene Weltphilosophie, die für ihren Monismus sich auf ihn beruft, seines Geistes aber keinen Hauch verspürte! Immanuel, Gott mit uns! — In der zweiten Schrift wird das Verhältniß Kant's zum Socialismus erörtert. Es ist bekannt, daß die socialistische Schule der Politiker, die in Marx, Engels und Lassalle ihre anständigen und denkfreudigen Vertreter hat, von Hegel ihren Ausgangspunkt genommen hat. Verstehen wir dagegen unter Socialismus eine sittliche Weltanschauung, welche das Wohl des Ganzen, der Gesellschaft, dem Einzelnen, dem Individuum unterordnet, so ist Kant entschieden der Fürst und der Fahnenträger jenes Kampfes, der im 19. Jahrhundert begonnen wurde und voraussichtlich im neuen Säculum zum Abschluß kommen wird. Es muß sich immer klarer herausstellen, daß die praktische Weltanschauung Kant's, die in der Idee vom Reiche Gottes als der sichtbaren Gestaltung eines vollkommenen Menschenthums gipfelt, nicht der wandelbare, sondern der wahrhaft unsterbliche Theil seiner Philosophie bleiben wird. In höchst fesselnder Weise zeigt der Verfasser, wie die Neukantianer den socialen Gedanken weiter ausgebaut haben. Wir fügen dem hinzu, daß der sociale Kant in Verbindung mit dem erkenntnißtheoretischen Lotze einer Theologie die Wege geebnet hat, welche von Ritschl ihren Ausgang nahm. Wir haben aus der Schrift viel gelernt, meinen jedoch, daß Verfasser die socialistischen Leitgedanken Kant's in zu modernes Gewand gekleidet hat. Denn Kant war nichts weniger als ein moderner Mensch: sein Weltbürgerthum war in keiner Weise volkswirthschaftlicher Art, und noch weniger wird eine Schule sich mit seinem Schilde decken können, welche in der Füllung des Futternapfes für die Gesammtheit das eigentlich Erstrebenswerthe sieht. Die Socialdemokratie würde von dem Aristokraten des Geistes keinen Katechismus, sondern eher eine catilinarische Rede empfangen haben. J. J.

— Will Rußland die orientalische Frage lösen? Ein Beitrag zur Geheimgeschichte u. s. f. Von Bresnitz v. Sydacoff. Berlin und Leipzig, 1900. Friedr. Luckhardt. — Einen Beitrag zur Geheimgeschichte der Balkanwirren möchten wir zwar unsrerseits dieses Buch nicht nennen, da nichts darin steht, was nicht jeder fleißige Zeitungsleser aus den Zeitungen zu entnehmen vermöchte. Immerhin kann sich Derjenige, welcher dies versäumt hat, aus der vorliegenden Schrift ziemlich gut über den augenblicklichen Stand der schwebenden Fragen orientiren. Der überaus rührige Verfasser ist ein entschiedener Gegner Rußlands und sucht das Heil Deutschlands an der Seite Englands. Darüber kann man freilich verschiedener Ansicht sein. Daß uns die Russen oder doch ein großer Theil dieser Nation fortgesetzt abgeneigt sind und bleiben, leitet der Verfasser Seite 13 und 89 wohl nicht mit Unrecht daraus her, daß Rußland in Oesterreich und Deutschland (welches hinter Oesterreich steht) einen Gegner bei seinen Plänen auf Konstantinopel und was damit zusammenhängt erblickt. Dorthin sind — wie er sagt — die Augen des russischen Volkes unausgesetzt gerichtet. —tg—

— Die deutsche Colonialgesetzgebung. Vierter Theil. 1898 bis 1899. Auf Grund amtlicher Quellen und zum dienstlichen Gebrauch herausgegeben von Dr. Alfred Zimmermann. 238 S. Berlin 1900. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Der neueste Theil enthält neben den Verordnungen für die unter der Verwaltung der Colonial-Abtheilung des Auswärtigen Amtes stehenden Schutzgebiete, worunter auch Samoa diesmal erscheint, das gesetzgeberische Material für Kiautschou. Zur Erleichterung der Benutzung des Gesammtwerkes ist dem vorliegenden Theil außer dem sachlichen Inhaltsverzeichniß und einem Sachregister ein chronologisches Verzeichniß aller in den erschienenen vier Bänden enthaltenen Gesetze u. s. w. beigegeben worden, so daß das Werk bequem zu benutzen ist. Allen Colonialpolitikern, sowie Jedem, der mit unseren Colonien Beziehungen unterhält, wird das Werk beim Nachschlagen und als Leitfaden beste Dienste leisten. M.

— Die Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von E. Berner (XXI. Jahrgang. 1898. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung, 1900. XVIII, 136, 562, 334, 365 SS. 8°. Preis 30 ℳ), sind an dieser Stelle seit Jahren nicht erwähnt worden. In Fachkreisen längst als ein unentbehrliches Hilfsmittel anerkannt, haben sie ihre Lebensfähigkeit trotz des hohen Preises so vollkommen bewährt, daß jedes Wort der Empfehlung überflüssig wäre; aber auch in weiteren Kreisen ver-

dienen die Jahresberichte, die sich von Jahr zu Jahr inhaltlich reicher gestaltet haben, Beachtung zu finden. Zu den drei Hauptabtheilungen Alterthum, Deutschland, Ausland ist seit 1888 eine vierte „Allgemeines“ hinzugekommen, die im vorliegenden Bande Paragraphen über Allgemeine Weltgeschichte, Allgemeine Culturgeschichte, Kirchengeschichte, Paläographie und Diplomatik umfaßt. Ein Sonderabdruck der Abschnitte über Allgemeine Weltgeschichte und Allgemeine Culturgeschichte, die Hans F. Helmolt, der Herausgeber der eben im Erscheinen begriffenen „Weltgeschichte“ auf geographisch-ethnographischer Grundlage, bearbeitet hat, liegt der Redaction vor und hat unsere Anzeige veranlaßt. Es ist ein stattliches Heft von 92 S., das von der umfassenden Belesenheit des Verfassers Zeugniß ablegt; wenn man auch viele von den hier erwähnten Schriften, die sich auf den Gebieten so ziemlich aller Wissenschaften bewegen, in einer historischen Bibliographie kaum suchen würde, so wird die Uebersicht doch Manchem willkommen sein. —m—

— Phonetisches Stammwörterbuch der deutschen Sprache, nebst einem Anhange der deutschen Wörterverwandtschaft (so!) Ein Hilfsmittel beim Unterricht in der Orthographie. Bestimmt für Mittelklassen. Im Selbstverlag herausgegeben von Cantor emer. Billing in Hartenstein i. S. 1900, Zwickau. — Wenn der Verfasser erstens seinem Büchlein einen bescheideneren Namen gegeben hätte, etwa: Uebungen für die Rechtschreibung, und wenn er zweitens auf alle gelehrten (?) Bemerkungen verzichtet hätte, so könnte man es als eine Sammlung deutscher Diktate für die Unter- und Mittelstufe der Volksschule empfehlen. Die allgemeinen Auseinandersetzungen sind leider nach Inhalt und Ausdruck eine schlimme Beigabe. „Die Wörterverwandtschaft (Genesis) correspondirt mit den Wortklängen und ergänzen sich beide. Z. B. die Stammklänge schnitt — der Schnitt — die Schneide, ergänzen sich in den ethimologischen (so!) Ablautgruppen schnitt — geschnitten — die Schneide — der Schneider — der Schnitt — der Schnitter.“ „Die Wörterverwandtschaft ist eine wortbildende und wortformenbildende.“ „Sie ist ferner eine innere seelische synonymische Verwandtschaft und eine äußere, dem Klange nach verwandte.“ „Alle zusammengesetzten Wörter, welche aus einer Wörterverwandtschaft abgeleitet werden, sind Sproßformen, keine Familienglieder, z. B. Bürgermeister — Gebirgsbewohner u. a. m.“ Diese Sätze genügen wohl zum Beweise dafür, daß der Verfasser besser berathen gewesen wäre, wenn er sein Manuscript vor dem Drucke Jemand zur Durchsicht vorgelegt hätte, der mit der deutschen Sprachwissenschaft etwas nähere Bekanntschaft gemacht hatte. R. B.

— Dr. E. Döll, Fachbildung, Fachtüchtigkeit und jugendliche Lebensweise. Handelsstudent und studentisches Wesen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 4 Bogen. Preis 1 ℳ. 1900. C. G. Naumann, Leipzig. — Ursprünglich als wissenschaftliche Abhandlung im letzten Jahresbericht der öffentlichen Handelslehranstalt zu Leipzig gedruckt, ist diese Schrift bereits in zweiter Auflage erschienen. Dadurch ist aber schon eine Art Beweis geliefert, daß man mit den vom Verfasser darin niedergelegten Anschauungen über die jetzt in den Vordergrund getretene Frage, welche Lebensweise der studirende junge Kaufmann zu führen habe, in weiten Kreisen einverstanden ist. Das Leitmotiv, daß Verstand ohne Charakter zu Nichts führe, ist in allen Theilen der 54 Seiten umfassenden Schrift zu erkennen, wenn auch der Verfasser zunächst pro domo, d. i. für die Leipziger Verhältnisse spricht. Ausgehend davon, daß schon Büsch, der Mitbegründer und Leiter der ersten deutschen Handelsakademie im vorigen Jahrhundert, unverhohlen seine Antipathie gegen die akademische Lebensweise zum Ausdruck gebracht hat, weist er nach, wie gewisse studentische Gebräuche und Gewohnheiten auf das Feudalbewußtsein der in Italien Rechtswissenschaft studirenden älteren deutschen Männer zurückzuführen sind. Daß trotzdem die extravagante studentische Lebensweise, welche nur nachtheiligen Einfluß auf das Studium ausübt, nicht nothwendig ist, und daß einfache und solide Lebensführung mit Fachtüchtigkeit wohl vereinbar ist, beweist der Verfasser an wenigen glücklich gewählten Beispielen aus feudalem, gelehrtem und kaufmännischem Stande. Allen diesen Lebensskizzen sind Gedanken und Urtheile eingeflochten, welche auf feiner Beobachtung beruhen, wie die Beleuchtung des Gegensatzes zwischen Philisterthum und Pseudogenie, oder das Zusammenpassen von Berufstüchtigkeit und häuslichem Sinn, oder daß tüchtige kaufmännische Talente nicht auch herzlose Zahlenmenschen sein müssen. Am Schlusse seiner Schrift warnt der Verfasser die junge Kaufmannswelt vor den feineren Gefahren des akademischen Studiums, vor den Literaturverirrungen moderner Schriftsteller, der sog. Uebermenschen-Fabrikanten. Alle Ausschreitungen strafen sich selbst, das Unsolide geht schließlich zu Grunde, nur das von vornherein tüchtig Angelegte dauert aus, und das zu fördern, soll die erste Aufgabe des Studiums sein. F. H.

— Die Prämie im Weltzuckerhandel. Von Mosco-Wiener. Wien, im Selbstverlage des Verfassers. — Nachdem der Verfasser der vorliegenden Schrift bereits im vorigen Jahre beachtenswerthe Vorschläge zur Lösung der Zuckerprämienfrage gemacht hat, versucht er jetzt eine eingehende, zusammenhängende Darstellung der Prämienfrage und des von ihm vorgeschlagenen Systems gleitender Prämien zu geben. Wenn man den völligen Mißerfolg der zahlreichen internationalen Conferenzen zur Lösung dieser wichtigen Frage ins Auge faßt, so wird man dem Verfasser ohne weiteres Recht geben müssen, wenn er der Ueberzeugung Ausdruck giebt, daß auf dem bisher eingehaltenen Wege die Abschaffung aller offenen und versteckten Prämien nicht möglich ist. Denn zu den Prämien im weiteren Sinne sind nicht allein die Steuerprämien zu rechnen, sondern hierher gehören auch die Ausnahmetarife, die mannigfaltigen Productionsbegünstigungen, Zollbegünstigungen u. s. w. Gesetzt den Fall, es würde eine vollständige Einigung unter den betheiligten Staaten über die Abschaffung oder gleichmäßige Normirung der Exportprämien erzielt, so ergäben sich doch noch sehr wesentliche, weniger auf die Rivalität als insbesondere auf die verschiedenen Chancen der Zuckerfabrikation in den einzelnen Staaten Europas gerichtete Bedenken, welche geeignet wären, die Lösung des ganzen Problems unmöglich zu machen. „Denn in dem Augenblick, da kein Staat mehr berechtigt sein wird, Ausfuhrprämien zu gewähren, wird jener Staat als Sieger aus dem Kampfe um den Weltmarkt hervorgehen, der über die dem Rübenbau günstigsten Böden und Klimate verfügt, der durch rationellsten Wirthschaftsbetrieb die hochgradigste und billigste Rübe erzeugt, durch vollkommenste Zuckerfabrikationstechnik und mit geringsten Productionskosten das qualitätvollste Zuckerproduct liefert und endlich ausgedehnte Handelsbeziehungen mit regem Schiffahrtsverkehr und wohlfeilsten Frachten pflegt. Die Gunst dieser Factoren gewährte den wirthschaftlich stärkeren Staaten so enorme natürliche Prämien, daß die Concurrenz der wirthschaftlich schwächeren Staaten ohne künstliche Prämien daneben nicht bestehen könnte.“ Würde daher auch eine internationale Vereinbarung auf Grundlage der gleichartigen Besteuerung des Rübenzuckers erfolgen, so würde die künstliche Prämie, theils offen, theils versteckt, in den Ausnahmetarifen und Refactien für Zuckerfrachten seitens der Exportländer, in den mannigfachen Productionsprämien und ferner in den differentialen Zollbegünstigungen der Importländer zu Tage treten. Die gänzliche Abschaffung der Prämien ist unerreichbar, solange eine Concurrenz besteht. Die Prämienpolitik muß daher mit den Concurrenzverhältnissen rechnen, und deshalb ist, nach der Meinung des Verfassers, die erste Bedingung einer erfolgreichen internationalen Prämienpolitik die, daß sowohl den speciellen Productions- als auch den Export- und Consumverhältnissen jedes einzelnen Vertragsstaates Rechnung getragen werde. Hiernach würde alljährlich, etwa von einem internationalen Bureau aus, die Prämie für jeden einzelnen Productionsstaat besonders in der Art festzusetzen sein, daß durch die verschiedene Höhe der Prämiensätze für jedes Land die Verschiedenheit der Productions- und Exportbedingungen gewissermaßen ausgeglichen würde. Selbst unter der Voraussetzung, daß eine derartige Einigung zu Stande käme, würde aber nicht an die Aufhebung, sondern nur an die Herabminderung der Prämie gedacht werden können. Die Prämie soll in der Weise berechnet werden, daß sie, ausgehend von den Erzeugungskosten, die Inlandspreise mit den Exportpreisen in Einklang bringt, und daß sie nichts Anderes darstellt, als einen nachträglich gewährten Zuschuß zu verlustbringenden Verwerthungspreisen. — Die sehr eingehenden Ausführungen des Verfassers werden für Jeden, der sich mit dieser wirthschaftlichen Frage beschäftigt, in vieler Beziehung interessant und belehrend sein; es werden sehr beachtenswerthe Fingerzeige gegeben, wie die Frage ihrer Lösung entgegengeführt werden könnte, wenn — und hieran dürfte wohl der gute Wille des Verfassers scheitern — die sämmtlichen betheiligten Staaten geneigt wären, ein Compromiß, wie es hier vorgeschlagen ist, einzugehen. f.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 83. Donnerstag, den 12. Juli, Abends. 1900.

Eine Donaufahrt von Belgrad bis Orsowa.

Von Horst Höfer.

Früh fünf Uhr verläßt der stromabwärtsfahrende Donaudampfer das Quai in Belgrad; auf ihm beabsichtigten wir eine Fahrt bis Orsowa am Eisernen Thore zu unternehmen. Am Vorabend streckten wir unserm Hotelier, der im Gegensatz zu den meisten übrigen Belgradern fast kein Wort Deutsch verstand, vier Finger mit dem Worte: „Wecken“ vor sein verständnißinnig nickendes Angesicht und begaben uns getrost in der Hoffnung, zur richtigen Zeit, früh vier Uhr, aus dem Schlafe gepocht zu werden, zur Ruhe. Hätte aber am folgenden Morgen durch seinen schrillen Pfiff nicht der landende Donaudampfer, vom gegenüberliegenden ungarischen Semlin kommend, das Amt unseres pflichtvergessenen Hoteliers oder seines verschlafenen Hausknechtes übernommen, so hätten wir drei volle Tage in Belgrad auf die nächste Fahrgelegenheit warten können. So aber erreichten wir nach nochmaliger Paßrevision von Seiten der serbischen Behörde noch zur rechten Zeit den stattlichen Donaudampfer, der zwei Tage vorher mit nächtlicher Fahrt Wien verlassen hatte. Das Schiff, von mächtigen Rädern in Bewegung gesetzt, eilt rasch auf der Mündung der Save, die man in vielen unserer wissenschaftlichen und Lehrbücher hartnäckig die „Sau“ nennt und Belgrad dann womöglich die prächtige „Saustadt“, in die seeartig breite Donau. Belgrad mit seiner Festung, die laut des Berliner Vertrages zu allmäligem Verfall verurtheilt ist, da an ihr Wiederherstellungs-Bauten und -Arbeiten nicht vorgenommen werden dürfen, präsentirt sich noch einmal recht schön. Diese Stadt liegt auf einer Halbinsel, die durch Save und Donau gebildet wird, unvergleichlich günstig und imposant; wir aber konnten uns in ihr so recht heimisch als „Deutschländer“ — so nennt man uns Reichsdeutsche hier — nicht fühlen. Die triste Bretterbude vor dem königlichen Polizeipräsidinm, in der wenige Tage später persönliche Rachsucht und politische Unklugheit ein drakonisches Urtheil über einige arme Teufel aussprechen ließ, hat uns zu sehr beeinflußt bei der Besichtigung und Kritik der übrigen Haupt- und Residenz-Stadt des wackeren Milan Obrenowitsch. Die weitere Fahrt bot vorerst wenig Interesse und wir benutzten diese Gelegenheit, unsere Mitreisenden, insbesondere die der dritten Classe einer Musterung zu unterziehen. Vielfarbig und mannigfach wie die ethnographische Karte der unteren Donauländer ist das Bild und die die Zusammensetzung der Menge. Dort lagerte unter ihren zahlreichen Gepäckstücken eine kinderreiche Slovakenfamilie, beschäftigt, ihr Frühstück, aus grünen Paprikaschoten mit Salz und Weizenbrod bestehend, zu sich zu nehmen. Dort hockten Rumänen zwischen Kisten und Frachtgut der Schiffsladung und ließen sich ihre gedünsteten Kukurutzkolben augenscheinlich recht gut schmecken. Wahrlich ein schöner Menschenschlag, diese Nachkommen der alten Dacier und ihrer Unterdrücker, der Römer, deren fesselnde, lebendige Erscheinung durch eine geschmackvolle, ganz reizende Tracht noch mehr gewinnt. Man kann sich an dieser schönen Gruppe kaum satt sehen und Friedrich v. Hellwald mag nicht Unrecht haben, wenn er sagt, daß den Rumänen durch die allbezwingende Propaganda ihrer schönen Frauen die Entnationalisirung vieler Slaven gelänge. Am zahlreichsten waren auf unserm Dampfer die Serben vertreten, wie es nicht anders zu erwarten war, da ja in Südungarn dieses Volk vor anderen procentualiter in größter Menge beide Ufer der Donau bewohnt. Magyaren, Schwaben aus dem Banate, Türken und Leute, welch' Stammes sie auch sein mochten, boten an Bord in ihren eigenartigen Trachten und im Benehmen noch manch' fesselndes und uns unvergeßliches Bild! — Nach reichlich zweistündiger Fahrt tauchen in der Ferne am rechten, serbischen Ufer die Thürme von Semendria auf, einem höchsten malerischen, weit ausgebreiteten Castelle von der Gestalt eines großen, unregelmäßigen Dreiecks. Es liegt unmittelbar an dem flachen Ufer des Stromes und der Riesenbau spiegelt sich in seinen ruhigen Wassern. Semendria ist jedenfalls römischen Ursprungs: die charakteristischen viereckigen, kahlen Thürme auf der Mauer, etwa zwölf an der Zahl, lassen dies vermuthen. Nach Untergang des Römerreiches haben sich in diesem befestigten Platze Serben, Türken, Magyaren und Oesterreicher festgesetzt, dieselben, welche auch die Burgen und Vesten, welche uns auf der weiteren Fahrt begegneten, besessen oder erbaut haben. Wir steuern nunmehr an der 18 Kilometer langen Insel Ostrowo entlang, auf die in Meyer's vor Kurzem erschienenem Reiseführer für die Balkanländer besonders aufmerksam gemacht wird. Ostrowo ist nämlich die „Niemandsinsel“ des Maurus Jokai in seinem wunderbaren Roman „Ein Goldmensch“. Derjenige aber, welchem dieses Eiland als ein zaubervolles, von der Natur verschwenderisch ausgestattetes Elysium der Glückseligen vor seinem geistigen Auge schwebte, wie es die Phantasie des Dichters schuf, wird beim Anblick des unwirthlichen und wenig einladenden Insellandes unangenehm enttäuscht werden. Ebenso hat es ausgeschaut zur Zeit, da sich besagter Roman abgespielt hat, „als noch“ — wie es da heißt — „von der Türkei durch Ungarn bis Deutschland beständig 9000 Pferde an beiden Ufern dahinschritten, die sich abmühten, all die Schiffe stromaufwärts zu ziehen.“ — Noch sind die Ufer flach; höchstens treten auf serbischer Seite gelbe Lößterrassen bis an das Flußbett heran, massige Anhäufungen einer Bodenart, welche auf große Fruchtbarkeit dieses Theiles von Serbien schließen lassen. Wir Schiffspassagiere sollten Erzeugnisse dieses Landes und Bodens bald in gerade nicht angenehmer Weise kennen lernen. Unser Dampfer landete nämlich einmal unmittelbar an einer Stelle, wo zwei mächtige Donaukähne vor Anker lagen, die Getreide luden. Serbische Bauern, deren zahlreiche Ochsenkarren am Ufer ein ausgebreitetes Lager bildeten, brachten ihre Kornfrucht in Säcken an Bord des Schiffes geschleppt, dort wurde die Waare im Beisein des Kaufherrn gewogen und dem jedesmaligen Lieferanten sofort baar bezahlt. Ehe aber das Getreide in das bauchige Innere der Lastkähne versenkt wurde, ließ man es erst durch Reinigungsmaschinen laufen, deren mehrere auf Deck in Thätigkeit waren. Diesen Apparaten nun entströmte Staub und Spreu in Menge und zum Ueberfluß leitete ein neckisches Lüftchen diese Schmutzwolke über unseren eleganten Dampfer, der gerade hier lange verweilte, da er serbische Pflaumen als Fracht aufnahm. Wir mußten uns in die Cajüten flüchten, so interessant das bunte Schauspiel des improvisirten Marktes am Ufer und auf den Transportkähnen auch war. Wer jedoch die primitive Art, mit welcher der serbische Landwirth seine Halmfrüchte ausdrischt, kennt, wird diesen unsern Rückzug nicht für eine Pimpelei verzärtelter, moderner Touristen halten.

Fünf Stunden ist unser Dampfer seit dem Verlassen von Belgrad unterwegs; jetzt legt er ein wenig hinter Rama, den Ruinen einer alten serbischen Veste des Mittelalters, bei dem ungarischen Bazias an. Hier ist der Endpunkt einer Bahnlinie, welche von Ofen-Pest über Temesvar führt. Dem natürlichen Laufe der Donau folgend, konnten die Schienenstränge von hier weiter nach Rumänien hinein nicht gelegt werden, denn hier beginnt die Klissura, jene großartigste Stromenge Europas, und damit zugleich der interessanteste Theil des ganzen Donaulaufes. Durch die Südkarpathen, welche hier in die Gebirge der Balkanhalbinsel übergehen, hat sich der Strom, vorher noch gewohnt, sich Sümpfe

und Seen bildend ohne Schranken weit in der Ebene auszubreiten, in grauer Vorzeit nagend und sägend seinen Weg erst schaffen müssen und noch in jüngsten Tagen ist ihm der Mensch in seinem Streben mit Pulver und Dynamit zu Hilfe gekommen. Im Alterthum bildete diese Stromenge für jeden Verkehr zu Wasser und zu Lande ein unüberwindliches Hinderniß; sie hob gleichsam die Einheit des Donaulaufes auf, welchem Umstande es auch zuzuschreiben ist, daß man den Fluß bis zur Klissura als „Danubius“ und danach vom eisernen Thore ab als „Ister“ kannte. Noch heute, zumal bei niedrigem Wasserstande, ist die Fahrt äußerst schwierig und nicht ohne Gefahr wegen zahlreicher Riffe, Stromschnellen und Felsenbänke; vier Mann sind ununterbrochen angestrengt am Steuerruder beschäftigt und der Capitän verläßt keinen Augenblick seine Commandobrücke. Mit instructiver Klarheit sind allenthalben an den Felswänden, die hüben und drüben sich ergänzen und zumeist aus grauweißem Jurakalk bestehen, Schichtenbau und Schichtenstörungen aufgeschlossen. Es lassen sich ohne Ausnahme da, wo die Schichten von vulcanischen Kräften fast senkrecht in die Höhe gestaucht sind, Riffe, Wirbel und Stromschnellen im Wasser feststellen. Die einzelnen Katarakte haben von Alters her ihre Namen, ein Beweis dafür, von welcher Wichtigkeit dem Schiffer ihre genaue Kenntniß war und heute noch ist. Die wildromantischste Partie, den Glanzpunkt der ganzen Fahrt bildet der Kazanpaß mit den gleichnamigen Stromschnellen und Wirbeln. Die Donau mißt an einer Stelle dieser Passage nur 161 m Breite bei natürlich um so größerer Tiefe. Man hat wohl nicht mit Unrecht die Scenerie dieses Passes mit der eines der großartigen norwegischen Fjorde verglichen; man fühlt sich wie in einem mächtigen Gefängnisse. Schroff steigen die Felsenmauern bis über 700 m über den Donauspiegel empor und geben meist erst in einiger Höhe, weniger steil, einer unangetasteten Urwaldvegetation, aus Eichen, Buchen, Rüstern, Linden und anderem Laubholz bestehend, Platz. Diese Bergforste sind die natürlichen Mastställe großer Schweineheerden, deren eine wir in nächster Nähe zu Gesichte bekamen. Still und regungslos stand ein zahlreicher Trupp dieser dunkelborstigen, langbeinigen, halbwilden Thiere mit dem serbischen Hirten am Ufer im Schatten einiger uralten Eichen.

Reich an Naturschätzen, bietet die Klissura ebensoviel Anziehendes auch dem Auge des Historikers. Da wo bei Bazias das Gebirge an die Donau herantritt, liegen auf einem in den Fluß vorgeschobenen Felsenmassiv die Ruinen einer Feste, Golubac mit Namen, die einst den Strom sperrte; sie ist neben Semendria unstreitig das besterhaltene und prächtigste Baudenkmal an der serbisch-ungarischen Donau. Es besteht aus acht dicken, durch Mauern mit einander verbundenen Thürmen, von denen drei unten, zwei in der Mitte stehen und drei die Spitze des Berges krönen. Die durchschnittliche Höhe der Thürme beträgt gegen 70 Meter. Diese Burg hält man für serbischen Ursprungs, in der Hauptsache wehte aber von ihren Zinnen der Halbmond der Türken. Ihnen zum Trotze ragte am gegenüberliegenden Donauufer Laszlovar, die Ladislausburg der Magyaren; auch hiervon sind die Trümmer noch deutlich wahrnehmbar. Weiterhin noch vor dem obengenannten Kazanpaß gewahrt man auf ungarischer Seite die drei ruinenhaften, viereckigen Thürme von Trikule. Einer steht auf ein Felsenriff gegründet im Wasser und ist mittels einer Holzbrücke mit dem nächsten verbunden. Zwischen diesem und dem dritten führt die Straße nach Orsowa hindurch. Den Wasserthurm ziert noch ein niedlicher Söller. Ein Schauer von Ehrfurcht aber ergreift uns beim Anblick der von Kaiser Trajan erbauten Heeresstraße, deren Spuren man kilometerlang unschwer am serbischen Ufer verfolgen kann. Selbst uns Kindern eines Jahrhunderts der Erfindungen und Maschinen muß dieses culturelle Werk noch immer Staunen und Bewunderung abnöthigen. Ein mehr oder weniger noch erkennbarer Einschnitt läuft einer norwegischen Strandlinie vergleichbar am senkrechten Uferfels hin als Spur der zum Theil galerienartig in den Felsen eingearbeiteten Kunststraße. Ihre Hauptausdehnung der Breite nach gründete sie jedoch auf ein anderes Princip, in welchem das eigentlich Geniale und Bewundernswerthe lag. Die Römer meißelten nämlich in gewissen Abständen tausend und abertausend viereckige Löcher in einer Horizontalen in den Fels, paßten in diese hinein starke Balken derart, daß sie wagerecht nach außen ragten. Von einem solchen Tragbalken bis zum anderen wurden Bretter gelegt, und so wurde für die Legionen eine stundenlange, über dem Wasser hängende, verandaartige Marschstraße geschaffen. Die Balkenlöcher sind fast alle heute noch sichtbar. In dem in den Felsen gesprengten Theile dieses Römerweges hat sich im Laufe der Jahrhunderte durch Verwitterung und Wind Humus angesammelt und in ihm wuchert jetzt eine üppige Flora, und da, wo einst in schützender Felsennische römische Legionäre in Feldzügen gegen die Dacier die Wacht an der Donau gehalten haben mögen, stehen heute schlanke Gestalten serbischer Fischer um ihr Feuer geschaart und sich friedlicher Beschäftigung widmend. So deutlich jedem Reisenden die alte Römerstraße kenntlich wird, so wenig angenscheinlich erscheint die allbekannte Trajanstafel vor Orsowa, die in einiger Höhe über dem Wunderwerke den Ruhm des Erbauers verkündet. Obwohl über ihr die serbische Regierung in großen goldnen Lettern die Worte „Tabula Trajana“ anbringen ließ, entgeht einem dieses interessante Document nur dann nicht, wenn man besonders darauf aufmerksam gemacht wird oder wenn man mit der Karte und dem Reiseführer in der Hand das Ufer mit dem Auge scharf absucht. Die existirenden Abbildungen — Photographien natürlich ausgenommen — sind in dieser Hinsicht total falsch; die ganze Inschrift ließe sich nach ihnen herausstudiren. Sie ist aber in Wirklichkeit arg verwittert und schwer leserlich, und nur mit Hilfe eines guten Glases ist man im Stande einige Buchstaben und Worte zu entziffern. Ergänzt soll die Inschrift folgendermaßen lauten: Imperator Caesar divi Nervae filius Nerva Trajanus Augustus Germanicus Pontifex Maximus Tribuniciae potestatis IIII Pater patriae Consul IIII Montis et fluvii Danubi rupibus Superatis viam patefecit. Verdeutscht heißt dies etwa: „Der erlauchte Kaiser Cäsar Nerva Trajanus Germanicus, Sohn des erhabenen Nerva, Oberpriester, zum vierten Male Volkstribun, Vater des Vaterlandes und Consul zum vierten Mal, eröffnete diesen Weg nach Beseitigung der Bergesfelsen und Donauriffe.“ Die Magyaren haben unsern dieser historischen Trajanstafel ein ihr ähnelndes, dem Grafen Széchenyi, dem Schöpfer der modernen Kunststraße des anderen Ufers, geweihtes Erinnerungsmal angebracht, eine prächtige Marmortafel, deren goldene Buchstaben gleißend dieses Mannes Verdienst preisen. Besagte Straße, 1837—40 geschaffen, verbindet Bazias und Orsowa zu Lande. Selbst wenn man berücksichtigt, daß den Erbauern dieser Straße ganz andere Hilfsmittel als den Römern im Jahre 100 n. Chr. zu Gebote standen, so ist sie gleichwohl in der Kühnheit der Anlage eins der merkwürdigsten Bauwerke der Welt. Ueber Viaducte, auf festgemauerten Dämmen, durch vielbogige Felsgalerien, der Achsenstraße am Vierwaldstädtersee vergleichbar, unter drohend überhängenden Felsen weggehend zeigen sich bei jeder Krümmung des Flusses neue großartige Bilder. Daß dieser Landweg — abgesehen vom strategischen Nutzen — von großer Bedeutung insbesondere für den localen Verkehr ist, beweisen die oft in langen Zügen eines hinter dem anderen hin- und hereilenden Geschirre; es sind meist die landesüblichen sogenannten Koperwägelchen, mit kleinrassigen Pferden oder den weißgrauen, langgehörnten Ochsen des podolischen Schlages bespannt. Am späten Nachmittag — die Sonne wirft bereits die gigantischen Schatten der Karpathen über die Donau an die serbischen Uferberge — kam unser Ziel Orsowa in Sicht. Der Dampfer landete und wir gingen hier, im äußersten Südostzipfel der ungarischen Monarchie, ans Land. Etwas stromabwärts liegt in der Donau die Insel Ada Kaleh, einst eine bedeutende Fortification. Wir statteten noch selbigen Abends dieser Insel einen kurzen Besuch ab. Sie ist von einem Reste Türken bewohnt, die militär- und steuerfrei auf diesem fruchtbaren Alluvium ein wahres Faullenzerdasein führen. Die verfallenden und zerstörten, aus Ziegeln ausgeführten Befestigungswerke und noch mehr die gänzlich verwahrlosten Behausungen und Gärten der Muselmänner gewähren einen traurigen, elenden Anblick. Dafür reichlich entschädigt wird man am Ostende der Insel. Ganz nahe liegt das berühmte eiserne Thor vor uns, das letzte, aber gefürchtetste Schifffahrtshinderniß der unteren Donau. Man begeht jedoch keine große Unterlassungssünde, es nicht eingehend an Ort und Stelle zu besichtigen; ein Ingenieur wird neuerdings hier willkommene Studien treiben können; an Romantik und Großartigkeit aber steht das eiserne Thor weit hinter der Klissura und dem Kazanpasse zurück. Deutlich drang bis zu unserm Standorte das Rauschen und Tosen der Donau, die sich hier ein letztes Mal über Klippen und durch Felsenriffe arbeiten muß, um dann endlich in majestätischer Ruhe schwerfällig ihre Fluthen dem schwarzen Meere zuzuwälzen.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

— C. Fr. Arnold, Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. Ein culturgeschichtliches Zeitbild aus dem achtzehnten Jahrhundert. Mit 42 zeitgenössischen Kupfern. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1900. 242 S. Pr. 4 ℳ, geb. 5 ℳ — In einer Zeit, zu der sich in Oesterreich eine neue evangelische Volksbewegung, zwar gehindert und verdächtigt, aber doch mit wachsendem Erfolge Bahn bricht, sind die Blicke besonders auf frühere ähnliche Bewegungen gerichtet. Zu diesen gehören auch die Vorgänge in Salzburg, wo bibelfeste Frömmigkeit und evangelische Glaubenstreue allem Druck gewaltthätiger Verfolgung und grausamer Austreibung Stand hielt. Die vorliegende verdienstvolle Arbeit orientirt den Leser in dieser Bewegung von dem Eindringen evangelischer Glaubensansichten im Salzburgischen bis zur Ansiedelung der Emigranten in Preußen, Holland und Amerika, schildert ihre Nöthe, die begeisterte Aufnahme in den deutschen Ländern, die Processionen, mit denen man ihre Wanderzüge empfing, und bietet neben der allgemeinen Geschichte viele illustrirende Einzelheiten. Sie unterscheidet sich von den vorhandenen Geschichtswerken über die Salzburger Aus- und Einwanderungen insofern vortheilhaft, als sie auf einer gründlicheren Benutzung des im Wiener und Salzburger Staats- und Landesarchiv vorhandenen Actenmaterials und anderen Quellen beruht. Dazu kommen größere und kleinere, in den Text gedruckte Illustrationen, gute Reproductionen zeitgenössischer Kupfer. Ein Versehen befindet sich auf S. 226, wo es heißt: „Die in Dresden für Emigranten gesammelte Collecte ist auf höheren Befehl für den Bau der dortigen katholischen Frauenkirche verwendet worden." Vielleicht hat der Name zur Annahme, sie sei katholisch, geführt. Im Ganzen dürfen wir dieses culturhistorische Geschichtsbild einen werthvollen Beitrag zur Reformationsgeschichte nennen und können es zur Anschaffung besonders auch für Bibliotheken empfehlen. D. K.

— Herm. Pfeifer (Lehrer an der 3. höheren Bürgerschule in Leipzig), Der christliche Religionsunterricht im Lichte der modernen Theologie. Leipzig, Alfred Hahn, 1900. VI und 252 S. gr. 8. Preis 2,80 ℳ, in Leinwd. geb. 3,30 ℳ — Seit Jahr und Tag hat der Unterzeichnete infolge äußerer Führung und innerer Nöthigung wieder und wieder auf eine gewisse „Unzulänglichkeit der gegenwärtigen kirchlichen Unterweisung" (so in einer besonderen Schrift 1898) in Schule und Kirche hingewiesen, insofern bei derselben die große Mehrzahl unserer Gemeindeglieder kein geschichtliches Verständniß der christlichen Lehre empfange und daher (infolge Brachliegens einer Fülle von Kräften, die in der heiligen Schrift und Geschichte beschlossen sind) nicht zu der ihr zukommenden Mündigkeit erzogen werde, woraus sich im weiteren Verfolge eine unnöthige Erschwerung für die Glaubensübung der christlichen Gemeinde und eine beträchtliche Verschärfung der gegenwärtigen religiösen wie socialen Nöthe unseres Volkes so ergebe wie erkläre. Dieser pflichtgemäße Hinweis hat seiner Zeit und bis heute manch freudiges und verständnißvolles Echo gefunden, aber auch etwa Widerspruch erfahren, letzteren namentlich aus den Kreisen der Lehrer und Diener der Kirche selbst, welche geneigt waren, in erster Linie dabei einen scharfen und unverdienten Tadel für ihr treues Wirken herauszuhören und sich dagegen zu wehren. Als Gegenäußerung wurde dann wohl die Forderung an den Urheber laut, vor Allem selbst zu zeigen, wie es anders gehalten werden solle und könne. Eine schnelle Antwort auf diese Forderung war aber so, wie sie lautete, weder nöthig noch möglich: die gesammte Theologie der Gegenwart ist ja längst dabei, eine Antwort im höheren Sinne der Wissenschaft zu geben; eine fachmännisch lehrhafte dagegen mußte aus den Kreisen der Lehrer in Kirche und Schule selbst allmälig hervorgehen und durch gemeinsame Arbeit erworben werden; sie zu gewinnen, bedurfte es weiterer geraumer Zeit und vielen ernsten Bemühens aller Betheiligten. Daß zunächst viele (ohnehin nach Mehrung ihrer Facultäten ausschauende) Lehrer unserer christlichen Schulen nicht lange säumen würden, auf jene (wie auf manches anderen Theologen) Anregung einzugehen, ließ sich ohnehin erwarten. Das vorliegende Buch eines praktischen Schulmannes von ungemeiner Rührigkeit und großer Bekennerfreudigkeit ist nun ein bedeutsames und erfreuliches, ja in seiner Art glänzendes Zeichen für die Richtigkeit dieser Erwartung. Am Vorabend des Pfingstfestes in des Unterzeichneten Hände gelangt, war es diesem ein wohlthuender Beweis dessen, was er im Pfingstgruß dieses Blattes hoffend aussprechen durfte: es muß doch Frühling werden! Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daß sich auch gegen diese Schrift wieder gekränktes Standesgefühl ablehnend zu verhalten versuchen werde; doch schwerlich mit Recht, und gewiß nicht mit dem Beifalle weiterblickender Volks- und Kirchenfreunde. Solche werden dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß sein Buch ebenso mit großem Fleiße und für einen auf Quellen zweiter Hand Angewiesenen nicht geringer (durch emsiges Forschen in der neueren theologischen Litteratur erworbener) Sachkenntniß wie mit dem heiligen Eifer um Wahrheitserkenntniß und wahrheitsgemäßen Unterricht geschrieben ist, so daß einerseits das dargebotene Bild von der Verkündigung Jesu und Pauli mit ihrem zeitgeschichtlichen (so griechisch-römischen wie israelitischen) „Hintergrunde" im Allgemeinen getroffen sein dürfte, andererseits aber auch die damit verflochtenen oder daraus gezogenen fachmännisch pädagogischen Nutzanwendungen und Rathschläge alle Beachtung von Seiten seiner Berufsgenossen und demgemäß auch anderer Glieder und Beauftragten der christlichen Gemeinde beanspruchen können. Wohl gährt es noch ein wenig in dem Buche, und dem Verfasser gelingt es im Eifer der Beweisführung und Vertheidigung jetzt wie noch mehr früher nicht immer (s. z. B. S. 125 f.), allen Anstoß für kirchliche Empfindsamkeit zu vermeiden. Auch verwendet er die Erzeugnisse verschiedener Richtungen der von ihm mit schier übergroßer Hochachtung als einheitliche Großmacht behandelten „modernen Theologie" trotz mancher Ansätze zur Unterscheidung mit großer Unparteilichkeit, was ihm dadurch möglich wird, daß er fast durchgängig, selbst bei scheinbar wörtlicher Anführung, das Gebotene ganz frei verwendet, wie denn der Unterzeichnete an den vielen Stellen, wo er zum Beleg herangezogen wird, seine Sätze überall recht verstanden aber kaum einmal genau wiedergegeben gefunden hat. Aber eben deshalb würde man dem Verfasser schwer Unrecht thun, wollte man ihn zu einem überzeugten Verfechter der „modernen Theologie" in des Wortes grundsätzlichem Sinne stempeln, wonach dieselbe als eine Auflöserin des rechten Christenglaubens zu verstehen wäre. Vielmehr ist sein durchaus anerkennenswerthes Bestreben, im Gegensatz zu einer nicht hinreichend begründeten und unlebendigen, dagegen vielfach tyrannisch herrschenden Ueberlieferung der Lehrweise in Kirche und Schule das Anrecht der gegenwärtigen Gemeinde, insonderheit der Jugend, auf eine dem geschichtlichen Sachverhalt ebenso wie dem wirklichen Glauben der jetzigen Gemeinde entsprechende Unterweisung kraftvoll zu vertreten. Besonders erfreulich ist dabei der Ernst, mit welchem er den Kleinen Katechismus Luther's nicht wie viele seiner Amtsgenossen als Hinderniß, sondern als gewiesenen und guten Boden und Anhalt für jede heilsame Reform des Unterrichts erkannt und aufgewiesen hat. Wie verschieden daher auch die Antworten auf jene Rechtsforderung sonst ausfallen mögen: jedenfalls verdient der vorliegende „Beitrag zur Vertiefung der gegenwärtigen kirchlichen Unterweisung" bei allen Betheiligten warmen Dank und die ernsteste Erwägung. Einzelausstellungen seien daher hier zurückgelegt.

G. Schnedermann.

— Heinrich Hart, Julius Hart: Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht (Das Reich der Erfüllung. Flugschriften, Heft I). Leipzig, 1900, Eugen Diederich. 94 S. 1 ℳ — „Vom Wahnsinn wollen wir euch befreien! Apokalyptische Reiter brausen in der Luft. Von den Bergen steigt der Paraklet herab, der Tag des Widerchristus bricht an." In diesem Dithyrambus gipfelt die Ankündigung des Buches, zu dem neuen Menschen hinführen zu wollen, welcher der Gott und Künstler seiner Welt ist. Der Weg zu diesem Ziel ist: erkenne in den Gegensätzen die Einheit, im Gas den Geist, im Ding an sich das reale Ding, in Gott die Welt, im All das Ich, im Huhn das Ei und umgekehrt, in den logischen Widersprüchen die Einheitsbegriffe: denn alle Gegensätze bestehen nur in unserem Denken, in der Wirklichkeit lösen sie sich zur Einheit auf. Natur hat weder Kern noch Schale! Alles ist sie mit einem Male. Wer dieses Wesen der Vieleinheit erkannt hat, der ist im Paradiese der Erkenntniß. So sagen die Verfasser, sie verkünden ihre neue Weisheit mit tausend flammenden Worten: leider aber ist sie für den Kenner alter Kohl, das ἓν καὶ πᾶν in einer recht gespreizten Sprache. „So steckt denn in jedem kleinsten Theil der Welt das ganze unendliche All der Dinge", für unseren Fall also in Gebrüder Hart das höchste Wissen und das Leben im Licht, freilich in der ebenso modernen, wie degoutirten Form des Größenwahns. Von der stolzen Höhe intuitiver Welterkenntniß werden wir indessen etliche Sprossen tiefer hinabgewiesen, wenn wir das Leben

im Licht bei Licht betrachten. Dasselbe soll nach drei Grundsätzen sich gestalten: arbeite nach dem Gesetz des kleinsten Kraftmaßes; genieße unter geringster Beeinträchtigung des Nächsten; ringe danach, jedes Leid durch Betrachtung oder durch die Gluth inbrünstiger Versenkung aufzulösen. Zu Nr. 1 ist die Ameise zu vergleichen; Nr. 2 steht in lebhaftem Widerspruch zu der Erfahrungsthatsache, daß der natürliche Mensch den größtmöglichen Ellbogenraum, um sich auszuleben, erstrebt; Nr. 3 ist ungenießbar. Also auch im Leben, wo sich hart die Sachen stoßen, werden die Glückseligkeitsideen des Reiches der Erfüllung sich schwer verwirklichen lassen. Gebrüder Hart brechen aber in ihrer Messiasfreudigkeit trotz aller möglichen Widersprüche in den jauchzenden Ruf aus: der Becher, den wir trinken, der wird nicht leer, wir trinken tausend Sonnen, und Meer an Meer, wir trinken tausend Lenze, und Traum an Traum, wir trinken alle Welten und Zeit und Raum! — Wir erlauben uns auf dieses Wonnegedicht einen Dämpfer aufzusetzen: Trinkt uns nicht weg die liebe Sonne, seht an in seiner großen Tonne den heiligen Diogenes, der sagte nichts Erlogenes: Gebt Wasser mir, geht aus der Sonne! Das war der Demuth höchste Wonne! — Man wolle mir das harte Urtheil über das in glänzender Form geschriebene Büchlein verzeihen: es scheint uns aber Pflicht zu sein, die Welt vor solchem Mohn der Seele nachdrücklich zu warnen. Ein schlichtes Herrenwort aus dem Johannesevangelium (17, 3) faßt das höchste Wissen und das Leben im Licht in einem einzigen Wort zusammen, das millionenmal alle diese phosphorescirenden Träume moderner Geisterseher in seinem Gehalt und seiner tiefen Gründlichkeit aufwiegt: Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und, den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. J. J.

— Deutsche Kabellinien. Von Dr. Thomas Lenschau. 60 S. Berlin 1900. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. — Es liegt auf der Hand, daß die wirthschaftliche und überseeische Entwickelung Deutschlands, welche noch lange nicht abgeschlossen ist, eine schnelle und sichere Uebermittelung von Nachrichten voraussetzt. Leider ist es damit noch recht schlecht bestellt und es ist noch in Aller Erinnerung, wie peinlich es empfunden wurde, als mit Beginn des südafrikanischen Krieges die englische Regierung für alle Telegramme von und nach Südafrika plötzlich Censur in Aden einrichtete. Bei der Größe der festländischen Interessen, die in Transvaal auf dem Spiele standen, ist es begreiflich, daß auf das Erhalten genauer Nachrichten über den Gang des Krieges überall großer Werth gelegt wurde. Dem stellte sich die obige Maßregel hindernd entgegen. Abgesehen davon, daß die englandfeindliche Stimmung dadurch auf dem Continent genährt wurde, hatte das Vorgehen der Engländer eine Wirkung, welche von diesen gewiß nicht gewünscht war: den übrigen Völkern wurden mit einem Male die Augen darüber geöffnet, wie vollkommen ihr ganzer überseeischer Verkehr auf die Gnade einer fremden Nation angewiesen ist. Die einschlägigen Fragen wurden seiner Zeit in der Tagespresse lebhaft erörtert. Eine eingehende und erschöpfende Darstellung des gesammten Kabelwesens und der bestehenden Verhältnisse wurde aber bisher nicht gegeben; mit besonderem Interesse wird daher die kleine Schrift aufgenommen werden, welche sich zum Ziele setzt, insbesondere die Nothwendigkeit deutscher Kabellinien für Handel und Flotte dem Leser vor Augen zu führen und die öffentliche Aufmerksamkeit erneut auf dieses wichtige und bisher nicht genügend beachtete Gebiet hinzulenken. Das Kabelmonopol der Engländer, die Versuche, dieses Monopol zu durchbrechen, französische und deutsche Kabelpläne, die Möglichkeit eines Zusammenwirkens beider Staaten, die Aufbringung des nöthigen Capitals — alles dies wird ausführlich erörtert. Verfasser gedenkt auch der vorhandenen Kabelgesellschaften und unterzieht deren Geschäftslage einer besonderen Betrachtung; er bespricht die Rentabilität und die Anlage der Kabellinien und legt schließlich dar, welche Linien für uns zunächst am nothwendigsten sind. M.

— Buchholz, Hilfsbücher zur Belebung des geographischen Unterrichts. Bd. X: Deutschland. 3. Aufl. Preis 1,60 ℳ Leipzig 1900. Hinrichs'sche Buchhandlung. — Die dritte Auflage dieser kleinen Charakterbilder von Deutschland hat durch den Neubearbeiter Dr. Winnacker eine wesentliche Veränderung erfahren, insofern die bisherige Eintheilung zur „physischen bezw. politischen Geographie“ aufgegeben und eine Eintheilung nach der örtlichen Lage durchgeführt wurde. Ausgenommen sind die „Städtebilder“, die als Abtheilung VIII dem Ganzen beigefügt sind. Die übrigen sieben Abtheilungen befassen sich mit Deutschland im Allgemeinen, mit Süd- und Nordwestdeutschland, mit dem hessischen und Weser-Bergland, dem Harz und thüringischen Bergland, den sächsischen Gebirgen und dem schlesischen Gebirgsrand und zuletzt mit Niederdeutschland. In 72 Charakterbildern ist hier eine Menge Anschauungsmaterial zusammengetragen, das zur Belebung des Geographieunterrichts sehr geeignet ist. Die meisten Schilderungen zeichnen sich durch knappen und guten Stil aus. Inhaltlich ist noch dieses und jenes verbessernswerth. Seite 80: Der Keilberg ist nicht 1230 m hoch, sondern 1243 m. Die Riesen- oder Schneekoppe (S. 86) wird ein Kenner nimmermehr als einen „kühn und eigenartig geformten Gipfel“ bezeichnen. Die Schilderung der Dünen (S. 93, 94) entbehrt wichtiger Momente; Flach- und Sturzdünen, Vor- und Hauptdünen, jährliche Fortschrittbewegung von 11 m bei normalen Verhältnissen. Bei dem Spreewald (S. 123, 124) hätte auf die Spreewälder Tracht und auf die Spreewälder Hochzeit hingewiesen werden können. Wie vorzüglich wäre es gerade zur Belebung des Unterrichts, wenn bei der Schilderung des Krupp'schen Werkes (S. 48—50) der Wahlspruch Alfred Krupp's eingefügt würde: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet.“ Ee.

— Bibliothek der Sprachenkunde. Lehrbuch der norwegischen Sprache für den Selbstunterricht. Von J. C. Poestion. Zweite Auflage. A. Hartleben's Verlag. Wien, Pest und Leipzig. 178 S. geb. 2 ℳ — J. C. Poestion ist uns als Verfasser ähnlicher Lehrbücher der skandinavischen Sprachen bekannt. Seine schwedische und dänische Grammatik hat sich hier und da als brauchbar erwiesen, zumal da es wenig Lehrbücher des Skandinavischen in deutscher Sprache giebt. Wie uns im Vorwort mitgetheilt wird, ist die dänische Grammatik wie die erste Auflage dieses norwegischen Hilfsbuches an der Universität Upsala „als obligater Lehrbehelf“ eingeführt worden. Im Ganzen hat die Arbeit mehr praktischen als wissenschaftlichen Werth; der Verfasser hat wohl jenen selber hauptsächlich im Auge gehabt und neben der Schriftsprache auch die von dieser nicht unwesentlich abweichende Umgangssprache behandelt. Je mehr sich im letzten Jahrhundert die norwegische Sprache von der dänischen entfernt hat, desto mehr mag trotz der großen Aehnlichkeit beider Sprachidiome auch für praktische Zwecke neben dem dänischen Lehrbuch dies norwegische gerechtfertigt erscheinen. Druckfehler, die uns begegnet sind, mag eine sorgfältigere Correctur bei einer weiteren Auflage beseitigen. D. K.

— Kohli, Preußische Jagdgesetze. 3. Auflage. Cart. 2,40 ℳ Berlin, Verlag von H. W. Müller. — Seit dem Erscheinen der 2. Auflage dieses Handbuches im Jahre 1891 sind wichtige Veränderungen auf dem Gebiete der preußischen Jagdgesetze eingetreten, deren Berücksichtigung wünschenswerth sein muß. Dies ist in der vorliegenden Auflage geschehen; außerdem sind in derselben die Rechtsprechung des Reichsgerichts, des Oberverwaltungsgerichts, des Kammergerichts 2c. bis in die neueste Zeit eingehend beachtet worden. Auch fanden die einschlägigen Bestimmungen des seit dem 1. Januar 1900 in Kraft getretenen Bürgerlichen Gesetzbuches Aufnahme. Es läßt deshalb die Vollständigkeit des Buches nichts zu wünschen übrig. Das Inhaltsverzeichniß giebt an: Die Bestimmungen des allgemeinen Landrechts, Das Gesetz von 1848 über Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden und über die Ausübung der Jagd, Das Jagdpolizeigesetz von 1850, Das Gesetz über die Schonzeiten des Wildes von 1870, Das Gesetz über die Schonzeit der Robben von 1876 nebst Verordnung von 1877, Das Wildschadengesetz von 1891, das Jagdscheingesetz von 1895 nebst Ausführungsverfügung, Das Gesetz über Vogelschutz von 1888, einen Auszug aus dem Strafgesetzbuch, sowie einen solchen aus dem Gesetz über die Zuständigkeit der Verwaltungs- und Verwaltungsgerichtsbehörden von 1883. In einem Anhange A ist zu finden Die Circularverfügung des Ministers des Innern zum 1850er Jagdpolizeigesetz, Das Gesetz von 1837 über die Strafe der Widersetzlichkeiten bei Forst- und Jagdverbrechen und über den Waffengebrauch der Forst-Jagdbeamten, Die 1837er Instruction für die königl. Forst- und Jagdbeamten über den Waffengebrauch und desgl. für Communal- und Privat-Forst- und Jagdbeamte. Im Anhange B sind die neben dem Jagdpolizeigesetze geltenden hauptsächlichsten Provinzial-Jagdgesetze zusammengestellt. Am Schlusse des Buches befindet sich ein ausführliches Sachregister. Nmstr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 84. Sonnabend, den 14. Juli, Abends. **1900.**

San Marco in Florenz.

Vom Palazzo Riccardi ging ich zum Kloster San Marco. Der Baumeister ist derselbe, und dieser gemeinsame Ursprung macht beide Gebäude in ihrer Erscheinung so ähnlich, trotz aller Verschiedenheit der Anlage und der Einrichtung: sie geben beide die auf das Einfache, Große gerichtete Art der Baukunst Michelozzo's wieder. Michelozzo ist nicht aus Zufall der Baumeister Cosimo's geworden. Es ist der gleiche Sinn für Einfachheit und Maßhalten, der dem Bürgerfürsten den Künstler nahebrachte. Der große Medici ist sein Leben lang ein einfacher Mann geblieben, mit wenigen starken Neigungen und Grundsätzen, ein Plebejer im besten Sinne des Wortes, der sich den frischen Erdgeruch bewahrt hat. — Der Palazzo Riccardi giebt noch in anderer Weise die Sinnesart seines Bewohners wieder. Trotz der Massigkeit der festen großen Quadern, trotz der schweren Eisengitter der Fenster und der hohen, nur mit Mühe bewegbaren Thüren macht er nicht den Eindruck einer Zwingburg. Und ebensowenig die anderen Paläste in Florenz, den Palazzo Strozzi nicht ausgenommen. Sie erscheinen vielmehr als die festgegründeten Sitze großangelegter Menschen, die sich unter Kriegslärm und in Staatssorgen den Sinn für den Liebreiz des Kleinen und des Kleinsten bewahrt haben. Ihre Bewohner waren reiche Bürger, aber nicht Barone mit frostigem Herzen und von engen Begriffen und ebensowenig Emporkömmlinge ohne Bildung und Schicklichkeit. — So leitet eine doppelte geistige Brücke von dem Medicäerpalaste hinüber zu der Einfachheit der Klosterräume von San Marco, denen Fra Angelico den Liebreiz hinzugesellt hat.

Wer San Marco betritt, findet dort nur wenige Erinnerungen an den Märtyrer und Prediger, dessen nichts verzeihender Eifer über das Maß des Bestehenden hinausgeschritten ist. In einer einzigen Zelle drängt sich jetzt Savonarola's Gedächtniß zusammen. Der Künstler dagegen, der leise und zaghaft den Gestalten seiner Einbildung Formen gegeben hat, redet noch heute von den Wänden: Die Friedenskirche hat die streitbare Kirche überwunden. — In dem ersten viereckigen Hofe, der wie alle Klosterhöfe in seiner Abgeschlossenheit so beruhigend auf die Stimmung einwirkt, steht in der Mitte eine Riesenceder vom Libanon. Ueber den flügellosen Thüren, die von den Gängen des Hofes zu den kühlen dämmrigen Innenräumen führen, befinden sich in Halbbögen der Unscheinbarkeit verfallende Freskogemälde von Fra Angelico. Ich erinnere mich genau nur an die Darstellung von Christus als Pilger, dem 2 Mönche die Hände fassen, mit scheuer Zurückhaltung und dabei einer hingebenden Treue. Es ist merkwürdig, wie diese Gestalten in der Erinnerung wachsen und immer größer werden. — In den Refectorien stehen als Geräthe nur einfache Holzbänke oder Stühle für die Beschauer. Sonst sind die Räume leer, aber sie wirken nicht nüchtern, denn das warme Roth des Steinbodens hat viel Gemüthliches und am Ende der Räume, fast die ganze Wand füllend, befindet sich ein einziges großes Bild, auf dem das Auge haften bleibt. Es ist wohl ein Abendmahl von Ghirlandajo und in dem anderen eine Kreuzigung von Fra Angelico, an deren unterem Rande die berühmtesten Dominikaner im Rundbild aufmarschiren. Die Räume und die Wandgemälde bilden eine Einheit, als wenn beide für einander geschaffen wären. Nichts tritt störend dazwischen. — Ein zweiter viereckiger Hof schließt sich durch einen Gang an den ersten an. Er hat nicht die gleiche anheimelnde Freundlichkeit. Altes Gerümpel ohne Werth steht an den Wänden der Gänge umher und macht die Abgeschlossenheit zur Verlassenheit. Wie mögen sich hier die Mönche angstvoll zusammengedrängt haben, als die wüthende Menge ihren Prediger verlangte. — Zwei Halbtreppen, die sich entgegengerichtet sind, führen hinauf und hinein in einen querstehenden engen Gang, der sich an beiden Enden im rechten Winkel fortsetzt. In den Gang münden die fast schmucklosen Zellen. Die Thüren sind ohne jeden erhöhenden oder einwinkelnden Absatz in die lange Wand gebrochen, darüber vielfach in einfachster Ausführung acht halb hervortretende Kugeln, das Wappen der Medici. Innen nur die Rundbogen des Deckengewölbes, die vier glatten Wände und der Fußboden, und an der einen Wand einer jeden Zelle ein rahmenloses Bild mit fast lebensgroßen Figuren, das durch einen Farbenstrich von der nackten Tünche geschieden ist. Höchstens findet sich ein Wandschränkchen, sonst fehlt jeder Schmuck. Das Licht kommt in den nach außen gelegenen Zellen von oben, in den andern durch ein Fenster vom Hofe und macht die Zellen, bei aller Kleinheit des Raumes, hell und freundlich. Wer hier lebte, vermißte nicht die Welt. Nichts außer dem, was er in sich trug, konnte ihm die Beschränkung zur Entbehrung werden lassen. — Nur drei Zellen sah ich beim ersten Durchwandern, die in dem Gleichmaß eine Ausnahme bilden. Sie enthalten Andenken an ihre Bewohner. Die eine, schräg gegenüber dem Zugange von der Treppe aus, an St. Antonin, mit einer schönen Zeichnung von Fra Bartolommeo, die ein wirklich lebendiges Bild von dem gutmüthigen, etwas kleinlichen, zurückhaltenden, vermittelnden, nirgends fest zugreifenden, aber auch nirgends angreifbaren Charakter dieses heilig gesprochenen Bischofs giebt, die zweite, am Ende des Ganges links, an Savonarola; die letzte, am Ende des Ganges rechts, an Cosimo. Dieser Raum ist ein wenig größer als die anderen, aber sonst ebenso einfach und schmucklos. Noch hängt dort von ihm ein Porträt von Pontormo. Es ist ein eigener Gedanke, sich Savonarola und den Medici in diesen Räumen zu denken. Für Savonarola war das Kloster der Ort der innerlichsten Sammlung, die jede Mittheilsamkeit abwehrte. Die Stätte seines Ruhmes waren der Marktplatz und der Dom, wo er die große Menge in seine Kreise zwang. Und Cosimo, der sich satt und müde hierher zurückzog, weil es ihm ein Bedürfniß war, einmal er selbst zu sein, wenn er mit festem Schritt durch die wiederhallenden Gänge schritt, da mögen die Mönche sich doch an die Wand gepreßt haben, denn ein Klosterschaf ist er nie geworden. Er hatte zu viel an sich vom Stier und vom Fuchs. — Neben diesen Beiden sollen auch die vielen namenlosen Mönche zu Worte kommen, die in diesen Räumen ihre Lebenskraft verbraucht haben. Es sind Dominikaner gewesen, Männer des Glaubens und zugleich des Wissens. Dessen zum Zeugniß steht noch die Bibliothek, eine schöne lange, dreischiffige Halle, mir das liebste der Werke Michelozzo's. Als die Mönche hier noch ihr Wesen trieben, mag der Raum anders ausgestattet gewesen sein. Mächtige Schränke stehen noch ringsum, wie sie vielleicht ehedem gestanden haben; im Uebrigen aber ist aus dem Raum ein Museum gemacht, in dem die großen Pergamentbände mit den zierlichen buntfarbigen Miniaturen unbekannter Meister fein säuberlich in der Mitte unter Glas und Rahmen zur Schau gestellt sind, und nichts mehr an das Leben erinnert, wie es einst hier gewesen ist. Die Bücher sind unendlich unhandlich. Wenn die Mönche überhaupt in ihnen gelesen und nicht nur abgeschrieben und abgemalt haben, so hat immer eine ganze Gruppe dazu gehört, um nur ein Buch zu bewältigen. Der Inhalt dieser Bücher ist ja auch nicht flüssig, ein spannendes Ende wie in Romanen ist nicht da. Es ist ein Satz oder auch nur ein Wort gewesen, um den sich ein gelehrter Disput entsponnen hat. Wohl dann, wenn der Disput in den Refectorien seine Fortsetzung gefunden hat. — Ich wanderte dann — so ziemlich ungestört — zellein, zellaus, von der einen

zur andern, lehnte mich an die Wand und sah mir ein Bild nach dem andern an.

Der erste schöne Eindruck, den die frommen Darstellungen in der stillen Umgebung ausübten, schwächte sich ab. Immer wieder dieselbe Christusgestalt mit hölzernen Gliedern, und vor ihr niedergekniet ein Mönch in grauer Kutte. Immer deutlicher kam mir das Kritiklose in der Auffassung zum Bewußtsein. Kein heißes Ringen nach Wahrheit, nur ein beschauliches Sich-genügenlassen. Vergebens suchte ich frisches treibendes Leben. Kein Blut ist in diesen Gestalten. Einer hat eben dem Andern nachgeredet, nachgebetet, nachgemalt. Da traf ich auf einmal drei liebliche Miniaturbilder, so recht zum Mitnehmen, auf Goldgrund in zierlicher Umrahmung, und hier verweilte ich lange. Dann nach den eintönigen grauen Werken von Schülerhänden kam ich zu den Bildern des Meisters. Schon auf dem Gange der Thüre gegenüber und unten in den Höfen und in dem einen Speisesaal hätte er mich festhalten können, aber da war ich wieder weitergelaufen, während ich hier nicht fortkam und immer wieder zurückkehrte. — Es ist doch stets nur der einzelne Mensch, der einem Kreis von Gefühlen und Gedanken die durch sich selber wirkende Gestalt zu verleihen im Stande ist. Und das ist Fra Angelico am besten gelungen, wo er ganz winzige Figürchen gemalt hat. Mit der Liebe und Zärtlichkeit einer Mutter, ohne Unterscheidung des Werthes hat er an seinen Heiligen, seinen Päpsten, seinen Engeln, seinen Madonnen, seinen Christuskindern gemalt. Nichts ist ihm zu unbedeutend, als daß er es nicht mit der größten Sorgfalt behandelte, eben wie eine Mutter, der ein Schimmer von Zärtlichkeit schon ein Lachen, ein kaum unterscheidbares Lallen eine ganze Rede ist. Dabei ist es geradezu rührend, wie er erfinderisch in immer neuen Ausschmückungen und kleinsten Zierlichkeiten sich versucht, ich kann nur sagen, wie eine Mutter, die sich auch in Steppdeckchen und Häubchen und in all dem kleinen Schmuck und Tand für ihr Kind nicht genug thun kann. Man sehe sich nur die Heiligenscheine und die goldenen Strahlen an, die von den göttlichen Wesen ausgehen, einmal geradehin verlaufend, dann wieder regelmäßig unterbrochen oder dies oder das Blumenmuster bildend oder sonstwie sich verschnörkelnd. Oder man achte auf die vorherrschende Farbe: einmal ist es roth, einmal ist es blau oder das Gold in den Zierrathen der Gewänder. Bei aller Buntheit ist Alles sorgsam zusammengestimmt. Ich hatte das Gefühl, vor Wiesen mit blauen oder mit rothen oder mit gelben Blumen zu stehen. Wer diese einfache, einfältige, kindlich einfältige Kunst nicht mag, dem ist nicht zu helfen, er wird ihren Zauber nicht begreifen. Aber das muß er zugeben: in ihr spricht sich eine reine Gesinnung aus, in der nichts Angelerntes oder unwahr Anempfundenes ist. Und das möge er bedenken: wenn nur eine Leidenschaft, nur eine Empfindung, nur eine Denkungsweise zu Alles beherrschender, selbständiger Bedeutung ausgestaltet ist, desto schärfer ist dann auch die Grenze ihrer Wirksamkeit gezogen. Darum berührt sich das Süße so nahe mit dem Süßlichen, ohne es doch zu sein. Fra Angelico ist übrigens ein feiner Beobachter gewesen und hat mit großem Bedacht die Linien so und nicht anders gezogen. Das vergißt sich leicht, wenn man die Gewänder in so leichten Falten hingeworfen sieht, oder die so wenig im Ausdruck wechselnden Gesichter, die scheinbar nach der Schablone gemalt sind. Das merkte ich erst, als ich einen Copisten bei der Arbeit sah. Die geringste Veränderung in der Linie, die geringste Abweichung in der Farbe nimmt die Lieblichkeit und die Harmonie. Als ich dann seine großen Wandbilder in wohl 8 oder 10 Zellen aufsuchte, ist meine Achtung vor ihm nicht gesunken. Es sind darauf immer nur wenige Figuren, — in so klarer Anordnung, mit gemessenen Bewegungen und leidenschaftslosen Gesichtern — ohne alles falsche Pathos. Soviel Persönliches, Neues, unmittelbar Geschautes findet sich auf jedem Bild. Mir kommt da gerade ein langbärtiger Alter mit klarer Stirn in Erinnerung und ein Engel, der den Finger erhebt und ganz leise flüstert, wirklich flüstert. Etwas ganz Wunderbares sind seine Engel, ich möchte sagen ein Triumph der Phantasie und der Gestaltungskraft über die Anschauung, die sonst die Formen übermittelt. Sie stammen von der Erde und auch vom Himmel, sie sind nicht Frauen und sind nicht Jünglinge, ein Mittelwesen und beides zugleich, erfunden und doch wahr. Es wäre leicht, über Manches, so über die Hände des Christuskindes, die keine Kinderhände, sondern verkleinerte Frauenhände sind, zu spötteln, oder über seine Madonnen, die so müde, theilnahmslose, viel zu breit geschlitzte Augen haben. Aber selbst das Conventionelle und das Sonderbare fügt sich in den Gesammteindruck. Die gleiche Christusgestalt, in einem weißen Gewand und mit überblondem Haar, kehrt in verschiedenen Stellungen und Bewegungen Bild für Bild wieder. Aber die Wiederholung ermüdet nicht, wenigstens hier nicht, wo nichts die fromme Stimmung unterbricht, und wo er die ihm gesteckten Grenzen innegehalten hat, wo er, wenn bunt, dann klein, wenn groß, dann einfach geblieben ist, hier in San Marco.

Dr. B.

Bücherbesprechungen.

— Des Flavius Josephus „Jüdische Alterthümer“. Uebersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Heinrich Clementz. Mit Abbildungen, Stammbaumtafeln und einem Namen-Register. In Hendel's Bibliothek der Gesammt-Literatur. 1. Bd. (Buch 1—10), Nr. 1329 bis 39, geh. 2,75 ℳ, geb. 3 ℳ; 2. Bd. (Buch 11—20 und Register), Nr. 1368—80, geb. 3,25 ℳ, geb. 3,50 ℳ; beide Bde. zus. geh. 6 ℳ, geb. 6,50 bez. 8 ℳ — Es ist für jeden Freund geschichtlicher Einsichten eine freudige Ueberraschung, in einer so trefflich geleiteten und so wirkungsvollen Bücherei wie der Hendel'schen auch einmal das vielgenannte, aber im Allgemeinen bisher in weiteren Kreisen wenig bekannte größte Werk des alten jüdischen Geschichtschreibers Josephus in deutscher Uebersetzung erscheinen zu sehen. Besonders gilt das für den, der gerade in die Geschichte des „späteren“ Judenthums gern näheren Einblick nimmt, weil er erkannt hat, daß von dort her die Geschichte Jesu und der christlichen Urgemeinde die nützlichste Beleuchtung und Veranschaulichung erfahren muß. Der Umstand, daß die vorliegende Veröffentlichung gerade jetzt hervortritt, wo das Verlangen nach einem tieferen Verständniß für die geschichtlichen Beziehungen zwischen Urchristenthum und „Spätjudenthum“ mit jedem Tage weitere Kreise erfaßt und in den nächstbetheiligten engeren Kreisen sich vertieft, verschafft ihr die Bedeutung eines in hohem Grade erfreulichen „Zeichens der Zeit“. Kann auch dem Josephus nicht die Palme unbedingter Zuverlässigkeit zuerkannt werden, besonders nicht hinsichtlich der früheren Jahrhunderte der Geschichte Israels, für welche ja der Bibelleser in den Schriften des Alten Testaments bereits die (auch für Josephus selbst) maßgebende Sammlung von Quellenschriften in der Hand hat, so sind doch seine Schriften für sein Zeitalter (welches dasjenige Jesu und der Apostel ist) eine schlechterdings nicht zu verachtende Geschichtsquelle. Und die sogenannten „Jüdischen Alterthümer“ sind zwar nicht sein bestes, aber sein umfangreichstes und umfassendstes Werk. Wie wundersam müssen den modernen christlichen Leser die ungemein lebendigen und reflexionsreichen Schilderungen dieses Mannes anmuthen, der den Ausgang und Untergang des jüdischen Volkes in der apostolischen Zeit miterlebt hat, und zwar als einer der Führer seines Volkes, und ohne der christlichen Gemeinde anzugehören, deren Auffassung jener Zeit und ihrer Geschichte uns von Kind auf geläufig zu sein pflegt! Und zwar behauptet er selbst, ein Pharisäer zu sein, was auch, mit Vorbehalt aufgenommen, nicht ganz unrichtig sein mag. Aber wie belebt sich unsere Vorstellung von den Pharisäern, wenn er diesen Namen verdiente! Denn er zeigt sich in Wahrheit dem Leser als einen Vertreter einer sehr „aufgeklärten“, dem griechischen und römischen Wesen zugänglichen und das jüdische Volksthum dem Verständniß der Griechen und Römer zugänglich machenden Denkweise. — Unter diesen Umständen wird man Veranlassung und Recht haben, auch der gegenwärtigen Ausführung des zeitgemäßen Gedankens einer solchen Veröffentlichung mit Wohlwollen gegenüberzustehen. Sonst würde man an derselben mancherlei auszusetzen haben. Denn auf der Höhe steht sie im Grunde nicht und entspricht auch bescheideneren Anforderungen an wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit nicht eben sehr. Der Herausgeber hat sich nämlich ganz laienhaft an einen früheren Stand der wissenschaftlichen Hilfsmittel gehalten. Der übersetzte Text ist einfach derjenige von Dindorf (1865), auch wo Niese's gründliche Neubearbeitung schon vorliegt, und nicht nur die Uebersetzung lehnt sich an die ältere Havercampische an, sondern auch Inhaltsangaben und Ueberschriften sind Dindorf und Havercamp entlehnt, obwohl dadurch der Leser in die peinliche Lage versetzt wird, daß ihn die gebotene Doppelgestalt der Ueberschriften in die

Irre führt, statt ihm voll zu nützen. Auch hat sich der Herausgeber in der Verwendung der neueren Literatur über Josephus ungemein beschränkt. Sonst würde er wohl kaum dem Josephus noch das sog. 4. Buch der Makkabäer zugeschrieben, auch nicht das vielberufene „Zeugniß über Jesus" mit gesperrten Lettern gedruckt, noch für echt angesehen, noch weniger den Angaben des Josephus über seine theologische Laufbahn durch alle „Secten" hindurch ohne Weiteres geglaubt und am allerwenigsten die (unserem Reichstagscentrum vergleichbare) pharisäische oder eine andere Partei noch als „Secte" bezeichnet und von derselben eine völlig unzureichende Vorstellung bekundet haben. Inzwischen kann man behaupten, daß dies Alles für eine erste Kenntnißnahme von des Josephus Gedanken nicht übermäßig viel verschlägt, da ja eine fließende und treue und mit anerkennenswerther Lust und Liebe gearbeitete Uebersetzung jedenfalls ein richtiges Gesammtbild ergiebt. Daß freilich die hebräischen Namen in der griechischen Form des Josephus beibehalten worden sind, ist kein Vorzug der Ausgabe, und eine durchgängige Angabe der biblischen Parallelstellen wäre eine dankenswerthe und leicht erreichbare Beihilfe für den Leser gewesen. Immerhin mag man nach Allem hoffen, daß das Buch fleißig gekauft und viel gelesen werde, und zwar nicht zuletzt von christlichen Geistlichen und Lehrern. Man wird sich insbesondere davon bei verständigem Gebrauche eine wesentliche Förderung des religionsgeschichtlichen Verständnisses der christlichen Gemeinde versprechen dürfen. G. Schnedermann.

— Die Zukunft Englands. Von Leo Frobenius. Minden i. W., Brun's Verlag. 1900. — Der englische Historiker Marshall hat im vorigen Jahre einen Vortrag gehalten, in welchem er eine Parallele zwischen Rom und England zog und dem letzteren die künftige Weltherrschaft in Aussicht stellte. Dieser Vortrag hat Hrn. Frobenius Veranlassung zu der vorliegenden Schrift gegeben, die — wie er selbst andeutet — den Erwartungen der Leser schon um deswillen nicht entsprechen kann, weil sie kaum mit zwei Zeilen von dem handelt, was der Titel verspricht. Wer möchte es auch als wissenschaftlich gebildeter Mann unternehmen, in solchen Dingen den Propheten zu spielen? Aber der Vergleich, den Professor Marshall — wohl gemerkt vor den britischen Niederlagen in Afrika — zu ziehen versucht hat, ist an sich von hohem Interesse. Als Ausgangspunkt wird auf der einen Seite die Zerstörung der spanischen Armada, auf der anderen die Vernichtung der karthagischen Flotte genommen. Beides ist richtig, ebenso daß die Engländer in ihrem Vorgehen in den letzten Jahrhunderten theils mit List und Betrug, theils mit offener Gewalt, je nachdem es die Verhältnisse mit sich brachten, sowie in dem Geschick, sich die Feindschaften zwischen anderen Völkern zu Nutze zu machen und zu diesem Zwecke letztere gegen einander aufzuhetzen, ganz und gar an die im alten Rom üblich gewesenen Manipulationen erinnern. Immerhin kann der Vergleich nicht ernstlich gezogen werden, denn zunächst war Rom ganz vorwiegend Militärmacht, während England ausschließlich Seemacht ist und bleiben wird. Und sodann sind die Römer, seitdem sie Weltmacht geworden waren, nie so durch eine andere Weltmacht gehindert worden, wie es England gegenüber jetzt durch Rußland, bald vielleicht auch durch andere Mächte geschieht. Mit der Weltherrschaft Englands hat es daher wenigstens vorläufig noch gute Wege. —tg—

— Benno Karpeles, Die englischen Fabrikgesetze. Berlin, 1900. Emil Felber. — Der moderne Arbeiterschutz, dessen Forderungen auf die Dauer kein Culturstaat sich hat entziehen können, knüpft an das energische Vorgehen der englischen Regierung gegen die Fabrikbesitzer an. Schon 1802 entstand auf Betreiben von Sir Robert Peel das erste Gesetz, das sich auf die Lehrlinge in den Baumwoll- und Wollfabriken bezog, während es auf deutschem Boden noch mehr als 35 Jahre dauerte, bis man die Kinderarbeit in Fabriken und Bergwerken unter das Auge der wachsamen Obrigkeit zu nehmen für zweckmäßig erachtete. Der Vorsprung, den Großbritannien so gewann, erklärt sich natürlich daraus, daß man dort die alte Handwerksordnung früher als auf dem Continente überwunden hatte und nach einer Periode der Hausindustrie etwa am Ausgange des 18. Jahrhunderts der Herrschaft des Fabriksystems verfallen war. Freilich hat die englische Fabrikgesetzgebung ihre führende Stellung nicht behalten, sondern ist in mancher Beziehung von der schweizerischen und der deutschen überflügelt worden. Immer ist auch sie nicht stehen geblieben und hat bis auf die letzte Zeit Erweiterungen und Vervollständigungen erfahren, die, wenn sie auch nicht allen Schichten der arbeitenden Classen gleichmäßig zu Gute kommen, doch bekunden, daß man die Nothwendigkeit staatlichen Eingreifens in die Regelung der Arbeiterverhältnisse mehr als je anerkennt. Unter solchen Umständen ist die Ausgabe des gegenwärtig geltenden Arbeiterrechts in einer guten klaren Uebersetzung eine sehr lobenswerthe Unternehmung. Und sie ist um so freudiger zu begrüßen, als Bojanowski's englische Fabrik- und Werkstellengesetze, die 1876 erschienen, wenn sie auch historischen Werth behalten, weil sie den Wortlaut der älteren Gesetze bieten, heute nicht mehr ausreichen. Eine übersichtliche Einleitung über den äußeren Gang und die Bedeutung der englischen Fabrikgesetzgebung erhöht den Werth des Buches. Und ein gutes Register erleichtert es, sich in der umfangreichen Materie zurecht zu finden. —n.

— Staats-, Hof- und Communal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. 1900. Fünfzehnte Ausgabe. Mit Porträts, Flaggen-, Wappen- und Ordenstafeln. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Preis elegant gebunden 6,50 ℳ. — Kürschner's treffliches Staats-, Hof- und Communalhandbuch des Reichs und der Einzelstaaten, das bereits in den weitesten Kreisen Eingang gefunden hat und sich außerordentlicher Beliebtheit mit Recht erfreut, ist gegen das Vorjahr wiederum um 16 Spalten stärker geworden und zählt nunmehr nicht weniger als 1242 Spalten, ein Beweis, wie der umsichtige Herausgeber fortwährend bemüht ist, seinen Lesern immer mehr Stoff zu bieten. Das Buch vereinigt in sich die Angaben von 26 Staatshandbüchern des Reichs in planmäßig geordneter übersichtlicher Weise und bringt außerdem noch gar mancherlei Nützliches, was in diesen Staatshandbüchern nicht steht, so u. A. auch die Abbildungen aller Wappen und Orden Deutschlands, aller Wappen der außerdeutschen Staaten, sowie Porträts von Staatsoberhäuptern, Ministern ꝛc., auch eine sehr übersichtliche lesenswerthe Zusammenstellung der Gehaltsangaben und zwar in bisher wohl unerreichter Vollständigkeit. Dabei hat Kürschner durchgehends amtliches Material benutzen dürfen, wie ihm berufene Mitarbeiter in amtlicher Stellung in allen Staaten zur Verfügung stehen und er auch von Ministerien und Regierungen durch die nöthigen Angaben in entgegenkommender Weise unterstützt wird. So finden wir in Kürschner's Staatshandbuch auf Grund der besten Quellen alle nur irgend wünschenswerthen Angaben über das Reich, die deutschen Bundesfürsten, ihre Familien, Hofstaaten, Civillisten ꝛc., über die deutschen Bundesstaaten, die diplomatische Vertretung von Reich und Bundesstaaten, die Kriegsmacht des Reichs, die Rechtspflege im Reiche, die deutschen Eisenbahnen, Post und Telegraphik, das Unterrichtswesen im Reiche, Finanzen, Geld und Credit, die deutschen Städte, Statistik, die wichtigeren außerdeutschen Staaten ꝛc. Ein umfangreiches Sachregister erleichtert noch die Benutzung des überaus brauchbaren Nachschlagewerkes, das übrigens auch in allen Theilen nicht nur die üblichen Verbesserungen und Correcturen, sondern auch wesentliche praktische Aenderungen aufweist, so besonders bei den Abschnitten über Militär und Justiz. Das Werk bedarf keiner weiteren Empfehlung. K. S.

— Ernst Christian Trapp. Sein Leben und seine Lehre. Von Theodor Fritzsch. Dresden, Verlag von Bleyl & Kaemmerer Inhaber: O. Schambach. gr. 8. VIII u. 193 S. Preis 4 ℳ. — Wie sehr wir auf dem Gebiete der Pädagogik und namentlich der Methodik auf den Schultern des vorigen Jahrhunderts stehen, wie die verschiedensten Fragen der Erziehung und des Unterrichts, die uns heute beschäftigen, schon damals breite Kreise, namentlich aber die Leiter des geistlichen Lebens bewegten, ergiebt sich wieder deutlich aus dem vorliegenden Buche. Der Verfasser führt uns auf Grund sorgfältigster Studien unter Benutzung der zeitgenössischen Literatur, namentlich der oft versteckten Zeitungsaufsätze, wie archivalischer Quellen: u. A. der Acten des Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel, den Lebensgang und die pädagogische Bedeutung Ernst Christian Trapp's vor, der auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts eine große Rolle gespielt hat. Schon seine Seite 106—110 genannten zahlreichen Schriften lassen uns seinen schriftstellerischen Einfluß ahnen; dazu kommt seine persönliche Wirksamkeit an mehreren Schulen als Lehrer, Erzieher und Leiter. Interessant ist er uns, weil er (S. 50) nicht nur erster, sondern bis heute auch letzter ordentlicher öffentlicher Professor der Pädagogik in Preußen gewesen ist. 1745 in dem Schlosse Friedrichsruh, nördlich von Itzehoe, als Sohn des Schloßverwalters geboren, genoß er in Segeburg den Unterricht des Rectors Ehlers, der später Universitätsprofessor in Kiel

wurde, studirte seit 1765 Theologie in Göttingen, wo er als Mitglied dem Heyne'schen philologischen Seminar angehörte und die Vorbereitung auf den Lehrerberuf zur Hauptaufgabe seiner Studienzeit machte. Bereits 1768 wurde er Rector der Schule, die er erst vor 3 Jahren verlassen hatte, und ging später an das Gymnasium zu Altona über; 1777 trat er in das Philanthropin in Dessau ein. Aber bereits 2 Jahre später wurde er als Professor der Pädagogik an die Universität Halle berufen, wo er mit einer Rede von der Nothwendigkeit, daß Erziehen und Unterrichten als eigene Kunst zu studiren sei, sein Amt antrat und im Jahre darauf zum Director des pädagogischen Königlichen Instituts ernannt wurde. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in der von Campe gegründeten Erziehungsanstalt auf dem Hammerdeiche unweit Hamburg wurde er Mitglied des neugegründeten braunschweigischen Schuldirectoriums mit dem Sitze in Wolfenbüttel. Als aber der ganze Plan namentlich an dem Widerspruche der Stände scheiterte, leitete er eine Erziehungsanstalt, nebenbei stark mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Er starb 1818. Wennschon der Verfasser bezüglich des Lebensganges eine Reihe neuer, eingehender Nachrichten geboten hat, so führt er namentlich in ausgiebiger Weise in Trapp's System ein. Von Interesse ist die Stellung, die dieser zum Philanthropinismus, später zu Pestalozzi und Kant einnimmt. Hervorgehoben sei, daß er die Bedeutung Herbart's zu einer Zeit erkannte, in der Andere geschlossenen Auges an ihm vorübergingen. Auffallend ist seine Vielseitigkeit. Von dem elementaren Unterrichte an, dem er sich mit besonderem Eifer widmete, bis zu den Vorträgen der Professoren an den Universitäten, von der Erziehung des Bauern bis zu der des Fürsten, Alles hat er entweder selbst geübt oder schriftstellerisch behandelt. Namentlich hatte er viel Interesse für Organisation und Verwaltung. Was wir für besondere Eigenthümlichkeiten unseres Zeitalters halten, z. B. Experimentalpsychologie und Socialpädagogik, Lehrerbildung, Fragen über den fremdsprachlichen Unterricht, Lautirmethode und Kartenzeichnen, Alles zieht er in den Kreis seiner Betrachtungen. Leider müssen wir uns versagen, darauf näher einzugehen, doch möchten wir unsere Leser umsomehr auf diese Seiten des Buches aufmerksam machen. Mancher seiner Wünsche ist schon über seine kühnsten Hoffnungen und Erwartungen in Erfüllung gegangen vor dem Jahre 2440, welches Trapp als dasjenige zu bezeichnen pflegte, in dem „die reelle Schulverbesserung" zu erwarten sei. r.

— Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denkers bearbeitet und herausgegeben von August Sperl. Zweite Auflage. München 1900. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. — Das Buch enthält die Aufzeichnungen des Ansbacher Schulrathes Christian v. Bomhard, eines der bedeutendsten Pädagogen seiner Zeit, die dieser in den fünfziger Jahren für seinen Sohn niedergeschrieben und die August Sperl, der Verfasser des ausgezeichneten Romans „Die Söhne des Herrn Budiwoj", auf Anregung der Hinterbliebenen des Verfassers überarbeitet und herausgegeben hat. Es sind die Erfahrungen eines langen Lebens, ausgefüllt mit rastloser Arbeit an sich selbst und stetem Hinblick auf die höchsten sittlichen und religiösen Ideale, vorgetragen in einem Tone, aus dem die innigste Vaterliebe und der tiefste Ernst, mit dem der Verfasser über die Entwickelung seines Sohnes gewacht hat, auf jeder Seite in der rührendsten und ergreifendsten Weise spricht. Es werden wenige Fragen sein, die einem jungen Manne auf seinem Lebensweg entgegentreten, und die nicht hier erörtert werden; das Werthvollste an den Betrachtungen ist aber, daß nicht eine bestimmte Lösung als die einzig richtige angegeben, sondern überall in der energischsten Weise zum Selbstdenken und Selbstentscheiden angeregt und dadurch die Charakterbildung auf freier, sittlicher Grundlage auf das Wirksamste unterstützt wird. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

— Der moderne Hauslehrer. Eine gesellschaftliche und pädagogische Studie von Karl Haase. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover und Berlin. Preis 75 ₰. — Das Buch ist vorzugsweise bestimmt für die jungen Theologen, die in der Zeit vor Erlangung eines ständigen Predigt- oder Lehramtes als Hauslehrer thätig zu sein pflegen. Der Verfasser warnt davor, diese Arbeit nur als einen Nothbehelf zur Ausfüllung der Wartezeit anzusehen, und hebt hervor, wie vielfache Gelegenheit gerade der Aufenthalt in einem vornehmen Hause biete zur Vorbereitung für das geistliche Amt. Die Absicht ist gut, und Vieles, was er vorbringt, verdient Beachtung. Nur fürchten wir, wem nicht der natürliche Tact und das angeborene Geschick den rechten Weg weist, sich seine Stellung als Erzieher der Kinder zu schaffen und auch in schwierigen Fällen zu wahren, der wird es aus dem Büchlein auch nicht lernen. Nicht unbedenklich erscheint uns die Anweisung, sich in einer ungläubigen oder zweifelnden Gesellschaft durch die wissenschaftliche Begründung der Berechtigung und Nothwendigkeit des Glaubens zum „Herrn der Situation" zu machen und solche Kreise zu Christus zurückzuführen (S. 50 ff.). Wir wollen weiterhin die Bedeutung geselliger Formen keineswegs geringschätzen; indessen sehr viel wichtiger als die „ritterliche Sitte", der gnädigen Frau die Hand zu küssen (S. 17), ist denn doch für den Herrn Candidaten die Gewinnung des Vertrauens seiner Zöglinge. Dafür aber hat noch Niemand ein besseres Mittel gefunden als es in dem Worte des göttlichen Kinderfreundes enthalten ist (Matth. 18, 2): „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen." Immerhin kann der kleine Wegweiser für angehende Hauslehrer manches Gute wirken und sei darum der Aufmerksamkeit derer empfohlen, an die er sich wendet. R. B.

— Katechismus der Logik von Friedrich Kirchner. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1900. — Das Buch des bekannten, kürzlich verstorbenen Verfassers erscheint bereits in dritter Auflage, ein Beweis, daß es seinem Zwecke, eine gedrängte, aber vollständige Uebersicht über seinen Gegenstand zu geben, genügt hat. Kirchner hat sich nicht auf das Gebiet der sogenannten „formalen Logik" beschränkt, wie sie in Aristoteles' Organon enthalten ist, sondern hat auch einen Abriß der Erkenntnißtheorie eingefügt. So willkommen diese Ergänzung behufs der ersten Einführung in das philosophische Studium Manchem sein mag, das ja in der That meistens mit der Logik beginnen wird, so läßt sich doch auch das Mißliche eines solchen Versuches nicht verkennen, da die Darstellung nothwendigerweise von dem philosophischen Standpunkte des Verfassers ausgehen wird, der wohl nicht auf so knappem Raume genügend zur Darstellung gelangen kann, sondern sich mit den allgemeinsten Andeutungen begnügen muß. Dagegen ist die Beifügung der kurzen Geschichte der Logik mit Freude zu begrüßen. Die Darstellung ist trotz der wissenschaftlichen Form klar und verständlich und wird durch Beispiele und Figuren, namentlich Kreisfiguren zur Erläuterung der Lehre von den Urtheilen und Schlüssen, unterstützt. Nur möchten wir finden, daß eine Polemik, wie sie sich z. B. auf S. 178 findet, wo Dühring „Dünkel" und „logische Oberflächlichkeit" vorgeworfen wird, nicht in den Rahmen eines Leitfadens gehört. Es wird dadurch der an und für sich schon allzu großen Neigung der Jugend zum raschen Absprechen nur Nahrung zugeführt. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

— Der letzte Stenograph der Nationalversammlung zu Frankfurt. Lebenserinnerungen eines alten Burschenschafters. Nach Tagebuch-Aufzeichnungen. Von Dr. Julius Woldemar Zeibig, königl. sächs. Hofrath, Professor der Stenographie, Ehrenmitglied des königl. sächs. Stenographischen Instituts. Dresden 1900. Wilhelm Reuter. Reuterbibliothek Band 100. — Der Verfasser ist nach „Oberstabsarzt Dr. Fruth in München der älteste noch lebende stenograpische Praktiker der Gabelsberger'schen Schule und der einzige noch lebende Stenograph der Nationalversammlung in Frankfurt a. M.". Mahnungen und Anregungen aus dem Kreise seiner Freunde haben in ihm den Wunsch rege gemacht, seinen Freunden einiges aus seinem Leben zu schildern. Der Verfasser erzählt in leichtem Plauderstil von seiner Schüler- und Studentenzeit, seiner langjährigen Thätigkeit in vielen deutschen Parlamenten, seinen Reisen nach Italien, Rußland, England, Frankreich und seinem Streben für die Verbreitung der Stenographie. Mit nahezu allen namhaften Vertretern der Kurzschrift im In- und Auslande ist der Verfasser bekannt und befreundet geworden. Ueber sein erfolgreiches schriftstellerisches Wirken, das seinen Ruf in der ganzen stenographischen Welt begründet hat, orientirt ein Verzeichniß seiner Schriften. Der Verfasser warnt zum Schlusse vor dem in der letzten Zeit hervorgetretenen Streben vorzugsweise der jüngeren Generation, an dem Systeme herumzumodeln. Der Versuch, an einem so bedeutenden Werke wie dem Gabelsberger'schen Systeme zu bessern, dürfe nur Der wagen, „der das ganze Werk in seinem ganzen Gefüge übersieht und mit ehrfurchtsvoller Scheu nur dann Hand an das Besserungswerk anlegt, wenn er in der That durch genaue reifliche Prüfung und eigene längere Erfahrung dazu gedrängt wird". △

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 85. Dienstag, den 17. Juli, Abends. 1900.

Der Hoangho und seine Ueberschwemmungen.

Große Flüsse sind im Allgemeinen ein Segen für das Land, das sie durchströmen. Als Arterien, durch welche der Handel pulsirt, als beste und billigste Transportmittel für Reisende und Waaren sind sie von unschätzbarem Werth, und gelegentliche Ueberschwemmungen müssen als ziemlich leicht zu nehmende Nachtheile betrachtet werden. In keiner Weise gilt dies aber für den Hoangho oder Gelben Fluß, welcher schon oft über ausgedehnte, dicht besiedelte Gebiete Chinas Verderben gebracht hat. Dieser Strom ist für die Schifffahrt von geringem Werth und gereicht dem Lande, das er durchfließt, geradezu zum Fluche. Es dürfte eine dankenswerthe Aufgabe sein, uns an der Hand der Autoren, die über ihn berichtet haben, eine Vorstellung von dem natürlichen Charakter dieses Stromes zu verschaffen. Nicht weit von jenem paradiesischen Erdgebiete, in welchem man früher die Wiege des Menschengeschlechtes suchte, erhebt sich das Tibetanische Hochland, die Wiege der nach Süden und Osten fließenden Riesenströme Asiens. Alle großen Wasseradern des Continents, soweit sie dem Indischen Ocean oder dem pazifischen Weltmeere tributpflichtig sind, führen uns mit Ausnahmen des Euphrat und Tigris und des Amur hinauf auf das Dach des Riesenbollwerkes der Erdoberfläche. Im Süden vom Himalaya, im Norden vom Kuen-Lun, Altyntag und Nanshan begrenzt, erhebt sich das Plateau zu einer durchschnittlichen Höhe von 4000 Meter. Unwirthlich und monoton ist das Hochland, aber nicht todt wie die eigentliche Wüste. Wenn auch die Landschaft nicht freundlich lacht, so bietet sie doch des Großartigen genug. Alles freilich in düsterem und ernstem Gewande. Kurzes Gras bedeckt die weit ausgedehnten, endlos scheinenden Ebenen. Kein Baum, kein Strauch weit und breit. Flüchtiges Wild, Yaks, Antilopen, Bergschafe und Hirsche bevölkern die Einöden zu Tausenden und Abertausenden. In den Schlupfwinkeln der Höhenzüge lagern räuberische Stämme. Sie lauern auf die nach Lhassa ziehenden Pilgerkarawanen. Spitze Zelte, mit schwarzem Yakhaar bedeckt, bilden die Wohnungen der raublustigen Nomaden. Es sind wilde Gesellen, das Schwert im Gürtel, über die Schulter die alte Flinte mit Luntenschloß, die Lanze zur Hand, immer beritten. Während sich der größte Theil des Plateaus durch Wildheit auszeichnet und nur sporadisch kleine Culturflecke auftreten läßt, finden wir im Süden, wo sich das Hochland an den Himalaya anlehnt, eine ebenso alte wie imposante und glanzvolle Cultur. Lhassa, das Ziel der Pilgerkarawanen, ist die Residenz des Dalai Lama, welcher mehr ist als der Hohepriester des Buddhismus: eine sichtbare Gottheit, die Incarnation Buddha's. Hoch oben auf einem Hügel steht der Vatican von Lhassa und wenn hier die 5 großen, vergoldeten Kuppeln im Sonnenschein glänzen, dann wirkt der Zauber dieses Glanzes auf den ermüdeten Pilger und er wirkt fort nach Jahren, nachdem der weitgereiste Wallfahrer längst zu seiner fernen, im Norden oder Nordosten gelegenen, bescheidenen Heimath zurückgekehrt ist. Wie ein Kranz legt sich das Gebirge um die Wiege der Riesenströme. Hinter den grünen Matten des flachen Hochlandes steigen graue und braune Berge an und scharf zeichnen sich auf dem dunkelblauen Himmel die schneeigen Gipfel des wildzerfurchten Hochgebirges über schwarzen Schluchten und glitzernden Gletscherströmen.

Es ist im Wesentlichen das Verdienst der beiden russischen Reisenden Posheralski und Potenin, uns mit dem Gebiete des oberen Hoangho bekannt gemacht zu haben. Der erstgenannte, kühne Reisende verfolgte in den Jahren 1879 und 1880 den Lauf des großen chinesischen Stromes in der Gegend, wo er die Parallelketten des Kuen-Lun in nördlicher Richtung durchbricht, um sodann im Jahre 1884 bis in das eigentliche Quellgebiet — das Sumpfland der „Odontala" und die Hochgebirge im Süden und Norden davon — vorzudringen und dabei zugleich auch die Wasserscheide des oberen Hoangho gegen den oberen Yangtse-kiang klar zu legen. Potenin aber durchstreifte mit seinen Gefährten in den Jahren 1884—1887 das Land im Norden und Süden von Len-tschu-fu und schloß auf diese Weise sein Forschungswerk auf das Engste an das seines Landsmannes an. Die Expedition des Grafen Szechenyi berührte im Jahre 1879 dieselbe Gegend. Der Fluß, aus zwei den Bergen vom Süden und vom Westen her entstammenden Quellströmen gebildet, bewegt sich in zwei oder drei Canälen, von denen ein jeder 70 bis 80 Meter breit und an den seichten Kreuzungsstellen zwei Fuß tief ist. Auf dem Wege vom Sternenmeer, seiner Geburtsstätte, bis hierher ist der Hoangho schon schnell gewachsen. Immer gewaltiger und ungestümer wird er auf der Reise zum Ocean. Durch ein Labyrinth finsterer Schluchten bricht er sich Bahn. Felsen und ganze Bergzüge stellen sich ihm entgegen und zwingen ihn, den wilden Sohn des Hochlandes, zu immer neuen Seitensprüngen. Es ist ein merkwürdiges Land, ein Land der Extreme, das der Hoangho hier durchbricht. Posheralski beobachtete im Mai eine Temperatur von 23 Grad Celsius unter Null. Im September dagegen stieg das Thermometer auf plus 27 Grad Celsius im Schatten. Hier kommen die wanderlustigen Kinder der Wüste, die mit den Türken verwandten Dunganen, die Saleren, Schirongolen, Kirghisen und wie sie alle heißen, in enge Berührung mit den ernsten, gesitteten Chinesen. Islam und Buddhismus reichen sich die Hände oder streiten um den Vorrang. Das Felsengebirge hüllt sich in einen dichten Mantel von Löß, der gelben Erde, die im inneren Asien eine so wichtige Rolle spielt, und aus dem Löß heraus gräbt der Hoangho seine scharf eingerissene Straße und läßt an den Thalwänden einen bunten Wechsel wunderlicher Formen: Thürme, Säulen, Zacken, Pyramiden, Thore, Schluchten, ja ganze Burgen entstehen. Furchtbare Staubstürme fegen zu Zeiten durch die tiefen Thäler und über die Höhen. Die Luft ist dann so dicht mit Staub gefüllt, daß der Tag buchstäblich zur schwärzesten Nacht wird. Gustav Kreitner beschreibt einen Staubsturm, welchen er im Winter des Jahres 1879 zwischen Lentschu-fu und Ping-fau-schien erlebte, mit folgenden Worten: „Das Barometer war seit 24 Stunden um ein Bedeutendes gefallen. Statt des erwarteten Schneefalles aber erhob sich ein heftiger Südostwind, der den fußhohen Staub von der Straße, den trockenen Feldern und den bloßliegenden Gebirgshängen in die Höhe wirbelte. Bald erblickten wir die verschwommenen Conturen der nahen Berge, bald wurden wir von einer anrückenden dichten Wolke so eingehüllt, daß unsere nächsten Begleiter nur durch das Gehör wahrgenommen werden können. Die Sonne verschwindet. Selbst der runde Lichtschimmer, der noch bei dichten Herbstnebeln deren Stand in allgemeineren Umrissen andeutet, weicht allmälig der vorherrschenden grauen Dämmerung. Wenn nach stundenlanger Finsterniß der Sturm sich allmälig legt, dann erscheint noch tagelang die Sonne jedes blendenden Glanzes beraubt." Die Landschaftsbilder, welche durch die nagende Thätigkeit der Tributärströme des Hoangho in dem mittleren Kancu sowie in den daran stoßenden Gebieten von Tibet geschaffen worden sind, sind von einer unbeschreiblichen Großartigkeit und sowohl Posheralski als auch Potenin und die Berichterstatter der Szechenyi'schen Expedition werden nicht müde, dieselben zu bewundern. Düstere, wilde Schluchten mit jähen, nackten Wänden aus Löß, Sandstein, Kalkstein, Gneiß und Granit contrastiren mit grünen reich angebauten Ebenen, und von den Anhöhen, die zwischen den Stromthälern liegen, hat man die zauberhafteste Fernsicht. So sagt Posheralski beispielsweise von dem Berg-

rücken, der zwischen dem Dscharya-Golf und Hoangho liegt: Ein großartiges Panorama breitete sich zu unseren Füßen aus, als wir die Paßhöhe erreicht hatten. Riesige Berge lagen vor uns im Norden sowie hinter uns im Süden, und dieselben tauchten ihre Spitzen, die zum Theil von ewigem Schnee bedeckt sind, in die Wolken. Dazwischen lagen Thäler, die theils lieblich und grün, theils felsig und furchtbar waren. Wohin sich das Auge wendete, es erblickte ein großartiges, erhabenes Bild. Man beneidete den Adler, der sich in die Höhe heben und über alle Herrlichkeiten leicht hinwegschweben kann, und zugleich kam Einem die Nichtigkeit des menschlichen Daseins und die Kleinheit des eigenen Ichs zum vollen Bewußtsein.

Nach langen Irrfahrten, nachdem er weit im Norden selbst die Wüste benetzt, tritt der Hoangho in die große Ebene ein, zu deren Schöpfung er durch den Schutt, welchen er aus den Gebirgen thalwärts trägt, selbst das Meiste beigetragen hat, und die sich nur sehr wenig über dem Meeresspiegel erhebt. Das Gefälle des Stromes wird hier, oberhalb der vielgenannten Hauptstadt Honans, Kei-Fung-Fu, mit einem Male ein ganz schwaches und ein um so schwächeres, als sich den Gebirgsländern von Honan und Schansi gegenüber das insulare Gebirgsland Schantung diesen entgegen abdacht. Die Ebene fällt fast eben so schwach nach Südosten, wie sie nach Nordost fällt, und auch ein viel sanfteres Gewässer, als es der Hoangho ist, würde hier ohne Zweifel zu Gabelungen und Laufveränderungen neigen. Wie sollte es der Hoangho nicht thun, der schon für gewöhnlich ein mächtiger Strom ist, der aber im Spätsommer das Wasservolumen, das er in das tiefgelegene Land hinaus wälzt, auf viel mehr als sein Zehnfaches vergrößert. Diese große chinesische Ebene, welche der Hoangho nun durchfließt, nimmt ein Areal von 4450000 Kilometer ein, dehnt sich somit über ein Gebiet von der Größe Schwedens aus. Frhr. v. Richthofen kreuzte den Hoangho in der Nähe von Hwai-king-fu. Diese wichtige Stadt liegt inmitten der spitzigen Bucht, welche die große Ebene in das Gebirge hineinschiebt. Südöstlich von diesem Orte liegt die Fähre Sy-shai-htien, weiter oben die berühmte Furth von Möng. Bei der Fähre ist der Strom nach v. Richthofen 4000 m breit. Das Wasser ist bei einer so beträchtlichen Breite sehr seicht, die Strömung aber so stark, daß es seine Schwierigkeiten hat, von einem Ufer zum andern zu kommen. Auf dem südlichen Ufer steigen hohe, senkrechte Lößwände empor. In der Nähe bestehen ganze Dörfer aus Wohnungen, die in den Lößwänden ausgehöhlt sind. Auf der anderen, der nördlichen Seite des Hoangho breitet sich eines der fruchtbarsten und am dichtesten bevölkerten Flachländer Chinas aus. Die Landschaft (vgl. v. Richthofen, China) hat ein parkartiges Aussehen. Dichte Gebüsche von Bambus wechseln mit zahlreichen Cypressengruppen bei den Grabstätten, Pflanzungen von stattlichen Nakibäumen und hohe Gruppen verschiedener anderer Frucht- und Zierbäume bei den Dörfern; dazwischen breiten sich die gartenartig angelegten Felder aus, und das Ganze wird von zahlreichen Strömen klaren Gebirgswassers durchzogen, die zur Berieselung benutzt werden. Felder und Gärten, Dörfer und Städte in diesem Theile der großen chinesischen Ebene geben Zeugniß von dem unermüdlichen Fleiß einer intelligenten Bevölkerung. Aber so groß die Bewunderung auch sein mag, die sich dem Reisenden aufdrängt, sagt Pompelly, ist doch China ganz gewiß nicht das Land, in welchem es für den Fremden angenehm wäre zu leben. Das Wasser der Brunnen ist mit den Producten der Fäulniß durchsetzt und die Flüsse sind die Abzugsschleusen zahlreicher Städte. In den volkreichsten Districten sieht sich der Reisende von einem trüben Strom von Leben umtobt, während er auf einem Boden steht, der fast nichts Anderes ist, als die Asche der ungezählten Millionen einer langen Vergangenheit. In der Nachbarschaft der großen Städte der Ebene, wo das Grundwasser dicht unter der Oberfläche steht, kann man meilenweit gehen, ohne den Anblick der freistehenden Särge los zu werden, die in der Sonne bersten, und in denen die Keime der Pestilenz großgezogen werden, die Jahr aus Jahr ein in dem übervölkerten Lande reiche Ernte hält. Ganz kolossal sind die Sedimentmassen, welche der Hoangho auf dem Wege durch die Lößschluchten mit sich fortreißt, um sie in der großen Ebene abzusetzen. Es giebt wohl keinen Strom auf der ganzen Erde, der so unersättlich wäre. Gelb wie der brausende Kur rollt er durch die finsteren Thalwege des Gebirges und nicht weniger verräth seine lehmige Farbe, welcher er den Namen verdankt, noch unten im dichtbevölkerten Culturlande, wie groß die Schlammmassen sind, welche er mit sich führt. Selbst das Meer vor seiner Mündung färbt sich durch den Lößbrei und heißt deshalb das Gelbe Meer, ja v. Richthofen hat für das ganze vom Hoangho durchströmte Tiefland die Bezeichnung „Gelbe Ebene" vorgeschlagen. Was der Strom im Oberlaufe abgegraben und aufgewirbelt, was er von den steilen Uferwänden losgerissen, das führt er den tiefen Regionen zu. Besonders in der Ebene unten, wo er müde geworden ist, kann er die große Last nicht mehr tragen. Hier häuft er die Sedimentmassen längs seines Laufes, indem er sein Bett zugleich verflacht und erhöht. Zur Zeit von besonders großen Hochwassern, die periodisch eintreten, geschieht es dann leicht, daß er über seine Uferwälle hinwegfließt oder daß er dieselben an schwächeren Stellen durchbricht, um seine gelben Fluthen über die Landschaft dahinter zu ergießen. Besonders häufig geschieht dies in der Nähe seiner letzten Austrittsstelle aus dem Gebirge, wo der Strom noch einen guten Theil der Wildheit des Bergstromes besitzt und wo er bei besonderen Gelegenheiten gewissermaßen seine ganze furchtbare Kraft concentrirt. Tritt ein mäßiger Bruchtheil seines Wassers über die Ufer, so daß derselbe nur wenige Centimeter oder nur fußhoch über den Feldern steht, so hat der chinesische Landmann, der dieselben bebaut, kaum viel Grund, sich darüber zu beklagen: denn der Schlamm, welchen der Hoangho über die Felder ausbreitet, erhöht ihre Fruchtbarkeit. Verbreitet sich aber das Ueberschwemmungswasser mehrere Meter hoch über der Ebene, so sind die Verwüstungen, welche der Hoangho anrichtet, furchtbar, und sie übertreffen dann diejenigen, welche andere Ströme auf Erden anzurichten fähig sind, bei weitem. Die Hochfluthen des Hoangho fegen Hunderte und Tausende von Ortschaften von dem Erdboden hinweg und vernichten Millionen von Menschenleben. Und was nach der Fluth zurückbleibt, das ist ein ungeheures Leichenfeld — so groß wie wir es uns nicht vorstellen können — und eine Landwüste. Der Hoangho hat diesen Charakter besessen, so weit die Geschichte zurückreicht, und man begreift daher wohl, daß er von jeher als „Chinas Kummer" oder als „Geißel der Kinder Ham's" bezeichnet wird. Die Geschichte weiß viel zu berichten über alte Laufänderungen des Hoangho. Das Buch Dalung erzählt von Flußregulirungen, welche der große Yu ausgeführt haben soll. Aus diesen Angaben geht hervor, daß sich die Chinesen schon mehr als 2000 Jahre vor Christus den aufrührerischen Strom unterthänig gemacht haben. In jener alten Zeit theilte sich der Strom in zahlreiche Arme, von denen die neun Hauptzweige als die neun Ho bezeichnet wurden. Die erste große Laufänderung, über welche Berichte vorhanden sind, erfolgte im Jahre 602 v. Chr. Weitere Durchbrüche und Verirrungen mit furchtbaren Ueberschwemmungen verbunden ereigneten sich im 3. Jahrhundert, im 2. Jahrhundert und im Jahr 11 v. Chr. Auf eine weitere Katastrophe, die sich 70 n. Chr. ereignete, folgte dann eine lange Pause von tausendjähriger Ruhe. Als aber in den fünfziger Jahren die große Rebellion der Taiping gegen die Mandschudynastie ausbrach, wurden die Dämme während der Kriegswirren vernachlässigt und ließen den Hoangho in den Jahren 1851 bis 1853 allmälig durchbrechen und seinen nördlichen Mündungsarm wieder aufsuchen, der im Norden von Schantung ins Meer führt. Indessen höhlte er sich kein eigentliches Bett aus, sondern bestand bis nahezu 450 km vor der Mündung aus weiten, sumpfigen Strecken, und war im Unterlaufe schiffbar, aber an der Mündung sperrte eine Barre den Seeschiffen den Eingang. Als Lord Elgin im Jahre 1860 sich als Gesandter Englands nach China begab, um die verwirrten Beziehungen seiner Regierung zu dem Cabinet in Peking zu lösen — die Mission endete bekanntlich mit der Zerstörung des Sommerpalastes durch die vereinigten Streitkräfte der Franzosen und Engländer —, ging er mit der Instruction, den Gelben Fluß durch ein vor seiner Mündung aufzustellendes Kriegsschiff zu blokiren. Das Kriegsschiff hätte vor dem trockenen Flußbett, aufgestellt werden müssen; denn der Gelbe Fluß lief nicht mehr so wie es die Karten verlangten. So blieb es bis zum Jahre 1887, wo der Strom abermals seine Richtung wechselte. Infolge von Wolkenbrüchen angeschwollen und von einem orkanartigen Sturme aufgestaut, durchbrach er am 28. September bei Tschöngtschu, dort, wo die Lößwände aufhören, die Dämme und wälzte seine Wogen wiederum gegen Südosten, diesmal so plötzlich, daß er selbst die nächsten Anwohner überraschte. Zahlreiche Städte wurden überfluthet, der ganze Norden der Provinz Honan, der Westen von Ngan-hwei standen unter Wasser und etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen sollen der Katastrophe zum Opfer gefallen sein. Die gerade

Entfernung von der Durchbruchsstelle bis zur neuen Mündung betrug etwa 720 Kilometer, was der Luftlinie von Hamburg bis Wien entspricht. An Bemühungen, den Strom zu disciplinieren und in Schranken zu halten, hat es in China zu keiner Zeit gefehlt und an dem Hoangho der letzten 35 Jahre, den uns unsere Karten zeigen, ziehen sich Dämme entlang, die zum Theil eine Höhe von 7½ Meter erreichen. Alles in Allem bestehen die betreffenden Stromuferbauten aber die europäische Kritik sehr schlecht. Die Dämme sind durchgängig nur aus lockerer Erde aufgeschüttet, ihre Böschungen gegen den Strom hin sind viel zu steil, als daß sie den Wogenprall auf die Dauer aushalten sollten; sie stehen zum Theil kilometerweit von der Stromrinne ab und die Faschinenanlagen fand Morrison im Jahre 1878 in einem wenig vertrauenswürdigen Zustande. Leider geschieht wenig, um einer Wiederholung solcher Katastrophen vorzubeugen. Und doch könnte das Volk, welches die große Mauer erbaute und den Kaisercanal gegraben hat, das Regulirungswerk mit tüchtigen Ingenieuren in Angriff nehmen. Trotzdem dürfte das kaum unternommen werden. Man wird weiter repariren, habgierige Mandarinen werden dabei ihre Taschen füllen und das bedauernswerthe Volk wird stets von Neuem von Ueberschwemmungen bedroht bleiben. Dr. A. S.

Bücherbesprechungen.

— Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristenthums, herausgegeben von Dr. Erwin Preuschen in Darmstadt. 1. Jahrgang (1900), 1. Heft. 86 S. gr. 8. Preis des Jahrgangs (4 Hefte) 10 ℳ. Verlag von J. Ricker, Gießen. — Diese Zeitschrift „will ein Sammelpunkt werden für alle Arbeiten, deren Zweck es ist, irgendwie zur Erkenntniß der Entstehung des Christenthums und seiner ältesten Geschichte beizutragen. Sie wird sich nicht auf das Gebiet beschränken, das in dem herkömmlichen Unterricht als das Fach des Neuen Testamentes bezeichnet zu werden pflegt, sondern ebenso die allgemeine Religionsgeschichte, sofern sie die Erscheinungen auf dem Boden des Urchristenthums zu erklären geeignet ist, wie die Kirchen- und Literaturgeschichte der ältesten Zeit (bis 325) in ihren Rahmen hineinziehen". Das vorliegende 1. Heft enthält: 1) einen längeren Programmaufsatz („Idee oder Methode") vom Herausgeber; 2) Probabilia über die Adresse (einen Kreis von Christen in Rom) und den oder die Verfasser (Aquila und Priscilla, besonders letztere) des Hebräerbriefes, von Ad. Harnack; 3) Altchristliche Apologetik im Neuen Testament (eine Beleuchtung der Evangelien als „apologetischer" Schriften) von P. Wernle in Basel; 4) Miscellen von Wrede in Breslau und dem Herausgeber, theils über einige neutestamentliche Ausdrücke und Begriffe, theils über den 1. Petrusbrief. Als Mitarbeiter werden sonst im Voraus genannt Achelis, Baldensperger, Bornemann, Bousset, Brandt, Deißmann, Dieterich, Grafe, Gregory, Gunkel, Halmel, beide Holtzmann, Jülicher, Krüger, A. Meyer, Nestle, Schmiedel, Schürer, v. Soden, Wendland, Weinel und v. Wilamowitz. — Soweit der actenmäßige Bericht über ein bedeutsames Unternehmen auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft, das in jüngster Zeit hervorgetreten ist. Dem Unterzeichneten schien ein solches schon seit Jahr und Tag Bedürfniß, und verwunderlich ist ihm nur, daß erst jetzt ein entsprechender Versuch gewagt wird. Die Schwierigkeit der Vereinigung geeigneter Kräfte angesichts des etwa vorhandenen theologischen Parteiwesens und Zunftgeistes einerseits, angesichts zahlreicher mehr oder weniger blühender Zeitschriften andererseits mag zur Erklärung der Späte dienen. Doch wird ihr letzter Grund darin zu suchen sein, daß erst in den letzten zehn Jahren die Theologie in den vollen Besitz aller zur Erlangung einer gründlichen Kenntniß des Urchristenthums nöthigen Hilfsmittel und religionsgeschichtlichen Gesichtspunkte gelangt ist oder doch gelangt zu sein glaubt und sich ihrer bewußt geworden ist. Man wird daher den gegenwärtigen Versuch als solchen mit ernster und freudiger Theilnahme zu begrüßen haben. Deswegen kann man immerhin angesichts seiner besonderen Gestalt zunächst sorgliche und schwere Bedenken hegen, von denen man nur hoffen und wünschen mag, daß sie im weiteren Fortgange des Werkes sich erledigen mögen. Solche Bedenken legen sich nahe beim Blick auf die vorläufig genannten Mitarbeiter, ebenso wie auf die Haltung des ersten Heftes. Man vermißt nämlich unter jenen, schwerlich rein zufällig, mit schmerzlicher Verwunderung beinahe alle hervorragenden Glieder gerade derjenigen theologischen Facultäten (z. B. der Leipziger, Erlanger, Greifswalder), welche eine pietätvolle conservative Haltung gegenüber der Urgeschichte des Christenthums für ein wesentliches Merkmal und Erforderniß gedeihlicher Erforschung der Urzeit ansehen, und kann sich daher des Eindrucks kaum entschlagen, daß es sich in Wirklichkeit um einen Sammelpunkt nicht so sehr „aller" einschlagenden Arbeiten handle, sondern zunächst um einen solchen von Arbeiten jener bestimmten Richtung und Partei, die seit einiger Zeit mit großer Rührigkeit die Theologie zu einem Uebungsfeld angeblich rein historischer oder gar rein philosophischer Untersuchungen zum Theil sehr jugendlicher und sozusagen fanatischer „Forscher" umgewandelt hat und bereits in der angesehenen „Theol. Literaturzeitung" ihr einflußreiches Organ besitzt. Soll es dabei bleiben, so wird die neue Zeitschrift ohne Zweifel viel nützliche Erkenntnisse an den Tag bringen, aber leider so, daß eine sehr wünschenswerthe Verständigung aller gelehrten und gebildeten Glieder unserer Kirche dadurch fürs Erste nicht gefördert, sondern der Zwiespalt zwischen hochfahrender und kalter „Wissenschaft" auf der einen und pietätvollem Vertrauen zu der heiligen Schrift auf der anderen Seite noch verschärft werden dürfte. Diese Besorgniß wird durch die nicht eben durchaus glückliche Haltung des ersten Heftes eher vermehrt als vermindert. Dies gilt nicht von dem ungemein anregenden und wirklich fördernden Aufsatz Harnack's, von dem jeder Theolog und Laie immer lernen kann und wird; auch nicht von den Miscellen Wrede's und des Herausgebers, sofern sie sachlich und nicht hie und da willkürlich und spitzfindig statt beweisend sind; wohl aber von der fragwürdigen Verherrlichung der „Idee" im Gegensatz zu angeblicher Ueberspannung der „Methode" in dem sehr abstract und großartig gehaltenen, aber jede Geltendmachung eines Antheils des christlichen Gemüthes ängstlich umgehenden Vorwort des Herausgebers und dem eine relative Wahrheit anregend, aber sehr subjectiv und mit jugendlicher Einseitigkeit und Schonungslosigkeit übertreibenden, viele Fragezeichen herausfordernden Aufsatz Wernle's. Uebrigens darf man überrascht sein, daß in diesem ersten Hefte zunächst fast nur diejenigen Hilfsmittel zur Geltung kommen, welche die griechische Form der urchristlichen Verkündigung von Alters her der christlichen Theologie an die Hand gegeben hat, während die Würdigung der israelitisch-jüdischen Wurzel dieser Verkündigung späteren Heften vorbehalten zu sein scheint, so daß beispielsweise Wernle ohne weitere Begründung einfach „die Freude an Jesus" als den Inhalt und die Triebfeder der evangelischen Schriften geltend macht (S. 42), infolge dessen aber die Apostelgeschichte nicht versteht (S. 53) und als Wirkung der ersten drei Evangelien einen „Wirrwarr der Ansichten" ermittelt (S. 52), in den erst das Johannesevangelium Ordnung gebracht habe: Marc. 1, 15 scheint für ihn keine Bedeutung zu haben. — Möchte es dem Herausgeber und der Verlagshandlung noch nachträglich gelingen, unter Durchbrechung parteiischer Schulschranken und Vermeidung von Hyperkritik und Pseudowissenschaft ihr an sich zeitgemäßes Unternehmen auf diejenige Weite und Höhe der Betrachtungsweise von dem Boden der Freude am Christenthum aus zu stellen, die allein nicht nur der Urgeschichte wirklich gerecht zu werden, sondern auch in dem Gewissen der christlichen Gemeinde ein heilsames Echo zu finden vermag! G. Schnedermann.

— Christliche Lebensbilder für das deutsche Haus. Friedrich und Caroline Perthes. Von Ottilie Adler. Mit zwei Porträts. Leipzig, Verlag von H. G. Wallmann. 1900. — Ueber Perthes ist viel geschrieben worden, das Hauptwerk ist die große dreibändige Biographie von Clemens Theodor Perthes, die in zahlreichen Auflagen verbreitet ist. Auf Grund dieses Werkes, das nicht Jedermann zugänglich und für Viele wohl auch zu umfangreich ist, hat die Verfasserin ihr Buch ausgearbeitet und darin hauptsächlich die tief religiösen Züge hervorgehoben, die das Ehepaar und ihr gesammtes häusliches, geschäftliches und öffentliches Wirken kennzeichneten. Die Darstellung zeichnet sich durch große Wärme des Tones aus, so daß das Buch Manchem eine willkommene Gabe sein wird, wenn man auch zugeben muß, daß die christliche Tendenz manchmal etwas zu stark in den Vordergrund tritt, um noch ungesucht zu erscheinen. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

— Nebel und Sonne. Der Gesammelten Gedichte dritter Band (Zweite und vermehrte Auflage der Neuen Gedichte) von Detlev v. Liliencron. Verlegt bei Schuster &

Loeffler. Berlin und Leipzig 1900. Sämmtliche Werke von Detlev v. Liliencron. Neunter Band. — Detlev v. Liliencron ist eine so fest in sich ruhende, abgeschlossene Natur, daß man aus einem mäßig starken Bande wie dem vorliegenden im Stande ist, ein vollständiges Bild seiner starken, eigenartigen Persönlichkeit mit all ihren Vorzügen und Mängeln zu entwerfen. Den Grundzug seines Wesens bildet ein frischer, fröhlicher Geist, er ist ein erklärter Feind jeder Sentimentalität und Prüderie. Sein gesammtes ästhetisches Glaubensbekenntniß hat er in dem dem Bande vorausgeschickten Motto aus Goethe gegeben: „Und so schnurrt denn durch die ganze, halbwahre Philisterleierkastenmelodie, daß die Kunst die Moralgesetze anerkennen und sich ihnen unterordnen soll. Das erste hat sie immer gethan und muß sie thun — thäte sie das zweite, so wäre sie verloren, und es wäre besser, man hinge ihr einen Mühlstein um den Hals und ertränkte sie, als daß man sie langsam durch das Nützlich-Flache crepiren ließe." Die „Zueignung" an Gustav Falke ist die weitere Ausführung dieses Mottos. Mit beißendem Spott schildert darin der Dichter eine „Sehenswürdigkeit" der „Seestadt" Hamburg,

Wo die Honourables sitzen, die am Tage,
Ach so sittsam, ehrbar durch die Gassen wandeln,
Haute-Finance, Fondsmakler, Jobber, Directoren,
Selbstverständlich alle reichthumüberlastet —

wo als einzige Devise der Satz: „Ei Flass' Sect noch" gilt und wo

„Freie Bühne" und „Moderne Kunst" mit, ja mit
Kunst von Dehmel, Bierbaum, Liliencron und Falke

aufgeschlagen liegt:

Nie vergeß im Leben Ihr Gelächter ich.

Dann führt der Dichter den Freund nach seinem Heim und entwirft das Programm: Hetzjagd, Diner, Musik, dann Nachts auf die Haide hinaus. Gespenstische Schatten umringen die Beiden.

Glöckchen klingeln, her zu mir, bei Gott, sie naht, hör:
Silberglöckchen klingeln an geflochtnen Mähnen,
Da, die Hexe von Poggfred, die einst aus Indien
Einer meiner Ahnen brachte; bald aus Heimweh
Siechte sie dahin, nun irrt sie unablässig
Durch den Haidbusch seit Jahrhunderten, da ist sie
Wachsend aus dem Nebel, auf dem viven Zelter,
Matt erglänzt der goldne Zaum im Rieselregen.

Wie den Hals sie streichelt, wie sie lächelte, halb,
Als der Schimmel seine Last im Schütteln
Abgeworfen hätte fast. Sie wendet ihre
Stute und verschwindet langsam. Letztes Trappeln,
Schellenlachen, leiser, schwächer, immer schwächer.
Schweigen senkt sich wie auf nachtumhüllte Gräber,
Nicht ein Ton verräth das Leben, nicht Bewegung,
Starr und bleiern drückt der Dunst, und enger, enger
Zieht um uns den dichten Schleier der November.

Diese Meisterschaft in der Behandlung des Spukhaften, Visionären sowie die grandiose Stimmungsmalerei ist ein weiterer Zug der Liliencron'schen Lyrik, Beispiele dafür sind „Stupor", „Der Kranz", „Der souveräne Herr" (eine mit selbständigem Schluß versehene Nachahmung des Heine'schen: „Ich kam von meiner Herrin Haus"), „Die Pest", „Der eine Tag im Jahre" u. s. w. Von den neu eingefügten hierhergehörigen Gedichten ist „Golgatha" am großartigsten. Von Liebesgedichten finden sich in der Sammlung sowohl kecke, übermüthig lachende, wie auch ernste, von schwerem Schuldbewußtsein erfüllte. Die Balladen „Pidder Lüng" und „Der Brand von Altona" gehören zu dem Schönsten und Kraftvollsten, was die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Sehr hübsch ist die Umschlagzeichnung mit ihrer symbolischen Bezeichnung des Namens des Dichters: eine Lilie, die sich durch eine siebenzackige Krone schlingt. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

— Jungbrunnen. Ein Schatzbehalter deutscher Kunst und Dichtung, illustrirt von den hervorragendsten deutschen Künstlern. Verlag von Fischer und Franke in Berlin. Heft 7—9. Preis des Heftes im Abonnement 1 ℳ. — Siebentes Heft: Zwei Märchen vom Rübezahl von J. A. Musäus, illustrirt von G. A. Stroedel. — Achtes Heft: Der Schweinehirt und die Prinzessin auf der Erbse. Hofhahn und Wetterhahn. Märchen von H. Chr. Andersen, Zeichnungen von M. Dasio. Mit dem achten Hefte schließt der erste Band des Märchenbuches vom Jungbrunnen, den man auch in geschmackvollem Einbande beziehen kann. Die Einbanddecke allein liefert die Verlagshandlung zu 1 ℳ 50 ₰. Die Verschiedenartigkeit der Bilder zu den einzelnen Heften — 1, 4, 7, 8 bilden den Band — erhöht unzweifelhaft den Reiz der alten Märchen. Besonders gelungen erscheinen uns die Stroedel'schen Rübezahlbilder. Aus ihren kräftigen Linien leuchtet uns die herzliche Freude des Künstlers an den Sagen von dem Schalk des schlesischen Gebirges unverkennbar entgegen. Kühler lassen uns die Zeichnungen von Dasio zu den Andersen'schen Märchen. — Neuntes Heft: Romanzen, Balladen, Legenden in Bildern von Franz Stassen. Unter den erzählenden Volksliedern hätte sich wohl eine andere Auswahl treffen lassen. Ein Theil wenigstens von den hier mit Bildern geschmückten Nummern sind recht gewöhnliche Bänkelsängereien und verdienten die Auszeichnung schwerlich. Außerdem finden wir, daß die Freude am Nackten sich in verschiedenen Bildern etwas aufdringlich macht. Wir sind sonst nicht prüde; aber wir sollten meinen, die ernsthafte und anständige Kunst hätte gerade jetzt mehr als je Anlaß, in dieser Beziehung sich einer gewissen Zurückhaltung zu befleißigen. R. B.

— Das französische Bayreuth. Von Ludwig Bräutigam. F. A. Lattmann, Verlag Goslar. — Das lebhaft und ungemein fesselnd geschriebene Schriftchen erzählt uns von der schönen Provence und ihren Dichtern, den berühmten „Félibres", deren größter Frédéric Mistral ist, und von der uralten Stadt Orange und ihrem neuerdings wiederhergestellten römischen Theater, in dem seit ein paar Jahren die 1869 zuerst eingeführten Festspiele fast jeden Sommer stattfinden. In diesem Jahre werden am 11. und 12. August „Alkestis" von Euripides und „Iphigenie in Tauris" von Gluck aufgeführt werden. Auf diese Festspiele die nach Paris fahrenden Deutschen aufmerksam zu machen, ist der Wunsch des Verfassers. Ich kann seinem Schriftchen kein höheres Lob spenden als indem ich erkläre, daß ich selbst mich nach seiner Lectüre zur Reise nach Orange entschlossen habe. W. G.

— Paul Seidel, Die Kunstsammlung Friedrich's des Großen auf der Pariser Weltausstellung 1900. Giesecke und Devrient, Berlin und Leipzig 1900. 2,40 ℳ — Die Kunstsammlung Friedrich's des Großen bildet bekanntlich eine der größten Sehenswürdigkeiten der Ausstellung. Der vorliegende reich mit Illustrationen geschmückte und mit einer werthvollen historischen Einleitung versehene Katalog, der im Großen und Ganzen einen Auszug aus des Verfassers Prachtwerk „Französische Kunstwerke des 18. Jahrhunderts im Besitze Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen" darstellt, ist allen Besuchern der Weltausstellung zur Orientirung und Erinnerung wärmstens zu empfehlen, wird aber auch denen willkommen sein, die nicht nach Paris reisen können. W. G.

— Skizzen von den Balearischen Inseln. Von P. Fraisse. Leipzig, Verlag von Dr. Seele & Comp. 1898. — Das dreibändige Prachtwerk des Erzherzogs Ludwig Salvator: „Die Balearen in Wort und Bild", das aber leider nicht im Buchhandel zu haben ist, ist das einzige erschöpfende Werk über diese spanische Inselgruppe, die trotz ihrer gar nicht ungünstigen Lage im westlichen Mittelmeer die Aufmerksamkeit der reiselustigen Welt nur in geringem Maße auf sich zu lenken vermocht hat. Verhältnißmäßig häufig sind die Balearen von Naturforschern besucht worden und auch die vorliegenden Skizzen entstammen der Feder eines deutschen Naturforschers, der in diesem zoologischen D'Orado seinen Studien obgelegen hat. Liegt auch der Aufenthalt des Gelehrten auf den Inseln schon mehr als 20 Jahre zurück, so zeigen doch die Naturschilderungen eine derartige Farbenfrische und die Reiseeindrücke eine solche Unmittelbarkeit, als ob der Schreiber noch unter dem frischen Eindruck des soeben Erlebten und Erschauten stünde. Im Mittelpunkte der Darstellung steht naturgemäß die Schilderung des Thier- und Pflanzenlebens der Inseln, aber mit gewandter Feder hat der feinsinnige Beobachter seine Skizzen zu einem landschaftlichen Gemälde vervollständigt, das bei dem Mangel jeglicher Literatur als ein angenehmer und vollkommen genügender Ersatz einer nüchternen geographischen Beschreibung der Inseln angenommen werden kann. Dr. F.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 86. Donnerstag, den 19. Juli, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

XIII. Das Kunstgewerbe (Forts.).

2) Von der Keramik und den Gläsern. In keinem Zweige bietet die kunstgewerbliche Ausstellung mehr des Sehenswerthen und des Belehrenden als in dem der Keramik. Die großen Porzellan-Manufacturen haben ihre Ausstellungen zu wahren Museen gestaltet. Neben ihnen finden wir mehrere sehr beachtenswerthe kleinere künstlerische Betriebe und die kaum zu übersehende Zahl der rein industriellen Fabriken. Bei den übrigen Thonwaaren kann man die schönen Ergebnisse, die durch die künstlerische Neubelebung bäuerlicher Stilweisen und durch die Anlehnung an die japanische Kunst erzielt worden sind, in einer schier unendlichen Fülle von Erzeugnissen bewundern. Fast in allen Ländern sind neue Techniken, neue Farben und neue Formen mit Glück eingeführt worden. Leider läßt der materielle Erfolg scheinbar hie und da noch zu wünschen übrig. Amerikanische und französische Liebhaber und Sammler scheuen das Geld nicht, wenn es sich um etwas wirklich Schönes handelt, unter den Namen der deutschen Käufer begegnet man fast ausschließlich denen der Museumsdirectoren.

Im Vordergrund des Interesses unserer Leser steht natürlich die königl. Porzellan-Manufactur zu Meißen. Sie nimmt einen ganzen Raum der deutschen Abtheilung ein, der mit geschmackvollen Aufsatztischen, Consolen und Paneelen in Cedernholz und prächtigen Thürgesimsen nach Zeichnungen des Architekten Hoffacker ausgestattet und mit den Ansichten von Dresden, Meißen und der Moritzburg in blauer Fliesenmalerei geziert ist. Obschon die Entstehung des Weltrufes der Manufactur „auf der Pflege des specifischen Stiles aus dem 18. Jahrhundert beruht“, wie es in dem reizend ausgestatteten und reich illustrirten Kataloge heißt, hat sie sich „den neuen Richtungen in der Kunst ohne Rückhalt eröffnet“. Ihre Ausstellung zerfällt in zwei getrennte Gruppen, die alte Abtheilung, welche Nachbildungen von Modellen des 18. Jahrhunderts enthält, und die neue Abtheilung mit Nachbildungen oder Originalwerken von 1800 bis auf den heutigen Tag. In der ersteren fällt vor Allem der wundervolle Rococo-Spiegeltisch ins Auge, der 1748 von Kändler für König Ludwig XV. angefertigt und jetzt zum ersten Male wiederholt worden ist. Sein Werth beträgt etwa 12000 Mark (16500 Francs mit Zoll und Fracht). Ein Anachronismus, der aber nicht unangenehm berührt, ist es, daß die 27 Kerzen durch Porzellanschäfte mit Glühlämpchen dargestellt sind. Daneben sind hauptsächlich die für Papst Clemens XIII. hergestellte Kreuzigung Christi und das humorvolle Affenorchester, beides ebenfalls Werke Kändler's, hervorzuheben. Das Prachtstück der neuen Abtheilung ist der reich mit vergoldeten Bronzen und Emailmalereien geschmückte Juwelenschrank im Empirestil, den der jetzige artistische Director Professor Sturm entworfen hat. Unter den Vasen ragt besonders die mehr als zwei Meter hohe mit Wasserpflanzen und weiblichen Masken geschmückte Vase des Malers Hentschel hervor, eine technische und künstlerische Meisterleistung. Erwähnt seien ferner die Richard Wagner-Vase von Sturm, die Vasen mit Musentanz und Nereiden-Reigen von den Malern Andresen-Berlin und Grust und die Frühlingsvase von Professor E. Andresen. Der Decor in Scharffeuerfarben erinnert etwas an die Kopenhagener Erzeugnisse, zeigt aber eine reichere Palette. Auf Gleichmäßigkeit und Schönheit der Massen und tadellosen Glanz wird in Meißen der höchste Werth gelegt. Wohl mehr um zu zeigen, daß sie auch auf ihr eigentlich fremden Gebieten Vollwerthiges zu leisten vermag als aus Neigung für sie, hat die Fabrik auch reiche Craquelés, geflammte und Krystallglasuren ausgestellt.

Legt Meißen das Schwergewicht auf die Tradition, so ist umgekehrt die Berliner Manufactur eine wahre Versuchsanstalt für alle neuen Erfindungen. Sie stellt große Wandmalereien, Pilaster, monumentale Kamine mit fast lebensgroßen Barockfiguren, ja selbst Badewannen in Porzellan her. Neuerdings macht sie riesige farbige Vasen mit großen frei modellirten Blumen und Blättern. Eine Specialität von ihr ist das sogenannte Berliner Weichporzellan. Ihre technischen Leistungen sind ganz hervorragend; dagegen lassen die künstlerischen manchmal zu wünschen übrig. Unvergleichlich schön ist die Ausstellung der französischen Staatsanstalt Sèvres, die die Scharte von 1889 völlig ausgewetzt hat. Allerdings kommt ihr der zehn Mal größere Raum, der ihr zur Verfügung gestellt worden ist, sehr zu Statten. Da das große Museum in Sèvres für den Besucher von Paris leicht zu erreichen ist, hat sie nur neue Stücke ausgestellt. Augenblicklich leistet sie auf allen Gebieten Vorzügliches. Die Palette der Scharffeuerfarben hat sich seit 1894 um mehrere neue Farben vermehrt und steht nun den übrigen Manufacturen nicht mehr nach, die pâte-sur-pâte-Malerei feiert eine wahre Renaissance, alle neuen Erfindungen wie Emails, Bleifirniß, Krystallglasuren werden mit Erfolg verwendet. Ganz wunderschön sind einige neue Tafelgeschirre. Der zarte und sparsame Blumendecor verdeckt hier nicht die feine Masse sondern bringt sie erst recht zur Geltung. Unerreicht sind endlich die Biscuits. In der Kleinskulptur besteht eben in Frankreich eine Ueberlieferung, die die anderen Völker nicht besitzen. Bekanntlich werden in Sèvres auch monumentale Arbeiten in Fayence hergestellt. Der große Fries von Joseph Blanc auf der Hinterfassade des Grand Palais, die Fontaine von Sandier und der Kamin von Sébille legen von der Leistungsfähigkeit der Fabrik auf diesem Gebiete glänzende Zeugnisse ab. Am allerhöchsten in der Gunst der Liebhaber der modernen Bestrebungen aber stehen augenblicklich wohl die beiden Kopenhagener Anstalten, die königliche Manufactur und Bing und Gröndahl. Auch sie verfügen über einen stattlichen Stab trefflicher Künstler, Krog, Mortensen, Liisberg, Rode und andere auf der einen, Willumsen, Hammershöj, Dahl-Jensen und andere auf der andern Seite. Die Gegenüberstellung der beiden Fabriken ist höchst interessant. Bei der Staatsanstalt spielt die Malerei, bei Bing die Bildhauerei die Hauptrolle. Jene bevorzugt ganz zarte bläuliche Töne, diese, wenn sie überhaupt farbig wirken will, starke Emailfarben. Ganz besonders sei auf die prächtigen Thiere aufmerksam gemacht, die Dahl-Jensen modellirt hat. Sein Hauptstück ist eine große Möve; eine famose Eule ist, wenn ich nicht irre, vom Leipziger Kunstgewerbemuseum angekauft worden und wird also demnächst dort bewundert werden können. Hinter diesen Fabriken treten alle übrigen doch ein wenig zurück. Am nächsten steht ihnen wohl die Manufactur zu Roerstrand in Schweden. Ihre weißen Erzeugnisse mit großen erhabenen Blumen (besonders Iris- und Alpenveilchen) in zarten rosa, bläulichen und grünlichen Tönen sind seit Langem beliebt, neuerdings stellt sie auch in dunklen Farben, insbesondere einem ganz tiefen Braun als Grundton, treffliche Vasen her. Eine neue Erfindung, deren Tragweite ich nicht zu übersehen vermag, hat der Director Kok der holländischen Fabrik Rozenberg gemacht. Er stellt Teller, Kannen und Tassen in einer ganz dünnen, durchscheinenden und unendlich leichten, dabei aber doch harten und widerstands-

fähigen Masse her. Die Erzeugnisse sind jetzt in Paris zum allerersten Male ausgestellt. Auch ihre Formen und ihre meist in matten grauen, violetten, rothbraunen und grünen Tönen flüchtig und wie skizzenhaft aufgetragenen Schmetterlinge oder Blumen sind neu und eigenartig. Im Uebrigen sei noch auf die schönen neuen Geschirre von Haviland-Limoges und, unter den deutschen Erzeugnissen, auf die mit munteren Mohnblumen u. s. w. gezierten nicht theuren Kaffee- und Theeservice von Schmuz-Baudiß hingewiesen.

Bei den Kunsttöpfereien ist eine starke Abnahme der Liebhaberei für metallische Reflexe zu bemerken. Der Franzose Clément Massier, von dem vor einigen Jahren Jeder ein Stück besitzen wollte, findet kaum mehr Beachtung. Das Beste leistet auf diesem Gebiete wohl jetzt der Däne Hermann Kähler. Seine meist hummer- oder lachsfarbigen Gefäße zeichnen sich vor Allem durch eigenartige Formen aus. So hat er eine famose Lampe mit Thierleibern und einen amüsanten Bierkrug in der Form eines Affen construirt. Im Allgemeinen will man aber durch Tonschönheit wirken. Frankreich steht immer noch an der Spitze. Die schönsten Werke haben diesmal Dammouse, Delaherche und Chaplet ausgestellt. Daneben zeichnen sich vor Allem die Vereinigten Staaten aus. Die Rookwood-Töpfereien aus Cincinnati haben zwar schon 1889 eine goldene Medaille errungen, sich aber seitdem immer noch vervollkommnet und können jetzt an Schönheit und Vornehmheit des Tons kaum mehr übertroffen werden. Es sind Fayencen, bei denen der einfache, meist aus ziemlich naturalistischen Blumen bestehende Decor ganz wenig erhaben ist. Neben dem sogenannten Standard-Rookwood, der in ganz dunklen Farben, meist harmonischen Verbindungen von tiefem Grün und tiefem Roth oder von Gelb und Schwarz, hergestellt ist, geht eine neuere hellere Richtung her, deren Farbenzusammenstellungen leicht an die Porzellane von Roerstrand erinnern. Sehr interessant sind ferner ihre Metallverzierungen, die auf galvanoplastischem Wege erzeugt und so zu einem unzertrennbaren Theil der Waare werden. Das Hamburger Museum hat z. B. eine reizende Vase erworben, an der eine silberne Eidechse emporklettert. Vielleicht die allerhervorragendsten Erzeugnisse der Fabrik aber sind die unter der Glasur mit einem feinen Goldschimmer überzogenen, sie erinnern an die allerschönsten japanischen Lackarbeiten. Natürlich gehen bei solchen Glanzstücken die Preise in die Tausende. Sehr beachtenswerth sind auch die ganz neuen Grueby-Fayencen (Newyork). Es sind meist große grüne ganz matte Vasen mit sehr einfachem Blattdecor, bei dem durch ein neues Verfahren der Eindruck der feinsten Blattmaserung wiedergegeben wird. Ein sehr eigenartiger und talentvoller Künstler ist der von norwegischen Eltern abstammende und darum in der norwegischen Abtheilung ausstellende, aber in Deutschland geborene und in Paris lebende St. Lerche. Er versucht sich in den verschiedensten Techniken mit Glück, manche seiner Werke erinnern ganz von fern an die mit allerlei Gethier geschmückten Tellern und Schalen des berühmten Bernhard Palissy. In Deutschland steht die große Fabrik von Villeroy & Boch in Mettlach a. Saar mit einer sehr reichen und sehr vielseitigen Ausstellung obenan, sie leistet besonders in technischer Hinsicht ganz Hervorragendes. Neben ihr hat Mehlen-Bonn ausgestellt. Die vielen und trefflichen Arbeiten des Karlsruher Professors Max Läuger (Kunsttöpferei Kandern) muß man sich etwas zusammensuchen. Seine an den volksthümlichen Stil sich anschließenden und ihn fortbildenden verhältnißmäßig wohlfeilen Vasen sind in Deutschland wohlbekannt und finden jetzt auch in Frankreich zahlreiche Abnehmer. Sehr reizend sind ein paar grüne mit schwarzen Figuren gezierte Kamine, originell und praktisch eine Verkleidung für die die Wohnungen verunzierenden Dampfheizungsapparate. Erwähnt seien ferner die Töpfereien von Elisabeth Schmidt-Pecht (Konstanz), Hermann Wutz (Altona), J. J. Scharvogel (München), J. v. Schwarz (Nürnberg) und der nach einem Entwurfe von Prof. Grußmann in der keramischen Fabrik von Dr. Bidtel (Cölln-Meißen) hergestellte Wandbrunnen. Damit ist natürlich die Fülle des Beachtenswerthen keineswegs erschöpft. Wir finden in England die Fabriken von Doulton, Elton u. a. mit zum Theil vorzüglichen Erzeugnissen, in Belgien die große Fabrik von Boch, in Holland diejenigen zu Delft (Thooft und Labouchère), Gouda und Rozenberg, dann die Unzahl der zum weitaus größten Theil allerdings nur Minderwerthiges leistenden italienischen Keramiker, von den Japanern ganz zu schweigen, die meist nur Marktwaare ausgestellt haben. Endlich sei auf das sonderbare Bauernsteinzeug des Russen Golowin und seiner Genossen hingewiesen, von dem insbesondere das an den sibirischen Palast angebaute sogenannte russische Dorf eine reiche Sammlung enthält.

Bei den Kunstgläsern sind immer noch der Amerikaner Tiffany und der Franzose Gallé die ersten. Beide, besonders aber der erste, haben zahlreiche aber nur zum Theil geschickte Nachahmer gefunden. Die böhmische Fabrik von Lotz in Klostermühle tritt unter ihnen vortheilhaft hervor. Auch der bekannte Italiener Salviati hat sich Tiffany's Einfluß nicht entziehen können. In der deutschen Abtheilung erregen Köpping's zierliche und geschmackvolle, nur allzu zerbrechliche Ziergläser noch immer allgemeine Bewunderung. Auch er ist dem Schicksal nicht entgangen, daß seine Kunst von Anderen vergröbert wurde. Neben ihm sind F. A. O. Krieger und Ferdinand v. Poschinger zu nennen. Wunderbar feine Wirkungen entstehen durch die Einfügung durchschimmernder in Gold gefaßter Emaillen (cloisonnés) in das Glas. Der Norweger Tostrup und der wohl ebenfalls aus Skandinavien stammende Thesmar leisten hier ganz Hervorragendes. Aehnliches erstreben die Franzosen Naudot und Le Rosey, nur daß sie die Emaillen in feines Porzellan einfügen. Künstlerisch ausgeführte Glasfenster finden wir hauptsächlich in der amerikanischen und der deutschen Abtheilung. Sehr schön in der Lichtwirkung sind die für das neue Freiburger Rathhaus ausgeführten Glasgemälde von Professor Fritz Geiges und das Treppenfenster des deutschen Hauses von A. Lüthi in Frankfurt a. Main. Mehr dem modernen Geschmack entsprechend sind die von den Gebrüdern Liebert in Dresden und Karl Engelbrecht in Hamburg ausgeführten Malereien nach Entwürfen von Hans Christiansen, Otto Fischer, Hans Unger, Karl Groß u. A.

Nachschrift. Bei der Ueberfülle und Zersplitterung des Materials ist es fast unvermeidlich, daß man hier und da Gutes und selbst Vorzügliches ausläßt. So sei als Nachtrag zu meinem letzten Briefe noch das prächtige Speisezimmer von Plumet und Selmersheim in der französischen Abtheilung erwähnt. Hingewiesen sei ferner noch einmal auf die höchst gelungene Ausstattung des deutschen Weinrestaurants von Bruno Möhring und die sehr hübschen nach Entwürfen von A. Körnig vom Bildhauer H. Kähler geschnitzten Fußböden der deutschen Weinausstellung.

Bücherbesprechungen.

— In der Treue fest! Predigt bein Schlusse des Landtages am 12. Mai 1900 in der evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten von Dr. theol. et phil. H. L. Oskar Ackermann, Oberhofprediger und Vicepräsident des evang.-luth. Landesconsistoriums. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1900. — An die apostolische Mahnung 1. Corinth. 15, 58, fest und unbeweglich zu sein, knüpft die Predigt den an der Spitze stehenden Ruf an und mahnt zur Festigkeit in der Treue, die das fromme Herz zu bewähren hat als Treue in Glaube, Liebe und Hoffnung. Die Predigt verbindet mit der einfach kraftvollen Verkündigung des uralten Evangeliums von Gottes Gnade den nachdrücklichen Hinweis auf die besonderen Aufgaben, die den zu ihrem Angehör besonders berufenen Zuhörern gestellt sind und gestellt bleiben. B. K.

— Theologia deutsch, nach der einzigen bis jetzt bekannten Handschrift herausgegeben und mit einer neudeutschen Uebersetzung versehen von Dr. Franz Pfeiffer. 4. unveränderte Auflage. Verlag von Bertelsmann, Gütersloh. 1900. 3 ℳ, geb. 3,60 ℳ XXXII und 239 S. — Diese Neuherausgabe der Theologia deutsch empfiehlt sich selbst. Der Name Franz Pfeiffer's, des 1868 verstorbenen Altmeisters mittelhochdeutscher Sprachforschung, der die Mystiker des Mittelalters herausgab, bürgt für den wissenschaftlichen Werth der Ausgabe, wie für die Trefflichkeit der Uebersetzung. Bekanntlich hat Luther das Buch wieder entdeckt. Nachdem er schon 1516 einen Theil veröffentlicht hatte, gab er 1518 das Ganze heraus. Wie hoch er es schätzte, sprach er in dem Vorwort aus: „Dies edle Büchlein, so arm und ungeschmückt es in Worten und menschlicher Weisheit, also um viel mehr reicher und köstlicher ist es in Kunst und göttlicher Weisheit. Und daß ich mich nach meinem alten Narren rühme, ist mir nächst den Biblien und St. Augustin nicht vorkommen ein Buch, daraus ich mehr erlernet habe und erlernet haben will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge sind." — Schon Luther's Ausgabe war keine

ganz genaue Textwiedergabe; die Nachdrucke haben den Text noch mehr entstellt. So erwarb sich Pfeiffer ein Verdienst, daß er die einzige vorhandene Handschrift von 1497, die auch Luther benutzt hatte, 1851 sorgfältig und vollständig herausgab. 1854 fügte er die Uebersetzung hinzu, „die sich nicht sklavisch an den Urtext anschließt, aber doch das alterthümliche Gepräge soviel wie möglich zu erhalten bemüht ist". — Schon ein flüchtiger Vergleich der Pfeiffer'schen Uebersetzung mit anderen zeigt den Werth der ersteren. Ohne Mühe wird sich auch Jeder in den Urtext hineinlesen und sich an seinen „ungefranzten und unbekrenzten" Worten (Luther) und deren Einfachheit und Klarheit und Kraft des Ausdrucks erquicken können. Der unbekannte Verfasser geht zwar nicht in einem „groben deutschen Bauernrock" einher, wie Johann Arndt sagt im Vorurtheil seiner Zeit gegen das Altväterdeutsch befangen, aber im schlichten Gewand eines ehrenfesten, frommen Bürgers. Und es ist Gewinn und Genuß, seinen gottinnigen und tiefsinnigen Worten zu lauschen. J. N.

— Das Frommel-Gedenkwerk. 1. Band. Frommel's Lebensbild. Bd. 1. Auf dem Heimathboden von Dr. Otto Frommel, Pfarrer. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900. 4 ℳ XVI und 310 S. — Emil Frommel — das Herz geht einem auf, wenn man den Namen hört. Wer kennt nicht den liebenswürdigen Erzähler mit dem goldenen Humor, der dabei so tiefernst zu werden weiß. Seine Bücher sind Volksbücher im wahrsten Sinne des Wortes geworden. Sie haben ihre Freunde bei Vornehm und Gering. Dieser weiteren „Frommel-Gemeinde" im ganzen deutschen Vaterland, wie Allen, denen Frommel als Prediger oder Seelsorger nahe getreten ist, wird das vorliegende Buch eine erwünschte Gabe sein. Nach Frommel's Scheiden regte sich im Kreis der Familie und der Freunde der Wunsch, Alles zu sammeln, was von seinem Wesen und Wirken Zeugniß ablegt, und zu einem Gesammtbild zu vereinigen. Das Frommel-Gedenkwerk wird eingeleitet durch die Lebensbeschreibung. Der 1. Band verfolgt Frommel's innere und äußere Entwickelung bis zu seinem Scheiden aus dem Karlsruher Pfarramt und zur Uebersiedelung nach Barmen. Ein Sohn Frommel's ist der Verfasser. Er benutzte nicht blos das reiche biographische Material, das in Frommel's Schriften verstreut vorliegt, ihm standen auch die Tagebücher und Briefe der Familie zur Verfügung und die vielen mündlichen Mittheilungen aus dem Munde des Vaters und der Mutter. — Der äußere Lebensgang Frommel's bietet nichts Besonderes. Und doch ist Frommel ein besonderer Mensch gewesen. Mit Noth und Schicksalsschlägen hat er nicht zu ringen gehabt, um so heißer war das innere Ringen um den Glauben, das er durchzukämpfen hatte. Darum ist das Buch vor Allem ein Charakterbild. Und die Entwickelung dieses Charakters zu verfolgen ist erquickend und ergreifend zugleich. Ich meine, daß vor Allem junge Theologen mit großem, innerem Gewinn sich in den Werdegang des jungen Frommel versenken werden. — Es steckt auch eine Fülle von praktisch-theologischer Anregung in den Schilderungen der ersten Amtsjahre. Der Verfasser citirt in dem Vorwort ein Wort Frommel's: „Herz und Haupt am Leibe sind schon nicht leicht zu beschreiben, auch nicht am Leib der Familie." — Wir können dem Verfasser versichern, daß er die schwere Aufgabe vortrefflich gelöst hat. Lebenswahr und liebenswerth tritt uns hier „ein ganzer voller Mensch entgegen, der im Christenthum die harmonische Entwickelung seines Wesens gefunden hat". J. N.

— Schnedermann, Dr. Georg: Das Judentum in den Evangelien. Eine Einführung in das geschichtliche Verständniß der Lehre Jesu. 2. mit einer neuen Einleitung versehene Ausgabe. Leipzig, Hinrichs 1900. 3 ℳ IX und 282 S. — Das Buch ist 1884 zum ersten Male ausgegangen unter dem Titel: Das Judentum und die christliche Verkündigung in den Evangelien. Der Verfasser hat damals, wie so mancher, der eigene Wege wandelt, viel Widerspruch und Anfechtung von rechts und links erfahren. Ihm selbst erschien damals „eine Nutzbarmachung seiner Ergebnisse für die christliche Erkenntniß weiterer Kreise noch als zukünftig". Inzwischen ist eine Wandlung eingetreten; die Zahl derer, „die zu einer tiefer begründeten Freude an der geschichtlich verstandenen heiligen Schrift und christlichen Verkündigung fortschreiten müssen, wollen und sollten," ist gewachsen. Darum geht das Buch zum zweiten Mal aus „nach Abstreifung gewisser Mängel — als eine für manchen Lehrenden und Lernenden nicht ungeeignete Handreichung". Die geschichtliche Auffassung und Betrachtung hat sich auf allen Gebieten des Geisteslebens durchgerungen. Des Verfassers Forderung und Hoffnung ist darum wohlberechtigt, daß „eine ernste Auseinandersetzung mit der gewissermaßen neuen und doch uralten Lehre vom jüdischen Hintergrund" der neutestamentlichen Schriften und der christlichen Verkündigung ein unveräußerlicher Bestandtheil der kirchlichen Unterweisung in Predigt und Jugendunterricht werde. In einer kurzen Einleitung setzt sich Verfasser mit jenen Angriffen auf die 1. Ausgabe seines Buchs noch einmal auseinander. — Das 1. Capitel behandelt die Juden im 4. Evangelium, die folgenden drei beschäftigen sich mit den Synoptikern. Im 5. Capitel folgt ein zusammenfassender Ueberblick über die Schichten und Anschauungen des jüdischen Volkes. Das 6. zeichnet das Bild Jesu auf dem jüdischen Hintergrund. — Das 1. Capitel bezeichnet Verfasser selbst als das wichtigste. Es giebt eine meisterhafte Charakteristik der verschiedenen Richtungen und Parteien im jüdischen Volk. Man ist durch die Feinheit der Nuancirung oft überrascht und wird doch davon überzeugt, daß sie nicht in den Text hineingetragen ist. Die Anschauung, als ob der vierte Evangelist unhistorisch das Judenvolk als eine uniforme feindselige Masse hinstelle und keine Entwickelung des Gegensatzes gegen Jesus kenne, wird durch diese Untersuchung gründlich widerlegt und die Glaubwürdigkeit des Evangeliums glänzend gerechtfertigt. Die drei Synoptiker werden kürzer behandelt. Der Verfasser will in diesen Capiteln „die Durchführbarkeit des im vierten Evangelium erprobten Gedankens in allen Evangelien und mithin seine durchgängige Giltigkeit nachweisen". Man wird im Einzelnen verschiedener Meinung mit dem Verfasser sein können — hier ist freilich nicht der Ort, solche Einzelausstellungen zu behandeln —, aber dem Ganzen wird man nur freudig zustimmen können. Es ist meines Erachtens dem Verfasser völlig gelungen, nachzuweisen, daß „es mit dem allgemeinen Begriff Juden nicht abgethan ist, daß vielmehr eine ziemliche Beweglichkeit und individuelle Verschiedenheit bei einzelnen Gruppen und Richtungen zu constatiren sei, ja daß innerhalb der Theologie des Pharisäismus sehr verschiedene Schattirungen zu finden waren". — Dadurch ist auch das andere Ziel erreicht, „die Liebe und das Vertrauen zu den evangelischen Schriften und zu dem, von welchem sie handeln, zu mehren". — Der Verfasser hat, um zu seinem Resultat zu gelangen, mehr oder weniger eine Paraphrase der Evangelien, zumal des vierten gegeben. Daraus ist ihm kein Vorwurf zu machen. Nur so war es möglich, den einzelnen feinen Zügen nachzugehen und daraus das lebensvolle Gesammtbild zu gewinnen. Nicht blos der Theologe wird durch das Buch reiche Anregung empfangen, heute gilt erst recht, was ein berufener Mund bei der Besprechung der ersten Ausgabe in diesem Blatte geurtheilt: „Diese Schrift kann auch allen gebildeten und christlich gesinnten Laien, welche das Bedürfniß haben, sich ein klares und deutliches Bild von den geistigen Strömungen im jüdischen Volke zur Zeit Christi und von der Wirkung des Herrn auf dasselbe zu machen, zu diesem Zweck angelegentlich empfohlen werden." J. N.

— Novellen-Bibliothek der Illustrirten Zeitung. Sammlung ausgewählter Erzählungen. 25. Band. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. Preis 2 ℳ, geb. 3 ℳ — Seit einer geraumen Reihe von Jahren erscheint jedesmal im Hochsommer, wenn der Duft der Rosen und des Jasmins sich mischt mit dem der Linden und des frischen Heues, ein neuer Band der Novellenbibliothek der Illustrirten Zeitung. Mit dem soeben herausgekommenen Bande hat die Sammlung das Viertelhundert voll gemacht. Es ist eine angenehme Pflicht, mit ein paar Worten die Aufmerksamkeit auf dieses Buch zu lenken. Denn die Beliebtheit der früheren Bände ist gut gegründet, der neue steht hinter seinen Vorgängern in keiner Weise zurück, und es ist darum nicht noth, viel Rühmens zu machen. Man kennt hinreichend die Art der Erzählungen, mit denen die Illustrirte Zeitung ihren Leserkreis allwöchentlich erfreut. Kürze ist die erste Hauptbedingung; die Illustrirte Zeitung hat für die Belletristik nicht viel Raum zur Verfügung. Zehn, zwanzig, höchstens einmal dreißig Octavseiten, mehr umfaßt keine; der vorliegende Band von 400 Seiten enthält 19 Novellen. Daß diese Gattung heutzutage vorzugsweise in Gunst steht, ist bei der ganzen Unruhe des modernen Lebens kein Wunder. Die Dauerleser von früheren Zeiten, die sich mit eherner Zähigkeit durch sechs- bis zehnbändige Romane hindurchwühlten, sterben nachgerade aus. Aber die Kürze ist doch nicht die einzige Würze. Allen Erzählungen gemeinsam ist ein Zug, den wir immer wieder mit Befriedigung hervorheben,

obgleich man von mancher Seite eben darum für die Familienblatt-Novelle nur ein spöttisches Naserümpfen übrig hat: es ist die Anerkennung sittlicher Tüchtigkeit und schlicht-bürgerlicher Ehrbarkeit, ich will einmal sagen der gutdeutsche Haus- und Herdgeist, der sie durchweht. Dabei wird aber keineswegs blos das sentimental rührsame Genre gepflegt, es fehlt an düsteren Bildern, an tragischen Ausgängen nicht. Und gerade der neue Band schlägt ein paar Mal tief erschütternde Töne an, z. B. in der Darstellung des Fluches der Spielleidenschaft in No. 6, 19. Des Weiteren sei darauf hingewiesen, daß mit sichtlicher Vorliebe solche Novellen aufgenommen werden, denen der landschaftliche Hintergrund einen besonderen Reiz verleiht, wie Nr. 5, 9, 10, 13. Sehr gern wird darum das hübsche Bändchen mitgenommen, wenn es hinausgeht aus der Großstadt in die Berge, an die See oder in irgend einen kühlen Waldwinkel zu einigen Wochen Erholung. Möge dem Buche vergönnt sein, hier und dort die Freude an ländlichem Frieden und an dem stillen Behagen eines trauten Familienkreises zu vertiefen durch die Erweckung warmer Theilnahme an Lust und Leid fremden Menschenlebens! R. B.

— Im Fluge durch Jamaica und Cuba. Von Prof. Dr. H. Paasche. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart. 72 S. 1900. — Wer im Fluge Reisen unternimmt, kann heute, wenn er sich genügend Zeit mit Vorarbeiten genommen, in überraschend kurzer Zeit viel sehen, um wie viel mehr nicht Jemand, der wie der Verfasser die neuerdings bereisten Länder schon einmal gesehen hat und alte Erinnerungen leicht verarbeiten kann. Das Büchlein, einer Rede des Verfassers entstammend, der Mitglied des Reichstages und des preußischen Landtages ist, hat den Vorzug, einige ganz charakteristische Merkmale der jetzigen Epoche herauszuheben, einmal die Gefahr, welche uns in industrieller Hinsicht von den Vereinigten Staaten droht, so daß wir Veranlassung haben werden, dagegen für die Zukunft Vorsorge zu treffen. Dann schildert er die Lage von Jamaica infolge der europäischen Concurrenz in Zucker und des gesunkenen Werthes dieses Artikels, weiter infolge des Zurückweichens der weißen vor der schwarzen Bevölkerung als ziemlich hoffnungslos. Drittens aber ist er der Ansicht, daß nach den furchtbaren Zerstörungen von Plantagen auf Cuba und der allgemeinen Verwüstung des Landes ein Aufblühen der cubanischen Zuckerindustrie in einer solchen Weise, daß sie in den nächsten Jahren unserer deutschen Landwirthschaft eine schädliche Concurrenz machen werde, nicht zu erwarten sein wird. Der Anbau werde zwar zunehmen, die durch die Kriegswirren ungewöhnlich — auf ein Viertel der früheren Höchstproduction — herabgedrängten Erträge werden wachsen und vielleicht in einer Reihe von Jahren die alte Höhe wieder erreichen, aber zweifelhaft bleibe es, ob man darüber in absehbarer Zeit wieder hinaus kommen wird, wie so mancher deutsche Zuckerinteressent befürchtet hat. Viertens hebt der Verfasser mit Recht hervor, daß die Tabakindustrie auf Cuba wieder allenthalben florirt und daß nicht die Amerikaner es sind, die die besten Tabakplantagen in ihren Händen haben, sondern daß nach wie vor die großen deutschen Firmen tonangebend in Habana sind. G. M.

— Hans Frhr. v. Berlepsch, Der gesammte Vogelschutz, seine Begründung und Ausführung. 90 S. Mit 8 Chromotafeln und 17 Textabbildungen. Verlag von Fr. Eugen Köhler, Gera-Untermhaus. In Leinen 1 ℳ. — Ein praktischer Vogelwirth, der ein Vierteljahrhundert lang auf eigenem Grund und Boden den Vogelschutz mit allerbestem Erfolge studirt und probirt hat, giebt seine Erfahrungen und seine Rathschläge in ebenso klarer wie ansprechender Form heraus. Ohne Sentimentalität, in keiner Weise vom grünen Tische aus scheltend und rechtend, weiß er, daß nichts in der modernen Cultur den Bestand der Vogelwelt mehr gefährdet als Mangel und Störung der Nistgelegenheit, mehr als aller Massenmord für die Küche oder — hoffentlich doch wohl vorübergehend — für die Mode. Er will sogar vom 1. September bis 1. December jeden Vogel zu schießen erlauben, um so mehr aber für die Hege in den übrigen drei Vierteljahren gethan wissen. Die Principien sind: Anlage von Schutzgehölzen, bez. Umwandlung vorhandener Anlagen durch kleine, aber sachgemäße Aenderungen, Anpflanzen von Unterholz, Anhäufen alter Wurzeln, Liegenlassen von todtem Laube (welches die Annäherung des Raubzeugs verräth und es somit unschädlich macht), Sorge für Wasser, geeignete Fütterung im Winter, dazu Nistkästen für Höhlenbrüter. Die v. Berlepsch'schen Nistkästen haben wegen ihrer Vorzüglichkeit allen übrigen den Rang abgelaufen und werden jetzt glücklicherweise von einer Fabrik in Masse hergestellt. Natürlich ist das Raubzeug in weitestem Sinne möglichst kurz zu halten. Wer sich, wie jetzt glücklicherweise beinahe alle Gartenbesitzer, für Vogelschutz interessirt, aber nicht weiß, wie er ihn wirklich sachgemäß handhaben soll, der wird in dem kleinen, mit einer Anzahl sehr geschmackvoller Tafeln geschmückten Bändchen sicherlich nicht umsonst Rath und Auskunft suchen. Das Buch, das in acht Monaten drei sehr starke Auflagen erlebte, ist in uneigennütziger Weise dem Verein zum Schutze der Vogelwelt als Eigenthum überlassen. Mancher Leipziger entsinnt sich wohl, wie der Verfasser hier schon vor einigen Jahren durch Vortrag und Demonstration für seine Sache kämpfte. Es wird nicht ausbleiben, daß seine Grundsätze immer weitere Anerkennung und Nachfolge finden. Srth.

— Die Völker Vorderasiens. Von Dr. Hugo Winkler, Privatdocent an der Universität Berlin. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1899. 60 ₰. — Zur Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler giebt die Vorderasiatische Gesellschaft neben ihren wissenschaftlichen Mittheilungen jetzt noch „gemeinverständliche Darstellungen“ unter dem Titel „Der alte Orient“ heraus, von denen die vorliegende Arbeit den Inhalt des ersten Heftes bildet. Sie bringt eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse aus einem der schwierigsten Capitel der Culturgeschichte Vorderasiens, der Völkerschichtung und Völkermischung in Vorderasien, wie sie durch das aufeinanderfolgende Hervorbrechen der Völker aus den drei „Völkerkammern“: Arabien, Kleinasien-Europa und Ostasien, nach Babylonien, Kleinasien und Armenien theilweise noch in vorgeschichtlicher Zeit von statten gegangen ist. Wir sind überzeugt, daß derartige knappe „Darstellungen“, wenn man sie auch kaum gemeinverständlich nennen kann, bei den Historikern, Geographen, Sprachforschern großen Beifall finden und wesentlich zur Aufhellung der Uranfänge unserer Cultur beitragen werden, und wünschen dem Unternehmen deshalb einen guten Fortgang. *Dr. F.*

— E. Roth, Schutzmittel der Pflanzen gegen Thierfraß und der Blüthen gegen unberufene Gäste. Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge, herausgeg. von R. Virchow. Hamburg 1900. 31 S. 0,75 ℳ. — Bei der reichhaltigen pflanzenbiologischen Literatur der letzten Jahrzehnte, wobei Kerner v. Marilaun in erster Reihe steht, ist ein so umfangreiches Material von einzelnen Thatsachen zusammengebracht, daß es nicht leicht ist, sich durch die ganze Masse hindurch zu arbeiten, mag man die Lock-, mag man die Schutz- und Schreckmittel ins Auge fassen. Die vorliegende Broschüre bietet eine gute gedrängte Uebersicht über die wichtigsten Einrichtungen, mit denen sich die Pflanzen gegen die Thierwelt schützen, sei es im Ganzen, sei es, daß besonders die jungen Triebe, sei es, daß die Blüthen vor unberufenen Schnauzen bewahrt werden sollen. Die Darstellung ist der Vortragsform entsprechend, fließend und leicht verständlich. Der Aufsatz kann also zur Orientirung recht wohl empfohlen werden. Allerdings sind ein paar Mängel zu erwähnen, was bei dem umfangreichen und in manchen Punkten noch discutirbaren Stoff nicht Wunder nehmen kann. Zuerst hätte wohl unter den Einrichtungen zur Verhinderung von Ameisenbesuch unmittelbar die Form der Blüthe an sich betont werden sollen, vor Allem Einzelheiten der Behaarung rc. Die teller-, becher-, glockenartige Gestalt der meisten Blüthen wird es an und für sich schon den kriechenden kleinen Kerfen meist unmöglich machen, zu den Nectarien zu gelangen. Sodann scheint die Bedeutung der lebhaft rothen Farbe als eines Schreckmittels für die Thiere nicht richtig aufgefaßt zu sein. Wenn ein solches Roth auf der einen Seite, in Blüthen und Früchten, wo es sich am grellsten vom Grün abhebt, zweifellos zum Anlocken der Thiere dient, zumal der Insekten und Vögel, so ist es doch in hohem Grade unwahrscheinlich, daß andere Thiere dadurch abgeschreckt werden sollen; und der etwas abenteuerliche Vorschlag, man solle ein Feld durch einen Kranz von Klatschmohn, lediglich der Farbe wegen, gegen das Eindringen des Wildes zu schützen suchen, wird schwerlich Anklang finden. Ebenso ist es bei der hochgradigen Kurzsichtigkeit der Schnecken kaum denkbar, daß sie durch die rothen Flecken des Forellensalates verscheucht werden könnten. Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 87. Sonnabend, den 21. Juli, Abends. 1900.

Deutsche Bauausstellung Dresden 1900.

Von Willy Doenges.

Es giebt viele Menschen, die der Malerei Interesse entgegenbringen, manche, die die Bildhauerei lieben, aber verhältnißmäßig nur wenige, die die dritte unter den bildenden Künsten, die Baukunst, ihrer Bedeutung nach zu würdigen wissen. Die Mehrheit des Volkes hält die Baukunst für eine so selbstverständliche Sache, daß sie nicht das Bedürfniß in sich fühlt, nach ihrem Wesen zu fragen; sie stellt sie im Range nicht den übrigen Künsten gleich, sondern gliedert sie mehr dem Gewerbe an, das zwar die Gestaltung mit der Kunst gemein hat, aber an sich nicht auf die Schönheit der Form abzielt, sondern auf die praktische Brauchbarkeit zu mehr oder weniger materiellen Zwecken. Dieses schwere Unrecht würde der Baukunst nicht zugefügt werden können, wüßte die Allgemeinheit, daß sie die älteste unter den Künsten überhaupt ist, die Mutter der Bildhauerkunst und Malerei, die Kunst, die den letzteren Künsten erst das Leben gab und ihnen die Nahrung darbot, die sie emporwachsen ließ. Als im vergangenen Winter in denselben Räumen, wo jetzt die Deutsche Bauausstellung ihr Heim aufgeschlagen hat, die „Volksthümliche Ausstellung für Haus und Herd“ stattfand, da konnte von den Veranstaltern sowohl wie von den Besuchern dieser Ausstellung mit Befriedigung constatirt werden, daß der Zweck, den man mit ihr verfolgte, nahezu vollkommen erreicht wurde. Die gegenwärtige Bauausstellung wird sich aller Voraussicht nach, wenn sie ihre Pforten schließt, eines ähnlichen Erfolges rühmen dürfen. Ihr Zweck ist der, den weiten Kreisen unseres Volkes das Bauwesen als Kunst vorzuführen, sie zur Anerkennung ihres dem praktischen, ebenbürtigen, künstlerischen Werthes zu erziehen, ein ähnliches inneres Verhältniß des Volkes zur Architektur herzustellen, wie es zur Malerei, zur Musik und anderen Künsten besteht. Bei dem Reichthume des Materials, das die Ausstellung dem Besucher darbietet, muß und wird es ihr gelingen, diesen Zweck zu erreichen. Hat sie doch nicht allein die Unterstützung der besten Architekten des Reiches erfahren, sondern, was besonders werthvoll ist, auch diejenige der meisten Bundesregierungen unseres Vaterlandes. An der Spitze der letzteren steht unser Sachsenland, das unter erheblichen materiellen Opfern ein vielseitiges Bild der in den letzten 10 Jahren ausgeführten Staatsbauten in der Ausstellung zur Besichtigung gestellt hat. Es nimmt mit seinen Plänen und Zeichnungen, Modellen und photographischen Abbildungen beinahe die Hälfte des den Staatsregierungen überlassenen Raumes ein. Für die Bauten, die die verschiedenen deutschen Bundesstaaten hier in Grundrissen, Plänen und Modellen ausgestellt haben, ist ein besonderer, im Arnold'schen Verlage in Blasewitz erschienener, annähernd 600 Seiten starker Katalog herausgegeben worden, der in umfassender Weise als Führer durch diese Abtheilung der Ausstellung dienen kann, nicht nur für den Fachmann, sondern anregend und belehrend, also im besten Sinne gewinnbringend auch für den Laien. Selbstverständlich nimmt in der Ausstellung die Privatarchitektur breiten Raum ein, und nicht minder umfangreich sind die Abtheilungen für Baumaterialien und für die Hilfsgewerbe der Baukunst beschaffen. Unter den letzteren nehmen namentlich die Erzeugnisse der Kunstschmiederei und Kunstschlosserei einen hervorragenden Platz ein. Wir kommen im weitern Verlauf dieses Berichts auf die einzelnen Abtheilungen noch näher zurück, auch auf diejenige der Bauliteratur, der in der Ausstellung mit Recht eine bevorzugte Stellung eingeräumt worden ist. Aus der kurzen Aufzählung der verschiedenen Abtheilungen, zu denen sich noch diejenigen für landwirthschaftliche Baukunst und die für ausgeführte Phantasiebauten (im sogenannten „Vergnügungseck“) gesellen, ersieht der Leser, der den städtischen Ausstellungspalast in Dresden von früheren Ausstellungen her kennt, daß es für die Veranstalter der gegenwärtigen Bauausstellung keine geringe Aufgabe war, zweckmäßige, aber auch geschmackvolle Ausstellungsräume zu schaffen. Zu statten kamen der Leitung des Unternehmens die von der im Frühjahre veranstalteten Gartenbauausstellung stehen gebliebenen Anbauten. Die große Halle des Ausstellungspalastes, die bei der vorjährigen Kunstausstellung den Werken der Bildhauerkunst eingeräumt worden war, ist, um die fehlenden Wände zum Aufhängen der Zeichnungen, Pläne und Modelle herbeizuschaffen, in Kojen eingetheilt worden. Zu den einzelnen Cabinetten gelangt man durch einen breiten Mittelgang, der in der Mitte des Saales von einer offenen Kuppelhalle unterbrochen wird. Hier waltet erhaben ernst das classische Ornament und die Farbe ist leuchtendes Weiß und Gold. Den Abschluß des Ganzen bildet eine mosaikbekleidete Nische, in der eine von dem hiesigen Bildhauer Leopold Armbruster geschaffene Pallas Athene-Büste zwischen jonischen Säulen auf hohem Postamente thront. Links und rechts von diesem Mittelgange befindet sich die Ausstellung des Staatsbauwesens, und zwar rechts diejenige Elsaß-Lothringens, Württembergs, Braunschweigs, Preußens, Mecklenburg-Schwerins, Sachsen-Weimar-Eisenachs, Sachsen-Altenburgs, Bayerns, Badens, Hessens, links, in der ganzen Ausdehnung der Halle, diejenige Sachsens. An dieser letzteren sind betheiligt die Ministerien des Krieges und der Finanzen und das königl. Hausmarschallamt. Die Entwürfe zu den Einbauten in dieser dem Staatsbauwesen eingeräumten Halle hat der königl. Landbauinspector Krüger geschaffen; ausgeführt worden sind sie von den hiesigen Baumeistern Rönitz und Karl, und soweit Stuckateurarbeiten in Frage kommen, von dem Dresdner Stuckateur Hauer. Mit dem Hauptsaal durch einen nach dem Entwurfe des Geh. Bauraths Prof. Dr. Wallot hergestellten gedeckten Gang, der in der Mitte durch eine runde Säulenhalle unterbrochen wird, ist der östliche Flügel des Ausstellungsgebäudes verbunden, in dem die Werke der Privatarchitektur ihre Plätze haben. Man durchschreitet diese Räume mit besonderem Vergnügen, denn sie sind zum großen Theile mit erlesenem Geschmacke für ihre Zwecke von den ausstellenden Baukünstlern und Baukünstlervereinigungen hergerichtet worden; ganz besonders gilt dies für den in violett gehaltenen Saal, in dem die umfangreiche Bauliteratur ausgestellt ist. Der westliche Flügel des Ausstellungsgebäudes ist dem Kunsthandwerk zugewiesen worden. So reichhaltig und vielseitig diese Abtheilung beschickt worden ist, so läßt sich leider nicht verschweigen, daß hier hinsichtlich des Arrangements Manches zu wünschen übrig bleibt; die Leitung der Ausstellung hat diese Abtheilung nicht mit derselben Liebe und Sorgfalt bedacht, wie die beiden Abtheilungen für das Staatsbauwesen und die Privatarchitektur. Ein großer Theil des Ausstellungsmaterials, u. A. das Meiste der Abtheilung VI, die das Kunst- und Bauhandwerk einschließt, hat in Ermangelung weiterer geschlossener Räume im Garten untergebracht werden müssen, und hier, d. h. unter Zuhilfenahme eines Stückes vom königl. Großen Garten, befindet sich auch die für sich abgeschlossene VIII. Abtheilung, das Vergnügungseck.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Berichtes sein, bei dieser oder jener Abtheilung länger zu verweilen; wir können bei dem außerordentlichen Umfang der Ausstellung nur in großen Zügen ein Bild von ihr entwerfen. Den ersten Platz nimmt, wie bereits betont wurde, in der Ausstellung das Staatsbauwesen.

ein und innerhalb dieser Gruppe die Abtheilung Sachsen. Am reichsten vertreten ist hier das königl. Finanzministerium, das, was die Hochbauabtheilung anbetrifft, u. A. die Entwürfe für den Neubau eines Dienstgebäudes der Ministerien des Innern, der Justiz, des Cultus und des Auswärtigen ausstellt. Der Bau dieses imposanten Architekturwerkes, das einen Kostenaufwand von etwa 4 Millionen Mark verursachen wird, wird voraussichtlich noch in diesem Jahre begonnen werden. Schöpfer des Entwurfs für das Gebäude ist der Leiter der Bauausstellung, Geheimer Baurath Waldow. Er hat in ihm den charakteristischen Dresdner Barockstil zur Anwendung gebracht und wird, wie immer dies bei neueren Bauten dieser Art der Fall war, damit eine volle künstlerische Wirkung erzielen. Von großem Interesse sind die Pläne, Zeichnungen und Modelle für das im Bau begriffene staatliche Fernheiz- und Elektricitätswerk in Dresden, dessen Entwurf von dem Geh. Baurathe Temper herrührt. Das Werk wird eine Anzahl staatlicher und königlicher Hofgebäude mit Licht und Wärme versorgen. Es ist ein imposantes Gebäude, das die Gestalt einer dreischiffigen Kirche mit überhöhtem Mittelschiff und Querschiff zeigt, und dessen 60 Meter hoher Schornstein, damit er das Stadtbild nicht beeinträchtige, durch einen Sandsteinmantel monumental ausgebildet wird. Ueber die Entwürfe für die neue Kunstgewerbeschule ist s. Z. an anderer Stelle dieses Blattes bereits berichtet worden. In der Ausstellung sieht man die von dem Landbaumeister Reichelt geschaffenen neuen Entwürfe und Pläne, die unter theilweiser Benutzung des z. Z. preisgekrönten Entwurfes entstanden sind und gegenüber diesem unzweifelhaft eine Vervollkommnung bedeuten. Von bereits fertiggestellten sächsischen Staatsbauten erwähnen wir das nach den Entwürfen des Geh. Bauraths Temper und Landbauinspectors Schmiedel erstandene neue Dienstgebäude der königlichen Polizeidirection zu Dresden. Nicht minder hervorragend wie die eben besprochenen Bauten sind diejenigen, deren Pläne und Zeichnungen, sowie Modelle die sächsische Staatseisenbahnverwaltung ausgestellt hat. Wir sehen da u. A. die Darstellungen der beiden Riesenbrückenbauten, der Göltzschthalbrücke bei Mylau und der Elsterthalbrücke bei Jocketa als Vertreter des früher ausschließlich angewendeten Steinbrückenbaus, daneben moderne Eisenconstructionen (Eisenbahnbrücke bei Riesa, Viaduct Mittweida—Markersbach, Viaduct Oschützthal—Weida); auch ein Modell der neuen Dresdner Eisenbahnbrücke, sowie die Modelle des im Bau begriffenen Neustädter Personenbahnhofs und des vollendeten Hauptbahnhofs sind von der Staatsbahnverwaltung ausgestellt worden.

Nicht unerwähnt sei schließlich in der sächsischen Abtheilung die Ausstellung von Modellen und von Bauten des königlichen Hauses. Das königl. Hausmarschallamt hat hier die Entwürfe der königl. Hofbaumeister Frölich und Dunger für den Umbau des Residenzschlosses zu Dresden zur Besichtigung aufgestellt. Preußen hat u. A. die Entwürfe für seine neuen Abgeordnetenhäuser, deren Baukosten 10 Millionen Mark betragen, ausgestellt, ferner diejenigen des neuen Dienstgebäudes für das Geheime Civilcabinet Sr. Majestät des Kaisers, für große Militärgebäude, Kirchen u. s. w. Man gewinnt aus allen diesen Plänen einen großartigen Eindruck von der gewaltigen staatlichen Bauthätigkeit des genannten Bundesstaates. Bayern legt sein Hauptgewicht auf die Ausstellung von Plänen und Modellen zu ausgeführten und auszuführenden Bahnhofsbauten. Man sieht da interessante Nebeneinanderstellungen, z. B. die alte und die neue Centralbahnhofshalle in München u. s. w. Auch die übrigen Bundesstaaten: Württemberg, Baden (durch seine großen Mannheimer Hafenanlagen), Braunschweig (durch seine Erneuerungsbauten mittelalterlicher Kirchen), Hessen (Straßenbrücke über den Rhein bei Mainz, Technische Hochschule Darmstadt), Mecklenburg-Schwerin (Hoftheater) sind in reicher Weise an der Ausstellung betheiligt.

In der Abtheilung Privatarchitektur begegnen wir allen denjenigen Architekturwerken, deren Erbauer nicht Staatsbehörden sind. Wir finden also hier keineswegs nur die Entwürfe und Modelle zu Wohnhäusern u. s. w., sondern auch und zwar in reicher Zahl diejenigen öffentlicher Bauwerke: Kirchen, Schulen, Museen, Theater u. s. w. Besonders reichhaltig sind die Pläne, Zeichnungen u. s. w. zu Kirchen in der Ausstellung vorhanden. Wir nennen von ihnen die Entwürfe Georg Weidenbach's für die prächtige Reformirte Kirche in Leipzig, von Jürgen Kröger für die Jakobikirche in Dresden, von Fürstenau für die Synagoge in Essen, von Möckel für die Erlöserkirche in Potsdam. Nicht minder fesseln werden den Betrachter die „Perspectiven für Neubauten in Stadt und Land“, die ein begabter Karlsruher Baukünstler, Johannes Schroth, ausgestellt hat, ferner die Entwürfe des in Tsingtau lebenden Architekten Kell, die Fassaden und Portale des Königsberger Architekten Ernst Mehl, die „Ornamente in neuer, bisher nicht geübter Formensprache“ zeigen. Sonderausstellungen haben der Dresdner Architektenverein, die Donnerstag-Vereinigung Dresdner Architekten, die Vereinigung Berliner Architekten, die Hannoveranischen und die Münchener Architekten veranstaltet. Wir heben hier von den Dresdner Baukünstlern die Arbeiten Wilh. Kreis' (Burschenschaftsdenkmal bei Eisenach, Bismarcksäulen, Speisesaal), Lehnert's und v. Mayenburg's (Villenneubau, perspectivische Ansichten zu einem bürgerlichen Wohnhause, 2 Blatt Skizzen für das Vergnügungseck der Deutschen Bauausstellung) Lossow's und Viehweger's (Zeichnungen über Privatarchitektur), Heino Otto's, Geh. Bauraths Prof. Dr. Wallots, (Entwurf zum Stadthaus für Dresden), Cornelius Gurlitt's und Frühling's (Modell für die künftige Bebauung der Zschertnitzer Flur), Schilling's und Gräbner's (Landhaus Gerhart Hauptmann's in Blasewitz) hervor. Von Leipziger Baukünstlern nennen wir die Herren Baurath Dr. Roßbach (vertreten u. A. mit einem Modell zum Bau der Leipziger Bank in Leipzig, Stadttheater in Plauen, Grundriß der Universität Leipzig), Paul Möbius (Denkmäler, Bismarcksäule, Grabmal), Fritz Drechsler (Leipziger Künstlerhaus) und D. Blomberg (Innenräume).

Hochinteressant ist die Ausstellung der Münchener Architekten, von denen die Namen Martin Dülfer, Theodor Fischer, Hans Grässel, Emanuel Seidl, Gabriel Seidl und Franz Stuck besonders hervorgehoben seien. Der Letztere hat die Abbildungen seines Künstlerheims in der Prinzregentenstraße in München ausgestellt. — In der Collectivausstellung der Berliner Architekten fällt das imposante Modell des Städtischen Schauspielhauses in Frankfurt a. M., dessen Schöpfer Heinrich Seeling ist, in die Augen; ausgezeichnete baukünstlerische Leistungen weisen die Arbeiten Bruno Schmitz' (Festhalle, Arkadenhäuser und die garten-architektonische Ausbildung auf dem Friedrichsplatz in Mannheim), Reinhardt's und Süßenguth's (Rathhaus in Charlottenburg), August Orth's, Max Neroth's (Kaufhaus Hansa in Berlin), Heinrich Stöckhardt's (Monumentalbrunnen in Erfurt) auf. Es ist bei der Fülle des Dargebotenen ganz unmöglich, im Rahmen dieses Berichts auch nur bei einem einzigen dieser Architekturwerke betrachtend zu verweilen. Aber das Eine kann man allenthalben in dieser Abtheilung mit Befriedigung feststellen, daß ein frisches Vorwärtsschreiten, wie auf allen anderen Gebieten der bildenden Kunst, auch auf dem der Architektur erkennbar ist. Die ungeheuerliche Stilverwirrung, die in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Baukunst herrschte, hat einem zielbewußten Streben nach einem neuen Stil Platz gemacht, der sich hier in der Ausstellung in vielversprechenden Beispielen zeigt. Noch ist er nicht ausgebildet, noch fehlt ihm die Ausreifung, noch tasten und suchen die Baukünstler; aber da unter dem lebenden Geschlecht auch dieser bildenden Künstler eine ganze Anzahl starker Individualitäten zu finden sind, so wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo wir in der That einen modernen deutschen Baustil im besten Sinne des Wortes besitzen werden.

Eine besondere Abtheilung ist, wie bereits eingangs erwähnt wurde, der Bauliteratur eingeräumt worden. Sie wird insbesondere die Aufmerksamkeit der Fachleute auf sich ziehen. Besonderes Verdienst um das Arrangement dieser Abtheilung hat sich die hiesige Gewerbebuchhandlung von Ernst Schürmann erworben, in deren Verlag auch das für Fachleute wohl unentbehrliche Werk „Die deutsche bautechnische Literatur des letzten Jahrzehnts“ erschienen ist. In der Ausstellung ist diese Firma mit einer reichen Auswahl architektonischer Bücher und Vorlagenwerke vertreten. In einem besonderen Raum findet man die Verlagswerke der Koch'schen Buchhandlung in Darmstadt, die bekanntlich eine führende Stellung auf dem Gebiete der Bau- und dem der Gewerbekunst in Deutschland einnimmt. Ferner sind als mit hervorragenden Architekturverlagswerken vertreten die Firmen Ernst Wasmuth in Berlin, E. A. Seemann in Leipzig, Hermann Costenoble in Jena, Arnold Bergsträßer in Stuttgart und die Baumgärtner'sche Buchhandlung in Leipzig zu nennen. In demselben Raume befindet sich auch die Sonderausstellung von Aufnahmen mittelalterlicher Backsteinarchitektur in Vorderasien und Persien des Hrn. Dr. Friedrich Sarre in Berlin. Dr. Sarre hat in den letzten fünf Jahren zum Studium der ostislamitischen Architektur Reisen nach Vorderasien und Persien unternommen; die Ergebnisse

dieser Studienreisen bilden die hier aufgestellten Photographien, Pläne, Zeichnungen und die Sammlung von Originalstücken der in Fayence ausgeführten Decoration. Zu erwähnen innerhalb der Abtheilung für Bauliteratur sind schließlich noch die Sonderausstellung der Sammlung für Baukunst an der königl. Technischen Hochschule zu Dresden, die aus älteren Plänen sächsischer und fremder Architekten (Arbeiten Chiaveri's, Krubsacius', Pöppelmann's, Knöfel's u. s. w.) besteht, und die Sonderausstellung des Verbandes deutscher Architekten und Ingenieure Dresdens, die eine große Anzahl von Vordrucken und Plänen des „Bauernhauses in Deutschland und seinen Grenzgebieten" enthält. Der ausstellende Verband ist mit der Veröffentlichung einer Sammlung beschäftigt, die die gebräuchlichsten Typen der bäuerlichen Bauweise enthält. Die Sammlung ist, obwohl noch nicht abgeschlossen, schon jetzt außerordentlich reich und zeigt Darstellungen alter Bauernhäuser aus fast allen Theilen des Reichs und der Nachbarländer.

Ueber die Abtheilungen IV—VI, die die Gebiete der Bauindustrie, Technik, des Kunst- und Bauhandwerks und der landwirthschaftlichen Baukunst umfassen, müssen wir mit Rücksicht auf den Raum hinweggehen; sie sind, wie alle übrigen Abtheilungen, auf's Reichste beschickt und gewähren erschöpfende Ueberblicke über den Stand und die Fortschritte auf diesen Hilfsgebieten der Baukunst. Nur die Abtheilung VIII, das sogen. „Vergnügungseck", sei zum Schlusse noch mit einigen Sätzen berührt. Auf die Auseinandersetzungen darüber, ob es zweckmäßig war, sie, die lediglich als Stätte der Freude und Geselligkeit dient, der ernsten Zielen nachstrebenden Bauausstellung anzugliedern, wollen wir uns hier nicht einlassen; die für sie sind, führen beinahe ebenso gewichtige Gründe ins Treffen, wie die, die wider sie sind. Die Grundidee für diese Abtheilung war die Errichtung einer „Zukunftsstadt" im Gegensatze zu der „alten Stadt" der 1896er Handwerksausstellung. An diese kleine reizende Phantasiestadt, die noch heute in lebhafter Erinnerung aller Derer, die sie gesehen haben, ist, reicht das gegenwärtige „Vergnügungseck", was Einheitlichkeit der Anlage und Stimmung gebender Charakter anbetrifft, natürlich nicht annähernd heran. Aber das will sie auch gar nicht. Ihr Zweck ist, vergangene und künftige Cultur einander gegenüber zu stellen, und diesen Zweck erreicht sie in befriedigender Weise. Man betritt das „Vergnügungseck" von der Stübelallee aus durch ein von zwei Warthürmen flankirtes germanisches Thor und gelangt zunächst auf einen länglichen Platz. Links vom Eingange stehen die Reste eines römischen Castells. Gegenüber diesem Castell erhebt sich eine aus mächtigen Balken zusammengefügte germanische Königshalle, an die sich eine Siegfriedsschmiede, deren Eingang von wuchtigen Steinpfeilern gestützt wird, anschließt. Diesen Gebäuden gegenüber liegt ein altgermanischer Edelsitz, die „Hundingshütte" mit dem Baumstamm inmitten und dem Schwertknauf darin. Diese ganze Anlage rührt von dem Leipziger Architekten Fritz Drechsler her und ist von den hiesigen Architekten Lätzig und Klages und Hrn. Baumeister Pinkert erbaut worden. An die Hundingshütte schließt sich eine germanische Ansiedlung (Hr. Baumeister Erhard Schroth). Abgeschlossen wird diese ganze die Vorzeit darstellende Anlage durch ein hohes römisches Thor (Hr. Baumeister Pinkert). Hat man dieses durchschritten, so befindet man sich in „moderner" Welt. Alle hier stehenden Bauwerke leiden unter architektonischen und ornamentalen Uebertreibungen; aber das war Absicht, um die Fortbildung des modernen Baustils in der Zukunft zu kennzeichnen. Wir sehen eine Gruppe chinesischer Häuser, einen die Landwirthschaft gewissermaßen symbolisirenden Bau, einen desgleichen für die Schifffahrt. Die beiden ersteren entstammen den Ateliers der Architekten Lehnert und v. Mayenburg, der letztere ist von Hrn. Martin Pietsch entworfen und ausgeführt worden. Von demselben Baukünstler rühren auch die Entwürfe des Künstlerhauses her, das die moderne Kunstrichtung im Bauwesen zu vollem Ausdruck bringt. Auch das Gebäude der Industrie, ein ganz verwegener Phantasiebau, hat dieser Baukünstler geschaffen, während die oben genannten Herren Lehnert und v. Mayenburg das Haus des Handels und der Colonien erbaut haben. Den Abschluß der Phantasiestadt bildet der hochragende „Reichsbau", ein thurmartiges Gebäude von etwa 70 m Höhe. Sein Schöpfer ist der Architekt Richard Michel in Frankfurt a. O.; ausgeführt haben den Bau die hiesigen Baumeister Noack und Weber. Von der Galerie dieses Hauses genießt man einen prächtigen Ausblick nicht nur über die Ausstellung, sondern auch weit in das Elbgelände hinein. Die Gesammtanlage zu dieser Abtheilung VIII hat der Architekt Schümichen in Dresden, der auch an dem Entwurfe des „Reichsbaues" betheiligt ist, geschaffen.

Bücherbesprechungen.

— **Mayer**, Lic. Dr. Gottlob, Pastor in Jüterbog, **Die neuen evangelischen Perikopen der Eisenacher Conferenz.** Exegetisch-homiletisches Handbuch. 1. Lieferung. Leipzig, Deichert (Georg Böhme). 1900. ℳ 1,—. 80 S. — Die vorliegende 1. Lieferung des auf 16 Lieferungen berechneten Werkes beginnt mit einer kurzen Einleitung. Darin betont Verfasser zuerst den Werth der neuen Perikopen, dann giebt er einen kurzen Ueberblick über die wissenschaftliche und praktische Literatur zu den vier Evangelien überhaupt und den neuen evangelischen Perikopen insbesondere, darauf bespricht er Zweck, Plan und rechten Gebrauch seines Handbuches. Jede Perikope ist im Grundtext abgedruckt, dann folgt ein allgemein orientirender Abschnitt, der auf die Bedeutung des betreffenden Sonntags eingeht, den biblischen Zusammenhang des Textes erörtert und seinen Gedankengang und Inhalt resumirt und disponirt. Darauf bietet Verfasser eine wortgetreue Uebersetzung und eine gründliche Exegese, wobei er die einschlägige wissenschaftliche Literatur im weitesten Maße berücksichtigt, textkritische und theoretische Erörterungen aber bei Seite läßt. In einem 4. Abschnitt wird der Text homiletisch verwerthet, indem zunächst zu jedem Vers praktische Textgedanken aus des Verfassers Eignem gegeben werden, dann eine Auslese aus der classischen Erbauungsliteratur und endlich eine lange Reihe Dispositionen des Verfassers. — Diese erste Lieferung des Werkes umfaßt die 4 Adventssonntage. Der Anfang ist vielversprechend. Insbesondere möchte ich die praktischen Textgedanken als werthvoll bezeichnen, sie bieten eine Fülle von Anregung. Unter den Dispositionen sind viele feinsinnige. Vielleicht hätte aber Verfasser gut gethan, auch einige gute Dispositionen anerkannter Homileten mit herbeizuziehen. Einige seiner eigenen Dispositionen fallen denn doch auch unter sein Urtheil, daß sie „formell und inhaltlich unbrauchbar" sind. Es ist eben ein Ding der Unmöglichkeit, 10 bis 14 gleichmäßig gute Dispositionen zu einem Text zu finden. — Die Exegese ist eingehend und anregend. An einigen Stellen vermißte ich eine ausführlichere Behandlung von Problemen. Z. B. das ἐντὸς ὑμῶν Luc. 17, 21 übersetzt Verfasser mit „inwendig in Euch". Die entgegenstehende Auffassung „in Eurer Mitte", die doch auch viel für sich hat, thut er nur mit wenigen Worten ab. — Die γεννήματα ἐχιδνῶν Matth. 3, 7 deutet Verfasser: „sie sollen als eine Unheil wirkende Menschenart bezeichnet werden". Das ist doch nur ein nebensächlicher Zug. Die Hauptsache: „äußere Glätte bei innerer Tücke" bleibt unerwähnt, obwohl sie homiletisch so gut verwerthbar ist. Diese Ausstellungen sollen dem Gesammturtheil über das Werk keinen Eintrag thun. Es wird ein sehr brauchbares Handbuch werden, dessen Hauptvorzug sein wird, zur eigenen Arbeit anzuregen, sie aber nicht zu ersetzen. J. N.

— **Das Echo.** Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft. Verlag von J. H. Schorer, Berlin SW., Wilhelmstr. 29. Bezugspreis vierteljährlich 3 ℳ. — Durch eine Zusammenstellung von Preßstimmen der verschiedensten Parteischattirungen sucht das Echo ein möglichst übersichtliches und objectiv gehaltenes Bild der jedesmaligen politischen Weltlage zu geben. Eine kurze, diesen Einzelartikeln vorangestellte Wochenschau dient dabei zur kurzen vorläufigen Orientirung. Auch dem Theater, der Kunst und Wissenschaft ist ein Raum gewährt worden, auf dem die Leser von allen wichtigen Vorgängen in der künstlerischen und wissenschaftlichen Welt, Neuaufführungen, Neuerscheinungen der Literatur ꝛc. unterrichtet werden. Ein selbständiger Handelstheil und ein besonderes „industrielles Echo" vervollständigen den Inhalt, den zahlreiche Abbildungen illustriren. Das Echo wendet sich besonders an die Deutschen im Auslande und will ihnen auf die angedeutete Weise alles Wissenswerthe aus der Fülle der Weltereignisse übermitteln und ihnen damit zugleich als ein geistiges Band dienen, das die in der Fremde zerstreut Lebenden mit dem Heimathlande und unter einander verknüpft. Die neueste Nummer vom 28. Juni dieses Jahres

fesselt besonders durch zahlreiche Abbildungen deutscher Vereine in überseeischen Ländern, sowie durch Darstellungen von allerlei industriellen Unternehmungen 2c. in unserem Deutsch-Ostafrika.
W. B.

— Deutsche Stimmen. Halbmonatsschrift für Vaterland und Denkfreiheit. Herausgeber: Dr. W. Johannes in Köln. Verlag der Deutschen Stimmen in Köln a. Rh., Brabanterstr. 47. Preis vierteljährlich 1,50 ℳ — Ein stattlicher, elegant, aber nicht besonders gut gebundener Band von 768 Seiten liegt heute als erster Jahrgang dieser neuen Zeitschrift vor. Ein Uneingeweihter konnte nach den im Anfange des vorigen Jahres im deutschen Westen verbreiteten Prospecten schwerlich erwarten, daß sich Das aus der angekündigten Zeitschrift entwickeln werde, was wirklich schließlich aus ihr geworden ist. In scharfen Worten wandte sich freilich schon die erste Ankündigung des Unternehmens gegen Ultramontanismus und gegen die Socialdemokratie und bezeichnete beide als die hauptsächlich zu bekämpfenden Feinde, aber der Schlußsatz, daß die Deutschen Stimmen die erste Zeitschrift sein sollten, die ganz deutsch und nichts, als Das sein werde, ließ eine scharf alldeutsche Richtung vermuthen. Schon die erste Nummer jedoch klärte diesen Irrthum auf. Die Deutschen Stimmen vertreten in schneidiger Weise die Interessen des Nationalliberalismus, speciell des rheinischen Nationalliberalismus; als nationalliberale Zeitschrift vertreten sie natürlich auch die nationalen Interessen, aber der Hauptschwerpunkt liegt für sie bei dem Worte nationalliberal doch auf dem liberal. Und vom rheinischliberalen Standpunkte aus führen sie auch den Kampf gegen Umsturz und Ultramontanismus, von welchen beiden sich die rheinischen Nationalliberalen sowohl in ihrer wirthschaftlichen wie politischen Stellung bedroht sehen. Wenn wir nun auch in wirthschaftspolitischen sowohl wie in politischen Fragen einen von dem der Deutschen Stimmen recht beträchtlich abweichenden Standpunkt einnehmen, so müssen wir doch einräumen, daß es der jungen Zeitschrift gelungen ist, die Hauptvertreter des rheinischen geistigen Lebens, soweit sie nicht ultramontan gerichtet sind, sowie eine große Anzahl andererer deutscher Gelehrter unter ihre Fahne zu versammeln, mit deren Hilfe sie eine Fülle gediegener Aufsätze auf ihren Blättern veröffentlichen konnte, denen man auch bei vielfacher Nichtübereinstimmung reiche Anregung und Belehrung nach mancher Richtung hin entnehmen kann. Für den Westen sind die Deutschen Stimmen entschieden von weittragender Bedeutung, sie sind vor Allem auch eine scharfe geistige Waffe gegen ultramontane Uebergriffe, die leise und laut von dem dortigen Klericalismus jetzt wieder in stärkerem Maße gegen jede freiere Weltanschauung gerichtet werden. Allgemeinere Bedeutung für Gesammtdeutschland werden die Deutschen Stimmen nach unserer Anschauung schwerlich erringen, sie müßten denn ihren Gesichtskreis bedeutend erweitern und besonders den beschränkten nationalliberalen Parteistandpunkt aufgeben. W. B.

— Kunst und Sudermann. Eine Laienstudie. Von Emma Flügel. Leipzig, Alwin Schmidt. (Jahreszahl fehlt. Warum?) — Wir haben schon eine frühere gleichartige Schrift der Verfasserin „Ueber die lex Heinze. Ein offener Brief an deutsche Mütter, 1900“ mit großer Befriedigung ausführlicher besprochen (Seite 1274 d. Ztg. vom 26. März d. J). Seitdem ist die lex zwar erledigt, aber das vorliegende Schriftchen kommt deshalb nicht zu spät. Man sollte es auf Staatskosten in hunderttausenden von Exemplaren drucken lassen und in den gebildeten Familien vertheilen. Und doch bietet das Buch an sich nichts Neues oder besonders Bedeutendes. Es zeigt sich darin nur der gerade und richtige Verstand einer klugen und gebildeten Frau, welche offen ausspricht, wie sie über die Unarten denkt, welche man „moderne Literatur“ — man könnte auch sagen modische Literatur nennt, diese unendliche Fülle von geistlosen und frivolen Redensarten, bedenklichen Situationen und unglaubwürdigen Handlungen, aus denen sich viele unserer modernsten Theaterstücke zusammensetzen. In einer Vergleichung zwischen einer Thumann'schen Psyche und einer „Neuesten Pariser Aufnahme“ (Seite 8) entwickelt die Verfasserin ganz richtig, worin bei Kunstwerken der Unterschied zwischen dem Nackten und dem Unanständigen besteht, welches letztere überhaupt nicht nackt oder auch nur halbnackt zu sein braucht. Die Kunst hat, wie die Verfasserin weiterhin ganz richtig sagt, mit Schamlosigkeiten, gegen die sich Gesetzesparagraphen richten, an sich nichts zu thun. Wenn der Fuhrmann Henschel nach dem Citate Seite 22 sagt: „Sie hot a Kind! Da mach ich mir nischt ni draus... Vollblitig is se, das will sich doch Luft macha. Wenn de Berna halt reif sein, do fall'n se halt runder“, so sind das bedenkliche, jedenfalls gemeine Grundsätze in der Sprache des gemeinen Volkes, welche mit der Kunst nichts mehr „gemein hat“. Der solche Grundsätze in solcher Form ausspricht, gehört selbstverständlich in die Fuhrmannsstube, aber nicht ins Herrenstüble. Was haben überhaupt gebildete Leute mit solchen Fuhrmannsreden zu thun? Von Sudermann heißt es Seite 27: „Er stellt, mit oder ohne Absicht, einen verdrehten Charakter neben den anderen und heimst dafür den Ruhm des großen Künstlers ein. Man weiß nicht, über was man sich mehr wundern soll: ob über die Verwegenheit des Anbietens solcher Mache oder über die Stupidität, welche sie enthusiastisch aufnimmt.“ — Wenn wir die Berliner Vorstadtbühnen besuchten, so haben wir uns regelmäßig gesagt: die Dummen werden niemals alle! Es wird stets eine Menge Leute geben, die urtheilslos Allem nachlaufen was „neu“ ist und sich dabei glücklich und erhoben fühlen, als ob sie etwas Großes erlebt und geleistet hätten. Bedauerlich ist nur, daß auch weitere Kreise an dieser Verödung unserer Literatur Geschmack finden. Besonders die junge, unerfahrene und noch unvollkommen gebildete Generation schwebt hierbei in großer Gefahr. Möchten hier überall Väter, Mütter, Vormünder und sonstige Berather ihres Amtes walten! Manche schicken freilich ihre Pflegebefohlenen selbst in das moderne Theater wegen der Bildung, die sie sich dort holen sollen. In dieser Hinsicht nützt das vorliegende kleine Buch doch vielleicht etwas. —tg—

— Die Insel Zakynthos. Erlebtes und Erforschtes von Bernhard Schmidt, Professor an der Universität Freiburg i. B. Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. B. 1899. — Die Insel Zakynthos oder, wie die gebräuchlichere Form lautet, Zante ist schon einmal Gegenstand einer Abhandlung gewesen, die vom Breslauer Geographen Partsch 1891 in Petermann's Mittheilungen veröffentlicht worden ist und durch die die geographische Erforschung der Insel vorläufig als abgeschlossen betrachtet werden kann. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung steckt sich ein weiteres Ziel: er faßt alles Wissenschaftliche, was von der Insel bekannt geworden ist, und Alles, was als wissenswerth von ihr und ihren Bewohnern angesehen werden muß, zu einer Monographie zusammen, zu der in den nächsten Jahren wohl kaum wird etwas hinzugefügt werden können. Die geographischen Schilderungen beruhen theils auf eigenen Forschungen theils auf den Veröffentlichungen von Partsch, Philippson u. A. und stehen vollkommen auf der Höhe der modernen Forschung. Der Schwerpunkt des Buches liegt aber in den Mittheilungen über die heutige Bevölkerung und über die geschichtliche Entwickelung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse. Ein mehrjähriger Aufenthalt auf der Insel, der allerdings schon in die Zeit von 1861 bis 1863 fällt, und fortgesetztes Studium setzen den Verfasser in den Stand, uns über die politischen und socialen Zustände auf der Insel mit einer Genauigkeit zu berichten, die den Gegenstand vollständig erschöpft. Besonders eingehend werden die Vorgänge unter der englischen Herrschaft über die Jonischen Inseln und die Vereinigung derselben mit Griechenland, deren Augenzeuge der Verfasser war, geschildert, während die Entwickelung der Verhältnisse unter griechischer Herrschaft und der gegenwärtige Zustand nur oberflächlich berührt werden. Immerhin wird Zakynthos durch die Arbeit eines deutschen Gelehrten in die Reihe der bestbekannten Theile der Balkanhalbinsel gerückt. Dr. F.

— Wild- und Hund-Kalender, Taschenbuch für deutsche Jäger. Herausgegeben von der jagdl. Wochenschrift Wild und Hund. Erster Jahrg. 1. Juli 1900 bis 30. Juni 1901. In Leinen geb. Preis 2 ℳ Berlin, Paul Parey. — Die Verlagsbuchhandlung hat hierin einmal wieder das Richtige getroffen. Der neue Kalender soll ein Nachschlagebuch sein, das dem Jäger überall sofort Auskunft über etwa auftauchende Zweifel geben soll, und erfüllt seinen Zweck in hervorragender Weise. Die Reichhaltigkeit ist großartig, und doch ist das Buch nicht zu umfangreich, im Gegentheil es findet bequem seinen Platz in jeder Tasche, ohne irgend wie aufzutragen. Der Inhalt der einzelnen Capitel ist kurz und erschöpfend. Auch die Eintheilung ist glücklich getroffen. Wir können den Kalender jedem Jäger, dem Anfänger sowohl wie dem alten Waidmann, auf das Wärmste empfehlen, jeder wird seine Freude daran haben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 88. Dienstag, den 24. Juli, Abends. **1900.**

Aus dem Schatze der chinesischen Lyrik.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die eigentliche Blüthezeit der chinesischen Lyrik fällt, abgesehen von den schwungvollen, naturgemäß an kein strenges Metrum gebundenen Oden des Schih, in das Zeitalter des Kaiserhauses Tang (619—906). Damals gesellte sich dem bedeutungsvollen Inhalte eine entsprechende geeignete Form, ein künstlicher Versbau bei, der seitdem die Norm für alles poetische Schaffen blieb. Sämmtliche Dichtungen dieser Zeit umfaßt das große, erst 1707 gedruckte Sammelwerk „Tsjuan-Tang-schih“ d. h. „Sämmtliche Tang-Dichtungen“, eine Anthologie, die weit über tausend Sammlungen von Erzeugnissen von ebenso viel Dichtern mit vorangehender Biographie und Beurtheilung eines jeden enthält, und die daher von grundlegendem literarischem Werthe für alle Zeiten bleibt, wenngleich den verhältnißmäßig breitesten Raum die Kunstschöpfungen der beiden Dichterfürsten Tufu und Litaipe bilden, die man mutatis mutandis mit unseren Goethe und Schiller vergleichen kann. Auch Hanjü und Sutungpo erfreuen sich als Lyriker jener Glanzperiode noch heute großen Ansehens. Von hervorragender Wichtigkeit namentlich für die Gegenwart bleibt indessen das chinesische Liederbuch „Schi-King“ (King = Sammlung, Kanon), gesammelt von Konfucius*), denn dasselbe enthält so ziemlich alle lyrischen Erzeugnisse, die sowohl durch die Mannigfaltigkeit ihrer Stimmungen als auch durch ihr nationales Gepräge als unverfälschter Spiegel der Volksseele gelten dürfen. Père Lacharme hatte das Verdienst, diese Sammlung in lateinischer Uebertragung herauszugeben, und der rühmlichst bekannte Orientalist Julius v. Mohl (geb. 1800 in Stuttgart, † 1876 in Paris) war es, der unter dem Titel „Confucii Chi-King ex latina P. Lacharme interpretatione“ (Stuttg. 1830) diese Sammlung einem weiteren Leserkreise aufs Neue zugänglich machte. Seitdem haben mehrere deutsche Dichter versucht, für diese chinesischen Dichtungen ein Lesepublicum zu sammeln, vor Allem der sprachgewandte „Krösus der deutschen Poesie“, der in der orientalischen Rhythmik, wie selten ein anderer heimische Fr. Rückert († 1866), dessen Uebertragung unter dem Titel „Schiking. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Konfucius, dem Deutschen angeeignet von Friedrich Rückert“ i. J. 1833 in Altona (bei Hammerich) erschien. Auch Johann Cramer gab i. J. 1844 eine freiere, sich vielfach an Rückert's formgewandte Bearbeitung anlehnende Uebertragung dieser wichtigen Sammlung heraus, ebenso i. J. 1875 Viktor v. Strauß. Allen Stimmungen der Seele werden diese vielfach zu echten Volksliedern gewordenen lyrischen Erzeugnisse gerecht, nur eigentliche Trink- und Wanderlieder suchen wir hier vergeblich. Denn die Lust des Wanderns ist urgermanisch und der Orientale kennt das Reisen nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zum Zwecke, wie z. B. um Geschäfte u. s. w. zu machen. Auch das Trinken zur Belustigung, wiederum eine echt germanische Gewohnheit, ist mit der orientalischen Sitte unvereinbar und erst, wenn sich abendländische Einflüsse bemerkbar zu machen beginnen, giebt sich der Orientale, zumeist nicht zu seinem Nutzen, derselben hin, wenigstens was den Alkohol betrifft. Eine Hauptrolle dagegen in der chinesischen Lyrik spielen religiöse und in engstem Zusammenhange mit ihnen dynastische Lieder d. h. solche zu Ehren des kaiserlichen Herrschers. Denn die religiöse Anschauung des Volkes weist dem Herrscher eine fast göttergleiche, unnahbare Stellung im Reiche zu, und der officielle Titel des Kaisers „Hwang Ti“ d. h. „Göttlicher Herrscher“, oder „Tien Tsze“ d. h. „Sohn des Himmels“ ist im Volke bis auf diesen Tag mehr als eine bloße legendäre Höflichkeitsformel. So erscheint der Kaiser selbst öfter als oberster Priester d. h. als gottgeweihte, heilige Persönlichkeit:

„Den Kaiser beim Opfer ich stehen sah
Im priesterlichen Geschmeid,
Es war die ganze Welt mir nah
In unsers Kaisers Kleid.

Zur Rechten die Sonne goldgestickt,
Zur Linken silbern der Mond,
Mit Sternen besät hab' ich erblickt
Das Kleid wie den Horizont.

Am Leib den Himmel so er trägt
Und auf dem Haupt die Erd',
Gras und Baum aus der Mütz' ihm schlägt,
Als wenn sie bepflanzet wär'.

Da müssen ja wachsen Baum und Gras
Und die Aehren zum täglichen Brod
Vom jährlichen Opfer des Kaisers, das
Umwallt Morgen- und Abendroth.“

Bekanntlich gehört zu den Obliegenheiten des Kaisers, daß er an dem alljährlichen großen Frühlingsfeste mit eigner Hand eine Furche pflügen muß (vgl. Schiller's „Räthsel“), nicht nur, um die grundlegende Bedeutung des Ackerbaues an sich immer wieder zu bekunden, sondern auch, um, kraft seiner göttlichen Machtvollkommenheit, die Arbeit des Landmanns zu weihen und zu segnen. Das Fest der Thronbesteigung eines neuen Fürsten ist ein Freudenfest für Alle, und selbst die vernunftlose Schöpfung nimmt daran Theil. Vgl. „Königsfeier“, Str. 2:

„Im Thal stehn Tanne, Eiche
Und Fichte, auf dem Berg der Strauch,
Sie sitzen vor dem Herrn vom Reiche,
Und Geig' und Flöte tönen auch.
Wer heute sich nicht freuen mag
Und läßt die Lust enteilen,
Der wird im Alter manchen Tag
Ganz freudelos verweilen.“

Den gerade heute oft gehörten Satz, daß Kriegsbereitschaft die sicherste Bürgschaft für den Frieden ist („si vis pacem, para bellum“), entnimmt die chinesische Dichtung sinnig der Deutung des Gewandes der Kaiserdiener:

„Jeder Kaiserdiener weiht
Zweifach ausgeschmückt sein Kleid:
Innen Lammfell sanft und weich,
Frieden deutet's in dem Reich.

Außen Pelz des Panthers rauh,
Bild des Sieges trägt's zur Schau,
Weil des sichern Friedens Pfand
Kriegesrüstung ist im Land,“

während der Kaiser selbst mit besonderer Vorliebe als „Friedensfürst“ gefeiert wird:

„Er hat den Frieden gegeben der Welt,
Darüber den Schirm er hält“,

weshalb es von seinem Gewande heißt:

„Nur vom Kleid des Kaisers spricht
Solches Doppelsinnbild nicht,
Ihn hüllt nur des Lammfells Glanz:
Tiefer, heil'ger Friede ganz.“

Das religiöse Leben des Chinesen findet seinen Mittelpunkt bekanntlich, wie zumeist bei den orientalischen Völkern, im Ahnencult. So erklärt es sich, daß ein großer Theil dieser Lieder von ernsten Todesgedanken durchweht ist. Hier berührt sich die chinesische Lyrik mit der altägyptischen, die ja gern in ähnlichen Empfindungen schwelgt, und stünden nicht räumliche und zeitliche Bedenken dagegen, so wäre man versucht, an eine Verwandtschaft beider zu glauben. Ernst und ergreifend erklingt z. B. das

---

*) Konfutse (Konfucius), 551—479 v. Chr., gab den fünf „King“ selbst ihre heutige Gestalt.

Trauerlied auf den Tod jener drei Brüder, die mit 177 Unglücksgefährten im Jahre 621 v. Chr. nach tatarischem, von den Chinesen verabscheutem Brauche lebendig begraben wurden:

„Im Morgenroth der gelbe Vogel schwebt,
Setzt sich auf Dornen, klagt zum Mißgeschicke!
Wer ist's, den man noch mit Mu-Kong*) begräbt?
Ach, unsern tapfersten Tsen-Tsche kien Hu!
Er, der ein Heer besiegt im Augenblicke,
Mit Trauer nahen wir der Gruft,
Und Seufzer füllen rings die Luft.
O blauer Himmel, warum gabst
Den Edlen in den Tod du hin?
Ach, könnten wir erwecken ihn,
Wär' selbst der Tod für uns Gewinn!"

Freilich darf nicht verkannt werden, daß selbst die ernsten Ceremonien beim Todten- und Ahnencult, wie z. B. das Vorsetzen von Speisen u. a., schon im Liede eine geistige Deutung finden, ihnen also die grobsinnliche Hülle gewissermaßen abgestreift wird. Wir erinnern hier an die herrliche „Todtenfeier":

„Der Kaiser in des Ahnensaales Kreise
Geweihten Sinns und reinen Leibes tritt;
Es stehn zurecht gemacht schon Trank und Speise,
So wie's verlangt der alte, heil'ge Brauch.
Es nimmt der Todtenknab' die fromme Spende
Mit heiter'm Lächeln in die zarten Hände,
Und dies verheißt er edler Frömmigkeit" u. s. w.

Es folgen nun Segenswünsche für den regierenden Herrscher, der in solch frommem Sinn seine Ahnen ehrte. Das folgende Lied fügt eine „Erklärung" der Ceremonien bei:

„Denket ihr, daß eure Todten nähmen
Speise? Nein! Doch ehren wollen wir,
Gleich als lebten sie, noch ihre Schemen,
Darum steht die Speise für sie hier" u. s. w.

Warum aber muß es ein reiner Knabe sein, der das Todtenopfer bringt?

„Warum aber bei dem Feste zeigte
Nur ein Knabe deinen Vater an?
Weil das Alter sich zum Grabe neigte,
Jenseits ist der ew'gen Tugend Bahn.

Darum ist es auch ein reiner Knabe,
Der mir meine Ahnen stellet vor,
Wie des Lebens Schuld ruht tief im Grabe,
Reine Tugend schmückt der Sel'gen Chor."

Eine reiche Gruppe bilden die Kriegs- und Vaterlandslieder, Beweis genug für die bekannte Thatsache, daß das Chinesenthum seit Alters in seiner Abgeschlossenheit sich der damit verknüpften Gefahren und der Nothwendigkeit ihrer Abwehr bewußt war. Mit welcher Begeisterung schon werden die dem Heere voranziehenden Boten begrüßt! Da heißt es:

„Was glänzt durch's Land von Tsün ein Streif,
Als wär's ein bunter Wolkenflor?
Im Banner steht ein Pfauenschweif
Und weht zur Stadt, herein zum Thor.
Ein Mann hoch auf dem Wagen steht,
Sechs Roß' zu lenken er versteht.
Er kommt von unsern Helden
Mit guten Zeichen, Gutes uns zu melden!"

Echt kriegerisch erklingt die Mahnung an die „Kriegsgenossen", auf des Kaisers Befehl in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten.

„Hast du kein Soldatenkleid?
Leihe dir den Kragen!
Laut der Kaiser ruft umher:
Waffen sollt ihr tragen!"

so beginnt das Lied, um in der zweiten und dritten Strophe diese Aufforderung zu wiederholen:

„Hast du kein Soldatenkleid?
Leihe dir die Schnallen!"

und zuletzt:

„Hast du kein Soldatenkleid?
Leihe dir die Schienen!
Alle auf des Kaisers Wort
Kamen, ihm zu dienen,
Prangend hell im Kriegsgeschmeid;
Siehst du wohl, schon ziehn sie weit,
Ziehen wir mit ihnen!"

Rührend und theilweise tief ergreifend sind die Lieder der Klage um das theure Vaterland und die Heimwehlieder. Nicht blos der germanische Krieger verzehrt sich, wenn er der fernen Heimath mit ihren Lieben gedenkt, in stiller Sehnsucht („Steh ich in finstrer Mitternacht", „Zu Straßburg auf der Schanz'", „Zu Straßburg auf der langen Brück'" u. a. m.), auch der schlitzäugige Soldat des fernen Ostens kennt solch Heimweh:

„Ich stieg den hohen Berg hinan
Und schaute weit hinaus,
Und wie mein Herz nur Heimath sann,
Der Blick schweift nach des Vaters Haus.
Ich hört' ihn sagen: Lieber Sohn,
Geht denn zu Ende nie der Krieg?
Wann kehrst du nach dem Sieg
Zu uns zurück mit Ehr' und Lohn,
Eh' mir des Todes Pfeile drohn?"

Auch Mutter und Bruder denken des Entfernten und bedauern unter Thränen dessen herbes Geschick, was so recht bezeichnend übrigens für die im Volke verbreiteten Anschauungen über militärische Pflicht und Ehre ist, zumal wenn der Sohn den mütterlichen Rath beherzigt:

„Die Mutter hört' ich sagen: Kind,
Geht nie zu Ende deine Pein?
Wird nie der Herr dir gnädig sein?
Bei Tag und Nacht nur denke dran,
Wie man nach Haus gewinnt die Bahn!"

Rein menschlich-natürliche Gefühle setzen sich leicht über strenge Pflichten der Ehre hinweg! Ueberhaupt darf nicht außer Acht gelassen werden, daß der Chinese einen stark ausgeprägten Familiensinn besitzt, der mit dem Vaterlands- und Heimathssinn sich zu einem harmonischen Dreiklang vereint. „Des Bruders Lob" verdient unseren uneingeschränkten Beifall und beim Lesen dieses prächtigen Liedes fallen uns willkürlich die Verse aus Schiller's „Braut von Messina" ein:

„Wohl dem, dem die Natur den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben. Anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Truges steht er zweifach da."

Aehnlich im chinesischen Liede, das die Bruderliebe mit den Worten preist:

„Wo grauenerfüllt das Feld der Schlachten
Voll blut'ger Leichen liegt,
Bewährt es sich am besten,
Was Bruderlieb' vermag:
Der Bruder nur, wer's immer sei,
Wird dir von seiner besten Streu
Ein Lager zu bereiten trachten" u. s. w.

An Christi Lehre (Matth. 5, 23. 24) gemahnt sodann der Hinweis, daß die heilige Handlung, das Fest, an innerem Wesen verliert, ja entweiht wird durch Groll gegen den Nächsten, dagegen durch wahre Bruderliebe seine höchste Weihe erhält:

„Wenn zu der Ahnen hohem Feste
Im Hause wohlgeschmückt
Die Geige tönt, die Zither klinget
Und reichlich fließt der Wein,
Und jeder Bruder ist dabei
Und jede Brust vom Grolle frei,
Das ist beim Fest das Beste" . . .

Auch die Jägerlust ist der Lyrik der Chinesen bekannt, und manch herrliches Jägerlied birgt ihr Liederschatz. Natürlich ist's in erster Linie wiederum der hohe kaiserliche Jäger, den das Lied preist:

„Welch schöner Wald, wie dicht und hoch!
Fünf Eber fielen von fünf Pfeilen,
Weil auf die Jagd der Kaiser zog,
Kein andrer könnt' sie ereilen!

Gebüsche wachsen hoch und dicht,
Fünf Keiler von fünf Pfeilen fielen!
Den Kaiser preise mein Gedicht,
Wie er kann Keiner zielen."

Andere Lieder erklingen in dem uns wohlbekannten lustigen Waidmannston und ohne Mühe hören wir aus ihnen das jauchzende Hussah! und das schmetternde Halali! herausschallen. Ueberaus wohlthuend berührt es, daß, im Gegensatze zur morgenländischen Dichtung, im Allgemeinen die chinesische Lyrik auch für die Natur Verständniß hat, deren sich die orientalische Poesie (z. B. die indische, die persische) sonst nur in der Allegorie d. h. zu Vergleichen zu bedienen pflegt. Aber der chinesische Dichter schwelgt gleich dem javanesischen in dem Preise der Schönheit der Natur und weiß z. B. das Lob des jungen Lenzes zu singen

*) Vicekönig im Reiche Tsin.

und mit dem herbstlich sich entfärbenden Walde zu trauern wie unsere nordischen Poeten.

„Das Eis ist gebrochen,
Die Flüsse nun frei,
Die Flüsse Tschin, Wei;
Es tragen die Frauen,
Es tragen die Männer
Den grünenden Mai" —

so beginnt in echt Goethe'scher Weise die „Frühlingsfeier", und

„Buntgefärbt sind anzuschauen
Maulbeerblätter, eh' sie fallen" —

so klagt ein anderes Lied über die herbstliche Pracht, die eben doch nur Täuschung ist. Die Nutzanwendung auf die Frauen, die zu gefallen trachten, folgt alsbald. Lieder zur „Weihe der Flur" begegnen uns ebenso häufig wie „Erntelieder" und „Abendklagen" wie Seufzer „an den Mond" sind nichts Seltenes auch an den Ufern des Yangtsekiang. Das sind eben so allgemein menschliche Stimmungen wie das nie ausgesungene Thema von der Liebe Lust und Lied, das auch das chinesische Lied in allen Tonarten variirt. Statt vieler stehe nur das eine, „Deutung der Liebesgaben", das typisch und originell ist:

„Du warfst mir einen Apfel in den Schooß;
Nimm dafür hin den rothen Edelstein!
Nicht zum Bezahlen, sondern bloß
Zum Zeichen, wie mit dir ich's mein';
Er spricht: Du mein, und ich bin dein!

Du warfst mir eine Pfirs'che in den Schooß;
Nimm dafür hin den grünen Edelstein!
Nicht zum Vergelten, sondern bloß
Als meiner stillen Liebe Schein;
Er spricht: Du mein, und ich bin dein!

Du warfst mir eine Pflaume in den Schooß;
Nimm dafür hin den blauen Edelstein!
Nicht zum Ersatze, sondern bloß
Als meiner festen Treue Widerschein.
Er spricht: Du mein, und ich bin dein!"

Wie ein leises Ahnen einer besseren Zukunft geht es durch die Klagelieder dieses hochbegabten Volkes. Was in der „Klage um das Vaterland" in den Versen widerklingt:

„Du blauer Himmel über uns
Mit Sonn' und Sternenfunken,
Wie lange lässest du uns noch
In tiefes Leid versunken?"

das scheint in dem ergreifenden „Aeußeres ohne Inneres" auf eine dereinstige versöhnende Lösung hinzuweisen:

„Herrlich ist es wohl zu schaun:
Wie wir unsern Ahnen baun
Schöne Grabdenkmale:
Sorglich auch bewahren wir
Künst' und Wissenschaften Zier
Gleich des Himmels Strahle.

Alles haben wir erspäht,
Auch zur tiefsten Tiefe geht
Unsres Geistes Forschen;
Dennoch ist uns angesagt,
Daß dem Reich ein Morgen tagt,
Wo es wird vermorschen.

Denn an innerem Gehalt,
An des Geistes Urgewalt
Fehlt es unsrem Können;
Wie der Has' auch zierlich springt,
Endlich es dem Hund gelingt,
Nieder ihn zu rennen."

Dieses Selbstbekenntniß, entsprungen aus tiefer Selbsterkenntniß, ist überaus werthvoll: beide bezeichnen bereits den ersten Schritt zur Erneuerung. Sollten die jetzigen blutigen Wirren die Frühlingsstürme sein, aus denen heraus der junge, blüthenduftige Lenz geboren wird? Des Geistes Art zu wirken ist sturmesgleiches Brausen: ohne dasselbe ist auch im Völkerleben eine Neugeburt undenkbar.

Paul Pasig.

Bücherbesprechungen.

— Marcks, Dr. Friedrich, Das Rothe Kreuz. Ein Ueberblick über seine Entstehung und Entwickelung und seine Bethätigung in Deutschland. Mit 3 Kartenskizzen. 1,50 ℳ. Gütersloh, C. Bertelsmann. — In anschaulicher Weise schildert der Verfasser die entsetzlichen Zustände auf dem Gebiete der Verwundeten- und Krankenpflege in den Kriegen Anfangs und Mitte des verflossenen Jahrhunderts, die Unzulänglichkeit der staatlichen und die daraus resultirende Nothwendigkeit privater Hilfe. Die Entwickelung, welche diese im Laufe der letzten Jahrzehnte in und außerhalb Deutschlands genommen hat, die Erfolge, die sie unter dem Zeichen des Rothen Kreuzes in den Kriegen 1866, 1870/71 und in den neueren und neuesten Kriegen erreicht hat, finden eingehende Würdigung. Wie insbesondere in Deutschland die zahlreichen von den gleichen Bestrebungen beseelten Vereine einst in einander zu arbeiten berufen sind, die ganze Organisation und Stellung derselben zur Armee wird kurz und klar geschildert. Mit Nachdruck wird darauf hingewiesen, daß es unausgesetzter Arbeit bedarf, will man den großen Anforderungen, die zukünftige Kriege an das Rothe Kreuz stellen werden, gerecht werden. So möge die kleine Schrift weiteste Verbreitung finden; die Erinnerung an die Leistungen des Rothen Kreuzes wach erhalten und zur allseitigen Nacheiferung anspornen. —t.

— Hauschild (Oberstleutnant), Lösungen taktischer Aufgaben aus den Aufnahmeprüfungen zur Kriegsakademie 1886 bis 1900 mit Berücksichtigung der Felddienstordnung vom 1. Januar 1900. 1,60 ℳ, geb. 2,50 ℳ. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Wir hatten erst kürzlich Gelegenheit, auf zwei andere derartige Bücher die Herren Kameraden für ihr Studium oder zur Vorbereitung zur Kriegsakademie hinzuweisen, auch das vorliegende Heft kann recht wohl empfohlen werden, es giebt Aufgaben aus den Aufnahmeprüfungen der Jahre 1886 bis 1900 nebst deren Lösungen, sowie Begründungen dieser Lösungen und sonstige Bemerkungen. Wir möchten besonders die kurze, knappe Form und klare Befehlssprache der Lösungen zur Nachachtung hervorheben. Die Winke für die Lösung taktischer Aufgaben, die dem Buche vorangestellt sind, können als sehr beachtenswerth bezeichnet werden. —r.

— M. Winkler, Sudetenflora. Eine Auswahl charakteristischer Gebirgspflanzen. Mit 103 Abbildungen auf 52 Farbentafeln. Dresden 1900. Verlag von C. Heinrich. In elegantem Leinenbande 10 ℳ. — Zu den prächtigen illustrirten Touristenfloren für Alpen und Harz gesellt sich jetzt eine für die Sudeten, von einem Eingesessenen des Riesengebirges, dem Hauptlehrer Winkler in Schreiberhau, einem mit der Geschichte, den Sagen und der Pflanzenwelt seiner Heimath gründlich vertrauten und literarisch bereits bewährten Manne. So ist ein Buch zu Stande gekommen, das umsomehr Anklang finden wird, als es nach beiden Seiten gleich Erfreuliches bietet, im Text und in den Tafeln. Freilich ist die Flora nicht so reich wie die der Alpen, vor der des Brockens hat sie aber eine ganze Reihe von Gestalten voraus, die ihr einen alpinen Charakter verleihen, das Knieholz, Veratrum, Enziane, Pulsatilla narcissiflora, Delphinium elatum, Sweertie, die reizende Primula minima u. a. von dem bezeichnenden niedrigen Wuchs und der Rasenbildung des Hochgebirges, wie Androsace und Saxifrageen. Die Behandlung geschieht in systematischer Reihenfolge bis zu den Farnen hinunter. Einige niedere Kryptogamen sollten, da es sich einmal um eine Auswahl handelt, in einer künftigen Auflage wohl angeschlossen werden, vor Allem die Cetraria islandica, deren seltsame Fülle den Wanderer in der Nähe der Bauten überrascht. Die Tafeln sind elegant, da sich die einzelnen Formen von einem grauen Grunde trefflich abheben. Sie geben Habitusbilder von großer künstlerischer Kraft, wobei allerdings das Blütendétail nicht immer zu seinem Rechte gekommen ist; die verschiedenen Anforderungen sind eben schwer zu vereinen. Das wird aber durch den Text ausgeglichen. Jede Art erhält ihre ausführliche botanische Beschreibung, und diese wieder einen besonderen Reiz durch die ausführliche Berücksichtigung der Biologie. Dazu kommen Angaben über die Verbreitung und Herkunft und eine Aufzählung der verwandten Species, die keine genauere Schilderung finden konnten. Reichlich eingestreute lyrische Citate, die vom Gemüth des Verfassers Zeugniß ablegen, bringen einen alterthümelnden Zug hinein, der viele Reisenden ansprechen wird, wenn er auch dem exacten Naturforscher nicht ganz berechtigt erscheinen kann. Anmuthend ist das Festhalten an localen Pflanzennamen, soweit sich ein Sinn damit verbinden läßt. Habmichlieb für Primula minima, Teufelsbart

für Anemone alpina. Als Einleitung dienen geschichtliche Angaben, die Eintheilung des Gebietes vom Thal bis zum Gebirgskamm, Anmerkungen über den Ursprung der Sudetenflora. Die letzteren sind am wenigsten gelungen, insofern noch ein Diluvialmeer angenommen wird, das zur Eiszeit mindestens ganz Mittel- und Nordeuropa bedeckte, mit Ausnahme der höheren Gebirge. Die Verbreitung der Pflanzen soll größtentheils durch Meeresströmungen erfolgt sein. In Deutschland hat durch die Untersuchungen der letzten Jahrzehnte die Inlandeistheorie einen so vollständigen Sieg davongetragen, daß nur noch von einem allmäligen Zurückweichen der arktischen und montanen Floren vor den vordringenden Gletschern in unsere Ebenen gesprochen werden kann, natürlich mit späterer Wanderung in umgekehrter Richtung. Dem Werth des Buchs geschieht durch diese einzelne abweichende Darstellung natürlich kein Abbruch. Srth.

— Aus der Heimath. Lausitzer Geschichts- und Unterhaltungsblätter. Wöchentliche Beilage der Lausitzer Neuesten Nachrichten. Jahrg. II. (1900.) Nr. 1—20. — Wie sich das Interesse an der Heimathsgeschichte in immer weiteren Kreisen verbreitet, das äußert sich auch in der Stellung unserer Tagesblätter zu ihr; immer häufiger begegnen wir in diesen Aufsätzen von orts- oder landesgeschichtlichem Charakter, oftmals solchen, die auch für den Forscher nicht ohne Werth sind. In der Lausitz waren es bisher namentlich die Bautzner Nachrichten, deren wöchentliche Beilage manchen ansprechenden Beitrag zur lausitzischen Geschichte brachte. Seit dem vorigen Jahr haben auch die in Zittau erscheinenden Lausitzer Neuesten Nachrichten einen Theil ihrer belletristischen Beilage für Aufsätze und Mittheilungen zur Geschichte der Lausitz und Nordböhmens bestimmt; Dr. Alfred Moschkau, der betriebsame Begründer und Leiter des Oybin-Museums, hat die Redaction dieses Theiles übernommen. Da es sich mehr um geschichtliche Unterhaltung und Anregung handelt, wird man in der Beurtheilung der in den uns vorliegenden Nummern abgedruckten Arbeiten um so weniger streng sein dürfen, als es wahrlich keine leichte Aufgabe ist, allwöchentlich das erforderliche Material zusammenzubringen; ob es sich nicht in Zukunft mehr empfehlen würde, etwa alle 4 Wochen eine Nummer ganz der Geschichte einzuräumen, möchten wir zur Erwägung anheimgeben. Der fleißigste Mitarbeiter ist Moschkau selbst, der mit seinem bekannten Sammeleifer aus Kirchenbüchern und Gerichtsacten, aus alten Chroniken und gelegentlich auch neueren Büchern allerhand Nachrichten für alle möglichen Gebiete der Lausitzer Gegend zusammensucht, die theilweise nicht ganz neu, aber für den Leserkreis der Zeitung wohl meist recht ansprechend sind. Zu dem längeren Aufsatze von Cantor Hingst in Zschaitz über den Heereszug Karl's V. durch Sachsen 1547 vermissen wir die Angabe, daß der Verfasser schon seit 15 Jahren todt ist; sonst würde er vermuthlich den Aufsatz nicht haben erscheinen lassen, ohne das Werk von E. Brandenburg über Kurfürst Moritz zu benutzen. Recht ansprechend sind ein paar auf fleißiger archivalischer Forschung beruhende Aufsätze von Georg Pilk über Putzkau und über Fehden und Räubereien im 15. Jahrhundert. Auch die Aufsätze des Reichenberger Stadtarchivars Th. Hutter verdienen Erwähnung. Die Redaction möchte gern ihren Mitarbeiterkreis erweitern und spricht dies in einer an die heimathlichen Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde, die Geistlichen, Lehrer, Gemeinde- und Kirchenvorstände u. s. w. gerichteten Bitte aus, die wir gern an dieser Stelle wiederholen. —m—

— Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde. II. Band. 1900. 2. Heft. S. 33—64. — Das vorliegende Heft, dem Titel und Inhaltsverzeichniß zum ersten Bande der „Mittheilungen" beigefügt sind, gewährt eine erfreuliche Bürgschaft dafür, daß die im letzten Winter beschlossene Erweiterung der Zeitschrift ihr einen bedeutend erhöhten wissenschaftlichen Werth geben wird. Die „Vereinsnachrichten und Bekanntmachungen", die die Nummer eröffnen, können wir mit Rücksicht auf unsere Berichte über die Vorstandssitzungen übergehen; die Mittheilungen über Archiv und Museum lassen erkennen, daß beide Anstalten in stetem Fortschreiten begriffen sind. E. John setzt seinen lehrreichen, aus langjährigen Beobachtungen erwachsenen Aufsatz „Von Sachsens Bauern an der altenburgischen Grenze" fort. Er behandelt die Verhältnisse des Gesindes im Wandel der Zeiten, die jetzt verschwundenen „Abend- und Tagesspinnten", Kirchenbesuch und Tischgebet, die wichtigen Beziehungen des Bauern zur Nachbarschaft (z. B. den „Ochsentod", das Schlachten des Gemeindeochsen, die gegenseitige Unterstützung durch Leichenfahren, in Feuersgefahr), die Fürsorge für die Armen, die hochinteressanten Beziehungen zum Vieh, die vielfach eine persönliche Auffassung der Thierseele bezeugen, die abergläubischen, theilweise noch in heidnischen Auffassungen wurzelnden, theilweise aber von tief religiösen Anschauungen durchdrungenen Schutzmittel gegen Feuersgefahr (Himmelsriegel, Feuersegen), gegen böse Geister, gegen allerhand Unglück, endlich die Bräuche bei den landwirthschaftlichen Arbeiten, beim Säen und Ernten, das Kirchweihfest. Eine Arbeit von Dr. Müller in Löbau „Lautausdeutung" behandelt die Reime, die sich an gewisse Geräusche anschließen. „Die Welt der Töne und Geräusche erfährt durch das Volk seit altersher Ausdeutungen, die nicht nur als Zeugniß für die poetische Naivetät der Volksanschauung, auch die rhythmischen Geräusche und Töne lebloser Dinge . . . gewissermaßen als sprachliche Aeußerungen aufzufassen, sondern auch inhaltlich wegen der in ihnen niedergelegten Anschauungen interessant sind." Eine große Anzahl solcher theils ganz einfach den Schall nachahmenden, theils ihm eine oft recht sinnige Bedeutung unterlegenden Sprüchlein hat der Verfasser in den Oberlausitzer Weberdörfern gesammelt; sie knüpfen an die Geräusche des Webstuhls an. Zu anderen Worten haben das Geräusch der Locomotive, das Glockengeläut, das Mühlrad, das Dreschen Anlaß gegeben; einige Nachahmungen der Thiersprache, die sich wohl noch erheblich vermehren ließen, bilden den Schluß. E. Pfau handelt über Rochlitzer Kerbhölzer; in der Amtsmühle daselbst hat sich ihr Gebrauch bis in unser Jahrhundert hinein erhalten, doch zeigen z. B. die Hospitalrechnungen, daß sie auch sonst vielfach Anwendung gefunden haben. Endlich theilt E. Stürzner eine denkwürdige Hausinschrift aus dem Jahre 1813 mit, die sich an einem Gute des Oberdorfs von Arnsdorf bei Radeberg findet. —m—

— Liederbuch für deutsche Studenten. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Preis in biegsamem Lederleinen 1 ℳ, in Leinwand gebunden 1 ℳ 80 ₰, in Leder gebunden 2 ℳ 40 ₰. — Ein wohlverdienter Erfolg ist es, daß dieses Buch schon in sechster Auflage erscheint. Die Sammlung darf allen sangesfrohen Kreisen, nicht den akademischen allein, bestens empfohlen werden. Kann sie an Umfang sich mit den sonst üblichen Commersbüchern nicht messen, so werden ihre 255 Nummern doch in den allermeisten Fällen den Bedarf decken. Dabei ist die Auswahl verständig: man wird von dem guten Alten kaum Etwas vermissen, und bei dem, was neu aufgenommen ist, hat überall eine glückliche Hand gewaltet. Wir waren zuerst freilich, wir gestehen es, etwas verwundert, unter den Dichtern Namen zu begegnen wie Max Liebermann v. Sonnenberg und Cäsar Flaischlen; aber die betreffenden Lieder waren der Aufnahme durchaus werth. Gefreut haben wir uns, daß Frida Schanz sogar ins Commersbuch den Weg gefunden hat, wiewohl das Zechlied nicht ihr eigentliches Gebiet ist. Sehr einverstanden sind wir mit der Ausscheidung der sogenannten Bummellieder; den stumpfsinnigen „Bierlala" hätten wir ganz bereitwillig auch noch drangegeben. Wenn wir schließlich noch den ausgezeichnet klaren Druck, das handliche Kleinoctavformat, die gesammte schmucke Ausstattung und den billigen Preis dieses Liederbuches anerkennend hervorheben, so glauben wir das Unsere redlich gethan zu haben, ihm den Weg zu bahnen. Mag es jugendfröhlichen Genossen zu mancher sorglos glücklichen Stunde verhelfen. R. B.

— Sankt Georg. Illustr. Zeitschrift für Sport und Gesellschaft. Officielles Organ des Deutschen Sportvereins. Preis ¼ jährl. 6 ℳ. — Es liegen uns eine Anzahl neuer Hefte vor, die unsere Ansicht befestigt haben, daß dieses Blatt den gehegten Erwartungen voll entspricht. Die Wahl der Illustrationen, ihre Anordnung und Ausführung, der sorgfältig gewählte Stoff, wie die äußerst vornehme Ausstattung, dies alles sind Vorzüge, die dem Blatte schnell die Wege ebnen werden. Der Inhalt giebt den Beweis, daß Sankt Georg sich der Gunst und Protection hoher Stellen erfreut, wie das Bildermaterial beweist, welches nur zu erhalten ist, wenn man mit den Kreisen, aus denen es herstammt, in engster Fühlung steht. So ist Sankt Georg für Alle ein willkommenes Geschenk, welche im Leben der Höfe und Aristokratie, wie des Luxus und Chics stehen, aber auch für diejenigen, welche nicht selbst hieran Theil nehmen können, aber doch gern davon hören. Der Preis scheint für das Gebotene nicht zu hoch.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 89. Donnerstag, den 26. Juli, Abends. **1900.**

Johann Sebastian Bach in Leipzig.

Zum 28. Juli.

Von A. v. Winterfeld.

Im Jahre 1723 übernahm J. S. Bach, nachdem er vorher in Arnstadt, Mühlhausen, Weimar und Cöthen als Cantor und Musikdirector thätig gewesen, das Amt eines Cantors an der Thomasschule zu Leipzig, mit welchem zugleich die Stelle eines Musikdirectors an beiden Hauptkirchen daselbst, der Nicolai- und Thomaskirche, sowie an der Petri- und Neuen Kirche verbunden war. Damit vollzog sich ein wichtiger Abschnitt in seinem Leben. Wenn auch Bach's Genius zu groß und zu mächtig war, als daß er an kleinen Orten und in kleinen Verhältnissen, wie sie ihm bisher beschieden gewesen, hätte verkümmern können, so war doch der erweiterte und höhere Wirkungskreis, den er in Leipzig fand, ein starker Antrieb für ihn, um in voller Entwickelung seiner Kräfte und Fähigkeiten das Höchste zu leisten. Doch war es nicht allein der größere Wirkungskreis, der ihn antrieb, sondern auch die beständige Wahrnehmung eines lebhaften, erhöhten Lebens und Strebens, den die große und blühende Handelsstadt, zugleich der Sitz einer der ersten Universitäten Deutschlands, mit ihren berühmten Lehrern, ihm bot, mußte einen Mann von dem hohen Geiste Bach's, der sich nun selbst als ein Mitglied dieses stolzen Gemeinwesens fühlte, zu höherem Schwunge emporheben. Unbestreitbar ist, daß er hier seine erhabensten Werke geschaffen hat.

Fassen wir zunächst Bach's amtliche Thätigkeit ins Auge, so finden wir, daß ihm außer der oberen Leitung der Musik in den genannten vier Kirchen die Unterweisung der Thomasschüler in der Tonkunst oblag. Eine gewisse Anzahl von weniger bemittelten derselben war verpflichtet, für Gewährung von Kost und Wohnung „die Kirchenmusik zu bestellen, auch die Leichen zu begleiten und wöchentlich dreimal, Sonntags, Mittwochs und Freitags, durch die Gassen singen zu gehen, da dann die Besitzer der Häuser etwas zu ihrer Sustentation mußten reichen lassen". Diese Bestimmungen stammten schon von Alters her von dem Kloster des heiligen Thomas, aus dem die Schule hervorgegangen war, und als der Magistrat nach der Reformation 1531 das Kloster an sich gebracht hatte, ließ er die Schule mit diesen Einrichtungen bestehen, die der Verschönerung des Gottesdienstes durch Musik dienten. Die Anzahl der Schüler, welche außer freier Wohnung im Schulgebäude den Mittag- und Abendtisch und auch Geldunterstützungen erhielten, war von 22 im Jahre 1559 bis auf 55 zu Bach's Zeiten gestiegen. Schon die Vorgänger Bach's seit länger als zwei Jahrhunderten, Sethus Calvisius, Johann Hermann Schein, Tobias Michaelis, Sebastian Knüpfer, Johann Schelle und Kuhnau hatten die musikalischen Leistungen der Thomasschule zu einer Höhe erhoben, die ihren Ruhm weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitete und viel Zöglinge aus fremden, vorzüglich protestantischen Ländern herbeizog, die neben dem wissenschaftlichen auch an dem musikalischen Unterricht theilnehmen sollten. Die Leitung eines so hervorragenden Institutes mußte für einen Mann wie J. S. Bach ganz besonders geeignet sein. In dieser Stellung, die seinem Streben eine höhere, weitere Richtung gab, fühlte er sich so wohl, daß er sie mit keiner anderen zu vertauschen wünschte und darin 27 Jahre lang, bis an seines Lebens Ende, verblieb. Auch in materieller Hinsicht fühlte sich der von Jugend auf an sehr bescheidene Verhältnisse gewöhnte Bach mit seiner Besoldung, die neben freier Wohnung zum großen Theil in Naturalien und unbestimmten Accidentien bestand, vollkommen zufrieden gestellt. Reichthümer freilich vermochte er auch bei großer Sparsamkeit nicht zu sammeln.

Obgleich Bach, dem als Cantor und Musikdirector an den vier Hauptkirchen Leipzigs die Cantoren derselben untergeordnet waren, wie er denn dem Range nach gleich auf den Rector und Conrector der Thomasschule folgte, eine hervorragende Stelle einnahm, so hatte er doch bei den viel ausgedehnteren fast täglichen gottesdienstlichen Verrichtungen jener Zeit, deren musikalischen Theil vorzubereiten, zu überwachen, zu leiten und zum Theil selbst auszuführen ihm oblag, einen nicht wenig anstrengenden Dienst zu leisten, der nicht nur große körperliche Ausdauer, sondern auch eine nicht gewöhnliche geistige Regsamkeit voraussetzte. Dazu trat noch der Unterricht, den er den weiter vorgeschrittenen Alumnen selbst zu ertheilen hatte. Doch unterzog er sich allen diesen Verrichtungen mit großer Freudigkeit und pflichtgetreuem Eifer. Besonders erfreut war er, daß ihm in der Thomaskirche zwei Orgeln zur Verfügung standen, die seiner hohen Meisterschaft würdig waren. Diese beiden Orgeln, von denen die kleinere 1740 an das Johannishospital verkauft wurde, waren diejenigen, welche 1729 bei der Aufführung der Matthäuspassion verwendet worden sind. Nichtsdestoweniger trat von jetzt an, angeregt durch die amtliche, vorwiegende Beschäftigung mit der Kirchenmusik, der Orgel- und Clavierspieler mehr zurück hinter den Kirchencomponisten, in dessen Schöpfungen sich die ganze Macht seines Genius offenbarte. Da Bach's Entwickelung schon vorher stattgefunden hatte, so trat er in Leipzig im Alter von 38 Jahren in der Fülle der Kraft als ein Gereifter in sein neues Amt ein. Hier entstanden in unversieglicher Schöpfungskraft fast alle seine großen Passionsmusiken, das Weihnachts- und das Oster- und Himmelfahrts-Oratorium, die für den Dresdener Hof componirte großartige H-moll-Messe und daneben außer manchen Instrumentalwerken eine fast unübersehbare Reihe von kirchlichen Cantaten. Auch Bach's Lehrthätigkeit entfaltete sich in Leipzig zu ihrem vollen Umfang. Bisher hatte er eigentlich nur seine beiden Söhne erster Ehe, Friedemann und Philipp Emanuel, auf welche sich von seinen Kindern der väterliche Genius vorzugsweise vererbt, ausgebildet. Aus seiner Leipziger Lehrthätigkeit aber ist eine ganze Reihe von hervorragenden Meistern der Tonkunst hervorgegangen, wie Krebs, Agricola, Doles, der sein Nachfolger, und Altnikol, der sein Schwiegersohn werden sollte. Wenn Bach auf ein für Lehrzwecke bestimmtes „Orgelbüchlein" geschrieben hatte: „Dem höchsten Gott allein zu Ehren, dem Nächsten draus sich zu belehren", so handelte er auch in diesem Sinne, indem er sich als schöpferisch thätiger Künstler nicht für zu hoch stehend erachtete, um sich mit voller Hingabe der Unterweisung seiner Schüler zu widmen. Auf seine Lehrmethode näher einzugehen, würde hier zu weit führen. Erwähnt sei nur, daß er bei allen seinen Compositionsschülern die Fähigkeit, musikalisch zu denken, voraussetzte, denen aber, welchen dieselbe fehlte, den aufrichtigen Rath gab, von der Composition zu lassen. So hielt er denn auch seine Schüler an, am Clavier aus freiem Geiste zu componiren. Diejenigen, welche das Clavier zu Hilfe nahmen, pflegte er „Clavier-Ritter" zu nennen.

Einigermaßen, wenn auch nur vorübergehend, wurde Bach seine ihn sonst so befriedigende Stellung in Leipzig durch Mißhelligkeiten mit dem Magistrat verbittert, der, unfähig den großen Mann zu verstehen, zu würdigen und richtig zu behandeln, ihn durch kleinliche Pedanterien nicht selten quälte, ja sogar einmal so weit ging, ihn „wegen Ungehorsam" mit einem Gehaltsabzug zu bestrafen. Sonst fehlte es dem Meister während seiner Leipziger Periode nicht an äußeren Ehren und Anerkennungen. So

erhielt er 1736 die Ernennung zum sächsischen Hofcomponisten und 1747 erfolgte auf dringende Einladung sein mehrtägiger Besuch bei Friedrich dem Großen in Potsdam, der in voller Würdigung seiner unvergleichlichen Größe den alten Meister mit der größten Auszeichnung empfing und behandelte und reich beschenkte. Bach aber bezeigte seine Dankbarkeit dadurch, daß er ein vom König erfundenes, ihm gegebenes Fugenthema in verschiedenartiger Ausarbeitung unter dem Titel: „Musikalisches Opfer, Sr. Majestät von Preußen gewidmet", in Kupfer stechen ließ und dem König dedicirte. Fremde Tonkünstler und Virtuosen, deren viele in sein Haus kamen, um den berühmten Mann kennen zu lernen, empfing er stets mit der größten Freundlichkeit, die sich auch dann nicht verleugnete, wenn er erkannte, daß sie in eitler Selbstüberhebung ihn gar nicht zu schätzen wußten. Dagegen gehörte Adolf Hasse, der Kapellmeister der Königlichen Oper in Dresden, zu seinen wärmsten und aufrichtigsten Verehrern. Oefter kam er und seine berühmte Gattin Faustina eigens nach Leipzig, um den großen Meister auf der Orgel und am Clavier zu bewundern. Ebenso begab sich Bach mitunter nach Dresden, um die berühmte Dresdener Oper zu hören. Wenn auch die dort gebotene Musik von der seinigen durch eine tiefe Kluft geschieden war, so wußte er sie deswegen doch nicht weniger zu schätzen und sich daran zu erfreuen.

Schließlich wollen wir einen Blick in das häusliche und Familienleben des Meisters werfen, wie er es mit den Seinigen in Leipzig führte. Man darf es geradezu als ein ideales bezeichnen, in welchem kein Mißton die allgemeine Harmonie störte, die die einzelnen Glieder der Familie in Liebe und Vertrauen miteinander aufs Innigste verband. Von demselben Geist echter Gottesfurcht und Gottesfreudigkeit, der so überzeugend aus Bach's Werken spricht, war auch sein Familienleben durchdrungen. Als Bach nach Leipzig kam, war er bereits sei drei Jahren mit seiner zweiten Gattin, Anna Magdalena Wülkens, einer Tochter des herzoglich Weißenfeldsischen Hofmusikus Wülkens, vermählt. Wenn er auch mit seiner ersten Frau, Maria Barbara Bach, einer Verwandten, in durchaus glücklicher Ehe gelebt und ihren frühen Tod tief betrauert hatte, so scheint doch seine zweite Gemahlin insofern ihrem inneren Wesen nach dem Gatten noch näher gestanden zu haben, als sie, musikalisch gut veranlagt und zum Theil, vorzüglich als Sängerin, auch ausgebildet, im Stande war, seinen künstlerischen Bestrebungen volles Verständniß entgegenzubringen, ja ihm darin beizustehen, indem sie seine Werke sauber und correct copirte. So besitzt die Königl. Bibliothek zu Berlin mehrere Abschriften Bach'scher Werke von ihrer Hand. Durch Unterricht im Clavierspiel, ja sogar im Generalbaß war Bach bemüht, die musikalischen Talente seiner Gattin noch weiter auszubilden. Dies geht aus zwei, ebenfalls in der Königl. Bibliothek in Berlin befindlichen Lehrbüchern hervor, in welche Bach mit eigener Hand von ihm für den Unterricht seiner Frau componirte Stücke eingeschrieben hat. Das erste mit der Jahreszahl 1722, also ein Jahr nach der Vermählung entstanden, trägt den Titel: „Clavier-Büchlein vor Anna Magdalena Bach" und enthält 24 leichtere Clavierstücke. Das zweite Buch mit den Initialen A. M. B., also aus der Leipziger Periode stammend, enthält im Ganzen 46 Clavierstücke, unter denen sich das bekannte reizende C-dur-Präludium des „Wohltemperirten Claviers" befindet. Daß diese Stücke schwerer sind, als die des ersten Buches, zeigt, daß die Schülerin inzwischen Fortschritte gemacht hatte. Außerdem findet sich in dem Buch auch noch andere Musik, die vielfach Bezug auf das innige Verhältniß zwischen den beiden Gatten nimmt. So außer verschiedenen Choralen ein Lied:

Bist Du bei mir, geh ich mit Freuden
Zum Sterben und zu meiner Ruh.
Ach, wie vergnügt wär so mein Ende,
Es drückten Deine schönen Hände
Mir die getreuen Augen zu.

Ferner die wahrscheinlich aus der Brautzeit stammende Arie:

Willst Du Dein Herze schenken,
So fang' es heimlich an,
Daß unser beider Denken
Niemand errathen kann . . . . .

Endlich ein wahrscheinlich von Bach selbst gedichtetes Hochzeits-Carmen, dessen erster Vers lautet:

Ihr Diener, werthe Jungfer Braut,
Viel Glück zur heutgen Freude!
Wer Sie in Ihrem Kränzchen schaut
Und schönem Hochzeitskleide,
Dem lacht das Herz vor lauter Lust
Bey Ihrem Wohlergehen,
Was Wunder, wenn mir Mund und Brust
Vor Freuden übergehen . . .

Jedenfalls läßt der Inhalt dieses Buches einen Rückschluß auf die Innigkeit des zwischen den Ehegatten herrschenden Verhältnisses zu. Sechs Söhne und sieben Töchter gingen aus Bach's zweiter Ehe hervor. Die Söhne erzog er sämmtlich zu tüchtigen Musikern. Wie glücklich er sich im Kreise seiner Familie fühlte, geht aus einem Briefe vom Jahre 1730 hervor, in welchem es heißt: „Insgesammt aber sind meine Kinder gebohrene Musici und kann versichern, daß schon ein Concert vocaliter und instrumentaliter mit meiner Familie formiren kann, zumahln da meine itzige Frau einen saubern Soprano singet, auch meine älteste Tochter nicht schlimm einschlägt."

In seinen letzten Lebensjahren litt Bach an zunehmender Augenschwäche und eine unglücklich ausgefallene Operation, der er sich im Winter 1749—1750 unterzog, führte völlige Erblindung herbei. Doch auch dies herbe Loos trug er mit frommer Ergebung. Sein unermüdlicher Geist aber ruhte nicht. In den schweren Stunden äußerlicher Umnachtung schuf er herrliche geistliche Lieder. Sein letztes Werk war der ergreifende vierstimmige Choral: „Wenn wir in höchsten Nöthen", den er seinem Schwiegersohn Altnikol in die Feder dictirte. Zehn Tage vor seinem Tode konnte er plötzlich wieder ganz gut sehen. Doch wurde er wenige Stunden darauf vom Schlage getroffen, an dessen Folgen er am 28. Juli 1750 starb. Sein Leib wurde auf dem Johanniskirchhof zur Ruhe bestattet. Doch zeichnete kein Stein, kein Kreuz sein Grab vor den übrigen aus, so daß im Laufe der Zeit die Kenntniß desselben den nachfolgenden Geschlechtern verloren gegangen war, bis seine Ruhestätte vor wenigen Jahren, beim Neubau der Johanniskirche, halb zufällig, wieder aufgefunden wurde.

Von Bach's zahlreichen Söhnen waren bei seinem Tode nur noch vier am Leben, Friedemann, Philipp Emanuel, Joh. Christoph Friedrich und Joh. Christian. Sie waren wohlversorgt. Desto schlimmer aber war die Lage seiner Wittwe mit zwei unverheiratheten Töchtern, wie dies aus mehrfachen Bittschriften der bedürftigen Frau an den Leipziger Stadtrath, denen auch Folge gegeben wurde, sowie daraus hervorgeht, daß sie genöthigt war, die Kupferplatten, welche von Bach zum Stechen seiner „Kunst der Fugen" verwendet worden waren, als altes Metall zu verkaufen. Bei seiner immerhin sehr mäßigen Besoldung und bei seiner zahlreichen Familie hatte ihr Gatte, trotz einfach bürgerlicher Lebensführung, wie schon gesagt, Ersparnisse nicht machen können.

Bücherbesprechungen.

— Rietschel, D. G., Professor der Theologie und Geh. Kirchenrath, Die Frage des Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen zur Wahrung und Förderung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten. 44 S. Verlag von Friedrich Jansa. 80 ₰. — Die Frage nach einer engeren Verbindung der einzelnen evangelischen Landeskirchen Deutschlands ist, ohne eine befriedigende Lösung gefunden zu haben, immer und immer wieder laut geworden. Einst hat das Corpus evangelicorum als gemeinsames Band und oberstes Haupt die evangelischen Interessen Deutschlands gegenüber dem katholischen Kaiser vertreten, aber mit dem Zerfall des Deutschen Reiches sehen wir auch seine Kraft und Bedeutung schwinden, und die confessionelle Nivellirung im vorigen Jahrhundert war einer Wiederherstellung desselben nicht günstig. Kräftiger trat das Bedürfniß eines evangelischen Kirchenbundes in neuerer Zeit hervor, nachdem es selbst bei der glorreichen Wiederherstellung des Deutschen Reiches über dem äußeren Zusammenschluß nicht auch zu einem inneren gekommen war. Daß nach dem Vorgang des Evangelischen Vereins der Provinz Sachsen und dem bekannten Referat des Professors Beyschlag auf der vorjährigen Jahresconferenz desselben auch die Sächsische Kirchen- und Pastoralconferenz in Meißen diese Frage eines Kirchenbundes als ein pium desiderium auf seine Tagesordnung setzte, und nunmehr das Referat Rietschel's auch für weitere Kreise vorliegt, ist ein erfreuliches Zeichen davon, daß die in Preußen bereits auf der Generalsynode 1891 wieder in stärkeren Fluß gekommene

Frage auch solche kirchliche Gebiete erfaßt, welche vorher der Sache fern, ja abwehrend gegenüber standen. Hatte Beyschlag die Schließung eines rechtlichen Verbandes der deutschen evangelischen Landeskirchen betont und nicht auf die vorgängige Zustimmung aller auf der Eisenacher Conferenz vertretenen Landeskirchen warten wollen, sondern, sobald einige derselben ihre Bereitwilligkeit erklärt hätten, einem thatkräftigen Vorgehen dieser unter Führung der altpreußischen Landeskirche das Wort geredet, welch letztere auf ihrer Generalsynode 1891 sich dazu bereit erklärt hatte, so hält Rietschel Preußen bez. das preußische Kirchenregiment für weniger geeignet, die Initiative gegenüber den lutherischen Landeskirchen zu ergreifen, und will neben Württemberg besonders das lutherische Sachsen, das einst das Directorium im Corpus evangelicorum handhabte und also auch ein historisches Anrecht habe, dazu in Vorschlag bringen und eine Verständigung vertraulicher Art zuerst zwischen den großen Landeskirchen anrathen. Es kann hier nicht untersucht werden, wie weit für diese Initiative unter veränderten Zeitverhältnissen eine frühere Organisation in Betracht zu ziehen ist, aber jedenfalls enthält der letzte Rath viel Beherzigenswerthes. Die Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen soll bei einem derartigen Zusammenschluß in Verfassung, Bekenntniß und innerkirchlicher Ordnung und Gesetzgebung unversehrt bleiben. Inwieweit diese Verbindung irgendwie darauf modificirend einwirken kann, läßt sich zur Zeit nicht sagen; der Verfasser hat zunächst das Ideal im Auge und ist in seinen Vorschlägen bemüht, das zunächst vielleicht Erreichbare durch Vermittelung der sächsischen Landessynode und des Kirchenregimentes anzubahnen. Möchte der neue Einsatz in dieser Frage mit dazu dienen, aus Ideen und Conferenzbeschlüssen etwas Wirkliches schaffen zu helfen! Möge kirchlicher Particularismus nicht hinderlich sich in den Weg werfen, wo es etwas Großes und Gemeinsames zu schaffen gilt, zumal da auf dem Gebiete vereinsmäßiger Organisirung so viele Bestrebungen, wie die der Gustav Adolf-Stiftung, der Inneren Mission, des Evangelischen Bundes, längst einen Zusammenschluß gesucht und hergestellt haben, welcher auf dem eigentlich kirchlichen Gebiete uns noch fehlt. D. K.

— Zur Lehre von der Gottheit Jesu Christi. Von Mag. theol. K. Konrad Graß, Oberlehrer an der deutschen Hauptschule zu St. Petri in St. Petersburg. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1900. 3 ℳ 20 ₰. — Der Verfasser hat sich ein schwieriges Gebiet zur Bearbeitung erwählt, nämlich die Bedeutung der Gottheit Christi für das Erlösungswerk. Dieser besondere und einzige Punkt der Untersuchung konnte vielleicht auf dem Titel auch namhaft gemacht werden; denn wer blos diesen Titel sieht und liest, kann einen ganz anderen Inhalt vermuthen. Was aber die Arbeit selbst anlangt, so ist sie ein kleines Meisterstück fleißigster Forschung, dessen Herstellung dem Verfasser zu um so größerer Ehre gereicht, als er eine Bibliothek von der Art, wie sie zu einer solchen Untersuchung unerläßlich scheint, gar nicht zur Verfügung hatte. So kann man ihn nur zu seiner eigenen Bibliothek beglückwünschen, die nach Größe und Auswahl der Werke eine seltene Erscheinung sein muß. Und dem Fleiß und der Sorgfalt stehen ebenbürtig gegenüber die Beherrschung des Stoffes und die Klarheit der Durchführung, die etwas geradezu Ueberraschendes hat bei einem Gegenstand, dessen Behandlung dazu zwingt, die Tiefen der göttlichen Offenbarung metaphysisch und psychologisch begreiflich zu machen. Was ist gerade auf diesem Gebiet von alten Zeiten her an Phrasen geleistet worden, deren bestechende Form den Mangel eines eigentlichen Gedankengehaltes verdecken mußte! In diesem ganzen Buch ist nicht eine einzige Phrase zu finden. Dabei gelingt es dem Verfasser, von Anfang bis zu Ende den Leser in einer lebhaften Erwartung des Kommenden zu erhalten, gewiß keine geringe Leistung, wo es sich um ein Dogma handelt, zu dessen Weiterentwickelung seit Jahrhunderten so gut wie nichts geschehen ist. Und fast neun Zehntel des Buches beschäftigen sich lediglich mit der Geschichte dieses Dogmas. Aber der Verfasser weiß dieser Darstellung einen ganz besonderen Reiz zu verleihen dadurch, daß er überall eine zukünftig mögliche Lösung der schwierigen Aufgabe durchblicken läßt. Daß der für die sündige Menschheit sterbende Erlöser Gottes Sohn war, ist die klare Lehre der heiligen Schrift. Für das System der Glaubenslehre handelt es sich nun darum, warum er das sein mußte. Die morgenländische Kirche hat auf diese Frage eine Antwort gegeben, die auch bei Luther noch die am häufigsten wiederkehrende ist: nur die Gottheit selbst konnte die Mächte des Teufels und des Todes überwinden. Dieser in der praktischen Unterweisung heute noch beständig wiederholte Satz führt jedoch bei seiner Einfügung in ein theologisches System zu so großen Schwierigkeiten, daß er, wie schon in der scholastischen Theologie, so auch in der evangelischen Dogmatik längst aufgegeben ist. An seine Stelle trat die Antwort Anselm's, die thatsächlich bis heute die einzig vorhandene ist, daß es die Gottheit des Erlösers war, die dem von ihm dargebrachten Sühnopfer in den Augen des beleidigten Gottes seinen Werth verliehen hat. Diese Antwort ist in alle evangelischen Bekenntnisse ohne nähere Begründung übergegangen und gilt mit ihrer Vervollständigung durch die Lehre des Thomas von dem stellvertretenden Strafleiden des Erlösers auch in der katholischen Kirche. Von den neueren Dogmatikern aller Richtungen ist sie mit wenigen Ausnahmen ebenfalls fallen gelassen worden, weil sie sich biblisch nicht hinreichend rechtfertigen läßt. Zu Anbahnung eines neuen Weges, die rechte Antwort zu finden, geht der Verfasser unter Hinweis auf Luther's Streben, der Gottheit Christi in der Erlösung eine wirklich thätige Mitwirkung zuzuweisen, auf einen mehrfach ausgesprochenen Gedanken Melanchthon's zurück, Christus habe Gottes Sohn sein müssen, um sein Leiden ertragen zu können, welchen Gedanken einige ältere Dogmatiker andeutungsweise aufgenommen haben, wie er denn auch in Kreibig's Versöhnungslehre und bei Frank gelegentlich erwähnt wird. Die Formel, auf die der Verfasser diesen Gedanken bringt, lautet: Als Gottessohn vermochte der Erlöser das Gefühl der Gottverlassenheit aufzuheben und zum vollen Bewußtsein der Gottes-Gemeinschaft zurückzukehren. Welches Schicksal nun dieser dogmatische Satz haben wird, das wird sich erst herausstellen, wenn ein Dogmatiker ihn anerkannt und seine Christologie darauf gegründet haben wird. Jedenfalls aber hat der Verfasser mit seiner klaren Durchdringung des schwierigen Stoffes und mit seiner anschaulichen Darstellung des dogmengeschichtlichen Herganges der evangelischen Theologie einen anerkennenswerthen Dienst geleistet, und schon als theologische Denkübung im edelsten Sinne können wir das Lesen seiner Schrift jedem Theologen empfehlen. B. K.

— Die heilige Schrift und die evangelische Kirche. Ein Vortrag zum Fall Weingart von Dr. F. Blaß, Professor der classischen Philologie zu Halle. Berlin 1900 Berliner Stadtmission. 20 ₰. — Das ist eine reiche Gabe für wenig Geld, eine haarscharfe Beweisführung eines „Laien", aber eines solchen, dem die christliche Kirche schon mehr dankt, als vielen Professoren der Theologie. Die belastendste Aeußerung, die Pastor Weingart in einer Predigt gethan hat, war die von des Herrn müdem Erdenleib, der im Grabe geruht hat, Staub zu Staube, einer jener künstlich zurecht gemachten Sätze, durch die die große Menge der Zuhörer in der Täuschung erhalten werden soll, es sei Christenthum, was ihnen gepredigt werde, während sie dem freisinnigen Gebildeten zu der Ueberzeugung verhalfen, daß ein „wissenschaftlicher" Prediger auf der Kanzel stehe. Es thut wohl in dieser Zeit der Verwirrung und Verdrehung aller Begriffe, dem Verfasser, der auch weiß, was historische Kritik ist, gewissermaßen zuzusehen, wie er dem Gegner seine sogenannte Wissenschaft von der Art der Auferstehung Jesu in ihrem Gegensatze zu den geschichtlichen Berichten über den Vorgang zerpflückt und ihm, dem Prediger, einen Begriff beizubringen sucht von dem, was man unter Kirche, Evangelium und Predigt eigentlich versteht. B. K.

— Die deutschen Volksstämme und Landschaften von Prof. Dr. O. Weise. Mit 26 Abbildungen im Text und auf [17] Tafeln [und einer Karte]. (— Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 16. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1900. VI, 128 S.; Klein 8°. Gebunden: 1,15 ℳ. — Im Jahre 1867 ist bei Rieger in Stuttgart eine merkwürdige Arbeit erschienen, betitelt: „Geneographische Karte von Deutschland oder Deutschlands geistige Größen nach ihren Geburtsorten zusammengestellt. Ein Gedenkblatt der geistigen Entwicklung Deutschlands von C. F. Baur, Ingenieur-Topograph". An diese von einem Verzeichniß der aufgenommenen Namen begleitete Karte mußte ich lebhaft denken, als ich Weise's neuestes Buch vorgenommen hatte. Ich will auch verrathen, was ich dabei besonders im Auge hatte. Wenn wir z. B. auf S. 68 lesen: „Kein Wunder, daß wir eine große Reihe von Erfindern aus dieser Landschaft [der alemannischen] zu verzeichnen haben", und dann zuerst auf Berthold Schwarz (!), auf den ersten datirbaren Holzschnitt und andere Zufälligkeiten stoßen, da muß sich doch Jedermann sagen: hier wird aus dem Boden, aus der Umwelt zu viel heraus construirt. Denn sehe ich mir auf das Stichwort

„Erfindung" hin die Eingangs erwähnte Karte genauer an, da kann ich vom äußersten Osten (elektromagnetischer Telegraph: Thorn; Galvanoplastik: Breslau) über Berlin (Mikroskop) nach Magdeburg (Elektrisirmaschine, Luftpumpe) gehen und habe auf diese Weise eine Anzahl Erfindungen ersten Ranges zusammen, gemacht von Männern, die eben ganz anderswo geboren sind als in Alemannien. Genau so geht es mit andern Disciplinen. Ich meine darum, man thäte besser, die einzelne Landschaft für die Vertheilung der wissenschaftlichen Leistungen auf ein immerhin beschränktes Gebiet, wie es im Verhältniß zur menschlichen Geistesarbeit überhaupt Deutschland doch ist, nicht allzu gewaltsam zu verwerthen; gerade in diesem Sinne verspreche ich mir von einer verbesserten und bis zur Gegenwart fortgesetzten Neuauflage der Baur'schen Karte — ein Gedanke, der hiermit preisgegeben sei — recht viel Nutzen, Vertiefung und Erkenntniß. — Im Uebrigen bietet Weise's Buch des Guten genug. Genau betrachtet zerfällt es in 2 Theile: A. in 5 Abschnitten werden die Besonderheiten der (alten) Sachsen, der Franken, der Bayern, der Alemannen und der Thüringer (Obersachsen) vorgeführt; B. in weiteren 5 Abschnitten beleuchtet Weise die Beziehung verschiedener Siedelungsgebiete: Nord-, West-, Süd-, Ost- und Mitteldeutschlands, zu ihren Nachbargebieten und andere Erscheinungen, die den jeweilig behandelten Landschaften eigenthümlich sind. Daß Weise bei der gebotenen Kürze alle Wünsche befriedigt hätte, darf man weder behaupten noch verlangen; wozu haben wir denn z. B. „Deutsches Land und deutsches Volk" von J. C. F. GuthsMuths und Dr. J. A. Jacobi (Gotha 1820 ff.), wozu die zahlreichen Arbeiten über die ältere deutsche Ethik (von Clemen, Ettmüller, Freybe, Friedberg, Grimm, Leo, Menzel, Simrock, Uhland, Vilmar, Wackernagel und vielen, vielen Anderen), wozu Ratzel's „Deutschland", Elard Hugo Meyer's „Deutsche Volkskunde" und Hans Meyer's „Deutsches Volkstum"? Derartige Werke sind natürlich durch Weise nicht überflüssig geworden; aber dieser darf das Verdienst für sich beanspruchen, auch seinerseits dazu beigetragen zu haben, daß sich der Deutsche mehr und mehr darauf besinne, was er eigentlich an seinem engeren und an seinem herrlichen großen, trotz aller inneren Verschiedenheiten doch einheitlichen Vaterlande hat. — S. 81 muß es statt „Rietschl" Rietschel heißen. Die Ausstattung ist einfach, aber im Verhältnisse zu dem sehr billigen Preise schlechterdings unübertreffbar. Die Dreitheilung der beigehefteten Karte paßt leider nicht zu der doppelt fünftheiligen Anordnung des Buchs, ist aber sonst recht gut zu verwenden. Ht.

— **Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes.** Aus Universitäts-Vorlesungen von **Rudolf Hildebrand.** 1. Theil: Das ältere Volkslied. Herausgegeben von **Georg Berlit.** Zugleich Ergänzungsheft zum vierzehnten Jahrgange der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Der Ergänzungshefte fünftes. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1900. Preis 4 ℳ. — Das, was den Namen Rudolf Hildebrand am weitesten hinausgetragen hat über den Kreis seiner unmittelbaren Schüler, ist seine Arbeit an Grimm's Wörterbuch. Wie er mit seinem ganzen Herzen an dieser mühseligen und in manchem Sinne undankbaren Thätigkeit hing, und wie er sie vertieft und geadelt hat durch die Eigenart seines Wesens, durch jene warme Innigkeit in der Erfassung seiner Aufgabe und die grübelnde Versenkung in die Geheimnisse der Sprachgeschichte, das zu rühmen thut nicht noth. Alle Kundigen sind einig in der rückhaltlosen Bewunderung der Selbstentäußerung, die solche Arbeit erfordert. Und doch wie oft empfand er sie als eine Kette am Fuße, die ihn hinderte an der Verfolgung anderer wissenschaftlicher Pläne! Um so größer ist die Freude darüber, daß uns jetzt aus seinem wissenschaftlichen Nachlaß noch manche werthvolle Gabe dargeboten wird. Wir haben vor Kurzem erst (Wiss. Beilage vom 17. Mai d. J.) die Herausgabe seiner Prüfungsarbeit über Walther von der Vogelweide mit aufrichtiger Freude begrüßt. Zu ungleich größerem Danke verpflichtet das vorliegende Buch. Wer die Art kennt, wie Hildebrand arbeitete, die Fülle von Zetteln, Notizen, Bruchstücken, Citaten, aus denen er seine Vorträge aufbaute, wer es weiß, daß das Beste, was er in seinen Vorlesungen gab, meist der Begeisterung des Augenblicks entstammte, der wird vollauf die Treue und selbstlose Hingabe würdigen, deren es bedurfte, um diese disiecta membra zu einer lesbaren Darstellung zu vereinigen. Den bescheidenen Titel „Materialien" hat Professor Berlit mit guter Absicht gewählt. Er will nicht täuschen über den fragmentarischen Charakter, der den einzelnen Capiteln des Buches anhaftet. Aber wie unübertrefflich es Hildebrand verstand, den innersten poetischen Gehalt des Volksliedes auszuschöpfen und seinen Hörern zum Bewußtsein zu bringen, welch eine geradezu künstlerische Begabung er bewies, wenn es galt, den sittengeschichtlichen Hintergrund der einzelnen Lieder in das rechte Licht zu stellen, davon geben die Blätter des Buches doch auch Solchen genügend Zeugniß, die nicht das Glück gehabt haben, ihm zu Füßen zu sitzen und seinem mächtig ergreifenden Worte zu lauschen. Der erste Theil behandelt nach einer kurzen allgemeinen Einleitung das ältere Volkslied in seiner cultur- und literargeschichtlichen Bedeutung. Er zerfällt in vier Abschnitte: 1. Kunstlied und Volkslied, 2. Neuere Lieder, die in alte Zeit zurückreichen: a) Das Weihnachtsfest in der Dichtung des Volkes, b) Volksmäßige Umdichtung ursprünglich geistlicher Lieder, 3. Die Bedeutung des Liedes im alten Leben, 4. Kurzer Bericht über die Literatur des älteren Volksliedes und seine Ueberlieferung. Der zweite Theil (S. 76—211) führt in elf Capiteln Proben des älteren Volksliedes mit eingehenden Erläuterungen dazu vor. Die Ueberschriften dieser Capitel lauten: Kranzsingen; Streit zwischen Sommer und Winter; Das Mädchen und die Hasel; Die Rose im Volkslied; Martinslieder, Schlemmer- und Zecherlieder; Fastnachtlieder; Landsknechtlieder; Altepisches; Historische Volkslieder; Kinderlied. Hinzugefügt sind eine Anzahl von Beilagen, die zu Hildebrand's Volksliedstudien in nächster Beziehung stehen: einige Aphorismen aus seinen „Gedankenheften" und drei Besprechungen von Böhm's Altdeutschem Liederbuch, von des Knaben Wunderhorn, herausgegeben von Birlinger und Crecelius, und von R. v. Liliencron's historischen Volksliedern. Ein willkommenes Namen- und Sachregister bildet den Schluß. — Dem Berichterstatter hat dieses Buch die wehmüthige Erinnerung geweckt an manche köstliche Stunde, die er dereinst mit Hildebrand verleben durfte. Die Vorlesung über das Volkslied war es, die mit ihrer echt deutschen Gemüthstiefe und Herzenswärme dem angehenden Studio — es ist nun bald 30 Jahre her — den Muth machte, den verehrten Lehrer aufzusuchen. Und das nie erlöschende Andenken an den Verkehr, der sich damit anbahnte und der bald genug — mit Stolz darf ich es sagen — zu einer Freundschaft für das Leben sich ausgestaltete, gehört zu dem Schönsten und Edelsten, was mir die goldene Zeit des akademischen Lebens bescheert hat. Das Buch wird bei allen Schülern Hildebrand's ähnliche Empfindungen auslösen, daran ist kein Zweifel. Ist es doch die Hauptsorge des gewissenhaften Bearbeiters gewesen, dem Buche das echte persönliche Gepräge zu erhalten. Aber es darf Jedem warm empfohlen werden, dem daran liegt, das Wesen des deutschen Volksliedes und seine hohe culturgeschichtliche Bedeutung gewissermaßen von innen heraus zu verstehen. Dem Herausgeber drücken wir im Geiste dankbar die Hand für die schöne Gabe. Er spricht im Vorworte (S. VII) die herzliche Bitte aus, ehemalige Hörer Hildebrand's möchten ihn freundlichst unterstützen für die Bearbeitung des zweiten Theiles des Volkslied-Collegs — das Wiedererwachen der Theilnahme für das Volkslied im achtzehnten Jahrhundert — durch Ueberlassung etwaiger Niederschriften oder auch nur einzelner Notizen. Wir wünschen dieser Bitte reichen Erfolg. R. B.

— **Deutschland bei Beginn des 20. Jahrhunderts.** Von einem Deutschen. Berlin W., Militärverlag R. Felix, 1900. — Wir leiden jetzt an einem Ueberfluß derartiger Bücher, welche mit allgemeinen Betrachtungen und Vorschlägen für die Gestaltung der deutschen Zukunft angefüllt sind. Diese Bücher leiden an dem Fehler, daß doch schließlich Alles immer anders kommt, als wir denken. Der Verfasser ist großdeutsch und hofft und erwartet, daß Alles einmal deutsch wird, soweit die deutsche Zunge klingt. Nur bezüglich der russischen Ostseeprovinzen legt er sich einige Zurückhaltung auf. Mit dem, was er am Schlusse seines Urtheils über Bismarck sagt, stimmen wir überein. Bis an's Ende der Welt können freilich Bismarck'sche Ansichten nicht bestimmend für die deutsche Nation sein. Allein vorläufig — dächten wir — könnten wir uns noch daran halten. —lg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 90. Sonnabend, den 28. Juli, Abends. 1900.

St. Petersburg und Umgebung.

Eine der Fragen, die mir am häufigsten nach meiner Rückkehr nach Deutschland vorgelegt wurden, war die, ob ich denn mit Deutsch durchgekommen wäre. Darüber können Deutsche, die nach Rußland reisen, ganz beruhigt sein, in St. Petersburg und Moskau wird überall deutsch gesprochen. In jedem Hotel und Restaurant ist ein deutscher oder französischer Oberkellner, auch die Portiers sind meist Deutsche. Ja es kommt sogar vor, daß die Droschkenkutscher verschmitzt lächeln, weil der Portier das Russische so recht sächsisch ausspricht. Auch in den Geschäften und an den Cassen wird überall deutsch gesprochen; Buch- und Kunsthandlungen, Apotheken, ja auch Bäckereien haben vielfach deutsche Besitzer. Neben dem russischen bulotschnaja findet man oft das blos mit einer russischen Endung versehene deutsche pekarnaja. Daß die gebildeten Russen alle mindestens außer ihrer Muttersprache noch Französisch und Deutsch sprechen, ist bekannt; in manchen Kreisen gilt es sogar jetzt noch für feiner, wenn auch Russen untereinander sich französisch unterhalten, statt die Sprache zu gebrauchen, die beiden Theilen näher liegt. Ein älterer Herr, dem ich einmal meine Verwunderung über die Vielsprachigkeit der Russen aussprach, entgegnete mir: „Die Russen lernen darum so leicht fremde Sprachen, weil ihre eigene Sprache so reich ist; das Russische hat alle Töne. Freilich beherrschen die meisten Russen ihre Sprache nicht vollständig.“ Während früher das Französische die Hauptverkehrssprache war, scheint es auch in Rußland immer mehr durch das Deutsche verdrängt zu werden. Wieviel Deutsch gesprochen wird, merkte ich schon sehr bald, als ich in das eigentliche Rußland hinein kam. Ich war eben in dem blos von einem Stearinlicht erleuchteten Eisenbahnwagen aufgewacht, da verkündete der conductor: stanze Gátschina, gospoda (Station Gatschina, meine Herren). Als ich nun dort Kaffee trank und in meinem schönsten Russisch fragte: skolko stoit?, war ich sehr beleidigt, als der Kellner deutsch antwortete: zwanzig Kopeken. Nach zwei Stunden Fahrt hält der Zug in St. Petersburg. Kaum habe ich den Eisenbahnwagen verlassen, da drängen sich schon Fuhrwerksvermiether heran, reden auf mich ein und wollen mir ihre Blechmarken in die Hand drücken: adinn rubl, adinn rubl! (Einen Rubel, einen Rubel!) Ich gehe aber zu dem Platz, wo die billigeren kleinen Droschken stehen, Iswoschtschik genannt. Sie kommen aus der Reihe herausgefahren und bieten sich an. Der eine ruft mir zu: baltinik! (einen halben Rubel), und als ich das nicht gleich verstehe, streckt er seinen Zeigefinger aus und hält dann die Hälfte zu. Ich biete dagegen blos ssórok (40) und darauf geht er ein. Unterwegs dreht er sich aber mit seinem verschmitzt lächelnden Gesicht um, zeigt auf meinen Koffer und meint, 40 wäre nicht genug. Als ich ihm aber sage: otscheu dawólna (ganz genug), beruhigt er sich. Dieses Schauspiel des Bietens und Unterbietens wiederholt sich jedesmal, so bald man sich einen Wagen nimmt. Und nicht immer gehen die Kutscher so schnell auf das niedrigere Angebot ein; dann läßt man sie ruhig stehen und geht zum nächsten. Einmal verlangte einer von mir 7 Rubel für eine längere Ausfahrt, schließlich that es ein anderer für 2,75 Rubel. Natürlich muß man den Preis vorher ausmachen. Es giebt zwar eine Taxe, die auch in jeder Droschke aushängt; aber wenn man die Kutscher auf diese verweist, haben sie nur ihr gutmüthiges Lächeln als Antwort. Die Preise schwanken sehr; an Festtagen und bei Regenwetter steigen sie leicht auf das Doppelte. Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn man Abends aus einem Restaurant kommt, und einem sofort eine ganze Reihe Droschken entgegen- und nachfährt. Aufdringlich versperren sie einem bei Straßenkreuzungen den Weg, indem sie sich gegenseitig in Anpreisungen überbieten. Der eine rühmt die Schnelligkeit und Schönheit seines Pferdes, der andere die Eleganz seines Wagens, der dritte seine neuen Gummiräder ꝛc.

St. Petersburg ist bekanntlich eine ganz junge Stadt. Auf das Machtwort Peter's des Großen, der hier zunächst blos einen Hafen anlegen wollte, wurde sie auf ganz sumpfigem Boden gebaut. Tausende und Abertausende haben dabei ihr Leben eingebüßt, und noch heute wird man daran erinnert, wie wenig der Boden für eine große Stadt geeignet ist. Das Klima ist sehr ungesund, das Trinkwasser für Fremde höchst gefährlich, und die Stadt selbst ist weder vor Ueberschwemmungen der Newa noch vor Sturmfluthen vom Meere her sicher. Wie schlammig und sumpfig der Boden ist, kann man recht deutlich auf den Friedhöfen sehen; in den frisch ausgehobenen Gräbern sammelt sich schnell das Wasser. Zu bewundern ist der weitausschauende Blick Peter's des Großen, der für seine neue Stadt so riesige Dimensionen wählte, daß sie noch heute den Ansprüchen bequem genügen. Groß und massig ist Alles in Rußland, von dem Actenpapier und den Eisenbahnwagen, die für eine bedeutend breitere Spur gebaut sind als bei uns, an bis zu den öffentlichen Gebäuden. Mit großer Platzverschwendung sind die Straßen angelegt; die breiteste und längste derselben ist die Newsky-Perspective. 5 km lang und 35 m breit zieht sie sich durch die Mitte der Stadt. Ihren Namen hat sie von dem heiligen Alexander Newsky, dessen Reliquien Peter der Große von Wladimir nach St. Petersburg bringen ließ, weil die orthodoxen Russen nicht in eine Stadt ziehen wollten, die noch keinen Heiligen hatte. Auf dieser Straße findet man die vornehmsten Geschäfte und jederzeit den lebhaftesten Verkehr. Auf den Granitplatten des Trottoirs gehen modern gekleidete Herren und Damen neben Tscherkessen in ihrer malerischen Tracht, uniformirte Beamte neben den Russen aus dem Volke in langem Kaftan und mit hohen Stiefeln. Auf dem Holzpflaster der Straße verkehren Pferdebahnen und Omnibusse, Droschken überholen einander; man glaubt, jetzt muß in dem Gewirr ein Zusammenstoß erfolgen, aber der Polizist, der an keiner Kreuzung fehlt, erhebt nur die Hand und in den Wirrwarr kommt Ordnung. Da saust ein Lichatsch heran mit seinem eleganten Wagen; sicher lenkt er mit den blauen Zügeln das flinke Pferd; und neben ihm fährt, noch gravitätischer und selbstbewußter, der Kutscher der zweispännigen Privatequipage. Alle Pferde gehen im russischen Anspann, d. h. unter dem charakteristischen Krummholz, das man in allen Arten sehen kann, breit und plump, bunt bemalt oder geschnitzt bei den Lastwagen, zierlich und leicht bei den eleganten Kutschen. Uebrigens schneidet man nicht so geschmacklos wie bei uns den Pferden die Schwänze ab; im Gegentheil, je vornehmer der Wagen, desto länger der Schwanz des Pferdes. Eine Vorstellung von dem Wagenverkehr in St. Petersburg, den die riesigen Entfernungen nothwendig machen, bekommt man, wenn man erfährt, daß es allein von den gewöhnlichen Droschken über 11 000 giebt. Das Straßenbild ist mit einem Schlage völlig verändert, wenn es anfängt zu regnen. Regenschirme sieht man dann wenig, wohl aber die viel praktischeren Mäntel mit Kapuze, die auch Damen ruhig tragen. Die zahlreichen Uniformen verschwinden fast vollständig; denn beinahe jeder Uniformirte hat an seinem Mantel eine Kapuze oder trägt einen Gummimantel in seinem Gürtel. Die Kutscher haben ihn unter ihrem Sitze. Auf der Straße fallen dem Fremden auch die vielen Schutzdächer auf, die als luftige Vorbaue von der Hausthür bis an die Straße gehen und sich fast vor jedem Hause befinden.

Zahlreich sind die Kirchen, Kapellen und Heiligenbilder an den Straßen. Aber vor jedem nimmt der fromme Russe seinen

Digitized by Google

Hut ab, und bekreuzigt dreimal Kopf und Brust. Im Innern sind die Kirchen alle einander ähnlich. Die Thüren sind belagert von schwarzgekleideten Nonnen und von Krüppeln und Bettlern aller Art. Ist man durch sie hindurchgedrungen und tritt nun in die Kirche selbst ein, so ist man überrascht von dem Reichthum an goldenen Bildern, der sich hier überall findet. Gemälde in unserem Sinne kennt die russische Kirche nicht, sondern nur Heiligenbilder, bei denen Alles außer den Köpfen und den Händen in Gold getrieben ist. Aber mit diesen sind nun auch alle Wände und Pfeiler bedeckt. Der Reichthum, der sich an diesen Bildern zeigt, wird Einem recht deutlich, wenn man das mit den schönsten Brillanten geschmückte Bild der Mutter Gottes von Kasan sieht. Vor diesen Bildern stehen große Leuchter mit riesigen Kerzen, neben die die Frommen geweihte Wachslichter stecken. Daß der Verkauf derselben in der Kirche selbst stattfindet, stört die Andacht der Betenden nicht. Im Schiff der Kirche, das natürlich keine Bänke hat, knieen und stehen sie, fortwährend sich bekreuzigend; andere beugen knieend in demüthiger Zerknirschung den Oberkörper so weit vor, bis die Stirn den Steinboden der Kirche berührt. Vor den Heiligenbildern stehen sie in Reihen und warten, bis auch sie herantreten können, um die heiligen Gliedmaßen zu küssen, und es hat etwas Tiefrührendes, wenn man sieht, wie Frauen ihre kleinen Kinder heben, damit auch sie in kindlicher Frömmigkeit ihre Lippen auf das innig verehrte Bild drücken. Hier findet man neben der feingekleideten Dame den Russen aus dem Volke, im langen schmutzigen Kaftan, und neben dem Officier das alte Mütterchen am Krückstock. Und über dem Allen liegt der Rauch der Kerzen, die das Halbdunkel, das viele russische Kirchen erfüllt, nur noch mehr zeigen. Von einem der vielen Altäre her tönt der eintönige Gesang der Priester, die ein blaues oder braunes Gewand schmückt, und der Chor antwortet mit wohlabgetöntem Gesang. Es liegt eine eigenthümliche Stimmung über diesen russischen Gottesdiensten; man fühlt es heraus, daß der Cultus der Schwerpunkt der griechischen Kirche ist. Und wenn man auf das äußere Verhalten der Kirchgänger etwas geben darf, so ist hier die Andacht und die Aufrichtigkeit der Frommen größer als bei der römisch-katholischen Kirche. St. Petersburg ist reich an prächtigen Kirchen. Die berühmteste derselben ist die Isaakskathedrale, ein Gebäude ganz aus Marmor und polirtem Granit und im Innern mit Malachitsäulen und Mosaiken geschmückt. Den schönsten Blick hat man auf diesen herrlichen Bau von dem Senatsplatz aus. Dicht vor Einem, am Newaufer, erhebt sich auf einem großen Granitblock das Denkmal Peter's des Großen; verschiedene Gemälde in der Eremitage zeigen es, unter welchen Schwierigkeiten dies Felsstück aus Finland hierhergebracht worden ist. Dahinter liegen die gut gepflegten Anlagen des Alexandergartens und über ihnen ragt nun empor, auf schlanken Säulen ruhend, die goldstrotzende Kuppel der Isaakskirche. — Kaum geringer ist der Ruf der Kasanschen Kirche am Newskyprospect; aber der Eindruck, den die Kirche selbst macht, wird fast noch übertroffen durch den der mächtigen halbkreisförmigen Colonnade mit korinthischen Säulen, die bis an die Straße heranreicht. Auch die neue Sühnekirche, die auf der Stelle erbaut wird, wo Alexander II. durch das fluchwürdige Attentat vom 1. (13.) März 1881 lebensgefährlich verwundet wurde, verspricht ein imposanter Bau zu werden, wenn auch die Zwiebelthürme mit ihrer bunten, gleichzeitig grün, weiß, roth und blauen Mosaik unserer Kunstauffassung ferner liegen als der edle Renaissancestil der älteren Bauten. — Am meisten erweckt das historische Interesse die einfache Peter-Pauls-Kathedrale, die zunächst nur durch ihre lange vergoldete Spitze auffällt. Sie liegt inmitten der alten Festung auf dem rechten Ufer der Newa. Hier ruhen in schlichten Sarkophagen aus weißem Marmor, die als einzigen Schmuck ein goldenes griechisches Kreuz tragen, die russischen Kaiser und Kaiserinnen seit Peter dem Großen. Jetzt sind Wände und Pfeiler bedeckt durch die Kränze, die aus aller Welt beim Tode Alexander's III. geschickt wurden; es ist auffallend, daß die meisten Kränze und Gedenktafeln, zum Theil in recht wunderlichen Formen, aus Frankreich stammen. — St. Petersburg genießt den Ruf einer schönen Stadt. Und es ist wahr, es macht einen imposanten Eindruck, wenn man etwa von Wassili Ostrow oder von einer der Brücken auf die Stadt schaut. Ja man wird fast unwillkürlich an Stockholm erinnert. Wie dort durch Ostsee und Mälaren die Stadt reich gegliedert wird, so hier durch die breite Newa und ihre verschiedenen Nebenarme. Aber doch schwächt der Vergleich mit Stockholm sofort den Eindruck ab, den die russische Hauptstadt macht. In Stockholm wird das Stadtbild belebt durch zahlreiche Thürme von architektonischer Schönheit. Hier findet man außer dem spitzen Thurm der Peter-Pauls-Kathedrale fast nur Kuppeln und Zwiebelthürme. Einzeln dastehend neben gothischen oder romanischen Thürmen können sie wohl ein Stadtbild interessanter machen; in der Menge wirken sie ermüdend, und wenn sie gar noch häßlich blau oder grün angestrichen sind, geschmacklos. Ein weiteres Element, das das Bild Stockholms so anziehend macht, tritt ebenfalls in St. Petersburg zurück: grüne frische Anlagen sind nur spärlich vertreten. Das meint wohl auch Bismarck, wenn er seiner Frau von Peterhof aus schreibt (28. Juni 1859): „es ist hier reizend und in St. Petersburg so steinern". Und wenn diese vielen großen Gebäude in St. Petersburg, denen das Grün der Natur, das erst den rechten Schmuck und Hintergrund giebt, so sehr fehlt, wenigstens noch architektonisch lebendige Zierden der Stadt wären. Aber das kann man eigentlich nur von wenigen sagen; die meisten Staatsgebäude und Paläste sind recht nüchterne Bauten, die wohl durch ihre massige Größe imponiren, aber das Auge kaum erfreuen können. Dazu kommt, daß sie meist nicht die Naturfarbe des Steines zeigen, sondern mit einer wenig schönen braungelben oder gar schmutziggrünen Farbe angestrichen sind. Einzelne schöne und originelle Bauten, wie die Eremitage, der Triumphbogen, der Thurm der alten Admiralität u. a., können diesen Gesammteindruck nicht weit machen. Auffällig ist es auch, daß man neben Staatsgebäuden oft kleine Häuschen oder halbverfallene Buden findet, die natürlich den Eindruck ebenfalls sehr herabmindern. Sobald man aus den belebtesten Straßen herauskommt, etwa bei einer Fahrt nach den Inseln, die man gern ihrer hübschen Anlagen wegen besucht, sieht man statt der großstädtischen Gebäude und statt der glänzenden Läden kleine, meist aus Holz gebaute Häuschen und wenig einladende Geschäfte und Restaurants, hier „Traktir" genannt. Das Gefühl dafür, wie wenig solche Häuser oder schmutzige Bretterzäune neben ein großes öffentliches Gebäude passen, geht dem Russen offenbar ab. Noch deutlicher wird einem dies in Moskau, wo die Gegensätze noch unvermittelter neben einander stehen. Das beste Beispiel dafür ist der Platz vor der wunderbaren Erlöserkirche in der alten Czarenstadt; zwischen dem schlechten Pflaster aus ganz kleinen runden Steinen, wie es sich in Rußland überall, selbst auf den belebtesten Straßen findet, sproßt das Gras hervor, schlimmer als auf dem Marktplatz einer kleinen deutschen Gebirgsstadt. Man hat eben keinen Blick dafür, daß Alles zu einem schönen Gesammteindruck zusammenstimmen muß.

Die Umgebung von St. Petersburg ist mit kleinen, meist hölzernen Landhäusern, „Datschen" genannt, übersät. Jeder zieht im Sommer aufs Land, dem es irgend möglich ist; bald genug ist ja die schöne Jahreszeit vorbei. Schon im September färbt sich das Laub gelb und roth, und bald genug schütteln es die Herbstwinde von den Bäumen. Dann beginnt man sich auf den Winter zu rüsten. In den Eisenbahnen werden die Doppelfenster in die Höhe gezogen und in den Häusern verklebt man ängstlich die Fensterspalten, daß die böse Kälte nicht ins Zimmer bringt; nur ein kleines Fenster bleibt davon verschont, damit wenigstens die Möglichkeit da ist, frische Luft zu bekommen. So haben die russischen Schulkinder keine Kartoffel- und Michaelisferien, sondern Klebeferien. — Von den Schlössern in der weiteren Umgebung von St. Petersburg ist das bekannteste wohl das in Peterhof. Von dem schönen bis ans Meer reichenden Park aus hat man den besten Blick auf das Schloßgebäude. Der im Grunde schlichte langgestreckte Bau wirkt doch geschmackvoll durch den dunkelrothbraunen von weißen Säulen und Fensterumrahmungen belebten Ton, in dem er gehalten ist. Neben den Treppen, die zum Park hinunterführen, spielen zwischen goldenen Statuen die berühmten Wasserkünste, die nach Versailler Muster angelegt sind, und bis zum Meere hinunter ist die Hauptallee des Parkes mit Springbrunnen geschmückt. Bismarck hat ein besonderes Gefallen an Peterhof gefunden; die Briefe, die er von hier aus geschrieben hat, athmen eine viel freudigere Stimmung als die gleichzeitigen aus St. Petersburg. Einmal (1./13. Juli 1860) schreibt er seiner Schwester: „Peterhof ist das Juwel der hiesigen Umgegend und als Park wie als Landschaft auch für den Westeuropäer erfreuend zu sehen, etwas wie die Gegend von Danzig und Zoppot." Aber noch mehr empfiehlt sich von St. Petersburg aus ein größerer Abstecher nach Norden.

Dr. Friedrich Meier.

Bücherbesprechungen.

— Das Büchlein vom Leben nach dem Tode von Gustav Theodor Fechner. Vierte Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1900. 1 ℳ 50 ₰. — Daß dieses Büchlein des geistvollen Gelehrten, das vor 64 Jahren zuerst erschien, auch heute noch nützlich und mit hohem Genuß zu lesen ist, bedarf kaum der Erwähnung. Immerhin ist Fechner außerhalb des Kreises der Fachgelehrten eine schon halb vergessene Erscheinung und die Gelegenheit muß benutzt werden, die Leserwelt an diese und andere gemeinverständliche Schriften des großen Psychophysikers zu erinnern: sie haben mit ihrer klaren, der bloßen Träumerei völlig abgewandten Gedankenentwickelung gerade für unsere von dem Spiritismus nahe berührte Zeit ihre besondere Bedeutung. Fechner unterscheidet sich von vielen Andern, die sich mit solchen Gebieten befassen, durch seine nie außer Acht gelassene Anknüpfung an das Sichtbare und Zeitliche. Die Durchführung des Gedankens z. B., der ja nicht von ihm stammt, daß der Tod nichts Anderes sei, als die Geburt in ein neues, höheres Leben, und die beständige Vergleichung dieser Geburt mit der ersten ist eine Speculation, die wenigstens einer greifbaren Grundlage nicht entbehrt und deshalb vollends bei so anschaulicher, von festester Ueberzeugung getragener Darstellung förmlich die Kraft eines Beweises annimmt. Daß thatsächlich damit gar nichts bewiesen ist, daß man mit ähnlichen Analogien die wunderbarsten Zusammenstellungen bewirken könnte, gegen die sich Fechner selbst verwahrt haben würde, das scheint ihm nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Er war mehr Dichter als Philosoph, und es bleibt nur zu bedauern, daß er seine reiche Gedankenwelt nicht poetisch gestaltet hat. Noch mehr ist zu bedauern, daß er sich bei seinen Speculationen nicht in noch weiterem Maße von dem Inhalt der christlichen Hoffnung hat beeinflussen lassen, als das selbstverständlich der Fall gewesen ist. In einer Nachschrift hat er Professor Billroth in Halle die Gemeinschaft für dieses Gebiet gekündigt. Von diesem war der Grundgedanke des Schriftchens ausgegangen, daß die Geister der Verstorbenen als Individuen in den Lebenden fortexistiren, welcher Gedanke reichliche Verwendung auch im christlichen Sinne (persönliche Gemeinschaft mit Christus) gefunden hat. Aber Billroth habe, so sagt er, nachher eine sich directer an das kirchliche Dogma anschließende Richtung genommen. Der Ausdruck ist, wie das so oft geschieht in dieser Sache, falsch gewählt: er redet vom kirchlichen Dogma und meint die Lehre der heiligen Schrift. Welch ein christlicher Philosoph hätte Fechner werden können, wenn er diese verschmähte Richtung auch hätte einschlagen wollen! B. K.

— Zu Jesu Füßen. Ein Jahrgang Predigten über freie Texte von D. K. Franck, Consistorialrath a. D. Halle a. S., Richard Mühlmann (Max Grosse). 1900. 6 Lieferungen à 1 ℳ. — Nur in einer Beziehung können diese Predigten enttäuschen, wenn man sich nämlich vor dem Lesen etwa darauf gefreut hätte, eine ganz neue, dem Gang des Kirchenjahres entsprechende Auswahl bisher seltener ausgelegter Texte zu finden. Es wäre das ein so verdienstliches Unternehmen, eine solche Auswahl zu treffen und zu bieten zum Besten der vielen Prediger, die keinem Perikopenzwang unterliegen und eine solche Befreiung von der Qual der Wahl wenigstens in einem Kirchenjahre dankbar begrüßen würden. Die hier gewählten Texte gehören vielmehr zu den bekanntesten und am häufigsten benutzten nächst den altherkömmlichen. Es sind der Reihe nach ausgelegt aus der Bergpredigt Matth. 5, 2—36; 5,33—6,4; 6,16—7,5; 7,12—27 (über die weggebliebenen Stellen hat der Verfasser früher eine Auslegung geschrieben) und aus dem Johannes-Evangelium Cap. 20,11—21,22. Für die Adventszeit sind bekannte Prophetenstellen, für die hohen Feste meist die Perikopen und für die übrigen Feiertage meist epistolische Stellen gewählt. Aber so viel auch homiletische Bearbeitungen gerade für die meisten dieser Texte schon vorliegen, so wird doch jeder Leser, der nach kraftvoller, echt evangelischer Auslegung sucht, diese Predigten mit Freuden hinnehmen zu den anderen, die schon vorhanden sind. Sie halten sich gänzlich frei von jenen lockenden Zuthaten, in denen sich die moderne großstädtische Predigt so vielfach ergeht; sie nehmen den Menschen, wie er immer war und immer sein wird, so lange Sünde und Elend auf ihm lasten, und zwar in der Großstadt so gut, wie im weltentlegenen Dorfe. Sie schärfen ihm das Gewissen, erwecken aufs Neue die Sehnsucht nach dem Heil und die Freude über seinen Besitz und leisten also in der Sprache unserer Zeit, was die Predigt des Evangeliums hat leisten sollen, seit sie besteht, eine Auferbauung der Seele und der Gemeinde auf dem gelegten Grunde. So oft auch schon Predigten über die Bergpredigt im Zusammenhange gehalten worden sind, so giebt es noch Prediger genug, die das nicht gethan haben, und die durch die hier gebotenen Vorbilder eine Anregung empfangen können, sich für Predigt oder Bibelstunde mit solchem Fleiß und solcher Fruchtbarkeit in das Wort der Wahrheit aus dem heiligsten Munde zu versenken. B. K.

— Jahrbuch für Entscheidungen des Kammergerichts in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, in Kosten-, Stempel- und Strafsachen, herausgegeben von Reinhold Johow, Geh. Oberjustizrath, und Victor Ring, Kammergerichtsrath. Neue Folge Bd. I. Berlin 1900. Franz Vahlen. Preis für den Band zu 3 Heften 6 ℳ. — Hatten bis zum 1. Januar 1900 die Entscheidungen des Kammergerichts in Berlin für andere Rechtsgebiete lediglich theoretischen Werth, soweit sie die freiwillige Gerichtsbarkeit einschließlich des Grundbuchwesens betrafen, so haben sie seitdem unter der neuen Reichsgesetzgebung erhöhtes und besonderes praktisches Interesse zu beanspruchen, denn im Kammergerichte, zudem ein großer Bezirk mit lebhaftem Verkehre, werden verhältnißmäßig mehr Sachen zur Entscheidung kommen, die von Bedeutung für Wissenschaft und Praxis sind, als bei manchem anderen Obergerichte. Um die Benutzung zu erleichtern, ist das Jahrbuch in Abschnitte zerlegt, von denen der erste, Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, weiteren Kreisen, der zweite und dritte, Kosten- und Stempelsachen wie Strafsachen, mehr dem bisherigen Leserkreise dienen will; auch sollen zum ersten Abschnitte Entscheidungen des Reichsgerichts und außerpreußischer oberster Gerichtshöfe wenigstens im Auszuge mitgetheilt werden. Das vorliegende erste Heft bringt im ersten Abschnitte eine große Anzahl wichtiger Entscheidungen, besonders zum Register- und Grundbuchwesen, die zum Theil recht bestrittene Fragen einer endgiltigen Lösung zuführen wollen und daher in vielen Fällen, zumal solchen Lesern, denen ein mündlicher Gedankenaustausch erschwert ist, eine willkommene Unterstützung bei ihren Arbeiten bieten. K—d.

— Von dem in seinem ersten Theile bereits besprochenen Commentare zum Invalidenversicherungsgesetze vom 13. Juli 1899, welchen der Legationssecretär im königl. bayerischen Staatsministerium des königl. Hauses und des Aeußern 2c. Dr. Josef Graßmann unter Zugrundelegung des Commentars zum Gesetze vom 22. Juni 1889 von Dr. Robert v. Landmann, königl. bayerischem Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, und Karl v. Rasp, königl. bayerischem Regierungsdirector 2c., in 2. Auflage neubearbeitet hat und in der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München herausgiebt, liegt die 2. Abtheilung vor. Dieselbe enthält die §§. 30—99 des Gesetzes. Was wir schon früher zu dem Werke, so weit es erschienen war, gesagt haben, gilt auch für den eben erschienenen Theil. Die Arbeit empfiehlt sich selbst; sie zeichnet sich durch Reichhaltigkeit und zweckmäßige Verwerthung des Stoffes aus und bildet daher eine ergiebige Fundgrube für die Auslegung und Anwendung der porösen Gesetzgebung über die Invalidenversicherung. Man kann nur wünschen, daß der Abschluß des Werkes nicht zu lange auf sich warten läßt. Die beiden vorliegenden Abtheilungen kosten zusammen 7 ℳ. Der Gesammtpreis des Werkes wird sich, wie schon früher bemerkt, auf etwa 11 ℳ stellen. Demselben Verlage entstammt eine Textausgabe des gleichen Gesetzes mit Anmerkungen und Vollzugsvorschriften von Dr. Robert Piloty, ord. Professor der Rechte in Würzburg. Diese Ausgabe ist der 1. Band der Arbeiterversicherungsgesetze, dem in einem 2. Band die Unfallversicherungsgesetzgebung folgen soll. Als 3. Band ist das in der Umarbeitung begriffene Krankenversicherungsgesetz in Aussicht genommen. Der Name des Verfassers giebt die Gewähr einer sachgemäßen und wissenschaftlich werthvollen Bearbeitung der Gesetzgebung. Alle für die Anwendung und das Verständniß des Gesetzes erforderlichen Materialien 2c. sind in Betracht gezogen. Die Ausgabe wird daher um so mehr empfohlen werden können, als der Preis von 3,50 ℳ bei der guten Ausstattung des gebundenen Exemplars angemessen erscheint. ∞

— Dr. Rudolf Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Mittler & Sohn. Berlin 1899. — Was Verfasser und Verleger des nunmehr fertig vorliegenden Lieferungswerkes versprochen haben, ist redlich erfüllt worden: der Studirende und der selbständig Weiterbauende, der gebildete Mensch überhaupt hat ein treffliches Hilfsmittel auf philosophischem Gebiete erhalten. Mag das vorschreitende

Interesse an Philosophie, das sich mehr und mehr geltend macht, dem Buche nützen und von ihm befruchtet werden! Nicht, daß Eisler's Werk ein allenthalben gleich auskunftsreiches wäre. Das ist bei einer ersten Auflage solchen Unternehmens nicht zu verlangen, und vom Autor auch niemals behauptet worden. Einer großen Anzahl von gebildeten Laien wäre z. B. stärkere Heranziehung ästhetischer Begriffsentwickelungen von hohem Nutzen gewesen. Aber das Hervorkehren der erkenntnißtheoretischen Probleme ist trotzdem das einzig Richtige gewesen: hier liegt das eigentlich Philosophische, und von hier aus mag wohl auch der, welcher einmal vergebens blättert, zu reichen Früchten vordringen, die sich ihm zunächst ungesucht bieten in dem Garten, den Eisler ihm erschließt. Wohl jedem Freunde des reinen Speculirens geht es beim Blättern in Eisler's Wörterbuche wie beim Durchsehen einer Bibliothek. Der Blick fällt bald hier bald dort auf etwas Bekanntes, das einen festhält, man liest sich fest und holt sich das Verwandte hinzu: man kommt zu neuen Aufschlüssen und neuen Plänen, wo man das zunächst gar nicht gewollt und gesucht hat. So wird auch wohl mancher Eisler's Bitte um Nachträge und Berichtigungen der guten Sache und des guten Buches willen gern erfüllen; ein falsches Citat hat Recensent bisher noch nicht in dem zuverlässigen, auch nach der äußeren Einrichtung hin lobenswerthen Werke gefunden. Möge das Buch in oftmaliger Wiederkehr immer vollkommener seinen Zweck erfüllen.

Dr. Grimm.

— Der griechische Roman und seine Vorläufer von Erwin Rohde. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel. — Der Tod hat den Verfasser verhindert, die zweite Auflage seines classischen Werkes über die Entwicklung der antiken Romanschreibung selbst zu redigiren. Fritz Schöll in Heidelberg hat es unternommen, diese nicht leichte Aufgabe mit pietätvoller Hand zu lösen, indem er die zahlreichen Randbemerkungen, die Rohde selbst seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1876) in sein Handexemplar eingetragen hatte, benutzte und in geeigneter Weise einfügte, ohne im Uebrigen an der ursprünglichen Gestalt des Werkes zu ändern und vor Allem ohne eigene Zusätze zu machen, auch nicht in Gestalt von bloßen Citaten und Verweisungen. Ebensowenig wurden die späteren Beiträge, die Rohde selbst noch anderweitig zur Geschichte des griechischen Romans beigesteuert hat, hier berücksichtigt, nicht nur weil das an sich schon so umfängliche Werk dann allzusehr angeschwollen wäre, sondern auch weil diese Aufsätze nach Art und Ton nicht recht zum Ganzen gestimmt hätten. Nur mit einer vortrefflichen Skizze über „die griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient“ wurde eine Ausnahme gemacht, sie bildet den Anhang. „Ich gestehe, daß ich mir nicht allein zünftige Philologen zu Lesern wünsche, sondern daß ich über den Kreis eigentlich gelehrter Leser hinaus das Buch allen ernstlich gesinnten Freunden des Alterthums — dergleichen ja doch wohl trotz der verheerend um sich fressenden »allgemeinen Bildung« in deutschen Landen hin und wieder wohnen mögen — in die Hand geben möchte“ — so sagt Rohde in der Vorrede zur ersten Auflage; und in der That, auch wer als Nichtphilologe nur flüchtig zu blättern beginnt, ist rasch gefesselt durch die glänzenden Vorzüge eines Werkes, das tiefgründigste Gelehrsamkeit und umfassendste Kenntniß antiken Geistes und Lebens mit flotter und fesselnder Schreibweise zu verbinden weiß.

Dr. P. P.

— Die erste Erfindung. Vorgeschichtliche und culturhistorische Gedanken. Dresden 1900. Verlag von Oscar Damm. 48 S. 1,20 M. — Die flottgeschriebene Broschüre eines Anonymus aus Serkowitz (wo?) sucht über die Urgeschichte des Menschen bei seiner Herausbildung aus dem Thierreich neues Licht zu verbreiten oder doch durch Kritik der verschiedenen Hypothesen die Wege der Forschung einzuengen. Doch erscheint das Ganze zu feuilletonistisch, um als ernstes Förderungsmittel gelten zu können. Die Hauptsache läuft darauf hinaus, daß als Erfindung ausgeschlossen werden soll, was aus dem Thierreich unbewußt oder instinctiv übernommen sein könnte. So bleiben denn eigentlich nur zwei echte Erfindungen bestehen, Bumerang und Feuer. Namentlich die verschiedenen Möglichkeiten, Feuer zu gewinnen, werden ausführlich erörtert, wobei man wohl das Brennglas, als gerundetes Bernsteinstück oder zufällig gewölbt geschliffenen Bergkrystall, als zu unwahrscheinlich, besser ausschließen sollte. Aber auch die Idee, daß alle jene Erfindungen, die irgend ein Vorbild im Thierreich haben, in Wahrheit keine seien, da sie ererbt sein könnten, ist kaum stichhaltig, weil der Begriff der Vererbung in viel zu weitem Sinne genommen wird; man kann doch nicht die Kunst des Spinnens auf die Spinnen zurückführen, oder die Kleidung auf die Köcher der Wasserjungfern. Eine kritische Untersuchung hätte sich vielmehr auf die Fähigkeiten der Säugetiere zu beschränken. So ist denn dem Verfasser beim Sammeln sehr zerstreuter Thatsachen manches Mißverständniß passirt. Es genüge ein Satz: „Das Zielen als solches kann man nicht zu den dem Menschen eigenen Erfindungen rechnen. Eine Schnecke muß beim Abschießen des Liebespfeiles in gewissem Sinne zielen (!), noch mehr eine Kröte, welche aus der Thränendrüse dem Angreifer Gift entgegenschleudert (!!).“ Auch in der Deutung der Thatsache, daß Affen sich an einem verlassenen Lagerfeuer erwärmen, es aber nicht durch Nachlegen weiter anfachen, wird man anderer Meinung sein. Der Verfasser meint, die Affen könnten es wohl, doch hätte es für sie keinen Nutzen. — Immerhin läßt sich aus der Schrift mancher anregende Gedanke entnehmen.

Srth.

— Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert, Das Thierleben der Erde. Drei Bände. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. Berlin, Martin Oldenbourg. 40 Lieferungen zu je 1 M. — Wir begrüßen in diesem Werke eine der allerbesten Bereicherungen unserer gemeinverständlichen Literatur auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Ein Zoolog und ein Künstler haben sich mit dem Verleger zusammengethan, um unserem Volke ein wundervolles Prachtwerk zu äußerst mäßigem Preise darzubieten, durch und durch modern und vollendet. Jede Lieferung umfaßt drei Bogen in Lexikonformat, mit vielen Textillustrationen und drei Chromotafeln. Bei der Fülle unserer Literatur an guten populären Zoologien, Brehm's Thierleben in erster Linie, schien es nicht leicht, ein neues zu schaffen in neuer Form und Anregung. Diese Aufgabe ist dadurch gelöst, daß der geographische Gesichtspunkt für die Gruppirung maßgebend war. Dadurch wird einerseits beständige Abwechselung erreicht, welche die für den Laien ermüdende Anreihung verwandter Gestalten in oft endloser Folge vermeidet, andererseits wird dem modernen Bedürfniß des großen Publicums, das die naturwissenschaftlichen Liebhabereien früherer Zeiten vielfach mit geographischen und colonialen vertauscht hat, Rechnung getragen. Beide Verfasser haben sich als Beobachter der Natur zu Hause und in fernen Zonen, als Jäger, Thierzüchter rc., jeder in seiner Weise bewährt, beide haben sich längst ihre publicistischen Sporen verdient, aber beide haben sich, was das Wichtigste ist, in der vortheilhaftesten Weise abgeklärt. Geistreich war Haacke immer, oft aber ließ er der Phantasie und der Speculation so freien Lauf, daß man nicht mehr folgen konnte. Jetzt läßt er alles Speculative bei Seite und beschränkt sich darauf, einfach das Thier in seiner Entwickelung und in seinen Lebensäußerungen zu beurtheilen und alle positiven Beobachtungen bis zu den neuesten zu verfolgen, ein Muster objectiver Darstellung. Und das, was sich von den feineren Abstufungen der Haltung und des Mienenspiels ohne Weitschweifigkeit im Worte nicht voll ausdrücken läßt, das bringt uns mit einem Schlage die wahrhaft geniale Auffassung des Künstlers. Kuhnert war schon immer einer der besten Charakterzeichner der Thiere mit Griffel und Pinsel; doch waren die Zeichnungen früher manchmal zu skizzenhaft und die Gemälde etwas zu strenge durchgeführt bis zur Schwere im Einzelnen. Jetzt ist die Darstellung zu einer Meisterschaft fortgeschritten, welche die Chromotafeln zu den besten Thierbildern der Gegenwart stempelt. Die Landschaft ist mit vollendeter Tüchtigkeit behandelt, so daß sie, zu den Thieren vollkommen abgestimmt, diese in charakteristischer Umgebung hervortreten läßt, ohne daß man sich des Mittels sogleich bewußt wird, auf welches der harmonische Eindruck sich stützt; das satte Licht der Tropen, die Mediterranlandschaft, unser Herbstwald, die verschiedenen Tageszeiten werden mit gleicher Virtuosität dargestellt, und die Thiere selbst sind zum guten Theil wahre Cabinetsstücke, die allein schon die Anschaffung reichlich lohnen. Wie weit die Schilderung sich auf die niedere Thierwelt einlassen wird, läßt sich noch nicht sagen. Bis jetzt betrifft sie das Thierleben der Wälder, Baumpflanzungen und Gebüsche Mitteleuropas und zwar im Speciellen Sänger und Vögel. Da etwa aller zwei Wochen eine neue Lieferung erscheint, kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Arbeit homogen abgeschlossen ist. Möchte das prächtige Werk beim Publicum die nöthige Beachtung finden! Kein Käufer dürfte die Anschaffung bereuen.

Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 91. Dienstag, den 31. Juli, Abends. 1900.

Friedrich Hölderlin's Verhältniß zu Goethe und Schiller.

Von A. v. Winterfeld.

Die Beziehungen des unglücklichen schwäbischen Dichters, dessen Leben vor länger als einem halben Jahrhundert, nach langer, nur zuweilen von einzelnen Lichtblicken des Genius erhellter geistiger Umnachtung endete, zu Goethe und Schiller sind nicht lediglich äußerliche gewesen. Es finden sich auch manche innerliche Aehnlichkeiten und Verwandtschaften. Wer sich in den Hyperion versenkt und in die lyrischen Gedichte, namentlich der früheren Periode Hölderlin's, der wird nicht selten an Goethe, namentlich an dessen „Werther" gemahnt werden, so sehr bildet eine tiefe Sehnsucht nach Natur und reinem Menschenthum den Grundton bei Beiden, nur mit dem Unterschiede freilich, daß Goethe, als er den seelenkranken Werther schilderte, selbst gesund war, während der arme Hölderlin nur zu sehr dem Helden seines mehr lyrischen als epischen Romans glich und gleich diesem im Kampfe mit der rauhen Wirklichkeit zu Grunde ging. Ein anderer Unterschied ist der, daß, während bei Goethe in der Naturschilderung die sinnliche Anschauung vorherrscht und nur durch die leicht darüber schwebende Empfindung veredelt wird, bei Hölderlin die anschauliche Schilderung zurücktritt gegen den Ueberschwang der Empfindung. Daher wird auch Goethe's Aeußerung in einem Brief an Schiller verständlich, Hölderlin scheine die Natur nur durch Ueberlieferung zu kennen. Er wußte eben nicht, wie innig der junge Dichter von Jugend auf mit der Natur verwachsen war, wie sehr er aber auch sich gewöhnt hatte, die Kräfte derselben als persönliche Wesen aufzufassen. Der träumerische, weiche, weltfremde Hölderlin war eine echte Tasso-Natur und nicht wenig Stellen über sich selbst in seinen Briefen haben eine auffallende Uebereinstimmung mit der Goethe'schen Schilderung Tasso's. Noch bedeutendere Verwandtschaft finden wir zwischen Hölderlin und seinem großen Landsmann Schiller. Schrieb dieser doch am 17. August 1797 an Goethe, auf eine zwar strenge, doch nicht ungünstige Beurtheilung der Hölderlin'schen Gedichte „Der Aether" und „Der Wanderer": „Aufrichtig, ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eigenen sonstigen Gestalt und es ist nicht das erste Mal, daß mich der Verfasser an mich erinnerte. Er hat eine heftige Subjectivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen schwer beizukommen ist." Daran schließt er die Betrachtung, ob Menschen, wie Hölderlin, „absolut und unter allen Umständen so subjectivisch, so überspannt, so einseitig geblieben wären, ob es an etwas Primitiverem läge, oder ob nur der Mangel an ästhetischer Nahrung und Einwirkung von außen und die Opposition der empirischen Welt, in der sie leben, gegen den idealen Gang, diese unglückliche Wirkung hervorgebracht hat. Ich bin sehr geneigt", schließt er, „das Letztere zu glauben und wenngleich ein mächtiges und glückliches Naturell über Alles siegt, so däucht mir doch, daß manches brave Talent auf diese Weise verloren geht." Darauf antwortet Goethe, daß er in Hölderlin's Gedichten allerdings eine ähnliche Richtung wie bei Schiller fände, setzt dann aber hinzu: „Allein sie haben weder die Fülle, noch die Stärke, noch die Tiefe Ihrer Arbeiten. Indessen recommandirt diese Gedichte eine gewisse Lieblichkeit, Innigkeit, Mäßigkeit, und der Verfasser verdient wohl, daß Sie das Mögliche thun, ihn zu lenken und zu leiten." Die Folge dieser Lenkung und Leitung durch Schiller war es, daß Hölderlin sich die Anschauungs- und Ausdrucksweise des von ihm hochbewunderten Dichters so vollkommen aneignete, daß man in nicht wenigen Gedichten dieser Periode, so namentlich in dem „Lied der Freundschaft" und in der Ode „Griechenland", in den Hymnen „An die Natur" und „Dem Genius der Kühnheit" Schiller sprechen zu hören glaubt. Doch bald sollte Hölderlin den Weg der Nachahmung gänzlich verlassen, um Selbständiges von höherem Werth zu bieten.

Was die persönlichen Beziehungen betrifft, so hatte Hölderlin Schiller's Bekanntschaft bei einem Besuche gemacht, dem dieser seiner schwäbischen Heimath abgestattet und wobei er Interesse für den jungen stammverwandten Dichter gefaßt hatte. Durch seine Vermittelung erhielt Hölderlin, nach Vollendung seiner Studien auf der Universität Tübingen, im Herbst 1793 eine Stelle als Erzieher bei dem Major v. Kalb auf Waltershausen bei Meiningen, dessen Gattin, Charlotte v. Kalb, Schiller's geistreiche Freundin, die „Titanide", sich mütterlich seiner annahm und auch seine Bekanntschaft und nähere Verbindung mit den großen Geistern in Weimar zu befördern suchte. Von Schiller (damals in Jena), an den sich Hölderlin von Waltershausen aus brieflich gewendet, wurde er freundlich zum Besuche eingeladen und herzlich aufgenommen und sollte hier, ohne es vorerst zu wissen, auch Goethe's Bekanntschaft zufällig machen. Diesen Vorgang schilderte er seinem Freunde Neuffer brieflich folgendermaßen: „Auch bei Schiller war ich schon einigemal, das erste Mal eben nicht mit Glück. Ich trat hinein, wurde freundlich begrüßt und bemerkte kaum im Hintergrund einen Fremden, an dem keine Miene, auch nachher kein Laut etwas Besonderes ahnen ließ. Schiller nannte mich ihm, nannte ihn auch mir, aber ich verstand seinen Namen nicht. Kalt, fast ohne einen Blick auf ihn, begrüßte ich ihn und war einzig im Aeußern und Innern mit Schiller beschäftigt. Der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller brachte die »Thalia«, wo ein Fragment von meinem »Hyperion« und mein Gedicht an das Schicksal gedruckt ist, und gab es mir. Da Schiller sich darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tisch, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragment und sprach lange kein Wort. Ich fühlte es, daß ich über und über roth wurde. Hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre leichenblaß geworden. Er wandte sich darauf zu mir, erkundigte sich nach Frau v. Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unseres Dorfes, und ich beantwortete das Alles so einsilbig, als ich vielleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglücksstunde. Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater, der Fremde ließ ein paar Worte fallen, die aber wichtig genug waren, um noch etwas ahnden zu lassen. Aber ich ahndete nichts. Ich ging und erfuhr am selben Tage im Club der Professoren, was meinst Du? — daß Goethe diesen Mittag bei Schiller gewesen sei. Der Himmel helfe mir, mein Unglück und meine dummen Streiche gut zu machen, wenn ich nach Weimar komme." Dies scheint allerdings geschehen zu sein, nach der Schilderung zu urtheilen, die er bald darauf demselben Freunde über seine nächste Begegnung mit Goethe entwirft, indem er schreibt: „Auch mit Goethe wurde ich bekannt. Mit Herzpochen ging ich über seine Schwelle, wie Du Dir denken kannst. Ich traf ihn zwar nicht zu Hause, aber nachher bei der Majorin (Frau v. Kalb). Ruhig, viel Majestät im Blicke, und auch Liebe, äußerst einfach im Gespräch, das doch aber hie und da mit einem bitteren Hiebe auf die Thorheit um ihn und ebenso bitterem Zuge im Gesicht und dann wieder von einem Funken seines lange noch nicht erloschenen Genies gewürzt wird — so fand ich ihn. Man sagt sonst, er sei stolz; wenn man aber darunter das Niederdrückende und Zurückstoßende im Benehmen gegen unser Einen verstand, so log man. Man glaubt oft einen recht herzguten Vater vor sich zu haben." Als Frau

v. Kalb zu Ende des Jahres 1794 mit ihrem Sohne und dessen Hofmeister nach Weimar übersiedelte, fand dieser häufiger Gelegenheit, mit Goethe zusammen zu sein, der sich stets freundlich und theilnehmend gegen ihn bezeigte.

Da Hölderlin dringend wünschte, einige Zeit unabhängig in Jena seinen Studien leben zu dürfen, so nahm er seine Entlassung als Erzieher, wobei Charlotte v. Kalb ihn großmüthig noch auf drei Monate mit Subsistenzmitteln versah. In Jena trat Hölderlin, außer zu seinem Landsmann Niethammer, zu Fichte und namentlich zu Schiller, der ihn „seinen liebsten Schwaben" nannte und in dessen Hause er stets ein willkommener Gast war, in ein näheres Verhältniß. Schiller interessirte sich lebhaft für seine Dichtungen und nahm mehrere derselben, wie die Hymnen „An den Genius der Kühnheit" in die „Neue Thalia" auf. So durfte sich Hölderlin einen Freund des Mannes nennen, zu dem er sich als Stammverwandten nicht nur, sondern ihm auch in mancher Hinsicht an Gemüthsart Aehnlichen besonders hingezogen fühlte. Leider zwangen ihn seine beschränkten Verhältnisse, bereits im Frühjahr 1795 Jena wieder zu verlassen und sich von Schiller zu trennen. Wiedergesehen hat er ihn nicht, ist aber in steter brieflicher Verbindung mit ihm geblieben. Goethe dagegen sah Hölderlin im August 1797 in Frankfurt wieder, wo er sich damals als Erzieher in dem Hause des Kaufmanns Gontard befand und wo das Fatum seines Lebens sich durch die unglückliche Leidenschaft zu dessen schöner, edler und liebenswürdiger Gattin erfüllen sollte. Auf seiner Reise in die Schweiz hielt Goethe sich einige Zeit in Frankfurt auf, und Hölderlin faßte sich ein Herz und suchte den Gewaltigen auf. Goethe berichtet darüber unterm 23. August an Schiller: „Gestern ist auch Hölderlin bei mir gewesen; er sieht etwas gedrückt und kränklich aus, er ist wirklich liebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Aengstlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verrieth; manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er Manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders gerathen, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Er schien noch einige Neigung zu den mittleren Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht bestärken konnte."

Hölderlin's dichterische Eigenthümlichkeit wurde zu jener Zeit weder von Goethe noch von Schiller erkannt. Er fühlte dies auch wohl selbst, als er am 30. Juni 1798 an Schiller schrieb: „Sie durchschauen den Menschen so ganz. Es wäre deswegen grundlos und unnütz, vor Ihnen nicht wahr zu sein. Sie wissen es selbst, daß jeder große Mann den andern, die es nicht sind, die Ruhe nimmt und daß nur unter Menschen, die sich gleichen, Gleichgewicht und Unbefangenheit besteht. Deswegen darf ich Ihnen wohl gestehen, daß ich zuweilen in geheimem Kampf mit Ihrem Genius bin, um meine Freiheit gegen ihn zu retten, und daß die Furcht, von Ihnen durch und durch beherrscht zu werden, mich schon oft verhindert hat, mit Heiterkeit mich Ihnen zu nähern. Aber nie kann ich mich ganz aus Ihrer Sphäre entfernen; so lange ich noch in inniger Beziehung mit Ihnen bin, ist es mir nicht möglich, ein gemeiner Mensch zu werden." Als der in allen geschäftlichen Dingen so unpraktische Hölderlin 1799 den Plan faßte, ein „Humoristisches Journal" herauszugeben, und Schiller um Beiträge dazu bat, rieth ihm dieser dringend davon ab, ein Rath, der mit Dankbarkeit aufgenommen und befolgt wurde. Hölderlin's Briefwechsel mit Schiller währte bis zum Jahre 1801. Bald darauf umhüllte die Nacht des Wahnsinns den Geist des unglücklichen Dichters, in der er fast vierzig Jahre lang, bei immerhin nicht völlig erloschenem Bewußtsein, leben sollte, bis der Tod ihn erlöste.

Geschichte der russischen Fabrik.*)

Von der Aussicht, ein Industriestaat zu werden, ist Rußland offenbar noch recht weit entfernt. Aber doch könnte das ungeheuere russische Reich einst einer der wenigen Staaten sein, deren nationale Production dem einheimischen Bedarf entspräche und der daher mehr oder weniger von dem internationalen Weltmarkte unabhängig würde. Rußland erfreut sich vieler natürlicher Reichthümer, bringt zahlreiche Rohstoffe hervor, die der Veredelung bedürfen, und verfügt über massenhafte Arbeitskräfte. Wenn überhaupt in irgend einem Lande, so sind dort die Bedingungen gegeben, Gütererzeugung und Güterconsum im Gleichgewicht zu halten. Bei derartiger Sachlage wird es in hohem Grade lehrreich, sich den Werdegang der russischen Großindustrie schildern zu lassen. Mag dieselbe heute wenig oder viel leisten, die Schilderung dessen, was sie bisher erreicht hat, hat die Bedeutung, daß wir ihre Entwickelungsfähigkeit in Zukunft besser beurtheilen lernen. Und sie gewinnt dadurch erhöhten Reiz, daß die Wege, die der Gewerbefleiß eingeschlagen hat, dort wesentlich andere gewesen sind, als es im übrigen Europa der Fall war. Erst unter Peter dem Großen erwächst unter unmittelbarer Mitwirkung der Regierung in Rußland ein Fabrikwesen und eben diese „künstliche" Entstehung der neuen Gewerbeform, die allen Volksgewohnheiten und Lebensformen zu widersprechen schien, macht man ihr in manchen Kreisen zum Vorwurf. Statt für das, was der willensstarke Czar schuf, dankbar zu sein, beschuldigt man ihn, den ersten Schritt auf einer verhängnißvollen Bahn gethan zu haben, die, nicht zum Wohle des weitaus größeren Theiles der Bevölkerung, Rußland dem Capitalismus entgegengeführt habe. Peter gründete auf Regierungskosten Berg- und Hüttenwerke, Gewehr-, Tuch-, Leinwand-, Segeltuchfabriken und übergab sie nachher Privatunternehmern. Für den Absatz war gesorgt, indem die Erzeugnisse auf Kosten des Staats angekauft wurden und wo es sich um Gegenstände handelte, die der Staat nicht brauchen konnte, hohe Einfuhrzölle oder Einfuhrverbote eintraten. Unter den Fabriken aus Peter's Regierungszeit gab es ziemlich große Betriebe. In der Gewehrfabrik zu Sestroreck waren 183 Arbeiter beschäftigt. Die staatliche Segeltuchfabrik in Moskau hatte 1102 Arbeiter. In einer Tuchfabrik ebenda waren 730 Arbeiter an 130 Webstühlen, in einer solchen zu Kasan 742 Arbeiter thätig. Bei den Seidenmanufacturen der Gesellschaft Jwreinow zählte man schon im Jahre 1728 etwa 1500 Arbeiter. Die gegen den großen Reformator geschleuderten Vorwürfe aber stellen sich bei näherer Ueberlegung als unbegründet heraus. Die von Peter ins Leben gerufenen Großgewerbe waren gar nicht capitalistisch organisirt. Dazu fehlte es vor Allem an der Hauptbedingung — einer freien Arbeiterclasse. Vielmehr fußen die ersten russischen Fabriken auf — der Zwangsarbeit von Leibeigenen. Einmal war es der Adel, dessen Mitglieder den Nutzen der zu errichtenden Fabriken schnell begriffen. Da sie über die Arbeit ihrer Leibeigenen frei verfügten, so konnten sie sie auch in Fabriken beschäftigen. Sie gründeten die sogen. Erbgutsfabriken. Die von der Regierung selbst aber erbauten Fabriken befanden sich ebenfalls auf Ländereien, zu denen Leibeigene gehörten, die als Fabrikarbeiter thätig waren. Und in nicht wenigen Fällen erlaubte die Regierung den Fabrikanten Bauern anzukaufen, obwohl sie ihrem Stande gemäß kein Recht dazu hatten. Ja es ist vorgekommen, daß einzelnen Fabriken das Verfügungsrecht über die Bevölkerung ganzer Dörfer eingeräumt wurde. Alle diese Anstalten sind unter dem Namen der „Possessionsfabriken" bekannt. Diese Formen beherrschten das Fabrikwesen so sehr, daß noch im Jahre 1804 von 95 202 Fabrikarbeitern nur 45 625 Lohnarbeiter, die andern Unfreie waren. Erst nach und nach kommt die Lohnarbeitsfabrik in die Höhe. Schon unter der Czarin Anna Jwanowna hatte man sich an der Regulirung der Arbeiterfrage versucht. Der General-Ukas vom 7. Januar 1736 ist bestrebt, zu verhindern, daß eine gewerblich irgendwie beschäftigte Person der Industrie verloren gehe, will vielmehr ihr neue Hände zuführen. Er bestimmt, daß, wer einmal auf den Fabriken mehr als die gewöhnlichen Arbeiten erlernt hätte, für immer bei dieser Thätigkeit bleiben müsse, daß Durchgänger auf keiner anderen Fabrik angestellt werden dürften und diejenigen, die sich faul oder unbrauchbar erweisen würden, „ein warnendes Beispiel für Andere", in entfernte Städte oder nach Kamtschatka zu verbannen seien. Zugleich aber befahl man auch, daß die Kinder der auf den Fabriken beschäftigten Personen zu dem elterlichen Berufe anzuhalten seien und Individuen, die sich über den Stand ihrer Eltern nicht ausweisen konnten, sowie Landstreicher, zwangsweise in die Fabriken eingesperrt werden sollten. In der großen Kaiserin Katharina II. erweckte das Schicksal der Fabrikleibeigenen Mitleid

*) M. Tugan-Baranowsky, Geschichte der russischen Fabrik. Berlin, Emil Felber. 1900. VI und 626 S. Deutsch von B. Minzès.

Eine ihrer ersten Anordnungen war am 8. August 1762, das noch von ihrem Gemahl stammende Verbot des Ankaufs von Dörfern Seitens der Fabriken in Kraft zu setzen. Da indeß hierdurch den bereits von Fabriken gekauften Bauern keine Erleichterung gewährt wurde, so verfügte sie auf Grund eines über deren Lage erstatteten Berichts, daß diese Bauern zur Fabrikarbeit nur an einer bestimmten Zahl von Tagen in der Woche benutzt, die in größerer Entfernung von der Fabrik wohnenden überhaupt nicht zur Arbeit herangezogen und von ihnen im Allgemeinen nicht mehr Leistungen gefordert werden sollten, als sie nach Maßgabe der Kopfsteuer zu stellen verpflichtet seien. Daß nun durch diese Bestrebungen nach und nach ein Umschlag bewirkt und aus der früher leibeigenen Fabrik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die moderne capitalistische Großunternehmung wurde, konnte nur mit Hilfe der Hausindustrie erzielt werden. Neben den Fabriken gab es nämlich in Rußland auch ein sehr entwickeltes bäuerliches Kleingewerbe. Seine Repräsentanten, die sogenannten Kustari, bearbeiteten hauptsächlich die von den Bauern selbst erzeugten Rohstoffe. Aus ihnen entwickelten sich allmälig große Fabriken, die mit denen des Adels insofern nicht concurrirten, als sie ganz andere Gegenstände, ausschließlich billige Waare, wie Kattun, Tücher, wohlfeile Seidengewebe, kleine Stahl- und Eisenproducte, herstellten. Immer aber wurden sie nun die Mittelpunkte der Vereinigung freigelassener oder freier Arbeiter und trugen dazu bei, die Physiognomie der Industrie zu verändern. Wenn im Westen Europas der Entwickelungsgang der gewerblichen Thätigkeit vom Handwerk über die Hausindustrie zur Fabrik führt, so paßt dieses Schema auf die russischen Verhältnisse nicht ganz. Die neben den neuen Fabriken, die seit Peter dem Großen entstanden, von jeher vorhandene Hausindustrie empfängt durch ihn einen neuen Impuls. Statt daß die Hausindustrie eine Durchgangsstufe für die Fabrik bildet, giebt die Fabrik Anregung zur Errichtung kleinerer Etablissements. Wie Pilze nach dem Regen, schießen bei jeder Fabrik kleine Kustaranstalten auf, die als Concurrenten der Fabrik mit solchem Erfolge auftreten, daß diese letztere in die Enge getrieben wird. Die Fabrik zerfällt und es entsteht die häusliche Lohnarbeit. Nicht die Fabrikindustrie wird durch das Hausgewerbe in's Leben gerufen, sondern umgekehrt. Der Bauer nimmt die Arbeit vom Fabrikinhaber in's Haus, gewöhnt sich an dieselbe, aber verwandelt sich allmälig in einen selbständigen Kustar, der auf eigene Rechnung Rohmaterial kauft und seine Erzeugnisse auf dem Localmarkte selbst feilbietet. Auf diese Weise zeigt sich in der Regierungszeit Nicolai I. die interessante Thatsache, daß die Fabrikanten den Schutz der Regierung gegen die Hausindustriellen anrufen. Schon im Jahre 1823 denunciren Moskauer Fabrikanten hausindustrielle Bauern, daß sie mit ihren Erzeugnissen beträchtlichen Handel treiben, ohne die gesetzlich normirten Abgaben zu zahlen. Es vollzieht sich eine Decentralisation des Betriebs, der gewisse Kreise dazu veranlaßte, von einem glänzenden Sieg der volksthümlichen Production über den Capitalismus zu reden. In den 50er Jahren und noch mehr in der neueren Zeit wird das aber anders. Die mit den Mitteln der modernen Technik ausgerüstete Fabrik kommt wieder siegreich in die Höhe und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die bedeutenderen Kustargewerbe in Rußland im Verfall begriffen sind. Für 1899 schätzt Tugan-Baranowsky die Zahl der in der Großindustrie beschäftigten Arbeiter auf 2 700 000. Er nimmt an, daß die Zahl der in Fabriken, Hüttenwerken und bei den Eisenbahnen Angestellten sich jährlich um 100 000 Mann vermehre. Dabei vergrößert sich die durchschnittliche Arbeiterzahl der Fabrik und wächst der Umsatz. Im Jahre 1886 machten die Geschäftsumsätze der größten Unternehmungen mit einem jährlichen Umsatz von mehr als 1 Million Rubel 47 Procent aller die Gildensteuer entrichtenden Unternehmungen aus. Es waren dies 561 mit zusammen 2645 Mill. Rbl. Umsatz. Im Jahre 1888 aber repräsentiren sie schon 55%, es sind 741 mit 3972 Mill. Rbl. und gewiß würde, wenn neuere zuverlässige Angaben vorlägen, man wahrnehmen, daß das Verhältniß für die Großindustrie in dem letzten Jahrzehnt sich noch günstiger gestaltet hat.

Nur skizzenhaft konnte der Inhalt des Werks berührt werden. Der Verf. bemüht sich, auch den in der Gesellschaft und in der Literatur laut werdenden Auffassungen über das Aufkommen der Fabrik nachzugehen; er erörtert auch die Lage der Arbeiter eingehend und er liefert demnach ein Werk, das in mehr als einer Hinsicht Aufschluß gewährt. So wird auch der zweite in Aussicht gestellte Band, der auf die geographische Vertheilung der russischen Fabrikindustrie, auf die Arbeitsdauer, die Concurrenzbedingungen verschiedener Gewerbegebiete u. dgl. m. eingehen wird, alle Beachtung verdienen. Die Uebersetzung aus dem Russischen liest sich gut. Doch scheint uns die Wiedergabe der russischen Namen nicht immer correct. Statt „Culkow“ muß er in deutscher Schreibweise „Tschulkow“, statt „Scegolin“ „Schtschegolin“ u. s. w. heißen. Jedenfalls aber hätte angegeben werden müssen, wie die mit den kleinen übergeschriebenen Häkchen ausgerüsteten Buchstaben nun eigentlich ausgesprochen werden sollen. Aufgefallen ist es mir, daß der Verf., der eine bemerkenswerthe Vertrautheit mit der gesammten einschlägigen Literatur an den Tag legt, doch das 1883 erschienene Werk von L. N. Nisselowitsch über die Geschichte der russischen Fabrikgesetzgebung, sowie die in der Russischen Revue und in der Nordischen Rundschau erschienenen Aufsätze, die schon auf Manches von dem, was er jetzt vorträgt, hingewiesen haben, nicht zu kennen scheint. —a.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Kirche und theologische Wissenschaft. Vortrag, gehalten in der Pastoralconferenz zu Bautzen am 22. Juni 1899 von Johannes Peter, Pfarrer zu Waltersdorf bei Zittau. Leipzig, B. G. Teubner. 1900. 60 ₰ — Der Verfasser hat sich mit diesem Vortrag unbeabsichtigt ein schönes Zeugniß der Reife für ein großstädtisches Pfarramt ausgestellt, zu dem er mittlerweile berufen worden ist. Wenn in einer christlich gefestigten Persönlichkeit die gebührende Werthschätzung menschlichen Wissensstrebens sich vereinigt mit einer unbedingten Ehrfurcht vor dem Herrn, dem sie dient, und vor seiner Offenbarung, dann kann der Segen der amtlichen Wirksamkeit nicht ausbleiben. Der Vortrag giebt zunächst eine kurze, aber die Hauptpunkte deutlich hervorhebende Uebersicht über die Entwickelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Wissenschaft und kommt so naturgemäß an bei dem Zugeständniß eines sich mehr und mehr verschärfenden Gegensatzes zwischen beiden. Unbedingt verneint wird die Frage, ob sich deshalb Kirche und Wissenschaft nun trennen sollen, welche Frage Bernoulli in seinem bekannten Buche mit verblüffender Offenheit bejaht hat, während viele Andere den Muth dazu zwar nicht finden, aber im Uebrigen mit ihrer ganzen Stellungnahme zur Sache ungefähr dasselbe erstreben. Kirche und Wissenschaft sollen vielmehr beisammen bleiben, und sie können es auch, so lange die Theologie sich beugt unter die Gottesoffenbarung in Jesus Christus, wie sie die heilige Schrift darbietet nicht in allen einzelnen Worten, über deren Echtheit die Wissenschaft zu befinden hat, aber in dem Worte, in der Rede Gottes zu den Menschen.
B. K.

— Die einzigartige Bedeutung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Von Lic. theol. G. Wohlenberg, 2. Compastor an der St. Johannis-Gemeinde in Altona. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1900. 75 ₰ — Der Vortrag, der hier im Druck dargeboten wird, geht von den Angriffen aus, die in neuerer Zeit auf die Giltigkeit des Apostolicums und der Bekenntnisse überhaupt gemacht worden sind, und stellt dann fest, daß jenes älteste Bekenntniß der Christenheit aufzufassen ist als eine Lehrsumma und als ein Lebenskatechismus. Wie es als kurze Zusammenfassung der biblischen Lehre entstanden ist und wie es als solche in jeder Beziehung genügt, das wird unter Hinweis auf die Bedeutung der einzelnen Stücke dargelegt. Aber auch als Lebenskatechismus kann und soll das Apostolicum dienen, insofern das Bekennen desselben bei Taufe und Confirmation und in jedem Gottesdienst eine Absage an die Mächte der Finsterniß und einen Lebensbund mit Christus für Zeit und Ewigkeit in sich schließt. Dieser Gedanke wird unter reicher Verwendung von allerlei Lebenserfahrungen christlicher Bekenner lehrreich und anschaulich durchgeführt.
B. K.

1) Die Augsburgische Confession. Neue deutsche Ausgabe sämmtlicher 28 Artikel in ansprechender Ausstattung (Quart). 48 Seiten. Einzelheft 20 ₰ (25 Heller), von 20 Exemplaren an 15 ₰ (20 Heller). 2) Eine Trostschrift der sächsischen Reformatoren an die evangelischen Prediger in Böhmen aus dem Jahre 1555. 12 Seiten in Schwabacher Lettern. Einzelheft 15 ₰ (20 Heller), von 10 Exemplaren an 10 ₰ (15 Heller), von 50 Exemplaren

an 8 ₰ (10 Heller). Gegen Einsendung des Betrages zu beziehen durch Diaconus O. Pank, Leipzig, Weststraße 16. — In einer Zeit, in welcher die evangelische Bewegung in Böhmen und Oesterreich auch der literarischen Nahrung bedarf, lenken wir besonders gern die Aufmerksamkeit auf eine erneute zeitgemäße Ausgabe obiger Schriften aus der Zeit jener großen evangelischen Bewegung des 16. Jahrhunderts. Ist auch die Augsburgische Confession in den nach Oesterreich gesandten Büchern vielfach enthalten, so ist eine Sonderausgabe durchaus nicht überflüssig. Gewiß giebt es auch noch manches evangelische Haus, in dem sie sich nicht befindet, wenn sie nicht etwa in dem Landes- oder Provinzialgesangbuch anhangsweise steht. Besonders dürfte sich die von Melanchthon verfaßte Trostschrift der sächsischen Reformatoren zu gedachter Verbreitung in Böhmen eignen. Zwar ist in unseren Tagen eine Verfolgung und Vertreibung, wie sie dort nach dem Schmalkaldischen Kriege König Ferdinand betrieben, nicht mehr zu befürchten, aber es ist dennoch ein schöner Zuspruch willkommenen Trostes, den diese Schrift ausspricht, und der auch heute am Platze ist, nämlich daß sich die Evangelischen hüben und drüben als Glaubensgenossen verbunden wissen zu treuer Hilfe und brüderlicher Liebe. Vielleicht hätte der Herausgeber doch wohlgethan, diese auf weitere Verbreitung im Volke berechnete und dazu geeignete Schrift ihres alten deutschen Sprachgewandes zu entkleiden, so blickt sie etwas zur urkundenhaft alt und fremd ins Volk hinein. D. K.

— Schäfer, D. Th., Die Innere Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Fünfte verbesserte Auflage. 2,40 ℳ, geb. 3 ℳ 243 S. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. — Nicht für die Schule, sondern für das Leben — und zwar hier für das Christenleben lernen wir. Wenn seiner Zeit Warneck die äußere Mission mit seinem Handbuch auch in die Schule verpflanzt, so hat Schäfer dasselbe mit der inneren gethan. Wie dankbar und erfolgreich seine Arbeit aufgenommen ist, geht schon daraus hervor, daß in fünf Jahren fünf Auflagen nöthig wurden. Das Buch verdient die Beachtung, die es fand, und bedarf einer eingehenden wiederholten Besprechung nicht mehr. Aber nicht blos für Lehrer, sondern auch für Geistliche dürfte es ein werthvolles Compendium sein. Besonders sollte es in keiner Gemeinde- und Schulbibliothek fehlen. D. K.

— Cremer, Hermann, Prof. in Greifswald, Weissagung und Wunder im Zusammenhange der Heilsgeschichte. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Schlatter und Cremer. IV. 3.) Gütersloh, Bertelsmann. 1900. 84 S. ℳ 1,20. — Eine gründliche, leicht verständliche und darum außerordentlich dankenswerthe Studie! Der Verfasser erörtert „die Geschichte Israels als Heilsgeschichte“. Daran zeigt er, wie in dieser Geschichte ein Factor ersichtlich ist, der in Erlebnissen zu Tage tritt „wie sie in keiner anderen Geschichte erlebt werden, und diese Erlebnisse haben Gott zum Gegenstand, den lebendigen, wahren Gott, der seinen Willen und zwar seinen Heilswillen dem Volke kund thut und in seinen Machtthaten in Güte und Ernst sich offenbart als den, der seinen Willen ausführen kann und wird“. Die Zeichen der Wirksamkeit dieses göttlichen Factors sind Weissagung und Wunder. Beide Seiten legt der Verfasser im Weiteren als Stücke der Heilsgeschichte dar. G. B.

— Die Reichs-Grundbuchordnung vom 24. März 1897, mit Anmerkungen und Sachregister von Willenbücher, Geh. Justizrath, OLGR. Zweite vermehrte Auflage. Ausgabe für das Reich. Berlin, 1900. H. W. Müller. (148 S., Pr. cart. 1,50 ℳ) — Der Verfasser wollte den Rechtsstoff des Gesetzes in übersichtlicher, knapper und klarer Form darstellen, die allgemeinen, das Gesetz beherrschenden Grundsätze darlegen, um so das Studium wie die Anwendung des Gesetzes zu erleichtern. Dies ist ihm wohl gelungen, für weitere Kreise auch noch dadurch, daß er alle Sätze, die lediglich für Preußen gelten, ausgeschieden und in eine besondere, für Preußen bestimmte Ausgabe übernommen hat. Dafür sind die in einzelnen Bundesstaaten geltenden Ausführungsbestimmungen, wenn auch nicht wiedergegeben, doch im Anhange verzeichnet, und wichtigere Bestimmungen des BGB. mitabgedruckt. Die Anmerkungen sind bei aller durch den Umfang des Buches gebotenen Kürze klar und verständlich und geben nur selten Anlaß zu Bedenken oder zu weiteren Wünschen. So hätte vielleicht S. 38 Anm. 11 bei der Unzulässigkeit der bedingten oder befristeten Auflassung auf die Unterscheidung zwischen Auflassung einerseits und Bewilligung wie Antrag andererseits hingewiesen werden können und auf die Folgen dieser Unterscheidung. Bei der Fusion von Actiengesellschaften (S. 40, Anm. 22) ist die Auflassung zwar nicht nöthig, wenn der Fall des HGB. §. 306 Abs. 1 vorliegt, wohl aber in anderen Fällen. Anm. 6 zu §. 27 S. 50 soll wohl nur Beispiele geben, denn die Zahlung des Bürgen ist nicht berücksichtigt, ebenso der Fall, daß der Eigenthümer nicht der Schuldner ist. Zu S. 100 Abs. 2 ist zu bemerken, daß CPO. §. 848 Abs. 2 den Sequester nur verpflichtet, die Eintragung der Sicherungshypothek zu bewilligen, also die Eintragung nicht kraft des Gesetzes ohne Weiteres erfolgt. Das Vorstehende wie einige Druckfehler (z. B. in Anm. 4 S. 49, Anm. 1 S. 60, Anm. 2 S. 97) beeinträchtigen aber nicht den Werth des Werkes im Ganzen, das sich besonders dem Praktiker recht brauchbar erweisen wird. K—d.

— Archiv für die civilistische Praxis. Herausgegeben von Franklin, Mandry, M. Rümelin, Wendt, Dr. Bülow, Professoren, und Präsident Dr. v. Kohlhaas. Tübingen, Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Bd. 90 (N. F. Bd. 40). Preis für den Band von 3 Heften 9 ℳ — Die Pflege des bürgerlichen Rechts und Prozesses bezweckt die Zeitschrift, die nicht nur eine rühmliche Vergangenheit hinter sich hat, sondern auch immer vorwärts strebt, die dazu beitragen will, das deutsche bürgerliche Recht wissenschaftlich weiter auszugestalten. Dessen ist der vorliegende neunzigste Band Zeugniß. Dem neuen Rechte sind mehr oder weniger u. A. die Abhandlungen von Krückmann (Der Fortfall des Interesses und der Untergang des Schuldverhältnisses), Knitschky (Anfechtung der Ehe bevormundeter Personen), Schneider (Zur Auslegung des §. 1128 BGB.) und Rubensohn (Der gute Glaube des pfändenden Gläubigers) gewidmet, während z. B. Rümelin (Die Verwendung der Causalbegriffe im Straf- und Civilrecht) mehr allgemeine Rechtssätze erörtert und darlegen will und Opet den Gesetzentwurf über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst kritisirt. War die Zeitschrift bisher schon eine Fundgrube für Den, der wissenschaftlich arbeiten oder für einen praktischen Fall Belehrung suchen wollte, so wird sie sich auch künftig als solche bewähren. K—d.

— Hofrath Dr. Max Dreßler, Vorlesungen über Psychologie. Heidelberg, Winter's Universitätsbuchhandlung. 1900. — Man denkt unwillkürlich an die goldenen Zeiten der Philosophie, da Leibniz am Berliner Hofe begeisterte Hörerinnen fand, wenn man dieses Buch in die Hand nimmt, das auf Grund von Vorlesungen erwachsen ist, die im Foyer des Großherzoglichen Hoftheaters zu Karlsruhe gehalten worden sind und das besondere Interesse der Großherzogin Luise von Baden gefunden haben. Auf Anregung dieser hohen Frau ist auch die dankenswerthe Verbreitung der „Vorträge“ im Buchhandel erfolgt. Der Verfasser ist Arzt, aber einer von den Medicinern, die nicht ersterben in der Hochschätzung „exacter Forschung“, auf den Boden einer allgemeinen Weltanschauung muß sich seiner Ansicht nach die Seelenlehre gründen. Doppelt gern wird man ihm beistimmen, wenn man bedenkt, daß er unter Frauen Freundinnen erwirbt für die Wissenschaft von des Menschen Denken, Fühlen und Wollen. Er ist durchaus nicht originell in dem, was er giebt: Erdmann's „Psychologische Briefe“, Nahlefsky's „Ethik“ und „Gefühlsleben“, die Schriften alter und neuer Philosophen sind reichlich und feinsinnig verwendet. Der feine Humor Erdmann's ist Dreßler dabei nicht gegeben; er ist mehr zum ernsten Pathos geneigt. Aber dabei wird er niemals überschwänglich; selbst dort, wo er seinen idealistischen Monismus zum Vortrag bringt, thut er's mit Vorsicht und Ruhe. Die Auseinandersetzungen SS. 20 und 89, das ganze Schlußcapitel sind in überaus anmuthender Weise gehalten. Wünschenswerth wäre vielleicht eine größere stilistische Vorsicht hier und da gewesen: von jenen Wortungeheuern, die jüngst ein amerikanischer Humorist an der deutschen Ausdrucksweise tadelte, finden sich in Dreßler's Buche „Unnützigkeit“, „Sonnenscheinchen“, „Insichzurückgekehrtsein“, „besonderter“ und einige andere. So etwas schädigt das ruhige Behagen, das man beim Lesen eines solchen Buches empfinden soll. Aber wie man weiter liest, ist solches Steinchen des Anstoßes bald wieder vergessen; man schreitet fröhlich dahin auf der glatten hellen Straße und dankt ehrlich dem freundlichen Führer, der uns auf dieselbe geleitet. Dr. Grimm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 92. Donnerstag, den 2. August, Abends. 1900.

Andersen.

Zum 4. August.

Im Alter von vierundzwanzig Jahren veröffentlichte Andersen sein erstes Werk „Die Fußreise vom Holmecanal bis zur Ostspitze von Amak“, im folgenden Jahre 1830 erschienen seine Gedichte. Dann begann sein Wanderleben, das ihn nach Deutschland, England, Frankreich, der Schweiz, Italien, Spanien, nach dem Orient führte. Während dieser Zeit, welche die Jahre 1831 bis 1862 umfaßt, entstanden die Werke, die ihn berühmt gemacht, die seinen Namen weit über sein kleines Vaterland hinausgetragen haben. Siebzigjährig, am 4. August 1875, ist er zu Kopenhagen, das er in den letzten dreizehn Jahren nicht mehr verlassen, gestorben. Das Leben hatte ihn in enge Verhältnisse gesetzt, aber der arme Schuhmachersohn nahm muthig den Kampf mit seinem Schicksal auf und führte ihn siegreich durch bis zu einem glücklichen Ziel. Freilich, das Glück stand ihm zur Seite: Er fand Gönner, die ihm die Mittel gaben, vorwärts zu streben, zu entwickeln, was in ihm lag, seine Fähigkeiten auf das Glücklichste auszubilden. Das literarische Lebenswerk Andersen's fassen die dreiundzwanzig Bände der Kopenhagener, die fünfzig Bände der deutschen Ausgabe zusammen. Es giebt keine Art der poetischen Production, die der Dichter nicht gepflegt, der er, wenn auch nur einmal, seine Aufmerksamkeit zugewendet hätte: Er hat sich auf dem Gebiet des Dramas, der Lyrik, des Romans, des Epos versucht; er hat auch seine Reisen geschildert. Er hat ein großes Publicum gehabt, da sein Ruhm noch jung war, nicht nur in Dänemark allein oder im Norden. Früh schon übersetzte man seine Werke, so z. B. Chamisso lyrische Gedichte. Heute noch liest man in Deutschland einige Romane von ihm, den „Improvisator“, „Nur ein Geiger“; es giebt aber doch nur Wenige, die mehr als seine Märchen, als sein „Bilderbuch ohne Bilder“ gelesen haben. Wenn man jetzt von ihm spricht, denkt man doch zuerst oder vielleicht ausschließlich an das, was ihm den größten und auch bleibenden Ruhm gebracht hat, an das, worin sich Alles, was von den glücklichen Fähigkeiten in ihm lag, so rein widerspiegelt, an seine Märchen. Das Andere, was er schuf, ist durch diese Schöpfungen völlig in den Hintergrund gedrängt; leicht erklärt sich auch, wenn man diese genau betrachtet, warum der Dichter auf den Gebieten der übrigen poetischen Arten Dauerndes zu schaffen nicht vermocht hat.

Andersen ist derjenige dänische Dichter, welcher im Auslande am bekanntesten ist. Die Literatur Dänemarks weiß mehrere Große, die ihm an Genie gleichkommen, an seine Seite als ihm ebenbürtig zu stellen, einige übertreffen ihn. Doch haben weder die Werke der mit ihm in einer Reihe Stehenden, noch diejenigen der ihn Ueberragenden eine solche Verbreitung außerhalb ihrer Heimath gefunden. Als Grund dafür hat man wohl, lächerlich genug, angeführt, daß Andersen so viel herumgereist sei und seinen Ruhm auf diese Weise gewissermaßen als sein eigener Herold in die Welt hinausposaunt habe. Wenn dieses Mittel so wirksam wäre, gäbe es der Berühmtheiten unzählige. Die Erklärung dieses Umstandes liegt vielmehr tiefer, sie gründet sich vor Allem auf die Dichtungsart, die er besonders gepflegt hat. Denn auch darin läßt sich keine genügende Erklärung finden, daß Andersen fast allein unter den bedeutenderen dänischen Dichtern sich der Prosa bedient habe, die sich ja in eine andere Sprache leichter als Verse umsetzen läßt. Andersen, der sich in seiner Frühzeit Musäus zum Vorbilde nahm, war durchaus nicht von Anfang an der Meister in der Kunst, Märchen zu erzählen, als den wir ihn nun Alle kennen. Langsam, fünf Jahre hat der Prozeß gedauert, hat er sich herangebildet, bis er die Form und Sprache gewonnen, welche allein die geeigneten waren für das, was ihm vorschwebte, was er wollte. Zusammen mit den Gedichten brachte der Band, welcher im Jahre 1830 veröffentlicht wurde, ein Volksmärchen aus Fünen „Der Todte“, das dann später umgearbeitet in die Märchensammlung aufgenommen wurde. Wie sehr inzwischen Andersen daran gearbeitet, den richtigen Stil zu finden, weist ganz deutlich ein Vergleich nach zwischen den beiden Fassungen. Die erste zeigt einen gut geschulten Schriftsteller, der auch die Natur lebendig und anschaulich zu beschreiben weiß, einen Schriftsteller, der sich noch nicht über das Gros seiner Genossen erhob; in dieser Fassung findet sich noch viel, was nicht in ein Märchen gehört, Vergleiche werden aus der Industrie und der Literatur herbeigeholt, Anspielungen auf das Alte Testament finden statt; der Stil ist leicht und elegant, noch conventionell, daneben pedantisch und überladen. Alle diese Mängel sind später beseitigt, die echte Form und Sprache für das Märchen hat jetzt der Dichter gefunden. Sehr lebendig beginnt es nun: „Der arme Johannes war tief betrübt, denn sein Vater war krank und konnte nicht genesen.“ Es versetzt uns sofort in die Handlung hinein, während es vorher mit einer Schilderung begann: „Ungefähr eine Meile von Bogensee findet man auf dem Felde in der Nähe von Elvedgaard einen durch seine Größe merkwürdigen Weißdorn, den man selbst von der jütischen Küste aus sehen kann.“ Wenn früher Andersen noch nicht Ernst und Scherz in seinen Erzählungen zu verschmelzen verstanden hatte, so fielen sie jetzt nicht mehr störend auseinander. Nun konnte er Märchen dichten, echte Kindermärchen. Er sprach jetzt so wie es Kinder zu verstehen vermögen, er bediente sich ganz einfacher Worte, ganz einfacher Vorstellungen, alles Abstracte gänzlich vermeidend, sich stets auf die directe Rede beschränkend. Er schrieb jetzt so, wie man zu Kindern spricht, er nahm Alles zu Hilfe, was ihm zur Erlangung seines Zwecks irgendwie förderlich sein konnte. Wenn man ein Märchen liest, meint man unwillkürlich die ganze Haltung des Erzählers zu sehen, wie er lebhaft die Hand bewegt, wie er lächelnd die Miene verzieht, wie er bald langsam und gewichtig, bald schnell und heiter spricht, wie er eine Pause macht, wie er die schlummernde Aufmerksamkeit wieder weckt. Nicht nur, daß er sich so ganz in die Seele der Kinder hineinzuversetzen weiß, gelegentlich schlüpft er selbst in den kleinen Leib hinein, um recht anschaulich zu werden, so wenn es gleich im Beginn eines Märchens „Die glückliche Familie“ heißt: „Das größte grüne Blatt hier zu Lande ist doch jedenfalls das Klettenblatt; hält man eins vor seinen kleinen Leib, da ist es wie eine Schürze, und legt man es auf seinen Kopf, so ist es bei Regenwetter beinah so gut wie ein Regenschirm, denn es ist außerordentlich groß!“ So wie das Kind Alles, womit es spielt, belebt, verfährt nun der Dichter. Unter seiner Hand werden die Spielsachen, wird alles Leblose, werden die Steine, Pflanzen, Vögel, Thiere zu natürlichen Geschöpfen, zu Helden, zu Kobolden, zu persönlichen Wesen, die mit Denkkraft und Willensstärke begabt sind. Manchmal giebt der Dichter das Märchen als Traum, in dem ja die Vorstellungen des Kindes noch schneller wechseln, die Verwandlungen noch kühner sind als im Spiel, so z. B. in „Ole Luköje“, wo das, was das Kindesgemüth erfüllt, erheitert und ängstigt, meisterhaft wiedergegeben ist. Aber die Seele dieser Poesie ist, wie man sehr fein hervorgehoben hat, doch weder der Traum noch das Spiel, es ist ein eignes, wieder kindliches, aber zugleich mehr als kindliches Vermögen, nicht blos das Eine für das Andere zu setzen, also Alles zu vertauschen, oder das Eine im Andern leben zu lassen,

Digitized by Google

also Alles zu beleben, sondern, durch das Eine schnell und flüchtig an das Andere erinnert, das Eine im Andern wiederfindend, es zu verallgemeinern, das Bild zum Sinnbilde zu gestalten, den Traum zur Mythe zu erheben und durch eine künstlerische Verschiebung den einzelnen märchenhaften Zug in den Brennpunkt für das ganze Leben zu verwandeln. Eine solche Phantasie dringt nicht tief in das innerste Wesen der Dinge ein, sie beschäftigt sich mit Kleinigkeiten; sie sieht die groben Fehler, nicht die großen, sie trifft, aber nicht tief, sie verletzt, aber nicht gefährlich, sie flattert von einem Ort zum andern, bald hier, bald da verweilend. Sie wird niemals im Stande sein, den Menschen direct darzustellen, seine Seelenzustände zu schildern, sie wird nur ein Werk hervorbringen können, das in aller künstlerischen Vollkommenheit sich schon in Andersen's prosaischem Erstlingswerke angedeutet findet. Man kann nicht sagen, daß der Dichter stets mit gleicher Vortrefflichkeit den Ton, die Ausdrucksweise des Märchens getroffen hat; manchmal spricht er etwas empfindsam oder gar süßlich; öfter tritt das Lyrische zu sehr hervor, ein unangebrachtes Pathos macht sich stellenweise störend bemerkbar. Aber was wollen diese Mängel bedeuten, wenn man sich das so ausgezeichnet Gelungene vor Augen stellt, wie zum Beispiel das derb Komische oder naiv Lustige in den aus dem Volksmärchen genommenen Stoffen, wo, wie im Märchen „Das Feuerzeug" oder „Der große und der kleine Klaus", ohne Weinerlichkeit und Mitleid von Mordthaten und Verbrechen gesprochen wird. „Was willst du mit dem Feuerzeug machen?" fragte der Soldat. „Das geht dich nichts an!" sagte die Hexe. „Du hast ja Geld bekommen. Gieb mir nur das Feuerzeug!" „Ach was!" sagte der Soldat. „Wirst du mir gleich sagen, was du damit machen willst, oder ich ziehe meinen Säbel und schlage dir den Kopf ab." „Nein!" sagte die Hexe. Gleich schlug ihr der Soldat den Kopf ab. Da lag sie! Er aber band all sein Geld in ihre Schürze, nahm es wie ein Bündel auf seinen Rücken, steckte das Feuerzeug in die Tasche und ging geraden Wegs nach der Stadt. — So heißt es in dem einen Märchen, in dem andern z. B.: „Du hast meine Großmutter, aber nicht mich erschlagen!" sagte der kleine Klaus „die habe ich nun verkauft und einen Scheffel Geld dafür bekommen." „Das ist wahrlich gut bezahlt!" sagte der große Klaus und eilte nach Hause, nahm eine Art und schlug gleich seine Großmutter todt, legte sie auf den Wagen, fuhr mit ihr zur Stadt, wo der Apotheker wohnte, und fragte, ob er einen todten Menschen kaufen wolle. — Was den Märchen, die auf die alten Mythen, die Volkssagen, Fabeln und Sprichwörter des Alterthums, auf die Gleichnisse des Neuen Testaments zurückgehen, ihren poetischen Werth verleiht, ist also das Kindliche im Vortrag, im Vorstellungskreise, die glaubwürdig treuherzige Weise, in der sie die unwahrscheinlichsten Dinge erzählen. Und der Umstand, daß die Märchen die kindliche Phantasie, das kindliche Gefühl so deutlich wiederspiegeln, daß sie das menschliche Leben in seiner ersten Zeit darstellen, also etwas schildern, was Jeder erlebt hat, dieser Umstand erklärt die Thatsache, daß Andersen die größte Verbreitung unter allen dänischen Dichtern im Auslande gefunden hat. Der erste, welcher in Dänemark das Kind in die Literatur eingeführt hat, der erste, welcher das Wesen desselben nicht sowohl direct psychologisch als vielmehr indirect, indem er sich in die Welt des Kindes versetzte, geschildert hat, ist Andersen gewesen. Was ihn allmälig dahin gebracht hat, der Dichter und Deuter des Kindes zu werden, war sein weiches Gemüth, das ihn zu allen Hilflosen, Schwachen zog, zu all denen, die man schonend und zart anfaßt. Und so spielen nicht allein die Kinder, in denen sich diese Hilflosigkeit und Schwäche am deutlichsten ausprägt, bei ihm eine große Rolle, sondern auch die tief unten Stehenden, die Geringen, Verlassenen, Wehrlosen: der arme zurückgesetzte Hauslehrer, der wie ein Dienstbote behandelt wird, der wandernde Handwerksbursch, die alte Waschfrau, die sich kaum noch fortschleppen kann, die arbeitet und sich quält, daß ihr das Blut fast unter den Nägeln hervorquillt, das alte Mädchen, das vom Spittelfenster hinabblickt auf den rasenbedeckten Festungswall, wo fröhliche Kinder spielen, an dessen innerm Blick ein ganzes Lebensdrama vorüberzieht, der alte Nachtwächter, der mit seiner Frau im Keller wohnt, zwei Ellen tief in die Erde hinein u. A. m. Diese Sympathie für die vom Glück Zurückgesetzten theilt Andersen mit seinem Freunde Dickens, der ja auch so oft die Niedern und Elenden geschildert, der ja auch das Seelenleben des Kindes so eindringend in „Dombey und Sohn", im „David Copperfield" dargestellt hat. Die Kinder, welche uns Andersen vorführt, sind meistentheils recht artige Geschöpfe, die sich niemals etwas Bedeutendes zu Schulden kommen lassen, so daß uns das kleine, ganz verzogene, wilde Räubermädchen, das jeden Abend mit seinem scharfen Messer sein Rennthier am Halse kitzelt, von Herzen erfreut. Den Gegensatz zu diesem Mädchen bildet das elfenhaft kleine sanfte Däumelinchen, das die alte Kröte so gern mit ihrem Sohn, der nur „Koax, koax, brekkekekex" sagen kann, verheirathen möchte. Neben diesen phantastischen und idealen Kindern stehen dann die dem Leben nachgezeichneten etwas zahmen, Kay und Gerda, Ib und Christine, der kleine Hjalmar, der kleine Tuck, die eitle Karen, das Mädchen mit den Schwefelhölzchen, das kleine Mädchen in „Herzeleid" u. A. m. Redend und handelnd hat Andersen das Kind seltener in seinen Märchen, öfter in seinem „Bilderbuch ohne Bilder" eingeführt. Aber der Dichter steigt noch eine Stufe tiefer hinab. Das Kind hat ja schon böse Instincte, es ist durch die Cultur beeinflußt, es hat schon Kämpfe durchgemacht, es strebt und leidet. Andersen führt uns in eine Welt, wo es keine Verantwortlichkeit giebt, keine Reue, keine Leidenschaft, kein Streben, wo Alles, was an Selbstsucht, Roheit, Nichtsnutzigkeit, Gewaltthat erinnert, doch nur uneigentlich so genannt werden kann, Andersen führt uns in die Welt der Thiere, der zahmen, der Hausthiere. Durchaus mit Vorliebe, gerade wie er so gern artige Kinder schildert, stellt er zahme Thiere dar, einmal, weil er sie genau kennt, dann weil sie durch den langen Umgang mit den Menschen selbst viel Menschliches angenommen haben. Diese zahmen Thiere können natürlich nie brutal, viehisch sein, ihre schlimmsten Fehler sind ihre Dummheit und Spießbürgerlichkeit; ihnen fehlt das frische, frohe Gefühl der Freiheit, Stärke und Kühnheit, die kräftige Gewaltsamkeit. Es ist so bezeichnend für Andersen, welch ein klägliches Ende der königliche edle Schwan in dem Märchen „Das häßliche junge Entlein" nimmt. Er fliegt nicht hinaus in die Freiheit, in der Höhe dahingleitend über den niedern Schwarm, er läßt sich mit Brod und Kuchen von den Kindern füttern und bleibt auf dem kleinen Teich, sich mit der Huldigung der alten Schwäne begnügend. Andersen liebt die Vögel mehr als die Vierfüßler, seine Lieblinge sind der Storch, die Nachtigall, der Schwan; mehr aber noch als die Vögel liebt er die Pflanzen, denn ihr Leben ist noch stiller, friedlicher, harmonischer. Einem allmäligen regelmäßigen Wachsen folgt ein allmäliges schmerzloses Verwelken. In diesen Gedichten von den Pflanzen weiß der Dichter alle Töne seiner Harfe zu entlocken, sie sacht verklingen zu lassen, alle Gefühle und Empfindungen in unsrer Seele zu wecken; diesen Blumen ist eine Sprache verliehen, in der sie uns ihre Geschichte erzählen. Aber auch über die Schilderung des Lebens der Pflanze geht noch der Dichter hinaus, er erfüllt das Leblose mit Leben, gleichviel ob es ein alter Schrank, ein Halskragen, ein großer Lebkuchenmann, ein Kreisel, ein verwittertes Haus ist. Ihm personificiren sich der Schlaf und Tod und Traum, die Nacht, der Schnee, am Himmel segelt er mit dem Mond, erzählt mit dem Wind. Was also eine solche Phantasie hervorbrachte, geht, wenn es in die ihm allein passende, die classische Form gekleidet ist, nicht unter mit der Zeit, welche es ans Licht hob, es verbreitet sich weit über die Grenzen des Landes, welches es zeugte, es wird zu Aller Eigenthum.

Was aus diesen Schöpfungen spricht, ist vor Allem das weiche Herz des Dichters, das Gefühl steht ihm am höchsten. Er leitet nichts aus dem Willen her, er bekämpft die Kritik des Verstandes als etwas Böses, das ein Werk des Teufels ist. Die pedantische Fachwissenschaft wird treffend und mit Witz verfolgt, die Sinne sind ihm Versucher, er klagt an und verfolgt die Herzenshärte, die Beschränktheit und Roheit, er liebt und erhebt die Tugend und Unschuld. Von einer gesellschaftlichen oder gar politischen Satire spürt man in diesen Märchen nichts, sie sind voller Ruhe, Laune und Humor, ihr Stachel verletzt nicht. Andersen besaß eine große Empfänglichkeit für poetische Eindrücke, sein Geist war schmiegsam und naiv, in ihm sprudelte ein bedeutendes lyrisches Gefühl, er besaß eine sehr erregbare Sensibilität, eine nirgends lange verweilende Phantasie; kalt und scharf zu beobachten war nicht seine Sache. Einem Menschen mit einer derartigen Anlage wird es also nicht vergönnt sein, im Drama Hervorragendes zu schaffen, ihm werden wohl die poetischen Ausführungen einzelner Scenen gelingen, doch wird das nicht bei der Durchführung einer Idee im Ganzen der Fall sein; im eigentlichen Lustspiel die Charaktere zu zeichnen wird ihm auch leichter fallen, als im ernsten Drama, da er weder ein tiefer Psycholog noch ein großer Menschenkenner ist; kleine Züge wird er treffend wiederzugeben im Stande

sein, während ihm der das Ganze umfassende und übersehende Blick abgeht. Seine Schwäche im Psychologischen wird sich auch im Roman deutlich bemerkbar machen, wirklich echte Frauen und Männer uns vor Augen zu führen, wird dem, dessen Stärke darin liegt, Kinder zu schildern, nicht gegeben sein; die Fähigkeit, dem Leben der Seele auf allen seinen Wegen nachzugehen, das Verschlungene und Verworrene in ihm aufzulösen, besitzt er nicht. Dagegen wird er alles Aeußerliche, die landschaftliche Scenerie, überhaupt die Natur als Hintergrund der Dinge, die sich abspielen, das Malerische des Kostüms so wiedergeben können, daß wir einen tiefen und lebhaften Eindruck haben. Diese seine Stärke zeigt sich auch in den Reisebeschreibungen; doch hier verleitet ihn oft sein tief lyrisches Gefühl zu überschwenglichen Ergüssen, hier tritt allzusehr seine Persönlichkeit in den Vordergrund, alles Andere verdrängend. Als Lyriker hat er einen großen Erfolg gehabt; seine Gedichte sind auch übersetzt worden, in ihnen lebt ein mildes warmes Gefühl, sie sind von friedlichem kindlichen Geist erfüllt, aber seine Prosa enthält doch auch eigentlich Alles, was seine Verse auszeichnet; sie ist voller Rhythmus und Melodie, sie hat Phantasie; daneben ist sie auch unregelmäßig und barock. Bleibendes hat der Dichter nur im Märchen zu schaffen vermocht, im Märchen, wo Alles, wozu ihn sein reiches Talent befähigte, zur glücklichsten Entfaltung kam. Andersen hat sich, wie er einmal selbst sagte, in allen Radien des Märchenkreises versucht. Er hat rührende Märchen gedichtet, solche, in denen Ernst und Scherz wechseln, humorvolle, lustigmuthwillige, ergreifende, tiefsinnige, erhabene, unheimlich beängstigende; solche, über denen es wie ein Schatten von Wehmuth ruht, und solche, über denen es wie ein Nachglanz von heiterem Lächeln liegt. Selten hat er in seinen Märchen die Grenzen, welche dieser Dichtungsart gesteckt sind, überschritten, selten ihre Gesetze verletzt; fast immer ist es ihm gelungen, die richtige Mitte zwischen der ziellosen Fülle und der symbolisirenden, allegorisirenden Trockenheit innezuhalten; hin und wieder macht sich das Bestreben bemerkbar, ja recht deutlich, zu deutlich die lehrhafte Absicht hervortreten zu lassen, das überflüssige und so ganz unangebrachte, wenigstens in dieser unangenehmen Schärfe unangebrachte Moralisiren; manchmal scheint das Märchen nur erfunden und geschrieben zu sein einer leidigen Tendenz wegen. Aber was wollen doch diese Mängel bedeuten, wenn wir uns die Fülle dessen vergegenwärtigen, das so trefflich gelungen, das ein für alle Mal gesagt ist! In diese Märchenwelt, wie sie uns Andersen geschaffen und aufgebaut hat, wollen wir uns hineinversetzen, um ihre Schönheit und Anmuth, ihren Reichthum zu bewundern. Es war tief im Januar, ein furchtbares Schneegestöber tobte, der Schnee wirbelte durch Straßen und Gassen; die Fensterscheiben waren draußen wie mit Schnee überklebt; von den Dächern stürzte er in Massen und die Leute hatten es alle sehr eilig; sie liefen, flogen und fuhren einander in die Arme, sie hielten sich einen Augenblick fest und standen wenigstens so lange sicher. Kutscher und Pferde waren gleichsam überzuckert; die Bedienten standen mit dem Rücken gegen den Kutschenrand und fuhren rücklings gegen den Wind; der Fußgänger hielt sich beständig im Schutze der Wagen, die sich nur langsam im tiefem Schnee vorwärts bewegten, und als sich endlich der Sturm legte und längs der Häuser ein schmaler Steg geschaufelt wurde, blieben die Leute doch auf diesem stehen, wenn sie sich begegneten; keiner von ihnen mochte den ersten Schritt thun und ausweichend in den tiefen Schnee treten, damit der andere vorbeischlüpfen könne. Still und stumm standen sie da, bis endlich wie nach schweigender Uebereinkunft jeder ein Bein preisgab und es in dem tiefen Schneehaufen begrub. Gegen Abend war es windstill, der Himmel sah aus, als ob er gefegt wäre und höher und durchsichtiger gemacht sei, die Sterne schienen nagelneu zu sein und einige waren zur Verwunderung hell und klar. Es fror, daß es knisterte, da konnte wohl die oberste Schneelage so stark werden, daß sie in der Morgenstunde die Sperlinge trug; diese hüpften bald auf, bald nieder, wo geschaufelt war, aber viel Futter war nicht zu finden, und es fror sie nicht wenig. Draußen auf dem Lande war es noch kälter als in der Stadt. Der scharfe Wind strich über die schneebedeckten Felder. Der Bauer saß mit großen Fausthandschuhen in seinem Schlitten, schlug kreuzend seine Arme, um die Kälte auszutreiben; die Peitsche lag auf seinen Knien, die mageren Pferde liefen, daß sie dampften, der Schnee knisterte und die Sperlinge hüpften in den Räderspuren und froren und fragten, wann der Frühling käme. Es daure schon sehr lange. „Sehr lange!" scholl es von dem nächsten schneebedeckten Hügel weit übers Feld hin; es konnte das Echo sein, welches man hörte, aber auch die Rede des wundersamen alten Mannes, der in Wind und Wetter hoch oben auf dem Schneehaufen saß, er war ganz weiß, wie ein Bauer im weißen groben Friesrock, mit langem weißen Haar, ganz bleich und mit großen klaren Augen, des Winters, des alten Manns vom vorigen Jahre, der nicht todt war wie der Kalender sagte, sondern als Vormund für den kleinen Prinzen Frühling das Regiment führte. Und eine Woche verging, es vergingen zwei; der gefrorene Landsee lag starr und sah wie geronnenes Blei aus; es waren feuchte, eiskalte Nebel, die über dem Lande hingen; die großen schwarzen Krähen flogen in Strichen dahin, ohne Geschrei, es war, als ob Alles schliefe. Da glitt ein Sonnenstrahl über den See hin und dieser glänzte wie geschmolzenes Zinn. Die Schneedecke auf dem Felde und auf dem Hügel schimmerte nicht wie früher, aber die weiße Gestalt, der Winter, saß noch dort, den Blick unverwandt nach Süden gerichtet; er bemerkte nicht, daß der Schneeteppich gleichsam in die Erde sank, daß hier und dort ein kleiner grüner Fleck hervorkam; da wimmelte es dann von Sperlingen, die nun fragten, ob jetzt der Frühling käme. „Der Frühling!" klang es über Feld und Flur und durch die schwarzbraunen Wälder, wo das Moos frischgrün an den Baumstämmen glänzte; und aus dem Süden kamen die beiden ersten Störche durch die Luft geflogen; auf dem Rücken eines jeden saß ein kleines liebliches Kind, ein Knabe und ein Mädchen; sie küßten die Erde zum Gruße, und wohin sie ihre Füße setzten, wuchsen weiße Blumen unter dem Schnee hervor; Hand in Hand gingen sie zu dem alten Eismann, dem Winter, legten sich zu neuer Begrüßung an seine Brust und in demselben Augenblick waren sie alle drei und die ganze Landschaft verhüllt; ein dicker schwerer Nebel, schwer und dicht, verschleierte Alles. Allmälig erhob sich der Wind, brausend fuhr er nun dahin, und mit heftigen Stößen verjagte er nun den Nebel, warm glänzte die Sonne, der Winter selbst war verschwunden, des Frühlings liebliche Kinder saßen auf dem Thron des Jahres. Wohin die beiden Kinder sich wandten, brachen grüne Knospen an Büschen und Bäumen hervor, das Gras schoß in die Höhe, das Saatfeld ergrünte immer mehr und immer lieblicher. Ringsumher streute das kleine Mädchen Blumen aus; über und über ruhten sie in seinem aufgeschürzten Kleide, sie schienen dort hervorzuwimmeln, das Kleid war immer voll, wie eifrig es die Blumen auch ausstreute. In ihrem Eifer schüttete sie einen reichen Blüthenschnee über Aepfel- und Pfirsichbäume, daß diese in voller Pracht standen, ehe noch ihre grünen Blätter recht hervorgesprossen waren. Der Wald trug noch sein braungrünes Gewand, Knospe an Knospe; aber der Waldmeister war schon da, frisch und duftend; Veilchen gab es in Fülle, Anemonen und Primeln keimten, in jedem Grashalm war Saft und Kraft. Das war freilich ein Prachtteppich, auf den man sich niederlassen mußte. Dort saß auch das junge Paar des Frühlings Hand in Hand und sang und lächelte und wuchs: immer und immer. Ein milder Regen fiel vom Himmel auf sie herab, sie merkten es nicht. Regentropfen und Freudenthränen verschmolzen in einen Tropfen. Braut und Bräutigam küßten sich, und in demselben Augenblick entfaltete sich des Waldes Grün. Es vergingen Tage und Wochen, die Wärme wälzte sich gleichsam herab; heiße Luftwellen zogen durch das Korn, das immer gelber und gelber wurde. Des Nordens weißer Lotus breitete seine großen grünen Blätter auf dem Wasserspiegel der Waldseen aus und die Fische suchten den Schutz unter denselben; an der Schutzseite des Waldes, wo die Sonne auf die Wand des Bauernhauses niederstrahlte und die entfalteten Rosen und die Kirschbäume, welche voll saftiger, schwarzer, beinahe sonnenheißer Beeren hingen, durchwärmte, saß des Sommers liebliches Weib, dessen Blick an den steigenden dunkeln Wolken hing, welche in Wellenformen wie Berge schwarzblau und schwer sich höher und höher hoben. Sie kamen von drei Seiten; immer wachsend, wie ein versteintes umgekehrtes Meer, senkten sie sich gegen den Wald, wo Alles wie durch einen Zauber verstummt war. Jeder Luftzug hatte sich gelegt, jeder Vogel schwieg; es war ein Ernst, eine Erwartung in der ganzen Natur; aber auf Wegen und Stegen eilten Fahrende, Reitende und Gehende dahin, um unter Dach zu kommen. Da leuchtete es plötzlich, als ob die Sonne hervorbräche, flammend, blendend, Alles verzehrend, und die Finsterniß brach wieder ein bei rollendem Gekrach; das Wasser stürzte in Strömen hernieder, es wurde dunkel und wieder hell, es trat

Digitized by Google

Stille ein und wieder lautes Getöse. Das junge, braungefiederte Röhricht im Moor bewegte sich in langen Wogen, des Waldes Zweige verbargen sich im Wassernebel, die Finsterniß kam, das Licht brach ein, die Stille und das Getöse wechselten. Gras und Korn lagen wie niedergeschlagen, wie hingeschwemmt, als sollten sie sich nie wieder heben. Plötzlich zog der Regen sich in einzelne Tropfen zusammen, die Sonne strahlte und an Halm und Blatt glänzten die Wassertropfen wie Perlen, die Vögel sangen, die Fische schnellten sich über den Wasserspiegel in der Aue empor, die Mücken tanzten und draußen auf dem Stein im salzigen gepeitschten Meerwasser saß der Sommer selbst, der kräftige Mann mit den festen Gliedern mit nassem triefendem Haar, verjüngt von dem frischen Bade saß er im Sonnenschein. Die ganze Natur rings umher war verjüngt, Alles stand üppig, kräftig und schön; es war Sommer, warmer, lieblicher Sommer! Angenehm und süß war der Duft, der aus dem üppigen Kleefelde emporströmte, die Bienen summten dort um die alte Thingstätte; die Brombeerranke schlängelte sich um den Altarstein, der vom Regen gewaschen im Sonnenlicht glänzte, dorthin flog die Bienenkönigin mit ihrem Schwarm und bereitete Wachs und Honig. Nur der Sommer sah es und sein kräftiges Weib; für sie stand der Altartisch mit den Opfergaben der Natur gedeckt. Der Abendhimmel leuchtete wie Gold, keine Kirchenkuppel glänzt so reich und der Mond schien zwischen Abendröthe und Morgenröthe. Es war Sommer! Und es vergingen Tage und Wochen. Die blanken Sensen der Schnitter blinkten in den Kornfeldern, die Zweige des Apfelbaumes bogen sich schwer von rothen und gelben Früchten; der Hopfen duftete lieblich und hing in großen Büscheln und unter den Haselstauden, wo die Nüsse in schweren Dolden saßen, ruhten Mann und Weib, der Sommer mit seinem ernsten Weibe. Des Waldes Blätter färbten sich roth und golden; Farbenpracht kam über die Wälder; die Rosenhecke glänzte mit rothen Hagebutten; die Fliederzweige hingen voll schwerer, großer, schwarzbrauner Beeren; die wilden Kastanien fielen reif aus den schwarzgrünen Schalen und im Waldesgrund blühten die Veilchen zum zweiten Mal. Des Sommers Weib wurde stiller und immer bleicher; es sah die Störche fortfliegen und streckte die Hände nach ihnen aus. Es blickte nach den Nestern hinauf, welche leer standen; in dem einen wuchs die langstielige Kornblume, in einem andern der gelbe Rübsamen, als ob das Nest nur zu deren Schutz und zu deren Umzäunung da sei, und die Sperlinge flogen in die Nester der Störche hinauf. Des Waldes Blätter wurden immer gelber und Laub fiel auf Laub, die Stürme des Herbstes brausten über die Erde, das Spätjahr war weit vorgerückt und auf dem gelben Laub ruhte die Königin des Jahres und schaute mit milden Augen nach dem schimmernden Sterne und der Gatte stand bei ihr. Ein Windstoß wirbelte im Laube; es fiel wieder in Menge. Da war sie verschwunden, aber ein Schmetterling, der letzte des Jahres, flog durch die kalte Luft. Die feuchten Nebel kamen, eisiger Wind blies und die finsteren, langen Nächte schritten einher. Der Herrscher des Jahres stand da mit schneeweißen Locken; aber er selbst wußte es nicht; er glaubte, es seien Schneeflocken, die aus den Wolken fielen; eine dünne Schneedecke breitete sich über das grüne Feld. Und die Kirchenglocken läuteten die Weihnachtszeit ein. Und im frischen grünen Tannenwalde, wo der Schnee lag, stand der Weihnachtsengel und weihte die jungen Bäume ein, die sein Fest verherrlichen sollten. Und mit weißen Locken und schneeweißem Bart saß der Winter eiskalt, gebeugt und betagt, aber stark wie der Wintersturm und des Eises Macht, hoch auf der Schneewehe des Hügels und schaute gen Süden, wo er vorher gesessen und hinausgeblickt hatte. Und in stillen Gedanken nickte der Winter dem blattlosen schwarzen Walde zu, wo jeder Baum die liebliche Form und Biegung der Zweige zeigte, und während des Winterschlafes senkten sich die eiskalten Nebel der Wolken. Dem Herrscher träumte von seiner Jugendzeit und von seinem Mannesalter und gegen Tagesanbruch prangte der ganze Wald in blitzendem Reif. Das war der Sommertraum des Winters. Der Sonnenschein streute Reif von den Zweigen und bald kam hoch durch die Luft der erste Storch, der zweite folgte; ein liebliches Kind saß auf dem Rücken eines jeden und sie senkten sich nieder auf das offene Feld, küßten die Erde und küßten den alten stillen Mann und wie Moses auf dem Berge verschwand er, vom Wolkennebel getragen. — So erzählt uns Andersen die Geschichte eines Jahres im Märchenlande. Und wie sieht es nun sonst im Märchenlande aus? Da leben Kaiser und Könige, gutmüthige alte Papas, die sehr zärtlich gegen ihre ungezogenen, ungerathenen Kinder sind, die selbst das Stadtthor aufmachen und die Freier warnen, wenn diese die drei Fragen lösen und so die Hand ihrer Tochter und Erbin gewinnen wollen, die dann einen Purzelbaum schießen, wenn es einem gelungen ist, das Räthsel zu lösen; aber da leben auch recht unverträgliche, sehr ungemüthliche Könige und Königinnen, die schnell mit dem Hängen und Kopfabschlagen bei der Hand sind, die dann aber immer für ihre Härte und Grausamkeit bestraft werden. Und um diese hohen Herrschaften wimmelt es von Hofdamen und Cavalieren, die Alles nachsprechen und nachmachen, was die Hoheiten vormachen. In dem Märchenlande wohnt der alte Zauberer, der auf einem von vier Pferdegerippen getragenen Thron sitzt, dessen Kissen kleine, schwarze Mäuse sind, die einander in den Schwanz beißen, und dieser häßliche, alte Zauberer ißt so gern Menschenaugen. Da giebt es Alräunchen, Kobolde; da lebt das Grabschwein, der Kirchenzwerg, das Todtenpferd; da empfängt der alte Erlenkönig seinen Dutzbruder aus jungen Tagen, den alten Kobold aus Norwegen, der viele Klippenschlösser von Feldsteinen besitzt. Weit draußen im Meer, wo das Wasser so blau ist, wie die Blätter der schönsten Kornblumen, so klar, wie das reinste Glas, und viel tiefer als irgend ein Ankertau reicht, dort tief unten wohnt das Meervolk. Und weit, weit im hohen Norden im Schloß, dessen Wände von treibendem Schnee, dessen Thüren und Fenster von schneidenden Winden gebildet sind, sitzt die Schneekönigin Jahr aus, Jahr ein, kalt und ernst. Dort wo schwankendes, schaukelndes Moor des Menschen unvorsichtigen Fuß versinken läßt, herrscht der Schlammkönig, von dessen Regierung man aber nicht sehr viel weiß. Im Märchenlande lebt das Fliedermütterchen, die Prinzessin auf der Erbse, Däumelinchen, der Tölpelhans, der große und der kleine Klaus, die Eisjungfer und alle die unzähligen Andern, von denen wir so früh schon lasen, denen wir ein freundliches Andenken bewahrt haben, welche die Freude unserer Kindheit waren und die Erheiterung der späteren Jahre. Denn nicht nur für das langsame Reifen der frühen Jugend sind diese Märchen gedichtet, sie prägten sich uns ein, tief ins Herz, und wieder, wenn wir jetzt in ihnen blättern, erfreut uns ihre ewige Wahrheit, ihr tiefer Sinn im bunten Kleid, der große Ernst im heitern Spiel.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechung.

— Eros und Psyche. Ein Gedicht von Hans Georg Meyer. 2. Aufl. Berlin, Karl Siegismund. — Aus Anlaß der 1. Auflage ist diese Dichtung, die zu den bedeutenderen literarischen Gaben der letzten Zeit gehört, bereits besprochen worden. Wenn wir auf die 2. Auflage eingehen, so geschieht das deshalb, weil wir der Freude darüber Ausdruck leihen möchten, daß so schnell sich die Nothwendigkeit eines Neudrucks ergeben hat. Das fällt um so mehr ins Gewicht, als Meyer sich gar nicht im Gleise der modernen Mode bewegt und die Anhänger des Ueberlieferten dadurch vor den Kopf gestoßen hat, daß er den Schluß der Sage in bedeutungsvoller Weise abänderte, eigenmächtig, wie die Gegner sagten, nicht ohne Berechtigung, wie wir ausgeführt haben. Mag die Stimme der guten Freunde noch so laut erschallt haben, um Meyer's Lob zu singen, eins ist doch sicher, daß diese Neudichtung der Sage von Amor und Psyche sich beträchtlich über das Niveau des Durchschnitts erhebt und eine Leistung von bleibendem Werthe bedeutet, die schließlich für sich selbst sprechen muß. Das Werk hat etwas Gereiftes, wir möchten sagen durch jahrelanges Warten und Erleben und Lagern Gereiftes, das altem, ausgegohrenem Wein gleicht. Der Dichter ist bekanntlich Schulmann. Wie lange mag er gezögert haben, ehe er zur ausführenden That ging, vielleicht hier und da verdrießlich darüber, daß das Amt die Zeit ihm so kurz zuschnitt, die zur Sammlung und dichterischen Arbeit nöthig ist. Um so vollendeter, wie aus einem Guß, fertig, wie Minerva dem Haupte des Zeus entstiegen, ist deshalb das Werk ausgefallen, ein Zeichen dafür, daß es oft gar nicht so übel ist, wenn der Schaffensdrang ein wenig zurückgehalten wird. Dadurch wird Unreifes im Keime erstickt, von dem wir auf dem Büchermarkt schon genug besitzen, und jene sommerliche oder besser gesagt herbstliche Vollreife gezeitigt, die in ihrer Fülle und Kraft den Genießenden erquickt und sättigt.

J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 93. Sonnabend, den 4. August, Abends. 1900.

Raffael's Verklärung Christi. („Die Transfiguration.")

Zum 6. August.

Die italienische Malerei zu Ende des 15. und in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, die Blüthezeit der Renaissancekunst, hat uns mit einer Reihe von Gemälden beschenkt, die über den Wechsel der Jahrhunderte hinaus Gemeingut der Menschheit geblieben sind und dieser wohl immerdar als das Höchste erscheinen werden, was der Genius eines Künstlers zu schaffen vermag — Gemälde, die uns von Jugend auf vertraute Erscheinungen sind, die in Tausenden von Nachbildungen Verbreitung gefunden und in unscheinbaren Blättern bis in die kleinste und ärmste Hütte gedrungen sind. Raffael's sixtinische Madonna und seine heilige Cäcilie, Lionardo's Abendmahl und Tizian's Zinsgroschen, Correggio's heilige Nacht und Michelangelo's Sibyllen und Propheten — wir haben Alle zu ihnen ein persönliches, inniges Verhältniß, auch wenn wir die Originale vielleicht noch nie gesehen haben. Gehört zu diesen Gemälden, in denen und mit denen sich für uns ein ganzes Stück Kunstgeschichte offenbart, zu diesen Werken canonischen Ansehens auch Raffael's Transfiguration, die in der vaticanischen Gemäldesammlung aufbewahrte Verklärung Christi? Die Frage wurde von Raffael's Zeitgenossen und den Generationen, die ihm folgten, dahin beantwortet, daß sie die Transfiguration für das „berühmteste, schönste und göttlichste" von allen seinen Werken hielten, sie wird wohl auch jetzt noch bejaht, während sie unter Umständen eben so sehr verneint wird. Leben wir doch in einer Zeit, wo viele unserer besten Künstler in ihren Ausdrucksmitteln sich der herberen, nicht minder kraftvollen, aber doch derberen Formensprache und naiveren Gedankensphäre der Frührenaissancemeister anbequemen, wo z. B. ein Sandro Botticelli und andere Früh-Renaissancekünstler die gefeierten Größen sind, in einer Zeit, wo auch die Wissenschaft, in der Raffael-Forschung scheinbar an einem Ruhepunkte angelangt, ihr Arbeitsfeld mehr nach rückwärts verlegt hat. Auch darauf hat man neuerdings hingewiesen: heutigen Tages wird es den Meisten viel leichter sein „zu Michelangelo einen Zugang zu finden, als zu der offenen, heiteren, freundlichen Persönlichkeit Raffael's" — in der That, steht Michelangelo in seiner gigantischen Größe unserer Empfindung, dem modernen Menschen nicht näher als Raffael?

Mit Leo X., dem Nachfolger des gewaltigen Julius II., hatte der erste Mediceer den päpstlichen Thron bestiegen: es war für Italien ein nationales Ereigniß, daß aus dem Hause des Cosimo und Lorenzo von Medici ein Abkömmling die dreifache Krone erlangte. Aller Erwartungen waren gespannt: man verglich ihn mit dem aufstrahlenden Sonnengott, mit Augustus, der auf Julius Cäsar gefolgt sei. Und er hat ja auch, soweit Künstler und Humanisten dabei in Frage kamen, die Hoffnungen erfüllt, die die Poeten auf ihn setzten, als sie für Rom den Anbruch des goldenen Zeitalters verkündeten. Man sagt ihm zwar nach, daß er mehr Sinn für die Literatur als für die Kunst besäße und daß die größten Schöpfungen Raffael's in den Stanzen des Vaticans noch den Anregungen seines Vorgängers verdankt würden. Aber man darf nicht vergessen, daß für Leo die berühmten Loggienbilder, die sog. Bilderbibel, und vor Allem die großartigste und vollendetste Schöpfung von Raffael's Hand, ja vielleicht der Malerei aller Zeiten, die berühmten Teppichcartons, entstanden ist. Zudem waren ja die künstlerischen Interessen im damaligen Rom so hoch gespannt, daß ein Mann wie Raffael keineswegs auf den Vatican allein angewiesen war. Wir hören, daß er den zahlreichen Aufträgen, mit denen man selbst aus fremden Ländern an ihn herantrat, nicht gerecht werden konnte und daß es um hohe Summen schwer war, ein Werk von ihm zu erlangen. Das hatten auch die römischen Prälaten zu erfahren, die seine Kunst sich dienstbar machen wollten, und einer hatte sich besonders in Geduld zu fassen, der seiner Stellung nach vielleicht am meisten Anspruch auf Beachtung hatte. Das war der Cardinal Giulio de Medici, der Vetter Leo's, ein Sohn jenes berühmten, in der Pazzi-Verschwörung gefallenen Giuliano, sehr discret von Geburt, da man von seiner Existenz erst nach dem Tode seines Vaters erfuhr, gleichwohl aber von Leo bald nach seinem Regierungsantritt zum Cardinal ernannt und als Clemens VII., wie er sich nannte, berufen, dereinst selbst die dreifache Krone zu tragen. Er trug, so unglücklich für Rom auch sonst sein späteres Pontificat gewesen sein mag, nicht ohne Berechtigung den Namen eines Mediceers: man rühmte ihm Staatsweisheit nach, und unter Leo war er der einflußreichste Mann an der Curie und der leitende Minister des Papstes, ein Protector der Gelehrten und Künstler, ein warmer, wenn auch etwas schlauer und nicht immer ganz selbstloser Verehrer Raffael's, bekannt vor Allem als der Erbauer der neuen Sakristei von San Lorenzo in seiner Vaterstadt Florenz, für die er von Michelangelo jene berühmten Statuen für die Mediceergräber arbeiten ließ. Unter den zahlreichen Titeln und Würden, die er als Cardinal in seiner Person vereinigte, befand sich auch die eines Bischofs von Narbonne, einer südfranzösischen Stadt, deren Kathedralkirche er, zum Ruhme seines Namens und seines Hauses, mit einem Werke eines namhaften Meisters zu schmücken beschloß. Es wäre nun wohl, so meinen wir, das Einfachste gewesen, dem großen Raffael einfach den Auftrag zu ertheilen und sich auf sein Können und seinen Geschmack zu verlassen. Allein der schlaue Cardinal glaubte doch auf Umwegen seiner Sache sicherer zu sein: er wollte zwei Eisen im Feuer halten und es womöglich auf eine Art Concurrenz ankommen lassen, bei der er, der als Zahler nach Allem, was wir erfahren, von Pünktlichkeit nicht viel zu halten schien, schon seine Rechnung zu finden hoffte. Die Zahl der Künstler, die sich um Raffael gruppirten, war sehr groß: Vasari erzählt uns, daß er nie von seinem Hause nach dem Vatican ging, ohne von wohl fünfzig bedeutenden Malern umgeben zu sein, die ihn durch ihr Geleite ehren wollten. Daß solche ihrem Meister als Nebenbuhler zu gefährlich werden oder Muth finden würden — eine solche Befürchtung war selbstverständlich ausgeschlossen. Ein Venezianer war es, der offen bekannte, mit Raffael in die Schranken treten zu wollen, dem zu diesem Zwecke manches Mittel erlaubt schien, das nach dem Begriffe anständiger Leute sich von selbst verbot: es war Sebastiano Veneziano mit dem Familiennamen Luciani, oder Sebastiano del Piombo, wie er in der Kunstgeschichte benannt worden ist. Etwa zwölf Jahre jünger als Raffael, war er bereits im Jahre 1511 von dem kunstsinnigen Gönner der römischen Künstlergemeinde, Agostino Chigi, dem berühmten Bauherrn der Villa Farnesina, nach Rom berufen worden, um in Gemeinschaft mit Soddoma, Raffael, Peruzzi an der Ausschmückung jenes Gartenhauses theilzunehmen; er blieb dann in Rom und aus einer ganzen Reihe von Briefen von ihm ist über die Absicht seiner Pläne kein Zweifel übrig. Er war sicher eines der größten malerischen Talente jener Zeit, der schon in der ihm eigenen, echt venezianischen Farbenpracht über eine sich Geltung verschaffende Stärke seiner Kunst verfügte. Die Kunstgeschichte hat nicht Unrecht, wenn sie ihn unter den größten Porträtmalern der Welt nennt; ein merkwürdiges Schicksal hat aber, als wolle es Vergeltung üben, gewollt, daß mehrere der schönsten Bildnisse seiner Hand, u. A. auch die durch ihre sinnliche Fülle und vornehme Noblesse

ausgezeichnete Fornarina und der berühmte Violinspieler aus Palazzo Sciarra unter Raffael's Namen Weltruf erlangt haben. Sebastiano fehlte es an Aufträgen, infolge dessen auch an Geld. Raffael's dominirende Stellung war ihm ein Greuel; konnte nicht von den vielen Arbeiten, die im Vatican uud von den Prälaten vergeben wurden, auch für ihn Etwas abfallen? Er mußte und wollte es mit dem Gegner, und sei es mit Hilfe Michelangelo's, den er auszuspielen gedachte, aufnehmen. Und er fand auch den Mann, der sein Talent nicht nur zu schätzen wußte, sondern der vor Allem die Kühnheit des Entschlusses besaß, beide Künstler, also auch Raffael, als Concurrenten sich das Feld streitig machen zu lassen. Das war der schlaue Cardinal Giulio von Medici. Es war im Jahre 1517, als er bei Beiden eine große, 4 Meter hohe Altartafel bestellte.*)

Sebastiano machte sich, als er den Auftrag sicher in der Tasche hatte, ungesäumt an die Arbeit. Er wählte die Auferweckung des Lazarus, Christi größte Wunderthat, und hoffte schon mit der Wahl des Themas dem verhaßten Raffael einen Streich zu spielen. Bald ist er ängstlich, Raffael könne ihm an seiner Arbeit etwas absehen, er sorgt, daß er erst nach der Vollendung das Bild zu sehen bekomme, bald bemüht er sich, Michelangelo in Mitleidenschaft zu ziehen, und Michelangelo hat wohl auch, so wenig es uns auch glaublich erscheinen mag, mit Rath und That dem Venezianer beigestanden, denn die Hauptfigur des Lazarus macht unbedingt den Eindruck, als ob sie nach einem Entwurfe seiner Hand gemacht sei. Am Weihnachtstage des Jahres 1519 kann Sebastiano dem Freunde hocherfreut die Vollendung seines Bildes melden. Gewiß, Sebastiano's Bild, das jetzt in der National Gallery in London sich befindet, stellt eine ungewöhnlich tüchtige Leistung dar, eine Leistung, die sogar den Ruf genießt, die bedeutendste malerische Schöpfung des 16. Jahrhunderts zu sein. Aber auch hinsichtlich ihrer dramatischen Wirkung ist die „Auferweckung des Lazarus“ mit ihren mehr als zwanzig Figuren in Lebensgröße, in der Schilderung pathetischer Charaktere, eine wirklich monumentale Schöpfung. Raffael stand also durchaus keinem verachtungswürdigen Gegner gegenüber, ja, und das muß man besonders berücksichtigen, das prächtige, feurige Colorit des venezianischen Meisters mußte für ihn eine Gefahr werden, falls er nicht alle seine Kräfte zusammennahm. Aber, war er so siegesgewiß oder war es ein Uebermaß der auf ihm lastenden Arbeit: im Sommer des Jahres 1518 hatte er mit dem Werke noch nicht einmal begonnen. In seine letzten Lebensjahre fällt allerdings die Vollendung des Freskenschmuckes in der dritten der vaticanischen Stanzen, des Zimmers des Burgbrandes, die der Loggienbilder, die Zeichnung der großen Teppichcartons, die Vollendung des Psychesaales in der Farnesina, vorbereitet wurden die Wandgemälde für den großen Constantinssaal; seit 1515, seit Bramante's Tode, war er Baumeister von St. Peter, er übernimmt die Ausführung anderer Bauten, seit demselben Jahre war er der oberste Aufseher der römischen Alterthümer, d. h. es war seines Amtes, über die Ausgrabungen in und außerhalb der Stadt zu wachen, ja er trug sich mit dem großen Plane, die alte Stadt Rom zu reconstruiren, sie vor den Augen seiner Zeitgenossen in Grundriß und Aufriß wieder erstehen zu lassen. Wir dürfen wohl auf einen geradezu übermenschlichen Grad seiner Arbeitskraft, richtiger gesagt, auf das gottbegnadete Genie schließen, wenn wir hören: er fand nicht nur die Zeit, die Transfiguration bis zum März des Jahres 1520 zu vollenden, sondern sie im Einzelnen, durch Studien, durch Ueberlegungen so sorgsam wie nur wenige seiner Werke vorzubereiten. Man denke daran: die Transfiguration ist ein Gemälde von 4 Meter Höhe und über 2⅔ Meter Breite! Die Kunstwissenschaft zweifelt allerdings bis auf den heutigen Tag daran, daß Raffael sein letztes Gemälde eigenhändig vollendet habe. Die geschäftige Phantasie, die sich freilich auf kein einziges Document zu stützen vermag, hat seit Jahrhunderten den Glauben verbreitet, Raffael sei mitten in der Arbeit vom Tode abberufen worden, das Bild sei da nur zur Hälfte fertig gewesen und Schülerhände hätten es nach des Meisters Tode, allerdings nach seinen Intentionen, vollendet. Die ältesten Quellen, die wir befragen können und die doch allein für uns maßgebend sind, sagen davon gerade das Gegentheil. Vasari bezeugt uns ausdrücklich, daß Raffael „mit eigener Hand fortwährend daran beschäftigt, seinem Werke die letzte Vollendung gab“. Einige interessante Daten über die Vollendung des Bildes gewinnen wir aber aus einem merkwürdigen Briefwechsel, der uns zwischen dem Herzog von Ferrara, dem bekannten Alphons von Este, und seinem Gesandten bei der Curie in Rom im Archiv zu Modena erhalten ist. Alphons hätte gern von Raffael's Hand ein Bild besessen. Raffael verspricht ihm etwas malen zu wollen, er läßt sich auch 50 Ducaten als Anzahlung geben — aber das Bild zu liefern, das fällt ihm nicht ein. Da muß nun der arme Gesandte des Herzogs, Namens Paulucci, von Zeit zu Zeit bei Raffael sein Glück versuchen und in nicht weniger als 22 Briefen, vom August 1516 bis zum 21. März 1520 weiß er in beweglichen Worten seinen Herrn zu vertrösten: Arbeitsüberhäufung, dringende Aufträge von dem Papst, dem König von Frankreich, Cardinälen haben den Meister noch nicht zu dem bestellten Bilde kommen lassen. Und bei diesen Vertröstungen hören wir auch von der Transfiguration. Am 20. Januar 1520, meldet Paulucci: Raffael habe ihm sagen lassen, er werde das Bild für den Herzog bald anfangen, da die Transfiguration sicher zum Carneval fertig sei, und am 21. März wird er gar von dem Meister empfangen — endlich — „die Bilder, die er bei Raffael gesehen, seien nach seinem Dafürhalten sehr schön“.

Die Verklärung Christi — der übliche lateinische Name der Transfiguration ist insofern nicht richtig, als es sich nicht um ein leibliches Schauen thatsächlicher Vorgänge, sondern um eine Vision handelt — soll nach theologischer Auffassung das Bild und Unterpfand sein für Christi verheißene Wiederkunft in göttlicher Herrlichkeit. Das Johannis-Evangelium kennt sie gar nicht; von den übrigen drei Evangelien erzählt sie das des Matthäus am ausführlichsten; Raffael's Quelle dürfte hier zu suchen sein. Die Erzählung ist ja sattsam bekannt: „Jesus nahm zu sich Petrus und Jakobus und Johannes, und führte sie bei Seite auf einen hohen Berg. Da ward er verklärt vor ihnen und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß als ein Licht. Und da erschienen ihnen Moses und Elias, die redeten mit ihm. Und während er redete, da kam eine Stimme aus der Wolke und sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören. Da das die Jünger höreten, fielen sie auf ihr Angesicht, und erschraken sehr.“ Das ist zunächst der Vorgang, der im engeren Sinne dem Künstler als Thema vorlag. Das Gemälde zerfällt in eine obere und in eine untere Hälfte: oben jene Verklärung, ziemlich, aber nicht ganz so, wie sie das Evangelium schildert, unten ein Vorgang, bei dem Menschenfülle, dramatisches pathetisches Leben, man darf sagen: irdische Stimmung in eine heterogene Sphäre führt; oben überirdischer Glanz, eine Vision, unten irdisches Dasein mit seinem Leiden, seiner Ohnmacht. Das Matthäus-Evangelium fährt fort: „Da Jesus mit den Dreien vom Berge herabkam, trat zu ihm ein Mensch, und fiel ihm zu Füßen und sprach: Herr, erbarme Dich über meinen Sohn, denn er ist mondsüchtig und hat ein schweres Leiden. Und ich habe ihn zu Deinen Jüngern gebracht, und sie konnten ihm nicht helfen.“ Das ist der Moment, den uns die untere Hälfte des Bildes vergegenwärtigt: die Eltern bringen ihren mondsüchtigen Knaben zu den zurückgelassenen Jüngern und bitten um Heilung. Die aber können nicht helfen: es fehlt ihnen der Glaube. Halten wir also uns zunächst eines vors Auge: der Vorgang der Verklärung und die Herbeiführung des Mondsüchtigen sind zeitlich parallel nebeneinander herlaufende Vorgänge. Bleiben wir zunächst bei der unteren Hälfte, so gewahren wir auch hier wieder beinahe durch eine Linie, die man hindurch ziehen könnte, zwei wenn auch ungleiche Hälften: links die Jünger, stehend, sitzend, erstaunt, lehrend, nachdenklich, äußerlich bewegt und innerlich versunken; rechts die Gruppe der Eltern mit dem Kinde, das eben convulsivisch sich windet, im Krampfe die Augen verdreht, vom Vater, dessen gespannter Blick, voller Hoffnung, scharf auf die Jünger gerichtet ist, gehalten und sanft vorwärts geschoben wird, vorn knieend die Mutter, ein blühend schönes Weib, mit der Hand auf den Sohn weisend, das Antlitz mit der Bitte zu den Jüngern wendend: helfet unserem unglücklichen Kinde, wenn euch euer Herr und

*) Sebastiano, dessen Bild den Vorzug hatte, nach Frankreich geschickt zu werden, verlangte für sein Gemälde 1000 Ducaten, von denen ihm aber 200 abgestrichen wurden. Der Gesammtpreis für Raffael's Bild war — denken wir immer daran, daß beide Gemälde gleich groß waren — auf nur 655 Ducaten bemessen worden, mit deren Auszahlung er indessen seine große Noth hatte. Denn noch im Jahre 1526, 6 Jahre nach Raffael's Tod, schuldet der glückliche Besitzer des Bildes, der damals schon 3 Jahre Papst war, dem Erben Raffael's noch 224 Ducaten, von denen schließlich aber nur 200 bezahlt worden sind.

Meister dazu die Kraft verliehen hat. Und dahinter Männer und Weiber aus dem Volke, die staunend, rufend, bittend, wohl auch zweifelnd eine Wunderthat verlangen. Im Mittelgrunde gewahren wir den Berg, einen abgeplatteten Felskegel, dessen Höhe selbstverständlich nur dem leiblichen Auge des Beschauers so gering erscheint. Denn der Vorgang, der sich hier abspielt, eben die Verklärung, ist denen, die der Herr unten zurückgelassen hat, nicht sichtbar, weil wir uns den Gipfel des Berges als außer Sehweite entrückt zu denken haben, und weil nach dem biblischen Berichte der Herr den drei Jüngern, die er mitgenommen, ausdrücklich gebietet: ihr sollt dies Gesicht Niemand sagen, als bis des Menschen Sohn von den Todten auferstanden ist. Deshalb wollen die nach oben weisenden Hände von zweien der Jünger unten links nicht sagen: wir können nicht helfen, die Hilfe muß von dem kommen, der da oben in göttlichem Glanze erstrahlt, sondern: wir sind leider allein, der Herr ist auf jenen Berg hinaufgestiegen — und sie weisen nach der Richtung hin, nach der Christus gegangen ist. Zu der strengen Raumgliederung des Ganzen, die dem modernen Auge etwas befremdend erscheint, weil die moderne Kunst den Rhythmus der Gruppenbildung zu Gunsten einer mehr ungezwungenen, freien Compositionsweise aufzulösen liebt, zu dieser schematischen Anordnung paßt denn auch vortrefflich die streng pyramidal aufgebaute Gruppe: Christus mit den beiden Vertretern des alten Bundes. Hier aber weicht Raffael von der biblischen Erzählung, und zwar absichtlich, ab. Nach dem Evangelium steht Christus auf dem Erdboden, während er von dem himmlischen Scheine umflossen wird, stehen auch Moses und Elias — für jeden Künstler ein heikles Thema, diese drei stehenden und die drei vor ihnen geblendet daliegenden Figuren in Beziehung zu bringen. Wie wunderbar hat sich hier doch Raffael geholfen, indem er die Vision dem irdischen Boden entzieht und sie wie eine Art Aureole, eine Himmelsglorie, über die Erde verlegt. Künstlerisch und auch gedanklich hatte er damit außerordentlich viel gewonnen: er löste die steife, sechsgliedrige Gruppe auf in zwei Elemente, die, ein jedes in seiner Art, erst auf diese Weise zu wahrer Geltung gelangen. Er erhöhte aber auch die Bedeutung des Vorganges nach seiner wundersamen Seite hin: der Herr, der auch körperlich größer als die anderen, namentlich die Jünger, gebildet ist, schwebt über Allem, sein Scheitel bezeichnet den höchsten Punkt des Bildes, er erscheint als die Quelle des überirdischen Lichtes, die Scenerie wird großartiger, feierlicher, sie wird überzeugender gestimmt. Und nun die wunderbare, lichtbeschwingte, diese so großartig wahre Haltung der Figuren, dieser Ausdruck des Schwebens, des Emporgehobenwerdens — ist in diese Figuren nicht eine Empfindung der Hoheit und dabei doch des überzeugend Wahren hineingetragen, daß wir Heinrich Wölfflin zustimmen müssen, wenn er die ganze Gruppe kurz so charakterisirt: „Wenn Raffael der Welt nichts Anderes hinterlassen hätte, so wäre sie ein vollkommenes Denkmal der Kunst, wie er sie verstand.“ Raffael ist allerdings nicht der Erste gewesen, der die Verklärungsscenerie in dieser Weise aufgelöst hat. In einem der Wandfresken im Cambio zu Perugia hat schon sein Lehrmeister Perugino den Heiland mit den Vertretern des alten Bundes in eine überirdische Sphäre versetzt: er stellte Christus auf Wolken stehend dar, zu seinen Seiten knieen ihn anbetend Moses und Elias — aber wie viel freier steht dieser archaisch-befangenen Anordnung die Raffael'sche Conception in ihrer imposanten Lichtwirkung gegenüber! Und dann bei Raffael: die verschiedenartige Abstufung, die die Lichtfülle auf die drei am Boden liegenden Lieblingsjünger ausübt: während Petrus noch nach oben zu der Herrlichkeit des Herrn zu blicken wagt, aber geblendet die Augen schließen muß und gleichsam abwehrend die eine Hand erhebt, ist Johannes zur Rechten rückwärts gesunken, das Haupt ist geneigt und wird von Arm und Hand beschattet, und endlich Jakobus liegt auf dem Boden, sein Gesicht, der Verklärung abgewendet, wird von beiden Händen bedeckt. Welch' feine äußere Abstufung in der Charakterisirung der Männer, die in Christi Fußtapfen zu treten berufen waren! Gegenüber der Symmetrik in dem betrachteten oberen Abschnitt des Gemäldes fallen links, vor einem Baume knieend, zwei Männer auf. Sie ertragen den Schein des Lichtes, der auf sie fällt, ja mehr als das: Der Eine läßt, in Ergebenheit nach oben blickend, die Hände fallen, der Andere vereinigt sie im Gebet; er hofft auf Erhörung durch den Herrn. Es sind zwei Cardinal-Diakonen; wir werden sehen, was es mit ihnen für eine Bewandtniß hat.

Die Kritik hat sich mit keinem Werke Raffael's in dem Maße befaßt und es auf seine ästhetische Anlage hin so untersucht wie die Transfiguration. Auf der einen Seite hat man Raffael den Vorwurf gemacht, er habe sich gegen eine fundamentale ästhetische Glaubensregel versündigt, auf der andern ist man bemüht, den großen Meister, den „Göttersohn“, wie ihn Springer nennt, von allen Anklagen loszusprechen. Die meisten dieser Vorwürfe wiegen leicht und sie bedürfen eigentlich, seitdem sie schon seit Menschenaltern zurückgewiesen und schon von Goethe mit Erfolg bekämpft sind, kaum einer eingehenden Kritik. Aber man muß sie doch erwähnen, weil sie auch mit zu der Geschichte der Bilder gehören. Es war zuerst wohl Friedrich Schlegel, der im Jahre 1808 in seinen Briefen aus Paris, wohin das Bild im Jahre 1797 durch den Napoleonischen Kunstraub gebracht worden war, ein scharfes Tadelsvotum gegen die Transfiguration schleuderte: er tadelt die Wahl der dargestellten Seelenzustände und den zu heftigen theatralischen Ausdruck; hierdurch wird ihm das Werk zu einem rechten Markstein des Abfalls von der Würde der kirchlichen Kunst. Und merkwürdig, diese Angriffe richten sich gerade gegen die obere Hälfte, deren künstlerischer Aufbau uns so großartig erscheint. Schwerer wog indessen ein anderer Vorwurf, der, wäre er begründet, allerdings Raffael's ästhetisches Glaubensbekenntniß stark discreditiren würde. Man fabelte von einem Dualismus in der Composition, von einer doppelten Handlung: Raffael habe zwei an und für sich selbstständige und allenfalls nur durch die Zeiteinheit verbundene Scenen zu einem Gemälde zusammengearbeitet. Um sich die Einheit der Handlung zu vergegenwärtigen, muß man sich die Frage vorlegen: hat denn Raffael in der unteren Hälfte die Heilung des mondsüchtigen Knaben dargestellt? Gerade das Gegentheil. Die Jünger können nicht helfen, weil der Herr nicht unter ihnen ist, und das entspricht vollständig der biblischen Erzählung. Der Beschauer soll aber doch nicht nur von der Ohnmacht der Jünger eine Vorstellung erhalten — angenommen Raffael hätte diese allein dargestellt, wäre das nicht für ein katholisches Altarbild, überhaupt für ein Werk, das zur Andacht stimmen soll, ein merkwürdiger Gegenstand? — sondern er muß sich doch auch sagen können, warum die Hilfe in diesem Augenblicke nicht möglich ist, ja nicht nur das: Die innere Befriedigung, die wir beim Betrachten eines Werkes aus der christlichen Heilslehre empfinden sollen, muß uns weiter sagen: die Hilfe, die Heilung, die hier begehrt wird, die muß kommen, und daß sie kommen wird, das sagt uns der Hinweis auf die Person Christi. Und auch äußerlich hat der Meister ja die innere, enge Beziehung der beiden Theile hergestellt: die Gesten verbinden auch gedanklich wie zwei Klammern unten und oben. Das ist nicht nur möglich und erlaubt, das ist auch künstlerisch und echt raffaelisch. Dann hat man aber auch den — zweifellos vorhandenen — doppelten Augenpunkt getadelt, und demzufolge auch die doppelte, verschiedenartige Beleuchtung; die Figuren oben empfangen ihr Licht von der Glorie, in der Christus verklärt wird, die unten dagegen von der Seite, von links. Die Figuren oben erscheinen nicht in perspectivischer Verkleinerung, sondern, wenn auch nicht ganz so groß wie die des Vordergrundes, so doch wesentlich größer, als sie das leibliche Auge in so großer Ferne erschauen würde. Dieser Ausweg, in einem gegebenen Raum die Contraste so aneinander zu rücken, ist indessen eine künstlerische Absicht, eine künstlerische Freiheit, die in der Kunst traditionell war und auch von Raffael oft genug schon benutzt worden war, um mit dem Irdischen einen Blick ins Transcendentale zu verbinden. Schon bei der frühen Krönung Mariä vom Jahre 1502, auffallender noch bei der Madonna von Foligno vom Jahre 1512, allgemein bekannt aber in der Disputa, hat er Verwandtes geschaffen: er führt den Beschauer in Sphären, die — in der Disputa z. B. — der um das Sacrament vereinigten Gemeinde verschlossen sind. Wir haben es hier also nur mit einem Zugeständniß zu thun, das für die sinnliche Wahrnehmbarkeit bestimmt ist. Neu ist in der Transfiguration gegenüber jenen früheren Werken nur der gesteigerte Ton, die Bewegung in der Gruppe, die Bildung in den Gewandmotiven: das ist aber der große Stil, der Raffael's letzte Werke auszeichnet. Man kann sich mit diesen Deutungsversuchen, soweit sie sich durch eine unbefangene, nicht von Speculationssucht bestimmte Betrachtung des Bildes ergeben, zufrieden stellen lassen, obwohl immer wieder der Versuch gemacht wird, den Künstler geistreicher erscheinen zu lassen, als er gewesen ist. Denn das ist das Schicksal von vielen bedeutenden Werken, nicht nur der bildenden Kunst, es wird in sie hineingeheimnißt, die Intentionen ihrer Schöpfer werden in ihrer Harmlosigkeit und Ursprünglichkeit ins Gegentheil

verkehrt. Doch ist es vielleicht nicht uninteressant, auf eine Frage noch eine Antwort zu suchen, die sich unwillkürlich ergiebt, wenn man den kirchlichen Bilderkreis der Kunst sich vor Augen hält: Was mochte wohl Raffael veranlassen, gerade das Thema der Verklärung Christi zu wählen und dies Thema in Verbindung mit der Vorführung des mondsüchtigen Knaben zu bringen? Sebastiano's Concurrenzbild schildert die Auferweckung des Lazarus — wäre da nicht eine ebenfalls große Wunderthat Christi seinerseits am Platze gewesen? Man hat da nun gemeint, daß die Transfiguration mit all ihren Bezügen im unmittelbaren Leben der Kirche wurzele, in den actuellen Ereignissen, die die christliche Welt, das Papstthum, den römischen Hof und die Hierarchie damals tief berührten: nämlich in der Türkengefahr, die damals als unheimliches Gespenst wieder vor Aller Augen stand. Papst Calixtus III. hatte zur Erinnerung an den Sieg der christlichen Heere bei Belgrad im Jahre 1456, zur Erinnerung an jene angsterfüllte Zeit das Fest der Verklärung gestiftet. Im Jahre 1517 sei die Gefahr wieder sehr groß gewesen, namentlich für die Küstengebiete des Mittelländischen Meeres, also auch für Narbonne, die Bischofsstadt des Cardinals von Medici. Deshalb habe dieser Raffael das Thema gegeben; und Raffael habe, um die Anspielung recht deutlich werden zu lassen, in jenen beiden Diakonen, die oben links zur Seite knieen, zwei der Märtyrer des 6. August, des Tages der Verklärung, Felicissimus und Agapitus angebracht. Allein, seit der Stiftung des Verklärungsfestes waren 60 Jahre verstrichen, und es ist sehr fraglich, ob das Fest gerade für den Cardinal von Medici so bedeutsam war. Das Gemälde ist ja auch nie nach Narbonne gekommen, zweifelhaft war es von Haus aus, was mit ihm werden sollte, und: wie will man denn da Sebastiano's Auferweckung erklären? Man darf dem gegenüber eine andere Vermuthung wagen. Jene beiden, betenden Diakonen haben doch gewiß irgend eine Bedeutung. Grimm nennt sie allerdings „unverschämte Zusätze, die anzubringen Raffael ohne Zweifel genöthigt wurde". Es liegt sehr nahe, sie für Schutzheilige der Mediceer zu halten, für den heiligen Julianus und den heiligen Laurentius, Namen, die zu den besten der Mediceer zählten, Namen, die vor Allem für den Cardinal Giulio von Bedeutung waren: der eine Heilige war sein eigener Namenspatron, als Vicekanzler war er aber Cardinal-Titular von San Lorenzo in Damaso. Erinnern wir uns der persönlichen Huldigungen, die Raffael in den Fresken der vaticanischen Stanzen Julius II. und Leo X. darbrachte, konnte er eine solche Huldigung nicht auch seinem Cardinal erweisen? Wir wissen über dessen Jugend nichts; in seinem Aeußeren macht er einen leidenden Eindruck, es liegt etwas Abgespanntes, Müdes, Nervöses in seinen Zügen: war er vielleicht wie der mondsüchtige Knabe dereinst selbst epileptisch gewesen und waren es die Heiligen seines Hauses, sein eigener Schutzpatron, deren Fürsprache er seine Heilung verdankte?

Wir besitzen von keinem anderen Tafelgemälde des Künstlers, die Grablegung der Villa Borghese eingeschlossen, so viele Studien und Entwürfe, in Kreide und Röthel und unmittelbar von der Natur gezeichnet, wie von der Transfiguration. Köpfe und Hände, Arm- und Beinbewegungen hat er mehrfach in Originalgröße zu Papier gebracht, die ganze Composition wohl auch, wie wir schließen dürfen, wenn die erhaltenen Entwürfe auch als Schülerarbeiten oder Copien zu gelten haben, in allen einzelnen Figuren, jede ohne Gewandung, so wie sie sich in der unmittelbarsten Lebensäußerung darbot, aufgezeichnet. Man hat auch fühlen wollen, daß er bei seiner Arbeit den Verstand zu Hilfe gerufen habe und im Einzelnen mehr, als er sonst zu thun pflegte, seine Ueberlegung walten ließ. Schließlich drängt sich dem Auge des Forschers, der zur Beurtheilung eines Kunstwerkes nach Vergleichspunkten sucht, noch eine Beobachtung auf, die Raffael's Arbeit in einem eigenartigen Lichte erscheinen läßt. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß bei Raffael in bewußter Absicht eine ganz bestimmte Beziehung zu Lionardo da Vinci, zu seinem berühmten Abendmahle entstanden ist. Es kann kein Zufall sein, daß an einzelnen Aposteln Raffael's dieselben Typen von Bewegungen und Gesten beobachtet werden können, wie beim Abendmahle — und in der That, wenn wir die Mittelgruppe der vier Apostel genau in's Auge fassen, ein Jeder findet in Ausdruck, Bewegung und psychologischer Charakteristik sein Vorbild bei Lionardo. Das Abendmahl in Santa Maria delle Grazie ist um etwa 20 Jahre älter als die Transfiguration: Was konnte Raffael bewegen, in jener Zeit, da er selbst noch ein Lernender war und unter Lionardo's Einfluß gestanden hatte, wieder zurückzukehren? Diese starke Bewegtheit in der Masse, die Steigerung des Affects bis zum höchsten dramatischen Conflict, die — wohlverstanden gegenüber der rhythmisch aufgebauten Gruppe der oberen Hälfte — freiere Compositionsweise in der Anordnung der Figuren, einige beinahe barocken Elemente, alles Das bei einem Altarbilde — dieses ganze Lossagen von dem bisher Ueblichen, dieses Aufgeben der strengen Gliederung war doch vielleicht im Hinblick auf Sebastiano erfolgt, dessen Werke etwas ganz Ungewöhnliches gegenübergestellt werden sollte. Allein man muß sich hüten, hier etwa ein Preisgeben der eigenen, künstlerischen Individualität, ein Haschen nach ungewöhnlichen Effecten suchen zu wollen. Denn wenn wir genau zusehen, so hat sich auch dieses letzte Stadium in des Meisters Entwickelung allmälig vorbereitet. Den Schlüssel liefert uns das berühmte Freskobild in der Stanza d'Eliodoro, die Vertreibung Heliodor's aus dem Tempel. Schon hier finden wir im Einzelnen die Elemente, die in der Transfiguration in der höchsten Steigerung erscheinen.

Bei der Sorgfalt, mit der Raffael an das Werk gegangen ist, fällt uns Angesichts des Originals, trotz der ungünstigen Aufstellung und Beleuchtung in der vaticanischen Pinakothek, Eines zu unserem Leidwesen auf: der Mangel an coloristischer Wirkung, die, namentlich in der unteren Partie deutlich wahrnehmbaren dumpfen, schwarzen Schatten, die das ursprünglich beabsichtigte leuchtende Helldunkel vollständig zerstört haben. Durch Beimischung von Ruß zu den Farben — Ruß von verbranntem Papier, Lampenruß, Buchdruckerschwärze — wollte Raffael den Farben eine größere Leuchtkraft geben. Es ist ein altes Recept, das man schon in den Malertractaten des 14. Jahrhunderts finden kann. Die Historiker, nach deren Meinung Raffael die Transfiguration bei Lebzeiten nicht vollendet habe, machten es sich leicht: sie machten einen Schüler zum Sündenbock und schoben dem die coloristischen Schwächen in die Schuhe. Andere meinten: Schüler hätte Raffael überhaupt, noch während er an dem Bilde thätig war, zur Arbeit herangezogen. Das widerspricht aber nicht nur aller Wahrscheinlichkeit, sondern der directen, sehr klaren Ueberlieferung. Müssen wir uns doch die Frage vorlegen: wußte nicht Raffael ganz genau, wo sein venezianischer Nebenbuhler Sebastiano am stärksten war? Und da hätte er von jungen Leuten, die selbst erst bei ihm lernten, gerade da, wo er vielleicht im Nachtheile war, sich in seiner Arbeit herumpfuschen lassen sollen? Doch gewiß nicht. Nein, wir müssen es unumwunden zugestehen: Raffael war, wie alle großen Künstler, wie heutigen Tages ein Böcklin, Lenbach, Stuck u. A., ein Experimentator; ganz genau so wie ein Lionardo, dem seine Experimente den Untergang seines Abendmahls gekostet haben. Er versprach sich von der Anwendung des Rußes, ebenso wie andere Künstler, wie Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto u. A., einen coloristischen Reiz und den hat das Bild auch in der ersten Zeit nach seiner Vollendung besessen. Das bestätigt uns ganz unbefangen Vasari: „Da Raffael als ein Mann von Urtheil die coloristischen Schwächen in den Farnesina-Fresken, die er von Anderen nach seinen Zeichnungen hatte farbig ausführen lassen, erkannte, wollte er die Transfiguration allein und ohne Hilfe ausführen. Und hatte er nicht aus Eigensinn Rußschwarz genommen, das seiner Natur nach mit der Zeit immer tiefer nachdunkelt, so glaube ich, würde dies Werk heute noch frisch dastehen wie damals, als er es malte, statt einen trüben Ton zu haben."

Am 6. April 1520, einem Charfreitage, schied Raffael aus dem Leben. Ein hitziges Fieber hatte sein Leben in den schönsten Jahren, ihn selbst auf der Höhe seines Ruhmes gebrochen. Die Leiche muß wohl für die, welche um den Heimgegangenen trauerten, eine große Gefahr gewesen sein, denn die Bestattung hatte binnen Tagesfrist zu erfolgen. Er war in der Charfreitagsnacht gestorben: an seiner Bahre stand, als hätte er selbst den schönsten Theil seiner Leichenfeier vorbereiten wollen, die Transfiguration. So strahlte der himmlische Glanz des Heilands aus auf sein eigen verklärtes Haupt, und als sich vermuthlich noch am nämlichen Charfreitage der Leichenzug nach dem Pantheon, wo dem Meister die letzte Stätte bereitet ist, bewegte, da war sich Jeder bewußt des großen Momentes, der ein Heldenzeitalter der Kunst abzuschließen scheint.

V.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 94. Dienstag, den 7. August, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

XIV. Das Kunstgewerbe. (Forts.)

3) Von den Schmucksachen und Metallwaaren. Je eingehender man sich mit der kunstgewerblichen Abtheilung beschäftigt, desto mehr kommt man zu der Erkenntniß, daß Deutschland bei allen den Sachen, die für einen größeren Abnehmerkreis berechnet sind, außerordentlich Tüchtiges leistet, daß es aber bei den eigentlichen Luxusgegenständen doch noch erheblich hinter Frankreich zurücksteht. Am stärksten kommt dies bei den Schmucksachen zum Ausdruck. Kommt man, bevor man etwas Anderes gesehen hat, zu der Sammelausstellung des Pforzheimer Kunstgewerbevereins, so ist man hoch erfreut über den frischen Zug, der seit einigen Jahren durch diesen Gewerbszweig weht. Die kleinen Nadeln und Brochen von Fahrener, die Gürtelschnallen, Armbänder und Kämme von Zerrenner, die goldenen Broschen mit Kinderköpfchen von Falk, die Cigarrenetuis und Handspiegel mit Emailmalerei auf Gold, die zum Theil von Professor Christiansen-Darmstadt entworfen sind, und die mit in Gold gefaßten Perlenschalen gezierten Flacons und Dosen von Kuppenheim sind, wenigstens zum Theil, recht anmuthig und geschmackvoll und dabei außerordentlich preiswerth. Nebenan haben die beiden Berliner Juweliere Werner und Schaper ausgestellt. Werner verwendet bei seinem Frauenschmuck vor Allem tieffarbige Halbedelsteine, Schaper Perlen und Diamanten. Manch gelungenes Stück befindet sich unter ihnen, das in Berlin begreifliches Aufsehen gemacht hat. Aber nun gehe man hinüber zu den Franzosen und zwar schnurstracks zu Meister Lalique, der vier große Glasschränke mit seinen Werken gefüllt hat. Es ist, als käme man von braven Provinzhandwerkern her zu einem ganz großen Künstler. Jedes Diadem, jede Halskette, jedes Armband, jede Schnalle, jeder Kamm ist ein vollendetes Kunstwerk, vollendet in der Idee wie in der Ausführung. Alles ist von der seltensten Pracht, und doch macht sich nie ein Zuviel bemerkbar. Und welche Kenntniß des Materials, welch' sichere Berechnung seiner Wirkungen, welch' unfehlbarer Geschmack in der Zusammenstellung der Farben! Beschreiben lassen sich diese aus einer Märchenwelt zu stammen scheinenden Werke natürlich nicht. Da ist z. B. ein Fuchsienzweig, bei dem die feinste Blattmaserung durch grüne und die Blüthen durch milchweiße in ganz zarte goldene Aederchen gefaßte Emailstücke wiedergegeben sind. Dann ein Halsband, bei dem nach allen Seiten Gehänge mit schwarzen Schwänen auf meergrünem Grunde herabhängen. Natürlich sind diese Sachen höchst kostbar, aber sie sind noch lange nicht so theuer wie große Diamanten oder Perlen, und wieviel mehr befriedigen sie einen geläuterten Geschmack! Allerdings haben die Diamanten den Vorzug, daß man sie immer wieder anders fassen lassen kann. Für das Hamburger Museum sind jetzt zwei herrliche Kämme und eine Schnalle erworben worden, andere Museen werden nachfolgen und hoffentlich wird auch für Leipzig sich irgend ein Schmuckgegenstand erschwingen lassen. Allerdings wird Lalique schwerlich in Deutschland Nacheiferer finden, da der Abnehmerkreis hier noch viel zu klein ist. In Paris haben seine Schöpfungen so viele Liebhaber, daß er fast nur auf Bestellung zu arbeiten braucht. Und dabei ist er durchaus nicht der Einzige. Neben ihm ist vor Allem Colonna zu nennen mit seinen etwas einfacheren aber äußerst gediegenen Sachen, für die Bing's Art nouveau den Verkauf übernommen hat, dann Foy, der vor Allem einige ganz prachtvolle Kämme ausgestellt hat, und Fouquet. Vever bringt in alter und neuer Art Vorzügliches. Man soll aber nicht meinen, daß alle französischen Juweliere die neue Bewegung mitgemacht haben. Eine ganze Anzahl suchen noch ihren Ruhm in der Auswahl und Zusammenstellung besonders prächtiger Edelsteine und Perlen. So hat Coulon ein Perlenhalsband ausgestellt, das ihn selbst angeblich mehr als 600 000 Fres. gekostet hat. In zwanzig Reihen stehen nicht weniger als 3600 Perlen von tadelloser Schönheit und ganz gleichmäßigem Glanze nebeneinander. Natürlich werden diese Schaukästen von den Ausstellungsbesuchern förmlich belagert. Wie viele Millionen mögen hier aufgespeichert sein!

Bei den Gold- und Silbergeräthen scheinen die Franzosen nicht die Fortschritte gemacht zu haben, die man von ihnen erwartet hatte. Die meisten großen Firmen stehen der neuen Bewegung immer noch ziemlich zaudernd gegenüber. Die schönsten Erfolge hat Cardeilhac zu verzeichnen. Dagegen erinnere ich mich von Falize schon schönere Sachen gesehen zu haben. Die englischen und amerikanischen Aussteller haben eine Menge kostbare Sachen ausgestellt, aber nur wenige, die zugleich neu und geschmackvoll sind. Beachtenswerth sind die mit sehr einfachen Mustern nach Bindesböll und Slott-Möller geschmückten Becher des dänischen Hofgoldschmieds Michelsen, sehr anmuthig ein Service des Holländers Begeer. In Italien arbeitet man hauptsächlich in pompejanischem Geschmacke. Außerordentlich reichhaltig ist auch hier die deutsche Abtheilung. In der ersten Etage sind zunächst gegenüber dem großen Mosaikbilde von Koch an sehr auffallender Stelle einige große Prunkstücke aufgestellt worden. Ein hoher und schlanker Zimmerbrunnen mit der Gestalt der Musik, den Medaillons von Beethoven, Mozart und Wagner, den Rheintöchtern und anderen kleineren Figuren und überreichen Blumen- und Fruchtguirlanden, der nach dem Entwurf des Professors Otto Rieth von Bruckmann in Heilbronn in edelstem Material ausgeführt worden ist, zieht vor Allem die Aufmerksamkeit auf sich. Leider sind die Verhältnisse nicht ganz glücklich, sodaß der Eindruck der Ueberladenheit die Obhand gewinnt. Die anderen kleineren von Bruckmann ausgestellten Gegenstände sind weit erfreulicher. Neben dem Brunnen fällt ein mächtiger, prachtvoll gearbeiteter Auerhahn von Neresheimer in Hanau ins Auge. Dagegen kann ich weder dem nach Eckmann's Entwurf von Werner-Berlin ausgeführten Regattapreis, noch dem Pokal der Stadt Magdeburg von Chevalier sonderlichen Geschmack abgewinnen. Gut sind die silbernen Becher und Schalen von Professor Groß in Dresden. Andere Prunkstücke befinden sich in dem zwar noch nicht ganz vollendeten aber doch wenigstens eröffneten Festraum gegenüber, den der verstorbene Fabrikant Pallenberg nach dem Entwurfe Melchior Lechler's fürs Kölner Kunstgewerbemuseum hat herstellen lassen. Er wird manch Einen ebenso enttäuschen, wie er mich enttäuscht hat. Widemann-Berlin hat hier zwei große silberne Kandelaber, Director Götz-Karlsruhe und Bildhauer Lessing-Berlin haben die von ihnen für den Großherzog von Baden und den Herzog von Anhalt entworfenen silbernen Tafelaufsätze ausgestellt. Auf Götz' Entwurf gehen auch die beiden in der großen Halle aufgestellten reichen Ehrenschreine für den Großherzog von Baden und v. Bennigsen zurück. Es sind achtungswerthe Leistungen in alten Stilweisen. Im Uebrigen sei auf die Sammelausstellung der Edelmetallindustrie Schwäbisch-Gmünd, in der sich neben vielem Geschmacklosen manches recht gute Stück befindet, und auf die zahlreichen Arbeiten des Münchner Professors Fritz v. Miller hingewiesen. Sein Willkomm-Pokal für den Reichstag ist leider eine seiner schwächsten Leistungen. Das kostbare Salta-Spiel von Friedländer-Berlin ist mehr ein Curiosum als eine wirklich künstlerische Arbeit.

Die großen französischen Bronzefabrikanten Barbedienne, Thiébaut, Siot-Decauville, die natürlich ausgezeichnet vertreten sind, hatten bis vor Kurzem auf dem Weltmarkt keine ernsthaften Nebenbuhler. Das scheint jetzt anders werden zu sollen. Ganz besonders erfreuliche Fortschritte sind auch hier wieder in Deutschland zu verzeichnen. Die Actiengesellschaft Gladenbeck in Friedrichshagen bei Berlin hat eine große Anzahl Einzelfiguren und Gruppen ausgestellt, deren treffliche Ausführung auch bei den Franzosen lebhafte Anerkennung findet. Neben ihr machen besonders Milde und Cie. in Dresden und Paul Stotz in Stuttgart dem deutschen Gewerbe Ehre. Geradezu eine Ueberraschung für die Franzosen aber sind die guten und billigen Zinnsachen, die bei uns hergestellt werden. Die Erzeugnisse der beiden Kölner Firmen Kayser und Schmitz sind nicht durchweg einwandfrei, aber sie zeigen im Großen und Ganzen so viel Geschmack und eine solche Güte der Ausführung, wie man sie bei fabrikmäßig hergestellten und für den Massenverkauf bestimmten Waaren sehr selten antrifft. Der verständnißvolle Kunstfreund wird ihnen allerdings die etwas theureren aber mit der Hand gearbeiteten Krüge und Teller von Mory, Josef Lichtinger und Ludwig Lichtinger in München vorziehen. Für den Letzteren haben die Bildhauer Groß in Dresden und Glaser, Gradl und Schmid in München sehr reizvolle Entwürfe gemacht. Die Werke der französischen Zinnkünstler Brateau, Desbois, Bassier u. s. w. sind viel durchgebildeter, aber es will mir scheinen, daß sie ebenso gut in Bronze oder in Silber ausgeführt sein könnten, daß die Künstler den eigentlichen Charakter dieses billigen Materials verkannt haben. Auch bei den Schmiedearbeiten nimmt Deutschland eine gute Stellung ein.

4) Von den Teppichen, Stickereien und Spitzen. Während die Porzellan-Manufactur von Sèvres nach dem Tiefstand der 70er und 80er Jahre einen höchst erfreulichen Aufschwung genommen hat und sich jetzt wieder auf der vollen Höhe befindet, scheint bei der anderen berühmten Staatsfabrik, den Gobelins, die Krisis noch lange nicht überwunden zu sein. Ihr jetziger Director Guiffrey kennt deren Ursachen sehr gut, er weiß, daß es ein Unding war, beliebige Oelgemälde zu copiren, mehrere Arbeiter sich Jahre lang abmühen zu lassen um einer Wirkung willen, die der Maler in ein paar Wochen erreicht. Aber es scheint an den richtigen Künstlern zu fehlen. Die Wandteppiche nach Maignan und Ehrmann bedeuten zwar einen erfreulichen Schritt zum Besseren, bleiben aber noch weit hinterm Ziele zurück. Wie Jean-Paul Laurens aber einfach auf alte Vorbilder zurückzugehen, völlig archaistisch zu componiren, ist doch nur eine Umgehung, keine Lösung der Schwierigkeit. Auch die Privatfabriken in Aubusson, Hamot und Braquenié an der Spitze, leisten da das Beste, wo sie einfach alte Vorbilder copiren. Viel frischer und verheißungsvoller ist der Zug, der durch die nordische Teppichweberei geht. Am vorzüglichsten sind die Leistungen Norwegens. Gerhard Munthe's allzu stilisirte Formen mögen ja wohl zunächst etwas befremden, die zarten Farben und die Innigkeit und Lieblichkeit der Compositionen der Frau Frida Hansen, die sich den besonderen Forderungen der Technik so prachtvoll anpassen, werden Jedermann fesseln, der Gefühl für decorative Schönheit besitzt. Besonders reizend ist die fürs Hamburger Museum angekaufte „Milchstraße“, eine Schaar lieblicher Mädchen, die in weißen sternenbestickten Gewändern und Schleiern über den Nachthimmel hinziehen. In Schweden schließen sich Alf Wallander und Larsson diesen Beiden würdig an. Deutschland kann ihnen nichts Ebenbürtiges an die Seite stellen. Die Kunstwebereien, die die Scherrebecker Fabrik nach Zeichnungen namhafter deutscher Künstler ausgestellt hat, besitzen den Werth interessanter Versuche.

Will man schöne Stickereien sehen, so muß man vor Allem in die japanische Abtheilung des Palastes der Garne und Gewebe gehen. Nicht Alles ist hier ersten Ranges, aber unter den grau in grau gehaltenen Wandschirmen und Wandbekleidungen befinden sich einige Stücke von solcher Schönheit der Composition, Feinheit des Tones und Sorgfalt der Ausführung, daß sie schlechterdings nicht zu übertreffen sind. Die allergrößte Bewunderung verdienen die Thiere, insbesondere die Reiher und Affen, bei denen jedes einzelne Federchen und Härchen wiedergegeben zu sein scheint, aber auch in der Darstellung der Bäume und des Wassers sind die Japaner schwerlich je zu erreichen. In Europa zeichnen sich auch hier wieder die nordischen Länder, und zwar vor Allem Schweden aus. Sie versuchen es gar nicht, mit Japan in Wettbewerb zu treten, sondern legen den Nachdruck auf kräftige einfache Zeichnung und volle harmonisch gestimmte Farben. In der deutschen Abtheilung seien die Stickereien der Frau Henriette Mankiewicz in Dresden und der Wandschirm von Otto und Hanna Ubbelohde in München im Riemenschmied'schen Zimmer hervorgehoben. Bei den Spitzen zeigen sich nicht gar viele Ansätze zu Neuem. Belgien und Frankreich, Venedig und die Schweiz wiederholen im Allgemeinen frühere Muster oder schließen sich bei den neuen doch noch an die alten an. Sehr ehrenvoll behauptet sich neben ihnen die Sammelausstellung der Vogtländischen Spitzenindustrie, die in ganz prächtigen Schränken ausgezeichnet zur Geltung kommt. Die schönsten ganz neuen Muster hat die Wiener Kunstgewerbeschule geschickt, die Museen reißen sich förmlich um die wenigen ausgestellten Stücke. Eine besondere Erwähnung verdienen die wundervollen farbigen Spitzen von Aubert und Robert in den Räumen der französischen Union centrale des Arts décoratifs. Auf diese Union sei überhaupt nachdrücklichst hingewiesen. Ihr nach Entwürfen von Georg Hoenbschel in reichster Holzschnitzerei ausgeführter und mit einem Wandgemälde von Besnard gezierter Mittelsaal enthält die Schätze des künftigen Pariser Museums für Kunstgewerbe, eine wundervolle Sammlung von Schöpfungen der ersten Künstler. — Hier seien auch gleich die Lederarbeiten angeschlossen. Die reichhaltige Ausstellung von Hulbe in Hamburg findet verdienten Beifall. Collin-Berlin hat gute kleinere gebeizte Lederschnittarbeiten geschickt. Im Uebrigen seien die Briefmappen, Brieftaschen u. s. w. des Franzosen Charpentier und der Finnländerin Vallgren hervorgehoben. Die schönsten Bucheinbände in Ledermosaik finden wir bei den Dänen (Bindesböll) und den Franzosen (Marius Michel).

Bücherbesprechungen.

— Das Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898 unter Berücksichtigung des preußischen Gesetzes über die freiwillige Gerichtsbarkeit vom 21. Sept. 1899. Erläutert von A. Fuchs, Landgerichtsrath. II. Hälfte. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1900. (S. 321—724; Preis 9,80 ℳ) — Mit dem vorliegenden Theile ist das Werk zum Abschlusse gebracht, das volle Beachtung verdient; nimmt es vornehmlich auf preußisches Recht Rücksicht und giebt es zu dem aufgenommenen preußischen Gesetze über die freiwillige Gerichtsbarkeit kurze Bemerkungen, so ist beides doch für die nichtpreußischen Rechtsgebiete nicht ohne Bedeutung, nicht nur wegen des Geschäftsverkehrs, der je länger je mehr auch die Kenntniß anderer Rechte verlangt, um Schädigungen der Betheiligten zu vermeiden, sondern auch zur Erläuterung des Reichsgesetzes, um zu erkennen, wie in einem großen Rechtsgebiete die reichsgesetzlichen Bestimmungen aufgefaßt und angewendet werden. Die praktischen Juristen werden gerade dafür recht dankbar sein. In den Anlagen sind, um dies gleich hier zu erwähnen, die Bekanntmachungen des Reichskanzlers über die Führung des Genossenschaftsregisters und über das Vereins- und das Güterrechtsregister, sowie die entsprechenden Verfügungen des preußischen Justizministers darüber und über das Handelsregister wie das Schiffsregister enthalten u. s. w. Die Hauptsache sind jedoch die Bemerkungen und Erläuterungen zu den einzelnen Bestimmungen; darin hat wohl der Verfasser die richtige Mitte getroffen. Die Anmerkungen geben unter Absehen von weitläufigen Begründungen mit ausreichender Klarheit an, was der Verfasser zur Erläuterung sagen will; sie verzeichnen neben einzelnen noch einschlagenden Entscheidungen kurz die sonstigen Werke und Commentare, welche sich zu der betr. Frage ausgesprochen haben, und ob sie abweichender Ansicht sind, und geben so dem Gelehrten, mehr noch dem Praktiker an, wie der Stand der Rechtsanschauung sei. Bedauerlich ist es, daß der Verfasser die einschlagenden Werke von Schulze-Görlitz, Weißler und Rausnitz nicht oder nur wenig benutzen konnte, da diese Werke für sein Werk zu spät erschienen; vielleicht hätte bei einzelnen bestrittenen Punkten dann eine weitere klärende Auseinandersetzung stattgefunden, so z. B. über die Anlagen eines Protokolls, während die richtige Ansicht über die Anwesenheit der mitwirkenden Personen bei der Beurkundung noch eine Stärkung erhalten hätte. Das Werk kann als brauchbar wohl empfohlen werden. K—d.

— Der Reservist. Mahnworte für die Zukunft. Erinnerungen an die active Dienstzeit. Herausgegeben von

Boysen, Oberleutnant à la suite des 6. Pommerschen Inf.-Regmts. Nr. 49, commandirt zur Unterofficierschule Weißenfels. Dritte Auflage. Berlin 1900. E. S. Mittler & Sohn. — Die kleine Schrift, auf dem Titelblatt mit dem Bildniß des Kaisers ausgestattet, soll den Soldaten bei seinem Uebertritt in den Beurlaubtenstand an seine Bürgerpflichten als guter deutscher Patriot ermahnen und ihm liebe Erinnerungen an die active Dienstzeit mit auf die Wege geben. Die Mahnworte an die Zukunft beziehen sich hauptsächlich auf den Hinweis auf Gottesfurcht und Religion, auf die Gefahren der socialdemokratischen Bestrebungen und auf die wohlthätigen Staatseinrichtungen, um die Lage der Arbeiter zu verbessern. Um die Erinnerungen an Vorgesetzte, Kameraden, Manövererlebnisse und an die Geschichte des Truppentheils wachzurufen, enthalten Seite 24 bis 43 Formulare, deren Ausfüllung dem jeweiligen Besitzer des kleinen Büchleins überlassen bleibt. Als Anhang folgen eine Sammlung alter und guter Lieder, einiges aus den letztwilligen Aufzeichnungen des Kaisers Wilhelm I. und kurze Auszüge aus den Bestimmungen über dienstliche Verhältnisse im Beurlaubtenstande. Das kleine Werk mit seiner guten und patriotischen Richtung wird gewiß manchem Soldaten, welcher seine Dienstzeit treu erfüllt hat, willkommen sein. H. L.

— Gottfr. Aug. Bürger. Sein Leben und seine Werke von Wolfgang v. Wurzbach. Mit 42 Abbildgn. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 7 ℳ. — Ueber Bürger liegt eine umfangreiche Literatur vor; auch Biographien (Döring, Pröhle) sind vorhanden. Doch reicht diese Literatur augenscheinlich nicht aus, wie beifolgende dickleibige fleißige und liebevoll geschriebene Arbeit beweist, die in derselben Verlagshandlung erschienen ist, in der s. Z. Bürger's einzelne Werke herauskamen. Ueber Bürger wird das Urtheil abgeschlossen sein. Man sieht in ihm einen begabten Dichter, der zweifellos seine großen Verdienste hatte, wennschon er durch die Schwächen seines Charakters und widrige Umstände in seinem Wirken wesentlich beeinträchtigt worden ist. Was Bürger als Neuschöpfer des deutschen Volksgesangs leistete, wird erst klar, wenn man bedenkt, was dieser, insbesondere die Ballade, vor ihm war, ein bedenkliches Anhängsel der halb blutigen, halb lächerlichen Schauermären, wie sie auf Jahrmärkten gesungen wurden. Erst Bürger hob sie durch seine Lenore, die eine Großthat ist, trotz ihrer zweifellosen Schwächen, wie Goethe's Götz, von Neuem auf die alte Höhe, sodaß Schiller auf dem Gewonnenen weiter bauen konnte, Schiller, der dafür nicht dankbar war in seiner scharfen, allzu scharfen Kritik der Gedichte Bürger's, die diesem ebenso den Rest gab, wie die dritte unglückliche Ehe Bürger's mit dem Schwabenmädchen Elise Hahn es that. Wer Schiller zu nahe treten will, muß sich vorhalten, daß Schiller mit Bürger seine eigene Vergangenheit, seine Jugendlyrik, die sehr an die gewöhnlicheren Sachen Bürger's gemahnt, verurtheilt, somit keineswegs nur den Andern traf. Wer aber Schiller nur in Schutz nehmen will, sollte doch einsehen, daß Schiller in seiner idealen Forderung, das Höchste, was der Dichter bieten könne, sei sein Selbst und seine Person, schließlich einseitig wurde und das volksthümliche Element bei Bürger verkannte, so sehr er auch die Spielerei, das leis Alberne in einzelnen Balladen mit Recht heraushob und charakterisirte. Hinter der altenglischen Ballade Williams Ghost steht die Lenore, das Meisterwerk Bürger's, was Reinheit des Gedankens, Klarheit der Composition anbelangt, sehr zurück. Einen weiten Spielraum nimmt in vorliegender Biographie das bürgerliche, namentlich eheliche oder besser gesagt geschlechtliche Leben Bürger's ein, das den Angriffen viel Zielscheibe bot und jenes scharfe Urtheil Schiller's, der an Bürger die feste Persönlichkeit vermißte, mit begründen half. Diese Schwäche, die übrigens mit ungünstigen Jugendeinflüssen, in studentischen Kreisen Göttingens, in denen sich Bürger bewegte, im sittenlosen Hause von Klotz in Halle, zusammenhing, soll auch gar nicht bemäntelt werden. Nur ist dabei zu beachten, daß Bürger selbst sehr unter dieser Schwäche zu leiden hatte und daß er, wie Lessing's Mellefont, nicht nur lasterhaft, sondern auch unglücklich war. Bis zum Ende des Buches wird man die bedauernde Empfindung nicht los, daß Bürger's Lebensgang ein oft erbärmlicher war, daß er an seiner Schuld schwer zu tragen hatte, aber sich auch in oft elenden socialen und staatlichen Verhältnissen bewegte, die ihn drückten und drücken mußten. Wie ganz anders stand da Goethe da, der sich in seinem Stolz als Weimarer Honoratiore von seinem früheren Jugend- und Strebensgenossen in einer Weise abwandte, die fast komisch wirkt, auf keinen Fall zu billigen war. Der Spott, den man in dieser Hinsicht über den Olympier ausgegossen hat, ist nur zu berechtigt. Zwischen einem Lenz, den Goethe mit Recht von sich stieß, und einem Bürger ist immer noch ein Unterschied! Diese Kühle des Abweisens verletzte Bürger mit Recht daher nicht weniger schwer als die überscharfe Kritik Schiller's, der ihn übrigens zuerst anonym angriff. Doch wir kommen damit zu sehr in das Einzelne des Bürger'schen Lebens und wollen doch das Buch Wurzbach's anzeigen. Dieses ist ein fleißiges, liebevoll geschriebenes Werk, dessen Bedeutung wohl erst in Fachblättern genügend gewürdigt werden wird. Sicher ist, daß es auf der Höhe der Wissenschaft steht und, da es die neuesten Forschungen berücksichtigt, bis auf Weiteres als die authentische Bürgerbiographie gelten kann. Bei aller Liebe für den Gegenstand verhält Wurzbach sich Bürger gegenüber doch kritisch. Nur die allzu enthusiastische Beurtheilung der Lenore, die etwas aus dem Rahmen herausfällt und auffällt, dürfte hier und da als zu wenig kritisch gelten, wenn wir mit dieser Ausstellung auch den Wunsch verbinden wollen, daß es noch lange hinaus Viele geben möchte, die es Goethe nachthun, der bekanntlich diese effectvolle Ballade gern vortrug. J. R.

— Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt von Dr. Julius Schwering, Privatdocenten an der Königl. Akademie zu Münster. Mit einem Porträt in Stahlstich und acht Vollbildern. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 8 ℳ. — Weber ist in protestantischen Kreisen nicht so bekannt, wie er es verdient, wo man auf die specifisch katholische Literatur ein wenig herabblickt. Eine Berechtigung erhält diese Ansicht dadurch, daß selbst auf katholischer Seite von einer gewissen Rückständigkeit gesprochen worden ist, in der sich die katholische Literatur befinde. Sicher ist das, daß die katholische Literatur etwas abseits vom großen Wege der Entwickelung liegt, den die literarische Bewegung genommen, und daß die großen Dichter der Neuzeit, von der Reformation bis in die classische Zeit und unsere Tage, die die Richtung angaben, führende Geister waren, ausnahmslos Protestanten gewesen sind. Diese Nichtachtung hat aber auch ihre weniger guten Seiten, indem das Bedeutende, was die katholischen Dichter geleistet, dadurch nicht gebührend ins Licht gestellt wird. Die bedeutendste deutsche Dichterin ist eine Katholikin, Annette Droste, die Tochter Westfalens. Westfalen, dieser etwas schwerfällige deutsche Gau, der dafür aber um so mehr Eigenart besitzt, das Land, dem die Sachsen entstammen, die Karl der Große einst bezwang und mit dem Schwert zum Christenthum bekehrte, ist etwas seitwärts geblieben von dem großen Zuge der literarischen Entwickelung, hat dafür aber um so kraftvollere Charaktere, Männer und Frauen, gestellt. Beweis dafür ist der Sänger des Heliand, der ein Westfale gewesen sein soll, sind Namen wie Justus Möser, Grabbe, Freiligrath, Annette Droste, Immermann, der Dichter des Oberhof, Levin Schücking, die der rothen Erde Ehre eingebracht haben. Zu diesen als Letzter und nicht Schlechtester gesellt sich Friedrich Wilhelm Weber, der Dichter von Dreizehnlinden, im Entscheidungsjahre 1813 geboren, von einer katholischen Mutter, während der Vater Protestant war, woraus sich wohl Weber's nationaler Zug in seinem Wirken als Dichter und Abgeordneter erklärt, die Vorurtheilslosigkeit, die Weber in vaterländischen Fragen beherrscht, trotzdem er Katholik war. Wie schon angedeutet worden, ist Dreizehnlinden das bedeutendste Werk Weber's, der außerdem, ein sehr fruchtbarer Dichter, trotzdem er vielbeschäftigter und gewissenhafter Arzt war, eine große Anzahl von Gedichten und andere epische Sachen schrieb und sich mehrfach mit seinen Lieblingen Tegner und Tennyson berührte, von deren Werken er mehrere übersetzte. Dreizehnlinden spielt zu der Zeit, als das Christenthum unter den heidnischen Sachsen sich ausbreitete, und zeigt an seinem Helden Elmar, wie der alte Sachsentrotz durch das mildere Christenthum doch schließlich siegreich überwunden wurde, getreu dem auch auf dem Grabe Weber's befindlichen Verse: Es ist kein Heil als nur im Kreuz zu finden. In diesem Sinne kann man dem Werke wohl einen specifisch christlichen Charakter nachrühmen. Es als insbesondere katholisches oder gar katholisirendes Werk hinzustellen fehlt aber jeder Grund. Diese vielfach verbreitete Ansicht ist wohl dadurch hervorgerufen worden, daß gleich nach dem Erscheinen des Werkes, das ein reifes Alterswerk Weber's ist — der Dichter stand, als er es schrieb, in den sechsziger Jahren —, ultramontane Blätter bemüht waren, das Werk in den Himmel zu erheben, was unnöthig war, da es schließlich für sich selbst

sprach, und auch unangebracht, da dadurch der Argwohn des protestantischen Publicums wachgerufen wurde, der bis jetzt noch nicht geschwunden ist. Sehr zum Schaden des Werks, das auch die Aufmerksamkeit der evangelischen Leser verdient und diesen nicht zum Vortheil gereichend, da sie auf diese Weise um einen hohen poetischen Genuß gebracht wurden. Dies Vorurtheil zu zerstören, sollen auch diese Zeilen dienen. Bezeichnend für den Verfasser dieses christlich-germanischen Sangs ist es, daß er auch als Mensch die besten Eigenschaften der westfälischen Stammes, Tüchtigkeit, Gradheit, Charakter, vaterländische Art und Vorurtheilslosigkeit, die uns an den Niederdeutschen so gefallen, besaß, ein echter Nachkomme der Altvordern war und dabei doch zeigte, wie gerade diese echt deutsche Art sich mit dem tieferen Wesen des Christenthums zu einer Einheit verbunden hatte, mit der Deutschland Ehre einlegte. Die Arbeit Schwering's ist eine ungemein fleißige, wohl die erste umfassende, auf Quellen beruhende Biographie Weber's, die wir besitzen, und dürfte nicht nur dem Literarhistoriker willkommen sein, sondern auch das größere Publicum mehr mit dem westfälischen Dichter bekannt machen. J. R.

— Sartor Resartus, oder Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh, in drei Büchern von Thomas Carlyle. Neu übersetzt von P. Konrad Schmidt. (Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes No. 1384—1388.) Mit dem Bilde des Verfassers. Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. Preis 1 ℳ 25 ₰, gebunden 1 ℳ 50 ₰. — Thomas Carlyle ist unter den englischen Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts eine der glänzendsten, nein, die glänzendste Erscheinung. An kühnem Idealismus der sittlichen Lebensanschauung hat ihn jedenfalls kein Anderer erreicht, Keiner ist ihm auch nur nahe gekommen. Mit allem Fug und Recht hat ihm die bekannte Sammlung „Führende Geister“, herausgegeben von Anton Bettelheim, einen hervorragenden Platz (in Band 5) eingeräumt. Carlyle's sämmtliche Werke, Allen voran der Sartor Resartus, sind namentlich durchtränkt von herzlicher Fürsorge für das geistige und sittliche Wohl der großen Masse des arbeitenden Volkes; Hochachtung vor der Arbeit, leidenschaftlicher Haß alles, auch des sogenannten „vornehmen“ Müßiggangs, das sind hervorstechende Züge seines Wesens. Man hat ihn einen Führer in den socialpolitischen Wirren unserer Zeit genannt; allerdings sollte er das noch mehr werden, als er es schon ist. Der geistigen Cultur Deutschlands brachte er eine zumal an einem Engländer staunenswerthe Hochachtung entgegen, das bezeugt namentlich sein Briefwechsel mit Goethe. Seine Werke sind seit lange schon auch dem deutschen Volke bekannt, bereits 1856 erschien eine Auswahl in sechs Bänden, die natürlich auch den Sartor Resartus enthält. Hendel's Bibliothek hat schon früher zwei seiner Hauptwerke, das Buch über Helden und Heldenverehrung und die Geschichte der französischen Revolution, gebracht. Man kann es nur mit dankbarer Freude begrüßen, daß sie jetzt auch den Sartor Resartus nachfolgen läßt, dasjenige Buch, mit dem Carlyle seiner Zeit (1835) zuerst als Lehrer vor sein Volk trat. Eine bequeme Lectüre ist das Werk freilich nicht. Es verlangt eine Hingabe und Versenkung, wie sie heutzutage vielleicht nicht allzuoft angetroffen wird, es fordert auch ferner die Fähigkeit, sich über vieles Schrullenhafte und Barocke des sprachlichen Ausdruckes hinwegzusetzen und durch die theilweise höchst absonderliche Hülle zu dem Kern tiefer Lebensweisheit vorzudringen. Aber die Mühe lohnt sich reichlich. Wir können sehr viel von Carlyle lernen: vor Allem die Erkenntniß, daß es noch etwas Höheres im Leben giebt, als die rastlose Jagd nach dem Glück, nämlich redliche Arbeit im Dienste des Gemeinwohls; des Weiteren kann er uns erziehen zu Bescheidenheit und Geduld, wenn „nicht alle Blüthenträume reifen“; und schließlich lehrt er uns unerschütterliches Vertrauen auf die höhere Macht, die unsere Geschicke leitet, ein Vertrauen, das nicht wankt, auch dann, wenn unsere Einsicht nicht hinreicht, jene Führung zu begreifen. Möge auch die neue billige Volksausgabe des Sartor Resartus dazu beitragen, daß Carlyle's wahrhafte vornehme sittliche Anschauung immer weiter siegreich vordringe und den Weg bahnen helfe zu dem socialen Frieden, der das höchste Ziel seines irdischen Strebens war und von dem unsere Zeit noch so weit entfernt ist! R. B.

— Vom Geschmack. Eine Plauderei von F. Vetter. Zweite Auflage (3. und 4. Tausend). Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1900. — Es fehlt unserer Zeit an festen Richtlinien für den Geschmack. Sie sucht und tastet umher und läßt sich oft genug das Thörichtste, Häßlichste und Abgeschmackteste aufreden, wenn es nur mit der gehörigen Keckheit und Selbstsicherheit auftritt, sich wirksam in Scene zu setzen und aufzuspielen weiß. Diese Beobachtung kann man auf allen Gebieten machen: in der Kleidung, in der Malerei und Baukunst, in der Ausstattung der Zimmer, in der Musik, Poesie, Literatur 2c. Insoweit sind wir mit dem Verfasser dieses Buches einer Meinung. Auch der Satz, nur das könne als geschmackvoll gelten, was mit dem inneren Wesen der Menschen und Dinge in vollem Einklange stehe, „der Grundzug des Geschmackvollen sei das Natürliche, das Zweckmäßige, Gesetzliche und Entsprechende, mit einem Worte das Wahre“ (S. 40), hat etwas Ueberzeugendes. Auch einzelne Folgerungen daraus, wie z. B. die scharfen Angriffe gegen die wahnwitzigen Ausartungen des Feminismus (S. 43 und öfter), haben unseren vollen Beifall. Aber wir fürchten, der Weg, auf dem wir nach des Verfassers Meinung vordringen sollen zur Erkenntniß des Wahren, des Kerns in der Schale, des Innern im Aeußeren, des Ewigen in und hinter dem Zeitlichen, kurz des Geistes und des Gesetzes in der stofflichen Erscheinung, wird den Einen als ungangbar, den Anderen geradezu als ein Irrweg erscheinen. „Unser so eingebildetes 19. Jahrhundert ist im Ganzen ziemlich geschmacklos und wird es immer mehr. Wie sollte es anders sein, da es mehr und mehr die Gesetze verkennt und verliert, daraus der Geschmack stammt? Wir werden immer weniger Symboliker“ (S. 45). „Symbolik ist von einem guten und richtigen Geschmack unzertrennlich. Symbolik ist die Lehre vom Geschmack der Dinge, von ihrem Geruch und »Ruach« (die Ableitung des deutschen Wortes Geruch von dem hebräischen »Ruach« unterliegt, beiläufig bemerkt, erheblichen Bedenken!) und ihrer Entsprechung mit ihrem innersten Wesen. Sie ist auch, wie Carlyle es ausdrückt, ein Hören der Melodien dieser Dinge. Denn ein jedes Wesen hat seine Stimme, ein jedes Wesen singt sein Lied ohne Worte; und weil es Gott ist, der seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen dieses ihr Gesicht und ihre Stimme, diesen ihren Geschmack und Geruch gegeben hat, so ist das Studium derselben und das Verstehenlernen dessen, was sie duften und sagen und singen, ein sehr göttliches Studium und wird einst im Himmel eifrig und gründlich betrieben“ (S. 89). „Wir fühlen es Alle, diese Natur, der Baum und der Berg und das Meer, das Würmchen und die Blume, der treue Hund und der geduldige Ochs, sie möchten uns Etwas sagen, uns erzählen, was sie sind, wozu sie da sind, woher und wohin sie fahren, uns ihr Leid und ihr Sehnen mittheilen. — Dem, der unablässig, mit starkem, ernstem Wollen sich bemüht, diese Bedeutung und diese Sprache und Melodie der Dinge zu verstehen, geht doch allmälig eine Morgenröthe von dem ewigen Licht auf, in dem einst Alles klar und durchsichtig daliegen und der Kern, das Centrum und Herz aller Dinge sichtbar wird, aus dem die Quellen ihres Lebens fließen“ (S. 90). Es ist dem Verfasser offenbar heiliger Ernst mit seinen symbolistischen Träumen. Indessen die Verquickung von Fragen wie der des Glaubens an eine göttliche Weltordnung und der Bedeutung der Bibel (S. 91) mit einer Erörterung über den Geschmack erscheint uns als eine unselige Verirrung oder, um in seiner Sprache zu reden, als eine grobe Geschmacklosigkeit. Wir glauben, es wird viele Leser des Buches als Abgeschmacktheit, wo nicht als etwas Schlimmeres berühren, daß es mit den Worten schließt: „Laßt uns Gott bitten, daß er uns dazu verhelfe, schon hienieden zu einem himmlischen Geschmack zu kommen, damit es uns einst im Himmel schmecken möge!“ (S. 93.) Und wenn der Verfasser als die drei großen geistigen Abgeschmacktheiten, an denen Deutschland kranke, den Socialismus, den Darwinismus und — die moderne Theologie bezeichnet, „diese von Gott abgefallene, stets verdächtigende, überall Lüge witternde und dafür keine Wahrheit gebende Wissenschaft“ (S. 63), so beweisen schon die starken Ausdrücke dieser Stelle, daß hier die Klarheit und Unbefangenheit seines Urtheils durch Parteileidenschaft getrübt ist. Es ist nicht unseres Amtes, im Namen der modernen Theologie, die übrigens gar nicht ein so einheitlicher Begriff ist, wie es hier scheint, diesen in der Form gröblichen, in der Sache ganz gewiß ungerechten Vorwurf abzuwehren. So viel ist sicher, daß der Verfasser die Wirkung seiner eigenen, zum Theil durchaus nicht unverständigen, ja bestechenden Darlegungen sehr empfindlich geschädigt hat durch die Hereinziehung von Dingen, die auf einem ganz anderen Blatte stehen. Wir müssen deshalb ernstlich in Zweifel ziehen, ob diese Abhandlung „Vom Geschmack“ im Stande sein wird, zur Klärung der Begriffe von Gesundem und Ungesundem auf ästhetischem Gebiete beizutragen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 95. Donnerstag, den 9. August, Abends. **1900.**

Chinas Pflanzenschätze.

China ist verhältnißmäßig nur wenig bewaldet, in den Küstenprovinzen sogar mit ihrer Uebervölkerung und der intensiv betriebenen Bodencultur selbst entschieden holzarm zu nennen. Als Curiosum verdient erwähnt zu werden, daß einst in vielen Gegenden die Ausrottung der Wälder nur aus dem Grunde ganz systematisch betrieben wurde, um den damals in großer Menge vorhandenen reißenden Thieren ihre Schlupfwinkel zu zerstören. Dies hat man nun allerdings erreicht. Das Land ist heute von solchen Bestien fast ganz befreit; dafür aber haben die anderen schlimmen Folgen, die Waldmangel mit sich bringt, nicht verfehlt, sich einzustellen. Doch abgesehen von der Seltenheit großer Waldgebiete besitzt China eine unvergleichlich reiche und mannigfaltige Flora. Bei der großen Ausdehnung des Reiches und bei der ebenso großen Verschiedenheit des Klimas und der Oberfläche finden wir dort Repräsentanten fast aller natürlichen Pflanzengeschlechter von den niedrigsten Gewächsen der arktischen Flora bis zu den Riesenbäumen und Pflanzen des östlichen Indiens. Der Charakter der Vegetation und der Landschaft wird in einem so stark cultivirten Lande wie China hauptsächlich durch den Anbau der Nutzpflanzen bestimmt. Bretschneider giebt uns ein Vegetationsbild von der cultivirten Pekinger Ebene (Peterm. Geogr. Mittheil. Ergänzungsheft 16): Unter den Bäumen, die in den Klöstern selbst und in ihrer Umgebung gepflegt werden, muß ich zunächst die prachtvolle, weißrindige Fichte, Pinus Bangeana, erwähnen, die ebenso wie ihre weitzweigige Schwester, Pinus Massoniana, selten fehlt. Ein geheiligter Baum der Buddhisten Nordchinas ist die herrliche chinesische Roßkastanie, Aesculus chrucusis. Wenn man im August durch die Pekinger Ebene reist, so wird das Auge angenehm berührt durch die schönen Sorghofelder, die nach dem Regen in größter Ueppigkeit stehen und eher kleinen Wäldern als Getreidefeldern gleichen; denn die starke, dem Zuckerrohr nicht unähnliche Sorghopflanze erreicht 12 Fuß und mehr Höhe. Große Feldflächen sind eingenommen von der Batate, gegenwärtig ein wichtiges Nahrungsmittel der Pekinger Bevölkerung, obgleich erst zu Anfang dieses Jahrhunderts hier im Norden eingeführt. Auch die Trauerweide, eine kleine und eine großblättrige Pappel, die hochstämmige Ulme, sind einzeln oder in kleinen Gruppen über das ganze Land verbreitet. Unter den besonderen Erscheinungen des Landes muß man anführen den Wachsbaum, der besonders in gewissen Theilen der Provinz Szetschuen wild wächst und das sogenannte Insectenwachs liefert. Dasselbe wird namentlich in England zur Herstellung von Wachskerzen besonderer Güte benutzt, da es für einen allgemeinen Gebrauch noch zu kostbar sein würde. Da das chinesische Insectenwachs sich zu allen Verwerthungen, die das Bienenwachs findet, eignet, kann man ihm eine große Zukunft voraussagen. Ferner ist zu nennen der Schi-Schü, von dem man einen sehr glänzenden Firniß gewinnt, die Magnolie, Yu-kam, deren Blätter den Armen als Thee dienen, der Long-jeu, der Härte seiner Faser wegen gesucht, die Aquilarie, deren parfümirter Holzkern unter dem Namen Kalemba bekannt ist und sehr theuer verkauft wird, der Cassiabaum, dessen Holz, Blätter, Knospen und Oel in der Kunsttischlerei, Arzneikunde und der Küche Verwendung finden, der Kampherbaum mit seinem dichten, immergrünen Laubwerk, einer der stattlichsten Bäume Chinas und Japans, von kräftigen, aber doch sanften Umrissen mit saftiggrünen und geschmeidigen Blättern. Das gegen Insecten vollständig geschützte, fein gemaserte, etwas röthliche Kampherholz ist außerordentlich haltbar und schützt, zu gutschließenden Kästen verarbeitet, darin aufbewahrte Gegenstände gegen Pilzbildungen und Stockflecken. Außer zum Schiffsholz eignet sich das Holz auch wegen seiner feinen Aderung sehr zu Kunst-Tischlerarbeiten (vgl. Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Heft 56). Von allen größeren Gewächsen, die das Reich der Mitte besitzt, ist der Bambus sicherlich das kostbarste. Der Bambus hat sich fast allen Boden- und Temperaturverhältnissen des Landes angepaßt und erreicht namentlich im Süden ein ebenso rasches wie hohes Wachsthum. Man hat schon Fälle verzeichnet, daß ein starker Bambus binnen 24 Stunden um 60—90 cm zunahm und in wenigen Monaten eine Höhe von 20 m erreichte. Diese stattlichen Arten findet man besonders in der Nähe von Pagoden. Zu welchen unzähligen Diensten diese Pflanze herangezogen wird, zu Gemüse und Leckerbissen, zu Seilen und zu Papier, zu Schiffsmasten und Damenfächern, ist bekannt. Häuser und Dörfer werden aus Bambus erbaut und andere schwimmen auf Bambusflößen. Das Wörterbuch des Kaisers Khang-hi nennt ihn ein Product, das weder Gras noch Baum ist. Man zählt in China nicht weniger als 63 Hauptvarietäten nach Höhe und Dicke, Länge des Knotenschusses, Farbe und Dicke des Holzes, Zweigen, Blättern und Eigenthümlichkeiten in der Bildung, welche sich in einer Varietät fortpflanzen. Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Die Enkel des Bambus sehen niemals ihre Großmutter, und die Mutter wird nie von den Kindern getrennt.“

Die botanische Anomalie, das viereckige Bambusrohr, ist gleichfalls in China heimisch. Ganz anders wie die übrigen Bambusarten entwickeln sich seine Sprößlinge im Herbst, nicht im Frühling. Die Anomalie wird von den Chinesen übernatürlichen Kräften zugeschrieben. Die im Geheimen wirkenden Geister ändern das Rohr je nach dem Districte. Man erzählt, wie Ko-kong, „der Allerberühmteste“, im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung seinen Dreschflegel (schlanke, viereckig, zugeschnittene Bambusruthen) im „Geistergarten“, Kloster in der Nähe von Ningpo, in den Boden hineinstieß, ihn auf wundererregende Weise Wurzel schießen ließ und so eine neue Sorte Bambusrohr zum Vorschein rief. Die Stengel dieses Bambus versehen den chinesischen Tisch mit einer der ausgesuchtesten Speisen („Chinese Recorder“). Die chinesische Gartenkunst reicht bekanntlich bis ins graue Alterthum hinauf: Schon früh waren Preise für schöne Neuheiten in Blumen und Früchten ausgesetzt, und Liebhabereien verschafften manchen unter ihnen einen hohen Werth. So zahlte man in Peking seiner Zeit für einen echten Jasminstrauch, dessen Blüthe zum Parfümiren von Thee, Likören, Syrupen und dergleichen benutzt wurde, bis zu 50 ℳ. Eine andere Pflanze, Pergularis odoratissima, galt für so kostbar, daß der Vicekönig der Provinz Tschukiang gehalten war, alljährlich einige Stöcke davon für die kaiserlichen Gemächer nach Peking zu senden. Ein eigenthümlicher Geschmack der Chinesen bethätigt sich auch darin, daß sie sich vielfach bemühen, Zwergpflanzen heranzuziehen. Wie die Chinesen den Wuchs der Füße ihrer Frauen dadurch hemmen, daß sie die Füße im jugendlichen Alter einschnüren, so läßt man auch Miniatureichen, Kastanienbäume, Fichten und Cedern in Blumentöpfen wachsen. Die Bäumchen sind oft 50 Jahr alt und doch nicht einen Fuß hoch. Bemerkenswerth sind auch die Benennungen, die man im Chinesischen den Pflanzen giebt, worüber die Oesterreichische Monatsschrift für den Orient nach der Köln. Ztg. etwas mittheilt: Wie wir gewöhnt sind, die Pflanzen nach gewissen äußeren Aehnlichkeiten — Blutströpfchen, Katzenpfötchen — oder nach medicinischen Wirkungen — Grundheil, Wohlverleih — zu benennen, so bezeichnen die Chinesen viele ihrer Pflanzen nach ihrer Verwendung, so z. B. die Betelnuß piu-lang, etwa soviel wie „willkommen“, weil man sie den eintretenden Gästen mit dieser Anrede anzubieten pflegt. Die Wasser-

melone heißt: si-kia, westlicher Kürbis, die den Buddhisten heilige, ficus religiosa, auch bei ihnen tao-chu, Baum der Weisheit. In der chinesischen Schrift, die ja Vieles mit der Malerei der Hieroglyphen gemein hat, wird der Thee beispielsweise durch zwei Zeichen dargestellt; bei dem einen volksthümlichen Namen, tscha, wird das Zeichen für „Kraut“ über das für „Gold“ gesetzt: „goldwerthes Kraut“, bei dem andern literarischen Namen ming das Krautzeichen über das für „Ausdehnung“. Kraut das im siedenden Wasser sich ausdehnt. In ähnlicher Weise kommt das Zeichen für „Kraut“ in etwa 2000 Verbindungen für ebensoviel Pflanzen vor, dasjenige für „Baum“ in nahezu 1500. Größere Gärten finden sich besonders im Umkreise der Gräber und Pagoden, wo man mächtige Bambus-Alleen, prachtvolle Thujas, kastanienblättrige Eichen, Trauerweiden, Cypressen ꝛc. in reicher Auswahl und in den schönsten Exemplaren bewundern kann. In den Landschaftsgärtnereien, worin die Chinesen uns vielfach übertreffen, sieht man Paulownien und Katalgen, Gleditschien und Magnolien, Deutzien und alle Arten Spiräen, und zwischen all diesen Bäumen bis hoch in ihre Kronen hinauf ziehen sich die blauen Guirlanden der Glycine, die Ranken der mongolischen Clematis und die mit gelben Blüthen bedeckten Zweige der Rosa Bandsia. — Die Chinesen beobachten scharf, haben dadurch allerlei wichtige Entdeckungen gemacht und machen Pflanzen, die in Europa unbeachtet geblieben sind, sich nutzbar. Sie geben sich auch gern mit Naturstudien ab. Die Kaiser selbst haben es nicht verschmäht, geringfügige Dinge in den Kreis ihrer Beobachtungen zu ziehen und Alles zu sammeln, was der Allgemeinheit nützlich sein könnte. So schildert Kaiser Schang-hi in seinen Denkwürdigkeiten, wie er eines Tages, als er an einem Reisfelde vorübergegangen und auf eine eigenthümliche Art Reis aufmerksam geworden sei, die viel früher reife, als die übrigen. Er ließ sie als Yy-mi, das heißt „kaiserlicher Reis“, in seinem Garten anbauen. Sie allein wird im Norden der großen Mauer reif, wo der Frost spät im Jahre aufhört und schon früh wieder einsetzt. Der Kaiser schreibt: „Es ist ein Trost für mich, daß ich diesen Vortheil meinem Volke verschafft habe“ und der Kaiser Kengki sagt in der von ihm herausgegebenen Naturgeschichte: „Meinen Unterthanen eine neue Frucht zu verschaffen, halte ich für werthvoller als hundert Porzellanthürme zu bauen.“ Die Landwirthschaft geht bis auf den mythischen Kaiser Schen-muny zurück, der als erster seines Volksstammes Getreide säete. Zum Andenken an diesen göttlichen Stifter des Getreidebaues geschieht es bekanntlich noch heute, daß der „Sohn des Himmels“ angethan mit gelben Kleidern und einen von Ochsen gezogenen Pflug lenkend, um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche unter Vorantritt des Stadtoberhauptes von Peking und gefolgt von allen Prinzen die historischen fünf Getreidearten: den Reis, das Korn, zwei Arten von Hirse und die Soja aussät. Obgleich alle unsere Cerealien Weizen, Gerste, Roggen, Mais ꝛc. in China geerntet werden, so bildet der Reis die Grundlage des Ackerbaues. Reis und wieder Reis ist das Hauptbedürfniß jedes Chinesen, die Armee, alle Beamten, der Vicekönig erhalten die Hälfte ihrer Besoldung in Reis, vom ersten Mandarin bis zum gemeinen Soldaten. Aller Tribut an den Kaiser besteht in Reis. Das Delta und der oceanische Strich, wo der Reis am besten gedeiht, ist der Sitz der dichtesten Bevölkerung, der Mittelpunkt der Monarchie, der Brennpunkt als Handels und Wandels. Sehr mannigfaltig in China ist der Obstbau. Fast alle unsere Obstbäume findet man in China, daneben wachsen im Süden der Citronenbaum, die Palme, die Banane, verschiedene Orangenbäume, besonders der, welcher die Mandarine liefert, und der Kemmat, der eine winzig kleine Orange von der Größe einer Kirsche trägt. Die Höhenunterschiede des Landes bewirken, daß man auf den Märkten oft die Früchte aller Klimate vereinigt findet. Die Hauptfrucht ist ohne Zweifel der Pfirsich, dessen Blüthe in China als Sinnbild der Liebe und Treue gilt. In dem kurzen Kalender der Hega-Dynastie, der nicht lange nach dem 20. Jahrhundert verfaßt wurde, wird angegeben, daß man im nächsten Monat die Pfirsiche zu Conserven einkoche. In demselben Werkchen heißt es vom wilden Pfirsichbaum, er treibe Blüthen im ersten Monat. Auch Wälder oder Hecken von Pfirsichbäumen erwähnt die altchinesische Literatur. Nicht minder gut versorgt wie die Obstgärten sind die Küchengärten Chinas. Alle unsere Gemüse, Bohnen, Erbsen, Linsen ꝛc. gedeihen dort nebst denen des Orients. Unter diesen letzteren wollen wir nur einen riesenhaften Kürbis, die koreanische Bohne, die einen ausgezeichneten Geschmack hat, und den berühmten Patsai, einen kleinen weißen und krausen Kohl, erwähnen, welchen man im ganzen Reiche der Mitte in ungeheurer Menge verbraucht. Viele Pflanzen, die man in Europa nur zur Zierde zieht, werden in China als eßbar angesehen, manchen sogar gesundheitsfördernde Wirkungen zugeschrieben, welch' letztere Eigenschaft man bei uns wohl nicht ohne Weiteres glauben wird. Pilze giebt es die verschiedensten Arten, von denen 18 Sorten wichtige Handelsartikel bilden; theils werden sie gegessen, theils für medicinische Zwecke verwendet. Orchideen werden in großer Menge gezogen, jedoch nicht ihres schönen Aussehens wegen, sondern weil man die Stengel als Gemüse benutzt. Die Zahl der Pflanzen, welche der chinesische Apotheker als heilkräftig kennt, ist ungeheuer groß. Hafer wird lediglich für Arzneizwecke gezogen, Gurkenkraut gilt als ein Mittel gegen Pocken, Maiblume und Klettenwurzel gegen Rheumatismus, Wolfsmilch gegen Zahnschmerzen. Löwenzahn betrachtet man als nervenstärkend. China ist auch die Heimath der berühmten Wurzel Ginseng, deren Vorkommen gegen früher aber schon selten geworden ist. Ihre Einsammlung bildete ehemals einen bedeutenden Theil der kaiserlichen Einkünfte. Ein Päckchen Ginseng war das werthvollste Gegengeschenk, das Kaiser Yong-tsching 1722 dem Papste Benedikt XIII. zu machen wußte. Den Anbau der Nutzpflanzen hat man in China schon seit dem höchsten Alterthume betrieben. Selbst in Flüssen und Teichen zieht man eßbare Wasserpflanzen, z. B. die Knollen der Sagittaria und die Nymphaea (Teichrose). Besonders die letztere ist immer sehr geschätzt worden. Die Dichter haben sie ihrer schönen Blüthen wegen besungen, die Doctoren der Vernunft rechnen sie unter die Pflanzen, aus welchen der Trank der Unsterblichkeit bereitet wird. Gegenwärtig ist sie das Symbol der geheimen Gesellschaften. Die Chinesen unterscheiden vier Arten der Teichrose: die gelbe, die weiße und rothe mit einfachen und eine solche mit doppelten Blumen und die blaßrothe. Sie treibt von Mai an ihre großen Blätter, die rasch an Umfang gewinnen und eine prachtvolle grüne Decke bilden, auf welcher die Blumen sich prächtig abheben. Die chinesischen Dichter schildern gern Wasserfahrten bei Mondenschein auf Teichen, die mit solchen Blumen überzogen sind, auf welchen lichtstrahlende Insekten umherfliegen. Die Samenkerne der Nymphaea werden gegessen etwa wie in Europa die Nüsse. In Wasser gekocht und mit Zucker bestreut, sind sie für den Chinesen ein großer Leckerbissen. Eine nicht geringe Wichtigkeit hat in China auch die Wassermelone besonders wegen ihrer Kerne. Die Frucht selbst hat bei reichlicher Ernte kaum einigen Werth, aber die Kerne sind dafür um so gesuchter. Man schifft nicht selten ganze Wagenladungen an lebhafte Straßen und giebt die Melonen den Vorübergehenden umsonst unter der Bedingung, daß sie die Kerne für den Eigenthümer beiseite legen; denn diese sind wie gesagt für 300 Millionen Menschen gleichsam unentbehrlich, ein wahrer Schatz, eine Leckerei in allen 18 Provinzen des Reiches. Der Chinese knappert zu allen Tageszeiten Melonenkerne, und er hat eine große Fertigkeit darin, mit seinen langen, spitzigen Nägeln die harte, lederartige Umhüllung zu entfernen, die das Bischen mandelartigen Kern umgiebt. „Uns“, sagt Huc, „ist oft der Gedanke gekommen, daß die angeborene Neigung der Chinesen zu Allem, was täuscht und betrügt, ihnen die, man kann sagen, rasende Liebhaberei für Melonenkerne eingegeben hat.“ Neben dem Reis ist die Theestaude als Hauptculturpflanze Chinas zu nennen. Obgleich aber China das Vaterland des Thees ist, so scheint es doch, als wären die Chinesen zuerst durch einen Pilger aus Indien auf seine Eigenschaften aufmerksam gemacht worden. Als nämlich Kämpfer sich in Japan aufhielt, theilten ihm die Japaner eine Legende der Chinesen mit, nach welcher ein frommer, buddhistischer Küster aus Indien nach China gewandert sei. Derselbe, bei den Chinesen unter dem Namen Ta-mo bekannt, soll eine historische Person sein und, als er zufällig den Thee zum ersten Male gekostet, ihn als ein Mittel erkannt haben, um beim Gebet und abstractem Nachdenken nicht in Schlaf zu versinken, worauf er ihn bei weiterer Prüfung als eine Panacee erfüllt mit Wunderkräften anpries, auch seinen Anhängern als asketisches Stärkungsmittel empfahl. Die Theepflanzungen werden an den Bergabhängen angelegt, damit das Regenwasser ablaufe. Zwischen die Bäumchen pflanzt man nicht selten Buschwerk, um die Pflanzen im Herbst vor dem Reif, im Sommer vor der Sonne zu schützen. Gewöhnlich hält man drei Mal im Jahre Ernte, und von der Zeit des Einsammelns hängt die Güte des Thees ab. Die erste Ernte geschieht im März, wenn die Blätter

anfangen zu treiben und noch ganz zart sind. Sie liefert den besten und theuersten, den sogenannten Kaiserthee. Dieser Thee soll ausschließlich für den kaiserlichen Hof bestimmt sein. Die Arbeiter müssen sich schon einige Wochen zuvor einer strengen Diät unterwerfen, damit ihre Ausdünstung dem zarten Duft der jungen Blüthen keinen Abbruch thut. Die feineren Sorten werden durch Zusatz von den Blüthen der Olea frequens, des Jasmin, noch wohlriechender gemacht und unter dem Namen „Blumenthee" sorgfältig verpackt und versandt. Der Kaiser Kien-long (1736—1796) dichtete folgende Ode, die zu seiner Zeit auf alle Theekannen gemalt wurde: „Ueber ein lindes Feuer setze einen Dreifuß, dessen Farbe und Horn seinen langen Gebrauch zeige. Fülle ihn mit reinem Schneewasser, koche es solange als es erforderlich sein würde, um Fische weiß und Krebse roth zu machen. Gieße es auf die zarten Blätter von erlesenem Thee in einer Tasse von Juck (eine besondere Art von Porzellan). Laß es solange stehen bis der Dampf in einer Wolke emporsteigt und auf der Oberfläche nur einen dünnen Nebel schwimmend zurückläßt. Trinke diese köstliche Flüssigkeit, wie es dir bequem ist, so wird sie die fünf Ursachen des Mißmuthes vertreiben." Neben dem Thee verdient noch besondere Erwähnung der Maulbeerbaum. Auch seine Cultur sowie die der auf ihn angewiesenen Seidenraupe wird auf den alten Kaiser Schen-kung zurückgeführt. Nachweislich war den Chinesen schon länger als 2000 Jahre v. Chr. die Herstellung und das Färben der Seide bekannt. Ihr vor Allem verdankt das Land durch viele Jahrhunderte seine hohe Blüthe und seinen Reichthum. Ebenso lange blieb der Seidenbau Geheimniß der Chinesen. Noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung galt 1 kg eingeführte Naturseide in Kleinasien etwa 15000 ℳ, Purpurseide bis 40000 ℳ. Auf die Ausfuhr der Eier war Todesstrafe gesetzt. Erst im 6. Jahrhundert n. Chr. gelang es persischen Mönchen, Raupeneier und Maulbeersamen heimlich nach Konstantinopel zu bringen, und von da ab beginnt in kleinen Anfängen die abendländische Seidencultur. Die nämliche Aufmunterung und das Beispiel, das der Kaiser in Person der Production der Hauptnahrungsmittel gewährt, wird von der Kaiserin dem Anbau des Maulbeerbaumes und der Pflege der Seidenwürmer gegeben, da diese die hauptsächlichsten Kleiderstoffe liefern, deren Anfertigung größtentheils Sache der Frauen ist. Im neunten Monat des Jahres begiebt sich die Kaiserin mit ihren Damen zum Erfinder des Seidenbaues, um demselben ein Opfer darzubringen. Nach Beendigung dieser Ceremonie wird eine Quantität Maulbeerblätter gesammelt, die zur Ernährung des kaiserlichen Depots von Seidenwürmern bestimmt sind. Von den 16 an das Volk gerichteten „heiligen Gesetzen" bezieht sich das vierte ausschließlich auf die vorerwähnten Gegenstände. „Besorgt", heißt es daselbst, „eure Landgüter und Maulbeerländereien, damit ihr genügende Nahrung und Kleidung erhalten mögt."

Obgleich eine große Zahl der Gewächse und Pflanzen unserer Gärten aus Ostasien und China stammt, so muß man gleichwohl die Thatsache verzeichnen, daß ein großer, ja vielleicht der größte Theil Chinas für uns in botanischer Hinsicht ein Neuland ist, von dem wir höchstens eine ganz oberflächliche Kenntniß einzelner Theile besitzen. Eine wirklich planmäßige Erforschung Chinas hat in dieser Beziehung erst seit einigen Jahrzehnten mit geringen Anfängen begonnen. Alles, was wir aus früherer Zeit erfahren haben, verdanken wir den jesuitischen Missionaren, die unsere Gärten mit den meisten der chinesischen Gewächse bereicherten, welche wir heute darin zählen. Vor Allem war es der französische Missionar Jucarville, der sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Peking aufhielt und von dort aus verschiedene herrliche Pflanzen in Europa bekannt machte. Alle diese Pflanzen, wie das flammende Herz (Dicentra spectabilis), der Götterbaum (Atlanthus glendulosa), die sogen. japanische Mispel u. a. gehörten der nordchinesischen Niederung an, deren ursprüngliche Vegetation durch die Bevölkerung im Laufe der Jahrtausende zum großen Theile vernichtet worden ist, so daß wir ihren ehemaligen Reichthum nur aus dürftigen Resten heute kaum noch ahnen können. Einige kleine Parks in der Umgebung der Städte, heilige Haine bei Tempeln und wenig dichte Urwälder auf den Bergen westlich der chinesischen Hauptstadt sind noch lebende Zeugen einer früheren prachtvollen Flora dieses Gebietes. Weiter südlich stellen sich dann einzelne Vertreter subtropischer und tropischer Pflanzenwelt ein. Hier hat aber die außerordentlich intensive Cultur des Bodens den ehemaligen Wald noch weniger geschont, an seine Stelle ist im besten Falle ein Buschwerk getreten, in welchem sich besonders die Kamelien und andere Vertreter des Theestrauchs hervorheben. Die eigentlichen Gebiete großartiger chinesischer Vegetation finden sich erst in den Bergländern des innern Chinas. Was wir von deren Erforschung zu erwarten haben, darauf giebt uns ein von L. Diels vor zwei Jahren gehaltener und in der Gartenflora veröffentlichter Vortrag einigen Aufschluß. Dr. Henry hat in der Umgebung der Stadt Itschang am Yangtsekiang in der Provinz Hupe eine Sammlung von Pflanzen zusammengebracht, die uns einen Blick in die seltene Fülle der ursprünglichen chinesischen Vegetation thun läßt. Ihre Eigenart, die auf der Welt nicht ihres Gleichen hat, wird durch die Thatsache gekennzeichnet, daß sich hier Gewächse der gemäßigten Zone mit echten tropischen Planzen, die sich dem kühleren Klima angepaßt haben, zusammen finden. Dort sind neue Arten der Pappel, der Weißbuche, der Rothbuche, der Eiche und des Ahorns vereint mit ganz unbekannten Pflanzenformen, so daß die Erforschung dieser neuen Welt nicht nur Schönes, sondern auch praktisch Verwerthbares in großer Fülle verspricht. Vorläufig kann man sich nur aus der Durchsicht der Herbarien eine Vorstellung von dem Reichthum und der Schönheit dieser Flora machen, denn nur in vereinzelten Fällen ist eines dieser Gewächse in Europa lebend und in Blüthe gesehen worden, während die als der schönste mittelchinesische Baum bezeichnete Davidia invulnerata überhaupt noch niemals in Europa gewesen ist und erst von zwei Sammlern gefunden wurde. Das Gebiet, das sich dort dem Forscher für die Zukunft eröffnet, ist geradezu unermeßlich. Es sei daran erinnert, daß etwa vor 50 Jahren Armand David aus diesem Gebiete neue Säugethiere nach Europa brachte, deren Vorhandensein man gar nicht für möglich gehalten hätte. Der Abbé F. Delavay brachte aus einem Gebiete in der Provinz Yünnan, das kaum die halbe Größe eines Regierungsbezirkes unserer Heimath besaß, über 1500 vollkommen neue Pflanzenarten zusammen, der Alpenflora des Himalaya und der europäischen Alpen vergleichbar, aber beide an Fülle und Mannigfaltigkeit übertreffend.

Dr. A. S.

Bücherbesprechungen.

— Chinas Kriege seit 1840 und seine heutigen Streitkräfte. Mit vier Karten in Steindruck und vier Skizzen im Texte. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1900. 8°; V, 98 S. — Ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich nicht annehmen dürfte, daß diese Schrift dem Schoße der geschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabs entsprossen sei. Wie Alles, was aus dieser Quelle stammt, ist sie in ihrer gediegenen Einfachheit vortrefflich; und man kann solchen musterhaften und dabei überaus bescheiden auftretenden Erscheinungen gegenüber nur bedauern, daß es schwer hält, den Namen ihrer Verfasser zu ermitteln, die doch — außer dem dienstlichen — schlechterdings keinen Grund hätten, sich zu verstecken. Die vorliegende Schrift bringt Dem, der etwas ostasiatische Geschichte getrieben hat, an sich nichts Neues; jedem Andern aber — und das ist doch wohl der weitaus größte Theil unserer Leser, die augenblicklich nichts mehr wünschen, als sich über die Aussichten des chinesischen Feldzugs einigermaßen zu vergewissern — bietet sie reichste Belehrung in knappster, überzeugender Form. Der ungenannte Verfasser nämlich hat es mit unleugbarem Geschick verstanden 1) aus dem englisch-chinesischen Krieg von 1840/42, 2) aus dem Taiping-Aufstand 1850/65, 3) aus den Verwicklungen Chinas mit England und Frankreich 1856/60, 4) aus dem Tonkin-Feldzuge 1882/85 und 5) aus dem japanisch-chinesischen Kriege 1894/95 hinsichtlich der Vorbereitungen zum Kriege gegen China, der Angriffspunkte und der Wahl des Kriegsschauplatzes überhaupt, hinsichtlich der Marsch- und Verpflegungsverhältnisse, der eigentlichen Treffen und Schlachten, kurz: hinsichtlich aller der Dinge, die nach menschlicher Voraussicht unsern Truppen im fernen Osten bevorstehen, die geschichtlichen Lehren zu ziehen. Dem Verfasser kommt es also zunächst darauf an, in schlichter Weise die Ereignisse selbst reden zu lassen, und stellt danach erst in einem 6. Abschnitte allgemeine Betrachtungen an. Hat man dann noch im letzten Capitel den [illegible]genwärtigen Stand des chinesischen Heeres (a. Grüne Fa[illegible], b. Bannertruppen, c. Feldtruppen) vor sich Revue passiren lassen, so darf man behaupten, daß man die aus China einlaufenden Einzelnachrichten im rechten Zusammenhang erfassen kann und dem ganzen bevorstehenden Krieg ein leidlich

geschultes Verständniß entgegenbringt. Ich bin überzeugt, daß sich den Hauptinhalt dieser Arbeit verschiedene „Kriegsberichterstatter“ aneignen werden; und das ist schließlich immer noch besser, als wenn sie von militärischen Sachen laienhaft-unverständlich phantasiren, wie der Blinde von der Farbe. — In vieler Beziehung eine willkommene Ergänzung zu dieser rein militärischen Schrift bildet Albrecht Wirth's Aufsatz: „China in der Weltgeschichte“ (Preuß. Jahrbb. 101, 287/310). Ht.

— Der Mord von Konitz. Mit 14 Illustrationen. Von Dr. Rudolph Kleinpaul. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. — Der Hr. Verfasser führt den Blutaberglauben, der in den unteren Volksschichten vielfach noch in Bezug auf die Juden besteht, auf die Passionsspiele zurück, welche die Zuschauer in eine Art religiöser Hallucination versetzten. Dies mag richtig sein, aber der einzige Grund ist es sicherlich nicht. Denn unter den Bewohnern von Konitz werden sicherlich die Wenigsten je ein Passionsspiel gesehen haben. Der Volksglaube an Ritualmorde würde unseres Erachtens längst in Vergessenheit gerathen sein, wenn ihn nicht Vorgänge wie die in Xanten und Konitz immer von Neuem auffrischten. Wir würden es für ein großes Glück in jeder Hinsicht betrachten, wenn die Urheber des Konitzer Mordes doch noch entdeckt würden. So lange dies nicht geschieht, wird es immer eine Menge Leute geben, die an die Betheiligung der Juden glauben oder doch zweifelnd bei Seite stehen. Den schönsten Schmuck der vorliegenden Schrift bilden eine Anzahl Illustrationen, Nachbildungen alter Holzschnitte, welche allerdings mit dem Inhalte selbst nur in losem Zusammenhange stehen. —tg—

— Nachdem wir erst Ende März dis. Jhrs. Gelegenheit hatten, in diesem Blatte die kurz zuvor erschienene 16. Auflage des v. Wedel'schen Officiers-Taschenbuchs bearbeitet von Hauptmann Balcke einer eingehenden und anerkennenden Besprechung zu unterziehen, ist in rascher Folge im Juli die siebzehnte Auflage zur Ausgabe gelangt. Verlag von R. Eisenschmidt, Berlin, 1,50 ℳ. — Es ist dies zweifellos das günstigste Zeugniß für die Brauchbarkeit des Taschenbuches, dessen Anschaffung durch ältere und jüngere Officiere sich bei Beginn der Manöverzeit ganz besonders empfiehlt. H. L.

— Deutscher Thierfreund. Illustrirte Monatsschrift für Thierschutz und Thierkunde; Centralorgan deutscher Thierschutzvereine. Herausgegeben von Dr. Robert Klee und Professor Dr. William Marshall. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Jahrgang IV, Heft 7. Preis des Jahrgangs 3 ℳ, Einzelnummer 50 ₰. — Die im Jahre 1897 als Centralorgan der deutschen Thierschutzvereine gegründete Zeitschrift erfreut sich nach Verlauf einer so kurzen Spanne Zeit bereits einer so großen Abonnentenzahl, daß sie in 10000facher Auflage erscheint. Schon früher nahmen wir Gelegenheit, die thierfreundliche Leserwelt auf das Bestreben der Herausgeber genannter Monatshefte aufmerksam zu machen. Eine Vereinigung namhafter Zoologen und praktischer Thierkundiger ist darauf bedacht, den Thierschutz zu pflegen und auf Grund langjähriger Studien und sorgfältiger Beobachtungen den Unkundigen über die Gesundheitsbedingungen insbesondere unserer Hausthiere zu belehren, denn „es ist nicht zweifelhaft, daß die allgemein mangelnde Kenntniß der Lebensgewohnheiten der Thiere weit mehr als die Roheit einzelner Individuen Thierquälereien verursacht“. Um dem Deutschen Thierfreund auch außerhalb der deutschen Thierschutzvereine einen möglichst großen Leserkreis zu verschaffen, hat die Verlagsbuchhandlung den Abonnementspreis vom 1. Juli ab von 5 ℳ auf 3 ℳ herabgesetzt; außerdem soll jeder Nummer noch eine Gratisbeilage mit zahlreichen Illustrationen, im Umfange eines Bogens, beigelegt werden. Aus dem übersichtlich zusammengestellten Inhaltsverzeichniß vom dritten Jahrgang, das uns vorliegt, ersehen wir, welch' reichhaltiger und interessanter Stoff aus dem Gebiete des Thierschutzes und der Thierwelt im Allgemeinen behandelt und durch prächtige Abbildungen erläutert worden ist, und die einzelnen Nummern des vierten Jahrganges stehen dem früher Gebotenen würdig zur Seite. In dem zuletzt erschienenen, dem Julihefte berichtet Prof. Marshall über den großen Schaden, welchen verwilderte Hausthiere anzurichten im Stande sind, wie sonst ganz harmlose Geschöpfe, als da sind Schafe, Ziegen, Kaninchen, Schweine, Pferde u. dergl., der Vegetation ausgedehnter Länderstrecken und somit indirect auch dem Menschen höchst gefährlich werden können. — Weitere Aufsätze, erläutert durch wohlgelungene, naturgetreue Abbildungen, behandeln die sogenannten Phönix-Hühner aus Japan und die englische Bulldogge; dann folgt eine Zusammenstellung deutscher Sprichwörter, in denen nach alphabetischer Ordnung der Affe, der Aal, die Ameise und der Bär Verwendung finden; diese Zusammenstellung soll fortgesetzt werden. — Ferner werden mitgetheilt die Berichte über die in den verschiedenen Thierschutzvereinen zu Dresden, Freiberg, Karlsruhe und Lüneburg behandelten Fragen, sowie ein Entwurf eines internationalen Vogelschutzgesetzes. Auch bietet Heft 7 Pädagogisches in humoristischer Form, denn Dr. Karl Schönherr schildert in seiner „Katzenhatz“ die gerechte Bestrafung eines Knaben, die diesem für seinen Hang zur Thierquälerei zu Theil wird. Auch ein Kalender für den Monat Juli belehrt uns über die in diesem Monat zu beobachtenden Verhaltungsmaßregeln bei der Zucht von Bienen, Hunden, Kaninchen, Fischen sowie von den Thieren auf dem Geflügelhof und in der Vogelstube. — Durch eine weitere Auswahl kürzerer Notizen über thierisches Leben, sowie durch zahlreiche, äußerst gefällige Illustrationen gewinnt das Juliheft, gleich seinen Vorgängern, allgemeines Interesse. Wir zweifeln daher nicht, daß sich der Leserkreis des Deutschen Thierfreunds mehr und mehr erweitern wird. [illegible]—t.

— Moderne Kunst herausgegeben und redigirt von R. Bong, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart. — Unter den zahlreichen, für die Familie bestimmten Zeitschriften hat die Moderne Kunst durch ihre farbige Ausstattung, ihr großes Format und ihren mannigfaltigen Inhalt ihren Platz zu behaupten gewußt. Neben den Reproductionen von Gemälden aller Art, deren Auswahl dem Lesepublicum der Zeitschrift gefallen wird, ist auch den Tagesereignissen, die durch gut gelungene Photographien ihre Illustrirung finden, ein Platz eingeräumt. Der literarische Inhalt des Blattes, Romane, Plaudereien, Reiseschilderungen, ist geschickt zusammengestellt und hält sich von Monotonie fern. S.-M.

— Stegmann, Hans, Die Plastik des Abendlandes. Sammlung Göschen, Band 116. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. — Von der Bildhauerkunst Griechenlands bis zu den Werken Rauch's führt der Verfasser den Leser des Büchleins, das auf 165 Seiten seiner Aufgabe gerecht werden soll. Im Gegensatz zu der von Richard Muther verfaßten Uebersicht über die Malerei desselben Verlags, die möglichst von Namen und Daten absieht, giebt Stegmann eine sorgfältige Aufzählung der wichtigsten Monumente der Plastik, so daß für die Schilderung der künstlerischen Entstehung, des Werdens der Stile und die Uebergangszeiten wenig Raum übrig bleibt. Es ist gewiß schwer, Beides zu vereinigen, aber sich lediglich auf das Erstere zu beschränken, das heißt: Geschichtstabellen mit verbindendem Text liefern. Von den neueren Forschungen namentlich auf dem Gebiet der romanischen und gothischen Skulptur ist wenig Gebrauch gemacht worden. S.-M.

— „Von damals bis heute“. Eine Festschrift der Akademia herausgegeben aus Anlaß des 25jährigen Stiftungsfestes von den alten Herren. Leipzig, 1900. — Das von Prof. R. Berthold redigirte Festheft enthält neben einer von R. Keiser verfaßten Chronik eine Fülle von Originalarbeiten ehemaliger Akademianer, sowie eine Anzahl für die „Fidelitas“ gedichteter und reich illustrirter Lieder. Neben den künstlerischen Beiträgen seien diejenigen von O. Weck, A. Wilke, F. Koch, M. Loose, W. Hinze, E. Wanschura, H. Schüßler, A. Warnemünde, R. Tuch, Walter Zeising, Franz Schreyer, Paul Felgentreff, Fritz Bergen, Otto Strützel, F. Pfeifer und Eisengräber erwähnt. Abbildungen der Plaketten von Felix Pfeifer und Paul Sturm sind diesen zugefügt und ferner ein Lichtdruck nach der von Carl Seffner modellirten Büste Ihrer Majestät der Königin Carola; auch die Hirschgruppe des Bildhauers Adolf Lehnert ist hier nochmals reproducirt. Unter den älteren Arbeiten ist eine Zeichnung H. Schlittgen's hervorzuheben, des bekannten Zeichners der Fliegenden Blätter, der die Mitgliedskarte für das Jahr 1876 entworfen hat. Eine kleine Zahl von Exemplaren des reich ausgestatteten Heftes ist noch vorhanden und zu mäßigem Preise von F. Lindemann, Kronprinzstr. 28, zu beziehen. Manchem der alten Akademianer wird die Chronik des Vereins alte Erinnerungen wieder zurückrufen und vergangene Zeiten werden ihm wieder lebendig werden. S.-M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 96. Sonnabend, den 11. August, Abends. **1900.**

Einheimische Schmarotzer-Pflanzen.

Plauderei aus dem Naturleben.

Es ist früh am Morgen. Klar blaut sich über uns der Himmel. Ein frischer Hauch weht uns entgegen. Tief athmen wir auf und schreiten rüstig dem nahen Walde zu. Hinter uns liegt Stubenenge, Bücherkram und all' der Wust grübelnder Gelehrsamkeit, vor uns aufgeschlagen das Buch der Natur mit seinen lebendigen Lettern. Die Morgensonne küßt die glitzernden Thauperlen von den Blättern und Blüthen. Der letzte duftige Nebelschleier zerreißt. Unverhüllt zeigt sich uns die Landschaft. Nur der Höhenzug in der Ferne birgt sich in bläulichem Hauch. Blumengeschmückt sind Wiese und Au. Aus den reifenden Getreidefeldern grüßen uns rother Mohn und blaue Kornblumen. Am Rain läuten Glockenblumen und am Bachrande blicken traute Vergißmeinnicht. Geschäftige Ameisen eilen über den Weg. Auch die emsigen Bienen sind schon erwacht. Citronenfalter und Pfauenauge gaukeln von Blume zu Blume. Vom Walde herüber schallt das Klopfen des Spechtes. Das scheue Reh eilt dem schützenden Dickicht zu. Wo wir hinsehen, überall Leben und Bewegung! Das Herz geht uns weit auf. Forschend schauen wir umher, die Geheimnisse der Mutter Natur zu belauschen. Alles was wir sehen, auch das Unscheinbarste fesselt uns. Im Kleinsten suchen wir das Walten der Vorsehung zu erkennen. Und bei Betrachtung des Geringen, dessen, an dem man sonst achtlos vorüberschreitet, kommt jene stille Freude über uns, jener wahre Naturgenuß, an dem sich Herz und Gemüth des dafür Empfänglichen erholt. Wir trinken jene Medicin, die uns gesunden läßt an Leib und Seele, die uns Kraft giebt und Freudigkeit zu neuem, ernstem Schaffen. Wahre, liebevolle Naturbeobachtung wird für jeden Menschen, dessen Sinn nicht ganz unempfänglich ist für Naturreize, ein Hochgenuß sein. Fürwahr die sind zu bedauern, die diesen Genuß entbehren müssen! Es ist keiner jener momentanen Leckerbissen, die wir uns mit gleißendem Golde verschaffen können. Nicht Geld und Gut ist von Nöthen, um ihn zu kaufen, aber ein offenes Auge und ein warmempfindendes Herz. Diesen Genuß braucht der Aermste der Armen nicht zu missen, wogegen ihn selbst ein Krösus sich nicht erkaufen kann. Doch nicht jedem Späherauge zeigen sich sogleich all' die verborgenen Naturgeheimnisse. Durch Uebung muß der Blick geschärft werden. Verständige Ueberlegung muß uns den inneren Zusammenhang der Dinge erkennen lassen. Was wir alltäglich im lärmenden Weltgetriebe beobachten, viele Erscheinungen, die uns im Menschenleben entgegentreten, finden wir ganz ähnlich wieder im Pflanzenleben. Auch die Pflanzen sind Lebewesen. Ihre ganze Lebensthätigkeit bietet bei aller Verschiedenheit vieles Uebereinstimmende mit der der Thiere und Menschen. Auch die Pflanzen müssen kämpfen und ringen um ihr Dasein. Auch bei ihnen herrscht der Stärkere, siegt der besser Ausgerüstete, der den Lebensbedingungen besser Angepaßte. Im Pflanzenstaate können wir ebenso gut Reiche und Arme unterscheiden, Mächtige und Schwache. Wir sehen, wie einige auf Kosten Anderer sich entwickeln, wie der Reichthum Besitzender von arbeitsscheuen Gesellen ausgebeutet wird, oft zu Jener Nachtheil.

Es ist eine sehr interessante Gruppe die der „Schmarotzer" im Pflanzenstaat. Betrachten wir sie einmal näher und sehen wir, ob wir auf unserem Spaziergang solche Parasiten bemerken. Sie sind gar nicht selten. Die große Classe der niederen Pflanzen (Kryptogamen), die Pilze, sind fast durchweg Schmarotzer. Sie sind theils Schmarotzer, die auf lebenden Wesen hausen, theils Saprophyten, die von abgestorbenen leben. Sie haben die üble Angewohnheit, lediglich von dem Ueberflusse Anderer zu leben. Aber auch Blüthenpflanzen (Phanerogamen) zählen zu den Parasiten. Doch halten wir aufmerksame Umschau. Ueber uns strecken fruchtbeladene Obstbäume ihre Aeste aus. Wir freuen uns der vielverheißenden Früchte. Es ist eine prächtige Allee, die wir durchschreiten. Kräftig und gesund sehen die Bäume aus. Sie scheinen gut gepflegt. Selbst Leimringe fehlen nicht, um schädliche Insecten fernzuhalten. Nur selten wird ein kleines Raupengespinnst im Blätterwerk sichtbar. Allein was zeigt sich da? Ein Ast scheint ein anderes Gewächs zu tragen. Ein vielverzweigter kleiner Strauch hebt sich deutlich von den ihn theilweise verhüllenden Blättern des Birnbaums ab. Fast sieht es aus, als ob ein Bündel Zweige seitlich am Ast befestigt wäre. Wir haben den ersten Schmarotzer vor uns — eine Mistel. Ehe wir uns mit der Frage beschäftigen: wie kann diese Pflanze auf dem Ast da gedeihen, wie kommt sie überhaupt dahin? wollen wir weiterwandern und forschen, ob sich nicht noch anders gestaltete Parasitenformen unseren Blicken darbieten. Dicht am Wegrand breitet sich ein Kleefeld aus. Ein rothes Blüthenköpfchen am anderen, tausende, abertausende. Brummend fliegen Hummeln von Blume zu Blume, den Honig zu stehlen und als Dank die Bestäubung zu vollziehen. Unser Fuß stockt. Wir beobachten ihr geschäftiges Treiben. Unser Auge folgt den leichtbeschwingten Faltern, die im Sonnenschein sich tummeln. Wie unsere Blicke über das Feld schweifen, fällt uns eine anders gefärbte Stelle im purpurgewirkten Kleeteppich auf. Wir treten näher und sehen, wie die Kleepflanzen, in ein Gewirr von feinen Stengeln verstrickt, darniederliegen, an welchen kleine, bleich röthlich-gelbe Knäuel sitzen. Der Klee ist von einem Würgengel, der Kleeseide, befallen. Ein zweiter Schmarotzertypus, ganz verschieden von der Mistel und viel gefährlicher für den, bei dem er sich ungebeten zu Gaste geladen. Noch wenige Schritte und wir sind im Walde. Die Sonne ist immer höher gestiegen. Wir entfliehen ihren sengenden Strahlen und bergen uns rechts am Wege im kühlenden Schatten des Buchenwaldes. Die andere Wegseite säumt eine Tannenschonung ein. Stolz ragen die edlen, schlanken Stämme empor. Ein Stamm scheint mit dem andern zu wetteifern im Wuchs. An einen grauen Buchenstamm gelehnt, halten wir kurze Rast. Wir laben uns am Anblick der Edeltannen mit ihren tiefdunkelgrünen Nadelkleidern, gegen welche die glatt berindeten Stämme fast hell sich abheben. Weit laden ihre Zweige aus über den Weg herüber. Was sehen wir da! Von einem wagrechten Aste strebt ein Bündel Zweige senkrecht empor. Ein kleiner Tannenbaum auf dem großen! Neugierig eilen wir nach der Stelle hin. Fürwahr, ein niedlicher Tannenstrauch wächst gleichsam aus dem Aste hervor. Allein seine Aestchen tragen abweichend geformte, gelbliche Nadeln und am Grunde zeigt er eine knollige Anschwellung. Auch hier haben wir es mit einem Schmarotzer zu thun. Der Parasit selbst tritt uns zunächst nicht sichtbar entgegen. Nur die von ihm hervorgerufene Mißbildung, den sog. „Hexenbesen", sehen wir. Nicht zu der Gruppe der Blüthenpflanzen, wie Mistel und Kleeseide, sondern zu den Sporenpflanzen gehört der neuentdeckte Schmarotzer. Es ist ein Pilz. Er haust im Innern des Holzes und sendet nur seine Fruchtträger an die Oberfläche. Es ist uns unmöglich, ein Stück des Hexenbesens herunterzubekommen, um den Pilz genauer untersuchen zu können. Um unsere Wißbegierde zu befriedigen, wollen wir deshalb versuchen, beim Weiterwandern eine verwandte Art dieses Parasiten ausfindig zu machen. Eine solche bewohnt die Cypressen-Wolfsmilch, die wir am Wegrand sehen. Ein Jeder kennt sie mit ihren Milchsaft führenden Stengeln. Kaum 100 Schritt sind wir gegangen, da nehmen wir einige

ganz eigenthümlich gestaltete Stengel an einer solchen Wolfsmilchpflanze wahr. Sie sind verkrüppelt und mit kürzeren, breiteren Blättern besetzt. Diese scheinen bräunlich punktirt. Wir schneiden einen Stengel ab, um ihn bequem besichtigen zu können. Die kleinen bräunlichen Punkte sind die Sporenträger des gesuchten Pilzes. Den eigentlichen Pilz im Blattinnern sehen wir mit bloßem Auge nicht. Um uns über dessen Natur aufzuklären, müßten wir daheim das Mikroskop benutzen.

Wir haben nunmehr auf unserem Wege sowohl Schmarotzer aus der Classe der Blüthenpflanzen, als auch aus der der niederen Pflanzen kennen gelernt. Von diesen sahen wir zwar nur zwei wenig verbreitete Vertreter, wonach wir uns noch keine Vorstellung machen können von der ungeheuren Anzahl und Vielgestaltigkeit der Pilzparasiten. Wir brauchen uns aber nur einige Fälle ins Gedächtniß zurückzurufen, wo uns solche Schmarotzer schon im Haushalt entgegengetreten sind, um uns ahnen zu lassen, in welch' verschiedener Verkleidung sie ihrem Diebesgewerbe nachgehen. Welche Hausfrau kennt nicht Schimmelpilze auf Brod, eingemachten Früchten u. s. w.? Wer hat noch nicht am Fenster todte Stubenfliegen gesehen, welche von einem feinen weißen Gespinnst umgeben waren? Bei weiterem Nachdenken werden wir finden, daß uns Pilzparasiten durchaus nicht fremd sind. Blüthenpflanzen hätten wir jedoch solch Schmarotzerleben nicht zugetraut. Und es giebt unter ihnen noch andere als Mistel und Kleeseide, die als ganz unschuldige, oft schön blühende Kräutlein sich dem Auge zeigen, während ihre Wurzeln als Blutsauger fungiren. Auch solche werden wir noch kennen lernen. Ehe wir jedoch nach ihnen forschen, wollen wir uns einige Augenblicke im Waldesschatten lagern. Wir wollen zunächst uns die eingangs aufgeworfenen Fragen beantworten: Wie ist die Entwickelung und Lebensweise dieser Schmarotzer? Auf welche Weise entziehen diese den Wirthspflanzen die zu ihrem Leben nöthige Nahrung? Ziehen wir zuerst die Pilze in den Kreis unserer Betrachtung. Diese und die Mistel nebst ihren Verwandten, sowie die Kleeseide und die übrigen Teufelszwirnarten können wir zu einer besonderen Gruppe von Schmarotzern zusammenfassen, zu den schädlichen Parasiten, welche zu den Pflanzenkrankheiten gezählt werden. Die andere Schmarotzergruppe, welcher wir am Schluß noch einige Worte widmen wollen, zeigt keinen ausgeprägten Schädlichkeitscharakter. Ihre Mitglieder pflegen ihre Wirthspflanzen nicht zu Tode zu quälen, sie treten wenigstens nicht als Krankheitserreger auf. Die Pilze dagegen in erster Linie sind zum Theil sehr schädliche und auch für uns Menschen gefährliche Krankheitskeime. Cholera, Pest, Typhus u. s. w., welches Menschenkind schauderte nicht bei diesen Worten? Nicht directe, aber oft auch sehr gefährliche Feinde des Menschen sind die Getreide-Rostpilze, Brandpilze, Mehlthaupilze, Kartoffelkrautschimmel und wie sie alle heißen, die Schrecken des Landmannes, Gärtners, Forstwirths, Weinbauers, Obstzüchters, der Blumenfreundin und aller Derer, die Pflanzen pflegen und ziehen.

Doch zurück zu dem Kern unserer Betrachtungen. Um das Leben eines Pilzschmarotzers zu verstehen, müssen wir einen Blick auf seine Entwickelung werfen. Natürlicherweise kann hier auf Einzelheiten und bestimmte, bei den tausend und abertausend Pilzarten immer sich anders darstellende Modificationen im Lebensbetrieb nicht eingegangen werden. Wir müssen uns darauf beschränken, den allgemeinen Grundplan des Pilzdaseins und Lebens kurz zu skizziren. Nehmen wir den Fliegenschwamm zur Hand, der neben uns aus moosigem Grunde prangt. Es ist ein teuflischer Gesell, bergend giftigen Keim unter verlockender Hülle. Was wir in der Hand haben, ist nicht der eigentliche Pilz. Es ist nur der Fruchtträger. In diesem Theil reifen die Sporen, d. h. die Samen des Pilzes. Sind diese ausgereift, zerfällt der Fruchtträger und die mikroskopisch kleinen Sporen verbreiten sich gar leicht. Besonders die Thiere dürften die Verbreitung besorgen. Der Pilz an und für sich ist keineswegs abgestorben, wenn der sichtbare Theil verfallen ist. Er wuchert in der Erde als weißliches Fadengewirr unablässig weiter. Diesen ausdauernden Theil nennen wir das Pilzmycel. Beim Hexenbesen lebt es im holzigen Stamm der Tanne, bei der Wolfsmilch in den Zellschichten der Blätter. Manchmal nur zeigt es sich am Tageslicht, so bei den Mehlthaupilzen, die wir nur zu oft an den Rosen treffen. Das sonst saftig grüne Rosenlaub ist dann wie grauweiß bestäubt. Für gewöhnlich haust aber der Pilz im Verborgenen und sendet nur seine Vermehrungsorgane ans Licht, damit die Luftströmungen die Sporen an andere geeignete Nährstätten tragen. Denken wir uns so von einem Hexenbesen Sporen auf einen anderen Tannenzweig übertragen. (Der Pilz, der den Hexenbesen hervorruft, heißt botanisch Aecidium elatinum Alb. et Scheichw. und gehört zu den Uredinaceae.) Unter dem Einflusse der Luftfeuchtigkeit keimen sie hier. Es entwickeln sich an ihnen schlauchförmige Zellen (Hyphen), welche in das Holzinnere hineinwachsen. Als bequeme Eingangspforte machen sie sich die Spaltöffnungen und Poren zu nutze. Die Spitzen der Hyphen haben die Fähigkeit, die Zellen der lebenden Wirthspflanze zu zersetzen. Sie dringen in die Zellen, welche ja gewissermaßen die Vorrathskammer jener bilden, ein und saugen sie aus. Die Hyphen durchziehen oft große Theile der Gewebe der von ihnen befallenen Pflanze. In den Zellen bilden sie seitliche Aussackungen (Haustorien), welche gleich Blutegeln der Pflanze das Herzblut aussaugen. So ernähren sich die Schmarotzer von dem aufgespeicherten Nährstoffreichthum der Wirthe. Ist es nicht hochinteressant, diese Vorgänge in der Pflanzenwelt zu studiren? Nur mit ganz flüchtigen Strichen können wir hier dies Bild andeuten. Wir wollen ja auch nur Anregung geben dazu, das Museum der Natur mit offenem Auge, denkendem Sinn und warmem Herzen zu durchwandern. — Die verderbliche Thätigkeit, welche die Hyphen der Pilze ausüben, leisten bei den genannten Blüthenpflanzen, den Misteln, die Wurzeln. Die Verbreitung der Misteln erfolgt durch Vögel, besonders durch Drosseln, Misteldrosseln. Die weißen Beerenfrüchte der Schmarotzer, welche in fleischiger Hülle die harten Samen bergen, bilden eine Lieblingsnahrung dieser Vögel. Mit deren Excrementen gelangen die unverdaulichen Samen auf Aeste und Zweige, wo sie dank ihrer klebrigen Beschaffenheit leicht haften. Das Samenkorn einer Mistel hat die Fähigkeit, seine Keimkraft sehr lange zu behalten. Findet es einen geeigneten Platz, so keimt es. Das hervorsprießende Würzelchen legt sich zunächst der Unterlage fest an. Es bildet eine Art Heftscheibe. Aus deren Mitte wächst eine eigenthümlich modificirte Wurzel (Senker) in die Rinde der Wirthspflanze hinein. Dieser Senker zeigt im Wachsthumsverlauf ein ganz merkwürdiges Verhalten. Genug, es gehen von ihm in der Bastschicht, derjenigen Schicht im Baumstamm, welche die Nährstoffe führt, rechtwinklig seitliche Abzweigungen ab. Diese nennt man Rindenwurzeln. Sie vermitteln die Nahrungsaufnahme aus den Zellen des Wirthes. Während so die Wurzeln im Innern desselben gefährlich wuchern, entwickeln sich außen die buschigen, immergrünen Sträucher. Im Winter, wenn die Obstbäume kahl sind, können wir die Misteln deutlich in den Kronen jener erkennen. Botanisch heißt die Mistel Viscum album und gehört zur Familie der Loranthaceae oder Riemenblumengewächse. Verderblicher als die Misteln werden für die befallenen Pflanzen die Teufelszwirn-Arten. Eine derselben, die Kleeseide (Cuscuta Trifolii), lernten wir vorhin kennen. Sie zählt zu den Windengewächsen (Convolvulaceae) und ist, wie alle ihre Schwestern, einjährig. Aus dem keimenden Samen entwickelt sich im Erdboden ein kurzes, kolbenförmig verdicktes Ende. Mit diesem haftet der Keimling im Boden fest und von den in ihm aufgespeicherten Nährstoffen nährt er sich während der ersten Zeit. Findet sein oberirdisch sich entwickelnder Theil keinen Halt an einer Nährpflanze, so muß der Keimling zu Grunde gehen. Sobald es ihm jedoch gelungen ist, nahestehende Wirthspflanzen zu erfassen, umschlingt er dieselben. An den Umschlingungsstellen bilden sich am Stengel der Kleeseide warzenähnliche Wülste, aus deren Mitte Zellen in die Unterlage hineinwachsen und so die Nährstoffleitung aus dem Innern der Wirthspflanze in den Schmarotzer vermitteln. Im Sommer treten, wie wir sahen, an einzelnen Stengelfäden kleine, kugelige Knäuel bleichrosagefärbter Blüthchen auf, welche im Herbst die feinen Samen entsenden. — Aus dem im Vorstehenden kurz geschilderten Verhalten der Schmarotzer ergiebt sich ohne Weiteres, daß schwächliche Pflanzen von ihnen durch die Entziehung der Nährstoffe gar bald getödtet werden müssen. In je größerer Menge die Parasiten auftreten, desto empfindlicheren Schaden werden die befallenen Gewächse erleiden. Gehören diese zu von uns cultivirten Nutzpflanzen, so können sich uns die Schmarotzer als ganz gefährliche Feinde erweisen, was auch in vielen Fällen thatsächlich eintritt.

Kommen wir nun zum Schlusse unserer Betrachtungen! Zuvor noch einige Worte über Schmarotzer, die wir nicht zu den Pflanzenkrankheiten rechnen. Es giebt deren eine ganze Anzahl. Sie sind aber in ihrer Eigenschaft als Parasiten wenig bekannt. Während wir den Rückweg antreten, kommt uns der Gedanke, einen Strauß zu pflücken, um unseren Lieben daheim einen

Waldesgruß mitzubringen. Einige Gräser und Zweiglein sind bald gefunden. Eifrig spähen wir noch nach schönblühenden Pflanzen. Der Hainwachtelweizen mit seinen blau und gelben Aehren erscheint uns gar verlockend. Wir pflücken eine Anzahl dieser schönen Blumen. Wer sollte meinen, daß wir es hier mit einem Schmarotzer zu thun haben? Dieser so unschuldig aussehende, reizende Wachtelweizen ein blutdürstiger Räuber? Wir können es kaum glauben, und doch ist es so. Auch die Wurzeln der Wachtelweizen-(Melampyrum-)Arten legen sich fest an die nahestehenden Gewächse an, um diesen die Nährstoffe auszusaugen. Das Gleiche gilt von dem auf Wiesen und Triften oft so häufigen, zierlichen Augentrost (Euphrasia odontides) und seinen Verwandten. Auch die Läusekraut-(Pedicularis-)Arten, von deren einem Vertreter wir auf dem Heimweg am Teichrand noch einige verblühte Stengel antreffen, sind Schmarotzer. Würden wir uns weiter umsehen, noch manchen Parasiten, der unter unverdächtigem Mantel seinem schlimmen Handwerk nachgeht, könnten wir sehen. Allein, wir müssen heimwärts. Die Arbeit ruft. Sparen wir uns manch' andere interessante Beobachtung für ein ander Mal. Gern folgen wir jetzt dem Rufe der Pflicht. Die Wanderung durch Gottes weite, schöne Natur hat uns neue Kräfte gespendet, Herz und Gemüth sind erfrischt. Eine Fülle neuer Eindrücke hat sich uns eingeprägt. Wir haben wieder einen Einblick gethan in das Leben und Weben im Naturall. Wir haben ein neues Capitel im Buch desselben gelesen und daraus Begeisterung zu weiterem ernsten Forschen geschöpft.

C. K. Schneider.

Bücherbesprechungen.

— Commentar zum Bürgerlichen Gesetzbuche. Herausgegeben von den Professoren Biermann, v. Blume, Frommhold, Gareis, Oertmann, Privatdocent Hubrich und Landrichter Riedner. Das Erbrecht von Georg Frommhold. 2. Theil (Schluß). Berlin 1900. Carl Heymann's Verlag. 3 ℳ 40 ₰. — Der Allgemeine Theil von Karl Gareis. Berlin 1900. 7 ℳ. — Die vorliegenden Einzelbearbeitungen wahren das schon früher gekennzeichnete Programm dieses Commentars: durch Anknüpfung an das seitherige Recht, durch Herausstellung der Grundbegriffe und leitenden Grundsätze den Anforderungen der Wissenschaft gerecht zu werden und dem Bedürfnisse der Praxis durch klare, übersichtliche und knappe Darstellung zu genügen. Dabei ist Anknüpfung an die seitherige Spruchpraxis, soviel seither festzustellen, nicht für erforderlich gehalten, die Anregung auch für die praktische Erläuterung nur der seitherigen Literatur und den Gesetzesmaterialien entnommen. Daß unter diesen Umständen z. B. hinsichtlich des Chikaneverbots der Praktiker nicht viel Brod geboten bekommt, ist begreiflich. Im Uebrigen ist nochmals hervorzuheben, daß die Uebersichtlichkeit der Darstellungsform den Gebrauch dieses Commentars sehr erleichtert. Hinsichtlich der Beweislast bei bedingten Rechtsgeschäften stellt sich Gareis S. 197 ff. auf den Staub'schen Standpunkt — gegen Stölzel. In Anm. 4 S. 262 muß es bei Gareis heißen „straflos" statt „strafbar". N—l.

— Bureaubuch des Rechtsanwalts und Notars. Von Franz Wagner, Justizrath. 3. und 4. Heft. Berlin 1900. Carl Heymann's Verlag. 4 ℳ. — Das vorliegende Schlußheft des Buches enthält den Rest der Klagmuster, eine etwas knappe Uebersicht über die Geschäfte in Strafsachen, eine Uebersicht über das Gebührenwesen und eine Darstellung der Notariatsgeschäfte mit zahlreichen Mustern. Eine Conceptionstabelle, Gebührentabellen und Zinstabellen (das Beispiel S. 780 ist falsch) bilden den Anhang. Durch das Inhaltsverzeichniß, das Sachregister und vor Allem das umfassende Verzeichniß der im Buche befindlichen Muster ist das abgeschlossene Werk nunmehr leicht brauchbar geworden. N—l.

— Der Prinz von Gales. Sittenbilder vom Königshofe oder die Corruption in Hängeland. Paris 1900. (Caesar Schmidt in Zürich.) — Der Prinz von Gales ist ja eine sehr bekannte Persönlichkeit und das Incognito in diesem Buche ziemlich durchsichtig. Wer Liebhaber einer pikanten Lectüre ist — aber auch nur einem solchen —, dem können wir dieses Buch empfehlen. —tg—

— Georg von Mayr, Grundriß zu Vorlesungen über praktische Nationalökonomie. 1. Theil. Tübingen, H. Laupp. 1900. — In den letzten Jahren haben namhafte Professoren der Nationalökonomie, wie Adolf Wagner, Conrad, der leider schon dahin gegangene J. Lehr, neuerdings auch Schmoller Grundrisse ihrer Vorlesungen, sei es eines Theils derselben oder ihres ganzen Gebietes veröffentlicht. Diesen schließt sich v. Mayr in München an, der, nach längerer Pause dem angestammten akademischen Lehrberufe zurückgegeben, seit zwei Jahren den ordentlichen Lehrstuhl für Nationalökonomie in München innehat, derselben Universität, wo er vor mehr als 25 Jahren unter allgemeinem Anklang Statistik vorzutragen pflegte. Gegenüber solchen Schriften verliert die Kritik eigentlich ihr Recht. Man kann nur mit Dank von dem Gebotenen Kenntniß nehmen und mit Interesse sich vergegenwärtigen, wie ein jeder der gelehrten Herren seine Aufgabe auffaßt und durchführt. Ist ja doch die große Selbständigkeit des Geistes immer ein Vorzug der deutschen Gelehrtenrepublik gewesen. Ihr gegenüber wäre es unbillig, die Forderung verlauten zu lassen, daß Alle in den gleichen Bahnen wandeln sollen. Wer sich heute an die Systematik des Begründers der modernen Volkswirthschaftslehre, an Adam Smith, in seinen akademischen Vorlesungen hält, wird ebenso begründeten Anspruch auf unsere Beachtung haben als der Professor, der, wie z. B. aus Schmoller's Grundriß erhellt, unter dem Titel „Allgemeine Volkswirthschaftslehre" auch Ethnographie und Sociologie vorträgt. Und wenn man es z. B. wohl für richtiger halten wird, die „Cartelle" im allgemeinen Theile der Nationalökonomie bei der Preislehre erledigt zu sehen, so wird man dem Forscher keinen Vorwurf machen dürfen, der sie im speciellen Theil behandelt. Es hat eben Jeder seine Weise, die Dinge anzuschauen, und es wird fraglich sein, wem die Palme gebührt. Die Studenten haben Gelegenheit, verschiedene Männer zu hören, und machen davon auch Gebrauch. Derjenige Lehrer nun, der den ahnenden Vorstellungen seiner Zuhörer am meisten entgegenkommt, der die Materie so darzustellen versteht, daß dem dämmernden Verständniß für die Probleme die gebotene Systematik als die einzig richtige erscheint, der also die ganze zu Tage ringende Geistesfrucht am faßlichsten und geschmackvollsten zu heben weiß, dem werden die meisten Anhänger zufallen und der wird auch den Sieg davontragen. Wenn irgendwo, so muß hier der Erfolg entscheiden und so dem Versuche Berechtigung zuerkannt werden. Mit diesem Maßstab gemessen, erscheint v. Mayr's Grundriß als eine beachtenswerthe und originelle Leistung. Ob sie durchdringen und allgemeine Anerkennung finden wird, bleibe dahingestellt. v. Mayr giebt in der praktischen oder speciellen Nationalökonomie, die er im kurz bemessenen Sommersemester liest, noch eine Einleitung, in der er grundlegende Erörterungen über das Wirthschaftsleben anstellt, und einen allgemeinen Theil, das heißt eine Auseinandersetzung über die Grundlagen der praktischen Nationalökonomie. Dahin rechnet er Betrachtungen über den Boden, über die Arbeit und die Bevölkerung, die sie zu leisten hat, über das Capital und den Begriff der Unternehmung. Wie es ihm gelingt, nach längerem Aufenthalt bei diesen Fragen mit dem eigentlichen Gegenstande der praktischen Nationalökonomie fertig zu werden, so zwar, daß die Zuhörer sich auch ihrerseits gefördert fühlen müssen, ist nicht recht abzusehen. Darüber werden uns die weiteren Theile des Grundrisses Auskunft gewähren. In den vorliegenden Abschnitten zeigt sich v. Mayr als der geistvolle Denker, als der er aus seinen statistischen Arbeiten bekannt ist. Er drückt sich sicher aus, trifft die Hauptpunkte und ist unterrichtet genug, um zu führen. Vielleicht wird Mancher bemerken, daß er seine statistische Herkunft nicht verleugnen kann und mit seiner Vorliebe für ziffermäßige und exacte Behandlung der Dinge etwas weit geht. Auch gewinnt man wohl stellenweise den Eindruck, als ob nicht immer aus erster Hand, d. h. den einschägigen monographischen Schriften und Journalen, sondern aus anderen Zusammenstellungen geschöpft wird. Aber es fehlt die Originalität keineswegs und so dürfen wir den weiteren Abschnitten des Grundrisses mit Erwartung entgegensehen. —a.

— Aus dem Goethejahre (8°. 40, 91 und 11 S. Leipzig 1900, Druck und Verlag von B. G. Teubner) ist der Titel einer Trilogie von Aufsätzen, die ihr Entstehen der vorjährigen Feier des 150. Geburtstags Goethe's verdanken und nunmehr in einem Sammelbande weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Der erste, von Dr. Friedrich Braß verfaßte Aufsatz behandelt Goethe's Anschauung der Natur als

Grundlage seiner sittlichen und ästhetischen Anschauungen in Entwickelung und Wandlung; der zweite, dessen Verfasser Dr. Paul Lorentz ist, verbreitet sich über Goethe's Wirksamkeit im Sinne der Vertiefung und Fortbildung deutscher Charakterzüge; der dritte, von Oberlehrer P. Meyer, hat Goethe's Verhältniß zum classischen Alterthum zum Gegenstande. Gleich geistvolle Durchdringung des Stoffes, gleich gründliche Kenntniß der Werke des Altmeisters und gleiches Zuhausesein auf dem Gebiete der neuesten Goetheforschung machen die Arbeiten zu congenialen Leistungen und rechtfertigen ihr Erscheinen in einem Sammelbande und unter einem Titel. Braß weist nach, wie der universelle Geist Goethe's durch seine Bekanntschaft mit Schiller und den Werken Kant's dahin gelangt, in allen Erscheinungen des Lebens, sowohl in den organischen Formen als auch in den Schöpfungen der Kunst, nicht minder auch im sittlichen zielbewußten Wirken den gleichnißartigen Ausdruck des Unvergänglichen und Ewigen zu erblicken. Umfänglicher ist der zweite von Lorentz nach einem groß angelegten Plane zunächst nur skizzenhaft angelegte Aufsatz. Indem der Verfasser zuvörderst Goethe's Stellung zur deutschen Vergangenheit und zum deutschen Leben, wie es dem werdenden und gewordenen Dichter entgegentrat, einer sinnigen und ideenreichen Besprechung unterwirft, sodann die echt deutschen Züge in des Dichters Fühlen, Denken und Schaffen untersucht und damit seine sittlichen und religiösen Lebensanschauungen in Parallele stellt, verräth sich die Tendenz, Goethe als den Genius der germanischen Weltanschauung überhaupt erscheinen zu lassen. Die fesselnde, von unfruchtbaren Abstractionen sich frei haltende Darstellungsweise, die durch Citate reich belebt wird und durch das vergleichungsweise Heranziehen der Gestalten Luther's und Bismarck's das Interesse der Leser steigert, läßt es fast ganz vergessen, daß wir es nur mit dem Grundschema eines besondern Buches zu thun haben, in dem der Verfasser seine Ideen über den Gegenstand noch weiter ausführen wird. Der kürzere Schlußaufsatz P. Meyer's endlich giebt zwar materiell nicht eigentlich Neues — das Aufsatzthema ist ja jüngst sehr eingehend behandelt worden —, aber die Art und Weise, wie der Verfasser in schlagender Kürze Goethe als „den wahrsten und größten Renaissancedichter" schildert, in dessen Dichtwerken die stille Größe der Antike voll erreicht ist, wird gewiß den verdienten Beifall finden. Goldene Worte sind es, mit denen Meyer am Schlusse darauf hinweist, daß das Griechenthum der Boden ist, auf dem unsere deutsche Cultur zur Blüthe gelangt ist. In der That kann es gar nicht oft genug wiederholt werden, daß die deutsche Cultur von allen modernen Culturen am tiefsten und am längsten im Boden des Griechenthums gewurzelt hat, und daß in dieser Hinsicht unsere Nation den andern Völkern gegenüber eine Sonderstellung einnimmt. Nur zu berechtigt ist der Zweifel des Verfassers: „Ist der Baum jetzt bereits stark genug, kann er der Wurzeln entbehren?" Videant consules —!

Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Freundesgaben für Carl August Hugo Burkhardt zum 70. Geburtstag, 6. Juli 1900 von P. v. Bojanowski, O. Franke, K. Kehrbach, F. Sandvoß, A. Sauer, E. Schmidt, C. Schüddekopf, B. Seuffert, J. Trefftz, H. Weber, G. Weisstein, R. M. Werner. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. 1900. 5 ℳ. — Die schöne Sitte, lieben Freunden und Mitstrebenden bei Gelegenheit eines Ehrentages eine literarische Festgabe darzubringen, bürgert sich in unseren Gelehrtenkreisen mehr und mehr ein. Wieviel gerade die deutsche Sprachwissenschaft dieser Sitte verdankt, lehrt am besten ein Blick in den Katalog von S. Hirzel's Goethe-Bibliothek. Wie mancher anscheinend geringfügige Beitrag zur Literaturgeschichte, wie manche interessante Variante zu irgend einer Dichterstelle, wie mancher werthvolle Brief sind uns in den Privatdrucken erhalten geblieben, mit denen Otto Jahn, S. Hirzel, W. Frhr. v. Biedermann, G. v. Loeper u. A. einander an bedeutsamen Tagen zu beschenken pflegten! Doppelt willkommen muß aber ein so stattlicher und reichhaltiger Band wie der vorliegende sein: Die gemeinsame Festgabe zwölf hervorragender Literarhistoriker, Pädagogen und Bibliographen zum 70. Geburtstage des um die sächsische Geschichtsforschung wie um die Literar- und Theatergeschichte der classischen Zeit gleich verdienten großherzogl. Archiv-Directors Geh. Raths Burkhardt in Weimar. Natürlich werden die einzelnen Beiträge nur für wenige Leser alle das gleiche Interesse besitzen, obgleich sich die Absicht der Herausgeber, ihren Arbeiten einen innern Zusammenhang zu geben, nicht verkennen läßt. In stofflicher Hinsicht nimmt nur H. Weber's Beitrag „Einige Bemerkungen über Hippokrates' Darstellung und Stil" eine Sonderstellung ein; alles Uebrige läßt sich zwanglos der Rubrik „Geschichte der classischen Epoche der deutschen Literatur" einordnen. Bojanowski veröffentlicht unter Darlegung des Zusammenhangs ein höchst eigenthümliches Schreiben Goethe's an Voigt, das sich mit dem Jenenser Naturforscher, bezw. Naturphilosophen Oken beschäftigt und den Dichter, der sich in seiner amtlichen Thätigkeit gewöhnlich der größten Milde befleißigte, einmal in höchst gereizter Stimmung zeigt. Auch Erich Schmidt, C. Schüddekopf und G. Weisstein haben Briefe beigesteuert. Ersterer bietet zwei Briefe Bettina's an ihre Schwester, von denen uns namentlich der zweite, in den Wirren des Kriegsjahres 1814 geschriebene, seltsam anmuthet. Er führt uns die sonst so überschwängliche Pythia der Romantik als praktische, opferfreudige deutsche Hausfrau vor Augen. Sie bekennt: „ich kann jezt mit einer Schüssel Mittags auskommen, ich kann grobe Strümpfe und geflickte Hember Tragen, und brauch keine battistne Sacktücher mehr, auch Arnim hat in den Landsturmszeiten die verfluchten französischen jabots von seinen Hemden gerissen, an denen man immer zu kneipen und zu fältlen hatte, kurz der Luxus ist bei uns und bei den meisten honetten Leuten so verbannt, daß es beinah überall wie bei Diogenes im Fasse aussieht, mein Silbernes Pathengeschenk von der alten Bettmann, in deren Garten Du jetzt wohnst, hat sich auch damals in einen freiwilligen Reiter verwandelt, mein ganzer kleiner Haushalt lebte einmal 3 Wochen lang von einem Sattel und einem paar Pistolenhalstern." Weisstein bietet drei Briefe von Carl Philipp Moritz an Herder, Schüddekopf außer anderen Ineditis vier Briefe aus Wieland's redactioneller Praxis, Zeugnisse einer wahrhaft bewundernswerthen Langmuth und Menschenfreundlichkeit. Seuffert beschäftigt sich mit Wieland als Verfasser von Gelegenheitsgedichten, Sauer vervollständigt die bekannten Sammlungen Goethe'scher Gespräche durch einige neue Beiträge, Sandvoß theilt einige Beobachtungen über den Sprachgebrauch bei Goethe mit. Sehr interessant ist Kehrbach's kleine Abhandlung über die Jugenderziehung des Großherzogs Karl August, nicht minder Franke's Untersuchung über literarische und freiheitliche Bestrebungen deutscher Gymnasiasten um das Jahr 1830. Werner spricht über die historische Bedeutung von Klopstock's „Messias" und weist an der Hand dieser Dichtung auf die Nothwendigkeit hin, bei der Würdigung älterer Dichtwerke statt des absoluten den relativen Maßstab anzulegen, eine Forderung, der wir nur beistimmen können. Eine „Bibliographische Uebersicht über die Werke, Abhandlungen, Aufsätze und Ausgaben C. A. H. Burkhardt's" von Trefftz beschließt den schönen Band, der als Geburtstagsgabe die Geber nicht weniger ehrt als den Beschenkten.

J. R. H.

— Die vegetabilischen Faserstoffe. Von Professor Max Bottler. Mit 21 Abbildungen. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Preis 4 ℳ 80 ₰. — Der erste Theil dieses Buches bespricht das Vorkommen, die Gewinnung, die Eigenschaften und die technische Verwerthung der einheimischen, ausländischen und exotischen Faserstoffe des Pflanzenreichs und stellt sich dabei auf den Standpunkt des Spinners, Chemikers und Handelsmanns. Der zweite Theil handelt vom Bleichen, Beizen, Präpariren, Färben, von den alten und neuesten Farbstoffen, die in der Färberei der pflanzlichen Faserstoffe Verwendung finden. Auf verhältnißmäßig kleinen Raum ist Dank der zweckmäßigen Anordnung des Buches viel Wissen zusammengedrängt in einer Weise, daß man es Textillehranstalten, Textilchemikern, Färbereitechnikern, Spinnern, Seilern und Zollbeamten als nützliches Hilfs- und Handbuch empfehlen kann.

Kl.

— Der Dampfkesselbetrieb. Von Gewerberath E. Schlippe in Dresden. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen. Verlag von Julius Springer in Berlin. Preis (gebdn.) 5 ℳ. — Das Buch gilt zunächst den Besuchern von Heizerschulen und behandelt zunächst die Vorgänge, die sich bei der Verdampfung des Wassers, der Verbrennung des Heizmaterials und der Dampferzeugung im Kessel abspielen. Dann geht es näher auf die Dampfkessel selbst ein, auf ihre Bauarten, Feuerungsanlagen, ihre Ausrüstung und Bedienung. Eines der wichtigsten Capitel aber ist das vom sparsamen und rauchfreien Heizen. Die Darstellungsweise ist mit Rücksicht auf den Leserkreis, dem das Lehrbuch in erster Linie gewidmet ist, einfach und gemeinfaßlich, der Inhalt aber so lehrreich, daß sein Studium dem Kesselbesitzer ebenso ersprießlich sein wird wie dem Heizer.

Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 97. Dienstag, den 14. August, Abends. 1900.

Dorf und Bauernhof in Deutschland in geschichtlicher Betrachtung.

Ein gutes altes deutsches Sprichwort sagt: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist!" Dasselbe ließe sich füglich also fassen: „Laß mich sehen, wie du baust, und ich will dir sagen, wie du heißt." Wie das Gelaß — nicht so sehr nach der Pracht oder Aermlichkeit seiner Einrichtung, als nach dem Maße der darin waltenden Harmonie, nach Vertheilung und Anreihung der Formen und Farben, nach der mehr oder weniger sinnigen Disposition des Hausgeräthes — einen ziemlich untrüglichen Schluß gestattet auf den Geist, der drinnen waltet, so läßt sich aus der Architektur des Wohnhauses als Gattungsbegriff die Sinnes- und Gemüthsart des Volkes herauslesen. Selbstverständlich soll dabei der Einfluß, welchen neben dem Volkscharakter die örtlichen Verhältnisse, die Gestalt der Landschaft und ihre gewaltige Wirkung auf den Formensinn, sowie das zur Verfügung stehende Material ausüben, nicht außer Ansatz gelassen werden: aber die besondere Physiognomie giebt doch immer und überall die volksthümliche Sitte, die angestammte Anschauungsweise, kurz, mit einem Worte, der Volkscharakter. Und was vom Theile gilt, gilt auch vom Ganzen, d. h. von der Gesammtbildung der Ansiedelung, mag dieselbe einen ländlichen oder städtischen Charakter zur Schau tragen; stets werden in der äußeren Gestalt des Dorfes und der Stadt dieselben Merkmale wiederkehren, die uns vorher bei der Betrachtung von Haus und Hof begegnet sind, da jene sich eben lediglich aus diesen zusammensetzen. Von einem deutschen Haus und Hof kann selbstredend erst von dem Zeitpunkt an die Rede sein, als unsere Vorfahren nach Jahrhunderte langen Wanderungen vom Osten und Südosten her endlich zu festen und dauernden Niederlassungen gelangt waren. Erst mit der Gründung des fränkischen Reiches war diese Zeit gekommen. Die Art und Weise der ältesten Ansiedelungen unseres Volkes bedingte auch die Gestalt und Form seiner Wohnplätze. Da ist es nun von grundlegender Bedeutung für die ganze spätere Gestaltung der Wohnverhältnisse geworden, daß jene Niederlassungen nicht von Einzelnen, sondern von ganzen Horden ausgegangen sind, deren zusammenhaltendes Moment mit höchster Wahrscheinlichkeit die gemeinsame Abstammung oder, altgermanisch gesprochen, der Sippverband war. Die Einzelansiedelungen, denen wir in nicht unbeträchtlicher Menge späterhin begegnen und die noch heutzutage im bayrischen und schwäbischen Oberland, sowie in einem Theil Westfalens vorkommen, reichen kaum in jene früheste Zeit zurück und stellen sich vielmehr als das Ergebniß späterer socialer Neubildungen dar, die uns jedoch an dieser Stelle nicht weiter zu interessiren vermögen. Ist man doch in unseren Tagen zu der Erkenntniß gekommen, daß bereits die Germanen des Tacitus in Dörfern, nicht — wie man früher allgemein annahm — in Einzelansiedelungen lebten. Wo nun eine Sippe ein Landgebiet in Besitz genommen hatte, wurde zunächst eine Theilung desselben in einen im gemeinsamen Eigenthum verbleibenden größeren und einen in das Sondereigen der einzelnen Familienhäupter fallenden kleineren Theil vorgenommen. Auf den letzteren fielen naturgemäß alle jene Stücke, welche bereits durch die frühere Bevölkerung für die Cultur gewonnen waren, also vor Allem Haus, Hof und Garten. Zumeist wird freilich eine völlige Neugründung der Dörfer stattgefunden haben, da die eingewanderten Germanen andere Grundsätze und Gewohnheiten für Hausbau und Dorfanlage mitbrachten. Auffallend ist zunächst der Unterschied der deutschen und slavischen Form. Die slavischen Dörfer zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, daß die Häuser im Oval, Kreis und Halbkreis von einander gebaut sind, die Mitte des Raumes freilassend. Diese Anlage hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Gegensatz zu dieser slavischen Dorfanlage besteht das Charakteristische der deutschen in dem planlosen Durcheinander der Häuser. Nur durch Zufall bildet ein durchlaufender Brandweg eine immer noch unregelmäßig bleibende Straße. Die meisten Gehöfte münden in kleine, winklige Sack- und Nebengäßchen und sind nur mit Schwierigkeit dem Wagenverkehre zugänglich. Man hat diese uralten kerndeutschen Dörfer mit dem treffenden Ausdruck „Haufendörfer" bezeichnet. Interessant ist es nun, zu beobachten, wie diese Haufendörfer in dem Maße ihre Structur ändern und endlich ganz verlieren, als wir aus dem Herzen unseres deutschen Vaterlandes nach Osten und Nordosten in diejenigen Landschaften gelangen, die erst im Laufe des Mittelalters den Slaven oder Wenden, wie wir die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Slaven zu nennen gewohnt sind, abgenommen und durch Jahrhunderte lange Culturarbeit zu deutschen Ländern gemacht wurden. Hier begegnet uns eine ganz andere Form der Dorfanlage. Die einzelnen Häuser bilden nämlich hier regelmäßig eine einzige lange Straße, an deren beiden Seiten die Gehöfte aufgereiht sind wie Perlen einer Schnur. Unzweifelhaft ist hierbei die vorgefundene regelmäßige Anlage der slavischen Dörfer, namentlich die Hufeisenform derselben von Einfluß gewesen, doch liegt die eigentliche Ursache dieser von dem altdeutschen Vorbild so scharf abweichenden Form tiefer. Ein Blick auf die ungefähr zur gleichen Zeit angelegten deutschen Städte in den östlichen Grenzländern wird uns das Verständniß erleichtern. Auch hier herrscht nämlich dieselbe streng regelmäßige, wie mit dem Zirkel und Maßstab berechnete Anlage, nur daß der größere Umfang derselben eine mehrfache Wiederholung der Dorfzeile nothwendig macht: aus der einen Straße werden mehrere, aber die Felder eines Schachbrettes sind nicht regelmäßiger abgetheilt, als die Häuserquartiere jener deutschen Colonistenstädte. Diese mathematische Regelmäßigkeit der Anlage erklärt sich nur aus dem Umstande, daß jene Städte keine historischen Gebilde im Sinne der deutschen Mutterstädte waren, sondern nicht blos sprichwörtlich, vielmehr wörtlich, auf Commando, gleichsam über Nacht, nach dem Willen eines Machthabers entstanden sind, ungefähr wie ein spielendes Kind aus den Steinen seines Baukastens nach vorgezeichnetem Muster sich eine Stadt aufbaut. Und ganz das Gleiche ist bei der Anlage der deutschen Dörfer der östlichen Grenzländer der Fall gewesen: daß man da nicht im bunten Durcheinander bauen konnte, liegt ebenso auf der Hand, wie daß das deutsche Mutterdorf, eben weil es sich aus kleinen Anfängen heraus zu seinem späteren Umfang entwickelt hat, diese Merkmale seines allmäligen Werdens niemals wird verleugnen können.

So viel über die Anlage der deutschen Dörfer. Was nun das ländliche Haus betrifft, so unterscheidet man heutzutage gemeiniglich zwei Hauptformen desselben: das fränkische und das sächsische Haus. Unter Franken ist hierbei das ganze rheinische, mittel- und süddeutsche Land von der Ruhr bis zu den Alpen, vom Westerwald und den Vogesen bis Altbayern, Steiermark und Böhmen zu verstehen, unter Sachsen das sich nördlich an jenes anschließende Gebiet. Als charakteristisches Merkmal des fränkischen Bauernhauses stellt sich vor Allem die scharfe Sonderung von Wohnhaus und wirthschaftlichen Nebengebäuden dar. Jedenfalls sind Haus und Scheuer immer zwei selbständige Gebäude. Ist das Vieh im Hause untergebracht — wie das meist in den kleineren Wirthschaften der Fall ist — so sind diese Stallräume doch von den Wohnräumen abgeschlossen. Der eigentliche Bauernhof bildet in der Regel ein ziemlich geräumiges Viereck. Die Langseite des Hauses ist gegen den Hof gewendet, die Giebelseite dagegen nach der Dorfstraße. Der Hauseingang befindet sich an der Langseite, durch denselben gelangt man zunächst in einen bis zur Rückwand durchgehenden Flur, den sogenannten Eren, in welchem sich unter einem gemauerten Rauchmantel der Sommerherd befindet. Nach der Dorfstraße zu liegt,

mit zwei Fenstern nach dem Hofe, mit einem oder zwei solchen nach der Straße, die nahezu quadratische Stube. An der Flurwand steht der Ofen, der im Winter zum Kochen benutzt wird, ein Ungethüm mit tiefer Bratröhre, weitbauchiger Ofenblase, Bänken und Ricken (Ofenstangen). Am Ofen ist der Lieblingsplatz des Bauern, namentlich in dem „Hölle" genannten schmalen Raum zwischen Wand und Ofen. Ringsum an den Wänden laufen Bänke und über den Fenstern schmale Brettchen für allerlei zur Schau gestelltes Hausgeräth, namentlich bemalte oder beschriebene Gläser, zinnerne Kannen, irdene Teller und Schüsseln. Dem Eingang gegenüber, in der Ecke der Hof- und Straßenseite, steht der Familientisch mit blank gescheuerter Ahornplatte. Ein kleiner Spiegel an der Straßenseite, eine Schwarzwälder Uhr und das bunt durchwirkte Handtuch am Thürpfosten vervollständigen die Ausstattung. In den älteren Häusern steht in der dem Tisch gegenüberliegenden Ecke das Ehebett. Neuerdings wird jedoch an dieser hinteren Seite durch eine leicht aufgeführte Wand eine eigene Schlafkammer abgetheilt, das Gleiche ist der Fall beim Hausflur, so daß die Sommerküche als besonderer Raum erscheint. Durch eine der Stubenthür gegenüberliegende Thür gelangt man in den Stall, der auch gegen den Hof einen Ausgang hat. Gleichfalls vom Flur aus führt eine Treppe in das obere Stockwerk. Der über der Stube liegende Theil desselben mit zwei Fenstern nach der Dorfstraße ist die Putzstube des Hauses, der übrige Raum dient zur Aufbewahrung von Getreide und Futter. Ursprünglich war dieses Haus aus übereinander gelegten Balken erbaut (ein sogenannter Schrotbau). Nach dem dreißigjährigen Kriege, durch welchen der größte Theil unserer Dörfer in Asche sank, kam statt des Schrotbaues der Fach- oder Striegelbau zur Anwendung, so daß heutzutage nur noch wenige Schrotbauten in Franken getroffen werden. Das Bauernhaus hat dadurch an malerischer Wirkung gewonnen, da nicht nur die Striegelhölzer, sondern auch die Fensterläden buntfarbig angestrichen werden. Im rechten Winkel mit dem Wohnhaus steht die Scheune; bei größeren Bauernwirthschaften ist der Stall ganz aus dem Hause entfernt und in einem eigenen Gebäude gegenüber dem letzteren untergebracht. Nach der Dorfstraße wird das Gehöft (die „Hofreite") mit einer Mauer oder mit Holzwerk abgeschlossen, und diese Umfassung zieht sich dann auch wohl um das übrige Gehöft. Bei ummauertem Hofe führen zwei Thore übereinander von der Straße zur Hofreite: ein enges, niederes für die Leute, ein höheres und weiteres, meist bogenförmiges, für Wagen und Vieh. Eine Abart des fränkischen Hauses ist das alemannische, dessen Verbreitungsgebiet so ziemlich mit dem alemannischen Stammgebiet zusammenfällt. Daß der alemannische Stamm, wenn er überhaupt jemals eine eigenthümliche Hausform ausgebildet hat, diese doch schon frühzeitig verloren hat, erklärt sich wohl aus seiner Unterjochung durch das Frankenthum, welche bekanntlich bereits in das Ende des fünften Jahrhunderts zurückgeht — wenigstens politisch, und der äußeren Unterwerfung pflegt eine innere Umwandlung des besiegten Volkes, eine Anpassung seiner culturellen Verhältnisse an diejenigen des Siegers früher oder später in mehr oder minder vollständiger Weise nachzufolgen. Eine größere Abweichung vom fränkischen Haustypus zeigt dagegen das Schweizer Haus. Schon die ganz anders geartete alpine Wirthschaft des schweizer Bauern macht eine abweichende Gestalt seines Gehöftes nothwendig. Der Getreidebau tritt zurück, die Viehzucht wird zur Hauptsache; doch sind Vieh und Futtervorräthe nicht auf dem Wirthschaftshofe, sondern auswärts auf den Sennereien untergebracht. Infolge dessen gewinnt das bäuerliche Wohnhaus ganz unwillkürlich an Raum und stattlichem Aussehen, wozu allerdings die größere Wohlhabenheit und Bildung des Besitzers ihren Theil beiträgt. Wer kennt nicht, sei es aus eigener Anschauung oder aus zahlreich vorhandenen Beschreibungen, das malerische Alpenhaus mit seinem flachen, weit überhängenden Dach und darunter fortlaufenden Galerien und Freitreppen, welche wieder eine freiere und bequemere Ausnutzung der inneren Räume ermöglichen. Charakteristisch ist namentlich die doppelte Stockwerkanlage, die die Herstellung zweier Familienwohnungen möglich macht. Dem fränkischen Hause wohnt die Eigenschaft bei, daß es nicht blos innerhalb der Grenzen des fränkischen Volksstammes zur Anwendung kommt, sondern weit über diese hinaus einen wahren Siegeszug über die benachbarten Gebiete unternommen hat. Für dieses Fortschreiten des fränkischen Haustypus läßt sich die Erklärung leicht finden, denn er hat eine zweckentsprechende bürgerliche Einrichtung, die das gebildete Familienleben fordert, Sauberkeit und Zurückhaltung gestattet und trotz der wünschenswerthen größeren Abgeschlossenheit der Wohnräume genügende Wirthschaftsübersicht und eigenes Eingreifen des Leiters zuläßt. Dabei kann auch das fränkische Haus zu größerer Bequemlichkeit und bis zu ganz hohen Ansprüchen ohne wesentliche Umänderungen entwickelt werden. Seine Ausmessung und Construction machen im Hochbau wie im Dach jede Art Material verwendbar, und die Herstellung kann deshalb bei gleich guter Ausrüstung mit nicht unerheblich geringeren Kosten als die anderer Hausformen durchgeführt werden. Das fränkische Haus wird also von höher gesteigerten Lebensbedürfnissen getragen, und wo es an Stelle älterer Typen auftritt, werden wir in ihm im Allgemeinen ein Zeugniß wachsender Bildung und des durch sie gebotenen Strebens sehen dürfen, größere Ansprüche mit den möglich geringsten Opfern zu befriedigen.

Die fortschreitende Verbreitung des fränkischen Hauses hat in erster Linie dem zweiten Haustypus des deutschen Hauses in sehr fühlbarer Weise den Boden entzogen: nämlich dem sächsischen Hause. Das sächsische Haus, wie es sich in seiner ältesten Gestalt noch heute, wenn auch immer seltener, von der Eider an der schleswigschen Grenze über das Gebiet der unteren Elbe, Weser und Ems hinüber bis an den Zuydersee verfolgen läßt, bildet in jeder Hinsicht den denkbar schärfsten Contrast zum fränkischen Hause. Es umgiebt uns wie eine völlig andere Welt, wenn wir aus dem fränkischen Hofe kommend in das sächsische Bauernhaus eintreten. Dort haben sich die Räume gedehnt und sind ins Weite gewachsen, ein Kranz von Gebäuden hat sich um den geräumigen lichthellen Wirthschaftshof gelagert; hier ist Alles aufs Engste unter demselben schützenden Dache vereinigt und zu einem übersichtlichen, dichtgedrängten Familienhaushalt zusammengeordnet. Das hauptsächlichste Merkmal des sächsischen Hauses ist die Vereinigung sämmtlicher Wirthschaftsgebäude unter einem Dache. Daher stammt die, gegen neuere Haustypen gehalten, unverhältnißmäßige Größe des Hauses. Dasselbe hat die Form einer dreischiffigen Basilika. Die eine Giebelseite schaut auf die Straße und ist 1½ bis 2 Meter hoch; trotzdem reicht das mächtige, mit Stroh und Rohr gedeckte schräge Staffeldach noch einen Fuß über diese Wände hinab. Die Wände des Hauses werden aus senkrechten Pfosten gebildet, welche durch wagerechte Balken verbunden sind. Die so entstehenden Quadrate sind mit Holzscheiten (Staken) ausgefüllt, die wieder mit Lehm und darüber mit einem Kalkbewurf überzogen sind. Manchmal ist das bloßliegende Gerüste bunt angestrichen oder mit Inschriften geziert, was dem Ganzen einen sehr freundlichen, warmen Ton giebt. Der Fenster sind wenige und auch diese nur klein. An der Vorderseite, gegen die Straße, befindet sich ein hohes breites Einfahrtsthor. Den Hauptraum im Innern bildet die Diele, die von der der Straße zugewendeten Giebelseite durch das ganze Haus bis zu den dasselbe abschließenden Wohnräumen durchläuft. Seitwärts an den Langmauern ziehen sich die offenen Viehstände hin, in denen die Thiere so gestellt sind, daß sie von der Diele aus gefüttert werden. Den Hintergrund bildet, nach der Diele offen liegend und die ganze Breite des Gebäudes einnehmend, das „Flet", der älteste und ursprünglich einzige Wohnraum mit dem Herd in seiner Mitte. Zu beiden Seiten desselben befinden sich die Bettstätten der Familie in einer Art von Wandschränken, während die Knechte oberhalb der Pferde, die Mägde oberhalb der Kühe ihre Lagerstätten haben. In der rechten Ecke des Flets stehen an der Wand zwei sich rechtwinklig kreuzende Bänke, davor der große Speisetisch; ein Fenster und eine Thür führt hier ins Freie. In der linken Ecke steht das Waschfaß, dahinter ein zweites Fenster und eine zweite Thür für die Mägde. Getreide und Heu wird in dem über Diele, Stall und Flet liegenden Raume auf zwischen die Balken gelegten Brettern und Stangen aufbewahrt. Zumeist ist auch der Brunnen innerhalb des Hauses seitwärts des Herdes. Der primitive Eindruck dieser ältesten Form des sächsischen Hauses, die offenbar in die ersten Zeiten nach der festen Niederlassung der nordwestdeutschen Völkerstämme zurückreicht, wird noch erhöht durch das Fehlen einer jeden Kaminanlage. Der Rauch des Herdfeuers zog einfach durch das große Einfahrtsthor oder ein Rauchloch am Ende des Giebels über dem Thor ab. Eine erste Durchlöcherung des strengen Bautypus hat nun dadurch stattgefunden, daß man den Raum hinter dem Herde mittelst einer leichten Wand von dem Flet abtrennte und den so gewonnenen Platz in einzelne Stuben und Kammern zerlegte. Mit Recht hat man betont, daß bei aller Uebersichtlichkeit und Traulichkeit der Anlage das sächsische Haus doch darin eine niedrige Culturstufe aufweise, daß bei ihm der Mensch sozusagen

beim Vieh zu Gaste wohne, dem in behäbiger Breite der weitaus größere Theil des Hauses eingeräumt sei. Culturgeschichtlich darf man aber als feststehend erachten, daß das Zusammenleben mit den Thieren stets auf eine niedere Stufe der Gesittung hinweist und diese desto geringer ist, je inniger und unmittelbarer dieses Zusammenleben sich gestaltet. Sicherlich weist unser Wort „Hausthier" auf jene fernen Zeiten zurück, als der Mensch die Thiere durch Zähmung an sich zu fesseln begann und seinen Wohnraum mit ihnen theilte. Je höher er aufstieg in verfeinerter Lebensart, desto mehr brach sich das Streben nach Absonderung Bahn, welches das Vieh in eigene, immer entferntere Räumlichkeiten, wenn auch noch unter demselbe Dache, verweist und schließlich in der völligen Trennung von Stallung und Wohnhaus in selbständigen, unzusammenhängenden Bauten seinen Abschluß findet. Eine stärkere Absonderung tritt ein, wenn das Flet in seiner ursprünglichen Gestalt und Größe zwar beibehalten, aber in seiner Verlängerung noch ein eigener Wohntheil, das sogenannte Kammerfach, angebracht wird, das außer der Wirthschaftsstube und einer Vorrathskammer die Putzstube enthält, die sich nur bei feierlichen Gelegenheiten öffnet. Wie bei dem fränkischen Hause, fehlt es auch beim sächsischen nicht an mannigfachen Spielarten desselben. Da ist zunächst das friesische Haus, dessen Verbreitungsgebiet als schmaler Streifen längs der Nordsee vom Niederrhein über Ostfriesland nach Nordfriesland sich hinzieht. Es hat den Herd nicht am mittleren Ende der Diele, sondern seitwärts an der Wand. Sodann sind die Wohnräume noch schärfer von dem Flet getrennt, als dies bei dem jüngeren sächsischen Hause der Fall ist. Namentlich im westlichen Friesland theilt sich das Gebäude in ein Vorder- und Hinterhaus, von denen das letztere, in welchem die Wohnräume enthalten sind, etwas zu beiden Seiten vorspringt und ein dem anderen entgegengesetztes Dach erhält, auch meistens in zwei Stockwerken durchgeführt ist, damit die Firste beider Dächer in eine Ebene zu liegen kommen. Dem friesischen Hause eigenthümlich ist namentlich auch der sogenannte Pesel, ein großer, bei besonderen Anlässen benutzter Saal in der Verlängerung der Diele mit einer Ausgangsthür im Giebel und die zu Seiten desselben liegende Brautkammer, welche die Ausstattung der Haustöchter enthält. Wie das fränkische Haus schon sehr frühzeitig, zunächst durch Auswanderer aus diesem Stammlande, sich weit nach Osten (namentlich auch nach Schlesien, Posen und Preußen) hin verbreitet hat, so ist auch das sächsische Haus infolge des siegreichen Vordringens niederdeutscher Colonisation des bis dahin wendischen Nordostens von Deutschland seit dem 12. Jahrhundert über seinen ursprünglichen, im Wesentlichen durch den alten karolingischen Sachsengau beschlossenen Geltungsbereich hinaus nach Osten fortgewandert. So weist namentlich das Haus der wendischen Altmark die allergrößte Aehnlichkeit mit dem altsächsischen Haustypus auf. Auch in das östliche Colonisationsland zwischen Elbe und Weichsel ist das Sachsenhaus vorgedrungen. Endlich tritt in einigen östlichen und nördlichen Kreisen der Provinz Posen (Wreschen, Pleschen, Schneidemühl) eine Bauernhausform auf, die die größte Aehnlichkeit mit dem sogenannten nordischen Hause, wie es in Skandinavien vorkommt, aufweist. Die charakteristischen Eigenschaften des letzteren bestehen darin, daß das Wohnhaus, das immer von den Wirthschaftsgebäuden scharf gesondert ist, entweder aus einem einzigen oder zwei hintereinander liegenden Räumen besteht, welche von der einen Giebelseite aus und zwar durch eine vorliegende Vorhalle zugänglich sind. Diese Vorhallen sind entweder offen oder theilweise oder ganz geschlossen, wodurch ein weiterer Raum gewonnen wird. Dieser nordische Haustypus weist eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der griechischen Tempelzelle auf. Auf den ersten Blick mag dies absurd erscheinen: wenn wir aber bedenken, daß ostgermanische Stämme lange an der Donau und am Schwarzen Meer Nachbarn der Griechen waren, daß späterhin Abtheilungen jener nach der nordischen Heimath zurückkehrten, so hat man gar nicht nöthig, an die durch das ganze Mittelalter sich hinziehende Verbindung der nordischen Länder mit Byzanz, wie sie sich namentlich in dem Söldnerdienst der wanderungs- und beutelustigen Nordmänner am griechischen Hofe kundgiebt, zu erinnern, um die Möglichkeit einer Beeinflussung des nordischen durch den griechischen Hausbau anzunehmen, wie er heutzutage namentlich in der Moldau und Bosnien noch deutlich in seinen alten Grundformen in Erscheinung tritt. Auch die in Schweden wie in den letztgenannten Donauländern gleichmäßig auftretende Sitte, an Stelle fester, nur zum Schlafe bestimmter Bettstellen sich hierzu der mit Decke und Kissen belegten Wandbänke des Wohngemaches zu bedienen, weist auf alte Wechselbeziehungen der beiden Völker hin. Das griechisch-nordische Haus erscheint daher als das gemeinsame Stammhaus aller ostgermanischen Völkerschaften, dessen Verbreitungsgebiet vor der Ausbreitung des fränkischen Hauses östlich einer von den dänischen Inseln zwischen Mecklenburg und Pommern zur Oder und Lausitzer Neiße laufenden Linie sich hinzog. Das sächsische Haus führt Meitzen, der beste Kenner unserer alten ländlichen Wirthschaftsverhältnisse, zurück auf das Haus der an den Nordseeküsten unter dem Namen der Ingavonen wohnenden Stammesgenossenschaft der Teutonen, Guttonen, Friesen, Gauken u. s. w., denen dort schon um 320 v. Chr. Pytheas begegnete. Noch heute fällt das Verbreitungsgebiet des sächsisch-friesischen Hauses mit dem alten Wohnsitze jener Stämme zusammen. Den Ursprung des fränkischen Hauses sucht der Schriftsteller in Gallien, welches zur Zeit, als die Germanen den Rhein überschritten, denselben an Cultur unbestritten überlegen war. Von dort ist dieser Haustypus, vielleicht noch durch römischen Einfluß gebessert, mit den Franken wieder nach Deutschland zurückgewandert und hat dann theils durch die große Ausdehnung, welche fränkisches Wesen und fränkische Cultur überall gewann — beim Hausbau kam, wie wir gesehen haben, auch noch die größere Zweckmäßigkeit des fränkischen Hauses als förderndes Moment hinzu —, theils durch die vielfachen vom fränkischen Mutterboden ausgehenden Colonisationen jene alle anderen Hausformen einschränkende und verdrängende Ausdehnung erlangt.

Der von uns in Vorstehendem geschilderte Typus des deutschen Dorfes und Bauernhauses gilt gleichermaßen für die alte und neue Zeit. Seit den großen Rodungen und Neugründungen von Dörfern im 7. und 8. Jahrhundert, die zumeist mit den gleichzeitigen Klostergründungen, daneben auch mit dem raschen Wachsthum der Bevölkerung in dieser Zeit in Verbindung stehen, hatte sich im äußern Ansehen unserer Dörfer und ihrer einzelnen Gehöfte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nur wenig verändert. Seitdem ist dies aber völlig anders geworden. Das Dorf ist in Anlage, Bau, Einrichtung seiner Höfe dermalen in einer Umwandlung begriffen, daß von dem alten Bilde desselben in Kürze nur wenig mehr vorhanden sein dürfte. Um zunächst von den allgemeinen Ursachen dieses Umwandlungsprozesses zu sprechen, so sind es ganz dieselben, welche eine Neubildung des Bauernstandes im letzten Jahrhundert herbeigeführt haben: Aufhebung der Gutsunterthänigkeit, Ablösung der bäuerlichen Lasten, Gemeinheitstheilung, Einführung der Verkoppelung, Verbesserung des landwirthschaftlichen Betriebes. Die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit befreite den Bauern von dem Grundherrn und machte ihn zum unbeschränkten Eigenthümer seines Bodens. Daran schloß sich die Verkoppelung, die allerdings nur im nördlichen Deutschland so ziemlich zum Abschluß gelangt ist. Sie befreite den Bauer vom Dorfe und machte ihn durch Aufhebung des Flurzwanges zum unbeschränkten Wirth seines Grundstückes. Und nun fiel gerade in diese Zeit das immer mächtigere Erblühen einer landwirthschaftlichen Wissenschaft, die den Landmann erst zum eigentlichen Herrn über seinen Boden im vollsten Sinne machte und ihm besonders da zu Statten kam, wo er, wie in Norddeutschland, größeren Besitz und Wohlhabenheit besaß und durch das Beispiel und den Vorgang der benachbarten Großgrundbesitzer stete Anregung und Aufmunterung erhielt. Drainage, künstliche Düngemittel, fremde Viehrassen, ein rationeller Fruchtwechsel und ausgedehnter Futterbau, alle diese Errungenschaften der Wissenschaft verschafften sich auch beim Bauer in immer weiteren Kreisen Eingang und setzten ihn erst in den Stand, von seinen verbesserten Verhältnissen rechten Nutzen zu ziehen. Diese drei Vorgänge, ein jeder in seiner Art von umwälzender Natur, mußten, wie sie zeitlich zusammentrafen und sich gegenseitig unterstützten, zusammen wirken, um den Bauer mit einem Schlage von dem Banne zu befreien, der bisher auf seiner Wirthschaft gelastet und jeden Aufschwung des Standes hintangehalten hatte. Die Zeche aber für den Bestattungsschmaus, den man dem Bauer aufgetischt hatte, mußte in erster Linie das alte Haus tragen. Insbesondere das heranwachsende Geschlecht fühlte sich immer mehr geneigt, den alten Bau als eine Art Gefängniß zu betrachten, das weder den gesteigerten Bedürfnissen der Wirthschaft, noch den entwickelteren menschlichen Behagens genügte, und dessen man sich bei erster Gelegenheit zu entledigen hatte. Es wollte selbst dem Bauern nicht mehr passen, in seinen Wohnräumen den Dunst seines Viehes zu athmen und sich von Fliegenschwärmen belagert zu

sehen, die den Verwesungsprozessen seines Stalles entstiegen. Ein allgemeines Bedürfniß nach einem Umbau oder Neubau der alten Höfe war die Folge. Ein Hauptmerkmal des alten Bauernhofes war die Bevorzugung, welche der Scheune vor Wohnung und Stallung zu Theil wurde. Beim sächsischen Hause war dieselbe — wie wir gesehen haben — sogar so sehr die Hauptsache, daß alles Andere nur wie ein Anhängsel derselben behandelt wurde. Diese Hintansetzung von Stall und Wohnhaus tritt nun in dem neuen Bauernhof zurück. Die mehr und mehr aufkommende Stallfütterung zwingt zur Herstellung größerer, lichterer und gesünderer Stallräume, während andererseits die Tenne, der größte und vornehmste Raum der Scheune, durch den Wegfall des Handdreschens und die Ersetzung desselben durch die Dampfdreschmaschine eigentlich überflüssig wird. Im Gegensatz zu dieser Werthminderung der Scheune wächst und verschönert sich das Wohnhaus. Besaß das alte Bauernhaus ursprünglich überhaupt gar keinen eigentlichen Wohnraum — der große Flur mit dem Feuerherd bildete den Mittelpunkt des häuslichen Lebens — oder blieb, wo späterhin Stube und Herdraum getrennt gehalten wurden, die Zahl der Wohnräume auf jene eine Stube im Erdgeschoß beschränkt, so genügt heutzutage eine Stube nicht mehr. Das Gesinde, dessen Dienstverhältniß zur Herrschaft früher einen familienhaft-patriarchalischen Charakter trug, ist zum bloßen Lohnarbeiter geworden. Damit entschwindet dasselbe sinnbildlich und wirklich aus dem Gesichtskreis des Arbeitgebers; es wird aus der Stube und von dem Tische desselben in eine eigene Gesindestube und an einen besonderen Tisch verwiesen. Außer der Gesindestube wird auch eine Putzstube eingerichtet, oder es erweitert sich vielmehr die frühere Giebelkammer, welche die Schränke, Kisten und Betten der Hausfrau enthielt, zu einer solchen. Diese Vermehrung der Räume macht zumeist die Aufsetzung eines richtigen zweiten Stockwerkes nothwendig, das bis dahin nur dem schweizer und theilweise auch dem alemannischen Hause eigenthümlich gewesen war. Auch die Lage der einzelnen Wohnräume, die für das alte Bauernhaus eine ein für allemal feststehende war, gerieth jetzt ins Wanken. Das fränkische Haus hatte die Wohnstube im Winkel der Dorfstraße und des Hofes, verschiedene Spielarten desselben verlegten den Wohnraum ganz nach dem Hofe, das sächsische Haus bringt endlich die Stube ganz nach hinten an das Ende des Hauses. Dem alten Bauern war eben seine Wirthschaft die Hauptsache; was auf der Straße vorging, kümmerte ihn bei seiner Arbeit nicht weiter. Weit mehr jedoch als durch die in Vorstehendem namhaft gemachten Umgestaltungen wird die Selbständigkeit des ländlichen Baustiles bedroht durch das Hinschwinden des originellen alten Holzbaues und seine Verdrängung durch den reinen Steinbau. Die Eigenart des deutschen Dorfes würde sich nie so lebensvoll aufdrängen, wenn es nicht bis auf unsere Tage an dem Holzbau festgehalten hätte, überall steht unser Bauernhaus noch mit seinen Füßen im Walde, wenn auch sein Haupt die alte moosbewachsene Strohkappe abgeworfen hat. Wenn die Dörfer des slavischen Ostens einen so einförmigen Anblick gewähren, so liegt das daran, daß sie im struppigen Urwalde stecken geblieben sind, daß sie sich bei der Starrheit slavischer Art nicht haben entwickeln wollen; bei den romanischen hat das gleiche Verhältniß seinen Grund darin, daß sie bei ihrem Steinbau sich nicht haben entwickeln können. Denn für den ländlichen Bau bietet nur das Holz die Möglichkeit einer selbständigen und lebendigen Entwickelung. Zur Bearbeitung und künstlerischen Behandlung des Holzes genügen die Werkzeuge und Kenntnisse des einfachen ländlichen Zimmermannshandwerks; es genügte eine bloße, durch Uebung zu erwerbende Kunstfertigkeit, geleitet von dem angeborenen, durch die Ueberlieferung des Dorfes geschulten Geschmack, und von dieser Seite steht selbst der Ausbildung und Bethätigung eines bäuerlichen Kunstsinnes nichts im Wege. Das lange Werkholz bietet in seiner Aufstellung, Lagerung und Schichtung eine Menge Möglichkeiten, die zum Nachdenken verleiten, und die vorstehenden und abgeschnittenen Balkenköpfe, die Ecken der Windbretter an den Giebeln und Aehnliches fordern den Kunstsinn und Geschmack des Bauern, wenn er noch so unentwickelt ist, geradezu heraus. Nichts von alledem beim Steinbau. Der eckige kleine Stein kann nur geschichtet werden und birgt kein Leben in sich wie das Holz. Die todte Steinwand muß künstlich belebt werden, um sie wirkungsvoll zu gestalten; bei ihr kommt man mit einem Handwerk nicht aus, es braucht neben dem Maurer noch den Steinmetz, beide vereint unter einer höheren Leitung; zu alledem gehört eine schulgerechte Kunst, gehören Maßstäbe und Mittel, wie sie über den Durchschnitt der einfachen Verhältnisse und Bedürfnisse des Dorfes hinausgehen. Das Eindringen des reinen Steinbaues — das ist keine Frage — gräbt der Selbständigkeit bäuerlicher Baukunst unfehlbar das Grab. Aber auch wo der Holzbau sich noch eine Zeit lang fristet, kann das nur noch ein Vegetiren genannt werden, kein triebkräftiges Leben. Im besten Falle werden die alten Vorbilder dem Bauern zu Liebe eine Zeit lang nachgeahmt, aber von einer liebevollen Fortentwickelung des alten Bauernstiles kann keine Rede mehr sein. Ohnehin geräth das Zimmerhandwerk der Dörfer heutzutage in eine immer größere Abhängigkeit von den Baugewerkschulen, denen nichts ferner liegt, als die Pflege eines ländlichen Geschmacks, und für die der Holzbau ein viel zu überwundener Standpunkt ist, als daß es der Mühe lohne, sich in der Praxis damit anders als widerwillig zu befassen.

Wer sich ein Bild von dem künftigen deutschen Dorfe im Gegensatz zu dem alten machen will, der möge bei einem Besuche des Spreewaldes das bei Burg liegende Dorf Werben aufsuchen, das infolge verschiedener Brände ganz neu aufgeführt worden ist. In Burg noch die alten braunen Holzhäuser mit Strohdach und Giebelschmuck, in Werben ein wahrer Ausverkauf von kleinstädtischem Hausplunder: Das ist unser künftiges Dorf. Eine Abhilfe dagegen aus der Mitte der Bauernschaft steht kaum zu erwarten. Denn nicht minder als das alte Dorf bricht in unsern Tagen auch der alte Bauernstand zusammen. Die oberste Schicht der Bauern entwächst allmälig dem alten Dorf, um sich zu einem Stande kleinerer Gutsherren zu entwickeln; häufiger kehren sie auch dem Dorfe ganz den Rücken und ziehen in die Stadt, und wenn sie auch noch auf der heimathlichen Scholle sitzen bleiben, so werden sie den alten Ueberlieferungen untreu, lassen ihre Söhne studiren und schicken ihre Töchter in eine städtische Pension. Daß dann bei solchen Erziehungsmaximen in den Kindern die Liebe zur Heimath und ihren schlichten Sitten schwinden muß, liegt auf der Hand; häufig genug bildet sich diese Gleichgiltigkeit noch in Haß und Verachtung gegen alle alten Traditionen fort. Leider ist auch von derjenigen Seite, von welcher allein noch eine Abhilfe gegen den drohenden Untergang unseres alten deutschen Dorfes ausgehen könnte — ich meine die Staatsregierungen — nicht viel zu erhoffen. Einzig die österreichische Regierung hat ein richtiges Verständniß für die bedrohliche Sachlage gezeigt und eine kräftige Initiative angesetzt, um einem weiteren Verfall vorzubeugen. Sie brachte auf der Wiener Weltausstellung von 1873 eine Sammlung von Baurissen der verschiedenen ländlichen Bautypen der Monarchie zur Ausstellung. Auf Grund derselben wurden dann später Musterpläne für die einzelnen Gegenden ausgearbeitet, die den Bauern einen Anhalt für den Neubau ihrer Gebäude gewähren sollten. Besondere Anerkennung verdient, daß man nicht im bekannten bureaukratischen Schematismus beliebt hat, die gesammte Bauernschaft über einen Kamm zu scheeren, man hat sich im Gegentheil grundsätzlich darauf beschränkt, den gegebenen Bau unter Belassung seiner Grundzüge den Fortschritten der landwirthschaftlichen und baulichen Wissenschaft gemäß zu entwickeln und ihn den veränderten Verhältnissen anzupassen. Mit der Herausgabe von Musterplänen allein ist aber noch nicht Alles gethan: es würde noch einer ganzen Reihe von unterstützenden Maßnahmen bedürfen, um ihre Wirksamkeit zu sichern, vor Allem einer geeigneten Einwirkung auf die Baugewerkschulen, Empfehlung der Pläne durch die Behörden u. dergl. Statt dessen ist man von oben herab bemüht, durch polizeiliche Bevormundung einer öden Gleichförmigkeit in der äußeren Erscheinung des Hofes und des Dorfes die Wege zu bahnen. Was dabei herauskommt, kennen wir zur Genüge: schnurgerade Straßen, die sich winkelrecht kreuzen, kein freundlicher Einblick in den Hof, kein Durchblick in die Gärten, kein Vorsprung und keine Einbucht, alle Häuser proper in Reih und Glied gestellt, scharf aufgeschlossen, als sollte der Parademarsch beginnen, den Czako des Schornsteins vorschriftsmäßig auf dem Kopf, es fehlt nur ein Commando „Augen links!“, etwa die Wohnstube mit den Hauptfenstern stets nach einer Seite zu legen. Eine herrliche Aussicht das! Aus dem beengenden Gewirr des alten Dorfes sehen wir das neue in reiner, abgemessener Schönheit sich erheben, alle Störrigkeiten und Wunderlichkeiten des altgermanischen Bauernhofes werden sich in baupolizeilichem Wohlgefallen aufgelöst haben, Richtschnur und Winkelmaß werden triumphiren und keine Feder wird im Stande sein, die vornehme Langeweile des künftigen Dorfes zu schildern.

—e—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 98. Donnerstag, den 16. August, Abends. **1900.**

Heinrich von Plauen.

Ein Charakter- und Lebensbild.

Von Dr. W. Bruchmüller.

Schon oftmals ist die Schlacht bei Tannenberg, in der die Macht des deutschen Ordens vor dem Ansturm der vereinigten Polen und Littauer mit einem Schlage zusammenbrach, mit einem anderen verhängnißvollen Ereigniß der preußischen Geschichte verglichen worden. Bei Tannenberg wie bei Jena und Auerstädt stürzte an einem Tage ein äußerlich glänzendes, innerlich aber vermorschtes und verrottetes Staatsgebäude in Schutt und Asche zusammen. Hier wie dort war man, pochend auf eine ruhmreiche, große Vergangenheit, träge und lässig geworden, man war eingeschlafen auf den Lorbeeren großer Vorfahren und hatte es unterlassen, mit der mächtig vorwärts eilenden Zeit fortzuschreiten, sich ihrem Gange anzupassen. So war der deutsche Orden aus einer lebensvollen, Leben schaffenden, eine veraltete, abgestorbene Institution geworden, und als der Tag des Schicksals gekommen, wurde er erbarmungslos zum alten Eisen geworfen. Entstanden in der Zeit der phantastischen Romantik der Kreuzzüge, hatte der Orden schon einmal seinen Wirkungskreis, das Morgenland, verloren, aber damals hatte ihm die machtvolle Persönlichkeit Hermann's von Salza ein neues Feld der Thätigkeit und Bethätigung geschaffen, er hatte ihn nach Preußen versetzt. Durch die neue große Aufgabe, vor die er sich dort gestellt sah, wurde der deutsche Orden von dem Schicksal der Johanniter und Templer nochmals gerettet, langsam zu verkommen und zu vermodern am inneren Krebs. Aus dem sumpfigen Waldlande des alten heidnischen Preußens schuf der deutsche Orden in heißem blutigen Ringen und mühevoller Arbeit im 13. und 14. Jahrhundert ein blühendes deutsches Land. Ein deutscher Bauern- und Adelsstand bildete sich im Lande, und in den emporwachsenden preußischen Städten blühte deutscher Handel und deutsches Gewerbe. So bildete die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, die Regierungszeit Winrich's von Kniprode, 1351—1382, die glänzendste Periode der deutschen Ordensgeschichte. Der Ordensstaat war die Vormacht des ganzen europäischen Nordens; an dem glänzenden Hofe der Marienburg fanden sich die Gesandten der größten Fürsten Europas ein, um die Gunst des Hochmeisters für ihre Herren zu erlangen, die nordischen Reiche standen ganz unter seinem Einfluß und auch England mußte sich seinem Willen zu Gunsten der deutschen Hansa fügen. Aber bei all diesem Glanz zeigten sich doch auch schon unter Winrich von Kniprode die Zeichen des inneren Verfalls, unter seinen Nachfolgern traten sie immer deutlicher und deutlicher hervor, und kaum ein Menschenalter nach Winrich's Tode brach der stolze Bau zusammen. Der Orden hatte Preußen erst geschaffen, ihm verdankte das Land sein Entstehen und seine Blüthe. Unter seiner Leitung und unter seinem Schutze hatte sich die Handelsmacht der Städte entfaltet; aber nun waren Land und Städte mündig geworden, sie wollten sich nicht mehr gängeln und leiten lassen, sondern ihr Schicksal selbst bestimmen, und dies wollte der Orden nicht einsehen. Es ging ihm hier wie so vielen Erziehern, die, wenn sie ein Kind in der Jugend gehegt und gepflegt und es großgezogen haben zum Manne, auch dann noch glauben es leiten und führen zu müssen, und über Undank klagen, wenn dieser sich selbständig nach eigenem Willen seine Bahn sucht. Noch immer stand der Orden den Bewohnern des Landes, das er beherrschte, als ein fremder Organismus gegenüber, noch immer war der Landadel mit verschwindend geringen Ausnahmen von dem Eintritt in den Orden und damit von jeder Mitregierung des Landes ausgeschlossen; allein von Mitgliedern des Ordens, die meist aus entfernten Gegenden Deutschlands stammten — meist aus dem Westen und Süden — wurde das Land beherrscht. Dazu kam, daß unter den Ordensbrüdern selbst sich fortwährend Parteiungen bildeten und daß mit dem zunehmenden Glanz und Reichthum die alten guten Sitten sich immer mehr lockerten. Allmählich hörten die Heidenzüge, die „Reisen" nach Littauen, mehr und mehr auf, damit versiegte der immer frische Zuzug der Kreuzfahrer aus Deutschland. Der eigentliche, ursprüngliche Zweck des Ordens war damit erfüllt, er wandte sich anderen Zielen zu. Unter Winrich wurde der Ordensstaat nordische Großmacht, und damit begann der deutsche Orden nothgedrungen eine andersgeartete Politik zu treiben. Im Vordergrunde stand jetzt die Frage nach der Suprematie auf der Ostsee; die alte nur auf die Bekehrung oder Vernichtung der Heiden ausgehende Politik wurde mehr und mehr bei Seite gelassen; denn auch die noch recht zahlreichen Heidenreisen Winrich's von Kniprode sind oft nur veranstaltet, um die Abenteuerlust vornehmer Gäste zu befriedigen, die aus ganz anderen Gründen warm gehalten werden mußten. Ja, auch solche Gäste blieben schließlich ganz aus, da Papst und Kaiser, ja die ganze Christenheit nun eine ganz andere, gleichgiltigere Stellung gegenüber dem Orden einnehmen mußten, seitdem er nicht mehr wie einst das Christenthum gegen das Heidenthum vertrat.

Hatte früher der Orden die Entfaltung des Handels seiner preußischen Städte in der selbstlosesten Weise gefördert, so wurde das jetzt auch anders. Zu der Großmachtspolitik des ausgehenden 14. Jahrhunderts brauchte der deutsche Orden Geld, und die früher so reich von außen zugeflossenen Spenden blieben aus, deshalb begann der Orden auf eigene Faust Handel zu treiben und trat in Concurrenz mit seinen Städten, wobei er oft die brutale Gewalt des Stärkeren anwandte. Das damit verbundene Anwachsen des Reichthums und der äußeren Gewalt des Ordens wirkte wieder verderblich auf die sittliche Haltung seiner Mitglieder. Laute Klagen der Unterthanen erhoben sich über die Habsucht, die Herrschsucht, den Uebermuth und die Gewaltthätigkeiten der Brüder, und die Uneinigkeit der Convente und Gebietiger stieg gleichzeitig in erschreckender Weise. Bisher hatte nur der Orden, als Ganzes gedacht, die Macht und den Reichthum besessen, die Herrschaft geübt, der einzelne Ordensritter war arm gewesen und ein Unterthan, kein Herrscher, wie jeder andere Preuße. Warum sollte das nicht anders werden, warum sollte nicht auch jeder einzelne Bruder Theil nehmen an dem Reichthum des Ganzen und ihn genießen? Warum sollte nur der Orden als Ganzes, gleichsam nur etwas Unpersönliches, eine Idee, der Herr des Landes sein? Ja, konnte es so bleiben bei der Verweltlichung der Politik des Ordens? Nein, jedes Mitglied sollte Herrscher und Theilnehmer an der Macht des Ganzen sein! Damit gab es nicht mehr einen Herrscher im Lande, den Orden, den der Hochmeister nur, wir können sagen, als die personificirte Ordensidee, vertrat, nein, eine vielköpfige, buntzusammengewürfelte Masse regierte jetzt. Während so die innere Stärke des Ordens immer mehr ihre alte feste Basis verließ, die Kraft des Ordens sich zerstückelte, das Land mit seiner Herrschaft immer unzufriedener wurde, wurde auch die äußere politische Lage des Ordens immer drohender. Die alten Gegner des Ordens, Polen und Littauen, früher in sich viel zerspalten und getheilt, einten sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts immer mehr, und 1386 führte Jagiello von Littauen sein Volk zum Christenthum und vereinigte es mit dem Königreich Polen. Es ist ein Zeichen furchtbarer Verblendung, daß der Orden diese Gefahr so wenig erkannte, und wenig oder gar nichts that, sie abzuwenden. Jetzt

war dem Orden jede Möglichkeit, seiner alten Pflicht des Heidenkampfes nachzukommen, endgiltig genommen, und er stand einem Feinde gegenüber, mächtiger als je einer, gegen den er gekämpft hatte. Der Orden hatte seine Mission erfüllt, sein Zusammenbruch war nur noch eine Frage der Zeit. Die maßvolle Politik Konrad von Jungingen's verzögerte noch eine Weile den drohenden unabwendbaren Zusammenstoß mit Polen-Littauen. Aber als er im Jahre 1407 die Augen für immer schloß, bestieg sein ganz anders gearteter, kriegsliebender Bruder Ullrich von Jungingen den Stuhl des Hochmeisters. Ganz erfüllt von den Ideen des alten Ritterthums, prachtliebend, kriegerisch, ein Romantiker des ausgehenden Mittelalters und überzeugt von der Sieghaftigkeit der guten Sache des Ordens, ließ er die gemäßigte Politik seines Bruders fallen und drängte thatendurstig und siegesfroh zur Entscheidung. Sie fiel am 15. Juli 1410 auf den Gefilden von Tannenberg. In strahlender Rüstung, an der Spitze seines glänzenden Ritterheeres war der heldenhafte Hochmeister am Morgen in den Kampf gezogen. Am anderen Tage lag sein geschändeter Leichnam nackt und bloß vor dem Zelte seines rohen Feindes und Besiegers. Verzweifelnd an dem Siege hatte Ullrich mit den meisten seiner Gebietiger den Heldentod gesucht und gefunden. Das ganze große Heer, das einzige des Ordens, war vernichtet und versprengt, das Land lag offen und wehrlos vor dem Sieger, die Burgen waren schlecht bewehrt und schwach besetzt, selbst dem Haupthaus Marienburg mangelte es an dem Nöthigsten zur Vertheidigung, da Ullrich, der gar nicht mit der Möglichkeit einer Niederlage gerechnet, für die Befestigung und Verproviantirung gar nichts gethan, ja sogar noch viel Festungsgeschütz mit sich ins Feld geführt hatte, wo es wegen seiner Schwerfälligkeit ganz unbrauchbar gewesen war. Die Marienburg schien rettungslos verloren, mit ihrem Falle war der Orden für immer vernichtet.

In dieser Zeit der größten Gefahr erstand dem Orden noch einmal ein Retter in Heinrich von Plauen, dem Comtur von Schwetz. Der heldenkühne Mann warf sich dem Verderben entgegen, noch einmal vermochte er es zu hemmen, aber vergebens war sein Ringen, es zu beseitigen, er focht für eine verlorene Sache. Die höchste Tragik liegt in dem Kampfe dieses Mannes, wie er erst mit Löwenkühnheit dem Feinde die Stirn bietet, seinen gänzlichen Sieg verhindert, ja, alle von ihm errungenen Vortheile fast wieder wettmacht. Wie er dann an die Riesenarbeit geht, den Orden wieder innerlich zu festigen und neu zu schaffen, wie er, angefeindet von Innen und Außen, von dem Adel, den Städten, den Ordensbrüdern und den Polen, finster und verschlossen, ja rücksichtslos und grausam wird, immer nur das eine Ziel: die alte Größe des Ordens, fest im Auge, bis er schließlich, von der Unmöglichkeit, sein Ziel zu erreichen, überzeugt, sich zu einem neuen Verzweiflungskampfe entschließt, um wenigstens seine und des Ordens Ehre zu retten, und in diesem Augenblick einer Verschwörung zum Opfer fällt, gestürzt und gefangen gehalten wird. Und neben ihm steht die düstere Gestalt seines gleichnamigen Bruders, des Danziger Comturs, eine dämonische Natur, der böse Geist des Hochmeisters. Es ist, als wenn hier das Böse, was in jeder Menschenbrust schlummert, als eigene Persönlichkeit neben den Hochmeister getreten ist, seinen Pfad ständig begleitend und verdüsternd, seine Segensthaten in Fluch verkehrend, sein Werk vernichtend und schließlich noch mit Schimpf und Schmach den blanken Schild seiner Ehre bedeckend. Heinrich von Plauen mußte scheitern, da der Orden, dem er diente, nicht mehr lebensfähig und berechtigt war. Folgen wir ihm jetzt in seinem Ringen. Nach seinem Siege bei Tannenberg glaubte Wladislaus Jagiello von Polen zuversichtlich, daß seiner kein Widerstand mehr im Ordensgebiete warte, und er schien sich nicht getäuscht zu haben. Städte und Burgen öffneten ihm die Thore, Adel und Bischöfe drängten sich wetteifernd ihm ihre Huldigung darzubringen. Es handelte sich nur noch um den Besitz der Marienburg. Fiel diese in seine Hand, was er ohne großen Widerstand zu erreichen hoffte, so gehörte ihm Preußen. Er sollte sich getäuscht haben! Kaum war dem damaligen Comtur von Schwetz, Heinrich von Plauen, die Kunde von dem Tannenberger Unglück geworden — er selbst hatte während der Schlacht die westliche Ordensgrenze gegen einen etwaigen Angriff von Pommern her decken sollen —, so raffte er alle ihm verfügbaren Streitkräfte zusammen und eilte nach der Marienburg. Er kam gerade zu rechter Zeit dort an, die schwache Besatzung war eben im Begriff zu fliehen und die Burg dem Feinde ohne Schwertstreich zu überlassen. In kaum sechs Tagen traf Heinrich von Plauen, der inzwischen von den noch vorhandenen Ordensbrüdern zum Statthalter erwählt worden war, alle Maßregeln zu einer wirksamen Vertheidigung. Die Stadt Marienburg wurde niedergebrannt und die Brücke über die Nogat abgebrochen. Truppen wurden herangezogen und Proviant herbeigeschafft. Am 25. Juli erschien das polnische Heer vor der Burg und schloß dieselbe ein. Der Abfall des Landes dauerte fort, so huldigten jetzt die vier Landesbischöfe auch formell dem Könige, dann Elbing und Thorn, bald auch Danzig; nur wenige Burgen, im Ganzen sechs, verblieben dem Orden. Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, alle Einzelheiten der glorreichen Vertheidigung durch Heinrich von Plauen genau zu berichten. Genug, die Belagerung schritt nicht in dem von Jagiello gewünschten Sinne vorwärts. Der Statthalter hatte zwar noch einmal in persönlicher Verhandlung einen leidlichen Frieden zu erreichen versucht, diese aber abgebrochen, da unbedingte Uebergabe der Burg gefordert wurde. Mit diesem Moment schien das Kriegsglück ganz von dem Polenkönig gewichen zu sein. Die Besatzung verrichtete unter des Statthalters Führung Wunder der Tapferkeit. Kühne Ausfälle gefährdeten die Person des Königs selbst in seinem Lager und brachten ihn zu dem Ausspruch, er habe geglaubt, die Marienburg zu belagern, und nun werde er eigentlich von dem Orden belagert. Dazu brachen tödtliche Krankheiten in dem Heere aus, die Littauer wurden schwierig, und es kam die Kunde, daß Anhänger des Ordens aus Deutschland und der Livländer Ordensmeister zum Ersatz heranzögen. Am 11. September zog Witold, der Vetter Jagiello's und Großfürst von Littauen, mit seinen Littauern ab, ihm folgten bald die Herzoge von Masovien, dazu drohte im Westen Michael Küchmeister von Sternberg, der energische Vogt der Neumark, dem Könige die Rückzugslinie abzuschneiden, ebenso machte Sigismund von Ungarn Anstalt, von Süden her in Polen einzufallen. Durch alle diese Umstände gezwungen, mußte sich Jagiello entschließen, die Belagerung aufzuheben. Am 29. September zog er in fast fluchtähnlichem Rückzuge auf dem kürzesten Wege wieder nach Polen ab. Rasch folgte ihm der Statthalter, verstärkt durch den Zuzug aus Livland. Und am 11. October waren alle festen Plätze außer Thorn, Rehden und Strasburg wieder in der Gewalt des Ordens. Freilich drangen auch die Polen wieder vor und schlugen am 10. October Michael Küchmeister bei Polnisch-Krone und nahmen ihn sogar selbst gefangen. Indessen waren die Erfolge nicht allzugroße, die sich an diesen Sieg knüpften. — Inzwischen war man am 9. November 1410 in der Marienburg zu der Wahl des neuen Hochmeisters zusammengetreten. Michael Küchmeister von Sternberg und Heinrich von Plauen waren die beiden in Frage kommenden Candidaten. Die Wahl fiel einstimmig auf Heinrich von Plauen. Er nahm das schwere Amt an, obwohl er, wie er selbst sagte, „sich unwürdig und untüchtig dazu dünkte". Sein Feldherrntalent hatte er bewiesen, jetzt handelte es sich darum, den Ordensstaat von innen heraus wieder aufzubauen. Würde er sich auch als Staatsmann bewähren? Zunächst nach seiner Wahl traf der Hochmeister die umfassendsten Anstalten zur energischen Fortsetzung des Krieges. Die abgefallenen und jetzt reuig zurückkehrenden Unterthanen nahm er, ohne sie zu bestrafen, wieder zu Gnaden an. Der einzig richtige Weg, um sie wieder an den Orden zu fesseln. Nur mit Danzig bestand noch ein gespanntes Verhältniß fort, jedoch näherte sich auch Konrad Letzkau, Danzigs erster Bürgermeister, jetzt wieder dem Orden und wurde vom Hochmeister mit Aufträgen ins Reich entsandt. Nachdem dann der Hochmeister noch die wichtigsten Ordensämter neu besetzt hatte, indem er besonders Michael Küchmeister zum Ordensmarschall ernannt hatte, wandte er sich wieder nach Süden gegen den Feind. Zuerst machte er sich an die Belagerung der Thorner Burg, die ihn jedoch länger, als er gehofft hatte, aufhielt. Jetzt versuchte Jagiello einen Frieden zu erreichen, ehe sich der Krieg auf polnisches Gebiet hinüberspielte. Aber Heinrich war keineswegs zum Frieden geneigt; doch gedrängt von seinen Bundesgenossen und Söldnern mußte er sich doch auf Unterhandlungen einlassen, und so wurde am 3. December 1410 zu Nessau ein vierwöchentlicher Waffenstillstand geschlossen, der den Besitzstand der Parteien so beließ, wie er gerade war. Auf eine äußerst freundliche Einladung Wladislaus Jagiello's begab sich dann der Hochmeister zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige nach Raciaz. Des Hochmeisters Lieblingsgedanke war die Einsetzung eines Schiedsgerichtes, bestehend aus dem Papst, dem römischen König und einigen Reichs-

fürsten. Der König wies diesen Vorschlag jedoch ab, und man einigte sich deshalb auf die Einsetzung einer Commission von je sechs Commissaren, die eine Vereinbarung herbeiführen sollten. Allzuviel Vertrauen aber hegte Heinrich, der sich durch die Ablehnung seines Vorschlages gekränkt fühlte, nicht zu dem Erfolge dieser Commission und kehrte erfüllt von Kriegsgedanken vom Könige heim. Aber vor Thorn war die Lage des Ordens immer mißlicher geworden. Die Cassen waren erschöpft, die Söldner unsicher, und die Ordensgebietiger wünschten den Frieden, so daß der Hochmeister sich mit ihnen entzweite. Dazu war Witold aus Littauen mit neuen Truppen in Polen angelangt, deshalb mußte sich Heinrich fügen, und es wurde am 1. Februar 1411 zu Thorn ein dem Orden im Großen und Ganzen recht günstiger Friede geschlossen. Dem Orden verblieb sein alter Landbesitz mit ganz geringen Ausnahmen. Nur Samogitien sollte an Jagiello und Witold, jedoch nur auf deren Lebenszeit fallen. Auch über einige strittige Städte in der Neumark wurde keine definitive Einigung erzielt. Der schlimmste Punkt des Friedensvertrages für den Orden war aber die Verpflichtung, an Polen für die Herausgabe der Gefangenen binnen eines Jahres hunderttausend Schock böhmische Groschen zu bezahlen.

Der Friede war nun zwar geschlossen, aber weder der Hochmeister noch der König waren entschlossen, ihn zu halten, und das war das Unglück für den Orden. Heinrich von Plauen mußte sich nicht in die Lage der Dinge zu fügen, nach der der Orden nicht auf der früheren Höhe zu erhalten war. In dem Bestreben, dem Orden wieder seine alte Machtstellung zu erobern, mußte der Hochmeister nothwendiger Weise bei der übergroßen Anspannung aller Kräfte in Streit mit den Ordensrittern und dem Lande gerathen. Bei seiner eigenen heldenhaften Aufopferungsfähigkeit verstand es Heinrich weder mit der Schwäche seiner übrigen Ordensbrüder zu rechnen, noch konnte er die von ihrem Standpunkte aus berechtigte Forderung des Landes nach Frieden um jeden Preis verstehen, das durch die Kriegspolitik Heinrich's zum sicheren materiellen Ruin geführt wurde. Der Orden folgte ihm nicht, und das war der Grund von Plauen's Sturz, aber auch des Ordens mit ihm. Der Hochmeister befand sich in einer verzweifelten Lage. Die nöthigen Kriegsrüstungen, wollte er sich Polen ebenbürtig halten, mußten das Land verderben, und rüstete er nicht, so gab er sich von vornherein verloren. Es war selbstverständlich für einen Mann wie Plauen, daß er das Erstere wählte, scheitern mußte er auf jede Weise. Um die Zahlung der Kriegskosten zu ermöglichen, mußte Heinrich zu einem bis dahin unerhörten Mittel schreiten, zu der Ausschreibung einer allgemeinen Vermögenssteuer über das ganze Land. Von allen Unterthanen wurde seinem Verlangen entsprochen, nur allein Danzig weigerte sich, zu zahlen. Dies führte zu neuen Streitigkeiten mit der Stadt, die mit der Hinrichtung der beiden Bürgermeister und eines Rathsherrn durch des Hochmeisters Bruder, den Comtur von Danzig, endigten. Dadurch, daß der Hochmeister diesen vollkommen recht- und gesetzlosen Schritt seines Bruders billigte und sich die Folgen dieses Verbrechens zu Nutze machte, wurde er dessen Mitschuldiger und schädigte sein Ansehen sowohl im Orden als im Lande, obwohl er für's erste dadurch in dem sonst so trotzigen Danzig vollständig die Oberhand gewann. Aber dadurch, daß er sich jetzt immer mehr dem Einfluß seines herrschsüchtigen Bruders hingab, entfremdete er sich alle Herzen und reizte die Opposition gegen sich immer mehr, die sich nun hemmend allen seinen Maßregeln entgegenstellte. Wie weit diese Opposition gegen Heinrich schon vorgeschritten war, und wie wenig der Hochmeister im Stande war, die Personen seiner Umgebung richtig beurtheilen zu können, zeigt eine Verschwörung unter dem Landadel des Kulmer Landes, die kurz nach Beendigung der Danziger Wirren entdeckt wurde, und an deren Spitze der Comtur von Rheden Georg von Wirsberg stand. Hier im Kulmer Lande bestand seit lange unter dem Adel eine heftige Verstimmung gegen den Orden. Ihren Ausdruck fand sie in dem sogenannten Eidechsenbunde, einem Verbande, der seinen Halt in Polen fand. Schon in der Schlacht bei Tannenberg hatten die Eidechsen unter Führung des Nikolaus von Renys die Sache des Ordens heimtückisch verlassen. Nach dem Rückzuge Jagiello's hatten sie sich dann dem Orden zwar wieder unterworfen, aber die alte Verstimmung war geblieben. Mit diesen unzufriedenen Elementen verband sich nun Georg von Wirsberg, dem der Hochmeister blind vertraute und den er mit der Zusammenbringung alles Gold- und Silbergeräthes von den Ordensburgen beauftragt hatte, um diese Geräthe behufs der Abzahlung an Polen einschmelzen zu lassen. Schon lange war Wirsberg mit des Hochmeisters Regiment unzufrieden und strebte selbst, ehrgeizig wie er war, nach der Hochmeisterwürde. Durch die Geldmittel, welche dem Comtur zur Verfügung standen, wurde es den Verschwörern sehr erleichtert, in Böhmen und Ungarn viertausend Söldner zu werben, deren Ankunft sie nur noch abwarten wollten, um ihren Plan auszuführen. Der Hochmeister sollte gefangen und ermordet, der Danziger Comtur und der Großcomtur verhaftet und an Polen ausgeliefert werden. Der Plan wurde noch rechtzeitig entdeckt. Nikolaus von Renys wurde enthauptet, Georg von Wirsberg zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt. Die anderen Verschwörer entkamen nach Polen. Während dieser Vorgänge dauerten die beiderseitigen Rüstungen in Preußen und Polen fort, und immer mehr entfremdete sich der Hochmeister dadurch die Herzen seiner Unterthanen und seiner Ordensbrüder. Auch mit dem Meister von Livland entstand eine vorübergehende Spannung. Ebenso dauerten die diplomatischen Zerwürfnisse mit Polen fort wegen der Einhaltung der Thorner Friedensbedingungen. Da Polen immer noch Gefangene gegen die Abmachung des Friedensschlusses zurückhielt, so weigerte sich der Hochmeister die dritte und letzte Ratenzahlung der Kriegskosten an Polen eher zu leisten, als bis der König auch seinen Verpflichtungen nachgekommen sei. Auch Sigismund von Ungarn, dieser stets unsichere Cantonist, näherte sich wieder dem Orden und erbot sich gegen eine hohe Summe Geldes sofort Polen von Süden her anzugreifen und zur Erfüllung der Thorner Friedensbedingungen zu zwingen. Gegen den ausdrücklichen Befehl des Hochmeisters ließ sich Michael Küchmeister, der die Verhandlungen mit Sigismund führte, doch zu dem Versprechen der Zahlung dieser Summe an Sigismund verleiten, und der Hochmeister mußte sich wohl oder übel dazu verstehen, den Vertrag zu bestätigen. Zwar begann nun Sigismund den Kampf, schloß aber schon nach wenigen Wochen am 15. März 1412 wieder Frieden mit Polen und ordnete für den 6. Juni einen Tag zu Ofen an, wo die Sache zwischen Polen und dem Orden unter Sigismund's Schiedsgericht entschieden werden sollte. Wieder mußte Heinrich von Plauen auf den Wunsch der Ordensgebietiger hin Michael Küchmeister als Ordensbevollmächtigten nach Ofen entsenden, jedoch mit dem gemessenen Befehl, weder über Geld- noch innere Ordensangelegenheiten, sondern nur über die Grenzen des Ordensgebietes zu verhandeln. Die Ergebnisse der Verhandlungen waren für den Orden keine günstigen. Michael Küchmeister überschritt wiederum seine Vollmacht. Bis zu Weihnachten sollte der Orden an Polen eine große Entschädigungssumme zahlen, widrigenfalls die Neumark an Polen als Pfand fallen sollte. Gerade über die Grenzregulirung hatte Sigismund keine Anordnungen getroffen, er hatte nur versprochen, bald einen Gesandten nach Preußen zu schicken, der Erhebungen inbetreff dieser Frage anstellen sollte. Der Hochmeister ratificirte zunächst diesen Vertrag nicht, insbesondere mit Rücksicht auf die Verpfändung der Neumark. Dadurch wurde natürlich Küchmeister, der den richtigen Weg in diplomatischen Verhandlungen und Intriguen gefunden zu haben glaubte, dem Hochmeister sehr entfremdet, mit dem er früher eng befreundet gewesen war. Wieder strengte der Hochmeister alle Kräfte des ausgesogenen Landes an, um Geldmittel aufzubringen. Mißernten, Ueberschwemmungen, das Stocken des Handels, Alles hatte sich vereinigt, um das Land verarmen zu lassen, wieder wurden nun neue Steuern ausgeschrieben, alles Silbergeräth wurde eingeschmolzen und die Münze stark verschlechtert, ein Umstand, der dem Handel natürlich noch besonders nachtheilig wurde. Trotz aller dieser Finanzoperationen blieben die eingekommenen Summen stark hinter dem Nöthigen und Erwarteten zurück.

Um sich gegenüber den immer schwieriger werdenden Ordensgebietigern eine Stütze zu schaffen und um auch die Städte und den Adel sich näher zu verbinden, griff jetzt der Hochmeister zu einem letzten Mittel, das aber, weil es nicht consequent durchgeführt wurde, seinen Zweck verfehlte. Weil er wohl erkannte, daß der Orden nicht mehr einer Reformation fähig war, schuf er nämlich am 28. October 1412 den sogenannten Landesrath, eine Körperschaft aus zwanzig Landadligen und siebenundzwanzig Vertretern der Städte, die er zu seinem beständigen Beirathe berief. Der Hochmeister verpflichtete sich, auf keine Bündnisse und Kriege ohne ihr Wissen und Willen einzugehen, Steuern nur mit ihrer Zustimmung dem Lande aufzulegen ꝛc. Dieser Schritt schlug den bisherigen Gesetzen und Gewohnheiten des Ordens direct ins Gesicht, es war ein vollkommener Staatsstreich. Aber

freilich nur auf diesem Wege wäre dem Ordensstaate, wenn überhaupt noch Hilfe möglich war, zu helfen gewesen. Damit befreite sich Plauen mit einem Schlage von dem für ihn oft so hemmenden Einfluß der Ordensgebietiger und beseitigte die so oft laut gewordene Klage, daß Landadel und Städte in Preußen von jeder Mitregierung ausgeschlossen seien. Freilich hätte nun auch der Hochmeister wirklich mit dem Landesrathe regieren sollen und ihm, wie er es beschworen, einen Antheil an der Leitung der Regierung gewähren sollen. Das lag Heinrich aber sehr ferne. Er hoffte diesen Landesrath nur als einen willkommenen Trumpf gegen die widerspenstigen Ordensgebietiger bei Gelegenheit ausspielen zu können. Keineswegs stand Adel und Städten das Recht zu, ihre Vertreter selbst zu erwählen, sondern der Hochmeister berief sie nach eigenem Gutdünken. Auch band sich Heinrich jetzt ebenso wenig, obgleich er sich mit einem Schwure dazu verpflichtet, an die Zustimmung des Landesrathes, wie früher an die der Ordensgebietiger, sondern handelte jetzt, wo es ihm gut dünkte, noch eigenmächtiger denn vorher. Auch war von der versprochenen Ständigkeit dieses Rathes schon zu Heinrich's Zeit gar nicht die Rede, und so fiel denn diese Institution, die für Preußen so segensreich hätte werden können, sehr bald wieder der Vergessenheit anheim. Daß auf diese Weise der Landesrath keine feste Stütze für Heinrich abgeben konnte, liegt auf der Hand. Seine Nichtachtung rächte sich schwer an dem Hochmeister, denn nun hatte er sich den Orden vollkommen zum Gegner gemacht, ohne im Lande an Sympathie gewonnen zu haben, so daß, als der Tag kam, an dem sich der Orden offen gegen ihn erhob, sich keine Hand im Lande zu seiner Vertheidigung regte. Dieser Reformversuch blieb also wegen seiner Halbheit ohne Erfolg, und die Ordensgebietiger schlossen sich nun zu einer festen Oppositionspartei, an deren Spitze Küchmeister trat, zusammen, die alle Schritte des Hochmeisters durchkreuzte, und diese Opposition wieder trieb den Hochmeister immer mehr dazu, eigenmächtig und willkürlich nur auf den Rath einiger Getreuer wie z. B. seines Bruders hörend, seine eigenen Wege zu gehen. So trieb er immer mehr seinem Verhängniß entgegen. Zunächst jedoch gelang es dem Hochmeister, mit Hilfe des neuen Landesrathes das nöthige Geld zur Befriedigung Polens aufzubringen, und Anfang Januar 1413 wurde dieser Gläubiger befriedigt, damit war der Verlust der Neumark abgewandt. Aber bald stellten sich neue Schwierigkeiten für den Hochmeister ein. Sigismund hatte gemäß dem Abkommen schon Ende 1412 einen Gesandten nach Preußen geschickt, um die Grenzstreitigkeiten mit Polen und Littauen zu untersuchen. Dieser, Benedikt von Makra, Herr von Chus, überschritt aber seine Competenzen und erlaubte sich zu Gunsten Polens und Littauens Entscheidungen zu treffen. Infolgedessen verzichtete Plauen überhaupt auf Benedikt's Dienste und verletzte dadurch wieder Sigismund tief. Jetzt hielt der Hochmeister jede Möglichkeit einer friedlichen Lösung, da auch der Versuch einer Intervention Sigismund's so gescheitert war, für ausgeschlossen, er beschloß den Krieg. Polen und Littauen waren im Augenblick nicht vollständig gerüstet, deshalb wollte der Hochmeister sie durch einen schnellen Angriff überrumpeln. Schon im September 1413 drangen Ordensschaaren in das Gebiet des mit Polen verbundenen Herzogs Bogislav von Stolp ein. Da der Hochmeister selbst verhindert war, am Feldzuge theilzunehmen, so hatte er seinen Bruder, nicht den Ordensmarschall, wie es Gesetz war, mit dem Oberbefehl betraut. Schon rückte auch das Ordensheer in das Dobriner Land und Masovien ein und machte gute Fortschritte. Jagiello befand sich in höchster Noth, da kam ihm plötzlich die erlösende Kunde, daß die Ordensheere umgekehrt seien. Die obersten Ordensbeamten hatten sich offen gegen den Hochmeister empört und ihn für abgesetzt erklärt. Michael Küchmeister, der sich schon lange durch den Hochmeister beleidigt fühlte und dessen Weg für unrichtig hielt, war, wie schon erwähnt, die Seele der Opposition, welche immer mehr Anhänger gefunden hatte, bis die Bevorzugung des Danziger Comturs in dem neuen Feldzug den letzten entscheidenden Anstoß zu der offenen Auflehnung bot. Auf diese Kunde hin lud der Hochmeister voll Zorn sämmtliche Ordensgebietiger zum 14. October nach der Marienburg, um dort über die Ungehorsamen nach den Ordensstatuten Gericht zu halten. Aber hier übernahm Michael Küchmeister alsbald den Vorsitz, erklärte den Hochmeister für abgesetzt und forderte ihm Schlüssel und Siegel, die Zeichen seiner Würde, ab. Heinrich fügte sich der offenen Gewalt und übergab sie an den Ordensspittler Herrmann Gans, den Küchmeister zum Ordensstatthalter vorgeschlagen hatte. Ihm, dem alten Hochmeister, wurde das Comturamt der kleinen Engelsburg bei Graudenz überwiesen. Die Absetzung war nicht ganz gesetzmäßig vor sich gegangen, da bei einer solchen der Deutschmeister zugegen sein mußte. Als daher dieser am 7. Januar 1414 auf der Marienburg erschien, wurde Heinrich nochmals vorgeladen und hier am 9. Januar zu einem freiwilligen Verzicht auf seine Würde veranlaßt. An demselben Tage wurde Michael Küchmeister von Sternberg zum Hochmeister erwählt.

Auch der Lebensabend des gestürzten Hochmeisters sollte noch getrübt werden. Sein Bruder, der Comtur von Danzig, hatte, nachdem er zum Pfleger von Lochstädt degradirt war, erfüllt von Rachedurst, mit Polen Verhandlungen angeknüpft und in seinen offenkundigen Verrath, nachdem er nach Polen geflohen war, auch seinen Bruder hineinzuziehen versucht. Boten mit solchen Briefen an Heinrich wurden aufgefangen, und dieser wurde, trotzdem ihm keine Schuld nachzuweisen war, verhaftet und fünfzehn Jahre lang, von 1414—1429 gefangen gehalten. Erst Michael Küchmeister's Nachfolger, Paul von Rußdorf, befreite ihn wieder und gab ihm das kleine Pflegeramt von Lochstädt, wo er noch am Ende desselben Jahres am 25. oder 28. December 1429 verstarb. Er wurde auf der Marienburg in der Hochmeistergruft der St. Annenkapelle beigesetzt, sein Grabstein befindet sich noch heute dort mit der einfachen Inschrift: „In der Jahrzahl Christi 1429 do verstarb der erwirdige Bruder Heinrich von Plauen." So war Heinrich von Plauen gefallen, aber das Geschick seiner Nachfolger zeigte, daß auch sie nicht im Stande waren, dem Orden zu helfen. Nicht Heinrich von Plauen war schuld, daß der Orden sich nicht mehr zu seiner früheren Höhe erheben konnte, sondern die ganzen Zeitumstände selbst. Der geistliche Ordensstaat hatte sich überlebt, und für die Aenderung des geistlichen Staates in einen weltlichen, wie sie ein Jahrhundert später unter dem Einfluß der Reformation möglich war, war diese Zeit noch nicht reif. So mußte der Orden untergehen. Aber daß noch Reste des deutschen Lebens sich aus dieser dunklen Zeit herüber retten konnten in eine bessere, bis Albrecht, der Hohenzoller, hier sein weltliches Herzogthum aufrichten konnte, das dann in dem großen brandenburgisch-preußischen Staate einen wichtigen Theil zu bilden berufen war, das verdanken wir mit am meisten der Arbeit und dem Ringen Heinrich's von Plauen; denn so falsch vielleicht Heinrich's Politik, die alte Machtstellung des Ordens wieder herzustellen, im Augenblicke für den Orden und die materielle Wohlfahrt des Landes gewesen sein mag, so nutzbringend ist sie für die Erhaltung der deutschen Nationalität gewesen. Ohne Heinrich wäre sicherlich schon 1411 Westpreußen an Polen gefallen, was Heinrich durch seine Beharrlichkeit noch um ein halbes Jahrhundert hinausgeschoben hat. Freilich läßt sich ihm der Vorwurf auch nicht ersparen, daß er der Handelsthätigkeit der preußischen Städte und dem Wohlstand des Landes überhaupt die schwersten Wunden geschlagen hat, daß er die Städte besonders mit ihrer völlig deutschen Bevölkerung immer mehr dem Orden durch sein rücksichtsloses Eingreifen in ihre alten, zur Entfaltung ihrer Handelsmacht nothwendigen Freiheiten entfremdete und Polen in die Arme trieb, da ihm jegliches Verständniß für ihr Wesen, wie es ein Winrich von Kniprode in so hohem Maße besessen, gänzlich abging. Hätte er sich, als er einsah, daß die Ordensgebietiger für eine ersprießliche Politik nicht mehr zu haben waren, fest auf den von ihm geschaffenen Landesrath gestützt, und hätte er diese seine größte politische Idee nicht selbst wieder wirkungslos gemacht, so würde sich ihm vielleicht auf dieser neuen Basis die Möglichkeit geboten haben, einen selbständigen Ordensstaat, wenn auch nicht voll in der alten Stärke, neu zu errichten.

Bücherbesprechung.

— **Das Recht der Ehescheidung** nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Unter Berücksichtigung der Bestimmungen des Einführungsgesetzes sowie der landesgesetzlichen Ausführungsvorschriften für die Praxis bearbeitet von Dr. **Curt Davidson**, Gerichtsassessor in Altona. Berlin 1900. Carl Heymann's Verlag. 4 *M.* — Die Arbeit will lediglich den Bedürfnissen der Praxis dienen. Die Darstellung kleidet sich deshalb wesentlich in die Form eines Commentars zu den einzelnen Gesetzesparagraphen und verzichtet auf rechtsgeschichtliche und theoretische Erörterungen. Die ältere und neuere Literatur sowie die seitherige Rechtsprechung haben eingehende Berücksichtigung gefunden. In diesen Zusammenstellungen liegt der Hauptwerth für die Praxis. N—l.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 99. Sonnabend, den 18. August, Abends. 1900.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

XV. Von den Spielwaaren und Uhren.

„Aber ich sage Dir, es ist ein Russe.“ Unsinn, es ist ein Deutscher. „Aber so sieh ihn Dir doch nur genau an, den langen Bart, die Mütze, den mächtigen Pelz. Selbstverständlich ist's ein Russe.“ Ach was, Du kannst mir vorreden, was Du willst, wir sind hier in der deutschen Abtheilung, da steht's ganz groß zu lesen und die Deutschen werden sich hüten, unsere Verbündeten auszustellen. — Also stritten sich gestern zu meinem Ergötzen zwei muntere Bürschlein vom Figaro. Und was war der Gegenstand ihres Disputs? Der Weihnachtsmann in der Sonneberger Spielwaaren-Ausstellung. Nun, etwas russisch sieht's da freilich aus. Die Thallandschaft aus dem Thüringer Walde, die die Hinterwand des Raumes schmückt, liegt in tiefem Schnee, in so tiefem, wie ihn die Pariser Gamins noch nie mit eigenen Augen gesehen haben. Aber wenn auch die Bäume und Dächer unter seiner Last ächzen, die Bewohner des Thales sind guter Dinge. Es ist ja Weihnachten heute. Aus dem Berge heraus kommt vorn ein prächtiger von zwei großen Hirschen gezogener Schlitten. Ein Märchenprinz führt die Thiere, ein pausbäckiges Knäblein sitzt auf dem Bock und drinnen steht der Weihnachtsmann inmitten unzähliger herrlicher Spielsachen. Links und rechts von dieser wirklich ganz wunderhübsch ausgeführten lebensgroßen Mittelgruppe aber finden wir Häuser, in denen, auf denen und um die herum die schönsten Puppen uns anlächeln. Da sehen wir allerlei Märchengestalten, Rothkäppchen mit dem Wolfe und Aschenbrödel mit den Tauben, Freund Klapperstorch mit einem Baby im Schnabel, musicirende Engel, dann aber auch Figuren aus dem Volke, ein altes Bauernweib, das sich über einen großstädtischen Gigerl lustig macht, und vieles Andere. Kurzum, der Sonneberger Raum in der deutschen Kunstgewerbe-Abtheilung ist das Paradies der Kinder und vor Allem der kleinen Mädchen. Die Nürnberger haben dagegen mehr für die Knaben gesorgt. Bei ihnen hat nicht die Puppe die Hauptrolle, sondern der Bleisoldat. Und zwar spielen die Schlachten, die die jungen Heerführer zu bevorzugen scheinen, sich nicht mehr in Europa, sondern in Afrika ab. An die Stelle der Festungen sind Kriegsschiffe getreten, an die Stelle der Deutschen und Franzosen Colonialtruppen und Schwarze. Künftigen Winter wird der Markt vermuthlich mit Chinesen und Deutschen in Khakiuniform überschwemmt werden. Natürlich fehlen auch die französischen Colonialtruppen nicht. Nürnberg versorgt noch immer fast die ganze Welt mit seinen Erzeugnissen. Es ist mir unvergeßlich, wie ich vor einigen Jahren in England mit einem deutschen Professor zusammen als echt englisches Spielzeug eine Truppe Highlanders ausgesucht hatte und beim Auspacken zu Hause auf dem Deckel der Schachtel das famose made in Germany fand. Das Hauptstück der Nürnberger Ausstellung ist eine prächtig eingerichtete Küche, in der die Hausfrau beim Nachhausekommen den Soldaten ihrer Minna bei einer Flasche Wein und einem einladenden Schnitzel erblickt. Der Fabrikant, der dafür einen französischen Pioupiou gewählt hat, kennt offenbar die Pariser Verhältnisse nicht, so geräumige, schöne, bequeme und saubere Küchen giebt's hier selbst bei Rothschild's kaum. Der Chroniqueur einer hiesigen Zeitung hat kürzlich einen sehr hübschen Artikel ausgegraben, der gelegentlich der ersten Pariser Weltausstellung über die Spielwaaren geschrieben worden ist. Auch damals erregte die deutsche Abtheilung allgemeines Aufsehen. Besonders rühmt der Verfasser, daß die Deutschen die wissenschaftlichen Entdeckungen auf die Spielsachen anwenden, daß sie kleine Eisenbahnen und Dampfboote für die Kinder erbauen. Dieser wissenschaftliche Sinn ist nicht verloren, aber er ist nicht mehr das Alleingut der Deutschen. Auch in der französischen Abtheilung finden wir Dampfmaschinen, elektrische Maschinen, Phonographen. Die Laterna magica behauptet nicht mehr den Ehrenplatz wie vor zwanzig Jahren, wo sie den unumgänglichen Höhepunkt jeder Kindergesellschaft bildete, ist aber immer noch, natürlich in sehr vervollkommneter Form, in zahlreichen Exemplaren vertreten. Ueberhaupt scheint sich die französische Spielwaarenindustrie in der letzten Zeit mächtig entwickelt zu haben. An Geschmack und Erfindungsgeist ist sie der unserigen wohl ebenbürtig, aber wir haben zwei große Vorzüge vor ihr, die Billigkeit und die Harmlosigkeit. Wieviel kindlicher sind die Sonneberger Puppen als diese kleinen Modedamen mit ihren künstlichen Frisuren und ihren mit falschen Diamanten und Perlen besetzten Staatskleidern! Doch auch wir haben bei den Puppen und Puppenstuben dem Luxus schon zuviel geopfert. Ich glaube, daß unsere Eltern im Jahre 1855 sich mit ihren anspruchslosen Kammern zu einer Mark glücklicher fühlten als unsere Kinder es jetzt thun. Es ist schade, daß wir aus der mit viel Liebe zusammengestellten „Centennale“ — denn wie alle französischen Abtheilungen haben auch die Spielwaaren ihre Retrospective — keinen vollständigen Ueberblick über die Entwicklung dieser Industrie gewinnen. Die gewöhnlichen Spielsachen unserer Vorfahren haben, wie es sich denken läßt, die Jahrhunderte nur in ganz verschwindenden Ausnahmen überdauert; was wir hier finden, hat zum größten Theil Prinzen oder Prinzessinnen gehört, verdankt also mehr Kunsthandwerkern als der eigentlichen Industrie seinen Ursprung. Uebrigens scheinen die Kinder zu allen Zeiten an ungefähr denselben Dingen Vergnügen gefunden zu haben. Aus der Zeit Ludwig's XVI. stammen eine kleine Schlosserwerkstätte, ein Reckturner und eine „Psyche oder das kleine Modemagazin“, die man bis auf ein paar kleine Einzelheiten nachmachen und nächsten Winter auf den Weihnachtsmarkt bringen könnte. Den größten Fortschritt scheinen die für die ganz kleinen Kinder bestimmten Gegenstände gemacht zu haben. In dem erwähnten Artikel aus dem Jahre 1855 heißt es über die Kinderklappern: „Warum macht man aus diesem metallenen Männchen, dem ersten Freunde des Kindes, fast immer ein mißgestaltetes, vorn und hinten buckliges Wesen mit gespaltenem Munde und einer gebogenen bis zum Kinn herabreichenden Nase? Das Kind macht so mit der Kunst durch die Vermittelung des häßlichen Bekanntschaft. . . . In den Körper dieses krummen und buckligen Männleins fügt man, angeblich um das Kind zu ergötzen, eine schrille Pfeife ein, deren Ton sein sich erst ausbildendes Gehör zerreißt. Das ist die erste Idee, die man ihm von der Musik giebt. Er tritt mit einer falschen Note in's Leben ein.“ Solche Scheusale sucht man jetzt glücklicher Weise vergebens. An ihre Stelle sind zierliche Elfenbeinringe mit melodischen Glöckchen oder dgl. getreten.

Dabei möchte ich eine Bemerkung einflechten, die sich mir immer wieder beim Besuch der Ausstellung aufgedrängt hat. Wir spotten so oft über leidenschaftliche Sammler, sind geneigt einen Menschen für halbwegs verrückt zu halten, der sich einen scheinbar ganz werthlosen Gegenstand zur Specialität erkoren hat. Was würden wir von einem unserer Freunde denken, der plötzlich anfinge, Spielkarten oder Speisekarten von Restaurants oder Todesanzeigen oder Rasirmesser oder Uhrschlüssel oder Brillen oder Nachthauben zu sammeln? Von allen diesen Sachen finden wir reichhaltige Sammlungen in den retrospectiven Abtheilungen der Ausstellung, und hier verstummt mit einem Male unser Spott. Wie da sich eins zum andern gesellt, eins das andere ergänzt,

und so nach und nach ein Culturbild von einer wunderbaren Lebendigkeit und Intimität entsteht! Alle diese Sammler sind unentbehrliche Kärrner an einem großartigen Bau. Und mit welch liebevoller Sorgfalt sind nun diese Einzelsammlungen von den französischen Sachverständigen zu den „Musées centennaux“ vereinigt worden! Immer von Neuem bewundert man den unendlichen Fleiß, der im Einzelnen auf die Ausstellung verwendet worden ist, und immer von Neuem bedauert man, daß bei der unendlichen Ausdehnung und der unendlichen Zersplitterung diese Veranstaltungen völlig erdrückt werden. Ich möchte wissen, wie viele Ausstellungsbesucher auch nur zwei oder drei dieser reizenden Museen studirt haben. Deutschland hat meines Wissens nur eine solche Ausstellung veranstaltet, das ist die historische Uhrensammlung des Commerzienraths Junghans in Schrambach. Sie ist nicht sehr umfangreich, aber jede einzelne der 250 Nummern ist in historischer oder technischer Hinsicht bemerkenswerth. Wir finden hier Sonnenuhren jeglicher Art, darunter eine in Form eines indischen Pilgerstabes, Sanduhren und Oeluhren, dann eine merkwürdige Kerzenuhr in Form einer großen Laterne, bei der der Verbrennungsprozeß der Kerze die Zeit regelt. Es folgen eiserne Räderuhren, darunter ein ungemein künstlerisch ausgeführte astronomische, und die älteste Nürnberger Räderuhr von 1300, weiter die ersten Zugfederuhren und Taschenuhren, dabei die älteste überhaupt bekannte. Die Ausstellung enthält ein Modell des Denkmals, das ihrem Erfinder, dem Nürnberger Schlosser Peter Henlein, demnächst vom deutschen Uhrmacherbunde errichtet werden soll. Auch die sogen. Satteluhren, Taschenuhren von sehr großem Umfange, sind durch mehrere Stücke vertreten. Natürlich nehmen die Schwarzwalduhren in der Sammlung einen sehr beträchtlichen Raum ein. Nach den Urkunden fällt die Herstellung ganz hölzerner Uhrwerke in das Jahr 1600; die älteste erhaltene stammt aus dem Jahre 1613. Aber erst 1680 wurde die Industrie in den Schwarzwald übertragen, wo um 1730 die wichtige Erfindung der Kuckucksuhr gemacht und 1768 zum ersten Male eine Spieluhr mit Glasglocken hergestellt wurde. Wir verfolgen die ganze Entwickelung an zum Theil ganz prächtigen Exemplaren. Aber auch die übrigen Zweige der Uhrenindustrie sind in der Sammlung nicht vernachlässigt; enthält diese doch sogar einige japanische Erzeugnisse. Jeder, der sich für die Geschichte des deutschen Gewerbfleißes interessirt, wird hier eine höchst anregende Stunde verbringen.

Die deutsche Uhrenausstellung, die sich übrigens nicht in der großen Kunstgewerbe-Abtheilung, sondern in dem Annex befindet, umfaßt außerdem beinahe ausschließlich Stutz- und Wanduhren. Taschenuhren hat nur die Firma Lange & Söhne in Glashütte ausgestellt. Das ist auch das richtige Verhältniß. Während im badischen und württembergischen Schwarzwald jährlich gegen sieben Millionen Uhren im Werthe von beinahe dreißig Millionen Mark erzeugt werden, bringt Glashütte kaum 2000 Stück feine Taschenuhren hervor. In den genannten Fabriken der Gebrüder Junghans werden gegen 6500 Uhren täglich hergestellt. Natürlich dominiren die in der ganzen Welt bekannten und beliebten Schwarzwälder Holzuhren alten Schlags, Kuckucks-, Wachtel-, Singvogel- und Trompeteruhren. Eine Bewegung, die Uhrgehäuse künstlerisch zu gestalten, geht seit einigen Jahren von der Münchener Werkstätte für Kunst im Handwerk aus. Die Maler Thomas Theodor Heine und Ferdinand Morawe und der Bildhauer Franz Ringer haben für sie zum Theil recht gelungene Entwürfe gezeichnet, die insbesondere bei den Engländern und Amerikanern lebhaften Anklang finden. Viele der ausgestellten Modelle sind bereits vier- oder fünfmal bestellt worden. Ganz in alten, und zwar gothischen Formen ist dagegen das Prachtstück der Ausstellung gehalten, die im Auftrage des Commerzienraths Junghans vom Nürnberger Hofuhrmacher Speckhart im Verein mit mehreren Künstlern ausgeführte Oberammergauer Passionsuhr. Am Fuße des wohl vier Meter hohen Gebäudes sitzt Frau Chronica unter dem Reichsadler. Links und rechts von ihr befinden sich Kupfertafeln mit dem Gedichte „Des Kreuzes Gruß“ von Ernst v. Destouches. Am Unterbau sind Moses, Jesaias und Jeremias in Nischen angebracht. Ueber dem Moses öffnet sich nun eine Art Bühne, auf der sich die hauptsächlichsten Scenen der Passion mit demselben Realismus wie in Oberammergau abspielen. Alle Viertelstunden wechselt die Scene, zu den vollen Stunden erscheinen sämmtliche Scenen. Dazu spielt ein Musikwerk Chorále. Die Felder neben der Bühne sind mit orientalischen Straßenbildern, die Eckpfeiler mit Apostelfiguren geschmückt; über ihnen erheben sich reichgeschnitzte Zierdächer. Die eigentliche Uhr befindet sich an dem den Bau krönenden Thürmchen, an dem außerdem eine sich drehende Erdkugel und eine Schlagglocke angebracht ist. Zwei vorüberfliegende Engel schlagen die Stunden an. Den Abschluß des Werkes bilden drei weibliche Figuren, welche die Haupterrungenschaften des 19. Jahrhunderts, den Telegraphen, das Telephon und das elektrische Licht verkörpern sollen. Im Jahre 1898 sind für 8 700 000 ℳ Wand- und Stutzuhren aus Deutschland ausgeführt worden, das bedeutet gegen 1894, wo der Werth der Ausfuhr nur 6 100 000 ℳ betrug, einen erfreulichen Fortschritt, wiegt aber noch lange nicht den Tribut auf, den wir bei den Taschenuhren dem Auslande zollen. Haben wir doch allein 1898 uns nicht weniger als 1 471 018 Taschenuhren kommen lassen und dafür mehr als 26 Millionen bezahlt Und was wollen erst unsere 10 Millionen Gesammtausfuhr gegen die Zahlen besagen, die uns der Katalog der Schweizer Ausstellung giebt! Dort betrug die Uhrenausfuhr in demselben Jahre 1898 mit 106 Millionen Frank mehr als ein Siebentel der Gesammtausfuhr des Landes und übertraf sogar noch die Seide und die Stickereien. Kein Wunder, daß die Uhrenausstellung fast den ganzen Raum der Schweizer Abtheilung auf der Invaliden-Esplanade einnimmt. Zu den 74 Einzelfirmen, von denen 32 auf Genf entfallen, kommen drei Sammelausstellungen, von denen diejenige von La Chaux-de-Fonds allein 900 Uhren von 54 Fabrikanten umfaßt. Letzterer Ort hat sich immer mehr zur eigentlichen Hauptstadt der Uhrenindustrie entwickelt. So stammten von den im vorigen Jahre in der Schweiz gestempelten 656 000 goldenen Uhren 73 vom Hundert aus ihm. Fast alle Fabriken haben das Bestreben, die Deckel künstlerisch zu schmücken, aber in nur ganz wenigen Fällen wird ein verwöhnter Geschmack von diesen Versuchen befriedigt. Sehr groß ist natürlich auch hier die französische Abtheilung. Ihre historische Ausstellung ist viel umfangreicher als die deutsche, enthält aber nicht so viele Stücke der ältesten Zeit und ist nicht so übersichtlich geordnet. Im Mittelpunkt steht die Sammlung der Pariser Syndicatskammer, die u. A. auch den Arbeitstisch des berühmten Erfinders der Seeuhren, Berthoud, enthält. Daneben steht eine prächtige große Uhr in Form eines Festungsthurmes mit sechs Zeigern, die die Secunden, Minuten, Stunden, Tage und Monate angeben. Die Collection La Barre-Duparc und Leleu enthalten hauptsächlich schöne elfenbeinerne Sonnenuhren, Mathieu Planchon und A. Roux haben prächtige Stutzuhren gesammelt. Interessant und zum Theil sehr amüsant sind die mit Freimaurer-, Revolutions- und ähnlichen Abzeichen geschmückten Zifferblätter der reichhaltigen Sammlung Roblot, wissenschaftlich ungemein werthvoll die chronologisch geordneten Hemmwerke aus dem Besitze des Herrn Georgi. Die Laien werden hauptsächlich die Taschenuhren der Stadt Besançon und der Madame Olivier fesseln. Wir finden da die in einen Rauchtopas gefaßte Uhr des Cardinals Retz, die die Form eines Todtenkopfes zeigende krystallene Uhr König Heinrich’s III., eine reizende silberne Uhr in Form einer Tulpe, Uhren aus Opal, Nephrit, Agat, Schildpatt u. s. w. Von den Ausstellungen der heutigen französischen Fabrikanten wird keine so dicht umdrängt wie die von Hour. Hat dieser doch Stutzuhren in allen erdenklichen Formen hergestellt, Leuchtthürme mit Scheinwerfern, Locomotiven, Windmühlen, Dampfmaschinen, Schiffe, einen Radfahrer. Seine Hauptstücke sind ein Boudoir mit einer Tänzerin und einem Singvogel und ein gothischer Tempel, der sich beim Schlag der vollen Stunden automatisch öffnet, um einen Buddha zwischen einem Hirsch und einem Storch erscheinen und gemessenen Schrittes sich vorwärts bewegen zu lassen, während eine Musik englische Weisen spielt. Buddha, Gothik und die Westminster-Hymne — welcher indische Nabob mag diese wunderliche Zusammenstellung befohlen haben? Daß sich in diesen Werken kein künstlerisches Empfinden kundgiebt, ist selbstverständlich. Ueberhaupt gewahrt man in der französischen Uhrenausstellung nur sehr selten, daß man es mit demselben Volke zu thun hat, das direct darunter bei seinen Schmucksachen so bewundernswerthe Proben vornehmsten Geschmacks zeigt.

Bücherbesprechungen.

— **Die Auflösung des Vereines evangelischer Glaubensgenossen A. B. in Wien vor dem k. k. Reichsgerichte.** Ein Beitrag zu der heutigen „religiösen Bewegung" in Oesterreich. Veröffentlicht von Dr. Victor Capesius. Wien 1900. Im Selbstverlage des Verfassers. (48 S.) — Die Vorgänge, welche sich bis zur und nach der Auflösung des Vereins abspielten und in der ganzen evangelischen Glaubenswelt einen Sturm der gerechtesten Entrüstung wachriefen, sind noch in Aller Gedächtniß. Das Schriftchen giebt eine actenmäßige Schilderung jener Kämpfe in Wien, die schließlich — wie konnte es anders sein, wenn Gerechtigkeit herrschen sollte! — mit dem Sieg der Evangelischen ihren Abschluß vor dem österreichischen Reichsgerichte fanden. Das Heftchen bildet in der Geschichte der österreichischen Evangelischen ein Denkmal für alle Zeiten. S. M.

— **Die Privatklage in den Strafprozeßordnungen der Jetztzeit, insbesondere in der deutschen R.-Str.-Pr.-O.** Von Karl Kade, Landgerichtsrath. Berlin, Carl Heymann's Verlag, 1900. 3 ℳ. — Der Verfasser giebt zunächst eine eingehende Darstellung der bei den Berliner Gerichten herrschenden Praxis hinsichtlich der Privatklage, daran anschließend Meinungen und Vorschläge de lege ferenda. Bemerkenswerth an dieser Stelle ist die Thatsache, daß in Berlin — für Preußen beruht die gleiche Zahl in Anm. 1 S. 51 auf Druck- oder Rechenfehler — ca. 60—70% aller in die zweite Instanz gelangten Privatklagsachen durch einen Vergleich beendigt werden, der sich hauptsächlich auf die Kostenlast erstreckt, von dem Verlangen nach Genugthuung wenig mehr merken läßt. Es folgt eine nähere Uebersicht über die Strafverfolgung durch Private und die bezüglichen Abänderungsvorschläge in den anderen Culturländern der Erde. Im Schlußworte gelangt der Verfasser zu der Aufstellung: Jede auf die Ausübung der Strafverfolgung gerichtete selbständige Thätigkeit von Privatpersonen ist zu verwerfen, weder der Popularklage, noch einer der beiden Arten der Privatklage ist Daseinsberechtigung im Staate der Jetztzeit zuzugestehen. Die Schrift ist, obwohl im Einzelnen anfechtbar, instructiv und der Beachtung zu empfehlen. N—l.

— **Anarchismus und Strafrecht.** Von Dr. Hermann Seuffert, Professor in Bonn. Berlin 1899. Otto Liebmann. 4 ℳ 50 ₰. — Die Schrift ist veranlaßt durch das Attentat auf die Kaiserin von Oesterreich und die dadurch hervorgerufene öffentliche Discussion über die Mittel zur Bekämpfung des Anarchismus. Aber sie ist kein Augenblickskind, nicht getragen von der Stimmung der Erregung. Kühl wägend, obschon erfüllt von dem ganzen Ernste, der praktischen Wichtigkeit der Frage, erörtert der Verfasser Wesen und Walten des Anarchismus, das Können der Strafe ihm gegenüber, die Mittel der bestehenden Gesetzgebungen, um daran Kritik und Abänderungsvorschläge zu knüpfen. Letztere werden schließlich in einem Gesetzentwurfe formulirt und damit auf ihre praktische Durchführbarkeit geprüft. Der weite Blick des Verfassers, die vornehme Ruhe der Ausführungen, die Erörterung oder wenigstens Berührung einer ganzen Reihe wichtiger Fragen des Strafrechts und Prozeßrechts überhaupt lassen das Studium des Buches zu einer ebenso interessanten als genußreichen Lectüre werden. N—l.

— **Die Deportation ein modernes Strafmittel.** Von Dr. Oskar Priester. Berlin 1899. Franz Vahlen. 2 ℳ. — Der Verfasser tritt für Deportation als Strafverbüßung in Form strafrechtlicher Detinirung und späterer Ansiedelung des Gewohnheitsverbrechers in Deutsch-Süd-West-Afrika ein. Diese und ähnliche Erörterungen haben unseres Erachtens solange nur theoretischen Werth, als unsere „Afrikaner" übereinstimmend ihr auf praktische Kenntniß der Colonialverhältnisse gestütztes Veto einlegen. N—l.

— **Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem** (1776) mit G. E. Lessing's Vorrede und Zusätzen neu herausgegeben von Paul Beer. (Deutsche Litteraturdenkmale ed. Sauer 39. 40.) Berlin 1900. — In der Sammlung selten gewordener Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, der viel zu wenig gewürdigten Fundgrube zur Personen- und Bildungskenntniß unserer vorclassischen Periode, ist der literarische Nachlaß Jerusalem's gewiß am rechten Orte. Wir sind durch die überragende Gestalt des Goethe'schen Werther so sehr von der wahren Erscheinung des unglücklichen Jerusalem abgezogen, daß noch heute Lessing's Wunsch einer richtigeren Schätzung seines jungen Freundes für weiteste Kreise unerfüllt geblieben ist. Und doch soll man beide Theile hören! Der philosophirende Jerusalem, der über den Ursprung der Sprache und der abstracten Begriffe, Mendelsohn's Theorie vom sinnlichen Vergnügen und den vermischten Empfindungen handelt, der sich auf den Standpunkt eines an Leibniz und Chr. Wolff gebildeten Determinismus stellt, ist freilich weit genug verschieden von dem schwärmerischen Verehrer Lotten's, der sich an Ossian's Gesängen berauscht. Das will Lessing wohl auch errathen lassen, wenn er die an sich wenig bedeutsamen Abhandlungen herausgiebt, die nicht höher stehen als die Popularphilosophie ihrer Entstehungszeit. Nicht um ihrer selbst willen, aber als werthvoller Beitrag zur Kenntniß des „jungen Grüblers, dessen Herz nicht zum Nachtheil seiner höheren Kräfte beschäftigt war", sind die Abhandlungen lesenswerth. Der neue Herausgeber derselben hat durch Angabe der nöthigen Literatur dem philosophisch oder literargeschichtlich Interessirten auch weitere Perspectiven eröffnet. Dr. Grimm.

— **Festrede zur fünfhundertjährigen Geburts-Feier Johannes Gutenberg's**, gesprochen in Mainz am 24. Juni 1900 von Albert Köster. Leipzig, B. G. Teubner [1900]. 30 S.; 4° Preis: 1,20 ℳ. — Entschieden war es ein sinniger Gedanke — an einen bloßen Zufall mag ich hier nicht glauben — vom Mainzer Festausschusse, zur Uebernahme der Gutenbergrede einen Leipziger Literarhistoriker zu gewinnen: so führte vom Erfinder der schwarzen Kunst der Faden ungezwungen zu der Stätte, wo der aus dieser Kunst erblühte Buchhandel zur Zeit seinen Mittelpunkt hat. Und der lockenden Aufgabe, vor einer festlich gestimmten Menge Gebildeter die Verdienste Johannes Gänsfleisch's zum Gutenberg, der die Letter ihres bisherigen Banns entbunden, ihr die für jede willkürliche Zusammenstellung nöthige passende Form gegeben und sie in widerstandsfähigem Stoffe gegossen hat, ins rechte Licht zu rücken, hat sich Albert Köster in denkbar vornehmster Weise unterzogen; sein Vortrag gehört thatsächlich zu dem Gehaltvollsten, was in der letzten Zeit an Abhandlungen über die Anfänge, die Fortschritte und die Wirkungen der Buchdruckerkunst veröffentlicht worden ist. — Dem Innern entspricht das Aeußere, von dem ich in gewissen Fällen gern etwas verrathe, vollkommen; hier hat die J. J. Weber'sche Officin ein harmonisches, in sich geschlossenes Meisterstück geschaffen. Man hat vor Kurzem über die Versuche, die antikisirenden Lehren Peter Jessen's in die That zu übersetzen (A. Berthold's „Bücher und Wege zu Büchern" und den ersten Band des kirchen-wirthschaftsgeschichtlichen Werks des Hallischen Privatdocenten Theo Sommerlad), kurzer Hand den Stab gebrochen und behauptet: unser Auge verlange nach andern Buchstaben als der gothischen Fractur um 1500; die vorliegende Schrift jedoch beweist, daß für besondere Zwecke — beileibe nicht für alle! — das Jessen'sche „Flächenbild" ꝛc. in ganz hervorragender Weise zu verwenden ist. In diesem alterthümlichen, der gestellten Aufgabe liebevoll angepaßten Gewande bildet Köster's Festrede eine beredte Huldigung vor dem individuellen Genius des großen deutschen Erfinders Gutenberg. Ht.

— **Die ganze Aesthetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch von Christoph Otto Freiherrn von Schönaich** (1754). Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Albert Köster. (Auch unter dem Titel: Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von August Sauer, No. 76—81, Neue Folge No. 26 bis 31.) Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock), 1900. Preis 7 ℳ 20 ₰. — Jede Zeit ist eine Zeit des Uebergangs. Das Eine wird alt, wird als überwunden gefühlt und abgestoßen, das Andere als neu und erstrebenswerth hingestellt. Wer ist es nun, der den Fortschritt macht? Daß ein Einzelner oder einige Wenige der Entwickelung als Wegweiser oder Markzeichen dienen, als Fackelträger vorleuchten und allen Hindernissen zum Trotz die Pfade vorzeichnen, der Fall wird nicht eben häufig sein. Man erkennt vielmehr die Art „führender Geister" einerseits daran, daß sie, geheimnißvollen Stimmen folgend, mit untrüglicher Sicherheit die Richtung ahnen, in der die Gesammtentwickelung vor sich gehen will, andrerseits daran, daß sie diese Bewegung durch ihr Eingreifen vorwärts treiben und vor Abwegen bewahren. Ob freilich ein Weg die Richtung des Zieles einhalte oder ob er in die Irre führe, das ist häufig gar nicht leicht zu entscheiden; eben so schwer, ob dieser oder jener Rufer im Streit ein Schrittmacher der Zukunft sei oder ein Hemmschuh am Wagen der Zeit. Für das geschichtliche Verständniß einer Periode ist es darum außerordentlich fördernd, nicht allein die Stimmen der Sieger im Kampfe

Digitized by Google

zu hören, sondern auch die Aeußerungen ihrer Widersacher prüfend zu vergleichen. Die Emser, Eck, Murner sind für den, der das geistige Ringen des Reformationszeitalters begreifen will, fast ebenso wichtig wie Luther und seine Genossen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der Neudruck des Schönaich'schen Neologischen Wörterbuches zu beurtheilen. Frhr. v. Schönaich, der mit dem Dichterlorbeer von Gottsched's Gnaden gekrönte Schöpfer des „Herrmann", ist der Wortführer der verständnißlosen Massen, mit denen die Vorkämpfer der größten Zeit unseres Schriftthums, Lessing, Klopstock und ihre Mitstrebenden, zu ringen hatten, jener Massen mittelmäßiger, trockener Gesellen, die für die Kühnheit der großen schöpferischen Geister nur ein geringschätzig überlegenes Lächeln, für die titanische Gewalt ihrer poetischen Sprache nur ein höhnisches Naserümpfen hatten. „Nicht also um Christoph Otto v. Schönaich wieder zu unverdienten Ehren zu bringen, sondern nur um die Verdienste jener Größeren in helles Licht zu setzen, nur als Mittel also zum Zweck studieren wir das Neologische Wörterbuch" (Einleitung S. III). Die Mittel, die Schönaich anwendet in seinem Kampfe gegen die Haller, Bodmer, Breitinger, Klopstock, Gellert, Gleim, Lessing, sind nicht eben fein, vielmehr reichlich grob: „Ironie, absichtliches Mißverstehen, derbe, oft unanständige Entstellung, Parodie, höhnische Unterwürfigkeit, das Herausreißen einzelner Verse aus ihrem Zusammenhang, ihre Erweiterung durch kleine freche Zusätze" — das sind so seine Künste. Freilich verstanden sich die Schweizer darauf auch. Auch davor scheut er nicht zurück, die Persönlichkeiten seiner Gegner, ihre Lebensführung, ihre Gottesfurcht zu verdächtigen. Es ist begreiflich, daß die boshaft hämischen Glossen des freiherrlichen Kunstrichters zu den alphabetisch geordneten Citaten aus den Werken Klopstock's und der Schweizer uns heute manches Räthsel aufgeben; vielleicht haben nicht einmal die Zeitgenossen die Bosheiten alle verstanden. Köster's Anmerkungen geben hier zahlreiche höchst schätzbare Aufschlüsse, wenn ihm auch nicht geglückt ist, alle Anspielungen zu deuten. In der Einleitung ist der Herausgeber bemüht, uns das geschichtliche Verständniß für den sprachlich-metrischen und stilistischen Standpunkt zu erschließen, den Schönaich vertritt. Wir sind diesen Ausführungen mit dankbarer Aufmerksamkeit gefolgt und können nur zu dem Ausfall gegen die Sprachreinigung (S. XI) eine Bemerkung nicht unterdrücken. Köster nennt unter den berechtigten Mitteln zur Weiterbildung der Sprache die Entlehnung fremder Wörter für fehlende Begriffe und fährt fort: „Man verachte und verjage doch diese Fremdwörter nicht so unterschiedslos! Wieviel geschichtliche Erinnerung, wieviel Klangfarbe steckt in diesen Lehnwörtern! Es war doch Deutschlands Stolz und Vortheil, zu wiederholten Malen Refugiés und Emigranten gastlich aufgenommen zu haben; warum denn nur auf sprachlichem Gebiet diese Unduldsamkeit?" Von unterschiedslosem Verjagen und erbitterter Unduldsamkeit wollen auch wir nichts wissen. Aber wir fragen dagegen: Hat die hätschelnde Vorliebe für Fremdwörter nicht häufig viel mehr der Eitelkeit und verblendeten Ausländerei der guten Deutschen gedient, als der wirklichen Bereicherung unserer Muttersprache? Und würde es denn schließlich eine Schande sein für das ausgehende neunzehnte und beginnende zwanzigste Jahrhundert, wenn dermaleinst als das „geschichtliche" Gepräge seiner Sprache, als die ihm eigene „Klangfarbe" die gesteigerte Empfindung für die Reinheit der Sprache gelten dürfte? Doch das nur nebenbei! Es thut unserer aufrichtigen Dankbarkeit für die Gründlichkeit und den Fleiß, den Köster auf die Bearbeitung des Neologischen Wörterbuchs verwandt hat, keinen Eintrag, daß wir in der Fremdwörterfrage nicht seiner Meinung sind. Das Buch gliedert sich folgendermaßen: An die Einleitung (XXII Seiten) schließt sich die Aufzählung der in dem Wörterbuch am häufigsten citirten Schriften (S. XXIII—XXVIII). Dann folgt der Text des Wörterbuchs S. 1—392 und die Anmerkungen dazu S. 395—554. Sehr bedeutsam ist der Anhang S. 557 bis 569, der eine Auswahl Schönaich'scher Epigramme giebt, soweit sie zu dem Inhalte des Neologischen Wörterbuches in naher Beziehung stehen. Man lernt Schönaich als Verfasser von Sinngedichten hier überhaupt zum ersten Male kennen, und da die Epigramme, deren Schönaich'sche Herkunft Köster unseres Erachtens unwiderleglich beweist, nach diesen Proben offenbar das Beste sind, was er geleistet hat, so erfährt sein literarisches Bild damit eine sehr werthvolle Vervollständigung. Den Schluß der Ausgabe bildet ein vierfaches Register: 1) Grammatisch-stilistisches Verzeichniß, 2) Verzeichniß der Eigennamen, 3) der parodistischen Bildungen, 4) der Figuren und Stilarten. — Jede Zeit, sagten wir oben, ist eine Zeit des Ueberganges. Gewiß; und doch ist ein großer Unterschied zwischen einer Periode, die beherrscht wird von dem Glanze Alles überstrahlender Gestirne, und Zeiten, in denen Neues in gährendem Ueberschwange um Anerkennung ringt. Es fehlt in unseren Tagen nicht an Anzeichen dafür, daß der Begriff des Classicismus, wie ihn die Schule noch festhält, als zu eng gefaßt erscheint. Es droht Gefahr, daß er einem neuen Sturm und Drang wo nicht erliegen wird, so doch eine Einschränkung und Erweiterung sich gefallen lassen muß. Und wenn wir zunächst noch geringe Neigung verspüren, den Stürmern und Drängern unserer Tage das Recht zuzusprechen, das sie für ihre Art der ästhetischen Anschauung und künstlerischen Darstellung in Anspruch nehmen, so mag immerhin der Blick auf die zähe Beschränktheit der Gottsched'schen Schule und die Erinnerung an das Schicksal der Schönaich und Genossen uns etwas zurückhaltender in unserm Urtheile machen. Jedenfalls hat in solchen Zeiten, sollten wir meinen, ein Werk wie Schönaich's Neologisches Wörterbuch, das uns mitten hinein versetzt in den Kampf der Geister um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, auf erhöhte Aufmerksamkeit zu rechnen. So sei denn diese mit dem vollen Rüstzeuge gelehrten Beiwerks ausgestattete Ausgabe nicht blos den Forschern auf dem Gebiete der Literatur- und Sprachgeschichte, sondern namentlich den Dichtern und schöpferischen Geistern der Gegenwart nachdrücklichst empfohlen! R. B.

— Dr. Ernst S. Zürn, Die Erdbeere und ihre gewinnbringende Freilandkultur. Gartenbaubibliothek von Dr. A. Dammer. Bd. XXXI. Berlin, Verlag der Hofbuchhandlung von Karl Sigismund. 94 S. mit 14 Abbildungen. In Leinen geb. 1,20 ℳ. — Das Buch kommt gerade recht für die Zeit der Pflanzung. Allerdings für die Anlagen in größerem Maßstabe dürfte erst die Prüfung des Bodens, der Düngerverhältnisse u. dgl. nothwendig werden, die unter Umständen einen Aufschub für die Vorbereitungen verlangen wird. Man findet alles nur Wünschenswerthe vom Verfasser mit großer Sachkenntniß behandelt, das Botanische, die Beschreibung aller empfehlenswerthen Sorten von der Walderdbeere mit und ohne Ranken bis zu denen mit jenen durch langjährige Ausdauer erzeugten Riesenfrüchten, die Anleitung zur Vermehrung, die je nach den Sorten wechselt, zur Verwerthung frisch auf den Markt oder in conservirtem Zustande zur Verpackung, zur Beurtheilung und Herstellung des Bodens, zur geeigneten Düngung, wobei nicht schematische Regeln, die nur im Großen sich verfolgen lassen, aufgestellt werden, sondern alle Mittel, die auch dem Liebhaber im kleinen Hausgarten zur Verfügung stehen, erfreuliche Berücksichtigung finden. Hier merkt man am besten die gründliche Erfahrung, welche auch die Nachtheile einer durch übermäßige Nachhilfe erzeugten Ueppigkeit nicht übersieht, welche die Schädlinge kennt, so gut wie die Mittel zu ihrer Vertilgung. Für größere Pflanzungen werden Kostenberechnungen aufgestellt über Anlage und Rente, wobei sachliche Kritik die nicht seltenen Versprechungen gärtnerischer Reclame auf das richtige Maß zurückführt. Wer unter umsichtiger Benutzung dieses Buches den Anbau dieser köstlichen Frucht versucht und trotzdem nicht reüssiren sollte, wird den Mißerfolg jedenfalls nicht dem Buche zur Last legen dürfen. Srth.

— Elektricitätswerke, elektrische Beleuchtung und elektrische Kraftübertragung. Von Dr. W. Berenbach. II. Auflage mit 130 Abbildungen. Verlag von Lützenkirchen und Bröcking in Wiesbaden. Preis 3 ℳ 60 ₰. — Das Buch gehört dem Theil der technischen Literatur an, der sich zur Aufgabe gestellt hat, die wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften der Neuzeit durch gemeinverständliche Darstellung in den weitesten Kreisen bekannt und zum Gemeingut zu machen. Wir haben oft genug an dieser Stelle erklärt, daß das Bestreben, das Wissen auf diesem Wege zu verallgemeinern, unseres Beifalls sicher ist, brauchen also das Wohlwollen, das wir auch dem vorliegenden Elektricitätsbuche entgegenbringen, nicht erst zu begründen. Nachdem ein allgemeiner Theil die Grundbegriffe und Formenlehre der Elektrotechnik festgestellt hat, werden in den späteren Capiteln die Maschinen, Apparate und Einrichtungen der elektrischen Centralen, Elektromotoren, der elektrischen Beleuchtung und Kraftübertragung der Reihe nach beschrieben und erläutert, wobei der Verfasser darauf gehalten hat, an besonderen, der Praxis entlehnten Beispielen zu zeigen, wie in jedem Fall auch das Rechenexempel zu seinem Recht kommt. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 100. Dienstag, den 21. August, Abends. 1900.

Nicolaus Lenau und die Musik.

Zum 22. August.

Von A. v. Winterfeld.

Lenau gehört zu den Dichtern, die nicht nur eine hohe Empfänglichkeit für den Reiz und die Wirkungen der Tonkunst besaßen, sondern denen auch zugleich, wie Schubart und Grillparzer, ein starkes musikalisches Talent von der Natur verliehen worden war, das, dem poetischen kaum nachstehend und bis zu einem nicht gewöhnlichen Grade ausgebildet, eine stete Quelle der Anregung, der Erhebung und des Trostes für sie gewesen ist. Wenn Lenau einmal gesagt hat: „Die Poesie bin ich selber, mein eigenstes Selbst ist die Poesie“, so hätte er mit fast ebenso viel Recht sagen dürfen: „Die Musik ist mein Selbst“. Daher hat die Tonkunst denn auch in Lenau's Leben insofern eine wichtige Rolle gespielt, als sie nicht selten mehr oder weniger bestimmend auf sein Schicksal eingewirkt hat. Lenau's sich früh zeigenden musikalischen Anlagen erhielten die erste Unterweisung durch den Pfarrschullehrer Czerny in Ofen, der ihn im Violinspiel unterrichtete, dessen pedantische Art aber dem lebhaften und eigenwilligen Knaben wenig zusagte. Erfolgreicher für seine musikalische Ausbildung war der Unterricht, den er von seinem älteren Freunde Godenberg im Guitarrespiel und im — Lippenpfiff empfing. „Nie habe ich“, sagt sein späterer Schwager und Biograph Karl Schurz, „ein so schönes, nie ein runderes und klingenderes, gedonnertes, wie auch gefauchtes Guitarrespiel gehört. Sein Pfeifen aber hatte Geist und Seele, wie das der Nachtigall.“ Später auf den Steppen Ungarns, in den einsamen Haideschenken, machte die Musik der Zigeuner einen bezwingenden Eindruck auf ihn und bewog ihn, zur Geige zurückzukehren, der er dann auch sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. „In der Guitarre“, sagte er später einmal, „ist zu viel Holz. Sie giebt mir nicht, was ich will; in der Geige aber ist Menschenlaut“, und „Ich hätte mich lieber aufs Geigen als aufs Dichten legen sollen; ich hätte mehr davon gehabt.“ Um sich zu vervollkommnen, wurde er 1820 der eifrige Schüler eines der berühmtesten Geiger Wiens, Joseph's v. Blumenthal. Später genoß er noch den Unterricht von Karl Groß, von dem er sagt: „Das ist so recht ein Mann nach meinem Herzen, ein vollkommenes Geigengesicht und sein rechter Arm gleichsam selbst ein Fiedelbogen. Großer Beethovenspieler.“ Der Componist Karl Evers schildert Lenau's Spiel als wild und unregelmäßig, aber im höchsten Grade genial und ergreifend. Mit besonderer Vorliebe spielte er Beethoven's sogenannte Kreutzersonate. Die Accorde zu Anfang wurden ihm sehr schwer und er übte manchen Tag viele Stunden hindurch mit solcher Leidenschaft, daß seine Gesundheit darunter litt. Besser gelangen ihm die Variationen, ja sogar öfters sehr gut. In dem letzten feurigen Satze ging freilich seine Phantasie meistens mit der Geige durch, er hörte gar nicht mehr auf die Clavierbegleitung und hielt endlich erschöpft inne. Wohl sah er seinen Fehler ein, aber er war eben nicht zu bändigen, wenn er ins Feuer kam. Am besten spielte er die steirischen und oberösterreichischen Ländler, übereilte auch hierbei niemals das Tempo, sondern tanzte bei seinem Spiel in ruhiger Heiterkeit im Zimmer umher. „Seine Geige war eine echte Guarneri, die er um 300 Gulden erstanden.“ Auch andere Urtheile von berufener Seite liegen über Lenau's Spiel vor. So sagte der bekannte Violinvirtuose Panofka aus Paris, der in Baden-Baden mit Lenau in einem Hause wohnte und öfters mit ihm spielte, daß er nicht bald einen Dilettanten mit so guter Stellung und Bogenführung gefunden hätte. — Im Juli 1842 schreibt Lenau von Stuttgart an seine Freundin Sophie Löwenthal in Wien: „Heute war ich von einem ausgezeichneten Virtuosen Namens Keller besucht, und keck genug, ihm eine halbe Stunde lang vorzufiedeln. Mein Spiel machte zu meiner Verwunderung Eindruck auf ihn und er brach aus in die Exclamation: »Herr Gott, was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie die Geige zum Fach genommen hätten! Wieviel Ton! Ja etwas Großartiges!« — Das freut mich mehr, als wenn meine Albigenser gefallen.“ — Auch der Tonkünstler August Schmidt giebt eine ergreifende Schilderung von Lenau's Spiel, indem er berichtet: „Es war an einem trüben Herbstabend, daß ich Lenau heimbegleitete. In sein Zimmer eingetreten, bat er mich, ihm einige ungarische Nationalmelodien vorzuspielen. Ich that es und Lenau, den Kopf auf die Hand gestützt, hörte sinnend zu. Als ich aufhörte und die Geige fortlegte, ergriff er wortlos das Instrument und begann zu spielen. Ich werde diesen Moment nimmer vergessen. Auf den Stuhl hingesunken, lauschte ich den magischen Tönen, die aus dem nächtlichen Dunkel, denn es war inzwischen im Zimmer ganz finster geworden, herausklangen, so zauberhaft, und dabei so wehmüthig und tief ergreifend! Ein prophetischer Geist war über den Spieler gekommen. Sein eigenes Loos und das Schicksal seines Volkes malte er in Tönen. Es war ein Bild, das die Seele mit unwiderstehlicher Gewalt faßte und das Herz mit schmerzlicher Rührung erfüllte.“ — Endlich erzählt Justinus Kerner in Weinsberg, in dessen gastlichem, am Fuße der „Weibertreu“ gelegenem Hause der Dichter so gerne weilte: „Ja, das war mir ein lieber, toller Mensch, der Lenau! Hat er da mal einen Streich gespielt — ich muß lachen und halb graut mir's, wenn ich daran denke. Er wohnte damals drüben im Gartenhaus. Es war eine prächtige mondhelle Sommernacht. Meine Frau und ich standen noch spät am offenen Fenster. Da fing er dann mit einem Mal an die Geige zu spielen, was er so meisterlich gekonnt hat. Wir konnten gerade in seine Zelle sehen. Aber was sagt ihr dazu? Steht euch der Mensch da drinnen im bloßen Hemde und tanzt und springt und geigt dazu, bald weich und traurig, bald übermüthig lustig und wild, daß man kaum zu bleiben wußte. Und dann wirft er plötzlich die Geige weg, schlägt ein helles Gelächter auf und schließt die Fenster. Er hatte uns gesehen.“ — Von den großen Meistern der Tonkunst schätzte Lenau Beethoven weitaus am höchsten, worüber mannigfache Zeugnisse vorliegen. Mehrfach hat er ihn besungen, namentlich in dem Gedicht „Beethoven's Büste“ zeigt er, wie tief er in den Geist der Beethoven'schen Tonsprache eingedrungen ist, wenn er darin sagt:

Ha ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre,
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlosen Meere.

Kämpfen lernt' ich ohne Hassen,
Glühend lieben und entsagen,
Und des Todes Wonneschauer,
Wenn Beethoven's Lieder klagen.

Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Daß die tiefsten Gräber klüften,
Und ein dionysisch Taumeln
Rauschet über allen Grüften.

Horch! Noch leiser dem Naturgeist
Abgelauschte Lieder sind es,
Die er flüstert in das ernste
Träumen eines schönen Kindes;

Die er spielt auf Mondstrahlsaiten,
Ob dem Abgrund ausgespannten,
Deren Rhythmen in der Erdnacht
Starren zu Krystallenkanten,

Und nach deren Zaubertakten
Rose läßt die Knospe springen,
Kranich aus des Herbstes Wehmuth
Lüftet seine Wanderschwingen. —

Ach Coriolan!*) Vorüber
Ist das Ringen, wilde Pochen,
Plötzlich sind's die letzten Töne,
Dumpf verhallend und gebrochen.

Wie der Held im schönen Frevel
Ueberstürmte alle Schranken,
Dann — der tragisch Ueberwundne
Stehn geblieben in Gedanken;

Sinnend starrt er in den Boden,
Sein Verhängniß will Genüge;
Fallen muß er, stummes Leiden
Zuckt um seine edlen Züge. —

Horch! Im Zwiespalt dieser Töne
Klingt der Zeiten Wetterscheide,
Jetzo rauschen sie Versöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Leide.

In der Symphonien Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen
Seh' ich Zeus auf Wolken nahn und
Christi blut'ge Stirne küssen,

Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

Am 22. Juli 1831 schreibt Lenau aus Karlsruhe: „Keine einzige bekannte Seele hab' ich in der ganzen Stadt; doch, doch; gestern gab man den göttlichen »Fidelio« von Beethoven, das war eine bekannte Seele. Da war ich wieder von einem Sturm der Empfindung ergriffen und auf zwei Stunden ganz gewiß der Glücklichste auf Erden. Noch klingt mein ganzes Wesen von der herrlichen Musik. Gott im Himmel, ist das ein Geist!" Selbst die von den Zeitgenossen so wenig begriffenen und gewürdigten Werke aus Beethoven's letzter Periode fanden bei Lenau das vollste Verständniß. So schreibt er über die letzten Quartette des Meisters: „Neulich habe ich einige von den sogenannten »verrückten« Quartetten Beethoven's gehört. Das eine nennen lahme Philister gar »Teufelsquartett«. Wenn das der Teufel gemacht hat, so bin ich sein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz gesprungen wäre. Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O, es ist ein köstliches Gefühl, wenn einem das Leben so verklingt!" Auch die Wunderwelt der „Neunten Symphonie", fast der gesammten damaligen Welt ein Buch mit sieben Siegeln — nannte Grillparzer sie doch „confuses Zeug" —, war ihm sogleich vollständig erschlossen. „Ich habe", sagte er, „was mich sehr freute, gleich bei der ersten Probe der neunten Symphonie jeden Gedanken fassen und verfolgen können. Es sind lauter ewige Gedanken, ewige Formen, in denen er sich bewegt. Die Aufführung selbst — das war vielleicht die größte, die schönste Stunde meines Lebens. Diese Symphonie ist vielleicht das Größte, was in der Musik vorhanden ist." Wir ersehen hieraus, wie weit Lenau in seinem musikalischen Verständniß seiner Zeit vorangeschritten war. Trotzdem ist sein Urtheil von Einseitigkeit nicht frei. So verführt ihn seine Vorliebe für Beethoven zu einer Unterschätzung Mozart's, die in der ungeheuerlichen Vergleichung gipfelt: „Beethoven ist der Chimborasso, Mozart der Bopser" (ein Hügel bei Stuttgart). — Wenn Lenau zuerst Franz Schubert so bewundert hatte, daß er einst scherzend sagte: „Wie Alexander der Große klagte, daß er keinen Homer gefunden habe, so bedauere ich es, daß Schubert vor dem Erscheinen meiner Gedichte gestorben ist," so sagte er später über ihn: „Ich entfremde mich immer mehr von Schubert. Nicht, daß er keinen Eindruck auf mich machte; im Gegentheil, er erregt sehr, aber Dissonanzen, die er nicht harmonisch auflöst. Er ist zu warmblütig, er wühlt zu viel auf." Auch gegen dieses Urtheil dürfte sich Manches einwenden lassen. — Von den zeitgenössischen Tondichtern ist Lenau Felix Mendelssohn wohl am nächsten getreten. Anfänglich war ihm seine Musik wenig sympathisch, den „Paulus" fand er zwar schön, vermißte aber Feuer und Kraft darin, doch lernte er sie mit der Zeit besser würdigen, ja er trug sich längere Zeit mit dem Plane, für Mendelssohn einen Text zu einem großen Oratorium zu dichten, zu dessen Ausführung es aber leider nicht gekommen ist. Persönlich ist er öfter mit Mendelssohn zusammen getroffen, der auch mehrere seiner Gedichte in Musik gesetzt hat.

In des Dichters Liebesleben ist die Tonkunst mehr als einmal die mächtig eingreifende Vermittlerin gewesen. Ob Lotte Gmelin in Stuttgart, die er in seinen Schilfliedern besungen, ob dies einfache schüchterne Mädchen sein Herz gewonnen haben würde, wenn ihr nicht die Musik dazu beigestanden hätte, wie seine Poesie das ihrige bezwungen hatte, dürfte nicht ganz zweifelsfrei sein. Beginnt der mächtige Zauber, den sie fortan auf ihn ausübte, doch erst, als sie ein Menuett von Kreutzer, obgleich mit vor jungfräulicher Schüchternheit zitternden Fingern, „sehr schön" gespielt und einige Tage später Beethoven's „Adelaide" „ganz göttlich" gesungen, so daß der Dichter, der zuvor seine „Waldkapelle" vorgelesen, in die tiefste Rührung dadurch versetzt wurde. Trotzdem blieb seine Liebe schmerzliches Entsagen, das es nicht einmal zu einer Aussprache kommen ließ. Auch in seinem späteren Verhältniß zu der berühmten Sängerin Karoline Unger, das ebenfalls ohne harmonischen Abschluß enden sollte, war die Musik die mächtige Vermittlerin. Mehrfach schildert er den überwältigenden Eindruck, den ihr Gesang auf ihn gemacht, und es ist klar, daß vor Allem dieser Eindruck es war, der sein Herz hinriß. Unschwer läßt sich dies aus seinen Worten entnehmen, wenn er sagt: „Karoline sang vor Tische den »Wanderer« und das »Gretchen am Spinnrad« von Schubert hinreißend schön. Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie ließ in ihrem Gesange ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz los. Sogleich erkannte ich, daß ich in einen Sturm gerathen. Ich kämpfte und rang wider die Macht der Töne; umsonst, ich war erschüttert und konnte es nicht verbergen. Da faßte mich, als sie ausgesungen, ein Zorn gegen das sieghafte Weib, sie aber zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand und wie sie selbst im Sturm gebebt. Das versöhnte mich." Ferner nach der Aufführung des „Belisar": „Die letzte Woche war für mich eine Zeit stürmischer Bewegung. Karoline ist ein wunderbares Weib. Nur am Sarge meiner Mutter hab' ich so geweint, wie an jenem Abend, als ich die herrliche Künstlerin im »Belisar« gehört hatte. Ich hörte in ihren Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glückes auseinanderbrechen und das Herz der Menschheit zerreißen. . . . Sie sagte mir, meine Ergriffenheit sei der größte Triumph, den sie in Wien erlebt. Sie fühlt sich mir verwandt, wie eine Wetterwolke der andern. Ich freue mich ihrer Freundschaft, denn sie ist eine der höchsten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben." Als Lenau die Künstlerin in ihren menschlichen Seiten näher kennen lernte, kühlte sich seine Bewunderung stark ab, was schließlich zu einer Entfremdung zwischen Beiden, die nahe daran gewesen, einen Bund fürs Leben zu schließen, führen sollte.

Auch auf des Dichters Amerikafahrt, die ihm so viel Enttäuschung brachte, bewährte sich die Tonkunst als wohlthätige Freundin, die ihm nicht nur über die langen einsamen Stunden in der Schiffskabine sondern auch über Paßbedrängnisse hinweghalf. Er schreibt darüber aus Amsterdam: „Meine Reise war im Ganzen nicht angenehm. Mein Paß erforderte viel Aufmerksamkeit und Vorsicht. An der holländischen Grenze war's am ärgsten. Mein abgelaufener Paß konnte kaum für eine halbe Legitimation gelten. Der Bürgermeister in der Grenzstadt Lobith machte Miene, mich zurückzuschicken. Zum Glück traf ich in dem kleinen Neste einen enthusiastischen Musiker, in der Person eines Zollbeamten. Dieser, abgeschnitten von jeder musikalischen Seele in dem miserabeln Flecken, schnappte nach mir wie nach einem Leckerbissen. Ich mußte mich bequemen, die scheußlichsten Duette für Violine und Clarinette mit dem Kerl täglich mehrere Stunden durchzuhumpeln. Dafür empfahl er mich dem Bürgermeister. Es wurde eine musikalische Abendunterhaltung gegeben, wobei seine bürgermeisterliche Gnaden über meine Geigenpassagen dermaßen entzückt zu sein beliebten, daß sie mir die Passage über die Grenze durch die Finger sahen." Und auf hoher See schreibt er: „In meiner Cajüte habe ich genug Platz, zu lesen,

*) Bezieht sich auf die Ouverture zu „Coriolan".

zu schreiben, meine brave alte Geige zu streichen und dabei an meine lieben Freunde in der Heimath zu denken." Auch als die Schatten des Wahnsinns des Dichters Seele zu umnachten begannen, bewährte die Musik ihre heilsame Macht über ihn. Nach dem ersten heftigen Wahnsinnsanfall, der ihn im Hause der befreundeten Familie des Hofraths Reinbeck in Stuttgart überfiel, griff er nach einer höchst aufgeregt verbrachten Nacht am Morgen zu seiner Geige, spielte erst in gewohnter Weise, ging dann in einen Ländler über, tanzte und machte Luftsprünge dazu. Als der Arzt kam, wiederholte er dies vor ihm und äußerte dabei seine große Freude über die wunderbar-heilsame Wirkung, welche die Musik auf ihn ausgeübt habe. „Es geschehen noch Wunder", sagte er, „ich bin nun wieder ganz gesund. Die Musik hat mir gefehlt. Die Töne sind wie Thau auf meine Seele gefallen und haben sie erfrischt." Als Jemand sich der Violine näherte, rief er: „Nur meine Geige nicht berühren!" Sie war ihm heilig, wie eine Geliebte. — Er hielt den Vorgang für so merkwürdig, daß er einen zu veröffentlichenden Bericht darüber aufsetzte, in dem es heißt: „Weil keine Arznei gegen meine bedenkliche Nervenkrankheit helfen wollte, ergriff ich endlich meinen göttlichen Joseph Guarnerius, spielte mir einen recht frischen steierischen Ländler und tanzte, mit aller Gewalt meiner Phantasie in eine steierische Gebirgsschenke versetzt, unter Jägerburschen und Almmenschen, wüthig stampfend, so lange, bis ich exaltirt und durchgewärmt war. Mir ist unbeschreiblich leicht und wohl zu Muthe. Vivat Guarnerius!" — Auch später, als schon die Pforten des Irrenhauses sich hinter ihm geschlossen hatten, sagte er, nachdem er erst schön und klar, dann wild und wirr abschweifend auf der Violine phantasirt, zu Graf Auersberg (A. Grün), der ihn besuchte: „So ist auch meine Krankheit ein ewiges Steigen und Fallen der Phantasie" und zu dem Arzt: „In der Musik liegt alles Geheimniß; aus der wollen wir ein ganz neues therapeutisches System herausconstruiren." Bis zuletzt, bei immer zunehmender Geistesumnachtung, trennte sich Lenau nicht von seiner Geige, seiner wahren Geliebten und treuesten Freundin, wenn er ihr auch schließlich nur noch ein klägliches Gewimmer und ein wirres Durcheinander von Tönen, als trauriges Spiegelbild seiner zerstörten Gedankenwelt, zu entlocken vermochte. Am 22. August 1850 machte der Tod seinem Leiden ein Ende.

Bücherbesprechungen.

— Das neue Deutsche Bürgerliche Recht in Sprüchen. IV. Erbrecht. Von Dr. Georg Cohn, Professor in Zürich. Berlin 1900. Otto Liebmann. 3 ℳ. — Das Geheimniß des Bürgerlichen Gesetzbuchs in Reime gebracht. Zu fröhlichem Genuß in Tagesportionen für ein Kalenderjahr von Landrichter Versemann. Berlin 1900. Carl Heymann's Verlag. 1 ℳ 60 ₰. — Wer sich auch dieses Jahr auf der Reise nicht vom Bürgerlichen Gesetzbuche trennen zu dürfen glaubt, nehme es wenigstens in einer der vorliegenden Formen mit! Auf den wissenschaftlichen Werth des ersteren Werks ist schon früher hingewiesen. Die Verse des zweiten sind wirklich nett und kurzweilig. N—l.

— Der 2. Band der von Geh. Kriegsrath Sturm und Divisionsauditeur Walde bearbeiteten Handausgabe der Militärstrafgerichtsordnung — zum 1. Bande zu vergleichen die Besprechung in Nr. 34 des Jahrganges 1899 dieser Zeitung — enthält das Disciplinargesetz für die richterlichen Militärjustizbeamten und insbesondere die für das Reich, für Preußen und Sachsen erlassenen Ein- und Ausführungs-Verordnungen, die Dienst- und Geschäftsordnung und die Uebersicht der Prozeßformulare. Die Anordnung des Stoffes ist übersichtlich, so daß die für den praktischen Gebrauch wünschenswerthen Verweise und Bemerkungen zum Gesetze selbst leicht nachgetragen werden können. Dadurch empfiehlt sich die Anschaffung auch für solche, die zum Gesetz selbst eine andere Ausgabe benutzen. Durch ausdrückliche Hinweise auf die sächsischen Bestimmungen und das beigegebene Sachregister wird die Brauchbarkeit erhöht. Druck und Ausstattung sind gut, doch ist mehrfach der Ausdruck der Seitenzahlen unterblieben, so Seiten 24—29, 75—77, 128, 135—137. H—h.

— Unter den verschiedenen Schriften, welche die Neuerungen der F.-D.-O. v. 1. 1. 1900 behandeln, nimmt die zuletzt erschienene von Hauptmann Immanuel „Einführung in die Felddienst-Ordnung vom 1. Januar 1900" — Verlag von Richard Schröder in Berlin, Preis 1,50 ℳ. — einen hervorragenden Platz ein. Das kleine Werk behandelt den Stoff etwas ausführlicher, indem es sich nicht darauf beschränkt, das Neue in der Form einer bloßen Aufzählung neben das Bisherige zu stellen, sondern will ein knappes, zusammenhängendes Bild der nunmehrigen Grundsätze und Vorschriften geben, aus welchem sowohl die leitenden Gesichtspunkte der Bestimmungen, wie auch Hinweise auf die praktische Uebertragung entnommen werden können. Gerade beim Eintritt in die Periode der größeren und der Herbstübungen, bei welchen Kenntniß der Felddienst-Ordnung bei jedem Führer erwartet wird, kann die Schrift des Hauptmanns Immanuel ganz besonders empfohlen werden. H. L.

— Nun aber weiter. Das Endziel der kaiserlichen Flottenpolitik. Von G. A. Erdmann. Wittenberg, R. Herrosé's Verlag, 1900. — Der etwas sonderbare Titel beruht auf einem kürzlich vom Kaiser an den Norddeutschen Lloyd gerichteten Telegramme, welches mit den Worten begann: Nun aber unermüdlich weiter, daß die begonnene Arbeit auch bald vollendet wird. Wenn der Hr. Verfasser vorschlägt, daß die hierbei erwachsenden Kosten zu einem erheblichen Theil den Chinesen auferlegt werden sollen, so vergißt er dabei, daß man das Fell des Bären nicht vertheilen soll, bevor er erlegt ist. Im Uebrigen ist Alles, was sich auf die Flottenfrage bezieht, übersichtlich zusammengestellt: Zahl der Schiffe, Kostenpunkt, Uebersicht über die deutschen Interessen im Auslande u. s. f. Die ostasiatischen Verhältnisse sind ganz besonders berücksichtigt und in einem Nachtrage bis auf die neueste Zeit fortgeführt. So kann die Schrift zugleich als Nachschlagebuch gute Dienste leisten. —tg—

— Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation von Erich Marcks. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1900. 43 S.; 8°. Preis: 1 ℳ. — Man braucht noch lange nicht die charakterlose Englandfreundlichkeit der Kölnischen Zeitung als den Inbegriff politischer Weisheit und weiten Blickes anzusehen und kann doch die kurzsichtig-einseitige Englandhetze gewisser „Weltblätter" nicht nur als recht überflüssig, sondern sogar als schädlich verdammen. Es ist aber bezeichnend für das tiefe Verständniß in politicis und die einseitige Haltung, die der deutsche Durchschnittspolitiker den die Gegenwart bewegenden Fragen gegenüber einzunehmen pflegt, daß man Gefahr läuft, als Vaterlandsverräther gebrandmarkt zu werden, wenn man es wagt, England und seine Stellung zu uns nüchtern und ruhig zu beurtheilen. Auch der Verfasser der vorliegenden Broschüre, die einem am 8. Juni d. J. im Deutschen Athenäum zu London gehaltenen Vortrage ihren Ursprung verdankt, ist dem eben angedeuteten Schicksale nicht entgangen. Seinem eindringenden historischen Wissen entgegenzutreten, seine aus der Geschichte gezogenen, also vorurtheilslosen Schlüsse durch bessere zu ersetzen, das bringen diese Nichtsalsbismarckianer natürlich nicht fertig; ihr einziges Hilfsmittel ist und bleibt das früher wohl bewährte, aber doch nicht ewig junge Recept: Freundschaft mit Rußland, Feindschaft gegen England! Diese thörichte Uebertreibung auf den richtigen Stand geschichtlichen Verstehens hinabzudrücken, ist das Bestreben Marcksens; und mag man auch beim Lesen noch so oft geneigt sein, anderer Meinung als der Verfasser zu sein, jeder vernünftige Deutsche wird ihm für das Gebotene herzlich danken. Wäre das Deutsche Reich ein reiner Handelsstaat, so läge die Mahnung nahe, vor England, der neuzeitlichen Verkörperung punischer Treue, andauernd auf der Hut zu sein; denn daß sich zwei Handelsmächte, die auf Egoismus angewiesen sind, auf längere Zeit zu gemeinsamem, einträchtigem Wirken verständigen könnten, ist ausgeschlossen; das lehrt die Geschichte zu deutlich. Aber einfach leugnen zu wollen, daß uns mit England eine gesunde, feste Kette von zahlreichen Gemeinsamkeiten, eine lange Reihe von theilweise sehr alten und sehr innigen Beziehungen in Cultur und auch in Politik verbindet, das zeugt doch von großer Oberflächlichkeit. Sobald als Deutschland, seit dreißig Jahren gefestigte Großmacht und seit noch nicht zehn Jahren eine Weltmacht, seinen nordseeischen Nachbar und Vetter in zähem Wettbewerb (nicht durch wüstes Schimpfen!) an die bisher ungewohnte Vorstellung gewöhnt hat, daß auch wir einen Platz an der Sonne beanspruchen wollen und können, wird sich ein ganz nettes, auf gegenseitiger Achtung beruhendes Verhältniß herausbilden. Dazu an seinem heutzutage bescheidenen Antheile durch wissenschaftliches

Arbeiten und Belehren beizutragen, ist Beruf und Pflicht des sein großes Vaterland liebenden Historikers. Ht.

— Dr. Rainer Keßlitz, Die Lohnarbeiter der k. u. k. Kriegsmarine. Wien 1900. A. u. d. T.: Mittheilungen des Arbeitsstatistischen Amts im k. k. Handelsministerium. 1. Heft. — Die Rührigkeit und Emsigkeit des neu errichteten arbeitsstatistischen Amts in Wien ist eine bemerkenswerthe. Das Institut faßt seine Aufgabe, Kenntnisse von den Zuständen in der österreichischen Arbeiterwelt zu beschaffen und zu verbreiten, ernst. Die oben genannte Studie, die sich mit den Arbeitern des Seearsenals beschäftigt, legt davon erfreuliches Zeugniß ab. Die Centralstation der österreichischen Flotte, wo auch das Etablissement der k. u. k. Kriegsmarine begründet ist, befindet sich in Pola, das durch einen vorzüglichen Hafen sich auszeichnet. Eine Stadt, die am Ende des 18. Jahrhunderts, als sie in den dauernden Besitz Oesterreichs überging, erst 600 Einwohner zählte, hat sie im Jahre 1890 deren 23022 aufzuweisen, mit der 8502 Mann starken Garnison zusammen sogar 34385 Personen. Gleichwohl hat die Stadt weder eine erwähnenswerthe Privatindustrie noch einen merklichen Handel. Mit dem Wegfalle des Kriegshafens und des Seearsenals würde die Stadt in ihre ehemalige Bedeutungslosigkeit zurücksinken. Ein großer Theil der Bevölkerung — im Mai 1898 hatte das Arsenal 2889 Vollarbeiter — findet im Arsenal und in den sonstigen Gebäuden der Kriegsmarine lohnende Beschäftigung oder lebt, wie die vielen kleinen Geschäftsleute und Handwerker, indirect von den Arsenalsarbeitern und der Garnison. Um so mehr Interesse hat es, die Verhältnisse und Bedingungen sich zu vergegenwärtigen, unter denen ein wichtiger Zweig der nationalen Production sich vollzieht. Die Untersuchung ist eindringend, und da es sich um einen militärisch organisirten staatlichen Betrieb handelt, gewinnt das dargestellte Problem an Wichtigkeit. Man erhält aber nicht eigentlich den Eindruck, daß die Arbeiter in Pola das große Loos gezogen hätten. Die effective Arbeitszeit ist freilich nicht lang. Sie schwankt je nach der Jahreszeit zwischen 7 und $9\frac{1}{2}$ Stunden. Aber der Lohn ist kein hoher. Von 2889 Vollarbeitern gehören nur 1,72 %, d. h. 50 der obersten Lohnkategorie an, die täglich 2 fl. 20 Kr. verdient; 43,28 %, d. h. 1251 Mann empfangen einen Lohn, der sich zwischen 1 fl. 52 Kr. und 1 fl. 96 Kr. bewegt, und 55 % aller, d. h. 1588 Personen, gehören den 4 untersten Lohnkategorien von 80 Kr. bis 1 fl. 36 Kr. an. Da ist es nicht auffallend, wenn eine nicht ganz unbedeutende Zahl von Zimmerleuten, Bootsbauern, Tischlern, Spenglern, Mechanikern, Tapezierern und Elektrikern sich veranlaßt sieht, allwöchentlich durch Heimarbeiten, kleine Herstellungen und Reparaturen in den Wohnungen der Officiers- und Beamtenfamilien noch manchen Gulden verdienen zu wollen. Auch die Wohnungsverhältnisse lassen in baulicher und hygienischer Beziehung viel zu wünschen übrig. Doch ist eine erfreuliche Thatsache die Zunahme der den Arsenalsarbeitern gehörigen Häuser mit Acker oder Garten. Auch die von der obersten Marineleitung gebotenen Wohlfahrtseinrichtungen wie ein Consummagazin, ein Unterstützungsverein, ein Kindergarten und eine Lehrlingsschule verdienen alle Beachtung. Vielleicht wird in Folge der lehrreichen Veröffentlichung demnächst noch mehr zur Erleichterung der Mühsal der in Pola thätigen Arbeiter geschehen. —a.

— Der Sprachunterricht der deutschen Schulen. Seine Fehler. — Seine Ziele. Versuch einer neuen Grundlegung desselben von Dr. G. Haebler. Wiesbaden, Verlag von Gustav Quiel, 1900. — Es hat etwas Ergreifendes, einen bejahrten Gelehrten klagen zu hören, daß die Welt an Dem, was er ihr als Frucht seines langen Lebens und Strebens dargeboten hat, kalt und achtlos vorbeigehe. Solche Klage wirkt um so beweglicher, wenn nicht der Mangel äußeren Erfolges, nicht das Ausbleiben klingenden Lohnes sie weckt, sondern wenn es redliche und selbstlose Arbeit auf geistigem Gebiete ist, die vergeblich der Ernte harrt. Dr. Haebler hat, ausgehend von dem heute ziemlich allgemein zugestandenen Satze, daß der einzige Zweck des griechischen und lateinischen Unterrichts das verständnißvolle Lesen der fremden Schriftsteller sei, für die Einführung in diese beiden Sprachen Uebungsbücher veröffentlicht (ebenfalls in Quiel's Verlag in Wiesbaden). Gleichartige Bücher für das Englische, Französische, Italienische und Spanische liegen fertig ausgearbeitet vor, sind aber noch nicht gedruckt. Die Besonderheit dieser Bücher besteht darin, daß sie darauf verzichten, zuerst eine systematische Formen- und Satzlehre zu geben, sondern sich mit einer knappen Uebersicht begnügen und den Schüler möglichst bald vor den Schriftsteller selbst führen. Die Richtigkeit der Behauptung, man erreiche auf diesem Wege bedeutend rascher als auf dem seither üblichen das Ziel, nämlich das Verständniß eines fremden Textes, hat Dr. Haebler bisher nur im Privatunterricht erproben können. Sein dringender Herzenswunsch ist, es möge ihm vergönnt sein, den Beweis dafür augenscheinlich zu führen im Classenunterrichte. In dem ersten Theile des vorliegenden Buches setzt er sich mit den Besprechungen, die seine „Einführungen" ins Griechische und Lateinische erfahren haben, eingehend auseinander. Daran schließen sich Angriffe auf Schulbücher, die noch heute weit verbreitet sind: Franz Kern's deutsche Satzlehre, die lateinischen Uebungsbücher von Ostermann-Müller und Kaegi's griechische Schulgrammatik. An dritter Stelle folgt das Anerbieten, die Zweckmäßigkeit seines Verfahrens in der Praxis darzuthun. Die Leipziger Zeitung ist nicht der Ort, auf die pädagogisch-wissenschaftlichen Streitfragen, um die es sich handelt, näher einzugehen. Wir können nur wiederholen, was wir schon gelegentlich der Anzeige seiner „Einführungen" (Wissensch. Beilage zur Lpz. Ztg. vom 30. August 1897) gesagt haben, daß Haebler's Darlegungen durchweg klar sind, daß seine Bemängelungen des gebräuchlichen grammatischen Unterrichtsbetriebes viel Ueberzeugendes haben und daß seine Reformvorschläge auch für den, der den Nutzen der systematischen grammatischen Schulung vor dem Lesen der Schriftsteller höher anschlägt als er, sehr lehrreich und beachtenswerth sind. Niemand wird es ihm verargen, daß er in der Abwehr seiner Gegner dann und wann etwas bitter im Ausdruck wird. Wer die Sprache kennt, in der die philologisch-pädagogische Kritik sich zum Theil bewegt, wird ihm vielmehr das Zeugniß nicht versagen, daß er überall bemüht ist, die parlamentarische Form einzuhalten. Es ist heute die Zeit der Reformversuche. Die Grundsätze, von denen Haebler sich leiten läßt, sind offensichtlich denen nahe verwandt, auf denen die Reformschulen nach Frankfurter und Altonaer System fußen. Findet sich Niemand, der dem körperlich rüstigen und geistig frischen Greise die Möglichkeit giebt, seine Methode probeweise anzuwenden und damit zu zeigen, daß, was sich ihm im Privatunterrichte vielfach als richtig bewährt hat, auch im Classenunterrichte durchführbar und erfolgreich ist? „Ich klage vor Gott und der Menschheit, daß man reichlich vier Jahre verstreichen ließ, ohne daß man dem ausgehenden Sechziger Gelegenheit gab, für deutsche Bildung und Wissenschaft zu leisten, was er am Anfange der sechziger Jahre sich fünf Jahre lang in großem Zusammenhange vorbereitet hatte, hochbeglückt zwar durch seine Arbeit, aber verarmend dabei. Der Siebziger wiederholt seine Anerbietungen. Wenn man wieder vier Jahre verstreichen läßt, wird er vielleicht ein stiller Mann sein und keine Behörde mehr mit der Zumuthung von Neuerungen belästigen. Aber gegen Die, welche diese alte Klinge zum Rosten verurtheilten, ohne ihr bewiesen zu haben, daß sie stumpf sei, wird die Zukunft ein Recht der Klage haben." — Unsre Macht reicht nicht weiter, als daß wir wiederholt Haebler's Bücher mit ihren Reformvorschlägen und Anerbietungen der Aufmerksamkeit weiterer Kreise warm empfehlen. Wären wir in der Lage, mehr zu thun, wir brächten es nicht über's Herz, seine rührenden Klagen wirkungslos verhallen, seine fröhliche Siegeszuversicht ungenutzt zu Schanden werden zu lassen. R. B.

— Elektrometallurgie und Galvanoplastik. In 4 Bänden mit zusammen 283 Abbildungen. Von Dr. Franz Peters. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Preis eines jeden Bandes 3 ℳ. — Das große Werk ist insofern ein Hand- und Nachschlagebuch für die Gewinnung und Bearbeitung von Metallen auf elektrischem Wege, als es die gesammte Literatur und insbesondere die Patentliteratur dieses chemischen Theils der angewandten Elektricität durch kürzere oder längere Auszüge berücksichtigt und alle bisherigen Vorschläge und Arbeiten auf elektrometallurgischem und galvanotechnischem Gebiet in Erinnerung bringt. Der erste Band umfaßt die Halb- und Leichtmetalle, der zweite gehört ausschließlich dem Kupfer, der dritte den Edelmetallen, der vierte dem Zink, Blei, Nickel und Kobalt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein solches Sammelwerk in der Bibliothek des Elektro-Chemikers und -Technikers, des Metallurgen, des Erfinders, des Gelehrten und Patentanwalts seine guten Dienste leisten und oft zu Rath gezogen werden wird. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 101. Donnerstag, den 23. August, Abends. 1900.

Der Yangtse-kiang.

Nach einem ökonomischen Gesetz sind es stets und ständig die fruchtbarsten Gegenden, die zuerst der Cultur erschlossen werden. Das ist der Grund, weshalb im chinesischen Reiche das Yangtse-kiang-Becken heute die Aufmerksamkeit aller unternehmungslustigen kaufmännischen Kreise auf sich zieht, denn gerade dort haben ihre Unternehmungen am ehesten Aussicht auf befriedigenden Erfolg. Der Yangtse-kiang stellt die Hauptader des chinesischen Flußsystems dar. Derselbe ist nicht nur seiner Länge — mehr als 5000 km — und besonders seiner wirthschaftlichen Bedeutung wegen der hervorragendste Fluß in China, sondern auch einer der schönsten der ganzen Welt. Das von ihm bewässerte Gebiet umfaßt, ohne den kaum erforschten Theil zu rechnen, der davon im Tibet liegt, nahezu die Hälfte des eigentlichen Chinas; das sind 1 877 560 Quadratkilometer, mit einer Bevölkerung von mindestens 200 Millionen. Kein zweiter Fluß dient so wie er den vitalsten Interessen einer gleich großen Anzahl menschlicher Wesen. Die vom Yangtse-kiang und seinen Nebenflüssen bewässerten Provinzen zählen zu den reichsten des Landes. Es sind Tsetschuan, Kreitschen, Chen-si, Hupei, Honan, Ngankoei, Kiangsu, Kiangsi und Tschekiang. Jede dieser Provinzen ist ein Königreich für sich, dessen Besitz die industrielle und colonisatorische Thätigkeit eines großen Landes vollauf in Anspruch nehmen würde. Der Yangtse-kiang ist die beste Wasserstraße in ganz China. Nicht nur ist seine Wassermenge derjenigen der anderen Flüsse überlegen, sondern er hat auch noch den Vorzug, weniger Sinkstoffe zu führen. Infolge dessen sind seine Ablagerungen weniger bedeutend und bilden nicht, wie beispielsweise beim Hoangho, eine ständige Gefahr.*) Marco Polo, der Pionier und Lehrmeister jener kleinen Schaar von Reisenden im Mittelalter, die den Grundstein zur Kenntniß von China gelegt haben, war der erste Europäer, der ausführliche Nachrichten über den Kian-San, wie er den Yangtse-kiang nannte, dem Abendlande übermittelte, und mit Recht konnte er ihn zu jener Zeit den größten Strom der Erde nennen, da die neue Welt mit ihren Riesenströmen noch unentdeckt war. „Und ich versichere Euch," erzählt der berühmte Venetianer, dessen Begeisterung über die Wunder des Orients freilich hin und wieder in kleine Uebertreibungen verfällt, „ich versichere Euch, dieser große Strom durchfließt so viele Länder und Städte, daß er auf seinem Rücken eine größere Anzahl von Fahrzeugen und mehr Reichthümer trägt, als alle Flüsse und Meere der Christenheit zusammengenommen. Er scheint in der That mehr ein See als ein Fluß zu sein. Zu Ching-Tu-Fu, der Hauptstadt der Provinz Szechuen, habe ich einmal 15 000 Schiffe zu einer und derselben Zeit im Flusse vor Anker liegen sehen, und wenn diese keineswegs große Stadt so viele Schiffe zählt, so könnt Ihr Euch denken, wie groß die Zahl derjenigen, die den Kiang überhaupt befahren, sein muß, wenn Ihr in Betracht zieht, daß seine Gewässer mehr als 16 Provinzen bespülen und an seinen Ufern mehr als 200 große Städte liegen, von den kleineren Städten und Dörfern gar nicht zu reden, die alle Schiffe besitzen." Der Mönch Odorich von Pordemone aus Friaul, der gleichfalls zur Zeit der Mongolen-Dynastie (1206 bis 1367) in China reiste und wegen seiner Missionserfolge unter den Heiden vom Papste selig gesprochen wurde, berichtet, daß der Fluß an seinem Unterlaufe von den Mongolen Talei oder Ocean genannt wurde, und dies erinnert an das chinesische Sprichwort: Hai wu ping, kiang wu ti, d. h. Unermeßlich ist der Ocean, unermeßlich der Kiang. Bis in die neueste Zeit haben Ursprung, Lauf und Namen des Yangtse Anlaß zu den wunderlichsten Vermuthungen gegeben. So hielt Marigrotti, der erste römisch-katholische Missionar, von dem wir wissen, daß es ihm gelang, auf dem Landwege nach China zu kommen, allen Ernstes die Wolga, den Oxus, den Hoang-ho und den Yangtse-kiang für einen und denselben Fluß, dessen Riesenwindungen er überschritt. „Wahrlich," ruft dieser wunderliche Geograph aus, „es ist der längste Fluß süßen Wassers in der Welt, und ich habe ihn selbst überschritten." In China selbst hatten die Verfasser des Buches Yü-kung, wie wir Clevogt entnehmen, dessen Abfassungszeit zwar nicht mit Sicherheit festzustellen ist, aber kaum später als 500 v. Chr. angesetzt werden kann, den Lauf des Kiang, d. h. des Stromes, der nach chinesischen Begriffen in den Gebirgen nördlich von Szetschuen entspringt, bei Su-Chen einen den alten Geographen unbekannten Nebenfluß (den Yangtse europäischer Karten) in sich aufnimmt und von dort an bis zur Mündung mit dem Yangtse unserer Geographen identisch ist, in großen Umrissen richtig angedeutet; aber erst die Aufnahme der Jesuiten und Lamas, die in den Jahren 1708 bis 1718 unter der einsichtsvollen Regierung des Kaisers Kanghi ausgeführt wurde und für viele Theile des weiten Reiches noch heute die Summe unseres geographischen Wissens bildet, haben uns eingehender mit der Gestaltung des wichtigsten Binnenschifffahrtssystems von China bekannt gemacht. Die nächsten 140 Jahre bezeichnen dagegen einen vollständigen Stillstand in der Entwickelung unserer Kenntniß vom Yangtse. Das Zerwürfniß der Jesuiten mit dem Pekinger Hofe, die Opiumkriege Englands, die Rebellionen der Mohammedaner und Taipings, die das gewaltige Reich bis in das innerste Mark erschütterten, waren der geographischen Forschung in China wenig günstig. Als dann der Vertrag von Tientsin die Schifffahrt auf dem Yangtse durch Erschließung der Häfen Chukiang, Kuliang und Hankau freigab, war der englische Capitän Blakiston der Erste, der den großen Strom bis Ping-Shen-Fu bereiste. Seitdem haben die Expeditionen von Pompelly, Gernier, v. Richthofen, Cooper, Sladen, Colonel Borne Margary, Grosvenor und Capitän Gill das Bild des Yangtse auf den Karten, wie es Blakiston und Dorson uns überliefert, zwar wenig zu verändern vermocht, dagegen zu werthvollen Mittheilungen über den Lauf des Flusses und den Charakter des Landes zwischen Ping-Shen-Fu und Balang in Tibet Anlaß gegeben. So lange der Yangtse in seinem nach Südosten, dann scharf nach Süden gewendeten Laufe das Gebiet der tibetanischen Tiefen durchströmt, also etwa bis zum 28. Breitengrade, trägt er die Bezeichnung Bri-chu, welche er bei seinem Eintritt in das eigentliche China d. h. an der Grenze der Provinz Yun-kan mit dem Namen Hin-Sha-kiang oder Goldsandfluß vertauscht. Von allen dem Yangtse zu Theil gewordenen Benennungen ist diese die in China verbreitetste und bekannteste.

Der Yangtse-kiang ist an seiner Mündung 60 km breit, aber trotz dieser kolossalen Breite ist die Fahrt gerade hier nichts weniger als unbedenklich. Zahllose Untiefen und Sandbänke machen den Fluß unsicher; auch erweist es sich als ganz unmöglich, solche Stellen durch Bojen zu markiren, da jene fast ununterbrochen ihre Lage ändern. Der Vater der asiatischen Ströme trägt ganz unberechenbare Schlamm- und Schuttmassen hinab, die, nahe der Mündung sich stauend, durch die Fluthwelle des Meeres immer wieder stromaufwärts geschwemmt und abgelagert werden, um mit der Erde von Neuem hinabzuwandern. So findet ein unaufhörlicher Wechsel statt und es ist geboten, während der Fahrt unablässig das Senkblei an beiden Seiten des Schiffes hinabzulassen, um sich von dem Stande der Wassertiefe zu über-

*) Vgl. Mouvem. géogr. Nr. 51, 1899: Le Bassin du Yangtse-kiang.

zeugen. An der Mündung des Yangtse oder richtiger 18 Kilometer hinauf an dem sich an der Mündung desselben in den Yangtse-kiang ergießenden Hoeng-pu liegt Shanghai (das obere Meer), seit dem 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein bedeutender Handelsplatz mit einem chinesischen Zollamt und in neuester Zeit nach Hongkong der größte Handelsplatz Ostasiens, über den fast der ganze Verkehr mit den am Yangtse gelegenen Provinzen, Nordchina und der Mandschurei geht. Shanghai war einer der Plätze, die nach dem ersten englisch-chinesischen Kriege durch den Vertrag von Nanking dem englischen und damit dem Handel der Welt geöffnet wurden.*) Bald verengt sich der Yangtse und es erscheint zuvörderst das linke Ufer den Blicken des Reisenden. Dasselbe präsentirt sich als ein sanft ansteigendes Gelände, bedeckt mit hochstämmigem Laubwald und saftig grünen Wiesen, so zwar, daß die Landschaft einem ausgedehnten englischen Garten gleicht. Häufig zeigt sich das anmuthsvolle Landschaftsbild unterbrochen durch stattliche, von wohlgepflegten Gemüsefeldern umgebene Dörfer, in welchen hohe, kraftvolle, bezopfte Gestalten, deren Gewandung sich meist auf ein Paar kurze, leinene Beinkleider beschränkt, fleißig ihrer Arbeit nachgehen. Das chinesische Haus trägt freilich wenig zum Schmucke der Scenerie bei. Es ist dies ein langer, düsterer, aus Lehm aufgeführter, mit Schilf oder Bambus bedeckter Kasten, dessen Wände gar winzige Thür- und Fensteröffnungen aufweisen. Diese Häuser gleichen durchaus Ställen oder Scheunen und unwillkürlich sieht das Auge des Reisenden nach dem Schlößchen des Gutsherrn und den Wohnungen des Gesindes, da das Ganze eines chinesischen Dorfes mit seinen Wäldchen, Wiesen und Gemüsegärten mit einem behäbigen deutschen Gutshofe, von ferne gesehen, eine sprechende Aehnlichkeit aufweist.**) 250 km von Shanghai stromaufwärts, da wo Fluß und der große Canal sich kreuzen, liegt die Stadt Tschukiang, „Bewache den Fluß", mit 170000 Einwohnern. Dieser großen Stadt kommen die Wasserstraßen und Canäle des Shanghai-Gebietes und -Deltas zu Gute. Es ist der erste der dem fremden Handel (seit 1858) am Yangtse geöffneten Plätze. Die Stadt wurde im sogenannten Opiumkriege 1842 nach heftigem Kampfe von den Engländern erstürmt und war von 1853 bis 1857 in den Händen der Taipings, die auch hier noch heute sichtbare Spuren ihrer Zerstörungen zurückgelassen haben. Tschukiang war früher der Markt, auf dem die Schantung- und Hünan-Kaufleute ihre Einkäufe machten; jetzt geschieht dies in Shanghai und die Händler in den Provinzen haben nur ihre Agenten in Tschukiang, die für die Weiterbeförderung der Waaren Sorge tragen. 15 Kilometer von Tschukiang nach Norden am großen Canal liegt die Stadt Yengtschen-fu. Sie zählt 300000 Einwohner und spielt am Canal dieselbe Rolle wie Tschukiang am Yangtse. Dem fremden Handel ist die Stadt aber nicht geöffnet. Einst war sie die Hauptstadt des Königreichs von Yang und Marco Polo, der von 1276 bis 1278 hier Gouverneur war, schätzte ihre Einwohnerzahl auf 1½ Millionen. Oberhalb von Tschukiang liegt ebenfalls am rechten Ufer des Flusses Nanking, die „südliche Hauptstadt", die bereits im Jahre 212 die Residenz eines Kaisers war. Im Jahre 1368 wurde es beim Sturz der Mongolen-Dynastie, die in Peking residirt hatte, die Hauptstadt der neuen chinesischen Ming-Dynastie, deren dritter Kaiser Yungtu aber bereits im Jahre 1411 den Sitz der Regierung wieder nach dem Norden verlegte, um den von den Mongolen und Mandschuren bedrohten Grenzen des Reiches näher zu sein. Während des Taiping-Aufstandes wurde Nanking 1853 genommen und blieb die Hauptstadt Hong Sintenen's, des Führers und späteren Kaisers Tien-Wang der Aufständischen. Nach dessen im Mai oder Juni 1864 erfolgtem Tode wurde die Stadt, die seit Ende 1863 von den Kaiserlichen eingeschlossen gewesen war und in der fürchterliche Noth geherrscht zu haben scheint, am 19. Juli 1864, nachdem durch eine Mine Bresche in die Mauer gelegt worden war, erstürmt. Schon im Jahre 1855 war Nanking von den kaiserlichen Truppen belagert gewesen und wenn es auch einigen der Taiping-Führer gelang, dieselben zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, so war doch die Lage der Taipings im Frühjahr 1860 eine so verzweifelte, daß es der Regierung ohne den Ausbruch des Krieges mit England und Frankreich voraussichtlich bereits damals gelungen sein würde, des Aufstandes Herr zu werden; derselbe schleppte sich noch vier Jahre länger hin, überall Trümmer und Elend zurücklassend. „Wilde Thiere," heißt es in dem von Cheng-Wang, dem „treuen Könige", einem der besten Taiping-Führer, hinterlassenen Schriftstücke, „stiegen aus ihren Schlupfwinkeln auf den Bergen herunter und durchstreiften das Land und machten ihre Lager in den verlassenen Städten; der Schrei des Fasans trat an die Stelle des Summens einer geschäftigen Bevölkerung, keine Hände blieben übrig, um die Felder zu bestellen, und schädliche Kräuter überwucherten den Boden, den einst geduldiger Fleiß beackert hatte." Wie jede größere Stadt besitzt auch Nanking zwei streng von einander geschiedene Partien: die ummauerte und die nicht ummauerte Hälfte. Letztere, ein Complex elender Steinbaracken, zieht sich nach Kronecker hart am Stromufer hin. Jenseits dieser „Stadt" erstreckt sich ein rasenbedeckter, von einem Fort gekrönter Hügelrücken, über welchen ein schroffer Bergkamm sich auflehnt, dessen Höhe wieder mit Festungswerken geschmückt ist. Ein wenig stromauf präsentirt sich dann die gewaltige Backsteinmauer, welche die andere Hälfte Nankings umschließt. Diese Mauer besitzt eine Höhe von durchschnittlich 8 m und einen Umfang von über sechs deutschen Meilen. Ihr Anblick, ist vom Flusse gesehen, höchst pittoresk, zumal ein steiler, grüner Hügelrücken, welcher sich hart an die entgegengesetzte Seite der Mauer lehnt, eine Anzahl alter, sehr zierlicher Tempelchen und durchbrochener Wartthürme trägt, Bauwerke, die sich so nahe dem Gemäuer befinden, daß es den Anschein hat, als seien sie der Zinne des ehrwürdigen Baues selbst aufgesetzt. Nanking ist durch Artikel 6 des französischen Vertrages von 1858 für den Handel geöffnet, aber ein fremdes Zollamt ist bis jetzt dort noch nicht eingerichtet worden. Die auf dem Yangtse regelmäßig fahrenden Dampfer pflegen dort wegen des Passagierverkehrs anzulegen. Die Flußufer sind hier überall außerordentlich niedrig, die sich zur Rechten und Linken ausbreitende, gut angebaute Ebene läßt auf große Fruchtbarkeit schließen. Wuhu an dem südlichen Ufer des großen Stromes liegt an der Mündung verschiedener Canäle und ist schon 363 Kilometer von Shanghai entfernt. Bei Wuhu sind Ebbe und Fluth noch wahrnehmbar und nach einigen Schriftstellern befindet sich hier der Anfang des großen Fluß-Deltas. Doch auch weiter flußaufwärts bleiben die Ufer noch niedrig. Jedes Jahr zur Regenzeit wird das Land zu beiden Seiten weithin überschwemmt. Aus der Ebene erheben sich von Zeit zu Zeit nicht sonderlich hohe Hügel von Pyramidenform. Oft bilden auch mehrere solcher Pyramiden zusammenstehend merkwürdige Gruppen in der weiten Ebene. Man möchte zur Erklärung dieser Erscheinung sagen, der Fluß habe mit seinen Schlammmassen das ganze Thal ausgefüllt und aus diesem Schlickmeer ragen jetzt diese Hügel noch als die Spitzen der früheren Bodenformation hervor.*)

In einer Entfernung von 540 Kilometern vom Meere führt auf dem rechten Ufer der Abfluß des großen Po-Yang-Sees das Wasser des Kiangtse-Thales zum Yangtse. Wir befinden uns hier in einer der malerischsten Gegenden Chinas. Graziöse Hügel senken sich wiegenförmig bis ans Ufer. Eine hohe Pagode, deren Inneres einen Buddha als Schützer des Wassers beherbergt, birgt ihre Spitze im Schatten hochaufragender, heiliger Bäume. Am Fuße des Hügels liegt die Stadt Holen, an deren Quaimauern sich zahllose Dschunken drängen. In der Ferne verschwimmt der Himmel mit den blauen Fluthen des Sees und beruhigt das vom Anblick des großen Flusses aufgeregte Auge. Einer Hüterin gleich ragt an dieser wichtigen Stromstelle mitten aus dem Wasser eine Felsenpyramide, welche die Chinesen die Waise genannt haben. Der sehr unregelmäßig gestaltete Po-Yang-See ist 150 km lang und 8 bis 35 km breit. Er ist ein kleines mit Inseln besätes Binnenmeer. Eine Anzahl von Kähnen und Dschunken bevölkert seine Oberfläche. Die Fischerei wird von den Anwohnern eifrig gepflegt. Das Westgestade des Sees ist durch ein 1200 m hohes Gebirge scharf abgegrenzt, während das entgegengesetzte Ufer sich nach Süden zu immer mehr senkt, bis es schließlich in einen ungeheuren mit Schilf bewachsenen Sumpf übergeht. Zur Regenzeit, wenn das Wasser im Yangtse steigt, tritt der Po-Yang aus seinen Ufern und nimmt gewaltige Dimensionen an.**) Bis Hankau am Yangtse besteht keine Schwierigkeit für die Schiffahrt und große Dampfer können den Fluß bis dorthin befahren, aber von Hankau bis Ichang sind die stets wechselnden Tiefwasserrinnen im Strombett eine Quelle von Gefahren. Von November bis März müssen

*) Vgl. Mouvem. géogr. Nr. 19, 1900: Le port de Chang-Haï.
**) Vgl. Kronecker, Reisebilder aus China.

*) Vgl. Mouvem. géogr. Nr. 20, 1900.
**) Vgl. Mouvem. géogr. Nr. 21, 1900.

die Dampfschiffe auf dieser Strecke oft ihre Boote voraussenden, um diese Rinnen ausfindig zu machen und zu bezeichnen, und Nachts müssen die Dampfer häufig ankern. Dies macht in Hankau das Umschiffen von Waaren von den großen Dampfern auf die kleineren nothwendig. Hankau ist wegen seiner verhältnißmäßig nahen Lage zu der Stelle, an welcher die Wasser des Tang-Ting-Sees sich in den Strom ergießen, der große Zwischenplatz für den fremden Ein- und Ausfuhrhandel nach und von Hunan und Kreitschau geworden und Kaufleute aus Yocheu-fu, Changchafu, Hangchaufu, Yuangchaufu, Kreyangfu und vielen anderen reichen Städten haben ihre Agenten in Hankau. Es ist eine Thatsache, welche die wunderbaren Wasserverbindungen im Inneren Chinas illustrirt, daß es möglich ist, sich in Shanghai einzuschiffen und auf dem Yangtse nach Hankau, dann durch Hunan nach dem oberen Lauf des Siang-Flusses, von wo aus ein Canal die Verbindung mit dem oberen Lauf des Kreikiang herstellt, über Kreihau, die Hauptstadt der Provinz Kwangsi, nach Wuchau, Canton und Hongkong zu gelangen, eine Rundreise von über 2200 km ganz zu Wasser. Hankau ist ohne Frage der wichtigste Handelsplatz am Yangtse-kiang. Dies zeigt schon der Umstand, daß für die wenigen Europäer in Hankau vier Consulate geschaffen werden mußten, wovon drei sogar Berufs-Consulate sind, das englische, das französische und das russische, während Deutschland bisher nur durch einen kaufmännischen Consul vertreten wird. Seine Bedeutung für Europa verdankt die Stadt dem Umstande, daß sie den Hauptmarkt für den weltberühmten chinesischen Thee bildet. Sibirien und Rußland sind mit ihrem enormen Theeconsum fast lediglich auf die Einfuhr von China angewiesen, während England seinen Bedarf jetzt mehr und mehr durch Theeproductionen der eigenen Colonien, Indien und Ceylon, deckt. Hankau ist nicht allein der Hauptmarkt des Thees, auch seine Verarbeitung, das Trocknen und Rösten der Theeblätter zu soliden, einem flachen Ziegelsteine gleichenden Gebilden erfolgt hier. Der ganze übrige fremde Exporthandel ist in den Händen der deutschen Kaufmannschaft.*) Hankau ist schon jetzt der bedeutendste offene Hafen im Innern Chinas und geht als zukünftiger Knotenpunkt der Eisenbahn Canton—Peking und als Kopfstation der geplanten Yangtse-kiang-Eisenbahn noch einem weiteren großen Aufschwunge entgegen. Die Dampfer von hohem Tonnengehalt fahren, wie schon erwähnt, nicht über Hankau hinaus. Die Stromfahrt wird von Itschang ab auf einer Dschunke zurückgelegt. Die Gegend ist gebirgig. Der Strom zieht sich zwischen steilen Felsufern hin und vielfach ragen hohe Klippen aus dem Wasser, was dem Gebiete den bezeichnenden (englischen) Namen Gorges eintrug. Wegen seiner Romantik ist es ein beliebtes Ausflugziel für Vergnügungsreisende, am besten der sächsischen Schweiz vergleichbar, wenn man sich den Strom breiter, reißender und trotzdem weit belebter als die Elbe, die Felsen aber doppelt so hoch als die der Bastei u. s. w. vorstellt. Das Schiff wird von der Mannschaft an langen Bambusseilen vom Ufer aus gezogen und ein Mann hat fortwährend zu thun, die Seile von den Felsklippen los zu machen. Reißt unglücklicher Weise ein Seil an den scharfen Felskanten, so geräth das Fahrzeug wegen der reißenden Strömung in große Gefahr. Eine sehr anmuthige Abwechselung zu den Felslandschaften bilden nach einer Beschreibung des bekannten Prof. Friedrich Hirth, der vor einigen Jahren den Yangtse bis zur Stadt Tschuking bereist hat, dazwischen auftauchende liebliche Gegenden mit hübschen Dörfern und kleinen Tempelchen.**) Die Stadt Tschuking liegt sehr malerisch auf einer Felsplatte, 100 Fuß und höher über dem Wasser. Zwischen Tschuking und Saifu bildet der Yangtse eine Strecke offenen Wassers mit keinem der Hindernisse, wie sie auf der Strecke Itschang-Tschuking vorhanden sind, und an seinen Ufern liegen verschiedene große Städte und Plätze, von denen Suckau der hauptsächlichste ist. Das Wasser im Yangtse und in einigen seiner Nebenflüsse steigt jährlich in einer Weise, die nach den Erfahrungen, die wir an unseren Flüssen machen, geradezu wunderbar erscheinen muß. Bei Sudsu steigt es durchschnittlich 30—40 Fuß, bei Tschuking 60—70, bei Itschang 40 und bei Hankau 30 Fuß. Bei besonders hohem Wasserstande ist das Wasser bei Tschuking schon 90, bei Itschang 53 und bei Hankau bis 40 Fuß gestiegen, während es in den Engen zwischen Itschang und Tschuking in solchen Fällen weit über 100 Fuß steigen kann. Durchschnittlich steht das Wasser im Winter sehr tief, im Sommer sehr hoch, sodaß die Breite des Yangtse zwischen 50 und 1000 Meter wechselt. Die während des Winters trocken liegenden Ufergelände werden in dieser Zeit bebaut. Man spielt dort Theater u. s. w. bis das Hochwasser eintritt, und so wurde Prof. Hirth Zeuge, wie eines Tages das Theaterpublicum sich nur mit Mühe noch vor dem Wasser retten konnte, die Schauspieler und ihre Geräthe aber schon mit Booten ans Land gebracht werden mußten.

Diese flüchtige Skizze des blauen Flusses giebt einen Begriff von der Bedeutung des Yangtse-kiang, die noch immer größer werden wird. Er ist nicht nur ein ausgezeichneter Weg, um die Waaren billig in die mittleren Gebiete Chinas zu befördern, sondern er durchfließt auch Gegenden, die wegen ihrer Fruchtbarkeit zu den bevorzugtesten der Erde gehören. Die Chinesen nennen ihn geradezu den wohlthätigen Fluß. Er ist bedeckt mit Flottillen von Dschunken und Booten und schon beginnen selbst Dampfschiffe seine Wasser zu durchschneiden. Die Schiffer, welche auf seinen Fluthen leben, beziffern sich auf Hunderttausende. Nicht selten hat man ihn mit einem bewegten Meere verglichen und sehr mit Recht, denn die Flußufer sind mehrere Kilometer weit nur eine Fortsetzung der Meeresküste. Faßt man seine Schiffbarkeit ins Auge, so ist zu constatiren, daß er für Dampfschiffe bis zu dem 1750 km vom Meere entfernten Kschang zugänglich ist, mit anderen Worten: auf ein Drittel seiner Länge. Sieben große Schifffahrtsgesellschaften bewältigen den Verkehr zwischen diesem Ort und Shanghai. Allerdings gehen die Shanghaier Dampfboote nur bis Hankau und von hier bis Itschang fahren dann kleine Schiffe.*) Die chinesischen Dschunken, Handelsdschunken und solche für Passagiere, Mandarinen-Dschunken, haben einen mittleren Raumgehalt von 25—30 Tonnen, der im Maximum 48 Tonnen erreicht. Ihr Tiefgang beträgt 1½ m. Die kleinen Dschunken von 6 Tonnen haben einen Tiefgang von 60 cm. Die großen Dschunken haben ca. 10 Mann Besatzung und eine Anzahl Kulis, um das Fahrzeug gegen den Strom an einem Seil zu ziehen. Außerdem sind an allen Stromschnellen Hilfsmannschaften zu haben. Ueberall am Flusse befinden sich Rettungsstationen mit besonderen, „hong tschuen" genannten Booten, die große Dienste leisten. Oberhalb Itschangs ist der Yangtse-kiang noch auf einer Strecke von 1100 km schiffbar und zwar für keineswegs unbedeutende Fahrzeuge. Bis Tschungking, 600 km weit, ist die Schifffahrt noch sehr lebhaft und verhältnißmäßig ungefährlich; von da ab gehen die großen Dschunken noch bis Sui-Fu, die kleinen bis Ping-Schan. Neuerdings hat sich eine englische Gesellschaft gebildet mit der Absicht, einen Dampferdienst zwischen Itschang und Tschungking einzurichten; andererseits hat Deutschland die Absicht, auf dem oberen Yangtse-kiang Dampfer fahren zu lassen, analog den großen Mississippidampfern, mit einer Geschwindigkeit von 16½ Knoten in der Stunde.

Dr. A. S.

*) Vergl. Kronecker, Reisebilder aus China.

**) Vgl. Vortrag in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Dec. 1895.

*) Vgl. Mouvem. géogr. Nr. 51, 1900: Le Bassin du Yang-tse-kiang.

Bücherbesprechungen.

— Robert Florey's, weiland Pastors in Auerswalde, pfarramtlicher Rathgeber für ev.-luth. Geistliche des Königreichs Sachsen. 4. Aufl., von William Florey, Pastor in Püchau. Leipzig, J. Klinkhardt. 1900. Geb. 7 ℳ, geh. 6 ℳ. — Florey's Rathgeber hat schon bald 4 Jahrzehnte den Geistlichen unsers Landes in den weit verzweigten Angelegenheiten des Pfarramts werthvolle Dienste geleistet. Zwei Auflagen (1863 und 1869) hat der selige Florey selbst bearbeitet, die 3. ist von dem gleichfalls verstorbenen Pfarrer Koch in Reichenbrand 1886 herausgegeben worden. Nunmehr hat W. Florey, ein Sohn des ersten Verfassers, die Bearbeitung des für einen sächsischen Geistlichen unentbehrlichen Vademecums unternommen. Wie bei seinem Vorgänger, so vereinigt sich auch bei ihm Klarheit und Präcision der Darstellung mit wohlthuender Frische. Obwohl der Wegweiser zunächst nur eine systematische Darstellung der über die persönlichen Verhältnisse und Amtsgeschäfte eines Geistlichen bestehenden gesetzlichen Vorschriften ist, findet sich in dem Buche infolge der hinzugefügten auf längerer Amtserfahrung beruhenden

Rathschläge nicht eine langweilige Seite. In 4 Abschnitten wird behandelt: der Weg in und durch das geistliche Amt und aus demselben, die Verhältnisse im geistlichen Amte, das äußere Pfarramt und das innere geistliche Amt. Im Anhange sind eine Anzahl Schemata, Instructionen (für den Kirchschullehrer, Kirchrechnungsführer u. s. w.), Formulare zu Rechnungen, kirchlichen Zeugnissen, Quittungen und Löschungen gegeben. Gegenüber der 3. Auflage weist fast jeder Paragraph Aenderungen auf. Druck und Papier sind gut. Der Einband ist dauerhaft. Wir empfehlen den Rathgeber zur Anschaffung für jedes Pfarrarchiv. H. S.

— Wiedemann, Dr. A., Prof. an der Universität Bonn, Die Todten und ihre Reiche im Glauben der alten Aegypter. (Der alte Orient, 2. Jahrg., Heft 2.) Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1900. (Einzelpreis 60 ₰.) — In einer Zeit, in welcher der ferne Osten im Mittelpunkte des öffentlichen Interesses steht, dürften die Publicationen der „Vorderasiatischen Gesellschaft", ganz abgesehen von ihrem objectiven wissenschaftlichen Werthe, in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit weiterer Kreise beanspruchen. Denn der Orient erfordert zu seinem Verständnisse und zu seiner Beurtheilung eigenartige Specialstudien. Hierzu wollen sowohl die wissenschaftlichen „Mittheilungen" als auch die gemeinverständlichen „Darstellungen" an ihrem Theile beitragen. Vorliegendes Heft gehört zu letzteren und erfüllt seine Aufgabe, in volksthümlicher Sprache auf Grund der neuesten Forschungen, die sich in der Hauptsache auf altägyptische Urkunden und Denkmäler stützen, in die eschatologischen Vorstellungen der alten Aegypter einzuführen, in vortrefflicher Weise, wenn auch nicht verschwiegen werden darf, daß zum Verständniß der interessanten Darlegungen ein gewisses Bildungsniveau unerläßlich ist, die Schrift also kaum als „volksthümlich" gelten kann. Ueber einige Punkte (z. B. Bedeutung der sog. „Koilanaglyphen" d. h. bildlichen Darstellungen in den Gräbern S. 27 ꝛc.) kann man abweichender Ansicht sein. Die Frage, inwiefern eine Schrift wie die vorliegende vorderasiatische Studien zu fördern geeignet ist, beantwortet sich am besten aus den innigen Beziehungen, die namentlich in classischer Zeit (mittleres Reich) zwischen dem Nillande und Vorderasien bestanden und die nicht nur in politischer, sondern auch in culturhistorischer Hinsicht gegenseitige Wechselwirkungen ausübten. Herodot freilich rechnet Aegypten zur Hälfte zu Asien und sieht den Nil als die natürliche Grenze zwischen Asien und Afrika an. π.

— Leben und Thaten des französischen Generals Jean Baptist Kleber. Von Hans Klaeber, Oberstleutnant a. D. Dresden, Verlag und Druck von C. Heinrich. 1900. Preis brosch. 13 ℳ, gebdn. 15 ℳ. — Ein früher erschienenes Werk des Oberstleutnants Klaeber „In und vor Verdun" hatte vermöge seiner lebhaften, anschaulichen Schilderung bei allen einstigen Kampfgenossen wohlverdienten Beifall gefunden, auch wir konnten es günstig hervorheben. Deshalb erwarteten wir auch von dem vorliegenden Buch einen gleich günstigen Eindruck; wir sind hierin nicht getäuscht worden. Der Verfasser hat mit besonderer Liebe, Fleiß und sorgsamem Studium das Leben dieses Helden der Revolutionszeit dargestellt, handelte es sich doch für ihn um einen Act der Pietät, uns die Schicksale und Thaten eines hervorragenden Menschen zu erzählen, mit dem er durch die Bande des Blutes verknüpft war. Die Familie Kleber, ein Zweig derselben schrieb sich Klaeber, stammte aus Deutschland, aus Unterfranken, und erst der Großvater des Generals wanderte um 1700 nach Straßburg aus. Der General Kleber war also Deutscher. Er ist auch der Typus eines jener Abenteurer, wie sie das 18. Jahrhundert uns so vielfach zeigt, die hier und dort ihr Glück versuchen, bald jenem, bald diesem Fürsten ihre Dienste anbieten und schließlich fast nirgends Befriedigung finden. Dies spricht sich auch im vorliegenden Charakterbild aus, so hervorragende Eigenschaften auch Kleber als Soldat besitzen mochte, er war tapfer, unerschrocken, thatkräftig, genial, gewissenhaft, fürsorglich und wohlwollend für seine Untergebenen, aber so große Schattenseiten zeigte doch auch sein Charakter, sein leicht gekränktes Ehrgefühl, seine Empfindlichkeit, sein Widerspruchsgeist, der Drang nach uneingeschränkter Selbstständigkeit, sowie seine nie geordnete Vermögenslage brachten ihn nur zu oft in Widerspruch mit sich, seinen Mitmenschen und den Verhältnissen. Nachdem Kleber seine Jugendzeit in Straßburg verlebt hatte, wo er sich zunächst dem Baufach widmete, war er eines Tages 1769 aus dem elterlichen Hause verschwunden und war in Landau bei dem ersten französischen Husaren-Regiment Bercheny als Freiwilliger eingetreten, doch dauerte dieser erste militärische Versuch nur zwei Monate, seine Mutter, die nicht wünschte, daß ihr Sohn Soldat würde, kaufte ihn wieder los. Die Unentschlossenheit zur Wahl eines Lebensberufes begünstigte wieder den Zufall, der ihn in das bayerische Cadettencorps führte, auch dort war seines Bleibens nicht lange, er trat bald in österreichische Dienste über, um auch diese wieder nach einigen Jahren zu verlassen und dem Soldatenstand den Rücken zu wenden. Er kehrte wieder zum Baufach zurück. Seine Unbotmäßigkeit, sein Hang zum Abenteuerlichen und seine Begeisterung für die Sache der Revolution drängten ihn wieder zum freiwilligen Eintritt in eines der Freiwilligen-Bataillone der französischen Republik, wo er seine militärischen Kenntnisse verwerthen konnte. Von nun an stieg er schnell von Stufe zu Stufe empor, vermöge seiner ausgezeichneten geistigen Fähigkeiten und seiner militärischen Talente, begünstigt wurde er durch seine vortheilhafte äußere Erscheinung. Bei der Einschließung der Festung Mainz, bei den Kämpfen in der Vendée, vor Maastricht, wiederum vor Mainz und in den Jahren 1795 und 1796 am Rhein zeichnete er sich in hervorragender Weise aus. Gekränkt, verbittert und unzufrieden mit den Verhältnissen und Zuständen nahm er darauf seinen Abschied, um sodann zur bevorstehenden Expedition Bonaparte's nach Aegypten und Syrien wiederum in das Heer einzutreten. Als Unterfeldherr und später als Oberbefehlshaber der Armee in Aegypten errang er sich unvergänglichen Ruhm, bis Mörderhand ihn in Kairo zu früh dahinraffte. Dieses Buch, das auf einem reichen Quellenstudium fußt, bietet ein spannendes, lehrreiches Bild eines Heldenlebens, das reich an Glanz und Ehren ist, doch auch der ernsten, schmerzlichen und tragischen Seiten nicht entbehrt. Das verwandtschaftliche Verhältniß des Verfassers zu seinem Helden hat ihn jedenfalls verleitet, zu Anfang seiner Schilderung etwas breit zu werden, als aber das Geschick Kleber's mit der Weltgeschichte sich verknüpft, gewinnt die Darstellung an Fluß und Interesse. Die typographische Herstellung seitens der Verlagshandlung muß als tadellos hervorgehoben werden. —r.

— Wahlrecht und Wahlpflicht. Ein Vortrag von Dr. Heinrich Triepel, Professor der Rechte in Leipzig. Dresden, v. Zahn & Jaensch 1900. — Der Vortrag ist im März dss. Js. in der Gehe-Stiftung zu Dresden gehalten worden und liegt nun in erweiterter Gestalt vor. Wir begrüßen mit lebhafter Freude solche Monographien aus dem Gebiete des öffentlichen Rechts, zumal wenn sie sich wie die vorliegende mit brennenden Fragen der Gegenwart befassen. Wirklich gute Schriften dieser Art sind nicht häufig, denn entweder rühren sie von leichtbeschwingten Dilettanten her oder sie tragen das schwere Rüstzeug akademischer Gelehrsamkeit, welcher nur allzuhäufig die Kenntniß des praktischen Lebens fehlt. Beides ist hier nicht der Fall, es ist ein Mann von Fach, der in der Sprache des gebildeten Publicums ohne überflüssiges gelehrtes Beiwerk zu einem größeren, verschiedenen Ständen angehörigen Kreise spricht. Eine Anzahl werthvoller Nachweise sind in die am Schlusse der Schrift befindlichen Anmerkungen verwiesen. Der Verfasser bespricht zunächst die dürftigen Erfahrungen, welche man in einzelnen Cantonen der Schweiz, in Belgien u. s. f. mit der gesetzlichen Einführung der Wahlpflicht gemacht hat. Im Anschluß hieran erörtert er die gestellte Frage sowohl vom dogmatischen Standpunkte, als von dem des Politikers. Er kommt in beiderlei Beziehungen zu einem negativen Ergebnisse: die Einführung der Wahlpflicht und des Stimmzwangs wäre ein Sprung ins Dunkle. Wer wollte dies leugnen? Immerhin können wir dem Hrn. Verfasser nicht überall beistimmen. Z. B. meinen wir, daß schon die bloße Veröffentlichung des Namens in den Amtsblättern Manchen veranlassen würde, bei der nächsten Wahl seine Pflicht nicht wieder zu versäumen. Noch Eines wäre vielleicht zu erwägen. Jemanden zur Ausübung seines Stimmrechts zu zwingen, halten wir schlechterdings für unausführbar. Aber zum Erscheinen im Wahllocal könnte man jeden Wahlberechtigten doch wohl anhalten und ihn nöthigen, sich als erschienen anzumelden. Die Meisten würden, wenn einmal anwesend, sicherlich auch abstimmen. Dieses Verfahren entspräche auch der Gepflogenheit in den Beamtencollegien und öffentlichen Körperschaften, wo die Mitglieder zwar zum Erscheinen gezwungen werden, aber der Abstimmung sich enthalten können. Die mehr praktische Frage, wie die große Menge der Entschuldigungen erledigt werden soll, bleibt freilich auch dann noch zu lösen. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 102. Sonnabend, den 25. August, Abends. **1900.**

Bei den Yaqui-Indianern Anno 1900.

Nachdem wir von Südcalifornien aus den Bahnstationsort Ortiz im Staate Sonora an der Nordwestküste Alt-Mexicos erreicht hatten, begaben wir uns auf die Wanderung nach dem Yaqui-Flusse, um den Yaqui-Indianern einen Besuch abzustatten. Der Rio-Yaqui ergießt sich unterhalb Belem in den Golfo de California und sein Lauf ist leicht auf einer guten Karte von Mexico zu verfolgen. Unsere kleine Expedition beritt Maulthiere, während unser Gepäck auf burros (Eseln) aufgeladen war, die auch unsere Zelte mit sich trugen. Unsere sechs mozós gingen den ganzen Weg zu Fuße und weder die spitzen Steinkanten noch die Cactusstacheln vermochten den abgehärteten mexicanischen Barfüßlern etwas anzuhaben. Unsere Route ging von Ortiz aus südwestlich über einen jener Apachen-Spürwege, die durch die zahllosen Räuber und Wegelagerer der Abtrünnigen von Arizona und Neumexico in den Tagen berühmt geworden, da noch Geronimo und seine Apachenverbündeten das Schrecknis der Regierungen jener beiden Staaten waren. Das Land, welches wir bis zum Yaqui-Flusse zu passiren hatten, ist, mit Ausnahme der Bacatete-Gebirge, eben so öde, nackt und unfruchtbar wie die große Colorado-Wüste. Nur ganz vereinzelt trafen wir kurze Strecken an, die die mitleidige Natur mit etwas Chaparral (ein grünes stachliges Gebüsch) und dem Palo verde bedeckt hatte. (Palo verde ist eine grüne medicinische Blätterpflanze, deren Saft als Heilmittel gegen Erkältung von den Mexicanern und Indianern angewandt wird.) Auch sogar der Cactus erhält hier nicht genügende Bodennahrung, hoch empor zu wachsen, sondern gedeiht nur zu Büscheln. Bei köstlich milder warmer Witterung, wie sie dem mexicanischen Klima während des zeitigen Frühjahrs eigen ist, konnten wir oft 20 Meilen den Tag reiten. Um die Mittagsstunde machten wir Rast und ruhten gut eine Stunde aus, tranken unseren kalten Thee und nährten uns von den mitgebrachten Conserven ꝛc. Abends vor dem Dunkelwerden schlugen unsere „mozós" Zelte und Feldbetten auf und nichts störte unsere Nachtruhe in der öden Einsamkeit. Das erste kleine Dörfchen, welches wir erreichten, hieß San Marcial und war am Matape-Rio gelegen. Von der Ferne sahen die niedrigen Adobehütten nur wie aneinandergereihte Nußschalen aus. Inmitten des Dörfchens stand eine winzig kleine, halb verfallene Kirche, welche die katholische Mission einst aufgebaut hatte. Der ganze kleine Ort hatte ein so romantisches, eigenartiges Aussehen, daß er jedem Landschaftsmaler ein anziehendes Modell geliefert hätte. Der nächste Ritt von zwei Tagereisen brachte uns von San Marcial mitten hinein in die Bacatete-Gebirge. Hier befanden wir uns in einer vollständig einsamen, isolirt gelegenen Bergregion. Wir konnten es nicht vermeiden, daß in dieser wildromantischen Bergeinsamkeit uns ein Schauer durchrieselte, als die Führer von den furchtbaren, hier verübten Greuelthaten der Indianer erzählten, die noch bis vor Jahresfrist mordend und raubend die Wanderer überfallen hatten. Drei Jahrhunderte lang war dieser Gebirgswinkel der Hinterhalt jener Indianerstämme, die in beständiger Fehde lagen mit der mexicanischen Regierung, bis dieselbe sich endlich herbeiließ, den bekannten Friedensvertrag mit ihrem Häuptling zu schließen, in welchem den Indianern die erzwungene Freiheit und Unabhängigkeit unterzeichnet wurde. Und nun welch' großartige Naturschönheiten hatten wir hier zu bewundern, je tiefer wir hineinritten in die von steilen Bergwänden eingeengten cañons (Thäler). Dort wo der Bäche wildtosende Fluth vom Fels zum Thale stürzte, waren die cañons förmlich überwuchert von den seltensten, von uns noch nie gesehenen Blumenarten und geschwängert mit den lieblichsten, fast betäubenden Düften. Baumhohe Farrenkräuter bedeckten die Felsen und ein Rauschen wie von Palmenfächern ertönte durch die stille Einsamkeit. — Bald eröffnete sich ein anderer märchenhafter Anblick! In wunderherrlicher Farbenpracht schillernde Granitblöcke lagen übereinandergethürmt, als seien sie Ueberreste mächtiger Felsenschlösser. Wilde Truthühner, deren buntes Gefieder zu wetteifern schien mit jenen zauberhaften Tinten der Natur, flogen schaarenweise umher, und um das märchenhafte Gemälde zu vervollkommnen, erschien plötzlich, wie hervorgezaubert, eine schneeweiße Rehmutter mit ihren beiden Jungen auf halber Felsenhöhe und hob sich malerisch von dem bunten, grotesken Felsgestein ab. Die ganze überwältigende Schönheit jener Scenerien in Worten zu beschreiben, ist unmöglich, solch gewaltige Sprache der Natur macht die menschliche Zunge stumm! Unsere Führer waren inzwischen gegangen, einiges Geflügel zu schießen und Fische zu fangen. Sie hatten ein Feuerchen angezündet und drehten die gerupften Truthühner an Spießen herum. Wir hatten uns in einem tiefen Hohlweg niedergelassen, wo Mesquite (ein nur in Mexico wachsender Busch) und Palo verde sich bis zu respectabler Baumhöhe erhob und uns reichlich Schatten gewährte. Plötzlich erhob sich ein Schrei, der von Tausenden von wilden Enten herzurühren schien. Es flog vor uns auf wie eine dichte, goldig schimmernde Wolke, von der wir fast geblendet wurden, und als die Wolke sich zertheilte, erkannten wir sofort, daß sie aus vielen Hunderten Papageien bestand, die unbeschreiblich herrlich anzusehen waren im farbenschillernden Lichtrefler, als sie im Kreislauf herumschwirrten und sich auf die Aeste der Bäume niederließen. Fünf davon haben unsere Führer gefangen und mit sich in Tüchern genommen.

Nachdem wir von diesem Märchengarten geschieden, gewannen wir bald den ersten Ausblick auf den Yaqui-Fluß, von einem Hügelvorsprung aus, halbwegs zwischen San José und Cumuripa, und nach kurzer Frist hatten wir den Rio selbst erreicht. Es ist ein ziemlich schlammiger Strom. An seinen beiden Ufern haben sich die Yaqui-Indianer angebaut. Ihre kleinen niedrigen Hüttchen haben die Form von niedrigen Getreideschobern, einige sind aus Adobe, die meisten aber nur aus Baumreisern und Gras hergestellt. Natürlich sind sie ohne Fenster und haben nur einen ganz niedrigen, schmalen Eingang an der Frontseite. Ein kleiner Raum vor derselben ist gewöhnlich von einer Reihe kleiner aneinander gereihter Felsblöckchen eingezäunt, um fremde Thiere fern zu halten und die Hausthiere des Besitzers zu schützen. Nicht wenig waren wir erstaunt, gleich beim Eintritt in die erste Hütte eine Indianermutter mit ihren 2 Mädchen und einem Knaben in ganz reinliche und niedliche Kattunkleider gekleidet zu sehen, die sogar mit einem gestickten Einsatz ausgeputzt waren. Sie gewährten ungefähr den Eindruck, den civilisirte Weißhäute in Indianerstämmen gewähren würden. Nach unserer Meinung ist es ein großer Fehler, jenen Naturmenschen solche Kleidung zuzuführen. Diese Art Civilisation ist die Ursache ihres Aussterbens, ebenso wie der Genuß jener Speisen und Gerichte, womit schon wir civilisirten Menschen uns krank machen und meistens selbst daran schuld sind, wenn wir nicht alt werden! Sogar moderne amerikanische Kochgeschirre befanden sich im Hüttchen und wir wurden gleich gefragt, ob wir Conserven nicht gegen Milch und Eier eintauschen wollten. Die Yaqui-Indianer sind nämlich jetzt bereits so weit civilisirt, daß ihre Weiber als Köchinnen in den mexicanischen Familien Dienste verrichten, ebenso auch als Waschfrauen, doch ist allgemeine Klage, daß sie träge und faul sind. In der mexicanischen Familie in dem Orte Nogales, wo ich mich befand, war eine Indianerin als Köchin. Von ihr wurde mir erzählt, daß sie genau alle Speisen zu genießen verlange, wie ihre Herrschaft, und daß sie außerordentlich hinterlistig sei wie alle ihres

Digitized by Google

Stammes. Ferner wurde mir von glaubwürdiger Seite berichtet, daß die Indianer, welche gleiche Speisen wie die civilisirten Menschen genössen, sich meistens zu Tode äßen. — Höchst interessant ist es, daß wir fast in allen Hütten moderne Kriegswaffen, meistens Flinten vorfanden und alle möglichen Arten landwirthschaftlicher Apparate und Instrumente. Einige Yaqui-Indianerfamilien kamen gerade aus der Kirche, da es Sonntag war. Die Yaquis sind alle von der katholischen Mission zu Katholiken gemacht. In den Missionsschulen wird ihnen die spanische Sprache beigebracht. Zum Theil haben sie ein ganz intelligentes Aussehen. Ihre Züge sind nicht besonders roh, ihre Augen groß, oft mit träumerischem Ausdruck, zuweilen aber ist ihr Blick durchbohrend. Sie haben schöne gerade, fast griechisch zu nennende Nasen und ihre Zähne blitzen wie Elfenbein. Die Frauen gehen kerzengerade, welche Haltung wahrscheinlich daher kommt, daß sie immer die „olla" das Wassergefäß auf dem Kopfe tragen, wenn sie vom Flusse das Wasser holen. Von den Yaqui-Männern wird gesagt, daß sie die besten Arbeiter der Republik seien. Seit undenklichen Zeiten sind dieselben Jäger, Ackerbauer und Bergarbeiter gewesen. Sie haben den Nomadeninstinct weniger in sich als alle anderen Indianerstämme. Der Regierung unterworfen haben sie sich nie. Ihr jetziger Häuptling Namens Tebatiate hat es zum Friedensvertrag mit Mexico durch Präsident Diaz gebracht. Es soll ein großer denkwürdiger Tag gewesen sein, da in der militärischen Station Ortiz nahe Guaymas hunderte von Indianern erschienen, alle auf ihren weißen Flaggen das Wort paz (Friede) habend, und nebst ihrem Häuptling dem Hauptmann Peinado und seinen Soldaten gegenüber standen. Peinado erklärte im Namen der Regierung, daß gewisses Land, welches die Indianer ihr Eigenthum nennen, ihnen dauernd gehören solle, daß sie damit schalten und walten könnten nach ihrem Gutdünken und daß ihnen all' dieselben Rechte wie den Mexicanern zuerkannt sein sollten. Tebatiate gab sein Wort, daß Leben und Eigenthum aller Mexicaner und Fremden innerhalb seiner Domäne heilig gehalten werden solle und daß er und sein Volk ebenso die Gesetze der Republik aufrecht erhalten wolle. Mehrmals wurden seit jenem Friedensvertrag auf Tebatiate's Befehl Indianer erschossen, welche Amerikaner in der Sierra Madre ermordet hatten. Bei seinem Stamm steht dieser Häuptling in großem Ansehen, seine Gesetze werden gehalten und seine Entscheidungen werden als unfehlbar anerkannt wie die eines Papstes. Von ihm selbst wird gesagt, daß er unter unmittelbarem Einfluß der katholischen Priester stehe, die seit den Tagen der spanischen Eroberung auch unter diesem Indianerstamme ihre Stellung zu behaupten verstanden haben. Die Yaqui-Indianer sind nominell alle Katholiken. Die Regierung hat auch hier Schulen errichtet. Es sind 2 Lehrer und 10 Lehrerinnen aus Mexico nach den größeren Ortschaften des Yaqui-Districtes gesandt. Die Schulen haben ihre Bibliotheken, Landkarten, Globen und alle Art von Lehrmaterial. Der Schulunterricht ist unentgeltlich. Die Yaqui-Kinder sind so zu sagen nicht so dumm wie sie aussehen. Als ich einer Indianermutter lehrte einen Waschlappen stricken, drängten sie sich um mich herum und wollten das Stricken auch gelehrt haben und zwei Knaben liefen um Holznadeln zu schnitzen. — Ganz interessant sind die alten Missionskirchen, von den Spaniern gegründet. Ihr Inneres ist meist auf das Phantastischste von den Indianern ausgeschmückt mit allerhand Indianerarbeit, Decken, Taschen, Schuhe aus Thierhäuten gefertigt, mit Perlen benäht, hängen umher und große, aus bunter Wolle gefertigte, sogenannte „zarnape", eine Art Teppiche, ein Gewebe, welches die Indianerweiber arbeiten. Solche Teppiche, von ungefähr 4 Meter Länge im Geviert, brauchen oft jahrelange Thätigkeit bis zur Vollendung. Sie sollen aber auch unverwüstlich sein! Es ist höchst interessant, zu sehen, wie dieselben angefertigt werden. Zuerst wird in einem Holzrahmen, der so groß ist wie der Teppich werden soll, ein Bindfadennetz von weißen starken Stricken gefertigt. In dieses werden die verschiedenen starken, buntgefärbten Wollfäden hineingewebt, mit der linken Hand werden die Fäden gelegt und mit der rechten Hand schiebt die Indianerin mit einer 3zinkigen Holznadel die Fäden fest und dicht aneinander. Der Rahmen wird zwischen zwei Baumstämmen hängend befestigt und die Weberin sitzt auf einem Baumstumpf vor ihrer Arbeit. — Obgleich nun die zu Katholiken gemachten Indianer bereits viele der Gebräuche der Spanier adoptirt haben, so haben sie doch auch die meisten der eigenen beibehalten. In Tonichi, einem größeren Dorfe am Yaqui-Flusse gelegen, unweit der Mündung des Batepitoflusses, hatte ich das Glück, einer Civiltrauungsceremonie beizuwohnen, welche ganz nach der alten Sitte der Yaquis vollzogen wurde. Ein schöner Indianer von ungefähr 20 Jahren war Bräutigam, die Braut mochte etwa 13 Jahre zählen. Das gesetzliche Heirathsalter in der „tierra caliente" für Mädchen ist 13 Jahr, manchmal sind sie aber bereits mit 11 und 12 Jahren Mütter. Die Eltern waren in diesem Falle einverstanden mit der Heirath. Einer Indianersitte gemäß wird der Heirathscandidat 10 Tage lang vor der Hochzeit dauernd auf die Treuprobe gestellt. Während dieser Zeit versuchen ihn die Männer zum Trinker zu machen und die Frauen mit all ihnen zu Gebote stehenden Künsten zu verlocken. Pancho jedoch ging aus dieser Prüfung rein hervor und nun stand der Heirath nichts mehr im Wege. Im Hause des ältesten Mannes des Ortes, der immer von den Einwohnern als Richter in Streitigkeiten erwählt wird, fand ein sogenanntes großes „pow-pow" statt. Vier andere alte Männer und der Bräutigam waren sozusagen vorgeladen worden. Mit niedergesenktem Haupte stand Letzterer vor seinen Richtern. Der Ortsrichter erhob sich nun zunächst und machte eine lange Rede. Wie der Dolmetscher uns mittheilte, wurde in derselben des jungen Mannes Lebensgeschichte von seiner Geburt an geschildert und alle seine Fehler und begangenen Thorheiten mit großer Uebertreibung erzählt. Als die Rede beendet, erhob sich ein anderer der vier Geladenen und erzählte auch Alles, was er gehört hatte zum Nachtheil des Bräutigams, und hierauf thaten die anderen drei das Nämliche. Der arme Kerl stand während der ganzen Zeit da wie ein angeklagter Verbrecher. Nun wurde ihm befohlen, sich zu verantworten, und irgend welche Thaten von Tapferkeit und Nächstenliebe, die er ausgeführt habe, zu berichten. Jetzt warf er seinen Kopf auf, lehnte seinen breiten Rücken gegen die Wand und erzählte mit glühenden Wangen und Gesticulationen. Am Ende seiner Vertheidigung klatschten die alten Männer in die Hände und es ward nach der Braut und ihrer Familie gesandt. Diese mochten sich schon keinen schlimmen Ausgang erwartet haben, denn sie befanden sich bereits, hochzeitlich gekleidet, vor der Thüre; die Braut hatte ein weißes Kattunkleid an ganz modern gearbeitet, wahrscheinlich aus Mexico stammend, und ein weißes Tuch um den Kopf, während die Brautmutter in diese bunten „zarnapes" gewickelt war, in echte alte Yaqui-Indianertracht gekleidet. Der Bräutigam trug weiße Barchentbeinkleider und eine ebensolche Weste, an der sich lange Aermel befanden und die hinten zugeknöpft war. Er war ebenso gekleidet wie der wohlhabende Mexicaner auf seiner Farm es ist. Als nun die Braut in die Hütte eingetreten war, gab der Ortsrichter dem Bräutigam ein geladenes Gewehr in die Hand. Der junge Mann trat durch die Thür ins Freie und feuerte es dort in die Luft. Der Sinn dieser Ceremonie ist, daß der Bräutigam infolge seiner Unschuld fähig wäre, seine Ankläger todt zu schießen. Das Gewehr wurde von Neuem geladen und der Braut übergeben, welche einen gleichen Schuß abfeuerte. Nun hatte die Trauungsceremonie ihr Ende erreicht. Die Familie ging mit dem Bräutigam zurück in das Haus der Brauteltern. Vor demselben waren eine Menge anderer Indianer und Indianerinnen, welche ihre Glückwünsche auszusprechen schienen. Unter der Menge befanden sich zwei stämmige Indianer. Einer spielte die Guitarre und einer eine Art Harfe aus rohem Holz, von den Eingeborenen angefertigt. Die Guitarre war aus Cedernholz gemacht mit einer Armadillomuschel als Boden. Die Musiker sangen zu ihrem Spiel. Ihre Stimmen waren höchst melodisch und weich, aber nicht stark. Bald begannen alle Anwesenden zu tanzen. Sie sprangen dabei hoch in die Höhe, die Weiber tanzten bald allein, bald mit den Männern. Ihre Art zu tanzen erinnerte an das Schuhplattlern der Tiroler. — Uebrigens sind die Weiber der Yaquis sehr geachtet und Alleinherrscherinnen in ihrem Heim. Sie sind gute treusorgende Mütter und der Yaquivater hat nicht in die Erziehung der Kinder hineinzusprechen. Ehescheidung ist eine Seltenheit und die einzige Ursache dazu ist Treulosigkeit. Wenn ein Treubruch begangen worden ist, so hat der betrogene Theil das Vorrecht den Treulosen zu tödten und wird nicht eines Verbrechens vor dem Gesetz angeklagt. Natürlich ist dies Gesetz nur giltig innerhalb des Districtes der Yaquis. Der Häuptling Tebatiate hat große Anstrengungen gemacht, den alten Aberglauben unter seinem Stamm auszurotten. Götzendienst und der Glaube an Zauberei ist dennoch lebendig unter den Yaquis, wie ich selbst erfahren habe bei einem Spaziergang am Yaqui-Flusse. Vor einer Indianerhütte stand ein wirklich Furcht einflößender

Götzenkörper: Er war aus Tuch gefertigt, mit Watte ausgestopft und ganz dicht bedeckt mit den Dornen der Magney-Pflanze. Dieser Götze ist eine Art Hexenpuppe, von den Eingeborenen „bruja“ genannt. Sie gehörte einem Indianerweib, einer Mutter von 7 Kindern, deren Ehegemahl von den Indianern getödtet wurde, weil sie glaubten, er stünde unter dem Einfluß einer bösen Macht. Das Indianerweib sprach ein ganz verständliches Spanisch und erzählte mir pathetisch ihr Schicksal: „Mein Ehemann war ein guter Mann, begann sie, ein Bergarbeiter von denen, die am Rio Avos graben. Er mußte die meiste Zeit vom Hause weg sein und konnte nur zwei oder drei Mal des Jahres kommen, uns zu besuchen. Ich lebte im Dorfe mit meinen Kleinen, sodaß sie zum Priester gehen konnten, lesen und schreiben zu lernen. Es kostete uns fast Alles, was mein Marido erarbeitet hatte, Nahrung und Kleidung und den Pater zu bezahlen. Aber es gab Leute im Dorfe, die waren eifersüchtig auf uns, weil wir mehr hatten als sie, und daß wir keinen Tequilla tranken, ärgerte sie, denn unsere Feinde vertranken ihr ganzes Geld. Eines Tages, als mein Marido kam, uns zu besuchen, und Geld brachte, kamen der alte Pedro und einige andere Männer, ihn aufzufordern, mit ihnen zur Cantina zu kommen, das ist der Ort, wo die Bergarbeiter ihr Geld vertrinken, was sie ihren Weibern und Kindern geben sollten. Mein Diego weigerte sich zu gehen und die Männer gingen fort. Einer von ihnen fiel zu Boden und schrie: »Ich bin verhext, Etwas ist mir plötzlich in den Kopf gefahren und schrie ganz laut: Diego und sein Weib und alle Kinder sind vom bösen Geist besessen und sind solche Leute, die verbrannt werden müssen, wie die Hexen.« Und die Nacht als Diego nach dem corral ging, es war schon dunkel geworden und er wollte nach den vacas (Kühe) sehen, ergriff ihn plötzlich Jemand und schleifte ihn fort zum Flusse. Ich hörte ihn schreien und rannte nach und da mußte ich sehen, wie sie große Felsstücke an ihn banden und ihn in den Fluß warfen und ertränkten, und als ich und die Kleinen versuchten ihn zu retten, schlugen uns die Männer und zogen uns zum Hause zurück. Nachher machten sie, daß wir unser Haus im Dorfe verlassen mußten und hierher kommen, eine halbe Meile weg. Und dann war es, daß ich das „bruja“ machte uns zu schützen, und die Leute fürchten sich nun so vor uns und jeder im Dorfe giebt uns so viel von seinem pan und frijoles (Brod und Bohnen), damit wir seinen Namen dem „bruja“ nicht nennen, denn wenn wir seinen Namen nennen und dabei die Dornen in den Körper stechen, muß die Person große Qual leiden und stirbt bald. Sie haben meinen Diego getödtet, sie müssen jetzt sorgen für sein Weib und seine Kleinen, deshalb mache ich sie alle zum Fürchten mit der Hexenpuppe.“ — Ich hätte ihr gern die Hexenpuppe abgekauft, aber mein Versuch war umsonst. Sie wollte sich nicht von diesem Zaubermittel trennen. Außerdem versicherte sie mir, daß der Besitz dieser Hexe mir Unglück bringen werde. — In Onovas begegneten mir zwei Mayo-Indianer. Diese hatten ganz helles Haar, rothe Bärte und lichte, blaue Augen. Unser Führer erzählte mir, daß sie Nachkommen seien von Leuten, die von einem dänischen Schiffswrack einst gerettet worden seien an der Küste nahe am Ausfluß des Mayo-Flusses, ungefähr vor 50 Jahren. Die Geretteten wurden von den Eingeborenen als Gefangene gehalten und nahmen Frauen der Eingeborenen. Der gewöhnliche Mayo-Indianer ähnelt dem Yaqui, nur ist seine Hautfarbe beträchtlich dunkler. Erwähnenswerth ist noch, daß die Yaquis ihre schwächlichen oder verkrüppelten Kinder noch jetzt tödten, besonders ist dies eine Sitte bei denen, die im Gebirge der Sierra Madre leben. Ihr Häuptling aber sowie die Regierung kämpfen gegen diesen grausamen Gebrauch. Es wäre noch viel zu erzählen von dem Fortschritt, den die Civilisation unter den Indianerstämmen hervorgerufen. Jedenfalls ist es hochinteressant, wahrzunehmen, wie bildungsfähig die Rasse der Indianerstämme ist und welch' großen Einfluß die Mission unter ihnen in den letztverflossenen Jahren bis Anno 1900 bereits gehabt hat. M. L.

Bücherbesprechungen.

— Das Verfahren der Zwangsversteigerung nach dem Reichsgesetze über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung vom 24. März 1897 an einem Rechtsfalle dargestellt. Von Fischer, Landgerichtsrath. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1900. Franz Vahlen. (72 S., Pr. br. 1,60 ℳ) — Darstellung eines Verfahrens an einem Rechtsfalle hat für Studirende wie für Praktiker großen Werth, da daraus das Wesen des Verfahrens sich am besten ergiebt. Wie Viele haben nicht den rechten Einblick in den Civilprozeß aus Meyer's Anleitung zur Prozeßpraxis u. s. w. gewonnen! Meyer's Schriften zeichnen sich dadurch aus, daß sie den Fall nicht zu verwickeln, sondern möglichst einfach zu gestalten suchen, und treffen darin den richtigen Standpunkt. Gewiß verfolgt der Verfasser des angezeigten Werkes den gleichen Zweck und hat ihn auch nach einzelnen Seiten hin erreicht; allein die einfache Gestaltung ist nicht immer erfolgt, so z. B. darin, daß als Schuldner ein Besitzer und dessen mit ihm in Gütergemeinschaft lebende Ehefrau aufgeführt wird, obwohl dieses Rechtsverhältniß gar nicht weiter in Betracht kommt und die Ehefrau nirgends auftritt, oder darin, daß das Bestehenbleiben eines Theils einer Hypothek, die an sich zur Zahlung zu kommen hätte, vereinbart wird, obschon für denselben Gläubiger noch mehrere Sicherungshypotheken, zum Theil mit Vorrang vor jenem Betrage, einzutragen sind. Auch die Aeußerung des Schuldners S. 28 über seine persönliche Haftung für eine Grundschuld ist etwas dunkel. Bei der Erklärung des Erstehers S. 44, gleichzeitig mit ihm seine mit ihm in Gütergemeinschaft lebende Ehefrau als Eigenthümerin einzutragen, sind die beachtenswerthen Ausführungen des Prof. Dr. Lenel in der Deutschen Juristenzeitung 1900, S. 256, unbeachtet geblieben; auf die Erklärung des Erstehers allein hin darf wohl auch nicht die Eintragung erfolgen. Die Bemerkungen S. 29 bei Feststellung des baar zu zahlenden geringsten Gebots sind zwar sehr instructiv, gehören aber nicht in das Protokoll. Sieht man jedoch hiervon und von einigen störenden Druckfehlern ab, so wird sich Manches aus dem Werke lernen lassen; auf jeden Fall bietet es einen Einblick in das Zwangsversteigerungsverfahren und hebt Vieles hervor, was bei der Leitung u. s. w. des Verfahrens zu berücksichtigen ist, wenn es auch zunächst die preußischen Ausführungsbestimmungen berücksichtigt. K—d.

— Freiherr v. Schlicht, Alarm und andere Militärhumoresken. Verlag von Albert Langen, München. — Erzählungen aus dem Militärleben sind von jeher eine Lieblingslectüre des deutschen Publicums und leider wird ja hierin recht viel Schlechtes geboten. Es mangelt entweder dem Verfasser die Kenntniß des Militärlebens oder aber die Fähigkeit, dichterisch zu gestalten und deutsch zu schreiben. Der durch seine früheren reizenden Werkchen: „Das Manöverpferd“ und „Ein Kampf“ schnell bekannt und beliebt gewordene Frhr. v. Schlicht ist einer der seltenen Militärschriftsteller, die beide Gaben in hohem Maße besitzen. Dabei hat er ein Herz fürs Militär und ist doch nicht blind für die kleinen Schwächen, die den Herren in zweierlei Tuch oft anhaften. So erhebt sich seine gemüthliche, echt humoristische Schilderung oft zur berechtigten, nie aber zur verletzenden Satire. Darum wird auch sein neues Buch „Alarm“ innerhalb und außerhalb der geschilderten Kreise mit Freuden aufgenommen und mit herzlichem Vergnügen gelesen werden. —ff.

— Dr. Th. Kerrl, Die Lehre von der Aufmerksamkeit. Eine psychologische Monographie. Gütersloh, Bertelsmann 1900. — In einem Buche, das zum Gegenstande ein so vieldeutiges Phänomen hat, wie es das der Aufmerksamkeit ist, erwartet man ein Einleitungscapitel historischen Inhalts. Kerrl hat ein solches seinen Ausführungen nicht vorangestellt; vielmehr beginnt er mit einem theoretischen Theile, den er „psychologische Darstellung der Aufmerksamkeit“ nennt, schließt einen „praktischen Theil“, die Anwendung der Lehre von der Aufmerksamkeit in Ethik und Pädogogik, an und giebt endlich in einem umfangreichen Schlußtheile eine Kritik der ihm am wichtigsten scheinenden Aufmerksamkeitstheorien. Bei solcher Anordnung beraubt er sich eines großen Vortheils. Was er gegen Theorien, die von der seinen (richtiger Rehmke'schen) abweichen, vorzubringen hat, kommt nicht auf einmal und in geschickter Steigerung zur Geltung, sondern tritt in den einzelnen Theilen immer von Neuem hervor, läßt den Gedankenfortschritt häufig unterbrochen erscheinen und giebt dem ganzen Werke einen polemischen Charakter. Für eine Streitschrift indessen ist das überaus fleißig vorbereitete und instructive Buch nicht selbständig genug: Kerrl erklärt selbst, daß er Rehmke's Psychologie zur Grundlage seiner Ausführungen gemacht hat (S. 212), giebt (S. 198) zu, daß er sich über die physiologischen Grundlagen der Wundt'schen Apperceptionstheorie kein eigenes Urtheil gebildet habe. Wer aber irgendwie in verba

Digitized by Google

magistri schwört, soll nicht fremde Meister verurtheilen. Was Kerrl über eindeutige, möglichst wenig vom Sprachgebrauche abweichende Benennung psychischer Phänomene sagt, darf man wohl unterschreiben; was er im praktischen Theile über Erweckung und Verwerthung unwillkürlicher und willkürlicher Aufmerksamkeit vorbringt, zeigt den denkenden und gut beobachtenden Schulmann. Bei der Analyse zeigt er, daß ihm von Rehmke nicht nur Resultate, sondern auch die Untersuchungsmethode in Fleisch und Blut übergegangen; für unbedingte Anhänger Johannes Rehmke's wird überhaupt wenig am Buche auszusetzen sein. Die Kerrl'sche Definition von Aufmerksamkeit, deren Zweitheilung Intellectualisten und Voluntaristen bekämpfen müssen, besagt, daß Aufmerksamkeit ein Deutlichhaben der Seele ist. „Das Deutlichhaben nennt man unwillkürliche Aufmerksamkeit, wenn es als besondere Bedingung nur den Contrast hat, man nennt es willkürliche Aufmerksamkeit, wenn es dazu auch noch vom Bemerkenwollen bedingt wird" (S. 71). Daß ein solches Resultat werthvoller sei als etwa die „dem naturwissenschaftlichen Zeitalter entsprungene Entwicklungstheorie" Jodl's (S. 204), kann billig bezweifelt werden. Dr. Grimm.

— Die Schreckenstage von Kimberley. Tagebuchblätter aus Kimberley, geschrieben in der Zeit der Belagerung durch die Boeren 1899—1900 von Carl Meyer, Missionar in Kimberley. Berlin NO., 43. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft. 100 Seiten. — Ein fesselndes und inhaltreiches kleines Buch, das den Reiz des Selbstgeschauten und Selbstdurchlebten an sich trägt und uns die ja ziemlich bekannten Vorgänge während und bei der Belagerung von Kimberley nochmals mit allen Details vor Augen führt. So finden wir z. B. auch den berühmten durch die erste nach Kimberley hineingeschleuderte Boerenkugel zerschmetterten eisernen Kochtopf wieder, dessen Stücke Rhodes versteigern ließ. Das Buch bringt für den eifrigen Zeitungsleser — und wer hätte den Krieg in Südafrika nicht bis ins Einzelste verfolgt? — eigentlich wenig Neues. Die ungeheure Ueberhebung der englischen Bevölkerung und des englischen Militärs bei Beginn des Krieges, ihre Mißgunst gegen alle Deutschen, die man für heimliche Verbündete der verachteten Boeren hielt, die englische Verleumdungs- und Prahlsucht, die Disciplinlosigkeit und moralische Minderwerthigkeit der Freiwilligen, wie die gute Haltung der regulären Truppen und die unparteiische Gerechtigkeit der höheren englischen Officiere sind alles bekannte Dinge, die man sich gern aber noch einmal von einem so unparteiisch und scharf beobachtenden, selbst mitten in den Dingen stehenden Augenzeugen bestätigen und in die richtige Beleuchtung setzen läßt. Bekannt war es auch, daß die Belagerung der Boeren mit wenig Energie und Planmäßigkeit vorgenommen wurde, unser Verf. meint, daß ein kurz nach dem 15. October 1899 mit einigem Muth und Geschick auf die völlig unvorbereitete Stadt unternommener Sturm sie leicht in die Hände der Boeren gebracht haben würde, auch das Bombardement war ziemlich erfolglos, die schlimmste Gefahr drohte durch den Hunger, und die am schwersten Leidenden waren die farbigen Eingeborenen. Bestätigt wird ferner hier, was freilich nach dem bisher darüber Lautgewordenen wenig überraschen wird, die schlechte Behandlung und gesinnungsniedrige Verhöhnung gefangener Boeren seitens der Engländer, gegen die unser Missionar offen aufgetreten ist. Ueberraschen dagegen dürfte Viele das günstige Urtheil, welches Missionar Meyer über Lord Methuen und Rhodes fällt, besonders des letzteren stete Hilfsbereitschaft, wo sich irgend Noth zeigte, wird gerühmt und seine Energie, der allein die Behauptung Kimberleys zu danken sei. Wir fürchten freilich beinahe, daß für einen großen Leserkreis das Büchlein etwas zu spät kommen wird. Die Anfangs so laut und, wie es schien, so durchaus ehrliche und sachliche Begeisterung für die gerechte Sache der Boeren ist verpufft und verflackert wie ein Strohfeuer, sobald das Glück die Fahnen der Verbündeten verlassen, die Sensationslust des großen Haufens hat sich längst den neueren Ereignissen auf dem Welttheater zugewandt. Für den tiefer Sehenden jedoch, der in den bisherigen Kämpfen in Südafrika nur das Vorspiel tief einschneidender kommender Entscheidungen erkennt, wird das Buch von hervorragendem Interesse bleiben. Störend für manche Leser wird der pastorale und salbungsvolle Ton wirken, der in dem sonst so frisch geschriebenen Buche an vielen Stellen zum Durchbruch kommt. Doch, Niemand kann aus seiner Haut heraus. Auch mit dem epitheton ornans „lieb", das jedem befreundeten Menschenkinde von dem Verfasser angehängt wird, hätte sparsamer umgegangen werden können, es fehlt blos noch der liebe Rhodes und der liebe Methuen.

Dr. W. Bruchmüller.

— Die Radlerin. Geschichte zweier Menschen von Georg Frhrn. v. Ompteda. Verlag von F. Fontane & Co. Berlin W. 1900. 290 Seiten. Preis 3,50 ℳ. — Auf dem Rade haben sich die beiden Helden des neuesten Ompteda'schen Buches kennen gelernt, ein österreichischer Graf und die Tochter eines kleinen Kaufmannes in Dresden. Der Stoff ist, wie man schon hieraus sieht, ganz aus dem modernen Leben genommen, und modern — durchaus im guten Sinne — ist auch die Entwickelung und der Abschluß dieser Geschichte. Nach älterem Recept hätten sich die ungleichen Liebenden „zu guterletzt" selbander in die Elbe stürzen müssen, das wäre der tragische Schluß gewesen, reichliche Thränen hätten die gerührten Leserinnen diesem neuesten Romeo und seiner Julia nachgeweint; oder aber das kleine Bürgermädel wäre nach Besiegung von tausend Schwierigkeiten — adelsstolzen bösen Verwandten *rc.* — eine große Standesherrin geworden zu allgemeiner Befriedigung sämmtlicher Leserinnen, das wäre der Lustspielschluß gewesen. Ein Abschluß aber, wie Ompteda ihn gewählt hat und wie er wohl der beste ist und am häufigsten in der rauhen prosaischen Wirklichkeit vorkommen wird, wäre in früherer Zeit für einen Roman undenkbar gewesen. Das Liebespaar geht eben, wenn auch unter heftigen inneren Kämpfen, auseinander und lernt allmälig einsehen, daß es so das Beste für sie gewesen, da Beide doch trotz der echten und tiefen gegenseitigen Zuneigung allzuweit in Lebensanschauung, Lebensauffassung und Lebensgewohnheiten von einander verschieden sind. Meisterhaft ist das Erwachen und Fortwachsen der Leidenschaft in den beiden jungen Herzen dargestellt, lebendig und plastisch sind die einzelnen Gestalten herausgearbeitet, besonders die Hauptfigur, der etwas unselbstständige und noch unfertige junge Graf, und der Vater der Radlerin, die selbst gegen ihren Partner etwas zurücktritt, obwohl sie durch ihr charaktervolleres Wesen menschlich mehr ergreift als der junge Graf. Wenn die Gesundung, der Durchbruch vernünftigen Besinnens am Schlusse etwas schnell vorgeführt wird, so wird man daraus dem Verfasser keinen Vorwurf machen dürfen, da nach dem Verzicht der Höhepunkt überschritten war, und ein ebenso ausführlich wie das Anwachsen derselben psychologisch klargelegtes allmäliges Verlöschen der Leidenschaft sich mit der Oekonomie der Anlage deshalb nicht vertragen hätte. Trotzdem mußte uns aber die Ausgleichung des seelischen Conflictes bei beiden einst Verbundenen vorgeführt werden, sollte anders nicht nach dem Lesen ein den Genuß des Werkes störendes Unbehagen zurückbleiben. Das versöhnende „Bleibe gesegnet!" am Schlusse thut dem jedem Menschen innewohnenden ausgleichenden Gerechtigkeitsgefühl Genüge, welches sich anders durch das etwas schwächliche Nachgeben des Grafen verletzt gefühlt haben würde. Wir spüren es, wie durch das sengende Feuer der Leidenschaft zwei Menschen zwar nicht unversehrt, aber doch geläutert und innerlich gefestigt und gereift hindurchgegangen sind. Dieser Abschluß erst gewährleistet dem Werke, daß der künstlerische Genuß, den wir bei seiner Lectüre haben, bis zum Abschluß rein erhalten bleibt und darüber hinaus fortdauert. Wir können auch diesen neuen Ompteda warm empfehlen, für junge Mädchen freilich ist er keine Lectüre. W. B.

— Die Fabrikation der Papiermaché- und Papierstoffwaaren. Von L. E. Andés. Mit 125 Abbildungen. Verlag von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig. Preis 5 ℳ 80 ₰. — Es ist wohl das erste Mal, daß diese Fabrikation auf dem Büchermarkt erscheint, dem der Hartleben'sche Verlag immer wieder einen bisher von der technischen Literatur nicht berücksichtigten Erwerbszweig zuführt. Das Buch kann also schon wegen der Seltenheit seiner Materie unser Interesse beanspruchen, auch wenn es nicht so stark in die Papierfabrikation übergreifen würde, deren Rohstoffe, wenigstens soweit sie der Papiermachéfabrikation angehören, eingehend besprochen werden. Es folgt die Beschreibung der mechanischen Vorrichtungen für die Papierbreibereitung, sowie der Maschinen und Geräthe, mit denen der Papierbrei geformt, gegossen und gepreßt wird. Schließlich wird im Buch die breiige Papier- und Holzstoffmasse zu den verschiedensten Gebrauchsgegenständen verarbeitet, wie Kisten, Fässer, Schachteln, Spulen u. s. w. Den Schluß bildet die Decorirung und das Vergolden der fertigen, trockenen Papiermachégegenstände. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 103. Dienstag, den 28. August, Abends. 1900.

Der Sonnenschein in der Landwirthschaft.

Unter diesem Titel hat jüngst der Director des kgl. sächs. meteorologischen Institutes, Prof. Dr. P. Schreiber, im 4. Hefte der „Abhandlungen" dieser Anstalt eine grundlegende, hochinteressante Untersuchung über die Materien veröffentlicht, welche beim Studium der Abhängigkeit der Entwickelung und des Ertrages der Pflanzen von der Licht- und Wärmewirkung der Sonnenstrahlen in erster Linie zu berücksichtigen sind. Wir halten es für angezeigt, auch an dieser Stelle die Vertreter der Landwirthschaft durch ein eingehendes Referat über die 110 Folioseiten füllende, mit verschiedenen Figurentafeln, Diagrammen, Karten &c. ausgestattete Schrift nachdrücklichst aufmerksam zu machen. Denn nur dann, wenn die wissenschaftlichen Vertreter der Meteorologie und die der Landwirthschaft Hand in Hand gehen, jene die Messungen von Licht und Wärme zweckentsprechend vornehmen und diese aus ihrer Erntestatistik und ihren physiologischen Experimenten die Zahlen feststellen, aus denen die Abhängigkeit des Pflanzenlebens von der Sonnenstrahlung zu ersehen ist, wird es möglich sein, auf diesem Gebiete vorwärts zu kommen. Freilich wird sich die Landwirthschaft an eine mathematisch-physikalische Behandlungsweise dieser Probleme gewöhnen müssen, deren volles Verständniß man billigerweise nur bei den wissenschaftlichen Vertretern derselben, bei ihren Führern voraussetzen kann. Das sächs. meteorologische Institut hat von seiner vorgesetzten Behörde die Weisung erhalten, vorwiegend für die Zwecke der Landwirthschaft zu arbeiten. Zum Glück scheinen dieser Weisung nicht bestimmte, die Direction in ihren Vornahmen allzusehr einengende Instructionen beigegeben worden zu sein. Wir sagen: zum Glück, weil anderen Falls die große Gefahr nahe läge, daß die Arbeiten des Institutes von der breiten Straße wissenschaftlicher Forschung abgedrängt und einem einzelnen Zweige der Praxis professionsmäßig dienstbar gemacht werden könnten. Dem Autor lag nun die zeitraubende Aufgabe ob, sich eingehend darüber zu informiren, was denn eigentlich die maßgebenden Vertreter der Landwirthschaft von der Meteorologie verlangen. Er studirte zu diesem Zwecke die Werke der Professoren Adolph Mayer, R. Heinrich, H. Hellriegel, E. Wollny u. A. und gewann hierdurch den wünschenswerthen Einblick in die Gesetze über die Ernährung der Pflanzen, über die Beziehung der klimatischen Verhältnisse zur Pflanzenproduction, über die maximalen Erträge einer gegebenen Fläche und vor allen Dingen auch über die meteorologischen Beobachtungen, die von den Vertretern der Landwirthschaft zur Förderung ihrer Interessen z. B. für nothwendig erachtet werden.

Weil die Athmung und dadurch die Stoffumbildung in den Pflanzen lediglich von der Temperatur der Luft und des Bodens, die Nahrungsbildung (Production von Stärkemehl) aber vornehmlich vom Lichte abhängt, wird es sich darum handeln, das Licht und die Wärme, welche die Sonnenstrahlen an der Erdoberfläche verursachen, nach Maß und Zahl zu bestimmen und mit der Entwickelung und den Erträgen der Nutzpflanzen in Verbindung zu bringen. Hierbei ist aber die Frage noch offen, ob die durch die Sonnenstrahlen an der Erdoberfläche erzeugte Helligkeit oder ob der Wärmeeffect bei der Absorption derselben durch die Körper, auf die sie treffen, zu bestimmen ist. Das erstere würde in das Gebiet der Photometrie, das letztere in das der Thermometrie gehören, und für beide wären die nöthigen Maßeinheiten festzustellen. Mag nun der Würfel nach der einen oder der anderen Seite fallen, immer würde es sich darum handeln, die Arbeitsgröße der Aetherschwingungen in den Lichtstrahlen zu bestimmen, die, von den Pflanzen absorbirt, theils in chemische Spannkräfte umgesetzt werden, theils in der Form von Wärme auftreten. Dies zugegeben, stehen wir vor der ziemlich complicirten und darum Zeit und Geld erheischenden Aufgabe, die Intensität der directen und diffusen Sonnenstrahlung, das Absorptions- und Reflexionsvermögen, den äußeren und inneren Wärmeleitungscoefficienten, den Wasserwerth u. A. m. aller der Körper zu bestimmen, für die es die Landwirthschaft für nöthig hält. Da die Arbeitsmethoden auf diesem Gebiete durchaus noch nicht sicher und erprobt sind, wird man mit einfachen Ermittelungen zu beginnen haben und wird nur langsam zu vollkommneren fortschreiten können. Vor Allem aber wird man sich hüten müssen, werthlose, nicht genau definirbare Zahlenwerthe in dicken Bänden zu sammeln, wie sie der Autor beispielsweise in der Heinrich'schen Forderung der Ablesung eines der directen Bestrahlung ausgesetzten Normal- oder Maximalthermometers, der Notirung der Wolkenfarbe, der Zahl der heiteren und trüben Tage erblickt. Bei dieser Absage, dieser Warnung läßt er es aber nicht bewenden, sondern macht positive Vorschläge, giebt uns in dem ersten, dem rein theoretischen Theile der Abhandlung eine Uebersicht und Kritik der bisherigen Methoden, stellt Controlrechnungen an und lehrt die Untersuchung neue Bahnen wandeln. Es muß daher zunächst unsere Aufgabe sein, etwas näher auf diesen kritischen und zugleich grundlegenden Theil der Abhandlung einzugehen, obschon die verschiedenen Gleichungen und die rechnerische Herleitung der Facita ganz außer Acht bleiben müssen. —

Wie schon bemerkt wurde, kann kein Zweifel darüber existiren, daß in erster Linie die Intensität der directen und diffusen Sonnenstrahlung zu bestimmen ist. Daher verbreitet sich der Verf. in den ersten 5 Abschnitten in mathematischer Kürze und mit Präcision über die Größe der Wärmestrahlung und deren wichtigsten Wirkungen an der Erdoberfläche, über die Berechnung der die Erdoberfläche treffenden Wärmemenge ohne und unter angenäherter Rücksicht auf die theilweise Absorption der Strahlen in der Atmosphäre, über das Problem der Bestrahlung einer freistehenden Kugel und über die wichtigsten Methoden, die man bisher zur Bestimmung der Strahlungsintensität eingeschlagen hat. — Ausgehend von der Solarconstanten A d. i. von derjenigen Wärmemenge, die die Flächeneinheit (qcm) in der Zeiteinheit (sec) unter der Voraussetzung einer tiefschwarz gefärbten Oberfläche empfängt, entwickelte er das Lambert'sche Strahlungsgesetz ($J = A \cos \beta$) für geneigte Flächen, deren Neigungswinkel am Mittag eines Aequinoctialtages stets gleich der geographischen Breite des Beobachtungsortes ist. Wirkt die Sonne am Aequator mit der Stärke 1, so wirkt sie in einer Breite von 30°, 45°, 60°, 90° nur mit den Stärken $0{,}9$, $0{,}7$, $0{,}5$, $0{,}0$. Diese Wärme wird nicht nach Thermometergraden, sondern nach Calorien bestimmt und es können hier nach Bedarf Gramm-, Kilogramm- oder Tonnen-Calorien als Maßeinheiten gewählt werden, jenachdem man die Wärmemenge meint, welche einem g, einem kg oder einer t des betreffenden Körpers zugeführt werden muß, um seine Temperatur um 1° zu erhöhen. Die Reductionszahl der verschiedenen Calorien beträgt sonach 1000. Die Solarconstante A ist sehr schwer zu bestimmen und die einzelnen Forscher sind zu verschiedenen Resultaten gelangt. Der Wahrheit dürfte man am nächsten kommen, wenn man für A pro Minute 3 GC (Grammcalorien) setzt. Dann erhält der qm in der Stunde 1800 KC (Kilogrammcalorien). Diese Wärmemenge wird nun benutzt, um den Erdboden zu erwärmen, Schnee und Eis zu schmelzen, Wasser zu verdunsten. Die Physik lehrt, daß die Erwärmung eines Körpers abhängig ist von seinem Volumen, seinem specifischen Gewichte und seiner specifischen Wärme. Das Product dieser drei Factoren bezeichnet man als den Wasserwerth des Körpers ($W = vsc$). Will sich also ein Körper um $t°$ erwärmen, so bedarf er der Wärmemenge $Q = vct = wt$. Der Wasserwerth der einzelnen

Bodenarten ist nun im trockenen Zustande bedeutend geringer als im nassen, dort im Durchschnitt 0,35, hier 0,85 Tonnen pro cbm. Da die Hohlräume des Bodens durchschnittlich 49% des Volumens ausmachen, muß man 499 mm, also ca. 5 hl Niederschlag rechnen, wenn der Boden bis zu 1 m Tiefe mit Wasser gesättigt werden soll. Die Erwärmung der Luft läßt sich nicht so einfach wie die fester und flüssiger Körper berechnen, weil hier die Veränderungen im Druck und Volumen in Betracht kommen. Bei constantem Drucke, also in freier Atmosphäre, gehören zu 1 cbm trockener Luft 300 g, bei constantem Volumen 200 g Wasserwerth. Ein cbm Eis verzehrt beim Schmelzen 7200 KC und ein cbm Wasser bedarf zum Verdunsten ca. 606 000 KC. Wenn also über einem Orte der Erde die Sonne Mittags im Zenith steht, so fallen in der Zeit von $11^h\ 30^m - 12^h\ 30^m$ auf jeden qm Fläche 1800 KC Wärme. Würde diese Wärme vollständig eindringen und sich genau bis zu 1 m Tiefe gleichmäßig vertheilen, so würde Wasser um 1,8°, Eis um 4,0°, trockene Ackererde um 5,1°, wassergesättigte Ackererde um 2,1°, Luft um 6000° erwärmt werden. Nach diesen mehr einleitenden Untersuchungen wendet sich der Verf. zur Bestimmung der Wärmemenge pr. qm Fläche und discutirt die Sache je nach Neigung der Fläche, Dauer der Bestrahlung, Expositionsrichtung u. s. w. Neben der stündlichen Strahlungsmenge erfahren wir die mehrstündige, die Tages-, Halbjahrs- und Jahressumme für horizontale und geneigte Flächen und bei letzteren wieder für die Neigungen nach den verschiedenen Himmelsgegenden. Für alle Fälle sind die Formeln entwickelt, wird die Rechnung an einem Beispiel erläutert und sind die Facita für die Hauptkategorien tabellarisch zusammengestellt. Jeder im Rechnen gewandte Landwirth ist im Stande, an der Hand dieser Instructionen die Wärmemengen zu berechnen, die eine der Größe und Lage nach gegebene Fläche in einer bestimmten Zeit von der Sonne erhält. So erfahren wir z. B., daß die Maxima der stündlichen Bestrahlung in allen Orten der heißen Zone gleich (1,8 TC) und nur zeitlich verschieden vertheilt sind. Während sie am Aequator zweimal und zwar zur Zeit der Aequinoctien eintreten, fallen sie bei 10° Breite bereits auf den April, in 20° und allen übrigen Breiten auf den Juni. Dabei sinken sie von 1,8 auf 0,7 TC herab. Am Aequator ist das mittägige Minimum der Bestrahlung (1,66 TC.) ungefähr gleich unserem Maximum (1,62 TC). Die Tagessummen sind am Aequator wegen der relativ kurzen Tage durchaus nicht immer am größten. In den Monaten Mai, Juni und Juli sind sie kleiner als in jeder anderen Breite; in diesem Vierteljahre erhält der Pol die stärkste Insolation (Aequator 12,6, Pol 17,3 TC). Im Sommerhalbjahr d. i. in der Zeit nördlicher Sonnendeclination fällt die größte Wärmemenge auf die Zone zwischen dem 20. und 30. Parallelkreis, der Pol erhält noch 83% von der Wärme des Aequators, im Jahresdurchschnitt vermindert sich dieselbe allerdings auf 40% und fällt stetig vom Aequator bis zum Pol. Es enthält nämlich der qm Fläche

in einer Breite von	zur Zeit der nördlichen Declination	zur Zeit der südlichen Declination	im Jahre
0°	2400	2400	4800
10°	2540	2200	4740
20°	2610	1920	4530
30°	2610	1620	4230
40°	2540	1260	3800
50°	2410	880	3290
60°	2240	510	2750
70°	2070	200	2270
80°	2000	50	2050
90°	1990	0	1990

Tonnen-Calorien (TC)

Bei geneigten Flächen werden diese Werthe nur noch vom Neigungswinkel ($J = A \cos i$) und der Exposition d. i. von der Lage nach den 8 Haupthimmelsrichtungen mehr oder weniger abschwächend beeinflußt. Für alle Einfallswinkel ist die SW-Exposition die wärmste, die NO-Exposition die kälteste und zwar sinkt der Bestrahlungswerth bei einem Neigungswinkel von 30° von 1,60 auf 0,75 TC, bei einem solchen von 60° von 1,31 auf 0,00 TC herab. Auf SW folgen der Stärke nach die Richtungen W, S, NW, SO, N, O, NO. Selbst den Einfluß der Aenderungen in der Entfernung der Sonne hat der Verfasser nicht außer Acht gelassen und berechnet ihn zu 3% des mittleren Werthes.

Die bisher gefundenen Wärmemengen sind insofern rein ideelle, nur relativ richtige Werthe, weil sie die Absorption der Strahlen in der Atmosphäre ganz unberücksichtigt lassen. Im 3. und 4. Abschnitt tritt der Verfasser in die Behandlung dieser schwierigen Materie ein. Vorgearbeitet haben ihm Bouquer Violle, Pouillet und ganz besonders Langley. Die einzelnen hier in Betracht kommenden Instrumente (Pyrheliometer von Pouillet und Actinometer von Violle), Beobachtungsmethoden, Formeln, Correctionen, Rechnungsergebnisse werden einer eingehenden Kritik und Prüfung durch Controlrechnungen unterzogen, um eine leidlich gesicherte Basis für neue Beobachtungen zu schaffen. Das Endergebniß ist kein erfreuliches; denn das Violle'sche Verfahren erweist sich nur dann als correct, wenn der der Strahlung ausgesetzte Körper einen sehr kleinen Wasserwerth besitzt und für das Pouillet'sche dürfen nur Instrumente mit kleinem Abkühlungsvermögen, kleiner Oberfläche, aber großem Wasserwerthe verwendet werden. Auch ist es nicht statthaft, Messungen am Pouillet'schen Instrument nach Violle'scher Methode zu berechnen. Und doch hat man das Alles bisher nicht genügend beachtet, so daß der Hr. Verfasser bezüglich der Resultate Langleys', Violle's und fast aller anderen Forscher auf diesem Gebiete mißtrauisch geworden ist und eine gründliche Revision der ganzen Rechnungen und Wiederholung der Experimente im Interesse einer der wichtigsten Materien in der Meteorologie durchaus für nöthig hält. Nimmt man den Transmissions- oder Durchlässigkeitscoefficienten p in der Bouquer'schen Formel ($J = A p^z \cos \beta$) zu 0,6 an, so wird die ganze Wärmewirkung auf die Erdoberfläche bedeutend abgeschwächt. Statt der stündlichen Mengen von 1,8 TC treten am Aequator nur 1,1 auf. Diese Strahlungsmenge würde ohne Absorption ($p = 1$) im Sommer noch Breiten von 70—80° zukommen. Bei uns wird sie von 1,6 TC auf 0,9 herabgedrückt. Die Strahlung 0,9 würde ohne Absorption bei uns schon am 23. Februar eintreten und erst am 15. October wieder kleineren Werthen Raum geben; für $p = 0{,}6$ erreicht die Mittagsstrahlung diesen Werth aber erst am 18. Mai und sinkt schon am 5. Juli wieder darunter. Aus diesen wenigen Zahlen wird man sich leicht vorstellen können, welchen gewaltigen Einfluß das Absorptionsvermögen unserer Atmosphäre auf die Temperaturverhältnisse an der Erdoberfläche haben muß. Bei der Durchlässigkeit 0,6 verlegt sich das Maximalgebiet der Tagesmengen (7,7 TC) zwischen den 30. und 40. Breitengrad. Es liegt uns also näher als dem Aequator und man sieht, wie die Absorption andererseits dazu beiträgt, den Gegensatz zwischen Nord und Süd zu mildern. Um ein sicheres Urtheil darüber zu gewinnen, welchen Einfluß der Durchlässigkeitscoefficient auf den Gang der Erwärmung hat, stellen wir hier a) die Jahressummen der Wärmestrahlung pr. qm für die verschiedenen Zonen und Durchlässigkeitsgrade und b) die stündliche Strahlung auf 1 qm Fläche für 2^h nachmittags Ende Juni in Chemnitz in den verschiedenen Expositionen und Neigungswinkeln zusammen.

a) Breite	p = 1.0	p = 0.9	p = 0.8	p = 0.7	p = 0.6
0°	4800	4100	3500	2900	2300
10°	4700	4000	3400	2800	2200
20°	4500	3800	3200	2600	2100
30°	4200	3500	2900	2400	1900
40°	3800	3100	2500	2000	1600
50°	3300	2600	2100	1600	1200
60°	2700	2100	1600	1200	900
70°	2300	1700	1200	900	700
80°	2100	1400	1000	700	500
90°	1900	1400	900	600	400

TC

b) Exposition	Neigungswinkel: 30°		60°	
	p = 1.0	p = 0.6	p = 1.0	p = 0.6
S	1.60	0.85	1.31	0.71
SW	1.79	0.96	1.64	0.89
W	1.68	0.89	1.45	0.79
NW	1.33	0.71	0.84	0.45
N	0.94	0.50	0.15	0.04
NO	0.75	0.40	0.00	0.00
O	0.85	0.46	0.11	0.01
SO	1.21	0.65	0.63	0.34

Weil alle Insolationsbeobachtungen, mögen sie mit diesem oder jenem Instrumente, nach der einen oder anderen Methode angestellt werden, abwechselnd an belichteten und beschatteten Instrumenten erfolgen, hat Verf. im 4. Abschnitte das Problem der Bestrahlung einer freistehenden Kugel näher erörtert und sich eingehender über die Aufnahme der Wärme durch die Kugel, über

ihre Abkühlung durch Strahlung und Leitung, ihre Maximaltemperatur, über den Einfluß der Größe und des Materials der Kugel auf die Maximaltemperatur verbreitet. Es werden die Differentialgleichungen für den Vorgang aufgestellt und unter gewissen Annahmen integrirt. Nachdem dies geschehen und der Verf. in einem I. Anhange dargelegt hat, wie man im sächsischen Institute die Formeln der Methode der kleinsten Quadrate bis zu drei Unbekannten praktisch verwendet, um die wahrscheinlichsten Werthe der Strahlungsintensität und des Abkühlungcoëfficienten aus Langley's Messungen abzuleiten, entwickelt er im II. Anhange theilweise mit Hilfe der Integration ein Verfahren zur correcten Berechnung der Absorption des Lichtes in der Atmosphäre unter der Voraussetzung, daß deren Größe durch die Masse des absorbirenden Mediums bedingt sei, und schließt damit den specifisch-mathematisch-physikalischen Theil der Abhandlung.

Mit Abschnitt 7 beginnt unseres Erachtens ein neuer, der dritte Theil der Abhandlung. In ihm zeigt der Verf., was bisher schon zur Klärung der in Discussion stehenden Fragen im sächsischen Institute geschehen ist. Seit 1892 functionirt an der Centralstation ein selbstthätiger Sonnenscheinmesser, ein sogenannter Campell'scher Sunshinerecorders, seit 1885 werden an 11 Stationen 2. Ordnung Beobachtungen über Sonnenschein, trockene und nasse, heitere und trübe Witterung für die einzelnen Vierteltage neben den regelmäßigen Terminbeobachtungen angestellt und täglich in den Wetterberichten, monatlich in den Decaden- und Monatsberichten veröffentlicht, seit 1888 sammelt das Institut Material, um in das nähere Studium über die Abhängigkeit zwischen Witterung und Pflanzenwachsthum eintreten zu können, und seit 1894 werden alle diese Beobachtungen noch ergänzt durch die Notirungen, die die Thürmer der Kreuzkirche zu Dresden, der Jakobikirche zu Chemnitz, der Thomaskirche zu Leipzig und der Hauptkirche zu Zittau bei jedem Stundenschlage über Sonnenschein, Bedeckung, Wind und Niederschlag vornehmen. Das Institut tritt also nicht etwa erst auf Veranlassung seiner vorgesetzten Behörde in derartige, die Landwirthschaft fördernden Beobachtungen ein, sondern hat schon seit Jahren zielbewußt und nach einem wohlüberlegten Plane die Sache in Angriff genommen, sodaß man ihm nun und nimmer wird den Vorwurf machen können, als habe es sich nicht um die Landwirthschaft gekümmert. Richtiger wäre vielleicht die Annahme: die Landwirthe haben die Wetterberichte nicht gehalten, die Jahrbücher des Institutes nicht eingesehen und die meteorologischen Beobachtungen in ihren Fachzeitschriften für „Makulatur“ erklärt.

In der bisherigen Untersuchung wurden nur die mathematisch-physikalischen Verhältnisse einer bestrahlten Fläche, wie sie in deren Größe, Neigung und Exposition, in der Größe des Tagebogens der Sonne und dem Absorptionsvermögen der Atmosphäre begründet sind, berücksichtigt. Sie waren im Stande, das Bestrahlungsmaximum von 1,8 TC pr. Stunde und qm unter Umständen (bei NO-Exposition unter 60grädigem Neigungswinkel) in das absolute Minimum von 0,0 TC zu verwandeln. Damit ist es aber noch nicht genug. Hierzu tritt noch ein dritter, rein meteorologischer Verminderungsfactor: die Bewölkung. In unseren Breiten hat man zwischen möglichen und thatsächlichen Sonnenstunden gar sehr zu unterscheiden. Hat uns doch z. B. der letzte Januar von 260 möglichen nur 18 wirklich gebracht, und die Landwirthschaft wird wissen wollen, auf wieviele sie durchschnittlich in den einzelnen Monaten und Wochen zu hoffen hat.

Was zunächst die jährliche Periode des Sonnenscheins betrifft, so erfahren wir aus unserer Abhandlung in der Hauptsache Folgendes: Das Jahr hat in Sachsen die immerhin große Zahl von 80% Sonnentagen d. h. Tagen, an denen die Sonne überhaupt, wenn auch zuweilen nur auf kurze Zeit, scheint. Das absolute und relative Maximum dieser Tage fällt auf Juni und August (97%), das Minimum auf den Januar (55%). Ganz ähnlich verhält es sich mit den Sonnenstunden. Auch hier hat der Juni das Maximum mit 219^h (45% der möglichen); der Januar das Minimum mit 46^h (18% d. m.). Die Zahl der thatsächlichen Sonnenstunden ist im Sommer 4mal so groß als im Winter, während sich die möglichen dieser Jahreszeiten nur wie 2 : 1 verhalten. Immer ist die Sonnenhäufigkeit Nachmittags stärker als Vormittags. Von 1567 Stunden kommen nur 736 auf den Vormittag, dagegen 832 auf den Nachmittag. Die mittlere tägliche Dauer des Sonnenscheins ist im Mai und Juni am größten (7,5^h), im Januar am kleinsten (2,7^h); im Winter beträgt sie ⅓, im Sommer ½ der möglichen Dauer. Im Durchschnitt des ganzen Jahres sieht die Sonne von 100 Stunden nur 35 unbedeckt am Himmel. Von der täglichen Periode des Sonnenscheins sei hervorgehoben, daß sich die Jahre in diesem Punkte recht verschieden verhalten, und man langjähriger Beobachtungen wird bedürfen, um gesicherte Durchschnittswerthe zu erhalten. Vorläufig steht nur fest, daß die Sonnenhäufigkeit um Mittag größer ist als früh und Abends. Zwischen 11 und 12 Uhr scheint die Sonne im Jahresdurchschnitt am meisten. Im Mai fällt dieses Maximum auf die Zeit von 10—11, im Januar, Februar, April, October und December auf 12—1 Uhr, im August und November auf 1—2 Uhr, im März, Juli und September sogar erst auf 2—3 Uhr, also sind die ersten Stunden des Nachmittags die sonnigsten. Keine Stunde des Tages bringt es merklich über 60% der möglichen Sonnenstunden. Da die Beobachtungen in Chemnitz angestellt wurden und diese Fabrikstadt wegen ihrer dunstigen Atmosphäre verschrieen ist, hat der Verf. einen Vergleich mit 17 anderen Orten Europas angestellt, deren Beobachtungsdaten der König'schen Abhandlung über die „Dauer des Sonnenscheins in Europa“ (67. Band der Nova Acta. Abh. der kaiserl. Leop. Carol. deutschen Akademie der Naturforscher) entnommen sind. Da stellt sich denn heraus, daß Chemnitz den Vergleich mit anderen Orten nicht zu fürchten braucht. Es steht auf gleicher Stufe mit Magdeburg, dem Sonnblick und Hochobir, besser als Hamburg, nur um ein Weniges schlechter als der Säntis, Wien, Klagenfurt und Zürich. Unter allen Stationen fällt Madrid mit seinen 2908 jährlichen Sonnenstunden auf. Es hat doppelt soviel als Chemnitz, viermal soviel als der Ben Nevis. Wunder muß es uns jedoch nehmen, daß es die italienischen Stationen mit ihrem vielgepriesenen „ewig blauen Himmel“ nicht über 46 (Padua), 52 (Palermo), 55 (Rom) und 56% (Lugano) der möglichen Sonnenstunden bringen. Auch von den Hochstationen hätten wir mehr erwartet: Säntis hat nur 40%, Sonnblick nur 34% und Hochobir nur 37% der möglichen Sonnenstunden.

Wir können nun die Zahlen dieses Abschnittes benutzen, um unsere Anschauungen über die Größe der Wärmestrahlung zu berichtigen. Denn wenn oben gesagt wurde, daß unter 50° Breite im Juni während der Mittagsstunde 1 qm horizontaler Fläche 0,91 Tonnencalorien erhält, so würden das für den ganzen Monat in der Zeit von 11^h 30—12^h 30 27,3 TC sein. Da es bei uns aber während dieser Zeit nicht 30 sondern nur 18 Sonnenstunden giebt, weil 12 Tage Mittags bedeckten Himmel haben, so vermindert sich die Strahlung in dieser Stunde pr. Monat auf 16,38 TC. 11 TC gehen also durch Abblendung der Sonne durch die Wolken verloren. Eine derartige einfache Rechnung kann jeder Laie für jede gewünschte Zeit, Breite, Fläche, Neigung 2c. mit Hilfe der Schreiber'schen Tabellen ausführen. Zur näheren Orientirung stellen wir hier noch 2 solcher Tabellen zusammen, die eine (A) speciell für sächsische Verhältnisse (50° Breite), die andere (B), um einen Vergleich für verschiedene (mittlere) Breiten zu gewinnen.

A. Tages-, Monats- und Jahressummen der Wärmestrahlung auf 1 horizontalen Quadratmeter unter 50° nördlicher Breite in Tonnencalorien:

	Häufigkeit des Sonnensch. in %	Tagessummen	Monatssummen		
			ohne Absorption	mit Absorption aber ohne Bedeckung	mit Absorption und Bedeckung
Jan.	24	3.0	93.0	12.7	3.0
Febr.	31	4.9	137.2	30.8	9.5
März	38	8.2	254.2	85.3	32.4
April	49	11.8	354.0	144.3	70.7
Mai	50	14.6	452.6	204.6	102.3
Juni	57	15.8	474.0	214.5	122.3
Juli	53	15.3	474.3	217.6	115.2
Aug.	56	12.9	399.9	170.5	95.5
Sept.	50	9.3	279.0	102.9	51.5
Octbr.	36	6.6	204.6	59.8	21.5
Nov.	41	4.0	120.0	24.9	10.2
Dec.	25	2.6	80.6	8.4	2.1
Jahr			3323.4	1276.3	636.2

Man sieht daraus, daß bei uns nur etwa 20% der möglichen Wärmemenge zur horizontalen Erdoberfläche gelangen, zur geneigten noch weniger. Die 636 TC würden eine ca. 9 m mächtige Eisschicht schmelzen oder eine Wasserschicht von 1 m Höhe zur Verdunstung bringen.

B. Summen der stündlichen Wärmestrahlung auf 1 horizontalen Quadratmeter in TC:

	Ohne Rücksicht auf Absorption			Mit Rücksicht auf Absorption			Mit Rücksicht auf Abs. u. Häufigkeit des Sonnenscheins		
Breite	40°	50°	60°	40°	50°	60°	40°	50°	60°
Jan.	26	17	8	9	3	0	4	1	0
Febr.	30	23	15	13	7	3	6	2	1
März	42	34	26	21	15	9	11	6	4
April	47	41	35	26	21	16	15	11	9
Mai	52	48	43	31	27	22	19	14	13
Juni	52	48	43	31	27	23	27	16	14
Juli	53	49	43	32	28	23	29	15	14
Aug.	50	45	39	28	25	19	25	14	10
Sept.	43	37	29	23	17	12	18	9	5
Octbr.	37	29	20	17	11	5	10	4	1
Nov.	28	20	10	11	5	1	5	2	0
Dec.	25	16	7	8	3	0	3	1	0
Jahr	485	407	318	250	189	133	172	95	71
%	100	100	100	52	47	42	36	23	22

Die Chemnitzer Beobachtungen, aus denen diese Werthe abgeleitet sind, werden ergänzt durch die Beobachtungen von 11—12 Correspondenzstationen. Das 14jährige Beobachtungsmaterial derselben hat der Verfasser im 8. Abschnitt seiner Abhandlung bearbeitet. Die darin enthaltene Uebersicht über den Witterungsverlauf bezieht sich also nicht auf einen bestimmten Ort, sondern charakterisirt die Verhältnisse des ganzen Landes bezüglich der Bewölkung und der einzelnen Vierteltage nach bestimmt vorgeschriebenen Witterungsarten. Man ersieht daraus, daß sich hinsichtlich der Bewölkung der Juli am ungünstigsten, der November am günstigsten gestaltet hat, denn von 14 Julimonaten hatten nicht weniger als 11 eine zu starke Wolkendecke. Trübe, aber dabei trockene Witterung ist am häufigsten in der kühleren Jahreszeit. Ihr Maximum (40 %) fällt auf den November, ihr Minimum (20%) auf Juli und August. Trockene Witterung überhaupt ist im März am seltensten, im September und November am häufigsten. Kein Wunder, daß alte Bauernregeln den Märzenstaub mit Ducaten aufwiegen lassen. Die heitere Witterung dagegen hat ihr Maximum im Juni und August (der Juli macht wieder eine unrühmliche Ausnahme), ihr Minimum im Januar. Während der ganzen 14jährigen Periode war der April 1893 der sonnigste aller Monate, die größte Häufigkeit trüber, aber dabei trockener Witterung zeigte der December 1889. Um auch hier das Gesagte einigermaßen zu begründen, machen wir aus dem reichen Tabellenmateriale dieses und des 9. Abschnitts folgenden Auszug:

Mittlere Häufigkeit des Sonnenscheins im Zeitraume 1888 bis 1898 in Procenten aller Stunden:

	a) wolkenloser Himmel.			
	Chemnitz	Leipzig	Dresden	Mittel
Januar	16	8	15	13.0
Februar	17	11	14	14.0
März	15	8	15	12.7
April	15	9	16	18.3
Mai	14	12	14	13.3
Juni	12	7	15	11.3
Juli	10*	5*	10*	8.3*
August	15	9	15	13.0
September	21	13	19	17.7
October	14	9	12	11.0
November	22	9	19	16,7
December	17	7	16	13.3
Jahr	16	9	15	13.3

	b) Heiterer Himmel (¼ Bedeckung)			c) Halbbedeckter Himmel		
	Chemnitz	Leipzig	Dresden	Chemnitz	Leipzig	Dresden
Januar	7*	9*	6*	6*	9*	7*
Februar	10	8	9	7	10	10
März	11	11	10	9	12	11
April	13	14	13	11	14	13
Mai	17	17	16	14	17	16
Juni	17	18	16	17	18	17
Juli	15	14	15	14	18	16
August	18	16	17	16	18	15
Septbr.	15	15	14	12	15	14
October	14	12	13	11	13	13
Novbr.	12	11	11	9	12	9
Decbr.	11	9	9	8	10	9
Jahr	13	13	12	11	14	13

	d) Trüber Himmel (¾ Bedeckung)			e) Ganz bedeckter Himmel.		
	Chemnitz	Leipzig	Dresden	Chemnitz	Leipzig	Dresden
Januar	15*	14*	16	56	61	56
Februar	16	15	17	51	56	50
März	21	19	21	45	50	43
April	21	20	20	40	43	38
Mai	23	23	23	32	32	31
Juni	26	26	24	28	30*	28
Juli	28	29	28	32	34	31
August	25	28	27	27*	30*	26*
Septbr.	20	21	22	32	35	31
Octbr.	20	18	21	42	49	42
Novbr.	15*	14*	16	44	53	46
Decbr.	16	15	15*	49	58	50
Jahr	21	20	21	40	44	39

Im Allgemeinen wird man annehmen können, daß die Entwickelung der meisten Pflanzen im Mai und Juni, die Ausbildung der Frucht und die Ernte im Juli und August vor sich geht. Bezeichnet man die ersten 2 Monate als Früh-, die letzten 2 als Spätsommer, so wäre in dem untersuchten Zeitabschnitte der Spätsommer durchschnittlich ungünstiger verlaufen als der Frühsommer. Das würde nach der Hellriegel'schen Lehre, nach welcher die Pflanzen ein immer größeres Maß von Licht und Wärme verlangen, je älter sie werden, dem Decennium einen wenig günstigen Charakter geben. Besonders günstig müßte — falls Licht und Wärme allein maßgebend wären — der Frühsommer 1889, am ungünstigsten der 1894 gewesen sein. Bei den Spätsommern wäre der von 1891 im Vortheil, der von 1888 im Nachtheil. Nun ergab aber das Jahr 1889 mit seiner Treibhauswitterung meist schlechte Ernten, die schlechtesten am Weizen und Roggen, dagegen das Jahr 1894 mit seinem kühlen, regnerischen Frühsommer und nicht viel besseren Nachsommer Maximalerträge. Hierin scheint angedeutet zu sein, daß nicht die Wärme und nicht das Licht allein die Ernten reguliren, sondern auch das Wasser. Unglücklicher Weise liegen die Verhältnisse so, daß in den Jahren, in denen der eine dieser Factoren stark überwiegt, der andere zurücktritt und dadurch die größte Complication der Verhältnisse eintreten kann. Am raschesten ging die Entwickelung der Feldpflanzen 1893, am langsamsten 1896 vor sich. Das erstere hatte in beiden Sommerhälften übernormale Temperaturen, große tägliche Temperaturschwankung, geringe Bewölkung, viel heitere und trockene Vierteltage und die Häufigkeit der Tage und Stunden mit meßbarem Sonnenschein lagen den Maximalwerthen sehr nahe. Das Jahr 1896 hatte dagegen einen ziemlich kühlen Spätsommer und unterwerthige Zahlen für heitere und sonnige Tage. Dadurch würde der günstige Einfluß von Wärme und Licht auf die Feldpflanzen nachgewiesen sein, wenn auch vielerlei Erscheinungen auftreten, deren Erklärung aus dem mitgetheilten Material schwer sein dürfte. Man wird von Jahr zu Jahr auf alle Einzelheiten achten, sie buchen und gegenseitig vergleichen müssen, um langsam in der Erkenntniß des verwickelten Zusammenhanges vorwärts zu kommen. Der Verf. vergleicht auch die in Sachsen erzielten Erträge der Getreidearten und Kartoffeln mit den von Prof. Krafft in seiner Pflanzenlehre (1897) angegebenen. Für die Körnerfrüchte würden die Ertragsverhältnisse in Sachsen mittlere sein und in guten Jahren etwas darüber hinaus gehen; aber die Kartoffeln zeigen einen Ertrag, der als unter ungünstigen Verhältnissen auftretend bezeichnet werden muß. Selbst in guten Jahren sind kaum die unteren Grenzen von Durchschnittserträgen erzielt worden.

In einem so stark vertical gegliederten Lande wie Sachsen spielt natürlich auch die Höhenlage eines Ortes in alle Witterungsverhältnisse hinein. Das hat der Verf. schon früh erkannt und durch Aufstellung von sogenannten „Grundgleichungen" von der Form $w = a + bh + \delta$ in Rechnung gezogen. Von diesen Grundgleichungen hat der Verf. einen ausgedehnten Gebrauch in seiner Klimatographie Sachsens und seiner neueren Arbeit „Die Einwirkung des Waldes auf Klima und Witterung" (Tharandter forstliches Jahrbuch 1899) gemacht. In der vorliegenden Abhandlung werden sie im 8. Abschnitte zwar auch benutzt, treten aber mehr zurück als in den beiden erwähnten Schriften. Wir schließen unser Referat mit der Versicherung, daß uns eine derartige gründliche Behandlung des Problems noch nicht zu Gesicht gekommen ist, und versprechen uns von ihr die günstigste Nachwirkung für die Erforschung der in Discussion gestellten Materie.

J. Berthold.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 104. Donnerstag, den 30. August, Abends. 1900.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

XVI. In der Elektricitäts-Abtheilung.

Nach und nach hat das Bild der Weltausstellung sich geklärt und bald werden die Generalberichterstatter ihre Ergebnisse ziehen können. Sicherlich werden diese für Deutschland sehr erfreulich sein. Wir haben die anderen Völker in Vielem eingeholt und in Manchem überholt. Allein wir müssen uns hüten, zu laute und lange Triumphe zu feiern. Siegesfeste machen schlaff und spornen die Gegner zu verdoppelten Anstrengungen an. Es heißt aber hier nicht nur den heutigen Besitzstand zu wahren, sondern immer neuen Besitz hinzuzuerwerben. Und wieviel haben wir immer noch zu lernen!

Den sichtbarsten und weitesthin hallenden Sieg hat der deutsche Maschinenbau im Verein mit der deutschen Elektrotechnik erfochten. Mag die deutsche chemische Abtheilung oder die Instrumenten-Abtheilung auf den Fachmann einen ebenso großen Eindruck machen, hier fühlt auch der Laie den ungeheuren Aufschwung Deutschlands. Die größte Bewunderung erregen natürlich die sechs Kolosse oder „Ungethüme“ (monstres), wie sie die Franzosen nennen. Fünf von ihnen befinden sich im Elektricitäts-Palaste. Da ist zunächst der riesige Portalkrahn von Carl Flohr in Berlin. Alle, die ihn vor der Eröffnung der Ausstellung hin- und herrollen und Maschinentheile bis zu einem Gewicht von 25 000 Kilogramm mit einer Leichtigkeit und Genauigkeit ohnegleichen aufnehmen und niedersetzen gesehen haben, werden diesen Eindruck nicht so bald vergessen. Es mag ebenso leistungsfähige andere Krähne geben, schwerlich hat einer soviel Eleganz, man könnte beinahe sagen soviel Schönheit mit soviel Kraft vereinigt. Jetzt steht er unthätig mitten in der großen Halle, festgemauert in der Erden. Dann kommen die vier gewaltigen mit Dynamos gekuppelten Dampfmaschinen, eine von Borsig-Berlin und drei von der Vereinigten Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg. Sie erzeugen zusammen die Kleinigkeit von 7500 Pferdekräften. Siemens & Halske, Helios-Köln, Schuckert-Nürnberg und Lahmeyer-Frankfurt haben die Dynamos geliefert. Es ist ein famoses Schauspiel, wenn die vier in einem Rechteck aufgestellten Maschinen und Räder zugleich arbeiten. Noch riesiger als diese Dynamos ist der Drehstromdynamo der Berliner Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft in der deutschen Maschinenhalle, der nicht weniger als 4000 Pferdekräfte erfordert und bei achtzig Umdrehungen in der Minute 3000 Kilowatt erzeugt. Elf Specialwagen zu vier Achsen waren nöthig, um den Koloß von Berlin nach Paris zu befördern. Leider kann er nicht in Thätigkeit gezeigt werden, da die Gesellschaft darauf verzichten mußte, auch die gewaltige Erregermaschine zur Ausstellung zu schicken. Augenblicklich werden nicht weniger als einundzwanzig gleiche Dynamos in Berlin construirt oder vorbereitet, die sämmtlich in den Stationen Oberspree und Moabit der Berliner Elektricitätswerke zur Verwendung kommen sollen.

Die A. E. G. — denn mit diesen drei Buchstaben pflegt sich die Gesellschaft gewöhnlich zu bezeichnen — ist aber nicht nur durch dieses Riesenrad in Paris bekannt, ja beinahe volksthümlich geworden. In der ersten Etage des Elektricitäts-Palastes gehören ihr zwei Pavillons, die einige der hauptsächlichsten „Schlager“ — um das abgenutzte „clou“ zu vermeiden — der Ausstellung enthalten, nämlich die Nernst-Glühlampe und die Apparate für die Telegraphie ohne Draht. Der für die erstere von Professor Hoffacker errichtete ansprechende Bau ist im Innern mit guten allegorischen Malereien von Adolf Männchen und im Maßstab etwas verfehlten Bildern von Max Uth geschmückt. Das Princip der von Professor Nernst in Göttingen erfundenen Lampe besteht bekanntlich darin, daß an die Stelle der bei den sonstigen Glühlampen verwendeten Kohlenfäden solche Körper treten, die erst nach vorheriger Erhitzung leitend werden, und daß außerdem die Verbrennung sich in freier Luft vollzieht, die luftleere Birne also in Wegfall kommen kann. Es wird auf diese Weise etwa die Hälfte an Energie gespart. Die Ausstellung zeigt zwei verschiedene Typen, bei dem einen geschieht die Erhitzung mit der Hand, d. h. mit Hilfe eines gewöhnlichen Streichholzes, bei dem anderen automatisch durch einen Platindraht. In letzterem Falle dauert die Entzündung etwa zehn Secunden. Wie groß die Revolution sein wird, die die Nernst-Lampe in der elektrischen Beleuchtung hervorrufen wird, läßt sich natürlich nicht bestimmen, im Allgemeinen nimmt man an, daß sie eine Mittelrolle zwischen dem Bogenlicht und dem gewöhnlichen Glühlicht spielen wird. Vielfach wird die Erfindung mit der des Auer'schen Gasglühlichtes in Parallele gesetzt. Auch der andere vom Kupferschmied Thom nach dem Entwurfe des Architekten Kraatz ganz in Metall ausgeführte Pavillon macht einen sehr gefälligen Eindruck. Die A. E. G. ist nicht die einzige Firma, die Apparate für die Telegraphie ohne Draht ausstellt, auch bei den Franzosen und den Amerikanern finden wir sie, aber nur sie zeigt uns ihre Wirkung auf einigermaßen größere Entfernungen. Die mehr als zweihundert Meter von einander entfernten Pavillons enthalten nämlich alle beide sowohl Transmissions- als Receptions-Apparate. Vermuthlich weiß der Leser, daß die Erfindung vornehmlich auf der Verwendung von Feilspähnen beruht, welche durch die von einem Funken ausgehenden Herz'schen Wellen leitend gemacht werden und so den Stromkreis schließen. Besonders für den Dienst auf Leuchtthürmen erhofft man von ihr günstige Ergebnisse. Wie mir der liebenswürdige Vertreter der Gesellschaft mittheilt, sind mehrere der von Professor Slaby hergestellten Apparate soeben mit nach China gegangen. Im Hintergrunde des Pavillons sind einige Apparate ausgestellt, die die Widerstandsfähigkeit der von der Gesellschaft hergestellten Kabel sowie ihres neuen Isolators „Micanit“ zeigen. Durch Transformatoren wird ein Strom von 50000 Volt Spannung erzeugt und zunächst durch ein Kabel und dann gegen eine fünf Millimeter starke Scheibe des aus „Mica“, einer Art Glimmer, mit Hilfe von Klebestoffen hergestellten Micanits geleitet, hinter der sich eine Schicht von Zinnblättchen befindet. Da er durch den Isolator nicht hindurchgehen kann, muß er sich einen anderen Weg suchen und entlädt sich in Form eines Blitzes unter donnerähnlichem Geräusch. Die übrigen von der Gesellschaft hier vereinigten Gegenstände sind weniger neu und nur für Fachleute von größerem Interesse. Dagegen verdient die in der Bergbau-Abtheilung aufgestellte Riedler'sche Expreß-Pumpe allgemeine Beachtung. Außerdem hat die A. E. G. in Vincennes eine elektrische Locomotive ausgestellt. Nach allem Gesagten ist es nicht mehr nöthig, den Freunden der deutschen Technik den Besuch dieser Abtheilung ans Herz zu legen, er ist ihnen um so mehr zu empfehlen, als jede Auskunft in der freundlichsten Weise ertheilt wird. Aus der sonstigen deutschen Elektricitäts-Abtheilung auch nur das Wichtigste herauszugreifen, würde uns zu weit führen. Doch sei auf die außerordentlich reichhaltige Ausstellung von Siemens & Halske, die Schuckert'schen Scheinwerfer, die Sammelausstellung der deutschen Treibriemenfabriken, die Röntgen-Apparate von Dr. Levy in Berlin und die automatischen Controlwaagen von Carl Schenck in Darmstadt hingewiesen. Leipzig ist mit vier Firmen trefflich vertreten. Es sind dies die Elektricitäts-Gesellschaft Hansen mit

ihren Bogenlampen für geringe Stromstärken, die Bogenlampenfabrik von Körting und Matthiessen in Leutzsch, die Gesellschaft „Elektrogravüre" in Sellerhausen und Dr. Th. Horn mit seinen elektrischen Meßinstrumenten.

Neben der deutschen Abtheilung befinden sich unten im Elektricitäts-Palaste die Ausstellungen Englands, Belgiens und der Schweiz. Auch sie haben alle mächtige Dynamos geschickt. So erreicht z. B. die größte Maschine der Gebrüder Sulzer in Winterthur mit ihren 1700 Pferdekräften fast die deutschen. In der kleinen dänischen Abtheilung ist eine neue, ungemein wichtige Erfindung zu erwähnen, die sich allerdings jetzt noch in einem Stadium der Entwickelung befindet, so daß ihr praktischer Werth noch nicht völlig übersehen werden kann, das ist das Telegraphon von Paulsen. Es vereinigt das Telephon mit dem Phonographen, d. h. der durch Hineinsprechen in ein Mikrophon entstehende ondulirende Strom wird an der Empfangsstation nicht in ein Hörtelephon, sondern durch einen Elektromagneten auf eine mit einem Nickeldraht spiralförmig umwickelte rotirende Trommel geführt und erzeugt hier eine unsichtbare Wellenschrift, die dann mit Hilfe eines Hörtelephons wieder abgelesen oder vielmehr abgehört werden kann. Diese Wellenschrift kann hunderte von Malen wiedergegeben und Jahre lang aufbewahrt werden, läßt sich aber durch einen durch den Magneten geschickten constanten Strom völlig auslöschen. Man wird also künftighin, wenn man vorm Fortgehen ein Telegraphon mit dem Telephon in Verbindung gesetzt hat, beim Nachhausekommen telephonisch gemachte Mittheilungen in Empfang nehmen können. In der österreichischen Abtheilung tritt die Firma Siemens & Halske besonders hervor, in der ungarischen die Firma Ganz & Co. Die Vereinigten Staaten haben ihre ungeheuer reiche Maschinenausstellung zum allergrößten Theile in einen mächtigen eigenen Bau im Annex von Vincennes verlegt. Auf dem Marsfelde wird die pneumatische Postanlage nach dem System Batcheller besonders umdrängt. Befördern die europäischen Posten bis jetzt nur Tuben von 6½ cm Durchmesser, so haben die amerikanischen bereits solche von 20 cm Durchmesser eingeführt, können also außer Briefen und Karten auch kleine Packete befördern. Jetzt will man in London sogar eine 30centimetrige Rohrpost anlegen. Auf der Galerie haben die Amerikaner eine eigene retrospective Ausstellung veranstaltet, die die französische Centennale trefflich ergänzt. Außerdem finden wir hier eine Sammelausstellung, und eine neue Erfindung des Professors Henry A. Rowland, der eine große Zukunft beschieden zu sein scheint, einen Telegraphen mit Druckvervielfältigung. Rowland vermag durch ihn mittelst eines einzigen Drahtes nach zwei Richtungen an je vier Stationen dieselbe Depesche aufzugeben. Der Transmissionsapparat ist eine Art Schreibmaschine mit Claviatur, der Aufnahmeapparat ein selbstthätiger Drucker. Nach den Angaben des Vertreters sind bis jetzt Versuche bis auf 1000 Kilometer gemacht worden, die keine Verminderung der Geschwindigkeit oder der Vervielfältigungskraft ergeben haben. Ueber den technischen und commerziellen Werth des Apparates, der erst vor wenigen Tagen aus Amerika angekommen ist, werden die Fachmänner sich jedenfalls bald äußern, ich kann auf meinen Schlenderwegen durch die Ausstellung nichts weiter thun als die Augen offen halten, um mir das Neue und Interessante nicht entgehen zu lassen, glücklich, wenn mir der Erfinder oder sein Vertreter dann Belehrung ertheilt. Letzteres, nämlich belehrt zu werden, ist mir bei den neuen Erfindungen des Schweizers Dussaud noch nicht geglückt, die immer von einem dichten Menschenschwarm umdrängt sind. Es handelt sich hauptsächlich um ein lautsprechendes Telephon und um ein Schreibtelephon, d. h. eine Verbindung jenes mit dem vervollkommneten Pathé'schen Phonographen. Frankreich hat natürlich auch hier wieder sehr große Anstrengungen gemacht; es ist überall, in der allgemeinen Abtheilung wie bei der Elektrochemie, der elektrischen Beleuchtung, der Telephonie und Telegraphie reich vertreten, reicher als es der wirklichen Bedeutung dieser Industrien in Frankreich entspricht, das sich in der Anlage elektrischer Bahnen, im Fernsprechwesen 2c. von den meisten nord- und mitteleuropäischen Staaten hat weit überholen lassen. Die im Erdgeschoß ausgestellten Dynamos erreichen bei Weitem nicht die Größe der deutschen — die 17 Maschinen erzeugen noch nicht einmal die doppelte Anzahl Pferdekräfte der 4 deutschen —, dafür macht sich bei ihnen in weit höherem Maße ein Streben nach gefälligem Aeußern bemerkbar. Die mit einem Dynamo gekuppelte horizontale Maschine von Farcot in Saint-Ouen macht mit ihren zierlichen automatischen Oelspendern und ihren zahlreichen Bronzirungen fast den Eindruck der Schönheit. Merkwürdigerweise ist umgekehrt der französische Riesenkrahn von Le Blanc viel weniger elegant als der deutsche. Bei der Elektrochemie treten die Galvanoplasten besonders hervor und zwar vor Allem das berühmte Haus Christofle, das uns die Vergoldung, Versilberung und Vernicklung in der Ausstellung selbst vor Augen führt. Ueberhaupt ist man in den französischen Abtheilungen noch mehr als in den anderen bestrebt, nicht nur die Ergebnisse der modernen Erfindungen, sondern auch ihr Zustandekommen anschaulich zu machen. So hat nebenan in der Beleuchtungsabtheilung die Compagnie générale ein kleines Atelier eingerichtet, in dem wir die Herstellung der Glühlampen von Anfang an verfolgen können. Sehr beachtenswerth ist natürlich die reiche Ausstellung der Beleuchtungsgegenstände. Die großen Bronzefabrikanten wie Barbedienne haben eine Anzahl der besten Bildhauer für diese Industrie zu interessiren vermocht und zeigen die reizendsten Verbindungen von weiblichen Körpern mit Glühlampen. Auch bei den Apparaten für elektrische Heizung und Küche finden wir vielfach Proben eines trefflichen Geschmacks.

Bücherbesprechungen.

— Die Taiping-Revolution in China (1850 bis 1864). Ein Capitel der menschlichen Tragikomödie. Nebst einem Ueberblick über Geschichte und Entwickelung Chinas. Von Dr. C. Spielmann. Halle a. S., Hermann Gesenius, 1900. IV, 163 S.; 8°. Preis: 2,50 ℳ — Anfänglich hatte ich der vorliegenden Arbeit gegenüber den Gedanken: ach, auch wieder solch eine Gelegenheitsschrift, wie sie die chinesische Krise Angesichts des Versagens aller bisherigen „Weltgeschichten" zu Dutzenden hervorruft! Doch je länger ich las, desto mehr ward ich von der sorgsamen und augenscheinlich nicht blos auf die Tagesbedürfnisse zugeschnittenen, sondern wirklich gediegenen Darstellung gefangen genommen. Zur Ergänzung in rein militärischer Hinsicht rathe ich dem Leser, den 2. Abschnitt in dem kürzlich (Wiss. Beilage Nr. 95 vom 9. August) von mir angezeigten Buche „Chinas Kriege seit 1840" mit den darin befindlichen zwei Skizzen der Umgebung von Nanking und der beigehefteten 1. Karte heranzuziehen. Dabei wird er übrigens gewahr werden, daß Spielmann's Meinung über die Taiping mit der landläufigen nicht nur nicht übereinstimmt, sondern daß sie ihr diametral gegenübersteht: der Wiesbadener Privatgelehrte fühlt mit jener gegen die Mandschu gerichteten Empörung und führt nicht ohne Glück und Geschick den überraschenden Nachweis, daß die Engländer Anfangs der 60er Jahre besser daran gethan hätten, sich mit den Taiping zu vertragen. Spielmann ist überzeugt, daß, hätte man damals die Revolution gewähren lassen, wir jetzt keine fremdenfeindliche Krise erlebt hätten; daher der Untertitel „Ein Capitel der menschlichen Tragikomödie". Mag sein. Doch mit Wenn und Aber ist in der Geschichte bekanntlich nur ein unsicheres Wirthschaften. Immerhin wird es Mühe kosten, dem Verfasser der jedenfalls anregenden Abhandlung das Gegentheil zu beweisen. Ht.

— Die chinesische Armee und Kriegsflotte, Preis 20 ₰, erschienen bei E. S. Mittler u. Sohn in Berlin, ist ein erweiterter Abdruck aus dem Militär-Wochenblatt 1900 Nr. 66 und aus „Chinas Kriege", Abschnitt VII. Durch Veröffentlichung in vorliegender Broschüre werden auch weiteren Kreisen die bei den jetzigen Wirren mit China hochinteressanten Mittheilungen über dessen Kampfmittel zugängig gemacht. H. L.

— Das Geschützwesen und die Artillerie in den Landen Braunschweig und Hannover von 1365 bis auf die Gegenwart. III. Theil. Von J. Freiherrn v. Reitzenstein, K. S. Hauptmann a. D. Verlag von M. Ruhl. Leipzig, 1900. — Nach längerer Pause liegt nun der III. und letzte Theil voraufgeführten Werkes vor, welcher den Zeitraum vom Jahre 1803 bis auf die Gegenwart umfaßt. Dieser mit Abbildungen und Plänen ausgestattete Theil allein übertrifft an Umfang die beiden vorausgegangenen zusammen, da Verfasser die letzten Perioden der Geschichte der Artillerie seines engeren Heimathlandes ganz besonders eingehend behandelt und gleichzeitig über den Rahmen des Titels hinaus auch schätzens-

werthe Mittheilungen über die andern Artillerien Deutschlands bis in die neueste Zeit mit eingeflochten hat. Aus vorliegendem Band ersehen wir, wie aus Theilen der im Jahre 1803 aufgelösten kurhannoverschen Armee unter Englands Banner die königlich deutsche Legion und allmälig neue hannoversche Formationen entstanden, die alsbald ruhmvollen Antheil nehmen an den langjährigen Kämpfen gegen den französischen Eroberer bis zu dessen endgiltiger Niederwerfung und der Wiederaufrichtung der von ihm vernichteten hannöverschen und braunschweigischen Staatengebilde. Auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen fanden diese Truppentheile Verwendung. Es erschwert etwas die Uebersicht, daß Verfasser in allzustreng chronologischer Darstellung der Ereignisse häufig von einem Kriegsschauplatz auf den andern überspringt, und z. B. die Schilderung der Wellington'schen Feldzüge wiederholt durch die wenig belangreichen Ereignisse bei den Mittelmeer-Stationen unterbricht. Auf die gewaltigen Kämpfe der Napoleonischen Zeit folgt nun eine fast 50jährige Friedensperiode, welche von wirklichen kriegerischen Ereignissen nur unterbrochen wird durch die kurzen Feldzüge der Jahre 1848 und 1849 in Schleswig. — Mit besonderer Wärme behandelt Verfasser die Ereignisse des Jahres 1866 und die Kämpfe, welche mit dem Untergang der hannöverschen Armee enden sollten. So erhebend die Opferwilligkeit der Bevölkerung und die Hingebung und Tapferkeit der Armee berühren, einen um so betrübenderen Eindruck machen die Saumseligkeit und Rathlosigkeit der leitenden Organe, welche den Ernst der Lage vollständig verkennend so gut wie nichts thaten, um sich auf den vorauszusehenden Kampf um die Existenz Hannovers vorzubereiten. Sehr ausführlich bespricht Verfasser die Thätigkeit der Artillerie in der Schlacht bei Langensalza, auch dem Einzelnen den ihm gebührenden ehrenvollen Platz einräumend: So stiftet er ein schönes Blatt der Erinnerung für die brave Truppe an ihrem letzten Ehrentag. Die Schilderung der auf die Schlacht folgenden Ereignisse, die Capitulation, der Rücktransport der Truppen in der Heimath, ihre Auflösung ist geeignet, auch den Nicht-Hannoveraner mit warmer Theilnahme für das Schicksal der braven Armee zu erfüllen. Ein vollständiges Verzeichniß der zur Zeit der Capitulation im Dienst stehenden hannöverschen Artillerie-Officiere mit kurzer Angabe der weiteren Schicksale derselben sichert diesen ein bleibendes Gedenken. Die Geschichte der braunschweigischen Artillerie bis zu deren vollständiger Aufnahme in den preußischen Heeresverband bildet den Schluß des Werkes, dem dann noch einige Nachträge und Berichtigungen folgen. A. B.

— Historische Zeitschrift, begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge 49. (der ganzen Reihe 85.) Band. 1. und 2. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1900. 8°. — Den Referenten will es bedünken, daß die beiden uns diesmal vorliegenden Hefte der Historischen Zeitschrift ganz besonders gelungen und so recht geeignet sind, den Beweis zu liefern, daß die Zeitschrift ihren alten Ruf noch heute bewährt, sowohl dem Fachmann als dem Geschichtsfreund gediegene Ergebnisse gewissenhafter Forschung in einer jeden Gebildeten fesselnden Form zu bieten. In erster Linie haben wir dabei den vortrefflichen Aufsatz von L. Friedländer über den Philosophen Seneca im Auge. In wahrhaft künstlerischer Ausführung entrollt er uns ein Lebens- und Charakterbild des merkwürdigen Mannes, der so manches psychologische Räthsel zu rathen aufgiebt, und würdigt seine Thätigkeit als Staatsmann, Rhetor, Dichter und Philosoph in so geistvoller Weise, wie es nur einem mit dem Geiste jener Zeit so genau vertrauten Mann wie dem berühmten Verfasser der „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms" möglich war. Besonders möchten wir die Aufmerksamkeit auf die feinen Bemerkungen über das Verhältniß Seneca's bez. der stoischen Philosophie zum Christenthum hinlenken. Sehen wir ab von dem kleinen Aufsatze Eduard Heyd's „über Nationalität und Stammverhältnisse der Germanen", der an den im Jahre 1893 erschienenen ersten und bisher einzigen Band von Fr. G. Schultheiß' Geschichte des deutschen Nationalgefühls anknüpft, und von den gegen Bernh. Duhr gerichteten Bemerkungen von Carl Binz über den Jesuiten P. Laymann und die Hexenprozesse, insbesondere sein Verhältniß zu dem „Processus juridicus contra sagas" (1629), so gehört der übrige Inhalt der beiden Hefte der neueren Geschichte an. Alfred Stern hat im Londoner Foreign Office, wo er für seine Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 Material sammelte, bisher unbekannte Actenstücke über die preußisch-englischen Beziehungen 1809—1814 gefunden und entnimmt ihnen einige interessante Stücke über „Gneisenau's Reise nach London im Jahre 1809 und ihre Vorgeschichte"; sie betreffen die Verhandlungen, die auf Veranlassung des Commandanten von Berlin, Grafen Chasot, der Seele des für die Entfesselung des Volkskrieges in Norddeutschland gebildeten Comités, angeknüpft wurden, um England zur Theilnahme an der Erhebung gegen Napoleon zu bewegen. Zunächst war der Capitän Ludwig Kleist damit beauftragt (März 1809); er erlangte in der That gewisse Zusagen. Um nähere Erkundigungen einzuziehen, begleitete ihn auf seiner Heimreise der Leutnant Maimbourg als englischer Geheimagent. Als dann die Unternehmen von Katt, Dörnberg und Schill scheiterten und Kleist sich mehr und mehr als zweifelhafter Charakter erwies, entschloß sich Gneisenau selbst zu einer Reise nach England; leider sind die Acten gerade über seine Verhandlungen nicht vollständig. Immerhin hat ihnen der Verfasser einige interessante Schreiben von Alexander Gibson, dem Freunde Gneisenau's, und von dem Letzteren selbst, namentlich aber den Auszug einer wichtigen Denkschrift Gneisenau's vom 20. August 1809 entnommen. — Otto Fischer „Dr. Laurenz Hannibal Fischer und die Auflösung der deutschen Flotte 1852 bis 1853" tritt für einen bisher sehr übel beleumundeten Mann ein, der noch neuerdings in dem Werke von Max Bähr über die erste deutsche Flotte eine abfällige Beurtheilung gefunden hat; ein besonders ungünstiges Licht wirft ein in diesem Werke mitgetheilter Brief des Bremer Bürgermeisters Dr. Smidt auf ihn. Fischer führt auf Grund der hinterlassenen Papiere Hannibal Fischer's den Nachweis, daß dieser in seinem bewegten Leben, das er selbst nicht ohne Grund als „politisches Martyrthum" bezeichnet hat, sich stets als überzeugungstreuer und begabter Staatsmann bewiesen hat; neu ist insbesondere, daß Fischer nach Uebernahme des undankbaren Commissoriums der Flottenauflösung im Jahre 1852 sich zunächst sehr entschieden darum bemüht hat, die neun Kriegsschiffe in der Weise zu erhalten, daß etwa zwei davon den Küstenstaaten Hannover, Oldenburg, Bremen und Hamburg zur Disposition gestellt, die übrigen aber unentgeltlich den beiden deutschen Großmächten überlassen werden sollten, um „dadurch eine die deutsche Nationalehre mehr oder weniger compromittirende Maßregel ganz zu beseitigen"; seine Bemühungen aber scheiterten an dem Widerspruche des Bundestages und an den Schwierigkeiten, die die betreffenden Staaten selbst machten. Eine besonders unerfreuliche Episode ist der Conflict mit Bremen, wo es auf Grund der Forderungen einzelner Bürger zum Versuch einer Beschlagnahme des Bundeseigenthums kam; die Entrüstung, die dieser Versuch allgemein hervorrief, wurde der Anlaß zu dem oben erwähnten Briefe Smidt's, der alle Schuld auf Fischer zu schieben suchte. So ist die große Unpopularität, die sich für Fischer aus dem Verkauf der Flotte ergab, zum guten Theile unverdient. — Eine gedankenreiche akademische Rede von Richard Fester „über den historiographischen Charakter der Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Otto v. Bismarck" behandelt in scharf pointirten Wendungen die neuerdings oft erörterte Frage nach dem Quellenwerthe des merkwürdigen Werkes und betont mit Recht, daß es seinem Verfasser in erster Linie weniger auf historische als auf politische Belehrung des deutschen Volkes ankam. „Was abgethan war, hatte für Bismarck kein Interesse. Das Vergangene überließ er neidlos den Historikern . . . Das Einst wird fast durchweg nur dann erwähnt, wenn es in erkennbaren und lehrreichen Beziehungen zum Jetzt steht." „So lernen wir zweierlei von ihm: wie er die Dinge ansah und wie er sie angesehen wissen wollte." — Auf die reichen Literaturberichte und die Notizen und Nachrichten, mit denen beide Hefte schließen, können wir hier nicht näher eingehen. —m—

— Das Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898 und das Preußische Gesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit vom 21. Sept. 1899 erläutert von Julius Rausnitz, Rechtsanwalt. Berlin 1900, Franz Vahlen (3. Lfg. Bogen 24—53. Preis 9,10 ℳ, Gesammtpreis 16 ℳ). — Mit der umfangreichen dritten Lieferung liegt der angezeigte Commentar abgeschlossen vor. In rascher Folge erschienen wird das Werk jetzt, wo das Einarbeiten in das neue Recht, sein Durcharbeiten noch lange nicht abgeschlossen ist, von erheblichem Werthe sein; denn der Verfasser will das Reichsgesetz nach allen Seiten hin auslegen, dem Verständnisse näher bringen und so die Anwendung erleichtern wie zur Hebung von Zweifeln beitragen. Ist nun auch das genannte Reichsgesetz umfassender als z. B. die Grundbuchordnung, so findet es doch in vielen Punkten seine Ergänzung erst im Landesrechte, das daher mit zur Erläuterung heranzuziehen ist. Wenn

dies nicht für alle Landesrechte zu gleicher Zeit angängig ist — dazu ist die Verschiedenheit der Bestimmungen doch zu groß —, so beschränkt sich der Verfasser auf das preußische Landesrecht, das er bei den einzelnen Bestimmungen des Reichsgesetzes anführt und mit erläutert; lediglich bei dem Abschnitt über gerichtliche und notarielle Urkunden wird das preußische Gesetz für sich behandelt, weil es hier verhältnißmäßig ausführlicher ist. Doch hindert dieser Umstand nicht die Benutzung des Commentars auch in anderen Rechtsgebieten; das Reichsgesetz ist das vorwiegende. Der Commentar bringt viele wissenswerthe Erläuterungen, so z. B. zu den §§. 7 und 32 über die Unwirksamkeit und die ungerechtfertigten Verfügungen, ferner über die Entscheidung von Meinungsverschiedenheiten der Ehegatten u. s. w., über die Testamentsvollstrecker (zu §. 81), über die Erbscheine (zu §. 84), über die Beurkundungen und Beglaubigungen. Daß bei einem Gesetze, das erst seit kurzer Zeit erlassen und in der Handhabung ist, noch nicht alle Auslegungen vollen Beifall finden werden, ist selbstverständlich; die Anschauungen müssen sich erst klären und durch die Praxis ihre Bewährung finden. So wird auch hier einzelnen Sätzen nicht beigetreten werden können, so z. B. denen in Anm. 1 S. 590 über die Beglaubigung von Blanco-Unterschriften — da die Unterschrift, anders als eine Namenszeichnung, wenigstens den Anfang einer Urkunde ꝛc. voraussetzt, in Anm. 11 S. 561, Anm. 7 S. 569 und Anm. 3 S. 591 über die Künstlernamen ꝛc., die doch keine giltigen Namen des bürgerlichen Rechts sind und die Person des Betheiligten in keiner Weise genügend bezeichnen oder feststellen —, in Anm. 10 S. 561 über die Angabe des Verhandlungstages, wenn die Verhandlung mehrere Tage dauert; hier wird z. B. die Angabe „den 1. und 2. Januar 1900" ungenügend sein und auch die am Schlusse bemerkte Angabe nicht recht zutreffen; richtig ist es allein, bei einem solchen Abbrechen der Verhandlung das Protokoll abzuschließen und am andern Tage ein neues zu beginnen —, in Anm. 18 S. 571 — hier ist, wenn auch im Uebrigen die Ansicht richtig ist, es wohl zu eng, zwischen den Unterschriften der Betheiligten und Mitwirkenden nichts schreiben zu lassen. Bei Anm. 2 S. 488 ist zu bemerken, daß in den Fällen der §§. 194, 196 HGB. das Amtsgericht lediglich als Registergericht, nicht in den in §. 145 RGes. fr. G. angegebenen Angelegenheiten thätig wird. Dagegen sind sehr beachtenswerth die Ausführungen über die Anlagen des Protokolls S. 562 Anm. 15 fg. und S. 570 Anm. 10 fg., sowie über die Fälle, daß ein Betheiligter erklärt, nicht unterschreiben zu können oder zu wollen; diese Zustimmung würde noch zu vielen anderen Bemerkungen erklärt werden können, wenn dies nicht für die Besprechung zu weit führen würde, die doch nur einen kurzen Einblick in das Werk, einen Anhalt dafür geben soll, ob das Werk der Wissenschaft wie der Praxis diene. Als ein werthvoller Beitrag, zumal für die Praxis, kann aber das Werk wohl bezeichnet werden. K—d.

— Ernst Große, Kunstwissenschaftliche Studien. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1900. ℳ 5,—, geb. ℳ 6,50. — Der Verfasser bezeichnet dieses Buch selbst als Prolegomena für eine Reihe von specielleren Studien zur Kunstgeschichte. Aber das vorliegende Werk hat auch einen selbständigen Werth, der die Lectüre auch für den zu einer äußerst ersprießlichen macht, der weder über die nöthige Zeit noch über genügende Specialkenntnisse verfügt, um dem Verfasser auf seinen weiteren Wanderungen durch entlegenere Gebiete seiner Wissenschaft zu folgen. Das Buch ist in mancher Hinsicht ein Zeichen der Zeit. Man hat — ob mit Recht oder Unrecht, wird die Zukunft entscheiden — die naturhistorisch-socialistische Methode der Forschung neuerdings auch bei den historischen Disciplinen zur Anwendung gebracht. Die ragenden Gipfel der Menschheit, von denen man früher annahm, daß sie die Geschichte machten, sind etwas ins Hintertreffen gerathen und haben dem Volk als Masse weichen müssen, in dessen Rasse-Eigenthümlichkeiten, Charakter, Sitte und Neigungen man heute die wichtigsten und maßgebenden Factoren der Geschichte zu erkennen glaubt. Große verwerthet diese Methode mit vollem Bewußtsein für die kunstwissenschaftliche Forschung, und wir müssen gestehen, daß seine Art und Weise, der Entwickelung der Kunst nachzuspüren, viel Einleuchtendes und Ueberzeugendes an sich hat. Natürlich muß er bei seinen Beobachtungen von dem Kunsthandwerk und der Kleinkunst ausgehen. Und er thut dies logischer Weise nicht von der Kleinkunst der Culturnationen, sondern von den primitiven Erzeugnissen der wilden Völker. Der malayo-polynesische Korbflechter und der koreanische Töpfer sind ihm, der von Hause aus Ethnograph ist, naturgemäß für seine Untersuchungen wichtiger als beispielsweise Raffael oder Dürer, aber er ist ehrlich genug, einzugestehen, daß unsere Kenntniß der primitiven Volkskunst heute noch viel zu lückenhaft ist, um darauf jetzt schon eine Geschichte der Kunstentwickelung zu basiren. Er zieht jedoch nicht nur das künstlerische Schaffen ganzer Völker in den Kreis seiner Betrachtung, sondern auch die Bethätigung des schöpferischen Kunstsinns beim einzelnen Individuum, vom spielenden Kinde angefangen bis zum großen Meister. Und hier sind es vorzugsweise die Componisten, die ihm über die Conception und Ausgestaltung der künstlerischen Idee am klarsten Aufschluß geben. Sehr beherzigenswerth ist auch, was Große über die Wechselwirkung zwischen Kunst und Wissenschaft sagt. Er warnt mit Recht vor der Ueberschätzung der Letzteren und weist nach, daß in Epochen erfolgreicher wissenschaftlicher Forschung die Kunst stets zu kurz kommt, und daß umgekehrt die Zeiten künstlerischer Großthaten in wissenschaftlicher Hinsicht steril waren. Im Kampfe zwischen nüchternem Verstande und blühender Phantasie wird dieser oder jene unterliegen; ein Nebeneinanderherrschen Beider ist undenkbar. Mehr als einmal glaubten wir zwischen Große's Ausführungen hindurch Schopenhauer zu vernehmen. Der Verfasser ist offenbar bei diesem mit Erfolg in die Schule gegangen, er theilt mit ihm nicht nur die erstaunliche Belesenheit, sondern auch die Begabung für consequente logische Folgerung, die Wahrheitsliebe und endlich, was wir besonders hervorheben möchten, die glänzende Diction seiner Darstellung. J. R. H.

— Der Philosophische Bauer, oder Anleitung, die Natur durch Beobachtung und Versuche zu erforschen, von Johann Andreas Naumann. Neudruck nach der ersten Original-Ausgabe von 1791 besorgt und herausgegeben von Paul Leverkühn. Beilage zu der Ornithologischen Monatsschrift. Im Verlage des deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt, in Commissionsverlag bei Fr. Eugen Köhler, Gera-Untermhaus 1900. 88 Seiten. Preis 2 ℳ. — Nach Wagner im „Faust" bleibt es stets ein hoher Genuß: „zu sehen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht, und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht". Und ein weiser Mann war unser philosophischer Bauer, Johann Andreas Naumann. Mit Vergnügen verfolgt man auf den Seiten seines Buches, wie ein durch keine Schulgelehrsamkeit verschroben gemachter offener Kopf schon vor mehr als hundert Jahren mit offenem Verstande und hellen Augen die Vorgänge der Natur belauscht und praktisch und richtig beurtheilt. Die Begründung und Erklärung der richtig beobachteten Vorgänge in der Natur ist freilich oftmals mehr als verschroben und abenteuerlich, doch was thut das? Ja was thut es, daß auch manche der Beobachtungen falsch gewesen sind? Schade, wenn's anders wäre und wir es in der Naturerkenntniß nicht weiter gebracht haben sollten. Auf das Mehr oder Weniger von Irrthümern in Naumann's Naturerkenntniß kommt es für uns heute nicht an, sondern wir freuen uns, in ihm einen Mann kennen zu lernen, der unter Abweisung jeder todten Buchweisheit sich allein auf das Sehen und Selbstbeobachten der Natur verläßt und sich damit als ein würdiger Vorläufer des großen naturwissenschaftlichen Jahrhunderts erweist, welches der Empirie zum Siege verhalf und die auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete so unfruchtbare logische Deduction aus ihrer Herrscherstellung verdrängte. Die einzelnen Capitel unseres philosophischen Bauern handeln 1) „Von den Wirkungen der Natur", 2) „Von der bevorstehenden Veränderung des Wetters", 3) „Von den Wirkungen der Natur im animalischen Reiche", 4) „Von der Alchemie". Auf den vielgestaltigen Inhalt einzugehen, würde viel zu weit führen. Für den modernen Landwirth wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß unser Naumann schon klar das Princip, welches der heutigen künstlichen Düngung zu Grunde liegt, erfaßt hatte. Er erklärt es für nothwendig, die dem Boden durch den Anbau des Getreides entzogenen Stoffe wieder zuzuführen, und empfiehlt zu diesem Zwecke neben dem natürlichen Viehdünger Kalk und Holzasche. „Wenn man Düngung sucht, so muß man suchen Salpeter zu zeugen." Er erkennt, daß reichliche Düngung die Brache ersetzt, und bekämpft das vollkommene Ruhenlassen der Brache, wobei das üppig wuchernde Unkraut ungestört dem Acker seine Kraftstoffe entziehen kann, dasselbe müsse vielmehr durch fleißiges Umpflügen der Brache vernichtet werden. W. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 105. Sonnabend, den 1. September, Abends. 1900.

Ein Sonntag in Paris.

Im Hotel Jacob auf der Rue Jacob, also ziemlich im Herzen von Paris, hatte ich mein Domicil aufgeschlagen. Erfrischt erhob ich mich an einem schönen Sonntagsmorgen von meinem Lager und wanderte durch die Straßen von Paris. Die wohlthuende Sonntagsruhe wie bei uns finden wir hier freilich nicht. Alle Läden sind offen, es wird gekauft und verkauft wie an den Wochentagen. Dort kommt ein Gemüsehändler und schreit mit lauter Stimme seine Waaren aus, hier ein Milchmädchen, da eine Kohlenhändlerin. Alle lassen auf der Straße ihre Stimme so laut wie möglich ertönen. Da donnern im Galopp einige breite, flache Spediteurwagen an uns vorüber. Auf ihnen sehen wir zu hohen Haufen aufgethürmt ausgeschlachtete, ihrer Borsten beraubte Schweine, deren Hautfarbe nicht mehr weiß, sondern schon schwarzbraun aussieht. In das Gewühl und Werktagstreiben hinein tönen die Sonntagsglocken und rufen zum Gottesdienste. Ich suche die berühmte Kirche „Notre Dame“ auf. Sie liegt auf einer Seine-Insel. Eine Brücke führt dahin, wo die ehemalige kleine Festung und Hauptstadt der Pariser „Lutuhezi“ = „Wasserwohnung“ („Lutetia Parisiorum“) lag. Die alten hölzernen Befestigungswerke aus der vorchristlichen Zeit, sowie die später hier aufgeführten Römerbauten sind freilich seit vielen Jahrhunderten verschwunden, und aus dem unscheinbaren Ei „Lutetia“ hat sich der riesige gallische Hahn „Paris“ entwickelt, der so manches Mal durch sein Geschrei die Welt in Schrecken versetzt hat. Wir betreten die herrliche Kirche Notre-Dame — = „Unserer Frauen“ = Marienkirche —, die im gothischen Baustil ausgeführt ist und deren größte Schönheit wohl unstreitig in den riesigen Rosetten besteht, die mit sehr schöner bunter Glasmalerei geschmückt sind. Wir stehen hier auf historischem Boden. Hier stand bereits im 4. Jahrhundert eine Kirche, in der Pipin der Kurze gekrönt wurde. Sie ist längst verschwunden. Zu der Kirche in ihrer jetzigen Gestalt wurde im Jahre 1163 durch den Papst Alexander III. der Grund gelegt. In diesem Gotteshause wurde die Trauung Heinrich's IV. mit Margarethe von Valois vollzogen im Jahre 1572 vor der Bartholomäusnacht = „die Pariser Bluthochzeit“. Hier wurde auch Napoleon III. mit Eugenie v. Montijou (1853) getraut. Napoleon I. setzte sich in dieser Kirche selbst die Kaiserkrone (1804) auf das Haupt und ließ 1811 seinen Sohn, den „König von Rom“, hier taufen; auch der Sohn Napoleon's III., Louis, „das Kind von Frankreich“, wurde in Notre Dame getauft. Freilich ist dieses Gotteshaus auch Zeuge gewesen nicht nur von Krieg und Blutvergießen um seine Mauern herum, sondern auch von einer gotteslästerlichen Komödie in seinem eigenen Innern, da man die Madame Momoro, eine gefeierte Schönheit, entschleiert auf den Hochaltar dieser Kirche setzte und sie, umtanzt in schamlosester Weise von liederlichen Dirnen, als „Göttin der Vernunft“ verehrte. Das Gottesgericht, welches nicht ausbleiben konnte, folgte bald darauf. Die Anstifter dieser Komödie fielen sämmtlich unter dem Fallbeil und die „Göttin der Vernunft“ starb, wie erzählt wird, als blinde Bettlerin in einem kleinen Dorfe Frankreichs. Im Jahre 1871 wäre diese herrliche Kirche beinahe durch das Feuer, welches die Communarden angelegt hatten, zerstört worden. Eine große Menschenmasse fluthet hindurch durch die hohen kunstvollen steinernen Portale, fluthet hinweg unter dem auf starken Pfeilern hoch oben ruhenden schwungvollen Gewölbe, fluthet in der Kirche auf und ab, aus und ein. Nur wenige sitzen in dem geräumigen Gotteshause auf den Rohrstühlen, die dort anstatt der Bänke anzutreffen sind. Da betritt ein junger Prediger die Kanzel. Sie ist nur von wenig Hörern umgeben, von denen auch noch eine ganze Anzahl während der Predigt, die doch nur etwa 15 Minuten dauert, weglaufen. Der Prediger spricht in geistreicher Weise über den Spruch, den er erst nach der Vulgata citirt und dann in das Französische übersetzt: „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung!“ Nach der Predigt, die weder mit Gesang, noch Gebet, noch Segen eingefaßt ist, verlassen wir Notre Dame und gehen zur Eglise la St. Madeleine. Dieses sehr eigenartige Gotteshaus, dessen Bau 1842 vollendet wurde, gleicht äußerlich einem antik-römischen Tempel und „gehört zu den besten modernen Schöpfungen in diesem Stil“. Die Kirche steht auf einem etwa 7 Meter hohen, länglichen viereckigen Unterbau. Das einfache Dach ruht auf vielen starken korinthischen Säulen. Am nördlichen Giebelfelde, oberhalb der Säulen sehen wir ein riesiges Relief: Christus hält das jüngste Gericht. Wie weiland Athen zur Zeit Pauli angefüllt war mit Götterstatuen, so ist die Kirche St. Madeleine umgeben von einer Menge Heiligen- und Bildhauerstatuen, von denen jede aus einer Nische zwischen den Säulen herausschaut. Fenster sucht man in diesem Gotteshause vergebens, das Licht fällt von oben herein durch drei mächtige Kuppeln. Wir steigen die kolossale, breite Freitreppe mit 28 Stufen hinauf und kommen an die Kirche selbst. Durch die „Bronzenhauptthür“, die, mit biblischen Bildern geschmückt, als ein „Meisterstück der Erzgießerei“ gilt, treten wir ein und sehen im Innern wieder rings herum korinthische Säulen, zwischen denen Heiligenstatuen sich befinden: die 12 Apostel, St. Vincent de Paul, Maria Magdalena; die Letztere finden wir auch vielfach auf der Wandfläche gemalt. Es ist eben Messe in der Kirche, in welcher eine große Menge Menschen theils auf Stühlen sitzt, theils ab und zu geht. Zu beiden Seiten der Thür sitzen zwei menschliche Gestalten, gehüllt in die Ordenstracht der römisch-katholischen Kirche, den Kopf bedeckt mit großen dreieckigen weißen Leinwandhüten; im Gesicht sproßt ihnen ein Schnurrbärtchen. Aber die Mönche und Priester der römisch-katholischen Kirche tragen doch keine Bärte! Wir schauen genauer hin und erkennen an dem zarten Bau der ganzen Gestalten, daß wir nicht Männer, sondern Frauen vor uns haben, und zwar Schwestern vom Orden des St. Vincent de Paul. Bei den meisten französischen Damen kräuselt sich auf der Oberlippe ein Anflug von Bart, bald stärker, bald schwächer. Wir nehmen auf einem Stuhle Platz. Ein hochgewachsener Mann in hellgrauem silberbetreßtem Rock, der auf dem Kopfe einen gewaltig hohen, mit Silberborde eingefaßten Dreimaster trägt und in der Rechten einen starken Tambourmajorstock mit riesigem Messingknopfe hält, stolzirt langsam und würdevoll in den Gängen umher, ohne ein Wort zu sagen; dagegen ein kleiner, leichtbeweglicher Franzose im schwarzen Tuchanzug, eine Messingkette über die Brust gehängt, ruft der murmelnden, auf- und abwogenden Menschenmasse unaufhörlich zu: „Es ist Kirche!“ Ein weißgekleideter Priester durchwandert die Reihen der Kirchenbesucher, hält den einzelnen einen weißseidenen Beutel vor und sammelt Gaben. Dann naht eine schwarzgekleidete Frauensperson, hält uns die offene Hand hin und spricht: „Zehn Centimes (= acht Pfennige) für den Stuhl.“ Wir zahlen. Hinter mir sitzt ein Herr, der, wie es scheint, nicht allzu andächtig der Messe zuhört. Ich frage ihn französisch: „Wann ist hier Kirchenmusik?“ Er antwortet in gutem Deutsch: „Um 11 Uhr ist hier große Messe! Warten Sie einige Augenblicke! Ich gehe dann auch mit! Kommen Sie um 11 Uhr wieder, dann haben Sie wenigstens eine große Messe gehört!“ Er sieht aber einen Priester, der ihn beobachtet, und sagt dann: „Ich muß warten, bis die Messe aus ist!“ Ich verlasse die Kirche auf einige Zeit und kehre um 11 Uhr wieder zurück. Da hat sich auf dem freien Platze vor der Kirche eine Akrobatengruppe niedergelassen. Eine Herkulesdame mit schwarzen Augen, schwarzem Haar, rothen Wangen,

den Unterkörper in fleischfarbene Tricots gekleidet, die Brust umflattert von einer himmelblauen, an Hals und Armen weitausgeschnittenen Blouse, schwingt in der Luft ein paar schwere, eiserne Kugeln. Zwei Männer, ebenfalls im Tricotanzuge, assistiren ihr, einer entlockt einem Leierkasten quäkende und kreischende Töne; ein ca. 13jähriges Mädchen lehnt an der Trommel, die Schlegel in der Hand haltend, jeden Augenblick bereit, Alarm zu schlagen. „Die Menge gaffend umsteht" in dichtgedrängtem Kreise die Künstlergruppe. Und das Alles geschieht unmittelbar vor dem Gotteshause während des Gottesdienstes! Wir treten wieder ein in die Madeleinen-Kirche. Die „grande messe" hat bereits begonnen. Der Priester handelt am Altar völlig schweigsam, die Chorknaben „knieen rechts und knieen links", klingeln und schweigen. Für den Priester singt ein Sänger, der neben der Orgel steht, mit hochbegabter Stimme. Darnach läßt sich der unsichtbare vierstimmige Sängerchor hören, begleitet bald von den zarten Tönen der herrlichen Orgel, bald von lieblicher Streichmusik. Die ganze Kirchenmusik war prächtig. Nur würden wir uns noch mehr darüber gefreut haben, wenn der Solist das leidige Tremoliren mit der Stimme nicht ausgeübt hätte. Während des Gesanges durchwandelt wiederum der eigenthümlich gemischte Zug von Menschen die Kirche, voran der Silberbetreßte. Wieder tönt die Stimme des Kettenträgers: „Es ist Kirche!" Wieder kommt die Schwarzgekleidete und fordert diesmal „15 centimes pour la chaise!" Verwundert sage ich: „Ich habe ja schon gezahlt!" Sie: „Es thut Nichts! Es ist jetzt große Messe! Man zahlt!" So blieb mir denn Nichts weiter übrig, als abermals 2 Kupfermünzen zu opfern „pour la chaise pendant la grande messe". Ein weißgekleideter Knabe trägt in einem sauberen, mit reinem, weißem Tuch ausgeschlagenen Körbchen kleine braune Brödchen, etwa von der Größe und Dicke einer welschen Nuß, und bietet sie den Besuchern der Messe an. Es ist geweihtes Brod, das dort an Stelle der Hostien beim heiligen Abendmahle ausgetheilt wird. Nach Beendigung der Messe sehe ich den Deutschfranzosen immer noch fest auf seinem Stuhle sitzen und auf die nächste Messe warten. Er thut das offenbar nicht mit allzugroßer Lust, aber, wie es scheint, ist ihm dieses im Beichtstuhl zur Pflicht gemacht und er gehorcht. Als wir aus der Kirche heraustreten, sehen wir, wie sich nicht weit von der ersten eine zweite Künstlergruppe etablirt hat, die ebenfalls in Herculestil „arbeitet". Die nahestehende Herculeuse läßt sich jetzt als Oratreuse hören. Mit weithin schallender Stimme preist sie ihre Kunst und ladet das schaulustige Publicum ein zur Besichtigung derselben, aber auch zugleich zum Opfern eines Zehncentimesstückes. Wir steigen die „Terrasse" herab, die von der Kirche auf die Straße führt. Hier stürzen uns allerlei geldverdienenwollende Menschen entgegen. Da will uns ein Droschkenkutscher für sein Gefährt kapern, dort kommt uns ein garçon, einen Tragkorb voll Rosensträußer auf dem Rücken tragend, entgegen, in der Hand ein paar süßduftende Rosenbüschel haltend, roth und weiß, sehr elegant mit grünen Blättern umwunden und sie uns zum Kauf anbietend, da schreit ein Photographienverkäufer uns an und will uns ein roth eingebundenes, mit Goldschrift versehenes, mit vielen Bildern von Paris ausgestattetes „Andenken" aufschwatzen. Ein anderer Bilderhändler zeigt uns einfache französische Spielkarten; er hält sie gegen das Licht. Da verschwindet das Kartenbild und wir erblicken eine, allerdings schöne, colorirte Photographie, wie sie bei uns in Sachsen allenfalls als „Studie für Künstler" passiren dürfte, sonst aber unnachsichtlich dem Strafgesetz verfallen würde. In Frankreich ist eben Vieles ganz anders als bei uns in Deutschland! Zu Mittag begeben wir uns in unser Hotel Jacob, wo wir uns am Déjeuner (2 Fleischspeisen, Gemüse, Salat, Käse, Pfirsiche, dazu ½ Flasche Rothwein, zusammen für 1,60 ℳ) erquicken. Am Nachmittag wenden wir uns nach der Seine. Sie ist bei Paris ein kleiner Fluß, vielfach belebt von kleinen, schnellfahrenden Schraubendampfschiffen. In ein solches treten wir ein bei der Kirche Notre Dame. Rasch führt uns unser Dampfer unter einer Anzahl steinerner und eiserner Brücken, die über die Seine gespannt sind, hinweg. Die erste, größte und berühmteste unter ihnen, die von französischen Dichtern oft besungene, von französischen Romanschriftstellern vielfach erwähnte, ist der „Pont Neuf", eine steinerne Brücke mit vielen Ausbuchtungen und Steinbänken versehen, erbaut in den Jahren 1578 bis 1604. Hier trieb einst allerlei fahrendes Volk: Gaukler, Zigeuner, Taschenspieler, Seiltänzer, Quacksalber, sein Wesen; hier hatten Räuber und Diebe ihren Versammlungsort; hier schlichteten sie ihre persönlichen Streitigkeiten; selbst der berühmte und berüchtigte Räuber Cartouche soll hier sein Hauptstandquartier gehabt haben. Der Pont Neuf ist der „Wunderhof" in Victor Hugo's Roman „Notre Dame". Am Ende dieser historisch so interessanten Brücke auf dem rechten Ufer der Seine sehen wir das bronzene Reiterstandbild König Heinrich's IV. Vorbei führt uns das Dampfboot am Louvre, dem alten Königsschlosse, dessen Uranfänge bis in das Jahr 1204 zurückreichen; jetzt steht es als Museum dem Volke offen; es birgt gar herrliche Schätze der Kunst und Geschichte in seinen altersgrauen Mauern. Wir erwähnen hiervon nur die goldene, mit Edelsteinen geschmückte Krone Napoleon's I., das heilige Schwert der französischen Könige („Epée du Sacre des Rois de France"), dies Schwert hat einen goldenen Griff, die schwarze Lederscheide ist mit Gold und Edelsteinen besetzt. Unter den Gemälden fesselte uns am meisten: Christus am Kreuze von Francia († 1517). Unter dem Kreuze des Heilandes liegt ein Kranker. Aus seinem Munde gehen (geschrieben) die Worte hervor: „Majora sustinuit ipse!" (Er hat Größeres erduldet!) Vorüber geht unsere Fahrt an den Tuilerien. Wir sehen noch einige Ueberreste von den ehemaligen Königsschlössern, die von Ludwig XV. und XVI. zeitweise bewohnt, von Napoleon I. und III. aber zur ständigen Kaiserwohnung ausersehen worden waren und von den Communarden 1871 vermittelst Pulver und Petroleum größtentheils zerstört worden sind. Wo man jetzt die herrlichen Tuileriengärten mit ihren Wasserbassins und Statuen erblickt, da stand am 10. August 1792 die tapfere Schweizergarde, welche die königliche Wohnung gegen den anstürmenden Pöbel vertheidigte, die betrunkenen Sansculotten und die hyänengleichen Fischweiber, bis sie, der Uebermacht erliegend, mit ihrem Blut Schloß und Straße bespritzten. Hier war es, wo am 5. October 1795 der junge Artillerieofficier Napoleon Bonaparte durch seinen Leutnant Murat (den späteren König von Neapel) im Dienste des Convents 50 Kanonen auffahren ließ und das Gewehrfeuer der royalistischen Grenadiere, das von der Kirche St. Roch herkam, mit Kartätschen beantwortete und so binnen ½ Stunde das Feuer der Gegner zum Schweigen brachte. Von den Stufen der genannten Kirche aus ließ er dann 10000 Royalisten, die über den Pont Royal, unter dem uns das Dampfboot hinwegfährt, stürmen wollten, niederkartätschen. Binnen 2 Stunden hatte er mit 4000 Mann Conventssoldaten das 40000 Mann starke Heer der Royalisten vernichtet und wurde deshalb als der Retter der Republik und des Vaterlandes stürmisch von den Conventionalisten gefeiert. Vorüber fahren wir an dem Platze „de la Concorde", dem „großartigsten Platze von Paris". In seiner Mitte ragt rosenroth schimmernd der „Obelisk von Luxor" wie ein hoher Kirchthurm in die Höhe. Er erscheint uns als eine Art Wunderwerk der antiken Bildhauerkunst, ist aus einem einzigen Rosengranitblock gemeißelt, 5000 Ctr. schwer, 22,83 Meter hoch, mit dem darunterstehenden Sockel 31,50 Meter, bedeckt mit vielen eingemeißelten Bildchen, Hieroglyphen, preisend die Thaten des Königs Ramses II. von Aegypten, † ca. 1400 vor Christus, stammt aus den Ruinen von Theben in Aegypten, ist ca. 3300 Jahre alt und wurde in Paris 1836 aufgerichtet. Er steht freilich an einer schauerlichen Stelle. Als am 30. Mai 1770 Ludwig XVI. mit Marie Antoinette von Oesterreich Hochzeit feierte, wurde hier ein großartiges Feuerwerk abgebrannt. Dabei wurden Tausende von Menschen erdrückt und in die damals hier sich befindenden Gräben hinabgestürzt. Eine schreckliche Weissagung auf das, was sich zwei Jahrzehnte später an dem Hochzeitspaare und Tausenden vom Volke vollziehen sollte! An demselben Orte, wo jetzt der Obelisk steht, stand 1793—1795 die Guillotine, durch welche etwa 3000 Menschen getödtet wurden, unter ihnen der unglückliche König Ludwig XVI., seine durch Leiden geläuterte Gattin Marie Antoinette, die edle Elisabeth, Schwester des Königs, auch der jämmerliche Philipp Egalité, Herzog von Orleans, und die muthige Charlotte Corday und in gerechter Vergeltung die Königsmörder Danton, Robespierre 2c. Als eines der letzten Opfer starb hier der freiheitdurstige Friedrich Frhr. v. d. Trenck, der in seinen alten Tagen nach Paris gereist war, um hier seine Freiheitsideen zu verkündigen. Rasch geht unsere Fahrt vorüber an den unvergleichlich schönen „Elyseischen Feldern" mit ihren paradiesischen Gartenanlagen. Schon sind wir in der Ausstellung angelangt. Die beiden Paläste „der schönen Künste" bedecken einen Theil der „Champs Elysées". Unser Dampfer eilt rasch vorüber an der „Straße der Nationen"; deren einzelne Paläste strahlen in den verschiedensten Farben und glänzen in reichem Goldschmuck. Das „Deutsche Haus" nennt der Franzose „très

joli", das Italienische erhält die Censur „très belle". Doch hörte ich im Osten — Gegend von Metz — wie auch im Westen — le Hâvre — Frankreichs aussprechen: „Hier sagen alle Leute, die deutsche Arbeit sei die beste; die Franzosen könnten nicht solche Arbeiten liefern wie die Deutschen!" Vorüber eilen wir an „Alt-Paris", an den hochinteressanten Armee-Ausstellungen, vorüber an dem „Eiffelthurm", der ja eigentlich kein Thurm, sondern ein Eisengerüst ist, aber höher als alle Thürme der Erde. Von seiner höchsten Höhe aus, wohin man bequem vermittelst Fahrstuhl gelangen kann, erblickt man Paris unter sich wie ein großes Gemälde. Die Häuser erscheinen kaum plastisch, dahineilende Equipagen sehen aus wie krabbelnde Ameisen, der brausende Schnellzug gleicht einer langsam kriechenden graubraunen Raupe. Menschen, die ihren eigenen Schatten vor sich herschiebend auf den breiten Plätzen und Straßen dahinwandern, machen den Eindruck wie Fliegen, die auf einem Käse herumspazieren. Die in großer Menge aufgestellten Stühle sehen aus wie die winzigen Körnchen des Kleesamens. Vorbei fahren wir an dem Riesenglobus, der uns auf blauem Grunde das gewaltig große Bild des Stieres zudreht. Endlich haben wir die Ausstellung und bald darauf ganz Paris im Rücken und fahren dahin auf dem grünlichen Wasser der Seine zwischen grünenden Ufern. In der Nähe von Boulogne legt unser Dampfer an. Wir steigen das bergige Ufer hinauf und sind bald darauf in dem berühmten Bois de Boulogne. Kunst und Natur reicht sich hier die Hand zur lieblichen Vereinigung. Wir sehen einen Wald von einheimischen Laub- und Nadelholz-Bäumen und Sträuchern, worin sich auch viele fremdländische, immergrüne Sträucher befinden. Schnurgerade, breite Straßen wechseln mit gewundenen schmalen Fahrwegen und Fußsteigen ab. Wiesen und Blumenbeete, Seen und Inseln, moderner Rennplatz und uralte Abteiruine, künstlicher Hügel mit Rundsicht, Windmühle und Schankwirthschaft, alles dies ist hier zu finden. Hier lagert sich Mann und Weib, Jüngling und Jungfrau, Kind und Greis des Pariser Mittelstandes auf dem grünen oder vielmehr braungebrannten Rasen. Man ißt, man trinkt, man spielt, man unterhält sich schwatzend, man schläft im Freien unter den dunkelgrünen Wipfeln der braunstämmigen Fichten, ganz wie zu Hause. Man zieht Rock und Jacke, Handschuhe, Strümpfe und Schuhe, zuweilen auch noch mehr aus und macht es sich bequem auf allerlei Weise. Auf den Straßen donnern vorüber die stolzen Carossen der Reichen und Vornehmen; die Pferde blitzen von Gold und Silber. Graugekleidete Radfahrer, pumphosentragende Radlerinnen gleiten leise dahin. Jetzt hört man ein eigenthümliches Rauschen und Rascheln. Ein vierräderiger, niedriger, eleganter Wagen ohne Pferde, mit dicken Gummirädern versehen, besetzt von feingekleideten Herren und Damen, eilt, getrieben durch Elektricität, raschen Laufes vorüber. Dort knarrt der schwere, plumpe, zweirädrige Karren eines Landwirthes — die Räder haben einen Durchmesser zuweilen von mehr als Manneshöhe —, gezogen von einem riesigen Trampelthier, einem sogenannten Pferde, das man aber eher für einen mittelgroßen Elefanten halten könnte, und wühlt sich mit seinen breiten Eisenreifen langsam auf der sandigen Straße vorwärts. Es kommt ein französischer Infanterieleutnant daher. Das feuerrothe Käppi ist mit einem Goldstreifen umgeben. Der dunkelblaue kurze Waffenrock mit blitzblanken Knöpfen, die blutrothen Tuchbeinkleider stehen ihm gut. Von seinen Silberepauletten deutet nach unseren Begriffen die eine auf den Leutnant, die andere auf den Major hin, denn die eine ist ohne Trobbeln, die andere mit Silberquastchen versehen. Der Mann ist nicht mehr jung, hat sich wahrscheinlich vom einfachen Soldaten ohne höhere Bildung heraufgearbeitet, was ja in Frankreich oft geschieht. Neben ihm geht seine sehr schlicht und einfach aussehende Frau. Sie schiebt vor sich den Kinderwagen her, der ihren jüngsten Sprößling birgt. Ihre Züge verrathen das Mädchen aus dem Volke, das mit Eimer und Besen umzugehen gelernt und dann ihren Corporal geheirathet hat. Jetzt ist er avancirt und sie mit ihm. Er ist Leutnant und sie Officiersfrau. Die Sonne neigt sich zum Untergange. Wir steigen zum Seinestrande herab und lassen uns durch das dichtbesetzte Dampfboot wiederum auf dem Rücken des Flusses zurücktragen in die geräuschvolle Weltstadt, die noch lange nicht daran denkt, Feierabend zu machen. Auf dem Dampfboot sehe ich einen Mann in der Kleidung der französischen Priester. Er trägt auf dem Kopfe einen runden schwarzen Filzhut mit sehr breiter Krempe, den Leib bis zu den Knöcheln herab bedeckt ein schwarzer Talar. Am Halse aber trägt er nicht die schwarzen, weißgeränderten Bäffchen, wie sie sonst die Priester hier tragen, sondern schneeweiße, starkgestreifte Leinwandbäffchen. Ich grüße ihn, stelle mich ihm vor und frage: „Seid Ihr ein Priester?" „Nein, ich bin ein Schulmeister" — maître d'école —, ich gehöre zu dem Orden der „Väter von den frommen Schulen". Darauf fragt er: „Habt Ihr nicht daheim un habit, so wie ich ihn trage?" „Allerdings!" Doch das Schiff hat angelegt. Es ist Zeit auszusteigen. Ich sage zu dem Manne: „à Dieu!" Er zieht seinen Hut, reicht mir die Hand im tiefsten Ernste: „Merci! Aussi!" Der Abschiedsgruß „à Dieu" — entsprechend unserm: „Behüt Gott!" —, den wir Deutschen so viel brauchen und bei dem wir uns so wenig denken, wird in Frankreich, der eigentlichen Heimath dieses Grußes, fast gar nicht gebraucht; ich wenigstens habe ihn dort nie gehört. Man sagt da bei'm Abschied entweder: „Guten Tag!" oder „Guten Abend!" oder so etwas Aehnliches. Ich meinte nun, in Frankreich sei der Gruß „à Dieu!" noch viel mehr angebracht als in Deutschland, weil er dort von Jedermann verstanden wird; daher wendete ich ihn consequent an. Zuweilen ignorirten ihn die Franzosen gänzlich, zuweilen brachte er bei ihnen ein finsteres Stirnrunzeln, zuweilen sogar ein höhnisches Achselzucken und spöttisches Lächeln hervor; grobe und gehässige Worte sagte man mir nicht, dazu ist man in Frankreich viel zu höflich; zuweilen wurde bei diesem Gruße das heitere Gesicht ernst, man sagte herzlich: „Merci!" Zuweilen aber rief das „à Dieu!" einen Schimmer höherer Freude auf den Gesichtern hervor und man blickte verklärten Auges himmelwärts. In der Seele tönte es: „à Dieu!" „Bei Gott!" „Auf Wiedersehen bei Gott!" Möchte auch bei uns in Deutschland dieser Gruß so verstanden werden! G. A. Frost.

Bücherbesprechungen.

— Deutsches Vormundschaftsrecht unter besonderer Berücksichtigung der in den bedeutenderen Bundesstaaten ergangenen Ausführungsbestimmungen erläutert von A. Hesse, Reichsgerichtsrath. Berlin 1900. H. W. Müller. (363 S., Pr. cart. 7 ℳ) — Der Verfasser hatte früher einen bewährten Commentar zur Preußischen Vormundschaftsordnung herausgegeben. Wie im früheren Werke will er auch im angezeigten das Verständniß der neuen vormundschaftsrechtlichen Normen in ihrem Zusammenhange erleichtern und dem Praktiker ein zuverlässiger Rathgeber sein, nicht blos dem preußischen — wenn er diesem die Abweichungen von dem bisherigen Rechte andeutet —, sondern auch dem nichtpreußischen, für den er die Ausführungsbestimmungen der bedeutenderen Staaten im Anhange auszugsweise wiedergiebt und in den Erläuterungen anzieht (für Sachsen das Ausf.-Ges. vom 18. Juni 1898 und die Ausf.-VO. v. 6. Juli 1899). Der Commentar, denn in dieser Gestalt erscheint das Werk, behandelt den dritten Abschnitt des Familienrechts (BGB. §§. 1773—1921) vorwiegend für den Praktiker, wie es nur einem in der Praxis Erfahrenen möglich ist, ohne dabei die wissenschaftliche Seite zu vernachlässigen. Um nur eines herauszugreifen, sei auf die Erörterung zu den §§. 1810, 1812 über die Ersetzung der Genehmigung des Gegenvormunds durch das Vormundschaftsgericht hingewiesen, die gegenüber der Bestimmung in §. 1821 Abs. 2 besondere Bedeutung hat, ferner auf die zu den §§. 1821 und 1829 wegen der Frage, ob die Genehmigung des Gerichts auch nach der Vertragschließung erfolgen könne (bez. der Auflassung doch wohl fraglich). Der Praktiker wird aus dem Werke manche Förderung erhalten und dadurch in seiner Arbeit wohl erleichtert werden. K—d.

— Das Ende der Dynastie Obrenowitsch. Ein Capitel aus der neuesten Hof- und Staatsgeschichte Serbiens. Von Bresnitz v. Sydacoff. 3. Aufl. Berlin und Leipzig. Friedrich Luckhardt 1900. 2 ℳ — Die erste Auflage dieses Buches ist im vorigen Jahre erschienen und es ist erstaunlich, daß sich bereits nach einem sehr kurzen Zeitraum eine dritte Auflage nöthig gemacht hat. Ein Capitel aus der neuesten Geschichte Serbiens kann sich freilich das Buch nicht mehr nennen, da seitdem die Vermählung des Königs Alexander stattgefunden hat, ein Ereigniß, welches, wie die Dinge liegen, eine größere Wichtigkeit hat, als sonst Herzensbündnisse in politischer Hinsicht zu haben pflegen. Die Zustände in Serbien finden wir schwarz in schwarz gemalt. Ob sie in Wirklichkeit ganz so schlimm sind,

vermögen wir nicht zu beurtheilen. Was Seite 61 über die Gefängnisse in der Belgrader Festung gesagt ist, stimmt ganz mit den Erzählungen überein, wie einst Catharina von Medici ihre Feinde aus den unterirdischen Gewölben des Louvre in den Fluthen der Seine verschwinden ließ. Hier ist es die Donau, die Sache aber wäre dieselbe. —tg—

— Kuno Fischer, Hegel's Leben, Werke und Lehre. 5. Lieferung. Heidelberg 1900 (Winter's Universitätsbuchhandlung). — Die vorliegende fünfte Lieferung des umfangreichen Hegelbandes von Kuno Fischer's Geschichte der neueren Philosophie enthält Darstellung und Kritik der Hegel'schen Naturphilosophie, Anthropologie und Psychologie, an welche sich dann die Rechtsphilosophie als Wissenschaft vom objectiven Geiste schließt. Hat die Naturphilosophie auf Grund des Naturerkennens ihrer Epoche zu stehen, so liegt darin der Keim für die künftige Zerstörung ihrer Resultate: methodisch und historisch aber wird Hegel's Mechanik, Physik und Organik immer werthvoll bleiben. Das rückt K. Fischer's Darstellung in ein helles Licht. Wenn Hegel gezeigt wird als ein Lehrer der coincidentia oppositorum neben Heraklit, Nikolaus Cusanus, Giordano Bruno, Leibniz und Schelling (S. 596), wenn er als Apologet der Goethe'schen Farbenlehre neben Schopenhauer tritt (S. 604), wenn Aristoteles, Leibniz und Darwin als mit dem Philosophen in ihrer Grundanschauung der Morphologie übereinstimmend gezeigt werden (S. 618), so führt dieses Aufzeigen der über weite Flächen geistiger Entwickelung hinspielenden Gedankenzüge mit Nothwendigkeit zu innerem Erfassen der in ihnen lebenden und schaffenden Ideen. Unter den vielen Vorzügen der Werke Fischer's ist ja überhaupt die Fülle des geistig Verwandten, welche an den Faden der historischen Darstellung angeschlossen wird, einer der größten. Da wird ein erleuchtendes Dichterwort, das dem Philosophen bei einer bestimmten Gedankenreihe vorgeschwebt haben mag herangezogen (z. B. S. 650), Nietzsche's Zarathustra-Philosophie an Hegel's Dialektik zerrieben (S. 708), oder ein klares Paradigma hingestellt, wo der schnell vorwärts schreitende Philosoph ein solches zu geben unterlassen hat (z. B SS. 655, 718). Dadurch kommt der Leser nicht blos zum Verständniß, sondern auch zum Genuß solcher Partien der Hegel'schen Philosophie, deren encyklopädische Grundform und ungeschickte Ueberlieferung sonst wohl abschrecken können. Es enthält der Hegelband in der That eine kaum zu übertreffende, in jeder Hinsicht prächtige Darstellung einer schwierigen Materie.

Dr. Grimm.

— Dr. Karl Lory, Edelmensch und Kampf ums Dasein. Hannover 1900 (Gebrüder Jänecke). — „Dies ist ein Programm mit einem Januskopfe: es schaut vorwärts ins Leben, und rückwärts in die Wissenschaft!" Mit solchem Leitwort versehen, sendet Lory seine seltsame Schrift in die Welt. Eine vier Seiten lange Einleitung, ein Motto aus der „Verhängnißvollen Gabel" sind die weiteren Propyläen, durch welche der Leser hindurchwandern muß, bis er endlich zu den sachlichen Auseinandersetzungen vordringt. Aber auch dann noch kommt immer wieder das Ich des Verfassers zum Vorschein: als der in der Vergangenheit forschende, alle Gesellschaftsschichten der Gegenwart mit unendlichem Scharfsinn beobachtende Wanderer stellt er sich immer von Neuem vor, in der bilderreichen machtvollen Sprache des Propheten läßt er's donnern von der einsamen Höhe, auf der er zu schreiten glaubt; aber er ist auch so dunkel und unverständlich wie ein Prophet, und den Glauben, den er an sich selbst hat, werden nur Wenige theilen. Er spricht einmal davon (S. 37), daß er im vorliegenden Buche eine „programmatische Krystallisirung" seiner Ansichten von Wissenschaft und Weltanschauung gegeben habe. Aber Krystalle sind regelmäßige reine Gebilde, die das Licht in bestimmter Weise brechen, Programme deutliche Angaben in festumgrenzten Rahmen. Das sind die vorliegenden Aphorismen gerade nicht. Lory meint, daß die Weltanschauung der zukünftigen Epoche eine historische sein werde. Nicht der Einzelne blos, die ganze Culturmenschheit soll durch jene Weltanschauung beeinflußt, geformt werden. Um aber jener emporführenden Weltanschauung theilhaftig zu werden, muß die Menschheit erst die gegenwärtige, jüngste — die naturwissenschaftliche Weltanschauung überwinden. Der Alles secirende, Alles nur als eine Leiche anschauende Materialismus wird überwunden werden durch den, der sich eine historische Weltanschauung erwandert. Aber wie diese „historische Weltanschauung" sich gestalten wird, bleibt unklar. Wir erfahren zwar, daß sich die ganze Weltgeschichte bewege zwischen dem Anstreben des Gesunden, Starken, Natürlich-Kraftvollen, und der Gefährdung dieses Strebens durch das ungeheure Anwachsen der Menschheit, daß die Cultur das Product der Schwachen sei, und die Weltanschauung das Kunstvollste und Feigste, was die Cultur geschaffen habe — aber den Beweis, daß die nächste Weltanschauung eine bessere wäre, bleibt Lory schuldig, und sein Edelmensch hat verzweifelte Aehnlichkeit mit der blonden germanischen Bestie Nietzsche's. Den Starken, der sich der „Horde" dienstbar macht, als edel zu bezeichnen, ist seltsam von einem Verfasser der „erlösenden" Weltanschauung.

Dr. Grimm.

— Verkehrsentwickelung in Deutschland 1800 bis 1900. Sechs volksthümliche Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwickelung und Verwaltung, sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirthschaft von Prof. Dr. Walther Lotz. Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens 15. Bändchen. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1900. 142 Seiten. — Es will uns fast scheinen, als ob diese Lujo Brentano gewidmete Sammlung von sechs Vorträgen an manchen Stellen etwas aus dem Rahmen der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt herausfällt, d. h. daß diese Vorträge nicht immer ganz „gemeinverständlich" gehalten sind, ihr oft recht massenhaft auftretendes Zahlenmaterial — mag es auch für den Druck nachträglich noch etwas vermehrt sein — muß besonders den Hörern dieser Vorträge das Verständniß doch etwas erschwert haben. In dem ersten Vortrage: Verkehrstechnik und Verkehrsleistungen am Anfange des 19. Jahrhunderts geht der Verfasser zunächst auf die Entwickelung des modernen Verkehrs ein von 1500 bis 1800, um sodann die Verkehrsverhältnisse um 1800 zu schildern. Der zweite Vortrag giebt die Geschichte des Eisenbahnwesens in Deutschland von seinen ersten Anfängen an, der Entwickelung vom Privatbahnsystem zum Staatsbahnsystem wird dabei besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Den Schluß bildet eine Uebersicht über den heutigen Stand der deutschen Eisenbahnverfassung. Der dritte und vierte Vortrag sind der Entwickelung und dem heutigen Stande des Güter- und Personentarifwesens in Deutschland gewidmet, wobei besonders bei der Erörterung der Tarifreformfrage auf die in anderen Ländern geltenden Tarifsysteme (Zonen- und Staffeltarife) eingegangen wird. Der Verfasser steht im Ganzen der Einführung des Staffeltarifprincips beim Personenverkehr wohlwollend gegenüber, wenn er sich auch nicht verhehlt, daß manche Unannehmlichkeiten bei solcher Reform mit in den Kauf genommen werden müßten. Der 5. Vertrag behandelt die Bedeutung der Binnenwasserstraßen in der Gegenwart. Die Frage ist zur Zeit angesichts des preußischen Mittellandcanalprojectes wieder eine besonders brennende geworden. Man wird Lotz, auch wenn man in dieser Frage einen principiell von dem seinigen abweichenden Standpunkt einnimmt, zugestehen müssen, daß er das Thema möglichst objectiv und nicht im beschränkt parteipolitischen Sinne erörtert und Für und Wider gewissenhaft abwägt. Man wird ihn, obwohl auch er mit der liberalen Phrase von der „Angst vor dem Verkehr" operirt, jedenfalls nicht zu den Canalschwärmern sans phrase zu rechnen brauchen. Der Schlußvortrag endlich behandelt die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande auf die deutsche Volkswirthschaft; durch die Verbilligung, Beschleunigung und Erweiterung des Verkehrs wird natürlich jeder Zweig unseres Wirthschaftslebens mehr denn früher in die Berührung mit und unter die Einwirkung der Weltwirthschaft und des Weltverkehrs gestellt, wodurch in alten Culturländern wie Deutschland für einzelne Zweige der nationalen Wirthschaft wie zur Zeit für unsere Landwirthschaft schwere Krisen herbeigeführt werden, während andererseits dieser Weltverkehr viele Vortheile mit sich bringt. Die Aufgabe der Gegenwart muß es nun sein, sich den veränderten, nicht rückgängig zu machenden Verhältnissen anzupassen und vor Allem den durch die Umwälzung bedrohten Zweigen unserer Volkswirthschaft durch thatkräftige Unterstützung über die schweren Zeiten der Krise hinwegzuhelfen.

W. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 106. Dienstag, den 4. September, Abends. 1900.

Aus Argentinien.

Ein junger Leipziger, der sich in Argentinien befindet, schreibt an seine Mutter: Ich will versuchen, Dir in einem langen Briefe meine Erlebnisse zu schildern. Unmittelbar nach meinem letzten Briefe, den ich Dir schrieb, gab ich meine Stellung auf und kehrte wieder zurück nach Argentinien, in meine zweite Heimathstadt Rio Gallegos. Doch hört und staunt! Trotzdem nur die kurze Zeit von 9 Monaten verflossen war, ohne daß mein Fuß genannte Stadt betrat, war ich nicht im Stande, mich darin zurecht zu finden. Und warum? Diese Stadt sah ich entstehen und verließ dieselbe, als sie genau gezählt sechsundzwanzig Häuser hatte, und heute zählt sie bereits über dreihundert. Also eine Stadt, die sozusagen aus dem Boden wächst, denn in nächster Zeit kommt voraussichtlich noch die doppelte Anzahl Häuser dazu. Das ist ja recht gut und verspricht einen regeren Verkehr, aber es hat doch seine bedeutenden Schattenseiten. Erstens frage ich mich: hat ein Land wie Patagonien, in dem weiter kein Product als Wolle und Fett erzeugt wird und erzeugt werden kann, wo kein Holz und keine Kohle zu finden, Gartengewächse nur mit Aufwand großer Kosten gezogen werden können, die ersten Vorbedingungen, welche für das Leben einer ausgedehnten Bevölkerung nothwendig sind? Nein! denn Alles, nur das Fleisch ausgenommen, muß von auswärts bezogen werden, wodurch sich die Sachen natürlich sehr vertheuern und vielfach im Verhältniß zu den in den letzten Jahren sehr heruntergegangenen Löhnen unbezahlbar sind, trotzdem es meist die nothwendigsten Lebensbedürfnisse sind, die davon betroffen werden. Zieht man ferner in Betracht, daß man wenigstens acht Monate lang Feuer im Ofen haben muß und für eine Tonne (1000 kg) Kohlen 45 Pesos = 90 ℳ (die Umrechnung von Pesos in Mark stimmt nicht nach den sonst üblichen Angaben. 1 Peso = 5 Francs Gold oder 4,05 ℳ. Die Erklärung ist darin zu finden, daß nach dem Gesetz vom 5. Nov. 1881 zwar französische Doppelwährung eingeführt ist, thatsächlich aber seit 1885 stark entwerthete Papiervaluta herrscht) bezahlen muß, so kannst Du Dir einen Begriff machen, was ein verheiratheter Mann verdienen muß, um nur leben zu können. Außerdem ist der Verbrauch von Kohlen bedeutender als an anderen Orten, da die Häuser sehr leicht gebaut sind, aus Holz und Wellblech, und die hier herrschenden Winde viel dazu beitragen, daß die Kohle schnell verbrennt, eine gleichmäßige Wärme aber sich nicht in den Häusern erzielen läßt. Zweitens habe ich, solange ich Land und Sprache kenne, bemerkt, wie das Land auf eine ganz unverantwortliche Weise an gewissenlose Speculanten in Buenos-Aires verschleudert wird. So gelang es einem Herrn in Buenos-Aires im Jahre 1895 vom Congreß einen Ländercomplex von 536 □ leguas (legua im argentinischen Staate Buenos-Aires = 5196 m) oder ungefähr 422 geographische □ Meilen zum Preise von 4000 Mark die legua zu erhalten. Da nun seit einem Jahre etwa eine ziemliche Anzahl neuer Farmen errichtet wurden, war natürlich die Nachfrage nach gutem Kamp (Boden) eine regere, und da dieser Herr sich selbstverständlich seiner Zeit den Boden aussuchen konnte, war Jeder, der nur einigermaßen guten Kamp haben wollte, gezwungen, bei ihm zu kaufen. Natürlich ließ er sich ungeheure Summen dafür zahlen. Die Folge davon war, daß die Farmer infolge der größeren Kosten beim Landkauf sich durch Herabsetzung der Löhne schadlos zu halten suchten, was wiederum einen Rückgang der Geschäfte nach sich zog. Ueber die hiesigen Geschäfte läßt sich drittens auch sehr viel sagen. Als ich hier ankam, war es kaum möglich, ein Paar Strümpfe zu kaufen. Hatte man das Glück, sie in dem einzigen, damals bestehenden Geschäfte zu finden, so forderte man die Kleinigkeit von nur 3 bis 4 Pesos für das Paar. Damals jedoch konnte man diesen Preis bezahlen, da der geringste Arbeiter neben Beköstigung für den Monat 6—8 Pfund Sterling verdiente. Bekleidungsgegenstände waren, wie gesagt, damals schwer zu beschaffen und kosteten ein kleines Capital, Getränke dagegen fehlten nie, nur daß, je nach Vorrath, der Verkaufspreis fiel und stieg. Ich will versuchen, durch eines meiner Erlebnisse ein genaues Bild dieses Wechsels zu geben. Es war im Winter (Juli), als ich und drei meiner Kameraden uns zu einer Reise nach Rio Gallegos entschlossen. Wir arbeiteten seit vier Monaten im Camp und hatten während dieser Zeit unsern Vorrath an Tabak, Zwirn &c. verbraucht. In dem Bewußtsein, unser verdientes Geld auf der hiesigen Gobernacion, wie uns gesagt wurde, erheben zu können und im Vorgefühl des Genusses einer langentbehrten Pfeife Tabak, sowie mit dem Vorsatz, uns für den Rest des Winters noch einige Sachen zu kaufen, machten wir uns auf den Weg. Wir gingen zu Fuß, da wir des Glatteises wegen keine Pferde benutzen konnten. Nach einem Marsch von etwa acht Stunden erreichten wir endlich äußerst ermüdet Rio Gallegos. Immer kamen wir durch Camp und des Schnees und Eises halber ging es sehr langsam vorwärts. Wir fanden auch bald ein Unterkommen für die Nacht, zwar nicht bequem, denn wir vier Mann mußten uns auf einem Raum von 100 Quadratfuß häuslich einrichten, aber es war doch besser, als draußen hinter einem Strauch zu schlafen. Doch für die damaligen Verhältnisse gab es nichts Anderes. Am anderen Morgen versuchten wir dann, unser Geld zu erheben, doch fanden wir dabei nichts weniger als Entgegenkommen. Wir mußten vielmehr mit Versprechungen, aber leeren Taschen uns zur Heimreise rüsten. Vorher wollten wir jedoch etwas essen; aber kein Mensch fand sich, der uns trotz unseres Guthabens etwas auf Credit geben wollte. Endlich machten wir einen Italiener ausfindig, welcher geneigt war, uns das Nöthigste auf Credit zu verabreichen. Wir kauften zuerst, um unseren Hunger zu stillen, für den Mann 2 Hartbrode, 1 Dose Sardinen und ½ Liter chilenischen Wein, dann als Ersatz für unsere abgetragenen Schuhe je 1 Paar Segeltuchschuhe und hatten damit unsere Rechnung für den Mann auf 12 Pesos 40 Cti. gebracht. Diese Sachen kosten heute nicht mehr als 1 Peso 50 Cti. Wir blieben die folgende Nacht noch hier und kauften uns zur Erwärmung in Ermangelung eines Ofens 1 Liter Rum, der 2 Pesos kostete. Am anderen Morgen verließen wir enttäuscht und mit leeren Taschen Rio Gallegos, spät langten wir am Abend in der Estancia an, welche wir nach kurzer Zeit verließen, um anderweit lohnendere Arbeit zu suchen. Da wir aber nicht alle zusammenbleiben konnten, trennten wir uns; mir gelang es Arbeit als Koch einer deutschen Farm zu finden. Während der nächsten Zeit versuchte ich mehrmals mein Geld von der Gobernacion zu bekommen, was mir aber erst nach elf Monaten gelang, nachdem ich dem damaligen Gobernor, Sohn eines Deutschen, behilflich war, seine Privatbibliothek zu ordnen. Doch genug davon. Sehen wir uns nun viertens das heutige Leben und Treiben von Rio Gallegos an, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß sich dasselbe nicht gerade zum Vortheile des Landes, sondern einiger Geldleute geändert hat, die mit der Gobernacion Hand in Hand gehen. Fast kein Tag vergeht, ohne daß ein Decret erlassen wird, welches zwar den Inhabern der Grundstücke unbequem ist, aber desto mehr Geld in die Taschen der oberen Hundert bringt. Da die meisten Grundstücke in Händen von kleinen Leuten sind, die von Tagarbeit leben, so sind für dieselben derartige Ausgaben äußerst drückend und es herrscht allgemein eine Mißstimmung gegen die Regierung. Würde dieselbe ihren in jedem Decret gegebenen Versprechungen nachkommen oder doch wenigstens den guten Willen

zeigen, etwas für die Stadt zu thun, so würde sie nicht allein auf Dank, sondern auch auf Unterstützung seitens der Bevölkerung rechnen können; doch nein, nichts von Alledem. Dazu kommt, daß jede Gobernacion gewärtig sein muß, in Kürze von einer anderen abgelöst zu werden. So ist das ganze Sinnen der jeweiligen am Ruder befindlichen Gobernacion auf schnelle und gute Füllung ihrer Privatsäckel gerichtet. Die kommende Regierung mag sehen, wo noch etwas zu holen ist. So z. B. sagt eines der jüngeren Decrete: Jeder Inhaber eines Grundstückes ist verpflichtet, in der Front seines Grundstückes einen Fußweg anzulegen, und zwar unter Zuhilfenahme von Material, welches hart wird und immer trocken zu passiren ist. Unter Vermeidung einer Strafe von 50 Pesos und Entziehung des Eigenthumsrechtes sind die betr. Leute verpflichtet, obiges Decret bis zu dem und dem Datum auszuführen. Ich glaube, das sagt gerade genug. Eine andere Verfügung ist folgende: Bis jetzt hatte Jeder, der Pferde besaß, das Recht, dieselben auf dem sog. Gobernacionscamp frei herumlaufen zu lassen. Die Thiere hatten sich im Laufe der Zeit auch sehr gut eingewöhnt. Jetzt, vor dem bevorstehenden Wechsel treibt die löbl. Polizei alle Pferde zusammen und verlangt von den Besitzern unter Vorzeigung der vorschriftsmäßigen Papiere eine Strafe von je 4 Pesos per Pferd, und wehe dem, der kein gestempeltes Papier hat. Ohne Gnade werden die Pferde weggenommen und verauctionirt. Reclamiren nützt nichts, da die nächste höhere Behörde in Gubut ist, und im Monat nur ein Schiff nach dort geht.

Doch nun genug von den Verhältnissen in Rio Gallegos. Jedenfalls interessirt es mehr, zu erfahren, wie ich die Zeit seit meiner letzten Nachricht verlebt habe. Im Januar begab ich mich wiederum auf Reisen und, wie schon gesagt, nach Rio Gallegos. Ich fand auch glücklich einen Posten, der mir angenehm zu sein schien und nahm ihn kurzer Hand an. Ich war nun „Postreiter". Was das zu bedeuten hatte, habe ich in der Zeit gründlich erfahren und war sehr zufrieden, als ich die Sorge wieder los war. Vor allen Dingen mußte ich eigene Pferde stellen und erhielt dafür, daß ich zweimal im Monat die Post an der Küste entlang ritt, nichts weiter als 4 Pfd. Sterl. für jede Reise. Wenn dieselbe auch nur jedesmal 4—5 Tage dauerte, so ist der Lohn im Verhältniß zu den Strapazen und Unkosten ein äußerst niedriger, wie Dir aus nachstehender getreuer Beschreibung einer solchen Reise in den Pampas Patagoniens klar werden wird. Gewöhnlich trat ich die Reise am Montag Morgen an, im Winter dagegen am Sonntag, um zur rechten Zeit den Postdampfer von Punta Arenas zu erreichen. Schon Tage vorher mußte ich im Dorf herumlaufen und immer wieder daran erinnern, daß die Post in der und der Zeit abgehe. War ich endlich am Tage vor der Abreise im Besitze der meisten Briefe, so konnte ich sicher darauf rechnen, am Tage der Abreise noch von diesem oder jenem Geschäft aufgehalten zu werden. War ich dann endlich auf dem Wege, so geschah es öfter, daß mir noch Leute mit Briefen nachgeschickt wurden, die mich dann so schnell als möglich zu erreichen suchten. Am meisten wurden natürlich die Pferde davon mitgenommen. Aber das macht nichts. Lieber ein Pferd verlieren, als eine halbe Stunde früher aufstehen; das ist so Landesbrauch. Meine erste Station hatte ich bei der schon früher erwähnten deutschen Estanzia Chymen Ayke, wo ich frische Pferde hatte und den Postbeutel der Farm in Empfang nahm. Von hier aus ging es weiter nach dem 3 Stunden entfernten Schäferhaus derselben Farm, wo ich übernachtete. Vorher mußte ich jedoch einen Fluß passiren, um die Briefe von der anderen Seite zu holen. Die weitere Reise geht durch Pampa, wobei ich auch an dem am Mont Aymond befindlichen Indianerlager von der Truppe „Dios segundo" vorbei kam, um gleich darauf die chilenische Grenze zu passiren. Von hier ab bietet das Gelände einige Abwechselung, zwar nicht in Bezug auf Vegetation, sondern in der Gestaltung. Man passirt Thäler und Hügel, sieht in erloschene Krater und hat auf den höheren Stellen herrliche Aussicht nach der Magalhanes und dem Feuerland. Endlich gelangt man nach dem Abstieg von ca 180 m nach der längs der Magalhanes sich hinziehenden Thalsenkung. Dieselbe erstreckt sich bis dicht an die Ufer der Magalhanes und ist auf dieser Seite stellenweise durch eine kleine Hügelreihe von ihnen getrennt. Läßt man diese Hügelreihe zur Linken, so gelangt man nach einem einstündigen Ritt nach Punta Delgada. Diesen Namen trägt eine Estanzia daselbst, welche gleichzeitig eine Fettfabrik in Betrieb hat. Hier ist auch die schmalste Stelle der ganzen Magalhanes. Bei klarem Wetter hat man von den verschiedenen Hügeln aus sehr gute Aussichten, sowohl nach Feuerland als auch nach Patagonien. Auch ist diese Farm seit kurzer Zeit durch Telephon mit Cabo de las Virgenes und Punta Arenas verbunden. Ebendaselbst hat die chilenische Regierung, wie überhaupt längs der Magalhanes, Feuerthürme erbaut. In genannter Estanzia ist das Ziel der Postreise, denn hier hatte ich die Postsachen zu empfangen und abzugeben. Wenn auch die Strecke nicht allzu groß war für hiesige Verhältnisse, so nahm doch jede Reise mit den zu machenden Umwegen im Sommer und bei gutem Wetter 5 Tage in Anspruch. Im Winter dagegen, bei den plötzlich einsetzenden Schneestürmen und Temperaturwechsel, gebrauchte ich 9—10 Tage. Auf Strecken, die man bei gutem Sommerwetter in 1½ Stunde zurücklegte, d. h. ohne die Pferde zu ermüden, mußte ich mitunter 9—11 Stunden verwenden. Verhinderte der durch plötzlichen Temperaturwechsel sich bildende Nebel die Aussicht, so kam ich öfter um mehrere Meilen aus dem Wege und mußte Nachts bei Schnee und Regen im Kamp bleiben, wobei ich einmal von Abends 5 Uhr bis zum anderen Morgen 7 Uhr ohne mich zu setzen, was ich wegen des unter Wasser stehenden Kamps nicht konnte, bei strömendem Regen und dickem Nebel im Kamp blieb, da ich mich, durch umschlagenden Wind irregeführt, bei einbrechender Dunkelheit nicht mehr orientiren konnte. Doch nun genug davon, ich bin froh, daß ich diesen Winter Arbeit und gutes Quartier habe, mögen die Anderen sehen, wie sie am besten durchkommen, und kehren wir nun nach Gallegos zurück. (NB. Dieser Theil des Briefes datirt um 2 Monate später.) Auch hier hat sich seit dem Datum des letzten Briefes gar Vieles geändert. Die Stadt erhält jetzt mit einem Mal drei Banken. Ein Richter, ein Notar, ein Staatsanwalt sind vor Kurzem hier angekommen und liegen sich alle bereits mit der hiesigen Regierung in den Haaren. Z. B. befiehlt der Governador die Freilassung eines notorischen Mörders, der 4 Menschen in Santa Cruz ins Jenseits beförderte, der Staatsanwalt läßt ihn jedoch wieder einfangen und einlochen, welche Manipulation aber dem Polizeichef, der nur auf Ordre seines directen Vorgesetzten handelte, den Laufpaß einbringt, das ist Landesbrauch. Auch ist jetzt eine Fettfabrik hier, um allen überflüssigen Hammeln das Fell über die Ohren zu ziehen. Sie bringt ca. 70 Angestellte mit, macht großes Geschrei, aber Löhne auszahlen an die Arbeiter — das giebt es nicht. Auch das ist Landesbrauch. Projectirt sind für die nächste Zeit: Telephonanschluß an Punta Arenas—Puerto Monti, Anlage einer Bierbrauerei, um das edle Getränk billiger als bis jetzt — 2 M die Flasche — verkaufen zu können. Der Consum ist aber trotzdem bedeutend. Ein Bataillon Infanterie ist am 2. Juli in Buenos Aires nach hier eingeschifft worden. Für Unterkunft ist bis jetzt noch nicht gesorgt. Der Dampfer kann aber in ca. 6—8 Tagen eintreffen. Von den in Punta Arenas und hier beheimatheten Schiffen sind in 2 Monaten 5 Dampfer vollständig verloren, ebenso der Transportdampfer der Argentinischen Marine „Villarino". Der Kamp wird mehr und mehr besetzt und im Orte wird trotz des Winters sehr viel gebaut.

Soweit will ich den Brief nur mittheilen. Es schließen sich noch einige persönliche Sachen an, die für die dortigen Verhältnisse ohne Belang sind. Jedoch aus der vorhergehenden wortgetreuen Wiedergabe des Briefes läßt sich ein Einblick in die nicht gerade verlockenden Verhältnisse in Rio Gallegos gewinnen.

M. E.

Fünfzehn Jahre Gehe-Stiftung zu Dresden.*)

Der fünfte Band des Jahrbuches der Gehe-Stiftung zu Dresden enthält einen ausführlichen Bericht über die 15jährige Wirksamkeit dieses Instituts als staatswissenschaftliche und staatsbürgerliche Anstalt, sowie den Vortrag des Bonner Professors Dietzel über Weltwirthschaft und Volkswirthschaft in wesentlich erweiterter und mit literarischen Nachweisen ausgerüsteter Gestalt.

Die Gehe-Stiftung, von dem Dresdner Großkaufmann Franz Ludwig Gehe gegründet, anfänglich als eine „Commercial-Academie" geplant, etwa in dem Sinne der heutigen Handels-

*) Jahrbuch der Gehe-Stiftung zu Dresden. Band V 1900. v. Zahn & Jaensch.

Digitized by Google

Hochschule, ist in ihrer Ausführung ein Institut geworden, das dem gesammten Volke dienen will, „ihm die nöthigen Kenntnisse erschließend zu wirksamer und ersprießlicher Erfüllung seiner staatsbürgerlichen Functionen". Der hochherzige Stifter hatte gefunden, daß den Ansprüchen, die in neuerer Zeit durch das constitutionelle System und die Selbstverwaltung in der Gemeinde an alle Staatsbürger gestellt werden, eine große Anzahl Männer nicht gewachsen war. Bewährte sich auch die in täglicher Praxis gewonnene Erfahrung bald als Lehrmeisterin, so war doch bei den zur Mitentscheidung Berufenen ein bestimmtes Wissen unentbehrlich. Dieses wollte Gehe mit Hilfe der reichen Mittel, die er dazu bestimmte, Allen, die darnach Bedürfniß tragen würden, unentgeltlich zugänglich machen. Er wünschte, wie er sich selbst ausdrückte, den vielen Männern, welche ihre Kräfte auf anderen Wegen als denjenigen des berufsmäßigen Beamtenthums den öffentlichen Interessen widmen wollten, durch seine Stiftung gründlicher und zuverlässiger als es die zur Zeit beinahe ausschließlich diesen Dienst gewährende Tagespresse vermag, die Orientirung auf den Gebieten, deren Beherrschung ihnen zu ersprießlichem Wirken von Nöthen ist, vermitteln zu helfen. Die in diesem Sinne ins Leben getretene und verwaltete Bildungsanstalt kommt ihrer Aufgabe nach durch eine Bibliothek von vorwiegend Werken mit staatswissenschaftlichem Inhalt und durch Veranstaltung von Vorträgen. Erstere steht Allen offen, die sich in den Fächern, deren Kenntniß zu gedeihlichem öffentlichen Wirken von Nöthen ist, zu orientiren wünschen. Sie wird seit 1894/95 von mehr als 2000 Lesern im Jahre benutzt und hat soeben den ersten Band ihres Katalogs veröffentlicht. Bei den letzteren werden Vortragscyklen und Einzelvorträge arrangirt. Jene sollen eine ganze Wissenschaft oder doch eine größere Partie derselben, wenn auch nur summarisch, zur Darstellung bringen, diese wird der Behandlung von Einzelfragen, womöglich solchen, die das Tagesinteresse in besonderem Grade in Anspruch nehmen, gewidmet. Für die ersteren sind Lehrämter geschaffen, und einige Gelehrte sind an der Anstalt fest angestellt mit dem Auftrag, die wichtigsten Disciplinen regelmäßig zu vertreten. Für die letzteren werden von auswärts, meist von den Universitäten, die Lehrkräfte bezogen. Beide Gattungen von Vorträgen, Cyklen und Einzelvorträge, sind in 15 Jahren je 83 Mal abgehalten worden. Für die Cyklen steht ein Auditorium zur Verfügung, das kaum mehr als 100 Zuhörer faßt. Im Nothfall können noch 50 Personen theils im Vorzimmer, theils im anstoßenden Sitzungszimmer so placirt werden, daß sie den Worten des Redners zu folgen vermögen. Zweimal standen größere Räume zur Verfügung, von denen seitens der Hörer gern Gebrauch gemacht wurde. Im Ganzen wurden die 932 Cyklusvorträge in den 15 Jahren von 68886 Personen besucht. Für die Einzelvorträge konnten größere Räume benutzt werden. Je nach dem und namentlich auch nach der Anziehungskraft des behandelten Themas oder bekannteren Redners war die Frequenz

1885—1889	durchschnittlich	449	Personen.
1890—1896	„	369	„
1897—1900	„	558	„

Von mehr als 600 Personen waren nur 7 Vorträge besucht, wohl aber 13 von weniger als 300. Insgesammt erschienen in den 83 Einzelvorträgen, die von Neujahr 1885 bis Ostern 1900 veranstaltet wurden, 37324 Personen. Die Besucherzahl sämmtlicher 1015 arrangirter Vorträge war demnach 106210. Nach Stand und Beruf haben die Hörer nicht alle vollständig auseinander gehalten werden können. Sicher ist soviel, daß zu den Einzelvorträgen Gewerbetreibende, Kaufleute, Kanzlei-, Rechnungs- und Executivbeamte das größte Contingent geliefert haben. Bei den Cyklen stehen die genannten Beamten obenan. Dann folgen Kaufleute und Gewerbetreibende. Sicher wird hierbei der Mangel an freier Zeit bei den letzteren mitgespielt haben. Endlich verdient Erwähnung, daß von den Theilnehmern unter sich seit 1893 Uebungsabende gehalten zu werden pflegen. Derartige Sitzungen fanden im Ganzen 80 statt, die von 1275 Theilnehmern besucht wurden. Gerade sie, wenig in die Augen fallend, dienen doch am directesten dem Zwecke der Stiftung. Unter Leitung einer vom Directorium dazu ausersehenen Persönlichkeit ist ihre Organisation derart, daß ein Referent für die zu behandelnde Frage erwählt wird und Alle durch vordem aufgestellte Thesen, die gedruckt vertheilt werden, auf die streitigen Punkte aufmerksam gemacht werden, so daß eine vorbereitete und fruchtbare Erörterung möglich ist.

Der Gedankengang, dem Professor Dietzel in seinem Vortrage nachgeht, gipfelt darin, daß nicht in der Isolirung seiner Wirthschaft ein Staat am Besten fahre, sondern durch Anschluß an die anderen Länder. Nicht darauf komme es für ein Land an, thunlichst Alles, was seine Bewohner brauchen, selbst hervorzubringen, sondern darauf, diejenigen Kräfte ausfindig zu machen, deren Entwickelung und Ausbeutung am vortheilhaftesten sei. Das oberste Ziel aller Wirthschaftspolitik müsse sein: zu beweisen, einerseits, daß das unter den gegebenen Bedingungen mögliche Maximum des Volksreichthums erreicht werde, andererseits, daß das wirthschaftliche Leben der Völker so stetig als möglich verlaufe. Der Lösung dieser doppelten Aufgabe vermöge nur das Land näher zu kommen, das mit vielen Völkern verkehre und intensiven Verkehr pflege. Bei Eigenwirthschaft könne die nationale Arbeit sich weder so productiv noch so continuirlich vollziehen wie bei Anschluß an die Weltwirthschaft. Diese Auffassung wird in vielleicht hie und da etwas abstracter Form, aber jedenfalls gründlich mit viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und fleißig zusammengetragenen Thatsachen vertheidigt. Insbesondere wendet sich die Argumentation des Verfassers gegen diejenigen, die in dem werdenden Industriestaate Deutschlands eine Gefahr für seine Selbständigkeit sehen und behaupten, daß die wirthschaftliche Lage eines durch den Verkehr „vom Auslande abhängig" gewordenen Volkes eine precäre sei. Er hält die Ansicht für verfehlt, daß es bedenklich sei, wenn eine größere Quote der nationalen Arbeit für den Export producire oder wenn gar ein Volk mit einem wesentlichen Theile seines Bedarfs an unentbehrlichen Dingen, besonders an Lebensmitteln, auf den Bezug vom Auslande angewiesen sei. Nicht „kornwirthschaftliche Autarkie" kann für Deutschland das erstrebenswerthe Ziel sein. Das Gespenst des Verhungerns im Kriegsfalle, das einem auf die Getreidezufuhr angewiesenen Lande droht, kann für uns nicht ernsthaft heraufbeschworen werden. „Ein Blick auf die Landkarte, auf die Fülle der Zufuhrwege, über die wir verfügen, lehrt dies. Auf dem Rhein, der Elbe, der Donau — über Rotterdam und Antwerpen, Genua und Triest würden wir Brodkorn selbst in dem ja möglichen Falle beziehen, daß wir von Frankreich und Rußland zugleich angegriffen würden und deren Flotten unsere Seehäfen blokirten." Auch eine eigentliche Weltmachtpolitik, durch die Deutschland seinen Platz an der Sonne, seinen Rang unter den Culturnationen erhielte, ist nicht mit aller Kraft zu befürworten, obwohl der Erwerb weiterer Colonien und Kohlenstationen, die Vermehrung der Kriegsflotte, die Steigerung des Einflusses Deutschlands auf die Handelspolitik fremder Länder in jedem Falle auf der Linie des nationalen Interesses liegt. Das einzig Richtige vielmehr ist „kosmopolitische Arbeitstheilung". Durch sie wird die Arbeit eines jeden Volkes nationaler, indem sich dasselbe auf diejenigen Zweige der Production zu beschränken vermag, auf die die Sonderart des nationalen Territoriums und der nationalen Cultur es hinweist. Nicht diejenigen vertreten nach Dietzel (S. 20) eine in Wahrheit „nationale Wirthschaftspolitik", die den Schutz der nationalen Arbeit, die Nationalisirung des Wirthschaftslebens im Munde führen, sondern die, die jenen Schutz bekämpfen, der nichts bedeutet als die Aufrechterhaltung der derzeitigen Gruppirung der nationalen Arbeit — jenen Schutz, der die nationale Arbeit davon abhält, sich so zu gruppiren, wie es das nationale Interesse an möglichster Förderung der nationalen Arbeit, an möglichster Steigerung ihrer Productivität durch eine specifische nationale Auslese der Arbeitsweise erheischen würde.

Die beiden hauptsächlichsten Einwände, die der Verf. seiner Theorie selbst entgegenstellt, sind einmal die Möglichkeit des Rückganges der Fabrikate-Ausfuhr und zweitens die drohende Abnahme der Lebensmitteleinfuhr in Industrieländer. Was wird eintreten, wenn die heutigen Rohstoffstaaten ebenfalls mehr und mehr auf die Linie gewerblicher Erzeugung gerathen und keiner so großen Zufuhr von Industrieartikeln mehr bedürfen? Und wie schlimm sind die auf Einfuhr von Lebensmitteln angewiesenen Länder daran, wenn die Staaten, die heute für sie ackern und pflügen, bei zunehmender Bevölkerung den größten Theil ihrer Erzeugnisse selbst verzehren, wenn z. B. Rußland bei steigendem eigenen Bedarf an Brodkorn nicht mehr soviel wie früher an England, Deutschland u. s. w. abzugeben vermag? Beide Gegenargumente läßt Dietzel sich angelegen sein, zu entkräften. Wenn Deutschland, Belgien, die Schweiz Industriestaaten wie Frankreich und England geworden sind, wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich anschicken es zu werden, so wird doch in diesen Ländern kein Rückgang des Fabrikate-Imports die Folge sein. Sie betreiben andere Exportindustrien

wie Frankreich und England. Durch das Umsichgreifen der Industrialisirung wird keine vernichtende Concurrenzirung, sondern heilsame Differenzirung der Nationen, nicht dauernder Rückgang, sondern ständiger Aufstieg des Außenhandels veranlaßt. Mit dem industriellen Charakter eines Landes nimmt seine Aufnahmefähigkeit an fremden Industriewaaren zu. Was aber das dauernde Versiegen der Nahrungsquellen der heutigen Rohstoffländer betrifft, so hält Dietzel dieses, obwohl er die rapide Zunahme der Bevölkerung überall nicht leugnet, nicht für wahrscheinlich. Noch immer gelte das Wort Franklin's, daß die Erde einer großen Wüste gleiche, unterbrochen durch einzelne Culturoasen. Vorderindien, Japan, Theile von China, der Osten der Vereinigten Staaten, Westeuropa stellen die größten dieser Oasen dar. Aber gewaltige Massen Bodens harren noch des Pflugs, gewaltige Massen Bodens hat er nur geritzt. Auch Rußland beurtheilt Dietzel sehr günstig und hält seine agricole Ergiebigkeit einer außerordentlichen Steigerung für fähig. Ein beachtliches Plus an Nahrungsmitteln ließe sich dort gewinnen, wenn nur ein liberaler Geist in die Verfassung und, was weit wichtiger wäre, in die Verwaltung des Czarenreiches käme.

So weit die Grundideen des geschätzten Gelehrten, über dessen Doctrinarismus der so praktisch angelegte selige Gehe, in dessen Stiftung sie auseinandergesetzt wurden, sich leichtlich gewundert haben dürfte, wenn er sie hätte hören können. Was der Hr. Referent uns auseinandersetzt, ist die Lehre der englischen Manchesterschule und der deutschen Freihandelspartei vom Individuum auf den Verkehr der Völker übertragen. Sowie Jene behaupteten, daß man der freien Entfaltung der Kräfte des Einzelnen Nichts in den Weg legen dürfte, weil, wenn Alle sich selbst überlassen blieben, Jeder am ehesten zu seinem Rechte käme, so behauptet auch jetzt Dietzel, daß, wenn alle Staaten in einen freien lebhaften Verkehr untereinander treten würden, jedes Land von selbst sich auf die Productionen beschränken würde, die es mit dem größten Nutzen für sich zu Stande bringen würde. Seinen Ueberfluß würde es ausführen, den Ueberfluß anderer Länder einführen und vollkommenste Harmonie würde auch hier das Ende der Entwickelung sein. Im Zeichen des Verkehrs werden Deutschland, England u. s. w. nicht unabhängiger vom Auslande werden, sondern abhängiger, aber dafür auch das Ausland auf sie angewiesen sein. Immer enger wird die weltwirthschaftliche Verknüpfung der Nationen werden, immer vollkommener die territoriale Arbeitstheilung, immer größer der Verkehr von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil. Künftig, prophezeit uns Dietzel, wird man die Verkehrsfeinde von heute, die den Zeiger an der Weltenuhr zurückdrehen möchten, in eine Linie stellen mit den Gegnern der Chausseen, der Eisenbahnen, der Maschinen.

Indessen sehr überzeugend klingt das Alles nicht. Professor Dietzel vergißt vollständig, wenn man ihm auch zugeben kann, daß die Weltwirthschaft weiterer Ausgestaltung entgegensieht und entgegengeht, die Wirklichkeit. Er läßt außer Acht, daß, wie es unter den Individuen Stärkere und Schwächere giebt, auch die Nationen von verschiedener wirthschaftlicher und cultureller Kraft sind. Die vorgeschrittenen Völker würden die Entwickelung der zurückgebliebenen nicht fördern, sondern hemmen und ihre ökonomische Macht dazu ausnützen, sie auf der Stufe der Untergeordnetheit festzuhalten. Wenn Länder mit ganz verschiedenartiger Erzeugung in Austausch treten, wie Tropenländer und europäische Industrieländer, so kann man allenfalls eine für beide Theile gedeihliche Entwickelung der Geschäfte erwarten. Wenn aber Länder mit gleichartigen Productionen zu einander in Beziehung gerathen, nur daß diese Erzeugung unter verschiedenen Bedingungen vor sich geht, so steht die wirthschaftliche Selbständigkeit des einen oder des anderen auf dem Spiele. Dem schwächeren Lande wird alsdann die Richtung, in der sich diese Production bewegen darf, von dem stärkeren Lande vorgeschrieben werden. Dietzel hat das wohl selbst gefühlt, wenn er gelegentlich (S. 20) den zeitweisen Schutz junger Arbeitszweige als zulässig erklärt. Aber auch bei ganz alten Erwerbszweigen kann die Rücksicht auf die nationale Selbständigkeit es fordern, daß man sich gegen eine unter märchenhaft günstigen Bedingungen arbeitende und neu erscheinende Concurrenz absperrt. Vollständige Handelsfreiheit mag ein Ideal sein, das man indeß so wenig wird je verwirklicht sehen können als schrankenlose Freiheit des Individuums. Das Heilsamste und Naheliegendste für ein Volk wird immer eine rationelle Vermischung aller Erwerbszweige sein. Nicht ausschließlich Rohstoffland, nicht ausschließlich Industriestaat, sondern ein nach den besonderen Bedingungen in seinem Verhältniß verschieden ausfallendes Nebeneinanderarbeiten aller Erwerbsthätigkeiten verbürgt auf die Dauer glückliche und gesunde Zustände. Dabei ist eine durch sachgemäße Vertragspolitik vorwärts schreitende Weltwirthschaft keineswegs ausgeschlossen. —a.

Sonstige Bücherbesprechung.

— Hans v. Bülow, Briefe. Herausgegeben von Marie v. Bülow. IV. Band. 1864—1872. Mit einem Bildniß. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1900. Preis geheftet 6 ℳ, gebd. in Leinwand 7 ℳ, in Halbleder 8 ℳ — Statt als Weihnachtsgeschenk, wie die frühern Bände, wird uns diese neueste Folge der Briefe Bülow's zur Sommerzeit dargeboten. So mag sie Manchem ein willkommener Reisebegleiter sein. Sie gewährt ohnehin eine erfreulichere Gesellschaft als der vorausgehende Briefband, in dem sich zu viel des Stachlichen, Mißtönenden zusammenfand. Führte uns dieser die Berliner Epoche des Künstlers, somit die Zeit seines befestigten Ruhmes und jungen Eheglücks, wenn zugleich auch vieler künstlerischer Anfeindungen und Reibereien vor Augen, vergegenwärtigte er den nervös gereizten, rücksichtslos dreinschlagenden Bülow — so zeigt der vierte Band ein ander Bild. Inmitten der großen tiefgehenden künstlerischen und menschlichen Conflicte und Kämpfe, in die seine Berufung nach München im Jahre 1864 ihn verwickelte, inmitten des Zusammenbruchs seines häuslichen Glückes bleibt der erregbare Mann nach außen ruhig und gelassen; keine leidenschaftliche Aeußerung, kein Wort der Anschuldigung tritt in den Briefen, wie wir sie vor uns haben, zu Tage. Waren sie irgend vorhanden, so hat der Tact der Herausgeberin sie getilgt. Genug, wer pikante oder intime Enthüllungen erhoffte, wird sich enttäuscht finden. Sein tragisches Geschick trägt Bülow vornehm und groß. Er beleuchtet dasselbe nicht, er spricht den nächsten Freunden gegenüber nur die einfache Thatsache aus, daß Gattin und Kinder ihn verlassen haben und nach der Schweiz übergesiedelt sind. Als einen „Verschollenen" bittet er die Freunde ihn zu betrachten, nachdem er, Glanz und Ehren seiner Münchner Stellung von sich werfend, in Florenz versucht, sich selbst wiederzufinden. „Ob die Ruine als Grundlage zu einem Neubau taugt", schreibt er an Raff, „ist eine Frage, über welche die Zukunft allein entscheiden kann. Nicht aus Anhänglichkeit am Leben oder Vertrauen in ein besseres Später, sondern — gestehe ich's nur offen ein — aus Mangel an physischer Courage habe ich mich nicht zum Hinunterschlucken irgend eines passenden »braunen Saftes« entschließen können." Gewiß der Zusammenbruch seines häuslichen Glückes war um so tragischer, als er zugleich das Erlöschen der beiden Sonnen, um die sich bis dahin sein Leben künstlerisch wie menschlich bewegt hatte, für ihn bedeutete. Der ursächliche Zusammenhang der Loslösung von seiner Gattin mit der Loslösung von Liszt, der bis dahin das leuchtende Vorbild und Ideal des Jünglings und Mannes gewesen war, wird schon in den vorliegenden Briefen ersichtlich. Einzelne Aeußerungen lassen darüber nicht im Zweifel. Was seine Gattin an ihm gefehlt, ließ er deren Vater entgelten. Nun erscheint ihm Tausig's Clavierspiel „das idealste, das er je gehört". Aus Opposition gegen Liszt, dessen tapferster Kämpe er gewesen, hebt er später Brahms auf den Schild, dem er doch kühl bis ans Herz hinan gegenüber gestanden hatte. Und doch dachte derselbe Mann andererseits groß genug, die Sache von der Person zu trennen und dem Bayreuther Unternehmen eine große Summe zu erspielen. Doch wer kennt nicht das Widerspruchsvolle der Bülow'schen Natur, das aller Logik spottete und heute für nichtig erklärte, was er gestern begeistert bewundert hatte? Minder interessant und abwechselungsvoll als die Briefe der Münchener Jahre 1864—1869 sind diejenigen, welche Bülow's Aufenthalt in Italien von 1869—1872 entstammen. Unvergleichlich geringer ist die Zahl ihrer Adressaten; diese beschränken sich im Wesentlichen auf seine Mutter, Frau Laussot, deren nachmaligen Gatten Carl Hillebrand, auf Bülow's Verleger Spitzweg und Buonamici, seinen Schüler, dem er in einem originellen Italienisch schreibt. In dieser zweiten Briefhälfte machte sich Monotonie fühlbar. Hier wäre weniger mehr gewesen. Um so belebender wirkt der kurze Briefwechsel mit Nietzsche, mit dem der 582 Seiten zählende Band schließt. Ihm ist außer dem Namen- und Sachregister ein feines und apartes musikalisches Albumblatt „Vision" beigegeben. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 107. Donnerstag, den 6. September, Abends. **1900.**

Aus Oberammergau.

Von Alban v. Hahn.

Für Oberammergau sind nun die lebhaftesten und verdienstreichsten, aber auch anstrengendsten Wochen vorüber und die diesjährige Spielzeit neigt ihrem Ende zu. Entsprach auch im Anfang des Sommers der Besuch nicht den gehegten Erwartungen, so hat doch dann die Reclamemaschine so erfolgreich gearbeitet, daß die Veranstalter des ganzen Unternehmens reichlich durch späteren Zulauf entschädigt worden sind. Wurde aus Blättern doch sogar von dem in Aussicht stehenden Besuch des Deutschen Kaisers sowie anderer gekrönter Häupter berichtet, während in Wirklichkeit diesmal viel weniger Fürstlichkeiten als vor zehn Jahren den Aufführungen beigewohnt haben. Immerhin war es mehrmals nöthig, daß zwei Nachspiele stattfanden, und einmal ist innerhalb zehn Tagen sechsmal gespielt worden. Die melkende Kuh hat also auch diesmal wieder nicht versagt; die Schlußabrechnung wird zeigen, daß alle Kosten reichlich gedeckt wurden und daß noch ein sehr hoher Gewinn aus der Ausübung des frommen Gelübdes hervorgegangen ist. Ob es allerdings nöthig war, ein so bedeutendes Risiko zu übernehmen durch Neuausstattung der gesammten Aufführung, durch Einführung neuer Bequemlichkeiten für die Besucher u. s. w., was diese natürlich dann Alles wieder bezahlen mußten, ist noch eine Frage. Um aber dann wieder die großen, ausgelegten Summen herauszubekommen, war es nöthig, eine Tyrannei beim Bezug der Einlaßkarten, beim Zwang, im Ort selbst für theures Geld Wohnung zu nehmen, auszuüben; sicher wären sehr Viele wieder umgekehrt, hätten sie nicht einmal die große Reise schon gemacht. Weniger wäre in diesem Falle sicher viel mehr gewesen und das ganze Gebahren der Oberammergauer wird gewiß nichts zu ihrem Ruhm beigetragen haben; denn es ist zu bedenken, daß kein vernünftig Urtheilender von den „einfachen“ Dorfbewohnern jene vielgerühmte Aufopferung verlangt hat; im Gegentheil, hätte man den Besuchern überlassen, ihr Nachtquartier und ihre Verpflegung zu suchen, wo es Jedem gefallen hätte, so würde Niemand gezwungen gewesen sein, auf Heuböden oder in ähnlichen fragwürdigen Unterkunftsstätten sein Haupt zur Ruhe zu legen, das Wohnungscomité hätte sich nicht fast allwöchentlich über die namenlose Arbeit öffentlich zu beschweren gehabt, die ihm aus der Unterbringung der Besucher erwüchse, und diese selbst wären weniger um ihr Geld gekommen; denn die Preise waren, trotz aller gegentheiligen Behauptungen, im Vergleich zu dem, was geboten wurde, verhältnißmäßig hoch, während überall in der Umgebung Ammergaus gute und billigere Unterkunftsstätten in großer Menge waren. Und trotzdem würden die Einwohner des Passionsdorfes stets alle ihre Zimmer vermiethet haben, da doch einer großen Anzahl von Fremden daran gelegen war, an Ort und Stelle zu sein und nicht erst früh noch eine längere oder kürzere Stellwagenfahrt machen zu müssen. Auf jeden Fall wären aber so unwürdige Kämpfe um Wohnung, wie sie unterschiedlich stattgefunden haben, dann nicht vorgefallen und die Würde der ganzen Veranstaltung wäre durch den Wegfall des Feilschens und Handelns und des Zankens und Schimpfens etwas mehr gewahrt worden. Oder sollten diese vorabendlichen Zustände an die erste Vorstellung am anderen Morgen, die Vertreibung der Händler und Geldwechsler aus dem Tempel, erinnern? Der Vergleich lag nicht zu weit. — Im Frühjahr, bei Beginn der Spielzeit, rechnete mir eine geniale Schriftstellerin, die schon seit Jahren in Oberammergau lebt und die dortigen Verhältnisse genau kennt und an ihnen regen Antheil nimmt, vor, welche Kosten jede einzelne Haushaltung übernommen hätte durch Anschaffung von Betten und sonstigem Beherbergungsbedarf und noch dazu meistens auf Borg; Alles, um nur möglichst viel Besucher unterbringen zu können; und wie die eingegangenen Verpflichtungen nur gedeckt werden könnten, wenn stets Alles vermiethet wäre, und wie selbst dann der überbleibende Gewinn kaum nennenswerth sei. Dann fragt man sich aber unwillkürlich, warum haben es denn da die Leute überhaupt gethan? Es hat es ja Niemand von ihnen verlangt und danken thut es ihnen erst recht Niemand. Die Sache hat aber auch noch eine viel ernstere Seite, und das ist die, daß die gesammte Einwohnerschaft während der, fast ein halbes Jahr dauernden Spielzeit ein Leben führt, das ihren sonstigen Gewohnheiten durchaus nicht entspricht. Gearbeitet werden kann in der Zeit gar nichts, denn jeder verfügbare Platz ist vermiethet, es ist auch keine Zeit dazu da, denn kaum haben die Besucher des einen Spiels den Ort verlassen, so rücken schon neue wieder an; in den wenigen Tagen dazwischen lohnt es sich auch nicht, etwas anzufangen; die Mitspielenden, und deren ist ja eine sehr große Zahl, wird auch viel zu angestrengt — und so entwöhnen sich die Leute der Arbeit, sodaß es erst langer Zeit wieder bedarf, bis sie wieder ins gewohnte Gleis kommen. Es ist nicht zu leugnen, daß in den Oberammergauern ein guter Kern steckt, sonst hätten sie die geradezu lächerlichen Lobeserhebungen, die ihnen schon vor 10 Jahren gespendet wurden, noch weniger gut ertragen; aber den Menschen möchte ich sehen, besonders, wenn er in seiner, von Haus aus einfachen, Art auch noch für baare Münze nimmt, was im Augenblick der Begeisterung gesagt und schon am anderen Tag wieder vergessen ist, der nicht in unvortheilhaftester Weise beeinflußt würde durch tagtägliche Lobhudelei und wäre es selbst von überspannten Damen oder spleenigen Engländern. Und daraus schreibt sich jene, ich finde leider keinen andern Ausdruck, Eingebildetheit, mit der die „schlichten Dorfbewohner“, wie sie sich so gern nennen hören, auch in dieser Spielzeit wieder mit dem Erlaß von Anordnungen über den Billetbezug, den Wohnzwang in Oberammergau u. s. w. vorgegangen sind. Anfragen wurden grundsätzlich nicht beantwortet, selbst für vorher eingesandtes Geld wurden keine Billets reservirt, ja man hielt es sogar dann nicht einmal nöthig, die Betreffenden davon zu benachrichtigen, sondern zahlte diesen einfach bei ihrer Ankunft den Betrag wieder zurück mit dem Bemerken, sie könnten ja einem Nachspiel beiwohnen, wenn sie sonst wollten. Auf diesen Ton war die ganze Verwaltung der Aufführungen gestimmt und ich kann nur wiederholen, was ich schon einmal an dieser Stelle gesagt habe, daß es keinen größeren Contrast geben kann zwischen dem ursprünglichen Gelübde, dem vor mehr als 250 Jahren die Aufführungen ihre Entstehung verdankten, und der jetzigen Handhabung des Ganzen. — Meines Erachtens, und ich bin im Laufe des Sommers mehrere Male in Oberammergau gewesen, hat sich aber auch in diesem Jahr die Zusammensetzung des Publicums bedeutend gegen das letzte Mal, vor zehn Jahren, geändert. Das deutsche Element war heuer entschieden zurückgetreten, und man begegnete mehr Ausländern, als jemals. Ich hatte mich im Laufe des Winters der Hoffnung hingegeben, daß die politischen Zustände in England diesmal wenigstens den Strom jener langweiligen, gelangweilten blonden Gesellen und Damen etwas fernhalten würden, so daß man nicht nur engelländischem Wort und Wesen auf Schritt und Tritt begegnete, mußte aber leider schon bei meinem ersten Besuch im Mai in Oberammergau finden, daß ich mich getäuscht hatte. Mehr als je bevölkerten diese Schaubummler, die man überall trifft, „wo etwas los ist“, das Dorf. Hatten doch verschiedene Reiseunter-

nehmer, darunter das famose Cook'sche Reisebureau, welches auch seiner Zeit unseres Kaisers Reise nach dem gelobten Land geleitet hatte, gleich für den ganzen Sommer eine große Anzahl von Wohnungen gemiethet; und ging es doch so weit, daß jeder, halbwegs anständig aussehende Mensch zuerst englisch angeredet wurde. Ueber den Verkaufsständen prangten große englische Ankündigungen und allerdings manchmal, aber nicht immer, auch kleine deutsche Einladungen, zu kaufen. Wenn ich sagte, daß jeder halbwegs anständig aussehende Mensch zuerst englisch angeredet wurde, so war das auch noch obendrein sehr inconsequent von den Ammergauern, denn den Anblick, den die Mehrzahl jener brutalen, rücksichtslosen und stupid dreinschauenden Laffen mit ihren Damen und dem unvermeidlichen Photographieapparat an der Seite machte, konnte in den meisten Fällen nicht Anspruch darauf erheben, nur für halbwegs anständig gehalten zu werden. Gehört es ja doch zu den Gewohnheiten des Durchschnitts-Engländers, bei uns in einem Aufzug zu erscheinen, in dem er sich in seiner Heimath bei dunkelster Nacht schämen würde. Uns Deutschen glaubt er ja so etwas bieten zu können. Ob freilich die Ammergauer mit ihrer, aus naheliegenden Gründen immerhin begreiflichen Verehrung dieser Fremden sehr viel Seide gesponnen haben, möchte ich noch nicht so fest dahinstellen, denn mit eignen Ohren habe ich angehört, wie englische Misses um eine Tasse Thee feilschten, daß es kaum Vertreter dazu berufener Rassen besser gekonnt hätten, und habe eine englische Familie Abstriche an einer Rechnung verlangen und endlich auch durchsetzen sehen, deren sich ein anständiger Mensch geschämt hätte. Aber auch während der Aufführungen selbst waren es immer und immer wieder die Engländer, die störend wirkten. Oder sollte es Jemanden nicht aus aller Stimmung bringen, wenn er bei den erhabensten Stellen plötzlich „Very nice“! oder „How pretty“ verbunden mit dem Knacken des Photographieapparates hören mußte? Ich bin fest überzeugt, einer anderen Empfindung, als wie bei jeder beliebigen andern „show“ waren jene lästigen Besucher, in ihrer Mehrzahl wenigstens, nicht fähig. — Im Laufe der Spielzeit hat Ammergau einen schweren Verlust durch den Tod seines langjährigen Bürgermeisters Johann Lang erlitten, der, obwohl schon seit geraumer Zeit kränkelnd, doch noch mit fester Hand die Vorbereitungen für das diesjährige Passionsspiel und dieses selbst bis kurz vor seinem Tode geleitet hat. Wenn man auch mit der ganzen Art der Handhabung, auch schon vor zehn Jahren, der frommen Veranstaltung nicht übereinstimmte, so muß doch anerkannt werden, mit welcher Energie und Selbstlosigkeit der Verstorbene für sein Dorf thätig war und wie zielbewußt er Alles geleitet hat. Den Erfolg der vorletzten und der diesjährigen Spielzeit verdankt Ammergau zum größten Theil seinem Wirken. Es war überhaupt eine schlimme Zeit zu Anfang Juni, denn fast zu gleicher Zeit mit Bürgermeister Lang starben noch der Vater des bewährten Leiters der Passionsmusik, Feldigl, und der Vater der Darstellerin der Maria, der alte Briefträger Flunger. Mit was für Gefühlen mag das junge Mädchen bei der nächsten Aufführung die Rolle der schmerzhaften Mutter des Herrn dargestellt haben, da sie kurz vorher am offenen Grab ihres Vaters gestanden hatte! Inzwischen ist an Stelle des verstorbenen Lang der ehemalige Christusdarsteller Mayer zum Bürgermeister gewählt worden. Vielen Passionsbesuchern wird er von den früheren Aufführungen vor zehn und zwanzig Jahren in guter Erinnerung sein. Der Darsteller des Pilatus, Bauer, ist ihm als Beigeordneter zur Seite gestellt worden. Geradezu erheiternd wirkten im Laufe des Sommers die vielfachen Erklärungen und Beschwerden seitens der neuen elektrischen Bahn Murnau—Oberammergau. Ich kann mit großer Freude feststellen, daß meine Voraussage, daß ein größeres Unglück auf dieser Strecke unausbleiblich sei, bis jetzt nicht eingetroffen ist, und will auch hoffen, daß es noch ohne weiteren Schaden bis zur Beendigung der Spiele, Anfang October, abgeht. Allerhand kleine Unglücksfälle, wie falsche Weichenstellung und harmlose Entgleisungen, kommen nicht in Betracht, hatten doch nur die darunter zu leiden, die infolge davon zu spät zur Aufführung kamen. Böse Zungen wollen allerdings behaupten, die Wiesen- und Grundstücksbesitzer in der Nähe der Bahnlinie hätten an die Direction eine Eingabe gerichtet, daß diese ihren Passagieren doch das Aussteigen und Nebenherlaufen während der Fahrt verbieten sollte, da ihnen zu viel Blumen abgepflückt und zu viel Gras zertreten würde. Die Direction habe das aber für eine Beschränkung der persönlichen Freiheit ihrer Reisenden angesehen und sei nicht darauf eingegangen. Für die Wahrheit der Thatsache kann ich mich allerdings nicht verbürgen.

Wenn man nun den ganzen, ideellen Erfolg der Oberammergauer Passionsspiele zusammenfassen soll, so kann nicht geleugnet werden, daß die Spiele, trotz der vielen, äußeren Beeinträchtigungen, auf alle Besucher einen tiefen, nachhaltigen und gewiß auch oft läuternden Einfluß ausgeübt haben. Und wenn auch dieser Erfolg in erster Linie der heiligen Handlung zu verdanken ist, so hat die würdige und passende Art der Darstellung ihren großen Theil daran. Die Ammergauer Aufführungen sind ein Volkstheater im wahren Sinne des Wortes; Darstellung und Stück, wenn ich es so nennen darf, passen in ihrer rührenden Einfachheit zu einander und die Spieler sollen und wollen nichts Anderes darstellen, als worin sie selbst leben, oder sich zum Mindesten mit geringer Mühe einleben können. Es wird nicht von ihnen verlangt, sich in den Geist irgend eines bestimmten Zeitalters, in den Charakter irgend einer ihnen unbekannten Persönlichkeit zu finden. Ein deutscher Kaiser aus der Hohenstaufenzeit, ein beliebiger sentimentaler Bürger aus dem Mittelalter, ein Reformator, denen Allen meistens kein natürliches Wort aus dem Mund geht, sind nicht Jedermanns Sache; aber die Gestalten der Heiligen Schrift, die heute noch genau so lebensfähig sind, wie sie es vor bald 2000 Jahren waren, die auch noch in jedem Einzelnen wirklich fortleben, sind eben Jedem vertraut von Jugend auf, Jeder hat sich ihren Charakter nach seiner Weise zurechtgelegt, wie ich wohl sagen möchte, und bringt so im Grunde sein eigenes Wesen zur Darstellung. Vielleicht haben die Ammergauer in diesem Jahre doch empfunden, durch die immerhin geringere Betheiligung als vor zehn Jahren, daß sie auf dem von ihnen, was die äußeren Umstände anlangt, eingeschlagenen Weg nicht fortfahren dürfen, sondern daß sie Alles daransetzen müssen, den letzten Rest der Einfachheit, die ihrem Spiel noch anhaftet, zu erhalten. Dann wird ihnen in zehn Jahren auch wieder reicherer, innerer Erfolg beschieden sein, als es dies Jahr der Fall war.

Bücherbesprechungen.

— Das Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung vom 24. März 1897 (Fassung vom 20. Mai 1898) rc. Mit einem ausführlichen Commentar in Anmerkungen von Dr. Paul Jaeckel, Reichsgerichtsrath. Berlin 1900, Franz Vahlen. (Dritte Lieferung, bis zu §. 154 des Gesetzes.) — Der angezeigte Commentar hat sich beim Gebrauche in der Praxis recht bewährt durch die Reichhaltigkeit der Anmerkungen und die Vielseitigkeit der Erörterungen. In der vorliegenden Lieferung werden u. A. die Vertheilung und die Ausführung der Vertheilung, ferner die ersten Bestimmungen über die Zwangsverwaltung behandelt. K—d.

— Ein halbes Jahrhundert österreichischen Hof- und Staatslebens. Von Bresnitz v. Sydacoff. 3. vermehrte Auflage. Leipzig und Berlin, Fr. Laudhardt, 1900. 2 ℳ — Wenn der Hr. Verfasser bei Kürschner mit k. (katholisch) bezeichnet ist, womit die katholische Richtung in der literarischen Thätigkeit bezeichnet sein soll, so tritt dies in der vorliegenden Schrift nicht zu Tage. Es sind vielmehr harmlose Erzählungen und feuilletonartige Plaudereien aus dem Wiener Hof- und Gesellschaftsleben und dem habsburgischen Familienkreise, verbunden mit einigen Streifzügen auf das politische und literarische Gebiet, welche uns hier geboten werden. Eine tiefere Bedeutung hat ja wohl der Hr. Verfasser für sein Werk selbst nicht in Anspruch nehmen wollen. Ein störender Druckfehler in der Vorrede zur 3. Auflage in Bezug auf den derzeitigen österreichischen Ministerpräsidenten (v. Lourber anstatt Körber) möchte bei einer etwaigen künftigen Auflage berichtigt werden. —tg—

— S. W. Bull, Die universelle einheitliche Philosophie oder: Naturwissenschaft und Religionswissenschaft in vollkommener Uebereinstimmung. Leipzig, Wilhelm Friedrich. VI u. 211 S. 4 ℳ geh. — Sophie Wilhelmine Bull giebt in dieser „einheitlichen Philosophie“ auf Grund bewegter und beweglicher Lebenserfahrungen dem einfachen Gedanken, daß zum Kopf das Herz sich gesellen müsse, einen unermüdlich reichen und vielgestaltigen Ausdruck. Wer das Buch angefangen hat, wird es jedoch mühelos zu Ende bringen, denn die von der Verfasserin empfohlene geistige Ehe zwischen Verstand und Gemüth, auf welcher die Wohlfahrt der Menschheit beruhen soll, ist mit einer solchen bunten und wahrhaft

weiblichen, sprudelnden, zum Theil gereimten Redefülle empfohlen, daß eine Bemerkung, wie S. 56: „Da giebt es nichts zu lachen, meine Herren“ überflüssig erscheinen kann. Wir geben dem geneigten Leser einige Strahlen aus diesem „Wegweiser zum Glück für Mann und Weib, durch den sich der gordische Knoten, die große sociale Frage, unfehlbar löst“. Zunächst ein logisches Specimen. „Die Ursache, daß die Bewohner der Erde ein Leben in Unbewußtsein, mit allem Uebel behaftet, führen, verursachte unser Fall aus dem goldenen Reich des Lichtstromes.“ (S. 10.) Von „gesundem Menschenverstand“ zeugt auch folgender Satz (S. 160)): „Die Färbung der Wesenheit beeinflußt durch ihre wirkende pulsirende Essenz den Geist“. Es liegt vielleicht nur an der Form der Darstellung, daß es dem Leser schwer wird, in den Sinn solcher Geheimnisse einzudringen. Ueber die Unzulänglichkeit ihrer formalen Gabe tröstet die Verfasserin folgendermaßen: „Gern würde ich die Bilder, die ich hier dem Leser nur in Buchstaben vormale, auf das Papier zeichnen, ich bin jedoch in der Zeichenkunst nur auf Ornamentik und Blumen dressirt.“ Uebrigens — mögen die Worte der Ornamentik entbehren, Blumen bieten sie in verschwenderischer Menge. Das ist die Hauptsache: „stets ist es das Herz in uns, welches seine Rechte geltend machen will“. Und für das Herz ist auch schnell der Reim fertig (S. 24): das Menschenherz, ein Wunderding, perpetuum mobile(!), man schätzt es hoch und auch gering, ein lustig Ding für Viele“. Hier liegt übrigens der Hase im Pfeffer: Verfasserin erzählt in der anmuthigen Form eines Märchens gegen Ende eine alte Liebesgeschichte, in der sich die Beiden ausnahmsweise nicht kriegen. Die in dem Buch viel und warm empfohlene Ehe beruht demnach auf dem Geheimniß der alten Mamsell. „Hat dagegen so ein Mann das Glück, die für ihn passende Lebensgefährtin zu finden, so ist ihr Einfluß maßgebend, daß er seinen Fehler überwindet.“ Vielleicht hätte die wirklich liebenswürdige Verfasserin in Hymen's Fesseln den Fehler überwunden, Bücher zu schreiben, oder wenigstens bei ihrer nicht zu bezweifelnden Begabung ein Werk verfaßt, in welchem der Phantasie ein weiterer Spielraum gelassen wird. Zur Philosophie gehört ganz entschieden in erster Linie Kopf. Vielleicht wird aus der Ehe Kopf und Herz einmal ein belletristisches Kind geboren; einige im Buch verstreute Ansätze zeugen von dem Erzählertalent der Verfasserin, namentlich habe ich da die „Ulla“ überschriebene Geschichte im Auge, von der bösen Ulla, die ihrer Schulnachbarin Alles zum Schabernack thut (S. 121), sowie die S. 199 f. Geschichte: „Das Karnickel hat angefangen“, die hier in wirklich classischer Ausprägung als coronatio operis geboten wird. J. J.

— Henri Lichtenberger, Friedrich Nietzsche. Ein Abriß seines Lebens und seiner Lehre. Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1900. 48 S. — Das französische Original der Schrift bildet die Vorrede zu einer Uebersetzung ausgewählter Werke von Friedrich Nietzsche, die 1899 im Verlag von F. Alcan in Paris erschienen ist. Sie giebt eine feinsinnige Combination zwischen dem Erlebten und Erdachten; auch wer die Biographie von Frau Förster-Nietzsche gelesen hat, wird eine Bereicherung der wichtigen Erkenntniß erfahren, daß Nietzsche's Philosophie weniger als System, als vielmehr als ein intimes Tagebuch zu verstehen ist. Wir werden auch einer Rechtfertigung und Vertheidigung des unglücklichen Denkers, wie sie vom Verfasser versucht wird, zustimmen. Insbesondere halten wir den Nachweis für durchaus glücklich und berechtigt, daß Nietzsche trotz, nein wegen seiner Verlästerung des positiven Christenthums, die im Antichrist schließlich ihre Orgien feiert, im tiefsten Grunde eine religiöse Natur war. Judas hat nicht um der Silberlinge willen Jesus verrathen — das wäre eine höchst triviale Auffassung — sondern um Jesus zu einer großen und entscheidenden That zu drängen. Neben dem glühenden Hasse lebt bei starken Naturen eine tief verhaltene Liebe. Ob es aber möglich ist, Nietzsche als reiche, vielseitige und verfeinerte, aber keineswegs „abnorme Natur“ (S. 9) zu bezeichnen, darüber müßte der Psychiatriker befragt werden und dieser würde wohl gewiß eine verneinende Antwort geben. J. J.

— Kuno Fischer, Hegel's Leben, Werke und Lehre. 6. Lieferung. Heidelberg, Winter's Universitätsbuchhandlung. 1900. — Die jüngste Lieferung der Hegel-Monographie bringt den Abschluß der Darstellung von Hegel's „Wissenschaft vom objectiven Geist“, entwickelt des Philosophen viel angegriffene „Philosophie der Geschichte“ und giebt noch außerdem den ersten und zweiten Theil der „Philosophie der schönen Kunst“. Vielfach stellt sich Hegel in diesen Theilen seiner Werke auf concreten Boden; selbst bei den oft getadelten Geschichtsconstructionen ist er eindeutig und darum faßlicher als etwa in der Phänomenologie. Und dazu greift der die Gegenwart wie die Vergangenheit gleich scharf umspannende Interpret noch zu erleuchtenden Beispielen aus unserer Zeit. So illustrirt er Hegel's Würdigung der öffentlichen Meinung mit dem Hinweis: „Niemand hat wie Bismarck die öffentliche Meinung und deren Vorurtheile verachtet; Niemand hat so wie er die weissagende Stimme der öffentlichen Meinung verstanden und erfüllt; Niemand hat so wie er vorausgewußt und vorhergesagt, daß die öffentliche Meinung ihn selbst sich in der Folge gefallen lassen, anerkennen und zu einem ihrer Vorurtheile machen werde“ (S. 736). Bei der Darstellung der Geschichtsphilosophie schält Kuno Fischer das Grundsätzliche und Dauernde der Ausführungen Hegel's sorgfältig heraus aus der Fülle des Details: leuchtender noch aber wird seine Interpretation, wo er die Aesthetik Hegel's auseinanderlegt. Den Zusammenhang der Lehre von der Freiheit mit der Lehre von der Schönheit, der das Verständniß der Hegel'schen Kunstphilosophie erschließt, läßt er deutlich hervortreten; auf die Hegel'schen Stufen der Kunstentwickelung aber (symbolische, classische, romantische Kunst) baut er aus Hegel'schem Material als vierte und höchste eine Stufe der protestantischen oder freien Kunstform. Hegel selbst gewinnt dadurch in hohem Maße an Uebersichtlichkeit. — Ganz nebenbei sei bemerkt, daß in der vorliegenden Lieferung nicht so gut Correctur gelesen ist wie in den fünf früheren (SS. 734. 785. 861). Dr. Grimm.

— Veröffentlichungen der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien. Band III. Immanuel Kant. Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Neu herausgegeben mit einem Nachwort: Studien zur gegenwärtigen Philosophie der Mechanik von Alois Höfler. Leipzig 1900. Verlag von C. E. M. Pfeffer. — Der vorliegende Abdruck der Kant'schen Schrift, die bisher nur in den Gesammtausgaben zugänglich war, verdankt sein Entstehen einer Vorlesung, die der Herausgeber im Wintersemester 1898/99 an der Universität in Wien über „Kant's Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, verglichen mit Maxwell's Stoff und Bewegung“ gehalten hat. Dem Texte ist die Hartenstein'sche Ausgabe zu Grunde gelegt, jedoch ist an einer größeren Anzahl von Stellen auf den ursprünglichen Wortlaut der ersten Originalausgabe (von 1786) zurückgegriffen, an wenigen Stellen sind offenbare Versehen beider Ausgaben berichtigt. Die Bedeutung der Kant'schen Schrift beruht darin, daß die in ihr behandelten Probleme der Kraft, der Materie, der Masse, der Trägheit, des absoluten Raumes, der absoluten Bewegung u. s. w. auch heute noch im Vordergrunde der Discussion stehen. Eine fortlaufende Vergleichung der Kant'schen Schrift z. B. mit Maxwell's Matter and motion weist einen Parallelismus der Auswahl und zum Theil sogar der Anordnung der in beiden Schriften behandelten Grundbegriffe und Grundsätze der Mechanik auf, welcher, da er gewiß nicht auf einer Beeinflussung des englischen Physikers durch den deutschen Philosophen beruht, immerhin Zeugniß für den sicheren Blick ablegt, mit dem Kant die am stärksten problematischen Grundlagen der wissenschaftlichen Mechanik herausgefunden hat. In manchen Punkten, z. B. in der Behandlung der absoluten Bewegung, stimmen ihre Lösungen fast vollständig überein, und wenn ihre Ergebnisse in diesem Falle nicht allgemein angenommen worden sind, so liegt dies in den natürlichen Schwierigkeiten des Gegenstandes begründet und fordert um so dringender zur Weiterforschung auf. Höfler wollte anfänglich in der Kant'schen Schrift die Ansatzpunkte aufzeigen, an welchen sich Beziehungen der damaligen Problemstellungen zu den heutigen ungleich feiner verzweigten ergeben. Aber der Stoff wuchs ihm bei Berücksichtigung der neueren und neuesten Literatur unter den Händen zu einem Umfange an, daß er nicht gut als Anhang der Kant'schen Schrift veröffentlicht werden konnte. Er giebt in seinen „Studien zur gegenwärtigen Philosophie der Mechanik“ nur „Beispiele und Stichproben“ dafür, wie nach seiner Meinung „der selige Kant“ uns auch heute noch auf ungedeckte Bedürfnisse nach unanfechtbaren Grundlagen unseres Denkens über Mechanik aufmerksam machen kann. Höfler behält sich vor, das hier kurz Skizzirte unter dem Titel „Psychologische und logische Analysen der Leitbegriffe der mathematischen Physik“ eingehend zu behandeln. Aeußerlich schließen sich die Erläuterungen Höfler's an den Gang der Untersuchung bei Kant an: zur Vorrede, Phoronomie, Dynamik, Mechanik, Phänomenologie. Wie die gesammte Kant'sche

Philosophie, so sind auch die „Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft“ von der fundamentalen Gegenüberstellung des apriorischen und des aposteriorischen Erkennens beherrscht. Höfler untersucht nun zunächst die Frage: Giebt es überhaupt apriorische Erkenntnisse? Dabei betont er die Nothwendigkeit, unseren thatsächlichen Besitz an Erkenntnissen mit eigenen Augen, nicht von vornherein mit den Augen Kant's, daraufhin anzusehen, wie der Begriff des Apriori bestimmt werden kann und muß, damit er einer in unserer Erkenntnißpraxis thatsächlich und unleugbar sich aufdrängenden Eigenthümlichkeit ganz bestimmter Erkenntnißgebilde im Gegensatz zu anderen, den Erfahrungen (aposteriorischen Erkenntnissen nach Kant) einen adäquaten theoretischen Ausdruck gebe. Er stellt daher auch der Forderung einer „Rückkehr“ zu Kant, Hume, Locke oder sonstwem sehr energisch die andere gegenüber, daß jeder Forscher ein Mann mit vorwärts gerichtetem Antlitz sei. Er darf nicht Autoritäten, sondern bestimmten Thatsachen ins Antlitz schauen: „will ich aber schauen, so darf zwischen mir und dem zu Schauenden nichts, auch nicht die Gestalt des größten Philosophen, stehen.“ Aber vorher muß man etwas gelernt haben und zwar von solchen, die einst ihrerseits zwischen sich und den Thatsachen keinen Mittelsmann geduldet haben. Und zu lernen ist an den „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft“ sehr viel; denn Kant hat als erster auf diesem Gebiete erkenntnißtheoretische Probleme von einer Mannigfaltigkeit und Zuspitzung gefunden, die ihre Lebenskraft und außerordentliche Bedeutsamkeit dadurch bezeugt haben, daß sie seitdem nicht von der Tagesordnung verschwunden sind. Das Studium der Schrift Kant's erfordert nicht selten harte Arbeit; aber sie macht sich belohnt durch die vortreffliche Schulung im Nachdenken über die erkenntnißtheoretischen Principien der Physik. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

— Potocka, Memoiren II. Theil (Schlußband). Reise der Gräfin Potocka-Wonsowicz nach Italien 1826—27. Herausgegeben von Casimir Stryienski. Mit noch bisher unveröffentlichten Briefen der Königin Caroline von Neapel, der Königin Katharina von Westfalen u. A. Uebertragen von Oskar Marschall v. Bieberstein. Mit Anhang: Das Tagebuch der Gräfin Franziska Krasinska 1759—1762. Veröffentlicht von Olymp Chodzko. Nach der französischen Uebersetzung bearbeitet von Konrad Fischer. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther, 1900. XI, 184 S., 8°. Preis: 4,60 ℳ. — Der Titel des mit den verschiedenartigsten Bildern ausgestatteten Polen- und Napoleonbuchs ist zwar mächtig lang und die Capitelüberschriften (1. Caroline Murat; 8. Die verschleierten Rosen; 10. Der Prozeß Maubreuil) sind manchmal recht verlockend; aber über die allermeisten Briefe und Tagebuchaufzeichnungen könnte man wohl mit Recht den gräflich Krasinska-schen Stoßseufzer vom 25. Mai 1760 als Motto setzen: „Ich habe geschrieben, und es scheint mir, als hätte ich Nichts gesagt.“ Doch es giebt ja wohl noch so manches harmlose Gemüth, das an solchem Geschreibsel nicht nur Gefallen findet, sondern womöglich auch des schönen Glaubens ist, dabei „Culturgeschichte studirt“ zu haben. Ht.

— Das in Lieferungen von je zwei Bogen Stärke (Preis: je 1 ℳ) erscheinende Werk: Hohentwiel und Ekkehard in Geschichte, Sage und Dichtung von Dr. Karl Weiß (Wiser & Frey, Verlagsanstalt Merkur, Sankt Gallen und Leipzig), ist bis zum 6. Hefte gediehen; für die 1. Lieferung vergl. die Wiss. Beil. Nr. 70 vom 12. Juni. Damit haben wir die eigentliche Geschichte des Hohentwiel (= Capitel III, Abschnitt 1) bereits hinter uns und sind in das durch Viktor v. Scheffel verklärte Sagengebiet eingetreten. Die Art der Behandlung des immerhin beschränkten Stoffs wird Jeden, auch den, der den „Ekkehard“ nicht mag oder kennt, fesseln und gewinnen. Ht.

— Der Drachenfels. Sage. Erzählt von einem Rheinländer. Neuwied und Leipzig, Louis Heuser. — Die bekannte Drachenfelssage hat hier eine hübsche poetische Einkleidung erfahren. Vorgeschwebt haben dem Verf. wohl die Muster von Scheffel, Baumbach und Wolff, deren epische, mit lyrischen Einlagen durchsetzte Form gewissermaßen typisch geworden ist für solche Gesänge. In sechs kleineren Gesängen wird hier die Sage jener gefangenen christlichen Jungfrau wiedergegeben, die dem wilden Drachen auf dem Drachenfels in germanischer Vorzeit zum Opfer fallen soll, weil sie Zwiespalt unter die Söhne des heidnischen Siegerkönigs bringt, die beide in Liebe für sie entbrennen, und die das Land von dem Drachen dadurch befreit, daß sie ihm das Kreuz vorhält, worauf das Ungethüm sich heulend in den Rhein stürzt, und das heidnische Volk, von dem Unthier erlöst, sich dem Christenthum zuwendet. Der Verf. hat die trochäischen Vierfüßler gewählt, die sich ja für solche Darstellung zwang- und müheIos eignen. Hübsche lyrische Einlagen bringen Abwechselung in den epischen Fluß. Einen ganz besonderen Charakter erhält die Dichtung dadurch, daß drei Elemente, germanisches Heidenthum, Christenthum und auch das Judenthum — in Gestalt des jüdischen Händlers Jussuf —, auseinander stoßen, ein Conflict, der sich dadurch löst, daß das Christenthum als Sieger über die beiden Rivalen hervorgeht. Ein milder, menschlich schöner Zug durchweht das Ganze. Der blutige Hintergrund der Sage, das Opfer des Heidenthums, tritt zurück vor den lichtvolleren Gestalten, die sich auf diesem Hintergrund bewegen. An poetischen Schönheiten im Einzelnen ist die Dichtung reich. Wen erfaßte es nicht packend, wenn gesagt wird, daß der Drache wuthschnaubend eine höhere Macht anerkennen muß, die er nicht bewältigen kann, wenn er sieht und hört, daß in seinem Bereich sich auf den Bäumen die lieblichen Vögel singend wiegen und ihn mit ihren Liedern stören? Ihnen, den Luftbewohnern, kann er, der an der Erde kriechende Wurm, nicht wehren. Als Vorbereitung auf die Schlußscene, das Wunder mit dem Kreuz Elena's, dessen höhere Macht der Wilde auch anerkennen muß — der wichtigste Punkt der Darstellung, der in der Dichtung besonders motivirt werden mußte, während man ihn in der Sage gläubig hinnimmt —, ist das ganz reizend und wirkungsvoll. Vielleicht hätte diese wichtige Wendung noch dadurch vertieft werden können, daß in dem Drachen sich der Teufel verbarg, der bekanntlich das Kreuz nicht vertragen kann. Die Katastrophe wäre dadurch noch glaubhafter geworden. Ein Wink für den Verfasser für die 2. Auflage. Den vielen Besuchern und Freunden des Rheinlands — und wer wäre das nicht? —, denen die Dichtung gewidmet ist, wird der Sang sicher Freude bereiten und wenn man bei Becherklang oben auf dem Drachenfels sitzt und nach Rolandseck hinübersieht, so wird man nicht nur nach den Rheinlandsführern greifen wollen, sondern sich wohl auch veranlaßt fühlen, aus der trocknen prosaischen Sphäre der Reisebücher herauszutreten und nach dieser Poesie zu greifen. J. R.

— Großer Volks-Kalender des Lahrer Hinkenden Boten. Für das Jahr 1901. Lahr, Druck und Verlag von J. H. Geiger (Moritz Schauenburg). — In jedem Jahre, kaum daß die ersten welken Blätter fallen, stellen sich auf dem Büchermarkte die Kalender für das nahende neue Jahr ein. Als erster Vertreter der Kalenderliteratur geht uns soeben der große Volkskalender des Lahrer Hinkenden Boten zu. Hundert Jahre lang hat dieser vorzügliche Kalender schon seines wichtigen Amtes gewaltet, gesunde und kräftige geistige Nahrung in den Kreisen des Volkes zu verbreiten. Immer hat er Mitarbeiter zu finden gewußt, die sich darauf verstanden, in packender, allgemein verständlicher Sprache und von gut deutschnationalem Standpunkte aus, fern von Engherzigkeit und parteiischer Verbissenheit, fern auch von selbstgewisser und hämischer Nörgelsucht, die Welthändel, die im Laufe des Jahres die Geister bewegt haben, kurz und übersichtlich darzustellen und den unterhaltenden Theil so zu gestalten, daß er nicht blos einen angenehmen Zeitvertreib darbot, sondern auch Geist und Gemüth lebhaft anregte und nachhaltig befruchtete. Auch der Jahrgang 1901 ist nach dem alten guten Recept gearbeitet, von dem Begrüßungsgedichte von Adolf Bartels: „Auf, Deutschland, ins neue Jahrhundert hinein!“ bis zu dem Strauße theils ergreifender, theils belustigender Geschichten, die den Schluß bilden. Altes und Neues, Poesie und Prosa, wirthschaftliche und sociale Fragen, Scherz und Ernst erscheinen in wohlgetroffener Mischung, und so wird der launige Stelzfuß sicherlich überall bei seinen Freunden — er hat ihrer eine stattliche Zahl, wir wissen es, diesseits und jenseits des Weltmeeres — die gleiche gute Aufnahme finden wie seither. Der Kalender des Lahrer Hinkenden Boten macht mit dem Lahrer Commersbuche und dem Lahrer Reichswaisenhause die drei größten Berühmtheiten der guten Stadt Lahr aus. Er will sich diesen Ruf auch im zwanzigsten Jahrhundert erhalten, jede Seite des Jahrganges 1901 zeugt dafür. Wir wünschen dem trefflichen Volksbuche die weiteste Verbreitung und den besten Erfolg. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 108. Sonnabend, den 8. September, Abends. 1900.

Von Nagasaki nach Wladiwostok.

Es ist mitten im September sehr warm in Nagasaki. Daher war es ein recht angenehmes Unternehmen, eines Nachmittags an Bord des „Tokio Maru“, eines großen comfortablen Dampfers der Gesellschaft „Jusen Kaishas“, auf der Route von Korea nach Wladiwostok aus dem Hafen zu dampfen. Wir fahren dicht an der Pappenberginsel vorbei, von deren steilen waldbewachsenen Gipfeln Tausende von Christen während der Religionsverfolgungen im zwölften Jahrhundert nicht heruntergestürzt wurden, obgleich die Sage davon erzählt, und von deren Strand unsere Nagasakifreunde, die während des Sommers jeden Nachmittag hinaussegeln, um dort Seebäder zu nehmen und Thee zu trinken, uns zum Abschied zuwinken. Dicht unter Kinshins malerischen Abhängen, die vom Meeresspiegel bis zum Gipfel mit reicher Vegetation bedeckt sind, windet sich der „Tokio Maru“ durch viele, viele kleine, anmuthige, smaragdgrüne, auf dem dunkelblauen Meer schwimmende Inseln, gegen Westen durch eine Flotte kleiner Fischerfahrzeuge, die nach Einbruch der Dunkelheit Licht in den Vordersteven anzünden. Es scheint, als ob Hunderte von Irrlichtern auf den schwach gekräuselten Wellen auf- und niedertanzen. Während der Nacht passiren wir die langgestreckte, bergige Insel Tsushima, und am andern Morgen früh zeichnet Koreas Küste seine Contouren am Horizont ab. Noch ein paar Stunden segeln wir und steuern dann anscheinend gerade auf die grünbewachsene, freundliche Küste los, welche, von den Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen, sich ebenso friedlich ausnimmt, wie dies ihr Name „Chosen“, das Land des Morgenfriedens, besagt. Durch eine schmale Oeffnung, zwischen hohen Felsen, steuern wir hinein in eine langgestreckte Bucht, die, sich ausweitend, zuletzt einen geräumigen, vollkommen geschützten Hafen bildet, der von allen Seiten von hügeligem Land umgeben ist. Vor uns an der flachen Küste, am Fuße der nackten Berge liegt Fusan, eine kleine, freundliche japanische Stadt, in deren Mitte ein Hügel, dicht mit Fichten und Weiden bewachsen, die Stätte bezeichnet, wo die Japaner das letzte Mal bei ihrer vorletzten Invasion auf Korea Stand hielten, als der Shogune Hodeyoshi zweimal vergebens die Halbinsel zu erobern suchte, aber von den Koreanern, unterstützt von chinesischen Heeren, die damals aus anderem Guß waren, als heutzutage, zurückgetrieben wurden. Kaum hatte der „Tokio Maru“ die Anker geworfen, als wir von einem europäisch gebauten Boot, welches die koreanische Flagge, eine wunderliche schwarz-rothe Kugel auf weißem Grunde, führte, angerufen wurden. Sechs große, starke Koreaner mit regelmäßigen schönen Gesichtszügen, mit reinen weißen Baumwolltrachten bekleidet, ruderten rasch auf uns zu. Es war der Vertreter der Zollbehörde und der japanische Arzt, die an Bord kamen, um das Schiff einer Untersuchung zu unterziehen. Der Arzt, ein junger, bebrillter Japaner, der an der Universität zu Tokio studirt hatte, kletterte an Bord und begann seine Untersuchungen, während das Boot sich abseits hielt und „Tokio Maru“ zum Aerger seines Capitäns und der Passagiere mit kleinen Schlägen zurückdampfte. Der Arzt erfüllte seine Aufgabe mit der größten Gewissenhaftigkeit, offenbar nach ein und derselben stereotypen Formel. Die Mannschaft und die eingeborenen Passagiere mußten sich auf dem Vorderdeck aufstellen, die Zunge zeigen, den Puls befühlen lassen und den Leib entblößen, was ihnen in ihrer leichten, morgenländischen Bekleidung gewöhnlich nicht sehr schwer fällt, während der würdige Aeskulap, ein Stethoskop in der einen und eine goldene Uhr in der andern Hand, die Reihe entlang geht und Jeden einzeln untersucht. Fünf Minuten später gehen wir an Land, in das japanische „Settlement“, das einer kleinen japanischen Handelsstadt gleicht, von circa 6000 Japanern bewohnt wird und unter der Regierung eines Generalconsuls und eines Stadtraths steht. Die Straßen sind breit und reinlich, versehen mit Petroleumlaternen und europäisch uniformirten Polizeibeamten; im Uebrigen bietet sie dem Besucher nichts von Interesse. Die koreanische Stadt, eine Sammlung elender, strohbedeckter Hütten, die über alle Beschreibung schmutzig sind, bietet noch weniger. Die übelriechenden, ausgetretenen morastigen Pfade, welche als Straßen dienen, sind ganz unwegbar. Hunde, Hühner, Enten, Schweine und Kinder laufen uns zwischen die Beine, hinein und hinaus durch die niedrigen, offenen Thüren, durch welche wir die Umrisse weißgekleideter Gestalten erblicken, die unthätig auf der nackten Lehmdiele hocken und aus langen Bambuspfeifen mit Mundspitze und Kopf aus Metall rauchen. Es sind ausschließlich Männer, denen wir auf der Straße begegnen oder die wir in den armseligen offenen Buden sehen, in welchen sie in dürftiger Auswahl die sehr primitiven nothwendigsten Gegenstände zum Kauf bieten. Die Frauen gehen erst nach Einbruch der Dunkelheit aus, und das soll, wie man sagt, die Tageszeit sein, in der sie sich am Besten ausnehmen; die Männer müssen sich während dieser Zeit nach Landessitte im Hause aufhalten. Im Uebrigen ist es sehr leicht, einen jungen unverheiratheten Koreaner, der sein langes Haar, aus dem glattrasirten Gesicht gestrichen, zu einem Zopf geflochten trägt, für eine Frau zu halten, besonders, wenn man ihn an der Seite eines verheiratheten Mannes sieht, der sein Haar in einem dicken Nackenknoten aufgesetzt hat und Vollbart trägt, wie ein Europäer. Was einem gleich ins Auge fällt, sind die kräftigen, wohlgebauten Gestalten der Männer, die physisch weit über den kleinen, dünnbeinigen Japanern, ja selbst über den kräftigeren Chinesen stehen, ihre regelmäßigen, ernsten Gesichtszüge mit starkem Bartwuchs; ihre gemessene, würdige Haltung; ihre reine, weiße Ueberkleidung und ihre Hüte. Die Koreaner schwelgen in Kopfbedeckungen, wie kein anderes Volk der Erde. Jeder Stand, von den Mandarinen bis zu den Kulis, hat seine besondere, typische Form. Der gewöhnliche Hut der Mittelclassen ist aus schwarzem Pferdehaar geflochten, durchsichtig, mit flachem Rand, von runder spitzer Kopfform und inwendig mit einem konischen Futteral zum Schutz des Haarknotens versehen. Die Mandarinen und literarischen Classen tragen einen zackigen, kronenförmigen Hut ohne Rand, in der Form der vor einigen hundert Jahren gebräuchlichen chinesischen Kopfbedeckung, gleichfalls aus Pferdehaar oder dünnen Metalldrähten geflochten; die Kulis tragen gigantische Strohhüte mit Rändern, die etwa 10 Fuß im Umkreis messen. Nur die Mandarinen tragen farbige, gewöhnlich seidene, Ueberkleider, die bis zu den Knöcheln reichen und unter dem linken Arm zugeknöpft werden; der gewöhnliche Mann, wenn er überhaupt Kleider trägt, ist unweigerlich bekleidet mit einem weißen und, merkwürdig genug, meist reinen Kaftan aus Leinen oder Shirting, der auf alle Fälle verbirgt, was er an schmutzigen Unterkleidern möglicher Weise unter sich hat, die sich im Sommer auf eine Art Unterjacke beschränken, die dem Körper zunächst getragen wird und aus ganz dünnem elastischem Rohr besteht. Weite faltenreiche Beinkleider von dem Stoff und der Farbe des Kaftans, die am Knöchel zusammengebunden werden, dicke, wattirte Shirting-Strümpfe und dicksohlige Filzschuhe nach chinesischem Muster vollenden den Anzug. Das Nächste, was uns auffällt, ist der Umstand, daß es scheint, als ob Niemand etwas Anderes zu thun hat, als im Hause oder an den Straßenecken plaudernd und rauchend herumzuhocken oder im Gänsemarsch langsam und gravitätisch aber unweigerlich mit der Pfeife im Munde die Straßen entlang zu gehen. Der Koreaner soll denn auch das faulste Exemplar der bekannten Menschheit sein, was selbstverständlich

allgemeine Armuth und Noth mit sich führt, und das, obgleich das Land in den Thälern ausgezeichnet für Ackerbau und Viehzucht geeignet sein soll und die Berge reich an Metallen sind. Der ungeheure Fischreichthum an den langgestreckten Küsten wird so gut wie gar nicht ausgenutzt. Der Grund dieses Zustands ist, daß kein Koreaner irgend einen persönlichen Vortheil oder ein Vergnügen daran hat, sich Eigenthum oder Geld zu erwerben, da die Beamten, deren Zahl in diesem unglücklich regierten und ausgesogenen Land Legion ist, ihm augenblicklich nehmen, was er verdient. Die Verrottung und Corruption in der Verwaltung trotzt aller Beschreibung und selbst Chinas Mandarinenherrschaft ist damit nicht zu vergleichen. Der Adel und die Beamten, die in der Regel adelig sind, kennen keine andere Beschäftigung, als der unglücklichen Bevölkerung das Fell über die Ohren zu ziehen. Jedes Amt, vom höchsten bis zum niedrigsten, wird verkauft an den Meistbietenden; Steuern und Abgaben werden nach Belieben auferlegt, Verantwortung und Rechenschaft ablegen kennt man nicht, nichts ist sicher an Leben und Eigenthum, was nicht den herrschenden Ständen angehört; und die Folge ist ganz natürlich die, daß alle Unternehmungslust und Energie im Lande erstickt ist, so daß factisch weder Kunst, noch Handel oder Industrie in diesem Lande existiren kann. Das ganze Volk ist in Wirklichkeit in vollständige Sklaverei versunken. Die kleine Colonie der Japaner dagegen scheint in den wenigen Jahren seit 1876, da Fusan für sie geöffnet wurde, einen den Umständen nach recht bedeutenden Handel geschaffen zu haben. Selbstverständlich ist der ganze Umsatz, dessen Werth sich auf über drei Millionen Dollars im Jahre beläuft, in ihren Händen. Das Klima in Fusan ist gesund, und für die wenigen Europäer, die dort als Beamte im Zollwesen angestellt sind, ist der Aufenthalt ganz angenehm, wenn es auch auf die Länge etwas monoton werden muß. Wir verbrachten den Vormittag mit Flundern fischen und kamen zu Mittag, an Gesicht und Händen von der Sonne total verbrannt, zurück. Dazu bemerkte noch einer der Gesellschaft, daß sich die Anzahl Flundern im Boot seit unserer Abfahrt nicht merklich vermehrt habe. Am Nachmittag gingen wir an Land, um die Umgebung kennen zu lernen, die sehr schöne Gebirgspartien aufzuweisen hat.

Am anderen Morgen früh kam der Verbindungsdampfer „Genkai Maru" von Chemulpo an der Westküste an und nachdem die Ladung für Gensan und Wladiwostok an Bord war, dampften wir gegen Mittag hinaus aus Fusans stillem, friedlichem Hafen und nahmen, nachdem wir um die draußen liegenden Inseln und Klippen herumgekommen waren, unseren Curs direct nach Norden. Den ganzen Nachmittag und die folgende Nacht liefen wir mit 12 Knoten Fahrt längs der hohen nackten Küste und sahen nur ein Fischerboot, während die Walfische um uns herum spritzten und Schaaren von Delphinen im Kielwasser des Schiffes uns so nahe kamen, daß wir sie mit dem Bootshaken erreichen konnten; endlich am folgenden Tag Vormittags dampften wir ein in die Inselgruppe, die die Einfahrt nach Gensan, Koreas nördlichsten Hafen, markirt. Dieser liegt ganz drinnen in einer tiefen, geräumigen, wohlbeschützten Bucht, nur nach Osten zu offen, groß und tief genug, so daß Europas sämmtliche Flotten dort sicher einen Ankerplatz finden würden. Rings von niedrigen bewaldeten Höhenzügen umgeben, mit hohen Bergen im Hintergrunde, erstreckt sich die aus ein paar Tausend erbärmlichen Lehmhütten bestehende koreanische Stadt längs dem südlichen Ufer der Bucht. Die Japaner haben hier wieder eine Niederlassung von wohl einigen hundert wohlgebauten, halbeuropäischen Häusern. Auf einer frei liegenden Anhöhe, dicht am Wasser, erhebt sich ein elegantes, rothgestrichenes, europäisches oder, richtiger gesagt, amerikanisches Schloß, das von einer kleinen Colonie von Missionaren bewohnt wird. Die Thäler sind bebaut und fruchtbar, die umliegenden Berge sind waldreich. In der Nähe befinden sich Bergwerke, die Kupfer und andere Mineralien produciren, während das Gold in den Bergen und den nahe liegenden Flußbetten gewonnen wird; die sehr primitiven Minen und Wäschereien sind hauptsächlich von eingewanderten Chinesen angelegt. Gensan wird jedenfalls mit der Zeit Chinas und Japans Sommerkurort werden, wenn die Verkehrsmittel mit den Jahren regelmäßiger werden und dieser Theil der Halbinsel in russische oder japanische Hände kommt. Mit einem Klima wie in Nord-Europa, einer herrlichen Umgegend, die Getreide, Gemüse und ausgezeichnetes Vieh hervorbringt, einer weiten geschützten Bucht, die reich an Austerbänken und Fischen aller Art ist, zu Seebädern, Segeltouren, Jagd und Fischerei Anlaß giebt, wartet Gensan nur darauf, daß ein unternehmender Europäer oder Japaner ein Sommerhotel anlegt und die japanische Dampfschiffsgesellschaft eine wöchentliche Dampfschiffsverbindung mit Japan und China in Gang setzt. Dann werden die Europäer in den Sommermonaten ihre Familien hier hinauf bringen, während sie jetzt gezwungen sind, sie in den heißen ungesunden Monaten bei sich zu behalten. Während unser braver Capitän und noch einige sportliebende Passagiere sich nach einer kleinen, ein paar hundert Ellen von unserem Ankerplatz entfernt liegenden Insel auf den Austernfang begeben und nach Verlauf einer Stunde mit einigen Eimern voll von herrlichen, großen, frischen „Natives" zurückkommen, gehen wir im Zollboot an Land, um bei unserem Zollcommissar, einem Landsmann, zu speisen. Dieser hat hier, fern von dem Lärm der Welt, mit noch zwei Europäern eine lange Reihe von Jahren zugebracht. In seiner kleinen behaglichen Villa trinken wir ein Glas auf seine Gesundheit, während er uns mit localen Neuigkeiten unterhält, die sich hauptsächlich um Jagd und Fischerei drehen und deren Hauptreiz folgende wahrhaftige Geschichte bildet. Eines schönen Vormittags im letzten Winter, als der Schnee noch auf allen Bergen lag, wurde ein Bote nach ihm auf sein einige hundert Ellen von seinem Wohnhause entfernt liegendes Contor gesandt und bei seiner Ankunft fand dieser den kleinen eingefriedigten Garten von einem ausgewachsenen Tiger besetzt, der von den Bergen heruntergekommen war und nun versuchte ohne weitere Umstände sich unter der Thür des Pferdestalles hindurchzuwühlen, um den kleinen koreanischen Ponny zu erbeuten. „Auf dem Fell sitzen Sie," lächelte unser Wirth, „es mißt beinahe 9 Fuß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze. Ich habe es selbst getrocknet und präparirt, ich fürchte aber, daß es sich nicht hält, wenn ich es nach den Alten in der Heimath sende, was ich eigentlich im Sinn hatte." Die Zeit verging, während wir hier oben in Koreas nordöstlichster Ecke bei einem vorzüglichen Lagerbier und einer guten Manila-Cigarre von alten vergangenen Zeiten plauderten, bis der Bootsmann in seinem „Pidgin Englisch" meldete, daß es „by am by too muchee blow" und daß es Zeit sei, an Bord zu gehen, da starker Seegang in die Bucht komme. Es hatte wirklich angefangen heftig aus Nordost zu wehen und eine ziemlich schwere, hohle Brandung rollte direct von der japanischen See herein. Mit dem Regenrock unseres liebenswürdigen Landsmannes ausgerüstet, ging es los in dem schaukelnden, rollenden Boot, das die sechs Koreaner mit taktfestem Ruderschlag lenkten. Nach einer halben Stunde wendete „Tokio Maru" die Nase in den See nach Wladiwostok zu. Den ganzen Abend und die Nacht über herrschte unruhiges Wetter, draußen vor den Inseln hatten wir einen Nordoststurm mit hoher See, mit fallendem Barometer und dazu den glänzendsten Sonnenuntergang hinter Koreas hohen dunklen Bergen, deren zackige Gipfel wie ebensoviele riesenhafte Feuersäulen glühten, während draußen auf dem Meer die jagenden schwarzen Wolken dicht über dem Top der Masten gen Süden dahinflogen, als sei der Teufel selbst hinter ihnen. Der „Tokio Maru", der als das beste Seeschiff an der Küste bekannt ist, setzte kurz entschlossen die Nase in die See, was unsere Fahrgeschwindigkeit auf 6 Knoten die Stunde herunterbringt, so daß wir, anstatt Wladiwostok am folgenden Tage Abends zu erreichen, erst 24 Stunden später gegen 5 Uhr die hohen Abhänge der Ascol-Insel in Sicht bekamen. Der Sturm flaute gleichzeitig ab, wir dampften bei ruhigem Wasser ein, die Sonne kam hinter den unruhigen Wolken hervor und bei dem herrlichsten Sommerwetter passirten wir die Bucht Peter's des Großen. Am Leuchtfeuer der Skryplef-Insel, die die Einfahrt zum Hafen in zwei kleine Sunde theilt, vorbei, segeln wir eine halbe englische Meile nach Norden, biegen dann ostwärts durch einen Canal, der an beiden Seiten von hohen bewaldeten Abhängen umgeben ist. Hier und da sieht man einen kleinen Hafen oder ein Dorf oder ein Haus hervorgucken, bis plötzlich bei einer scharfen Biegung des Sundes sich die Bucht zu einem geräumigen, langgestreckten Hafen, dem „goldenen Horn", erweitert, und Wladiwostok liegt vor uns.

Die Strahlen der sinkenden Sonne spiegeln sich in tausenden von Fenstern der langen Häuserreihen und spielen auf den vergoldeten Kuppeln der griechisch-katholischen Kirchthürme mitten in einer großen Stadt, die sich terrassenförmig vom Strande erhebt. Und ich erinnerte mich, daß ich vor einigen 20 Jahren an Deck eines Telegraphendampfers an einem Sonnabend wie der heutige nach dieser Stadt suchte. Damals bestand sie aus ca. 50 niedrigen

Strohhütten, hier und da ohne Ordnung oder Symmetrie an den Abhängen der Hügel hingeworfen. Ich ahnte damals nicht, daß dieses unbedeutende Dorf in einer solchen kurzen Spanne Zeit zu einer der bedeutendsten Städte im fernen Osten aufblühen würde. Wo jetzt die Kirche liegt, schossen wir damals Fasanen, während man da, wo die jetzige Hauptstraße sich befindet, den Tigern, die in den Winternächten von den Höhen kamen, um in die Viehställe einzubrechen, Fallen stellte. Damals war Wladiwostok ein unbedeutender Militärposten an der äußersten östlichen Grenze des mächtigen Czarenreiches, unter dem Befehl eines liebenswürdigen finnischen Marinecapitäns. Außerdem befanden sich dort vielleicht ein Dutzend Tauschhändler, deren Geschäft hauptsächlich in Auskauf von Fellen bestand, die sie den eingeborenen Jägern abnahmen. Nun ist es eine moderne, starke Festung und ein Kriegshafen, die Hauptstation für die russische „große Oceanflotte", der Sitz für den commandirenden Admiral und für einen militärischen Gouverneur mit Generalsrang, der das Commando über die Truppen im Usuri-District hat, Garnisonsstadt für 8000 Mann und eine Handelsstadt von Bedeutung, das kommende Emporium des ganzen ostsibirischen Ein- und Ausfuhrhandels. Eine Bevölkerung von gegen 20000 Seelen, fast ausschließlich Russen, bewohnt den ausgedehnten Grund der Stadt, der nun fast ganz mit Gebäuden bedeckt ist, unter denen die vielen Regierungsgebäude, die Eisenbahnstationen, die Kirche, das Museum, der Marine-Club und viele Privatgebäude architektonischen Werth haben. Die Residenz des Gouverneurs liegt sehr hübsch am See, von einem kleinen wohlgepflegten öffentlichen Park umgeben, in welchem die Musikcorps der verschiedenen Regimenter an gewissen Tagen der Woche concertiren, während die Beaumonde der Stadt, die Officiere in ihren kleidsamen Uniformen, die Damen in modernen Toiletten, Einen vergessen lassen, daß man sich an der Küste des Großen Oceans, Tausende von Meilen von Europas Civilisation entfernt, befindet. Im Juni 1891 that der damalige Czarewitsch, der jetzige Kaiser, den ersten Spatenstich zu der Riesenbahn, die nun ihrer Vollendung entgegengeht und im Laufe einiger Jahre Ostsibirien mit dem heiligen Rußland selbst verbinden wird, und die den Reisenden in den Stand setzt, Europa von Japan und China aus in weniger als der halben Zeit, die man jetzt gebraucht, zu erreichen. Nachdem wir den Arzt vom Wachtschiff an Bord gehabt hatten und für gesund erklärt worden waren, dampfte der „Tokio Maru" langsam in den inneren Hafen ein, wo außer einigen russischen Kriegsschiffen eine Reihe großer und kleinerer Kauffahrteischiffe vor Anker lag. Die Zollbeamten kamen mit der Polizei an Bord, um die Passagiere zu inspiciren und das Gepäck und die Pässe nachzusehen, ohne die kommt Niemand an Land. Eine halbe Stunde später befinden wir uns im „Datskü Dona", der großen nordischen Telegraphenstation, behaglich sitzen wir um den dampfenden Samovar und thun uns gütlich an Schwarzbrod mit geräuchertem Lachs, wie ich seines Gleichen noch nicht gekostet habe. Wladiwostoks Sehenswürdigkeiten sind leicht zu inspiciren mit Hilfe einer der vielen schmutzigen „Droskys", die an den Straßenecken halten, bespannt mit zwei mageren, aber kräftigen Pferden und geführt von einem leibhaftigen „Jswoshtsiti" in einem rothen Wollhemd, niedrigem, schwarzem Wachstuchhut und hohen Schaftstiefeln. Sein langes, ungepflegtes Haar und der gleich ungepflegte Bart umwogen das gutmüthige versoffene Gesicht. Im Galopp, eingehüllt in eine dichte Staubwolke, geht's mit losem Zügel und lautem Zuruf am Hause des Gouverneurs vorbei, von dem herab die große russische Flagge weht, und auf der breiten Hauptstraße oder richtiger Landstraße dahin, die bergauf und -ab, voll Löcher und uneben, sich längs der Bucht schlängelt mit einer Reihe höchst verschiedenartiger Häuser auf der einen Seite, eine weite schöne Aussicht über den Hafen mit den vielen Schiffen und auf die umliegenden grünbewachsenen malerischen Inseln auf der anderen Seite gewährend. Nun wenden wir uns nach rechts hinauf über die Hügel, wo der Weg weniger löcherig und ausgefahren ist. Wir kommen an einer Reihe armseliger Häuser und Hütten vorbei, die von Kosaken bewohnt sind. Wir fahren in die Niederung und sehen am Fuß des Hügels das Viertel der Chinesen und Koreaner, das von einigen Tausend Arbeiter dieser Nation bewohnt wird. Zeitig im Frühjahr kommen sie herauf, um Arbeit an der Eisenbahn, am Dock oder ähnlichen Einrichtungen zu suchen, und zu Anfang des Winters, bevor der Hafen zufriert, ziehen sie wieder nach Süden, eine stets wechselnde und unruhige Bevölkerung, die zu Zeiten die Stadt und ihre Umgegend etwas unsicher macht. Einige Minuten später sind wir auf dem Lande, haben Wald und Hain zu beiden Seiten des Weges, soweit das Auge reicht, was einen wohlthuenden Gegensatz zu den nackten Hügeln in der unmittelbaren Nähe der Stadt bildet, wo sozusagen jeder einzelne Baum längst abgehauen ist. Von dem Kamm des Hügels ist eine herrliche Aussicht auf die inselbestreute Bucht Peter's des Großen auf der einen Seite und auf der anderen über das waldreiche, hügelige Land. Der Landweg, auf dem wir fahren, ist nah der Hauptlandstraße von Ostsibirien nach Europa und nun begegnet uns eine Tarantas, bespannt mit drei kräftigen Pferden, von denen das mittlere den hohen messingbeschlagenen Holzkranz, mit den kleinen Metallglocken behängt, trägt, das echte russische Gespann. Zwei Reisende sitzen unter dem niedrigen halbrunden Leinen der Kalesche, die offenbar auf dem Wege nach der ersten der fünfhundert Poststationen ist, die mit wenigen Meilen Zwischenräumen auf dem Wege von Wladiwostok nach Tjumen am Fuße des Uralberges, wo die Eisenbahn beginnt, liegen. Die Entfernung beträgt ungefähr 1000 Meilen. Etwa eine halbe Meile von Wladiwostok liegt eine große von einem Deutschen betriebene Bierbrauerei, wo wir uns in herrlicher Umgebung bei einem Glase Bier vom Faß erquicken. Wir fuhren auf denselben Wege, den wir gekommen, nach Wladiwostok zurück und begegneten einer Compagnie Soldaten, die mit Leinenkitteln, flachen weißen Mützen und hohen Schaftstiefeln bekleidet, von der Arbeit auf einem der draußenliegenden Forts kamen und nun in ihre Caserne zurückmarschirten. An der Spitze der geschlossenen Reihe schritten ein paar Vorsänger, welche mit kräftigen, wohlklingenden Stimmen einige Volkslieder vortrugen, worauf die ganze Compagnie im Chor einfiel, daß es an dem stillen Sommerabend weithin über die Hügel schallte und im fernen Wald erstarb. Wladiwostok ist vor allen Dingen Festung und Garnisonstadt, das spürt man auf Schritt und Tritt. Der Hafen ist voll von Kriegsschiffen; Arsenale, Casernen, Baracken und Hospitäler liegen an beiden Ufern der Bucht zerstreut. Ein Trockendock, das die größten modernen Panzerschiffe aufnehmen kann, ist kürzlich fertiggestellt. An allen beherrschenden Punkten erblickt man Festungswerke, Schanzen und Bastionen. Rings in der Umgegend trifft man Warnungstafeln in russischer, deutscher, englischer und französischer Sprache mit der Aufschrift: Zutritt verboten. Die Straßen wimmeln von Soldaten: Kosaken in kurzen weißen Jacken mit rothen Aufschlägen, weiten schwarzen Beinkleidern und mit Sporen versehenen Schaftstiefeln; dunkelblaue Ingenieure; gelb und schwarz gekleidete Artilleristen; Seeofficiere und Stabsofficiere, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, während man sich in dem eleganten, reizend am Meere gelegenen Officiersclub sehr gut nach einer großen, 10000 Werst weiter nach Westen gelegenen russischen Garnisonsstadt versetzt glauben könnte. Jeder zweite Mensch, dem man begegnet, steckt in einer oder der anderen Uniform, und an Sonn- und Festtagen, wenn die Matrosen und Soldaten Urlaub haben, wimmeln die Straßen von den kräftigen blondhaarigen Gestalten, von denen die meisten unter dem Einfluß der nationalen Wodka stehen. Aber auch als Handelsstadt scheint Wladiwostok es zu etwas Außerordentlichem zu bringen. Schon jetzt ist die Stadt durch regelmäßige Dampfschiffslinien mit China und Japan verbunden, während die großen Oceandampfer der „Freiwilligen Flotte" periodisch mit Ladung und Einwanderern von Odessa kommen. Diese Einwanderer werden rings in dem noch unbebauten und zum Theil noch unbewohnten „far East" vertheilt, das nur auf Arbeiter wartet, um eins der reichsten Juwelen der russischen Krone zu werden. Der Handel ist hauptsächlich in den Händen der Ausländer, die meist Deutsche sind, und ein Hamburger Haus, dessen Chef sich der Form wegen naturalisiren ließ, hat nicht weniger als 50 Angestellte im Comptoir und Lager. Hier kann man sich mit allem Erdenklichen versehen, von einem Brief und Stecknadeln an bis zu einem ganzen Oceandampfer. Ausgeführt werden hauptsächlich Felle von den naheliegenden Wäldern und Küstenstrecken und getrocknete Fische, während die Einfuhr alle möglichen Gebrauchs- und Luxusartikel für die russische und eingeborene Bevölkerung umfaßt. Der Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhr belief sich im Jahre 1898 doch nur auf gegen 20 Millionen Rubel, wenn aber erst die transsibirische Eisenbahn fertig und das ganze ungeheure Hinterland geöffnet und bevölkert ist, so wird die Stadt ohne Zweifel einen ungeheuren Aufschwung nehmen und ihren Platz als „Perle des Ostens" behaupten.

A. v. A.

Bücherbesprechungen.

— Mit der kürzlich erschienenen dritten (Schluß-) Abtheilung des Commentars zum Invalidenversicherungsgesetze vom 13. Juli 1899 der Geh. Regierungsräthe im Reichsversicherungsamt W. Isenbart und W. Spielhagen ist dieses werthvolle Werk zu Ende geführt und damit ein umfassendes Hilfsbuch für die Anwendung jenes Gesetzes geschaffen worden, welches Anspruch auf volle Anerkennung Derjenigen hat, die es in Gebrauch nehmen. Trägt die Arbeit auch keinen amtlichen Charakter, sondern ist sie nur eine rein private der Verfasser, so bietet sie dennoch, wie nicht anders zu erwarten war, eine auf amtlichen Unterlagen und der Rechtsprechung des Reichsversicherungsamtes begründete sorgfältige Zusammenstellung des zu bearbeitenden Stoffes in einer Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit, die nur dadurch noch besonderen Werth erhalten konnte, daß die Commentatoren den reichen Schatz ihres Wissens und ihrer Erfahrung dem Ganzen haben zu Gute kommen lassen. Insonderheit die Uebergangszeit aus dem bisherigen in den neuen Rechtszustand bietet der Praxis gar manche Schwierigkeiten. Hier helfend einzugreifen und namentlich die früheren und jetzigen Gesetzesmaterialien, so weit nothwendig, ferner die bisherige Rechtsprechung ohne das sonst erforderliche lästige und zeitraubende Nachschlagen in den Reichstags-Drucksachen, dem Reichsgesetzblatte und den amtlichen Nachrichten des Reichsversicherungsamts für die Gesetzesanwendung bereit zu stellen, war eine der Hauptgesichtspunkte bei der Herausgabe des Werks. Der Schlußband kostet 7 ℳ. Die Verlagsbuchhandlung von Carl Heymann in Berlin hat dem Werke eine so gute Ausstattung gegeben, daß der Gesammtpreis desselben ebenso erklärlich, wie angemessen ist. Eine vortreffliches Sachregister zu dem Werke wurde demselben im Auftrage der Verleger von anderer, sachkundiger Seite beigegeben. — Aus demselben Verlage (Carl Heymann in Berlin) ist uns ein anderes, namentlich für die gewerblichen Kreise sehr schätzenswerthes Werk zugegangen, dessen wir hier empfehlende Erwähnung thun wollen, eine systematische Uebersicht der von den gewerblichen Berufsgenossenschaften des Deutschen Reichs erlassenen Unfallverhütungsvorschriften, herausgegeben vom Verbande der deutschen Berufsgenossenschaften. Angeregt wurde diese Uebersicht durch die diesjährige Pariser Weltausstellung, um das Werk als Beitrag zu der vom Reichsversicherungsamte dort vorgenommenen Darstellung der Arbeiterversicherung im Deutschen Reiche zu liefern. Unter Leitung des Geh. Regierungsraths und ständigen Mitgliedes des Reichsversicherungsamts Prof. Dr. Konrad Hofmann von der königl. Technischen Hochschule in Charlottenburg haben verschiedene Mitarbeiter die einzelnen Gebiete sachverständig bearbeitet und dadurch ein Bild geschaffen, welches davon Zeugniß ablegt, was bereits in dem Bestreben, die Sicherheit der Arbeiter bei ihrer Berufsthätigkeit in möglichst weitgehendem Maße herbeizuführen, geschehen ist. Der reiche Schatz mehrjähriger Erfahrung, der in dem Buche niedergelegt ist, wird aber auch für den künftigen Ausbau der Schutzmaßnahmen einen festen Untergrund bilden. — Das Reichsgesetz, betr. die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, in der Fassung der Bekanntmachung vom 20. Mai 1898 hat der Justizrath und Rechtsanwalt S. Merzbacher in Nürnberg zum Gegenstande eingehender Erläuterungen genommen und seine Arbeit bei C. H. Beck in München erscheinen lassen. (Preis: gebunden 3 ℳ.) Mit viel Geschick und Sachkenntniß hat der Verfasser die verwandten und einschlagenden Gesetzesstoffe in seine Bearbeitung einbezogen, dabei die Gemeinfaßlichkeit der an sich verwickelten Rechtssätze, soweit thunlich, im Auge behalten. Ein sorgfältiges Sachregister ist dem Buche, welches wir zur Benutzung gern angelegentlich empfehlen, angefügt. ∞

— Otto Ludwig's Kampf gegen Schiller. Eine dramaturgische Kritik von Heinrich Kühnlein. Mit dem Bilde Otto Ludwig's. Leipzig, Gustav Fock. 1,20 ℳ. — Es ist nicht angängig, Otto Ludwig's Kampf gegen Schiller auf eine Stufe zu stellen mit den Angriffen unreifer Geister auf die Classiker, wie sie unsere Tage hervorgebracht haben. Diesen ist es nur um ein wüstes Umstürzlerthum zu thun, das nicht im Stande ist, etwas Anderes dafür an die Stelle zu setzen, und darauf kommt es doch in der Hauptsache bei dem Umwälzen an. Ludwig dagegen will an Stelle des Abgebrochenen Neues, nach seinem Sinne Besseres bauen. Der Kampf gegen Schiller ist nicht neu. Schon die Romantiker waren dem großen Dramatiker nicht hold und bekämpften diesen, wo sie konnten. Neuerdings hat der Aesthetiker Emil Mauerhof, auf dessen Schriften wir auch bei dieser Gelegenheit die Blicke hinlenken möchten, eine scharfe Polemik gegen Schiller eröffnet, der nicht alle Berechtigung abzusprechen ist. Mauerhof bricht eine Lanze zu Gunsten Kleist's. Otto Ludwig dagegen stellt seinen Liebling Shakespeare als Muster hin. Der tiefere Grund von dieser Meinungs-Verschiedenheit zweier großer Geister, wie Schiller und Ludwig, liegt darin, daß Ersterer das Situationsdrama, Letzterer das Charakterdrama bevorzugt. Nicht aus der Situation sollen sich, so will es Ludwig, die Charaktere ergeben, sondern umgekehrt, aus den Charakteren soll die Handlung sich entwickeln. Auf diesem Wege ist auch ein Hinausgehen über Schiller sehr wohl möglich, dessen Ziel ein wirkliches nationales Drama wäre, das wir immer noch nicht haben. In 5 Abschnitten behandelt Kühnlein sein Thema: Otto Ludwig's Kunstprincip und Schiller — die eben ausgeführten Sätze —, dann Ludwig's Urtheil über Schiller's Jugenddramen. Diese kommen bei Otto Ludwig noch am Besten weg. In den „Räubern" entwickelt sich Alles aus einem stürmischen persönlichen Drang; der Musikus Miller ist nach Ludwig Schiller's wahrste Gestalt. Dann kommt der „Wallenstein" an die Reihe. Bekanntlich hat Ludwig selbst einen „Wallenstein" geplant, der sehr interessant zu werden versprach. Hätte er ihn ausgeführt, so wäre das ein Beweis dafür gewesen, daß Ludwig nicht nur tadeln, sondern auch besser machen konnte. Leider verhinderte das Siechthum den Dichter an der Ausführung des Planes. Die Vorwürfe, die Ludwig Schiller in Betreff des „Wallenstein" macht, sind bekannt; deshalb ist es nicht nöthig, noch einmal auf sie einzugehen. Uebrigens erkennt Ludwig Schiller da an, wo es für ihn angängig ist, z. B. in den „Piccolomini", wie es denn nicht genug betont werden kann, daß Ludwig an der Dichtergröße Schiller's keinen Augenblick zweifelt. Nur die grundverschiedene Anschauung vom Wesen des Dramas gab den Ausschlag. Die Einwendungen Ludwig's lassen sich auch im Einzelnen nicht so ohne Weiteres von der Hand weisen. Ist die Scene zwischen Posa und Philipp möglich, fragt Ludwig. Nein, lautet die Antwort. Einen Mann, der so vor Don Philipp spricht, nebenbei gesagt, so unpolitisch und unpraktisch wie möglich, denn wie kann er hoffen, damit etwas für die Menschheit auszurichten, einen solchen Mann würde Philipp ohne Weiteres auf den Scheiterhaufen oder ins Irrenhaus haben schaffen lassen. Dann wird die „Maria Stuart" besprochen, gegen die Ludwig's Bedenken noch schärfer sind, als beim „Wallenstein". Es ist hier nicht der Ort, auf die Einwürfe einzeln einzugehen. Auch hier wollte Ludwig durch ein eignes Drama „König Darnley's Tod" zeigen, wie es besser zu machen sei. Die „Braut von Messina" endlich lehnte Ludwig aus Gründen, die man nunmehr wohl sich selbst sagen kann, einfach ab. Es ist schade, daß Ludwig durch seine Krankheit verhindert worden ist, seine Pläne auszuführen. Sie würden, da man es hier, wie die „Maccabäer", der „Erbförster" beweisen, mit einem Könnenden, nicht mit einem der ewig Wollenden von heut zu Tage zu thun hat, wohl einen Fortschritt über Schiller hinaus bedeutet haben. So sind wir auf die Pläne angewiesen, die in den gesammelten Werken als trockene Notizen stehen. Sie mit den wenigen erhaltenen Bruchstücke gleichen einem Trümmerhaufen, besser gesagt, kaum oder halb behauenen Blöcken einer Bildhauerwerkstatt, die Wemuth erwecken. Dennoch ist Ludwig's Arbeit, die keine Minirarbeit wie die der Streber von heut zu Tage, sondern einen selbständigen Bau neben vorhandenen bedeutet, nicht vergebens gewesen. Nach seinen Grundsätzen wird weiter zu arbeiten sein, damit wir endlich weiter kommen, nicht auf dem Wege, der neuerdings eingeschlagen worden ist, indem man undeutsche, fremde Meister, die von Westen und Norden und Osten kamen, als Schüler nachahmte, sondern indem man an die eigene Vergangenheit anknüpft, um sich aus sich selber weiter zu bilden und zu entfalten. Das ist der einzig richtige Werdegang! Aengstlichen Gemüthern möge übrigens zur Beruhigung gesagt sein, daß Ludwig einer neueren Dichterin, der bekannten Ebner-Eschenbach, die eine „Marie von Schottland" geschrieben hat, gegenüber die Dichtergröße Schiller's in seiner „Maria Stuart" ganz besonders hervorgehoben hat.

J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 109. Dienstag, den 11. September, Abends. **1900.**

Albrecht der Beherzte.

Zum 12. September.

Unter den Fürsten des Deutschen Reiches, welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebten, war einer der kräftigsten und unternehmendsten Albrecht der Beherzte, der Stammvater der nach ihm benannten Fürstenreihe oder des jetzigen Königreichs Sachsen; nannte man ihn doch des Reiches rechte Hand und seine Krieger bezeichneten ihn als den deutschen Roland. Alle Ereignisse, welche das Haus Habsburg und das Deutsche Reich damals berührten, haben mehr oder weniger den Herzog Albrecht von Sachsen in den Jahren seines Lebens beschäftigt; daher wird auch sein Name neben anderen in der deutschen Geschichte stets ehrenvoll genannt werden. In der Geschichte der Wettiner Fürsten aber steht die Gestalt des Enkels unsern der des Großvaters, Albrecht der Beherzte unsern Friedrich dem Streitbaren, sowie beide in den Fürstengräbern des Domes zu Meißen nahe bei einander ruhen. Doch dürfte sein Lebensgang nicht allgemein bekannt sein. Wenn daher am 12. September d. J. 400 Jahre verflossen sind, seit Albrecht der Beherzte die Augen im Tode schloß, so dürfte es als gerechtfertigt erscheinen, wenn ich im Nachfolgenden versuche, eine Lebensbeschreibung des edlen Fürsten zu geben, damit derselbe auch dem Volke etwas bekannter werde.

Albrecht's Eltern waren Friedrich der Sanftmüthige und Margaretha, die Tochter des Herzogs Ernst von Oesterreich und Schwester des Kaisers Friedrich III. Sie hatten acht Kinder, drei Söhne und fünf Töchter, unter denen Albrecht am 27. Juli 1443 auf dem Schlosse zu Grimma geboren wurde. Von seiner frühesten Jugend bis ins 12. Jahr wissen wir so gut wie nichts; doch läßt sich aus späteren Ereignissen schließen, daß er schon früh ein Freund ritterlicher Uebungen war, wobei ihn Gesundheit und Gestalt unterstützten. Mit seinem um zwei Jahre älteren Bruder Ernst erhielt er schon frühzeitig eine für die damalige Zeit sorgfältige Erziehung und die von ihm verfaßten, noch aufbewahrten Briefe und Handschreiben bezeugen Klarheit der Gedanken und Gewandtheit im Ausdruck. Besonders beschäftigte sich der Knabe mit dem, was zur höheren Kriegskunst gehörte, und wußte bei Kriegswerken selbst Plan und Ausführung anzugeben. Wenn auch die Namen derer, die ihn unterrichtet, vergessen sind, so ist doch anzunehmen, daß er sammt seinem Bruder Ernst in den früheren Jahren seiner Jugend einen Erzieher, Zuchtmeister genannt, gehabt hat, wie wir es später bei seinen eigenen Kindern wiederfinden. Eine besondere Freude bereitete es dem Herzog, sich in Turnieren und Ritterspielen öffentlich zu zeigen. So finden wir ihn bereits in seinem 16. Lebensjahre als Kämpfer bei dem Stechrennen in Pirna, so bei dem großen Turnier, welches der Kaiser Friedrich zu Gräz gab, und bei dem Turnier zu Köln am Rhein. Seines Geburtsortes Grimma gedachte Albrecht gern, weshalb er sich selbst den „Junker von Grimm" nannte, auch verweilte er oft in dem lieblichen Muldenthale auf dem Schlosse zu Grimma. Die merkwürdigste Begebenheit der Kinderjahre der Brüder Ernst und Albrecht ist der sogenannte Prinzenraub, der durch ältere und neuere Dichter verewigt worden ist, und wie im Liede, so hat auch im Munde des Volkes sich das Andenken an dieses Ereigniß lebhaft und frisch erhalten. An dem Hofe des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen war ein Ritter, Namens Kunz von Kauffung, als Marschall angestellt gewesen. Er stammte aus einem altadeligen Geschlechte und war mit vielen der ersten Familien des Landes verwandt. Schon mehrfach hatte dieser Beweise seines Muthes und seiner Tapferkeit gegeben und sich schon im Jahre 1449 als nürnbergischer Hauptmann bekannt gemacht durch die „heimlicherweise" geschehene Gefangennahme des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg. Bei Gera von den böhmischen Truppen gefangen genommen, war er gegen ein hohes Lösegeld wieder freigelassen worden. In dem Bruderkriege Friedrich's und Wilhelm's waren Kunzens Besitzungen in Thüringen verwüstet worden und an Apel v. Vitzthum gekommen, wofür ihm der Kurfürst Besitzungen Apel's in Meißen, besonders das Gut Schweickershain mit Kriebstein bis zur Wiedererlangung seiner eigenen Güter übergab. Zwar stellte Kunz dem Kurfürsten wegen seiner Befriedigung eine Quittung aus; aber nach dem Frieden weigerte er sich, die, wie er behauptete, ihm als Lehen übertragenen Vitzthum'schen Güter wieder herauszugeben. Friedrich erbot sich, die gegenseitigen Ansprüche durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen. Kunz aber wartete den Spruch der Schiedsrichter nicht ab, sondern begab sich nach Böhmen, nachdem er dem Kurfürsten gedroht hatte, er wolle sich für den Schaden, den er erleide, nicht an Land und Leuten, sondern an des Kurfürsten Leib und Blut rächen, worauf ihm der Kurfürst geantwortet haben soll: „Mein Kunz, siehe zu, daß du mir die Fische im Teiche nicht verbrennst!" Auf dem Schlosse Eisenberg in Böhmen, wo Kunz mit den dort lebenden Brüdern Vitzthum zusammentraf, faßte er den Plan, die Söhne des Kurfürsten, Ernst und Albrecht, zu rauben. Nachdem er von Böhmen zurückgekehrt war, hielt er sich eine Zeitlang bei der ihm befreundeten Familie Mockau auf dem Schlosse zu Kohren auf, von wo aus er sich leicht von Allem unterrichten konnte, was auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Altenburg vorging, dessen Oertlichkeit ihm aus der Zeit bekannt war, als er am Hofe des Kurfürsten als Marschall lebte. Zur Ausführung seines Planes war ihm der kurfürstliche Küchenjunge Schwalbe behilflich. Dieser schrieb Kunz von Kauffung, daß in der Nacht vom 7. zum 8. Juli des Jahres 1455 der Kurfürst in Leipzig sein werde, während die Hofleute in der Stadt an einem von dem Kanzler veranstalteten Feste theilnehmen würden. Während nun die Kurfürstin mit den Prinzen allein im Schlosse war, erstieg Kunz mit seinen Gefährten in jener Nacht auf Strickleitern die nur von einem alten Trabanten und dem Thorwärter bewachte Burg und entführte die beiden Prinzen. Margarethe stand wehklagend am offenen Fenster und suchte durch Thränen und Bitten das harte Herz des Ritters zu erweichen; jedoch vergeblich. Da Wilhelm v. Mosen, der Gefährte Kunzens, statt des Prinzen Albrecht einen mit ihm erzogenen jungen Grafen v. Barby ergriffen hatte, soll Kunz mit unglaublicher Kühnheit nochmals ins Schloß zurückgekehrt sein und den Prinzen Albrecht, der sich unter dem Bette versteckt hatte, nachgeholt haben. Mit diesem eilte Kunz von Kauffung durch die Rabensteiner Wälder nach Böhmen und gedachte den Knaben auf sein Schloß Eisenberg zu bringen; seine Gefährten, Wilhelm v. Mosen und Wilhelm v. Schönfels, aber wählten mit dem Prinzen Ernst den Weg über Zwickau. Sobald die Kunde von der Frevelthat sich verbreitete, wurden die nöthigen Maßregeln zur Wiedererlangung der Prinzen getroffen. Der Kurfürst, der die Nachricht von dem Vorfall durch Eilboten erhielt, erließ sofort eine Aufforderung, Kunz und seine Genossen als Räuber festzunehmen. Kunz war mit dem Prinzen Albrecht bis zum Fürstenberge bei Elterlein gekommen, wo er dem Prinzen, der über Durst klagte, erlaubte, Erdbeeren zu pflücken. In der Nähe bemerkte dieser einen Köhler, dem er seine Noth klagte. Der Letztere, Georg Schmidt, hatte schon von dem Gerüchte eines in Altenburg verübten Raubes gehört und war sofort bereit, den Prinzen zu befreien. Unterdessen gab sein Weib mit dem Zschörper

oder Köhlermesser das den in der Nähe befindlichen Köhlern wohlbekannte Nothzeichen, worauf mehrere zur Hilfe herbeieilten. In dem nun entstehenden Streite blieb Kunz mit seinen Sporen im Gesträuch hängen und wurde sammt seinem Knappen Schweinitz von den Köhlern gefangen genommen. Zunächst wurden sie zu dem Abt des Klosters Grünhain, Liborius, gebracht, der den Prinzen sofort nach Altenburg zurücksandte. Der biedere Köhler Georg Schmidt erzählte dem Kurfürsten, er habe „den Ritter Kunz mit dem Schürbaume weidlich getrillert", und erwarb sich dadurch für seine Nachkommen den Namen „Triller", für sich aber das Recht, im Walde, wo der Prinz gerettet worden war, frei Kohlen brennen zu dürfen. Außerdem erhielten seine Nachkommen ein Freigut bei Zwickau und eine Getreideernte von 4 Scheffel Korn. Mosen und Schönfels hatten sich unterdessen in einem „Steinritzen", der sogen. Teufelshöhle bei dem Schlosse Stein, die später den Namen Prinzenhöhle erhielt, verborgen. Als sie von Kunzens Gefangennahme hörten, lieferten sie den Prinzen Ernst dem Oberamtshauptmann Friedrich v. Schönburg aus, nachdem ihnen ihr Leben und ihre Freiheit zugesichert worden war. Kunz von Kauffung wurde nach Freiberg gebracht und hier bereits am 14. Juli 1455 auf dem Markte enthauptet. Dasselbe Schicksal traf Kunzens Bruder, sowie den Küchenjungen Schwalbe und den Knappen Schweinitz theils wegen Theilnahme an dem Raube, theils wegen Mitwissenschaft an demselben. Die Kleider der Prinzen Ernst und Albrecht, welche sie bei dem Raube getragen hatten, sowie des Köhlers Kittel und Kappe wurden lange Zeit in der damals als Wallfahrtsort berühmten Kirche zu Ebersdorf aufbewahrt, und als Albrecht im Jahre 1480 nach Elterlein kam, fand er noch drei Köhler, die bei seiner Befreiung mitgewirkt hatten. Am Fürstenberge aber ist im Jahre 1822 ein Denkmal an diese Begebenheit errichtet worden, während noch lange im Munde des Volkes der Vers erklang:

Was blast Dich, Kunz, für Unlust an,
Daß Du ins Schloß reinsteigest;
Und stiehlst die zarten Herren raus,
Als der Kurfürst eben war nit zu Haus,
Die zarten Fürstenzweige.

Kaum vier Jahre nach dieser Begebenheit, als Albrecht 16 Jahre alt war, dachte man bereits daran, ihn zu vermählen. Noch jugendlicher war die für ihn ausersehene Braut, die neunjährige Zedena oder Sidonie von Böhmen, die Tochter des Königs Georg Podiebrad, der, obgleich aus dem Ritter- oder Freiherrenstande stammend, später auf den Königsthron berufen worden war und sich unter den Fürsten der europäischen Staaten einen großen Namen erworben hatte. Natürlich war die Verbindung Albrecht's mit Sidonie nicht das Ergebniß der Wahl des Herzens, dazu waren beide noch zu jung; sondern die Verhältnisse der sächsisch-meißnischen Fürsten zu Böhmen, vor Allem die Persönlichkeit des Königs Georg, gaben die Veranlassung zu Albrecht's früher Vermählung. Am 25. April 1459 fand in Eger die Verlobung Beider statt, die Vermählung aber wurde auf den Martinstag 1459 in Eger festgesetzt, wo sie auch mit großer Pracht gefeiert wurde; die Vollziehung der Ehe wurde jedoch auf eine spätere Zeit verschoben. Friedrich der Sanftmüthige erlebte noch im Jahre 1463 die Geburt seines Enkels, des nachherigen Kurfürsten Friedrich des Weisen. Dann starb er nach 36jähriger Regierung in seiner Geburtsstadt Leipzig, am 7. September 1464 und wurde in der Fürstengruft in Meißen beigesetzt. Nicht lange nach dem Tode des Kurfürsten, am 26. Juni 1465, begaben sich die Brüder Ernst und Albrecht über Nürnberg und Regensburg nach Wien und empfingen von ihrem Oheim, dem Kaiser Friedrich III., die Belehnung mit ihren sämmtlichen Ländern, sowie die Bestätigung der Erbverbrüderung mit dem Landgrafen von Hessen. Auf der Rückreise hielt sich Albrecht mit seinem Bruder kurze Zeit bei seinem Schwiegervater Georg Podiebrad auf und kehrte dann wieder nach Wien zurück, um ein Jahr lang an dem kaiserlichen Hofe zu verweilen. Kurz nach seiner Rückkehr entspann sich eine Fehde, die, an sich unbedeutend, doch viele Getriebe in Bewegung setzte und in ihren Wirkungen noch lange fortdauerte, und durch welche auch das sächsische Fürstenhaus berührt wurde; das waren die sogenannten „Plauenschen Händel". Heinrich von Plauen war Burggraf von Meißen gewesen. Nach dessen Tode in der Schlacht bei Aussig am 15. Juni 1426 hatte der Kurfürst Friedrich der Streitbare das Burggrafenamt in Besitz genommen. Der römische König Sigismund aber betrachtete das Burggrafenamt Meißen als ein eröffnetes Reichslehen und gab dieses einem Verwandten des letzten Burggrafen Heinrich Reuß von Plauen. Die Streitigkeiten, die nun ausbrachen, wurden schließlich durch einen Machtspruch des Kaisers Albrecht II. beendet, wodurch der Kurfürst gegen eine Summe Geldes das Burggrafenamt Meißen erhielt, während dem Burggrafen Heinrich nur Titel und Würden des Burggrafen blieben. Dieser bedrückte Edelleute und Mannen auf das Härteste und beraubte sie sogar ihres Eigenthums. Die bedrückten Edelleute wandten sich an den König Georg von Böhmen, und da nach mehrmaliger Ladung Heinrich das Recht verweigerte, so wurde er vom Könige zu einer Geldentschädigung und Buße verurtheilt. Vermöge der zwischen Böhmen und Sachsen bestehenden Erbeinigung nahm Georg die Hilfe Ernst's und Albrecht's gegen Heinrich von Plauen in Anspruch und beide Brüder eroberten zu Anfang 1466 Stadt und Schloß Plauen. Georg aber sprach diese Herrschaft Heinrich und seinem Sohne als Unwürdigen ab und verlieh sie dem Herzog Albrecht von Sachsen allein. Heinrich von Plauen wandte sich an den Papst Paul II., welcher dem Kurfürsten mit Bann und Interdict drohte, wenn er sich nicht der Gemeinschaft mit dem Ketzer „Jürgen", der sich einen König von Böhmen nenne, enthalte, auch erbot er sich, den Streit zwischen Plauen und Sachsen ausgleichen zu lassen. Allein das Schreiben des Papstes hatte bei Ernst und Albrecht nicht den gewünschten Erfolg. Und obgleich sich Heinrich von Plauen sogar mit einer Beschwerde an die Universität Leipzig wandte, so gerieth er doch in die Gefangenschaft der Herzöge von Sachsen, die ihn erst nach Schellenberg und später nach Rechenberg brachten.

Am 22. März 1471 starb der König Georg von Böhmen, und obgleich dieser vor seinem Tode den Sohn des Polenkönigs, den Prinzen Vladislaw, zu seinem Nachfolger vorgeschlagen hatte (1470), wurde diese Bestimmung doch nicht von allen Landesherren anerkannt, war doch der Besitz der Krone Böhmens für viele ein Gegenstand des Begehrens und der Eifersucht. Zu den sechs Bewerbern um den Thron Böhmens gehörte auch der Herzog Albrecht von Sachsen. Dieser zog nach dem Osterfeste 1471 nach Prag, den Böhmen zu Hilfe, wo er einen feierlichen Einzug hielt. Doch konnte er sich nicht verhehlen, daß auch Matthias von Ungarn und Vladislaw von Polen bedeutende Stimmen für sich hatten; und als am 29. Mai 1471 Vladislaw zum König von Böhmen gewählt worden war, schwanden Albrecht's Hoffnungen auf den böhmischen Königsthron. Doch führte er noch eine Zeit lang das Amt eines Vermittlers zwischen Matthias und Vladislaw und kehrte dann in die Heimath zurück, so daß er im August 1471 sich wieder in Dresden befand. Als zwischen Matthias und Vladislaw dennoch der Krieg ausbrach, mußte den sächsischen Fürsten, Ernst und Albrecht, an der Beilegung dieses Streites umsomehr gelegen sein, da sie wegen der neuerworbenen Besitzungen und sonstigen Ansprüche in Schlesien betheiligt waren. Die von diesen eingeleiteten Unterhandlungen wurden glücklich zu Ende geführt und nachdem zwischen Matthias und Vladislaw ein Waffenstillstand auf mehrere Jahre abgeschlossen war, schloß Matthias auch mit den Herzögen von Sachsen einen Vertrag, in welchem der Friede zwischen Albrecht und dem Könige von Ungarn bestätigt wurde. Ferner wurde Albrecht die Erwerbung Sagans gesichert und im Februar 1475 wurden auch die übrigen Ansprüche in Bezug auf schlesische Besitzungen geordnet. Während dies in Schlesien vorging, waren die Türken nach dem Falle Konstantinopels in Deutschland eingefallen und streiften bis in des Kaisers Jagdrevier. Der schwache Kaiser Friedrich III. vermochte nicht, wirksame Maßregeln gegen die neue Macht zu treffen, und vergebens versammelten sich die Reichsstände zu Regensburg, Nürnberg, Frankfurt und Augsburg. Auch strebte Friedrich darnach, seinen Sohn Maximilian mit der Tochter und Erbin des mächtigen Herzogs von Burgund Karl's des Kühnen zu verbinden. Karl der Kühne war dieser Verbindung nicht abgeneigt, hoffte er doch, dadurch die Erhebung seiner Länder zu einem Königreiche und das Reichsvicariat jenseits des Rheins zu erhalten. Allein der Kaiser, durch die blendende Pracht, mit welcher Karl in Trier einzog, und durch den König von Frankreich mißtrauisch gemacht, brach die Unterhandlungen ab und Karl der Kühne, in seinen Hoffnungen getäuscht, sann auf einen Rachekrieg gegen den Kaiser. Der Kaiser hatte sich gerüstet und mit dem Könige von Frankreich ein Bündniß geschlossen; auch Albrecht von Sachsen hatte 4000 Mann zugesagt und im November 1474 trat dieser den Zug nach dem Rheine an. Dieser Feldzug, welcher nur von kurzer Dauer und ohne eigentliche Feldschlacht war, war Albrecht's erster wirklicher Feldzug und für ihn

nicht ohne Bedeutung. Trotz der Unzuträglichkeiten, die der Herzog von Seiten des Kaisers erfahren mußte, hielt derselbe treu aus und zwang die unter seinem Befehle dienenden Mannen seines Oheims Wilhelm, die nach Ablauf ihrer drei Pflichtmonate nicht länger dienen wollten, zum Bleiben und zum Gehorsam. Im Juli 1475 traf Albrecht wieder in seinem Vaterlande ein.

Schon im Jahre 1472 hatte Albrecht den Entschluß gefaßt, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen; allein die fürsorgliche Mutter, durch die Vorstellungen sternkundiger Männer geschreckt, hatte davon abgerathen und die Söhne Ernst und Albrecht gebeten, die Reise zu verschieben. So kam es, daß der Herzog erst im Jahre 1476 sein Vorhaben ausführen konnte. Am 5. März trat Albrecht mit einem Gefolge von 119 Personen die Reise an. Es ging durch Bayern, über Verona und Bologna nach Rom und von da über Florenz nach Venedig, wo man sich einschiffte. Nach einer beschwerlichen Seefahrt landete man glücklich bei Joppe, wo man mit einem Te Deum das heilige Land betrat. Glücklich erreichte man Jerusalem; alle denkwürdigen Orte wurden besucht und im Tempel zum heiligen Grabe ertheilte Albrecht vielen seiner Gefährten den Ritterschlag. Bereits am 11. August schiffte sich der Herzog wieder zur Rückkehr ein, die über Cypern, Rhodus und Venedig nach Wien ging. Nach kurzem Aufenthalte am kaiserlichen Hofe betrat Albrecht am 30. November 1476 wieder den heimathlichen Boden und zog am 5. December unter dem Geläute der Glocken und unter dem Gesange der Priester, Mönche und Schüler in Dresden ein. Bald darauf mußte Albrecht mit seinem Bruder Ernst einen Zug nach Quedlinburg unternehmen. Hier lebte Ernst's und Albrecht's Schwester Hedwig, die bereits in ihrem 13. Jahre zur Aebtissin von Quedlinburg erwählt worden war. Der Rath der Stadt Quedlinburg aber hatte, unterstützt von dem Bischof von Halberstadt, die Regierungsrechte der Aebtissin zu beschränken gesucht. Hedwig hatte zwar einen neuen Schutzbrief vom Kaiser erwirkt, aber weder der Bischof, noch der Quedlinburger Rath fügten sich der kaiserlichen Anordnung. Da rief Hedwig im Jahre 1476 die Brüder um Hilfe an, welche mit einer stattlichen Mannschaft nach Quedlinburg zogen. Die Stadt wurde eingenommen und mußte sich der Aebtissin unterwerfen und die Schutzherrschaft der Herzöge von Sachsen anerkennen. Erst im Jahre 1479 aber belehnte Hedwig die Brüder und deren Nachkommen mit der Erbvogtei über das Stift. Im Jahre 1482 wurden auch Ernst und Albrecht nach Beendigung der Plauenschen Händel von Vladislaw von Böhmen mit Schloß und Stadt Plauen belehnt.

Fast 21 Jahre lang hatten die Brüder Ernst und Albrecht der Bestimmung des Vaters gemäß die sächsischen Länder ungetheilt besessen. Da starb am 17. September 1482 der Herzog Wilhelm III., der Oheim Ernst's und Albrecht's, und in Ermangelung männlicher Erben fiel das schöne fruchtbare Thüringen an Ernst und Albrecht. Sie nahmen sofort Besitz davon und verwalteten es zunächst gemeinschaftlich. Allein eine Reise des Kurfürsten Ernst nach Rom im Jahre 1480 führte bereits eine Spaltung Ernst's mit seinem Bruder herbei und so dachte man, schon ehe Thüringen an die Brüder fiel, daran, den gemeinsamen Länderbesitz zu theilen, indem Ernst die Regierung der beiderseitigen Länder erhalten sollte, während dem Herzog Albrecht ein Jahrgehalt von 12 000 Gulden, sowie die Nutzung mehrerer Orte, wie Torgau, Dommitzsch, Schilda, Oschatz u. a., ausgesetzt werden sollte. Ein zweiter Vertrag vom Jahre 1484, in welchem abermals von der bis dahin bestehenden gemeinschaftlichen Hofhaltung die Rede war, wurde durch einen abermaligen Vertrag vom 4. Juli 1484 ersetzt, durch welchen dem Kurfürsten die Regierung der Länder auf zehn Jahre übertragen und dem Herzog Albrecht die Schlösser Torgau, Tharandt und Dippoldiswalde überlassen wurden. Zu einer Haupttheilung konnten sich die Brüder nur schwer entschließen, da sie wohl wußten, daß die bisherige gemeinschaftliche Verwaltung für Land und Leute heilbringend gewesen war. Doch kaum war ein Jahr verflossen, als am 28. August 1485 in einem Vertrage die Theilung der wettinischen Länder beschlossen und dadurch die Gründung zweier regierenden Linien des Hauses Wettin festgesetzt wurde. Die dem Herzog Albrecht zustehende Wahl fiel auf Meißen, den Gegenstand des sehnlichsten Wunsches des Kurfürsten Ernst, worüber dieser sich sehr gegrämt haben soll, da dieser Theil für werthvoller galt, als der andere. Am 24. Februar 1486 ertheilte der Kaiser Friedrich III. den nunmehrigen beiden sächsischen Linien die Belehnung mit ihren Ländern, bestätigte zugleich die Theilung und erneuerte sämmtliche Privilegien des sächsischen Hauses. Dies geschah am Tage der Königswahl Maximilian's, zu welcher Ernst, der mit seinem Bruder Albrecht von Frankfurt mit nach Aachen gezogen war, ganz vorzüglich mitgewirkt hatte. Bald nach der Theilung bot sich dem Herzog Albrecht mancherlei Gelegenheit, im Dienste des Reiches seine Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich zu bewähren. So zog er als Führer der gegen den Ungarnkönig Matthias bestimmten Mannschaften des Reiches aus, da dieser in dem Kampfe mit dem Kaiser Friedrich III. sich zum Herrn von Oesterreich gemacht und den Kaiser aus seinem Erblande vertrieben hatte. So sehr nun auch Albrecht eine offene Feldschlacht wünschte, so sah er sich doch infolge der geringen Mannschaft auf den Vertheidigungskrieg beschränkt; seine großen Dienste aber fanden nicht einmal die Anerkennung des Kaisers. Dieser lieh sogar den Verleumdern an seinem Hofe williges Ohr und ließ den Herzog auf dem Reichstage zu Nürnberg nicht einmal vor sich erscheinen. Nachdem Maximilian im Jahre 1486 zum römischen Könige gewählt worden war, hatte er als Schwiegersohn Karl's des Kühnen die burgundischen Rechte in den Niederlanden durchzufechten. Als dieser aber von den hinterlistigen Bürgern von Brügge gefangen genommen worden war, nahm Albrecht den innigsten Antheil an Maximilian's Schicksal. Er erklärte, daß die dem römischen Könige angethane Schmach ihm über alle Güter des Lebens, ja über das Leben selbst gehe. Er gedachte nicht mehr des ihn niederschlagenden Benehmens des Kaisers, frei sollte Maximilian werden aus den Händen seiner Dränger. So zog Albrecht in die Niederlande, wo er Gelegenheit fand, sich in der Bekämpfung der Niederländer an der Seite des römischen Königs auszuzeichnen. Maximilian verließ bald wieder die Niederlande, nachdem er noch vorher den Herzog Albrecht zum Statthalter über die Niederlande ernannt hatte. Nach manchen blutigen Kämpfen, die des Herzogs Namen geehrt und gefürchtet machten, erfolgte allmälig die Unterwerfung der unruhigen Lande und die Versöhnung der Parteien und am 31. August konnte er seinem Sohne Georg schreiben, daß „mit Hilfe des Allmächtigen das brabantische Land zu Frieden gebracht sei". Zwar gedachte Albrecht jetzt in die Heimath zurückzukehren, allein bei aller Sorge für das Wohlergehen seines heimischen Landes konnte er es nicht über sich gewinnen, das angefangene Werk in den Niederlanden, noch ehe es ganz vollendet war, aufzugeben. Auf die dringenden Bitten seines Sohnes kam Albrecht zwar im Jahre 1491 nach Deutschland, aber nur, um es nach kurzem Aufenthalte wieder zu verlassen. Während dieses Aufenthaltes erschien er auf dem Reichstage zu Nürnberg, wo sein Name mit Ehren genannt und seine treue Anhänglichkeit an den Kaiser mit dem Orden des goldenen Vließes belohnt wurde. Nachdem er hierauf seine Söhne nach Dresden begleitet hatte, zog er wieder nach den Niederlanden und beendigte in den Jahren 1491 und 1492 einen im Norden ausgebrochenen Aufstand, der unter dem Namen des Krieges der Käse- und Brodleute bekannt ist. Der Friede von Senlis, 23. Mai 1493, beendete diese Angelegenheit und befestigte auch die Stellung des Herzogs in den Niederlanden noch mehr. Bald nach dem Tode des Kaisers Friedrich III. zog der neue Kaiser Maximilian in die Niederlande, die ihm von Albrecht als ein „gehorsam Land" feierlichst übergeben wurde. Bald bot sich für ihn eine neue Gelegenheit zur Entfaltung seiner kriegerischen Thätigkeit; das geschah durch die friesischen Angelegenheiten, die ihn für die übrige Zeit seines Lebens in Anspruch nahmen. Schon seit dem Jahre 1492 war der Herzog Albrecht mit Friesland in Berührung gekommen, welches so, wie die Niederlande, durch innere Parteien zerrüttet wurde. Maximilian hatte unter denen, welche er zur Gubernatorwürde empfahl, auch den Herzog Albrecht mit genannt; allein die Friesen hatten diesen, wie die übrigen, abgelehnt. Erst im Jahre 1498 erhielt das Verhältniß Albrecht's zu Friesland etwas mehr Bestimmtheit, als der Herzog am 20. Juli 1498 auf dem Reichstage zu Freiburg im Breisgau mit Einwilligung der Kurfürsten zum erblichen Gubernator und Potestaten in Friesland ernannt wurde. Aber nur ein Theil der Friesen hatte Albrecht, der nun ein eigenes Wappen von Friesland führte und als „Gubernator und Potestat" Münzen schlagen ließ, anerkannt, weshalb die Streitigkeiten von Neuem wieder ausbrachen. Erst gegen Ende des Jahres 1499 schien sich die Stellung des Herzogs in Friesland günstiger zu gestalten. Darum kehrte er beruhigter nach Meißen zurück, wo die Angelegenheiten seines Landes dringend seine Gegenwart forderten. Sein Stellvertreter in Friesland wurde sein vor Kurzem aus Palästina zurückgekehrter Sohn

Heinrich. Doch hatte er sich in diesem völlig verrechnet. Der junge unerfahrene Fürst reizte die freiheitliebenden Friesen auf die mannigfaltigste Weise, wodurch der Aufstand von Neuem ausbrach. Auf die Kunde von der Belagerung seines Sohnes in Franeker begann Albrecht sofort zu rüsten und am 22. Juni 1500 brach er, begleitet von seinem Sohne Georg und einem großen Theile der sächsischen Ritterschaft, von Salza in Thüringen nach Friesland auf. Es war das letzte Mal, daß er das Schwert zog, das Vaterland sah ihn lebend nicht wieder. Nach mehreren glücklichen Erfolgen machte sich Albrecht dann an die weitere Unterwerfung des Landes, und wenn es ihm auch nicht gelang, das hart belagerte Gröningen zur Uebergabe zu zwingen, so kam doch am 1. August 1500 ein Vergleich zu Stande, durch welchen der Streit beendet wurde. So endete Albrecht's letzter Feldzug, ohne ein völlig genügendes Endergebniß herbeigeführt zu haben. Aber Albrecht fühlte, daß der Abend seines Lebens gekommen sei; die letzten Anstrengungen und die Sorge um den geliebten Sohn sowie der Kummer über den Undank des Erzherzogs Philipp hatten die Gesundheit des 57jährigen Herzogs erschüttert. Nachdem er einen Theil seines Heeres entlassen hatte, übergab er die Führung der friesischen Angelegenheit dem Burggrafen Hugo von Leisnig und reiste bereits leidend nach Emden. Sein Scheiden ahnend traf der Herzog noch einige letztwillige Verfügungen und übergab seinem Sohne Heinrich das goldene Vließ, um es dem Erzherzog Philipp zu überbringen, indem er sagte: „Dies ist das Lämmlein, das ich lieb gehabt und allezeit in meinem Herzen getragen habe." Dann hauchte am 12. September 1500 fern von seinem Vaterlande Albrecht der Beherzte seine Seele aus. Der entseelte Körper wurde einbalsamirt, das Herz aber in der großen Kirche zu Emden beigesetzt, wo eine Inschrift auf metallener Platte die Vorübergehenden auffordert, Albrecht's zu gedenken. Die Leiche wurde nach Meißen gebracht, wo die Beisetzung mit aller ritterlichen und fürstlichen Pracht am 25. Januar 1501 im Dome stattfand. Noch zeigt eine Metallplatte über dem Grabe des Herzogs Bild in voller Rüstung mit dem Reichsbanner, und eine Inschrift sagt, er sei im Dienste des heiligen Reiches gestorben.

Wohl hatte Albrecht im Dienste des Reiches und in treuer Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich den Ruhm des sächsischen Stammes ins Ausland getragen, aber auch seinem Meißner Lande mannigfache Opfer gebracht. Und wenn auch seine Bemühungen sich nicht verwirklichten, weshalb er manchmal dem Tadel ausgesetzt war, so hat Albrecht der Beherzte als Stammvater des sächsischen Königshauses doch Hervorragendes geleistet.

Johs. Pasig.

Bücherbesprechungen.

— **Handbuch der Culturgeschichte** in zusammenhängender und gemeinfaßlicher Darstellung. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Leipzig, Otto Wigand, 1900. X, 661 S.; 8°. 5. und 6. Lieferung (— S. 417 ff.). Preis der Lieferung: 2 ℳ. — Henne schließt sein Handbuch, dessen erste vier Lieferungen in der Wiss. Beilage Nr. 71 vom 14. Juni, S. 284 besprochen worden sind, mit folgenden Worten: „Obschon wir überzeugt sind, alles Wichtige und Wissenswürdige aufgenommen und im Ganzen nur specielle Fachgelehrsamkeit und die für diese allein interessanten Resultate neuester Ausgrabungen [aha!], wie auch alle bloßen Theorien und Hypothesen übergangen zu haben, müssen wir doch zugeben, daß für Manches, ja Vieles eine eingehendere und ausführlichere Darstellung wünschbar sein wird. Diese aber finden die freundlichen Leser und hoffentlich auch Leserinnen [wie nett!] nach Wunsch in unsrer in 6 Bänden (1877—79) und einem nachträglichen siebenten (1897) erschienenen »Allgemeinen Culturgeschichte« [gesperrt!]." Das entwaffnet zugleich und stimmt heiter. Trotzdem einige Randbemerkungen. Anzuerkennen ist zunächst die Güte einzelner Abschnitte über die eigentliche culturelle Entwickelung. Eins der am besten gelungenen Capitel scheint mir das nach Georg v. Below gearbeitete über das deutsche Städtewesen zu sein. Diese Abschnitte sind mit einem gewissen Freimuthe geschrieben, der ja bei Henne nicht mehr überrascht, aber auch nicht frei von Einseitigkeiten und Uebertreibungen ist. In diesen Capiteln ist wenigstens die neueste Literatur mit einer unverkennbaren Vorliebe für bestimmte Gebiete (z. B. Quanter's „Folter", Rudeck's „Oeffentliche Sittlichkeit", George's „Humanität" ꝛc.) berücksichtigt. Dagegen sind die politischen Abschnitte — die doch in einer „Culturgeschichte" schließlich auch ihren Platz finden müssen — sehr stiefmütterlich behandelt; bloße Compilationen aus älteren Werken, wenngleich Deutschlands politische Entwickelung dabei verhältnißmäßig leidlich abschneidet. Im großen Ganzen darf man urtheilen: zu viel Auszug, zu wenig Verarbeitung; weniger wäre mehr gewesen. Abgesehen davon macht sich allzu deutlich und aufdringlich die Neigung bemerkbar, alles Kirchliche — es heiße wie es wolle — zu bekämpfen oder durch Ignoriren herabzusetzen (z. B. S. 505: „Gegen dieses [Ablaß-]Treiben setzte der 1484 [so!] in Eisleben geborene Augustinermönch Martin Luther, Doctor der Theologie, die 95 Thesen auf, die er am 31. October 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug. Luther dachte noch an nichts weiter, als an die Abschaffung der mit dem Ablaß verbundenen Mißbräuche. Wie er später, durch die Umstände und Zeitverhältnisse gedrängt, Schritt vor Schritt weiter ging, ja gehen mußte, kann hier nicht geschildert werden"). Das ist ungefähr der doch wohl überwundene und nur noch von dem Tübinger Professor Thudichum zäh vertheidigte Standpunkt der Popularphilosophie eines Mendelssohn, Engel, Abbt, Nicolai. Auch etwas Philosemitismus spielt mit herein. — Nun noch ein paar Einzelheiten. Vor des doppelt „elenden" Wenzel's durchgreifender Thatkraft muß man einen kolossalen Respect bekommen: S. 461 unterdrückt er alle Städtebündnisse Süddeutschlands, „und seitdem war es in diesem Reichstheile mit der Blüthe der Städte vorbei"; S. 477 hebt er alle Judenschulden auf. Auch sonst begegnen schiefe Ausdrücke, die bei Laien Mißverständnisse hervorrufen müssen (S. 537: „Der andere große Plan trat nun auf dem [so!] Schauplatz; es war derjenige Gustav Adolf's u. s. w. Aber Gustav Adolf fiel bei Lützen, Wallensten [so!] ließ die herrschende Clique am Kaiserhofe in Eger ermorden" — also hat es einen Kaiserhof in Eger gegeben, und die dort herrschende Clique ist durch Wallenstein hinweggeräumt worden?). Zu behaupten (S. 537), daß durch die massenhafte Ausführung der (seit 1545 und 1558 erst geförderten!) Edelmetalle an die Stelle der bis dahin (!) Europa beherrschenden Natural- oder Grund-und-Boden-Wirthschaft die sogen. Merkantil- oder Geldwirthschaft getreten sei, ist kühn, steht auch mit dem auf S. 462 bis 463 Geschilderten in Widerspruch. Und welches Mißverhältniß: das Aufkommen des Bank- und Börsenwesens beansprucht ebensoviel (9) Zeilen, wie die Tulpen-Manie! Ich bin leidenschaftlicher Nichtraucher; dennoch möchte ich die Richtigkeit des Satzes (S. 539): von irgend einer wohlthätigen Wirkung des Tabakkrauts sei nichts bekannt, einigermaßen anzweifeln. Jakob Burckhardt (S. 487) schreibt sich mit ck (so richtig S. 634); Charles Sealsfield (nicht Saalsfield) hieß eigentlich Postl, nicht Postel (S. 624). Henne's Art, zu kürzen, ist famos. S. 618: „Die weitere Entwickelung der in Deutschland ihren beachtenswerthesten Zweig besitzenden [welch' edle Ausdrucksweise!] Socialdemokratie ist bekannt"; S. 631: „Die fast unübersehbaren Systeme der Heilkunde sind in Kürze nicht zu bewältigen"; S. 632: „Das nämliche gilt auch von dem ungeheuern Gebiete der technischen Erfindungen . . . was in Kürze zu bewältigen [welch sinnreiche Abwechslung!] ein Ding der Unmöglichkeit wäre." Von Geschichtschreibern nach Treitschke und Janssen sind genannt: Oncken, Biedermann, Scherr, v. Hellwald — an Lamprecht zu erinnern, das gehört wohl auch zur speciellen Fachgelehrsamkeit neuester Ausgrabungen? Geradezu wundervoll aber ist das, was Henne über Richard Wagner sagt: „. . . . der schlechtem Text und schwacher Handlung mächtig ergreifende und berauschende Töne lieh, seine Standpunkte aber zu ofte wechselte"! Das möge genügen. Ht.

— **Was enthält die Felddienst-Ordnung vom 1. Januar 1900 Neues?** Von Albrecht, Major im königl. Kriegsministerium. Zweite Auflage. Berlin 1900. E. S. Mittler & Sohn, 60 ₰. — In ähnlicher Weise wie andere von uns besprochene kleine Schriften weist diejenige des Majors Albrecht auf die Unterschiede zwischen der bisherigen und der neuen Felddienst-Ordnung hin. Sie legt alles Wissenswerthe in klarer und übersichtlicher Weise dar und Verfasser betont hierbei, daß zum Studium des kleinen Werkes erforderlich sei, die Felddienst-Ordnung selbst zur Hand zu haben und nachzulesen. Sehr beachtenswerth sind die am Schlusse gemachten Betrachtungen über den militärischen Stil im Allgemeinen, welcher noch recht verbesserungsbedürftig ist. H. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 110. Donnerstag, den 13. September, Abends. **1900.**

Herzog Georg der Bärtige von Sachsen.

Eine Skizze seines Lebens von Dr. Bernhard Wolf.

Dem am 12. September 1500 verstorbenen deutschen Achilles Herzog Albrecht dem Beherzten folgte in der Regierung sein am 27. August 1471 geborener Sohn Georg, später der Bärtige genannt, seit dessen Thronbesteigung also vierhundert Jahre verflossen sind. Da dürfte es sich wohl verlohnen, den Lebensgang dieses in vielen Beziehungen bedeutsamen, leider oft verkannten, falsch beurtheilten und viel geschmähten Fürsten einmal in aller Kürze zu betrachten. Freilich wird eine in allen Punkten zutreffende Biographie Georg's des Bärtigen erst dann geschrieben werden können, wenn das umfängliche, in verschiedenen Archiven aufbewahrte Actenmaterial, dessen Herausgabe bekanntlich die historische Commission für das Königreich Sachsen plant, veröffentlicht sein wird.

Herzog Georg der Bärtige steht an der Wende zweier bedeutenden Zeitabschnitte. Der eine Theil seines Lebens gehört dem Mittelalter an, der andere ragt hinein in eine Zeit der leidenschaftlichsten Kämpfe auf religiösem Gebiete. Er fühlt wohl die mächtigen Flügelschläge dieser neuen Epoche, aber befangen in mittelalterlichen Anschauungen kann er es nicht über sich gewinnen, den neuen Ideen von einer Umgestaltung der Kirche, die, von Wittenberg ausgehend, damals das gesammte deutsche Volk auf's Tiefste erregten, sein Herz zu öffnen. So wird sein Leben zu einem fortgesetzten Kampfe, in dem er schließlich unterliegt, unterliegen muß, weil die mittelalterliche Kirche in ihrer Verderbtheit unhaltbar geworden war, und weil die neue Zeit sich mit wuchtigem Schritte ihre Wege bahnte. Diese feindselige Haltung der reformatorischen Bewegung gegenüber hat es mit sich gebracht, daß Georg eine ganz verschiedene Beurtheilung erfahren hat; je nach dem confessionellen Standpunkte billigen die Einen sein Verhalten, die Anderen wissen ihn dagegen nicht scharf genug zu tadeln, vergessen dabei auch nicht selten, wie er redlich bemüht war, sein Land und Volk wirthschaftlich zu heben, und wie ernst er es alle Zeit mit seinen Regentenpflichten genommen hat. Denn ohne Zweifel war der Herzog unter den deutschen Fürsten des angehenden sechzehnten Jahrhunderts nicht nur der geschäftstüchtigste, fleißigste und gewissenhafteste, sondern auch der gebildetste, weshalb ihn Christoph Scheurl in einem seiner Briefe nicht mit Unrecht eine Zierde Deutschlands nennen durfte. Thatkraft und Umsicht zeichnen ihn aus, mit zäher Energie verfolgt er sein Ziel, wobei er freilich auch bisweilen einen Starrsinn an den Tag legt, der eine andere Meinung nur schwer oder überhaupt nicht aufkommen läßt; seinem Volke gegenüber zeigte er große Leutseligkeit, die vielleicht nicht immer ohne eine gewisse Absicht und Berechnung gewesen sein mag. Er würde gewiß die Liebe seiner Unterthanen in reichem Maße geerntet haben, wenn ihn seine Ueberzeugung gegenüber den religiösen Fragen der Zeit einen anderen Standpunkt hätte einnehmen lassen, wenn er nicht zum Unterdrücker einer Bewegung geworden wäre, deren Beschützer und Förderer er hätte sein können. Dadurch bildete sich aber zwischen ihm und seinem Volke eine weite Kluft, die leider nie überbrückt wurde, ein Zustand, der dem Herzoge natürlich nicht verborgen bleiben konnte und sein redliches Herz wohl oft mit tiefer Bekümmerniß erfüllt haben mag. Georg hatte eine sorgfältige, d. h. gelehrte Erziehung genossen, da er sich dem geistlichen Berufe widmen sollte. Obwohl er nun schon im Jahre 1484 Domherr zu Meißen geworden war und auch bereits im Besitze eines Kanonikates im Mainzer Hochstifte gewesen sein soll, so muß Albrecht doch bald jenen Plan aufgegeben haben, indem er seinen Sohn schon frühzeitig zu Regierungsgeschäften verwendete. Dies geschah, als er im Jahre 1488 dem ihm durch persönliche Freundschaft verbundenen römischen Könige Maximilian gegen die aufständischen Bürger von Brügge zu Hilfe zog. Seit dieser Zeit war Albrecht der Beherzte nicht gerade zum Segen seines Herzogthums in Holland und Friesland thätig, weshalb sich eine Stellvertretung in der Regierung nöthig machte. Er betraute damit seinen ältesten Sohn Georg, der unter dem Beistande des Kanzlers Pflug die Regierungsgeschäfte führen sollte. Es war keine leichte Aufgabe, die Georg als vollmächtiger Statthalter im Herzogthum Sachsen zu lösen hatte, da durch die fortwährenden Geldforderungen seines Vaters, der nach Maximilian's eigenem Geständnisse nach und nach mehr als 270000 Thaler im Dienste des Kaisers aufwendete, das Land schwer bedrückt wurde. Doch sein praktischer Sinn und seine löbliche Pflichttreue überwanden die Schwierigkeiten, so daß die 1495 versammelten Stände seinem zu vorübergehendem Aufenthalte in Sachsen anwesenden Vater erklären konnten, sie hätten „an des Herzogs Sohne gute Genüge“. Als Albrecht der Beherzte im Jahre 1500 gestorben war und Georg selbst die Regierung seines Erblandes übernahm, hatte er gleich von vornherein mit manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die ebenfalls den friesischen Verhältnissen entsprangen. Friesland nämlich, zu dessen ewigem Gubernator Albrecht vom Kaiser ernannt worden war, ging in den Besitz von Georg's jüngerem Bruder Heinrich über, der aber, allzusehr die Ruhe und Bequemlichkeit liebend, den dort herrschenden Unruhen und Wirren nicht im Entferntesten gewachsen war. Er überließ daher gegen Abtretung der Aemter Freiberg und Wolkenstein das Land seinem Bruder Georg. Aber auch dieser konnte zu keiner rechten Freude an dem weit entlegenen, durch beständige Kämpfe beunruhigten Besitzthum kommen, weshalb er 1514 seine Ansprüche auf Friesland gegen eine Entschädigung von 300000 rheinischen Gulden an Kaiser Maximilian's Enkel Karl abtrat, das Klügste, was er in dieser leidigen Angelegenheit thun konnte; denn nun war ihm die Möglichkeit gegeben, alle seine Kräfte dem eigenen Lande widmen zu können, das unter seiner Fürsorge herrlich emporblühte. Vor Allem lag ihm hier die Regelung der Bergwerksangelegenheiten am Herzen. Schon während seiner Regentschaft hatte man im oberen Erzgebirge, am Fuße des Schreckenberges, reiche Silberadern entdeckt, die von weit und breit Ansiedler in beträchtlicher Menge herbeilockten. Da zeugt es nun von des Herzogs praktischem Sinne, daß er diese zerstreut wohnenden Leute zu einem Gemeinwesen vereinigte, indem er 1496 in der Nähe der Fundgruben die „Neue Stadt am Schreckenberge“ gründete, der er fünf Jahre später den Namen Annaberg beilegte. Die heilige Anna war ja die Lieblingsheilige Georg's, ihr war er fast fanatisch ergeben, ihren Cultus förderte er auf jede Weise, so daß dieser eine Zeit lang sogar den der Maria in den Hintergrund zu drängen drohte; galt doch Anna auch als die Spenderin edler Metalle und des Reichthums. Den Bergbau selbst hob der Herzog dadurch, daß er ihn durch verschiedene Ordnungen regelte, die die Bergwerksverhältnisse zu Geising und Altenberg, Glashütte und Gießhübel, am Schreckenberge und in Freiberg betrafen. Die bedeutendste dieser Ordnungen ist die vom Jahre 1509, die sehr bald, obwohl sie eigentlich nur für Annaberg bestimmt war, allgemeinere Bedeutung erlangte. Die Freiberger Bergordnung von 1529 lehnt sich nämlich an diese an und auch die späteren bergbaulichen Bestimmungen des sechzehnten Jahrhunderts bis zu denen vom Jahre 1589, die bis in unsere Zeit maßgebend geblieben sind, gehen auf die Annaberger Ordnung von 1509 zurück; sie wurde überhaupt „die Mutter aller neueren Landes-Bergordnungen in Nord- und Mitteldeutschland“. (Ermisch: Bergrecht.) So ver-

dankte das Herzogthum Sachsen der Fürsorge seines Fürsten einen bedeutenden Aufschwung in wirthschaftlicher Beziehung und überragte darin den größten Theil des übrigen Deutschlands. Nach des Herzogs Willen sollte nämlich der Silberreichthum, womit Gott das Land gesegnet, von der Obrigkeit nicht zu ihrem eigenen Vortheil, sondern zur Förderung „des gemeinen nutz, gdey und uffnam der landt" verwendet werden. Daher konnte Georg auch in der Landtagsproposition von 1539 mit Recht rühmen: „Es ist von der Gnade Gottes dahin gebracht, daß wir so bloß nicht sind; wo diese Lande was Noth angehen sollte, wir wollten uns mit Gottes Hilfe aufhalten, dazu wir's auch bei einander haben und zu keiner anderen Sache gebrauchen." Wie der reiche Bergsegen dem Herzoge die Möglichkeit gewährte, in seinem Lande die Baukunst zu fördern, es sei hier nur auf die Hauptkirche in Annaberg und das Dresdener Schloß hingewiesen, so erfreuten sich auch die Wissenschaften seiner besonderen Pflege, wozu ihn wohl nicht zum wenigsten die sorgfältige Erziehung, die er in seiner Jugend genossen, bestimmte. Wenn nun auch Heinrich in seiner sächsischen Geschichte in übertriebener Weise behauptet, Georg's Regierungszeit sei gleichsam das goldene Zeitalter der Wissenschaften in seinem Lande gewesen, so ist doch unstreitig, daß der Herzog eifrig bemüht war, seiner Universität zu neuem Glanze zu verhelfen, ein Streben, das ihm die ehrende Bezeichnung eines alter conditor Academiae Lipsicae einbrachte. Schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritte reformirte er die Hochschule, indem er den vier dort bestehenden Nationen zum Zwecke einer gleichmäßigeren Stipendienvertheilung eine zweckmäßigere Eintheilung gab, er stellte zwei ordentliche Professoren der Rechte mit fester Besoldung an, errichtete eine neue Professur für Medicin, vor Allem aber berief er den Humanisten Richard Crocus als Lehrer für griechische und römische Sprache. Neben diesem finden wir zu jener Zeit auch andere Professoren von hervorragender Bedeutung in Leipzig thätig: Konrad Celtes, Hermann v. d. Busche, Camerarius, Petrus Mosellanus, deren Berufung wohl durchweg dem Bestreben Georg's entsprang, seine Hochschule hinter den anderen, besonders hinter dem herrlich aufblühenden Wittenberg, nicht zurückstehen zu lassen. Scheint es doch, als ob er sogar den berühmtesten Humanisten, Erasmus von Rotterdam, mit dem er in Briefwechsel stand, für Leipzig habe gewinnen wollen. Da aber hier, an dem Hauptsitze der katholischen Reaction, ebenfalls ein lebhafter Streit zwischen der alten scholastischen und der neuen humanistischen Richtung ausbrach und der Herzog ängstlich darauf sah, daß in Leipzig nicht etwa der Geist der Wittenberger zur Geltung kam, fühlten sich die von ihm berufenen Lehrer nicht lange wohl. Selbst Mosellan, von Georg als summum Lipsiensis Gymnasii decus bezeichnet, war schon nach kurzer Zeit seines Amtes müde und konnte nur dadurch gehalten werden, daß ihn der Landesherr gegen die Angriffe der katholischen Partei schützte und mehrfach auszeichnete. Als schließlich der Herzog gegen den Widerspruch des Merseburger Bischofs und trotz des ablehnenden Verhaltens der theologischen Facultät im Jahre 1519 die Abhaltung der bekannten Leipziger Disputation zwischen Luther und Eck durchsetzte, so verfolgte er im Grunde damit zunächst nur den Zweck, das Ansehen seiner Universität aufs Neue zu heben, wenn auch gar nicht geleugnet werden soll, daß er hoffte, auf diese Art werde die Wahrheit im Streite über den Ablaß ans Licht kommen. „Wir halten dafür," äußerte er sich, „es sollte in dem, ob eine Seele gen Himmel führe, wenn der Pfennig im Becken klingt, wohl zu disputiren zugelassen sein." Aber gerade das Gegentheil wurde erreicht; viele Studenten verließen in der Folge Leipzig und wendeten sich nach Wittenberg, wo nicht nur eine freiere Geistesrichtung herrschte, sondern wo auch zwei Sterne erster Größe, Luther und Melanchthon, eine große Anziehungskraft ausübten. Zu seinem Leidwesen mußte Georg wahrnehmen, wie seine Hochschule trotz redlichster Bemühungen, sie auf der Höhe zu erhalten, an Zahl der Studenten zurückging, wie sogar seine eigenen Landeskinder dem gewaltig sich geltend machenden Zeitgeiste folgend nach der jungen kursächsischen Universitätsstadt wanderten, ja wie selbst Erasmus bekennen mußte, an der Leipziger Akademie seien die Studien erstaunlich zurückgegangen. (Lehmann: Georg's Briefwechsel mit Erasmus.)

Was Georg's auswärtige Politik betrifft, so können wir mit Genugthuung constatiren, daß er im Gegensatze zu vielen Fürsten des Reiches stets einen gut deutschen Standpunkt vertreten hat. Trat diese seine deutsche Gesinnung schon auf dem Wormser Reichstage hervor, wo er denjenigen, die nicht abgeneigt waren, Luthern das versprochene freie Geleit zu brechen, offen erklärte: Die deutschen Fürsten würden solche Schande, daß man das sichere Geleit brechen sollte, noch dazu auf dem ersten Reichstage des Kaisers, nimmermehr zulassen, solches widerstreite der alten deutschen Redlichkeit, so erscheint diese deutsche Redlichkeit in noch hellerem Lichte in seinem Verhalten Franz I. von Frankreich gegenüber. Es ist ja bekannt, daß dieser verschiedene deutsche Fürsten für Geld gegen den Kaiser gewann. Als er nun versuchte auch den Herzog Georg gegen Bewilligung eines Jahrgeldes von mehr als 5000 Gulden auf seine Seite zu ziehen, äußerte dieser: er wolle Niemand verpflichtet und verbunden sein, als **einem** Herrn, dem Kaiser, und Gott allein. Ebenso bat er seinen Schwiegersohn Philipp von Hessen, er solle sich nicht mit dem französischen Könige einlassen, sondern er möge ein guter deutscher Fürst sein und bleiben. Bei einer solchen Gesinnung war es nur folgerichtig, daß Georg allezeit gut kaiserlich gesinnt war und des Kaisers Politik, soweit es das Interesse seines Landes zuließ, nach Kräften unterstützte.

Als seine Hauptaufgabe als Fürst und katholischer Christ betrachtete der Herzog bekanntlich die Bekämpfung der reformatorischen Bewegung, sie steht im Mittelpunkte seines arbeitsreichen Lebens, sie beherrscht sein ganzes Fühlen und Denken. Dieses Verhalten erscheint um so auffälliger, als gerade er wie kein anderer deutscher Fürst die furchtbaren Schäden, die damals in der Kirche herrschten, kannte und von der Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse überzeugt war. Häufig und rückhaltlos hat Georg seinen Unwillen in dieser Beziehung zum Ausdruck gebracht. Die elende Wirthschaft in den Klöstern, das sittenlose Leben vieler Geistlichen, die Veräußerlichung des Gottesdienstes, das selbstsüchtige Verhalten der Curie, alles das war ihm bekannt und erfüllte ihn mit Trauer und Sorge. Um einer weiteren Verschleuderung der Klostergüter zu begegnen, trägt er sich daher schon im Jahre 1520 mit dem Gedanken, eine Visitation derselben vorzunehmen, und 1524 erfolgte thatsächlich ihre förmliche Besuchung. Viel kam dabei freilich nicht heraus; die noch vorhandenen Kleinode, Kelche und silbernen Bilder wurden zwar in Sicherheit gebracht, von einer wirklichen Besserung des anstößigen Lebens der Klosterinsassen war aber kaum die Rede, da die geistlichen Mitglieder der Visitationscommission ihr Augenmerk vor Allem auf die Zurückdrängung der lutherischen Lehre richteten. Georg ließ sich dadurch jedoch nicht beirren. Immer und immer hören wir ihn über die Schäden der Kirche und das weltliche, sittenlose Leben und Treiben der Geistlichen, besonders der höheren, klagen, die dadurch dem niederen Klerus ein schlechtes Beispiel gäben. Die größte Ursache alles Zwiespaltes, läßt er sich vernehmen, wird hervorgerufen durch das ungöttliche, unpriesterliche und unchristliche Leben der Geistlichen; die größte Verdammniß armer Seelen erwächst aus Aergerniß, so man von Geistlichen bekommt. Und dem Merseburger Bischof schreibt er, in seinem Stift werde von Prälaten, Domherren und Vicaren ein gar unordentliches, unzüchtiges Leben geführt; wie man sage, seien alle gemeinlich Concubinarii. Aber auch den Laien, besonders den Fürsten schiebt Georg einen Theil der Schuld an diesen Mißständen zu, insofern sie mit allen Mitteln bestrebt seien, die Ihrigen mit geistlichen Stellen auszustatten. „Wie wir unsere Kinder, Brüder und Freunde zu bischöflichen Würden und Aemtern bringen mögen, so sehen wir nicht nach der Thür, sondern wie wir sonst die Unserigen hineinbringen mögen, es sei unter der Schwelle oder oben zum Dache hinein, so achten wir's nicht. Solches ist bei uns Fürsten in Brauch, als hätten wir Macht, mit Gewalt zur Hölle zu fahren." Seinen ganzen Unwillen aber brachte der Herzog zum Ausdruck in den Sonderbeschwerden, die er neben den hundert Beschwerden der deutschen Nation auf dem Wormser Reichstage in die Hände des Kaisers gelangen ließ, zur größten Bestürzung der päpstlichen Partei, der er als eine der stärksten Stützen der Kirche galt. Fürwahr, es mußte weit gekommen sein, daß sich ein so strenggläubiger Mann wie Herzog Georg zu einem solchen Schritte veranlaßt sah, daß er scharf und freimüthig vor ganz Deutschland die geradezu entsetzlichen Uebelstände rügte, unter denen die Kirche jener Zeit litt! Mit schneidender Schärfe wendet sich der Herzog gegen die elende Geldwirthschaft der Curie, bei der gegen Bezahlung Alles zu haben sei, gegen die Habsucht und Unsittlichkeit der Geistlichen, die im Grunde auf die Verderbniß der Oberen zurückzuführen sei; denn dieweil der Brunnen also an Schmack worden, so schmecken die Bäche, in die er fleußt. Er rügt, daß die Curti-

sanen, die päpstlichen Prälaten und Diener täglich neue Regeln und Gesetze erfänden, um die kirchlichen Beneficien und Aemter an sich zu ziehen, zu verkaufen oder zu vermiethen, ein Verfahren, durch das die niedere Geistlichkeit schwer geschädigt werde. Auch mit der von der Curie beliebten Ablaßertheilung geht Georg scharf ins Gericht. Daß der Ablaß zum Heile der Seele durch Gebet, Fasten und andere gute Werke erlangt werde, hält er für berechtigt, aber er tadelt, daß man ihn um Geld verkaufe. „Da ist keine Scham, ihn mit Lobsprüchen zu erheben, es wird nur betrieben, viel Geld zu erlangen. So kommt es, daß der Prediger, der die Wahrheit lehren sollte, den Menschen nichts vorträgt als Lügen und Betrügereien. Dies duldet man und zahlt jenen Menschen Lohn, weil desto mehr Geld in den Kasten geworfen wird, je mehr Leute beschwatzt werden. Ebenso haben die bischöflichen Officialen ihre Aufmerksamkeit nur auf's Zusammenscharren von Geld gerichtet; die Armen quälen sie mit kirchlichen Strafen wegen Blasphemie, Ehebruch, Unzucht, Bruch der Feiertage, die Reichen dagegen schonen sie. Die Geistlichen, welche dergleichen thun, werden von Niemand gestraft. Vergehen, die durch Bußen gesühnt werden sollten, werden durch Geld gebüßt, damit die Officialen den Bischöfen viel Geld zahlen können und auch ihren eigenen Vortheil dabei haben. Wenn aber eine Strafe bestimmt wird, so geschieht es nicht in der Weise, daß das Vergehen nicht mehr begangen werde, sondern daß der, welcher es beging, am Tage darauf dieselbe Sünde begehe und mehr zahle. So werden alle Scaramente für Geld verkauft, oder sie werden versäumt, wenn nichts mehr zu zahlen ist." (Hering: Die Liebesthätigkeit der deutschen Reformation.) In der That, schärfer konnte auch Luther gegen die eingerissene Verderbniß nicht zu Felde ziehen, wie es hier Georg in seinen Sonderbeschwerden that, die auf dem Reichstage nicht nur lauten Widerhall fanden, sondern zum Theil sogar wörtlich in die Gravamina der deutschen Nation übergingen. Wie aber sollte nun den gerügten Uebelständen abgeholfen werden? Für Georg und viele Andere, deren die allgemeine Noth der Kirche zu Herzen ging, gab es dagegen nur ein Mittel, ein vom Papste zu berufendes Concil. Oft und eindringlich hat der Herzog dieses Verlangen gestellt, aber er verkannte dabei völlig, daß das verrottete und verweltlichte Papstthum zu einer Reformation der Kirche weder gewillt noch fähig war, daß also von dieser Seite eine ernstliche, durchgreifende Abhilfe nicht erwartet werden konnte. Andererseits war ihm aber auch wieder der Gedanke unerträglich, ein Einzelner könne das Werk der Kirchenreformation unternehmen. Ein solches Unterfangen erschien ihm als eine Auflehnung wider die von Gott eingesetzte und geheiligte Macht der Kirche, Luther also, der diesen Schritt wagte, als ein Abtrünniger, als ein Ketzer und meineidiger Mönch. Hieraus erklärt sich zum Theil seine feindselige Haltung der Reformation gegenüber. Es kam aber noch ein Anderes hinzu, seine persönliche Abneigung gegen Luther, an der dieser freilich selbst nicht ohne Schuld war. Wie hat er den Herzog angegriffen und geschmäht, was für beleidigende Aeußerungen hat er sich ihm gegenüber erlaubt, die zwar nicht mit dem Maßstabe unserer Zeit gemessen werden dürfen, die aber einem Fürsten gegenüber, der noch dazu dem Landesherrn des Reformators verwandtschaftlich nahe stand, entschieden unstatthaft waren! So war der Herzog sicherlich nicht für die gute Sache zu gewinnen; nicht mit Schimpfen und Schelten müsse man gegen ihn verfahren, meint Philipp von Hessen, sondern mit aller Demüthigkeit und christlicher Sanftmuth, mit Unterrichtung, Flehen und Bitten. Anfangs hat sich Georg ja bekanntlich dem Reformator genähert und von ihm in Dresden auch eine Predigt gehört, von der er freilich wiederholt äußerte, es wäre ihm lieber, sie nicht gehört zu haben, auch die Thesen und verschiedene seiner Schriften fanden seinen Beifall. Als aber Luther bei der Leipziger Disputation, von dem redegewandten Eck gedrängt, sich dazu hinreißen ließ, den Primat des Papstes und die Unfehlbarkeit der Concilien anzugreifen, und verschiedene Glaubenslehren des Hus für echt christlich erklärte, wurde Georg sein unversöhnlicher Gegner: ihn mit allen Kräften, allem Vermögen, aller Macht bis in den Tod zu bekämpfen, erschien ihm als eine heilige Pflicht. „Seit der Zeit", schreibt er ihm 1525 selbst, „sind wir deiner Meinung nie hold gewest." Seinen Standpunkt, den er in der Folgezeit vertrat, hat er ebenfalls bei jener Disputation mit den Worten gekennzeichnet: „Es sei der römische Bischof nach göttlichem oder menschlichem Rechte Papst, so ist er dennoch Papst."

Des Herzogs weiteres Leben ist nun ein fortgesetzter heißer Kampf gegen die neue Lehre, von der er sein Land durchaus rein erhalten wollte. Es war von vornherein ein vergebliches Bemühen. Auch seine Unterthanen waren von einem mächtigen Verlangen nach dem Evangelium erfüllt und zudem befanden sich im Herzogthum Sachsen verschiedene den Ernestinern gehörige Städte und Dörfer, in denen die Reformation natürlich sehr bald Eingang fand und die von Georg's Landeskindern eifrig aufgesucht wurden, um lutherische Predigten zu hören und unter beiderlei Gestalt zu communiciren. Verbote, die nach Ranke auf großen Tafeln an den Landstraßen angeschlagen waren, und Bestrafungen halfen sehr wenig, sie vermehrten nur die Uebertretungen, wie es bei derartigen Bewegungen ja immer der Fall ist. Der Herzog hat wohl auch selbst das Vergebliche seines Bemühens gefühlt, wenigstens äußerte er sich bezüglich der Annaberger Verhältnisse Hans v. d. Planitz gegenüber: Auf St. Annaberg könnte er es nicht wohl verhüten; denn das (denn Ernestinern gehörige) Buchholz wäre ihm fast nahe. Er griff daher zu durchgreifenderen Maßregeln, indem er die Schuldigen mit Landesverweisung bestrafte oder ihnen ein ehrliches Begräbniß versagte. Das war zwar hart genug, aber Georg erscheint auch hier im Vergleich zu anderen altgläubigen Landesherren, die gegen die Uebertreter gleich mit Beil und Scheiterhaufen vorgingen, als der Mildere. Daher konnte er auch, als Luther ihn und andere Fürsten blutdürstige Tyrannen nannte, mit Recht von sich sagen, er habe um des Glaubens willen noch kein Blut vergossen. Denn die viel besprochene, auf des Herzogs Befehl in Leipzig vollzogene Hinrichtung des Nürnberger Buchführers Johann Herrgott geschah thatsächlich nicht, wie immer und immer wieder behauptet wird, obwohl schon längst das Gegentheil erwiesen ist, deshalb, weil Herrgott reformatorische Schriften, sondern weil er Flugblätter socialistischen Inhalts vertrieben hatte. Es handelt sich dabei um die Schrift: Von der newen wandlung eynes Christlichen lebens. Hutt dich Teuffel, die Hell wirdt zurbrechen, deren Inhalt sich theilweise sogar gegen die Reformatoren selbst richtet. Ein Act grausamster Despotie bleibt des Herzogs Verfahren auf jeden Fall, zu seiner Entschuldigung kann man höchstens annehmen, daß ihn die Erinnerung an die entsetzlichen Greuelthaten der Bauern, die damals (1527) einen neuen Aufstand planen sollten, zu diesem Bluturtheile veranlaßt habe. Wie Georg jede Gelegenheit dazu benutzte, dem immer mehr um sich greifenden Abfall von der Papstkirche Einhalt zu thun, so suchte er auch bei dem seit dem Wormser Reichstage in Nürnberg tagenden Reichsregimente in diesem Sinne zu wirken. Dieser ständischen Vertretung war nämlich das Recht eingeräumt worden, hinsichtlich der Anfechter des christlichen Glaubens nicht nur im Reiche selbst die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, sondern auch mit auswärtigen Mächten deshalb in Verhandlungen zu treten. (Wülcker-Virck: des Hans v. d. Planitz Berichte.) Darum forderte der Herzog Georg, der nach dem Berichte des kursächsischen Rathes Hans v. d. Planitz allein von den Fürsten rechten Ernst zur Arbeit zeigte, die Mitglieder des Regimentes auf, der weiteren Ausbreitung der kirchlichen Neuerungen entgegenzutreten, indem er sie mit den ihm anstößigen Erzeugnissen aus Luther's Feder bekannt machte und immer von Neuem auf die Vorgänge im Kurfürstenthum Sachsen hinwies. Aber wie so oft in seinem Leben waren auch hier seine Bemühungen von keinem Erfolge gekrönt. Er mußte die trübe Erfahrung machen, daß der größere Theil des Regimentes den kirchlichen Fragen der Zeit gleichgiltig gegenüberstand, ja daß dessen juristische Mitglieder offen oder heimlich zu Luther hinneigten, für ein gewaltsames Einschreiten gegen die Neuerer also nicht zu haben waren. Darum klagte der Herzog, das Reichsregiment sei unbesorgt um kaiserliche und fürstliche Würde; denn es dulde, daß Luther ungestraft die Fürsten Buben und Schälke nenne und zum Widerstand gegen kaiserliche Mandate auffordere. Nur eins erreichte er 1522 in Nürnberg, ein Edict, welches das Lesen von Luther's Schriften und besonders der kurz vorher erschienenen Uebersetzung des Neuen Testamentes verbot; aber der Erfolg war äußerst gering, nur wenige Exemplare wurden abgeliefert, obwohl der Kaufpreis zurückerstattet werden sollte. Um Luther's Werk zu verdrängen, beauftragte übrigens Georg seinen Secretär Emser, den „Sudler zu Dresden", selbst eine Uebersetzung des Neuen Testamentes vorzunehmen. Sie erschien, mit einem Vorworte des Herzogs versehen, im Jahre 1527, entpuppte sich aber nur als ein arges Plagiat der Luther'schen Arbeit. Zwei Jahre zuvor war die gesammte gesellschaftliche Ordnung Deutschlands durch den Ausbruch des Bauernkrieges auf's Tiefste erschüttert worden. Die Bewegung griff auch nach dem Herzogthume Sachsen hinüber, weil hier ebenfalls mancher

Grund zur Unzufriedenheit vorhanden war. In Betracht kommen da vor Allem die zahlreichen Bergleute, deren Lage in der That elender war, als man wohl anzunehmen geneigt ist. Aus ihren eigenen Schilderungen geht jedoch hervor, daß sie ein klägliches Dasein führen; kaum können sie, so lauten ihre Klagen, ihr und der Ihrigen Leben durch kärgliches Schrotbrod fristen, ihre Kräfte werden durch die langen Schichten, bei denen man ihnen nicht einmal die nöthige Zeit zum Essen gewährte, vor der Zeit aufgebraucht, infolge der Bergkrankheit, hervorgerufen durch die schlechte Luft in den Gruben, gehen sie einem frühzeitigen Ende entgegen und lassen Weib und Kind in bitterster Noth zurück. Dazu kam, daß auch in Georg's Lande die Besitzlosen unter den Bürgern von Haß erfüllt waren gegen die Vornehmen und Reichen, und daß die Einführung des den Bauern und Bürgern unverständlichen römischen Rechts ein allgemeines Gefühl der Rechtlosigkeit erzeugt hatte. Es war also gar kein Wunder, wenn diese unzufriedenen Elemente in des Herzogs Gebiete ebenfalls den aufrührerischen und verlockenden Reden der in Münzerischem Geiste wirkenden Agitatoren ein williges Ohr liehen und nach einer Besserung trachteten. Trotzdem ist das Herzogthum von gröberen Ausschreitungen verschont geblieben; es zuckt wohl hier und da, es fehlt auch nicht an drohenden Reden und Zusammenrottungen, der Bewegung mangelte aber jeder Zusammenhalt, und so brach sie bald in sich selbst zusammen. Bei der feindseligen Haltung, die Georg der reformatorischen Bewegung gegenüber einnahm, ist es begreiflich, daß auch er zu denjenigen gehörte, die Luthern für das ganze Elend des Jahres 1525 verantwortlich machen wollten. Dabei vergaß er freilich, daß schon das 15. und angehende 16. Jahrhundert ähnliche Erhebungen der von geistlichen wie von weltlichen Herren bis aufs Blut gequälten Volksmassen gesehen hatte, und daß man bereits auf dem Mainzer Reichstage von 1517 Empörungen und Aufstände „des unzufriedenen und allenthalben schwierig gewordenen Gemüthes des gemeinen Mannes in Stadt und Land befürchtete“. Aber solche Erwägungen ließ Georg's maßloser Groll gegen Luther nicht aufkommen; dieser ist nach seiner Ansicht (Brief vom 8. October 1525 an den Kurfürsten Johann) nicht der wenigste Ursächer aller dieser Uebelthat gewesen. Luther habe sich erst gegen die Obrigkeit gewendet, als er gesehen, daß die Bauern gedämpft worden seien, und da er keinen Gefallen an dem gemeinen „posel“ gehabt, sei er von ihm abgefallen und habe es helfen verurtheilen und verdammen. Dadurch sei er in Abgunst des armen, gemeinen Volkes gefallen, das durch ihn und seinen Anhang verführt worden wäre. Nachdem er sie so in den Schlamm gesenkt, lasse er sie darin stecken mit mehr Verdammung und denke, sich allein weißzubrennen. Noch unter dem frischen Eindrucke der Schreckenszeit der bäuerlichen Revolution schloß Herzog Georg am 26. Juni 1525 mit anderen katholischen Fürsten zu Dessau ein Bündniß ab, das den Zweck hatte, „die verdammte lutherische Secte“ auszurotten; zwei andere Vereinigungen mit ähnlichen Tendenzen folgten 1533 zu Halle und 1538 in Nürnberg. Die natürliche Folge davon war, daß sich auch die protestantischen Stände enger aneinander schlossen und so die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes der beiden Parteien immer näher rückte. Wir haben hier auch eines Vorkommnisses zu gedenken, das Georg dem Bärtigen von den Evangelischen, nicht zum wenigsten von Luther selbst, unverdienterweise heftige Angriffe und Schmähungen einbrachte: es sind die sogenannten Packischen Händel. Im März d. J. 1528 wurde nämlich durch des Herzogs Kanzleiverweser Otto v. Pack, einen übel beleumdeten Menschen, die aufregende Kunde verbreitet, König Ferdinand habe mit verschiedenen weltlichen und geistlichen Fürsten, darunter auch Georg von Sachsen, im Mai 1527 in Breslau ein Bündniß geschlossen, das die Vernichtung aller evangelischen Reichsstände und die Wiederherstellung des alten Glaubens bezwecke. Besonders sei es auf den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen dabei abgesehen; ihre Länder sollten eingenommen und vertheilt werden, wenn sie sich weigerten, Luthern auszuliefern und den alten Glauben wiederherzustellen. Obwohl sich Georg in einem an seinen Schwiegersohn, den Landgrafen, gerichteten Schreiben gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen verwahrte und denjenigen als einen ehrlosen und meineidigen Bösewicht bezeichnete, der das Original des Vertrages mit seinem Handzeichen oder Siegel gesehen habe, so ließ sich Luther doch nicht überzeugen, griff vielmehr seinen alten Gegner auf das Heftigste an, besonders in der Schrift: Von gestohlenen und heimlichen Briefen samt Auslegung eines Psalmes wider Herzog Georg. Was die ganze Bündnißangelegenheit betrifft, so war sie wahrscheinlich von Pack nur erfunden worden, um sich durch Auslieferung des vermeintlichen Vertrages an Philipp von Hessen Geld zu machen. Ranke's Urtheil in dieser Sache lautet: „Ein in sich so mit Widersprüchen angefülltes, von einem so unzuverlässigen, betrügerischen Menschen dargebotenes Actenstück muß völlig verworfen werden.“ Schon 1534 hatte Georg in Leipzig eine Disputation zwischen dem Meißner Decan Julius Pflug und Melanchthon veranstaltet, die den Zweck hatte, den kirchlichen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Aber wie vorauszusehen war, verlief sie ganz ergebnißlos; schon bei der Besprechung der Messe gingen die Meinungen so auseinander, daß die Verhandlungen abgebrochen wurden. Und thatsächlich konnte es sich, nachdem der reformatorische Gedanke alle Kreise und Schichten des Volkes durchdrungen hatte, nicht mehr blos um Abstellung dieses oder jenes Mißbrauches oder um streitige Dogmen handeln, sondern es standen sich jetzt zwei grundverschiedene Weltanschauungen gegenüber, die sich nicht mehr vereinigen ließen (Bezold: Geschichte der deutschen Reformation). Trotz dieses Mißerfolges machte der Herzog kurz vor seinem Tode noch einmal den Versuch, durch eine Anzahl gelehrter Männer beider Confessionen, unter denen sich wieder Melanchthon befand, eine Vereinigung der streitenden Parteien herbeizuführen. Er zeigte sich einer nationalen Entscheidung der religiösen Fragen geneigt, ja selbst die Priesterehe war er vorbehältlich der päpstlichen Zustimmung zu bewilligen bereit, für eine Beseitigung der Messe war er jedoch nicht zu haben; durch das Nürnberger Bündniß sei er verpflichtet, die kirchlichen Ceremonien und Gebräuche zu erhalten. Unter solchen Umständen konnte natürlich auch diese Unterredung nicht zu dem gewünschten Ziele führen.

Des Herzogs Leben neigte sich jetzt dem Ende zu; viel Leid und Enttäuschung hatte es ihm gebracht und sein Gemüth verdüstert, so daß wir wohl auch hierin einen Grund für sein strenges Verhalten gegenüber den Lutherischen finden können. 1534 war seine Gemahlin Barbara aus dem Leben geschieden, mit der er 38 Jahre in glücklicher Ehe verbunden gewesen war. Ihr Tod betrübte ihn so, daß er sich zum Zeichen seiner Trauer den Bart wachsen ließ; daher auch sein Beiname. Von den zehn Kindern, die ihm Barbara geboren hatte, waren acht bereits ins Grab gesunken, darunter sein ältester Sohn Johann, der ihm in manchen Stücken, besonders in seinem Hasse gegen die Anhänger Luther's, ähnlich war. Nur noch eine Tochter, Christine, Gemahlin Philipp's von Hessen, und sein jüngster Sohn, der schwachsinnige Friedrich, waren ihm geblieben. Wahrlich, Georg war ein schwer geprüfter Mann, dessen tragisches Geschick auch auf seine Gegner nicht ohne Eindruck blieb. Als nun auch noch sein letzter Sohn, der unter der Vormundschaft bewährter Männer die Regierung führen sollte, gestorben war, da griff der Herzog zu einem letzten, verzweifelten Mittel, um in seinem Lande den alten Glauben zu retten, dessen Erhaltung sein Lebenswerk gewesen war. Testamentarisch wollte er seinen evangelisch gewordenen Bruder Heinrich von der Nachfolge ausschließen und das Land durch den Kaiser als erledigtes Reichslehen dem Könige Ferdinand übertragen lassen. Zum Glück blieb das Testament ohne rechtlich bindende Form; denn kriegerische Verwickelungen wären die unausbleibliche Folge gewesen. Am 17. April 1539 starb der einsame Mann, die letzte starke Säule der alten Kirche, gehaßt von dem größeren Theile seiner Unterthanen, nicht geliebt von seiner nächsten Umgebung. Der Tod des Herzogs wirkte geradezu niederschmetternd auf die Altgläubigen und in drastischer Weise gab dieser Bestürzung Heinrich von Braunschweig Ausdruck in den Worten: Nun wollte ich, daß Gott im Himmel wäre gestorben. Vom protestantischen Standpunkte aus muß man es aufrichtig bedauern, daß Herzog Georg der evangelischen Bewegung so feindselig gegenüber stand, aber da seine Maßnahmen gegen die Lutherischen nicht etwa einer bösen Laune, sondern seiner innersten Ueberzeugung entsprangen, so wird man ihm wegen dieses seines Verhaltens nicht zürnen können. „Er lebte in einer Zeit,“ urtheilt treffend Erich Brandenburg über den Herzog, „deren treibende Kraft er nicht begriff; so rang er gegen sie mit der Ausdauer der Verzweiflung, obwohl er sich schließlich selbst kaum noch verhehlen konnte, daß seine Mühe vergebens sei, und daß nach seinem Tode die Fluth der Ketzerei auch über sein sorgsam umhegtes Gebiet hereinbrechen werde. Wohl mag man seine Handlungsweise verbissen und halsstarrig nennen; aber das Zeugniß wird ihm Niemand versagen: er war ein ganzer Mann und ein ganzer Fürst.“

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 111. Sonnabend, den 15. September, Abends. 1900.

Die französische Kriegslyrik des Jahres 1870/71.

Die deutsche Kriegslyrik des Jahres 1870/71 ist bekannt. Weniger dürfte dies von der französischen Kriegslyrik gelten. Wir wollen deshalb, einer dem Jahresbericht eines königl. sächs. Realgymnasiums beigegebenen Abhandlung*) folgend, Einiges darüber mittheilen. Angenehme Empfindungen sind es freilich zumeist nicht, die die französische Auffassung der Ereignisse und unserer großen Männer jener Zeit in uns erregt. Entrüstung, Scham und Ekel streiten sich in unserm Herzen, und dann möchten wir wieder laut auflachen. Die Entfaltung der französischen Kriegslyrik ist ziemlich reich, aber wenig volksmäßig; viele Erzeugnisse wurden in den Pariser Theatern von Leuten aus der besseren Gesellschaft vorgetragen. Anfangs ist natürlich Alles voll stolzester Siegeszuversicht. À Berlin ist der Grundton aller Gesänge. Sittlichen Ernst und gläubiges Gottvertrauen sucht man meist vergebens; Kampflust, großsprecherische Prahlerei, Geringschätzung des Feindes, der an seine Niederlagen bei Jena und Auerstädt erinnert wird, im besten Falle Ruhmsucht, Vaterlandsliebe, Nationalstolz kommen zum Vorschein. Der Rhein wird als französischer Strom in Anspruch genommen. Vielfach, so von Jules Frey in seinem À la Frontière betitelten, in der Oper von Paris vorgetragenen Liede wird an die Heldenthaten der republicanischen Armee von 1792/93 erinnert; wie damals, soll der Kampf der Franzosen ein Kampf nicht nur für Frankreich, sondern für die Weiterentwickelung der ganzen Menschheit in freiheitlichem und humanem Sinne sein. Während später die Hauptschuld am Kriege auf Napoleon geschoben wird, stellen anfangs manche Lieder den Krieg als reine Abwehr und nothgedrungene Antwort auf übermüthige Herausforderung dar. Klericale Dichter beschwören Ludwig den Heiligen und Jeanne d'Arc, den von den „unsaubern Fremden“ überschwemmten Boden zu befreien. Nach Laprade in À la France bedarf Christus der Franken für sein Friedenswerk unbedingt. Das Menschengeschlecht würde nach seiner Ansicht wieder in dunkle Nacht zurückversinken, wenn die Finsterniß des Nordens das von Frankreich ausstrahlende Licht zurückdrängte. Nur unter Frankreichs geistiger Führung könnten die Völker Verwirrungen, wie der vor Babel, entgehen. Die Fackel des Geistes und der Freiheit würden jener „feige königliche Brandstifter“ und jene „wilden Plünderer“ den Händen der Franzosen niemals entwinden können. Doch sind solche religiöse Züge selten. Um so häufiger erklingt die Aufforderung zur größten Grausamkeit gegen die Preußen, „die zügellose Bande Attila's“, so aus dem Munde von Pierre Bonaparte, dem Vetter des Kaisers: Le sang et de l'eau — Marchons! qu'il ruiselle! Die abgeschmackte Beschuldigung vom Pendulendiebstahl, die von dem Pöbel gegen die Deutschen erhoben wurde, scheut sich selbst ein so hochgebildeter Mann wie Victor Hugo nicht, weiterzuverbreiten. Wie man die leitenden Persönlichkeiten des bald so verhaßten französischen Kaiserhauses mitnahm, verrathen schon Titel, wie „la Ménagerie impériale“, „l'Aquarium impérial“. Gegen den unglücklichen Napoleon, der doch bekanntlich mehr zum Kriege getrieben ward, als selbst trieb, werden die bittersten Flüche und Verwünschungen geschleudert. Victor Hugo in seinem „Jahr des Schreckens“ (1872 erschienen) empfindet über Napoleon's III. Sturz eine wahrhaft teuflische Freude und erwähnt seine Ergebung mit tiefster Verachtung. „Mitten im heißesten Kampfgewühl bei Sedan vernimmt man den Ruf »Ich will leben«. Das Geschütz schweigt, man hält inne im Morden, und der schwarze Adler öffnet seine Krallen.“ „Und nun übergeben Gallien, Frankreich und alle Helden ihren Degen durch die Hand eines Banditen.“ Auch deutsche Gedichte, die sich über Napoleon lustig machen oder ihn mit Verachtung behandeln, wurden von Franzosen übersetzt. Nicht viel besser, als dem Kaiser, geht es den Heerführern, vor Allem Bazaine, dem man Verrath, Unerfahrenheit und Mangel an Voraussicht, Vergnügungs- und Genußsucht vorwirft. Der „Papierheld“ wird er genannt. Lob und Preis dagegen erfahren Jules Favre, Bourbaki, Faidherbes, Garibaldi und Gambetta, nicht am wenigsten Mac Mahon, von dem man besonders hervorhebt, daß sich auch der Spott der Deutschen nicht an ihn herangewagt habe. Gepriesen werden auch die Pariser wegen ihrer Standhaftigkeit und Unerschrockenheit zur Zeit der Belagerung. Einzelne Züge von Tapferkeit und Heldenmuth, an denen es gewiß auf französischer Seite nicht gefehlt hat, werden herausgegriffen, um in ihrer überschwänglichen Feier die allgemeine Demüthigung zu vergessen. Paul Déroulède, der als Kriegsfreiwilliger Zeuge der ersten Niederlagen Frankreichs gewesen und bei Sedan schwer verwundet worden war, rühmt, daß Pflichtgefühl und Heldenmuth trotz der bittern Enttäuschungen den französischen Soldaten doch niemals verlassen, Verwundete noch blutend weiter gefochten, ja ganze Regimenter sich dem Tode geweiht hätten, damit ihre Fahnen wenigstens noch als stolze Leichentücher betrachtet werden könnten. Ist alles dies für uns begreiflich und z. Th. gerechtfertigt, so wird die französische Dichtung blind und taub gegen die Wahrheit, wo sie die Personen der Feinde in ihren Bereich zieht. Weil Kaiser Wilhelm, mit wie schwerem Herzen, wir wissen's, Paris endlich beschießen lassen mußte, nennt ihn Desgranges einen Nero, da er sich gleich diesem an dem Brande der „schönsten Stadt der Welt“ geweidet habe, und wundert sich, daß sich noch kein Brutus gefunden habe, um ihm den Dolch ins Herz zu stoßen. Ein Mitglied der vornehmen französischen Akademie wagt es, ihn Wilhelm den Verfluchten, den Räuber, den scheinheiligen Heuchler zu nennen, weist ihm in Walhalla einen Platz neben Attila an und stellt ihm sogar das Schicksal eines Marat in Aussicht. Ein beliebter Gegenstand der französischen Kriegsdichtung ist „Wilhelm's Traum“. Seine Träume führen ihm nach ihrer Annahme das ganze Elend im Gefolge des Kriegs vor Augen, das er verschuldet hat, und martern ihn mit Gewissensqualen und Sorge; schaudernd gedenkt er an den Augenblick, wo er vor Gott erscheinen und Rechenschaft ablegen müssen wird. Sein Gefolge wird „die Meute“ genannt, die deutschen Fürsten die Zwerge, die Halbkönige, die Halbmajestäten. Dann heißt er wieder der gekrönte Corporal, seine Völker die Hunnen und Vandalen. In einem Gedicht von Blanchemain über die Kaiserkrönung läßt er die Fürsten, die schon am frühen Morgen vor dem Schloß erschienen, lange warten und dann vor Allem seinen kaiserlichen Stiefel küssen. Seine angebliche Ländergier verspottet ein Gedicht „Der Mond“ von Banville. In einem Zimmer zu Ferrières befinden sich bei König Wilhelm Bismarck und Moltke. Letzterer studirt, ohne ein Wort zu sagen, die Karte. Graf Bismarck spricht von der Eroberung außereuropäischer Erdtheile. Sein Losungswort ist „Wir stecken Alles ein“. Nur eine offene Frage bliebe übrig, den Mond könnte man nicht erobern. Aber selbst vor diesem Wagniß schreckt man nicht zurück; denn die Satire schließt mit den Worten: Si, dit alors de Moltke, j'ai fait mes calculs: on peut la prendre! Unserem großen Kanzler spielt die ohnmächtige Wuth und der wahnsinnige Haß der Besiegten womöglich noch übler mit und sie versteigen sich, wenn sie von ihm sprechen, zu den wunderbarsten Abgeschmacktheiten. Der Schüler Machiavell's, der Großpreuße, dieser Beelzebub, der Richelieu Preußens, der Menschenfresser von der Wilhelmstraße, die Verkörperung des Bösen, der donnernde Zeus von der Spree, der Gott Bismarck, der Henkers-

*) Von Prof. E. G. O. Fritsche. Zwickau 1899.

knecht, die gemeine Schlange, der elende Vampyr, der Satan — das sind so einige Ehrennamen der Journalisten und Dichter für ihn. Albert Delpit schildert sein Aeußeres wenig schmeichelhaft. Wohl verrathe sein feuriger Blick Thatkraft und Entschlossenheit, am bestimmtesten aber kommen Hinterlist, Lug und Trug in seinem Auge zum Ausdruck. Seinen Schnurrbart vergleicht er mit den Borsten des Wildschweins. In Banville's Gedicht „Die Ratten", das nicht ohne poetische Kraft ist, drohen ihm diese Vierfüßler, weil er die Verfolgung über sie gebracht (in Paris, wo man sie bekanntlich während der Belagerung verzehrte), mit einer Rache ähnlich der der Mäuse des Erzbischofs Hatto von Mainz. Wie man hier die leitenden Persönlichkeiten, ihren Charakter und ihre Beweggründe beim Handeln schmählich verkennt, so zeigt sich auch eine naive Unkenntniß des Verhältnisses der Deutschen zu ihren Fürsten. Paul Déroulède rechnet auf den baldigen Ausbruch einer Revolution in Deutschland, da nach seiner Ansicht das geknechtete niedere Volk nur auf den günstigen Augenblick warte, um das Feuer des Aufruhrs zu entzünden. Die deutschen Vandalen befinden sich nach Bergerat fast noch im Zustande der Leibeigenschaft und könnten deshalb unmöglich die tonangebende Stimme im europäischen Concerte auf lange Zeit behalten. Bisher hätten sie ja nur dazu getaugt, den Besen zu führen. Aber freilich verständen diese Träumer den Krieg so zu führen, wie man Wucher treibt, und wüßten in allen Geldgeschäften so gut Bescheid, wie in der biblischen Geschichte. Daß die deutschen Unterthanen deshalb ebenso mit den merkwürdigsten Titeln belegt werden, wie ihre Führer, ist selbstverständlich. Sie sind Hunnen und Vandalen, infame Banditen, triumphirende Tölpel, Wütheriche, gemeine Mörder, alte Krieger, berauscht von Wein und Verbrechen, feige Kannibalen u. s. w. Grausamkeiten der stärksten und abscheulichsten Art werden ihnen vorgeworfen; namentlich die Beschädigung des Münsters von Straßburg, der Brand von Bazeilles werden ihnen hoch angerechnet, die Schonung von Paris und daß die Truppen die Nacht vor dem 1. März außerhalb der Stadt verbrachten, als Feigheit und Schwäche. Die deutschen Frauen werden geschildert, als ob sie nur Sinn für die Beute hätten, die ihnen ihre Geliebten aus dem Felde mitbringen sollen. Die deutsche Sprache bekommt auch ihre Bosheiten ab. Bei ihrem häßlichen rauhen Klange, heißt es, flüchten die Vögel ängstlich von Zweig zu Zweig.

Packende Schilderungen der verschiedensten Kämpfe, der großen Entscheidungsschlachten sowohl wie der heldenmüthigen Vertheidigung von Städten und Festungen, der Ueberfälle durch Francitireurs, der kühnen Thaten Einzelner oder von Truppenkörpern und Heerführern fehlen natürlich nicht. Auch mildere Töne, elegische oder schwermüthige Schilderungen finden sich. Tief ergreifend wirkt das Gedicht von Manuel, „Vision", in dem der Verfasser im Traum aus einem französischen Bauernhause eines entlegenen Thals und aus einer ärmlichen Hütte eines deutschen Gebirgsdorfs die Schmerzensrufe zweier Mütter vernimmt: „Mon fils, mon fils!" „Mein Kind, mein Kind!" Nicht lange nachher breitet sich vor dem Schläfer ein weites Schlachtfeld aus. Der Donner der Kanonen ist verhallt; nur das Stöhnen der Verwundeten und das Krächzen der auffliegenden Raben unterbricht die unheimliche Stille der Nacht. Vor dem letzten Todesröcheln umschweben einen sterbenden Franzosen und einen mit dem Tode ringenden Deutschen noch einmal die Bilder der Heimath, und während der Brust des Einen sich der Ausruf: „Maman, maman!" entringt, lispeln die Lippen des Andern: „Mutter, Mutter!" In den düstersten Farben malen die Dichter, namentlich Victor Hugo, die Schrecken und Leiden der Belagerung von Paris, des „Gehirns der Welt", sowie den bei den Ausfällen bewiesenen Heldenmuth der Vertheidiger, nicht minder die stoische Ergebung, mit der die Belagerten Entbehrungen und Unannehmlichkeiten aller Art ertrugen. So schildert Victor Hugo in la Sortie den letzten Ausfall vom 19. Januar 1871. Beim ersten Morgengrauen ziehen Bürger durch die Straßen, um zum Kampfe auszurücken; ihre Kinder führen sie an der Hand. Die Frauen schreiten an ihrer Seite, das Gewehr auf der Schulter. Auf den bleichen Stirnen der Ausziehenden kann man Vertrauen, Muth und Hunger lesen. Während die Truppen sich hinter der Mauer sammeln, steigt plötzlich eine Rauchwolke auf, und der erste Kanonenschuß verkündet den Beginn des Kampfes. Die Thore werden geöffnet. Vor den Streitern breitet sich ebenes Feld aus und ein Gehölz, in dem der Feind ihnen auflauert. Noch ein letztes Lebewohl, und die Frauen überreichen mit „heiterer Stirn", wenn auch mit „gebrochenem Herzen", ihren Männern das Gewehr, nachdem sie es vorher geküßt haben. Die Uebergabe der heiligen Stadt Paris, die für uneinnehmbar galt, die Heimkehr der Truppen, der Waffenstillstand, die Schrecken der Commune, die endliche Befreiung vom Joche der Besatzungsarmee geben Anlaß zu ergreifenden Gedichten, wie zu erneuten Ausbrüchen blinder Wuth und bittersten Schmerzes. Von Anfang an suchte man bei allen Niederlagen den elenden Trost darin, daß man verrathen sei. „Pour le soldat français n'être pas vainqueur, c'est être trahi", diese Parole war schon am 12. August 1870 ausgegeben worden. Außerdem führt man besonders die Uebermacht der Feinde zur Entschuldigung und Erklärung der Niederlagen an. Die eigentlichen Ursachen, die in den Eigenschaften der Deutschen zu suchen waren, in ihrer eisernen Zucht, dem vertrauensvollen Gehorsam, dem Pflichtbewußtsein der Führer und der Geführten und nicht zuletzt in ihrer Frömmigkeit, diese sah man nicht oder wollte man nicht sehen. Die militärische Disciplin der Deutschen wird im Gegentheil gern zum Gegenstand des Spottes für die Dichter gemacht, die sich in den lächerlichsten Uebertreibungen von dem stumpfen Sklavengehorsam der Deutschen und in den abgeschmacktesten Fabeleien über ihre Dummheit und Plumpheit gefallen. Emile Bendanges versteigt sich zu dem Gedanken, daß er gern 100 Franken darum gäbe, wenn er einen der verhaßten deutschen Bauernlümmel an seinem knisternden Heerdfeuer schmoren und dabei mit Nadeln blutig stechen könnte. Andere machen einen Unterschied zwischen Preußen und anderen Deutschen. De Banville bezeigt sein Mitleid mit den Bürgern Leipzigs, den Kaufleuten Hamburgs, den Bankiers von Frankfurt, den Leinwebern Stuttgarts und den Bierbrauern Nürnbergs, weil ein „Kürassier" sie zur Zerstörung von Städten, zu Mord und Blutvergießen und zur Anfertigung eines Leichentuches nach Frankreich geführt habe. Europa wird gescholten, weil es der Demüthigung Frankreichs zugesehen habe. Nur wenige Dichter, wie Fr. Coppée, Delpit, A. Theuriet, schlagen einen gemäßigteren Ton an. Nur einer, Paul Jane, wird den Deutschen ganz gerecht; dieser aber ist kein Franzose von Geburt, sondern Belgier, mit seinem wahren Namen Adolphe van Soust de Borkenfeldt, einer der Hauptführer der vlämischen Bewegung. In seinem episch-lyrischen Gedicht l'Année Sanglante, das aus 13 Gesängen besteht, giebt er lebensvolle Bilder der Hauptereignisse des blutigen Jahres. Er schildert besonders ergreifend die schrecklichen Scenen, die sich in Sedan abspielen, die Zucht- und Rathlosigkeit des Heeres und dagegen die Freude im deutschen Lager, als die Kunde kommt, daß der Kaiser Napoleon gefangen sei. Er läßt den deutschen Kriegern, die ihm wie „ungezähmte Centauren" vorkommen, volle Anerkennung zu Theil werden und vergleicht ihr unaufhaltsames Vorrücken mit dem Losbrechen eines Sturmes oder dem Wüthen einer Windhose. Freilich erfüllt auch ihn der Einzug der Sieger in Paris, der „heiligen Stadt, dem Lichte der Welt", mit tiefer Beschämung und unsäglichem Schmerz. Mit dem Hinweise auf die alljährliche Verjüngung der Natur im Frühling begründet er seine trostreiche Hoffnung auf einen dauernden Frieden und ewigen Völkerfrühling und begrüßt die immer mehr sich freie Bahn schaffende reine Menschlichkeit mit begeistertem Zuruf als die Morgenröthe einer neuen Zeit. Die Mehrzahl der französischen Dichter dagegen predigen am Ende des Krieges die Rache und den „heiligen Haß".

Es hieße Allbekanntes wiederholen, wollten wir ausführlich auf den Gegensatz der deutschen Kriegsdichtung zu den oben geschilderten Ergüssen der französischen eingehen. Die Grundzüge der deutschen Lieder sind eine sittlich ernste und gottesfürchtige Gesinnung und eine aufrichtige opferbereite Liebe zu den angestammten Fürsten. Daß daneben auch der Humor eine breite Stelle einnimmt, während er in der französischen Dichtung fast völlig fehlt, dürfen wir uns nicht hoch anrechnen, da wir eben als Sieger nicht nur das Ernste und Traurige des Krieges zu empfinden hatten. Aber mit Recht weist der Verfasser des Werkchens, dem wir oben gefolgt sind, darauf hin, daß auch in den Zeiten der napoleonischen Kriege im Anfang dieses Jahrhunderts inmitten der deutschen Niederlagen die deutschen Dichter der Zeit, Körner, Schenkendorf, Rückert, Uhland u. A. sich auf einer höheren Warte als die französischen des letzten Krieges gehalten haben, daß sie ihrem Wunsche nach Rache in edleren Worten Ausdruck gaben, daß ihre Treue zu den Fürsten nicht wankte und daß niemals der Verdacht des Verrathenseins in irgend einem Gedichte jener trüben Zeit laut geworden ist. Diesen Umstand darf sich der Deutsche wohl zum Ruhme anrechnen. R. N.

Bücherbesprechungen.

— Das Reichsgrundbuchrecht und die preußischen Ausführungs- und Ergänzungsbestimmungen. Für die Praxis bearbeitet von Dr. H. Oberneck, Rechtsanwalt. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Karl Heymann's Verlag 1900. (1131 S., Pr. 16 ℳ, geb. 18 ℳ) — Der Verfasser will den Praktiker in die Theorie des Grundbuchrechtes einführen durch eine zusammenhängende Darstellung des gesammten Rechtsstoffes in materieller und formeller Beziehung. Einzelne Theile des materiellen Grundbuchrechtes sind bereits in den Lehrbüchern des bürgerlichen Rechts wie in Einzelschriften, zum Theil vorzüglich, erörtert worden. Die Commentare bieten auch vieles Beachtenswerthe. Aber systematische, das materielle wie formelle Grundbuchrecht zusammenfassende Darstellungen sind selten. Dies ist darin begründet, daß schon das Einführungsgesetz zum BGB. dem Landesrechte einzelne Theile des Grundbuchrechtes in beschränkter oder ausgedehnterer Weise zur selbständigen Regelung überläßt, die Grundbuchordnung aber nur die für die allgemeine Anwendung des BGB. unumgänglich nothwendigen Bestimmungen enthält. Von Vielen wird gewünscht, daß das formelle Grundbuchrecht in umfassenderer Weise vom Reichsgesetze geordnet worden wäre; ein nicht unberechtigter Wunsch. Aber bei der jetzt noch allzugroßen Verschiedenheit der Grundbücher ꝛc. war es geboten, sich auf das Nöthige zu beschränken und, wenn die Anwendung wohl unausbleiblich auf größere Einheitlichkeit hindrängt, dann erst das Einigungswerk fortzusetzen. Unter solchen Umständen kann aber die Darstellung des gesammten Grundbuchrechts sich nur auf bestimmte Gebiete von Landesrechten erstrecken, wenn sie dem Praktiker dienen will, für den Praktiker anderer Rechtsgebiete arbeitet sie mit durch die Vorführung des Reichsrechts als solchen. Der Verfasser knüpfte daher in richtiger Weise an sein heimisches, das preußische Recht an. Der Verfasser hatte sich schon durch einige Arbeiten, so z. B. durch seine Abhandlung über das formelle Reichsgrundbuchrecht in Gruchot's Beiträgen Jahrg. 1899 als ein tüchtiger Kenner des Rechts erwiesen, der zu einer solchen umfassenden, immerhin schwierigen Bearbeitung berufen erschien. Kann das Werk auch nicht nach jeder Seite hin als wohlgelungen und abgerundet angesehen werden — das Beziehen auf einzelne wörtlich angeführte Bestimmungen des BGB. und der Grundbuchordnung, die nicht in ihrem vollen Umfange einschlagen, ist hierher zu rechnen —, so wird doch dem Praktiker im ersten Theile eine Darstellung geboten, wie er sie nach der nur kurzen Zeit seit Erlaß der Gesetze nur verlangen kann, in manchen Theilen sogar eine mustergiltige Leistung. Daß allen Ansichten beigetreten werden müsse, soll damit zwar nicht gesagt werden; dazu bedürfen noch manche gesetzliche Bestimmungen der Erörterung und der Feststellung ihrer Wirkung, die Ansichten der Klärung; wie weit die Ansichten noch auseinandergehen, dafür sprechen neben einzelnen Abhandlungen die Entscheidungen, die in der amtlichen Zusammenstellung des Reichsjustizamts wie im Centralblatt für freiwillige Gerichtsbarkeit und Notariat bereits veröffentlicht worden sind. Nur einige wenige Bedenken und abweichende Ansichten seien hier erwähnt. Das S. 151 bei 10 Abs. 2 erwähnte Verbot der Einsicht der Urkunden bei Beglaubigung der Unterschrift gilt nur für Preußen. Zu S. 152 ist zu bemerken, daß der beglaubigende Beamte bei der Beglaubigung etwaige Lücken, Aenderungen u. s. w. nicht feststellen kann (in Preußen steht sogar das eben erwähnte Verbot entgegen); der Grundbuchbeamte darf deshalb beglaubigte Urkunden wegen etwaiger Aenderungen ꝛc. nicht zurückweisen, da die über der Unterschrift stehende Schrift die Vermuthung der Echtheit für sich hat; die Betheiligten haben es aber sich selbst zuzuschreiben, wenn infolge nachträglicher Aenderungen die Urkunde mit Erfolg angefochten wird. Die S. 157 angenommene Zulässigkeit der Rücknahme eines Eintragungsantrages, der beim Grundbuchamte schon eingereicht ist, läßt sich mit der Bestimmung im BGB. §. 873 Abs. 2, §. 875 Abs. 2 nicht vereinigen. Das Zusammentreffen gleichzeitig eingehender, sich aber ausschließender Eintragungsanträge ist S. 161 kurz berührt; für den angenommenen Fall erscheint die Ansicht des Verfassers richtig; aber für andere Fälle fehlt es an einer Entscheidung. Zu S. 434 ist zu bemerken, daß, wenn das BGB. das Wiederkaufsrecht als dingliches Recht nicht kennt, auch eine Vormerkung deshalb nicht zulässig erscheint. S. 457 wird vom Verfasser entgegen der wohl richtigen allgemeinen Meinung das Vorliegen der Eigenthümerhypothek bei einer an sich unwirksamen Hypothek behauptet. Bedeutsam sind aber die Ausführungen S. 181 über Natur und Wirksamkeit der dinglichen Einigung, S. 245 flg. über die Vormerkung, S. 259 flg. über den Widerspruch. Beizutreten ist den Ansichten über die Ausschließung des Richters S. 72, über das Verhalten des Grundbuchsbeamten gegenüber den Anordnungen des Beschwerdegerichts S. 86, über die Rechte der Handelsgesellschaften S. 320 flg. (S. 321 über die Auflassung an solche ꝛc.). In einem zweiten Theile behandelt der Verfasser zunächst Legitimationsfragen in alphabetischer Ordnung — diese, soweit nicht gerade preußisches Recht allein in Betracht kommt, verdienen besonders Beachtung —, giebt dann eine große Anzahl von Formularen, die sich aber meist an das preußische Recht und an preußische Vorschriften anschließen, und endlich einen Abdruck der Grundbuchordnung und des Reichsgesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, sowie der einschlagenden preußischen Ausführungsbestimmungen. Ob es nicht besser sei, das Werk von diesem Abdrucke zu entlasten, kann wohl gefragt werden; in Preußen werden wohl die Betheiligten wie die Beamten schon mit Sonderausgaben versehen sein; für die nichtpreußischen Gebiete hat der Abdruck nur Werth, wenn eine Angabe des systematischen Werkes nachgeprüft werden soll. Dagegen bieten die Formulare, wenn sie auch nicht überall anwendbar sind, doch die Möglichkeit einer Vergleichung und werden dahin mitwirken, daß nach und nach etwas Gleichförmigkeit in den Eintragungen ꝛc. eintritt. Im Ganzen genommen kann aber das Werk wohl empfohlen werden, es bietet reiche Belehrung und vielfach, ja meist guten Aufschluß bei Zweifelsfragen in der Anwendung des neuen Rechts. K—d.

— Das Königlich Sächsische Gesetz über die Gerichtskosten vom 21. Juni 1900. Mit Anmerkungen, Gebührentafeln und ausführlichem Sachregister versehen von Bruno Kohlmann, Amtsgerichtssecretär. Dresden, Albanus'sche Buchdruckerei 1900. (136 S., Pr. cart. 1 ℳ) — Eine handliche Ausgabe des sächsischen Gesetzes. Die Anmerkungen wollen einzelne Bestimmungen kurz, aber für das praktische Bedürfniß genügend erläutern oder andere einschlagende gesetzliche Bestimmungen wiedergeben, um ein Nachschlagen in anderen Büchern zu ersparen. Die Gebührentafeln sind übersichtlich; für die Tarifnrn. 37 d, 46 c, 46 b, 51, 47 bis zum Betrage von 12000 ℳ nach je hundert Mark, von da an bis zu 110000 ℳ für das letzte Hundert der einzelnen Tausende, endlich mit größeren Zwischenräumen bis 500000 ℳ. Da die Zwischenstufen leicht zu berechnen sind, so ist jenes für die meisten Fälle ausreichend. Angefügt ist ein Abdruck des Gesetzes über den Urkundenstempel mit Verordnung vom 12. October 1899 und eine Zusammenstellung der am häufigsten vorkommenden Postgebühren, deren Kenntniß beim Kostenansatz recht wünschenswerth ist. Bei einer künftigen Auflage könnte der fleißigen Arbeit vielleicht das Gesetz über die Tagegelder und Reisekosten angefügt werden; aber auch schon in ihrer jetzigen Form wird sie mit Vortheil benutzt werden. K—d.

— Bei E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1900, erschienen ist die 3. Auflage „Muster für schriftliche militärische Ausarbeitungen“, auf Grund der F.-D.-O. v. 1. 1. 1900 neu bearbeitet. Geheftet, mit eingeklebten Krokis, Meldekarten u. s. w. im Briefumschlage 1 ℳ. — Das kleine Werk weist an der Hand einer Ausarbeitung auf alle bei Anfertigung derselben zu beobachtenden dienstlichen Formalitäten und auch auf die häufig dabei auftretenden Fehler hin. Indem die Bestimmungen an den betreffenden Stellen angeführt wurden, an denen sie gerade bedeutungsvoll sind, wird die Anfertigung militär-schriftlicher Arbeiten in sehr praktischer und übersichtlicher Weise erleichtert. Die Beschaffung des kleinen Werkes kann jüngeren Officieren und angehenden Officieren des activen und Beurlaubtenstandes nur dringend empfohlen werden. H. L.

— Velhagen & Klasing's Monatshefte haben mit dem unlängst erschienenen zwölften Hefte ihren vierzehnten Jahrgang geschlossen. Der Inhalt dieses Heftes beweist auf's Neue in glänzender Weise, daß das Blatt in seinem Bestreben, edle Unterhaltung mit gediegener Belehrung zu verbinden, von einem Stabe ausgezeichneter Mitarbeiter treulich unterstützt wird. Nur die umfänglicheren Beiträge seien namentlich erwähnt. Bild und Wort vereinen sich zu bedeutsamer Wirkung in dem Aufsatze des einen Herausgebers Hanns v. Zobeltitz über die Weltausstellung zu Paris ebenso wie in dem Artikel von H. E. Wallsee über das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg und seine hervorragendsten Kräfte. An Erzählern kommen zu Worte Ernst Müllen-

bach mit dem Schlusse seines Romans „Maria“ und Eva Treu mit einer herzbewegenden kleinen Erzählung „Aequinoctium“. Außerdem führt der greise Wilhelm Jensen seine Heimatherinnerungen zu Ende mit einer in Form und Inhalt gleich fesselnden Reminiscenz an Klaus Groth. Den brennenden Tagesfragen wird das Heft gerecht durch eine bildergeschmückte Reiseschilderung von Johannes Wilde „Von Taku nach Peking“, ferner durch einen Aufsatz von Dr. Charpentier über „Deutsche Handelsinteressen in China“ und eine geistvolle Plauderei von Dr. A. Franz: „Coloniale Luftschlösser vergangener Zeiten“. Ueberaus eigenartig schildern Theilnehmer eine dreiwöchige Bootsfahrt durch Belte und Kattegat „Um Fünen“, farbige Abbildungen in Tondruck erhöhen die Wirkung des Wortes in erwünschter Weise. — Die Ankündigungen der Redaction für den beginnenden fünfzehnten Jahrgang stellen in sichere Aussicht, daß sie sich keine Mühe verdrießen läßt, sich die Gunst ihres Leserkreises stetig zu erhalten. Wir nehmen gern Gelegenheit, wiederholt auf das in jeder Beziehung vornehme Gepräge dieser Monatsschrift hinzuweisen. R. B.

— Bruno Zieger, Der Handelsschulgedanke in Kursachsen im 18. Jahrhundert. Dresden, 1900. C. C. Meinhold & Söhne. — Der Gedanke der Handelshochschulen hat eingeschlagen. Neben Leipzig und Aachen sollen demnächst ähnliche Anstalten in Frankfurt a/M., Köln, Hannover, Kiel, Berlin eröffnet werden. Wer aber unter dem Eindrucke dieser Bewegung annehmen wollte, daß die Handelsschule erst ein Erzeugniß der veränderten Verhältnisse des neunzehnten Jahrhunderts sei, der würde sich gewaltig irren. Ihm könnte die Lectüre der wenig umfangreichen aber gehaltvollen Broschüre Zieger's empfohlen werden, der mit großer Sorgfalt und vorzüglicher Sachkenntniß den Beweis liefert, daß schon das 18. Jahrhundert sich lebhaft mit diesem Gedanken beschäftigte und ihn bereits hier und da mit mehr oder weniger Erfolg in Scene zu setzen bestrebt war. In Sachsen ist der Erste, der für die Sache eintritt, der bekannte Marperger. Mag auch der Franzose Jean Jacques Savary, der die herrschenden Anschauungen über die Lehrlingsausbildung als ein Haupthinderniß für die gedeihliche Weiterentwickelung des Handels erklärt hatte, ihm in mancher Hinsicht als Vorbild vorgeschwebt haben; hat möglicherweise auch schon Becher im Jahre 1660 solche Schulen in Vorschlag gebracht, was behauptet wird, aber noch nicht bewiesen ist — keiner hat doch so sehr die Zweckmäßigkeit der neuen Bildungsanstalt erkannt, so überzeugend ihre Nothwendigkeit auseinandergesetzt wie Marperger im Jahre 1715. Schon damals warf er die Frage auf, „ob es nicht rathsam sey, auf Universitäten öffentliche Professores Mercaturae zu verordnen, die die Kaufmannschaft und alles, was in dieselbe hineinläuft und von solcher dependiret, dociren müßten?“ Marperger's Vorschläge verhallten in den kriegerisch erregten Zeiten. Aber Andere nahmen sie auf, so Anton Weizius in seinem Verbesserten Leipzig vom Jahre 1729. Nichts, meint dieser, wäre „vor Leipzig, als vor einen so berühmten Handelsplatz“ so nützlich, als „wenn ein Seminarium Scientiarum Mercaturae publicum aufgerichtet würde, in welchem junge Leute, so Profession von der Edlen Handlung machen &c. durch ein paar wohl qualificierte handlungserfahrene und geschickte Männer informiret würden“. Später sind es die Leipziger Professoren Zincke und Ludovici, die gerade die alte Universitätsstadt zum Sitze einer Handlungsakademie für geeignet halten, weil hier schon ohnedies alle gelehrten und schönen Wissenschaften gepflegt werden und die Handlung in „erwünschtem Flore“ steht. Man mag es in dem anziehenden Büchlein selbst nachlesen, wer neben diesen Männern und nach ihnen sich in Sachsen für die Neuerung erwärmte und in wie verschiedener Weise Jeder sie zu begründen sich angelegen sein ließ. Bemerkenswerth ist besonders, daß man dann in jener Zeit auch einen Versuch zur Verwirklichung des Handelsschulgedankens machte, der freilich nicht glückte. Ueber ihn, nämlich die vom Rathe der Stadt Leipzig an der Nicolaischule seit 1668 eröffnete Kaufmannsschule, theilt der Verfasser auf Grundlage archivalischer Studien Genaueres mit und druckt in einem Anhang einige interessante darauf bezügliche Actenstücke ab. —a.

— Saling's Börsenpapiere. Zweiter (finanzieller) Theil. 24. Aufl. Börsen-Jahrbuch für 1900—1901. Handbuch für Bankiers und Capitalisten. Bearbeitet von E. Heinemann, Dr. B. Langfeld und Th. Stegemann. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur A.-G. 1900. (XXXIX u. 1856 S. Preis geb. 13,50 ℳ) — Wohl keine Zeit dürfte an die Herausgeber derartiger praktischer Handbücher so viele Anforderungen gestellt haben, als die gegenwärtige, die so viele einschneidende Gesetzesänderungen, welche bei der Bearbeitung der Börsen-Handbücher unbedingt berücksichtigt werden müssen, gezeitigt hat, Gesetzesänderungen, welche in der Organisation der in Betracht kommenden Gesellschaften und sonstigen Institute wesentliche Umwälzungen hervorgerufen haben. Für den Redacteur des „Saling“ ist es eine mühevolle und schwierige Aufgabe gewesen, allen an ihn herantretenden Momenten gebührende Aufmerksamkeit und Beachtung zu schenken. Wenn wir nach zahlreichen Stichproben im neuen Saling feststellen konnten, daß wir ihm die Note „fehlerfrei“ ertheilen durften, so genügt dieses Lob, um das altbewährte Werk nach nunmehr schon wiederholtem Hervorgehen aus neuem Verlage bei diesem in guten Händen zu wissen. Der Verlag hat auch vollkommen Recht damit, daß derartige wichtige, jetzt ganz unentbehrlich gewordene Nachschlagewerke nur von einem Institut herausgegeben werden können, das über reichhaltige, während einer langen Reihe von Jahren sorgfältig ergänzte Archive, über vielseitige Verbindungen, über einen Stab von geschulten Bearbeitern und — last not least — über die für diese Aufgabe erforderlichen Mittel verfügt. Die Redaction hat dieses Mal erst Mitte August abgeschlossen. Dadurch ist es ihr möglich geworden, zahlreiche z. Z. noch in der Schwebe befindliche Neuerungen und Aenderungen noch zu berücksichtigen. Der Abdruck des neuen Reichsstempelgesetzes vom 14. Juni 1900 nebst den wichtigsten Ausführungsbestimmungen ist eine schätzenswerthe Beigabe für die Interessenten. Alles in Allem: Der alte „Saling“ hat an Trefflichkeit nichts verloren, im Gegentheil, er vervollkommnet sich immer mehr und mehr nach jeder Richtung hin. Seine Unentbehrlichkeit macht sich immer mehr fühlbar. —sm—

— Handbuch der deutschen Actiengesellschaften. Jahrbuch der Deutschen Börsen. Ausgabe 1900—1901. I. Band. Nebst einem Anhang: Die deutschen und ausländischen Staatspapiere sowie die übrigen an deutschen Börsenplätzen notirten Fonds &c. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur A.-G., 1900. (CXXXV u. 2390 S. Preis 20 ℳ) — Man hat diesem Werke, das nunmehr bereits in fünfter Auflage vorliegt, bisher nichts Nachtheiliges nachzusagen vermocht, das stichhaltig wäre, so sehr gewisse Leute sich auch Mühe gegeben haben. Und da der rührige und gewissenhafte Verlag, der übrigens gerade für seine Handbücher einen besonders tüchtigen Redacteur oder Geschäftsleiter haben muß, jetzt wohl ziemlich alle gleichartigen Concurrenzwerke aufgekauft hat, hört man überhaupt nichts Nachtheiliges mehr. Diejenigen, welche das Handbuch der deutschen Actiengesellschaften praktisch gebrauchen (Schreiber dieser Zeilen kennt eine ganze Anzahl, auch deren Urtheil), sind völlig durch das Nachschlagewerk befriedigt. Einem Wunsche derselben, er ist nicht unwesentlich, ist die Verlagshandlung in der neuen Auflage entgegengekommen, indem sie die Bilanzen, theilweise auch die Gewinn- und Verlustconten, tabellarisch wiedergegeben hat, eine Verbesserung, welche dem Werke einen großen Vortheil einbringt. Wir freuen uns, daß wir unsere Prophezeiung gelegentlich des Erscheinens der ersten Auflage nicht nur in Hinsicht auf die Aufnahme im Publicum, welches unser Lob schon damals voll theilte, sondern auch in Hinsicht auf das Streben der Verlagsanstalt, immer zu bessern und zu vervollkommnen, in Erfüllung gegangen sehen. Es hat schon früher ähnliche, das ganze Reich umfassende Actiengesellschafts-Handbücher gegeben, wir erinnern an G. Feuerhake's Bilanzen der deutschen Actiengesellschaften u. s. w., sie sind längst vergessen, weil sie sich nicht im Geringsten mit dem vor uns liegenden Nachschlagewerke messen konnten. Nach diesem 1. Bande betragen die Neugründungen von deutschen Actiengesellschaften im ersten Halbjahr 1900: 149, so daß insgesammt 2800 Actiengesellschaften, gegen nur 2500 im Vorjahre, behandelt werden. Mit dem am Schlusse des Jahres 1900 erscheinenden 2. Bande wird das gesammte Werk über rund 5500 Gesellschaften berichten. Es besitzt vor allen ähnlichen Werken den großen Vorzug, daß es eben sämmtliche Werthe, auch diejenigen Gesellschaften, deren Actien bisher an keiner Börse gehandelt wurden und über deren Verhältnisse erwiesenermaßen häufig gar keine oder doch nur sehr unzuverlässige Nachrichten zu erlangen waren, ausführlich behandelt. Nach allem hier Gesagten bedarf es kaum noch einer besonderen Empfehlung. —sm—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 112. Dienstag, den 18. September, Abends. **1900.**

Zur Hauptversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Dresden.

24.—28. September 1900.

Dresden ist so überreich mit Congressen gesegnet wie wenige andere Städte, und es ist kein Wunder, wenn sich wohl einmal eine gewisse Versammlungsmüdigkeit geltend macht. Gerade deswegen aber glauben wir einer Versammlung, die in wenigen Tagen in unseren Mauern zusammentritt und die, wenn man lediglich die Zahl der Theilnehmer in Betracht zieht, vielleicht hinter mancher anderen zurückstehen wird, schon heute ein herzliches Begrüßungswort zurufen und auf ihre Bedeutung im Allgemeinen und insbesondere für Dresden hinweisen zu sollen. Der Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine kehrt nach 48 Jahren zum ersten Male wieder an die Stätte zurück, wo er einst gestiftet worden, um das 75jährige Jubiläum desjenigen seiner Mitglieder feiern zu helfen, das mehr als irgend ein anderes bei seiner Gründung betheiligt war und in dessen Händen während der ersten Jahre die Leitung des Verbandes gelegen hat.

Der frische nationale Hauch, der seit den Befreiungskriegen unser Volk erwärmend durchströmte und dem 19. Jahrhundert ganz wesentlich seinen Charakter aufgedrückt hat, machte sich auch auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft kräftig bemerkbar. Die Erforschung der äußeren wie der inneren Geschichte unseres Volkes und seiner Stämme und Landschaften nahm einen früher nicht geahnten Aufschwung; und es ist besonders bemerkenswerth, daß nicht allein in der stillen Studirstube des Gelehrten, der stets die Hauptarbeit überlassen bleiben wird, sondern auch in weiteren Kreisen des Volkes das Interesse dafür immer lebendiger wurde. Neben den älteren Vereinigungen allgemein-wissenschaftlichen Charakters, von denen ja einige, wie die 1779 begründete Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, schon früh einen Theil ihrer Thätigkeit der Heimathsgeschichte widmeten, entstanden Vereine rein landesgeschichtlichen Charakters. Die ältesten von ihnen sind der schlesische Alterthumsverein in Breslau (1819), der thüringisch-sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmäler in Naumburg (1820), später in Halle, der Verein für nassauische Geschichte und Alterthumskunde (1821), die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin und Greifswald (1824), der Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Paderborn und Münster (1824 f.), der Vogtländische alterthumsforschende Verein in Hohenleuben (1825) und der königl. sächsische Verein zur Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer in Dresden, dessen Stiftungstag der 19. Januar 1825 ist. Eine eingehende Gründungs- und Entwickelungsgeschichte des letzteren enthält die Festschrift, die der Alterthumsverein zur Feier seines fünfundsiebzigjährigen Jubiläums herausgiebt und dem Gesammtverein gewidmet hat; wir gehen deshalb hier um so weniger darauf ein, als wir dem Verein schon am 17. Januar d. J. ein „Gedenkblatt" an dieser Stelle gewidmet haben.

Schnell mehrte sich in den nächsten Jahrzehnten die Zahl der geschichtlichen Vereine; um die Mitte des Jahrhunderts betrug sie schon 60 — heute dürften ihrer über 200 bestehen. Diese Zahlen verkünden in beredter Sprache, daß die Liebe zur Heimathgeschichte und das Verständniß für sie immer weitere Kreise ergreift; und das ist hocherfreulich: denn nur dem, der die Vergangenheit versteht, erschließt sich das volle Verständniß der Gegenwart. Werfen wir einen Blick in die Sammlungen dieser Vereine, durchblättern wir ihre Zeitschriften und sonstigen Publicationen, so müssen wir ihrer Thätigkeit volle Anerkennung zollen: wie viel Reste der Kunstthätigkeit unserer Vorfahren, wie viel Spuren Jahrhunderte alten Culturlebens sind uns durch ihren Sammelfleiß erhalten! Wie mancher sorglich bearbeitete Baustein unserer heimischen Geschichte ist hier zusammengetragen worden! Und doch birgt diese reiche Entwickelung des geschichtlichen Vereinswesens auch ihre Gefahren. Wir rechnen dazu jenen nicht selten zu beobachtenden Vereinsparticularismus, der Mittel und Zweck verwechselt und, statt fest die gemeinsamen Ziele im Auge zu behalten und zu ihrer Erreichung selbstlos mit den gleichstrebenden Genossenschaften zusammenzuarbeiten, diesen vielmehr mit einer gewissen Eifersucht entgegentritt und das angebliche Interesse des Vereins über diejenigen Interessen stellt, zu deren Pflege er geschaffen worden ist. Einer der ersten, die diese Gefahr erkannten und ihr entgegenzuarbeiten versuchten, war der Reichsfreiherr Hans von und zu Aufseß in Nürnberg. Sein Streben war, die deutschen Geschichtsvereine durch ein alle umfassendes Band zu gemeinsamer Wirksamkeit zu vereinigen. Bereits im Jahre 1833 hat er seinen kurz vorher begründeten „Anzeiger für die Kunde des deutschen Mittelalters" allen damals bestehenden historischen Gesellschaften als Centralorgan zur Verfügung gestellt. Im selben Jahre stiftete er zu Nürnberg eine allgemeine Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde und Geschichte; es entsprach einem Wunsche des kunstsinnigen Königs Ludwig von Bayern, wenn er mit dieser Gesellschaft die Gründung eines deutschen Museums in Verbindung zu bringen suchte, das zugleich den Mittelpunkt für jährliche Zusammenkünfte von Abgeordneten der Vereine und sonstigen Freunden deutscher Geschichte, Literatur und Kunst bilden sollte. Aber noch war der Gedanke nicht reif zur Ausführung; bei einer am 24. September 1833 abgehaltenen ersten Versammlung waren nur zwei Vereine, die zu Halle und Leipzig, vertreten. Mehr als ein Jahrzehnt später gab die erste allgemeine Versammlung deutscher Rechtsgelehrten, Geschichts- und Sprachforscher, die am 27. October 1846 in Frankfurt a/M. stattfand, dem Frhrn. v. Aufseß Gelegenheit, seine Pläne wieder aufzunehmen und die Bildung eines Ausschusses von Bevollmächtigten der Geschichtsvereine sowie die Stiftung eines historisch-antiquarischen Nationalmuseums von Neuem in Anregung zu bringen; jetzt war es die politische Bewegung der nächsten Jahre, die hindernd in den Weg trat. Aufgegeben aber wurde der Gedanke nicht; vielmehr gewann er immer mehr Anhänger, unter denen der Conservator der preußischen Kunstdenkmäler Baurath v. Quast und der schweriner Archivar Dr. Lisch sich als besonders thätig erwiesen. Einen hochgestellten Förderer dieser Pläne suchte und fand man im Prinzen Johann Herzog zu Sachsen. Gemeinsam mit seinem älteren Bruder, dem späteren König Friedrich August II., hatte der vielseitig gebildete Prinz, dem nachmals der Ehrentitel des Gelehrten auf dem Throne beigelegt worden ist, in jungen Jahren den sächsischen Alterthumsverein gestiftet; seit Berufung seines Bruders zur Mitregentschaft leitete Prinz Johann die Arbeiten dieses Vereins mit umfassender Sachkenntniß und hingebender Liebe zur vaterländischen Geschichte und Alterthumskunde. An ihn wandte sich im Mai 1852 Herr v. Quast im Namen und Auftrag einer Anzahl anderer Alterthumsforscher mit der Bitte, bei einer nach Dresden zu berufenden Versammlung deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher den Vorsitz zu führen; Prinz Johann erklärte sich dazu bereit, und der Alterthumsverein übernahm es, die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. So ergingen denn von Dresden aus die Einladungsschreiben; sie trugen neben den Unterschriften des Prinzen Johann die der Herren Arneth, Frhr. v. Aufseß, Bechstein, G. Klemm, v. Langenn, v. Ledebur, Lisch,

v. Olfers, L. Puttrich, v. Quast, H. W. Schulz, Waagen und Wiggert — alles Namen von gutem wissenschaftlichen Klang. Die Versammlung fand in den Tagen vom 16. bis 19. August 1852 statt; die Präsenzliste zeigt die stattliche Zahl von 140 Theilnehmern aus allen Theilen Deutschlands, unter ihnen die Vertreter von 17 geschichtlichen Vereinen. Auf den Verlauf der Verhandlungen gehen wir nicht ein; das wichtigste Ergebniß war der Beschluß, einen Verband zwischen den deutschen Geschichtsvereinen herzustellen, dessen Organisation in seinen Grundzügen festgestellt wurde. Zur Ausführung gelangte dieser Beschluß auf einer weiteren Versammlung in Mainz, die in den Tagen vom 16.—18. September desselben Jahres stattfand. Hier constituirte sich der Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine; das Directorium des Verbands und die Herausgabe seines Organs aber wurde dem königl. sächs. Alterthumsverein übertragen. Auch bei der zweiten Hauptversammlung des Gesammtvereins, die vom 13.—16. September 1853 in Nürnberg tagte, führte Prinz Johann das Präsidium, und gewiß würde sich die Entwicklung des Verbands noch länger unter seiner Leitung vollzogen haben, wenn nicht der erschütternde Tod seines königlichen Bruders (9. August 1854) ihn unerwartet auf den Thron berufen hätte; schwerere Pflichten machten es ihm unmöglich, sowohl den Vorsitz im Alterthumsvereine weiterzuführen, als auch dem Gesammtverein seine Thätigkeit ferner zu widmen. Sein Interesse hat er beiden fortdauernd bewahrt. An seiner Stelle übernahm Se. königl. Hoheit Prinz Georg auf die Bitte des Vorstands die Leitung des Alterthumsvereins, die er seit nunmehr länger als 45 Jahren mit hingebender Pflichttreue und seltenem Sachverständniß wahrgenommen hat. Eine Wiederwahl zum Verwaltungsausschuß des Gesammtvereins aber glaubte unser Verein trotz allseitiger dringender Bitten damals ablehnen zu müssen.

Seitdem ist nahezu ein halbes Jahrhundert vergangen. Den Satzungen des Verbandes entsprechend, nach denen der Vorstand eines der verbundenen Vereine durch Wahl zur Geschäftsführung des Gesammtvereins bestimmt wird, hat die Vorortschaft oft gewechselt; nicht immer hat dies dem Verbande zu Nutzen gereicht. Indeß, auch wenn sich ein Verein bereit findet, Jahr für Jahr von Neuem die Arbeiten und Opfer zu übernehmen, die mit der Leitung des Verbandes verbunden sind, wie dies der Verein für die Geschichte Berlins dankenswerther Weise in den Jahren 1884—1899 gethan, so ist doch keine Gewähr dafür geboten, daß nicht Veränderungen innerhalb des Vorstandes dieses Vereins den Gesammtverein ungünstig beeinflussen. Mit Rücksicht darauf wird in der bevorstehenden Versammlung den Delegirten der verbundenen Vereine ein Entwurf neuer Satzungen vorgelegt werden, nach denen in Zukunft nicht ein Verein, sondern ein aus den Vorstandsmitgliedern der verbundenen Vereine gewählter Verwaltungsausschuß an der Spitze des Gesammtvereins stehen wird. Möchte diese tief eingreifende Veränderung in der Organisation die gehofften Früchte tragen.

In zwei Jahren wird der Gesammtverein sein 50 jähriges Bestehen feiern können, und dann wird für einen Rückblick auf seine Thätigkeit der geeignete Zeitpunkt gekommen sein. Wie bei allen Vereinen und Verbänden, wird ein solcher Rückblick wechselnde Bilder bieten, Perioden der Ebbe und der Fluth. Seit etwa anderthalb Jahrzehnten zeigt der Gesammtverein das Bild erfreulichsten Aufschwunges und nähert sich mehr und mehr dem Ziele, das er sich gesteckt hat. Als er im Jahre 1884 das letzte Mal in den sächsischen Landen, in Meißen, seine Hauptversammlung abhielt, gehörten ihm kaum 50 Vereine an; heute zählt er gegen 140 Mitglieder. Zur Ausführung eigner wissenschaftlichen Arbeiten größeren Umfanges stehen ihm die Mittel nicht zur Verfügung; seine eigentliche Aufgabe ist es, Anregungen zu gewähren, und diese Aufgabe hat er treu erfüllt. Wenn in fast allen deutschen Landen sowohl den Resten vorgeschichtlicher Zeiten als den Alterthümern des Mittelalters und den Kunstwerken späterer Jahrhunderte unendlich viel mehr Sorgfalt zugewandt ward, als dies vor einem halben Jahrhundert der Fall war, wenn fast allerorten Inventarisationswerke einen früher nicht gekannten Ueberblick über das Vorhandene gewähren, Commissionen und Conservatoren für seine Erhaltung sorgen, so darf der stillen aber stetigen Thätigkeit des Gesammtvereins ein wesentlicher Theil dieser Erfolge zugeschrieben werden. Auf wie viel Fragen, zu deren Lösung ein einzelner Verein nicht im Stande ist, ist in den Sectionssitzungen der Hauptversammlungen hingewiesen, wie manche gemeinsame Erörterung auf den verschiedensten Gebieten geschichtlicher Forschung ist angeregt worden! Nur zwei Gegenstände, die gerade in den letzten Jahre den Gesammtverein lebhaft und mit Erfolg beschäftigt haben und ihn auch in diesem Jahre beschäftigen werden, mögen erwähnt werden: die historisch-statistischen Grundkarten, von denen an dieser Stelle ja schon wiederholt die Rede gewesen ist, und die Verzeichnung und Bearbeitung der Kirchenbücher, die demnächst auch in Sachsen vollendet sein wird. Die fortwährend wachsende Fülle des Stoffes hat eine Arbeitstheilung nöthig gemacht; seit dem vorigen Jahre tritt in Verbindung mit der Hauptversammlung des Gesammtvereins ein deutscher Archivtag zusammen und in diesem Jahre ist zum ersten Male ein besonderer Tag für Denkmalpflege dazu gekommen. Von hohem Werthe ist es, daß mehr und mehr die einzelnen Staatsregierungen Vertreter zu den Hauptversammlungen des Gesammtvereins abordnen, um die für alle Theile wichtige Fühlung zwischen der Staatsverwaltung und den geschichtlichen Vereinen aufrecht zu erhalten. Die Hauptsache aber bleibt, daß die Vereine selbst die Gemeinsamkeit ihrer Aufgabe *stets* im Auge behalten, daß sie sich als Theile eines großen *Ganzen fühlen* und zur Erreichung ihrer Ziele gern Hand in Hand *arbeiten*.

Sachsens Alterthumsverein ist mit dem Gesammtverein, an dessen Wiege er einst gestanden, jederzeit in den freundlichsten Beziehungen geblieben. Aber es ist das erste Mal, daß er ihn wieder zu sich eingeladen hat. Seit jenen Augusttagen des Jahres 1852, in denen der Gesammtverein entstand, hat sich bei uns Vieles geändert. Damals gab es in Sachsen nur eine Gesellschaft von nicht ganz 200 Mitgliedern, die sich mit den Alterthümern und der Geschichte des Landes beschäftigte; jetzt bestehen mehr als ein Dutzend geschichtlicher Vereine, die Tausende von Mitgliedern umfassen, und ihre Zahl wächst noch fortwährend. Fast ausnahmslos sind diese Vereine Mitglieder des Gesammtvereins. Der junge Verein für sächsische Volkskunde, der ja in mancher Hinsicht den landesgeschichtlichen Vereinen beigezählt werden muß, hat sich ebenfalls dem Verbande angeschlossen und damit anderen volkskundlichen Vereinen ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben. So wird dem Gesammtverein, wenn er am 24. September bei uns seinen Einzug hält, ein vielstimmiges herzliches Willkommen entgegentönen. Auch unser hohes Königshaus wird durch seine Theilnahme bezeugen, daß der geschichtliche Sinn des hochseligen Königs Johann, der einst den Gesammtverein geschaffen, in seinen erlauchten Söhnen und Enkeln fortlebt.

Möchten die diesjährigen Arbeiten des Gesammtvereins von reichem Erfolge gekrönt sein und möchten seine Theilnehmer die freundlichsten Erinnerungen aus unserem schönen Sachsenlande mit nach Hause nehmen! —m—

Bücherbesprechungen.

— **Was der Landwirth aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch wissen muß.** Von Max Löwenherz, Amtsgerichtsrath. Berlin 1900. Paul Parey. 2 ℳ. — Die kleine Schrift ist aus Artikeln entstanden, die der Verfasser in der Deutschen Landwirthschaftlichen Presse veröffentlicht hat. Ueber das Maß des für einzelne Berufsstände aus dem Gesetzbuche Wissenswerthen läßt sich ja streiten. So wird Mancher eine kurze Behandlung des ehelichen Güterrechts doch vermissen. Im Wesentlichen wird man aber die Auswahl des Verfassers als ausreichend begründet anerkennen müssen und zugeben, daß, obwohl die Darstellung nicht juristisch scharf ist, der Landwirth sich mancherlei Raths in dem Buche holen kann. Nicht unterbleiben durfte die Bezeichnung der Gesetzesstellen, die gewiß Mancher, nicht zu seinem Schaden, einsehen möchte. N—l.

— **Fritz Lienhard, Die Vorherrschaft Berlins.** Literarische Anregungen. — **Der Fremde.** Ein Schelmenspiel in einem Aufzuge. — **Münchhausen.** Lustspiel in drei Aufzügen. — **König Arthur.** Trauerspiel in einem Vorspiel und fünf Aufzügen. — **Die Schildbürger.** Eine Frühlingsdichtung. (Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer.) — Die unleugbare Thatsache einer Centralisirung der geistigen Interessen des deutschen Volkes in Berlin wird von Niemand schmerzlicher empfunden als von der jüngeren Generation der deutschen Künstler und Schriftsteller, die das Schicksal ihrer Werke auf Gnade und Ungnade in die Hände von Leuten legen muß, die sich weder durch Kenntnisse noch Geschmack zu dem verantwortungs-

vollen Amte, über die aufstrebenden Talente unserer Zeit zu Gericht zu sitzen, qualificiren. Ueber die Urtheilslosigkeit des Berliner Premièren-Publicums und die noch verderblichere Cliquenwirthschaft bei Theater und Presse (neuerdings sogar in der wissenschaftlichen Welt!) Berlins ist schon viel geklagt worden, aber Jeder, der die Verhältnisse näher kennt, weiß, daß gegen solche Uebelstände mit Klagen allein nichts auszurichten ist. In Lienhard's Buch finden wir die bekannten Klagen alle wieder, allerdings in der denkbar sachlichsten Form und ohne die Uebertreibungen, zu denen die Verhältnisse auch den objectivsten Beobachter so leicht verleiten. Aber der junge Elsässer beschränkt sich nicht auf Klagen, er versucht auch, Mittel und Wege zu ersinnen, den Uebelständen abzuhelfen und der „Provinz" dem Berlinerthum gegenüber wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das einzig wahre Arkanum sieht er in der Bewegung, die neuerdings unter der Bezeichnung „Heimathkunst" immer weiteren Boden gewinnt. Die Anhänger dieser neuen Richtung verlangen das, was eigentlich jedem echten Kunstwerke anhaftet: den Erdgeruch der Heimathscholle. Sitten und Sagen, Sprache und Eigenart der deutschen Volksstämme oder, wie Lienhard besonders betont: der deutschen „Landschaft" sollen gegenüber dem heimathlosen Kosmopolitismus der letzten Decennien wieder zu Ehren gebracht werden. Der Prophet dieses neuen und doch im Grunde so alten Glaubens beweist uns durch die That, daß es ihm mit seinem Bekenntniß ernst ist, daß er die Gesetze, die er dictirt, auch für sich selbst als bindend erachtet. Wenn er in seinem Schelmenspiel „Der Fremde" den alten Schalk Tyll Eulenspiegel zu neuem Leben erweckt, in seinem Lustspiel „Münchhausen" den freiherrlichen Meisterlügner zu einer durchaus glaubwürdigen und lebenswahren Komödiengestalt verwerthet oder in der epischen Dichtung „Die Schildbürger" auf die alten Schwänke vom deutschen Abdera zurückgreift, so zeigt er uns, wie er seinen und seiner literarischen Gefährten Ruf nach einer nationalen Kunst verstanden wissen will. Lienhard's Schöpfungen versprechen vorerst allerdings noch mehr als sie bieten; jenes Letzte, Undefinirbare, das den Leser gewaltsam in den Bannkreis des Dichters und seiner Gedankenwelt zieht, geht ihnen einstweilen noch ab. Ueber ein drittes dramatisches Werk des jungen Poeten, das Trauerspiel „König Arthur", das, wenn wir nicht irren, von der Leipziger Bühne zur Aufführung angenommen worden ist, wird zu gelegener Zeit eine berufenere Feder an dieser Stelle berichten. Wir wollen nur verrathen, daß es sich durch die Wahl des Stoffes — es spielt im England des fünften Jahrhunderts und behandelt die Kämpfe zwischen den britannischen Ureinwohnern und den sächsischen Eroberern — die Schönheit der Sprache und dramatisch wirksame Scenen vortheilhaft vor ähnlichen, historische Conflicte des frühen Mittelalters behandelnden Stücken auszeichnet. H.

— Monatsblätter für deutsche Literatur. Herausgegeben von Albert Warneke. Jährlich 5 M. Leipzig, Herm. Beyer. — Warneke's Monatsblätter stehen im 4. Jahrgang und doch werden sie erst jetzt allmälig bekannt. Das liegt daran, daß sie nicht mit dem Strom schwimmen, sondern gegen denselben arbeiten und sich erst langsam Ansehen gewinnen müssen. Dies geschieht neuerdings. Dem aufmerksamen Beobachter wird sich die Erkenntniß nicht verschlossen haben, daß im Gegensatze zu der schlechten modernen Literatur, die namentlich in Berlin gedeiht und von dorther ausgeht, sich eine Literatur Bahn bricht, die gesünderen Tendenzen huldigt und sich mit verschiedenen Stichworten schmückt, zu denen auch das neuerdings in Aufnahme gekommene Wort: Heimathkunst gehört. Noch fehlen dieser Richtung und Dichtung die richtigen Dichter, durch die allein eine solche Bewegung zum Siege gebracht werden kann. Denn in der geistigen Bewegung aller Zeiten sprechen nur die Thaten das entscheidende Wort, nicht die Reden. Aber das Wollen, die Sehnsucht ist doch vorhanden. In Vereinen, die still für sich hin leben, wird dieser Richtung vorgearbeitet. Die Wirkung tritt dann plötzlich und überraschend an das Licht. Eine solche Wirkung ist wohl auch darin zu sehen, daß Warneke's Monatsblätter jetzt in Aufnahme kommen, trotzdem diese Zeitschrift alle Reclame verschmäht, und daß namhafte Schriftsteller, die sich von der herrschenden und mit tyrannischer Rücksichtslosigkeit auftretenden Literatur abgestoßen fühlen, sich ihr zuwenden. Beweis dafür liefern die Hefte, die uns vorliegen. Sie enthalten Gedichte in einer guten Auswahl, epische Sachen, Novellen, Studien ästhetischen und literarhistorischen Charakters, und zwar Alles nach den Gesichtspunkten geordnet und ausgewählt, die wir eben aufgestellt haben. Bei den Gedichten ist die Anordnung getroffen, daß neben Neuem auch gutes Altes aber weniger Bekanntes gebracht wird, z. B. Gedichte von K. F. Meyer, die in die Richtung passen und dem Heft stets ein gewisses Gepräge geben. Diese Inhaltsangabe kann nicht erschöpfend sein, was sie auch nicht will, da sie lediglich anregend und aufklärend und belehrend zu wirken berufen ist, sie soll nur andeuten, aber die Andeutung wird für den Leser genügen, der zu lesen versteht und nach dem sucht, was er finden will. Es waltet somit ein guter Genius über diesen Monatsblättern, die der Empfehlung werth sind, mehr als manches andere Unternehmen, das mit großstädtischem Reclameapparat ausgerüstet in die Welt geht, äußerlich pomphaft, innerlich öde und armselig. Hier aber liegt Gediegenes vor; damit soll nicht gesagt sein, daß man es an der Ausstattung hat fehlen lassen. Im Gegentheil, sie ist nobel und würdig; aber die Hauptsache bleibt doch immer der Inhalt. Es sind Viele, die nach Gutem auf dem in Rede stehenden Gebiet suchen; hier ist das Gute vorhanden. Mögen sie es finden! Dazu sollen diese aus der Ueberzeugung herauskommenden Zeilen verhelfen. J. R.

— Manuali Hoepli. Alessandro Manzoni von Luca Beltrami. Mailand, U. Hoepli 1900. — L. Beltrami, ein genialer Architekt und feinsinniger Kunsthistoriker, ein sachkundiger Sammler auf allen Gebieten, hat in diesem Manuale unter dem einfachen Titel „Biographische Notizen" mit großer Geschicklichkeit Alles zusammengetragen, was uns an dem Lebenslauf, der literarischen Entwickelung und der Zeit des großen Dichters der „Verlobten" von besonderem Interesse sein kann. So finden wir in diesem Bändchen neun facsimilirte Autographen Manzoni's und 58 Illustrationen: Bildnisse Manzoni's aus verschiedenen Epochen, Bildnisse seiner Familie, die von ihm bewohnten Häuser und Villen, einen Plan des Stadtcentrums von Mailand mit auf den Dichter bezüglichen Notizen, kurz eine erschöpfende Biographie, die den Vorzug hat, nicht von einem trockenen Gelehrten geschrieben zu sein. Den illustrirten Ausgaben der „Verlobten" ist ein breiter Raum gewährt, auch sind viele Illustrationen in verkleinertem Maßstabe wiedergegeben nach Zeichnungen von Riccardi, Bisi Moia und Gonin, besonders aber sind mehrere Zeichnungen von Previati wiedergegeben, der bei einem Wettbewerb, den das Verlagshaus Hoepli für eine illustrirte Ausgabe der Promessi Sposi veranstaltet hatte, den ersten Preis erhielt. Zweifellos ist es schwer Previati gerecht zu werden, Manzoni's Promessi Sposi sind ein Werk von solcher Klarheit in den großen Zügen, wie in der Detailmalerei, daß ein Illustrator nur dem Texte zu folgen hat, sofern er mit dem Local- und Zeitcolorit Bescheid weiß. Beides ist Previati eigen, auch haben seine Compositionen Leben und Bewegung, aber er beherrscht nicht die für die Reproduction auf mechanischem Wege nöthige Technik, und die Illustrationen erscheinen daher verschwommen. In einzelnen Scenen erinnert er wohl in der Auffassung an Doré, denn er bringt eine Anzahl ganz kleiner Figürchen; was aber bei Doré in der Illustration von Ariost's „Rasendem Roland" Virtuosität ist, erscheint hier vom Uebel, denn die Promessi Sposi haben absolut nichts Phantastisches, auch finden wir, daß Previati es sich an vielen Stellen entgehen ließ, Charakterstudien zu geben. Trotz dieser Mängel ist diese glänzend ausgestattete Ausgabe der Promessi Sposi, die von Luca Beltrami sehr sachgemäß und zweckdienlich eingeleitet ist, warm zu empfehlen, und es wäre sehr wünschenswerth, daß ein deutscher Verleger eine deutsche Ausgabe der Promessi Sposi mit diesen Illustrationen veranstalten würde.

Dresden. G. Locella.

— Semprevivi. Biblioteca Popolare Contemporanea. Vol. 16—25. N. Giannotta, Catania. Pro Bändchen 1 Lira. — Der rührige Verleger bringt in seiner volksthümlichen Bibliothek zeitgenössischer italienischer Schriftsteller Werthvolles und Minderwerthvolles. So wollen uns die Pagine Allegre von Jarro und Leviatano von Bovio (Vol. 16 u. 17) gar nicht zusagen. Jarro ist der Sonntagshumorist des Florentiner Blattes La Nazione und seine Eintagsfliegen waren es wahrlich nicht werth, in einem Bande gesammelt zu werden. Leviatano, ein Buchdrama des neapolitanischen Philosophen G. Bovio, will die Umtriebe bei den politischen Wahlen und die Jagd nach einem Ministerportefeuille in Italien geißeln und es ist gut, daß dieses Drama nicht aufgeführt wurde, denn es hätte mit seinen bombastischen Phrasen einen Heiterkeitserfolg errungen, der sicherlich außerhalb der Absichten des Autors lag. Dagegen

bringen Vol. 18 und 19 einen Roman aus der Feder der Mathilde Serao, La Ballerina. Der Verfasserin, die zu den besten Federn Italiens gehört, feiert augenblicklich große Triumphe in Frankreich, wo alle größeren Revuen Uebersetzungen ihrer Romane bringen, während die deutschen Verleger sich bisher leider kühl ihr gegenüber verhielten, denn der obengenannte Roman La Ballerina erscheint soeben in einer mäßigen Uebersetzung als Feuilleton im Berliner Tageblatt. Es wäre zu wünschen, daß auch die früheren Romane der Serao dem deutschen Publicum in guten Uebersetzungen zugänglich gemacht würden. Band 20 bringt Conversazioni Letterarie von Prof. G. A. Cesareo, geistreiche Essais, von welchen uns „Die Sicilianer in der Literatur" und „Unnütze Dichtung" am meisten zusagen. Band 21 enthält erste Novellen von Adelaide Bernardini, einer talentvollen jungen Römerin. Etwas confus ist Caleidoscop von Ragusa Moleti (Band 22), es muß dies ein Erstlingswerk sein des Dichters der Filigrane und Ombre e Figure, welche bedeutendes Können verrathen. Von feiner Beobachtung und großer Stilgewandtheit zeugen die in Band 23 enthaltenen letzten Briefe und Novelletten von Sabatino Lopez, während in Band 24 die Literatur wieder zu Worte kommt durch Mandalari's höchst interessante Beleuchtung der Sprichwörter des Bandello. Band 25 endlich bringt Liliana Vanni von Diego Angeli, ein Roman, in welchem der Held ein Idealist, die Heldin aber ein triviales Weib ist; ein flotter lebhafter Stil hilft uns über das Unerquickliche dieses Gegensatzes hinweg.

Dresden. G. Locella.

— Antonio Fogazzaro, La sua vita e le sue opere von Pompeo Molmenti. Mailand 1900, Ulrico Hoepli. — Als Antonio Fogazzaro 1896 seinen Roman Piccolo mondo antico herausgab, schrieb einer der hervorragendsten italienischen Kritiker: seit Manzoni's Promessi Sposi der erste wirklich gute Roman. Der Erfolg des Buches, 33 Auflagen in vier Jahren, gab dem Kritiker vollständig recht, und es ist nun höchst interessant, den Dichter in einer ausführlichen Biographie von einem Manne wie Pompeo Molmenti beurtheilt zu lesen, einem Manne, der sich durch seine kunst- und culturhistorischen Schriften über Venedig, insbesondere seine Storia della repubblica veneta nella vita privata selbst einen Weltruf erworben hat. Fogazzaro, geboren zu Vicenza 1842, ist einer der feinsinnigsten und zugleich geistreichsten Schriftsteller des heutigen Italiens, er gehört der veristischen Richtung an, obgleich er den romantischen und christlichen Ideen der Lombardischen Philosophenschule treu geblieben ist. Realismus und Idealismus verschmelzen sich in seinen Schriften zu harmonischer Einheit, die Gestaltungskraft ist eine mächtige, die Form feinsinnig und künstlerisch durchgebildet, sein Blick für die Natur ist der eines Malers, gleichzeitig besitzt Fogazzaro einen köstlichen Sinn für Humor, wie einzelne Figuren seiner Romane beweisen. Gleichgeschätzt wie als Romanschriftsteller ist Fogazzaro als Dichter und als Essayist und auch als Redner. In Deutschland ist leider Fogazzaro nur durch drei seiner Werke bekannt und zwar Miranda, eine poetische Erzählung, die von A. Meinhard (Marie Hirsch), Leipzig 1882, in sehr mäßigen Versen übersetzt wurde, ferner die Romane Malombra, deutsch von Adolph Conath, Stuttgart 1883; Daniele Curtis, deutsch von A. Dulk-Scheu, Stuttgart 1888, ferner erschienen in den Fremden Zungen, in der Zukunft und einigen Tagesblättern kleinerer Novellen und Erzählungen in Uebersetzungen von E. Hopffgarten, Blangy von Lebzeltern, Louisa Schenk, M. Harden u. A. Die Verlagshandlung U. Hoepli in Mailand kündigt einen neuen Roman Piccolo Mondo Moderno an, der im Laufe des Winters erscheinen soll.

Dresden. G. Locella.

— Freiherr v. Schlicht, Der Parademarsch. Militärhumoresken. Umschlagzeichnung und Illustrationen von E. Thöny, Verlag von Albert Langen, München. — Der bekannte und beliebte Militärschriftsteller giebt in seinem neuesten Werkchen wieder eine glänzende Auswahl von Militärhumoresken, die seinen früher erschienenen, „Das Manöverpferd", „Ein Kampf", „Alarm" würdig an die Seite zu stellen sind. Seine intime Sachkenntniß, seine große Vertrautheit mit dem Soldatenleben vereinigen sich glücklich mit einem ungemein scharfen Blick für das Komische und einem köstlichen Humor. Nie verletzend, nie bitter, sind seine Schilderungen im vollen Maße dazu angethan, gerade die Officierskreise durch seine kleinen harmlosen Pikanterien und Bosheiten zu amüsiren und zu ergötzen. Die Illustrationen sind des, durch seine Caricaturen aus dem Militärleben bekannten Meisters vollkommen würdig. —ff.

— Die Freude am Weidwerk. Eine psychologische Studie von K. Graeser. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Paul Parey. 2 ℳ. — Schon bei Erscheinen der ersten Auflage sprachen wir uns günstig über diese Schrift aus, wenn wir auch betonten, daß wir nicht, wie der Hr. Verfasser, Darwinianer sind. Daß unsere damals geäußerte Ansicht, das Buch würde viel und gern gelesen werden, richtig war, beweist die nach wenigen Monaten vergriffene erste Auflage. Bei der vorliegenden zweiten Auflage hat der Hr. Verfasser manches Neue und Interessante angeführt und dadurch die Schrift erheblich verbessert. Wenn es ihm auch nicht gelungen ist, uns ganz zu überzeugen, so bekennen wir doch erneut gerne, daß die Schrift außerordentlich hübsch geschrieben und sehr anregend ist, auch sehr viel zu Beherzigendes enthält, da sie besonders von großer Liebe zum Wild und Weidwerk Zeugniß ablegt. Wir wünschen dieser Auflage eine ebenso schnelle Verbreitung, wie ihrer Vorgängerin. —o—

— Jahrbuch der Berliner Börse 1900/1901. Begründet von J. Neumann. Nachschlagebuch für Bankiers und Capitalisten. 22. Aufl. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur A.-G. 1900. (XXIV u. 1437 S. Preis 12 ℳ) — Gleichartige Berliner Börsenhandbücher giebt es wohl — gleichwerthige nicht. Wir haben auf die Mängel des einen gelegentlich einmal hingewiesen, seitdem ist uns keine neue Auflage mehr zu Gesicht gekommen, weshalb wir mittels Vergleichungen mit Concurrenzwerken dieses Mal das vorliegende Jahrbuch nicht beurtheilen können. Leichter ist das Gutachten bei der 22. Auflage — diese Höhe spricht schon zum Besten! — um deswillen, weil das Werk in einzelnen Lieferungen erschienen ist und die Zeit, welche auf die Prüfung angewendet werden konnte, reicher bemessen wurde. Dieses Handbuch stellt eine Unsumme von Mühe und Arbeit, aber auch ein beredtes Zeugniß für die Umsicht und Gewissenhaftigkeit des betreffenden Redactionsleiters dar. Mancher Benutzer der einzelnen Lieferungen fürchtete wohl anfangs, daß im Verhältniß zu den Darlegungen des letzten (12.) Heftes die der ersten Hefte recht veraltet sein würden. Die Verlagsbuchhandlung hat alle dahingehenden Befürchtungen zunichte gemacht, indem sie in einem sehr übersichtlich gehaltenen Nachtrag die bei den einzelnen Gesellschaften nach Ausgabe der jeweiligen Lieferungen eingetretenen Abänderungen oder Capitalbewegungen bis auf den 25. August d. J. berücksichtigt hat, was den Werth des Buches bedeutend erhöht. Wir können das Werk allen Interessenten auf's Wärmste empfehlen. —sm—

— Technologisches Lexikon. Redigirt von Louis Edgar Andés. In 20 Lieferungen zu 50 ₰. A. Hartleben's Verlag in Wien. — Das Lexikon umfaßt alle Industrien und Gewerbe und giebt eine Uebersicht über die gesammte Technologie der Gegenwart, über ihre Nomenclatur, ihre Maschinen, Apparate, Kunst- und Naturproducte, deren Gewinnung und Fabrikation. Bei diesem umfangreichen Horizont des Handbuchs für Techniker, Chemiker, Gewerbetreibende, Kaufleute u. s. w. versteht es sich von selbst, daß die Redaction sich einer kurzen und bündigen Sprache befleißigen muß, um die mehr als 20000 von ihr zu erledigenden Begriffe auf 60 Bogen Lexikonformat unterzubringen, und versteht sich ebenso von selbst, daß, wenn die Erläuterungen zugleich auch erschöpfend und treffsicher sein sollen, die Mitwirkung verschiedener Fachmänner nicht zu entbehren ist, wie solche auch dem Redacteur des Lexikons in genügender Anzahl zur Seite stehen. Kl.

— Die Beleuchtungsstoffe und ihre Fabrikation. II. Auflage. Von Eduard Perl. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Preis 2 ℳ. — Die Capitel über die chemischen Vorgänge beim Verbrennen von Beleuchtungsstoffen, sowie von der sonstigen Chemie der Fette und ätherischen Oele bereiten den technischen Theil des Buches vor, der die Reinigung und Prüfung der Beleuchtungsstoffe thierischen und pflanzlichen Ursprungs, des Petroleums, Stearins, der Theeröle, des Paraffins, Acetylens u. s. w. gründlich behandelt. Zum Schluß geht Verfasser auch noch der Verfälschung der Leuchtmaterialien zu Leibe und giebt an, wie sie von Fall zu Fall entlarvt werden kann und zwar nicht blos von Chemikern, sondern auch von Nichtchemikern. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 113. Donnerstag, den 20. September, Abends. 1900.

Gottfried Silbermann's Lebensgang.

Biographische Skizze von Anna Löhn-Siegel.

Gottfried Silbermann, der große Orgelbauer, den Mendelssohn-Bartholdy „den Fürsten unter diesen Künstlern“ genannt hat, wurde am 14. Januar 1683 als der dritte Sohn des Zimmermanns Michael Silbermann im Dörfchen Kleinbobritzsch bei Frauenstein in Sachsen geboren. Der damals in Frauenstein fungirende Geistliche, Pastor Sattler, hat der kirchlichen Notiz folgende Worte beigefügt: „Gott gebe dem Kindlein Leben und Segen.“ Des wackern Geistlichen christlicher Wunsch sollte sich bewahrheiten. Leben war im kleinen Gottfried, Feuer und Leben, bis zum Uebermuth und zur Ausgelassenheit. Schon von frühester Jugend an entwickelte er eine bedeutende Schärfe des Geistes und zeigte sich seinen Mitschülern an Verstand weit überlegen. Der als Silbermann's letzter Nachkomme bekannt gewordene Orgelbauer Knöbel in Freiberg, der viele interessante Mittheilungen über seinen berühmten Vorfahren hinterlassen hat, bestätigt, daß Gottfried außer anderen losen Streichen, die er seinen Schulkameraden gespielt, ganz besonders die damals stark betriebene Schatzgräberei zu seinen Foppereien benutzt habe. Da lockte er denn seine Mitschüler unter geheimnißvollen Andeutungen hinaus in die nächtliche Finsterniß und an verödete Stellen, um sie nach verborgenen Schätzen graben zu lassen. Diese muthwilligen Streiche setzte der kleine Kobold so lange fort, bis die Eltern der von ihm Genarrten in Kleinbobritzsch und Frauenstein sich beim dortigen Amte beschwerten. Friedel's Vater wurde infolge davon zur Verantwortung gezogen, züchtigte den Knaben auch mit aller Strenge, mußte aber wider Willen oft selbst über die wunderlichen Einfälle des Kindes lachen. Mit Verlangen sah er dem Zeitpunkte der Confirmation entgegen, um Friedel aus dem Hause und bei einem braven Professionisten in die Lehre zu bringen. Ohne zu untersuchen, ob der Knabe Neigung zur Buchbinderei habe, wurde er sofort nach der Aufnahme unter die erwachsenen Christen zu einem Buchbindermeister nach Frauenstein in die Lehre gegeben. Aber der Knabe betrieb das Handwerk nur mit innerstem Widerwillen und die Folge davon war, daß er mit um so größerer Lust zu seinen ausgelassenen Bubenstreichen zurückkehrte. Aus Verzweiflung darüber, an den Kleistertopf gebannt zu sein, narrte er seinen Meister, den er als einen beschränkten Kopf erkannt hatte, war aber stets schlau genug, um sich nicht erwischen zu lassen. Je sicherer er sich nun fühlte, desto zügelloser trieb er sein Unwesen, und ging so weit, einen Frauensteiner Beamten durch Selbstschüsse, die er im Hofe der Amtswohnung desselben gelegt, zu erschrecken. Nicht genug: eines Abends hüllte er sich in ein Ziegenfell, und schlüpfte „als Gespenst“ im Hofe umher, als der vorerwähnte Beamte den letzteren überschritt. Der beklagenswerthe Mann erschrak über die unerklärliche Erscheinung so sehr, daß er ernstlich erkrankte. Doch dieser mehr als muthwillige Streich sollte dem Urheber übel bekommen nnd zugleich sein letzter sein. Ohne untersucht zu haben, ob Friedel das Gespenst dargestellt habe oder nicht, erschien die Polizei am andern Tage bei seinem Meister und forderte die Auslieferung des Lehrlings. Man brachte ihn in ein im Schlosse befindliches Gefängniß und beabsichtigte, ihn erst dann zu verhören, wenn eine längere Haftzeit seinen kecken Muth gebrochen haben würde. Aber Gottfried, der sich wohl bewußt war, die Strafe verdient zu haben, sann auf nichts als seine Befreiung. Es gelang ihm aus dem Gefängniß zu entkommen und er eilte, die Stadt vor Thorschluß zu verlassen. Der Wächter war gerade im Begriff, das Stadtthor zu schließen, als der Flüchtige dort ankam. Dieser hütete sich weislich, Eile und Unruhe zu verrathen, nahm einen gewöhnlichen Wanderschritt an und erreichte hochaufathmend die freie Landstraße. Aber wohin nun? Zu seinen Eltern zurückkehren? Unmöglich! Dort würde man den Entflohenen zunächst suchen. Schon im Gefängniß hatte der kluge Knabe sein Schicksal erwogen und einen Plan für den Fall entworfen, daß die Flucht gelingen sollte. Er wollte seinen älteren Bruder Andreas, der sich im Elsaß als Orgelbauer niedergelassen hatte, aufsuchen und ihn um Aufnahme und Schutz bitten. Vorher aber beabsichtigte er, eine in der Umgegend von Frauenstein lebende verwandte Person in sein Geheimniß zu ziehen. Es war die Besitzerin einer Mühle in dem mehrere Stunden von Kleinbobritzsch entfernten Dorfe Einsiedel. Er schlug sogleich den Weg dahin ein. Aber als er kaum noch eine halbe Stunde Weges bis zur Mühle zurückzulegen hatte, tauchten plötzlich in einer geringen Entfernung hinter ihm die Strahlen einer Laterne auf. Gottfried ahnte mit richtigem Instinct, daß sein Gefängnißwärter ihm auf der Fährte sein möchte, und ohne lange zu überlegen, schwang er sich in die dichte Laubkrone eines Baumes jenes Wäldchens empor, welches er gerade durchschritt. Kurze Zeit darauf näherte sich die Laterne dem in der Höhe lauschenden Flüchtling, zwei Männer schritten eiligst die Straße dahin, und er erkannte in den Stimmen der Redenden seinen Gefängnißwärter und einen anderen Amtsdiener, welche beide sich auf dem Wege zur Mühle befanden, da ihnen bekannt war, Gottfried habe dort eine nahe Verwandte. Die Verfolger stießen entsetzliche Drohungen gegen den Flüchtling aus, und Gottfried klammerte sich inzwischen fest an den Baum an und versuchte später immer höher in die Laubkrone desselben hinaufzukriechen, um sicher verborgen zu sein. In dieser peinlichen Situation verharrte er die ganze Nacht, ja er schlief sogar vor Uebermüdung ein. Plötzlich erwachte er infolge heftiger Stimmen, die an sein Ohr schlugen. Abermals sah er den Laternenschein auf sein Versteck loskommen, diesmal von der entgegengesetzten Seite, abermals vernahm er die polternden Drohworte seiner Feinde, deren Zorn sich gesteigert hatte, weil sie den Arrestanten in der Mühle vergebens gesucht hatten. Als der Lichtschein sowohl, als auch das Toben der zornigen Diener der Gerechtigkeit sich nach und nach wieder in der Richtung nach Frauenstein verloren hatte, stieg der Geängstigte vom Baume herab, pries sein Geschick, welches zu verhindern gewußt hatte, daß er vor seinen Verfolgern in der Mühle eingetroffen war, und eilte, dieselbe noch im Schutze der Finsterniß zu erreichen. Dort angelangt, fand er die menschenfreundliche Muhme sogleich bereit, ihn mit soviel Reisegeld zu unterstützen, als er nöthig hatte, um über die Grenze zu kommen und die Weiterreise nach dem Elsaß zu unternehmen. Der Knabe wanderte frohgemuth durch die Gaue Deutschlands dem Westen zu und erreichte nach einem Marsche von 8 Tagen den Rhein und das Elsaß.

Derjenige, von dem er hoffte, daß er ihm Unterkunft und Schutz gewähren würde, war sein älterer, gleichfalls berühmt gewordener Bruder Andreas, der zu jener Zeit sein Geschäft als Orgelbauer in Hagenau betrieb und sich erst später in Straßburg etablirte. Als Gottfried eines Tages bei Andreas eintrat und sich als einen der jüngeren Brüder desselben zu erkennen gab, prallte dieser vor Erstaunen zurück und wußte sich einen so unverhofften Besuch nicht zu erklären. So freudig ihn aber das unerwartete Wiedersehen berührte, denn er hatte den Friedel und die Heimath bereits vor langen Jahren verlassen, so bedenklich machte ihn auch das plötzliche Erscheinen des jungen Menschen, denn ohne Bewilligung der Eltern konnte Gottfried die große Reise nach dem Elsaß doch nicht angetreten haben. „Ich kann Dir,“ sagte Andreas mit nachdrücklichem Ernst zu dem Schweigenden, „in meinem Hause keine Unterkunft geben, ja, ich muß sofort

Anstalten zu Deiner Rückreise treffen, wenn ich nicht genaue Rechenschaft über Deine Aufführung in der Heimath erhalte und erfahre, aus welchem Grunde Du sie verlassen hast." Da beichtete der argbedrängte Gottfried Alles, was er verbrochen, von der Schatzgräberei an bis zu den Selbstschüssen und der Gespenstererscheinung im Ziegenfell, wodurch er den Amtmann erschreckt und krank gemacht hatte, weshalb er dann ins Gefängniß geworfen worden war. Andreas erkannte zu seiner Beruhigung, daß es sich nur um muthwillige Schelmenstücke handelte, daß Gottfried nichts moralisch Verwerfliches gethan, und mußte sich zuweilen bei der Aufzählung aller der tollen Streiche des armen Sünders sogar das Lachen verbeißen. Bedenklicher lautete der bald darauf eintreffende Brief aus Frauenstein. Andreas möge seinem lockeren Bruder nur recht scharf auf dem Dache sein, da derselbe das Zeug habe, entweder ein großer Mann oder ein Spitzbube zu werden. Andreas schwankte von Neuem, ob er den im Vaterlande so übel Beleumundeten behalten oder wieder nach Hause schicken solle. Nochmals hielt er ihm seine Sünden vor und frug ihn endlich, nachdem er die Zerknirschung des jungen Mannes gewahrt: welche Profession er denn eigentlich erlernen wolle? „Ich will dasselbe werden, was Du bist, ein Orgelmacher," antwortete Gottfried weinend. „Hoho!" rief Andreas, „denkst Du wohl, das geht so geschwind? Da mußt Du erst ein tüchtiger Tischler werden!" „Lieber Bruder," entgegnete Gottfried demüthig und bescheiden, „laß mich nur bei Dir, ich will Dir aufs Wort gehorchen. Was Du mir befiehlst, das will ich thun, Du sollst es sehen, aber verstoße mich nur nicht." „Nun, so will ich's in Gottes Namen mit Dir versuchen," antwortete Andreas. „Wenigstens ein Vierteljahr lang will ich Dich auf Probe bei mir behalten. Aber das sage ich Dir, der erste Schelmenstreich, dessen Du Dich hier schuldig machst, giebt Dir den Laufpaß nach Frauenstein." Gottfried blickte seinem geliebten Bruder treuherzig in die Augen, während ihm heiße Thränen über die Wangen strömten, und Andreas überzeugte sich, daß doch ein guter Kern in dem übermüthigen Burschen sei, und daß es nur darauf ankomme, ihn mit Strenge und Ernst auf dem rechten Wege zu erhalten. Dieser Bruderpflicht unterzog sich der wackere Andreas mit allem Eifer. Unter seiner Aufsicht mußte sich Gottfried mit dem Hobel vertraut machen, mußte hart arbeiten und durfte sich über keine noch so schwierige Arbeit beschweren. Aber seltsam! Gottfried war in seinem Streben nach Vervollkommnung im Tischlerhandwerk nicht irre zu machen. Zur Verwunderung seines Bruders arbeitete er rastlos, oft bis in die Nacht hinein, um den an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Von seinem Leichtsinn war keine Spur mehr zu entdecken, und Andreas zögerte daher auch nicht, ihm nach Ablauf des ersten Vierteljahres ein zweites Probevierteljahr zu gewähren. Auch dieses bestand Gottfried zur allgemeinen Zufriedenheit. Da nun Andreas nach Ablauf der halbjährigen Probezeit eine ganz andere, bessere Meinung von dem Charakter und den Anlagen seines Bruders gewonnen hatte, schloß er mit ihm einen Lehrcontract ab, in welchem er ihm in Anerkennung seines außerordentlichen Fleißes und braven Verhaltens das verflossene Halbjahr sogleich mit abrechnete.

Daß Gottfried Silbermann, wie in manchen Urkunden zu lesen ist, drei Jahre lang bei einem Tischlermeister in Straßburg gelernt habe, widerlegte der früher genannte Orgelbauer Knöbel. Er sowohl, als auch der Orgelbauer Jehmlich in Zwickau stellten fest, daß Andreas den Gottfried, nachdem derselbe 2 Jahre lang bei ihm gelernt hatte, veranlaßt habe, auf einige Zeit nach Wien zu einem sehr renommirten Tischler in Arbeit zu gehen. Dort soll Gottfried ungefähr 2 Jahre verweilt und zuletzt ganz ausgezeichnete Arbeit geliefert haben, wie folgende Episode bestätigt. Der Wiener Meister hatte dem jungen Silbermann aufgegeben, einen Satz Fenster für eine große Etage fertig zu stellen, und Gottfried vollzog den Auftrag pünktlich. Als der Meister aber kam, die vollendete Arbeit in Augenschein zu nehmen, war er verwundert, die Rahmen sämmtlich an einer Wand der Werkstatt angelehnt zu finden und die Fensterflügel an einer andern. Unwillig frug er, weshalb die Flügel in die Rahmen noch nicht eingefügt wären; Gottfried solle seine Arbeit fertig machen, indem er die Flügel einsetze. Dieser antwortete: „Meine Fenster sind fertig" und verließ die Werkstatt. Ergrimmt über das anmaßende Benehmen rief ihm der Meister nach: einen so hochmüthigen und widerspruchsvollen Gesellen könne er nicht brauchen, er solle sich nie wieder bei ihm sehen lassen. Dann machte er sich daran, die Fensterflügel selbst einzufügen. Gottfried, welcher am nämlichen Tage Nachricht von Andreas erhalten hatte, daß sich in dessen Werkstatt außerordentlich viel Arbeit angehäuft habe, und daß er deshalb des Bruders schleunige Heimkehr wünschen müsse, kam der Aufforderung des Meisters nach und begab sich noch einmal in die Tischlerherberge zu Wien, um seine Anstalten zur Abreise zu treffen. Inzwischen arbeitete der Tischlermeister mit großem Zorn an den Fenstern. Aber je länger er sich damit beschäftigte, desto verwunderter und befriedigter wurde er. Welchen Fensterflügel er auch zur Hand nahm, und wo immer er ihn einfügte, ob oben, ob unten, ob am ersten oder am letzten Rahmen: jeder paßte auf's Haar in jeden Rahmen. Endlich machte der erstaunte Mann noch die letzte Probe, indem er den einen und andern der Flügel wieder herausnahm und beliebig in den und jenen Rahmen einfügte. Aber stets erfreute ihn dasselbe Resultat, und jetzt erst verstand er des sächsischen Gesellen stolzes Wort: Meine Fenster sind fertig. Der Meister war über die ganz ungewöhnlich accurate und meisterliche Arbeit so entzückt, daß er Gottfried, den er sehr richtig in der Herberge vermuthete, schleunigst nacheilte, ihn um Verzeihung bat, sich so hart über ihn ausgedrückt zu haben, und nichts sehnlicher wünschte, als er möge in seiner Werkstatt bleiben und gegen eine bedeutende Lohnerhöhung ferner bei ihm arbeiten. Gottfried antwortete: „Meister, ich kann in Wien nicht länger bleiben. Mein Bruder Andreas ruft mich zurück, er bedarf meiner in seiner Werkstatt, und ich habe ihm geschrieben, daß ich komme. Was aber Eure Grobheit gegen mich betrifft, so war Er im Recht, mein Betragen hatte sie verdient. Außerdem wollt ich Ihn auch überzeugen, wie viel ich bei Ihm gelernt und von welchem großen Nutzen mir die Arbeit unter Seiner Leitung und Aufsicht gewesen." Der Meister fühlte sich durch Gottfried's letzte Worte sehr geschmeichelt, er brachte den Abend mit ihm in der Herberge zu, hielt seinen ehemaligen Gesellen gastlich aus und nahm in ehrenvoller Weise von ihm Abschied.

Seit seiner Rückkehr nach Straßburg arbeitete Gottfried immer eifriger an seiner Vervollkommnung als Orgelbauer und schwang sich nach und nach zum Werkführer empor. Als er gegen 4 Jahr das Amt treulich verwaltet und seiner Kunst mit wahrer Begeisterung obgelegen hatte, überraschte ihn eines Tages Andreas mit dem Auftrage, sein Meisterstück zu machen. Er übertrug ihm zu diesem Zwecke den Bau einer neuen Orgel in der Kirche St. Nikolaus in Straßburg. Gottfried gab sich der Ausführung dieses Werkes mit voller Kraft und regstem Fleiße hin und schon im Jahre 1707 konnte er dasselbe seinem Bruder behufs Uebergabe an die Kirchengemeinde zur Verfügung stellen. Andreas war überrascht von der Vorzüglichkeit der Schöpfung Gottfried's, dieselbe erfuhr das allgemeinste Lob und zum ersten Male zog ein Gefühl des Stolzes auf den jüngeren Bruder, den er in seiner Werkstatt zum Künstler herangebildet hatte, in des treuen Andreas Brust ein. Diese Orgel hat sich bis zum Jahre 1812 erhalten und als ein ganz vortreffliches Werk bewährt. Aber er sah zugleich ein, daß nun der Zeitpunkt gekommen war, wo er dem Aufschwunge des jungen Künstlers zur Selbständigkeit die Wege bahnen mußte. Eines Tages rief er Gottfried zu sich und sprach zu ihm: „Lieber Bruder, Du hast den Beweis Deiner Tüchtigkeit in unserer Kunst geliefert, Du hast gezeigt, daß Du meiner Leitung und Lehre nicht mehr bedarfst. Ich freue mich von Herzen darüber und halte es für meine Bruderpflicht, Dir zu rathen, daß Du Dich nun selbständig als Orgelbaumeister etablirst. Das Beste wird sein, Du kehrst in unser Vaterland zurück, machst Dich dort ansässig und errichtest eine Werkstatt." — Kaum ließ Gottfried seinen Bruder ausreden. „Wie kannst Du glauben," rief er, „ich könnte Dich verlassen, könnte Dir wohl gar Concurrenz machen, da ich Dir doch so unendlich viel zu danken habe, theuerster Bruder. Nein, nimmermehr, ich bleibe bei Dir in Deiner Werkstatt und arbeite nach wie vor für Dich, das ist ja nichts als meine Schuldigkeit. Kann ich Dir doch nie vergelten, was Du an mir gethan hast." Innig gerührt und erfreut durch diese dankbare Gesinnung antwortete Andreas: „Nun so ist es mir auch recht. Wenn es Dir gefällt und Du mit Deiner Stellung zufrieden bist, so bleiben wir zusammen." Andreas hatte infolge der liebevollen Anhänglichkeit, die Gottfried ihm bewies, eine solche Neigung zu dem jüngern Bruder gewonnen, daß er ihm 1 Jahr später abermals einen Orgelbau übertrug, und zwar in der Kirche zu St. Petri. Auch als Werkmeister und Stellvertreter war ihm Gottfried überaus werth. Andreas hatte viele Orgelbauten außerhalb Straßburgs übernommen, unter Anderm auch einen Neubau im Kloster

zu St. Margarethen, und seinem Bruder das Aufstellen und Intoniren desselben übertragen. Während dieser Arbeit, welche den jungen Mann Tage lang im Kloster beschäftigt hielt, war er zuweilen von der alten Aebtissin und endlich auch von mehreren jungen Klosterschwestern belauscht worden. Um seines Fleißes und seiner Genauigkeit in der Arbeit willen lernten sie ihn schätzen und trachteten schon nach Verlauf von einigen Wochen darnach, seine Bekanntschaft zu machen und sich seiner lehrreichen Unterhaltung zu erfreuen. Anfangs blieb der Verkehr harmlos. Aber unter den jungen Klosterschwestern war eine, deren Anmuth und Schönheit des jungen Künstlers Herz gar mächtig rührte. Die Liebe zog in seine bisher nur von Kunstidealen gehobene Brust ein, und als es ihm schien, daß seine schüchterne Neigung nicht ohne Erwiderung blieb, da war es um Vorsicht und Zurückhaltung gethan. Die Aebtissin begann Verdacht zu schöpfen, sie warnte, drohte sogar, allein vergebens. Im Taumel der Leidenschaft entwarf der junge Mann einen kühnen Plan, wie er die Geliebte entführen und in sein Vaterland, nach Sachsen bringen wollte, um sich dort mit ihr zu vermählen. Aber Alles wurde entdeckt und vereitelt und Silbermann konnte sich nur durch schleunigste Flucht vor der Strafe retten, die auf dem unbefugten Eindringen in die Klostermauern stand, nämlich der Todesstrafe. Mit genauer Noth entkam er über die Grenze und wendete sich der sächsischen Heimath zu. In seinem Heimathdörfchen Kleinbobritzsch erkannte Niemand den Heimkehrenden, nicht einmal die Eltern, die ihn zum letzten Male als kaum vierzehnjährigen Knaben gesehen hatten. Gottfried war ein ganz Anderer geworden, sowohl äußerlich als innerlich, und trat als ein Mann auf, der tüchtig gelernt und gestrebt hat und bereit ist, den Beweis seiner Künstlerschaft anzutreten. Aber trotzdem seine Gemüthsstimmung eine tiefernste, ja wehmüthige geworden war infolge des letzten, schmerzlichen Ereignisses, das ihn aus Straßburg vertrieben hatte, tauchten doch in der lieben alten Heimath Erinnerungen an die frohe Kinderzeit vor seiner Seele auf und es erwachte noch einmal seine Neigung zu arglosen Neckereien. Er ging am Tage seiner Ankunft in Kleinbobritzsch ganz allein nach Frauenstein und setzte sich dort in eine vielbesuchte Schänke. Niemand von den Eintretenden erkannte ihn. Man betrachtete neugierig den Fremdling, der mit einem grünen Rocke bekleidet war, die Tabakspfeife im lächelnden Munde hielt und einen Krug Bier neben sich hatte, dem er tüchtig zusprach. Welchen Schabernack Gottfried im Schilde führte, ist nicht bekannt geworden, aber gewiß ist, daß der Zufall es wollte, daß gerade an jenem Abend ein verdächtiges Subject von den Frauensteiner Gerichtsdienern in allen Wirthschaften gesucht wurde. Selbstverständlich kamen dieselben auch in das Bierwirthshaus, in welchem Gottfried Silbermann saß und durch seine fremde Erscheinung Aufsehen erregt hatte. Schon ging die Frage von Mund zu Mund: „Wer mag nur der Fremdling im grünen Rocke sein, der den Gästen wohl freundlich zulächelt, aber keinen anredet?“ Man machte die Gerichtsdiener auf ihn aufmerksam, sie beobachteten den Fremden und beschlossen, sich seiner zu bemächtigen, jedenfalls ihn auszuforschen. Einer derselben trat an Silbermann heran und redete ihn derb an: „Wer ist er? Wo ist er her?“ — Silbermann antwortete mit größter Ruhe: „Ich bin nicht weit her, ich bin aus Kleinbobritzsch, eine halbe Stunde von hier“, und sah dem Frager fest ins Gesicht. Der Polizist gerieth fast in Zorn über die scheinbar unverschämte Antwort. Waren doch Bauern aus Kleinbobritzsch genug in der Schänke und hatten doch alle wiederholt versichert, daß sie den Mann im grünen Rocke niemals gesehen hätten. Die Justiz war ihrer Sache schon so gewiß, den Verdächtigen vor sich zu haben, daß sie Gewalt brauchen wollte, als Gottfried plötzlich aufstand und sich zu erkennen gab. Ha! welch' ein Staunen, welche Verwunderung und welche Freudenrufe über die Rückkehr Friedel's. Eine Stimme aus der entferntesten Ecke des Zimmers ließ sich also vernehmen: „Was? Du wärest unser Silbermannfriedel, mein alter Schulkamerad? Ja, Du bist's, ich erkenne Dich an Deiner buckligen Nase.“ Eine herzliche Umarmung folgte und noch manches Wiedersehen mit alten lieben Bekannten wurde an diesem Abend gefeiert. —

Gottfried Silbermann strebte nun zuerst danach, den Neubau der Frauensteiner Orgel in seine Hände zu bekommen. Daß Frauenstein eine neue Orgel haben müsse, weil die vorhandene alte in einem trostlosen Zustande war, das leuchtete Jedermann ein. Allein es stellten sich diesem Project alle denkbaren Hindernisse in den Weg. Die Kirchengemeinde war arm und die Nichtsachverständigen und Unmusikalischen, die kein Interesse an dem Bau hatten und kein Geld dazu bewilligen wollten, riefen: „Was soll uns eine neue Orgel! Die alte pfeift noch lange gut genug!“ Unserm Silbermann gegenüber machte sich nun auch noch der Umstand in ungünstiger Weise geltend, daß er einst den Ruf eines lockeren Burschen genossen und verdient hatte. In Folge dessen hieß es: „Ach, der »Silbermannfriedel« war immer ein Thunichtgut. Er wird jetzt gewiß die ganze Kirchengemeinde zum Narren haben.“ Silbermann hätte wohl Ursache gehabt, sich beleidigt zu fühlen, wenn er das, was er in seinem Fache schon geleistet hatte, mit diesen verletzenden Aeußerungen des Mißtrauens verglich. Allein die Ueberlegenheit seines Geistes und Talents machte sich auch hier wieder geltend. Die kleinen Seelen konnten ihn nicht beleidigen. Er ließ sich also von dem Project, seine Mutterkirche mit einer neuen Orgel zu zieren, durch keine Hindernisse abschrecken, und was ihn selbst als Künstler betraf, so sagte er sich tröstend und spottend zugleich: „Der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande.“ Doch würde Silbermann gewiß noch manchen Strauß auszufechten gehabt haben, um an sein Ziel zu gelangen, wenn nicht der damalige Pastor Weber in Frauenstein ein besseres Zutrauen zu Gottfried's Talent und Energie gehabt hätte. Pastor Weber sagte ihm, die Gemeinde wolle nur deshalb von einer neuen Orgel Nichts wissen, weil weder sie noch der Kirchenschatz hinreichende Mittel zu einem Neubau besäßen, und richtete an Silbermann die Bitte, das alte Werk für ein Billiges zu restauriren. Der Künstler ging ohne Bedenken darauf ein und versprach dem Pastor Weber, die Orgel für den unglaublich billigen Preis von 16 Thalern herzustellen, welche Summe ihm auch sofort ausgezahlt wurde. Allein als das Werk nun einer genauen Inspection unterworfen und theilweis auseinandergenommen wurde, zeigte es sich, daß jede Reparatur vergeblich und daß Mühe, Arbeit und Material zum Fenster hinausgeworfen sein würden, welche man daran wenden wollte. Nachdem der Meister dies Gutachten abgegeben hatte, blieb die ganze Angelegenheit wieder lange Zeit unberührt und weder Reparatur noch Neubau wurden in Angriff genommen. Da riß dem Künstler die Geduld und er kam zu dem Entschluß, der Kirchengemeinde das Anerbieten zu machen, ihr aus eigenen Mitteln eine neue Orgel zu bauen und nur die Rückerstattung seiner Auslagen zu fordern. Ja, er erklärte, daß er selbst auf diese Rückerstattung verzichten wolle, wenn das von ihm geschaffene Werk den Wünschen und Erwartungen nicht entsprechen sollte. Auf solche uneigennützige, hochherzige Bedingungen konnte die Frauensteiner Commun unter allen Umständen eingehen, und sie that es. Noch zeigt man in Frauenstein das Haus, in welchem die Orgel gebaut wurde. Geschickte Tischler und andere Mitarbeiter warb der Meister in Frauenstein und anderwärts, das nöthige Holz und Zinn, sowie alles übrige Material, dessen er bedurfte, war bald herbeigeschafft, und mit wahrer Lust ging's an die Arbeit. Sie schritt außerordentlich schnell vorwärts, und während die ganze Gemeinde mit Spannung und nicht ohne Mißtrauen dem Zeitpunkte entgegensah, wo der „lose Friedel“, wie man ihn noch immer nannte, sein Werk fertiggestellt haben würde, wuchsen in der Werkstatt unter den Händen des Meisters und seiner Gehilfen die einzelnen Theile der Orgel für die Zusammensetzung heran. Gewiß ist, daß Silbermann nicht im Stande gewesen wäre, diesen kostspieligen Bau ohne allen und jeden Geldvorschuß von Seiten der Gemeinde auszuführen, hätte er sich nicht schon in Straßburg durch seinen außerordentlichen Fleiß ein ansehnliches Vermögen erworben gehabt. Zur allgemeinsten Verwunderung begann er schon nach sechs Monaten das alte Werk abzutragen und das neue aufzustellen, und nachdem 33 volle Wochen ins Land gegangen waren, meldete er dem Stadtrath, die Orgel sei vollendet und könne schon in der nächsten Woche durch Sachverständige geprüft werden. Dieser Umstand steigerte die Verwunderung. In so kurzer Zeit hatte der „lose Friedel“ einen solchen kunstvollen Bau zu Stande gebracht? Viele meinten mit Achselzucken: „Er wird auch danach sein. Die neue Orgel wird nicht viel taugen.“ Das bewog den Stadtrath, der sich selbst von diesem Mißtrauen nicht frei fühlte, in aller Stille mehrere Sachkenner von Ruf zur Prüfung einzuladen. Die namhaftesten waren der damalige Domorganist Georg Mentzer aus Freiberg und der Cantor von der Thomaskirche zu Leipzig, Kuhnau, welcher letztere als Orgelexaminator einen großen Ruf besaß. Mit Silbermann's Zustimmung wurde die Prüfung in die erste Hälfte des Monats September verlegt. Die Schilderung dieses Ereignisses war in späteren Jahren Meister Silbermann's

Lieblingsthema. Obgleich er in seiner Werkstatt ein strenges Regiment führte, erzählte er doch, wenn er einmal bei guter Laune war, gar gern manche interessante Thatsache und Anekdote aus seinem Jugendleben und kam mit Vorliebe auf die Prüfung der Frauensteiner Orgel, als der ersten im sächsischen Vaterlande von ihm geschaffenen, zurück. Daß Gottfried Silbermann einst ein kleiner Taugenichts gewesen und daß man aus diesem Grunde ein Vorurtheil gegen ihn hatte, dieses Gerücht war bis zu den Herren Examinatoren hindurchgedrungen und äußerte in ihrem Benehmen seine Wirkung. Niemand kannte die Orgel, denn der Künstler hatte es zur Bedingung gemacht, daß vor der Uebergabe kein Mensch darauf spielen dürfe, und daß die Kirche verschlossen bleibe, solange er daran zu arbeiten und zu stimmen hätte. Endlich schlug die zur Prüfung anberaumte Stunde. Der Leipziger Examinator, Cantor Kuhnau, ließ Silbermann herbeirufen und sagte, indem er die Taschenuhr mit Gravität hervorzog: „Nun ist es Zeit, Herr Orgelmacher, nun wollen wir in die Kirche, um Seine Orgel zu hören." Man begab sich zuerst in das Schiff der Kirche, um das Werk von unten in Augenschein zu nehmen. Aber wie man nun den Blick zu dem Chor emporrichtete, war nirgends eine Orgel zu sehen, und Kuhnau rief deshalb dem „Orgelmacher" zu: „Nun, wo steckt denn Seine Orgel?" — Silbermann's Antwort war: „Geh' hinauf, Kaiser, hier hast Du die Schlüssel zur Chorthür, und ziehe den Vorhang weg." Damit der Staub und das grelle Sonnenlicht der Politur der Zinnpfeifen nicht schade, hatte der Meister nämlich einen Vorhang vor den Prospect ziehen lassen, eine Vorsicht, die er später bei allen seinen Werken anwendete. Als sich nun der Prospect frei vor den Augen der zahlreichen, im ganzen Kirchenraume versammelten Volksmenge entfaltete, ertönte ein lautes „Ah!" der Bewunderung aus Aller Munde und der Leipziger Cantor sagte: „Hm! Schön sieht's aus! Wenn's nur auch so klingt." Man stieg zum Chor hinauf. Silbermann schloß unterdessen die Thüren der Claviatur auf, steckte aber seine Schlüssel wieder zu sich. Und als nun Kuhnau die elegant gearbeitete Claviatur und die geschmackvollen Registerknöpfe erblickte, rief er wiederum erstaunt aus: „Hm! Schön! Wunderschön! Appetitlich!" und setzte sich sogleich, ohne erst die regelrechte Prüfung der einzelnen Theile zu vollziehen, auf die Orgelbank, weil er es nicht erwarten konnte, in Erfahrung zu bringen, welcher Ton dem äußerlich so viel versprechenden Werke entströmen werde. Er zog alle Stimmen, während er sagte: „Die Register gehen ja so leicht, daß sie fast von selbst herauskommen!" und fing nun an, mit dem vollen Werke zu spielen. Aber kaum hatte er einige Accorde gespielt, als er von der Orgelbank heruntersprang, die Orgel anstarrte und ausrief: „Was ist das für eine Wirkung von den wenigen Stimmen!" Rasch setzte er sich von Neuem auf die Bank, stieß die Register bis aufs Principal 8 Fuß hinein und spielte weiter. Aber schon nach einigen Modulationen sprang er abermals auf, fuhr sich mit den Händen in die Haare und rief: „Mein Gott, was sind das für Töne! So etwas Schönes hab' ich ja in meinem Leben noch nicht gehört!" Gottfried Silbermann hatte sich inzwischen vom Chore hinweg auf die Seitenempore der Kirche begeben, wo seine Eltern Platz genommen hatten, und lauschte mit lächelnder Miene den Ausrufen der Begeisterung und Bewunderung, die sein Orgelexaminator und die ganze Versammlung laut werden ließen. Plötzlich hörte er seinen Namen von allen Seiten mit Enthusiasmus nennen, und als man ihn an der Seite seiner Eltern erblickte, wandte sich Alles der Empore zu, auf welcher der Bewunderte stand, und Kuhnau umarmte und küßte ihn mit überströmender Herzlichkeit und brach in die Worte aus: „Herr Silbermann, Sie sind ein großer Künstler. Ihres Gleichen giebt es nicht in ganz Deutschland. Sie müssen die neue Orgel in der Paulinerkirche zu Leipzig bauen." Silbermann verneigte sich und sagte: „Viel Ehre für mich, Herr Organist", während beide Eltern dem Sohne die Hände drückten und seine Mutter Thränen der Freude und der Rührung in den Augen hatte. Kuhnau faßte ihn nun am Arme und führte ihn zum Chor zurück, wo man sich an dem schönen Werke nun erst recht ergötzte, denn eine eigentliche Prüfung fand nicht statt, es war mehr eine Schaustellung der Vorzüge der Silbermann'schen Schöpfung. Nun erst fühlten die Behörden und alle seine mißtrauischen Landsleute, wie wehe sie dem Meister gethan und wie hoch er seine geliebte Mutterkirche und die ganze Gemeinde geehrt hatte, indem er der letzteren das Anerbieten machte, den Orgelbau zu übernehmen.

Nun endlich erkannte auch Vater Silbermann, daß sein hochbegabter Sohn von ihm nicht verdientermaßen gewürdigt worden war, und mit Stolz und ganz umgewandeltem Herzen sah er, wie Hoch und Gering, Behörden und Gemeindeglieder, Bekannte und Unbekannte dem genialen Künstler huldigten, sich um ihn drängten und ein Wort aus seinem Munde vernehmen wollten, ja, wie Alle sich bestrebten, wieder gut zu machen, was Vorurtheil und Beschränktheit gesündigt hatten. Silbermann nahm mit Ruhe, ja mit Gleichgiltigkeit alle Lobeserhebungen hin und zog sich mit seinem Freunde, dem Pastor Weber, der der Einzige gewesen war, welcher dem Talente des jungen Künstlers Vertrauen entgegengebracht hatte, ehe sich dasselbe so glänzend bewähren konnte, mit seinen beglückten Eltern und seinen Mitarbeitern am Orgelwerke sehr bald zurück. Der Stadtrath aber besprach sich eifrig mit den Examinatoren und wünschte vor allen Dingen zu wissen, welchen Werth das herrliche Werk habe, das Silbermann geschaffen und das alle Erwartungen so glänzend übertroffen. Die Herren überlegten reiflich, ehe sie einen Ausspruch thaten, und kamen endlich zu dem Resultat, daß Silbermann's Orgel in Anbetracht der soliden Arbeit und des ausgezeichneten Materials, das dazu verwendet worden, sowie um der wunderbaren Kraft und Fülle des Tones willen einen Werth von wenigstens 800 Thalern habe. Ein gewaltiger Schrecken bemächtigte sich des Stadtraths und sämmtlicher Behörden, als sie diesen Ausspruch von so competenter Seite vernahmen. Nicht ohne Zagen wandte sich der Stadtrath an den Meister und gestand ihm mit tiefem Bedauern, daß er nicht im Stande sei, den Preis zu zahlen, den die Orgel werth sei. Ein Capital von 800 Thalern könne man unter allen Umständen nicht aufbringen, und nur die Auslagen zurückzuerstatten, die Silbermann gehabt, erschiene doch gar zu unwürdig. Aus diesem Dilemma half abermals des Künstlers hochherziger Sinn. Er antwortete den beschämten Vätern der Stadt: „Ich halte das Wort, das ich meiner geliebten Mutterkirche gegeben habe, und fordere nur den größten Theil meiner Auslagen zurück, nichts weiter. Diese betragen 160 Thaler 19 Groschen. Und damit soll die Orgel bezahlt sein." Zugleich erklärte Silbermann, daß dieselbe vorläufig sein Eigenthum bleibe, daß er die Schlüssel noch nicht an die Kirchengemeinde übergebe, sondern daß dieselben zu jedem Gottesdienste vom Pastor Weber abgeholt und nach Beendigung der kirchlichen Feier wieder an diesen abgeliefert werden müßten. Man sollte nun denken, die Gemeinde würde sich bemüht haben, die kleine Summe sobald als möglich zu beschaffen. Aber Thatsache ist, daß sich der Meister schon längst in Freiberg befand, daß er sich daselbst etablirt und den Bau der Domorgel bereits begonnen hatte, als seine höchst bescheidenen Forderungen an die Frauensteiner Kirchengemeinde noch immer nicht zurückerstattet waren. Er sah sich endlich bewogen, die Schlüssel am 26. Juli 1711 zu übergeben und die Einweihung vor sich gehen zu lassen, welche Feierlichkeit am 8. Sonntag nach Trinitatis 1711 stattfand. Superintendent Lehmann aus Freiberg hielt die Weiherede, auch Meister Silbermann wurde zu diesem Ehrentage in einem „Extrawagen" (wie es in den geschichtlichen Urkunden heißt) für den Preis von 16 Groschen von Freiberg nach Frauenstein gefahren. Das Fest soll in glänzender Weise verlaufen sein. Ganz Frauenstein hat sich lange keiner Feierlichkeit zu erinnern gewußt, welche einen so tiefen Eindruck auf die Gemüther hinterlassen hätte. Aber der Meister war noch immer nicht bezahlt. Endlich suchte man dadurch aus der beklemmenden Situation einen Ausweg zu finden, daß der Rath und die arme Bürgerschaft (wie die Unterschrift in der Urkunde lautet) ein Gesuch an den Kurfürsten und König richtete und um ein gnädiges Geschenk von 100 Thalern bat. Es ist anzunehmen, daß die betrübliche Angelegenheit auf diese Weise geschlichtet worden, wenigstens ist von der Schuld später nie mehr die Rede.

Der geniale Meister hat 48 Orgeln gebaut. Als seine vollendetsten Werke werden die Orgeln in der Domkirche zu Freiberg, in der Frauen- und Sophienkirche in Dresden und diejenige in der katholischen Hofkirche ebendaselbst bezeichnet. Auch verfertigte er vortreffliche Claviere und baute nach Schröter's Modell das erste Fortepiano. Er starb am 4. August 1753 als kurfürstlich sächsischer und königl. polnischer Land- und Orgelbaumeister in Dresden. An dem kleinen unscheinbaren Hause des Dörfchens Kleinbobritzsch, wo seine Wiege gestanden hat, ist seit dem Jahre 1861 eine Marmortafel angebracht worden, welche sein und seines Bruders Andreas Gedächtniß feiert.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 114. Sonnabend, den 22. September, Abends. **1900.**

Zur Jubelfeier der K. S. Fürsten- und Landesschule Grimma.*)

Wenn heute der fleißige Kaufmann auf der Fahrt im Dienste Merkur's seine Schritte nach Grimma lenkt, so wird er erstaunt den Kopf schütteln ob all der Pracht und Herrlichkeit, die heute das schmucke Muldenstädtchen angelegt hat als Festgewand, ob des Wogens und Treibens in seinen sonst so stillen Straßen, ob der Menge ehrwürdiger Greise im Silberhaar und rüstiger Jünglinge im Vollbesitze strotzender Manneskraft. Und wenn er dann den im hohen, altväterischen Hute ehrwürdig daherschreitenden Bürgersmann um die Ursache fragt, so wird der ihm mit strahlendem Auge die Kunde sagen: „Unsere Fürstenschule feiert heute 350jähriges Stiftungsfest!" Ja, es ist ein Festtag für Schule und Stadt von hoher und höchster Bedeutung und nicht nur für diese. Sie alle, die ehemaligen Zöglinge der Anstalt, sind herbeigeeilt, um Geburtstag zu feiern mit der alma mater, die einst den Knaben aus Elternhand sorgend in ihre Arme nahm und ihn heranzog zum Jüngling gerüstet für den Kampf des Lebens. Aus ihren Augen leuchtet's uns entgegen, was ihnen die Schule gilt und welch' hohe Bedeutung für sie ihr Festtag hat, daß sie Heim und Amt und Pflicht verließen, um bei ihr zu sein in festlich schöner Stunde. Und was für diese frohen Stolz bedeutet, ist für das sächsische Vaterland stolze Freude, weckt über Sachsens Grenzen hinaus dankbaren Wiederhall. Denn wahrlich nicht nur das Alter der Fürstenschulen hat ihren Ruf begründet, auch an Können und Wirken sind sie vorausgeschritten die Jahrhunderte hindurch als Sendboten evangelischen Glaubens, deutscher Art und ernster Wissenschaft, seit Herzog Moritz weitschauenden Blickes sie zum Leben erweckte, damit es „mit der Zeit an Kirchendienern und anderen gelahrten Leuten in unsern Landen nicht Mangel gewinne", wie es in der neuen Landesordnung vom 21. Mai 1543 im Abschnitt „von dreyen neuen Schulen" heißt. Was aber Moritz wollte, dazu gab's auch allezeit ein Vollbringen, und so erstanden denn schon in demselben Jahre unter seiner Räthe Miltitz und Comerstadt fürsorglicher Leitung zwei der Schulen in Meißen und Schulpforta. Als Heimstätte für die dritte hatte man Merseburg erwählt, in dessen fast verlassenem St. Petrikloster vor der Stadt die Schule ein „sicher warm Nest" gefunden haben würde. Hier aber trafen noch einmal confessionelle Gegensätze in unblutigem Streite hart auseinander, denn nachdem zuerst „die Sterbens Leuffte", die Pest, die Gründung der Schule verzögert hatte, widersetzte sich nun der Bischof von Merseburg mit aller Energie dem Vorhaben, in dem er einen Eingriff in seine landesherrlichen Rechte und einen Angriff auf den katholischen Glauben erblickte. Gestützt auf ein kaiserliches Mandat verfocht er seine Ansicht bis zu seinem Tode siegreich und Moritz, des Streites müde, gab bei den Neuwahlen das Fallenlassen des Gedankens als Kaufpreis für die Wahl seines Bruders August zum Stiftsadministrator mit in Zahlung. Die für die Schule gesammelten Einkünfte in der Höhe von 27 200 fl. überwies er der Universität Leipzig zu Stipendien. So schien also der Plan endgiltig gescheitert zu sein. Aber ein Moritz ließ nicht so leicht einen einmal gefaßten Gedanken fallen. Der Schmalkaldische Krieg begann und nahm des Herzogs Denken in Beschlag, die Wittenberger Capitulation warf ihm die Ernestinischen Lande mit dem Kurfürstenhute in den Schooß, der Augsburger Reichstag mit seinen religionspolitischen Verhandlungen nahm seine Zeit für sich in Anspruch, und die Nöthigung, mit den sächsischen Ständen und Theologen zum „Interim" Stellung zu nehmen, ließ ihm keine Zeit für Gründungsideen. Doch kaum waren die größten Schwierigkeiten überwunden, als er auch schon im Landtagsabschied zu Leipzig 1548 auf's Neue die Absicht bekundet, „noch eine Landschule in den neu überkommenen Landen" zu gründen. Schon im folgenden Jahre kam ihm ein erwünschter Zufall zu Hilfe, als gelegentlich der Anwesenheit des Kurfürsten in Grimma bei den Verhandlungen mit den Theologen des Landes der Bürgermeister Sebaldus Müller dem Landesherrn das seit 1541 leer stehende Augustinerkloster als Schulgebäude anbot. Moritz nahm es an und betraute Comerstadt auf's Neue mit allen nöthigen Vorbereitungen, die zum Theil nur in der Wiederaufnahme der früheren Festsetzungen bestanden, so daß schon am 14. September 1550 die Landschule zu Grimma durch einen Festgottesdienst, Festfeier und Mahl eröffnet werden konnte.

Mit ganz besonderer Liebe sorgte der Kurfürst Moritz, solange er lebte, für diesen Nachkömmling unter den Fürstenschulen, den er in aller Eile „mit Zerlichem einkommen dürftigklichen vorsehenn" hatte, so daß die Schule die Klostergüter von Nimbschen und Buch mit den zugehörigen Dörfern, Vorwerken, Schäfereien, Gehölzen, Teichen, Fischereien, Zinsen, Gerichten, Triften und Hasenjagden ihr eigen nennen konnte. Viel war das allerdings im Hinblick auf die Kosten der Erhaltung von 1 Rector, 2 Baccalaureen und 1 Cantor nebst 100 Alumnen nicht und bereits 1554 muß der Schulverwalter klagen „das das einkommen der Schul sich nicht erstreck off die verordnet Vnterhaltung". Kurfürst August schaffte Rath und verlieh der jungen Schule jährliche Einkünfte aus den Aemtern Colditz, Leisnig, Torgau, der Kellerei zu Leipzig, der Stadt Görlitz und der Probstei Langensalza. So fanden denn nach dem Verzeichniß vom 12. October 1550 zunächst 74 Knaben Aufnahme in der Schule „daß sie zu Gottes Lobe, und im Gehorsam erzogen, in denen Sprachen und Künsten, und dann vornehmlich in der heiligen Schrift gelehret und unterweiset" würden, und zwar zählte man 42 Knaben, die von den dazu bestimmten Städten entsandt waren, 5 vom Adel, 1 Famulus und 26, die gegen ein jährliches Kostgeld von 12 fl. verpflegt und unterrichtet wurden. Schon hieraus geht hervor, daß die Schulen nicht, wie zuerst gedacht, „für armer leuthe Kinder" bestimmt sein, sondern allen Ständen zur Erlangung der Wissenschaft die Möglichkeit bieten sollten. Ein gar emsig Völklein bildete diese kleine Gemeinde, von früh 5 Uhr an, nachdem „die Knaben aufgeläutet" und ½6 Uhr mit einer Mette in der angrenzenden Klosterkirche ihr Tagewerk begonnen hatten, bis Abends 8 Uhr, wo sie müde das jugendliche Lockenhaupt auf den Pfühl legten, um noch schlummernd zu träumen von den Helden des Alterthums, den ganzen Tag floß still und gleichmäßig das Leben in den alten Klostermauern dahin, zwischen Arbeiten, Ruhen, Essen und Beten in rechtem Maß die Zeit vertheilend. Treue Lehrer hüteten mit Fleiß die Ordnung und eröffneten den lernbegierigen Blicken ein ungeahntes Wunderland. Anfänglich gab es deren einschließlich des Rectors und Cantors nur vier, 1726 kam ein fünfter hinzu, dem der Mathematikunterricht zugewiesen wurde, 1824 ein sechster als Religionslehrer und im Laufe der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts wuchs das Lehrercollegium allmälig zu der jetzigen Stärke von 14 Lehrern heran.

*) Von einem alten Fürstenschüler

Leider blieb der Lebensgang der alma mater im Laufe der Jahrhunderte nicht alle Zeit so friedlich und ungestört, auch Zeiten der Stürme und Drangsale zogen über die Stätte der Wissenschaft im Muldenthale dahin. Vor Feuersbrunst größeren Umfanges blieb die Schule bewahrt, kein Blitzstrahl entzündete ihr Dach, über das der Höchste schirmend seine Hand gebreitet hielt. Wohl aber stürmten die Wasserfluthen oftmals gewaltig gegen die Mauern des Baues am Muldenstrande und pochten Einlaß heischend an die Pforten. Ob die große Ueberschwemmung im Jahre 1573 Schaden angerichtet, wissen wir nicht, wohl aber ist uns in Versen des damaligen Rectors berichtet, wie wüste es 1771 in Schule und Kirche aussah, als sich die 10¼ Ellen hohe Wassermenge zu verlaufen begann. Und nach den Ueberschwemmungen peitschten Seuchen verheerend das Land und der Schnitter Tod griff mit unbarmherziger Hand auch hinüber über die Mauern der Schule. 1566, 1627 und 1637—38 war es die Pest, die ihre Opfer forderte und den Rector zwang, seine Schützlinge durch Entsendung in die Heimath vor der Gefahr zu bewahren, 1580 und 1833 warf die böse Grippe die Hälfte der Lehrer und Schüler auf das Krankenlager, 1582 und 1598 drang Dysenterie auch aus der Stadt in den Cötus ein und ließ, gleich wie 1806 das tückische Nervenfieber, die Hallen, in denen sonst der Schüler frohes Lied erklang, auf Zeit hinaus verödet sein. War dann der Todtenglocke dumpfer Ton verhallt, so gellte schrill die Sturmglocke durch's Land und am Himmel stiegen die Feuersäulen auf als Wegweiser für den Pfad, den sich der Feind mit blutiger Hand auf den Erdball zeichnete. Dann stob das schutzlose Häuflein, wie vom Wirbelwind erfaßt, erschreckt auseinander, in der Einsamkeit des heimischen Dorfes Schutz zu suchen. Und wahrlich die Kunde vom Nahen eines Tilly im 30jährigen Kriege, oder die Einquartierung eines Wallenstein in den Gebäuden der Anstalt, die Anwesenheit des schwedischen Hoflagers mit Gustav Adolf's Leiche oder das Zecherlied trunkener kaiserlicher Reiter im Kreuzgange, sie bildeten keine gute Begleitung zu den Jamben der lateinischen Dichter und zum Choral im Abendgebet. Was aber die Furcht nicht vermochte, erzwang die Noth, denn die ewigen „Plackereien" hatten die Einkünfte derart herabgemindert, daß schon 1633 der Schulverwalter den Verlust auf 8000 Thaler benennt und 1640 bis 1641 die Schule vollständig geschlossen werden muß. So arg wie der furchtbarste Krieg für Deutschland gewüthet hatte im Muldenstädtchen, so gnädig gingen die Kriegswirren des nächsten Jahrhunderts vorüber. Karl XII. lagerte zwar am 17. September 1706 vor Grimma, besuchte auch einmal die Schule, verschonte sie aber auf des Rectors Bitte mit Einquartierung; wohl mußte 1760—1761 die Zahl der Tische wegen der großen Lasten des 7jährigen Krieges beschränkt werden und 1804 beherbergte man nur noch 54 Alumnen, wohl lagerten 1813 bis 1815 Franzosen, Preußen, Russen und Oesterreicher in buntem Wechsel auf Hof und Spielplatz, immer aber gelang es der umsichtigen Leitung, den ungestörten, wenn auch beschränkten Fortgang des Unterrichts zu sichern. Und als nun gar die großen Tage von 1870/71 kamen, da sandte auch Grimma neun seiner Zöglinge unter die Fahnen zum Kampf für Deutschlands Einheit, feierte in erhebender, würdiger Weise die errungenen Siege, erhöhte 1873 im Hofe aus Liebesgaben Denen ein Ehrenmal, die Frankreichs Flur mit ihrem Blut getränkt.

So blieb der Geist, der in des alten Klosters Bau gewohnt, der Geist des Friedens, stets der Stätte treu, wennschon sein Gewand den wachsenden Ansprüchen gemäß abgestreift ward und einem neuen weichen mußte. Das alte Klostergebäude, das 1430 von Augustiner-Chorherren errichtet war, scheint keinesfalls ein Prachtbau gewesen zu sein und die geringen Umbauten bei Einrichtung der Schule, die im Gründungsjahre noch nicht vollendet waren, mochten nicht viel Wandel geschafft haben. Denn 1589 klagt man, daß es „Knaben und Präceptoren in Kammern und Gemach" regne. Die folgenden Kriegsjahre waren für umfangreiche Ausbesserungen wenig geeignet. So bezeugen mit Recht die Inspectoren 1676, daß „die Palatia, Creuzgang, Studir- und Schlaf-Cammern ganz durchsichtig und verfault" seien, sodaß „die Knaben des Winters über nicht wohl ausdauern können". Es war mithin der durchgreifende Neubau von 1684 wohl begründet, der bis 16. April 1686 die Gebäude auf derselben Stelle und mit nur wenig verändertem Grundriß neu erstehen ließ. Während aber in dem alten Bau nur 3 Lehrzimmer und 40 enge Zellen außer Speisesaal und Lehrerwohnungen enthalten gewesen waren, umschloß der neue Bau 30 große Wohn- und ebensoviel Schlafzellen nebst 4 Lehrzimmern, Speisesaal und Krankenstube. Im Anschluß hieran wurde auch ein gründlicher Umbau der recht schadhaften Klosterkirche mit Einziehung einer niedrigeren Decke vorgenommen. Anfang dieses Jahrhunderts machte die Erweiterung der Schülerzahl und des Lehrplans einen Neubau nöthig, der 1820—28 zur Ausführung gelangte. Während dieser Zeit beherbergte das nachmalige alte Seminar den obdachlosen Cötus. Am 8. Sept. 1828 erfolgte der Einzug in die neuen Wohnräume. Nur 64 Jahre umschloß er die muntere Schaar, im März 1886 entschieden sich die Stände für einen Neubau, zu dem am 20. Juni 1887 der Grundstein gelegt wurde. Stolz schaut der Renaissancebau mit seinen spitzen Giebeln und leuchtenden Fenstern in das dämmernde Muldenthal hinaus, von Nauck's Meisterhand entworfen und 1892 in Anwesenheit unseres geliebten Königs festlich geweiht. Doch welches Dach es auch war, der Geist, der unter ihm wohnte, blieb der alte, sehr zum Leide unbesonnener Fortschrittler, zur Freude und Hoffnung Aller, die Fürstenschülergeist schätzen und lieben lernten. Zunächst und vor Allem war es der Geist evangelischer Glaubenstreue, auf den ja die Schule gegründet war und in dem erzogen Männer zu Hunderten als evangelische Geistliche Segen gestiftet haben. Das war der geistige Odem, den ein Paul Gerhardt als Schüler eingesogen, der uns aus seinen Liedern entgegenweht. Wenn auch die Umfriedung nicht hoch genug war, daß nie der Wellenschlag pietistischer und rationalistischer Zeitströmungen in diese Felsenburg der Lutherlehre hineingefluthet wäre, an der Schrifttreue der Lehrer brach sich ihre Gewalt. Aerger war der Kampf gegen die Geister des Umsturzes auf pädagogischem Gebiete, gegen die Raue, Salzmann, Pott und den Rousseau-Schwärmer Basedow. Und wenn diesen und anderen derbe Abfertigungen, so durch Rector Krebs, zu Theil wurden, so verhalf hingegen auch hier Gottsched's Name neben den alten der deutschen Sprache zu ihrem Recht, lehrte Francke's Beispiel die Aufnahme der modernen Sprache und der Realien in den Lehrplan. Wo es galt mitzuhelfen am nöthigen Reformwerk des Gymnasialunterrichts wie 1848, da standen Rector Palm und seine Lehrer rüstig auf dem Plan. Daß aber allzeit der Geist der Antike vor Allem Geltung behielt, dazu hatte man gar guten Grund. Aus classischem Geiste heraus wurde es den jungen Gemüthern verständlich, was deutscher Heldengeist bedeutet, griechischer Freiheitsdrang und Freiheitssinn ließ in ihnen eine Ahnung erwachen für gleiche Gefühle für's deutsche Vaterland. Des Mangels an nationalem Geiste soll Niemand die Fürstenschulen zeihen. Das Andere aber, was des Moldanums Räume durchwehte all' die Jahrhunderte hindurch, war Ordnungssinn und Einfachheit. Im Anfange von fast spartanischer Strenge, sodaß die Knaben von 5 bis 7 Uhr Morgens nüchtern bleiben und 2 Jahre lang von ihrem Eintritt in die Schule an auf jede Freiheit verzichten mußten, nach und nach zu liberaleren Anschauungen fortschreitend. Während z. B. noch 1830 das Tabakrauchen streng verboten war, darf heute der Primaner sein Pfeifchen schmauchend auf dem Spielplatz sich ergehen, während bis 1800 regelmäßiger Einzelurlaub unbekannt, darf heute der ältere Schüler fast jeden Tag 1 bis 2 Stunden in der Stadt, ja in einem der vielen erlaubten Restaurants verbringen, auch steht heute die Anstalt in Bezug auf Ferien, die bis Anfang dieses Jahrhunderts für überflüssig galten, keinem Gymnasium nach. Freilich Spötter und Neider der Fürstenschulen hat es allezeit genug gegeben. Von den Bürgern Grimmas an, die der Kurfürsten neue Gründung als „eine neue Möncherei" bekrittelten, hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche die Fürstenschulen einzeln oder überhaupt als Sitz „pedantischer Enge und schulmeisterlicher Kleinkrämerei" bezeichneten. Aber so wenig diese Anklagen, die sich meist auf Vorurtheile stützten, das erlauchte sächsische Herrscherhaus wanken machen konnten in seiner Liebe zu den Landesschulen, die unser gnädiger König bei der Weihe des neuen Baues 1892 ausdrücklich betont hat, ebenso wenig lassen sich alle die dadurch beirren, die einen tieferen Blick hineingeworfen in St. Augustin's und seiner Schwestern Inneres. Die Bildung, die seine Schüler mit hinausnehmen in's Leben, hat sich bewährt, wie am klarsten zum Verständniß kommt, wenn man die Menge hochverdienter Männer überblickt, die sich mit Stolz Fürstenschüler nennen, die Liebe aber, die fast alle quondam Grimenses zu gemeinsamem Liebeswerk im „Verein ehemaliger Fürstenschüler" vereint mit nahezu 2000 Mitgliedern, die oftmals in Stiftungen und Gaben wie auch bei diesem Feste sich bethätigt hat, die Liebe legt das lauteste Zeug-

Digitized by Google

niß ab für Wahrheit und Recht. So mag denn für alle Gegner auch heute noch das derbe Wort des Kurfürsten Christian I. gelten: „Laßt mir diese drei Bethäuser mit Frieden! Gehen diese ein, so wird euch Alle der Teufel holen!"

Wenn heute die Festglocken von St. Augustin ihre Grüße senden über Sachsens Gaue dahin, dann wird aus manchem Herzen der Wunsch emporsteigen: „Gott schütze auch ferner St. Augustin!" J. Köhler.

* * *

Es wurden benutzt: Roeßler, Geschichte d. K. S. Fürsten- und Landesschule Grimma; Dippoldt, Hist. Beschreibung der kursächsischen Landschule zu Grimma; Ermel, Altes u. Neues von Grimma; Lorenz, Die Stadt Grimma im Königreich Sachsen.

Juristische Schriften.

1) Commentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch nebst dem Einführungsgesetze. Vierter Band. Familienrecht. Erläutert von Dr. Arthur B. Schmidt, ord. Professor der Rechte in Gießen, und Dr. Hermann Habicht, Landgerichtsrath in Cassel. 1. Lieferung. 6 ℳ 40 ₰. München 1900, C. H. Beck'sche Verlagshandlung, Oskar Beck. — Nachdem der von Hölder bearbeitete Allgemeine Theil und das von Schollmeyer bearbeitete Recht der Schuldverhältnisse bereits erschienen ist, erscheint jetzt das Familienrecht. Die Herausgeber haben sich in dessen Bearbeitung nach dem Vorwort derart getheilt, daß Schmidt die Erläuterung der §§. 1297—1588, Habicht die Erläuterung der §§. 1589 bis 1921 übernommen hat. Die vorliegende Lieferung geht bis zu §. 1432, enthält also die Bearbeitung von Schmidt. Sie ist als geradezu musterhaft zu bezeichnen. Jedem Abschnitt und Titel werden Vorbemerkungen vorausgeschickt, die gleichsam den wissenschaftlichen Extract geben und auf die wir ganz besonders hinweisen möchten. So wird z. B. in einer Vorbemerkung die rechtliche Natur des Verlöbnisses als eines familienrechtlichen Vertrags und dessen Wirkungen erörtert. Hierdurch wird eine glückliche Verbindung zwischen Lehrbuch und bloßem Commentar hergestellt. Bei den einzelnen Erläuterungen ist Literatur und Rechtsprechung selbstverständlich vollständig verwerthet. Den Ansichten des Verfassers dürfte wohl meist zuzustimmen sein. Bedenken erregt aber beispielsweise die zu §. 1355 ausgesprochene Ansicht, daß die Frau nicht das Recht habe, sich „Frau Wilhelm Müller" zu nennen. Dieses Recht giebt ihr zwar nicht das BGB., aber Sitte und Uebung und der Mann würde daher chicanös handeln, wollte er ihr es untersagen. Die Vorschrift im BGB. §. 1355 steht dem sicher nicht entgegen. — Der Commentar wird bald die führende Stellung einnehmen und von ausschlaggebender Wirkung auf Wissenschaft und Praxis werden. Er darf in keiner Gerichtsbibliothek fehlen. Wir wünschen dem großangelegten Unternehmen glücklichen Fortgang.

2) Deutsches Bürgerbuch. Ein praktischer, allgemein verständlicher Rathgeber für Personen aller Stände, welcher die wichtigsten für die Rechtsverhältnisse des täglichen Lebens in Betracht kommenden Vorschriften der Reichsgesetze enthält, erläutert und zur Anwendung bringt. Unter Beifügung von zahlreichen Formularen zu Eingaben, Berichten, Klagen und Verträgen. Herausgegeben von Dr. Menzen, Amtsgerichtsrath in Frankfurt a. M. Vollständig in 32 Lieferungen zu 30 ₰. Gesammtpreis des vollständigen Werkes 9 ℳ 60 ₰. Berlin 1900. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. — Das Buch giebt den Text des Bürgerl. Gesetzbuchs in der Legalordnung und in Anschluß an die einzelnen Paragraphen den Text der einschlagenden Nebengesetze mit kurzen Anmerkungen sowie etwa in Betracht kommende Formulare zu Eingaben, Berichten, Klagen Verträgen u. s. w., etwa 400 an der Zahl, wieder. Um der letzteren willen, die treffend und praktisch gewählt sind und dem Nichtjuristen gute Dienste leisten werden, empfehlen wir das Buch. Noch lieber wären uns die bloßen Formulare gewesen.

3) Das neue Miethrecht. Zum praktischen Gebrauch für Jedermann dargestellt in Anschluß an das Bürgerliche Gesetzbuch und unter Heranziehung ergangener Entscheidungen von Dr. A. Friderici, Staatsanwalt beim gemeinschaftlichen Landgericht Gera. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1900. — Das Büchlein ist in klarer und allgemein verständlicher Sprache geschrieben, vermag daher auch für Laien ein guter Rathgeber zu sein. Die wörtliche Wiedergabe von verschiedenen gerichtlichen Entscheidungen ist unseres Erachtens jedoch nicht praktisch in einem für Laien bestimmten Buche.

4) Die Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Bauwesen. Vortrag, gehalten am 12. Februar 1900 im Sächsischen Ingenieur- und Architekten-Verein zu Dresden von Heinrich Eucken, Assessor beim Rathe zu Dresden. Mit wörtlichem Abdruck der hauptsächlich in Betracht kommenden Gesetzbuchsstellen. Hannover, Verlag von Gebrüder Jänecke. 1900. 75 ₰. — Der Verfasser legt klar, in welcher Weise das BGB. in Beziehung tritt zu der baulichen Thätigkeit und den hiermit in Zusammenhang stehenden Verhältnissen. Der Vortrag giebt eine gute Uebersicht über die vielfachen und wesentlichen Bestimmungen des BGB., es sei nur an die des Werkvertrags, über die Hypothek der Bauhandwerker u. s. w., erinnert; wir können daher das Heftchen Architekten, Bauunternehmern, Bauhandwerkern u. s. w. nur empfehlen. Leider fehlt ein Register.

5) Gutachten der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin über Gebräuche im Handelsverkehr. Im Auftrage des Aeltesten-Collegiums herausgegeben von Heinrich Dove, Landgerichtsrath a. D., und Dr. Max Apt, Gerichtsassessor a. D., Syndici der Corporation der Kaufmannschaft von Berlin. Zweites Heft (Schluß). Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1900. 2 ℳ — Wir begrüßten schon beim Erscheinen des ersten Heftes die Herausgabe der Gutachten mit Freuden und wiederholen jetzt unsere Empfehlungen an die Gerichte und Anwälte, nicht minder an alle Kaufleute. Es wird dadurch manches Ersuchsschreiben um Erstattung eines Gutachtens in Prozessen überflüssig. Das jetzige Heft enthält Gutachten über den Wechselverkehr, Erfüllung der Lieferungsfrist im Allgemeinen, Rechtsverhältnisse betr. die Verpackung der Waaren, Maß und Gewicht, Spedition, Binnenschifffahrt, Butter, Käse, Fett, Getreide, Holz, Kohle, Leder, Mehl, Stärke, Spirituosen. In einem Anhang werden dann noch die Geschäftsbedingungen für verschiedene Branchen, wie Butterhandel, Eierhandel, Colonialwaaren, Textil, Leder, Wäsche u. s. w., mitgetheilt. Ein ausführliches Sachregister erleichtert den Gebrauch.

6) Handbuch der Prozeßpraxis. Von Dr. jur. Karl Friedrichs, Rechtsanwalt in Kiel. Zweite Abtheilung. (Schluß des ersten Bandes). Berlin, Karl Heymann's Verlag. 1900. 5 ℳ — Wir haben das Buch, das eine Anleitung zur Abfassung von Klagen und Klagbeantwortungen geben will, schon bei seinem ersten Erscheinen angezeigt. Wir erkennen die unendliche Mühe und Arbeit des Verfassers an, ebenso daß das Buch werthvolle Dienste leisten kann, glauben aber doch nicht, daß es in dem Maße praktisch ist, daß die aufgewendete Mühe belohnt wird. Alle Einwendungen, Repliken und Dupliken, wie einige von ihnen der Verfasser jeder Klage entgegensetzt, können eben nicht vorausgesehen werden.

7) Sächsische Ausführungs-Bestimmungen zum Bürgerlichen Gesetzbuch und den Nebengesetzen. Textausgabe mit Einleitung und Beifügung der angezogenen Gesetzesstellen. Herausgegeben von James Brait, Referendar. 2. Theil. Leipzig, Roßberg & Berger. 1900. — Die dem Text vorausgeschickte Einleitung ist werthvoll und mit Dank zu begrüßen. Dagegen wäre es unserer Meinung nach besser gewesen, mit der Herausgabe des ganzen Buches zu warten, bis man den definitiven Gesetzestext hätte geben und auch den inneren Zusammenhang zwischen den einzelnen Bestimmungen, dessen Nachweis der zweiten Auflage vorbehalten wird, hätte klarlegen können. Jedenfalls können wir hiernach nur rathen, erst die zweite Auflage zu kaufen. Durch die Aenderungen, die die ständische Berathung den Nothverordnungen schließlich gegeben hat, ist das Buch ohnedies hinsichtlich dieser nicht mehr brauchbar.

8) Das deutsche bürgerliche Recht für Forstmänner. Von Dr. Karl Dickel, Amtsgerichtsrath und a. o. Prof. der Rechte zu Berlin, Lehrer an der Forstakademie zu Eberswalde. Berlin 1900. Verlag von Franz Vahlen. Gebunden 11 ℳ — Das Buch dient dem Rechtsunterricht an den Forstlehranstalten und ist ein brauchbares, klar geschriebenes Lehrbuch für Nichtjuristen. Das besonders Forstmännische kommt eigentlich nur im 4. Abschnitt, der das Jagdrecht behandelt, zur Geltung, im Uebrigen ist es ein Lehrbuch für Nichtjuristen, auch wenn sie keine Forstmänner sind, daher auch Andern zu empfehlen. Das Familien- und Erbrecht ist leider nicht behandelt, weil dies an den preußischen Forstakademien nicht gelesen wird. In der Vorrede sagt der Verfasser: „Die Rechtswissenschaft kann, obwohl

sie keine exacte Wissenschaft ist, an den Forstakademien neben der Mathematik zur Entwickelung der Fähigkeit logisch richtigen Denkens vorzüglich benutzt werden. Die Rechtswissenschaft eignet sich überhaupt hervorragend zum Bildungsmittel, was nicht genügend gewürdigt ist. Sie kann in dieser Hinsicht an den Akademien noch weit mehr leisten, als die alten Sprachen auf den Gymnasien geleistet haben." Wir unterschreiben jeden dieser Sätze und wünschen ihnen weiteste Verbreitung und Beachtung.

9) Lexikon des deutschen Rechts. Nachschlagewerk der gesammten Reichsgesetzgebung zum praktischen Gebrauch. Unter Mitwirkung von Rechtsanwalt und Notar Böhm, Rechtsanwalt R. Caro, Rechtsanwalt Dr. jur. F. Chomsa, Rechtsanwalt Dr. jur. L. Fuld, Rechtsanwalt Dr. jur. H. v. Holtzendorff, Rechtsanwalt Dr. jur. A. Osterrieth, Rechtsanwalt P. Schmid, Rechtsanwalt Dr. jur. F. Seligsohn, Amtsrichter H. Jäntsch, Amtsgerichtsrath C. Pannier, Referendar H. Cuno, Referendar Hering, Geh. Postrath Dr. jur. M. König, Vieh- und Schlachthofdirector Dr. E. Schwarz, Bankbeamter G. Obst, Königl. Eisenbahnbeamter R. Rohde, J. L. Algermissen, A. Schroot, bearbeitet von Josef Kürschner. Mit einer Sammlung von 533 Formularen, Contracten, Klagen, Gesuchen, Eingaben, Liquidationen, einer Verwandtschaftstafel u. A. 2 Bände. Berlin, Eisenach und Leipzig, Hermann Hilliger, Verlag. — Das Werk giebt die Bestimmungen der verschiedenen Gesetze und Verordnungen u. s. w. unter entsprechenden Stichworten, die alphabetisch geordnet sind, wieder. Um die einzelnen Gesetze auseinander zu halten, sind unter Wiederholung des gleichen Stichwortes jedem Gesetz für jeden Begriff je besondere Artikel angewiesen. Die Wahl der Stichworte muß als äußerst glücklich bezeichnet werden, die darunter gebrachten Artikel sind knapp, klar und übersichtlich. Der Inhalt des Werks ist so vielseitig, als man nur wünschen kann, es wird kaum ein Auskunftheischender über irgend eine wichtigere Frage ohne Antwort bleiben, mag sie das bürgerliche Recht, das Straf- oder Verwaltungsrecht oder den Prozeß betreffen. Mit Dank sind namentlich auch die vielen und gutgewählten Formulare zu begrüßen. Das Buch ist wie das Conversationslexikon ein Hausbuch ersten Ranges und sollte in keinem Hause fehlen. Der Preis von 24 ℳ in bestem Halbfranz ist sehr billig.

10) Monographien zur deutschen Culturgeschichte herausgegeben von Georg Steinhausen. 4. Band. Franz Heinemann, Der Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit. Mit 159 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert. — Das im alterthümlichen Stil herausgegebene Werk ist wohl geeignet, dem Laien einen Einblick in die Cultur- und Rechtszustände früherer Zeiten zu geben, die zahlreichen beigegebenen, der Carolina, dem Sachsenspiegel u. s. w. entnommenen Abbildungen veranschaulichen die Darstellung noch mehr.

11) Das Bürgerliche Gesetzbuch in Frage und Antwort. Ein Repetitorium zum Selbststudium. Von Dr. R. Höfling, Landgerichtsrath in Coburg. II. Band: Familienrecht und Erbrecht. Berlin 1900. Verlag von Otto Liebmann, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften. Geb. 3 ℳ 20 ₰. — Wir haben früher schon auf dieses treffliche und praktische Buch hingewiesen und können unsere Empfehlung, namentlich an Studenten und Referendare, die vor dem Examen stehen, nur wiederholen.

12) Wirth und Miether. Eine Darstellung des Miethrechts nach dem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche. Mit einem ausführlichen Sachregister. Von G. Ihle, Landgerichtsrath in Dresden. Leipzig, Roßberg & Berger. 1900. — Begreiflicher Weise hat kein Rechtsstoff eine so häufige Bearbeitung erfahren, als das Miethrecht. Das vorliegende Büchlein, das sich in erster Linie an die Nichtjuristen wendet, gehört entschieden zu den besseren seiner Art. Die Sprache ist gemeinverständlich und klar, die Beispiele sind zur Verdeutlichung gut und treffend gewählt. Daß von Wiedergabe juristischer Literatur u. s. w. abgesehen worden ist, ist bei einem für Laien bestimmten Buche nur zu loben. Das Buch ist sehr zu empfehlen.

13) Commentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch und seinen Nebengesetzen: Commentar zum Handelsgesetzbuch von K. Lehmann und V. Ring. Zweiter Theil (§§. 178 bis 275) bearbeitet von V. Ring. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1900. — Wir machen auf diesen großen wissenschaftlich wie praktisch gleich bedeutenden Commentar wiederholt an dieser Stelle aufmerksam. Das vorliegende Heft behandelt das Actienrecht.

14) Das Actienindossament. Von Anton v. Kostanecki. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1900. — Nach einer kurzen Darstellung des heutigen Rechtszustands über das Actienindossament wendet sich der Verfasser zur historischen Entwickelung des Actienindossaments in Deutschland und den außerdeutschen Ländern, behandelt dann das Actienrecht und das Girowesen im Allgemeinen und zuletzt den indossabeln Actienbrief als Präsentationspapier sowie das Indossament und die Cession. Die Studie ist mit wissenschaftlicher Gründlichkeit geschrieben und namentlich eine werthvolle Bereicherung für die Entwickelungsgeschichte des Cessionsbegriffs.

15) Commentar zum Gesetz, betreffend die gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen vom 4. December 1899. Von H. Könige, Oberlandesgerichtsrath. Als Anhang: Zusammenstellung des Regierungsentwurfs und der Commissionsbeschlüsse sowie das Hypothekenbankgesetz vom 13. Juli 1899. Tübingen, Freiburg i. B. und Leipzig. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1900. — Der ausführliche und gründliche Commentar ist mit Freuden zu begrüßen und warm zu empfehlen. Der Verfasser zieht die Literatur reich heran, ist aber in der Auslegung und Würdigung der einzelnen Vorschriften von wissenschaftlicher Selbständigkeit, überall dabei das Bedürfniß der Praxis im Auge behaltend. Ein gutes Register erleichtert den Gebrauch.

16) Recht und Rechtsgang im Deutschen Reiche. Handbuch zur Einführung in das Bürgerliche Gesetzbuch und seine Nebengesetze. Bearbeitet von Dr. P. Siméon, Landrichter. Carl Heymann's Verlag. Berlin 1900. 10. und 11. Heft, je 1 ℳ. — Gern weisen wir von Zeit zu Zeit auf dieses vortreffliche Werk hin, das in mustergiltiger Sprache und großer Klarheit in der Anordnung des Stoffes den Inhalt des neuen bürgerlichen Rechts in ziemlich eingehender Weise wiedergiebt. Studenten und Referendaren beim Studium und bei der Repetition ist es ebenso zu empfehlen wie den Gerichtsschreibern und Expedienten. Das 10. Heft führt das Pfandrecht an beweglichen Sachen zu Ende und behandelt dann das Eherecht, das 11. Heft handelt von der Verwandtschaft, Vormundschaft und beginnt das Erbrecht.

17) Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich unter Berücksichtigung der sonstigen Reichsgesetze sowie der Ausführungsgesetzgebung von Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden für Studium und Praxis bearbeitet von Dr. Hugo Neumann, Rechtsanwalt am königl. Kammergericht zu Berlin. 2. Band, zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8 ℳ 50 ₰. 3. Band, erste und zweite Auflage 6 ℳ. Berlin, 1900. Verlag von Franz Vahlen. — Auch diesen Commentar haben wir schon wiederholt an dieser Stelle empfohlen. Die Thatsache, daß er bereits in zweiter Auflage erscheint, spricht für die Richtigkeit unseres Urtheils gleich beim ersten Erscheinen des Werkes. Inzwischen steht allgemein fest, daß der Commentar zu den besten und bedeutendsten gehört und sich durch die Reichhaltigkeit seiner Anmerkungen und Verweisungen auf andere gesetzliche Bestimmungen in der Praxis vorzüglich bewährt. Der Verfasser vertritt allenthalben eine gesunde Praxis, wie sich z. B. gegen Planck auch bei der Auslegung über die Wandelungsvorschriften darthut. Die zweite Auflage ist in der Lage, nunmehr auf die einzelnen Ausführungsgesetze der Bundesstaaten eingehend Rücksicht zu nehmen.

18) Rechtsbuch für Nichtjuristen von Otto Krabbes. Dresden, Carl Damm, Verlag (C. Höckner's Nachfolger). — Wir können das Buch nicht empfehlen, und namentlich für Nichtjuristen scheint es ganz ungeeignet. Man muß nicht immer gleich alle Excerpte, die man für sich beim Studium des Gesetzbuches gemacht hat, gleich drucken lassen.

19) Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897. Handausgabe mit Anmerkungen von Prof. Dr. Carl Gareis. 2. Auflage. München, C. H. Beck. — Wir haben schon die erste Auflage rühmend erwähnt, wollen aber nicht unterlassen, auf die zweite ebenfalls ganz besonders aufmerksam zu machen. Der Commentar eignet sich mit seinen kurzen, treffenden, Literatur und Rechtsprechung berücksichtigenden Anmerkungen zum täglichen praktischen Gebrauch, wie wir aus eigner Erfahrung bezeugen können, ganz vorzüglich. Die neue Auflage berücksichtigt namentlich die neuen Nebengesetze des Reichs und der Bundesstaaten.

D. A. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 115. Dienstag, den 25. September, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von **Walther Gensel.**

XVII. In Vincennes.

Als ich nach vierwöchentlicher Abwesenheit vorgestern wieder in Paris eintraf, bot sich mir gleich beim Verlassen des Bahnhofs ein merkwürdiges Schauspiel. Die zwei Kilometer lange Strecke der breiten Rue de Lafayette von der Oper bis zum Boulevard Magenta war mit Fuhrwerken förmlich besät. Zwei dicht geschlossene Reihen von Droschken führten angekommene Reisende den Boulevards zu, zwei ebenso dichte Reihen brachten andere zu den Bahnhöfen zurück. Alle fünfzig Schritte stockte der Verkehr, bei jeder Straßenkreuzung bildeten sich schier unentwirrbare Knäuel. Niemals glaubte ich in Paris etwas Aehnliches gesehen zu haben. War es nur der Gegensatz zu den stillen Bergen, von denen ich kam, der mich so frappirte, oder war wirklich der Verkehr in dem einen Monat so ungeheuerlich gewachsen? Die Abendzeitung klärte mich darüber auf. Die tägliche Durchschnittszahl der Besucher ist von 150000 zu Anfang August auf 250000 gestiegen, d. h. die Zahl der Fremden muß sich mindestens um 50000 vermehrt haben. Eine Viertelmillion Besucher an den Wochentagen, mehr als eine halbe Sonntags, damit wären ja die tollkühnen Erwartungen der Unternehmer fast erreicht. Leider vermögen die jetzigen fetten Wochen an dem Ergebniß des Ganzen nichts mehr zu ändern, sie können die Pforten der bereits geschlossenen Unternehmungen nicht wieder aufthun, die Sparbüchsen der vielen kleinen Leute nicht wieder füllen. Ein Riesenerfolg, der trotzdem zu einem Riesenkrach führt. Das ist die Bilanz der Weltausstellung. Denn es ist ein Riesenerfolg, wenn die Eintritte von 11 Millionen im Jahre 1867, 17 im Jahre 1878, 26 im Jahre 1889 auf nahezu vierzig Millionen steigen, und es ist ein Riesenkrach, wenn fast alle Privatunternehmer Bankerott machen. Mögen Die an ihre Brust schlagen, die daran schuld sind. Vorläufig aber scheinen sie sich ihrer Verantwortlichkeit noch gar nicht bewußt zu sein.

Den gestrigen schönen Tag habe ich zu einem Ausfluge nach dem reizenden Park von Vincennes benutzt, in dem sich bekanntlich ein Annex der Ausstellung befindet, und zwar ein Annex, der die eigentliche Ausstellung an Ausdehnung noch um etwa zehn Hektar übertrifft. Freilich sind die Bauten auf ihm nur sehr dünn gesäet. Um nach Vincennes zu gelangen, benutzt man am besten einen der Seinedampfer stromaufwärts nach Charenton oder aber die nun endlich vollendete Untergrundbahn, den vielbesprochenen Métropolitain. Das Sprichwort „Was lange währt, wird gut" hat sich an ihm wieder einmal bewährt. Wenn man nicht wüßte, daß Unentschlossenheit, Nachlässigkeit und Bummelei sein Zustandekommen durch Jahrzehnte verzögert haben, könnte man über die Weisheit der Stadtväter staunen, die so lange mit dem Bau gewartet haben, bis ein wirklich gutes System erfunden war. Die unterirdischen Hallen gleichen mit ihren weißen Fliesen mehr Badehallen als Tunneln, die Luft in ihnen ist gut und an heißen Tagen geradezu erquickend, die Wagen sind bequem, die Fahrt geht glatt und geschwind von statten. Zehn Kilometer in wenig mehr als einer halben Stunde, das ist bei so häufigem Aufenthalt eine achtungswerthe Leistung. Natürlich wird die neue Bahn außerordentlich stark benutzt. Von ihrer Endstation aus führt dann eine oberirdische elektrische Bahn in wenigen Minuten zum Eingang des Parkes. Die Ausstellung umfaßt hauptsächlich einen Theil der Gruppe Volkswirthschaft und einen Theil der Gruppe Transportmittel, eine Anzahl Sportplätze und vorübergehende Ausstellungen von Hausthieren, Vögeln, Pflanzen u. s. w. Gleich links gelangen wir zu einem um einen freien Platz gruppirten Dörfchen, den Arbeiterhäusern. Die meisten größeren Staaten sind betheiligt. Zunächst fällt das reizende, ganz in Naturholz aufgeführte Häuschen des berühmten Chokoladenfabrikanten Suchard vortheilhaft auf. Dann folgen mehrere belgische und deutsche Häuser, unter denen diejenigen des preußischen Kriegsministeriums einen besonders günstigen Eindruck machen. Weiterhin treffen wir auf einen Bau der Sparcasse zu Troyes, dann eine ziemlich primitive Haushaltungsschule von Saint Denis und — natürlich — auf ein Haus des berühmten Chocoladenfabrikanten, Menschenfreundes und Reclamehelden Menier. Viel benutzt wird von den Ausstellungsbesuchern die Volksküche der Pariser Philanthropischen Gesellschaft. Tischtücher und Servietten giebt's nicht, Geschirr und Bestecke sind höchst einfach, aber die Kost — 16 bis 20 Centimes die Portion — ist gar nicht so übel. Die Gesellschaft vertheilt jährlich zwischen drei und vier Millionen Bons und dabei ist sie nur die größte unter vielen. Leider muß sie sich in der Stadt bei den ungeheuer hohen Miethspreisen mit ziemlich engen und dumpfigen Räumen in winkligen Gassen begnügen, die keinen Vergleich mit dem freundlichen Holzbau in der Ausstellung aushalten. Noch findigere Reclamemacher als Menier sind die Gebrüder Lever, die Erfinder und Hersteller der berühmten Sunlight-Seife. Man wird sich erinnern, daß sie an einem schönen Morgen im Mai mit 1700 Arbeitern in Paris ankamen, sie durch die Ausstellung hetzten und bereits am Abend in einem bejammernswürdigen Zustande wieder nach England zurückbeförderten. Diese kleine Menschenquälerei kostete das hübsche Sümmchen von 50000 Frcs. Aber vielleicht sind sie nicht so schlimm, wie man nach dieser Probe annehmen möchte. Das echt englische Cottage, das sie als Muster ihrer Arbeiterwohnungen haben aufführen lassen, ist ganz reizend und mit Recht mit dem großen Preise ausgezeichnet worden. Alle die genannten Häuschen liegen, wie schon gesagt, um einen freien Platz herum. Noch freundlicher als sie ist das große Haus für Genesende des großen österreichischen Menschenfreundes Krupp bei Leobersdorf in der Nähe von Wien. Es hat hier einen fast ebenso hübschen Platz erhalten, wie an seinem eigentlichen Bestimmungsorte, nämlich am Rande des lieblichen, mitten in der Ausstellung gelegenen Sees zwischen duftenden Fichten und Kiefern.

Die Arbeiterwohnungen liegen links vom Haupteingange, rechts gelangen wir zur Eisenbahn-Ausstellung. Signalapparate, Wachhäuschen, Locomotiven künden sie uns schon von Weitem an. Die Hauptausstellung aber befindet sich in einer Art mächtiger Bahnhofshalle. Hier finden wir die neuesten Locomotiven, Speise- und Schlafwagen, Gepäckwagen 2c. aus aller Herren Ländern. Gleich auf einem der ersten Schienenstränge erblicken wir eins der gewaltigsten Ungethüme, eine Compound-Locomotive der französischen Nordbahn. Sie hat am 21. Juni 1900 einen Zug von 413 Tonnen in 1 Stunde 18 Minuten 20 Secunden von Paris nach Tergnier befördert, das ergiebt eine Durchschnittsgeschwindigkeit von über 100 Kilometer bei einer Maximalgeschwindigkeit von fast 130. Fast noch mehr Interesse erregt die neue elektrische Locomotive der Bahn nach Orléans. Die Schlafwagengesellschaft hat einige sehr sehenswerthe für Aegypten bestimmte Wagen ausgestellt, bei denen das Dach aus Kork besteht, die Wände durch Korbgeflechte unterbrochen sind und Eisapparate überall für Kühlung sorgen. Auch alle anderen Gesellschaften sind gut, zum Theil vorzüglich vertreten. Der wichtigste Theil der nun folgenden russischen Ausstellung befindet sich nicht hier, sondern in dem russischen Palaste des Trocadéro, es sind die Pläne, Modelle, Ansichten, statistischen

Tabellen ꝛc. der transsibirischen Eisenbahn. Dieses gigantische Unternehmen auch nur in großen Umrissen zu schildern und zu würdigen, würde einen besonderen Artikel erheischen, ich verweise deshalb die, welche sich dafür interessiren, und ihre Zahl wird vermuthlich sehr groß sein, auf den ausführlichen Aufsatz von Eugen Zabel im Septemberheft der Deutschen Rundschau. Dort auf dem Trocadéro ist auch ein für die neue Linie bestimmter prächtiger Luxuszug mit Speisewagen, Küche, Salon, Rauchzimmer, Schlafcoupés, Badezimmer, Raum für gymnastische Uebungen und Barbierstube zu besichtigen. Ja noch mehr, man versucht uns dort die Illusion einer Reise auf ihr zu verschaffen und zwar weit, weit über die bis jetzt vollendete Strecke hinaus bis nach Peking. Während wir nämlich im Speisewagen ein ganz vorzügliches Mahl einnehmen, wird ein Riesenpanorama von Ostrußland und Sibirien an uns vorübergerollt. — Doch zurück zu Vincennes. Auf die russische Abtheilung folgen die amerikanische, die englische, dann die belgische mit ihren wunderschönen neuen Luxuswagen, die mit geringer Preiserhöhung an die Stelle der bisherigen Wagen erster Classe getreten sind. Sehr reich ist auch die österreichische Ausstellung. Wir finden hier vor Allem neue Wagen der Orient-Expreßzüge, dann einen kleinen Hofwagen für den Kaiser mit blauen Bezügen und sehr hübscher Marketteriearbeit, einen Gepäckwagen mit praktischen Vorrichtungen für den Transport von Zweirädern, einen neuen Bierwagen für Pilsener Bier, einen Luxuswagen der Prager elektrischen Eisenbahn und mancherlei Anderes. Die deutsche Abtheilung ist leider nicht ganz so gut wie bei den anderen Classen. Wir wiegen uns vielfach in dem Glauben, daß unsere Züge, insbesondere die sogenannten D-Züge, die schönsten und besten der ganzen Welt seien. Allein in der Schnelligkeit und dem ruhigen Gang sind wir von Amerika, England und Frankreich seit Langem und bei Weitem überholt worden und nun scheint uns dasselbe bezüglich der Bequemlichkeit bevorzustehen. Der einzige Vorzug, den wir jetzt noch haben, besteht darin, daß unsere zweite Classe nur acht Plätze hat und besser gepolstert ist als in den meisten anderen Ländern. Aber warum kann man z. B. bei uns nicht Reisedecken und frisch überzogene Kopfkissen für die Nacht miethen wie in Frankreich? Warum ist es außer bei den D-Zügen fast immer unmöglich, zur richtigen Zeit ein vernünftiges Mahl einzunehmen? Allerdings sind bei der Preisvertheilung auch einige große Preise für Deutschland abgefallen, so insbesondere für die Sächsische Maschinenbaugesellschaft vormals Hartmann in Chemnitz und für Borsig-Berlin. Aber daneben stehen einige recht böse silberne Medaillen. Eine silberne Medaille bedeutet nämlich bei der Unzahl der höheren Auszeichnungen nicht viel mehr als „leidlich", und das ist zu wenig für große für den Staat arbeitende Gesellschaften.

Zwischen der Eisenbahn-Ausstellung und den Arbeiterhäusern ist noch eine treffliche canadische Ausstellung von landwirthschaftlichen Maschinen zu erwähnen. Jenseits der ersteren gelangen wir zu der großen amerikanischen Maschinenhalle, die durch einen besondern Bau mit den vorzüglichen, aber mit geradezu komischer Aufdringlichkeit angepriesenen Erntemaschinen von Cornick ergänzt wird. Die Amerikaner haben auch einen eigenen Pavillon für ihre Zweiräder. Neben diesem befindet sich ein eigener Bau für das rumänische Petroleum, eine Halle für die Acetylen-Apparate, eine für Motoren, ein riesiges Gebäude für die Automobile und ein kleineres für die Zweiräder. Auf alle diese Ausstellungen einzugehen, mangelt mir der Raum und ist auch nicht nöthig, da insbesondere von Zweirädern und Automobilen jetzt allerorten Sonderausstellungen veranstaltet werden. Das Interessanteste ist in dieser Classe die retrospective Abtheilung, aber sie befindet sich nicht hier, sondern auf dem Marsfelde im Palaste der Transportmittel. Sänften, Carossen, Postkutschen jeglicher Art und aus allen Zeiten nehmen den größten Raum ein. Ihnen schließen sich einige Locomotiven an, darunter die 1830 von George Stephenson construirte „Invicta". Sehr amüsant ist die Entwickelung des Zweirades von den „Draisinen" des vorigen Jahrhunderts an, bei denen man sich mit den Füßen vom Boden abstieß. Was für primitive Maschinen wurden noch vor fünfundzwanzig Jahren benutzt! Und was für ein häßliches Ungethüm war erst das 1885 hergestellte erste Automobil! Natürlich konnten für alle diese Transportmittel nur einige wenige Beispiele ausgestellt werden, sie werden ergänzt durch eine außerordentlich reichhaltige, zum Theil aus Privatsammlungen stammende, zum Theil dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten gehörige Ausstellung von ernsthaften und scherzhaften Illustrationen. Endlich finden wir eine sehr hübsche Sammlung von Gegenständen, die sich auf die Geschichte der Luftschifffahrt und der Brieftaubenpost beziehen, darunter den Ballon „Volta", in dem der Gelehrte Janssen am 2. December 1870 aus dem belagerten Paris aufstieg. Derselben Gruppe wie die Transportmittel gehört auch das Ingenieurwesen (Génie civil) an, das hauptsächlich durch Modelle und Pläne von öffentlichen Arbeiten aller Art vertreten ist. In der deutschen Abtheilung tritt hier das preußische Ministerium ganz besonders glänzend hervor, neben ihm verdienen vor Allem die Ausstellungen einiger Städte wie Berlin, Hamburg, Bremen und Chemnitz Beachtung. Berechtigtes Aufsehen erregt der aus Kabeln errichtete große Pavillon der berühmten, jetzt wieder mit vier großen Preisen ausgezeichneten Fabrik von Felten & Guilleaume in Mülheim am Rhein. Wenn möglich, werde ich noch darauf zurückkommen.

Neue Romane und Novellen.

Das Angebot an Erzählungsliteratur ist auf dem Büchermarkte in ständig steigender Bewegung. Freilich wächst auch die Nachfrage, will sagen das Lesebedürfniß. Eine umfassende Uebersicht zu geben über die neuen Erscheinungen wird immer mehr zur Unmöglichkeit. Man muß sich damit begnügen, aus dem Schwall der neuen Romane und Novellen Einiges herauszuheben, das schon in dem Namen des Verfassers eine gewisse Gewähr höheren Werthes giebt. So sei heute die Aufmerksamkeit auf einige Bücher gelenkt, denen zum Theil die sittengeschichtliche Bedeutung ihres Stoffes, zum Theil der poetische Reiz der Darstellung einen Anspruch auf Beachtung verleiht.

1) Schutzengelchen. Ein kölnischer Roman aus dem Jahre 1812 von Ernst Müllenbach. Zweite Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1900. Preis 3 *M*, gebunden 4 *M*. — Müllenbach ist schnell einer der beliebtesten geworden unter den Erzählern der Gegenwart, die Familienblätter reißen sich förmlich um seine Manuscripte. Er verdient auch die gute Meinung. Zwei Dinge sind es namentlich, die seine Werke auszeichnen. Erstens wurzeln sie in einem starken Heimathgefühl und lassen die rheinische Luft in einer so wohlthuenden Weise um den Leser spielen, daß er schon hierdurch zu inniger Theilnahme für die Träger der Handlung und ihre Erlebnisse gewonnen wird. Wir sind in der Mundart des rheinischen Rom zwar nicht so daheim, daß wir jedes Wort auf seine Echtheit prüfen könnten. Aber es klingt echt, das „Kölsch" der wohlehrbaren Wittwe Vogelsand und ihres Sohnes, und übrigens ist es auch nicht die Mundart allein, auf der das gut kölnische Gepräge der ganzen Schilderung beruht. Und zweitens versteht Müllenbach seine Geschichten höchst wirksam auf einen geschichtlichen Hintergrund zu zeichnen, der sie aus der Flachheit der gewöhnlichen Salonlectüre heraushebt, ihnen welthistorisches Relief giebt. Auch das ist ihm in dem „Schutzengelchen" wieder ausgezeichnet gelungen. Die Plackereien der Napoleonischen Continentalsperre, die dadurch hervorgerufene Schmugglerwirthschaft und das ganze vielbewegte Treiben der rheinischen Großstadt in den Tagen des Rheinbundes wird uns in lebensvoller, unverkennbar auf gründlichen Studien beruhender Darstellung vorgeführt. Dabei überwuchert nirgends — und das verräth vielleicht mehr als alles Andere das künstlerische Feingefühl des Schriftstellers — das Geschichtliche die Fabel, sondern immer sind es die Menschenschicksale, die im Vordergrunde bleiben und deren Entwickelung wir mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen. Und nirgends — auch das ein Vorzug — bedarf der Schriftsteller des dröhnenden Pathos und der strömenden Wortfülle, um uns sein deutsches Empfinden glaubhaft und fühlbar zu machen. Ja er läßt sogar den Männern volle Gerechtigkeit widerfahren, die, von dem Sterne Napoleon's geblendet, ihre Kraft in den Dienst des Gewaltigen und seines Regierungssystems stellten: der Douanechef Jean Baptist Napoleon Heidinger ist in der Zeichnung nicht minder sorgfältig behandelt als der edle Baron Rossel, der eigentliche Held der Geschichte. — Der Roman trägt die Widmung: „Paul Heyse zum 15. März 1900". Es gehört ein gewisses frohgemuthes Selbstvertrauen zu solcher Widmung. Aber wir freuen uns darüber. Denn gerade Heyse wird gewiß für die feine Tönung des Bildes, das Müllenbach in seinem „Schutzengelchen" unseren Augen dar-

bietet, das rechte Verständniß gehabt und die freundliche Huldigung des jüngeren Collegen mit herzlichem Danke angenommen haben.

2) Der Holzhändler. Roman in zwei Bänden von Max Kretzer. Berlin W., Verlag von Fischer & Franke, 1900. Preis 6 M. — Max Kretzer ist der Schöpfer des Berliner Sitten-, richtiger Unsittenromans und unzweifelhaft unter den deutschen Schülern und Nachahmern Zola's einer der begabtesten. Wenn seine ersten Romane vorzugsweise durch die schonungslose Wahrheit in der Darstellung der Fäulniß und Verkommenheit in den oberen und unteren Schichten der großstädtischen Bevölkerung wirkten, so gehen seine neueren Werke mehr und mehr in die Tiefe und gestalten sich zu wirklich erschütternden Seelengemälden. Der Roman „Der Holzhändler“ schildert uns die Gewissensqualen eines Mannes, der sein Weib beim Stelldichein mit einem Anderen überrascht, die Ehebrecherin niederschießt, aus der gerichtlichen Untersuchung wegen mangelnden Beweises entlassen wird und nun lebenslang die Last des ungesühnten Verbrechens wie eine unsichtbare Kette mit sich schleppt. Ebenso scharf umrissen wie dieser Holzhändler Dulters ist der Führer des Gegenspiels Graf Lux. Er war der gewissenlose Verführer des Weibes von Dulters, hat sich durch feige Flucht in Sicherheit gebracht, benutzt aber gleichwohl die Gewalt, die ihm das Wissen um die Blutschuld des Holzhändlers in die Hand giebt, in der nichtswürdigsten Weise, um sich immer neue Mittel zur Fortsetzung seines liederlichen Lebens zu verschaffen. Indessen psychologisch beinahe noch feiner gezeichnet ist der Schwiegersohn von Dulters. Ich muß sagen, die Art, wie in ihm der Satz verkörpert ist: „Schuld fordert Sühne“, erscheint mir als die künstlerisch bedeutendste Leistung an dem Buche. Das Werk hat schon durch den Abdruck in der Woche einen großen Leserkreis gefunden. Es wird auch in Buchform noch seinen Weg machen, daran ist kaum zu zweifeln. Aber auf die Gefahr, kleinlich zu erscheinen, müssen wir doch hinzufügen, daß an dem sprachlichen Gewande des Romanes sich manches peinliche Fleckchen findet, das uns den Genuß gestört hat. Sie waren in einem eifrigen Gespräch vertieft (I, 73), in einer wichtigen Unterhaltung vertieft (I, 221) sind jedenfalls anfechtbare Wendungen, ebenso das verschiedentlich gebrauchte: er schreckte zusammen anstatt: er erschrak. Half ihm über die Nöthen (I, 70), von seines Gnaden, von deines Gnaden (I, 174, II, 158, 270), um deswegen, schräg à vis (I, 245), Papyrossas-Cigarretten (II, 191), eine lästige Häufung wie „motorische Bewegung“ (II, 193) — das sind lauter stilistische Nachlässigkeiten, die sich ein Schriftsteller von Ruf nicht hingehen lassen sollte. Ja es kommen Sätze vor, die erst durch den Zusammenhang überhaupt verständlich werden. „Ich war so wenig eitel, diese Voraussetzung auch auf mich auszudehnen“ (II, 228) soll so viel heißen wie: „Ich war nicht so eitel, daß ich diese Voraussetzung auch auf mich ausgedehnt hätte.“ Wenn Kretzer, der, sind wir recht berichtet, nur eine sehr bescheidene Schulbildung genossen hat, in stilistischen Dingen nicht ganz sicher ist, so ist das für ihn keine Schande. Aber warum schafft er sich nicht einen Beirath, der von seinen Romanen nach dieser Richtung eine Correctur liest, ehe sie gedruckt in die Welt hinausgehen?

3) Ideale und Dissonanzen. Zwei Novellen von Katharina Zitelmann (K. Richart). Berlin 1900, Verlag von J. Harrwitz Nachfolger. Preis 2 M., geb. 3 M. — Die zwei Liebesgeschichten, die der Band enthält, sind etwas überromantisch aufgeputzt, namentlich die erste. Eine verwaiste Baronesse verliebt sich auf Grund eines Romans in dessen Verfasser, einen Münchener Schriftsteller, beginnt einen Briefwechsel mit ihm und wird zuletzt — Alles schriftlich — seine Braut. Das erste persönliche Zusammentreffen mit ihrem vergötterten Freunde stürzt sie aus allen ihren Himmeln; er ist ein häßlicher kleiner Kerl in vernachlässigtem Anzuge, und die derben Manieren des Künstlerkreises, dem er angehört, widern sie an. Sie flieht aus München, wird Gouvernante und Gesanglehrerin. Aber die Reue, ein edles, vertrauendes Herz aus kleinlichem Grunde tief beleidigt zu haben, läßt ihr keine Ruhe. Nach vier Jahren sucht sie den Verschmähten wieder auf, findet ihn sterbenskrank. Genesung — Schuldbekenntniß — Versöhnung — Schluß! — Das Recept zu der zweiten ist ganz ähnlich, nur der befriedigende Ausgang wird auf andere Art herbeigeführt. Ein gefeierter Schriftsteller ist auch hier die Hauptperson. Aber nicht er ist diesmal der Verschmähte, sondern sie. Er verläßt seine Jugendgeliebte, Konstanze Rainer, und führt ein reiches Wiener Gänschen heim. Auch Konstanze sucht und findet in der Pädagogik Trost in ihrem Liebeskummer; die Schulmeisterei ist den Schriftstellerinnen von heute, wie es scheint, das bequemste refugium miseriae. Nach zehn Jahren begegnen sie sich wieder. Die schon vernarbte Wunde in dem Herzen Konstanze's bricht schmerzlich wieder auf, wieder ist sie im Bann der dämonischen Gewalt des Mannes, dem jetzt erst zum Bewußtsein kommt, was er an ihr verloren hat, und der gewissenlos genug ist, sie mit seinen Bewerbungen zu verfolgen. Ein wackerer Arzt, schon in höheren Semestern, der längst treulich um Konstanze geworben hat, beobachtet indeß mit dem scharfen Auge der Eifersucht, was vorgeht, und als der zwiefach Ungetreue die ehemals Verlassene an sich reißen will, flüchtet sie in die Arme des Dr. Märheim — Der Widerstreit zwischen Traum und Wirklichkeit, Schein und Sein, Dichter und Mensch ist schon erschütternder dargestellt worden, als es hier geschieht. Doch werden empfindsame Mädchenherzen die Geschichten nicht ohne Rührung lesen. Einen Rath geben wir der Schriftstellerin: sie mag sich die unnütze Vergeudung abgewöhnen, die sie mit dem Fürwort „derselbe“ treibt. Man stürzt alle paar Zeilen einmal über dasselbe.

4) Bühnenvölkchen. Erzählung von Adele Hindermann. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1900. Preis 3 M., hübsch gebunden 4 M. — Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen, so sagt der Psalmist. Ein nicht minder liebliches Bild bietet ein in inniger Liebe vereintes Schwesternpaar. Ein solches führt uns Adele Hindermann in diesem Buche vor. Ein Roman ist es allerdings nicht. Dazu fehlt der große Wurf, die tragische Leidenschaft, die bewegte Handlung, die straffe Entwickelung, die Steigerung zu einem bedeutsamen Höhepunkte, also so ziemlich Alles. Nicht einmal eine Novelle ist es zu nennen. Kein in sich geschlossener Vorgang beherrscht den Inhalt. Und dennoch fesselt er nicht blos von Anfang bis Ende, sondern er heimelt uns an und erwärmt uns das Herz. Die mit geschicktem Griffel gezeichneten Gestalten der kleinen buntfarbigen Bühnenwelt, auf der die grellsten Gegensätze so eng aneinander rücken, rastlose Arbeit im Dienste der hohen, herrlichen Kunst und träges Genußleben, stürmischer Jubel und tiefstes Verzagen, Feindseligkeit und Herzensgüte, giftiger Neid und selbstlose Theilnahme, leichter Sinn und hartes Ringen mit der Sorge im täglichen aufreibenden Daseinskampfe — das Alles tritt vor uns hin in heller Beleuchtung, nur daß die allzu tiefen Schatten neben dem blendenden Lichte gemildert sind durch die Kunst einer malerisch abwägenden Darstellung und einen wahrhaft goldenen Humor. Blos wenige Seiten brauchen wir zu lesen, so stehen wir schon mitten drin in der eigenartigen Atmosphäre, die unzertrennlich verbunden ist mit dem Leben im Lichte der Rampe und der Soffitten, und Alles, was die beiden Schwestern, die den Mittelpunkt der Schilderung bilden, erleben an Freud und Leid, an Erfolg und Enttäuschung, das bewegt uns das Herz und läßt es hier mit erzittern in athemloser Spannung, dort mit aufjauchzen in hellem Entzücken. Schade, daß uns die Schriftstellerin das letzte Capitel vorenthält, die Rückkehr der gefeierten Opernsängerin an den heimischen Herd, in den trauten, aber engen Kreis der bürgerlichen Familie, die mit banger Sorge dem kühnen Fluge des Nesthäkchens nachgeblickt hat, das Wiedersehen Muttchens mit ihrer „kleinen Leni“ und mit dem braven schwesterlichen Hausmütterchen, das die werdende Diva begleitet hat auf dem heißen Wege in die große Welt. Aber hübsch ist der Schluß auch so: „Morgen sagt Mama zu mir: Mein Kleinchen! Weiter denke ich jetzt Nichts; das ist köstlicher als alle Größe.“

5) Das Gänsemännlein. Eine Erzählung von Otto v. Leitgeb. Illustirt von Wilhelm Hoffmann. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1900. Preis 3 M., gebunden 4 M. — Fast in jedem Hause findet sich wohl unter sorglichem Verschluß dies und jenes Stück altväterlichen Hausraths, an das sich Erinnerungen theils froher theils wehmüthiger Art knüpfen und das darum namentlich den bejahrteren Gliedern der Familie an's Herz gewachsen ist. Solch ein Werthstück, eine Nachbildung der allbekannten Nürnberger Brunnenfigur des Gänsemännleins, spielt so zu sagen die Hauptrolle in der vorliegenden heiteren Geschichte. Der Erzähler schlingt die Fäden der Handlung mit so fröhlichem Behagen um das kleine Kunstwerk, das Heiligthum der Großmutter, und um sein drolliges Urbild auf dem Gänsemarkt, daß er auch den Leser mit einspinnt in seine wohlige Stimmung. Wie das Gänsemännchen sich als eine Art Schutzgeist bewährt an zwei jugendlichen Herzen, in denen Schritt für Schritt eine herzliche Neigung aufkeimt, wie dann weiterhin das Mißgeschick der ver-

sehentlichen Zerstörung des so pfleglich gehüteten Standbildchens und die begleitenden Umstände dieser kleinen Familientragödie den Liebenden ihr Herzensgeheimniß zu klarem Bewußtsein bringen, und wie schließlich das sonderbare Brunnenmännlein selbst sogar die Vermittelung des Liebesgeständnisses für das schalkhafte Mädchen übernimmt, das wird erzählt mit schlichter Anmuth und jener Wärme im Ausdruck, die dem Herzen wohlthut. Der malerische Reiz Nürnbergs und seine kunstgeschichtlichen Erinnerungen sind geschickt verwerthet zum Schmuck der Darstellung, auch die sauberen Bildchen dienen ihr zu willkommener Belebung. Die liebenswürdige Novelle verdient die geschmackvolle Ausstattung, die ihr die Verlagshandlung hat zu Theil werden lassen. R. B.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Die handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfte. Eine Kritik der Rechtsprechung des Reichsgerichts von Dr. Rießer, Justizrath in Berlin. Berlin 1900. Otto Liebmann. 1 ℳ 50 ₰. — Das Reichsgericht hat in mehrfachen Entscheidungen angenommen, daß die in §. 66 des Börsengesetzes ausgesprochene Unwirksamkeit von Börsentermingeschäften, für die nicht beide Theile im Börsenregister eingetragen sind, nicht auf die Börsentermingeschäfte zu beschränken sei, die der Formulirung in §. 48 des Gesetzes entsprechen, sondern auch solche Geschäfte treffe, die nach ihrem materiellen Inhalt und ihrer wirthschaftlichen Natur und Zweckbestimmung unter die Geschäfte fallen, die der Gesetzgeber nur den eingetragenen Personen mit Rechtswirksamkeit gestattet hat. Hiergegen polemisirt der Verfasser. Seine Polemik ist, wie immer, klar und scharf: jedenfalls die beste Vertretung der „betheiligten Kreise". Daß sie aber den obersten Gerichtshof umstimmen wird, möchte ausgeschlossen sein. Hier stoßen unausgleichbare Gegensätze in der Auffassung der höchsten Aufgaben des Richters zusammen. N—l.

— Verhandlungen des 25. deutschen Juristentages. Herausgegeben von dem Schriftführeramt der ständigen Deputation. I. Band. Berlin 1900. J. Guttentag. — Enthält Gutachten des Prof. Dr. Weyl in Kiel über die Frage, welche Stellung den Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit in dem zu erwartenden Versicherungsgesetze zu gewähren sei, und des Geh. Regierungsraths Dr. Daude in Berlin darüber, ob es sich empfehle, die strafrechtliche Verfolgung der Verletzung des Urheberrechts auf wissenschaftliche Eingriffe zu beschränken. Daude verneint mit überzeugender Begründung; Weyl referirt im Wesentlichen nur über die seitherige Kritik des Entwurfes, da er seinen eigenen Standpunkt schon früher näher begründet hat. N—l.

— Die allgemeinen Lehren des Handelsrechts mit einem Anhange betreffend das Recht der Inhaberschuldverschreibungen. Vorträge von Dr. Carl Ritter, Rath in der Hamburgischen Justizverwaltung. Berlin, 1900. Verlag von Franz Vahlen. 3 ℳ 50 ₰. — Das Buch ist aus Vorträgen hervorgegangen, die der Verfasser vor der Hamburgischen Sachverständigencommission für den Effectenhandel gehalten hat. Es behandelt die Quellen des Handelsrechts, das Anwendungsgebiet des Handelsgesetzbuchs, den Begriff des Kaufmanns, das Handelsregister, die Stellvertretung im Handel, die Handlungsgehilfen und Handlungslehrlinge, im Anhang sodann das Recht der Inhaberschuldverschreibungen. Die gründlichen und wissenschaftlichen Darlegungen, bei denen namentlich die Uebersichtlichkeit und gute Systematisirung zu loben ist, werden bei den Praktikern überall ihre verdiente Beachtung finden. Gut erscheint uns namentlich die Abhandlung über die kaufmännischen Pflichten, in der natürlich auch der unlautere Wettbewerb berücksichtigt wird. Mit Recht vertheidigt z. B. hier der Verfasser die auch von uns vertretene Ansicht der Unstatthaftigkeit des Gebrauchs eines fremden Pseudonyms. Dr. A. L.

— Die Sachsenwarte. Unabhängige Wochenschrift für Gebildete (früher Leipziger Salonblatt). Herausgeber Arthur Pleißner. Verlag: Dr. Roßberg, Leipzig, Wächterstraße 24/26. Bezugspreis 2 ℳ 50 ₰ vierteljährlich. — Die uns vorliegenden Nummern bringen auf dem Titelblatte die Bilder angesehener und bekannter Leipziger Persönlichkeiten (Oberbürgermeister Dr. Tröndlin, Rector Kaemmel, Professor Hasse u. s. w.). Der übrige Inhalt vertheilt sich auf Politik, Poesie, Geschichte, Theater rc. Auch wohlgelungene satirische Zeichnungen fehlen nicht. Jedoch müssen wir das Erscheinen weiterer Nummern abwarten, ehe wir uns ein abschließendes Urtheil über das Blatt erlauben. —tg—

— R. L. Garner, Die Sprache der Affen, aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von W. Marshall. Leipzig 1900. Herm. Seemann Nachfolger. 200 S. 3 ℳ. — In trefflicher Uebersetzung übermittelt uns Marshall ein Buch, das bei seinem Erscheinen vor sieben Jahren viel von sich reden gemacht hat, so daß irgendwelche Kunde von Garner's orginellen Untersuchungen wohl bis in die kleinsten Tagesblätter aller Länder durchgesickert ist. Die Originalität besteht in der planmäßigen Anwendung des Phonographen, eines nach Erfindung und Vervollkommnung specifisch amerikanischen Instruments, auf dem Gebiete der Sprachforschung, und zwar speciell bei den höheren Thieren. Es werden dadurch allerdings außerordentliche Vortheile gewonnen, da es gelingt, eine einmal aufgenommene Lautfolge entweder unverändert wieder zu erzeugen und auf andere Individuen derselben Art wirken zu lassen, oder aber sie beliebig verlangsamt zu reproduciren und damit der Analyse zugänglich zu machen. Bisher waren derartige Versuche in ähnlicher Vollkommenheit eigentlich nur bei gewissen einfachen musikalischen Klangfolgen der Vögel möglich, etwa bei der Kukukspfeife, welche sowohl die Tonhöhe und Klangfarbe genau wiedergiebt als auch eifersüchtige Kukuks nach Belieben herbeizurufen gestattet, also gewissermaßen eine deutliche Unterhaltung mit dem Thiere ermöglicht. Garner geht viel weiter und erkennt den Affen eine ziemlich gegliederte Sprache zu, die für jede Art wechselt, so zwar, daß gewisse Grundformen, namentlich die Bezeichnung für Essen und Trinken, oder für schlechtes Wetter, auch den anderen Species verständlich sind. Man hat aber das Gefühl, daß es seinen Schlüssen noch an der nöthigen Durchbildung und Gliederung fehlt. Wenn man bei der Vogelsprache wenigstens den Versuch gemacht hat, sie in musikalischen Zeichen so weit festzulegen, daß ein einigermaßen geschulter Kenner einer Anzahl von Vogelstimmen auch die übrigen herauslesen und verstehen kann, so würde Garner's Methode erst dann etwas allgemein Brauchbares leisten, wenn es gelänge, die Phonogramme genügend zu fixiren und zu vervielfältigen, so daß sie Gemeingut der Wissenschaft würden. So, wie die Sache jetzt liegt, handelt es sich mehr um Keime einer wirklichen Wissenschaft, die aber auf jeden Fall sehr fruchtbringend werden können und selbst den Dilettanten zur Nachahmung und Weiterführung anregen mögen. Man hat das Gefühl eines vielversprechenden Anfangs, der um so mehr Erfolge verheißt, je mehr Kräfte sich dem interessanten Gebiet zuwenden. Garner selbst ist Dilettant in der Zoologie und ergeht sich mit einem gewissen Behagen in naturphilosophischen Speculationen. Sein Mangel an Uebersicht wird ausgeglichen durch eine längere Reihe von Anmerkungen, die vom Uebersetzer als Anhang gegeben werden und den Werth der Uebertragung über den des Originals stellen. Doch auch abgesehen von den Schwächen, wird das Buch immer wichtig sein wegen der vorzüglichen psychologischen Beobachtungen an amerikanischen Affen, die merkwürdiger Weise, wenn wir die Anthropoiden bei Seite lassen, den altweltlichen in geistiger Hinsicht überlegen zu sein scheinen. Sie sind in einer Reihe anmuthiger Schilderungen niedergelegt. Möchte die reiche Anregung, die ohne Zweifel in dem Buche steckt, auch bei uns auf fruchtbaren Boden fallen! Srth.

— Manuali Hoepli. Cesare Fenini, Letteratura Italiana. 5. Aufl., vollständig neu bearbeitet von Vittorio Ferrari. Mailand, U. Hoepli, 1900. — Die italienische Literatur von ihren Anfängen bis 1748 in einem kleinen Bändchen von 286 Seiten zu behandeln, ist eigentlich ein kühnes Unternehmen; Ferrari hat uns hier mehr als die Geschichte der Literatur, eine Philosophie derselben gegeben, aber in anregender Form mit trefflichen Urtheilen und soweit es sich um die Hauptwerke der hervorragendsten Dichter handelt, diese ausgezeichnet charakterisirt. Ferrari hat mit diesem Theil der italienischen Literatur, über welche man ein abschließendes Urtheil fällen kann, den leichtern Theil der übernommenen Arbeit vollendet, das angekündigte 2. Bändchen, das die Zeit von 1748 bis auf unsere Tage behandeln soll, wird die schwierigere Aufgabe enthalten, und es ist zu wünschen, daß er die neueste Zeit nicht so stiefmütterlich abfertigt, wie dies in den meisten literarhistorischen Werken Italiens bisher geschehen ist.

Dresden. G. Locella.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 116. Donnerstag, den 27. September, Abends. **1900.**

Die Randsachsen.

Ein Beitrag zur sächsischen Volkskunde.

Unter Randsachsen versteht man die Einwohner derjenigen Dörfer des Königreichs Sachsen, welche hart an der Altenburger Grenze liegen, etwa zwischen den zwei sächsischen Städten Borna und Crimmitschau. Der Abstammung nach sind die Randsachsen ein Gemisch von Deutschen und Sorben-Wenden. Auf sorbische Niederlassungen deuten die Namen folgender Dörfer: Wyhra, Terpitz, Kertzsch, Jerisau, Gablenz, Gösau rc., auf deutsche Einwanderung weisen die Dorfnamen hin: Schwaben, Franken, Waldsachsen, Frankenhausen, Langenhessen. Von deutschen Unternehmern (Locatoren) wurden gegründet: Heyersdorf = Heinrichs-Dorf, Rudels- (= Rudolfs-)Walde, Dänkritz = Dankrats-Dorf, Blankenhain = Hain = hagin = Gehege des Blanko rc. Nachdem die Sorben-Wenden von den Deutschen unterjocht worden waren, verschmolzen sie mit denselben zu einem Volke, bei dem das deutsche Element die Oberhand behielt. Die Nähe der Altenburger Grenze, dazu das häufige Uebersiedeln von Altenburger Landeskindern in die sächsischen Grenzdörfer bewirkte, daß die „Randsachsen" in Bezug auf Kleidung, Sprache, Sitten und Gebräuche sich fast gänzlich den „Altenburger Bauern" anschlossen. Ihre Kleidung ist die im Aussterben begriffene „Altenburger Bauerntracht". Wenn man sagt, diese Tracht (wie sie im 19. Jh. getragen wurde) sei noch die Tracht der alten Sorben-Wenden, so irrt man sehr; ebenso unrichtig ist, was Kurt Greß in seiner Vorrede zu „Volksklänge in Altenburger Mundart von Ullrich" sagt: „Der weibliche Rock ist in allem Wechsel der gleiche geblieben, heute noch wie in alter Zeit eng anliegend, aus vielen Falten bestehend, nur bis zum Kniee reichend und die Form der Trägerin mehr als zur Genüge andeutend." Die Altenburger Bauerntracht, besonders die Tracht der Frauen ist in den verschiedenen Jahrhunderten eine sehr verschiedene gewesen. (Man vergleiche hierüber: Frost, Illustrirte Chronik von Grünberg und Umgebung. Ein Beitrag zur Volkskunde Sachsens. Crimmitschau, 1900.) Bei den Randsachsen tragen jetzt nur noch die älteren Leute die jedenfalls interessante Altenburger Bauerntracht, die jüngeren dagegen haben sich schon längst „rimgeklidt" (umgekleidet), sie tragen „bargersche (bürgerliche) Kleeder". Wie die eigenthümliche Kleidung, verschwinden bei den „Randsachsen" auch immer mehr die hochinteressanten „Altenburger Bauernhäuser" mit ihren hölzernen Stuben und machen modernen Bauten Platz. Auch die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche verlieren sich mehr und mehr. Nur die Sprache, der „Altenburger Dialekt" wird von den Randsachsen noch ziemlich festgehalten. Dieser Dialekt hat sich seit ca. 200 Jahren fast gar nicht verändert. (Man vergleiche: Frost, Chronik, S. 67 ff.) Er bietet nun des Interessanten so viel, daß es sich wohl verlohnt, etwas näher darauf einzugehen. Obwohl er eine Abart des sächsischen Dialekts ist, so wird es doch dem Großstädter, der ihn zum ersten Male hört, nicht ganz leicht fallen, ihn zu verstehen. Der Dialekt läßt zuweilen Vocale und Consonanten ganz weg, zuweilen stellt er sie so um, daß das betreffende Wort ganz anders klingt, als es geschrieben wird. Den Eigennamen Jacob spricht man „Jopf" aus, statt Eier spricht man „Ee-ere". Man vergleiche im Englischen: „enaugh", gespr.: „inöff" und im Französischen: „oeil", gespr.: „öj". Die Vocale klingen im Dialekt theils wie im Hochdeutschen, theils anders. Z. B. a bleibt hell in „Land", wird aber dumpf zu o „Voter" = Vater; ä bleibt in „Wächter", wird aber zu i in „siht" = säet. Das lange e wird zu i. Man sagt „Bihre" statt Beere, das kurze e dagegen verwandelt sich in a. Aus „Geld" wird „Gald". Das kurze i bleibt theils unverändert, so in „Griff", theils verwandelt es sich in e: „Wend" = Wind, theils in a: „Barne" = Birne. Auch das lange i bleibt theils unverändert, wie in „Knie", theils verwandelt es sich in ei: „kreigt" = kriegt, bekommt, theils in ee: „veel" = viel. Das o behält zuweilen seinen Klang, so in „ohne", wird aber gewöhnlich zu u: „Kurn" = Korn, auch zu i: „sitte" = solche. In manchen Wörtern bleibt ö unverändert, z. B. „Töpfe", in anderen wird es zu a: „Harner" = Hörner, in anderen zu ie: „schien" = schön. Das kurze u behält seinen Klang, das lange u dagegen wird in der Regel zu o: „Stobe" = Stube, ü wird zu i: „Bichse" = Büchse; au wird bald zu o: „Zom" = Zaum (man vergleiche im Französischen „autre"!), bald zu ee: „keeft" = kauft; ei bleibt unverändert in Beil, wird aber oft zu ee: „Reese" = Reise, oft auch zu ä: „Mäse" = Meise (man vergleiche franz. „soleil"!); eu bleibt zuweilen, so in „theuer", zuweilen wird es zu ei: „Preissen" = Preußen; äu wird bald zu ei: „Reime" = Räume, bald zu ä: „Bäme" = Bäume. Freilich finden wir innerhalb dieser Regeln noch viele Ausnahmen. Man vergleiche die verschiedene Aussprache der Vocale im Englischen! Auch die Consonanten erleiden öfters Aenderungen. Aus nd wird ng, wenn ein oder mehrere Laute darauf folgen: „Hänge" = Hände, „Kenger" = Kinder; ch klingt stets hart wie in Rachen; j wird zu g: „Gahr" = Jahr; b und p, d und t wird nicht unterschieden. Das n in der Endung des Infinitiv wird stets weggelassen, wenn der Infinitiv nicht als Subject oder Object auftritt: „Ar wol sein'n Wag bessere loosse" = Er wollte seinen Weg bessern lassen. In dieser Hinsicht gleicht der Dialekt der Randsachsen dem schwäbischen, doch läßt letzterer das n am Ende des Wortes consequent weg, was ersterer nicht thut. Eigennamen, die auf l m n r (man vergleiche die Aenderungen, welche dieselben Laute im Griechischen hervorbringen!) endigen, hängen im Dativ und Accusativ ein e an: „bei Malchere" (Melchior), „ich sah Michele" (ich sehe den Michel), Hermann, „mit Harmonne", Schramm, „vun Schramme". Betrachten wir die interessanten Einzelheiten des Dialekts, so finden wir etliche slavische resp. wendische Sprachreste: „puwerzje" auch „powarz", wendisch „powerse" bedeutet eine Erhöhung, die aus Brettern besteht und den Zweck hat, etwas darauf zu setzen oder zu stellen (buffet, Regal, Topfbrett); „pumäle" = sachte, langsam, „krätschen" = die Beine auseinanderspreizen, „mee", auch „meej" = mein ich (wendisch: menic = meinen); „ar is nich, wos'r sei sull" = ist einfältig. Man vergleiche die wendische Redensart: „Wenn er der Mann wäre, der er nicht ist." Auch germanische Antiquitäten und Raritäten finden wir in dem Dialekt der Randsachsen: „ensen" einem Substantiv angehängt bildet Adjectiva mit der Bedeutung „ähnlich": „gewitterensen" = wie Gewitter, „scheitensen" = unbiegsam wie Holzscheite. „Enke" = Pferdeknecht; „auter" = rüstig, tüchtig; „abicht" = verkehrt, albern; „schlimp" = schief, nicht gut; „föder" = vorwärts; „salt" = damals, dort, wird örtlich und zeitlich gebraucht, ist contrahirt aus „selbigen Orts", „selbiger Zeit", „vun Urte zo Urte" = von Anfang bis Ende, wird ebenfalls räumlich und zeitlich angewendet; „furteneene" = in Einem fort; „zobander" = selbander, zu zweien; „gammerlich" = sehr; „ihrnt" = etwa; „derwagen" (= derowegen) ist nicht begründend, sondern entgegenstellend wie: trotzdem, dennoch, immerhin; „kusen" = reden, schwatzen, „lanchen" = schlummern. Etliche Ausdrücke, namentlich Adjectiva sind so derb und naiv, daß man sie nicht gut schriftlich wiedergeben kann. — Statt: „Er redet irre", sagt man: „Ar kust alles eefelliges Zeig"; meint man: „Er wird schwach im Kopfe", so drückt man dieses aus:

„Ar ward ganz zor Titsche — zen Dunstje." Ironisch ist: „Eia!" = das glaube ich nicht! Das fragende: „Nichtwahr?" heißt: „Wos gallo ho?" Höfliche Absage liegt in: „Ich woes o nich", „s' lät mr nich su gor sihr veel dron". Bescheidenheit spricht aus: „Ab'n wos", „gor wuhl wos" = viel. Um den Namen Gottes nicht zu mißbrauchen, wendet man folgende Formen als Interjectionen an: „Ach du aller!" „I du mei mei he!" — Die persönlichen Fürwörter der Randsachsen lauten: „Ich, de (= du) ha, ar (= er) se (= sie) 's (= es), mir (= wir) ihr, se (= sie). Als Anredewort braucht man unter sich das „Du" (2. pers. sing.), gleichviel ob die angeredete Person reich oder arm, bekannt oder unbekannt, männlichen oder weiblichen Geschlechts ist; dagegen werden ältere Leute von den jüngeren „Ihr" (2. pers. plur.) angeredet, ebenso der Bauer und die Bäuerin von den Dienstboten, der Vater sowohl, als auch die Mutter von den Kindern. Hat man dagegen einen vor sich, der nicht „bauersch" ist, so redet man ihn: „ha" oder „ar" (= Er, 3. pers. sing. masc.) an; eine „Nicht-bauersche" wird „sie" (3. pers. sing. fem.) genannt; z. B.: „Fra Postern, will sie wos keefe?" (= Frau Pastor, wollen Sie etwas kaufen?) Doch wird in neuerer Zeit für „Nicht-bauersche" auch „Sie" (3. pers. plur.) als Anredewort gebraucht. Eine interessante Spracheigenthümlichkeit ist ferner das Anhängen des Titels an den Geschlechtsnamen, besonders bei Handwerkern. Der Schuhmacher Schade wird „dr Schadenschuster", der Tischler Gleitsmann „dr Gleetsntischler" genannt. Drollig klingt es, wenn man den Schneider Müller: „Müllerschneider" und den Müller Schneider: „Schneidermüller" nennt. Häufig kommen gleichlautende Familiennamen vor. In D. wohnen nebeneinander fünf Leithold. Jeder erhält seinen „Spitznamen". Den ersten nennt man „Schieferleiteld", nach seinem Schieferdache, den zweiten „Michel", nach dem Vornamen seines Urgroßvaters, den dritten „Mehlhorn", nach einem früheren Vorgänger auf dem Gute, den vierten „Weener", nach seinem Schwiegervater Wagner, den fünften „Böttcher", nach seinem Handwerk. Zuweilen kommen auch gleichlautende Vor- und Familiennamen vor. Im Dorfe G. wohnten vier Melchior Gerth. Um diese zu unterscheiden, nannte man den ersten „Wolfsgihrt", nach dem Namen seiner Frau, einer verwittweten Wolf, den zweiten „Hansen", nach dem Vornamen seines Großvaters Hans, den dritten „Schmeodsmalcher", nach seinem Pflegevater Schmidt, den vierten „Gihrtsmalcher", auch „Straussmalcher", nach dem Namen eines vor mehr als 100 Jahren verstorbenen Vorgängers im Gute, Namens Strauss. Ueberhaupt hält der Dialekt der Randsachsen gern einen Namen fest, der in einem Gute oder Hause heimisch geworden war, selbst dann noch, wenn seit mehr als einem Jahrhundert ein ganz anderes Geschlecht dort wohnt. So heißt es bei dem S.'schen Gute in O. heute noch „bei Flachen's", obgleich dort der Stamm Flache bereits fast 200 Jahre ausgestorben ist und das betreffende Gut schon mehrfach andere Geschlechter beherbergt hat. Nicht ohne Interesse ist ferner das Umwandeln von Taufnamen in Geschlechtsnamen, was der Dialekt in ganz naiver Weise vornimmt. Im Dorfe R. lebte einst Jeremias Wagner. Man stumpfte dessen Vornamen Jeremias ab zu „Garmis" und sagte statt „bei Wagner's" — „bei Garmis", den späteren Besitzer Georg Wagner nannte man „Garmis Garge"; der Vorname Lorenz wurde zu „Lurze". Die Nachkommen des Lorenz Schulze nannte man „Lurze's". Gottfried Schulze hieß: „Lurzen Friede". Bezüglich dieser Spracheigenthümlichkeiten muß freilich gesagt werden: das 19. Jahrhundert hat bereits angefangen, mit denselben aufzuräumen; das 20. Jahrhundert wird nicht viel davon übrig lassen! Die Randsachsen fangen an, sich ihrer Sprache zu schämen, freilich ganz mit Unrecht. Denn gleichwie uns eine hügelige, waldige Gegend lieblicher anmuthet als eine platte, ebene; wie uns ein gewundener Fußpfad angenehmer erscheint als eine schnurgerade Landstraße: so ist uns das Volk lieber, wenn es seine Eigenthümlichkeiten behält, als wenn es dieselben im Meere der Gewöhnlichkeit untergehen läßt. Wir rufen hier den Randsachsen das alte Wort zu: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin!"

G. A. Frost.

Das Alte Testament im Lichte neuer Denkmäler.

Von Dr. Johannes Jeremias.

Es ist ein selten beachteter Gedanke, daß das Alte Testament nicht nur die religiösen Urkunden, sondern die gesammte Nationalliteratur Israels enthält. Das Volk hat sein Singen und Sagen, sein Sinnen und Minnen, seine Schulweisheit und Poesie auf dem Altar Jehovah's als Weihegeschenk niedergelegt. Es wäre nun durchaus vorstellbar, daß dieser Einzigartigkeit der israelitischen Literatur auch die Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit aller Formen entspräche, in denen die Aussagen über Gott, Gemüth, Welt von jeher einen Ausdruck sich verschafften. Die fromme Ueberlieferung hat diese Originalität bis in unsere Zeit hinein behauptet. Indessen ist durch reiche Quellen, die erst in neuer Zeit zu fließen begannen, insbesondere durch die am Euphrat und Nil aufgefundenen Denkmäler unwiderleglich und empirisch bewiesen worden, daß die Gewandung und Einkleidung jener in ihrer inneren Einheitlichkeit heilig und rein erstrahlenden religiösen Literatur in bedeutendem Zusammenhang mit dem Vorstellen anderer Völker, in erster Linie der Babylonier, steht. Wir meinen, daß diese Erkenntniß unserer Ehrfurcht vor dem Alten Testament keinen Eintrag thut. Nicht in starrer Ausschließlichkeit, sondern in lebenswarmer Empfänglichkeit hat das begabte Volk, das nicht gleich den benachbarten Phöniziern über ferne Meere fuhr, um sich am Gold in der Fremde zu bereichern, doch in allerlei Welt aus mancherlei Erz das Edelgold geschürft, das in der Bibel zur geläuterten, reinen, vollkommenen Prägung gediehen ist, hat in einer erstaunlichen Assimilationskraft, die eine Eigenthümlichkeit der semitischen Rasse stets gebildet hat, und in lebhaftestem Gedankenaustausch den Völkern sich genähert, mit denen es durch die Bande des Blutes und die Synthese der Geschichte verbunden war.

Es ist eine Errungenschaft, welche für die Werthschätzung und Erforschung des Alten Testaments von größtem Werthe ist, daß wir heute den großen weltgeschichtlichen Hintergrund, das völkerpsychologische Milieu gefunden haben, von welchem sich in prächtiger Morgenbeleuchtung die Geschichte Israels abhebt, die für die ganze Welt zur Heilsgeschichte geworden ist. Durch Gnadenwahl war dieses reichbegabte Volk dazu ersehen, gleich Hellas für das Schöne, so für das ewig Wahre der Menschheit die Fackel des Genius voranzutragen. — Die ersten Inschriftenfunde, die ein überraschend neues Licht über das Alte Testament verbreitet haben, fanden vor hundert Jahren statt. Es war ein großer Augenblick, als Napoleon's Soldaten im Anblick der Pyramiden, ohne Commando, wie vom Zauber gebannt, stillstanden. Hundert berühmte Gelehrte Frankreichs begleiteten damals den kühnen Feldherrn, um eine Campagne des Geistes zu beginnen, der durch die Lebensarbeit eines Champollion und Mariette ungeahnte Siege folgten. Es war ein glücklicher Tag, als der junge Gymnasiallehrer Grotefend — am 4. September 1802 — der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften seine ersten Entzifferungen der persepolitanischen Keilschriften vorlegte. Seitdem ist das inschriftliche Material vom Euphrat und Nil märchenhaft groß geworden; Ezechiel's Vision erfüllte sich, Todtengebeine regten sich, die Steine begannen zu reden, die abertausend Tafeln von Kujundschik, der Stein von Dhibân mit der Mesahinschrift, die Ruinen von Bosra und Palmyra. Durch den Spaten der Forscher bloßgelegt, durch den Calcul der Gelehrten entziffert, durch den Sonnenaufgang zweier neuer Sprachwissenschaften beleuchtet, begannen diese zahllosen Denkmäler gleich der Memnonssäule in der Wüste zu klingen und zu singen, zu tönen und zu reden. In ungeahnter Pracht ist eine neue uralte Welt aus tausendjährigem Starrkrampf erwacht. Gegenwärtig gräbt eine Expedition der Pennsylvanischen Universität, an deren Spitze ein Deutscher, Prof. Hilprecht, steht, den Belstempel in Nippur aus: das Priesterarchiv enthält Inschriften von Naramsin, von Sarganissarali, von den Königen von Kisch, welche tief in das vierte Jahrtausend uns weisen. In diesem Jahr ist es dem Scharfsinn eines deutschen Gelehrten gelungen, den Schlüssel zur Entzifferung der Hethiterinschriften, der Denkmäler von Karkemisch, zu liefern und die Sprache als eine dem Armenischen nahverwandte zu erweisen. Vor kurzem veröffentlichte Eduard Glaser südarabische Inschriften der Minäer und Sabäer, welche bis in das Jahr 1900 v. Chr. uns weisen. Am ergiebigsten und brauchbarsten für das Studium des Alten Testaments werden sich auch in Zukunft die babylonisch-assyrischen Denkmäler erweisen.

Aus Ur in Südbabylonien kam einst Abraham. Hier steht nicht nur die Wiege, sondern auch der Sarg des alten Israel. An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unter den neuerdings gefundenen babylonischen Denkmälern nimmt gegenwärtig immer noch das vornehmste Interesse der Fund von Tel Amarnah in Anspruch. Vor zwölf Jahren fand man in der Residenz des bekannten Reformkönigs Amenophis IV. gegen 300 Thontafeln, welche Originalbriefe von Königen Babyloniens, Assyriens, sowie anderer vorderasiatischer Fürsten an den ägyptischen Hof enthalten. Eine Thatsache war von vornherein fascinirend, daß nämlich alle Briefe des Archivs ohne Ausnahme in babylonischer Schrift und Sprache geschrieben sind. Babylonien war demgemäß um das Jahr 1400 v. Chr. die culturbeherrschende Macht von ganz Vorderasien, vom Euphrat bis zum Nil. Ein beträchtlicher Theil der Briefe stammt aus Palästina und giebt uns ein getreues Bild von der politischen Lage des Landes kurz vor der Zeit, in welcher die Hebräer von ihm Besitz ergriffen. Die Oberherrschaft Aegyptens in Syrien und Palästina ist in Auflösung begriffen. Im Westen beginnen die Hethiter, im Süden die Chabiri, in denen man mit größter Wahrscheinlichkeit die Hebräer erkennen darf, ihre Herrschaft auszudehnen, die Gaufürsten rufen um Hilfe. Es war eine wahre Bohême, in der sie lebten, eine verwahrloste Zeit, aus der sie schrieben. Obgleich ihnen der Feind auf dem Nacken sitzt, beschäftigt sich ihre üppige Phantasie in jedem Brief mit Gold, Pferden und Weibern. Sechs Briefe stammen aus Jerusalem, Urusalim, d. i. befestigte Stadt, genannt. Von hervorragendem Interesse sind ferner zwei mythologische Texte, die von den ägyptischen Priestern wegen ihrer schwierigen Lesbarkeit mit Worttrennern in rother und schwarzer Tinte versehen sind. Die Wichtigkeit der Jerusalembriefe für die Beurtheilung der Invasion unter Josua, für die Geschichtschreibung des Richterbuches, überhaupt aber für die literarische Beurtheilung des Alten Testaments ist überaus groß. Wie fällt gegenüber der ans Tageslicht getretenen Thatsache, daß die Kanaanäer um 1400 v. Chr. schrieben und lasen, unseres Erachtens die Behauptung in sich zusammen, daß Israel vor dem neunten Jahrhundert keine Literatur besessen habe. Ich glaube an die Möglichkeit, daß man Urkunden aus der Zeit noch finden wird, in der einst Moses die großen, leitenden Gedanken der geoffenbarten Religion in Stein gemeißelt hat. Von den vorgenannten mythologischen Texten beschäftigt sich der eine mit Adapa, der von Ea in Eridu erschaffen wird, als zêr amêlûti, als Sproß der Menschheit. Die Pointe des Mythus ist die, daß Adapa das ihm angebotene Lebensbrod nicht annimmt und dadurch sich die Unsterblichkeit verscherzt. In einem kürzlich von Scheil, S. J., veröffentlichten Paralleltexte wird gesagt, daß ein Gott diesem „Adapa Klugheit und Weisheit, aber nicht das ewige Leben gegeben hat". Adapa und Adam weisen merkwürdig ähnliche Züge auf. Unabweisbar ist die Zusammengehörigkeit der babylonischen und biblischen Berichte über Schöpfung und Sintfluth. Hier häufen sich die gleichen Details derart, daß eine zufällige Uebereinstimmung ausgeschlossen scheint. Aus der Bibliothek Asurbanipal's, der die religiösen Urkunden der altbabylonischen Tempelarchive sammelte (669—625 v. Chr.), stammt der babylonische Schöpfungsbericht, der in das Gewand eines Kampfes des Lichtgottes Merodach mit der Tiamat, der biblischen tehôm, gekleidet ist. Marduk, der Gott der Frühlingssonne, schreitet siegreich strahlend durch das Urchaos und bildet aus dem geborstenen Drachenleib Himmel und Erde, er trennt die oberen und unteren Wässer, und festigt sie durch starke Thore. Die Götter bewundern ihn (IV, 21 ff.): „Dein Regiment, o Herr, habe den Vorrang unter den Göttern, Vernichten und Schaffen — sprich! so geschehe es!" In einem hierzu gehörigen Fragment (K. 3364) ergeht an den Urmenschen folgende Weisung des Himmels: „Zu Deinem Gott sollst reines Herzens Du sein, das ist das Liebste der Gottheit. Beten, Flehen und Niederwerfung des Angesichts sollst Du ihm frühmorgens darbringen. Gottesfurcht gebiert Gnade, Opfer steigert das Leben, und Gebet löset die Sünde. Gegen Freund und Genossen rede nichts [Arges], Gemeines rede nicht, Freundlichkeit [übe]!" — Die Scenerie des biblischen Paradieses ist babylonisch. Gewiß bleibt das Paradies, von welchem Friedrich Rückert so tief empfunden sagt: „laß aus dem Duft von Edens Garten die Frucht des Lebens niederhangen" eine Ideallandschaft, aber bewässert ist sie durch Phrat und Tigris, befruchtet durch babylonische Heimathserinnerungen. — Im Jahre 1872 machte George Smith der Londoner Gesellschaft für biblische Archäologie die ungeheueres Aufsehen erregende Mittheilung von dem Fund eines babylonischen Sintfluthberichtes. Nur andeutend sei auf den merkwürdigen Inhalt hingewiesen. Chasisadra, der gerettet werden soll, zimmert eine Arche, 140 Ellen hoch und tief, gießt sie mit Erdpech und Asphalt aus, füllt sie mit allen lebenden Wesen. Die Beschreibung der Sturmfluth ist hochdramatisch. Wie ein Schlachtsturm fährt die Fluth auf die Menschen, die Geister der Erde, die Annunaki halten ihre schwelenden Fackeln hoch, die Götter sitzen zusammengeduckt am Gitter der Himmelswohnung des Anu und weinen. Nach sechs Tagen und sechs Nächten hört die Fluth auf, das Meer schläft ein. Chasisadra erzählt: „Ich öffnete die Luke, das Licht fiel auf mein Antlitz, ich ließ mich nieder, ich saß und weinte, und über mein Antlitz rannen die Thränen." Also schon vor Jahrtausenden schlug des Menschen Herz wie unseres in Freude und tiefem, tiefem Schmerz, die Sympathie des Elendes ist uralt, wie dieses selbst. Auf dem Berg Nisir (Arrat) bleibt die Arche stehen, eine Taube, eine Schwalbe, welche herausgelassen werden, kehren zurück, ein Rabe kommt nicht wieder. Da läßt Chasisadra Alles heraus nach den vier Winden, bringt ein Opfer dar auf der Spitze des Berges, von Calmus, Räucherwerk und Cedernholz. Die Götter sammeln sich wie Fliegen um den Opferer, Chasisadra wird auf die Insel der Seligen versetzt.

Was das Alter dieser babylonischen Urgeschichte, d. h. ihrer literarischen Ausgestaltung anbelangt, so werden wir mit Gewißheit in das dritte Jahrtausend v. Chr. zurückgeführt. Wir haben für die Sintfluthgeschichte ein Fragment aus der Zeit des Ammizadugas aus der Hammurabidynastie, also aus dem Ende des dritten Jahrtausends, sowie einen Paralleltext zur Kuthäischen Schöpfungslegende aus ungefähr derselben Zeit. Wenn wir in enger Beziehung dazu die Frage aufwerfen, in welcher Zeit die Vorstellungskreise und Anschauungsformen babylonischer Religion in Israel könnten bekannt geworden sein, so ist die Möglichkeit einer Ueberlieferung, einer gemeinsamen semitischen Urtradition durchaus nicht abzuweisen, jedenfalls aber schon im Angesicht des Tel-Amarnah-Fundes für den geistigen Verkehr Israels und Babels ihr ein höchstes Alter zu vindiciren. Mit trefflichen Gründen hat Hommel in seinem verdienstvollen Werk „Die israelitische Ueberlieferung in inschriftlicher Beleuchtung" alle einschlägigen Fragen erörtert und sich nach dem Vorgang von Riehm und Dillmann für eine ursemitische Tradition ausgesprochen. Wichtiger noch erscheint die Frage, ob nicht durch das Zugeständniß einer solchen Abhängigkeit der israelitischen Religion, wenn auch nur in formaler Beziehung, derselben ihr Offenbarungscharakter wenn nicht genommen, so doch beeinträchtigt werde. Wir sagen: nicht genommen, nicht beeinträchtigt, sondern erst in das rechte Licht gestellt. Wie einst der ewige Gott die Nebel des Chaos zu dieser schönen Welt gestaltete, in der Alles singt und blüht und leuchtet, so hat seine Weisheit aus den nebelhaften Gebilden menschlicher Phantasie, wie sie aus den babylonischen Ueberlieferungen uns anmuthen, die Welt jener vollendeten Gedanken des Alten Testaments gebildet, in der Himmelskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen. Was war das für ein Volk, aus dem einst Abraham gegangen ist? Es war ein Volk, das in der Morgendämmerung der Erkenntniß des einen Gottes lebte. Die Psalmen und Gebete sind von tiefster Inbrunst. Seelenverwandtschaft klingt in dem Vers: Lieber, singe uns ein Lied von Zion! Professor Delitzsch hat entdeckt, daß die älteste Hieroglyphe der Denkmäler von Nippur den Menschen als Betenden zur Darstellung bringt! Durch die vergleichende Religionsgeschichte stellt sich die vornehme Wahrheit heraus, die bekanntlich der Silberblick der Paulinischen Weltbetrachtung ist, daß Gott von allen Völkern der Erde gesucht, und — ob auch mit stammelnder Zunge — verehrt wird, eine rückläufige Weissagung der Geschichte auf die Zeit, da die Menschen sich einen werden im Tempel des Geistes und der Wahrheit. In einem späteren Aufsatz werde ich für die Gebiete der Cultur und der Geschichte zeigen, daß in der That das Alte Testament durch die neuen Denkmäler Licht, reiches, goldenes Licht empfangen hat, in dessen Schein wir das Wort lesen lernen: Sein Wort ist die Wahrheit!

Bücherbesprechungen.

— **Das Handelsgesetzbuch für das Deutsche Reich.** Erläutert von **Heinrich Dove**, Landgerichtsrath a. D., Syndicus der Corporation der Kaufmannschaft von Berlin. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1900. 2 M 50 ₰. — Knapp, aber für den gewöhnlichen Gebrauch noch ausreichend, sind hier die Anmerkungen. Die Erläuterung der „böslichen Handlungsweise" §. 273 in Anmerkung 6 ist nicht gerade glücklich, eine „die schädigende Wirkung voraussehende Fahrlässigkeit" giebt es nicht. Dr. A. L.

— **Das Mosaische Strafrecht in seiner geschichtlichen Entwickelung.** Von Dr. jur. **Gerhard Förster.** Leipzig 1900. Veit & Co. — Verfasser zeigt, wie auch bei den Israeliten das Recht von Friedlosigkeit und Rache ausgeht, diese dann durch die Buße abgelöst wird und schließlich neben die Privatstrafe die öffentliche Strafe tritt. Die Unterscheidung von Vorsatz und Fahrlässigkeit ist noch in den ersten Anfangsstadien der Entwickelung begriffen; die Scheidung von Versuch und Vollendung, Mitthäterschaft und Beihilfe hat überhaupt noch nicht begonnen. Die fleißige Arbeit hat lediglich rechtshistorisches Interesse. N—l.

— **Die Kunst der Rechtsprechung.** Vortrag von Dr. **Friedrich Stein**, Professor in Halle. Dresden 1900. v. Zahn & Jaensch. — Der Verfasser will dem Laien, der ja sofort mit einer Kritik der Rechtsprechung überhaupt bei der Hand ist, wenn ihm ein Urtheil nicht paßt, schildern, unter welchen Lebensbedingungen unsere Rechtspflege arbeitet, was sie unter Inbetrachtnahme der realen Verhältnisse thatsächlich leisten kann. Zutreffend bemerkt Verfasser: „Es kommen auch bei anderen Berufen Kunstfehler vor, z. B. bei den Aerzten; nur daß die ärztlichen Kunstfehler schweigend unter dem grünen Rasen liegen, während die unserigen herumlaufen und schimpfen." N—l.

— **Rache für Umberto's Ermordung.** Ein Aufruf zur Bekämpfung des Anarchismus. Von Graf **Vandalin-Mniszech.** Zürich, Caesar Schmidt, 1900. — Eine etwas phantastische, aber wohlgemeinte Streitschrift gegen den Anarchismus. Nicht ohne Werth sind die Schilderungen einzelner Anarchistenvereine, sowie des Lebensganges einiger bekannterer Anarchisten. —tg—

— **Putzger**, Dr. F. W., Schulrath, königl. Bezirksschulinspector zu Plauen i. V., **Lehrplan** für den Religionsunterricht in zwei-, vier- und sechsclassigen Volksschulen. Zweite durchgesehene Auflage. Borna-Leipzig, Druck und Verlag von Robert Noske. 47 S. 1,20 M. — Da sich das Büchlein in den Volksschulen des Inspectionsbezirks Borna bewährt hat, so konnte sich der Verfasser bei Ausgabe der 2. Auflage auf wenige Aenderungen beschränken. Von besonderem Werthe und Interesse sind die beigegebenen Bemerkungen zur Vertheilung des Lehrstoffes und Winke zur Behandlung desselben. Hervorgehoben sei die Schlußbemerkung: „Nun wolle aber Niemand etwa glauben, als ob wir uns von der gewissenhaften Durchführung unseres Lehrplanes ein allmäliges Verstummen der vielfachen und leider nur zu sehr begründeten Klagen über die sinkende Sittlichkeit des heranwachsenden Geschlechts versprächen. So lange der Geist des ganzen Lebens, den die Jugend außerhalb der Schule athmet, auf Genuß gerichtet ist, so lange die große Masse unseres Volkes fortfährt, die strenge Befolgung sittlicher Grundsätze als einen überwundenen Standpunkt zu betrachten, der sich mit unserer fortgeschrittenen Zeit nicht mehr vertrage, so lange die mancherlei Nöthe der Gegenwart den Mangel festen Gottvertrauens und männlicher Charakterstärke in oft erschreckender Weise offenbar werden lassen, so lange in allzu zahlreichen Elternhäusern jene Liebe das Regiment führt, die nichts ist als Schwachheit in der Hingabe an das eigene Fleisch und Blut oder Eitelkeit, die nur sich selbst in dem Kinde wohlgefällig beschaut: so lange kann auch die Schule die erhabenste ihrer Aufgaben, den religiös-sittlichen Sinn des heranwachsenden Geschlechts zu entwickeln und zu fördern, nur sehr unvollkommen erfüllen." ü.

— **R. Rößler, Die Raupen der Großschmetterlinge Deutschlands.** Eulen und Spanner mit Auswahl. Leipzig 1900. B. G. Teubner. XVI und 170 S. 2 Tafeln. In Leinen 2,20 M. — Die Unsicherheit, Raupen nach den üblichen Tafelwerken zu bestimmen, ist jedem Sammler bekannt. Es gelingt bei vielen zwar, wird aber bei ebenso vielen (Zygaenen, Lycaenen, Sesien, Spannern, Eulen 2c.) meist in einer Weise zur Unmöglichkeit, daß man erst die Imago zu züchten sucht und im Glücksfalle rückwärts vom Schmetterling auf die Species der Raupe schließt. Abgesehen von der Umständlichkeit des Verfahrens versagt es für den, der die Raupen conserviren will, denn sie gehen als solche selbstverständlich verloren. Da kommt denn sicherlich ein Buch, das die Raupen nach analytischer Methode zu determiniren gestattet, Vielen recht, zumal wenn es wohlfeil ist. Freilich wird man eines Tafelwerks trotzdem kaum entrathen können, um sich nach der Analyse noch zu überzeugen, daß wenigstens Habitus und Färbung der Gattung nach passen. Denn die bloße Beschreibung der vielfach einander so ähnlichen Raupen ist eine schwierige Sache, und die Tabelle selbst legen Zeugniß davon ab. So werden die Papilionidenraupen unter den Rhopaloceren an der so sehr charakteristischen Nackengabel erkannt. Es heißt aber wiederholt: „Eine fleischige Gabel hinter dem Kopfe, die bei Berührung des Thieres meist hervorgestreckt wird." Wie aber, wenn das Thier, was sehr häufig vorkommt, sich seines Schreckmittels nicht bedient? Hier kommt man ohne Abbildung nicht aus. Ein solches Merkmal sollte besser nicht in den Vordergrund gerückt sein. Ein Paar kleine Ungenauigkeiten sind ohne Belang (S. V „Taster" statt „Fühler", S. XI Pieriden auf Cruciferen beschränkt u. dergl.). Die Prüfung aller Einzelheiten ist freilich erst möglich nach jahrelanger praktischer Beschäftigung mit dem Buche. Auf jeden Fall sind die Beschreibungen der einzelnen Raupenarten sehr sorgfältig und können leicht einen Fehler, den man bei Benutzung des allgemeinen, zu den Gattungen führenden Schlüssels gemacht hat, aufdecken und corrigiren. Die Methode aber, ein Naturobject erst nach der Beschreibung zu bestimmen und hinterher die Abbildung heranzuziehen, kann nur zu vertiefter Beobachtung führen und sichert dem Werkchen einen ehrenvollen Platz. Srth.

— **Nuovo Dizionario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano. Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch** von **Giuseppe Rigutini** und **Oskar Bulle.** 1900. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Milano, Ulrico Hoepli. — Von diesem Wörterbuch, auf das wir schon früher in diesen Blättern hingewiesen haben, liegt jetzt die 18. (Schluß-) Lieferung vor. Streng genommen kann ein Lexikon erst durch längeren Gebrauch endgiltig beurtheilt werden. Aber wenn bis zur letzten Lieferung sich bestätigt zeigt, daß gehalten ist, was in der ersten Lieferung versprochen wurde, so erweckt eine solche mit großem Fleiß durchgeführte lexikalische Arbeit schon von vornherein Vertrauen. In der That ergiebt die kritische Sichtung, daß die Bearbeiter ihre Aufgabe gut bewältigt haben. Die Vorzüge an Ordnung, Planmäßigkeit und Vollständigkeit müssen anerkannt werden. Dem durch die Weiterentwickelung und Bereicherung der lebenden Sprachen bedingten Wörterreichthum ist Rechnung getragen worden; im Nachtrag finden sich sogar ganz seltene Wörter. Von gründlicher Behandlung zeugt auch die Berücksichtigung der Etymologie, die Grundform ist überall richtig angegeben. Wenn etwas zu erinnern wäre, so hätten vielleicht noch die Synonyme wie auch die Metaphern mehr berücksichtigt werden können. Doch das ist Programmsache und richtet sich auch nach dem in Aussicht genommenen Raume. Im Ganzen ist uns ein Werk geboten, das des jetzigen Standes italienischer Philologie völlig würdig ist. Schließlich verdient noch die für ein Lexikon mustergiltige Ausstattung hervorgehoben zu werden, klarer Druck auf weißem Papier, so daß die Augen geschont werden. W—k.

— **Suahili-Conversationsgrammatik** nebst einer Einführung in die Schrift und den Briefstil der Suahili von **A. Seidel.** Heidelberg, Julius Groos' Verlag, 1900. (XVI und 404 S.) Schlüssel dazu (95 S.). — Die vorliegende Grammatik kann warm empfohlen werden. Reich ist das in ihr gebotene Vokabelmaterial und der Stoff für die Lectüre. Die grammatischen Regeln sind klar und präcis ausgedrückt und Versehen sind selten (verbessere z. B. S. 5 unten „Personennamen" in „Personen bezeichnende Nomina"). Das etymologische Element hätte unseres Erachtens ein wenig mehr in den Vordergrund treten können, — ein ", " oder " hätte sehr leicht arabischen, persischen oder hindustanischen Ursprung andeuten können; aber auch auf rein suahilischem Gebiete wäre dieser oder jener etymologische Fingerzeig willkommen (so z. B. der, daß tinda S. 67 und chinja S. 69 dasselbe Wort in nur dialektisch verschiedener Aussprache ist). H. St.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 117. | Sonnabend, den 29. September, Abends. | 1900.

Kunst und Handwerk im alten Germanenlande.

Von Martin Beck.

Fremdartig schauen uns die altersgrauen Zeugen der Cultur unserer Ahnen in den reichhaltigen Sammlungen unserer Haupt- und Provinzstädte an. Ein Jahrtausend hindurch haben sie im Schooße der Erde geschlummert, diese schlichten, braunen, seltsam geformten Urnen und anderen Thongefäße, diese Waffen von Stein, Eisen oder Bronze, Dolche, Schwerter, Speere, Pfeile, Helme und Panzerstücke, diese mannigfachen Geräthe, Beile, Messer, Schalen, Kessel, Eimer, Pferdegeschirre, Wagentheile und nicht zuletzt diese zahlreichen Schmucksachen aus verschiedenem Metall, aus Thierknochen und Bernstein, für Kinder, Männer und Frauen, Ringe, Hals- und Armschmuck, Ketten, Nadeln und Spangen. Den stummen Gräbern längst dahingegangener Geschlechter sind sie nun wieder entstiegen. Aus dunkler Nacht, die sie unangetastet an die tausend Jahre hindurch in der stillen Erde schliefen, während über ihnen Geschlechter um Geschlechter in den Staub sanken, erwachten sie wieder zum hellen Tageslichte und geben einem neuen, ganz und gar anders gearteten Geschlechte geheimnißvolle Kunde von denen, deren Hände sie zuletzt, vor vielen, vielen Jahrhunderten, berührt haben, und reden in ihrem ernsten Schweigen von der uralten Zeit, die ihnen vertraut war. Man muß dabei aber den kunstvolleren Import aus Phönizien und Etrurien und die Funde der römischen Kaiserzeit auf deutschem Boden von den einheimischen, den rein germanischen Arbeiten unterscheiden, die sich durch ihre primitive Technik kennzeichnen.

Einen selbständigen Handwerkerstand, der überhaupt erst möglich wurde, als Handel und Gewerbe in den Städten größere Bedeutung gewannen und auf eigenen Füßen stehen lernten, gab es selbstverständlich im alten Germanenlande mit seiner Sitteneinfalt und Bedürfnißlosigkeit nicht. Man wohnte in zerstreuten Gehöften, und was man brauchte, mußte man sich selbst herstellen oder durch seine Hörigen herstellen lassen. Nationale Arbeitstheilung war etwas Unbekanntes. Selbst den Hausbau übernahm Jeder selbst, wie es in abgelegenen patriarchalischen Dörfern manchmal noch jetzt der Fall ist. Der Mann freilich, der Hausherr, der sich nur um Jagd und Krieg, Schlaf und Gastmahl und Gemeinde kümmerte, überließ alle Arbeit den Seinen, den Leibeigenen, den Hörigen, den Kindern, dem Weibe und den abgelebten Eltern. Vor Allem aber dem Weibe, den Töchtern, der alten Mutter. Ihnen lag Backen, Brauen, Kochen, Waschen und Seifebereitung ob. Sie spannen, webten und bereiteten die Kleider für Alle. Das Schneiderhandwerk galt deshalb später für besonders unmännlich. Nur der Hörige, der abgesondert Grund und Boden besaß, mußte davon jährlich eine Abgabe an Kleidern geben, aber auch verfertigt von den weiblichen Angehörigen seiner Familie. Frauen und Töchter des Hauses besorgten natürlich die leichtere und feinere Arbeit, die hörigen Mägde die gröbere und schwerere. An Wolle und Flachs zu den Kleidern fehlte es nicht. Ein blühendes Leinfeld wurde ja einmal von den Hermunduren, als sie vor den Langobarden flohen, in der Verwirrung für Wasser gehalten, das sie durchschwimmen zu können glaubten. Schafe züchteten besonders die Sueven, wie es heute noch die Schwaben mit Vorliebe thun. Die Wolle gab vorzugsweise den Stoff zu den einfarbigen oder, wie bei den Batavern, Burgunden und Westgoten, buntgestreiften oder gewürfelten Mäntelchen der Männer, der Lein zu den leichten, noch mit rothem Saum verzierten Kleidern der Frauen. Die Webstühle standen in Gemächern unter der Erde, den Tungen, des Düngers wegen so genannt, der im Winter zum Schutze vor der Kälte darum gehäuft war. Pelzwämser trugen alle im Winter, oft kunstvoll mit kostbarem Pelzwerk verbrämt. Vielleicht verstanden vornehmere germanische Frauen auch schon zu sticken und Bilder zu wirken, wie in der Edda im zweiten Gudrunlied von Thora und Gudrun erzählt wird, die ganze Heldengeschichten wirkten. Im Gesetz der Angeln und Weriner wird eine Frau, die Borten und Fransen macht, als kunstfertiges Weib bezeichnet. Ein Volk, bei dem die häusliche Kunstfertigkeit schon derart entwickelt war, konnte auch in anderen Gewerbszweigen sich frühzeitig auszeichnen.

Naturgemäß erlangten davon zuerst die Handwerke einige Ausbildung, die für ein Volk, das Ackerbau und festen Wohnsitz ebenso schätzte, wie Jagd und Krieg, von hervorragendem Werth waren: Gieß- und Schmiedekunst, Zimmerer- und Wagnerhandwerk und Töpferei, überhaupt der Inbegriff all' der Fertigkeiten, die mit dem lateinischen Wort faber, Verfertiger, Künstler in Holz, Stein und Metall, bezeichnet werden. Diese Arbeiten lagen nicht in Jedes Kraft und Geschick. Sie konnten deswegen nicht immer dem Gesinde und noch weniger den Weibern überlassen bleiben. Die Töpferei gedieh erst durch römischen Einfluß zu höherer Kunstfertigkeit. Das war nur im Zehntlande und dem schmalen Landstrich des linken Rheinufers möglich, den die Römer schon frühzeitig und auf länger ihrem Weltreiche einverleibt hatten. In Riegel allein, einem Marktflecken des Breisgaues, zeigen die ausgegrabenen Gefäße und Gefäßscherben die Namen von nicht weniger als 53 Töpfern. Darunter ist einer, der noch heute dort und in der Umgegend besteht: Loscius, jetzt Lösch. Ist das ein germanischer Name, so rührt er gewiß vom althochdeutschen loski, mittelhochdeutsch Lösch, feineres, besonders rothgefärbtes Leder, her. Bei den Töpfereien zu Rheinzabern werden noch mehr germanisch klingende Namen erwähnt, wie Regimus, Viducus, Abbo. Die im 16. und 17. Jahrhundert in voller Blüthe stehende „Krugbäckerei" im Nassauischen und im Kölner Lande ist sicher in der römischen Thonwaarenfabrikation der Kaiserzeit begründet. Diese Fabrikation zeigte den einfachen und bestimmten Stil, der der griechischen Vasenmalerei gefolgt ist. Und die Thongefäße, die im Dekumatenlande und am Mittel- und Niederrhein ausgegraben worden sind, weisen einen gewaltigen Fortschritt auf im Vergleich zu den topfartig plumpen, weitbauchigen, aus grobem Material mit der Hand gehöhlten und oft windschief geformten, schlecht gebrannten und rauhen Urnen der Urzeit. Allerdings war es Arbeit für den Hausgebrauch, von schlichten Weiberhänden ohne höheres Vorbild und sachverständige Belehrung geschaffen, wie sie es von der Mutter und Großmutter mit vielen andern Sachen für die Wirthschaft gelernt hatten. Henkel, die meist doppelt zum Anfassen für beide Hände vorkommen, sind ebenfalls plump aus einem angesetzten Stück Thon mit durchbohrtem Loch hergestellt. Die Freude an künstlerischer Verzierung äußert sich in noch sehr primitiver Weise: aneinandergereihte Fingerabdrücke, ein paar Zickzacklinien und Tannenzweig-Ornamente. Höheres plastisches Können verrathen die Haus- und Gesichtsurnen, Nachahmungen von altgermanischen Häusern und menschlichen Gesichtern, letztere Art ist vielleicht auch auf fremden Einfluß zurückzuführen. Bei den nicht ureigenthümlichen Thongefäßen, die römischem Einfluß ihre Entstehung verdanken, ist schon die Drehscheibe an die Stelle der Hand getreten. Tadellos sind die Formen gerundet, mit bewußter Absicht die Umrisse gebildet, der rothe oder gelbe, schwarze oder graue Thon fein bearbeitet und geschlemmt. Alles verräth vorgeschrittene, römische Lehrmeister. Und noch lange Jahrhunderte hinaus, als die Römerherrschaft längst untergegangen war, hat sich eine rege Thonwaarenindustrie in jenen deutschen Landschaften bis in die Neuzeit erhalten. Dieser Industrie ging eine römische Glasfabrikation seit dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit zur Seite. An dem in den Rheingegenden gefundenen Glasgeräth

ist echte, römische Technik und classisches Formengefühl unverkennbar. Es ist fein geformt, gestreift, gerippt, mit gezogenen Glasfäden, die leicht aufliegen, verziert und oft von ausgezeichneter Arbeit. Und wenn auch die ganze Art als römische bezeichnet werden muß, sind doch zweifellos auch germanische Hände an der Herstellung betheiligt gewesen, ein stolzes und ehrwürdiges Zeugniß für die hohe Culturfähigkeit der Germanen, die man sich für jene Zeit gewöhnlich nur als jagd- und kriegsfrohe Barbaren denkt.

Jenem großen Theile des Germanenlandes freilich, der frei von römischer Herrschaft und dessen Leben fast unberührt von allem ausländischen Einfluß war, dem Germania magna, blieb nur das bereits erwähnte bescheidene Maß von Gewerbsthätigkeit nicht fremd, das von Jagd, Krieg, Ackerbau und festem Wohnsitz unzertrennlich war. In größeren Haushaltungen war, außer dem stets waffenbereiten Hausherrn und dessen Söhnen, Jedem sein besonderes Geschäft und Handwerk je nach der Anstelligkeit zugewiesen. Knechte halfen sogar im Küchendienst. An fürstlichen Höfen gab es einen Oberen der Küchenknechte, der wie andere Hofbeamte angesehen und allmälig zum freien Mann ward. Doch galt der Beruf des Kochs wie der des Schneiders immer als Weiberarbeit und des Mannes unwürdig. Im Nibelungenliede wird Rumolt der Küchenmeister mit dem Spott der Unmännlichkeit gezeichnet, wie er über seine Unterthanen Heerschau hält, die weiten Kessel, die Häfen und Pfannen, und wie er „Rumolt der Degen" den Helden räth, lieber hier zu bleiben, statt ins Hunnenland zu ziehen. Es gab aber auch unter dem Gesinde manches Herrn Männer, denen die Gabe hervorragender Kunstfertigkeit angeboren war. Sie verstanden die holzgefügten Häuser und Tempel und die besseren Häuser mit farbigem Schnitzwerk und buntbemalten Wänden zu bauen, Saitenspiele herzustellen, wie man eins in Geigenform in den Alemannengräbern zu Oberflacht gefunden hat, Acker- und Hausgeräth und vor Allem die mannigfachen Arbeiten mit und aus Metall zu verfertigen, die ehernen und eisernen Waffen für Jagd und Krieg, die Kriegshörner und Trommeln, die Helmzier von Thier- und Vogelköpfen, Flügeln und Hörnern, die Opferkessel und Götterbilder und den Schmuck aus Erz, edlen Metallen, Bernstein und Jagdtrophäen, die silberbeschlagenen Trinkhörner und die von Gold für hohe Opfergelage, die als dauerndes Siegeszeichen kunstvoll in Silber gefaßte Trinkschale aus dem Schädel des erschlagenen Feindes und die Malerei auf dem Schild. Für die meisten dieser Arbeiten kommen Knechte vor, Sklaven, die Wagner und Zimmerleute und auch Eisen-, Gold- und Silberschmiede sind. Sie wurden höher als andere Knechte geschätzt und ihre Tödtung mit größeren Summen Geldes gebüßt, am größten war die für die Tödtung eines Goldschmiedes. Das älteste und angesehenste Handwerk war das des Schmiedes. Er schuf das Schwert, des freien Mannes Stolz. Um das nach eigenem Sinn scharf und fest zu haben, griff der Herr wohl selbst zum Schmiedehammer und schmiedete sich sorgsam eine Waffe, auf die er freudig blicken konnte. Jung Siegfried erlernte die Schmiedekunst, um sich selbst das beste Schwert zu schmieden. Und so treffen wir im alten Germanenlande häufiger als Hörige freie, selbst adlige und fürstliche Männer, die das Schmiedehandwerk mit Ehren üben und Ehren damit erwarben. Der Vandalenkönig Geiserich erhob einmal einen geschickten Schmied in den Grafenstand. Auf kunstreiche Metallarbeiten legten die Vandalen überhaupt besonderen Werth. Der sagenhafte Wieland der Schmied war ein Königssohn und halbgöttlicher Abkunft. Sein Sohn Witegis führte noch, dem Vater zu Ehren, Hammer und Zange in seinem Wappenschilde, als Helmschmuck aber und als Zeichen seiner zornigen Tapferkeit, vielleicht auch als Sinnbild des Feuers, eine Schlange. In alten nordischen Volksliedern wird Witegis' Schild oft erwähnt. Hammer und Zange waren in den Farben Schwarz und Roth darauf gemalt, den Farben, die auch das älteste deutsche Reichsbanner zeigte. Hammer, Zange und Schlange trifft man noch in den Siegeln alter Schmiedezünfte zu Halle, Mainz und Augsburg. In ihrem ehrwürdigen Ansehen wies die Schmiedekunst schon in den Götterhimmel hinauf. Und die Germanen treten gleich mit eisernen Waffen in der Geschichte auf, wenn auch das Eisen zu Tacitus' Zeit noch selten und kostbar war und die allgemeine Verbreitung eiserner Waffen erst der Zeit der Völkerwanderung angehört. Plutarch erzählt, wie schon die 15000 Reiter der Cimbern in der Schlacht von Vercellae vollständig und reich mit Eisen gewaffnet waren. Wieland's Schmiede barg die verschiedenartigsten Arbeiten aus Metall. Und die zahllosen ausgegrabenen Waffen und Schmucksachen, mögen sie auch zerbrochen oder verrostet sein, verrathen uns immer die Schönheit der Gesammtform, die mit strenger Zweckmäßigkeit nothwendig verbunden ist, und ein sicheres Gefühl für Schönheit der Linie und der Linienverzierung in den vier Haupt- und Grundformen: der einfachen und doppelten Spirale, des Ringes und der Wellenlinie. Nicht nur zur Befriedigung des eigenen Bedarfs, auch auf Bestellung und für den Kauf, also als Gewerbe, wurde die Schmiedekunst schon frühzeitig von freien Männern betrieben, die ihre Freude daran und besondere Gaben dazu hatten. Vor Allem die Goldschmiedekunst. Die alliterirende Runeninschrift auf dem goldenen Horne zu Gallehuus sagt: ek hlevagastim holtingam horna tavido, ich habe den Laubengästen, den Waldbewohnern Hörner gemacht, d. h. denen, die zu einem Opfergelage in den heiligen Hain kamen. Das Gold spielt oft eine wichtige Rolle in der deutschen Mythologie. Wotan selbst nimmt einmal die Gestalt eines Goldschmiedes an, um als solcher sehr schöne Arbeit zu liefern und der Rinda, der Tochter des Ruthenerkönigs, Spangen und Ringe zu bieten. Die Edda berichtet von der verlorenen goldenen Zeit, dem unschuldsvollen Goldalter der Götter, in dem sie sich Schmiedeöfen bauten und sich dazu Hammer, Zange und Ambos machten und damit alles andere Werkgeräthe. Sie verarbeiteten nun Erz, Gestein und Holz und eine solche Menge Gold, daß sie alles Hausgeräth von Gold hatten. Wenn sonst alles Handwerk Sache der Unfreien war, so bildete die Schmiedekunst und vor Allem die Goldschmiedekunst eine ehrenvolle Ausnahme. Wandernde Goldschmiede gab es später sogar vom Ritterstande. Von dem Zeitpunkte ab, da die erobernden germanischen Völkerschaften in den romanisirten Provinzen des römischen Kaiserstaates seßhaft wurden und neue Reiche gründeten, vom Ende des fünften Jahrhunderts an, beginnt eine eigentliche deutsche Goldschmiedekunst und damit überhaupt eine eigene deutsche Kunstindustrie. Arbeiten als Zeugen davon haben sich freilich fast nur von der Goldschmiedekunst erhalten.

Als die erobernden Germanen von den römischen Provinzen Besitz ergriffen und neue Reiche zu gründen begannen, trafen sie dort nicht nur Töpfer und Glasmacher, sondern auch Metallarbeiter, die germanischen Stammes waren, im Besitz vieler von römischen Meistern erlernter Künste. Denn die Römer hatten die Germanen in den eroberten Landschaften nicht nur zum Kriegsdienst, sondern auch zu friedlicher Mitarbeit in den Werkstätten herangezogen. Da hatten Germanen in dieser Epoche, in der römischen Kaiserzeit, als römische Städte auf deutschem Boden, am linken Rheinufer und im Süden Deutschlands südwärts des großen Pfahlgrabens, der vom Mittelrhein zur Donau lief, und südlich von der Donau emporblühten, römische Kunst und Industrie, römische Cultur und römischen Luxus kennen gelernt. Trier, die römische Kaiserstadt an der Mosel, die prächtige Augusta Trevirorum, längere Zeit die Residenz der Regenten der westlichen Provinzen, ist das vornehmste Denkmal dieser zweiten Epoche deutscher Lehrzeit, der römischen Kaiserzeit. Die ihr vorangegangene erste Epoche deutscher Lehrzeit, die aus prähistorischem Dunkel bis zur Zeit des römischen Vordringens im Germanenland reicht, ist die des Imports von Metallgeräthen, Waffen und Schmucksachen aus den Culturstätten des Mittelmeeres, vor Allem aus Italien und den etruskischen Städten. Die unwiderstehlichen Sturzwellen der Franken, Goten, Alemannen, Burgunder zerstörten wohl überall die römische Herrschaft, nahmen aber dabei die römische Cultur in sich auf. Ihre germanischen Landsleute, die auf dem eroberten Gebiete in römischem Dienst gelernt und gearbeitet hatten, kamen ihnen darin entgegen. Die römischen Lehrmeister konnten sie freilich nicht verleugnen. Wie Form und Stil der Arbeit, blieb auch die Inschrift des Verfertigers lateinisch, auch bei rein deutschen Namen, wie Ingeldus ficit (statt fecit), ein Brauch übrigens, den unsere Künstler bis heute beibehalten haben. Die Germanen selbst, wie z. B. die merowingischen Könige der Franken, umgaben sich mit Luxus, sammelten Kunstschätze, wurden Besteller und ließen arbeiten. Und als sie Christen geworden waren, begabten sie Kirchen und Klöster mit kostbaren Werken eigener Art und eigener Arbeit. An der Grenze werden ausdrücklich barbari aurifices erwähnt, deutsche Goldschmiede oder Goldschmiede germanischer Herkunft. Sie und ihre Leistungen kennzeichnen hervorragend den Beginn der dritten Epoche germanischer Handwerksthätigkeit, der ersten originalen Epoche. Ein kunstvolles Kästchen aus fränkischer Zeit, das in der Kirche zu

St. Maurice in Valais aufbewahrt wird, trägt die deutschen Namen Undiho und Ello. Ein berühmter Goldschmied war der heilige Eligius, den die fränkischen Könige Clotar und Dagobert vielfach als ihren Goldschmied beschäftigt hatten, bevor er im Jahre 640 Bischof von Noyon wurde. Er nahm sogar einmal zwei gefangene Germanen, einen Sachsen Tillo und einen Schwaben Tituen, die er auf dem Sklavenmarkt losgekauft hatte, als Gehilfen in sein Atelier. Beide waren gewiß schon in Goldarbeiten erfahren, denn man pflegte, wie Gregor von Tours erzählt, einen Sklaven, den man kaufen wollte, zuerst zu befragen, auf welche Arbeit er sich verstehe. Das künstlerische Element einer Persönlichkeit bethätigte sich dann in der christlichen Zeit oft auf verschiedenen Gebieten zugleich. Mancher Erzbildner war auch ein tüchtiger Schreibkünstler. So heißt es von Dagäus, der 586 gestorben sein soll: „Dieser Dagäus war ein Mann, der Erz und Eisen zu bearbeiten verstand, und ein ausgezeichneter Schreiber. Dreihundert Glocken hat er gegossen, dreihundert Bischofsstäbe gearbeitet und dreihundert Evangelien geschrieben." Motive der Metalltechnik finden wir deshalb ebenso wie die Motive der Holzschnitzerei und der textilen Technik in der Buchmalerei vertreten. Diese Motive und die Zellenglasverzierung in der Goldschmiedekunst sind das Eigenartige, das die erste originale Epoche der Germanen kennzeichnet, die ungefähr vom Ende des fünften bis zum Anfang des achten Jahrhunderts dauert und ihren Höhepunkt im siebenten Jahrhundert erreicht. Technisch hatten sie von den Römern gelernt. Und doch veränderte sich bald Aussehen und Art all der Gegenstände, mit denen sie ihre Waffen und Geräthe verzierten. Das sagen uns die zahllosen Gräberfunde aus jenen Jahrhunderten, die uns förmlich einen neuen Kunststil enthüllen. Denn Franken, Alemannen und Burgunder fuhren auch nach den großen Völkerwanderungen, nachdem sie die römische Sitte der Friedhöfe und der Reihengräber und selbst das Christenthum angenommen hatten, fort, Waffen, Schmuck und Geräthe den Todten mit ins Grab zu geben. Ganze Friedhöfe mit reichem Inhalt sind so in der Schweiz, in Süddeutschland und am linken Rheinufer wieder ans Licht gekommen. Ein ureigenes germanisches Element giebt diesen Grabfunden ein besonderes ornamentales Gepräge. Die vertieften Ornamente auf den Fibeln und Spangen, den Gürtelschnallen und Beschlägen sehen nicht wie gravirt aus, sondern wie mit dem Messer eingeschnitten. Offenbar ist diese Art der Verzierung vom geschnitzten oder vielmehr geschnittenen Holze auf Metall übertragen worden. Es ist der sogen. Kerbschnitt, der in Dänemark, Schleswig-Holstein und Friesland noch vor nicht langer Zeit zu Hause war und heute wieder im Handfertigkeitsunterricht der Volksschulen eingeführt werden soll. Die Kerbschnittverzierungen auf Holzgeräth und an Bauten sind freilich mit diesen von der Zeit zerstört worden. Ganz ausnahmsweise nur hat man aus einem Todtenbaum (der Länge nach halbirter, sargähnlicher Baumstamm) der Alemannengräber am Lupfen bei Oberflacht u. a. auch Holzgeräthe hervorgezogen, die auf den platten Seitenflächen ebensolche geradlinige und rosettenartige Ornamente im Kerbschnitt zeigen, wie man sie an dem Metallschmuck aus denselben Grabstätten vorfindet. Todtenschuhe nennt man diese Holzgeräthe, die durch die vorn gebogene Spitze einige Aehnlichkeit mit Schuhen haben, von anderer Seite betrachtet aber auch Vogelköpfen gleichen. Vielleicht bildeten sie Zierstücke am Bau. Aber nicht nur von der Holzschnitzerei, auch von der textilen Technik wurden Ornamente auf die Metallgegenstände übertragen. Auf den Grabfunden des sechsten und siebenten Jahrhunderts sehen wir eine phantastische Verzierungsweise verschlungener Linien, Bänder und Riemen, wie sie sich gleichzeitig und noch in den folgenden Jahrhunderten auf den Miniaturen in den Handschriften der lombardischen, fränkischen und irischen Schule in feinster, kunstvoller Ausbildung findet, um erst im romanischen Stil ihr Ende zu finden. Diese durch die irischen Missionare zu den germanischen Stämmen im Frankenlande, in der Lombardei, in Schwaben, Bayern, der Lahngegend, Thüringen und Friesland gelangte eigenartige irische Ornamentik, der jedes pflanzenartige Motiv fremd ist, führt deutlich auf die Technik des Flechtens, Webens und Stickens zurück mit ihren Spiralen und den reichen und complicirten Windungen, Durchschlingungen und Durchflechtungen der Bänder. Neben diesen ureigenen ornamentalen Motiven, die das eine Charakteristicum der ersten originalen Epoche germanischer Bethätigung auf kunstgewerblichem Gebiete bilden, steht die Zellenglasverzierung in der Goldschmiedekunst als anderes. Ueberall auf den Spuren der wandernden und erobernden germanischen Völkerschaften trifft man Arbeiten in Zellenglasverzierung, vom Schwarzen Meer bis nach Spanien und England. Diese barbarische Nachahmung der römischen Emailtechnik ist von dieser nur schwer zu unterscheiden. Bei beiden bilden Goldplatten die Grundlage, auf der schmale Goldbändchen zur Aufnahme der farbigen Glasmasse aufgelöthet sind. Beim echten Email ist der farbige Glasfluß aber im Feuer in die Zellen eingeschmolzen. Die Zellenglasverzierung dagegen befestigt gefärbte kalte Glasstückchen mechanisch in den Zellen. Meistens verwendet sie hell- und dunkelrothes Glas, manchmal auch grünes und kleine Edelsteine, wie gespaltene Granaten. Alles ist in viereckigen, kreisrunden oder rautenförmigen Stückchen aufgesetzt. Die Funde dieser eigenartig germanischen Verzierungsweise sind durchaus nicht selten. Kronen, Waffen, Geräthe, Gefäße, Gürtelschnallen und -beschläge sind damit versehen. Der jetzt in Bukarest aufbewahrte reichhaltige Schatz des Ostgothenkönigs Athanarich, in Petrossa in Rumänien gefunden, enthält fast nur Gegenstände mit Zellenglasverzierung. Das ist der östlichste Fund dieser Art. Im Westen Europas, in Fuente da Guarrazar bei Toledo, wurden mehrere goldene Kronen westgothischer Könige gefunden, die sich jetzt in den Sammlungen zu Paris und Madrid befinden. Mit rothem Zellenglas besetzt sind die Schmuckgegenstände, der Becher, das Plateau und die Schwertscheide, Alles von Gold, des Merowingerkönigs Childerich (gest. 481), in dessen Grabe 1653 in Tournay aufgefunden. Die Lombardei weist gleichfalls Zellenglasarbeiten auf. Wenn die Technik, eine alte asiatische Kunsttechnik, die schon die Perser der Sassanidenzeit betrieben, vielleicht auch über Byzanz oder Rom oder über beide zugleich zu den Germanen gelangt ist, so haben diese doch die Kunst der Zellenglasverzierung ganz selbständig nach ihrer Weise ausgeübt. Denn antike römische oder feine byzantinische Kunst ist jenen germanischen Fundstücken ganz fremd. Es beginnt ja, wie schon gesagt, vom Ende des 5. Jahrhunderts, als die erobernden germanischen Völkerschaften in den romanisirten Provinzen des römischen Kaiserreichs seßhaft wurden und neue Reiche gründeten, eine eigentliche deutsche Goldschmiedekunst und überhaupt eine deutsche Kunstindustrie mit dieser ersten originalen Epoche. Die Geschichte der Goldschmiedekunst ist die Geschichte der Kunstindustrie.

Ein wahres Goldfieber hat die Germanen seit der Völkerwanderung ergriffen. Was das Römerreich ein Jahrtausend lang von Schätzen der Welt zusammengetragen hatte, dessen freuten sich nun die Germanen, und die Könige und Fürsten der Gothen, Franken und Burgunder legten sich Schatzkammern an. Darin wurzelt die Sage des Nibelungenhortes mit dem Verderben, das er seinem Besitzer bringt. Gregor von Tours schildert, wie diese aufgehäuften Reichthümer nicht selten die Ursache von Streit und Mord waren. Eine fränkische Prinzessin, die zu ihrem Verlobten, einem westgothischen König, geschickt wurde, nahm fünfzig Lastwagen, gefüllt mit Schätzen aller Art, mit sich. Aber gerade dieser Reichthum brachte über die glänzende Brautfahrt Tod und Verderben. Was von diesen Schätzen Arbeit germanischer Goldschmiede war, konnte dies auch in den Formen nicht verleugnen. Größer, plumper, massiger als die schärfer profilirte und im Relief durchgeführte fremde Arbeit giebt sich Alles. Wahre Kolossalstücke sind nichts Seltenes. Edelmetalle, besonders Silber, kommt mehr als früher zur Verwendung, aber auch Eisen, mit Silber und Gold in echter, uralter Tauschirarbeit auf mehrfache Weise verziert. Mit diesen drei Metallen, zu denen noch das Niello, das glänzende Schwefelsilber, hinzutritt, das auf der weißen Silberfläche eine zarte, schwarze Zeichnung bildet, werden schöne farbige Wirkungen erzielt, die noch durch reichen Besatz mit kleinen Edelsteinen oder Glasperlen mehr Belebung erhalten. Aus zahllosen Grabstätten sind die Zeugen dieser fränkischen und alemannischen Kunstthätigkeit wieder auferstanden. In der christlichen Zeit verliert sich dann bald die Sitte der Todtenbeigaben. Dafür wird die Kirche die Bewahrerin vereinzelter alter Kunstwerke, wenn sie auch an Vielseitigkeit und treuer Hut den Gräbern nachstehen muß. Sie hat uns auch den berühmten Tassilokelch im oberösterreichischen Stift Kremsmünster erhalten, der in seiner Technik vollständig den in den Alemannengräbern gefundenen Metallarbeiten gleicht und, von den Zellenglasarbeiten abgesehen, eins der hervorragendsten Kunstwerke dieser ersten originalen Epoche deutschen Kunstgewerbes bildet. Den auf der gegenwärtigen Pariser Weltausstellung vielbestaunten merowingischen Goldarbeiten in der retrospektiven Ausstellung steht der Tassilokelch ebenbürtig zur Seite. Mit all diesen Kunstschätzen legt die altgermanische Goldschmiedekunst, besonders der Franken und Alemannen, hohe Ehre ein.

Bei den altgermanischen Goldschmieden blieb, wie überall im Beginn der Kunst, die Nachahmung der Menschen- und Thiergestalt noch selten und deshalb roh. Die meisten germanischen Thier- und Menschenbilder waren zweifellos aus Holz plump geschnitzt und durch Färbung kräftiger in einzelnen Theilen hervorgehoben. Oft mögen die Formen auch nur durch Zeichnung und Farbe auf Holztafeln festgehalten worden sein oder auf dem Schild. Daß dem aber so war, das geht aus dem angesammelten Formenschatz der christianisirten germanischen Stämme hervor mit seiner Band- und Thierornamentik. Farbig bemalte Hauswände erwähnt schon Tacitus. Dazu und zur Bemalung der Schilde und der als Feldzeichen dienenden Thierbilder benutzten die Germanen mineralische Farben, im Altnordischen Steina — malen genannt. Der Staimbort des Hildebrandliedes ist ein mit Steinfarben gemalter Schild. Denn die Malerei, die ursprünglich nur für kriegerische Zwecke, Thierbilder-Feldzeichen und Schild, angewendet worden war, finden wir noch lange mit allen Gewerben eng verbunden, die der kriegerischen Ausrüstung dienen. Der vom Schildbemalen stammende Ausdruck Schiltaere, wovon wieder unser Schilderung und schildern herrühren, war anfangs die Bezeichnung jeden Malers. An vielen Orten waren die Schilderer oder Maler mit den Tischlern und Sattlern (in Leipzig, wo schon im 15. Jahrhundert eine Malerinnung bestand, mit den Riemern und Sattlern) gemeinsam in einer Zunft, also mit den Handwerkern, die einst das Holzwerk und den Lederüberzug des Schildes lieferten. Zum Schmuck wie zum Kennzeichen bemalte man die Holzschilde seit uralten Zeiten. Dazu nahm man, wie Tacitus erzählt, die ausgesuchtesten Farben. Die cimbrischen Reiter, die schon eiserne Helme, Panzer und Waffen besaßen, trugen weißbemalte Schilde, die Arier an der oberen Weichsel schwarze, die Skandinavier und Sachsen rothe, die Friesen braune und die Franken im 5. Jahrhundert weiße mit gelben Buckeln.

Mit der Annahme des Christenthums regten sich die elementaren Aeußerungen altgermanischer Malerei, mit denen man sich vier bis fünf Jahrhunderte hindurch begnügt hatte, etwas lebhafter. Die Kirchenbauten und ihre malerische Ausschmückung, besonders bei den Westgothen, Franken und Burgundern, sind zwar meistens auf Künstler aus Italien zurückzuführen, aber doch versuchten sich auch schon Germanen selbst darin. „Bist Du nicht jener Maler, der zur Zeit des Königs Chlothar in Betsälen, Kirchen und Gemächern die Wände beklext hat?“ höhnten die Herzöge des Königs Guntheram (561—593) den Gundebald, der sich einen Sohn des Königs Chlothar nannte. Gregor von Tours, der das erzählt, hebt auch hervor, daß er die Basilika des heiligen Perpetuus in Tours, als sie durch das Feuer zerstört worden war, durch fränkische Künstler habe wiederherstellen und ausmalen lassen. Und vielleicht war jener Maler, der im Palaste der Königin Theodelinde zu Monza Ereignisse aus der langobardischen Geschichte mit so realistischer Treue darstellte, daß sie der Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus, gleichsam als ethnographische Quelle benutzen konnte, auch ein Langobarde. Ein Zugeständniß an den germanischen Geist suchen wir in der kirchlichen Malerei jener Zeit freilich vergebens. Wir finden es aber, allerdings nur auf dem bereits geschilderten ornamentalen Gebiete, in der Miniatur- und Buchmalerei. Karl dem Großen ist es zu verdanken, daß der germanische Kunsttrieb durch den Hinblick auf die antike Cultur Weg und Ziel gewiesen erhielt. Die classische und die antik-christliche Kunst sollten seine Franken lehren, ihnen die Hand führen und ihren Geschmack läutern, doch ohne daß sie ihre germanische Eigenart opferten. Nur die Form sollten sie der Antike ablauschen. Inhalt sollten sie selbst geben. So kam es, daß aus dieser vernünftigen Verbindung mit der Ueberlieferung auch das Fremde im karolingischen Kunststil die Kraft schöpfte, noch nach dem Zusammenbruch des Karolingerreiches über zwei Jahrhunderte lang die kunstschöpferische Thätigkeit zu beherrschen.

Und wie stand es mit dem Handwerk zum Ablauf des Germanenalters, und welche Aussichten eröffneten sich ihm? Die Handwerker blieben die angehörigen Leute dessen, auf dessen Grund, in dessen Schutz sie wohnten. Sogar öffentliche, aber leibeigene Schmiede gab es jetzt, die zum Nutzen ihres Herrn ihr Handwerk trieben. Neben ihnen ist noch die Rede von ebensolchen Schuh- und Kleidermachern, Knechten mit Weiberarbeit und den Knechten im Küchendienst vergleichbar. Im alemannischen Gesetzbuche ist die Rede von öffentlich anerkannten Goldschmieden, Holz- und Steinarbeitern. Und im burgundischen Recht sind neben ihnen die übrigen Metallarbeiter, sowie Schuster und Schneider in demselben Sinne aufgezählt, und dabei erwähnt, daß sie im Dienste ihres Herrn ihr Gewerbe ausüben. Es ergab sich dabei von selbst, daß der Sohn eines Knechtes wieder im Handwerk seines Vaters sich übte. Die meisten eigentlichen Handwerke waren ohne Zweifel im germanischen Alterthum schon bekannt, wenn sie auch fast durchweg, je nach Neigung und Geschick, von Hörigen im Dienste ihres Herrn ausgeübt wurden. Das Culturbild war jedoch naturgemäß kein gleichmäßiges. Auf einsamen Gehöften im Gebirge und Urwald und in den Blockhütten abgelegener, waldversteckter Dörfer tief im innern Germanenlande und nach Norden und Osten hin wurde meist nur für den Hausbedarf in patriarchalischer Weise das Nothwendigste hergestellt, seltener auch gelegentlich im Wege des Tauschhandels weither erworben. Weiter westwärts und nach Süden, wo die Römer seßhaft gewesen waren und nachhaltige Spuren ihrer Cultur zurückgelassen hatten, entfaltete sich ein Bild höher entwickelter handwerklicher Regsamkeit unter den dort herrschend gewordenen germanischen Völkerschaften. In den abgelegenen einsamen Gegenden des alten Germanenlandes konnte freilich eine wenn auch nur primitive Ausübung der Abzweigungen der ältesten Handwerke der Schmiede, Schneider und Schuster nicht ganz entbehrt werden: der Gerberei und Sattlerei. Daß Frauen und Mägde das Getreidemahlen, Backen, Brauen und Seifensieden unter Mithilfe höriger Männer betrieben, wurde schon gesagt. Gegen die grimmige Winterkälte brauchte man, trotzdem die abgehärteten Germanen im Sommer sehr leicht, der Oberleib und die Kinder oft gar nicht bekleidet waren, doch verarbeitete Felle und Pelze. Nordische Völker verbrämten die Fellkleider reich mit kostbarem seltenem Rauchwerk. Manche römische Schriftsteller bezeichnen die Germanen — vielleicht im Winter oder aus dem Norden stammende Völkerschaften — als bepelzte Männer. Zum Aufzäumen und Anschirren der Pferde und Zugstiere, zum Ueberzug des Schildes gebrauchte man Leder. Sättel tauchten, weil die Germanen den römischen Gebrauch der Sättel für unmännlich hielten, erst seit dem Ende des 2. Jahrhunderts vereinzelt bei den südlichen Germanen und erst im 7. Jahrhundert in ihren Heeren auf: flache Lederdecken, durch Bauchriemen festgehalten und ohne Steigbügel. Freilich wurde das Gerben sehr unvollkommen mit Eichenlohe betrieben. Erst durch die slavischen Völker lernten die Germanen mehr in der Lederbereitung. Dagegen blieb die künstliche Metallarbeit und die Arbeit in Holz und Stein Jahrhunderte hindurch ihr besonderer Vorzug. Ziemlich ausgebildet und in innungsmäßigem Verband treten die Handwerke auf den königlichen Hausgütern zu Karl's des Großen Zeit auf. Auf den größeren fürstlichen Höfen der Urzeit mag schon eine ähnliche Einrichtung vorgekommen sein, besonders wenn man kunstfertige fremde Hörige gewinnen konnte. Im Allgemeinen aber befand sich das Handwerk noch in sehr untergeordneter Stellung und wurde regelmäßig nur im Hause und meist für das Haus getrieben. König Rother hat sogar unter seinem Gesinde eigene Goldschmiede („sie gießen Schuhe von Gold und Silber“; der skôsmidhr, der Schuhschmied, kommt schon im Havamal der Edda vor). Doch sind diese hörigen Goldschmiede immer besonders geehrt gewesen. Aus ihnen gingen die Männer oder Hausgenossen des Herrn hervor, die allein sich zur Gilde vereinen dürfen, oder wenigstens den übrigen Gilden voranstehen. Die Entstehung und Erstarkung der Zünfte beseitigte allmälig die ursprüngliche Unfreiheit der Handwerker, die noch bis in das 12. und 13. Jahrhundert auch in den Städten in der Hörigkeit des Handwerkerstandes sich zeigte, bis es im 13. Jahrhundert Stadtrecht wurde, daß die Luft in der Stadt frei mache. In Straßburg z. B. waren die Bürger, sogar die Schmiede, wenn auch diese mit einiger Erleichterung, dem Bischofe zu allerhand ordentlichen und außerordentlichen Dienstarbeiten und Lieferungen verpflichtet. Und in Basel hing noch lange Zeit die Errichtung einer Zunft von der Erlaubniß des Bischofs ab, der jeder Zunft ihren Meister und über sie noch einen seiner Dienstmannen setzte. Die Erblichkeit des Zunftrechtes, die Vergünstigungen, die der Sohn oder Schwiegersohn eines Zunftbruders genoß, streifen noch an den alten Zustand an, da sich das Handwerk eines Knechtes auf Sohn und Enkel vererbte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 118. Dienstag, den 2. October, Abends. 1900.

Arthur Fitger.

Schon am sechzigsten Geburtstag das Lebenswerk eines Mannes zusammenfassend würdigen zu wollen, dürfte nur angehen, wenn er den bedeutendsten Theil seiner Thätigkeit zu einem glücklichen Ende geführt hat, wenn es ihm also vergönnt war, sicher und schnell den Weg zu finden, der ihn an das Ziel seiner Wünsche brachte. Fitger sagt einmal in seinen Aufzeichnungen, die summarisch von seinem Leben und Wirken sprechen, an jener Stelle, wo er von seinen Dichtungen berichtet: „Wie man ein Paar alte Schuhe beiseite wirft, so habe ich seit Langem die Poeterei abgethan, namentlich diejenige, die mit Coulissen und ersten Liebhaberinnen zusammenhängt.“ Und dem ist wirklich so, das letzte Werk, das Fitger, der Dichter, der Oeffentlichkeit übergab, ist im Jahre 1894 veröffentlicht worden. Er führt nur noch den Pinsel, die Feder hat er aus der Hand gelegt für immer. — Fitger's Vater war Postmeister in Delmenhorst, vor seinem Hause wurden täglich sechs vierspännige Posten mit den dazu gehörigen Beiwagen umgespannt, abgesehen von den Extraposten und mancherlei anderm Fuhrwerk! 40 Pferde standen in den verschiedenen Ställen. Auch die Briefpost wurde im Hause besorgt, und da die Thür niemals geschlossen zu sein pflegte, brauste ein beständiger Malstrom von Zugwind über die Hausflur. Es ging bunt genug und lärmend drinnen zu bei dem regen Verkehr von Reisenden, die speisen und logiren wollten, bei der Menge Knechte und Mägde, die sich im Haus bewegten. Und trotz dieses rastlosen Tumults behielten die Eltern nicht nur immer den Kopf oben, sondern sie bewahrten auch noch, Jedes in seiner Art, ein über das gemeine Bedürfniß des Tages hoch hinausstrebendes Ideal im Herzen. Wenn zur Nachtzeit im Hause Alles ruhig war, lag der Vater seiner Lieblingsbeschäftigung ob, der Astronomie; er beobachtete durch das Fernrohr den Himmel und studirte dabei die populärwissenschaftlichen Werke von Littrow und Mädeler; eine Art heiligen Buches war ihm Humboldt's Kosmos. Neben der Sternkunde war seine Hauptleidenschaft die Jagd, ein gern gesehener Gast war er auf den großherzoglichen Jagden. Er war ein Mann voller Humor, guter Geschichten, aufbrausend manchmal in plötzlichem Jähzorn, doch immer schnell wieder besänftigt, ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Anders, aber ebenso eigenartig wie er, war die Mutter, eine geborene Eutinerin. In ihrer Kindheit gehörten die Namen von Voß und Stolberg zum Tagesgespräch, Tischbein hatte sogar noch persönlich in den Kreis ihrer Familie hineingestreift. Eutin hatte ja seiner Zeit einmal etwas wie ein kleines Weimar vorstellen wollen und Delmenhorst im Oldenburgischen verhielt sich zu ihm wie eine Art Krähwinkel zur Residenz: in Delmenhorst kannte man keine französischen Abende, man stellte auch keine lebenden Bilder. So war Fitger's Mutter, als ihr Vater als oberster Verwaltungsbeamter nach dem kleinen Städtchen versetzt wurde, geistig ganz auf den Kreis ihrer nächsten Familie angewiesen. Ihre nicht vollendete Bildung wurde unterbrochen; sie fühlte, daß, um nicht rückwärts zu gehen, sie sich allein weiter helfen müsse, und in dieser Erkenntniß strebte sie rastlos, ihre Bildung zu vervollkommnen; die sechs dicken Bände Carlyle's über Friedrich den Großen hat sie noch in ihrem siebzigsten Jahre genau mit den dazu gehörigen Landkarten durchstudirt; ein besonderer Hochgenuß war ihr, sich mit tadelloser Aussprache laut ein französisches Lustspiel etwa von Augier oder Sardou vorzulesen. Aus dem unruhigen Hause flüchtete der heranwachsende Knabe, so oft er konnte, auf den obersten Hausboden, wo er zwischen Gerümpel aller Art sich mit seiner Lieblingsschwester eine Zelle einrichtete, in der sie ungestört an ihrem Puppentheater arbeiten oder auch wohl gar Don Carlos oder Macbeth lesen konnten. Aber noch schöner war's, wenn sie zur Sommerszeit im baumreichen Garten oder auf den Wiesen, wo der Kuhhirt gelegentlich der Dritte im Bunde war, eine Festung aus Buschwerk oder Brettern zimmerten. Der Vater hatte weder Muße noch Talent, sich seinen Kindern zu widmen, aber er schenkte ihnen lustige und lehrreiche Bücher, die Mutter hatte außer für die Kinder noch Sorge für den großen Haushalt zu tragen, so ist es denn nicht wunderbar, wenn jedes einzelne nur ein bescheiden Theil von traulichem Geistesverkehr erhielt. Schon ein flüchtiger Schüler von vornherein litten Fitger's Schularbeiten unter der mangelnden Sorge der Eltern. Gegen seinen Lehrer hatte er einen heftigen Widerwillen, und endlich kam er nach Oldenburg aufs Gymnasium. Hier im Hause des Baurathes Lasius trat ihm zum ersten Mal überwältigend und alle Sinne bezaubernd die bildende Kunst entgegen; sein Pflegevater hatte aus Italien römische Ansichten mitgebracht, besaß gute Kupferstichwerke, zeigte ihm seine eigenen Reiseskizzen: die Welt ging für den Knaben in aller Schönheit auf. Fitger hatte wohl Lust zu zeichnen, aber da er strenges Arbeiten nicht kannte, da es ihm auch Keiner lehrte, gewöhnte er sich an große Flüchtigkeit; was er nicht in zwei Stunden fertig brachte, warf er bei Seite. Auf dem Gymnasium kam er schlecht vorwärts, da er so wenig als möglich lernte, ein schlechtes Zeugniß folgte dem andern, bis endlich Lehrer und Eltern erkannten, daß an eine normale juristische oder medicinische Carrière nicht zu denken sei, und der schwere Entschluß gefaßt wurde, den Thunichtgut Maler werden zu lassen. Aufs Gerathewohl zog also Fitger nun auf die Münchener Akademie. Der Eindruck, welchen hier die Pinakothek und Glyptothek nicht nur auf ihn machten, sondern auch die Werke, welche in der Antikenclasse geschaffen wurden, war ein überwältigender und ihn gänzlich niederschlagender. Statt seiner Flüchtigkeit herrschte dort solides Studium, ihm imponirte, daß die jungen Leute mehrere Wochen an einer Arbeit zu sitzen pflegten. Besonders ergriff ihn Genelli und Cornelius, selbst Rubens trat ihm in den Hintergrund. In seinem Herzen hat vielleicht die erlöschende Flamme des Cornelianerthums mit ihren letzten Zuckungen geflackert, ehe sie ganz erlosch. Er quälte sich mit den abstractesten Conturen ab, ein Carton erschien ihm die höchste Potenz der Kunst, und wenn sein coloristisches Gewissen sich manchmal gegen diese ascetische Selbsttäuschung auflehnen wollte, wurde es von gleichgesinnten Freunden immer wieder zur Ruhe gebracht. Wochenlang hatte sein fleißiges Arbeiten auf der Akademie gegen die tiefste Entmuthigung zu kämpfen, denn das Studium wurde ihm, wohl weil er es am verkehrten Ende anfing, äußerst schwer, so daß er sich schon mit dem Gedanken trug, die Malerei ganz aufzugeben und Schauspieler zu werden. Endlich entschloß er sich nach Dresden zu gehen und als Schüler Schnorr's einen Carton zeichnen zu lernen. Doch auch davon stand er ab, und nach einem flüchtigen Besuch von Schnorr's Atelier und der Besichtigung der titanischen Werke, welche dort von halbergrauten Jünglingen geschaffen wurden, reiste er, ohne sich Schnorr auch nur vorgestellt zu haben, nach Antwerpen. In den drei Jahren, welche er nun schon der Kunst widmete, hatte er noch keinen Pinsel in der Hand gehabt. Dem Einfluß Genelli's hatte er sich unvermerkt entzogen und nun begann eine bessere Einsicht ihr Recht unwiderstehlich zu behaupten. Die Welt der Farbe drang mit gewaltiger Macht in Antwerpen auf ihn ein, und je verzweifelter er mit der Technik kämpfte, desto klarer wurde sein Auge. Die Akademie in Antwerpen in ihrer unmittelbaren Verbindung mit der herrlichen Galerie, zu der man oft in den Pausen des Modells hinauf laufen konnte, schien ihm in gewissem Sinne das Ideal einer Akademie zu sein, noch in freundlicher Nähe schienen die alten Meister zur Schule zu stehen und Jedem, der sie suchte, einen freilich oft schwer zu verstehenden orakelhaften

Rath mit in die Malclasse hinunter zu geben. Wenn er aber in München einzig und allein gezeichnet hatte, so verfiel er in Antwerpen in das entgegengesetzte Extrem: er malte nur. Bald aber war auch hier seine Geduld am Ende, er spürte eine unbezwingliche Sehnsucht nach Italien. Anstatt nun jedoch energisch in Antwerpen weiter zu studiren, beschloß er, es möglich zu machen, so wie er vor Kurzem in Paris Louvre und Luxembourg mit Eifer betrachtet hatte, nun die Galerien von Rom, Florenz und Venedig besuchen zu können. Er erhielt auch vom Großherzog, der seine Studien und Compositionen besichtigte, ein einmaliges Stipendium von 250 Thalern, eine Summe, mit der er im Jahre 1863 eben von Oldenburg nach Rom kommen konnte. Trotzdem machte er sich auf den Weg. Und wie in Antwerpen, so auch in Rom, nur hier in verstärktem Maße, brach in seinem Innern eine völlige Revolution aus: die tollsten Ideen, die barocksten Urtheile, die widersprechendsten Grundsätze wühlten chaotisch durcheinander. Doch bald sichtete sich das Chaos und nun begann er ernstlich zu arbeiten. Er lernte Böcklin, Lenbach, Wilbrandt kennen und verlebte mit ihnen die schönsten Abende seines Lebens in der kleinen schmierigen Kneipe beim Carlino, wo eine wahrhaft lucullische Verschwendung an Geist und Witz getrieben wurde. Um seinen Finanzen aufzuhelfen, malte er auch für geistliche Herren Heiligenbilder — im venetianischen Stil. In Rom verfiel er auch wieder darauf, was er seit der Secundanerzeit nicht mehr gethan hatte, Verse zu machen; wenn schon jene frühen Versuche nicht ohne Herzblut geschrieben waren, so erhielten die römischen noch mehr den Charakter unmittelbarer Naturtreue. Doch nicht nur Liebeslieder dichtete er damals, sondern auch ein Trauerspiel, einen „König Saul", der sich mit den philosophischen Gewissensfragen herumhetzte, denen Fitger später in Vers und Prosa Ausdruck zu geben versuchte, und den ein ziemlich lustiger Narr nach Kräften dabei ironisirte. Er las auch viel, vor Allem alte und neue Historiker. Zwei Jahre blieb er in Rom, dann rüstete er zur Heimkehr. Er mußte daran denken, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, was in Rom nicht möglich war. Er wollte sich aus dem Traumleben der sieben Hügel kräftig ins Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheiten stürzen. So kam ihm also die Einladung eines Onkels nach Wien gerade recht. Auf der Heimreise sah er Venedig, das ihn mehr als Florenz und Neapel bezauberte; einen Winter zu verweilen in der Lagunenstadt, wäre sein höchster Wunsch gewesen. Doch es ging nicht mehr an; als er von der öden Höhe des Karst auf das Meer hinunter sah, das noch einmal von fern in goldener Abenddämmerung herüber glänzte, fühlte er, daß das schönste Capitel seines Lebens abgeschlossen sei. In Wien ging es Fitger nicht gut, er begann ein großes Bild: Drei Bacchantinnen, die raschen Schrittes einem Feste zueilen, eine nicht übel gedachte Idee, aber er hatte weder ordentliche Naturstudien gemacht noch stand ihm ein berathender Freund zur Seite. Kein Wunder also, wenn aus der Arbeit Nichts wurde. Er war innerlich gebrochen, in dem Gefühl gar Nichts zu sein und zu können, unterlag er fast der Verzweiflung. Ein dumpfer rastloser Trieb des Studirens jagte ihn täglich ins Belvedere, wo er sich mit Schönheit in schmerzlichem Entzücken vollsog und der Tage gedachte, die er in Rom im Kreise der besten anregendsten hilfreichsten Genossen die göttlichen Alten mit reiner Begeisterung und Klarheit anschauen durfte. Der Onkel wünschte, daß Fitger sich in den Salons zu bewegen lerne, und der Neffe kam dem Wunsch gehorsam nach, mit dem Gefühl in der Seele, daß er nicht im Stande sei, sich auch nur die dazu nöthigen Glacéhandschuhe selbst zu verdienen. Als er sein Bild endlich fertig hatte, sandte er es dem Kunstverein, der es aber zur Ausstellung nicht zuließ, obwohl es einer solchen trotz der Mängel in der Durchführung und namentlich in der Zeichnung nicht unwerth gewesen wäre wegen des allgemeinen Schwunges der Composition und des coloristischen Problems, das sich an Tizian's „Himmlische und irdische Liebe" ein wenig anzuschließen bemühte. Fitger hatte seine ganze Hoffnung auf dies Bild gestellt, er wollte von Wien fort und der Verkauf des Bildes sollte ihm das Reisegeld schaffen. Doch sein Onkel nahm sich seiner hilfreich an, daß er heimreisen konnte. Durch eigenen Erwerb sich sein Brod zu schaffen, war nun die erste unerläßliche Forderung. Er glaubte in der Heimath besser und schneller vorwärts kommen zu können, mußte aber bald die Erfahrung machen, daß dem durchaus nicht so sei. Er malte und malte Studienköpfe, junge Mädchen mit Blumen u. A., ohne daß er viel verkaufte; endlich nahm ein befreundeter Schiffscapitän eine Masse Bilder mit und verkaufte sie in Amerika für ein- bis zweihundert Thaler. Allmälig sollte es erst besser werden: ihm wurde der Auftrag für ein Schloß in Ostfriesland ein ornamentales Kinderfries zu schaffen und ein Wandgemälde, das den Zug der Nacht und der Träume darstellen sollte. Endlich also einer Fläche gegenüber, vor der er die Ellenbogen frei bewegen konnte. In der engen Verbindung mit der Architektur, das fühlte er damals schon deutlich, würde ihm die einzige Möglichkeit gegeben sein, irgend welche Frucht zu reifen, und so hat er denn bis auf den heutigen Tag Alles, was er schuf, entweder gleich auf die Wand oder wenigstens genau für eine bestimmte Wand gemalt; er konnte von Anfang an niemals anders empfinden und concipiren als decorativ-monumental. Seine Arbeiten fielen zur Zufriedenheit aus und nun begann sich seine Zukunft glücklicher zu gestalten. Als im Frühjahr 1865 der König von Preußen auf einer Rundreise durch Norddeutschland begriffen war, beschloß ihm Bremen einen glänzenden Empfang zu bereiten und die Kaufmannschaft eine glänzende Feierlichkeit in der neuerbauten Börse zu seinen Ehren zu geben. Den ungeheuren Saal, auf dessen Hauptwand ein in Aussicht genommenes Gemälde noch fehlte, provisorisch mit malerischem Schmuck zu versehen, war eine Aufgabe, von deren Gelingen gewissermaßen der Glanz des ganzen Festes abhing. Dieses 27 Fuß hohe und 25 Fuß breite Gemälde in neun Tagen herzustellen, übernahmen getrosten Muthes Otto Knille und Arthur Fitger. Während jener componirte, machte dieser die Farbenskizze und es gelang auch mit Hilfe von befreundeten Decorationsmalern das Werk wirklich in dieser Zeit zu vollenden. Halbnaß wurde es aufgerollt und verpackt und Fitger geleitete es von Berlin nach Bremen, um sofort die unfehlbar nöthigen Ausbesserungen zu machen. Umwogt von Fahnen, umdonnert von Zimmerleuten, umsungen von der Singakademie, die an Ort und Stelle sich „Seht er kommt mit Preis gekrönt" einübte, schwebte er in Schwindelhöhe wie ein Schieferdecker mit Tauen festgebunden und flickte die Göttinnen Borussia und Brema. Und so ist er, auch nachdem man ihn wieder zur Erde herunterließ, doch in Bremen hängen geblieben. Und diese Stadt hat an ihm, nach Fitger's eigenem Wort, gehandelt, wie tausend Städte nicht an dem begabtesten ihrer eigenen Söhne zu handeln pflegen. Langsam, langsam kam er in die Höhe, von den verschiedensten Seiten streckten sich ihm bereitwillige Hände entgegen, ihn zu heben und zu fördern. Was er schuf, fand Freunde, Gönner und Käufer. Und wunderbar genug ist es, daß er solche bedeutende Werke schaffen konnte, da ihm wichtige Vorbedingungen für einen Maler fehlten. Er ist auf einem Auge völlig blind und er malt mit der linken Hand. Einen Ueberschlag zu machen, wie viel Kilometer Friescompositionen, wie viel Hektar Plafondbilder, wie viel hundert allegorische Tanten, wie viel tausend Putten er im Laufe der Jahre auf sein Gewissen geladen habe, erklärt Fitger selbst für unmöglich. Neben leichten decorativen Aufgaben wurden ihm andere schwerere, so z. B. die Ausschmückung des Treppenhauses der Hamburger Kunsthalle, des Speisesaals von Streit's Hotel in Hamburg, der Galerie der Bremer Börse, vieler Lloyddampfer u. s. w. Fitger kam auch in Bremen in anregenden Verkehr mit Otto Gildemeister, der talentirten Malerin Amalie Murtfeldt, dem Componisten Carl Reinthaler, in dessen gastlichem Hause er Richard Wagner und Johannes Brahms kennen lernte. In diesen frohen Tagen flossen ihm auch wieder reichlich die Verse, die er schon lange versiegt glaubte. Und es ist erklärlich, daß man mehr Fitger den Dichter als Fitger den Maler kennt. Denn dieser beschickt keine Kunstausstellung, seine großen Decorationsgemälde wandern direct aus dem Atelier an den Ort ihrer Bestimmung. Vor allen anderen überhäufen Bremen und Hamburg ihn so mit Aufträgen, daß er keine Zeit findet, Staffeleibilder zu malen.

Von Fitger, dem Dichter, besitzen wir acht Werke, fünf Trauerspiele und drei Gedichtsammlungen. Daneben hat er noch von Augier „Schierling" und „Philiberte", von Byron „Marino Falieri" übersetzt. Von seinen Dramen haben größeren Erfolg besonders zwei gehabt „Die Hexe" und „Von Gottesgnaden", während zwei andere „Adalbert von Bremen" und „Die Rosen von Tyburn" bald von der Bühne verschwanden, und das fünfte endlich, das Fitger als „Dichtung" bezeichnet, „Jean Weslier" von vornherein gar nicht zur Aufführung bestimmt war. „Die Hexe" spielt im October 1648, also unmittelbar nach dem Abschluß des westfälischen Friedens, auf dem Schloß Thalea's und in dessen Umgebung an der ostfriesisch-münsterschen Grenze. Einsam und

abseits von allem Verkehr und Lärm der Welt wohnt Thalea auf ihrem festen Schloß, das sie, abgesehen vom Hausgesinde, noch theilt mit dem jüdischen Gelehrten Simeon und ihrer anmuthigfrischen Schwester Almuth. Vor Jahren, als der Jude, der Folter entsprungen, vom Malefizgericht verfolgt, ein blutender todtkranker Bettler an ihrer Schwelle zusammenbrach, pflegte ihn Thaela, bis er genas. Dann als Gegengabe verlangte sie von ihm das Danaergeschenk der Erkenntniß. Und sie wurde seine Jüngerin, obwohl Simeon wußte, daß seine Nähe ihr Verderben, seine Lehre ihr Tod würde. Langsam von Erkenntniß zur Erkenntniß schritt an der Hand des Juden Thalea, bis sie vor der letzten ewig verschlossenen Pforte, die das Leben vom Tode trennt, still stehen muß. Und wie es in ihr selbst hell geworden ist, so hofft sie auch, daß das seit dreißig Jahren gemarterte Volk, wenn es nur erst auf sich wieder sich hat besinnen können, auch bald den Katechismus mit seinem ganzen Credo zu den Fabelbüchern werfen wird, um der Leuchte der Wissenschaft zu folgen, die den Weg bis zur letzten, wenn auch verriegelten Pforte erhellt. Doch sie weiß nicht, wie es da draußen in der zertrümmerten Welt aussieht. Um jedes Städtlein starren die verkohlten Hexenpfähle Wäldern gleich, ungehört verhallt die Stimme des edlen Friedrich Spee. Jene fratzenhaft sinnlose unbegreifliche Hexenverfolgung ist ja doch, wenn man ihr scharf ins Medusenantlitz sieht, nichts als die alte Ketzerverfolgung im neuen Gewande. Und wenn auch des Pöbels Wuth zumeist arme alte einfältige Weiber auf die Scheiterhaufen schleppt, die Lenker des Pöbels, die katholischen und die evangelischen, wissen sehr gut, daß das Doppelscheusal Hexen- und Ketzerprozeß der festeste Wall ist gegen den Siegeszug der confessionslosen Wissenschaft. Durch den Frieden wird wohl jede Confession ihre Bekenner schützen; doch wehe, wer sich zu keiner Confession bekennt. Und indeß Thalea von der goldenen Zeit des Friedens träumt, murrt das Volk da draußen, ihre eignen Unterthanen, schon gegen die Hexe, die der Sterne Gang und der Stoffe geheimnißvolle Verwandtschaft erkundet. Aber im tiefsten Herzen Thalea's schlummert die Sehnsucht nach Glück, nach Liebe, denn Thalea ist doch ein Weib, sie hat vielleicht das Glück in der Erkenntniß zu finden geglaubt, aber das Herz ist ihr leer geblieben und träumt noch immer von dem verlorenen Geliebten, der wohl als Opfer auf einem der vielen Schlachtfelder geblieben ist. Da, als Herold des Friedens, kehrt wie durch ein Wunder aus Schlachten, Stürmen, Lazareth und Gefängniß der Todtgeglaubte nach zehn langen Jahren heim. Und wie ein Sturmwind des Glücks braust es nun über Thalea daher. Nun wird das gütige Schicksal sie doch mit Edzard vereinen. Sie lebt wie in einem Liebesfrühling, sie will nur noch lieben und alles Andere, Wissenschaft und Wahrheit, achtlos beiseite werfen. Doch wer einmal aus dem Kelche der Erkenntniß getrunken, dürstet immer wieder danach. Die Geister der Erkenntniß drängten die Engel des Glaubens hinweg. Und Edzard fühlt, daß die Geliebte ihm innerlich fremd geworden ist, daß sie seinen Glauben nicht mehr theilt: Und als die Glocken zur Kirche laden, wo der Frieden feierlich verkündet werden soll, geht sie nicht mit ihm, sondern Almuth. Und langsam, Beiden unbewußt, spinnen sich Fäden von Edzard zu Almuth, allmälig erwacht in ihnen eine tiefe leidenschaftliche Liebe. Und mit Entsetzen und Grausen werden sie sich ihrer bewußt, sie kämpfen einen schweren Kampf, denn es heißt entsagen. Edzard will sein Wort, das er Thalea gegeben, halten als der ehrliche Mensch, der er ist. Und Almuth, wenngleich ihr junges Herz tiefbetrübt ist, will dem Rechte der älteren Schwester weichen. Doch Thalea erräth, was Almuth's Wesen so verändert. In ihr reift die schreckliche Erkenntniß, daß diese Schwester, die sie wie eine Mutter gehegt und gehütet, ihre größte Feindin ist, weil sie ihr das Liebste rauben will. Aber sie will nicht das Glück fahren lassen, das sie einmal am wehenden Mantel erfaßt hat, sie will das Glück nicht wieder verrinnen lassen, wie ein leeres Traumbild, und ob sie Alle zu Grunde gehen. So bricht der Hochzeitstag an. Doch als der Festzug nun der Kirche naht, will Thalea's Fuß nicht über die Schwelle, jetzt graut ihr vor einem Glück, das sie durch das Leid zweier ihr so theuren Menschen erkaufen soll, sie flieht vom Gotteshause hinweg, so daß das Volk, welches der fanatische Lubbo und Xaver angestachelt haben, mit Steinen nach der „Hexe" wirft, welche in einem Augenblick höchster Erregung die Bibel, auf die sie das Credo sagen soll, als eine ihr auferlegte Fessel zerreißt. Doch der Stein trifft nicht sie, sondern Almuth, die sie schützen will. Das Volk stutzt wohl, doch giebt es sich nicht zufrieden, es will die Hexe in seine Gewalt bekommen, an ihr Rache nehmen. Thalea wird in ihrem Schloß belagert, Edzard schützt sie. Gegen die festen Verschanzungen und Mauern vermag kein Angriff des wüthenden Volkes etwas, und bald rückt wohl Edzard's Regiment als Ersatz heran. Doch das Volk will mit Kanonen das Schloß niederwerfen, und diese Geschütze zu erobern, eilt Edzard in den Kampf. Schon steht das Schloß in Flammen und in dem grellen Feuer sieht man über dem Wasser Lubbo und Xaver im Kahn dem Schlosse nahen. Die Fanatiker wollen, daß Thalea sich gerechtem Gericht stelle, doch sie weist das stolz zurück: „Ist mein Gedanke ein Irrthum, ist er doch mein freier Gedanke." Indeß hat Edzard gesiegt, der Ausgang ist gewonnen, er kehrt nun zurück, doch indeß er ruft, daß die Straße frei, ersticht Lubbo, der seinen Herrn um jeden Preis von der Hexe befreien will, Thalea. — Es ist erklärlich, daß dieses packende Drama im Jahre 1879, die Titelrolle spielte die geniale Marie Geistinger, bei seiner Erstaufführung in Leipzig einen großen Erfolg errang, daß es über zahllose Bühnen des In- und Auslandes ging, daß es ins Dänische, Schwedische, Holländische, Ungarische, Englische übersetzt wurde. Dies Trauerspiel ist das am meisten durchgebildete Fitger's. Die Figuren, vor Allem die drei Hauptpersonen, treten in lebendiger Frische vor uns hin. Eine gewaltige, volltönende Sprache braust durch die stürmischen, leidenschaft- und schmerzdurchzitterten Scenen, ein starker, dramatischer Zug geht durch das ganze Werk, nirgends ein Stillstand, Alles drängt dem unheilvollen Ausgang zu. Wie Fitger auch Nebenpersonen uns greifbar vor die Augen zu stellen weiß, beweisen die Figuren des Simeon, Lubbo, Xaver und Folkena. Doch Fitger versteht nicht nur mit starken, fast grellen Farben zu malen, auch die feinen, dem Auge schwer sichtbaren Uebergänge, die zarten Nuancen weiß er trefflich wiederzugeben, so z. B. als in Thalea das liebende und nur liebenwollende Weib erwacht, als in der jugendzarten schwachen Almuth das zum erstenmal liebende Weib sich durchringt. — Auch in dem zweiten Trauerspiele, das sich starken Beifalls zu erfreuen hatte, ist die Heldin ein Weib. Anna Leonore geht an ihrem Gottesgnadenthum zu Grunde. Das Drama spielt im Jahre 1792, als die französischen Revolutionsheere den Völkern das Evangelium der Gleichheit und Brüderlichkeit und Freiheit bringen, in einem deutschen Kleinstaate auf dem linken Rheinufer. Auf Anna Leonore, die sich rein erhalten hat in dem ekeln Sumpf ihrer Umgebung, ruht der Fluch des Gottesgnadenthums. Sie wird vom Volk verantwortlich gemacht für alle Sünden ihrer Vorfahren; an ihr, der Unschuldigen, wird gerächt, was Jene gefehlt haben. Wohl kann die Fürstin von ihrem Thron herabsteigen und dem geliebten Mann aus dem Volk ihre Hand zur Ehe reichen, aber Fürstin von Gottes Gnaden bleibt sie doch, wenn man ihr auch die Krone vom Haupt reißt, sie ins Elend treibt, aufs Blutgerüst führt. Und in diesem Gefühl bleibt zwischen ihr und dem Geliebten eine Kluft, über die keine Brücke führt, die sie ewig von einander trennt. Voller Gewalt kann wohl Wolfgang sie an seine Seite reißen, ist sie doch sein ehelich Weib, wohl kann er ihre Krone, den Hermelin als unnützen Plunder beiseite werfen, er bleibt doch immer ihr Unterthan. Und wenn sich auch das Weib vor ihm demüthigt in Liebe und Vertrauen, die Fürstin steht hoch über ihm. Und an diesem Zwiespalt geht Anna Leonore zu Grunde. Sie wird schuldig und sühnt doch wiederum ihre Schuld, denn als Wolfgang auch ihre weibliche Würde nicht mehr achtet, als er sie zur Liebkosung zwingen will, sticht sie ihn nieder, ihn, den sie doch liebte, dem sie so viel opferte, fast Alles, was das Weib opfern kann, ihn, von dem sie doch so viel trennte. — Man hat Fitger vorgeworfen, daß er die Lotterwirthschaft an dem Kleinstaathofe mit so grellen, häßlichen Farben gemalt hat, daß keiner, wenn man von Anna Leonore absieht, uns nur einen Funken Mitleid oder nur Achtung entlockt, daß so ganz nur der Haß dem Dichter zu diesem Gemälde die Farben gemischt haben könne. Doch wer sich die Mühe nehmen will, sich mit der Geschichte jener Tage, wie sie etwa Vehse schreibt, zu beschäftigen, wird höchstens über ein Zuwenig als über ein Zuviel sich zu beklagen haben. Gegenüber dem erstbesprochenen Drama fällt bei diesem die zu lockere Composition ins Auge, die wenig straffe Handlung, welche sich am Schluß in eine Reihe von Scenen auflöst. Auch hier finden wir, wieder ein Beweis von Fitger's bedeutendem Vermögen, Menschen greifbar und lebendig vor uns hinzustellen, einzelne vortrefflich gelungene Figuren, den Tagelöhner Bachler, den Armenarzt Staak, den Staatsrath von Bügel. Daß das Drama als Ganzes nicht so bedeutend wirkt wie „Die Hexe", liegt einmal an der

weniger sicheren Durchführung des Gegenstandes und dann in einer zweifellosen Flüchtigkeit der Ausführung: der große einheitliche, vorwärts drängende Zug mangelt. Und die einzelnen schönen Scenen, z. B. jene, da Anna Leonore in erster froher Liebe sich Wolfgang hingiebt, vermögen uns doch nicht hinreichend schadlos zu erhalten für das weniger gelungene Ganze. Unter einem gleichen Mangel der Composition leidet auch die Dichtung „Jean Meslier“, das letzte Werk, das Fitger der Oeffentlichkeit übergab. Der Dichter selbst erklärt, es sei von vornherein nicht für eine Aufführung bestimmt gewesen, wobei wir uns zu bescheiden haben. Es ist auch kaum aufführbar, obwohl es als Drama gedacht ist und seine Handlung vielleicht doch straffer als die im Trauerspiel „Von Gottes Gnaden“ ist. Der Conflict mahnt etwas an jenen der „Hexe“. Meslier, der Pfarrer von Etrézigny, gilt als Heiliger der ganzen Gemeinde. Er weiß das Volk zu erbauen, zu ermahnen, zu richten. Er lehrt in Wort und Beispiel das Christenthum. Und doch in Wahrheit glaubt er an das, was er lehrt, nicht mehr. Seit 20 Jahren keucht er in den Tyrannenketten, die er als edles Geschmeide anpreist. Sein ganzes Dasein ist eine jämmerliche Lüge. Und die Wahrheit zu gestehen, dazu fehlt ihm der Muth. Als er doch in einem Augenblick höchster Extase seine Maske von dem Gesicht reißt, glaubt man, er sei krank. Dann treten die Versuchungen an ihn heran: der Domherr verlangt von ihm Schweigen, dann könne er seine große Schrift, sein Testament, als philosophische Schrift herausgeben fern in Paris im Besitz einer fetten Sinecure; Antoinette, sein Pflegekind, das ihn heiß liebt, sucht ihn zur Flucht zu bewegen nach Holland, wo die geistliche Macht gering ist. Doch Meslier bleibt fest. Voltaire liest sein Buch und bringt es ihm entzückt zurück; aber er sagt, dem Buche würde es schaden, daß sein Verfasser so lange Priester war. Da macht Meslier Allem ein Ende, er nimmt Gift, und Voltaire als Erbe fällt sein Testament zu. „Und wie der Sturm da draußen mit mächtigem Siegesjubel die Schwüle zerreißt und das Staubgewölk vor sich hertreibt und die Thürme erschüttert und die Wälder bricht, so wird die Stimme Jean Meslier's die himmelanprahlende Pagode unseres Bel von Babel mit all ihren Vergoldungen und Verschnörkelungen in den Staub schleudern, auf daß ein würdigerer Tempel aufgerichtet werde für edlere Götter“ lautet Voltaire's Prophezeiung. Fitger hat sich früh mit religiösen Dingen zu beschäftigen begonnen, tief und nachhaltig hat er theologische Sachen bedacht. Und Spuren von den Kämpfen, den schweren und heißen, sind in seinen Gedichten eine große Zahl zu finden: Die Götter kommen und gehen, auch sie gehorchen dunklen Gewalten, sie gründen ihr Reich, es entsteht und zerfällt, wie Alles auf dieser Erde. Nur der Geist des Weltalls ist ewig und überall, der Schierlingspflanze zu vergleichen. Das Ganze ist zahllose Verästung. Wie die Wurzelorgane unter dem Boden, so schießen nach allen Seiten ein Dutzend Zweige aus des Stammes Knoten, und sowie die sich wachsend verbreiten, bald wieder neue Knoten schießen, daraus dann abermals die Aeste sprossen: so geht es ohne Rast und Ruh. Was irgendwie dem Stamme entsprang, muß wieder als Basis für neue Verzweigung sich ergeben, und so geht das Leben in Ursache und Wirkung den ewigen Gang und verzweigt ins Unendliche sich und das ist die Welt, der Weltgeist. Und in dieser Welt herrscht das Gesetz vom Recht des Starken, der den Schwachen zwingt; Alles, was da ist, das muß so sein. Es giebt nichts auf dieser Erde, um dessen willen es sich lohnte zu leben. Was ist Ruhm, was ist Liebe? Rauch vor dem Wind... Es bleibt nur die Arbeit, schöpferische und entsagende zugleich, und am Ende erwartet uns der Tod, dem Fitger den schönen Hymnus sang, der Freund der Menschen und ihr einziger Erlöser aus der Frohn des Lebens. Doch ehe man der Liebe entsagt und dem Ruhm, müssen viele Stürme über unsre Blüthenträume gebraust sein, unsre Jugend dahin, unsre Kraft ermattet sein. Denn so lange das Herz jung ist, glaubt es noch an die Liebe, und Fitger hat Elegien gedichtet „Via felice“, die man den römischen Goethe's an die Seite setzen darf. Und wie er als Maler sich gern mit Märchenmotiven beschäftigte, so auch als Dichter erzählte er vom König Drosselbart und vom Meisterdieb. Der Duft und die Frische von echten rechten Volksmärchen liegen über diesen beiden kleinen Epen, die sich durch schöne Verse auszeichnen, Verse, denen man es anmerkt, daß ihr Dichter auch ein Musiker ist. Das Märchen vom Meisterdieb dürfte, was den Stoff sowohl als auch die Form betrifft, das Meisterwerk Fitger's sein. Sein Meisterwerk, obwohl er doch so manches Lied schuf, das in Vieler Munde ist, obwohl manches humoristische Commerslied seit Jahren von den Studenten gesungen wird. Wenn ihm aber auch das kleine Lied so gut gelang, glückte ihm doch nicht minder das große ernste schwere, die Ballade. Da merkt man, daß der Dichter auch ein Dramatiker ist, Schlag auf Schlag folgt Rede der Gegenrede, so daß die Phantasie es eben nicht leicht hat, dem Dichter auf seinen Sprüngen zu folgen. — Fitger zählt nicht unter die Zahl der Dichter, über welche ein heiterblauer Himmel sich wölbt, auf die eine milde wärmende leuchtende Sonne scheint. Ihm ist das Leben nicht leicht geworden, unter stetem Kampf nur mit der Welt und sich ist er vorwärts und hoch gekommen. Der bunte Flitter, der auf den Dingen dieser Erde liegt, ihnen einen falschen Glanz und eine kurze Herrlichkeit giebt, ist für seine Augen nicht vorhanden. Er sieht die kahle, öde Leere. Fitger ist ein Pessimist, seine Lebensanschauung ist eine düstere; er ist aber auch ein Idealist, ein Träumer, der manchmal träumt wie es sein könnte, helle lichte Träume, die doch nie zur Wirklichkeit werden können. Er besitzt eine Gewalt über die Sprache, die ihn zu ihrem Meister macht. Sie ist ihm kein Spielzeug, sondern ein ernstes volltönendes Instrument, dem er prachtvolle Melodien zu entlocken weiß.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— **Die Beschlagnahme der deutschen Postdampfer durch die Engländer.** Zur Frage der Seerechtsreform von Dr. jur. Wolfgang Heinze. Heidelberg 1900. Karl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1 ℳ 80 ₰. — Eine zusammenhängende Darstellung und kritische Beleuchtung des vielerörterten Zwischenfalls, die, auf tüchtiger Kenntniß der Seerechtsliteratur beruhend, das Interesse aller Gebildeten verdient.

N—l.

— In den Lieferungen 5 und 6 von „**Crole's illustrirter Geschichte der deutschen Post**“, Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin und Leipzig, Preis je 1 ℳ (vergl. Wissensch. Beilage Nr. 81), mit denen der erste Band des interessanten Werks vollendet ist, giebt der Verfasser die Entwickelung der Post unter der Verwaltung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches. Den Verdiensten des ersten General-Postmeisters der Reichspost, v. Stephan, als genialen Organisators des heimathlichen Postwesens sowie als Begründers und Ausgestalters des Weltpostvereins wird volle Anerkennung gezollt. Zahlreiches statistisches Material über den Post- und Telegraphenverkehr im Deutschen Reich, sowie anschließend in allen Ländern der Erde, welches der Verfasser zum Theil in novellistischer Form recht anziehend zu gestalten gewußt hat, eingehende Schilderung der Organisation und vielfacher Einrichtungen der Reichspost machen diesen Theil zu einem besonders werthvollen. Auch diesen Lieferungen ist eine stattliche Zahl von Bildertafeln, darunter Abbildungen des Denkmals Stephan's im Lichthofe des Postmuseums in Berlin, des Reichs-Postamts in Berlin, verschiedene Darstellungen von Postuniformen, eine Wiedergabe sämmtlicher Typen der im Gebrauch gewesenen Postwerthzeichen der preußischen, norddeutschen und der deutschen Post, beigegeben. Berichtigend sei bemerkt: zu Seite 265: Das Reichs-Postamt hat nicht 3, sondern 4 Abtheilungen, ihm sind nicht 40, sondern 41 Ober-Postdirectionen unterstellt; zu Seite 268: Die letzte Aenderung, die sich bezüglich der Ober-Postdirectionen vollzog, war nicht die Transferirung (wozu dies schreckliche Wort und nicht auf gut Deutsch „Verlegung“?) des Amtssitzes der Ober-Postdirection Arnsberg nach Dortmund (1895), sondern die Trennung der Ober-Postdirection Leipzig in zwei Directionen: Leipzig und Chemnitz (1897); zu Seite 321: Nicht den 4 Abtheilungen des Reichs-Postamts steht je ein Director vor, sondern nur bei dreien ist dies der Fall, während an der Spitze der einen Abtheilung ein Unterstaatssecretär steht. Das deutsche Schutzgebiet Togo wird auf Seite 290 wiederholt unrichtig mit Tongo bezeichnet, Seite 291 wird unter den wichtigen Postverordnungen nur die Telegraphenordnung, nicht auch die Postordnung erwähnt.

R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 119. Donnerstag, den 4. October, Abends. 1900.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

XVIII. Die Landwirthschaft und die Nahrungsmittel.

Um einen Begriff von der geradezu verwirrenden Fülle von landwirthschaftlichen Erzeugnissen und Nahrungsmitteln zu geben, die in der ungeheuren Maschinenhalle des Marsfeldes aufgestapelt sind, genügt die einfache Thatsache, daß in einer einzigen Classe, nämlich der der Weine und Branntweine, mehr als fünftausend Aussteller mit Auszeichnungen bedacht worden sind. Hundert Besuche würden kaum ausreichen, wollte man Alles in Augenschein nehmen. Wie fast überall, so hat sich auch hier Frankreich nicht mit der Hälfte des Raumes begnügt. Es nimmt nicht nur den östlichen Theil ein, sondern auch die schmalen Streifen längs des großen Festsaales und etwa die Hälfte der Galerie im westlichen Theile. Allerdings ist zu bedenken, daß mehrere der anderen Nationen, wie Luxemburg, Griechenland, Serbien, Bosnien, ihre Ausstellungen nicht hier, sondern in ihren eigenen Pavillons untergebracht haben. Einige dieser kleineren Länder sind vom Preisgericht ganz außerordentlich günstig beurtheilt worden, so steht z. B. Bosnien bei der Landwirthschaft an allererster Stelle unter den großen Preisen.

Die französische Abtheilung macht in ihrer Gesammtheit einen überaus freundlichen Eindruck. In der Mitte der Halle ist ein reizendes Dörfchen aus der guten alten Zeit aufgebaut worden. Da finden wir, umgeben von Rasenplätzen und Büschen, das Haus des Schmiedes, das des Weinbauern, des Bäckers, des Gewürzkrämers, des Destillateurs; wir blicken in eine altväterische Küche, ein Speisezimmer u. s. w. Jeder Tisch, jeder Schrank, jeder Topf, jeder Krug ist echt. Darum herum gruppiren sich Häuser aus allen französischen Provinzen, der stattliche Renaissancebau der Burgunderweine, das hübsche Schlößchen des echten Cognacs, die Häuser der Obstweine der Normandie und Bretagne, ein Stück der mittelalterlichen Befestigungswerke von Carcassonne, in dem die Weine des Departements du Gard untergebracht sind, die reizende Villa im Louis XVI.-Stil von Moët und Chandon, ein Haus aus Saumur und viele andere. In fast allen befinden sich kleine Büffets, an denen wir uns von der Güte der ausgestellten Producte überzeugen können. Der phantastische Gartenpavillon der Bordeauxweine fällt aus dem Bilde etwas heraus, ist aber an und für sich nicht übel. Die Gemälde an seinen Außenwänden zeigen uns einige der berühmtesten „Châteaux“, während das Innere ein Panorama und eine große Reliefkarte des Departements der Gironde und eine Sammlung aller Marken, d. h. mehrere Hundert etikettirte Flaschen enthält, die, wie uns eine Inschrift verräth, der Vorsicht halber mit gefärbtem Wasser gefüllt sind. Viel empfindlicher wird die Wirkung der Halle durch zwei Rieseneinbauten beeinträchtigt, die sich im höchsten Grade parvenumäßig ausnehmen, den thurmhohen Pavillon der Sammelausstellung der Champagnerfirmen und das Riesenschiff des Chocoladefabrikanten Menier, eine getreue Nachbildung des Admiralsschiffes „Le Triomphant“, das 1679 die erste auf einer französischen Besitzung erzeugte Chocolade von der Insel Martinique heimbrachte. Uebersehen kann Menier so allerdings nicht werden, und seinen großen Preis hat er auch glücklich eingeheimst. Recht hübsch sind übrigens die Dioramen im Innern, in denen uns die Fabrikation der Chocolade vorgeführt wird. In ähnlicher Weise wird auch im Champagnerpalast die Herstellung an Dioramen, Modellen ꝛc. anschaulich gemacht. Die Weinausstellung nimmt bei Weitem den größten Theil des Raumes zu ebener Erde ein. Vor ihr ist das Reich der Milch, der Butter und ihrer Stiefschwester Margarine, des Käses und der Conditorwaaren. Besonders hübsch ist hier der große, mit einem Kinderfries von Bèber und allerlei anderen Figuren geschmückte Pavillon der Milchgesellschaft „Helios“. Hinter den Weinen, also vorm Eingang zum Festsaal, treffen wir auf die Sammelausstellung der französischen Bierbrauer. Die Bierproduction hat sich in Frankreich in der letzten Zeit nicht nur außerordentlich vermehrt, sondern auch sehr vervollkommnet. Einige der besten Marken wie Tourtel, Maxeville, Karcher, Gruber, Winckler vermögen, wenn sie gut gepflegt werden, das deutsche Bier sehr wohl zu ersetzen. Die Ausfuhr unseres Bieres nach Frankreich ist denn auch neuerdings in ständiger Abnahme begriffen. Unsere Brauer werden sich darüber zu trösten wissen, spielt doch die Ausfuhr bei ihnen nur eine ganz untergeordnete Rolle. Während die jährliche Gesammtproduction von 1890—97, also in sieben Jahren, um 13,7 Millionen Hektoliter zugenommen hat, betrug die Ausfuhr in dem letztgenannten Jahre nur 91 000 Hektoliter. Dabei sei übrigens erwähnt, daß die Sammelausstellung der Münchener Brauereien unter den großen Preisen merkwürdigerweise erst an fünfter Stelle steht. Zuerst kommen die Luxemburger und die Norweger, dann zwei Franzosen. An die Münchener schließen sich die Belgier und die Ungarn, der Wiener Dreher, der Engländer Guinneß, ein Russe und wieder ein Franzose an. Bei den goldenen Medaillen finden wir Brauer aus Peru, Ecuador, Mexico und Japan. Man sieht, das Bier erobert den ganzen Weltball.

Auf den Galerien sind die eingemachten Früchte, die Gemüse- und Fleischconserven, die Feldfrüchte, die Oele, Mineralwasser und Liköre ausgestellt. Einen geradezu unheimlich großen Raum nehmen die letzteren ein, jedes Jahr tauchen so und soviele neue Marken auf. Die Grenzen des lauteren Wettbewerbs sind in Frankreich ziemlich weit gesteckt. Da finden wir z. B. eine ganze Anzahl Nachahmungen der Chartreuse, alle von genau derselben Farbe in denselben Flaschen mit ganz ähnlichen Etiketten, so die Visitandine, die Feuillantine, die Melissine, den „Likör der Mönche“ u. s. w. Merkwürdigerweise fehlt die Chartreuse selbst, ebenso wie der Benedictiner, dessen Fabrikant doch sonst keine Reclame verschmäht. An Quantität kann sich auf dem Gebiete der feinen Liköre wohl kein Land mit Frankreich vergleichen, in der Qualität kommt ihm Holland am nächsten. Deutschland ist in dieser Classe unter den großen Preisen nicht vertreten.

Gehen wir durch den Festsaal nach der Abtheilung der auswärtigen Nationen hinüber, so treffen wird gleich vorn auf Deutschland. Die Ausstellung ist nicht sehr umfangreich, aber ganz ausgezeichnet. Wie in den meisten anderen deutschen Gruppen ist man auch hier bestrebt gewesen, ein möglichst treues Gesammtbild aller neuen Errungenschaften zu geben und statt einer Unzahl kleiner Auszeichnungen für die Einzelnen eine möglichst große Zahl großer Preise zu erzielen. Und das ist denn auch durch einige ganz vorzügliche Sammelausstellungen, wie die des Verbandes landwirthschaftlicher Versuchsstationen, des deutschen Hopfenbau-Vereins, zweier bayerischer Kreisausschüsse, sowie durch die Betheiligung mehrerer Ministerien, des Deutschen Landwirthschaftsrathes, der Deutschen Landwirthschaftsgesellschaft u. s. w. vollständig erreicht worden. In allen landwirthschaftlichen Abtheilungen, bei denen Deutschland betheiligt ist, sind fast seine sämmtlichen Aussteller mit großen Preisen, goldenen oder silbernen Medaillen, belohnt worden. Nur ein Beispiel sei angeführt. In Abtheilung A. der Classe 41 (Wolle) sind im deutschen Katalog elf Aussteller verzeichnet. Davon haben drei den Grand Prix, sechs die goldene und zwei

die silberne Medaille erhalten. Nebenbei sei bemerkt, daß die beiden sächsischen Rittergutsbesitzer, die sich darunter befinden, Gadegast in Mannschatz bei Oschatz und Steiger in Leutewitz bei Meißen, an allererster Stelle stehen. Wie ich früher schon einmal berichtet habe, hat Deutschland in der Gruppe I Unterricht diesmal nicht ausgestellt. Nur für den landwirthschaftlichen Unterricht ist eine Ausnahme gemacht worden. Das Ergebniß ist außerordentlich zufriedenstellend. Die Hochschulen zu Berlin, Leipzig, Halle und Poppelsdorf bei Bonn sind mit dem großen Preise, diejenigen zu Breslau, Königsberg, Göttingen und Gießen mit der goldenen, sämmtliche Mittelschulen mit der silbernen Medaille ausgezeichnet worden. Unter den großen Preisen befindet sich außerdem die Thierärztliche Hochschule zu Hannover. Wie bei allen anderen Gruppen sind auch hier die zur Herstellung erforderlichen Maschinen mit den Erzeugnissen zusammengestellt. Vier Firmen treten besonders hervor: die Actiengesellschaft Eckert-Berlin mit ihren Pflügen und Säemaschinen, Rudolf Sack in Leipzig-Plagwitz mit seinen Pflügen und Drillmaschinen, die Dresdner Mühlenbauanstalt und Maschinenfabrik vormals Gebrüder Seck und Heinrich Lanz-Mannheim mit zwei Dampfdreschgarnituren. Zum Schluß sei auf die vom kaiserl. Gesundheitsamt zu Berlin veranstaltete, höchst lehrreiche Sammelausstellung von Apparaten zur Nahrungsmitteluntersuchung und auf die Ausstellung der Staßfurter Kaliwerke hingewiesen. Die deutsche Weinausstellung befindet sich bekanntlich nicht hier, sondern im Deutschen Hause.

England, dessen Abtheilung sich unmittelbar neben der deutschen befindet, hat hauptsächlich Maschinen ausgestellt. Bei den Nahrungsmitteln sind vor Allem die berühmten Biscuitfabrikanten Huntley & Palmers und Crosse & Blackwell mit ihren Saucen und Conserven gut und reichhaltig vertreten. Colman's Mustard, Dewar's Whisky und Guinneß' Stout haben natürlich auch große Preise erhalten. Sehr hübsch ist die amerikanische Ausstellung arrangirt. Besonders überraschend wirkt hier die sehr umfangreiche Wein- und Bier-Ausstellung. Die amerikanischen Winzer haben Rebstöcke aus aller Herren Ländern eingeführt und fabriciren nun Burgunder und Bordeaux, Tokayer und Portwein, deutschen Riesling und „Hock" (Hochheimer). Und ebenso finden wir unter den Bieren „Bayrisch Hofbräu" aus Neu-Jersey, „Imperial German Brew" aus Neuyork, „Märzen" aus Washington u. s. w. Einen großen Raum nehmen weiterhin die Conserven und die Feldfrüchte ein, ebenso erregt die Baumwolle allgemeine Bewunderung. Sehr interessant ist endlich die Ausstellung von Modellen der Erntemaschinen von Derring-Chicago. Rußland feiert auf mehreren Gebieten wahre Triumphe. In Classe 57 (Erzeugnisse der Brod- und Kuchenbäckerei) stehen seine Fabrikanten Einem-Moskau und Borman-Warschau an allererster Stelle, noch vor den Franzosen, in Classe 59 (Zucker und Zuckerwaaren, Gewürze) hat es ein Drittel aller großen Preise erhalten und kaum minder günstig schneidet es in Classe 61 (Syrups und Liköre; Alkohol zu Industriezwecken) ab. Ganz vortrefflich ist auch seine von der Regierung veranstaltete landwirthschaftliche Ausstellung. Neben Rußland und Deutschland zeichnet sich Oesterreich durch eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordnete Sammelausstellung aus. Von den Südweinländern hat Portugal den Vogel abgeschossen, dann folgen Spanien und Italien, die außerdem hauptsächlich Oliven und Oel geschickt haben. Griechenland hat mit seinen Weinen ebenso viel große Preise erhalten wie Deutschland, nämlich drei. Ob die Zungen der hundert Jurymitglieder und mehr als hundert Sachverständigen, denen das Kosten oblag, auf die Bouquets unserer Rhein- und Moselweine nicht so geaicht waren wie auf den volleren Geschmack der Südweine? Im schärfsten Gegensatz zu diesen Ländern stehen Belgien, Holland und die skandinavischen Reiche. Keltert man dort Wein, so braut man hier schwere Biere, Schnaps und Punschessenzen, macht man dort Früchte und Gemüse in durchsichtigen Gläsern ein, so hier Fisch und Fleisch in Holztönnchen und Blechbüchsen. Belgien hat im vorigen Jahre mehr als vierzehn Millionen Hektoliter Bier erzeugt, d. h. mehr als zwei auf den Kopf der Bevölkerung, doppelt so viel wie Norddeutschland und fast so viel wie Bayern. Holland ist das Land des Cacaos, des Käses und der Schnäpse. Neben Erven Lukas Bols ist van Dulken Weiland & Cie. durch einen großen Preis ausgezeichnet worden; Fockinck war „hors concours". Beachtung verdient auch die riesige Zuckerraffinirungsmaschine von Gebr. Stork in Hengelo und die Reisausstellung von Kamphuys. Dänemark nimmt bei den landwirthschaftlichen Maschinen einen ganz hervorragenden Platz ein. Auch die von der Regierung veranstaltete statistische Ausstellung ist vorzüglich. In der norwegischen Abtheilung sind, wie schon erwähnt, die Biere ganz besonders günstig beurtheilt worden. Aber die Norweger sind nicht undankbar, sie erkennen gern an, wem sie dafür Dank schuldig sind, und nennen ihre Erzeugnisse mit Vorliebe Münchener, Pilsener und Kulmbacher. Im Uebrigen sind die beiden Länder, ebenso wie Schweden hauptsächlich durch Conserven vertreten. Nicht geringe Neugierde erregt die Abtheilung Japans, und zwar besonders durch die höchst lehrreiche statistisch-vergleichende Ausstellung seiner Regierung. Außerdem ist es durch Thee, Saucen, allerlei Getränke, eingemachte Früchte u. s. w. vertreten. Den Abschluß bildet der hübsche Ausbau der Schweiz. Maggi, Nestlé und die beiden Chocoladefabrikanten Suchard und Kohler haben jeder einen nett ausgestatteten eigenen Raum. Daneben finden wir Wein und Spirituosen, Milch und Käse, Biscuits und Conserven und vortreffliche Maschinen der Firmen Escher-Wyß, Sulzer, Büchler u. a.

Bücherbesprechungen.

— Das Hinein- und Herausschielen des Widerchrists in das Scheinbar-Tiefchristliche der theatralischen Aufführung der heiligen Passion und ihrer Heilwirkungen. Weckruf an die Kirche und ihre Glieder. Von Christian Robert Schultze, Pfarrer in Klein-Beuster. Robert Jakoby, Verlagsbuchhandlung Berlin. 1900. 36 S. Preis 50 ₰. — Ueber die Oberammergauer Passionsspiele, gegen welche sich die vorliegende Broschüre hauptsächlich richtet, ist in letzter Zeit viel geredet und geschrieben worden. Erbaut und begeistert sind die meisten Passionsspielbesucher heimgekehrt. Audiatur et altera pars! Sind auch die Spiele beendet, Fragen und Bedenken, wie sie der Verfasser anrührt, haben auch post festum ihre Berechtigung. In manchen seiner Ausführungen irrt der Verfasser von vornherein; so z. B. wenn er die Bezeichnung „Spiel" oder „Festspiel" oder „Kirchliches Festspiel", Benennungen, die den Lutherfestspielen und ähnlichen gegeben worden sind, als ein Unding hinstellt: „Als ob sie in der Kirche aufgeführt, oder von der Kirche gut geheißen werden dürften!" Welch Schalen des Zornes würde der Verfasser ausgießen, wenn er wüßte, daß allerdings das Herrig'sche Lutherfestspiel in der Dreifaltigkeitskirche zu Worms aufgeführt worden ist, und daß das Darmstädter Consistorium (alle neun Herren desselben) diese Aufführungen in der Kirche einstimmig genehmigt haben! Seit 400 Jahren war es freilich das erste Mal, daß in der Kirche theatralische Aufführungen stattfanden. In Magdeburg ging man ebenfalls in eine Kirche. Auch in der Auffassung des Wortes „Spiel" befindet der Verfasser sich im Irrthum. Spiel (althoch- und mittelhochdeutsch spil oder spel) ist eigentlich Rede, Erzählung, in dem Worte „Beispiel" Bei- oder Gleichnißrede. Ein widerchristlicher Welt- und Zeitgeist braucht in einem Spiel durchaus nicht immer zu liegen. Ebenso scheint der Autor nicht ganz orientirt zu sein in der Stellung, welche die Reformation oder deren Urheber zu diesen geistlichen Aufführungen eingenommen haben. Luther redete einer derartigen Darstellung der „Thaten Christi" das Wort und versprach sich eine große Wirkung von ihnen (1543 an Held). Ebenso dachte Melanchthon, ja selbst der gestrenge Calvin anders über geistliche Schauspiele als unser Kritiker. Auch in der Geschichte der Oberammergauer Spiele ist der Verfasser doch wohl nicht genau unterrichtet, wenn er ihren Beginn (S. 9) in den Anfang dieses Jahrhunderts verlegt, während sie doch schon inmitten des 17. Jahrhunderts in Oberammergau aufgeführt worden sind. Den frommen Bauern und Bildschnitzern ist dieses Spiel eine Art Gottesdienst, und wir können der Ansicht nicht beipflichten, daß die Veranstaltung einen weltlich-heidnischen, christusfeindlichen, jüdisch-geschäftsmäßigen Charakter trage. Zerrbilder, wie sie in den mittelalterlichen Spielen ähnlicher Art, in den Fastnachts- und Osterspielen, vorkommen, wie sie uns auch in der italienischen Oper „Der sterbende Jesus" begegnen, in welcher Satan die zerfetzten Eingeweide eines Judas eine Arie singend (!) in einen

Korb sammelt, bieten die Oberammergauer Passionsspiele nicht, schließen sich vielmehr treu an die Geschichte der Evangelien an. Beanstanden muß Rec. freilich theatralische Darstellungen der Geißelung und besonders der Kreuzigung Jesu, die wenigstens auf ein evangelisches Empfinden einen verletzenden Eindruck zu machen geeignet sind. Wenn der Verfasser hierbei an den Alberschweiler Vorgang bei der Fronleichnamsprocession erinnert (hier diente bekanntlich ein etwa 15jähriger, bis auf ein Lendentuch nackter Knabe als Crucifixus; zwei gleichalterige Mädchen stellten die schmerzerfüllten Frauen unter dem Kreuze dar), so ist das eine Parallele, die sich unser Kritiker nicht entgehen läßt, und diese Ausführungen haben gewiß manches Berechtigte. Auch an den Parzival-Aufführungen und Oratorien, welche geistliche Stoffe verweltlichen, übt der Verfasser seine Kritik. Daß biblische und religiöse Stoffe einer dramatischen Verarbeitung und Darstellung ohne Profanirung nicht unterworfen werden könnten, geben wir ihm nicht zu. D. K.

— Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Professor Dr. Laband, Reichsgerichtsrath a. D. Dr. Stenglein und Rechtsanwalt Justizrath Dr. Staub. 5. Jahrgang. Berlin 1900. Otto Liebmann. Monatlich 2 Nummern. Vierteljährlich 3 ℳ 50 ₰. — Die zur Begrüßung des Deutschen Juristentages in Bamberg erschienene, das dritte Quartal des 5. Jahrgangs abschließende Doppelnummer 17/18 dieser Zeitschrift giebt Veranlassung, auf dieses vornehme und reichhaltigste Organ des deutschen Juristenstandes erneut empfehlend hinzuweisen. In den kurzen Abhandlungen, die jede Nummer eröffnen, gelangen die hervorragendsten Vertreter der Theorie und Praxis über actuelle Fragen de lege lata und de lege ferenda zum Worte. In der anschließenden „Juristischen Rundschau“ berichtet Justizrath Staub über die juristischen Ereignisse der letzten Woche. Der „Sprechsaal“ bietet — übrigens reichlich benutzte — Gelegenheit, kleinere Fragen besonders aus der Praxis zur Discussion zu bringen. Neben der Uebersicht über die neuerschienenen Gesetze und Verordnungen des Reiches und sämmtlicher Bundesstaaten und die stattgehabten Personalveränderungen ist besonders wichtig die vom Oberbibliothekar des Reichsgerichts, Professor Schulz, in jeder Nummer gebotene Uebersicht über die gesammte neue Rechtsliteratur. In der Beilage folgen die wichtigsten neueren Entscheidungen des Reichsgerichts, der Oberlandesgerichte, des Reichs-Versicherungsamtes und des preußischen Oberverwaltungsgerichts. Wir möchten betonen, daß die Zeitung insbesondere auch für alle Diejenigen, die an kleineren Orten des collegialen Gedankenaustausches entbehren müssen, eine Quelle vielseitigster Anregung und Belehrung darstellt. N—l.

— Christliche Kalender. Die Kalender-Literatur hat im Laufe der Zeiten einen gewaltigen Umfang gewonnen. Für jeden Stand und jedes Gewerbe, für jede politische Partei, für jede menschliche Gemeinschaft irgend welcher Art erscheinen besondere, den mannigfaltigsten Bedürfnissen angepaßte Kalender. Es giebt Adelskalender und Börsenkalender, Officiers- und Soldatenkalender, Kalender für Lehrer und für Schüler, für Ingenieure und Techniker, für See- und Bergleute, Almanache für Kaufleute, Musiker, Maler, für Geistliche, Aerzte und Juristen, für Hausbesitzer und Miether, für den Forstmann, den Fischer, den Gärtner, den Winzer u. s. w. Das ist auch kein Wunder. Alle menschliche Arbeit, körperliche und geistige, hohe und geringe, steht ja unter dem Gesetze der Zeit, ist abhängig von Tag und Stunde, ja selbst der Müßiggang zählt gewissenhaft die Tage, die er dem lieben Gott abstiehlt, und ist froh, wenn er wieder einen glücklich (?) zu Ende gebracht hat. Empfängt so alles irdische Thun und Treiben vom Laufe der Gestirne sein Maß und seine Ordnung, so soll der Mensch, dem eine unsterbliche Seele ward, doch auch allezeit Dessen eingedenk bleiben, der der Sonne ihre Bahn angewiesen und den Mond gemacht hat, das Jahr danach zu theilen, vor dem tausend Jahre sind wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Und zumal des Christen Leben soll nicht aufgehen in der Sorge um die Güter, die Motten und Rost fressen, und die Schätze, denen die Diebe nachgraben, sondern er soll in aller Arbeit und allem Fleiße auch des Gebers aller Gaben gedenken, dessen Güte jeden Morgen neu ist und dessen Barmherzigkeit kein Ende hat. Diese Mahnung uns immer wieder ins Gedächtniß zu rufen, uns zu erinnern an unsere Christenpflichten, darauf ist das Hauptabsehen gerichtet in den Kalendern, auf die wir hiermit die Aufmerksamkeit lenken möchten: 1. Der Deutsche Volksbote. Ein Kalender auf das Jahr 1901, herausgegeben von Ernst Evers. Dreizehnter Jahrgang. Verlag der Berliner Stadtmission, Berlin SW. Johanniterstraße 6. Preis 50 ₰. — 2. Der Martha-Kalender auf das Jahr 1901. Ein Jahrbuch für Frauen und Jungfrauen. In Verbindung mit dem Vorständeverband der evangelischen Jungfrauenvereine Deutschlands herausgegeben von Ernst Evers. In demselben Verlage. Preis 25 ₰. — 3. Johannes-Kalender auf das Jahr 1901. Ein Jahrbuch für evangelische Männer und Jünglinge, herausgegeben von Ernst Evers. In demselben Verlage. Preis 25 ₰. — 4. Nachbar-Kalender. Illustrirter Familienkalender für 1901. Dreizehnter Jahrgang. Verlag des illustrirten christlichen Volksblattes für Stadt und Land: Der Nachbar (Hamburg, H. O. Persiehl). Preis 30 ₰. — 5. Neuer Kinderkalender. Neunter Jahrgang. Herausgegeben von M. Oldenberg. Hamburg, Druck und Verlag von H. O. Persiehl. Preis 15 ₰, von 100 Stück an je 10 ₰. — Die Mitarbeiter an diesen Kalendern sind zumeist Geistliche und Missionare, auch fromme Frauen haben manchen Beitrag gespendet. Sie aufzuzählen und überhaupt Einzelheiten aus dem Inhalte anzuführen thut nicht noth. Es ist zur Genüge bekannt, welch ein Geist in diesen Büchern daheim ist: der Geist christlicher Bekenntnißfreudigkeit und werkthätiger Bruderliebe. Wer zu der Erkenntniß gekommen ist, daß nicht das, was man gemeinhin Glück zu nennen pflegt, den Werth unseres irdischen Daseins ausmacht, sondern unsere Arbeit, und wer sich gewöhnt hat, in allem Werk ein Stück Weges nach der ewigen Heimath zu sehen, der hat die rechte Zunge für die Kost, die hier gereicht wird, das rechte Ohr und Herz für die Lehren, die hier ertheilt werden:

Zu allen Zeiten
Soll Gott uns leiten,
An jedem Orte
Mit seinem Worte,
Auf jedem Pfade
Mit seiner Gnade,
Auf allen Wegen
Mit seinem Segen,
Bis einst wir schauen
Des Himmels Auen.

R. B.

— Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor v. Zobeltitz. Vierter Jahrgang. — 1900/1901. Erster Band. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing [,1900]. VIII, IV, 232 S.; 4°. Dazu 38 S. Beiblatt. Preis des Jahrgangs 24 ℳ; einzelne Hefte zu erhöhten Preisen. — Aus dem reichen Inhalte der nach wie vor sehr gut bedienten und recht gut redigirten Zeitschrift der Bücherfreunde seien nach Schema F folgende Abhandlungen und Beiträge namhaft gemacht. I. Literaturgeschichte. 1) Fedor v. Zobeltitz: Aus Franz Freiherrn Gaudy's Jugendtagen. Ein Kindertagebuch, Mutterbriefe, Gelegenheitsgedichte und Karikaturen. Mit 11 Abbildungen und 2 Beilagen. 2) Ludwig Geiger: Literarische anonyme und pseudonyme Satiren 1777—1820. Mit 5 Abb. und 1 farbigen Beilage. 3) Wolfgang v. Wurzbach: Aus Schiller's Bibliothek. Mit 2 Bildnissen und 1 Facsimiletafel. 4) Eugen Wolff: Inwieweit rührt die „Familie Schroffenstein“ von Kleist her? (Fortsetzung.) Mit einem Bildniß. 5) G.: Zur Geschichte der „englischen Komödianten“. Mit 1 Facsimile. II. Geschichte (im weitesten Sinne): 1) K. Ehwald: Der älteste Zeuge für Gutenberg. Mit 2 Facsimiles. 2) Bruno Stübel: Zur Literatur über die Schlacht bei Lepanto. 3) Jacob Schnorrenberg: Aus der Sammlung Heinrich Lempertz senior (Die Kaiser aus dem Hause Habsburg — Die Reformation — Der Dreißigjährige Krieg). Mit 5 Bildnissen und 14 Autogrammen. III. Kunstgeschichte. 1) Georg Hermann: Die „Jugend“ und ihr Künstlerkreis. Mit 26 zum Theile farbigen Abbildungen. 2) Max Bach: Die illustrirten Vitruv-Ausgaben des 16. Jahrhunderts. Mit 21 Abbildungen. 3) Johann Uetzen: Das Flugblatt des Theodoricus Ulsenius mit Dürer's Illustration. IV. Bibliographie. 1) Hermann Ullrich: Unbekannte Uebersetzungen von Schriften Daniel Defoë's. 2) Marcus Landau: Neuere Schriften über Boccaccio. Vergl. auch oben II., 2 und 3. V. Buchausstattung. 1) Wilhelm Schölermann: Neues vom Bucheinband des Auslands. 2) Julius Leisching: Emil Orlik als Buchkünstler. Mit 9 Abbildungen. 3) Paul Kersten: Das Buntpapier und seine Verwendung besonders für Bucheinbände. Mit 26 Abbildungen und 6 Einschalttafeln. VI. Bücherliebhaberei. 1) K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg: Oesterreichische Bibliothekzeichen. Mit 10 Exlibris. 2) Anton Schubert: Einige unreproducirte Inkunabelsignete. Mit 23

Digitized by Google

Signeten. VII. Bibliothekslehre. 1) Constantin Nörrenberg: Die Hamburger Bücherhalle. Mit 1 Plakatbilde. 2) E. Fischer von Röslerstamm: Ist der Bücherstaub dem Menschen schädlich? — Unter den theilweise gelungenen, theilweise wundervollen Beilagen erscheinen mir folgende besonders erwähnenswerth: 1) die Wiedergabe des Kretschmer'schen Bildnisses vom Freiherrn Gaudy (zu I., 1); 2) das Facsimile eines eigenhändig geschriebenen Bücherverzeichnisses von Schiller (zu I., 3); 3) Dürer's „Bild des Pestkranken" auf dem Flugblatte des Arztes Theodoricus Ulsenius (zu III., 3); 4) Buntpapierentwürfe von Otto Eckmann und Buntpapiermuster einer Aschaffenburger A.-G. (zu V., 3). — Hierüber eine große Anzahl Bücherbesprechungen und Anzeigen, Rundschauen und Mittheilungen, Vorschläge und Aussprachen über irgend eine bibliophile Frage — kurz: Zobeltitzens Zeitschrift ist und bleibt nicht ein, sondern das Organ der Bücherferen (einer Menschengattung, die in Deutschland unter den Kreisen, die sich so etwas leisten könnten, leider noch viel zu schwach ist, numerisch wie materiell). Ht.

— Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. (Verlag von Otto Hendel in Halle a. S.) — Auf die zuletzt ausgegebenen Hefte dieser verdienstlichen Sammlung durften wir unter der Ueberschrift „Reiselectüre" hinweisen (Leipz. Ztg. vom 23. Juli dss. Js.). Ganz anderer Art ist die soeben veröffentlichte Reihe. Sie nimmt sich aus wie eine Erläuterung des Begriffes Weltliteratur: Deutschland, Holland, Dänemark und Frankreich sind mit je einem Bande vertreten. Es sind die folgenden: Nr. 1395. Struensee. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Michael Beer. Mit einer biographisch-literargeschichtlichen Einleitung von Dr. Franz Kwest und dem Bilde des Dichters. Preis 25 ₰, gebunden 50 ₰. Durch die Aufnahme dieses Werkes, das mit der Musik von des Dichters älterem Bruder Jakob Liebmann (Giacomo Meyerbeer) noch heute nicht selten über die Bühne geht, feiert die Verlagshandlung den hundertsten Geburtstag des Dichters; am 19. August 1800 wurde Michael Beer in Berlin geboren. Sie hat recht daran gethan; denn das Trauerspiel Struensee bezeichnet unstreitig den Höhepunkt der kurzen literarischen Laufbahn des Dichters — er ist nur 32 Jahre alt geworden —, und sein Platz in der Weltliteratur ist kaum angefochten. — Nr. 1396—1399. Max Havelaar oder die Kaffee-Versteigerungen der Niederländischen Handelsgesellschaft. Von Multatuli (Eduard Douwes Dekker). Für Hendel's Bibliothek aus dem Holländischen übersetzt von Dr. Karl Mischke. Mit einer Einleitung des Uebersetzers und dem Bilde des Verfassers. Preis 1 ℳ, geb. 1 ℳ 25 ₰. Der Titel dieses Buches klingt nicht wie schöne Literatur. Aber sein Inhalt rechtfertigt seine Aufnahme in vollem Maße. Es ist eine von flammender Empörung eingegebene Anklage gegen das im niederländischen Indien seiner Zeit geübte schamlose Ausbeutungssystem der Beamten und zugleich die ergreifende Selbstbiographie eines Mannes, der um der Wahrheit willen viel Leid und Kummer getragen hat. Dies ist auch die Erklärung des sonderbaren Decknamens: multa tuli — viel habe ich ertragen. Das Buch wird, seitdem Deutschland selbst in die Reihe der Colonialmächte eingetreten ist, auch bei uns auf erhöhte Theilnahme zu rechnen haben und spricht so sehr für sich selbst, daß wir einer eingehenderen Kennzeichnung überhoben zu sein glauben. — Nr. 1400 bis 1403. Erzählungen aus fremden Landen von Carit Etlar. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von G. Denwitz. Mit einer biographischen Vorbemerkung und dem Bilde des Verfassers. Preis 1 ℳ, gebunden 1 ℳ 25 ₰. Der Norden hat unserem Schriftthum Manches zugeführt, dessen Werth wohlberechtigtem Zweifel begegnet, Manches auch, dessen Krankhaftigkeit und innere Fäulniß nur von Denen bestritten wird, die in derselben Richtung arbeiten. Um so dankbarer sind wir für diese Gaben Carit Etlar's, eines Volksschriftstellers, den die ideale Geistesrichtung, das sittlich tiefe Empfinden und die edle Sprache in eine Reihe stellen mit den Besten des Jahrhunderts. Professor Brosböll — das ist der wahre Name des Schriftstellers — ist im Frühling dieses Jahres im Alter von 84 Jahren gestorben, tief und aufrichtig betrauert von seinen Volksgenossen. Mögen sich an das Bändchen kleiner Erzählungen, das hier dargeboten wird, bald auch die größeren Werke des gefeierten Dichters anschließen! — Nr. 1404 bis 1405. Gedichte von Frederi Mistral. Aus dem Provenzalischen übertragen und mit einer Einleitung versehen von F. Steinitz. Mit dem Bilde des Dichters. Preis 50 ₰, geb. 75 ₰, in Geschenkband 1 ℳ. Mistral's Name ist berühmt geworden durch seine unsterblichen Verdienste um die Wiedererweckung des provenzalischen Schriftthums. Er hat die verachtete Mundart seiner südfranzösischen Heimath, die langue d'oc, wieder zu dem Range einer Schriftsprache erhoben. Diese Thatsache rechtfertigt die Aufnahme dieser Gedichte, die aus der Sammlung „Iselo d'or" (Goldne Insel) entnommen sind. Wir haben den Eindruck, daß die Kenntniß des Provenzalischen unerläßlich ist, um ihre Schönheit und den Glanz ihrer Sprache vollkommen zu würdigen. Gleichwohl bleibt es dankenswerth, daß die Hendel'sche Bibliothek uns die Bekanntschaft eines Dichters vermittelt, von dessen Epos „Mirèio" ein so berufener Kritiker wie Lamartine urtheilte: „Man möchte glauben, es habe sich Nachts eine Insel des griechischen Archipels, ein schwimmendes Delos, von ihrem Grunde gelöst und habe sich geräuschlos mit dem balsamischen Festlande der Provence verbunden, einen ihrer göttlichen Sänger vom Stamme Homer's mit sich führend." — Wir haben die hohe Bedeutung von Hendel's Bibliothek bereits wiederholt anerkannt und empfehlen jedem Literaturfreunde dringend, sich das Verzeichniß der Sammlung, das kostenlos verschickt wird, kommen zu lassen und aus seinem Reichthume zu wählen. Die Perlen des Schriftthums aller Culturvölker werden hier in einer zwar einfachen, aber doch würdigen Ausstattung und zu einem Preise dargeboten, der auch dem minder Bemittelten die Erwerbung dieser Schätze möglich macht. R. B.

— Jungbrunnen. Ein Schatzbehalter deutscher Kunst und Dichtung, illustrirt von den hervorragendsten deutschen Künstlern. Verlag von Fischer und Franke in Berlin. Heft 10—12. — Zehntes Heft: Der Reisekamerad von Hans Chr. Andersen, mit Bildern von Franz Hein. — Elftes Heft: Libussa, ein Märchen von J. K. Aug. Musäus, illustrirt von Richard Mauff. — Zwölftes Heft: Stumme Liebe, ein Märchen von Musäus, mit Bildern geschmückt von Jos. Damberger. Preis des Heftes im Gesammtbezug 1 ℳ, im Einzelnen 1 ℳ 50 ₰. — Man hat der deutschen Illustrirkunst lange den Vorwurf gemacht, es fehle ihr an Saft und Kraft, ihre Erzeugnisse seien zu einem Theile unwahr und schablonenhaft, zum andern Theile weichlich und schwindsüchtig. Dieser Tadel dürfte die Hefte der Sammlung „Jungbrunnen" schwerlich treffen. Eher wird man bei einzelnen von ihnen finden, daß sie nach der anderen Seite wieder etwas reichlich weit gehen. In dem an sich löblichen Bestreben, die duftige Zartheit, die überflüssige Mache zu vermeiden, werden sie zu derb und grobknochig, die Männergestalten gleichen manchmal in der Entwickelung der Muskulatur fast Athleten. Mit den drei Heften, die uns zuletzt zugegangen sind, ist das Dutzend voll geworden, sie schließen die Jahresreihe. Man wird sich mit der Absicht, die das Unternehmen verfolgt, gern einverstanden erklären: die Schätze unserer alten Volkssage und der deutschen Märchendichtung von modernen Zeichnern durch Bilder schmücken zu lassen und auf diese Weise neu zu beleben. Ob die Auswahl überall das Rechte trifft, diese Frage wird vielleicht nicht allseitig mit einem freudigen Ja beantwortet werden. Wir haben schon zu einem und dem anderen der früheren Hefte unsere Bedenken geäußert. Von den vorliegenden drei Bändchen gefällt uns das letzte am besten: „Stumme Liebe". Die Damberger'schen Bilder sind lebensvoll kräftig und dabei doch geschickt in die Fläche hinein componirt, nicht so massig wie z. B. verschiedene in dem elften Hefte, das mir auch wieder etwas zu sparsam verfährt in der Bekleidung der Figuren. Einzelheiten anzuführen ist — das sei nur beiher bemerkt — sehr erschwert durch das völlige Fehlen von Seitenzahlen. So ist also unserer Meinung nach der Ton wohl etwas zu hoch gegriffen, den das zu gefälliger Benutzung für den Berichterstatter beigefügte Blatt anschlägt: „Es ist hier ein Werk entstanden, auf das nicht nur die Verlagshandlung und die mitarbeitenden Künstler, sondern das deutsche Volk stolz sein darf." Doch mag so viel zugegeben werden, daß dieser Versuch, werthvolles altes Erbgut unserer Dichtung auf's Neue in Verkehr zu bringen, lebhafter Förderung durch Kunst- und Literaturfreunde werth ist, schon darum, weil es den mitwirkenden Zeichnern offenbar ernst ist mit dem Bemühen, die fast in Verruf gekommene deutsche Illustrirkunst in neue gesunde Bahnen zu leiten und mit der Zeit womöglich wieder auf jene Höhe zu bringen, auf der sie in den Tagen eines Daniel Chodowiecki gestanden hat. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 120. Sonnabend, den 6. October, Abends. 1900.

Die Höhle von Monsummano.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Unter den zahlreichen Höhlen, die unser Erdball aufzuweisen hat und die alljährlich theils aus geologischem, theils aus historischem Interesse tausende von Besuchern anlocken, dürfte die Höhle von Monsummano, einer in der italienischen Provinz Lucca zwischen Pistoja und Florenz gelegenen Bezirksstadt von 7000 Einw., als einzig in ihrer Art dastehen: sie stellt nämlich nichts Geringeres dar als eine regelrechte — Kuranstalt, bestehend in einem natürlichen Dampfbade, das gegen rheumatische Schmerzen, Gicht, ja, selbst Verwundungen von wunderbarer Wirkung ist. Die Höhle selbst führt den wenig anziehenden Namen „Gichthöhle“ oder wohl auch nach ihrem Besitzer Grotta Nencini-Giusti und hat eine Ausdehnung von 248 m Länge und 12 m Breite. Sie gehört zu den bekannten Tropfsteinhöhlen, deren groteskes Innere infolge der fortwährenden Neubildung von Stalaktitenformationen einer andauernden Umwandlung unterworfen ist. Da erblickt unser staunendes Auge die wunderlichsten Gebilde von kolossalen Titanen- und Thierfiguren, Vögel, Fledermäuse, Vierfüßler aller Art, wie sie die erfindungsreiche menschliche Phantasie sich zusammenstellte, bis zu den zierlichsten filigranartigen Pflanzennetzen — Alles aus alabasterweißem Tropfstein geformt. Das Ganze zerfällt, um auch äußerlich den Anforderungen der medicinischen Wissenschaft Genüge zu leisten, in die bekannten drei Abtheilungen, welche die alten Römer als Apodyterium (Vorraum als Auskleidezimmer), Tepidarium (Warmwasserbad) und Sudatorium (Schwitzbad) bezeichneten: hier heißen sie unter Anspielung auf die bekannte Dreitheilung des unsterblichen Werkes des größten nationalen Dichters der Italiener (in umgekehrter Folge) Paradiso, Purgatorio (Fegefeuer) und Inferno (Hölle) — alles Räume, welche die gütige Hand der Natur in wirkungsvoller Abstufung zum Besten der leidenden Menschheit selbst geschaffen hat. Dazu ist krystallhelles Wasser in großen, teichartigen Becken von theilweise über 100 m Tiefe reichlich vorhanden. Die Temperatur steigt vom „Paradiso“ an, bis sie im „Inferno“ diejenige unserer römischen Bäder erreicht hat, und zwar beträgt diejenige des Wassers + 32 bis + 40° C, die der Luft + 27° C bis + 35° C. Die staunenswerthe Heilkraft der Höhle liegt in der Luft, weniger im Wasser, und wird derselben immer aufs Neue mit den kalkhaltigen Niederschlägen zugeführt. Am bekanntesten dürften die geradezu wunderbaren Erfolge sein, die Garibaldi (1862) und Kossuth durch den Gebrauch dieser „Höhlenkur“ erzielten. Ein Besuch dieser merkwürdigen „Kuranstalt“ ist von höchstem Interesse und dürfte selbst solche, die, Gott Lob, es nicht nöthig haben, derartige Heilmittel zu gebrauchen, zu einem Versuche einladen. So dachten auch wir, als wir aus dem sonnigen Pharaonenlande, wo wir den Winter zugebracht, in die im herrlichsten Frühlingsschmucke prangende nordische Heimath zurückkehrten. Hitzegrade bis zu + 45° C im Schatten hatte uns der ägyptische Lenz bereits zur Genüge beschcert, so daß die gefürchtete Höhlentemperatur von Monsummano für uns nichts Abschreckendes mehr hatte. Also muthig eingetreten durch das einladende Portal, nachdem wir uns, entsprechend den liebenswürdigen Anweisungen des zuvorkommenden „Dottore“, vollkommen in Troglodyten (Höhlenbewohner) verwandelt hatten! Bald nimmt ein düsterer Gang uns auf, nur theilweise magisch erleuchtet durch vereinzelt an den Wänden flimmernde Lämpchen, die den geheimnißvollen Eindruck des Ganzen noch erhöhen. Immer tiefer und tiefer geht's hinab unter dem sichern Geleite eines — Höhlenführers, besser „Höllenführers“, denn unser nächstes Ziel soll ja, das wurde uns geheimnißvoll zugeraunt, nichts Geringeres sein als die — „Hölle“, das „Inferno“. Instinctmäßig wandte sich unser Blick nach rechts, der glitzernden, strahlenden Herrlichkeit zu, die uns aus diesem Raume entgegenfunkelt. Ja, dort soll ja das „Paradiso“ liegen! Aber sogleich ertönt die mahnende Donnerstimme unseres Führers: „No, no, Signore, al Inferno!“ Nun denn, hinab zur Unterwelt, zur „Hölle“! So schreiten wir rüstig, wenn auch des unebenen Bodens und der düstern Beleuchtung wegen mehr tastend, vorwärts, hinab, hinunter, bald links, bald rechts, an düstern Grotten, die uns unheimlich angähnen, vorüber, dann an einem dunkel fluthenden Gewässer vorbei — aha, das ist der Styx! — und durch eine in hellstem Alabasterglanze schimmernde Grotte, deren Decke auf reizenden natürlichen Karyatiden ruht, und wieder durch einen finstern Gang hinab. Wir fühlen bereits höllische Gluthen unser Antlitz umspielen, unsere Sinne umnebeln, phantastische Spukgestalten lugen aus dem Dämmer hervor — — „Inferno!“ ruft unser Führer, und wir befinden uns thatsächlich am Ziele unserer „Höllenfahrt“. Eine nicht allzu geräumige gewölbte Halle, durch einen Kronleuchter magisch erhellt, hat uns aufgenommen. Aber wie sonderbar! Nicht die wundersamen Stalaktitenbildungen, die dem düstern Raum ein phantastisches Gepräge verleihen, ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich, sondern die — Höllenbewohner, die, in lange, weiße Gewänder gehüllt, auf Bänken den Rücken gegen eine Schranke gelehnt, sitzen und schweigend offenbar alle Qualen ihres höllischen Aufenthalts erdulden. Da ruft uns, während wir noch in tiefes Sinnen versunken sind, eine von der Oberwelt her bekannte Stimme zu: „Schwitzen Sie?“ „Na und ob!“ lautete die unisono gegebene Antwort, und zugleich ließen wir uns auf der nebenstehenden Bank nieder, um unsere Augen in dem gespenstischen Raume umherschweifen zu lassen. Aber was ist das? Befinden wir uns denn in der classischen Zaubergrotte Circe's oder in Tannhäuser's verlockender Venusgrotte? Dort in jener glitzernden Nische ruht, hingegossen auf schwellende Alabasterkissen, eine verführerische Frauengestalt, in lange, weiße Gewänder gehüllt, das classische Haupt umspielt von dunkel wallendem Haar, unter dem ein Paar blitzender Augen magisch hervorleuchten, an Arm und Finger geschmückt mit glitzernden Diamanten? Ist das „Frau Venus“ in höchsteigener Person? Und sie öffnet ihren Mund, aber nicht, um, ihrer rheinischen Schwester droben auf dem Lurleifelsen gleich, durch den Zaubersang ihrer Stimme Unbedachte zu bethören, sondern um in ganz profaner Weise mit den Leidensgefährten in der „Hölle“ eine — nichtssagende Unterhaltung anzuknüpfen! Und flüsternde, melodische Damenstimmen antworten und sonore Männerstimmen mischen sich dazwischen. Es ist eben eine der bekannten Badeunterhaltungen, und — Honny soit, qui mal y pense — mit einer Eleganz und Reserve geführt, als befände man sich etwa in einer Soirée eines Botschafters und nicht im — „Inferno“ von Monsummano! Fast eine halbe Stunde hielten wir uns in dieser „Hölle“ auf, unser Wissensdurst war gestillt. Für diejenigen freilich, die aus Gesundheitsrücksichten diesen „Höhlenkurort“ aufsuchen, werden bis zu zwei Stunden verordnet und die eigentliche Kur gestaltet sich folgendermaßen. Ueber dem heißen See befindet sich ein durchlöchertes hölzernes Podium, wo die Leidenden sich zum Zwecke des Schwitzens aufhalten. Die Transpiration erfolgt meist sofort beim Eintritt in die äußere Grotte und steigert sich bis zum Betreten des „Inferno“, des eigentlichen Kurraumes, in unglaublicher Weise. Das Gefühl dabei ist wohlig und angenehm, die Athmung frei, die Herzthätigkeit allerdings lebhaft und gesteigert. Daher dürfen Herzleidende derartige Bäder nur mit größter Vorsicht und nach gewissenhafter ärztlicher Consultation gebrauchen. Die einfache Kur ist nach etwa sechs Bädern beendet. Handelt es sich jedoch um ältere und ernstere Leiden, so wird diese Kur nach angemessenen Ruhepausen

wiederholt, bis Genesung erfolgt. Mehr als zwanzig Bäder, so sagte man uns, seien bis dahin noch nicht angewandt worden. Die eigentliche Saison währt vom Juni bis zum September. Früher oder später wird der Hauptraum, das „Inferno“, durch Eindringen zu großer Wassermengen unbenutzbar. Ein wichtige Frage ist die nach der Entstehung und den Heilfactoren unseres Höhlenbades. Im Alterthume nahm man bekanntlich wohlthätige Quellnymphen an, die zum Heile der geplagten Sterblichen an solchen geweihten Stätten walteten, und aus dem Erdboden aufsteigende warme Quellen oder heiße Dämpfe machten den Ort bald zu einem vielbesuchten Heiligthum, wo die Gottheit den Menschen näher sei als anderwärts und ihnen ihre geheimsten Pläne offenbare (vergl. Orakel zu Delphi u. a.). Die moderne Wissenschaft zerstört mit rauher Hand auch solche Phantasiegebilde und mit chemischen Analysegläsern, Thermo- und Hygrometern, galvanischen Indicatoren und ähnlichen Waffen geht sie den zarten Brunnengeistern zu Leibe. So entdeckte sie in unserer Höhle Salze, Gase, Temperaturabnormitäten und elektrische Erscheinungen von ganz hervorragender Eigenthümlichkeit. Das war genügend, um die Heilkraft des Ortes außer Zweifel zu stellen. Vor Allem ist es die gleichmäßige Temperatur des Wasserdampfes, die von großem Nutzen ist. Denn aus dem bis zu 40° C warmen See steigen Wasserdämpfe auf, deren Temperatur durchschnittlich + 35° C beträgt. Diese Dämpfe sind stark kalkhaltig, was die fortwährende Tropfsteinbildung beweist. Auch enthalten diese Dämpfe eine bedeutende Menge Kohlensäure, 36,5 Procent auf den Kubikfuß Wasserdampf. Ueberall aber, wo Wasserdämpfe ausströmen, herrscht zugleich eine starke elektrische Spannung. Fassen wir alle diese Momente zusammen, so haben wir die Heilfactoren unseres Höhlenbades, das demnach indicirt ist bei Rheumatismus, Katarrh der Schleimhäute, bei Nerven- und Hautkrankheiten, ja selbst bei Gehörleiden u. s. w. Daß natürlich im Laufe der Zeit die anfänglich ziemlich primitiven Kur- und Badeeinrichtungen bei dem von Jahr zu Jahr sich steigernden Besuche der wunderbaren Höhle seitens Leidender sich mehr und mehr vervollkommnet haben, sodaß heute neben den anerkannten Heilfactoren auch die mancherlei Nebenumstände wie Verpflegung, Quartier, Unterhaltung 2c. auf der Höhe der ärztlichen Erfahrung stehen, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Hierzu gehört natürlich auch die Trennung der Badenden nach Geschlecht und Art der Krankheit, größerer Comfort u. A. m. An Unterhaltung aber bietet das Höhlenbad, abgesehen von den üblichen Saisonerholungen, in seiner reizvollen Naturumgebung eine reiche Fülle von Abwechselung. Ist doch schon das mittlere Thal des Sergio, welches das Gebiet der kleinen aristokratischen Republik Lucca (1100 qkm) bildete, die Napoleon I. als Fürstenthum seiner Schwester Elise schenkte, ein reizvolles Idyll für sich. Dasselbe gilt von den Apenninthälern im Allgemeinen, die mehr und mehr mit eleganten Villen bebaut werden. Ein beliebter Ausflug von Monsummano führt nach dem nahegelegenen vornehmen Badeorte Montecatini, etwas weiter zur Meeresküste mit der lebhaften Seestadt Viareggio. Auch ladet das herrliche Schlößchen des Padrone von Monsummano zu einem Besuche ein, während ein Spaziergang nach Monsummano alto mit seinen zahlreichen Vignen (Weingüter mit Wirthschaft) auch der materiellen Genüsse zur Genüge bietet. So dürfte allen denen, die ihre Schritte nach dem blühenden Lande des ewig Schönen lenken, ein Besuch des friedlichen Nievolethales mit dem blauen Pisaner Gebirge dahinter, mit seinen stattlichen Römerbauten auf steiler Höhe, mit seinen malerischen Rebenhügeln, seinen gastlichen Vignen und Dörfern und — last, not least — seiner gebenedeiten „Hölle“ zu empfehlen sein! P. P.

Bücherbesprechungen.

— Karl Alfred Schultz, Der Menschenfischer. Schauspiel. Leipzig, Druck und Commissionsverlag von C. G. Naumann, 1900. 71 S. — Wenn auch der biblische Titel dieses dreiactigen Schauspiels und das dem Stück vorausgeschickte Motto Matth. 4, 19: „Ich will Euch zu Menschenfischern machen“, vielleicht nicht ganz dem Inhalt entspricht, weil mit dem Menschenfischerthum mehr der Prediger-, Missionar- und Apostelberuf der Jünger im großen Maßstabe gemeint ist, so wollen wir darum mit dem Autor nicht rechten. Hier sind es ein paar verlorene Schafe, der Neffe und die Nichte eines aus Südamerika heimgekehrten, todtgesagten, edlen, christlichen Menschenfreundes, die dieser aus den Stricken der Versuchung zu erretten bemüht ist; in diese sind sie durch eine verführerische Frau gerathen. Dem Verfasser ist es darum zu thun, seine Leser und Zuschauer aus einer sittlich anrüchigen Atmosphäre herauszuheben, in die uns die moderne Bühne nur zu sehr hineinführt. Indessen scheint uns, daß er uns doch zu tief in dieselbe hineinblicken läßt. Wir würden das Stück gern zur Aufführung in christlichen Vereinen empfehlen, an die der Autor offenbar besonders gedacht hat, wenn die Handlung nicht doch zu unverhüllt an Dinge rührte, welche hier bekämpft werden sollen. D. K.

— Löber, D. Richard, Oberconsistorialrath, Das innere Leben oder der Verkehr des Christen mit Gott und Menschen. 3. gänzl. umgearbeitete Aufl. Gotha, Schloeßmann 1900. — Referent gedenkt mit Freuden der Zeit, als im Jahre 1874 die zweite Auflage von Löber's Innerem Leben ihm bekannt wurde und er reichen Gewinn für sich schöpfte. Nach 25 Jahren ist die dritte Auflage erschienen. Wenn auch die Gesammtauffassung und die Richtlinien der Behandlung, wie sie durch die Ueberschriften der Capitel gekennzeichnet sind, wesentlich die gleichen geblieben sind, so erscheint das Buch in seinem Text doch als ein völlig neu gearbeitetes. Die Erfahrungen eines reichen inneren Lebens, befruchtet durch die Erfahrungen des Seelsorgers, sind nicht ohne Einfluß gewesen, und nur klarer und in festerer Gestaltung kommt das innere Leben des Christen zur Darstellung. Wer freilich eine christliche Lectüre sucht, wie sie heutigen Tages besonders verbreitet ist, die kurzweilig und unterhaltend durch Geschichtchen, Bilder, Gleichnisse, frappirende und piquante Wendungen die Phantasie anregt, der wird in diesem Buche seine Rechnung nicht finden. Charakteristisch ist hierfür Löber's Wort über Die, die man als „Fürsten unter den Predigern“ zu bezeichnen pflegt, „welche ihre Gedankenarmuth und ihren *inneren* Verfall durch schwärmerische Gefühlsausbrüche, durch *gehäufte* phantasiereiche Bilder, durch plump erfundene *Geschichten und* witzelnde Bemerkungen sehr geschickt verdecken“. (S. *110.*) Aber Der, der wirklich in die Tiefe gräbt und das christliche Leben nicht als einen Gegenstand geistlicher Unterhaltung und Anregung ansieht, wird durch das Buch reichen Gewinn haben. Der Verf. geht niemals in ausgetretenen Gleisen einer herkömmlichen christlichen Redeform. Niemals werden auch die seit ausgeprägten dogmatischen Begriffe und Formeln als fertige Münze verwendet, wobei es dem Leser überlassen bleibt, dem Begriff die Bedeutung unterzuschieben, die man herkömmlich damit verbindet. Man vergleiche z. B. die tiefgegründete Behandlung des Gebets, wobei der Verfasser mit der in den katechetischen Handbüchern herrschenden oberflächlichen Begriffsbestimmung: das Gebet sei ein Gespräch des Herzens mit Gott ins Gericht geht, um das Gebetsleben des Christen als den unmittelbaren Ausdruck des stetigen, das gesammte Leben umfassenden Ineinanderlebens Gottes und des Menschen (S. 13) und als die Höhepunkte der zwischen Gott und den Menschen sich vollziehenden Wechselwirkung (S. 190) zu erweisen. Trefflich ist das über das Gebet im Namen Jesu (S. 195 f.), über die Fürbitte (S. 209 f.), das Vaterunser (S. 250 ff.) und über das cultische Gemeindegebet (S. 248) Gesagte. Es ist eine strenge aber nicht ungerechte Kritik eines Mißbrauchs, wenn der Verfasser sagt: „Wenn der große Kanzelredner in dem erhabenen Bewußtsein, seine »drei Theile« regelrecht von sich gegeben zu haben, im Rosenkranztone sein Gebet (nämlich das agendische Kirchengebet) spricht, so muß die Gemeinde viel eigene specifische Wärme haben, wenn nicht der letzte Funken des Gebetslebens, der im Gottesdienste angefacht werden sollte, in ihr erlischt.“ Aus der Fülle des Dargebotenen möchten wir noch besonders das durchaus neueingefügte dritte Capitel nennen, das „die reale Wirklichkeit und den nichtigen Schein“ behandelt, in dem der Verfasser schonungslos auch ein Christenthum aufdeckt, das nur nichtiger Schein unter christlicher Hülle ist. Wir wünschen dem Buche recht viel verständnißvolle Leser und Leserinnen, besonders auch Leser aus dem Kreise der evangelischen Geistlichen zur Selbstprüfung und zur Vertiefung. G. R.

— Plaudereien über das neue Recht. Von Adolf Lobe. Zweite Hälfte. Leipzig 1900. Fr. Wilh. Grunow. 2 ℳ. Compl. geb. 5 ℳ. — Die in der Leipziger Zeitung zuerst veröffentlichten „Plaudereien“ liegen nunmehr sämmtlich in Buchform vereinigt vor. Ueber ihren eigenartigen Werth und

Nutzen, den sie auch bei künftiger Einsichtnahme gewähren können, haben wir uns schon beim Erscheinen der ersten Hälfte empfehlend geäußert. Wir können das dort Gesagte auch jetzt nur wiederholen und hinzufügen, daß die Benutzbarkeit des Buches durch Beigabe einer Uebersicht über den Inhalt der einzelnen Capitel und eines ausführlichen Wortregisters wesentlich erhöht worden ist. Nunmehr wird sich Jeder mühelos in den „Plaudereien“ Raths erholen können. N—l.

— Aus der Zeit der Noth 1806 bis 1815. Schilderungen zur Preußischen Geschichte aus dem brieflichen Nachlasse des Feldmarschalls Neidhardt von Gneisenau. Auf Veranlassung seines Urenkels aus dem gräflichen Archiv zu Sommerschenburg herausgegeben von Albert Pick. Berlin 1900, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. XVIII, 390 S.; 8°. Preis 8 ℳ. — Der frühere Erfurter Gymnasialoberlehrer Albert Pick, jetzt in Landsberg a. d. Warthe, hat uns schon zweimal (1894 und 1899) eine den alten Helden Neidhardt v. Gneisenau — nicht Neithardt (so noch 1894), obwohl eins der zahlreichen Pseudonyme Gneisenau's „von Neithard“ lautet — betreffende Briefsammlung geschenkt: des Feldmarschalls Briefe an den Erfurter Mathematiker Dr. Joh. Blas. Siegling und dessen Briefe an ihn. So für seine größere Ausgabe gut vorbereitet, hat Pick ein Werk geschaffen, dessen Studium reinsten Genuß gewährt, weil es auf die das wohlthuende Gefühl der Sicherheit auslösende, solide Grundlage größter Zuverlässigkeit gegründet ist. Diese Anerkennung wird Jeder zu würdigen wissen, der die riesige Stoffmenge der den Zusammenbruch Preußens und seine Wiedererneuerung berücksichtigenden Geschichtsliteratur nur einigermaßen kennt. Hatte es nach den umfassenden Arbeiten von Pertz, Delbrück u. A. über Gneisenau geschienen, als ob über diesen braven Preußen nichts oder doch nicht viel Neues mehr beigebracht werden könnte, so belehrt uns das Pick'sche Buch, eine Frucht der kürzlich erfolgten Ordnung und Oeffnung des gräflich Neidhardt v. Gneisenau'schen Familienarchivs auf Schloß Sommerschenburg, eines Bessern: für die Zeit zwischen 1806 und 1815, zwischen Jena und Paris, hatte sich eine so große Zahl von unbekannten Einzelthatsachen gefunden, daß ihre geschickte Verwerthung durch Pick thatsächlich zum Theile wie eine neue Darstellung anmuthet (vgl. z. B. die Angelegenheit „Ludwig Karbe“: S. 157 ff.). Auf das Wörtchen „geschickt“ ist in unserem Falle besonderer Nachdruck zu legen; die knappen Anmerkungen am Fuße fast jeder Seite und der aus 38 Mittheilungen über hervorragende, innerhalb des Textes vorkommende Personen jener ereignißvollen Jahre sich zusammensetzende Anhang verrathen dem Kenner die Sorgfalt, womit der Herausgeber seines schwierigen Amtes: die zur Verfügung gestellten Briefschaften von Arndt, Jahn, Körner, Nettelbeck, Schill, Schleiermacher u. s. w. in ein lebensvolles Zeitbild zu verweben, gewaltet hat. Im Register ist auf S. 383 v. Helvig (nicht Helwig, wie auch der Waschzettel hat) zu lesen; auch würde ich überall die Schreibweise Yorck (statt York) vorziehen. Die beiden beigegebenen Bildnisse Gneisenau's gereichen dem tüchtigen Buche nur zur Zierde. Ht.

— Alfred Michow's Dichtergrüße für's Volk. Eine mannigfaltige Auswahl. Mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Dichter. Preis 10 ₰, kartonnirt 25 ₰. Verlag von Alfred Michow, Charlottenburg, Krumme Str. 7. — Eine mannigfaltige Auswahl — ja, das läßt sich nicht bestreiten. Friedlich stehen da dicht bei einander auf einer Seite Friedr. Theod. Vischer, Hermann Sudermann, Richard Hamel und Hugo Salus, auf einer anderen der geheimnißvoll zarte Eduard Mörike neben dem wüsten Realisten Georg Stolzenberg und wieder der feinbesaitete Theodor Storm neben dem derben Arno Holz, Letzterer übrigens mit einem seiner besten Gedichte. Wer auf einheitliche Stimmung Werth legt, für den sind also diese Dichtergrüße Nichts. Aber wer weiß? Vielleicht ist gerade dies das richtige Mittel, den Sinn für die Lyrik in weiteren Kreisen wieder zu beleben, daß man für billiges Geld eine möglichst bunte Musterkarte der verschiedensten Klänge von Goethe bis zu Richard Dehmel darbietet. Daß bei einem Preise von 10 Pfennigen für 176 Seiten kein Büttenpapier zu liefern ist, leuchtet ein. Der Druck scheint übrigens sorgsam zu sein. Ich habe eine ganze Anzahl Stichproben gemacht und nur einen einzigen störenden Druckfehler gefunden: S. 67 einsam und ohne Genuß (muß heißen: ohne Gruß). R. B.

— Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein. Eine wunderbare und ergötzliche Historie nach Zeichnungen von Rudolf Töpffer in Reimen von Julius Kell. Fünfte Auflage. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus, 1900. Preis gebunden 3 ℳ. — Daß ein so ernsthaftes Haus wie F. A. Brockhaus in Leipzig außer dem groben Geschütz wissenschaftlicher Reisewerke wie Stanley's „Dunkelstes Afrika“ und Nansen's „Durch Nacht und Eis“ auch solche literarische Kurzwaare verlegt wie die Reise des Herrn Steckelbein, war uns völlig neu. Wir dachten, Bücher dieser Gattung und überhaupt die Pflege des Ulks in Vers und Bild hätten Braun & Schneider in München so zu sagen in Erbpacht. Und diese Fahrten des Herrn Steckelbein erscheinen schon in 5. Auflage? Wie vielen Leuten müssen sie schon Spaß gemacht haben! Man darf erwarten, daß der Schmuck der farbigen Bilder dem lustigen Buche noch mehr Freunde machen wird. Gar zu hohe Ansprüche an die Tiefe des Humors darf der Leser allerdings nicht stellen. Wer aber dem fröhlichen Geklapper flotter Knittelverse nicht ungern lauscht, wer es mit dem harmlosen Lachen hält und nicht gar so genau nimmt mit der Frage der Wahrscheinlichkeit, der wird dem fanatischen Schmetterlingsjäger Steckelbein mit Behagen folgen auf seinen höchst abenteuerlichen Fahrten an den Nordpol und nach Afrika, in den Walfischbauch und an den Bratspieß, und wird ihn schließlich mit Befriedigung einlaufen sehen in den Hafen der Ehe mit der kinderreichen Wittib Barbara, dagegen die furchtbare Mär von dem betrübten Ende der Schwester Ursula mit lebhaftem Grausen vernehmen. R. B.

— Französische Briefschule. Systematische Anleitung zur selbständigen Abfassung französischer Briefe. Für den Unterrichtsgebrauch herausgegeben von Otto Wendt, Rector. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Hinter zweite müßte ein Komma stehen.) Hannover, Berlin 1900. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). — Französische Briefsteller giebt es bereits in großer, fast täglich sich mehrender Zahl, wie französische Hilfs- und Uebungsbücher überhaupt. Aber diese sogenannten Briefsteller sind oft von fadem Inhalt. Das vorliegende Buch ist von anderem Charakter, es ist nach einem methodischen Plane gearbeitet, nach den Grundsätzen des schulmäßigen Unterrichts. Die Briefe sind sehr gut geschrieben und können als Musterbriefe benutzt werden. Wir würden sie auch zu Extemporalien empfehlen. Bekanntlich sind die sogenannten Extemporalien außerordentlich nützlich; gewöhnlich dictirt der Lehrer dabei das Deutsche und die Schüler müssen das Gehörte sogleich französisch niederschreiben, was dann später durchgenommen und corrigirt wird. Zu derartigen Uebungen eignen sich die vorliegenden Briefmuster, worunter auch Briefe berühmter Persönlichkeiten befindlich, sehr gut. W—k.

— Die amtliche Verordnung über die französische Grammatik vom 31. Juli 1900. Herausgegeben von Paul Schumann. Blasewitz, Verlag von Alwin Arnold. — Daß sich in der französischen Sprache verschiedene Anomalien finden, weiß jeder Lehrer des Französischen. Ebenso steht fest, daß jede lebende Sprache, wie alles Lebende überhaupt, fortwährenden Veränderungen unterworfen ist. Durch die Verordnung des französischen Unterrichtsministers vom 31. Juli d. J. soll ein sprachlicher Fortschritt angestrebt werden. Die Lehrer werden gut thun, sich die vorliegende Broschüre, die eine authentische Zusammenstellung jener Verordnung enthält und mit dankenswerthen Anmerkungen versehen ist, kommen zu lassen. Im Hinblick auf die Unmasse von französischen Schulbüchern, die in Deutschland verfaßt und gedruckt werden, sind wir von der Angelegenheit der französischen Sprachreform auch mit berührt. — S. 18 (oservation) ist ein Druckfehler stehen geblieben. W—k.

— Kindergartenzwang! Ein Weck- und Mahnruf an Deutschlands Eltern und Lehrer von K. O. Beetz, Schuldirector in Gotha. Wiesbaden, Emil Behrend. 1900. 50 S. 80 ₰. — Mit Recht hebt der als pädagogischer Schriftsteller, z. B. durch den Bücherschatz für den Lehrer, die Einführung in die moderne Psychologie u. s. w. bekannte Verfasser hervor, daß die Kindergartenfrage von viel größerer Tragweite ist, als gemeinhin angenommen wird, da sie nicht allein in die Schule, sondern tief bis ins Mark unseres Staatskörpers hineingreift und den Lebensnerv unserer Gesellschaftsform, die Familie, berührt. Daher stammt auch das Interesse, das dieser Frage in vielen Kreisen entgegengebracht wird. Die Ausführungen des Verfassers richten sich gegen die Eingaben, die der Vorstand des Bundes deutscher Frauenvereine an die deutschen Bundesregierungen gerichtet hat mit dem Antrage, die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts im vorschulpflichtigen Alter von Staatswegen im Interesse des Staates sicherzustellen. Der Verfasser wendet sich aber auch gegen

die pädagogischen Vertreter des obligatorischen Kindergartens, namentlich gegen den Professor Rein in Jena, dessen Lehrplan für das pädagogische Universitätsseminar die positiven Ergebnisse der Vorschule voraussetzt und auf ihnen aufbaut. Weiter werden besprochen die allgemeinen Voraussetzungen der Vorkämpfer für den Kindergartenzwang, die Bestrebungen, die den Einfluß der Familie beschränken wollen, während der Verfasser sehr warm und thatkräftig für die Wichtigkeit der Familie eintritt, sich auch scharf gegen die Anschauung wendet, als ob der Kindergarten nöthig sei, um den Menschen schulreif zu machen, und dabei Erfahrungen verwerthet, die er namentlich in Frankreich gemacht hat. In einem Schlußworte faßt er die gewonnenen Sätze klar und scharf zusammen und bietet damit einen Ueberblick über die Gründe, die gegen den Kindergartenzwang sprechen. Freilich hat der Verfasser nur nebenbei erwähnt, wie die modernen socialen Verhältnisse es als dringend nöthig erscheinen lassen, für die Erziehung der Kinder, denen sich die Eltern nicht genügend widmen können, in ausreichender Weise zu sorgen, und wie das Bestreben dahin gehen muß, den Kinderbewahranstalten, die als Bewahrhäuser und Erziehungsstätten zu dienen haben, eine ihrem Zwecke und den kindlichen Bedürfnissen möglichst entsprechende Verfassung und Ausgestaltung zu Theil werden zu lassen. ü.

— Th. Scharf, Director der kaufm. und gewerbl. Fortbildungsschulen in Magdeburg, vordem Director der III. Fortb.-Schule in Leipzig, Lesebuch für gewerbliche Unterrichtsanstalten, Fortbildungsschulen ꝛc. im Königreiche Sachsen. Wittenberg, R. Herrosé's Verlag (H. Herrosé). 1900. VIII, 451 S. m. 1 Titelvignette. — Wie unser Sachsen für die Entwickelung der obligatorischen Fortbildungsschule eine große Bedeutung hat, so ist innerhalb seines Gebiets ein steter Fortschritt bezüglich der Fortbildungsschullesebücher zu verzeichnen gewesen. Auch das vorliegende gehört in diese Entwickelung hinein, wenn es auch von der rührigen Wittenberger Verlagsbuchhandlung dargeboten wird. Denn der Herausgeber, Th. Scharf, Director der kaufmännischen und gewerblichen Fortbildungsschule in Magdeburg, war von 1890 bis 1898 Director der III. städtischen Fortbildungsschule zu Leipzig, nachdem er vorher die Sonntagsschule der Loge Balduin daselbst geleitet hatte (vgl. Störl, Mittheilungen S. 69). Die Anordnung zeigt, daß der Verfasser mit den Problemen der Fortbildungsschule nnd den neueren Auseinandersetzungen über die an das Lesebuch zu stellenden Anforderungen wohl vertraut ist und die zur Aussprache gelangten Grundsätze gut benutzt hat. Das Buch enthält 193 Lesestücke mit einem aus 3 Nummern bestehenden Anhange und zerfällt in 10 Abschnitte, die den jungen Handwerker und Gewerbetreibenden auf seinem Lebenswege begleiten und ihm in den einzelnen Lebenslagen Rath und Belehrung ertheilen. Der 1. handelt vom Lehrlinge, der 2. vom Gesellen, der 3. vom Meister, der 4. von der Werkstatt, der 5. von dem Werkzeuge und den Maschinen, der 6. von den Arbeitsmaterialien, der 7. von Arbeit und Vertrieb, der 8. von den Verkehrswegen und Verkehrsmitteln, der 9. von der Entwickelung des Handwerkes, der 10. von dem Schutze des Staates. Besonderer Werth ist auf eine edle und volksthümliche Darstellung gelegt. Hervorgehoben seien diejenigen Stücke, die in lebendiger und fesselnder Gesprächsform den Gegenstand behandeln. Schulrath Polack hat werthvolle Beiträge zur Verfügung gestellt; verwiesen sei z. B. auf die prächtige Abendunterhaltung in der französischen Schweiz, über den „Staat und seine Ordnungen". Die Ausgabe für Sachsen bietet u. A. ein Lebensbild des Königs Albert, einen Abschnitt über die sächsische Staatsverfassung, die sächsische Einkommensteuer ꝛc. So können wir das Buch als geeignetes Volksbuch zur Weiterbildung und Unterhaltung in weiteren Kreisen empfehlen. ü.

— Lesebuch für Fortbildungs-, Fach- und Gewerbeschulen mit fachkundlichen Anhängen. Herausgegeben von Leipziger Fortbildungsschul-Directoren und -Lehrern. Anhang für Bauhandwerker: Rechnen. Aufgaben für Rechnen und Geometrie in Bauhandwerkerclassen. Mit einem Anhange: Aufgaben zur Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung. Preis 40 ₰. Anhang allein 15 ₰. Leipzig, Verlag von Alfred Hahn. 1901. — Vorstehendes Büchlein wird wegen seiner klaren und durchsichtigen Anlage, seiner steten Bezugnahme auf die praktischen Bedürfnisse des Bauhandwerks, seines Fortschreitens vom Einfachen zum Zusammengesetzten und vom Leichten zum Schweren sich nicht nur in der Fortbildungsschule, sondern auch zum Selbstunterrichte als sehr geeignet erweisen. Der Bau eines Hauses bietet den Rahmen, und so geben Ankauf und Berechnung des Bauplatzes, Ausschachtung desselben, Auf- und Ausbau des Hauses, Maurer-, Steinmetz-, Zimmer-, Dachdecker-, Glaser-, Tischler-, Maler- und Tapeziererarbeiten den natürlichen Anknüpfungspunkt für die Rechenaufgaben. Die Verfasser sind Lehrer an der III. Fortbildungsschule zu Leipzig. Der 1. Theil ist von Heinrich Spielmann, der 2., der die Kranken-, Unfall-, sowie Invaliditäts- und Altersversicherung behandelt, von O. Nestler bearbeitet und von Max Grimme, erstem Bevollmächtigten der Leipziger Ortskrankencasse, durchgesehen und begutachtet worden. In dem Büchlein sind Leipziger Preise eingesetzt, doch werden die Aufgaben auch anderwärts leicht und mit Nutzen verwendet werden können. ü.

— Feldmarschall Moltke, Meisterjahre und Lebensabend. 2 Theile. Von Max Jähns. Berlin, Ernst Hofmann. — In vorliegendem Werke stellt uns der Verfasser, welcher das Glück hatte, unter Moltke im Generalstabe zu dienen, den Geisteshelden zunächst in der glänzenden Entfaltung seines Wirkens dar, die zusammenfällt mit der großartigsten Lebensäußerung des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert, und läßt dann die Stellung des Helden zu den Fragen der Zeit und Ewigkeit erkennen. Jähns, ein hervorragender Kriegsgeschichtschreiber, giebt aus einer Fülle seiner Kenntnisse, zugleich getragen von Liebe und Bewunderung für den Helden, eine abgerundete Darstellung, die sämmtliche Quellen, insbesondere Moltke's eigne Schriften ausschöpft. So oft als möglich kommt Moltke selbst zu Wort. Gerecht und unbefangen ist sein öffentliches Wirken beleuchtet, sein Leben im Kreise der Familie geschildert. Die Geschichte der deutschen Kriege und Siege in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Geschichte des Generalstabes spiegelt sich getreu in diesem würdigen Lebensbilde ab. —ff.

— 1736 Themata für Winterarbeiten und Vorträge aus dem Gebiete der neueren Kriegsgeschichte, nebst Angabe der besten Quellen. Von Hermann Kunz, Major a. D. Dritte, wesentlich vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Auflage. 3,50 ℳ., geb. 4,75 ℳ. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1900. — Nachdem bereits im Herbst 1890 die erste Auflage dieses Werkes mit 1030 Themata, im Sommer 1893 die zweite Auflage mit 1160 Themata erschienen war, begrüßen wir jetzt die dritte Auflage desselben, bei welcher die Zahl der Themata auf 1736 angewachsen ist. Dieser Umstand, sowie der Name des durch seine kriegsgeschichtlichen Arbeiten vortheilhaft hervorgetretenen Verfassers sprechen am besten für den Werth und die Nützlichkeit des Buches. Dasselbe ist geeignet zum Selbststudium der Kriegsgeschichte und um die Wahl für Vorträge und Winterarbeiten ungemein zu erleichtern. Sowohl für die jüngeren Officiere, namentlich in kleineren Garnisonen, in welchen durch Mangel an Bibliotheken u. dergl. die Beschaffung von Quellen und Material erschwert ist, als auch für die höheren Officiere, welchen die Aufgabenstellung zufällt, bietet das Werk ein vortreffliches Hilfsmittel, um den wissenschaftlichen Anforderungen des Dienstes gerecht zu werden. Die reichhaltig und übersichtlich gestellten Themata sind so gewählt, daß beispielsweise durch ihre Bearbeitung als Vorträge einem Officierscorps im Laufe weniger Jahre ein völlig genügender Ueberblick über die neueren Feldzüge gegeben werden kann. Der Hr. Verfasser hat sich bisher, mit Ausnahme des chilenischen Bürgerkrieges im Jahre 1891, bei welchem zum ersten Male die modernen Repetir- und Magazingewehre in größerem Maßstabe zur Verwendung kamen, absichtlich nur auf die Kriege beschränkt, welche innerhalb Europas ausgefochten wurden. Die neuesten politischen Ereignisse weisen jedoch mit Entschiedenheit darauf hin, unseren Gesichtskreis noch mehr zu erweitern und auch die außereuropäischen Verhältnisse zu studiren. Ebenso wie in den Aufgabenstellungen bereits jetzt dem Zusammenwirken von Heer und Flotte und den neuesten Fortschritten auf waffentechnischem und taktischem Gebiete Rechnung getragen worden ist, werden zweifellos bei der nächsten Auflage des Werkes auch die auf außereuropäischen Kriegsschauplätzen gesammelten und für uns anwendbaren Lehren Berücksichtigung finden. H. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 121. Dienstag, den 9. October, Abends. 1900.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

XIX. Garne, Gewebe und Kleidungsstücke.

Wer, wie ich, das allmälige Werden der Ausstellung von Anfang an verfolgt hat, den beschleicht ein ganz wehmüthiges Gefühl, wenn er jetzt durch die weiten Hallen schreitet. In vier oder fünf Wochen soll das Alles zerstört oder in alle vier Winde zerstreut werden. Vor der Eröffnung fragten wir uns wohl hier und da: Wird Paris überhaupt noch Paris sein mit der Ausstellung? Jetzt sind wir eher geneigt zu fragen: Wird es noch Paris sein ohne die Ausstellung? Ueber Vieles freilich werden wir uns zu trösten wissen. Den pomphaften Stuckfassaden, die schon jetzt ein gar jämmerliches Aussehen gewinnen, wird Niemand eine Thräne nachweinen, große Maschinen wird man auch künftighin bewundern können, und für kunstgewerbliche Gegenstände, Kleider, Nahrungsmittel und Transportmittel bildet jede große Verkehrsader von London, Paris, Berlin oder Wien sozusagen eine permanente Ausstellung. Das, was wir am meisten vermissen werden, sind merkwürdigerweise die Dinge, die eigentlich nicht zur Ausstellung gehören, die wundervollen flandrischen Teppiche, die Bilder von Watteau und Lancret, die japanischen Kunstschätze, vor Allem die beiden herrlichen retrospectiven Ausstellungen der französischen Kunst im Großen und Kleinen Palais. Nun an diese werden wenigstens Prachtwerke die Erinnerung erhalten, und jene wird man am Ende auch noch einmal in seinem Leben, wenn auch nicht auf so bequeme Weise sehen können. Ganz sang- und klanglos aber werden die kleineren „Centennalen“ verschwinden. Ich habe schon bei verschiedenen Abtheilungen auf sie hingewiesen und kann nur immer und immer wiederholen, daß sie zu den größten Sehenswürdigkeiten gehören, daß nichts Anderes zugleich so unterrichtet und unterhält.

Eine der allerhübschesten Jahrhundert-Ausstellungen ist sicher die der Kleidungsstücke. Als der Großvater die Großmutter nahm, scheint uns aus allen Ecken entgegenzuklingen, „aus der guten alten Zeit“ scheint über jedem Schranke zu stehen. Ach die alte Zeit hatte gewiß auch ihre Schattenseiten, aber von denen ist hier nichts zu verspüren. Sehr nett ist es übrigens, daß wir hier Blicke in das intime Leben unserer Vorfahren thun können, daß nicht nur Staatskleider und Museumsgegenstände ausgestellt sind. Freilich haben wir viele von den Sachen schon auf Bildern gesehen und zwar in einem wesentlich besseren Zustande, aber liegt nicht gerade in dieser Verblichenheit ein schwermüthiger Reiz, und ist es nicht doch noch etwas ganz Anderes, ein von „Ludwig dem Vielgeliebten“ der schönen Dubarry geschenktes Kleid, das Schminktöpfchen der Marie Antoinette, die Strümpfe der Marie Louise und das Ballkleid der Herzogin von Berry fast mit Händen greifen zu können, als diese Dinge nur gemalt zu sehen? Allerdings soll man damit keinen Reliquiendienst treiben. An den Wänden sind die Kleider aufgestellt, in der Mitte des Raumes befinden sich in einem Dutzend Vitrinen alle übrigen mehr oder minder eng zur Toilette gehörigen Gegenstände, von den Hüten und Stiefeln bis zu den Uhren und Operngläsern. Und zwar beginnt das Museum mit der Epoche Ludwig's XV. Mit großen bunten Blüthenzweigen bestickte Fräcke stehen neben weiten Reifröcken mit Falbeln. Noch hat das stärkere Geschlecht nicht darauf verzichtet, gleich dem schwächeren durch das Kostüm die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Das Hauptstück ist, wie schon gesagt, ein Rock der Dubarry. Auf dem blauseidenen Grunde kehrt überall ein großes, aus verschlungenen Zweigen rother Rosen entstehendes D wieder. Auch unter Ludwig XVI. sind die Trachten der Männer noch reich gestickt, dann kommt die Revolution und mit ihr die Einfachheit. Rock, Weste und Hose zeigen zwar noch verschiedene Farben, sind aber in sich einfarbig oder gestreift. Das Empire ist hauptsächlich durch einige Staatskleider aus dem Musée des Souverains vertreten. Vor Allem fallen zwei Galakostüme des ersten Kaisers in die Augen, beide ungeheuer reich mit Gold bestickt, das eine auf grünem, das andere auf rothem Grunde. Daneben sind seine Degen, Schärpen u. s. w. ausgestellt. Noch geschmackvoller ist das weißsammetne, ebenfalls goldgestickte Kostüm des Königs Joseph, und nicht mindere Bewunderung erregt das Ceremonienkleid Talleyrand's mit seinen Oriflammen auf grüner Seide. Es folgen die Ballkleider der Herzogin von Berry aus der Restaurationszeit. In so musterhaft einfachen und schönen Kleidern erschien die Schwiegertochter des Königs in den Tuilerien. Und nun kommen wir zu den Schinkenärmeln jeder Art aus der Zeit des Bürgerkönigs. Hier beginnen auch schon die seidenen und Kaschmir-Shawle, die unterm zweiten Kaiserreiche allgemein triumphirten. Das zweite Kaiserreich mit seinen mächtigen Volants und Crinolinen! Wie herzig altmodisch kommen uns diese Kleider vor, in denen unsere Großmütter, ja vielleicht unsere Mütter noch gingen, viel altmodischer als alle früheren. Die letzten Schränke sind den Volkstrachten eingeräumt, den Kleidern der Bäuerinnen aus der Normandie und der Auvergne und den Trachten aus der Bretagne, deren fröhliche Buntheit in der letzten Zeit so manches Gemälde angeregt hat, dann den höchst merkwürdigen, am ehesten noch an ostasiatische Tempelchen erinnernden Hüten aus Bresse. Die anderen Sammlungen verdienten eine noch ausführlichere Beschreibung. Wie ergötzlich ist die Zusammenstellung der Regenschirme, dann die der Pantoffeln, der Strümpfe, der Handschuhe! Hier sind wir eigentlich die Einfacheren. Mit welcher Liebe wurde früher so ein Handschuh oder Ballstrumpf von oben bis unten mit bunten Blümchen bestickt! Dann kommen mehrere wundervolle Fächersammlungen, vor allen die von Lucien Duchet und die des Vaudeville-Dichters Ernst Blum, und eine ungeheuer reiche Knopfsammlung. Dicht dabei finden wir die Schreibmappe Napoleon's I. und sein — Rasirmesser. Du lieber Himmel, was man nicht Alles sammelt! Da hat ein Fräulein Anna Thibaud weit über Hundert metallene Tischglocken in Form von weiblichen Figuren zusammengestellt. Dicht neben ihr ist ein Schrank mit allerlei Eisen- und Stahlwaaren, als da sind: Petschafte, Bügeleisen, Schnallen, Kämme und Stockknäufe, gefüllt. Schnallen und Kämme jeglicher Art haben sich auch die Herren Garnier und d'Allemagne zur Specialität erkoren. Die kostbarsten Gegenstände sind unstreitig in den beiden mittleren Glaskästen enthalten. Der eine birgt hauptsächlich Fächer, Berlocken, Lorgnetten, Operngläser und Brillen aus Elfenbein, Schildkrott, edlen Steinen und Sèvres-Porzellan, der andere außer einer Sammlung von Uhren und Uhrgehängen des Hrn. Belleville und einem Theil der im Besitz des Hrn. Lippmann befindlichen Kostbarkeiten das Modell der ersten Nähmaschine und die vom Director der Comédie Française gesammelten Andenken an berühmte Revolutionshelden, darunter das Rasirmesser Danton's und das Tintenfaß, die Tabaksdose und der Heirathsgürtel Camille Desmoulin's.

Wie viel wäre hier noch zu erwähnen! Aber wir müssen uns beeilen, um endlich zur Gegenwart zu kommen. Deshalb können wir auch der retrospectiven Ausstellung der Seidenwaaren, Spitzen und Stickereien nebenan und der kleinen, aber reizenden historischen Parfümerie-Ausstellung nur ein paar flüchtige Blicke schenken. Doch sei aus der letzteren die merkwürdige kleine Parfüm-

fontaine aus Meißner Porzellan hervorgehoben. Wenden wir uns nun also zur modernen französischen Abtheilung, der Gruppe XIII. Im Erdgeschoß befinden sich die Maschinen, die Seiden und Spitzen und die fertigen Kleidungsstücke, im Obergeschoß hauptsächlich die Erzeugnisse der Baumwollen-, Wollen- und Leinenindustrie. Unser Hauptinteresse wendet sich naturgemäß dem Gebiete zu, auf dem die Franzosen auch heute noch unerreicht dastehen, der Confection. Auch hier können wir bei Weitem nicht Alles sehen. Werfen wir also nur im Vorübergehen einen Blick auf die Hüte, Handschuhe, Spazierstöcke, Hemden und Shlipse der Herren, auf die Corsets, Rüschen, künstlichen Blumen, Hüte — was für Hüte! —, Unterröcke, Strümpfe und Schuhe der Damen. Nur bei den Spitzen können wir uns doch nicht enthalten, einige Minuten zu verweilen. Aber dann geradewegs in das Paradies der Frauen, in die Wunderwelt, die die Pariser Schneider vor uns aufgebaut haben! Hier giebt es überhaupt nur Paris. Welche Stadt in der ganzen Welt — London und Wien nicht ausgenommen — hätte den Werken etwas an die Seite zu stellen, die die Meister der Rue de la Paix „signirt" haben. Denn diese Herren zeichnen ihre Schöpfungen wie die Künstler ihre Gemälde und Statuen. Und wahrhaftig, die meisten von ihnen sind größere Künstler als manche, die ihre drei oder vier Jahre auf der Akademie der schönen Künste abgesessen haben. Entgegen der Gewohnheit bei früheren Ausstellungen haben alle großen Firmen sich betheiligt, Worth, Doucet, Raudnitz, Redfern, Storch, Beer, Paquin, die Schwestern Collot und wie sie alle heißen, denen die eleganten Damen aus allen Welttheilen tributpflichtig sind. Leider bin ich in den Fachausdrücken nicht bewandert genug, um diese Märchentrachten zu schildern. Und schließlich, was hilft es auch, wenn man sagt, daß die eine Firma ein mit feinen goldenen Blumen durchwirktes schwarzes Kreppkleid im Empireschnitt und die andere ein weißseidenes mit goldenen Aehren besticktes Kleid ausgestellt hat? Aus demselben Material mit demselben Schnitt kann der Eine immer noch etwas Wundervolles und der Andere etwas Geschmackloses zu Stande bringen. Besonders bemerkenswerth ist es, daß auch die für das größere Publicum arbeitenden Firmen, wie vor Allem die großen Waarenhäuser Bon Marché, Louvre und Printemps noch Kleider liefern, die den Wettbewerb mit fast allen ausländischen Firmen aufzunehmen vermögen. Die allerschönsten Stücke sind in einem abgeschlossenen, den ganzen Tag elektrisch erleuchteten Salon de lumière vereinigt. Kein Wunder, daß in diesem des Nachmittags kaum ein Apfel zur Erde fallen kann.

Nur eine Abtheilung möchte ich in der Gruppe XIII den französischen Kleidern an die Seite stellen, das ist die der japanischen Stickereien. Zwei Firmen stehen hier an der Spitze, Iida und Nishimura. Beide haben auch farbenprächtige Stücke ausgestellt, die allerschönsten Wirkungen erreichen sie aber doch da, wo sie nur in fein abgestuften grauen Tönen arbeiten. Da ist z. B. ein Wasserfall, in dem ein Karpfen emporschnellt, dann eine Schilflandschaft mit Reihern und, vielleicht das Allerschönste, ein Wandschirm mit Raben zwischen beschneiten Zweigen, lauter Stücke, bei denen man nicht weiß, ob man die Freiheit und Schönheit der Composition, die Feinheit des Tones oder die unglaubliche Vollendung der Arbeit am meisten bewundern soll. Allen reichen Leuten von Geschmack sei diese Abtheilung dringend empfohlen! Dem Umfange nach die bedeutendste ist nächst der französischen wohl die russische Abtheilung, deren Aussteller übrigens auf den verschiedensten Gebieten, insbesondere auf dem der Baumwollenindustrie, zahlreiche Auszeichnungen erhalten haben. Die größte Bewunderung erregt naturgemäß die Abtheilung der sibirischen Pelzwaaren. Auch Schweden hat schöne Pelze ausgestellt. Italien glänzt hauptsächlich bei den Seidenwaaren, Oesterreich bei der Leinenindustrie, England bei den Maschinen. Der berühmte Nähmaschinen-Singer hat allein zwei Pavillons aufgebaut. England und die Vereinigten Staaten sind auch die einzigen Länder, die bei den fertigen Kleidungsstücken neben Frankreich eine leidliche Figur machen. Fast alle diese Staaten haben zugleich zu ebener Erde und auf den Galerien ausgestellt. Auch die deutsche Abtheilung zerfällt auf diese Weise in zwei Hälften. Bei ihr ist vor allen Dingen Zweierlei zu rühmen: der geschmackvolle Ausbau und die weise Beschränkung. Deutschland hat nur da concurrirt, wo es sich mit einiger Bestimmtheit einen Erfolg versprechen konnte. Dazu gehören zunächst die Maschinen. Von 26 Ausstellern, die sich auf vier Classen vertheilen, haben 5 den großen Preis und 10 die goldene Medaille erhalten. Unter den ersteren befinden sich die Strickmaschinenfabrik von Seyfert & Donner in Chemnitz und die Maschinenfabrik Kappel. Diese Maschinen sind unten aufgestellt. Oben stehen auf den rechtwinklig aneinander stoßenden Armen der Galerie drei Schrankbauten, die, obwohl von verschiedenen Architekten entworfen, doch annähernd denselben Stil zeigen und glücklich zusammenstimmen. Sie alle sind aus hier und da mit Gold gehöhtem Mahagoni angefertigt, ihre Bekrönungen sind zum Theil von farbigem Glas unterbrochen. In dem ersten Bau finden wir die vom Hofrath Prof. Hoffmann arrangirte Sammelausstellung der Plauener Spitzen-, Stickerei- und Gardinen-Industrie, die mit einem großen Preise ausgezeichnet worden ist. Es ist hocherfreulich, daß diese Industrie, die in unserem sächsischen Vogtlande eine so wichtige Rolle spielt (es sind jetzt 4400 Stickmaschinen in Betrieb) und für die erst in den letzten Jahren neue große Absatzgebiete erschlossen worden sind, ihren alten Ruf so glänzend bewährt hat. Daß daneben die geklöppelten Spitzen unseres Erzgebirges nicht nur von vielen Privatleuten, sondern auch von Kennern noch hoch geschätzt werden, beweist der große Preis, den man den Modellen der Schneeberger königl. Spitzenklöppel-Musterschule zuerkannt hat. Neben diesen sächsischen Erzeugnissen fallen besonders die Barmener Spitzen von Kaiser & Dicke günstig auf. Der zweite Bau wird in der Hauptsache von der Crefelder Sammet- und Seidenindustrie eingenommen. Hier ist das Ergebniß fast noch günstiger. Natürlich kann sich Deutschland weder mit Frankreich noch Italien messen, aber es kommt dann gleich in einer Linie mit der Schweiz. Bei den beiden Sammelausstellungen der Fabrikanten und Färber von Zanella und Futterstoffen und der Aachener Tuchindustrie, die im dritten Bau untergebracht sind, war der Erfolg sicherer vorauszusehen, hat wohl aber auch die kühnsten Erwartungen noch übertroffen. Die erstere hat nämlich einen Collectivpreis erhalten, der in dem amtlichen Verzeichniß an allererster Stelle aufgeführt ist, bei der letzteren haben von fünf Betheiligten (der sechste war außer Wettbewerb) zwei den großen Preis und drei die goldene Medaille erhalten. Der deutsche Katalog giebt an, daß im Reiche fast eine Million Personen in fast 250 000 Betrieben in der Textilindustrie thätig sind, wovon der Personenzahl nach mehr als ein Viertel, der Zahl der Betriebe nach sogar mehr als ein Drittel auf Sachsen fallen. — Von den übrigen Staaten, die auf den Galerien ausgestellt haben, treten zwei besonders hervor, die Schweiz und Belgien. Daß die Schweiz ausgezeichnet vertreten ist, läßt sich denken. Betrug doch 1898 die Ausfuhr der Textilwaaren 322 Millionen Francs, d. h. fast drei Fünftel der Gesammtausfuhr des Landes und ungefähr ein Drittel von der Ausfuhr des Deutschen Reiches in der gleichen Industrie bei einer fünfzehnfach geringeren Bevölkerungszahl. Davon entfallen auf die Seide gegen 170 und auf die Stickereien über 83 Millionen. So nehmen denn diese beiden Zweige auch hier fast allen Raum ein. Das Arrangement verdient vollstes Lob. Die belgische Abtheilung ist viel abwechslungsreicher, da in ihr auch die Leinenindustrie, die Baumwollen- und Tuchstoffe und die fertigen Kleidungsstücke gut vertreten sind. Die Ausstellung der Spitzenindustrie ist trefflich, aber nicht so reichhaltig, wie man erwarten konnte.

Bücherbesprechungen.

— Das Kostenfestsetzungsverfahren, die deutsche Gebührenordnung für Rechtsanwälte und die landesgesetzlichen Vorschriften über die Gebühren der Rechtsanwälte in Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden mit Erläuterungen von Willenbücher, Geh. Justizrath, Oberlandesgerichtsrath a. D. Fünfte, verbesserte Auflage. Berlin, H. W. Müller. (248 S., Pr. geb. 5 ℳ) — Der erste Theil, das Kostenfestsetzungsverfahren, ist wohl der wichtigste. Wollte der Verfasser in der ersten Auflage nur die Grundsätze darüber, welche Kosten die obsiegende Partei erstattet verlangen könne, was sie dabei zu thun habe, um zu ihrem Rechte zu gelangen, und wie der Richter verfahren müsse, nach Literatur und Rechtsprechung feststellen, ist das Werk immer weiter gewachsen und giebt jetzt (fünfte Auflage) eine vollständige Darlegung des in das Verfahren Einschlagenden, wie es durch die neuen Gesetzbestimmungen seine Grundlage gefunden, und durch die Rechtsprechung vornehmlich ausgebildet worden ist,

in klaren, treffenden Sätzen, ein rechtes Hilfsmittel für Prozeßrichter und Anwälte, das wohl selten versagen wird. An den ersten Theil schließt sich eine Wiedergabe der Reichs-Gebührenordnung für Rechtsanwälte mit einem guten Commentar. Ihr folgt ein Abdruck der preußischen landesgesetzlichen Vorschriften über die Gebühren der Anwälte mit Erläuterungen, nur im Auszuge die bayrischen, sächsischen, württembergischen und badischen Bestimmungen — für Sachsen sind die mitgetheilten Bestimmungen schon durch die Kostenordnung für Rechtsanwälte und Notare vom 22. Juni 1900 ersetzt worden —, die der übrigen deutschen Staaten lediglich durch Aufführung. Den Schluß bilden verschiedene Tabellen zur Berechnung der Rechtsanwaltsgebühren und ein gutes Register. Das Werk kann wohl empfohlen werden. K—d.

— Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister zum praktischen Gebrauch von Dr. Justus Olshausen, Oberreichsanwalt. 7. Aufl. Berlin 1900. Franz Vahlen. 1 ℳ. — Es genügt die Erwähnung der neuen Auflage dieser beliebten Handausgabe, die in der altbewährten Form den dermaligen Bestand des Strafgesetzbuchs, nach Erlaß der lex Heinze, bietet. N—l.

— Ehre, Zweikampf und Gesetzgebung. Ein Mahnruf an das deutsche Volk von Dr. R. v. Höchstkamp. Leipzig, Siegbert Schnurpfeil. — Der Verfasser tritt grundsätzlich für den Zweikampf ein und schlägt Einsetzung eines „Allgemeinen Staats-Ehrengerichts" vor, dessen Entscheidung unbedingt und bei Strafe zu respectiren sei. Der Verfasser, dem es ersichtlich Ernst um die Sache ist, würde durch eine weniger burschikose Schreibweise mehr Eindruck erzielt haben. Seine praktischen Vorschläge erscheinen uns völlig undurchführbar. N—l.

— Das Papstthum in seiner social-culturellen Wirksamkeit von Graf v. Hoensbroech. Erster Band: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 683 S. gr. 8°. Preis: 12 ℳ. — Der Name des Verfassers des vorliegenden Buches hat durch seinen Austritt aus dem Jesuitenorden, seine Conversion und seine Heirath, sowie durch die an alles dies sich anschließende Preßfehde mit ihrem gerichtlichen Nachspiele in den letzten Jahren viel von sich reden gemacht. Giebt schon dieser Name in Verbindung mit der Widmung des vorliegenden Buches an den Schwiegervater des Verfassers dem Werke einen sensationellen Charakter, so wird der letztere durch den im Titel bezeichneten Inhalt noch wesentlich verschärft. Ist es doch der Betrachtung der dunkelsten und traurigsten Nachtseiten in der Geschichte unseres Geschlechtes gewidmet. Menschlicher Irrwahn in der abschreckendsten Gestalt, menschliches Elend in der erbarmungswürdigsten Form tritt uns darin entgegen. Der Kenner der Culturgeschichte wird allerdings wenig Neues daraus erfahren. Er kennt sie ja schon die Hekatomben rauchender, blutiger Opfer, welche Ketzerverfolgungen und Hexenprozesse Jahrhunderte hindurch in der Christenheit gefordert haben. Und auch jene neuesten, an die Namen Leo Taxil, Hacks-Bataille, Sophie Walder und Diana Vaughan sich knüpfenden Excesse abergläubischen Wahnes, die unser bildungsstolzes Jahrhundert beschämend erinnern, wie wenig es Ursache hat zu mitleidiger Geringschätzung des düsteren Mittelalters, sind gewiß einem Theile unserer Leser hinreichend bekannt. Dasselbe dürfte vielleicht auch bezüglich der nahen Verbindung der Fall sein, in die der Verfasser alle diese Dinge auf Grund glaubhafter Nachweise mit der römischen Curie gebracht hat. Immerhin wird Denjenigen, welche das Bedürfniß empfinden, über die erwähnten traurigen Verirrungen des christlichen Geistes sich Aufklärung zu verschaffen, das vorliegende Werk eine willkommene Unterstützung bieten, zumal durch ein sehr umfangreiches Personen-, Sach- und Ortsregister für bequeme Orientirung gesorgt ist. ***

— Das Friedenswerk der Preußischen Könige in zwei Jahrhunderten. Festgabe für das deutsche Volk zum 18. Januar 1901 von Paul v. Schmidt. Mit siebenundneunzig Abbildungen. Berlin 1900, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. VIII, 261 S.; 8°. Preis: 3 ℳ. — Es ist aller Anerkennung werth, daß der 63jährige Generalmajor z. D. v. Schmidt, der als Militärschriftsteller besonders im letzten Jahrzehnt eine sehr fruchtbare Thätigkeit entwickelt hat, angesichts der bevorstehenden Zweihundertjahrfeier im Stande gewesen ist, auch noch den civilen Geschehnissen sich in so nachhaltiger Weise zuzuwenden, daß das vorliegende Buch hat entstehen können. Immerhin kann ich mich nicht entschließen, diese Anerkennung bedingungslos auszusprechen zu lassen. Erstens ist es schon bedenklich, wenn wir das von der ernsten Kritik fast ausnahmslos und zwar fast heftig abgelehnte Buch des Hallischen Privatdocenten Theo Sommerlad über die sociale Wirksamkeit der Hohenzollern, eine prophetia ex eventu oder Geschichtsmache, als eine der 3 Hauptquellen genannt finden. Zweitens halte ich die Anordnung für verfehlt. Das Buch zerfällt nämlich in 14 Abschnitte (1. Persönliche Regententhätigkeit, 2. Kirche, 3. Schule, 4. Rechtspflege, 5. Staatsverwaltung u. s. w.), innerhalb deren bei jedem mit den Verdiensten des Großen Kurfürsten (von dem ersten preußischen König ist bekanntlich nicht viel Vortreffliches zu melden) begonnen, mit denen des regierenden Königs und Kaisers geschlossen wird: das muß zersplittern, muß zu lästigen Wiederholungen führen. Drittens fehlt — und das ist bei dem eigentlichen Berufe des Verfassers kein Wunder — die rechte Vertiefung: wir haben zwar eine mehr oder weniger geschickt und auf alle Fälle fleißig zusammengestellte Stoffsammlung, doch keine Stoffdurchdringung. Trotzdem müssen wir für das Gebotene, das übrigens recht passend illustrirt ist, auch in Anbetracht des sehr billigen Preises dankbar sein; denn es ist bei aller Zollernverherrlichung doch vornehm gehalten und leidlich gut geschrieben. Jedenfalls dürfen wir uns im Hinblick auf die sonst übliche Fluth von Jubiläumsmachwerken und auf die leider sich überall breit machende Streberei und Kriecherei noch auf weit, weit schlimmere Erscheinungen gefaßt machen. Ht.

— Kleine Romane aus der Völkerwanderung. XI: Am Hof Herrn Karls. Vier Erzählungen von Felix Dahn. I. Die Freibitte. II. Der Liebe Maaß. III. Einhart und Emma. IV. Herrn Karls Recht. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf uud [sic] Härtel, 1900. III, 330 S.; 8°. Preis: 5 ℳ. — Der Held der ersten, der Frau Herzogin zu Trachenberg-Hatzfeldt gewidmeten Dichtung, der längsten des vorliegenden Bandes, ist Paulus Warnefridi, der Diacon und Geschichtschreiber der Langobarden; einer todten, einst heimlich geliebten Herzogin das gegebene Wort zu halten, bittet er nicht seinen leiblichen Bruder, sondern den glücklichen Nebenbuhler, den Herzog, frei. Harmloser und lustiger ist die der Freifrau v. Heldburg zugeeignete zweite Erzählung. Adalgardis, Rothari's Braut, überschreitet in dem Augenblicke, wo sie König Karl, der Stolz und Widerspruch „halt einmal nit vertragen kann", schwer prüft, „der Liebe Maaß"; doch auch in diesem Falle siegt die Seelengröße des damals mit Frau Hildigard überaus glücklich verheiratheten Fürsten. Unstreitig dazu als Fortsetzung empfunden, gedacht und niedergeschrieben ist das der Frau v. Mikulicz-Radecki gewidmete Idyll „Einhart und Emma"; übrigens ist die Schreibung Einhart (vergl. Kurze's Monographie über diesen großen Geschichtschreiber, S. 5, Anm. 1) durch die bessere „Einhard" zu ersetzen. Eine Verherrlichung der guten Seiten Karl's des Großen ist schließlich auch der letzte, wieder etwas ernstere Roman, dem der Name der Frau Clara v. Hase (geb. Gräfin Kalckreuth, Gattin des Dr. theol. et phil. Karl v. Hase in Breslau) vorgesetzt worden ist; Milta und Heertrost sind echt verlobt und „kriegen sich", weil sich ihnen der edle Kaiser selbst als Muntwalt bekennt. Aus allen vier Erzählungen aber leuchtet immer wieder das nur ungern dem Christenthum etwas Gutes lassende altheidnische Herz des germanischsten unter den lebenden Dichtern Deutschlands heraus. Ht.

— Bericht der Commission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler im Königreich Sachsen. Thätigkeit in den Jahren 1898 und 1899. Dresden, Druck von C. C. Meinhold & Söhne, königl. Hofbuchdruckerei. (1900.) 91 SS. 8°. — Unter den zahlreichen literarischen Festgaben, zu denen das soeben gefeierte fünfundsiebzigjährige Jubiläum des Königl. Sächsischen Alterthumsvereins den Anlaß gegeben hat und die an dieser Stelle noch zu besprechen sein werden, begrüßen wir mit besonderer Freude den vorliegenden ersten Bericht der Königl. Sächsischen Denkmälercommission. Die Widmung an den Verein, der lange Jahre die Obliegenheiten dieser Commission nach Möglichkeit erfüllt und in der richtigen Erkenntniß, daß die Kräfte eines Vereins niemals vollkommen zur Lösung derartiger Aufgaben genügen können, sich aufs Lebhafteste um die Schaffung eines mit behördlicher Vollmacht ausgestatteten Organs für die Denkmalpflege unseres Landes bemüht hat, beweist, daß die Commission sich ihrer nahen Beziehungen zum Alterthumsverein bewußt ist, und läßt zuversichtlich hoffen, daß auch in Zukunft Verein und Commission in enger Fühlung bleiben werden. Und das ist durchaus nothwendig; daß eine staatliche Commission der Ergänzung durch die Vereinsthätigkeit d. h. einer Mitwirkung auch derjenigen Laien bedarf, die Sinn und Verständniß für die Erhaltung der Denkmäler unserer alten Kunstthätigkeit und Geschichte haben, das hat sich allerorten gezeigt. Es ist daher nur zu billigen,

wenn die Ergänzung der Commission durch Pfleger in den verschiedenen Theilen des Landes in Aussicht genommen wird. So richtig es ist, daß ohne obrigkeitliche Einwirkung, wie sie von einer mit bestimmten Befugnissen versehenen staatlichen Commission (die u. E. eines Conservators als ausführenden Organs auf die Dauer gar nicht entbehren kann) ausgeht, und ohne die planmäßige Verwendung von Staatsmitteln nichts Befriedigendes erreicht werden kann, so wenig darf man verkennen, daß allein vom grünen Tische aus auch viele Fragen nicht zu lösen sind; soll der Denkmalschutz nicht etwas blos Aeußerliches bleiben, soll er zu einem innern Bedürfniß der Bevölkerung werden, so bedarf er nothwendig der Mitwirkung, der erziehlichen Thätigkeit der Vereine. — So knapp und rein sachlich der vorliegende Bericht gehalten ist, so reich ist sein Inhalt und so anregend seine Lectüre für Jeden, der dem Schaffensgebiet der Commission mit Interesse gegenübersteht. Nachdem in wenigen Worten die Gründungs- und Entwickelungsgeschichte der Commission angedeutet ist, folgen unter der Aufschrift „Allgemeines" Mittheilungen über eine Reihe grundsätzlich wichtiger Verhandlungen und Beschlüsse; sie betreffen die Erneuerung von Familiendenkmälern in Kirchen, Untersuchungen über die Erfahrungen an Imprägnirungsmitteln am Haustein, Glockeninschriften und -Verzierungen, das Inventarisationswerk, rechtzeitige Mittheilung über die Erneuerung kirchlicher Alterthümer und über bauliche Veränderungen der zu Anstaltszwecken dienenden Schlösser, die Befugnisse der Commission und des Inventarisators, Alterthümerausstellungen (für welche in den Anlagen detaillirte Rathschläge gegeben werden), die Aufstellung einer ebenfalls in den Anlagen mitgetheilten Uebersicht über die Sammlungen von Alterthümern im Besitz sächsischer Städte und Vereine, endlich den Bilderconservator W. Kühn in Leipzig. Den Haupttheil des Schriftchens bilden in alphabetischer Folge nach Ortschaften geordnet Ausführungen über einzelne Aufgaben, die der Commission gestellt waren; wir heben unter den zahlreichen Artikeln namentlich die über Altzelle, Dresden (Todtentanz, Zwinger), Freiberg (Goldene Pforte), Klosterbuch, Meißen (Dom, Kloster zum heiligen Kreuz), Thierfeld (mittelalterliche Wandgemälde), Zittau (Alterthumsmuseum) hervor. Sehr dankenswerth ist die reiche Ausstattung einzelner Artikel (Altzelle, Klosterbuch, Thierfeld) mit Aufnahmen und Abbildungen. Um die Bearbeitung des Schriftchens hat sich neben dem Vorsitzenden der Commission Geh. Rath Roscher und dem „Inventarisator" Hofrath Professor Dr. Gurlitt namentlich Professor Dr. Berling verdient gemacht.

—m—

— Magda. Kleine Stimmungsbilder aus Natur und Menschenleben von Georg Schott. Berlin, Verlag der Hofbuchhandlung von Karl Siegismund. Preis 3 M., gebunden 4 M. — Der Titel führt irre. Das Buch enthält eine Versnovelle. Aber hilf Himmel, was für eine! Ist ihr Inhalt von einer wahrhaft verblüffenden Harmlosigkeit, so wird diese doch noch überboten durch die Zumuthungen, die des Dichters Sprache an uns stellt. Wir haben doch nun im Laufe der Jahre auch schon manchen kläglichen poetischen Versuch in Händen gehabt; aber eine grausamere Stümperei ist uns nicht erinnerlich. „Sogenannte Religion wird zwar überall gelehrt. Aber die Religion ist leider meist nur eine Glaubenslehre, bei der hin und wieder wohl je nach der Befähigung oder dem Gemüth des Lehrers auch ein Bröckchen Sittenlehre für die armen Seelen abfällt" (S. 150). Es würde nicht leicht Jemand auf die Vermuthung kommen, daß dies Verse sind oder sein sollen. Georg Schott hält sie dafür. Nach solchen und ähnlichen Stellen braucht man aber nicht etwa zu suchen in dem Buche, man kann ganze Seiten der reinsten Prosa herausschreiben. Und daß die sogenannten lyrischen Stücke poetisch auf derselben Höhe stehen, dafür diene eine einzige Strophe zum Beweise (S. 135):

Mehr als Deine Schönheit hat mich beglücket,
Mehr als Dein Wuchs hat mich entzücket,
Mehr als Deine Perlen hat mich berücket,
Mehr als Deine Augen, Deine Wangen,
Und frischer Lippen
Gefährliche Klippen
Hat mich den Säum'gen gefangen —
O glaube mir ewig, es war ja nur
Deine Natur!

Ob es außer dem Dichterling selbst noch Leute giebt, die das für Poesie sich aufreden lassen? Wir gehören nicht zu ihnen. „Ungeachtet großen Fleißes und Talentes war es ihm doch nicht gelungen, eine Stellung zu erringen, welche seinem Wunsch und seiner Fähigkeit entsprochen hätte", heißt es auf S. 156. Wir hoffen sehr, daß Georg Schott nicht darauf angewiesen ist, sich seiner dichterischen Begabung zu bedienen, um sich eine Stellung zu erringen, die seinem Wunsche entspricht.

Denn so hart es uns auch ankommt,
Jede Hoffnung müßten wir
Ihm nach dieser Probe rauben.
Ist doch an dem ganzen Buche
Auch beim allerbesten Willen
Nichts, was Lob verdient, zu finden
Als das schöne Druckpapier.

R. B

— Führer durch die Architektur Dresdens. Herausgegeben aus Anlaß der Deutschen Bauausstellung 1900. Text von Professor Dr. Paul Schumann. Dresden, Verlag der Gilbers'schen Verlagsbuchhandlung (J. Bleyl Nachf.). — Die Zeichen mehren sich, daß das allgemeine Interesse, dessen sich seit einigen Jahren in zunehmendem Maße Malerei und Bildhauerei erfreuen, sich auch auf die Baukunst ausdehnt. Da ist es denn recht verdienstlich, wenn ein Verlag sich bemüht, dem Publicum neben dem Interesse auch etwas Verständniß einzuflößen. Beides geschieht durch das oben genannte Werk. Schumann ist seit seiner Schrift über Barock und Rococo bekannt als feinsinniger Architekturkenner. Der Text steht denn auch vollständig auf der Höhe der Aufgabe. Die Illustrationen sind sehr geschickt im Texte arrangirt. Sie erstrecken sich von den frühesten Resten — die ja in Dresden allerdings nicht weit zurückliegen — bis in die allerneueste Zeit. Von Beispielen dieser letzten Zeit wäre allerdings wohl Manches im Interesse des Ganzen lieber weggeblieben, sie sind denn doch zu unreif, stellenweise roh. Mit dem Knotenstock läßt sich die Kunst nicht reformiren! Sehr gut gewählt sind die Beispiele alter Bauten. Wäre aber bei aller Begeisterung für den Alt-Dresdener Barock nicht ein Plätzchen für eines der charakteristischen Deutschrenaissance-Portale übrig gewesen? Die Nikolaischule ist immer noch an positiven Leistungen überschätzt, wogegen aus der Kritik von Constantin Lipsius etwas von der damaligen Kampfesstimmung nachhallt. Möge der Wunsch, daß der alte Dresdener Barock wieder mehr gepflegt werde, im Interesse eines künstlerisch einheitlichen Bildes von Dresden in Erfüllung gehen. Das elegant gebundene, in seinem Queroctavformate handliche Heftchen sei Allen, die sich für Dresdens Architektur interessiren, warm empfohlen!

—nn.

— Hermann Pilz, Paris amüsirt sich. Intimes aus der Stadt der Weltausstellung. Leipzig, Gustav Weigel, 1900. Brosch. 1,25 M. — Dr. Alexander Poppović, Pariser Eindrücke im Frühling 1900. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. Brosch. 2,25 M. — Das Büchlein von Pilz ist eine Sammlung flottgeschriebener Skizzen aus dem Pariser Leben, übrigens nicht nur aus dem „sich amüsirenden", bei denen sich der Leser sicher nicht langweilen wird. Einige, wie gleich das erste „Auf den Boulevards", haben mir sogar sehr gut gefallen. Nur ist der Ton hie und da doch etwas gar zu oberflächlich. Ueber die zahlreichen kleinen Unrichtigkeiten z. B. auch sprachlicher Art — choucroute ist weiblich, bouffes männlich rc. — wollen wir bei diesen rasch entstandenen Skizzen mit dem Verfasser nicht rechten. Leider wird das Büchlein durch einen bunten Umschlag verunstaltet, der an Geschmacklosigkeit schlechterdings nicht zu übertreffen ist. Aeußerlich und innerlich viel vornehmer ist das Buch von Poppović, der als Mitglied des österreichischen Commissariats für die Weltausstellung längere Zeit in Paris gewesen ist und dabei in Mancherlei hat Blicke thun dürfen, was Anderen verschlossen ist. Er spricht zunächst von dem Verhältniß der Franzosen zum Auslande, dann von den ersten Eindrücken, die der Fremde in Paris und besonders auf den Boulevards empfängt. Die beiden folgenden Capitel handeln von den Vorbereitungen der Ausstellung, wobei wieder der Nachdruck auf der Schilderung des geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehrs zwischen der französischen Ausstellungsleitung und den fremden Commissaren liegt, und geben einen Ueberblick über das gewaltige Werk. Es ist schade, daß der Verfasser die Ausstellung bald nach ihrer Eröffnung verlassen und sich deshalb auf diese kurzen Aufsätze beschränken mußte, die doch jetzt zum Theil überholt sind. Er wäre unseres Erachtens der Mann gewesen, das neben den officiellen Berichten sehr zu erwünschende allgemein verständliche Buch über die Ergebnisse der Ausstellung zu schreiben. Die letzten beiden Capitel enthalten feine und fesselnde Bemerkungen über das Pariser Theater- und Musikleben.

G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 122. Donnerstag, den 11. October, Abends. **1900.**

Giebichenstein und Ludwig der Springer.

Unweit Halle, vielleicht eine halbe Stunde entfernt, reckt sich hart an der Saale ein steiler Felsen in die Höhe. Seine Wände sind mit Epheu bewachsen, sein Haupt krönte einst eine stattliche Burg. Jetzt ist ihr starkes Gemäuer verfallen, ein Ruinenfeld, von Schlingpflanzen und Fliederbüschen überwuchert, bildet den Rest der einst berühmten und berüchtigten Bergveste Giebichenstein. Die hübscheste Aussicht in das Saale-Thal genießt man um Halle von hier oben, deshalb wandere ich auch am liebsten nach Giebichenstein, erklettere den Felsen, setze mich auf einen Trümmerhaufen, um auszuruhen und um mir von den Steinen aus alten Zeiten erzählen zu lassen. Wenn sie schweigen, ziehe ich ein Büchlein aus der Tasche, eine alte Chronik, deren gelbe Blätter nach Staub und Moder riechen. Kaum kann ich die Worte lesen, denn die Druckerschwärze hat sich gänzlich in das Papier eingesogen, so daß die Buchstaben der einen Seite auf der anderen wieder zum Vorschein kommen. Obwohl mir die Augen durch die Anstrengung brennen, ich lege das Büchlein doch nicht eher zur Seite, bis ich das Fesselndste darin entziffert habe, nämlich die Lebens- und Liebesgeschichte Ludwig's des Springers, der bekanntlich auf Giebichenstein gefangen saß, wie uns schon in der Schule gelehrt wurde. Den richtigen Grund seiner Gefangennahme aber habe ich als Schüler nie erfahren und ich argwöhne, auch wohl kaum ein Anderer.

Von wem und um welche Zeit die Bergveste Giebichenstein erbaut worden ist, weiß man nicht zu sagen. Einige Geschichtschreiber behaupten, es sei auf dem Felsen zuerst ein Castellum von Drusus, einem Sohn des Germanicus, erbaut worden, der auf Kaiser Nero's Befehl in den Teutoburger Wald entsendet wurde, um die Gebeine der von Arminius erschlagenen Römer zu beerdigen. Merseburg, die Burg des Mars, soll bei der Gelegenheit auch von ihm gegründet worden sein. Zur Zeit Karl's des Großen bewohnten die Sachsen diese Gegend und die Herren von Giebichenstein sollen damals in so hohem Ansehen gestanden haben, daß aus ihrer Mitte alljährlich zwölf Tetrarchen gewählt wurden. An anderer Stelle wird behauptet, Giebichenstein sei eine Gründung Heinrich's I., des Voglers, der die Burg im zehnten Jahrhundert zur Abwehr gegen die Hunnen erbaute. Lange Zeit war sie im Besitze der Grafen von Wettin und Merseburg. Graf Ridack zu Merseburg, der sich nach ihr auch „Herr zum Stein“ nannte, schenkte sie, da er auch sonst noch viele Burgen besaß, seinem Herrn, dem Kaiser Otto I., und dieser schenkte sie wiederum im Jahre 961 der Kirche zu Magdeburg nebst dem Salzbrunnen, der sich in der Nähe Giebichensteins befand. Otto II. und III. bestätigten die Schenkung, die im Jahre 1004 durch Kaiser Heinrich II. dem Erzbischof Daganus von Magdeburg als Eigenthum überwiesen wurde. Der Kaiser soll dabei die Worte gesprochen haben: „Dir gew ick den Stein“, daraus soll „Giebichenstein“ geworden sein. Gewiß die populärste Namenserklärung, die uns an die der Wartburg erinnert, denn dieser Name soll bekanntlich dadurch entstanden sein, daß Ludwig der Springer auf einer Jagd bei dem Anblick des Berges ausrief: „Wart' Berg, du sollst mir eine Burg werden.“ In anderen Geschichtswerken lesen wir, daß die Veste Giebichenstein ihren Namen durch die Gebekones erhalten haben soll, die in dieser Gegend seßhaft waren, oder von einem deutschen Fürsten Gibbig, der mehrere hundert Jahre vor Christi Geburt hier gelebt habe. Welche Behauptung die rechte ist, wird sich wohl nie ergründen lassen, sie liefern aber jedenfalls alle den Beweis, daß Giebichenstein in grauer Vorzeit gegründet wurde. Dem entsprechend ist die Schreibart des Namens eine sehr mannigfache, ich zähle siebzehn verschiedene, wie Gubukanstein, Nebekensteyn u. s. w., die lateinische ist Gibichensteinium. Bis zum Jahre 1474 diente die Burg den Erzbischöfen von Magdeburg zur Residenz. Es haben im Laufe der Jahre deren vierzig dort Hof gehalten. Meine Chronik behauptet, die geistlichen Herren hätten den steilen Felsen deshalb zu ihrer Wohnung auserkoren, um möglichst unbeobachtet, ungebunden und entfernt vom Domcapitel zu Magdeburg ihre Tage verleben zu können. Trotzdem Giebichenstein den Erzbischöfen geschenkt war, benützten die Kaiser die Veste, um dort oben Staatsgefangene einzuschließen, weil sie annahmen, daß von diesem Felsen Keiner entrinnen könne. Noch unter der königl. preuß. Regierung dienten einige Räume als Gefängniß für Verbrecher, die im Amte Giebichenstein ergriffen wurden. Aus dieser Zeit stammt das Sprichwort:

> Wer einmal kommt nach Giebichenstein,
> Der kommt gar selten wieder heim.

Unter den Gefangenen, die die Burg zuerst bezogen, wird ein Ritter Ezelin genannt, der von Kaiser Heinrich II. nach Giebichenstein gebracht wurde, weil er bei dessen Krönung in Rom „auf der Tiberbrücke mit den Römern Unfug angefangen habe“. Auch Herzog Ernst von Schwaben mußte einige Zeit „seines unruhigen Charakters wegen“ in der Burg seine Wohnung aufschlagen, „damit er lernen möchte, von seinem Hange zum Aufruhr abzustehen“. Im Jahre 1070 wurde Ludwig II. von Thüringen nach Giebichenstein gebracht. Diesem Gefangenen verdankt die Burg ihren besonderen Ruhm und er hat sich hier den Beinamen „der Springer“ erworben. Er wurde im Jahre 1040 geboren. Sein Vater war Ludwig der Bärtige. Dieser starb bereits, als sein Sohn kaum das siebzehnte Lebensjahr erreicht hatte. Zu jung, um die Regierung selbständig führen zu können, wurde ihm bis zu seinem zwanzigsten Jahre der Erzbischof von Mainz als Vormund und Reichsverweser zur Seite gestellt. Der geistliche Herr muß ein vorzüglicher Lehrmeister gewesen sein, denn Graf Ludwig herrschte später als weiser, vorsorglicher Fürst. Das Land wurde unter seiner Regierung auf das Beste bewirthschaftet und verwaltet; er legte Kornspeicher an und füllte sie mit Getreide, damit in Zeiten der Noth und Mißernte diese Vorräthe vertheilt werden könnten. Um die Finanzen war es in seinem Lande auf das Glücklichste bestellt, denn er war an sich ein sparsamer Fürst und dachte stets darauf, seine Unterthanen Geld verdienen zu lassen: er ließ Städte und Dörfer, Burgen und Straßen bauen. Seine Liebhaberei bestand in Gesang und Saitenspiel. Durch beide Künste soll er manch' Frauenherz erobert haben. Obwohl er ein leidenschaftlicher Jäger war, hielt er sich doch nur wenige Diener und Hunde, „damit diese ihm nicht zu viel Brod aufzehren möchten“. Graf Ludwig war ein schöner Mann, schlank und ebenmäßig gebaut, seine feurigen Augen verriethen einen leidenschaftlichen, energischen Charakter. Sein liebeglühendes Herz entbrannte für die schöne, aber herrschsüchtige Hedwig, die Tochter des Herzogs Ulrich von Sachsen. Sein Werben wurde angenommen, sie folgte ihm als Gemahlin auf seine Burg. Lange währte diese Ehe jedoch nicht. Gräfin Hedwig war ein herzloses Weib, die ihren Gemahl nicht liebte, sie sah über ihn hinweg und gab ihm zu verstehen, daß er sich glücklich schätzen müßte, die Tochter eines Herzogs zur Gemahlin zu haben, während er nur ein einfacher Graf sei. Ludwig war nicht der Mann, dergleichen Kränkungen und Nichtachtung zu ertragen. Nach kurzer Zeit trennte er sich von Hedwig und schickte sie ihren Eltern zurück. Verbittert starb sie nach einem Jahre. Die traurigen Erfahrungen, die der junge Ludwig in seiner Ehe gemacht, stimmten ihn schwermüthig, er beachtete lange Zeit keine Frau, obwohl sich alle Mühe gaben, die ihm begegneten, den jungen, schönen Grafen zu fesseln. Seine Freunde veranstalteten Gastmahle, damit er sich unter den geladenen Damen eine wählen

möchte, „mit der er vergnügter, als mit der ersten leben könnte“. Aber Alles schien umsonst. Da fügte es der Zufall, daß bei einem Gastmahle, das Graf Menzel zu Nebra gab, die Pfalzgräfin Adelheid, Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich II. von Sachsen, mit Graf Ludwig zusammentraf. Die Herzogin war ein schönes, üppiges Weib, zu der sich Graf Ludwig mächtig hingezogen fühlte. Während der Tafel tauschten sie zärtliche Blicke und nach dem Mahle tanzten sie oft und lange miteinander durch den weiten, geschmückten Saal. Jedermann bewunderte das schöne Paar. Ludwig war von der Minute an, wo er Adelheid gesehen, wie umgewandelt, ganz wieder der Alte. Seine Augen blitzten, er wurde nicht müde, seine Dame zu unterhalten, die wie gebannt an seinen Lippen hing. Als das Ende des Festes gekommen war, trennten sich Beide mit jenen stummen, aber bedeutungsvollen Blicken, die sagen: ich liebe dich. Die Pfalzgräfin war neunundzwanzig Jahre alt mit dem bedeutend jüngeren Grafen von Goseck, dem späteren Pfalzgrafen Friedrich II. von Sachsen, vermählt worden. Das schöne lebenslustige Weib liebte ihren Gatten aber nicht, denn dessen Ernst, Gottesfurcht und schwerfällige Lebensanschauung vertrugen sich nicht mit ihrem Leichtsinn. Da die Pfalzgräfin ihre Rechnung nicht in der Ehe fand, so suchte sie diese außerhalb derselben zu begleichen und das brachte sie gar bald in den Ruf eines Weibes, „das ganz nach seinem Belieben lebte“. Friedrich II. bewohnte mit Adelheid die Weißenburg, in unmittelbarer Nähe des Klosters Goseck, Graf Ludwig sein Schloß Freiburg an der Unstrut. Das war ein großes Stück Land, das die Liebenden trennte, und um der Auserwählten seines Herzens näher zu sein, ließ Ludwig an der Grenze seines Landes, dem Kloster Goseck gegenüber, auf einem Felsen an der Saale eine „schöne Burg“, das Schloß Schönburg erbauen. Der Bau wurde mit äußerster Geschwindigkeit betrieben, sogleich nach seiner Vollendung bezog Ludwig das Schloß. Die Weißenburg wurde nun beständig von ihm beobachtet. Sobald er sah, daß der Pfalzgraf das Schloß verließ, sei es um zu jagen oder einer kirchlichen Feier im Kloster beizuwohnen, die er als frommer Fürst nie versäumte, warf er sich aufs Pferd und ritt hinüber zu Adelheid, um sich während dieser Zeit heimlich mit ihr zu unterhalten. Endlich wurde dem ungeduldig Harrenden die Kunde gebracht, daß der Pfalzgraf einige Tage verreisen werde. Als das geschehen, ritt er hinüber zu Adelheid, die ihn in ihr Wohngemach führte. Dort sang er beim Klange der Laute der hingebend Lauschenden von seiner Liebe zu ihr und daß er vergehen müsse, wenn sie ihn nicht erhöre und sein Weib würde. Sie erhörte ihn und Beide schwuren sich ewige Liebe und Treue. Nun sannen sie auf ein Mittel, „wodurch der mürrische und schläfrige Eheherr gelegentlich aus dem Wege zu schaffen sein möchte“. Pfalzgraf Friedrich kam ahnungslos von seiner Reise wieder heim und lebte wie vorher in freundschaftlichem Verkehr mit Ludwig, der immer häufiger sein Gast auf Weißenburg wurde. Bald schritten Ludwig und Adelheid zur Ausführung ihres geplanten Verbrechens. Pfalzgraf Friedrich saß eines Morgens in seinem lauen Bade, als zorngeröthet sein schönes Weib zu ihm in das Zimmer stürzte: „Hörst du die Jagdhörner, das Hundegebell? Graf Ludwig jagt in deinem Walde, schier unter den Fenstern deines Schlosses. Willst du dir solche Ungebühr gefallen lassen, du, der Pfalzgraf, von einem kleinen Grafen? Züchtige ihn!“ Mit ähnlichen Worten suchte sie ihren Gemahl aufzustacheln. Wider Willen, nur um ihr genug zu thun, erhob sich der Pfalzgraf aus dem Bade, warf sich sein Hemd und seinen Mantel über und ritt mit wenigen Knechten hinaus vor die Burg, um Ludwig zur Rede zu stellen. Bald trafen sich beide Männer im Walde, die milden Worte des Pfalzgrafen wurden barsch erwidert, man erhitzte sich gegenseitig und schließlich erhob Ludwig seine Armbrust und legte auf Friedrich an. Der Pfeil verfehlte sein Ziel. Da ergriff Ludwig seinen Saufpieß und stieß ihn dem Pfalzgrafen in die Brust. Er sank todt vom Pferde und verblutete in den Armen seiner Diener, die die Leiche hinauf aufs Schloß trugen. Adelheid schien vor Schmerz fast gebrochen, sie legte Trauerkleider an, weinte laut, rang die Hände und raufte ihr blondes seidenweiches Haar. Im Kloster ließ sie feierliche Todtenmessen und Hochämter abhalten und begrub mit vielem Pomp und gut geheuchelter Trauer ihren Gemahl. Trotz Allem behaupteten die Menschen, sie habe den Mord ersonnen und Graf Ludwig ihn ausgeführt. Um Zeit zu gewinnen und um zu beobachten, wie sich der Kaiser und die Freunde des Ermordeten benehmen würden, verbarg sich Ludwig auf einem seiner Schlösser. Hier in der Einsamkeit erfaßte ihn Ekel und Reue über seine That und er wartete mit Ergebenheit, welche Strafe der Papst und der Kaiser über ihn verhängen würden. Der Kaiser hatte aber zu viel in Italien und mit den Wenden zu schaffen und dem Papst wurde von Ludwig's Freunden vorgespiegelt, es habe ein ehrlicher Zweikampf stattgefunden, in dem der Pfalzgraf getödtet worden sei. So blieb die gefürchtete Strafe einstweilen aus und Ludwig's Gemüth befreite sich nach und nach von dem Druck des auf ihm lastenden Verbrechens und die Liebe zu Adelheid beherrschte wieder sein Thun und Denken. Die erste Nachricht erhielt er von Adelheid. Sie theilte ihm mit, daß sie einen Sohn geboren, der den Namen ihres Gemahls, Friedrich, erhalten habe. Bald kam Ludwig als Bauer verkleidet zu ihr aufs Schloß, bald blieb auch die Verkleidung fort, er kam vor Aller Augen, und ehe noch das Trauerjahr völlig vorüber war, fand auf Schönburg die feierliche Vermählung Ludwig's mit Adelheid statt. Viele vornehme Personen waren zugegen, Ritter- und Singspiele wurden veranstaltet, die Gäste belustigten sich acht Tage lang und feierten die Neuvermählten. Die ersten fünf Jahre verlebten sie in ungetrübtem Glück, das Schicksal schien ein Auge zugedrückt zu haben und keine Rache zu fordern. Da brach im sechsten Jahre der Sturm los, dessen Wolken sich über dem ahnungslosen Ludwig zusammengezogen hatten. Der Bruder des ermordeten Pfalzgrafen, Erzbischof Albert von Bremen, hatte genaue und wahrheitsgetreue Kunde von dem Morde erhalten und bestimmte den Papst Alexander II. dazu, Ludwig mit dem Banne zu belegen. Schließlich gelang es ihm auch, sich an den Kaiser Heinrich IV. heranzudrängen und sich bei ihm derartig einzuschmeicheln, daß der Kaiser ihn zu seinem Rathgeber erhob. Diese Vertrauensstellung benützte der Erzbischof, seinen Bruder zu rächen. Er verklagte den Grafen Ludwig öffentlich beim Kaiser, es wurde ihm ein Criminalprozeß gemacht und als sich dieser zu lange hinzog, wirkte der Erzbischof einen augenblicklichen Verhaftsbefehl gegen Ludwig aus. Es wurden der Graf von Wettin und der Erzbischof Günther von Magdeburg beauftragt, Ludwig zu fangen, wo sie ihn nur immer ergreifen könnten. Dazu bot sich die Gelegenheit im Winter des Jahres 1070, als Ludwig in der Weihnachtszeit von Sangerhausen nach Halle reiste. Er wurde überwältigt, gefesselt und nach Giebichenstein gebracht, wo er, an einen Block angeschlossen, vom Schloßhauptmann und acht Rittern streng bewacht wurde.

Sobald die Kunde von seiner Gefangennahme Adelheid überbracht worden war, begab sie sich fast verzweifelt mit ihren Verwandten in das Kriegslager des Kaisers, um ihn fußfällig zu bitten, ihren Gemahl aus der Haft zu entlassen. Der Kaiser erhörte jedoch die Flehende nicht, sondern ließ der Gerechtigkeit freien Lauf. Lange Zeit hatte Ludwig auf Befreiung durch seine Gattin und seine Freunde gehofft, nun flehte er Gott um Hilfe an und gelobte dem heiligen Ulrich, eine Kirche zu bauen, wenn er ihn errette. Der Kaiser war mittlerweile von seinem italienischen Feldzuge wieder nach Deutschland zurückgekehrt und auf Drängen des Erzbischofs Albert von Bremen sollte das Verfahren gegen Ludwig jetzt beschleunigt werden. Als Adelheid von der drohenden Gefahr hörte, beschloß sie das Aeußerste zu wagen. Durch List und Bestechung ließ sie ihrem Gatten einen Brief zustecken, in dem sie ihm rieth, sich krank zu stellen, dann würde er größere Freiheiten genießen und entfliehen können. Ludwig befolgte ihren Rath, verlangte sich zu Bett legen zu dürfen, da er sein Ende nahen fühle, und bat nach seinem Geheimschreiber schicken zu dürfen, damit er diesem seinen letzten Willen dictiren könne. Der Schreiber kam, statt des Testamentes mußte er aber zwei Briefe schreiben, einen an Ludwig's Amtmann zu Tauchlitz bei Weißenfels, dem aufgetragen wurde, sich in einer bestimmten Nacht mit zwei Kähnen unterhalb der Veste Giebichenstein auf der Saale einzufinden. In dem anderen Briefe bat er seine Gemahlin, sie möchte in derselben Nacht am jenseitigen Ufer, gegenüber von Giebichenstein, mit Pferden seiner warten. Der Geheimschreiber verließ glücklich die Burg und Ludwig stellte sich, als ob er täglich schwächer würde, verließ das Bett nicht und machte dadurch die Wachen sicher. Diese meinten nun, der kraftlose Gefangene könne nicht mehr entfliehen, und vertrieben sich die Zeit mit Brettspiel und allerlei Kurzweil, ohne seiner zu achten. Eines Morgens war er aber verschwunden und keine Spur war mehr von ihm zu entdecken. Ludwig hatte es vermocht, sich unbemerkt hinunter zur Saale zu schleichen, war dort in einen der bestellten Kähne gestiegen, hatte das jenseitige Ufer erreicht, wo Adelheid mit Knechten und Pferden auf ihn wartete. Ihre

Freude fand keine Grenzen, als sie Ludwig nach fast dreijähriger Trennung wieder in ihre Arme schloß. Unerkannt und unbehelligt erreichten sie Schönburg und Ludwig war in Sicherheit. Als die Ritter, die Ludwig bewachen sollten, am anderen Morgen seine Flucht bemerkten, hielten sie Rath, was sie zu ihrer Entschuldigung anführen sollten, um einer schweren Strafe für ihre Nachlässigkeit zu entgehen. Da sie keine Ausrede fanden, die vernünftigerweise das Entweichen ihres Gefangenen rechtfertigen konnte, mußten sie zu etwas Außerordentlichem greifen, um straflos zu bleiben. Sie erzählten, der Graf, den sie für todkrank gehalten hätten, sei plötzlich von seinem Lager aufgesprungen, habe den Mantel um seine Schultern geworfen und sei, ohne daß sie es hätten hindern können, zum offenen Fenster hinunter in die Saale gesprungen. Sein Mantel habe ihn wie Flügel getragen. Diese Ausrede war thatsächlich die thörichtste, die sie machen konnten, denn die Felsen, auf denen die Burg stand, ragten weit in die Saale hinein, so daß ein Jeder, der selbst mit dem größten Anlauf den erdichteten Sprung gemacht hätte, unfehlbar auf sie aufgeschlagen und zerschmettert liegen geblieben wäre. Erst in diesem Jahrhundert wurden die Felsen abgesprengt. — Ob wahrscheinlich oder nicht, die wundersüchtige Menge glaubte, was ihnen erzählt wurde, die Ritter blieben straflos und lange Zeit sprach man mit Verwunderung von Ludwig „dem Springer", dessen Sprung sogar wiederholt bildlich dargestellt wurde. Sucht man der Wahrheit auf die Spur zu kommen, so muß man annehmen, daß es Ludwig gelungen war, sich Helfershelfer zu erkaufen, die ihm zur Flucht verhalfen, oder daß er sich im Wassereimer, in dem vermittels einer Winde Wasser aus der Saale heraufgezogen wurde, hinabgelassen hat. Das dürfte bei der Lage Giebichensteins und seiner damaligen Befestigung und Bewachung thatsächlich der einzige Weg gewesen sein, um ohne Hilfe anderer Personen aus der Burg zu entfliehen. Sogleich nach seiner Befreiung begann Graf Ludwig seinem Gelübde gemäß den Kirchenbau zu St. Ulrich in Sangerhausen. Den Tauchlitzer Schiffern erwies er sich dadurch dankbar, daß er sie von allen Abgaben lossprach und ihnen gestattete, nach Belieben auf der Saale zu fischen und die Fische zum Verkauf zu bringen. Der Kaiser zürnte Ludwig seiner Flucht wegen auf das Heftigste und war von Neuem darauf bedacht, ihn gefangen zu nehmen. Um diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen, entschloß sich Ludwig, vor dem Kaiser einen Fußfall zu thun und um Vergebung zu bitten. Er reiste nach dem Dorfe Drubanden oder Trutmünden, wo der Kaiser sein Lager aufgeschlagen hatte, umklammerte dort sein Knie und bat um Gnade. Kaiser Heinrich war aber unbarmherzig, er ließ ihn wieder ergreifen und gefangen setzen. Auch aus dieser Haft wußte Ludwig auf bis jetzt unerklärte Weise zu entfliehen. Als Strafe für sein Entweichen mußte Ludwig dem Kaiser seine jüngst erbaute Wartburg und das kaum entstandene Eisenach, sowie eine Summe Geldes und acht edle Bürger als Geiseln überlassen. Im Jahre 1089 vermählte sich der Kaiser zum zweiten Male, da seine Gemahlin Bertha gestorben war. Graf Ludwig nahm diese freudige Gelegenheit wahr, reiste nach Mainz, wo die Vermählung stattfand, und wagte zum zweiten Male einen Fußfall vor dem Kaiser. Der Kaiser wollte aber auch jetzt keine Versöhnung und ließ Ludwig zum dritten Male gefangen nehmen, zusammen mit seinem Freunde, dem Erzbischof von Mainz. Ueber die Gefangennahme dieser Beiden empörte sich aber die Geistlichkeit und das Volk gegen den Kaiser, so daß sich dieser gezwungen sah, Beide wieder aus ihrer Haft zu entlassen. Der Haß, mit dem der Kaiser nun Ludwig verfolgte, sowie der auf ihm lastende Kirchenbann bedrückten ihn derartig, daß er von jetzt ab nur darauf bedacht war, mit Gott und aller Welt Frieden zu machen. Ludwig bat seinen Freund, den Bischof Dittmar von Halberstadt, zu sich und fragte ihn, wodurch er wieder Ruhe in seinem Gemüth erlangen könne. Der Bischof empfahl ihm eine Wallfahrt nach Rom und eine Beichte vor Papst Urban II. Er bot dem Grafen sogar seine Begleitung an und so machte sich Ludwig mit seinem ältesten Sohne und dem Bischof von Halberstadt auf die Wanderung nach Rom. Ludwig war damals 50 Jahre alt. Der Papst war anfangs unerbittlich und wollte von Sündenvergebung und Lossprechung vom Banne nichts wissen, schließlich ließ er sich aber doch erweichen und ertheilte Ludwig und Adelheid Absolution. Die Bedingungen waren allerdings kaum härter zu denken: Ludwig und Adelheid sollten sich trennen, ein Jeder sollte in einem Kloster, das sie erst zu gründen hatten, ihr Leben beschließen und einander niemals wiedersehen. Ludwig, dessen Körperkräfte damals schon völlig gebrochen erschienen, willigte in Alles ein und kehrte zu Adelheid zurück. Dem Gelübde gemäß richtete sie das Schloß Weißenburg zu einem Nonnenkloster des Benedictinerordens ein, nannte es Zscheiplitz und unterstellte es der Aufsicht des Bischofs von Halberstadt. Ludwig erbaute das Kloster Reinhardsbrunnen und überwies es ebenfalls dem Benedictinerorden. Er trat die Regierung an seinen ältesten Sohn ab, der ihn auf seinem Büßergange nach Italien begleitet hatte, und nun galt es Abschied zu nehmen von Adelheid, um deren willen er alles das erduldet hatte. Ludwig begab sich nach Reinhardsbrunnen, bekam dort die Weihen und wurde Mönch, Adelheid nahm kurze Zeit darauf im Kloster Zscheiplitz den Schleier. Bald starb Kaiser Heinrich; wäre Ludwig nicht für die Welt abgeschieden gewesen, wer weiß, wie sich sein Schicksal unter der Regierung des neuen Kaisers gestaltet hätte. Im Jahre 1123 fühlte der jetzt 83jährige Ludwig sein Ende nahen, nachdem er 33 Jahre im Kloster gelebt hatte. Er schrieb einen rührenden Brief an Adelheid, dankte ihr für alle Liebe und nahm Abschied von ihr. Bald darauf starb er und wurde in Reinhardsbrunnen beigesetzt. Als Adelheid den Brief ihres Gatten gelesen hatte, weinte sie bitterlich und bedeckte die Schriftzüge mit Küssen. Die Nonnen wurden nicht müde, sie zu trösten, aber Adelheid weinte Tag und Nacht und rieb sich vor Kummer auf. Ihr sehnlichster Wunsch war, ihrem Gatten in den Tod zu folgen. Nach zwei Jahren erhörte sie das Schicksal, sie starb im fünfundsiebzigsten Lebensjahre und wurde auf ihren ausdrücklichen Wunsch in Reinhardsbrunnen an der Seite ihres Gemahls beerdigt. Reinhardsbrunnen liegt bekanntlich in unmittelbarer Nähe Friedrichrodas, der bekannten thüringer Sommerfrische. Das ist das Ende dieses Liebesromans, der glühender und tragischer kaum gedacht werden kann.

Die Stürme der folgenden Jahrhunderte rüttelten gar mächtig an dem Bergschloß Giebichenstein. Kampf und Streit entbrannte um seinen Besitz, der stärkere Feind vertrieb den rechtmäßigen Herrn aus dessen Mauern, Feuersbrünste legten seine Häuser in Asche und der schwarze Tod, das große Sterben, decimirte mehrere Male seine Bewohner und die des Dörfchens, das unter seinem Schutze entstanden war. Der jeweilige Besitzer ließ die Schäden an der Burg zwar wieder ausbessern, jedoch währte die Freude daran nie lange Zeit, denn Feindes Hand machte bald Alles wieder zu Nichte. Besonders hart hatte Giebichenstein im dreißigjährigen Kriege zu leiden. Die Schweden quartierten sich dort oben ein und demolirten Alles. In Ermangelung von Ställen banden sie ihre Pferde in den Zimmern des Schlosses fest und benutzten alte Pergamente des Archivs als Stroh für sie. Wie manche kostbare Aufzeichnung ist uns auf diese Weise verloren gegangen. Unter Friedrich I., der Kurbrandenburg zum Königreich erhob, gestaltete sich das Schicksal Giebichensteins günstiger. Man sah zwar davon ab, die verfallene Burg auf dem Felsen wieder aufzubauen, aber man legte am Fuße des Berges ein königliches Amt an, einen geräumigen Gutshof, eine Domäne, und als solche stellt sich uns heute Giebichenstein vor. Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts wurden erst jene in die Saale ragenden Felsen weggesprengt und ein gerader directer Weg an der Saale entlang nach Halle angelegt, noch heute der hübscheste und beliebteste Spaziergang der Hallenser, die sich oben vom Schloßgarten aus an dem hübschen Blick in das Saale-Thal erfreuen und die dicken Mauern der Burgruinen bestaunen, die so stark sind, daß man meinen sollte, sie hätten der Ewigkeit trotzen können. Ein einziger viereckiger Thurm ist der am besten erhaltene Ueberrest, der einst mit drei anderen zusammen hier oben Wache hielt. Im Jahre 1799 kam König Friedrich Wilhelm III. mit der Königin Luise nach Giebichenstein. Sie setzten sich im Schloßgarten in das Gras und erfreuten sich in der anspruchslosesten Weise an dem Blick in das Saale-Thal. Ihnen zu Ehren veranstalteten die Schiffer des gegenüberliegenden Cröllwitz ein Schifferstechen auf der Saale, das die Königin Luise besonders belustigt haben soll. Als der Kronprinz Wilhelm später Giebichenstein besuchte, war sein erster Gang zu der Stelle, von der seine Eltern jenem Schifferstechen zugesehen hatten. Als man vor einigen Jahrzehnten auf der Ruine Giebichenstein die Mauern ausbesserte, in deren Umgebung Wege anlegte, förderte man interessante Gegenstände aus der Erde zu Tage, die von dem Alter der Burg Beweis liefern. Diese Funde sind dem Provinzialmuseum zu Halle überliefert worden, dessen Besuch in hohem Maße lohnt.

Hans Zillich.

Bücherbesprechungen.

— Der Verlag der Arbeiter-Versorgung, A. Troschel, Berlin 1900, veröffentlicht in einzelnen Heften das R.-Gesetz, betr. die Abänderung der Unfallversicherungsgesetze, das Gesetz, betr. die Unfallfürsorge für Gefangene, sowie die Anlagen zu dem erstbezeichneten Gesetze „mit Gegenüberstellung“ der durch diese Anlagen abgeänderten Unfallversicherungsgesetze. Da bei der herrschenden Hochfluth der Reichs- und Landesgesetzgebung Theoretiker und Praktiker geneigt sein werden, der „Gegenüberstellung“ wegen die vorbezeichneten Hefte zu erwerben, so erscheint es als eine moralische Pflicht, zur Vorsicht zu mahnen und vor dem Erwerbe des im vorbezeichneten Verlag erschienenen „Gewerbe-Unfallversicherungsgesetzes“ dringend zu warnen. Der arglose Erwerber der durchaus nicht billigen Hefte findet nämlich in der Mitte des Gewerbe-Unfallversicherungsgesetzes einen kleinen Zettel (wenn der Zettel nicht etwa vorher herausgefallen ist!), auf dem ihm 18 und mehr „Berichtigungen zum Gewerbe-Unfallversicherungsgesetz“ anheim gegeben werden. Allein dieser Zettel bedarf selbst wieder der Berichtigungen und auch nach deren Vornahme hat der Erwerber des Heftes durchaus noch nicht einen richtigen Gesetzestext in der Hand. Auf eine Prüfung der übrigen Hefte hat Schreiber dieses verzichtet, da er mit ihrem Erwerbe eine Vereinfachung, nicht aber eine Vermehrung seiner Arbeiten bezweckte. Oben bezeichnete fünf zumeist nicht vollbedruckte Bogen umfassende Sudelausgabe des Gewerbe-Unfallversicherungsgesetzes bietet die Verlagshandlung zum Preise von 1 M feil. Dr. H.

— Entwickelung des Massengebrauchs der Feldartillerie und des Schießens in größeren Artillerieverbänden in Preußen. Von L. v. Hoffbauer, General der Artillerie z. D. und Chef des Posenschen Feldartillerie-Regiments Nr. 20. Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Berlin, 1900. — Der als Militärschriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser widmet das vorliegende Werk den Officieren aller Waffen, um durch dessen Veröffentlichung der ganzen Armee zu nützen; der Waffe selbst, welcher er sein ganzes Leben hindurch die Kräfte geweiht, entbietet er mit dieser Abhandlung seinen letzten Gruß. Die Anregung, über das Schießen in größeren Artillerieverbänden zu schreiben, wurde dem Verfasser aus der eigenen Waffe heraus, es erschien ihm aber dieses nur möglich in Verbindung mit dem taktischen Waffengebrach, ohne welches das erstere nicht denkbar ist. Die ersten beiden Theile behandeln die geschichtliche Entwickelung dieser Massenverwendung, wobei ausdrücklich bemerkt wird, daß es sich hier nicht um die nur zufällige Anhäufung von Artillerie auf irgend einem Punkte des Schlachtfeldes handelt, sondern um die vom Feldherrn beabsichtigte Einwirkung eines größeren Artillerieverbandes zu einem bestimmten Zweck. Schon Friedrich der Große erkannte die Nothwendigkeit einer derartigen Verwendung gegenüber der bisher fast ausschließlich üblichen Zersplitterung der Artillerie. Wir sehen dann, wie in den napoleonischen Kriegen der große Meister der Kriegskunst die mächtige Kraft concentrirter Artilleriemassen auszunützen verstand. Den großen Kriegen folgte eine lange Friedensperiode, welche nur zeitweilig von Kriegsoperationen unterbrochen wurde, die bei den in Frage kommenden geringen Truppenmassen zu einer Verwendung der Artillerie in größeren Verbänden kaum Gelegenheit boten. Zudem ermöglichte die große Sparsamkeit, welche ganz besonders an der Artillerie geübt wurde, überhaupt derselben kaum eine taktische Ausbildung. Wenn sich diese Verhältnisse nun auch allmälig besserten, so trat doch die Artillerie i. J. 1866 in den ersten größeren Krieg mit noch wenig geklärten Ansichten ein, wozu noch der Umstand kam, daß die preußische Infanterie bei der großen Ueberlegenheit ihres Gewehres über das des Gegners vielfach gar nicht auf die Mitwirkung der Artillerie wartete. Die geringen Erfolge sind bekannt; aber gerade diese spornten die Artillerie zu der rastlosen Thätigkeit an, mit welcher sie nun arbeitete, um die verloren gegangene Stellung wieder zu gewinnen. Schon nach dem kurzen Zeitraum von 4 Jahren konnte sie so gut vorbereitet in den französischen Krieg eintreten, um die glänzendsten Erfolge zu erzielen. Wiederum folgte nun dem gewaltigen Kriege eine lange Friedensperiode, sie währt jetzt schon 30 Jahre, aber nicht wie damals wurde die Feldartillerie in ihrer Entwickelung gehemmt, reichlich flossen ihr jetzt die Mittel zu, rastlos wurde in allen Stellungen an der Weiterentwickelung gearbeitet und in früher ungeahnter Weise hat sie sich zu der angesehenen Stellung emporgearbeitet, die man ihr in einem künftigen Kriege wird einräumen müssen. Dieser 30jährigen Friedensarbeit widmet Verfasser den größeren Theil seines Werkes. Allen Kameraden wird es noch frisch im Gedächtniß stehen, welche Thätigkeit in dieser langen Zeit obwaltete, wie ein Reglement das andere verdrängte, eine Schießvorschrift der anderen folgte, wie die Ansichten sich klärten, aber auch wie häufig sie wechselten. Freilich, so lange nicht ein großer Krieg dasjenige der Feuerprobe unterwirft, was langjährige Friedensarbeit aufgebaut, so lange wird auch letztere keinen Abschluß finden, dafür sorgt schon die nie rastende Technik. A. B.

— Paul v. Schmidt, Generalmajor z. D., Unser Moltke, ein Vorbild für deutsche Soldaten. Mit 21 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Einzelpreis 80 ₰, in Partien von 50, 100, 300 Exemplaren à 70, 60, 50 ₰. — Am 26. October wird das deutsche Volk den hundertjährigen Geburtstag seines großen Schlachtendenkers feiern und so ganz zur rechten Zeit hat Generalmajor v. Schmidt seine kleine, treffliche Schrift erscheinen lassen, welche in kurzen Zügen ein Bild von Moltke's Leben und Thaten dem Leser in anschaulicher Weise vor Augen führt. Die soldatischen Tugenden des unvergeßlichen Helden finden ebenso Würdigung, wie die Eigenschaften seines Herzens, die Tüchtigkeit seines Charakters, die Reinheit und der Adel seiner Gesinnung. Der in volksthümlicher Sprache dargebotene reiche Inhalt der Schrift zeigt vor Allem auch, wie Moltke der große Stratege, dessen Ruhm die Welt erfüllt, ein leuchtendes Vorbild gewesen ist für den schlichten Soldaten und Krieger. So bildet das Buch eine schöne Gedenkgabe, die jeden Deutschen, insbesondere jedes Soldatenherz aufrichtig erfreuen wird. —ff.

— Kunow, Dr. O. (Oberstabsarzt I. Classe), Musterung, Aushebung und Invalidenprüfung. Für Sanitätsofficiere und die bei diesen Geschäften mitwirkenden Officiere und Civilbeamten übersichtlich dargestellt. Berlin, Mittler & Sohn. 2,75 M. — Einer Anregung des Generalstabsarztes der Armee v. Coler folgend hat Oberstabsarzt Dr. Kunow einem längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen, fehlte es doch bisher an einer zusammenfassenden Bearbeitung der über verschiedene Dienst-Vorschriften zerstreuten Bestimmungen für die Militär-Ersatz-Geschäfte. In den ersten beiden Abschnitten werden die ganze Organisation und der Verlauf der Ersatz-Geschäfte sowie das Invaliden-Prüfungs-Geschäft besprochen. Im 3. und 4. Abschnitt findet hauptsächlich die Thätigkeit der Sanitäts-Officiere bei der ärztlichen Untersuchung und der ärztlichen Beurtheilung eingehende Würdigung. Und hier beschränkt sich Verfasser nicht blos auf eine klare und übersichtliche Zusammenstellung der todten Paragraphen sondern er giebt in überaus geschickter Form eine Anleitung, wie der Sanitäts-Officier allen an ihn herantretenden Anforderungen gerecht werden kann. Das Buch wird hier zum treuen Rathgeber in den verschiedensten oft schwierig zu entscheidenden Fragen. Ohne Zweifel wird dasselbe bald zum unentbehrlichen Bestandtheil der Bibliothek eines jeden Sanitäts-Officiers werden. Aber auch den bei den Ersatz-Geschäften betheiligten Truppen-Officieren und Civilbeamten wird es ihre ungewohnten Aufgaben erleichtern. Wir können das Buch aufs Wärmste empfehlen. W.

— Felix Dahn's Gedichte. Auswahl des Verfassers. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1900. VIII, 462 S.; 8°. Preis: 3 M. — Bei der Anzeige von Band XVI—XVIII der „Sämtlichen Werke poetischen Inhalts“ von Felix Dahn (Erste Beilage der L. Z. vom 26. Januar 1899, S. 351, und Wissensch. Beilage Nr. 90 vom 5. August 1899, S. 384) hatte ich den Wunsch nach einer Sichtung, einer Scheidung des Gelungeneren von dem Minderwerthigen nicht unterdrückt. Es freut mich aufrichtig, daß uns heute der Dichter selbst eine „Auswahl“ vorlegt. Mit großem Interesse habe ich zahlreiche Stichproben gemacht, um zu sehen, nach welchem Maßstabe der Verfasser seine eignen Geisteskinder bewerthet. In manchen Fällen kann man natürlich anderer Meinung sein als Dahn, d. h. das eine oder das andere der hier aufgenommenen Lieder lieber ausgemerzt sehen, während man andere wieder mit Schmerzen vermißt; im großen Ganzen aber zeugt die handliche Sammlung, eine kritische Zusammenstellung der gediegensten Stücke aus drei starken Bänden voller Jugendgedichte und Lieder, Sprüche und Balladen, von reifer Selbsterkenntniß. Ich bin überzeugt, daß sich gerade dieser Band Gedichte bald überall einbürgern wird, wo man sich zum Ankaufe der Sämtlichen Werke nicht hat entschließen können: der lyrisch Gestimmte wird dabei ebenso auf seine Rechnung kommen wie der Vaterlandsfreund. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 123. Sonnabend, den 13. October, Abends. **1900.**

Volksmittel und Zauberkünste.*)

Ein Streifzug in das Gebiet des Aberglaubens.

Von G. Triepel. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Von jeher übte das Geheimnißvolle, das Uebersinnliche einen besonderen Reiz auf die Menschen aus. Erd-, Wasser- und Luftgeister, Zwerge, Feen und Elfen, Zauberer und Hexen spielten im Leben unserer Vorfahren eine große Rolle und geben auch jetzt noch den von ihnen handelnden Märchen und Sagen einen ganz eigenartigen Reiz. Doch nicht nur in der Literatur, poetisch verklärt, spukt der Aberglaube früherer Zeiten noch durch unsere Tage, vereinzelte, an die Oeffentlichkeit gelangende Fälle beweisen immer von Neuem, wie tief er nebenbei auch in der Volksseele wurzelt und welche verderbenbringenden Früchte er hier zeitigt. Namentlich auf dem Gebiete der Heilkunst hat er schon unendlichen Schaden angerichtet, denn allen Warnungen zum Trotz geht noch heute ein großer Theil der Landbevölkerung lieber zur „weisen Frau“ oder zum „klugen Schäfer“, die dann mit allerlei Geheimmitteln und mysteriösen Besprechungen den Kranken „schnell und sicher“ zu Tode kuriren, als daß man zum Arzt schickte und diesen eine planmäßige Behandlung vornehmen ließe. Sehen wir uns nun die Kuren jener „Leuchten des Dorfes“ etwas genauer an, so finden wir auch in ihnen Spuren heidnischen Aberglaubens und Reste alter Volksbräuche wieder. Die Wissenschaft bediente sich ehemals bisweilen seltsamer Medicamente, unter denen das Blut sowie menschliche und thierische Ausscheidungen an erster Stelle standen. Schon Ebers führt in seinem, etwa im 16. Jahrhundert v. Chr. erschienenen „Papyrus Ebers“ — das hermetische Buch über die Arzneimittel — frisches und getrocknetes Thierblut, Frauenmilch, frisches und faules Fleisch und noch eine Menge wenig appetitlicher Dinge als Hauptstützen der ägyptischen Heilmethode an. Später, vielleicht um 200 n. Chr., wird uns von einem Arzte Xenokrates von Aphrodisias erzählt, daß er gute Wirkungen durch die Anwendung von Blut, durch das Essen von Menschenfleisch, von gebrannten und ungebrannten zerstoßenen Knochen erzielt habe. Wie weit indessen die Roheit jener Zeit ging, das erhellt am besten aus einer Verordnung des gleichen Arztes, nach welcher zur Heilung einer Wunde Dünger auf dieselbe gelegt, sowie in den Schlund geschmiert „herabgeschluckt“ werden mußte. Ueberschlagen wir sodann einige Jahrhunderte, so haben sich inzwischen die Zeiten wohl geändert, doch von einer Verfeinerung der Sitten und Ansichten ist noch wenig zu spüren. Wenigstens nennt die „Neu-Vermehrte, Heilsame Dreck-Apotheke ....; durch und durch mit allerhand curieusen, so nütz- als ergetzlichen, Historien und Anmerckungen, auch andern Feinen Denckwürdigkeiten, Abermals bewährt, und üm ein merckliches vermehrt, und verbessert. Von Kristian Frantz Paullini, (Franckfurt am Mayn 1697)“ eine Reihe ebenso widerwärtiger Mittel, wie die oben citirten, und versichert, daß man durch dieselben von allen „sonst for incurabel gehaltenen Krankheiten“ geheilt werden und sein Leben vermittels Gottes Gnade „conserviren“ könne. Dabei war Paullini nicht etwa, nach heutigen Begriffen, ein Charlatan, sondern ein hochangesehener Mann der Wissenschaft, Leibarzt des Bischofs Christoph Bernhard zu Münster, den ein Gelehrter der siebenziger Jahre als einen „denkenden, kenntnißvollen, wohlgesinnten Arzt und einen der fleißigsten Männer seiner Zeit“ bezeichnete. Weitere Einblicke in die Heilkunst unserer Voreltern gewährt ein altes Werk: „Vollständige und Nutzreiche Apotheke. Das ist: D. Johannis Schroederi treflich-versehener Medicin-Chymischer höchstkostbarer Artzney-Schatz. Nebst D. Friderici Hoffmanni darüber verfassete herrliche Anmerckungen als eine Grund-Feste beybehalten .... Auf vieles und unabläßiges Verlangen Teutscher Nation zu sonderem Nutzen eröffnet von G. D. Koschwitz. M. D. S. P.“ (Nürnberg 1693.) Dort finden wir unter einer „Die natürlichen Apothekerstücke“ benannten Rubrik als Kurmittel, die entweder aus dem „anoch“ lebenden Körper oder aus den Theilen des verstorbenen Körpers entnommen sind, die seltsamsten Dinge verzeichnet. So benutzte man die Haare, den Speichel, den Schweiß, die Milch, die „Würme“, die Läuse (!), das Blut; vom Leichnam die Haut, das Fett, die Hirnschalen, das Gemüs der Hirnschalen, das Herz u. s. w. u. s. w. zu allerlei heilkräftigen Mixturen und Arzeneien. Freilich mag sich wohl mancher Patient anfangs gesträubt haben, seine Zuflucht zu dergleichen exorbitanten Mitteln zu nehmen, aber was thut man schließlich nicht Alles in der Angst um das eigene geliebte Leben. Auch wußte der Kranke wohl in den meisten Fällen nicht, was er schluckte, und die Aerzte werden sich wahrscheinlich gehütet haben, es ihm zu verrathen. Jedenfalls fügt der Chirurg Johann Conrad Machleid aus Ettenheim seinem Recept „Vors Grimmen: Nimm 3 lebendige Läuse von dem Patienten; so er aber keine hätte, von einem andern. Gieb es ihm zu essen in einem Stückle Brod. Ein sicher und approbirt Mittel“ vorsichtigerweise am Schlusse hinzu: „man muß es aber Demjenigen nicht sagen, sonst nimmt er's nit!“ Wenn man heutzutage Jemanden auf seine Klugheit hin prüfen will, so schickt man ihn in die Apotheke, um Mückenfett zu holen, und freut sich dabei ob seiner eigenen Schlauheit ganz ungemein. Die Wenigsten ahnen indessen, daß auch dies „Mückenfett“ ein Anhängsel aus alten Zeiten ist und daß die Apotheken früher eine ganze Anzahl thierischer Fette führten. Die Dresdener Apotheker-Taxe vom Jahre 1652 weist allein 51 solcher Fette auf, darunter neben dem Menschen- auch Löwen-, Leoparden- und Affenfett. Diesem wurde eine zertheilende Wirkung zugeschrieben, ähnlich dem Menschenfett, das Geschwülste erweichen, Blatternarben mildern und kranke Glieder stärken sollte, während man trockene Flechten mit Leopardenfett und Lorbeeröl einrieb. Ob aber die Apotheker selbst nach Afrika gezogen sind, oder ob sie die heimathlichen Menagerien geplündert haben, um ihren Bedarf an „exotischen Fetten“ zu decken, oder ob am Ende gar das biedere Borstenthier alle Bewohner des Urwaldes in sich vereinigte — das verrathen uns die „Receptbüchlein“ und „Arzneikästlein“ jener Zeit leider nicht.

Wie schon Eingangs erwähnt, stand das Blut, zumal das Menschen-, und von diesem wieder das Frauenblut, damals in besonders hohem Ansehen bei Aerzten und Laien. Mit Blut bestrich man Warzen, Leberflecke, Feuer- und Muttermale; Umschläge von warmem Blute sollten „knotigen Aussatz und schwarze Räude“ heilen, die Schmerzen beim Podagra lindern, Pestdrüsen und Blattern beseitigen. Epileptischen gab man Menschenblut zu trinken, „und sie erhoben sich gleich“. „So trinken Fallsüchtige,“ sagt Plinius, „sogar das Blut von Fechtern, gleichsam aus lebendigen Bechern.... Sie halten es für das wirksamste Mittel, das Blut, noch warm und wallend, aus dem Menschen selbst und so zugleich den Lebensodem selbst aus dem Munde der Wunde zu schlürfen.“ Von den Ungarn wird uns erzählt, daß sie rohes Fleisch aßen, Menschenblut tranken und die in einzelne Theile zerlegten Herzen ihrer Ge-

*) Benutzte Literatur: „Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit“ von Hermann L. Strack, Prof. der Theologie an der Universität zu Berlin. (München, Oscar Beck) und „Zauber und Liebe“ von Faustulus. (Leipzig, A. F. Schlöffel's Verlag.)

fangenen als Heilmittel verschlangen; und ein uraltes, deutsches Receptbuch rühmt das Blut als „ganz besonderen Saft“ mit folgenden begeisterten Worten: „Die wunderbare Tugend des Menschenbluts ist diese. Wenn man eines jungen, gesunden, etlich und dreißigjährigen Menschen Blut in Alembic destilliret, so bringts eine jede schwache Complexion wieder zurecht, ist gut zu allen Gebrechen des Hirns, der Gedächtniß und Geister, treibt alles Gift vom Herzen, heilet allerlei Krankheiten der Lungen, reinigt das Geblüt über alle andere Arzeneien und ist gut zu allen Bauchflüssen und Lendenweh ꝛc.“ Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn der Glaube oder Aberglaube an die heilende Kraft des Blutes sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende fortgepflanzt hat und — allen Aufklärungen zum Trotz heute noch im Volke weiterlebt. Wenn im Bairischen ein Kind an Krämpfen leidet, so schneidet sich der Vater in den Finger und läßt drei Tropfen seines Blutes auf des Kindes Lippen träufeln. Lebensgefährliche Blutungen wollen in Schwaben die „weisen“ Frauen durch einen Trank stillen, der aus Menschenblut, rothem Wein, Granatäpfelschalen und gedörrten und danach gestoßenen Fröschen gemischt ist. Plagt den siebenbürgischen Zigeuner das Fieber, so geht er früh, ehe die Sonne aufgegangen ist, an einen Baum, sticht sich in den linken kleinen Finger, läßt das Blut auf die Rinde tropfen und murmelt die beschwörenden Worte dazu: „Fieber geh weg, geh weg in den Baum!“ Bei Blattern oder anderem Ausschlag stellt er sich gleichfalls vor Sonnenaufgang an einen Bach oder Fluß, schneidet eine kleine Wunde in den vierten Finger seiner linken Hand und läßt das hervorsickernde Blut ins Wasser rinnen. Spülen es die Wellen mit fort, so ist das ein Zeichen, daß der Geist des Wassers das Opfer angenommen hat und dem Kranken Genesung schenken will. Vielfach gebräuchlich und beliebt beim Volke ist ferner „die Berührung mit der Todtenhand“; sie soll gut sein gegen allerlei Krankheiten und Gebresten. Wer einen Kropf, wer Drüsen, Blattern oder Warzen hat, wer durch einen Buckel verunstaltet ist, der geht schweigend in das Haus, in dem eine Leiche liegt, nimmt die Hand derselben, drückt sie dreimal hintereinander auf die leidende Stelle und spricht dazu: „So wie diese Hand verwelkt ist, so möge auch mein Uebel eingehen.“ Bei Zahnschmerzen reibt man den Gaumen mit einem Todtenfinger, oder man drückt den Zeigefinger der rechten, todten Hand auf den schmerzenden Zahn „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“. Weniger unschuldig, obgleich von abergläubischen Seelen vorzugsweise geschätzt, ist die Benutzung einzelner Körpertheile der Gestorbenen zu Heilzwecken. Zahlreiche Gerichtsverhandlungen haben im Laufe der Zeit die Greuelthaten aufgedeckt, die infolge dessen schon verübt wurden. Wen erfaßt nicht ein Schauder, wenn er liest, daß man todten Kindern das Herz herausgeschnitten hat, um es als Mittel gegen Schlaganfall zu essen oder geröstet zu Pulver zu zerreiben; daß es Barbaren gegeben hat, welche von dem todten Körper ganze Stücke Fleisches ablösten, um sie auf bösartige Wunden zu legen oder es auszubraten und dann gegen allerlei Uebel zu verzehren. In Rußland herrscht, wie verschiedene Zeitungsberichte aus den sechziger und siebenziger Jahren bestätigen, hier und da noch der Aberglaube, daß man unentdeckt stehlen könne, wenn eine, aus Menschenfett gegossene Kerze bei der Arbeit leuchte. Damals hatten russische Soldaten das Grab eines Kameraden aufgebrochen, die Leiche geöffnet und deren Eingeweide zu ihrer verbrecherischen That entwendet. Weiter erfahren wir, daß ein Bauernknecht im Walde ein Mädchen ermordete, den Leichnam zerstückelte, ausbriet und aus dem Fette ein Diebeslicht anfertigte, während er die zurückbleibenden Griefen mit gutem Appetit verspeiste. „Manch' einer,“ sagt Lembke, „mordet blos deswegen einen Menschen, um sich aus dessen Fett ein Licht zu zieh'n, so sagen wenigstens alle Leut', ob 's an der Wahrheit is, kann ich ja nich wissen. Solches Licht soll für die Diebe das Beste sein, was sie haben können. Sie müssen es oder (aber), wenn sie 's angesteckt haben, den schlafenden Menschen unter die Fußsohlen und unter die Nas' halten; dann wachen die Schlafenden nicht eher auf, als bis die Diebe weg sind. Solch Licht kann weder in Wasser noch in Schnaps noch durch Fußtritte ausgelöscht werden; solch Licht kann nur in Milch erlöschen.“ Aber es giebt noch andere Diebe, denen kein Licht bei ihrem Thun zu leuchten braucht, und die dennoch, gleich jenen, die Hilfe der Gestorbenen in Anspruch nehmen. Das sind Diejenigen, die da Herzen stehlen wollen und aus eigner Kraft nicht zum Ziele gelangen. Ist ein Mädchen in heimlicher Liebe entbrannt, so geht sie um Mitternacht an die Leiche einer alten Frau, über deren Brust sie wiederholt mit einem Tuchfleckchen streicht. Schweigend wandelt sie wieder heim und trägt neun Tage lang diesen Talisman auf ihrem Herzen. Darnach träufelt sie einige Tropfen Blut aus ihrer linken Hand darauf, verbrennt ihn und mischt die Asche in Speise oder Trank des Geliebten. Wem indessen diese Procedur zu schauerlich ist, dem bietet der Volksglaube noch eine Menge anderer „fürtrefflicher“ Mittel. Obenan steht, genau wie in der Heilkunst vergangener Tage, das warme, rothe Menschenblut. „Drei Tropfen des eigenen Blutes dem geliebten Wesen in Wein oder Kaffee gemischt, bewirken sofort Gegenliebe.“ Ein anderes Recept ist zwar etwas umständlicher zu bereiten, dafür aber in seiner Anwendung um so erfolgreicher: „Nimm an einem Freitag im zeitigen Frühjahr 15 Tropfen deines Blutes, röste es in einem neuen, irdenen Topfe über dem Feuer, zusammen mit der Leber einer jungen Taube, bis sich Alles zu einem feinen Pulver verreiben läßt. Von diesem Pulver gieb der Person, deren Liebe du ersehnst, ein halb Loth zu essen, indem du es unter die Speise — ja nicht unter einen Trunk — mischest. Hilft es nicht beim ersten Male, so doch bei dem zweiten oder dritten sicher.“ Mancher wird sich fragen, weshalb man gerade an einem Freitage und im Frühling den kleinen Aderlaß vornehmen soll. Doch ist das leicht zu erklären, da jener im Zeichen der Venus, der Göttin der Liebe steht, und dieser anerkanntermaßen die Zeit der Minne ist. Es erscheint daher rathsam, jeden Liebeszauber möglichst im Frühling und — wo das nicht angängig ist — wenigstens an einem Freitag in Kraft treten zu lassen. An einem Freitag auch muß man die Liebestränke brauen, welche die geliebte Person unlöslich mit uns verbinden sollen. Dazu füllt man einen goldenen oder silbernen Becher bis an den Rand mit „funkelndem Wein“, benetzt den Zeigefinger der rechten Hand mit dem köstlichen Naß, schlägt damit über Stirne und Herz ein Kreuz, taucht den Finger abermals in den Wein und flüstert dazu dreimal den Namen des oder der heimlich Angebeteten. Oder — man nimmt einen Büschel Knabenkraut, drückt und preßt es mit den Händen, bis der Saft in ein bereit gehaltenes Glas mit kaltem Wasser tropft. Dieses lasse man den Erwählten trinken. „Aber hüte dich,“ so warnt die Vorschrift weiter, „den Saft in warmes Getränk zu träufeln, du würdest damit dem Geliebten ein heftiges Leibweh zuziehen.“

Doch wundersamer, als alle diese schlichten Tränklein, stärker in der Wirkung ist das Geheimmittel der alten Zauberer: der güldene Trunk. Wer ihn besitzt, der hat den Schlüssel zu allen Herzen und kann sich zu eigen machen in „tiefer, unbändiger“ Liebe, wen er begehrt. Fünf Tropfen davon gilt als höchstes Quantum für einen Mann, drei für eine Frau. Wehe, wer darüber aus Uebermuth oder Unkenntniß hinausgeht, das Elend, das er heraufbeschwört, wäre unermeßlich. Man höre, was die Chroniken davon vermelden: „War allda ein Mägdlein zu Regenspurgk, das sich von einer Zauberin den güldenen Trunk verschafft hatte, um eines Gesellen Liebe zu erwerben. War aber selbiger Gesell, dem sie fünf Tropfen der köstlichen Flüssigkeit in den Becher schüttet, des leibeigenen Bruders bester Freund. Will es das Unglück, daß die beiden unter allerlei lobesamen Gesprächen die Becher verwechseln und der Bruder aus dem Becher trinkt, so die fünf Tropfen des güldenen Trunkes enthält, und so entbrennet der Bruder zur eigenen Schwester in heißer, sündhafter Liebe, also daß er sich selber nicht mehr gekannt hat und ein Aergerniß ward allen Gefreundten. Hat demnach unendliche Qualen gelitten und ist eines Tages todt aus der Donau gezogen worden, darein er wohl selbsten gegangen, um sein sündhaft Begehren zu ertränken. Die Schwester aber ist irr geworden und bald darauf im Wahnsinn gestorben ...“

Wer will guten Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen —

singt das alte Kinderlied; zum güldenen Trunke aber braucht man noch Etliches mehr als sieben Sachen. Zuvörderst ein Säcklein aus rother Seide, in dem man zur Neumondzeit an einem Freitag den Kopf einer frisch getödteten Otter heimträgt und hinter den Ofen hängt. Sodann — zur Mitternachtsstunde, auf bloßen Füßen gesammelt — vier Kleeblüthen, sechs Huflattichblätter, sechs Stengel der Wolfsmilch und ein neues Körblein, darein man die Kräuter legt. Nun pflücke man zwei rothe und zwei weiße Rosen, schlage sie in weißes Papier, darauf

man mit eigenem Blute und einer Kielfeder die geheimnißvollen Worte schreibt: „rovarin mystol her kultaba Schowa“. Dann gehe man heim, lege die Schätze auf ein Tischchen neben das Bett, zünde eine Kerze an und schlummere unter inbrünstigen Gebeten ein. In der nächsten Nacht trage man Alles in ein stilles Zimmer, das tagsüber „von keinem weiblichen Fuße betreten wurde“, und beginne den Zaubertrank zu brauen. Ein neues Wiegemesser, zwei andere, noch unbenutzte Messer, eine Glasschale, eine schwarze Flasche, Spirituskocher, frisches Wasser, eine Stange Siegellack, Petschaft, ein Mörser, ein Korken, ein Bogen weißes Seidenpapier, ein Rothstift und eine Kirchenkerze zur Beleuchtung müssen allda schon bereit liegen. Um Mitternacht gehe man ans Werk, stoße den Otternkopf und die Kräuter zu Brei, röste diesen über der Flamme, träufle vom eigenen Blut hinein, gieße Wasser hinzu, schütte die Asche dreier Haare, die man sich langsam ausgezogen hat, daran, wiege die Rosen, rühre sie erst mit dem einen, dann mit dem anderen Messer darunter, verbrenne das rothe Säcklein und lasse die Asche desselben sammt dem Brei so lange sieden, bis die Masse überbraust, fülle sie dann in das Gläschen, verkorke und versiegle es und — der güldene Trunk ist zum Liebeszauber bereit. Doch nein, noch nicht ganz, denn erst muß er noch dreimal eine Mitternachtsstunde lang vor dem Fenster „destilliren“, „dann magst du ihn benutzen nach gefallen“! Wird man aber wider Willen durch die Liebe einer anderen Person belästigt, und will man sich von dem unerwünschten Banne befreien, so haben die weisen Frauen auch dafür ein Mittel bereit und es lautet: „Drei Tage lang sollst du den rechten Schuh am linken Fuße und den linken Schuh am rechten Fuße tragen, das Hemd verkehrt anziehen, alle Ringe verschließen und ein Säckchen mit Erde, um Mitternacht auf einem frisch aufgeschütteten Grabe gesammelt, um den Hals tragen. Danach wird der Zauber von dir genommen sein.“ Hat man aber schon unwissentlich von irgend einem Liebestrank zu kosten bekommen, so kann uns nur dreitägiges Fasten bei trockenem Brod und selbstgeschöpftem Wasser von seiner verderblichen Wirkung befreien. Anders ist es, wenn man die Liebe zu seinem ungetreuen Schatz aus dem Herzen reißen will. Da muß man barfüßig zur Mitternachtstunde um sein Haus herumschleichen, aus einem schwarzen Säckchen Mohnsamen zur Erde gleiten lassen und dazu sprechen:

Liebe geh' und schlafe ein,
Liebe sollst vergessen sein.
Herz, mein Herz, sei nicht so schwer,
Denk' des Falschen nimmermehr.

Vorbedingung aber zum Gelingen einer jeden Beschwörung, sei sie zum Guten oder zum Bösen, ist ein fester unerschütterlicher Glaube an die Wirksamkeit des jeweiligen Mittels. Wo der fehlt, ist alle Liebesmühe umsonst. Wenn also, wie man so sagt, die Sache trotz genauer Instructionen „schief geht“, so suche man die Schuld daran einzig bei sich selbst. Das sagen auch alle die „weisen Frauen“ und „klugen Schäfer“, die sich mit dergleichen geheimen Künsten beschäftigen und denen die hier verrathene Weisheit zum Theil abgelauscht ist, und die müssen es ja wissen!

Bücherbesprechungen.

— **Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde.** Im Auftrage des Vereins herausgegeben von E. Mogk und H. Stumme. Bd. II. 1900. Heft 3. — Pünktlich am 1. October ist das neue Vierteljahrsheft der Zeitschrift für sächs. Volkskunde erschienen und hat neben geschäftlichen Mittheilungen — unter denen wir nur den Hinweis auf die am 27. und 28. d. M. in Bautzen stattfindende Jahresversammlung und auf den für den 28. Nov. beabsichtigten zweiten volksthümlichen Abend hervorheben wollen — und dem Archiv- und Museumsbericht eine Reihe interessanter Beiträge gebracht. So den Schluß von E. John's Aufsatz „Von Sachsens Bauern an der altenburgischen Grenze“, der auf die besonders in der Zeit von Weihnachten bis Ostern häufigen Bräuche prophetischen Charakters hinweist und als Dialektprobe ein Gedicht vom Staarmatz enthält; ein von Oberförster Timaeus eingesandtes Weihnachtsfestspiel, das noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der Gegend von Bärenstein aufgeführt wurde und nach den Erinnerungen eines Greises, der selbst darin mitgewirkt, aufgezeichnet worden ist; das erklärt die Lücken und Härten, die sich vielleicht, wenn andere Quellen zur Vergleichung herangezogen werden könnten, beseitigen ließen. Dr. Müller in Löbau theilt ein oberlausitzisch-schlesisches Weihnachtslied in zwei verschiedenen Fassungen mit und giebt Nachträge zu seinem früheren Aufsatz über „Lautausdeutungen“. Ein beachtenswerther Beitrag zu der ebenfalls in das Arbeitsgebiet des Vereins gehörigen wendischen Volkskunde ist die von E. Mucke mitgetheilte Sammlung von Jan Radyserb „Der Name Gottes im Munde unserer Wenden“, die eine große Menge den Namen Gottes enthaltender wendischer Ausdrücke und Formeln wiedergiebt und erläutert. H. Käppler erinnert an einen erst in neuester Zeit verschwindenden Michaelisbrauch der Kuhhirten in Niederhäslich bei Dresden. Unter dem Titel „Werdauer Alterthümer“ beginnt Dr. Tetzner eine Sammlung von Gebräuchen und Sitten aus dem oberen Pleißenthal zu veröffentlichen; und zwar werden zunächst Gebräuche erörtert, die den Anfang und das Ende einer Arbeit, „das Erste und das Letzte“, z. B. beim Dreschen, beim Verkauf des ausgedroschenen Getreides, beim Hausbau (Richtfest) u. dgl. m. hervorheben. Hofrath Dr. Förster weist auf ein altes Steinkreuz hin, das sich an dem von der Bastei nach den Schwedenlöchern führenden Fußweg findet. Den Beschluß bilden Bücherbesprechungen von E. Mogk. —m—

— **Das Rothe Kreuz bei Beginn des 20. Jahrhunderts.** Eine kurze Darstellung seines Zweckes und seiner Organisation von Victor v. Strantz, Major z. D. Zweite vermehrte Auflage. 56 Seiten. 8°. Preis: 50 ₰. Verlag der Hofbuchhandlung von Karl Siegismund, Berlin. — Die innerhalb Jahresfrist in zweiter Auflage erschienene Schrift von V. v. Strantz giebt ein anschauliches Bild über den gegenwärtigen Stand und die Organisation des Rothen Kreuzes in den verschiedenen Culturstaaten. Besonders wird besprochen Zweck und Organisation des Vaterländischen Frauen-Vereins in Deutschland, der in engster Fühlung mit dem Rothen Kreuz steht. Wie vortrefflich vorbereitet und mit den neuesten Errungenschaften der modernen Wissenschaft ausgerüstet heutzutage das Rothe Kreuz seiner Aufgabe im Kriege gerecht zu werden versucht, zeigt ein Ueberblick über seine Thätigkeit während des Boerenkriegs. Erwähnung finden sodann die Maßnahmen, die für den Krieg in China getroffen wurden. Empfiehlt sich die Lectüre der Schrift an und für sich schon des interessanten zu eifriger Mitbethätigung an den humanitären Bestrebungen des Rothen Kreuzes anregenden Inhaltes wegen, so ist ihr ganz besonders aus dem Grunde die weiteste Verbreitung zu wünschen, da der Reinertrag der Kaiser Wilhelms-Stiftung für deutsche Invaliden voll zugewiesen wird. W.

— **Die beiden Republiken.** Vaterländischer Roman von **Johanna Niemann**. 2. Auflage. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1900. 442 Seiten. — Der vorliegende Roman fesselt weniger durch die Charakteristik der in ihm uns begegnenden Personen, obwohl auch sie eine sichere, wenn auch zuweilen etwas schablonenhafte ist, als vielmehr durch den behandelten Stoff und durch die Wärme und Anschaulichkeit, mit der die Verfasserin diesen ihren Stoff darzubieten weiß. Der Roman führt uns in die Tage nach der Schlacht bei Jena, jene schwerste Zeit für Preußen und Deutschland, jene Zeit der Prüfung und Läuterung, in der in dem versehrenden Feuer der schwersten Vaterlandsnoth die Schlacken von dem Gold gesondert und ein neues kraftgestähltes und durch die harte Noth der Zeiten gefestigtes deutsches Volksthum geschaffen wurde. Der Boden, auf dem unser Roman spielt, ist der der alten Hansestadt Danzig. Aus ihr hat Napoleon in dem Tilsiter Frieden, anknüpfend an die noch in der Bürgerschaft lebendigen Erinnerungen an die Tage der alten städtischen Freiheit während der Ordens- und Polenzeit, eine Republik geschaffen, aber nur, um so in der starken Festung ein zahlreiches Heer halten zu können, angeblich zum Schutze der jungen Republik gegen Preußen, in der That aber, um von hier aus der Nähe alle Bewegungen Preußens und Rußlands beobachten und im Nothfall ihnen sogleich mit starker Waffengewalt entgegentreten zu können. Mit prächtiger Anschaulichkeit werden uns nun die Leiden der neuen Republik während der Jahre 1807—1814 geschildert, die Bedrückungen der fremden ungebetenen Gäste, ihr Aussaugungssystem, ihre Anmaßung, und dem Allen gegenüber der sich vergeblich dagegen aufbäumende alte Republicanerstolz der Danziger Patricier und Bürgerschaft, der, fast zu Boden gedrückt, zuletzt doch wieder mächtig aufflammt, vor Allem in der Person des edlen Bürgermeisters

und seiner Schwester, der Braut des preußischen Officiers v. Kleist. Die furchtbare Belagerung von 1813/14 durch Preußen und Russen treibt die Noth auf den Höhepunkt, der durch den Bürgermeister selbst veranlaßte Brand der Speicherinsel in der Motlau, dem alle Vorräthe zum Opfer fallen, zwingt schließlich die tapfere französische Besatzung zur Capitulation, die Noth ist vorüber, aber auch die Republik Danzig findet ihr Ende, die Stadt wird wieder preußisch und noch eine zweite Republik endet zu gleicher Zeit, die nämlich, welche zwischen dem Bürgermeister von Danzig und seinen Geschwistern aufgerichtet war, auch sie hat nur zu Wirrungen und Irrungen unter den Betheiligten geführt, deshalb weint bei ihrem Sturze keiner den beiden Republiken eine Thräne nach, sie haben sich beide nicht bewährt. Mit großem Geschick sind die Vorgänge, die inneren und äußeren Kämpfe in diesen beiden Republiken mit einander in Zusammenhang gebracht und ineinander verflochten worden. Wir haben es hier unzweifelhaft mit einem historischen Roman höheren Stils zu thun und wir können ihn deshalb allen Freunden einer gediegenen Lectüre mit gutem Gewissen empfehlen. W. B.

— **Glückliche Augen.** Novellen von Eva Treu (Lucy Griebel). Leipzig, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, G. m. b. H. Preis 3 M, gebunden 4 M. — Sie sind beneidenswerth, die Leute, denen die gütige Mutter Natur so glückliche Augen verliehen hat wie der Verfasserin dieser Novellen. Klar und hell blicken sie in das Getriebe des Lebens, alles Schöne und Herzerfreuende, was die Erde beut, strahlt in beseligendem Scheine aus ihnen zurück, und wenn Trübsal und Kummer ihnen Thränen entlocken, so sind auch diese nicht das bitter salzige Naß rathloser Verzweiflung, sondern das milde Oel lindernden Balsams für die Wunden des Herzens, und kaum sind die Thränen getrocknet, so ringt sich auch schon, gleich als ob die Sonne das schwarze Gewölk durchbräche, die alte frohgemuthe Tapferkeit sieghaft wieder empor, die mit dem Dichter spricht:

Ueber Nacht, über Nacht
Kommt Glück, kommt Leid,
Und eh du's gedacht,
Verlassen dich beid'
Und gehn, dem Herrn zu sagen,
Wie du sie getragen.

Der Band enthält acht Novellen; fünf davon sind sonnig heiter, zum Theil sogar übermüthig lustig, drei ernst, von diesen zwei schmerzlich ergreifend. Es hängt von den Augen und von dem Herzen des Lesers ab, welchen er den Vorzug giebt. Warm empfunden, gewandt erzählt sind sie alle. Werden sie in einem traulichen Familienkreise vorgelesen von einer Stimme, in der Etwas mitklingt von dem innigen Fühlen einer durch Freud und Leid leicht bewegten Seele, wir möchten uns fast dafür verbürgen, der Vorleser oder die Vorleserin ernten den schönsten Lohn, den sie sich wünschen können: Glückliche Augen. R. B.

— **Soldaten-Geschichten von Rudyard Kipling.** Aus dem Englischen von General v. Sichart. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. Preis 1 M. — Dieses Buch lehrt uns den Tom Atkins kennen, den englischen Söldner, der durch die letzten Ereignisse überall bekannt wurde. Für den deutschen Leser, der deutsches Soldatenleben gewohnt ist, bieten die vorliegenden in Indien spielenden Geschichten einen eigenartigen und sehr ungewohnten Reiz. Wir waren von den ersten Geschichten nicht gerade erbaut, müssen aber gestehen, daß wir beim Weiterlesen zu anderer Ansicht uns bekehrt haben. Nicht ohne Humor und mit Gemüth, trotz stellenweiser Derbheit, wird uns das englische Söldnerleben in Indien geschildert, so daß das Buch eine sehr angenehme Lectüre für alte Soldaten und Andere bietet. Wir können dasselbe daher wohl empfehlen. —o—

— **Gymnasial-Bibliothek.** Herausgegeben von Hugo Hoffmann, Gymnasialoberlehrer in Gütersloh. **Siebentes Heft: Ein Gang durch die Ruinen Roms.** (Palatin und Kapitol.) Von Prof. Dr. Friedrich Lohr in Wiesbaden. Mit 5 Illustrationen und 1 Plane. VIII, 72 S. Preis: 1,40 M. **Dreiunddreißigstes Heft: Das Säcularfest des Augustus.** Von Dr. Wilhelm Vollbrecht, Professor am Christianeum zu Altona. Mit einer Abbildung. 45 S. Preis: 60 ₰. Beide in 8°. — Ursprünglich hatte Lohr sämmtliche Ruinen Roms für die „Gymnasialbibliothek" bearbeiten sollen; doch ist ihm, zumal seitdem ihm E. Schulze mit der Beschreibung des römischen Forums (17. Heft) zuvorgekommen war, die Beschränkung auf die beiden wichtigsten der sieben Hügel passender erschienen. Daß die Behandlung der in Frage kommenden historischen Stätten auf Grund sorgsamster Benutzung selbst der allerjüngsten Forschungsergebnisse auf diesem fleißig beackerten Felde erfolgt ist, brauche ich wohl kaum erst zu versichern; nur will sie mir hie und da — abgesehen von dem einigermaßen schwunghaften Eingange — etwas eintönig, gar zu schulmäßig-langweilig vorkommen (vgl. S. 48/49). Der Unterschied gerade hierin von der Art, wie Vollbrecht sein Thema erfaßt und behandelt hat, geht aus einer Vergleichung jener Stellen hervor, wo Lohr (S. 12) und wo Vollbrecht (S. 15) von der Auffindung der Acten des Augustin'schen Jubelfestes berichtet. Die 5 Abbildungen stellen dar: das berühmte Spottcrucifix (nach Visconti-Lanciani, nicht Lauciani!), das palatinische Stadion, die Unterbauten zum Palate des Septimius Severus, den Grundriß des Kapitolinischen Jupitertempels (nach Schneider), das Tabularium vom Forum aus. Der beigeheftete kleine Plan ist nach Kiepert und Hülsen's „Formae" skizzirt; die eingeschriebenen Ziffern entsprechen den Unterabschnitten des Textes. — Am 20. September 1890 ist beim Baue des Quais auf dem linken Tiberufer, im äußersten Westen des Marsfeldes, in mittelalterliches Gemäuer verbaut, eine Menge von Bruchstücken alter Marmortafeln mit Inschriften gefunden worden, deren richtige Lesung wir namentlich Theodor Mommsen verdanken. Daraus hat sich ergeben, daß damit die Acten über die beiden Säcularfeiern des Kaisers Augustus im Jahre der Stadt 737=17 vor Christi Geburt und des Kaisers Septimius Severus im Jahre 204 nach Chr. aufgefunden worden waren. Auf Grund dieser schönen und von den Philologen längst gewürdigten Entdeckung und weiterhin mit Hilfe der archäologisch wichtigen Auffindung und Wiederzusammensetzung der überlebensgroßen Marmorstatue des Kaisers Augustus (Ausgrabung der „Villa der Caesaren" am 20. April 1863), deren Brustpanzer mit seinen Reliefsiguren gewissermaßen die gegebene Illustration zu Horazens „Carmen saeculare" bildet — vielleicht hätte das Vorderblatt des Panzers in schematischer Darstellung und größerem Maßstabe innerhalb des Textes (S. 40) nochmals besonders reproducirt werden können, zur besseren Verdeutlichung des dort Gesagten — hat Vollbrecht von dem Hergange jenes römischen Jubiläums, dem in der langen Reihe ähnlicher Veranstaltungen bekanntlich auch in diesem Jahre ein päpstliches Jubelfest gefolgt ist, ein bei aller philologischen Akribie wirklich lebensvolles Bild entworfen: ein würdiges Pendant zu Hachtmann's „Olympia" und „Pergamon" (Hefte 30 und 32 der geschickt redigirten Sammlung). Ht.

— **Das Echo.** Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft. Stimmen aus allen Parteien. Verlag von J. H. Schorer Berlin S.W. XIX. Jahrgang Juli bis September 1900. Abonnementspreis vierteljährlich 3 M. — Das Echo hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch Auswahl von Preßstimmen aus allen Parteilagern sowie durch eigene Artikel einen möglichst umfassenden und objectiven Ueberblick über die Zeitereignisse, die Weltlage und die wichtigeren Neuerscheinungen in Literatur und Kunst zu geben. Den Fortschritten der Technik ist eine besondere Abtheilung des industriellen Echo gewidmet. Besondere Pflege erfahren nach wie vor die Angelegenheiten der Deutschen im Auslande. Da die Gesammthaltung des Blattes dieselbe geblieben, können wir im Uebrigen auf unsere Empfehlung am Schlusse des zweiten Quartals von 1900 hinweisen. W. B.

— **Forst- und Jagdkalender 1901.** Begründet von Judeich und Schneider, fortgeführt von Neumeister (Tharandt) und Behm (Berlin). I. Theil. In Leinwand gebunden Preis 2 M. Berlin, Verlag von Julius Springer. — Zum 51. Male erschien soeben dieser beliebte Kalender, der den Forstleuten unentbehrlich geworden ist. Wiederum hat derselbe mehrfache Vermehrungen und Verbesserungen erfahren, so ist die neueste Fichtentafel von Lorey an Stelle der bisher gebrachten vorläufigen Zusammenstellung aufgenommen, eine Uebersicht der specifischen Gewichte neu eingefügt und die Lohntabelle erweitert worden. Daß alles Andere genau revidirt und auf dem Laufenden erhalten worden ist, bedarf nicht der Erwähnung. Die Ausstattung ist die gewohnte. Einer Empfehlung bedarf dieser Kalender nicht. —o—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 124. Dienstag, den 16. October, Abends. 1900.

Chinesische Rechtspflege.

Von Martin Beck.

Kürzlich hatten die Henker in China zu striken gedroht. Sie wollten den altherkömmlichen Preis von ungefähr einer Mark für den Kopf erhöht haben, um standesgemäß leben zu können. Diese Erhöhung des Kopfgeldes bewilligte ihnen die Regierung nicht, aber man stellte ihnen für die nächste Zeit eine lebhaftere Berufsthätigkeit in Aussicht, durch die sich ihr Einkommen verbessern würde. Der Boxeraufstand hätte der Regierung jetzt genug Gelegenheit dazu geboten, wenn es ihr, wie sie den Fremdmächten vorlügt, wirklich Ernst mit der Unterdrückung dieser fanatischen politischen Secte wäre. Aber da die Secte die Ausrottung der Ausländer zu ihrer Parole gemacht hat, erfreut sie sich der vollen und thatkräftigen Unterstützung der Regierung und darf morden und rauben, soviel es ihr gefällt. Im Grunde wollen die Boxer freilich als Revolutionspartei der Altchinesen auch die gegenwärtige Regierung, die tatarische Mandschu-Dynastie, und mit ihr alle Tataren in China ausrotten, und ihre Parteibestrebungen reichen sonach bis zum Jahre 1644 zurück, da die Mandschus China eroberten und sich zu seinem Herrn machten. Doch das beunruhigt die Regierung nicht. Vor der Hand braucht sie die Boxer zur Vertreibung der Europäer. Was dann wird, wird man ja sehen. Gegen sich selbst wird sie die Boxer gewiß nicht unterstützen. Ihr Criminalgesetzbuch erkennt zwar ein Recht des Aufstandes gegen Tyrannen an. Selbstverständlich versteht aber die chinesische Regierung unter diesen Tyrannen nicht etwa sich selbst. Sollten die Boxer diese Ansicht trotzdem haben, so würden sie bald die Schärfe der chinesischen Rechtspflege empfinden, die ihnen zwar den Fremdmächten gegenüber heuchlerisch angedroht wurde, jedoch insgeheim gegen die Freunde der Ausländer und Gegner der Boxer angewandt wurde. Tödtung eines Menschen, Raub und Diebstahl gelten bei den chinesischen Richtern zwar für Verbrechen, aber bei Weitem nicht für die größten. Sehr hart werden dagegen alle Verletzungen der Moral und Impietät gestraft, weil sie nicht wie Diebstahl, Raub oder Todtschlag unter dem mildernden Umstande des Dranges der äußeren Verhältnisse verübt werden, sondern aus schlechtem Charakter entspringen. So widerstrebt Vieles in der chinesischen Criminalpolitik unseren Anschauungen und Sitten.

Das chinesische Criminalgesetzbuch verliert sich in Kasuistik. Es belegt eine große Menge von Handlungen mit Strafen, sondert Verbrechen und Vergehen und unterscheidet Thaten, die mit Vorbedacht, und Thaten, die ohne Absicht begangen wurden. Jeder Stifter einer neuen Dynastie führte bei seinem Regierungsantritt nach Gefallen neue Gesetze ein. Kaiser Siveni, der im Jahre 73 vor Chr. zur Regierung kam, ordnete zuerst die vorhandenen Gesetze übersichtlich und schaffte alle überflüssigen Gesetze ab. Er ließ Niemand leichtsinnig zum Tode verurtheilen. Er äußerte darüber: „Wir wollen, daß die Richter lieber wider die Gesetze sündigen, als daß sie Jemand ohne klare Beweise das Leben nehmen lassen. Des Menschen Leben ist das kostbarste Ding auf der Welt. Deshalb ist die größte Vorsicht nöthig, damit kein Mensch leichtsinnig hingerichtet werde.“ Die Gesammtheit der Gesetze und Regierungsformen bezeichnen die Chinesen mit dem Worte Musik. Sie meinen, es giebt einen herrlichen Klang, wenn alle Töne im Regierungsconcert gut harmoniren. Der Name Musik für Gesetze rührt daher, daß man einst die Kaiser, die selten gern über Büchern sitzen, spielend die Gesetze lehrte, indem ihnen Sänger in Liedern vorsangen, was man zu thun und zu lassen habe. In der blumenreichen Sprache der Chinesen wurde den Kaisern so unter Musikbegleitung in anschaulichen Beispielen das beigebracht, was sie freiwillig wohl kaum sich angeeignet haben würden.

Durch den Kaiser Ya, der im Jahre 2357 v. Chr. regierte, sind fünferlei körperliche Strafen eingeführt worden. Die mildeste war das Abschneiden der Nase, die nächsthöhere das Abhacken einer Zehe. Für noch schärfer galt das Abtrennen eines Fußes, dem als höhere Strafe der Verlust der Hand folgte. Die fünfte und höchste Strafe war die Enthauptung. Die Richter waren aber vom Kaiser angewiesen, Barmherzigkeit zu üben, wenn es ihnen schwer wurde, die passendste Strafe ausfindig zu machen. Kaiser Ya führte auch eine dreifache Verbannung ein, je nach der Größe des Verbrechens. Die schwerste war die Verbannung aus dem Reiche der Mitte in irgend ein fernes Land der Barbaren. Ihr folgte die Verbannung auf 1000 Li (ein Li = 575 m) oder 575 km von der Heimath, und endlich als leichteste Strafe das Meiden der Heimath überhaupt ohne Angabe einer Entfernungsgrenze. Zuweilen wurde auch eine besonders unwirthliche Provinz zur Verbannung bestimmt, wie in Rußland Sibirien. So pflegte man einst höhere Mandarinen, die sich irgendwie vergangen hatten, in die Provinz Kueitschou zu verschicken, die weit am Yangtsekiang entlegen und eine öde Wüste ist. Noch heute ist Transportation und ewige Verbannung in ferne Provinzen eine gesetzliche Strafe. Auch zu harter Sklavenarbeit in den Bergwerken und Steinbrüchen der Provinz Kaschgar werden Viele verbannt. Um Geständnisse zu erlangen, werden die unglaublichsten Torturen angewandt. Beliebt ist besonders die Folterung des Fußes und der Hand. Zur Folterung der Füße wird ein Instrument gebraucht, das Kiaquen heißt. Es besteht aus drei kreuzweise übereinandergelegten Hölzern. Das Mittelstück ist fest und unbeweglich, die beiden anderen drehbar. Sie werden nun so fest in die Füße des Unglücklichen eingesetzt und dann durch das Mittelstück umgedreht, daß die Füße förmlich auf das Grausamste zermalmt werden. Zu der Tortur der Hände wendet man drei andere, scharfkantige Hölzchen an, Teanzu genannt. Diese werden zwischen die Finger gesteckt und diese hierauf mit kleinen Stricken fest zusammengeschnürt. Diese raffinirte Qual läßt man den Gemarterten recht lange ausstehen, bis er halb wahnsinnig oder ohnmächtig wird. Eine dritte sehr gebräuchliche Art der Folterung besteht darin, daß man den Verurtheilten vollständig entkleidet, ihm die Hände auf den Rücken festschnürt und den aufgelösten Zopf straff um die zurückgebogenen Füße bindet. Nun stecken zwei Gerichtsdiener dem auf dem Bauche Liegenden einen langen Bambusstock zwischen Armen und Beinen hindurch und heben ihn hoch. In dieser unerträglichen Lage drehen sie, nach Bedarf einander ablösend, den Mann so lange, bis er sich zu einem Geständnisse bequemt. Man sieht, daß die chinesischen Torturen zur Erpressung von Geständnissen den barbarischen Folterqualen unseres Mittelalters nicht nachstehen. Außerdem werden die Geständnisse und Aussagen auf diese Art nicht nur von den Angeklagten, sondern auch nach Umständen von den beiderseitigen Zeugen erpreßt. Echt chinesisch in ihrem grotesken Ceremoniell ist auch die Art und Weise, wie Verhaftete nach dem Richthause geführt werden. Sie sind dabei von vielen Dienern der Mandarinen und von Soldaten umgeben, die bis an die Zähne mit Hellebarden und Spießen der abenteuerlichsten Form bewaffnet sind. Einer von ihnen führt den Gefangenen, dem die Hände auf den Schultern festgebunden sind, an einem um den Hals geschlungenen Strick. Die Vorschürze, die die Chinesen sonst unter dem Gewande tragen, müssen die Gefangenen darüber tragen.

Der Richter ist stets der höchste Mandarin des Ortes in kleineren Orten, im kleinsten Dorf also zugleich der Ortsvorsteher. Auch eine Art Friedensrichter befindet sich in jedem Ort, mag er

noch so klein sein. In allen unteren Instanzen ist die Rechtsprechung, die durchweg eine öffentliche ist, mit der Verwaltung verbunden. Das Institut der Rechtsanwälte kennt man in China nicht. Die Richter haben feste Besoldung, wenn auch in manchen kleinen Orten noch in Naturallieferungen bestehend. Sporteln erhalten sie nicht. Etwaige Mißbräuche abgerechnet, ist die Rechtspflege unentgeltlich. Nur die schriftliche Aufsetzung der Klage, die aber auch außerhalb des Gerichtshofes geschehen kann, verursacht geringe Kosten. Beschwerden über Erpressungen der Richter kommen aber häufig vor. Zur Gerichtsverhandlung erscheinen außer dem Kläger, dem Angeklagten und etwaigen Zeugen nur der Richter mit seinem Schreiber und möglichst vielen Dienern und Bewaffneten. Ueber jede Verhandlung wird schriftlich Protokoll geführt. Die Behandlung der wegen Verbrechen oder schwerer Vergehen Verhafteten ist ebenso unmenschlich, wie die der Gefangenen, die man wie wilde Thiere einsperrt. Sie werden zunächst ausnahmslos mit Stockschlägen begrüßt. Nach Belieben läßt ihnen der Mandarin 10 bis 100 Bambushiebe auf die Fußsohlen verabreichen. Zu diesem Zweck werden ihnen, auch den Frauen, die Hosen (die Chinesen tragen sämmtlich nur Hosen und Uebergewand, das bei Frauen nur etwas länger ist als bei den Männern) ausgezogen und ihnen, nachdem sie sich auf den Bauch haben legen müssen, die zusammengeschnürten nackten Füße an einem kleinen Pfahl hochgebunden, so daß sie bequem die Schläge empfangen können. Während dieser Procedur, bei der in größeren Gerichtshäusern oft mehrere halb entkleidete und gefesselte Verhaftete zuschauen müssen, bis die Reihe an sie kommt, verhandelt der Mandarin manchmal in aller Gemüthsruhe mit Besuchern über irgend eine Verwaltungssache, um dann, wenn es ihm gefällt, in die Gerichtsverhandlung einzutreten.

Ein Dieb wird zum ersten Male, sobald seine Schuld klar ist, tüchtig geprügelt und ohne lange Verhandlung ins Gefängniß geworfen. Im Rückfalle fällt die Strafe strenger aus und es wird ihm das Wort Zatao, d. h. Dieb, auf den Arm tätowirt. Die Buchstaben sind aus Holz geschnitten. Sie werden mit Tinte überstrichen und auf dem Arm abgedruckt. Hierauf sticht man sie mit einer Nadel nach, so daß die Farbe in die Haut eindringt. Gegen Diebe sind die Chinesen im Allgemeinen wenig streng. Räuber dagegen strafen sie zuweilen am Leben. Ein Dieb, der zum dritten Male vor den Richter gebracht wird, erhält mit glühendem Eisen ein Brandmal auf die Stirn gebrannt. Und wird er nochmals beim Stehlen erwischt, wird er scharf gegeißelt und einige Jahre auf eine Galeere geschmiedet. Bei dieser für Ostasien sehr nachsichtigen Art der Diebstahlsfrage ist es kein Wunder, daß man in ganz China eine große Menge von Dieben und Räubern antrifft, durchtriebenes Gesindel und der Abschaum der Bevölkerung. Nachts wird jeder Ort von Wächtern bewacht, die durch die Gassen gehen und von Zeit zu Zeit an ein Metallbecken schlagen, wie einst die deutschen Nachtwächter ins Horn bliesen. Die Gassen sind auch Nachts mit starken Balken und Schlagbäumen versperrt. Trotzdem kommt es nicht selten vor, daß eine verschlagene Diebesbande ganze Häuser ausräumt. Das ist nur deshalb möglich, weil die Wächter entweder selbst die Diebe oder wenigstens ihre Spießgesellen sind. Um nächtliche Einbrüche und Diebstähle zu verhüten, möchte man also die Wächter selbst bewachen.

Auch der Ehebruch wird in China milder bestraft, als einst im Mittelalter in Europa. Während hier die verheiratheten Sünder gegen das sechste Gebot gewöhnlich hingerichtet wurden, bestraft man sie in China nur mit Stockschlägen. Dabei werden vornehme und bisher unbescholtene Frauen strenger bestraft als andere. Sie werden auf einem öffentlichen Platze geschlagen und vorher zu größerer Beschämung der Hosen entkleidet. Man will sie durch solche Behandlung vor einem Rückfalle bewahren. Unehrbare Frauen werden nur einfach geprügelt. Die öffentliche Bloßstellung hält man bei ihrer Art doch für zwecklos. Hiebe mit dem Bambusrohr sind überhaupt eine in China beliebte Strafe. Die meisten Gefangenen sterben an den Folgen der Tortur oder der unmenschlichen Haft, bei der sie wie wilde Thiere eingesperrt und fast ohne Nahrung gehalten werden. Diese Unglücklichen dürfen noch die beneiden, die, wenn sie ein großes Verbrechen begangen haben, auf Befehl des Richters, wenn die Sache vor ein oberes Gericht gelangt ist, 70 bis 80 Schläge erhalten, bis sie das Leben aushauchen.

Grausame Richter sprangen früher noch erbarmungsloser mit großen Verbrechern um, bei denen ihnen die schlichte Hinrichtung als zu gering erschien. Sie ließen solche arme Teufel in so viel Stücke zerschneiden, wie es ihnen gefiel. Oft waren sie mit tausend Theilen nicht zufrieden. Aus Barmherzigkeit ließen sie den ersten Schnitt an den Augenlidern thun, die dann über die Augen herabgezogen wurden, damit der Gemarterte das Entsetzliche, das noch mit ihm geschah, nicht sehen sollte. Die teuflische Strafe des Lebendigzerschneidens soll mancher Richter noch hier und da in dieser Weise ebenso vollziehen lassen wie die des Hautabziehens. Die gelbe Rasse scheint keine Nerven zu haben und zum Ertragen wie zum Ausüben der unerhörtesten Grausamkeiten gleich befähigt zu sein. Kaiser Beni führte statt des Lebendigzerschneidens die Strafe des Todtprügelns ein, die sein Sohn Hiaking milderte, indem er nur 20 bis 30 Stockhiebe erlaubte. Das ist aber, wie so Vieles in China, nur geschriebenes Gesetz. In der Praxis existiren alle drei Arten von Strafen nebeneinander.

Die Hinrichtung durch den Scharfrichter gilt als große Schande. Seit den ältesten Zeiten ist es deshalb ein geheiligter Brauch der chinesischen Kaiser gewesen, hohe Mandarinen, vor Allem Vicekönige, die ihr Leben verwirkt hatten, ehrenhalber durch Selbstmord enden zu lassen, damit sie nicht vom Henker berührt würden. Der Kaiser pflegte ihnen deshalb in einem versiegelten goldenen Etui einen Strick oder ein Schwert zu senden mit dem Befehl, sich zu erhängen oder zu erstechen. Das Schreiben betonte noch besonders, welche hohe Gnade und Ehre dem betreffenden Mandarinen damit erwiesen werde. Heutzutage ist diese Sitte noch in China herrschend. In stürmischen Zeiten, wie jetzt beim Boxeraufruhr, kommt es aber auch vor, daß vornehme Mandarinen — diesmal Freunde der Ausländer — durch den Scharfrichter enthauptet wurden. Die Vicekönige, von denen jeder je zwei Provinzen unter sich hat, sind für die Rechtspflege in ihren Provinzen verantwortlich und haben Macht über Leben und Tod. Jede Provinz hat einen hohen Mandarinen als Richter, der aber unter einem Taotai, d. h. Vorsteher des Gerichtskreises, steht. Jeder Gerichtskreis ist in Präfecturen und Unterpräfecturen eingetheilt mit einer entsprechenden Anzahl höherer und niederer Beamten. Im Allgemeinen gilt in China vollkommen der Rechtsgrundsatz: wo kein Kläger, da kein Richter. In allen Rechtssachen ist die Berufung auf höhere Instanzen zulässig. Wer aber nur aus Prozeßsucht diesen Weg mit ungerechten, augenscheinlich nicht zu gewinnenden Sachen verfolgt, wird bestraft. Bei Berufungen werden häufig Criminal- und Civilfälle durch Bestechung und persönlichen Einfluß für viele Jahre verschleppt.

Die Todesstrafen sind je nach den Verbrechen verschieden. Erdrosseln und Enthaupten sind am üblichsten. Ueber verdächtige Leichen wird Todtenschau gehalten und nach gewissen Anzeichen die Todesart entschieden. Bei Leichen, die im Wasser gefunden sind, z. B. gelten reine Fuß- und Fingernägel für Mord, Schlamm und Erde an den Nägeln dagegen für Selbstmord oder zufälligen Ertrinkungstod. Obgleich die Todesstrafe sehr häufig verhängt wird, beobachtet man doch in Verurtheilung zur Todesstrafe große Vorsicht, wie überhaupt in allen Criminalfällen. Bevor das Endurtheil erfolgt, geht die Sache durch fünf bis sechs einander übergeordnete Gerichte. Wegen etwaiger Ausnahmefälle in unruhigen Zeiten muß nach Peking berichtet werden. Die erste Instanz bildet der Tschi-hien oder Kreisrichter, die zweite der Tschi-fu oder Bezirksverwalter, die dritte der dem Statthalter der Provinz beigegebene An-tscha-tschi, der Provinzrichter, und die vierte der Hing-pu, die Justizbehörde in Peking, nebst dem Collegium der kaiserlichen Censoren, dem Tu-scha-jüren, dem „Auge und Ohr des Kaisers". Das Collegium der Censoren bildet mit dem Collegium der Musik (nicht in unserem Sinne, wie vorhin ausgeführt) einen Anhang der sechs hohen Verwaltungscollegien. Es besteht aus 40 bis 50 Mandarinen und ist, obwohl untergeordneten Ranges, von großer Wichtigkeit und von Einfluß. Es hat die Handlungen der höchsten und niedrigsten Beamten und Officiere zu überwachen, deren Amtsmißbräuche und Ausschreitungen ans Licht zu bringen und zur Strafe zu ziehen. Sogar den Kaiser darf es gegebenen Falles tadeln. Es ist mit dem Hing-pu die oberste Berufungsinstanz. Früher bildeten beide mit dem aufgehobenen Hohen Appellhof (dem Ta-li-sse) die San-fa-sse oder drei Gerichtsbehörden.

Mit Ausnahme von Fällen, die sich nicht zum Aufschub eignen, finden alle Hinrichtungen an einem vom Kaiser jedesmal neu bestimmten Tage im ganzen Reiche zugleich statt und zwar nur einmal im Jahre. Die Hinrichtung geschieht dann in sehr summarischer Weise. In langen Reihen knien die Verurtheilten,

die oft ein Jahr lang die Hungerqualen der elenden chinesischen Gefängnisse aushalten mußten und jammervoll aussehen, mit entblößtem Oberleib und auf den Rücken gebundenen Händen in kleinen Abständen von einander auf dem Sande des großen Gefängnißhofes. Ein Mandarin hält die lange Liste der Namen in der Hand und schnarrt geschäftsmäßig trocken die Reihe herunter. Sobald ein Name ertönt, tritt der Scharfrichter mit dem blanken Säbel in der Faust vor den Aufgerufenen hin und trennt ihm mit einem geschickten Hiebe den Kopf vom Rumpfe. Einer nach dem Anderen kommt so daran und sieht mit dumpfer Ergebung die Köpfe der Nebenmänner herabstürzen, das Blut emporspringen und die zuckenden Leiber am Boden liegen, bis auch sein furchtbares Ende naht und der Scharfrichter wie ein gleichmüthiger Schlächter vor ihn hintritt. Nicht selten kommt es vor, daß zur Unterstützung des Scharfrichters Soldaten befohlen werden, wenn die Zahl der Verurtheilten sehr groß ist. Die Soldaten sollen sich dann im Köpfen für den Kriegsfall üben. Da immer ein Vorrath an zum Tode Verurtheilten in jedem Gefängnisse vorhanden ist, kommt es zuweilen vor, daß der Scharfrichter Ausländern gegen ein Trinkgeld sofort im Gefängnißhofe das blutige Schauspiel einer Hinrichtung bereitet und zu diesem Zwecke den ersten besten armen Sünder aus dem Gefängnisse herauszieht, dem der rasche Tod doch meistens eine Erlösung aus den Hungerqualen des unmenschlichen Kerkers ist. Das kommt in Japan wie in China vor und ausländische Matrosen leisten sich, wenn ihr Schiff dort einen Hafen anläuft, manchmal für Geld den nervenschreckenden Anblick einer Hinrichtung. Bemerkt sei noch, daß, bevor in China die Todesurtheile dem Kaiser zur Unterzeichnung vorgelegt werden, sie noch einmal zur Revision an ein höchstes, aus neun Mitgliedern bestehendes Tribunal gehen, das aus den verschiedensten Ministerien und den höchsten Behörden besonders ausgewählt ist.

Bücherbesprechungen.

— **Tausend-Bilder-Bibel.** Die heilige Schrift alten und neuen Testaments, verdeutscht von D. Martin Luther. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Es liegen uns von dem auf 40 Lieferungen à 40 ₰ berechneten Werke nunmehr die Lieferungen 21 bis 30 vor, die sich den vorhergegangenen in Druck und Ausstattung würdig anreihen. Bei der Auswahl der Illustrationen sind die Bilder aller Zeiten und Culturvölker berücksichtigt worden; außerdem finden sich Abbildungen von Münzen, Landschaften, Landkarten, viele frei erfundene symbolische Darstellungen. Die Menge des Gebotenen ist fast allzu groß; die Auswahl und Ausstattung der Illustrationen rechnet auf die Ergänzung durch eine kindliche Phantasie. —g.

— **Der Weg gen Golgatha.** Roman von **Else Hofmann.** Leipzig, Verlagsbuchhandlung von Paul List. Preis 3 ℳ. — Der gesucht sentimentale und dabei für christliches Empfinden peinliche Titel des Buches mißfällt uns. Das üble Vorurtheil, das er weckt, findet leider in dem Inhalte vielfache Bestätigung. Mit der armen jungen Frau, der die Schwiegermutter kein Hausfrauenrecht im eigenen Haushalte gönnt, hätte man ja herzlich gern inniges Mitleid. Aber sie ist ja selber schuld an ihrem Unglück. Dieser Versuch ist, wie männiglich bekannt, schon so oft mißlungen, daß jede, auch die sanftmüthigste Braut heute wohl ihrem Verlobten sagen würde: Lieber Schatz, deine Sohnesliebe in allen Ehren, aber deine Mutter als Dritte in unserer jungen Ehe neben mir schalten und walten lassen, das darfst du nicht von mir verlangen! Man weiß nunmehr schon etwa, was die Verfasserin unter dem „Weg gen Golgatha" verstanden wissen will. Hat man Lust, sich darüber noch mehr vorjammern zu lassen, wie schlimm es den armen Frauen in der Welt im Allgemeinen und in der Ehe im Besonderen geht und wie arge Gesellen die Männer sind, wir wollen Niemand daran hindern. Ja wir wollen sogar das Eine noch zur Empfehlung des Buches hinzufügen: Von den modernen Frauenrechtlerinnen und ihren Forderungen will die Verfasserin gar Nichts wissen. Bei Ilse Frapan, Helene Böhlau und den anderen kampfgewaltigen, männermordenden Walküren wird Else Hofmann wenig Dank ernten mit so rückständigen Anschauungen, wie sie S. 170 entwickelt werden. Um dieser besonnenen Ansichten willen wollen wir mit der zuckersüßen Schreibart des Buches nicht so scharf ins Gericht gehen. Solchen Leserinnen, die keinen allzu strengen Maßstab anlegen, wird es schon gefallen. Zumal die weichen Herzen rührseliger Backfischchen werden sicherlich in Thränen der Theilnahme zerfließen über den frühen Liebeskummer des blondzöpfigen Käthchens um ihren Heini. Uns hat die Winselei eher belustigt. Es traf sich freilich auch gerade besonders unglücklich, daß wir unmittelbar vorher eine der letzten Arbeiten der Ebner-Eschenbach gelesen hatten, die Novelle „In letzter Stunde". Neben Dichtungen von solcher Tiefe den „Weg gen Golgatha" zu halten, das ist, wir gestehen es offen zu, eine Grausamkeit. Im Uebrigen ist es einer der zahllosen Romane aus weiblicher Feder, die heute den Büchermarkt überschwemmen, und noch nicht einmal einer der schlechtesten. Stilisirter Kaffeeklatsch mit einer tüchtigen Schüssel Schlagsahne hat auch sein Publicum. R. B.

— **Bergauf.** Gedichte von **Elisabeth Gnade.** Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1900. 205 Seiten. — Elisabeth Gnade hat sich durch mehrere Romane nicht unvortheilhaft in die Literatur eingeführt. Wir haben ihren Roman: „Im Recht?" seiner Zeit in der L. Z. besprochen. Noch klarer, umfassender und reicher tritt uns ihre Dichterpersönlichkeit in der heute vorliegenden Gedichtsammlung entgegen. Die Dichterin enthüllt uns hier ein starkes, vielseitiges und selbständiges Talent. Die norddeutsche preußische Heimath giebt ihrem Wesen den Grundton, aber sie klebt nicht an der Scholle, am Boden, sondern ihr Geist strebt in klarem starkem Schwunge empor, bergauf. Wie die Dichterin schon in ihrem Roman: Im Recht? mit kühnem Freimuth gegen die Welt und gegen sich selbst die Frage nach der Lösung der höchsten Probleme aufgeworfen hat, ohne dort doch ganz zu einer uns und sie voll befriedigenden Lösung zu gelangen, so sehen wir sie auch in diesem Gedichtbuch kämpfend und strebend von dem Glück einer frohen, gläubigen, harmlos das Leben genießenden Kinderzeit sich durch wilde Kämpfe und Zweifel und die ermattende Enge des Alltagsleben hindurch ringen zu einer festen klaren Weltanschauung. Und dieses Kämpfen und Ringen, von dem wir da lesen, es trägt in jeder Zeile, in jedem Worte den Stempel des Echten, des Selbsterlebten, da ist nichts von Reflexion, nichts Anempfundenes, nichts Nachgedachtes. Aber dieser starken, in ihrem heißen Streben nach reiner Erkenntniß fast männlichen Natur mischen sich doch auch stille, ergreifende und bezaubernde Züge reiner echter Fraulichkeit bei. Ueber dem Streben ins Weite und Große ist diesem reichen Talent doch auch der Sinn für das Kleine, das Intime des Kindeslebens, des Hauses, des Mutterglückes und der Muttersorgen bewahrt geblieben. Wie entzückend weiß sie das Treiben der Kleinen zu schildern z. B. im „Lob der Unmündigen", wie versteht sie und fühlt sie, was ahnungsselig sich in der Brust des heranwachsenden Mädchens regt und entfaltet! Wie heiß begehrt sie nach Liebe, wie lebt sie in und für ihre Kinder! Dieser reiche geistige Gehalt wird uns dabei in einer durchaus vollendeten Form geboten. Reim und Rhythmus beherrscht die Dichterin voll und souverain. Die Form fügt sich ganz dem Inhalt und die Sprache bringt stets rein und erschöpfend zum Ausdruck, was die Dichterin empfunden und gewollt. So dürfen wir von Elisabeth Gnade wohl noch so manche reiche und schöne vollendete Frucht erwarten, wenn anders ihr zu der errungenen geistigen Gesundheit auch die körperliche Kraft und Frische von nun an erhalten bleibt, wir wünschen ihr, daß sich bewahrheitet, was sie in der letzten Strophe ihres Buches sagt:

„Freunde, ich lasse mir meinen Muth nicht rauben!
Freunde, ich will hinfort an die Sonne glauben!
Freunde, es weht mir zu, wie Kraft und Gesunden!
Freunde, ich habe den richtigen Weg gefunden!" W. B.

— **Historische Zeitschrift,** begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von Friedrich Meinecke. N. F. Bd. 49 (der ganzen Folge Bd. 85). Heft 3. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1900. — Abgesehen von dem reichhaltigen Literaturbericht und den Notizen und Nachrichten füllt das vorliegende Heft fast ausschließlich ein Aufsatz von **Carl Neumann** (Heidelberg) „Griechische Culturgeschichte in der Auffassung Jacob Burckhardt's". Der Verfasser, dem wir bereits einen trefflichen Aufsatz über Burckhardt in der Deutschen Rundschau (1898) verdanken, knüpft an dessen nachgelassene „Griechische Culturgeschichte" eine Reihe geistvoller Ausführungen an. Ausgehend von „Präliminarbetrachtungen" über den Begriff, den Burckhardt mit Culturgeschichte verband, und über die geniale Art und Weise, wie er historische Probleme stellte und löste, giebt er eine nur die allgemeinsten Gesichtspunkte andeutende Analyse der bisher erschienenen Bände I und II des Werkes, von denen der erstere sich im Wesentlichen mit dem politischen, der II. mit dem religiösen

Leben der Griechen in ihrer Glanzzeit beschäftigt und zwar in einer durchaus unbefangenen, lediglich auf umfassender Lectüre der Quellen basirten Weise; „er fragt und betrachtet nicht, was die Griechen für uns bedeuten, sondern wer und was sie für sich waren". In wenigen Zügen wird dann der Inhalt der noch nicht veröffentlichten Bände III und IV angedeutet; ein zusammenfassendes Urtheil über das ganze hochbedeutende Werk schließt sich an. Ueber diese allerdings in hohem Grade productive Kritik eine neue Kritik zu schreiben, wäre eine undankbare Aufgabe und namentlich hier nicht am Platze; wir möchten nur jeden Freund geistreicher Geschichtsbetrachtung auf den sehr lesenswerthen Aufsatz verweisen. Vor Allem hat uns der letzte Abschnitt „Jakob Burckhardt und die Geschichtschreibung seiner Zeitgenossen in Deutschland" gefesselt. Der Verfasser hat Ende der siebziger Jahre in Berlin studirt, wo damals eine Reihe bedeutender und unter sich vollkommen verschiedenartiger Historiker wirkten: J. G. Droysen, Treitschke, Waitz, K. W. Nitzsch. Die Charakteristik, die Neumann von ihrer Lehr- und Forschungsweise giebt, hat viel Treffendes, wenn man auch nicht in jeder Hinsicht ihm zustimmen kann; so würden einzelne Bemerkungen über Waitz wohl anders lauten, wenn der Verfasser ihn in der Vollkraft seiner Lehrthätigkeit, in Göttingen, gekannt hätte. Von Berlin ging Neumann nach Basel und lernte hier in Burckhardt einen Meister kennen, der von all den Genannten wesentlich verschieden war und großen Einfluß auf ihn gewann. Sein Verhältniß zu jenem und seine Eigenart werden in feiner psychologischer Zeichnung angedeutet. Referent bekennt, daß ihn seit lange kein Aufsatz der Historischen Zeitschrift in so hohem Grade gefesselt hat, wie der vorliegende. — Außerdem enthält das Heft noch eine scharfsinnige kritische Untersuchung von Hermann Oncken über ein merkwürdiges Actenstück, das Druffel in seinen Beiträgen zur Reichsgeschichte (I, Nr. 388) unter dem Titel „Memoriale le conte de Mansfelt et le duc de Saxe" veröffentlicht hat und das dann viel benutzt worden ist. Man setzte es bisher in das Jahr 1550. Oncken weist überzeugend nach, daß es etwa zehn Jahre später zu datiren ist; damit verliert es wesentlich an geschichtlichem Werth: denn hielt man es bisher für ein „Revolutionsprogramm aus den Anfängen der deutschen Fürstenverschwörung von 1550", so ist es thatsächlich nur eins der „unzähligen grumbachisch-ernestinischen Eintagsprojecte zur Entfesselung eines deutschen Revolutionsbrandes". —m—

— Zu Beginn des militärischen Ausbildungsjahres sind bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin die wohlbekannten Instructionsbücher für Mannschaften von Transfeldt in 35. und von v. Estdorff in 6. Auflage erschienen. — Die Nützlichkeit dieser Bücher haben wir schon mehrfach besprochen. Auch die neuesten Auflagen berücksichtigen alle Veränderungen des verflossenen Jahres und sind theilweis durch Abbildungen ꝛc. erweitert, welche das Interesse für unsere Marine und die überseeischen Beziehungen bekunden sollen. Vom preußischen Standpunkte aus in erster Linie für den preußischen Infanteristen geschrieben, werden die Verhältnisse der anderen deutschen Contingente mit gestreift. Anderen Mustern folgend, bringt v. Estorff dieses wohl auch in einem ganz kurzen Sonderabschnitt für Sachsen und Württemberg. Trotz ihres Umfanges ist der Preis der Bücher ein billiger. Das Einzelexemplar von v. Estorff ungebunden kostet 55, das von Transfeldt 50 ₰. H. L.

— Geschichte der Kirchfahrt Culitzsch mit Niedercrinitz 1300—1900. Auf Grund der Quellen dargestellt von Hugo Leipoldt, Pfarrer. Kirchberg, Druck von C. J. Kandel. 1900. 86 S. 8°. — Der Verfasser dieses Schriftchens hat nicht erst die „Neue Sächsische Kirchengalerie", die jetzt so viele historische Forschungen über die Pfarreien des Landes veranlaßt, zum Geschichtschreiber seiner Kirchfahrt gemacht; schon vor einem Jahrzehnt hat er „Altes und Neues aus der Geschichte der Kirchfahrt Culitzsch" veröffentlicht. Was ihn veranlaßt hat, diese zu erweitern und zu einem stattlichen Büchlein umzugestalten, war das sechshundertjährige Jubiläum der Kirche. Damit hat es nun freilich eine eigene Bewandtniß. Wohl berichtet die Niederschrift eines wackeren Pfarrherrn des 17. Jahrhunderts, daß „anno Christi 1300 von Papst Clemens eine Wallfahrt zu dieser Kirche Culitzsch gestiftet worden sei" — aber Clemens V. ist erst 1305 Papst geworden! Auch setzt die Nachricht die Kirche ja als schon bestehend voraus. Man wird sich also wohl bescheiden müssen, daß von dieser Kirche so wenig wie von fast allen unsern älteren Kirchen ein Gründungsjahr angegeben werden kann; die älteste zuverlässige Erwähnung enthält die Urkunde vom 5. (nicht 6.) December 1388 (S. 5). Was der Verfasser sonst über die älteste Geschichte seiner Kirche berichten kann, ist gar wenig; erst seit dem 16. Jahrhundert fließen die Nachrichten reicher. Die Baugeschichte der Kirche und der Pfarrgebäude und die Besitzungen der Kirche und Pfarre werden eingehend behandelt; vor Allem aber ist über die einzelnen Pfarrer seit der Reformation Alles, was irgend an biographischem Material sich aufbringen ließ, zusammengetragen worden. Dabei bietet sich uns manches interessante Culturbild. Weniger war über die seit den ältesten Zeiten nach Culitzsch eingepfarrten Dörfer Niedercrinitz und Wilkau zu berichten; letzteres, infolge des Steinkohlenbaues jetzt eine Ortschaft von mehr als 8000 Seelen, ist seit 187[illegible] eine selbständige Parochie. Den letzten Abschnitt bildet die Geschichte der Schulen in Culitzsch und Niedercrinitz, wobei wieder die biographischen Mittheilungen über die Lehrer mit besonderer Vorliebe zusammengestellt sind. Die Quellen, die Leipoldt benutzte, waren vor Allem das Pfarrarchiv mit seinen bis 1599 zurückreichenden Kirchenbüchern, ferner die Archive der Bezirksschulinspection, des Amtsgerichts Kirchberg, der Gemeindeämter in Culitzsch und Crinitz, während das Dresdner Hauptstaatsarchiv (auch wohl das Zwickauer Ephoralarchiv) anscheinend nicht herangezogen worden sind; auch die benutzte Literatur ließe sich noch vervollständigen. Eine reiche Anzahl Lichtdrucke sind beigegeben; sie geben Ansichten der Ortschaften und ihrer wichtigeren Gebäude, vor Allem der Kirchen-, Schul- und Pfarrgebäude, ferner Porträts von Geistlichen und Lehrern, sogar der gegenwärtigen Kirchenvorstände und der Mitglieder der Kirchen- und Bezirksschulinspection wieder. —m—

— Beaulieu. Roman in zwei Bänden nach Pierre Sales. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. Preis gebunden 1,50 ℳ — Der Roman bildet den 25. und 26. Band und damit den Schluß des achten Jahrganges der bekannten Sammlung „Collection Hartleben". Er ist ein echt französisches Gewächs. Manches darin, wie z. B. die Verquickung von Politik und Geldmacherei, muthet den deutschen Leser glücklicherweise doch recht fremdartig an. Der leichtsinnige Sproß eines normannischen Adelsgeschlechtes vergeudet sein ererbtes Vermögen in Paris in Gesellschaft würdiger Genossen seines liederlichen Lebens. Als er auch seinen letzten Besitz, das Schloß seiner Väter, zu Gelde gemacht und durchgebracht hat, bleibt ihm als einzige Hoffnung eine reiche Heirath. Ein höchst zweifelhaftes Weib, das sich Freiin v. Valdirivio nennen läßt, und deren Zuhälter vermitteln diese. Das reiche bürgerliche Mädchen, das ahnungslos in dieser Weise an den verkommenen Grafen Beaulieu verschachert wird, weckt mit ihrer echten, hingebenden Liebe und ihrem rührenden Vertrauen die fast schon erloschenen edlen Eigenschaften in dem Herzen des Gatten. Um so härter lastet auf diesem das Bewußtsein der Nichtswürdigkeit, der er die treffliche Frau verdankt. Die Zuspitzung des Conflictes bis zu dem unvermeidlichen Duell, die höchst bezeichnende Rolle, die dem Abgeordneten des Departements zufällt, in dem Schloß Beaulieu liegt, schließlich die Demüthigung des schurkischen Kupplers Villemère und die Versöhnung der Gatten — das ist der Inhalt des Romans. Wir zweifeln, ob er für deutsche Leser viel Anziehendes hat. Der Uebersetzer oder Bearbeiter schreibt sehr österreichisch: vergessen auf Etwas, bis nun statt bis jetzt, nur mehr für nur noch, am Lande anstatt auf dem Lande (im Gegensatz zur Stadt), obzwar für obgleich, nebstbei für außerdem und vieles Aehnliche kennzeichnet seinen Stil. Aber auch grobe Fehler kommen vor: ohne jeder falschen Scham I, 63, nicht ohne gewaltigem Sträuben II, 37, begegnen mit dem vierten Fall I, 68, II, 62, ich verbiete mir statt ich verbitte mir II, 49, du bist erkiesen (statt erkoren) II, 68 u. dgl. m. — Die als Zugabe dem zweiten Bande beigefügte Novelle „Philippa" von Erich v. Stein stellt mit ihrer Handlung an die Gutgläubigkeit des Lesers hohe Ansprüche und dürfte nur harmlosen Gemüthern genügen. Der Verfasser ist vermuthlich auch der Uebersetzer des Romans; denn die Sprache weist dieselben Absonderlichkeiten wienerischer Färbung auf, auch wieder starke Fehler in beträchtlicher Anzahl. Das Vorwort „ohne" wird in wenig anmuthigem Wechsel mit dem zweiten, dritten oder vierten Falle verbunden, Klinge steht für Klinke, befehle für befiehl, trete für tritt u. s. w. Die Collection Hartleben ist ja sehr billig; 75 ₰ für den Band in graue Leinwand gebunden ist entschieden ein bescheidener Preis. Indessen so viel, sollten wir meinen, müsse das Geschäft doch abwerfen, daß die Verlagshandlung einen Corrector anstellen könnte, der so offenbare und peinliche Schnitzer nicht durchläßt. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 125. Donnerstag, den 18. October, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

XX. Chemie, Bücher und Bucheinbände und Anderes.

Schon manchmal habe ich Gelegenheit gehabt, auf die Uneigennützigkeit hinzuweisen, mit der die deutschen Aussteller ihre besonderen Interessen dem Nutzen der Gesammtheit untergeordnet haben. Die Franzosen sprechen hier gern von „Disciplin“, eine freiwillige und freudige Unterordnung ist aber viel mehr als das, was man gemeinhin unter Disciplin zu verstehen pflegt. Am allerschönsten ist sie in der deutschen chemischen Abtheilung zu Tage getreten. Hier haben die Industriellen sogar auf die Nennung ihrer Namen verzichtet, und so ist denn keine Ausstellung im gewöhnlichen Sinne, sondern ein völlig nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordnetes Museum des Besten zu Stande gekommen, was dieser Zweig der Wissenschaft im Jahre 1900 leistet. Des Besten, denn die Franzosen haben dadurch, daß sie sämmtlichen sieben Unterabtheilungen dieser deutschen Section den höchsten Preis gegeben haben, selbst anerkannt, daß hier ausschließlich Vorzügliches geboten wird. Wie wichtig die chemische Industrie ist, darauf braucht hier kaum hingewiesen zu werden. Sie hat die Pharmacie auf ganz neue Grundlagen gestellt, der Nahrungsmittel-Industrie eine Fülle neuer Quellen erschlossen, der Färberei zu einem ungeahnten Aufschwung verholfen, um nur Einiges von dem Allerwichtigsten zu nennen. Und wie wichtig sie gerade für Deutschland ist, das beweist die Statistik. Im Jahre 1897 betrug der Werth der Gesammtproduction nahezu eine Milliarde (948 Millionen) Mark, und wurden in 6589 Betrieben 135350 Arbeiter beschäftigt. Nur Eins könnte man der deutschen Ausstellung vorwerfen: sie ist etwas zu wissenschaftlich, man hätte sie für den Laien noch instructiver gestalten können. Aber rechten wir darüber nicht, sondern freuen wir uns herzlich, daß sie Deutschland so viel Ehre macht. Schon das Aeußere gewinnt. Die Schränke und Kioske sind nach den Entwürfen der Berliner Architekten Griesebach und Dinklage in dunkelbraun gebeiztem, sparsam mit Gold verziertem Eichenholz ausgeführt und im Innern so praktisch eingerichtet, daß jeder Gegenstand völlig zur Geltung kommt, der Fußboden ist mit rothbraunen Smyrnateppichen belegt, am Eingang begrüßt uns eine Bronzegruppe des Bildhauers Hidding auf einem 2 m hohen Salzblock, die das Schaffen der chemischen Industrie in wirksamer Weise versinnlicht. Zunächst treffen wir auf die Salze, Säuren und Alkalien sowie die künstlichen Düngemittel, die im Auslande, besonders in Nordamerika hochgeschätzt werden, wurden doch 1897 allein über 100000 Tonnen Chlorkalium ausgeführt. Besonderes Aufsehen erregt hier, wie man mir sagt, das auf der Verbrennung von Aluminium beruhende Erwärmungsverfahren der Firma Goldschmidt in Essen, mit dem bisher unerreichte Temperaturhöhen erzielt werden können. In der 2. Abtheilung (Drogen und pharmaceutische Producte) fesseln uns vor Allem die neuen Heilmittel gegen die Infectionskrankheiten, das Koch'sche Tuberkulin, das Behring'sche Diphtherie-Heilserum, das Lepraserum u. s. w. Ein mehrere Liter fassender Cylinder enthält Reinculturen von Diphtheriebacillen. Um die trüben Gedanken an alle die entsetzlichen Krankheiten zu bannen, die diese Tausende von Heilmitteln in uns hervorrufen, hat man zwischen die Flaschen und Cylinder wundervoll ausgeführte Modelle der wichtigsten Arzneipflanzen von Jauch in Breslau gestellt. Uebrigens finden wir hier auch die zahlreichen Zuckerstoff- und Eiweißstoffpräparate, von denen seit einigen Jahren soviel die Rede ist. In der 3. Abtheilung nehmen die Präparate für die Färberei und den Zeugdruck den größten Raum ein, so besonders das aus Galläpfeln bereitete Tannin, die Antimon- und Chromverbindungen u. s. w., daneben die Präparate für die Photographie und alle möglichen anderen Gebiete der Technik — so z. B. die Gasglühlichtindustrie — und die Spirituspräparate. Die 4. Abtheilung umfaßt die Industrie der Mineral- und Pigmentfarbstoffe, des Leims und der Gelatine, die 5. die Industrie der Theerdestillation, die 6. die künstlichen organischen Farbstoffe. Die Zahl der Farbstoffe aller Art ist schon jetzt fast unübersehbar und wächst mit jedem Jahre. Sind doch in den letzten Jahren allein dem früher alleinherrschenden Bleiweiß drei Concurrenten erstanden, nämlich das Permanentweiß, das Zinkweiß und das aus den zinkhaltigen Rückständen westfälischer Kiese gewonnene sehr billige Lithopon. In der 7. Abtheilung, die die ätherischen Oele und Riechstoffe umfaßt, sei besonders auf das Leipziger Rosenöl hingewiesen. Mancher Einwohner Leipzigs läßt es sich nicht träumen, daß es in der Umgegend der Stadt großartige Anpflanzungen von Oelrosen giebt, die nach dem Urtheil der Fachmänner das kostbarste und feinste Oel der Welt liefern. Nicht weniger als 6000 Kilogramm Rosen sind zur Herstellung eines einzigen Kilogramms Oel erforderlich. Daß man in Deutschland jetzt den Duft fast sämmtlicher Blumen in vollkommener Weise auf künstlichem Wege herstellt, ist bekannt. Die Ausstellung wird durch eine Abtheilung mit chemischen Apparaten ergänzt, aus der Linde's Eismaschinen hervorgehoben sein mögen. „Wenden wir uns in unserem Gesammtüberblick der Entwickelung des letzten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts zu“, so ruft Geheimrath Witt mit berechtigtem Stolz am Schlusse der Einleitung des deutschen Sonderkatalogs aus, „so tritt uns die ganze deutsche chemische Industrie als ein vollendeter und in allen seinen Theilen gefestigter und zusammenhängender Bau entgegen. Die Stellung der deutschen chemischen Industrie auf dem Weltmarkt ist widerspruchslos klargelegt, sie ist anerkanntermaßen die bedeutendste geworden.“ Aehnlich hat sich der bekannte französische Chemiker Emile Gautier im Figaro ausgesprochen.

Die Gruppe XIV, zu der die Classe 87 (chemische Gewerbe) gehört, ist ein ganz besonders auffallendes Beispiel für die merkwürdige Eintheilung der ganzen Ausstellung. Sie enthält zwar die Papierindustrie, aber weder die Bücher noch die photographischen Erzeugnisse, noch selbst die gewöhnlichen Papeteriewaaren. Jene muß man bei den Hilfsmitteln für Wissenschaft und Kunst suchen, diese bei den verschiedenen Industrien. Sie enthält zwar die Leder und Häute, aber weder die Stiefel noch die ledernen Bucheinbände. Nun, Allen ist es ja nicht recht zu machen, aber die Ausstellungsleitung hätte doch wenigstens darauf halten müssen, daß man sich ihrer Eintheilung fügte. Das war doch zu vermeiden, daß die deutsche Parfümerie sich, wie es im Programm vorgeschrieben steht, neben der Chemie befindet, die französische dagegen ihr Zelt in Gruppe XIII bei den Kleidungsstücken aufgeschlagen hat. Auf allen diesen Gebieten ist Deutschland nicht sehr reich — beim Leder nur durch eine einzige Firma — aber gut vertreten. Beim Papier haben drei Maschinenfabriken, ferner die Papierfabrik Schötter in Düren und die Vereinigten Strohstoff-Fabriken zu Coswig in Sachsen große Preise erhalten. Bei den Parfümerien, die in einem sehr hübschen von Professor Hoffacker erbauten Pavillon untergebracht sind, tritt die bekannte Berliner Firma Leichner mit einem mehr originellen als geschmackvollen Aufbau in Form eines kleinen Theaters in den Vordergrund. Wollen wir die Schreib- und Zeichenmaterialien, die Erzeugnisse der Accidenz-

druckerei ꝛc. sehen, so müssen wir uns, wie schon angedeutet, nach der Invaliden-Esplanade hinüberbemühen. Hier werden wir für den weiten Weg auf der französischen Seite durch eine reizende Centenal-Abtheilung entschädigt. Unter der Leitung des Schriftstellers und Sammlers Grand-Carteret ist ein ganzer Papeterieladen aus dem Jahre 1830 aufgebaut worden: Gazet, Marchand Papetier. Da finden wir Almanachs, Fächer, Soldatenbriefe und Liebesbriefe mit Ansichten, Neujahrskarten, Rechnungsformulare, dann eine undenkliche Anzahl von Gänsespielen, darunter ein höchst sentimentales Jeu d'amour, bei dem Koketterie, Langeweile, Bewunderung, Seufzer, Erstaunen, Verzweiflung sich ablösen, die Verdachtsgründe zu den Unschuldsbetheuerungen zurückgeschickt werden und der unglückliche Spieler, wenn er nahe dem Ziele auf Nr. 36 in Wuth geräth, bei Nr. 1 in Ruhe von vorne anfangen muß. Bei uns unterhalten sich wohl nur noch die Kinder mit dem Gänsespiel, damals schmachteten sich heimliche Liebespaare dabei an und lasen ihre Zukunft aus dem Fall der Würfel. In einem Nebensaal sind Sammlungen von Todesanzeigen, Visitenkarten, Speisekarten, Spielkarten u. s. w. ausgestellt. Man weiß, daß noch jetzt in Frankreich eine Todesanzeige auf Großquartformat gedruckt wird und einen ganzen Sermon enthält, früher aber enthielt sie auch noch sehr anschauliche Illustrationen. Es muß eine angenehme Ueberraschung gewesen sein, wenn einem beim Oeffnen des Couverts plötzlich ein offener Sarg und ein Dutzend Todtengebeine entgegenstarrten. Recht hübsch waren dagegen die Visitenkarten, an Ex-libris erinnernde, mit reizenden Motiven geschmückte Kärtchen, auf die man selbst seinen Namen schrieb. Dagegen sind die aufbewahrten Speisekarten der großen Restaurants vollkommen schmucklos. Wir sehen aus ihnen, daß es vor 80 Jahren in Paris auch schon recht theuer war, wir also auch in diesem Punkte keine Ursache haben, uns nach der guten alten Zeit zurückzusehnen.

Ich habe bereits von dem trefflichen Katalog der deutschen chemischen Abtheilung gesprochen. Auch ihm ist, wie dem amtlichen Katalog des Deutschen Reiches, die Ehre des modernen Buchschmuckes zu Theil geworden, glücklicherweise nicht auch die der neuen halb gothischen halb lateinischen Schrift der Reichsdruckerei, die den amtlichen Katalog halbwegs unleserlich macht. Buchschmuck! Als ob der schönste Schmuck des Buches nicht in einer klaren deutlichen Schrift, einem richtigen Durchschuß und einem schönen Papier bestände! Nun, bei diesen beiden Büchern sind die oftmals an stilisirte Blumen, oft aber auch an gar nichts erinnernden Schnörkel wenigstens auf die Capitelanfänge oder auf den oberen Theil der Seiten beschränkt. Viel schlimmer ist es mit dem Katalog der Deutschen Buchgewerbe-Ausstellung bestellt. Ueberall, wo sich sonst ein Absatz, d. h. ein dem Auge wohlthuender Ruhepunkt befindet, grinst uns da ein nichtswürdiger Schnörkel entgegen. Dabei zeugen alle diese Leisten und Schnörkel von einer kaum glaublichen Armuth der Erfindung. Der Himmel bewahre uns davor, daß die Ausländer darnach unser deutsches Buchgewerbe beurtheilen! Es herrscht hier übrigens dieselbe Verirrung, der wir auch sonst so oft beim modernen Kunstgewerbe begegnen, daß nämlich die Laune des Künstlers und nicht die Bestimmung des Gegenstandes entscheidet. — Wenn wir in der Ornamentik nichts Besseres zu geben wissen, halten wir uns doch an das Alte. Wenn wir aber etwas Eigenes geben wollen — und es ist sehr begreiflich, daß wir das wollen —, dann müssen wir von vorn anfangen, beim bescheidenen liebevollen Studium der Natur. Das haben einige Franzosen gethan. Ich habe keine unbedingte Verehrung für die französische Buchausstattung, aber in Einem muß man ihre Ueberlegenheit anerkennen, das ist der Einband. Ihr größter Meister ist Marius Michel. Michel aber verwendet zu seinen märchenhaft schönen Lederschnittarbeiten die Distel, die Aglei, den Mistelzweig, das Veilchen, das Alpenveilchen in ganz realistischer Weise und nie und nimmer den „bedeutungsvollen" Schnörkel. Nur die Dänen und die Engländer sind ihm hier annähernd ebenbürtig. Die Ausstellung der englischen Publishers Association ist eine wahre Schule vornehmen Geschmackes. Der berühmte Morris ist ja wohl auch hier und da etwas absonderlich. Aber seine Bücher sind keine praktischen Bücher wie die deutschen Kataloge, sondern Liebhaberstücke, bei denen der Text nur den Vorwand für die Illustrationen, Vignetten u. s. w. abgiebt. Und wie inspirirt auch er sich an der lebendigen Statue! Die österreichische Abtheilung ist nicht so schlimm, wie man befürchten mußte. Oesterreich hat nämlich das merkwürdige — soll man Verdienst sagen?, den „modern style" unmöglich gemacht zu haben. Es ist das Land des Gigerls, und wo das Gigerlthum anfängt, da kann der geschmackvolle Mensch nicht mehr mitgehen. Welche Lehren giebt auch hier die Centenal-Ausstellung, wie schön und einfach für die Einbände des 18. Jahrhunderts und auch noch die bei Empire. Erst um 1830 tritt die Verwilderung ein, da ziert man ein Buch „Die Kunst des Schneiders" mit einer Kathedrale auf dem Umschlag. Die Centenale enthält im Erdgeschoß außer den Einbänden noch Sammlungen von Drucken, Illustrationen, Ex-libris, Plakaten, Münzen und Medaillen und Präcisionsinstrumenten. Auf der Galerie schließen sich daran — in die Gruppe III ist eben alles Mögliche zusammengeworfen worden — die Musikinstrumente, Photographien, Karten und Medicininstrumente. Höchst interessant sind einige alte Claviere aus dem 17. und 18. Jahrhundert, zum Theil mit zwei und drei Claviaturen, sehr merkwürdig eins aus der Zeit Ludwig's XIII., bei dem das Instrument von Tritonen und Meerjungfrauen in vergoldeter Holzschnitzerei getragen wird und der Spieler auf einem Felsen neben einem lebensgroßen Dudelsackpfeifer sitzt. Ein Trost, daß man auch früher schon so Geschmackloses schuf! Unter den Photographien sind die ersten Arbeiten Daguerre's aus den Jahren 1839 und 1840 besonders bemerkenswerth. Bei den Karten haben mich 29 Darstellungen der Insel Corsica aus verschiedenen Epochen des 18. und 19. Jahrhunderts gefesselt. Wie verbessert da jeder seinen Vorgänger, und wie erheblich differirt der erste vom letzten! Nicht minder amüsant sind die Arztbestecke vom grauen Alterthum bis auf unsere Zeit, vor Allem die der Zahnärzte. Mit was für Schlosserwerkzeugen fuhren die Herren noch im vorigen Jahrhundert im Munde des armen Patienten herum! Der Fortschritt wird uns besonders anschaulich, wenn wir die wundervollen Bestecke des Berliner Fabrikanten Hauptner betrachten, die mit dem großen Preise ausgezeichnet worden sind. Auf die Ausstellung der deutschen Instrumente für Optik und Feinmechanik einzugehen fehlt mir der Raum, und ich kann um so eher darauf verzichten, als auf sie schon kurz nach Beginn der Ausstellung (am 5. Juni) von anderer Seite hier aufmerksam gemacht worden ist. Seitdem sind dieser Abtheilung 17 große Preise, 36 goldene und 29 silberne Medaillen zu Theil geworden, ein gewaltiger Triumph für diesen Zweig der deutschen Industrie! Auch die Ausstellungen der übrigen Länder in der Gruppe III kann ich nicht behandeln. Nur auf Eins möchte ich hinweisen, das auf mich einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht hat, das sind die Apparate und Abbildungen des Instituts Finsen in Kopenhagen. Finsen behandelt den Lupus, die Blattern und die Bleichsucht mit Hilfe der Phototherapie d. h. mit concentrirtem Sonnen- und elektrischem bezw. mit rothem Licht und zwar mit ganz überraschenden Erfolgen. Für wieviele Infectionskrankheiten hofft man jetzt Heilsera gewonnen zu haben, wie herrlich, wenn man nun auch die Wirkungen dieser furchtbaren Geißeln der Menschheit ganz oder fast ganz aufheben kann! O ich glaube, wir könnten alle unsere mechanischen Erfindungen hingeben, den Telegraphen mitsammt dem Telephon, die Eisenbahn mitsammt dem elektrischen Licht: Wenn einer künftigen Generation vom 19. Jahrhundert nichts überliefert würde als die Entdeckungen von Koch und Pasteur und ihren Genossen, sie würde es als ein Jahrhundert der Cultur und des Fortschrittes preisen.

Der Palast, der die Gruppe III enthält, umfaßt auch die Gruppe I: Erziehung und Unterricht. Darüber werde ich gar nichts sagen. Alle die Broschüren, Schulhefte und Handarbeiten zu studiren, dazu würden lange Wochen wenn nicht Monate gehören, und die habe ich nicht zur Verfügung gehabt.

Bücherbesprechungen.

— Meusel's kirchliches Handlexikon. 61. Lieferung. Leipzig, Justus Naumann. 1 ℳ. — Die Lieferung enthält den Buchstaben U und etwa die Hälfte des Buchstaben V, woraus zu entnehmen ist, wie schnell das Werk nun seiner Vollendung entgegengeht. Sie bietet die bedeutungsvollen Artikel Union, Vaterunser, Vaticanus und hat von den vielen wichtigen Begriffen, zu deren Bezeichnung die Vorsetzsilbe Ver dienen muß, bis zur Versöhnung hin die meisten schon erledigt. Wir würden den Lesern dieses Blattes nichts Neues sagen, wollten wir wieder-

holt auf eine Schilderung der Art und Bedeutung des Unternehmens eingehen. Aber wir halten es für keine unnütze Wiederholung, wenn wir auch bei dieser Gelegenheit diejenigen unter ihnen, die man als Nutznießer dieser Veranstaltung von Anfang an ins Auge gefaßt hat, gebildete, der Kirche zugethane Christen, zur wohlwollenden Kenntnißnahme seines Inhaltes einladen.

B. K.

— Manfred. Dramatisches Gedicht von Lord Byron. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 4 ℳ. — Noch stehen wir unter dem frischen Eindrucke der Wüllner'schen Wiedergabe des Byron'schen Gedichts am hiesigen Stadttheater und schon überreicht uns die junge, eifrige Verlagshandlung den Text, wie ihn Wüllner sprach, in einem auch äußerlich sehr würdigen Gewande, auf Büttenpapier. Die Vorrede sucht die Tragödie vor allen Dingen als modern hinzustellen. Inwieweit das gelungen ist, möge der Leser selbst entscheiden, der vielleicht doch einen Unterschied herausfinden wird zwischen „modernen" Uebermenschentragödien, die zumeist sehr kläglich enden, und jener zwar einseitigen aber doch genialen Byron'schen Schöpfung, deren Schwäche gerade darin liegt, daß wir nicht wissen, worin eigentlich die Schuld des Helden besteht. Deshalb wird das Stück auch stets ein Gericht für Feinschmecker bleiben und dem großen Publicum fern bleiben. Den Tod Astarte's auf ein Lungenleiden zurückzuführen, wie Wüllner es thut, ist äußerlich und würde vom Dichter selbst zurückgewiesen worden sein. Da muß man tiefer greifen und etwa, wie es wohl geschehen ist, das Verhältniß zwischen Manfred und Astarte auf Blutschande zurückführen. Der Text ist von Illustrationen modernsten Gepräges von Walter Tiemann in Leipzig sozusagen eingerahmt, unter denen man sich bekanntlich Mancherlei denken kann. Wohl dem, der sie versteht! Der Text selbst ist der Adolf Böttger'sche, verbessert hie und da durch die beste Uebersetzung, die wir von Byron besitzen, die von Gildemeister, hie und da auch durch die Fragmente Goethe's und Heine's. Wir empfehlen die Ausgabe. J. R.

— Conrad Ferdinand Meyer. Von Dr. Wilh. Uhl, Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Königsberg i. Pr. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Begründet von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow. Heft 348.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vormals J. F. Richter. 50 ₰. — Die Literatur über Meyer mehrt sich. Hier wird uns ein Vortrag geboten, der ostpreußische, also vom Heimathland Meyer's gänzlich entfernte Kreise auf den Schweizer Dichter aufmerksam machen und ihm gerecht werden will, was zum Theil auch gelingt. Uhl legt mehr Werth auf Meyer's Verse als auf seine Prosa, die er im Ganzen doch wohl unterschätzt. Daß Meyer's erzählende Werke Schwächen aufweisen, was sich theilweise durch die Natur des Dichters, seine Neigung zum Seltsamen und Gräßlichen („Angela"), theilweise durch das Abnehmen seiner Kräfte und seine Krankheit („Die Versuchung der Pescara") erklären läßt, ist klar. Doch werden damit Werke wie „Jürg Jenatsch", „Die Richterin" u. a. nicht aus der Welt geschafft. Daß Meyer's Lyrik einzig dasteht, daß sein Gedichtband zu dem Größten gehört, was geleistet worden ist, haushoch die jetzt moderne Literatur überragt, die Derartiges gar nicht kennt, diese Tiefe, diesen Weitblick, diese große Weltanschauung, diese weltumspannende Bildung, ist indeß unbestritten. Uhl geht so zu Werke, daß er seinen an der Ostsee lebenden Lesern oder besser gesagt Hörern Meyer's Meisterballaden im Wort vorführt, sodaß sie selbst entscheiden können, was an ihnen ist. Hierbei berücksichtigt Uhl die neuere und die ältere Form der Gedichte, die ja sehr von einander abweichen, ein vortreffliches Verfahren, das zeigt, wie fleißig Meyer arbeitete, wenn er auch, wie Uhl sich ausdrückt, nicht immer verbesserte, sondern gelegentlich „verböserte". Oft aber hat Meyer doch aus Anfänglichem Vollendetes geschaffen, wie „Der todte Achill" beweist. Auf die Schwächen Meyer's wird hier, wie auch in „Hutten's letzte Tage", die Uhl zum Theil zu scharf beurtheilt, hingewiesen, doch hat das seine Berechtigung. Zieht man die Mängel in Betracht, so fördert man die Erkenntniß und Schätzung eines Dichters. Meyer ist trotzdem unvergleichlich, gewissermaßen die Statue, zu der die ganze literarische Entwickelung der Schweiz vor ihm nur das Postament abgiebt. Neben ihm steht ebenbürtig nur Keller, wie Schiller neben Goethe. Erst durch diese beiden Dioskuren ist die Schweiz in literarischer Beziehung in den Wettbewerb mit Deutschland getreten, hat dies zum Theil überflügelt, während Erscheinungen wie der sonst treffliche Jeremias Gotthelf doch zu sehr in localen Verhältnissen wurzeln, um über die Schweizer Berge hinausragen zu können. Eine allgemeine Einleitung in das Wesen der Alemannen und Helvetier, in die Entwickelung der Schweizer Literatur von den ältesten Anfängen, Notker, an, bereitet die Würdigung Meyer's vor. Wenn Uhl übrigens sagt, daß Meyer's Gedichte sich schwer declamiren lassen, so ist das nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Sicher ist, daß sie dem Recitator durch Perioden und sonstige Eigenheiten Schwierigkeiten bieten, die nicht immer leicht zu bewältigen sind. Das liegt jedoch nicht an dem Dichter allein, sondern auch an den Recitirenden, die durch geleckte Ausdrucksweise, sprachliche und metrische Armuth nicht geübt sind, und auch am genießenden Publicum, das, durch die moderne Literatur und ihre inhaltliche und formelle Anspruchslosigkeit verwöhnt, verlernt hat, Ansprüche zu stellen, an sich und an die Vortragenden.

J. R.

— Hans Boesch, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Culturgeschichte Band V.) Mit 149 Holzschnitten und Kupferstichen aus dem 15.—18. Jahrhundert. Leipzig, 1900, Verlag von Eugen Diederichs. Preis 4 ℳ, gebunden 5 ℳ 50 ₰.

Nichts über Kinder! Auf der ganzen Erde
Ist ihnen Nichts auch nur von fern vergleichbar.
Die Erde wär' ohn' ihre Kinder Nichts,
Und wieder Nichts die Menschheit ohne Kinder.

Dies Verschen von Leopold Schefer kommt mir in den Sinn, während ich in diesem fesselnden Werke blättere, das die von Georg Steinhausen herausgegebenen Monographien zur deutschen Culturgeschichte um einen bedeutsamen Band bereichert. Es mag als eine Art Vorläufer der Weihnachtsliteratur gelten, in der ja die Kinderwelt besonders reich bedacht zu werden pflegt. Freilich ist es kein Buch für Kinder, sondern von Kindern, für Kinderfreunde. Mit einem rührenden Fleiße hat der emsige Verfasser aus allen Jahrhunderten seinen Stoff zusammengetragen, er hat gewiß manches Jahr gesammelt an den Schätzen, die nun so bequem vor unseren Augen ausgebreitet daliegen. Das Buch berichtet, zumeist in dem Wortlaute der Quellen, von der Art, wie zu allen Zeiten deutsche Eltern für ihre Kinder in Treuen gearbeitet und gesorgt haben, was man für die Unterhaltung und Belehrung der Kinder gethan hat, wie man sich an ihrem drolligen Wesen erfreut, ihre unzeitigen Offenheiten gefürchtet, ihre Unarten gerügt und bestraft hat. Es ist nicht leicht, in einer kurzen Anzeige eine Vorstellung zu geben von dem erstaunlichen Reichthume des Inhaltes. Wir hören da von den bangen Ahnungen und freudigen Hoffnungen gesegneter Mütter, von mancherlei sonderbaren Verpflichtungen, die abergläubische Ammenweisheit ihnen schon in der Zeit des Wartens auferlegte. Wir thun einen Blick in die Wochenstube und ihre Geheimnisse, lassen uns erzählen von Kindbettschmäusen, Taufbräuchen und Meßbräuchen, Pathenpfennigen und Gevatterbriefen. Wir freuen uns über das erste Zähnchen, lauschen den ersten Sprechversuchen, dem lallenden Kauderwelsch des hilflosen Geschöpfleins, staunen, wenn es dahinter kommt, welchem Zweck eigentlich die dicken Beinchen dienen, beobachten es beim Spiel daheim und im Kreise fröhlicher Genossen, wir sehen die Mutter, wie sie den Knaben wehret und die Mädchen lehret, aber auch wie sie am Bett des erkrankten Lieblings betend wacht, wir erfahren von schlichtem und kostbarem Spielzeug, von Puppen und Puppenhäusern, Bilderbogen, Steckenpferden, Bleisoldaten ꝛc. Ein besonderes Capitel ist den Fest- und Feiertagen gewidmet, den Fastnachtsspäßen und Martinsbräuchen, den süßen Gaben des heiligen Nicolaus an die frommen Kinder und seinen Bedrohungen der unartigen, den Wundern und Herrlichkeiten der Weihnachtszeit. Reichlich fließen die Quellen über die Schulzeit, ihre Freuden und Leiden, Strafen und Belohnungen von der Abcschützenzeit bis in die Tage der goldenen akademischen Freiheit und bis zu den Bangnissen der ersten Liebe. Mit schmerzlicher Theilnahme erfüllt uns das oft harte Schicksal unehelicher Kinder, der Bericht von Findelhäusern und Bettelkindern. Ein letzter Abschnitt handelt von Kindersterblichkeit, wundersamen Sympathiekuren bei schwerer Krankheit, von Todesanzeigen und Begräbnißfeierlichkeiten. Dem überaus abwechselungsreichen Texte stehen gleichwerthig zur Seite die Abbildungen nach Originalen alter Meister, die in reicher Fülle dazwischen eingeschaltet sind. Bei ihrer Auswahl bewährt sich das Kunstverständniß des Verfassers, der unseres Wissens Beamter an dem Germanischen Museum in Nürnberg ist, auf's Beste, und auf ihre Ausführung ist rühmenswerthe Sorgfalt verwandt. So bietet das Buch dem, der sich gern in

die Sittengeschichte früherer Tage vertieft, eine unerschöpfliche Fundgrube mannigfachster Belehrung und zugleich eine ungemein reizvolle Unterhaltung und darf als eine Arbeit von hervorragendem culturhistorischen Werthe bezeichnet werden. Sogar eine gewisse nationalpädagogische Bedeutung möchten wir dem Buche zusprechen. Bekanntlich fehlt es auch in unseren Tagen nicht an Eltern, die ihre Erzieherpflichten recht leicht nehmen, nicht an Müttern, die für vieles Andere mehr Sinn haben, als für eine der edelsten Freuden des menschlichen Daseins, die Freude an dem geistigen und seelischen Wachsthum der eigenen Kinder. Solchen ertheilt das Werk manche beherzigenswerthe Lehre und kann so wohl mit dazu beitragen, dem Urtheil unseres Dr. Martin Luther zu allgemeiner Geltung zu verhelfen, das S. 37 angeführt ist: „Ein Hausvater, der sein Haus in Gottesfurcht regieret, seine Kindlein und Gesinde zu Gottesfurcht und Erkenntniß, zu Zucht und Ehrbarkeit zeucht, der ist in einem stetigen heiligen Stande. Also eine Frau, die der Kinder wartet mit Essen, Trinkengeben, Wischen, Baden, die darf nach keinem heiligeren gottseligen Stand fragen.“ Wir wünschen dem Kinderleben von Hans Boesch recht viele Leser und Leserinnen, die für seine Bilder ein offenes Auge, für seine Lehren und Mahnungen ein empfängliches Ohr und Herz haben. Bemerkt sei schließlich noch, daß für Leute, denen es auf ein paar Mark nicht ankommt, eine besondere Liebhaberausgabe des Buches auf feinem Büttenpapier in 100 durchgezählten Abdrücken hergestellt worden ist, die 8 M. kostet. Aber die Ausstattung der Ausgabe für 4 M. ist auch sehr gut. R. B.

— Der deutsche Export nach den Tropen und die Ausrüstung für die Colonien. Unter Mitwirkung hervorragender Fachleute herausgegeben von Gustav Meinecke. Berlin, Deutscher Colonialverlag. — Der erste Band dieses Werkes, der soeben erschienen ist, veranschaulicht in umfassender Darstellung die Exportthätigkeit der deutschen Industrie im Verkehr mit unseren Colonien sowie überhaupt mit den tropischen und subtropischen Ländern. Der Export nach den Tropen ist in bedeutender Entwickelung begriffen, und er hat diese Entwickelung zum guten Theil der Erwerbung deutscher Colonien zu verdanken. Das vorliegende Werk enthält eine Reihe selbständiger Aufsätze über die überseeischen Handelsbeziehungen Deutschlands und über die Entwickelung unserer wichtigeren Industrien. Wir zählen die folgenden auf: „Das Deutschthum in Uebersee“ von F. W. Kiel; „Der deutsche Exporthandel“; „Die Handelsbeziehungen Deutschlands zu seinen Schutzgebieten“ von Dr. Rudolph Hermann, München; „Eisenbahnbau“; „Die Entwickelung der elektrotechnischen Industrie“; „Schiffbau-Industrie“; „Chemische Industrie“; „Brückenbau, Hafenanlagen, Häuserbauten u. s. w.“; „Deutschlands Textilindustrie“; „Die tropische Agricultur“; „Tropenausrüstungen“. Das Buch soll dem Colonisten und überseeischen deutschen Kaufmann wie auch dem mit den Colonien und Uebersee-Ländern in Geschäftsverbindungen stehenden Fabrikanten Winke geben, ihn zu Versuchen anregen und Bezugsquellen nachweisen. Es kommt vor Allem dem Bedürfniß der Information entgegen, welches sich durch unsere stets wachsenden Beziehungen zu den Tropen herausgestellt hat. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über die Entwickelung des Handelsverhältnisses zwischen Deutschland und seinen Colonien. Bei der ersten Erwerbung von Colonien durch das Reich im Jahre 1884 war der Gedanke maßgebend, schon bestehende Handelsverbindungen dem Schutze des Reichs zu unterstellen, nicht aber neue Gebiete zu erwerben, um Handelsbeziehungen erst anzuknüpfen. Dies ist im großen Ganzen das Programm der deutschen Colonialpolitik geblieben. Unbestreitbar beruht aber schon heute die wirthschaftliche Ausnutzung der Schutzgebiete auf Unternehmungen, die ihr Dasein eben der Eigenschaft der Colonie als solcher verdanken und ohne den Schutz des Reichs nie zur Entstehung gelangt wären. Um die culturelle Entwickelung der Colonien und die wirthschaftlichen Beziehungen derselben zum Mutterlande zu fördern, ist wiederholt die Schaffung eines Zwischentarifs für Colonialproducte in Anregung gebracht worden. Der Gedanke, gewissen Erzeugnissen unserer Colonien Zollvortheile bei der Einfuhr nach Deutschland zu gewähren und auf diese Weise die Colonien auch handelspolitisch enger an das Mutterland anzuschließen, wie dies von Seiten anderer Colonialstaaten bereits geschehen, ist seinerzeit auch im Wirthschaftlichen Ausschuß bei den Verhandlungen über den künftigen deutschen Zolltarif erörtert worden. Bis jetzt bildet jede Colonie ein Zollgebiet für sich und wird auch in der Zollgesetzgebung des Reichs als Ausland angesehen. Demgemäß unterliegen die von der einen in die andere Colonie eingeführten Waaren dort ebenso dem Eingangszoll wie die in das Reichszollgebiet eingeführten Waaren. Im letzteren Fall ist nun aber das Verhältniß ein ganz eigenartiges. Durch Bundesrathsbeschluß vom 2. Juni 1893 ist die Anwendung des deutschen Vertragszolltarifs auf die in Deutschland eingehenden Producte unserer Colonien und Schutzgebiete angeordnet worden; vorher fand der Generaltarif Anwendung. Durch diesen Beschluß wurden die Colonien hinsichtlich der Zollbehandlung den meistbegünstigten Staaten gleichgestellt, was streng genommen im Wege der Gesetzgebung, unter Mitwirkung des Reichstages hätte geschehen müssen. Man hat damals, wahrscheinlich um den vielleicht unbequemen Weg der Reichsgesetzgebung zu vermeiden, und da die finanzielle Wirkung der Maßregel von untergeordneter Bedeutung war, die Form des Bundesrathsbeschlusses gewählt. Es ist nun nicht ausgeschlossen, daß unter einem künftigen Zolltarif die vertragsmäßigen Zollbefreiungen und Zollermäßigungen von größerem Umfang und von größerer Bedeutung sein werden als jetzt. Mit Rücksicht hierauf ist denn auch in dem vom Reichsschatzamt ausgearbeiteten Entwurf eines neuen Zolltarifgesetzes eine Bestimmung vorgesehen, welche den Bundesrath gesetzlich im Voraus ermächtigt, die vertragsmäßig bestehenden Zollbegünstigungen ganz oder theilweise den deutschen Colonien und Schutzgebieten einzuräumen. Was die Zolltarife und sonstigen Zollvorschriften in den einzelnen deutschen Colonien anbelangt, so sind dieselben durchaus verschieden und theilweise auch, wie z. B. die Höhe der Spirituosenzölle in den afrikanischen Colonien, von internationalen Verträgen abhängig. Ueber die Entwickelung und den gegenwärtigen Stand unserer colonialen Zollgesetzgebung bringt das vorliegende Werk ausführliche und interessante Mittheilungen.

— Der südafrikanische Krieg und seine handelspolitische Bedeutung für Deutschland. Von Heinrich C. Nebel. Sonderabdruck aus der Deutschen Export-Zeitung (Handelsmuseum). Verlag: Berlin W. 9, Köthenerstraße 41. — Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens giebt hier auf eigene Anschauung begründete Winke für den deutschen Export nach Südafrika. Nach Beendigung des Krieges und nachdem Friede und Sicherheit wieder hergestellt sind, wird natürlich viel Platz geschaffen sein für die Concurrenz auf dem südafrikanischen Markte, an dem auch Deutschland seinen Antheil sich sichern muß. Daß Deutschland am Handel mit Südafrika auch schon früher gar nicht unbeträchtlich betheiligt war, hat der Verfasser unter Heranziehung von statistischem Material in seiner Broschüre „Der Kampf ums Gold in Transvaal“ bereits näher ausgeführt. Die praktischen Rathschläge, die er jetzt giebt, um dem deutschen Fabrikanten und Kaufmann den Weg zu zeigen, damit er im richtigen Moment mit der richtigen Waare zur Stelle sei, sind jedenfalls beachtenswerth. Die Hoffnungen, welche man in deutschen Handelskreisen in Bezug auf die kommende wirthschaftliche Umwälzung in Südafrika hegt, haben aber zur Voraussetzung, daß in Südafrika die offene Thür wie bisher erhalten bleibt. In Kreisen, welche die südafrikanischen Verhältnisse näher kennen, neigt man der Ansicht zu, England werde seine durch den Krieg errungene Herrschaft dazu benutzen, dem englischen Handel Sondervortheile zu verschaffen, und vor wenigen Tagen hat die Köln. Ztg. die Nachricht gebracht, es sei die Einführung eines mäßigen Differentialzolles in Südafrika auf Waaren nichtbritischen Ursprungs geplant. Die Möglichkeit einer solchen Maßnahme wird auch in der vorliegenden Schrift angedeutet, jedoch meint der Verfasser, daß England gar nicht im Stande sein werde, in die großen Lücken zu treten, die der Krieg geschlagen und die neben mancherlei neuen Bedürfnissen vielfach Ergänzung vernichteten Materials und Neuaufbau zahlreicher Wirthschaften und Gemeinwesen nöthig machten; schon aus diesem Grunde sei anzunehmen, daß die englischen Prohibitivmaßregeln gegenüber der fremden Concurrenz mindestens für den Anfang nicht allzuscharf sein werden. Und dieses Moment gelte es zu benutzen. Bisher bildeten die Capcolonie, Betschuanaland, Griqualand, Basutoland und der Oranje-Freistaat eine Zollunion. Mit der Einverleibung von Transvaal und dem Oranje-Freistaat in das britische Colonialgebiet wird wahrscheinlich ganz Südafrika zu einem Zollgebiet vereinigt werden. f.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 Pf., für auswärts mit 1 M. 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 126. Sonnabend, den 20. October, Abends. **1900.**

Die Weiße Frau des Zollerischen Hauses.*)

6—. Die Burg zu Nürnberg und die Kadolzburg bei Fürth waren die vornehmsten Wohnstätten der Nürnberger Burggrafen während des 13. und 14. Jahrhunderts. In der Folgezeit kommt neben der Kadolzburg namentlich die Plassenburg oberhalb Kulmbach in Aufnahme. An die Plassenburg heftet sich die düstere Sage von der weißen Frau des Zollerischen Hauses. Welche Bewandtniß hat es mit dieser Erscheinung? Ist sie eine Ausgeburt der erregten Phantasie oder eine absichtliche Täuschung, oder haben wir es bei ihr mit einem verkümmerten Rest eines alten heidnischen Mythus zu thun? Die richtige Deutung gewinnen wir nach unserem Dafürhalten lediglich durch eine aufmerksame Verfolgung der ältesten Berichte über die gespenstische Erscheinung.**) Die früheste Nachricht findet sich in der Chronologia Monasteriorum Germaniae praecipuorum des gekrönten Dichters Bruschius (1552), wo es bei dem Kloster Himmelkron bei Aufzählung der Aebtissinnen in deutscher Uebersetzung heißt: „Es ruhen in dem Tempel dieses Klosters auch zwei Kindlein, ein Knabe und ein Mädchen, von dem Orlamündischen Grafen und dessen Gemahlin, einer Meranischen Herzogin, von ihrer eigenen Mutter, welche auf Plassenburg wohnte, vor ungefähr 200 Jahren, kaum zwei Jahre alt, auf grausame und jämmerliche Weise ermordet. Diese Mutter war nämlich Wittwe geworden und verliebte sich, lüstern wie sie war, und wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmt, in einen gewissen Albrecht, den jungen und kräftigen Burggrafen von Nürnberg, Sohn des Grafen Friedrich von Zollern, der ihre Liebe mit gleicher Heftigkeit erwiderte. Dieser Albrecht soll etliche Male öffentlich geäußert haben, er wäre geneigt, die Plassenburgische Wittwe zu heirathen, wenn ihm nicht vier Augen im Wege ständen, und als diese Aeußerung der von heißer Liebe entbrannten Frau zu Ohren kam, tödtete sie alsbald in ihrem Liebeswahnsinn mit ihrer eigenen Hand ihre Kinder, indem sie ihnen eine Nadel in den Kopf stieß, damit diese mütterliche Unthat nicht so leicht erkannt und sie desto leichter die Meinung verbreiten konnte, die Kinder seien von einer Krankheit plötzlich hingerafft worden. Den Ausgang und die Katastrophe dieser traurigen Geschichte wird man dereinst in dem Ursprung der Monumenten des Klosters Gründlach lesen. Die unschuldigen jungen Märtyrer habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen Händen betastet. Das Mädchen war noch ganz unversehrt, als sei sie erst vor einem Jahre verblichen, so gar nicht war an ihm zu bemerken, was einer Asche ähnlich war; dagegen begann des Knäbleins Brust von der Feuchtigkeit und dem Wasser, das zur Winterszeit von der schwitzenden Mauer auf den zunächst anstoßenden Sarkophag herabfloß, einigermaßen in Asche sich aufzulösen, der Kopf aber und die Schultern und Schenkel waren noch unversehrt und ohne die geringste Aenderung. Da hat die göttliche Majestät in wunderbarer Weise gezeigt, wie unschuldig diese Kindlein umgekommen sind, deren Seelen wahrlich am Tage des jüngsten Gerichts gegen die grausame und unmenschliche Mutter schreien, welche ihres eigenen Blutes nicht verschonte, um nur ihrer unsinnigen und verabscheuungswürdigen Liebe genießen zu können. So wahr ist das Wort Seneca's: »Lieben und weise sein, ist selbst den Göttern nicht gegönnt.«" Eine ähnliche, gereimte Darstellung des Vorganges enthält die Beschreibung des Klosters Himmelkron vom Pfarrer Böer von Melkendorf aus dem Jahre 1559, mitgetheilt im Anfang der Historischen Beschreibung desselben Klosters von Teichmann (1739). Der dritte Gewährsmann ist Widmann, der zwischen 1592 und 1612 eine Chronik der Stadt Hof schrieb.*) Hier wird der obigen Erzählung beigefügt, daß Burggraf Albrecht die Kindermörderin zur Strafe ihres Verbrechens in Hof eingemauert habe. Den Namen derselben giebt auch Widmann nicht an, nur weist er nach, daß es Beatrix, die erste Gemahlin Otto's I. von Orlamünde, nicht gewesen, sondern vielmehr eine zweite Frau desselben, die er im späteren Alter geheirathet, und die ihm noch zwei Kinder geboren habe, deren Geschlecht man aber gern verschwiegen habe. Der Nächste, der die Geschichte in obiger Weise erzählt, ist Rentsch in seinem „Brandenburgischen Cedernhain" vom Jahre 1682. Er führt an, daß noch zu seiner Zeit das Grab der Kinder Fremden gezeigt worden sei. Der Erste, der einigen Zweifel an der historischen Richtigkeit der Sage hegt, ist Lairitz in seinem „Palmwald" (1686). „Er kann nicht glauben, daß Albrecht zu dieser grausamen und unbarmherzigen Mordthat durch eine ihm angedichtete Rede einigen Anlaß gegeben." Sein Zweifel beruht aber darauf, „daß diejenigen, so diese Erzählung beibringen, das 1298. Jahr nennen, worin die Mordthat begangen worden". Damals sei Albrecht gewiß noch gar nicht am Leben gewesen. Auch kann er nicht glauben, daß Albrecht eine solche Rede gethan habe. Gleichwohl findet sich die Sage in der oben geschilderten Darstellung bei Lucae in seinem „Uralten Grafensaal" (1702), der Minutoli ins Jahr 1540 setzt.

Bisher scheint durchgehends als die Kindermörderin die Gräfin Beatrix, Gemahlin Otto's I. von Orlamünde, trotz Widmann, dessen Chronik wenig bekannt sein mochte, angenommen worden zu sein, da diese die einzige Orlamünder aus dem Meranischen Hause war. Die erste Abweichung von dieser herkömmlichen Annahme findet sich bei Hoen (gestorben 1702) in seiner Geschichtsuntersuchung des sächsischen Wappens, der als Mörderin Agnes, die Gemahlin Otto's II., nennt, und zwar gleichfalls als Meranische Prinzessin. In Hoffmann's Annalen dagegen heißt sie Karintha, aus unbekanntem Geschlecht. Am entschiedensten tritt Falkenstein der bisherigen Annahme entgegen, sowohl in seinen „Nordgauischen Alterthümern" (1733 flg.), als in seinen Analectis Nordgaviensibus (3. Nachlese, 1738). Zuerst wendete sich Falkenstein gegen die Annahme, daß Beatrix, Gemahlin Otto's I., die Mörderin der Sage sei. Der Gegenbeweis war leicht, da Beatrix die Schwester von Albrecht's Großmutter war. Weiter wendet sich Falkenstein's Kritik gegen Hoen's Annahme, daß Agnes, die Gemahlin Otto's II. und eine Meranische Prinzessin, die Kindermörderin gewesen, indem er nachweist, daß eine solche Prinzessin Namens Agnes gar nicht existirt habe. Eher will er sich die Annahme Hoffmann's, daß die Gemahlin Otto's II. Karintha geheißen und diese die Mörderin gewesen, gefallen lassen, nur glaubt er, daß, wenn Albrecht wirklich in diese Wittwe verliebt gewesen wäre, ihn die Kinder nicht würden abgehalten haben, quasi vero er sie nicht hätte ernähren können. Auch sei, meint er, eine solche Rede aus dem Munde Albrecht's nicht vorauszusetzen, solche Aeußerung sei keine Rede für einen großen Herrn, sondern für Leute vom bürgerlichen Stande. Die von Bruschius und noch von Hoffmann gesehenen Kinderleichen will er diesen Autoren gegenüber nicht in Abrede stellen, es komme ihm nur darauf an, ob Albrecht in den Handel zu ziehen sei. Falkenstein hält schließlich die ganze Geschichte für einen erdichteten

*) Ein großer Theil dieses Aufsatzes ist der bei der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg erscheinenden Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, Herausgeber Rud. Virchow, entnommen.

**) Vgl. zu dem folgenden literar. Excurs den Aufsatz von Kraussold im „Archiv f. Gesch. v. Oberfranken" (Bayreuth) 1869, H. 1.

*) Herausgeg. von Christian Meyer in „Quellen zur Geschichte der Stadt Hof" Bd. I (1894).

Roman. Indeß noch während er dies niederschrieb, änderte sich ihm die ganze Lage der Dinge. Es kam ihm nämlich die unten näher zu erörternde Urkunde von 1338 zu Gesicht, die er denn auch in seinem Codex diplomaticus abdrucken ließ. Aus dieser ergab sich ihm, daß um diese Zeit ein Otto von Orlamünde gelebt, dessen Gemahlin Kunigunde geheißen, und daß diese Beiden in dem genannten Jahre ihre Plassenburgischen Güter an die Burggrafen Johann und Albrecht verpfändet haben. Auch fand sich, daß Albrecht bereits 1342 eine Hennebergische Gräfin geheirathet habe, so daß also der Kindermord zwischen 1338 und 1342 stattgefunden haben müßte. Da aber Albrecht doch auch ein oder ein paar Jahre früher geheirathet haben könne, so erscheint die Liebesgeschichte zwischen ihm und Kunigunde als reine Dichtung. Nachdem man auf diese Weise die Erzählung von dem Orlamündischen Kindermord als eine müßige Erfindung späterer Chronisten aufgedeckt zu haben glaubte, blieb immer noch die Frage zu beantworten, wie denn die Sage selbst in dieser Bestimmtheit, wie sie schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts als alte Tradition auftritt, entstanden sei. Minutoli meint, daß ein ähnliches Verbrechen wie der Orlamünder Kindermord zu jener Zeit irgendwo vorgekommen und der Gegenstand des Abscheus und der Verbreitung in weitern Kreisen geworden sein mag; nur, meint er, liege nicht das Mindeste vor, um jene Sage auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Orlamündische Familie zu beziehen und den Burggrafen Albrecht von Nürnberg damit in Verbindung zu bringen. Wir stimmen ihm hierin völlig bei, halten aber die Uebertragung eines in andern Kreisen vorgekommenen Verbrechens auf andere unbetheiligte Personen für ebenso unwahrscheinlich. — Ein anderer Erklärungsversuch zielt dahin ab, die Erzählung von dem Orlamünder Kindermord als eine Art historischen Mythus hinzustellen. Zu gleicher Zeit nämlich mit dem letzten Orlamündischen Ehepaar und insonderheit mit der Orlamündischen Wittwe lebte auf Berneck eine andere Orlamündische Wittwe aus einer Seitenlinie, genannt Podica. Diese machte Ansprüche auf die von Otto und Kunigunde 1338 an die Nürnberger Burggrafen verpfändeten und vererbten Plassenburger Güter. Es ward ein Prozeß anhängig, der von 1338 bis 1341 bei dem kaiserl. Landgericht zu Landshut verhandelt und schließlich durch einen dahin gehenden Vergleich beendet wurde, daß Podica eine Abfindungssumme für sich und ihre Erben erhielt. Hier zeige sich nun, was von dem viel verrufenen Kindermord einer Orlamündischen Wittwe auf Plassenburg zu halten sei. „Es sei eitel vergebliches Bemühen, die Thatsache, welche hier erzählt wird, bald ableugnen, bald vertheidigen zu wollen. Was dabei zu Grunde liege, sei ein historischer Mythus, erfunden, um darunter ein politisches Unrecht zu verschleiern, welches damals an einigen zarten Orlamündischen Erben (nämlich der Berneck'schen Nebenlinie) aus allzu großer Vorliebe gegen das burggräfliche Haus Nürnberg begangen wurde. Der Tod, welchen jene Kinder starben, war keine Beraubung ihres natürlichen Lebens, sondern eine Beraubung ihrer Geburts-, Erb- und Standesrechte. Und wer hatte zu diesem politischen Todesstiche die goldene Nadel geliehen? Kunigunde von Orlamünde auf Plassenburg.“ Einer ernstlichen Widerlegung scheint uns diese allzu gekünstelte Conjectur nicht werth zu sein. Eine andere Conjectur leitet die weiße Frau der Hohenzollern von der bereits im 15. Jahrhundert auftauchenden weißen Frau des böhmischen Herrengeschlechts der Rosenberge ab. Ein Fräulein dieses Hauses, Bertha mit Namen, war an einen Grafen von Lichtenstein, einen rohen Wüstling, verheirathet gewesen, der selbst vor einer körperlichen Mißhandlung seiner Gattin nicht zurückgeschreckt war. Nach dem Tode ihres Gemahls lebte die Wittwe bis zu ihrem Ende zu Neuhaus in Böhmen. Nach ihrem Tode (1476) erscheint sie den Angehörigen ihrer Familie vor jedem wichtigen Ereignisse, nicht allein vor Trauerfällen, sondern auch vor Geburten und anderen frohen Ereignissen. Als im Jahre 1539 der letzte Rosenberg geboren wurde, soll die weiße Frau ihn öfters gewiegt und mit ihm gespielt, ihm auch nachmals einen Schatz gezeigt haben. Die weiße Frau ging nun als Todesbotin vom Rosenbergischen Hause auf alle Familien über, welche durch Heirath mit jenem verwandt wurden, und erscheint daher nicht nur schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts in andern böhmischen Schlössern, sondern auch an den mit den Rosenberger und Lichtensteiner verwandten Höfen zu Karlsruhe, Kopenhagen und Stockholm. Auf diese Art ist sie auch an den Berliner Hof gekommen, und zwar durch die Heirath der Tochter Kurfürst Joachim's II., Sophie, mit Johann von Rosenberg. Diese letztere Erklärung dürfte schon durch den einen Hinweis sich als hinfällig erzeigen, daß eine Verbindung der Häuser Brandenburg und Rosenberg, die ja doch die nothwendige Voraussetzung eines Uebergangs jener sagenhaften Gestalt von dem einen zum andern Hause ist, erst zu einer Zeit erfolgte, als wenigstens in der fränkischen Linie der Zollern die weiße Frau bereits seit nahezu einem Jahrhundert eingebürgert erscheint. Mit merkwürdiger Zähigkeit hält die Tradition den vorgenannten Erklärungsversuchen gegenüber immer wieder an der Gestalt der Orlamündischen Gräfin fest. Dies zeigt sich namentlich auch in der Art und Weise, wie in älterer und neuerer Zeit eine Reihe monumentaler Denkmale mit der Erscheinung der weißen Frau in Zusammenhang gebracht worden ist.

Beginnen wir mit den Abbildungen der weißen Frau selber! Noch heutzutage zeigt man auf der Plassenburg die Nische, wo das Lager des gefangenen alten Markgrafen Friedrich IV. gestanden, und über demselben ein in Stein gehauenes weibliches Bild. Es hat eine Kopfbedeckung mit einer weit über den Kopf reichenden Spitzengarnirung und zwei dichten Locken zu beiden Seiten. Für das hohe Alter zeugt nicht blos der Bau selber, da das Bild nicht eingesetzt, sondern hineingebaut ist, sondern auch die Tracht und namentlich die Art, wie die beiden Brüste der Dame dargestellt sind. Ferner fand sich früher ein anderes in Oel gemaltes Bild auf der Plassenburg, welches gleichfalls die weiße Frau darstellen sollte und den Zimmerschmuck des alten Markgrafen bildete. Jetzt ist dasselbe nicht mehr vorhanden, wenn es nicht ein und dasselbe mit dem im neuen Schlosse zu Bayreuth aufbewahrten ist. Dieses Bild stellt eine Gestalt im schwarzen, knapp anliegenden, mit Pelz besetzten und bis an den Hals reichenden Gewande mit engen Aermeln dar, deren mit kostbaren Steinen geschmückten Hände unterhalb der Brust zusammengelegt sind. Der Kopf ist mit einer weit ins Gesicht ragenden Haube bedeckt, die Züge des Gesichts sind scharf, die Augen stechend. König Ludwig I. von Bayern urtheilte nach längerer Betrachtung desselben: „Das muß man sagen, schön war sie nicht.“ Ein zweites Oelgemälde befindet sich auf der Eremitage bei Bayreuth und soll ebenfalls die weiße Frau darstellen. Hier trägt sie ein weißes Schäferinnenkleid, so daß man auf die Vermuthung kommt, daß wir es eher mit dem Bilde eines Hoffräuleins in Maskenkostüm, als mit der weißen Frau zu thun haben. Interessanter sind mehrere Grabdenkmale in der Klosterkirche zu Himmelkron, welche die Tradition mit der weißen Frau in Zusammenhang bringt. Da ist zunächst der steinerne Sarkophag rechts vom Altar, auf welchem eine Figur in Lebensgröße eingehauen ist, in langem Kleide mit einem Gürtel, der mit goldenen Rosen besetzt ist. Dieser Sarkophag sollte die Ueberreste der Orlamünder Kindermörderin enthalten. Zwar hat die Figur auch ein Schwert zur linken Seite, allein das deutete man als ein Symbol, daß sie eigentlich verdient hätte, durch das Schwert umzukommen. Neben diesem Sarkophag steht ein steinernes Standbild, ohne Inschrift, das sollte der Burggraf Albrecht sein. So glaubte man wenigstens bis zum Jahre 1772. Da führte der um die Bayreuth'sche Geschichte hochverdiente Archivar Spieß aus der noch ziemlich erhaltenen Aufschrift des Sarkophags den Nachweis, daß jenes liegende Steinbild den Grafen Otto von Orlamünde, den Stifter des Klosters Himmelkron, vorstellt. Das lange Kleid, das wohl vorzugsweise zu der Annahme, daß man es hier mit einem weiblichen Bilde zu thun habe, geführt haben mag, erwies sich als kein weibliches, sondern als ein Ordens- oder Staatskleid. Das Schwert ist das signum jurisdictionis. Das steinerne Standbild aber, welches den Burggrafen Albrecht vorstellen soll, hat zwar keine Aufschrift, die Embleme lassen aber gleichfalls einen Grafen von Orlamünde erkennen. Entscheidend ist für die Unrichtigkeit der früheren Annahme, daß die urkundlich einzig mögliche Kindermörderin Kunigunde in der Klosterkirche zu Gründlach bei Nürnberg begraben liegt. Ihr dort befindlicher Grabstein trägt die Umschrift: Anno MCCCL obiit domina Cunegondis Orlamund fundationis hujus abatissa in celi throna. Die Gräfin ist im Nonnenschleier und im Habit der weißen Frauen von Cisterz dargestellt, trägt in der Rechten den Aebtissinnenstab und in der Linken ein Gebetbuch. Ebenso ist Burggraf Albrecht nicht in Himmelkron, sondern im Kloster Heilsbronn beigesetzt. Die ermordeten Orlamündischen Kinder sollten nach der Sage in Himmelkron begraben sein. Bruschius und Hoffmann haben, wie oben erwähnt, die Leichen noch theilweise ganz unversehrt gesehen. Seitdem sind dieselben noch öfters ge-

zeigt worden, so daß sie allmälig durch den Zutritt der Luft in Asche zerfielen und später (in der Mitte des 17. Jahrhunderts) von dem Stiftsprediger Rapsius in die steinerne Truhe zur rechten Seite des Altars beigesetzt wurden. Im Jahre 1701 wurde auf Anordnung des Markgrafen Christian Ernst der Leichenstein, welcher zunächst der Schneckentreppe bei der kleinen Kirchthür liegt und „worauf dieser beiden Kindlein Bildniß gehauen zu sehen", weggehoben und die Erde aufgegraben. Man fand aber nichts, was auf das Kinderbegräbniß deutete. Man hob dann auch den Stein von der steinernen Truhe und fand darin neben anderen Todtenköpfen und Gebeinen noch zwei kleine Hirnschalen und kleine Rippen, die man für die der Orlamündischen Kinder hielt. Was Spieß bei seinen Untersuchungen im Jahre 1772 fand, wollen wir mit seinen eigenen Worten wiedergeben: „Hinter dem Altar ist der vorgebliche Grabstein der zwei ermordeten Orlamündischen Kinder an die Mauer gelehnt, auf welchem ein großes, langes Kreuz in der Mitte herunter, dann unter demselben ein Todtenkopf sammt zweien kreuzweise übereinander gelegten Todtenbeinen (so wie man auf heutige Art die Crucifixe zu machen pflegt) eingehauen ist. Unten neben dem Kreuz zur Rechten sieht man ein Kind mit bloßem Haupt, welches einen Schild mit beiden Händen zu halten scheint, auf der linken Seite des Kreuzes ist dergleichen ein Kind, auf die nämliche Art abgebildet. Von der Umschrift aber, davon die vestigia auf dem Rand des Steines zu sehen, ist nichts zu erkennen, weil der Stein ziemlich abgeschliffen und abgetreten ist, jedoch scheinen die Buchstaben deutsch gewesen zu sein. Uebrigens halte ich diesen Stein, sowohl nach seiner Figura, als nach seiner ganzen Beschaffenheit für nicht alt; daß er aber für die obberühmte Mordgeschichte mag verfertigt worden sein, ist allerdings wahrscheinlich, obschon die Gewißheit derselben hierdurch nicht bewiesen ist."

Wenn nun auch die kritische Betrachtung aller dieser der weißen Frau zugeschriebenen Denkmale die fernere Haltlosigkeit ihrer früheren Deutungen erwiesen hat, so glauben wir doch in dem einen Umstand, daß überhaupt die Tradition von Alters her jene der Orlamündischen Familie zugehörigen Denkmale mit der Gestalt der weißen Frau in Zusammenhang gebracht hat, ein wichtiges Moment für die Ableitung der Sage von der weißen Frau erkennen zu dürfen. Wir sind demnach der festen Ueberzeugung, daß der Kern der Erzählung von dem Orlamündischen Kindermord der historischen Wahrheit entspricht. Jeder historischen Sage liegt eine, wenn auch durch diese letztere noch so verkümmerte und entstellte historische Thatsache zu Grunde und es ist nach Analogie zahlreicher Beispiele ganz unmöglich, daß unsere Sage von der weißen Frau völlig aus der Luft gegriffen ist. Die Ausschmückung, das Beiwerk sind Zuthaten zuerst der schaffenden Volksphantasie, später erzählungslustiger Chronisten, und es ist dem späteren kritischen Beobachter kaum mehr möglich, aus dem Wust von übertreibenden und entstellenden Uebermalungen das ursprüngliche Bild wieder herauszuerkennen. Trotzdem dürfen wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, an der Hand urkundlicher Belege den wahren Kern der Sage herauszuschälen. Da sind zuvörderst die zwei Hauptpersonen des Dramas wahrhaftige historische Gestalten. Hinsichtlich der männlichen Hauptperson, des Burggrafen Albrecht des Schönen von Nürnberg, zeigt sich eine so durchgängige Uebereinstimmung sämmtlicher Chronisten, daß allein dieser Umstand die Zweifler an der geschichtlichen Wahrheit der Erzählung von dem Orlamündischen Kindermord eines Besseren hätte belehren müssen. Nicht gleich übereinstimmend sind die Angaben bezüglich der weiblichen Hauptperson. Daß sie eine Gräfin von Orlamünde war, steht den meisten Berichterstattern fest, nur über den Namen derselben gehen die Meinungen auseinander: Beatrix, Agnes, Karintha und endlich Kunigunde heißt die Mörderin bei den einzelnen Berichterstattern des 16. und 17. Jahrhunderts. Der letztgenannte Name ist der richtige. Kunigunde war die Gemahlin des letzten Grafen (Otto) von Orlamünde und demselben im Jahre 1321 angetraut worden. Da im Mittelalter unter dem hohen Adel Ehen häufig noch im halben Kindesalter geschlossen wurden, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Kunigunde beim Tode ihres Gatten, der noch vor dem Jahre 1341 erfolgt sein muß, da bereits in diesem Jahre eine Urkunde des Burggrafen Johann auf der Plassenburg ausgestellt ist, in dem für eine Wittwe noch fast jugendlichen Alter von etwas über dreißig Jahren stand. Albrecht dagegen war 1304 geboren, zählte also im Jahre 1338 34 Jahre. Dieses Alter paßte vortrefflich zu dem Kunigundens. Albrecht führt in der Geschichte den Beinamen des „Schönen", und in der That ist sein ganzes Leben ein den ritterlichen Künsten gewidmetes gewesen. Bis zu seiner Mitbetheiligung an der Verwaltung der Burggrafschaft scheint er sich größtentheils in der Fremde aufgehalten zu haben, um hier Ritterschaft und Kriegskunst zu üben, in Turnieren und Feldzügen sich hervorzuthun und mit der Sitte fremder Fürstenhöfe sich bekannt zu machen. Wenigstens wissen wir von einer Ritterfahrt, welche der junge Burggraf an den Hof des Königs von England unternahm, dem er im Kriege gegen die Schotten seine Dienste leistete. Nun bestand für Albrecht, ganz abgesehen von persönlicher Zuneigung, ein sehr bedeutendes Interesse an einer Verbindung mit der jungen Wittwe. Im Jahre 1338 hatte nämlich Graf Otto von Orlamünde für den Fall seines unbeerbten Todes dem Burggrafen Johann von Nürnberg, älteren Bruder Albrecht's des Schönen, das Recht der Nachfolge in seine Herrschaft Plassenburg zugesichert. Ganz sicher ist also, daß das Orlamündische Ehepaar in diesem Jahre keine Kinder hatte, wodurch jedoch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß ihm solche noch nach Abschluß des Erbvertrags geboren wurden. Nehmen wir einmal das Letztere an, so erscheint die Lage der Dinge für das burggräfliche Haus als eine wesentlich andere. Dann war der so überaus vortheilhafte Vertrag hinfällig und die burggräflichen Brüder hatten das Nachsehen. Das einzige Auskunftsmittel, die reiche Erbschaft doch noch an sich zu bringen, war für die beiden Brüder nur noch die Beseitigung der legitimen Erben. Hierzu war aber vor Allem eine intime Annäherung an die gräfliche Wittwe die nothwendige Vorbedingung. Burggraf Johann, der bis zum Jahre 1341 alleiniger Inhaber der burggräflichen Würde war, konnte eine solche Annäherung deshalb nicht bewerkstelligen, weil er bereits verheirathet war: dagegen war der eben von seinen ritterlichen Kreuzfahrten in die Heimath zurückgekehrte Burggraf Albrecht noch unvermählt. Laut Urkunde vom 18. October 1341 erhielt er jetzt von seinem Bruder den Mitbesitz der Burggrafschaft eingeräumt. Nunmehr mag er die Orlamündische Wittwe mit seiner Liebeswerbung angegangen haben. Die Sage spricht ausdrücklich von einem beiderseitigen Verständniß, nicht etwa blos von einer einseitigen, unerwiderten Liebe Kunigundens zu dem schönen Burggrafen. Da es aber Albrecht ausschließlich um die reiche Herrschaft Plassenburg zu thun war, so konnte dieser seiner Absicht eine bloße eheliche Verbindung mit der jungen Wittwe nichts nützen. Er wird daher eine solche Verbindung der Gräfin, die ihrerseits heiß nach derselben verlangt haben mag, nur als eine unter gewissen Voraussetzungen mögliche bezeichnet haben und es ist durchaus nicht abzusehen, warum er nicht geradezu die verfänglichen Worte, die ihm die Sage in den Mund legt, gebraucht haben soll. Daß er sie in dem Sinne, wie sie die Gräfin ausgeführt, verstanden hat, erscheint uns nach obiger Darlegung unzweifelhaft. Beides, die Anstiftung und die Ausführung der schrecklichen That, kann den Kenner mittelalterlicher Zustände nicht befremden. Die Geschichte zahlreicher regierender Häuser in jenem finsteren Zeitalter ist eine Kette von Gewaltthaten und Verbrechen; namentlich da, wo es sich um Vergrößerung des Güterbesitzes handelte, scheute man auch vor bedenklichen oder geradezu verbrecherischen Mitteln nicht zurück; Besitz und wieder Besitz war das große Losungswort der Zeit; Besitz gab Macht, und diese allein war im Stande, ihrem Inhaber nicht nur einen wirksamen Schutz gegen die Zügellosigkeit und Anarchie der damaligen Gesellschaft, sondern auch die Fähigkeit zu verleihen, Andere in den Bannkreis seiner Machtsphäre zu ziehen. Allein die Kirche bot in diesem wilden Kampfe der Leidenschaften eine Friedstätte, und wie hinter den Mauern der Klöster manches in jenen Kämpfen ermüdete Herz Ruhe suchte, so glaubte man auch durch Vergebungen an kirchliche Institute sich von den schlimmsten Sünden loskaufen zu können. Daher läßt die Sage auch Kunigunde bald nach verübter Schreckensthat auf den Knien von der Plassenburg nach dem Kloster Himmelkron rutschen und dieses letztere mit reichen Schenkungen begeben. Auch von einer Wallfahrt der Gräfin nach Rom weiß die Erzählung zu berichten. Die Schenkung an das genannte Kloster ist geschichtlich beglaubigt: laut Urkunde vom Sonntag nach Valentin 1343 schenkt die Gräfin 5000 Pfund Heller zur Abhaltung von Seelenmessen für ihre Eltern, ihren Gatten und sich selbst. Nun hat man aus dem Umstand, daß bei dieser Stiftung eigener Kinder gar keine Erwähnung geschieht, schließen wollen, daß Kunigunde auch wirklich niemals solche gehabt hat, also auch nicht umbringen konnte. Denn würde sie

jemals Kinder gehabt haben, so würde sie dieselben doch jedenfalls in die Seelmeßstiftung eingeschlossen haben. Wir unterschätzen das Gewicht dieses Arguments sicher nicht, glauben aber doch die Frage aufwerfen zu dürfen: vorausgesetzt, daß der Kindermord wirklich stattgefunden hat, konnte Kunigunde dann noch der Kinder Erwähnung thun? Wie sollte sie derselben in der Urkunde gedenken? Spätere Ausschmückungen der ursprünglichen Sage wissen von einer Heirath Albrecht's mit Kunigunde zu erzählen. Die Geschichte widerspricht dem durchaus. Albrecht heirathete 1348 eine reiche Erbtochter, Sophie von Henneberg. Warum sollte er auch Kunigunde heirathen, nachdem durch den Tod der Kinder der Zweck der Annäherung vollkommen erreicht war? Kunigunde dagegen wird bald von den Furien der Gewissenspein gepackt worden sein, darauf deutet außer den bereits erwähnten Pilgerfahrten und Schenkungen an die Kirche namentlich auch die durch sie im Jahre 1353 erfolgte Stiftung des Klosters Gründlach, in das sie sich zurückzog, um daselbst ihre Tage zu beschließen. Nun wird man fragen, ob die Kindermörderin nicht von der Hand der weltlichen Gerechtigkeit erreicht wurde. Die Sage berichtet, die unnatürliche Mutter habe die Tödtung der Kinder dadurch bewirkt, daß sie mit einer goldenen Nadel das Gehirn durchstochen und dann vorgegeben habe, der Tod sei infolge einer plötzlichen Krankheit eingetreten. Eine obrigkeitliche Leichenschau gab es damals noch nicht; aber wenn es auch eine solche gegeben haben würde, würde eine Entdeckung des Verbrechens immer noch schwierig gewesen sein, doppelt schwierig, wenn man im Auge behält, daß Kunigunde eine souveräne Reichsgräfin war, also keine, als höchstens des Kaisers Gerichtsbarkeit, der aber wiederum — es waren die Jahre des Thronstreits zwischen Ludwig dem Bayer und Karl von Böhmen — solchen Vorkommnissen sicher keine Aufmerksamkeit schenken konnte, über sich und ihr Thun anerkannte. Verwandte der gemordeten Kinder von Vaters Seite waren nicht vorhanden und der mächtige Nachbar, der vielleicht allein noch hätte einschreiten können, war an der Blutthat mit betheiligt. Die Angabe, als habe Albrecht die Mörderin in Hof einkerkern lassen, ist spätere Zuthat und widerspricht eben so sehr den allgemeinen Zeitverhältnissen und den der That vorausgegangenen Umständen, wie sie durch eine Urkunde von 1342, in welcher wir die burggräflichen Brüder im friedlichen geschäftlichen Verkehr mit Kunigunde erblicken, ausgeschlossen erscheint. Blieb also die That eine durch den weltlichen Richter ungerächte, so war dies nur ein weiterer Grund, daß die Volksstimme sich der gemordeten Kinder annahm und der Mörderin eine Strafe zudictirte, die die weltliche Gerechtigkeit nicht zuerkannte. Man wird nie hören, daß der Volksglaube einem Verbrecher, den die irdische Strafe voll und ganz erreicht hat, eine überirdische Strafe andichtet. Das Rechtsbewußtsein des Volkes erhält seine Befriedigung durch die sichtbare Bestrafung des Verbrechers, dessen That damit, wenn ich so sagen darf, für alle Zeiten todt gemacht ist. Anders aber, wenn dieses Rechtsbewußtsein durch den straffreien Ausgang der verbrecherischen That gekränkt und beleidigt wird. Es sucht sich dann seine Befriedigung auf einem anderen Wege, indem es den Verbrecher die verwirkte Ruhe seines Gewissens weder vor noch nach dem Tode finden läßt. So kann auch Kunigunde im Grabe keine Ruhe finden, sondern muß ruhelos wandern. Sterblichen Augen ist sie nicht sichtbar, nur dann, wenn — da sie selbst keine Familie hinterlassen hat — ein Glied der Familie ihres Mitschuldigen zum Sterben kommt, erblickt es mit der Sterbenden gewährten Fähigkeit des sogenannten zweiten Gesichts die geisterhafte Erscheinung, die ihm dadurch immer wieder aufs Neue die ungesühnte That vor die Erinnerung führt. Auch Albrecht's Schuld blieb ungerächt, also müssen auch er und seine Nachkommen nach dem strengen göttlichen Gesetze, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden sollen bis ins dritte und vierte Glied, theilnehmen an der ewigen Strafe.

Das scheint uns im Wesentlichen der Kern der Sage von der weißen Frau des Zollerischen Hauses, die eine andere Deutung als die von uns im Vorstehenden gegebene kaum zulassen dürfte, wenn man nicht von vornherein die ganze Sage als eine aus der Luft gegriffene müßige Erfindung späterer Chronisten hinstellen will. Gerade dies aber halten wir für ganz unstatthaft. Es ist geradezu undenkbar, daß den beiden Hauptpersonen eine solche That ganz und gar angedichtet ist; es liegt hierzu auch nicht der leiseste Schatten eines Grundes vor. Kunigunde hat ihre Kinder unter Anstiftung durch Burggraf Albrecht ermordet, oder die Volksstimme hat ihr und ihrem Genossen diese That wenigstens imputirt. Das wäre aber auch das einzige Zugeständniß, das wir andern Erklärungsversuchen gegenüber machen können. Vielleicht — und wir wollen dies zur Ehre des Gedächtnisses Albrecht's und Kunigundens gerne gelten lassen — waren die beiden Kinder eines plötzlichen natürlichen Todes gestorben und, da die vorausgehende Krankheit eine ansteckende, vielleicht die damals häufig grassirende Pest gewesen war, rasch und formlos beigesetzt worden. Es war dann vielleicht nur noch nothwendig, daß zu derselben Zeit der Plan einer Heirath Albrecht's und Kunigundens bestanden hat, so wird es begreiflich, daß der Volksglaube dazu kommen konnte, eine Ermordung der beiden Kinder anzunehmen. Wir erinnern hier an einen analogen Vorgang aus neuerer Zeit, der den Beweis liefert, wie aus einer Complication an und für sich durchaus unverfänglicher Umstände sich schließlich eine monströse Nachsage bilden kann. Im Jahre 1812 war der erstgeborene Sohn des Großherzogs Karl von Baden bald nach der Geburt wieder gestorben und kurz darauf, vielleicht etwas rasch und formlos, in der fürstlichen Familiengruft beigesetzt worden. Dies in Verbindung mit anderen hier nicht näher zu erörternden Umständen genügte, um Manche in dem später auftauchenden Kaspar Hauser jenen damals gar nicht verstorbenen rechtmäßigen badischen Thronfolger erblicken zu lassen. Auch soll nicht geleugnet werden, daß die Art und Weise, wie der Volksglaube die weiße Frau erscheinen läßt, vielfach von uralten Vorstellungen beeinflußt ist. Die Phantasie des Volkes erfindet so wenig den Inhalt wie die Form ihrer gespensterhaften Gestalten. Dem ersteren liegen stets bestimmte, wirkliche Personen und Thatsachen zu Grunde, die letzteren entnimmt sie dem reichen Schatz einer an Alter weit hinter jedes geschichtliche Gedenken zurückreichenden Tradition. Deshalb begegnet uns die Gestalt der weißen Frau schon in der alten nordischen, ja sogar in der altindischen Mythologie, und zwar als Symbol des Todes. Möglich, daß ein Anklang an diese Vorstellung noch im späten Mittelalter fortgetönt und die mit dem Orlamünder Kindermord beschäftigte Volksphantasie veranlaßt hat, Kunigundens Todesgestalt aus diesem Grunde in das weiße Gewand zu hüllen. Möglich sagen wir, aber kaum wahrscheinlich, da es doch viel näher liegt, dieses weiße Gewand mit der Sitte der damaligen Zeit, die Todten in weiße Gewänder zu hüllen und die Trauer der Hinterbliebenen durch die gleiche Farbe kundzugeben, in Zusammenhang zu bringen. Ganz ungerechtfertigt ist es aber, die Erscheinungen der weißen Frau überhaupt aus uralten heidnischen Vorstellungen abzuleiten, wie dies Riedel in seiner „Geschichte des preußischen Königshauses" thut. Einer solchen Deutung widerstrebt nämlich, von allem Anderen abgesehen, schon die Verknüpfung mit den bestimmten Namen Albrecht und Kunigunde. Daß ferner alte düstere Schlösser wie die Plassenburg die Volksphantasie tief und nachhaltig erregen können, ist ja unzweifelhaft; aber die weiße Frau haust nicht blos in der mittelalterlichen Plassenburg, sondern noch weit mehr in den freundlichen Schlössern zu Bayreuth, Ansbach und Berlin, die sicher noch keinem Beschauer ein Grauen erregt haben. Ebensowenig kann das besondere Glück mächtiger Herrschergeschlechter dem Volksglauben den Grund zur Annahme einer neidischen Schicksalsmacht geben. Auch diese Deutung erklärt in keiner Weise die specielle Erscheinung der Zollerischen weißen Frau. Und wenn endlich die Gestalt der weißen Frau noch in anderen fürstlichen und adeligen Familien heimisch ist, so ist dies noch kein Beweis gegen die Existenz einer besonderen weißen Frau des Zollerischen Hauses. Wie hier, so mögen auch bei anderen Familien Vorkommnisse ähnlicher Natur einer analogen Haussage zum Ausgangspunkt gedient haben.

Berichtigung. In Nr. 124 S. 496 Spalte 1 muß es in der Besprechung von v. Estdorff's Instructionsbüchern heißen: Anderen Mustern folgend bringt v. Estdorff dieses Mal auch einen ganz kurzen Sonderabschnitt 2c.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 127. Dienstag, den 23. October, Abends. **1900.**

Wildenbruch als Erzähler.

Wenn Ernst v. Wildenbruch im Anfang seiner dichterischen Laufbahn sich fast ausschließlich der dramatischen Dichtung widmete und daneben wohl auch die Lyrik pflegte, schreckte ihn doch bald der Umstand ab, daß seinen Dramen seitens der Theaterdirectoren in der ersten Zeit keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt und ihnen keine Gelegenheit geboten wurde, ihre Lebensfähigkeit auf der Bühne zu erproben. Nun wandte sich Wildenbruch der Novelle zu. Im Sommer 1880 schrieb er den „Meister von Tanagra“. Eine Reihe von Jahren wechselte nun bei ihm ein Drama mit einer Novelle ab, so daß sich in diesen beiden Gattungen der poetischen Production erst das eigentliche Wesen des Dichters zu spiegeln scheint. In der letzten Zeit allerdings ist dann wieder das Drama bei ihm in den Vordergrund getreten, ein Umstand, auf den wohl die großen Bühnenerfolge nicht ohne Einfluß geblieben sind. Es ist zweifelhaft, wer höher steht, Wildenbruch der Dramatiker oder Wildenbruch der Erzähler. Schließlich entscheidet auch diese wie jede andere Frage der individuelle Geschmack. Begreiflich ist es, daß der Dichter als Dramatiker mehr bekannt und mehr genannt ist, obgleich er als Erzähler einige der besten Novellen schrieb, welche die deutsche Literatur der letzten zwanzig Jahre aufzuweisen hat. Die erste Geschichte „Der Meister von Tanagra“ führt den erläuternden Untertitel „Eine Künstlergeschichte aus Althellas“: Wir werden in das helle lebensfreudige Griechenland des Praxiteles und Apelles geführt, wir sehen fast gegenständlich vor uns diesen großen Bildhauer und seine schöne Freundin Phryne, das Urbild der knidischen Aphrodite; wir sehen des Praxiteles mundflinke und leichtherzige Schüler im Atelier des Meisters bei der Arbeit und draußen in der Schenke am Ilissos nach raschem Feierabend beim thasischen Wein; wir blicken hinein in das Leben der Künstlerstadt Athen, auf das lärmendhastende Treiben in ihren prächtigen Straßen und dann wie ein weltfernes Idyll steigt wiederum Tanagra auf, über dem still und heiß die Mittagssonne liegt, dessen Häuser im grellen Lichte flimmern und vom Berge in die schweigende Landschaft zu ihren Füßen wie ebenso viel neugierige Augen herabsehen. Dort unten am Saum des Olivenwaldes, der wie eine grüne schattige Insel inmitten der gluthgedörrten Felder und Berge liegt, taucht nun eine Gestalt auf, ein schönes schlankes Mädchen, das den breiten schattenden Hut tiefer ins Gesicht zieht, damit ihr die Sonnenstrahlen nicht verwehren, hinüberzuschauen zu den bekannten und geliebten Mauern und Thoren; und die Häuser von Tanagra erkennen sie, und wenn sie könnten, würden sie sich anstoßen und zuflüstern: „Sie ist wieder da, sie, die wir in unseren steinernen Armen hielten und die uns so treulos entwich, unser Liebling Hellanodike“. Und diese Geschichte von der Flucht Hellanodike's aus des Vaters Haus und von ihrer Liebe zu Myrtolaos, dem Meister von Tanagra, erzählt uns der Dichter. Praxiteles' Augen verlangen nach neuen Gestalten und diese zu suchen ist er aufgebrochen mit Mnemarchos von Athen; dem Bildhauer ist von den Sikyoniern der Auftrag geworden, ein Standbild des Hermes zu schaffen für Olympia, und das Modell zu finden glaubt Praxiteles am leichtesten beim Hermesfest zu Tanagra. Das Glück will ihm auch wohl, denn Myrtolaos, des Myronides Pflegesohn, scheint den Wandergott ihm am schönsten zu verkörpern. Doch nicht das Modell allein gewinnt in ihm der große Künstler, sondern auch einen begeisterten Schüler, dessen Seele von früh auf erfüllt war von einem seltsamen Sehnen nach dem Schönen, von einer heißen Begier, körperhaft darzustellen, was das Innerste ihm bewegte. Doch nicht nur Myrtolaos folgt dem Meister nach Athen; Mnemarchos hat seine lüsternen Augen auf Hellanodike geworfen, des Myronides einziges Kind, das in stiller treuer Liebe dem Pflegebruder zugethan ist. Und Mnemarchos weiß sie zu überreden, heimlich des Vaters Haus zu verlassen, dem Geliebten zu folgen, daß sie in seiner Nähe ihn zum Meister werden sehe. Er bietet ihr sein Haus zur Wohnung an; so würde sich Gelegenheit bald finden, an ihr seine frevlen Wünsche zu stillen. Ahnungslos, was ihrer in Athen harre, verlassen Myrtolaos und Hellanodike das einsame Tanagra. Mit glühendem Eifer ging der Jüngling an die Arbeit, so daß gar bald die Genossen ihn mit dem Spitznamen „die böotische Biene“ bedachten. Der erste Anlauf, den er nahm, schien das Beste zu versprechen, denn zu seinem eigenen Erstaunen und zur gerechten Bewunderung des Meisters entwickelte er ein so angeborenes Talent in der äußeren Technik, daß er mit spielender Leichtigkeit über die ersten Anfangsgründe hinwegkam und zu größeren Aufgaben gelangte, aber seine Phantasie hielt nicht gleichen Schritt mit seiner Fertigkeit, so daß er über die äußerliche Nachbildung der Praxitelischen Vorbilder nicht hinwegkam, mit ihrem Geiste sich nicht zu erfüllen vermochte. Immer schrecklicher wurde es ihm klar, daß sein Geist mit dem des Meisters keine Verwandtschaft besaß, daß dessen Wege nicht die seinen waren, daß infolge dessen die Kluft zwischen ihnen immer breiter wurde. So bemächtigte sich eine tiefe Verzagtheit seiner Seele, das Gefühl eines verfehlten Lebens begann seine Schatten in seiner Seele zu verbreiten und unter dem grauen Himmel, den dieses Bewußtsein im Gemüthe des Menschen ausspannt, trieb die Schaffenskraft keine Blüthen mehr. Er wird auch Hellanodike fremder, in ihr sieht er jetzt mehr und mehr nur ein mit den Sinnen zu liebendes Weib, eine Genossin, wie sie seine Gefährten an den Hetären, wie sie Praxiteles an Phryne besaß. Aergerniß nehmend an der blühenden Unschuld der Tanagräerin beschließt Phryne, sie dem Mnemarchos zu überliefern. Bei einem in eine Orgie ausartenden Gastmahl, als Hellanodike sich weigert, ihre hüllenlose Schönheit dem halbtrunkenen Myrtolaos zu zeigen, werden ihr die Kleider vom Leibe gerissen, sie soll gezwungen werden. Doch da ernüchtert sich Myrtolaos, er wirft die Andringenden nieder und flüchtet mit Hellanodike, da seines Bleibens nicht mehr in Athen sein kann, fort nach Tanagra. Unfern davon überwältigt das Mädchen die Mattigkeit, sie schlummert ein, indeß Myrtolaos Wache haltend halb unbewußt in einem kleinen Thonklümpchen die Schlafende festzuhalten trachtet. Kein Bildwerk sollte es werden, wie sie aus des Praxiteles Hand hervorgingen, wie er sie in qualvollem Kampf vergebens zu gestalten versucht hatte, nur ein Abbild Hellanodike's; aber ähnlich, so ähnlich, als er nur irgend vermochte, in jeder Falte des Gewandes, mit dem breitrandigen Hut, den sie so gern trug, und mit jenem Lächeln, das jetzt so geheimnißvoll über ihr Antlitz huschte, als wenn ein glückseliger Traum ihr von ungeahnter Freude und Zufriedenheit erzählte. Und wunderbar gelingt das kleine Werk, es wird ihm zum Fürsprecher bei Myronides, der den Flüchtlingen gütig verzeiht und sie vereint. — Es war nöthig ausführlicher von dieser ersten Prosaschöpfung Wildenbruch's zu sprechen, denn sie zeigt schon charakteristisch genug die Eigenart des Dichters, seine Vorzüge und Mängel. Zu den ersteren muß man zählen die glänzende Situationsphantasie, die Wildenbruch auch in der Novelle zu eigen ist; sie befähigt ihn, jedes ergriffene Stück des Lebens deutlich und anschaulich vor uns hinzustellen; sie befähigt ihn auch, uns in einer vergangenen Zeit, ohne daß er viel Worte zu machen und irgend welchen archäologischen Kleinkram aufzubieten brauchte, heimisch zu machen, ihre Menschen und deren Umgebung realistisch treu und dabei doch poetisch gehoben zu schildern. Er findet den Fluß der Rede, der von der alltäglichen Seichtheit sich fern hält wie von unwahrem Pathos, dessen

Worte voll und schön dahinrollen in mächtigen Wogen und uns mit sich reißen. In der Novelle vermißt man auch jene schroff unvermittelten Uebergänge, die uns in den Dramen oft stutzig machen, als Erzähler leitet Wildenbruch in seinen psychologischen Nuancen von Einem zum Andern, da bleibt selten oder nie eine Lücke, so daß man fragen muß: „Welcher Stein fehlt hier im Bau?“ Alle diese Vorzüge sind dem Epiker Wildenbruch treu geblieben. Daneben muß man aber doch auch der Mängel gedenken, die ihm ebenso getreu geblieben sind. Wie ein Blitz mit unglaublicher Schnelligkeit überfällt das Schicksal bei ihm die Menschen und diese unterliegen willenlos, rasend schnell wachsen wildes Begehren in ihrer Seele auf und der heiße Wunsch nach dem Besitze des Erstrebenswerthen. Die langsame Vorbereitung auf das, was kommen soll und auch kommen muß, bleibt er schuldig. Er sagt, daß es so ist, und wir müssen's ihm glauben, ohne daß er uns eine ausreichende Erklärung giebt. Wenn er aber über diesen bei ihm oft zu constatirenden Mangel hinweg ist, den plötzlich gerissenen Faden wieder zusammengeknüpft hat, führt er mit tadelloser Kunst die Erzählung zum Ende. Diese erste Geschichte weist dieser Plötzlichkeiten mehrere auf, so z. B., als Myrtolaos Praxiteles, den er nicht kennt, zum ersten Mal sieht: „Er blickte auf, und in demselben Augenblick durchzuckte ihn ein unbeschreibliches Gefühl; er empfand sich unter dem Bann einer gewaltigen Persönlichkeit, durchlodert von dem Feuer der strahlenden Augen, die wie zwei durstige Sonnen sein ganzes Wesen zu zerschmelzen und in sich aufzunehmen schienen.“ Nicht sonderlich ausreichend ist auch die schnelle Entfremdung des Myrtolaos von Hellanodike motivirt: „Ein finsterer Groll gegen Hellanodike stieg in seiner Seele empor, denn er begann sie wie eine Last zu empfinden, die seine Phantasie in Fesseln schlug.“ Dieser kurze Satz sagt uns, was der Dichter uns allmälig zeigen sollte oder leise andeuten. Mit dieser Plötzlichkeit, mit der das Schicksal über die Menschen Wildenbruch's hereinbricht, hängt auch noch etwas Anderes zusammen, die Lust des Dichters am leidenschaftlichen Wort. Bei keinem anderen Poeten der Gegenwart würde man so oft jene Worte finden, die auf einen erhitzten Gemüthszustand hindeuten: „brennend“, „heiß“, „glühend“, „lodernd“, „verzehrend“. Auch das ist bezeichnend für Wildenbruch und zeigt sich schon in seiner ersten Novelle. Daß in dieser sich auch noch der dem Anfänger oft anhaftende Mangel findet, Personen, welche für die Erzählung bedeutungslos oder gar überflüssig sind, einzuführen, beweist die schattenhafte Gestalt des Phanias im „Meister von Tanagra“. Eine allzu große Freude am scharfen Gegensatz der einzelnen Figuren hat in dieser Erzählung auch noch Wildenbruch verleitet, etwas zu weit zu gehen; das wird deutlich, wenn man die Frauengestalten Phryne, Chlenusa, Hellanodike nebeneinanderstellend vergleicht oder die Männer Praxiteles, Mnemarchos, Myrtolaos. So scharf trennend, wie der Dichter uns die Unterschiede zwischen diesen Menschen glaubhaft zu machen versucht, sind sie in Wahrheit doch nicht. Bürge aber für die große Erzählungskunst des Dichters, der uns vom ersten Augenblick zu fesseln weiß bis zum Schluß, ist der Umstand, daß wir uns über die Mängel der Schöpfung erst klar werden nach längerer Prüfung und eindringender Ueberlegung.

Vergleicht man die älteren Novellen Wildenbruch's, die im Jahre 1881 erschienen, mit den vor zwei Jahren veröffentlichten, so wird man kaum einen bemerkenswerthen Abstand zu finden im Stande sein. Derjenige, welcher nicht weiß, daß siebzehn Jahre zwischen diesen beiden Sammlungen liegen, würde sie fraglos als kurz nach einander erschienen ansehen. Weder im Stil, noch in der Technik, kaum in der Wahl der Stoffe sind sie von einander verschieden. Von einer eigentlichen Entwickelung Wildenbruch's kann man nicht sprechen: der Dichter, welcher mit fünfunddreißig Jahren „Francesca von Rimini“ dichtete, ist derselbe geblieben, der als Dreiundfünfzigjähriger die Geschichte der „Waidfrau“ erzählt. Das ist auch begreiflich, wenn man bedenkt, daß Wildenbruch überhaupt erst als reifer Mann zu schreiben begann, der in sich schon eine abgeschlossene Persönlichkeit war, der äußeren Einflüssen wohl zeitweise unterlag, aber doch sich ihnen immer wieder zu entziehen wußte. Den Abgrund, welcher zwischen dem, was ihn von außen bewegte, und seinem innern Leben klaffte, maß sein Blick nicht und manchmal ließ er sich so hinreißen, darzustellen, was seiner ursprünglichen Empfindung, seinem ursprünglichen Anschauungskreis völlig fern und fremd war. Die bedeutendste Wirkung übte er aber stets aus, wenn er Conflicte, die zu seiner gesellschaftlichen Welt gehörten, schilderte, Charaktere zeichnete, in deren Gefühle, Leidenschaften, in deren überlieferte Vorstellungen und Vorurtheile er vollständig hineinzublicken vermochte. Mißgriffe in der Wahl des Stoffes finden sich bei ihm wie bei den meisten Dichtern, die Versuchung zu experimentiren ist allmächtig, das Unmögliche darzustellen ist Keinem vergönnt, da erlahmt jede Kunst, ein unerquickliches Gebilde tritt, wenn dieser Versuch gemacht wird, ans Licht: das zeigte Wildenbruch in der Novelle „Brunhild“. Wie könnte uns dies Mannweib von kolossalen Formen mit seinen halbthierischen Instincten und seiner keuschen unberührten Kindesseele jemals menschlich näher treten? Und wodurch wird die geheimnißvolle Macht, welche diese Brunhild auf den Studenten ausübt, uns glaubhaft gemacht? Dies Weib gehört unter die Aufsicht des Arztes, der seine Freude an dem interessanten Fall haben würde, uns geht sie nichts an, uns ergreift kein Mitleid mit ihr, keine Rührung mit ihrem Schicksal. Als eine Concession an die moderne Richtung, die ja in den achtziger Jahren ihren Höhepunkt erreichte, muß man diese pathologische Skizze, denn etwas Anderes ist die Novelle nicht, auffassen. Noch zweimal hat Wildenbruch der Versuchung nicht widerstehen können, mit den Modernen zu wetteifern: in seinem Roman „Eiserne Liebe“ und in der Erzählung „Das wandernde Licht“. Dort schildert er einen Maler, der halb ein Kunstzigeuner, halb ein echter Künstler ist, einen Maler, wie ihn die Naturalisten gern schilderten, und das Begehren dieses Mannes nach Dorothea, der Etatsrathstochter, die gesellschaftlich hoch über dem armen Künstler steht. Wenn man schon über die etwas construirte Figur des Malers, in dem der Dichter die Widersprüche seines Wesens nicht ganz hat ausgleichen können, hinwegsieht, bleibt doch der Riß in Dorothea's Charakter zu offenbar, als daß man ihn ignoriren dürfte. Hat denn das feinfühlende Mädchen, diese kalte reine Dorothea, wirklich keine Ahnung, was der Künstler in ihr liebt? Daß sie ihm nur ein Modell war, wenn auch das schönste, das er bisher fand, daß er sie nur mit den Sinnen begehrte und nicht mit der Seele? Daß sie mit ihm gar nichts gemeinsam hat? — Die Novelle „Das wandernde Licht“ erinnert in mancher Hinsicht an die Moderne: schwere psychische Krankheiten spielen hier eine Rolle, ein dunkles Geheimniß wird allmälig enthüllt; die Bedeutung der sexuellen Regungen im menschlichen Leben, das Mitwirken kranken Blutes an des Helden Geschicken mahnt an die von den Naturalisten bevorzugten Probleme. Auch hier aber kommt man nicht über die Frage hinweg: „Weshalb lehnt sich Fahrenwald's als ungeschwächt bezeichneter Verstand nicht früher gegen die harte Tyrannei seines wahnsinnigen Dieners auf?“ Solche Frage tritt uns auch in dem umfangreichsten Werke des Dichters entgegen, in seinem Roman „Schwester-Seele“, in dem man unschwer in dem Referendar Schottenbauer, der Jambentragödien schreibt, Wildenbruch selbst wiederfindet, ungefähr so, wie sich Gottfried Keller im „Grünen Heinrich“ gezeichnet hat. Man glaubt es dem Dichter nicht, daß auf Freda der „englische Lord“ in Bordighera so schnell einen nachhaltigen Eindruck machen kann, wenn auch Wildenbruch selbst das Mädchen charakterisirt als eine Natur, für die es die laue Zimmer- und Ofenluft der Freundlichkeit, der Liebenswürdigkeit und Höflichkeit nicht gab, sondern nur elementare Kälte oder — elementare Gluth. Und dann ist auch nicht motivirt, wie diese Freda dazu kommt, ihren Bruder Percival, über dem sie auch in geistiger Beziehung steht, für ein dichterisches Talent oder gar Genie zu halten. Unmöglich kann bei diesem Allen in der kleinen Stadt als so überlegen geschilderten Mädchen die Liebe für den Bruder bis zu solchem Grade von Selbsttäuschung gehen. Freda's Wesen bietet Räthsel, welche der Dichter nicht löst, so einmal ihre Abneigung gegen Schottenbauer und dann später ihre Neigung für ihn, und beides ist nicht hinreichend begründet. Im Allgemeinen stehen die Romane Wildenbruch's zurück gegen seine Novellen; man würde auch kaum fehl gehen, wenn man jene nur als etwas erweiterte, etwas umfangreichere Novellen betrachtet. Zu sehr in einzelne Episoden, einzelne dominirende Scenen fallen „Eiserne Liebe“ sowohl aus einander als auch „Schwester-Seele“; die Composition läßt die nöthige Straffheit vermissen. So kommt es, daß beide Werke einen nachhaltigen Eindruck nicht zu hinterlassen vermögen, einen tiefen Eindruck, wie ihn jene meist aus den ersten Jahren seiner literarischen Thätigkeit stammenden kleinen feinen Meisternovellen ausüben: Francesca von Rimini, Die Danaide, Die heilige Frau, Der Letzte, Das edle Blut. Diese fünf Erzählungen sind das Beste,

was der Epiker Wildenbruch uns schenkte. Die Welt, in der sich die Geschehnisse seiner Novellen und Romane abspielen, ist nicht klein. Er führt uns ein in das Garnisonleben einer kleinen Stadt, wo die Officiere im Casino ihre dienstfreie Zeit zubringen mit dem Alltagsklatsch beschäftigt, ohne ein höheres Streben, eben nur Militärs, ohne Verständniß für das, was außer ihrer Sphäre lebt; er führt uns in die höchst geregelte Häuslichkeit der Familie des Etatsrathes, in der Alles geordnet ist bis zur Pedanterie von den Geldverhältnissen herab bis zum kleinsten Gartenwinkel; er läßt uns blicken in das stille Arbeitszimmer des Astronomen, der abgeschieden von der Welt auf seiner einsamen Sternwarte nur seinen Studien lebt, seinen Beobachtungen und Aufnahmen, unbekümmert und ohne Interesse für das, was um ihn vorgeht; er schildert uns das verlassen liegende Schloß auf dem Lande mit seinen öden, von einstiger Pracht zeugenden Sälen und Gemächern mit dem einförmigen Leben seiner Bewohner und das Kleinstadtleben in seiner dürftigen und anspruchsvollen Alltäglichkeit. Doch nicht nur in dem, was wir die Gesellschaft zu nennen gewohnt sind, ist der Dichter zu Hause. Er steigt hinab und stellt uns das Volk dar: die arme Näherin, die ein merkwürdiges Schicksal an einen Einbrecher und Räuber gekettet hat; die frische leichtherzige, gemüthvolle Putzmacherin, welche in ihrer Liebe zu einem ehrgeizigen Streber zu Grunde geht; die Arbeiterfrau, in deren Seele ein seltsamer Drang nach Liebe lebt, die eine tiefe Neigung für den jungen Officier hegt, der dann im Kriege fällt; das Weib mit der liebelosen Jugend und dem verkümmerten Leben, deren gewaltige Körperkräfte sie gewissermaßen schon zur Thierbändigerin prädestinirt haben; und noch tiefer — den Mörder, welcher der armen Greisin ihren Sparpfennig geraubt hat. Wildenbruch führt uns zurück in die Zeiten der alten Künstlerherrlichkeit Athens, da Praxiteles bildete und Apelles malte, in das neronische Rom, da der aufgehetzte Pöbel über die Christen herfällt, in das üppige und witzige Antiochia, da des großen Philosophen und Magiers Cyprianus Glauben an dem „gekreuzigten Sophisten" zu Schanden wird. Und dann nicht so fern liegend mehr von uns ruft Wildenbruch die Erinnerung an die Zeit Joachim Hektor's wach, des Kurfürsten, der den Schwur, den er dem sterbenden Vater geleistet, vergessend den protestantischen Glauben annahm; er versetzt uns in das stürmische wilde Studentenleben des siebzehnten Jahrhunderts, in die französische Kleinstadt ums Jahr 1870. Doch nicht nur die kleinen oder großen Leiden der Erwachsenen weiß der Dichter uns darzustellen, er führt uns in die Kinderwelt hinein und läßt uns theilnehmen an den Schmerzen und Freuden der Kleinen und Heranwachsenden. Im Eingang der schönsten Kindergeschichte, die wir besitzen, „Der Letzte" sagt der alte Rector Bauer: „Ich weiß wohl, wie die Mehrzahl der Erwachsenen an den Thränen des Kindes vorbeigeht lächelnd oder ärgerlich und voll Ungeduld. Sie glauben nicht an die Schmerzen der jungen Seelen, weil sie die Kinder nicht kennen. Kinder sind wie Blumen, sie können nicht zu uns herauf, wir müssen uns zu ihnen niederbeugen, wenn wir sie erkennen wollen. Wer sich die Mühe aber giebt, der wird in ihren Blättern nicht immer nur den Thau des Himmels finden, er wird in so mancher von ihnen einen schwarzen schrecklichen Wurm entdecken, der mit reißenden Kiefern den zarten Kelch zerfleischt. O, es giebt Schmerzen in der Kinderseele, und wer sie gesehen hat, vergißt sie nie wieder." Man wird nicht anstehen, einige dieser Kindergeschichten Wildenbruch's zu dem Besten zu zählen, was er uns als Erzähler gab; außer der eben erwähnten noch „Das Orakel". Es giebt in der neueren deutschen Literatur, wenn man von C. F. Meyer's „Leiden eines Knaben" absieht, keinen Dichter, der uns durch die Schilderung trostlosen Wehs und unheilbarer Schmerzen der Kinderseele so ergreifen und rühren könnte wie Wildenbruch, der, sonst ein Mann des starken lauten Wortes, hier Töne anzuschlagen weiß, leise, zarte, die halbverweht zu uns herüberdringen und in unserer Seele lange nachklingen. Aber wie der Dichter das langsame Verwelken und Verdorren einer Kinderseele, um die sich kein Vater liebend bemüht, uns darzustellen weiß, so gelingt es ihm auch die ewigen großen Probleme und Conflicte, die Mann und Weib miteinander verknüpfen und doch wieder gegen einander stellen, aufzuwerfen und zu lösen. Die Liebe ist die treibende Kraft und doch tritt gar oft ein grausames Geschick der Vereinigung der beiden für einander bestimmten Menschen entgegen. Die Pflicht, dem ungeliebten Mann anzuhangen, die Treue zu wahren, streitet mit der heißen Liebe, die das Weib einem Anderen entgegenträgt, bis der Erlöser Tod den harten Kampf endigt. So ist's in der „Francesca von Rimini" und im „Astronom". Oder der Mann hat nicht die Kraft, die Geliebte, die auf einer tieferen socialen Stufe steht, zu sich heraufzuziehen, ihrer beiden Leben verkümmert wie in der „Heiligen Frau". Doch nicht allein die Gesellschaft und Pflicht kann Mann und Weib trennen, auch der Glaube: die Geliebte flieht den, dem sie im tiefsten Herzen anhängt, denn der Gott der Protestanten hat mit dem der Katholiken nichts gemein („Das Riechbüchschen"); aber der räthselhafte Gott der Christen kann auch Wunder wirken durch die irdische Liebe und zieht die Widerstrebenden nach sich („Claudia's Garten"; „Der Zaubrer Cyprianus"). Doch auch die Liebe für's Vaterland geräth in den Kampf mit der Neigung für den Erkorenen und auch diesen Streit endigt der Tod, denn wer dem Heimathlande schadet, um den Geliebten zu retten, der muß sterben wie „die Danaide". Aber nicht in allen Fällen darf und muß der Tod als der alle Wunden Heilende eingreifen, oft folgt auf harte Kämpfe auch ein glücklicher Sieg und das Schicksal gönnt den Geprüften Frieden und Ruhe. Am Ende werden Schottenbauer und Freda doch noch ein Paar und Papa Nöhring kann sich ihres Glückes freuen. — Mannigfaltig wie die Probleme, welche der Dichter aufwirft, ist auch die Technik, deren er sich bedient: meistens erzählt er ja wohl regelrecht, der Zeitfolge gemäß, was sich zugetragen hat, aber manchmal giebt er uns auch wieder, was ihm ein Anderer berichtet hat, ein alter Oberst oder ein alter Rector, den er irgendwo in einer kleinen Stadt traf; oder irgend ein Gegenstand, eine verblaßte Photographie z. B. ruft die Erinnerung an einen längst Begrabenen wach, ein in den Wirthshaustisch eingekratzter Name, ein gelegentlich gesehenes altes Kleinod, ein Riechbüchschen reizt seine Phantasie, die nun nicht eher ruht, als bis eine ganze Geschichte sich aufgebaut hat; oder ein Traumgesicht ruft das Andenken an einen kleinen Burschen wach, der mit ihm auf einer Schulbank gesessen. — Wildenbruch hat nicht allein ernste Stoffe behandelt, es hat ihn auch gelockt, vielleicht des Gegensatzes halber, leichte Stoffe mit leichter Hand zu behandeln. Er hat auch Humoresken veröffentlicht, die aber keinen Eindruck hinterlassen, die uns kein Lächeln abschmeicheln. Nicht Allen ist Alles gegeben. Wildenbruch's Anlage weist ihn hin auf die tiefen, ernsten Conflicte, auf den schweren Kampf, den die Menschen unter sich, den Mann und Weib kämpfen mit dem Schicksal. Es ist nicht wunderbar, daß der geborene Dramatiker ein bedeutender Novellist ist, ein Novellist, dessen reiche Phantasie, große Sprachkunst und bedeutendes Darstellungsvermögen ihn unter den deutschen Erzählern der Gegenwart in die erste Reihe stellen.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— Das Fortschreiten der Los von Rom-Bewegung in Oesterreich. I. Böhmen. Von P. Bräunlich. J. F. Lehmann, München 1900. 60 ₰, in Partien billiger. — Dieses 6. Heft der Berichte über den Fortgang dieser Bewegung unterscheidet sich von mehreren früheren vortheilhaft durch eine löbliche Anordnung des Stoffes. Es werden der Reihe nach die böhmischen Orte behandelt, in denen neue evangelische Gemeinden gegründet worden sind oder wo die schon bestehenden einen mehr oder minder großen neuen Aufschwung genommen haben. Und da diese einzelnen Orte durch den Druck hervorgehoben sind, auch eine gewisse Reihenfolge nach der Lage innegehalten wird, so findet der Leser mit Leichtigkeit, was er sucht. Und die meisten Leser werden naturgemäß irgend einer bestimmten Gegend eine besondere Theilnahme zuwenden. Die Berichte sind, soviel wir sehen, rein sachlich; sie verschweigen nicht die Umstände, die hier und dort mitgewirkt haben, ohne rein religiöser Natur zu sein, und verhehlen auch nicht, daß an manchen Orten die Fortschritte und Aussichten gering sind. Im Großen und Ganzen aber dürfen wir uns mit dem Verfasser eines in vielen Gemeinden nachhaltig fortwirkenden Anstoßes zu gesundem evangelischen Gemeindeleben freuen. Und bei aller Sachlichkeit tragen diese Nachrichten doch ein persönliches Gepräge und eine besondere Färbung durch die Einzelbeschreibungen der Vorgänge, die dem Verfasser bei seinen vielfachen Beziehungen zu den Führern der Bewegung zu Gebote stehen. Sie geben deshalb Denen, die für die Sache zu wirken haben, einen willkommenen Stoff zu eingehender Darstellung der Sachlage.

B. K.

— **Handbuch der Protestantischen Polemik gegen die Römisch-Katholische Kirche von Karl v. Hase.** Siebente Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1900. 10 Lieferungen zu je 50 ₰. — Der 100. Geburtstag des großen Kirchengeschichtsforschers hat unlängst den Anlaß gegeben, in Festreden und Festschriften seine Bedeutung zu würdigen. Bei dieser Gelegenheit sind wir auch mehrfach dem Urtheil begegnet, seine Polemik sei sein reifstes Werk. In der That stammen alle seine größeren Werke nach ihrer ursprünglichen Anlage aus den ersten Jahren seiner Lehrthätigkeit; von einigen kleineren Schriften abgesehen, ist die Polemik das einzige, das erst entworfen und durchgeführt wurde, als er an der Schwelle des Greisenalters stand. So hat man dieser Auflage auch ein Bild von ihm beigegeben, das seine Gestalt in diesem Lebensalter zeigt. Ueber die Vorzüge des Buches brauchen wir nicht viele Worte zu machen. Andere ähnliche Werke mögen es in der Ausführlichkeit übertreffen, mit der sie alle einzelnen Lehren behandeln; aber Hase verfügte gerade für diesen Gegenstand außer seinem erstaunlichen Wissen über Hilfsmittel, die einem protestantischen Theologen sonst nicht leicht zur Verfügung stehen. Seine kirchengeschichtlichen Quellenstudien, in der Jugend mit Riesenfleiß begonnen und ein ganzes Menschenalter hindurch wie eine Lebensaufgabe fortgesetzt, und zwar in ungestörtester Muße eines behaglichen, stillen Gelehrtendaseins, hatten ihm Einblicke und Ausblicke eröffnet, zu denen die vorhandene Literatur, auf die sich Viele angewiesen sehen, keineswegs immer verhilft. Die engen Beziehungen aber, in denen er mit einflußreichen Kreisen der katholischen Kirche bis in das Cardinalscollegium hinein Jahrzehnte lang gestanden hatte, ermöglichten ihm eine Reife des Urtheils über das, was die katholische Kirche sein muß, wenn sie überhaupt als solche bestehen will, wie sie aus Büchern kaum zu gewinnen ist. Auf solche Weise konnte seine kleine Geschichte des vaticanischen Concils, zu der ihm in Rom selbst das Capitel vom unfehlbaren Papst für die dritte Auflage erwuchs, zu einer förmlichen Quellenschrift werden, aus der die Kirchengeschichte nachher reichlich geschöpft hat. So haben wir nur noch festzustellen, worin sich diese neueste Auflage unterscheidet von den früheren, die seit Hase's Tod Professor Krüger in Gießen herausgegeben hat. Man hat, um den Umfang des Werkes etwas zu verringern und um den Eindruck der hohen Gelehrsamkeit für allerlei Leser abzuschwächen, die zahlreichen Anmerkungen als solche weggelassen und von ihnen nur die biblischen Citate, für die außerdem noch ein Verzeichniß angefertigt worden ist, als Parenthesen in den Text aufgenommen. Unter der Voraussetzung, daß das Buch auch unverkürzt nach wie vor zu haben ist, kann man ohne Weiteres gut heißen, daß die langen Anmerkungen weggeblieben sind, in denen sich Hase mit seinen jemaligen neuesten Gegnern auseinandergesetzt hat, obwohl gerade sie nicht nur erquickliche Proben seiner feinen und geistvollen literarischen Kampfweise bieten, sondern doch auch theilweise recht wesentliche Gesichtspunkte enthalten. Ebenso läßt sich die Streichung der ausgedruckten Beweisstellen aus den Kirchenvätern und den katholischen Lehrschriften für ein Buch rechtfertigen, das als Lesebuch im besten Sinne für allerlei gebildete Leser gedacht ist. Dagegen hätte der Nachweis der Stelle, wo das unterdrückte Citat zu finden ist, auch in einer solchen Ausgabe nicht fehlen dürfen. Um diese kurzen Angaben einzufügen, hätte man noch nicht einmal die Bogenzahl der 10. Lieferung auf die Höhe der in den übrigen Heften gebotenen zu bringen gebraucht. Mit Recht hat der Herausgeber in einigen wenigen neuen Anmerkungen einen inzwischen eingetretenen Fortschritt in kirchlichen Verhältnissen festgestellt und an einigen Stellen den Text mit der thatsächlichen Lage in Einklang gebracht.

B. K.

— **Meyer's Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagebuch des allgemeinen Wissens. Fünfte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit mehr als 12300 Abbildungen im Text und auf 1246 Bildertafeln, Karten und Plänen. Zwanzigster Band. Jahres-Supplement 1899—1900. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900. Preis gebunden 10 ℳ. — Meyer's Konversations-Lexikon hat eigentlich überhaupt keinen Lobredner mehr nöthig, denn von diesem Werke kann, wie von irgend einem, schon lange gesagt werden, daß es selbst seinen Meister lobt. Und dennoch, angesichts der geringen Kauflust eines großen Theils des deutschen Volkes, gerade wo es sich um gute, gediegene Werke handelt, muß immer und immer wieder darauf hingewiesen werden, daß Meyer's Konversations-Lexikon, so viele Abnehmer es auch schon gefunden, doch immer noch nicht in dem Maße verbreitet ist, wie dies bedeutende encyklopädische Werk es zweifellos verdient. Was Meyer's Konversations-Lexikon in jedem neuen Bande zu wohlfeilem Preise bietet, ist wirklich staunenswerth. Eine solche Wissensfülle, wie in den 18 Bänden, aus denen das eigentliche Konversations-Lexikon sich zusammensetzt, aufgespeichert ist, ist fast beispiellos. Und dabei haben die einzelnen Artikel, so populär sie auch geschrieben sind, doch zugleich wissenschaftlichen Werth, wie sie ja auch zumeist von hervorragenden Gelehrten verfaßt worden sind. So wird man den Angaben in diesem Nachschlagebuch volles Vertrauen schenken können, zumal man rückhaltlos anerkennen muß, daß die Redaction fortwährend mit großem Erfolg bestrebt ist, dies Konversations-Lexikon auf der Höhe der Zeit zu erhalten und die neuesten Errungenschaften der Forschung demselben dienstbar zu machen. Das ist schon so oft von der Kritik mit Recht pflichtgemäß betont worden, daß es im Grunde nicht wiederholt zu werden braucht. Das Mißliche dabei ist nun freilich, daß bekanntlich die Forschung nicht ruht und daß noch weniger als sie die Zeit still steht, dergestalt, daß eine Meldung, die heute unanfechtbar ist, schon übers Jahr diese Bezeichnung nicht mehr beanspruchen kann, sondern als veraltet verworfen werden muß, und nicht nur übers Jahr, sondern möglicherweise schon morgen, wie denn z. B. schon morgen todt sein kann, wer heute noch in irgend einer Biographie als lebend erwähnt wird. Das hat nun, wenn es auch nicht zu ändern ist, den unleugbaren Nachtheil, daß gerade ein Konversations-Lexikon zum Theil rasch veraltet und daß beim Erscheinen des letzten Bandes eines solchen encyklopädischen Werkes die ersten Bände schon nur noch einen bedingten Werth haben. Diesem Uebelstand sucht und versteht nun die Redaction dadurch abzuhelfen, daß sie nach Erscheinen des Werkes regelmäßig seit langen Jahren noch mehrere Supplemente folgen läßt, in denen die Angaben des Hauptwerks nach Möglichkeit und, soweit es eben nöthig ist, berichtigt und ergänzt werden. Diesen Zweck erreicht auch die Herausgabe des in Rede stehenden zweiten Supplement-Bandes in hohem Maße. Dabei hat dies Jahres-Supplement auch für sich allein betrachtet großen Werth, indem es gleichzeitig ein klares Bild aller bemerkenswerthen Geschehnisse des letzten Jahres bietet. Im Grunde umfaßt dies 2. Jahres-Supplement alle wichtigen Jahresereignisse von Mitte 1899 bis Mitte 1900. Da aber infolge der technischen Schwierigkeiten auch die Herstellung jedes neuen Bandes des Meyer'schen Konversations-Lexikons Zeit erfordert und der Druck sich nicht auf einmal bewältigen läßt, so ist es ganz natürlich, daß, zumal was die geschichtlichen Ereignisse anlangt, die letzten Artikel die Ereignisse im Wesentlichen viel weiter verfolgen können als die ersten. So wird man in dem Artikel China, der schon vor Monaten fertiggestellt und in Druck gegeben ist, die Geschichte dieses Landes sogar nur bis etwa zum Anfang 1900 verzeichnet finden und mit einiger Verwunderung lesen, wie die Kaiserin-Regentin Alles gethan, um die Stellung des Schattenkaisers Kwangsü zu befestigen. Hat sich doch inzwischen herausgestellt, daß das gerade Gegentheil eingetreten ist. Ueber die Wirren in China wird man aus dem vorher erwähnten Grunde naturgemäß auch nichts in dem Artikel China finden; wer über dieselben einigen Aufschluß haben und nicht bis zum Erscheinen des nächsten Bandes warten will, muß daher schon den Artikel Rußland aufschlagen, wo bereits genügender Aufschluß über die diesjährigen Wirren gegeben ist. Und so wird in ähnlichen Fällen auch, wo unter dem und jenem Stichwort die Auskunft versagt, dieselbe schon an irgend einer späteren Stelle des Buches zu erhalten sein. In ausreichender, übersichtlicher und klarer Weise z. B. werden wir schon in diesem Band über den südafrikanischen Krieg unter diesem Stichwort bis zum Juli 1900 unterrichtet. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, muß ich mir aus räumlichen Rücksichten versagen, und kann dies um so mehr, als Anlaß zu irgend welchem Tadel von Unrichtigkeiten kaum oder höchstens ganz vereinzelt vorliegt; hervorzuheben wäre vielleicht, daß der Name eines der auf S. 229 angeführten Dichter nicht Arthur Pfung, sondern Pfungst lautet, doch was wollen solche kleine Ausstellungen besagen. Im Großen und Ganzen läßt auch, was größte Gewissenhaftigkeit betrifft, dieser neueste Band des „großen Meyer" so wenig zu wünschen übrig wie alle früheren. Der Karten- und Bilderschmuck ist auch diesmal wieder ebenso reich wie gediegen. Besonders die Chromotafeln, wie Kakteen, Moderne Glasindustrie, Herbstliche Landfärbung in Nordamerika (Indianersommer), Orchideen, sind wiederum alles Lobes werth.

Prof. Dr. Karl Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 128. Donnerstag, den 25. October, Abends. **1900.**

Moltke als Gutsbesitzer.

Zum 26. October.

Von A. von Winterfeld.

Der Wunsch, ein Stück Erde sein nennen zu können und damit von Neuem einen Vereinigungspunkt für seine Familie zu schaffen, die im Laufe der Zeit ihren alten Grundbesitz verloren hatte, war von Jugend auf in Moltke's Seele lebendig gewesen, sollte sich aber nach dem Goethe'schen Wort „Was wir uns in der Jugend wünschen, haben wir im Alter die Fülle" erst in späten Jahren erfüllen. Es war viel weniger selbstsüchtige Begehrlichkeit, als vielmehr ein starker Familiensinn, der ihn bei diesem Streben leitete, zu dessen Verwirklichung er schon in früheren Jahren verschiedentliche, doch vergeblich gebliebene Schritte gethan hatte. So schrieb er im Juni 1844 gelegentlich einer Dienstreise, die ihn auch nach Maisdorf, dem am Fuße des Harzes gelegenen Schlosse des Grafen Asseburg, geführt hatte, an seine Frau:*) „Die Lage dieser Herrschaft ist unbeschreiblich schön. Hier erwachte in mir wieder recht lebhaft der Wunsch, wer doch auch eine Scholle Land sein nennen könnte! Ganz zufrieden werde ich nicht eher sein. Dicht bei Maisdorf und nahe der schönen Roßtrappe ist jetzt ein kleiner Besitz für nur 30000 Thaler zu erwerben, unter ungemein guten Bedingungen. Die Lage kann nicht schöner gedacht werden. Hier würde ich mich ansiedeln, wenn ich so glücklich wäre, 15—20000 Thaler disponibel zu haben. Ich würde darum den Abschied nicht nehmen, sondern noch einige Jahre fortdienen." Moltke scheint der Sache näher getreten zu sein, denn er schreibt seiner Frau im September, als ihn das Manöver wieder in jene Gegend brachte: „Neinstedt", so hieß das Gut, „ist noch nicht verkauft. Asseburg versichert, daß ein vortrefflicher Handel zu machen sei. Demnach will ich es wenigstens sehen und die Bedingungen des Eigenthümers hören, ohne mich zu binden." Doch scheint sich die Sache zerschlagen zu haben, denn wir hören weiter nichts darüber.

Erst 23 Jahre später, im Jahre 1867, sollte Moltke's Herzenswunsch sich verwirklichen. Die namhafte Dotation, welche ihm nach dem Feldzug von 1866 durch die Dankbarkeit seines Königs zu Theil wurde, gewährte ihm die Möglichkeit, einen größeren Grundbesitz zu erwerben, und alsbald begann er, sich nach einem solchen umzusehen. Zunächst richtete er sein Augenmerk auf die in Mecklenburg gelegenen Güter, welche sich ein halbes Jahrtausend hindurch im Besitz seiner Vorfahren befunden hatten. Doch mußte er von ihrer Erwerbung abstehen, weil seine Mittel dazu nicht ausreichend waren. Ebenso wollte sich in Holstein, dem Stammlande seiner Mutter, nichts Passendes finden lassen. Endlich sollte er das Gesuchte in einer seinen Wünschen und Mitteln entsprechenden Weise in Schlesien finden, einem Lande, dessen Naturschönheiten ihn entzückten und für welches er eine besondere Vorliebe besaß. Hier erwarb er im August 1867 die im Kreise Schweidnitz gelegenen zusammengehörigen Rittergüter Creisau, Gräditz und Wierischau, welche er zu einem Familienfideicommiß vereinigte. Für die Wahl war nicht am wenigsten die reizvolle Naturlage in einer weiten Thalsenkung zwischen dem Eulen- und Zobtengebirge maßgebend gewesen. So war nun der General Gutsherr geworden, und wie es in seiner Natur lag, nichts halb zu sein und zu thun, sondern jeder Stellung ganz zu genügen, so machte er sich sofort mit Eifer und eingehendstem Interesse an's Werk, um die einigermaßen vernachlässigten Güter emporzubringen und sie in ihrer Ertragsfähigkeit zu heben. Da seine dienstlichen Pflichten ihn einen großen Theil des Jahres an Berlin fesselten und da er sich wohl bewußt war, nicht eigentlicher Fachmann zu sein, obgleich er beständig bestrebt war, seine landwirthschaftlichen Kenntnisse sowohl theoretisch wie praktisch zu vermehren und zu vertiefen, so sah er sich doch vielfach auf das Urtheil, den Rath und den Beistand seiner sachverständigen Nachbarn, namentlich des Geheimen Raths v. Gellhorn, des Hrn. v. Kullmitz und des Dr. Websky angewiesen, die mit freudiger Bereitwilligkeit dem hochverdienten Feldherrn ihre guten Dienste widmeten. Vorzüglich mit dem Geheimrath Gellhorn, der während Moltke's Abwesenheit die Wirthschaft in Creisau leitete und überwachte, hat Moltke eine umfangreiche Correspondenz geführt, in welcher auf das Eingehendste alle wirthschaftlichen Fragen erörtert wurden. So ließ der General das schadhafte hölzerne Schindeldach des Wohnhauses gleich nach dem Ankauf durch ein Schieferdach ersetzen, und wir erfahren aus den Briefen, die er in dieser Angelegenheit an Hrn. v. Gellhorn richtete, mit welcher sorgsamen Ueberlegung, Gründlichkeit und Sparsamkeit er dabei verfuhr. So schreibt er unterm 18. Mai 1868*): „Für die gütige Zuschrift vom 14. d. M., verehrter Herr Geheimrath, sage ich meinen verbindlichsten Dank. Ich sehne mich genug nach dem ruhigen Aufenthalt im schönen Creisau und säße jetzt in der Blüthenzeit dort lieber, als in der Stickluft des Zollparlaments. Doch hoffe ich den Juli auf dem Gute zuzubringen, und wäre es mir allerdings lieb, wenn der nothwendige Dachbau bis dahin beendet sein könnte. Graf Pückler sagt mir, daß ein Dachdecker Wagner in Freiburg die Arbeiten in Oberweißtritz zur Zufriedenheit ausgeführt hat. — Der Baumeister, welcher hier das neue Generalstabsgebäude ausführt und den Stall bereits mit englischem Schieferdach fertiggestellt hat, findet den Preis von 4 Thlr. 9 Sgr. per Quadratfuß exorbitant. Hier kostet der Quadratfuß incl. verzinnter Nägel und allen übrigen Materials 3 Thlr. 7 Sgr. — Die Löcher in dem Schiefer müssen gebohrt sein, nicht durchgeschlagen. Ob es rathsam sein wird, den Schiefer auf die Schindeln zu nageln, scheint mir doch sehr bedenklich. — In ein paar Tagen werde ich Nachricht geben, für welchen Preis eventuell der nöthige Bedarf an Schiefer franco Schweidnitz geliefert werden kann, und würde es mir wünschenswerth sein, den berechneten Flächeninhalt des Daches zu kennen. — Auch hier seufzt Alles nach Regen; das Wetter bleibt aber mit verzweifelter Beharrlichkeit schön, ist aber wenigstens für die Schafschur günstig." Mehrere Briefe beschäftigen sich noch mit dieser Angelegenheit, die Moltke schließlich nach gründlichster Prüfung durch einen Berliner Dachdeckermeister erledigen läßt.

Wenn der Gutsherr von Creisau in seinen eigenen Angelegenheiten mit peinlicher Sparsamkeit verfuhr, so that er dies nur, um für gemeinnützige Zwecke desto mehr Mittel übrig zu haben. Ueberall wo es galt, der Gutsgemeinde beizustehen, kargte er nicht, sondern half bereitwillig mit Rath und That. Als er bemerkte, daß mangels einer Schule in dem Dorfe Creisau die Kinder aus diesem Orte täglich nach dem über eine halbe Stunde entfernten Gräditz in die Schule gehen mußten, kaufte er einen in Creisau belegenen Bauerhof, ließ an Stelle des Hauses ein Schulhaus bauen, überwies das Land dem zeweiligen Schullehrer zur Nutznießung und stiftete außerdem ein Capital zur Besoldung desselben. Damit noch nicht zufrieden, gründete er auch zugleich eine Sparcasse für die Kinder, indem er für jedes die Schule besuchende Kind ein Sparcassenbuch anlegte, worauf

*) Briefe an seine Frau.

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten.

er eine Mark einzahlte. Jedesmal, wenn das Kind nun eine Mark erspart hatte, fügte der General eine weitere hinzu. Beim Verlassen der Schule wurde den Eltern oder Vormündern der Kinder, denen auf diese Weise der Sinn für das Sparen frühzeitig eingeflößt worden war, das Buch nebst dem ersparten Betrage ausgehändigt. Bald hatte der Begründer die freudige Genugthuung, zu erfahren, wie die Kinder im Sparen miteinander wetteiferten. Demnächst errichtete er auch eine Schulbibliothek, die er durch Zuwendung von passenden Büchern beständig zu vermehren trachtete, und zur besonderen Freude gereichte es ihm, wenn ihm vom Lehrer berichtet wurde, daß die Benutzung der Bibliothek nicht nur seitens der Kinder, sondern auch ihrer Eltern von Jahr zu Jahr zunehme. Damit die noch nicht schulpflichtigen Kinder nicht unbeaufsichtigt blieben, während ihre Eltern auf dem Felde beschäftigt waren, errichtete er auch noch eine sogenannte Spielschule, an deren Spitze eine Diaconissin gestellt wurde. Dadurch wurde nicht nur manchen Unglücksfällen, sondern auch der Verwilderung der Kinder vorgebeugt. So sorgte der General, dessen sonst so glücklicher Ehe der Kindersegen versagt war, mit wahrhaft väterlicher Fürsorge für die Kinder seiner Gutsgemeinde. Auch der Bau eines neuen Kirchthurms in Gräditz wurde nur durch seine sehr freigebige Beihilfe möglich, wie denn auch das Material für die Glocken auf seine Fürbitte von den eroberten französischen Geschützen bewilligt wurde. Ebenso wie der General ein wohlwollender Vorgesetzter im Militärdienst war, war er auch als Gutsherr gütig und nachsichtig gegen seine Dienstleute und Arbeiter, deren Verhältnisse er zu erleichtern und zu verbessern suchte. Nur Trägheit und Müßiggang duldete er nicht; sonst achtete er die redliche Arbeit in jeglicher Gestalt und hielt sie ihres Lohnes werth. Stundenlang konnte er den ländlichen Arbeitern bei ihrem Schaffen zusehen, zugleich lernend und belehrend, denn sein scharfer Verstand erkannte es sofort, wenn etwas unpraktisch und verkehrt angefangen wurde, und seine Wirthschaftsbeamten waren oft überrascht und erstaunt, wenn er, der doch kein Fachmann war, sogleich die Ursache davon erkannte und mit einer kurzen Bemerkung den Nagel auf den Kopf traf. Ueberhaupt war er, seinem hohen Alter zum Trotz, auch als Landwirth ungemein thätig, schien keine Ermüdung zu kennen, durchwanderte Hof, Garten, Feld und Wald, kletterte auf Speicher und Maschinenräume, überall mit scharfem Auge nach dem Rechten sehend und auf Verbesserungen sinnend, die er entweder auf anderen Gütern gesehen, über die er sich aus der einschlägigen Literatur unterrichtet oder die ihm selbst eingefallen waren. Manche von den Versuchen, die er zu solchen Zwecken anstellte, hatten guten Erfolg, andere mißglückten, wie z. B. die Anlage von Teichen, in denen er eine Forellenzucht anlegen wollte. Das in der gebirgigen Gegend häufig eintretende Hochwasser überfluthete und durchbrach die Dämme und entführte die mühsam aufgezogenen Forellen. Er mußte eben auch Lehrgeld zahlen, wie er zu sagen pflegte. Nie aber stellte er Experimente an, die den Gütern zum dauernden Nachtheil hätten gereichen können. Dem Schönheitsgefühl Moltke's, der sonst allem Luxus abhold blieb, war es Bedürfniß, einen Park in der Umgebung des Wohnhauses zu schaffen, von dem so gut wie nichts vorhanden war, als er das Gut erwarb. Die Anlage dieses Parkes, der sein eigenstes Werk war, gewährte Moltke die größte Freude. Mit seinem Verständniß und richtigem Blick legte er den Park so an, daß er sich dem Landschaftsbilde harmonisch einfügte. Keine Mühe und Anstrengung scheuend, arbeitete er sich durch Gebüsch und Gestrüpp, um mittelst der Bussole die Steigungsverhältnisse festzustellen und darnach die anzulegenden Wege und Aussichtspunkte zu bestimmen. Sumpfige Niederungen am Ufer der Peile, die das Gut durchfloß, verwandelte er in dem Auge wohlthuende und zugleich reichen Ertrag liefernde Wiesen. Zu den vorhandenen alten Eichen ließ er hunderte von jungen Bäumen pflanzen, immer darauf bedacht, sowohl durch einzelne freigelegte besonders schöne alte Bäume, sowie durch ganze Gruppen malerische Wirkungen zu erzielen. Die Eiche, seinen Lieblingsbaum, zog er zu diesem Zwecke in besonderen Baumschulen. „Später kann es hier einmal hübsch werden", pflegte er, dabei an nachfolgende Generationen denkend, zu sagen, ohne Ahnung, daß er, der fast Siebzigjährige, mit neunzig Jahren einst noch in dem Schatten der Bäume wandeln würde, die er selbst gepflanzt hatte.

Um wie viel größer würde die Freude des Generals an seinem Landsitze gewesen sein, wenn er sie dauernd mit seiner inniggeliebten Frau hätte theilen können. Nur einen Sommer war es ihm vergönnt, mit ihr in Creisau zu verleben, da der Weihnachtsabend des Jahres 1868 ihm die treue Gefährtin raubte. Aber wenigstens ihre irdischen Ueberreste sollten in Creisau ihre Ruhestätte finden, wie auch dereinst die seinigen an ihrer Seite. Zu diesem Behuf ließ er auf einem Hügel im Park nach seinem eigenen Entwurf in einfach edlen Formen eine Gruftkapelle erbauen. Stets, wenn der General im Frühling nach Creisau kam, galt sein erster Gang dieser Kapelle und selten verging ein Tag, an dem er diesen Besuch nicht wiederholte. Oft brachte er eine Blume oder einen Blüthenzweig mit, die er, entblößten Hauptes an den Sarg tretend, mit liebkosender Geberde auf das Kopfende desselben niederlegte. Seit dem Tode seiner Frau, den er nie ganz überwunden hat, versammelte Moltke im Sommer seine Verwandten, seine verwittwete Schwester, Frau v. Burt und seine beiden Brüder mit ihren Frauen und Kindern in Creisau um sich, so daß nun das Gut, wie er es immer gewünscht, zum Sammelplatz für die gesammte Familie wurde. Wie ein Blitz vom heiteren Himmel fiel in dieses sommerliche Idyll im Juli 1870 die französische Kriegserklärung und machte ihm ein schnelles Ende. Charakteristisch für den General ist es, wie er die Nachricht davon aufnahm. Auf einer gemeinsamen Spazierfahrt, wobei er, wie häufig, selbst die Zügel führte, traf ihn der Bote und übergab ihm ein Telegramm. Er erbrach, las und steckte es ein, ohne ein Wort zu sagen, und setzte ruhig die Spazierfahrt fort. Zu Hause angelangt, sagte er nur: „Es ist eine dumme Geschichte, ich muß noch heute Abend nach Berlin." Dann blieb er bis zum Nachtessen auf seinem Arbeitszimmer. Während desselben war er ebenfalls schweigsam; nur einmal fuhr er wie aus tiefen Gedanken empor, schlug mit der Hand auf den Tisch und rief: „Mögen sie nur kommen; mit oder ohne Süddeutschland, wir sind bereit!" Dann zog er sich wieder bis zu seiner Abreise zurück.

Auch mitten in der alle Kräfte aufs Aeußerste anspannenden Thätigkeit des Feldzuges in Feindesland verlor der General die Fürsorge für sein liebes Creisau nie aus den Augen, wovon zahlreiche Briefe an den Geheimrath v. Gellhorn Zeugniß ablegen, in denen er sein lebhaftes Interesse für alle Einzelheiten des Wirthschaftsbetriebes bekundet. So schrieb er am 2. November 1870 aus Versailles an Herrn v. Gellhorn*): „Vielen Dank, verehrter Herr Geheimrath, für die freundlichen Nachrichten aus der friedlichen Heimath, die wie ein Sonnenblick in das bewegte Treiben fallen, welches uns hier umgiebt, meinen aufrichtigsten Dank auch für Ihre fortgesetzte Sorge und Mühewaltung im Interesse meines lieben Creisau, welches meine Geschwister nur mit Bedauern verlassen haben. Gebe Gott, daß wir uns nächstes Frühjahr noch einmal Alle dort zusammenfinden mögen. — Sehr erfreulich ist, daß die Ernte und die neue Bestellung der Felder trotz der ungewöhnlich ungünstigen Witterung dieses Jahres glücklich hat beendet werden können, unerachtet es gewiß an Arbeitskräften sehr gefehlt haben muß. — Wenn zwar die Creisauer Wolle noch immer gut bezahlt worden ist und eine angenehme Einnahme bildet, so wird durch Verminderung der Zahl der Schafe und Vermehrung des Rindviehes wohl ein ausgiebigerer Düngerbestand erzielt, woran es bisher fehlte und wofür eine erhebliche Baarsumme verausgabt werden mußte. Sie werden am besten beurtheilen, wie demnach die Stallungen einzurichten sind. Ich bin natürlich mit allen getroffenen Maßregeln einverstanden. — Sehr erfreut bin ich, daß Simon (der Inspector) sich gut bewährt. — Dem Gärtnerburschen Wilhelm will ich gern eine Extravergütung gewähren. — Vielleicht übernimmt Dr. Websky bei einer Jagd in Schwarzfeld zugleich die Creisauer Felder abtreiben zu lassen." Von Beendigung des französischen Krieges an bis zu seinem Tode war es dem Feldmarschall vergönnt, noch dreizehn Jahre stets vom Frühjahr bis zum Herbst auf seinem geliebten Creisau, im Kreise seiner nächsten Verwandten zu leben, unermüdlich und mit Erfolg bestrebt, seinen Besitz zu verbessern und zu verschönern, sowie die Gutsinsassen nicht nur in ihrer materiellen Lage, sondern auch in Sitte und Cultur auf eine höhere Stufe zu erheben. Alles in Allem hat der große Feldherr auch als Gutsherr ein mustergiltiges Beispiel treuester Pflichterfüllung dargestellt.

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten.

Die Sammlung des Königl. Sächsischen Alterthumsverein zu Dresden in ihren Hauptwerken.*)

Im Jahre 1897 beschloß der Königl. Sächsische Alterthumsverein, eine Auswahl aus den Schätzen seines in weiteren Kreisen noch immer viel zu wenig bekannten Museums im Palais des königl. Großen Gartens in guten Lichtdruckabbildungen zu veröffentlichen. Die erste Lieferung von 10 Blatt erschien 1898; aber hatte man anfänglich, namentlich mit Rücksicht auf die Kosten, beabsichtigt, ihr jährlich eine weitere in gleicher Stärke folgen zu lassen, so überwog in der Folge doch der Wunsch, das Werk bald zum Abschluß zu bringen. Die 2. Lieferung, die 1899 erschien, brachte weitere 20 Tafeln, und soeben gelangt der ganze Rest, die Tafeln 31 bis 100 umfassend, zugleich mit einem von Dr. Eduard Flechsig verfaßten ausführlichen Texte zur Ausgabe. Es war dies nur dadurch möglich, daß die königl. Staatsregierung, die stets den Bestrebungen des Alterthumsvereins ihr Wohlwollen bewiesen, eine dankenswerthe Unterstützung gewährt hat. Den Mitgliedern des Vereins aber wird durch die vornehme Publication eine prächtige Erinnerungsgabe an das 75jährige Jubiläum geboten, das sie soeben gefeiert haben. Bei den Anzeigen der früheren Lieferungen (Wiss. Beilage 1898 Nr. 54, 1899 Nr. 55) sind wir auf die Geschichte der Sammlung und den Plan des vorliegenden Werkes bereits näher eingegangen. Es sei uns gestattet, diesmal vorzugsweise an den beigefügten Text anzuknüpfen; es wird dies Gelegenheit geben, auf eines und das andere der veröffentlichten Werke hinzuweisen. Ein genaues Verzeichniß des Inhaltes aller 100 Tafeln ist dem Texte beigefügt; dabei ist daran zu erinnern, daß die den Unterschriften der Blätter entsprechenden Angaben über die ersten 30 Tafeln in ihren Einzelbestimmungen nicht durchweg mit den erläuternden Bemerkungen Flechsig's übereinstimmen, da dieser im Laufe der Untersuchung zu mancher abweichenden Ansicht über die Entstehungszeit der Werke und ihren Inhalt gelangt ist. Für die Bearbeitung des Textes schwebte dem Vorstande des Vereins von vornherein nicht eine katalogartige Verzeichnung und Beschreibung der abgebildeten Werke vor, sondern eine zusammenhängende Darstellung, die an der Hand der Tafeln einen Ueberblick über die kunstgeschichtliche Entwickelung unseres Landes geben sollte. Freilich sind die verschiedenen Perioden dieser Entwickelung in unserem Museum sehr ungleichmäßig vertreten; es mußte dies nothwendig den Text beeinflussen.

Als einen besonders günstigen Umstand müssen wir es unter diesen Umständen bezeichnen, daß der Forscher, der die Bearbeitung des Textes übernahm, Dr. Eduard Flechsig, sich seit einer langen Reihe von Jahren sehr eingehend mit der deutschen und insbesondere sächsischen Kunst des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts, einem bisher arg vernachlässigten Gebiete der Kunstgeschichte, beschäftigt hat und zu vielfach neuen Ansichten darüber gelangt ist. Wie es bei solchen bahnbrechenden Arbeiten zu geschehen pflegt, beachtet Flechsig vielleicht hie und da nicht scharf genug die Grenze zwischen Thatsachen und Vermuthungen; seine Urtheile werden daher manchem Widerspruch begegnen, wie dies auch bei seinen kürzlich veröffentlichten Cranachstudien der Fall ist. Gleichwohl ist seine Arbeit im höchsten Grade fördernd und anregend. Auch mit der befolgten Methode, die Flechsig im Vorwort darlegt, kann man sich in der Hauptsache einverstanden erklären. Er geht von einer Vergleichung der Werke nach ihren stilistischen und sonstigen Eigenthümlichkeiten aus und sucht auf Grund dieser Vergleichung Gruppen zu bilden, die auf ein und denselben Meister oder ein und dieselbe Schule zurückzuführen sind. Die Wichtigkeit der archivalischen Forschung, die längst auch für die Kunstgeschichte zugegeben wird, verkennt er nicht; doch ist auf unserem Gebiete von ihr bisher noch so wenig geleistet worden — und auch in Zukunft ist vielleicht bei der Dürftigkeit des Materials nicht allzuviel zu erwarten —, daß sie als Ausgangspunkt dem Verfasser weniger verwendbar scheint als die Vergleichung der Kunstwerke selbst. An sich ist vielleicht der umgekehrte Weg der richtigere, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Annahmen Flechsig's nicht durch archivalische Entdeckungen nachträglich wesentlich modificirt werden; immerhin sind die mit großer Selbständigkeit ausgeführten und in frischer, anschaulicher Weise wiedergegebenen Untersuchungen, die neben den abgebildeten auch eine ganze Reihe anderer im Museum und sonst im Lande vorhandenen Werke (vgl. die Verzeichnisse auf S. 64) betreffen, sehr dankenswerth.

*) 100 Blatt in Lichtdruck. Herausgegeben im Auftrage des Königl. Sächsischen Alterthumsvereins von Otto Wanckel. Text von Dr. Eduard Flechsig. Dresden, Selbstverlag des Königl. Sächsischen Alterthumsvereins. 1900. VIII, 66 SS. und 100 Taff. gr. 4°. Preis 30 ℳ.

Die romanische Kunst, die bekanntlich unserem Lande mehrere Werke ersten Ranges hinterlassen hat, war nur kurz zu behandeln, da sie im Museum nur wenig vertreten ist. Außer dem Elstertrebnitzer Thürbogenfeld aus dem 1. Viertel des 12. Jahrhunderts (Tafel 1) kommt nur die prächtige Freiberger Kreuzigungsgruppe (Tafel 1, 31, 32) in Betracht, die so nahe Verwandtschaft mit der Goldenen Pforte und der Wechselburger Kreuzigungsgruppe zeigt, daß sie wohl auf denselben Meister oder doch dieselbe Werkstatt zurückzuführen ist; als ihre Entstehungszeit nimmt Flechsig die Zeit um 1230 an. Auch die ältere gothische Zeit ist nur dürftig vertreten: das 14. Jahrhundert durch zwei Taufsteine (Taf. 15) und vielleicht den Eutritzscher Altar (Taf. 33), der gegenüber dem 13. Jahrhundert einen auffallenden Rückschritt in der Kunstentwickelung zeigt; das 15. Jahrhundert und zwar die Mitte oder 2. Hälfte desselben durch vorzügliche Altarwerke aus Rothschönberg, Roßwein und Altmügeln bei Oschatz (Taf. 34—37), durch das schöne heilige Grab und die wohl als Rest einer über dem heiligen Grab befindlichen Kreuzigungsgruppe anzusehende heilige Magdalena aus der Bartholomäikapelle in Dresden (Taf. 20), die Flechsig dem Meister des Roßweiner Altars zuschreiben möchte, endlich den weit roheren Flügelaltar aus Waldkirchen (Taf. 38) und den Altar aus Reichenau bei Zittau, ein uns ganz fremdartig anmuthendes Werk wohl slavischen Ursprungs (Taf. 40).

Weitaus der wichtigste Theil des Textes ist der III. Abschnitt, der die Werke der Bildnerei und Malerei aus der Zeit von etwa 1490 bis 1520 behandelt und nach Meistern und Schulen zu ordnen sucht. Hier bewegt sich Flechsig auf seinem eigentlichen Gebiet und hat für die künftige Forschung, mag dieselbe auch nicht mit allen Ergebnissen sich einverstanden erklären können, jedenfalls eine gute Grundlage geschaffen. Bei Weitem die meisten und wohl auch die besten Werke unseres Museums stammen aus dieser Zeit. Flechsig ordnet sie zunächst nach örtlichen Gruppen und beginnt dabei mit Freiberg, dem damaligen „Mittelpunkt der künstlerischen Thätigkeit Sachsens", die besonders an den Neubau des Doms (1485—1512) anknüpft. Für die prächtigen Skulpturwerke, die nach langer trauriger Vernachlässigung seit 1853 in unserem Museum eine Zuflucht gefunden haben, werden verschiedene Meister nachgewiesen: der eine und bedeutendste ist der Meister der 12 Apostel (Taf. 4, 51—56), wahrer Prachtgestalten, die sich „ruhig dem Besten anreihen lassen, was die ganze ältere deutsche Kunst zur Zeit ihrer Blüthe hervorgebracht hat" und deren innere Verwandtschaft mit den Werken Donatello's hervorgehoben wird; von ihm rühren auch die wundervollen Gestalten der fünf thörichten Jungfrauen (Taf. 5, 59—62) und die der Maria (Taf. 5, rechts), die bisher als eine der fünf klugen Jungfrauen bezeichnet wurde, ferner der Helbigsdorfer Flügelaltar (Taf. 68), der h. Wolfgang (Taf. 58), der segnende Heiland (Taf. 3) und ein früheres Werk, der h. Nikolaus (Taf. 57), her; bei anderen Werken ist seine Autorschaft zweifelhaft. Dem Meister des Alnpeckschen Flügelaltars (Taf. 63) werden außerdem zwei der klugen Jungfrauen zugeschrieben (Taf. 61 l., 62 r.); die beiden anderen (Taf. 59 l., 60 r.) werden für den Meister des Flügelaltars aus Friedrichswalde bei Pirna (nicht abgebildet) in Anspruch genommen, von dem auch das große Altarwerk in der Kirche zu Oberbobritzsch und ein Flügelaltar aus Hainichen, sowie wahrscheinlich der h. Christoph (Taf. 64 l.) und der segnende Christus (Taf. 56 r.) herrühren. Als weitere Freiberger Künstler werden der Meister der Flügelaltäre zu Penig (Taf. 90), von dem auch die Schnitzwerke des Somsdorfer Altars (Taf. 65 bis 67) und wohl der h. Bischof im Freiberger Dom (Taf. 58) herzurühren scheinen und der vermuthlich Ulrich Dornhart hieß, und der Meister der Somsdorfer Altarflügel von 1514 angeführt. — Nicht in die Reihe der sächsischen Kunstwerke gehören zwei kleine Altäre aus Großschirma, von denen der eine (Taf. 19) nach Flechsig niederländischen, der andere slavischen Ursprungs ist.

Auch in Leipzig wird eine rege Kunstthätigkeit nachgewiesen; hier scheint die Malerei zu überwiegen wie in Freiberg die Plastik, wobei übrigens nicht zu übersehen ist, daß die damaligen Künstler wohl sämmtlich beide Künste ausübten. Der bedeutendste ist der

Meister des Knauthainer Flügelaltars (Taf. 85), eine Persönlichkeit von stark ausgeprägter Eigenart, dem auch der kürzlich erworbene, leider beschädigte, Flügelaltar aus Pomßen bei Grimma (nicht abgebildet), eine Reihe in Leipziger Sammlungen befindlicher Bildwerke aus der Nikolai- und Thomaskirche, Flügelaltäre im Merseburger Dom, in Hohenmölsen, in Pouch bei Bitterfeld, vor Allem aber der 1518 für das Kloster Lehnin verfertigte große Hochaltar des Brandenburger Doms, dessen Gemälde „zum Schönsten gehören, was die deutsche Kunst bis 1520 hervorgebracht hat", zugeschrieben werden. Als das späteste Werk dieses Meisters bezeichnet Flechsig den kleinen, jetzt in der Thurmhalle untergebrachten Flügelaltar der Frauenkirche in Grimma, ein Werk, dessen Gemälde theilweise „jedem unserer großen Maler der Renaissance Ehre machen würden". Weit zurück steht hinter diesem interessanten Künstler der Meister des Altars in Podelwitz bei Leipzig, auf den auch ein Altar aus Eutritzsch (Taf. 81), Figuren aus Großdölzig und Gundorf (Taf. 82 und 83) und Werke in Landsberg bei Halle und Merseburg zurückgeführt werden. Ein anderer Flügelaltar aus Eutritzsch (Taf. 84) zeigt zwar Verwandtschaft mit diesen Werken, doch nicht so nahe, daß man ihn demselben Meister zuschreiben kann. Eine Altenburger Gruppe bilden der Meister des Altars aus Ossa (Taf. 9), von dem auch die früher in den Anfang des 15. Jahrh. gesetzte Wickershainer Madonna (Taf. 43) und ein Flügelaltar aus Neukirchen bei Borna herrühren, der Meister des Markersdorfer Altars (Taf. 47) — wohl der als Schöpfer eines Altarwerkes zu Ebersbach bei Geithain nachweisbare Jakob Naumann zu Altenburg —, auf den auch drei Heiligenfiguren aus St. Egidien bei Glauchau (Taf. 78) und der Flügelaltar der Georgenkirche in Glauchau (Taf. 75 und 76) zurückgeführt werden, und der Meister des Flügelaltars aus Niederalbertsdorf bei Zwickau, der drei weiblichen Heiligen aus St. Egidien bei Glauchau (Taf. 77), der beiden Flügelheiligen eines anderen ebendaher stammenden Altars (Taf. 79) und des schönen Lugauer Flügelaltars (Taf. 69).

Besonders interessant ist die Gruppe Chemnitz-Annaberg. Zu den schönsten spätgothischen Bildwerken gehören die Pulthalter — ein Engel und ein Diakon — aus der Kirche von Ebersdorf bei Lichtenwalde (Taf. 73). Die Eigenart ihres Schöpfers erkennt man deutlich wieder in der sog. schönen Thüre der Annenkirche zu Annaberg. Ferner sind aus stilistischen Gründen auf denselben Künstler zurückzuführen der prächtige Wandelaltar der Kirche zu Ehrenfriedersdorf, mehrere Arbeiten in Chemnitz: die geschnitzte Gruppe der Geißelung Christi in der Schloßkirche und zwei Flügel des früheren Hochaltars der Jacobikirche, ein Altarschrein in der Kirche zu Einsiedel bei Chemnitz, wahrscheinlich auch die Altarflügel aus Frankenau bei Mittweida (Taf. 89—91). Als den Meister des Hochaltars der Jacobikirche nennt die Tradition einen Meister Hans von Köln, der um 1307 in Chemnitz gelebt haben soll. Setzt man für 1307 die Jahreszahl 1507, so ist die Nachricht nicht unwahrscheinlich, denn nach einer Annaberger Kirchenrechnung hat ein Meister Hans von Köln 1519 in der Kirche zu Annaberg gearbeitet. Hans von Köln ist also keine mythische Figur, sondern einer der bedeutendsten Künstler dieser Zeit. Ob unter „Köln" wirklich die rheinische Stadt oder etwa Kolin in Böhmen zu verstehen ist, mag dahin gestellt bleiben.

Dresden hat nur Künstler geringeren Ranges aufzuweisen: den Meister des Lomnitzer Flügelaltars (Taf. 48), von dem auch die Reste eines ehemals in Briesnitz befindlichen Altars sind, und den Meister des Dreikönigsaltars aus der Dresdener Bartholomäuskapelle (Taf. 21, 22). Von einem Meißner Künstler rührt wohl der Hochaltar der dortigen Stadtkirche (Taf. 7, 8, 17, 18) her, der keinesfalls, wie dies urkundlich feststehen soll, von 1442, sondern aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts ist; von einem Großenhainer Meister vermuthlich der sehr beachtenswerthe Flügelaltar aus der Kirche zu Hochweitzschen (Taf. 70), wohl auch ein kleiner Altar aus Streumen bei Großenhain (ein Flügel Taf. 81) und fünf lebensgroße Standbilder (vier davon Taf. 71, 72), die nach Angabe des „Führers" aus Lindenthal bei Leipzig stammen sollen, aber wohl eher als die Reste des Flügelaltars einer größeren Kirche (der Michaeliskirche in Zeitz?) anzusehen sind. Flechsig macht es wahrscheinlich, daß dieser Meister der um 1520 in Großenhain nachweisbare Pancratius Grueber war. Endlich wird noch auf einen Oberlausitzer Künstler hingewiesen, der in Kamenz oder Bautzen gewohnt haben mag; von ihm sind ein Flügelaltar aus Kamenz (Taf. 46), ein (nicht abgebildeter) Flügelaltar aus Bockwitz, Kr. Liebenwerda, eine Kreuzigungsgruppe aus Neustadt bei Stolpen (Taf. 42), wohl auch die beiden Heiligen aus der Kamenzer Stadtkirche (Taf. 74). Bei mehreren anderen Werken aus derselben Zeit ist dem Verfasser die Einreihung in eine der nachgewiesenen Schulen nicht gelungen: so bei einer Kreuzigungsgruppe unbekannter Herkunft (Taf. 39), den Gersdorfer Flügelaltären (der eine Taf. 80), dem prächtigen Sakramentshäuschen aus Weinböhla (Taf. 96). Von besonderem Interesse ist das den h. Georg darstellende Bild aus der Kirche zu Zößnitz, das bereits 1838 dem Verein überlassen, später zurückverlangt wurde und in durch Feuchtigkeit fast zerstörtem Zustande vor einigen Jahren wieder aus der Kirche in das Vereinsmuseum zurückgekehrt ist: eine Leidensgeschicht, die recht bezeichnend ist für das Schicksal mancher unserer besten Kunstwerke. „Noch ein Besitzwechsel, und das Bild ist verloren." Flechsig hält es für ein vorzügliches Werk Lukas Cranach's des Aelteren etwa aus der Zeit 1505—1510.

Wie die frühere so ist auch die spätere Kunst weit schwächer vertreten als die Uebergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit. Unter den Bildwerken der Renaissance wird vor Allem der Todtentanz am Georgenthor in Dresden (wohl vom Hans Schickentanz) eingehend besprochen, von dem das Museum einen vorzüglichen Gipsabguß besitzt (Taf. 23—27); das Original auf dem inneren Neustädter Friedhofe ließ sich leider ohne schwere Beschädigung nicht in geschützte Räume überführen und geht rettungslos der Verwitterung entgegen. Eine Reihe späterer Arbeiten übergehen wir; für den Zustand der Verwilderung, in den die sächsische Bildnerei nach dem dreißigjährigen Kriege gerathen war, ist das große Altarwerk aus der Afrakirche in Meißen bezeichnend (Taf. 92 u. 93).

Der letzte Abschnitt des Textes behandelt einige Werke des Kunstgewerbes. Es sind darunter besondes einige Prachtstücke spätgothischer Tischlerei (Taf. 6, 16, 97), das schöne Antipendium der Stadtkirche aus Pirna (Tafel 12—14), einige schmiedeeiserne Gruftgitter und Grabkreuze des 18. Jahrh. (Taf. 10, 100) bemerkenswerth.

Ohne Frage liegt uns in Flechsig's Text eine Summe fleißiger Arbeit und scharfsinniger Beobachtung vor, wenn die fachmännische Kritik, für die hier nicht der Ort ist, auch mancherlei Bedenken erheben wird. Das Werk selbst aber ist ein Ehrendenkmal, das sich der Alterthumsverein zu seinem 75jährigen Jubiläum selbst gesetzt hat. Was wäre wohl aus dem größten Theil der im Museum vereinigten und hier beschriebenen Werke geworden, wenn ihnen nicht der Schutz des Vereins zu Theil geworden wäre? Es ist Pflicht, darauf hinzuweisen in einer Zeit, in der der Sinn für unsere alte Kunst in weiteren Kreisen endlich wieder rege geworden ist, in der allenthalben örtliche Sammlungen entstehen und aus localen Interessen der Kampf gegen die „Centralisirung" gepredigt wird. Wir verkennen keineswegs, daß auch solche Interessen ihre Berechtigung haben; man soll aber deswegen nicht undankbar werden und vor Allem nicht eine Sammlung zu zerreißen suchen, die für die Kunstgeschichte unseres Landes von der höchsten Bedeutung ist. Ein zusammenhängendes Bild unserer Kunstentwickelung kann eben nur ein Landesmuseum gewähren, nicht eine noch so große Anzahl kleiner Sammlungen. So wohlthätig diese für die Erhaltung der Kunstdenkmäler im Lande wirken können, wenn sie mit der erforderlichen Sachkunde verwaltet werden, so sollte man doch stets im allgemeinen Interesse darauf Bedacht nehmen, die wichtigsten und für die Geschichte der heimischen Kunst typischen Werke der Dresdener Sammlung zu erhalten. —m—

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Arthur Nikisch als Mensch und Künstler. Von Ferdinand Pfohl. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. Preis geh. 1 ℳ — Ferdinand Pfohl hat uns stets als Schriftsteller von Geist gegolten. Das ist er auch in dieser Broschüre. Aber geistreiche Leute haben ihre Stimmungen. Diesmal gefällt es Pfohl, sich in unbegrenzter Gebelaune zu zeigen. Statt eines Porträts mit Licht- und Schattenvertheilung giebt er eine bengalische Beleuchtung des zu Schildernden. Er gießt ein gleichmäßiges rothes Brillantfeuer über ihn aus. Ob eine natürliche Tagesbeleuchtung nicht vortheilhafter gewesen wäre? Nun haben wir statt einer objectiven Werthung einen Nikisch-Hymnus erhalten, und dieses Ungemessene der Bewunderung nach jeder Seite hin wird nicht nur der geniale Dirigent selbst, sondern auch die Schaar seiner aufrichtigen Verehrer, zu denen Referent sich zählt, aus dem elegant, mit Bilderzugaben ausgestatteten Schriftchen hinwegwünschen. J.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 129. Sonnabend, den 27. October, Abends. **1900.**

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

XXI. Bergbau und Metallurgie, Jagd und Fischfang, Gartenbau.

Die Ausstellung naht ihrem Ende, und es heißt Riesenschritte machen, wollen wir vor Thorschluß mit unseren Spaziergängen zu Ende kommen. Trotzdem kann ich es mir nicht versagen, heute erst noch einen Schritt nach rückwärts zu thun, um eine Unterlassungssünde gut zu machen. Ich habe nämlich in meinem Berichte über die Garne und Gewebe der Ausstellung der Lyoner Seidenindustrie kaum mit einer Silbe Erwähnung gethan, und doch verdient sie es, daß man nachdrücklichst auf sie hinweist. Schreitet man nur flüchtig durch den großen Raum hindurch, so erscheint der ganze Aufbau allerdings ein wenig bunt und darum nicht sonderlich anziehend, eins macht das andere todt. Man muß schon näher treten, um die glänzende Technik und die wundervollen Muster würdigen zu können. Kein anderes Land hat diesen Geweben etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen, die zum Theil 200, 300 und mehr Francs pro Meter kosten. Hier also versorgen sich die großen Pariser Schneider mit den Stoffen für ihre Märchenschöpfungen. Da finden wir z. B. die Firma Atuyer, Bianchini & Férier mit wundervoll schimmernden, auf platte Seide aufgewebten Plüschmustern und prächtigen Seidenstoffen mit eingewebten großzügigen und echt künstlerischen Zeichnungen von Schwertlilien, Flieder und Mohn. Les Petits-Fils de Bonnet haben ein beispiellos schönes Hellgrün, Poncet ein kaum minder schönes Carminroth ausgestellt. Das Großartigste in Decorationsstücken haben Chatel und Tassinari gesandt. Das sind nur einige wenige aus der großen Reihe von Namen, die alle die höchste Auszeichnung davongetragen haben. Sie alle bringen Neues, aber sie suchen das „Moderne“ nicht in merkwürdigen Verschnörkelungen oder maßlosen Stilisirungen, sondern in geschmackvollen neuen Farbenzusammenstellungen und in der Verwendung bisher für künstlerische Zwecke unbenutzt gebliebener Blumen.

Es ist eine eigenthümliche Laune des Schicksals oder der Ausstellungsleitung, daß sich an die Abtheilung des höchsten Luxus diejenige anschließt, die gerade die entgegengesetzten Vorstellungen in uns erweckt, nämlich die des **Bergbaues** und der **Metallurgie**. Die Halle ist kleiner als die der Garne und Gewebe und um so weniger zureichend, als sich in ihr gerade die allerumfangreichsten Ausstellungsgegenstände befinden. Manche Firmen haben in ihr ganze Paläste aus Metall aufgeführt. Weitaus der größere Theil des Raumes zu ebener Erde wird von den Ausstellungen der französischen Hüttenwerke in Anspruch genommen, in dem übrigen Theil finden wir die sehr vortheilhaft auffallende Ausstellung Schwedens, ferner Rußland, England, die Vereinigten Staaten, Norwegen, Ungarn und Oesterreich. Deutschland hat hier nur einige wenige aber treffliche Maschinen aufgestellt, so die bereits erwähnte Riedler'sche Expreßpumpe der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft, die in der durch einen Lahmeyer'schen Dynamo angetriebenen, 300 Umdrehungen in der Minute machenden Wasserpumpe der Firma Ehrhardt & Sehmer eine beachtenswerthe Rivalin gefunden hat. Letztere Firma erregt auch mit einer schönen Walzenzugmaschine von 5000 Pferdekräften, die nach Japan verkauft worden ist, Bewunderung. Rühmend hervorgehoben sei auch die elektrische Gesteinbohrmaschine von Siemens & Halske. Viel bedeutender, nicht dem Umfange aber der Zahl der Aussteller nach, ist die deutsche Abtheilung auf der Galerie. Hier fällt zunächst die auf Anordnung der preußischen Regierung von Professor Klebs in Königsberg arrangirte Ausstellung der deutschen **Bernsteinindustrie** ins Auge. Ich muß offen gestehen, daß mich ihr wissenschaftlicher Theil, die Zusammenstellung der verschiedenen Arten, dann der für die Naturwissenschaft so ungemein wichtigen Funde mit eingeschlossenen Lebewesen und Pflanzen, der vorgeschichtlichen Schmuckgegenstände u. s. w., am meisten interessirt hat. Den Gebrauchsgegenständen der Gesellschaft für die kunstgewerbliche Verwerthung des Bernsteins kann ich dagegen im Allgemeinen keinen Geschmack abgewinnen, am wenigsten den Luxusmöbeln. Auch als Schmuck wird der Bernstein schwerlich je wieder großen Anklang finden, dafür ist das Material denn doch nicht edel genug. Bezeichnend dafür ist, daß eine Menge der ausgestellten Ketten zur Ausfuhr nach Arabien, Indien, Marokko, dem Senegal u. s. w. bestimmt sind. Der Geschmack einer europäischen Dame differirt — nicht immer, aber Gott sei Dank! doch meistens — ein wenig von dem einer Mohrenfürstin. Immerhin seien die Bemühungen des Berliner Hofjuweliers Werner anerkannt. Gegen die Verwendung zu Messergriffen, Stockknäufen, Petschaftsgriffen u. dergl. ist nichts einzuwenden, das Hauptgebiet des Bernsteins aber ist und bleibt wohl das der Cigarrenspitze. — Recht hübsch, besonders für Hausfrauen anziehend, ist nebenan die Ausstellung der Tafel- und Küchengeräthe von Arndt in Quedlinburg. Dann folgen die Sammelausstellungen des Verbandes deutscher Drahtstiftfabrikanten und der Blattgold- und Bronzefarben-Industrie. In dem ersteren Industriezweige ist Deutschland nach dem Ausspruche eines französischen Fachmannes jetzt in der ganzen Welt ohne Rivalen. Im letzten Raume endlich finden wir die vorzüglichen Beile und Aexte von Vorster in Hagen, die prächtigen Erzeugnisse der Sensenfabrik Mühlbach bei Oberaudorf in Bayern, die Sicherheitslampen von Friemann und Wolf in Zwickau, um nur das Vorzüglichste zu nennen. Außer Deutschland theilen sich Portugal, Spanien, Japan und Belgien mit Rußland und Frankreich in die Galerien. Aus der französischen Abtheilung sei die höchst interessante Ausstellung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten hervorgehoben. Auch hier stoßen wir wieder auf eine reizende „Centennale“, in der besonders die prachtvollen schmiedeeisernen Gitter, Schlösser und Schlüssel die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Es befinden sich darunter historisch berühmte Stücke von allergrößtem Werthe. Sehr amüsant sind die Sammlungen von Lichthütchen und Tischglocken. Die ehrsamen Meister der Zunft haben ihrer Phantasie besonders bei den letzteren den weitesten Spielraum gelassen. Da finden wir Sultaninnen und Chinesinnen neben reizenden Tänzerinnen, Hexen, böse Schwiegermütter und eine bärtige Frau und — das hübscheste — einen als Amme verkleideten Storch.

Gehen wir vom Palaste des Bergbaues durch den Eiffelthurm hindurch schräg nach der Seine hinüber, so kommen wir zu dem besonders im Innern sehr fröhlichen und anmuthenden Bau der Gruppe IX. Eine wichtige und umfangreiche Gruppe! Gehören doch zu ihr die **Forstwirthschaft** und ihre Erzeugnisse, also vor allen Dingen jegliche Art von Holz, dann aber auch die Gerbstoffe, die Holzwolle, die Pottasche u. s. w., ferner die Jagdwaffen und Jagdproducte, die Fischerei und ihre Producte, endlich diejenigen Dinge, die man im Französischen unter dem Namen „Cueillette“ zusammenfaßt, d. h. die Bodenerzeugnisse, die ohne Anbau gedeihen, wie Pilze, wilde Früchte, Arzneikräuter, Kautschuk, Gummi. Und die Fülle ist um so größer, als viele Aussteller sich nicht an die vorgesteckten Grenzen gehalten haben. Während es z. B. ausdrücklich heißt, daß nur die unverarbeiteten Pelzwaaren in diese Gruppe gehören, finden wir gerade hier die allerkostbarsten Herren- und Damenpelze, Stücke

bis zum Werthe von 75000 Frcs., insbesondere Breitschwanz und Nerz, dann aber auch Zobel, Hermelin, Sealskin ꝛc. Die schönsten hat die berühmte Firma Revillon ausgestellt. Neben den Pelzen befinden sich im obersten Stockwerk hauptsächlich die Jagdwaffen. Nach dem Urtheile der internationalen Jury — und man kann dieser um so mehr Glauben schenken, als sie zu zwei Dritteln aus Franzosen zusammengesetzt war — haben hier die Belgier und die Engländer das Vorzüglichste gesandt, aber sie beide haben ihre Erzeugnisse nicht hier, sondern in ihren Annexen des Palastes der Heere und Flotten ausgestellt. Deutschlands Betheiligung ist bei dieser Gruppe — nicht nur Rußland und Oesterreich, sondern auch vielen kleineren Staaten gegenüber — so dürftig, daß man besser gethan hätte, überhaupt zu verzichten. Ich glaube auch gehört zu haben, daß officiös von der Betheiligung abgerathen worden ist. Ganz wundervoll und vom kunsthistorischen wie vom politischhistorischen Standpunkte aus gleich interessant ist die retrospective Waffenausstellung. Da finden wir den Säbel Napoleon's, den er bei Lodi, Arcole und Rivoli getragen, seinen mit goldenen Bienen überfäeten Degen aus Schildpatt und seinen Hirschfänger, einen Säbel mit einer wundervollen Gemme mit dem Kopfe der Kaiserin Josephine, den Helm Murat's und die Waffen des Eugène Beauharnais, Vicekönigs von Italien, die Pistolen, die Friedrich der Große der Kaiserin von Rußland, und als Gegenstück diejenigen, die Napoleon Alexander I. geschenkt hat. Wahre Prachtstücke sind die Waffen, die der Kaiser von Rußland aus seinem Besitze zur Ausstellung geschickt hat. Auch der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha hat manches werthvolle Stück beigesteuert. Das Allerschönste aber sind zwei große Waffennecessaires, von denen das eine von Bouvet zur Empirezeit, das andere 1839 von Le Page für den Herzog von Orléans gearbeitet worden ist. Die Flinten, Pistolen, Degen, Hirschfänger und Zubehörtheile sind zum Theil in damascirtem Eisen, zum Theil in ciselirter Bronze, zum Theil in geschnitztem und bemaltem Elfenbein ausgeführt und zeigen bei wundervollster Ausführung einen für die damalige Zeit fast unglaublich vornehmen Geschmack. — In der französischen Abtheilung fällt die hübsche Ausstellung des Marineministeriums mit ihren Darstellungen der Hummern- und Austernfischerei, ihren Volkstrachten u. s. w. besonders auf. Die Niederländer haben eine schöne Fischsammlung, die Schweden wundervolle Holzarten, die Spanier besonders Kork geschickt, Amerika glänzt mit prächtigen Angelgeräthen, Japan mit Bambus, um nur das am meisten in die Augen Fallende zu nennen. Sehr reich ist auch hier wieder Rußland vertreten, insbesondere mit gedörrten und eingesalzenen Fischen, Holz und Caviar. Letzterer wird in der Abtheilung selbst verkauft. Merkwürdigerweise haben sich die Franzosen trotz ihrer vielgerühmten Feinschmeckerei und trotz der russischen Freundschaft bisher dem Caviar gegenüber ziemlich ablehnend verhalten, sie besuchen um so eifriger die nahegelegene Austernkoststube. Die Auster ist ja in Frankreich beinahe ein Volksnahrungsmittel. Allerdings ist ihre Billigkeit nur relativ, denn die portugiesische Sorte ist ziemlich minderwerthig und die „marennes", deren Preis etwa 1½ bis 2 Frcs. beträgt, sind kaum halb so groß wie die Ostender. Ungarn hat ein hübsches Diorama seiner Fauna aufgestellt, Oesterreich eine prächtige Collectivausstellung der Forstwirthschaft veranstaltet. Unter den mit Preisen ausgezeichneten Ländern befindet sich auch — Transvaal. Uebrigens ist auch bei dieser Gruppe nicht Alles in dem einen Palaste vereinigt. Hinzuzurechnen sind vor Allem die einschlägigen Abtheilungen der französischen Colonialabtheilung, die grönländische Ausstellung Dänemarks und die cubanische Ausstellung der Vereinigten Staaten im Palaste des Trocadero, die des asiatischen Rußlands in dessen sibirischem Palaste und diejenigen Canadas und Ostindiens in den Häusern der englischen Colonien, nicht zu vergessen Norwegen, das als richtiges Jäger- und Fischervolk diese wichtigsten Zweige seines Erwerbslebens im eigenen Hause zur Schau gestellt hat. Auch Monaco, Rumänien, Siam, Liberia, Mexico, Peru und Ecuador finden wir unter den Prämiirten.

Die Gartenbau-Abtheilung unterscheidet sich wesentlich von allen anderen. Hier hat während des ganzen Sommers der Schwerpunkt nicht auf den dauernd ausgestellten Erzeugnissen, sondern auf den vorübergehenden Ausstellungen gelegen. Wir haben solche „concours" von Frühlings- und Sommerblumen aller Art, von Gemüsen, von Erdbeeren, Kirschen, Pfirsichen, Weintrauben, Aepfeln und Birnen erlebt. Gerade heute ist der letzte eröffnet worden, nächsten Sonntag ist Alles zu Ende. Es ist selbstverständlich, daß diese Ausstellungen sich im Allgemeinen zu Triumphen der französischen Blumenzucht und Obstcultur gestalteten, doch hat auch Deutschland einige recht hübsche Erfolge davongetragen, so noch vor Kurzem bei den Aepfeln. Oft haben sie in der großen Festhalle des Marsfeldes stattgefunden, die dann von einem wahrhaft berauschenden Dufte erfüllt war, meist aber in den herrlichen Gartenbaupalästen des Architekten Gautier am Seineufer. Je öfter man diese sieht, desto lieber gewinnt man sie und desto erboster wird man über den Stuckschwindel — man verzeihe den harten Ausdruck! — der übrigen Ausstellungsbauten. Nun, diese werden ja glücklicherweise bald vom Erdboden verschwinden, während man jene noch lange zu erhalten hofft. Wenn ich nicht irre, ist dem Pariser Magistrat bereits der Plan einer Umwandlung dieses Theils des nördlichen Seine-Ufers in eine Parkanlage unterbreitet worden, deren Mittelpunkt die beiden Treibhäuser bilden würden. Hoffentlich zieht man dabei Monsieur Gautier selbst zu Rathe. Von der 1889er Ausstellung steht noch der Eiffelthurm. Wer ihn nicht schön findet, mag es bleiben lassen. Jedenfalls *aber ist er* das originellste Bauwerk des neunzehnten Jahrhunderts, das einzige, das man der gothischen Notre-Dame und dem Louvre der Renaissance als etwas völlig Neues entgegensetzen kann. Es ist kein Zufall, daß Eiffel kein französischer Name ist, sein Bau hat nichts Französisches an sich. Gautier hat den Eiffelstil gewissermaßen ins heimische Idiom übersetzt, einen Hauch von Rococo-Anmuth darüber gegossen. — Der hintere Bau ist für die eigentliche dauernde Ausstellung bestimmt, also für die Einrichtungen und Verfahren für Gartenbau und Baumzucht, die Samen und Sämereien. Es scheint, daß die Franzosen hier nicht eben Viel zu zeigen hatten, jetzt wenigstens wird der Raum zum weitaus größten Theile von Sachen eingenommen, die durchaus nicht hierher gehören, allerlei Bazarkram billigster Sorte, Gläsern, Terracotten, selbst Hüten. Besser ist es mit den Abtheilungen der fremden Nationen im westlichen Treibhause bestellt, obwohl auch diese sich meist auf sehr kleine Ausstellungen beschränkt haben. So besteht z. B. die deutsche Abtheilung fast ausschließlich aus einer Sammelausstellung von Gartenplänen, die übrigens den ersten großen Preis davongetragen hat. Berlin und Hamburg treten hier besonders hervor. Am schönsten sind die Ausstellungen der Vereinigten Staaten und von Canada. Sie enthalten sowohl eingemachte wie frische Früchte von ganz fabelhafter Größe und Schönheit. Das Erstaunlichste aber ist wohl die ausgezeichnete Erhaltung dieser „frischen" Aepfel, die sämmtlich von der Ernte des vorigen Jahres (1899) stammen.

Bücherbesprechungen.

— Die Leichenverbrennung und die evangelische Kirche. Von Lic. theol. A. Neuberg, Diaconus in Dresden. Als Sonderabdruck aus den Preußischen Jahrbüchern vom Verfasser zu beziehen. 30 ₰. — Es handelt sich hier um einen Vortrag, den der Verfasser auf der diesjährigen Meißner Conferenz gehalten hat, die seinen Leitsätzen beigetreten ist. Letztere sprechen aus, daß die Kirche die Leichenverbrennung als einen bedenklichen Bruch mit alter christlicher Sitte anzusehen hat, in der die zarteste Symbolisirung der christlichen Anschauungen vom Sterben und Auferstehen liegt, daß aber dieser Widerspruch gegen die Neuerung nicht bis zu einer grundsätzlichen Verweigerung jeder Betheiligung des evangelischen Trostamtes an einer Trauerfeier in der betreffenden Familie führen darf. Dem Verfasser kam es bei der ganzen Frage, deren Literatur er auf das Gründlichste studirt hat, hauptsächlich darauf an, ob sich stichhaltige Gründe haben aufbringen lassen, aus denen die weihe- und bedeutungsvolle Sitte des Begräbnisses einer anderen weichen müsse. Der Beweis ist überzeugend geführt, daß es solche Gründe nicht giebt, bei welcher Gelegenheit den Zuhörern manche Probe von der hervorragenden Geschmacklosigkeit und von dem blühenden poetischen und prosaischen Blödsinn gegeben werden konnte, der in den Geistesproducten der Verbrennungseiferer zu Tage gefördert worden ist. Was nun die Versagung der kirchlichen Veranstaltung von gottesdienstlichen Acten bei solcher Gelegenheit anlangt, so ist sie offenbar nur aus der Besorgniß hervorgegangen, es möchte in einer solchen kirch-

lichen Thätigkeit eine Gutheißung des neuen Brauches erkannt und somit seine weitere Ausbreitung gefördert werden. Diese Besorgniß aber ist bis jetzt wohl mehr gefühlt, als wirklich begründet worden, und sie würde gegenstandslos, wenn die Kirche nicht nur jede Gelegenheit benutzte, sich dahin zu erklären, daß die sinnlos sogenannte Feuerbestattung, die weihe- und würdelose Beseitigung von Leichen durch Verbrennung ihrer geheiligten Sitte widerspreche, sondern auch ihren Dienern geradezu zur Pflicht machte, daß sie gerade bei ihrem Amtiren in solchen Fällen (selbstverständlich irgendwo sonst, nur nicht vor dem Leichenofen) diesen Widerspruch jedesmal ausdrücklich hervorzuheben haben, was in schlichtester Weise ohne jede Verletzung erregter Gemüther geschehen könnte. B. K.

— Neue kirchliche Zeitschrift, in Verbindung mit D. Zahn, Prof. d. Theologie in Erlangen, u. D. v. Burger, Oberconsistorialrath in München, herausgegeben von Wilhelm Engelhardt, königl. Gymnasialprofessor in München. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. Nachf. (Georg Böhme.) 1900. Vierteljährlich 2 ℳ 50 ₰. — Der Grund, warum diese Zeitschrift jetzt außer der Reihe ihre erneute Besprechung findet (vgl. Wiss. Beil. Nr. 32), ist der eingetretene Wechsel im Amt des Herausgebers. Professor Holzhauser, der sie seit ihrem Bestehen geleitet hat oder, wie sein Nachfolger sagt, der Haushalter der mancherlei Gaben gewesen ist, die von freundlichen Mitarbeitern gespendet wurden, ist plötzlich an einem Herzleiden an der Stätte seiner eigentlichen Berufsthätigkeit, noch nicht 42 Jahre alt, gestorben. D. v. Burger hat ihm einen kurzen Nachruf voll Anerkennung dessen gewidmet, was er als Christ, als Lehrer und als Herausgeber des Blattes geleistet hat. In der Ahnung eines frühen Todes hatte er den oben genannten Collegen als Nachfolger selbst bezeichnet und gewünscht. Bringt dieser dieselbe Treue und Liebe zur Sache mit, wie sich das voraussetzen läßt, so wird der Wechsel in der Leitung für das Schicksal der Zeitschrift nicht entfernt die Bedeutung haben, wie bei manchem andern Organ. Sie verfügt über einen zu tüchtigen Stamm treuer Mitarbeiter, die sich seit Jahren gewöhnt haben, die Erträgnisse ihrer gelegentlichen Studien hier nutzbringend anzulegen oder auch ihre literarischen Kämpfe hier auszufechten, wie im laufenden Jahrgang wieder geschehen ist zwischen Schulze und Achelis über die Waldeck'sche Confirmationsordnung. Es wird fleißig und gründlich gearbeitet in diesem Lager; davon legen auch in dem laufenden Jahrgang eine Reihe trefflicher Studien aus allerlei Gebieten der kirchlichen Wissenschaft Zeugniß ab. B. K.

— Der Adel der böhmischen Kronländer. Ein Verzeichniß derjenigen Wappenbriefe und Adelsdiplome, welche in den böhmischen Saalbüchern des Adelsarchives im k. k. Ministerium des Innern in Wien eingetragen sind. Excerpirt von August von Doerr. Prag, Fr. Řivnáč, 1900. VIII, 372 S.; 8°. — Bei den mannigfaltigen Beziehungen zwischen dem sächsischen und dem böhmischen Adel — man erinnere sich nur z. B. an die starke Auswanderung protestantischer adliger Böhmen nach Sachsen infolge der religiösen Bedrückungen durch Kaiser Ferdinand II. — wird es mancher sächsischen Adelsfamilie willkommen sein, von dem Erscheinen des Doerr'schen Werks zu erfahren; auch bürgerliche Geschlechter, die im Stande sind, die Fäden ihrer Geschichte zeitlich bis ins 17. Jahrhundert, örtlich bis übers Erzgebirge hinweg zu ziehen, werden unter Umständen durch die Doerr'schen Mittheilungen auf interessante Spuren geführt werden, die weiter zu verfolgen manchmal lohnt, wie kürzlich vorgenommene Neu-Nobilitirungen beweisen. Das Werk, das Sr. Excellenz dem k. und k. Wirkl. Geh. Rath und Kämmerer Johann Frhr. Dobrženský v. Dobřenitz gewidmet ist, verzeichnet mehr als 2000 bisher nicht veröffentlichte und daher so gut wie unbekannte Standeserhöhungen und Wappenbriefe, die von 1530 bis 1811 für die böhmischen Kronländer erfolgt sind. Die Quellen dafür sind: 1) Das deutsche Copialbuch für die Jahre 1530/34, jetzt Saalbuch, Bd. Nr. 297; 2) die 5 dem Adelsarchiv in Wien 1844 von der obersten Justizstelle übergebenen böhmischen Copialbücher für die Jahre 1531/70, jetzt Saalbücher, Nrr. 283/87; 3) die Saalbücher, die seit 1829 durch Abschriften der schon vorher im Besitze der k. k. vereinigten Hofkanzlei gewesenen, dann der im Lauf der (noch von Kaiser Franz I. unterm 30. November 1826 angeordneten) Arbeit zwischen 1829 und etwa 1840 hinzugekommenen Concepte, Diplome und anderen Stoffs allmälig entstanden — leider aber nicht fortgesetzt und abgeschlossen worden, daher ein Torso geblieben sind. Die Schreibweise der Namen ist oft barbarisch: Saalbücher sind ja Abschriften von Abschriften oder von Concepten, also nichts weniger als Originalquellen! Dennoch hat sie, um eine authentische Unterlage für weitere Forschungen zu liefern, v. Doerr beibehalten müssen; damit aber sein Werk für die Gegenwart wirklich benutzbar sei, hat er die Mühe nicht gescheut, ein nahezu 5 Bogen haltendes Register, das die verbesserten Namen bringt, beizugeben. Nach reichsdeutschem Gefühle muthen die meisten habsburgischen Nobilitirungen komisch an; oder wer bleibt ernst, wenn er sieht, wie ein „Hausenblase“ zum Hrn. „von Ehrenhelm“, ein Znaimer Kreishauptmann Prakisch zum Ritter „von Znaimwerth“ erhoben wird? Im Uebrigen vgl. die ausführlichere Anzeige Kekulé's v. Stradonitz (dessen Familie übrigens auch in dem Buche mit vertreten ist: Legitimationsbrief vom 14. VIII. 1612) im „Deutschen Herold“ XXXI, 7, S. 129/30. Ht.

— König Arthur. Trauerspiel in einem Vorspiel und fünf Aufzügen von Fritz Lienhard. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 2 ℳ. — Das Stück ist schon aus Anlaß der Aufführung am hiesigen Stadttheater besprochen worden. Wenn wir der Buchausgabe noch einige Worte mit auf den Weg geben, so geschieht das, weil sie allgemeineres Interesse beanspruchen dürfte. Gewiß ist die Absicht des begabten Dichters, gegen das literarische Berlinerthum Front zu machen, nicht nur theoretisch in der Schrift „Die Vorherrschaft Berlins“, sondern, was unendlich wichtiger ist, praktisch in eigenen poetischen Schöpfungen, zu billigen. Seit mehr als einem Jahrzehnt haben wir den Kampf gegen das literarische Berlinerthum, sein Ueberwiegen, seine inhaltliche Armuth, den Hochmuth, mit dem dieses alles nicht zu ihm Gehörige, ihm nicht Passende — „die janze Richtung paßt uns nich“, sagt das literarische Berlin von anders gearteten besseren Erscheinungen — todtschweigt oder unterdrückt, geführt und begrüßen es mit Freuden, daß uns Kriegsgenossen erstehen. Aber um so sorgfältiger ist zu vermeiden, auf die Kampfesweise der Gegner einzugehen und, wie es geschehen ist, den „König Arthur“ mit Worten einzuführen, die besagen, es sei „ein Drama großen Stils von hinreißender überwältigender Kraft und in einem ganz neuen Ton, wie es kein moderner Dichter geschaffen hat“, und zu behaupten, mit dem Stück „gelange der neue Geist in unserer Literatur zum ersten Male auf der Bühne zu Worte“. Ein gutes Werk muß für sich selbst sprechen, so haben es alle alten und großen Meister, Künstler, und Dichter gehalten und so soll es bleiben. Und „König Arthur“ thut das auch. Wir haben das Stück, das übrigens nicht ohne Mängel ist, mit Vergnügen gesehen. Um so lieber hätten wir Reclameworte vermißt, die dem seligen „jüngsten Deutschland“ angemessen sein mochten und von diesem zur ständigen Gewohnheit gemacht wurden. Es hat das auch den Uebelstand, daß man mit sehr hochgespannten Erwartungen in das Theater geht, die dann vielleicht doch nicht ganz erfüllt werden. Das Wollen überragt das Können. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Jede Herausforderung reizt zur Opposition, zur Erwiderung. Lag es daher nur an der Länge des Stücks, namentlich der seltsamer Weise von der Regie zu einem Act zusammengezogenen zwei letzten Acte, daß wir zum Schluß etwas wie Ermüdung verspürten, war nicht vielmehr das ausschlaggebend, daß uns jene Einführungsworte ins Gedächtniß kamen, mit denen das Werk in die Welt gesandt wurde? Möglich! Das Stück ist sonst, um auf dasselbe selbst einzugehen, etwas überladen mit geschichtlichem Detail, z. B. der Völkerströmungen und Rassengegensätze der Zeit, die es darstellt, und dem großen Publicum wird es etwas schwer gemacht, sich darin zurecht zu finden. Daher machte man die Erfahrung, daß das Publicum zwar gespannt, ja andächtig hinhörte, aber für einen elementaren Beifall nicht zu haben war. Gute Freunde halfen da wohl nach, die aber bei den folgenden Aufführungen fehlen dürften. Ob das Stück sich über die üblichen Anstandsvorstellungen hinaus halten wird, muß abgewartet werden. Wir wünschen, daß es sich hält. Denn es ist kein schlechtes Werk, das um so mehr gefördert werden sollte, als vom „maßgebenden“ Berlin das Stück, das dieses angreift und verdrängen will, stiefmütterlich behandelt werden wird. J. R.

— Was fangen wir heute an? Das neueste und beste Unterhaltungsbuch an langen Abenden im Winter und auf Ausflügen im Sommer. Eine Anweisung, Gesellschaften durch Spiele, humoristische Declamationen, Vorlesen pikanter Anekdoten, Witze, Einfälle, Gedichte oder leicht auszuführende Kunststücke äußerst angenehm zu unterhalten und zu erheitern. Herausgegeben von Hermann Keßler. Neunte, vermehrte Auflage. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. Preis gebunden

2 ℳ. — Soweit ich mich entsinnen kann, hat mich die Frage noch nie gequält: Was fange ich heute an? Ich bin also wohl eigentlich nicht ganz geeignet zum Berichterstatter über dieses Buch. Freilich ist zu fürchten, daß Diejenigen, für die es berechnet ist, die Spaßmacher von Fach und Anekdotenjäger von Beruf, Kartenkünstler, Scherzredner, Degenschlucker u. s. w. erst recht Bedenken hegen werden, das Buch zu empfehlen und so zu seiner Verbreitung beizutragen. Denn je bekannter solch eine Quelle wird, um so geringere Aussicht haben sie ja, für ihre Witzchen dankbare Zuhörer und überraschte Zuschauer zu finden. So will ich denn in kurzen Worten angeben, was den Inhalt des Buches bildet. Die erste Abtheilung, überschrieben „Der Salon", enthält Gesellschafts- und Pfänderspiele, belustigende Aufgaben für Schnellsprechen, Räthsel, Charaden, Logogryphe, merkwürdige Vexirfragen mit ihren Lösungen, Zauber- und Kartenkunststücke. Das zweite Capitel giebt unter der Ueberschrift „Der Vorleser" eine Auswahl mehr oder minder scherzhafter Vorträge, das dritte Capitel Anekdoten, Preisfragen und Trinksprüche, das vierte „Schönes und Anmuthiges in Prosa und Reim als Stoff zu Liebesbriefen und Stammbuchsaufsätzen". Unter den Witzen gehören ein guter Theil der Sorte an, der die gute Stadt Kalau ihren Weltruf verdankt. Außerdem sei bemerkt, daß der Sammler eine entschiedene Vorliebe für antisemitisch gefärbte Scherze hat. Wer nun von dem Ehrgeiz geplagt wird, den angenehmen Schwerenöther zu spielen, und doch nicht das Zeug dazu hat, seinen Bedarf an gesellschaftlichen Mätzchen aus Eigenem zu decken, der mag immerhin bei Hrn. Hermann Keßler eine Anleihe machen. Es fehlt offenbar an solchen Leuten nicht. Sonst könnte das Buch nicht schon in neunter Auflage erscheinen. R. B.

— Die Siegerin. Die Drei. Zwei märchenhafte Erzählungen für junge und alte Menschen von Hermann Hölzke. Braunschweig und Leipzig, Verlag von Richard Sattler. 1900. 247 Seiten. — Der Verfasser hat nicht wohl daran gethan, in seiner Einführung den Schatten Storm's heraufzubeschwören und dadurch zu einem Vergleiche aufzufordern. Die Gestaltungsgabe ist schwach, die Phantasie arm; wenn auch versucht wird, diese Armuth durch einen äußerlichen phantastischen Aufputz zu verdecken. Gelesen mag der Verfasser Storm's Werke haben, sie mögen ihn auch gepackt und angeregt haben, aber des Storm'schen Geistes hat er nicht einen Hauch verspürt. Am ehesten mag noch die erste kleine Erzählung: Die Siegerin angehen, sie wird vielleicht Freunden der deutschen Mythologie und der germanischen Vorzeit einen leidlichen kurzen Genuß gewähren. Die zweite Erzählung ist glattweg mißlungen. Solche Menschen sind nicht seltsam, räthselhaft, sondern einfach unmöglich. W. B.

— Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Neu bearbeitet von einer großen Anzahl Ornithologen. Herausgegeben von Dr. Carl Hennicke in Gera. Gera, Verlag von Eugen Köhler. III. Bd. 393 S. 48 Farbentafeln. 16 ℳ. — Wiederum ist ein stattlicher Folioband der prachtvollen Jubiläumsausgabe vollendet, an dem jeder Liebhaber seine Freude haben wird. Er enthält eine Anzahl Singvögelfamilien, die Lerchen, Stelzen, Waldsänger und Finken, letztere mit den Ammern, Kreuzschnäbeln, Gimpeln, Kernbeißern, Girlitzen, Zeisigen, Stieglitzen, Hänflingen, Edelfinken, Grünfinken und Sperlingen. Hier glaubt wohl Jeder einigermaßen über das, was in Deutschland vorkommt, so leidlich unterrichtet zu sein. Er wird aber staunen, wenn er findet, daß es sich um 9 Arten Lerchen, unter den Stelzen um 9 Pieper, 3 eigentliche Bachstelzen und 6 Schafstelzen mit noch mehr Unterarten, unter den Finken um 17 Ammern handelt u. s. w. So groß ist die Zahl der Gäste, die gelegentlich zu uns kommen und unter Umständen bei uns Heimathsrecht anstreben. Sie alle sind genau beschrieben und nach ihrer Lebensweise, ihrem Schaden und Nutzen geschildert, darunter Nordländer, wie der stattliche Hakengimpel, oder selbst Amerikaner, wie der grüne Waldsänger, der selbst zu Naumann's Zeiten noch nicht in Deutschland beobachtet war. Er mag wohl, wie es die Regel ist, sich im grönländischen Sommerquartier mit europäischen Vögeln getroffen haben und beim Zug ihnen nach Süden gefolgt sein. Es ist Alles verzeichnet, was inzwischen von ihrer Naturgeschichte bekannt geworden ist, wobei der Wiederabdruck des classischen Naumann'schen Textes die pietätvolle Basis abgiebt. Bisweilen geht allerdings die Pietät so weit, daß man die Zeit des alten Werkes sich kaum wieder zurückwünschen möchte, wenn es z. B. von unserem Buchfinken heißt: „Das Fleisch dieses Finken giebt ein sehr wohlschmeckendes Gericht und wird bald gebraten, bald in Pasteten, bald mit Zwiebeln und Aepfeln zugerichtet gegessen. Man hält es für sehr gesund und für manche Kranke sogar heilsam." Das ist hoffentlich glücklicherweise für immer vorbei. Von den Tafeln ist nur das Beste zu sagen. Die ganze Summe der Vögel, zumeist beide Geschlechter, dazu Jugendformen und Winterkleider, gruppirt in natürlicher Umgebung, die mit künstlerischer Leichtigkeit wiedergegeben ist, manche, z. B. die Gruppen der Kreuzschnäbel, aus denen die rothen Männchen wie Edelsteine hervorleuchten, sind wahre Cabinetstücke. — In diesem Monat feierte die deutsche ornithologische Gesellschaft das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens in unseren Mauern. Sicherlich ist von diesen Tagen manche neue Anregung zurückgeblieben. Möchte sie auch dem vorliegenden Werke reichlich und nach Verdienst zu Gute kommen. Es ist wie kein anderes geschaffen, die Grundlage für die Kenntniß und das dauernde Interesse für unsere Lieblinge zu bilden, denn das sind nun einmal für die Naturfreunde unter den Laien die Vögel. Srth.

— Das Eisenhüttenwesen. Erläutert in acht Vorträgen von Geh. Bergrath Professor Dr. Wedding. Geh. 90 ₰, geb. 1 ℳ 15 ₰. („Aus Natur und Geisteswelt" Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 20. Bändchen.) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. — Das „den deutschen Arbeitern" gewidmete Büchlein ist, wie der Verfasser in einem kurzen Vorwort mittheilt, aus Vorträgen entstanden, welche er auf Veranlassung der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen in der königl. Bergakademie zu Berlin für Arbeiter gehalten hat. Wenn ein so hervorragender Kenner des Eisenhüttenwesens wie Wedding es unternimmt, in gemeinverständlicher Weise über sein Fach zu sprechen oder zu schreiben, so kann man von vornherein dessen sicher sein, daß er seinen Zweck auch vollkommen erreichen wird. Thatsächlich giebt das Büchlein in Form von 8 Vorlesungen einen kurzen Abriß über die Erzeugung und Herstellung der verschiedenen Eisen- und Stahlsorten in so klarer und verständlicher Weise, daß daraus nicht blos der Eisenarbeiter, für den die Vorlesungen ursprünglich bestimmt waren, sondern auch der gebildete Laie das Wichtigste aus dem Gebiete kennen lernen wird. Wir können daher das Buch nicht nur den Letzteren empfehlen, sondern möchten noch ganz besonders größere Eisenwerke darauf aufmerksam machen, daß sie sicher ihre Rechnung dabei finden werden, wenn sie das Büchlein an ihre besseren Arbeiter vertheilen. St.

— Sächsischer Volkskalender 1901. Verlag der Niederlage des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreich Sachsen in Dresden. — Der Sächsische Volkskalender gehört zu den Kalendern, die Werth legen auf ihr landschaftliches Gepräge, und es gebührt ihm unter dieser Gattung ein guter Platz. Die Zeiten sind zwar für unser Sachsenland vorbei, in denen der landwirthschaftliche Theil mit seinen Regeln und Rathschlägen, Brüt- und Trächtigkeitstabellen und was dazu gehört, das wichtigste Stück seines Inhaltes waren. Aber er giebt ja auch vieles andere Nützliche und Werthvolle: einen Geschichtskalender, der besonders die Geschichte Sachsens berücksichtigt, ein Verzeichniß der Messen und Märkte, goldene Sprüche aus den Sonntagsevangelien ausgewählt, Luther's Haustafel, verschiedene belehrende Aufsätze, z. B. über das Land der Buren und seine Bevölkerung, über Schloß und Stadt Tharandt, mehrere gemüthvolle Erzählungen, darunter eine in erzgebirgischer Mundart, sinnige Gedichte, Räthsel, Anekdoten, allerlei Gemeinnütziges wie die wichtigsten Post- und Telegraphenbestimmungen, Einkommensteuerliste, Zinstafel, Münztabelle u. s. w. Unter dem Bilderschmuck sei hervorgehoben ein Transparentbild „Christi Geburt" (nach einem Gemälde von Professor Schönherr), das einen hübschen Lampenschirm abgiebt. Gut sächsisch, gut deutsch, gut christlich, — unter diesem Wahlspruche ist der Sächsische Volkskalender vor 24 Jahren zum ersten Male ausgezogen, an ihm will er auch im neuen Jahrhundert festhalten. Wem dieser Dreiklang einen freudigen Wiederhall im Herzen weckt, der kaufe sich den Sächsischen Volkskalender! Die 50 Pfennige, die er kostet, sind gut angelegt. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 130. Dienstag, den 30. October, Abends. **1900.**

Luther's Leipziger Predigten.

Mit vollem Rechte pflegt eine Stadt stolz zu sein auf ihre Beziehungen zu großen Männern der Geschichte. Die Kenntniß solcher Beziehungen zu fördern und zu pflegen ist jederzeit eine dankbare Aufgabe der Pietät gewesen, an deren Erfüllung in Sonderheit die localen Geschichtsvereine treu gearbeitet haben. Zu besonderem Ruhme aber rechnet es sich wohl eine Stadt, wenn sie mit unserem großen Reformator, dessen Heldengestalt doch alle anderen geschichtlichen Größen überragt und überragen wird, in lebendigen Beziehungen gestanden hat. Gewiß bleiben Eisleben und Eisenach, Erfurt und Wittenberg in besonderem Sinne die „Lutherstädte“. Aber schon die Leipziger Disputation allein würde der Stadt Leipzig das Recht geben, sich jenen anzuschließen. Luther's mehrfachen Aufenthalt in Leipzig hat Wustmann sorgfältig und gründlich dargestellt, zugleich die Häuser bezeichnend, in denen der Reformator seiner Zeit hier gewohnt hat*). Vielleicht unternimmt es einmal unser Leipziger Geschichtsverein, dieselben bez. die Häuser, die im Laufe der Zeit an ihrer Stelle errichtet worden sind, mit Gedenktafeln zu versehen. Eigentlich sollte man erwarten, daß die Besitzer jener Häuser selbst diese Ehrenpflicht erfüllen würden. Ein gutes Stück Reformationsgeschichte, insbesondere der der Stadt Leipzig spiegelt sich wieder in dem brieflichen Verkehr mit Bewohnern unserer Stadt. Dies darzustellen will der Verfasser gelegentlich ein anderes Mal versuchen.

Von besonderer Bedeutung aber, weil von Einfluß auf die weitesten Kreise der Bürgerschaft sind die Predigten gewesen, die Luther hier gehalten hat. Darum hat sie wenigstens zum Theil bereits Carl Gottlob Hofmann in seine „Ausführliche Reformationshistorie der Stadt und Universität Leipzig“**) aufgenommen, während sie sich vollständig in der neuesten Leipziger Reformationsgeschichte***) finden. Viermal hat Luther in Leipzig gepredigt. Das erste Male that er's gelegentlich der Disputation im Jahre 1519. Eins der beiden großen Gotteshäuser oder eine der stattlichen Klosterkirchen hat man ihm freilich nicht eingeräumt. Der Klerus der Stadt nahm eine durchaus feindliche Haltung dem „Ketzer“ gegenüber ein; Luther's Predigt sollte zunächst auch keine öffentliche sein. „Herzog Barnim von Pommern, der Zeit Rector der Universität Wittenberg, gegenwärtig, um dem geistigen Turnier beizuwohnen, forderte Luther auf, vor ihm in der Schloßkapelle zu predigen. Auf das Gerücht davon strömte aber aus der Stadt eine so große Menge von Hörern und Horchern herbei, daß zu der gottesdienstlichen Feier der geräumigere Disputirsaal gewählt werden mußte.“†) Es war am Peterpaulstag, am 29. Juni, als Luther jene Predigt hielt. Das Festevangelium, Matth. 16, 13—19, paßte ausgezeichnet zu dem Kernpunkt der Disputation: „Ich sah mich genöthigt, die Summa der ganzen Disputation darzulegen,“ schrieb Luther später an Spalatin und am Anfang seiner Predigt sagt er: „Das Evangelium begreift alle Materien der ganzen Disputation; denn es redet vornehmlich von zweierlei Materien. Zum Ersten von der Gnade Gottes und unserem freien Willen, zum Anderen von der Gewalt St. Peters und der Schlüssel.“ Wir heben nur einige treffliche Worte des ersten Theils hervor — zum Theil in ihrem Sinne sich deckend mit der ersten der 95 Thesen: „Wenn man begehrt zu wissen, wie man fromm werden und wohl thun soll, hab ich gesagt, daß das Erste und Vornehmste sei, daß einer wisse, wie er von sich selbst verzweifeln, Hände und Füße gehen lassen, sich als einen untüchtigen Menschen vor Gottes Augen legen und allda seine göttliche Gnade anrufen, auf welche er festiglich vertrauen soll, und wer einen anderen Anfang lehrt oder sucht denn nach dieser Weise, der irrt sich und verführt Andere.“ — „Dieses Verzweifeln und Gnade Suchen soll nicht eine Stunde oder eine Zeit währen und dann aufhören, sondern alle unsere Werke, Worte, Gedanken, dieweil wir hier leben, nicht anders gerichtet sein denn dahin, daß man allezeit an sich selbst verzweifeln und in der Begierde und in dem Sehnen nach Gottes Gnade bleibe, wie der Prophet sagt Ps. 42: »Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?« Solches Verlangen nach Gott und fromm zu sein hebt die Gnade an und währet bis in den Tod.“ Luther's Gegner nahmen an der echt evangelischen Predigt heftigen Anstoß. „Ich wollte, Doctor Martinus hätte seine Predigt gen Wittenberg gespart,“ äußerte Herzog Georg's Rath Cäsar Pflug. Dies, sowie allerlei Lästerungen über ihn veranlaßten Luther, sein Leipziger „Sermönlein“ zu veröffentlichen: „auf daß ich mir nicht allein diene, sondern auch einen Nutzen habe, der dies liest, will ich den Sermon dargeben, den ich zu Leipzig auf'm Schloß gethan hab, von welchem fast das Feuer aufgeblasen ist, doch also, daß ich lindern will, was mich dünkt zu nahe zu sein dem Verdruß, und weiter in den gründlichen Verstand gehen.“ Luther milderte also die Predigt hier und da nach Form und Inhalt. Wesentlich hat er nichts daran geändert; „denn auf mein Gewissen zu sagen“, heißt es in dem Vorwort, „weiß ich nicht anders denn als, das ich zu Leipzig gehalten hab, sei christlich, also daß ich auch darinnen sterben will mit Gottes Hilf und Gnade.“ Der erste Druck der Predigt hat folgenden Titel: „Ein Sermon gepredigет tzu Leipßgk // vffm Schloß am tag Petri vnd pau//li im xviiij. Jar, durch den wirdigen vater Doctorem // Martinum Luther augustiner zu Wittenburgk, mit // entschuldigung etzlicher artickel, ßo ym von // etzlichen seiner abgunstigen zugemessen // seyn, in der tzeit der Disputacion zu // Leipßgk gehalten. // Getruckt zu Leypßgk durch Wolffgang Stöckel im iar 1519.“ Dieser Erstlingsdruck ist deshalb besonders interessant, weil sein Titel zugleich das älteste — allerdings wohl kaum auf Porträtähnlichkeit Anspruch erhebende — Bildniß Luther's enthält. Dasselbe trägt die vom Holzschneider richtig geschnittene, darum im Druck verkehrt erscheinende Umschrift DOCTOR · MARTINVS · LUTTER · AVGVSTINER · WITTENB ·, sowie am Fuße Luther's Wappen, die Rose, aber noch ohne das Kreuz. Die Predigt muß außerordentlich begehrt worden sein. Stöckel legte sie in demselben Jahre zum zweiten, im nächsten zum dritten Male auf. Sie wurde außerdem mehrfach, z. B. in Nürnberg und Augsburg, nachgedruckt. Am zahlreichsten unter den Bibliotheken dürften diese Drucke in der berühmten Zwickauer Rathsschulbibliothek zu finden sein.

Es ist bekannt, welche Kämpfe auf die Leipziger Disputation folgten. Leider ist es wenig bekannt, wie besonders auch in Leipzig die Evangelischen haben ringen und wie viel sie haben dulden müssen um ihres treuen Bekenntnisses willen.*) Und doch hat Herzog Georg sich getäuscht, wenn er meinte, selbst mit der härtesten Gewalt dem Wehen des evangelischen Geistes mit Erfolg entgegentreten zu können. „Ich

---

*) Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Grunow 1885. S. 34—101.

**) Leipzig 1739.

***) Buchwald, Reformationsgeschichte der Stadt Leipzig. Leipzig 1900. S. 37 ff., 151 ff., 194 ff.

†) D. Martin Luther's Werke. Kritische Gesammtausgabe. II. Band. Weimar 1884. S. 241.

---

*) Vgl. Buchwald, a. a. O. S. 25—146.

sehe," so prophezeite Luther im Jahre 1537, „daß Herzog Georg nicht aufhört, Gottes Wort, die Predigt und die armen Lutheraner zu verfolgen, ja er wird täglich heftiger, aber ich werde es noch erleben, daß sein ganzes Geschlecht vergehen und ich in Leipzig Gottes Wort predigen werde." Zwei Jahre später ging diese Weissagung in Erfüllung. Am 17. April 1539 starb Herzog Georg. Sein Tod bedeutete das Ende der Bedrückung und Verfolgung und den Anfang der Freiheit des Evangeliums in Leipzig. Wir müssen es uns versagen, hier näher zu schildern, wie die Reformation ihren siegreichen Einzug in Leipzig gehalten hat. Auf Herzog Heinrich's besonderen Wunsch sollte auch Luther an dem denkwürdigen Pfingstfeste des Jahres 1539 hier anwesend sein. Zweimal hat er in jenen Tagen hier gepredigt. Vor den Fürsten und ihrem Gefolge behandelte er am Pfingstsonnabend (24. Mai) in der Hofkapelle der Pleißenburg das Evangelium des ersten Pfingstfeiertages (Joh. 14, 23—31). Er predigte „wegen Leibesschwachheit" nur kurz, indem er sich darauf beschränkte, die rechte christliche Kirche zu kennzeichnen. Leider ist die Predigt erst im Jahre 1618 durch M. Jacob Andreas Graul in Druck gegeben worden. Wir können nicht feststellen, inwieweit dieser Druck mit der gehaltenen Predigt übereinstimmt. Tags darauf und zwar am Nachmittage predigte Luther abermals, und zwar „vor einer ungemein großen Volksmenge zu St. Thomä" und „erfüllte seine Weissagung, die er zwei Jahre zuvor ausgesprochen hatte, damals als Herzog Georg mit gewissen grausamen Maßregeln umging, daß er noch in Leipzig predigen werde". So gewaltig war der Zudrang, „daß das Volk an den Pfeilern auf den Absätzen über den Weiberstühlen und wo sie nur sonst ein Plätzlein finden und stehen können, gestanden; ja daß, weil sie nicht alle in die Kirche kommen können, viele außen an den Fenstern Leitern angelegt und durch die zerbrochenen Scheiben zugehört". Bedauerlich ist es, daß diese Predigt uns nicht erhalten ist. Vielleicht ruht irgend eine Nachschrift oder sonstige Aufzeichnung noch in einem Archive. Möge es einer glücklichen Hand gelingen, sie auszugraben.

Nur noch ein einziges Mal hat Luther eine Leipziger Kanzel betreten. Gegen Ende Juli des Jahres 1545 verließ er Wittenberg im Zorn über „das fortgesetzte unsittliche, unzüchtige Treiben".*) Fern von Wittenberg suchte er zugleich Erholung von seinem körperlichen Leiden. Zweimal ist er damals nach Leipzig gekommen. Am 12. August erfüllte er den dringenden Wunsch seiner Freunde und predigte in der Paulinerkirche, die mit dem Dominikanerkloster in den Besitz der Universität übergegangen war. Der 12. August war der Jahrestag der Reformation der Hochschule. Luther legte seiner Predigt das Evangelium des vorhergehenden (10. Trinitatis-) Sonntags, Luk. 19, 41—48, zu Grunde. Das „wäre wohl," sagt er, „ein Wort, das billig Jedermann mit Furcht und Zittern annehmen und behalten sollte; denn es ist mit großem Ernst und herzlichen Thränen geredet." — „Solche Heimsuchung geht jetzt (Gott Lob!) auch unter uns; denn es wird ja durch Gottes Gnade rein und lauter gepredigt von rechter Gotteserkenntniß und Gottesdienst und wie wir sollen Christen werden und unsern Heiland Christum im Herzen haben durch den Glauben und darnach aus solchem herzlichen Vertrauen Gott anrufen in allen Anliegen und Nöthen." Besonders werthvoll ist in jener Predigt der Hinweis darauf, daß die evangelische Kirche und nicht die römische die alte, ursprüngliche ist: „Sollen denn nun das Artikel unseres christlichen Glaubens heißen, die nicht über 200, ja derer viel nicht über 100 Jahre alt sind? Wie denn viel neuer päpstlicher Artikel aufgekommen und eingerissen sind bei meinem Gedenken. Denn ich gedenk noch, daß in dieser Kirche und diesen Landen St. Anna nicht bekannt war und St. Annaberg den Namen noch nicht hatte — — — —, welches nun Alles bei ihnen heißt der alte hergebrachte Glaube. Fürwahr ein schöner Glaube, der nicht so alt ist als ein Mann von 60 Jahren; und das soll nicht heißen der rechte, alte christliche Glaube, der in der Schrift klar und gewiß gegründet, sondern muß eine Neuigkeit heißen und bei Leib und Leben verboten werden, denselben anzunehmen oder bekennen. Ist's aber nicht verdrießlich, daß des Herrn Christi Wort, ja der heiligen Propheten und Väter von Anfang der Welt, bei denen, die sich Christen rühmen, soll heißen ein neuer Glaube? Denn wir ja nichts Anderes predigen noch predigen wollen, denn was du selbst in der Schrift der Propheten und Apostel liesest." In herzlichen Worten wendet sich Luther am Schlusse seiner Predigten an die Lehrer und die studirende Jugend: „So wird uns nichts überall helfen, denn daß wir Gottes Wort mit Ernst meinen und dasselbe helfen mit allem Fleiß erhalten für uns und unsere Nachkommen, sonderlich durch Erhaltung guter Schulen und Auferziehung der Jugend. Denn das sind die Pflänzlein, da durch die Kirche Gottes als ein schöner Garten erbaut und fortgebracht wird. — — Lasset uns allesammt Beide, Lehrer und Schüler, auch zur Zeit dieser Heimsuchung Gott helfen seine Körnlein zusammenbringen, ehe denn der endliche Zorn angehe, da die Spreu ewiglich anzünden und verbrennen wird." Das sind goldene Worte, die auch von unserer Hochschule nicht vergessen werden sollen.

Die Paulinerkirche steht auch in Beziehung zu Luther's Familie. Hier wurde Luther's Sohn, Paul, am 10. März 1593 „Standesmäßig vor der Cantzel in die Erden geleget"*). Aber viel wichtiger als dies, daß hier ein Sohn Luther's seine letzte Ruhe gefunden, erscheint es uns, daß durch diese ehrwürdigen Räume das lebendige Wort des Reformators erklungen ist. Die „alte" Pleißenburg, in der einst Luther zweimal predigte, steht seit Jahrhunderten nicht mehr. Schon ist ihre Nachfolgerin abgetragen. Noch aber erbaut sich die Gemeinde in der Thomas- und Paulinerkirche. Es dürfte eine Pietätspflicht sein, an ihnen Gedenktafeln zu errichten, die es noch späten Geschlechtern melden: „Hier predigte einst Dr. Martin Luther das lautere Evangelium."

—d.

*) Köstlin, Martin Luther. 2. Aufl. II. S. 618.

*) Richter, Genealogia Lutherorum. 1733. S. 481.

Bücherbesprechungen.

— „Furchtlos und treu!" Geleitsworte an die nach China ausrückenden ostasiatischen Regimenter. In der königlichen Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam am 15. und 26. Juli 1900 gesprochen von J. Keßler, Hofprediger und Garnisonpfarrer von Potsdam, Berlin 1900, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 40 ₰. — Der Redner hat die schöne, schwere Aufgabe gehabt, zunächst die nach Ostasien aufbrechenden Soldaten der Potsdamer Garnison und dann das dort zusammengestellte ostasiatische Reiterregiment in gottesdienstlicher Feier aus der Heimath zu verabschieden. Er hat schöne Gaben empfangen für solch besondere Leistungen, wo es gilt, für Jedermanns Verständniß schlicht und doch eindringlich und gewaltig zu reden. Auch hat er nicht versäumt, zu rechter Zeit die bekannte Büchsel'sche Regel zu beherzigen, daß nur der Redner plötzlich an ihn herantretende, schnell zu lösende homiletische Aufgaben bewältigen kann, der mit der Bibel und mit unserer hymnologischen Literatur auf vertrautestem Fuße lebt. Auf diese Weise wird auch das Einfachste und das Selbstverständlichste weihevoll eingekleidet und poetisch bereichert und verfehlt seines Eindrucks nicht. Wer nicht Soldatenpfarrer gewesen ist, fühlt sich zunächst eigenartig berührt von der Menge militärischer Ausdrücke, wie Parole, Mobilmachungsordre und andere, die sich auf solchen Garnisonkanzeln eingebürgert haben. Sie mögen unentbehrlich sein für die daselbst erwünschte Wirkung, wie auch die mancherlei fremdsprachlichen Ausdrücke, die sich eingestreut finden, ihr Recht behaupten dürfen nach der bekannten Erfahrung: Was man nicht versteht, merkt sich am Besten. Verwendet und kraftvoll ausgelegt hat der Redner, wie hier angezeigt war, kurze biblische Kernworte, das eine von der Treue bis an den Tod, das andere von der Glaubensfestigkeit in Wachsamkeit und männlicher Kraft.

B. K.

— Die Kreuzkirche in Dresden. Festschrift aus Anlaß der Wiedereinweihung der Kirche am 9. September 1900. Von Franz Dibelius, Dr. theol. et phil. Oberconsistorialrath, Stadtsuperintendent und Pastor primarius der Kreuzkirche. Dresden 1900. Justus Naumann's Buchhandlung (L. Ungelenk). 80 ₰. — Unsere Zeitung hat dieser Schrift schon ausführlich mitgedacht, als die Einweihung der Kirche geschildert wurde. Wenn wir sie hiermit wiederholt anzeigen, so findet das seine gute Begründung darin, daß sie keineswegs blos eine Festschrift im landläufigen Sinne ist, sondern in mehreren ihrer Theile den Anspruch erheben darf, als eine kirchengeschichtliche Abhandlung angesehen zu werden, die keineswegs blos für Dresden und seine älteste Kirchgemeinde Bedeutung hat. Denn die ausführliche Dar-

stellung dessen, „was unsere Kirche erlebt hat", bietet eine ganze Reihe bemerkenswerther Einzelheiten aus der Reformationsgeschichte, die zahlreichen Abbildungen aus alter und neuer Zeit gewähren eine lehrreiche Veranschaulichung von dem Auf und Nieder in der Entwickelung des kirchlichen Lebens in der deutsch-evangelischen Christenheit, und der eingehende Bericht „Wie man unsere Kirche jetzt wiederhergestellt hat" enthält eine Fülle von Angaben über bauliche Einrichtungen und Ausschmückungen, von denen man anderwärts bei Kirchenbauten und Kirchenerneuerungen Kenntniß zu nehmen hat. B. K.

— Kirchliche Monatsschrift. Organ für die Bestrebungen der positiven Union, herausgegeben von Georg Lasson, Pfarrer in Friedersdorf (Mark). Gr.-Lichterfelde-Berlin, Edwin Runge. — Auch von diesem 19. Jahrgang der Monatsschrift sind uns einige Hefte zugesandt worden. Abgesehen von der leidigen Erfahrung, daß wir auf solche Weise einen sehr bemerkenswerthen Artikel, wie z. B. die Reisebilder aus der Innern Mission, zwar in seinem Anfang, aber nicht in seinem Schluß kennen lernen, hat uns auch das zu aufrichtiger Betrübniß gereicht, daß der Herausgeber müde geworden ist und sich nur hat bestimmen lassen, den laufenden Jahrgang noch zu Ende zu führen. Denn er hat uns mit einem kraftvollen Artikel „Hundert Jahre preußischer Kirchengeschichte", von dem wir allerdings wiederum nur den Schluß zu sehen bekamen, das Herz abgewonnen. Er zeigt gegenüber allem Dem, was jetzt an der Tagesordnung ist, eine überaus seltene Nüchternheit und Reife des geschichtlichen Verständnisses. Wir können uns nicht versagen, wenigstens zwei Sätze aus diesem Aufsatze hierher zu schreiben, die es werth sind, von mehr Menschen gelesen zu werden. „Unsere Universitätslehrer machen selbst dem modernen Treiben eine Concession und eine Reverenz nach der andern. Wenn sie den Ast, auf dem sie sitzen, selbst absägen helfen, so können sie sich nicht wundern, daß man sie zum alten Eisen wirft und die ganz moderne Größe des Polytechnikums den halb modernen Akademikern vorzieht." „Wenn man von dem Abfall der Massen redet, so bleibt doch die Frage, ob diese Massen jemals schon der Kirche gewonnen gewesen, ob sie nicht vielmehr erst jetzt durch ihr wirthschaftliches Aufsteigen in den Horizont der Kirche getreten sind?" Auch diese aus dem Zusammenhang gegriffenen Sätze beweisen, daß der Verfasser nicht mit modernen Schlagwörtern arbeitet und sich einen Blick erworben hat für das, was der Kirche zu allen Zeiten noth thut. Aber sollte nicht in diesem Gegensatz gegen die üblichen Urtheile vieler anderer kirchlicher Blätter ein Grund zu suchen sein für die Müdigkeit des Herausgebers? Tritt er doch gelegentlich in scharfer Form gegen die Vorschläge Stöcker's für die umzugestaltende Form der Confirmation auf, und derselbe Stöcker steht als „Mitwirkender" bei der Herausgabe dieses Blattes verzeichnet. Es wäre sehr schade, wenn das Blatt, an dessen Haltung wir uns auch diesmal wieder erfreut haben, in die Hände eines jener wortreichen Neuerer fiele. B. K.

— Ansprachen für evangelische Arbeiter-, Bürger- rc. Vereine. Zusammengestellt von Lic. theol. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. Gütersloh, Bertelsmann 1901. — Der bekannte Hr. Verfasser hat hier eine Reihe von populären Vorträgen in einem recht ansehnlichen Bande zusammengestellt. Dieselben gleichen sich natürlich weder im Inhalt, noch in der Form. Zum Theil sind sie sehr kurz, eigentliche Ansprachen, zum Theil auch längere Vorträge. Allen gemeinsam aber ist der christliche und patriotische Geist, der in ihnen lebt, und zusammengenommen bieten sie eine Quelle reicher Belehrung aus den verschiedensten Gebieten des Wissens. Wir führen als Beispiele an: Fürst Bismarck von Lange (Salzwedel), Volkslasten im vorigen Jahrhundert von Dr. Burkhardt, Was hat das vergangene Jahrhundert unserem Volke in religiöser Beziehung gebracht vom Herausgeber, Die sociale Aufgabe des Hauses von Böckh (Schwabach), Züge aus Luther's Ehestand und häuslichem Leben von Franz Tausch, Große Männer aus dem armen Volke von Hennig (Berlin) u. s. f. —tg—

— Lieder eines Landstreifers von Georg Bötticher. Leipzig, Verlag von R. Maeder. Preis 2 M., geb. 3 M. — In einem zierlichen, sauber gebundenen Duodezbändchen von 71 Seiten treten die jüngsten Kinder der Muse Georg Bötticher's vor uns. Eine ernste, hehre Göttin ist sie bekanntlich nicht, sondern ein fesches Dirndel, das keck und fröhlich aus den Augen blickt und mit dem Becher gute Freundschaft hält. So sind denn auch ihre Sprößlinge zum größten Theile übermüthig lustiges Gesindel. Mit der Wahl des Ausdrucks und der Strenge der sittlichen Grundsätze nehmen sie es nicht gar zu peinlich, dafür aber zeigen sie auch keine Spur blasirter Weltschmerzelei. Sie genießen dankbar, was der Tag beut, und verzichten gern darauf, des Lebens Räthsel zu lösen. Für manche Scherze fehlt uns — wir gestehen es — der Sinn, das Lied an der Liebsten Goldhaar z. B. (S. 16) hätten wir jedenfalls ausgeschieden. Im Ganzen aber klingen Bötticher's Verse natürlich und gesund, und man muß ihm gut sein, obschon es weder große noch neue Gedanken sind, die er uns vorträgt. Schwierigere Kunstformen wie das Sonett sind ihm nicht gerade bequem, wie S. 60 zeigt; dagegen fließt ihm der schlichte Kurzvers leicht und flott aus der Feder. Wir geben als Probe ein Gedicht, das etwas an das bekannte innige Freundschaftslied von Paul Fleming anklingt (S. 37):

Es ist so schön, zu wissen,
Daß Eines zu uns hält,
Wenn wir verzagen müssen
Vor Gott und aller Welt.

Daß uns, trotz aller Fehle,
Ein Herz ergeben ist,
Daß eines Menschen Seele
Uns liebend nicht vergißt.

Daß uns ein Freund beschieden,
Der unter Leid und Noth
Getreu uns bleibt — hienieden,
Im Tod und über'n Tod!

Es soll dem liebenswürdigen Spielmann von Herzen gegönnt sein, wenn die Prophezeiung sich an ihm erfüllt, die er S. 2 ausspricht:

Ja, Deine Lieder — eh Du's meinst
Und hoffest, glaube mir:
Du sangst sie Deinem Volke einst,
Einst singt Dein Volk sie Dir! R. B.

— Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister herausgegeben von Heinrich Reimann. XI. Peter Iljitsch Tschaikowsky von Iwan Knorr. Berlin 1900. „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst. Preis geb. 4 M. — In den deutschen Concertsälen ist Tschaikowsky, der bedeutendste der russischen Tonschöpfer, schon seit Langem kein Fremdling mehr. Haben auch seine Opern auf unsern heimischen Bühnen bisher nicht Wurzel gefaßt, so erfreuen sich dafür seine Symphonien und Concerte bei uns einer sich steigernden Gunst. So ist es denn billig, daß man dem fremden Meister auch in der Reihe dieser gern gelesenen Musikerbiographien eine Stelle anwies. Eine mit russischen Verhältnissen vertraute, liebevolle Hand zeichnete sein Porträt, und wenn der Verfasser nicht im Vorwort ausdrücklich hervorhöbe, daß er auf schriftstellerischem Gebiete ein Neuling sei, so vermöchte dies Niemand aus seinem Buche herauszulesen. Der Lebensgang des geschilderten Künstlers bietet keine außergewöhnlichen Ereignisse dar. Den Weg zur Musik als Beruf fand er erst mit 23 Jahren, von der bereits ergriffenen Beamtenlaufbahn aus. Aber eine eiserne Willenskraft, Fleiß und äußere Bedürfnißlosigkeit führten ihn zum hohen Ziele. Unter seinen russischen Kunstgenossen behauptete er längst den ersten Platz, als die Cholera den 53jährigen in der Nacht vom 5. zum 6. November 1893 hinwegraffte. Ihn überlebt eine glänzende Reihe großer und eigenartiger Schöpfungen. Man hat Tschaikowsky häufig der sogenannten „jungrussischen" Richtung beigezählt. Doch nimmt sein Biograph für ihn eine Sonderstellung unter den Componisten seines Vaterlandes in Anspruch, insofern er, der „westlichen" Musik Einfluß auf sein Gestalten verstattend, die classischen Formen eifriger als jene hütete und sich der Programmusik zurückhaltender näherte. „Er sucht", sagt Knorr, „die nationalen Elemente mit den allgemein giltigen Forderungen der musikalischen Kunst in Einklang zu bringen und erreicht in seinen besten Werken eine Verschmelzung von Natur und Kunst, die völlig ungezwungen und unauflöslich erscheint; die Weise des Volkes ist ihm nur die Mutter Erde, die heimathliche Scholle, auf der er seine stolzen Bauten errichtet." Dem anziehenden Buche, dem es an dankbaren Lesern nicht fehlen wird, sind Porträts des Componisten aus allen Lebensaltern, Bilder seiner Eltern, Lehrer und Freunde, der Stätten seiner Wirksamkeit, sowie mehrere Facsimilia als werthvoller Schmuck beigegeben. J.—

— Max Graf, Wagner-Probleme und andere Studien. Wiener Verlag. Preis geh. 4 M. — Der Verfasser führt eine aparte Feder. Er sagt viel Anregendes, Geistvolles, Tiefgeschöpftes. Wird dasselbe aber, wie voraussichtlich, auf mannig-

fachen Widerspruch stoßen, so ist dies, seiner Vorrede zufolge, gerade nach Wunsch des Autors. Daß ein Modernster aus ihm redet, wird sofort augenfällig. „Die alte Kritik", sagt er, war starr, dogmatisch, engherzig. Mit ihren vagen und abstracten Schönheitsdogmen mag Keiner von uns etwas zu thun haben." Aber auch die neue impressionistische Kritik verurtheilt er als „überzeugungslos, nachgebend". So gilt es ihm, „eine Form der Kritik zu finden, welch die Feinfühligkeit des Impressionismus mit der Energie und Männlichkeit einer werthenden Kritik verbinde". Als derartigen Versuch will er seine Studien betrachtet sehen. Mit seiner „Schätzung der Kunstwerthe" wird sich freilich die Mehrzahl der Leser nicht einverstanden erklären. Dazu vertheilt er Lob und Tadel mit zu ungleicher, nicht gerecht abwägender Hand. Giebt er Anton Bruckner, Hugo Wolf und insbesondere Gustav Mahler, dem Wiener Hofoperndirector, ein gerüttelt und geschüttelt Maß des Lobes und der Anerkennung, so erweist er sich Brahms gegenüber um so karger, absprechender. Seinem modernen Empfinden ist der Componist des „Triumphliedes" antipathisch, und so bemüht er sich auch wenig, den rechten Maßstab für ihn zu finden. Er sieht in ihm „einen in den Entwicklungskämpfen des neuen Geistes moros bei Seite stehenden, in sich versponnenen Junggesellen der Musik, der alle Zukunftsmöglichkeiten und Zukunftskräfte seiner Seele unfruchtbar bewahrte". „Brahms," sagt er, ist nicht, wie jeder echte Künstler, aus sich heraus, sondern in sich hinein gewachsen." „Die künstlerische Unehrlichkeit, welche darin lag, daß Brahms sich künstlich von den großen Quellen der modernen Kunst abkehrte, hat sich an seinem Werke gerächt, welches krank, lebensunfroh, müde und mit künstlicher Energie bewahrt dasteht. Die menschliche Unehrlichkeit hat sich darin gerächt, daß Brahms, als einziger moderner Künstler, einen kunstfeindlichen Geist des Journalismus (hier zielt Graf auf Hanslick) als kritischen Freund an die Seite bekam, der Brahms an seiner tiefsten menschlichen Schwäche zu packen wußte, als er den — seiner Natur tief feindlichen — Künstler dazu ausersah, ihm als Gegenpapst gegen den musikalischen Repräsentanten der neuen Zeit zu dienen." — Sehr Hübsches und Wahres sagt der Autor über Smetana, dessen Geschick er dem von Cornelius verwandt findet: „Beide Jünger der neudeutschen Schule, beide Schüler und Freunde Liszt's, welche moderne Ideen in neue und eigene Form gegossen, Mitkämpfer der neuen Kunst. Doch blieben sie beide lange vergessen und ungeehrt, während die verwandte Kunst Richard Wagner's Alles um sie her zu Boden schlug. Denn Wagner wußte das Leben zu meistern. In unseren kleinen und nichtigen Tagen hat er sich ein cäsarisches und reiches Schicksal gezimmert und trotz Kampf und Nöthen die Welt an sich herangezwungen." Aber auch über Wagner spricht der Verfasser eigenartige modernste Anschauungen aus. „Das Kunstwerk Richard Wagner's", lesen wir, „steht nicht wie die griechische Tragödie am Anfange einer Zeit, einer Cultur, eines Volkes, sondern am Ende, als ein grandioses Resumé. Wagner's Kunst ist nicht die Kunst neuer Generationen, neuer Welten, neuer Culturen, von den unbewußten Kräften des Volksempfindens genährt: mit ihren wunderbaren Klängen schlägt sie das Harfenspiel zu der Götterdämmerung der alten Cultur." Gegenüber Goethe's heiterem Hellenismus sieht Graf Wagner's Kunst als „ganz aus dem Geiste der christlichen Welt entstanden" an; denn sie feiert das Leiden, die Liebes- und Todessehnsucht, das Opfer, die Erlösung. „Ihre ungeheure künstlerische Schwungkraft hat ihren Ursprung nicht in einer Ueberfülle von Kräften, sonder in grandiosen Dissonanzen einer friedlosen und leidenden Natur." Was diese Kunst „einzig charakterisirt, ist die ungeheure Schmerzfähigkeit, die feinen Schattirungen des Leides, die Wollust der innere Qualen. Über allen Bildern des hohnsüchtigen, gequälten, verfluchten Lebens, die Wagner (vom „Holländer" bis zum „Parsifal") geschaut hat, hebt sich hoch das Kreuz mit der Gestalt des Erlösers in die Luft". Das war es nach des Verfassers Ansicht schließlich auch, was Wagner zu Nietzsche in Gegensatz brachte; denn dieser lehrte ein Heldenthum und Herrenrecht der That, nicht den Heroismus des Leidens. — Den beiden erwähnten Gruppen seines Buchs: „Wagner-Probleme" und „Kritische Studien" fügte der Autor noch eine dritte: „Pariser Intermezzi" bei. An den voranstehenden Aufsätzen gemessen, sind diese letzten leichte Waare; sie begehren aber auch nicht mehr zu sein. In den Charles Lamoureux gewidmeten Blättern hätte es sich, dünkt uns, gebührt, von dem inzwischen erfolgten Tode des verdienten Orchesterführers Notiz zu nehmen. Alles in Allem genommen, gewährt Graf's Buch dem denkenden Leser, gleichviel ob er mit dem Autor übereinstimme oder nicht, angenehme, nicht oberflächliche Unterhaltung.

J.—

— Spanische Conversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht von Carl Marquardt Sauer, neu bearbeitet von Heinrich Ruppert. 8. Auflage. Heidelberg, Julius Groos' Verlag. 1901 (VI u. 529 S.). Preis 4 ℳ. — Kleine Spanische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht von Carl Marquardt Sauer und H. Runge. 3. Auflage. Heidelberg, Julius Groos' Verlag 1901 (VII u. 181 S.). Preis 2 ℳ. — Ueber beide Lehrbücher kann Lobendes gesagt werden. Die Regeln sind klar und deutlich ausgedrückt, die Lesestücke sind gut ausgewählt und das Vocabelmaterial der Uebersetzungsaufgaben und Conversationsübungen ist reichhaltig. Irrthümer und Druckfehler haben wir nur wenige in diesen empfehlungswerthen Büchern entdecken können; doch erscheint uns der Abschnitt „Lautlehre" der Conversations-Grammatik theilweise etwas ungenau und unvollständig in den Einzelheiten. Eine ganz kurze Einleitung (und wenn sie auch blos drei Seiten umfaßte) in die Geschichte der spanischen Sprache und in deren Dialektverhältnisse wäre bei einem Lehrbuche von dem Umfange wie die hier besprochene Conversationsgrammatik wohl am Platze; auch einige der häufigsten spanisch-lateinischen Gleichungen hätten vorgebracht werden können (vgl. etwa die hübschen Einleitungen in der Harder'schen Arabischen Conversationsgrammatik, oder in der Suahilischen von Seidel). Beiden spanischen Lehrbüchern ist eine Karte beigegeben, die die Verbreitung der spanischen Sprache zeigen soll; daß auf ihr die Balkanstaaten und die Türkei mit ihren vielen Tausenden von „Spaniolen" (einst aus Spanien vertriebenen Juden, die heute noch spanisch sprechen) keine rothen Punkte erhalten haben, ist ein Fehler.

H. St—e.

— Geisteshelden. Biographien. 39. Band. A. v. Humboldt und Leop. v. Buch. Von Prof. Siegmund Günther. Mit zwei Bildnissen. Berlin 1900. Verlag von E. Hofmann & Cie. 271 S. 2,40 ℳ, in Leinen 3,20 ℳ, Halbfranz 3,80 ℳ. — Jedenfalls war es ein glücklicher Gedanke, daß die beiden Forscher, welchen es in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beschieden war, gegenüber der öden Naturphilosophie die Naturwissenschaft durch exacte Forschung, intensive Beobachtung, vielseitigen Blick und weitsehende Auffassung auf eine moderne Stufe zu erheben und den Deutschen auf diesem Gebiete zu einer hervorragenden Stellung zu verhelfen, in einem Bande gemeinsam biographisch behandelt werden müßten. Ihre Berührungspunkte sind so zahlreich, daß man sie als Dioskuren bezeichnen kann, beide gleich alt, märkische Junker, in derselben Freiberger Schule gebildet, eng befreundet, beide durch ihr Vermögen unabhängig und bald aus jeder officiellen Laufbahn herausgetreten, beide schließlich in hohem Alter als Junggesellen und königl. preußische Kammerherren gestorben; im Einzelnen wieder verschieden genug, der eine ein feiner Gesellschafter und Diplomat, der andere eckig und rauh in der Form. Es ist ein Genuß, zu verfolgen, wie sie beide zu ihrem Lehrer Werner trotz Verehrung und Anhänglichkeit in wissenschaftlichen Gegensatz treten und dem auf beschränktem sächsischen Boden erwachsenen Neptunismus gegenüber durch erweiterte, zum Theil auf gemeinsamen Reisen gewonnene Erfahrung dem Vulcanismus zu seinem Rechte verhelfen, so daß durch den Gegensatz des berühmten Dreigestirns die Grundlage der modernen Geologie gewonnen wird. Es ist überflüssig, darauf hinzuweisen, wie sich Humboldt's Weltanschauung allmälig im Kosmos auswächst und durch Elektrisirung zunächst der Berliner Kreise kosmopolitische Bedeutung gewinnt. Wohl aber lohnt es sich, die wunderbare Vielseitigkeit der eigenen Forschungen beider Männer sich zu vergegenwärtigen, die dem Specialisten der Gegenwart leider versagt ist. Der Biograph ist keineswegs blind gegen die mancherlei Schwächen, die sowohl dem geschmeidigen Humboldt wie dem derben Buch anhaften; aber es treten uns außer der hohen wissenschaftlichen Bedeutung auch eine Menge menschlich schöner Züge entgegen, die uns die Koryphäen näher bringen. Für die gewissenhafte Art des Verfassers ist es auch hier charakteristisch, daß er in angehängten Anmerkungen Hunderte von genauen Quellenangaben macht.

Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 131. Donnerstag, den 1. November, Abends. 1900.

Benvenuto Cellini.

Zum 1. November.

In einem Saale des alten Palastes zu Florenz, der heute als Gebäude der Municipalität dient, findet sich ein Fresko des fruchtbaren Malers Giorgio Vasari, der als Künstlerbiograph freilich bekannter geworden ist. Dies Fresko stellt den ersten Großherzog von Florenz, Cosmo I. von Medici, dar, umgeben von den Architekten, Ingenieuren und Bildhauern, welche er beschäftigt hat. Links vom Großherzog Tasso, der in den Händen das Modell der Loggia des neuen Kaufhauses hält, Nanni Unghero, einst Tischler und Holzbildhauer, dann ein bekannter Architekt und Ingenieur, und sein College San Marino, dem Cosmo I. den Bau zahlreicher Befestigungen und Vertheidigungswerke auftrug, Beide zu Füßen des Thrones des Großherzogs. Zwischen Cosmo I. und Tasso lenken drei charakteristische Köpfe unsere Aufmerksamkeit auf sich: Vasari selbst, sich geschäftig nähernd, auf der Schulter ein schwerfälliges Packet Cartons, mit durchdringendem Blick, schmaler, feiner Nase, kurzgeschnittenem Haar und gestutztem Bart; Baccio Bandinelli, der Bildhauer, ein alter Mann mit hoher Stirn und langem Bart, das Haupt mit einer hutartigen Mütze bedeckt, wendet sich wie im Gespräch einem Greise zu, dessen Namen uns Vasari's Erläuterungen vergessen haben aufzubewahren. Links schließt das Fresko ab der Kopf des Ammanato, der ein ebenso mittelmäßiger Bildhauer wie ausgezeichneter Baumeister war. Auf der rechten Seite eine Gruppe bildend finden sich Tribolo, ein guter Bildhauer und wenig glücklicher Ingenieur, in seinem sanften Gesicht den unverkennbaren Zug von Leiden, die ihm das Leben überreich gebracht hatte, Francesco di Ser Jacopo, der Generalintendant der Arbeiten des Großherzogs, und Benvenuto Cellini. Der Künstler trägt ein dunkles Gewand, das am Halse mit einem breiten weißen Kragen abschließt. Den mächtigen ausdrucksvollen Kopf bedeckt das üppige nicht lange Haar; der untere Theil des Gesichtes wird von dem graue wallenden Barte verdeckt. Damals als Vasari die Säle des alten Palastes in Florenz auszumalen begann, war Cellini schon ein alter Mann; er stand im sechsundfünfzigsten Lebensjahre. Sein einst stürmisch bewegtes Leben war nun ruhiger geworden, die Jugend mit ihren heißen Leidenschaften und wilden Wünschen lag nun lange hinter ihm. In Florenz, seiner vielgeliebten Heimath, hatte er nun die Stätte seiner letzten Wirksamkeit gefunden; hier sollte er auch hoch an Jahren ungebrochenen Geistes hinübergehen, nachdem er in dem erbitterten Kampfe gegen den Tod endlich doch unterlegen war. Wenn man jetzt nach vierhundert Jahren das Gedächtniß dieses Mannes ehren wird, sein Andenken wieder erneuern, wird man finden, daß Cellini, der berühmte Goldschmied, der große Bildhauer, der Dichter, der so lebendig und farbenprächtig sein Leben uns zu schildern gewußt hat, auch als Mensch ein großes Interesse verdient, als Kind seiner Zeit, in dem sich im Kleinen aber deutlich und scharf das Leben des Jahrhunderts, das ihn gebar, wiederspiegelt.

Als Cellini im Jahre 1500 am Tage Allerheiligen zu Florenz geboren ward, waren in Italien schon jene drei Künstler erstanden, die den Ruhm ihrer Zeit auf die späte Nachwelt zu bringen bestimmt waren. Lionardo da Vinci stand auf der Höhe seines Könnens, dem damals fünfundzwanzigjährigen Michelangelo prophezeite man eine glänzende Zukunft und der junge Raphael trat in das Atelier seines ersten Lehrers, Perugino's. Auch Cellini wie jene Andern gehörte zu den Menschen, die Ahnen nicht nöthig haben. Von seinen Vorfahren weiß man nichts Sicheres und Cellini bemerkt selbst kurz, ihm scheine es rühmlicher als Niedriggeborener sein Haus ehrenvoll aufgebaut zu haben, als hochgeboren ihm Schmach und Schande gebracht zu haben. Sein Vater, ein achtbarer Architekt und leidenschaftlicher Musiker, taufte, nachdem er lange vergeblich einen Erben ersehnt hatte, den willkommenen Sohn Benvenuto. Außer ein paar Anekdoten, die seinen Hang zum Wunderbaren zeigen, hat Cellini nichts von seiner Kindheit berichtet; aber diese Neigung für das Uebernatürliche war ein Zug des Jahrhunderts überhaupt, das dem Unfaßlichen, außer der Regel des Gewöhnlichen Stehenden leicht gläubiges Vertrauen schenkte. So sah einmal das Kind aus Flammen einen Salamander steigen, und konnte das etwas Anderes bedeuten als die ruhmreiche Rolle, die er am französischen Hofe zu spielen bestimmt war, da doch der Salamander das persönliche Emblem Franz' I. war? Ein andermal spielte er mit einem großen Skorpion, den er für einen kleinen Krebs hielt, und entging wie durch ein Wunder der Gefahr, tödtlich gebissen zu werden, was der Großvater Andrea ihm günstig deutete. Der Vater wünschte aus dem Sohn einen Musiker zu machen, aber diesen zog es unwiderstehlich zu einer anderen Kunst. Und bald that ihn Giovanni Cellini in die Lehre zu dem Goldschmied Bandinelli, den Benvenuto aber bald verließ, um bei Marcone ernsthaft das schwierige Handwerk zu lernen. Lange hielt er es aber nirgend aus, er wanderte von Florenz nach Siena, Bologna und Pisa, überall lernend und überall wieder fortgetrieben von seinem Hange, Neues zu sehen. Einen großen Einfluß übte schon früh Michelangelo auf ihn aus, dessen Werke er mit Bewunderung betrachtete, dem er nachzueifern strebte während seines ganzen Lebens, der einzige, von dem er, wie er selbst sagt, gelernt haben wollte. Cellini begnügte sich jedoch nicht mit der Bewunderung, er widmete den Werken Michelangelo's ein ernsthaftes Studium und copirte die Figuren des großen Cartons, der die Schlacht von Cascina darstellte und das Entzücken aller Zeitgenossen erweckte. Den jungen Goldschmied, dem das Leben in immerhin doch beschränkten Verhältnissen nicht behagen mochte, zog es nach Rom, dem Traum aller jungen Künstler, und kurz entschlossen mit der ganzen Sorglosigkeit und dem kecken Wagemuth seiner achtzehn Jahre machte er sich zusammen mit dem Holzschnitzer Tasso, eine Hand voll Geld in der Tasche, nach der ewigen Stadt auf den langen Weg über Siena. In Rom blieb er nur zwei Jahre, wieder bei Goldschmieden arbeitend und seine Zeit eifrig nützend, in seinen Mußestunden eifrig mit dem Studium der antiken Kunst beschäftigt. Er erübrigte auch schon eine Summe Geldes, die er als Beisteuer zum Unterhalt der Familie dem Vater senden konnte, kehrte aber doch auf die Bitten desselben nach Florenz zurück, wo er aber bald wegen einiger Händel vor den Rath der Acht geladen wurde. Um einer Strafe zu entgehen, flüchtete er zurück nach Rom, wo er nun siebzehn Jahre lang blieb. Es gelang Cellini bald die Aufmerksamkeit des neuerwählten Papstes Clemens VII., eines Medicäers, auf sich zu lenken zunächst nicht als Goldschmied, sondern als Hornbläser gelegentlich des Vortrags einiger Motetten, die Gian Jacomo aus Cesena mit mehreren Musikern dem Papst vortrug. Clemens VII., sich an Cellini's Vater erinnernd, begann sich bald für den jungen Goldschmied zu interessiren, er trug ihm Arbeiten auf, die seinen Beifall fanden und bald folgten die Cardinäle dem Beispiel des Papstes. Er erhielt Aufträge über Aufträge. Daneben vernachlässigte er seine Ausbildung aber keineswegs. Obwohl Michelangelo stets sein leuchtender Stern blieb, suchte er auch Raphael's Kunst sich durch eifriges Studium nahe zu bringen, er zeichnete nach dem berühmten Triumph der Galathea, welchen der Meister von Urbino für den reichsten Mann von Rom, den päpstlichen Banquier

Agostino Chigi gemalt hatte. Charakteristisch für Cellini ist, daß er mit jedem Künstler, der in seinem Fache zu hohem Ruhm es gebracht hatte, es aufnehmen, ihm gleich werden wollte; als Goldschmied suchte er den weithin geschätzten Luca Agnolo zu erreichen, als Graveur den Lautizio de' Perugia; die Medaillen, Plaketts und Crucifixe suchte er mit derselben Kunst zu fertigen wie der Mailänder Caradosso, er wollte ein Emailleur werden wie der Florentiner Amerigo. Die Schwierigkeiten, denen er in diesen für ihn doch noch so neuen Arbeiten begegnete, entmuthigten ihn durchaus nicht, sie spornten ihn vielmehr noch zu größerem Fleiße an. Neben all diesen Beschäftigungen fand er noch reichlich Zeit, an dem Künstlerleben des damaligen Rom Theil zu nehmen und die tollen Feste, die Giulio Romano, Fattore und Michelangelo der Sienese veranstalteten, mitzufeiern. Lange freilich sollten diese Freuden nicht dauern, denn der Krieg wälzte seine Heerschaaren heran und die ewige Stadt sollte bald einer Verheerung zum Opfer fallen, die in Allem an jene Eroberung Roms durch die Vandalen erinnerte. Die unruhigen Zeiten, welche das Stocken jeden Verkehrs und Geschäfts hinderten, veranlaßten Cellini seinen Laden zu schließen. Als der Connetable von Frankreich, der verrätherische Karl von Bourbon, den Sturm auf Rom versuchte, befand sich der Goldschmied auf den Bastionen der Engelsburg und richtete Geschütze auf die andringenden Spanier. In seiner Lebensbeschreibung behauptet er, den Connetable getödtet, den Prinzen von Orange verwundet zu haben. Cellini war also im Drange der Zeit Artilleur geworden und blieb auch noch einige Zeit Soldat, er wurde sogar Capitän. Auch dies neue Handwerk brachte ihm ein tüchtiges Stück Geld ein, das er wieder dem Vater gab als Beihilfe zum Unterhalt der Familie. Der alte Giovanni bot aber all seinen Einfluß auf, daß der Sohn dem ihm verhaßten Handwerk entsage und wieder seine bürgerliche Beschäftigung ergreife. Cellini mochte wohl das Gute dieses Rathes einsehen, er ging nach Mantua, wo ihn sein Zechbruder aus Rom, Raphael's talentvollster Schüler Giulio Romano, sehr freundlich empfing. Giulio lebte Dank der fürstlichen Freigebigkeit des Mantuaner Markgrafen Federigo Gonzaga wie ein großer Herr, er malte damals den hochberühmten Palazzo del Tè aus und versäumte nicht, aufs Angelegentlichste den alten Freund seinem Gönner zu empfehlen. Federigo sowohl wie sein Bruder der Cardinal Ercole gaben Cellini lohnende Aufträge, aber da das Klima ihm nicht behagte, kehrte er bald wieder nach Florenz zurück. In der Nähe des neuen Kaufhauses richtete er sich einen Laden ein und machte auch gute Geschäfte, aber er sehnte sich doch nach Rom zurück und den Arbeiten, die er dort hatte ausführen können. Es darf also nicht Wunder nehmen, wenn er schon nach kurzer Zeit wieder seiner Heimath den Rücken kehrte und nach dem Ziel seiner Wünsche, der ewigen Stadt, sich begab, wo er bald als Graveur der päpstlichen Münze angestellt wurde. Er stand in der Gunst Clemens' VII. sehr hoch, so daß ihm der Papst auch die blutige Rache, die Cellini an dem Mörder seines Bruders, der in einem Straßenkampf getödtet worden war, nahm, ohne ein Wort des Vorwurfes hingehen ließ. Daß die Gunst der Mächtigen dieser Erde aber nicht ewig währe, sollte auch Cellini noch erfahren. Jedenfalls infolge von Intriguen wurde seine Stellung immer unhaltbarer, dazu freilich kam noch sein jähzorniges, rasch auffahrendes Wesen, das nicht immer die Worte wählte und manchmal gleich zur That griff. Endlich kam es so weit, daß er fliehen mußte; ein gewisser Pompeo, mit dem er schon seit längerer Zeit verfeindet war, hinterbrachte dem Papst die Nachricht, daß Cellini im schnellen Zorn einen Menschen erschlagen, obwohl, wie sich später herausstellte, dieser nur verwundet war. Der Zorn des Papstes kannte keine Grenze, aber es gelang Cellini mit Hilfe seiner Freunde nach Neapel zu Pedro Alvarez de Toledo, den man den großen Vicekönig nannte, zu fliehen, dessen Tochter Eleonore einst die Gemahlin des ersten Großherzogs von Florenz, Cosmo's I., werden sollte. Nicht lange danach starb Clemens VII. und Cellini kehrte nach Rom zurück. Ein Zufall wollte es, daß er Pompeo traf, und dies Zusammentreffen kostete dem falschen Ankläger das Leben, Benvenuto stach ihn auf der Straße nieder. Daß er sich wieder wie schon einmal allein Hilfe und Recht verschaffte, schien Jedem eine natürliche Sache. Seine Genossen beglückwünschten ihn, die Cardinäle sagten ihm ihren Schutz zu und der neue Papst Paul III. hatte für ihn das Wort: „Menschen, die einzig in ihrer Kunst dastehen, dürfen nicht den Gesetzen unterworfen sein, solch ein Mensch ist Cellini.“ Damit war diese Angelegenheit erledigt. Also auch Paul III. war im Anfang seiner Regierung dem berühmten Goldschmied wohlgesinnt, doch des Papstes Sohn, Pier Luigi Farnese, verfolgte ihn mit seinem Haß, so daß er floh, erst nach Florenz, dann nach Venedig. Er kehrte aber bald nach seiner Heimath zurück, wohin ihm der Papst einen Geleitsbrief schickte. Nun kam Cellini wieder nach Rom, wo es ihm anläßlich des Kaiserbesuches Karl's V. gelang, die Aufmerksamkeit dieses Herrschers, der eben von seinem Zuge gegen Tunis heimkehrte, auf sich zu lenken durch einen wundervoll gearbeiteten und reich mit Edelsteinen verzierten, für ein Meßbuch bestimmten Deckel, der vom Papst dem Fürsten zum Geschenk dargebracht wurde. Doch lange die Gunst Paul's III. zu bewahren, gelang dem geschickten Goldschmiede nicht. Dem Papste wurde hinterbracht, daß Cellini gesagt habe, Clemens VII. sei der prachtliebendste Herrscher gewesen und auch ein sehr verdienstvoller, obwohl das Unglück ihn doch so verfolgt habe; das reine Gegentheil aber sei Paul III., auf dessen Haupt die Tiara einen jämmerlichen Eindruck mache, so daß er das Aussehen eines mit Stroh umwickelten Weinfasses habe, und das einzige Verdienst dieses Papstes sei nur das Glück, das ihm in allen Dingen treu sei. Von dem Tage an, da Paul III. dies erfuhr, war Cellini für ihn todt; nur nach einer Gelegenheit, den Unbesonnenen zu strafen, suchte der Papst. Benvenuto mochte wohl erfahren haben, daß er in Ungnade gefallen sei. Er hielt es für rathsam, Rom zu verlassen, und begab sich nach Frankreich zu Franz I. Doch da die kriegerische Zeit den König wenig Muße finden ließ, sich mit Werken der Kunst näher zu beschäftigen, kehrte Cellini nach Rom zurück, und das sollte sein Verderben werden. Er wurde nämlich gefangen gesetzt auf die Anklage seines Arbeiters Jeronimo, der ihn beschuldigte, im Jahre 1527 während des berüchtigten Sacco di Roma, als Clemens VII. ihn mit dem Umfassen der päpstlichen Kleinodien beauftragt hatte, Edelsteine im Werthe von 80 000 Ducaten unterschlagen zu haben. Obwohl sich seine Unschuld herausstellte, wurde er aus der Haft nicht entlassen, und als ihm endlich eine wagehalsige Flucht gelang, bei der er sich ein Bein brach, wurde er doch wieder gefangen gesetzt, bis es endlich dem Cardinal von Ferrara, Hippolyt II. Este, gelang, ihn vom Papst loszubitten. Cellini versäumte nicht, Rom sobald als möglich zu verlassen, denn er fühlte gar wohl, daß er hier in Sicherheit nicht leben könne, so lange Paul III. Papst wäre.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Ferrara, wo er für seinen Schützer eine Menge zierlicher Kleinode arbeitete, trat Cellini in die Dienste Franz' I. von Frankreich. Diesem König hat er auch in späten Jahren noch alle Dankbarkeit bewahrt, die er ihm mit vollem Recht schuldete. Er hat ihn seinen bewundernswerthen, großen Herrn genannt. Franz I. bewies ihm die größte Huld; er schenkte ihm das an der Seine gelegene Schloß Petit Nesle und besuchte hier oft den Künstler in seinen Ateliers. Der König, der für seinen Lieblingsaufenthalt Fontainebleau große Summen aufwendete, beauftragte Cellini, ein großes Thor dieses Schlosses zu schmücken und ein Modell für einen Parkbrunnen zu entwerfen. Im Anfang ließ sich Alles sehr gut an; Benvenuto hatte so viel Aufträge, daß er eine Menge Arbeiter einstellen mußte, um allen Ansprüchen zu genügen. Der königl. Schatzmeister gab ihm so viel Gold, Silber und Edelgestein, als Cellini forderte; hier schuf er auch einige seiner schönsten und kostbarsten Prunkwerke. Der Künstler übte die größte Gastfreundschaft aus; Jeder, der aus der Heimath kam, fand bei ihm die liebenswürdigste und wohlwollendste Aufnahme; Cellini lebte ganz wie ein Grandseigneur. Aber in all sein Glück verfolgte ihn auch hier wieder Mißgunst, Haß und Neid. Die Geliebte des Königs, Madame d'Estampes, war ihm übelgesinnt und beeinflußte auch Franz I.; sie setzte seine Arbeiten herab und bevorzugte ihre Günstlinge. Mit schwerem Herzen entschloß sich nun Cellini, seinen Gönner um den Abschied zu bitten, der König wollte aber in das Gesuch nicht willigen und so verließ Benvenuto heimlich Frankreich. Franz I. hat ihm das nie vergessen können und auch Cellini sollte es bereuen, denn trotz aller trüben Erfahrungen waren doch die Jahre, welche Benvenuto am französischen Hof verbracht hatte, die schönsten seines ganzen langen Lebens gewesen. Der König hoffte noch eine Zeit lang, daß „sein einziger Goldschmied aus dem Lande Florenz“ wiederkehren würde, und auch Cellini glaubte, wieder von seinem „großen Herrn“ zurückgerufen zu werden. Aber Franz I. wollte, daß Benvenuto freiwillig komme, doch aus eigenem Antrieb kam Cellini nicht. Sechsundvierzigjährig als hochberühmter Goldschmied, als großer Bildhauer kehrte Benvenuto in seine Heimath

zurück; vielleicht hatte ihn auch die Sehnsucht heimgeführt, denn in einem Briefe, den er an Cosmo I. richtete, sagte er: „Ich wäre zufriedener, wenn ich mich eines kleinen Hauses in meinem Vaterland erfreuen könnte, im Dienste eines so verdienstvollen Fürsten, als Herr eines französischen Schlosses zu sein unter diesem bewunderungswürdigen König Franz, mit einem Einkommen von tausend Ducaten. Zweihundert in meiner Heimath würden mir mehr erscheinen.“ Cosmo versprach ihm ein Haus als Wohnung und Atelier, reichlich Arbeit und sagt ihm seine Gunst zu. Es waren das Versprechungen, von denen die erste spät nur in Erfüllung gehen sollte. Es war der Ehrgeiz Cosmo's, Künstler und Gelehrte an seinen Hof zu ziehen; er wußte, daß der Schutz und die Förderung der Künste und Wissenschaften der schönste Schmuck des Hauses der Mediceer war, und so wandelte er denn auf den Wegen derer, die vor ihm auf dem Florentiner Fürstensitz gesessen, und förderte mit Liebe und man darf wohl sagen auch mit der kaufmännischen Berechnung, die ihm gewissermaßen von seinem Hause als Erbtheil überkommen war, Kunst und Wissenschaft. Der Herzog und die Herzogin waren Cellini wohlgesinnt. Neben Goldschmiedearbeiten wurden ihm auch die Ausführungen von Bildhauerwerken übertragen. Hier in Florenz ist sein berühmtestes Werk, die Gruppe des Perseus mit der Medusa, entstanden. Der Lohn freilich dafür wurde ihm nach langem Bitten nur in Raten ausgezahlt, noch in seinen letzten Jahren sah sich Benvenuto genöthigt, um die Erlegung des Restes zu suppliciren. Florenz erwies ihm die große Ehre, ihn am 12. December 1554 in sein goldnes Buch einzuschreiben, das gleichbedeutend war mit dem Adel; aber man muß sagen, daß Florenz sich durch diese That mehr ehrte als Cellini, und daß diese Ehrenbezeugung, da sie so spät kam, viel von ihrem Werthe verlor. Thätigen Antheil an dem Kunstleben seiner Vaterstadt hat Benvenuto wenig genommen. Wieviel daran der unverträgliche quälerische Sinn Cellini's Schuld trug, vermag man kaum festzustellen. Das Alter hatte nicht seinen Jähzorn gemildert, seine Leidenschaften gedämpft; und wie er sich am französischen Hof mit Primaticcio entzweit, so kam er in Florenz hart mit Bandinelli, Ammanati und Vasari zusammen; es war ihm nicht gegeben, in Ruhe seine Tage zu beschließen. Merkwürdig genug erscheint, daß er als achtundfünfzigjähriger Mann noch die kirchliche Weihe nahm, obwohl ihn ein religiöses Bedürfniß dazu kaum getrieben hat, vielmehr der Wunsch allein, der Privilegien der zum geistlichen Stande Gehörigen theilhaftig zu werden. Schon nach zwei Jahren aber entledigte er sich seiner eingegangenen Verbindlichkeiten wieder, weil er, „wennschon insgeheim, doch rechtmäßige Kinder zu haben wünschte“. Die größte Sorge seiner späteren Jahre scheint ihm sein Adoptivsohn Antonio Parigi gemacht zu haben, aus dem er einen tüchtigen Künstler heranzubilden hoffte. Aber die Geistesgaben des Knaben scheinen die glänzendsten nicht gewesen zu sein; alle Mühe Benvenuto's war umsonst; endlich sagte er sich von ihm los. Als alter Mann noch heirathete er eine Magd, die ihn, als er beinahe ein Jahr lang krank lag, aufs sorgsamste gepflegt hatte und die er, wenn er der drohenden Lebensgefahr entginge, zu seinem Weibe zu machen gelobt hatte. Wenn er auch in seinen letzten Jahren größere Arbeiten nicht mehr zu Stande brachte, blieb er doch, so weit es ihm die Kräfte und seine Gesundheit verstatteten, in steter Thätigkeit. Wenn ihn Unwohlsein hinderte, so nahm er, wie er erzählt, statt aus Holz und Thon etwas zu schaffen, die Feder zur Hand, um seine seit der Jugend ausgeführten Arbeiten zu beschreiben, wodurch er, da solches noch nicht geschehen, in Anbetracht der schönen Geheimnisse, die er mittheile, Andern nützlich und auch Solchen angenehm sich zu machen hoffe, die nicht die Goldschmiedekunst ausübten. Durch kluge und berechnende Sparsamkeit erwarb er ein nicht unbeträchtliches Vermögen, sodaß er die Töchter und den Sohn gut auszustatten vermochte. Ende des Jahres 1570 machte er sein Testament, das alle Verfügungen über das Geld und den Grundbesitz enthält; er wünschte in der Kirche der Serviten beigesetzt zu werden. Zwei Tage nach der Aufsetzung seines letzten Willens schrieb er noch an den Prinzen Francesco: „Wenn mich nicht seit mehreren Wochen eine lebensgefährliche Krankheit an das Lager neben dem Kamin fesselte, so würde ich den Erzguß der Juno, an der nur wenig noch zu thun, bereits für Euch vollendet haben. Die Pleurisie hat schon meinen Arzt und viele andere Ehemänner hinweggerafft, ich selber aber kämpfe immer noch gegen den Tod an.“ Nicht lange darnach war aber dieser Kampf zu Ende. Gemäß seinem Wunsche wurde er in der Servitenkirche Sa. Annunciata unter großen Feierlichkeiten bestattet. Ein Mönch pries die Ehre seines Lebens und seiner Werke, seine trefflichen Geistes- und Körpergaben.

Mit Cellini war ein großer Künstler zu Grabe getragen, der wenige seines gleichen hatte. Gleich vielen jener Menschen, die zur Zeit der Wiedererweckung des classischen Alterthums lebten, war er mit mancherlei Fähigkeiten begabt und sein eiserner Wille, sein nimmermüder Fleiß hatte das, was ihm die Natur in reichem Maße verliehen, auch ausgebildet. So ist es erklärlich, daß aus dem Goldschmiede, dessen Werke noch heute den höchsten Ruhm der Museen und privaten Sammlungen bilden, der Bildhauer geworden ist, dessen Perseus, dessen Büsten des Altoviti und des Herzogs Cosmo I. zu den bedeutendsten Bildwerken aller Zeiten gehören. Doch auch noch mehr als Goldschmied und Bildhauer war Benvenuto. Er war auch ein großer Schriftsteller. Goethe hat es für werth erachtet, seine Lebensbeschreibung für uns zu übertragen; und vielleicht ist gerade diese Biographie dasjenige seiner Werke, daß die andern von ihm geschaffenen alle überdauern wird. Wie lebendig steigt das ganze sechzehnte Jahrhundert vor uns auf, wie greifbar treten uns die Gestalten dieser Päpste, Könige, Fürsten, Künstler und Gelehrten entgegen! Wir blicken hinein in das warme quellende Leben jener versunkenen Zeit, in ihre Willkür, Grausamkeit, Pracht und Anmuth. Welche Gegensätze! Und wie hat Cellini wiederzugeben gewußt, was er sah, was er erlebte! Ohne Maske steht er vor uns als ganzer Mensch mit seinen Fehlern, mit seinen Vorzügen, mit seinem heißen Haß und seiner gewaltigen Liebe, ein Mensch, dem die Kunst kein durchlöcherter Mantel war, in den er sich nothdürftig hüllte, sondern der Lebenskern, der Schlußstein, der ihm Alles zusammenhielt, die Krone seines Lebens.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— Grundriß der Befestigungslehre. Für Officiere aller Waffen. Von W. Stavenhagen. 3. vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 5 Tafeln in Steindruck. 7 ℳ E. S. Mittler u. Sohn, Berlin. 1900. — Vorstehend genanntes Werk hat nach seinem ersten Erscheinen im Jahre 1896 nun bereits die 3. Auflage erlebt, was wohl am besten für dessen Werth und die Anerkennung, die es gefunden, sprechen dürfte. Es ist ein eigenartiges Werk, ganz verschieden von der Mehrzahl der über diese Materie sonst üblichen Lehrbücher. Man darf es nicht nur lesen, man muß sich in dasselbe vertiefen, und es setzt voraus, daß der sich mit ihm Beschäftigende bereits die Elemente der Befestigungslehre, der Taktik, Strategie und Kriegsgeschichte beherrscht, es entspricht daher auch mehr dem Standpunkt älterer Officiere; von diesem Gesichtspunkt aus ist es wohl auch geschrieben worden. Besonders nützlich für die Gegenwart wird das Buch dadurch, daß in ihm alle die neueren Verstärkungsmittel eingehend und belehrend besprochen werden, welche die jetzige Befestigungskunst der so gewaltig entwickelten Technik entnommen, z. B. die verschiedenen Panzerungen, die Torpedos, die Sprengmittel, die Telegraphie, die Luftballons u. s. w. Auch die gesteigerte Wichtigkeit, welche gegenüber der verheerenden Wirkung der Schnellfeuer-Waffen die Verwendung von Deckungen aller Art, nicht nur bei der Vertheidigung, sondern auch bei dem Angriff gefunden, und welche ganz besonders schlagend der Krieg in Südafrika in allerneuester Zeit erwiesen, hat in dem Werke volle Würdigung gefunden. Hierdurch ist aber auch der Umfang des Buches im Vergleiche mit der 1. Auflage beinahe um das Doppelte gestiegen, ungeachtet dessen, daß der Festungskrieg in dieser 3. Auflage keine Aufnahme gefunden hat, sondern — wie Verfasser in Aussicht stellt — eine selbständige Darstellung erfahren wird. Wir zweifeln nicht, daß auch diese neueste Auflage die ihr gebührende Würdigung in weitesten Kreisen finden wird.

A. B.

— Geschichte der Stadt Dresden. Von Otto Richter. Erster Theil: Dresden im Mittelalter. Mit Abbildungen und einem Plane. Veröffentlichung des Vereins für Geschichte Dresdens. Dresden, Wilhelm Baensch. 1900. XVI, 276 SS. 8°. — Dresdner Geschichtsblätter, herausgegeben vom Verein für Geschichte Dresdens. IX. Jahrgang. 1900. Nr. 3. Festnummer zur 75jährigen Stiftungsfeier des Königl. Sächsischen Alterthumsvereins. 4°. — Der Verein für Geschichte Dresdens

hat der diesjährigen Hauptversammlung des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zwei Festgaben geboten, die von seiner Thätigkeit das erfreulichste Zeugniß ablegen. Vor Allem gilt dies von dem an erster Stelle genannten schmucken Büchlein. Seinem Verfasser, dem langjährigen Rathsarchivar der Stadt Dresden, verdankt nicht allein Dresden, sondern die sächsische Stadtgeschichte überhaupt schon mehrere Arbeiten, die eine vorbildliche Bedeutung beanspruchen können: seine dreibändige Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt und seinen Atlas zur Stadtgeschichte. Ihnen schließt sich die vorliegende Schrift würdig an. Bietet sie auch den Kundigen nicht neue Forschungsergebnisse — abgesehen von Einzelheiten, auf die wir hier nicht eingehen können, beruht sie auf den eben genannten Werken und einer Reihe weiterer bereits veröffentlichten Untersuchungen des Verfassers und Anderer —, so verdient sie doch als Muster einer bei aller Wissenschaftlichkeit im besten Sinne des Wortes populären Stadtgeschichte hingestellt zu werden, wie man sie allen unseren Städten oder doch den bedeutenderen von ihnen wünschen möchte. Freilich wird sich nicht oft der geeignete Mann dafür finden, der mit der eingehendsten Sachkenntniß das seine Formgefühl verbindet, das es ermöglicht, in knappen Umrissen anschauliche Bilder zu entwerfen. Jedem Freunde unserer Stadtgeschichte wird die Lectüre wahren Genuß gewähren. Dabei hält sich der Verfasser von dem Fehler fern, in den jeder Stadtchronist wie jeder Specialhistoriker überhaupt so leicht verfällt: von der falschen Einschätzung seines Gegenstandes. Das mittelalterliche Dresden erscheint bei ihm durchaus als das was es war: als eine bescheidene Landstadt, die weder auf dem Gebiete des Handels und der Industrie noch als hervorragender Bildungsmittelpunkt eine größere Bedeutung erlangt hat; lediglich seine besondere Beziehung zur Landesherrschaft weist ihr eine eigenartige Stellung unter den sächsischen Städten an, obwohl gerade diese Beziehung andererseits für die Entwickelung der Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse manche Hemmung mit sich brachte. Dankenswerth ist ferner, daß auf den gefährlichen Versuch, die dürftigen Nachrichten über die ältere Geschichte der Stadt durch Analogien und Constructionen zu vervollständigen, grundsätzlich verzichtet wird; erst seit dem Anfang des 15. Jahrh. fließen die Nachrichten reicher, und daher ist „die mittelalterliche Geschichte Dresdens ganz überwiegend die Geschichte des 15. Jahrhunderts, und dies mußte im Umfange der Abschnitte dieses Buches stark zum Ausdrucke gelangen“. Völlig einverstanden sind wir endlich damit, daß nicht die Einführung der Reformation, sondern das Jahr 1500 zum Schlußpunkt der Geschichte des mittelalterlichen Dresdens gewählt ist; ohne Frage bedeutet die Regierungszeit des Herzogs Georg für Dresden den Anfang einer neuen Zeit. — Ueber den Inhalt des Buches mögen wenige Andeutungen genügen. Der erste Abschnitt, „Ursprung der Stadt“, faßt die Ergebnisse sehr eingehender Forschungen des Verfassers zusammen, die er namentlich in dem seinem „Atlas“ beigefügten Abriß der geschichtlichen Ortskunde Dresdens niedergelegt hat. Daran schließt sich eine Uebersicht über die äußere Geschichte der Stadt und ihre Beziehungen zu den Landesherren bis zu Ende des Mittelalters, die mit richtigem Takte gerade so viel von der Landesgeschichte heranzieht, als zum Verständniß der Stadtgeschichte unbedingt nothwendig ist. Ein dritter Abschnitt behandelt „Die Stadt und ihre Bauten“. Er wird durch zwei sehr dankenswerthe Beigaben erläutert: einen Plan der Stadt und ihrer nächsten Umgebung und eine aus der Vogelperspective gegebene Ansicht der inneren Stadt; beide geben den Zustand um 1500 wieder und sind vom Verfasser gemeinsam mit Cornelius Gurlitt — von dem eben jetzt das erste Heft der „Kunstdenkmäler Dresdens“ (21. Heft der Beschreibenden Darstellung der Kunst- und Baudenkmäler Sachsens) erschienen ist — auf Grund späterer Pläne und des geschnitzten Holzmodells der Stadt vom Jahre 1521, jedoch unter Berücksichtigung aller älteren beglaubigten Nachrichten, entworfen worden. Der letzte und umfänglichste Abschnitt endlich schildert die Zustände der Stadt im 15. Jahrhundert; von seinem überaus reichen Inhalt können wir nur durch die Aufzählung der einzelnen Unterabschnitte einen Begriff geben: Einwohnerschaft, Stadtobrigkeit, Landesherrschaft, Wehrverfassung, Recht und Gericht, Polizeiwesen, öffentliche Gesundheitspflege, Armenpflege, Stadthaushalt, Gewerbe und Handel, kirchliches Leben, Bildungswesen. Im Anhang finden wir Listen der Dresdner Bürgermeister, Stadtschreiber, Pfarrer und Schulmeister bis 1500. Die Quellennachweise hat der Verfasser aufs äußerste Maß beschränkt; er konnte dies mit Rücksicht auf die oben erwähnten früheren Veröffentlichungen, die es Jedem ermöglichen, sich näher zu unterrichten. Ein übersichtliches alphabetisches Register bildet den Schluß. — Was den illustrativen Schmuck anlangt, ohne den ein populäres Buch nun einmal heute nicht zu denken ist, so konnte der Verfasser mit Rücksicht auf das besonders reich illustrirte Werk Gurlitt's auf die Wiedergabe älterer Bauten und Kunstwerke verzichten; von solchen ist nur das schönste, das heilige Grab aus der Bußmannskapelle, aufgenommen worden. Außerdem finden wir Bildnisse des Herzogs Albrecht, des Bürgermeisters Bußmann und seiner Frau, vor Allem aber die Stadtsiegel, eine Anzahl bürgerlicher und geistlicher Siegel und Nachbildungen von 19 Urkunden und urkundlichen Niederschriften von besonderer Bedeutung für die Stadtgeschichte; ob dieselben „dem oder jenem Leser die Anregung zu eingehender Beschäftigung mit der Vorzeit geben“ werden, muß freilich dahingestellt bleiben. — Das Einzige, womit Referent sich gar nicht einverstanden erklären kann, ist, daß der Verfasser den zweiten Band des trefflichen Werkes leider in recht ferne Aussicht stellt. Hoffentlich lassen die weiteren Aufgaben, die ihm gestellt sind, ihm doch die Zeit, die Fortsetzung der Geschichte Dresdens so zu fördern, daß sie eher erscheint, als er selbst anzunehmen scheint. — Nur wenige Worte noch über das dem königl. sächsischen Alterthumsverein gewidmete Heft der „Dresdner Geschichtsbilder“. Es gehört wohl zu den inhaltreichsten Nummern der trefflich geleiteten Zeitschrift, bekanntlich auch einer Schöpfung von O. Richter. Cornelius Gurlitt giebt in einem flotten, formgewandten Aufsatz eine Lebensbeschreibung und künstlerische Würdigung Paul Buchner's, der, ursprünglich Tischler und Schraubenmacher, seit 1559 in Dresden wirkte, sich durch seine vielseitige Verwendbarkeit die Gunst des Kurfürsten August erwarb, namentlich aber unter Kurfürst Christian I. als Architekt eine bedeutende Thätigkeit entfaltete. Von seinen Schöpfungen sind heute noch — freilich mannigfach umgestaltet — der Stallhof, das Schloßportal an der Schloßstraße, der kleine Schloßhof erhalten; die meisten sind verschwunden oder nur aus Abbildungen bekannt. Nach einer neuerdings von der Stadtbibliothek erworbenen Handschrift schildert Oskar Lehmann die Cavaliertour eines jungen Dresdners, des späteren Kriegszahlmeisters Jacob Wilhelm Griebe, der in den Jahren 1661—1664 Frankreich und Italien bereiste; seine ausführlichen Aufzeichnungen lassen uns erkennen, „wie sich die damaligen Verhältnisse und Zustände in den Beschauern abspiegelten, mit welchen Augen Land und Leute zu jener Zeit betrachtet wurden“. Es ist namentlich auffallend, wie wenig Sinn der junge Reisende — darin völlig ein Kind seiner Zeit — für Naturschönheiten, aber auch für edlere Kunst besaß. Den Schluß des Heftes bildet ein längerer Aufsatz von Georg Beutel über den Dichter Christian Brehme, einen geborenen Leipziger, der nach mannigfachen Schicksalen 1639 nach Dresden gelangte; er war hier zuerst im Hofdienste, dann als Bibliothekar an der kurfürstlichen Bibliothek thätig. 1642 wurde er in den Rath, 1657 zum regierenden Bürgermeister gewählt, 1660 zum kurfürstlichen Rathe ernannt. Seine fruchtbare dichterische Thätigkeit, von der die mitgetheilten Proben keinen sehr hohen Begriff geben, charakterisirt Beutel unter steter Berücksichtigung der gesammten literarischen Verhältnisse der Zeit in treffender Weise.

—m—

— Die deutsche Druckersprache. Von Dr. Heinrich Klenz. Straßburg, Karl J. Trübner, 1900. XXV, 128 S. 8°. Preis: 2,50 ℳ. — Ein ganz famoses Gegenstück zu Kluge's „Studenten“- und Horn's „Soldatensprache“! Auf Grund von alten und neuen Quellenschriften (aus den Jahren 1634 bis 1884 stammend) liefert Klenz ein durchaus zuverlässiges Wörterbuch der deutschen Drucker(-, Setzer- und Schriftgießer-)sprache, das nicht nur in den Kreisen dieser drei Gewerbe, sondern auch in denen der Schriftsteller, Gelehrten und Aller, die irgendwie mit der Presse und dem Buchdruck etwas zu thun haben, über manchen dunkel oder ganz unverständlich gewordenen Ausdruck (vgl. „musiert“!) Aufklärung zu geben, also Segen zu stiften berufen ist. Schon ehrenhalber müßte sich jede nur einigermaßen leistungsfähige Schriftgießerei, Setzerei und Druckerei das unterhaltsame und belehrende Buch für ihre Angestellten anschaffen.

Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 132. Sonnabend, den 3. November, Abends. **1900.**

Länder- und Menschenhandel in Thüringen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts.

Mitgetheilt von P. v. Ebart.

Im Sommer 1826 fanden zu Hildburghausen und später zu Bad Liebenstein über die Auftheilung des verwaisten Herzogthums Sachsen-Gotha-Altenburg, nach Königlicher Sächsischer Vermittelung, Conferenzen der betheiligten Staatscommissarien statt. Der Geheimerath v. Lindenau, Gotha-Altenburgischer Minister, gab dem Kammerrath Wilhelm Braun den Auftrag, den Conferenzen beizuwohnen. Braun trat später in Anhaltische Dienste und wurde Anhalt-Bernburgischer Wirklicher Geheimerath und Staatsminister. Er war geboren am 1. October 1790 in Thal bei Ruhla und ist gestorben am 6. Februar 1872 zu Gotha. Sein Bericht war vor Zeiten ein vertraulicher, heute gehört er der Geschichte an. „Die Lage, in der ich mich während dieser Conferenzen den einzelnen Commissarien gegenüber befand", schreibt Braun, „war nichts weniger als beneidenswerth, und es gehörte eben soviel Charakter als Ehrlichkeit dazu mich bei allen Commissaren in Credit zu erhalten. Für den Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen hatten die Gothaer keine Sympathie und den Herzog Ernst von Coburg-Saalfeld fürchtete man, ja man war auf ihn sogar erbittert, theils wegen der Behandlung seiner Gemahlin[1]), die die Gothaer liebten, theils wegen der Schritte, die er noch bei Lebzeiten Herzog Friedrich's IV. von Gotha (gest. am 11. Mai 1825)[2]) gethan hatte, um diesen für regierungsunfähig zu erklären. Dagegen neigte sich Alles zu dem jugendlichen Herzog von Meiningen hin, Bernhard Erich Freund, geb. 17. December 1800, von dem man wußte, daß er eine gute Erziehung genossen und den man, ohne genauere Kenntniß der Römhilder Recesse (1672 und 1792), um deswillen für den alleinigen rechtmäßigen Erben Gotha-Altenburgs hielt, weil er dem Stammvater der Gothaischen Speciallinie, Ernst dem Frommen, einen Grad näher stand. Dieses wäre auch ganz richtig gewesen, wenn der genannte Receß 1792 nicht geschlossen worden wäre." Der Receß und das Aussterben der Gotha-Altenburgischen Speciallinie 1825 giebt aber einen abermaligen Beleg, daß die Ereignisse oft eine ganz entgegengesetzte Wendung in der Geschichte nehmen, als sie von menschlicher Klugheit berechnet worden sind. Im Jahre 1792 hatte es nämlich den Anschein, als wenn dem Herzog Georg von Meiningen (1763—1808) ein männlicher Erbe versagt bleiben würde. Gotha dagegen erfreute sich zweier Prinzen (August und Friedrich). Man nahm an, daß Meiningen zunächst aussterben werde und traf in dem Römhilder Recesse 1792 Verabredungen, die der bisherigen Erbfolge-Ordnung im Ernestinischen Hause Sachsen zuwider liefen. Noch bei dem Erbfalle, nach dem Aussterben der Altenburger Linie, hatte Ernst der Fromme wegen des näheren Grades der Verwandtschaft die Söhne seines Bruders von Weimar von der Erbschaft ausgeschlossen und ihnen nur aus gutem Willen einige Aemter von Altenburg überlassen. In dem erwähnten Recesse aber wurde die Linear-Erbfolge in stirpes festgesetzt. Schon nach 33 Jahren änderten sich die Verhältnisse vollständig. Dem Herzog Georg von Meiningen wurde 1800 ein Prinz geboren und das Haus Gotha-Altenburg starb 1825 im Mannesstamm aus. Die Commissare, die an den Conferenzen Theil nahmen, waren: von Hildburghausen der Geheimerath Edler von Braun, kurz vorher noch Gothaischer jüngster Regierungsrath, und der Legationsrath Wüstemann, ebenfalls kurz vorher noch in Gotha Geheimer Kanzleisecretär; von Coburg der Geheimerath v. Carlowitz und der Geheime Conferenzrath Lotz; von Meiningen der Geheimerath v. Könitz und der Ministerialrath v. Fischern. Die vom Königl. Sächsischen Hof erbetenen Vermittelungs-Commissarien waren der General v. Minkwitz, Sohn des früheren Gothaischen Geheimerathes v. Minkwitz aus Dresden, und der Geh. Justizrath Schaarschmidt. In den Aufzeichnungen Braun's heißt es weiter: „Im Laufe der Verhandlungen kamen nun die verschiedenartigsten Projecte zum Vorschein. Heute dieses, morgen jenes. Unter allen war nur ein vernünftiges, das sowohl die Interessen der fürstlichen Häuser, als die der betreffenden Länder am besten gewahrt haben würde." Dieses rührte ursprünglich vom Herzog August von Gotha (1804—1822) her, welcher dasselbe im Jahre 1821 auf einer Conferenz agnatischer Bevollmächtigter zu Arnstadt überreichen ließ. Bei den 1826er Verhandlungen wurde dasselbe vom Prinzen Leopold von Coburg (späterem König der Belgier) sehr empfohlen. Nach demselben sollte der Herzog von Hildburghausen sein Land ganz aufgeben und Altenburg erhalten; das bisherige Hildburghausen sollte an Coburg-Saalfeld abgetreten werden und Gotha sollte an Meiningen, welches sein in etwa 5 Quadratmeilen bestehendes Oberland an Coburg abgeben sollte, fallen. Auf diese Weise würden ohne allen Zweifel alle Vortheile erreicht worden sein, die im öffentlichen und dynastischen Interesse überhaupt zu erreichen möglich waren. Allein der Plan scheiterte an mancherlei persönlichen Rücksichten und geheimen Wünschen, deren Erfüllung später die Quelle bitterer Reue und höchst beklagenswerther Zerwürfnisse für die Häuser Meiningen und Coburg werden sollten. „Der Hildburghäuser Hof war in jeder Hinsicht der friedfertigste und fügsamste. Seine Uebersiedelung nach Altenburg war das erste gewonnene Resultat. Desto hartnäckiger und feindseliger blieben die Verhandlungen zwischen Coburg und Meiningen. Coburg wurde augenscheinlich mit größerer Intelligenz und Sachkenntniß vertreten, wogegen Meiningischerseits Eigensinn und Privatrücksichten der Räthe des noch zu unerfahrenen Herzogs überall durchschimmerten." Die einflußreichsten Familien boten Alles auf, die Abtretung des Oberlandes an Coburg zu hintertreiben. Man steckte sich daher hinter die Mutter des Herzogs (Herzogin Louise, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg), die einen großen Einfluß auf ihren Sohn hatte. Sie mußte ihrem Sohne das feierliche Versprechen abnehmen, „keine Seele seiner angestammten Unterthanen abzutreten". Durch dieses Versprechen war es unmöglich, ein vernünftiges Arrondissement zu Stande zu bringen. Inzwischen waren öffentliche Streitschriften über das Erbfolgerecht erschienen. Eine der letzten war vom Oberappellationsrath Pfeiffer in Cassel, welche auf Veranlassung des Herzogs von Meiningen geschrieben wurde und ganz zu dessen Gunsten ausfiel. Man sagte damals, daß der Herzog so von ihr entzückt gewesen sei, daß er dem Verfasser 1000 Louisd'ors dafür habe bezahlen lassen. Die Verhandlungen in Hildburghausen führten zu keinem endgiltigen Resultate, deshalb setzte man neue Conferenzen an, die am 11. August 1826 in Bad Liebenstein stattfanden. „Als die Verhandlungen in Liebenstein schon einige Zeit fortgesetzt worden waren," berichtet Braun, „gesellte sich zu den vielen Rathgebern des Herzogs von Meiningen auch ein Herr Dietrich v. Stein, welcher damals noch kein Staatsamt bekleidet hatte. Er galt für einen reichen Mann und lebte von den Revenuen seiner Güter, deren er im Hildburghausischen, Meiningischen, Gothaischen und im Bayerischen besaß. Hr. v. Stein gab dem Herzog von Meiningen den Rath, in diesem Streite die Hilfe des Königs von Preußen, welcher sich damals in Teplitz befand, persönlich anzurufen, worauf der Herzog auch sogleich einging. Jedermann, der die Verhältnisse kannte, war

---

[1]) Louise, Tochter des am 17. Mai 1822 gestorbenen Herzogs August, geb. am 21. December 1800, gest. am 30. August 1830.

[2]) Des letzten Herzogs von Gotha-Altenburg.

überzeugt, daß diese improvisirte Reise nach Teplitz ohne alle Folgen bleiben würde. Und so war es auch. Der Herzog Bernhard Erich Freund kehrte nach wenigen Tagen zurück und es verlautete Nichts weiter, als daß der König jede Einmischung in diese Hausangelegenheit abgelehnt habe."

Am 11. August kam es endlich zur Unterzeichnung eines Präliminarvergleiches, in welchem festgesetzt wurde, daß Hildburghausen das Herzogthum Altenburg, Meiningen das Herzogthum Saalfeld von Coburg, und das Herzogthum Hildburghausen, nebst den Aemtern Camburg und Kranichfeld, Coburg aber das Herzogthum Gotha erhalten sollte. „Wenn es auch nicht in Abrede zu stellen sein dürfte, daß der Meininger Hof die Hauptschuld dieses schlechten Arrondissements auf sich geladen, so ist doch auch ebenso gewiß, daß der Herzog von Coburg eine große Hinneigung zum Besitz Gothas besaß, wenn er dieselbe auch sehr zu cachiren wußte, sogar seinem Geheimerathe v. Carlowitz gegenüber, welcher, wie ich aus seinem Munde weiß, dem Plane des Prinzen Leopold den Vorzug gab. Was die geheimen Wünsche des Herzogs rege machte, war nicht schwer zu erforschen, wenn man ihn genauer kannte. Er legte einen großen Werth darauf, Gotha als den Stammsitz seines bedeutenden Ahn, Ernst des Frommen, sein nennen zu können, und damit zugleich Besitzer des stolzen Friedensteins mit seinen Kunst- und wissenschaftlichen Schätzen zu werden. Demnächst hatte wohl Gotha für ihn und noch mehr für seine Söhne[1]) auch einiges Interesse, weil deren Mutter die letzte Prinzessin dieses Hauses war, und endlich und hauptsächlich mochten die schönen Waldungen und Jagden, deren Schätze und Vervollkommnungsfähigkeit seinem sachkundigen Auge nicht entgangen sein konnte, sowie der allgemeine Wohlstand des Landes, ein schweres Gewicht in die Wagschale geworfen haben. Soviel ist gewiß, daß sich der Herzog Ernst seines neuen Besitzthums sehr freute." Und weiter heißt es in den Aufzeichnungen: „Am Tage des Abschlusses trat der Herzog von Meiningen unter den Bäumen des Curhauses zu mir und sprach über die Verhandlungen. Ich antwortete ihm nur: »Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ew. Durchlaucht nicht bereuen mögen, was heute geschehen.« Hierauf erwiderte er: »Ich habe leider nicht anders gekonnt.« Nachmittags machte ich dem in Liebenstein zum Besuche anwesenden Prinzen Wilhelm von Hessen-Barchfeld, den ich schon früher oft in Gotha gesehen hatte, meine Aufwartung und drückte auch diesem mein Bedauern darüber aus, daß der Herzog von Meiningen Gotha nicht festgehalten. Er theilte meine Ansicht vollkommen und machte manche bittere Bemerkungen über die Intriguen, denen der Herzog unterlegen war. Auch der Großherzog von Weimar, bei dem ich kurz nachher in Weimar eine Audienz hatte, kam auf die Gothaische Erbtheilung und äußerte sich sehr sarkastisch darüber, daß sich »sein Vetter von Meiningen so arg habe berücken lassen«. Vor einen großen runden Tisch in der Mitte des Zimmers tretend, auf welchem eine Karte von Thüringen, nach der neuesten Theilung gezeichnet, ausgebreitet lag, sagte er, indem er mit einer Hand einem neben ihm stehenden großen schwarzen Neufundländer den Kopf krabbelte: »Sehen Sie das künftige Land meines Vetters an, ob es nicht aussieht, wie eine Hose, an der das Hintertheil fehlt!«"

Dem Kammerrath Braun wurde das Anerbieten gemacht, in den Meiningischen Staatsdienst zu treten, was dieser jedoch ablehnte. Seine Gründe für die Ablehnung giebt er selbst an: „Ich erwog die Anerbietung näher. Für die Meininger sprach vorzüglich die persönliche Liebenswürdigkeit des Herzogs und die guten Erwartungen, die man zu seinen redlichen Absichten, seine Unterthanen zu beglücken, allgemein hegte. Dagegen hatte ich aber auch während der sechswöchentlichen Dauer der Conferenzen Zeit und Gelegenheit genug gefunden, mir eine tiefere Einsicht in die Personal- und Verwaltungsverhältnisse Meiningens zu verschaffen. Diese waren indessen nichts weniger als einladend. Unter der langen Vormundschaft der herzoglichen Mutter hatte sich unter dem fast durchgängig verwandten Adel eine zusammenhängende Aristokratie gebildet, die als Camarilla ihren Einfluß auf die Herzogin Louise in jeder Hinsicht geltend zu machen wußte. Die Regierung war eine sogenannte patriarchalische mit allen ihren Consequenzen; man lebte und ließ leben, und der von Natur sehr gutmüthige Volksstamm war dem geliebten Fürstenhause von Herzen ergeben, weil man überzeugt war, daß dasselbe nur von den wohlwollendsten Gesinnungen für die Unterthanen beseelt war. In der Staatsdienerwirthschaft machte sich indessen keine hervorragende Intelligenz bemerklich, gearbeitet wurde eben nicht mehr als dringend nothwendig war, und nebenbei wusch eine Hand die andere. Hr. v. Könitz, früher in Coburgischen Diensten und damals ein offener Gegner des berüchtigten Ministers Kretschmann, war später in Meiningische übergetreten und scheint für einen guten Juristen gegolten zu haben. Jetzt war er altersschwach, spielte gerne L'hombre und wußte als raffinirter Gourmand die Freuden der Tafel zu schätzen. Hr. v. Donop, Geheimerath und Kanzler, mir schon von dem Arnstädter Handelscongreß her bekannt und befreundet, besaß neben einer Portion Pfiffigkeit und Neigung zur diplomatischen Intrigue bei einem übrigens wohlwollenden Charakter viele persönliche Liebenswürdigkeit, war von dem besten Willen für die Wohlfahrt des Landes beseelt, und stets voller Projecte, die darauf hinzielten. Besonders hatte er sich die Verbesserung der Communicationsmittel durch Chausseebauten zur Aufgabe gestellt, und seit dem Arnstädter Handelscongreß, wo ihm ein nationalwirthschaftliches Licht aufgegangen war, schwärmte er für die Beförderung des Handels und Verkehrs. In dieser Beziehung war ihm Meiningen der Haupt- und Mittelpunkt, um den sich Alles drehen sollte. Alle deutschen Haupthandelsstraßen hatte er auf einer Karte von Deutschland so projectirt, daß sie durchs Meininger Land liefen, und nach seinen Ansichten nahm die Industrie der Spielwaaren im Oberlande (Sonneberg) den ersten Platz unter der gesammten deutschen Industrie ein. Als Guts- und Hüttenbesitzer im Oberlande und als guter Meininger stimmte er natürlich in der Successionssache für die Festhaltung des Oberlandes und gegen die Annahme von Gotha. Der dritte Geheimerath, Hr. v. Baumbach, seit der Vermählung des Herzogs auch Oberhofmeister (er war früher Geheimerath in Hildburghausen gewesen und hatte die Verfassung im Jahre 1818 contrasignirt) schien in der Gothaischen Angelegenheit wenig speciell beschäftigt gewesen zu sein und mochte den Staatsgeschäften ziemlich fern stehen. Er nahm aber dessen ungeachtet Partei gegen Gotha wie alle Meininger. Er schien beständig außerordentlich zerstreut. Der Ministerialrath v. Fischern, ein junger Mann, der, nachdem er einige Jahre Advocat gewesen, in seine jetzige Stellung gekommen, konnte sich noch nicht in dieselbe finden. Er gehörte zu den entschiedensten Anti-Gothanern und schien vorzüglich die überwiegende Intelligenz derselben zu fürchten. Uebrigens hatte man ihm die ganze materielle Arbeitslast in der Theilung aufgebürdet. Nach allem dem, was ich hier über die Persönlichkeiten Meiningens angedeutet, ließ sich voraussehen, daß jeder fremde Eindringling daselbst einen schweren Stand bekommen werde, ich aber vor allen Anderen, da ich sofort mit durchgreifenden Reformen hätte beginnen müssen, bei denen mir die Camarilla das Leben sehr schwer gemacht haben würde. Ein Hauptgrund, der mich von dem Uebertritt in Meiningische Dienste abschreckte, war die Entdeckung, daß, im grellsten Widerspruch mit der herrschenden Meinung, das Land unter der vormundschaftlichen Regierung in sehr beträchtliche Schulden gerathen war, und in dem Theilungsrecesse davon noch mehr durch Uebernahme der Saalfelder und Hildburghäuser aufgeladen erhalten hatte. Man sprach von vier Millionen Gulden. Nach diesen Erwägungen begab ich mich zum Geheimen Rath v. Lindenau, um seinen Rath zu vernehmen, den ich von seinen freundschaftlichen, wohlwollenden und unparteiischen Gesinnungen erwarten durfte, rückhaltslos zu erfahren. Sie stimmten auch in der That ganz mit den meinigen überein. Ueberdies fügte er hinzu: »Es läßt sich zwar Manches gegen den Herzog von Coburg sagen, er ist aber im Ganzen ein einsichtsvoller, kluger und selbständiger Fürst, der ohne Camarilla regiert. Er weiß tüchtige Diener zu schätzen, und ich bin fest überzeugt, daß er Sie viel gebrauchen wird und daß Sie ganz gut mit ihm zufrieden sein werden«." Braun blieb in Gotha.[1]) Er schreibt über das neue Regiment: „Von dem Tage der Entscheidung zeigte mir Herr v. Carlowitz unbedingtes Vertrauen in den Gothaischen Angelegenheiten und legte unzweifelhaftes Zeugniß ab, daß er den besten Willen hatte, das Wohl des neu erworbenen schönen Landes nach Möglichkeit zu fördern. Ich für meine Person unterließ nicht ihn in alle Verhältnisse einzuweihen,

---

[1]) Prinz Ernst 1818—1893, Herzog von Coburg und Gotha 1844—1893. Prinz Albert 1819—1861, Prinz-Gemahl.

[1]) Er war in jener Zeit mit Arnoldi, dem Gründer der Feuer- und Lebensversicherungsbank, nahe befreundet und selbst Mitgründer geworden. Siehe A. Emminghaus: „Geschichte der Lebensversicherungsbank für Deutschland", Seite 333 u. f.

die mir selbst ausreichend bekannt waren, und bemühte mich besonders diejenigen Staatsdiener zu charakterisiren, die wegen ihrer Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit das meiste Vertrauen verdienten und in allgemeiner Achtung standen." Bald nach dem 11. August gingen die Commissarien auseinander, um die noch übrigen Verhandlungen zu gelegner Zeit fortzusetzen. Der Herzog von Coburg hätte den Minister v. Lindenau sehr gern in seinen Diensten behalten und diesbezügliche Anträge wurden ihm gemacht. Allein er war zur Annahme nicht zu bewegen. Auch war schon sein Uebertritt in den königlich sächsischen Staatsdienst vorbereitet. Die Liebensteiner Conferenzen bilden einen großen und wichtigen Abschnitt in der Gothaischen Specialgeschichte.

Bücherbesprechungen.

— **Nach Paris!** Reisebriefe eines Pastors an seine Gemeinde. Bei Gelegenheit der Weltausstellung in Paris im Jahre 1900, von Oberpfarrer Dr. **Rich. Emil Wetzel**, Ritter in Bischofswerda. Bischofswerda, Friedrich May. — Der Gedanke, solche Reisebriefe an seine Gemeinde zu schreiben, wie ihn der Verfasser schon mehrfach ausgeführt hat, ist ganz eigenartig. Wir haben ihn bei diesen früheren Veranlassungen ausführlich entwickelt; da wir jedoch diese Anzeigen in den Händen der Leser nicht voraussetzen können, so müssen zum Verständniß des Unternehmens wenigstens einige Hinweise gegeben werden. Der Verfasser, der gern größere Reisen unternimmt, wie nach Italien oder ins heilige Land, fühlt in einem solchen Falle wie eine Verpflichtung, seine Gemeinde, weil sie einstweilen sonst nichts von ihm haben kann, an dieser seiner Erholung und Erquickung gewissermaßen theilnehmen zu lassen. Das bewerkstelligt er durch regelmäßige Reisebriefe, die er an die heimathliche Zeitung zum Abdruck für die Leser schreibt. Auch hält er es für nöthig, das jedesmalige Unternehmen vor seiner Gemeinde gewissermaßen zu rechtfertigen. So sagt er diesmal im Vorwort, eine Reise nach Frankreich erscheine ihm wie eine nothwendige Befriedigung eines besonderen Verlangens, das er seit häufiger Berührung mit Franzosen in seiner Jugendzeit in sich fühle, und zudem dürften die Riesenfortschritte in Erfindungen und Entdeckungen, die alle auch irgendwie dem Reiche Gottes zu Gute kommen würden, auch für einen Diener desselben und für sein Denken und Fühlen nicht gleichgiltig sein, mit anderen Worten: die Gemeinde werde später auch einen Gewinn davon haben, wenn ihr Pastor die Weltausstellung gesehen habe. Da sich nun annehmen ließ, daß man die Eindrücke und Erlebnisse einer solchen Reise noch weniger werde in kurzen Briefen genügend darstellen können, als etwa die von der Kaiserfahrt nach Jerusalem, so hat der Reisende in mehreren einleitenden Artikeln im Voraus kund gethan, was er in und bei Paris hauptsächlich kennen zu lernen hoffe, und hat die geschichtliche und sonstige Bedeutung dieser Sehenswürdigkeiten zu seiner und seiner Leser vorheriger Unterweisung gekennzeichnet. Dann folgen die Briefe selber, der erste und der letzte aus dem Heimathsort selbst mit gemüthlicher Hervorhebung alles Einzelnen, der zweite aus Köln, die übrigen aus Paris. Nun bedarf es wohl keiner besonderen Versicherung, daß sich in diesen Briefen weder eine erschöpfende Beschreibung der Stadt Paris, noch eine eingehende Würdigung der Weltausstellung findet. Was er erlebt hat und wie er es erlebt hat unter Stangen's vielgerühmter Führung, das wird der Heimathgemeinde erzählt und daran knüpfen sich allerlei nützliche und heilsame Bemerkungen; aber an der ganzen Art dieser Mittheilungen und dieses Liebesverkehrs zwischen Hirt und Heerde kann auch der seine Freude haben, der nicht nach Bischofswerda gehört. B. K.

— **Karl v. Hase, ein Bekenner des Christenthums und der Freiheit.** Ein Erinnerungsblatt zu seinem 100. Geburtstage, d. 25. Aug. 1900, von **Gerhard Fuchs**. Leipzig, Gustav Fock, 1900. 40 ₰. — Hier redet ein unbedingter und begeisterter Verehrer des großen Theologen. Wer Hase's hohe Verdienste um Kirche und Theologie ruhig und sachlich abschätzt, wie wir an dieser Stelle zu wiederholten Malen gethan zu haben meinen, der wird dem, was zu seiner Charakteristik hier gesagt ist, inhaltlich meist zustimmen, wird sich aber des Oefteren ablehnend verhalten gegenüber der überschwänglichen Art, wie es gesagt ist. Auch hält sich die Ausdrucksweise nicht frei von jenen Redensarten, wie sie für manche Tagesblätter einen lieben Hausrath bilden, um der Leserschaar ein ernstes kirchliches Streben zu verekeln. Wir lesen beispielsweise Seite 10 f., daß Hase's Theologie nicht das Bekenntniß zu irgend einer dogmatischen Formel gewesen sei. Vielmehr hat Hase besser gewußt, als sein Lobredner, daß es eine Theologie gar nicht giebt, die nicht ein Bekenntniß zu dogmatischen Formeln wäre, und hat sein Bekenntniß, das in allen seinen Werken durchschimmert, in einem besonderen Buche niedergelegt, dessen einzelne Abschnitte sammt und sonders in dogmatischen Formeln gipfeln. Das ist seine Dogmatik, allerdings das schwächste von allen seinen Büchern, und hätte der Verfasser gesagt, seine Theologie sei ein Bekenntniß gewesen zu logisch nicht immer unanfechtbaren, von ästhetischen Rücksichten mehr als billig beeinflußten dogmatischen Formeln, dann hätte er recht gehabt. Hier lag Hase's Stärke nicht. Welche Bedeutung er aber für die Entwickelung der deutschen Theologie mit seinem polemisch-irenischen Eingreifen zur rechten Stunde, wie für die Weiterbildung seiner Specialwissenschaft, und welchen Einfluß er auf die theologische Jugend gehabt hat, das ist, von jener Ueberschwänglichkeit abgesehen, in dieser Denkschrift richtig ausgesprochen. B. K.

— **Isaak Iselin als Pädagog.** Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. **P. Zinck** Leipzig-Reudnitz. 1900. Selbstverlag. gr. 8°. 152 S. 2 ℳ. — Der Baseler Rathsschreiber Isaak Iselin gehört nicht zu den Sternen ersten Ranges an dem pädagogischen Himmel des 18. Jahrhunderts. Sein Eklektizismus, der bisweilen den Charakter des Dilettantischen annimmt, sein Mangel an psychologischer Vertiefung und an pädagogischer Schulung, wie Erfahrung u. A. m. bezeugen die Enge seines Horizontes. Aber dafür tritt an ihm stark hervor die glühende Begeisterung für Volkserziehung, die starke Betonung der praktischen Seiten des Unterrichts, kurz, wie es Basedow einmal ausdrückt, seine enkomiastische, psalmodische und commerzielle Rührigkeit, sein Streben, durch gründliche Verbesserungen der Organisation, durch Heranziehung hervorragender Koryphäen, durch Flüssigmachung von Geldmitteln dem Baseler Schulwesen aufzuhelfen und damit, dem kosmopolitischen Charakter der Zeit dienend, die ganze Menschheit zu fördern. So war die Darstellung des Lebens eine dankbare Aufgabe. Verfasser, der bereits mit einer culturgeschichtlichen Studie über den Leipziger Studenten des 16. Jahrhunderts hervorgetreten ist, hat mit großer Selbstlosigkeit und Gründlichkeit die vielseitige, in Zeitungen und einzelnen Schriften verstreute gedruckte Literatur benutzt, aber auch handschriftliches, bisher wenig bekanntes Material mit Erfolg herangezogen. Dazu verleihen eine Reihe einzelner werthvoller Züge der Schrift ein weitergehendes Interesse. Iselin half Basedow die Wege ebnen; er war ein begeisterter Verehrer v. Rochow's; auch zu Wieland stand er in Beziehung, hat sogar Pestalozzi in seinem Werke Lienhard und Gertrud beeinflußt. Die Schrift hat aber noch eine allgemeine Bedeutung. Sie zeigt, wie die großen Ideen sich in kleinen Kreisen spiegelten und zur Verwirklichung drängten; sie ergänzt unsere Erkenntniß der Bestrebungen der Zeit und ist ein neuer Beweis, wie alle die Probleme, mit denen wir uns heute beschäftigen, im 18. Jahrhundert bereits zahlreiche Volkserzieher erfüllten; wie sehr wir mit unseren Bestrebungen auf dem Boden des 18. Jahrhunderts stehen. Von Interesse ist in dieser Richtung der größere 2. Theil des Heftes, der in 6 Abschnitten das Erziehungsziel, die psychologischen und anthropologischen Grundlagen der Erziehung, die Arten der Erziehung, die Erziehungsmittel, die weibliche Erziehung und die Erzieher behandelt. U.

— **Die Sachsenwarte.** Herausgeber **Arthur Pleißner**. Leipzig, Dr. Roßberg. Einzelnummer 25 ₰, vierteljährlich 2 ℳ 50 ₰. — Wir können uns hinsichtlich der uns jetzt vorliegenden Nummern 6—10 dem früheren Urtheile nur anschließen. Bezüglich eines Artikels, über den in Nr. 7 eine Art literarischer Fehde entstanden ist, können wir aber der Redaction sachlich nicht beipflichten. In jedem Menschen schlummern — weniger oder mehr — thierische Neigungen, welche sich aber, wenn auch naturalia non sunt turpia, deshalb noch nicht zur künstlerischen Behandlung eignen. Solche Artikel sollten in einem Blatte, welches sich nicht blos zu den anständigen rechnet, sondern auch höheren geistigen Interessen dienen will, ausgeschlossen sein. Die wenigen Leser, welche ein Blatt durch solche Reizmittel gewinnt, werden mehr als aufgewogen durch viele Andere, welch

sich dadurch abgestoßen fühlen. Und noch Eines! Wir wissen nicht, in welchen Beziehungen die Redaction zu Rudolf v. Gottschall steht, aber wir können es nicht billigen, wenn einem Manne gegenüber, der zahlreiche hervorragende Bühnenwerke geschaffen und sich auch als Literaturschriftsteller eine bedeutende Stellung erworben hat — von seinen Romanen wollen wir hier nicht reden —, ein solcher Ton angeschlagen wird, wie dies in Nr. 10 geschieht. Die Titelbilder, welche Leipziger Größen darstellen, werden Manchen und Manche interessiren. —tg—

— Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, herausgegeben von Armin Tille. Bd. I. Heft 3—12. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1900. S. 64—304. 8°. — Ueber den Plan und die Ziele der neuen Zeitschrift, deren erster Band jetzt abgeschlossen vorliegt, haben wir uns bereits in Nr. 5 der Wissenschaftlichen Beilage ausgesprochen. Die seitdem erschienenen Hefte zeigen, daß der Herausgeber sich redlich und mit Erfolg bemüht, das Organ in dem Sinne auszugestalten, in dem es begründet worden ist. Die kurzen Aufsätze, die es bietet, sind sämmtlich vortrefflich zur Orientirung der weiteren Kreise, an die es sich wendet, vor Allem der geschichtlichen Gesellschaften und Vereine, geeignet. Theilweise fassen sie besondere Quellengattungen ins Auge, zu deren Veröffentlichung und Verwerthung die landes- und ortsgeschichtliche Forschung vorzugsweise berufen ist. So handelt Tille über Stadtrechnungen, Oswald Redlich über Traditionsbücher, Julius Gmelin über die Verwerthung der Kirchenbücher; es werden nicht blos Uebersichten über die bisherige Arbeitsleistung auf dem betreffenden Gebiete gegeben, sondern auch Hinweise auf die noch auszufüllenden Lücken und Winke über die Art und Weise, wie zu verfahren ist. Für die Frage der Herstellung historisch-statistischer Grundkarten, mit der man sich, dank vor Allem der Anregung Thudichum's, jetzt in fast allen Theilen Deutschlands beschäftigt, kommt namentlich der Aufsatz von Rudolf Kötzschke über die Technik der Grundkarteneinzeichnung in Betracht, der als Grundlage für die weitere Verständigung auf diesem schwierigen Gebiete von entschiedenem Werthe ist; wir weisen daneben noch auf den Bericht über die Verhandlung der Conferenz deutscher landesgeschichtlicher Publicationsinstitute hin, die sich im April d. J. zu Leipzig eingehend mit der Angelegenheit und namentlich auch mit den neuerdings gegen die Verwendbarkeit der Grundkarten erhobenen Bedenken beschäftigte (S. 201 f.). Andere Verfasser geben Uebersichten über den Stand der gesammten landesgeschichtlichen Forschung in bestimmten Gebieten; so Martin Wehrmann für Pommern während des letzten Jahrzehnts, R. Hansen für Schleswig-Holstein; Karl Brunner „Fünfzig Jahre oberrheinischer Geschichtsforschung“ knüpft namentlich an die treffliche Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins an und würdigt die Verdienste ihres Begründers Franz Josef Mone. Mit Einzelfragen der Forschung beschäftigen sich S. Frankfurter, „Limesforschung in Oesterreich“, Herm. Forst, „Der Reichskrieg gegen die Türken im Jahre 1664“; Aloys Schulte beantwortet die Frage: „Wer war um 1430 der reichste Bürger in Schwaben und der Schweiz?“ dahin, daß er als solchen Lütfriet Muntprat in Constanz nachweist; er theilt dabei beachtenswerthe Beobachtungen zur Geschichte des Capitals und der Vermögensbildung mit. Vor Allem von methodischem Werthe sind die Studien von H. Witte zur Geschichte der deutsch-romanischen Sprachgrenze, von Hermann Wäschke über Ortsnamenforschung. Auch die Arbeit von Ernst Polaczek über die Denkmälerinventarisation in Deutschland gelangt nach einer Uebersicht über die jetzt so außerordentlich reichhaltige, aber aus Werken von sehr verschiedener Ausführung und sehr verschiedenem Werthe sich zusammensetzende Literatur zu einer Reihe allgemeiner Grundsätze, die sich aus der bisherigen Praxis ableiten lassen, und empfiehlt schließlich warm die Herstellung einer Kunsttopographie für Deutschland, wie sie neuerdings Dehio angeregt hat. Den Archiven, die ja für die landesgeschichtliche Forschung die Grundlagen bieten, ist besonders in den „Mittheilungen“ ein breiter Raum gewidmet; wir erfahren hier vielerlei über die Bestrebungen zur Inventarisation der kleinen Archive, über die Veröffentlichung von Archivinventaren u. dergl. m. Manchem willkommen wird der Aufsatz von Pius Wittmann über Archivbenutzungsordnungen sein, der besonders auf die liberale bayerische Benutzungsordnung vom 28. Februar 1899 hinweist; was er von den anderen deutschen Staaten sagt, bedarf freilich theilweise der Berichtigung und Ergänzung. Tille giebt einen Ueberblick über die seit 1893 stattfindenden Historikertage. Auf die mannigfachen kurzen Notizen über Versammlungen, Commissionen und Vereine, über Denkmalspflege und Museen, über allerhand wissenschaftliche Untersuchungen und literarische Erscheinungen auf geschichtlichem Gebiete können wir nicht näher eingehen; nur auf Lippert's Nachruf „Heinrich Theodor Flathe und seine Stellung in der sächsischen Geschichtschreibung“ wollen wir noch besonders hinweisen. An Reichhaltigkeit läßt das Bändchen nichts zu wünschen übrig, und was uns geboten wird, ist zumeist nützlich und gut. —m—

— Deutscher Kinderfreund. 22. Jahrgang, herausgegeben von Joh. Rinck und B. Rudert. Dresden, 1900. Expedition des Dtsch. Kinderfr., An der Kreuzkirche 15. Bezugspreis für das Jahr 2 ℳ 50 ₰, die einzelne Nummer 25 ₰, der ganze Jahrgang gebunden 4 ℳ, in Goldschnitt 5 ℳ. Probenummern werden auf Ersuchen kostenlos und postfrei zugesandt. — In den Tagen des Rationalismus und Philanthropinismus im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts war wohl der treffliche Friedrich Adolf Krummacher so ziemlich der einzige Schriftsteller, der es wagte, auch in der Jugendliteratur sich offen zu Christo zu bekennen. Im Ganzen lehnte es der herrschende Bildungshochmuth jener Zeit ab, seine pädagogische Weisheit aus der Bibel beziehen zu sollen. Das ist im Laufe des Jahrhunderts ganz anders geworden. Mag auch der und jener Jugendschriftsteller statt echter christlicher Frömmigkeit eine weibische und süßliche Moral predigen — zumal verschiedene sogenannte Backfischtanten leisten darin Bedeutendes —, überwiegend zeigt sich in den Jugendschriften der Gegenwart das ehrliche Streben, auch die Kinder schon in freundlichen und ernsten Worten hinzuweisen auf die wahren Quellen des Heils. Eine ganze Reihe von Namen ließe sich nennen von Schriftstellern, die den kindlichen und dabei doch männlich ernsten Ton vorzüglich treffen. Unter den Männern, die in dieser Richtung mit erfolgreichem Eifer arbeiten, nehmen die Herausgeber des Deutschen Kinderfreundes Johannes Rinck und Bernhard Rudert einen ehrenvollen Platz ein. Das bestätigt auch der zweiundzwanzigste Jahrgang dieser Monatsschrift für die Kinderwelt, der uns soeben in schönem Originaleinbande zugeht. Eine reiche Fülle von Erbaulichem und Beschaulichem, Unterhaltendem und Belehrendem, eine große Anzahl stimmungsvoller Bilder ist darin enthalten. Wir wollen es den Herausgebern gern glauben, daß es oft nicht geringe Mühe und Arbeit kostet, dafür zu sorgen, daß die neue Nummer des Kinderfreundes zu rechter Zeit fertig wird und in die Hände aller Derer gelangt, die in gespannter Erwartung seines Eintreffens harren. Hat er doch einen zahlreichen Stamm treuer Leser nicht blos in allen deutschen Landen, sondern weit darüber hinaus, so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt. Indem das Bewußtsein, an einem guten Werke zu schaffen, an einem Werke, dem reicher Segen hier und dort gewiß ist, mag ihnen die Mühe leicht machen. Herzlicher Dank gebührt auch allen übrigen fleißigen Mitarbeitern und wackeren Helferinnen, die durch ihre Beiträge die Mannigfaltigkeit des Inhaltes erhöhen, nicht zum Wenigsten den Malern und Zeichnern, die ihre Kunst in den Dienst der guten Sache stellen. Lustige Verslein, freundliche und ernste Bilder, sinnige Räthsel und Preisaufgaben, schöne Sprüche u. s. w. gesellen sich zu den Erzählungen und Betrachtungen. Und manch werthvoller Aufsatz vermittelt Kenntnisse in der vaterländischen und in der Kirchengeschichte, in Erdkunde, Naturgeschichte u. s. w., manche landschaftliche Schilderung öffnet den Kindern den Blick für die Herrlichkeiten der Erde. So wird mit glücklicher Hand neben dem ewigen Lebensbrode auch irdische Speise gereicht und trotz der Wahrung des christlichen Gepräges die Gefahr der Einseitigkeit vermieden. Wir haben schon manchem Jahrgange des Deutschen Kinderfreundes mit Freuden ein Geleitswort mitgegeben, wenn er sich in seinem schmucken Gewande bei uns einstellte. Wir wünschen auch dem neuesten Bande, er möge Eingang finden in viele deutsche Häuser und Dem den Weg bereiten helfen, der aller Kinder treuester Freund ist und dem in den Kinderherzen Wohnung zu machen das höchste und edelste Ziel aller Erziehung sein und bleiben muß.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 133. Dienstag, den 6. November, Abends. 1900.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

XXII. Hygiene und Volkswirthschaft; Heere und Flotten.

Im Palaste der Hygiene befindet sich ein freundliches, aber ganz einfaches Schlafzimmer mit weißgetünchten Wänden, waschbaren Gardinen, einer Messingbettstelle, einem Waschtisch, einer Commode und ein paar Stühlen. Nichts an ihm ist besonders hübsch oder auffallend, so daß man sich fragt, weshalb es wohl in die Ausstellung aufgenommen worden ist. Die Aufschrift löst das Räthsel. Der Aussteller ist der 70000 Mitglieder zählende „Touring-Club de France“, das Zimmer das „Modell eines Gastzimmers für ein Provinzhôtel“. Gastzimmer eines Provinzhôtels! Wer in der französischen Provinz gereist ist, der weiß, was das bedeutet. Das Essen ist leidlich, oft gut in diesen Wirthshäusern, der Wein sehr trinkbar, der Wirth zuvorkommend und die Gesellschaft heiter und angeregt — aber das Zimmer! Der Leser kennt vielleicht die Geschichte von dem braven Pußtasohne, der sich den Kopf darüber zerbrach, warum man sich die Hände alle Tage, das Gesicht nur manchmal und die Füße niemals wäscht. So ähnlich ist es mit diesen Stuben bestellt. Das Bett wird wohl meistens, wenn auch nur flüchtig gemacht, über den Fußteppich gleitet wohl ab und zu ein freundlicher Besen, der Betthimmel und die Gardinen dagegen — du lieber Himmel! ich glaube, die vererben sich vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Enkel ohne jemals ausgeklopft geschweige denn gründlich gereinigt zu werden. Ein sanfter Moderduft umfängt den müden Gast, wenn er sich unter diesen Himmel begiebt, der mit dem wirklichen Himmel nichts weiter gemein hat, als daß er sich ebenfalls über dem Menschen befindet. Welch fetter Boden für Mikroben aller Art! Wahrhaftig! der Touring-Club würde sich ein unsterbliches Verdienst erwerben, wenn er hier Wandel schaffte. Und er vermag es, denn er braucht nur aus seiner Hôtelliste unbarmherzig jedes Haus zu streichen, das den einfachsten Anforderungen der Hygiene nicht entspricht.

Es liegt mir fern, den Werth dieser Einzelheit, die unter den Badeeinrichtungen und Heizungsanlagen der Hygiene-Ausstellung völlig verschwindet und von weitaus den meisten Ausstellungsbesuchern gar nicht beachtet worden sein wird, zu übertreiben. Sie sollte nur ein Beispiel dafür sein, welche Anregungen und Lehren man auch aus scheinbar ganz unbedeutenden Gegenständen dieser wunderbaren und von Tag zu Tag wunderbarer erscheinenden Ausstellung zu ziehen vermag. Und dabei komme ich wieder auf mein Lieblingsthema. Ich verkenne nicht den Werth der künstlerischen und kunstgewerblichen Erzeugnisse und ich staune vor dem Genie unserer Ingenieure: die größten und werthvollsten Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts aber scheinen mir auf dem Gebiete der Hygiene und der Volkswirthschaft zu liegen. Man vertiefe sich in die Ausstellung des Lebenswerkes des großen Pasteur. Da steht unter Anderm, daß in einem Zeitraume von 13 Jahren von 21631 an den früher für unheilbar gehaltenen und auf Grund der Entdeckung von Pasteur geimpften Personen nur 99 gestorben sind. Nebenan in der deutschen Abtheilung liest man, daß die Zahl der Sterbefälle an Diphtherie sich nach der Einführung der Serumbehandlung um fast zwei Drittel vermindert hat. Wer gäbe dafür nicht z. B. das Telephon hin! Noch deutlicher sprechen die Zahlen der Impfstatistik. 1867—1871 starben noch 81000, 1872—1876 78000 Personen an den Pocken, nach der Einführung des Reichsimpfgesetzes waren es 1877 bis 1881 nur noch 2315, 1897 aber im ganzen Deutschen Reiche nur noch 5! Und wenn man die Zahlen des Reichsgesundheitsamtes studirt hat, dann gehe man hinüber auf das andere Seine-Ufer in das Palais de l'Economie sociale und vertiefe sich in das Riesenwerk der deutschen Alters- und Invaliditätsversicherung! Oder man sehe nebenan, was die russischen Temperenzgesellschaften leisten! 1898, nach dreijährigem Bestehen, besaßen sie bereits 1713 Theeschänken, 747 Volksbibliotheken, 501 Concert- und Vortragssäle und 91 Volkstheater. Sie wurden 1900 vom Staate mit 6 Millionen Mark unterstützt. Und wieder nebenan bei Schweden finden wir eine Tabelle, die die Abnahme der Todesfälle in der Stadt Stockholm im Verhältniß zur Zunahme der Versorgung mit Quellwasser darstellt. Binnen kurzer Zeit ist die schwedische Hauptstadt dadurch aus einer der ungesündesten zu einer der gesündesten Städte Europas geworden. Das sind nur so ein paar auf gut Glück aus der Menge herausgegriffene Dinge. In diesen Abtheilungen Alles zu studiren, würde Monate, es zu beschreiben, ganze Bände erfordern.

Der architektonischen Gliederung nach ist der Hygienepalast eigentlich nur ein Annex des riesigen Baues der Heere und Flotten. Hat man nebeneinander zeigen wollen, daß der menschliche Geist im Zerstören ebenso erfindungsreich ist wie im Erhalten? Ueberall starren uns ungeheure Kanonenrohre entgegen, stoßen wir auf ganze Pyramiden centnerschwerer Geschosse. Während gegenüber die Vorbereitungen für den Friedenscongreß getroffen wurden, theilte man hier Medaillen für die wirksamsten Vernichtungswerkzeuge aus. Allerdings will sie jeder Staat natürlich zuerst als Vertheidigungsmittel betrachtet wissen. Und neben den neuen Feldgeschützen stehen die Sanitätswagen des rothen Kreuzes, neben dem Pavillon von Viggers Maxim & Cie. steht der Pavillon der Vereinigung der Damen Frankreichs mit seiner Aufstapelung von Verbandszeug jeder Art. Maxim und Schneider in Le Creusot erregen die größte Aufmerksamkeit — Krupp hat bekanntlich nicht ausgestellt —, doch mit den entgegengesetzten Mitteln. Sie stehen nebeneinander wie der Zwerg neben dem Riesen. Neu ist der Zwerg Maxim mit seiner neuesten tragbaren Mitrailleuse, die sechshundert Schuß in der Minute abzugeben vermag, nicht minder unheimlich als der Riese mit seinen ungeheuren Feuerschlünden. Neben den beiden fällt die prachtvolle Gewehrausstellung des Oesterreichers v. Mannlicher am meisten in die Augen. Aus der französischen Abtheilung sei außerdem die umfangreiche Ausstellung von Automobilwagen aller Art für militärische Zwecke hervorgehoben. In der retrospectiven Abtheilung fesseln weniger die Rüstungen, Uniformen und Waffen als die Schränke und Glaskästen mit Erinnerungen an die Helden der Revolutionszeit und des ersten Kaiserreichs die allgemeine Aufmerksamkeit. Am dichtesten werden natürlich die Stücke aus dem Besitze des großen Kaisers umdrängt, sein Dreimaster, seine Pistolen, der Säbel, den er bei Abukir trug, sein Siegel, sein Feldschreibzeug, die Haare von ihm, der Kaiserin und dem König von Rom, von dem ja jetzt infolge des „Aiglon“ der Sarah Bernhardt wieder so viel die Rede ist. Auf der einen Seite schließt sich an diese Säle ein sehr hübsches von den Militärschneidern zusammengestelltes Panorama mit den Uniformen des heutigen französischen Heeres, auf der anderen Seite die schon früher besprochene deutsche Uniformen-Sammlung. Auch Rußland und die Türkei haben Uniformen ausgestellt.

Neben dem Palaste der Heere und Flotten erhebt sich ein sehr hübsches kleineres Gebäude, dessen Inhalt zwar in eine ganz andere Gruppe, nämlich die der Transportmittel gehört, aber sich trotzdem sehr gut anreiht, das Gebäude der Handelsschifffahrt.

Natürlich enthält es vor allen Dingen eine riesige Anzahl prächtig ausgeführter Schiffsmodelle. Alle großen Gesellschaften, die deutschen wie die englischen, die französischen wie die amerikanischen, die norwegischen, die holländischen u. s. w. haben sich an der Ausstellung betheiligt. Dazu kommen drei kleine historische Modellausstellungen, die der französischen „Centennale“, die der Messageries maritimes und die der Lübecker Schiffergesellschaft. Wie die Jury über die Leistungen der verschiedenen Nationen gedacht hat, wird man erst ersehen können, wenn die gedruckten Berichte vorliegen. Die größten französischen und deutschen Aussteller waren nämlich „hors concours“. Doch kann man aus dem Umstande, daß ihre Chefingenieure große Preise erhalten haben, gewisse Schlüsse ziehen. Ob diese hohe Auszeichnung bei der Compagnie transatlantique am Platze war, ist mindestens zweifelhaft; haben sich doch deren Amerikadampfer in den letzten Jahren von denen der anderen großen Nationen fast in jeder Beziehung überholen lassen. Mehrere große englische Gesellschaften und die Norweger haben außerdem die höchste Auszeichnung erhalten. Daneben nehmen sich die goldenen Medaillen der amerikanischen International Navigation und der Holland-Amerika-Linie fast wie Schlappen aus. Der Neuyorker Yachtclub steht dagegen auf seinem Gebiete an allererster Stelle, weit vor dem französischen Concurrenten. Schöne Ruderboote hat vor Allem England geschickt. Einen sehr großen Raum nehmen die Rettungsapparate aller Art ein, hauptsächlich wohl wegen des von den Erben des verunglückten Ehepaares Pollock gestiften Preises von 100000 Francs. Auf was für sonderbare Ideen man dabei kommen kann, zeigt das Beispiel eines Schweizer Ingenieurs. Dieser hat einen ungeheuren mit einem Kautschukmantel verbundenen Schwimmgürtel construirt, in dem er ansehnliche Vorräthe von Troponbiscuits und Troponchocolade mit sich führen kann. Kürzlich hat er sich in ihm angeblich vierzehn Tage im Wasser herumgetrieben, und demnächst will er diese neue Art Kneippkur auf einen vollen Monat ausdehnen. Wie sich aber nun der Erfinder die praktische Anwendung (die eben geschilderte kann man doch unmöglich als praktisch bezeichnen) denkt, ist mir nicht ganz klar geworden. Will er nun immer auf dem Schiff mit diesem unförmlichen Ding herumlaufen? Denn im Augenblick der Noth wird selten Zeit sein es anzulegen. Schöne und vollständige Ausstellungen haben die französischen und russischen Rettungsgesellschaften veranstaltet. Die Ausstellung der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger befindet sich im Annex von Vincennes.

Der Schwerpunkt der Schiffahrtsabtheilung liegt nicht in dem Hauptgebäude, sondern in den Sonderbauten dahinter. Am wenigsten bedeutend ist die Jubiläumsausstellung der 1850 gegründeten Messageries maritimes. Der Pavillon der Vereinigten Staaten mit seiner lehrreichen und unterhaltenden Darstellung der Entwickelung des amerikanischen Postwesens gehört wohl zu Gruppe VI, aber nicht zu unserer Classe. Aeußerst geschmackvoll ist der kleine Kuppelbau der englischen Peninsular and Oriental Steam Navigation, den der Maler Moira mit interessanten decorativen Gemälden und der Bildhauer Jenkins mit reizvollen Skulpturen geschmückt haben. Den Vogel aber hat der weniger vornehme und weniger künstlerische aber äußerst fröhliche und so recht nach deutscher Kraft und Wagelust ausschauende deutsche Schiffahrtspavillon abgeschossen. Ich habe früher schon flüchtig auf ihn hingewiesen. An einen hohen Leuchtthurm, von dem aus des Abends der mächtigste Scheinwerfer der gesammten Ausstellung seine Strahlen aussendet, lehnt sich ein in munteren Farben gehaltener echt niederdeutscher Fachwerkbau an. Um ihn zieht sich ein Fries von Carl Becker in Düsseldorf, der die deutschen Schiffe auf der Fahrt nach Neuyork zeigt. Zwei stämmige Matrosen bewachen den Eingang mit dem Kaiserworte: Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser. Drinnen erblicken wir in der Mitte der von grünen Geländern umzogenen Halle einen gewaltigen Globus mit der Darstellung der deutschen Dampferlinien, den ein bis zur Brust aus der Erde ragender Riese in der nervigen Faust hält. Vor dieser Gruppe steht auf einem Rundbau ein Model des gewaltigen Verwaltungshauses des Norddeutschen Lloyd inmitten von äußerst zierlichen Nachbildungen der sämmtlichen Schiffe der Gesellschaft. An den Seiten der Halle finden wir weitere Schiffsmodelle. Am meisten bewundert wird unter ihnen natürlich das der berühmten „Deutschland“. Daneben ist eine Nachbildung der prächtigen und im Gegensatz zu so vielen Schiffsräumen nicht überladenen Speise- und Gesellschaftssäle ausgestellt. Im ersten Stock fällt zunächst die trefflich und peinlich genau ausgeführte Nachbildung des Hamburger Hafens in's Auge. Tabellen an den Wänden zeigen uns die Entwickelung dieses Hafens, der in wenigen Jahrzehnten alle seine Concurrenten auf dem Festlande überflügelt hat und in Europa nur noch dem Londoner nachsteht. Da sehen wir zum Beispiel, daß die Anzahl der eingelaufenen Schiffe von 5439 im Jahre 1871 sich auf 13312 im Jahre 1899 vermehrt hat. Und noch größer ist der Fortschritt, wenn wir den Nutzraum dieser Schiffe in's Auge fassen, nämlich von 1887505 auf 7765950 Cubikmeter. Der Werth der See-Einfuhr hat sich in einem halben Jahrhundert verzehnfacht, der der See-Ausfuhr sogar verzwölffacht. Welches andere Volk könnte diesem Aufschwunge etwas Aehnliches an die Seite stellen!

Damit wären wir am Ende unserer Spaziergänge angelangt. Vieles konnte nur flüchtig besucht, Manches mußte ganz unbeachtet gelassen werden. Vor Allem wird der Leser eine große Lücke empfunden haben: ich habe so gut wie nichts von den bildenden Künsten erzählt. Das hat seine besondere Bewandtniß. Erstens ist mir der reiche Inhalt der beiden Kunstpaläste während des ganzen Zeitraumes wie eine besondere, mit der anderen nur in einem losen Zusammenhang stehende Ausstellung vorgekommen. Dann aber wäre es mir nicht möglich gewesen, über sie, ebenso wie über die anderen Gruppen zu schreiben. Es kommen dabei zu viel geistige und culturelle Fragen in Betracht, die man nicht nur obenhin streifen kann. Das Lebenswerk eines Rodin, die Werke des Schweden Zorn, des Dänen Kroyer, des Amerikaners Whistler lassen sich nicht mit ein paar Worten abthun. Die beiden wundervollen retrospectiven Ausstellungen der französischen Kunst aber hätten jede mindestens zwei Aufsätze erfordert. So wäre eine ganze zweite Serie von Aufsätzen entstanden. Endlich aber ist es immer eine mißliche Sache, über Kunst zu schreiben, wenn man keine Abbildungen beigeben kann. Er möge denn der freundliche Leser entschuldigen, wenn ich ihn bitte, zur Ergänzung eine der zahlreichen Kunstzeitschriften oder Wochen- und Monatsschriften zur Hand zu nehmen. Ich selbst habe mich an zwei Stellen ausführlich über die Kunst auf der Ausstellung ausgelassen. — Fürs nächste Mal noch eine kurze Schlußbetrachtung.

Eine Kunstgeschichte der europäischen Gesammtentwickelung.*)

Um dem merkwürdigen, aber durch und durch ernsthaften Buche von vornherein gerecht gegenüber zu treten, wollen wir die sich zunächst aufdrängende Frage: was will sein Verfasser? durch ihn selbst beantworten lassen. Kurt Breysig, a. o. Professor an der Berliner Universität und durch Aufsätze in der Zukunft u. s. w. auch weiteren Kreisen bekannt, verfolgt mit seinem Werke dreierlei. Erstens will er, die Schranken einer national begrenzten Geschichtschreibung durchbrechend, die europäische Entwickelung (die nach seiner Ansicht in den wichtigsten und reichsten Zeitaltern die universale sei) darstellen, indem er als die drei Wurzeln der gegenwärtigen Cultur die hellenische Geistescultur, die römische Staatscultur und die jüdisch-christliche Religionscultur in den Bereich seiner Schilderung einbezieht, um dann erst der germanisch-romanischen und der slavischen Geschichte gerecht zu werden, wobei aus einer Vergleichung der Schicksale der einzelnen führenden Nationen überall die gemeineuropäische Entwickelung herausgeholt werden soll, ohne doch die Grenzen der einzelnen Volksthümer dadurch zu verwischen. Zweitens will er die staatlich-wirthschaftlich-sociale und die geistige Entwickelung zu einer Art universaler Einheit zusammenfassen. Drittens will er thatsächlich entwickeln, d. h. die großen Zusammenhänge, die langen Ereignißreihen vorführen und betonen. Ein Programm, dem man

*) Kulturgeschichte der Neuzeit. Vergleichende Entwickelungsgeschichte der führenden Völker Europas und ihres sozialen und geistigen Lebens von Kurt Breysig. Erster Band: Aufgaben und Maaßstäbe. [Auch unter dem Titel: Aufgaben und Maaßstäbe einer allgemeinen Geschichtsschreibung. Ziele der Forschung; Umrisse einer historischen Staats- und Gesellschafts-, Kunst- und Wissenschaftslehre.] XXXV, 291 S.; 8°. Preis: 6 ℳ — Zweiter Band: Alterthum und Mittelalter, Erste Hälfte. [Auch unter dem Titel: Alterthum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit. Zwei Jahrtausende europäischer Geschichte im Ueberblick. Ein universalgeschichtlicher Versuch. Erste Hälfte: Urzeit—Griechen—Römer.] XXIII, 518 S.; 8°. Preis: 8 ℳ. Berlin, Georg Bondi, 1900 und 1901.

eine gewisse Großartigkeit kaum absprechen, angesichts dessen man nur aufrichtig wünschen kann, daß dem Wollen das Vollbringen beschieden sein möge. Wie steht es nun mit dieser Ausführung, soweit es sich an der Hand des ersten ganzen und des ersten halben Bandes erkennen läßt? Ich kann nicht behaupten, daß ich dem Verfasser immer und überall zustimmen könnte; aber so viel will ich doch meiner Beurtheilung vorausschicken: die Schwächen und Mängel verschwinden beinahe hinter den zahlreichen und unbestreitbaren Vorzügen dieser Leistung. Breysig's Werk ist nicht dazu angethan, um ein überzähliges Schlummerstündchen angenehm mit leichter Lectüre auszufüllen; man ist vielmehr genöthigt, es des Oesteren bei Seite zu legen, um die darin ausgeführten Gedankenreihen und Schlüsse gehörig zu verarbeiten — doch immer wieder (wenigstens ist mir's so gegangen) lockte mich das Buch und zwang mich förmlich, weiter und weiter darin vorwärts zu kommen und in seinen Inhalt einzudringen. Mehr aber wird man von so schwerer Literatur kaum verlangen dürfen; und schon daraus geht hervor, daß die Schreibweise dem behandelten Gegenstande zum Trotze sehr fließend sein muß. Im Einzelnen freilich möchte ich folgende Bedenken nicht unterdrücken. Es giebt Leute, die Friedrich Ratzel's theoretischen Werken vorwerfen, sie enthielten zu viel „Binsenwahrheiten" oder machten davon zu viel Aufhebens, hier bei Breysig wird man es jedenfalls gewahr, daß unter dem Deckmantel geistreichelnder Erörterungen, pardon! Argumentationen (Breysig liebt nämlich die Fremdwörter inniger noch als Karl Lamprecht), nach Aufbietung ungeheuer gelehrten Apparats verblüffend einfache Schlußergebnisse (vgl. S. 108 das Resultat: jeder Herrenstand setzt einen dienenden voraus) dargeboten werden. Um etwas recht eindringlich vor Augen zu stellen, scheut Breysig selbst vor offenbaren Wiederholungen nicht zurück; vgl. S. 105: jenem (dem Personal-Individualismus) wohnt die Tendenz inne, die Menschen abzustufen, diesem (dem Individual-Individualismus!!), sie auszugleichen, dieselbe Wendung begegnet uns 9 Zeilen später. Breysig liebt die Antithesen, weidet sich an grellen Contrasten. Nachdem er zur Klarmachung des eigentlich keiner Erklärung bedürftigen Satzes: Der Reichthum hebt den Einzelnen nicht nur wirthschaftlich aus der Masse, sondern giebt ihm auch politische Macht, eine ganze Seite (104) verbraucht hat, läßt er sich dazu verführen, „masseindividualistische" Strömungen dort zu erkennen, wo der nüchterne Menschenverstand nur communistische Bewegungen erblickt; eine Bestrebung, die darauf zielt, die Güter dieses Lebens Vielen, am liebsten Allen zu Theil werden zu lassen und das Durchschnittsmaß zur allgemeinen Richtschnur zu machen, eine solche Richtung überhaupt noch unter den Begriff Individualismus zu subsumiren — blos deshalb, weil Alle, Jeder, der Durchschnittsmensch allerdings auch „Individuen" zu sein pflegen, das nenne ich hypergeistreich (vgl. auch II, S. 456: „Dem Verfall ist zuweilen die Reaction vorangegangen" — dann ist es eben keine Reaction mehr! übrigens scheint es mir, als ob dort Br. Wirkung und Ursache miteinander verwechselt habe). Derartige Wortspielereien werden zwar die große Menge blenden, einen ernsten Leser jedoch machen sie nur lächeln. So ist mir's auch bei dem Diz'schen „Egoismus" gegangen, worin selbst dem ausgesprochensten Altruismus noch ein Tröpfchen Egoismus entquetscht wurde. Nach dieser Methode freilich läßt sich Alles beweisen; namentlich läßt sich danach gut etikettiren und einschachteln. Breysig sollte sich dies Verfahren nicht auch noch zum Verdienst anrechnen (vgl. S. 96, Anmerkung)! Eine weitere Schwäche, die der Verfasser an mehreren Stellen documentirt (I, S. 40, 80), ist die bei vielen Historikern, die sich nicht genügend mit der Ethnologie befaßt haben, anzutreffende Ueberhebung des Europäers, sein Stolz und Hochmuth gegenüber allen anderen Culturen und Halbculturen. Wenn Br. behauptet, bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts seien die repräsentativen Völker Europas auch die Träger der menschlichen Cultur gewesen, so wird ihn Heinrich Schurtzen's „Urgeschichte der Cultur" schnell eines Besseren belehren. Ebensowenig begründet ist die Prophezeiung, daß die Menschheit im Ganzen niemals als solche eine Rolle spielen werde; die Gesammtheit der von Europäern abstammenden und europäisirten Völker werde nämlich den bisher noch zurückgebliebenen, kaum allzu beträchtlichen Rest (!!) aufsaugen und sich einverleiben — glaubt Br. wirklich, daß nach dieser Riesenmahlzeit der europäische Magen noch verdauungsfähig bleiben würde? (Dieselbe Meinung, zunächst als „Aberglaube" gekennzeichnet, begegnet auch Band II, S. 17, obwohl auf der nächsten Seite zugegeben wird, daß eine tiefe Verschiedenheit der Weltauffassung den heutigen Orientalen von den einfachsten und allgemeinsten Voraussetzungen unseres Innenlebens und äußeren Verhaltens weit abrücke.) Es thut nicht gut, wenn ein Nichtsalshistoriker die Ethnologie einfach an die Wand drücken will. — Neben diesen Ausstellungen habe ich aber eine ganze Anzahl von treffenden, ja trefflichen Beobachtungen zu verzeichnen. So, wenn Br. alle Versuche, für die Räthsel des Daseins haltbare Lösungen zu schaffen (Versuche, woran er sich übrigens sozusagen selbst mit betheiligt), weder nach ihrem Zweck noch nach dem größern Theil ihrer Mittel der Wissenschaft zuspricht, sondern halb als Kunst- und Phantasiewerk bezeichnet (vgl. auch Vorwort S. XIII bis XIV) — Kunst oder Glaube, doch keine Wissenschaft, das ist auch meine Ueberzeugung von der wahren Natur dieser Gedankenspiele. Oder, wenn Breysig den Werth der Vergleichung lobt. Obwohl wieder nicht zu verkennen ist, daß er nicht davor gefeit ist, die Vergleichung gelegentlich zu übertreiben. So nimmt in seinem Werke der Gedanke, daß sich gewisse Stufen der Entwickelung bei den von ihm behandelten Völkergruppen in paralleler Anordnung wiederholen, einen breiten Raum ein; und in einem Aufsatze, der kürzlich von ihm im „Lotsen" (I, 1) erschienen ist, führt er ihn (auf S. 15) weiter aus. Darnach sollen Urzeit, Alterthum, frühes und spätes Mittelalter, neuere und neueste Zeit bei den Griechen, bei den Römern und bei den Germanen zu constatiren sein, freilich unter dem Vorbehalte, daß nur die germanische Entwickelung alle Abschnitte aufweise, während in der römischen Geschichte die zwei ersten ganz und der dritte halb, in der griechischen wenigstens der erste ganz und der zweite halb verhüllt seien. Nun frage ich aber angesichts solcher Verclausulirung: welchen Werth hat dann noch die Constatirung jener Parallele? Hand auf's Herz, gar keinen; weder praktisch noch theoretisch kann sie unsere Erkenntniß fördern. Dagegen bin ich wieder ganz und gar einverstanden mit dem Verfasser, wie er (auf S. 225) das Princip der Entwickelung oder Causalität auseinandersetzt. Weniger gefallen mir schon die Ausführungen über Typus (S. 228; die Lamprecht besser gefallen werden), über Abstraction (S. 229) und Gesetz (S. 231); die Anerkennung der Deduction wird Adolf Bastian nicht befriedigen. Daß Breysig darauf verzichtet, die ostasiatischen, mittel- und südafrikanischen, amerikanischen Culturen zu berücksichtigen (II, 17), kann ich in Anbetracht seines besonderen Zweckes, der toto coelo (um mich eines Lamprecht'schen Lieblingsausdruckes zu bedienen) von dem meiner Weltgeschichte verschieden ist, nur gut heißen; desgleichen finden seine sehr berechtigten, nur etwas in die Breite gezogenen Ausfälle gegen die gänzlich veraltete Eintheilung Alterthum — Mittelalter — Neuzeit durchaus meinen Beifall. Das Eintheilungsprincip allerdings: die Culturstufe (à la Vierkandt, mit starken Anklängen an Morgan'sche Schematisirungen), kann mir nicht recht imponiren, da seinen Vorzügen zu dunkle Schattenseiten gegenüberstehen. — Versuchen wir hiernach, ein Generalurtel zu fällen. Auf den Schultern von Darwin (Entwickelung), Nitzsch (Entwickelungsstufen) und Lamprecht (Typus und Gesetz), von Burckhardt (geistige Cultur), Schmoller (sociale Cultur) und von Nietzsche (Persönlichkeit) stehend, ist Breysig, trotz seiner in vieler Beziehung an den (ausdrücklich — Vorwort, S. XVII — von ihm abgewiesenen) Houston S. Chamberlain erinnernden retrogressiven Disposition, vermöge der geistigen Durchdringung des von ihm beherrschten Stoffs im Begriff, ein Werk zu schaffen, das in seiner großartigen Universalität ein Gegenstück zu Lamprecht's „Deutscher Geschichte" werden wird, ein Werk, das seiner künstlerischen Conception wegen verdient, eine Kunstgeschichte der europäischen Gesammtentwickelung genannt zu werden. Ht.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Der juristische Vorbereitungsdienst in Preußen von Hermann Daubenspeck, Reichsgerichtsrath a. D. Berlin 1900, Franz Vahlen. Geb. 20 ℳ. — Das Buch soll einem zweifachen Zweck dienen: die Referendare in die Praxis einführen und ihnen eine Uebersicht der ihrer wartenden Geschäfte geben, aber auch denen, die mit der Ausbildung der Referendare beauftragt sind, ein Hilfsmittel bei der Unterweisung bieten. Nach beiden Richtungen füllt das Werk eine fühlbare Lücke aus. Es zeugt eben so sehr von der eminenten Sachkenntniß des Verfassers wie von seinem Verständnisse für die Bedürfnisse des jungen Praktikers. Vielleicht hätte nur in wörtlichen Citaten ganzer Gesetzestheile etwas mehr Beschränkung geübt werden

können. Aufgefallen ist uns: der Verfasser nennt den bekannten Prozessualisten stets Binkemeyer; der Landstreicher wird nicht mit Gefängniß bestraft (S. 176); die scharfe Betonung der „parteiähnlichen“ Stellung der Staatsanwaltschaft kann den jungen Anfänger leicht zu einer grundsätzlich falschen Auffassung seiner späteren amtlichen Aufgabe veranlassen und ist in ihrer Exemplificirung gerade auf die höchste Instanz (S. 746) sicher unzutreffend. N—l.

— Rosenzweig, J. Assyrische Sprachlehre und Keilschriftkunde für das Selbststudium. Aus „Die Kunst der Polyglottie“ (Band 66). Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag s. d. — In dem uns vorliegenden Buche kann der Verfasser seine Aufgabe, den Autodidakten in die „Geheimnisse“ der Keilschrift assyrischer Sprachdenkmäler einzuführen, im Ganzen als gelöst betrachten, obwohl es für den Selbstunterricht wohl empfehlenswerth gewesen wäre, neben den assyrischen Zeichen auch die Transscription (namentlich des Verbs) zu geben. Die Transscription des Verfassers ist ausreichend und gut durchgeführt; warum er mit der für die semitischen Sprachen eingebürgerten Reihenfolge in der Personenaufzählung bei der Conjugation gebrochen, ist nicht einzusehen. Es würde sich auch empfohlen haben, noch nicht genügend erklärte bezw. unbelegte Formen (z. B. 2. Plur. Fem. des Permansivs) als solche zu bezeichnen. Doch kann man selbst in Orientalistenkreisen die Herausgabe dieser kleinen und billigen Grammatik mit Freuden begrüßen. E. M—ó.

— Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins mit Bildern aus Freibergs Vergangenheit. Herausgegeben von Konrad Knebel, Vorstand. 36. Heft: 1899. Freiberg i./S., Gerlach'sche Buchdruckerei (Heinr. Gerlach). 1900. 164 SS. 8°. — Der Freiberger Alterthumsverein, der seit seiner Gründung (1860) mit dem Kgl. Sächs. Alterthumsverein als Zweigverein in naher Beziehung steht, hat letzteren zu seinem 75jährigen Jubiläum das 36. Heft seiner Mittheilungen gewidmet. Ein an den Jubelverein gerichtetes Sonett von Reinhold Milde und ein einleitender Aufsatz, in dem der Herausgeber in herzlichen Worten die Verdienste des Sächs. Alterthumsvereins um die vaterländische Kunstgeschichte schildert, sprechen die Glückwünsche des Freiberger Vereins aus. Den größten Theil des Heftes füllt ein dankenswerther Aufsatz Konrad Knebel's über die Mal- und Zeichenkunst in Freiberg, der sich an desselben Beiträge zur Geschichte der Goldschmiedekunst und der Bau- und Bildhauerkunst in Freiberg (Heft 31 u. 34) würdig anschließt. Er giebt zunächst eine Uebersicht über die in und um Freiberg nachweisbaren Werke der Malerei. Mit der Bemalung der im Dresdner Alterthumsmuseum vorhandenen romanischen Christusgruppe und der goldenen Pforte anfangend, bespricht Knebel dann die Tafelgemälde des 14. und 15. Jahrhunderts und verweilt besonders bei der hier wie sonst im Lande so fruchtbaren Zeit der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, die eine Einwirkung der fränkischen Schule, besonders Lukas Cranach's, erkennen läßt; für seinen Schüler hält er den durch seine inhaltreichen Briefe an Stephan Roth in Zwickau bekannten Valentin Elner, um den sich zahlreiche andere Künstler gruppiren. Eine Reihe von Werken dieser Zeit wie des späteren 16. Jahrhunderts werden aufgezählt. Besonders eingehend behandelt Knebel die Porträtsammlungen des Schlosses Freudenstein, von der so gut wie nichts erhalten ist, des Bergamthauses, der Bergakademie, die Fürstengalerie des Rathhauses, die Bilder im Museum des Freiberger Alterthumsvereins. In einem II. Abschnitt folgen in zeitlicher Anordnung die einzelnen Künstler und Handwerker, die aus Freiberg stammten, hier lebten oder wirkten, vom 14. bis ins 18. Jahrhundert; mit bienenmäßigem Fleiße hat der Verfasser aus dem Freiberger Rathsarchiv, dem Dresdner Staatsarchiv und aus vielen anderen Quellen eine erstaunliche Menge biographischen Materials zusammengetragen. Beigefügt sind der Abhandlung Lichtdrucknachbildungen einer Kreuzigungsgruppe aus der Kirche St. Johannis und zweier Altarflügel aus der Kirche zu Großhartmannsdorf, sämmtlich Werke von etwa 1520. — Bergamtsrath Wappler macht aus den Acten des Oberbergamts Mittheilungen über die „drei Kreuze“ zwischen Freiberg und Brand. Ihr Ursprung ist unbekannt; die überlieferten Sagen machen einen wenig vertrauenswürdigen Eindruck. Die ältesten glaubhaften Angaben finden sich in Möller's Chronik; außerdem sind urkundliche Nachrichten über die Wiederherstellung der Kreuze aus den Jahren 1608, 1688, 1740, 1742 f., 1777 vorhanden. Das Interessanteste ist, daß 1688 der Bildhauer Theodor Meyer geschnitzte Figuren für die Kreuze hergestellt hat, von denen sich die Christus-Figur und theilweise die eine Schächerfigur — jetzt im Museum des Freiberger Alterthumsverein und in unserm Hefte abgebildet — erhalten haben. — Dem berühmten Componisten Andreas Hammerschmidt, geboren um 1612 zu Brüx, 1634—1639 Organist an der Petrikirche in Freiberg und seitdem bis zu seinem Tode (1675) Organist in Zittau, widmet Anton Wilhelm Schmidt eine auf fleißiger archivalischer Forschung beruhende biographische Studie. Endlich haben B. Richter eine kurze Geschichte der Wittwen- und Waisencasse am Gymnasium Albertinum und der Knabenbürgerschule zu Freiberg 1712—1900 und Theodor Distel kleine Mittheilungen über den ältesten Stich des Moritz-Denkmals im Freiberger Dome (von Wolf Meyerpeck 1569), über ein Porträt des Herzogs Severin von Sachsen († 1533), ein Porträt Gottfried Silbermann's, über das verschollene Tizian'sche Porträt des Herzogs Moritz und eine Sammlung von sächsischen Fürstenporträts im Schlosse zu Celle gegeben. —m—

— Schönburgische Geschichtsblätter. Vierteljahrsschrift zur Erforschung und Pflege der Geschichte der Schönburgischen Receß- und Lehnsherrschaften. Redigirt von Dr. Reinhold Hofmann. 6. Jahrgang. 1899/1900. Heft 3. 4. Waldenburg i/S., E. Kästner. 8°. — Als wir i. J. 1894 das erste Heft dieser Zeitschrift anzeigten, glaubten wir nicht, daß sie es bis auf 6 Jahrgänge bringen würde. Wenn sich doch immer noch neues Material findet, so ist dies in erster Linie das Verdienst des fleißigen Redacteurs. Freilich muß man auch manchen recht bescheidenen Beitrag mit in Kauf nehmen. Die beiden vorliegenden Hefte verdanken wieder die meisten Arbeiten dem Schönburgischen Specialforscher Theodor Schön. Seine „Beiträge zur Geschichte des Schützenwesens im Schönburgischen“ enthalten nach einer ziemlich ausführlichen Einleitung über Schützengesellschaften und Schützenfeste im Allgemeinen Nachweisungen über das Interesse, das verschiedene Mitglieder des Hauses diesen löblichen Bestrebungen entgegenbrachten; die älteste Schönburgische Schützenordnung ist die Wolf's von Schönburg für das damals Schönburgische Städtchen Wehlen von 1527. Es folgen dann zahlreiche chronikalische und archivalische Nachrichten über die Schützengesellschaften und Schützenfeste in 14 Schönburgischen Ortschaften; besonders reich sind sie für Glauchau, Waldenburg, Hartenstein und Meerane, wo die Gesellschaften bis ins 16. Jahrh. zurückverfolgt werden können. Kürzere Mittheilungen macht Schön über einen 1720 von G. Wagner erbauten Kupferhammer bei Glauchau, der nur wenige Jahre bestand, über chronikalische Aufzeichnungen zur Geschichte des Hauses Schönburg 1532—1545 aus einem Copialbuch der Gesammtkanzlei, über eine das Kloster Remse betreffende Urkunde von 1407, die übrigens bereits in Mitzschke's Urkundenbuch des Klosters Bürgel gedruckt ist. Reinh. Hofmann giebt, hauptsächlich nach handschriftlichen Aufzeichnungen des Zwickauer Chronisten Herzog, Beiträge zur Schönburgischen Kirchen- und Schulgeschichte, die dem künftigen Bearbeiter des betreffenden Bandes der Neuen Sächsischen Kirchengalerie sehr willkommen sein werden; Hugo Colditz fügt einige Notizen zur Kirchen- und Schulgeschichte von Lichtenstein hinzu. Die Angaben über die Baugeschichte des Schlosses Waldenburg von E. K. beziehen sich lediglich auf den Neubau des Schlosses 1857 fgg.; beachtenswerth sind die beiden hübschen Abbildungen des alten, bekanntlich 1848 zerstörten Schlosses. Nach einem 1663 begonnenen, im Gemeindearchiv zu Altstadt-Waldenburg befindlichen Buche theilt F. R(esch) eine Niederschrift über die Anstellung des dortigen Nachtwächters und Todtengräbers 1822 und Nachrichten über die ersten Leichentücher der Gemeinde (1663) mit. Die Hefte enthalten endlich noch ziemlich dürftige biographische Nachrichten über Wolf III. Herrn von Schönburg zu Penig, Rochsburg u. s. w. (1556—1612) aus dem Nachlasse des Glauchauer Chronisten Eckardt, gleichzeitige chronikalische Notizen über Waldenburg aus den Jahren 1788—1826 (vom Leineweber Daniel Gottfried Rahnfeld), von denen namentlich die aus der französischen Kriegszeit nicht ohne Interesse sind, Mittheilungen von Hanschmann über Schönburgische Naturseltenheiten (besonders Mineralien), über das Lustschloß Greenfield bei Waldenburg, über einen alten Schönburgischen Reinstein zwischen Geyer und Elterlein (sämmtlich nach dem Schönburgischen Kalender von 1796 und 1794); endlich unter der Aufschrift „Aus Unserer Zeit“ einen Nachruf an Richard Türschmann, Mittheilungen zur Geschichte der Realschule zu Meerane, die kürzlich ihr 25jähriges Jubiläum gefeiert hat, und einen Hinweis auf die Alterthümerausstellungen in Penig und Waldenburg. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 134. Donnerstag, den 8. November, Abends. **1900.**

Die Wendenkönige in Geschichte und Sage.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß sich in dem zusammengeschmolzenen, kargen Reste des einst so mächtigen Volksstammes der Wenden, der Winidarum natio populosa, im Laufe der Jahrhunderte fast alle wirklichen historischen Erinnerungen verwischt haben und daß bei dem heutigen Wendenvolke Nachrichten aus der fernen Vergangenheit fast gänzlich fehlen. Selbst die wirklich vorhandenen, vereinzelten Ueberlieferungen entbehren meist der glaubwürdigen Bestätigung, und wo man ihnen begegnet, hat man sie zum großen Theil als allmälig in das Volk gedrungene literarische Nachrichten aufzufassen, die volksthümliches Gepräge angenommen haben. Am auffallendsten muß es erscheinen, daß die Geschichte des Wendenvolkes äußerst spärliche Nachrichten über die früheren Stammesherrscher, Häuptlinge, Fürsten und Könige, aufzuweisen hat, obschon die volle 300 Jahre andauernden, zur Zeit Karl's des Großen beginnenden Kämpfe des Christenthums mit dem Heidenthum und deutscher mit slavischer Nationalität sicher manchem Heeresführer dieses slavischen Stammes Namen und Bedeutung verliehen haben. So tritt man denn einerseits für die Existenz der wendischen Könige ein, andererseits verweist man sie in das Gebiet der Mythe. Und doch dürfte beiden Annahmen insofern Glauben beizumessen sein, als man nur gewisse Gegenden und Oertlichkeiten dabei im Auge behalten müßte. Obschon in der Geschichte der Wenden an der Oder und Elbe noch eher Könige historisch nachweisbar sind, scheint der Wendenkönig in der Niederlausitz, besonders im Spreewalde, eine fast rein mythische Gestalt zu sein. Hier weiß der Volksmund auch nichts von „Königen“ der Wenden zu berichten, sondern nur vom „Wendenkönige“ und zumeist vom letzten. In der „Lomatzscher Pflege“ herrschte angeblich der Wendenkönig Semil, gegen den Karl der Große im Jahre 805 zwei seiner Söhne mit großer Heeresmacht gesandt haben soll, während die Franken 820 mit Lidnit, dem Könige der Ostwenden, kämpften. Durch Ludwig wurden im Jahre 823 in der Wendei innere Streitigkeiten geschlichtet und darauf den beiden Söhnen des Königs Ljuby die Regentschaft bestätigt. Später werden Ratyslaw, Czisćibor, Tugol, Mestywoj und Rasticlo genannt, welch' letzteren Markgraf Tachulf 848 als Aufrührer hinrichten ließ. Unter der Zahl der dreißig Wendenfürsten, welche Markgraf Gero 939 bei einem Festmahle tödten ließ, sollen sich gleichfalls Stammeskönige befunden haben. Als letzter König der Elbwenden machte Pschibislaw von sich reden, der im Jahre 1170 gezwungen wurde, das Christenthum anzunehmen und sein Volk unter deutsche Botmäßigkeit zu stellen. Eines Wendenkönigs wird gleichfalls im Jahre 1298 Erwähnung gethan. Derselbe soll seinen Tod in den Flammen gefunden haben, aus denen er edelmüthig Anna, die Tochter seines einstigen Stammesgenossen, des Ritters von Puttlitz, rettete. Sogar 1548 tauchte noch einmal ein wendischer König auf. Als Franz v. Minkwitz seinen wendischen Unterthanen in Uckro gewisse unliebsame Dienste auferlegte, sträubten sie sich dagegen und wählten sich einen eigenen König. Ueber diese Angelegenheit lieferte Franz v. Minkwitz an den Statthalter der Niederlausitz einen längeren Bericht ein, in welchem es unter Anderem heißt: „Ich habe inn die Schaffe abpfänden lassen, vermeint sie dadurch je in Gehorsam zu bringen, hat alles nichts helfen wollen, sondern hat sich einer unter ihnen aufgeworfen, welcher sich den Nahmen Kayser und ein ander König gegeben und berathschlaget, sie sollten alle, für einen Mann stan, und eine Rede führen, sie wollten je einen losen Edelmann zurechtbringen. Darzu sich der, so zum König erwählet worden, hören lan, er wolle mich schon zurecht bringen, daß ich ihn holden müsse.“ Und noch bis in die neueste Zeit erhielt sich, sowohl unter dem Volke, als auch bei wendischen Schriftstellern, der Glaube, daß die Wenden, wiewohl unterdrückt und um ihre alte Freiheit und ihr nationales Recht gebracht, wenn auch zum Deutschen Reiche zugezogen, doch bis auf den heutigen Tag ihre eigenen Könige aus ihrer alten Königsfamilie beibehalten haben. So erzählt ein fleißiger und ernst zu nehmender wendischer Schriftsteller, der Pfarrer Jentsch, der sich eingehend mit der Verfolgung dieser Mythenbildung beschäftigt, daß die Niederlausitzer Wenden um Lübbenau herum im Spreewald bis zu dieser Stunde ihrem Könige aus der alten Herrscherfamilie treu anhangen und sich seinen Befehlen in ihren besonderen wendischen Angelegenheiten unterwerfen, wiewohl sie in allen äußerlichen staatlichen Dingen dem deutschen Landesfürsten Gehorsam leisten, ihre Steuern treu und richtig zahlen und ihre Pflicht erfüllen. Ihr König sei aber unter den Bauersleuten schwer ausfindig zu machen, da er in seiner äußeren Erscheinung gleichfalls ein Bauer sei. So soll schon Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, wie Professor Jakob Toll in seinen Reisebriefen berichtet, diesem im Verborgenen waltenden König haben eifrig nachforschen lassen. Einst sei ihm auch ein kräftiger und schöner Wendenjüngling vorgeführt und als ihr König bezeichnet worden. Ein alter Bauer aber, der den Verrath merkte, habe den jungen Menschen zornig angeredet, ihn mit dem Stocke geschlagen und fortgetrieben. Dadurch sollen die weiteren Nachforschungen des Kurfürsten vereitelt worden sein. Noch heute ist man vielfach der Meinung, daß sich Nachkommen der wendischen Königsfamilie in weiblicher Linie in dem jetzt germanisirten Dörfchen Kaminchen vorfinden und den Glauben an ihre fürstliche Abkunft behaupten. Und doch weiß man, daß der Wende, wer ihn genauer kennt, ein guter Patriot ist, dem panslavistische Ideen stets fremd geblieben sind, der vielmehr seinen bramborski kral, König von Brandenburg, über Alles liebt.

Je ärmer in dem Theile der jetzt noch wendischen Lausitz die historischen Nachrichten über die Wendenkönige sind, desto reicher sprudelt hier, namentlich im Gebiete des Spreewaldes, der Born der fast ganz vom Historischen losgelösten Sage. Ihren Ursprung mögen diese Sagen zum großen Theile der durch zahlreiche archäologische Funde genährten Phantasie des Volkes verdanken. Einzelne ehrwürdige Rundwälle, wie der Schloßberg bei Burg und der Brahmoer Schloßberg, woselbst werthvolle, an das Licht geförderte Fundstücke auf ehemalige vornehme Eigenthümer hinzuweisen scheinen, gaben Veranlassung, hier die Residenz des Wendenkönigs und wohl auch sein Grab suchen zu müssen. Ueber die Erbauung der Wendenburg auf dem Schloßberge bei Burg berichtet die Sage, daß zur Zeit Gero's ein Wendenfürst, mit Namen Czisćibor, nach Zerstörung seiner Burg auf der Landeskrone bei Görlitz sich nach dem Spreewalde geflüchtet habe. Von den Trümmern seiner Feste aus sei er bis an die Ufer der Spree gewandert, habe sich dort auf ein aus Weidenruthen zusammengeflochtenes Floß gesetzt, sei den Fluß hinabgeschwommen und wohlbehalten in der Niederlausitz angelangt. Hier erbaute er das Schloß zu Burg und herrschte über die Niederlausitzer Wenden als ein König, der Botmäßigkeit der Deutschen in dem unzugänglichen Spreewalde sich entziehend und ihren Waffen trotzend. Die Zahl der auf den letzten wendischen König bezüglichen Schloßbergsagen ist ungemein groß. Freilich ist die Gestalt des Wendenherrschers in dem ihn umgebenden Sagenkranze eine vielfach wechselnde. Nach den zahlreichen von Wilibald v. Schulenburg und Dr. Edmund Veckenstedt gesammelten wendischen Sagen wird der Wendenkönig bald als Räuberhauptmann hingestellt, der mit seiner beutegierigen Schaar die weitere Umgebung gefährdete und unermessene Reichthümer zusammenbrachte, bald heißt es, daß er mit dem Bösen im Bunde stand und ihm die Erbauung eines Schlosses im

Innern des Hügels verdankte, bald, daß er in seiner Burg über der Erde residirte, den Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlug, damit man keine Kenntniß von der Richtung seines Austritts habe, und daß er vermittels einer ledernen Brücke zum Auf- und Niederrollen über Sumpf und Wasser gelangen konnte. Die Zerstörung des Wendenschlosses aber sei nach Einigen durch den Teufel, der es in den Erdboden versenkte, nach Anderen durch feindlichen Ueberfall, wieder nach Anderen durch Feuer erfolgt. Noch heute bezeichnet man die muldenartige innere Vertiefung des Schloßbergs als die Stelle, wo das Schloß des wendischen Königs versunken sein soll. Im Innern des Hügelwalles aber ruhe der König in einem silbernen Sarge. „Auch hat kein Mensch erfahren, wo er geblieben ist“, heißt es in einer anderen Sage. So nimmt der Wendenkönig ein Ende ganz wie Dietrich von Bern in der deutschen Heldensage, von dem gleichfalls Niemand berichten konnte, was aus ihm geworden sei. Offenbar ist der wendische König für den Spreewald nur eine allgemeine unbestimmte Sagengestalt und keineswegs eine historische Persönlichkeit. Hat er doch keine geschichtlichen Spuren hinterlassen. Sicherlich ist die Bezeichnung „wendischer König“ in der Lausitz überhaupt erst aufgetreten, als die wendische Herrschaft vorüber war. Wechselt doch mit den geschichtlichen Anschauungen im Volke die Bezeichnung und zeitgemäße Färbung. Wie beispielsweise nach dem dreißigjährigen Kriege die Benennung „schwedisch“, nach dem letzten Kriege mit Frankreich „französisch“ für vielerlei Dinge üblich wurde, so mag auch in jener Zeit, wo die Erinnerung an die Wenden noch eine lebhafte war, Mancherlei als „wendisch“ bezeichnet worden sein. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die Wenden erst von den Deutschen den „wendischen König“ als Sagengestalt gerade mit diesem Namen überkommen haben, wie überhaupt in Ueberlieferungen und noch gegenwärtig die allgemeine Bezeichnung Wendenschlacht, Wendenkirchhof gebräuchlich ist, wobei die Begriffe wendisch und heidnisch als völlig identisch aufzufassen sind.

Ewald Müller.

Die neue Weltgeschichte in geographischer Anordnung.*)

Als der erste Band der neuen Weltgeschichte, die eine Entwickelungsgeschichte der gesammten Menschheit bringen soll und den Stoff geographisch ordnet, erschien, haben wir uns über diese neuen Grundsätze in der Leipziger Zeitung ausgesprochen. (Vgl. Wissensch. Beilage Nr. 105 vom 9. Sept. 1899.) Der nun zunächst erschienene vierte Band giebt uns keinen Anlaß, unser damals gefälltes Urtheil wesentlich zu ändern, ebenso wenig bieten uns dazu einen Anlaß die anderweitigen Besprechungen, so weit wir sie gelesen haben. Die ernsthafte Kritik hat im Großen und Ganzen die neue Weltgeschichte als einen interessanten Versuch freudig begrüßt, das Berechtigte anerkannt, aber auch schwere Bedenken erhoben. Dabei war hier die Zustimmung, dort die Ablehnung stärker; im Ganzen überwog die Zustimmung dort, wo man von der Geographie, Völkerkunde oder Naturwissenschaft ausging, während die Ablehnung dort mehr hervortrat, wo man von der Geschichte herkam. Wir halten nach wie vor daran fest, daß die neue Menschheitsgeschichte mit Freuden zu begrüßen ist, daß sie in der Luft lag und geschrieben werden mußte, daß sie sich aber neben die alten Weltgeschichten zu stellen hat, die auch ihr gutes, vom historischen Standpunkt wohl sogar ein besseres, Recht haben. (Vgl. z. B. den ersten Vortrag von Stieve in dessen 1900 erschienenen Abhandlungen, Vorträgen und Reden.) Mit Befriedigung haben wir den Eindruck gewonnen, daß der Ton der Ueberhebung, der sich in den ersten buchhändlerischen Anzeigen kund that, etwas abgedämpft ist: das wird dem Unternehmen in allen ernsten Kreisen nur nützen. Weiterhin wollen wir auch nicht bezweifeln, daß die geographische Anordnung, um „kein Volk zu vergessen“, „praktisch“ ist, betonen aber nochmals, daß sie auch große Nachtheile mit sich bringt, die gerade in dem vorliegenden Bande stark hervortreten und hier die Durchführung der rein geographischen Anordnung unmöglich gemacht haben. Wir bleiben dabei, daß eine geographisch-historische Anordnung, bei der, geographisch geordnet, die Geschichte jedes Völkerkreises geführt würde bis zu der Zeit, wo das Land in die Einflußsphäre Europas tritt, dann abgebrochen und erst wieder aufgenommen würde in Zusammenhang mit der gleichzeitigen europäischen Geschichte, dem Ideal einer weltgeschichtlichen Gruppirung näher käme. Vom weltgeschichtlich einenden Standpunkte aus ist doch nun einmal die Thatsache vor Allem wichtig, daß die Erde allmälig so oder so von Europäern beherrscht wird. Mit Genugthuung haben wir endlich bemerkt, daß nicht mehr so stark wie früher als ein Vorzug der neuen Weltgeschichte betont wird, sie wolle die Einflüsse des Bodens auf die Geschichte der Menschheit eingehend behandeln. Abgesehen von den allgemeinen Erörterungen, die viel bisher als ganz selbstverständliche Wahrheiten angesehene Dinge mit großer Emphase hervorheben, verfolgt die neue Weltgeschichte diesen Gedanken vorwiegend in den sehr verschiedenwerthigen, der Geschichte der einzelnen Länder vorangeschickten geographischen Einleitungen, wie sie auch ältere Darstellungen schon brachten, während die eigentliche Geschichtsdarstellung sich in diesem Punkte nicht so wesentlich von der bisherigen Weise unterscheidet.

Der vorliegende Band bringt zuerst einen Abschnitt über den „inneren geschichtlichen Zusammenhang der Mittelmeervölker“ von † Eduard Grafen Wilczek, überarbeitet von Dr. Hans F. Helmolt. Der Abschnitt zerfällt in die Unterabtheilungen: 1) die Zusammenfassung der Mittelmeervölker zum Begriffe der Mittelländischen Rasse, 2) der Antheil der einzelnen Völker an der Entstehung des Mittelländischen Geistes, 3) die Entwickelung des Mittelländischen Geistes, 4) die Renaissance als Blüthe des Mittelländischen Geistes. Der Grundgedanke dieser Darlegungen, daß die Mittelmeervölker eine Culturgemeinschaft bilden, ist zweifellos richtig, nur muß man sich natürlich vor einseitigen Uebertreibungen dieses Gedankens hüten. Im Princip können wir also diesen Erörterungen zustimmen, in den Einzelheiten freilich enttäuscht dieser Abschnitt vielfach und erregt oft Bedenken. Nur Einiges mag erwähnt werden. Was über die lebenspendende Kraft des Wassers („Alles wird durch das Wasser erhalten“ 2c. S. 4) gesagt wird, könnte doch wohl mit gleicher Emphase auch von der Sonne gesagt werden. Doch dies nur beiläufig. Daß es eine Hauptaufgabe der Geschichte ist (S. 4), „der Entstehung und Entwickelung des Geistes und der Gesittung nachzugehen, ihren inneren Zusammenhang mit den natürlichen Bedingungen und irdischen Gegebenheiten klarzustellen, Alles zu beleuchten, was unbeschadet der Verschiedenheit von Körperbau, Hautfarbe, Sprache, Glauben, Sitte und Gefühl das Gemeinsame der Menschheit bildet“ wird Niemand leugnen; daß dann aber die „chronologische Aneinanderreihung von Ereignissen“ (so wird geschmackvoll die politische Geschichtschreibung gekennzeichnet) nicht als eine Hauptaufgabe der Geschichte bezeichnet wird, dem wird wohl Niemand zustimmen. Und dabei hätte der Verfasser gar nicht nöthig gehabt, diese zweite Hauptaufgabe abzulehnen, um aus der ersten nachzuweisen, daß die „historische Betrachtung der das Mittelmeer umgrenzenden bewohnten Randländer, seiner Küsten und Inseln nicht blos von besonderem Werthe, sondern innerhalb des Rahmens unserer »Weltgeschichte« einfach unentbehrlich“ sei: eine solche ist auch nöthig für die „chronologische Aneinanderreihung von Ereignissen“. Man sollte eben selbstverständliche Wahrheiten nicht mit unnöthigem Wortschwall umkleiden, wie es in diesem Abschnitt öfter geschieht: sonst ist der Leser versucht auszurufen: parturiunt montes 2c. Diesgleich, wenn nun nach dem „einfach unentbehrlich“ die große Wahrheit folgt: „Die weltgeschichtliche Bedeutung des Mittelmeeres beruht in erster Linie auf seiner geographischen Lage“ und dann schließlich nicht viel mehr gesagt wird, als daß das Mittelmeer die drei Erdtheile Europa, Asien und Afrika trennt und vereinigt. Diese einigende Bedeutung wird dabei mit durchaus irreführendem Ausdruck zusammengefaßt in den Worten, daß „das Mittelmeer einen trefflichen Beleg für die Lehre von der Einheit des ganzen Menschengeschlechts“ liefere. Nach unserer Meinung muß dieser Abschnitt gerade vom Standpunkt der neuen Weltgeschichte enttäuschen, wir haben hier viel mehr erwartet, Curtius bietet in seiner Einleitung zur griechischen Geschichte zweifellos mehr. Weshalb ist z. B. nicht hingewiesen auf die geographische Thatsache, daß Griechenland und Kleinasien sich gewissermaßen das Antlitz, Griechenland und Italien den Rücken, Italien und der vorgeschobene Theil Nordafrikas (bei Karthago) wieder das Antlitz zukehren, und auf die daraus folgende historische Thatsache, daß der Verkehr zwischen Griechenland und Italien sich weniger an

*) **Weltgeschichte.** Mit 30 Mitarbeitern herausgegeben von Hans F. Helmolt. Vierter Band: **Die Randländer des Mittelmeers** von † Eduard Graf Wilczek, Dr. Hans F. Helmolt, Dr. Karl Georg **Brandis**, Prof. D. Wilhelm **Walther**, Dr. Heinrich **Schurtz**, Prof. Dr. Rudolf v. **Scala**, Prof. Dr. Karl **Pauli** und Prof. Dr. Julius **Jung**. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1900. Preis geb. 10 M.

der Stelle, wo beide einander räumlich am nächsten kommen (Epirus und Apulien), sondern von Südostgriechenland nach Sicilien und Südwestitalien entwickelt hat und daß dadurch eine größere culturelle Einheit zwischen diesen Gebieten entstanden ist, als zwischen Süditalien und Epirus ꝛc? Wir deuten das hier nur an, um zu zeigen, daß wir keine Gegner geographischer Betrachtungen als Grundlage historischer sind. Wenn wir einerseits hier mehr Details erwarteten, so möchten wir andererseits davor warnen, einfache Dinge durch Uebertreibungen, wie die schon angeführten, oder sonstwie zu verwirren. Man lese den Satz (S. 8): „Taucht man zwei mittels eines Metallbogens verbundene Platten aus verschiedenartigem Metall, z. B. Kupfer und Zink, mit dem einen Ende in eine salz- oder säurehaltige Flüssigkeit, so entsteht ein elektrischer Strom, der vom Zink durch die leitende Flüssigkeit zum Kupfer und von diesem durch den Verbindungsbogen zurück zum Zink geht. Die abgeleitete Elektricität wird durch die elektromotorische Kraft augenblicklich wieder ersetzt; daher dauert die elektrische Strömung ununterbrochen fort. Setzen wir statt der verschiedenartigen Metalle verschiedenartige Völker, statt des verbindenden Metallbogens die verbindende Meeresküste, und statt der benetzenden salzhaltigen Flüssigkeit das Meer, so zeigt sich, wie beim galvanischen Strome, die Erregung eines geistigen, an den materiellen gebundenen Contacts, der durch und über das Meer von Küste zu Küste, von Volk zu Volk geht, und sich selbstthätig immer wieder erneuert. Das Meer ist es, das den guten Leiter für den materiellen und somit auch für den an diesen gebundenen intellectuellen Contact abgiebt, während die starren Festlandsmassen schlechte Leiter sind. Das Meer erleichtert den Verkehr ꝛc." Wir glauben nicht, daß die einfache Wahrheit, daß das Meer den Verkehr erleichtert und dadurch die culturelle Beeinflussung der Völker untereinander befördert, durch diesen lang ausgeführten Vergleich irgendwie an Klarheit gewinnt. Ganz abgesehen davon, daß hier wieder übertrieben wird; die starke Beeinflussung der Kelten und Germanen durch die römische Cultur ist doch über die „starren Festlandmassen", die „schlechten Leiter" erfolgt. Der Ueberarbeiter hätte hier kräftig eingreifen müssen und auch in die folgenden Ausführungen dieses ersten Hauptabschnittes, zumal er selbst gegen ihn Bedenken gehabt zu haben scheint, wenn wir eine Bemerkung der Vorrede (S. VI) richtig deuten. Das gilt für Einzelheiten, wie die Bezeichnung der Iberer und Etrusker als Indogermanen (S. 5), für stilistische Entgleisungen wie die (S. 6): „ob unter den »untrüstlichen Aethiopiern« der griechischen, chaldäischen und ägyptischen Sage Berber zu verstehen seien, ist nicht anzunehmen", das gilt auch für die weitere Darstellung, die doch in der Hauptsache nur einen kurzen Abriß der Geschichte der Mittelmeervölker giebt, d. h. dessen, was in den späteren Abschnitten viel besser erzählt wird (später [S. 301, 309] werden natürlich die Iberer und Etrusker nicht den Indogermanen zugerechnet). Wohl gemerkt, wir leugnen nicht den Werth einer Zusammenfassung der Quintessenz der Geschichte der Mittelmeervölker, insbesondere ihrer die Nachwelt befruchtenden Culturleistungen: eine solche hätte aber viel kürzer und präciser sein und sich auf das culturell Werthvolle beschränken müssen. Begriffsverwirrend ist es, wenn dabei gesagt wird, daß die drei Hauptstämme des Mittelmeerbedens, die Indogermanen, Semiten und Berber zu einer Mittelländischen Rasse vereint seien. Unter „Rasse" versteht man ganz etwas Anderes, als was hier gemeint ist, und an feststehenden Begriffen soll man, zumal in populär-wissenschaftlichen Werken, nicht rütteln. Hier handelt es sich um eine „Culturgemeinschaft". Zutreffend ist ausgeführt, daß dieser „mittelländische Geist" vollendet erscheint mit Aufnahme des Christenthums, d. h. im Wesentlichen mit der Geschichtsperiode, die man bisher als „alte" Geschichte bezeichnete. Wir mußten diese Bedenken hier aussprechen, gerade weil wir den Grundgedanken dieser Darstellung nicht verwerfen, wollen aber, um kein falsches Urtheil aufkommen zu lassen, ausdrücklich hervorheben, daß sie im Einzelnen viele treffende und feine Bemerkungen enthält.

Viel kürzer müssen wir uns nun bei den übrigen Abschnitten fassen und bemerken gleich, daß wir ihnen, von einigen Gruppirungen abgesehen, inhaltlich viel unbedingter zustimmen können. Es sind das die Abschnitte: II. Die alten Völker am Schwarzen Meer und am östlichen Mittelmeere (S. 47—158) von Dr. Karl Georg Brandis mit den Unterabtheilungen 1) Kleinasien, 2) Die alten asiatisch-europäischen Grenzvölker: Die Skythen und Sarmaten, 3) Die Urvölker des Rumpfs der Balkanhalbinsel, 4) Das Reich der Seleukiden und das griechisch-baktrische Reich; III. Die Entstehung des Christenthums und seine östliche Entfaltung von Prof. D. Wilhelm Walther (S. 159—216) in der Gliederung: 1) Die Anfänge des Christenthums, 2) Die Reichskirche, 3) Das Christenthum jenseit der Reichsgrenzen im Osten und Süden; IV. Nordafrika von Dr. Heinrich Schurtz (S. 217—252) mit den Theilen: 1) Die afrikanische Nordküste, 2) Die ältesten Besiedelungen Nordafrikas, 3) Die geschichtliche Entwickelung Nordafrikas; V. Griechenland von Prof. Dr. Rudolf v. Scala (S. 253—296) in 16 Abschnitten, deren Titel hier nicht angeführt werden können; VI. Die Urvölker der Apenninenhalbinsel von Prof. Dr. C. Pauli (S. 297—314) in den Theilen: 1) Die ursprüngliche Natur des Landes und seine Urbewohner, 2) Die frühesten Einwanderungen, 3) Die Etrusker, 4) Die Einflüsse der Urvölker auf die äußeren Geschicke und die Cultur der Halbinsel; VII. Italien und die römische Weltherrschaft von Prof. Dr. Julius Jung (S. 315—468) in den Abschnitten: 1) Geographisch-historischer Ausblick auf Land und Leute der Apenninenhalbinsel, 2) Rom und Altitalien, 3) Rom unter der Herrschaft der Oligarchie und der Revolution, 4) die Zeiten des Principats, 5) von Diokletian bis auf Justinian; VIII. die Pyrenäische Halbinsel von Dr. Heinrich Schurtz (S. 469—550) mit den Untertiteln: 1) Der Bodencharakter der Pyrenäischen Halbinsel und sein Einfluß auf die Bewohner, 2) die Vorgeschichte, 3) die Anfänge spanischer Geschichte, 4) die Entwickelung des spanischen Volksthums, 5) die islamische Zeit, 6) Kastilien als Vormacht, 7) der Untergang des letzten Maurenreiches, 8) Spanien als Einheitsstaat, 9) der Niedergang, 10) das Zeitalter der Bourbonen.

Diese Uebersicht mag ein Bild von dem reichen Inhalt des Bandes geben, ein näheres Eingehen auf ihn ist selbstverständlich unmöglich. Nur auf einige Punkte betreffs der Anordnung, die ja hier eben das Eigenartige ist, wollen wir noch hinweisen. In II wird die Geschichte Kleinasiens geführt bis auf Mithradates, die Makedoniens bis zur Diadochenzeit, die der Seleukiden bis 64; in III die Geschichte des Christenthums bis in's 5. Jahrhundert und dann seine Ausbreitung nach dem Osten (unter Ausschluß der neueren Mission); in IV die Geschichte Nordafrikas bis zur Gegenwart; in V die Griechenlands bis Alexander dem Großen; in VII die Italiens bis zur Langobardenherrschaft; in VIII die der Pyrenäenhalbinsel bis zur Gegenwart. Wenn durch irgend etwas, so wird hier bewiesen, daß mit der rein geographischen Anordnung bei geschichtlichen Darstellungen nicht auszukommen ist. Die Geschichte Nordafrikas und Spaniens wird in Consequenz des aufgestellten Princips herabgeführt bis zur Gegenwart, bei allen anderen geographisch angeordneten Geschichten bricht die Darstellung ungefähr da ab, wo dies sich nach den Grundsätzen der „alten" so verachteten Weltgeschichten ergeben würde. Die Rücksicht auf die Handlichkeit des Bandes machte diesen Schnitt nicht nöthig, das neue Princip hätte doch werthvoll genug sein müssen, den Randländern des Mittelmeeres einundeinenhalben oder zwei Bände zu widmen und etwa Italien und die Pyrenäenhalbinsel in den folgenden zu verweisen. Wir machen der neuen Weltgeschichte aber natürlich aus diesem Schnitt absolut keinen Vorwurf, im Gegentheil, wir erkennen mit Genugthuung an, daß die Bearbeiter damit den Forderungen der Geschichtschreibung, dem neuen Anordnungsprincip zum Trotz, gerecht geworden sind, und wir glauben, daß es sachlich richtiger gewesen wäre, auch in Nordafrika und Spanien mit dem Schluß der römischen Periode abzubrechen. Nebenbei bemerkt hätte in einer Geschichte der Mittelmeerländer die westliche Verbreitung des Christenthums doch wohl stärker betont werden müssen als die östliche. Der Band enthält aber eben gar keine Geschichte der Randländer des Mittelmeeres im Sinne der neuen Weltgeschichte, sondern von Nordafrika und Spanien abgesehen im Wesentlichen das, was die verachteten alten Weltgeschichten als „Alte Geschichte" bezeichnet haben mit verhältnißmäßig stärkerer Betonung der außergriechischen und außerrömischen Geschichte. Dabei scheint uns die griechische mit knapp 40 Seiten doch zu kurz abgethan zu sein, zumal wenn man bedenkt, daß der Geschichte Amerikas bis zur Entdeckung im ersten Bande 169 und hier der römischen 153 Seiten gewidmet sind. Solche Unebenheiten lassen sich, wenn mehrere Bearbeiter selbständig neben einander stehen, schwer vermeiden; sie finden sich auch auf dem eigentlichsten Gebiete der neuen Weltgeschichte, in den geographischen Abschnitten, wo der über Italien weitaus der eingehendste ist, aber merkwürdiger Weise hinter der Betrachtung der Urbevölkerung des

Landes sieht. Indeß auf derartige Einzelheiten wollen wir nicht weiter eingehen, das aber müssen wir noch aussprechen: Der richtige Grundgedanke des Bandes, daß die Völker des Mittelmeeres eine Cultureinheit gebildet haben, scheint uns in der alten „chronologischen" Anordnung, die mit der Geschichte des römischen die Mittelmeerländer umfassenden Kaiserreiches und seiner römisch-hellenistisch-christlichen Cultur schließt, besser zum Ausdruck zu kommen, als bei der neuen geographischen, die die Mittelmeervölker mehr zerreißt als eint. Die neue Weltgeschichte hätte eben die Mittelmeerländer wirklich als geographische Einheit fassen und nun ihre Unterabtheilungen nicht wieder geographisch, sondern in alter Weise ordnen müssen.

Alle diese Bedenken hindern uns natürlich nicht, mit Freuden anzuerkennen, daß die Geschichten der einzelnen Länder für sich betrachtet sehr viel Gutes enthalten und durchaus lesenswerth sind; die Verfasser beherrschen den Stoff vollständig und wissen ihn auf verhältnißmäßig knappem Raum gut darzustellen.

Daß der Bilderschmuck des Bandes vortrefflich ist, bedarf bei einer Verlagshandlung, wie das Bibliographische Institut, keiner besonderen Versicherung. Wir freuen uns auch, daß der Band nicht mit Bildern überladen ist; der oft gerügte Fehler der modernen Illustrationsweise, daß die Bilder wenig oder nichts zur Erläuterung der geschichtlichen Vorgänge beitragen, ist freilich nicht ganz vermieden. Das gilt z. B., wenn S. 165 bei der Erwähnung des Einzugs Christi in Jerusalem auf das beigegebene (an sich sehr schöne) Bild des modernen Jerusalem mit der mächtigen Omar-Moschee verwiesen wird; das gilt auch für das Bild: Angriffe baskischer Carlisten aus dem Aufstande 1872—1876. Ganz anders steht es mit dem Bilde des reconstruirten Pergamum, den Scenen aus dem skythischen Leben, den griechischen Alterthümern aus der mykenischen und homerischen Zeit u. s. w. Einem Vorwurf, der gegen die Karten erhoben werden könnte, würden wir uns nur theilweise anschließen. Wenn auf der Karte S. 42 als historische Namen neben einander stehen Makedonien, Mösien, Gallia, Epidamnos, Delphi etc., so beanstanden wir den Wechsel griechischer und lateinischer Endungen principiell nicht — hier wird man sich am besten an den heutigen Sprachgebrauch halten müssen (ob das im Einzelnen überall geschehen ist, lassen wir dahingestellt) — wir beanstanden auch nicht die Wahl der Formen, wie Mösien etc., nur hätte dann auch Gallien geschrieben werden müssen; falsch ist aber die Form Lokris für die Stadt in Süditalien, auch hätten eine ganze Reihe historischer Namen mehr für sich oder unter die modernen Namen eingetragen werden müssen, die Auswahl ist hier ziemlich willkürlich (Arpi steht z. B. da, der Trasumenische See nicht; unter Taranto steht Tarentum, unter Reggio steht nichts 2c.); welche der heutigen Orte alt sind, ist aus der Karte nicht zu ersehen.

Indeß die Anzeige ist schon zu lang geworden. Wir hoffen, daß die gemachten Ausstellungen als ein Beweis des lebhaften und zwar freundlichen Interesses angesehen werden, das wir dem Unternehmen entgegenbringen; die Ausstellungen beziehen sich auch nicht auf die eigentliche Geschichtsdarstellung und deshalb hindern sie uns nicht, das Werk unsern Lesern zu empfehlen: sie werden sehr viel daraus lernen können und sich an zahlreichen feinen Bemerkungen erfreuen. Der Hauptvorzug des ganzen Werkes aber liegt in der Behandlung der Völker, die bisher im Ganzen zu kurz gekommen sind. Damit wird es sich würdig neben die alten Weltgeschichten stellen können, ersetzen aber wird es sie aus mehr als einem Grunde nicht. A. Baldamus.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— v. Zimmermann (weiland Oberstleut.), Winke und Rathschläge für die Leitung des Regiments-Kriegsspiels. Neue Ausgabe unter Berücksichtigung der Felddienstordnung vom 1. Januar 1900. 1,25 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Wir begrüßten das Erscheinen der ersten Auflage dieses Schriftchens mit Freuden und Anerkennung und können auch nach zweijähriger Erfahrung mit diesen Winken und Rathschlägen wiederum empfehlend die Herren Kameraden auf dasselbe aufmerksam machen. Namentlich mögen die höheren Vorgesetzten die Einleitung und den Abschnitt 5 dieses Heftchens lesen und beherzigen, denn wir müssen dem Verfasser beistimmen, daß das Kriegsspiel sich bei der Truppe nicht derjenigen Beliebtheit erfreut, die im Interesse der Fortbildung unserer Officiere nothwendig ist. Die Ursache dieser Erfahrung führt der Verfasser sehr richtig darauf zurück, daß man meist von allen Stabsofficieren und älteren Hauptleuten verlangt, ein Kriegsspiel zu leiten, es sollten aber eigentlich nur besonders dazu befähigte Officiere damit betraut werden. Die schwierigste und arbeitsvollste Aufgabe beim Kriegsspiel fällt ja dem Leitenden zu, deshalb wird Vielen, die sich dieser dankenswerthen, aber nicht immer dankbaren Aufgabe unterziehen wollen, das vorliegende Schriftchen eine willkommene Anregung und ein guter Wegweiser zu ihrer eigenen Vervollkommnung sein. —r.

— Volks-Universal-Lexikon. Ein Nachschlage- und Belehrungsbuch für alle Fälle und Lagen des täglichen Lebens. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben von Dr. phil. E. Dennert. In 27 Heften à 30 ₰. Berlin, Verlag von Ulrich Meyer (Tempelherrnstr. 23). — Von diesem neuen Volks-Universal-Lexikon, dessen 27 Hefte insgesammt weit über 1000 Seiten oder über 2000 Spalten umfassen sollen, liegen uns nunmehr bereits 22 Hefte vor, insgesammt also 1920 Seiten, die uns schon ein Urtheil über das Ganze gestatten. Die auf den Umschlägen verzeichneten Namen der Mitarbeiter, unter denen das geistliche Element, dünkt mich, ziemlich stark vertreten ist, haben zum großen Theil guten Klang, so der des Erlanger Professors Dr. Heinrich Beck, des Geh. Bergraths Professors Dr. Berendt-Berlin, des Pfarrers Professors Dr. Bertling-Badersleben, des Missionsdirectors a. D. G. Burkhardt-Herrnhut, des Professors Dr. Gintl-Prag, des Professors Dr. Kurt Hassert-Tübingen, des Professors Lic. W. Lütgert-Greifswald, des Professors Dr. M. v. Nathusius-Greifswald, des Professors Dr. Oldenberg-Marburg, des Professors Geh. Hofrath Dr. Ratzel-Leipzig, des Archivars Dr. R. Schmidt-Nürnberg, des Professors Dr. W. Sievers-Gießen, des Viceadmirals a. D. Werner-Wiesbaden und des Geh. Justizraths Professors Dr. Zorn-Königsberg, und was der Feder dieser Männer entstammt, ist auch fast ausnahmslos gut und fehlerfrei. Ueberhaupt verdient das Volks-Universal-Lexikon, das seinem Namen alle Ehre macht und dessen Artikel durchweg volksthümlich und im christlichen Sinne abgefaßt sind, Anerkennung. Wo es nothtut, fehlt es auch nicht an umfangreicheren Artikeln, die ihrem Zweck, die breiten Massen zu belehren, in wünschenswerther Weise entsprechen. Die meisten Artikel sind aber natürlich sehr knapp gehalten, und auch das ist im Ganzen keineswegs zu tadeln. Auch daß z. B. bei den meisten Biographien blos Geburts- und Todesjahr angegeben und der Tag der Geburt und des Todes des Betreffenden der Kürze wegen weggelassen wird, wird man sich mit Rücksicht auf den beschränkten Raum solch eines einbändigen Conversationslexikons schon gefallen lassen müssen, nur wäre größere Consequenz bei diesem Verfahren zu wünschen gewesen. Ebenso, wie bei Gerok, hätte ich auch bei Georg Ebers, Fouqué, Gellert, Gottschall, Hardenberg-Novalis, Iffland, Gottfried Keller, Lortzing, noch mehr aber bei einem Heinrich v. Kleist und besonders bei einer Königin Luise von Preußen die Angabe des Geburts- und, so weit die Betreffenden heimgegangen sind, auch des Todestags erwartet. Ebenso fehlt auch bei Vielen die Angabe des Ortes, wo sie entschlafen sind, bezw. begraben liegen. Alles das zu wissen haben aber doch auch die breiten Massen des Volkes ein Recht. Schlimmer jedoch ist es, wenn ein Dichter von der unbestreitbaren Bedeutung eines Heinrich Kruse ganz in diesem Nachschlagewerk fehlt, am Schlimmsten freilich, wenn ganz bestimmt gegebene Angaben vollständig falsch oder, was auf eins herauskommt, vollständig veraltet sind. So wird Dr. Heinrich Bulthaupt nicht nur (ganz unzureichend) mit 2 Zeilen abgethan, sondern von ihm auch behauptet, er sei noch Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie. Bulthaupt lebt doch seit langen Jahren als Stadtarchivar in Bremen! So wird weiter behauptet, der gleichfalls angesehene Literarhistoriker Dr. Max Koch sei Professor in Marburg, während er schon seit langen Jahren an der Universität Breslau wirkt. Solche Schnitzer sollten auch in einem Volksbuch nicht vorkommen, ja da erst recht nicht, weil eben für das Volk gerade das Beste gut genug ist. Doch will ich gern anerkennen, daß, so weit ich sonst Stichproben angestellt habe, ich die Angaben zumeist correct fand, und im Großen und Ganzen bin ich auch trotz der gemachten Ausstellungen, die sich freilich leicht noch erheblich vermehren lassen würden, in der Lage, dies Volks-Universal-Lexikon als ein gutes und sehr brauchbares Buch empfehlen zu können. Auch die zahlreichen, theilweise colorirten Bilderbeilagen und die vielen Textabbildungen verdienen fast durchweg Lob, einzelne in ihrer künstlerischen Ausführung sogar hohes Lob. Prof. Dr. Karl Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 135. Sonnabend, den 10. November, Abends. **1900.**

D. Martin Luther's Sprichwörtersammlung.

Zum ersten Male aus Luther's Handschrift veröffentlicht.

Wer einigermaßen mit Luther's Schriften vertraut ist, der kennt Luther's Vorliebe für das Sprichwort und für volksthümliche Redensarten. Auch die Predigten sind reich daran. Nur einige Proben aus Luther's Predigten über das zweite Buch Mosis! Mit dem Sprichwort „An eigenen Anschlägen und gerecktem Tuche geht viel ein“ begleitet er die Darstellung, wie der Plan Pharao's, die israelitischen Knaben zu tödten, durch die Wehmütter gekreuzt wird. Da er schildert, wie Moses am Hofe lebt und doch ein warmes Herz für sein geplagtes Volk hat, fügt er hinzu: „Ein Weltmensch hätte das nicht gethan, sondern gesagt: In großen Wassern fängt man große Fische.“ Eigenthümlich ist Luther die Neigung, aus der Bibel neue Sprichwörter zu prägen. Bei der Schilderung der Arche Noäh, wie reine und unreine Thiere darin Platz gefunden, sagt er: „Was das ist, werden wir hernach hören; jetzt ist's genug so viel davon, daß die christliche Gemeine der Art ist, daß sie nicht eitel Heiligen hat, davon ich oft gesagt habe, und wäre gut, daß man ein Sprichwort daraus machte, Denen zu antworten, so sich an unserer Schwachheit ärgern, und sagte: Hat doch der Kasten Noäh beide, unreine und reine Thiere haben müssen; das so viel gesagt sei: Wollen wir Christen sein, müssen wir uns drein begeben, daß wir viel gebrechliche Brüder und Schwestern unter uns haben müssen, auf daß wir uns gegen einander gleichen und einander tragen und sprechen: Lieber, wir werden nicht alle rein sein, es müssen doch im Kasten unternander sein Raben und Tauben, Wolf und Schaf.“ Das Oelblatt, das die ausgeflogene Taube zurückbringt, deutet Luther als das Evangelium und fügt hinzu: „Aus solchem Exempel und Figuren sollten wir Christen billig ein täglich Sprichwort machen wider alle Menschenlehre und Gesetze, das wir in unsern Reden ganghaftig sein ließen: die Taube bringt nichts im Mund denn das Oelblatt, das ist: man soll in der Christenheit nichts Anderes predigen, denn das lautere Evangelium.“ Zu den zahlreich verwendeten Sprichwörtern tritt eine große Menge volksthümlicher Redensarten. Im Anschluß an die Schilderung der Drangsale Israels in Aegypten sagt Luther: „Es gehet heutzutage uns auch also, unsere Lehre wird heftig verfolgt, man ertränkt, hängt und verbrennt hin und wieder die Christen, ich und du werden übel geplagt und wir sehen wohl, was jetzt der Papst, Cardinäle, Bischöfe und die Fürsten im Sinne haben, könnten sie uns in einem Löffel alle ersäufen, so nähmen sie keinen Hober dazu.“ Das Schlaraffenland, in dem Bauern auf den Bäumen wachsen, reif geworden abfallen und gleich in die darunter stehenden Stiefel fahren, schwebt Luther vor, wenn er spricht: „Solche blinde Köpfe sind unsere Rottengeister, plumpen hinein in die Schrift wie ein Bauer in die Stiefel.“ Sehr häufig verwendet Luther den Volksspruch:

Ich leb und weiß nicht, wie lang,
Ich sterb und weiß nicht, wann,
Ich fahr und weiß nicht, wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Ein anderer sehr interessanter Vers hat sich bisher allerdings nur in Luther's Trostschrift an die vertriebenen Leipziger (1533) nachweisen lassen. Es ist die Rede von dem Verhör, dem auf Befehl des Herzogs Leipziger evangelische Bürger unterzogen worden waren. Luther berichtet davon: „Ich höre Wunder sagen, wie schimpflich (d. h. spaßhaft, zum Auslachen) die Verhörer auf dem Rathhaus sind angelaufen mit ihrem Examiniren“ ꝛc. Nach dem Bericht klingt es, als habe sich das Verhör so gewendet, daß die Verhörten ihrerseits ins Fragen kamen und die Verhörer selbst die Examinirten wurden, aber immer Antworten gaben, die neben der Frage ausweichend vorbeischossen, „und ist ihr Antwort gegeben gleich wie jenes, der gefragt ward: Wo geht der rechte Weg hinaus? und er sprach: Ich hebe junge Spechte aus. Wie viel sind dahin Meile? Sie haben Schnäbel wie die Pfeile. Ich meine, du seist toll. Das Nest ist eben voll“ u. s. w.*)

Ist mit dem Vorstehenden Luther's Vorliebe für das deutsche Sprichwort in kurzen Zügen gekennzeichnet, so haben wir für dieselbe noch ein ganz eigenartiges Zeugniß. Luther hat sich nämlich selbst eine Sprichwörtersammlung angelegt. Der berühmte Lutherbiograph Julius Köstlin in Halle schreibt über dieselbe:**) „Sie hat sich bis auf die Gegenwart handschriftlich erhalten, leider ohne den Weg zum öffentlichen Gebrauch zu finden.“ Weiter theilt der genannte Gelehrte über jene Handschrift, die sich in der Familie Lingke***) vererbt hatte, mit: „Sie ist im Jahre 1862 durch die Schletter'sche Buchhandlung in Breslau zum Verkauf ausgeboten und dann an die Buchhandlung Deighton, Bell & Cie. in Cambridge verkauft worden. Ich habe sie selbst eingesehen. Ueber ihr weiteres Schicksal konnte die genannte Buchhandlung (nach einer mir 1881 zugegangenen Nachricht) keinen Aufschluß geben, weil ein darauf bezügliches Geschäftsbuch verbrannt war.“†) Endlich ließ sich vor etwa zehn Jahren ermitteln, daß die verschollene Handschrift in der Bibliotheca Bodleiana zu Oxford aufbewahrt wird. Die Commission für die Kritische Gesammtausgabe der Werke Luther's bemühte sich vergeblich, die für sie besonders werthvolle Handschrift nach Deutschland geliehen zu erhalten. Man schickte eine ziemlich mangelhafte Photographie nach Berlin, aus der sich indeß kein lückenloser Text herstellen ließ. Da gewährte die preußische Regierung die Mittel, an Ort und Stelle den Text zu vervollständigen. Das geschah durch Professor Dr. Ed. Sievers (damals in Halle, jetzt in Leipzig) im Jahre 1891. Mit Spannung ist seit geraumer Zeit von Allen, die um die bevorstehende Herausgabe wußten, derselben entgegengesehen worden. Sie ist in diesen Tagen erfolgt und liegt uns in einem stattlichen Bande, Professor Köstlin in Halle gewidmet, unter dem Titel vor: „Luther's Sprichwörtersammlung. Nach seiner Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Ernst Thiele, Prediger in Magdeburg. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger. 1900.“ (10 ℳ) Die Handschrift selbst nimmt nur wenig Raum in Anspruch. Sie ist mit größter Sorgfalt wiedergegeben. Bedauerlich ist es, daß einige Worte nicht haben entziffert werden können. Den Haupttheil des Bandes nehmen die „Anmerkungen“ ein. Hier giebt

---

*) Vgl. Hildebrand in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Band II. S. 294 ff. — Buchwald, Reformationsgeschichte der Stadt Leipzig. 1900. S. 105. In der Bischofswerdaer Gegend sagt man noch heute:

Freund, wo geht der Weg da naus?
Ich nehme junge Staare aus.
Ich meinte, wo der Weg naus ginge?
Sie sind heuer nicht zu geringe.
Mensch, seid ihr denn gar tolle?
Sie haben Federn und keine Wolle.
Mensch, seid ihr denn bei Gott berathen?
Morgen werden sie in Butter gebraten.

**) Martin Luther. 2. Aufl. Bd. II. S. 444.

***) In deren Besitz war sie wohl durch den Torgauer Superintendenten M. Johann Theodor Lingke (Verfasser des noch heute werthvollen Buches: D. Martin Luther's merkwürdige Reisegeschichte. Leipzig 1769) gekommen.

†) Köstlin, a. a. O. S. 674.

der gelehrte Herausgeber die nöthigen Erläuterungen, Nachweise des betr. Sprichworts in der deutschen Literatur und insbesondere bei Luther. Letztere Nachweise werden sich vermehren lassen (z. B. zu Nr. 168 vgl. Weim. Ausg. der Werke Luther's Bd. XVI. S. 103; zu Nr. 406 vgl. a. a. O. S. 570), insbesondere aus dem noch zu veröffentlichenden reichen Schatze der handschriftlichen Predigten Luther's. Jeder Freund Luther's und der Reformation wird dem gelehrten Herausgeber für sein mühsames Werk den größten Dank wissen. Die Verlagshandlung aber verdient infolge der vorzüglichen Ausstattung des Buches die vollste Anerkennung. Zum Schlusse noch eine Probe aus dem Sprichwörterschatz, den Luther sich zusammenstellte — oder wir müssen wohl sagen: zusammenzustellen anfing! Gute Schwimmer ersaufen gern. Klimmer fallen gern. Die Gelehrten die Verkehrten. Herren Gnade, April-Wetter, Frauengunst. Finster Kirchen, lichte Herzen; helle Kirchen, dunkel Herzen. Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus. Was die Alten thun, das lernen die Jungen. Wer's Glück hat, führet die Braut heim. Hast du eingebrockt, du mußt's ausessen. Kann nicht drei zählen. Kann nicht einen Hund aus dem Ofen locken. Wo Hängen Recht ist, da ist Stäupen Kirmeß. Alter hilft nicht vor Thorheit. Eine Henne scharrt mehr weg, denn vier Hähne herzuscharren u. s. w. Luther hat sich in Summa 489 Sprichwörter notirt. Damit ist längst nicht der Schatz derjenigen erschöpft, die in seinen Schriften und Tischreden Verwendung finden. Thiele hat bereits weitere 3000 Nummern aus denselben gesammelt. —d.

Bücherbesprechungen.

— Politische Bilderbogen Nr. 31 und Nr. 32: Bismarck's Geist und Die Völkerspinne. Dresden, Druck und Verlag der Druckerei Glöß, 1899 und 1900. Preis: je 30 ₰. — 31. Die Beobachtung, daß noch heute, 30 Jahre nach der Errichtung des Reiches, der Deutsche in Deutschland in der Minderheit sei, habe — so fingirt Max Bewer, der ungenannte Bilderbogenmann — Bismarck nicht im Grabe ruhen lassen, sondern läßt ihn „einmal umgehen, zu sehen, wie Alles in Deutschland geworden ist". Ein flott geschriebener Leitartikel mit theilweise vortrefflichen Bemerkungen; Richtung: Hamburger Nachrichten, Leipziger Neueste. Nichts vergessen von Dem, was in Bismarck's Tagen die Quintessenz seiner überragenden Politik ausgemacht hat — aber auch rein gar Nichts hinzugelernt. Das ist der Grundfehler der 14 Columnen der Rückseite bedeckenden Ausführungen, die darum für den Grafen v. Bülow ziemlich werthlos sein müssen. — 32. „Du wirst alle Völker fressen und sollst ihrer nicht schonen", dies dem 5. Buche Mose (7, 16) entlehnte Motto ist der Schlüssel zum Verständnisse der „Völkerspinne". Ein Versuch, den Antisemitismus, der sich durch seine maßlosen Uebertreibungen selbst gerichtet und nahezu abgewirthschaftet hat, von Neuem zu beleben. Außer der Mittheilung, daß Ohm Krüger den Johannisburger Rabbiner Dr. Hertz vor Kurzem (?) als einen Volksfeind des Landes verwiesen habe, ist mir innerhalb der glücklicherweise nur fünf Columnen langen „Aufrüttelung" nichts Neues aufgefallen. Jedes Thierchen hat sein Plaisirchen; habeat sibi. Im Uebrigen: quäle nie ein Thier zum Scherz — denn es könnt' geladen sein! Ht.

— Wanderungen und Siedelungen der Germanischen Stämme in Mittel-Europa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen. Auf zwölf Kartenblättern dargestellt von Roderich v. Erckert, kaiserl. russischem Generalleutnant a. D. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, 1901 [!]. 2°; VII S. und 12 Karten, 35,5:54 cm groß. Preis: 12 ℳ. — Eine bewundernswerthe Leistung. Ist sie auch kein dreibändiger Wälzer, wie das gelehrte Werk August Meitzen's, woran wir sofort durch den ähnlich klingenden Titel erinnert werden, so haben wir doch auch in ihr die ergebnißreiche Frucht einer treu ausharrenden Lebensarbeit auf überaus schwer zu beackerndem Felde. Den Inhalt dieser 12 Karten, zu denen einen ausführlichen Begleittext zu schreiben des Verfassers hohes Alter leider nicht mehr erlaubt hat, in einer kurzen Anzeige auch nur annähernd zu erschöpfen, ist schlechterdings unmöglich; ich muß mich darauf beschränken, ihn durch Mittheilung der Ueberschriften wenigstens anzudeuten. Die I. Karte bringt: die zweite (größte) und dritte Eiszeit in Mittel-Europa nach den neuesten Forschungen (für die dritte nach Dr. Keilhack); hierzu gehört im Besonderen das von dem Münchener Anthropologen Johannes Ranke geschriebene Vorwort. Wir haben damit — nach dem Vorgange desselben Ranke im 1. Bande meiner „Weltgeschichte" — den zweiten, überaus gelungenen Versuch, die Vorgeschichte mit der Geschichte in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen; und ich weiß von vornherein, daß sich namentlich Friedrich Ratzel, wie über das ganze Werk, so vor Allem über die Beigabe der I. Karte freuen wird. Die II. Karte zeigt: indogermanische Völker in Europa zu Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr., mit einem Carton, der die gemeinschaftlichen Verschiebungen der einzelnen Sprachen schematisch darstellt. Auf Karte III wird die ungefähre Ausbreitung der Germanen und Kelten in Mittel-Europa vom 6.—2. Jahrhundert v. Chr. in 4 resp. 3 Abstufungen vor Augen geführt. Auf Karte IV werden uns die Germanen in Mittel-Europa und ihre Nachbarvölker um das Jahr 60 v. Chr. gezeigt, also unmittelbar vor dem störenden Eingreifen Julius Caesar's (dessen Züge ich gern auch noch angedeutet gesehen hätte); dieselben Völker um 150 n. Chr. sind der Gegenstand der V. Karte. Nun folgt als Nr. VI die Ptolemäische Karte von Groß-Germanien nach dem Texte der Müller'schen Ausgabe (Paris 1883): also ein (etwas verzerrtes) Abbild der Lage um 170 n. Chr. Karte VII besteht aus 4 Cartons: 1) Wander- und Kriegszüge germanischer Völker vom Anfange des 2. vorchristlichen Jahrhunderts bis zum Markomannenkriege; 2) dasselbe von der Mitte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts hauptsächlich bis zur Mitte des fünften, theilweise auch darüber hinaus; 3) dasselbe von etwa 450 bis zur Einwanderung der Langobarden in Italien und endlich 4) Wander- und Kriegszüge der nordischen [nordgermanischen oder skandinavischen] Völker von 850—1066. Die Beschränkung bis zur Schlacht von Hastings bedauere ich bei dem letzten Kärtchen deshalb, weil dadurch die interessanten Fahrten der Normannen nach dem Oriente (Konstantinopel, Heiliges Land) nicht mehr mit haben verzeichnet werden können. Auf Karte VIII werden uns wieder die Germanen in Mittel-Europa und ihre Nachbarvölker vorgeführt, dies Mal aber nach dem Jahre 300 n. Chr.; dasselbe, um ein Jahrhundert später, ist das Thema der IX., dasselbe um zwei Jahrhunderte später (also um 500), das der X. Karte. Die Lage von 600 n. Chr. wird uns durch Karte XI, die um das Jahr 814, d. h. zu der Zeit, wo Karl der Große die Augen schloß, wird durch die letzte Karte vorgeführt. Mit Ausnahme der Blätter II, VI und VII ist überall der Maßstab 1:3 000 000 zu Grunde gelegt worden; die Karten stammen sämmtlich aus der Geographisch-lithographischen Anstalt von C. L. Keller in Berlin, dem Wohnsitze des fleißigen und gut berathenen Autors. Ht.

— Französische short-tales. Die Verlagsbuchhandlung Albert Langen in München ist unermüdlich darin, in ihrer Roman- und ihrer illustrirten Bibliothek uns die Erzeugnisse der französischen Novellisten zu vermitteln, die besonders in kurzathmigen Geschichten eine ausnehmende geistige Gelenkigkeit zeigen und kecke Pointen mit großer Virtuosität aus der Feder spritzen. Der bewunderte Altmeister dieser Erzählungskunst, Guy de Maupassant, ist wieder mit einer Erzählung: „Die Millionenerbschaft" vertreten, die sich Anfangs ganz bürgerlich gemüthlich anläßt, indem wir in die Bureaus des Pariser Marineministeriums eingeführt werden, wo die Köpfe der verschiedenen Bewerber sich in scharfen Silhouetten abzeichnen. Doch allmälig lenkt der Erzähler in das Fahrwasser ein, wo seine Kunst am behaglichsten dahin gleitet. Der eine dieser Beamten, Cachelin, hat eine Tochter und eine Schwester. Die gute Tante besitzt eine Million — man weiß, daß die Tochter Cachelin's sie beerben wird. So findet diese in einem begabten und begünstigten jungen Beamten einen Bräutigam. Man erwartet sehnsüchtig den Tod der Tante, und als dieser endlich eintritt, sieht man fieberhaft der Eröffnung des Testaments entgegen. Die alte Dame hat aber nicht ihre Nichte, sondern das Kind derselben zum Erben eingesetzt und, wenn ein solches Kind im Laufe von drei Jahren nicht auf der Bildfläche erscheinen sollte, die ganze Millionenerbschaft milden Stiftungen vermacht. Leider! bleibt das Kind aus; der Gatte muß sich manche cynische und beleidigende Bemerkung darüber gefallen lassen und als der verhängnißvolle Termin immer näher rückt, greift man zu einem verzweifelten Mittel. Im Marineministerium befindet sich ein junger hübscher und eroberungslustiger Beamter und wenn man den alten Rechtssatz pater est, quem nuptiae demonstrant zu Hilfe nimmt, so kann man so gut wie Maupassant den

Roman zu einem befriedigenden Ende führen und die Millionenerbschaft der Familie Cachelin heben. — Marcel Prévost zeigt sich in seiner Skizzensammlung: „Flirt“, übersetzt von Donald Wedekind, gerade von keiner neuen Seite; es sind kecke Federzeichnungen aus dem gesellschaftlichen Leben mit dem Stachel der Satire und dem Honig der Frivolität. Wenn man von der sorgsam überwachten Unschuld der französischen Mädchen spricht, so giebt die erste Skizze Prévost's, die Unterredung von Hrn. H. mit Frl. v. Z., einem neunzehnjährigen Mädchen, dazu eine nichts weniger als beweiskräftige Illustration. Die zweite Geschichte, die uns von den Abenteuern erzählt, die eine Wittwe aus Vincennes in Paris erlebt, führt die Ueberschrift: „Die Passanten“, die schon den Inhalt ungefähr errathen läßt. Die „Osterfragen“ sind eine pikante Beleuchtung der Sünden, welche die Frauen in den Beichtstühlen bekennen, und der verfänglichen Fragen, die dann manche Beichtväter an sie richten. „Unter Geschwistern“ schildert uns die Erpressungen, die ein junger Bruder, der hinter die unerlaubten Beziehungen seiner verheiratheten Schwester gekommen ist, an dieser ausübt. „Putzlümpchen“ berichtet, wie die Cadetten einer Militärschule die Weisheit des Commandeurs zu Schanden machen, welcher der Mutter Putzlümpchen's nur unter der Bedingung verstattet hat, mit ihrer Tochter in der Schule zu wohnen, daß dieselbe sich nie mit einem Zögling derselben zusammen blicken läßt. „Unsere Kinder“ schildert eine naive, aber vielversprechende Liebesscene der sechszehnjährigen Juliette und ihres fünfzehnjährigen Cousins im Park. — Wir wissen nicht, ob Jeanne Marie, die sich durch ihre Pariser Droschkenskizzen bekannt gemacht hat, sich durch Marcel Prévost zu ihrem Bändchen: „Das sind nun die Kinder“ begeistern ließ. Jedenfalls sind es Variationen auf das von Prévost in jener Erzählung angeschlagene Thema. Die Pointen bestehen meistens darin, daß die Kinder sehr altklug sind und sich mit großer Naivetät über verfängliche Dinge unterhalten. Einige dieser Kinder sind auch schon zwanzig Jahre alt, wie die Heldinnen der beiden ersten Erzählungen. Da haben die Bräute allerlei Vorgeschichten. Sehr pikant ist auch „Das Album“ mit den vielen Vettern. Jedenfalls braucht Marcel Prévost der Jeanne Marie mit Bezug hierauf keine Points vorzugeben. Ein für sie unerschöpfliches Thema ist der Pariser Droschkenverkehr, besonders zur Nachtzeit. Ihrem Bande: „Pariser Droschken“ läßt sie jetzt einen Band „Fiaker“ folgen. Sie zeigt darin dieselbe Geschicklichkeit in der Aufnahme novellistischer Momentbilder, wie in ihren früheren Schriften; es sind Komödien und Tragödien, die in den Fiakern sich abspielen. Eine Lustspielheldin ist die sechzigjährige Potiphar, Madame Brouillard in der Skizze „In Gefahr“; tragisch ist der Selbstmord der Frau Dastier in „Genug“. Auch eine feine Diebin lernen wir kennen, welche in einem Laden Spitzen gestohlen hat, aber den Polizeiinspector seiner Pflicht untreu macht, indem sie ihn besticht durch das Anerbieten ihres holden Selbst, so daß er die Anzeige unterläßt. Hier wie in den „Pariser Droschken“ fehlen niemals die Porträts der Kutscher, die aber in der Regel gar nicht in die Handlung eingreifen, es sind nur decorative Handzeichnungen. Bisweilen erweitert Jeanne Marie den Dialog durch Schilderungen en petit, die aber über die Scenenangabe und Personalbeschreibungen nicht hinausgehen. Ob es gerade nöthig ist, das deutsche Lesepublicum mit all diesen Pariser Leichtfertigkeiten bekannt zu machen, mag dahingestellt bleiben. — Der Roman „Pauline“ von Jules Case, dem Verfasser der „Sklavin“, geht schon über den Umfang einer short story hinaus, ohne das Normalmaß dieser Bibliothekbände zu sehr zu überschreiten. Jules Case ist ein nüchterner Beobachter; seine Darstellungsweise ist schroff und einschneidend, doch er steigert die sich anfangs langsam entwickelnde Handlung gegen den Schluß hin zu grellen Sensationsmotiven. So ist es auch hier! Der Conflict, welcher dieser Handlung zu Grunde liegt, ist einer der verbrauchtesten. Die Heldin hatte einen Geliebten, mit dem auch der Vater einverstanden war, bis derselbe mit der Familie desselben in heftigen Zwiespalt gerieth. Nun verbot er den Verkehr seiner Tochter mit dem feindlichen Lager, suchte ihr einen anderen Bräutigam aus, einen Herrn Cadet, und wie der alte Capulet in „Romeo und Julie“ verlangt er gebieterisch von seiner Tochter, daß sie ihn zum Gatten nehme und sich von dem andern lossage. Dieser Cadet ist ein gutmüthiger häßlicher Bursche, der andere hübsch, flott, unternehmungslustig. Ohne Wissen des Vaters trifft Pauline sich häufig mit demselben in einem Wäldchen und giebt sich ihm hin. Gleichwohl wagt sie nicht, bei der Verheirathung mit Cadet auf dem Standesamt das entscheidende Nein zu sprechen. Dies ist etwas künstlich motivirt. Doch beim Hochzeitsmahl stiehlt sie sich fort und entflieht zu einer alten Tante, wo sie lange in einem trostlosen und freudlosen Versteck lebt. Ihr Geliebter besucht sie öfters. Doch er hat nicht den Muth, mit einer verheiratheten Frau, die sich durch Gram und Sorge in bedauerlichem Maße verhäßlicht hat, auf- und davonzugehen. Da giebt es nur ein letztes Mittel: Cadet muß sterben, dann ist sie frei. Schon früher ist uns ein halb blödsinniger Schäfer begegnet, der an Pauline mit stiller Liebe hängt. Der hatte ein echtes Romangesicht und war von Hause aus verdächtig. Und richtig, er ist das Werkzeug, das sich Pauline wählt. Doch der Erdrosselungsversuch mit Hilfe einer Fallthüre gelingt nur halb. Und da hatten wir schon früher von einem Steinbruch munkeln hören, den die Selbstmörder bevorzugen. Auch das war uns verdächtig, und in der That sucht dort Pauline den Tod. Daß die Geschichte am Schluß so stark ins Criminalistische übergeht, vermuthet man anfangs nicht bei der vorsichtigen psychologischen Behandlungsweise. Ob die Logik der Thatsachen zu diesem Aeußersten treibt, mag fraglich erscheinen; doch die Romane wie die Dramen brauchen einen Schlußeffect — und die französischen Autoren sind nicht zaghaft, wenn es gilt, einen solchen anzubringen. R. v. G.

— Die Insel. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schroeder. Schüler & Loeffler in Berlin und Leipzig. — Nachdem die Zeitschrift „Pan“ schlafen gegangen war, trat Die Insel am 1. October 1899 ihre Erbschaft an; es liegen bis jetzt zwölf Monatshefte derselben vor und soeben ist auch das erste Heft des neuen Jahrganges erschienen. Die Insel ist ein Organ der sogenannten „Modernen“, aber es überwiegt bei Weitem diejenige Richtung derselben, die man als Symbolismus bezeichnet, über den Naturalismus, den Anfangs die Revolutionäre der Literatur als Losung ausgaben. Es hängt damit zusammen, daß wir uns ganz im Banne der alten romantischen Schule zu befinden glauben; es ist ein verspätetes Epigonenthum derselben, das hier im Dämmerungsflug seine Schwingen regt. Das erste Heft des neuen Jahrgangs beginnt mit einer den Manen Friedrich Nietzsche's geweihten Todtenklage, die mit den volltönenden Worten beginnt: „Deutschland hat seinen zweiten Großen verloren — nach Bismarck: Nietzsche.“ Weiter kann man in der Ueberschätzung des verstorbenen geistreichen Denkers nicht gehen, doch man braucht ja nicht in Harnisch zu gerathen, wenn die Pietät ihre Orgien feiert. Nietzsche ist ja der philosophische Vortänzer des jüngstdeutschen Reigens mit seinen grotesken Seitenpas. Daran läßt es ja auch die neueste Lyrik durchaus nicht fehlen, wie alsbald der Roman in Romanzen „Zwei Menschen“ von Richard Dehmel beweist. Noch ist der Romanzencyclus, wie es scheint, nicht beendet, aber schon die mitgetheilten Gedichte genügen, um seine Physiognomie zu erkennen: sie sind reich an Geschmacklosigkeiten und die Manierirtheit derselben grenzt ans Parodistische. Die Refrains der einzelnen Gedichte vor Allem machen diesen Eindruck: „Zwei Menschen gehn durch sehr helle Nacht; zwei Menschen fröstelt's bis ins Mark; zwei Menschen möchten lachen und weinen; zwei Menschen sehen sich funkelnd an, und zwei Menschen freuen sich königlich“ u. A. Wie lodbrig die Form außerdem ist, wie sehr sie an die gestotterte Phrase der Unkunst erinnert, beweisen wohl Verse wie die folgenden:

> Früher konnt' ich schwer mit Leuten reden,
> Jetzt sprech' ich mit den Fremdesten gern.
> Es geht ein Band von dir durch mich zu jedem,
> Als wenn wir alle Engel wär'n.

Welche Reime, welche Metrik, welche ungelenken Wendungen: Doch diese Bummelei gehört ja zum genialen Geberdenspiel der jüngstdeutschen Poeten. Sie ist um so mehr zu bedauern, als Dehmel jedenfalls ein phantasievoller Dichter ist und einen Zug ins Große hat, und bisweilen schön geprägte Gedankenmünzen ausgiebt, z. B.

> Das Unerkannte ist es, was uns bannt,
> Denn eine tiefe Wollust schläft im Grauen.

Auch in den vorliegenden Heften des jetzt abgeschlossenen Jahrganges begegnen wir Dehmel oft genug; er ist immer derselbe. Ein anderer Lyriker, Hugo v. Hofmansthal, hat ein Drama beigesteuert, „Das Bergwerk von Falun“, in märchenhaft-phantastischer Form, bisweilen an Byron's „Manfred“, noch mehr aber an Tieck und Fouqué erinnernd. Die Einleitung besteht aus

naturalistischen Genrescenen, die vor einem kleinen „Seemannsheim" spielen, einer Schänke, wie diejenige, in welche die freche Dirne in den „Gespenstern" hinüberwandern will; doch in den Bergtiefen, wo die Königin haust, schlägt der Dichter einen anderen Ton an; er greift voll in die Saiten und zeigt ein schönes Talent. So singt die Königin:

Sieh, Euch da droben fluthet ohne Halt
Die Zeit vorüber, und mir ist's gegeben,
In ihren lautlosen krystallnen Strom
Hinabzutauchen, ihrem Lauf entgegen
Und ihren heil'gen Quellen zuzugleiten.
Heft' nicht so dumpf den starren Blick auf mich!
Begreifst du nicht, das urweltheil'ge Gestern,
Ruf' ich es auf, umgiebt mich und wird heut,
Und Dunkelndes und Funkelndes vergeht,
Und Längstversunk'nes blüht und glüht herein.

Und schöne Verse spricht auch Elis in den pantheistischen Ergüssen des ersten Actes. Doch macht das Ganze einen verschwommenen Eindruck; es fehlt der klare Sinn — nur eine in die Dichtung hereinklingende Bedeutung hören wir heraus. So liebt es die romantische Schule. Das Maiheft des letzten Jahrgangs bringt ein Vorspiel zur „Antigone" von Hofmansthal, auch romantisch gehalten, ein Mischmasch von Genre und Symbolik, doch mit schönen Schlußversen. In allen Heften der „Insel" finden sich Gedichte von Hofmansthal, Bierbaum, Schroeder, Evers, Detlev v. Lilienkron, auch von Gustav Falke, der nicht zu den Jüngsten gehört — sie sind formell viel correcter als die von Dehmel, aber es sind meistens fliegende Blätter und ohne Bedeutung. Frank Wedekind's „Münchner Scenen", die durch eine Reihe von Heften hindurchgehen, haben den grotesken Zug, welcher der Komik, aber auch den ernsteren Versuchen dieses Dichters anhaftet. Die im Augustheft erschienene Erzählung „Pumpernellche" von Anna Croissant-Rust ist eine naturalistische Aschenbrödelei. Ein Essay von Maurice Maeterlinck: „Die Entwickelung des Mysteriums", ist im ersten Heft des neuen Jahrgangs noch nicht abgeschlossen; es ist ein ästhetischer Beitrag zur Neu-Romantik der Jüngsten. Aus den früheren Heften erwähnen wir noch: „Frühjahrsblumen" von Johannes Schlaf, eine Reihe von Naturbildern mit einer oft reizenden Landschafts- und Blumenmalerei. „Neue Gleise" sind es freilich nicht, in denen sich hier der Dichter bewegt, diese oft stimmungsvollen sich ins Detail verlierenden Schilderungen erinnern an Adalbert Stifter. In seinem Artikel über Ernst Theodor Amadeus Hoffmann spricht Franz Blei von einer Renaissance der Romantik. Das ist in der That die neueste Strömung und eine Reaction gegen die Verurtheilung der romantischen Schule durch die meisten Literarhistoriker. Darauf läuft ja auch die Schrift von Ricarda Huch: „Blüthezeit der Romantik" hinaus und auch die von Jacobowski herausgegebene „romantische Lyrik". Immer wieder muß man gegen diesen Cultus auf die Proteste Ruge's und Echtermeyer's in den Halleschen Jahrbüchern hinweisen — sie haben nach wie vor ihr gutes Recht; wir wollen uns die eroberte geistige Freiheit nicht wieder durch den Rückfall in die abgethane Romantik verkümmern lassen. Die Illustrationsbeigaben der „Insel", der ornamentale Schmuck und die Zeichnungen entsprechen dem jetzigen archaistischen Geschmack; es findet sich darunter manche geniale Skizze, aber auch manches Barocke und Ungenießbare.

R. v. G.

— **Topographische Forschungen über die ältesten Siedelungen der Rochlitzer Pflege.** Von Dr. W. Clemens Pfau. (Mittheilungen des Vereins für Rochlitzer Geschichte. 3. Heft.) Rochlitz i. S., Druck von Max Bode. 1900. 105 SS. und 3 Taf. 4°. — Wir wünschten lebhaft, daß die vorliegende Schrift, die der Rochlitzer Geschichtsverein dem königl. sächs. Alterthumsverein zu seinem 75 jährigen Jubiläum gewidmet hat, mehr Beachtung fände, als dies sonst das Loos der Veröffentlichungen ortsgeschichtlicher Vereine ist, und zwar namentlich in Fachkreisen, in sächsischen wie in außersächsischen. Pfau, der in ihr die Ergebnisse langjähriger, sehr mühevoller, jedoch noch keineswegs abgeschlossener Studien niederlegt, hat sich schon in früheren Arbeiten als ein sehr befähigter und selbständiger Forscher erwiesen; die negative Kritik, die allen bisherigen Annahmen stark skeptisch gegenübertritt, macht ihm offenbar besondere Freude; aber er sucht doch auch productiv zu verfahren, seine möglichst voraussetzungslos unternommenen Einzeluntersuchungen zu einem Gesammtbild zu gestalten, und seine Combinationen und Constructionen, ohne die dies zumal auf einem so unsicheren Boden wie der Prähistorie unmöglich ist, zeigen oft nicht weniger Kühnheit, als diejenigen entwickelt haben, deren Anschauungen er entgegentritt. Die Schrift wird also sicher, wenn sie in weiteren Kreisen bekannt wird, zu fruchtbaren polemischen Auseinandersetzungen führen. An dieser Stelle ist nicht der Ort dazu; wir müssen uns damit begnügen, in aller Kürze den Gedankengang des Verfassers anzudeuten. — Mit Recht hält Pfau für die wirkliche Förderung der Besiedlungsfrage möglichst eingehende örtliche Forschungen für nothwendig und giebt ein Beispiel, wie solche auszuführen sind, das gewiß Nachahmung verdient; aber die geeigneten Personen, um solche Forschungen anderwärts vorzunehmen, werden sich nicht leicht finden. Er geht aus von einer möglichst vollständigen Ermittlung der erhaltenen vorgeschichtlichen Reste, wobei neben den Massenfunden und den erhaltenen Anlagen (Burgwällen, Gräbern 2c.) namentlich auch den Einzelfunden, wie sie genaue Ackeruntersuchungen ergeben, Aufmerksamkeit zu widmen ist. Wichtige Ergänzungen ergeben dazu die Flursagen, Flur- und Ortsnamen; volkskundliche und geschichtliche Forschung treten so in nahe Berührung. Im ersten Haupttheil wird eine allgemeine Uebersicht über die vordeutsche Zeit der Rochlitzer Pflege gegeben. Pfau kann dabei doch nicht umhin, von den allgemeinen Resultaten der prähistorischen Forschung in Sachsen, wie sie Deichmüller in Wuttke's Volkskunde zusammenfassend darlegt, auszugehen. Auf Grund zahlreicher örtlicher Untersuchungen kommt er im Gegensatz zu einer von Flathe vertretenen Ansicht, nach der die ganze nördliche Abdachung des Erzgebirges in vorwendischer Zeit ein menschenleerer Urwald gewesen sei, zur Annahme einer ziemlich dichten Besiedlung der Rochlitzer Pflege in der Urzeit; er hat zahlreiche Wallanlagen, Hügeldenkmäler, Flach- und Hügelgräber, namentlich aus der Bronzezeit, im Ganzen etwa 60 Fundgebiete mit vorwendischen Scherben, Steinspänen u. dergl., nachgewiesen. Daneben finden sich ebenfalls zahlreiche Spuren aus wendischer Zeit. Die Frage, ob jene vorwendischen Siedelungen bereits dorfähnliche Niederlassungen waren, bejaht er auf Grund einer Untersuchung der Ortsflurgrenzen, die nach seiner wohl richtigen Annahme zwar nicht als Grenzlinien, aber als Grenzgebiete, Flurstreifen, uralt sind. Merkwürdiger Weise sind Massenfunde und Wallanlagen namentlich in diesen Grenzgebieten nachzuweisen; aus diesem Umstand, wie aus der Art der hier gemachten Funde folgert Pfau, daß diese „Wallburgen" weniger kriegerischen als Cultzwecken dienten; er nimmt dabei eine Ansicht auf, die bereits R. Behla in seinem 1888 erschienenen Werke über die Rundwälle in Deutschland vertreten hat. Bestätigt wird sie dadurch, daß die Flursagen vorzugsweise an den Grenzfluren haften; in ihnen leben die Erinnerungen an heidnische Gottheiten, an Menschen- und Thieropfer (vgl. die häufigen Spukgestalten ohne Kopf!) fort, und die christlichen Priester haben diese Erinnerungen keineswegs ausgerottet, sie sind vielmehr aus der Volkssage sogar in die christliche Symbolik eingedrungen, und manche sonderbare Gebilde von Kirchen aus viel späterer Zeit (vgl. z. B. den dreigesichtigen Kopf an der Marienkirche zu Zwickau, den P. auf den Wendengott Triglaw deutet) mahnen daran. Die wendischen Siedlungen traten vielfach an der Stelle älterer Siedlungen; „augenscheinlich haben weder die Wenden, noch die zuletzt eingewanderten Deutschen wirkliche Urgründungen von Dörfern in unserer Pflege vorgenommen, sie haben sich vielmehr auf Neugründungen beschränkt". Der Verfasser sucht dies mit Benutzung der Ortsnamen zu begründen; wir folgen ihm nicht auf das sehr gefährliche Gebiet, auf dem er gegen die bisherigen Untersuchungen, insbesondere auch gegen die Hey's, vielfach Widerspruch erhebt, bemerken nur, daß er mit Recht auf die dialektische Namensform neben der urkundlich beglaubigten großes Gewicht legt. Hauptsächlich nach Flurnamen untersucht er die Frage, aus welchen Holzarten die Waldungen bestanden, in welcher Weise wir uns ihre Urbarmachung, wie die Art der Feldanlagen zu denken haben, welche Wege und Furten schon in ältester Zeit nachzuweisen sind. — Im II. Haupttheil sind in alphabetischer Ordnung die Forschungen über die einzelnen Siedlungen zusammengestellt. Auch hier dürfte Manches bestreitbar sein; z. B. daß die Stadt Rochlitz nicht als Stadt gegründet, sondern aus einem Dorfe sich entwickelt habe. Wenn dafür als Beweis angeführt wird, daß die in der neuen Stadt angelegte Kunigundenkirche nur eine Kapelle gewesen sei, die Hauptkirche aber ursprünglich außerhalb der Stadtmauer lag, so bieten Dresden, Meißen und andere Städte doch ganz dieselbe Erscheinung.

—m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 136. Dienstag, den 13. November, Abends. **1900.**

Jean Paul Friedrich Richter.

† 14. November 1825.

Von Paul Pasig (Ilmenau). (Unberechtigter Nachdruck verboten.)

„Schlechter ist es noch gegangen
Anderen als mir.
Stets erwäge das und bangen
Lasse niemals dir!

Wie sich Richter mußte drücken,
Eh' er ward gedruckt;
Wie ihn, drauf der Welt Entzücken,
Erst ihr Weh' durchzuckt!

Seinen Duldmuth mag zum Lehrer
Nehmen jeder Christ,
Der auch nicht ist sein Verehrer,
Wie du's auch nicht bist."

Diese Verse Rückert's kennzeichnen aufs Treffendste nicht nur den beschwerlichen, dornenvollen Pfad, den der „Großmeister des deutschen Humors", Jean Paul Friedrich Richter, geboren am 21. März 1763 in dem Fichtelgebirgsstädtchen Wunsiedel, emporklimmen mußte, ehe er die Sonnenhöhe seines Ruhmes erreichte, der selbst denjenigen eines Goethe und Schiller zeitweilig überstrahlte, sondern sie deuten zugleich die schwankende Beurtheilung an, die der einst so Gefeierte von Seiten der Nachwelt erfahren hat. Drei Umstände waren es, die Jean Paul zu dem machten, was er geworden ist: sein furchtloses Ringen, sein unverdrossener Bienenfleiß und sein glückliches Naturell. Als Sohn eines armen Schullehrers und späteren kärglich besoldeten Pfarrers (in Joditz bei Hof und in Schwarzenbach a. d. Saale) war der Knabe schon von frühester Jugend an nicht auf Rosen gebettet und seine äußere Lage verschlimmerte sich, als er nach dem allzu frühen Tode des Vaters (1779) das Gymnasium zu Hof mit der Universität Leipzig vertauschte (1780), um daselbst Theologie zu studiren und durch Unterricht sich die dazu nöthigen Mittel zu verdienen. Ganz abgesehen davon, daß manche Absonderlichkeiten im Aeußeren (Rock- und Haartracht u. A.) ihm dies ungemein erschwerten, hatte er auch keine innere Neigung zu diesem Studium. Vielmehr zogen ihn außer Hippel und Rousseau die englischen und französischen Satiriker und Humoristen an, sodaß er den Entschluß faßte, durch Schriftstellerei sein Brod zu verdienen. Aber auch das ist ihm Anfangs blutsauer geworden. Sein Erstlingswerk, die „Grönländischen Prozesse", eine wunderliche, mit Gleichnissen und Beziehungen aus dem eigenen inneren und äußeren Leben ausgefüllte Schrift, die noch während der Leipziger Studienzeit (1781—1784) erschien, vermochte keinen dauernden Erfolg zu erzielen, und die Herausgabe eines dritten Bandes lehnte der mühsam gefundene Verleger (Voß in Berlin) ab. Um dem Schuldgefängnisse zu entgehen, mußte der Dichter Leipzig bei Nacht und Nebel verlassen und bei der darbenden Mutter in Hof Zuflucht suchen, wo er bei schnurrendem Spinnrade und Brod und Salz über neue literarische Erwerbsquellen nachsann. Denn das stand bei ihm fest: er wollte Schriftsteller werden, und er entwickelte nunmehr einen Fleiß, der geradezu in Erstaunen setzen muß, wenn wir erwägen, daß Jean Paul's gesammelte Werke 60 Bände umfassen! Hierbei kam ihm eine Gepflogenheit zu statten, die er schon seit frühester Jugend geübt hatte. Da er nämlich in seiner Kindheit keinen geordneten Schulunterricht empfing, sondern meist vom Vater unterrichtet wurde, widmete er einen guten Theil seiner Zeit seiner Selbstausbildung durch ausgedehnte Lectüre, die freilich in buntester Unordnung von ihm geradezu verschlungen wurde. Aber einen Vortheil hatte dieses Lesen doch für ihn: er fertigte sich gewissenhafte Auszüge aus dem Gelesenen an und vereinigte dieselben zu Quartbänden, die später ganze Kisten füllten. So speicherte er gewissermaßen in fetten Jahren Vorräthe auf, die in dürren Jahren nie versagten. Darum konnte Jean Paul über sich sagen: „Wenn ich meinem Geist und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, so drängt am zweiten schon mich eine unbezwingliche Bruthitze über mein Nest voll Eier oder Kreide. Der arme Paul wird es so forttreiben, bis die gequälte, fieberhafte Brust von der letzten Erdscholle gekühlt ist." Das soll nun keineswegs heißen, als hätte Jean Paul nicht genügend über eigene Gedanken und Stoffe verfügt. Aber es war doch mehr eine Innenwelt, in der er lebte und in der sich nothwendiger Weise auch seine Erzählungen abwickeln. Schon in seiner Jugend, als der Vater in der Joditzer und Schwarzenbacher Dorfeinsamkeit lebte und wirkte, bildete sich bei ihm der Hang zum Alleinsein aus. Mit reicher Phantasie und tiefem Gemüth begabt, trieb ihn oft eine unbestimmte Sehnsucht hinaus in die dunkeln Wälder, wo er mit der Natur geheime Zwiesprache hielt und die wildromantischen Bergschluchten und düsteren Waldesgründe mit bunten Fabelwesen belebte. Dieses Innenleben, bei dem Gefühl und Phantasie befruchtend auf den Geist einwirkten, nannte er „geistiges Nestmachen". Als dann später die graue Sorge ernst an den Jüngling herantrat, da hatte er in dieser Gemüthsanlage einen reichen Schatz gefunden. Nicht nur, daß alle seine Schriften auf dieser Grundlage sich aufbauen und sich demgemäß vorwiegend an das Gemüth und die Phantasie wenden: er gewöhnte sich auch allgemach daran, nach den großen englischen und französischen Vorbildern selbst den ernstesten Lebenslagen eine heitere Seite abzugewinnen und in herzerfreuendem, gesundem Humor, der „mit der Thräne im Auge lächelt", die rechte Panacee wider alle kleinlichen Mißverhältnisse im Leben zu sehen. Und das ist Jean Paul's Hauptverdienst. Darum führt sein Leben, wenn es auch vorübergehend in die engen Schranken eines pädagogischen Wirkens — zuerst in Töpen b. Hof, dann in Schwarzenbach — gedrängt wurde, nach dem Erscheinen seines ersten größeren, erfolgreichen Werkes, der „Unsichtbaren Loge" (1793), der zwei Jahre später „Hesperus oder 45 Hundsposttage" folgte, in steter Folge nunmehr aufwärts. Aber wir verstehen auch zugleich, warum, während Herder, Wieland, Knebel, Frau v. Kalb u. A. den i. J. 1798 in Weimar zum Besuche weilenden berühmten Volksdichter aufs Wärmste begrüßten und ihn in ihre Kreise zogen, Goethe und Schiller kühl und reservirt abseits standen. Denn die Vertreter des höchsten Kunstideals konnten unmöglich einen Dichter als einen der Ihrigen würdigen und anerkennen, der, selbst dem Volke in seinem Ringen und Leiden, in seinem Denken und Fühlen aufs Innigste verwandt, sich in erster Linie an eben dieses Volk wandte, ganz zu schweigen von der Form der Darstellung, die nicht selten alle Regeln der Kunst geradezu über den Haufen wirft. Nachdem der Dichter, der auch vorübergehend an den Höfen in Gotha und Hildburghausen weilte, in Berlin in der Tochter des Geheimrathes und Professors der Augenheilkunde Meyer eine treue Lebensgefährtin gefunden, lenkte er seine Schritte über Meiningen und Coburg nach Bayreuth, wo er im Genusse einer ihm hochherzigst bewilligten Jahrespension von 1000 fl. die letzten zwanzig Jahre seines unruhigen Wanderlebens inmitten eines wahrhaft idyllischen Familienglücks, das nur durch den plötzlichen Tod des einzigen,

in Heidelberg studirenden Sohnes (1821) getrübt wurde, bis zu seinem Tode lebte, der ihn am 14. Nov. 1825 von der furchtbaren Aussicht, in völliger Blindheit die Jahre des Alters verbringen zu müssen, erlöste.

Jean Paul war Schriftsteller von Natur und Beruf und „schriftstellern" hieß bei ihm „leben"! Aber er war nicht minder ein begeisterter Freund der herrlichen Gottesnatur, die ihm in ihren Wundern den Allmächtigen, den Allgütigen predigte. Darum gehörten Spaziergänge zu seinen täglichen Bedürfnissen. So wickelte sich sein ganzes Leben zwischen Schreiben und Wandern ab, und das Gasthaus „Zur Rollwenzelei", zwischen Bayreuth und der „Eremitage" gelegen, bezeichnet noch heute die classische Stätte, wo unser Dichter auf seinen alltäglichen Spaziergängen Einkehr hielt, um im bescheidenen Giebelstübchen bei einem frischen Trunke neue Pläne zu entwerfen, die er mit der gemüthvollen Wirthin, deren Name durch ihn weltberühmt ward, in seiner Weise erörterte.

Von Jean Paul's Schriften, unter denen heute viele kaum mehr als literarischen Werth besitzen, sind die bekanntesten außer der „Unsichtbaren Loge": „Hesperus oder 45 Hundsposttage", ein Werk, das, dem Gebiete des humoristischen Romans angehörend, zuerst des Dichters Namen in alle Welt trug. Hier schlägt Jean Paul zuerst den Ton an, der nun in den übrigen mehr oder minder voll nachklingt. Es ist die Sprache des Gemüths, die daher bei der Frauenwelt so ungemeinen Beifall fand. Das Thatsächliche, an dessen Stelle vielfach die Reflexion, nicht selten lyrische Ergüsse treten, verschwindet fast gänzlich. Herzerquickend lesen sich dabei die eingeflochtenen kleinen humoristischen Episoden, die nicht selten als „Extrablätter" erscheinen. Als episches Ganzes steht „Das Leben des Quintus Fixlein aus 15 Zettelkästen gezogen" schon deshalb höher, weil es des Dichters Knabenzeit mit all seinen idyllischen Reizen behandelt, die in dem „Quintus" der Stadtschule, in dem der Dichter sich selbst schildert, zum vollendeten Ausdruck kommen. Auch in „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten F. N. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel" erkennen wir unsern Dichter wieder. Denn der Armenadvocat ist kein Anderer als Jean Paul in seinen gedrückten Verhältnissen bei der Mutter in Hof, bis sich sein Schicksal wandte. Dem sentimentalen, weichen Siebenkäs stellt er den keckhumoristischen Leibgeber gegenüber, sein anderes Ich, das die grauen Sorgen durch Humor und Satire zu bannen weiß. Für sein gelungenstes Werk hielt der Dichter selbst die „Flegeljahre" (4 Theile, 1803—1805), die unmittelbar auf den „Titan" folgten und gleich diesem in den beiden einander gegenüberstehenden, verschiedenartigen Charakteren die doppelte Richtung seines eigenen Wesens und Dichtens, den derben Realismus und den übersinnlichen Idealismus, darstellen wollten. Varnhagen berichtet in seinen „Denkwürdigkeiten" hierüber: „Jean Paul betrachtete sie wie sein bestes Werk, worin er recht eigentlich wohne; da sei ihm Alles heimisch und behaglich, wie eine freundliche Stube, ein bequemes Sopha und vertraute, fröhliche Gesellschaft. Andere seiner Bücher, meinte er, könne er mit Talent gemacht haben, in den »Flegeljahren« aber habe sein Talent ihn selbst ergriffen; auch seien Vult und Walt nur die beiden entgegengesetzten und doch verwandten Personen, aus deren Vereinigung er bestehe." Neben diesen Hauptwerken des Dichters, in denen seine Sinnes- und Schreibweise klar ausgeprägt ist, dürften noch die verwandten humoristischen Schriften, in denen die Vorliebe für Kleinmalerei zu vollendetstem Ausdruck kommt, erwähnt werden: „Reise des Feldpredigers Schmelzle nach Fläz", „Leben des Schulmeisters Wuz" und das „Leben Fibel's". „Dr. Katzenberger's Badereise" und „Der Komet" sind ausschließlich humoristisch gehalten, letzteres im Stile des edeln Ritters von la Mancha. Patriotischen Geist hauchen neben dem in satirischer Weise gegen das Censurunwesen protestirenden „Freiheitsbüchlein" die „Friedenspredigt" (1808) und die „Dämmerungen für Deutschland" (1809), während von dem ernsten, wissenschaftlichen Streben des Dichters, der sich gern pädagogischen Problemen widmete, das „Campanerthal", das die Unsterblichkeit der Seele behandelt, die „Vorschule der Aesthetik" und „Levana oder Erziehungslehre", letztere beiden gewissermaßen geschrieben, um das rechte Verständniß seiner Werke zu fördern, vollgiltiges Zeugniß ablegen. In „Selina", seinem letzten Werke, beschäftigt er sich angesichts des nahenden Todes noch einmal mit der Unsterblichkeitsfrage.

Die Ueberschwenglichkeit, mit der einst Jean Paul (vgl. u. A. Börne's Gedächtnißrede) gefeiert wurde, ist heute einer nüchternen, objectiveren Beurtheilung gewichen. Als Meister echt deutschen Humors, der im Gefühlsleben wurzelt, steht der Dichter unerreicht da und die Virtuosität in der Kleinmalerei stellt ihn unsern besten Idyllendichtern ebenbürtig zur Seite, wenn er auch nur der Prosasprache sich bedient. Aber in dem Ueberwiegen des Gefühls liegt zugleich die Klippe, an der viele seiner Schriften scheitern: dieser inhaltlose Idealismus, diese weichliche Gefühlsschwärmerei, meist vorgetragen in einem äußerst manierirten, abspringenden, oft sentenzenartig knappen Stil, vermag auf die Dauer einen nach gesunder Nahrung verlangenden Geist nicht zu befriedigen. Er wird sich, statt gekräftigt und erhoben, eher verworren und niedergeschlagen fühlen wie etwa der Körper nach einem reichlichen, aus einer ungeordneten Folge schwerverdaulicher Gerichte zusammengesetzten Mahle. Die treudeutsche Art freilich der Jean Paul'schen Erzählungen, die Herzlichkeit und Innigkeit seines Tons erfüllten gerade zur Zeit ihres Erscheinens eine Mission, und mancher Jüngling, der auf Abwege gerathen war, mag in dem „Doppelten Schwur der Besserung" oder in der „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" den ernsten, entscheidenden Ruf zur Umkehr vernommen haben. So wird, was echt deutsch ist in den Schriften Jean Paul's, dem Dichter für alle Zeiten einen Ehrenplatz unter den Besten unseres Volkes sichern.

Bücherbesprechungen.

— **Commentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich.** Von Dr. **Justus Olshausen**, Oberreichsanwalt. 6. umgearbeitete Aufl. I. Band. Berlin 1900, Franz Vahlen. 16 ℳ, geb. 18 ℳ 50 ₰. — Die neue Auflage dieses wegen seiner Wissenschaftlichkeit und praktischen Brauchbarkeit unbestritten führenden Commentars zeigt die unermüdlich bessernde Hand nicht blos in der sorgfältigen Verarbeitung der neueren Literatur und Rechtsprechung (die des Reichsgerichts ist bis in die Gerichtsferien dieses Jahres hinein berücksichtigt!). Es mußte eine wesentliche Umarbeitung und Ueberarbeitung insbesondere auch mit Rücksicht auf die Novellen zum Strafgesetzbuche und das Inkrafttreten der neuen Civilgesetzgebung stattfinden, deren mannigfacher Einfluß auf das Strafrecht zur Darstellung zu bringen war. Vermöge dieser Zurückführung auf den jetzigen Zustand der Gesetzgebung gewinnt die neue Auflage besondere Wichtigkeit und ist, als erster Versuch in dieser Hinsicht, dem Praktiker unentbehrlich. Nur gebilligt werden kann es, daß, um Raum für das Neue zu gewinnen, eine größere Anzahl von Ausführungen, sowie Citaten aus den Motiven und älteren Compendien gestrichen sind, die gegenüber der inzwischen gefestigten Praxis praktisches Interesse nicht mehr boten. Der Kundige ersieht sofort, daß Auslassungen auf Kosten der Wissenschaftlichkeit nirgends bewirkt sind. So wird der Commentar auch in der vorliegenden Gestalt überall dankbar als Führer der Praxis begrüßt werden. Ein Irrthum ist in den Nachträgen zu S. 420 untergelaufen: das angeführte reichsgerichtliche Urtheil besagt das Gegentheil. N—l.

— **Commentar zur Militärstrafgerichtsordnung für das Deutsche Reich** vom 1. December 1898 nebst dem Einführungsgesetze und dem Gesetze betr. die Dienstvergehen der richterlichen Militärjustizbeamten vom 1. December 1898 von **Cl. v. Koppmann**, königl. bayr. Generalauditeur. 1. Hälfte. München 1900. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 10 ℳ. — Der ganzen Anlage nach der umfassendste der seither erschienenen Commentare zur neuen Militärstrafgerichtsordnung. Die Erläuterungen sind klar und präcis und zeugen, trotz sorgfältiger Heranziehung der Literatur und Rechtsprechung auf dem Gebiete des allgemeinen Strafprozesses, überall von selbständiger Fragstellung und dem Streben, die Fragen auch selbständig zu beantworten. Das Werk verspricht der „Löwe" der Militärstrafgerichtspraxis zu werden. N—l.

— **Der junge Infanterie-Officier und seine taktische Ausbildung**, von **v. Janson**, Generalleutnant z. D. Berlin 1900, E. S. Mittler & Sohn. 3,50 ℳ. — So einfach und leicht auch Manches auf den ersten Blick erscheint, was der junge Officier praktisch zu erlernen hat, um so schwieriger gestaltet es sich häufig bei der Ausführung; beispielsweise sei nur hingewiesen auf die geschickte Entwickelung, Führung und Feuer-

leitung eines kriegsstarken Zuges. Die Aufgaben, welche an den jungen Officier herantreten, sind aber so vielseitige, daß es großen Fleißes und vieler Uebung desselben, größter Sorgfalt und Mühe seitens der militärischen Erzieher bedarf, um den Lernenden zu einer gewissen Kriegsfertigkeit heranzubilden. Da die örtlichen, dienstlichen und sonstigen Verhältnisse aber den guten Absichten oft hinderlich sind, so kann es nur freudig begrüßt werden, wenn ein hoher Officier seine in langjähriger Dienstzeit, im Kriege und im Frieden gesammelten reichen Erfahrungen durch Winke und Belehrungen der Allgemeinheit zu Gute kommen läßt, um den erwähnten Schwierigkeiten möglichst abzuhelfen. Generalleutnant v. Janson beabsichtigt, durch sein Werk, unter Zugrundelegung der reglementarischen Vorschriften, einen Anhalt für die systematisch-taktische Erziehung und Selbstausbildung des jungen Infanterieofficiers zu geben, welcher angepaßt und bedingt durch die jeweiligen Verhältnisse, sowie begrenzt durch das wirklich Erreichbare ist. Das Werk, welches also kein Schema sein soll, ist bestimmt für den jungen Officier selbst und für Diejenigen, welche für seine Ausbildung verantwortlich sind. In der Einleitung werden zunächst die Ansprüche an den jungen Officier, die Bestimmungen über die Heranbildung zum Officier, die Vollendung der Ausbildung nach Ernennung zum Officier, die Selbstthätigkeit desselben, die Einwirkung der Vorgesetzten und Weiteres mehr besprochen. Ferner werden beleuchtet die taktischen Uebungen auf dem Exercirplatz, im Gelände, der Gebrauch des Schanzzeuges zu taktischen Zwecken, die taktischen Uebungen mit scharfen Patronen, die systematische Unterweisung im Felddienst, die Officier-Felddienstübungen, die Uebungsreisen und Besprechungen im Gelände, Uebungen auf der Karte, die Anregung zur kriegswissenschaftlichen Weiterbildung, die taktische Ausbildung des Bataillonsadjutanten und diejenige der jüngeren Officiere des Beurlaubtenstandes. Da General v. Janson immer das Ziel der kriegsgemäßen Ausbildung voranstellt, wird ein Eingehen auf seine Absichten von großem Nutzen sein. H. L.

— Handelsgeschichte des Alterthums von Prof. E. Speck, Oberlehrer am Realgymnasium mit Höherer Handelsschule in Zittau. Erster Band: Die orientalischen Völker. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1900. 8°; VIII, 591 S. Preis: 7 M. — Vor Hrn. Professor Speck bekomme ich immer mehr Respect. Hatte ich schon seine gediegene Vertheidigung der Flottenvorlage durch wissenschaftliches Rüstzeug (vgl. Wiss. Beilage der L. Ztg. Nr. 51 vom 28. April, S. 202/3) als eine der tüchtigsten Broschüren ihrer Art anerkennen müssen — Angesichts der vorliegenden Leistung muß sich die Anerkennung zu Lob und Preis erheben. Zittau kann sich gratuliren, einen Lehrer mit solchem Wissen und Können zu besitzen. Der erste Band von Speck's Handels- und Verkehrsgeschichte umfaßt nach einer sachlich geordneten „Uebersicht“ die alten Culturländer Ost- und Westasiens: China, Indien, Babylonien und Assyrien, Persien, Phönikien, Arabien, Israel und Damaskus; dazu, in die Mitte eingereiht, Aegypten. Diese Handelsgeschichte ist aber nun nicht etwa eine bloße Stoffsammlung (die an sich schon Verdienst genug beanspruchen dürfte), sondern eine bei aller Gelehrsamkeit glatt lesbare Darstellung, die den riesigen Stoff vollständig verarbeitet hat, weil ihn der Verfasser beherrscht. Die Probe darauf wird man am besten beim Abschnitt „Die Phönizier“ machen können: mit welch überlegener Besonnenheit wird hier Speck seiner Aufgabe gerecht! Hier ist kein Tüpfelchen zu viel, keins zu wenig gesagt; ich kann mich nicht besinnen, in den letzten Jahren hinsichtlich maßvoller Kritik und gerechter Beurtheilung etwas ähnlich Gelungenes unter den Händen gehabt zu haben, wie die Seiten 449 ff. Jedenfalls ist klar, daß die Grundlinien des Ganzen feststehen, mag sich auch durch Verarbeitung der seit 1898 veröffentlichten Forschungsergebnisse (z. B. des 1899 ausgegebenen Hugo Winckler'schen Beitrags „Das alte Westasien“ zum III. Bande meiner „Weltgeschichte“) und einiger wenigen schon früher erschienenen, aber übersehenen Abhandlungen (z. B. Theodor Pregel's „Technik im Alterthum“, einer wissenschaftlichen Beigabe zum 1896er Jahresbericht der Technischen Staatslehranstalten in Chemnitz) hie und da eine Einzelheit anders gestalten, als sie jetzt dasteht. Schmerzlich habe ich ein Register vermißt; doch darf man hoffen, daß dies unumgänglich nöthige Opfer vom Verfasser und Verleger am Schlusse des II. Bandes gebracht werden wird. Vielleicht giebt es dann auch eine Karte, die einen Ueberblick über die alten Hauptverkehrswege ermöglicht? — Der Satz, geliefert von der Setzmaschine „Typograph“, liest sich sehr angenehm. Ht.

— Viehzucht und Bodencultur in Südwestafrika. Zugleich Rathgeber für Auswanderer. Von Ernst Hermann, Ansiedler in Nomtsas, früher in Kubub. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag. — Das vorliegende Buch ist vornehmlich für Landwirthe geschrieben. Der Verfasser wird von dem Wunsche geleitet, die ländlichen Kreise in Deutschland auf unsere südwestafrikanische Colonie aufmerksam zu machen, wo er selbst seit 11 Jahren mehr oder weniger ausgedehnte Landwirthschaft betrieben hat. Seine während dieser Zeit gemachten vielseitigen Erfahrungen giebt er in übersichtlicher und umfassender Weise allen Denjenigen kund, die sich für die wirthschaftlichen Verhältnisse Südwestafrikas interessiren oder sich daselbst ansiedeln wollen. Er warnt einerseits vor übertriebenem Optimismus und giebt andererseits praktische und durchführbare Rathschläge zu wirklich erfolgversprechender Thätigkeit und nutzbringender Capitalanlegung. Deutsch-Südwestafrika ist, soweit es heute der Einwanderung offen steht, in landwirthschaftlicher Beziehung ausschließlich eine Viehzuchtcolonie. Darum handelt die vorliegende Schrift vorwiegend über die Viehzucht; besondere Capitel enthalten Abhandlungen über die Pferdezucht, die Rindviehzucht, Schafzucht, das Wollschaf, die Angoraziege, die Schweinezucht. Hieran schließen sich lehrreiche Ausführungen über Straußenzucht, über die Seidenraupe, über Bodencultur, Stauanlagen, Kleinsiedelung, Jagd, über Mineralschätze, die Eingeborenen und ihre Behandlung, Gesundheitspflege u. s. w. Ueber Ausreise und Ausrüstung, Landankauf, Bodenpreise und Größe der Grundstücke wird der Auswanderer willkommene und ausführliche Mittheilungen finden. Von cultureller Wichtigkeit ist für Südwestafrika namentlich die Rindviehzucht. Aber auch das Schaf ist im ganzen Lande ebenso verbreitet und gedeiht ebenso gut wie das Rind. Das einheimische Schaf ist das nur wenig und sehr geringe Wolle tragende Fettschwanzschaf, ein für Fleischerzeugung vorzügliches Thier. Wo aber die Fettschwanzschafe gedeihen, können nach des Verfassers seit 1891 gemachten Erfahrungen auch Wollschafe gehalten werden. Der Verfasser weist hier auf die volkswirthschaftliche Bedeutung hin, die der Artikel Wolle speciell für Deutschland hat. Nach seiner Meinung könnte in dem großen Deutsch-Südwestafrika die Hälfte unseres Bedarfs an überseeischer Wolle, der uns jährlich etwa 300 Millionen Mark an das Ausland abzugeben nöthigt, ganz gut gedeckt und dadurch unserer Handelsbilanz ein besseres Aussehen, nebenbei auch einem großen Theil der Bevölkerung ein besseres Fleisch gegeben werden. Dahin würden uns aber nicht Landspeculanten und kluge Kaufleute, sondern einzig und allein rüstig schaffende Ansiedler bringen. — Was die Behandlung der Eingeborenen betrifft, so erinnert der Verfasser an die Worte v. Bülow's: „Wer hier ins Land kommt, muß ein unbegrenztes Wohlwollen und eine nie endende Geduld mitbringen.“ Damit ist keineswegs gesagt, daß man nun auch jede Ungehörigkeit und Nachlässigkeit von Seiten der Eingeborenen stillschweigend hinnimmt; vielmehr soll der Ansiedler jede Gelegenheit wahrnehmen, um zurechtzuweisen und zu erziehen. Seine eigenen Erfahrungen spricht der Verfasser in folgenden Worten aus: „Alle Klagen, die man dann und wann über die Eingeborenen hört, haben ihren Grund meist in zu hohen Ansprüchen, die man an ihre Leistungsfähigkeit stellt, in einer durch nichts gerechtfertigten Ueberhebung des weißen Mannes und endlich in der fluchwürdigen Einführung von Spirituosen. Das Letztere ist das Schändlichste, was der Europäer thun konnte. Leider betheiligen sich aber Kreise daran, von denen man es nicht erwarten sollte.“ f.

— Die Handelsverträge des Jahres 1903. Betrachtungen und Vorschläge von Dr. Vosberg-Rekow. Berlin, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. — Die vorliegende Schrift bildet bereits das 14. Heft der Schriften, welche die Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen im Laufe von zwei Jahren herausgegeben hat. Ihr Zweck ist, den bevorstehenden Verhandlungen behufs Erneuerung von Handelsverträgen gesichtetes und klärendes Material zuzuführen. Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß es die Aufgabe gerade der deutschen Handelspolitik sei, den Ton anzugeben, auf den das Welthandelsconcert gestimmt werden soll. Dabei ergeben sich aber verschiedene Fragen von grundsätzlicher Bedeutung, vor Allem auf welchem Wege die Aufgabe am besten zu lösen, mit welchen Mitteln, nach welchem System die künftige Vertragspolitik auszugestalten sei. „Ist sie in den alten Formen weiterzuführen oder hat Technik und Lehre neue Schablonen und Gebahrungen für sie nothwendig gemacht? Was ist beispielsweise mit der als Panacee angepriesenen Meistbegünstigungsclausel anzufangen?

Und ist wiederum in Einzelverhandlungen Conventionaltarif an Conventionaltarif zu reihen oder soll mit Einführung eines Maximal- und Minimalschemas generalisirt werden? Und was wird man mit den bestehenden Verträgen anfangen? Sollen sie alsbald unsererseits der Reihe nach bezw. gleichzeitig gekündigt werden? Oder sollen wir prolongiren und abwarten, bis das Ausland uns kündigt?" Alles das sind gewiß schwerwiegende Fragen, deren Lösung nicht ohne ernstes, eingehendes Studium gefunden werden kann, und zu diesem Studium will der Verfasser in der vorliegenden Schrift erneute Anregung geben. Die Schrift enthält manche interessante und lehrreiche Ausführungen, und die Vorschläge des Verfassers sind vielfach recht beachtenswerth, auch für Denjenigen, dem die stellenweise hervortretende freihändlerische Tendenz nicht zusagt. Störend wirken die mehrfach, z. B. auf Seite 24, angeführten falschen statistischen Zahlen. Von Interesse sind u. A. die Ausführungen auf Seite 79—85 über unser Handelsverhältniß zu den Vereinigten Staaten. Die handelspolitischen Freunde des Verfassers dürften einigermaßen erstaunt sein, zu lesen, daß hier einer Differenzirung Amerikas das Wort geredet ist. Mit Recht hebt hier der Verfasser hervor, der Zustand und die Auffassung des Rechtes der Meistbegünstigung, wie sie heute zwischen hüben und drüben besteht, sei unser nicht würdig. Die Vereinigten Staaten haben auf Grund des preußischen Vertrages von 1828 das Recht der Meistbegünstigung für sich in Anspruch genommen und auch genossen, sie genießen es noch; allein sie selbst haben die vertragsmäßige Erfüllung analoger Verpflichtungen in vielen Fällen und ohne Angabe von Gründen abgelehnt. Sie haben Europa mit einem Netz von Consulaten beschickt und haben es verstanden, die Kosten für diese Vertretung ihrer Interessen ihren Concurrenten aufzubürden. „Wir gerade sind dasjenige Land, nach welchem Amerika seinen besten Absatz gefunden hat; gerade wir sind Diejenigen, welche durch ihre ausgedehnte Rhederei den amerikanischen Handel propagiren halfen. Wir müssen bei einer Fortentwickelung der Dinge im bisherigen Fahrwasser den Kürzeren ziehen." Der Verfasser legt dar, daß, nachdem wir uns die nöthige Rückendeckung in Europa verschafft haben, zunächst die Meistbegünstigung für Amerika ausgeschaltet werden müsse, und daß dann vielleicht eine Reihe weiterer Maßregeln folgen dürfte, die sich aus der ersten ergeben werden. Zu einem Zollkrieg mit Deutschland ließen es die Amerikaner, die ein viel zu großes Interesse an ihrem diesseitigen Geschäft haben, sicherlich nicht kommen. Unsere Einfuhr drüben werde ohnedies zolltechnisch jetzt schon so ungünstig behandelt wie nur möglich. — Man wird diesen Ausführungen des Verfassers nur beipflichten können, ebenso der Ansicht, daß in unserm künftigen Zollsystem die Meistbegünstigung den ihr bisher eingeräumten Platz nicht mehr finden dürfe. „Als grundlegender Factor für das neu aufzubauende System ist die Meistbegünstigung auszuschalten. Also kein System der Meistbegünstigungsverträge mehr, sondern ein System von Reciprocitätsverträgen, in denen die einzelnen Tarife sorgfältig gegen einander auszugleichen sind." Was die Giltigkeitsfrist der künftigen Verträge anlangt, so wird vorgeschlagen, die Verträge im Allgemeinen auf eine längere Zeitdauer abzuschließen, allein nicht alle Zollsätze gleichmäßig lange zu binden, vielmehr für bestimmte Artikel, bei denen die Wahrscheinlichkeit tiefgreifender Veränderungen vorauszusehen sei, eine spätere Revision vorzubehalten. Ein anderer Vorschlag, nämlich der, dem künftigen Zolltarif ein internationales Schema zu Grunde zu legen, das durch Vereinbarung mit anderen Staaten festzustellen und für diese Staaten in gleicher Weise wie für Deutschland maßgebend wäre, ist gewiß sehr wohlgemeint, insofern als auf diese Weise eine der Handelswelt sehr willkommene Gleichförmigkeit in die Tarife gebracht würde; allein der Vorschlag kommt zu spät, da das neue deutsche Zolltarifschema im Entwurf bereits fertiggestellt ist. Dagegen scheint über einen anderen Punkt, über die Frage nämlich, ob unser künftiger Zolltarif als Einheitstarif oder als Doppeltarif mit Maximal- und Minimalzöllen einzurichten sei, an den maßgebenden Stellen noch keine Entscheidung getroffen zu sein. Die Ansichten in privaten Kreisen gehen in diesem Punkte bekanntlich weit auseinander. In der vorliegenden Schrift wird das System des Doppeltarifs als mit dem System der Handelsvertragspolitik im modernen Sinne nicht verträglich verworfen. Es sei nothwendig, mit den Ländern unserer Concurrenz fein durchgearbeitete Reciprocitäts- bzw. Tarifverträge abzuschließen, dieser Aufgabe könne man aber nach Annahme des starren Doppeltarifs, der schematisirend, nicht specialisirend wirke, nicht gerecht werden. f.

— **Der Haus- und Familien-Correspondent** oder: Wie besorge ich schnell, klar, formgerecht und zweckentsprechend meine häuslichen schriftlichen Arbeiten? Praktische Anleitung zur exacten Erledigung des Schreibwerks in allen privaten und geschäftlichen Angelegenheiten des täglichen Lebens für Jedermann. Mit vielen Probeformularen, Brief- und Gesuchsentwürfen, Musterinseraten und einem Titulaturenverzeichniß. Bearbeitet von M. Unterbeck, Redacteur und langjährigem ersten Correspondenten. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 1 M 50 ₰. — Der reichlich langathmige Titel sagt eigentlich schon Alles. Es ist ein Briefsteller, allerdings nicht für Liebende, sondern für Jedermann, der seiner Muttersprache nicht so weit Herr ist, daß er sich getraut, einzustehen für die Form, die er seinen Gedanken giebt. Man sollte meinen, das Bedürfniß nach solch einem Buche sei heut zu Tage kaum mehr vorhanden. Aber vielleicht giebt es solcher Leute, die sich bei ihren Schreibereien gern an ein Muster anlehnen, doch noch mehr, als man denkt. Ihnen mag das reichhaltige und dabei billige Buch ein schätzbarer Berather sein. Der Bearbeiter hat sich offenbar bemüht, für alle irgend denkbaren Verhältnisse, in denen das Leben uns nöthigt, zur Feder zu greifen, eine Vorlage zu geben. Bezeichnend sind namentlich die verschiedenen Eingaben in Unfallversicherungs-, Altersrenten- und Krankencassenangelegenheiten. Wir können dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß er schlicht und ohne unnütze Redensarten und Umschweife das Wesentliche hervorhebt. Mit Fremdwörtern könnte er da und dort ein wenig sparsamer umgehen. Manche von den Briefentwürfen muthen freilich sonderbar genug an. Ob z. B. ein Kaufmann, der von einer Geschäftsreise an seine Frau schreibt, sich dazu der Unterstützung des Hrn. Unterbeck bedienen wird (S. 19), oder eine im höheren Lehrfache geprüfte und „staatlich diplomirte" Lehrerin, die sich um ein „Engagement" als Erzieherin bewirbt (S. 57), ist uns doch mehr als zweifelhaft.

R. B.

— **Daheim-Kalender** für das Deutsche Reich auf das Gemeinjahr 1901. Herausgegeben von der Redaction des „Daheim". Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. Preis gebdn. 1 M 50 ₰. — Der Daheim-Kalender gehört zu den alljährlich wiederkehrenden und stets mit dem gleichen freundlichen Willkommen begrüßten Büchern. Man weiß aus langer Erfahrung, daß die Redaction des „Daheim" bei der Zusammenstellung ihres Kalenders mit peinlicher Sorgfalt verfährt und auf diese Weise in geschmackvoller und zugleich wirksamer Art für das „Daheim" wirbt. Was hat nicht allein die Abtheilung „Hauspoesie" zur Erhöhung der Festfreude schon beigetragen an Geburtstagen, Polterabenden, Jubiläen u. s. w., und wie zahllosen fleißigen Händen deutscher Frauen und Mädchen hat der Frauenkalender dankenswerthe Vorlagen zu hübschen Weihnachtsarbeiten geliefert! Auch der heurige Jahrgang ist seinen Vorgängern ebenbürtig und enthält neben dem Nützlichen und Lehrreichen auch des Unterhaltenden und Erwecklichen mancherlei. Wir erwähnen aus seinem Inhalte die kernige Förstergeschichte aus den masurischen Wäldern: „Jons Raudonatis" von Richard Skowronnek, die gehaltvolle und gediegene Betrachtung des trefflichen Otto Funcke über die Frage: Wer ist vornehm? Zeitgemäß sind die Aufsätze über die „Entstehung des preußischen Königthums" von Prof. Dr. Ed. Heyck und „über die deutsche Kriegsmarine" von Heinrich Lühr. Vielen Lesern wird auch der Beitrag von D. Theodor Schäfer: „Stifte und Heime" außerordentlich gelegen kommen. Man weiß ja am Ende, daß es in deutschen Landen eine Anzahl von Zufluchtsstätten giebt, wo einsame Bejahrte einen friedlichen Lebensabend verleben können. Aber über die Eigenart dieser Anstalten, über die Bedingungen der Aufnahme, Preise und dergl. Zuverlässiges zu erfahren wird Manchem gewiß höchst erwünscht sein. Verschiedenartige Räthsel, lustige Anekdoten, sinnige Gedichte, lehrhafte Sprüche, fesselnde Bilder, schließlich gemeinnützige Angaben mannigfacher Art vervollständigen den Inhalt und erhöhen den Werth des Buches, zu dessen Beliebtheit die schmucke Ausstattung und der billige Preis nicht am Wenigsten beiträgt. Man braucht kein Prophet zu sein, um mit Sicherheit vorauszusagen, der Daheim-Kalender wird auch dieses Jahr unter manchem Christbaum ein gutes Plätzchen finden, und wo immer er erscheint, werden dankbare Blicke von Alt und Jung auf ihm ruhen.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 137. Donnerstag, den 15. November, Abends. **1900.**

Das Leopoldifest in Niederösterreich.

Zum 15. November.

Vorüber ist das fröhliche Fest der Weinlese und in den tiefen Kellerschlünden hat der junge Wein soeben seine Sturm- und Drangperiode vollendet, aus dem lehmfarbenen „Sturm“ ist klarer Heuriger, echter „Martiniwein“ geworden, der sich schon auf dem Tische sehen lassen kann und im Ansehen des Hauers hoch steht. Von nun an ästimirt derselbe den „Alten“ nicht mehr, denn er liebt es, mit „dem Jahrgang“ zu gehen, und der Jahrgang ist der jeweilige Heurige. Ein Stück saftiges Hausbrod und einige Schnitten Geselchtes dazu — und alle Torten und Delicatessen der Welt kann nun der Teufel holen, wenn nur der Heurige gut gerathen ist, wenn er nur einen „Geist“ und einen Preis hat und nicht zu wenig geworden! Die todbringende Kohlensäure, so sich bei der Gährung entwickelt und das Betreten des Kellers unmöglich gemacht, hat sich „verzogen“, und nun ist der Hauer emsig daran, den Heurigen in den verschiedenen Fässern zu kosten, wozu er unbedingt Gesellschaft braucht, weil er sich auf sein Urtheil allein nicht verlassen will, und das ist dann auch der Beginn der sogenannten „Kellergesellschaften“, die den ganzen Winter über, wo der Weinbauer ein wahres Schlaraffenleben führt, fleißig geübt werden und oft zu wahren Orgien ausarten. Pfarrer und Lehrer, die zwei Dorfgrößen, dürfen dabei selbstverständlich nicht fehlen, aber auch die leckeren Rostbraten nicht, die die leutselige Bäuerin in freigebigster Weise im Preßhause auftischt, und wenn der Wein seine Wirkungen geltend machen will, so werden einige Gläser „Schwarzer“ darüber gelegt, und die schöne Wirthschaft kann von Neuem beginnen. Auch die ersten Weinhändler kommen aus Wien, da auch in der Residenz eine große Nachfrage um den Heurigen ist, der in den vielen Heurigenschänken in Strömen fließt und reißend Absatz findet. Der geldbedürftige Bauer, der schon lange mit der Steuer im Rückstand ist, braucht Moos, und mit freudiger Erwartung führt er den zumeist kugelrunden, allzeit fidelen Weinwirth in den Keller zum „Kosten“, bis es nach langem Feilschen endlich zu einem Geschäft kommt, worauf das verkaufte Faß versiegelt wird und bleibt bis zum „Ablassen“ des Weines, das in der Regel nach „Leopoldi“ geschieht.

Dichte Nebel hüllen die Landschaft ein und bleiben in so später Jahreszeit fast den ganzen Tag auf der Erde. Manchmal regnet es in Strömen oder es gleiten die ersten Schneeflocken hernieder, die über Nacht die ganze Gegend mit dem schimmernden Linnen des Winters umspinnen. Der Bauer macht sich Nichts daraus, denn alle Feldfrüchte sind nun glücklich unter Dach und Fach gebracht und im Hause herrscht ein behaglicher Wohlstand. So rückt das Fest des Landespatrons „Leopoldi“ heran, das in Niederösterreich glänzender gefeiert wird als die ähnlichen Feste in anderen Ländern. Ist doch der heilige Leopold selbst ein Sohn der altehrwürdigen Ostmark gewesen, für die er mit jeder Faser seines edlen Herzens gelebt und gestrebt, der er so viele Wohlthaten erwiesen, wie kein Zweiter, und die er noch im Himmel schützt und segnet, so daß der Quell des Segens hier nie versiegt. Und wirklich ist Niederösterreich, das Stammland der Donaumonarchie, noch heute die Perle aller österreichischen Lande und die Residenzstadt an der schönen blauen Donau strahlt ein Meer von Licht hinaus in die Provinz, die sich in diesem Glanze sonnt und stets prächtiger gedeiht. So wird denn „Leopoldi“ auch in Saus und Braus gefeiert, zumal jetzt die schwere, rastlose Arbeit in Feld und Weingarten ruht und der Keller den köstlichen Donautropfen birgt, bei dem es sich so froh, so selig, so gemüthlich sein läßt. Daß zu einem guten Glase auch ein guter Bissen gehört, weiß der Ostmarkbauer gar wohl, deshalb hebt in der Woche vor „Leopoldi“ das erste „Sautödten“ an, wenn dasselbe nicht hin und wieder schon zu Allerheiligen geschehen ist. Die armen Dickhäuter, deren jeder Bauer ein Dutzend füttert, weil er sich ein Leben ohne Fleisch und Wein einfach nicht denken oder vorstellen kann, haben da schlechte Zeiten, und markerschütterndes Geschrei sterbender Schweine erfüllt die ganze Woche hindurch die nebeldüstere Luft. Dazu braucht der Bauer keinen Metzger — er kann selbst Alles, weil er aus praktischen Gründen selbst Alles gelernt hat. So geschickt wie ein jeder Fleischhauer von Beruf befördert er seine Schweine vom Leben zum Tode, hackt das geschlachtete Thier selbst ein, schneidet selbst den Speck und macht sich auch selbst die Würste, die gut sein müssen, weil er darauf große Stücke hält. Die schönsten Fleischstücke und Würste wandern ins Pfarrhaus und Schulhaus für Lehrer und Pfarrer, damit es auch ihnen nicht an einem saftigen „Leopoldibratl“ mangle, und auch eine mehrere Maß enthaltende Flasche Wein wandert mit, damit sie sich auch ihren Durst löschen können. Natürlich, sie brauchen es auch! Der Pfarrer muß die Festpredigt halten und das feierliche Hochamt singen, und der Lehrer muß die Festmesse aufführen und „Orgel schlagen“ und singen zugleich, wenn's auf dem Chore zusammengehen soll. Und während der Woche müssen sich die Beiden mit den Dorfjungen, die wahre Mostschädel und im Gehirn den — Weinstein haben, plagen genug, bevor es ihnen gelingt, die Weinschädel zu öffnen und den weisen Lehren Eingang in dieselben zu verschaffen. Und das ist ein Grundzug im Charakter der Weinbauern, daß sie dankbar sind und die Obrigkeit anerkennen, was man von den Bauern anderer Gegenden gerade nicht immer behaupten könnte. Auch der Krautschneider macht sich viel in der Leopoldiwoche im Dorfe zu schaffen, indem er mit seinem Krauthobel von Haus zu Haus wandert und den Bauern das Kraut einschneidet. Nicht minder der Gemeindediener. Auch der hat sein leidiges Laufen, indem er den Dorfvätern zur Gemeindeausschußsitzung einsagt, die, in der Gemeindekanzlei, zumeist im Schulhause untergebracht, vor Leopoldi abgehalten werden muß, weil es sich dabei um viele wichtige Dinge handelt, die zu dieser Zeit beschlossen werden müssen, weil in Niederösterreich das Volksjahr zu Leopoldi beginnt. Da wird zuerst die Gemeindedienerstelle im Licitationswege vergeben. Wer das kleinste Angebot macht, bekommt diesen Posten, um den man sich förmlich rauft; denn der Gemeindediener ist die rechte Hand des Bürgermeisters, weiß Manches, wovon sich die Bauern, die ihn ernähren, nichts träumen lassen, kommt in alle Keller, wo er trinken kann, so viel er vermag, und hat ein „Amt'l“, das ihn nährt. Ferner wird die Halterstelle auf die gleiche Art für ein Jahr vergeben. Der Halter ist der Gemeindehirt und als solcher eine gewichtige Persönlichkeit im Dorfe, da er des Bauers Kühe und Schafe unter seiner Obhut hat, um die er oft mehr besorgt ist als um das seelische und geistige Heil seiner Kinder. Auch die Schulbeheizung und Schulreinigung wird zu Leopoldi vergeben, um die sich die Parteien förmlich raufen, weil ihnen dabei der Vortheil winkt, wintersüber ihre Wohnung gratis mit heizen zu können, was viel heißen will, wenn man die hohen Holzpreise in der Nähe von Wien erwägt. Weiter wird das kirchliche Geläute zu Leopoldi vergeben, um das auch ein förmliches „G'riß“ ist, wenn man bedenkt, daß manche Gemeinde dafür hundert Gulden und noch mehr jährlich zahlt. Der Gemeindestier, allgemein der „Jodl“ genannt, wird für's kommende Jahr zu dem Bauer „in Kost“ gegeben, der dafür den niedrigsten Preis

verlangt, und ebenso wird zu Leopoldi der Gemeindevoranschlag für's nächste Jahr festgesetzt. Heiße Kämpfe giebt es dabei in der Gemeindestube, aber auch viel Wein wird auf Gemeindekosten vertilgt, der das leicht erregbare Gemüth des Hauers noch mehr erhitzt. Vor Leopoldi findet auch die Hauptjagd auf Hasen statt, wozu die „Jagdgesellschaft", ein Consortium von Bauern, die Nimrode aus der ganzen Umgebung einladt. Geistliche, Lehrer, Aerzte und Bauern geben sich da ein lustiges Stelldichein, den ganzen Tag wird fleißig gepirscht, und Abends erfreut ein leckeres, reichhaltiges Mahl mit den besten Weinsorten die Jäger, die oft bis ums Morgengrauen beisammen bleiben, weil sie das Nachhausestampfen in der finsteren Herbstnacht mit Recht scheuen.

Und wenn der neue Tag dem Strom der Zeit enteilt, dann wird er mit der großen Kirchenglocke angeläutet, da er dem Patron des Landes gewidmet ist, über das derselbe bei Lebzeiten als fürsorglicher Markgraf väterlich geherrscht. Es ist der „Leopolditag", der in Niederösterreich eine volksthümliche Bedeutung erlangt, wie kein anderer ähnlicher Festtag in anderen Landen. Bis zum Jahre 1683 war der „Leopolditag" kein Feiertag, erst auf kaiserlichen Befehl wurde derselbe nach dem glücklichen Türkenentsatz von Wien zu einem Feiertag erhoben, und seither gilt er als der Festtag des Landespatrons. Leopold der Heilige aus dem glorreichen Hause Babenberg wurde 1073 zu Melk an der Donau geboren und offenbarte schon in früher Jugend ein frommes Gemüth und eine Abneigung gegen alle verderblichen Leidenschaften und Ausschweifungen, die er mit staunenswerther Selbstbeherrschung zu unterdrücken wußte. Bei seinem Regierungsantritte hatte er gleich mit dem Schwerte gegen allerlei Feinde zu kämpfen und nur einem Manne von seinem Schlage konnte es gelingen, dem Lande den Frieden wieder zu geben. Bis zu seinem 28. Lebensjahre residirte er in Melk, dann baute er sich 1101 auf der äußersten Spitze des Kahlenberges ein befestigtes Schloß, um den unruhigen Ungarn, die die Ostmark unaufhörlich bedrängten, näher zu sein. Zu gleicher Zeit gründete er auch auf einem waldigen Vorhügel einen Fürstenhof für sich, später eine Kirche mit einem Collegiatstifte für zwölf Geistliche und einem Probst, die er sowie andere adelige Familien mit zahlreichen Stiftungen und ansehnlichen Schenkungen bedachte. In seinen Kämpfen gegen König Stefan II. von Ungarn war er so siegreich, daß sich bei seinen Zeitgenossen der Glaube festsetzte, als besitze er einen Kriegsgürtel, der ihm ob seiner Zauberkraft im Kampfe behilflich sei. Nach Wiederherstellung des Friedens vermählte er sich am 1. Mai 1106 zu Melk mit Agnes, der Tochter Heinrich's IV., die im Rufe großer Schönheit und holder Weiblichkeit stand. Nun bezog er mit ihr sein neuerbautes Schloß auf dem Kahlenberge, der jetzt auch Leopoldsberg genannt wurde, und wurde mit der Zeit Vater von 18 Kindern, wovon sich 11 in der Geschichte Oesterreichs einen rühmlichen Namen machten, während die andern sieben schon im zarten Alter starben. Ein Kummer drückte den edlen Markgrafen auf seinem neuen Schlosse: die Untreue gegen seinen Kaiser Heinrich IV., den er im Kampfe gegen seinen Sohn verlassen hatte. Das Bewußtsein dieser Schuld verbitterte ihm das Leben derart, daß er bestrebt war, durch ein Gott wohlgefälliges Werk den Seelenfrieden wieder zu erlangen. Er hoffte nur auf ein Zeichen vom Himmel, wie er diesen Plan verwirklichen könnte. Und da ereignete sich der Vorfall mit dem Schleier und der holden Markgräfin. An einem schönen Maitage, so erzählt die Sage, stand der Markgraf mit seiner glücklichen Gemahlin, die ihm erst unlängst ein Kind geschenkt, am hohen Fenster seiner Burg und sah mit ihr in die herrliche Gegend von Wien hinaus. Sie hatte ihren Kopf an seine Brust gelehnt und er hielt sie mit seinen Armen umschlossen. Auf ihrem blonden Lockenhaar wehte ein kostbarer Schleier, den sie sehr liebte. Da entführte ein Windstoß denselben und trug ihn weit hinweg in das tief unten am Donaustrome liegende Gehölz, wo er den Blicken des markgräflichen Paares entschwand. Leopold nahm das für ein Zeichen des Himmels und that das Gelübde, an der Stelle, wo der Schleier gefunden werden sollte, Gott ein Kloster zu erbauen. Sofort wurden Boten ausgesandt, den Schleier zu suchen, aber vergeblich war ihre Mühe. Es verging der Sommer und auch der Winter, und wieder kam der Frühling, als es den Markgrafen genau an demselben Tage, wo der Schleier ein Raub der Lüfte geworden, gelüstete, in den dichten Wäldern am Donaustrom zu pirschen. Ein verfolgter Hirsch lockte ihn tief in den Tann hinein, um dann gänzlich seinen Blicken zu entschwinden. Schon wollte der ermüdete Markgraf mißmuthig zurückkehren, als seine Hunde knapp am Strome ein freudiges Gebell anschlugen. Der Markgraf eilte mit seinen Begleitern herzu und fand den Schleier unversehrt an einem Hollunderstrauche, so schön und rein, wie er dereinst den blumenbekränzten Scheitel seiner Braut geschmückt. Hier stiftete er nun das weltberühmte Kloster Neuburg und verlebte mit Agnes in häufiger Gesellschaft mit den Stiftspriestern und in heiliger Wirksamkeit seine Tage. Kein irdischer Wunsch trübte das Leben des Heiligen mehr, so daß er selbst die deutsche Kaiserkrone ausschlug, die man ihm 1125 nach Heinrich's V. Tode antrug. Leopold starb am 15. November 1136 in einem Alter von 63 Jahren und wurde in seinem Kloster beigesetzt. Agnes überlebte ihn bis zum Jahre 1157, wo auch sie in einem Alter von 81 Jahren starb und an seiner Seite ihre letzte Ruhestätte erhielt. Papst Innocenz VIII. versetzte den frommen Markgrafen in die Zahl der Heiligen des Himmels, und seit dem Jahre 1506 wird Leopold der Heilige als Landespatron von Nieder- und Oberösterreich verehrt. Im Jahre 1264 wurde in Klosterneuburg nach dem Willen des Papstes Urban IV. die erste Frohnleichnamsfeier abgehalten. Große Festlichkeiten fanden hier anläßlich der Heiligsprechung Leopold's statt. Kaiser Maximilian I., die Herzöge von Jülich und Cleve, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau und Gurk, ferner 27 infulirte Prälaten und eine unzählige Menge von Priestern und Klerikern, der ganze österreichische Adel und eine gewaltige Volksmenge waren hier versammelt, so daß die Stadt nicht alle Anwesenden zu fassen vermochte und die Menge trotz der rauen Jahreszeit (15. Februar) im Freien unter Zelten untergebracht werden mußte. Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, ließ zu dieser Feierlichkeit einen silbernen Sarg anfertigen, wozu er aus der Schmelze zu Innsbruck 90 Mark Silber einliefern ließ. Er selbst schritt im erzherzoglichen Ornate, der noch heute in der Klosterneuburger Stiftskirche aufbewahrt ist, mit einer Krone auf dem Haupte und mit gefalteten Händen hinter diesem Sarge, der die Gebeine des hl. Leopold einschloß.

In der imposanten Stiftskirche des weltberühmten Klosters wird nun alljährlich das Leopoldifest in feierlichstem Gepränge begangen, zu dem sich in früheren Zeiten auch immer der Wiener Hof einfand. Und heute noch ist der Andrang der Wiener hier ein so großer, daß in den Restaurants wie in der Stiftskellerei kein Plätzchen zu haben ist und die Wirthe glänzende Geschäfte machen. Es drängt eben jeden Oesterreicher, an der Stätte zu beten und sich dann bei einer echten Donauperle zu freuen, die Leopold, der Landespatron, geschaffen, wo auch seine Gebeine ruhen. Schon die Stiftskirche selbst ist eine österreichische Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Mit ihrem Baue wurde im Jahre 1114 begonnen; derselbe dauerte bis 1136, worauf sie am 29. September desselben Jahres, als am Geburtstage Leopold's des Heiligen, von dem Erzbischof Konrad I. von Salzburg unter Assistenz der Bischöfe Regimar von Passau und Roman von Gurk zu Ehren der allerseligsten Jungfrau feierlichst eingeweiht wurde. In dem Schutzbriefe des Papstes Innocenz II. vom 30. November 1137 wird sie deshalb auch St. Maria Zell zu Neuburg genannt. Nach dem Stile des 12. Jahrhunderts erbaut, ist sie von außen mit mehreren Strebepfeilern und mit zwei Thürmen versehen, und unter Steinbaldachinen stehen verschiedene Figuren. Eine Sehenswürdigkeit dieser Kirche ist die große Orgel mit 41 Registern, deren im Vordergrunde angebrachte Pfeifen aus englischem Metall angefertigt sind und wie reinstes Silber strahlen. Ferner fesseln unsere Aufmerksamkeit sechs Marmoraltäre, der mit drei herrlichen Gemälden von Brandl gezierte Plafond, darstellend die Ausgießung des hl. Geistes, die Himmelfahrt Maria's und die letzte Bestürmung Klosterneuburgs durch die Türken, während die kleineren Deckengemälde die Feste der Kirchenpatronin, verschiedene Ordensheilige und Sibyllen vorstellen. Auch die 1701 aus verschiedenen Marmorgattungen verfertigte Kanzel mit ihrem sechs Centner schweren, vergoldeten Bronzedache zählt zu den Sehenswürdigkeiten der Kirche. An dem der Kanzel gegenüberstehenden Pfeiler befindet sich der Frühaltar, stammend aus der alten kleinen Collegiatkirche, der an derselben Stelle stand, wo der Schleier gefunden und an der der erste pfarrliche Gottesdienst abgehalten wurde. Oberhalb des Altars prangt ein den heiligen Leopold darstellendes Standbild. Es ist hier nicht der Ort dazu, eine vollkommene Schilderung der Kirche und des Klosters zu geben, aber hingewiesen soll noch sein auf den berühmten Verduner-Altar in der Leopoldskapelle, oberhalb dessen die Gebeine des heiligen Leopold in einem Sarge verwahrt werden. Ein ganz besonderer Schatz ist die silberne, reich vergoldete und mit Edel-

steinen und Perlen reich besetzte Monstranz, die im Jahre 1714 zum 600jährigen Jubiläum des Klosters verfertigt wurde und die Gestalt einer Hollunderstaude hat, um welche sich ein silberner Schleier schlingt, der auf die Entstehung des Klosters hindeutet. Die Hollunderblüthen sind aus ganz kleinen Perlen künstlich zusammengesetzt. Auch die erzherzogliche Krone von Niederösterreich wird in der Schatzkammer dieser Kirche aufbewahrt, ferner die Brautkleider des markgräflichen Paares von blauer Seide und mit Silber durchwirkt. Selbst der Hollunderstrauch, auf dem der Schleier gefunden wurde, ist noch — in einer blechernen Röhre gut verwahrt — zu sehen. Im Stiftsgebäude sind die Kaiserzimmer sehenswerth, wo sich die Allerhöchsten Herrschaften aufhielten, wenn sie das Leopoldifest in Klosterneuburg feierten. Einen hochinteressanten Anblick gewähren ferner die riesigen Weinkeller, deren unterirdisches Labyrinth jedem Unerfahrenen Gefahr bringen kann. Dreifach stehen sie über einander, und in den untersten ist die Kälte so groß, daß sie zur Aufbewahrung des Weines nicht mehr benutzt werden können. Das größte Wunder des Stiftes aber ist das Klosterneuburger Riesenfaß, auf dem am Leopoldstage das obligate „Faßlrutschen" vorgenommen wird, was besonders die allzeit lustigen Wiener heranlockt, die einer gemüthlichen „Hetz" nie abgeneigt sind. Es befindet sich gegenwärtig in der Stiftsbinderei, hat eine Länge von fast fünf Meter und einen Durchmesser von beinahe vier Meter und faßt nicht weniger als 999 Eimer. Da der Spund-Aufsatz außerdem noch einen Eimer Inhalt faßt, so ist der Tausendeimer voll, der im Jahre 1711 zum ersten Male gefüllt und 1809, in dem berüchtigten Franzosenjahre, geleert wurde. Am oberen Theile lesen wir: „Dolium insigne hoc loco ut futuris servetur" (Dieses herrliche Faß stelle ich auf, daß es für die Zukünftigen bewahrt werde). In der Mitte des ersten Feldes ist ein geschnitzter Kranz mit der Inschrift: „Non deficiat semper proficiat" (Möge es nie leer werden und immer nützen) und unter derselben die Chiffre des damals regierenden Propstes, Christoph, „C. P. C.", und zu beiden Seiten des Medaillons die getrennten Ziffern der Jahreszahl 1704, in welchem Jahre das Faß angefertigt wurde. Ferner liest man im mittleren Felde noch die launigen Verse:

„Einhundertdreißig Jahre alt,
War's mir im Keller nun zu kalt —
Dort rutschten Tausend übern Rücken,
Auch hier wird man mich nicht zerdrücken."

Am untersten Rande des dritten Feldes ist eine zwei Fuß hohe und über einen Fuß breite Rundbogenthür zum Einsteigen ins Faß angebracht; die Rundschrift darüber ist unleserlich geworden. Aber erhalten ist noch der Name des Bindermeisters Thomann Lettenbacher, welcher diesen Koloß ins Dasein gerufen. Auch befindet sich oberhalb der Thüröffnung noch ein gedankenreiches Bild: Noah, einen Weingarten pflanzend, die Arche und darüber ein den Gottvater darstellendes Relief. Zu beiden Seiten des Fasses ist eine vierzehnstufige Treppe angebracht, die auf eine, je auf einer Seite befindliche Estrade führt. Am Leopoldsfeste steigt man auf einer Stiege hinauf und nun rutscht man auf der anderen Seite über den Rücken des Fasses hinunter, welchen Brauch man das „Faßlrutschen" nennt. Ein Jeder rechnet es sich zu einer ganz besonderen Ehre an, wenigstens einmal in seinem Leben über das Klosterneuburger Faß gerutscht zu sein, und thatsächlich ist die Zahl der Faßlrutscher am Leopoldstage Legion.

Der Tag selbst wird im ganzen Lande aufs Feierlichste begangen. Die Festpredigt beschäftigt sich mit dem Lebenslaufe des Heiligen, das Hochamt erhält eine besondere Weihe, auf dem Mittagstische prangen die besten Gerichte, der nachmittägige Segen ist ein sogenannter feierlicher und dann flüchten die vielen „Pold'ln" in ihre unterirdischen, von behaglicher Wärme erfüllten Keller zum Heurigen und feiern ihren Tag, wobei sie leider zu tief ins Glas gucken und nicht mehr so sicher zurückkehren wie sie gekommen sind. Will man das niederösterreichische Winzervolk so recht in seiner Freude kennen lernen, so muß man es entweder am „Kirtag" oder am „Leopolditag" aufsuchen. Wir werden an diesen aufrichtigen, braven und in jeder Hinsicht tüchtigen Leuten gewiß unsere helle Freude haben. —r.

Bücherbesprechungen.

— **Tagebuchblätter aus dem Boerenkriege.** Von Dr. Matthiolius, Marine-Stabsarzt. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1900. — Der Herr Verfasser war s. Z. mit der Oberleitung der drei Expeditionen der deutschen Vereine vom Rothen Kreuz beauftragt, und hat nun seine Erlebnisse und Beobachtungen in anspruchslosen Tagebuchblättern niedergelegt. Wir haben dieselben, obwohl der Boerenkrieg bei uns, wie in ganz Europa, die schmerzlichsten Erinnerungen weckt, doch mit vielem Interesse gelesen. Die Ausstattung ist vortrefflich, besonders hübsch auch die Karte, welche auf dem Einbande selbst angebracht ist, so daß sich das Buch auch als Geschenk gut eignen würde. —tg—

— **Beiträge zur Colonialpolitik und Colonialwirthschaft.** Herausgegeben von der Deutschen Colonialgesellschaft. Berlin, Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung. — Das vorliegende III. Heft dieser in jährlich 20 Heften erscheinenden Zeitschrift enthält einen Aufsatz von Dr. jur. René Vauthier über „die Domanialpolitik des Unabhänigen Congostaates". Der Verfasser, welcher Advocat am Appellhof in Brüssel und Director der Zeitschrift „La Belgique Coloniale" ist, sucht darin die mehrfach gegen den Congostaat erhobene Anschuldigung, daß er gegen die in der Berliner Conferenz gewährleistete Handelsfreiheit verstoße, zu widerlegen. Von dem Geheimen Legationsrath v. König ist ein Beitrag über „Militär und Marine in den deutschen Schutzgebieten" geliefert, der ausführliche Mittheilungen über Organisation, Rechts- und Gehaltsverhältnisse u. s. w. der militärischen Macht in unseren Colonien enthält. Dr. R. Hermann bringt den ersten Theil einer „Statistik der fremden Bevölkerung in den deutschen Schutzgebieten" betitelten Studie über Vermehrung, Gliederung u. s. w. der weißen Bevölkerung in unseren Colonien. f.

— **Edward Irving.** Ein biographischer Essay von Dr. Th. Kolde, ord. Professor der Kirchengeschichte in Erlangen. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. Preis 1 ℳ 40 ₰. — Der Name Edward Irving's ist in Deutschland nicht unbekannt, seitdem die in der Regel nach ihm genannten Sectirer, die sich selbst „Apostolische Gemeinde" nennen, sich auch bei uns vielfach ausgebreitet haben. Erneut wurde die öffentliche Aufmerksamkeit auf seinen Namen gelenkt, als man bei uns anfing, sich mit dem Leben des englischen Philosophen Thomas Carlyle und seiner hochbedeutenden Frau Jane Carlyle zu beschäftigen, in dem Edward Irving eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt hat. Noch aber hat bisher ein Lebensbild des in vielfacher Hinsicht bemerkenswerthen Mannes in deutscher Sprache gefehlt und es war daher ein höchst verdienstvolles Unternehmen des Erlanger Kirchenhistorikers Kolde, diesem Mangel abzuhelfen. Er ist seiner Aufgabe in einer unserer Meinung nach sehr anerkennenswürdigen Weise gerecht geworden. In lebensvollen Zügen führt er das Bild des durch seinen Charakter und seine Begabung, seine Entwickelung und Lebensführung, seine überraschenden Erfolge und sein jähes tragisches Ende gleich wunderbaren Schotten den deutschen Lesern vor die Seele. Wir können nach der vorliegenden Probe es nur mit lebhaftem Danke begrüßen, daß der gelehrte Verfasser der Biographie Irving's in Kürze eine vollständige Geschichte des Irvingianismus folgen lassen will. ⁂

— **Genie und Charakter. Shakespeare — Lessing — Schopenhauer — Rich. Wagner.** Von Robert Saitschick. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1900. — Einen leitenden Gedanken, der die vier Theile des Buches zur Einheit verknüpfte, spricht zwar der Verfasser nicht selbst aus, er ist aber unschwer darin zu erkennen, daß von den Genannten Jeder offenbar als ein besonderer Typus des großen Mannes hingestellt werden soll: der Dichter, der Kritiker, der Philosoph, der Musiker. Nur ist die Aufzählung nicht erschöpfend; es fehlt der bildende Künstler (etwa Michelangelo), der exacte Forscher (Newton, Darwin, Virchow), der Mann der That (Cäsar, Friedrich der Große, Napoleon, Bismarck, Moltke, auf anderem Gebiete Krupp, Werner Siemens, Edison). Auch hätte es sich wohl empfohlen, Shakespeare und Wagner zusammenzustellen. — Aus der Fassung des Titels geht hervor, daß neben den Geistes- auch die Willenseigenschaften der Genannten als gleichwerthig betrachtet werden sollen. Von diesem Standpunkte aus ist nun die Wahl Shakespeare's auffallend, da wir zu wenig beglaubigtes Material besitzen, um ein genaues und lückenloses Bild seines Lebens und seines Charakters entwerfen zu können, sondern in dieser Beziehung lediglich auf Vermuthungen angewiesen

sind, die denn auch Shakespeare's Geschichte in der wildesten Weise und beinahe bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben (darunter als tollste und unsinnigste wohl die Baconhypothese). Auf Vermuthungen ist denn auch Saitschick angewiesen; nur vermissen wir einen Hinweis auf diesen Thatbestand. Es ist ja anzuerkennen, der Verfasser hat sich bemüht, stets psychologischen Zusammenhang in seine Darstellung zu bringen; aber er stellt seine Behauptungen für unseren Geschmack zu apodiktisch auf. So z. B. wenn er von des Dichters ersten Jahren in London spricht und dabei sagt, er habe ganz der Bühne und den Zerstreuungen gelebt und seine Ansichten vom Leben, vom Menschen, vom Weibe konnten keine anderen gewesen sein als die der adligen Jugend, mit welcher er eng verbunden war. Die Möglichkeit dieses Verhaltens läßt sich ja nicht bestreiten, aber wahrscheinlich ist doch die andere Annahme, daß Shakespeare dieses wilde und wüste Treiben nur äußerlich mitmachte, daß er sich aber innerlich gerade so darüber erhob, wie sein Prinz Heinz über Falstaff und seine anderen Zechgenossen. Wir können auf den Gegenstand hier nicht näher eingehen: erwähnt sei nur, daß die Darstellung Saitschick's zwar durchgehend anregend, aber nicht immer überzeugend wirkt. Bei den drei Anderen tritt dieser Uebelstand zurück, da wir von ihnen genauere und sichere Nachrichten besitzen, und man muß sagen, daß trotz der Knappheit der Ausführung es Saitschick sehr wohl verstanden hat, lebensvolle Bilder von ihnen zu entwerfen. Er zeigt durchgängig große Selbständigkeit des Urtheils, was um so mehr anzuerkennen ist, als er sich auf so verschiedenen Gebieten bewegt. Auch Form und Stil lassen nichts zu wünschen übrig, der Abschnitt über Schopenhauer ist geradezu glänzend geschrieben.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

— Der Charakter. Von Samuel Smiles. Deutsche autorisirte Ausgabe von Fr. Steger. Sechste Auflage. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. — Es ist ein wahrer Schatz praktischer Lebensweisheit, der dem Leser hier in allgemein verständlicher Form geboten wird. Nur finden wir, daß die Darstellung mitunter etwas mehr hätte in die Tiefe gehen können und daß sich der Verfasser nach englischer Art oder Unart oft in einem allzu moralisirenden Predigertone gefällt, der zuweilen sogar ein Stich in Spießbürgerliche annimmt. Aber die sittlichen Grundsätze, die er vertritt, sind durchweg gesund. Mit beredten Worten schildert er den Segen der Häuslichkeit und ihren Einfluß auf die Charakterbildung; er spricht über die Einwirkung, die Gesellschaft und Beispiel in gutem wie in bösem Sinne ausüben können, empfiehlt Arbeitsamkeit und Fleiß, Muth, Selbstbeherrschung, Pflichttreue und Wahrhaftigkeit, Gemüthsruhe u. s. w. Seinem Zweck entsprechend führt Smiles zahlreiche Beispiele aus dem praktischen Leben an, um seine Lehren zu erhärten und zu zeigen, daß die Forderungen, die er stellt, auch erfüllt werden können und erfüllt worden sind. Ganz besonders halten wir das Buch für junge Leute geeignet, die in das Leben hinaustreten sollen. Es kann ihnen ein treuer Wegweiser in vielen Lagen sein, umsomehr, als der Verfasser über eine reiche Erfahrung verfügt und man es jeder Zeile anmerkt, daß sie aus einem warmen Herzen heraus geschrieben worden ist. Auch die Uebersetzung ist gut und fließend.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

— Kürschner's Jahrbuch 1901. Kalender, Merk- und Nachschlagsbuch für Jedermann. Mit Hunderten von Abbildungen. Berlin, Eisenach, Leipzig, Hermann Hillger's Verlag. Preis steif broschirt 1 ℳ. — Ein Buch, das auf dem Titelblatt den Namen Josef Kürschner als den des Herausgebers aufweist, bietet von vornherein seit Jahrzehnten die Gewähr, daß wir es mit etwas Außerordentlichem zu thun haben und daß in Beziehung auf Fleiß und Umsicht wahrhaft Staunenswerthes geleistet worden ist. Auch Kürschner's Jahrbuch, von dem nunmehr der vierte Jahrgang, der erste des neuen Jahrhunderts, erschienen ist, verdient dies Lob, wie ich bereits beim Erscheinen der früheren Jahrgänge zu meiner Freude nachdrücklich hervorzuheben in der Lage war. Der neue Jahrgang mit seinen 907 Seiten Umfang ist freilich ein klein wenig schmächtiger ausgefallen als sein unmittelbarer Vorgänger, der in einer Stärke von 938 Seiten sich der Leserwelt vorstellte. Stattlich genug nimmt sich aber auch dieser neue Jahrgang aus, und wenn man den engen, dabei aber gut leserlichen Druck noch in Rechnung zieht und die zahlreichen, zumeist recht gelungenen Abbildungen, so begreift man in der That kaum, wie alles das für einen so ungemein niedrigen Preis geboten werden kann. Doch Kürschner kennt wie irgend Einer den Geschmack und die Bedürfnisse der großen Menge und weiß, daß man die Masse nur durch Masse zwingen kann, und so ist er stets, auch diesmal dafür eingetreten, dem Volke für den bescheidensten Geldbetrag so viel zu bieten, daß ein Anderer schlechterdings nicht mit Kürschner erfolgreich in Wettbewerb treten kann. Aber nicht nur eine Masse Wissensstoff wird uns wieder in diesem umfangreichen Bande geboten, der Wissensstoff selber ist auch vorzüglich durchgearbeitet und, so weit nöthig, sind dabei überall die neuesten Quellen benutzt, wie denn, was Zuverlässigkeit betrifft, schwerlich Einer an Kürschner's Jahrbuch wird berechtigten Anstoß nehmen können; denn Kürschner ist ein Führer, dem man wie Wenigen Vertrauen schenken kann. Darauf, eine vollständige Inhaltsangabe dieses inhaltsreichen Buches hier zu geben, muß ich schon aus räumlichen Rücksichten verzichten, nimmt doch schon der auf dem Titelblatt des Buches befindliche, kelchartig anzusehende Auszug aus dem Inhalt nicht weniger als 64 Druckzeilen ein. Ich beschränke mich daher auf die Hervorhebung von Wenigem, um doch einzelne Proben vom Ganzen zu geben. So bringt der neue Jahrgang u. A. — zum ersten Mal — den Perpetuirlichen (warum aber nicht gut Deutsch dafür: Immerwährenden?) Julianischen und Gregorianischen Kalender, so einen für Capitalisten wichtigen, ja unentbehrlichen, 5 Seiten umfassenden Verloosungskalender für 1901, einen lehrreichen, allgemein verständlichen Aufsatz über Zeitrechnungen, in welchem auch Jedermann wieder mit Fettdruck die Thatsache vor Augen gehalten wird, daß das 20. Jahrhundert erst mit dem 1. Januar 1901 beginnt. Weiterhin enthält auch dieser neue Jahrgang wieder die Rubrik Die Erdtheile und Staaten mit einer Fülle statistischen und, was die Herrscherhäuser anlangt, auch biographischen Materials, alles das auf Grund der allerneuesten amtlich beglaubigten Angaben. Die zumeist gut ausgeführten Porträts der Staatsoberhäupter und ihrer Gemahlinnen bezw. Thronfolger weisen, wie dies ganz selbstverständlich ist, vereinzelte neue Gesichter auf. So ist das frühere italienische Herrscherpaar durch das jetzige ersetzt. So finden wir jetzt neben dem König Alexander von Serbien auch seine Gemahlin Draga, so an Stelle des verstorbenen Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha den Regenten-Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg und den jungen Herzog Karl Eduard, an Stelle des verstorbenen Großherzogs von Oldenburg neben dessen Sohn, dem jetzigen Großherzog (nach einer neueren photographischen Aufnahme), des Letzteren Gemahlin, und das großherzoglich hessische Herrscherpaar wird uns gleichfalls nach einer neueren, photographischen Aufnahme vor Augen geführt. Nur eine Herrscherin ist auch diesmal in dieser Hinsicht schlecht weggekommen, was um so mehr zu bedauern ist, als gerade diese Herrscherin unsere Aufmerksamkeit gegenwärtig in erhöhtem Maße in Anspruch nimmt, es ist das die jugendliche, anmuthige und hoheitvolle Königin Wilhelmina der Niederlande. Die nunmehr zwanzigjährige liebenswürdige Königin, die in wenigen Monaten zur Freude ihres ganzen Volkes an den Traualtar tritt, noch heute als halbes Kind abzubilden, das geht doch wirklich nicht mehr an. Willkommen heißen wir dagegen wieder die zum ersten Mal gebrachten Porträts des Statthalters von Elsaß-Lothringen und des Bundespräsidenten der Schweiz. Auch im Uebrigen findet sich des Neuen, das willkommen geheißen werden darf, noch gar viel, so die reichillustrirten Artikel „Der Südafrikanische Krieg“ und „Die chinesischen Wirren“, „Das deutsche Episkopat“, „Die Pariser Weltausstellung im Jahre 1900“, „Im Fluge durch die Welt“ (Automobilwesen), „Die Mode 1899/1900“, „Die neuen deutschen Reichspostwerthzeichen“, „Entwickelung und Technik der Kriegsflotten“, „Lehre von den Pflanzen“, „Wanderziele und Raststätten in den deutschen Alpen“ mit 24 hübschen Abbildungen von Salzburg sowie von den sehenswerthesten Punkten Kärntens und des Berchtesgadener Landes. Auch das deutsche Buchgewerbehaus zu Leipzig wird uns in Wort und Bild sehr anschaulich vorgeführt, und sogar eine fast 7 Seiten lange leicht faßliche Verslehre, welche geeignet ist, dichterischen ABC-Schützen als Fibel zu dienen, ist vorhanden. Kurz jeder Leser, hoch oder niedrig, alt oder jung, Mann oder Weib, wird in diesem nützlichen neuesten Kürschner'schen Jahrbuch, dessen Herausgeber so recht seiner Zeit dient, etwas für seine Zwecke finden. Sei daher, gleich seinen Vorgängern, auch Kürschner's Jahrbuch 1901 bestens empfohlen.

Professor Dr. Karl Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 138. Sonnabend, den 17. November, Abends. **1900.**

Oeffentliche Gesammtsitzung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November.

Der vorsitzende Secretär, Hr. Geh. Hofrath Professor Dr. Wislicenus hielt folgende Ansprache: „Hochansehnliche Versammlung! Auch heute wieder, wie alljährlich, vereinigt der 14. November — in diesem Jahre die 184. Wiederkehr des Todestages von Gottfried Wilhelm Leibniz — die Mitglieder der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften mit ihren Gästen zur Feier des Gedächtnisses des größten Sohnes unserer Stadt, des geistigen Urhebers der Akademien der Wissenschaften deutscher Zunge und deutscher Art, und damit auch unserer Körperschaft. Allerdings hat es einer langen Reihe von Jahren bedurft, bis auch in sächsischen Landen der Plan des großen Denkers zur Ausführung kam. Schon zum Beginne des achtzehnten Jahrhunderts einmal der Verwirklichung unmittelbar nahe, war er an der verhängnißvollen Verquickung der Schicksale Sachsens mit denen des Königreichs Polen gescheitert und ruhen geblieben, bis am 200. Geburtstag Leibnizens unsere Gesellschaft eröffnet werden konnte. Es geschah ausdrücklich in Erfüllung seines Vermächtnisses und als Sühne der Schuld, welche Universität und Land gegen den geistesgewaltigen Heros zu seinen Lebzeiten auf sich geladen hatten. Glücklicher als hier war er in der nie ermüdenden Verfolgung des Vorschlages, allen Wissenschaften die zur fruchtbaren Entwickelung jeder einzelnen erforderliche gemeinsame Stätte freiester Entfaltung und Bethätigung um des allgemeinen Wohles willen zu schaffen, in Brandenburg-Preußen, dessen letzter Kurfürst und erster König am 19. März 1700 den Entschluß kundgab, eine „Académie des Sciences“ zu errichten, und ein Vierteljahr später den Vater des großen Gedankens zu ihrem ersten Haupte berief. Am gleichen und darauffolgenden Tage gegenwärtigen Jahres konnte daher die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften ihr 200jähriges Jubiläum unter der Theilnahme der ganzen wissenschaftlichen Welt begehen. Ihr königlicher Herr und Protector aber, unser erhabener Kaiser, gestaltete die hohe Feier zu einer Haupt- und Staatsaction und umgab und erfüllte sie mit bei ähnlichen Gelegenheiten früher wohl nie gesehenem weihevollem Glanze, der allen Theilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Wie es ja nicht wohl anders sein konnte, ist dieses erhebende Fest der Wissenschaft gleichzeitig zur denkbar großartigsten Huldigung für Leibnizens Genius geworden, welcher der Jubilarin nicht nur bei ihrer Geburt seinen auch in den dunkelsten Zeiten und widrigsten Schicksalen in allen Neugestaltungen unverwischt gebliebenen Stempel aufdrückte, sondern auch heute noch über ihr und der Schaar ihrer jüngeren Schwestern waltet; denn bis auf den heutigen Tag ist wenig in ihnen geschehen und geworden, was Er nicht vorausgeahnt — nein! — nicht klar vorausgedacht und geschaut und ihnen als zu erkämpfendes Ziel gesetzt hätte. Die in ihrem Auftrage von Harnack verfaßte Geschichte der Berliner Akademie beginnt mit Leibniz und verfolgt und enthüllt mit ehrfürchtiger Liebe, feinsinnigstem Verständniß und classischer Klarheit das Wesen und Wirken des universalsten und daher für die Durchführung des Projectes berufensten Forschers und Denkers. Ein volles Fünftheil des gesammten Umfanges ist Ihm, Seinem Wollen, Wirken und Wagen für die wissenschaftliche Akademie gewidmet. In den während des Festes gehaltenen Reden ertönte kein Name auch nur annähernd so häufig wie der Seine. Die von des Kaisers Majestät an die Jubilarin und ihre Gäste gerichteten Worte nahmen Ihn und Seine grundlegende Bedeutung für die gefeierte Schöpfung zum Ausgange und endeten mahnend mit dem letzten Ziele, das Er aller wissenschaftlichen Forschung gesetzt hatte. Wenn dann der königliche Herr und Protector durch den Cultusminister verkünden ließ, daß in Zukunft die Stellen der ordentlichen Mitglieder der Akademie in jeder Classe um drei erhöht werden sollten, von denen die der einen vorzugsweise für deutsche Sprachforschung, die der anderen aber für Vertretung der technischen Wissenschaften zu verwenden seien, so entspricht auch diese Erweiterung Leibnizischen Ideen, die im Laufe der Zeiten und entsprechend der historischen Entwickelung des Wissenschaftsbetriebes und der Technik theilweise vergessen und unausgeführt geblieben waren. Ja schließlich erklingt in den Glückwünschen der Vertreter der ältesten und berühmtesten auswärtigen Gesellschaften als Erfüllung der von Leibniz erhofften und erstrebten Krönung des stolzen Gebäudes, des Zusammenschlusses aller Einzel-Akademien zu einem weltumfassenden Bunde, der die größten, die Kräfte auch der leistungsfähigsten unter ihnen übersteigenden wissenschaftlichen Aufgaben anzugreifen und zu lösen bestimmt ist, die wiederholte freudige Erwähnung der in allerjüngster Zeit in's Leben getretenen internationalen Association der Akademien der Wissenschaften aller Culturvölker. Zweihundertunddreiunddreißig Jahre hat dieser für seine Zeit märchenhaft kühne Gedanke gebraucht, bis er zur thatsächlichen Wahrheit geworden ist. Der ihn zuerst gedacht und ausgesprochen, ist der einundzwanzigjährige Leibniz gewesen. Bis an das Ende seines Lebens ist er ihm treu geblieben und hat er sich den Glauben an seine einstige Verwirklichung bewahrt. Wahrlich, Er ist es werth, daß Sein Gedächtniß auch in dem neuen großen, in dem Dienste der Wahrheit die Völker vereinigenden Bunde erhalten bleibe. Wir an unserer bescheidenen Stelle wollen es wie bisher so in alle Zukunft hinein hüten und feiern, Ihm zum Ruhme, uns zur Ehre und unserer Arbeit zum Segen.“

Dem Gebrauch der Gesellschaft gemäß wurde hierauf das Andenken der seit dem letzten Leibniztage verstorbenen Mitglieder gefeiert. Den Nekrolog auf August v. Miaskowski, ordentliches Mitglied der phil.-histor. Classe seit 1892, hielt Hr. Professor Dr. Bücher, den auf Hans Bruno Geinitz, ordentliches Mitglied der mathemat.-phys. Classe seit 1887, Hr. Geh. Bergrath Professor Dr. Credner. Der Secretär der phil.-histor. Classe, Hr. Geh. Hofrath Professor Dr. Windisch verkündete alsdann die Verleihung des Stipendiums der Anton Springer-Stiftung an Hrn. Herbert Hirth in München.

Den ersten der nun folgenden wissenschaftlichen Vorträge hielt Hr. Geh. Bergrath Professor Dr. Credner, indem er über die vogtländischen Erdbebenschwärme während des Juli und August dieses Jahres sprach. Vor etwa zwei Jahren hatte der Redner der Königl. Gesellschaft Bericht erstattet über eines denkwürdige Erdbeben, welches im Herbst 1897 vom Vogtlande ausging und sich von dort weit in dessen Nachbarländer fortpflanzte. Mit seiner langen, nämlich 37tägigen Dauer, seinen Hunderten von z. Th. recht kräftigen und erschreckenden Stößen stand es in den seismischen Annalen Mitteleuropas phänomenal, in denen des vogtländisch-böhmischen Schüttergebietes einzig da. Die sächsischen Erdbebenbeobachter durften deshalb kaum erwarten, die Wiederholung einer derartigen Schütterperiode in ihrer Heimath zu erleben. In der That folgte auf sie eine Zeit der Ruhe, soweit eine solche in einem habituellen Schüttergebiete, wie es das Vogtland vorstellt, überhaupt möglich ist. So vertheilen sich denn dort auf die nächsten 2¼ Jahre 14 Erdbeben, deren Stärkegrad jedoch ausnahmslos ein so geringer ist, daß sie größtentheils während der vorangegangenen Erdbebenperiode keine besondere Aufmerksamkeit erregt haben würden. Ein ebenso schwacher Stoß erfolgte am 1. Juli d. J. in der Nähe von Graslitz, aber statt daß sich mit ihm die seismische Thätigkeit erschöpft hätte, reihten sich ihm in kürzeren oder längeren Intervallen eine außerordentlich große Zahl von z. Th. recht be-

ängstigenden Stößen an, setzten sich wochenlang fort und summirten sich endlich zu einer 52tägigen Schütterperiode, die erst in der zweiten Hälfte des August ganz allmälig ausklang. Die seismischen Erscheinungen dieses Zeitraumes vereinigen sich zum Bilde eines höchst interessanten Erdbebens. Erstreckte sich der Wirkungskreis des Erdbebens im Jahre 1897 vom Vogtlande weit hinaus bis ins Egerland, den Kaiserwald, das Tepler Hochland, das Fichtelgebirge und das Erzgebirge, so tönten die Wellen des neuesten Erdbebens bereits im Umkreise des Vogtlandes aus und machten sich nur in einem Falle bis nach Annaberg bemerklich. Die 52tägige Schütterperiode des Sommers 1900 setzte sich aus zwei, durch eine Unterbrechung von 7 Tagen getrennten Erdbebenschwärmen zusammen. Der erste und kürzere derselben hebt am 1. Juli an und erlischt am 11. Juli, — der zweite beginnt am 18. Juli und erstreckt sich bis zum 21. August. Jeder dieser beiden Erdbebenschwärme vollzieht sich im Allgemeinen wie folgt: unterirdisches Donnern leitet dieselben ein, dann erfolgen während mehrerer Tage zunächst einige wenige, später zahlreichere, z. Th. stärkere Stöße, bis diese in 1 oder 2 Hauptstößen culminiren. Nach diesen beginnt eine mehr oder weniger rasche Abnahme der Erdbebungen. Die Zeitzwischenräume zwischen ihnen werden größer und zuletzt tagelang, bis sich nach einer letzten, mit Donnerrollen verbundenen Erschütterung der Zustand der Ruhe wieder einstellt. In beiden Erdbebenschwärmen kommt demnach ein auf- und abzuckendes Crescendo, ein Maximum und ein sprungweises Decrescendo der seismischen Fibration zum Ausdruck. Die Einzelstöße dieser Schwärme gehen von zwei Heerden aus. Der eine, und zwar der energischste derselben, liegt in der Gegend Graslitz—Eibenberg—Untersachsenberg, der andere, schwächere, in dem Landstriche Brambach—Schönberg—Asch, die sich beide schon längst als selbständige chronische Schüttergebiete bewährt haben und auch diesmal als solche bewähren. In dieser jüngsten seismischen Periode behauptet sich jedoch ihre gegenseitige Unabhängigkeit nur so lange, als das Graslitzer Centrum Stöße geringerer Stärke erzeugt. Sobald jedoch die Graslitzer Stöße ihre größte Energie erlangen, ziehen sie auch das Brambacher Centrum in Mitleidenschaft, indem sie die hier vorhandene seismische Disposition zur Auslösung bringen. In diesem Falle verfließen also die beiderseitigen Schüttergebiete zu einem, um sich später wieder zu trennen. Auf ähnliche Vorgänge scheint die Thatsache zurückzuführen zu sein, daß sich im Verlaufe der Erdbebenperiode innerhalb des Schüttergebietes ihrer Hauptstöße nicht selten an ganz sporadischen Punkten räumlich ganz unabhängig von den Erdbebenheerden kurze Stöße und unterirdische Geräusche bemerklich machen. Augenscheinlich genügte die im vogtländischen Schütterareale während der ganzen Erdbebenperiode herrschende seismische Unruhe, um an einer der in Unzahl das Vogtland durchsetzenden Spalten und Verwerfungen unterirdische Lagenveränderungen zu bewirken, welche dann jene localen Erschütterungen erzeugten, die dann als „Relaisbeben" zu bezeichnen sein würden. Zur Klarlegung der noch nicht sicher erkannten Ursächlichkeit dieses und fast aller anderen größeren Erdbeben sind zunächst noch über das ganze Erdenrund ausgedehnte, andauernde Beobachtungen der Erdbebenerscheinungen erforderlich. Innerhalb des vogtländisch-erzgebirgischen Schüttergebietes ist dies die Aufgabe der sächsischen Erdbebencommission, die ihre Centralstelle in Leipzig hat.

In dem zweiten Vortrage behandelt Hr. Geh. Hofrath Prof. Dr. Brugmann die Frage: Was ist das Wesen derjenigen Sprachgebilde, die man seit dem Alterthum als Zusammensetzungen oder Composita zu bezeichnen pflegt? Ausgehend von Fällen wie neuhochdeutsch „ich will dir etwas ab-kaufen" und „ich kaufe dir etwas ab", „da-hin gehe ich" und „da gehe ich hin", „von-wegen dieser Sache" und „von dessentwegen", „ob-gleich er ihn nicht nennt" und „ob er ihn gleich nicht nennt", und von solchen Fällen wie hochdeutsch „um seinetwillen", französisch je ne donne pas, lateinisch ne hoc quidem, zeigt der Vortragende, daß man bisher immer etwas als wesentlich für den Begriff der Composition angesehen hat, was kein wesentliches Moment ist, nämlich daß die im Satz zu einer engeren Einheit verbundenen Wörter in der Aussprache unmittelbar aufeinander folgen und ein lautliches Continuum ausmachen. Das Wesentliche bei dem Vorgang der Wortvereinigung im Satze, die man Wortzusammensetzung nennt, ist stets eine Bedeutungsveränderung: durch diese wird ein syntaktischer Wortverband conventioneller Ausdruck für eine irgendwie einheitliche Gesammtvorstellung. Alles Andere, wie z. B. die Zusammenfassung der beiden Wörter unter einem gemeinsamen Wortaccent (vergl. z. B. Göttesgaben und Göttes Gáben) sind keine nothwendigen Erfordernisse für das Zustandekommen eines Compositums. Es sind nur Folgeerscheinungen, Erscheinungen, die hinterher allerdings die Einheitlichkeit zu verstärken im Stande sind, und durch die es oft bewirkt wird, daß das Compositum in jeder Beziehung die psychologische Natur eines einfachen Wortes (sogen. Simplex) bekommt. Es ist nun gar nicht zu verwundern, wenn es neben den „Contactcomposita", wie ab-kaufen, Hungers-noth, auch „Distanzcomposita", wie er kauft ab, ne-pas, geben soll. Denn ein Satz beruht nicht auf einer successiven Apperception der Elemente, aus denen er sich zusammensetzt, sondern er wird unmittelbar als einheitliches Ganzes simultan appercipirt. In dem Augenblick, wo ich einen Satz beginne, steht er auch schon als eine Gesammtvorstellung in meinem Bewußtsein, wenn auch diese Gesammtvorstellung oft nur in ihren Hauptumrissen sogleich fertig geformt ist. Bei den im Ganzen festen Gewohnheiten der Stellung der Wörter im Satz ist es daher selbstverständlich, daß auch solche Wörter im Satz in einen engeren Bedeutungszusammenhang gerathen und sich semasiologisch vereinheitlichen können, die in der Aussprache des Satzes durch andere Wörter mehr oder weniger regelmäßig von einander getrennt sind. Die Doppelheit der Contact- und der Distanzcomposita geht durch sämmtliche indogermanische Sprachen hindurch. Indem man bisher bei dem Wort Compositum immer nur an Contactstellung dachte, hat man also in allen diesen Sprachen innerlich und wesentlich Zusammengehöriges auseinandergerissen.

Die Pariser Weltausstellung.

Von Walther Gensel.

XXIII. Schluß.

Mit dem „Gesang des zwanzigsten Jahrhunderts" wurde am vorigen Sonnabend die Schlußfeier in der großen Festhalle der Ausstellung beendet.

> Denn Frankreich lädt zu Schlachten ohne Thränen,
> Zu heil'gen Kämpfen für den Fortschritt ein.

Während im Transvaal und in China die Kanonen donnerten, wurde hier vor einer vieltausendköpfigen Menge ein Hymnus auf den „göttlichen unsterblichen Frieden, die Freude und den Ruhm der Zukunft" gesungen. In einem prächtigen Rahmen, der die große Wasserkunst der Ausstellung darstellte, waren auf der Bühne Vertreter aller Stände und Lebensalter versammelt und schwangen unter Jubelrufen in brüderlicher Vereinigung die Fahnen aller Völker der Erde. Friede! Wie oft ist das heilige Wort in den sieben Ausstellungsmonaten in officiellen und nichtofficiellen Reden in den Mund genommen worden, und wie hohnvoll klangen dazu die Zeitungsnachrichten von zwei Kriegsschauplätzen! Auch 1867 war in Paris das Wort auf Aller Lippen gewesen und schon drei Jahre später war dieselbe Stadt vom wildesten Kriegstaumel erfüllt. Und doch will es das Herz nicht glauben, daß das Werk dieses Jahres 1900 umsonst gewesen sein kann. Sind die Völker sich bei der gemeinschaftlichen Arbeit und den gemeinschaftlichen Festen wirklich nicht näher gekommen, haben sie einander nicht besser verstehen gelernt?

Ueber einen vor Thoresschluß noch einmal unternommenen Rundgang sei Folgendes berichtet. Alles noch einmal, wenn auch nur ganz flüchtig zu sehen, ist unmöglich, aber die Stätten, an denen man die tiefsten und nachhaltigsten Eindrücke empfangen hat, möchte man doch ein letztes Mal besuchen. Bei manchen kommen wir freilich schon zu spät. Am ungarischen Pavillon leuchtet uns das „Geschlossen" schon von Weitem entgegen, am englischen klopfen wir an verschlossene Thüren, durch die Glasthüren der Zimmer des Deutschen Kaisers erblicken wir Kisten und halbverpackte Gemälde. Aber die beiden Kunstpaläste sind noch geöffnet. Wie oft sind wir am frühen Morgen, wenn fast noch Niemand außer uns zugegen war, durch die weiten Hallen des Petit Palais geschritten und haben lange Stationen vor

den Schränken mit den köstlichen Elfenbeinsachen, Emaillen, Kunsttöpfereien und Schmucksachen gemacht, und doch kommt es uns jetzt vor, als seien wir zu nachlässig gewesen, als hätten wir ein kostbares Geschenk zu wenig beachtet. Beim Grand Palais wird uns der Abschied etwas leichter. Wie viele von den Tausenden von Gemälden und Bildhauerwerken sind uns von vornherein gleichgiltig gewesen, wie wenige haben uns dauernd zu fesseln vermocht! Und die zwei oder drei Dutzend, die uns wirklich ans Herz gewachsen sind, können wir ja, wenn nicht im Original, so doch in Nachbildungen immer wiederfinden. Eilig fliegen wir durch die unendlichen Säle, nur die ganz besonderen Lieblinge suchend, diejenigen, die von nun an gewissermaßen zu unserem geistigen Museum gehören werden. Und dann geht's hinüber zu den Invaliden, zu den köstlichen Schätzen des Pavillons der Arts décoratifs, zu den geschmackvollen Zimmereinrichtungen von Bing, zu den Wunderwerken Lalique's, zum Sèvres-Porzellan und in den fremden Abtheilungen vor Allem zu den Dänen, zu den skandinavischen Geweben und Stickereien, zu den amerikanischen Gläsern und Fayencen. Bei Deutschland können wir uns doch nicht versagen, noch einmal einen vollen Rundgang zu machen. Aber die Zeit drängt, fahren wir mit der elektrischen Bahn hinüber nach dem Marsfelde! Bei der Landwirthschaft und den Maschinen, bei der Chemie und den Transportmitteln können wir uns nicht mehr aufhalten, nur von den japanischen Stickereien und den französischen Kleidern nehmen wir einen etwas ausführlicheren Abschied. Auch zu den Colonien auf dem Trocadéro können wir nicht mehr hinüber und an dem Palaste der Heere und Flotten müssen wir vorübereilen, wollen wir mit unserem Rundgang fertig werden. Denn auf der Völkerstraße kommen wir nicht mehr so rasch vorwärts, da gilt's noch eine ganze Reihe letzter Besuche machen. Im finländischen Hause schnürt sich das Herz zusammen, es ist uns, als machten wir einen Trauerbesuch. Ist es doch vielleicht das letzte Mal, daß das wackere Volk unter dem Zeichen der germanischen Cultur zwischen den anderen erscheint. Bald werden seine Zeitungen und Bücher vielleicht nicht mehr in schwedischer, sondern in russischer Sprache erscheinen, es wird — äußerlich wenigstens, denn innerlich ist es zu brav und zu zähe — aus der großen west- und mitteleuropäischen Völkerfamilie ausscheiden und zu den Völkern gehören, die uns fremder sind als alle Anderen, weil wir nicht einmal ihre Schrift lesen können, zu den Russen, den Türken, den Chinesen. Am längsten verweilen wir natürlich im spanischen Pavillon vor den unvergleichlichen — im vollsten Sinne des oft mißbrauchten Wortes unvergleichlichen Wandteppichen. Diese Ausstellung gehört zu den ganz großen Offenbarungen, zu denen, die im geistigen Leben als Marksteine zählen. Man muß sie gesehen haben, wie man die Rembrandt-Ausstellung gesehen haben muß, wie man in Rom und Florenz, in Madrid und Paris, in Brüssel, Amsterdam und London gewesen sein muß, um über neuere Kunst mitreden zu dürfen. Aber nicht nur von den Gegenständen wird es schwer, zu scheiden. Wie viele Bekanntschaften hat man in den sieben Monaten geschlossen! Oft kennt man sich nicht einmal mit Namen, aber man hat einmal ein paar Worte gewechselt, und wenn es auch nur eine Frage nach dem Preise eines Gegenstandes war, und von da ab ist man sich hundert Mal begegnet und hat einander zugenickt. Ich kenne sie alle, die amerikanischen Kaufleute, die liebenswürdigen und anmuthigen schwedischen und norwegischen Damen, die schlitzäugigen Japaner, die ein so verzweifelt schlechtes Französisch sprechen, vor Allem natürlich die deutschen Kaufleute und die deutschen Diener, die mich schon von Weitem militärisch grüßen, seit sie mich einmal mit einem der Herren Commissare zusammen gesehen haben. Kurzum, der Abschied wird schwer. Und doch ist es Zeit zum Scheiden. Es wird früh dunkel, und das trübe Novemberlicht bringt selbst am Mittag die Gegenstände nicht mehr recht zur Geltung. An einigen Stellen hat's bereits durchs Dach geregnet, und wenn eine Thür geöffnet wird, erschauert man unter dem rauhen Luftzug. Draußen aber weht der Wind die gelben Blätter von den Bäumen und bläst sie um die Festbauten, die bereits zu verwittern anfangen. Habt Ihr einmal eine schöne Frau im Ballstaat im fahlen Grau des dämmernden Morgens gesehen?

Viele Leute werden über die Ausstellung noch lange klagen und manche haben Ursache dazu. Am schlimmsten sind die daran, die der phantastischen Speculation der Ausstellungsleitung auf 65 Millionen Besucher folgend und jeden vernünftigen Einwand überhörend unsinnige Summen in Vergnügungsanstalten und Wirthschaften in der Ausstellung gesteckt haben. So ist einem Wirthe vorgerechnet worden, daß er bei den ungeheuren Spesen, die er auf sich geladen, nicht einmal dann etwas hätte verdienen können, wenn seine sämmtlichen Tische immer besetzt gewesen wären. Solche Leute haben dann geglaubt, sie könnten die Ausgaben wieder einbringen, wenn sie doppelte Preise nehmen und die Güte der Speisen entsprechend — verringerten. Kein Wunder, daß die meisten Ausstellungsbesucher sich bald daran gewöhnt haben, ihre Mahlzeiten in der Stadt einzunehmen. Bei den Attractionen aber hat sich mit verschwindenden Ausnahmen eine solche Ideenarmuth, gepaart mit einer solchen Geschmacklosigkeit, geoffenbart, daß das Publicum nicht nur sein Geld, sondern gar die Zeit bedauerte, die es dafür geopfert. Diejenigen Etablissements, die wirklich etwas Gutes, Eigenartiges und Preiswerthes boten, sind mindestens auf ihre Kosten gekommen. In deutschen Restaurants waren während der ganzen Ausstellung alle Plätze im Voraus belegt. Eine Ausnahme bildet das reizende Schweizerdorf, das einen vollen moralischen Erfolg verdient und davongetragen hat, bei dem aber auch geradezu wahnsinnig zu nennende Berechnungen vorher aufgestellt worden waren. Die besten Geschäfte haben die Leute gemacht, die nicht an der Ausstellung betheiligt waren, sondern auf andere Weise durch den Fremdenstrom verdient haben, die Eisenbahn- und Omnibus-Gesellschaften, die Hoteliers und Restaurateure in der Stadt. Man muß gesehen haben, wie vor gewissen Bouillons Duval auf der Straße Queue gebildet wurde. Doch hat man sich auch hier etwas verrechnet, es sind viel weniger reiche und viel mehr mäßig begüterte Fremde gekommen als man erwartet hatte. Vor Allem sind die reichen Engländer infolge des Transvaalkrieges zum größten Theil ausgeblieben. Die großen Juweliere haben das schmerzlichst empfunden. Auch die Theater haben mit wenigen Ausnahmen (Coquelin, Sarah Bernhardt) keine glänzenden Geschäfte gemacht. Ausstellungsbesuch macht müde und die Theater sind in Paris erst sehr spät zu Ende.

Ueber den finanziellen Erfolg der Ausstellung für die einzelnen Länder zu schreiben, wäre noch verfrüht. Es müssen darüber erst genaue Enqueten veranstaltet werden. Daß die ausgestellten Gegenstände ein- oder mehrfach verkauft worden sind, ist in vielen Fällen weniger wichtig als die zwischen Kaufleuten verschiedener Nationen angeknüpften Beziehungen. Am besten kann ich die Ergebnisse auf dem Gebiete verfolgen, das mir am nächsten liegt, dem des Kunstgewerbes. Da ist mir zunächst aufgefallen, daß unter den Käufern der kostbareren Dinge sich fast nur amerikanische, englische, russische und französische Liebhaber befinden. Von den Deutschen haben fast ausschließlich die Museumsdirectoren, an ihrer Spitze der Hamburger Brinckmann und der Berliner Lessing, dann aber auch unser Leipziger Director Dr. Graul gekauft. Unser Museum ist auf den verschiedensten Gebieten in höchst werthvoller Weise bereichert worden. Ferner habe ich beobachtet, daß im Allgemeinen der commerzielle Erfolg im umgekehrten Verhältniß zum künstlerischen Werthe steht. Das Nichtswürdigste in der ganzen Abtheilung sind die süßlichen, jedes Charakters entbehrenden Marmorfiguren der Italiener. Bemerkenswerth ist an ihnen nur die Handfertigkeit, mit der nebensächliche Details, wie Spitzenmanschetten u. dgl., wiedergegeben sind. Und diese „Mein Vögelchen ist todt“, „Rühr' mich nicht an“ und wie sie alle heißen — die Titel sagen schon genug — bei denen die Preise zwischen 50 und 300 Frcs. schwanken, sind zum Theil 80, 100, ja 150 Mal verkauft worden. Bei dem einen stehen leider unter den Käufern der Kronprinz eines westeuropäischen und die Königin eines osteuropäischen Staates obenan. Aehnlich ist es mit den italienischen Möbeln, den verschnörkeltsten und verschrobensten ihrer Gattung, bestellt. Ein deutscher Professor sagte mir, daß er, seitdem er die italienische Abtheilung gesehen, nicht einmal mehr italienische Kraftausdrücke gebrauche. Leider, leider ist es bei uns nicht viel besser. Eine deutsche Porzellanfabrik hat ihre Erzeugnisse zu 10—20 ℳ, unter die man am liebsten mit einer Keule fahren möchte, zum Theil 300 Mal verkauft. Und die Schweden müssen einen großen Theil ihrer Handarbeiten, bei denen auch das kleinste Stück Charakter besitzt, wieder mit nach Hause nehmen. Soll man da nicht allen Muth verlieren?

Was nun den Erfolg Deutschlands anbetrifft, so wird auch er erst in einigen Jahren völlig zu übersehen und abzuschätzen sein. Es fragt sich, wie viele Bestellungen auf die schmeichelhaften Anerkennungen folgen werden. Einen Fehler haben wir gemacht, das läßt sich nicht gut leugnen: wir haben allzu viel

auf den äußeren Rahmen gegeben. Das hat anfänglich verblüffend, nachträglich aber ein wenig verstimmend gewirkt. Diese Meinung habe ich aus Gesprächen mit urtheilsfähigen Franzosen gewonnen. Auf das, was in den Pariser Zeitungen steht, ist natürlich nichts zu geben. Ich lebe zu lange in Paris, um nicht zu wissen, daß sie die Trommel nicht rühren, wenn sie nicht zuvor ein ansehnliches Stück Geld erhalten haben. Darum war ich geradezu sprachlos, als ich aus einer deutschen Zeitung ersah, daß ihr hiesiger Correspondent eine mit Tausenden von Francs bezahlte Beweihräucherung einer großen Berliner Gesellschaft, die jeder einigermaßen mit den französischen Preßverhältnissen Vertraute als reclame déguisée (verkleidete Reclame) erkennen mußte, für bare Münze genommen und übersetzt hatte. Die betreffenden Herren werden sich ins Fäustchen gelacht haben. Außerordentlich groß ist der Erfolg Deutschlands bei den Maschinen, der Elektricität und der Chemie, groß ist er auch bei den Präcisionsinstrumenten und den Textilwaaren. Bei der Kunst ist er durch Ungeschick und wohl auch bösen Willen vereitelt worden, beim Kunstgewerbe wurde er anfänglich sehr hoch angeschlagen und es ist schließlich sehr wenig übrig geblieben. Das ist, offen und ehrlich, mein Urtheil über die Betheiligung Deutschlands an der Weltausstellung.

Bücherbesprechungen.

— A. v. Hertzberg, Generalleutnant z. D., Ein Wort für unsere Confirmation. Frankfurt a. O., Verlag von Gustav Harnecker's Buchhandlung. 29 S. 60 ₰. — Bertling, Prof. Dr., Pastor zu Badersleben, Zur Reform des Confirmanden-Unterrichts nebst Anhang über die Bekämpfung des Materialismus durch die höheren und niederen Schulen. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 68 S. — In weiten kirchlichen Kreisen, in Conferenzen und Abhandlungen ist gegenwärtig die bestehende Confirmationspraxis Gegenstand der Erörterung und Kritik. Hat doch kein Geringerer als Wichern (auf dem Congresse für Innere Mission in Stuttgart 1869) bereits seine Bedenken dagegen ausgesprochen, nachdem er dreißig Jahre hindurch, wie er mitgetheilt, sich mit Besserungsvorschlägen getragen hatte. Es ist auch bei der ungenügenden Reife der Kinder, bei dem Mangel christlicher Erziehung und kirchlichen Beispiels, bei der Kürze des Unterrichts (die Hertzberg'sche Schrift spricht aus preußischen, in dieser Beziehung noch günstigeren Verhältnissen von einem gewöhnlich nur einjährigen Cursus) und bei dem hier und da noch nicht abgeschafften Unterricht von Massen nicht zu leugnen, daß hier Uebelstände vorliegen, die dem confirmirenden Geistlichen Herz und Gewissen bedrücken müssen. Indessen wollen beide vorliegende Schriften an der bestehenden Praxis festgehalten wissen, mit besonderer Entschiedenheit die erstgenannte, wenn sie auch beide nicht in Abrede stellen, daß an den bestehenden Einrichtungen mancherlei verbessert werden sollte. Bertling fürchtet gewiß nicht ohne Grund, daß bei den gemachten eingreifenderen Aenderungsvorschlägen die Volkskirche zur Personalkirche werden müsse; dabei will er, daß das von den Confirmanden abzulegende Bekenntniß und Gelübde, wogegen sich viele Stimmen erhoben haben, nicht rigoristisch-streng aufgefaßt würde. Je weniger er die Confirmationspraxis umstößt, um so mehr wünscht er eine Revision des Unterrichts. Gegenüber der Thatsache, daß im Religionsunterricht der Schule nicht mehr das frühere Maß von Kenntnissen erstrebt wird, will er das hierdurch Verlorene durch eine centrale Behandlung des Gegenstandes im Confirmandenunterricht zu ersetzen suchen. Er giebt in seiner Schrift eine Anleitung, wie den Confirmanden eine klare, tiefe und feste Erkenntniß der Heilswahrheit geboten werden könnte. Neben manchem Nebensächlichen (ob Taufe vor oder nach dem Abendmahl zu behandeln ist, wobei er sich für das Letztere entscheidet; wie das Abendmahl ohne Kelchgenuß anzusehen ist, nicht blos in der katholischen Kirche, sondern wenn der Geistliche, durch eine Störung abgelenkt, sich irrt, oder wenn etwa „ein Wasserscheu- oder Tollwuthkranker“ keinen Wein nimmt) giebt Bertling manche beachtenswerthe Winke. Eine etwas heterogene Zuthat ist ein Vortrag über die Bekämpfung des Materialismus durch die Schule. D. K.

— Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von D. Schlatter und D. Cremer. IV. Jahrg. 4. Heft. Gütersloh, Bertelsmann, 1900. 84 S. 1,60 ℳ. — Das vorliegende Heft enthält die beiden Aufsätze von Blaß in Halle: „Textkritische Bemerkungen zu Matthäus“ und von Schlatter in Tübingen: „Verkanntes Griechisch.“ In dem ersteren wird nachgewiesen, welchen Werth die Homilien des Chrysostomus zu Matthäus für die Textkritik haben. Der letztere behandelt den griechischen Wortschatz in der jüdischen Literatur. G. B.

— Paul Hensel, Thomas Carlyle. XI. Band von Frommann's Classikern der Philosophie. Mit Carlyle's Bildniß. Stuttgart 1901. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ. — Bei literarischen und philosophischen Monographien findet sich nicht selten die Erscheinung, daß der dargestellte Mensch zum Helden wird, dem sich der Darsteller nacharbeitet zum Olymp. Was der Biograph schätzen gelernt hat an dem, welchen er unserem Geist und Herzen näher bringen will, das ahmt er unwillkürlich selber nach; nicht nur in Maximen, sondern auch in den Stil und die Methode seines Vorbildes wächst er hinein. Solch ein Verhalten des Autors breitet einen gemüthswarmen Ton über die Darstellung des Lebens und Strebens Thomas Carlyle's, wie sie uns Hensel giebt. Steht er auch darum seinem Gegenstande nicht so objectiv gegenüber, wie andere Mitarbeiter an der von Falckenberg herausgegebenen verdienstvollen Sammlung philosophischer Monographien dem ihren, so erscheint das doch kaum als ein Mangel des Buches. — Carlyle ist keiner jener Denker, die gleich Hegel oder Schopenhauer von Anfang an ein System aufstellen, dem sie dann treu bleiben in allen späteren Schriften. Er ist wandlungsfähig gewesen, wie es Fichte war, und sein Werden ist darum der Schlüssel zu seinen Werken. „Seine Schriften sind der objectiv gewordene Ausdruck seines Charakters“ (S. 202), was auf dieses Charakters Bildung von Einfluß war, ist darum wissenswerth für den Betrachter der Meinungen des großen schottischen Geschichts- und Gesellschaftsphilosophen. Hensel giebt deshalb mit Recht eine Lebensschilderung Carlyle's, in welcher die Darstellung der Lehren Carlyle's eingeschlossen ist; in seinen Lehr- und Wanderjahren wird der schottische Bauernsohn gezeigt, so wie Goethe seinen Wilhelm Meister, Gottfried Keller den grünen Heinrich auf der Bahn der Selbstbefreiung, die eine Bahn zum Entsagen ist, verfolgen. Darum wird auch das äußere Gerüst von Zahlen und Namen erst anhangsweise — und recht geschickt mit der Inhaltsangabe vereinigt — gegeben. Tritt in den Lehrjahren Carlyle's Abhängigkeit vom deutschen Idealismus und dem Geist Goethe's scharf zu Tage, so erscheinen als Carlyle's Mannesthaten vor Allem die Auseinandersetzungen mit dem socialen Mechanismus der classischen Nationalökonomie seines Vaterlandes (S. 163). Insofern aber auch in Deutschland weite Kreise noch in jener uns von England gekommenen Doctrin stecken, die Carlyle mit der ganzen Leidenschaft ehrlicher Einsicht bekämpft, können Carlyle's Schriften „zur elften Stunde“ auch unseren England-Anbetern nicht genug empfohlen werden. Unseres Volkes größte Erfolge ruhen auf der freiwilligen Einordnung des Einzelnen in den Zug großer Ideen, der Ehrfurcht vor wirklich überragenden Personen. Der Irrwahn, daß Abstimmungen Ausdruck der Nationalkraft und der Nationalvernunft seien, könnte uns zu englischen Zuständen führen. Welcher Freund, gerade der breiten Massen, könnte das wünschen? — Man kann Carlyle nicht lesen, ohne in Erörterung solcher brennenden Fragen einzutreten. Zu solchem Beginnen aber ist Hensel's schön geschriebenes Buch eine sehr dankenswerthe Einleitung. Dr. Grimm.

— Schmidt & Günther's Weltbibliothek. Heft I. China, Peking und Tientsin. Mit 59 Illustrationen mit genauer Unterschrift. Heft II. Tientsin, Hongkong, Canton und Japan. Mit 54 Illustrationen. Jedes Heft mit 32 Seiten 4°, Preis 30 ₰. Leipzig, Schmidt & Günther. — Die Verlagshandlung, der reich illustrirte Verlagswerke zur Hand sind, bietet hiermit den Interessenten illustrirte Prachtwerke ohne Text zum Preise von 30 ₰ pro Heft an. Das Unternehmen soll in Serien von je 12 Heften zwanglos erscheinen. In kräftigen Zügen bringen die Holzschnitte die einzelnen Volks- und Landschaftstypen zur Anschauung. Wohl kann sich Jedermann ohne nennenswerthe Ausgabe dieses reichillustrirte Unternehmen auf dem Gebiete der Geschichte, Geographie und Culturgeschichte mit Leichtigkeit erwerben; aber ohne textliche Erläuterungen werden diese Bilder nur theilweise befriedigen. Ke.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 139. Dienstag, den 20. November, Abends. **1900.**

In chinesischen Gefängnissen.

Von Martin Beck.

Heut ist Empfangstag im Gefängniß. Das ist ein wahres Fest für die ganze Stadt. Unmengen von Menschen erfüllen in heiterer Aufregung alle Gassen. Die buntfarbigen Haufen, unter denen gegen alle chinesische Sitte heute die Frauen vorwiegen, drängen zunächst nach dem Markte hin, der sich stets dort befindet, wo die chinesische Stadt mit der tatarischen zusammenstößt. Sind die winkligen, grellfarbig bemalten Gassen einer chinesischen Stadt von Staub, Schmutz und tausenderlei scharfen, üblen Gerüchen vollständig durchzogen, so ist es der Markt erst recht. Es gehören chinesische Nasen dazu, den bestialischen Gestank mancher Buden zu ertragen, und chinesische Augen, um beim Anblick der widerlichsten Unsauberkeit in behaglicher Stimmung zu bleiben. Am ungemüthlichsten geht das Drängen und Treiben bei den Fleischbänken zu, wo ekelhafte Fetzen verdorbenen, faulenden, madendurchwimmelten Fleisches für wenige Käsch, durchlochte Kupfermünzen, die der Händler an Strohschnüren aufreiht, zu erhandeln sind. Selbst Priester mischen sich zahlreich unter die schreiende und feilschende Menge und schreien und feilschen mit. Die stroh- oder grasgeflochtenen Körbe, die Männer und Frauen oder ihre Diener und Dienerinnen am Arme tragen, strotzen bald für billiges Geld von schaudererregenden Fleischresten. Vom Markte strömen die lachenden und schwatzenden Massen nach dem Gefängnisse hinaus, einem festungsartig gebauten, fensterlosen Steincoloß, der von schönen Gärten mit hohen Mauern umgeben ist. Davor reiht sich ein Zelt an das andere. Chinesen, Tataren, Europäer sitzen theetrinkend da und harren des Zeichens, das ihnen den Eintritt freigiebt. Jetzt ertönt der helle, durchdringende Klang einer silbernen Glocke. Die Thore öffnen sich weit. In neugieriger Aufr gung, wie in Erwartung eines spannenden Schauspieles, stößt und drängt sich die endlose Menge hinein. Die ganze Stadt scheint auf den Beinen zu sein. Durch die engen Gänge des Gefängnisses quetscht sich Alles nach den schmalen Käfigen hin, in denen die Gefangenen zusammengepfercht sind wie Schlachtvieh. Scheußliche Gefängnisse, wie sie unser Mittelalter als „Loch“ kannte. Die elenden Gestalten der Gefangenen starren von Koth und Schmutz wie ihr trauriger Stall selbst, der fast nie gesäubert wird. Welch ein furchtbarer Contrast zu der wunderbaren weichen Luft da draußen, die unsere Schläfen sanft umfächelt und gesättigt ist von den tausendfältigen Wohlgerüchen der paradiesischen Tropengärten mit ihren Millionen fremdartig uns anschauender Blumenkelche. Man erschauert unwillkürlich, wenn man in diese Höhlen blickt. Die Insassen, hohläugig vor Hunger und Elend, haben sich lauernd aufgerichtet. Magere, bleiche Hände strecken sich aus. Jetzt schleudert Jemand geschickt einen der übelriechenden Fleischfetzen hinein in die Höhle. Wie die Raubthiere stürzen die Gefangenen darüber her. Sie balgen sich und schlagen sich. Einer reißt es dem Andern aus der Hand. Jeder sucht ein Restchen zu erhaschen und verschlingt es in wüthender Gier. Seit vielen Tagen haben sie keine richtige, vollwerthige Nahrung zu sich genommen. Der Hunger hat sie verthiert. Aber nicht aus Mitleid wirft man ihnen die verdorbenen Fleischabfälle hinein, die man auf dem Markte so schlecht und billig als möglich erhandelte. Spaß macht es den Leuten, die verhungerten Gefangenen sich um die widerliche Nahrung balgen zu sehen, Spaß, ungeheuren Spaß, wie die Fütterung der Raubthiere in einer Menagerie. Alles ist wie trunken vor Entzücken und drängt sich nach dem aufregenden Anblick. Die Bestie im Menschen feiert ihre rasenden Orgien. Wer nur kann, schleudert Fleischstücke bald diesem, bald jenem mit raffinirter Auswahl zu, damit das pikante Schauspiel der Hungerhölle immer schärfere Pointen gewinnt, immer packender sich gestaltet, immer schonungsloser das Vieh im Menschen sich enthüllt. Grausame Freude am Bösen und Schlechten, roheste, pöbelhafte Sinnentrunkenheit treibt die Massen, immer die Frauen voran, von einem Gefangenenkäfig zum andern unter wüstem Gröhlen, Kreischen, Lachen und Aufschreien vor prickelnder Wollust, wenn die Hungernden sich blutig beißen und am Boden wälzen um die hineinfliegenden Fleischfetzen. Von Grund auf werden die Sinne der Zuschauer aufgewühlt, bis endlich die Körbe geleert sind und die gesättigten Gefangenen ruhiger, leidenschaftsloser an den letzten Bissen kauen. Nun verliert das thierische Schauspiel an Reiz. Die Massen verlassen allmälig die häßlichen Räume. Die große Fütterung ist zu Ende. Draußen in dem prächtigen Garten, wo farbenfunkelnde, eigenthümlich gestaltete Käfer und Riesenschmetterlinge um die leuchtenden Blumenköpfe gaukeln und silber- und goldschimmernde Vögel sich auf den schwankenden erotischen Gewächsen unter seltsamen Tönen wiegen oder durch die hellglänzende Luft über sammtgrüne Rasenflächen ziehen, ist vielleicht noch etwas zu sehen, vielleicht ein noch schärferer Nervenkitzel zu genießen, eine Hinrichtung, ein Hautabziehen, eine Folterung oder sonst eine grausige Execution, wie sie Mongolenseelen Vergnügen bereitet. Dann strömen die vielen Menschen wieder der Stadt zu, hochbefriedigt von dem Gesehenen.

Das war ein öffentlicher Empfangs- oder Fütterungstag in einem chinesischen Gefängnisse. Solche Tage finden von Zeit zu Zeit zum größten Ergötzen des Publicums statt. Sie sind aus der uralten chinesischen Sitte hervorgegangen, daß Jeder, der einen Gefangenen besucht, je nach seinen Mitteln mehr oder weniger an Speisen mit sich nehmen muß, da Gefangene vom Staate grundsätzlich schlecht ernährt werden. Wer gegen dieses durch sein Alter geheiligtes Herkommen verstößt, zieht sich eine Anklage und Bestrafung zu. Warum hält der Staat aber die Gefangenen so schlecht? Die Chinesen sehen von altersher das Gefängniß als ein religiöses Institut an. Die Gefangenen sind dort, sagen sie, um für ihre Sünden zu büßen, nicht aber, um ein geordnetes, erträgliches Leben zu führen. Das Gefängniß soll demnach ein Ort der Qual sein. Stets ist es in der Nähe des Richthofes der Mandarinen befindlich, wenigstens nicht weit davon entfernt. Nach der Straße zu besitzt es keine Fenster. Eine Thür führt durch einen schmalen Gang in der hohen, dicken Mauer zunächst in den Garten, der jedes Gefängniß umgiebt und der je nach der Größe des Ortes kleiner oder umfangreicher ist. In dem Garten finden Executionen, Folterungen u. dgl. statt. Vom Garten aus gelangt man an eine Pforte, wo die Gefangenwärter, deren mindestens drei sind, wohnen. Ein Gang führt zu einer anderen Thüre, die sich nach einem großen, viereckigen Hof hin öffnet. Ringsum sind niedere, säulenartige Hallen, nach Art einer Galerie gebaut, sämmtlich offen. Darin befinden sich die gewöhnlichen Gefangenen. In jeder Ecke des Hofes sieht man fest verschlossene Kerker für die zum Tode verurtheilten Verbrecher. Ihre Kerker heißen Chunkien. Sie bleiben immer versperrt. Die übrigen Gefangenen dürfen frei umhergehen und mit einander sprechen. Sämmtliche Gefangenen haben nicht allein die Mühseligkeiten des traurigen Gefängnisses zu ertragen. Es verursacht ihnen auch viele Kosten, bevor sie zu diesen Mühseligkeiten gelangen können. Der Richter schreibt den Namen und das Vergehen eines jeden Gefangenen auf ein weißes Holztäfelchen. Ein Gefängnißwärter führt diesen dann mit dem Täfelchen nach dem Gefängniß. Dafür muß er das ordentliche „Brettgeld“, wie es die Chinesen nennen, bezahlen. Gelangt der Gefangene mit seinem Führer an die innere Gefängnißpforte, so fragt ihn der dort stationirte Secretär, eine

Art Hausinspector, nach seinem Namen und der Ursache seiner Haft. Beides trägt er in die von ihm geführten Bücher ein. Auch dafür muß der Gefangene etwas bezahlen. Ist er endlich glücklich in seinem Kerker angekommen, so erscheint ein Schreiber, der nichts weiter thut, als daß er den Namen des neuen Insassen auf ein Täfelchen über der Gefängnißthür schreibt. Auch er fordert eine Gebühr dafür. Ihm folgt der Aufwärter, der die Gefängnisse reinigt oder vielmehr reinigen soll und andere kleine Dienste verrichtet. Er fordert auch im Voraus seinen Lohn. Kaum ist der fortgegangen, so kommt Einer mit Block und Ketten, die er dem Gefangenen sehr hart und fest anlegt. Er allein verlangt nichts. Nach Verlauf einer halben Stunde indeß erscheint er schon wieder und bringt einen Block und Ketten, die etwas weiter und bequemer sind. „Gieb Acht, lieber Freund und Bruder", sagt er, denn der Chinese titulirt selbst Gefangene noch aufs Höflichste, „diese Ketten werden dich nicht so drücken." Das ganze Manöver wurde nur gemacht, damit der Gefangene für die scheinbare Erleichterung seiner Gefangenschaft auch den schuldigen Tribut entrichte. Besitzt er kein Geld mehr, um die ehernen Fesseln zu bezahlen, so darf er Gewand oder Mütze oder sonst ein Stück seiner Kleidung dafür im Stich lassen. Damit ist aber die Blutsaugerei noch nicht abgethan. Und eigentlich waren das bis jetzt noch die sanftesten Schröpfer. Nach einer Schonzeit von zwei Tagen nahen sich die verschiedenen Pförtner und fordern ohne besondere Umstände Geld zur Erhaltung ihrer Gunst. Kann das der Gefangene nicht geben — an gutem Willen fehlt es nie —, so wird ihm harte Arbeit auferlegt. Diese Wärter erpressen so viel als nur irgend möglich. Reiche quälen sie auf das Höflichste um große Beträge, Arme mit weniger Umständen um geringere, und Die, die nichts zu geben haben, lassen sie unerbittlich für sich arbeiten und behandeln sie grausam. Mit jedem Gefängniß ist eine kleine Pagode verbunden. Die Opfer, die hier den Göttern dargebracht werden, müssen selbstverständlich die Gefangenen bezahlen. In jedem Monat opfert der Gefängnißwärter zweimal, am 1. und am 15. Tage des Monats. Das Opfer besteht in einem Hahn, ein Stück Schweinefleisch, zwei Fischen, Brod, Früchten rc. Der Hahn wird erst ein wenig in Wasser gekocht und dem Gott eine Stunde lang vorgesetzt, dann noch einmal mit den übrigen Speisen gar gekocht, ordentlich zum Essen zubereitet und nun von den Gefängnißwärtern sammt allen anderen Opferspeisen verzehrt. Die Gefängnißpagoden sind auch außer der Opferzeit den Gefangenen zugänglich. Sie dürfen darin ihre Gebete verrichten und zur bestimmten Zeit das Loos ziehen, das einem von ihnen die Freiheit — verspricht. Denn frei kommt der nicht jedesmal, der das Glücksloos gezogen hat. Oft wird er dafür auf Befehl des Richters geprügelt und von Neuem eingekerkert, je nach der Laune des gestrengen Mandarinen.

Im Winter, vorzüglich bei harter Kälte, ist das ohnehin unerträgliche Schicksal der armen Gefangenen ein ganz unmenschliches. Zu dem steten Nahrungsmangel gesellt sich dann der bittere Frost, der dem ohnehin ausgemergelten Körper, dem die innere Wärme mangelt, wahrhaft fürchterliche Qualen verursacht. Menschlich empfindende Mandarinen verstehen es dann, das Geschick der Gefangenen dadurch etwas erträglicher zu gestalten, daß sie reichen Sträflingen, die zu einer körperlichen Strafe verurtheilt worden sind, diese Strafe in eine Geldstrafe zu Gunsten der armen Sträflinge umwandeln. Am schlimmsten sind die Räuber daran, sobald sie in das Gefängniß gerathen. Sie werden dann gänzlich von ihren Eltern und Freunden verlassen. Ihr einziger Trost bleibt der öffentliche Fütterungstag. Für die übrigen Gefangenen sorgen während der Zeit Freunde und Verwandte. Sie aber müssen gräßlichen Hunger leiden, und es kommt in größeren Gefängnissen vor, daß oft sieben bis acht von ihnen an einem Tage sterben. Daß ein Verstorbener durch dieselbe Thür hinausgetragen wird, durch die er erst als Lebender hereingegangen ist, läßt der religiöse Aberglauben der Chinesen nicht zu. Auch bei uns huldigen heute noch manche Leute demselben Aberglauben. Im chinesischen Gefängniß befindet sich daher in der Mauer des äußersten Hofes ein Loch oder auch eine kleine Thür, durch die man einfach die Leichen der todten Sträflinge hinauswirft. Das gilt für eine ungeheure Schande, vor der man die größte Scheu empfindet. Will ein Chinese dem andern im Zorn das denkbar Schlechteste und Kränkendste wünschen, so ruft er ihm zu: La loati! Das bedeutet: vielleicht wirst du durch das Loch des Gefängnisses geworfen werden. Reiche Gefangene bitten deshalb, wenn sie glauben, im Gefängnisse sterben zu müssen, daß man sie gegen eine gute Abfindung nicht etwa durch das Loch in der Mauer werfe, sobald sie todt sind, sondern sie anständig durch den gewöhnlichen Eingang hinaustragen lasse. — Jeden Abend überzeugen sich die Gefängnißaufseher von der Anwesenheit sämmtlicher Gefangenen. Das geschieht in der Weise, daß die Namen der Sträflinge von einem Zettel abgelesen werden und jeder Aufgerufene in seinen Kerker gehen muß. Hinter ihm wird die Thür sicher verschlossen. Sehr sicher werden die Sträflinge verwahrt, die in den geheimen Gefängnissen sitzen, obgleich sie sonst tagsüber gegen Geld und gute Worte vom Wärter ebensowenig wie die übrigen in ihrer freien Bewegung eingeschränkt werden. Nachts aber schlafen sie auf dem bloßen Fußboden, die Füße in einem schweren Block festgeschlossen, die Hände über den Schultern an der Wand in eisernen Ketten gefesselt, sodaß sie sich nicht rühren noch regen können. In der Mitte des Gefängnißhofes steht ein Wachthäuschen, in dem sich Nachts ein Wächter befindet. Die ganze Nacht hindurch brennt Licht im Gefängniß. Sowie es ausgeht oder einer der Gefangenen unruhig in seinem Kerker wird, ist der Wächter auf den Beinen.

In jedem Monat werden die Gefängnisse von einem Mandarinen durchgesehen, der die Aufsicht darüber führt. Sobald der Mandarin den ersten Hof betreten hat, müssen ihm alle zum Tode Verurtheilten vorgeführt werden. Diese bemühen sich, in einem ganz erbärmlichen Zustande zu erscheinen, mit schlotternden Knieen, gesenkten Köpfen, kläglichem Gesichtsausdruck und zerzaustem Zopf. Wohl und munter getrauen sie sich nicht aufzutreten. Da würde ihnen der Mandarin ungehalten Ta friti zuschreien, d. h. ihr faulenzen, um sich zu mästen. Denn er meint, daß sie nicht im Gefängniß liegen, um da gute Tage zu genießen, sondern um sich todt zu hungern oder sonst zu sterben. Auch alle übrigen Gefangenen müssen mit dem erbärmlichsten Aussehen vor dem gestrengen Visitator erscheinen. Wollte einer sich erfrechen, frisch und gesund auszusehen, so würden ihm dafür auf der Stelle Stockschläge ertheilt werden. Das geschieht auch, wenn die Aufseher dem Mandarinen, der dem Verhalten der einzelnen Gefangenen nachforscht, keine gute Auskunft über irgend einen ertheilen können. Die Komödie der Verstellung hat ihr Ende, sobald der Mandarin außer Sehweite ist und die Sträflinge wieder unter sich sind. Auch die Kerker werden von dem Visitator argwöhnisch besichtigt, und wehe, wenn einer davon den Eindruck von Ordnung und Sauberkeit macht. Denn das Gefängniß ist dazu da, um das Leben zur Qual zu machen, um die Strafe für Begangenes gründlich zu genießen. Im Gefängnisse werden auch zeitweilig Sträflinge verwahrt, die eigentlich zu einer leichteren als zur Gefängnißstrafe verurtheilt sind. So die zu Kianhao Verurtheilten, d. h. zum Tragen des Halsbrettes. Sie befinden sich nur Nachts im Gefängnisse. Jeden Morgen wird ihnen das Halsbrett, zwei armdicke, über meterlange Holzstücke von rechteckiger Form und halbkreisförmigen Ausschnitten in der Mitte für den Hals, angelegt, fest mit breiten Bändern verschnürt und mit dem Grund der Strafe beschrieben. So werden sie hinaus vor das Gefängniß geführt und an einen Schandpfahl, also eine Art Pranger, gebunden, an dem sie den ganzen Tag stehen müssen. Das geht so die vom Richter bestimmte Zeit hindurch, oft fünfzehn bis dreißig Tage lang. Selbstverständlich geht auch diesem Prangerstehen das Stockschlagen voraus, ohne das in China nun einmal keine Verurtheilung möglich ist. Wie die Chinesen von den Japanern sagen, daß sie ohne Katana oder Säbel nicht regiert werden könnten, weil sie zu blutdürstig seien, so kann man mit Fug und Recht von den Chinesen sagen, daß sie ohne Bambushiebe nicht zu lenken sind. Da die Prügelstrafe regelmäßig die Ouvertüre jeder gerichtlichen Verhandlung bildet, ist der rechtsprechende Mandarin stets von mehreren, oft zwölf und noch mehr, Dienern umgeben, die Upu heißen und einen großen Bambusstab, Hipotes genannt, in den Händen halten. Der ist über zwei Meter lang, unten handbreit und -dick, oben glatt und rund, damit er desto besser angefaßt werden kann. Auf dem Richtertische neben dem Mandarinen steht eine Art große Büchse, in der fußlange Stäbchen stecken wie Pfeile in einem Köcher. Jedes Stäbchen bedeutet fünf Schläge. Dieser Behälter gehört zu den Utensilien eines chinesischen Richters wie bei uns Schreibzeug und Tintenfaß, deren Stelle in China schwarze Tusche und Pinsel vertreten. Zu Beginn jeder Verhandlung greift der Richter mit vielsagender Handbewegung ein solches Stäbchen heraus. Im nächsten Augenblick haben ein paar Uvi den Angeklagten gepackt, ihm die Hosen abgestreift, ihn lang auf den Fußboden gelegt und ihm die Hände an zwei Pflöcken, die Füße

aber an einen kurzen Pfahl hochgebunden, die Sohlen hübsch nach oben. Einer tritt nun ohne weiteres mit dem langen Bambusstab herzu und versetzt dem Daliegenden fünf Hiebe über das Gesäß. Darnach tritt er ab. Zieht der Richter wieder ein Stäbchen, so naht sich ein andrer Upu und giebt wieder fünf Schläge ab. In dieser Weise geht es fort, Alles genau nach Maß und Ordnung, bis der Gefangene die Anzahl der ihm vom Richter zugedachten Stockschläge erhalten hat. An das Schlagen sind die Chinesen von Kind auf gewöhnt. Die Eltern züchtigen ihre Kinder auf dieselbe Weise, die Lehrer die Schüler, der Hausherr die Dienstboten. Nur daß sie dabei nicht auf die Erde niedergeworfen, sondern höchstens auf eine Bank gelegt werden. Das Züchtigen der Kinder mit Ruthen, wie in Europa, halten die Chinesen für eine recht grausame Strafe, ihre Bambushiebe jedoch nicht. Es giebt in China auch Leute, die vom Stockschlagen leben, indem sie sich gegen eine Geldabfindung für Andre schlagen lassen. Allerdings ist eine solche Stellvertretung nur bei ganz untergeordneten Vergehen zulässig und nur dann, wenn sich freiwillig ein Stellvertreter anbietet. Der kleine Handel muß sich dann in Gegenwart des Mandarinen vollziehen und dem stellvertretenden Prügelcandidaten die vereinbarte Summe vor den Augen des Richters ausgezahlt werden.

Ins Gefängniß gehen auch die Chinesen nicht gern als Gefangene. Ist einer angeklagt, so versucht er deshalb, durch Einreichen einer Bittschrift sich die Gnade des Mandarinen und Freisprechung oder eine leichte Verurtheilung zu erwirken. Viele Leute in China leben von der Anfertigung solcher Bittgesuche. Sie zeigen darin eine unglaubliche Gewandtheit im Lügen, dieser chinesischen Nationalkunst, das wird auch gar nicht anders erwartet. Wie der Chinese selbst fast nie die Wahrheit sagt, so setzt er dies auch von jedem Andern als selbstverständlich voraus. Das ist chinesische Lebensklugheit. Der Richter muß bei Durchsicht der Bittgesuche also mit höchstem Mißtrauen vorgehen, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Findet er Unwahrheiten, so erhält der Ausfertiger der Bittschrift dafür anständige Prügel. Die Ueberreichung der Bittschriften geschieht auch mit echt chinesischem Ceremoniell. Wer die Bittschrift überreichen will, kniet an der Seite des Weges nieder, der geradenwegs zum rundlehnigen mit Tigerfell überzogenen Richtstuhle des Mandarinen führt, und hebt das Gesuch empor, so hoch er kann. Der Mandarin nimmt es entgegen. Ist es ihm angenehm, so falzt er es zusammen und legt es auf seinen Tisch. Ist es ihm aber nicht angenehm, knüllt er es zusammen und wirft es weg, worauf der Ueberreicher sofort mit Stockhieben bedacht wird, einerlei, ob das Bittgesuch ihn persönlich etwas anging oder nicht. Stets sind die Bittschriften auf ellenlanges, breites Papier geschrieben. Es gilt als Unhöflichkeit, sie auf kleine Bogen zu schreiben. Wie das ganze Aufsichtspersonal des Gefängnisses, sieht auch der richtende Mandarin die Person an und läßt meistens die Gnade vor seinen Augen finden, die seine Hände zu vergolden verstehen.

Bücherbesprechungen.

— Geistliches und Weltliches. Aus dem türkisch-griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes von Heinrich Gelzer. Mit einem Porträt in Lichtdruck, sowie zwölf Zeichnungen im Text. 1900. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Geschmackvoll geh. 5 ℳ, geb. 6 ℳ. — Eine höchst dankenswerthe Gabe des durch seine zahlreichen byzantinischen Studien auf das rühmlichste bekannten Jenenser Gelehrten, der in dem vorliegenden Werke, das sich keineswegs ausschließlich an Fachgelehrte, sondern an alle Gebildeten wendet, ein eigentlich weit über den Rahmen des Titels hinausgehendes höchst anziehendes Culturgemälde der griechisch-türkischen Welt entwirft. Dabei zeigt sich der Verf. als ein überaus scharfer und vorurtheilsfreier Beobachter, dessen freimüthigen, von der landläufigen Schablone vielfach abweichenden Urtheilen Rec. auf Grund eigener Beobachtungen durchaus zustimmen muß. Den breitesten Raum nimmt ein Ueberblick über die Stellung der orthodoxen Kirche im türkischen Orient ein, wobei Verf. auf Grund persönlicher Erfahrungen und Bekanntschaften die interessantesten Aufschlüsse über interne, auch politische Verhältnisse giebt. Dann folgt ein überaus ansprechender Excurs über die Stellung der römisch-katholischen Kirche in der Türkei und ihre dortigen Aussichten. Was Verf. im Folgenden über das türkische Volk, besonders aber die türkische Regierung sagt, verdient gerade in unsern Tagen doppelte Beachtung, wo der Einfluß Deutschlands am goldenen Horn sich immer wieder aufs Neue gegenüber russischen, englischen und französischen Machinationen Geltung zu verschaffen genöthigt ist. Das absprechende Urtheil des Verf. über die sog. „Reformtürken", die weder Türken noch irgend etwas Anderes sind, findet Rec. durchaus gerechtfertigt und könnte manchen Beitrag dazu liefern. Dasselbe gilt von dem, was über die unterworfenen Völker, namentlich die Griechen, gesagt ist, und Rec. freut sich in dem Verf. einen Vertreter der sogen. Reuchlin'schen (neugriechischen) Aussprache gegenüber der noch an unseren höheren Schulen bevorzugten Erasmischen „ϰεοφορα" zu finden. Wenn schließlich Verf. auf die schändlichen Armeniermorde zu sprechen kommt, und auch hier unverhüllt seine die europäische, besonders die englische Diplomatie tief beschämende Ansicht äußert, so ist das ein Grund mehr, das vortreffliche Buch, das die bekannte Verlagshandlung, wie nicht anders zu erwarten, ebenso vornehm wie originell ausgestattet hat, allen denen auf das Wärmste zu empfehlen, die sich über die einschlägigen Verhältnisse im Orient gründlich orientiren wollen. π.

— An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Rückblicke auf das letzte Jahrhundert deutscher Kirchengeschichte. Von Reinhold Seeberg. Zweite vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. 1901. Preis: 2 ℳ 10 ₰. — In charakteristischen, lebensvollen Zügen entwirft der früher in Erlangen, jetzt in Berlin wirkende Theolog ein Gemälde der kirchengeschichtlichen Entwickelung des ablaufenden Jahrhunderts. Daß er sich hierbei durchaus, auch bei den seinem eignen theologischen Standpunkte entgegengesetzten Erscheinungen, die Objectivität des historischen Beurtheilers gewahrt hat, möchten wir ihm lediglich als Verdienst anrechnen. Wird man doch trotzdem seiner Darstellung allenthalben den Pulsschlag des für den Gegenstand seiner Betrachtung vom wärmsten Interesse erfüllten Berichterstatters anfühlen. In zwei große Abschnitte hat er seinen Stoff gegliedert. Der erste ist dem Rückblick auf die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gewidmet und behandelt die Ausgänge des Aufklärungszeitalters, die Neubelebung des alten Glaubens, die Classiker und Romantiker, Schleiermacher, die Restauration in der römischen Kirche, die Union, die Einwirkungen der Philosophie Kant's und Hegel's, David Strauß und die Tübinger Schule. Der zweite Abschnitt giebt Blicke auf die neuere und neueste Zeit, ihre „Gaben und Aufgaben, die Fragen und die Antworten derselben in der Kirche und Theologie". Um auch hier von dem Reichthum des Gebotenen einen Begriff zu geben, seien aus den Inhaltsangaben der einzelnen Unterabschnitte folgende Stichworte und Namen hervorgehoben: „Der praktische Materialismus", „Nationalökonomie und Naturwissenschaft", „Schopenhauer und Nietzsche", „Bildung und Kunst", „Die Predigt und der Religionsunterricht", „Der Protestantenverein, das Bekenntniß, die Secten", „Die alte Dogmatik, der Biblicismus, die liberale Theologie", „Die Vermittelungstheologie", „Hofmann und Frank", „Rietschl", „Die Kirchen- und Dogmengeschichte", „Die Innere und Aeußere Mission", „Die Kirche und die sociale Frage", „Roms Fortschritt und Rückschritt". Ohne zu verkennen, daß viele der aufgeworfenen Fragen im 19. Jahrhundert ihre Lösung noch nicht gefunden haben, sondern sie erst im 20. erwarten müssen, kommt Seeberg doch in seiner Schlußbetrachtung zu dem Gesammturtheil, daß es dem hinter uns liegenden Jahrhundert nicht an bewußtem, den Ausbau des Reiches Gottes förderndem Gottesdienste gefehlt habe. „Das Geschlecht, das das patriotische Erwachen der Freiheitskriege mit empfunden, das sich berauscht an den Empfindungen der Classiker und Romantiker, das die heiligen Schauer der Erweckung mit erlebt hat, und das Geschlecht, das der restaurirten Weltordnung die Revolution wieder entgegentreten sah, das den Beginn des Kampfes durchlebte zwischen der alten Lehre und einer neuen Zeit, und das Geschlecht, das neue Lebensformen und neue Ideale erstehen sah aus dem Widerstreit, und das die Aufgabe empfing und an sie seine Kraft setzte, neue Formen zu finden für das Leben und das Denken der Kirche, — alle drei haben in ihrer Weise mit dazu beigetragen, daß wir es heute dankbar bekennen dürfen, daß Christus der Herr noch jetzt in seiner Kirche waltet." Diesem Schlußurtheil über das verflossene Säculum wird man zustimmen müssen, wenn man an der Hand des Verfassers die Geschichte desselben durchwandert, und wir dürfen es dem Führer Dank wissen, daß er uns diese Durchwanderung in solchem Sinne ermöglicht hat. Daß das erst in diesem Jahre in erster Auflage

erschienene Buch schon eine zweite Auflage erlebt hat, zeugt für seinen Werth. Möge auch die zweite zahlreiche Leser finden.

***

— Julius Zeitler, Nietzsche's Aesthetik. Leipzig 1900. Hermann Seemann Nachfolger. 4 ℳ. — Ein zweifellos richtiger Grundgedanke bildet den Ausgangspunkt des vorliegenden, für Freund und Feind anregenden und belehrenden Buches; man thut Nietzsche Unrecht, wenn man in ihm vorzugsweise den Moralphilosophen, den Entwickelungsethiker sieht. Das letzte und eigenartigste Werk eines Autors braucht weder das bedeutendste noch das reifste zu sein. Es giebt Herbstblüthen mit leuchtenden Farben, die doch keinen Nektar bergen; Spätfrüchte, deren Scheinreife blos durch den Wurm hervorgebracht ist, der in ihrem Innern frißt. Daß Nietzsche's Zarathustrabuch ein unangekränkeltes sei, wer wollte es behaupten? — Aus solcher Ueberlegung heraus will Zeitler in Nietzsche den Dichter würdigen und erklären, als den man ihn viel zu wenig betrachtet; als den Künstler, der bei seiner Selbstbetrachtung zum Urtheilen über tiefe ästhetische Probleme gelangte; als den Genius, der zu Grunde geht am Widerstreit der wilden Schaffensfreude mit der physischen Schwäche. Nietzsche ist Romantiker im Schaffenstaumel der Zarathustrazeit, wie Wagner und Schopenhauer es bei Abfassung ihrer Hauptwerke waren; aber seine geistige Gesundheit geht zu Grunde in der Weihrauchsphäre, mit der er sich selber umgiebt. Die ihm geistig verwandten Naturen jener beiden hatten vor ihm die stärkere Leiblichkeit voraus (S. 264). Diese klare Ansicht von Nietzsche's letzter Periode macht Zeitler zum Gegner Derer, die den unglücklichen Dichterphilosophen „unter die Halbgötter versetzen und ihm Sternbilder weihen" möchten, wegen des Uebermenschenbildes, das er in seiner Sehnsucht nach Kraft und Gesundheit als Götzen sich aufgestellt hat. Nicht in dem umdüsterten Nietzsche der „ethischen" Periode, sondern in dem Verkünder der „fröhlichen Wissenschaft" sieht er den classischen Künstler; „die harmonische Ineinsbildung von Inhalt und Form hat Nietzsche in seiner mittleren Periode allein erreicht." — Zeitler ist mit sehr genauer Kenntniß den ästhetischen Urtheilen Nietzsche's in all' ihren Wandlungen nachgegangen. Er zeigt, warum Nietzsche den Standpunkt gewechselt hat, weshalb er von einem Pole zum andern geeilt ist. Unwillkürlich ist dabei manches vom Stil Nietzsche's in seine Schreibart übergegangen; auch den Rath des Philosophen, daß man dem Leser nicht das Herausziehen der letzten Consequenzen vorwegnehmen solle, hat er befolgt. So ist das Werk Zeitler's in allen Theilen ein überaus anregendes; man kann in Einzelheiten an gewagten Constructionen Anstoß nehmen, aber am Ganzen sich bilden und erfreuen. Dr. Grimm.

— Richard Falckenberg, Hermann Lotze. I. Theil: Das Leben und die Entstehung der Schriften nach den Briefen. XII. Band von Frommann's Classikern der Philosophie. Mit Lotze's Bildniß. Stuttgart 1901. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ. — Der Herausgeber der im Frommann'schen Verlage erscheinenden schönen Sammlung hat die Ausarbeitung der beiden Lotze-Bände selbst übernommen. Hat er doch in Göttingen zu den Füßen des feinsinnigen Philosophen gesessen, dessen Leben uns jetzt vorgeführt werden soll. Nur Biographisches giebt der vorliegende Band; später erst soll sich die Darstellung und Würdigung der Lehre Lotze's anschließen. Und als eine Nothwendigkeit erscheint die breitere Anlage des Lebensbildes, weil es bisher noch an einem solchen gefehlt hat. Bei dem reichen Briefmaterial Lotze'scher Provenienz, das Falckenberg benutzen konnte, ließ sich eine Art Selbstbiographie in Briefen zusammenstellen; Falckenberg tritt auf weite Strecken zurück hinter den Selbstzeugnissen Lotze's, aus denen er die schlichte und doch an ergreifenden Stellen reiche Lebensbeschreibung des Denkers aufbaut. So tritt der Leser dieser Biographie mit dem stillen Denker in jenes persönliche gemüthvolle Verhältniß, das sich Lotze als den besten Erfolg seines Schaffens gewünscht hat. Dem Sachsen und vollends dem Leipziger ist dabei die Heimathsstimmung noch besonders erquicklich, die über dem Lotze'schen Briefwechsel liegt: Hirzel und Fechner, Reimann, Härtel, Strümpell sind die Briefempfänger; Weber und Haupt finden vielfache Erwähnung, und immer von Neuem klingt während der langen Göttinger Periode ein Ton des Heimwehs nach den Leipziger Verhältnissen aus den oft eilig hingeworfenen und doch immer bedeutenden Worten. Und gewiß ist es auch hoch anzuschlagen, daß wir den Philosophen in seinem pietätvollen Verhalten gegen die Mutter, seiner Fürsorge für die Söhne (SS. 49, 62 f.), seiner stillen Liebe zum König Johann (S. 53) beobachten dürfen; daß wir ihn in „den unausweichlichen Verhältnissen" aufsuchen können, aus denen heraus er die Werke geschrieben hat, die ihm unsere wissenschaftliche Verehrung erwerben. Es ist so schön, gefühlsmäßige Beziehungen zu gewinnen mit Denen, welchen wir lernend gegenüberstehen! Lotze selbst ist braven Hörern gerne menschlich näher getreten (S. 156). Die Anordnung Falckenberg's, nach der uns zuerst das Leben, dann die Entstehung der Werke Lotze's nach den Briefen vorgeführt wird, macht einige Wiederholungen unvermeidlich. Doch liegt darin kaum ein Nachtheil; langweilig wird die Lectüre ganz gewiß keinem Gebildeten. Und so ist es berechtigt, wenn das Buch einer hohen Frau — der Erbprinzessin Marie von Anhalt — gewidmet ist. Dr. Grimm.

— Züge zarter Rücksichtnahme und Gemüthstiefe in deutscher Volkssitte. Von D. Dr. Albert Freybe, Professor am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1900. Preis 2 ℳ 40 ₰, gebunden 3 ℳ. — Der Verfasser dieses Buches ist bekannt als betriebsamer Schriftsteller und fleißiger Sammler namentlich auf dem Gebiete deutschen Volksthumes. Eine ganze Reihe von Werken ähnlicher Art tragen seinen Namen: über die Taufe in deutschem Glauben und Recht, in der Sitte des Volkes und der Kirche, in deutscher Sage und Dichtung, über das deutsche Haus und seine Sitte, über Ostern in Sage, Sitte und Dichtung, über altdeutsches Leben u. a. Sie sind alle weit verbreitet und haben gerade in unseren Tagen, wo sich auch in weiteren Kreisen rege Theilnahme zeigt für culturgeschichtliche Fragen und Untersuchungen, nicht wenig dazu beigetragen, einerseits das lebende Geschlecht mit berechtigtem Stolze auf die Eigenart der Ahnen zu erfüllen, haben aber andererseits auch nicht versäumt, mit ernster Mahnung auf manchen entstellenden Zug in dem Bilde der Gegenwart hinzuweisen. In dieser Richtung will auch das vorliegende Buch wirken. Es ist hervorgegangen aus einem Aufsatze, der in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (Jahrgang 1899, Heft 5) veröffentlicht wurde. Was Freybe dort zunächst für die Zwecke der Schule zusammengetragen hatte, das bietet er nun in bedeutend erweiterter Form dem deutschen Hause dar. Er zeigt, wie deutscher Volksbrauch und deutsches Volksrecht vielfach bestimmt sind durch opferbereite Nächstenliebe, wie selbst in dem Verhältniß zu den Hausthieren und zu den Obstbäumen des Gartens eine gewisse Wärme der Empfindung zu beobachten ist, wie die pflichtmäßige Fürsorge für arme Volksgenossen, für Kranke, für Wittwen u. s. w. vielfach durch feste Sitten geregelt und gewährleistet war, wie von der Wiege bis zum Grabe das Herkommen zahllosen Forderungen ethischen Empfindens Erfüllung sicherte, die in schärfstem Gegensatze stehen zu dem heute so oft vertheidigten Satze: Jeder ist sich selbst der Nächste. Was die Anordnung dieser Darlegungen angeht, so bemerkt der Verfasser im Vorworte (S. VII), sein Stoff entziehe sich jeder verstandesmäßigen sogen. logisch-stofflichen Gliederung und gestatte nur „eine seinem eigenen Wesen entsprechende biologische Behandlung". Diese Entschuldigung hat uns nicht überzeugt; eine etwas straffere Ordnung hätte nach unserer Meinung der Inhalt des Buches sehr wohl vertragen. Altes und Neues, Oberdeutsches und Niederdeutsches, Städtisches und Dörfliches geht zu bunt durcheinander. Zum wenigsten hätte ein sorgfältigeres Register den Gebrauch des Buches erleichtern sollen. Auch das Streben, zwischen alttestamentlichen Bräuchen und deutscher Volkssitte Beziehungen aufzuspüren — das letzte Capitel ist ausschließlich diesen Beziehungen gewidmet —, erscheint uns ziemlich willkürlich und in dem Maße, wie es hier geschieht, nicht berechtigt. Unseres Erachtens wäre es dankbarer gewesen, die Fäden zwischen der deutschen Sitte und den heidnisch-religiösen Anschauungen unserer Vorfahren aufzudecken. Für die Wissenschaft der Volkskunde wird das Buch wohl nur als Stoffsammlung einen gewissen bescheidenen Werth haben, zumal es mit Quellennachweisen sehr spart. Daß es als Volksbuch in dem gesellschaftlich versöhnenden Sinne wirke, wie er S. 175—176 angedeutet wird, diesem Wunsche des Verfassers schließen wir uns von Herzen an. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 140. Donnerstag, den 22. November, Abends. **1900.**

Goethe und der Unsterblichkeitsglaube.

Als Julius Hammer, der sinnige Dichter des „Schau um Dich und schau in Dich", in Pillnitz zur Ruhe bestattet worden war, hatte sein Freund Hofmann in Nürnberg — durch sein mystisches Ende in Spanien später in weitesten Kreisen bekannt geworden — die Beschaffung einer Grabschrift übernommen. Er wählte dazu die Worte:

„Was vergangen, kehrt nicht wieder —
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!" —

Die Quelle für diesen Spruch war Julius Hammer's „Leben und Heimath in Gott" (Leipzig 1861); S. 283 hatte Hammer ihn mit dem Namenszusatz „Goethe" aufgenommen, und in gleicher Weise auf Goethe zurückgeführt, finden diese Dreizeilen sich seit Langem auf einer großen Meng: von Grabsteinen, vor Allem in Thüringen. Die Beziehung auf Goethe hatte sich einmal festgesetzt und wird ohne Zweifel auch für alle Zukunft fortdauern, obschon seit geraumer Zeit diese Beziehung als eine irrige nachgewiesen worden ist. Der Spruch ist einem größeren Gedicht Karl Förster's entnommen, eines Dichters von Geschmack und Begabung, der aber weder bei Lebzeiten, noch nach seinem Tode im weiten Sinne als Poet zur Geltung gelangte, und dessen Manen auch auf jenes volksthümlich gewordene Sprüchlein wohl für immer vergebens ihren wohlbegründeten Ruhmesanspruch erheben.

Ich wurde an jene Drei-Zeile unlängst durch ein Gedicht erinnert, das ich für einen Freund unter Notizen älteren Datums herauszusuchen hatte. Es ist wieder ein Gedicht, das auf die letzten Dinge Bezug nimmt. Heimisch ist es in Thüringen und auch sein Verfasser soll Goethe sein. Diesmal ist er's vermuthlich in Wirklichkeit. Ins Taschenbuch geschrieben wurde mir's durch einen sächsischen Gelehrten, den unlängst verstorbenen Dr. Heyne, der sich's seinerseits auf einer Fußreise durch den Thüringer Wald aus dem alten Fremdenbuch der Massen-Mühle zunächst Elgersburg notirt hatte. Der Umstand, daß nicht mehr die Originalhandschrift Goethe's vorhanden ist — sie wurde angeblich entwendet — sondern nur eine Copie, hat ohne Zweifel den Werth des Gedichtes bisher stark beeinträchtigt. Ich selbst bin lange der Ansicht gewesen, es handle sich um eine gut gemeinte Mystification, zum Zwecke beiläufiger Belehrung kirchlich ungläubiger Touristen. So steht es damit aber doch wohl nicht. Auf die Gründe hierfür komme ich gleich zu sprechen. Hier nur zuerst das Gedicht selbst:

Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Leib zerstäubt,
Wird der neue wach.
Und so lang' Du dies nicht hast,
Dieses: Stirb und Werde!
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.

Man sieht, ganz im Gegensatz zu jener für echte Goethe-Anschauung angenommenen Förster'schen Umgehung der Unsterblichkeitsfrage:

Was vergangen, kehrt nicht wieder —
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!

wird hier mit Bestimmtheit ausgesprochen:

Wenn der alte Leib zerstäubt,
Wird der neue wach.

Aber ein neuer Leib? höre ich fragen; also von dem Gen-Himmelfahren der Seele will auch dies Sprüchlein nichts wissen? Hierauf giebt, wie bekannt, mehr als eine Xenie des Altmeisters ausreichenden Bescheid. Wem sein „Natur hat weder Kern noch Schale" nicht verständlich genug ist, und wem seine Umschreibung desselben Gedankens:

Denn das ist der Natur Gehalt,
Daß Außen gilt, was Innen galt —

noch zu dunkel ist, der blättere nur etwas weiter, und er wird schon finden, was er braucht. Daß Goethe, je länger er lebte, desto mehr das Bedürfniß in sich erkannte, auf eine Fortdauer über das Grab hinaus zu hoffen, ist sonderbarer Weise noch immer nicht so allgemein bekannt, wie dies sein Ablehnen der Kirche und ihres Dogmenzwanges ist. Immer heißt er auch in jenem Sinne noch der Heide. Dennoch hat er sich über seinen Unsterblichkeits-Glauben oft und deutlich ausgesprochen, und wenn er einmal ausruft:

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da!

so giebt er auch der innern Abneigung, die er gegen die Theorie des vollständigen Verlöschens unserer Individualität überhaupt empfindet, beredten Ausdruck. Gründlicher noch erklärt er sich in folgender Wechselrede:

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn?
Kannst Du uns Deine Gründe nennen?"
— Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.

Wenn er aber bei einer andern Gelegenheit sagt, „eine tüchtige Natur ist ihrer Unsterblichkeit gewiß", so hat er in seinen Unterhaltungen mit Kanzler Müller gern jede Veranlassung benutzt, um diesen Gedanken in allen Formen zu wiederholen. So äußerte er einmal über dies Thema: für neue Aufgaben im Jenseits werde schon gesorgt sein; „wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken; da wird es auch Nüsse genug zu knacken geben". Ein andermal meint er: „Ein Aufhören des Denkens und Lebens ist einem denkenden Wesen unfaßbar. Insofern trägt Jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich." Und als er einmal auf sein rastloses Streben zu sprechen kommt, sagt er: „Und so war ich stets und werde es bleiben, so lange ich lebe, und darüber hinaus hoffe ich auch noch auf die Sterne. Ich habe mir so einige ausersehen, auf denen ich meine Späße noch fortzutreiben gedenke." Aus allen diesen Aeußerungen klingt die heftige Sehnsucht hervor nach einem Ausreifen und einem Höherentwickeln des hienieden Begonnenen und es scheint: ein Grundzug im Gemüth tief angelegter Dichternaturen führt immer wieder aufwärts in die nämliche Richtung, wie denn ja auch Uhland, obschon Thür an Thür wohnend mit den Anhängern des „neuen Glaubens", jener nämlichen Sehnsucht so innigen Ausdruck gab in dem Liede:

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große, klare,
Getrost! Er fehlt Dir nicht.
Er ist Dir noch beschieden
Am Ziele Deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden, —
Und droben bricht er an!

Zum Schlusse noch ein Wort über das Gedicht: Aus der Massen-Mühle. Kennern Goethe's wird die letzte Strophe bekannt geklungen haben. Mit Recht, sie steht schon am Schlusse des mystischen Gedichts im Buch des Sängers (Westöstlicher Divan, S. 26; Ausgabe von 1827). Haydn pflegte in der späteren Periode seines Schaffens Anleihen bei sich selbst zu machen. Goethe nahm gern Fremdes auf und suchte nur durch Hinzufügung von Anführungszeichen zu verstehen zu geben, daß er die Autorschaft nicht in Anspruch nehme. Soll das bewußte Gedicht im Uebrigen für echt gelten, so wird die Möglichkeit zuzugeben sein, daß er hier dem Beispiel Haydn's folgte und sich selbst citirte. Um den Nachweis vollständig zu machen, beschließe das Divan-Gedicht selbst diese flüchtige Betrachtung:

Selige Sehnsucht.

Sagt es Niemand, nur den Weisen, —
Weil die Menge gleich verhöhnet;
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.
Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.
Und so lang' du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.

Rt. Waldmüller.

Bücherbesprechungen.

— Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Schlatter und Cremer. IV. Heft 5. Dazer, Lic. Dr., Der Subjectivismus in Frank's „System der christlichen Gewißheit". Ein Beitrag zum Verständniß seiner Theologie. Gütersloh, Bertelsmann. 1900. 2,20 ℳ. — Eine fleißige dogmatische Arbeit, in der der Verf. zunächst den Subjectivismus in Frank's Theologie an der Hand seines „Systems der christlichen Gewißheit" darstellt, sodann unter eingehender Berücksichtigung der Gegner diesen Subjectivismus kritisirt, um endlich festzustellen, „ob es neben einem falschen auch einen wahren Subjectivismus giebt, d. h. ob irgend ein Subjectivismus überhaupt und Frank's Subjectivismus insbesondere ein Recht in der theologischen Wissenschaft und im Dienste der Kirche beanspruchen kann". Der Verf. kommt zu dem Ergebniß, daß die letztere Frage zu bejahen ist. G. B.

— Von dem 350jährigen Jubelfeste der königl. sächsischen Fürsten- und Landesschule zu Grimma am 23. und 24. September 1900. Grimma, Druck von Friedr. Bode, 1900. — Das Collegium der Fürsten- und Landesschule zu Grimma von 1849 bis 1900. Zur Feier des 350jährigen Bestehens der Anstalt. Druck von Friedr. Bode, Grimma, 1900. — Verrauscht sind die freudig bewegten festlichen Tage der Jubelfeier der Schule zu St. Augustin am Muldenstrande. Der Ernst der regelmäßigen Arbeit ist wieder in sein Recht getreten. Wie aber die Erinnerung an die herrlichen Stunden in den Herzen der Theilnehmer so bald nicht verblassen wird, so werden auch Diejenigen, denen die Theilnahme aus irgend einem Grunde versagt war, mit dankbarer Freude die beiden Festschriften empfangen, die dazu bestimmt sind, das Andenken an die Jubelfeier zu erhalten bei Allen, die der Schule nahe stehen. In dem oben an erster Stelle genannten Festberichte hat Professor Meyer alle Mittheilungen, Reden, Trinksprüche, Festlieder 2c. zusammengetragen, die zu dem Feste in Beziehung stehen. Manch' herzbewegendes und erbauliches Wort ist in jenen Tagen gesprochen worden: an den Gräbern der in Gott ruhenden ehemaligen Lehrer der Anstalt, in der Kirche, in der Aula, im Speisesaale und beim Festmahle im Schützenhause, manch' stimmungsvolles Lied ist erklungen von den Lippen der begeisterten alten und jungen Grimmenser, manch' ein sinniger Gruß in Vers und Prosa, in deutscher und lateinischer Sprache erfreute die Versammlung. Es mag wohl auch der Unbetheiligte, wenn er diesen Festbericht liest, sich innig ergriffen und freudig erhoben fühlen durch so viele Zeugnisse treuer Gesinnung und pietätvollen Gedenkens und von ganzem Herzen einstimmen in den Wunsch, mit dem Se. Excellenz der Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts und des königl. Hauses Hr. Dr. v. Seydewitz seine Rede in dem Festactus schloß (S. 54): „Möge die Fürsten- und Landesschule Grimma auch in Zukunft das Licht der Wissenschaft und die Wärme des Christenthums in weite Kreise unseres Volkes hinaus und hinein tragen! Mögen in diesem friedlich umhegten und geschützten Hause auch in Zukunft Tausende und Abertausende von Jünglingen für das Leben so vorbereitet werden, daß sie dann im Leben sich bewähren als gottesfürchtige Christen, als wissenschaftlich tüchtige und ideal gerichtete Menschen, als im Charakter gefestigte und ganze Männer! Das ist unser Wunsch, unser Gebet für St. Augustin am heutigen Jubelfeste. Gott wolle es gnädig erhören!" Mit einem kurzen Worte sei noch des bildlichen Schmuckes der Festschrift gedacht. Durch das freundliche Entgegenkommen des alten Grimmensers Hrn. Dr. Weber, des Inhabers der Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig und Herausgebers der Illustrirten Zeitung, wurde es ermöglicht, der Schrift zwei ausgezeichnete Holzschnitte beizugeben: der eine stellt das Schulgebäude dar, der andere eine Hauptscene des „Oedipus in Kolonos", dessen durch Professor Poeschel mit liebevoller Sorgfalt vorbereitete und nach allgemeinem und einstimmigem Urtheile trefflich gelungene Aufführung einen der Glanzpunkte des Festes ausmachte. Außerdem stellte Hr. Buchhändler Lorenz in Grimma von der durch Lichtdruck vervielfältigten photographischen Aufnahme der Begrüßung Sr. Majestät des Königs im Hofe der Schule in liebenswürdiger Weise 1000 Stück zur Verfügung. Die Festschrift ist zum Preise von 1 ℳ 25 ₰, ohne Abbildungen für 1 ℳ von der Buchhandlung von O. Lorenz in Grimma zu beziehen, die letztgenannte Photographie, die sich zum Zimmerschmucke eignet, für 1 ℳ 80 ₰ von Hrn. Photographen Meinhardt in Grimma. — Die an zweiter Stelle genannte Schrift ist eine Fortsetzung der 1849 bei dem 300jährigen Stiftungsfeste der Schule an Stelle einer Programmabhandlung erschienenen Series praeceptorum illustris apud Grimam Moldani des Professors M. Lorenz, der das Collegium der Landesschule während der 300 Jahre von ihrer Gründung bis auf seine Zeit behandelte. Sein Nachfolger als Historiograph der Anstalt ist Professor Dr. Johannes Poeschel. Wenn auch in diesen kurzen Biographien der Rectoren und Lehrer, Haus- und Rentbeamten, Schulärzte und Wirthschaftsverwalter neben dem äußeren Lebensgange nur die wissenschaftlichen Schriften und die in Grimma gehaltenen Schulreden angeführt sind, so geben sie doch in wesentlichen Zügen ein Bild von der Geschichte der Schule im letzten halben Jahrhundert und werden von allen ehemaligen Schülern mit herzlichem Danke begrüßt werden. Eine am Schlusse beigefügte Uebersichtstafel ermöglicht einen raschen Blick über die sämmtlichen Veränderungen innerhalb des Collegiums in den Jahren 1849—1900. — Nicht unerwähnt darf bleiben, daß dankbare Söhne der alma mater Moldana zum ewigen Gedächtniß an die Jubelfeier des Jahres 1900 ein ansehnliches Capital zusammengebracht haben, dessen Zinsen an Schüler oder studirende frühere Schüler verliehen werden sollen. Die Stiftung trägt den Namen eines der berühmtesten Schüler der Anstalt: Paul Gerhardt-Stiftung. Es war ein erhebendes Fest, das die altberühmte Schule hat feiern dürfen. Und daß Se. Majestät unser allgeliebter König sich sogar durch die frische Trauer um den durch einen erschütternden Tod plötzlich abgerufenen jugendlichen Sprossen seines Hauses nicht hat abhalten lassen, durch sein persönliches Erscheinen die Schule zu ehren und damit zugleich aufs Neue seine Werthschätzung der humanistischen Bildung zu bezeugen, das hat dem Feste die höchste Weihe gegeben. Auch die Leipziger Zeitung hat ihrer Theilnahme durch mehrere Aufsätze (am 21. und 22. September und in der Wissenschaftl. Beilage vom 22. September) Ausdruck verliehen. Möge es der Anstalt vergönnt sein, unter dem Schutze hochherziger und edler Fürsten getreu ihrem Wahlspruche „Pietati, virtuti, doctrinae", wie sie es in den drei und ein halb Jahrhunderten seit den Tagen ihres erlauchten Gründers, des Kurfürsten Moritz, gethan hat, so auch künftighin in reichem Segen zu arbeiten an den ihr anvertrauten Seelen und sie zu leiten auf dem alterprobten Wege durch Griechenschönheit und Römertugend zu ernstem wissenschaftlichem Streben, zu männlicher Festigkeit, zu wahrer Gottesfurcht! Quod Deus bene vortat! R. B.

— Wie Leo Tolstoi lebt und arbeitet. Erinnerungen von P. Sergejenko. Deutsch von Heinrich Stümcke. Leipzig. Georg Wigand. (geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ) — Man mag Tolstoi's politischen, sociologischen und literarischen Anschauungen und Be-

strebungen gegenüberstehen, wie man will, niemals wird man leugnen dürfen, daß der gräfliche Sonderling von der ehrlichen Absicht beseelt ist, wie und wo er kann, Gutes zu wirken. Und schon deshalb verdient er unsere Beachtung, ganz abgesehen davon, daß er heute vielleicht der erste unter den lebenden Schriftstellern Rußlands genannt werden darf. Das Studium seiner Persönlichkeit bietet dem Psychologen eine schwere aber dankbare Aufgabe. In Tolstoi's Wesen führen die denkbar größten Gegensätze einen ununterbrochenen Kampf, und dieser innere Zwiespalt ist die Tragik seines Lebens. Der angeborenen Herrschsucht seiner starken Individualität steht das durch Selbstzucht erworbene Streben nach der inneren Vervollkommnung der eigenen Natur seltsam genug gegenüber, ererbte aristokratische Neigungen werden aus ethischen Gründen unterdrückt, und harte körperliche Arbeit tritt an die Stelle bequemen Wohllebens. Es steckt in Tolstoi etwas von dem jungen Königssohne Buddha, der, bekümmert über das Elend der Menschheit, Macht und Glanz von sich warf und die Welt zu beglücken versuchte, indem er ihre Noth und Beschwerden theilte. Aber Tolstoi thut Alles mit Maß und Ziel, er ist kein Fanatiker der Bedürfnißlosigkeit und dürfte wohl nie auf den Gedanken gekommen sein, sich seines ansehnlichen Vermögens einer Theorie zu liebe zu entäußern. Er ist trotz seinem Hang zur Einsamkeit weltkundig genug, um zu wissen, daß, solange der utopistische Staat noch nicht besteht, das baare Geld das einzig wirksame Mittel gegen Noth und Elend ist. Der Verfasser der vorliegenden Erinnerungen, P. Sergejenko, hat häufig in Tolstoi's Hause gelebt und den Grafen bei der Arbeit und beim Studium, im Familienkreise und in der Gesellschaft Fremder beobachtet. Er ist selbst kein Anhänger der Tolstoi'schen Lehren, aber er schätzt in ihm den geistvollen Schriftsteller und mehr noch den Volkserzieher und Philanthropen. Seine Ausführungen gewinnen durch diesen objectiven Standpunkt an Werth, sie werden den Schwächen des Mannes ebenso gerecht wie seinen Vorzügen. Man muß den zweiundsiebzigjährigen Herrn, wie er sich uns in Sergejenko's Buch darstellt, wirklich liebgewinnen. Rüstig und immer thätig, körperlich und geistig frisch wie ein Jüngling, begeisterungsfähig und mittheilsam, ein Freund ernster Gespräche und belebenden Humors — so sehen wir den Gutsherrn von Jaßnaja Poljana unter seinen Angehörigen, Gästen und Bauern schalten. Dabei verfolgt er aufmerksam die Vorgänge in der großen Welt; jede Post bringt ihm ganze Berge von Zeitungen in allen Sprachen und Stöße von Briefen aus allen Gesellschaftskreisen. Wenn man einen Mann nach dem Vertrauen beurtheilen darf, das ihm Menschen in den verschiedensten Lebensstellungen, vom Fürsten bis zum armen Tagelöhner, entgegenbringen, so kann Leo Tolstoi darauf Anspruch erheben, zu den Besten seiner Zeit gezählt zu werden. Wir können das mit 15 Illustrationen und 2 Facsimiles geschmückte Buch Allen, die sich über die Lebensweise und die Bestrebungen Tolstoi's unterrichten wollen, auf das Angelegentlichste empfehlen. J. R. H.

— Kaiser Friedrich der Gütige. Vaterländisches Ehrenbuch von Hermann Müller-Bohn, herausgegeben von Paul Kittel. Mit 34 Kunstbeilagen in Schwarz- und Farbendruck, etwa 500 authentischen Abbildungen im Text und 8 Facsimile-Beilagen. Berlin SW. 47, Paul Kittel, 1900. IV, 556 S.; Groß-4°. Preis: gebunden 26 ℳ — Nachdem ich in der Wissenschaftl. Beilage der L. Z. Nr. 50 vom 27. April 1899 (S. 200) die ersten 3 Lieferungen des vorliegenden Werks angezeigt und dabei, ähnlich vorsichtig, wie Professor Hermann im XXI. Bande der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, geäußert hatte, daß ich erst den Abschluß vor mir sehen müsse, ehe ich ein Urtheil über Werth oder Unwerth abgeben könne, war es recht still geworden: die weiteren Lieferungen blieben aus, und ich dachte schon: aha, Hr. Kittel verzichtet auf das Endurtel. Aber ich bin in jeder Beziehung angenehm enttäuscht worden: der „Historische Verlag“ hat den gebundenen Band gesandt, und dieser Band gehört ausnahmsweise zu den seltenen Prachtwerken, denen man das Beiwort „Vaterländisches Ehrenbuch“ ohne Bedenken zuerkennen darf. Thatsächlich ist mir seit längerer Zeit, etwa seit dem Erscheinen von Ompteda's „Die von Kronberg“, kein Buch unter die Hände gekommen, dem die viel mißbrauchte Bezeichnung „Prachtwerk“ mit solchem Rechte zustände, wie dem vorliegenden. Ich meine dabei nicht etwa blos die noble äußere Ausstattung und den saubern Druck (von Fr. Richter in Leipzig), sondern auch das Handinhandgehen des gut geschriebenen Textes, einer wissenschaftlich ernst zu nehmenden Leistung des 45jährigen, im vorliegenden Falle vom General v. Mischke thatkräftig unterstützten Borusso-Biographen Müller-Bohn, mit den sorgfältig ausgewählten, ästhetisch ebenso wie sachlich durchaus befriedigenden Abbildungen. So haben wir kein Bilderbuch vor uns, kein Sammelsurium überall zusammengelesener und antiquirter Illustrationsclichés, zu dem ein Irgendwer einen ungenügenden Text geschrieben hätte, sondern eine zweckentsprechend und schön illustrirte historische Arbeit. — Hierzu nur noch ein paar Worte über die Tendenz. Ganz und gar objectiv ist nämlich die Darstellung nicht; meiner Ansicht nach hat der Verfasser dies auch von vornherein nicht beabsichtigt. Es ist eine Parteischrift im Sinne etwa der verflossenen Fortschrittspartei, nach dem Herzen des weiblichen Freisinns, des rechtsliberalen Stücks der alten Richter'schen Fraction; nur ganz, ganz selten fließen Betrachtungen mit unter, die einen Stich in das Unentwegte, Volle und Ganze haben. Das ist aber, meine ich, bei dem Gegenstande des Buches kein Wunder; und es schadet wohl auch nichts, daß Kaiser Friedrich uns in dieser entschieden einseitigen Beleuchtung vorgeführt wird. Vielmehr glaube ich die Leser auf meiner Seite zu haben, wenn ich wünsche, daß aus dem freisinnigen Lager öfter ein solch schönes Zeugniß positiven Schaffens hervorgehen möge. Jedenfalls ist Ton und Haltung würdig des edeln Fürsten, dem die Schilderung gewidmet ist; gefallen hat mir besonders der Widerspruch S. 510. Nur eins möchte ich tadelnd hervorheben: ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß man dem deutschen Grundzug in dem Wesen Friedrich Wilhelm's des Kronprinzen doch nicht ganz gerecht wird, wenn man immer und ewig nur Jeremiaden anstimmt über die „Tragik“ des kronprinzlichen Langewartenmüssens. Nichts auf dieser Erde ist vollkommen; selbst die entschieden hervorragend gute Einrichtung der erblichen Monarchie hat, das soll nicht geleugnet werden, die Schattenseite im Gefolge, daß der Kronprinz (der Ausdruck „Erbprinz“ hat nach meinem Empfinden etwas Liebloses) bei langer Dauer der väterlichen Regierung unter Umständen über die besten Mannesjahre hinaus gelangt ist, ehe er selbst in die Lage kommt, seine Ansichten in die That umzusetzen. Aber das ist nun mal so und hat doch auf der anderen Seite, vom christlich-ethischen Standpunkt aus, den Vorzug, daß man dann lange das Glück hat, den Vater zu genießen. Von diesem letztgenannten Gefühl ist in dem „Ehrenbuche“ meines Erachtens zu wenig die Rede; zu oft wird der Gegensatz betont, worin der Kronprinz zum väterlichen Regimente gestanden habe. Gewiß, es mag manchmal nicht leicht gewesen sein, dem Vaterlande das Opfer des Intellects, der eigenen Weltanschauung bringen zu müssen. So hat es z. B. etwas Tragisches an sich, daß Friedrich Wilhelm während der Stellvertretung für den durch das zweite Attentat von 1878 verwundeten Vater sich genöthigt sah, das Todesurtheil Hödel's zu unterschreiben, obwohl er ein grundsätzlicher Gegner der Todesstrafe war. Aber den bedauernden Ausführungen Müller-Bohn's (S. 492) möchte ich den für das im Grunde conciliante Denken des Kronprinzen bezeichnenden Brief entgegenhalten, den dieser unterm 30. April 1870 gelegentlich der Berathung des Strafgesetzbuchs an Eduard Simson gerichtet hat; darin empfiehlt er ausdrücklich, das Zustandekommen jenes Gesetzes ja nicht durch das Vordrängen der Frage über die Todesstrafe zu gefährden. Ht.

— Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel, Professor am eidgen. Polytechnikum in Zürich. Mit zahlreichen Illustrationen. Zweiter Band. Verlag von Schmid & Francke in Bern und F. Payot in Lausanne, 1900. 612 S.; groß 4°. — Eine der gestellten Aufgabe in jeder Hinsicht würdige Fortsetzung zu dem in der Wiss.-Beil. d. L. Z. Nr. 87 vom 29. Juli 1899 (S. 371) angezeigten ersten Bande. Selten bin ich durch ein für einen großen Leserkreis berechnetes Werk so vielfach belehrt und angeregt worden, wie durch Seippel's „Schweiz im 19. Jahrhundert“; und manchem andern Reichsdeutschen wird es, denk' ich, ähnlich ergehen. Der vorliegende zweite Band enthält 5 (oder, wenn man Ballette's „Presse“ nicht mit unter „Literatur“ rubriciren, sondern wirklich als Hauptabschnitt gelten lassen will, 6) größere Gruppen, die ihrerseits wieder in 2 bis 6 Unterabschnitte zerfallen. Eröffnet wird das Buch ganz ausgezeichnet durch Otto Hunziker's „Geschichte des öffentlichen Unterrichts in der deutschen Schweiz“; ich brauche kein Wort darüber zu verlieren, daß der beste Pestalozzikenner der Gegenwart sein Thema musterhaft behandelt hat. Doch auch François Guex' „Schule der welschen Schweiz“ liest sich daneben vortheil-

haft. Das Stichwort „Kirche“ hat vier Bearbeiter gefunden, deren Standpunkte je nach der Richtung, die sie vertreten und schildern, außerordentlich von einander abweichen; so ist es besonders interessant und lehrreich, die Schilderung des schweizerischen Culturkampfes bei dem ultramontanen Decurtius (der es z. B. fertig bringt, den Freiburzischen Erziehungsdirector Python herauszustreichen!) mit der bei dem alt- (oder, wie man in der Schweiz sagt: christ-)katholischen Professor-Bischof Eduard Herzog zu vergleichen. Den Protestantismus in der deutschen Schweiz erörtert dann Professor Emil Blösch (anziehend ist besonders die Stelle von der „Erweckung“ durch die Frau v. Krüdener), den Protestantismus in der französischen Schweiz: Professor Gaston Frommel. Ein von riesigem Fleiße zeugendes Capitel ist das folgende: die schweizerische Entwickelung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert, geschrieben von Professor Theoph. Studer. Weniger hat mich Meyer's von Knonau „Geschichtswissenschaft“, ein Abschnitt, worauf ich vor Allem gespannt war, befriedigen können. Wenn man für eine Größe wie Jakob Burckhardt nicht mehr als 6 Zeilen und eine Hippolite Taine — warum gerade diesem?! — entlehnte Anerkennung übrig hat (Rahn widmet ihm im Kunst-Abschnitt wenigstens 7 Zeilen!), so läßt das direct auf Unlust schließen; ja, das Wort vom Propheten und seinem dankbaren Vaterlande hat immer noch Geltung! Außerdem ist mir gerade bei diesem Capitel zuerst aufgefallen, daß es manche Mitarbeiter (Guer, Held, Niggli, Vallette) leider verschmäht haben, durch Sperren der Hauptnamen ihre Beiträge übersichtlicher zu gestalten — hier hätte dann aber der Redactor, Professor Seippel, bessernd eingreifen sollen, der sich doch sonst, wie die Zufügung S. 391—93 beweist, nicht gescheut hat, die einzelnen Arbeiten zu controliren. Hiernach stoßen wir wieder auf zwei vortrefliche Abhandlungen: auf Fäßler's „Literatur der deutschen Schweiz“ mit ihren gelungenen Charakteristiken von Albert Bitzius, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer und auf Godet's „Literatur der welschen Schweiz“, ein Cabinetsstück im wahren Sinne des Worts. Derselbe Professor Godet hat dann auch, um das vorwegzunehmen, noch „Die bildende Kunst in der französischen Schweiz“ (worin die Erörterung der Landschaft und ihrer Stellung in der Kunst namentlich Friedrich Ratzel interessiren dürfte) sehr schön behandelt. Vorher aber giebt es noch Pioda's „Literatur der italienischen Schweiz“ und des schon gekennzeichneten Decurtius' „Rätoromanische Literatur“, sowie das obenerwähnte Presse-Capitel Gaspard Vallette's. In Rahn's „Denkmalspflege und Erforschung vaterländischer Kunst“ wird man daran gemahnt, daß sich unser südwestlicher Nachbar bereits seit längerer Zeit der Erhaltung seiner bedrohten Denkmäler, einer bei uns noch recht jungen Disciplin, mit Erfolg gewidmet hat. Auf Chiesa's „Bildende Kunst in der italienischen Schweiz“ folgt Brun's „Bildende Kunst in der deutschen Schweiz“, die mit Recht in einer begeisterten und verständnißvollen Verherrlichung Arnold Böcklin's gipfelt, während das Wirken des genialen Karl Stauffer leider ungeschickt in zwei Stücke (S. 546 und 561) zerrissen worden ist. Niggli und Held beschließen den zweckmäßig und gut illustrirten II. Band mit Darstellungen der Entwickelung, die in der deutschen und der französischen Schweiz die Musik während des 19. Jahrhunderts durchgemacht hat. Unter den Bildern sind mir zwei vor allen aufgefallen: die Abbildung des Portals vom Freiburger Münster erinnerte mich lebhaft an die Freiberger Goldne Pforte; und bei Vela's „Sterbendem Napoleon“ mußte ich unwillkürlich an unsern König Johann denken. Der Druck des Ganzen, von Stämpfli & Co. in Bern, ist klar und gleichmäßig gut. Ht.

— Lehrbücher Methode Gaspey-Otto-Sauer. 1) Französische Conversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht. Von Dr. Emil Otto. Neubearbeitet von G. Runge. 26. Aufl. Heidelberg, Julius Groos' Verlag. 1901. 2) Kleine Italienische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht von C. M. Sauer. Siebente Aufl. Heidelberg, Jul. Groos. 1901. 3) Italienische Chrestomathie. Auswahl geeigneter moderner Lesestücke mit einem Anhang von Musterstücken der bedeutendsten älteren Dichter und Prosaiker und einem Verzeichniß der darin vorkommenden Redensarten nebst vollständigem Wörterbuch von G. Cattaneo. Zweite Ausgabe. Heidelberg, Jul. Groos. 1901. 4) Französisch-Deutsch-Englisches Conversationsbüchlein zum Gebrauch in Schulen und auf Reisen. Von J. Connor. Zwölfte Aufl. Jul. Groos, Heidelberg. — Die Methode Gaspey-Otto-Sauer hat in der Methodik des neusprachlichen Unterrichts gewissermaßen Epoche gemacht. Es hat ja nicht an Vorboten einer neuen Lehrweise in den modernen Sprachen gefehlt, wie Meidinger (ein oft mit Unrecht verhöhnter Name), Seidenstücker, Jacotot, Hamilton u. s. w. Man kann darüber streiten, ob eine blos auf praktische Reutine berechnete Lehrmethode in ihrer consequenten Durchführung mit den höchsten Zwecken des Unterrichts, namentlich in gelehrten Schulen vereinbar ist; aber hinsichtlich der Real- und höheren Bürgerschulen, Privatinstitute u. s. w. wird Niemand in Abrede stellen, daß bei aller Berechtigung der vorherrschend formalen Behandlung des Unterrichts in den neueren Sprachen den meisten jungen Leuten noch das weitere Ziel gesteckt ist, daß sie in den neueren Sprachen auch sprechen lernen. Dazu bedarf es vor Allem tüchtiger Lehrer, die selbst fließend die Sprache sprechen; aber etwas Wesentliches dabei ist auch ein geeignetes Hilfsbuch, das dem Lehrer wie den Schülern das erforderliche Material in geordneter Stufenfolge an die Hand giebt. Gaspey im Englischen und Otto im Französischen machten einen glücklichen Versuch der Vermittelung zwischen Grammatik und Conversation, und ihre Methode, der sich für das Italienische Sauer anschloß, hat große Erfolge aufzuweisen. Von Otto's Französischer Conversationsgrammatik liegt bereits die 26. Auflage in guter Bearbeitung von H. Runge vor. Auch von Sauer's Kleiner Italienischer Sprachlehre hat sich eine neue Ausgabe nöthig gemacht. Das Lob, das diesen beiden Büchern gebührt, können wir aber nicht so unbedingt den beiden anderen spenden. In der Italienischen Chrestomathie von Cattaneo macht schon von vornherein das lange Druckfehlerverzeichniß einen üblen Eindruck, das muß bei einem Schulbuch durchaus vermieden werden. Was Connor, Manuel de Conversation betrifft, so mag die Bemerkung auf dem Titelblatt „zum Gebrauche in Schule und auf Reisen“ für letzteren Zweck ganz zutreffend sein, aber für den Schulgebrauch ist es nicht angemessen, die fast in allen Gesprächsbüchern wiederkehrenden Dialoge „Mit dem Tapezierer“, „mit dem Schneider“, „Zollbeamten“, „Bankier“, „an der Table d'hôte“ u. s. w., die ja für Reisende ganz brauchbar sein können, mit Schulkindern durchzuarbeiten, deren Lebenskreisen natürlich solche Gesprächsstoffe noch fern liegen. W—k.

— Prof. Dr. P. Schreiber: Decaden-Monatsbericht des königl. sächs. meteorologischen Institutes. 1899. Jahrgang II. 49 Seiten. — Da es dem Institute nicht möglich ist, das ihm von Decade zu Decade, von Monat zu Monat zugehende Beobachtungsmaterial während des darauffolgenden Kalenderjahres zu prüfen, zu bearbeiten und zu veröffentlichen, hat es sich entschlossen, „Decaden-Monatsberichte“ als „vorläufige Mittheilungen“ herauszugeben. Der vorliegende 2. Jahrgang enthält die Daten des Jahres 1899. Interessenten werden in ihm so ziemlich Alles finden, was sie zur Orientirung in Witterungsfragen bezüglich des jüngst verflossenen Jahres bedürfen, vorausgesetzt, daß es sich nicht um tiefgehende Studien handelt. Das Heft enthält: 1) die Witterungsverhältnisse während der einzelnen Tage jedes Monats im Landesdurchschnitt, 2) die Ergebnisse der 12 Hauptstationen für Decaden und Monate, 3) die mittlere Niederschlagshöhe und Schneetiefe in 50 sächsischen Flußgebieten, 4) das Verzeichniß aller Gewitter- und Hagelmeldungen, und bis Juli auch noch 5) Notizen über den Witterungsverlauf in Europa. Die Meisten werden sich mit diesen kurzen, praktischen Notizen bis zur Ausgabe des betreffenden Jahrbuches gern begnügen und dem Institute für die Herausgabe Dank wissen. J. B.

— Grieben's Reisebücher. Band 78. Ober-Italien mit Florenz. Praktisches Reisehandbuch, neu bearbeitet von Th. Stromer. 5. Auflage. Mit 12 Kartenbeilagen. Berlin W., Albert Goldschmidt, 1900. Preis 4 ℳ. — Neben Baedeker hat sich Grieben die Gunst des reisenden Publicums zu gewinnen gewußt. Ihm kommt es weniger auf allseitige Vollständigkeit an als vielmehr auf das Hauptsächlichste, das besonders herausgearbeitet und zur Darstellung gebracht wird. Zuerst sind neun Eintrittsrouten für Italien, von den Ostalpen an bis zu den äußersten Westalpen, näher charakterisirt, dann 23 Reiserouten in Ober-Italien. Florenz z. B. kann in keinem anderen Reisehandbuch besser behandelt werden als in dem vorliegenden. Bei den guten und übersichtlichen Karten kann man nur bedauern, daß sie nicht noch zahlreicher vertreten sind. Die Stadtpläne von Venedig, Mailand, Verona, Padua, Florenz, Genua und Nizza sind in verhältnißmäßig großem Maßstab klar und deutlich wiedergegeben. Ee.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 141. Sonnabend, den 24. November, Abends. 1900.

Am Todtentag auf den Friedhöfen von Aleppo.

Von Professor D. Gustaf Dalman in Leipzig.

Oede, unsagbar öde sind die Friedhöfe von Aleppo, kein Strauch, kein Baum schmückt sie. Die christlichen Friedhöfe sind noch abschreckender als die muslemischen, denn diese haben in ihren aufrechtstehenden, mehr oder weniger verzierten Steinen doch ein Moment des Lebens und des Schmuckes, während jene ihre Gräber mit wahrhaft kolossalen viereckigen Steinblöcken beschwert haben, welche zu sagen scheinen: wer unter uns zur Ruhe kommt, wird nie wieder das Licht des Tages schauen. Das christliche Symbol des Kreuzes ist wohl hier und da eingegraben, aber nirgends so, daß es aus der Ferne auffiele. Mag die Sonne den kahlen ausgedörrten Erdboden unbarmherzig dem Auge enthüllen, oder das Mondlicht über den grauen Steinblöcken und den weißen Umfassungsmauern schimmern, immer ist es ein Bild der Trostlosigkeit, das diese Friedhöfe darbieten, und auch die protestantische Ecke derselben fällt nur durch besondere Massigkeit und Gedrängtheit der geschmackswidrigen Grabsteine auf. Im schneidendsten Contrast zum „Frieden“ der Gräber steht es aber, wenn ein jüdischer Leichenzug Abends sich nach dem Friedhofe der Juden zu an den christlichen Friedhöfen vorbeibewegt. Eine Laterne wird vorangetragen. Eilig schreiten die Männer, welche den engen, knappbemessenen Sarg auf den Schultern haben, hinter ihnen her eilt das Gefolge. Kaum kommen sie in die Nähe des Kaffeehauses, bei welchem die Friedhofstraßen münden, so stürzen sich Kinder und junge Bursche auf sie, man ruft sie an, man wirft Steine, man hemmt die Träger, man zerrt sie, bis — womöglich — einigen der Sarg entgleitet, sodaß sein eines Ende zu Boden fällt. Die als Polizei dienenden Soldaten der nahen Wache werden herbeigerufen. Sie nehmen einige Verhaftungen vor. Aber kaum sind die Juden nach ihrem Friedhof entronnen, läßt man die Verhafteten wieder frei. Um der Juden willen, sagt die Polizei, verhaften wir Niemand. Ein widerwärtiges Schauspiel! Die christlichen Friedhöfe selbst sind, seit man sie mit hohen Mauern eingeschlossen hat, in der Regel still. Es scheint für gewöhnlich nicht Sitte zu sein, die Gräber der Angehörigen aufzusuchen. Die Gruppen von Araktrinkenden Männern, welche früher Abends die Friedhöfe belebten, haben sich jetzt auf den offenen jüdischen Friedhof und die an ihn grenzende Wiese zurückgezogen und verhalten sich übrigens meist recht still. Wenn sie nach Hause ziehen, fehlt es zwar nicht an einigen angeheiterten Sängern. Aber da sie oft nur die Worte: ja lēl enām! — „o Nacht, ich will schlafen!“ in auf- und abgehenden Cadenzen mit zitternder näselnder Stimme variiren, kann man nicht eigentlich sagen, daß sie die Nachtruhe allzu unangenehm störten. Aber heut am 28. August sind schon vor Sonnenaufgang die Friedhofsthore geöffnet. Der sonst so stille Friedhof der Armenier ist von einer stets im Flusse befindlichen Volksmenge belebt. Die dahin führende Straße ist wie ein lärmerfüllter Marktplatz, auf dem die Stimmen der Verkäufer schreiend und kreischend ertönen. Gestern war der Tag von Mariä Himmelfahrt. In der armenischen Kirche hat man die Trauben und Feigen der diesjährigen Ernte gesegnet. Fromme Armenier haben erst jetzt begonnen, von der Frucht des Weinstocks zu essen, obwohl sie schon seit einem Monat reif und zu billigem Preise auf dem Markt zu haben ist. Heut ist nun der Tag der Todten. Ihnen widmet man jetzt wie zu Ostern einen zweiten Feiertag, damit sie sich nicht vergessen fühlen. Früher rief man die Priester, um an den Gräbern der Entschlafenen für ihr Seelenheil zu beten. Jetzt begnügt man sich damit, an den Gräbern Almosen auszutheilen, damit das Verdienst dieser Almosen den Todten zu Gute komme, und an den Gräbern der jüngst Entschlafenen zu weinen. Thatsächlich ist freilich von einer stillen Todtenfeier nichts zu sehen. Das Ganze sieht mehr aus wie ein frohes Volksfest, zu welchem das Klagegewein an einzelnen Gräbern in schrillem Contrast steht. Da kommt ein weißhaariger Mann mit einem Handkorb, welcher Brod in der hier üblichen Form kleiner runder Kuchen und gefüllte Gurken*) enthält. Ihm nach stürmt die Jugend, einige alte Leute schlagen dieselbe Richtung ein, einen Blinden zieht der Knabe, der ihn führt, ebendahin. Der Mann besteigt ein hohes Grabmonument. Im Nu ist ein lärmender Volkshaufe um ihn versammelt. Hundert Hände strecken sich nach ihm aus. Die allzu Zudringlichen wehrt er mit Fußtritten ab und beginnt auszutheilen. Seine Absicht scheint zu sein, die alten Leute vorzugsweise zu berücksichtigen. Aber wenn er den Brodkuchen, die Gurke hinausreicht, sind sie rasch seiner Hand entrissen, und die besten Absichten des Gebers werden vereitelt. Einige Jungen eilen mit ihrer Beute davon und gerathen ins Handgemenge mit anderen, die weniger glücklich waren als sie. Diese Pyramide lebhaft gesticulirender Orientalen mit dem Brodvertheiler als Spitze bietet zweifelsohne einen belustigenden Anblick, und ich konnte nicht umhin, selbst Feigen, Weintrauben und Brod von einem Grabe vertheilen zu lassen, um einer photographischen Camera Gelegenheit zu geben, das Bild zu fixiren. Weiter oben im Friedhof, nahe der ihn von der Straße abgrenzenden Mauer, sah man stillere Gruppen, dicht gedrängt um einen aus der Ferne unsichtbaren Mittelpunkt. Trat man an sie heran, so hörte man aus ihrer Mitte lautes Wehklagen und bitterliches Weinen. Das Volk stand mehr neugierig als theilnahmsvoll darum. Man stieg auf die Gräber, um die Todtenklage, die hier vor sich ging, besser zu beobachten. Ueber einen der hier üblichen liegenden, aber hohen Grabsteine hatte man ein blumiges weißes Musselintuch gebreitet. Darauf waren langgestielte grüne Blätter eines mir unbekannten Krautes gestreut. Zwei silberne, oben spitz zulaufende Gefäße standen in der Mitte, aus deren einem eine zarte Rauchwolke emporstieg. Das eine ist das Kumkum, gewöhnlich mit Orangenblüthenwasser gefüllt, womit man hier zuweilen Gäste beim Verlassen eines Hochzeitsfestes besprengt. Das andere heißt Mabchara; angefeuchtetes Aloeholz — 'ūd — glüht darin auf Holzkohlen. Auch dies dient sonst zum Beräuchern der Gäste und ist wohl zu unterscheiden von dem in Ketten hängenden Räuchergefäß der Kirchen. Einige Frauen, ganz verhüllt in ihre schwarzseidene Habara, kauerten darum, den Kopf gegen den Stein geneigt. Von ihnen gingen die Klagelaute aus. Ein stets wiederholtes trostloses Jammern in den höchsten Tonlagen war es, beweglich anzuhören. Keine Christenhoffnung schien den Schmerz zu mildern. Als die Klage zu Ende war und die Frauen sich erhoben, um den Grabstein seines Schmuckes wieder zu entledigen, war in ihren Blicken indeß nur zu lesen, daß sie befriedigt waren, der Sitte genügt zu haben. Sie hatten ihren Schmerz um den Entschlafenen öffentlich gezeigt und zugleich dem Todten bewiesen, daß er nicht vergessen sei. Inzwischen nahm das lebhafte jahrmarktähnliche Volkstreiben im Friedhof und mehr noch vor seinem Thore seinen Fortgang. Je zwei Knaben gingen umher, von denen der eine zwei kleine Eimer mit Wasser, der andere eine große metallene Schale trug. Mit dem Rufe: Kalt! Kalt! wurde das Wasser angeboten, das

---

*) Die letzteren, mahscho genannt, werden aus der Gurkenart adschūr gemacht. Man höhlt sie aus, füllt sie mit einer Mischung von Reis, feingehacktem Fleisch und Pfeffer und kocht sie in Wasser, dem man mit Saft von unreifen Weintrauben oder Granatäpfeln einen säuerlichen Geschmack gegeben hat.

man aber in Aleppo besser thut nicht zu trinken, wenn man nicht weiß, woher es stammt. Auch Verkäufer von Kringeln drängen sich durch die Menge. Sie haben ihre aus Brodteig gefertigte Waare auf einem runden oder langen Brett, das sie auf dem Kopf tragen. „Sechs Stück einen Metallik!“ (etwa 5 Pfennig) lautet ihr Ruf, bis die zunehmende Concurrenz sie veranlaßt, sieben für denselben Preis zu bieten. Außer den Kringeln bekommt man bei ihnen auch kleine Stücke von stark gesalzenem Quarkkäse. Aber auch süße Waare wird angeboten, Tortengebäck in der Form großer dicker Pfefferkuchen ist zu haben. Man nennt es poesielos sanduk „Kiste“, obwohl an der zarten Waare außer der viereckigen Form nichts an eine Kiste erinnert. Mehr Verständniß für Reclame zeigt der Erfinder des Namens für eine Art von Zuckerguß, welchen ein auf dem Boden kauernder Mann auf einem Brettchen vor sich ausgebreitet hat. Er nennt seine Waare asabiʿ bakdâra „Finger der Bakdara“ nach einer vormals hier berühmten Tänzerin. An die Rosenfarbe ihrer Hand sollen diese farbigen dünnen Zuckerplatten erinnern. Freilich bedarf man einiger Phantasie, um den Vergleich treffend zu finden, da die chocoladentafelähnliche Form der Zuckermasse nicht gerade den Fingern einer schönen Hand ähnelt. Doch ist es wahr, diese Tafeln schauen wenigstens nicht unappetitlich aus. Sie sind viel anziehender als die Mischung von Nußkernen, Mandelkernen und Honig, welche unter dem Namen halwe „Süßigkeit“ vom Nachbar dieses Händlers angepriesen wird. Ein Europäer hält sich am besten an die Früchte, die hier in großen Körben an der Straße stehen. Da sind frische hellgrüne Feigen mit ihrem röthlichen süßen Fleisch, dunkelblaue Pflaumen in gewöhnlicher Form und Größe, aber auch andere klein und rund wie Kirschen. Ein Eselchen kommt mit zwei hohen Kisten, die mit den schönsten Weintrauben gefüllt sind. Man hat blaue und weiße, alle großbeerig, daneben aber von beiden Farben auch eine Sorte mit pflaumenähnlichen länglichen Beeren, die man hier „schöne Trauben“, in Galiläa „Brautfinger“ nennt. Der Preis wird uns vom Kaufen nicht abschrecken, denn man erhält 5 Pfund Trauben für 12 bis 30 Pfennig je nach der Qualität und 5 Pfund Feigen für 27 Pfennig. Gelbe Maiskolben werden in der Nähe auf einem kleinen tragbaren Thonheerd, der wie ein großer, oben weiter, unten enger Blumentopf aussieht, geröstet. Unermüdlich fächelt der Verkäufer sein Kohlenfeuerchen mit einem geschwärzten Lappen, doch scheint der Absatz bei der großen Concurrenz anderer Waare nicht sehr groß zu sein. Die gelben Zuckermelonen und die grünen, inwendig fleischrothen Wassermelonen, die auf dem Markt in der Stadt eine so große Rolle spielen, hat man gar nicht erst herausgebracht, wohl weil man annahm, so consistente Waare werde hier wenig Abnehmer finden. Die Tageszeit wäre allerdings kein Hinderniß für den Absatz. Denn eine Wassermelone ist ein beliebtes Frühstück, und Knaben würden es für ein besonderes Morgenvergnügen halten, in dem lehmgelben Wasser des nahen Baches sammt der Wassermelone ein Bad zu nehmen, sie dann am Ufer durch einen tüchtigen Stoß gegen den Boden zu zerbrechen und gemeinsam zu verzehren. Aber die Melone setzt immer voraus, daß man sich dabei in größerer Gesellschaft niederläßt. Dazu wäre hier auf der Friedhofstraße nicht der Ort. Aber der Gärtnerbursche in der weiten Filzkappe dort hat eine ganze Eselslast von der langen, 1 bis 2 Fuß messenden Gurkenart kutte. Bei dieser Waare, die roh gegessen wird, bleiben nicht Wenige stehen und kaufen. Die steigende Sonne hat inzwischen die Morgenkühle von etwa 23 Grad Réaumur vertrieben. Auch im Schatten ist es 27 Grad geworden und Jedermann meidet womöglich die schattenlosen Theile der Straße und des Friedhofs. Da mehrt sich verständlicher Weise der Durst. Kein Bier, kein Wein, auch nicht der hier sonst viel getrunkene Arak wird geboten. Aber der nächstwohnende Kaffeewirth hat nicht versäumt eine lange Reihe von Stühlen und niedrigen Sesseln an der Straße aufzupflanzen. In kleinen Täßchen wird der schwarze stark versüßte Trank geboten, der übrigens hier nicht so grundhaltig ist wie der eigentliche türkische Kaffee. Auch Wasserpfeifen sind in Menge zu haben. Der Bursche eilt geschäftig mit der Kohlenzange hin und her, um durch frische Kohlen den persischen Tabak auf ihnen in Brand zu setzen und in Brand zu erhalten. Die Eingeborenen, und zwar Männer wie Frauen, lieben diese Pfeife zu rauchen, obwohl weder das besondere Anstrengung erfordernde Schlürfen des Rauchs noch das laute Gurgeln desselben im Wasser als besonders ästhetisch und anmuthend gelten kann. Freilich ist zu fürchten, daß der Kaffee das einzige hier gebotene Getränk ist, dem wir Geschmack abgewinnen können. Jener Mann dort mit der hohen, oben in eine Spitze auslaufenden Blechkanne preist das warme, weißlich aussehende Getränk, das er zu bieten hat, Namens sahlab. Versuchen wir eine kleine Schale davon! Aber wir werden Mühe haben, es zu trinken. Denn die darauf schwimmenden Zimmtkörner werden uns mit dem widerwärtigen Geschmack der mit Milch und Zucker gekochten Stärke schwerlich versöhnen. Mit zwei Schalen klappernd kommt ein Sus-Verkäufer vorüber. Durch den Ruf: buz schabâb buz! „Eistrank, junge Männer, Eistrank!“ sucht er Käufer heranzulocken, obwohl es sehr fraglich ist, ob sein Trank jemals mit einem Körnchen Eis gekühlt wurde. Vor dem Leib hat er einen metallenen Behälter (saff) für drei oder vier Metallbecher geschnallt, zur Seite hängt ihm ein Schlauch mit langem blankem Messinghahn (râs). Aus ihm läßt er in weitem Bogen sein Getränk in das Glas fließen. Die braune Farbe desselben erinnert in verführerischer Weise an deutsches Braunbier. Aber wenn wir es kosten wollen, thun wir besser, an den Tisch zu treten, an welchem dasselbe Getränk wirklich durch Eis gekühlt geboten wird, für eine Kupfermünze ein volles Glas. In der Mitte glitzert, auf eine Metallspitze gespießt, eine schneeweiße Eisscholle. Rechts stehen zwei große Kupferschalen mit der braunen Flüssigkeit. Von Zeit zu Zeit gießt der Verkäufer aus großer Höhe ein Glas davon in die Schale, theilweise wohl, um darin große Schaumwolken zu erzielen, theilweise um durch das laute Sprudeln des köstlichen Naß die Vorübergehenden anzulocken. Bleiben wir stehen, so wird er nicht versäumen, ein Glas — wie hundert andere vor ihm — in der links vor ihm stehenden Schale mit Wasser auszuspülen, es mit Sus zu füllen, ein Stückchen Eis mit dem Messer zu schaben und das Geschabte mit der Hand vom Tisch in das Glas zu wischen. Mit der Ueberzeugung, daß es im Paradies nichts Besseres geben könne, wird er das Glas credenzen. Aber nimm nicht zu viel auf einmal in den Mund! Sus ist Wasser, das auf zerkleinerten Süßholzwurzeln gestanden hat, und schmeckt somit wie aufgelöste Lakrize. Als ich mir ein Glas ins Haus holen ließ, entbot mir der Verkäufer, daß das Glas zu 2 Pfennigen ohne Zweifel mich locken werde, für einen ganzen Thaler nachholen zu lassen. Ich kam aber leider über den Schrecken des ersten Schluckes nicht hinaus. — Allmälig tritt der Tagesverkehr in sein Recht. Züge von je fünf bis zehn aneinandergebundenen Kameelen bringen in großen Säcken und Kästen Waaren aus dem Osten von Mesopotamien oder vom Norden her. Männer, wohl bewaffnet mit Gewehren und Keulen, schreiten daneben. Einer reitet wohl auch und bietet durch sein stetes durch den Gang des Kameels veranlaßtes Vorwärtsnicken einen komischen Anblick. Lustig schwingen sich auch die bunten Schnüre an der hinteren Spitze des Sattels, während das Auge des Kameels gravitätisch und ernst dreinschaut, als gälte es schwierige Probleme des Lebens mit Bedacht zu lösen. Mit unbarmherzigen Stockschlägen oder durch beständiges Schwenken der Beine des Reiters angefeuert, trippeln Esel leichtfüßig daneben. Ein, zwei und selbst drei Reiter kann man darauf sehen. Wenn eine ganze Familie des Weges zieht, ist's gewiß der Vater, der auf dem Thiere thront, während die Frau, ihr Jüngstes auf der Hüfte oder auf der Achsel tragend, zu Fuß dahinterherwandert. Einige Maulthiere bringen Ladungen von Wurzeln, die als Brennholz dienen. Ein Färber mit dunkelblaugefärbtem Arm treibt seinen Esel mit blauen Baumwollstoffen, wie sie die Bauer- und Beduinenfrauen hier zu ihrem hembartigen Kleide verwenden. Er verfehlt nicht, unaufmerksam im Wege Stehende durch dahrak „dein Rücken!“, oder bâlak „deine Aufmerksamkeit!“ von der ihnen drohenden Gefahr eines Zusammenstoßes zu benachrichtigen. Knaben eilen dahin mit Tellern auf dem Kopfe, in denen sie fein gehacktes Fleisch für die beliebte Speise Kubbe vom Fleischer nach Hause tragen. Die Männer gehen an die heut spät beginnende Tagesarbeit. Noch ehe es Mittag wird, verschwindet in der Nähe der Friedhöfe jeder Schatten. Die Tageshitze vertreibt Jeden, den sein Geschäft nicht nöthigt, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, von der Straße. Die Friedhöfe sind wieder todt und öde und man gedenkt wehmüthig des hohen Grases, der Rosen und Nelken und der Jasminbüsche auf den Gottesäckern der fernen Heimath.

Eine Woche später — am 5. September — sah man am Sonnenaufgang die Juden zu ihrem Friedhof wandern. Es ist ihr Neujahrstag, und man besucht die Todten, um an ihren

Gräbern zu beten und Almosen zu spenden. Kein Jahrmarktstreiben, kein fröhliches Volksleben ist heut zu sehen. Ernst und schweigsam schreiten Männer und Frauen zum Friedhof hinab. Bettler, zum Theil in recht zerlumpten Gewändern, folgen ihnen. Sie bilden unten an der Gartenmauer, die den Friedhof begrenzt, eine Gruppe. Durch lebhaftes Gesticuliren und lautes Kreischen macht eine alte Frau sich hier besonders bemerkbar. Wer den Friedhof verläßt, drückt einem oder mehreren einige kleine Münzen in die Hand. Die Friedhofsbesucher haben sich über den mit Grabsteinen besäten Friedhof zerstreut. Wenn man von dem höher gelegenen Theile desselben herabblickt, sieht man hier einen einzelnen Mann an einem Grabe sitzen und die Friedhofsgebete aus einem Buche lesen, dort eine Gruppe von drei jungen Männern, welche stehend unter beständigem Neigen des Oberkörpers die Gebete verrichten, dort wieder eine ganze Familie, Männer und Frauen, über ein Grab gebeugt, hie und da einzelne Frauen in weißer oder schwarzer Verhüllung mit dem Haupt auf den Steinen. Von allen Seiten hört man das eintönige Murmeln der Grabgebete, untermischt von dem Schluchzen und Wimmern der klagenden Frauen. „O mein Sohn! du Hoffnung deiner Mutter! du Hoffnung deiner Braut!“ ruft eine in Schwarz gekleidete Frau unzählige Male. Bald erhebt sie ihren Oberkörper und breitet ihre Arme aus, bald sinkt sie auf das Grab vor ihr, auf welches sie und Andere kleine Steine gelegt haben zum Zeichen des Gedenkens. Ein Greis mit langem weißem Bart, offenbar ein Frommer vor Anderen, eilt von Grab zu Grab, läßt sich den Namen des Verstorbenen sagen und spricht ein kurzes Gebet für ihn, wofür er hier und da ein Geldgeschenk erhält. Er nähert sich auch der jammernden Frau und sucht sie zu trösten, indem er sie daran erinnert, daß die Entschlafenen für sie beten. Sie entgegnet: „Warum sollen sie für mich beten, ich bin alt; mögen sie für meine Kinder beten!“ worauf der Mann sich mit einem Fluche entfernt. Ein kleiner Knabe, ihr Sohn, versucht nun, sie aufzurichten, aber sie wirft sich nieder und liegt eine Weile jammernd am Boden. Endlich faßt sie sich, sie erhebt sich, zieht ihre schwarze Habara über den Kopf und wankt mit ihrem Sohne davon.

Wie viel menschlichen Schmerz, laut oder leise ausgesprochen, oder stumm getragen, bedeutet dieser Friedhof! Wie hart muß der Tod eines Angehörigen besonders hier empfunden werden, wo der Nachts Gestorbene schon am Vormittag zu Grabe getragen wird. Vom Hingange des Freundes, den man gestern noch sah, hat man oft erst gehört, nachdem die Bestattung geschehen. Und doch, wie friedlich ist das Gesammtbild, das von der Friedhofshöhe dem Auge sich darbietet. Die Morgensonne glänzt auf den Gräbern und den weißen Gestalten der Frauen. Eine frische Morgenluft weht vom Westen her den Hügel hinauf. Friedlich zieht eine Heerde großer schwarzer Ziegen mit einem gewaltigen Bock an der Spitze abwärts zur grünen Wiese, auf welcher die Färber ihre dunkelblauen oder schwarzen Tücher mit Steinen beschwert zum Trocknen ausbreiten. Ueber die lange Gartenmauer unten schauen die hohen Schilfbüsche, welche die Gärten umsäumen. Aprikosenbäume, Gruppen von Dardar- und Maulbeerbäumen, mächtig wie Eichen und Ulmen, Weiden und Pappeln am Ufer des Baches, ragen darüber. Mitten im Grün zeigen sich die Bogenfenster der Ruinen einer Mühle. Das große Schöpfrad unter einer der schönen Baumgruppen ist in Bewegung. Wir unterscheiden aus der Ferne die Pferde und Ochsen, welche seine Deichsel drehen, und den Mann, der, Peitsche oder Stecken schwingend, auf der Deichsel sitzt. Bauernfrauen in dunkelblauen und rothen Gewändern reiten die Gartenmauer entlang der Stadt zu. Im Hintergrunde ziehen sich kahle Hügel in die Höhe, auf welchen man neuerdings Oliven- und Feigengärten angelegt hat. Wie grüne Punkte auf rothem Grunde nehmen sich die Bäume aus auf ihrem vegetationslosen Boden. Dahinter beginnt die Wüstenei, in ihrer ganzen Ausdehnung glücklicher Weise auf unserem Standpunkt in der Niederung dem Auge verborgen. So sind Tod und Leben auch in der Natur in einander verschlungen. Wohl dem, welcher ein Leben kennt, das über jeden Tod triumphirt.

Bücherbesprechungen.

— Das junge Deutschland und die preußische Censur. Nach ungedruckten archivalischen Quellen von Ludwig Geiger. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel 1900. 250 Seiten. — Ludwig Geiger giebt in diesem seinem Werk einen wichtigen Beitrag nicht allein für die Literaturgeschichte, sondern auch für die Cultur- und die politische Geschichte des 19. Jahrhunderts. Nach einer Einleitung über das Wesen der preußischen Censur überhaupt, besonders nach den Bundesbeschlüssen vom 20. September 1819, geht Geiger zunächst daran, Heine's Verhältniß zur preußischen Censur zu schildern, indem er die einzelnen Fälle, die zu einem Einschreiten führten, aufzeigt, eine Charakteristik der beanstandeten Schriften oder Stellen giebt, um sodann die Gutachten der Behörden selbst theils wörtlich mitzutheilen teils wenigstens zu skizziren, so daß wir dadurch einen Einblick in das Wesen und das Wirken der preußischen Censurbehörde gewinnen. Das zweite Capitel behandelt das Erwachen der Aufmerksamkeit der Censur auf die jungen Schriftsteller Gutzkow, Wienbarg und Mundt. Der unmittelbare Anlaß zum allgemeinen Vorgehen gegen diese Schriftsteller bot Gutzkow's Roman: „Wally, die Zweiflerin“ im Jahre 1835. Der heute wohl fast nur dem Namen nach noch bekannte Roman wird deshalb eingehend behandelt. Wir können es uns dabei nicht versagen, einige von den von Geiger dabei wieder ausgegrabenen Stilblüthen aus der „Wally“ unseren Lesern mitzutheilen, hier einige der schönsten: „Eine unangemeldete Hand riß die Thür des Zimmers auf und stürzte mit freudigem Gruß zu Wally's Füßen“ . . . „Am Wege schritt, wie es beim Temperament sich von selbst versteht, im Dreivierteltakte, Cäsar, ein Mann, der im Stande war, eine solche Gruppe, wie die vorbeispringende, im Nu zu übersehen und jede darin waltende Figur so zu isoliren, daß er sie alle verarbeitete und an seiner eigenen Individualität zerrieb.“ Oder aus Gutzkow's Novelle: „Der Sadduzäer von Amsterdam“ noch folgende Leistungen: „Der jüngste Bruder zerrte gleichsam kindisch an dem Riegel, der sein Benehmen verschloß“ . . . . „Uriel, der ein so feines Ohr hatte, daß er die Pulse seiner Familie klopfen hörte“ . . „Er hörte, wie unten sein Name im Koth der Gasse geschleift wurde.“ Nach Gutzkow wird der Aesthetiker und Historiker Wienbarg besprochen, ihm schließt sich Theodor Mundt an. Die nächsten Capitel sind sodann Heinrich Laube gewidmet, zunächst giebt uns Geiger eine von Laube selbst während der gegen ihn schwebenden Untersuchung zu den Acten gegebene Selbstbiographie, die insofern von großem literargeschichtlichen Werth ist, als sie manches in Laube's „Erinnerungen“ nicht enthaltene Moment aus dem Leben dieses Schriftstellers bringt und viele Einzelheiten in anderem Lichte erscheinen läßt. In einer längeren kritischen Untersuchung stellt Geiger den Werth dieser Selbstbiographie als Quelle fest, worauf wir hier nicht näher eingehen können. Aus der daran sich anschließenden Schilderung von Laube's Gefangennahme und Verhör ergiebt sich ein nicht gerade schmeichelhaftes Bild von Laube's ganzer Persönlichkeit, wie überhaupt die Vertreter des Jungen Deutschland bei dieser actenmäßigen Beleuchtung durch Geiger keineswegs in moralischer Hinsicht gewinnen können. Sie alle zeigen sich uns hier als mehr oder minder wankelmüthig und keineswegs principienfeste Charaktere. War man anfangs nur einzeln gegen die hier Genannten eingeschritten, so kam man bald dazu, sie zu einer bestimmten Gruppe zusammenzuschließen und gegen sie als gegen „das junge Deutschland“ gemeinsam und systematisch vorzugehen. Am 10. December 1835 wurde beim Bundestage ein Beschluß gegen das „junge Deutschland“ durchgesetzt, nach dem die Verbreitung der Schriften der Betroffenen in allen Bundesstaaten verhindert werden sollte. Dieser Beschluß kam aber nirgends zur Ausführung, Preußen allein ist gegen die Schriftsteller energisch und rigoros eingeschritten. Dem gegenüber bewiesen von den Gemaßregelten alle außer Wienbarg — Heine als Nichtpreuße kommt hier nicht in Betracht — eine wenig charaktervolle Haltung. Laube sowohl wie Mundt und Gutzkow, letzterer am spätesten und unter Wahrung wenigstens einer gewissen äußeren Haltung, suchten vielmehr möglichst rasch, wie es Geiger des Weiteren actenmäßig feststellt, wenn auch ohne großen Erfolg, ihren Frieden mit der preußischen Regierung zu machen. Ueber das Verhalten der vier resumirt sich Geiger auf Seite 208 kurz dahin: „Laube, Mundt und Gutzkow erklärten, von den mit Recht oder Unrecht ihnen zugeschriebenen Anschauungen zurückgekommen zu sein, Laube mit höhnischer Verleugnung seiner Freunde, Mundt mit feiger Unterwürfigkeit, Gutzkow nicht ohne männliches Selbstbewußtsein, aber mit einer Redseligkeit, die den erzwungenen Schritt philosophisch zu erklären und moralisch zu rechtfertigen suchte . . . . Der einzige

Wienbarg, der freilich, da er der unproductivste war, am wenigsten unter den Ausnahmemaßregeln litt, that nichts, um von ihnen befreit zu werden. Bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. glaubten auch die Vertreter des jungen Deutschland durch die große politische Amnestie von dem auf ihnen lastenden Druck befreit zu werden. Da diese Hoffnung sie zunächst täuschte, waren es wieder als die ersten Laube und Mundt, die sich mit heißem Bemühen bestrebten, den Druck von sich abzuwälzen. Zunächst gelang ihnen eine unbedingte Befreiung aber noch nicht, sie trat erst 1842 und für Gutzkow erst 1843, für Wienbarg sogar erst mit der Aufhebung der Censur 1848 ein." Ueber die Stärke des Druckes urtheilt Geiger im Gegensatz zu Treitschke am Schluß: „Die Verfolgung war ernsthaft genug, die Leiden groß, die Schädigung, die die Einzelnen erfuhren, empfindlich." . . „Sie nahmen Schaden an ihrem Charakter: die traurige Selbsterniedrigung, deren Zeuge wir waren, lag schwerlich im Wesen jener Männer begründet." . . . „Auf keiner Seite gab's Helden, weder unter den Angreifern noch unter den Angegriffenen."

W. B.

— Jungbronnen. Von Julius E. Saar. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1900. Preis 2 ℳ 50 ₰. — Nach dem klangvollen poetisch-romantischen Titel erwartet man mehr von dem Buche, als es bietet. Es ist ein novellistischer Nachklang zu dem vierten deutschen Turnfest in Hamburg. Den Vorwurf wollen wir dem Verfasser nicht machen, er bevorzuge das, was man mit Haut-gout der Darstellung zu bezeichnen pflegt. Aber andererseits ist ein leises Wohlgefallen an dem Zweideutigen nicht zu verkennen, und keinesfalls ist die Linie überall streng innegehalten, über die der gute Ton unter keinen Umständen hinausgeht. In überschäumender Jugendlust und keckem studentischen Uebermuthe stürzen sich zwei Freunde, ein Maler und ein Philologe, in die hochgehenden Wogen des Festes. Aber eh es sich der junge Gelehrte versieht, hat ein Pfeil aus Amor's Köcher sein Herz getroffen. Noch hofft der kühlere Freund, den Unbedachten retten zu können; er hält ja eine Verlobung seines Freundes mit einer Dame vom Ballet gar nicht für möglich. Er thut, was er kann, mit Mahnungen und Warnungen, aber vergeblich. Das Schicksal nimmt seinen Lauf, aus dem fröhlichen Ferienausflug wird eine echte und rechte Brautfahrt. — Das flott erzählte Geschichtchen wird bei gleichgestimmten Seelen wahrscheinlich Beifall finden. Es einer Dame zu widmen setzt einen Muth voraus, den wir, offen gestanden, nicht gehabt hätten.

R. B.

— Der Lotse. Hamburgische Wochenschrift für deutsche Cultur. Redaction C. Mönckeberg und Dr. Heckscher. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. Bezugspreis 5 ℳ vierteljährlich. — Die Entwickelung unseres deutschen Zeitschriftenwesens hat seit einiger Zeit entschieden eine Wendung zum Schlechteren genommen, seitdem auch hier ein Hasten nach dem Neuesten, nach Sensationellem, nach Nochnichtdagewesenem, was sich bis dahin nur in der Tagespresse bemerkbar machte, eingebürgert hat. Die Speculation auf die Dummheit der Masse, die durch Lesen nicht zum Nachdenken angeregt sein und unterrichtet werden will, sondern nur durch Vorführung von allerhand Neuigkeiten, möglichst in Abbildungen und mit wenigem nur erklärendem Text unterhalten sein will, hat leider keinen Widerspruch in dem deutschen Publicum gefunden. Die von Berlin ausgehende Scherl'sche Woche (die biblia pauperum, siehe unten) ist heute unstreitig die gelesenste oder sagen wir besser besehenste deutsche Wochenschrift und unsere alten guten biederen Familienblätter, die bisher eine im Ganzen kerngesunde, wenn auch nicht immer gerade tiefgründige Geisteskost für das deutsche Haus lieferten, haben alle mehr oder weniger nach dem Erfolg der Woche der Denkfaulheit des deutschen Lesepöbels auch ihrerseits weitgehende Concessionen gemacht und ihren Inhalt à la Woche umfrisirt. Diese Veränderungen könnte man vielleicht noch verschmerzen, aber auch den ernsthaften anderen Zeitschriften, die nicht nur der guten Unterhaltung dienen wollen, sondern sich in mehr wissenschaftlicher Weise mit den Problemen des öffentlichen Lebens beschäftigen, wird der Boden entzogen. Jede Zeitschrift, die gegen die oben bezeichneten Verdummungstendenzen auftritt und ernsthaft an der Bildung und Schulung ihres Leserkreises zu tieferem Erfassen unseres geistigen und wirthschaftlichen öffentlichen Zustandes mitarbeiten will, muß deshalb mit Freude begrüßt werden. Deshalb begrüßen wir auch den Hamburgischen Lotsen mit aufrichtiger Freude. Er verspricht, nach den ersten vier vorliegenden Heften zu urtheilen, ein freimüthiger Mahner und ein guter Führer zu werden. Es kommt dabei keineswegs darauf an, ob wir uns immer mit ihm in Uebereinstimmung befinden werden, wir glauben es kaum und wollen dann auch nicht mit unserem Widerspruch zurückhalten, sondern heute sehen wir als die Hauptsache an, daß der Lotse offen und ehrlich, ohne Parteilichkeit und ohne Rücksichtnahme auf irgend welche Sonderinteressen seine Ueberzeugung auszusprechen verheißt und diese Zusage auch bisher erfüllt hat. Mit besonderer Berücksichtigung der Hamburger Zustände will der Lotse vor Allem seine Aufmerksamkeit der echten schöpferischen deutschen Cultur zuwenden und sie zu fördern streben, wo immer er sie findet. Diese Förderung will er dadurch erreichen, daß er in seinen Lesern pflegt 1) die selbständige Erkenntniß des eigenen Wesens und der Formen, in denen es sich naturgemäß äußern muß, und 2) ein liebevolles, gleichsam künstlerisches Interesse für die Eigenart der näheren und entfernteren Stammesverwandten und für den natürlichen Ausdruck ihres Charakters. Um nun des Näheren kurz auf den Inhalt der ersten Hefte einzugehen, so sei vorweg bemerkt, daß Carl Mönckeberg die Abtheilung für Kunst und Wissenschaft und Dr. S. Heckscher die Politik und Volkswirthschaft zu leiten übernommen hat. Carl Mönckeberg tritt uns zunächst nur in der Ankündigung und dann in einer Besprechung von Otto Ernst's „Jugend von heute" entgegen. Es berührt dabei angenehm, daß Mönckeberg Otto Ernst, obwohl letzterer der Redaction wohl ziemlich nahe steht, keineswegs schont, sondern ziemlich scharf mit ihm ins Gericht geht. Von größeren Aufsätzen aus den Mönckeberg'schen Ressorts seien hervorgehoben: „Zeichenunterricht als ästhetisches Erziehungsmittel" von Josef Folnesics, „Biblia pauperum" von Antisthenes, eine feine Satire auf die ziegelrothen Hefte einer Zukunftszeitschrift Die Minute. Aus Darmstadt von C. Ferd. Morawe, und „Charakterköpfe" (Thoma, Böcklin, Leibl) von Momen Nissen; poetische Gaben haben beigesteuert Otto Ernst, Gustav Falke und Detlev v. Liliencron. In dem Kopfe des Leiters des politischen und volkswirthschaftlichen Theils scheint mir zuweilen der Most noch allzu jugendlich zu rumoren. Er giebt in Heft 1 eine Uebersicht über den Kampf zwischen Unternehmern und Arbeitern in Hamburg, den bekannten Werftarbeiterstrike dieses Jahres, bei dem das Streben nach Objectivität zwar deutlich hervortritt, diese mir aber doch nicht immer ganz erreicht scheint. Die Antwort, die der Arbeitgeberverband Hamburg-Altona im 2. Hefte auf die Heckscher'sche Arbeit ertheilt, läßt Objectivität allerdings völlig vermissen. Eine zweite Arbeit von Heckscher behandelt die Geschichte des Socialismus und Communismus von Georg Adler. Die hervorragendste Leistung auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und Politik stellt aber Schmoller's durch alle vier Hefte hindurch laufende Abhandlung über „Das Wesen der wirthschaftlichen Concurrenz" dar, wir behalten uns vor, auf diese klaren Ausführungen des großen Berliner Nationalökonomen gelegentlich besonders zurückzukommen. Von anderen Arbeiten seien zum Schluß noch genannt: „Imperialismus unserer und alter Zeiten" von Kurt Breysig, „Einigungsämter" von J. Jastrow und eine nähere Besprechung über die zu errichtende Kleinhandelskammer in Hamburg, über die wir unseren Lesern schon früher einmal selbst Näheres mitgetheilt haben, von Wolf Mannhardt. Dem Lotsen aber wünschen wir, daß er sein Schifflein glücklich steuern möge, ohne auf Klippen und Riffe zu rennen.

W. B.

— Salzmann, Dr., Der Dienst des deutschen Apothekers im Heere und in der Marine. Zweite Auflage. Berlin 1900. E. S. Mittler & Sohn. — Die mit der fortschreitenden Entwickelung des ganzen Sanitätswesens namentlich in den letzten Jahren eingetretenen Aenderungen in den dienstlichen Verhältnissen und Obliegenheiten der im Heeresverbande stehenden Apotheker haben eine neue Auflage des in Kreise aller Interessenten bestens bekannten Buches Salzmann's erforderlich gemacht. Dieselbe läßt überall die große Sorgfalt erkennen, die der Verfasser schon der ersten Auflage gewidmet hat. Ein neuer Abschnitt beschäftigt sich mit der Dienststellung und den Obliegenheiten der im Jahre 1898 neu geschaffenen Garnisonapotheker, in den übrigen Abschnitten haben die seit dem Erscheinen der ersten Auflage eingetretenen Aenderungen der einschlägigen Dienstvorschriften eingehende Berücksichtigung gefunden. Wünschenswerth wäre für eine Neuauflage die Aufnahme eines Schemas der Organisation des Sanitätsdienstes im Kriege wie es auch Kowalk für seinen militärärztlichen Dienstunterricht der Dienstanweisung für die Delegirten der freiwilligen Krankenpflege entnommen hat.

—t.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 142. Dienstag, den 27. November, Abends. **1900.**

Das — neue — sächsische Einkommensteuergesetz vom 24. Juli 1900.

Von **M. Siegel**, Landgerichtsdirector.

Die allgemeine Einkommensteuer ist in Sachsen durch das Einkommensteuergesetz vom 2. Juli 1878 eingeführt worden. Zur Ausführung des Gesetzes ist am 11. October 1878 eine Verordnung, am 7. December 1878 eine Instruction erlassen worden. Das Jahr 1892 (Verordnung vom 21. November 1892) hat einige Vervollständigungen, Abänderungen der Bestimmungen des Jahres 1878 hat erst das Jahr 1894 (Gesetz vom 10. März 1894 und Verordnung vom 30. Juni 1894) gebracht. Die Abänderungen des Jahres 1894 — Begründung der Steuerpflicht der nicht zu den sächsischen Staatsangehörigen zählenden am königl. Hofe beglaubigten Gesandten und Geschäftsträger in Ansehung des aus sächsischem Grundbesitz und Gewerbebetrieb innerhalb Sachsens herrührenden Einkommens, Befreiung Derjenigen, deren Jahreseinkommen den Betrag von 400 ℳ nicht übersteigt, von der Einkommensteuer, Neueintheilung der Steuerclassen bei Einkommen über 2500 ℳ, Neuregelung der Steuersätze bei Einkommen über 1100 ℳ, Freigabe einer weitergehenden Berücksichtigung besonderer, die Steuerfähigkeit wesentlich vermindernder wirthschaftlicher Verhältnisse, endlich Zusammensetzung der über die Beschwerden gegen Entscheidungen der Reclamationscommissionen entscheidenden Behörde — sind von erheblicher Wichtigkeit, aber gering an Zahl gewesen. Weit mehr Abänderungen der Bestimmungen des Jahres 1878 künden an die neueren Gesetze vom 20. Juli 1900 und vom 23. Juli 1900. Auch bei ihnen handelt es sich nicht um eine Reform der Einkommensteuer. Sie greifen aber, wenigstens zum Theil, schon recht herzhaft an die bisherigen Grundlagen der Besteuerung. Der Bedeutung der Abänderungen entsprechend, hat das Finanzministerium den Text des Einkommensteuergesetzes, wie er künftig gelten wird, unter der Bezeichnung „Einkommensteuergesetz vom 24. Juli 1900“ neu festgestellt und bekannt gemacht, auch am 25. Juli 1900 eine neue Verordnung zur Ausführung, am 26. Juli 1900 eine neue Instruction zur weiteren Ausführung des Einkommensteuergesetzes erlassen. Die Abänderungen, jedenfalls die für den Beitragspflichtigen wichtigen Abänderungen sollen im Folgenden wiedergegeben werden.

Das Einkommensteuergesetz vom 24. Juli 1900 tritt mit dem 1. Januar 1901 in Kraft. Es soll jedoch bei denjenigen Handlungen, die für die Einschätzung auf das Jahr 1901 bereits im Jahre 1900 vorzunehmen sind, den Vorschriften des Gesetzes schon vor dessen Inkrafttreten nachgegangen, auch sollen die auf die Vorbereitung für die Einschätzung bezüglichen Bestimmungen der Verordnung vom 25. Juli 1900 und der Instruction vom 26. Juli 1900 bereits bei der Vorbereitung für die Einschätzung auf das Jahr 1901 angewendet werden.

Der Anordnung der Wiedergabe der Abänderungen ist ein bestimmter Weg vorgezeichnet durch die Anordnung des Stoffes in wohl jedem Einkommensteuergesetz. Zuerst objective Steuerpflicht: was ist steuerpflichtig? Dann subjective Steuerpflicht: wer ist steuerpflichtig? Weiter Einschätzungsverfahren: wie wird die Steuerpflicht festgestellt? Darauf Rechtsmittel. Endlich Zuwiderhandlungen und deren Folgen.

I. Objective Steuerpflicht: was ist steuerpflichtig?

Der Einkommensteuer unterliegt das Einkommen. Was ist Einkommen, Einkommen im Sinne des Gesetzes? Gesetz von 1878 §. 15: „Als Einkommen gilt die Summe aller in Geld oder Geldeswerth bestehenden Einnahmen der einzelnen Beitragspflichtigen mit Einschluß des Miethwerthes der Wohnung im eigenen Hause oder sonstiger freier Wohnung, sowie des Werthes der zum Haushalte verbrauchten Erzeugnisse der eigenen Wirthschaft und des eigenen Gewerbebetriebes, abzüglich der auf Erlangung, Sicherung und Erhaltung dieser Einnahmen verwendeten Ausgaben, sowie etwaiger Schuldzinsen, auch sofern diese nicht zu den soeben bezeichneten Ausgaben gehören.“ Das Gesetz von 1900 §. 15^{1} giebt dem letzten Satze folgende Fassung: „auch sofern die letzteren — d. i. die Schuldzinsen — zu den oben bezeichneten Ausgaben nicht gehören oder planmäßig über mehr als 30 Jahre sich erstreckende Amortisationsraten zur allmäligen Tilgung der Schuld mit in sich schließen“, Amortisation ist Tilgung einer Schuld. Aufwendungen zur Schuldentilgung sind nicht abzugsfähig. Logisch richtig durften deshalb bisher die in Form von Zuschlägen zu Schuldzinsen gezahlten Amortisationsraten nicht abgezogen werden. Dieser Abzug ist künftig zulässig, wenn sich die Amortisation planmäßig über mehr als 30 Jahre erstreckt. Die Abänderung entspricht einem auf dem vorletzten Landtag hervorgehobenen Wunsche. Für sie spricht, daß die Ermittelung der Amortisationsraten in den meisten Fällen nur mit großer Belästigung der Beitragspflichtigen und der Creditinstitute, die die Darlehne gegeben, durchführbar ist, und daß zuletzt die Ausscheidung der Tilgungszuschläge aus den Schuldzinsen einen erheblichen Einfluß auf die Höhe der Steuer nur in seltenen Fällen ausüben dürfte. Die Vorlage der Regierung wollte ganz allgemein den Abzug von Schuldzinsen, auch sofern sie Amortisationsraten zur allmäligen Tilgung der Schuld mit in sich schließen, nachlassen. Der Vorlage stimmte auch die zweite Kammer zu. Die erste Kammer glaubte jedoch „Sicherheit in der Richtung treffen zu sollen, daß nicht durch eine auf zu kurze Zeit beschränkte Amortisation eine Steuerbefreiung erwirkt und der Fiscus auf diese Weise in einen Nachtheil versetzt würde“.

Der Begriff Einkommen ist noch nicht gleichbedeutend mit dem Begriff steuerpflichtiges Einkommen. Das steuerpflichtige Einkommen ergiebt sich erst nach Vornahme einzelner weiterer Abzüge (neben den Schuldzinsen). Nach dem Gesetz von 1878 (§. 15^{4}) kamen in Abzug die Grundsteuerbeiträge d. i. die Beiträge zu der für Rechnung der Staatscasse erhobenen Grundsteuer, die Beiträge zur Landes-Immobiliarbrandcasse, weiter andere Versicherungsprämien und indirecte Abgaben, insoweit sie zu den geschäftlichen Unkosten zu rechnen waren. Das Gesetz von 1900 (§. 15^{5}) gestattet noch außerdem den Abzug der von den Beitragspflichtigen gesetz- oder vertragsmäßig zu leistenden Beiträge zu Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenversicherungs-, Wittwen-, Waisen-, Pensions- und Sterbecassen. Die Abänderung ist erfolgt in Rücksicht auf die Entwickelung der socialen Gesetzgebung und nach dem Vorgange des preußischen Einkommensteuergesetzes.

Im unmittelbaren Anschluß an die Bestimmung, daß die Beiträge zu Krankencassen &c. von dem Einkommen abzuziehen seien, ordnet das preußische Einkommensteuergesetz an den Abzug von Versicherungsprämien, welche für Versicherung des Steuerpflichtigen auf den Todes- oder Lebensfall gezahlt werden, soweit dieselben den Betrag von 600 ℳ jährlich nicht übersteigen. Ist das sächsische Gesetz von 1900 auch insoweit dem Vorgang Preußens gefolgt? Das ist nicht geschehen. In der Begründung der Regierungsvorlage ist hierzu nur ganz kurz gesagt, daß gegen die betreffende Bestimmung des preußischen Einkommensteuergesetzes von den Regierungsvertretern erhebliche Bedenken geltend gemacht worden seien, jedenfalls kein Bedürfniß vorliege, die in dem Abschlusse von Lebensversicherungen

zum Ausdruck gelangende Bethätigung des Sparsinnes steuerlich anders zu behandeln als sonstige Rücklagen aus dem Einkommen. Es ist richtig, die Zulassung des Abzugs von Lebensversicherungsprämien ist ein Bruch mit dem System, auf dem die Einkommensteuergesetze beruhen; sie führt auch zu eigenartigen Folgen. Nehmen wir 2 Beamte, A. und B., mit einem festen Gehaltseinkommen von 5400 ℳ an; A. bezahlt an Lebensversicherungsprämie jährlich 360 ℳ, B. trägt ebensoviel auf die Sparcasse; gälte bei uns die Bestimmung des preußischen Einkommensteuergesetzes, so würde A. ein Einkommen nur von 5400 — 360 = 5040 ℳ zu versteuern, also eine Steuer von 128 ℳ zu entrichten, B. dagegen sein volles Einkommen von 5400 ℳ zu versteuern und eine Steuer von 144 ℳ zu entrichten haben. Und dabei darf das Zurücklegen auf die hohe Kante, das eigentliche Sparen, als viel schwieriger bezeichnet werden, als, hat sich einmal Jemand zur Versicherung seines Lebens entschlossen, die Bezahlung der Versicherungsprämien; die Gelder zur Versicherung werden herbeigeschafft, dagegen werden nur zu leicht der Rücklegung baaren Geldes sich entgegenstellende Schwierigkeiten für unüberwindlich angesehen. Auf der anderen Seite steht aber das allgemeine Interesse an der Verbreitung der Lebensversicherung. Das preußische Einkommensteuergesetz trägt das Datum des 24. Juni 1891, es ist zunächst bei der Veranlagung für das Jahr 1892/93 zur Anwendung gekommen; aber bereits im August 1891 theilt z. B. die Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig in ihrem Monatsblatt mit, daß sie schon mehrfach die Erfahrung gemacht, wie das Gesetz die directe Veranlassung zum Abschluß von Lebensversicherungen geworden sei. Und bei einer Verhandlung des preußischen Landtags im Februar 1899 ist von Abgeordneten, wie von der Regierung gleichmäßig hervorgehoben worden, daß die Abzugsfähigkeit der Versicherungsbeiträge in Preußen ganz erheblich zur Verbreitung der Lebensversicherung beigetragen habe; gestiegen ist die Zahl der Versicherten, gestiegen die Höhe der versicherten Summen. Die Bestimmung ist in Preußen durch einen Antrag aus der Mitte des Landtages in das Gesetz gebracht worden; die Regierung hat schließlich der Aufnahme der Bestimmung zugestimmt, da sie nicht verkannte, daß viele Personen, welche nicht im Staats- oder Communaldienst angestellt sind, also kein Recht auf Pension haben und deshalb ihren Wittwen und Kindern kein Recht auf Pension erwerben, zur Form der Lebensversicherung gedrängt wurden. Bedarf es dieser Fürsorge nicht auch bei uns? Ist es denn weiter gleichgiltig, daß dem Beispiel Preußens auch andere deutsche Staaten (Hessen, Braunschweig, Schwarzburg-S.) gefolgt sind, der Abzug also in dem weitaus größten Theil Deutschlands gilt? Für Preußen kommt freilich in Betracht, daß es in §. 15 seines Ergänzungssteuergesetzes auch die noch nicht fälligen Ansprüche aus Lebens-, Capital- und Rentenversicherungen, und zwar mit ⅔ der eingezahlten Prämien oder Capitalbeträge oder, falls der Betrag nachgewiesen wird, für den die Anstalt die Police zurückkaufen würde, mit diesem Rückkaufswerth, dem zu versteuernden Vermögen hinzurechnet. Diese Bestimmung wird aber wieder gemildert durch die allgemeine Bestimmung, daß diejenigen, deren steuerbares Gesammtvermögen den Gesammtwerth von 6000 ℳ nicht übersteigt, zur Ergänzungssteuer nicht herangezogen werden. Nur in einer Beziehung kommen unsere neuen Bestimmungen demjenigen, der sein Leben versichert hat, entgegen. In der Instruction (§. 25) ist bestimmt, daß bei der Einschätzung nach dem Verbrauche die Lebensversicherungsprämien dem Verbrauchsaufwande nicht zuzurechnen sind. A. verbraucht 15 500 ℳ, davon entfallen auf Prämien 600 ℳ; er kommt nicht in die 34. Steuerclasse (über 15 000—16 000 ℳ), Steuersatz 450 ℳ, sondern in die 33. Steuerclasse (über 14 000—15 000 ℳ), Steuersatz 420 ℳ.

Das Gesetz von 1878 und das Gesetz von 1900 beginnen mit dem Ausspruch: Im Königreiche Sachsen wird eine allgemeine Einkommensteuer erhoben. Hat es einen Einfluß auf die Steuerpflichtigkeit des Einkommens, daß es nicht aus dem Königreich Sachsen herrührt? Das Gesetz von 1878 (§. 5) ordnete an, daß bei Berechnung des steuerpflichtigen Einkommens außer Betracht zu bleiben habe das Einkommen aus Grundbesitz in einem anderen deutschen Staate, das Einkommen aus einem in einem anderen deutschen Staate betriebenen Gewerbe, ingleichen Gehalte, Pensionen, Wartegelder, die Beamte oder deren Hinterbliebene aus der Casse eines anderen deutschen Staates beziehen, und daß weiter dem steuerpflichtigen Einkommen nur insoweit, als es nach Sachsen bezogen werde, zuzurechnen sei das Einkommen aus Grundbesitz im Auslande, das Einkommen aus einem im Auslande betriebenen Gewerbe, ingleichen das Einkommen aus einer anderen im Auslande betriebenen, nicht auf einem Beamtenverhältnisse zu dem sächsischen Staate beruhenden Erwerbsthätigkeit. Das Gesetz von 1900 (§. 5) läßt es bei der ersten, das Vermögen aus Grundbesitz u. s. w. in einem anderen deutschen Staate betreffenden Anordnung, bestimmt aber in Ansehung des Einkommens aus Grundbesitz im Ausland u. s. w., daß dieses dem steuerpflichtigen Einkommen nicht zuzurechnen sei. Die Vorlage bemerkt zur Begründung dieser Abänderung, es empfehle sich der Verzicht schon aus praktischen Gründen, weil die Frage, was unter dem Beziehen eines Einkommens nach Sachsen verstanden werden solle, zweifelhaft sei und in verschiedenen Fällen zu besonderen Schwierigkeiten geführt habe. Beispiel: A. hat ein Geschäft hier, ist außerdem Theilhaber einer Handelsgesellschaft in Rußland, aus diesem Anlaß auch für seine Person Eigenthümer von Grundbesitz in Rußland; er mußte bisher das ihm aus Rußland zufließende Einkommen insoweit versteuern, als er es nach Sachsen bezog; künftig bleibt dieses Einkommen bei Berechnung des hier steuerpflichtigen Einkommens außer Betracht. — Setzen wir nun aber folgenden Fall: A. wohnt hier. Er bezieht nur Einkommen aus Gewerbe in Rußland, aus Grundbesitz in Rußland. Soll er ganz steuerfrei bleiben? Hier werden die Bestimmungen über die Einschätzung nach dem Verbrauch helfen können. Die Begründung der Regierungsvorlage bemerkt auch ausdrücklich, daß, sollte Jemand ausschließlich Einkommen aus im Auslande liegendem Grundbesitz, im Auslande betriebenem Gewerbe u. s. w. haben, nichts entgegenstehen würde, ihn nach seinem jährlichen Verbrauchsaufwande zu besteuern.

Zur objectiven Steuerpflicht muß, soll eine Besteuerung eintreten, die subjective Steuerpflicht treten.

II. Wer ist steuerpflichtig? oder richtiger, wer ist nicht steuerpflichtig?

Nach dem Gesetz von 1878, §. 6, verbunden mit dem Gesetz vom 10. März 1894, sind von der Einkommensteuer befreit: 1) der König, die Königin, die Königlichen Wittwen, 2) das Deutsche Reich, der Staatsfiscus, die Landesschulen zu Meißen und Grimma, 3) die am königl. Hofe beglaubigten Gesandten und Geschäftsträger, sowie die Berufsconsuln anderer Staaten, dafern sie nicht sächsische Staatsangehörige sind, nebst den Personen, die sie ausschließlich für die Geschäfte der Gesandtschaft, beziehentlich des Consulats, oder für ihre Familien in ihren Diensten haben, hinsichtlich ihres nicht aus sächsischem Grundbesitz oder aus Gewerbebetrieb innerhalb Sachsens herrührenden Einkommens, 4) Officiere, Aerzte und Beamte des Heeres und der Marine für die Zeit, während welcher sie mobil gemacht sind oder zur immobilen Fußartillerie, zu Ersatzabtheilungen mobiler Truppen oder zu Besatzungen im Kriegszustande befindlicher Festungen gehören, hinsichtlich ihres Militärdiensteinkommens, 5) Unterofficiere, Mannschaften und die ihnen im Range gleichstehenden Militärpersonen in der activen Armee, der Reserve, Landwehr und Ersatzreserve hinsichtlich ihres Militärdiensteinkommens, 6) Diejenigen, die, ohne in Sachsen ihren Wohnsitz zu haben, lediglich ein Gewerbe im Umherziehen in Sachsen betreiben, hinsichtlich des Einkommens aus diesem Gewerbe, 7) Personen, die im Wege der öffentlichen Armenpflege Unterstützung beziehen, 8) Diejenigen, deren Jahreseinkommen den Betrag von 400 ℳ nicht übersteigt. Das Gesetz von 1900, §. 6, befreit weiter von der Einkommensteuer 9) die infolge reichs- oder landesgesetzlicher Vorschriften errichteten Berufsgenossenschaften, Kranken- und Pensionscassen, sowie die zum Ersatze derselben dienenden Cassen und Verbände, 10) die ausschließlich kirchlichen, gemeinnützigen, wohlthätigen, Besoldungs- oder Pensionszwecken dienenden juristischen Personen und mit dem Rechte des Vermögenserwerbs ausgestatteten Personenvereine und Vermögensmassen, 11) Konkursmassen; 12) die Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit hinsichtlich desjenigen Theils der an die Mitglieder vertheilten Ueberschüsse, welcher dem Verhältnisse der Mitgliederbeiträge, zuzüglich dreiprocentiger Zinsen angesammelter Mitgliederbeiträge, zu den gesammten Einnahmen der Gesellschaft entspricht, sowie hinsichtlich der Hälfte des verbleibenden Theiles. Die letzte Bestimmung entspricht einem auf dem vorletzten Landtag gefaßten Beschlusse und schließt sich in seinen letzten Worten einem in Württemberg bei Berathung des Einkommensteuergesetzes angenommenen Vorschlage an. Die Freilassung der Konkursmassen ist vorgeschlagen worden unter Hinweis auf ihre nur vorübergehende Existenz, sowie aus Rücksicht auf die ohnedies geschädigten Gläubiger, denen

ein Theil der für ihre Befriedigung verfügbaren Mittel durch eine Besteuerung der Masse entzogen werden würde. Gegenstand eingehender Besprechung in den Kammern ist die Bestimmung unter 10 geworden, betreffend die Freilassung von juristischen Personen, Personenvereinen und Vermögensmassen, die ausschließlich kirchlichen, gemeinnützigen, Besoldungs- oder Pensionszwecken dienen. Man hat bei der Berathung der Regierungsvorlage gesagt, die Bestimmung gehe nicht weit genug; freizulassen seien z. B. auch die Bezirksvermögen, die thatsächlich nichts weiter seien, als Vermögensmassen, die der Staat an die Bezirke abtrete, damit diese staatliche Aufgaben erfüllen könnten; freizulassen seien auch die Gemeinden, jedenfalls hinsichtlich des Einkommens aus Sparcassen, da diese doch gemeinnützige Anstalten seien, auch ihre Ueberschüsse stets zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken verwendet würden. Man hat weiter die Bestimmung als nicht klar bezeichnet: was heiße gemeinnützig? was wohlthätig? Beziehe sich das Wort ausschließlich nur auf die kirchlichen oder auch auf die gemeinnützigen Veranstaltungen 2c.? Solle denn wirklich z. B. ein Verein, der in der Hauptsache kirchlichen Bestrebungen diene, von der Steuerfreiheit ausgeschlossen sein, weil er noch einen Nebenzweck verfolge? Solle er nur insoweit ausgeschlossen sein, als die Bezeichnung des kirchlichen nicht mehr auf die von ihm verfolgten Zwecke passe? Die Bestimmung ist aber schließlich so, wie sie von der Regierung vorgeschlagen war, — von einer redactionellen Abänderung abgesehen — angenommen worden. Der Vertreter der Regierung hatte vorher unter Anderem erklärt: zu Zweifeln könne wohl nur das Wort gemeinnützig Anlaß geben; dieses habe man aber mit hereinnehmen müssen; die Begriffe gemeinnützig und wohlthätig berührten sich oft im Leben; man laufe also, ziehe man die gemeinnützigen Stiftungen nicht mit herein, Gefahr, die wohlthätigen Stiftungen zu schädigen; zu weit würde man gehen, wollte man Alles, was dem Gemeinwohl diene, als gemeinnützig bezeichnen: die Wirksamkeit für das Gemeinwohl könne auch dem eigenen Wohle, dem eigenen Bedürfnisse, dem eigenen Erwerbe dienen; fordern müsse man, daß ein Dienst für das allgemeine Wohl vorhanden sei und daß, bis zu einem gewissen Grade, eine Zuwendung zum allgemeinen Besten stattfinde; das Wort ausschließlich beziehe sich nicht nur auf die kirchlichen, sondern auch auf die gemeinnützigen, wohlthätigen, Besoldungs- und Pensionszwecken dienenden juristischen Personen u. s. w.; es sei mit gutem Vorbedacht gewählt; es gebe Actiengesellschaften, die einen Theil ihres Reingewinns verfassungsmäßig gemeinnützigen oder wohlthätigen Zwecken zuführen; diese würden bei Beseitigung des Wortes ausschließlich der Steuerbefreiung theilhaftig werden können; dem Gesetz würde es nicht entsprechen, wollte man z. B. eine juristische Person, die sowohl kirchlichen als gemeinnützigen als wohlthätigen Zwecken diene, zur Steuer heranziehen, weil sie nicht ausschließlich kirchlichen, nicht ausschließlich gemeinnützigen, auch nicht ausschließlich wohlthätigen, sondern allen diesen Zwecken gleichzeitig diene: der Dienst für das allgemeine Wohl könne sich in jeder der angegebenen Richtungen gleichzeitig bewegen; es sei überhaupt die Absicht der Regierung, die neu eingeführte Befreiung umfassend zur Anwendung zu bringen. Als Beispiele von juristischen Personen u. s. w., denen die Befreiung zu Theil werden könne, sind genannt worden Stiftungen für Freibetten in einem Krankenhause, Stiftungen zur Speisung von Armen, Stiftungen zur Gewährung von Stipendien für arme Studenten, Stiftungen für arme, alte Bürger.

Wir knüpfen wieder an den Satz an: Im Königreiche Sachsen wird eine allgemeine Einkommensteuer erhoben. Hat es Einfluß auf die subjective Steuerpflicht, ob Jemand sächsischer Staatsangehöriger ist oder nicht? Der Zustand nach dem Gesetz von 1878 (§. 2) war folgender: Beitragspflichtig waren sächsische Staatsangehörige, wenn sie in Sachsen oder im Auslande wohnen, mit ihrem gesammten Einkommen, wenn sie in einem anderen deutschen Staate wohnen oder sich aufhalten, ohne gleichzeitig in Sachsen einen Wohnsitz zu haben, mit dem Einkommen aus sächsischem Grundbesitz, dem Einkommen aus in Sachsen betriebenem Gewerbe, ferner dem Einkommen an Gehalt, Pension und Wartegeld, das aus der sächsischen Staatscasse gezahlt wird, Angehörige anderer deutscher Staaten, wenn sie, ohne gleichzeitig in ihrem Heimathsstaate einen Wohnsitz zu haben, in Sachsen wohnen oder, ohne anderswo im Reiche einen Wohnsitz zu haben, sich in Sachsen aufhalten, mit ihrem gesammten Einkommen, in allen anderen Fällen — wie die in einem anderen deutschen Staate wohnenden oder sich aufhaltenden Sachsen — mit dem Einkommen aus sächsischem Grundbesitz, dem Einkommen aus in Sachsen betriebenem Gewerbe und dem Einkommen an Gehalt, Pension und Wartegeld, das aus sächsischer Staatscasse gezahlt wird, endlich Ausländer, wenn sie in Sachsen ihren Wohnsitz haben oder sich dauernd, d. h. mindestens ein Jahr lang ununterbrochen oder drei Jahre mit Unterbrechungen aufhalten, mit dem in Sachsen erworbenen oder nach Sachsen bezogenen Einkommen, wenn sie in Sachsen ein Grundstück besitzen oder eine Erwerbsthätigkeit ausüben, (ohne Unterschied ob sie sich in Sachsen aufhalten oder nicht), mit dem aus diesen Quellen herrührenden Einkommen. Das Gesetz von 1900 stellt günstiger die sächsischen Staatsangehörigen, ungünstiger die Ausländer. Es sollen künftig sächsische Staatsangehörige nur dann, wenn sie einen Wohnsitz in Sachsen haben, mit ihrem Gesammteinkommen beitragspflichtig sein; es soll aber weiter bei den Ausländern, die in Sachsen wohnen oder sich dauernd aufhalten, eine Erörterung darüber, ob das Einkommen nach Sachsen bezogen wird, nicht mehr stattfinden, dieser Ausländer vielmehr mit seinem gesammten Einkommen beitragspflichtig sein. Beispiel: A., ein Sachse, hat hier ein kaufmännisches Geschäft betrieben; er überläßt dieses Geschäft einem Anderen, bleibt mit dem Erlös als stiller Gesellschafter bei dem Geschäft des Anderen betheiligt und zieht, unter Beibehaltung der sächsischen Staatsangehörigkeit, nach der Schweiz; er hatte bisher sein Einkommen hier zu versteuern, künftig ist er hier steuerfrei. Anders, wenn er als Commanditist bei dem Leipziger Geschäft betheiligt blieb. Der Commanditist betreibt als solcher Gewerbe; es würde also vorliegen Einkommen aus einem in Sachsen betriebenen Gewerbe. Oder: B., ein Engländer, der hier wohnt, bezieht ein Einkommen an Zinsen, jährlich 40000 ℳ; sein Vermögen wird von einer englischen Bank verwaltet; von dieser läßt er sich monatlich 2000 ℳ schicken; er hatte bisher nur zu versteuern 12 × 2000 ℳ = 24000 ℳ, da er nur dieses Einkommen nach Sachsen bezog; er hat künftig 40000 ℳ zu versteuern. Die Regierungsvorlage bemerkt zu der ersten, die sächsischen Staatsangehörigen betreffenden Abänderung: „Die Vorschrift, daß sächsische Staatsangehörige, die im Auslande wohnen, mit ihrem gesammten Einkommen beitragspflichtig sein sollen, hat sich nicht bewährt. Da die Einkünfte derartiger Personen oft unbekannt sind, so ist schon die Einschätzung mit Schwierigkeiten verbunden und vielfach unzulänglich. Noch größere Hindernisse stehen dann sehr häufig der Bekanntmachung des Einschätzungsergebnisses und der Durchführung des Beitreibungsverfahrens entgegen. Auch werden durch die Veranlagung immer blos die Wenigen getroffen, von denen man zufällig weiß, daß sie trotz ihres ausländischen Wohnsitzes in Sachsen staatsangehörig sind." Zur anderen Abänderung ist darauf hingewiesen, daß Ausländer, die in Sachsen wohnen oder sich dauernd aufhalten, den Schutz unseres Staates und die daselbst zum allgemeinen Besten bestehenden Einrichtungen ebenso genießen wie die Inländer.

Der nichtphysischen Personen ist bisher nur beiläufig gedacht. Wie steht es mit der Beitragspflicht der nichtphysischen Personen im Allgemeinen? Voran steht wieder: es bleibt außer Betracht das Einkommen aus Grundbesitz, der in einem anderen deutschen Staate oder im Auslande liegt, aus einem Gewerbe, das in einem anderen deutschen Staate oder im Auslande betrieben wird. Dann ist (§. 4) bestimmt, daß beitragspflichtig sind die juristischen Personen und die mit dem Rechte des Vermögenserwerbes ausgestatteten Personenvereine und Vermögensmassen, und zwar a) die Personenvereine, welche Ueberschüsse als Actienzinsen oder Dividenden, gleichviel unter welcher Benennung, unter die Mitglieder vertheilen, hinsichtlich der im Durchschnitte der drei letzten Kalenderjahre, oder, wenn noch nicht so lange Vertheilungen stattgefunden haben, im Durchschnitte der letzten zwei Kalenderjahre oder im letzten Kalenderjahre vertheilten Ueberschüsse, b) alle sonstigen nichtphysischen Beitragspflichtigen der Eingangs erwähnten Art hinsichtlich des Reinertrags ihres in Grundbesitz, in einem gewerblichen Betrieb oder sonst werbend angelegten Vermögens abzüglich der von ihnen zu bezahlenden Schuldzinsen. Als juristische Personen sind in der Ausführungsverordnung beispielsweise aufgeführt Stiftungen, Anstalten, eingetragene Vereine, eingetragene Genossenschaften, Actiengesellschaften, Commanditgesellschaften auf Actien, Gesellschaften mit beschränkter Haftung, Berggewerkschaften. Es ist aber in der Begründung der Regierungsvorlage noch ausdrücklich bemerkt, daß die Gruppe a) nicht nur Actiengesellschaften, Commanditgesellschaften auf Actien, Berggewerkschaften, Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, nicht nur die Consumvereine

aller Art, sondern auch die sonstigen unter dem Einfluß der fortschreitenden Rechtsentwickelung bereits entstandenen oder noch entstehenden Personenvereine — dafern sie ihre Ueberschüsse an die Mitglieder vertheilen —, besonders auch die auf dem Reichsgesetz vom 20. April 1892 beruhenden Gesellschaften mit beschränkter Haftung umfaßt. An den wiedergegebenen Bestimmungen ist Folgendes neu: Das Gesetz von 1878 nannte als beitragspflichtig u. A. liegende Erbschaften, d. i. Erbschaften, die von den Erben noch nicht angetreten sind. Solche Erbschaften kann es nach dem neuen Rechte nicht mehr geben. Nach diesem geht die Erbschaft mit dem Erbfalle d. i. mit dem Tode des Erblassers ohne Weiteres auf den Erben über; die Erbschaft wird ohne Antretung erworben. Die frühere Bestimmung hat sich also erledigt. Für die Einschätzung werden übrigens diese Bestimmungen des Bürgerlichen Rechts kaum eine Erleichterung bringen. Der Anfall ist unwiderruflich nur für den Fiscus als gesetzlichen Erben. Die anderen Erben können die Erbschaft, die erworbene Erbschaft, ausschlagen und damit alle Rechte wieder aufgeben; es entsteht also ein vorläufiger Erwerb, ein Schwebezustand. Die Erörterungen, die früher nach der Richtung vorzunehmen waren, ob eine Erbschaft sei es ausdrücklich, sei es stillschweigend angetreten worden war, werden sich künftig der Feststellung zuwenden, ob ein Erbe die Erbschaft angenommen, d. h. ob er erklärt hat, daß er die ihm bereits angefallene Erbschaft nicht wieder ausschlagen, vielmehr endgiltig behalten wolle. Für die Actiengesellschaften, Commanditgesellschaften auf Actien, Berggewerkschaften, Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften ordnete das Gesetz von 1878 (§. 4[3]) eine Beitragspflicht hinsichtlich der Ueberschüsse an, die als Actienzinsen oder Dividenden, gleichviel unter welcher Benennung, unter die Mitglieder vertheilt oder zur Bildung von Reservefonds oder zur Schuldentilgung verwendet werden; das Gesetz von 1900 kennt eine Besteuerung der Personenvereine, die Ueberschüsse als Actienzinsen oder Dividenden vertheilen, nur hinsichtlich der vertheilten Ueberschüsse; verzichtet ist also auf die Besteuerung der Rücklagen zur Bildung von Reservefonds und der zur Schuldentilgung verwendeten Ueberschüsse. Die Regierungsvorlage weist darauf hin, daß der Zweck der Reservefonds in einer Sicherung des Unternehmens für unvorhergesehene Fälle bestehe und daß durch Verminderung der Passiven eine Verbesserung der nachfolgenden Abschlüsse herbeigeführt wird. Das Gesetz von 1878 (§. 4[1]) gestattete den Gemeinden und den übrigen Personen des öffentlichen Rechts, den mit dem Rechte des Vermögenserwerbs ausgestatteten Stiftungen, Anstalten nur den Abzug der Zinsen der von ihnen aufgenommenen Anleihen; das Gesetz von 1900 läßt allgemein den Abzug der zu bezahlenden Schuldzinsen nach. Das Gesetz von 1900, §. 4 b., gewährt endlich den politischen Gemeinden den Abzug der Schuldzinsen für die von den Schul- und Kirchengemeinden aufgenommenen Anleihen. Einen Gegenstand eingehender Erwägungen hat die steuerliche Behandlung der Gesellschaften mit beschränkter Haftung gebildet. Zwar stand von vornherein fest, daß sie zu steuern hätten; erwogen wurde aber, ob ein Bedürfniß vorliege, sie in Bezug auf das Maß der von ihnen zu entrichtenden Einkommensteuer zu begünstigen. Die Frage ist schließlich verneint worden. Es ist aber für die Mitglieder solcher Gesellschaften eine Erleichterung in Bezug auf die Besteuerung ihrer Dividenden durch die Bestimmung vorgesehen worden, daß, soweit Dividenden von Geschäftsantheilen einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die in Sachsen ihren Sitz hat, bei der Gesellschaft zur Besteuerung zu ziehen sind, diese Dividenden bei den Geschäftsantheilseigner nur zur Hälfte ihres Betrags in Anschlag kommen. §. 19[4]. (Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein.** Ein Lebensbild von Karl Sammer. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann 1900. Preis 65 ₰. — In Kiel ist dem Herzog Friedrich von Augustenburg, der 1863 als der berechtigte Erbe Schleswig-Holsteins auftrat, aber bekanntlich die Lande nicht erhielt, ein Denkmal gesetzt worden. Im Anschluß daran entwirft Sammer in dem vorliegenden Schriftchen ein Lebensbild des Herzogs, den er abschließend so charakterisirt: „Standhaft und treu an seinem Rechte festhaltend, das zugleich das Recht seines Volkes war, dachte er hochsinnig genug, um, nachdem die Gewalt der Thatsachen darüber hinweggeschritten war, nicht in unfruchtbarem Groll sich zu verschließen, sondern seinen Anspruch dem Frieden und Wohle des deutschen Vaterlandes, in dem auch die Wohlfahrt Schleswig-Holsteins eingeschlossen ist, zum Opfer zu bringen." Der Verfasser ist ein warmer Verehrer des Herzogs, hätte aber der Politik Bismarck's mehr Gerechtigkeit angedeihen lassen sollen. Als Anhang giebt er Daten aus dem Leben der zehn am Denkmal abgebildeten Männer; es sind das Friedrich Christian Dahlmann, Niels Nikolaus Falck, Uwe Jens Lornsen, Theodor Olshausen, Graf Friedrich v. Reventlow, Wilhelm Hartwig Beseler, Eduard v. Bonin, Ludwig Samson Arthur Frhr. von und zu der Tann, Karl Philipp Francke, Karl Friedrich Lucian Sammer. Geschmückt ist die kleine Schrift mit 6 Abbildungen vom Denkmal, nämlich dem Standbild des Herzogs und 5 Medaillons, von denen jedes 2 der genannten Männer zeigt.
A. Bs.

— **Neun Essays.** Von **Karl Federn.** Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1900. Preis 3 ℳ. — Die neun in diesem Bande enthaltenen Aufsätze waren es werth, zu einer Sammlung vereinigt und damit vor dem Schicksale raschen Vergessens bewahrt zu werden. Denn es spricht in ihnen ein Mann, der einen scharfen Blick hat für das, was das culturelle Gepräge einer Epoche ausmacht, ein Mann, den seine umfassende literarische Bildung befähigt, die Strömungen geistigen Lebens auch durch die Zeiten zu verfolgen, wo sie nicht in augenfälligen Erscheinungen zum Ausdrucke kommen, sondern gewissermaßen unterirdisch weiter fließen, bis sie dann an anderer Stelle plötzlich und überraschend wieder an das Tageslicht treten. Für diese Kunst, auch zwischen dem örtlich und zeitlich zum Theil Entlegenen den verbindenden Faden aufzuspüren, ist namentlich die erste Arbeit kennzeichnend: „Renaissance und Romantik". Er versucht darin die literarische Entwickelung vom Beginn der Renaissance in Italien bis auf Goethe und Byron und Nietzsche als eine einheitliche nachzuweisen. Hat er in diesem Aufsatze den Standpunkt festgelegt, von dem aus er den Werdegang der europäischen Cultur betrachtet, so geben die folgenden Abhandlungen entweder abgerundete literarische Porträts oder eingehende Würdigungen hervorragender Werke der Weltliteratur. Die zweite ist überschrieben: „Ein Salon der Renaissance" und behandelt das Buch vom Hofherren (Libro del Cortigiano) von dem Grafen Baldessar Castiglione als den classischen Ausdruck des Ideals der vornehmen Gesellschaft Italiens zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Die Ueberschriften der folgenden 4 Aufsätze lauten: Giacomo Leopardi, Robert Burns, Thomas Carlyle, Jane Welsh Carlyle. In dem siebenten Essay „Satan und Prometheus" verfolgt der Verfasser die poetische Verkörperung des himmelstürmenden Menschengeistes, für die ihm Satan und Prometheus nur als zwei verschiedene Ausdrucksformen gelten, durch die Literatur von Aeschylos bis auf Shelley und Goethe — ein überaus geistreicher Versuch. Die beiden letzten Aufsätze beschäftigen sich mit Werken der neuesten Literatur. „Schwere Träume" ist der Titel eines russischen Romans von Fjodor Ssologub, über den Federn mit höchster Begeisterung berichtet. Den Schluß des Bandes bildet eine Verherrlichung Gabriele d'Annunzio's, dessen Dramen und Romane (besonders „Il Fuoco") den Verfasser mit hoher Bewunderung erfüllen. Ob er für dieses Urtheil auf allgemeine Zustimmung wird rechnen dürfen, steht dahin; der Muth, mit dem er seine Meinung vertritt, verdient jedenfalls Anerkennung. Unter allen Umständen aber ist sein geistvolles und vielseitig anregendes Buch einer warmen Empfehlung werth. Selbst wer in manchem Betracht von den Anschauungen, die hier entwickelt werden, abweicht, wird vielfach sich gefesselt fühlen von den Darlegungen. Insbesondere verdient auch die edle und klare Sprache Federn's entschiedenes Lob. Nur eine stilistische Unart ist uns aufgefallen: der falsche Gebrauch der Umschreibung mit „würde" in Nebensätzen mit „als ob", z. B. S. 4: „Es ist, als ob man beim Studium der Geschichte eines Krieges sich auf die Bewegungen eines einzelnen Armeecorps beschränken würde" (muß heißen: beschränkte). Eben weil das Buch sonst einer so gewählten Ausdrucksweise sich bedient, fällt dieser — irren wir nicht, aus Oesterreich stammende — Fehler um so mehr auf.
R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 143. Donnerstag, den 29. November, Abends. 1900.

Festgabe des Großen Generalstabes zu Moltke's hundertjährigem Geburtstage.*)

Wir haben unseren Lesern meist beim Erscheinen eines neuen Bandes von Moltke's militärischen Werken ein kurzes Referat über dessen Inhalt gegeben, weil diese Werke nicht nur militärische Bedeutung haben, sondern auch einen hohen geschichtlichen Werth und vermöge ihrer glänzenden, einfachen, mustergiltigen Schreibweise ein allgemeines Interesse besitzen. So möchten wir auch die neueste Veröffentlichung des Großen Generalstabes einer kurzen Besprechung unterziehen, um auf ihre Wichtigkeit für die Gesammtheit der gebildeten Deutschen hinzuweisen. Die Abtheilung für Kriegsgeschichte des Generalstabes konnte keine schönere, bedeutungsvollere Jubiläumsgabe zur hundertjährigen Gedenkfeier der Geburt des Generalfeldmarschalls Grafen v. Moltke wählen, als die Sammlung taktisch-strategischer Aufsätze aus den Jahren 1857 bis 1871; denn mit dem Jahre 1857 beginnt die Thätigkeit Moltke's als Chef des Generalstabes der Armee. Die Arbeiten dieses Zeitabschnitts gewähren somit einen Ueberblick über einen der wichtigsten Theile der Thätigkeit des arbeitsreichen, gesegneten Lebens dieses Lehrmeisters der deutschen Armee und ihrer Führer. In einem glänzend geschriebenen Vorwort, welches einen zusammenfassenden Ueberblick über die in dem Bande vereinigten Aufsätze giebt, wird auf deren Bedeutung hingewiesen und zugleich betont, daß es nicht die Aufgabe dieses Vorwortes sein konnte, das Leben des Generals v. Moltke in umfassender Weise darzustellen, dies müsse vielmehr einer selbständigen Arbeit vorbehalten bleiben**), sondern es gezieme hauptsächlich dem preußischen Generalstabe, an dessen Spitze der berühmte General mehr als dreißig Jahre gestanden habe, bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages in besonderer Weise dessen zu denken, dem er seine heutige Stellung und Bedeutung in erster Linie verdanke. Es heißt dann wörtlich: „Zwei Eigenschaften sind es vor Allem, die es neben der fortgesetzten Arbeit an sich selbst dem General v. Moltke ermöglicht haben, die Höhe des Feldherrnthums zu erreichen: Einmal die Fähigkeit und das dauernde Bestreben sich von der Bedeutung und Tragweite der Dinge in objectivster Weise Rechenschaft zu geben, ohne sich von Tagesmeinungen, wechselnden Stimmungen seiner Umgebung oder eigenen vorgefaßten Anschauungen bestimmen zu lassen, und dann die Gabe rasche, thatkräftige Entschlüsse zu fassen und das als richtig Erkannte folgerichtig durchzuführen, ohne sich von der Größe einer erkannten Gefahr irre oder schwankend machen zu lassen. Erscheint er in seinen Erwägungen und Entwürfen in hohem Maße vorsichtig, stets darauf bedacht die numerische und taktische Ueberlegenheit zu gewinnen, so erhebt er sich andererseits unter dem Druck der Ereignisse und der Gefahr zu den kühnsten und genialsten Entschlüssen; mit entscheidungsuchendem Willen aber hält die ruhige Erwägung das Gleichgewicht. Die Klarheit seines stets über den Dingen stehenden Urtheils und das ruhige, nie getrübte Gleichgewicht seiner Seele haben ihm den Weg zur Größe gebahnt."

Während die früher veröffentlichten militärischen Schriften die Feldzugsentwürfe, seine Anordnungen und die Directiven im Kriege enthielten, ist „über die allmälige Entwickelung und das schließliche Ergebniß, sozusagen philosophische Erfassung des Kriegsproblems dagegen bisher noch nirgends eine zusammenhängende Darstellung versucht worden und konnte auch kaum versucht werden, da das hierzu nöthige Material noch nicht vollständig erschlossen war". „Diese Lücke bis zu einem gewissen Grade auszufüllen war die Absicht, die zur Veröffentlichung des vorliegenden Bandes geführt hat. Es wird in ihm dasjenige Material aus dem schriftlichen Nachlasse unseres großen Feldherrn zusammengestellt, das — aus der Zeit von 1857 bis 1871 stammend — seine allgemeinen, gewissermaßen theoretischen Ansichten über Krieg und Kriegführung zum Ausdruck bringt. Auch schien es gerade für die Veröffentlichung zu der bevorstehenden hundertjährigen Gedächtnißfeier angezeigt, aus der Fülle des Moltke-Nachlasses einen Stoff zu wählen, der den Feldherrn in seinen grundlegenden Anschauungen wenigstens theilweise erkennen läßt. Es soll damit ein weiterer Baustein gelegt werden für die geschichtliche Würdigung des Feldherrn Moltke und seine Bedeutung für die Entwickelung der Kriegskunst: allerdings ein einzelner Baustein nur, denn — wie die volle Würdigung der Feldherrngröße sich nur dann ergeben kann, wenn man das Gedachte, das Gewollte, das Erreichte zusammenhält, das sich überall wechselweise bedingt und fördert, — so kann es auch die Aufgabe eines immerhin kurzen Vorwortes nicht sein, die theoretische Anschauung des Krieges irgend erschöpfend erörtern zu wollen, die eine Persönlichkeit wie Moltke in einem langen arbeits- und erkenntnißreichen Leben gewonnen und weiter entwickelt hat. Es muß vielmehr zunächst dem Leser überlassen bleiben, sich selbst sein Urtheil über den inneren Zusammenhang Moltke'scher Kriegsanschauung und Kriegführung zu bilden." Es wird darauf hingewiesen, daß Moltke, wie Friedrich der Große, sich schließlich zu der Auffassung durchgerungen habe, daß es als „das grundsätzlich Richtige erscheint, daß Der, der im Kriege positive Zwecke verfolgt, die Offensive auch taktisch durchführt, solange es die Verhältnisse irgend gestatten". „Er fordert vom Soldaten und in erster Linie vom Feldherrn die Fähigkeit, bei objectiver Beurtheilung des einzelnen Falles nach den einfachsten Gesetzen der Marschtechnik und der Waffenwirkung zweckmäßig zu handeln, ohne sich von theoretischen Anschauungen beherrschen zu lassen; die technische Truppenführung aber so zu beherrschen, daß das Heer überall zwanglos dem Feldherrnwillen dienstbar gemacht werden könne." Dieser einfache überall auf wirkliche Leistungen gerichtete Sinn findet sich auch in allen den Arbeiten ausgesprochen, die in dem vorliegenden Bande zusammengestellt sind.

Der Inhalt dieses Bandes zerfällt in zwei Gruppen. Die erste Gruppe enthält Bemerkungen vom 12. Juni 1858 über Veränderungen in der Taktik infolge des verbesserten Infanteriegewehrs, Bemerkungen vom 5. Januar 1860 zu einem Berichte des Oberstleutnants Ollech über die französische Armee, desgleichen vom April 1861 über den Einfluß der verbesserten Feuerwaffen auf die Taktik und über dasselbe Thema vom Jahre 1865. Ferner findet sich ein Memoire an Se. Majestät den König vom 25. Juli 1868 über die bei der Bearbeitung des Feldzuges 1866 hervorgetretenen Erfahrungen und ein Auszug aus den Verordnungen für die höheren Truppenführer vom 24. Juni 1869. Die zweite Gruppe bringt Bemerkungen vom März 1858 und 1864 über die Uebungsreisen des Generalstabes, einen Aufsatz vom 16. September 1865 über „Marschtiefen" sowie Bemerkungen vom Jahre 1867 zu einem Aufsatze des Obersten Veith über „Marschtiefen und Marschordnungen" und Bemerkungen zu Uebungsreisen des

---

*) Moltke's taktisch-strategische Aufsätze aus den Jahren 1857 bis 1871. Zur hundertjährigen Gedenkfeier der Geburt des Generalfeldmarschalls Grafen v. Moltke herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte I. (2. Theil von Gruppe II von Moltke's militärischen Werken.) Mit 20 Uebersichtsskizzen und Skizzen, 4 Karten und 5 Textskizzen. Geheftet, die Kartenbeilagen in besonderem Umschlag, 12 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

**) Wir verweisen auf das kürzlich erschienene Werk des Oberst Wigge, dessen Besprechung in Nr. 271 der Lpz. Ztg. II. Beil. erfolgt ist.

Generalstabes vom Mai 1868 und 15. August 1869, sowie eine Abhandlung vom Jahre 1859 über Flankenstellungen, Betrachtungen vom Frühjahr 1867 über Concentrationen im Kriege von 1866 und einen Aufsatz vom Jahre 1871 über Strategie. Wie alle Niederschriften Moltke's das Gepräge seines klaren, zielbewußten Verstandes und Geistes tragen, was die Frucht seiner gründlichen Arbeitsweise ist — er liebte es nicht, eine erste Niederschrift sogleich herauszugeben, sondern immer und immer wieder umzuarbeiten, zu verbessern und auszufeilen, bis sie seine Ansichten auch in der Form vollendet wiedergab —, so enthalten auch diese Arbeiten eine Fülle von knappen, in sich geschlossenen Sätzen, die gleichsam als Weisheitssprüche für alle Zeiten Giltigkeit haben werden; viele sind schon in Aller Munde. Namentlich die erste Arbeit über die Veränderung der Taktik infolge des verbesserten Infanteriegewehrs enthält eine Reihenfolge monumentaler Sätze. Auch die Bemerkungen zu dem Bericht des Oberstleutnants Olleh über die französische Armee fesselt durch derartige Aussprüche, die schon vielfach Gemeinplätze in der militärischen Sprache geworden sind, z. B.: „Der taktische Sieg ist nur dann entscheidend, wenn er am strategisch richtigen Orte gewonnen wird, und diesen erreichen wir, da der Gegner eben diese Punkte zu gewinnen strebt, nur durch ein in allen seinen Theilen gleichmäßig bewegliches Heer.“ „Von der Verpflegung im Felde läßt sich behaupten, daß keine zu theuer ist außer einer schlechten.“ Wir wollen nicht behaupten, daß alle seine Aussprüche seinem eigenen Nachdenken entsprungen sind. Ein so umfassender Geist wie der Moltke's mußte sich natürlich an anderen Schriftstellern bilden. Viele seiner Behauptungen und Lehren erinnern an die Werke von Clausewitz und selbst an ältere Schriften, wie an das Werk des Marschalls Moritz von Sachsen sowie an die Schriften Friedrich's des Großen; sagt doch der letztere vom Werke über die Kriegskunst des Marschalls von Sachsen: „Ce maréchal pourroit être le professeur de tous les généraux de l'Europe.“ Aber nicht blos theoretisch behandelt Moltke seine Stoffe, er greift auch hinein in das frische praktische Leben. „Eine Armee, die leicht marschirt, wird auch leicht manövriren. Dabei ist jedes Loth wichtig, was Mann oder Pferd trägt und wie sie es tragen. Alles ist darüber einig, daß unser Gepäck erleichtert werden muß; aber die Ansichten gehen sofort auseinander, wenn nur die Gegenstände bezeichnet werden sollen, die dem Soldaten abzunehmen sind.“ Es hat aber noch fast 25 Jahre gedauert, ehe man sich entschloß, das Gepäck zu ändern und Zeltausrüstung einzuführen, die Moltke damals auch empfahl, hatte er doch deren Nutzen in der Türkei und in Syrien erkannt; und man hat selbst heute noch nichts Praktisches erreicht, weil man sich nicht entschließen kann, das Gepäck als Paradestück aufzugeben. Aehnlich verhält es sich mit seinen Vorschlägen in Betreff des Ersatzes der Cavallerie.

Die nächsten Arbeiten vom Jahre 1861 und 1865 über den Einfluß der verbesserten Feuerwaffen auf die Taktik lassen schon vielfache Anklänge an unsere neueren militärischen Vorschriften, die Verordnungen für die höheren Truppenführer, die Felddienstordnung und das Exercir-Reglement vom Jahre 1888, II. Theil erkennen. Es heißt da z. B.: „Kann sie seinem Blick nicht entzogen werden, so möge die Infanterie deployiren und sich an die Erde legen, wie dies in der englischen Armee reglementarisch vorgeschrieben ist.“ „Ein Vorgehen in Masse über die offene Ebene, wie es auf unseren Manöverplätzen vorkommt, kann zur Uebung in den reglementarischen Bewegungen und in Handhabung der Truppen dienen, aber als Angriff gegen einen gedeckt stehenden Feind wird es schwerlich zur Ausführung gelangen.“ „Die Offensive wird ihre Geltung im Kriege auch künftig bewahren, es kommt nur darauf an, sie zur rechten Zeit eintreten zu lassen, nicht in unruhiger Hast vorzustürzen, wo Stehenbleiben augenscheinlicher Vortheil ist.“ „Unser Infanterie-Reglement bietet in der Compagniecolonne und in der Bildung der Schützenzüge alle für diese Fechtweise nöthigen Formen.“ Die damals und wohl auch noch später herrschende Umgehungssucht geißelt er im folgenden Satz: „Wer sich aus taktischen Gründen plötzlich zu einer Umgehung entschließt, der möge sich auch klar machen, wovon er in den nächsten Tagen zu leben gedenkt und wo er im Falle des Mißlingens Aufnahme, Schutz und Verstärkung zu finden hoffen darf.“ Das Hauptergebniß dieses Aufsatzes gipfelt in seiner classischen Kennzeichnung von Vertheidigung und Angriff: „Die Defensive ist in der Lage ihre Stellung so zu wählen, daß der Feind über die freie Ebene vorschreiten muß. Sie wird fast immer Zeit haben, die Abstände gewisser Terrainabschnitte der einzelnen Objecte genau zu bestimmen, um stehenden Fußes dann ihr Feuer zur vollen Geltung zu bringen. Die Vortheile der Offensive an sich sind klar und bleibend. Der aus eigener Entschließung Handelnde schreibt sich selbst das Gesetz vor, dem der Abwartende seine Gegenmaßregeln unterzuordnen hat.“ — Moltke's Vorurtheilslosigkeit, Verständigkeit und Biederkeit bekundet folgender Satz, der eigentlich an unsere Exercir- und Uebungsplätze angeschlagen werden sollte: „Ein sogenanntes Exerciren mit untergelegter Idee bedarf der nachsichtigsten Beurtheilung.“

Der Abschnitt B wird mit einer der fesselndsten Arbeiten eröffnet, dem Memoire an den König über den Feldzug 1866, welches Moltke mit einem besonderen Anschreiben Sr. Majestät überreicht, worin er betont, daß dies Memoire fast nur Tadel enthielte, nicht um zu tadeln oder anzudeuten, daß irgend Jemand es würde besser gemacht haben, sondern um künftige Fehler zu vermeiden und Schaden abzuwenden. Man findet aber beim Durchlesen, daß der Tadel nicht so ernst gemeint ist, denn er zollt auch vielfach ungetheiltes Lob, namentlich den Leistungen der Infanterie, wenn er S. 74 schreibt: „Die Infanterie hat in jeder Beziehung Ausgezeichnetes geleistet, im Marschiren wie im Fechten. Von der Artillerie unzureichend, von der Cavallerie so gut wie gar nicht unterstützt tritt sie, im Gefühl ihrer Kraft, überall selbständig auf und trägt ihr Feuer dem Feinde offen entgegen. Den Angriffen der österreichischen Bataillone begegnet sie mit verheerenden Salven, der Wirkung feindlicher Batterien, indem ihre Tirailleure bis auf die Tragweite des Kleingewehrs herangehen, Bedienungsmannschaft und Pferde niederstrecken und die Geschütze nehmen. Gegen Cavallerie ist sie sich ihrer Ueberlegenheit in dem Maße bewußt, daß sie es in vielen Fällen nicht der Mühe werth erachtet Carré oder Knäuel zu formiren, so bei Gitschin, Nachod und Königgrätz.“ In der dramatischen Schilderung des Vorstoßes der preußischen Garde gegen Chlum, den uns auch Lettow in seiner Geschichte des Krieges von 1866 so anschaulich erzählt hat, wird den betheiligten Truppen und Unterführern ein großartiges Lob gespendet. Wenn er an anderer Stelle (S. 126) der Artillerie das Lob zollt, daß sie den Kampf mehrfach gegen die doppelte Zahl des Gegners erfolgreich durchgeführt habe, und behauptet, die preußische Artillerie habe in ihrem lebenden und todten Material sich der österreichischen überlegen gezeigt, so steht er darin in letzterem Punkt im Widerspruch zu Anderen. Lettow z. B. ist in seiner Geschichte des Feldzuges in Böhmen anderer Ansicht (Seite 4 u. 5). Dieses Memoire hat durch die an den Rand beigefügten Bemerkungen von der Hand des Königs ein doppeltes Interesse. Wenn auch diese umfassende, eingehende und bewundernswürdige Arbeit schon die Grundlage für unsere später erlassenen neuen Gefechtsvorschriften gewährt, diese letzteren somit durchaus auf Kriegserfahrung beruhen, so sieht man doch in den Bemerkungen des Königs, wie der in seinen Jugenderinnerungen fortlebende und an den auf Jugenderfolgen von 1813 und 1814 fußenden, von ihm erlassenen Vorschriften festhaltende, alternde König den Neuerungen abhold ist, wie er z. B. auf Groß-Görschen hinweist und vielfach einfache oder auch doppelte Fragezeichen an den Rand hinzufügt. Der König kann sich auch nicht von der treffenweisen Verwendung der Einheiten im Gegensatz zu der vorgeschlagenen flügelweisen Verwendung lossagen. Was Moltke über Detachementsübungen S. 92, über Gefechtsleitung S. 93, über Unterstützung S. 98, Feuerabgabe, Cavallerie und Cavallerie-Corps, Artilleriewirkung sowie über Verwendung der Pioniere schreibt, ist höchst lehrreich und sollte noch heute beherzigt werden. In manchen Dingen will er radical aufräumen. So empfiehlt er die Streichung der künstlichen Evolutionen, was der König genehmigt, Zusammenstellung von Cavallerie-Corps im Kriege, Beschränkung der Jäger-Bataillone, von denen er keine sehr hohe Meinung gewonnen hatte, Wegfall des Corps-Commandos im Kriege und Unterstellung der Divisionen direct unter das Armee-Ober-Commando, um die Befehlsweitergabe zu vereinfachen. Es bedurfte erst noch der Erfahrungen des Feldzuges 1870/71, um wenigstens einige dieser Vorschläge zu verwirklichen. Die Cavallerie zeigte zu Beginn des Feldzuges 1870 theilweise noch dieselbe Schwerfälligkeit und Kriegsunerfahrenheit, erst im Laufe des Feldzuges wuchs sie in ihre Aufgabe hinein. Ueber die Verwendung der Artillerie schreibt er: „Im letzten Feldzuge ist die Infanterie fast immer ohne die Vorbereitung des Artilleriefeuers selbständig zum Angriff vorgegangen, wenn die Artillerie im ersten Augenblick

nicht zur Stelle war. Es geschah dies mit einer Bravour, welche nicht genug anerkannt werden kann, die aber einer besser bewaffneten und standhafteren feindlichen Infanterie gegenüber zu sehr bedenklichen Gefechtslagen führen kann." Bei diesem prophetischen Wort denkt man sofort an das Vorgehen der Garde bei St. Privat und die Kämpfe an der Manceschlucht am 18. August. Wollte man diesen Aufsatz weiter analysiren, es hieße ein neues Buch über Kriegserfahrung schreiben. Der nun folgende Auszug aus den Verordnungen für die höheren Truppenführer vom 24. Juni 1869, worin hauptsächlich die im vorhergehenden Memoire ausgesprochenen Ansichten verarbeitet worden sind, der früher als geheim behandelt wurde, tritt hiermit wohl zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit. Diese Verordnungen haben für die Allgemeinheit insofern einen hohen Werth, als ihre klare, bestimmte Sprache die ausgesprochene Art Moltke'scher Schreibweise trägt, wir können jedoch die Besprechung im Einzelnen übergehen, da diese Vorschrift in militärischen Kreisen hinlänglich bekannt ist. Aber mit Interesse werden auch die anderen Leser der Moltke-Schriften diese sowohl stilistisch als auch inhaltlich hervorragenden Verordnungen lesen.

Die zweite Gruppe enthält in der Hauptsache ausschließlich Generalstabsgeschäfte betreffende Schriftstücke, Bemerkungen zu Generalstabsreisen und Aufsätze über Moltke's Lieblingsthemata, Marschtiefen und Flankenstellungen. Auch hierin finden sich vielfach wahrhaft köstliche Perlen von Aussprüchen, die zugleich seine Vielseitigkeit und sein nie erlahmendes Interesse für alle Erscheinungen des praktischen Lebens, von Wissenschaft und Kunst verrathen. Ueber Anordnung von Märschen sagt er: „Im Allgemeinen ist aber festzuhalten, daß man um so leichter marschirt, je weniger man die Waffen mischt. Künstliche Marschordnungen sind zu vermeiden. Beim Reisemarsch wird in der Regel die Cavallerie vorn marschiren, ihr die Artillerie und dann die Infanterie folgen, wodurch am besten die Stockungen vermieden werden." Recognoscirungsberichte will er kurz und knapp haben und sagt: „Der Commandeur einer vielleicht vom Feinde gedrängten Division will blos wissen, ob er auf diesem Wege durch den Wald kommt, ob er hinter jenem Thal einen wirklichen Halt findet. Er hat keine Zeit eine Abhandlung zu lesen. Auskunft in wenig Worten ist ihm nöthig." Dem Krokizeichner empfiehlt er: „Wer das Talent der Landschaftszeichnung besitzt, kann oft durch die skizzirte prospectivische Ansicht eines besonders interessanten Punktes, einer Brücke, eines hochliegenden Kirchhofes, eines Thalrandes eine willkommene Erläuterung beifügen." „Wie der Maler mehr giebt als der Photograph, indem er einen bestimmten Ausdruck in eine Physiognomie legt, so kann auch der Krokirende, Unwichtiges unterordnend, das Wesentliche charakteristisch hervortreten lassen." Ueber Zusammenziehung von Truppen und voreilige Aufmärsche sagt er: „Die dauernde Concentration wird, schon mit Rücksicht auf die Ernährung, eine Calamität, oft eine Unmöglichkeit; sie drängt zur Entscheidung und darf daher nicht stattfinden, wenn der Augenblick zur Entscheidung nicht gekommen ist. Die versammelte Armee kann überhaupt nicht mehr marschiren, sie kann nur noch querfeldein bewegt werden. Um zu marschiren, muß sie erst wieder getrennt werden, was Angesichts des Gegners eine Gefahr wird. Wenn nun dennoch die Vereinigung aller Streitkräfte zur Schlacht unbedingt geboten ist, so liegt in der Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung das Wesen der Strategie." — Wir können es uns versagen, auf die Aufsätze über Flankenstellungen näher einzugehen, sie haben ausschließlich militärisches Interesse, sind auch theilweise bereits früher im 1. Beiheft zum Militär-Wochenblatt Jhrg. 1895 von Oberst Bigge — einem der berufensten Ausleger Moltke'scher Schriften, seinem Schüler und Biographen — veröffentlicht und besprochen worden. Aehnliches gilt von den beiden letzten Arbeiten, auch sie sind früher schon anderwärts vor die Oeffentlichkeit getreten, theils im Militär-Wochenblatt, theils in den kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des großen Generalstabes.

Diese im höchsten Maße den Leser fesselnden Abhandlungen werden für alle Zeiten, gleich dem Clausewitz'schen Werke „Vom Kriege", ein Hauptwerk der militär-philosophischen Schriften bleiben und nicht nur dem Militär fortgesetzt eine Quelle der reichsten Belehrung, sondern auch dem Geschichtsforscher eine Fundgrube zur Klärung mancher scheinbar dunklen Verhältnisse bleiben. Eine reiche Anzahl gleichfalls wichtiger und interessanter Anlagen, sowie guter Karten und Skizzen vervollständigt das classische Werk.

—r.

Bücherbesprechungen.

— Die Bergpredigt des Herrn ausgelegt in Predigten von D. Paul Kaiser, Pfarrer an St. Matthäi, Leipzig. III. Das Vaterunser. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1901. X, 138 S. ℳ 1.60 — Waren die Predigten des II. Bandes, die den Titel „Gebete" trugen, in hervorragendem Sinne praktisch-erbaulich, so muß von den vorliegenden gesagt werden, daß in ihnen das Lehrhafte oft einen breiten Raum einnimmt. Es ist das nicht in dem Stoffe gegeben, denn es kann sicherlich über das Vaterunser ebenso praktisch gepredigt werden, wie über die übrigen Gedankengruppen der Bergpredigt. Aber es soll diese Betonung des Lehrhaften durchaus nicht als ein Mangel hingestellt werden, wir möchten sie im Gegentheil einen Vorzug nennen. Vielleicht ist in der Predigt über die zweite Bitte ein Zuviel des Lehrhaften und ein Zuwenig des Praktischen zu constatiren, sonst aber wirken die lehrhaften Auseinandersetzungen höchst wohlthuend, klärend und zuletzt doch auch erbauend. Die homiletische Kunst des Verfassers aber zeigt sich in einem neuen Lichte. So gewiß es schwer ist, Lehrhaftes so vor die Gemeinde zu bringen, daß es nicht zu lang, zu breit oder gar langweilig werde, so gewiß hat der Verfasser diese Gefahr vermieden. Diction, Bilderreichthum, Heranziehung interessanter, oft sehr entlegener Dicta bedeutender Männer, eine oft geradezu frappirende Prägnanz lassen nie den Gedanken, es sei genug, aufkommen. Man ist von Anfang bis zu Ende gefesselt. Wenn man bei Vaterunser-Predigten auch den Wunsch hat, daß in ihnen etwas von dem so kräftigen und doch auch so zarten Gebetsgeiste zu spüren sei, der in dem Gebete selbst und in dem, der es gelehrt, weht, so findet auch dieser Wunsch seine schönste Erfüllung. Es muß für die Gemeinde, die diesen Predigten dauernd lauscht, eine große Freude sein, in solcher Vollendung und in solcher Vielseitigkeit das Wort Gottes gepredigt zu bekommen: die Bergpredigt wird ihr in neuem Glanze leuchten und mit neuer Kraft das Herz erwärmen.

O. S.

— Weltgeschichte. In Wort und Bild dem Volke dargeboten von F. Seckler. (Erstes bis zehntes Tausend.) Verlag von Carl Hirsch, Konstanz (Deutschland) und Emmishofen (Schweiz). 8°; X, 645 S. Preis: gebunden 5 ℳ — Der bekannte Verleger von Emil und Max Frommel, Ernst Evers, W. O. v. Horn (W. Oertel), Christoph v. Schmid, Marie Nathusius, G. H. v. Schubert, Hesba Stretton und der gediegenen „Geschichte des Christenthums" von Friedr. Oehninger hat mit der Seckler'schen „Weltgeschichte", einem natürlich nach der alten Methode verfaßten, aber jugendfrisch ganz und gar im christlichen (evangelischen) Geiste geschriebenen Compendium, ein wirklich gutes und daher warm zu empfehlendes Haus- und Familienbuch geliefert. Des Verlegers schönes Zutrauen, das sich in der hohen Auflage (die wohl nothwendig war, um bei dem billigen Verkaufspreise die großen Herstellungskosten zu decken) kund giebt, wird nicht zu Schanden werden. Für eine 2. Ausgabe wäre zu überlegen, ob einige Aetzungen (z. B. Marathon, Savonarola) nicht durch deutlichere Abbildungen ersetzt werden könnten. Ht.

— Moderne Regiekunst. Entwickelt an Ibsen's „Gespenstern" und Gerh. Hauptmann's „Versunkener Glocke". Von Rudolf Lorenz, Director der Halle'schen Theater- und Redekunstschule. Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co. 60 ₰. — Auch wenn man, wie wir, nicht zu den Bewunderern Ibsen's und seines deutschen Nachfolgers G. Hauptmann gehört, sondern in diesen Vertreter der Decadenz sieht, kann man diese Schrift mit Nutzen lesen, die ein wenig bebautes Feld ackert, das des Einflusses, den die Regie auf das dargestellte Kunstwerk ausübt. In dieser Hinsicht liegt bekanntlich Manches im Argen. Schablonenarbeit ist eingerissen, mangelndes Verständniß wird den neuen Bühnenschöpfungen entgegengebracht und was der Untugenden mehr sind, unter denen die Schaffenden zu leiden haben. Da thut Abhilfe noth. Dem will Lorenz entgegenarbeiten. Hier ist sein guter Wille und sein fachmännisches Können anzuerkennen. Diejenige Seite seiner Schrift, die sich mit fachmännischen Klagen und den Vorschlägen zur Abhilfe von Mißständen beschäftigt, soll uns hier nicht in Anspruch nehmen; sie gehört in Fachblätter

und Fachkreise. Es entsteht allerdings die Frage, ob da nicht zu viel Aeußerlichkeiten berührt werden, etwa die conventionell gewordenen Thüren, d. h. die bekannten leicht aufzustoßenden und leicht wieder zu schließenden Flügelthüren, wie wir sie im Theater, im Schloß, Salon und Bürgerhaus zu betrachten haben. Solche Mißstände sind ja zweifellos vorhanden; sie betreffen aber doch mehr das Aeußere, nicht den Kern der Sache, den Geist des Kunstwerkes. Und dann noch eins! Ließe sich solch guter Wille nicht auch in den Dienst einer anderen Kunst stellen, als sie die beiden auf dem Titelblatt Genannten repräsentiren, der „nordische Riese“ Ibsen und G. Hauptmann, für den Lorenz gleichfalls sehr ins Zeug geht? In den Dienst anderer Werke, als der „Gespenster“, dieses inhaltlich armen, ja öden Stücks, der „Versunkenen Glocke“, die trotz der Schwärmerei des Publicums, auf die wir herzlich wenig geben, doch verworren und pessimistisch ist. Lorenz irrt, wenn er meint, daß die Wandlung aus dem Pessimismus, in dem diese Literatur steckt, sich ohne Weiteres zum Optimismus vollziehen könnte. Der Pessimismus ist ihr Kern, nicht ihre Schale. Doch zurück zur Sache! Was im Einzelnen Lorenz sagt, fordert die Aufmerksamkeit heraus, immer auf anderes Gebiet übertragen, als auf das er es angewandt wissen will. Sein Eintreten für eine Wandlung auf dem Gebiete des Schauspielerischen lenkt den Blick noch auf eine andere Wandlung auf gleichem Gebiet, die sich gleichfalls unter dem Einfluß der „neuen Kunst“ vollzogen hat, die Bedenken erregende Verwilderung der Sprechweise des Schauspielers, die der weniger empfindet, der am Ort eines wohl oder leidlich geordneten Theaters ist, der aber so recht merkt, der im Brennpunkt des sogen. literarischen Treibens sich befindet, etwa in den Großstädten. Oder ist durch das Spiel der Duse wirklich etwas Neues und Großes entstanden oder nicht vielmehr etwas Entartetes, Manierirtes, Kaltes? Und das greift auf weite Kreise über. Von der Einseitigkeit anderer, verwandter Gebiete gar nicht zu reden, z. B. der sogen. Dramaturgen an den hauptstädtischen Bühnen oder besser gesagt der Bühnen der einen Hauptstadt „maßgebender“ Art, mit ihrem fast idiotenhaft zu nennenden Zwang der Vorstellungen, der z. B. den Monolog — hierüber ließe sich ein ganzes Capitel schreiben, für und gegen — ganz verbannt und vollständige Einseitigkeit und Verknöcherung herbeigeführt hat. Hier herrschen fast nur noch durch das Dogma vorgeschriebene Aeußerlichkeiten und tyrannisiren engländerhaft jede andere Ansicht. Hier stecken große Gefahren verborgen, auf die bei dieser passenden Gelegenheit hingewiesen werden mag. Doch wissen wir uns in diesem letzten Punkte mit Lorenz, so hoffen wir wenigstens, sicher eins. So ergiebt sich in Anlehnung an die vielen Beachtung erheischenden Fragen, die Lorenz uns vorlegt, noch eine Zahl anderer, die gleichfalls beantwortet werden müssen, indessen zeigen, daß die Schrift von Lorenz anregend ist, auch für die, die mit ihm nicht in Allem einverstanden sind und seine Helden nicht anerkennen. Sein Verdienst ist, daß er das in Rede stehende Thema angeschnitten hat. Lorenz hat sich hier als ein Regisseur nicht gewöhnlicher Art erwiesen, als ein Mann, der auf dem Gebiete der Theaterschule und verwandten Feldern ein ernstes Wort mitzusprechen hat. J. R.

— Marie von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken geschildert von Moritz Necker. Mit dem Bildniß der Dichterin. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. — Die allgemeine Schwärmerei für Marie v. Ebner-Eschenbach, die beweist, daß das Gute sich langsam Bahn bricht und daß, wenn es sich einmal Bahn gebrochen hat, sich auch die Mode gleich der Sache bemächtigt, so daß die Gefeierte, einst mit dem Rücken Angesehene darüber wohl doppelte Empfindungen haben dürfte, hat dieses Buch hervorgebracht, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, uns über Leben und Werke der Ebner-Eschenbach aufzuklären. Es geschieht das in der Weise, daß der Verfasser uns die einzelnen Werke analysirt, erst die Dramen, in denen die Ebner-Eschenbach mit dem Schatten Shakespeare's und Schiller's rang, sodann die Erzählungen der trefflichen Frau. Eingeleitet wird das Ganze durch einen kurzen Lebensabriß der Gefeierten. Ist das Ganze auch etwas dithyrambisch gehalten, seinem Zweck gemäß, so entbehrt es doch nicht der Kritik. Von den größeren Erzählungen werden neben den reizenden kleinen ausführlich besprochen: „Bozena“, „Das Gemeindekind“, eine Perle der Erzählungskunst, „Unsühnbar“, ein Werk, in dem sich am Besten zeigt, daß die Ebner-Eschenbach, so hoch sie über dem Gossennaturalismus von heut steht, doch gewisse Berührungspunkte mit der „Moderne“ hat, da wo wir sie nicht billigen, da die genannte Erzählung sich zu einer Vertheidigerin der menschlichen Unfreiheit, des Verzichts auf den Glauben an eine Vorsehung ꝛc. macht. Es liegt darin etwas Kurzsichtiges, Beschränktes, das nicht über einen gewissen Kreis hinaussehen kann und im Grunde genommen das Wesen des sogenannten Realismus ausmacht. Wie hoch stehen die großen neueren Dichter, wir meinen Keller, C. F. Meyer, von den älteren auch die Geschlechtsgenossin der Ebner-Eschenbach, die Annette Droste, die man wohl als die größte deutsche Dichterin bezeichnen kann, in dieser Hinsicht über der Neueren, was Höhe und Weitblick der Weltanschauung anbelangt. Doch sollen die Verdienste der Letzteren hier hervorgehoben werden, was ja in Vorstehendem auch schon geschehen ist. In schneidigem Gegensatz zu einer gewissen Sorte von „Modernen“ steht sie doch, die Ebner-Eschenbach, und wer ihre Künstlernovellen, auch köstliche Sachen, liest, wird zu seiner Freude gewahr werden, daß sie die Typen der Modernen, das heißt jene Fexe von Literaten, die Einem die Literatur verekeln können, wie sie die Theater, die Spalten der Blätter bevölkern, die Premièren des berühmten Deutschen Theaters in Berlin unsicher machen, scharf und vernichtend zu zeichnen weiß. Ueberaus scharf hat die Ebner-Eschenbach sich auch gelegentlich über den sogenannten Realismus, wir denken an den falschen, ausgesprochen, wovon das vorliegende Buch Zeugniß ablegt. Weder eine Biographie, noch eine erschöpfende Charakteristik ist dies Buch, will es wohl auch nicht sein, da es aus einzelnen Aufsätzen zusammengestellt ist, die vorher in Zeitungen erschienen. Das lose Band, das die Theile verbindet, weist auf diesen Ursprung hin. Demgemäß muß auch der Maßstab an das Buch gelegt werden, das nichts Bleibendes sein will, aber doch für den Augenblick befriedigt. Wir haben das Buch mit Vergnügen, Nutzen und zur Bereicherung unserer Kenntnisse und unserer Einsicht in das Weien der trefflichen Erzählerin gelesen und so wird es wohl auch dem Leserkreis ergehen. *J. R.*

— Buchführungs-Unterricht (Methode Gutheil). Kaufm. Unterrichtsbriefe von Joh. Rud. Gutheil, praktischem Bücherrevisor. 1899. Vierter Cursus: Der Bücherabschluß und das Abschlußwesen (einfachen sowie doppelten Systems). Verlag: J. R. Gutheil, Berlin N. 37. Preis 1,10 ℳ, geb. 1,60 ℳ. — Das Schriftchen bildet einen weiteren Bestandtheil der in vier Cursen erscheinenden Unterrichtsbriefe für den Buchhaltungsunterricht. Es behandelt nur den Bücherabschluß für den in den vorigen drei Cursen behandelten Geschäftsbetrieb in einer leichtfaßlichen, auch für den einfachen Geschäftsmann verständlichen Weise und kann daher als ein brauchbarer Rathgeber bei Erledigung des schwierigsten Theils der Thätigkeit eines Buchhalters bezeichnet werden, obwohl wir mit der Eintheilung und Benennung der Conten, die von der in den hervorragenden Werken von Schiebe-Odermann, Augspurg u. A. gebräuchlichen abweicht, nicht einverstanden sind. Es ist auch in der Praxis nicht üblich, Casse-, Wechsel-, Grundstücksconto u. s. w. zu den Personenconten zu zählen. Die Bezeichnung des gewöhnlich Journal genannten Buches als Mensual kann man seiner Verwendung zu monatlichen Eintragungen wegen allenfalls gelten lassen. Angefügt sind noch die Bestimmungen des neuen Handelsgesetzbuchs über Kaufleute, Handelsregister und Firma sowie über die preußische Gewerbe- und Einkommensteuer. Hn.

— Die doppelte (ital.) Buchführung und das gesammte Abschlußwesen. Buchführungsunterricht (Methode Gutheil). 2. Cursus. Kaufmännische Unterrichtsbriefe von Bücherrevisor Joh. Rud. Gutheil. 2. Aufl. 1900. Verlag: J. R. Gutheil, Berlin N. 37. Preis 3 ℳ, gebdn. 4 ℳ. — Dieser Band enthält die Ausarbeitung eines sechsmonatigen Geschäftsganges nach dem System der doppelten Buchhaltung von der Eröffnung bis zum Jahresabschlusse. Auch für diesen Theil gilt, was bereits bei der Beurtheilung des 4. Cursus gesagt worden ist: er ist in einer für den einfachen Geschäftsmann faßlichen und verständlichen Weise behandelt und bildet die Grundlage für die im 4. Cursus gesondert erläuterten Abschlußarbeiten. Vorausgeschickt sind die handelsgesetzlichen Bestimmungen über Buchführung und das Wichtigste aus der Concursordnung. Hn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 Pf., für auswärts mit 1 M. 64 Pf. (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 144. Sonnabend, den 1. December, Abends. **1900.**

Das — neue — sächsische Einkommensteuergesetz vom 24. Juli 1900.

Von M. Siegel, Landgerichtsdirector.

(Fortsetzung.)

III. Einschätzungsverfahren.

Die Gesetze von 1878 und 1900 bestimmen gleichmäßig (§. 39), daß Jeder, dem eine Aufforderung zur Declaration seines Einkommens zugeht, die Declaration seines Einkommens bei Verlust des Reclamationsrechts für das laufende Jahr innerhalb der gestellten Frist an die Gemeindebehörde einzureichen hat. Wann liegt eine Declaration, eine formell genügende Declaration vor? An die Form, an den Inhalt der Declaration sind (§. 40 a—d) gewisse Anforderungen gestellt. Man hat nun gesagt: Der Verpflichtung zur Einreichung einer Declaration kommt nur der nach, der eine den wesentlichen Erfordernissen des §. 40 entsprechende Declaration einreicht; wer eine diesen Erfordernissen nicht entsprechende Declaration einreicht, steht gleich dem, der überhaupt nicht declarirt; er geht deshalb wie dieser des Reclamationsrechts für das laufende Jahr verlustig. Beispiele: §. 40 schreibt unter a) vor, daß die Höhe des Einkommens gesondert nach den verschiedenen Quellen anzugeben ist; A. bezieht Einkommen an Gehalt und Zinsen, also Einkommen unter c) und b); er setzt das Gesammteinkommen unter c) ein: Verlust des Reclamationsrechts. Oder: §. 40 unter b) schreibt vor, daß in der Declaration diejenigen Grundstücke angegeben sein sollen, die dem Beitragspflichtigen in Sachsen außerhalb seines Wohnsitzes gehören; B. hat eine Villa in der Sächsischen Schweiz; sie bringt ihm fast nichts ein; er erwähnt sie deshalb nicht in der Declaration: Verlust des Reclamationsrechts. Oder §. 40 unter c) schreibt die Nachweisung der Schuldzinsen vor; C. hat ein Zinseneinkommen von 10000 M.; er selbst hat Schuldzinsen von 2000 M. zu entrichten; er macht gleich selbst den Abzug und declarirt unter b) nur 8000 M.: Verlust des Reclamationsrechts. Die Durchführung dieser Auslegung des §. 40 hat viel Erbitterung hervorgerufen. Mit Dank ist deshalb folgende Bestimmung der Instruction von 1900 §. 34 zu begrüßen: „Bei der Prüfung der formellen Zulässigkeit einer Reclamation ist mit Nachsicht zu verfahren. Namentlich sind geringfügige Formfehler der Declarationen nicht zu beachten, dafern nur aus dem Inhalt der Declaration zu entnehmen ist, daß der Declarant wirklich das Bestreben gehabt hat, sein Einkommen wahrheitsgetreu anzugeben. Als ein geringfügiger Formfehler ist es auch zu betrachten, wenn ein Declarant Abzüge der in §. 15 des Gesetzes Ziffer 3 unter b) und c) gedachten Art — das sind Beiträge zu Krankencassen rc., Versicherungsprämien und indirecte Abgaben — in Anspruch genommen, diese aber entgegen der Vorschrift in §. 40 des Gesetzes Absatz 1 unter c) des Gesetzes in der Declaration nicht besonders nachgewiesen, sondern bei der Bezifferung der Einkünfte gekürzt hat. Im Allgemeinen darf der Verlust des Reclamationsrechts nur da angenommen werden, wo die Mangelhaftigkeit oder Unvollständigkeit einer Declaration schon aus ihrer äußeren Erscheinung ohne Zuhilfenahme anderer Unterlagen sich ergiebt. Entstehen im einzelnen Falle Zweifel darüber, ob der Verlust des Reclamationsrechts für eingetreten zu erachten sei oder nicht, so ist die Entscheidung im Sinne der Zulassung der Reclamation zur materiellen Prüfung zu treffen.“ Beigefügt ist aber: „Als ein wesentlicher, den Verlust des Reclamationsrechts nach sich ziehender Mangel der Declaration ist es jedenfalls zu betrachten, wenn darin die vorschriftsmäßige Bezifferung der Höhe des Einkommens lediglich durch eine Verweisung auf in einem früheren Jahre erfolgte Einkommensangaben, wie z. B. durch die Worte »wie früher« oder »unverändert« erfolgt ist, oder wenn der Declaration die unterschriftliche Vollziehung fehlt.“ Fehlt es an einer unterschriftlichen Vollziehung der Declaration, wenn ein Kaufmann, der A. heißt, aber B. firmirt, die Declaration mit B. unterzeichnet? Gefordert wird im Gesetz eine Versicherung des Beitragspflichtigen, in der Ausführungsverordnung Ausfertigung der Declaration durch den Beitragspflichtigen. Die Firma ist keine Person, sondern nur ein Name, bei Einzelkaufleuten der Name, unter dem er im Handel seine Geschäfte betreibt und die Unterschrift abgiebt. Besser möchte deshalb die Unterzeichnung der Declaration mit der Firma unterlassen werden.

Was hat nun zu geschehen, wenn die Prüfung der als formell genügend anerkannten Declaration zu Bedenken gegen ihre Angaben führt? Das preußische Einkommensteuergesetz schreibt für diesen Fall vor, daß dem Steuerpflichtigen von der Beanstandung der Steuererklärung unter Mittheilung der Gründe mit der Aufforderung Kenntniß zu geben ist, sich binnen einer Frist von zwei Wochen über die Gründe der Beanstandung oder bestimmte an ihn gestellte Fragen zu erklären. Es ist dies das sogenannte Beanstandungsverfahren. Auch bei uns ist die Aufnahme einer solchen Bestimmung angeregt worden: es mache außerordentlich viel böses Blut, wenn Jemand, der im besten Glauben seine Declaration abgegeben, plötzlich aus dem Steuerzettel ersehe, daß seine Angaben nicht berücksichtigt worden seien. Es ist aber schließlich von einer weiteren Verfolgung der Anregung Abstand genommen worden, nachdem die Regierung sich dagegen erklärt, sich auch bereit erklärt hat, im Wege der Instruction zu helfen. Die Regierung hat darauf hingewiesen, daß die Declaration bei uns bereits bei 1600 M., in Preußen erst bei 3000 M. beginne, die Einführung des Beanstandungsverfahrens also bei uns einen nicht unerheblichen Mehraufwand an Zeit und Arbeit, leicht auch eine Verzögerung in der Erledigung der Einschätzungsgeschäfte nach sich ziehen könne; sie hat weiter in der neuen Instruction §. 6 folgende Bestimmungen getroffen: „Aufgabe des Vorsitzenden ist es, etwaige Zweifel, die ihm gegen die Richtigkeit und Vollständigkeit der Declaration beigehen, durch geeignete Erörterungen, sowie durch schriftliche oder mündliche Vernehmung mit den Beitragspflichtigen zu beseitigen, Mißverständnisse aufzuklären und Berichtigungen falscher Angaben herbeizuführen. — Im Allgemeinen wird der Vorsitzende sich, dafern ihm die Räthlichkeit einer Anfrage zweifelhaft erscheint, eher für als gegen den Erlaß einer solchen zu entscheiden haben. Je nach den Umständen muß sich der Vorsitzende auch darüber schlüssig machen, ob er von dem Fragerecht in strenger Form, also unter Androhung der in §. 42 Abs. 3 (des Gesetzes) bestimmten Nachtheile (Verlust des Reclamationsrechtes), Gebrauch machen oder dem Betheiligten ohne Beifügung einer Rechtsverwarnung nur Gelegenheit zur Aufklärung bieten will. Vielfach wird der letztere Weg als die einfachere und mildere Maßregel den Vorzug verdienen.“ Damit ist bei uns das Verfahren eingeführt worden, das neuerdings Preußen noch vor sein Beanstandungsverfahren gelegt hat, das sogenannte Aufklärungsverfahren. Dieses Aufklärungsverfahren hat, so führte der Vertreter der Regierung aus, die Bedeutung, daß nicht mit den Wirkungen des Beanstandungsverfahrens, wie sie im Gesetze vorgeschrieben sind, sondern in mehr amicabler Weise zwischen dem Leiter der Veranlagungscommission oder den Mitgliedern dieser und dem Steuerpflichtigen Besprechungen über den Inhalt der Declaration, über die Bedenken, die sich gegen die Declaration ergeben, stattfinden. Ob es auf diese Weise gelingen wird, allen Beschwerden abzuhelfen, die Frage läßt sich schwer beantworten. Auch von

der Regierung ist erklärt worden, sie werde nicht davor zurückschrecken, dann, wenn der eingeschlagene Weg sich nicht gerade als sonderlich gangbar erweisen sollte, ihn wieder zu verlassen und einen anderen Weg zu versuchen, um den gewünschten Erfolg zu erzielen.

Auch die rücksichtsvollste Handhabung des Aufklärungsverfahrens ist mit Belästigungen des Beitragspflichtigen verbunden. Das Beste ist immer, der Declaration einen Inhalt zu geben, daß Beanstandungen nicht vorkommen können. Daß das Bestreben der weitaus meisten Declaranten auf die Herstellung einer solchen Declaration gerichtet ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Worauf beruht es nun, daß trotzdem so viele falsche Declarationen abgegeben werden? Jedenfalls zum guten Theil auf der Unkenntniß der Bestimmungen über den Zeitpunkt, nach dem oder für den das steuerpflichtige Einkommen zu beziffern ist. Es schließt sich also die Frage an, welcher Zeitpunkt ist maßgebend für die Feststellung des steuerpflichtigen Einkommens? Das Gesetz von 1900 bestimmt, §. 16, in wesentlicher Uebereinstimmung mit dem Gesetz von 1878, daß feststehende Einnahmen, ebenso Schuldzinsen und sonstige zulässige Abzüge, nach ihrem Betrage zur Zeit der Einschätzung, Einnahmen, die ihrem jährlichen Betrage nach schwanken, nach dem Betrag in dem der Einschätzung unmittelbar vorausgegangenen Kalenderjahre anzunehmen sind. Was ist aber nun Einschätzung? Ist es die Declarationsabgabe? Gewiß ist die Declaration nichts Anderes als eine Selbsteinschätzung. Bezeichnet man aber die Declarationsabgabe als Einschätzung, dann muß die für die Ermittelung des Einkommens maßgebende Zeit bei den Nichtdeclaranten anders bestimmt werden, und doch bleibt, ob Jemand declarirt oder nicht, ein mehr oder weniger zufälliger Umstand. Oder ist Einschätzung die von der Commission bewirkte Schätzung? Auf diese Bestimmung weist der Sprachgebrauch des Gesetzes hin. Nun soll aber doch die Declaration eine geeignete Unterlage für die Feststellung des Einkommens durch die Commission bilden können; wie kann aber Jemand im October, im November, d. i. zur Zeit der Declarationsabgabe, sagen, welchen Betrag seine Einnahmen im März des nächsten Jahres, d. i. zur Zeit der Schätzung, haben werden? Das Gesetz von 1900 hat deshalb, §. 16, festgesetzt, daß als Zeitpunkt der Einschätzung die Aufstellung der Hauslisten zu gelten habe. Die Hinausgabe der Hauslistenformulare hat am 5. October zu erfolgen und ist spätestens am 10. October zu beenden, die Ausfüllung der Hauslisten hat nach dem Stand vom 12. October zu geschehen. Der 12. October gilt also als Tag der Aufstellung der Hauslisten im Sinne des Gesetzes. Danach Grundsatz: es sind anzunehmen feststehende Einnahmen und zulässige Abzüge nach dem Betrage des 12. October, ihrem jährlichen Betrage nach schwankende Einnahmen nach dem Betrage in dem dem 12. October vorausgegangenen Kalenderjahr. Maßgebend jetzt 12. October 1900 für feststehende Einnahmen und für Abzüge, das Kalenderjahr 1899 für schwankende Einnahmen. Dies der Grundsatz. Nun aber die Ausnahmen. Zunächst bestimmt §. 50 der Ausführungsverordnung von 1900, daß Veränderungen, die in der Höhe feststehender Einnahmen oder in dem Betrage der Abzüge in der Zeit von Aufstellung der Hauslisten, also vom 12. October an bis zur Declaration eingetreten sind, in der Declaration zu berücksichtigen sind; das Gesetz von 1900 selbst aber fordert eine Berücksichtigung der in den Einkommensquellen, in der Höhe feststehenden Einnahmen und in dem Betrage der zulässigen Abzüge und der bis zu dem Abschluß des Catasters eingetretenen Veränderungen. Man kann also auch so sagen: die Frage danach, aus welchen Quellen das steuerpflichtige Einkommen Jemandes fließt und in welcher Höhe das Einkommen der einzelnen Quelle fließt, ist zu beantworten für den Declaranten nach dem Stand zur Zeit der Declaration, für die Einschätzungscommission nach dem Stand zur Zeit des Abschlusses des Catasters, der Einschätzung; soweit Jemand zu diesen Zeitpunkten schwankende Einnahmen hat, sind sie nach dem Betrage in dem der Aufstellung der Hauslisten zunächst vorausgegangenen Kalenderjahre anzunehmen. Beispiele, denen gemeinsam ist, daß am 5. November declarirt, im März des kommenden Jahres das Cataster abgeschlossen wird: A., ein Beamter, hat am 12. October ein festes Einkommen von 3000 ℳ; sein Einkommen steigt am 1. November auf 3300 ℳ, am 1. März auf 3600 ℳ; er hat zu declariren 3300 ℳ und wird eingeschätzt mit 3600 ℳ. Oder: B. ist Procurist in einem kaufmännischen Geschäft; Anfang November fällt ihm ein Vermögen von 300 000 ℳ zu; er giebt seine Stellung als Procurist auf und betheiligt sich mit 300 000 ℳ als Commanditist an einem anderen Geschäft; dabei wird ihm eine 6procentige Verzinsung zugesichert; im Januar erhält er noch 100 000 ℳ: diese legt er in 4procentigen Staatspapieren an; er hat zu declariren nicht sein Procuristeneinkommen, obgleich er am 12. October dieses Einkommen und nur dieses Einkommen hatte, sondern 6% Zinsen von 300 000 ℳ; er ist aber schließlich nicht nur mit diesen 18 000 ℳ, sondern weiter auch noch mit den 4% von den 100 000 ℳ, also insgesammt 18 000 ℳ + 4000 ℳ = 22 000 ℳ einzuschätzen. Oder: C. bezieht am 12. October nur schwankende Einnahmen; Ende October fallen diese schwankenden Einnahmen weg; er bezieht nur noch an feststehenden Renten jährlich 10 000 ℳ; im Januar verheirathet sich ein Sohn; er verpflichtet sich zu einem jährlichen Zuschuß von 1200 ℳ; er hat zu declariren, wenngleich er am 12. October Einkommen an feststehenden Renten noch nicht hatte, das Einkommen aus diesen feststehenden Renten im Betrage von 10 000 ℳ, kann aber nur mit 8800 ℳ eingeschätzt werden. Oder endlich: ein Hausbesitzer zahlt bis Ende October 3000 ℳ, vom 1. November an nur noch 2500 ℳ, vom 1. Februar an nur noch 2000 ℳ Hypothekenzinsen; er darf in der Declaration nur abziehen 2500 ℳ; die Einschätzungscommission aber darf ihm nur 2000 ℳ Abzug bewilligen. Es ist nicht schwer, den Grundsatz aufzufinden, der den erläuterten Bestimmungen zu Grunde liegt. Den Gegenstand der Besteuerung soll eben bilden das zur Zeit des Abschlusses des Catasters wirklich vorhandene Einkommen nach Maßgabe der in diesem Augenblicke sich ergebenden Gestaltung der Einkommensquellen; ein Zurückgreifen auf Zeitabschnitte, die vor der Einschätzung liegen, soll nur stattfinden bei schwankenden Einnahmen, die schon lange bestanden haben und bei der Einschätzung noch fortdauern.

Bis hierher im Wesentlichen Uebereinstimmung zwischen dem Gesetz von 1878 und dem Gesetze von 1900. Etwas ganz Neues führt aber das Gesetz von 1900 ein, indem es die Berücksichtigung nach Abschluß des Catasters im Steuerjahre eingetretener Erhöhungen oder Abminderungen des Einkommens eines Beitragspflichtigen fordert oder gestattet. Es soll — so wird im neuen Gesetz bestimmt, §. 47ᵃ — bei Erhöhung um mehr als 2 Steuerclassen das Einkommen vom nächsten Termine nach Eintritt der Erhöhung ab der Erhöhung entsprechend zur Steuer herangezogen werden, es kann bei Verminderungen um mehr als den vierten Theil vom nächsten Termine nach Eintritt der Einkommensverminderung eine der letzteren entsprechende Ermäßigung der Steuer beansprucht werden. Bisher Grundsatz, daß eine Vermehrung oder Verminderung des Einkommens während des Jahres, für welches die Veranlagung erfolgt ist, an der einmal veranlagten Steuer nichts ändert. A. erwarb im Mai durch Schenkung 100 000 ℳ, es blieb bei der im März festgestellten Steuer; B. übernahm im Mai die Verpflichtung zu einer jährlichen Zuwendung, es blieb bei der Steuer. Ein Nachzahlungsverfahren fand nur statt, wenn ein Beitragspflichtiger bei der Veranlagung übergangen oder in eine niedrigere Classe eingeschätzt worden war, als dies nach seinem Einkommen zufolge des Gesetzes hätte geschehen sollen. Die Regierungsvorlage bezeichnet als Zweck der Neuerung die Herbeiführung einer größeren Beweglichkeit der Einkommensteuer in Anlehnung an die Gesetzgebung anderer deutscher Staaten; sie weist darauf hin, daß starke Gründe der Billigkeit dafür sprächen, bedeutenderen Verminderungen, die ein Einkommen im Laufe eines Steuerjahres erleidet, schon während des Steuerjahres Rechnung zu tragen, daß aber, wenn dies geschehe, logischer Weise auch gewisse größere Einkommenserhöhungen während des Steuerjahres berücksichtigt werden müssen. Zweifellos ist die vollendetste Steuer diejenige, die genau das zur Zeit der Besteuerung vorhandene Vermögen trifft. Trotzdem ist zu befürchten, daß die Neuerung der Einkommensteuer keine neuen Freunde zuführen wird. Bisher von der Veranlagung an bis zur Vorbereitung der nächsten Veranlagung Ruhe, künftig — unter Umständen — ein fortgesetzter Verkehr mit der Steuerbehörde. Uebrigens tritt die höhere Heranziehung zur Steuer nicht schon bei jeder Erhöhung des Einkommens um zwei Steuerclassen ein, wie auch nicht schon bei jeder Verminderung des Einkommens um den vierten Theil eine entsprechende Ermäßigung der Steuer beansprucht werden darf. Die Erhöhung des Einkommens muß zurückzuführen sein auf Erwerbungen von Todeswegen oder Schenkungen, die Verminderung auf den Wegfall einer Einkommensquelle oder mehrerer Einkommensquellen oder auf außergewöhnliche Unglücksfälle oder auf rechtsverbindliche Verpflichtung zur Gewährung von Unterstützungen, welche in der Hand der Empfänger zur Besteuerung gelangen. A. gewinnt im

Mai 1901 in unserer Lotterie 1 Million Mark; es bleibt bei der Veranlagung, die im März 1901 vorgenommen wurde. B. hat sein Leben versichert und zwar, wie es jetzt die beliebteste Versicherungsart ist, mit abgekürzter Versicherungsdauer; am 1. April erhält er die Versicherungssumme ausgezahlt: es bleibt bei der nur erst Tage vorher bewirkten Veranlagung. Um auch solche Erwerbungen zu treffen, wurde in der zweiten Kammer beantragt, den Worten „durch Erwerbungen von Todes wegen oder durch Schenkungen“ beizufügen die Worte „oder durch sonstigen außerordentlichen Capitalzuwachs“. Der Antrag wurde aber abgelehnt, nachdem sich der Vertreter der Regierung dagegen ausgesprochen hatte. Wer die neue Bestimmung überhaupt für keine glückliche hält, wird die Beschränkung der Erhöhung der Steuer auf gewisse Fälle mit Freuden begrüßen. Freilich, die befürchteten Belästigungen schließt auch diese Beschränkung nicht aus. Erheben kann man wohl noch den Einwand, daß bei der neuen Bestimmung über Erhöhung und Ermäßigung der Steuer nicht mit gleichem Maße gemessen worden ist. Bei Einkommen von 2500 ℳ bis 5800 ℳ ist der Einkommensbetrag, dessen Wegfall den Anspruch auf Ermäßigung der Steuer begründet, gleich dem Einkommensbetrag, dessen Hinzutritt die Verpflichtung zur Zahlung einer höheren Steuer begründet; bei Einkommen bis zu 2500 ℳ bleibt der erste Einkommensbetrag hinter dem zweiten, bei Einkommen über 5800 ℳ der zweite hinter dem ersten zurück. Beispiele: A. und B. haben ein Einkommen von je 3100 ℳ; das Einkommen des A. vermindert sich um 800 ℳ; das Einkommen des B. erhöht sich um 800 ℳ; A. kann Ermäßigung der Steuer beanspruchen, denn 800 ℳ ist mehr als der vierte Theil von 3100 ℳ; B. ist zur höheren Steuer heranzuziehen; denn er gehört mit 3100 ℳ in die 13. Classe, kommt aber mit 3900 ℳ in die 16. Classe, sein Einkommen erhöht sich also um mehr als 2 Steuerclassen. A. und B. haben je 2200 ℳ Einkommen; das Einkommen des A. vermindert sich um 560 ℳ, das des B. erhöht sich um 560 ℳ; A. kann Ermäßigung beanspruchen; denn 560 ℳ ist mehr als der vierte Theil von 2200 ℳ; aber B. kann zu einer höheren Steuer nicht herangezogen werden; denn er kommt mit 2200 + 560 ℳ = 2760 ℳ nur von der 10. in die 12. Classe, also nicht mehr als zwei Steuerclassen höher. A. und B. haben je 10000 ℳ; das Einkommen des B. vermehrt sich um 2100 ℳ, das Einkommen des A. vermindert sich um 2100 ℳ; B. kommt aus der 28. Classe (9400—10000 ℳ) in die 31. Classe (12—13000 ℳ), wird also zur höheren Steuer herangezogen; A. muß die 10000 ℳ fortversteuern; denn er hat nur 2100 ℳ, noch nicht mehr als den vierten Theil verloren. Von 10000 ℳ an bis 100000 ℳ steigen die Classen um je 1000 ℳ; Erhöhungen von über 2000 ℳ sind also Erhöhungen des steuerpflichtigen Einkommens um mehr als 2 Steuerclassen. Dagegen findet eine Ermäßigung der Steuer statt bei Einkommen von

10000 ℳ	erst bei Minderung um mehr als	2500 ℳ,
20000 ℳ	" " " " " "	5000 ℳ,
30000 ℳ	" " " " " "	7500 ℳ,
40000 ℳ	" " " " " "	10000 ℳ,
100000 ℳ	" " " " " "	25000 ℳ.

Dazu noch Folgendes. Der Anspruch auf Ermäßigung der Steuer bei Einkommenverminderung erlischt, wenn er nicht bis zum Ablauf des Steuerjahres angemeldet wird; dagegen sind, wenn wegen Erhöhung eines Einkommens nach erfolgter Veranlagung eine höhere Veranlagung einzutreten gehabt hätte, die Beitragspflichtigen noch 5 Jahre, vom Anfange des Jahres an zurück gerechnet, in dem die Thatsache der Steuerverkürzung bekannt geworden ist, zur Nachzahlung verpflichtet.

Die letzten Ausführungen gingen von dem Grundsatze aus: Annahme feststehender Einnahmen nach dem Betrag zur Zeit der Einschätzung, Annahme von Einnahmen, die ihrem jährlichen Betrage nach schwanken, nach dem Betrage in dem der Einschätzung unmittelbar vorausgegangenen Kalenderjahre. Das Einkommen aus Handel, Gewerbe und jeder anderen Erwerbsthätigkeit ist ein schwankendes. Gilt jener Grundsatz auch für dieses Einkommen? Ist die Bestimmung, die bisher gegolten, daß bei Berechnung des Einkommens aus Handel und selbständigem Gewerbebetrieb der im Durchschnitte der letzten drei Geschäftsjahre erzielte Reinertrag der Einschätzung zu Grunde zu legen, aufgehoben worden? Die Regierung hat in der That den dreijährigen Durchschnitt aufgeben wollen. Sie hat geltend gemacht: Grundsatz einer rationellen Steuerpolitik sei, eine Steuer möglichst wenig fühlbar und drückend zu machen; dies könne nur erreicht werden, wenn die Steuer dem Grade der Leistungsfähigkeit sich anschmiege, wenn die Steuerleistung thunlichst nahe an den thatsächlichen Bezug des zu versteuernden Einkommens herangebracht werde; hiervon entferne man sich, wenn man die Steuer bemesse nach einem aus dem Durchschnitt mehrerer Jahreseinkommen gewonnenen Rechnungsresultate; wenn man trotzdem vor etwa 25 Jahren, vom Ertragssteuersystem zum Einkommensteuersystem übergehend, die Besteuerung bei den hauptsächlichsten Erwerbsquellen auf den dreijährigen Durchschnitt gegründet, so habe man es gethan, um der Einkommensteuer eine gewisse Stetigkeit zu verleihen und den Staat selbst in Zeiten wirthschaftlichen Niederganges vor plötzlichen Steuerausfällen zu schützen; den Mangel, der darin liege, daß Jemand zur Entrichtung einer nach früheren, höheren Einkommensbeträgen bemessenen Steuer genöthigt werde, die er, so lange er die höheren Einkommen bezogen, ohne Belästigung hätte entrichten können, die er aber nach dem inzwischen eingetretenen Niedergange seines Einkommens und damit seiner Leistungsfähigkeit als eine drückende Last empfinden müsse, habe man aus finanziellen Besorgnissen mit in den Kauf nehmen zu müssen geglaubt; die früher gehegten finanziellen Befürchtungen hätten sich nun aber als unbegründet erwiesen; die Einkommensteuer habe eine stetig fortschreitende günstige Entwickelung gezeigt; es dürfe erwartet werden, daß nie bei sämmtlichen Erwerbszweigen auf ein Mal ein für die Staatscasse empfindlicher Rückgang stattfinden, der Rückgang bei einigen Erwerbszweigen vielmehr durch einen Aufschwung bei anderen ausgeglichen werden werde; es sei also jetzt Zeit, den dreijährigen Durchschnitt aufzugeben; thatsächlich habe auch der dreijährige Durchschnitt die vom Gesetzgeber vorausgesetzte Bedeutung gar nicht gewonnen; bei der überwiegend großen Mehrzahl der Handel- und Gewerbetreibenden fehle es an den nöthigen Unterlagen zur Ziehung des dreijährigen Durchschnitts; auch bestehe vielfach noch Unklarheit darüber, bei welchen Einkünften der dreijährige Durchschnitt in Anwendung zu bringen sein; hinzutrete, daß die Vorschriften über den dreijährigen Durchschnitt jedenfalls für kleinere Geschäftsleute, bei denen die Aufbewahrung der Bücher und Belege durch äußere Umstände erschwert werde, die Begründung und Bescheinigung der Reclamationen erschwerten; endlich liege es im Interesse der Betheiligten, die Fälle der schätzungsweisen Ermittelung des Einkommens, die einzutreten habe, wenn die Einkommensquelle noch nicht eine bestimmte Zeit geflossen, thunlichst zu vermindern; der Annahme der Commissionen gegenüber sei die Führung des Gegenbeweises immer schwierig, oft unmöglich. Diesen Ausführungen der Regierung ist entgegengehalten worden: den Uebelstand, daß man bei der dreijährigen Durchschnittsberechnung sich weit entferne von dem thatsächlichen Bezuge des Einkommens, beseitige auch die Vorlage nicht; nach ihr sei, was 1900 verdient werde, erst 1902 zu versteuern; wie der ungewöhnliche Aufschwung der ganzen gewerblichen Thätigkeit in den letzten Jahren von ganz hervorragendem Einfluß auf die Höhe des Einkommensteuerbetrages gewesen, so werde sicher ein ebenso ungünstiger Einfluß eintreten, sobald in dieser Beziehung einmal eine Aenderung eintrete; solche allzugroße Schwankungen bei der Einnahme aus der Einkommensteuer zu vermeiden, biete die Berechnung nach dreijährigem Durchschnitt ein sehr wesentliches und werthvolles Mittel: es handle sich eben darum, ob Jemand eine geordnete Buchführung habe oder nicht; wer sie nicht habe, könne auch das Einkommen eines Geschäftsjahres nicht beziffern und beweisen; auch die sehr viel jüngere und in gewissem Sinne modernere Einkommensteuergesetzgebung des Königreichs Preußen habe an dem dreijährigen Durchschnitte festgehalten; sogar greifbaren Vortheil habe die Berechnung nach dem dreijährigen Durchschnitt; sie schwäche ab die Verpflichtung zur Enthüllung intimer wirthschaftlicher Verhältnisse; bei Angaben, die für ein Jahr zu machen seien, müsse jeder ungewöhnliche Gewinn, jeder ungewöhnliche Verlust hervortreten; bei der Angabe im dreijährigen Durchschnitt werde das doch etwas abgeschwächt; doppelt gefährlich und bedenklich sei es, jetzt auf den dreijährigen Durchschnitt zu verzichten; noch stehe man auf der Höhe einer mächtigen Aufwärtsbewegung; es zeige sich aber, daß sie nicht fortdauern werde; man könne nicht darauf verzichten, noch einige Jahre mit zu zehren an den Ergebnissen der günstigen Periode. Die Regierung hat schließlich erklärt, daß sie die Beseitigung des dreijährigen Durchschnitts, die sie fortdauernd für zweckmäßig und unbedenklich erachte, nur im Interesse größerer Klärung und Vereinfachung der Einschätzung vorgeschlagen habe, daß sie

aber, wenn die Stände sich hiermit nicht befreunden könnten, keinen Anlaß habe, auf ihrem Vorschlage zu beharren. So ist es denn bei der dreijährigen Durchschnittsberechnung geblieben.

Bekämpft wurde in der Kammer die Aufgabe der Berechnung nach dem dreijährigen Durchschnitt hauptsächlich von Kaufleuten. Es darf deshalb wohl angenommen werden, daß diese Berechnung den Wünschen der Handel- und Gewerbetreibenden entspricht. Hervorgetreten ist denn auch sonst nicht eine Gegnerschaft gegen die Berechnung an sich, sondern nur gegen die Art der Berechnung, nämlich gegen die Bestimmung, daß diejenigen Jahre, in welchen mit Verlust abgeschlossen worden ist, bei der Ziehung des Durchschnitts mit Null in Ansatz gebracht werden sollen. Auch bei dieser Vorschrift ist es aber geblieben; ja mehr noch, sie ist, früher nur eine instructionelle, jetzt in das Gesetz aufgenommen worden. Man kann Zweifel in der Richtung hegen, ob die Instruction überhaupt jene Bestimmung treffen durfte. Das Gesetz von 1878, §. 21^{6}, wollte versteuern den im Durchschnitte der drei letzten Geschäftsjahre erzielten Reinertrag. Damit war gesetzlich gefordert eine volle Berücksichtigung der Verlustjahre. Wenn von drei Jahren eins einen Gewinn von 6000 ℳ, das zweite einen Gewinn von 9000 ℳ, das dritte einen Verlust von 6000 ℳ brachte, so wurde im Durchschnitt der drei Geschäftsjahre ein Reingewinn erzielt nicht von $\frac{6000 + 9000 \text{ ℳ}}{3} = 5000$ ℳ, sondern von $\frac{6000 + 9000 - 6000 \text{ ℳ}}{3} = 3000$ ℳ. Bestimmt war aber die Instruction zur Ausführung des Gesetzes und zur Ausführung der Grundsätze, auf denen das Gesetz beruhte, nicht zur Aufstellung neuer Grundsätze. Nach der Fassung des Gesetzes von 1900, §. 21^{6}, haben solche Zweifel keine Berechtigung mehr. Jetzt ist vorgeschrieben, daß für jedes der drei Jahre der erzielte Reingewinn gesondert ermittelt und der dritte Theil der Summe der ermittelten Reingewinne als Einkommen in Ansatz gebracht werden soll. In dem mitgetheilten Falle können Reingewinne nur für zwei Jahre ermittelt werden, 6000 ℳ und 9000 ℳ; der dritte Theil der Summe der ermittelten Reingewinne (15000 ℳ) ist 5000 ℳ.

Die für die Berechnung und Schätzung des Einkommens aus Handel, Gewerbe u. s. w. gegebenen Vorschriften des Gesetzes von 1878 sind aber nach anderer Seite hin erheblich abgeändert worden. Zunächst ist der Kreis der Personen, die hierbei in Betracht kommen, genau abgegrenzt worden durch die Bestimmung, daß die in Rede stehenden Einkommensquellen (Handel, Gewerbe und jede andere Erwerbsthätigkeit) jede fortgesetzt auf Erwerb gerichtete Thätigkeit, bei welcher der wirthschaftliche Erfolg zum Vortheile oder Nachtheile des Unternehmers steht, umfassen, §. 21, Abs. 1. Damit ist klar gestellt, daß unter Gewerbe u. s. w. auch die Vertretung der sogenannten artes liberales (die Thätigkeit der Aerzte, Schriftsteller, Rechtsanwälte u. s. w.) fällt. Bezüglich dieser Personen bestimmte die Instruction von 1878 (§. 71), daß ihr Einkommen nach dem Betrage des der Einschätzung vorhergegangenen Jahres, für welches ein Abschluß vorliegt, einzuschätzen sei; von nun an findet die Berechnung nach dem dreijährigen Durchschnitt statt. Das Gesetz von 1878 (§. 21^{1}) bestimmte ganz allgemein, daß beim Handels- und Gewerbebetrieb der Reingewinn nach den Grundsätzen zu berechnen sei, wie solche für die Inventur und Bilanz durch das Handelsgesetzbuch vorgeschrieben sind und sonst dem Gebrauche eines ordentlichen Kaufmanns entsprechen. Diesem Wortlaute konnte entnommen werden, daß auch das Einkommen aus einem rein handwerksmäßigen Betrieb nach jenen Grundsätzen zu beurtheilen sei, obgleich sie hierauf gar nicht passen. Das Gesetz von 1900, §. 21, Abs. 2, Z. 4, beschränkt deshalb die Berechnung des Reingewinns nach den im Handelsgesetzbuche für die Inventur und Bilanz vorgeschriebenen Grundsätzen ausdrücklich auf die Handel- und Gewerbetreibenden, welche den Vorschriften des Handelsgesetzbuchs entsprechende Bücher führen. Endlich hat das neue Gesetz von 1900 (§. 21, Abs. 2 Ziffer 1, 2, 3, 4) für die Berechnung des Jahreseinkommens noch gewisse allgemeine Normen aufgestellt, bestimmt einmal zur Ausfüllung hervorgetretener Lücken, bestimmt weiter zur Zurückführung der Regeln über Inventur und Bilanz auf das richtige Maß. Ganz neu ist folgende Vorschrift: „Bei der Berechnung des Jahreseinkommens ist der Stand des Anlage- und Betriebscapitales am Schlusse des in Frage kommenden Geschäftsjahres gegenüber dem Stande am Anfang desselben mit in Anschlag zu bringen. Eine hierbei sich ergebende Vermehrung ist, soweit sie aus dem Geschäftsbetriebe selbst herrührt, dem Geschäftsgewinne hinzuzurechnen, eine Verminderung dagegen, soweit sie nicht durch Herausziehung von Vermögenswerthen aus dem Geschäftsvermögen verursacht worden, von dem Geschäftsgewinne abzurechnen.“ In der Begründung der Regierungsvorlage ist hierzu bemerkt, daß der Begriff „Anlage- und Betriebscapital“ nicht auf die bei Beginn des Geschäfts vorhandenen oder zu dessen Betrieb aufgenommenen Baarmittel zu beschränken, sondern auf das gesammte reine Geschäftsvermögen auszudehnen ist und daß ferner auch Vermehrungen und Verminderungen jenes Anlage- und Betriebscapitals durch eine Erhöhung bez. Verminderung des Zeitwerths von Activbestandtheilen mit in Betracht zu kommen haben. Der früheren Bestimmung, daß die Zinsen des im Geschäftsbetriebe angelegten eigenen Capitals als Theil des Geschäftsgewinnes zu betrachten sind, ist folgende Bestimmung neu beigefügt: „Dasselbe gilt von Geldern und Waaren, welche für den eigenen Bedarf des Unternehmers oder seiner Angehörigen aus dem Geschäfte entnommen, sowie den einen Geldwerth habenden Leistungen irgend welcher Art, welche zu gleichem Zwecke auf Kosten des Geschäfts bezogen worden sind, mit der Maßgabe, daß hierbei die entnommenen Waaren und bezogenen Leistungen nach ihrem gemeinen Werth in Anschlag zu bringen sind und der so ermittelte Werth derselben, soweit er der Geschäftscasse nicht oder nicht voll vergütet worden ist, einen Theil des Geschäftsgewinnes zu bilden hat.“ Wie das Gesetz von 1878, bestimmt das Gesetz von 1900, daß der Reingewinn einer Erwerbsgesellschaft, die nicht zu den juristischen Personen oder den mit dem Rechte des Vermögenserwerbes ausgestatteten Personenvereinen gehört, also z. B. der Reingewinn einer offenen Handelsgesellschaft oder einer Commanditgesellschaft, den einzelnen Theilhabern nach Maßgabe ihres Antheils anzurechnen ist. Neu beigefügt ist die Vorschrift, daß, wenn Theilhaber einer solchen Gesellschaft für Mühewaltungen in deren Interesse besondere Vergütungen für Rechnung der Gesellschaft erhalten, diese Vergütungen den Gewinnantheilen der betreffenden Theilhaber hinzuzurechnen sind. Endlich ist der Vorschrift, wonach bei Handels- und Gewerbetreibenden, die den Vorschriften des Handelsgesetzbuchs entsprechende Bücher führen, der Reingewinn nach den Grundsätzen zu berechnen ist, wie solche für die Inventur und Bilanz durch das Handelsgesetzbuch bestimmt sind und sonst dem Gebrauch des ordentlichen Kaufmanns entsprechen, die Bestimmung beigefügt worden: „Insbesondere gilt dies einerseits von dem Zuwachse des Anlagecapitals und andererseits von den regelmäßigen jährlichen Abschreibungen, soweit sich solche als eine angemessene Berücksichtigung der Werthsverminderung darstellen.“ Es soll durch sie etwaigen zu weit gehenden Abschreibungen — in der Begründung der Regierungsvorlage steht: wie solche nicht selten wahrzunehmen sind — entgegengetreten werden. Alle diese Bestimmungen sind dankbar zu begrüßen. Zu Anfragen und Erörterungen wird sich freilich wohl auch bei ihrer Befolgung noch manchmal Anlaß finden. Die Verhältnisse sind im Handel zu vielseitig; vor Allem aber stimmt nun einmal der kaufmännische Gebrauch hinsichtlich der Ermittelung des Handelsgewinns nicht überein mit den steuerlichen Vorschriften über die Berechnung des steuerpflichtigen Einkommens aus Handel und Gewerbe.

(Schluß folgt)

Bücherbesprechung.

— Sechszig Geschichten des Alten Testamentes für Sonntagsschulen (Kindergottesdienste) von D. Förster, Superintendent und Oberpfarrer. Achte Auflage. Preis 15 ₰, in Partien von 100 und mehr je 10 ₰. 64 S. Halle a. S. Rich. Mühlmann's Verlagsbuchhandlung (M. Grosse). — Zum achten Male geht das vorliegende praktische Büchlein des verstorbenen Hallenser Superintendenten aus. Es bietet die Hauptgeschichten des Alten Testamentes in ihrer biblischen, aber sehr verkürzten, der Sonntagsschule angemessenen Form. Es erspart dem das Alte Testament im Kindergottesdienste behandelnden Geistlichen die Auswahl der betreffenden Texte und Verse. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 145. Dienstag, den 4. December, Abends. 1900.

Englische Spiele.

Die Times schrieb vor einiger Zeit bei Besprechung der englischen Niederlagen in Südafrika: „Der Herzog von Wellington hat das geflügelte Wort geäußert, die Schlacht bei Waterloo sei auf den Spielplätzen von Eton gewonnen worden. Heute kann man mit dem gleichen Rechte sagen, die Schlacht bei Colenso wurde auf den Spielplätzen von Eton verloren." Diese Worte des Cityblattes kennzeichnen kurz und treffend, worin die eigenthümliche Stärke, aber auch zugleich die Schwäche der englischen Volkserziehung ruht. In dem alten Erziehungsideal „mens sana in corpore sano" legt der Engländer den Finger mit Nachdruck auf die zweite Forderung, den gesunden Körper. Knaben und Mädchen sollen vor Allem zu gesunden, kräftigen Männern und Frauen heranwachsen. Das Lernen, die streng systematische Ausbildung der intellectuellen Fähigkeiten tritt dagegen zurück. Unter den Mitteln aber, die Gesundheit zu kräftigen und zu stählen, steht das Spiel obenan. Während der deutsche Gymnasiast über seinen Schularbeiten brütet, tummelt sich sein angelsächsischer Vetter, unbekümmert um Cicero und Euklid, auf grünem Wiesenplan und spielt im Winter Fußball und im Sommer Cricket nach Herzenslust. Kein Tag vergeht, an welchem er nicht mehrere Stunden „spielte". Er würde den Tag für verloren halten, an dem er es nicht thäte. Er spielt am Morgen während der halbstündigen Pause, welche die Arbeitsstunden unterbricht. Er spielt am Nachmittag nach Beendigung des Mittagsmahles bis zur Theestunde. Er spielt im Sommer bei glühender Hitze und im Winter bei Frost und Schnee. Er spielt, gleichviel ob er im nächsten Examen die 1. oder die 4. Censur zu erwarten hat. Er hält es eben für sein gutes Recht zu spielen. Kein Wunder denn, wenn sich unter der fortwährenden Bewegung in frischer, freier Luft seine Gesundheit prächtig entwickelt. Es ist eine Lust, diese frischen, rothbäckigen Jungen, deren gedrungene Gestalt bereits auf die Muskelstärke des künftigen Mannes schließen läßt, zu sehen. Wie oft sieht man unter ihnen Knaben, die sich bereits dem Jünglingsalter nähern, aber noch immer jenen frischen, knabenhaften, treuherzigen Gesichtsausdruck tragen, den wir beim herannahenden Jünglingsalter so ungern schwinden sehen! Und wie überaus selten erinnert ein Klemmer oder eine Brille auf dem jugendlichen Antlitz an einsame Stunden schwerer, nächtlicher Arbeit, die selbst ein starker Mann nicht ungestraft vollführen könnte. Auch an den Mädchen, wie man sie, gefolgt von der gestrengen Frau Schulvorsteherin, in langen Zügen zu zweien sittsam die Straßen der Stadt durchziehen sieht, fällt die frische Gesichtsfarbe, der feste, sichere Schritt, das reiche, von Gesundheit zeugende, in dichten Flechten herniederwallende Haar auf. Bleichsüchtige Gestalten sucht man unter ihnen vergebens. Auch sie bewegen sich viel in frischer Luft und vergnügen sich an Hockey, Crocket und Tennis kaum weniger als ihre Brüder und Vettern an Cricket und Fußball. — Dazu kommt aber noch ein Anderes. In den Spielen kräftigt und stählt sich nicht nur der Körper. Sie bilden auch eine vortreffliche Vorschule für den Charakter. Wer Fußball und besonders Cricket kennt, wie man sie in England spielt, weiß, daß es kaum eine nennenswerthe Manneseigenschaft giebt, die nicht erforderlich wäre, um sich in ihnen einigermaßen auszuzeichnen. Sie erfordern Muth und Selbstvertrauen, Ausdauer und Beharrlichkeit, einen scharfen Blick und eine schnelle Entscheidung. Sie wecken den Ehrgeiz, stellen aber zugleich allen persönlichen Erfolg in den Dienst der Partei, für deren Sieg man sich aufopfert, um derentwillen man aber auch, wenn es sein muß, dem besseren Spieler den Vorrang lassen muß. Und während sie so einerseits den Esprit de corps fördern, nähren sie andererseits den Gerechtigkeitssinn und das Billigkeitsgefühl durch strengste Beobachtung der für Freund und Feind gleich giltigen Spielregeln. So wird die Jugend spielend und unbewußt mit den Eigenschaften vertraut, deren der Mann für den Ernst des Lebens bedarf. Und es ist nicht zu verwundern, wenn sich in dem englischen Knaben schon frühe ein selbstbewußter, männlicher Sinn, nach seiner vortheilhaften wie nachtheiligen Seite hin, offenbart. Der junge Engländer ist im Allgemeinen streng wahrheitsvoll. Lüge und Verstellung sind ihm meist fremd. Lieber unterwirft er sich der Strafe, als daß er sich durch eine kleine Unwahrheit aus einer Klemme heraushelfe. Und er trotzt körperlichem Schmerz. Thränen zu vergießen gilt ihm als unmännlich und weich. Wie oft habe ich Knaben lachend und lärmend vom Spiele zurückkehren sehen, der eine mit geschwollenem, blau unterlaufenem Auge, der andere hinkend mit schmerzendem Schienbein, aber Niemand macht viel Aufhebens davon. Und wie oft habe ich diesen oder jenen jungen Rebellen aus dem gefürchteten Zimmer, in dem der Schuldirector den Stab „Wehe" schwingt — denn in den englischen Knabenschulen, selbst den feinsten, prügelt man noch immer — zurückkommen sehen, den Mund krampfhaft zu einem Lächeln zwingend, während das feuchte Auge beredt genug von den soeben ausgestandenen Schmerzen zeugte. Oft genug sieht sich der Lehrer veranlaßt, zu diesem letzten Zwangsmittel zu greifen. Denn das durch die Spiele früh entwickelte Selbständigkeitsgefühl des Knaben tritt nicht selten — und das ist die Kehrseite — in recht unliebsamer Weise hervor. Der junge Engländer besitzt von Haus aus nicht das Gefühl der Ehrfurcht und unbedingten Abhängigkeit, mit dem der deutsche Knabe zu seinem Leiter aufschaut. Dazu kommt, daß die Disciplin in den englischen Schulen, zumal in den zahlreichen Privatinstituten, wo derartige pädagogische Fragen mehr oder weniger von der Rücksicht auf das Jahreseinkommen des Schulvorstehers beeinflußt werden, oft recht viel zu wünschen übrig läßt. So haben die Lehrer, ganz besonders die Ausländer, die an die Disciplin der Lyceen und Gymnasien gewöhnt sind, oft einen harten Stand. Man kann doch nicht immer prügeln. Ohnedies kommt die Ausübung dieses beneidenswerthen Vorrechts glücklicherweise nur dem Director selbst zu. Mit bloßer Strenge läßt sich überhaupt bei den englischen Jungen nicht viel ausrichten. Gelingt es dagegen dem Lehrer, sich die Zuneigung seiner Schüler zu erwerben und im Nothfall an ihr Ehr- und Anstandsgefühl zu appelliren, so hat er meist gewonnenes Spiel. — Hat nun der den gebildeten Ständen angehörende junge Engländer ein Drittheil seiner gesammten Schulzeit verspielt, so bezieht er mit achtzehn Jahren die Universität. Auch die englischen Hochschulen sind zu einem nicht unbeträchtlichen Theile akademische Spiel- und Sportanstalten. Das gilt zumal von den beiden ältesten und fashionablesten, Oxford und Cambridge. Hier giebt man sich dem Spiele mit einer Leidenschaft hin, die jedem Ausländer, der nur vorübergehend in England weilt, nothwendig als „Spleen" erscheinen muß. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf die erhitzten, erschöpften Gestalten der jungen Herren, wie sie, ohne jede Rücksicht auf ihre äußere Erscheinung und äußerst leicht bekleidet, in bloßen Knien, ohne Kragen und Cravatte, bestaubt und beschmutzt, vom Fußballfeld in ihre Studienhäuser zurückkehren, um zu erkennen, mit welcher Leidenschaft der unterdeß zum starken Jüngling herangereifte Student sich in das Spiel stürzt. Und es ist nicht zu verwundern, wenn oft genug ein Kämpfer bewußtlos vom Feld getragen werden muß oder ein anderer seinen jugendlichen Uebermuth mit einem Beinbruch oder einer sonstigen schweren Verletzung zu bezahlen hat, ohne daß jedoch das Spiel dadurch eine nennenswerthe Unterbrechung erlitte. Ein Ambulanzwagen hält regelmäßig in der Nähe des Spielfeldes. —

Allein man irrt, wollte man glauben, diese Spielwuth der Engländer erstrecke sich nur auf die gebildeten Stände. In England spielt Jeder, der sich gesunder Gliedmaßen rühmen kann. Der Kaufmannslehrling spielt, wenn er die Zeit dazu findet. Und er findet sie, denn nach der, übrigens recht nachahmenswerthen Landessitte werden alle Geschäfte an einem bestimmten Nachmittag der Woche, meist am Mittwoch oder Sonnabend, geschlossen. Der Arbeiter spielt an den langen Sommerabenden, falls ihn seine Gliedmaßen nicht allzu sehr schmerzen. Ja, selbst die Briefträger, die doch wahrlich genug zu laufen haben, veranstalten ab und zu ein Wettspiel. — Und ebenso beschränkt sich die Spiellust der Engländer nicht etwa nur auf die fröhliche Jugend. Man findet Mittel und Wege, um allen Lebensaltern gerecht zu werden. Damen in weißen Strohhüten und leichten Sommergewändern, und Familienväter im bequemen Flanellanzug hüpfen und springen auf dem künstlich geebneten Tennisrasenplatz herum, um den ihnen zugeworfenen Ball noch rechtzeitig zurückzuwerfen, ehe er zur Erde fällt. Für die reiferen Jahre aber bietet das neuerdings aus Schottland eingeführte „Golf" einen willkommenen Ersatz. Dies Spiel, das, wenn möglich, auf hügeligem Terrain gespielt werden soll, besteht darin, daß man mittelst eines, am unteren Ende mit einem Stahlkolben versehenen Stockes einen kleinen, massiven Ball möglichst weit fortschleudert, um ihn in der Nähe einer in dem Boden angebrachten Aushöhlung, in welche sodann der Ball nach Art des Crocketspiels gestoßen wird, zu landen. Da das oft mehrere Kilometer lange Golffeld eine beträchtliche Anzahl solcher Aushöhlungen besitzt, die alle der Reihe nach genommen werden müssen, so ist dies Spiel ganz besonders geeignet für Leute in gesetzterem Alter, die einer anhaltenden Gehbewegung bedürfen, wie denn der englische Staatsminister Balfour mit Vorliebe diesem Spiele huldigt, so oft es ihm seine Geschäfte in Downing Street erlauben. — So versteht der Engländer unter den „Spielen" etwas ganz Anderes als eine blos vorübergehende Erholung und Belustigung der Jugend. Sie sind ihm ein unerläßlicher Bestandtheil der nationalen Erziehung, gleich nöthig für die Entwickelung des Körpers wie des Charakters. Und wir sind weit entfernt, die augenfälligen Vorzüge einer derartigen Erziehungsweise leugnen zu wollen, so lange man daneben auch die anderweitigen Aufgaben der Jugenderziehung gleichmäßig berücksichtigt. Das aber ist eben in dem heutigen England nicht der Fall. Die Spielsitte ist nachgerade zu einer wahren Spielwuth ausgeartet. — Es ist in England nicht immer so gewesen. Noch vor 50 Jahren waren diese Spiele in einzelnen Volksclassen, zumal unter der Landbevölkerung fast ungekannt. Damals belustigte sich John Bull an Hahnenkämpfen oder man boxte sich und schlug sich gegenseitig in aller Freundschaft die Zähne und Rippen ein. Nun, es ist nicht gerade zu beklagen, daß dies vorüber ist. Aber wenn man damals sich an derartigen zarten Belustigungen nur an besonderen Fest- und Freudentagen ergötzte, so bilden dagegen heute die Spiele die alltägliche Beschäftigung des jungen Engländers, hinter welcher alles Andere zurücktritt. Daß aber darunter die systematische Bildung seiner intellectuellen Fähigkeiten ganz erheblich leiden muß, liegt auf der Hand. Wie die Sachen heute in England stehen, räumt man dem Spiel entschieden die erste Stelle ein. Das Lernen kommt erst an zweiter Stelle in Betracht. „Wir haben unsere Aufgaben nicht machen können, wir hatten gestern ein Wettspiel" — wie oft muß der Lehrer diese Entschuldigung hören, wenn er am Morgen das Classenzimmer betritt! Und ist er klug und mit den Sitten des Landes vertraut, so hütet er sich wohl, auch nur ein Wort des Tadels auszusprechen. Die Jungen würden ihn nicht verstehen und auch die leiseste Zurechtweisung als ein schweres Unrecht empfinden. Sie halten eben das Spiel nicht nur für ihr gutes Recht, sondern geradezu für ihre Pflicht, nicht weniger bedeutsam als die Lösung irgend einer arithmetischen Gleichung oder die Uebersetzung eines Capitels aus Cäsar's Bellum Gallicum. Wie oft wird der Nachmittagsunterricht verkürzt, wenn es gilt, sich auf ein Wettspiel mit irgend einer anderen Schule vorzubereiten. Wie oft werden in diesem Falle selbst während des Morgenunterrichts einzelne, der Nachhilfe besonders bedürftige Schüler einfach von ihren Büchern weg auf den Spielplatz geschickt, um von einem zu diesem Zwecke besonders verschriebenen Lehrer, der in dem Rufe eines ausgezeichneten Spielers steht, eingedrillt zu werden. — Um diese Wettspiele concentrirt sich überhaupt das Hauptinteresse des ganzen Schuljahres. Zu Anfang eines jeden „Terms" — man theilt das Schuljahr hier in drei Termine ein — erhält der Schüler einen gedruckten Zettel, auf dem sich die Monatsdaten der bevorstehenden Wettspiele sowie die Namen der Schulen befinden, die es zu bekämpfen gilt. Ist dann der Tag gekommen, so herrscht große Aufregung. Mit Spannung sieht man dem Ausgang entgegen. Und ist dann der Sieg errungen, so kann der vierzehnjährige Engländer im nächsten Wochenblatt schwarz auf weiß lesen, wie viele „Innings" er gemacht hat, während Master John Brown nur so und so viel erzielte. Die englischen Zeitungen sind voll von derartigen Berichten und die illustrirten Blätter veröffentlichen dazu der staunenden Mitwelt das getreue Abbild dieses oder jenes hervorragenden Spielers, wie er, in den üblichen Hemdsärmeln und Flanellbeinkleidern, das Schienbein durch Gamaschen geschützt, mit dem Cricketbat in der Hand den Ball des Gegners erwartet. Ich kenne nichts Langweiligeres als diese Wettspielberichte, die sich alle aufs Haar gleichen, fast ebenso wie die Gesichtszüge der unreifen Jünglinge selbst. Und findet nun erst gar einmal ein zwischen größeren Gruppen, Grafschaft gegen Grafschaft oder Schottland gegen England veranstalteter Wettkampf statt, so haben die Herren Redacteure gute Zeit. Spaltenlange Berichte machen dann den erwartungsvollen Leserkreis mit dem täglichen Verlauf des Wettkampfes bekannt. Vor einiger Zeit kam es sogar zu einem solchen Wettkampfe zwischen England und Australien. Die halbe Erde wurde dazu umsegelt! Was ist's dagegen, wenn deutsche Corpsstudenten von Tübingen nach Königsberg reisen, um — — doch halt! Fast hätte ich aus der Schule geschwatzt. Ohnehin pflegen ja deutsche Studenten bei solchen Gelegenheiten ganz still und bescheiden zu reisen. Hier aber macht man von derartigen nationalen Wettkämpfen ein Aufheben, als bildeten sie ein nationales Ereigniß. Und so ist es auch nicht zu verwundern, wenn man zu den besten Spielern wie zu Nationalhelden aufschaut. Als der beste Cricketspieler galt bisher ein gewisser Dr. Grace, ein Walliser Arzt, dem man nachrühmt, das Cricketspiel in England heimisch gemacht zu haben. Vor einigen Jahren feierte er irgend ein Jubiläum. Die dankbare Nation hielt es für ihre Pflicht, ihm bei dieser Gelegenheit eine öffentliche Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Einst im alten, schönen Hellas überreichte man dem Sieger einen Lorbeerkranz. John Bull ist praktischer. Er greift bei solchen Gelegenheiten in die gefüllte Tasche. Der Daily Telegraph schlug eine allgemeine Schillingsammlung vor, und welchen Anklang dieser Vorschlag fand, zeigt die Thatsache, daß eine volle Million Schilling einlief. Glücklicherweise war Dr. Grace vernünftig genug, das Geld nicht für sich zu behalten, sondern einem gemeinnützigen Zwecke zu überweisen. Jetzt gilt ein junger indischer Prinz Rantjitschinhje — man kann es den Engländern nicht verdenken, wenn sie ihn einfach „Prinz Rantji" nennen — als der beste Cricketspieler der Welt. Er soll seinen Vorgänger an Geschicklichkeit noch weit übertreffen. Und da er an den stillen Ufern des Ganges wohl kaum Gelegenheit finden würde, seine Künste zu zeigen, so hat er seine Heimstatt an den trüben Wassern der Themse aufgeschlagen. Prinz Rantji begann seine Cricketlaufbahn vor einigen Jahren als junger Student in Cambridge. Schon beim ersten Wettspiel, an dem er theilnahm, trug er mit fünfzig Bällen den Sieg davon. Sofort überbrachte der Telegraph die frohe Kunde dem fernen Indierlande und umgehend traf von dort die Antwort des hochbeglückten prinzlichen Vaters ein: „Ich gratulire! Fünfzig Sklaven die Freiheit geschenkt!" — Und der junge Prinz hatte Recht, sich seines Sieges zu freuen, denn dem Oxforder und Cambridger Studenten geht nichts über die Ehre, für einen guten Spieler gehalten zu werden. Fällt er im Examen durch, so setzt er sich nicht allzu schwer über sein Mißgeschick hinweg. Keinesfalls hält er es für eine Schande. Aber wiese man ihn als untauglich vom Spielplatz — er könnte es nicht ertragen. Und die Herren Professoren scheinen derselben Ansicht zu sein. Es ist mir versichert worden, daß einzelne Studienhäuser ein Auge zuzudrücken pflegen, wenn sich einmal ein den wissenschaftlichen Anforderungen nicht genügender „Fuchs" zur Aufnahme meldet, falls derselbe nur im Rufe steht, ein besonders guter Spieler zu sein. Und Thatsache ist, daß bei den Stipendienvertheilungen nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die athletische Befähigung in Betracht kommt. Vor Jahresfrist beklagte sich darüber ein Cambridger Student auf das Bitterste in einem offenen Briefe an die Daily News. Er war arm und fleißig und hatte seine Prüfungen mit Erfolg bestanden; aber da er zufolge seines mangelhaften Gesundheitszustandes außer Stande war, an den Spielen theilzunehmen, so ging er regelmäßig bei den Stipendien-

vertheilungen leer aus. Seine bedrängte Lage trieb ihn zur Auswanderung nach Frankreich. — Daß bei dieser Sachlage der junge Engländer im Allgemeinen nicht gerade geistig hervorragt, liegt auf der Hand. Heller sehende Leute haben auch schon längst auf diesen Mangel der nationalen Erziehung hingewiesen. Nicht ideelle, sondern rein materielle Interessen waren es, die sie dazu veranlaßten. Der Rückgang Englands auf so manchem Gebiete der Industrie und des Handels, die gewaltigen Fortschritte, die zumal Deutschland im Laufe der letzten Jahrzehnte auf diesen und ähnlichen Gebieten gemacht hat, klopften laut genug an die Tasche des bisher in dieser Hinsicht so verwöhnten Engländers. Man erkennt langsam, daß, um im gesteigerten Wettbewerb der Völker zu bestehen, man noch etwas Anderes bedarf als einen gesunden Körper und einen herzhaften Sinn: daß dazu vor Allem auch ein scharfer Verstand, eine umfassende, nur durch jahrelange Vorbereitung zu erwerbende Kenntniß aller mit dem Beruf verknüpften Wissensgebiete nöthig ist. Am Schlagendsten aber hat der südafrikanische Krieg die Mangelhaftigkeit der englischen Erziehungsweise ans Licht gebracht. Die unzulängliche Vorbereitung des Feldzugs, das dreiste, unüberlegte Vorgehen der englischen Generäle während der ersten Hälfte des Krieges, die mangelhafte Proviant- und Lazarethverwaltung — sie beweisen nur auf's Neue, wie wenig der Engländer es liebt, sich durch ernste, angestrengte Geistesarbeit auf die Aufgaben, die dem Einzelnen das Leben, der Nation die Geschichte stellt, vorzubereiten. Ein gesunder Körper und ein herzhafter, selbstbewußter Sinn, persönliche Tapferkeit und Opferfreudigkeit, Ausdauer und Entschlossenheit, Treue gegen den Freund und, wenn's sein muß, auch die Kunst, für's Vaterland zu sterben — das ist's, was der Engländer von den Spielplätzen seiner Jugend mit hinausnimmt in's Leben. Und es ist ein kostbarer Schatz. Allein, wir leben nicht mehr in den romantischen Zeiten des Mittelalters. Alle diese Vorzüge müssen gehoben und getragen werden von einem den Anforderungen der Zeit entsprechenden, streng geschulten Intellect. Die Times hatte Recht, als sie behauptete, die Schlacht bei Colenso sei auf den Spielplätzen von Eton verloren gegangen; und wenn sie hinzufügte: „die Schlacht bei Sedan aber wurde im Laboratorium, im Studirzimmer und in der Kriegsschule gewonnen".

Bournemouth, 29. Sept. 1900. Dr. F. M.

Bücherbesprechungen.

— Warum? Roman von Max Kretzer. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1900. Preis 5 ℳ. — Zu den Bewunderern Kretzer's haben wir bisher schon nicht gehört. Das vorliegende Werk ist nicht geeignet, uns anderer Meinung zu machen. Zwar bestreiten wir seine Begabung nicht. In der Schärfe der Beobachtung und Genauigkeit der Zeichnung sucht er seines Gleichen. Daß er, besonders in seinen ersten Romanen, den Kampf der gesellschaftlichen Gegensätze immer parteiisch im Sinne der sogenannten Enterbten der Gesellschaft darstellt, ist eine Einseitigkeit, die ihre Erklärung findet in seiner eignen Entwickelung, sie verdient also einigermaßen Entschuldigung. Nicht zu verzeihen aber ist, daß er unter die Vielschreiber gegangen ist und es infolgedessen an der Vertiefung seiner Stoffe und an der Sorgfalt der Darstellung mehr und mehr fehlen läßt. Hatte sein letzter Roman, „Der Holzhändler", noch eine zwar peinigende und in ihrer künstlerischen Verwerthung kaum befriedigende, aber doch in ihrer Art fesselnde Idee zur Grundlage, so ist der Gegenstand seines neuesten Werkes vollkommen krankhaft. Der Held ist ein frühreifer, nervös überreizter Jüngling, an dem neben gewissen liebenswürdigen Zügen doch von vorn herein die ungesunde Sprunghaftigkeit und Haltlosigkeit des Wesens auffällt und der denn auch bald genug die bequemste Antwort auf das große Warum? des Daseins findet: er erschießt sich. Wir theilen nun einmal die Vorliebe der Modernen für derartige Existenzen durchaus nicht. Indessen auch abgesehen davon fehlt es der ganzen Handlung an den kraftvollen Linien, die unsere Theilnahme zwingend in Anspruch nehmen. Viel zu lange werden wir mit dem oberflächlichen, seichten Badeklatsch einer schlesischen Sommerfrische und den wenig anmuthigen Skandalscenen zwischen zwei eifersüchtigen Liebhabern eines herzlich unbedeutenden Berliner Gänschens hingehalten, und die Katastrophe, die wir längst kommen sehen, läßt uns völlig kalt. Die Welt verliert nichts an dem halbverrückten Hellmuth v. Karrenstein, für Miezchen Vollhase hat sich auch bereits ein Ersatz gefunden, wozu also das tragische Pathos des letzten Capitels? Die Sprache Kretzer's ist, wie wir schon öfter hervorgehoben haben, reich an groben Nachlässigkeiten und gedankenlosen Albernheiten. „Das Herz ist eine Gummizelle für verrückte Stunden" (S. 353) will mir nicht einmal als Tollheit geistreich erscheinen, „herumschleichende Trauerweiden" (S. 349) sind heller Unsinn. Er bereichert sogar die Muttersprache um Formen, die sich bisher in keiner Grammatik finden. Solch eine Bildung ist z. B. das Mittelwort „stobend" (S. 19: Inmitten der zurückstobenden Damen wurde der Reiter sichtbar). Wollten wir alle falschen und verunglückten Bilder aufzählen, alle Stellen, die im Ausdrucke schief, in der Satzform verfehlt, im Gedanken anfechtbar sind, die Liste würde sehr lang und wenig erbaulich ausfallen. Kretzer hat sich durch seine früheren Werke in gewissem Sinne einen Namen gemacht als schonungsloser Schilderer großstädtischer Sittenlosigkeit. Der Roman „Warum?" wird seinen Schriftstellerruhm nicht erhöhen. Im Gegenstande abstoßend, in der Darstellung liederlich — so lautet unser Urtheil über das Buch. R. B.

— Sonnenkinder. Märchen von Franz Lechleitner. Mit Zeichnungen von Franz Stassen. Verlag von Fischer & Franke, Berlin W. Preis gebunden 5 ℳ. — Es erscheinen heute gar seltsame Bücher. Wer hätte denken können, daß neben dem aus Frankreich eingeführten und in siegesgewissem Zuge durch die Lande schreitenden Realismus eine moderne Märchendichtung sich Geltung verschaffen würde? Und doch haben die Neuromantiker, zumal auf der Bühne, überraschend schnell Boden gefunden, und nicht Wenigen erscheint die schwärmerisch dunkle und ahnungsvolle Sprache dieser neuesten Dichterschule als der höchste Gipfel poetischer Kunst. Zu ihrer Fahne schwört auch der Dichter dieser Märchen, der Vater dieser „Sonnenkinder" — schon die Wahl des Titels ist bedeutungsvoll. Lechleitner's Name ist bekannt geworden dadurch, daß der Schriftsteller als ein Opfer seiner deutschen Gesinnung und seiner Gewissensfreiheit aus seiner Heimath Tirol hat flüchten müssen, dann in dem Großherzog von Weimar einen hochherzigen Beschützer und Gönner gefunden hat, der ihm auf der Wartburg einen Zufluchtsort und eine Stätte ruhigen Schaffens gewährte. Diese Schicksale, freilich in überaus märchenhafter und verschnörkelter Einkleidung, bilden den Grundstoff des dritten in der Reihe der sieben Märchen des vorliegenden Bandes: „Der Engel der Verfolgung". Soll ich nun auch von dem Inhalte der übrigen Märchen eine Andeutung geben, so bin ich in nicht geringer Verlegenheit. In dem trocknen Tone nüchterner Berichterstattung läßt sich die Aufgabe schlechterdings nicht lösen, das geheimnißvoll zerfließende Halbdunkel Lechleitner'scher Sprache aber steht mir nicht zu Gebote. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß der Dichter „der blutigen Nothwendigkeit einer tiefinnerlich wirkenden Seelenstimmung hat Ausdruck geben müssen" (S. 23), und vielleicht hat er auch Recht, wenn er sich für einen „wirklichen, einen sehr großen Dichter" hält (S. 24). Sicherlich fehlt es nicht an wahrhaft poetisch empfundenen Stellen. Ich erwähne z. B. die schwärmerische Schilderung des bestrickenden Tonzaubers, den der Zigeunerbub der wundersamen Stainergeige entlockt (S. 155), ferner das fesselnde Bild der Mittsommernacht in den Tiroler Bergen („Johannisfeuer" S. 159 ff.). Aber wenn ich den Gesammteindruck, den das Buch bei mir hinterlassen hat, kennzeichnen soll, so muß ich ehrlicher Weise doch sagen: Das Wunderliche und Gesuchte überwiegt bei Weitem gegenüber dem einfach Schönen und Natürlichen, und die Hoffnung, die in einer beigegebenen Besprechung ausgedrückt wird, das Buche möge bald ein Liebling des deutschen Volkes werden, vermag ich nicht zu theilen. Auch den Bildern von Franz Stassen kann ich keinen großen Geschmack abgewinnen. Ich fürchte, Frl. Dr. phil. Fanny Mayer („Der Zeisig" S. 23) behält schließlich doch Recht mit ihrer Annahme, die Märchendichtung Lechleitner's werde wohl nur bei ihm und seinen Freunden vollem Verständniß begegnen. Die Ausstattung des Buches in Druck, Papier, Einband ist prunkvoll; indessen verräth schon das bunte Bild auf dem Außendeckel die hochmoderne Richtung, der das Buch angehört. R. B.

— Dr. R. Tümpel, Die Geradflügler Mitteleuropas. Verlag von M. Wilckens, Eisenach. Preis 15 ℳ. — Das nach verhältnißmäßig kurzer Zeit nun zum Abschluß gelangte Tümpel'sche Werk wurde gleich beim Erscheinen seiner ersten Lieferungen im Jahre 1898 von uns mit großer Freude begrüßt, da diese Specialschrift eine längst empfundene Lücke auszufüllen

versprach in der Reihe wissenschaftlicher Hilfsmittel zum Studium der Geradflügler, einer Thiergruppe, deren Vertreter zwar Jedermann beim Wandern durch Flur und Wald in den mannigfachsten Formen begegnen, die aber nur von wenig Insectenfreunden zum Gegenstand eingehender Beobachtungen gemacht oder als Sammelobjecte gewählt werden, da es bisher an leicht zugänglicher, systematischer Belehrung und sachkundiger Anleitung dazu fehlte. Diesem Mangel ist nun abgeholfen, denn gewiß Niemand, der nach sorgfältiger Prüfung der Anfangslieferungen des Tümpel'schen Werkes auf eine von Seiten des Verfassers bis zum Ende gleichmäßig durchzuführende Behandlung des reichen Stoffes rechnete, sieht sich jetzt in seinen Erwartungen getäuscht. Die siebente Lieferung, das Schlußheft, ist 19 Bogen stark und enthält hochinteressante Schilderungen und eingehende Beschreibungen der Lebensweise und des Körperbaues der eigentlichen Geradflügler, Orthoptera genuina, das heißt der Ohrwürmer, Schaben, Fangheuschrecken, Gespensterheuschrecken, Feldheuschrecken, Laubheuschrecken und Grillen. Durch übersichtliche Tafeln zur Bestimmung der Gattungen und Arten der genannten Gruppen, sowie durch die weiterfolgende genaue Beschreibung der einzelnen, systematisch aneinandergereihten Species wird es jedem Orthopterensammler nach einiger Uebung leicht werden, die in Mittel-Europa vorkommenden Geradflügler in Bezug auf Gattung und Species zu bestimmen. Am Schluß des Werkes werden noch die sogen. Blasenfüße Physopoda, Thysanoptera besprochen, eine Orthopterengruppe, die wegen ihrer Kleinheit und verborgenen Lebensweise noch weiterer, eingehender Studien und systematischen Sammelns bedarf. Die künstlerische Ausstattung des Schlußheftes steht der der vorausgegangenen Lieferungen durchaus nicht nach, denn außer zahlreichen, wohlgelungenen Textillustrationen werden den 18 vorher erschienenen prachtvollen Buntdrucktafeln mit dem Schlußheft noch drei dergleichen von vollendeter Naturtreue beigefügt. Auch mag nicht unerwähnt bleiben, daß der Verfasser zur weiteren Orientirung seiner Leser auf dem Gebiete der Orthopterenkunde ein ausführliches Verzeichniß der einschlagenden Literatur zusammengestellt hat. Wir haben bereits früher an dieser Stelle die gebildete Leserwelt und die Insectenfreunde auf die Tümpel'schen Geradflügler aufmerksam gemacht und diesem vortrefflichen Werke die weiteste Verbreitung gewünscht; bei wiederholter Empfehlung glauben wir besonderen Nachdruck darauf legen zu müssen, daß der gelehrte Verfasser mit seinem Buche einen doppelten Zweck zu erreichen strebt: „Er will nicht nur eine Zusammenstellung der mitteleuropäischen Geradflügler und eine Anleitung zur Aufsuchung ihrer Namen geben, sondern auch für die behandelte Insectenordnung versuchen, den Zusammenhang zwischen Körperbau und Lebensweise darzulegen, soweit das bis jetzt möglich ist. Er will weitere Kreise anregen, tiefer einzudringen in das Insectenleben und in die Kenntniß der Ursachen, die es bedingen, damit allmälig das allerdings unerläßliche systematische Sammeln der Insecten sich vertiefe in eine wahrhafte Kenntniß der Insecten." P—t.

— **Deutscher Thierfreund.** Illustrirte Monatsschrift für Thierschutz und Thierpflege. Herausgegeben von Dr. **Robert Klee** und Professor Dr. **William Marshall.** Verlag: Hermann Seemann Nachfolger Leipzig. Jahrgang IV, Heft 9 und 10. Preis des Jahrgangs 3 Mark. Einzelnummer 50 Pf. — Schon wiederholt nahmen wir Gelegenheit, der gebildeten Leserwelt den Deutschen Thierfreund als belehrende und unterhaltende Lectüre zu empfehlen, und es hat sich diese Empfehlung im Laufe der Jahre mehr und mehr als berechtigt erwiesen. Das im Deutschen Thierfreund zum Ausdruck gebrachte Bestreben, unseren Hausthieren nicht nur, sondern auch den freien Bewohnern von Wald und Feld größeren Schutz und bessere Pflege zu gewähren und auf Grund langjähriger Studien und sorgfältiger Beobachtungen den Unkundigen im Einzelnen hierüber zu belehren, muß ohne Zweifel als ein höchst ehrenwerthes und segenbringendes bezeichnet werden. Der Thierschutz gewinnt erfreulicher Weise, besonders in Deutschland immer mehr an Bedeutung; existiren doch bereits in unserem Vaterlande etwa 250 Thierschutzvereine mit annähernd 100000 Mitgliedern, obgleich sich die Bewegung bisher nur auf die Städte erstreckte. Diesen zahlreichen vaterländischen Vereinen dient nun seit Kurzem der Deutsche Thierfreund als Bundesorgan, und die Reichhaltigkeit, welche diese Zeitschrift hierdurch mit erlangt hat, legt es den Zweigvereinen nahe, ihre Mitglieder zur Anschaffung des Deutschen Thierfreundes zu veranlassen. Nicht blos in Deutschland, auch in anderen civilisirten Staaten ist man zu der Erkenntniß gekommen, daß der Thierschutz sowohl vom humanen als auch vom praktischen Standpunkt aus mehr und mehr Vertreter und Verfechter finden müsse, und die allgemeine Entrüstung über den Fang der Sing- und Zugvögel in Italien, sowie über den Massenmord der Schmuckvögel in den Tropen wird hoffentlich bald die Regierungsbehörden veranlassen, durch strenge Gesetze und durch energische Bestrafung der diese Gesetze Mißachtenden dem empörenden Treiben ein Ende zu bereiten. Die Pariser Weltausstellung hat in ihrem Gefolge eine große Reihe internationaler Congresse, unter anderen auch einen Thierschutzcongreß gezeitigt, und es ist Jedermann zu empfehlen, den im IV. Jahrgang Heft 9 des Deutschen Thierfreundes gegebenen, ausführlichen Bericht über die auf diesem Congreß gepflogenen Verhandlungen nachzulesen. Speciell in Bezug auf den Vogelschutz wurde dort in einer Plenarsitzung einstimmig beschlossen, folgende internationale Maßnahmen den Regierungen aller civilisirter Staaten empfehlend zu unterbreiten: 1. In wirksamer Weise alle Vögel zu schützen, welche nicht allgemein als unbestreitbar schädlich angesehen werden, so lange bis man dazu gekommen ist, Listen der allerorts und stets nützlichen Vögel festzustellen. 2. Jeden Massenfang zu verbieten. 3. Den Handel und die Durchfuhr, das Ausbieten, den Verkauf und Ankauf der geschützten Vögel, ihrer Eier und ihrer Jungen zu verbieten. 4. Jeden Staat zu bitten, auf seinem Gebiete ornithologische und entomologische Untersuchungen zu veranlassen, um die Art der Ernährung der einzelnen Vogelarten und dadurch den Grad ihres Nutzens festzustellen. 5. Mit allen Mitteln (Anlage von Hecken, Nistkästen) die Vermehrung der nützlichen Vögel, vor Allem der insectenfressenden, zu befördern. 6. Unter der Jugend Bücher zu verbreiten, welche Interessantes und Nützliches über die Lebensweise der Vögel im Allgemeinen enthalten. — Im zehnten, d. h. im Octoberheft des Deutschen Thierfreundes finden wir wieder eine Reihe belehrender Aufsätze und interessanter Mittheilungen und werden durch die reich illustrirte Ausstattung des Heftes angenehm berührt. Die darin behandelten Themata lauten: Die Kreuzschnäbel als vermeintliche Menschenfreunde (von Dr. Zürn). — Das Thier im deutschen Sprichwort (Fortsetzung: Drache, Elefant, Ente, Eule). — Die jagdbaren Krammetsvögel und die nicht jagdbaren Drosselarten. — Bericht über die Generalversammlung des Bundes Thüringischer Thierschutzvereine zu Weißenfels. — Ueber Liebesspiele bei Fliegen (von Marshall). — Ein grüner Musikant (von Feldtmann). — Zur ästhetischen Beurtheilung der Thiere (von Sokolowsky). — Der Hund als Krieger. — Das Yokohama-Huhn (mit Abbildungen) von Bungartz. — Aus den Thierschutzvereinen. — Aus dem Auslande. — Gemeinnützige Mittheilungen; Humoristisches und Monatskalender für Thierzüchter u. s. w. Seit Juli d. J. wird vom Verleger noch jedem Hefte des Deutschen Thierfreundes eine Gratisbeilage mit Illustrationen im Umfang eines Bogens beigefügt; diese Beilage enthält eine äußerst humoristische, gewisse Verirrungen auf dem Gebiete der Belletristik scharf geißelnde Erzählung vom „Kater Murr" von E. T. A. Hoffmann. — Wer also eine anregende und gemüthvolle, auf modern-naturwissenschaftlicher Erkenntniß basirte Monatsschrift zu lesen wünscht, dem können wir den Deutschen Thierfreund von Herzen empfehlen. P—t.

— **Schönburgischer Hauskalender** auf das Jahr 1901. Waldenburg, Druck und Verlag von E. Kästner. Preis 20 ₰. — Der Kalender ist in erster Reihe für die Orte der Fürstlich und Gräflich Schönburgischen Receßherrschaften berechnet, hat aber im ganzen Königreich Sachsen und darüber hinaus Freunde. Eine sehr farbenfrische und lehrreiche Dorfgeschichte von Karl Schmidt: „Zu Grunde gerichtet", sowie ein launiger Bericht über zwei kecke Hochstapler und geriebene Vagabunden, die unter den Namen Goethe und Lessing eine Anzahl sächsischer Orte brandschatzten (von Theodor Diestel in Blasewitz), vertreten den unterhaltenden Theil auf's Beste. Neben dem Kalendarium und den mancherlei gemeinnützigen Angaben, die man in seinem Kalender zu suchen gewohnt ist, giebt ein vollständiges Verzeichniß aller innerhalb der Schönburgischen Receßherrschaften thätigen Beamten, Geistlichen und Lehrer diesem Kalender seine Eigenart. Zu besonderem Schmucke gereicht ihm ein hübscher Lichtdruck des Schlosses Hartenstein, dessen Geschichte ein kurzer Aufsatz behandelt. Der äußerst billige Preis von 20 Pfennigen wird dem Absatz des Kalenders sicherlich nicht hinderlich sein. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 146. Donnerstag, den 6. December, Abends. 1900.

Das — neue — sächsische Einkommensteuergesetz vom 24. Juli 1900.

Von M. Siegel, Landgerichtsdirector.

(Schluß.)

IV. Rechtsmittel (§§. 48—67).

Bisher bestanden drei Rechtsmittel des Beitragspflichtigen: Rechtsmittel der Reclamation gegen die Einschätzung an die Einschätzungscommission, Rechtsmittel der Reclamation gegen die von der Einschätzungscommission ertheilte Entscheidung an die Reclamationscommission und Beschwerde gegen die Entscheidung der Reclamationscommission an das Finanzministerium, das seit dem Gesetz vom 10. März 1894 in einer durch das Gesetz D vom 30. Januar 1835, das Verfahren in Administrativjustizsachen betreffend, vorgeschriebenen Zusammensetzung als oberste Verwaltungsgerichtsbehörde entscheidet. Bei der Zahl der Rechtsmittel ist es geblieben, auch bei der Bezeichnung der ersten beiden Rechtsmittel. Dagegen ist an Stelle der Beschwerde an das Finanzministerium eine Anfechtungsklage getreten, über die das am 1. Januar 1901 neu zusammentretende Oberverwaltungsgericht entscheidet. Fristen für Einlegung der Rechtsmittel: Reclamation gegen die Einschätzung bisher und künftig 3 Wochen, Reclamation gegen die von der Einschätzungscommission ertheilte Entscheidung bisher 14 Tage, künftig 3 Wochen, Beschwerde an das Finanzministerium bisher 14 Tage, jetzt Anfechtungsklage an das Oberverwaltungsgericht 4 Wochen. Die Fristen laufen sämmtlich von Bekanntmachung der Entscheidung an, die zur Anfechtung Anlaß giebt.

Beide Gesetze — das Gesetz von 1878 und das Gesetz von 1900 — legen dem Reclamanten die Verpflichtung auf, die zu Begründung des Rechtsmittels vorgebrachten thatsächlichen Ausführungen zu bescheinigen. Werden in Erfüllung dieser Verpflichtung Urkunden im Reclamationsverfahren vorgelegt, so werden sie nach dem Urkundenstempelgesetze stempelpflichtig. Es kann vorkommen und ist vorgekommen, daß der zu entrichtende Stempel mehr beträgt, als die Ersparniß an Steuer, die durch die Einwendung der Reclamation herbeigeführt werden soll. Deshalb neu eine Bestimmung getroffen, daß die als Bescheinigungsmittel eingereichten oder vorgelegten Urkunden — allein — wegen ihrer Einreichung und Vorlegung im Rechtsmittelverfahren dem Urkundenstempel nicht unterworfen sind.

Das Gesetz von 1878 bestimmte, daß Reclamationen, welche für versäumt oder unzulässig zu erachten sind, von dem Bezirkssteuerinspector zurückgelegt werden, um nach Befinden bei der nächstjährigen Einschätzung benutzt zu werden. Die Worte „nach Befinden“ sind gern übersehen worden. Es hat sich so die irrige Anschauung herausgebildet, daß eine zurückgelegte Reclamation einen unbedingten Anspruch auf Berücksichtigung bei der nächsten Einschätzung besitze. Diesem Irrthum zu begegnen, ordnet das neue Gesetz einfach an Zurückweisung der versäumten und unzulässigen Reclamationen. Den Einschätzungscommissionen werden stets sämmtliche vorjährige Reclamationen mit Einschluß der formell unzulässigen zur Benutzung bei der neuen Einschätzung mitgetheilt. Die neue Bestimmung ist also unbedenklich. Gegen den Zurücklegungsbeschluß gab es früher und giebt es jetzt eine bei der Bezirkssteuereinnahme anzubringende Beschwerde an die Reclamationscommission; Frist für sie früher 14 Tage, jetzt 3 Wochen von der Eröffnung an.

Als erstes Rechtsmittel wurde erwähnt die Reclamation gegen die Einschätzung. Das Rechtsmittel der Reclamation steht dem Beitragspflichtigen auch zu gegen die höhere Veranlagung, Nachschätzung, wenn sich das Einkommen nach erfolgter Veranlagung erhöht hat, und gegen Ablehnung der beanspruchten Steuerermäßigung, Ablehnung der Nachschätzung, wenn sich das Einkommen nach erfolgter Veranlagung vermindert hat. Bisher hat es eine Nachschätzung in diesem Sinne nicht gegeben. Eine Nachschätzung gab es bisher nur, wenn Jemand im Laufe des Jahres steuerpflichtig ward. Diese neu hinzutretenden Beitragspflichtigen ließ das Gesetz von 1878 bis zur nächsten allgemeinen Einschätzung von der Gemeindebehörde in die ihrem muthmaßlichen Einkommen entsprechende Steuerclasse einstellen; Rechtsmittel gegen solche Nachschätzungen wurden der Gemeindebehörde vorgelegt, von der die Nachschätzung ausging, zur Entscheidung der Reclamationscommission aber gebracht, wenn sie von der Gemeindebehörde ganz oder theilweise für unbegründet erachtet worden war. Die Vorlage der Regierung bemerkt hierzu: „Die Reclamationscommission steht den Verhältnissen ferner und ist als die einzige hier für thatsächliche Feststellungen zuständige Instanz häufig schon im Interesse der Beitragspflichtigen zu Rückfragen und sonstigen Erörterungen genöthigt; sie tritt außerdem nur zeitweilig zu Sitzungen zusammen; es sind deshalb Verzögerungen der Entscheidung unvermeidlich. Der Betheiligte würde sich aber oft mit einem nur theilweisen Erfolg seines Rechtsmittels begnügen, wenn er denselben nur bald erzielen könnte. Deshalb ist von dem neuen Gesetz die Entscheidung über Rechtsmittel gegen Nachschätzungen in erster Instanz ganz allgemein den Behörden zugewiesen, deren Entscheidung angefochten wird.“

Als letztes Rechtsmittel wurde bezeichnet die Anfechtungsklage. Sie steht neben dem Beitragspflichtigen noch dem Vorsitzenden der Reclamationscommission zu. Sie kann nur darauf gestützt werden, daß entweder das bestehende Recht nicht oder nicht richtig angewendet worden sei und die angefochtene Entscheidung hierauf beruhe, oder in dem Verfahren, welches der angefochtenen Entscheidung vorangegangen ist, eine wesentliche Formvorschrift unbeachtet gelassen worden sei. Sie ist binnen der schon angegebenen Frist — von 4 Wochen — bei der Bezirkssteuereinnahme, die die angefochtene Entscheidung der Reclamationscommission bekannt gemacht hat, schriftlich anzubringen. Den Verkehr zwischen der Bezirkssteuereinnahme und dem Oberverwaltungsgericht vermittelt der Vorsitzende der Reclamationscommission. Ein Bild von dem Verfahren vor dem Oberverwaltungsgericht zu entwerfen, ist jetzt noch nicht möglich, da das neu zusammentretende Oberverwaltungsgericht erst seine Geschäftsordnung ausarbeiten wird. Folgende Bemerkungen legen nahe die Bestimmungen des Gesetzes. Der Ausdruck Anfechtungsklage weist hin auf einen Kläger und damit auf einen Beklagten. Von Parteien kann aber in dem Verfahren nicht wohl die Rede sein. Ob zu der mündlichen Verhandlung vor dem Oberverwaltungsgericht das Ministerium, in dessen Geschäftskreis der betreffende Gegenstand gehört, hier das Finanzministerium, einen Vertreter abordnen soll, hängt von der Entschließung des Ministeriums ab. Ein Vertreter muß nur bestellt werden, wenn das Oberverwaltungsgericht aus eigenem Entschluß oder auf Antrag eines Betheiligten darum ersucht. Der Ausdruck Klage weist weiter nach dem Begriff, den wir jetzt damit verbinden, hin auf eine Mittheilung der im Laufe des Verfahrens gewechselten Schriften an den Gegner, auf eine mündliche Verhandlung. Anders in dem Verfahren vor dem Verwaltungsgericht. Zwar wird die Klage des Vorsitzenden der Reclamationscommission dem Beitragspflichtigen mit der Eröffnung mitgetheilt werden, daß ihm binnen 14 Tagen die Einreichung einer Erwiderung frei stehe; die etwaige Gegenerklärung aber, die der Vorsitzende der Reclamationscommission auf die Klage des Beitragspflichtigen oder dessen Erwiderung auf seine Klage abgiebt,

und mit der er die Acten an das Oberverwaltungsgericht einzureichen hat, wird dem Beitragspflichtigen nicht mitgetheilt. Und darüber, ob vor Ertheilung einer Entscheidung eine mündliche Verhandlung stattfinden soll, entscheidet das Oberverwaltungsgericht nach eigenem Ermessen. Ist es richtig, als Kern eines Streitverfahrens den Anspruch der Betheiligten auf öffentliche und mündliche Verhandlung zu bezeichnen, so entbehrt das Verfahren, in dem der Steuersenat des Oberverwaltungsgerichts über Anfechtungsklagen entscheiden wird, dieses Kernes. So übrigens auch in Preußen.

V. Zuwiderhandlungen und deren Folgen.

Das Gesetz von 1878 setzte fest, §. 68, eine Hinterziehungsstrafe für denjenigen, der bei Declaration seines Einkommens oder des Einkommens eines von ihm zu vertretenden Beitragspflichtigen oder bei Beantwortung der ihm zum Zwecke der Einschätzung oder der Verhandlung eines Rechtsmittels amtlich vorgelegten Fragen in Betreff der Erwerbs- und Vermögensverhältnisse wissentlich solche unrichtige oder unvollständige Angaben erstattet, welche zur Verkürzung des Steuerinteresses zu führen geeignet sind, weiter, §. 70, eine Ordnungsstrafe für den, der in den zum Zwecke der Einschätzung eines Einkommens, dessen Declaration ihm obliegt, oder in den zum Zwecke der Verhandlung eines Rechtsmittels von ihm gemachten Angaben sich in wesentlichen Punkten Unrichtigkeiten zu Schulden kommen läßt, sofern diese zur Bestrafung wegen Hinterziehung nicht geeignet sind, ferner, §. 71, eine Ordnungsstrafe für den, der, als Hausbesitzer oder Arbeitgeber zu gewissen Nachweisungen aufgefordert, dieser Aufforderung nicht rechtzeitig nachkommt oder wer der Aufforderung, als Sachverständiger oder Auskunftsperson vor der Einschätzungscommission seines Districts zu erscheinen, ohne genügende Entschuldigung nicht Folge leistet, eine Ordnungsstrafe, §. 72, für den im Laufe des Steuerjahres beitragspflichtig Gewordenen, der die Anzeige von dem Eintritt in die Beitragspflicht nicht binnen 3 Wochen bewirkt, endlich, §. 73, eine Ordnungsstrafe für die Mitglieder der Einschätzungscommission, die der Verpflichtung zur Geheimhaltung der aus Anlaß ihrer Mitwirkung zu ihrer Kenntniß gelangenden Verhältnisse der Beitragspflichtigen zuwiderhandeln; die letzterwähnte Bestrafung setzt einen Antrag des Verletzten voraus. Das Gesetz von 1900 führt eine Hinterziehungsstrafe auch für den ein, der wissentlich unrichtige oder unvollständige, zur Verkürzung des Steuerinteresses zu führen geeignete Angaben bei Beantwortung der ihm zum Zwecke der Nachschätzung amtlich vorgelegten Fragen oder bei Begründung einer Reclamation erstattet; es erhöht ferner die Strafe für die schwatzhaften Commissionsmitglieder von 100 auf 150 ℳ und beseitigt hierbei das Erforderniß des Antrags des Verletzten. Zur Bestrafung kann auch jetzt nicht führen die Erstattung unrichtiger oder unvollständiger Angaben bei der Anmeldung des Anspruchs auf Ermäßigung der Steuer bei Einkommensverminderung nach erfolgter Veranlagung, ebensowenig die natürlich wahrheitswidrige Begründung der Anfechtungsklage.

Gesetz, Ausführungs-Verordnung und Instruction des Jahres 1900 enthalten noch manche Bestimmungen, die in dem Gesetz, der Ausführungs-Verordnung und der Instruction von 1878 fehlen. Zum Theil handelt es sich hierbei um Bestimmungen, die den Gegenstand nach 1878 erlassener Generalverordnungen gebildet haben oder durch die zeitherige Rechtsprechung herausgebildet worden sind, also vor Erlaß der neuen Vorschriften bereits gegolten haben. Hierher gehören die Bestimmungen über die Abhaltung von Vor- und Bezirksconferenzen durch den Bezirkssteuerinspector (zu Vorbereitung der Einschätzung des Einkommens aus dem Betriebe der Landwirthschaft), die Bestimmungen über die Zustellung der Entscheidungen der Reclamationscommissionen, die Bestimmungen über das bei der schätzungsweisen Ermittelung des Einkommens und besonders bei Ermittelung des Einkommens aus Werthpapieren mit schwankendem Ertrag einzuschlagende Verfahren, die Bestimmungen über das Verfahren bei mehrfacher Veranlagung eines Beitragspflichtigen auf dasselbe Jahr, die Bestimmungen über die Wegfallsverschreibung von Einkommensteuerbeträgen wegen Wegfalls der Beitragspflicht, Wegzugs des Beitragspflichtigen oder Uneinbringlichkeit. Auch die Bestimmungen sind nicht neu, daß bei der Einschätzung Spitzen, welche 1 ℳ noch nicht erreichen, außer Betracht zu lassen sind, daß bei Nachschätzungen von der Annahme auszugehen ist, es sei das Einkommen in derselben Höhe, in der es für das letzte der bei der Nachzahlung in Betracht kommenden Jahre der Nachzahlungsberechnung zu Grunde zu legen ist, auch in den früheren Jahren der Nachzahlungsperiode zur Besteuerung zu ziehen gewesen, daß ferner die Beitragspflichtigen berechtigt sind, von der Gemeindebehörde Auskunft darüber zu verlangen, wie sich die Ergebnisse ihrer Einschätzung nach dem Kataster zusammensetzen. Zum anderen Theil handelt es sich um Bestimmungen, die jedenfalls für den Beitragspflichtigen von recht geringer Bedeutung sind. Dies gilt von der Regelung der täglichen Arbeitszeit für die Mitglieder der Einschätzungscommission (früher 6 Stunden, jetzt 4 Stunden) und der Bezifferung ihrer Tagegelder (früher 3 ℳ bei 6 Arbeitsstunden, jetzt 3 ℳ bei 4 Arbeitsstunden), gilt auch von der — facultativen — Einführung von Einzellisten an Stelle der einen Hausliste. Nachzutragen ist nur noch, daß — eine Folge des Inkrafttretens des bürgerlichen Gesetzbuchs — die Bestimmungen über die Besteuerung der in väterlicher Gewalt stehenden Kinder wegen der Nutzungen des dem väterlichen Nießbrauch nicht unterliegenden Vermögens in Bestimmungen über die Besteuerung der in elterlicher Gewalt stehenden Kinder wegen der Nutzungen des der elterlichen Nutznießung nicht unterliegenden Vermögens umgewandelt und daß (hinsichtlich des Ortes der Erfüllung der Beitragspflicht) den bevormundeten die unter Pflegschaft stehenden Personen gleichgestellt worden sind.

Von dem neuen Gesetz ist bei der Berathung in den Kammern mit Recht gesagt worden, daß es Unklarheiten beseitige, Härten in Wegfall bringe. Und in wahrhaft wohlthuender Weise wird in den Ausführungsbestimmungen, besonders in der Instruction, immer wieder darauf hingewiesen, wie bei dem Einschätzungsgeschäft das Augenmerk allein gerichtet werden soll auf eine sachgemäße Einschätzung, auf eine Einschätzung, die zwar den Interessen der Staatscasse gerecht wird, dabei aber schonende Rücksicht auf die Beitragspflichtigen nimmt. Trotzdem wird es auch künftig nicht an Beschwerden, an berechtigten Beschwerden fehlen. Auch die einzelnen Beitragspflichtigen haben Mittel in der Hand, solchen Beschwerden vorzubeugen. Sie sollen einmal sich vertraut machen mit den bestehenden Bestimmungen; sie sollen dann im einzelnen Falle diese Bestimmungen gerecht, objectiv-denkend anwenden. Ein Ausspruch des preußischen Finanzministers v. Miquel auf dem preußischen Landtag 1899 enthält für den deutschen Steuerzahler nicht nur eine große Schmeichelei, sondern auch einen wichtigen und richtigen Rathschlag. Er ging dahin, daß ein Steuersystem, wie das den deutschen Einkommensteuergesetzen zu Grunde liegende, sich nur durchführen lasse bei einem Volke, das so gebildet sei und — im Ganzen — so gerecht denke wie das deutsche Volk.

Bücherbesprechungen.

— W. Stavenhagen, Die geschichtliche Entwicklung des preußischen Militär-Kartenwesens. Sonderabdruck aus Hettner's Geographischer Zeitschrift. VI. Jahrg. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 1900. — Stavenhagen ist uns in der Geschichte der neuern Kartographie kein Unbekannter mehr. Mit seiner neuesten Veröffentlichung bringt er einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Karte. Er giebt sowohl Militärs aller Waffen und Grade wie der in der heutigen Zeit großen Zahl von Gebildeten, die Generalstabskarten im praktischen Leben zu benutzen pflegen oder sich rein wissenschaftlich für sie interessiren, einen kurzen und anschaulichen Ueberblick der Geschichte dieses wichtigen Zweiges der Militärwissenschaften. Zuerst wird der alten Kartographie vor 1816 gedacht, der Kartographie der Zeit vor dem Großen Kurfürsten und der von der Zeit des Großen Kurfürsten bis 1816. Den zweiten Theil füllt das Kartenwesen von 1816 bis heute aus: a) die Epoche von 1816—1830, b) die Epoche von 1830—1865, c) die Epoche von 1865 bis heute. Zugleich dürfte dem Verfasser mit seiner Arbeit auch der andere von ihm verfolgte Zweck gelingen: das Interesse und das Verständniß weiter Kreise für den Werth und den Gebrauch der Generalstabskarten anzuregen und zu fördern. Eo.

— Taschenbuch für die Feldartillerie von Wernigk, Hauptmann und Lehrer bei der Feldartillerie-Schießschule. 16. Jahrgang 1901. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 2 ℳ — Von dem bewährten Wernigk'schen Feldtaschenbuch ist kürzlich der 16. Jahrgang erschienen, nachdem im vorigen Jahre eine Ausgabe nicht erfolgte. Die seitdem stattgehabte Errichtung von

Haubitzbatterien, die Neuformation und Unterstellung der Feldartillerie unter die Divisionen — soweit dieselbe bis jetzt durchgeführt —, ferner die Neuausgabe der Felddienstordnung, des Exercir-Reglements und der Schießvorschrift haben eine völlige Umgestaltung des Taschenbuchs nothwendig gemacht. Der Inhalt ist so gestaltet worden, daß das Büchlein sowohl den Kanonen-, als auch den Haubitzbatterien in gleicher Weise gerecht wird; in denjenigen Abschnitten, wo der Stoff gemeinschaftlich behandelt werden konnte, ist das die Haubitzen speciell Betreffende durch besonderen Druck kenntlich gemacht worden. Das Taschenbuch wird auch in der neuen Bearbeitung in den Kreisen der Feldartillerie willkommen geheißen werden. A. B.

— Admiral Max Freiherr von Sterneck. Erinnerungen aus den Jahren 1847—1897. Herausgegeben von seiner Wittwe. Biographische Skizze und Erläuterungen vom k. k. Linienschiffscapitän Frhrn. v. Benko. A. Hartleben's Verlag. Leipzig, Wien, Pest. — Wenn dieses Werk in erster Linie gewiß von der Wittwe des bedeutenden österreichischen Admirals, der Freifrau Lydia Sterneck-Griswold, herausgegeben wurde, um das Andenken ihres so hochverdienten Mannes zu feiern, so überschreitet es diesen enggezogenen Rahmen nichtsdestoweniger um ein Gewaltiges. Denn die jetzt zum ersten Mal veröffentlichten Briefe des Admirals v. Sterneck im Zusammenhange mit zahlreichem schriftlichem Material eines Tegetthoff entrollen ein gut Stück der jüngeren österreichischen Geschichte der fünfziger und sechziger Jahre, die an bedeutenden Ereignissen wahrlich nicht arm ist. Naturgemäß werden diese „Erinnerungen" am meisten in den Kreisen des österreichischen Seeofficiercorps gewürdigt werden, da aus den hunderten von Briefen des jüngst verstorbenen Obercommandirenden der Kriegsflotte die gewaltige Persönlichkeit desselben in all' ihren Eigenschaften zu Tage tritt. Aber auch weit über diese Kreise hinaus werden die Aufzeichnungen eines Sterneck berechtigtes Interesse erwecken; ganz besonders jene Briefe, die von den Kriegsthaten der sechziger Jahre berichten. Schonungslos deckt Admiral Sterneck die Schäden in der Verwaltung der österreichischen Kriegsmarine mit ihrer zerfahrenen Oberleitung auf; sein patriotisches Herz kommt erst zur Ruhe, nachdem der Held von Lissa, sein Freund Tegetthoff, eine Reorganisation in der Marineleitung in die Wege leitet und durchführt. Die Briefe des Flaggencapitäns Tegetthoff's, des Commodore und Militär-Hafencommandanten zu Pola, des Admirals und Marinecommandanten v. Sterneck haben dauernden Werth. Daher sollte das vornehm ausgestattete Werk mit seinen Abbildungen des größten Theils der älteren österreichischen Kriegsschiffe in keiner Marinebibliothek fehlen. Aber auch der Historiker und vor Allem der Diplomat wird nur schwer auf das Werk in seiner Bibliothek verzichten wollen, da es eben so manchen interessanten Einblick hinter die Coulissen der letzten Jahrzehnte gewährt. M. B.

— Heinrich Mann, Im Schlaraffenland. Ein Roman unter feinen Leuten. München 1900. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst. — Schon der Name des Verlegers weist darauf hin, daß wir es hier mit einem Roman zu thun haben, welcher der neufranzösischen Schule angehört, sodaß Marcel Prévost und Jeanne Marie sich seiner nicht zu schämen brauchen. Freilich hat seine Schilderung der Corruption in den feinen Berliner Salons auch im übrigen Deutschland namhafte Vorgänger. Am lebhaftesten wird man an Sudermann's Drama „Sodoms Ende" erinnert; denn die Frau Türkheimer in unserem Roman hat eine unwidersprechliche Familienähnlichkeit mit der Frau Adele in „Sodoms Ende". Der Unterschied besteht nur darin, daß es sich hier um einen begabten Künstler handelt, während der Held des Romans doch nicht viel mehr als ein stümperhafter Dichter ist. Im Salon der Frau Türkheimer, dem Schlaraffenland, spielen die Schriftsteller, Dichter, Redacteure eine große Rolle und dadurch wird lebhaft an einen anderen mit fragwürdigen Weiblichkeiten ausgestatteten Roman erinnert, an Megede's „Unter Zigeunern". Wenn wir aber sehen, wie der Ruhm der Tagesgrößen in den Salons fabricirt wird, da klingt auch Blumenthal's „Große Glocke" mit herein. Fragt man sich aber, worin denn das Neue des umfangreichen Romans besteht, so kann man nur antworten, daß diese früheren Erzeugnisse unserer dramatischen und erzählenden Muse hier mit Marcel Prévost retouchirt sind, daß bei Heinrich Mann die Schatten tiefer sind und er in der Unerschrockenheit seiner Darstellungsweise seine Vorgänger schlägt. Er ist ein Sittenmaler in der Weise Juvenal's. Doch in der Breite der Ausführung und des Ausmalens schlüpfriger Bilder erinnert er an Zola's „Nana" und „La Curée". Die ganze hier geschilderte Gesellschaft ist ein Sodom, für welches nur der Schwefelregen übrig bleibt. Da ist die Frau Generalconsul Türkheimer, eine mehr als vierzigjährige Dame, welche eine ganze Galerie von Liebhabern aufzuweisen hat. In diese Galerie tritt der junge Held des Romans ein und das Liebesverhältniß zwischer dieser Saloncirce und dem im Irrgarten der Journalistik herumtaumelnden Schulmeister, ein ganz reizloses Verhältniß, das durch ein unter Börsenspeculationen verkleidetes Schürzenstipendium einen bedenklichen Anflug von Gemeinheit erhält, bildet den Inhalt der Hauptcapitel des Romans. Der Gatte der abenteuerlustigen Frau, ein überreicher Millionär, macht aus einem früheren Arbeitsmädchen seine Maitresse, kauft ihr eine Villa und richtet sie fürstlich ein. Der Schulmeister außer Diensten, der des Verhältnisses zur Frau des Generalconsuls allmälig satt geworden ist, nimmt nun noch die Geliebte desselben in Besitz, da er ein schöner junger Mann ist, der den armen Straßendirnen wie den schönen Salondamen gefällt. Doch nun wird er in der Villa Türkheimer geächtet und ihm nur dann Verzeihung bewilligt, wenn er die Dame heirathet. Dann erhält er Unterstützungen und auch eine gute redactionelle Stellung. Und er entschließt sich dazu, da er sonst keine Möglichkeit zu existiren besitzt. Frau Türkheimer tröstet sich mit einem anderen Liebhaber, dem salbungsvollen Zionisten Liabley. Und in diese durch die gemeinsten Motive bestimmte Haupthandlung sind Frauen verwebt, die uns an die berüchtigten Buhlheren in Daudet's „Sappho" erinnern, wie die Frau Primbusch mit ihrem Sadismus. Ohne Frage geht ein phosphorescirender Witz von dieser gesellschaftlichen Verwesung aus; das Colorit ist oft lebendig, oft von greller Buntheit und einzelne Charakterköpfe sind scharf gezeichnet, wenn auch zum Theil an die Caricatur streifend. Doch der Autor hat gänzlich auf ein Kunstmittel verzichtet, das in „Sodoms Ende" zur Geltung kommt, auf den Contrast: hier tritt schlichte treue Arbeit den Ausschweifungen des Luxus gegenüber. Dadurch gewinnt der Höllenbreughel eine sittliche Tendenz, die nicht aufdringlich gepredigt zu werden braucht. In dem „Schlaraffenland" von Heinrich Mann herrscht durchweg eine bodenlose Gemeinheit der Gesinnung; irgend ein Mensch, den man nach gewöhnlichen Begriffen als anständig bezeichnen könnte, tritt in keinem Capitel des Romans auf. Zur Sittenfäulniß des Salons kommt das gewissenlose Treiben an der Börse hinzu: der Cannibalismus der Geldmächte, durch welchen tausend Existenzen vernichtet werden, während auch einzelne Potentaten der hohen Finanz in die Grube stürzen, die sie Andern gegraben. Diese Capitel erinnern an Zola's Roman: „L'argent". Wenn nun auch der Verfasser keineswegs die Absicht hatte, dies Schlaraffenland andern Sterblichen zur Colonisation zu empfehlen, sondern vor seinem sumpfigen Boden und seinen giftigen Gewächsen warnen wollte, so macht doch das Ganze einen sehr unerquicklichen Eindruck, die Vorliebe für das Grelle, Häßliche, Prickelnde tritt augenscheinlich hervor; der moral insanity der Househelden berührt aufs peinlichste und im Ganzen kann man nur sagen, es wäre besser, wenn solche Romane überhaupt nicht geschrieben würden.

R. v. G.

— Indische Gletscherfahrten. Reise und Erlebnisse im Himalaya von Dr. Kurt Boeck. Reichillustrirt, mit 4 Panoramen, 3 Karten und 6 Situationsskizzen. Geheftet 9 M., elegant gebunden 10 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Hochgebirgstouren zur Durchforschung und Bezwingung noch wenig bekannter, außereuropäischer Hochgebirge sind in den letzten Jahren verhältnißmäßig häufig unternommen worden und sowohl in Nord- und Südamerika wie in Afrika und Asien sind in letzter Zeit eine Reihe bemerkenswerther und kühner Hochgebirgstouren und Bergbesteigungen ausgeführt worden. Von den wenigen deutschen Reisenden, die auf diesem Forschungsgebiete thätig gewesen sind, ist Dr. Kurt Boeck einer der bekanntesten; nach ausgedehnten Reisen im Kaukasus hat der Reisende im Laufe des letzten Jahrzehnts auf vier größeren Reisen einen großen Theil des Himalaya durchforscht und sich dadurch zu einem der besten Kenner jenes noch wenig bekannten Hochgebirges emporgeschwungen. Das vorliegende Werk schildert die erste Reise, die der Verfasser vor 10 Jahren im Sikkim- und im Central-Himalaya unternommen hat und über die er bereits 1896 im hiesigen Verein für Erdkunde einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag gehalten hat. Nicht um wissenschaftliche Entdeckungen zu machen, ist der Reisende in das Hochgebirge eingedrungen, sondern um

Land und Leute kennen zu lernen und die Welt mit der Pracht aber auch mit den Gefahren der tropischen Urwälder und des schneebedeckten Hochgebirges und auch mit den Lebensverhältnissen seiner von der Welt abgeschlossenen Bewohner bekannt zu machen. Und was das geübte Auge des Naturforschers erblickt und was der kundige Reisende bei den menschenscheuen Bergbewohnern erlebt hat, das schildert hier der unterhaltende Plauderer mit kernigem Humor und lehrt so den Leser auf die angenehmste Art eine Gegend kennen, die zu den prächtigsten und überwältigendsten der ganzen Erde gehört. Trotz der Regenzeit, während der es fast unaufhörlich in Strömen goß, durchwanderte der Reisende die an der tibetanischen Grenze liegenden Alpenländer Kumaon und Gahrwal und gelangte durch unwegsame Schluchten und auf hohen Schneepässen an den Fuß des 7826 m hohen, zum Centralmassiv gehörigen Nanda Devi, wo die Quellflüsse des Ganges entspringen. Im Herbst desselben Jahres drang dann der Reisende auf einer neuen Expedition von Dardschiling aus nach Sikkim vor und erreichte die Gletscherwelt des Kandschendschunga, von wo aus sich dem Auge das herrlichste Panorama über die Schneegipfel des centralen Himalaya darbot. Die lebendigen Schilderungen dieser Bergfahrten werden wirkungsvoll ergänzt durch eine sehr große Anzahl vorzüglicher Photographien, auf deren Auswahl und künstlerische Ausführung der Verfasser besondere Sorgfalt verwendet hat; eine Anzahl derselben sind vergrößert und in heliographischem Kupferdruck ausgeführt bereits vor mehreren Jahren als Kunstblätter zu einem Himalaya-Album vereinigt der Oeffentlichkeit übergeben worden. Von nicht zu unterschätzendem wissenschaftlichem Werthe sind besonders die landschaftlichen Aufnahmen und die Gebirgspanoramen, die in solcher Genauigkeit und Ausdehnung bisher noch nicht veröffentlicht worden sind. Bei allen diesen Vorzügen wird das Buch ohne Zweifel eine weite Verbreitung und ein dankbares Publicum finden. Dr. F.

— Historische Vierteljahrsschrift herausgegeben von Gerhard Seeliger. III. Jahrgang 1900. Neue Folge der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Der ganzen Folge 11. Jahrgang. Heft 3 und 4. Leipzig, B. G. Teubner. 1900. 8°. — Die vorliegenden Hefte zeichnen sich wieder durch einen reichen und vielseitigen Inhalt aus. Ludwig Schmidt, dem wir schon verschiedene Aufsätze über die älteste Geschichte der deutschen Stämme verdanken, handelt von den Hermunduren. Ihre frühesten etwa um Christi Geburt nachweisbaren Wohnplätze befanden sich zwischen Elbe, Harz, Erzgebirge und Fulda; zur Zeit des Tacitus aber wohnten sie nahe der Donau und nordwärts bis etwa zum Fichtelgebirge — die Angabe, daß in ihrem Gebiete die Elbe entspringe, beruht auf einer Verwechselung der Elbquelle mit der Quelle der thüringer Saale. Mit den späteren Thüringern, wohl einer Vermischung von Angeln und Warnen, sind sie nicht identisch; diese tragen den Namen von ihrem Lande, dessen Bezeichnung (Turenheim) allerdings die Erinnerung an die vormaligen Bewohner erhalten hat. Die Hermunduren werden zuletzt in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts als Theilnehmer am Markomannenaufstand genannt; an ihrer Stelle erscheinen später die mit ihnen wohl identischen Alamannen. Ein Aufsatz von H. Breßlau „Ueber Elektensiegel" wendet sich gegen die Behauptung Kehr's, daß die gewählten, aber noch nicht geweihten Bischöfe in ihren Siegeln stets den Stiftsheiligen, nicht aber ein Porträt geführt haben; Breßlau weist überzeugend nach, daß der Palmzweig ein nicht blos bei Heiligen vorkommendes Abzeichen sei, daß vielmehr in einzelnen Fällen, wo die Jungfrau Maria Patronin des Stifts war (Speier, Constanz, Straßburg), sicher nicht diese, sondern eine männliche Figur auf den Elektensiegeln dargestellt sei. Einen interessanten Beleg für die Kenntniß des römischen Rechts in der Stauferzeit giebt die von Ad. Wahl nachgewiesene Benutzung der Einleitung zu Justinian's Institutionen in einem bekannten Briefe Kaiser Friedrich's I. an Otto von Freising. Hans Kaiser ergänzt die Forschungen Wenck's u. A. über Konrad von Gelnhausen, den „Begründer der konziliären Theorie", durch einen von ihm aufgefundenen Brief Konrad's an Karl V. von Frankreich (1379), den er veröffentlicht und erläutert. O. Clemen weist auf einen bisher unbekannten Bericht über den Ketzerprozeß gegen Johann von Wesel hin. Der ausführliche Aufsatz von J. Krebs „Zur Beurtheilung Holk's und Aldringen's" giebt nach einer Charakteristik Holk's auf Grund seiner Forschungen im Fürstlich Hatzfeldt'schen Archiv zu Calcum und anderer Quellen die kritische Untersuchung einer gegen Holk gerichteten Schmähschrift, die schon v. Aretin in den Beilagen zu seinem „Wallenstein" abgedruckt hatte und als deren Verfasser er den Obersten Gil de Haas nachweist; der Raum gestattet nicht näher auf diese für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges sehr beachtenswerthe Arbeit einzugehen, die besonders ausführlich das Verhältniß Holk's und Aldringen's zu Kurfürst Maximilian von Bayern in den Jahren 1632 und 1633 behandelt. Von Interesse für die Kenntniß August's des Starken sind die fragmentarischen Jugenderinnerungen aus der Zeit von 1690 und aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, auf die P. Haake aufmerksam macht. Karl Theodor Heigel „Zur Geschichte des Rastadter Gesandtenmords am 28. April 1799" berichtet über die neuesten Forschungen über diese vielbehandelte Frage, insbesondere die von Hüffer (1896) und Oskar Criste (1899); den letzteren, dem das gesammte in Wiener Archiven befindliche Material rückhaltlos zur Verfügung gestellt wurde, kann er in seinen Folgerungen von einseitiger Parteinahme nicht freisprechen. Heigel kommt zu dem Ergebniß, daß die Blutthat ohne Zweifel von Szekler Husaren ausgeführt, aber daß sie weder von der kaiserl. Regierung anbefohlen worden sei, noch auch von der Mitwirkung oder Mitwissenschaft des kaiserl. Obercommandos die Rede sein könne; den Anlaß habe die falsche Deutung eines Privatschreibens des Generalquartiermeisters Heinrich v. Schmidt vom 16. April 1799 gegeben. Freilich wissen wir noch keineswegs die ganze Wahrheit vom Gesandtenmord; die Frage, ob nicht eine geheime Hand im Spiele war, ob nicht an Bestechung zu denken sei, bleibt noch offen. Endlich veröffentlicht und erläutert Heinrich Guglia eine in den letzten Tagen des Jahres 1822 niedergeschriebene Denkschrift von Gentz „über die zum Schutze der Ordnung und Ruhe in der Bundesversammlung liegenden Mittel", die unter dem Eindruck der Verhandlungen des Congresses von Verona entstanden ist und weiteren Besprechungen in Wien zu Grunde gelegt wurde; Treitschke hat diese Denkschrift gekannt und benutzt, doch ist ihre Veröffentlichung von Werth, weil gerade aus jener Zeit keine größeren publicistischen Arbeiten von Gentz vorliegen. — Auf die Kritiken, Nachrichten und Notizen, die beide Hefte in reicher Fülle bringen, sowie die wieder mit großer Sorgfalt von Oscar Maßlow bearbeitete Bibliographie zur deutschen Geschichte können wir nur in Kürze hinweisen. —m—

— Freiberger Stadt-, Land- und Bergkalender auf das Jahr 1901. 257. Jahrgang. Mit Almanach, sowie Tage- und Wirthschaftsbuch. Preis 50 ₰. Freiberg in Sachsen, Gerlach'sche Buchdruckerei. — Der Freiberger Bergkalender, ein Veteran unter den deutschen Volkskalendern, hat sich zum 257. Male eingestellt und bittet um Einlaß in das sächsische Haus, wo er bisher stets ein gern gesehener Gast gewesen ist. Manch hübsche Gabe bringt er auch heuer mit. Sorgsam haben die Herausgeber den Lesestoff ausgewählt und Ernst und Scherz in rechter Weise gemischt. An das praktisch eingerichtete, mit Tage- und Wirthschaftsbuch versehene Kalendarium schließt sich zunächst eine Regententafel, eine Freiberger Chronik, eine sächsische Chronik und eine Weltrundschau über die wichtigsten Begebenheiten, die sich bis Ende Juni d. J. zugetragen haben. In dem Abschnitt „Erbauliches und Beschauliches" finden wir einige ansprechende erzählende und belehrende Artikel nebst zwei Gedichten. In Berücksichtigung des Gutenbergjubiläums, der bedeutsamsten Säcularfeier dieses Jahres, ist die vom Gymnasialoberlehrer Gündel in Freiberg gehaltene Festrede abgedruckt worden. Zwei kürzere Aufsätze handeln über die Disposition für ansteckende Krankheiten und über die nach dem Invalidenversicherungsgesetz zu gewährenden Invaliden- und Altersrenten. Der humoristische Theil des Kalendes ist ziemlich umfänglich. Unter den Abbildungen ist ein größeres Bild der ehrwürdigen Bergstadt Freiberg zu erwähnen. Wenn der Kalender auch manches Statistische enthält, was nur für die Bewohner Freibergs und dessen Umgebung von Interesse ist, so verdient er doch wegen seines Unterhaltungs- und Belehrungsstoffes, sowie wegen seiner praktischen Einrichtung dem sächsischen Hause immer wieder empfohlen zu werden. C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 147. Sonnabend, den 8. December, Abends. 1900.

Reinhold Fuchs.

Von Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Zu den ausgezeichnetsten deutschen Lyrikern der Gegenwart gehört Reinhold Fuchs. Er ist ein echter Dichter von umfassender Bildung des Geistes und Herzens und von selbständiger Eigenart der Stimmung, welche er, obgleich er namentlich in formaler Beziehung den Zusammenhang mit älteren Meistern wie Platen und Geibel nirgends verleugnet, doch fast überall sowohl in seiner Lyrik wie in den Dichtungen erzählenden Inhalts zu wahren weiß. Abseits von den oft bizarren Wegen der Modernen und ihrer Originalitätssucht geht er seine stillen Pfade, dem hohen Schönheitsideal getreu, das ihn beseelt; aus reichem, tiefem Herzen fließen seine Weisen, süßen Wohllautes voll, doch ohne sich je ins Tändelnde oder ins Weichliche zu verlieren.

Reinhold Fuchs ist am 8. Juni 1858 in Leipzig geboren. Sein Vater, ein tüchtiger Kenner der Baukunst, war königl. sächsischer Brandversicherungsinspector in Chemnitz. Wanderlust und Naturfreude, strenges Pflichtgefühl und Sinn für das Familienleben haben sich von ihm auf den Sohn vererbt. Die Mutter des Dichters, Bertha geb. Heyne, war die Tochter eines Bergwerksbesitzers aus der Gegend von Weißenfels. Früh schon wurde sie Waise. Religiös gesinnt, liebte sie leidenschaftlich die Musik. Leider starb sie bereits, als unser Dichter erst 6 Jahre alt war. Der heilsame Einfluß, den gerade die Mutter auf das weiche, empfängliche Knabengemüth oft bei Dichtern und Denkern gehabt hat, ist Reinhold Fuchs also nicht lange beschieden gewesen. Er verlebte seine Jugend bis zum 21. Lebensjahre in Chemnitz, wo er das Realgymnasium besuchte. Besondere Begabung zeigte er für die modernen Sprachen. Ein lebhafter, vielseitig angelegter Geist, las er bereits als Primaner Byron und Schopenhauer. Sein Ideal war damals, Förster, Schiffscapitän oder Baumeister zu werden; doch stieß ihn die Mathematik ab, die ihm wie so vielen Dichtern die letzten Schuljahre sehr verbitterte. Die ersten kriegerischen Eindrücke empfing er 1866 beim Durchzug der preußischen Truppen. Und wie mag die große Zeit von 1870/71 den geweckten Knaben bewegt haben! Schon als Schüler lernte er auf zahlreichen Fußwanderungen den Thüringer Wald, das Erz-, Fichtel- und Riesengebirge kennen; später als Student besuchte er das bayerische Hochland, den Böhmerwald, die Schweiz und Savoyen; seine Lieblingsgegend in den Alpen aber ist Wallis, wo auch eine seiner größeren Dichtungen, „Yolande von Blonay“, spielt. In Leipzig und Genf studirte er neuere Sprachen und wirkte dann elf Jahre als Lehrer an der Amthor'schen höheren Handelslehranstalt in Gera, wo er sich zahlreiche Freunde erwarb. Seit 1898 ist er als Oberlehrer an der 1. Städt. Realschule zu Dresden thätig. Mehr noch als die Berge liebt er die See. Wiederholt besuchte er Amrum, Föhr, Sylt, Rügen, Bornholm, Schottland, ja selbst die fernen Orkney- und Shetlandinseln. Auch der Süden lockte ihn. Er bereiste die österreichischen Alpen, den Gardasee, Venedig, Triest und Wien: überall Eindrücke in sich aufnehmend, die sich in seiner Seele dann zu Liederperlen — so z. B. den „Tagebuchblättern aus Sermione — verklärten. Als Probe diene das Gedicht: „Frühling in Süden“:

Stolzgipflige Bergeslinien,
Wildwasser in brausender Schlucht,
Breitästige, schwankende Pinien
An schimmernder Meeresbucht;
Um schwellende Hügelketten
Verschwenderisch Duften und Blühn
Von Veilchen, Narcissen, Tazetten
Unter Myrthen- und Lorbeergrün!

Um Trümmer versunkener Reiche,
Um den schlachtenumwetterten Strand
Schlingt jauchzend der Lenz nun das weiche,
Smaragdene Hochzeitsgewand,
Und selbst in die dunkelsten Gassen
Des Bergdorfs leuchtet hinein,
Der Armuth Wangen, die blassen,
Umkosend, der Sonnenschein.

Nicht schüchtern aus eisiger Hülle,
O Frühling, ringst du dich hier,
Nein, jubelnd in prangender Fülle
Entrollst du dein Siegespanier,
Und selig fühl' ich, geborgen
An des Südmeers wonnigem Saum,
Die nordischen Schmerzen und Sorgen
Zerrinnen wie Wogenschaum ...

Am liebsten wandert er allein. Abseits von der großen Touristenstraße und den großen Hotels macht er seine Bergtouren zumeist ohne Führer und sucht besonders jene Thäler und Berge auf, wo selten Culturmenschen hinkommen und er nur mit den Eingeborenen verkehrt. Von fremden Dichtern haben am tiefsten auf ihn gewirkt: Byron, Tennyson und Musset; von deutschen: Lenau, Storm, Heyse und Konrad Ferdinand Meyer; doch hat er sich von diesen Einflüssen, die in seinem ersten Gedichtbande an vielen Stellen deutlich hervortraten, mit der Zeit immer unabhängiger zu machen verstanden, so daß sie in den späteren Dichtungen kaum hier und da mehr leise nachklingen. Musik ist ihm, dessen Verse sich durch so hohen musikalischen Wohllaut auszeichnen und häufig componirt worden sind, nicht Lebensbedürfniß: das ist beachtenswerth in unserer musikfrohen Zeit. Nach eigenem Geständniß hat sie ihn öfter gestört als erfreut. Eine Ausnahme machen nur die Volkslieder und von der Kunstmusik die Liedercomponisten, besonders Schumann und Robert Franz; auch ist er ein Verehrer Richard Wagner's. Die bildenden Künste sind ihm dagegen fast ebenso werth wie die Poesie; besonders liebt er die griechische Plastik. Auch in der Malerei bevorzugt er das künstlerisch Ausgeglichene, Ruhige, Starke, Gesunde. Die modernen Symbolisten und Präraphaeliten sind ihm daher zum großen Theil wenig sympathisch.

Das erste Kind seiner Muse war ein Bändchen Gedichte, das er 1886 herausgab und dem Grafen v. Schack widmete. Schon diesem Büchlein zollte Albert Moeser, der feinsinnige Literaturkenner und Geistesverwandte unseres Dichters, volles Lob. Er rühmte die merkwürdige Reife und Abklärung der Welt- und Lebensanschauung, die formvollendete Kunstbildung und die Originalität des jungen Dichters. Darauf folgte 1890 die Sammlung „Strandgut“, die innerhalb 8 Jahren 4 Auflagen*) erlebte, von denen jede bedeutende Erweiterungen und sorgsam erwogene Veränderungen aufweist; zweifellos ein bedeutsames Ereigniß in unserer sonst so lyrikmüden Zeit! Die erste Auflage dieses Werkes erhielt 1891 den Jahrespreis der Augsburger Schillergesellschaft. Gleich die erste Dichtung dieses Bandes, „Inge“, eine Nordsee-Erinnerung, ist ein Juwel epischer Dichtkunst. Sie verdient, wie verschiedene Kritiker übereinstimmend hervorgehoben haben, einen Platz neben Tennyson's „Enoch Arden“. „Inge“ ist eine zum Theil auf mündlicher Ueberlieferung beruhende Dichtung, welche in ergreifender Weise einen ehelichen Conflict aus dem Leben der nordfriesischen Fischerbevölkerung

*) Vierte, stark verm. Aufl. 1898, Stephan Geibel, Altenburg.

behandelt. Sie ist, gleich v. Wildenbruch's „Hexenlied", zum Lieblingsvortragsstück der deutschen Recitatoren geworden und allein von dem Hamburger Otto Kremershoff mehrere hundert Mal mit großem Erfolge öffentlich recitirt worden. Auch aus den übrigen Gedichten des Bandes tritt uns die große, ernste Welt der Nordsee und des Hochgebirges mit seinen silberschimmernden Schneehäuptern, die stille, schlichte Heide und das sonnenhelle Gefilde des Südens verklärt entgegen. Reinhold Fuchs lauscht aufmerksam auf die Stimmen der Vögel und der Bäume, des Wassers und des Stromes und deutet sie uns in feiner, geschmackvoller Weise. Gern lagert er sich auf seinen Wanderungen einsam auf Felsenplatten, ins Heidekraut oder in den Dünensand, lauscht und lauscht mit angehaltnem Athem auf den Gesang der Wogen und übersetzt ihn in menschliche Rede. Von besonderem Reize sind seine Stimmungsbilder vom Meeresstrande und von den nordischen Inseln. Als Probe stehe hier das „Insel-Idyll" (Amrum):

Versinken wird dies Eiland einst im Meere;
Wo jetzt des Dörfchens traute Dächer ragen,
Da werden grüne Wogenberge jagen,
Und krächzend flattern scheue Mövenheere.

Wohin ich spähend auch die Blicke kehre,
Seh' ich die Fluth am Wall der Dünen nagen.
„Vergänglichkeit!" so tönt des Windes Klagen; —
Zu gut nur kennst du, Herz, die trübe Lehre.

Doch jubelnd singt die Lerche hoch in Lüften,
Und freundlich schickt vom Friedhofswall die Rose
Ins Fenster eine Fülle mir von Düften.

Am Brunnen faßt Lars Knudsen, der Matrose,
Sein blondes Liebchen lachend um die Hüften; —
O stille Welt, o glücklich-ahnungslose!

Auch in der Satire leistet Fuchs Tüchtiges; „Der alte Streber an seinen Sohn" und „Der goldene Knopf" sind ganz prächtige Stücke seiner Ironie. Sehr zeitgemäß ist das markige, preisgekrönte „Deutsche Flottenlied", das hier noch seinen Platz finden mag:

Hurrah! Ihr blauen Jungen,
Wohlauf an Bug und Heck!
Aus kräft'gen Seemannslungen
Laßt's dröhnen übers Deck,
Laßt brausen durch die Meere
Den Spruch, dem keiner gleich:
Mit Gott für Deutschlands Ehre,
Hurrah!
Für Kaiser und für Reich!

Hurrah! Wir blauen Jungen,
Wir führen scharfe Wehr,
Und wird dereinst gerungen
Zur See um Sieg und Ehr':
Wir stehen Jedem Rede
Und zahlen Streich um Streich,
Wir scheuen keine Fehde,
Hurrah!
Für Kaiser und für Reich!

Hurrah! Wir blauen Jungen,
Wir lachen der Gefahr;
Zu Häupten unbezwungen
Rauscht uns der deutsche Aar,
Und seh'n den Tod wir winken,
Wird Keiner schwach und bleich;
Wir rufen noch im Sinken:
Hurrah!
Für Kaiser und für Reich!

„Strandgut" gehört in die Bibliothek des deutschen Hauses, denn es spricht, wie Prof. Vork sagt, ebenso zu Geist und Herzen des Gebildeten wie des schlichtesten Mannes aus dem Volke. Auch wird Niemand bereuen, es im Sommer als Begleiter mit nach der Nord- oder Ostseeküste zu nehmen; es wird ihm manche Stunde reinen, edlen Genusses bereiten. 1899 erfreute der Dichter seine Verehrer mit einem neuen Bändchen Novellen in Versen, „Herzenskämpfe" betitelt. Es enthält wieder eine lyrisch-epische Perle, „Yolande von Blonay". Dieser Sang aus den Savoyer Bergen ist rein und wohllautend in der Form, vornehm, innerlich packend und plastisch im Inhalt, der in freier Weise dem naiven Bericht einer Waadtländer Chronik nachgebildet ist, die der Dichter während seiner Genfer Studienzeit kennen lernte. Weist auch „Yolande" eine gewisse Familienähnlichkeit mit den Verserzählungen von Redwitz, Scheffel und Jul. Wolff auf, was bei dem ritterlich-romantischen Stoff der Dichtung kaum zu vermeiden war, so unterscheidet sie sich doch in stilistischer Beziehung bedeutend von diesen Vorgängern, da durch die eingestreuten Lieder niemals der epische Zusammenhang unterbrochen wird, sondern „wo ein Lied ertönt, da wächst es nothwendig aus der Handlung hervor, und seine Wirkung ist dann um so mächtiger". Weht uns aus „Yolande von Blonay" die reine, befreiende Luft der Gletscherhöhen entgegen; spiegelt sich in dieser vorwiegend heiteren, sonnighellen Versnovelle der blaue Himmel der romanischen Schweiz, so führt uns „Helge" — neben „Inge" wohl die hervorragendste Dichtung von R. Fuchs — in ergreifender Weise das tragische Geschick eines liebenden Paares von den weltentlegenen, nebelumdüsterten Shetlandinseln vor Augen, deren Geschichte und Natur der Dichter während eines längeren Aufenthaltes in Mainland und Umst eingehend studirt hat. Der bekannte Aesthetiker Dr. Jul. Duboc, der „Helge" einen Artikel in der Magdeburger Zeitung widmete, sagt am Schlusse seiner Betrachtungen: „So ist eine Dichtung entstanden, getreu dem Boden angehörig, auf dem sie erwachsen ist, aber von jenem allgemein menschlichen Gehalt, der der gemeinen Wirklichkeit den Goldglanz der ewigen Wahrhaftigkeit verleiht." „Helge" liegt übrigens in einer trefflichen englischen Uebersetzung von Miß Katharina Irvine in Lerwik vor. Charakteristisch ist es, daß ein schottischer Kritiker die Uebersetzung für eine Mystification des Publicums hielt und die Ansicht äußerte, ein solches Gedicht könne nur einen geborenen Shetländer zum Verfasser haben, jedenfalls ein glänzendes Zeugniß für die Beobachtungs- und Darstellungsgabe unseres Dichters.

Fuchs studirt Natur und Menschen wie ein Maler: daher die Lebenswahrheit seiner Charakteristik. Er nimmt es ernst mit seinem Dichterberuf. Fast nie pflegt er im Freien zu schreiben, da er dort ganz durch die Beobachtung des Naturlebens gefesselt ist. Seine erzählenden Dichtungen sind meist erst monate-, ja sogar jahrelang später entstanden, als er die in ihnen dargestellten Gegenden bereist hat, und dennoch zeichnen sie sich durch seltene Frische und Treue der Naturschilderungen aus. Er gehört nicht zu jenen modernsten Schnelldichtern; er läßt den Eindrücken Zeit, sich zu klären. Und so ist jedes seiner Gedichte ein feingeschliffener Diamant. Fast nie stellt er etwas dar, was er nicht aus eigener Anschauung kennt, und in dieser Beziehung ist er durchaus „Realist", wie sehr er sich auch sonst von der modernen realistischen oder veristischen Dichterschule unterscheiden mag. Stets strebt er nach größter Formvollendung in Stil und Reim, ohne aber wie Platen griechische und lateinische Muster nachzuahmen. Sein oberster Grundsatz ist: alle Weitschweifigkeit in der Schilderung zu vermeiden und stets nur das Nothwendige zu sagen. Zeitgenössische Dichter wie: Graf v. Schack, Albert Moeser, Julius Grosse, Paul Heyse und Pol de Mont haben Reinhold Fuchs reichen Beifall gespendet. Julius Grosse rühmt in einem Briefe an den Dichter die anschaulichen Schilderungen, die farbensatten Naturbilder, die fein abgestimmten, kleinen epischen Meisterstücke. Ihm tritt aus des Dichters Darstellungsart und aus der Technik, die Naturstimmungen als Spiegel des eigenen Herzens wirken zu lassen, etwas Verwandtes entgegen. Heinrich Seidel hebt hervor, daß dem Dichter das Vermögen innerer Anschauung eigne, und rühmt seine ungewöhnliche Beherrschung der Form. Hermann Allmers lobt die Tiefe und Feinheit der Empfindung, den Wohllaut und die Formenschönheit. Prof. Adolf Brieger, der feinsinnige Hallesche Poet, stellt Reinhold Fuchs in die erste Reihe der modernen Lyriker und sagt: „In den Liedern und Stimmungsbildern erinnert Fuchs zuweilen an Lenau, doch ist er männlicher und gesünder. Für jede Landschaft hat er ein klares Auge und Farben auf seiner Palette, und jeder lauscht er ihre Seele ab." Außer den Dichtungen schrieb Fuchs verschiedene Aufsätze touristischen und literarhistorischen Inhalts in den Hamburger Nachrichten, der Leipziger Zeitung, Velhagen & Klasing's Monatsheften, Ueber Land und Meer und Daheim, so z. B. über Tennyson, Rob. Burns, Platen, Annette v. Droste-Hülshoff und Hoffmann von Fallersleben, sowie über Bornholm, Shetland und die friesischen Inseln. Reinhold Fuchs ist aber nicht nur ein feinsinniger, geschmackvoller Poet; er ist auch ein liebenswürdiger, herzensguter Mensch und ausgezeichneter Gesellschafter. Den lebendigen, humorvollen Erzählungen aus seinem Munde könnte man stundenlang zuhören. Sein von ihm über Alles geliebtes Weib, das ihn ganz versteht, bereitet ihm ein glückliches Heim, das erhellt wird durch seinen „Sonnenschein", ein aufgewecktes liebes Kind. Denkt er an diese, so weichen die Schatten der Schwermuth, die

sonst so häufig durch seine Dichtungen ziehen, einem innigen, dankbaren Gefühle warmen, sonnigen Glückes, wie z. B. in den folgenden Versen:

Vom Tagwerk müd', in tiefer Nacht
Aufsuch' ich still der Ruhe Hafen,
Das Kämmerlein, drin Weib und Kind
Seit mancher Stunde friedlich schlafen.

Mild liegt der Ampel mattes Licht
Auf meiner Lieben trauten Zügen;
Um ihre reinen Stirnen spielt
Unsagbar seliges Genügen.

Die Lippen, oft von mir geküßt,
Sie lächeln sanft in holden Träumen,
Und sinnend steh' ich, andachtsvoll,
Als wie in eines Tempels Räumen.

Nicht frag' ich mehr: Was ist das Glück?
Wie einst ich frug in irrem Kummer;
Vor meinen Augen liegt es ja
Leis athmend hier in süßem Schlummer.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß unserem Dichter auf dem Wunderbaum der Poesie noch manche goldreine, reife Frucht erwachsen möge, ihm zur Ehre, unserem Volke zur Freude!

Bücherbesprechungen.

— Wirthschaftliche Colonialpolitik. 1. Heft: Betrachtungen und Anregungen von Gustav Meinecke. 2. Heft Die Undurchführbarkeit des Programms des Herrn von Liebert und ein neues Colonialprogramm. Von Gustav Meinecke. Berlin, Deutscher Colonialverlag. — In diesen Broschüren will der Verfasser eine Darstellung des bisherigen Ganges der deutschen Colonialpolitik, der wirthschaftlichen Entwickelung unserer Colonien und des Systems, welches seiner Meinung nach unter den gegebenen Verhältnissen für die Verwaltung und Nutzbarmachung der Colonien in Anwendung kommen muß, geben. Frei von jedem Optimismus sucht er darzuthun, bis zu welchem Grade und in welchen Grenzen die culturelle und wirthschaftliche Entwickelung der von uns erworbenen Gebiete möglich ist, welches die nächstliegenden Ziele der deutschen Colonialpolitik sein müßten und welche weiteren Ziele der Zukunft vorzubehalten seien. Intensive Culturthätigkeit an den Küsten und Ueberlassung des inneren Landes an unternehmungslustige Gesellschaften — dies glaubt er als allgemeines Programm unserer Colonialverwaltung empfehlen zu sollen. Die ganze Colonialpolitik war ursprünglich aus der Auswanderungsfrage entstanden. Leider eignen sich aber die erworbenen Länder zur Zeit nur erst zum kleinsten Theil zur Aufnahme von deutschen Auswanderern. Was z. B. Deutsch-Ostafrika betrifft, so glaubt der Verfasser jeden Landwirth, welcher sich etwa mit Auswanderungsgedanken tragen sollte, unter den jetzigen Verhältnissen dringend vor der Auswanderung nach dieser Colonie warnen zu sollen. An und für sich sei ja gegen einen Versuch wenig einzuwenden, aber nur unter der Voraussetzung, daß der Ansiedler im Nothfalle unterstützt wird und daß ganz andere Grundlagen geschaffen und andere Vorbereitungen getroffen werden, als bis jetzt bestehen. Die bisherige Verwaltung unserer Colonien weist neben ihrer Ziellosigkeit manche Mängel und Mißgriffe auf. In dieser Beziehung enthalten die vorliegenden Broschüren beachtenswerthe Vorschläge für eine Reform, u. A. auch für eine bessere Heranbildung des Beamtenmaterials und für eine Reorganisation der Verwaltungen der Schutzgebiete im Sinne des Ueberwiegens der wirthschaftlichen Interessen und auf Grund bestimmter Programme, welche der Entwickelungsmöglichkeit und unserer jetzigen Kenntniß der Schutzgebiete entsprechen. f.

— China und Japan. Erlebnisse, Studien, Beobachtungen von Ernst v. Hesse-Wartegg. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 61 Vollbildern, 212 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Generalkarte von Ostasien. Preis cartonirt 18 *M*, in Krokodilleder geb. 25 *M*. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. 1900. — Die deutsche Literatur ist nicht reich in Bezug auf die beiden großen Reiche Ostasiens. Die ausgezeichneten und umfangreichen Quellenwerke, wie z. B. v. Richthofen's China und Rein's Japan, sind zu schwer und zu umfangreich für das große Publicum. Unter den neueren Werken, die für die Allgemeinheit berechnet sind, ist Ernst v. Hesse-Wartegg's China und Japan eins der beliebtesten und gelesensten. Es ist auch in der That unter all den Reisebeschreibungen und Reisewerken des Verfassers, über deren Werth die Meinungen sehr auseinandergehen, das hervorragendste, das selbst auch einer wissenschaftlichen Kritik standhält. Gewiß ist es ein sehr dankbarer Stoff, der zum Vorwurf dieses Reisewerkes gedient hat. Ostasien tritt immer mehr in den Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit, und immer mehr gewinnt man in Europa die Erkenntniß der gegenwärtigen Bedeutung der ostasiatischen Reiche, die sich außerdem mit jedem Jahre noch steigern wird. Das allgemeine Interesse gilt jetzt nicht nur dem Wesen der ostasiatischen Cultur, sondern vor Allem den Umwälzungen, durch die die Beziehungen Europas mit jenen Ländern in andere Bahnen gelenkt und der europäischen Industrie neue, erweiterte Absatzgebiete erschlossen werden. An vielen Stellen der ersten Auflage hat der Verfasser die große Wichtigkeit des ostasiatischen Marktes für das Deutsche Reich zum Ausdruck gebracht und gleichzeitig darauf hingewiesen, von welcher Bedeutung es wäre, einen Hafen in China zu erwerben, sowie eigene Handelsexpeditionen zum Studium des dortigen Marktes nach Ostasien zu entsenden. Alle diese Wünsche sind schnell in Erfüllung gegangen; denn Deutschland hat sich früher, als man allgemeinhin erwartete, mit Tsingtau eine Eingangspforte in das chinesische Reich und einen Stützpunkt für seine commerziellen und politischen Interessen geschaffen. Daß nach diesen Richtungen hin textliche Erweiterungen stattfinden mußten, war selbstverständlich, und in den Capiteln: Längs der chinesischen Ostküste, Tsingtau und Deutsch-China, Quer durch Schantung, Der Kaisercanal, giebt v. Hesse-Wartegg einen gedrängten Auszug seines 1900 erschienenen Werkes „Schantung und Deutsch-China", das die Frucht seiner neuesten Reise nach Ostasien ist. Ein neuer werthvoller Abschnitt ist den Verkehrswegen im Innern Chinas gewidmet. Auch der Theil über Japan ist durch einige Abschnitte vermehrt worden. Bilder und Karte sind sehr instructiv. Die neue Reise des Verfassers ist für die zweite Auflage des Werkes sehr gewinnbringend gewesen, insofern einige Capitel der alten Auflage genauer präcisirt, ältere Ansichten ausgemerzt und neue eigene und fremde Beobachtungen dafür eingesetzt wurden, zugleich mit Berücksichtigung der neuesten statistischen Ergebnisse. Dies Alles macht die neueste Auflage geeignet, nicht allein zur allgemeinen Bildung und Unterhaltung zu dienen, sondern auch zur Belehrung und Orientirung des Geschäftsmannes wie des Touristen. Ee.

— An der Westküste Klein-Asiens. Eine Sommerfahrt auf dem Aegäischen Meere. Von Paul Lindau. Mit 15 Vollbildern. Pr. 6 *M*, für Vereinsmitglieder 4,50 *M*. Berlin, 1900. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. — Bei der Gründlichkeit und dem Eifer, mit denen bei uns die classischen Studien gepflegt werden, muß es eigentlich wunderbar erscheinen, daß der Schauplatz der classischen Geschichte, die Westküste Klein-Asiens, wo die griechischen Pflanzstädte das Mutterland einst mit ihrem Glanze überstrahlten, und die sporadischen Inseln, die der Welt einen Herodot, einen Apelles, einen Praxiteles und einen Hippokrates schenkten, nur sehr selten von einem Reisenden besucht werden und deshalb mit zu den wenigst bekannten Küstengebieten des Mittelmeeres gehören. In dem vorliegenden Buche schildert nun Paul Lindau den Verlauf einer Fahrt von Konstantinopel über Tenedos und Lesbos nach Smyrna und von da nach Chios, Samos, Patmos und Rhodos und entwirft dabei ein treues Bild von Land und Leuten, wie sie einst waren und wie sie jetzt sind. Mit Ausnahme von Smyrna, das als natürliche Ausgangspforte von Kleinasien und seinem Hinterlande, namentlich Persien, nach Europa seine Stellung im Welthandel behauptet hat und nach Konstantinopel die blühendste Stadt der ganzen Türkei geblieben ist, ist das ganze Gebiet ohne irgend welche Bedeutung für den Weltverkehr. Religiöse Unduldsamkeit, politische Mißwirthschaft und gewaltige Erdbeben haben längst den Reichtum der einst blühenden Inseln vernichtet und bei einem völligen Mangel an geistiger Rührigkeit der armen Bewohner dämmern die Inseln dahin, wirthschaftlich unbedeutend, geistig nichtig, in freudloser Weltabgeschiedenheit. Der Hauptwerth des Buches liegt auf der geschichtlichen Seite, während die landeskundliche Schilderung nur als schmückendes Beiwerk verwendet wird; der oben erwähnte Mangel unserer Kenntniß dieser classischen Inseln wird deshalb durch das Buch nur theilweise beseitigt. Aber trotzdem gebührt dem Verf. Dank und Anerkennung für seine Schilderungen, weil sie uns nach langer Zeit ein Lebenszeichen von jener classischen Stätte bringen und

durch sie vielleicht auch mal ein Naturforscher zum Besuche der Inseln angeregt werden wird. Dr. F.

— Bayern und Hessen 1799—1816. Von Dr. Arthur Kleinschmidt, Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg. Berlin, Joh. Räde 1900. 344 SS. 8°. 6 ℳ. — Der Titel dieses Buches kann leicht irre führen. Es enthält nicht eine Darstellung der Verhältnisse Bayerns und Hessens und ihrer gegenseitigen Beziehungen in der angegebenen Zeit, sondern lediglich Auszüge aus den Berichten der bayrischen Gesandten in Cassel und Darmstadt und aus den an sie von München aus ergangenen Schreiben. Diese Berichte, namentlich die v. Reding's und v. Salza's aus Darmstadt, des Grafen Lerchenfeld, v. Rechberg's, des Grafen Luxburg aus Cassel, enthalten viel interessante Einzelheiten zur Geschichte der beiden Hessen und des Königreichs Westfalen — dessen Schicksale der Verfasser in einem bereits 1893 erschienenen Werke eingehend behandelt hat —; sie sind insbesondere sehr bezeichnend für die süddeutsche Diplomatie der Rheinbundszeit mit ihrer uns so abstoßend berührenden Vergötterung Napoleon's, der nach seinem Sturze sehr schnell eine vollständige Schwenkung folgte. Aber der Verfasser hat es leider an der nöthigen Verarbeitung dieses Stoffes fast vollständig fehlen lassen. Ohne jede innere Gliederung, ohne jeden Versuch einer sachlichen Eintheilung, die dem Leser gewisse Ruhepunkte gewährte, reihen sich die Actenauszüge in ermüdender Eintönigkeit an einander. Nicht einmal ein Inhaltsverzeichniß oder ein Namensregister erleichtern die Benutzung des reichen Materials, das bei geschickter Verwendung sich ohne Frage sehr ergiebig erweisen würde. So kann der Gesammteindruck des Werkes nicht eben als ein recht befriedigender bezeichnet werden. —m—

— Carus Sterne, Werden und Vergehen. Vierte, verbesserte Auflage. II. Bd. Die Wirbelthiere, der Mensch und seine Entwickelung. 570 S. 21 Tafeln. 315 Textfig. Berlin 1901. Gebr. Bornträger. 10 ℳ. — Gerade nach Jahresfrist ist der zweite Band des trefflichen populären Werkes fertig geworden. Er ist insofern von besonderem Interesse für das große Publicum, als er in dem philosophischsten Probleme der Naturgeschichte, das uns zunächst angeht, seinen Gipfelpunkt findet, in der Herleitung des Menschen und seiner Cultur. Dabei scheint der Umstand, daß es sich um die Fortführung eines älteren Werkes von anerkannter Bedeutung handelt, von besonderem Vortheil. Wir finden alle Errungenschaften und Kämpfe der neuesten Zeit insoweit berücksichtigt, als sie in das Gebäude der bereits anerkannten Theorien hineinpassen. Sie treten nicht soweit in den Vordergrund, als sie nothwendigerweise bei den Mitkämpfenden thun müssen, sie erscheinen bereits in abgeklärter, historischer Perspective. Manches freilich, was eine stärkere Verschiebung der bisherigen Anschauungen anzubahnen scheint, paßte nicht in das Gefüge und wurde bei Seite gelassen. So wundert sich Referent nicht weiter, daß u. A. seine z. Th. ketzerischen Auffassungen unberücksichtigt geblieben sind. Dagegen ist das Thatsächliche, was durch neuere Untersuchungen zu Tage getreten ist, gewissenhaft eingearbeitet; man merkt es in allen Capiteln. Der Hauptvorzug gerade dieses Bandes ist außer der klaren Sprache die Anschaulichkeit der Darstellung und die ruhige Objectivität, mit welcher der Werth der Descendenztheorie für die verschiedene Lebensauffassung in versöhnender Weise behandelt ist. Die Anschaulichkeit zeigt sich nicht zum Mindesten in der Auswahl der paläontologischen Abbildungen, an Stelle der schwerfälligen wissenschaftlichen Einzelheiten, die der Forscher nöthig hat. Die Thiere treten uns in gelungenen Reconstructionen auf das Lebendigste entgegen. Von recenten Formen sind solche vorgeführt, welche für die Entwickelungslehre von einschneidender Wichtigkeit sind. Die Orang-Utang-Familie hat allerdings wohl etwas sehr Menschliches, allzu Menschliches an sich. Für den Gang der Darstellung genüge eine kurze Inhaltsangabe. Die Capitel behandeln: Die Patriarchen der Naturherrscher (Fische), zwischen Wasser und Land (Dipnoer, Urvierfüßler und Amphibien), die Unheimlichen (Reptile), die Beherrscher des Luftreichs (Vögel), die Verkettung von Mutter und Kind (Säuger), der Haß- und Verachtungsparagraph des Naturgesetzes (Affe und Mensch), Thier- und Menschenseele, die Entwickelung des Gesellschaftstriebs und der Sprache, die Anfänge der Cultur, die Entwickelung des Schriftthums, Religionen und Weltanschauungen, eine ausführliche Darstellung der Descendenztheorie, ein Ausblick in die Zukunft (Erdende und Weltende). Möge das Buch seine Bestimmung, die Gebildeten über den Gang der modernen Entwickelungslehre aufzuklären und über den wahren wissenschaftlichen Werth der vielen Einzelheiten, die von der Tagespresse nothwendiger Weise zusammenhanglos berichtet und oft über Gebühr aufgebauscht werden, in immer weiteren Kreisen erfüllen. Srth.

— Praktische Blumenzucht und Blumenpflege im Zimmer. Von Robert Betten. Mit 240 Abbildungen. Frankfurt a. O., 1900, Verlag von Trowitzsch & Sohn. Preis eleg. gebdn. 4 ℳ. — Es ist sehr viel Gutes und Brauchbares in diesem Buche enthalten, auch hat dessen bestens bekannter Verlag an seiner Ausstattung nichts gespart, so daß namentlich sein Bilderschmuck sehr reich und lobenswerth ausgefallen ist, aber voll befriedigt hat uns das vorliegende Werk nicht. Während z. B. andere Werke des gleichen Verlags, so die von Böttner und von Frhrn. v. Schilling, in uns nie einen Wunsch nach irgend welchen Ergänzungen oder Verbesserungen übrig ließen, das Gepräge meisterhafter Vollkommenheit zeigten, können wir doch — wollen wir ehrlich sein — das Nämliche nicht von Betten's „Blumenzucht"-Buche sagen. In demselben erscheint uns z. B. gleich das erste, die Vorbedingungen für eine lohnende Pflanzencultur besprechende Capitel außerordentlich mangelhaft und unpraktisch gehalten. Was da an Fenster- und Blumentischen, Fensterpflanzenbrettern, Pflanzenständern, Blumenampeln ꝛc. durch Wort und Bild empfohlen wird, ist größtentheils weder durch Vollkommenheit, noch durch Brauchbarkeit ausgezeichnet; wir möchten Hrn. Betten recht dringend empfehlen, sich einmal einen Katalog der Firma Mejer & Michael in Leipzig, Töpferstraße, kommen zu lassen. In demselben findet er an Pflanzen-Fensterbrettern, -Ständern, -Tischen, -Treppen, -Trägern, -Ampeln ꝛc. Besseres als in seinem Buche. So recht aus der Praxis trefflich geschildert und im Bild bestens veranschaulicht sind dagegen die wichtigsten Arbeiten der Zimmerpflanzen-Cultur und -Pflege, das Säen, Pflanzen, Vermehren, Gießen der Blumen ꝛc., desgleichen auch der größte Theil der bekanntesten und empfehlenswerthesten Stubengewächse und ihrer Specialculturen.

Dr. E. S. Zürn.

— Saling's Börsen-Papiere. Dritter (finanzieller) Theil. Saling's Börsen-Jahrbuch für 1900/1901. Ein Handbuch für Bankiers und Capitalisten. Bearbeitet von Otto Hartberg. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur, A.-G. 1900. (XX und 1046 S. Preis geb. 12 ℳ.) — Wenn die Verlagsbuchhandlung im Vorwort zu diesem Buche sagt, den oft geäußerten Wünschen vieler Käufer der Saling'schen Börsen-Papiere verdanke der neue vorliegende Band sein Entstehen, so möchte Schreiber dieser Zeilen hinzufügen, daß ihm solche Wünsche nicht nur oft, sondern fast täglich kundgegeben wurden. Es ist eigentlich sonderbar, daß nicht schon die Verlagshandlung, welche den Saling früher herausgegeben hat, auf den guten Einfall gekommen ist, das Werk durch einen dritten Band zu vervollständigen, denn die Thatsache, daß die Zahl der nicht nur in Berlin sondern auch an den andern deutschen Börsenplätzen zum Handel zugelassenen Werthe eine immer größere wurde und noch wird, ist doch nicht nur von gestern oder heute und die Nothwendigkeit, ein Nachschlagewerk, wie es das vorliegende ist, zu beschaffen, hat sich doch schon seit Langem recht fühlbar gemacht. Man kann dem neuen Verlage nur dankbar sein, daß er diesem Bedürfniß nunmehr entgegengekommen ist. Für die Gewissenhaftigkeit der Angaben bürgen die Namen des Verlags, wie des Herausgebers, es hätte der Stichproben nicht erst bedurft. Der vorliegende Band berichtet über alle diejenigen Fonds und Dividendenpapiere, welche an den Börsen von Augsburg, Braunschweig, Bremen, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Essen, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Königsberg, Leipzig, Magdeburg, Mainz, Mannheim, München, Stettin, Stuttgart und Zwickau im officiellen Börsenverkehr notirt werden, soweit dieselben nicht bereits in dem Berliner Börsenjahrbuch enthalten sind. Er enthält 27 deutsche und ausländische Staatspapiere, 155 inländische und 30 fremde Stadtanleihen, 63 Pfandbriefe deutscher Hypothekenbanken, 13 Loospapiere, 69 Pfandbriefe und Anleihen von verschiedenen Staats- und landschaftlichen Instituten, Corporationen, Standesherren, Großindustriellen, 78 deutsche und 43 fremde Eisenbahnwerthe, 62 Banken, 31 Versicherungen, 642 Industriegesellschaften und 61 Gewerkschaften. Die Käufer des II. Bandes werden auch die Hauptabnehmer des III. Bandes sein, ihnen brauchen wir kaum erst das neue Werk zu empfehlen. Wir wünschen dem Gesammtwerk hingegen noch weitere Verbreitung. —sm—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 148. Dienstag, den 11. December, Abends. **1900.**

Gellert als Lehrer und Erzieher.*)

Zum 13. December.

Von Dr. phil. **Erich Michael.**

Gellert's Charakter ist vorwiegend lehrhafter Natur. Das beweisen seine Schriften, seine Briefe und nicht zuletzt seine akademische Thätigkeit. Im eigentlichen Verstande weder geistig tief angelegt, noch mit selbstschöpferischer Kraft begabt, hat es Gellert verstanden, sowohl auf dem Gebiete der Religion und Moral als auf dem der Poesie stets die goldene Mitte zu halten. Er ist kein Stürmer und Dränger, der voll Leidenschaft und Thatendrang die Welt in Stücke schlagen und aus den Trümmern eine neue formen möchte nach seinem Geiste, kein Grübler und Zweifler, der mit heißem Blute nach Erkenntniß ringt und über neuen Wahrheiten brütet, kein mit der Welt Zerfallener, der sich fern hält von dem Treiben der Menschen, weil das Leben um ihn so ganz anders ist, als die Welt in seinem Innern. In seinem Geiste ruhen die verschiedenartigsten, oft einander widersprechenden Ansichten neben einander, ohne sich zu stoßen und zu drängen. Auf die Scheide gestellt zwischen zwei Zeiten, die in ihren Anschauungen so verschieden von einander waren, wurde er der Vermittler zwischen dem niedergehenden Alten und dem heraufdämmernden Neuen. Darum auch war sein Einfluß allgemein und in allen Schichten des deutschen Volks, gleichviel ob protestantischen oder katholischen Bekenntnisses, gleich stark; darum auch wurden seine Schriften, um mit Goethe zu reden, zum „Fundamente der deutschen sittlichen Cultur".

Gellert hätte als junger Mann zu gern ein Predigt- oder Schulamt übernommen; da er aber von Jugend auf schwächlich und kränklich war, sah er sich gezwungen, auf seinen Lieblingsplan zu verzichten, und beschloß deshalb, sich dem akademischen Lehrstande zu widmen. Nachdem er sich bereits vorher als Hofmeister (= Erzieher, Hauslehrer) und Privatlehrer einiger Edelleute Erfahrungen und Geschicklichkeit im Unterrichte erworben hatte, wurde er 1744 Magister und erhielt ein Jahr darauf die Erlaubniß, an der Universität öffentliche Vorlesungen zu halten. Immer leidend und kränklich, hatte er nicht die Absicht, sich jemals um das Amt eines Professors zu bewerben, denn er traute sich nicht die Kraft zu, ein solches Amt erfolgreich zu verwalten. Doch seine segensreiche Thätigkeit konnte nicht lange den Augen der Oeffentlichkeit verborgen bleiben und so erhielt er im Jahre 1751 vom kurfürstlichen Hofe die Aufforderung, um das Amt eines außerordentlichen Professors nachzusuchen. Widerstrebend und nur durch seine Freunde Rabener und Wagner dazu überredet, ließ er sich bereit finden, diesen Schritt zu thun. Er wurde also außerordentlicher Professor und erhielt eine Pension von jährlich 100 Thalern. Seine neue Thätigkeit eröffnete er mit einem Programm de comoedia commovente und einer Antrittsvorlesung über den Einfluß der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten. Als zehn Jahre später durch den Tod Dr. Müller's, eines seiner Zeit angesehenen Professors der Philosophie, ein ordentliches Lehramt an der Universität frei wurde, kam ihm wieder von Dresden aus der Wink, daß die Regierung entschlossen wäre, ihm die Stelle zu geben, falls er darum nachsuchte. Alle seine Freunde in Leipzig, Ernesti, Wagner und besonders Rabener drangen in ihn, der Absicht der Regierung entgegenzukommen. Aber Gellert blieb standhaft und lehnte ab. „Was können Sie mir," schrieb er an den Grafen Moritz v. Brühl, „durch Ihre Vermittelung ein Amt auswirken wollen, das ich nicht wünsche? Ich habe es gegen Sie und gegen andere Freunde nicht aus einer übertriebenen Bescheidenheit ausgeschlagen; nichts weniger, gütiger Graf, sondern aus Krankheit, Alter und Mangel der Kräfte, aus Ueberlegung und Gewissen. Warum sollte ich mich weigern, wenn das nicht meine Ursachen wären? Ich müßte ja fürchten, wider meine Pflicht zu thun; ich müßte wider meine eignen Vortheile handeln und blos aus Eigensinn den Rath und die gute Fürsorge meiner Freunde und Gönner verwerfen. Das, weiß ich, werden Sie mir nicht zutrauen. Wären Sie nur um mich und sähen meine Beschwerungen, die ich insonderheit seit zwei Jahren dulde, die kranke Brust, an der ich leide, einen nagenden heimlichen Schmerz in meinem Kopfe, die Abnahme meines Gedächtnisses, die mir die geringsten Arbeiten zur Last macht; ich weiß gewiß, Sie würden mir nicht rathen, ein neues Amt anzunehmen. Die Akademie leidet nicht dabei; ich kann, was ich thun kann, als außerordentlicher Lehrer thun, wenn auch das, was ich thue, Wenigen in die Augen fällt. Wenn ich im Jahre 1751 die Profession hätte suchen sollen, so würde ich geglaubt haben, es wäre Pflicht. Im Jahre 1761 halte ich es für Pflicht, sie zu verbitten. Meine Freunde denken als Gesunde, da haben sie recht. Ich denke und leide als Kranker; da habe ich auch recht. Mein Entschluß ist nicht Flucht vor der Arbeit; das beweist mein zeitheriges Schreiben und Lesen. Daß ich die Kräfte nicht mehr habe, die ich vor zehn Jahren hatte, das kränkt mich; aber wie müßte ich mich nicht schämen, wenn ich glaubte, ich hätte sie, und setzte mich selber in Unruhe und Umstände, die ich hätte vermeiden können." Gellert's Bescheidenheit wurde belohnt. Ganz abgesehen davon, daß er fast jedes Jahr von überallher Geldgeschenke im Betrage von 100—200 Thalern erhielt, wurde auch sein Gehalt erhöht und als Mascov, der berühmte Geschichtslehrer an der Universität zu Leipzig, starb, bekam er den Gnadengehalt, den dieser Gelehrte bisher bezogen hatte und der sich jährlich auf 485 Thaler belief. Solange Gellert nur wenige Zuhörer hatte, hielt er seine Vorlesungen auf seiner Stube ab; als aber das Zimmer die stetig wachsende Zuhörerschaar nicht mehr fassen konnte, mußte er in den öffentlichen Hörsälen der Universität lesen. Die Zahl seiner Zuhörer stieg schließlich auf 400 und darüber. Besonders zahlreich war unter den Hörenden der Adel vertreten, der aus den verschiedensten Ländern, namentlich aus dem protestantischen Norden nach Leipzig kam, um hier zu studiren. Das darf keineswegs Wunder nehmen, war doch Leipzig damals die beliebteste und vornehmste Universität Deutschlands, wie es nachher Göttingen war und jetzt vielleicht Bonn ist. Gellert's Hörsaal muß oft ein anziehendes, buntes Bild geboten haben, das während des siebenjährigen Krieges um so malerischer wurde, als sich viele der damals in Leipzig anwesenden preußischen Officiere bei seinen Vorlesungen einfanden, so daß nicht selten der Raum eher dem Vorzimmer eines preußischen Generals als dem Lesesaale eines friedlichen sächsischen Professors geglichen haben mag. Als in den Jahren 1765—69 einige angesehene Professoren in Leipzig vor dem jugendlichen Kurfürsten Friedrich August III. und seinem Hofe verschiedene öffentliche Vorlesungen halten mußten, ward auch Gellert dazu bestimmt, und so gut gefiel er dem Kurfürsten, daß ihm dieser nicht nur eine kostbare Schreibtafel, in der sein Bild war, „eigenhändig und mit einem verbindlichen Complimente" schenkte, sondern auch eine Abschrift der moralischen Vorlesungen verlangte, um sich, wie er ihm sagen

---

*) Eine erschöpfende Arbeit über diesen Gegenstand giebt es meines Wissens noch nicht. Immerhin muß H. Schuller's Dissertation „Ueber Gellert's erzieherischen Einfluß" (Leipzig 1880) anerkennende Erwähnung finden.

ließ, aus denselben zu belehren. Es ist bekannt, welche Theilnahme dieser Fürst gerade für Gellert hegte, und daß er, als Gellert im Sterben lag, ihm seinen Leibarzt Demiani zu Hilfe schickte und sich täglich durch Stafetten von seinem Befinden benachrichtigen ließ. Gellert, den ein starkes Pflichtgefühl beseelte, ließ nur selten, und dann auch blos durch unüberwindliche Hindernisse, wie sie deren der siebenjährige Krieg des öftern bot, oder durch schwere Anfälle seines Leidens gezwungen, die Vorlesungen ausfallen. Wie freute er sich am Ende eines Semesters, wenn er es hatte beschließen können, ohne auch nur ein Collegium absagen lassen zu müssen. Da sein Unterleibsleiden mit den Jahren immer heftiger auftrat und er befürchten mußte, daß das leibliche Uebel nicht ohne schlimme Folgen auf seine Seele bleiben könnte, unterließ er es nicht, alle seine Gedanken einer strengen Prüfung zu unterwerfen und auf alle Regungen seines Herzens zu achten, um nicht durch ein verbittertes Gemüth, das ja so häufig die Folge schwerer Leiden ist, nachtheilig auf seine Schüler zu wirken. Als ihm seit 1768 die Kräfte immer mehr schwanden und er nur durch Aufbietung der ganzen Willensstärke seinem Berufe nachgehen konnte, kam ihm einmal der Gedanke, seine Stellung aufzugeben und zu einigen seiner Freunde auf's Land zu gehen, um hier in Ruhe und Frieden sein Leben zu beschließen; doch sein starkes Pflichtbewußtsein, die Jugend so lange durch Wort und Beispiel zu lehren, als es seine Kräfte nur immer erlaubten, ließ ihn bald diesen Gedanken wieder aufgeben. Dabei kamen nicht nur die Collegs, deren er öfters fünf des Tages zu halten hatte, in Betracht; seine Gewissenhaftigkeit verlangte auch eine geradezu peinliche Vorbereitung auf diese Vorlesungen. Er bereitete sich auf jedes seiner Collegs, mochte ihm die Sache noch so geläufig sein, derart gründlich vor, daß er den Stoff nicht etwa nur im Kopfe überdachte, sondern auch schriftlich entwarf. Trotz dieser schriftlichen Vorbereitungen las er nur wenig vom Blatte ab; er sprach „mit einem ebenso freien, als angenehmen Anstand", berichtet Cramer in der Lebensgeschichte seines Freundes und fährt dann fort: „Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt, ungekünstelt und natürlich zu sein, waren die herrschenden Vorzüge seines Vortrags. Unnöthige Ausschweifungen erlaubte er sich ebenso wenig als ruhmredige Empfehlungen seines Unterrichts oder Verunglimpfungen anderer Lehrer, gleichwie er alle die niedrigen Künste haßte, wodurch zuweilen akademische Lehrer Aufmerksamkeit und Beifall zu erhalten suchen." Dazu war Gellert's Sprache, wie Cramer an einer anderen Stelle mittheilt, „deutlich, biegsam, aber etwas hohl und näherte sich in ihrem Tone einer gewissen Wehmuth, wodurch sie so rührend, eindringlich und schmelzend wurde, daß Niemand dem Beweglichen, was sie hatte, widerstehen konnte. Was er vortrug oder las, gewann durch den Ton seiner Stimme außerordentlich." Selbst durch sein kränkliches Aussehen und die sanfte Mattigkeit seiner Augen erhielt der Unterricht des alternden Gellert etwas Rührendes. „Ohne ein Greis zu sein," sagt Cramer a. a. O., „hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines Greises, dem seine jüngere Nachwelt mit Ehrfurcht und Lust zuhört, weil selbst sein Ernst lauter Freundlichkeit und Güte ist. Die Lehren aus seinem Munde hatten die Anmuth eines stillen Sommerabends kurz vor dem Untergange der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verschönerte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert." Es ist nur zu natürlich, daß der sanfte, kränkliche Mann mit seiner aufrichtigen christlichen Gesinnung und seinem stillen Leiden in einer so religiös angehauchten, thränenreichen Zeit, wie es das 18. Jahrhundert um die Mitte war, bedeutenden Einfluß auf seine Zuhörer ausüben mußte, und daß sich dieser Einfluß, da auch seine Schriften ganz denselben Geist athmeten, auf alle Kreise Deutschlands und darüber hinaus erstreckte. Nahm er die mittleren und niederen Schichten des Volks durch sein frommes, menschenfreundliches Wesen ein, so gewann er den Adel durch seine feinen Umgangsformen, den weltmännischen Ton seiner Sprache und die stille Rücksichtnahme auf Alles, was ihm heilig war. Nie erhebt sich die Sprache Gellert's zu einem reinigenden Donnerwetter, nie richtet sich die Spitze seiner Satire — und er besaß eine feine Satire und einen scharfen Blick für Alles, was den Spott herausforderte — gegen die Brühl'sche Mißwirthschaft und die Uebelstände, die sich überall im Regierungswesen breit machten. Auch sonst zeigt sich Gellert in dieser Hinsicht etwas einseitig. Als Hochschullehrer war er vorwiegend in erzieherischer Hinsicht von Bedeutung. Was er seinen Schülern bietet, geht weder sehr in die Tiefe, noch ist es eigner Anschauung entnommen; er bietet ihnen, was Andere vor ihm auf den betreffenden Gebieten gefunden, durchtränkt mit einigen moralischen Betrachtungen. Den Errungenschaften der neuen Zeit weiß er nicht gerecht zu werden, vielleicht hinderte ihn auch sein Leiden, neben der öffentlichen Thätigkeit noch der stillen Beschäftigung des Gelehrten obzuliegen. Wie wenig er die bedeutenden Erscheinungen seiner Zeit zu schätzen verstand, beweist sein Urtheil über Rousseau's Emil, den er nur bis zur Vorrede gelesen hatte, und gegen den er im Colleg scharf zu Felde zog. Goethe erzählt bekanntlich, daß Gellert in seinen ästhetischen Vorlesungen nie die Namen eines Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg genannt habe. Ja, in den Bücherverzeichnissen zu einer deutschen Bibliothek, die Gellert in einem Briefe an Frl. E. v. Schönfeld und in der 10. moralischen Vorlesung aufgestellt hat, sucht man vergebens nach den Namen Klopstock*) und Lessing. Ist Gellert's wissenschaftliche Bedeutung einzuschränken, so muß doch seine Thätigkeit als Lehrer und Erzieher um so höher angeschlagen werden. Was er gab, ward so überzeugend und in so angenehmer Weise vorgetragen und war so durchdrungen von seiner ganzen Persönlichkeit, daß es seine Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlte. Dazu war Nichts in seinem Leben, was seine Lehren Lügen gestraft hätte; kurz, all sein Thun und Lassen war nur seine in die Wirklichkeit übertragene Lehre. Was nun die Gegenstände seines akademischen Unterrichts angeht, so ist zunächst seine Einleitung in die schönen Wissenschaften von Batteux, Ernesti's Rhetorik und Stockhausen's neue Bibliothek zu erwähnen. Er erläuterte seinen Zuhörern in diesen Vorlesungen die Regeln der Beredtsamkeit und Poesie, machte sie ihnen an Mustern aus den besten Schriftstellern klar und regte sie selbst zu stilistischen Uebungen an, die er dann eingehend kritisirte, wobei er immer bemüht war, seine Schüler zu natürlicher und klarer Schreibweise zu führen. Dazu kam 1751 seine eigne Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen, die bewirken sollte, „junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und Anderen, wenn es möglich ist, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unsere Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes und zu anderen zarten Empfindungen nicht biegsam und geschmeidig genug sei". Es ist ihm gelungen, das Interesse für unsere damals so mißachtete Muttersprache auch in den adligen Kreisen Deutschlands zu wecken und nicht wenig zu ihrer Hebung und Ausbildung beizutragen. Eher als Wieland hat Gellert durch seine gefällige, den Franzosen abgelauschte Schreibweise den Beifall seiner Zeitgenossen erlangt und diese zur Nachahmung angeregt. Sicher ist sein Einfluß in dieser Hinsicht größer gewesen, als wir für gewöhnlich anzunehmen geneigt sind, und vielleicht haben wir ihm Manches zu danken, was wir der Einwirkung Wieland's zuschreiben. Es sei hier daran erinnert, daß zu Gellert's Schülern auch Goethe gehörte, der, so sehr er auch später bei aller Hochachtung für seinen Lehrer dessen ganze Richtung ablehnte, doch nicht unbeeinflußt von ihm blieb; behauptet ja sogar v. Loeper, „daß ohne die Schule, die er unter Gellert's Einwirkung durchmachte, seine Sprache nicht Allgemeingiltigkeit erlangt hätte". Auch Herder studirte Gellert's Schriften, um zu erfahren, wie man lesen müsse; den herausgeschriebenen Rath, das Gelesene einer Zergliederung zu unterziehen „so fleißig, als wenn man selbst schriebe" hat sich der junge Königsberger Student unterstrichen. Als später alle Welt Gellert um geeignete Hofmeister anging, fügte dieser seinen Vorlesungen auch eine solche über die Pflichten der Hofmeister bei, in der er seinen Zuhörern Büsching's Anleitung für Hofmeister erklärte. Um noch mehr als wie gewöhnlich auf die jungen Leute zu wirken, begann er auch Vorlesungen über die Sittlichkeit zu halten. Diese moralischen Vorlesungen, die sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreuten, sollten, wie Gellert selbst ausführte, „keine in allen ihren Theilen vollständige Abhandlung der Moral nach ihrem ganzen Umfange, keine Umbildung der Moral in ein neues, bequemeres, besser verbundenes Lehrgebäude, keine neuen Entdeckungen in dieser Wissenschaft, keine Beantwortung spitzfindiger Zweifel, keine glücklich ausgedachten Hypothesen, keine Auflösungen problematischer

*) „Können Sie zweifeln," schreibt Gellert am 22. Juni 1758 an Hofrath Brochward, „daß ich Young nicht so hoch achte, als Sie ihn achten, daß er mich nicht mehr erbauen sollte, als der Dichter des Messias?"

Fragen, keine strengeren Demonstrationen" geben. Nicht theoretischen, vielmehr praktischen Nutzen wollte Gellert vor Allem erzielen. Nicht an den Geist, sondern an das Herz seiner Zuhörer wandte er sich mit seinen Erörterungen. Und auch bei diesen Vorlesungen wirkte er wieder mehr durch seine ganze rührende Persönlichkeit als durch das, was er bot. Im großen Ganzen waren es wenig tiefe religiöse Betrachtungen und eindringliche Ermahnungen zu sittlichem Lebenswandel.

Aus all' dem Gesagten geht hervor, daß es Gellert bei seinem Unterrichte nicht blos darauf ankam, seinen Schülern tüchtige Kenntnisse beizubringen; noch mehr Gewicht legte er darauf, ihre Herzen zu bilden. Seiner Meinung nach soll alle Erziehung zur Glückseligkeit, d. h. zur Tugend führen. Diese Tugend aber äußert sich ein Mal in der Menschenfreundlichkeit, das andere Mal in der Demuth; sie bezeichnet also auf der einen Seite die Stellung des Menschen zum Menschen und auf der anderen sein Verhältniß zu Gott. Durch Lehren allein ist jedoch der Mensch kaum gut zu erziehen; das Beispiel wirkt eindringlicher und nachhaltiger. Darum auch sollen die jungen Leute den Umgang mit tüchtigen, redlichen Männern suchen und durch ihr Beispiel lernen. Aus dieser Anschauung heraus ist denn auch Gellert's Verkehr mit seinen Schülern zu erklären. Jedermann hatte freien Zutrit zu ihm; ja, er wählte sogar, wie Cramer berichtet, von Zeit zu Zeit aus den Studirenden einige zu seiner beständigen Gesellschaft. „In seinem Umgange herrschte die edle Unschuld und Einfalt der Sitten. Selten redete er von sich selbst und allezeit mit der ehrlichen Bescheidenheit, welche fürchtet, zu viel von sich zu sagen, ob es ihm gleich nicht an demjenigen Gefühle fehlte, das auch ein bescheidener Mann von seinem Werthe haben darf. In den letzten Jahren seines Lebens war er nicht sehr gesprächig; wenn er aber gleich nicht viel sprach, so sprach er doch edel, mit Kenntniß und mit Leichtigkeit, und dabei hatte er das seltene Verdienst, Niemanden durch seine Rede zu beleidigen. Er liebte besonders erbauliche Gespräche und nie wurde er beredter, als wenn der Gegenstand der Unterredung die Religion, die Tugend oder das Verdienst seiner Mitmenschen war." Wenn Goethe berichtet, daß es Mühe kostete, zu Gellert zu gelangen, und daß nicht Jedem der Zutritt zu ihm erlaubt war, so darf dabei nicht vergessen werden, daß Gellert zu der Zeit, da Goethe in Leipzig studirte, bereits dem Grabe nahe war, und daß es sich bei ihm in erster Linie um Studirende handelte. Gellert erfreute sich bei seinen Zuhörern sowohl, als auch in den weiteren Kreisen der Studentenschaft außerordentlichen Ansehens. Schon um ihn nicht zu kränken, befleißigten sich die jungen Leute eines sittlichen Lebenswandels; und doch, hatte er Grund zur Unzufriedenheit, wie mild war sein Tadel! So sehr ihm alle Laster in der Seele zuwider waren, so nachsichtig und mitleidig war er gegen die, die ihren Leidenschaften unterlegen waren, und welcher Eifer trieb ihn an, sie zum Guten zurückzuführen! Unter seinen Briefen haben wir mehrere Belege für seine milde, ehrliche Art, zu ermahnen und zu bessern. Wie freundschaftlich weiß er einem jungen Baron, mit dessen ganzer Lebensführung er nicht einverstanden ist, die Wahrheit zu sagen, um ihn zur Umkehr zu bewegen; wie väterlich und liebreich spricht er einem relegirten Studenten zu, neuen Lebensmuth zu fassen und künftig im Guten beständig zu sein; wie eindringlich bittet er einen Hofmeister, der sich dem Trunke ergeben hat, von seinem Laster abzustehen und der schrecklichen Folgen desselben zu gedenken! Selbst auf die Gesammtheit der Studenten hatte Gellert Einfluß. Als sich im Jahre 1768, erzählt Cramer, ein ungewöhnlicher Geist der Unruhe der studirenden Jugend Leipzigs bemächtigte, ermahnte er sie „aus eigener Bewegung beim Schlusse einer seiner moralischen Vorlesungen in einer so zärtlichen als ernsthaften Anrede zu einem friedlichen und sittsamen Verhalten". Und in der That erreichte er, daß die Ruhe auf einige Tage hergestellt wurde. Da jedoch die Studentenschaft von Neuem anfing, schwierig zu werden, wurde Gellert von der „akademischen Obrigkeit" veranlaßt, sie in einer neuen Ansprache zur Ordnung zu ermahnen. Er hatte die Genugthuung, zu sehen, daß seine Ermahnungen das Ihrige zur Herstellung der öffentlichen Ruhe thaten. Bei der großen Beliebtheit, in der Gellert bei allen Studenten stand, war es nicht anders möglich, als daß die von der Universität Heimkehrenden überall den Ruhm des verehrten Lehrers verkündeten und so dazu beitrugen, das Ansehen des Mannes, der bereits durch seine Fabeln und poetischen Erzählungen sowie auch durch seine Oden und geistlichen Lieder der Liebling des ganzen Volkes geworden war, noch mehr zu erhöhen. War er bisher nur Lehrer und Rathgeber der studirenden Jugend gewesen, so wurde er nun der Lehrer und Rathgeber ganz Deutschlands. Wer Rathes, Trostes oder Belehrung bedurfte, wandte sich an ihn. Da bald seine Bereitwilligkeit, Allen zu dienen, überall bekannt wurde, so erhielt er auch von überallher Briefe mit der Bitte um seinen Rath. In den wichtigsten Fragen des Lebens wurde er um seine Meinung angegangen. „Väter," sagt Cramer, „wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was sie über diese oder jene Anträge zur Verheirathung für Entschließungen fassen, Jünglinge, wie sie studiren, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen, und Viele aus der großen Welt, wie sie den Gefahren und Versuchen derselben entgehen oder widerstehen sollten, und Gellert stand einem Jedem nach seinem Vermögen mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Trost und Fürbitte bei." Auch sonst wirkte Gellert erziehend und bildend auf das deutsche Volk. Durch seine Schriften legte er, wie wir schon gesehen haben, den Keim zu einer verfeinerten Schrift- und Verkehrssprache, brachte wieder Natürlichkeit und Fluß in dieselbe und weckte überall das literarische Interesse im Volke. Nicht geringen Antheil hatte er auch an der Hebung der Töchtererziehung in Deutschland, und manche Verdienste, die man heute Rousseau zuschreibt, müssen wohl für ihn in Anspruch genommen werden. In einer Zeit, wo beide Geschlechter eine Abneigung gegen die Ehe ergriffen hatte, setzte Gellert, der Ehelose, das rechte Eheleben als Zweck aller Mädchenbildung hin und verurtheilte jene Art, die nur für die Gesellschaft und den äußeren Schein erzieht.

So wurde Gellert zum Lehrer Deutschlands, zum „Großhofmeister" des ganzen Volkes. Uns ist es freilich heutzutage unmöglich, alle seine Verdienste bis ins Kleinste hinein zu verfolgen; eine Ahnung seiner erzieherischen Bedeutung aber muß Dem kommen, der all die Stimmen seiner Zeitgenossen über ihn kennt und namentlich Einsicht genommen hat in die Schriften, die der Tod Gellert's in Deutschland hervorrief. „Sagen," schreibt der junge Graf Moritz v. Brühl einmal an seinen geliebten Lehrer, „daß ich Sie seit fünf Jahren kenne, heißt nichts Anderes sagen, als: Gellert hat ihn gebildet, hat ihn erzogen." Und Alle, die ihm im Leben näher gestanden und zu seinen Füßen gesessen haben, mag, als er am 13. December 1769 die Augen für immer geschlossen hatte, die Empfindung durchzuckt haben, als wäre ihr zweiter Vater — so nannte ihn einst ein dankbarer Schüler — mit ihm dahingegangen.

Bücherbesprechungen.

— Nachklang. Ein Menschenschicksal in Liedern. Gesammelte Gedichte von Mary L. F. Mohr. Leipzig, Verlag von Richard Wöpke. Preis 1 ℳ 50 ₰, geb. 2 ℳ 50 ₰. — Es fehlt der Dichterin nicht an echter Empfindung. Das spürt man namentlich an den ersten Liedern der Sammlung, die rein persönliche Erfahrungen poetisch ausmünzen. Höher an dichterischem Werthe aber stehen die Landschaftsschilderungen: Heidebild S. 9, Herbstmorgen S. 11, Herbstklage S. 14, Winterlandschaft S. 18. Auch die hymnenartigen Gesänge „Sehnsucht nach Erlösung" S. 57, „Ein Tropfen, ein Lächeln" S. 61 fesseln durch den kraftvollen Schwung der Sprache; das letztere erinnert an das durch Brückler's stimmungsvolle Composition verklärte „Gebet" von Friedrich Hebbel. Peinlich berührt haben uns eine Anzahl Fremdwörter, wie monoton S. 10, harmonisch S. 12, Melancholie S. 14, melancholisch, apathisch, balsamisch, majestätisch, mechanisch, magisch, Idol, Rhythmus u. s. w. Die deutsche Lyrik hat sich bisher der leidigen Fremdwörter mit Glück erwehrt; es ist dringend zu wünschen, daß auch die neuen Dichter und Dichterinnen die Reinheit der Sprache als bindendes Gesetz anerkennen und festhalten. Grammatisch falsch sind die Wendungen: „Sie sinkt auf Knieen nieder" S. 25 und „ohne Wille" S. 70. Unverständlich ist S. 71, Z. 7 v. u. Die Druckausstattung des Büchleins ist sehr gut; gleichwohl erscheint uns der Preis verhältnißmäßig hoch. Wenn Lyrik heutzutage nicht billig ist, kauft sie erst recht kein Mensch.

R. B.

— Raoul Francé, Der Werth der Wissenschaft. Freie Gedanken eines Naturforschers. Verlag von Carl Reißner.

Dresden und Leipzig. 1900. 162 S. — Das Beste an der Broschüre ist die Bescheidenheit in dem Schlußpassus der Vorrede: „Und noch ein Bedürfniß hatte ich: den Willen ganz ehrlich zu sein. Vielleicht findet sich Jemand, der diesem Buche seiner Redlichkeit zuliebe seine Fehler verzeiht.“ Gut sind außerdem eine große Anzahl geistreicher Gedanken, die sich eingestreut finden. Das Ganze dagegen erscheint dem Deutschen verzerrt und krankhaft. Der Verfasser stammt aus Ungarn und hat in Pest sich verschiedene Jahre mit dem Studium niederster Pflanzen und Thiere beschäftigt. Diese Specialstudien haben ihn offenbar nicht befriedigt, theils weil er es für einen modernen Betrug hält, daß die Arbeit als solche adeln könne, theils weil er mit Faust zu dem Schluß gekommen ist: „Ich sehe, daß wir nichts wissen können.“ So ist er unter die Modernsten gegangen und stellt mit Verve ein philosophisches Lamento an, wobei es an reichlichen Widersprüchen nicht mangelt. Zuerst werden die Wissenschaften im Allgemeinen, besonders die Naturwissenschaften und das Specialistenthum ins Gebet genommen, der Gelehrte wird als eine Caricatur der Menschen geschildert, Pseudomonismus, Hedonismus werden gegeißelt, jede redliche Bemühung wird als nervöse Ueberhastung an den Pranger gestellt, mit kräftigen Invectiven gegen die Forschung. Dann wieder heißt es: Erst schafft Bausteine, ehe ihr weiter geht. Wehe aber dem, der es zu schaffen unternimmt! Der Sokratismus, d. h. das unbedingte Streben nach Wahrheit, hat gar keinen Werth. An Stelle des sokratischen Menschen soll wieder, wie vor Sokrates, der ästhetische Mensch treten. Nietzsche, dem ein längerer Abschnitt gewidmet wird, kam zu der Erkenntniß, daß nur der Künstler das Menschheitsideal erfüllen könne; da aber der Gelehrte zu tief in ihm steckte, ging er an dem Widerstreit zu Grunde. So kann nur der schärfste Pessimismus aufkommen. Jeder Optimismus beruht auf Selbsttäuschung und Heuchelei. Es fehlt also an Philosophie. Philosophie als Wissenschaft lehrt die Denkgesetze, aber das ist nichts, die wahre Philosophie ist Lebensweisheit, und an der gebricht's. So wäre denn die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts weiter nichts als das letzte Abendglühen vor Nacht und Untergang, wenn es nicht noch einen Ausweg gäbe: goethe'sche („goetheische“) ruhige Naturauffassung, die in ihrer Abklärung den Blick immer auf's Ganze gerichtet hält, und eine neue Abschätzung, Bewerthung und Unterordnung der verschiedenen Wissenschaften untereinander. Wie man sich aber von Anfang an auf den Altmeisterstuhl setzen soll, wird nicht verrathen, so wenig als etwa angegeben wird, ob ein Cultusminister die heikle Eintheilung vorzunehmen hat. Genug es ist Aussicht auf Versöhnung; und damit man's dort nicht mit der ganzen Cultur und Naturforschung verdirbt, findet jetzt selbst ein Haeckel (als Monist oder Pseudomonist) Gnade vor des Verf.'s Augen. So ungefähr dürfte der Gedankengang sein. Glücklicherweise ist wohl bei uns der Gang ein anderer, man nehme nur die philosophisch-historischen Capitel etwa aus Haeckel's Schöpfungsgeschichte! Mit goethe'schen Idealen tritt bei uns der Jünger heran an die Natur, um dann in solider Arbeit auf einem Einzelgebiet festen Fuß zu fassen. Und wieviel künstlerische Bestrebungen, die freilich als solche nicht an die große Glocke kommen, liegen in den Einzelarbeiten! Wie anders hätte wohl Goethe sich der Beklemmungen, die keinem ernstlich Strebenden erspart bleiben, entledigt? Vermuthlich wäre ein veränderter Werther entstanden oder auch ein Torquato Tasso, in dem der ganze Jammer personificirt wäre, und dann hätte sich der Dichter und Forscher mit verjüngter Frische in die Arbeit gestürzt und daneben sich jedes redlichen Strebens von anderer Seite gefreut. Nun, auch Raoul Francé gesundet wohl wieder von seiner philosophischen Krankheit, da er ja Aenderungen nicht ganz abhold ist. Vor sieben Jahren veröffentlichte er eine Abhandlung in einer deutschen zoologischen Zeitschrift unter dem Namen: Rudolph Franzé! — Schließlich noch eine Bemerkung über die eigenthümliche Broschüre, die wohl manchen Anklang finden dürfte: die nicht eben spärlichen griechischen Citate hätten eines besseren Correctors bedurft. Brth.

— **Der Polizeibeamte, seine Rechte und Pflichten in populär-staatsrechtlicher Darstellung.** Von R. Beyendorff. Berlin 1900. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, königl. Hofbuchhandlung. Kochstraße 68—71. — Der Verfasser geht in seinem einleitenden Vorworte von der in der Tagespresse und selbst im preußischen Abgeordnetenhause vielfach erörterten Thatsache aus, daß sich in den letzten Jahren speciell in Preußen zahlreiche Uebergriffe, vielleicht besser gesagt Fehlgriffe unterer Polizeiexecutivorgane ereignet haben, die Anlaß zu berechtigten Klagen gegeben haben und mit gebieterischer Nothwendigkeit zu der Untersuchung zwingen, wie derartige Vorkommnisse überhaupt möglich waren, ob und wie sie in Zukunft zu vermeiden sind. Man wird hier auch die jüngsten Enthüllungen im Sternberg-Prozesse mit anzuführen haben. Seines Erachtens ist in den meisten Fällen die mangelhafte unzureichende Dienstkenntniß der Beamten die Ursache ihrer Fehltritte gewesen. Dieser und der weiteren Ueberzeugung des Verfassers, daß, wie jeder andere Beruf, so vor Allem auch derjenige des Polizeibeamten eine besondere Ausbildung erfordert und ein Lehrbuch für diesen Beruf unerläßlich ist, ist die Herausgabe des vorliegenden Werkes zu danken, das den Beamten in allgemein verständlicher Form eine Ausbildung vermittelt, die neben gründlichster Beleuchtung aller polizeilichen Gebiete auch auf allgemeine staats- und verwaltungsrechtliche Fragen weitgehendste Rücksicht nimmt. Dem Polizeibeamten wird hier ein in sich geschlossenes Bild vom Staatsleben und Staatswesen in allen seinen Verzweigungen gegeben, damit er vor Allem seine eigene Stellung den vorgesetzten Behörden gegenüber und sodann sein Verhältniß zu den übrigen Staatsunterthanen als eine Einrichtung erkennt, die gerade so und nicht anders vom Gesetzgeber hat geregelt werden müssen. Freilich beschränkt sich der Inhalt des Buches ausschließlich auf die preußischen Verhältnisse. Gleichwohl wird auch der nichtpreußische Polizeibeamte aus ihm großen Nutzen für seine Ausbildung ziehen können, und zwar namentlich aus dem ersten Theile „Allgemeine Vorkenntnisse“. Hier werden zunächst das Wesen und die Thätigkeit des Staates, alsdann die Polizeithätigkeit im Allgemeinen, sowie die innige Verbindung der polizeilichen und allgemeinen Staatsthätigkeit in klarer und anschaulicher Form erörtert. Sehr instructiv ist namentlich auch der Theil des Buches, der den Schriftverkehr behandelt. Was weiter die Besprechung der Einzelgebiete polizeilicher Zuständigkeit anlangt, so giebt der Verfasser viele zweckmäßige Anweisungen und Winke und versteht es, durch zahlreiche, der Praxis entnommene anregende Beispiele dem Leser auch die schwierigsten Gebiete zum vollen Verständniß zu bringen. Er erörtert in leichtverständlicher Belehrung nacheinander die Staatssicherheitspolizei mit dem Vereins-, Versammlungs- und Preßwesen, die Einzelsicherheitspolizei, die Unfallpolizei, die Ordnungspolizei, die Bau- und Feuerpolizei, die Gesundheitspolizei, die Armenpolizei, die Gewerbepolizei, die Versicherungspolizei, die Marktpolizei, die Maß- und Gewichtspolizei, die Landwirthschaftspolizei, die Jagd- und Fischereipolizei und die Wegepolizei. Allenthalben wird hierbei der Thätigkeit des Criminalpolizeibeamten Rechnung getragen, für den das Buch überhaupt sehr werthvoll ist, weil er sich eine volle Dienstanweisung daraus construiren kann. Alles in Allem erscheint das empfehlenswerthe Werk in besonderem Grade dazu geeignet, in dem Polizeibeamten das Bewußtsein des Zusammenhanges der polizeilichen Obliegenheiten mit denen der allgemeinen Staatsthätigkeit zu erzeugen und rege zu erhalten, damit er sich des Zweckes und des Grundes seiner Thätigkeit bewußt werde und nicht als Maschine, sondern als denkender Mensch seinen Dienst versehe. Dr. Feste.

— **Der Obstbaum als Straßenbaum.** Anleitung zur Pflanzung und Pflege von Obstbäumen an Straßen, öffentlichen Verkehrswegen und im Großbetriebe, sowie zur Abschätzung von Obstanlagen von Rittergutsbesitzer Garcke-Wittgendorf. Mit 11 Abbildungen. Preis 1 ℳ. Frankfurt a. d. O. Verlag der königl. Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn. — Mit aufrichtiger Freude hat uns die Lectüre dieses äußerlich so bescheiden aussehenden Werkchens erfüllt. Von den alljährlich fast zu Dutzenden erscheinenden Schablonenproducten auf dem Obstbau-Literaturgebiete ist dieses Buch grundverschieden, denn in demselben bringt endlich einmal ein wirklicher reich erfahrener Praktiker selbständige ausgezeichnete Lehren und Rathschläge zur Kenntniß, deren allgemeinste Befolgung Deutschlands Obstbau mächtig fördern würde. Fast jede Zeile dieses ganz mustergiltigen Opus ist uns gewissermaßen „aus der Seele gesprochen“, nicht nur in Bezug auf seinen vortrefflichen Inhalt, sondern auch hinsichtlich der in ihm gezeigten Ausdrucks- und Schilderungsweise. Möge es wärmstens empfohlen sein! Dr. E. S. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 149. Donnerstag, den 13. December, Abends. 1900.

Wangerooge.

Motto: Aufheben!

Meinen diesjährigen Urlaub würdig zu verbringen, hatte ich schon im Frühjahr folgenden Plan gefaßt: erst zum Vergnügen ein paar Tage in Hamburg (Besuch eines jungverheiratheten Confuxen von mir, mit dem ich in den 80er Jahren als Student mehrere Semester zusammen auf einer und derselben Bude gehaust hatte), dann zur Vertreibung oder wenigstens Milderung eines hartnäckigen chronischen Rachenkatarrhs einen dreiwöchigen Aufenthalt in einem Nordseebade (die Ostsee war mir für den angegebenen Zweck zu mild, zu idyllisch erschienen; ich strebte nach etwas Herberem). Ein von vielen Tausenden belebtes Modebad aufzusuchen, hatte ich keine Lust; ich wollte gleichzeitig auch meine Nerven, die sich in den letzten Jahren hie und da unangenehm bemerkbar gemacht hatten, erfrischen. So schwankte ich nach gründlichem Studium der eingeforderten Badeprospecte nur noch zwischen Baltrum, Juist, Lange-, Spiekeroog und — Wangerooge; aus dieser engern Wahl ging, nachdem Baltrum als gar zu primitiv und gottverlassen, Juist als schon zu belebt, Langeoog als zu pastörlich-gelahrt und zum Fachsimpeln verleitend, endlich selbst das durch Baumschlag vor den anderen sich auszeichnende Spiekeroog wegen etwas umständlicher Verbindung und der Entlegenheit seines Badestrandes unterlegen waren, die an letzter Stelle genannte Insel Wangerooge als Siegerin hervor. Ich habe dies nicht zu bereuen gehabt; doch ich will nicht vorgreifen.

Die Fahrt nach Hamburg mit überfülltem Sonderzug an einem der heißesten Sommertage, dessen Temperatur nach und nach sämmtliche gesellschaftlichen Rücksichten und Bande löste (in Stendal und Uelzen liefen viele Passagiere, namentlich Damen, einfach zum Skandale einher — so unangezogen!), und den Aufenthalt in Hamburg will ich übergehen, da bei einer Schilderung meiner aufregenden Erlebnisse kaum etwas allgemein zu Verwerthendes herauskommen dürfte. Kurz: nach mehreren Tagen fidelen Herumtreibens in der schönen Handelsmetropole entschloß ich mich doch, nunmehr der Gesundheit zu leben und dem Seebade zuzueilen. Ich fuhr eines schönen Morgens nach Bremen (erster Gang: Rathskeller; Nachmittag und Abend: Bürgerpark — Großer Garten in Dresden, verstecke dich!), übernachtete dort und „schiffte mich“ den nächsten Morgen ½9 Uhr auf dem dem Norddeutschen Lloyd gehörigen, netten Salondampfer „Lachs“ „ein“. Die „Ausreise“, zuerst die Unterweser hinunter, dann (seit 12 Uhr, wo wir in Bremerhaven nur wenige Minuten hielten, um abzugeben und einzunehmen) in der Außenweser, war — ich bin wahrhaftig nicht geneigt zu übertreiben — einfach herrlich. Ich habe überhaupt Glück, nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im Besondern, also auch auf solchen Fahrten. Erstens ein Wetter, das für eine Wassergondelei wie gemacht war: heller Sonnenschein und dabei eine frische Brise, die ein Erschlaffen ganz ausschloß. Und zweitens: es mochte zwischen ¼ und ½2 Uhr sein, da begegnete uns S. M. S. „Hohenzollern“ mit dem Kaiser an Bord! Daß wir auf dem „Lachs“, der natürlich mit dem Sonntagswimpel salutirte, mächtig Hurrah schrien, das drüben liebenswürdig beantwortet wurde, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Es erweckt doch ein eigenthümliches Gefühl, und Niemand, der noch ein Herz im Busen hat, wird sich einer gehobenen Stimmung entziehen können, wenn man bedenkt, daß soeben die leibliche Verkörperung unseres großen Vaterlandes an einem vorbeizieht. — Wer sich nur einigermaßen Seefertigkeit zutraut, sollte den Hinweg von Bremen über Bremerhaven nehmen. Es giebt noch 2 andere Möglichkeiten: über Oldenburg-Sande nach Karolinensiel und von dort mit dem „Nordfriesland“, einem wenig salonfähigen, alten flachen Kasten über's Watt, oder ebenfalls zu Lande mit der Eisenbahn nach Wilhelmshaven und von dort aus mit dem „Lachs“ (der, zwischen Bremen und Wilhelmshaven abwechselnd, einen Tag um den andern von Wilhelmshaven abfährt) nach Wangerooge.

„Wenn ich sage: Europa liegt zwischen den nördlichen Breitengraden 72 und 35, Deutschland aber zwischen 55 und 48, so weiß ich, daß mein Land auf der Nordhalbkugel liegt; ich sehe ferner, daß, wenn es auch in der gemäßigten Zone liegt, seine Entfernung vom Wendekreise doch viel größer ist, als vom Polarkreise, daß es mit anderen Worten ein Land des kalten, gemäßigten Klimas ist.“ So beginnt „Deutschland“, Friedrich Ratzel's verdienstvolle Einführung in die Heimathkunde. Füge ich dem hinzu, daß sich die Kette der ostfriesischen Inseln, deren westlichste unser Wangerooge ist, zwischen 53° 36′ (Borkum) und 53° 47′ (Wangerooge), fast wie die Stufen einer Treppe (Juist 53° 42′, Norderney 53° 43′, Baltrum 53° 44′, Langeoog 53° 45′, Spiekeroog 53° 46′) angeordnet, über eine Entfernung von 90 km zwischen dem 6. und 8. Kreise östlicher Länge von Greenwich hin erstreckt, und berücksichtige ich, daß nördlich vom 50. Breitenkreis in Europa Länder mit vorwiegend germanischer Bevölkerung liegen, während die Hauptmasse der Slawen östlich vom 17. Kreis ö. L. wohnt, so liegt der Schluß sehr nahe, daß auf jener, der südlich-romanischen Gruppe ebenso, wie der Slawenmasse leiblich entrückten Inselreihe eine fast oder ganz ungemischt germanische Bevölkerung hausen muß.

„Wo die Weser sich und Elbe
Mit der Nordsee Fluthen paart
Seit Jahrhunderten dieselbe
Unvermischte deutsche Art.
Heil dem Volk, das hohen Muthes
Sich auf eigne Kraft verläßt,
Ernst und bieder, kalten Blutes
Tapfer und in Ehren fest!“

Theodor Renaud.

Nun, wir brauchen blos ihre Stammesnamen zu nennen, um sofort die Richtigkeit unseres Schlusses einzusehen: den Friesen zieht man noch heute zuerst heran, wenn es sich darum handelt, einen möglichst reinen Germanen zu schildern; denselben Eindruck erhält man schon, wenn man Familiennamen wie Akkermann, Backer (Bakker), Bekaan, Büschen, Dapperheld, Doyen, Dykmann, Edden, Eden, Elderts, Frerichs, Gerdes, Gerdsen, de Haan, Habbinga, Heyen, Janssen, Kieviet, Leiß, Lübben, Lüken, Mammenga, Mamminga, Meeuw, Mennenga, Okkenga, Onnen, Otten, Popken, Poppinga, Sleeboom, Teerling, Visser, de Vries, Wybrands und Vornamen wie Arend, Derk (Dirk), Klaas, Harm, Eilert, Esdert, Folkert, Ate, Evert, Jan, Jochem, Jürgen, Gerrit, Elbert, Feiko, Habbo, Roelf, Ulfert, Upke, Weert, Geerd, Meino, Meint, Reemt, Rient, Duko oder die altbiblischen Jacobus, Peter, Tobias hört. Fragen wir nach der Größe des Gebiets, worauf diese braven Insulaner seit Urväter Zeiten zäh sitzen, so geräth der Auskunftgeber in einige Verlegenheit; die Ziffer des anzugebenden Flächenraumes wird sehr verschieden ausfallen, je nachdem wir den Stand der tiefsten Ebbe oder den der höchsten Fluth zu Grunde gelegt wissen wollen. Das Einwandsfreieste ist wohl, die Fläche des vom normalen Hochwasser nicht benetzten Bodens zu berechnen; dann ergiebt sich für die oben aufgezählten 7 Inseln in runder Ziffer eine Oberfläche von 80 qkm. Borkum, das ursprünglich — vor 1170 — 1000 qkm groß gewesen sein soll (was man lieber bezweifeln als gläubig hinnehmen sollte), mißt jetzt 8 km in der Länge und 4 km in der Breite; bei 1900 Einwohnern haben im Jahre 1899 16 238 Badegäste

Erholung gesucht. Das 17 km lange und 1 km breite Juist, angeblich einst ein Anhängsel Borkums, hat auf 673 ha bei wenig hundert Einwohnern (1893: 180 E.) doch schon 4476 Gäste beherbergt. Norderney (1898: 3988 Einwohner), 15 qkm groß, 13 km lang und 4 km breit, hat es 1899 sogar auf die stolze Zahl von 24000 Kurgästen gebracht. Dagegen sticht natürlich das kleine Baltrum (7 km lang, 1 km breit; 160 Einwohner) bedeutend ab. Der Besuchsziffer Juists nahe kommt die von Langeoog (3500), der 11 oder 17 (je nach dem Standpunkte des Berechnenden) km langen und 2 km breiten, 2000 ha fassenden und 300 Einwohner hegenden Insel mit dem bekannten Hospiz des Klosters Loccum. Beträchtlich weniger Leute lernen das baumgeschmückte 14,15 qkm große, 8 km lange und 2 km breite Spiekeroog mit seinen 250 Einwohnern kennen, während nach Wangerooge (6,68 qkm bei 8—10 km Länge und 1—2 km Breite) zu seinen (1895) 330 Einwohnern im Jahre 1899 3360 Erholungsbedürftige gefahren sind; im Jahre 1900 ist trotz ungünstigerer Witterung mindestens dieselbe Frequenz erreicht worden. Eine Eigenthümlichkeit wird der Leser aus dieser für die zielbewußte Auswahl der geeigneten Insel nicht ganz werthlosen Aufzählung schon heraus gemerkt haben: es giebt wohl zwei -oog, doch nur ein -ooge. Und dazu gesellt sich eine zweite Besonderheit: dieses Ooge, unser Wangerooge, ist unter den ostfriesischen Inseln die einzige nichtpreußische, das einzige Eiland, das zum Großherzogthum Oldenburg gehört. Daraus wieder erklärt sich der mit aus der bequemen Nähe resultirende Umstand, daß Wangerooge in der Hauptsache und mit Vorliebe von Oldenburgern und Bremern aufgesucht wird; daß man sich auch als guter Sachse in dieser Gesellschaft recht wohlfühlen kann, möge die an sich geringfügige Thatsache belegen, daß sich ein gewisser Strandkorb durch einen langen Flaggenstock auszeichnete, woran die oldenburgischen und die sächsischen Farben friedlich untereinander lustig im Winde flatterten. Der Zugehörigkeit zu Oldenburg hatte es die Insel auch zu verdanken, daß sie Anfang August 1900 die Ehre hatte, vom neuen Großherzoge besucht zu werden; Se. königl. Hoheit, ein leutseliger, nicht mehr ganz junger Herr, wurde von seinen Unterthanen und den Andern, die Wangerooges Gastlichkeit in Anspruch nahmen, mit aufrichtiger Freude begrüßt. Auch sonst gab es Abwechselung genug; und diese erklärt sich wieder aus der geographischen Lage: jedes Wilhelmshaven, die Marinestation der Nordsee, verlassende Kriegsschiff, das aus der Jade herauskommend ins Weserfahrwasser dampft, muß den durch Leuchtthurmsignale aufmerksam gemachten Badegästen in Sicht kommen; sei es auch nur, daß man die Zahl der Schornsteine oder sonst ein Kennzeichen durchs Fernglas erblicken kann. So mancher imponirende Panzer, so manches schnelle Torpedoboot — um von den China-Lloyddampfern ganz abzusehen — fuhr so nahe vorbei, daß man vom Strand aus die Matrosen auf den Schiffen erkennen konnte. Und da gab es natürlich immer einen mit der Marine vertrauten Badegast, der den Charakter (Typ) des Schiffs, seine Armirung u. s. w. der staunenden Landratte genau erklären konnte.

Im Uebrigen liegt es mir fern, Wangerooge etwa auf Kosten seiner Nachbarinseln künstlich beleuchten und mit Ungerechtigkeit gegen die Vorzüge der andern verherrlichen zu wollen. Diese Plauderei hat ja nur den Zweck, in dankbarer Erinnerung an das dort Genossene in knappen Zügen ein Bild von dem zu zeichnen, was der aus dem Innern Deutschlands eintreffende Durchschnittsbadegast dort an der Wasserkante haben und erleben kann. Einen gesundheitlichen Grund zum Hingehn hatte ich, das habe ich schon oben angedeutet; doch war ich nicht etwa so caput, daß ich jede Gesellschaft hätte fliehen, jede Anstrengung hätte meiden müssen. Wer mit seinen Nerven total am Ende ist, der mag lieber eins der ganz stillen Eilande wie Baltrum oder Spiekeroog — der bei Juist gelegene Memmert ist glaub ich noch gar zu sehr „im Entstehen begriffen" (5 m über dem Spiegel des Meeres), als daß er schon eine dauernde Besiedlung vertrüge — aufsuchen, um auf seine Specialrechnung zu kommen. Wer sich aber so recht und schlecht erholen will, ohne deshalb ganz aus dem Gesichtskreise der Menschheit verschwinden zu müssen, dem ist Wangerooge âne gevërde anzurathen. Es ist kein Modebad, wo man selbst als Herr jede Woche mindestens einen neuen Sommeranzug zur Schau tragen müßte, sondern bürgerlich einfach. Auf der andern Seite ist doch auch genügend für Abwechselung und Zerstreuung gesorgt. Das Hauptleben spielt sich natürlich am Badestrande ab. In einer Länge von mehreren Kilometern ist der ins Meer sich hinabsenkende Abhang der nördlichen Düne durch kostspielige Uferbauten befestigt, sodaß die Möglichkeit einer Wiederholung der furchtbaren Katastrophe an der Jahreswende 1854/55, wodurch der ganze nordwestliche Zipfel der Insel, die vormalige Sommerresidenz der oldenburgischen Großherzoge, vom Ocean verschlungen worden ist, kaum vorliegt, obwohl die Dünen im Allgemeinen bedeutend niedriger sind als sie aussehen: noch 1899 hat eine Sturmfluth das Wasser bis in die Mitte des Dorfes, den Tennisplatz beim Hôtel Jürgens, gepeitscht! Auf der Insel selbst „wächst" kein einziger Stein; Alles ist Sand, reinster Schwemmsand. Das macht den Aufenthalt im Allgemeinen und den am Strand im Besonderen, namentlich aber das Baden so angenehm und gesund; als mir meine Schwester, die sich dies Jahr wiedermal in Cowes auf der Insel Wight von den Strapazen und der Eintönigkeit des Lehrerinnenseminars erholte, schrieb, sie habe meist schwimmen müssen, um beim Baden das lästige Gehen auf spitzen Steinen zu vermeiden, klang mir das gar nicht wie Seebad. Und welche Lust ist es, den Kindern zuzusehen, wie sie eifrig an der kräftigenden Arbeit sind, „Burgen" und Schanzen aufzuwerfen, eine lustige Buddelei, die immer von Neuem gethan werden will, weil ja die nächste Fluth all die schönen Sachen wie ein Nichts wieder glatt spült. Hat man einmal das Treiben am neutralen Strande satt, so sind Spaziergänge nach 3 Richtungen hin möglich: nach Süden dem Watt entgegen, nach Osten zur Bake an der Blauen Balje und nach Westen zum alten Thurme. Verhältnißmäßig am reizlosesten, weil am kürzesten ist ein Gang nach Süden: an dem gegenüberliegenden Festlande (Minsen und anderen kleinen Nestern) hat man bald nicht mehr viel Neues zu entdecken, und die schwerfälligen Getreide- und Kohlenkähne beleben das Bild nur wenig. Mehr nach meinem Geschmacke war schon der von den meisten Badegästen als non plus ultra an „Leistung" betrachtete dreiviertelstündige Spazierweg nach dem westlichen Thurme, wobei zu berücksichtigen ist, daß auf dem halben Wege die „Saline" zur Einkehr winkt, und daß am Ziele die Restauration, das einzige Ueberbleibsel des alten 1854/55 zerstörten Westdorfs, die zwar nicht müden, aber faulen Glieder wieder frisch aufleben läßt. Der Westthurm selbst ist um 1600 herum von Bürgern Bremens, das noch heute für seine Instandhaltung sorgt, als Seezeichen — nicht (wie gewöhnlich erzählt wird) als Kirche — erbaut worden und functionirt auch gegenwärtig als solches vermöge seiner überaus massiven Anlage und stattlichen Höhe während einiger Jahrzehnte vor der großen Fluth, also in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist er allerdings auch als Gotteshaus verwendet worden: der Betstuhl für die großherzogl. Herrschaften ist zum Theile noch erhalten und erinnert mit einigen anderen Eigenthümlichkeiten an jene hehre, so jäh unterbrochene Bestimmung. Der längste Ausflug ist — wenn man den wohl nur ganz selten versuchten Gang rund um die Insel abrechnet — der nach Osten zur Bake an der Blauen Balje; er darf so recht als bloßer Naturgenuß gelten, weil am Ziele keine Restauration vorhanden ist, sondern nur eben jene Bake: ein hohes hölzernes Gerüste, woran im Nothfalle Seezeichen aufgehängt werden können. Allerdings darf ich nicht die Warnung unterdrücken, diesen immerhin mehrere Stunden beanspruchenden Spaziergang ja nicht etwa nach Tiefebbe zur Zeit der aufsteigenden Fluth zu unternehmen; das wäre direct lebensgefährlich, weil die Ostspitze bei Hochfluth vom Kern der Insel vollständig abgeschnitten ist. Wer Frenssen's „Drei Getreue" gelesen hat, weiß, wie tückisch das sonst so harmlose Wattenmeer sein kann. Anfangs ist der Weg nach der Blauen Balje die reine Promenade: so eben und weich und glatt geht man hinterm „Dünenschlößchen" und Damenbad am Strande dahin. Dann aber zwingen einen die durch nicht ganz seichte „Prielen" hervorgerufenen Landzungen- oder Halbinselbildungen, den nunmehr am besten von Schuh und Strumpf befreiten Fuß landeinwärtser zu setzen. Das ist natürlich nicht Jedermanns Sache, à la Kneipp im Schlick, Schlamm und Wasser herumzupatschen; aber wer sich aus der goldenen Jugendzeit noch etwas Harmlosigkeit ins Mummelgreisenalter herübergerettet hat, wird an der lustigen Wasserplantscherei nur seine Freude haben. Wenigstens haben wir beide, ein ebenfalls leiblich „ausgewachsener" Freund von mir aus Leipzig und ich (beide: nel mezzo del cammin di nostra vita), auf der Hin- und namentlich der Rück-Wanderung nach und von der östlichen Bake riesigen Spaß gehabt; und als Trophäe brachten wir von unserer Expedition im Schweiß unserer Angesichte eine alte Fischreuse mit, die wir an der Ostspitze als „herrenloses Gut" auf-

gelesen und nun eine reichliche Stunde bei schönstem Sonnenscheine durch Dick und Dünn mitgeschleppt hatten: eine willkommene Bereicherung des zum Bau einer Strandburg unumgänglich nöthigen Materials.

Das allerschönste Vergnügen aber, das ich — galanterweise mal abgesehen von den Réunion-Vergnügungen im Kurhause Sr. Hoheit des Wirklich Geheimen Herrn B. Janssen — in Wangerooge habe genießen dürfen, der Höhepunkt des ganzen Aufenthaltes war eine Seehunds- und Mövenjagd. Auf Anrathen eines langjährigen Kurgastes hatte ich mich sehr bald nach meinem Eintreffen bei den Badewärtern Wiese und Haschenburger (die übrigens auch nette Wohnungen zu vermiethen haben) für eine Seehundsjagd vormerken lassen. Und das war recht gut; denn die Insulaner sind durchaus keine leichtsinnigen Schiffer, die ihr Leben und das der sich ihrer Geschicklichkeit Anvertrauenden aufs Spiel setzen, sondern prüfen Wolken, Wind und Wetter erst sehr genau, ehe sie sagen: Heute könnte wohl die Fahrt vor sich gehen; ich habe eine ganze Woche darauf warten müssen. Als ich aber an einem schönen Montagsmorgen im Meere badete, wurde mir der ersehnte Bescheid. Nun schnell nach Hause: für Proviant (belegte Bemmen und Bier; Spirituosen sind verpönt) gesorgt, die Flinte umgehangen und nun los! Selbander verlassen wir das Dorf um die achte Stunde, Wiese mit dem schweren Korbe bepackt; bald fängt der Weg an naß zu werden, drum Socken und Schuhe herunter, die Hosen bis weit über die Kniee heraufgestreifelt (Wiese zog sie gleich ganz aus: ein Anblick für Götter!). So zogen wir dem im Watte schaukelnden Segelboot, einem der kaiserl. Marine abgekauften, tüchtigen und vollkommen zuverlässigen Schiffchen entgegen, das inzwischen Haschenburger segelfertig gemacht hatte; die letzten Schritte durch das immer tiefer werdende Wasser trug mich Wiese huckepack (Damen und „feinere“ Herren können sich auf hochstelligen Wagen direct heranfahren lassen). Nachdem wir drei uns im Boote heimisch gemacht und den Anker gelichtet hatten, bemerkten wir zu unsrer Betrübniß, daß uns ein etwas entfernliegender Kahn um etwa nur ein Viertelstündchen zuvorgekommen war; honetterweise hielten wir, die später abfahrende, obwohl besser segelnde Partie, nun nicht nach der erfahrungsmäßig günstigen Seehundsbank hin, die in der Nähe der Ostspitze zur Ebbezeit den Fluthen enttaucht, sondern kreuzten, um unliebsame Schnauzereien von vornherein zu vermeiden, mehr nach der Mitte des zwischen dem Festland und der Insel sich hinziehenden Wattenmeeres. Dieses Segeln auf dem Meer, einer fast unbegrenzten Wasserfläche, dies Dahin-Gleiten und -Jagen auf glatter Bahn bei frischem, erfrischendem Wind ist für Jeden, der nicht seekrank wird, ein herrliches Vergnügen; und obwohl die friesischen Fischer bekanntlich sehr workarg sind — von Langeweile keine Spur. Etwa ½12 Uhr waren wir dort angelangt; wo sich bei niedrigem Wasserstande die Bank zeigen sollte; doch mußten wir noch ein Weilchen warten, ehe sie sich — Tiefebbe war's noch nicht ganz — thatsächlich allmälig aus dem Wasser hob und immer breiter wurde. Nachdem aber dieser Zeitpunkt eingetreten war, hieß es heraus aus dem Boote; dieselbe Wasserpatscherei, wie vorher, wobei man sich nur in Acht zu nehmen hatte, daß die „kostbare“ Büchse nicht naß wurde. Wir betraten den noch feuchten, immer größer werdenden Sand und vertheilten uns so, daß Haschenburger (ohne Gewehr) und ich (mit Gewehr) links, Wiese (mit einem zweiten Gewehre) rechts den Strand der Bank abgehen sollten. Wir beiden Erstgenannten waren bald am Ziele: vor uns floß ein Wattstrom, der bei günstigem Winde vermuthlich „Hunde“ (der Insulaner kürzt Seehund so ab) heranführen würde. In der That: wir lagen noch nicht lange platten Bauches auf dem nassen Sande (die schützende Leinwand hatten wir natürlich im Boote liegen lassen!), als ein alter Knabe, uns neugierig, aber vorsichtig anäugend, in respectvoller Entfernung vorbeischwamm. Auf diese Distanz zu schießen, wäre Blödsinn gewesen: im günstigsten Falle getroffen, wäre er von der Strömung hinweggetragen worden. Also damit war es vor der Hand nichts. Noch bedauerten wir uns gegenseitig leise, als mich Haschenburger, der sich zur Abwechslung auf die Seite gedreht hatte, plötzlich anstieß und flüsterte: halb links hinter uns, Achtung! Richtig, da lugte ein zweiter bebarteter Kopf aus dem Wasser heraus; und wir bemerkten, wie sich das Tier, von Neugierde und dem Gesellschaftstriebe geleitet, nach unserem Stand-, besser Liegepunkte langsam hinbewegte. Nun war meinem Begleiter der Moment gekommen, wo es galt durch dem Seehundsleben abgelauschte, für's Erste sehr komisch anmuthende Bewegungen das schwimmende Thier noch weiter heranzulocken. Das gelang in geradezu überraschender Weise. Der Hund, anscheinend ein Thier, das trotz seiner immerhin ansehnlichen Größe noch über die nötige Unerfahrenheit und — sagen wir es nur: Dummheit verfügte, plätscherte näher, immer näher und kroch endlich zu unserm Entzücken sogar aufs Land zu uns herauf. Hatte ich meine Leidenschaften bis dahin wohl im Zaume gehabt — jetzt wäre ein längeres Zögern geradezu Frevel gewesen; drum den Hahn gespannt und dann nur den Augenblick abgepaßt, wo der Seehund den Kopf seitwärts bog (vorn in die Hirnschale zu schießen, hätte keinen Zweck, da die Schrote — wenigstens berichtet man so — dort an den starken Schädelknochen abprallen), ein Knall — und das Thier hatte die ganze Schrotladung linksseitlich im Halse. Ein trauriger Blick, der einem nichtpassionirten Jäger wirklich nahe gehen kann, ein Neigen des Hauptes, und der 9. Seehund der 1900er Saison war erlegt. Inzwischen war Wiese an der Sandbank rechts herum gegangen, ohne jedoch zum Schusse zu gelangen: er hatte keinen einzigen Schwanz gesehen; auch wir lagen noch eine Weile, ohne weitere Hunde zu Gesicht zu bekommen. Trotzdem waren wir alle drei hochbefriedigt; denn es kommt oft genug vor, daß eine Jagdpartie ohne Jagdbeute heimkehren muß. Und da ein leidlich ausgewachsener Hund etwa für 10 ℳ Thran liefert, so hatten die beiden Schiffer Grund genug, mir und sich selber zu dem Ergebnisse der Fahrt zu gratuliren. Da bis zur ansteigenden Fluth, ohne die wir nicht wegkommen konnten, noch Zeit genug verstreichen mußte, entschloß sich Wiese, den etwa achtzig Pfund schweren Hund an Ort und Stelle auszuweiden: eine für den Zuschauer ganz interessante, wenn auch für den Thäter selbst etwas blutige Arbeit, die einfach mit dem Taschenmesser, das ab und zu an dem eigens dazu mitgebrachten Steine gewetzt werden mußte, vollzogen wurde. Das sämmtliche Fleisch, das seines Thrangehaltes wegen selbst den einfachen Insulanern keinen Beifall entlockt, wurde den lauernden Möven hinterlassen; mitgenommen wurden nur Fett und Fell. So ging es denn — es mag in der zweiten Nachmittagsstunde gewesen sein — wieder heimwärts. Auf dieser Rückfahrt nun kamen wir noch zweimal zum Schuß — auf Möven. Dabei ist es schön und traurig zugleich, zu beobachten, welche Treue bis zum Tode diese Seevögel einander halten. Nachdem die erste Möve mitten im kreisenden Fluge durch mich vom schwankenden, schaukelnden Boot aus herabgeholt worden war, und während noch das arme Thierchen mit zerschossenem Fittig auf dem Wasser todeswund herumflatterte, waren zwei andere, ihre bisherigen Gesellschafterinnen, nicht von der Stelle zu vertreiben, bis auch die zweite ihr Leben für die Freundin gelassen hatte. Sie wurden ins Boot geholt und schmücken jetzt, theils von der Decke herabschwebend, theils auf einem Postament stehend, mit ihrem schön gezeichneten weißen Gefieder meine Wohnung. Desselbigengleichen thut das Seehundsfell. Mit diesem habe ich jedoch eine überflüssig theure Erfahrung gemacht. Es ist nämlich durchaus unnöthig, das rohe Fell nach dem Abziehen des Fettes, das ja den Schiffern in Wangerooge verbleibt, in die Lohgerberei nach Jever zu schicken, wie es Wiese anzuordnen pflegt; denn nach der dort vorgenommenen Procedur ist es schlechterdings noch nicht salonfähig — vielmehr hat man nun noch das Vergnügen, einen Leipziger „Naturalisten“ zu Hilfe zu nehmen: der bringt erst das rechte Geschick hinein. Also thut man besser, das rohe Fell direct nach dem Brühl senden zu lassen. Aber trotz der bei genauerem Nachrechnen einigermaßen hohen Kosten der Seehundsjagd wird diese Segelfahrt immer zu meinen schönsten Erinnerungen zählen; und es ist klar, daß 8 Stunden, direct auf oder direct neben dem Meere verbracht, auch dem kranken Halse sehr wohl thun müssen.

Doch nicht alle Tage kann man segeln; es kommen auch stürmische Zeiten. Auch dann jedoch und gerade dann sorgt der unermüdliche Ocean für Unterhaltung. Ich habe mich manchmal — freilich sehr zu Ungunsten meiner Kleidung, die durch den schmierignassen Schaum und Gischt stark mitgenommen ward — stundenlang nicht von dem immer wechselnden Anblicke trennen können, den die tosende Brandung gewährt; eines Nachts, als Springfluth war, ein scharfer Nordwind dazu wehte und das Ganze der leuchtende Vollmond beschien, habe ich erst nach Mitternacht den Strand verlassen. Dieser bietet aber auch an ruhigen Tagen genug der Abwechselung: was wurde nicht in Wangerooge gekrebst und geangelt! Besonders an den in die See hinausgebauten Buhnen konnte man das Thierleben der Nordsee gründlich studiren; als interessante Geschöpfe haben mich die

See-Anemonen angezogen, während die schwammige Gallerte der Quallen kaum in lebendem Zustande Bewunderung erwecken kann. Auch Seesterne gab es in ziemlich großer Anzahl; meist traten sie zu Gruppen vereinigt auf. Und hat man sich nun wirklich einmal an der See und ihrem Treiben satt gesehen, so genügen ein paar Schritte in die Dünen, um einem eine ganz andere Welt vorzuzaubern. Auf Manchen, dem die Strandluft zu kräftig war, haben die im durchwärmten Dünensand an geschützten Stellen „gratis“ genommenen Sonnenbäder die besten Wirkungen ausgeübt. Auch sonst, d. h. wenn man diesen ausgesprochenen Heilzweck nicht verfolgte, konnte es in den einsamen Dünen recht angenehm sein.

Wie man diesen Ausführungen anmerken wird: mich hat mein Aufenthalt in Wangerooge in jeder Hinsicht befriedigt; und wenn es irgend geht, werde ich ihn wiederholen. Auch die Heimreise hat mir noch etwas Hochinteressantes bescheert. Wie ich oben angedeutet habe, empfiehlt es sich, rückwärts über Wilhelmshaven zu fahren; das that ich denn auch eines schönen Nachmittags, begleitet von lieben, neu gewonnenen Dresdener Bekannten. Wie ich nun auf der Hinreise dem Schöpfer unsrer Weltpolitik begegnet war, so hatten wir auf der sonnigen Rückfahrt das Glück, auf der Rhede von Wilhelmshaven durch eine Versammlung von 12 stolzen Kriegsschiffen mitten hindurchzufahren: ein imposanter Anblick, diese Kolosse aus Eisen und Stahl! Man hat nach den mancherlei Vorträgen über unsere Marine und ihre verschiedenen Typen doch nun endlich mal eine klare Vorstellung von der Wirklichkeit. Und diese Anschauung wurde noch verbessert durch den Besuch, den ich am nächsten Morgen unter kundiger Führung der kaiserlichen Werft abstattete. Das sollte Niemand versäumen, der für Wilhelmshaven einige Stunden erübrigen kann! Auch hierbei hatte ich besonderes Glück: um 9 Uhr lief eine Torpedoboots-Division aus: sechs ziemlich lange, aber sehr schmale, schwarz angestrichene Torpedoboote (S 70 ff.), die Mannschaft beim Auslaufen aus der Hafenschleuse auf Deck in Paradeaufstellung, hinterher das größere Torpedodivisionsboot (D 5); erst im freien Wasser vollzog sich die umgekehrte Formation: vorn das Divisionsboot, die Torpedoboote hinterdrein, alle ungeheuer flink und dem leisesten Steuerdrucke gehorchend. So schied ich von der Marinestation der Nordsee mit dem Gefühle des Dankes dafür, daß sich mein Horizont wieder um einige Grade erweitert hatte. In den Bergen Tirols und der Schweiz ist's ja gewiß auch sehr schön; und ich verstehe es wohl, daß Viele jahraus jahrein dem Gebirge ihre Schritte zulenken. Aufrichtig aber bekenne ich: mir hat's das Wasser angethan. Nicht nur unsere Zukunft liegt darauf; auch in der Gegenwart hat das Meer seine unerreichbaren, unvergleichlichen Reize. Ht.

Bücherbesprechungen.

— Die Geißlerin. Von Josef Lauff. Köln, Berlin, Leipzig, Albert Ahn. — Wenn man dereinst die Geschichte des Schwulstes der Literatur unserer Tage schreiben wird, so darf Josef Lauff darin nicht fehlen. In einer Reihe von epischen Gedichten (Der Helfensteiner, die Overstolzin, Herodias und andere mehr) hat er seine Zugehörigkeit zur Schule der Hoffmannswaldau und Lohenstein schon bewiesen. Hier zeigt er sie auf's Neue. Diesmal wählt er sich als Hintergrund der Handlung jene düstere Zeit des Mittelalters, die man so recht als den Ausdruck derjenigen Seiten bezeichnen kann, die man in schlechtem Sinne des Wortes dunkeles Mittelalter genannt hat, das Zeitalter des Wahns, das der seichten Aufklärerei des modernen jüdischen Liberalismus mit einem gewissen Recht das Recht gegeben hat, von einem düsteren Mittelalter zu sprechen. Wir meinen die Zeit der Pestseuchen, des Flagellantenthums und der Judenverfolgungen. Die Geschichte spielt am Rhein, in Worms, also in der Pfaffengasse des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Im Mittelpunkte der Geschichte steht ein Weib, ein üppiges Weib zweifelhafter Sorte, das dem Buche den Namen gegeben. Doch all Das ist ja Nebensache. Auch auf solchem Hintergrunde und mit solcher Heldin läßt sich ein packendes Opus schreiben. Aber Lauff hat es in seinem langathmigen, einförmigen Klingklang mit volltönenden Reimen wie Pfeifer, Schleifer und so fort nur dazu gebracht, uns die Gänsehaut überlaufen zu lassen. Schon das Eingangscapitel, das mit viel landläufigen Effecten den Siegeszug des Todes mit seinem Weibe, der Pest, durch Deutschland zeigt, wie Beide an das Thor des Bacchanale feiernden Worms anklopfen, legt Zeugniß davon ab. Alles ist schwül, schwülstig, übermäßig farbig, grell, kraß, überreizt, fieberhaft, kurzum ungesund. Die Unnatur feiert ihre Orgien besonders da, als das curiose Pfeiferlein, Hr. Nicodemus Bemberlein, als die Leichenkarren aus den Thoren der Stadt auf den Friedhof nach den offenen Gruben geführt werden, sich hinten aufsetzt und seine possirlichen Weisen aufspielt, wie einst den Lebenden, so jetzt den Todten. Welch vernünftiger Mensch thut so etwas! Man meidet doch die gefahrvolle Nähe der Angesteckten und flieht sie. Nicht so denkt Lauff. Im Interesse augenblicklicher Wirkung läßt er seine Personen unnatürlich handeln. Die üblen Kritiken, die seine Hohenzollerndramen eingeheimst haben, veranlassen ihn, an anderer Stelle an seinen Gegnern, den Recensenten, Rache zu nehmen, in ziemlich geschmackloser und aufdringlicher Weise. Man sieht, wie der Tadel gewirkt hat. Zu diesen Kritikern haben wir bisher noch nicht gehört. Wir fürchten aber, wenn Lauff in seinem nächsten Werke an seinen Kritikern Vergeltung üben wird, werden wir auch darunter sein. Aber dafür können wir nichts. Er hat es sich selbst zuzuschreiben durch sein effectvolles, für ein gewisses Publicum sogar sehr effectvolles, aber innerlich ungesundes Werk, das uns die Feder zu dieser Kritik in die Hand zwang, um gegen Verhimmelung von anderer Seite Protest einzulegen. Die unwahre Romantik — es giebt auch eine wahre — hat leider Gottes immer noch Anhänger, wie das Beispiel Julius Wolff's zeigt. J. R.

— Kunstwart. Rundschau über Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste. Herausgeber: Ferdinand Avenarius. Verlag von Georg D. W. Callwey in München. Erstes (October-) Heft 1900. — Der Kunstwart tritt mit dem vorliegenden Hefte in seinen 14. Jahrgang ein. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Pariser Weltausstellung, die wohl für diejenigen berechnet sind, die die vorhergehenden Besprechungen dieses großen Weltjahrmarktes gelesen haben, dessen künstlerischen Ertrag wir sehr gering einschätzen, geht die Zeitschrift auf die „lyrische Frage“ ein, d. h. wenn eine solche überhaupt existirt. Der Leser wird das vielleicht verwunderlich finden, da er der Ansicht ist, wenn er überhaupt davon Notiz genommen hat, was wir sehr bezweifeln, daß dies kindliche, ja kindische Lallen der lyrischen „Jüngsten“, wie es thatsächlich geschieht, kleinpetit gesetzt in die humoristische Ecke der Tagesblätter gehört. Ungesund sind solche Bestrebungen wie die der Dehmel und Gen. genau so, wie es die auf dem Gebiete des Dramas waren, von denen der Verfasser selbst zugeben muß, daß sie zu nichts geführt haben. Wohin sollten sie auch führen? Das haben sicher auch diejenigen eingesehen, die von vornherein dieser Bewegung ablehnend gegenüberstanden, trotzdem sie sog. Unparteilichkeit zu liebe sich beeilten, um den Leser und seinen Tageshunger zu befriedigen, lange Berichte über solche „ereignißreichen Aufführungen“ zu bringen. So erkennt man die Ganzen und Halben, um mit Strauß zu reden, so kommt endlich das Echte zu Tage. Sieht man auf Erscheinungen, wie C. F. Meyer, den ersten Lyriker der neuesten Zeit mit seiner Form, seinem Inhalt — beides fehlt den neuesten Helden —, so kommen Einem diese lyrischen Fetzen, denn anders kann man sie nicht bezeichnen, die überall die Armuth verrathen, fast komisch vor. Der Verfasser des trotz seines undankbaren Themas doch lehrreichen Aufsatzes, in dem der lyrische Dilettant Nietzsche immer noch die beste Rolle spielt mit seinen verschwommenen unplastischen Dithyramben, kommt übrigens zu demselben Ergebniß wie wir. Es ist noch nichts, sagt er. Wir sagen: Es ist überhaupt nichts. Aber wozu der Lärm? die Anstrengung? Was soll aus solchen Ausführungen herauskommen? Hieran schließen sich mancherlei Bemerkungen künstlerisch-cultureller Art, über Musikfeste u. dergl., die viel Beherzigenswerthes enthalten, wennschon sie oft ins Kleine (Ausstattung von Programmen 2c.) gehen. Mit solchen Kleinigkeiten wird so sehr viel nicht erreicht. Lyrische Proben schließen sich an, Rundschaubesprechungen u. A. m. Im Ganzen und Großen haben wir den Eindruck gewonnen, daß mehr im Großen gearbeitet werden muß, mehr künstlerisch und poetisch productiv, als blos geistreich kritisch, um Abhilfe auf dem Gebiete zu schaffen, das ein Kunstwart sich auserkoren hat. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 150. Sonnabend, den 15. December, Abends. **1900.**

Bleisoldaten.

Eins der beliebtesten Spielzeuge unserer männlichen Jugend sind zweifelsohne die Bleisoldaten und sicher wird sich noch einer oder der andere der Leser erinnern, wenn er es inzwischen nicht schon an den eigenen Sprößlingen beobachtet hat, mit welcher Freude diese Miniaturkrieger auf dem Geburtstags- oder Weihnachtstisch begrüßt worden sind. Daß aber auch Erwachsene an diesem Spielzeug Interesse gewinnen können, das wird er empfunden haben, wenn er den Bitten der Kinder nachgegeben und unter Zuhilfenahme seiner militärischen Kenntnisse, die ja jeder Deutsche mehr oder weniger stolz sein eigen nennt, diese Truppen zur Parade oder in Schlachtstellung aufgebaut hat. Und thatsächlich sollen denn auch Angehörige aller Stände dem Spiel mit Bleisoldaten huldigen, wird doch sogar einem Geistlichen nachgesagt, daß er eine der größten Sammlungen dieser harmlosen Krieger besitzt und eifrigst bemüht ist, sie durch alle neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete zu mehren und zu vervollständigen.

Wie alt die Bleisoldaten sind, läßt sich schwer feststellen. Vielleicht sind sie so alt, als die Verwendung des Bleies selbst, wird doch behauptet, daß selbst in vorgeschichtlicher Zeit Bleifiguren als Spielzeug nicht unbekannt waren. Die Illustrirte Zeitung giebt hierfür in ihrer Nummer vom 18. October 1884 folgenden Beleg: „Bis jetzt wurde in keiner der prähistorischen Wohnstätten, die in Europa wissenschaftlich erforscht sind, die Bearbeitung des Bleies in größerem Maßstabe und insbesondere zu selbständigen Gegenständen für Schmuck, Hausrath und Cultus constatirt. Der bekannte Orientreisende und Archäologe F. Kanitz hat nun unter dem bunten Durcheinander von Bruchstücken, die in den Tumulis zu Rosegg in Kärnthen gefunden worden sind, Theile eines prähistorischen Bleiwagens erkannt, woraus hervorgeht, daß die reichen Bleilager in der Umgebung von Villach nicht allein schon in vorgeschichtlicher Zeit gekannt, sondern zum Zwecke einer gewerbsmäßigen Production ausgebeutet worden sind. Außer den zu dem Wagen gehörigen Theilen wurden in demselben Tumulus andere Bleiobjecte gefunden, welche plastische Thierfiguren und die Fragmente zweier Reiter zeigen, die das geringe figurale Nachbildungstalent der prähistorischen Alpenbewohner bekunden.“ Ob diese Bleifiguren wirklich als Spielzeug gedient haben, wird schwer zu beweisen sein, ebenso die Behauptung, daß schon die römischen Knaben mit Bleisoldaten gespielt haben, wofür ein Fund, ein Cäsar zu Roß, der einem Grabe bei Pesaro entnommen ist, ins Feld geführt wird. Wie dem nun aber auch sei, wirklich in Aufnahme gekommen sind die Bleisoldaten wohl erst in neuerer Zeit, denn das Mittelalter wie die nachfolgenden Jahrhunderte haben uns kaum einige solcher Figuren überliefert. Allem Anscheine nach sind es die Kriege Friedrich's des Großen gewesen, die diesen Industriezweig ins Leben gerufen haben. In diese Zeit fällt auch die Gründung des ältesten derartigen Geschäftes, der 1768 errichteten und noch bestehenden Firma von Christ. Ammon in Nürnberg. Die Bleisoldaten sind also eine Nürnberger Erfindung und heute noch wird von hier aus fast die ganze Welt mit diesem Spielzeug versorgt. Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts fertigte ein gewisser Joh. Ludwig Stahl als Inhaber und Nachfolger des Kunstwaarenverlags von Hilpert's sel. Erben in Nürnberg Zinnfiguren — wie wir noch später hören werden, bestehen nämlich unsere sog. Bleisoldaten mehr aus Zinn denn aus Blei — in größerem Umfange. Es waren kleine Kunstwerke, die auch entsprechend bezahlt wurden. Ein Katalog vom Jahre 1805 verzeichnet beispielsweise eine Reiterfigur Friedrich's II. mit 1 fl., Voltaire ist für 36 kr., ein sibirisches Rennthier für 12 kr. zu haben, während ein englischer Wagen mit vier Pferden sogar 3 fl. kostete. Diese wenigen Beispiele, so schreibt die Bayrische Gewerbezeitung, geben bereits einen Begriff von der Vielseitigkeit der damaligen Fabrikation. Außer Soldaten verzeichnet der Katalog historische Porträts und Begebenheiten, wie Wilhelm Tell's Auszug, ferner Lustlager und Jagden, ländliche und naturwissenschaftliche Zusammenstellungen. Es tritt dieser Industriezweig zwar zum ersten Male aber gleich mustergiltig als Handelsartikel auf und zeigt bereits den universellen Zug der heutigen Zinnwaarenfabrikation, indem er alle Erscheinungen der Gegenwart und Vergangenheit in seinen Bereich zieht. Nach dem Tode des Besitzers fand dieses Geschäft keinen Fortgang. Heute giebt es eine ganze Reihe von Fabriken, die sich diesen Industriezweig zu eigen gemacht haben, so in Berlin, Gotha, Hannover und Kassel, die bedeutendste unter allen hat aber auch jetzt noch Nürnberg aufzuweisen. Es ist dies die Firma „E. Heinrichsen“, ein Geschäft, welches im Laufe der Jahre unter der thatkräftigen Leitung seiner Besitzer zum ersten der Welt auf diesem Gebiete geworden ist und denn auch thatsächlich die Liebhaber von Bleisoldaten, besonders aber die „eingefleischten Sammler“ aller Herren Länder mit seinen Erzeugnissen versieht. Die großen Erfolge dieser Fabrik sind in erster Linie wohl sicherlich darauf zurückzuführen, daß sie es verstanden hat, die angesehensten Künstler in ihren Dienst zu stellen, und immer bemüht ist, nach wirklich guten und historischen treuen Vorlagen zu arbeiten. So hat Professor Wandrer die Entwürfe für den trojanischen Krieg, Professor Paul Ritter, der taubstumme Meister, diejenigen für Wallenstein's Lager geliefert, während W. v. Camphausen neben manchen anderen die Vorlagen für Gustav Adolf bei Lützen von Cramer, der Director des bayrischen Gewerbemuseums diejenigen für die Hunnenschlacht aus Scheffel's Ekkehard gezeichnet hat. Damit soll übrigens keineswegs gesagt sein, daß andere Fabriken dem Principe, möglichst getreue Nachbildungen zu liefern, nicht ebenfalls huldigen, wurden doch z. B. zu Anfang der siebziger Jahre durch J. E. du Bois in Hannover Zinnfiguren in den Handel gebracht, welche römische Krieger darstellen und so gewissenhaft und getreu gearbeitet waren, daß sie als Unterrichtsmaterial für Costüm und Bewaffnung in Schulen eingeführt wurden.

Die Bleisoldaten sind lange Zeit ausschließlich flache Figuren gewesen, erst neuerdings sieht man die runden, massiven erscheinen. Hergestellt werden beide Arten von Figuren durch Gießen. Verwendet wird hierzu eine Mischung von wenig Blei und Antimon mit vielem Zinn, sodaß also unsere Bleisoldaten, wie schon oben gesagt, in Wirklichkeit nicht Blei-, sondern Zinnsoldaten sind. Die Gußformen für die flachen Figuren werden aus Schiefer gefertigt. Zu diesem Zwecke werden die Vorlagen auf zwei starke Platten dieses Materials, Vorder- und Rückseite genau entsprechend, aufgezeichnet und nachher von Graveuren ausgeschnitten, so daß die beiden Platten aufeinander gelegt die Gußform ergeben. Das Formstück hat außer dem vertieften Bilde des Zinnsoldaten einen Eingußcanal und feine, strahlenförmig verlaufende Einschnitte, durch welche die vertriebene Luft entweichen kann. Vor dem Gießen wird die Form, damit die Metallegirung leichter fließt, durch Holzrauch geschwärzt, dann wird sie fest zwischen die Finger genommen und voll gegossen. Der Guß erkaltet sehr schnell. Sobald dies geschehen, wird die Form auseinandergeklappt und in diesem Augenblicke hat der silberne blinkende Zinnsoldat das Licht der Welt erblickt. Jetzt wird durch geübte Frauenhände der von der Gußrinne herstammende Ansatzstreifen entfernt und nunmehr geht es an die Bekleidung des neuen Weltbürgers, d. h. an die Herstellung

seines Gewandes mittelst Farbe und Pinsel. Zu diesem Zwecke wird eine ganze Reihe von Figuren auf ein Stäbchen befestigt und zunächst mit einer Farbe bemalt, dann wandert die Gesellschaft in eine andere Hand, eventuell in eine dritte und vierte, bis so nach kurzer Zeit die ganze Reihe in voller Uniformirung vor uns steht. Das Trocknen dieser farbigen Gewänder erfolgt an der Luft und nicht im Ofen, da sonst die Farbe leichter reißen und abspringen würde. Im Allgemeinen werden die Bleisoldaten in drei verschiedenen Größen angefertigt, unter denen wieder die sogenannte Nürnberger Größe, 30 Millimeter Höhe für den Infanteristen, 40 für den Cavalleristen, von den meisten Sammlern bevorzugt wird. In letzter Zeit haben indessen einzelne Fabrikanten die Dimensionen der neuen Typen um ein Geringes vermehrt, so daß diese jetzt 32—33 mm für den Fußsoldaten erreichen, eine Maßnahme, die zweifelsohne nur getroffen ist, um die Bemalung der Figuren zu erleichtern und um die Sichtbarkeit der Unterschiede in der Uniformirung und Bewaffnung zu erhöhen. Noch beträchtlicher ist die Berliner Größe, nämlich 40 mm für Fußgänger, 50 mm für Reiter, doch kommt sie nur bei historischen oder geographischen Darstellungen, so z. B. für die Figuren zum trojanischen Kriege zur Anwendung. Erwähnt werden mag, daß die Bleisoldaten für die Sammlung des Czars Nicolaus I. in dieser Größe angefertigt sind. Rundfiguren bringt die Firma Heinrichsen in vier verschiedenen Größen auf den Markt, nämlich 32, 40, 48 und 52 mm für die Infanterie, 39, 43, 60 und 80 mm für die Cavallerie. Uebrigens haben die Rundfiguren, wenigstens bei den Sammlern, keineswegs den Anklang gefunden, den man von ihnen erhofft hatte. Diese geben nach wie vor den flachen Figuren und zwar aus mancherlei Gründen den Vorzug, unter denen in erster Linie wohl der geringere Preis und das geringere Gewicht zu nennen wären. Von flachen Figuren kosten 10 Infanteristen im Durchschnitt 0,24 ℳ, 10 Cavalleristen 0,60 ℳ. Massive Infanteristen werden in derselben Anzahl mit 0,48 bis 0,80 ℳ bezahlt, Cavalleristen mit 1 bis 1,60 ℳ. Der Unterschied im Gewicht geht dem im Preise parallel. Der flache Infanterist wiegt durchschnittlich 1,8 g, der Cavallerist deren 4, die Rundfigur derselben Art 4 bis 5, resp. 15 bis 18 g. Diese Unterschiede sind für den Liebhaber, welcher, wie dies häufig der Fall ist, dreißig, vierzig und fünfzig Tausend, ja noch mehr Stück in seiner Sammlung besitzt, von großer Wichtigkeit. Fünfzigtausend flache Figuren kosten nämlich nach dem oben Gesagten 1840 ℳ, wiegen 120 kg und füllen 600 bis 700 normale Holzschachteln, während dieselbe Zahl massiver Figuren fast mit 4800 ℳ bezahlt werden muß, 500 kg wiegt und ungefähr 2000 Schachteln füllt, also dreimal soviel Platz erfordert. Verpackt und in den Handel gebracht werden die Zinnfiguren entweder in Holzschachteln, die fast ausschließlich der industriereichen Umgegend von Sonneberg in Thüringen entstammen, oder in Pappcartons. Bei der erstgenannten Packung unterscheidet man ⅛, ¼, ½ und ¹⁄₁ Schachteln. Für die Verpackung der einzelnen Truppentheile verwendet man in der Regel die ⅛ und ¼ Schachteln; eine solche enthält 25 resp. 50 Infanteristen oder 10 resp. 20 Cavalleristen. ½ oder ¹⁄₁ Schachteln, ebenso Cartons werden für größere Zusammenstellungen, so z. B. für Schlachten, Lager, Jagden, Karawanen, Fahrzeuge und Geschütze verwendet, vor Allem also da, wo es sich um die Verpackung größerer Stücke handelt. Sammler bevorzugen die Holzschachtelpackung. Sie ist nämlich beträchtlich billiger als die Verpackung in großen Cartons, die den ganzen Inhalt auf eine Fläche gepackt zur Darstellung bringen. Rundfiguren werden nur in dieser Art verpackt in den Handel gebracht.

Die meisten Bleisoldaten werden natürlich in Deutschland gekauft. Nicht viel geringer ist der Bedarf an solchen in Rußland, während Oesterreich, Frankreich, die Schweiz, England und die Vereinigten Staaten erst die dritte Stelle in dieser Beziehung einnehmen. Welche Truppengattungen am meisten verlangt werden, hängt von den Umständen ab. Bei uns erfreut sich schon seit einer Reihe von Jahren die Flotte der ganz besonderen Vorliebe unserer Jugend und so haben denn Schiffe, Marinetruppen, desgleichen Alles was mit unseren Colonien in Zusammenhang steht, also Schutztruppe, die Kämpfe der Deutschen in Kamerun rc. einen wachsenden Erfolg gehabt. Augenblicklich dürften wohl auch bei den Liebhabern der Zinnfiguren aller Nationen die Darstellungen, welche den Krieg zwischen Engländern und Boeren zum Gegenstand haben, das größte Interesse wach rufen. Erwähnenswerth dürfte sein, daß die Russen auch heute noch außer den eigenen Truppen hauptsächlich deutsche kaufen. Ihre Bestellungen auf Franzosen sind gar nicht vergleichbar mit den Bestellungen auf russische Soldaten, die seit dem Bestehen des russisch-französischen Bündnisses von Frankreich aus gemacht werden.

Die Gesichtspunkte, die die Liebhaber von Bleisoldaten beim Sammeln derselben walten lassen, sind natürlich die allerverschiedensten. Während sich die einen damit begnügen, die verschiedensten Truppengattungen aller Länder oder bestimmter Zeitabschnitte in ihren Sammlungen, wenn auch immer nur in wenigen Exemplaren, vertreten zu sehen, sind wieder andere darauf bedacht, große Massen von Soldaten derselben Art zu Bataillonen, Schwadronen oder Batterien zu vereinigen, die dann dieselbe Stärke haben wie die entsprechenden Truppenkörper sie in Wirklichkeit zeigen. Sammler dieser letzteren Art bevorzugen die Marsch- oder Paradestellung, dagegen müssen diejenigen, welche ihre Bleisoldaten benutzen, um die verschiedensten Schlachten zu reproduciren, außerordentlich mannigfaltige Typen besitzen. Daß eine derartige Reproduction, wenn sie wirklich gut sein soll, nichts weniger wie einfach ist, wird dem zum Bewußtsein gekommen sein, der beispielsweise die Darstellung der Schlacht von St. Privat gesehen hat, die vor nicht allzu langer Zeit durch einen österreichischen Cavallerieofficier in den verschiedensten größeren Städten Deutschlands zur Darstellung gelangte und durch ihre sorgfältige und gelungene Durchführung das Interesse aller Beschauer erregte. Verwendet waren hierzu 18000 Zinnfiguren, die ungefähr einen Raum von 16 qm bedeckten; es waren die Truppenmassen auf das Verhältniß von 1 : 8 für die Infanterie, 1 : 3 für die Cavallerie reducirt, während für das Schlachtfeld ein solches von 1 : 1000 in horizontaler und 1 : 500 in verticaler Richtung in Anwendung gebracht war. Jedenfalls dürfte diese Darstellung auch weiteren Kreisen gezeigt haben, daß die Bleisoldaten nicht nur dem Spiel gewidmet sind, sondern auch ernsteren Zwecken dienstbar gemacht werden können. Leider kommt dieser letztere Vorzug der Bleisoldaten unseren Kindern noch viel zu wenig zu Gute und doch wäre eine Aenderung in dieser Beziehung keineswegs schwer. Selbstverständlich kann es sich hierbei nicht darum handeln, zur Reproduction irgend welcher Schlachten nach dem Muster derjenigen von St. Privat anzuhalten. Wie aber schon erwähnt, haben es sich die ersten Fabriken, besonders die Firma Heinrichsen, angelegen sein lassen, die bedeutendsten Künstler in ihren Dienst zu stellen und nach den Zeichnungen dieser geschichtliche und geographische Darstellungen anzufertigen wie z. B. „der trojanische Krieg, Kämpfe aus der Römerzeit, Hunnenschlacht, der dreißigjährige Krieg, die Schlacht bei Roßbach, Polarländer und Polarreisen, Unter Rothhäuten“ und viele andere, die vor Allem historische Treue mit gefälligen Formen verbinden, somit ein Spielzeug geschaffen, das unsern Kindern nicht nur Freude bereitet, sondern für sie zugleich ein anregendes Lehrmittel ist. Wenn wir also unsere Kinder mit Zinnfiguren beschenken wollen, so kann es nicht genug empfohlen werden, die Wahl auf derartige geschichtliche oder geographische Zusammenstellungen zu lenken. Sie geben in Verbindung mit den beigegebenen Texten ein Unterrichtsmittel, das im Spielen lehrt, ein Spielzeug, welches das Interesse für wichtige Unterrichtsgegenstände wecken und fördern hilft.

C. M.

Bücherbesprechungen.

— F. Riemer, Nicht vergeblich! Erfahrungen aus dem Amt und aus dem Leben. Broch. 1 ℳ, eleg. geb. 1,80 ℳ. 149 S. Verlag der Berliner Stadtmission. — Daß das Evangelium eine Gotteskraft ist, die noch immer in ewiger Lebensfrische wirkt, Schwache stärken, Traurige trösten und Verlorene wiederbringen kann, will der Verfasser an vielen Erlebnissen und reichen Erfahrungen aus seinem großstädtischen geistlichen Amtsleben erweisen. Exempla docent. Nichts belehrt und überzeugt so sehr wie der Beweis des Beispiels und der Thatsachen. Der Verfasser reiht diese Geschehnisse, ohne sie aufzuputzen, schlicht und lebenswahr aneinander, das Einzelne nur unter gewisse Ueberschriften und meist biblische Mottos ordnend. Wir haben sein Buch mit herzlicher Zustimmung gelesen und glauben, daß es Manchem zur Stärkung des Glaubens dienen könnte. D. K.

— **Harnack, Adolf, Martin Luther in seiner Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft und der Bildung.** 3. Aufl. Gießen, Ricker. 1901. 60 ₰. — Eine Festrede des berühmten Theologen, gehalten bei der Feier des 400. Geburtstags Luther's in der Aula der Universität Gießen. Wir haben sie von Neuem mit höchstem Genusse gelesen. Der Redner gelangt in seinen geistvollen Ausführungen zu dem Ergebniß: „Luther hat nicht nur angefangen, die Erkenntniß der Wahrheit vom Machtspruch der Ueberlieferung zu befreien und damit eine reine Betrachtung der Geschichte zu ermöglichen, sondern er hat die Freiheit und Verantwortlichkeit des Arbeitenden verkündet. Er hat die Arbeitsgebiete getrennt und sie eben dadurch einzeln in ein helles Licht treten lassen. Er hat ferner das selbständige Recht jeder Berufsarbeit und so auch der wissenschaftlichen geltend gemacht. Aber über das Alles: er hat dem wissenschaftlichen Arbeiter eine Gewißheit seines gottgeschenkten, persönlichen Werthes und damit einen unverwüstlichen Idealismus eingehaucht, der ihn wappnet gegen die Erschütterungen des Selbstbewußtseins, die eine Folge aller empirischen Erkenntniß und aller Mystik sind." Harnack's Rede ist eine classische. Sie sollte in jeder Oberprima eines Gymnasiums gelesen werden. — **Derselbe, Das Mönchthum, seine Ideale und seine Geschichte.** 5. verb. Aufl. Ebenda. 1901. 1,20 ℳ. — Im Jahre 1880 erschien diese Schrift zum ersten Male. Wir haben sie in einem kleinen Kreise damals fleißig gelesen und viel daran gelernt. In klarer Weise zeigt der Verf., worin die Verbindung des Mönchthums mit den katholischen Kirchen ihren Grund hat, und läßt uns hineinblicken in die eigenthümliche Geschichte dieses Mönchthums, das im Princip culturfeindlich dennoch ein Culturförderer ersten Ranges gewesen ist, das so Manchen zum Sklaven machte und doch auch Viele zu edler Selbständigkeit erhob. G. B.

— **Australien und die Südsee an der Jahrhundertwende.** Colonialstudien von **Moritz Schanz.** Berlin, Wilhelm Süsserott Verlagsbuchhandlung. — Dieses 325 Seiten starke Buch giebt über die Entdeckung und Colonisation, die culturelle Entwickelung und die politischen und wirthschaftlichen Zustände des jüngsten Welttheils und der großen Inselgruppen der Südsee ausführliche und interessante Auskunft und beschäftigt sich insbesondere auch mit den in die Gegenwart fallenden Ereignissen, wie z. B. mit den föderativen Bestrebungen auf dem australischen Festlande, welche in diesem Jahre zur Constitution des „Commonwealth of Australia" genannten australischen Bundes führten, und mit den uns Deutsche besonders berührenden Vorgängen auf Samoa. Besondere Abschnitte sind gewidmet den einzelnen Theilen des Continents, Neu-Südwales, Victoria, Südaustralien, Westaustralien, Queensland, ferner Tasmanien, Neu-Guinea, Ozeanien, den Fidschi-Inseln, Tonga, Samoa und Neuseeland. Wer über Klima, Bodenverhältnisse, Flora und Fauna, über die Bewohner und ihre Erwerbs- und gesellschaftlichen Verhältnisse, über Handel und Verkehr der verschiedenen Gebietstheile und Inselgruppen, über einzelne Epochen in der Entwickelungsgeschichte derselben, z. B. die Entdeckung der Goldfelder, Belehrung sucht, der findet sie in dem vorliegenden Werke in anschaulicher Schilderung geboten. Eine genauere Kenntniß Australiens und der Südsee ist für uns Deutsche heute um so nothwendiger, als unsere Handelsinteressen in jenen fernen Gewässern von Jahr zu Jahr an Bedeutung zunehmen und das Reich bereits ein umfangreiches Colonialgebiet daselbst erworben hat. Während die Küsten des australischen Festlandes, sowie Tasmanien und Neuseeland bereits im Laufe des 18. Jahrhunderts von den Engländern in Besitz genommen wurden, begann die Auftheilung der Inselgruppen Oceaniens unter die Europäer erst im Jahre 1828, und zwar mit der bis heute platonisch gebliebenen Festsetzung der Holländer auf der Westküste Neu-Guineas. Von 1831 ab nahmen die Engländer, von 1838 ab die Franzosen verschiedene größere Inselgruppen in Besitz, aber erst vom Jahre 1884 ab, als auch Deutschland Colonien zu erwerben anfing, nahm die Auftheilung einen schnelleren Verlauf. Zwischen England und Deutschland wurden durch das Abkommen vom 6. April 1886 die beiderseitigen Interessensphären in der Südsee vereinbart; seit 1897 betheiligte sich auch Nordamerika activ an der Auftheilung. So befinden sich am Ende des 19. Jahrhunderts mit Ausnahme einiger ganz unbedeutender, über den Stillen Ocean verstreuter Eilande nur noch die Neuen Hebriden im Besitze der Eingeborenen. Der gegenwärtige Besitzstand der verschiedenen Mächte in Oceanien ist, wie wir der vom Verfasser auf S. 176 eingefügten Uebersicht entnehmen, der folgende: England besitzt 557 974 qkm mit 1 481 600 Einwohnern, wovon auf Neuseeland und die zugehörigen Gruppen 271 067 qkm und 800 000 Einwohner, auf Neu-Guinea 229 102 qkm und 350 000 Einwohner kommen. Holland hat (in Neu-Guinea) 397 204 qkm mit 238 000 Einwohnern im Besitz. Der Besitzstand Deutschlands beträgt 244 394 qkm mit 422 000 Einwohnern; hiervon entfallen auf Neu-Guinea 181 650 qkm mit 110 000 Einwohnern, auf den Bismarck-Archipel, die nördlichen Salomons- und die Marschall-Inseln 58 080 qkm mit 245 000 Einwohnern, auf die Karolinen, Marianen und Palau 2076 qkm mit 38 000 Einwohnern, auf West-Samoa 2588 qkm mit 29 000 Einwohnern. Frankreich besitzt 24 186 qkm mit 94 700 Einwohnern, Nordamerika 17 659 qkm mit 123 700 Einwohnern, Chile 118 qkm mit 150 Einwohnern, Japan 89 qkm mit 148 Einwohnern. Der englische Besitz auf dem australischen Continent mit Einschluß von Tasmanien beträgt 7 605 768 qkm mit (Anfangs 1899) 4 477 000 Einwohnern. Nicht eingeschlossen in dieser Ziffer sind die auf 60 000 geschätzten Ureinwohner Australiens. Der Haupttheil der Bevölkerung des australischen Continents concentrirt sich auf die Städte; so bilden die 470 000 Einwohner von Melbourne 40% der Gesammtbevölkerung von Victoria, auf Sydney (427 000 Einwohner) entfallen 32% der Bevölkerung von ganz Neu-Südwales, auf Adelaide (148 000 Einwohner) 40% der Bevölkerung von Südaustralien. Bei der Auftheilung Samoas unter Deutschland und Nordamerika im November v. J. sind über 90% des Flächenraums dieser Inselgruppe an Deutschland gefallen. Deutschland erhielt bekanntlich die beiden größeren Inseln Upolu und Sawaii, sowie die anliegenden kleinen Inseln, während Tutuila und überhaupt sämmtliche Samoa-Inseln östlich vom 171. Grad an die Vereinigten Staaten kamen. So sehr diese Regelung der Samoa-Frage uns Deutsche mit Genugthuung erfüllen muß, so berührt es doch andererseits auch schmerzlich, wenn wir durch die Schilderungen auf Seite 230 bis 245 des vorliegenden Buches an die Vorgänge erinnert werden, welche zu Anfang des vorigen Jahres in Apia und Umgegend sich abspielten und wobei die Engländer und Amerikaner ein bemerkenswerthes Beispiel der von ihnen so laut gepriesenen, „die Welt beglückenden" angelsächsischen Hochcultur gegeben haben. f.

— **König Friedrich Wilhelm der Vierte.** Von **Hermann v. Petersdorff.** Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. XVI, 254 S.; 8°. Preis: 4,50 ℳ. — Als Horst Kohl Bismarck's Briefe an den General Leopold v. Gerlach neu herausgab, griff er im Vorwort Frl. Agnes v. Gerlach, die mit einer Freundin jene wichtigen Denkmäler deutscher Geschichte schon 1893 veröffentlicht hatte, wegen ihrer Edition heftig an. Hermann v. Petersdorff vertheidigte sie (in den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte X, 455 f.) und sandte ihr, die ihm dafür gedankt hatte, seine 1897 erschienene Schrift „Der erste Hohenzollerkaiser" (vgl. Erste Beilage zur L. Z. vom 22. Februar 1897, S. 645). Diese Dedication veranlaßte in Frl. v. Gerlach den Wunsch, Petersdorff möge nun auch den nach ihrer Ansicht von Treitschke (Deutsche Geschichte, Bd. V) und Sybel (Begründung des Deutschen Reichs) verzeichneten Charakter Friedrich Wilhelm's IV. in helleres, gerechteres Licht rücken, und stellte ihm dazu die handschriftlichen Aufzeichnungen ihres Vaters zur Verfügung. Zuerst sandte sie ihm die Notizen aus den Jahren 1840/48 und 1852/60 in Abschrift, dann die nur von sehr wenigen Freunden des Hauses gelesene Urschrift aus den Jahren 1848 bis 1852 zusammen mit einem Theile der zahlreichen Briefe von führenden Männern jener Zeit, die mit Gerlach in Briefwechsel gestanden hatten. Kein Wunder also, daß nicht nur Sybel's und Treitschke's Darstellungen, sondern natürlich auch Ranke's Lebensbild (in der ADB.; auch gesondert erschienen) in vielen Punkten Berichtigungen erfahren haben, deren Kenntniß Jedem, der sich mit Friedrich Wilhelm IV. und seiner Zeit auch nur vorübergehend beschäftigt, also z. B. jedem verständigen Leser der Bismarck'schen „Gedanken und Erinnerungen" mindestens sehr erwünscht sein muß, wenn nicht unentbehrlich ist. Gerade deshalb, weil die Aufzeichnungen des einflußreichen Generaladjutanten sicherlich nur zu seiner eigenen Orientirung niedergeschrieben worden, ursprünglich also keinesfalls für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen sind, wohnt ihnen der seltne Reiz der Unmittelbarkeit, Frische und Wahrhaftigkeit (die deshalb noch nicht in allen Fällen historische Wahrheit zu sein braucht) inne; diesen

Vorzug: hat Petersdorff gegenüber der Lenz'schen Bekrittelung richtig erkannt und gut hervorgehoben. Erhöht wird der Werth des Buches durch einen Anhang, die Wiedergabe von 5 wichtigen Actenstücken: 1) dem Auszug aus einem brieflichen Berichte des Prinzen Wilhelm über den 19. März 1848, 2) einem Schreiben Friedrich Wilhelm's IV. an Radowitz vom 15. April 1850 über die Unionspolitik und 3) einem Schreiben Gerlach's an den König vom 18. August 1850 über dieselbe Frage, mit interessanten Randbemerkungen Friedrich Wilhelm's, 4) der Niederschrift von Radowitzens Unterredung mit dem Grafen Buol vom 21. October 1850 (Olmütz!) und endlich 5) den Aufzeichnungen der Gräfin Luise Oriola über die Flucht des Prinzen Wilhelm im März 1848, stammend allerdings erst aus der Zeit nach 1870. Ht.

— Genealogische Daten über einige böhmische Exulanten in Sachsen aus dem 17. Jahrhundert. Von August v. Doerr. (= Sitzungsberichte der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Classe für Philosophie, Geschichte und Philologie. 1900. VII.) Prag, Verlag der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften (in Commission bei Fr. Řivnáč), 1900. 30 Seiten; 8°. — Schon in der Besprechung des größeren Werks „Der Adel der böhmischen Kronländer" von August v. Doerr (Wiss. Beil. der L. Z. Nr. 129 vom 27. Oct. 1900, S. 515) hatte ich darauf hingewiesen, daß genealogische Forschungen unter Umständen insofern vom Glücke begünstigt worden sind, als dadurch die Wege zu einer Neunobilitirung eröffnet wurden. In dem vorliegenden Sonderabzuge bezieht sich der Verfasser ausdrücklich auf dasselbe Beispiel, das ich im Auge, aber nicht genannt hatte, indem er angiebt, wie er überhaupt auf den Gedanken gekommen ist, gerade die Bestände der Archive der königl. sächs. Amtsgerichte zu Pirna und Dresden durchmustern zu lassen. Die Ergebnisse dieser Durchforschung, regestenartig (1622—1701) geordnet und durch ein Namensregister benutzbar, bilden den Inhalt der Arbeit. Nun auf zum fröhlichen Jagen! Ht.

— Kritische Tage. Erster Theil. Band III. Die Krisis von Saarbrücken-Spicheren. Heft 3. Die Befehlsführung am Schlachttage von Spicheren und am Tage darauf 6. und 7. August 1870. Von Georg Cardinal v. Widdern, königl. preußischem Oberst a. D. Mit 2 Karten und 3 Truppenstellungs-Skizzen, davon 2 im Text. 9 ℳ. Berlin 1900. R. Eisenschmidt. — So glatt, einfach und selbstverständlich wie es im Allgemeinen in den Schilderungen der Operationen und der Kämpfe der Deutschen im Jahre 1870/71 selbst im Generalstabswerk zu lesen ist, sind dieselben auf Grund neuerer Forschungen in Wirklichkeit meist nicht verlaufen. Ein großes Theil „Glück" stand uns zur Seite, doch solches bleibt bekanntlich nach dem Ausspruch Moltke's auf die Dauer nur dem Tüchtigen treu. Da die Truppenführung im höheren Sinne und damit eng verbunden die Befehlsführung eine Kunst ist, so mag ein Jeder, welcher sich in derselben ausbilden und vervollkommnen will, die Gelegenheit ergreifen, aus den Kriegserfahrungen zu lernen. Je weiter dieselben zurückliegen und je weniger sie im heutigen Officierscorps vorhanden, um so willkommener sind verständige und objectiv gehaltene Schriften, welche das Studium der Kriegskunst fördern. Eine solche ist die oben angeführte, aus der Feder des bekannten, auf dem Gebiete der kriegsgeschichtlichen Forschung unermüdlichen Obersten a. D. Cardinal v. Widdern. Im Anschluß an dessen frühere Veröffentlichungen, welche über die Thätigkeiten der Cavalleriedivisionen, sowie die Führung der I. und II. Armee bis zur Schlacht bei Spicheren berichteten, geht die vorliegende Schrift auf die Befehlsführung am Schlachttage von Spicheren selbst über. Letztere entwickelte sich ja bekanntlich ganz gegen die Pläne Moltke's durch das zwar muthige aber eigenmächtige Vorgehen der Division Kameke über die Saar, als Folge der ungenügenden Unterweisung der Unterführer seitens des Obercommandos der I. Armee über die Absichten der Heeresleitung. Mit einer Gründlichkeit und einem erstaunlichen Fleiß hat es sich der Herr Verfasser zur Aufgabe gemacht, unter Benutzung der überlassenen Feldacten des Kriegsarchivs des Großen Generalstabes und zahlreicher Privatberichte sowie von Aufzeichnungen solcher Officiere, welche die besprochenen Begebenheiten entweder selbst mitgemacht haben oder sich während des Feldzuges in Stellungen befanden, welche an der Befehlsführung betheiligt waren, letztere selbst Schritt für Schritt zu verfolgen, um die Grundsätze für die sich entwickelnden Anschauungen und Entschließungen klar zu legen und festzustellen. Abgesehen von der lebendigen Schilderung der Vorgänge in den höheren Commandostellen vor, während und nach der Schlacht, der Thätigkeit derselben und der Truppen auf dem Gefechtsfelde, sowohl deutscher als auch französischer Seits, wird das Spannende des v. Cardinal'schen Werkes noch erhöht durch die Beigabe von Charakteristiken derjenigen Generale, welche an der Befehlsführung am 6. und 7. August an der Saar unmittelbar betheiligt waren. Diese Beurtheilungen, abgegeben von verständigen Männern, welche jenen Generalen näher standen, sind um so interessanter, als die Entschließungen, sowie die Befehlsführung überhaupt, in erster Linie das Ergebniß der Charakter-, Geistes- und Temperamentseigenschaften der Heer- und Truppenführer sind. Wenn nun auch bei kritischer Beleuchtung mancher der deutschen Führer nicht frei von menschlichen Schwächen und soldatischen Mängeln befunden werden kann, so sollen die hohen Verdienste jener Männer und der moralische Werth des Sieges bei Spicheren ebenso wie die außerordentlichen Leistungen der tapferen Truppen in den Augen der großen Menge nicht abgeschwächt werden. Während auf deutscher Seite bei Spicheren eher ein Zuviel von Initiative, Schneidigkeit, Selbstvertrauen und Verantwortungslust hervortritt, zeigt die französische Führung das unerfreuliche Bild des Gegentheils. Da im Kriege der Erfolg allein entscheidend ist, so können wir uns um so weniger scheuen, die begangenen Fehler und Unterlassungen zu erörtern. Aus ihrer Kenntniß kann die neuere Generation lernen und auf dasjenige Maß von Selbsterkenntniß geführt werden, welches uns bei einem zukünftigen größeren Krieg mit einem ebenbürtigen Gegner nöthig ist. Dem nach Höherem strebenden Officier darf die Kenntniß der dienstlichen Vorschriften, insbesondere der neuen Felddienstordnung, allein nicht genügen; nur durch unausgesetztes Studium der Kriegsgeschichte kann er sich für höhere Aufgaben vorbereiten. In diesem Sinne, ebenso wie im Interesse der Geschichtsforschung, ist auch die neueste Veröffentlichung des Obersten v. Cardinal von hohem Werth. H. L.

— Katechismus der Astronomie. Von Dr. Hermann J. Klein. Mit 3 Tafeln und 143 Textabbildungen. Neunte Auflage. In Originalleinenband 3 ℳ 50 ₰. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Der Klein'sche Katechismus der Astronomie ist eine in gedrängter Form gegebene Uebersicht über das ganze Gebiet dieser Wissenschaft entsprechend dem gegenwärtigen Stande derselben. Die Eintheilung in eine sehr große Zahl von Einzelabschnitten (366) mit kurzen prägnanten Ueberschriften ermöglicht es dem Laien, sich rasch über einzelne ihn speciell interessirende Punkte zu informiren. Dabei ist der Katechismus durch seine Anordnung aber auch ebenso geeignet zu einer systematischen Belehrung über das Wissenswerthe in der Astronomie. Die beigegebenen Abbildungen sind im Allgemeinen als gut und recht zweckentsprechend zu bezeichnen. P.

— Taschen-Kalender für Haus- und Landwirthe auf das Jahr 1901. Begründet von Dr. William Löbe. Dreiundvierzigster Jahrgang. Reichenbach'sche Buchhandlung (Bestermann & Steglich) in Leipzig. Geb. in Leinwand 2 ℳ, in Leder 2 ℳ 50 ₰. — Der beliebte Löbe'sche Taschenkalender ist in seinem Inhalt fortgesetzt den sich ändernden Bedürfnissen angepaßt worden. Er giebt über Fragen des Betriebs im Hause und auf dem Felde, sowie über das geschäftliche Leben, insoweit der Landwirth davon berührt wird, über den Marktverkehr und andere Fragen zuverlässige Antworten. Die Ausstattung des Taschenbuches ist, wie bisher, gut. R—d.

— Trowitzsch's landwirthschaftlicher Notiz-Kalender 1901. 38. Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn. In Leinen gebdn. 1 ℳ 50 ₰, in Leder gebdn. 2 ℳ. — Der vom Geschäftsführer der Landwirthschaftskammer für die Provinz Brandenburg Theodor Muhr bearbeitete Trowitz'sche Notiz-Kalender empfiehlt sich dadurch, daß er nur das für ein zum Gebrauch des Landwirths bestimmtes Taschenbuch unbedingt Nothwendige an Papier für Notizen, Tabellen für Berechnungen 2c. enthält und daher die erwünschte Handlichkeit besitzt. Papier und Einband sind gut. R—d.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 151. Dienstag, den 18. December, Abends. **1900.**

Die lyrische Poesie der Inder.

Johannes Hertel hat seinen Beruf als Interpret altindischer Dichtungen bereits durch seine geschmackvolle Uebersetzung des Hitopadeça sattsam bekundet. In diesem seinem neuesten Uebersetzungswerke*) betritt er einen Boden, der noch recht wenig bearbeitet ist, den der lyrisch-didaktischen Poesie. Während manche indische Dramen, einzelne Mahâbhârata-Episoden, sechs und sieben Male verdeutscht worden sind, ist die lyrische Poesie der Inder fast noch jungfräulicher Boden geblieben. Mit gegenwärtiger Gedichtsammlung oder Blumenlese will Hertel den gebildeten Laien eine Vorstellung von dem Reichthume der altindischen Poesie auch auf diesem Gebiete geben. Den Stoff liefert ihm zunächst das „Strophenhundert“ (çataka) des Amaru, jene reizenden, bei aller glühenden Sinnlichkeit so unendlich zarten, fein ausgeführten erotischen Seelengemälde, sodann der Lyriker Govardhana und vor Allem die 300 unter dem Collectivnamen Bhartrihari's vereinigten Dichtungen, deren erstes Hundert rein erotischen Inhalts ist, während das übrige der eigentlichen Spruchpoesie angehört. Daneben finden sich noch andere, verschiedenen Sammlungen entnommene Gedichte. Damit auch die epische Poesie zum Worte kommt, reihen sich dem noch an mehrere Fabeln, eine „Ballade“ des Rigveda und zwei in weiteren Kreisen noch wenig bekannte Episoden des Mahâbhârata: die Sage von „Rishyaçringa“ und „Sunda und Upasunda“. Bei dieser Auswahl lag es dem Uebersetzer natürlich fern, eine den Entwickelungsgang der indischen Literaturgeschichte begleitende Anthologie liefern zu wollen, der historische Standpunkt kam überhaupt nicht in Frage. Den deutschen Leser einen Hauch des altindischen Geistes verspüren zu lassen und namentlich die Lyrik des indischen Mittelalters charakteristisch zu beleuchten, das ist die Aufgabe, die sich der Uebersetzer stellt. Die drei Schlagworte Weltlust, Weltweisheit und Weltflucht charakterisiren diesen Geist, und so sind denn nach dem Vorgange Bhartrihari's die lyrischen Dichtungen nach diesen drei Gesichtspunkten geordnet. Hertel bewährt sich hier, wo es sich zum Theil um Gedichte handelt, die überhaupt zum ersten Male in deutschem Gewande erscheinen, als überaus feinsinniger, die Pointen glücklich herausfindender und ins Schwarze treffender Uebersetzer, der bei thunlichster philologischer Treue und ohne alle Vergewaltigung der Sprache Nachdichtungen giebt, die sich wie Originale lesen. Ohne hier im Einzelnen auf Hertel's Interpretationskunst einzugehen, lassen wir diese in ein paar Proben für sich selbst sprechen.

Amaru 76 übersetzt Rückert:

Ihr, die bewegten Gemüths auf die Straße hinaus, wo er nahn soll,
Spähet, soweit als der Blick reicht und so lang als der Tag;
Ihr, die den zögernden Fuß hinwendet am Abend, der Gattin
Wird mit gerecktерем Hals sichtbar der Nahende jetzt.

Bei Hertel (S. 61) lautet das Gedichtchen:

Fern weilt der Gatte und die Gattin schaut
Den ganzen Tag, so weit die Blicke reichen,
Bis alle Pfade, als der Abend thaut,
Gemach verschwimmen in des Tags Erbleichen.

Da wendet sie den Fuß in trübem Sinn,
Geht einen Schritt nach ihrem Hause hin,
Kehrt schnell den Blick und fragt sich tief beklommen:
„Ist doch vielleicht der Traute noch gekommen?“

Welche Vergewaltigung der Sprache bei Rückert, ganz abgesehen von dem Mißverständnisse der Pointe, und wie schlicht und natürlich Alles bei Hertel! Amaru 23 lassen wir in drei Fassungen folgen:

Rückert:

Zweier auf demselben Lager abwärts redlos schmollender,
Gegenseitig herzergebner, aber ernst-thun-wollender
Gatten, wie die Blicke leise sich durch Augenwinkelschweifung
Mischten, schwand ihr Groll im Lachen unter fester Halsergreifung.

Leopold v. Schröder:

Sie ruhen beide auf demselben Lager,
Allein mit abgewandtem Angesicht;
Sie reden mit einander nicht und sind
Gar arg verstimmt; obgleich in beider Herzen
Die Liebe wohnt, läßt doch der Stolz sie nicht
Zusammen kommen; doch allmälig wenden
Die Augenwinkel sich, und wie die Blicke
Zusammentreffen, ist der Groll gebrochen,
Und lachend schließen sie sich in die Arme.

Hertel:

Auf einem Lager ruh'n sie — abgewandt.
Ein schwerer Groll hat jedes Wort gebannt.
Zwar ist im Herzen sich das Paar geneigt,
Doch wahren sie den Ernst und jedes schweigt.

Und sieh! Wie heimlich jetzt die Blicke wandern,
Da schaut ein Auge in das Aug' des Andern.
In lautem Lachen ist der Groll zergangen:
Fest halten sich die Liebenden umfangen.

Diese Nebeneinanderstellung genügt. Mögen noch einige Proben für die Hertel'sche Uebersetzungskunst Zeugniß ablegen! Die Ueberschriften sind Zuthat des Uebersetzers.

Die Friedenstifterin. (Amaru 24.)

Zu sehen, was mein Lieb beginnt,
Hüll' ich in Falten mein Gesicht.
Da packte Zorn das holde Kind:
„Was hat der Thor, daß er nicht spricht?“

Ein gellend Lachen noch zuletzt,
Als ängstlich Blick und Blick sich mieden:
Doch nun genug. Ein Thränchen netzt
Die Wimper ihr und stiftet Frieden.

Sei wieder gut! (Amaru 7.)

Der Liebste sitzt vor Deine Thür gebannt.
Gesenkten Hauptes zeichnet er im Sand.
Der Mädchen Schaar rührt keine Speise an:
Das Auge schwoll und manche Thräne rann.

Die Papageien selbst im Käfig zaudern,
Die sonst so lieb und ausgelassen plaudern;
Und wie, Du Stolze, ist erst Dir zu Muth!
O laß Dein Zürnen und sei wieder gut!

Heilung. (Nr. 28.)

O sieh mit Deiner Augen dunklem Schein
Noch einmal, Kind, in's Auge mir hinein.
Wird doch, wie unsern Vätern schon bekannt,
Das Gift als Mittel gegen Gift verwandt.

Zweifel. (Amaru 64.)

Wenn mir der Liebste schaut ins Angesicht
Und wenn er kosend traute Worte spricht,
So geht an mir ein sondrer Wandel vor:
Werd' ich ganz Auge? Werd' ich ganz zum Ohr?

So tönt das ewige, nie ausgesungene Lied von der Liebe aus jenen fernen Zeiten und fernen Zonen in deutschen Klängen wohlbekannt und traut an unser Ohr. Wo das fremde Land und die fremde Sitte eine Erläuterung nöthig machen, helfen kurz gefaßte Anmerkungen unter dem Texte und ein beigegebenes

*) Indische Gedichte. Aus dem Sanskrit übertragen von Johannes Hertel. Stuttgart 1900. Cotta'scher Verlag. (XII und 197 S. Preis: 3 ℳ, geb. 4 ℳ)

Register aus. Der Anhang befriedigt hauptsächlich das philologische Interesse. So wendet sich das Hertel'sche Buch mit seiner orientalischen Erotik, in der sich glühende Sinnlichkeit mit den feinsten psychischen Empfindungen und einem schalkhaften Humor auf das glücklichste paart, an die weitesten Kreise der Gebildeten. Die prächtige Ausstattung mit dem reizenden, in orientalischem Geschmacke gehaltenen Einbande werden eine Zierde jedes Weihnachtstisches sein. H. C. Kellner.

Bücherbesprechungen.

— Schaefer, Lic. theol. R., Das Passah-Mazzoth-Fest nach seinem Ursprunge, seiner Bedeutung und seiner innerpentateuchischen Entwickelung im Zusammenhange mit der israelitischen Cultusgeschichte untersucht. Gütersloh, C. Bertelsmann. 5,60 ℳ, geb. 7,50 ℳ. — Eine neue Schrift aus dem in der Richtung auf pietätvolle Würdigung und Vertheidigung der heiligen Schrift Alten Testaments gegenüber moderner Kritik so rührigen Bertelsmann'schen Verlage, — und zwar eine vermöge ihrer wissenschaftlichen Haltung und Bedeutsamkeit hervorragende. Sie stellt den ersten Theil dar zu einer 1897 im gleichen Verlage erschienenen Untersuchung desselben Verfassers über „das Herrenmahl", welche zu dem Ergebniß kam, das heilige Mahl der Christengemeinde sei nur von dem Passamahl Israels aus zu verstehen: dessen Geschichte wird nun hier dargestellt. Diese Darstellung vollzieht sich aber begreiflicherweise nicht auf dem Wege einer einfachen Geschichtserzählung, sondern auf demjenigen einer gründlichen und eigenartigen Auseinandersetzung mit der oben berührten Kritik, zu deren Verhandlungen durch Gewinnung und umsichtige Begründung eines mosaischen Ursprungs des Passa-Festes ein belangreicher Beitrag geliefert wird, — dem bei den Kennern der einschlagenden Literatur (für welche sich die Reihenfolge JE, D, P, nur mit höherem Alter, ergiebt) um so mehr ein guter Erfolg gewünscht werden darf, als mit demselben eine Ermäßigung der gegenseitigen Klagen zwischen „Kritik" und „Apologetik" in Aussicht steht (S. 11). Dergleichen erhofft ja der Unterzeichnete gleichfalls von ähnlichen Bemühungen auf verwandten Gebieten, und erlebt sie in beständig zunehmendem Maße. Die Ausführungen des Buches gewinnen den Leser bald durch ihre gediegene Sachlichkeit und Durchsichtigkeit. Letztere Aussage gilt aber nicht von den schwerfälligen Sätzen auf S. 14. G. Schnedermann.

— Friedrich Oehninger, Geschichte des Christenthums in seinem Gang durch die Jahrhunderte. 542 S. Gr. 8°. Vierte Auflage (einunddreißigstes bis vierzigstes Tausend). 4 ℳ. Verlag von Carl Hirsch, Emmishofen, Constanz und Newyork. — Wenn die vorliegende Kirchengeschichte auch nicht das einzige für das christliche Haus illustrirte kirchenhistorische Werk ist, hat doch der sehr billige Preis, die Ausstattung, die (wie bereits die der dritten Auflage) fein und wohlgelungen ist, sowie der gedrängte reichhaltige Text dieser Arbeit einen großen Absatz und Erfolg verschafft. So erscheint nach wenigen Jahren die vierte Auflage. Das Buch enthält 145 Illustrationen, darunter 32 ganzseitige auf feinem Papier nach hervorragenden Kunstwerken und vor dem Titel eine eingeheftete Beilage, das W. v. Kaulbach'sche Zeitalter der Reformation. Wir dürfen auf dieses Werk empfehlend aufmerksam machen. D. K.

— Greift nur hinein ... Neue Aphorismen von Georg von Oertzen. Heidelberg 1901, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Preis 3 ℳ, geb. 4 ℳ. — „Jeder Lebende wird von einem anderen Lebenden um irgend Etwas beneidet" (S. 7). Wir beneiden den Verfasser um die Gabe, seinen Gedanken jene blitzblanke Prägung zu geben, die den Leser nicht nur unwiderstehlich packt und festhält, sondern auch zwingt, wo er abweichender Meinung ist, seine eigene Ansicht scharf zu fassen, vor sich zu begründen und sich dadurch desto klarer über sie zu werden. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der Fall gar so häufig wäre, wo seine Sätze uns zum Widerspruche reizen. Vielmehr fühlen wir uns von dem Meisten, was er sagt, sehr angezogen und sind ihm z. B. ehrlich dankbar für den Muth, mit dem er auch da seinen Standpunkt vertritt, wo er auf wohlwollende Aufnahme kaum rechnen darf. „Wenn es gegenwärtig noch so viel Bibelgläubige gäbe wie blinde Zeitungsgläubige, dann wäre die Welt nicht schlechter, aber ohne Zweifel ruhiger." „Man sieht heute vor Zeitungsstaub kaum noch die Wirklichkeit." „In der wirklichen Welt sieht es nie so schlimm aus und nie so gut, wie in der Welt der Zeitungen" (S. 96). Mit solchen Offenheiten wird er sich die Gunst der Leute von der Presse schwerlich gewinnen. Aber Recht hat er gleichwohl damit. Ferner loben wir die Nüchternheit und trockne Schärfe des Ausdrucks, deren er sich allenthalben befleißigt. Man hat bei ihm nicht nöthig, „die Ueberschwenglichkeit der Rede erst auszuwässern, wie die Häringe, damit man sie so hat und brauchen kann wie sie gemeint ist" (S. 161). Reichhaltig und vielseitig ist die Spruchsammlung auch; es steht trotz des üppigen Druckes viel — im Sinne des geistigen Inhaltes — auf den 222 Seiten des Buches. Nur einen Vorzug hat es nicht: die Uebersichtlichkeit. Aber vermuthlich ist auch das Absicht. Der Verfasser schrieb seine Aphorismen nicht zum bequemen Citiren, sondern zum eindringlichen Lesen, und dazu nöthigt es, so wie es ist, mehr, als wenn Alles hübsch systematisch in Fächer und Kästchen vertheilt wäre. Wir können besinnlichen Leuten, die gern über sich und die Welt nachdenken, das Buch nur empfehlen. Es kann Jeder Etwas drin finden, was gerade für ihn gesagt scheint. Greift nur hinein! R. B.

— Unterm Liebesbann. Erzählung aus Südtirol von Richard Bredenbrücker. Zwei Bände. 297 und 332 Seiten. Verlag von F. Fontane & Co. Berlin W. 1901. Preis 8 ℳ. — Richard Bredenbrücker's Geschichten bedürfen eigentlich keiner Empfehlung mehr. Der Name Bredenbrücker, der heute voransteht allen anderen Schilderern bäuerlichen Lebens, sagt allein genug, er empfiehlt sich selbst. Wir haben schon des Oefteren darauf hingewiesen, daß Bredenbrücker's Werke nicht nur durch die sichere und reife Künstlerschaft, mit der sie geschaffen, durch die psychologische Feinheit, mit der die in ihnen uns begegnenden Bauerngestalten gezeichnet sind, als Dichtung uns erquicken und erfreuen, sondern daß durch den lebenswahren Realismus, der das Leben nicht einfach abklatscht, sondern sein Wesen durchdringt und erforscht, diese Romane auch eine wahre Fundgrube für den Culturhistoriker und Folkloristen sind. Wir haben es dabei schon einmal ausgesprochen, daß der Culturhistoriker kommender Zeiten nur gestützt auf diese Bredenbrücker'schen Geschichten ein vollständig erschöpfendes und durchaus die Wahrheit treffendes Bild von dem heutigen Culturzustande des südtiroler Bauernthums entwerfen könnte. Heute wollen wir zu diesen Behauptungen noch eine dritte hinzufügen: Auch der Sprachforscher wird ein Interesse an den Arbeiten Bredenbrücker's finden können. Der Reichthum des südtirolischen Dialektes an Bildern und Wendungen ist geradezu erstaunlich und giebt Kunde von einem starken poetischen Empfinden dieser einfachen Naturmenschen. Doch, und das ist und bleibt die Hauptsache, bei aller Naturtreue, mit der Bredenbrücker Menschen und Zustände erfaßt und wiedergiebt, so daß seine Arbeiten zur cultur- und sprachgeschichtlichen Quelle werden, nirgends kommt dabei die Kunst zu kurz, als echtem Dichter steht Bredenbrücker der Mensch stets im Vordergrunde, ihn und seine Handlungen psychologisch zu ergründen und zu motiviren, ihn uns nahezurücken und verständlich zu machen, bleibt ihm stets die Hauptsache. Das bäuerliche Liebesleben ist auch in diesem Buche, wie schon in mehreren andern Schöpfungen Bredenbrücker's, das Hauptthema. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß wir auf diesen Blättern keiner der weichlichen unwahren Dorfliebesgeschichten begegnen, mit dem herzlosen Vater der reichen Schönen und dem blutarmen aber kreuzbraven verliebten Bua, der schließlich doch das Herz des Alten erweicht und sein Mädel erwischt, wie sie vordem im Schwange waren, sondern daß es sich um eine lebenswahre, kräftige Darstellung ländlichen Liebeslebens handelt. Eine wunderbare Gestalt ist diese Lienergretl, eine echte Bäuerin, derb, einfach und keineswegs sentimental, aber doch fähig einer starken Alles überwindenden Liebe. Ebenso ist ihr Widerpart, Patz, der selbstische, eingebildete, einer höheren Regung des Innenlebens unfähige Bauernbursch, prächtig gezeichnet. Von den durchweg ebenfalls mit liebevoller Kunst ausgestatteten Nebenfiguren heben wir besonders nur noch Peter hervor, den Maler, in dem sich modernes Freigeisterthum mit angeborenem Bauernglauben und Aberglauben um die Herrschaft streiten. Solche Gestalten glaubhaft und lebendig zu gestalten, das kann nur ein Meister der Kunst. Das ist aber Bredenbrücker voll und ganz. W. Bruchmüller.

— Mühlhäuser Geschichtsblätter. Zeitschrift des Mühlhäuser Alterthumsvereins. Mit Unterstützung der Stadt Mühlhausen i. Th. herausgegeben von Professor Dr. Eduard

Heydenreich. Heft 1/2. Mit zwei Lichtdrucktafeln, einem Situationsplan und 62 Holzschnitten. Mühlhausen i. Th., Carl Albrecht vorm. G. Danner'sche Buchhandlung. 1900. 52 SS. gr. 8°. — Unter den zahlreichen ortsgeschichtlichen Vereinen, die neuerdings entstanden sind, haben wenige eine so zweifellose Existenzberechtigung, wie der vor etwa Jahresfrist entstandene Alterthumsverein für Mühlhausen. Jeder Freund der Geschichte Thüringens weiß, welche bedeutende Rolle die einstige Reichsstadt namentlich im späteren Mittelalter und im Anfang der neueren Zeit gespielt hat; ein trotz langer Vernachlässigung und mancher Verluste noch heute überaus reiches Archiv zeugt davon und läßt, nachdem es endlich unter fachmännische Leitung gestellt worden ist, noch manchen ungehobenen Schatz erhoffen. Aber auch für die vorgeschichtliche Forschung ist die Gegend von Mühlhausen ein ergiebiges Gebiet; und manches ehrwürdige Bauwerk macht es nicht minder interessant dem Kunsthistoriker. So findet der Verein, dem in kurzer Zeit gegen 300 Mitglieder beigetreten sind — ein Beweis, daß auch in der Einwohnerschaft Mühlhausens geschichtliche Interessen rege sind —, ein weites Arbeitsgebiet, und es ist selbstverständlich, daß er sehr bald ein Organ für seine Thätigkeit brauchte. Die ersten Hefte dieses Organs, dessen Herausgabe dem derzeitigen Stadtarchivar Prof. Heydenreich übertragen ist, liegen uns vor. Sie enthalten einen einleitenden Aufsatz des Herausgebers „Anregungen der localgeschichtlichen Forschung in neuester Zeit", ferner Aufsätze von Karl Sellmann über prähistorische Grabfunde aus der Bronzezeit, von Heydenreich „Die ältesten urkundlichen Nachrichten über die Stadt Mühlhausen und ihre Umgebung" und über Avignoneser Urkunden (1348—1358) mit Malereien im Stadtarchiv, von Paul Jenter über die Münzsammlung der Stadt, von H. Spiethoff über den Mühlhäuser Schulzenhof im Jahre 1400, von E. Kettner über die handschriftliche Chronik des Joh. Rohen, von Wilh. Röttscher über die Unterfahrung des Südthurms der Marienkirche, endlich eine Reihe kleiner Mittheilungen und Bücherbesprechungen. So ist der Inhalt reich und mannigfaltig; der Form nach sind die Beiträge meist für weitere Kreise berechnet, beruhen aber doch auf sorgfältiger Forschung. Wir wünschen der Zeitschrift aufrichtig eine gedeihliche Entwickelung. —m—

— Mirabeau in Berlin als geheimer Agent der französischen Regierung 1786—1787. Nach Originalberichten in den Staatsarchiven von Berlin und Paris. Herausgegeben von Henry Welschinger. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall v. Bieberstein. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1900. VIII, 487 SS. 8°. 7 ℳ 50 ₰. — Daß die geheime Mission des Grafen Mirabeau nach Berlin von Anfang Juli 1786 bis Mitte Januar 1787 eine der bekanntesten Episoden aus dem bewegten Leben des genialen Staatsmanns geworden ist, dafür hat Mirabeau selbst bekanntlich durch die anonyme Veröffentlichung seiner meist an Talleyrand gerichteten vertraulichen Berichte gesorgt; die „Histoire secrète de la Cour de Berlin", mit welchem Titel die Correspondenz 1789 erschien und das allgemeinste, freilich auch peinlichste Aufsehen machte, ist dann später noch oft gedruckt und auch übersetzt worden. Aber alle diese Ausgaben bieten einen verstümmelten und auch sonst hie und da incorrecten Text. Bei der großen Wichtigkeit der in ihrer Weise classischen Briefe für die Kenntniß der allgemeinen, insbesondere aber der preußischen Verhältnisse kurz vor und nach dem Tode Friedrich's des Großen, bei ihrer Bedeutung für das Charakterbild Friedrich Wilhelm's I. und seiner Umgebung war eine Revision des Textes eine ohne Frage dankenswerthe Aufgabe. Zu einer solchen aber boten die Originalconcepte Mirabeau's, die aus seinem Nachlasse in den Besitz des Grafen de la Mark, Fürsten von Aremberg, dann in den von Ad. de Bacourt gelangt waren und seit des Letzteren Tode (1865) sich im Archiv des Auswärtigen Amtes zu Paris befinden, die Möglichkeit. Bereits Alfred Stern konnte für seine treffliche Biographie Mirabeau's (1889), in der gerade die Berliner Mission und jene Berichte besonders eingehend behandelt werden, jene Originalpapiere benutzen; er hat ihnen eine Reihe wichtiger Ergänzungen entnommen. Welschinger hat sich nun der Mühe einer genauen Revision des Textes unterzogen; für die wissenschaftliche Benutzung wäre es wünschenswerth gewesen, wenn die Zusätze zu den früheren Ausgaben und die sonstigen Abweichungen irgendwie durch den Druck kenntlich gemacht worden wären. Aber auch eine Reihe für das Verständniß der Briefe wichtiger Ergänzungen hat Welschinger aus den Archiven zu Paris und Berlin hinzugefügt: so für mehrere Briefe die wesentlich veränderte Form, in der sie Talleyrand dem Minister Calonne beziehentlich dem Könige zugehen ließ, Schreiben Talleyrand's an Mirabeau, Berichte des Grafen d'Esterno, französischen Gesandten in Berlin, und dergleichen mehr. Aus der scharfen Gegenschrift, die Friedrich v. d. Trenck kurz nach dem Erscheinen der Geheimen Geschichte veröffentlichte, werden am Schlusse jedes Briefes die wichtigsten angeblichen oder wirklichen Widerlegungen und Berichtigungen angeführt. Ferner sind Anmerkungen über die in den Berichten erwähnten Personen beigefügt worden, die freilich theilweise von einer nicht gerade erschöpfenden Literaturkenntniß zeugen; der Uebersetzer hat sie hier und da vermehrt. Wenn das vorliegende Werk — einschließlich der ausführlichen Einleitung über Mirabeau's Jugendleben — dem Kundigen auch nicht eben viel Neues bietet, so vermag seine Lectüre doch Jeden zu fesseln, der ein geist- und lebensvoll, hier und da freilich nicht ohne Pikanterie gezeichnetes Zeitbild zu würdigen weiß, zumal die Uebersetzung als sehr gewandt bezeichnet werden muß. —m—

— Italia. Reise- und Stimmungs-Bilder. Biglietto-Circulare Nr. 32 mit Abstechern v. A. Wysard. Zweite erweiterte Auflage. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt. 1900. Preis 2 ℳ 50 ₰. — Die Poesie hat nicht an der Wiege des Autors gestanden, mindestens hat sie an diesen Gedichten nicht Pathenstelle vertreten. Was Hr. Pfarrer Wysard uns giebt, ist Prosa in Versen, und diese Verse sind vielleicht sehr gut gemeint, aber grausam dilettantisch und biedermeierisch zusammengeschmiedet. Was soll man zu Geschmacklosigkeiten, wie „Italia, Du Sonnenland, Italia, Du Herzensbrand" sagen? Oder zu Reimen, wie

Am grünen See von Nemi,
Da fühlt man ganz hellen'sch,
Man denkt und zecht sokratisch,
Wird wiederum ein Mensch.

Oder zu folgenden Hexametern:

Weichend das Brod und den Wein zu sichtbaren Pfändern der Gegen-
Wart seines Geist's in der Jünger Brust, in der ganzen Gemeinde!

Das sind Sünden, begangen am heiligen Geiste der Poesie. J.

— Geschichte der japanischen Nationalliteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. Tomitsu Okasaki. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1899. Gr. 8. Geh. 5 ℳ. — Die japanische Literatur, die dem europäischen Geschmacke bei aller Eigenartigkeit doch in Vielem sympathisch und jedenfalls höchst interessant ist, hätte schon längst verdient, einmal im Zusammenhange dargestellt zu werden — um so mehr, als man der japanischen Kunst so viel (um nicht zu sagen zu viel) Interesse entgegenbringt, und diese doch außerdem, wie in China, so oft in Wechselbeziehung zu ihr steht. Jetzt endlich nun hat sie, und fast gleichzeitig, zwei Biographen gefunden: den Engländer Aster und den Verfasser des vorliegenden Werkes. Dieser hat sich darin ein hohes Ziel gesteckt, nämlich die Literatur seiner Heimath und ihre Entwickelung nicht blos einfach als ein Gegebenes und Fertiges zu behandeln, sondern ihren inneren Zusammenhang mit der Geschichte und Culturgeschichte Japans (und Chinas) und deren Einfluß auf sie darzustellen. Diese Aufgabe sucht er in der Weise zu lösen, daß er in den einzelnen Capiteln, die eben so viel Entwickelungsperioden repräsentiren, zunächst den culturgeschichtlichen Charakter, das Milieu des betreffenden Zeitraumes, dann seine Einwirkung auf die Literatur schildert, und endlich als Haupttheil Besprechungen der Hauptwerke sowie kurze Biographien der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller daran anschließt und gut gewählte und gut übersetzte Proben aus ihren Werken giebt. Auch über die äußeren Formen zumal der Dichtung (Prosodie u. s. w.) und über die Dichter und Literaturschulen werden wir unterrichtet. Mag nun die Darstellung auch nicht immer ganz übersichtlich und gelegentlich gar zu skizzenhaft und sprunghaft sein, so erfüllt das Buch doch im Ganzen die Aufgabe, die es sich gestellt hat, und läßt auch einen Ueberblick über Entwickelung und Formen der japanischen Literatur gewinnen. Sicherlich ist es lehrreich als das Urtheil eines gebildeten Japaners über seine Literatur und erfreulich durch die warme Begeisterung des Verfassers für seinen Stoff, die aber doch nicht auf Kritik verzichtet. Die Benutzung ist erleichtert durch einen ausführlichen Index über den reichen Inhalt, wie denn das Buch überhaupt vortrefflich ausgestattet und insbesondere der schöne, klare Druck zu rühmen ist. C—y.

— Richard Wagner in Zürich. (1849—1858.) Von Hans Bélart. Erster Band: Richard Wagner's Wirken im

Digitized by Google

Interesse Zürichs und seine geselligen und familiären Beziehungen daselbst. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 1900. Preis broch. 2 *M.* — Eine Reihe von Aufsätzen, die früher in verschiedenen Zeitungen veröffentlicht wurden, hat der Autor, neu überarbeitet, in einem Schriftchen zusammengefaßt, das, im Hinblick auf seinen Umfang von 78 Seiten etwas anspruchsvoll als erster Band betitelt, einen zweiten Band im Gefolge haben soll. Die Sprache, in der sich die Aufsätze geben, ist eine schwerflüssige. Man kann die Darstellung nicht wohl anders denn als trocken bezeichnen. Aber was der Verfasser sagt, hat, sowohl dem behandelten Stoff nach, wie als Resultat selbständiger Forschungen, Anspruch auf das Interesse des Lesers. Die Wagner-Biographen insbesondere werden an demselben nicht vorübergehen dürfen. Der hauptsächlichste unter ihnen, Glasenapp, hat denn auch in der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes von „Wagner's Leben und Wirken" bereits von den Artikeln, so weit sie damals vorlagen, Notiz genommen. Er wird der gegenwärtigen Schrift noch weitergehende Berücksichtigung angedeihen lassen müssen, insofern deren Verfasser ihm berichtigend gegenübertritt. Daß Glasenapp sich in seinem von Bayreuth wenn nicht direct inspirirten, so doch wesentlich unterstützten und geförderten Buche hinsichtlich der Beziehungen Wagner's zu Frau Wesendonk einer unhistorischen Darstellung schuldig macht, waren auch Andere, unter ihnen Referent, nachzuweisen in der Lage. Doch sind und bleiben wir der Meinung, daß die Rücksicht auf eine noch Lebende derlei Enthüllungen Einhalt zu gebieten habe und daß die Stunde für dieselben noch nicht gekommen sei, so lange Isolde „Erdenluft athmet". Freilich dies Isolden-Capitel ist das weitaus interessanteste seines Büchleins und so wollte der Verfasser sich dasselbe augenscheinlich nicht entgehen lassen. Als Berichtigung erfordernd, sei erwähnt, daß der Vorname Semper's, des großen Architekten, nicht Georg sondern Gottfried war, sowie, daß die Widmungschiffern M. W., die Wagner seinem Brief über Liszt's symphonische Dichtungen voranstellte, nicht als Mathilde Wesendonk, sondern als Marie Wittgenstein zu verstehen sind, denn der Tochter der Fürstin Wittgenstein, Prinzessin Marie, jetzigen Prinzessin zu Hohenlohe, wurde dieser Brief zugeeignet. J—.

— Kainz, Chinesische Grammatik, 2. Aufl., Hartleben's Polyglotten-Verlag. 2 *M.* — Ein Werk, welches den praktischen Anforderungen, sofern man an ein Buch über chinesische Umgangssprache überhaupt solche stellen kann, genügt; nur für den Autodidakten erscheint es mir zum Anfangsstudium nicht recht geeignet. Die Schrift, das einende Band sämmtlicher chinesischer Dialekte und Nachbarsprachen, verlangt weitaus mehr Berücksichtigung und zwar von der 1. Lection an. Verfasser verfolgt Perny, Premare und Gonçalves' Methode: Neuchinesisch sei ohne Kenntniß der classischen Sprache zu erlernen, entgegen unserm Altmeister Gabelentz und den heutigen Sinologen, welche vom chinesischen Proverb tuk kù-wên, hiào-tek tsó schì-wên, „Lerne die alte Sprache und du wirst die neue verstehen", ausgehen. Diese Methode empfiehlt Verfasser eingangs auch selbst. Die Schrifttafeln sind sehr schön geschrieben. Die Indosinistik des Verfassers aber scheint mir auf schwachen Füßen zu stehen (z. B. Chinesisch sei mit Ungarisch stammverwandt, vgl. auch seine Veröffentlichungen in der J.-C.-A.). Ernst C. Marré.

— Norway. Official Publication for the Paris Exhibition 1900. Kristiania, Aktie-Bogtrykkeriet 1900. — Nach einem Storthing-Beschluß von 1899 sollte ein „Werk über Norwegen" für die Pariser Ausstellung verfaßt werden. Der Universitätsprofessor Sten Konow und der Universitätsbibliothekar Karl Fischer wurden damit betraut. Eine lange Reihe von Mitarbeitern, über 30, theilte Land, Leute, Geschichte, Sprache, Staat, Erwerbsleben, Presse, Literatur, Kunst unter sich; es sind darunter Namen von bestem Klang. Zuletzt wurde das Ganze ins Englische übersetzt und es entstand ein gewichtiges Buch von 626 Seiten, ungerechnet den wörtlichen Abdruck der norwegischen Staatsverfassung und das ausführliche Register, die den Beschluß machen. Wie immer in derartigen Büchern, ist die Behandlung ungleich. Die Geographie und Ethnographie kommen nicht so gut weg, wie die Kunst, über die ausführliche und reich illustrirte Berichte gegeben werden. Aber das Ganze ist eine Landeskunde, um die manch anderes Land Norwegen beneiden kann. Es ist unmöglich, die Abschnitte zu lesen, in denen von den Leistungen und dem Streben der Norweger in alter und neuer Zeit die Rede ist, ohne über die Fruchtbarkeit des kleinen Volkes von wenig über 2 Millionen an bedeutenden Menschen und über seine Gesammtleistung erstaunt zu sein. Ein starker nationaler Zug geht durch das Werk, es wäre ja sonst nicht echt und modern norwegisch, aber die Einflüsse der Nachbarländer sind im Ganzen gerecht behandelt. Wo so entschieden Grund zu kritischem Abwägen gegeben ist, wie bei den deutschen Einflüssen in der bildenden Kunst, geschieht es sehr maßvoll. In dem Aufsatz über die Sprache ist die „Landsmaal"-Bewegung so unparteiisch beurtheilt, als ob ein ganz eingeweihter Fremder ihn geschrieben hätte. Ganz trocken und tabellenhaft ist leider das Schulcapitel behandelt. Die so respectable norwegische Wissenschaft geht leider leer aus. Alles in Allem ein schönes und interessantes Buch, das jedem Freund Norwegens empfohlen sei. —l.

— Taktische Unterrichtsbriefe. Zur Vorbereitung für das Kriegsakademieexamen, taktische Uebungsritte, Kriegsspiel und Manöveraufgaben, im Rahmen des Detachements gestellt und erörtert von Griepenkerl, Oberstleutnant à la suite des Infanterie-Regiments von Voigts-Rhetz (3. Hannoversches) Nr. 79 und Commandeur der Kriegsschule in Engers. 5. auf Grund der neuesten Dienstvorschriften neu bearbeitete Auflage. Mit vier Kartenbeilagen und einer Uebersichtskarte. 9 *M.* geb. 11 *M.* Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn. — Die neue Felddienstordnung, das neue Reglement für die Feldartillerie, andere Verbesserungen der Dienstvorschriften und neu erschienene taktische Schriften veranlaßten Oberstleutnant Griepenkerl, seine bekannten 25 taktischen Unterrichtsbriefe, welche dem im Titel angegebenen Zwecke dienen, in 5. Auflage neu zu bearbeiten. Die Zahl der Auflagen und der Umstand, daß das Werk ins Französische, Englische, Rumänische und Japanische übersetzt wurde, sprechen hinreichend für seinen hohen Werth und für die Anerkennung, welche es in der deutschen Armee und im Auslande gefunden hat. Möge das lehrreiche Werk auch ferner nutzbringend sein; für junge Officiere als Rathgeber zu ihrer taktischen Weiterbildung und für ältere Officiere als Hilfsmittel zur Vorbereitung für Kriegsspiel und taktische Uebungsritte. H. L.

— Schießausbildung und Feuer der Infanterie im Gefecht. Von Carl Reißner Frhrn. v. Lichtenstern, Generalmajor und Commandeur der königl. bayerischen 4. Infanteriebrigade. 3. erweiterte Auflage. 3,50 *M.*, geb. 4,75 *M.* Berlin 1900. E. S. Mittler & Sohn. — Seit dem Erscheinen der 2. Auflage des vorliegenden Werkes im Jahr 1897 hat der Hr. Verfasser, welcher ein hervorragender Kenner unsrer Infanteriewaffe ist, erneut Erfahrungen gesammelt und dieselben in der 3. Auflage zum Ausdruck gebracht. Letztere ist in psychologischer Richtung vertieft und auf taktischem Gebiete erweitert worden. Dem Verhältniß zwischen Angriff und Vertheidigung der Infanterie ist näher getreten worden. Nachdem Verfasser an die Spitze eines Regiments getreten war, spricht er mit einer hoch anzuerkennenden Offenheit aus, sind ihm in dieser Stellung manche Erscheinungen des Schießens noch schärfer erkennbar geworden, als während seiner Commandoführung der bayerischen Militärschießschule. So ist derselbe zu der früher angezweifelten Ueberzeugung gelangt, daß es den Schützen in der Truppe nicht möglich sei, die Erregung, welche mit einem absichtlich abgegebenen Schnellfeuer unzertrennlich verbunden ist, zu überwinden, und daß das Schnellfeuer im Ernstfalle unverhältnißmäßig viel menschliche und materielle Kräfte beanspruche. Feststehend bleibt jedoch der Grundsatz, daß eine tüchtige und rationelle Schießausbildung im Sinne unserer Schießvorschrift im Kriege gute Früchte tragen und Lorbeeren ernten werde. Zum Nutzen der Schießausbildung möge das hier besprochene geistvolle Werk rechte Verbreitung finden. H. L.

— Wechsel- und Scheck-Kunde. Ein Handbuch für Handels- und Fortbildungsschulen, sowie zur Selbstbelehrung. Von Georg Obst, Beamten der Dresdner Bank in Berlin. Stuttgart, Verlag von Strecker & Schröder 1900. — Der Verfasser, ein Praktiker, der schon einige Abhandlungen über das Geld-, Börsen-, Banken- und Wechsel-Wesen geschrieben hat, bringt in verständlicher einfachster Form eine kurzgefaßte Erläuterung der Wechselordnung, des Wechselstempelgesetzes, des Disconts, der Schecks und Anweisungen an der Hand von 27 praktischen Beispielen. Das Werkchen ist für Handels- und Fortbildungsschulen, sowie zur Selbstbelehrung bestimmt, soll also Anfängern dienen und dürfte wohl diesen Zweck erreichen. Wer einigermaßen weiter ist oder Wissenschaftliches sucht, muß sich freilich an andere Werke halten. Die als Anhang beigefügten 180 Fragen über den Stoff des Buches mit Hinweisung auf die Stellen, wo man sich die Antwort holen kann, sind recht praktisch und können Schülern oder ungen Kaufleuten wohl dienlich sein. —d—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährl. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 152. Donnerstag, den 20. December, Abends. 1900.

Erlauchte Gelegenheitsdichter.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Literarische Studie von **Paul Pasig** (Ilmenau).

Fürstliche Poeten hat es zu jeder Zeit gegeben, von dem gottbegnadeten königlichen Sänger des alten Bundes an bis herab zur Herrscherin Rumäniens, deren sinniges Pseudonym „Carmen Sylva“ in anmuthiger Sprache die ganze Eigenart der gekrönten Dichterin verräth. Freilich ist vom wahren Dichter, der in der Poesie, gleichviel ob ihm dieselbe zur „melkenden Kuh“ hat werden müssen oder nicht, seinen eigentlichen Beruf erblickt, bis zum „Gelegenheitsdichter“, der nur zu Zeiten und bei besonderen Anlässen seine poetische Ader fließen läßt, ein weiter Schritt, und in gewissem Sinne ist fast wohl jeder Mensch einmal in seinem Leben „Gelegenheitsdichter“ gewesen. Es gilt also auch hier einen Unterschied zu machen zwischen solchen, die wirklich eine ausgesprochene Dichtergabe besitzen, und denen, die sich glauben für Dichter halten zu dürfen, weil ihnen in einer guten Stunde einmal ein Reim gelungen ist. Wirklich gute „Gelegenheitsdichter“ stehen daher auch in der literarischen Gemeinde hoch im Course, ja, ein bekannter Dichter hat einmal den Ausspruch gethan, jedes lyrische Gedicht sei im Grunde nichts als ein „Gelegenheitsgedicht“. Hochstehende Gelegenheitsdichter sind daher nicht allzu häufig zu entdecken, schon aus dem rein äußerlichen Grunde, weil ihre Dichtungen, meist in exclusiven Zirkeln vorgetragen, nur überaus selten an die Oeffentlichkeit bringen. In beschränktem Maße gilt das auch von dem im Jahre 1873 verstorbenen sächsischen Könige **Johann**, dem Vater des jetzigen Sachsenherrschers, der freilich durch eine mustergiltige Bearbeitung von Dante's „Divina Comedia“ unter dem Pseudonym „Philalethes“ auch der weiteren Literatur- und Dichtergemeinde auf das Vortheilhafteste bekannt geworden ist. Aber auch einzelne Gelegenheitsgedichte des Dichterkönigs drangen von Zeit zu Zeit an die Oeffentlichkeit. Eins der schönsten ist „Landbausegen“, ein Lob des Landbaues, das aus solchem Munde doppelt beherzigenswerth erscheint. Die erste und die letzte des im schwierigen Stanzenversmaße verfaßten Gedichtes lautet:

„Heil dir, o Landbau, der die reinsten Freuden,
Die sichersten der Schätze uns gewährt,
Den nicht der Kräfte frevelndes Vergeuden,
Nicht der Gewinnsucht Trug und List entehrt,
Der, nur ein Wiesenblümchen zwar, bescheiden
Am stillen Busen der Natur sich nährt,
Doch Menschendasein, Menschenwohl begründet
Und das geweihte Band der Staaten bindet.“

Nachdem der königliche Dichter sodann die culturelle Bedeutung des Landbaues für den Staat nach allen Richtungen hin beleuchtet hat, wobei wir zuweilen an Schiller'sche Ausführungen erinnert werden („Der Spaziergang“, „Das Eleusische Fest“ u. a.), schließt er mit dem Lobpreise:

„Wohl dem, der, von dem nichtigen Gewühle
Der Stadt sich wendend, dein Asyl begrüßt,
Wo in des stillen Wiesengrundes Kühle
Der eigne Herd sich lockend ihm erschließt!
Doch dreimal wohl, wenn ähnlich im Gefühle
Ein Nachbar ihm die Einsamkeit versüßt!
Dann wird aus der Erholung kurzer Stunden
Der Freundschaft Immortellenkranz gewunden.“

Trägt dieses Gedicht einen mehr lehrhaften Charakter, so beherrschte der König nicht minder auch die rein lyrische Form, und in hohem Grade melodisch erklingt z. B. das stimmungsvolle „Hoch über den Sternen“:

„Hoch über den Sternen
Wie muß es so friedlich sein
Am himmlischen Bogen,
Tief unten das Wogen
Der Menschen um irdischen Schein!

Hoch über den Sternen
Wie muß es so selig sein!
Ihr Leiden, ihr Freuden,
Entflohen euch beiden
So fern euch zu sehn und so klein!

Hoch über den Sternen
Wie muß es so heiter sein!
Die Nebel, die Nächte
Tief unten zu schaun dem Geschlechte
Der Menschen zu lastender Pein.

Hoch über den Sternen
Wie muß es so göttlich sein!
Das Rathen und Wähnen,
Das Ahnen und Sehnen
Verkläret im himmlischen Schein!“

Als treuer Sohn seiner (katholischen) Kirche liebte es der verklärte König, seinen Gedichten ein religiöses Gepräge zu geben, wobei zugleich eine sanfte Schwermuth, das Sehnen und Seufzen der Kreatur, ihnen einen besonderen Reiz verleiht. Nicht ganz dasselbe kann man vom derzeitigen Oberhaupte der katholischen Kirche, **Papst Leo XIII.**, sagen, vielleicht dem gewandtesten katholischen Gelegenheitsdichter aus höchsten Kreisen, der unermüdlich seine dichterischen Erzeugnisse, wenn auch meist in lateinischer Sprache, der Welt darbietet. Er bedient sich dabei des vielsagenden Pseudonyms „Neander Heracleus“ und als seines Organes der „Civiltà Cattolica“. Was das Wunderbare an den Gedichten Leo's ist, das ist die Weitherzigkeit und Weite der Anschauung, der wir in ihnen begegnen und welche beweist, daß ihr Verfasser mit Interesse und Verständniß den Fortschritten auf allen Gebieten des modernen Lebens folgt. Hier ein kurzes, ursprünglich lateinisches Gedicht auf „Die photographische Kunst“ in möglichst getreuer Uebertragung:

„Vom Sonnenspiegel hingehaucht,
Erscheint ein glänzend Bild. Wie schön
Strahlt es die Stirn, das Augenlicht,
Des Mundes Anmuth hold zurück!

O wunderbare Geistesmacht!
Ein neu' Gebilde der Natur,
Wie selbst Apelles' Meisterhand
Es schöner nicht hervorgebracht!“

Väterlich mahnender Ernst erklingt aus den herrlichen Distichen, in denen der päpstliche Dichter einen jungen, der Genußsucht verfallenen Freund zur Ein- und Umkehr ermahnt. Das Gedicht, in der oben erwähnten Zeitschrift veröffentlicht, spricht in ergreifenden Worten die Gefühle eines besorgten Vaterherzens aus und dürfte auch außerhalb der Kreise, für die es zunächst bestimmt ist, infolge seiner menschlich-rührenden Sprache Interesse erwecken. Es lautet:

„Rufus, sag' mir, warum versinkst Du im Strudel der Laster,
Pflückest die gleißende Frucht von dem verbotenen Baum?
Als Du ein Knabe noch warst, die süße Hoffnung der Eltern,
Schmückten Dich heller Verstand, Tugenden lilienrein.
Später zum Jüngling gereift, erglühte Dein Herz für die Wahrheit,
Schönheit trankst Du voll Gier aus dem kastalischen Quell.

Unter den Jugendgenossen wie eifrig warst Du, wie standhaft
In dem göttlichen Dienst heiliger Religion!
Rosen pflücktest Du oft und wandest blühende Kränze,
Brachtest sie vor den Altar, welcher der Jungfrau geweiht.
Ach, wie bist Du nunmehr so ganz ein Andrer geworden,
Deiner Tugenden Kranz liegt auf der Erde verwelkt.
Abgeirrt vom Wege, die Beute schändlicher Lüste,
Hast Du in sündiger Gluth kläglich die Seele befleckt.
Unglückseliger Du, von Wahn und Thorheit geblendet,
Solch erbärmlichem Ziel hast Du Dein Streben geweiht!
Schäme Dich, Rufus, mein Freund, erheb' Dein Haupt aus dem Sumpfe,
Wasche mit Thränen der Reu Deine Verirrungen weg!
Wirst Du die Stimme des Freundes, die warnende, willig vernehmen,
Oder mit tauberem Ohr kläglich den Rücken mir drehn?
Ach, Du schaffst Dir ja selbst Verderben und Unheil — vertrau' mir —
Jählings reißt Dich der Strom fort zum entsetzlichen Schlund."

Zuletzt wendet sich der Dichter in bewegter Bitte an die heilige Jungfrau um Rettung des verblendeten Freundes. Eine besondere Virtuosität besitzt der Papst, abgesehen vom Epigramm (s. o.), als Räthseldichter. Als solcher ist er ein sehr fleißiger Mitarbeiter an der in lateinischer Sprache geschriebenen Wochenschrift „Vox Urbis", an der außer ihm die besten Latinisten, darunter selbst Cardinäle, mitarbeiten. In einer der letzten Nummern fanden wir ein Gedicht über das — Zweirad, lateinisch: Birota velocissima von Maurus Ricci, während Leo XIII. folgendes Räthsel (Aenigma) beigesteuert hatte:

„Pars prior interdum velis ornatur et auro,
Aetera pars prisco tempore nummus erat.
Uno juncta simul verbo pars utraque gentem
Rapto viventem belligeramque notat."

Diese eine Probe mag genügen, den Scharfsinn der Leser, soweit sie Lateiner sind, an einer päpstlichen Nuß zu erproben.

Auch die so schmachvoll ums Leben gekommene Kaiserin Elisabeth finden wir unter den erlauchten Gelegenheitsdichtern. Das darf uns nicht Wunder nehmen. Neigte schon das ganze Wesen der Kaiserin zum stillen Sichversenken, zur Beschaulichkeit, weshalb ihr jedes Hervortreten an die Oeffentlichkeit, zumal aus Pflichten höfischer Etikette, im Herzen zuwider war, so suchte sie zumal nach den tieferschütternden Unglücksfällen, die das Kaiserhaus heimgesucht hatten, Zuflucht und Trost in der Poesie. H. Heine, der gottbegnadete Lyriker, der des Menschenherzens Wehe und Wohl so tief ergründet hatte, war ihr erklärter Liebling, und unvergessen noch ist der Besuch, den sie der greisen Schwester des Dichters einst in Hamburg abstattete. Auch für das in Neuyork zur Aufstellung gelangte Denkmal Heine's, für das sich im Vaterlande kein Platz fand, stiftete sie einen namhaften Beitrag. Auf dem reizvollsten Fleckchen des alten Phäakeneilandes Corfu erbaute sie sich ein idyllisches Dichterheim, das sie nach ihrem homerischen Lieblingshelden „Achilleion" nannte. Hier träumte sie so gern von vergangenem Glücke und wenn das Weh tausendfach auf ihr gequältes Herz einstürmte, da flüchtete sie zu den holden Musen, und im Liede verklärte sich ihr Leid zu sanfter Wehmuth: Leid und Lied waren ja von je die treuesten Gefährten. Daß die Kaiserin aber auch selbst dichterisch thätig war, geht aus den Versen hervor, die L. v. Dierkes in einem Rahmen in einem der Zimmer der „Villa Achilleion" auf Corfu fand und die von der Hand der Kaiserin herrühren. Sie zeugen von großer Formgewandtheit und verrathen auf das Treueste der fürstlichen Dichterin gereifte Lebensanschauung. Die stimmungsvollen Verse lauten:

„Verzicht.
Gerüstet sein wie für die letzte Reise
Allstündlich ohne sorgendes Bedenken,
Das ist vielleicht die einzig richt'ge Weise,
Der Götter Segen auf ein Haupt zu lenken.
Was du ersehnst, das wird dich ewig fliehen,
Was du beweinen kannst, verlierst du auch.
Die Huld des Schicksals wird nur frei verliehen,
Und suchst du sie, verweht sie dir ein Hauch.
Es liegt ein Fluch auf allem ird'schen Trachten,
Und was er hält, das ringt sich nicht mehr los.
Doch lernst du lächelnd Glück und Glanz verachten,
Dann sinkt dir ihre Fülle in den Schooß.
Ob groß, ob klein erscheint, was wir gethan,
Wenn wir beschlossen unsre Erdenbahn,
Wie schnell ist ausgefüllt die leere Stelle!
Wie viel macht's Unterschied im Ocean,
Ein Tropfen wen'ger oder eine Welle!"

Das ist echte Lebensweisheit, dem verzichtenden Pessimismus des alttestamentlichen Weisheitspredigers verwandt!

Sprüche der Lebensweisheit sind es auch, durch die sich ein exotischer Fürst, der Sultan von Lahore (Indien) als Schriftsteller und Dichter in die Literatur eingeführt hat. Der Orient ist die rechte Pflanz- und Pflegestätte des Epigramms, und Salomo's Weisheit ist in jenen Breiten bis auf diesen Tag nicht ausgestorben. In der „Spruchweisheit" des Fürsten von Lahore finden wir u. A. folgende bemerkenswerthe Sentenzen: Alles, was du giebst, gewinnst du. — Ein Weiser ohne Thaten ist eine Wolke ohne Regen. — Der dir Nachrichten über Andere bringt, bringt Anderen Nachrichten über dich. — Das Huhn des Nachbarn dünkt uns eine Gans. — Tausend Fremde sind wenig, ein Feind viel. — Wer in Frieden leben will, muß taub, blind und stumm sein. — Geschenkter Essig ist süßer als gekaufter Honig. — Die Geduld ist der Schlüssel zur Freude. — Frage nicht den Vogel, woher er kommt, sondern was er singt. — Der kostbarste Platz in der Welt ist der Sattel eines schnellen Pferdes, der kostbarste Freund ein gutes Buch u. A. m.

Gehen wir von den regierenden oder souveränen Gelegenheitsdichtern, deren Zahl natürlich eine weit größere ist, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, zu den übrigen Poeten hohen und erlauchten Standes über, so möchten wir in erster Linie des verklärten großen Kanzlers Bismarck gedenken. Zwar hat der gewaltige Realpolitiker seine kostbare Zeit, soviel bekannt ist, nie, selbst in der Jugend nicht, durch öde Versedunselei vergeudet. Aber er liebte die Poesie und viele seiner herrlichen Briefe, zumal an seine geliebte Schwester „Malle" (Malwine v. Arnim) und seine Gattin, ja, selbst einige seiner gewaltigsten Parlamentsreden enthalten Dichtercitate. Und doch begegneten wir dem Fürsten auch auf dem Wege der Gelegenheitsdichter, nämlich im Album einer fürstlichen Frau, in dem sich die Einzeichnungen hoher und höchster Persönlichkeiten befinden. Da lesen wir unter Moltke's Spruche: „Schein vergeht, Wahrheit besteht" die von Bismarck's Hand geschriebenen und unterzeichneten treffenden Verse:

„Ich glaube, daß in jener Welt
Die Wahrheit stets den Sieg behält;
Doch mit der Lüge dieses Lebens
Kämpft unser Marschall selbst vergebens."

Form und Gehalt der Verse verrathen zur Genüge, daß es gewiß nicht die ersten und einzigen waren, die der große Kanzler verfaßte. Vom Staatssecretär v. Stephan, dem einsichtsvollen Mitarbeiter des Fürsten, ist zur Genüge bekannt, daß er ein gewandter Stegreif- und Gelegenheitsdichter war; pflegte er doch selbst ihm zugesandte poetische Grüße in gleicher Weise zu erwidern, wobei er es liebte, zuweilen selbst einen feinen Scherz einzuflechten. Indessen war der verstorbene Reichspostleiter auch der ernsteren Dichtkunst Meister. Als Probe hierfür mögen einige Verse seines letzten Gedichtes folgen, das er gelegentlich seiner Anwesenheit im Städtchen Brückenau (Rhöngebirge) im Hause des Posthalters Reinwald niederschrieb und das einen Lobpreis der dortigen Gegend enthält. Die beiden letzten Strophen („Aus der Rhön") lauten:

„Die Berge, hochgewölbt, wie Kirchenhallen,
Der Festtagswälder tief Mysterium,
Sie sahen mich in jedem Frühling wallen,
Den Pilger zu dem alten Heiligthum.
Hier spiegelt sich der Mond in klaren Bächen,
Hier haust ein biederherz'ger Menschenschlag,
Aroma füllt die Luft, auf Rasenflächen
Spielt die Libelle wie am ersten Tag.

Hier trinkt ein trostbedürftig Herz in Lethe
Vergessenheit von Sorge, Gram und Schuld,
In diese Sakristei dringt nicht der Städte
Intriguenspiel und lärmender Tumult.
Zieh' hin vertrauensvoll zu diesen Höhen,
Wenn dich des Lebens Bärenfaust gefaßt,
Laß dich des Ganzen Harmonie umwehen
Und lerne lieben, was du sonst gehaßt!"

Am Schlusse unserer Plauderei, die nach Lage der schwierigen Umstände auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben will, sei noch des vormaligen Reichskanzlers, Fürsten von Hohenlohe, als eines sehr begabten Gelegenheitsdichters gedacht. Ergreifend ist das herrliche Sonett, das er August Daniel v. Binzer, dem alten Burschenschafter und Verfasser des bekannten Burschenschaftsliedes: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus", widmete (1866):

„Den frohen Sinn der Jugend zu erhalten,
Wenn auch das Alter schon die Locken bleicht,
Das ist's, was Jeder wünscht, doch schwer erreicht,
Weil nur dem Glücklichen es vorbehalten.

Ob wir nun fröhlich mit den Stunden schalten,
Ob ihr phlegmatisch durch die Tage schleicht,
Und ob's im Busen stürmet oder schweigt,
Es muß das Herz doch nach und nach erkalten.

Doch seh' ich Dich, so schwindet all mein Zagen;
Denn ungebeugt im Kampfe mit der Welt
Hast Du das Alter aus dem Feld geschlagen.

Wer sich den Muth in diesem Kampf erhält,
Der bleibt, mag auch das Herz ihm leiser schlagen,
Von ew'ger Jugend Sonnenschein erhellt."

Binzer starb i. J. 1868 in Neiße, 75 Jahre alt. Heute darf der 81jährige Kanzler diese Verse auf sich selbst anwenden. Ergreifend erklingen die Verse, die der Fürst seinem am 3. Mai 1845 im 25. Lebensjahre verstorbenen Bruder Philipp Ernst ins Grab sang:

„Vom Schlosse schau' ich einsam
In's stille Thal hinab.
Da seh' ich im Mondschein blinken
Die Kirche und das Grab.

Da haben sie Dich begraben,
Den ich so heiß geliebt,
Den Freund, den tapfern, treuen,
Wie's keinen zweiten giebt.

Sie haben viel tausend Thränen
Ins Grab Dir nachgesandt —
Sie haben sich wieder getröstet,
Sie haben Dich nicht gekannt.

Doch meine Thränen fließen
Noch wie an jenem Tag,
Da man Dich hinuntergetragen
Und mir das Herz zerbrach."

Das sind echte Herzensklänge, die den Todten nicht minder ehren wie den fürstlichen Sänger, dem sicher das Davidische: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan!" zum Vorbilde seiner ergreifenden Klage diente.

So waltet die Dichtkunst ihres erhabenen Amtes selbst da, wo äußere Rücksichten nicht selten ihre Stimme verstummen machen, ein reicher Trost für Alle, die gern von materialistischer und realistischer Zeitströmung reden.

Bücherbesprechungen.

— Salzmann, Chr. Gotth., Der Himmel auf Erden. Neue Ausgabe. 272 S. München, Ph. L. Jung. 1,80 ℳ, geb. 2,50 ℳ. — Es kann sich nicht darum handeln, die hier aus der Vergangenheit, fast könnte man sagen, Vergessenheit wieder ausgegrabene alte Schrift des berühmten Pädagogen, des Gründers Schnepfenthals inhaltlich einer Besprechung zu unterziehen. Längst hat die Literaturgeschichte über den Werth seiner am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zwölf Jahre vor seinem Tode herausgegebenen Schrift geurtheilt, in deren vorliegender neuer Ausgabe nur die Beispiele ausgelassen wurden. Wir wollen aber nicht unterlassen, auf das bekannte Werk, das in neuem Gewande erscheint, hiermit hinzuweisen. D. K.

— Johann Gottlieb Fichte, Anweisung zum seligen Leben. 29 S. München. Ph. L. Jung. Brosch. 50 ₰. Platen, A. v., Morgen- und Abendbetrachtungen. 39 S. München. Ph. L. Jung. Brosch. 50 ₰. — Wenn auch heute die Erbauung Suchenden kaum zu diesen beiden alten Schriftchen greifen werden, so sind sie als classische Zeugnisse ehemaliger religiös-philosophischer Glaubensübung uns werthvoll und in ihrer neuen Ausgabe willkommen. D. K.

— Julius Duboc, Dr. phil., Die Lust als social-ethisches Entwicklungsprincip. Ein Beitrag zur Ethik der Geschichte. Leipzig, Otto Wigand. 1900. — Verf. will theoretisch den Trieb nach Glück, wie er thatsächlich das Leben des Einzelnen regiert, in seinem Zusammenhang mit dem allgemeinen Wohle, dem Fortschritte der Menschheit, verstehen, also eine theoretische Lösung des Problems anbahnen, das praktisch als sociale Frage die öffentliche Meinung tief oder wenigstens laut erregt. Stoff und Anregung zu Debatten über Individualismus, Optimismus, Occultismus bietet auch diese Schrift, Alles in mehr anregender als klärender Darlegung. V.

— Die Grundbuchordnung von C. Predari, Kammergerichtsrath. (Theil der Commentare zu den Nebengesetzen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, herausgegeben von G. Boffert u. A.) 1900. Berlin, Karl Heymann's Verlag. Erster Theil. (S. 1 bis 160; Preis 3,60 ℳ) — Endlich beginnt der schon längst angezeigte und erwartete Commentar zu erscheinen. Soviel aus dem ersten vorliegenden Theile entnommen werden mag, wird der Commentar alle berechtigten Erwartungen erfüllen, d. h. er wird weiten Kreisen viel bringen, einem beschränkteren Kreise vielleicht Alles. Von den Nebengesetzen des Bürgerlichen Gesetzbuches ist leider die Grundbuchordnung das Gesetz, das am wenigsten umfassend die einschlagenden Verhältnisse regeln wollte, nur das, was für die Anwendung des Bürgerlichen Gesetzbuches im Allgemeinen unbedingt nöthig war, ordnete und alles Andere der Landesgesetzgebung über'ieß; Anlaß dazu waren wohl die Verschiedenheiten des Grundbuchwesens in den einzelnen deutschen Staaten, die nicht so leicht beseitigt werden konnten; deshalb das Inkrafttreten des BGB. hinauszuschieben, war nicht angängig. Der Geschäftsverkehr wird schon nach und nach zur größeren Einheitlichkeit drängen. Will aber ein Commentar das Grundbuchwesen an der Hand der Grundbuchordnung erläutern, so bleibt ihm gegenwärtig nur der Weg übrig, sich an die Landesgesetzgebung eines Bundesstaates anzuschließen, um ein vollständiges Bild zu geben. Der Verfasser hat dies für die preußische Gesetzgebung gethan, für ihn mit vollem Rechte; hier liefert er werthvolle Beiträge. Jedoch auch das Reichsrecht und die allgemeinen Grundsätze des Grundbuchrechts bleiben nicht unberücksichtigt; und nichtpreußische Juristen und Interessenten werden Vieles aus dem Werke schöpfen, wenn sie freilich immer mit einiger Vorsicht verfahren müssen, um nicht durch eine specifisch preußischrechtliche Ausführung auf falsche Bahnen gelenkt zu werden, vielleicht hätten die lediglich für das preußische Rechtsgebiet bestimmten Ausführungen an manchen Stellen deutlicher als solche bezeichnet werden können, zumal da, wo nur der Kundige den Unterschied zu erkennen vermag. Der erste Theil, eigentlich das erste Heft, enthält die Erläuterungen zum ersten Abschnitt der Grundbuchordnung (§§. 1—12), die, um alles zum Grundbuchwesen Gehörige zusammen zu fassen, oft weit über den Inhalt der einzelnen Bestimmung hinausgehen, dabei aber immer große Gesichtspunkte voranstellen und begründen und an diese die Einzelheiten anschließen; ein kurzes vorausgeschicktes Inhaltsverzeichniß erleichtert die Uebersicht. Nur Weniges sei daraus bemerkt, S. 23 in Anm. 11 zu §. 2 wird in Uebereinstimmung mit der sächsischen Anschauung angenommen, daß Anschwemmungen und Anlandungen auch ohne Nachtrag im Steuercataster (Flurbuch) und im Grundbuch Zubehör des Grundstücks werden und in das Eigenthum des Grundstückseigenthümers gelangen. S. 29 flg. wird die Wirkung eines Irrthums im Steuercataster für das Grundbuch behandelt, davon aber richtiger Weise S. 35 die Parzellenverwechslung ausgenommen. Der Verf. nimmt in Anm. 2 zu §. 4 S. 61 für die Führung eines gemeinschaftlichen Grundbuchblatts ein Verfahren von Amtswegen ohne Gehör des Eigenthümers an; die vorgebrachten Gründe können nicht überzeugen und das entgegenstehende Interesse des Eigenthümers ist doch wohl eher als maßgebend anzunehmen. In Anm. 7 zu §. 9 S. 89 erscheint die Vorschrift in §. 59 GBO. nicht ausreichend beachtet; wird die der Hypothek zu Grunde liegende Urkunde dem Hypothekenbriefe beigegeben, so ist auch eine Abschrift bei den Grundacten zurückzubehalten. Zu weit geht die Ansicht in Anm. 2 zu §. 11 S. 92 und in Anm. 6 S. 94, wenn u. A. dem Statistiker ein berechtigtes Interesse an der Einsicht des Grundbuchs zugesprochen wird, dieser hat nur ein wissenschaftliches, nicht ein in seinen Rechten begründetes Interesse, und lediglich den rechtlichen Interessen der Betheiligten will das Grundbuch mit seinen Unterlagen dienen, nicht als wissenschaftliches Versuchsobject. Ferner kann nach dem Wortlaute des Gesetzes, entgegen der Anm. 7 S. 93, ein Glaubhaftmachen der Darlegungen, um das Grundbuch einsehen zu können, nicht gefordert werden, selbst nicht in Großstädten, nur die Identität des Fordernden, wenn dieser unbekannt ist, wird festzustellen sein, jedoch auf dem einfachsten Wege. In Anm. 4 zu §. 12 S. 97 möchte wohl die Haftung des Staats dem Betheiligten gegenüber und die Haftung des Grundbuchbeamten dem Staate gegenüber (BGB. §. 831 bes.) mehr auseinander gehalten werden. Dem zweiten Abschnitte der GBO. werden Vorbemerkungen vorausgeschickt (S. 107 fg.), die den rechtsgeschäftlichen Erwerb von Rechten an Grundstücken, die rechtsgeschäftliche Aufhebung solcher Rechte und die Aenderung ihres Inhalts, die Vereinigung des Eigenthums und eines anderen Rechts am Grundstücke in einer Person, die juristischen Personen

als Betheiligte im Grundbuchverkehr behandeln und im nächsten Hefte ihren Abschluß finden werden. Diese Erörterungen waren nöthig, weil die GBO. meist nur formelle Bestimmungen giebt, diese aber ohne die entsprechenden materiell rechtlichen nicht völlig klar zu legen sind; jene bilden daher einen nothwendigen Theil des Commentars, der zugleich in seinen systematischen Ausführungen werthvoll für Alle ist, die mit dem Grundbuchrecht zu thun haben. Da die Erörterungen im vorliegenden Hefte noch nicht abgeschlossen sind, soll darauf später zurückgekommen werden. In dem Wunsche, daß die Fortsetzung recht bald folge, werden alle Interessenten wohl einig sein. K—d.

— L. Beeh, Die Pädagogik des Pessimismus. Verlag von Hermann Haacke, Leipzig 1900. 1,80 ℳ. — Mit einem ungenau citirten Worte Schiller's beginnt der Verfasser. „Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun" klang es bereinst aus dem Musenalmanach für 1797 den allzu geschäftigen Auslegern Kant's entgegen. Beeh selbst wird „seinen König", Eduard v. Hartmann, kaum dem Weisen von Königsberg gleichstellen wollen, wie er ja auch zugiebt, daß dieser noch nicht viele Ausleger in Bewegung gesetzt hat. Aber er findet es doch bedauerlich, daß noch so wenige Vertreter der modernen Pädagogik die Steine vom Acker des Pessimismus auf die grünen Fluren der Jugenderziehung gekarrt haben: Bequemlichkeit und Unverstand scheint er für den Grund dieser Erscheinung anzusehen (S. 3). Darum will Beeh durch seine Broschüre die Vertreter der Erziehungswissenschaft veranlassen, sich mit dem wissenschaftlichen Pessimismus zu beschäftigen (S. 4), und felsenfest ist er überzeugt, daß jene Anregung viele zu Gliedern der „pessimistischen Gemeinde" machen werde. Diese Annahme dürfte indessen nicht weniger schief sein als Beeh's Art, zu citiren. Der Gedanke an jene Tausende, die Hartmann's Meinungen durchdacht und trotzdem bekämpft haben, lag doch nahe genug. War da nöthig, Denen, die nicht auf der Trübsalstute des wissenschaftlichen Pessimismus blasen, ohne Weiteres Selbstsucht oder Zurückgebliebenheit zum Vorwurf zu machen? Man kann sich an Hartmann's Hypothesen bilden, seine Zähigkeit anerkennen, ihm einen hohen Rang als Schriftsteller zubilligen — ebenso wie dem weit ursprünglicheren Schopenhauer — ohne deshalb in seinen Schriften Leitsterne für die eigenen Pfade des Denkens und Handelns zu erblicken. Thut Jemand aber das Letztere, so wird ihn Niemand darum schelten; er steht oder fällt für sich. Ob es indessen der Erzieher verantworten könnte, ein Princip der Negation als das oberste gelten zu lassen bei seinem Thun; ob er die Lehre vom Untergang des Schwachen als der Vorbedingung des Fortschritts in ungetrübte Gemüther hineintragen dürfte; ob er als Ziel alles Fortschritts ein „Es vergehe" hinstellen sollte: das wird wohl Keiner zugeben, der noch nicht gewiß ist, daß es nur eine sichere, unwidersprechliche Wahrheit giebt, in deren Besitz der Pessimismus Hartmann'scher Richtung wäre. Hypothesen mag der einsame Denker aufstellen; der Unabhängige kann versuchen, wie weit sich die Welt aus ihnen erklären läßt — der Erzieher muß vorsichtiger sein als jene Beiden. Er hat den ihm Anvertrauten Nichts zu bieten, was er nicht als segensreich und wohlthätig erkannt hat. So darf man wohl jene Männer in Schutz nehmen, die noch nicht Kärrnerarbeit für Hartmann und die Seinen geleistet. Dr. Grimm.

— E. Kretschmer, Die Ideale und die Seele. Ein psychologischer Neuerungsversuch, nebst einem logischen Anhang: Zur Lehre vom Urtheil. Leipzig 1900. Hermann Haacke. 3,40 ℳ. — In den neuen Blättern aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht hat Kretschmer früher die beiden Abhandlungen veröffentlicht, die er jetzt in erweiterter Gestalt einem größeren Kreise anbietet. Sich selbst über logische und psychologische Fragen klar zu werden, war nach seinem Bekenntniß der erste Grund zur Niederschrift jener Aufsätze. Dann ist der Wunsch gekommen, Anderen zu erklären, was dem Verfasser als Resultat seines Nachdenkens und Nachlesens geschlossen vor der Seele stand. Es bleibt nur die Frage, ob die Ergebnisse für Andere einen annähernd gleich hohen Werth haben wie für den, der die eigene Arbeit an die Erreichung derselben gewendet hat. Recensent wagt das nicht zu bejahen. Kretschmer ist Schüler Sigwart's, dem er auch sein Buch gewidmet hat, ist wahrscheinlich auch im Tübinger Stift gebildet, hat jedenfalls eine treffliche philosophische Schulung durchgemacht. Das zeigt sich an seiner Methode in hellem Lichte. Aber er ist trotzdem einseitig; er überschätzt die Erfolge der analysirenden Logik; mit der Ehrlichkeit, die den Verfasser auszeichnet, bekennt er, die Vorarbeiten auf seinem Gebiete keineswegs auch nur mit einiger Vollständigkeit verwerthet zu haben (S. 4). Trotzdem kündigt er sich als Neuerer an (SS. 36, 84, 104), spricht er davon, daß er die herrschenden psychologischen Anschauungen ergänzt habe. Er glaubt nämlich, daß die intellectualistische wie die voluntaristische Psychologie einen Fehler oder doch eine Unterlassung begehe, weil sie nicht das wirksame Handeln der Seele genügend hervorkehre. „Das mit dem Gefühlsleben so innig verbundene Triebleben kann sehr stark entwickelt und lebhaft in Thätigkeit sein, während die ausführende Thatkraft und Spannkraft der Seele an Stärke und Schwung weit dahinter zurückbleibt" (S. 36). Das läuft doch nur auf einen graduellen Unterschied in der Wirksamkeit der Motive hinaus. Aber dieser graduelle Unterschied wird bei Kretschmer zum wesentlichen Eintheilungsgrunde. Zum Streit um Namen würde darum das Eingehen auf die Tabelle werden, in der Kretschmer seine Gliederung der Aeußerungen der Seele (S. 103) darstellt. Ungetrübt aber ist die Freude, die der Leser beim Nachdenken dessen empfindet, was Kretschmer im zweiten Theile der Hauptarbeit über die Ideale der Seele sagt. Hier kommt die ideale Richtung des Verfassers voll zur Geltung, tritt in schöner Weise hervor, daß ein kritisch, ja polemisch gerichteter Geist trotz dieser seiner Eigenheit unbeirrt ausblickt zu den Sonnen des Schönen, Wahren und Guten, die ins Dunkel des Lebens hineinblicken und der Welt ihren Schein geben. Dr. Grimm.

— Zur Geschichte der Theorie der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland liefert Dr. Eduard Otto, Gymnasialdirector in Offenbach a. M., einen interessanten Beitrag durch eine Broschüre, welche in der königl. Hofbuchhandlung vormals J. F. Richter in Hamburg zum Preise von 0,75 ℳ erschienen ist. Das kleine Werk bespricht eine Schrift des Hauptmanns Mathias Freyberg zu Brandeis in Böhmen, welche, 1604 gedruckt, sich abschriftlich in der großherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt befindet und von den Reformversuchen zu Ende des 16. und Beginn des 17. Jahrhunderts handelt, um das Söldnerthum mit allen seinen Uebelständen möglichst zu beschränken und auf Wiederbelebung des alten Heerbannes zu wirken. Mit erstaunlichem Verständniß weist Hauptmann Freyberg auf die Nachtheile und Kosten des Söldner- und Landsknechtswesens, sowie auf die Grundsätze und Vortheile hin, welche sich, im Laufe des 18. Jahrhunderts sich Bahn brechend, erst nach einem Jahrhundert durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen und Deutschland verwirklichten. Die Schrift gewährt eine sehr anziehende Culturstudie. H. L.

— A. Kinzelbach, Jagdlicher Sprachführer. Deutsch-Englisch und Englisch-Deutsch. Taschenwörterbuch für Jäger, Fischer, Forstleute und Naturfreunde. Berlin, Verlagsbuchhandlung Paul Parey. 1901. Preis 2,50 ℳ. — Dieses in recht handlicher Form herausgegebene Taschenwörterbuch zerfällt in einen Deutsch-Englischen und Englisch-Deutschen Theil von natürlich gleichem Umfang und ordnet den Inhalt nach den 19 Capiteln: das Edelwild, das Rehwild, das Schwarzwild, die Hasen, die Pelzthiere und das Raubwild, das Federwild, das Jagdwesen, die Falkenjagd, die Jagdhunde, die Feuergewehre, die Behandlung der Feuergewehre, die Jagdmunition, die Jagdausrüstung, das Forstwesen, die Waldbäume und Stauden, die Pflanzenwelt, die Vogelwelt, der Fischfang und das Fischzeug, die Flossenträger in alphabetischer Reihenfolge. Man könnte darüber im Zweifel sein, ob die angewandte Capitelbildung überhaupt nöthig ist oder ob nicht wenigstens einige Capitel mit einander besser zu vereinigen gewesen wären; es ist aber zuzugeben, daß die vorgenommene stoffliche Trennung auch unverkennbare Vortheile besitzt. Abweichend von den anderen Capiteln ist bei den beiden Capiteln: die Pflanzenwelt und die Vogelwelt der Buchstabe des Alphabets besonders als Ueberschrift angegeben, wofür ein nicht ganz stichhaltiger Grund wohl in dem größeren Umfange der betreffenden Capitel gesucht worden ist. Es erscheint zweckmäßiger statt Waldbäume und Stauden zu setzen: Waldbäume und Sträucher, wenn nicht besser dieses Capitel mit in dem Capitel „Pflanzenwelt" untergebracht wird. Diese wenigen Ausstellungen sollen den Werth des Buches nicht herabdrücken. Dasselbe wird gewiß für Manchen recht nützlich und willkommen sein, da es eine rasche Orientirung ermöglicht. Nmstr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 153. Sonnabend, den 22. December, Abends. **1900.**

Das Weihnachtsfest bei den Nord- und Südslaven.

Von Alfred Hofmann.

In Nr. 45 dieses Blattes haben wir darauf hingewiesen, welch' große Bedeutung das Osterfest bei den slavischen Völkerschaften besitzt, und ausführlich die Gründe hierfür dargelegt. Es ist naturgemäß, daß das Weihnachtsfest unter allen Festen der Slaven im Gegensatze zum Osterfeste nur eine secundäre Bedeutung hat, ja, daß der Abstand zwischen einer Weihnachtsfeier in Ländern mit germanischer Bevölkerung und einer solchen in Ländern mit slavischer Volksmenge ein sehr großer ist. Dennoch wohnt auch dem slavischen Weihnachtsfeste ein Zauber der Poesie inne, sogar ein höchst charakteristischer und eigenthümlicher, und es verlohnt sich wohl der Mühe, die slavischen Weihnachtsgebräuche näher kennen zu lernen. Wir beginnen bei unserer Betrachtung wieder mit den Nordslaven, mit den Russen. Auch in Rußland ist, wie überall, Weihnachten das Fest der Kinder. Besonders in den einsam gelegenen russischen Dörfern, „in der eis- und schneestarrenden Einöde der russischen Fluren“, wie der Dichter sagt, unter dem Scepter des geradezu mörderischen nordischen Winters ist das Weihnachtsfest eine blühende Oase. Die russischen Dorfkinder werden zwar nicht so reichlich beschenkt, allein ein Kindesherz ist so leicht zu befriedigen, zumal das eines armen unter Entbehrungen, Noth und fabelhafter Bedürfnißlosigkeit aufgewachsenen russischen Bauernsprößlings. Ihm strahlt kein glänzend erleuchteter, mit Zuckerwerk und Tand behangener Christbaum, keine „vergoldeten“ oder „versilberten“ Nüsse „blenden“ sein Auge, kein rothwangiges Aepfelein reizt sein kindliches Gelüste, kein Nürnberger Leb-, kein Thorner Pfefferkuchen, kein Basler Leckerli und kein Königsberger Marzipan erquickt seinen Gaumen, keine Sonneberger Puppe und keine Schachtel Bleisoldaten, kein Hampelmann und kein Schaukelpferd verkürzt ihm die Langeweile an den kurzen Wintertagen; von allem diesem weiß das Kind des armen russischen Bauern nichts; von diesen Dingen hat es noch nichts gehört. Das russische Bauernkind ist glücklich und „selig“, wenn es nur „Bliný“ hat, „Bliný“ ist der Inbegriff aller seiner Wünsche. „Bliný“ ist der russische Weihnachtskuchen, der Christstollen oder die Christsemmel des Germanen, das „Schüttchen“ oder „Scheitchen“ des Sachsen. Wie bei uns schon einige Tage vor dem Weihnachtsfeste die Hausfrauen emsig beschäftigt sind, das knusperige, mürbe, bezuckerte, mit Rosinen und Mandeln versehene Gebäck zu bereiten, so ist dies in Rußland das Gleiche in Bezug auf den „Bliný“. Selbst die ärmste Bäuerin ermöglicht es, einen „Bliný“ zu backen, und oft ist sie besser daran, als die deutsche Hausfrau, denn sie besitzt selbst einen Backofen, während bei uns meist der Bäcker der „deus ex machina“ ist. Die russische Bäuerin braucht deshalb auch nicht zu fürchten, daß ihr „Bliný“ mißräth, daß es ihm „zu heiß angeht“, daß er in einer Färbung aus dem Ofen kommt, welche mehr Aehnlichkeit mit der einer Zwickauer Steinkohle, als mit derjenigen hat, welche man gemeinhin mit dem Worte „kastanienbraun“ zu bezeichnen pflegt. Der „Bliný“ ist immer gut, und die Kinder wissen ihn besonders zu schätzen. Sie ziehen von Haus zu Haus und singen vor den Fenstern uralte Weihnachtslieder, wie sie unter den Namen „Koleda“ oder „Koljada“ bei allen slavischen Völkern bis auf unsere Zeit sich erhalten haben; nachdem die junge Schaar ihr Lied beendet, beschenkt sie die Hausfrau mit frischgebackenem „Bliný“ und sie zieht weiter, vor anderen Häusern dasselbe wiederholend. Auch der Pope zieht am Weihnachtstage mit dem Kreuze von Haus zu Haus und erhält überall „Bliný“, sowie ein kleines Geschenk. In die Kirche werden, wie an allen dem Erlöser geweihten Tagen (prásdnjiki Spássa), Erzeugnisse des Feldes oder der Wirthschaft gebracht, um vom Priester geweiht zu werden.

In den Städten Rußlands finden Weihnachtsmärkte statt, wie in manchen Orten bei uns. Einer der interessantesten wird in St. Petersburg abgehalten. Zur Winterszeit wird St. Petersburg der Punkt, wohin, oft aus den entferntesten Theilen des Reiches, eine Menge Landvolk und kleine Kaufleute zusammenströmen, die Märkte der Hauptstadt mit Vorräthen zu versehen. Die Einen bringen Fische, die Anderen Geflügel und Wild, die der Winter steif gefroren hat und frisch erhält. Der Heumarkt (Ssenaja Ploschtschad) bietet in dieser Hinsicht, besonders vor Weihnachten, ein ebenso originelles, wie merkwürdiges Bild. Die gefrorene Fleischmuskel läßt sich Monate lang aufbewahren. Die Tausende von Vögeln und Wild werden, nachdem ihr warmes Blut entflossen und durch die Kälte in Eis verwandelt, in große Kisten verpackt und auf Schlitten verladen. So kommen die gefrorenen Hasen, Schweine, Ferkel, Auer- und Birkhühner, Gänse, Enten, Hühner, Störe, Welse, Hechte u. a. dort an. Der Kaufmann kramt sie aus und stellt in seiner Bude die steifen Ochsen, Schweine und Hasen kerzengerade auf oder stapelt sie, z. B. die Fische, auf einer großen Matte zu einem ungeheuren Haufen auf. Um das Fleisch zu zertheilen, wird kein Messer, sondern eine Säge oder ein scharfes Beil gebraucht, wobei die Eisstücke mit den Fleischfetzen, wie Splitter beim Holzhacken, umherfliegen, die sich dann die kleinen Bettler im Schnee zusammensuchen. Auch Bären- und Elenfleisch ist hier nicht selten zu haben. Das Gedränge auf diesem Markte ist außerordentlich, alle Volksclassen sind hier vertreten, besonders aber der Bauernstand. Die kostbarsten Fische sind die Störe, von denen es verschiedene Arten giebt und die von der Wolga und dem Kaspischen Meere kommen; auch der schöne Newa-Lachs ist sehr geschätzt. — In den Dörfern um Moskau beginnt mit dem 3. Weihnachtsfeiertage das eigentliche Fest „der 12 Nächte“ (Swiätki) bis zum Tage der heil. 3 Könige, die Tage der Mummerei, des Maskirens, des Wachs- und Zinngießens und aller solcher Spielereien, in denen sich die Jugend gefällt, den Schleier der Zukunft zu lüften. Weiber verkleiden sich als Männer, Burschen als alte Weiber, Mädchen als Zigeunerinnen u. s. w. Die Hauptaufgabe dabei ist, sich so verunstaltet und lächerlich als möglich zu verkleiden. Gegen Weihnachten beginnen die „Spinnstuben“. Zwar denkt man bereits im November, wenn das Getreide gedroschen ist, in den Dorfbehausungen an die Vorbereitungen zu den Zerstreuungen während der langen Winterabende, und die Hausfrau, welche einen großen Vorrath von Flachs angesammelt, ladet die jungen Mädchen im Dorfe ein, ihr denselben spinnen zu helfen, gegen Weihnachten jedoch werden diese Abende lebhafter, durch die Ankunft der jungen Leute, die bisher meist in Moskau oder auch im fernen St. Petersburg auf Arbeit gewesen, und nehmen bei dem besonderen Zwecke, welchen Letztere mit dem Besuche der Spinnstuben verbinden, einen ernsthafteren Charakter an: Die Gäste wählen sich hier ihre „Zukünftige“, ihre Lebensgefährtin, um vereint, wie es hier zu Lande heißt, Freude zu theilen und Leid „zu hecheln“. Am zweiten Weihnachtstage beginnen die sogenannten „Abendkränzchen“, welche sich wesentlich von den Spinnstubenabenden unterscheiden. Die Mädchen erscheinen auch hier mit Rocken, Hechel und Spindel, aber nicht in ihrer gewöhnlichen Tracht, wie sonst, sondern in vollem Sonntagsstaate, und während der erste Spinnstubenabend im November bei der düsteren Beleuchtung brennender Kienspäne begann, ist die geräumige „Isba“ an den Weihnachtstagen durch Talglichter erleuchtet und während sonst die Mädchen ein trau-

riges, einförmiges Lied anstimmen und sich nur wenige müßige junge Burschen einfinden, bisweilen Märchen erzählend, erscheinen erstere jetzt zahlreicher, mit Balalaika und Harmonika versehen, Musik und Gesang erschallen und geben dem Ganzen den Charakter einer fröhlichen, aufgeräumten Gesellschaft. 20—30 Mädchen sitzen mit ihren Rocken auf den Bänken an den Wänden der Isba. Jeder der eintretenden Gäste bringt ein Licht mit, zündet es an, nachdem er sich vor dem Heiligenbilde bekreuzt und die Mädchen begrüßt hat, und stellt es auf das Rockenbrett eines der Mädchen. „Schön' Dank, wackrer Bursche!" spricht dieses, sich verneigend; der Bursche nimmt hierauf neben dem Mädchen Platz. Solche Abendvereine werden oft von Gästen entlegener Dörfer, selbst von jungen Leuten aus der Kreisstadt besucht und dauern bis tief in die Nacht hinein. Gewöhnlich werden Lieder gesungen, bei welchen Mädchen und Jünglinge handelnd auftreten. So singen die Mädchen z. B.:

„Es kam ein Bursch' gegangen,
Dem war sein Herz gefangen."

Beim Anfange des Liedes tritt ein junger Mensch mit einem Tuche in der Hand hervor und geht vor den Mädchen auf und ab. Bei den folgenden Worten des Liedes:

„Er hat ein seidnes Tuch — und sieh',
Er wirft's dem Mädchen auf die Knie'"

wirft er behend einem der Mädchen das Tuch in den Schoß. Das Mädchen steht auf, löscht ihr Licht und tritt ihrerseits in die Mitte der Stube; das Ende vom Liede ist ein Kuß. Der Bursche setzt sich, und das Mädchen hält ihren Umgang mit dem Tuche in der Hand, wirft es einem Anderen zu, und so geht es weiter.

Eigenthümlich sind die Sitten am Weihnachtsfeste in Polen. Die größte Rolle spielen hier die geweihten Oblaten. Der Pole erinnert sich an dem Geburtsfeste Christi daran, daß Christus für uns gestorben ist: und darum befindet sich auf den Oblaten das Bild des gekreuzigten Christus. Durch seinen Tod hat uns aber Christus das Brod des Lebens verschafft und dies bezeichnet die Oblate selbst. Die Idee also, aus welcher die Sitte, Oblaten mit dem Kreuzesbilde am Christabend zur Feier zu gebrauchen, entstand, ist, die Menschen zu erinnern, daß Christus geboren ist, um für sie zu sterben, und daß er gestorben ist, um ihnen das Brod des Lebens zu verschaffen. Diese Oblaten müssen von einer „geweihten Person" gebacken sein, wenn sie vor Gott einen Werth haben sollen. So bäckt sie denn der Priester in Polen selbst. Das Material dazu nimmt er jedoch nicht aus seinem Speicher, sondern er läßt es sich von der Gemeinde liefern. In der Woche vor dem ersten Adventssonntage sendet er daher den Organisten als bevollmächtigten Einsammler mit mehreren Wagen in die Dörfer seines Kirchspiels und läßt von jedem Gemeindegliede zwei Garben Hafer entnehmen. Da bisweilen sein Kirchspiel an 30 Dörfer enthält, so bekommt er eine solche Hafermasse zusammen, daß er genügend Oblaten backen kann. In der Woche vor Weihnachten läßt er sie herumtragen. Eine jede Bauernhütte bekommt ein halbes Dutzend. Das Material hat nun zwar die Gemeinde gegeben, doch die Arbeit des Backens ist damit noch nicht bezahlt und so hat ein jedes Gemeindeglied beim Empfange der Oblaten einen beliebigen Backlohn, der gewöhnlich in Eiern, trocknem Obst, Getreide 2c. besteht, zu reichen. Dies gehört dem Organisten, welcher die Oblaten in jeder Bauernhütte überreicht und einen Bauer zum Fortschaffen der Vorräthe bei sich hat. Gleich nach Mitternacht in der Nacht zum heil. Abend öffnen sich in Polen alle Hütten des Dorfes, denn es sind Gäste zu erwarten und diese eine verriegelte Thür treffen zu lassen, hält ein jeder Bauer für eine Sünde. Auf dem unbehobelten Tische einer jeden Hütte findet sich nebst einem blechernen oder gläsernen Trinkgeschirr ein irdener Topf oder eine große Glasflasche, die der Bauer mit Schnaps gefüllt hat. Gegen ein oder zwei Uhr des Nachts entspinnt sich ein großes Leben im Dorfe. Ein Jeder verläßt seine Hütte, um dem Nachbar seinen Besuch zu machen, und stößt mit dem Schritte über die Schwelle einen möglichst gewaltigen Lebensbeweis aus der Kehle, um dadurch sein nahes Erscheinen anzukündigen. Bald ist die gesammte Einwohnerschaft des Dorfes in Bewegung. Alles macht in den fremden Hütten seine Besuche, außer den Hausfrauen, die in dieser Nacht die Stelle der Schenkin versehen, und den kleinen Kindern. Das jubelvolle Treiben dauert auch am Tage noch fort, doch ist es etwas weniger lebhaft, da Besuche jetzt nur noch den Verwandten gestattet sind. Den ganzen Tag über darf auch nicht eine Spur von Speisen genossen werden, weil der Weihnachtsheiligabend in Polen als strenger Fasttag gilt. Erst wenn die Dämmerung eingetreten ist, findet eine Abendmahlzeit statt. Bevor dieselbe eingenommen wird, ergreifen alle Personen Schaufeln, Besen und dergleichen zur Reinigung der Stube. Sobald diese vollbracht ist, holt das ganze Corps aus der Scheune Heu, womit es mehr als einen Fuß dick den Tisch bedeckt. Auf das Heu stellt der Hausvater die Töpfe, Gelten und irdenen Schüsseln, welche das Mahl enthalten. Der Tisch wird deshalb mit Heu bedeckt, damit sich Jedermann daran erinnere, wie Jesus Christus nach seiner Geburt auf Heu (in der Krippe) gelegen habe. Das Mahl selbst besteht aus sonderbaren Gerichten, wie sie nur der Magen eines polnischen Bauern verträgt. Es werden wilde Birnen und Aepfel, Schlehen, gekochte Erbsen, mit Hanföl zubereitetes Sauerkraut, gekochtes Heidekorn u. dergl. mehr aufgetischt, jedes in einem besonderen Gefäße; doch werden diese „Speisen" untereinander und durcheinander verzehrt, d. h. ein Jeder langt mit seinem hölzernen Löffel bald in dieses, bald in jenes Gefäß. Die Wohlhabenden in Polen halten am heil. Abende ein reiches Mahl, dessen 13 verschiedene Gerichte jedoch einzig und allein aus Fischen bestehen, des strengen Fasttags wegen. Hauptsächlich genießt man gern Karpfen, in Bier gekocht. Zu diesem Mahle werden meist Gäste geladen. Den Mahlzeiten folgt das Oblatenbrechen. Nicht blos die Dienstleute mit ihrer Herrschaft, sondern auch die Kinder mit ihren Eltern, Freunde mit Freunden, überhaupt Alle, die am Christabend zusammenkommen, brechen mit einander die Oblaten, welche ihnen der Priester hat überreichen lassen. Die ursprüngliche Bedeutung dieser Sitte ist die gegenseitige Anerkennung der Glaubensbrüderschaft. Die Bauern beobachten noch einen abergläubischen Gebrauch. Sobald die Speisegeräthschaften vom Tische genommen sind, gehen sämmtliche Personen zur Scheuer, von wo jede ein Bund Roggenstroh herbeischafft. Da der Heiland in einem Stalle zur Welt gekommen ist, muß zur Erinnerung die Stube auch völlig einem Stalle gleichen; so will es die Sitte. Das Stroh wird aber nicht unmittelbar in die Stube gestreut, sondern eine jede Person wirft ihr Bund so, daß es gegen die aus fichtenen Stangen zusammengefügte Stubendecke emporschnellt und erst von da auf den Fußboden fällt. Aus den Strohhalmen, die an der Stubendecke haften bleiben, will man die Größe der nächstjährigen Ernte erkennen.

Ein anderer abergläubischer Gebrauch herrscht bei den Moldawanen in Südrußland. Vom Andreastage (30. November) an bis Weihnachten wird weder Leinwand noch Tuch gewebt, weil sonst die Wölfe bei Nichtbeachtung dieses Gebrauchs die Schafe wegschleppen würden. Von Weihnachten bis zum heiligen Dreikönigstage ruht alle Arbeit, damit die Kühe leichter kalben. Ein sehr sinniger poetischer Brauch herrscht in Esthland. Dort kommen am Abend des Weihnachtsfestes die Mädchen zusammen und führen folgendes Spiel auf: Sie erwählen sich eine Königin, um die sie sich auf dem mit Stroh belegten Fußboden herumsetzen. Nachdem eine jede der Königin ihren Gruß gesungen, fordert diese allen der Reihe nach ihren Silberschmuck ab, hängt ihn sich selbst um den Hals und empfängt zugleich die Kränze sämmtlicher Mädchen, die sie sich alle über einander auf ihr eigenes Haupt setzt. Es werden dabei auch Pfänder gegeben und eingelöst, und zum Schlusse endlich bitten die Mädchen, ebenfalls singend, den abgezwungenen Tribut zurück. Da Weihnachten ungefähr in die Mitte des Winters fällt, so ist das Ganze vielleicht eine symbolisch-dramatische Anspielung auf die herbstliche Entkleidung der Natur und ihre neue Ausschmückung im Frühlinge. Die Gesänge, welche bei dieser Handlung gesungen werden, sind in verschiedenen Gegenden sehr verschieden. Obwohl die Esthen keine Slaven sind, so haben wir diesen Gebrauch dennoch erwähnt, weil die Esthen, im nördlichen und nordöstlichen Rußland lebend, sich schon stark mit Slaven durchsetzt haben. Dasselbe ist der Fall mit den Finnen, die zu der gleichen Völkerfamilie wie die Esthen zählen; hauptsächlich haben sich die baltischen Finnen vielfach mit Slaven — und auch mit Germanen — vermischt und von ihnen eine Anzahl Wörter für Culturwerkzeuge und mit den Wörtern auch die Gegenstände selbst entlehnt. In ihren Weihnachtsgebräuchen jedoch haben die Finnen mehr germanische Eigenthümlichkeiten aufzuweisen, als die Esthen. Der oben geschilderte Brauch aus Esthland läßt den slavischen Charakter deutlich erkennen. Die Finnen dagegen, besonders die, welche das südwestliche Finnland bewohnen, feiern die hohen Feste ganz nach schwedischer Art und Weise. Namentlich ist es

die freudig-ernste Feier des heil. Abends (Inlaston) mit ihren frommen Bräuchen, dem Morgenzuge der Familie zur Christmette, mit der menschenfreundlichen Aufnahme Armer, Verlassener, Fremder und mit der schönen Sitte, auch der Thiere, durch Herauslegen einer Korngarbe für die Sperlinge, zu gedenken, welche echt skandinavisches Gepräge trägt. Trotz alledem besitzen die Finnen in ihrer Volkspoesie einen frommen Hymnus, welcher an ihren früheren Glauben, da sie auch noch der katholischen Kirche angehörten, erinnert. Marmier sagt: „Die finnischen Dichter besingen mit idyllischer Anmuth, mit naiver Ketzerei (?), mit einer seltsamen Mischung alter Erinnerungen unter dem neuen Glauben die Geburt des Erlösers, die Jungfrau Maria, »das liebe Mariechen«." Hören wir die sinnige Legende: „Mariechen ist eine junge und zarte Hirtin, welche unter einem fleckenlosen Himmel die grünen Thäler durchwandelt. Die Felder bewegen sich bei ihrem Anblicke, die Bäume rufen sie unter ihren Schatten, die Blumen blicken sie mit Liebe an, die kleinen Früchte der Aue lächeln ihr entgegen und sprechen: Komm, o komm und sammle uns. Mariechen steht bei einer schmackhaften Beere still und sagt zu ihr: Steig auf meine Füße. Die Beere macht sich von ihrem Stiele los und setzt sich auf die Füße der Hirtin. Steig auf meinen Gürtel, spricht abermals die heilige Jungfrau; komm' an meine Lippen. Die Beere geht hinauf bis in den reinen Mund Mariechen's, welche durch den Saft der kleinen Pflanze Mutter wird. Als sie sich Mutter fühlt, bittet sie die Frau des Herodes, ihr ein Bad zu bereiten; aber das schändliche Weib weist sie auf rohe Art ab. Mariechen bittet ihr gutes Pferd, ihr mit seinem Hauche ein Dampfbad zu bereiten. Das Pferd gehorcht, und die süße Jungfrau, durch den Athem des treuen Thieres erwärmt, bringt ein herrliches Kind zur Welt. Ihr erster Gedanke ist, es dem Priester zu bringen, ihre erste Sorge, es taufen zu lassen." Jetzt tritt der Prophet Wäinemöinen auf, Wäinemöinen, der in die Zukunft blickt, und ruft: „Man führe dieses Kind in den Sumpf, man zerschmettere ihm den Kopf, man zerschlage ihm die Glieder, mit einem Hammer." Das kleine, zwei Wochen alte Kind sagt: „Schweige, alter Zauberer von Karelien; dieses Mal hast Du das Gesetz unrichtig ausgelegt; Du hast ein thörichtes Urtheil gesprochen." Der Priester tauft das Kind, welches nun König des Waldes und Herr der reichen und fruchtbaren Inseln wird. Der alte Wäinemöinen zieht sich traurig und bestürzt zurück, erbaut ein eisernes Fahrzeug, schifft in die Ferne und verbirgt sich in den unteren Regionen des Himmels, läßt aber beim Weggange Finland seine wundervolle Harfe, seine Harfe, welche die Liebe besingt und das Herz erfreut.

Wir kommen zu den Südslaven. Wieder sind es die Bulgaren, welche uns hauptsächlich beschäftigen. Wie diese den ausgebreitetsten Oster- und Frühlingscult betreiben, so sind auch ihre Weihnachtsgebräuche ziemlich zahlreich. Meist wurzeln sie im Aberglauben. Vom 24. December bis zum 6. Januar getraut man sich, der bösen Geister wegen des Nachts nicht auszugehen. Um diese Zeit ist der schwache Erdenmensch am meisten den Einflüssen dämonischer Naturgewalten preisgegeben. Verderben bringende „Kara Končn" (schwarze Rößlein), „zmai" (Drachen), verzauberte Bären und Wölfe machen den Wald unsicher. Böse Dämonen führen die winterlichen Stürme herbei. Man darf (bei Varna) Hohlgefäße nicht leer stehen lassen und muß selbst die Wagen beschweren; denn sonst würden sie entführt. Kurz vor Weihnachten treten überhaupt noch mehr als sonst auch bei den Bulgaren, gleichwie bei allen Südslaven, die christlichen vor den heidnischen Bräuchen in den Hintergrund und namentlich feiert allerorts die altslavische Fee „Koleda" ihre Triumphe. (Siehe oben die „Koleda-Gesänge" der russischen Dorfkinder.) Ueberall gedenkt man ihrer, singt man ihr zu Ehren und so weit die slavische Sprache ertönt, von der Save bis zum schwarzen Meere, hört man überall bis zum Geburtstage des christlichen Erlösers Gesänge und Lieder mit dem Refrain: O Koleda! O Koleda! Am Weihnachtsabend ziehen die erwachsenen Knaben mit kleinen Stäben (Kolodarka) durch die bulgarischen Dörfer; sie treten vor die einzelnen Gehöfte und schlagen mit den Stäben auf den Boden, laut rufend: „Der kleine Gott ist geboren!", worauf sie mit Weihnachtskuchen (Krarai) beschenkt werden. Man ißt am Weihnachtsabend die gewöhnlichen Fastengerichte; doch in das Mehl, aus dem Brod und Kuchen gebacken werden, steckt man ein Feuerscheit, bis es erlischt. Man bewahrt dieses Stück Holz und zündet es während des kommenden Jahres an, wenn ein Mitglied des Hauses „verschrien" wird. In den großen Weihnachtskuchen „badni pita" wird ein Geldstück eingebacken. Man legt ihn auf den Speisetisch, nachdem man eine angezündete Wachskerze auf dessen Oberfläche befestigte, und stellt gleichzeitig Stroh und Nüsse in einer Schüssel unter den Tisch. Hierauf schreitet der Hausherr durch das Haus, durchräuchert mit dem Rauchgefäße alle Wohnräume, Ställe und Hürden, hängt das Rauchfaß vor dem heil. Ikonostas auf und zerstückt hierauf den Kuchen unter Segenssprüchen, indem er das erste Stück der heil. Jungfrau, die anderen den einzelnen Familienmitgliedern und den verschiedenen Hofstücken, dem Hause, Acker, Weingarten, Walde, der Mühle u. s. w. widmet. Jenes Mitglied des Hauses, dem das eingebackene Geldstück in seinem Theile zufiel, wird das glücklichste im nächsten Jahre sein und wird verpflichtet, allen übrigen in Gefahren ganz besonders beizuspringen. Die Reste des Mahles werden vor das Bild der heil. Mutter Gottes mit dem Spruche gehängt: „Möge die heil. Maria auch nachtmahlen!" und erst am nächsten Tagen entfernt man die Speisen. Am nächsten Weihnachtsmorgen nimmt man das Stroh, welches am Vorabend unter den Tisch gelegt wurde, und umbindet mit demselben die Bäume, damit sie viel tragen. Die Nüsse aber werden sorgfältig aufbewahrt, denn sie thun die besten Dienste bei Hautausschlägen. Solche verschwinden rascher, wenn man sie mit diesen Nüssen reibt. Letztere müssen nach dem Gebrauche jedoch sofort auf's Dach geworfen werden, denn mit ihnen zieht die Krankheit hinweg. Noch ist zu erwähnen, daß man sich gegenseitig am Weihnachtsfeste besucht und seinen Freunden alles Glück wünscht, ein Brauch, der in germanischen Landen am Neujahrsfeste geübt wird. Auffallend knapp an Gebräuchen und Liedern ist das Weihnachtsfest in Serbien bestellt, während man in Rumänien die Weihnachtszeit als eine Art Fasching feiert. Die Rumänen sind eigentlich keine Slaven und wollen auch keine sein, sie halten sich für Nachkommen der alten Römer und nennen sich demgemäß Romanen. Die Bezeichnung „Wallachen" dagegen ist slavischen Ursprungs und bedeutet, dem deutschen „Wälsche" entsprechend, „romanisches Volk". Deshalb führen wir ihren Weihnachtsbrauch hier an und schließen mit demselben. Die Rumänen bezeichnen Weihnachten mit dem Worte „Creciune", d. h. „Krippe". Man führt einen Mummenschanz auf, der an die durch den Stern geleitete Wanderung der hl. 3 Könige zum Christuskinde erinnern soll. Ein Knabe trägt einen mächtigen Stern von Papier und hinter ihm ziehen römische Soldaten mit Lanzen einher; jeder im Volke trägt eine Laterne. Man zieht von Haus zu Haus und singt dabei „Kolindo", eine Art von religiösen Klageliedern; oder es treten die Landleute, in abenteuerlichen Aufzügen, halb in phantastischen Uniformen, als die Weisen aus dem Morgenlande durch Flitterkronen gekennzeichnet, in einer Art Prozession auf und singen und tanzen durch das ganze Dorf hindurch. Dafür werden sie mit Münzen beschenkt und, was die Hauptsache ist, mit Wein und Branntwein reichlich tractirt, ein Gebrauch, der an den oben mitgetheilten aus Polen erinnert.

Bücherbesprechungen.

— A. Lieber („S. v. S."), Gänge durch Jammer und Noth und einiges Andere. Ein Weckruf an das deutsche Herz und Gewissen. 311 S. Heilbronn, Verlag von Eugen Salzer. 1901. — Der Verfasser, welcher, wie wir vermuthen, unter einem Pseudonym schreibt und, wie wir dem Vorwort entnehmen, seine Kräfte dem deutschen Verein „Arbeiterheim" zur Verfügung gestellt hat, will mit der vorliegenden Schrift uns Blicke in die dunklen Tiefen der Wohnungsnoth thun lassen und tritt mit dem Leser manchen Gang an durch die Armenwohnungen unserer großen Städte Berlin, Breslau, Leipzig, Dresden, Magdeburg, München u. s. w., indem er seine Beobachtungen der zahlreichen besuchten Familien bis in alle Einzelheiten mittheilt. Dazwischen sind auf Grund seiner Wahrnehmungen und durchwoben mit neuen Beispielen auch allgemeinere Betrachtungen eingestreut wie „Das Vaterhaus", „Die gute Stube" u. A. Zuweilen hat man den Eindruck, als ob in dem Wunsche, daß dem Wohnungselend der kleinen und kleinsten Leute Abhilfe geschaffen werde, die Schilderungen hier und da etwas übertrieben seien. Man kann sich schwer vorstellen, daß auf eines Hauswirthes erste Fragen: „Haben Sie Familie?" „Wie viel Kinder haben Sie?"—

ihm die Antwort wird: „Sechse — sie sind aber alle auf dem Kirchhof“, während der Wohnung suchende Arbeiter sie einstweilen nur auf den Friedhof zum Spielen geschickt hat, um durch diese List die Wohnung zu erhalten. Aber andererseits sind die Verhältnisse bis in alle Details so genau beschrieben, die Aeußerungen der Besuchten so sprechend wiedergegeben, daß man annehmen muß, man befindet sich der vollen Wirklichkeit gegenüber. Man fragt sich, ob der Verfasser angesichts mancher besonders menschenunwürdigen gesundheitsschädlichen Wohnungen nicht Schritte zur Verbesserung der schreienden Zustände an zuständiger Stelle, Gesundheitspolizei u. s. w. gethan hat. Jedenfalls möchten wir die Lectüre dieses Buches allen Hütern und Pflegern der städtischen Ordnung und Wohlfahrt, als Volksökonomen und barmherzigen Menschenfreunden empfehlen. Es bietet diesen höchst schätzenswerthes Material oder ruft sie doch zur eingehenden Beobachtung und Prüfung des beregten Leib und Seele gefährdenden Jammers auf. D. K.

— Anastasia Gräfin zu Pappenheim: Unter dem Johanniterkreuz. Skizze aus dem Leben einer dienenden Schwester. Eleg. cart. 60 ₰. 32 S. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission. — Ein ansprechendes Schriftchen, das uns einen Blick in die Mühen und stillen Freuden einer unter dem Johanniterkreuz dienenden, adeligem Stande angehörigen Schwester thun läßt. Eine Zeit lang in einem Diaconissenhause thätig und nach Allem, was sie hier erfahren, besonders nach dem ergreifenden, seligen Sterben einer Diaconissin, gewillt, ihre Johannitertracht gegen das Diaconissenkleid zu vertauschen, wird sie doch zurückgehalten durch das Bedenken der ernsten Oberin: Der Schritt ins Diaconissenleben darf nicht in einem Augenblick des überströmenden Gefühls gethan werden, der Dienst ist zu ernst, die Pflichten zu schwer — augenblickliche Begeisterung hält nicht Stich u. s. w. Das Schriftchen, reich an illustrirenden Einzelheiten, darf besonders den Arbeiterinnen auf dem Gebiete der weiblichen Diaconie empfohlen werden. D. K.

— F. Bethge, Das Hohelied des Glaubens. 172 S. Halle a. S., Richard Mühlmann's Verlagsbuchhandlung (Max Grosse). 2 ℳ. — Wenn 1. Cor. 13 das Hohelied der Liebe ist, so hat der Verfasser Röm. 8, 28—39 das Hohelied des Glaubens genannt. Wie oft ist diese köstliche Schriftstelle nicht zur Glaubensstärkung angefochtener Herzen benutzt worden! Der Verfasser kennzeichnet seine Schrift, ohne es zu wollen, mit folgenden Worten, die wir auf S. 16 lesen: Meister Klugling findet bei dem Glauben seine Rechnung nicht; denn er kennt nur theoretisches Wissen; er lernt Viel und erlebt Nichts. All sein Wissen ist Buchstabe und nicht Leben. Die Summe dessen, was er für Glauben hält, ist ein Lexikon, aber nicht das Evangelium von Jesus Christ. Dieses in seiner Auslegung den Herzen der Gebildeten näher zu bringen ist die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt und recht wohl gelöst hat. Ob sein ernstes Buch viele Leser finden wird? D. K.

— Centralblatt für freiwillige Gerichtsbarkeit und Notariat. Herausgegeben von Dr. Adolf Lobe, Landgerichtsrath. Erster Jahrg. Heft 1—10. 1900. (Jahrg. zu 26 Heften 15 ℳ). Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. — Die durch das Bürgerliche Gesetzbuch, die Grundbuchordnung und das Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit herbeigeführte Einheitlichkeit des Rechts und des Verfahrens läßt nicht nur an der wissenschaftlichen Durchforschung der auf das Grundbuchrecht, Familienrecht und Erbrecht bezüglichen Bestimmungen, sondern auch an den Entscheidungen aller deutschen Gerichte ein allgemeineres Interesse entstehen. Für beides, Wissenschaft und Anwendung, will die vorliegende Zeitschrift einen Sammelpunkt bilden, indem sie neben Abhandlungen, Entscheidungen aller höheren und niederen Gerichte, soweit sie von besonderem Interesse für weitere Kreise sind, Bücherbesprechungen, Uebersichten über einschlagende Literatur, Gesetze und Verordnungen bietet, also möglichst in allen Richtungen thätig werden will. Die vorliegenden zehn Hefte bringen schon sehr viel beachtenswerthes Material für den Praktiker; dies ist um so erwünschter, als das Einarbeiten in das neue Recht, das Einleben in die neuen Verhältnisse nicht so rasch vor sich geht, als es ersehnt wird, es wird aber durch die Kenntniß von den Ansichten Anderer erheblich erleichtert. Sind auch nicht alle Beiträge gleichwerthig, sind auch einzelne Entscheidungen anfechtbar, es wird doch die Aussprache darüber dazu dienen, in den Geist der Gesetze tiefer einzudringen. Schon kurz nach dem Erscheinen der ersten Hefte hat eine Erweiterung des Inhalts der Zeitschrift stattgefunden. Wie bekannt, werden die im Reichsjustizamte zusammengestellten Entscheidungen der Oberlandesgerichte in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit und des Grundbuchrechts in besonderen Heften veröffentlicht; zufolge einer dankenswerthen Anordnung des Staatssecretärs für das Reichsjustizamt werden die gesammelten Entscheidungen sofort nach der Drucklegung der Redaction zur Veröffentlichung im Centralblatte mitgetheilt und hier, soweit sie nicht schon vorher abgedruckt, in besonderen (jetzt schon 3) Beilageheften ohne besonderen Bezugspreis veröffentlicht; Vielen wird damit nicht nur das Halten von zwei gesonderten Veröffentlichungen erspart, sondern auch die Durchsicht ihres Materials. So mag die Zeitschrift, wie sie der Allgemeinheit, dem praktischen Juristen dienen will, auch die wohlverdiente Anerkennung und Beachtung finden, die sie zu ihrer Erhaltung bedarf. K—d.

— Kunz (Major), Der Feldzug der Ersten deutschen Armee im Norden und Nordwesten Frankreichs 1870/71. Erster Band: Die Ereignisse bis zum 31. December 1870. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 1 Uebersichtskarte, 1 Schlachtplan und 1 Gefechtsplan. 4 ℳ —, geb. 5,25 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Unter den Militärschriftstellern, die sich die Aufgabe gestellt haben, an Beispielen der letzten Kriege dem jüngeren Geschlecht Belehrung zu bieten, zeichnet sich Major Kunz durch besonders gehaltvolle Schriften aus. Sein Streben ist es, neben der Taktik und Strategie auch der Organisation, dem Stärkeverhältnisse, den Verlusten und dem Patronenverbrauch sowohl seitens der Infanterie als auch der Artillerie, sowie den Raumverhältnissen besondere Aufmerksamkeit zu schenken, um daran seine Belehrungen anzuknüpfen. Die vorliegende Schrift erscheint in zweiter Auflage. Der Verfasser hat hierbei die Stärkeberechnungen wesentlich geändert und auf verschiedene neue auf der gegnerischen Seite erschienene Werke Rücksicht genommen, auf Rousset und Derrécagix, Lehautcourt, Grenests Werk: „Les armées du Nord et de Normandie“ u. a. So fesselnd und belehrend die Schrift ist, so will uns doch die Gliederung der taktischen und strategischen Bemerkungen zu der Schlacht von Amiens am 27. November 1870 nach Gefechtsgruppen nicht zusagen, sie führt zu häufigen Wiederholungen und macht den Leser ungeduldig. Das tropfenweise Einsetzen der Truppen ist dreimal kritisirt und der Sonnenuntergang am 27. November gleichfalls mehrfach erwähnt. Die Bemerkung S. 157, daß eine Verstärkung der I. Armee durch die Maas-Armee die Kriegslage vor Paris wohl gestattet hätte, ist nicht stichhaltig. Diese Unterstützung war bereits in Aussicht genommen, wurde aber schließlich wieder abbefohlen, weil unterdessen die französische Nordarmee an der Hallue geschlagen worden war. Siehe Moltke's militärische Correspondenz Nr. 541—543. Vor Paris sollte zu diesem Zeitpunkt die Beschießung des Mont Avron beginnen, auch drohten wieder Durchbruchsversuche. Trotz der schweren Vorwürfe, welche der Verfasser gegen die höhere Führung erhebt, muß man anerkennen, daß er sich durchaus sachlich ausspricht, maßvoll und bescheiden Kritik übt. Seine Auffassung gipfelt in dem Satz: „Helden hatten wir 1870/71 reichlich, Taktiker waren leider erheblich seltener.“ Mögen diese beherzigenswerthen Lehren der Schrift reichliche Beachtung finden. Dem Hefte sind 80 Aufgaben für taktische Bearbeitungen beigefügt. —r.

— „Die Reichsbank und die Bayrische Notenbank in ihrer gegenseitigen Entwickelung in Bayern 1876—1899“ von Dr. Karl Heil. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme) 1900. — Eine interessante, von Fleiß und Verständniß zeugende, kleinere Abhandlung über die Entwickelung der Reichsbank und der Bayrischen Notenbank in Bayern, welche naturgemäß in erster Linie für Diejenigen von Interesse ist, denen Auskunft über die einschlagenden Fragen im Königreich Bayern erwünscht ist. Indeß werden auch die sechs anderen noch bestehenden deutschen Notenbanken — darunter die Sächsische Bank zu Dresden — vielfach erwähnt und zum Vergleich herangezogen, sodaß hierdurch das Interesse über blos bayrische Verhältnisse hinausgreift. Zahlreiche, zum Theil recht interessante statistische Tabellen erleichtern das Verständniß und erhöhen den Werth der Studie. —d—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 154. Montag, den 24. December, Abends. 1900.

Das Christfest in Sibirien.

Von Fr. Wilh. Groß.

Das Weihnachtsfest hatte auch in Sibirien seinen Einzug gehalten. Der Tag, nach dem sich Alt und Jung schon längst gesehnt und der schon seit Wochen und Monaten Gegenstand der Unterhaltung in der Spinnstube des Bauern wie im Palais des Standesherrn gewesen war, neigte schon seinem Ende zu und bald dunkelte der Christabend herein. Damit begann auch mit einem Male der Zauber der heiligen Nacht. Ein stattlicher See von aufblitzenden Lichtern und Flämmchen, die in der Schneewüste auftauchten, zeigten an, daß dort das sibirische Dorf wie ein Pompeji im Schnee verschüttet lag. Etwas nördlich auf der Höhe entstanden ebenfalls feurige Linien, an die sich rechts und links rasch noch andere anschlossen. Es waren die erleuchteten Fensterreihen eines stattlichen Palastes mit den umherliegenden Landhäusern, die den Festschmuck anlegten, um es den Bewohnern des Himmels nachzumachen, der schon in völliger Beleuchtung stand. Und als hätte das im judäischen Städtchen aufgegangene Licht symbolisch angedeutet werden sollen, stieg auch der große Lüstre über die nahen Bergrücken empor. Aus dem Lichtersee ließen sich Freudenjauchzer vernehmen und vom waldigen Gebirge hörte man auch das Juchhe der Eulen und das weniger freundliche Geheul der vierbeinigen wilden Räuber. Hie und da in der Umgebung des Ortes sah man echte Weihnachtsmänner in Schafspelzen, mit gleichen Mützen und mit Schuhen aus Wurzelgeflecht und kleine Schlitten ziehend durch das Schneefeld dem Orte zueilen, denn schon verkündigten die Glocken des Kirchdorfes, daß der heilige Abend seine Herrschaft angetreten, um auch in Sibirien den Bewohnern der Erde eine Freude und den überirdischen Wesen ein Wohlgefallen zu bereiten. Es ist die Einleitung der Festfeier, die unsere Christmetten ersetzt und die Weihnacht einweiht. Ohne diese ethische Präparation würde man sich das Fest nicht gut denken können und in Sibirien erhält diese fromme Sitte noch eine höhere Bedeutung, weil man sich nicht mit einem einfachen Gottesdienst genügen läßt, sondern auch durch Herrichtung einer Weihnachtsgrotte in der Kirche die Begebenheit der heiligen Nacht zu veranschaulichen und der Vorstellung des Kirchenbesuchers entgegen zu kommen sucht. Auch in der Tempelfeier des Christabends sieht der sibirische Dorfbewohner nicht nur einen gottesdienstlichen Vorgang, sondern eine Wiederholung der göttlichen Menschwerdung, und insofern ist es begreiflich, daß seine Gemüthserregung den denkbar höchsten Grad erreicht. Sobald aber diesem frommen Bedürfniß Genüge geschehen ist, überläßt man sich auch ganz dem anderen Theile der Festlichkeit, der dem Vergnügen und den materiellen Genüssen gewidmet wird. In den vornehmen Häusern beginnt nach der kirchlichen Feier die häusliche Festlichkeit, das heißt die Bescheerung der Familienmitglieder und Dienerschaft unter Entwickelung des denkbar höchsten Glanzes und der strahlenden Weihnachtsbäume, die in der Regel aus einem im Salon angebrachten Mooshügel herausgewachsen und von Kerzen überschüttet sind. In hohen oder reichen Familien wird wohl auch der Salon oder ein großes Zimmer in ein Christgärtchen umgeschaffen und in der Mitte desselben ein Rondel für die Bäume oder — wenn es nur einer ist — für den Baum hergerichtet, der gewöhnlich an Pracht und Luxus weit unsere Familienchristbäume überflügelt. Daß daher ein derartiger, mit den kostbarsten Gegenständen aufgeputzter Baum mehrere Tausend Rubel kostet, ist durchaus keine Seltenheit. Sind mehrere Bäume vorhanden, so besteht der zweite aus einem Wipfel der Hängebirke, der künstlich krystallisirt neben dem Tannenbaum unstreitig einen bezaubernden Effect ausübt, während man sich in den zahlreich zerstreuten deutschen Familien, die außer dem deutschen Weihnachtsfest auch noch das russische feiern, nur an ihrem nationalen Tannenbaum genügen läßt. Daß natürlich in den bäuerlichen Kreisen von einer gleichen Feier des heiligen Abends nicht die Rede sein kann, braucht kaum gesagt zu werden. Aber auch dort wird doch wenigstens eine kleine, aus Stäben zusammengefügte, Lichterpyramide mit grünem Papierflitter aufgestellt, die den Zweck hat, zu erfreuen; man überrascht sich dabei gegenseitig mit kleinen Geschenken. Für verwöhnte Weihnachtsgenossen könnte freilich diese Bescheerung recht nüchtern und armselig erscheinen, aber nach den Begriffen des anspruchslosen sibirischen Muschicken und seiner Angehörigen ist auch dieses Maß von Aufwand alles Mögliche, was man dem Heiligen Christ zumuthen kann, und das Ergötzen an diesen harmlosen Darbietungen ist so groß, daß größere und reichere Leistungen nicht vermißt werden. Eine nicht unbedeutende Rolle spielen neben diesen äußerlichen Festfreuden natürlich auch die leiblichen Erquickungen, und daß auch in dieser Hinsicht Alles aufgeboten wird, um den weihnachtlichen Anforderungen zu entsprechen, versteht sich von selbst. In diesem Punkte fällt selbstverständlich auch der russischen Hausfrau die Hauptsorge zu, um den Weihnachtstisch so auszustatten, daß er den Liebhabereien aller Theilnehmer gerecht wird, und wenn derselbe auch in Bezug auf Vielseitigkeit nicht mit unserer Christfesttafel auf gleicher Höhe steht und namentlich unsere volksthümlichen Weihnachtsgerichte vermissen läßt, so sorgt doch die Bäuerin für genügenden Ersatz, und der in Brodteig gebackene saftige Schinken, das knusperige Spanferkel mit Heidegrütze und in Sauerkraut eingelegte Arbusen oder die gebratene Gans sind so vorzügliche Specialitäten der russischen Küche, daß sie recht gut unseren Karpfen und Rapünschen oder Heringsalat und andere Attribute der Tafel, wie Mohnklöschen u. s. w. als gleichwerthig vertreten können. Nach der Mahlzeit wird der Theemaschine zugesprochen, wozu allerlei sibirisches Naschwerk: Kürbis- und Sonnenblumenkörner, Confect und in den wohlhabenderen Familien auch Nüsse verabreicht werden; Kuchen und Christstollen sind natürlich unbekannt, aber auch diese Lücke wird von der sibirischen Hausfrau durch die obligaten russischen Pastetchen und allerlei selbstgebackene Figuren und anderes Backwerk soweit als möglich auszufüllen gesucht. Neben diesen Gaumenergötzungen wird selbstverständlich auch zu Belustigungen aller Art verschritten, um den Christabend so angenehm wie möglich auszufüllen, denn auch in Sibirien gilt noch mehr wie anderwärts der Grundsatz, daß nach der Befriedigung des Magens auch das Herz und Gemüth nicht leer ausgehen soll. Es ist eigentlich der interessanteste Abschnitt des Abends, da bei dieser Gelegenheit alle die unzähligen Weihnachtsgebräuche zur Ausübung gelangen, die sich im Volke seit undenklichen Zeiten erhalten haben und in ihrer räthselhaften Dunkelheit der Forschung oder Ergründung der Ethnologen entziehen. Eine bedeutende Rolle spielen aber besonders solche Gebräuche, die der mystischen Eigenart entsprangen, der Zukunft ihre Geheimnisse abzulauschen und der Schicksalsgöttin durch künstliche Mittel verschiedenster Art ihre Beschlüsse und Dispositionen zu entreißen. Sehr verbreitet ist daher die Sitte, sich gegenseitig zu wahrsagen. Ich werde dir „gadaien“, sagt der Eine zum Anderen, um dann der betreffenden Person alle Weisheit zu offenbaren, die ihm von der Göttin „Gada“ eingegeben wurde. Besonders unter den jungen Leuten sucht man dieses Verlangen, hinter den Vorhang der Göttin zu blicken, sehr

eifrig zu befriedigen. Eine solche Form, die viel angewendet wird, besteht darin, daß man eine Schüssel mit Wasser auf den Tisch setzt, Ringe, Münzen, Knöpfe und allerhand andere Gegenstände hineinlegt, die eine Deutung zulassen, und dann die Schüssel mit einem Tuch zudeckt. Die betheiligten Personen, die an dem Tisch sitzen, stimmen hierauf einen Rundgesang an, wobei jeder der Theilnehmer der Reihe nach unter das Tuch in die Schüssel greifen und einen Gegenstand herausziehen muß. Wer aber den letzten Artikel gehoben hat, dem wird alsdann ein Hochzeitslied gesungen. Viele Gebräuche erinnern auch an solche, die in Deutschland sehr verbreitet sind, wahrscheinlich auch von hier übertragen wurden, wie z. B. das Rollen von Reifen, Ringen, Rädchen u. s. w. auf dem Boden. Wenn die Reifen der Thür entgegenrollen oder fallen, so bedeutet das für ein Mädchen die Verheirathung und für einen Burschen die Auswanderung vom Elternhause. Der Effect aber bleibt derselbe. Ebenso ist noch ein Ueberrest der Hippomantie aus längst vergangenen alten Zeiten oder die Kunst, aus dem Verhalten der Pferde zu weissagen, erhalten geblieben und in einzelnen Gegenden Sibiriens sehr in Gebrauch. Zu diesem Zweck werden ein paar Pferde auf dem Hofe behalten, denen man um Mitternacht mit einem beliebigen Bande die Augen verbindet, worauf man sie in die Mitte des Hofes führt, dort bekreuzigt, einen Spruch dazu sagt und sie stehen läßt, um ihre Bewegungen zu beobachten. Wenden sich die Rosse dem Ausgange des Gehöftes zu, so pflegt dies eine Ausreise oder, wenn man alle Modificationen des Verhaltens der Thiere zu deuten versteht, auch einen dem Hause bevorstehenden wichtigen Besuch anzuzeigen. Dem Mädchen jedoch verräth die vom Pferde eingeschlagene Richtung die Himmelsgegend, aus der ihr Freier kommen wird. Wer aber keinen zu erwarten hat, dem wird eine Botschaft oder irgend etwas aus der angegebenen Richtung angekündigt.

Weniger harmlos sind aber einige andere Sitten, die früher auch in den ländlichen Kreisen Deutschlands sehr häufig beobachtet wurden, vereinzelt wohl auch noch jetzt vorkommen, aber in Sibirien noch in aller Blüthe stehen. Dahin gehört auch das Befragen des Spiegels unter Beobachtung gewisser Regeln und Stellungen, wobei verschiedene Erscheinungen zu Gesicht kommen sollen, die auf die Zukunft schließen lassen. Noch bedenklicher ist aber das Lauschen um Mitternacht oder Abends unter den Fenstern fremder Häuser, um nach den erhaschten Worten der Gespräche bevorstehende Geschicke zu deuten, und vollends gefährlich zur Befriedigung der Wißbegierde ist das Horchen unter den Kirchenfenstern oder den Kirchenthüren und der Versuch durch das Schlüsselloch zu lugen. Was man dort sieht und hört, soll, wie man behauptet, so wunderbarer Art sein, daß exaltirte Personen sowohl freudige, wie traurige Vorgänge sich abspielen sehen, je nachdem die Phantasie für diese oder jene disponirt ist. Nicht viel besser ist die Sitte, in das Schneefeld hinauszuschleichen, um dort auf die Naturlaute zu lauschen, weil man glaubt, daß man da übernatürliche Offenbarungen erlauschen könne. Heiterer hingegen ist ein anderer Brauch, der fast zu einem Familienspiel am heiligen Abend geworden und wohl ausschließlich in Sibirien heimisch ist. Man bedient sich dazu 41 Kürbis- oder Sonnenblumenkörner, auch in manchen Gegenden der gleichen Anzahl Bohnen. Sie werden in drei unter einander liegenden Linien und dreimal drei Häufchen geordnet, von welchen ein jedes ein Hauptorgan des menschlichen Körpers bezeichnet. Das mittlere Häufchen der ersten Reihe gilt als der Kopf und die beiden anderen zur rechten und zur linken Seite als die beiden Arme. In der Mitte der zweiten Reihe liegt das Herz mit seinen Nebentheilen, während die Häufchen der dritten Reihe die Füße darstellen. Hierauf werden von den Tischgenossen Fragen gestellt, die bald den einen oder anderen Körpertheil am meisten berühren, z. B. „wird Julianens Liebe erwidert?" oder „wird Feodoroff ein berühmter Mann werden?" Im ersteren Falle wird das Herz und im anderen wohl der Kopf in Betracht kommen. Die nach gewissen Regeln vorgenommene Zählung ergiebt alsdann die Antwort, was aber ziemlich complicirt ist und eine hinreichende Uebung erfordert. Einen hübschen Selbstbetrug leistet man sich auch am heiligen Abend damit, daß man Zettel mit Herzenswünschen oder auch mit Namen geliebter Personen beschreibt und dieselben dann den Flammen übergiebt. Aus den verglimmenden Sternchen und der Art des Verbrennens erräth man dann die günstige oder ungünstige Bedeutung; andere Zettel werden auch unter das Kopfkissen gelegt, von welchen man Nachts oder Morgens, wenn man aufwacht, einen hervorziehen und zerreißen, oder auch besser verschlucken muß. Der am Weihnachtsmorgen beim Controliren fehlende Zettel enthält dann den Wunsch, der in Erfüllung gehen wird. Ebenso sind die ersten Begegnisse am Weihnachtstage, die ersten Personen oder Thiere, denen man entgegentritt, überhaupt die ersten sicht- oder hörbaren Erscheinungen sehr bemerkenswerthe Zeichen, auf die man achten soll. Schweine gelten in der Regel als glückverheißende Thiere, wenn sie am Weihnachtsmorgen den ersten Gruß bringen und den Schwanz zusammenringeln; wenn sie denselben aber auseinanderrollen und andere Zeichen des Unmuthes zu erkennen geben, wird es als ein bedenkliches Prognostikon angesehen. Kein anderes Thier spielt aber am heiligen Abend eine so hochbedeutsame Rolle, wie der Kikeriki, der ohnehin bei vielen wichtigen Gelegenheiten im Jahre als Prophet in Anspruch genommen wird. Er ist der gefeierte Horologe, zu dem besonders die Mädchen in Herzensangelegenheiten ihre Zuflucht nehmen, um zu erfahren, ob der „Erwartete" überhaupt kommt und wie er sich als Ehegemahl erweisen wird. Im ersteren Falle begiebt man sich mit einem Zauberstäbchen um Mitternacht zu dem Orakelverkündiger in dessen Palast hinaus, um denselben zu einer Kundgebung zu veranlassen. Antwortet er mit einem gemüthlichen Gurgelton oder mit dem bekannten „Juchheida!", so bedeutet das eine erfreuliche Zustimmung, im umgekehrten Falle aber, wenn er den ominösen Schreckensruf: „Harro, hast d' nich gesehn!" hören läßt, weiß man, daß nichts Gutes zu erhoffen ist, und man wartet daher bis zur Sylvesternacht, wo man den Propheten zu einer neuen Kundgebung veranlaßt. Im anderen Falle — wenn es sich um die Feststellung der Charaktermerkmale des „Zukünftigen" handelt, wird der gefiederte Horologe mit einer Henne in das Zimmer geholt und wie er sich da gegen die letztere benimmt und was er thut, das soll eine Vorbedeutung sein, ob Mariannens Gemahl ein zärtlicher, sorgsamer Hausvater oder ein Ehedespot sein wird, ob er eine durstige Seele haben und geistige Flüssigkeiten oder die Häuslichkeit lieben dürfte.

Es wäre unmöglich nur die wesentlichsten Gebräuche anzuführen, ohne ein ganzes Lexikon zu füllen. Der Sibirier darf nur das Fenster öffnen, um irgend eine Wahrnehmung zu machen, die ihm als eine geheimnißvolle Vorverkündigung gilt. Was aber nicht vergessen werden darf, das sind die frommen Prozessionen, die auch am Weihnachtstage wie an anderen wichtigen Festtagen in Städten und Dörfern veranstaltet werden, um die Wohnungen zu weihen. Die gerühmte russische Gastfreundschaft geht damit Hand in Hand! Und daß es auch an öffentlichen Belustigungen nicht fehlt, dafür bürgt schon die frohlebige Natur des Russen. Man ahmt im sibirischen Dorfe auch im Kleinen nach, was man in den Hauptstädten im Großen aufführt und am nächsten liegen natürlich die Belustigungen, auf welche die arktische Winterlandschaft schon ganz von selbst hinweist. Auf dem Eise der Flüsse werden Rutschbahnen und Tummelplätze hergerichtet, wo man dem Eissport huldigt, und auf den Plätzen der Dörfer finden sich die jungen Völkchen zusammen, um ländlich, sittlich, ihre Fröhlichkeit auszulassen — wenn es die Witterung erlaubt. Und wenn sie es nicht erlaubt, werden Weihnachtsbesuche und Schlittenrundfahrten gemacht, um Christi Geburtstag so vollkommen wie möglich zu feiern. Aber merkwürdig wird es dem stillen Beobachter erscheinen, daß, während er auch im fernen Sibirien oftmals deutsche und russische Sitten so sehr vermischt sieht, daß ihr Ursprung gar nicht zu ermitteln ist, doch englische und französische Sitten beinahe gar nicht bemerkt werden. Abgesehen von der engeren Fühlung der deutschen und russischen Nation mag der Grund dieser Erscheinung darin liegen, daß die Feste der übrigen Nationen an Gebräuchen zu arm sind und zu wenig bieten, was das Gemüth erwärmen könnte.

Bücherbesprechungen.

— Das Licht der Welt. Ein Jahrgang Evangelien-Predigten von Max Vorberg, Superintendent a. D. in Schöneberg. Billige Volksausgabe. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 4 ℳ 60 ₰. — Die früheren drei Bände, in denen diese Predigten zuerst erschienen sind, erscheinen hier zu einem Bande vereinigt als Volksausgabe, als welche das Werk auch entschieden seinen Gang gehen wird wie eine Postille für

das Christenvolk unserer Zeit. Zu solchem Zwecke sind auch die altkirchlichen Evangelien, die der Prediger mit geringen Ausnahmen behandelt hat, gewiß die geeignetsten Texte. Nur für zwei Adventspredigten, für eine Oster- und für beide Pfingstpredigten hat der Herausgeber freie Texte oder die in der Kirche als Episteln bezeichneten Festgeschichten gewählt. Im Uebrigen ist an dem aufgestellten Grundsatz so festgehalten worden, daß thatsächlich für das zweimal vorkommende Advents- und Palmsonntagsevangelium auch zwei verschiedene Predigten vorliegen, daß die beiden Speisungswunder am Sonntag Lätare und am 7. Sonntag nach Trinitatis auch wirklich ihre Auslegung finden und neben dem großen Abendmahl am 2. das Hochzeitsmahl am 26. nach Trinitatis stehen geblieben ist. Bekanntlich hat auch die scheinbare Ueberflüssigkeit dieser Wiederholungen ihre beachtenswerthe Vertheidigung gefunden. Der Epiphaniastag ist als Missionsfest der Gemeinde betrachtet, hinzugefügt sind je eine besondere Predigt an dem Bußtag der Freudenzeit und am Reformationsfest. Die Art dieser Predigten könnte man bezeichnen als altmodisch im besten Sinne; das Wort der Wahrheit, dessen Giltigkeit als solches überall als selbstverständlich vorausgesetzt wird, empfängt seine genaue Wort- und Sacherklärung, an die sich die Anwendung anschließt, je nachdem der Verlauf der Textgeschichte eine Zusammenfassung oder eine Gliederung der einzelnen Gedanken fordert. Oft ist die ganze Eintheilung der Predigt nur eine Unterordnung des Stoffes unter eine die Hauptsache bezeichnende Ueberschrift, die dann in der erwähnten Weise sich in zwei Theile zerlegt. Mit diesem sogenannten Thema und seinen Theilen macht sich der Prediger nie viel Mühe und verzichtet damit freilich auf ein Hauptmittel des nachwirkenden Eindrucks auf die Zuhörer, die sich den vor ihnen entwickelten Gedankenkreis am besten und nachhaltigsten einprägen vermittelst einer leicht faßlichen und scharf begrenzten Formulirung seines Inhaltes. Dafür bleibt uns aber auch das Aergerniß erspart an gesuchten, geschraubten oder in fürchterliche Verse zusammengezwängten Dispositionen, an denen wieder die moderne Predigt so häufig krankt. Schlicht und kraftvoll, volksthümlich und feierlich bewegt sich die Gedankenentwickelung des Predigers; von geschichtlichen Mittheilungen aus alter und neuer Zeit ist ein sparsamer, aber jeder Zeit wirksamer Gebrauch gemacht und die berüchtigte Bekehrungsanekdote ist gänzlich ausgeschlossen. Wir stehen unter dem erfreulichen Eindruck, daß diese Predigtsammlung zur Erbauung der Volksseele unserer Tage in Kirche und Haus wohl geeignet ist. B. K.

— Wirket, so lange es Tag ist! Ein Jahrgang Predigten von Walter Burkhardt, weil. Pastor an der Sophienkirche in Berlin. Mit einem Vorwort von Hofprediger a. D. Stöcker. II. Auflage. Berlin 1900. Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 3 ℳ. — Es ist ohne Zweifel als ein Gewinn für die homiletische Literatur unserer Zeit anzusehen, daß diese Predigten des so jung verstorbenen, reich begabten Mannes ihr auf diese Weise gewissermaßen erhalten bleiben. Denn sie werden jetzt erst einen weiteren Segensgang antreten können, nachdem die erste Auflage, wie das Vorwort berichtet, einen dankbaren Leserkreis besonders jenseits des Oceans gefunden hat, abgesehen von den Berliner Freunden und Zuhörern des rastlos thätigen Predigers, der als „Adjutant im christlich-socialen Geisteskampf" eine Zeit lang neben Stöcker eine der bekanntesten Persönlichkeiten in diesem Kreise war. Wir finden die besondere Bedeutung dieser Predigten einmal in einer geradezu erstaunlichen Beherrschung des evangelischen Lehrstoffes, wie er für die große Volksgemeinde zur Verkündigung geeignet ist, und in der nicht minder erstaunlichen Reife des Urtheils über das Volksleben mit seinen Bedürfnissen und seinen Schwächen. Beide Vorzüge kann sich ein Prediger, der noch nicht ganz 27 Jahre alt geworden ist, unmöglich auf dem Wege des Studiums selbst nach dem weitesten Begriffe des Wortes angeeignet haben. Das dieser zweiten Auflage beigegebene kurze Lebensbild deutet uns an, auf welche Weise er diese herrliche Mitgift für sein so kurzes Amtsleben erworben hat: er hat sich schon als Kind mit einer eigenartigen Liebe zu Kirche und kirchlichem Amt in diese Gedankenwelt hineingelebt und muß dabei den unentbehrlichen Segen trefflicher Vorbilder auf allen Stufen seiner Entwickelung genossen haben. Wem diese Zukunftsgaben in der Jugend gefehlt haben, der wird es allerdings schwerlich lernen, so zu predigen, trotz aller Regeln der Homiletik und aller gedruckten Beispiele. Aber Jeder kann sich unter den Eindruck dieser Predigten stellen und daraus entnehmen, was seiner Predigt fehlt und was in ihr vom Uebel ist. Nur muß er dabei das Eine beachten, daß die hier vorliegenden Muster, wie so Vieles in der Welt, ihren Hauptvorzug in ihrer Einseitigkeit haben. Von einer besonderen Vertiefung der Schriftauslegung, von einer Emporhebung des Zuhörers zu den höheren Stufen der Erkenntniß ist kaum irgendwo die Rede; dazu hatte der gewesene Stadtmissions-Prediger und Versammlungs-Redner in den kaum zwei Jahren seiner eigentlich pastoralen Thätigkeit doch die Zeit nicht gefunden. Wie mit einem wehmüthigen Seitenblicke streift er hin und wieder das ganze Evangelium oder den ganzen epistolischen Abschnitt, von dem er sich einen meist nur kleinen Theil als Text erwählt hat, um dann aber doch wie gezwungener Weise immer nur wieder das längst schon Gepredigte auf's Neue zu sagen. Das geschieht allerdings stets auf Grund sorgfältiger Vorbereitung und mit großer Kraft und Wärme. Aber es liegt in seinem amtlichen Lebensgang, daß er auch dann nur die der Kirche Entfremdeten, die der Milch bedürftigen Kinder vor sich zu haben glaubt, wenn das vielleicht gar nicht der Fall ist. So werden, von den oben erwähnten Vorzügen abgesehen, hauptsächlich solche Prediger von ihm zu lernen haben, aber auch außerordentlich viel lernen können, die es mit entkirchlichten, dem Evangelium fremd gewordenen Gemeinden zu thun haben und nun jede Gelegenheit benützen müssen, um bei kirchlichen Handlungen, festlichen Ansprachen u. dergl. an die Einzelnen heranzukommen. B. K.

— Gottlieb Fischer, Pastor in Essen, Georg Müller. Ein Blick in die Welt des Glaubens und des Gebetes. 2. Aufl. 148 S. mit dem Porträt Müller's. Geh. 60 ₰, Bibliotheksband 90 ₰, eleg. geb. 1 ℳ. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins, 1900. — Nachdem uns bereits der R. Mühlmann'sche Verlag mit mancher Gabe über den glaubens- und gebetskräftigen Waisenhausvater in Bristol beschenkt hat, erscheint hier in zweiter Auflage ein schlicht geschriebenes und überaus billiges Lebensbild des vorbildlichen Gottesmannes. Zwischen beiden Auflagen liegt der Tod Müller's, und gegen die erste ist diese zweite Auflage wesentlich vermehrt. Wir dürfen auch auf diese Biographie empfehlend hinweisen. D. K.

— Wilhelm Löhr, Diesseits und Jenseits des Atlantischen Oceans. Lose Reiseblätter. 154 S., mit 5 Illustrationen auf holzfreiem Papier, in feinster Ausstattung. 80 ₰, Bibliotheksband 1,20 ℳ, eleg. geb. 1,40 ℳ, mit Goldschnitt 1,60 ℳ. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins, 1900. — Es ist gewiß nur zu begrüßen, daß die in dem Kirchlichen Elberfelder Anzeiger erschienenen Schilderungen der während des amerikanisch-spanischen Krieges unternommenen Reise des Verfassers nach Amerika durch das vorliegende Buch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Wir haben in diesen Reiseblättern mit lebhaftem Interesse gelesen; besonders in nationaler und kirchlicher Hinsicht orientiren sie, sind in einfacher Form und frischem Ton geschrieben. Sie seien Volksbibliotheken und dem christlichen Hause warm empfohlen. D. K.

— H. Bauer, Zinzendorf und die Brüdergemeinde. Vortrag gehalten bei der Missions-Jahrhundertfeier in Herrnhut am 7. Juni 1900. 32 S. Verlag von Friedrich Jansa, Leipzig 1900. 50 ₰. — Soviel auch zum Jubelgeburtstag Zinzendorf's in letzter Zeit geschrieben und vorgetragen ist, die hier gebotenen Ausführungen sind eine so treffliche Würdigung des seltenen Mannes und zeugen von so tiefgehender Kenntniß seines Lebens, Denkens und Wirkens, sind auch in so prägnanter Form geschrieben und mit so beachtenswerthen Hinweisen und Winken ausgestattet, daß wir das vorliegende Schriftchen auch post festum zur Lectüre sehr empfehlen. D. K.

— Robert Wendlandt, Der Arzt. Erzählungen. Brosch. 1,50 ℳ, geb. 2,20 ℳ. 200 S. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission. — Der Verfasser, welcher als christlicher Erzähler bereits bekannt ist, bietet uns hier drei neue Proben seiner fleißigen, nicht ungewandten Feder, Erzählungen, welche im Wesentlichen dieselbe Tendenz verfolgen, vom Glauben Abgekommene von der Wahrheit christlicher Weltanschauung zu überzeugen. Vielleicht tritt diese Tendenz doch zu deutlich hervor. Während die erste Erzählung ausgesponnene Philosopheme und einen apologetischen Gedankeninhalt bietet, will die zweite mehr die Beweiskraft der Alles überwindenden herzbekehrenden Liebe an einem edlen Menschenfreunde schildern, der dem reichen, verkommenen Baron die Hand der Tochter versagt, aber den armgewordenen Kranken und Elenden trägt und endlich

das Herzensverhältniß Beider segnet. Beide Erzählungen haben viel Ansprechendes, während die dritte in ihrem Aufbau gegen die anderen beiden etwas zurücktritt. D. K.

— Die Königlich Sächsischen Ausführungsbestimmungen zu dem Reichsgesetze vom 24. März 1897 über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung. Herausgegeben und mit einem ausführlichen Sachregister versehen von Dr. Franz Grengel, Landrichter. 71 S. Preis 80 ₰. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1901. — Die vorliegende Ausgabe, in der auch die amtliche Begründung des Entwurfes mit abgedruckt ist, ist ein Sonderabdruck aus den landesrechtlichen Civil-Prozeß-Normen, einem Anhange zu Gaupp-Stein's Commentar zur Civil-Prozeß-Ordnung, und will hauptsächlich praktischen Bedürfnissen dienen. Besondere erläuternde Bemerkungen sind den Bestimmungen nicht beigegeben, so daß die Zusammenstellung an sich und das ausführliche Sachregister allein Beachtung beanspruchen und auch verdienen. K—d.

— Das Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung vom 24. März 1897 (Fassung vom 20. Mai 1898) nebst dem Einführungsgesetz und dem für Preußen ergangenen Ausführungsgesetz vom 23. Sept. 1899 und Kostenbestimmungen. Mit einem ausführlichen Commentar in Anmerkungen von Dr. Paul Jäckel, Reichsgerichtsrath. Vierte (Schluß-) Lieferung. Preis 4,40 ℳ Berlin 1901, Franz Vahlen. — Mit der vorliegenden Lieferung ist der Commentar zum Abschlusse gebracht worden. Er verdient volle Beachtung, denn in den ausführlichen Anmerkungen will der Verfasser nicht nur die wissenschaftliche Erforschung des Gesetzesinhalts, sondern auch die praktische Anwendung der Gesetzesbestimmungen fördern und dies ist ihm, der schon früher in dem preußischen Zwangsversteigerungsverfahren wohl praktisch thätig war und durch seinen Commentar zu dem preußischen Gesetze in die Verhältnisse sich hineingelebt hatte, in umfassender Weise gelungen, um so mehr, als er es vermag, nicht nur die verschiedenen Bestimmungen vorzutragen, sondern auch klar zu legen und abweichende, nicht wohl haltbare, dem praktischen Bedürfnisse meist nicht entsprechende Ansichten zu widerlegen; als Beispiele seien nur die Anm. 4 zu §. 174 (S. 558) und die Anm. 5 zu §. 178 (S. 568) angeführt. Die Praktiker, die schon in den ersten drei Lieferungen wünschenswerthe Aufschlüsse erhalten haben, werden auch in der Schlußlieferung vieles Beachtenswerthe finden. Selten wird der Commentar versagen, wenn für einzelne Fälle Belehrung daraus gesucht wird, und dann meist für Verhältnisse, die nicht allgemeiner bekannt sind, so z. B. für die Behandlung der sächsischen, in das Mindestgebot fallenden Kostensicherungshypotheken, falls der Hypothekengläubiger schon nach BGB. §. 1118 Befriedigung für seine Kosten gefunden hat und aus der Hypothek Ansprüche nicht geltend gemacht werden; diese Kostensicherungshypotheken sind glücklicher Weise im Verschwinden begriffen, da ein wirkliches Bedürfniß dafür nicht mehr vorliegt. Die Anerkennung, die der Commentar bisher in den Kreisen der Vollstreckungsrichter gefunden hat, wird ihm die beste Empfehlung sein. Die in der Schlußlieferung mitenthaltenen preußischen Ausführungsbestimmungen sind kürzer behandelt und entbehren auch nicht eines allgemeinen Interesses. K—d.

— Die Königin Luise in ihren Briefen. Eine Mitgabe für unsere Schüler. Von Dr. Eduard Küsel, Direktor des Königlichen Luisen-Gymnasiums zu Memel. Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm. Memel, gedruckt bei F. W. Siebert. 1900. 142 Seiten. — Wir wünschen, daß dieses Buch auf jedem Weihnachtstische einer christlichen deutschen Familie zu finden wäre, dieses Buch, das in den Briefen der unvergeßlichen Königin einem Seelenspiegel gleicht, wie er treuer von ihr nicht gedacht werden kann. Mit Recht sagt der Herausgeber, daß bei der Tiefe des in diesen Briefen sich offenbarenden Gefühls und der Hoheit der Gedankenwelt Luisens, mit der sie das ganze Leben als treue Tochter, zärtliche Schwester, liebevolle Gattin, vortreffliche Mutter und als christliche deutsche Königin umfaßt, zugleich ein unvergleichlicher großer erzieherischer Werth in ihnen ligt. Mit Recht meint er, daß für die Bildung unserer Jugend nichts ersprießlicher sein kann, als auch sie in das Allerheiligste dieses Herzenstempels einer königlichen Frau zu führen. Königin Luise gehört zu jenen Persönlichkeiten, „welche einer höheren Ordnung der Dinge anzuhören scheinen, von denen ein Hauch des Ewigen ausgeht". Wir wünschen mit dem Herausgeber, der sich ein großes Verdienst durch die Veröffentlichung dieser Briefe nicht nur um Deutschlands Jugend, sondern um unser ganzes, doch noch nicht allen Idealen entfremdetes Volk erworben hat, daß alle Tugenden, die nach dem Zeugniß Aller die Königin nicht blos zu einer Zierde ihres Geschlechts auf einem Königsthrone gemacht haben, sondern auch von nachhaltigstem Einfluß auf die sittliche Wiedergeburt unseres Volkes nach dem Zusammenbruche von Jena gewesen sind, vor Allem ihr sieghafter Glaube an eine moralische Weltordnung, demselben auch im neuen Jahrhundert als ein sicheres Palladium für gute wie für böse Tage erhalten bleiben möchten. Dr. Eduard Küsel nennt sein, mit werthvollen erläuternden Fußnotizen versehenes Buch „eine Mitgabe für unsere Schüler". Es ist weit mehr; es ist eine kostbare, unserem Volke zu einer verständnißvollen Erfassung seiner edelsten Frau aus einem für diese begeisterten Herzen dargebotene Gabe, eine der werthvollsten und gediegensten Bereicherungen der über die Königin Luise erschienenen Literatur. W. Sm.

— Küttner, Kriegschirurgische Erfahrungen aus dem südafrikanischen Kriege 1899/1900. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. Preis 4 ℳ — Das Hauptergebniß der kriegschirurgischen Erfahrungen, die der Leiter der 1. Expedition des deutschen Rothen Kreuzes Professor Dr. Küttner auf dem südafrikanischen Kriegs-Schauplatze machte, ist die Bestätigung der von verschiedenen Seiten angefochtenen Bruns'schen Lehre von der Humanität der kleinkalibrigen Mantelgeschosse. Doch betont andererseits der Verfasser in seinen Schußfolgerungen, daß wir nach seiner Ueberzeugung vom strategischen Standpunkte aus an der Grenze der Humanität angelangt sind, wenn anders das Geschoß seinen Zweck, den Mann für die Dauer des Gefechts und womöglich des Feldzugs kampfunfähig zu machen, erfüllen soll. Häufig können die Leute mit mehreren Verwundungen noch weiter fechten, und der Heilungs-Prozeß ist oft ein so schneller und günstiger, daß ein großer Theil der Verwundeten bald wieder zur Front geschickt werden kann. Diese günstigen Verhältnisse werden besonders durch die kleine Hautöffnung und die platteren Schußcanäle, die das kleinkalibrige Geschoß gegenüber dem Bleigeschoß setzt, bedingt, ferner werden weniger Fremd-Körper (Tuchfetzen u. s. w.) in die Wunden hineingerissen, das Geschoß wird seltener deformirt und wichtige Theile (z. B. Knochen) werden leichter als beim großkalibrigen Bleigeschoß vermieden. Die speziellen Ausführungen des Verfassers, die auch in klinischer Beziehung viel Belehrendes bringen, sind äußerst interessant und besonders auch aus dem Grunde noch sehr werthvoll, als darin auch die bereits vorliegenden zahlreichen Mittheilungen der auf dem Kriegs-Schauplatze thätig gewesenen englischen Chirurgen ausgiebig verwerthet sind. 13 Abbildungen im Texte und 13 Tafeln mit Röntgen-Bildern sind dem Buche beigegeben, das für Aerzte und Berufs-Soldaten gleich lesenswerth ist, aber auch weiterhin manchen Leser interessiren wird. —t.

— Zander, C., Seminarlehrer in Rheydt, Der Anschauungs-Unterricht als Vorbereitungs-Cursus für den Unterricht in den Realien. Ein Reformversuch dargestellt in zweimal vierzig Lectionen. Neuwied und Leipzig, Heuser's Verlag (Louis Heuser) 1900. 92 SS. 8. — Auf dem Gebiete des Anschauungsunterrichts herrscht rege literarische Thätigkeit, und mit Recht. Verlangt er doch besondere Tüchtigkeit des Lehrers: reiche Erfahrung, scharfe Beobachtung, verständnißvolles Eingehen auf den Gedankenkreis des Kindes und liebevolle Umsicht. Dazu ist er meist jüngeren Lehrern anvertraut, die nach Anregung und Anweisung ausschauen. Deshalb erleben die größeren Werke immer neue Auflagen und zeigen stete Weiterarbeit. Kleinere Arbeiten kommen hinzu. Der Verfasser des vorliegenden Büchleins, der in seinem Schriftchen über die Methodik des geographischen Unterrichts einen Beitrag zur Unterrichtslehre und in dem über die Lehrertugend der Geduld einen solchen zur Erziehungslehre geliefert hat, bietet hier den Stoff des Anschauungsunterrichts für 1., 2. und 3. Schuljahr in knapper Zusammenfassung in 86 Abschnitten; auf jeden kommt durchschnittlich eine Seite. Er will mit dem Büchlein die Reformgedanken berufener Schulmänner wie Kollbach in die Praxis umsetzen. Die Stoffe sollen zunächst ohne Buch durchgearbeitet, in der zweiten Hälfte des 2. und im 3. Schuljahre in der Schule und wohl auch zu Hause nachgelesen werden. Wenn letzteres auch nicht geschieht, wird das Heft sich wegen der knappen Zusammenfassung manchem Lehrer nützlich erweisen. n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 155. Donnerstag, den 27. December, Abends. 1900.

Die Hochgebirgskur für Lungenkranke.

Von Einem, der sie selbst erprobte.

Mag man sich immerhin des Eifers erfreuen, mit welchem während der letzten Jahre in Deutschland die Bekämpfung der Lungentuberkulose als Volkskrankheit in Angriff genommen worden ist, auf die Dauer dürften Diejenigen Recht behalten, welche gegenüber den von den Führern der Bewegung in erster Reihe angepriesenen Mitteln von Anbeginn sich skeptisch verhalten haben. Wird man sich doch mit Recht ungläubig fragen müssen, ob eine verhältnißmäßig kurze Kur in einer der bekannten Volksheilstätten mit meist unmittelbar darauf folgender Rückkehr in vielfach ungünstige Lebens- und Berufsverhältnisse für die Masse der ärmeren Bevölkerung Dauererfolge — nur auf diese kann es ja ankommen — in irgendwie nennenswerthem Umfange verbürgt. Und leider kann die negative Beantwortung dieser Frage, wenigstens für den mit der socialwirthschaftlichen Lage eines großen Theiles der großstädtischen Gewerbsbevölkerung genauer Vertrauten, kaum ernstlich zweifelhaft sein. Wer sich also durch Unterstützung einer humanen Hilfsaction nicht nur einen Namen machen, sondern das Uebel wirklich an der Wurzel fassen und vertilgen will, wird den Hebel seiner Thätigkeit besser an einem anderen Punkte einsetzen. Weniger die Bekämpfung der Krankheit bei den einzelnen damit behafteten Individuen, als vorbeugende Maßregeln gegen ihre Entstehung und Verbreitung durch Verhütung fahrlässiger Verschleppung der Krankheitskeime und Kräftigung der körperlichen Widerstandsfähigkeit der unteren Classen gegen die Krankheitserreger werden ihm am Herzen liegen müssen. Neben einer consequenten Ausgestaltung und Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung auf kleingewerbliche und hausindustrielle Betriebe, neben der Durchführung einer Wohnungsreform großen Stiles und einer unerschrockenen Begünstigung aller Maßnahmen, welche die socialwirthschaftliche Lage der ärmeren Schichten des Volkes zu heben geeignet sind, wirken die eigentlichen Heilstätten nur ergänzend, vor Allem als Einrichtungen zur Isolirung der Krankheitsherde in Betracht kommend. Wesentlich anders liegen die Dinge für jene, die trotz günstiger allgemeiner Lebensbedingungen, aus welchen besonderen Gründen immer, einer Ansteckung zum Opfer fielen und die über die nöthigen materiellen Mittel nicht nur zu einer längeren Kur, sondern, was ebenso wichtig ist, auch zu entsprechender Nachkur verfügen. Für solche wird es sich namentlich darum handeln, durch Kräftigung ihrer Constitution in geeigneter Umgebung den ihr Leben bedrohenden Krankheitsprozeß zum Stillstand zu bringen, und weiterhin, durch Hebung ihrer Widerstandsfähigkeit gegenüber den schädlichen Einflüssen der Außenwelt Rückfälle möglichst zu verhüten. Sollen nun derartige Kranke nach dem Süden gehen, oder sollen sie das Hochgebirge aufsuchen, oder soll man sie, wie neuerdings von manchen Seiten mit überraschender Bestimmtheit empfohlen wird, einfach ruhig lassen, wo sie sind, d. h. zum Mindesten auf jeden entscheidenden Klimawechsel verzichten? Es kann nicht der Zweck der folgenden Ausführungen eines Laien sein, die aufgeworfene Frage streng wissenschaftlich und allseitig erschöpfend zu erledigen. Wird doch im concreten Falle unter allen Umständen der behandelnde Arzt, der die Natur seines Patienten und den ganzen Verlauf seiner Krankheit genau kennt, ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Darf jedoch der Verfasser von sich auf Andere schließen, so wird es vielleicht nicht Wenige geben die von den persönlichen Erfahrungen eines Leidensgenossen gern werden profitiren wollen. Dürfte es ihnen doch nicht entgangen sein, daß so mancher „praktische Arzt“ nur äußerst unklare Vorstellungen hat von den Kurorten, nach denen er seine Kranken entsendet, ja selbst von den Kuren, die er ihnen gewissermaßen unbesehen empfiehlt. Ich selbst würde jedenfalls glücklich sein, könnten diese Zeilen dazu dienen, Vorurtheile zu zerstören, Mißgriffe zu verhüten, gesunkene Hoffnungen neu zu erwecken.

Die geringsten Erwartungen hinsichtlich dauernder Heilerfolge sollten im Allgemeinen Diejenigen hegen, die sich dem „Süden“ zuwenden. Einmal, weil dort der eine wichtige Zweck der Kur, Abhärtung und Erhöhung der körperlichen Widerstandsfähigkeit gegen ungünstige Witterungseinflüsse, sich am schwersten erreichen läßt; zweitens, weil der bei der Rückkehr des Reconvalescenten unvermeidliche Uebergang aus dem südlichen Klima nach dem Norden Jenen in besonders hohem Grade der Erkältungsgefahr und damit der Gefahr langwieriger Katarrhe der Luftwege oder gar eines schnellen Rückfalles aussetzt. Abgesehen von jenen Fällen, in denen die eigenthümliche Constitution des Patienten den Aufenthalt im Süden besonders aussichtsvoll erscheinen läßt, sollten ihn deshalb nur solche Personen aufsuchen, deren pecuniäre und sonstige Verhältnisse ihnen einen langen, womöglich mehrjährigen Aufenthalt daselbst und den Besuch entsprechender Zwischenstationen bei der Rückkehr gestatten. Wer es aber schon thut, sollte mindestens nicht an der Riviera oder gar am Genfer See (!) Halt machen, wo Staub und Wind, unsichere Witterungsverhältnisse und mangelhafte hygienische Vorkehrungen das Verweilen von Kranken nicht empfehlenswerth erscheinen lassen. Madeira, oder noch besser Algier und Aegypten dürften wegen ihrer hervorragend günstigen klimatischen Verhältnisse in dieser Hinsicht bei Weitem den Vorzug verdienen. Kann die skeptische Beurtheilung der Bedeutung südlicher Kurorte für die Heilung der Lungentuberkulose gegenwärtig als die herrschende Meinung bezeichnet werden, so gilt dies keineswegs hinsichtlich des Hochgebirges. Allerdings hat sich neuerlich, wohl nicht ganz unbeeinflußt von ökonomischen, patriotischen, persönlichen und anderen Erwägungen, mehr und mehr eine Richtung Bahn gebrochen, welche dem Klima grundsätzlich jede maßgebende Wichtigkeit absprechen will, etwa mit der Begründung, daß es Klimate, die den Menschen gegen Tuberkulose immun machen, nicht gebe, und eben so wenig Klimate, wo diese Krankheit irgendwie einen anderen klinischen Verlauf zeigt, als man ihn überall beobachte. Aber diese Strömung ist bei ihren Bemühungen in fachmännischen Kreisen auf energischen Widerstand gestoßen. „Es kommt ja vor,“ bemerkt z. B. Liebermeister, „daß ein Kranker auch zu Hause geheilt wird; es werden auch bei uns in gut geleiteten Anstalten gute Erfolge erzielt; aber“, so fügt er nachdrücklich hinzu, „im Hochgebirge werden sie häufiger und leichter erreicht. Wer viele Kranke zu sehen bekommt, die aus den deutschen Heilstätten zurückkehren, und auch viele, die aus dem Hochgebirge zurückkommen, der überzeugt sich bald, daß im Hochgebirge die Heilungen und namentlich die dauernden Heilungen häufiger erreicht werden. Und für die unglücklichen Kranken ist gerade das Beste gut genug.“ In auffälliger Uebereinstimmung hiermit befindet sich die folgende von einer ersten Autorität, dem Engländer Th. Williams, veröffentlichten Tabelle:

Kurort	Zahl der Patienten	Durchschnittliche Dauer des Aufenthaltes in Monaten	Erfolge allgemeine gebessert			Erfolge local geheilt			
			gebessert	stationär	verschlechtert	geheilt	gebessert incl. geheilt	stationär	verschlechtert
			Proc.	Proc.	Proc.	Proc.	Proc.	Proc.	Proc.
Hochgebirge	247	12,2*)	83,4	2,02	14,57	42,5	75,6	5,3	19,1
Riviera	210	9,0	65,0	10,00	24,8	5,9	36,6	17,8	45,6
Heimathliches Klima	292	9,7	63,7	8,21	28,0	2,0	38,9	20,0	41,1

Es ergiebt sich daraus, daß die im Hochgebirge behandelten Patienten weitaus den größten Erfolg davongetragen haben, und zwar sowohl was das Allgemeinbefinden, als namentlich auch den localen Prozeß anbelangt. Der genannte Forscher zieht zum Vergleiche insbesondere auch Resultate der in Falkenstein behandelten Patienten heran, in die er habe Einsicht nehmen können. Die Fälle seien nicht wesentlich von seinen im Hochgebirge behandelten verschieden gewesen, die Erfolge jedoch weit weniger günstig (13% Heilungen, 24,1% Besserungen). Wie hoch erheben sich über dieses Niveau die Ergebnisse einer 1899 von dem Leiter des Davoser Sanatoriums K. Turban veröffentlichten, äußerst gründlichen Statistik! Bei einem Krankenmaterial von 408 Personen, welches zur Hälfte dem II. Stadium, zu je einem Viertel dem I. und dem III. Stadium der Lungentuberkulose angehörte, erzielte die Combination der Anstaltsbehandlung mit der Hochgebirgsbehandlung in Davos 66,1% Entlassungserfolge im Sinne von nicht oder wenig beeinträchtigter Leistungsfähigkeit bei gebessertem oder stillstehendem Lungenbefunde. Und ein bis sieben Jahre nach der Entlassung war noch bei 48% sämmtlicher Kranken ein ärztlich beglaubigter Dauererfolg vorhanden. Danach dürfte also auch heute noch unter den möglichen Behandlungsarten die Kur im Hochgebirge eine hervorragende Stellung einnehmen. Und daß in der That Tuberkulöse hier besonders günstige Lebensbedingungen vorfinden, kann man wohl schon daraus schließen, daß bei gleichen socialen Verhältnissen in der Höhe weniger Todesfälle an Tuberkulose vorkommen, als in der Ebene. Entfallen doch in Graubünden, wie amtlich festgestellt, auf je 1000 Einwohner in den unter 1000 m gelegenen Orten 10,9, in den über 1000 m hoch gelegenen dagegen nur 6,8 an Tuberkulose kranke Personen, obwohl zu den letzteren Orten die alljährlich von Tausenden Lungenkranker besuchten Kurorte Davos und Arosa gehören. Welchen besonderen Eigenschaften des Höhenklimas diese glücklichen Folgen zuzuschreiben sind und in welcher Weise die einzelnen Factoren den menschlichen Organismus beeinflussen, ist schon oft auseinandergesetzt worden. Verminderung des Luftdruckes, vermehrte Insolation (intensivere Lichtbestrahlung und größere Durchlässigkeit der Luft für Wärmestrahlen), geringere Bewölkung im Winter, größere absolute wie relative Lufttrockenheit, unveränderte Lufttemperatur, größere Reinheit der Luft und lange Dauer der Schneedecke scheinen, sich wechselseitig ergänzend, in vortheilhafter Weise auf die Thätigkeit der Athmungsorgane, die Blutbildung, die Kräftigung des Gesammtorganismus einzuwirken. Nicht zu vergessen endlich die meistens wohl unterschätzte belebende psychische Einwirkung, die der Eintritt aus dem feuchten, trüben und düstern Tiefland in die klare, helle und sonnige Welt des winterlichen Hochgebirges auf den Kranken ausübt. Nur wer die tiefe seelische Depression eines in der Ebene dahinschwindenden Lungenkranken und die geradezu befreiende Kraft der Höhe an sich selbst erlebt hat, wird diesem wichtigen Umstande die gerechte Würdigung zu Theil werden lassen. Die Art des Einflusses des Höhenklimas hat Egger anschaulich beschrieben: „Wo wochenlang Sonnenschein und ruhige Luft herrschen, da giebt man sich dem Genusse der reinen Luft ganz hin. Bei diesem Leben im Freien zwingt uns die Gestaltung des Bodens die gesammte Körpermuskulatur zu gebrauchen. Die Athmung wird tiefer, der Thorax erweitert sich und jeder Athemzug füllt die Lungen bis in die feinsten Bronchiolen mit frischer reiner Luft. Das Herz arbeitet mit größerer Kraft und treibt das mit besserem Nährmaterial versehene Blut in alle Theile des Körpers. Die kältere Temperatur verlangt, daß der Körper mehr Wärme erzeugt und unter der intensiven Sonnenbestrahlung und Lichteinwirkung geht der ganze Stoffwechselprozeß lebhafter und vollkommener vor sich. Der Appetit wird reger, die Verdauungs- und Secretionsorgane leisten mehr, und das gesammte Nervensystem kommt in der erhabenen Stille der Hochgebirgsnatur zur Ruhe. Kurz es vollzieht sich ohne Gewaltmittel eine vollkommene Umwälzung der Constitution. Der vorher widerstandslose Organismus gewinnt im Laufe der Monate die Kraft, den Kampf mit den Krankheitsgiften wieder aufzunehmen, und er geht siegreich aus diesem Kampfe hervor."

Unter den Hochgebirgskurorten kommen in Europa vor Allem die alpinen: das altberühmte Davos und das frisch aufstrebende Arosa in Betracht. Der Verfasser, der seine Wiederherstellung von schwerer Krankheit dem letzteren Orte verdankt, leugnet nicht eine begreifliche subjective Voreingenommenheit. Wichtiger für Andere dürfte sein, daß er Arosa aus objectiven Gründen auch dann den Vorzug geben würde, wenn jene persönlichen Gefühle der Dankbarkeit nicht mitsprächen. Schon, daß Arosa, wie sich aus der folgenden Tabelle ergiebt, Davos nicht unerheblich an durchschnittlicher Sonnenscheindauer übertrifft, darf man als Vorzug gelten lassen. Es betrug nämlich die Durchschnittssonnenscheindauer in Stunden:

Beobachtungsjahre	Oct.	Nov.	Dec.	Jan.	Febr.	März	Total
Arosa 1890/94 . . .	135	109	103	107	140	178	772
Davos 1888/94 . . .	123	94	90	105	121	160	693
Basel 1886/94 . . .	113	64	57	63	107	131	535

Doch dieser Vorzug wird, wie schon Treupel hervorgehoben und dargethan, glücklich ergänzt durch den weiteren Umstand, daß Arosa seiner Lage am freien Abhange eine gleichmäßigere und auch etwas höhere Temperatur verdankt, als das benachbarte und um mehr als 200 m tiefer gelegene Davos für die entsprechenden Monate sie besitzt. Eben dieser terrassenförmige Aufbau an der einen Seite des Arosaer Hochthales nun verleiht dem Orte noch drei weitere gute Eigenschaften. Einmal die verhältnißmäßige Seltenheit der Nebel, die übrigens in der Regel, thalaufwärtsstreichend, an den Arosa gegenüberliegenden Bergen aufsteigen, den Ort selbst zumeist ganz freilassen. Zweitens ein rasches Abtrocknen während der Zeit der Schneeschmelze, da, ganz abgesehen von dem günstigen Einflusse des verminderten Luftdruckes, der abschüssige Boden ein schnelles und vollständiges Abfließen des Schneewassers ermöglicht. Drittens endlich die außerordentliche Reinheit der Luft. Besonders in dieser Hinsicht mehren sich neuerdings die Klagen über Davos, dessen Luftverhältnisse, wie mir von zuverlässiger Seite wiederholt versichert wurde, infolge der mit seiner städtischen Entwickelung verbundenen Vermehrung des Kohlenrauches leider eine fortgesetzte, von Jahr zu Jahr fühlbarere Verschlechterung erfahren haben. Um so wichtiger ist es, daß Arosa wegen seiner Bodenbeschaffenheit wohl für immer vor dem gleichen Schicksal bewahrt bleiben wird. Nun ist es mir im Tiefland nicht selten begegnet, daß Leidensgenossen oder deren Angehörige zwar den Werth der Hochgebirgskur nicht anzweifelten, wohl aber sich vor den zu erwartenden Kosten scheuten. Ich glaube, daß diese, verglichen mit den in Tieflandskurorten erforderlichen Aufwendungen, vielfach überschätzt werden. Wer wochen- oder monatelang bettlägerig ist, wird aus begreiflichen Gründen gut thun, sich in ein Sanatorium aufnehmen zu lassen und sich dann auf größere Aufwendungen gefaßt machen müssen. Wer sich jedoch sonst vertrauensvoll an seinen Kurarzt wendet und sich durch seine Vermittelung ein geeignetes Unterkommen in einem Hotel, einer Pension oder in einer Privatwohnung sucht, wird mit mäßigen Opfern davonkommen. In Arosa, wo mir die betreffenden Verhältnisse genau bekannt sind, schwanken die Pensionspreise für das einzelne Zimmer mit voller, reichlicher Verpflegung etwa zwischen 6 und 11 Frcs. pro Tag. Sätze von 8,50 Frcs. und 9 Frcs. gehören schon zu den höheren und geben meistens das Anrecht auf einen besonderen, unmittelbar vom Zimmer aus erreichbaren, geräumigen und durch spanische Wände isolirbaren Balconplatz. Auch die ärztlichen Honorare sind mäßige und fallen bei Kranken, die den Arzt regelmäßig nur bei Gelegenheit der periodischen Untersuchungen in Anspruch nehmen, kaum ins Gewicht. Es soll endlich nicht verschwiegen werden, daß speciell in Arosa jeden Winter durch die Opferfreudigkeit der wohlhabenden Patienten nicht unerhebliche Mittel den Aerzten zum Zwecke discreter und taktvoller Unterstützung be-

*) 10 Monate entspricht eher der Wirklichkeit, da die größere Zahl durch einige Patienten herauskommt, die als Geheilte sich dauernd im Hochgebirge niedergelassen haben.

dürftiger Kranker zur Verfügung gestellt werden. Freilich fehlt es nicht an solchen, welche die sogenannte „Anstaltsbehandlung“ als einen wesentlichen Factor des Heilerfolges betrachten. Steht daneben nur das Leben in einer auf die besonderen Bedürfnisse Lungenkranker nicht eingerichteten Familienwohnung zur Wahl, so kann die Entscheidung nicht zweifelhaft sein. Im Uebrigen aber halte ich auf Grund eigener Erfahrung und zahlreicher Beobachtungen und Erkundigungen die genannte Anschauung für durchaus verfehlt. Mögen nämlich vom theoretischen Standpunkte aus die „Sanatorien“ noch so sehr den Vorzug verdienen, in der Praxis gestalten sich die Dinge oft anders. Das „Lungenzuchthaus“ mit seiner öden Reglementirung aller Einzelheiten des Privatlebens, und das „fidele Gefängniß“ mit allwöchentlichen Tabakscollegien und Bierabenden, Sylvester- und Faschingsmaskeraden sind zwei extreme Typen, zwischen denen der richtige Mittelweg nur ausnahmsweise gefunden wird. Dabei genügt oft ein einziger Exceß, um den Kurerfolg von Monaten zu vernichten. Auch die stricteste Ueberwachung wird diese gelegentlichen Ausschreitungen nicht unbedingt verhüten können. Wohl aber kann man sagen: je strenger die Bevormundung, desto lebhafter der oft kindliche Reiz, ihr ein Schnippchen zu schlagen; und je größer die Zahl der zusammenlebenden Kranken, um so weitreichender der Einfluß einzelner unsolider Elemente auf ihre oft schwache Umgebung. Diese Schwäche, welche hundert Versuchungen widersteht, um der hundertersten dennoch zum Opfer zu fallen, ist in Wirklichkeit das Verhängniß der meisten. Sie gerade wird nicht bekämpft durch äußere Einrichtungen, sondern allein durch die vertrauenerweckende und achtunggebietende sittliche Persönlichkeit des Arztes, die überhaupt ausschlaggebend ist. Und deren Einwirkung wird im Durchschnitt um so geringer sein, je mehr der Einzelne sich in der Masse verliert. Einen Vorzug also bietet das Sanatorium in dieser Hinsicht gewiß nicht. Endlich aber ist auch nicht einzusehen, warum in ängstlich überwachten Hotels und Pensionen nicht die genügenden hygienischen Garantien sich sollten bieten lassen. Ich kenne mehr als ein Haus, das diesbezüglich die höchsten Ansprüche erfüllt, und habe andererseits Kenntniß von gewissen Einrichtungen in Sanatorien, welche die schärfste Kritik herausfordern.

Stehen nach dem Gesagten, von besonderen Umständen abgesehen, gut geleitete und vor Allem kurärztlich überwachte Hotels und Pensionen den Sanatorien nicht nothwendig nach, so haben sie unbedingt vor ihnen gewisse Vorzüge voraus. Einmal ähnelt das Pensionsleben noch am Meisten dem Familienleben. Wird daher der Kranke in einem streng geleiteten Sanatorium vielfach an ein Hospital und damit an seine eigene traurige Lage erinnert, so wird er in einer behaglichen Pension am ehesten darüber hinweggetäuscht. Zweitens gestattet letztere im Allgemeinen eine größere Individualisirung der Lebensweise des Einzelnen und damit eine allmälige Annäherung derselben an das Dasein im Tieflande. Und sollte es nicht vielleicht eine der wichtigsten Aufgaben des Arztes sein, den Reconvalescenten schrittweise zu einer Lebensführung zu erziehen, die ihm drunten ermöglicht, den Fährlichkeiten des Klimas, wie den Anstrengungen des Berufslebens siegreich Trotz zu bieten?

Bücherbesprechungen.

— Abendpsalter. Lieder für die Hausandacht, zusammengestellt von A. Pfeifer, Pastor. Stuttgart, Verlag der Buchhandlung Philadelphia. 1900. 50 ₰, in Partien billiger. — Der Gedanke, von dem sich der Herausgeber hat leiten lassen, ist ein eigenthümlicher. Richtig ist, daß sich eine regelmäßige Abendandacht in vielen Familien immer noch eher erreichen läßt, als eine Morgenandacht. Um aber jene zu befördern, giebt er für acht Wochen ausgedruckt so viel Liederverse, als dabei gesungen werden sollen, und je einen Bibelspruch, fordert dagegen, daß die Schriftlection nach einem Bibelleseplan oder fortlaufend aus biblischen Büchern stattfinde und ein einfaches Herzensgebet mit gemeinsam gesprochenem Vaterunser sich anschließe. Daher enthalten die einzelnen Andachten hier nur den Vermerk: Schriftlesung, Gebet. Wir meinen, wer diese Forderung zu erfüllen gewohnt oder bereit ist, es zu lernen, dem wird es auch nicht schwer fallen, sich aus dem Gesangbuch ein Lied dazu zu wählen. Die Erfahrung lehrt, daß die Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Hausväter Alles müssen in die Hand bekommen, was sie zur Hausandacht brauchen, wenn es zu einer regelmäßigen Uebung kommen soll. Immerhin kann auch diese Form für besondere Bedürfnisse geeignet sein. Die Lieder sind ganz oder zum Theil unsere schönsten Abendlieder, aber auch andere mit ursprünglich anderer Bestimmung sind benutzt, ebenso auch bekannte und weniger bekannte geistliche Volkslieder. B. K.

— Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts von Dr. Adalbert von Hanstein. Zweites Buch. In der Jugendzeit der großen Volkserzieher und der großen Dichter. Leipzig, Verlag von Freund & Wittig. 1900. — Wir beziehen uns auf unsere Besprechung des ersten Buches dieses eigenartigen, bemerkenswerthen Werkes. Der Verfasser ist auch diesmal den Grundsätzen treu geblieben, die er in der Vorrede zum ersten Buche ausgesprochen hat. Er hat wiederum ein reichhaltiges Gesammtbild des geistigen Frauenlebens entworfen. Seine Darstellung folgt im Allgemeinen ganz der Culturgeschichte. Erzieher und Dichter kommen hier in Betracht. Ihr Entwickelungsgang wurde zum leitenden Faden dieses zweiten Buches. Es beginnt mit der Besprechung des erzieherischen Einflusses, den Rousseau auf das Weib ausgeübt hat. Dann gelangt es nach den beiden maßgebenden Kunststädten von damals, nach Leipzig und Hamburg, und ihrem Reichthum, namentlich an Schauspielerinnen und Sängerinen. Die Wertherzeit mit ihren „Empfindsamen“ folgt. Eine Darstellung des Frauenlebens an den Höfen bildet das Schlußcapitel des Buches. Der Musenhof in Weimar erscheint vor unsern Blicken. Mit Goethe's Reise nach Italien bricht der Verfasser ab. Eine Anzahl werthvoller Kunstbeilagen ist dem Buche auch diesmal beigegeben, unter diesen die Bildnisse der jungen Therese Heyne und der Gräfin Franziska von Hohenheim. Wir sehen dem Erscheinen der nächsten Bände mit großem Interesse entgegen. W. Sm.

— Festschrift zur 200jährigen Wiederkehr der Erhebung Preußens zum Königreich[e] (1701—1901). Bearbeitet von Boysen, Oberleutnant à la suite des 6. Pommer'schen Infanterie-Regiments Nr. 49, commandirt zur königl. Unterofficierschule Weißenfels a. [d.] S. Mit 25 Abbildungen. Oldenburg, Druck und Verlag des Deutschen Officierblattes (Gerhard Stalling), 1901. 54 S.; klein-8°. Preis: 30 ₰. — Wie fast Alles, was dem kernigen, in Treue festen Oldenburger Volk und Land entstammt, so ist auch diese kleine Festschrift eine gute, empfehlenswerthe Arbeit, die sich namentlich zur Massenverbreitung in Preußen (100 Stück je 20 ₰) hervorragend eignet. Für eine 2. Auflage ein paar Vorschläge. Campo Formio (1797) ist nicht nur für Oesterreich ungünstig gewesen sondern bedeutet thatsächlich das Ende des alten Deutschen Reichs. Auf S. 23 und auch sonst eine zu große Vorliebe für das auf die Dauer schwerfällige Plusquamperfectum. Yorck ist mit ck zu schreiben. Das Stück aus dem Aufruf „An mein Volk“ (S. 28) lautet richtig interpungirt so: „Es ist der letzte — unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg — Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil — nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen — einer glücklichen Zeit.“ (Das sind die eigentlichen Schlußworte!). Das Treffen bei Möckern am 5. April 1813 einen „glänzenden Sieg“ zu nennen, ist etwas übertrieben; desgleichen der „einzig in der Weltgeschichte dastehende“ Uebergang der Preußen nach Alsen. S. 31, 2 Zeile von unten, muß es heißen: auf dem Throne. Trautenau (27. Juni 1866) war kein Sieg der Preußen. Ht.

— Vater & Sohn auf der Weltreise zur Beobachtung des Venusdurchganges am 9. Dec. 1874. Zwei Bände als Fortsetzung seiner Dichtungen, von Hermann Krone. Commissionsverlag von Otto Hendel, Halle a. d. S. Bd. I, geh. 3 ℳ, Bd. II. geh. 2 ℳ. Beide Theile in einem Band eleg. geb. 6 ℳ, mit Goldschnitt 6,50 ℳ. — Der Verfasser, der in engerm Kreis als ein Altmeister der Photographie bekannt ist, der die „Photographische Gesellschaft“ zu Dresden und ihr Organ, die Monatsschrift „Helios“ begründete, erzählt seine Erlebnisse und Wahrnehmungen, die er als Mitglied der deutschen Reichsexpedition zur Beobachtung des Venusdurchgangs auf den Aucklandinseln, in Australien und auf der Rückreise in Indien, Arabien, Aegypten, Italien machte. An seinem Lebensabend greift H. Krone wiederum zur Feder und schildert Dinge und Gegenstände, die ihn vor nahezu 30 Jahren interessirten, über die er auch ein ausführliches Tagebuch seinerzeit geführt hat. Selbst bei aller Achtung vor dem greisen Verfasser können wir nach bestem Wissen und Gewissen nicht umhin, die Heraus-

Digitized by Google

gabe der Weltreise als ein durchaus verfehltes Unternehmen zu bezeichnen. Der Inhalt ist zum größten Theil antiquirt. Warum hat der Verfasser das Werk nicht vor 25 Jahren herausgegeben? Da wäre es besser am Platze gewesen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Krone über einen ganz ansehnlichen Schatz von ethnographischen und botanischen Kenntnissen verfügt. Die hierhergehörigen Bemerkungen würden aber erst an Werth gewinnen, wenn sie zu einem vollständigen Werk verarbeitet würden; doch auch dieses würde wiederum zu lückenhaft werden. Auf S. 156 II. Bd. wird als eines der wichtigsten Resultate seine Erfahrung über die Temperatur zu Lande und zur See mitgetheilt: „Die Unterschiede zwischen Tages- und Nachttemperatur sind zu Lande bedeutender, als auf offener See, und schon im Hafen, also nahe am Lande, macht sich dieser Unterschied geltend. Die Luft wird nach oben zu kälter, das Meer bis zu einer gewissen Tiefe nach unten zu." Das sind Resultate, die jetzt jedem Schulknaben geläufig sein müssen, und über die die Meteorologie weit hinausgeschritten ist: man vgl. nur Hann's Handbuch der Klimatologie. Auf S. 225 II. Bd. wird von den „majestätischen Firnkrönungen und den blau lasirten Gletschern das Wilden Kaisergebirges" gesprochen. Die Schilderung entspricht nicht den wahren Thatsachen, denn erstens giebt es im Wilden Kaisergebirge keine Gletscher und zweitens sind es nur Firnflecke, die sich nicht zwischen Firnkrönungen, sondern zwischen Kalksteinfelsen lagern. Auch die Form des Reisewerkes ist nicht gelungen. Die Verse können weder den Anspruch auf Poesie machen, noch den auf gereimte Prosa. Seite 82 heißt es:

„Seit drei Monaten heut der achte Tag ohne Regen!
Kapitän Gascoin holte uns ab mit zwei der Matrosen,
Dr. Wolfram, Johannes und mich im kleineren Boote."

S. 84. „Probe davon ist niedergelegt im Dresd'ner Museum." Ist es schon eine Aufgabe, sich durch 9 Gesänge in Klopstock's Messias hindurchzulesen, so ist es eine anstrengende Arbeit, sich durch die Krone'schen Hexameter hindurchzuwinden. Diese sind nicht blos mühsam, sondern auch langweilig; ebenso wirken die anderen Versarten, die zur Hebung des Interesses eingestreut sind, nicht anders; z. B. S. 123:

„Oft mußten wir zu Hause sitzen,
Ganz unwillkürlich, denn, o Jammer,
Ging man hinaus im Sonnenschein
Und meint', es kann nicht schöner sein,
So fing es wieder an zu stürmen
Und regnet' auch gleich hinderdrein!
Ich ging in meine Dunkelkammer,
Als es begann, sich aufzuthürmen.
Mit Fleiß entwickelt' ich die Platten,
Die unlängst wir belichtet hatten,
Und während dessen wurd' es schön,
Das Wetter, zum Spazierengehn!"

Es.

— **Bille Brandt.** Roman von **Victor von Kohlenegg.** Berlin W. Verlag von F. Fontane & Co. 1900. 196 Seiten. Preis 2 ℳ. — Mit kurzen, kräftigen, charakteristischen Strichen entwirft der Verfasser das Bild seiner Bille Brandt, eines jungen, sympathischen Mädchens, das, zu Selbständigkeit und Selbstbewußtsein gekommen, früh ihre Liebe dem Interesse der Familie opfert und den ungeliebten Mann heirathet. Aber Bille ist nicht dazu geschaffen, sich unter die Herrschaft eines selbstischen und gefühlsrohen Gatten zu beugen, sie kämpft einen ehrlichen Kampf, um sich in den neuen Verhältnissen zurecht zu finden, und reißt sich energisch los, als sie erkennt, daß dieser Kampf vergeblich und sie unter der Herrschaft ihres Gatten zu Grunde gehen muß. Kohlenegg hat es verstanden, uns diese Gestalt äußerst sympathisch zu machen, sie uns menschlich nahe zu bringen. Die knappe und kräftige Charakterisirung haben wir schon oben hervorgehoben, dasselbe trifft auch für die anderen Gestalten des Buches sowie für das ganze Milieu zu. Die kleine thüringische Fabrikstadt, die Gesellschaft dieser Industriellen sind wunderbar plastisch und fein gezeichnet, mit wenigen Worten erhalten wir ein Bild der Situation, sind wir mitten hinein versetzt in das Leben und Treiben dieser Menschen und werden über ihr Denken und Thun unterrichtet. Kohlenegg, von dem wir bisher noch nichts gelesen haben, besitzt jedenfalls eine nicht gewöhnliche Gestaltungsgabe. Seine Bille Brandt sei reifen Lesern und Leserinnen bestens empfohlen.

W. B.

— **Roter Mohn** und andere Erzählungen in Versen von **Paula Gräfin Coudenhove.** Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1901. Preis 1 ℳ 60 ₰, gebunden 2 ℳ 80 ₰. — Eine große Dichterin ist Gräfin Coudenhove nicht. Kühner Gedankenflug und machtvoll fortreißender Schwung der poetischen Sprache ist ihr versagt, ihre Verse unterscheiden sich, auch in den lyrischen Stücken, oft durch nicht viel mehr als des Metrum von der Prosa. Auch der Inhalt der sechs Erzählungen, die das Büchlein enthält, ist theils recht harmlos und klingt trotz der modernen Aufmachung mit Eisenbahnunfällen und Reichstagswahlen an uralte Sagenstoffe an, theils wieder allzu phantastisch und romantisch. Die werthvollste der Erzählungen ist die letzte: „Erhört." Hier gelingt es der Verfasserin, Stimmung zu machen für die tragische Geschichte der Liebe Markus Sturmvogel's zu der Blume des Nordens Ruth Skaldenford und außer dem ritterlichen Markus auch in dem greisen Klosterbruder Valentin und der Burgschaffnerin Rosamunde, der Hüterin der alten Drosselfeste, reizvolle Gestalten zu schaffen. So mag das im Aeußeren sehr lockend ausstaffirte Bändchen anspruchslosen Gemüthern, die sich einen etwas altmodischen Geschmack bewahrt haben, wohl ein Stündchen behaglicher Lectüre darbieten.

R. B.

— **Die Sprüche des guten Meisters.** Von **Bruno Eelbo.** Leipzig, C. F. Amelang's Verlag, 1900. — Bruno Eelbo's Name war uns in angenehmer Erinnerung von einem Büchlein her, das den Titel führt: Sonnige Tage (Leipzig, bei H. Haessel). Neben anmuthigen Liebesliedern fanden sich schon dort auch ernste, männliche Gedanken in knapper, wohl gewählter Form, und vor Allem eine vornehme, dem Höchsten und Besten zugewandte Lebensanschauung. Reifer noch und abgeklärter, innerlich gefestigt und kraftvoll entwickelt in seinem sittlichen ästhetischen Bekenntniß tritt uns der Dichter entgegen in den vorliegenden „Sprüchen des guten Meisters".

Das Wissen macht die wahre Bildung nicht.
Die Bildung ist der Seele Gleichgewicht,
Wo Denken sich und Fühlen eng durchdringen,
Wo Kopf und Herz vereint zusammenklingen,
Um alles Schöne, Gute zu erfassen
Und alles häßlich Niedrige zu hassen.

So heißt einer der Sprüche (S. 21). Dieses Gleichgewicht der Seele ist es, das Eelbo's Sprüchen das einheitliche Gepräge verleiht und das ihnen den Beifall denkender Leser sichert. Leichte Kost ist es freilich nicht. Er sagt selbst (S. 131):

An manchen Büchern darf man naschen,
Nach manchen andern gierig haschen,
Doch einige muß man langsam kauen,
Um sie verständig zu verdauen.

Zu der letzteren Sorte gehören seine Sprüche. Sie werden auch Widerspruch wecken. So sollte den scharfen Sprüchen über Pfaffenherrschsucht und christliche Undulbsamkeit (S. 151 ff.) das Gegengewicht der Anerkennung dessen, was an Christi Lehre unvergänglich groß und beseligend ist, billiger Weise nicht fehlen. Unterläßt der Dichter doch auch nicht, seine an einem Künstler wohlberechtigte Schwärmerei für den schönheittrunkenen Götterglauben der Hellenen einzuschränken durch die Warnung vor übertriebenem Alterthumsrespekt (S. 131). Aber der Widerspruch gegen Einzelnes wird bei keinem vorurtheilslosen Leser zu einer Ablehnung im Ganzen werden. Dafür sind die Quadern der Weltanschauung, die uns hier entgegentritt, denn doch zu fest gefügt. Besonders dankbar sind wir dem Dichter für seine Abkehr von dem unfruchtbaren Pessimismus, der unseligen Modekrankheit unserer Tage. Das mächtig erbrausende „Hohe Lied der neuen Zeit", mit dem das Buch ausklingt, und der unverzagte, frohgemuthe Glaube an die Zukunft, der darin ausgesprochen ist, soll uns hochwillkommen sein trotz der scharfen Seitenhiebe in V. 3 und 4. Auf S. 132 steht der Vers:

Es geht den Büchern wie den Jungfräulein:
Die nettste Maid bleibt sitzen lange Zeit;
Doch endlich stellt sich dennoch Jemand ein,
Der sie erkennt und aus der Dunkelheit
Mit ihr an's helle Licht des Tages steigt
Und sie der Welt in stolzer Schönheit zeigt.

Hoffentlich bleibt es den „Sprüchen des guten Meisters" erspart, am eignen Leibe die Wahrheit dieses Wortes — ich meine das vom Langesitzenbleiben — zu erfahren. Sie verdienen ein besseres Schicksal.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 156. Sonnabend, den 29. December, Abends. **1900.**

Wie man in China kauft und verkauft, wiegt und mißt.

Von Martin Beck.

Ein warmer Sommertag ist's. Der feine, trockene Staub Pekings umwogt uns und hüllt uns in seine lästigen Wolken ein. Jeder leichte Windstoß wirbelt ihn auf. Es regnet so selten in der Landschaft Petschili. Und die Erdkrume ist sehr salpeterhaltig. Da hat der Wind leichtes Spiel draußen in der ungeheuren, öden Flachlandschaft mit dem dürren, pulverartigen Boden. Wenn er nur ein wenig von Norden her bläst, dann hebt er meilenlange Staubschleier auf und hüllt die ganze riesige chinesische Kaiserstadt in einen grauen, himmelhohen Mantel von Staub ein. Und wie häßlich fein und trocken ist dieser Staub! Die ganze Luft ist davon erfüllt, jede Straße, jede Gasse ist damit überstreut. In die entlegensten Winkel der Häuser vermag er sich einzuschleichen und Alles zu verderben. An solchen Staubtagen ist's auf der pflasterlosen Gasse kaum auszuhalten. Die armen Tragstuhl- und Lastträger und die Wagenfahrer, die mit langmähnigen Pferden, Kameelen, Eseln und zweirädrigen, leinenüberspannten Karren auf den Straßen ihr Brod verdienen müssen, sind arg gequält von dem auffliegenden Staub, der den farbigen, himmelblauen und grasgrünen Backsteinmauern und den darüber ragenden, spitzig gebogenen bunten Giebeln wie dem schmutzigen, ausgeschweiften Holzwerk der Häuser eine eintönige graue Färbung giebt. Wer kann, trägt den langen Staubschleier aus spinnwebartigem Stoff, der zum Schutz gegen den Staub über Kopf und Brust gezogen wird. Da ist man am Sehen nicht gehindert und wird vom Staub nicht geplagt, und das viele höfliche Begrüßen fällt dabei auch weg. Die Anwohner schütten Erde auf die Gassen oder besprengen sie ohne Unterlaß mit Wasser, um das Stäuben zu unterdrücken. Und das macht den Aufenthalt dann nur noch ungemüthlicher. Die ununterbrochenen Reihen Wagen, die sich langsam in entgegengesetzter Richtung auf den beiden Seiten der Hauptstraßen fortbewegen, quetschen sich nur so dahin. Unaufhörlich schreien Sänftenträger und die Pferdeführer um Platz, die ihr Thier am Zaume führen und den Reiter, der sie gemiethet hat, sicher durch Staub und Koth drängen. Ihre Collegen, die andern Pferdevermiether, die mit ihren Pferden an den Straßenecken, an einer Brücke oder bei einem der mächtig sich wölbenden finstern Stadtthore halten, winken und rufen uns in der grotesken gewinnenden Freundlichkeit der Chinesen zu, daß ihre runden, schwarzen Schlitzaugen blinken. Aber wir brauchen die gelben Kerle heute nicht, wo sonst Alles fährt, sich tragen läßt oder reitet und wo man am besten und billigsten bei ihnen aufgehoben ist, die uns für ein Spottgeld den ganzen Tag in allen Straßen umherführen und eine fabelhafte Ortskenntniß besitzen. Jede Straße und Gasse, fast jeder einigermaßen wohlhabende Chinese und sein Wohnhaus ist ihnen geläufig. Dazu wird ja noch überall ein gedrucktes Straßenverzeichniß feilgeboten. Das gab's schon vor mehr als fünfhundert Jahren in Peking.

Wir bewegen uns auf dem meterhohen Damm dahin, der für leichtes Fuhrwerk und Fußgänger in der Mitte der vierzig Meter breiten Straße aufgeschüttet und durch Verkaufsbuden und Zelte ziemlich eingeengt ist. Der heute wolkenähnlich über das fremdartige Straßengewühl sich thürmende Staub treibt uns vom Damm herab durch alles vorüberwogende Leben und Treiben den Häusern zu, die wie im Nebel durch den grauen Dunst mit ihren hohen, einförmigen Umfassungsmauern starren gleich großen, fahlen, aufgespannten Schirmen, blau, roth, grünlich, hier und da vergoldet. Wir flüchten einem der vielen offenen Kaufläden zu, die das trostlose Bild des Straßenrandes mit den hohen Mauern angenehm beleben und ihre farbenbunten Waaren, Porzellan, Perlen, Diamanten und andere Edelsteine, seidenschillernde, reich bestickte Stoffe, kunstvolle Arbeiten aus dunkler Bronce, blitzendem Gold und Silber, Ebenholz und Elfenbein, oder herrliche Früchte Ostasiens, Ananas, Melonen, Bananen, Orangen, Mangos und purpurne Leitchis, verführerisch ausgebreitet haben. Denn in Peking wächst nichts und doch gebricht's an nichts. Auf hoher Stange, die das offene, prächtig bemalte und vergoldete Haus hoch überragt, wiegt sich ein langer Wimpel von farbiger Seide oder ein anderes charakteristisches Zeichen des Hauses und auf schwarzlackirten großen Tafeln sind dicke, goldene Buchstaben gemalt, die uns sagen, wie der Kaufmann heißt und was für Waaren er verkauft. Das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, indem wir uns vor dem unheimlichen Staub retten und dabei etwas kaufen, treten wir den lockenden Schätzen näher. Die Wahl wird uns schwer bei der Fülle des Gebotenen. Unbeweglich, mit kaum merkbarem freundlichem Blitzen der schwarzen Mandelaugen, die Hände in die weiten Aermel geschlagen, beobachtet uns der Kaufmann und giebt mit rascher Liebenswürdigkeit auf unsere Fragen Bescheid. Ein paar schmutzige Kulis, barfuß, mit nacktem Oberleib, nur mit kurzer, alter Hose um die Hüften bekleidet, lungern schon in unserer Nähe, begierig, ihre Dienste zum Tragen des Ausgewählten anzubieten für einen Lohn, für den ein Dienstmann bei uns keinen Finger rühren würde, um den sich die armen Teufel von Kulis aber noch reißen. Endlich sind wir handelseinig ohne langes Feilschen. Denn die Preise, die der artige Chinese verlangt, erscheinen uns unerhört bescheiden. Wir haben Früchte und andere Kleinigkeiten ausgewählt, da wir ja nur zum Vorwande kauften, um uns vor dem Staubtag zu retten, dem wir heute nun einmal anheimgefallen sind. Wäre der Kaufmann ein Tatar, so würde er von uns als Fremden unverschämte Preise gefordert haben. Eine schöne Melone z. B. will er uns auf unsere Frage nur für ein Taël Silber lassen, ungefähr 4,25 ℳ. Bieten wir ihm lachend dafür 10 Käsch, das sind noch nicht 10 Pfennig, und gehen weiter, so kommt er uns sicher nachgestürzt und bittet uns, die Melone für 10 Käsch doch zu nehmen. Aber wir sind an einen Chinesen gekommen. Der fordert einen angemessenen, nach unsern Begriffen sogar sehr billigen Preis für seine immer tadellosen Waaren, sucht uns dagegen auf andere, mehr discrete Weise zu betrügen.

Wir wollen bezahlen. Fragend sind die schwarzen Aeuglein des Chinesen auf uns gerichtet. Mit kupfernen Käsch können wir nicht bezahlen, da wir sonst unsern ganzen Vorrath dieser geringwerthigen Wechselmünzen hingeben müßten. Wir halten zögernd einen Silberbarren in der Hand, geformt wie ein kleines Boot und ziemlich 10 Taël werth, also nach deutschem Geld ungefähr 40 ℳ. Aber immer noch blickt uns der Chinese erwartungsvoll an. Ach so, er glaubt, daß wir eine Geldwaage zur Hand haben, um das nöthige Silber selbst abzuwiegen. Er ist das von den Chinesen so gewöhnt. Die trauen ihm und seiner Geldwaage natürlich nicht. Wer etwas einkaufen will, pflegt deswegen eine kleine zangenartige Scheere zum Abzwacken des nöthigen Silbers und eine kleine Geldwaage in einem schmalen Kästchen oder Etui zum Wiegen bei sich zu führen. Fremde sind daran nicht gewöhnt. Höflich erhebt sich der Chinese, ergreift die Scheere an seinem Knie und kneipt von dem hingehaltenen Silberbarren ein muthmaßlich hinreichendes Stück ab. Ein verschmitztes Lächeln huscht dann über sein trocknes Gesicht, als er nach der kleinen Geldwaage greift, um das Silberstück sorgfältig zu wiegen. Wir kennen seine schlauen, kleinen Geschäftskniffe nicht, die er beim Wiegen zu seinem Vortheil anzuwenden versteht. Er verräth sie in keiner Weise, aber er hat sie. Das sagt die versteckte Freude darüber, daß wir keine Geldwaage bei uns haben und er mit seiner Waage wiegen kann. Zweierlei

Digitized by Google

Gewicht ist noch das plumpste Manöver. Wir könnten hundert Augen haben und doch nicht merken, wie er uns betrügt. Mit höflicher Verbeugung nimmt er das Silberstück aus der Waagschale. Wir wollen gehen. Aber er winkt uns lebhaft und wendet sich seiner Casse zu. Ach, er ist ja so peinlich ehrlich! An langen Strohschnüren sind Mengen von kupfernen Käsch aufgereiht. Das sind runde, münzenartige Stücke aus Kupfer mit Zinn, Blei und Zink, von ungleicher Größe und Dicke, mit einem vierkantigen Loch in der Mitte. Der Chinese streift einige Käsch von einer Strohschnur und reicht sie uns verbindlich. So sieht der Handel doch ehrlich aus, obgleich er sicher kein schlechtes Geschäft mit uns gemacht hat. Aber er ist mit kleinem Gewinn zufrieden, und wir halten unsern Einkauf dabei immer noch für einen recht vortheilhaften. Mit dankender Verbeugung verabschiedet uns der Kaufmann, nachdem wir uns noch ein Weilchen mit ihm über seine Waaren unterhalten haben. Denn draußen wogt noch immer der trockene Staub, dem Jeder zu entrinnen sucht, den sein Beruf nicht zum Aufenthalt auf der Straße zwingt. Wir kämpfen uns wieder hindurch. Nur vor dem offenen Ladenfenster eines Hauses bleiben wir eine Weile stehen, um noch Einiges einzukaufen. Fast jedes Haus, das nicht zu den vornehmen, mauerumschlossenen Besitzungen reicher Chinesen gehört, hat nach der Straßenseite eine breite, fensterartige Oeffnung, die mit einer Matte statt des Vorhanges nach Bedarf verhängt, Nachts aber mittels des herabhängenden Klappbrettes verschlossen wird, das bei Tag gewöhnlich auf zwei Stützen steht und zum Auslegen von Waaren benutzt wird. Alle diese stets einstöckigen Häuser wenden der Straße die Giebelseite zu. Die Hausthüre, die zugleich Stubenthür ist, führt in den einzigen Innenraum, der zum Wohnen, Arbeiten und Schlafen für die ganze Familie dient. So wohnen die kleinen chinesischen Handwerker, die ihre Arbeiten gleich am einzigen Fenster ihres Häuschens, das meist schneeweißen Kalkanstrich zeigt, mit hellfarbigen Ziegeln gedeckt und zuweilen an den Giebelspitzen mit geschnitzten und bemalten Drachen oder anderen Schnörkeleien oder auch schachtelartig mit kleinen, über einander stehenden Zierdächern geschmückt ist, zum Verkauf auslegen. In langen Streifen sind die Ecken des Hauses mit Buchstaben bemalt, die den Namen des Hausbesitzers, sein Gewerbe und seine Mitbewohner nennen, und wie vor den vornehmen Kaufhallen, von denen wir vorhin eine besuchten, stehen auch vor den Häusern der Handwerker himmelhohe Stangen mit Wimpeln oder den verschiedenartigsten charakteristischen Abzeichen versehen, nach denen das Haus benannt wird wie bei uns nach einem Wirthshausschild. Heute sind diese sonst wie buntes Spielzeug aussehenden Häuschen vollständig verstaubt, grau und schmutzig, leider in Peking die fast immer vorherrschende Färbung. Wir plaudern zu dem offenen Ladenfenster hinein mit dem Inhaber und sehen ihm und seiner ganzen Familie bei der Arbeit zu. Höflich werden wir wohl auch zum Eintritt aufgefordert. Fleißig sind die Chinesen, das muß man ihnen lassen, nüchtern und unglaublich genügsam auch. Einige Käsch für Thee und Reis, der unser Brod ersetzt, reichen für den ganzen Tag. Wenn uns die gelbe Rasse Concurrenz machen wollte, könnte sie uns gefährlich werden bei ihrem Fleiß in allen mechanischen Verrichtungen und ihrer Bedürfnißlosigkeit. Ein gut Theil der Lebenskraft und Zähigkeit, mit der dieses conservativste aller Völker alle alten Culturvölker überlebt und seine eigenartige Cultur sich durch Jahrtausende hindurch unbewegt erhalten hat, beruht auf diesen nationalen Tugenden des Fleißes und der Genügsamkeit. Es ist ein Fächer- und Sonnenschirmmacher, in dessen reinliches Haus wir eingetreten sind. In dem einzigen Raum, den das Häuschen enthält und in dem gewohnt, geschlafen und gearbeitet wird, liegen Bambusrohr, verschiedene feine Hölzer, Elfenbein, Ebenholz, vergoldetes Papier, Perlmutter, Seide und dünngewebte Leinwand den Arbeitenden zur Hand, und am offenen Ladenfenster hängen verschiedene zierliche Fächer von runder, eckiger und länglicher Form, sowie seidegefütterte Rohrschirme zum Verkauf. Wir erhandeln einen schönen Fächer und plaudern mit dem Chinesen, der gerade mit kunstfertiger Hand einen Spruch auf die weiße Seide eines eben vollendeten Fächers malt, während seine Familie sich ebenso wenig wie er in der emsigen Arbeit stören läßt und unsere Unterhaltung nur manchmal mit ungenirtem Lachen begleitet, wenn einem von ihnen etwas Spaß macht. Auch dieser Handwerker, übrigens ein alter, erfahrener Mann, hat Strohschnüre mit Käsch zum Wechseln in Vorrath und giebt uns beim Bezahlen, das sich ganz so umständlich wie vorhin in dem großen Kaufladen abwickelt, gern Auskunft über die chinesischen Münzen. Er empfiehlt uns aber, wenn wir uns noch eingehender informiren wollen, eine chinesische Bank, die ein Stück Weges entfernt an einer Hauptstraße liegt. Wir machen uns dahin auf und erfahren hier beim Geldumwechseln alles Wünschenswerthe. Münzen giebt's ja eigentlich nicht außer den Käsch oder Tungtsien, mongolisch Tschoch oder Sapeke, die ungefähr unseren Pfennigen gleichen, aber etwas weniger werth sind und gewöhnlich aus 54 Theilen Kupfer und 46 Theilen Zink bestehen. Einige chinesische Schriftzeichen auf beiden Seiten bezeichnen sie als Verkehrsmünze und geben den Namen des Kaisers und die Münzstätte an. Regierungsmünzstätten sind gegen 20 in China. Die Käsch werden dort aber nicht geschlagen, sondern gegossen. Hundert Käsch reiht man auf eine Strohschnur auf. Sie wiegen ziemlich ein Pfund. In jedem Laden liegen sie so aufgereiht zum Wechseln bereit. Eine solche Strohschnur mit 100 Käsch heißt ein Tsien oder Mace (Mehß oder Mäß). Zehn Macen, also 1000 Käsch, heißen Tschuëng, d. h. Schnur. Sie gelten, nach dem Gewicht bemessen, ein Taël, die chinesische Normalrechnungsmünze, wenn man so sagen darf, wie in Deutschland die Mark, in Amerika der Dollar, in Frankreich der Frank ꝛc. Nur daß der Taël keine bestimmte Münze ist, sondern eine Gewichtsbezeichnung für die Menge von Gold, Silber oder Kupfer, die ungefähr 4,25 ℳ werth ist. 1 Mace, wovon also 10 Stück oder 1000 Käsch ein Taël bilden, zerfällt in 10 Kandaren, Kandarien oder Fen (auch Fun), ein Fen in 10 Li, ein Li in 10 Hao, ein Hao in 10 Sen, ein Sen in 10 Hou. Das sind alles Gewichtsnamen. Aus der Münzstätte zu Canton müssen jährlich 34 560 000 Käsch hervorgehen und im Schaltjahr, das einen Monat länger ist, 2 880 000 mehr. Die kaiserliche Münzstätte zu Peking allein liefert jährlich 145 101 780 Käsch, die übrigen Münzstätten zusammen 134 359 250. Der jährliche Ertrag der Münzarbeit beläuft sich demnach auf ziemlich 280 Mill., nicht ganz 2 Mill. Mark. Kupfer bildet also den bedeutsamsten Schatz der Regierung aus dem Mineralreiche. Sie beutet es fast ganz allein aus. Den Hauptertrag liefert die Provinz Jünnan, die auch an Goldadern so reich ist, daß man in China einen Verschwender ironisch zu fragen pflegt, ob sein Vater des Kaisers Rentmeister in der Provinz Jünnan gewesen ist. Das beste Kupfer liefert das Grenzgebiet gegen Hinterindien. Die jährliche Lieferung nach Peking beträgt gegen 125 000 Pikul, ungefähr 8 Millionen Kilo. In der Münze wird das zum Münzen Nothwendige behalten, das Andere verkauft. Der Kupferbau wird nur wie aller Bergbau in dem an unermeßlichen Mineralschätzen so reichen China nicht sachgemäß betrieben. Viele bisher in Betrieb gewesene Kupferbergwerke sind schon erschöpft oder geben nur noch geringe Ausbeute. Dem Taël wurde ein Kegel fast reinen Silbers von in Shanghai 34,216 Gramm Gewicht gleichgesetzt. Aber man erhält für solchen Taël jetzt etwa 1600 oder je nach dem Course mehr Käsch. Augenblicklich gilt der Taël in Shanghai 1190 Käsch oder 1 Dollar 34 Cents, in Futschou 1380 Käsch oder 1 Dollar 45 Cents. Der amtliche Taël, der auch bei den chinesischen Zollzahlungen zur Anwendung kommt, ist der Cantoner Taël, Haikuan, d. h. zollbehördlicher, oder Haitwan-Taël genannt. Er schwankt im Course nach dem Werthe des Silbers und wiegt 38,216 Gramm oder bei vertragsmäßig 1 1/3 Unze Avoirdupois (genau 1,288 Troy-Unzen) 37,799 Gramm, das sind 6,804 ℳ (Gold zu Silber wie 15 1/2 : 1), wenn ganz fein. 1898 betrug der Cours im Durchschnitt 3,76 Frcs. Das Werthverhältniß zum Cours der ausländischen Münzen wird jeden Monat durch die Zollbehörden festgesetzt, die seit 1857 unter der Leitung europäischer Beamten stehen. Der Taël vertritt eben nur eine Gewichtsmenge ungemünzten Silbers, die aber sehr verschiedenartig bemessen ist, weil in den einzelnen Provinzen die maßgebenden Gewichtseinheiten wesentlich von einander abweichen.

Die meisten Zahlungen im Innern Chinas wie in den Vertragshäfen erfolgen in den bereits beschriebenen Silberbarren, die in Form eines Schuhes oder Bootes im Werthe von 1 bis 20 Taëls in Gebrauch sind. Alles ausländische Geld wird zu solchen Barren, mit 2% Legirungszusatz, geschmolzen, eine Masse, die nach dem engl. Wort sycee Sissi-Silber genannt wird. Das ist nur hochfeines Silber von 0,980 Feingehalt. Das große Sissi-Silber wiegt 50, das kleine 7 oder 10 oder 19 Taëls. Die von den Silberbarren abgeschnittenen Stücke werden vom Besitzer nach Bedarf wieder zu neuen Barren eingeschmolzen. Das Verfahren ist entschieden umständlich. Aber die chinesischen Kaiser haben von jeher große Abneigung gegen geprägtes Geld gehabt, weil sie fürchteten, der chinesischen Neigung zum Betrug

damit besondere Gelegenheit zur Bethätigung zu bieten. Deshalb bezahlt man lieber mit Gold oder Silber nach Gewicht. Und die Chinesen wissen aus langer Erfahrung die verschiedenen Mischungen merkwürdig gut von einander zu unterscheiden. Das Silber ist immer unter der Scheere. Gold schätzt man mehr als Waare, weniger als Geldwerth, obgleich auch zuweilen in Goldblättern bezahlt wird, deren Feingehalt der Goldschmied in chinesischer oder englischer Schrift beglaubigt. Alle diese Werthzeichen haben gegen einander veränderlichen Cours. Größere Baarzahlungen erfolgen in gestempelten Silberbarren zu 50 Taels. Kupfermünzen gab es in China schon in sehr alter Zeit, aber nur zum Gebrauch am kaiserlichen Hofe, bis Kaiser Beni (179 v. Chr.) sie verbesserte und für den Handelsverkehr zuließ. Der jetzige Kaiser beabsichtigte vor Ausbruch der Boxerbewegung trotz des Mißtrauens der Chinesen gegen gemünztes Geld ein neues Münzsystem mit geprägten Münzen einzuführen und hatte mit der Erledigung dieser Sache bereits einen Amerikaner beauftragt. Vielleicht deshalb, weil in sämmtlichen, dem Fremdenverkehr geöffneten, chinesischen Häfen fast ausschließlich der mexicanische Silberdollar als Zahlungsmittel dient, dessen Cours augenblicklich zwischen 2,60 und 2,75 Frcs. schwankt. Diese und auch andere Dollars werden als Garantie der Echtheit von den Banken gestempelt, kommen dadurch vielfach verunstaltet in den Verkehr und zerfallen allmälig in Stücke. Seit 1873 werden auch in Canton Dollars geprägt. Sie sollen 24,491 g fein wiegen. Dieser Dollar von Canton, der 4,400 ℳ in Silberwerth ist, erhielt 1890 Giltigkeit im ganzen chinesischen Reiche, wird aber, wie die übrigen Edelmetallmünzen, in der Regel außerhalb der Vertragshäfen gewogen. Wie unabweisbar das Bedürfniß nach geprägter Münze sich geltend macht, geht auch daraus hervor, daß mehrere chinesische Vicekönige und Gouverneure Silbermünzen mit chinesischen Emblemen prägen lassen, die dem mexicanischen Dollar an Größe und Form gleichen. Außerdem sind noch silberne Scheidemünzen im Werthe von etwa 50, 10 und 5 Centimes geprägt worden. Ihr Feingehalt wechselt sehr, je nach dem Prägungsort, und ihr Cours ist starken Schwankungen unterworfen. In Futschou ist noch eine besondere Handelsmünze in Gebrauch, der Chop-Dollar, der etwa 3% weniger werth ist, als der mexicanische Dollar. Dieser ist fast ganz aus dem Verkehr verschwunden und hauptsächlich durch den japanischen Yen, der dem amerikanischen Dollar an Werth gleich ist, ersetzt worden, theilweise auch durch englische Hongkong-Dollars. Das Ueberwiegen des Yen erklärt sich durch die bedeutende Zunahme der Handelsbeziehungen mit Japan, die infolge der Einführung der Goldwährung eine vollständige Auswanderung der Silbermünzen von dort verursachten.

Den Geldverkehr mit Europa und Amerika vermitteln in den Vertragshäfen ansässige Banken, wie die von England aus gegründeten Hongkong and Shanghai Banking Corporation, die Chartered Bank of India, Australia and China, die Chartered Mercantile Bank of India, London and China, die Oriental Banking Corporation, die National Bank of India und die Agra Bank, sowie das französische Comptoir d'Escompte de Paris und die 1890 gegründete Deutsch-Asiatische Bank in Shanghai. Chinesische Banken bestanden schon im 1. Jahrhundert n. Chr. Heute sind die meisten chinesischen Bankiers zugleich Pfandleiher, erzählt uns der kleine chinesische Bankier, bei dem wir Geld umgewechselt haben und der plaudernd vor uns an seinem Bambustischchen sitzt, mit einem vielsagenden Blick nach dem Nebenraume, der mit seidnen Kleidern, Schmuck- und Werthstücken aller Art wie eine Vorrathskammer angefüllt ist. Aber diese Bankiers bilden, wie er mit wichtiger Miene berichtet, als solche eine sehr einflußreiche und angesehene Gilde, die für die Regierung Taxen und Steuern erhebt. Der übliche Zinsfuß beträgt durchschnittlich 10 bis 15%. Anstatt des früher emittirten Staatspapiergeldes, das wegen der von der Regierung systematisch verübten Betrügereien in Mißcredit kam, geben jetzt die chinesischen Banken gegen einige Sicherheit Noten aus. Diese lauten auf 100 bis 1000 Käsch, sind ungefähr so groß wie europäische Banknoten, auf starkes, grobes Papier gedruckt und, um Fälschungen zu verhüten, mit einer Menge Stempel versehen. In Tientsin allein emittiren gegen 300 Banken solches Papiergeld. Wir verabschieden uns von dem Chinesen und machen uns durch die stauberfüllte Straße auf den Heimweg, am zweckmäßigsten an solchen Staubtagen in einer Sänfte, deren Gaze-Luftfenster uns gegen den vom Wind dahergetragenen Staub schützt. Denn wir haben noch einen Weg von mehr als 4 Li, also über eine halbe Stunde. 1 Li ist 536,44 m. Li ist das uralte Wegmaß der Chinesen. Kleinere Streckenmaße sind das Schang (Ruthe), das 3,196 m, und das Puh (Langschritt), das 1,598 m beträgt.

Die übrigen Maße und Gewichte haben wir in den Kaufläden zu beobachten Gelegenheit gehabt. Bei derselben Bezeichnung haben sie doch nicht in allen Gegenden dieselbe Größe. So wechselt das Tschih = 10 Tsön zwischen 9—10 englischen Zoll. In den Treaty-Ports, den Vertragshäfen, werden dafür meistens 14,1 Zoll, das sind 35,815 cm, gerechnet. Wie man das Geld wiegt, so werden auch sämmtliche Waaren, auch Zeug und Holz, alle Flüssigkeiten und alle Lebensmittel nach dem Gewicht verkauft, ein sehr sicheres Verfahren, das den Betrug am besten ausschließt und das deshalb auch vom Berliner Polizeipräsidium für Obst, Kartoffeln rc. angeordnet worden ist. Vertragsmäßig soll der Tan oder Pikul, die chinesische Gewichtseinheit, 133⅓ engl. Handelspfund (60,453 kg) enthalten. Ein Pikul hat 100 Kin oder Kattys (eins 634,528 g), 1 Katty 16 Liang oder Taël (eins 37,783 g), 1 Taël 10 Mace (3,778 g), 1 Mace 10 Kandarin (0,377 g). So berühren sich Münzen- und Gewichtsbezeichnungen. Das größte Hohlmaß ist das Tau, von dem es zweierlei Arten giebt. Der Markt-Tau umfaßt zehn Katty trocknen Reis, der Korn-Tau nur 6½ Kattty. Ein Tau oder Sei (122,43 Liter) hat 10 Sching, 1 Sching 10 Ho oder Ko. In den Vertragshäfen werden Flüssigkeiten nach der engl. Gallon vermessen. Hier gilt auch das engl. Yardmaß. Das größte chinesische Längenmaß ist das Jie (30,5 m), das in zehn Tschih oder Kowitt, eins zu 10 Tsun, eins 10 Fun, eins 10 Li rc. zerfällt. Das Feldmaß King oder Fu besteht aus 100 Mu, von denen eins 5 Tsi (6,31 ar) enthält. Doch ist dieses Flächenmaß wie alle Maße und Gewichte je nach der Provinz oft sehr verschieden, weshalb man immer in jeder Gegend sich neu darüber unterrichten muß.

Bücherbesprechungen.

— **Gebet und Arbeit im Lichte unsers Herrn.** Von Pfarrer Thomas-Görnitz. Druck von Albert Reiche in Borna. 1900. — Der Preis dieses Schriftchens, das drei Bogen umfaßt in Klein-Octav, ist uns nicht bekannt, aber jedenfalls so gestellt, daß man es auch in größeren Partien ohne großen Aufwand erwerben kann. Und das dürfte die vom Verfasser selbst hauptsächlich beabsichtigte Verwendung sein, daß es zum Vorlesen in christlichen Vereinen und zur Vertheilung an solche Gemeindeglieder, die Belehrung suchen über die im Titel genannten Dinge, gebraucht werden solle. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß nicht auch die vorlesenden und austheilenden Personen noch manches Gute daraus lernen könnten. Im Allgemeinen aber steht das Urtheil über die Auffassung fest, die der im neuen Testament erscheinende Christus vom Beten und vom Arbeiten gehabt hat, es steht fest bei denen, die diese Erscheinung so nehmen und gelten lassen, wie sie von den Aposteln aufgefaßt und verkündigt worden ist. Trotzdem ist es nicht überflüssig, nach diesem feststehenden Urtheil nochmals zusammenzustellen, was die verschiedenen hier in Betracht kommenden Stellen aussagen, und am wenigsten, wenn es auf so volksthümliche Art und in so herzlichem Ton der Lehre und Vermahnung geschieht, wie hier. Deshalb empfehlen wir zu den genannten Zwecken ganz nachdrücklich, was in so freundlichem Sinne dafür geboten wird.

B. K.

— **Die Gemeinschaftsbewegung der Gegenwart.** Von Professor D. Wilh. Walther in Rostock. Leipzig, H. G. Wallmann 1900. (Hefte zum „Alten Glauben". Nr. 1.) 50 ₰. — Der Verfasser, der sich durch mehrere kleine Schriften über die schwarmgeistigen Bewegungen in der Christenheit viel Dank erworben hat bei allen Freunden einer biblisch-nüchternen und echt reformatorischen Auffassung solcher Dinge, beschäftigt sich nun in diesem Aufsatze mit der Gesammterscheinung, die in der Gegenwart, meist ohne zu wissen und zu wollen, jenen Bewegungen Vorschub leistet, mit der Gemeinschaftsbewegung. Auch diese Untersuchung dürfen wir als ein Meisterwerk bezeichnen, das bei aller Kürze ein vollkommen klares Bild von der Entstehung und Bedeutung der ganzen Sache entwirft. Die gegenwärtige Bewegung wurzelt gleichmäßig in dem aus dem Pietis-

Digitized by Google

mus hervorgegangenen Gemeinschaftsstreben der „Stundenhalter“ und in der Evangelisationsarbeit nach englisch-amerikanischem Muster. Darum krankt sie an den Fehlern beider Richtungen, an der falschen Weltflucht, der einseitigen Betonung des Gefühls, dem Aberglauben an den Werth der plötzlichen Bekehrungen und der damit verbundenen Gleichgiltigkeit gegen die reine Lehre. Diese Behauptung wird durch zahlreiche Beispiele von der Art dieser Gemeinschaftsarbeit gestützt; doch wird gleichzeitig eine sich mehr und mehr vollziehende Klärung und Sichtung wenigstens in einzelnen dieser Kreise festgestellt. Indem endlich das von mehreren Häuptern der Bewegung erstrebte Ziel „der wahren Kirche Deutschlands eine neue Form zu geben“, als ein völlig unberechtigtes zurückgewiesen wird, kann als eine berechtigte Forderung dieser Gemeinschaftskreise nur das Zugeständniß angesehen werden, das schon Luther ernsten Christen gemacht hat, daß sie sich in Sonderheit versammeln dürfen, um die „festere Speise“ zu empfangen, die dem versammelten Ganzen der Gemeinde nicht immer geboten werden kann, aber auch nur dies.

B. K.

— Aus der Feder des kaiserlichen Regierungsraths und ständigen Mitglieds des Reichsversicherungsamts Dr. Konrat Weymann in Berlin liegt das erste Heft eines Commentars zum Invalidenversicherungsgesetze vom 13. Juli 1899 und den zugehörigen Reichsausführungsbestimmungen vor. Noch zwei Hefte, das dritte Anfang des Jahres 1901, sollen folgen. Vom Verlage von Franz Vahlen in Berlin ist der Preis des Hefts auf 2,50 ℳ festgesetzt, das ist im Hinblick auf den reichen Inhalt und die gute Ausstattung des Buchs ein mäßiger Preis. Wir begegnen in diesem Werke einem Commentar, dessen Ziele weiter sind, als dies sonst bei Erläuterungsarbeiten dieser Art der Fall zu sein pflegt. Denn der Verfasser, der schon mehrfach mit anerkanntem Erfolge schriftstellerisch thätig gewesen ist, will auch dem Rechtsunkundigen für den verwickelten Stoff ein verständliches Handbuch schaffen, was um so dankenswerther ist, als das genannte Gesetz, wie kaum ein anderes, hohe Ansprüche an das wirthschaftliche Verständniß der Versicherten stellt, zumal das Gesetz thatsächlich seine volle Wirkung nicht ohne die verständnißvolle Mitwirkung der in erster Linie Betheiligten entfalten kann. An dieser gebricht es leider, wie die Rechtsprechungsinstanzen in Invalidenversicherungssachen tagtäglich zu erfahren haben, noch recht sehr. Der Commentar beschäftigt sich nicht nur eingehend mit dem durch die bisherige Rechtsprechung geschaffenen Rechtszustande und seiner Umgestaltung durch die neue Gesetzgebung, sondern er gestaltet auch die Hinweise auf die wirthschaftliche Bedeutung der Rechtsnormen besonders eingehend, was namentlich in dem vorliegenden Hefte die Anmerkungen zu §§. 5, 6, 15, 17, 22, 29, 34, 42 und 43 erkennen lassen. Das im Erscheinen begriffene Werk kann daher nur bestens empfohlen werden.

∞

△ Die Schwierigkeiten, mit denen bei Herausgabe eines Riesensammelwerks wie der Encyklopädie der Naturwissenschaften (Breslau, Eduard Trewendt) gerechnet werden muß, treten insbesondere bei dem einen Theil dieses Werkes bildenden Handwörterbuche der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie zu Tage, das mit der soeben erschienenen 77. Lieferung der ersten Abtheilung zum Abschluß gebracht wird. Dessen Herausgabe wurde begonnen von Professor Dr. Jäger, fortgeführt von den Professoren Dr. A. Reichenow und Dr. J. Frenzel und beendigt vom Custos P. Matschie. Infolge dieser Wechsel in der Redaction sowie des Todes und sonstigen Ausscheidens einzelner Mitarbeiter haben einzelne Artikel dieses Handwörterbuchs in einen Nachtragsband verwiesen werden müssen, der nach der Anzeige der Verlagsbuchhandlung Ende 1901 fertig vorliegen soll. Außerdem sind die Lieferungen 51—53 der dritten Abtheilung neu erschienen, die dem Handwörterbuche der Astronomie angehören, dessen Abschluß gleichfalls nahe bevorsteht. Herausgeber dieses Theiles ist Professor Dr. W. Valentiner von Heidelberg, von dem u. A. die Artikel „Sternbilder“ und „Sternwarten“ herrühren, Mitarbeiter u. A. der sächsische Geheime Rath Dr. O. Schlömilch. Der zuerst genannte Artikel bringt u. A. eine bemerkenswerthe Zusammenstellung aller bekannten Doppelsterne, Nebelflecke u. s. w., die in einem Nachtrage insbesondere in Betreff der während der Jahre 1896 bis 1900 entdeckten veränderlichen Sterne entsprechend ergänzt wird.

— Farben und Feste. Culturhistorische Studie von Louise v. Kobell. Mit 15 Illustrationen. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G. (vorm. Jos. Albert), 1900. III, 170 S.; 8°. Preis: 4 ℳ. — Keine Frage: ein origineller Gedanke, die wechselnden Arten in der Verwendung der Farben in der Weltgeschichte kennen zu lernen und daraus eine geschichtliche Farbensymbolik zu gewinnen. Leider ist der an sich löbliche und mit anerkennenswerthem Fleiß unternommene Versuch an der Unzulänglichkeit der angewandten Mittel gescheitert: wir haben ein Buch vor uns, das stark an Kleinpaul's „Mittelalter“ erinnert, weil ohne irgend welche Quellenkritik Belegstellen gesammelt worden sind, ohne daß die neben einander gestellten Steinchen ein harmonisches Mosaik ergäben. Von einer Entwickelungsgeschichte der symbolischen Bedeutung der Farben, die doch so mannigfache Wandlungen durchgemacht hat, keine Spur; allenfalls könnte man hierher das Bestreben rechnen, aus der Zusammenstellung von Nachrichten über antike Feste den Eindruck zu erwecken, als ob das Alterthum vor dem und ohne das Christenthum nur eine lange Kette von Unsittlichkeiten darstelle. Dem gegenüber sei daran erinnert, daß ein Leopold v. Ranke die Ansicht, die Moral sei seit Sophokles nicht um einen einzigen Schritt weiter gekommen, mannhaft der Lehre vom sittlichen Fortschritt entgegengestellt hat; sei daran erinnert, daß die „fromme“ Kaiserin Theodora vor ihrer Thronbesteigung „den Orient durchbuhlt“ (S. 69) hat; sei daran erinnert, daß eine moderne Uebersicht z. B. der Berliner Theateraufführungen in einer einzigen Woche folgendermaßen ausschaut: Fledermaus, Rosenmontag, Johannisfeuer, Die strengen Herren, Der Leibalte, Liebesprobe, Dame von Maxim, Amor von heute, Tolle Nacht, Eiserne Maske, Gertrude Barrison, China in Berlin, China, Brautvater, Hochzeitsfeier in Saragossa u. s. w. u. s. w. Es ist ein billiges Vergnügen, einen Caligula als Typus römischen Lebens hinzustellen und in Gedanken dazuzusetzen: was sind wir doch für fortgeschrittene Leute! Man muß auch nicht gleich alle Berichte Diodor's, Strabon's, Plutarch's für baare Münze nehmen; wird etwa bei der Beschreibung moderner Feste, namentlich der Hoffeste, nicht auch mächtig aufgeschnitten? Kurz: ein Curiositätenkram, der sich theilweise recht vergnüglich liest, für ernste Forschung aber nahezu unbrauchbar ist. Setzfehler (wirklich bloße Setzfehler?) giebt es die schwere Menge in der aus theilweise ungenauen Excerpten geschaffenen „Studie“; notirt seien: S. 9 cornua; S. 66: Eutychianus; S. 81: Claude de Barre (oder de Vaudrey) und Buchon; S. 153: Pothuau (2mal)! und Maria maior. Auch sagt man besser: der Tiber. Die Mittheilung über Otto I. (S. 72) wirkt erschütternd.

Ht.

— Fluthwellen. Neue Gedichte von Otto Frommel. Heidelberg, 1901, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Preis 2 ℳ, geb. 3 ℳ. — An Selbstgefühl fehlt es diesem Dichter nicht und unbillig wäre es, ihm zu bestreiten, daß er ein starkes poetisches Empfinden hat und ihm in kraftvoller Sprache Ausdruck zu verleihen weiß. Schon die Auswahl der „Genossen in Apoll“, denen er Huldigungen darbringt: Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Theodor Storm, Gustav Falke (S. 53—59), spricht gewiß nicht gegen ihn. Nur haben wir den Eindruck, daß er in dem Streben nach sprachlicher Eigenart sich öfter in den Mitteln vergreift und das Seltsame wählt, um apart zu erscheinen. Da losch das Urlicht S. 48, vom Dachtrauf tröpfelt der Regen S. 25, wie bin ich in Süchten gelegen S. 25, uns am See zu frischen S. 28, da ermannte mich die Gluth S. 38, ich flügle nun in's Weite hin S. 68, das Föttchen S. 70, schrundige Dielen (in einem sonst stimmungsvollen Weihnachtsliede) S. 90, mein Innerstes, von mancher Wunde schrundig S. 126 und dergl. m. Wo der Dichter diese Vorliebe für das Auffällige und Sonderbare im Zaume hält, da gelingt ihm manches schöne Lied. Solcher lieblichen Töne darf man sich aufrichtig freuen, und sie sind nicht selten in der Sammlung. Der Name Frommel hat einen guten Klang. Emil Frommel, der vor einigen Jahren verstorbene Hofprediger in Berlin, wußte in Prosa und Vers die Muttersprache trefflich zu meistern. Wir wissen nicht, ob Otto Frommel vielleicht ein Sohn von ihm ist. Aber er hat das Zeug dazu, den poetischen Glanz des Namens Frommel zu mehren. Nur muß er noch etwas strenger gegen sich werden. Man beachte z. B. auch die Freiheiten in der Reimstellung, die er sich erlaubt.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 157. Montag, den 31. December, Abends. **1900.**

Eine humoristische Stellwagenfahrt in Tyrol.

Von Anna Löhn-Siegel.

Ungeduld erfaßt den Reisenden der Gegenwart, wenn er nur an eine Stellwagenfahrt denkt. Die Eisenbahn selbst ist ihm noch zu saumselig, er möchte fliegen, und das nächste Jahrhundert, das jetzt vor der Thür steht, hört man schon hie und da als dasjenige der Flugmaschinen bezeichnen. Und doch: „der lange Marterkasten", wie man das argbestaubte, rumpelnde Gehäuse auf den Landstraßen Tyrols scherzweise nennt, hat doch auch etwas Gemüthliches, Grunddeutsches. Wie ergötzt uns der Volkshumor, der im Stellwagen blüht, und die Möglichkeit einer genaueren Inspection der Insassen, im Gegensatze zu dem ewigen Personenwechsel im Eisenbahnwagen! Da nehmen wir schließlich die culturfeindlichen, ländlichen Fahrgäste, z. B. den Holzknecht mit seinem schrecklichen „Tabaksdampfl" mit in den Kauf, und auch die „dick Madam, die nit bei Seit' rucken will", und die auch noch ein umfängliches Köberle mit Würsten und langen Broden, ja sogar mit gefüllten „Fläscheln" gegen den Durst, den der Staub der Landstraße erzeugt, auf dem Schooße wiegt. Denn wie der treffliche Carl Stiehler singt: „das All's gehört in's Bild. Und dabei hab'n m'r g'schwitzt — ach! so hab' i mei Lebtag nit g'schwitzt. Aber 's g'hört eben auch in's Bild!" Ja, es gehörte auch in's Bild, daß mir die dick' Madam', mein Gegenüber im Stellwagen, den Reichthum ihres Speisekorbes bei einem tüchtigen Stoß, mit welchem der Wagen über einige Steine im Wege hüpfte, in den Schooß schüttete und daß sie das Unglück für meine Kleider mit den gemüthlich gesprochenen Worten wieder gut machen wollte: „Essens, essens so viel S' halt mögen von mein' Zeug! Und trinken S' a'n Wein, eh' er uns gar in die Schuh' rinnt." Ach dort unten, d. h. bei den Schuhen, war der Wein schon angekommen! Ein Mehlhändler aus Reutte, an der bayerischen Grenze, der sehr sonntäglich gekleidet war und sich gern a bissel vornehm ausdrückte, rettete sich verstimmt aus dem Hauptheil des Wagens zum Kutscher in's Vorhaus. Doch dort kam er erst recht übel an und wurde wieder ausgewiesen. Der Wagenlenker hatte nämlich zwei guten Freunden und einer feschen jungen Bekanntin alle Vorhausplätze in der Nähe des Kutschersitzes zugesagt, wenn wir das nächste „Hinderniß" erreicht haben würden. „Hindernisse" nannte man dort scherzweis diejenigen Anhaltspunkte, die im Rufe stehn, daß daselbst ein guter unverfälschter „rother Tyroler" geschänkt wird. Ein corpulenter ältlicher Landmann, der mit im Innern saß, machte mich mit dieser Eigenthümlichkeit bekannt. Und siehe, da war ja das nächste „Hinderniß" auch schon erreicht, ein sehr kleines Wirthshaus am Wege, wo die erwähnten Fahrgäste, die der Kutscher vorausbestellt hatte, unserer Carrete hoffnungsfreudig entgegenjubelten. Ich stieg aus, um während der nun folgenden, langandauernden Libation einige Bemerkungen in mein Reisetagebuch einzutragen. Das kleine Wirthshäus'le besaß, o Wunder! ein Schreibzeug. Doch das Recht, es zu benutzen, mußte ich mir — so schien es — durch Anschaffung eines Viertels (Rothwein) erkaufen, denn kaum hatte ich die Feder einmal eingetaucht, so stand die robuste Kellnerin schon vor mir und frug: „Was schaffen S'? A Viertel oder 'ne Halbe?" Während die „dick' Madam" sich ihre ausgelaufenen „Fläscheln" wieder füllen ließ, frug plötzlich ein Norddeutscher, ein Fußgänger mit Alpenstock und Rucksack, der in das niedre Stübel eintrat: „Wo ist die beste Einkehr im nächsten Markt?" „Im Adler", lautete die Antwort des Wirths. „Guter Tyroler, echter Magdalener, Bozner Gewächs, Terlaner ebenso unverfälscht. Die Wirthin is halt a Bozner Kind, aus dem Gasthof zur »Traube«. Na, da muß doch a gut's Traubenblut zu finden sein? Der Wirth is mei Firmpath'." Aber was soll das? Da nimmt mir die voluminöse Kellnerin plötzlich ohne jede Entschuldigung das „Tinteng'schirr" (Schreibzeug) weg. Mit dem Tinteng'schirr ist in den kleinen Gasthöfen Tyrols fast immer einige Noth. Es existirt, wenn überhaupt eines vorhanden ist, eben nur das einzige. Man ist nicht schreiblustig, eher schreibfaul. Doch da kommt ja der schwarze Gedankenfixirungssaft wieder und ich flüchte damit vor die Hausthüre und mache eine dort aufrecht stehende umfängliche Weintonne zum Schreibtisch. Uebrigens habe ich bisher noch nichts von einem „Titeng'schirr" als Schreibzeug gewußt, nur Kaffee-, Thee- und Pferdegeschirre waren mir bekannt. Als ich in einem ziemlich ansehnlichen, wohleingerichteten Gasthof Tyrols auch einmal etwas aufschreiben wollte, hauptsächlich meine Dresdner Adresse (die Postexpedition war gerade geschlossen), jagte die Kellnerin wie verzweifelt nach dem kleinen Institut für Schreiberei umher. Der Stellwagen stand vor der Thür, der Kutscher knallte ungeduldig mit der Peitsche, ich wollte und sollte abreisen. „Nur einen Bleistift", rief ich. Auch der war nicht zu finden und die hochfrisirte Frau Wirthin hatte wohl gepauschte weite Aermel nach der neusten Mode, aber keinen Bleistift. Endlich kam die Tinte, die aus langer Weile vertrocknet war. „Wasser her!" Nun, das war reichlich vorhanden. Im Falle eines Mangels an Wasser hätte man auch mit Rothwein nachgeholfen. Aber Papier? Nirgends ein anständiges Blatt. Da zerriß man die letzte am Wandnagel hängende landeshauptmannschaftliche Verordnung. So kann man durch den Mangel an Tinteng'schirr und Zubehör hier zuweilen in die Tinte gerathen.

Nun weiter auf der Fahrt mit den geliebten Hindernissen. Auf den trefflichen Landstraßen Tyrols, die mit schönen schwungvollen Linien durch die erhabenen Gegenden hinziehen, begegnet man oft noch etwas anderem Ziehenden, den Dörchern nämlich, diesen unverbesserlichen Nomaden Oesterreichs, mit dem Handels- und Familienkarren in einer Gestalt, mit dem meist fleischlosen abgematteten Pferde vor und dem unvermeidlichen Kochkessel hinten am Wagen. Sie machen gewöhnlich dicht vor einer größeren Ortschaft Halt, denn am Eingange in die menschenbewohnten Stätten erhebt sich jetzt fast überall ein Pfahl mit einer Tafel, die besagt: „Der Bettel ist in N. strengstens verboten." Doch das ist nicht so schlimm gemeint. Die dörfliche Polizei hat ein weites Herz und drückt ein Auge zu, wenn die Dörcher mit ihrer beweglichen Heimath anrücken. Da hocken sie an den Straßengräbern, da quellen aus dem dunkeln Schooße des Planwagens kleine Kinder in meist adamitischer Toilette hervor und ein großer bissiger Hund übernimmt die polizeiliche Aufsicht zum Schutze des im Wagen verborgenen Dörcherschen Eigenthums. Die größeren Kinder werden zum Betteln in die nächsten Ortschaften entsendet, selbstverständlich beachten sie die Verbotstafeln nicht. Die Eltern geben sich indessen den Anschein, ein wenig zu arbeiten. Aber es ist nicht weit her. Einige flicken alte verkrüppelte Regenschirme oder sie handeln auch mit Thon- und Blechgeschirr. Eine Tyroler Bauerfrau sagte treuherzig zu mir: „S is halt so: Sie leben halt vom Armsein." Dieses Sphinxwort giebt zu denken! Vom Armsein leben? Eigentlich wohl mehr vom Nichtsthun und von der falsch aufgefaßten Nächstenliebe Anderer. Ich wurde fast melancholisch beim Anblick dieser unsaubern Wandervögel, die sich durch die unmittelbare Berührung mit der Mutter Erde doch so glücklich zu fühlen scheinen. Ein Scherzwort, das der mitreisende Mehlhändler vom Stapel ließ, der gar gern den ge-

bildeten*) Mann herauskehrte, versetzte mich wieder in gute Laune. Er deutete auf zwei dürftig gekleidete verlotterte Dörcher, die am Wege saßen, und rief: „Und da hocken sie auf der dunkeln Erde, wie die beiden Polen Krapulinsky und Waschlapsky, welche die Behandlung des Menschen mit Seife und Schwamm als einen längst überwundenen Standpunkt betrachten.“ —

Bei der Ehrenberger Klause vorüber ging's nach den Dörfern Heiterwang und Bichelberg. Also wieder zwei schwer zu überwindende Hindernisse. Letzteres, nämlich Bichelberg, besitzt einen gar starken Magnet in dem Gasthaus zum — ja, war's ein Rössel, Hirschen, Lamml, Ochse, Traube oder Sonne? Genug, ein rother Tyroler wurde dort geschänkt, der zu einem Aufenthalt von 20 Minuten anstatt der stipulirten 5 Minuten führte. Lermoos! Dieses „Moos“ vergißt ein Tyrolerschwärmer nicht so leicht. Das Dreigestirn Zugspitz, Sonnenspitz, Wettersteingebirge umstrahlt den vielgeliebten Sommerfrischort. Auch ist der Fernsteinpaß nicht mehr fern, der uns das süße Geheimniß seiner kleinen blaugrünen Seen, des Weißensees und des Blindensees offenbart. Immer höher steigt die Landstraße. Endlich taucht an der Stelle, wo der Abstieg nach dem Nassereither Thal beginnt, das allbeliebte niedliche Gasthäusel „Fern“ auf, ein unscheinbarer Ableger des drüben an der andern Gebirgswand und an der alten Straße gelegenen großen Gasthauses mit Kapelle. In dem ersterwähnten Häuschen, auf dessen Kalkmauer kein Schild prangt, nur der schlicht gepinselte Name „Fern“, wird ein ganz vortrefflicher — wer fragt da noch, als die alten Stellwagenpferde plötzlich ganz von selbst stehn bleiben und unser Automedon schwungvoll vom Bocke springt? Oft vermag die kleine niedere Stube mit dem wunderlichen, thurmähnlichen Ofen, in dessen weißem Gemäuer einzelne runde Kacheln von grüner Farbe und concaver Form wie die Rosinen in einen Kuchenteig eingedrückt sind, alle die durstigen Kehlen kaum zu fassen. Jeder Wanderer kehrt ein, jede Kutsche hält an, der Stellwagen erst recht, aber auch jeder Lastwagenfuhrmann gönnt hier den angestrengten Thieren Ruhe, um sich selbst ein Viertel oder noch lieber eine Halbe „Rothen“ zu „vergunnen“. Die Liebe zu diesem „Rothen“ hatte Tages zuvor einen Wagenlenker seines Amtes so ganz vergessen lassen, daß er es nicht bemerkte, wie seine Pferde unangetrieben weiter und weiter trabten, indem sie hoffen mochten, daß in Lermoos, dem nächsten „Hinderniß“, auch ihrer Trank und Speise harren werde. Denn oben am Gasthäuschen „Fern“ gab's nicht einmal den offenen Baumstammbrunnen, der sonst so oft an den Wegen Tyrols und Bayerns zur Erquickungsstation für Zug- und anderes Stallgethier wird. Die Pferde des vorerwähnten zechenden Fuhrmanns schlenderten also sammt dem hochbeladenen Wagen, auf welchem sich noch dazu kostbare Kunstmöbel befanden, dem Blindensee zu, und zwar in so unvorsichtiger Weise, als ob sie etwas vom Räuschchen ihres Herrn im Kopfe gehabt hätten, ein guter Berggeist mußte Gefährt und Pferde vor dem Hinabsturz in den See bewahrt haben. Man zeigte die Spuren dieser sorglosen Fahrt dicht am Abgrunde, wo durch den Anprall des wuchtigen Lastwagens die granitnen Schutzsteine entwurzelt und kleine Bäume und Gestrüpp geknickt lagen. Ja, dieser „rothe Tyroler“ ist gefährlich und hat doch schon in alten Zeiten höchste und allerhöchste Protectoren aufzuweisen gehabt.

Da steht z. B. das unansehnliche „Gasthaus zum alten Zoll“ an der Finstermünzstraße unweit Landeck im Innthale. Sollte man's glauben? Dies kleine schlechte Gasthaus und sein guter Tyroler waren Ursache — so erzählte uns ein angesehener Historiker aus Innsbruck —, daß die kostbare Kunststraße nach Finstermünz dereinst nicht an die andere sichere Thalwand gelegt wurde, sondern an diejenige, welche alljährlich von Erdrutschungen und Steinabstürzen zu leiden hat. Hätte das beliebte Gasthaus drüben gestanden, so wären große Kosten erspart und die Sicherheit von Menschen, Thieren und Gütern gewahrt worden.

Unser Stellwagengehäuse schwankt nun auf prächtigen Serpentinen zu einem wiederum heißersehnten Hinderniß hinab, will sagen zum Gasthaus „Fernstein“, vortrefflich beleumundet wegen des rothen Gespenstes — wegen des rothen Tyrolers wollte ich sagen —, den auch König Ludwig II. von Bayern zuweilen nicht verschmähte. Im Fernstein-Gasthaus hatte er zwei Zimmer gemiethet, die immer seines Besuches harrten. Sie waren mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Welch' ein Contrast! Das schlichte, am Felsen hockende Tyroler Bauernhaus mit der niedern Thür, den holperigen Dielen, der schmalen steilen Hühnerstiege von Treppe! Und nun der ganze sybaritische Duft des einstigen Versailles in zwei Räumen desselben Bauernhauses, die aber doch nicht höher gewölbt werden konnten, als sie waren, um die hohe Königsgestalt auf Stunden zu beherbergen. Ehrfurchtsscheu erzählen die Leute hierzuland noch immer, wie der König in später Nachtzeit anzukommen pflegte, vierspännig in rasendem Tempo, sodaß die Rosse dampften. In allen Dörfern von Neuschwanstein oder Hohenschwangau bis zum Gasthaus Fernstein standen Pferde des königlichen Marstalles zum Wechseln bereit, die schon am Nachmittage vorher dahin geführt worden waren, um die sturmgleiche Nachtfahrt zu ermöglichen. Doch auch der Humor blieb nicht ganz aus. Einstmals gewahrte der König auf der Diele des Gasthauses zum Fernstein einen Buben, der brandrothes Haar hatte. Er betrachtete ihn lächelnd und sagte scherzhaft: „Höre, an der Fackel deines brennend rothen Kopfes könnt' ich mir, glaub' ich, die Cigarre anzünden.“ Der Bube fühlte sich gekränkt, er weinte. Da ließ ihm der König ein reiches Geldgeschenk übergeben, und der Thränenquell war versiegt.

Vor dem Fernsteingasthause — Pause! Natürli! Freili! „Der Tyroler ist gut, er giebt Muth, und geht nit in's Blut!“ Die weibliche Gesellschaft im Stellwagen wird selbstverständlich um solcher Kunstpausen willen nicht um Rath gefragt. Der männliche Theil ist doch immer mit dem Kutscher einverstanden. Zwei Seelen ein Gedanke, zwei Kehlen und — mehr als ein Schluck! Auf der nächsten Station beim „Platzwirth“ im hübschen Alpendorfe Nassereith verließ uns der größte Theil der Reisegesellschaft, wodurch die weltgeschichtliche Pause sehr abgekürzt wurde. Die „dick' Madam' mit dem Köberle voll Speis' und Trank, dem sie fleißi' zug'sprochen hatt'“, krakelte zuerst hinaus und warf noch einen mitleidigen Blick auf mein rothweing'sprenkeltes G'wandl, in dem sie im Tone der Entschuldigung sprach: „Na, da habens doch a klan's G'denkzettele an die Reis' im Tyrol!“ Der wie es schien weitgereiste Mehlhändler verließ uns mit einem würzigen Fluch, der der „Schlenderfuhr' des Marterkastens“ galt. Die andern Fahrgäste schieden unter Lachen und nicht ohne Lob für die Annehmlichkeiten der Fahrt mit Hindernissen. Die harten, mangelhaft belederten, schmalen Bänke wurden leer bis auf meine Person und diejenige des corpulenten alten Tyrolers. Die nun eingetretene Einsamkeit im Wagen benutzte der bisher schweigsame Fahrgast, um über die zunehmende gräuliche Touristenschaar aus aller Herren Ländern seinem Herzen Luft zu machen. „Wir mögen's halt gar nit,“ sagte er verdrießlich, „wir mögen nit die fremden Bergfexe in Joppen und Hösle mit Alpstock und Rucksack und Eispickle. Mögens doch daheim bleibe und ihre Maulwurfshügle von Bergen erklettern. Ja, kniefrei gehens all', aber kniefest seins nit, und dann stürzens abi (hinab), was noch das Gescheit'ste is, was' machen könn'!“

Und nun mit frischen Pferden fort im weiten Thale der Gurk bis nach Imst, dem stattlichen Marktflecken, wo sich die Arlberg-Eisenbahn ins Mittel schlägt, und das „Hü! Hü! Ho!“ der Rosselenker schon längst weggepfiffen hat. Das letzte Dörfle vor Imst, das den fremdklingenden Namen „Tarrenz“ trägt, gab noch ein Hinderniß ab, aber nur ein kleines, vorübergehendes. Der Kutscher hielt sich bei seiner Weinprobe, die keine Unterstützung durch einen freigebigen Fahrgast erhielt, nicht lange auf. In Imst wurde gerade das Patrociniumsfest gefeiert, und die Sonne, die bis jetzt nur karge Strahlen gespendet hatte, trat in voller Majestät so eben hervor und belohnte die Mühen der Ortseinwohner, indem sie die herrlichen, der Natur abgelauschten, wahrhaft kunstvollen Baum-, Moos-, Blumen- und Strauchgruppen, die namentlich an die zahlreichen Brunnen des Dorfes verschwendet worden waren, mit ihrem Himmelsglanz umwob. Die ganze Straße durch den langausgedehnten Markt war mit Kiefern, Fichten, Erlen und rothbeerigem Eibischgebüsch eingefaßt, jede unästhetische Stätte, die das ökonomische Wirken des Hausbesitzers verrieth, war unter dichten grünen Zweigen verschwunden, die Fenster mit Teppichen, Fahnen und Blumentöpfen geziert. Für diese hohen Feste werden in Tyrol die schönen rothen Geranien, Nelken, Pelargonien, Fuchsien, Hortensien, Phlox und andere farbenprächtige Kinder Flora's das ganze Jahr lang mit größter Sorgfalt gepflegt. Aber die schönsten Decorationen hatten doch die Lebensspender, die Brunnen, deren Versiegen für Menschen, Thiere und Pflanzen den Tod bedeutet, empfangen. Einer der wasserreichsten im Markte Imst war mit besonderer Vorliebe behandelt worden. Er schäumte aus künstlich gefügtem Felsengestein hervor nnd seine Strahien sammelten sich in einem mit verschiedenen Moosarten gezierten Becken. An dasselbe schmiegten sich Gruppen

*) hochdeutsch sprechenden.

des buschigen Knieholzes und Wachholdergestrüpps an, Blumentöpfe bewegen sich unter grünem Rasen, hölzerne Schafe weideten auf dem Grün und verwittertes Gestein, das dem Tuff ähnelte, schloß die ganze Herrlichkeit durch eine von Waldreben halbverhüllte Mauer ein. Sogar der Ameisenhaufen war bei dieser glücklichen Nachbildung der freien Waldnatur nicht vergessen worden und ahnungslos, als wäre ihr Bau nicht eben erst aus der Wildniß in die Stätten der Cultur verlegt worden, arbeiteten die emsigen Thierchen fort und schleppten die Eier ihrer entsiedelten Brut geschäftig auf und ab. Vor diesem so herrlich und sinnig geschmückten Brunnen hielt sogar unsere alte staubige Carrosse ehrfürchtig still, und mein alter Tyroler Reisegefährte, der von den fremden Bergfexen sogar nichts hatte wissen wollen, flüsterte gerührt: „Dös is halt a Brünnle so fein, daß m'r nur noch Wasser trinken möcht' und ka'n Wein." — Aber nun mußte der Kutscher eilen, dem Schrei der Locomotive zu gehorchen, der wiederholt aus dem Oberinnthale herauftönte, wo die hohnzischende Gegnerin des schwerfälligen Stellwagens bisher noch immer vergeblich danach getrachtet hat, auch den romantischen Fernpaß zu erobern.

Bücherbesprechungen.

— Gottes Liebe. Predigten in Betrachtungen für die festliche Hälfte des Kirchenjahres. Von D. Wilh. Walther, Professor und Universitätsprediger in Rostock. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme.) 1901. 2 ℳ 25 ₰. — Was die eigenthümliche Form anlangt, in der diese Predigten erscheinen, so hat der Verfasser mit Recht gemeint, daß die Lesergemeinde derselben eine viel größere sein wird, wenn ihr kürzere Abschnitte geboten werden, die jeder für sich ein selbständiges Ganzes bilden. So hat er denn zwölf seiner Predigten nach ihrer Einleitung und ihren Theilen in 38 Betrachtungen zerlegt, von denen jede ihre eigene Ueberschrift und ihr eigenes Stück Text hat und also für sich gelesen werden kann. Die Predigten mögen also unter dem Einfluß dieses Gedankens schon entstanden und ausgearbeitet sein. Trotzdem kann man auch jede Predigt als solche behandeln und betrachten, und wir haben nicht gefunden, daß die besonderen Ueberschriften dabei störend wirken; sie befördern im Gegentheil das Verständniß der Entwickelung und der Auslegung. So wünschen wir von Herzen, daß die Absicht des Herausgebers erreicht werde, und nicht blos die herkömmlichen Leser solcher Sammlungen, die urtheilenden und lernenden Theologen, sondern auch viele Christenleute aller Stände ihnen ihre Aufmerksamkeit schenken. Sie sind in der That dazu geeignet und sie sind es werth. Der Verfasser, bekannt durch seine scharfsinnigen Untersuchungen über die religiösen Bewegungen unserer Zeit, zeigt sich auch in diesen Predigten als ein Denker von unerbittlicher Klarheit, aber hier zugleich als ein warmer und beredter Anwalt des biblischen Glaubens. So sind seine Predigten apologetisch im besten Sinne: sie vertreten mit der Kraft der persönlichen Ueberzeugung die christliche Wahrheit und bekämpfen mit dem ganzen Ernst der Liebe den Irrthum. Und so deutlich man merkt, daß es Universitätspredigten sind, wie vor Allem auch aus der Meisterschaft der Formulirung des Themas und seiner Theile zu erkennen ist, so sind sie doch so durchaus volksthümlich, daß wir nicht auf eine Stelle gestoßen sind, von der wir uns nicht hätten sagen müssen, sie könne nicht leicht und voll erfaßt werden von allen normalen Zuhörern. Dieselbe Meisterschaft beweisen sie in der Verwendung der lehrhaften Erzählung: sie paßt jedes Mal an ihren Platz, hat stets einen erkennbaren Zweck und erreicht ihn auch. B. K.

— Schon in einer früheren Nummer unserer Zeitung konnten wir den 1. Theil der damals vorliegenden Anstellungsgrundsätze von H. Hahn, Major im königl. preußischen Kriegsministerium, und H. Rienaber, geheimem expedirenden Secretär in dieser Behörde, empfehlen. Heute liegt uns der 2. Theil dieses umfassenden Werkes vor, die Laufbahnen der Militäranwärter und der versorgungsberechtigten Officiere im Reichs- und Staatsdienste enthaltend. Die Arbeit ist auf amtliche Quellen gestützt und in Berlin bei Ernst Mittler & Sohn erschienen. Von der Darstellung werden alle wissenswerthen Einzelheiten berücksichtigt, sie bietet namentlich den Anwärtern die Möglichkeit, sich genau darüber zu unterrichten, welche Bedingungen sie in den verschiedenen Dienstzweigen vor der Notirung, Einberufung, etatsmäßigen Anstellung und Beförderung zu erfüllen haben, und welche Stellen ihnen nach ihren natürlichen Anlagen, ihrer allgemeinen Bildung und ihren besonderen Vorkenntnissen erreichbar sind. Beide Theile des Werkes sollen durch periodische Nachträge ergänzt bez. soweit nöthig berichtigt werden. Der Preis stellt sich auf 4,80 ℳ bez. 5,50 ℳ. Die sorgfältige Arbeit wird sicher bei den Betheiligten großen Anklang finden. ∞

— Die ständischen und socialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Leo Bloch, Privatdocent[en] an der Universität Zürich. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens, 22. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1900. IV, 156 S.; klein 8°. Preis: gebunden 1,15 ℳ. — Ein kathedersocialistisches Buch, wohl verstanden, nicht in dem spöttischen Sinne Oppenheim's, sondern in anerkennendem; heutzutage muß man ja doch Jeden, der nicht social denkt, den Zurückgebliebenen zurechnen, und das will und braucht sich auch die Alterthumswissenschaft nicht mehr gefallen zu lassen. Leo Bloch gesellt sich mit der vorliegenden äußerlich kleinen, aber innerlich nicht unbedeutenden Arbeit (hervorgegangen aus Vorträgen vor dem Kaufmännischen Vereine in Zürich) dem Kreise Derer um Robert Pöhlmann und Julius Beloch zu (vergl. z. B. die Betonung des Werthes der Organisation, S. 37). Inhaltlich deckt sich der einleitende anthropogeographische Abschnitt über Land und Volk des alten Italiens mit Julius Jung's Einleitung zu einem Beitrage im IV. Bande meiner „Weltgeschichte"; und im Allgemeinen wird sich auch mein Mitarbeiter Georg Adler, der die „Sociale Frage" zum VII. Bande begonnen hat, freuen, einen tüchtigen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben. Was mich gewundert und enttäuscht hat, ist der in dieser Sammlung auffallende Mangel an jeglicher Illustration: dem im antiken Bildwesen erfahrenen und bewanderten Verfasser hätte es doch, meine ich, ein Leichtes sein müssen, den so leistungsfähigen Verlag auf geeignete Vorlagen zu Abbildungen aufmerksam zu machen, unbedingt nöthig allerdings, das gebe ich zu, sind sie in diesem Falle nicht. Ht.

— Zur linken Hand. Roman in zwei Bänden von Ursula Zöge v. Manteuffel. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1900. Preis 6 ℳ. — Die Frage der Ebenbürtigkeit fürstlicher Gemahlinnen, die seit dem Lippe'schen Thronfolgestreite so oft und eingehend erörtert worden ist, bildet den Kernpunkt dieses Romans. Die Verfasserin versteht es ausgezeichnet, durch geschickte Aufmachung den sensationellen Stoff in wirksame Beleuchtung zu setzen. Die bedeutendste Gestalt der Handlung, die in einem der kleinen Fürstenthümer Mitteldeutschlands spielt, ist die morganatische Gemahlin des Prinzen Carl Otto, die Tochter eines preußischen Obersten, Gräfin Wessel. Es gelingt dem Roman, den Leser zu warmer Theilnahme für diese Frau zu stimmen. In der That ist das Schicksal, das sie zu tragen hat, schwer genug. Schon während ihr Gatte als dritter Bruder des regierenden Herzogs für die Thronfolge gar nicht in Betracht kommt, wirft die Unzugänglichkeit der herzoglichen Familie ihr gegenüber einen trüben Schatten über ihr sonst so sonniges Glück. Aber noch härter gestaltet sich ihr Loos, als durch eine unerwartete Verkettung der Verhältnisse Prinz Carl Otto auf den Herzogsthron gelangt. Es kommt zur Scheidung, der Herzog vermählt sich mit einer Dame fürstlichen Geblüts. Doch dieser Ehe entsprießt nur eine Prinzessin, und die Herzogin verfällt unheilbarem Siechthum. Der Versuch des in seinen Hoffnungen schwer getäuschten Herzogs, eine Annäherung an seinen in blühender Gesundheit herangewachsenen Sohn aus erster Ehe herbeizuführen, und die schroffe Zurückweisung dieses Versuches von Seiten der Mutter und des Jünglings selbst bildet den Schluß der Erzählung. Man sieht, auf eine befriedigende Lösung des Conflictes verzichtet die Verfasserin, und sie mußte das wohl nach Lage der Dinge, wenn sie einen tragischen Schluß verschmähte. Der Reiz des Romans beruht auf der gewandten Darstellung und auf der lebensvollen Zeichnung der Charaktere, neben der kleine stilistische Unebenheiten nicht allzu störend ins Gewicht fallen. Welch eine prächtige, kernfeste Gestalt ist z. B. der alte Oberst v. Tosky, der Vater der Gräfin Wessel, und wie angenehm berührt die gesunde Derbheit ihrer Schwester Nore! Aber auch die Prinzessin Anna, die Wittwe des Herzogs, wird mit feinen Strichen als eine tief empfindende und liebenswerthe Seele dargestellt. Und für die

intrigante Hofdame Malve v. Lindenthal, die in Demuth ersterbende klatschsüchtige Schleicherin, findet die Schriftstellerin auch die rechten Farben. Daß der Herzog nicht besonders gut wegkommt, wird Niemand wundern; er ist ein Schwächling und verdient schließlich kein besseres Glück, als er es findet. Liebhabern einer spannenden Lectüre darf der Roman als ein mit lebhaften Farben ausgeführtes Stück Leben empfohlen werden. R. B.

— Sturm und Stille. Gedichte von Olga v. Gerstfeldt. Berlin, Verlag der Hofbuchhandlung von Karl Siegismund, 1901. Preis 3 M., geb. 4 M.

Wer lauscht den Blumen, wenn sie leise singen?
Den Quellen, die dem rauhen Fels entspringen?
Wer spricht der Vögel Sprache so gewandt,
Daß jeder Ton ihm lieb und wohlbekannt?
Wer wandelt abseits immer von der Menge?
Wer scheut der Menschen lärmendes Gedränge?
Wer trägt im Busen seine eigne Welt
Und sternbesät das eigne Himmelszelt,
Den heil'gen Zorn, die seligsten der Schmerzen
Im einsamen, im übervollen Herzen? (S. 111.)

In diesen Versen schildert die Dichterin sich selbst, und in der That ist es ein übervolles Herz, das in den Gedichten dieses Bandes uns seinen Reichthum enthüllt. Ob die Sängerin, tief verwundet im heißen Kampfe des Lebens, in den schwermuthsvollen Weisen der Dichtung Trost und Ruhe sucht (Erste Abtheilung: Via crucis), ob sie dem Schicksale glühende Dankesopfer bringt, das ihrem Leben die Erfüllungsweihe der Liebe gab (Zweite Abtheilung: Via lucis), ob sie uns den wonnigen Zauber südlicher Landschaft in farbensatten Bildern vor Augen führt („Aus der Wandermappe") oder in gedankentiefen Gesängen die Fackel der Wahrheit schwingt — sie windet Schmerzensdornen und der Freude holde Blüthen zu vollendetem Kranze, und die Klänge ihrer volltönenden Harfe wecken einen mächtigen Wiederhall in Geist und Herzen des Lesers. Wie kraftvoll sie „das gute, treue, wohlgeprüfte Schwert" der poetischen Sprache (S. 166) zu schwingen weiß, das zeigen zumal die formvollendeten Sonette, Terzinen, Ritornelle und andere künstliche Versmaße, die sich ohne Zwang ihrem Willen fügen. Wohl überwiegen die ernsten Töne, die schmerzgetränkten Weisen. Nur selten kommt die sieghafte Freude am Dasein zu Worte:

Wie fröhlich ist es, Reim um Reim zu schlingen,
Gleich einem Kranz zu flechten das Gedicht
Und ihn der Liebe zum Geschenk zu bringen!

Aber nicht der armselige Jammer schwächlichen Weltschmerzes ergießt hier seine fruchtlosen Klagen in winselnden Tönen, sondern mit lechzenden Zügen trinkt eine glückdurstige Seele aus dem bittersüßen Kelche des Lebens. Möge die Bitte der Dichterin nicht ungehört verhallen:

Die Töne ziehen hin aus meiner Kehle
Und an die Herzen klopfen sie ganz leise:
O öffnet mir! O öffnet meiner Seele! R. B.

— Gedenkblätter. Dichtungen von Konrad Gustav Steller. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1900. Preis 2 M. 50 Pf. — Nicht ein bahnbrechender, hochfliegender Dichtergenius, aber ein ernster, in den Kämpfen des Lebens gestählter Charakter spricht hier in wohlgebauten Versen seine edle und abgeklärte Weltanschauung aus.

Ich lebe und strebe, das gilt mir eins,
So darfst du froh mir vertrauen.
Wir leben in keiner Welt des Scheins,
Wir sollen die Wirklichkeit schauen.
Ich biete die Hand dir, so schlage denn ein!
Wir können das Beste vollbringen;
Doch schwanken wir zwischen Ja und Nein,
So wird 's uns nimmer gelingen. (S. 55.)

Landschaftliche Stimmungsbilder wechseln mit Liedern der Liebe, jubelndes Glück mit banger Sorge, hier findet warme Begeisterung für die hehren Schöpfungen der Kunst ergreifenden Ausdruck, dort die stille Freude am häuslichen Behagen. Ueberall aber sind es Worte eines Mannes, der sagt, was er denkt, und der weiß, was er will, vielleicht manchmal etwas nüchtern und des fortreißenden Schwunges entbehrend, doch immer klar und von gesundem Empfinden getragen. Recht gut gelingen dem Dichter namentlich die balladenartigen Gesänge (Der Gladiator S. 105, Cäsar's Germanen S. 116, Weleda S. 122, Das Weberhaus zu Donchery S. 123), indessen auch die lyrischen Stücke sind zum Theil reizvoll. Wer einen so überaus delicaten Gegenstand so zart zu behandeln weiß wie es in dem schönen Gedichte „Leise, leise" (S. 56—57) geschieht, der hat unzweifelhaft ein Recht auf den Namen eines Dichters. Wir empfehlen das Bändchen Allen, die sich ein offenes Ohr bewahrt haben für die Stimme der Poesie. Die schöne Gabe verdient ein besseres Schicksal, als „zu vergilben im stillen Schrein" (S. 7). R. B.

— „Auf einem Segelschiffe rund Cap Horn" von Andreas Gildemeister. Mit einem Vorwort von Vice-Admiral a. D. R. Werner. Preis im Original-Einband 3,50 M. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin SW. — Nachdem sich Dank des bekannten Kaiserwortes „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" das Interesse der deutschen Nation in bis dahin ungeahnter Weise dem Seewesen zugewendet hat, muß jede Erweiterung der jungen, deutschen Marineliteratur mit Freuden begrüßt werden. Schon von diesem Gesichtspunkte aus wünschen wir jetzt beim Erscheinen des vorliegenden Werkes demselben eine recht weitgehende Verbreitung. In lebenswahrer, fesselnder Beschreibung wird eine vier Monate währende Reise eines großen deutschen Segelschiffes von England um das gefürchtete Cap Horn nach der Westküste Südamerikas geschildert. Wenn der Verfasser auch kein Seemann von Beruf ist, sondern wohl in den Kreisen der Bremenser Großkaufleute seine Thätigkeit ausübt, so hat er es dennoch verstanden, die Eindrücke mit großem Verständniß zu schildern, welche das Meer in seiner Vielseitigkeit, mit seinen Schönheiten, seinen Wundern und auch — Schrecken einem für die Natur empfänglichen Gemüth vorzaubert. Ohne jede Schönfärberei oder Ueberschwänglichkeit wird ferner das Leben der Schiffsbesatzung in den verschiedenen Lebenslagen an Bord geschildert; der Leser theilt Freud und Leid der langen Reise, ohne bis zur Ankunft an der chilenischen Küste zu ermüden. Das Werkchen kann daher Allen, die sich mit dem Seewesen über den Rahmen einer gewissen Oberflächlichkeit hinaus vertraut machen wollen, nur warm empfohlen werden, vor Allem unserer Jugend, die jetzt ja so vielfach für den seemännischen Beruf, ob er auf der Kriegs- oder Handelsmarine ausgeübt wird, schwärmt. Sie wird ein richtiges Bild von diesem schönen Berufe bekommen, bevor sie sich etwa für ihn entscheidet; auch wird sie vor einer Enttäuschung bewahrt bleiben, wenn sie mit der „Nymphe" an der Hand der Schilderung um das Cap Horn segelt. M. B.

— Link, L., Vorbereitungen für den Unterricht in der deutschen Sprachlehre in Volksschulen. Lehrproben, Entwürfe und Uebungsstoffe. Mit besonderer Berücksichtigung der Wortbedeutung und der Lautbildungslehre. Neuwied und Leipzig, Heuser's Verlag (Louis Heuser) 1900. 228 S. gr. 8. — Drei moderne Richtungen will das vorliegende Buch pflegen, indem es dem Lehrer den Stoff für den deutschen Unterricht an die Hand giebt. Die erste, die Rudolf Hildebrand werthvolle Anregungen zu verdanken hat, faßt den formalen Zweck besonders ins Auge und will den Inhalt, den Geist der Sprache mehr gepflegt wissen; die zweite verfolgt wesentlich praktische Ziele und erblickt in der Bekämpfung der herrschenden Sprachfehler die Hauptaufgabe des Unterrichts; die dritte beschäftigt sich mit der lautreinen Aussprache, die nach des Verfassers Anschauung nicht die Pflege findet, die ihrer Wichtigkeit wegen verdient. Der letzteren Aufgabe sind 2 Abschnitte gewidmet, von denen der erste in 3 Lehrproben den Laut a, die S-Laute, p und b behandeln, während der andere Uebungsstoffe zur Förderung der lautreinen Aussprache nebst kurzen phonetischen Belehrungen, zunächst über die Selbstlaute, dann über die Mitlaute bringt. Wortgruppen zu gelegentlicher Benutzung und zu Wiederholungen bilden den Schluß. — Der weitaus größte Theil des Buches gilt der Behandlung der oben genannten ersten beiden Richtungen. An der Spitze stehen 14 Lehrproben aus der Wort- und Satzlehre, dann folgen 104 Entwürfe zu Lehrproben nebst Uebungsstoffen, schließlich 97 Wortfamilien in übersichtlicher Zusammenstellung. Eine Vorbemerkung zeigt an einem Beispiele, wie gemäß Hildebrand's Forderung die Wörter und Ausdrücke auf ihren sinnlichen Hintergrund zurückgeführt und dadurch dem Kinde lebendig gemacht werden können. Von dem mittelhochdeutschen bern (mundartlich büren oder böron) = tragen wird abgeleitet Bahre, Gebärde (wie sich einer, namentlich im Angesichte trägt), Gebühr, Bürde, aufbürden, auch Eimer = einber, das Gefäß, das an einer Hand getragen wird, während Zuber = zweiber ein solches bezeichnet, das man mit zwei Händen trägt. Auch in fruchtbar springt der ursprüngliche Sinne „fruchttragend" in die Augen. So bietet das Buch eine Fülle von Stoff, um dem Kinde zu zeigen, daß die Worte nicht todte Formen, sondern gleichsam Personen mit langer Vergangenheit zwar, aber voll Leben, Anschaulichkeit, Klarheit und Sinnlichkeit sind. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

AP
30
L53
1900

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google

Digitized by Google